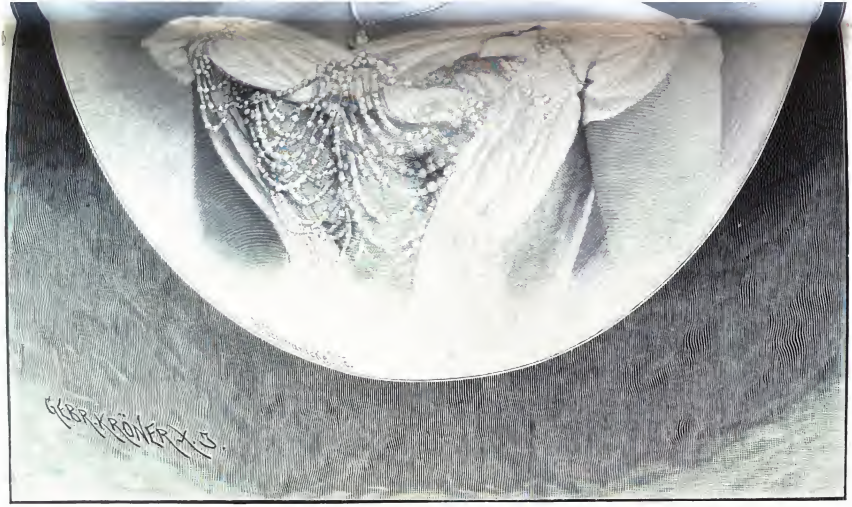
DIE
GARTENLAUBE
1890

1890
SAL

1890
SAL

Stanford University Libraries
3 6105 119 110 505

LIBRARIES
UNIVERSITY LIBRARIES
LIBRARIES · STANFORD
STANFORD UNIVERSITY
STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES
UNIVERSITY LIBRARIES
LIBRARIES
STANFORD
STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STANFORD
STANFORD UNIVERSITY



Beilage zur Gartenlaube. 1890.

Nach einer Originalphotographie
aus dem Atelier Scheurich in Berlin.

AUGUSTE VICTORIA, DEUTSCHE KAISERIN.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACK
APR 25 1967
053
G 214
f
1870

Inhalt.

Der Stern (*) zeigt an, daß der betreffende Artikel illustriert ist.

Gedichte.

Seite

* Allerseelen. Von Dr. K. Ebersberger 756
Treffsprüche von D. Sambeth 575. 688. 893
Deutscher Aar geht über alles." Ein Ausflug von deutschen Sängerbundesfest in Wien. Von Karl Hidiger . . . 624
* Jehdreim, dem greisen. Zum 90. Geburtstage Moltkes. Von R. von Gottschall 737
* Jneudigung. Von Albert Meinhardt 425
* Jünfundzehn, die. Von B. Blumhagen 377
Justus, der, Tod. Von J. G. Fischer 892
Herbst. Nachgelassene Gedichte von Gottfried Kinkel 222
Herbstmond. Von J. G. Fischer . . . 479
* Heimat, in der. Von Martin Greif . 892
* Heiligenland. Von Franz Heim . . . 461
* Hochzeit, die, von Sanct Wolfgang. Von Heinrich Vierordt 660
Hoffmann von Fallersleben, Anfang und Entstehung eines Denkmals auf Helgoland für. Von Emil Rittershaus 797
Neujahrsgruß für 1890. Von Hermann Lingg 16
* Ehren. Von Rudolf von Gottschall . 165
* Rheinfall, am, bei Schaffhausen. Von Emil Rittershaus 9
* Säkularfeier Nacht. Von Anton Chorn . 704
* Sylvesternacht. Von Max Hartung . 896
* Weihnachten 905
Wie schön der Frühling ist? Von L. Meffert 320

Biographien und Charakteristiken.

* Augusta, Kaiserin. Von Georg Horn 76
* Bauernfeld, Eduard, Von Ferd. Groß 677
* Bodenstedt, deutsche. Dr. August Fischer. Von R. v. Gottschall . . . 19
Bodmer, Charlotte von (Das Lottchen). Von Gustav Karpeles 722
* Bolanyi, Karl (Aus dem Leben eines Kraftmenschen). Von Adolf Palm . 316
* Bonnow, Theodor. Von Rudolf von Gottschall 12
* Böttger, Dr. August. Von Rudolf v. Gottschall 19
* Brahms, Hermann. Von Ernst Wechsler 893
* Briefe II. aus hundertjährigen Lebenstage. Von R. Mahrenholz . . 112
* Brentano und Landwirth. Erinnerungsblatt zum Bilde. Sängerveteranen Heinr. Vogts. Von Alfred v. Meusi . . . 769
* Lingg, Hermann. Von Rudolf von Gottschall 64
Lotchen, das (Charlotte Heines Schwester). Von Gustav Karpeles 722
* Manitzommeler, aus dem Leben eines Kraftgenialen. Von Adolf Palm 316
* Manfraum. Johann Nepomuk von . 353
* Originalcharaktere, deutsche, aus den achtzehnten Jahrhundert. Friedrich Freiherr von der Trenck. Von Rudolf von Gottschall 480
* Peters, Karl 636
* Raimund, Ferdinand. Von Ferd. Groß 471
* Rückert, Friedrich 735
* Smiles, Samuel. Von Ferd. Groß . 221
* Stanley vor zwanzig Jahren. Von H. Lauer 140
* Thimig, Hugo, der Tragiker des Wiener Burgtheaters. Von Anton Bettelheim 701
* Trenck, Friedrich, Freiherr von der (Deutsche Originalcharaktere aus dem achtzehnten Jahrhundert). Von Rudolf von Gottschall 480
* Vogt, Heinrich (Künstler u. Landwirth). Von Alfred v. Mensi 769

Erzählungen und Novellen.

Auf schwankem Boden. Von W. Heimburg 692. 724. 764
* Dune, hinter der. Weihnachtsgeschichte von E. v. Wald-Zedtwitz 844

Finstere Mächte. Eine Bauerngeschichte von Elmar Weidenau . . . 828. 883. 884
Flammenzeichen. Roman von E. Werner 1. 37. 69. 101. 133. 166. 212. 255. 277. 309. 343. 372. 404. 436
Madonna im Rosenhag. Roman von Reinhold Ortmann 197. 229. 261. 293. 325. 357. 389. 421. 472. 509. 533. 564
Mann, ein. Roman von Hermann Heiberg . . . 453. 485. 517. 549. 588. 624. 669
* Mariella. Ideal. Geschichten a. d. neapol. Volksleben von H. Rosenthal-Bonin 308
* Pfingstlotter, der. Skizze aus dem steirischen Volksleben von P. K. Rosegger 336
Quitt. Roman von Theodor Fontane 20. 53. 84. 115. 144. 180
* Reinmachen, großes. Humoreske von Hans Arnold 781. 821
* Robert der erste Liebe. Faschingsgeschichte von Hans Arnold 124
Schiffbruch und Perlen. Skizze a. d. Familienleben von Hans Arnold . 449. 466
Sonnenwende. Roman von Marie Bernhard 581. 613. 645. 677. 709. 741. 773. 806. 837. 869
Sprung, der, im Glase. Erzählung von Anton Freiherrn v. Perfall . . . 756. 788
* Thurnhamers letzte Heimfahrt. Aus hoher. Charakterbild von M. Hansbofer
Weihnachtsabend, allein am . . . 816

Beschreibende u. geschichtliche Aufsätze, Zeitgeschichtliches.

* Biologische Station, die, am Plöner See 637
* Bismarcks Abschied von Berlin. Von Hermann Heiberg 904
* Buchdruckerkunst, zur Jubelfeier der. Von Eduard Große 904
* Bundesschießen in Berlin, vom X. deutschen. Von Paul Lindenberg. 496
* Burschenschaft, zur 70jährigen Jubelfeier der deutschen. Von Georg Winter 577
* — in Jena, die 70jährige Jubiläumsfeier der deutschen. Von Hermann Pilz 592
* „Deutsche Tag", der, in Amerika. Von Julius Goebel 848
* „Eiserne Berg", der (Eisenerz). Von A. v. Schweiger-Lerchenfeld . . . 670
* Elektrizitätsgesetz, die Berliner. Von Gustav Schubert 365
Emigranten, die ersten, und ihre Schicksale. Von Eduard Schulte . . 684
* Fichtelgebirges, das Kleinod des (Luisenburg) 573
* Fiord, von, zu Fiord. Von L. Passarge 716
* Forthbrücke, die, in Schottland. Von Wilh. F. Brand 204
* Frühlingsfeste, die deutschen. Von Alexander Tille 173
* Guntenberg, Trogsteinhöhlen . . . 413
* Heiße Tage. Erinnerungen aus der Schlacht bei Noiseville am 31. August 1870 . 639
* Helgoland 464
* — Deutsches Land. 696
* Kaisermanöver, die, in Schleswig-Holstein. Von Werner Fröhlich . . 688
Karawanen und Wüstenreisen. Von Dr. A. E. Brehm 416. 511
* Königsberg i. Pr. Von Fritz Wenck 45
* Landsknechtsleben, Bilder aus dem. Von H. Bauer 252. 285. 333
* Lindenberg und seine Strohhutindustrie 637
* Luisenburg (Das Kleinod des Fichtelgebirges) 573
* Marktgrönungen und der Schäferlauf. Von Paul Lang 560
* Meininger, die 717
* Menyringen und die Karolschlacht. Von Karl Born 540
* Moltkefeier, die, in Berlin. Von Hermann Heiberg 799
* Nitquellen, die Entdeckung der, und Staunens würdige Anfrage. Von C. Falkenhorst 16
* Norwegische Jagdskizze. Von Eugen Friese 656
* Obdrammergau, das Passionsspiel zu. Von Max Haushofer 397
* Ocean, über den. Bilder von einem deutschen Schnelldampfer von Gust. Kopal 237
Ostsaken, die. Von Alfred Edm. Brehm 594. 702. 754
* Pfeilertag, der, von Rappoltsweiler 752
* Postmarke, die (Das Jubiläum einer Weltreisenden). Von Dr. A. Moschkau . 301
Radpfade Kommunikationsmittel der Zukunft. Von Schmidt-Weißenfels . . . 786
* Rentierjagd (Norweg. Jagdskizze). Von Eugen Friese 656
Revolution, ein Widerschein der französischen. Von F. A. v. Winterfeld 127
* Riesengebirge, ins. Von Max Heinzel 339
„Rothen Gefahr", etwas vom. Von Wilhelm Lauser 270
* Sängertage in der Kaiserstadt Wien. Von Gerhard Ramberg . . . 820
Schlacht bei Noiseville (Heiße Tage) 639
* Schlittschuhgesellschaft, die. Von Schmidt-Weißenfels 852
Schriftsteller, die, der Pariser Kommune (Etwas vom „Rothen Gespenst"). Von W. Lauser 270
* Sklaverei und Sklavenhandel in Afrika. Von Dr. Emil Jung 188
* Städtebilder, deutsche. Königsberg in Preußen. Von Fritz Wenck . . 45
* — —. Würzburg. Von Max Haushofer 303
* Stunden im dunkelsten Afrika . . . 428
* Strobel, das „Schaddchen" 544
* Strohhutindustrie, Lindenberg und seine 637
Tabora 798
* Traufteinhöhlen bei Guteuberg. Von Karl Großmann 413
* Ulmer Münster, das, in seiner Vollendung. Von C. R. Pfleiderer 444
Unschuldig verurtheilt! Beiträge zur Geschichte des menschlichen Irrthums I. Von Fr. Helbig 749
* Volksmundsitten in Fettschgrund . . 457
* Weltreisenden, das Jubiläum einer (Postmarke). Von Dr. Alfred Moschkau 301
* Würzburg (Deutsche Stadtbilder). Von Max Haushofer 303

Medizin.

* Gehörinstrumente für Schwerhörige. Von Prof. Dr. Bürkner . . 10
Genesende, Fürsorge für 30
* Großthal, eine, der Wissenschaft. Robert Koch und der Heilung der Lungenschwindsucht. Von Dr. Max Salomon 818
Influenza-Epidemie, die. Von Dr. med. Laube 63
Lungenkrankheit, Volksheilstätten für. Von Dr. med. Karl Driver 570
* Lungenschwindsucht, Heilung der (Eine Großthat der Wissenschaft). Von Dr. Max Salomon 818
Nervenschmerzen. Von Professor Dr. E. Heinrich Kisch 235

Naturwissenschaften.

Herbstfarben 683
* Himmel, etwas Neues vom (Mizar als Doppelstern) 704
* Kiefernprozessionsspinner, der. Von Dr. G. Ficker 762
Kuckuck, wieder einmal der. Von C. Störmer 354
* Leichenfeldern, von den, des Waldes. Ein Bild a. d. Zersetzungsgebiet der „Nonne". Von Arthur Richard Leitner 605

Seite

* Meere, die Erforschung der 50. 78. 142
* „Nonne", die (Von den Leichenfeldern des Waldes). Von Arthur Achleitner . 605
* Vogelwelt, Originalgestalten der heimischen. Von Adolf u. Karl Müller. 3. Sonderlinge und Käuze. b. Käuze: Zweiglaug. Uhu. 242
4. Deutsche Hinterwäldler. a. Waldschnepfe 499

Vermischtes.

Ahlefeld, das, vom Munde. Von H. E. Stöpner 320
* Amor der Honigdieb. Von Reinhard Kade 14
Aufwandverringen in Boston, ein Heim für. Von Agnes Burchard . . 507
Bazar, der. Plauderei von Oscar Justinus 27
Beklamps Zukunftsstaat 856
* Briefstaben, reisende. Von Dr. Karl Ruß 188
Erbstücke, kranke. Kulturwissensch. Skizze von Dr. Gustav von Buchwald . . 250
Frauen, die, und der ärztliche Beruf. Von Prof. Dr. Hermann v. Meyer . . 654
Fremdwörter, der Urgrund der Fehde wider die. Von Ernst Eckstein . . 60
Geheimmittel, Warnung vor . . . 99
Hofmann von Fallersleben, den Dichter des Liedes „Deutschland, Deutschland über alles." Aufruf zur Errichtung eines Denkmals auf Helgoland für 797
Jahrhundert, wann beginnt ein neues? (Eine alte Streitfrage). Von Heinrich Bauer 883
* Jugendspiel. Von C. Falkenhorst . 219
Luftschiffahrt, neue Aussichten für die. Von Dr. H. J. Klein 543
„Rembrandt als Erzieher". Ideen eines niederdeutschen Idealisten. Von Johannes Proeß 383
„Rettung Ertrinkender", noch einmal die 583
Reuters, Fritz, ungedruckte Briefe 95. 109. 156. 186. 206
Schlaf, der 370. 402
* Schußwunden, von den, in künftigen Kriegen . . . . . 159 bgl. 386
„Stil", was ist? Von Friedr. Thermann 211
Streitfrage, eine alte. Wann beginnt ein neues Jahrhundert? Von H. Bauer 883
Rollswitz in der Sprache. Von Dr. Stöpner 224
Weihnachtsbücherisch, vom . 832 bgl. 865
* Weisspielpiele, die, der Zwölfnächte. Von Alexander Tille . . . 826

Blätter und Blüthen.

* Ährenklitterklippen, an den, im Harz. Von Eugen Friese 738
* Anklöpfeleslied, der 834
Anzengruber, Ludwig (Des Todes Ernte unter unseren Dichtern) . . . 31
* Apfel, der, des Paris 777
Appetit, guter 34
* Arabischer Märchenerzähler . . . 771
Arbeiterbader 67
* Armloser Künstler, ein (Umkam) . 290
* Auguste Victoria, Kaiserin . . . 35
* Augustinerkeller, im, zu München 545
Bayrische Michel (Ein Holzpis. für Berirte) 66
Bauer, Nachbar, Vogelbauer rc. (Briefstaten) 228
* Bäume, Deutschlands merkwürdige. Die Kadiber Linde 150. — Die Linde zu Bordesholm 321. — Die Eiche bei Krayn
* Behaims, Martin, Denkmal in Nürnberg. Von Franz Dittmar . . 771
* Bibliothek deutschkundiger Forschungsreisen 484
Biedermann, Karl, ein Geschichtswerk von 884
* Bildergalerie, in der 418
Bismarck, ein Nationaldenkmal für . 323
Blätter u. Zweige grün u. elastisch zu erhalten (Briefstaten) 707
Blitzableiter, der älteste 99
* Blitzschläge in Gas- und Wasserleitungen 228
* Böhmische Dörfer" (Briefstaten) . . 516
* Bohnenlied", etwas vom 643
* Brautzeit, in der 578
* Bremer Bürgerpark, das Parlhaus am Hollerlee im 739
* Bürklin, Albert F. Von Adolf Bartels 674
* Calema, die, an der westafrikan. Küste 322
* Caprivi, Georg Leo von der Deutschen Reiches zweiter Kanzler) . . . 259
* Chalsleugräber, die, zu Kairo. Von George Morin 228
Chimären (Eine dreitausend Jahre alte Flamme) 31
Chinesin, eine geputzte 770
* Cucuno-Käfer (Ein lebender Frauenschmuck) 866
* Desinfektion der Personenwagen — von Wäsche rc. (Briefstaten) . . 228
Dichtern, des Todes Ernte unter unseren (Richard Leander und Ludwig Anzengruber) 68
* Dieksteweg, Adolf 31
* Donauthal, aus dem oberen. Von A. Sieler 770
Doppelempfindung 675
Eisenbahn, eine, unter dem Polarkreise („Lulea-Ostersbahn") . . . 674
* Elektrische Straßenbahn in Bremen 419
Emin Pascha 578
Erben, die, eines fleißigen Schülers werden gesucht 452
Ernst von Sachsen Coburg-Gotha, Denkwürdigkeiten des Herzogs Erzieherinnenheim, deutsches, in Wien 31
Erzläger, das lothringische (Ein deutscher Nationalhort) 355
* Fang, glücklicher 483
* Fastnacht in der Neumark . . . 484
* Feierabend 578
Fischer, J. G. (Der Gattin Tod) . . 31
Flamme, eine dreitausend Jahre alte (Chimären) 193
Franklin, Benjamin 288
Frauen-Dual 494
* Frauenschmuck, einlebender (Cucuno Käfer) 866
Freibenterthum, litterarisches . . . 323
Fröbel, Friedrich, der Ehrenthurm für Fürstenkrieg, der, von 1462 . . . 644
* Gefangene zur 32
Gandersheim, das Feierabendhaus für Lehrerinnen in 546
„Gartenlaube-Kalender", dem, von 1891 auf in Weg 193
* Gast, ein hungriger 644
Gemüthsbildung, über 162
* Genesung, in der 419
Geologie, die klassische Quadratmeile der 34
* Gestaden, an südlichen 98
Gesundheitslehre, kleine, von Bock Gesundheitsregeln, häusliche . . . 355
Glasspalast, im, zu München . . . 386
Gletschereises, die ausstossende Kraft des 576
Gottesgnadenthum der Alten . . . 67
Goethes Augen (Brief.) 356
* Gram befreit seine Braut Signe . 675
Gustav Adolfs Koller 355
Güterwagen, heizbare 772
Haare, falsche 739
Hand- und Jungenfertigkeit . . . 228
Hase, Karl. (Falsche und wahre Prophetenjungen) 97
* Haus, ein eigen 578
„Hauswirthschaftliche Unterweisung armer Mädchen" 419
Heimathsvermittlungsbureau, vor dem 419
Heizung der Personenzüge 131
* Helgoländer, eigenthümliches Trinkgefäß der 707
Heubäder 419
* Hirsch todt! Von Karl Brandt. . . 323
* Hirtenidylle 484
Hochwasser, die 883
Hofmann, eine Gedenktafel für Friedrich 386

Seite

Holland, unsere litterarischen Beziehungen zu 675
Holtei, Karl von 195
Holzis, ein, für Berirte 66
Jahrbuch, ein, der Natur. „Das heimische Naturleben im Kreislauf des Jahres" von Dr. Karl Ruß) . . . 418
Jahresmende, an der 834
Jagenknollchen (Briefstaten) 68
* Institutslarneval 32
* Johann (König)-Denkmal in Dresden, das 35
Jubiläum, ein, (Marlitts „Die zwölf Apostel") 610
Jugendgarten, der 835
* Julebet 802
Kaiserkinlen, das viele 162
* Kampf, ein, in den Wolken . . . 611
Kanarienvögel, die, vom Truteichen Stamm 67
* Kanone, eine, Buchiris 388
* Kanzler, des Deutschen Reiches zweiter (Caprivi) 259
* Kapelle, die, an der Gotthardstraße
* Karlsbrücke in Prag, der Einsturz der 674
Keller, Gottfried † 546
Kinkels Gedichte an Gerda 387
* Kirchwerk, nach der 611
Kleinerwerden, das, im Alter . . . 772
* Kolonialmünzen, von den deutschen 529. 835
Korea, die Deutschen in 195
Krankenbeförderung auf den Eisenbahnen 515
Kreuzotter, Verfärbung der . . . 195
Kriege von 1870, Sichtbilder aus dem 97
Kriegergräber, die, bei Mey . . . 515
* Kriegsbrente 386
* Kronborg, Schloß 675
Kühl, Heinrich, „Seegeschichten" . 547
Ländlich — sittlich! 578
Leander, Richard (Des Todes Ernte unter unseren Dichtern) 31
Lehen, junges 194
* Leipziger Sommergartenleben an Großvaters Zeiten 547
Lexie-Bereien, der, in Berlin . . . 772
* Lorbeeren, erste 386
„Lulea-Ostersbahn" (Eisenbahn unter dem Polarkreise) 419
* Malta, von der Insel. Von Hermann Meyer 257
* Maximilians I. Rückkehr nach Gent 803
* Medizinischen Kongreß in Berlin, vom X. internationalen. Von Oscar Justinus 611
* Menagerietinder 290
Menschenfresser, der letzte. Von Rudolf Kleinpaul 706
Metalle, leichte (Briefstaten) . . . 35
* Meteore und Sternschnuppen (Briefl.) 611
* Mitterwurzer, Friedrich 163
* Mottes Jugendzeit, aus. Von Dr. Lüttgens 739
* Mondenschein, im 835
Mörs, Albert, Gedichte (Singen und Sagen) 163
* Müller, Johann Peter, und sein Denkmal zu Friedberg 227
Musen-Almanach, ein neuer Cotta'scher 835
„Musical-Almanach für Teutsche". Versuch eines 34
Nationalhort, ein deutscher (Lothring. Erzlager) 355
* Neger-Fürsten, des, bei Angi, Scham. Zorn rc. (Briefstaten) 707
* Neros Tod 163
* Nehler, Viktor 418
„Normal-Almanach, das, der Berliner Postillone 803
* Ninsa (In den pontinischen Sümpfen) . 162
Oberammergauer Passionsspiel, das 484
Oter im Harz. (Die klassische Quadratmeile der Geologie") 34
Opfer, die, des Leuchtthurmtichtes . 355
* Ohern im Försterhause 163
* Oerlepsien, einige 418
Personentarif, einheitlicher, in Preußen 67

	Seite
' Gjaldhan, der letzte Berliner	771
' Gjeberreich auf der Pußta	892
Gjulitalische Uebungs-Aufgaben für die reifere Jugend	47
Gjlje, unsere edbaren (Buch von Dr. Julius Roth)	452
' Jamitanischen Säuenjen, in den, von Bodenus Raden	182
Jagdgeschichten, neue Vorlagen zum	324
Jagdleitungen, falsche und wahre	967
' Jagau, Schloß	288
Jagd, Sylvan- in? Von A. v. Gottschall	707
Jahn, das, in der guten alten Zeit	387
Jahreszeiten, Erleichterungen im Aufsteigen, Alter und Reisen für die	34
' Jahrn, des Königs jüngster	227
' Jäger, der, einst und jetzt	32
' Jägerdenkmal, das, in Schwein furt. Von Oskar Schmidt	767
' Jahrwiche" Briefkasten	644
Jahrmarktstheater, neues Nürnberger	288
Jahre in den Bergen	707
' Jahrelandesdenkmal, das, zu Zittau	803
' Jahrsbedürfniß, hydraulisches, zu Dresden im Neustädter Kanal	802
Jahre, literarische	771
Jahrelungsgeschwindigkeit	228
Jahrzeichen schlagen" (Briefsteller)	644
Jahn und zung zu bleiben, Die Engländer Schrieben" von Paul Mantegazza	803
' Jbeiden, die Körperhaltung beim „Jahrgelaubheitsfriese" von Dr. L. Mundé	803
Jahrsmanöven in jünftigen Kriegen, und einmal von den	803
Jahrmahlung	644
Jahren und Sagen (Gedichte von Albert Mayr	644
Jahren, die, der guten Gesellschaft	803
Jahs von Jahne (Lahn)	803
' Jahrnbiss, Gewitter auf dem	803
Jahrzeigel, neues vom	803
Jahrtelne Briefe über Emin Paschas Befreiung	803
Jahrtandel, die	803
Jahrsschnuppen u. Meteore (Briefl.)	644
Jahrsprüfungen, Berliner (Illustrirte Zeitung)	803
Jahrtenanstalten	644
Jahrtenrichter, auf der	644
' Jahrtanz vom Selamlik, die Rückkehr des	644
Jahrtanzbär am Ostersonntag	803
Jahrtastische vom Papier zu entfernen (Geschäftsbr.)	803
Jahrzeichnen, ein unterirdisches	803
' Jahrzahlen, ein unterirdisches	803
' Jahrzahn, was, wem"	644
' Jbichlin, das, auf der Havel	803
Jbleschaltung, die, der gelehrten Stuben	803
Jbleschwemmungen (Hartsbad)	803
' Jm eine Stunde (Straßenpostwagen)	803
' Jngelebrüder Zöglinge	803
Jnglückenden	803
' Jnthan, d. J. Ein ambuler Künstler	803
Jrrenhäuser Liste	803
Jsaac Bogge Denkmal	803
Jsegrid, neue Ballade von Ludwig Foglschüster, für einen Karl Weiß	803
' Jsel-marine, eine künstliche	803
Jsolirschemel über der Verbindungsbes Deutschen Reiches	803
Jsolirschutzschlafsche, die	803
' Jsolirzelle des Mecres (Briefkasten)	803
' Jsidores, Karl Maria von, Denkmal in Cuba	803
' Jsthmusball, zum	803
' Jsthmusbrauch, vorweisender	803
Jsthmusbücherstich, vom Bruch werke	803
' Jsthmusgasse meines Fensters	803
' Jsthmusrichtung, im	803
Jsthe, Karl „Für einen Volksdichter"	803
' Jsthler, Philippine, vor Kaiser Ferdinand I.	803
Jsthbuntes, Adolf, „Neue Gedichte"	803

	Seite
' Jahrlommissiar, der, im Hinterhause	644
Jahrbücher des Deutschen Reiches	555
' Jahrstuhl, die letzte	867

Illustrationen.

	Seite
Abenteuer auf dem Lande. Von H. v. Stegmann-Stein	325
Ahrenskliniertellppen, an den, im Harz. Von Chr. Kröner	728
Alterleelen. Von M. Eberoberger	397
Als der Großvater die Großmutter nahm	232, 233
Amor der Honigdieb	14, 15
Anklopfeleselel, der. Von Fritz Bergen	813
Apfel, der, des Paris. Von C. Detti	760, 761
Arabischer Märchenerzähler. Von F. Perlberg	765
Aufschneider, der. Von H. Kotschenreiter	349
Augusta, Kaiserin?	73
Augusta Victoria, deutsche Kaiserin (Kunstbeilage) Halbheft 1.	
Augustinerkeller, der, in München. Von Ferdinand Keck	496, 497
Bauernfeld, Eduard	581
Bänme, Deutschlands merkwürdige: — Die Kadiger Linde	130
— Die Linde zu Borbeshölm	291
— Die Eiche der Krann	549
Behaimdenkmal, das, in Nürnberg, entworfen von Hans Rösner	749
Berlin, die elektrische Beleuchtung der Schloßbrücken in. Von C. Thiel	368, 369
Besuch, der. Von J. Kleinmichel	213
Bizarre, der Rentbierjäger. Von Gujiao Wendling	656
Bildergalerie, in der. Von F. Beutt	392, 393
Biologische Station, die, am Plöner See	720, 721
Bismarcks Abschied von Berlin. Von E. Bussetil	289
Bismarckmuck, im. Von Josef Gisela	88, 89
Braunlzeit, in der. Von E. Spiper	552, 553
Bremer Bürgerpark, das Parthaus am Hollerser im. Von Carl Grothe	733
Briefstauben, reisende. Von A. Specht	188
Briefwechsel geheimer. Von Tito Gonti	829
Buchdruckerkunst, zur Jubelfeier der. Von R. Bjunner	589
Bundesschießen in Berlin, vom X. deutschen	508, 509, 540
Bürklin, Albert	674
Burschenfahne, zur 350jährigen Jubelfeier der deutschen 517, 528, 529, 532 533, 593, 594	
Calema, die, an der westafrikanischen Küste	317
Caprivi, Reichskanzler Georg Leo v. Chatilengräber, die, zu Kairo. Von F. Perlberg	229
Cuenno Kaiser, der, ein lebender	868
Frauenschmuck	896
„Deutsche Tag", der, in Amerika	896
Dieterweg, Adolf	749
Donauthal, Bilder aus dem oberen. Von R. Stieler	665
Dorfschmiede, vor der. Von Rud. Arendts	297
Dune, hinter der. Von Karl Marr	841, 845, 846, 847
Elterischädige, die. Von A. Nicol	25
Eilgut. Von E. Unger	677
Eindringling, der erwappte. Von A. Eberle	777
„Eiserne Berg", der (Eisenerz). Von L. Benesch	670, 671, 672, 673
Elektricitätswerke, die. Berlins. Von E. Thiel	365, 366, 367, 368, 369
Elektrische Straßenbahn in Bremen. Von W. Stower	81
Elmsfeuer, positives und negatives	565
Emin Pascha	31
Entenjagd, die	421
Fall, merkwürdiger. Von Franz D'Studenberg	629
Fang, glücklicher. Von Werner Schuch	477
Fastnachtsjungen in der Neumark. Von C. Heyseler	101
Feierabend. Von F. Defregger	104, 105
Fichtelgebirges, das Kösseine des (Ansiedlung). Von O. Gerlach	573, 574, 575, 577
Fjord, von, zu Fjord. Von C. Saltmann	176, 177, 178, 179, 184, 185
Flottenschau, die, bei Kiel am 3. Sept. 1890. Von R. Hünten	680, 681
Fontane, Theodor	13
Förster, Dr. August	13
Forstbrücke, die, in Schottland	205
Fremde, gute. Von Tom Neun	369
Friedhofgang. Von R. Bjunner	425
Frische Fische! Von Otto Ungner	21
Früchtchen, ein. Von C. Klinisch	473
Frühling, im. Von R. Bjunner	257
Frühlingsfeste, die deutschen. Von Fritz Bergen	173, 174, 175
Frühlingsstraun. Von Otto Ungner	225
Fürstentreffen von 1402, auf dem. Von G. A. Cloß	28, 29
Galerie, zur. Von Stein-Chevalier	525
Gänsehütterin, die. Von H. Besler	377
Gänsemiese, die. Von B. F. Meßner-schmidt	632, 633
Gast, ein hungriger. Von H. Kaulbach	137
Gäste, hungrige. Von Th. Baur	889
Gedanken. Von H. Greve	261
Gehörinstrumente für Schwerhörige: Hörschlauch, Audiphon, Schallbecher	10, 11
Geneelung, in der. Von C. Erdmann	872, 873
Geschichte, die schöne. Von C. Sinckisf	389
Gestaden, an südlichen. Von H. Meisel	85
Graw beteriseine Braut Sigue. Von Ferdinand Keck	648, 649
Gruß, der letzte. Von F. Andreotti	49
Guten Morgen. Von Hugo Lehmichen	1
Haus für eine Familie	578
Heidern, Hermann	864
Heirathsvermittler, der. Von Edm. Herger	33
Heirathsvermittlungsbureau, vor dem. Von Aug. Heun	400
Helgoland	461, 464, 465, 469
— Deutsches Land. Von H. Anders	460, 640
Herafrantz? Von Hans Boeschen	248, 249
Himmel, etwas Neues vom	701, 705
Hinterlist. Von R. Bunter	841
Hirsch todt! Von C. K. Teller	569
Hirtenidylle. Von R. Alt	313
Hochzeit, die, von Sanct Wolfgang. Von Hugo Engl	661
Hof-Theater, das Neue K. Bjunner	589
Institut, Karwedal im. Von Josef Weiser	4, 5
Johann Koniz' Denkmal in Tres den, das. Von Johannes Schilling	33
Josef II., Kaiser	113
Jugendspiel. Von Fritz Bergen	219, 220
Jubelor. Von R. Alt	877
Kaisermanöver, im, in Schleswig-Holstein. Von H. Anders u. E. Bussetil	628, 629
Kamin, am. Von Paul Höder	489
Kampf, ein, in den Wolken. Von W. Gräbheim	597
Kanone, eine, Buschiris	288
Kanis, die Ausgrabung der Gebeine. Von Professor Hendel	47
Kapelle, die, an der Gotthardstraße. Von R. Bjunner	136
Karlsbad, die Ueberschwemmung in	865
Karlsbrücke, die, in Prag nach dem Einsturz am 4. September 1890	653
Karo, Dr. Georg	848
Kiefernprozessionsspinner, der	592, 593, 764
Kirchweih, nach der. Von Th. v. d. Reef	949, 960
Kleinod, das letzte. Von C. Spieker	321
Koblenz mit Blick auf das königliche Residenzschloß	69
Koch, Robert	889
Kolonialmünze, die erste deutsche	529
— die zweite deutsche	865
Königsberg i. Pr. Von Prof. Hendel und Robert Aumus 37, 41, 45, 46, 47, 48	
Kriegsbeute. Von P. Leimann	856, 857
Kronborg, Schloß, bei Helsingör. Von Karl Saltmann	669

Seite

Landsknechtslieben, Bilder aus dem. Von Peter Schnorr 252. 253. 254. 283. 333. 336

Leben, junges. Ostergruß der „Garten-laube" an ihre Leser (Kunstbeilage). Halbheft 6.

Leichenfeldern, von den, des Waldes. Ein Bild aus dem Zerstörungsgebiet der „Nonne". Von Fritz Bergen 605. 606. 607

Leipziger Sommergartenfeten zu Großvaters Zeiten. Von A. Langhammer 537

Lesenunterricht, der erste. Von F. Despreger 645

„Liebesgruß". Von A. Tonlemouche . 772

Liebeswerben. Von F. Andreotti . . 705

Lingg, Hermann 65

Lorbeeren, erste. Von Luigi Bechi . 385

Lustige Leut'. Von E. Ahn . . . 456. 457

Maltheserin mit der Zaldetta . . . 200

Maria Theresia, Kaiserin. Von W. Lambauien 117

Mariettas Ideal. Von Fritz Bergen 208. 209

Margröningen und der Schäferlauf. Von E. Levenberger . . . 557. 560. 561

Maximilian I., Kaiser, Rückkehr nach Gent. Von A. H. Schram . . . 784. 785

Medizinischen Kongresses in Berlin am 4. August 1890, die feierliche Eröffnung des X. internationalen. Von H. Lübers 584. 585

Meere, die Erforschung der 50. 51. 52. 79. 80. 81. 83

Meininger, die. Von C. W. Allers. 709. 717. 718. 719

Meyringen und die Aareschlucht. Von R. Püttner 540. 541

Mittenwalderin. Von F. Prölß . . 293

Mitterwurzer, Friedrich, als Dietrich v. Luitzow 133

Modell, das widerspenstige. Von Franz Simm 626. 627

Moltkefeier, die, in Berlin . . . 800. 801

Moltkeinsel, die, im Pfarrhofe von Hohenfelde in Holstein 733

Moltke, zum 90. Geburtstage . . . 737

Moltkeritsch, der, in der „Stadt Hamburg" zu Kellinghusen 739

Mondenschein, im. Von W. Kray . 829

Müllers, Johann Peter, Denkmal in Friedberg 227

Muttergluck. Von E. Klinich . . . 725

Nach des Tages Mühen. Von Ed. Grützner 197

Neros Tod. Von E. Kaempffer . 152. 153

Netzler, Viktor 417

Neujahrsblasen, das, der Berliner Postillone. Von Werner Jehme . 881

Nilquellen, die Entdeckung der, und Stanleys jüngster Afrikazug . 16. 17

Nuka. Von F. Schreyer 145

Nordsee, das. Von C. Salzmann . 184. 185

Norwegische Jagdskizze. Von Gustav Wendtmg 656. 657 658

Nußbaum, Johann Nepomuk von . . 393

Obermeergan, das Passionsspiel zu. Von Fritz Bergen 297. 298. 309. 309. 391. 401. 405

Ocean, über den. Von Alex. Kircher 237. 238. 239. 240. 241. 242

Odaliske. Von Tito Conti 129

Ostern 165

— im Försterhause. Von A. Wimmer 193

Peters, Karl 626

Seite

Pfahlbau, der letzte Berliner. Von Arthur Jenken 741

Pfeiferlag, der, von Rappoltsweiler 752. 753. 754

Pferderetrieb auf der Puszta. Von A. Wagner 880. 889

Pfingstlotter, der. Von F. Schlegel . 337

Pfanderstündchen. Von Fr. Prölß . . 381

Plön 721

Pompadour, Madame, und Marquis Posa auf dem Maskenball. Von H. Schlitt 120

— — am nächsten Morgen. Von H. Schlitt 121

Postmarke, die (Das Jubiläum einer Weltreisenden) . . . 301. 302. 303

Probst Reinjahr! Von W. Eberdberger 888

Prunn, Schloß. Von R. Büttner . . 281

Raimund, Ferdinand 472

Reinmachen, großes 781. 782. 786. 821. 824. 826.

Rekrut, des Königs jüngster. Von Robert Warthmüller 200. 201

Reuter, Fritz 532

Rheinfall, am, bei Schaffhausen . . 9

Riesengebirge, ins. Von Olof Winther 339. 340. 341. 344. 345

Rigi, das erste Gasthaus auf dem . . 32

Rigi-Kulm, das neue Hotel auf dem 32

Roberts erste Liebe. Von M. Gutschmidt 124. 125. 126

Rosenpracht, das ist die Zeit der. Von Fr. Remin 505

Rückert, Friedrich. Denkmal in Schweinfurt 736

Salzmann, C. 179

Sängerfahrt in der Kaiserstadt Wien. Von T. Zbyhowski . . 613. 621. 622. 623

Scharf beobachtet. Von F. Simm . . 181

Schenkendorfdenkmal zu Tilsit von Martin Engelke 738

Schiffshebewerk, hydraulisches, zu Fontinette im Neufossé-Kanal 773. 802

Schlaraffengesellschaft, die. Von Werner Jehme 822. 853

Schlittenfahrt, lustige. Von A. v. Kowalski 56. 57

Schneeflöckchen. Von W. v. Müller . 837

Schreiben, die Körperhaltung beim. 738

Schritt, der erste. Von Rob. Weichslag 625

Schutzwunden, von den, in künftigen Kriegen 160. 161

Schwerenöther, ein angenehmer. Von M. Wolthaut 265

Seidenstider, Dr. C. 848

Silvesterhandels, die Gebiete des afrikanischen. Karte 191

Smiles, Samuel 221

Spieleret, gefährliche — Zurchbare Rotzrohre. Von C. Reichert . 884. 885

Stanley vor 20 Jahren. Stanley in der Gegenwart 1

— im dunkelsten Afrika 428. 429. 432. 433. 435

Stille Nacht, heilige Nacht! Von A. Zid 825

Straßenpostwagen, Berliner . . . 131

Strobel, das „Schachbuch". Von H. Lübers 544. 545

Strohhutindustrie, Lindenberg und seine. Von H. Kaufmann . 637. 638. 641

Studienreise, auf der. Von Mathias Schmid 745

Seite

Sultans von Sclamlik, die Rückkehr des. Von H. Lübers 617

Sylvesternacht 856

Tanzstunde im Grafenschloß. Von C. Schweninger 272. 273

Thimig, Hugo, als Truffaldino . . 701

Thurmbläser am Ostermorgen. Von H. König 169

Thurnhamers letzte Heimfahrt. Von Karl Knapp 244. 245. 247

Tiroler Landsmannschaften. Von Willy Stöwer 484

Traun, schau, wem! Von F. Specht . 793

Träumerei. Von George von Hoeßlin . 685

Treibeis, das, auf der Havel. Von W. Stöwer 701

Trenck, Friedrich Freiherr von der . 481

Trockenbühnen bei Gutenberg. Von A. Schmierer 413. 414. 415

Ueberraschung, eine. Von J. Schmidberger 693

Ulmer Münster, das, in seiner Vollendung 440. 441. 444. 445. 447. 448. 449

Ungelehrter Jögling. Von Carl Voß 373

Unschuld. Von Theo Gruil 357

Unterricht, unterbrochener. Von T. Paulizzi 437

Unthan, der Fußkünstler 200

Verlieren. Von H. Engl 713

Vogel, der, um nichts. Von Franz C. Stüdenberg 157

Vogelim Hausjamen. Von O. Boggrow Hartmann 453

Vogelwelt, Originalgestalten der heimischen, Zwergeule von Meisen ausgeschimpft. Von Adolf Müller. 243. — Waldschnepfe. Von F. Specht . . . 485

Vogl, Heinrich, als Lohengrin . . . 769

Volksmenge, eine künstliche 867

Volkszählung, ein Bild von der: Der Zählkommissar im Hinterhause . . . 861

Volmondsfest im Feisichgrund. Von Franz Leuschner 520. 521

Weber-Denkmal in Eutin 513

Wegelagerer, ein. Von Hugo Havenith 149

Weihnachten. Von R. Wimmer . . . 805

—, am Morgen nach. Von Paul Wagner 895

Weihnachtsabend, allein am. Von Wilh Stöwer 816. 817

Weihnachtsball, zum, Weihnachtsgruß der „Gartenlaube" an ihre Leser (Kunstbeilage). Halbheft 20.

Weihnachtsbescherung der Vögel in Norwegen. Von Gust. Wendtmg . 833

—, eine, für junge Ehemänner. Von F. Stuck 893

Weihnachtsgedanke, tragisches Ende der. Von R. Gnichmolt 34

Weihnachtsmorlaub, im. Von Edm. Heiger 808. 809

Weinprobe, die erste. Von L. Blumenstein 61

Weissagespiele, die, der Zwölfnächte. Von E. Simmer 827. 828

Weiser, Wühlspinne, vor Kaiser Ferdinand I. Von A. Pelzl 93

Weltreisenden, das Jubiläum einer (Postmarke) 301. 302. 303

„Wenn Dich die bösen Buben locken!" Von Z. Kleinmichel 361

Winterlust. Von E. Ravel 97

Würzburg. Von Richard Büttner 303. — 304. 305. 307. 308. 309

Zuflucht, die letzte. Von E. Lacoste . 849

Halbheft I. 1890.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1890. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Flammenzeichen.

Roman von G. Werner.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Durch die grauen Nebel des Herbstmorgens zog ein Schwarm von Wandervögeln. Wie zum Abschiedsgruße strichen sie noch einmal dicht über die Gipfel der heimischen Föhrenwälder hin, dann hoben sie sich hoch empor, wandten ihren Flug dem Süden zu und verschwanden langsam in der unsichtbaren Ferne.

Aus einem der Fenster des mächtigen schloßartigen Gebäudes, das am Rande der Forsten lag, blickte ein Paar Augen jenem Fluge nach, die ernsten, düstern Augen eines Mannes, der im Gespräche mit einem andern Herrn am Fenster stand. Es war eine hohe, markige Gestalt, mit nicht schönen, aber ausdrucksvollen Zügen, blond und blauäugig, eine echt germanische Erscheinung; aber es lag etwas wie ein Schatten auf diesen Zügen, und die hohe Stirn war tiefer gefurcht, als es die Jahre des Mannes mit sich brachten, dessen straffe Haltung auch ohne die Uniform, die er trug, den Soldaten verraten hätte.

„Ja jetzen schon die Wandervögel!“ sagte er, auf den Schwarm deutend, der immer weiter und weiter entschwand und sich endlich in den Nebel wollen verlor. „Der Herbst ist da, in der Natur — und wohl auch in unserem Leben!“

„In dem Deinigen doch nicht!“ warf sein Gefährte ein. „Du stehst ja erst in der Mitgabsche dieses Lebens, in der vollsten Mannesstraft.“

„Den Jahren nach allerdings, aber ich habe ein Gefühl, als würde mir das Alter früher nahen als jedem andern. Mir ist oft recht herbstlich zu Muthe.“

Der andere Herr, der einige Jahre älter sein mochte, eine schmächtige, mittelgroße Gestalt in Civilkleidung, schüttelte unmuthig den Kopf. Er sah auf den ersten Blick fast unbedeutend aus neben der kraftvollen Erscheinung des Offiziers, aber das blasse, scharfgezeichnete Gesicht hatte einen Ausdruck kalter, überlegener Ruhe, und der sarkastische Zug um die schmalen Lippen verrieth, daß sich hinter der kühlen Vornehmheit, die sich in der Haltung und dem ganzen Wesen aussprach, wohl noch etwas anderes, Bedeutenderes barg.

„Du nimmst das Leben zu schwer, Falkenried,“ sagte er tadelnd. „Du hast Dich überhaupt seltsam verändert in den letzten Jahren. Wer Dich einst als jungen, lebensfrohen Offizier gesehen hat, wird Dich jetzt nicht wiedererkennen. Und weshalb das alles? Der Schatten, der einst Dein Leben verdüsterte, ist ja längst geschwunden. Du bist Soldat mit Leib und Seele, wirst bei jeder Gelegenheit ausgezeichnet, eine bedeutende Stellung ist Dir für die Zukunft gewiß, und was die Hauptsache ist — Du hast Deinen Sohn behalten.“

Falkenried antwortete nicht, er kreuzte die Arme

Guten Morgen!
Nach einem Gemälde von Hugo Lehmitzen.
Photographie von Franz Hanfstaengl Kunstverlag A.-G. in München.

und blickte wieder in die Ferne hinaus, während der andere fortfuhr: „Der Junge ist bildschön geworden in den letzten Jahren. Ich war ganz überrascht, als ich ihn wiedersah, und Du gestehst ja selbst zu, daß er ungewöhnlich begabt und in manchen Dingen geradezu genial beanlagt ist."

„Ich wollte, Hartmut hätte weniger Anlagen und mehr Character," sagte Falkenried in einem beinahe herben Tone. „Werke kann er schnieden und die Sprachen kennt er spielend, aber sobald es sich um eine ernste Wissenschaft handelt, bleibt er hinter all den anderen zurück, und in der Strategie ist nun vollends nichts mit ihm anzufangen. Du ahnst es nicht, Wallmoden, mit welcher eisernen Strenge ich da vorwährend eingreifen muß."

„Ich fürchte nur, Du richtest nicht viel aus mit dieser Strenge," warf Wallmoden ein. „Du hättest meinem Rathe folgen und Deinen Sohn studieren lassen sollen. Zum Soldaten taugt er nun einmal nicht, das mußt Du doch endlich einsehen."

„Er soll und muß aber dafür taugen! Es ist die einzig mögliche Laufbahn für seine unbändige Natur, die sich gegen jeden Zügel auflehnt und jede Pflicht als einen Zwang empfindet. Die Universität, das Studentenleben würde ihn der vollsten Zügellosigkeit überantworten, nur die eiserne Disciplin, der er sich im Dienste beugen muß, zwingt ihn."

„Für jetzt noch — ob sie ihn aber auf die Dauer zu zwingen vermag? Du solltest Dich nicht darüber täuschen, das sind leider ererbte Anlagen, die sich wohl unterdrücken, aber nicht ausrotten lassen. Hartmut ist ja auch äußerlich das Ebenbild seiner Mutter, er hat ihre Züge, ihre Augen."

„Ja wohl!" sagte Falkenried düster. „Ihre dunklen, dämonischen Gluthangen, die alles zu bannen wußten."

„Und Dir zum Verderben wurden!" ergänzte Wallmoden. „Wie habe ich damals gewarnt und abgemahnt; aber Du hörtest ja auf nichts mehr. Diese Leidenschaft hatte Dich wie ein Fieber gepackt und Dein ganzes Wesen in Fesseln geschlagen — ich habe das nie begreifen können."

Um die Lippen Falkenrieds zuckte ein bitteres Lächeln.

„Das glaube ich! Du, der kühle, berechnende Diplomat, der jeden Schritt erst sorgfältig abwägt, bist gefeit gegen solche Bezauberungen."

„Wenigstens würde ich bei meiner Wahl vorsichtiger sein. Deine Ehe trug von Anfang an das Unglück in sich. Eine Frau aus fremdem Stamme und fremdem Blute, eine wilde, leidenschaftliche Slavennatur, ohne Charakter, ohne Verständniß für das, was uns hier Sitte und Pflicht heißt, und Du mit Deinen starren Grundsätzen, Deinem reizbaren Ehrgefühl — das mußte ja schließlich zu einem solchen Ende führen! Und ich glaube, Du liebtest sie trotz alledem bis zu der Trennung."

„Nein," sagte Falkenried hart. „Der Rausch verflog schon im ersten Jahre, ich sah nur zu klar, aber ich schämte zurück vor dem Gedanken, mein häusliches Elend durch einen Scheidungsprozeß der Welt preiszugeben. Ich trug es, bis mir keine Wahl mehr blieb, bis ich endlich — genug davon!"

Er wandte sich kurz ab und schaute wieder zum Fenster hinaus; aber es lag eine mühsam verhaltene Qual in diesem jähen Abbrechen.

„Ja, es gehörte viel dazu, eine Natur wie die Deinige aus allen Zügen zu reißen," sagte Wallmoden ernst. „Aber die Scheidung machte Dich doch frei von der unseligen Kette, und damit hattest Du auch die Erinnerung daran begraben sollen."

Falkenried schüttelte finster den Kopf. „Solche Erinnerungen begräbt man nicht, sie erstehen immer wieder aus der vermeinten Gruft, und gerade jetzt —" er brach plötzlich ab.

„Gerade jetzt — was meinst Du?"

„Nichts — laß uns von anderen Dingen reden! Du bist also seit vorgestern in Burgsdorf; wie lange denkst Du zu bleiben?"

„Etwa vierzehn Tage, ich habe nicht viel Zeit zur Verfügung und bin eigentlich nur dem Namen nach Mitglhabs Vormund, da der diplomatische Dienst mich meist im Auslande fest hält. Die Vormundschaft ruht thatsächlich in den Händen meiner Schwester, die sa überhaupt alles regiert."

„Ja, Regine ist ihrer Stellung gewachsen," stimmte Falkenried bei. „Sie regiert das große Gut und die zahlreichen Leute wie ein Mann."

„Und kommandirt wie ein Wachtmeister vom Morgen bis zum Abend," ergänzte Wallmoden. „Bei aller Anerkennung ihrer vortrefflichen Eigenschaften fühle ich doch immer ein gewisses Haarsträuben, wenn es sich um einen Besuch in Burgsdorf handelt, und komme regelmäßig mit ungegrüßenen Nerven zurück. Es herrschen dort wirklich noch förmliche Urzustände, und Willibald ist nun vollends ein junger Bär; dabei natürlich das Ideal seiner Mutter, die das möglichste thut, ihn zu einem derben Krautjunker zu erziehen. Da hilft kein Einreden, und übrigens hat er auch alle Anlage dazu."

Sie wurden durch einen Diener unterbrochen, der in diesem Augenblicke eintrat und eine Karte überreichte. Falkenried warf einen flüchtigen Blick darauf.

„Rechtsanwalt Egern? Es ist gut, lassen Sie den Herrn eintreten."

„Du hast Geschäftliches vor?" fragte Wallmoden, sich erhebend. „Dann will ich nicht stören."

„Im Gegentheil, ich bitte Dich, zu bleiben. Der Besuch ist mir bereits angekündigt und ich weiß, was dabei zur Sprache kommen wird. Es handelt sich —"

Er vollendete nicht, denn die Thür öffnete sich bereits und der Gemeldete trat ein. Er schien überrascht, den Offizier nicht allein zu finden, wie er wohl erwartet hatte, aber dieser nahm keine Notiz von seinem flüchtigen Verbeugen.

Er hielt inne und schien eine Antwort zu erwarten; aber Major Falkenried neigte nur stumm bejahend das Haupt. Wallmoden dagegen wurde aufmerksam, jetzt konnte er sich die seltsam gereizte Stimmung erklären, in der er den Freund schon bei seiner Ankunft gefunden hatte.

„Ich komme auch heute im Namen meiner damaligen Klientin," fuhr der Rechtsanwalt fort. „Sie hat mich beauftragt — darf ich hier frei sprechen?"

Er warf einen Blick auf den Botschaftssekretär, aber Falkenried sagte kurz: „Herr von Wallmoden ist mein Freund und als solcher eingeweiht in die Sache. Ich bitte, ganz rücksichtslos zu sprechen."

„Nun wohl, die Dame ist nach langjähriger Abwesenheit nach Deutschland zurückgekehrt und wünscht selbstverständlich ihren Sohn wiederzusehen. Sie hat sich deswegen schon brieflich an Sie gewandt, aber keine Antwort erhalten."

„Ich dächte, das wäre Antwort genug. Ich wünsche diese Zusammenkunft nicht, also werde ich sie auch nicht gestatten."

„Das klingt sehr schroff, Herr Major, Frau von Falkenried hat jedenfalls —"

„Frau Zalika Rojanow wollen Sie sagen," unterbrach ihn der Major. „So viel ich weiß, hat sie ihren Geburtsnamen wieder angenommen, als sie in ihre Heimath zurückkehrte."

„Der Name thut hier wohl nichts zur Sache," entgegnete der Rechtsanwalt gelassen. „Es handelt sich einzig und allein um den durchaus berechtigten Wunsch einer Mutter, den der Vater nicht versagen kann und darf, selbst wenn ihm wie in diesem Falle sein Sohn unbedingt zugesprochen wurde."

„Nicht darf? Und wenn er es dennoch thut?"

„So überschreitet er die Grenzen seines Rechts. Ich möchte Sie doch bitten, Herr Major, die Sache ruhig zu erwägen, ehe Sie ein so entschiedenes Nein sprechen. Die Mutterrechte einer Frau vernag kein Richterspruch so völlig aufzuheben, daß man ihr sogar das Wiedersehen mit ihrem einzigen Kinde versagen darf. In diesem Falle steht meiner Klientin das Gesetz zur Seite, und sie wird es geltend machen, wenn meine Forderung abgewiesen werden sollte wie ihre schriftliche Bitte."

„So mag sie es versuchen, ich werde es darauf ankommen lassen. Mein Sohn weiß nicht, daß seine Mutter noch am Leben ist, und soll es auch vorläufig nicht erfahren. Ich will nicht, daß er sie sieht und spricht, und ich werde es zu verhindern wissen. Mein Nein bleibt unter allen Umständen bestehen."

Diese Erklärung ließ an Energie nichts zu wünschen übrig; aber auf Falkenrieds Zügen lag eine fahle Blässe und seine Stimme klang dumpf und drohend. Man sah es, wie furchtbar die Unterredung ihn erregte, er zwang sich nur gewaltsam zur äußeren Ruhe. Der Rechtsanwalt schien auch die Nutzlosigkeit weiterer Bemühungen einzusehen, er zuckte nur die Achseln.

„Wenn dies Ihr letztes Wort ist, so ist mein Auftr
dings zu Ende und wir müssen uns die weiteren Schr
behalten. Ich bedaure, sie belästigt zu haben, Herr M

Er empfahl sich mit derselben kühlen Artigkeit u
Eintritt. Als sich die Thür hinter ihm schloß, sprang F
auf und begann stürmisch im Zimmer auf und nieder zu
einige Minuten lang herrschte ein drückendes Schweig
sagte Wallmoden halblaut: „Das hättest Du nicht thu
Zalika wird sich schwerlich Deinem Nein fügen, sie führte
damals einen Kampf auf Leben und Tod um ihr Kind!"

„Aber ich blieb Sieger — sie hat das hoffentlich nicht vo

„Damals handelte es sich um den Besitz des Knaben
der Botschaftssekretär ein, „jetzt verlangt die Mutter
wiederzusehen, und Du wirst ihr das nicht verweigern
wenn sie es mit Entschiedenheit fordert."

Der Major blieb plötzlich stehen, aber aus seiner
klang unverschleierte Verachtung, als er entgegnete:

„Das wagt sie nicht nach dem, was geschehen ist; S
mich kennen gelernt in unserer Trennungsstunde, sie
hüten, mich ein zweites Mal zum Aeußersten zu treiben.

„Aber sie wird vielleicht versuchen, heimlich zu erreich
Du ihr offen weigerst."

„Das ist unmöglich, die Disciplin unserer Anstal
streng, es kann hier keine Verbindung angeknüpft werden,
ich nicht auf der Stelle erfahre."

Wallmoden schien diese Zuversicht nicht zu theilen, er
zweifelnd den Kopf.

„Offen gestanden, ich halte es für einen Mißgriff,
Deinem Sohn mit solcher Hartnäckigkeit verschweigst, d
Mutter noch am Leben ist. Wenn er es nun von ander
erfährt, was dann? Und einmal mußt Du es ihm ja doch

„Vielleicht in zwei Jahren, wenn er selbständig in di
tritt. Jetzt ist er noch ein Schüler, ein halber Knabe, i
ich ihm das Drama, das einst in seinem Elternhause spie
nicht entschleiern — ich kann nicht!"

„So sei wenigstens auf Deiner Hut, Du kennst
ehemalige Gattin und weißt, was von ihr zu erwarten
fürchte, für diese Frau giebt es keine Unmöglichkeiten."

„Ja, ich kenne sie," sagte Falkenried mit grenzenlose
keit, „und eben deshalb will ich meinen Sohn vor ihr schü
jeden Preis. Er soll nicht den GiftHauch ihrer Nähe athme
auf Stunden nicht. Sei ohne Sorge, ich unterschätze die
von Zalikas Rückkehr nicht, aber so lange Hartmut an
Seite bleibt, ist er sicher vor ihr, denn mir naht sie nicht
darauf gebe ich Dir mein Wort."

„Wir wollen es hoffen," entgegnete Wallmoden, i
aufstand und ihm zum Abschiede die Hand reichte. „Aber
nicht, daß die schlimmste Gefahr in Deinem Hartmut selt
er ist in jedem Zuge der Sohn seiner Mutter! — Du
ja übermorgen mit ihm nach Burgsdorf, wie ich höre?"

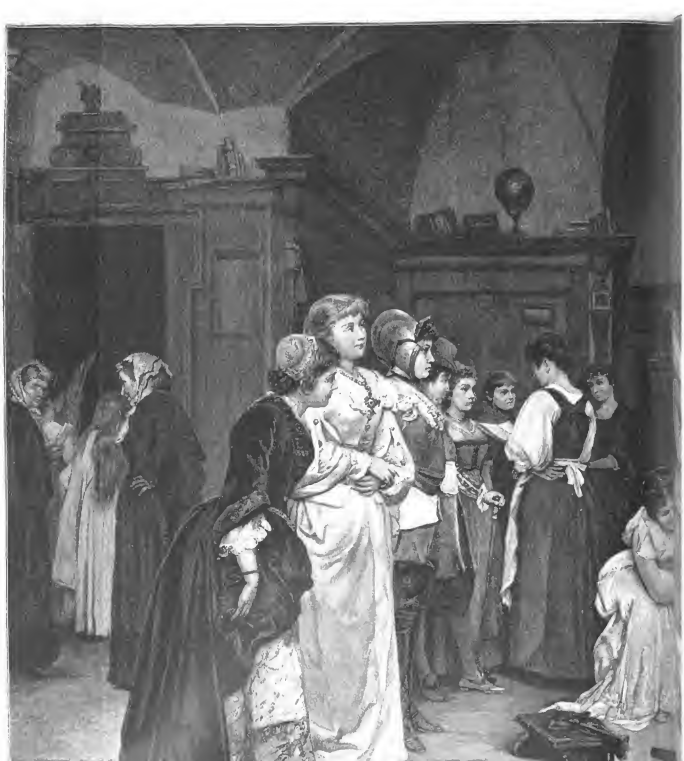
„Ja, er bringt die kurzen Herbstferien stets bei Willi
Ich selbst werde wohl nur einen Tag bleiben können,
komme jedenfalls mit. Auf Wiedersehen also!"

Der Botschaftssekretär ging und Falkenried trat w
das Fenster, aber er blickte nur flüchtig dem Freunde n
noch einmal heranfgrüßte, dann verlor sein Blick sich wi
der alten Düsterheit in den grauen Nebelwolken.

„Der Sohn seiner Mutter!" Das Wort klang ihm
den Ohren, aber das brauchte ihm freilich nicht erst ein an
sagen, er wußte es längst und das war es ja, was sein
so tief furchte und ihm diesen schweren Seufzer erpreß
war der Mann, jeder äußeren Gefahr die Stirn zu biete
diese unselige Erbschaft des Blutes bei seinem einzigen Kin
er seit Jahren mit all seiner Energie, aber vergebens, ge

„Jetzt bitte ich mir aber ernstlich aus, daß der U
Ende nimmt, denn jetzt reißt mir endlich die Geduld!
ja eine heillose Wirthschaft seit drei Tagen, es ist wahrha
ob ganz Burgsdorf verhext wäre. Der Hartmut steckt v
heiten vom Kopf bis zu den Füßen. Wenn er einmal lo
dem Zügel, den sein Herr Papa allerdings straff genug hält,
auch kein Auskommen mehr mit ihm, und Du gehst natürlich n
Dick und Dünn und machst gehorsam alles nach, was D
und Meister angiebt — Ihr seid mir ein schönes Gespan

zuer
Du ihn vielleicht hin,
aus ihm machen hier
Sie begann lich
setzung ebenso k im
Herr von Wall
Ausbruch von Lben,
schien, er zuckte Ich
„Das beal
vergebliche Mühen
einzigen Vertreter lich,
wählt bleiben wenn
„Sollte?
Tage zu heirat keine
rücksichtslosen B
„Ich bin sind
einem Manne aben.
etwas verletzt. en!"
für die besten,
beeinflussen, wie Er
giebt der Verun —
„Gott steh
warten, bis er und
auf dem Kopfe wie
„Nein, bester
Majoratsherr Weise
doch auch auf voll-
Willibald?"
Der junge M blitz-
Eiern fertig ge nnte
an die Wurst m die
Meinung gefan el,
verfiel daher in frend,
erklärte: „Ja, n
die Mama wir eicher!
weit ist." anfs
„Das wird
hagen. „Das i Blick
zu kümmern, un wand.
Dich unter mei nder-
Reisen ist nicht jeder-
Sie war reisen
aber dieser sah Lohnt
portion, die sei
auf den Teller einem
„Hast Du eines
fragte er achte,
„Immer!" nichts
noch ein großes
„Ja, wir r im
schwerden," sag die
dienen uns auch an es
und dann essen
Seele zusammen unkeit
ist, ich meine, d wird
Sie schtung
bei den letzten S „Ich
herzhafter Natur amen
wärts rückte un immer
brachte. Sein Lei id!"
„gekindes Haar sorats-
Verhältnissen ge angen,
machen, die er einmal
dagegen fand of
sei, und sah sel nüber
die jetzt ärgerlich wieder
„Und Har Willy
kommen! Er he!
pünktlichkeiten Mittag-
ernstlich vornehmen."
„Da ist er ch und
den hellen Sonn ssende
fiel ein Schatten e das
plötzlich eine sch
die Brüstung sc



Karneval in

Nach einem Gemälde

Photographie als Verlage der Photographischen Union in München.

Arnold[illegible] Institut.

[illegible]m Gemälde von Josef Weiser.

„Daß er mich abholen soll? Das thust Du nicht, Tante Regine, dazu bist Du viel zu gut. Du weißt es ja, wie streng der Papa ist, wie hart er strafen kann, Du klagst mich sicher nicht bei ihm an, Du hast es ja noch nie gethan."

„Junge, laß mich in Ruhe mit Deinem verwünschten Schmeicheln!" Das Gesicht der Frau Regine war noch sehr schwarz, aber ihre Stimme verriet schon ein bedenkliches Schwanken und Hartmut wußte seinen Vortheil zu benutzen, er legte mit der ganzen Zierlichkeit eines Knaben den Arm um ihre Schulter.

„Ich glaube, Du hättest mich ein wenig lieb, Tante Regine, und ich — ich habe mich wochenlang gefreut auf die Fahrt nach Burgsdorf, ich habe mich krank gesehnt nach Wald und See, nach den grünen Wiesen und den weiten blauen Himmel. Ich bin so glücklich hier gewesen — aber freilich, wenn Du mich nicht haben willst, dann gehe ich auf der Stelle. Du brauchst mich nicht erst fortzuschicken."

Seine Stimme war zu einem weichen, schmeichelnden Flüstern herabgesunken, während die großen, dunklen Augen nur zu beredt die Worte unterstützten. Sie konnten noch heißer bitten als die Lippen und sie schienen in der That eine eigenthümliche Macht auszuüben — Frau von Eschenhagen, die ihrem Willy und dann Siegfried gegenüber die unbeugsame Selbstbeherrscherin war, sie ließ sich hier zur Nachgiebigkeit bewegen.

„Nun, so besser Dich, Du Eulenspiegel!" sagte sie, ihm mit der Hand in die dichten Locken fahrend. „Und was das Fortschicken betrifft, so weißt Du es leider nur zu gut, daß Willy und alle meine Leute einen förmlichen Narren an Dir gefressen haben — und ich dazu!"

Hartmut jubelte laut auf bei den letzten Worten und küßte in mit ungeschlemmter Dankbarkeit die Hand, dann wandte er sich zu seinem Freunde, der nun glücklich auch das allerletzte Butterbrot verzehrt hatte und in stiller Bewunderung die Scene mit anfah.

„Ist Du nun endlich mit Deinem Frühstück fertig, Willy? Komm, wir wollen zu nach dem Burgsdorfer Weiher — so sei doch nicht so entsetzlich langsam und bedächtig! Leb' wohl, Tante Regine, dem Onkel Wallmoden ist es gar nicht recht, daß Du mich begnadigst, ich sehe es. Hurrah, jetzt geht es in den Wald hinein!"

Und fort stürmte er, über die Terrasse in den Garten hinunter. Es lag eine überschäumende Jugendlust und Jugendkraft in dieser Unbändigkeit, die etwas hinreissend Liebenswürdiges hatte. Der junge Knabe war Feuer und Leben. Willy trottete wie ein junger Bär ihm nach und schon in den nächsten Minuten verschwanden sie hinter den Bäumen.

„Das kommt und geht wie ein Sturmwind!" sagte Frau von Eschenhagen ihnen nachblickend. „Der Junge ist nicht zu halten, wenn man ihm einmal den Zügel schießen läßt."

„Ein gefährlicher Wunsch!" meinte Wallmoden. „Sogar Dich vermöchte er zu regieren und Du pflegst doch sonst das Regiment allein zu führen. Es ist meines Wissens das erstemal, daß Du Jugendmuth und Unvernünftigkeit verzeihst."

„Ja, der Hartmut hat etwas an sich, was die Menschen förmlich bezaubert!" rief Frau Regine, halb ärgerlich über ihre Nachgiebigkeit. „Wenn er einen so angucht mit den schwarzen Glutheugen und dazu bettelt und schmeichelt, dann möchte ich den Teufel, der ihm nein sagt. Du hast recht, es ist ein gefährlicher Bursche."

„Jawohl, doch lassen wir jetzt Hartmut beiseite, es handelt sich um die Erziehung Deines eigenen Sohnes. Du bist also wirklich entschlossen —"

„Ja hier zu behalten. Gieb Dir keine Mühe, Herbert: Du magst im großmächtigen Diplomat sein und die ganze Politik in der Tasche haben, aber meinen Jungen gebe ich Dir nicht heraus, der gehört mir ganz allein und den behalte ich — Punktum!"

Ein kräftiger Schlag auf den Tisch begleitete dies „Punktum". Damit stand die regierende Herrin von Burgsdorf auf und ging zur Thüre hinaus, ihr Bruder aber zuckte die Achseln und sagte halblaut: „Zu mag er dem meinetwegen ein Krautjunker werden — es wird wohl auch das beste sein." —

Hartmut und Willibald hatten inzwischen den ziemlich umfangreichen Forst erreicht, der zum Gut gehörte. Der Burgsdorfer Weiher, ein einsames, schilfumkränztes Gewässer mitten im Walde, lag in der stillen Vormittagsstunde regungslos und sonnenbeglänzt da. Der junge Majoratsherr hatte sich einen schattigen Platz am Ufer ausgesucht und gab sich mit ebenso viel Ausdauer als Behaglichkeit dem interessanten Geschäft des Angelns hin, während der ungeduldige Hartmut in der Nähe umherstreifte, hier einen Vogel auffing, dort Schilf und Blumen abriß und endlich Turnübungen auf einem Baumstamme anstellte, der halb im Wasser lag.

„Kannst Du denn niemals ruhig an einem Orte bleiben, Du verjagst mir ja die Fische!" sagte Willy mißvergnügt. „Ich habe heute noch gar nichts gefangen."

„Wie kannst Du nur stundenlang so auf einem Fleck sitzen und auf die dummen Fische warten!" spottete Hartmut. „Freilich, Du darfst das ganze Jahr durch Wald und Feld streifen, wenn Du Lust dazu hast, Du bist ja frei! frei!"

„Bist Du etwa gefangen?" fragte Willy. „Du und Deine Kameraden, Ihr seid ja täglich im Freien."

„Aber nie allein, nie ohne Zwang und Aufsicht. Wir sind ja immer und ewig im Dienst, selbst in den Erholungsstunden. O, wie ich ihn hasse, diesen Dienst und dies ganze Sklavenleben!"

„Aber Hartmut, wenn das Dein Vater hörte!"

„Dann würde er mich wieder strafen wie gewöhnlich. Er hat ja für mich nichts als Strenge und Strafen, meinetwegen — es geht in einem hin!"

Er war sich der Länge nach ins Gras, aber so herb und überwältigt seine Worte auch klangen, es bebte etwas darin wie eine schmerzliche, leidenschaftliche Klage. Der junge Majoratsherr schüttelte nur bedächtig den Kopf, während er eine neue Lockpeife an seiner Angel befestigte, und einige Minuten lang herrschte vollständiges Schweigen.

Da plötzlich stieß etwas nieder aus der Höhe, dunkel, blitzschnell, das eben noch so regungslose Gewässer spritzte und schäumte auf und im nächsten Augenblick hob sich ein Reiher hoch in die Lüfte empor, die zappelnde, silberglänzende Beute im Schnabel.

„Bravo, das war ein guter Stoß!" rief Hartmut aufjubelnd, Willy aber schalt ärgerlich:

„Der verwünschte Räuber plündert uns den ganzen Weiher! Ich werde mit dem Förster sprechen, der soll ihn einmal aufs Korn nehmen."

„Ein Räuber?" wiederholte Hartmut, während sein Blick dem Reiher folgte, der jetzt hinter den Baumwipfeln verschwand. „Ja freilich! Aber es muß schön sein, solch ein freies Räuberleben, hoch oben in den Lüften. So aus der Höhe niederfahren wie ein Blitz, die Beute packen, mit sich fortreißen und dann hinaus mit ihr, wo niemand folgen kann, das lohnt die Jagd!"

„Hartmut, ich glaube wahrhaftig, Du hättest Lust zu einem solchen Räuberleben," sagte Willy mit dem ganzen Entsetzen eines wohlerzogenen Sohnes über solche Gelüste. Sein Gefährte lachte, aber es war wieder jenes herbe, seltsame Lachen, das so gar nichts Jugendliches hatte.

„Und wenn ich sie hätte, dann würde man sie mir im Kadettenhause schon austreiben! Da ist ja der Gehorsam, die Disciplin das A und O von allem, schließlich lernt man es doch! — Willy, hast Du nie gewünscht, Flügel zu haben?"

„Ich? Flügel?" fragte Willy, dessen ganze Aufmerksamkeit wieder auf der Angelschnur gerichtet war. „Nuhnu! Wer wird sich Unmögliches wünschen!"

„Ich wollte, ich hätte sie!" rief Hartmut aufjammernd. „Ich wollte, ich wäre einer von den Falken, von denen wir den Namen führen. Dann stiege ich hoch empor, in die blaue Luft, immer höher, der Sonne entgegen, und käme nie, niemals wieder zurück!"

„Ich glaube, Du bist verrückt," sagte der junge Majoratsherr gleichmüthig. „Aber nun habe ich wieder nichts gefangen, der Fisch will heute durchaus nicht anbeißen, ich muß es einmal an einer andern Stelle versuchen."

Damit nahm er seine Angelgeräthschaften und ging hinüber nach der andern Seite des Weihers, während Hartmut sich wieder auf den Boden warf. Wer konnte auch von dem braven Willy verlangen, daß er sich mit dem Gedanken an Flügeln abgebe!

Es war einer jener Herbsttage, die für wenige kurze Minuten den Frühling zurück zu zaubern scheinen. Der Sonnenschein war so golden, die Luft so mild, der Wald so frisch und duftig. Auf dem leuchtenden kleinen Gewässer tanzten Tausende von strahlenden Funken und leise und geheimnißvoll flüsterte das Schilf, wenn ein Windhauch darüber hinstrich.

Hartmut lag noch immer regungslos ausgestreckt und schien diesem Weben und Flüstern zu lauschen. Verschwunden war die wilde Leidenschaftlichkeit, die Flamme, welche fast unheimlich in seinem Auge aufloderte, als er von dem Raubvogel sprach. Jetzt hingen diese Augen träumerisch an den strahlenden Himmelsbläue und es lag etwas wie verzehrende Sehnsucht in denselben.

Da nahten leise Schritte, fast unhörbar auf dem weichen Waldboden, und in den Gebüschen rauschte es, als streife sie ein seidenes Gewand. Jetzt theilten sie sich, eine Frauengestalt glitt lautlos daraus hervor und blieb dann stehen, den Blick unverwandt auf den jungen Träumer gerichtet.

„Hartmut!“

Der Gerufene fuhr auf und sprang dann rasch empor. Er kannte weder die Stimme noch die fremde Erscheinung überhaupt, aber es war eine Dame, er machte ihr mit vollendeter Ritterlichkeit eine Verbeugung.

„Gnädige Frau —?“

Eine schmale, bebende Hand legte sich rasch und verbietend auf seinen Arm.

„Still, nicht so laut! Dein Gefährte könnte uns hören, und ich habe nur mit Dir zu sprechen, Hartmut, mit Dir allein!“

Sie trat wieder zurück und winkte ihm, zu folgen. Hartmut zögerte einen Augenblick. Wie kam diese Fremde, deren Gesicht dicht verschleiert war, die ihrer Kleidung nach aber den vornehmen Ständen angehörte, an den einsamen Waldweiher, und was bedeutete das „Du“ aus ihrem Munde ihm gegenüber, den sie zum erstenmal sah? Aber das Geheimnißvolle dieser Begegnung begann ihn zu reizen, er folgte.

Sie standen jetzt im Schutze des Gebüsches, wo sie von der andern Seite nicht gesehen werden konnten, und langsam schlug die Fremde den Schleier zurück. Sie war nicht mehr ganz jung, eine Frau von einigen dreißig Jahren, aber das Antlitz mit den dunklen, brennenden Augen besaß einen eigenartigen Zauber, und derselbe Reiz lag in ihrer Stimme, die, wenn auch im Flüsterton, doch in weichen, tiefen Lauten klang, mit fremdartiger Betonung, als sei das Deutsch, das sie vollkommen fließend sprach, nicht ihre Muttersprache.

„Hartmut, sich mich an! Kennst Du mich wirklich nicht mehr? Hast Du keine Erinnerung aus Deiner Kinderzeit bewahrt, die Dir sagt, wer ich bin?“

Der junge Mann schüttelte langsam verneinend den Kopf, und doch tauchte jetzt eine Erinnerung in ihm auf, undeutlich und traumartig, als höre er diese Stimme nicht zum erstenmal, als habe er dies Antlitz schon einmal gesehen in ferner, ferner Zeit. Halb scheu, halb gefesselt stand er da und blickte auf die Fremde, die jetzt plötzlich beide Arme nach ihm ausstreckte.

„Mein Sohn, mein einziges Kind! Kennst Du Deine Mutter nicht mehr?“

Hartmut zuckte zusammen und wich zurück.

„Meine Mutter ist ja todt!“ sagte er halblaut.

Die Fremde lachte bitter auf, seltsam, es klang genau so wie jenes herbe unheimliche Lachen, das vorhin von den Lippen des Knaben gekommen war.

„Das also war es! Man hat mich todt gesagt! Nicht einmal die Erinnerung an die Mutter wollte man Dir lassen. Es ist nicht wahr, Hartmut, ich lebe, ich stehe vor Dir, sieh mich an, sieh meine Züge, die auch die Deinen sind. Das wenigstens hat man Dir nicht nehmen können. Kind meines Herzens, fühlst Du denn nicht, daß Du zu mir gehörst?“

Hartmut stand noch immer regungslos und blickte in das Antlitz, in dem er wie in einem Spiegel das seinige wiederfand. Es waren dieselben Linien, dasselbe üppige, bläulich schwarze Haar, dieselben großen, nachtdunklen Augen; ja selbst jener seltsame dämonische Ausdruck, der in dem Blick der Mutter wie eine Flamme loderte, glühte bereits als Funke in dem Auge des Sohnes. Die Aehnlichkeit schon bezeugte es, daß sie eines Blutes waren, und jetzt wachte die Stimme dieses Blutes auf in dem jungen Manne. Er forderte keine Erklärungen, keine Beweise, die traumartig verworrenen Erinnerungen aus seiner Kinderzeit wurden plötzlich klar, noch ein kurzes, sekundenlanges Zögern, dann warf er sich in die Arme, die sich ihm entgegenstreckten.

„Mutter!“

In dem Ausrufe lag die ganze glühende Innigkeit des Knaben, der nie gewußt hatte, was es heißt, eine Mutter zu besitzen, und der sich doch danach gesehnt hatte mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seiner Natur! Seine Mutter! Jetzt lag er in ihren Armen, jetzt überschüttete sie ihn mit heißen Liebkosungen, mit süßen, zärtlichen Schmeichelnamen, wie er sie nie gehört — es versank ihm alles andere in den Fluthen dieses stürmischen Entzückens.

So verrannen einige Minuten, dann löste sich Hartmut aus den Armen, die ihn noch immer umschlungen hielten.

„Warum bist Du niemals bei mir gewesen, Mama?“ fragte er heftig. „Warum hat man mir gesagt, daß Du todt seiest?“

Zalika trat zurück, in einem Augenblick war all die Zärtlichkeit ausgelöscht in ihren Zügen, es flammte dort auf wie wilder, tödlicher Haß und die Antwort kam fast zischend von ihren Lippen:

„Weil Dein Vater mich haßt, mein Sohn — und weil er mir nicht einmal die Liebe meines einzigen Kindes lassen wollte, als er mich von sich stieß!“

Hartmut schwieg betroffen. Er wußte freilich, daß der Name seiner Mutter nicht genannt werden durfte in Gegenwart des Vaters, daß dieser ihn mit der herbsten Strenge zurückgewiesen hatte, als er es einmal wagte, danach zu fragen, aber er war noch zu sehr Knabe gewesen, um über das „Warum“ nachzugrübeln. Zalika ließ ihm auch jetzt keine Zeit dazu. Sie strich ihm das dichte Lockenhaar von der hohen Stirn, und es flog wie ein Schatten über ihr Gesicht.

„Die Stirn hast Du von ihm!“ sagte sie langsam. „Das ist aber auch das einzige, was an ihn erinnert, alles andere gehört mir, mir allein. Jeder Zug spricht davon, daß Du mein bist — ich wußte es ja!“

Sie schloß ihn von neuem in die Arme und überschüttete ihn mit endlosen Zärtlichkeiten, die Hartmut ebenso leidenschaftlich erwiderte. Es war wie ein Rausch des Glückes, wie eins von den Märchen, die er sich so oft geträumt hatte, und er gab sich fraglos und rückhaltlos diesem Zauber hin.

Da machte sich Willy drüben am andern Ufer bemerklich. Er rief laut nach seinem Freunde und mahnte, daß es Zeit zur Heimkehr sei. Zalika fuhr empor.

„Wir müssen uns trennen! Niemand darf erfahren, daß ich Dich gesehen und gesprochen habe, vor allem Dein Vater nicht! Wann kehrst Du zu ihm zurück?“

„In acht Tagen.“

„In acht Tagen erst?“ Die Worte klangen fast triumphirend, „und bis dahin sehe ich Dich täglich. Sei morgen um dieselbe Stunde hier am Weiher, Deinen Gefährten hältst Du unter irgend einem Vorwande zurück, damit wir ungestört sind. Du kommst doch, Hartmut?“

„Gewiß, Mutter, aber —“

Sie ließ ihm keine Zeit zu einem Einwurfe, sondern fuhr in demselben leidenschaftlichen Flüstertone fort:

„Vor allen Dingen Schweigen gegen jedermann, wer es auch sei. Vergiß das nicht! Leb' wohl, mein Kind, mein geliebter einziger Sohn, auf Wiedersehen!“

Noch ein glühender Kuß auf die Stirn Hartmuts, dann tauchte sie wieder in das Gebüsch zurück, so lautlos wie sie gekommen war. Es war die höchste Zeit, gleich darauf erschien Willy, dessen Nahen sich nun allerdings nicht durch Lautlosigkeit auszeichnete, denn er stampfte nachdrücklichst den Rasen mit seinen schweren Tritten.

„Warum gießt Du denn keine Antwort?“ fragte er. „Ich rufe nun schon zum drittenmal, Du warst wohl eingeschlafen? Sieht ganz verträumt aus.“

Hartmut stand in der That noch wie benäubt da und blickte auf das Gebüsch, in dem seine Mutter verschwunden war. Jetzt richtete er sich auf und fuhr mit der Hand über die Stirn.

„Ja, ich habe geträumt,“ sagte er langsam. „Einen ganz seltsamen, wunderbaren Traum!“

„Du hättest lieber angeln sollen,“ meinte Willy. „Sieh, welch einen prächtigen Fang ich da drüben gemacht habe. Der Mensch darf nicht am hellen lichten Tage träumen, er muß etwas Ordentliches thun — sagt meine Mutter — und meine Mutter hat immer recht!“

(Fortsetzung folgt.)

Am Rheinfall bei Schaffhausen.

Von Emil Rittershaus.

Ich saß mit einem schönen Kind
Am See in grüner Laubenz;
Ich stieß der Forka rauhen Wind
Um meine Schläfe schnauben.
Ich sah den Aar, der einsam schweift
Um schroffer Felsen Glatzen,
Den Gletscher, der hinuntergreift
Ins Thal mit eis'gen Tatzen. —

Und in der Alpen hehrem Reich,
Wo graue Bäche quellen,
Fühlt' ich mich einem Sandkorn gleich,
Verweht von Sturm und Wellen.
Wo matt das letzte Grün verdorrt
In ew'gen Winters Walten,
Da sucht das Herz umsonst das Wort
Zum Liede zu gestalten!

Und weiter hab' den Wanderstab
Gesetzt ich auf der Reise —
Hurrah, da kommt ein wilder Knab'
Vom Schnee und aus dem Eise!
Das ist im Jünglingstrotz der Rhein
Mit Toben und mit Brausen,
Und er versucht sich schon im „Wein"
Im Lande von Schaffhausen!

Doch Lehrlingsarbeit bleibt es noch,
Man kann dabei nicht lachen. —
Getrost! Der wird als Traubenkoch
Sein Meisterstück schon machen!
Im Ranzen trug ich lang mit mir
Ein Fläschlein von dem Besten —
Ein volles Glas! Nun weih' ich's dir,
Sohn aus den Eispalästen! —

Beim Feuertrank, so goldig klar,
Da wird es mir zu Sinne,
Als küßte mich das Lippenpaar
Der schönsten Winzerinne!
Da fühl' ich mich so jung, so jung,
Da sproſſen mir die Lieder,
Da spüre ich den vollen Schwung
Der Jugendjahre wieder!

Dir, Stürmer, sei dies Glas geweiht,
Und laß den Wunsch mich sagen:
Den Geist aus deiner Jünglingszeit,
Den sollst du thalwärts tragen!
Wohin des Wegs du wandern mußt
Durch Wiesen, Wald und Reben,
Da hauch' in jede Mannesbrust:
Die Freiheit ist das Leben!

So zieh' als ein Apostel aus
Zu meines Stamms Genossen,
Du Strom, für den im heißen Strauß
Das Herzblut wir vergossen!
Es mahne deines Rauschens Klang
Ringsum die Völkerscharen:
Was einmal deutsches Schwert errang,
Das wird es auch bewahren.

Darauf sei dieses Glas geleert
Bis auf den letzten Tropfen! —
Du Strom, der durch die Felsen fährt,
Wie fühl' mein Herz ich klopfen!
Ade nun, Firn und Gletscherwand! —
Durch Wogenschaum und Brausen
Hör' ich den Gruß vom Vaterland
Beim Rheinfall von Schaffhausen! —

Ueber Gehörinstrumente für Schwerhörige.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Prof. Dr. K. Bürkner.

Unter der erschreckend großen Zahl von Schwerhörigen giebt es leider nicht wenige, deren Gebrechen unheilbar ist. Diese schwersten Formen von Taubheit beruhen meist entweder auf einer durch Verdickungen und Verwachsungen hervorgerufenen verminderten oder aufgehobenen Beweglichkeit derjenigen Theile des Ohres, welche den Schall aufzufangen und durch ihre Schwingungen fortzuleiten haben, oder in Störungen des schallempfindenden, nervösen Ohrabschnittes. Häufig ist die Vernachlässigung eines anfangs geringfügigen Ohrkatarrhs von seiten der Kranken oder ihrer Aerzte schuld an dem Eintreten der schließlich unheilbaren üblen Folgen, in andern Fällen können die sehr oft nachweisbare, verhängnißvolle Vererbung einer Neigung zu Ohrleiden oder der allgemeine Körperzustand, sowie verschiedene Ansteckungskrankheiten, wie Scharlach, Masern, Typhus, den Ausgangspunkt der Taubheit bilden.

Ein jeder von diesen Unglücklichen, deren Dasein durch ein so schweres Gebrechen getrübt wird, hat den Wunsch, die durch die Schwerhörigkeit ihm gesetzlichen und im geschäftlichen Verkehr entstehenden, nur zu leicht zu völliger Vereinsamung führenden Schwierigkeiten zu heben oder doch zu verringern, und wer selbst in der Nähe des Ohres laut Gesprochenes nicht mehr zu verstehen vermag, sucht meist auch ohne ärztliche Verordnung nach einem Mittel, welches zur verstärkten Wahrnehmung des Schalles dienen kann. Der einfachste Schallfänger, die hinter das äußere Ohr gelegte Hand, genügt in Fällen von hochgradiger Schwerhörigkeit nicht mehr, denn es wird dadurch nur eine geringe Vergrößerung der für die Gehörthätigkeit ohnehin untergeordneten Ohrmuschel erreicht; der Taube bedarf vielmehr eines von sachkundigen Aerzte ausgewählten Hörwerkzeuges.

Solcher Vorrichtungen nun giebt es eine große Zahl in den verschiedensten Formen; aber leider findet sich darunter keine, welche etwa der von den Schwerhörigen so heiß ersehnten „Brille für die Ohren“ entspräche; denn sie sind alle unvollkommen und leisten bei weitem nicht das, was die Gläser für das Auge bieten. Sind doch auch die Verhältnisse bei beiden Sinnesorganen grundverschieden! Bei Anwendung der Brille für Kurz- und Weitsichtige sind wir in der Lage, nach physikalischen Gesetzen Unregelmäßigkeiten in der Lichtbrechung des Auges durch vorgesetzte Zerstreuungs- oder Sammellinsen auszugleichen, also das wahrzunehmende Bild aufgerückt des Auges zu verändern, dem Fehler des Auges anzupassen, während wir den Ton vorläufig nur insofern beeinflussen können, als wir ihn verstärkt dem Ohre zuführen und durch den nun ausgiebigeren Reiz die verminderte Beweglichkeit der den Schall leitenden Gehörknöchelchen zu überwinden oder durch unmittelbare mechanische Einwirkung auf die letzteren eine lebhaftere Schwingungsthätigkeit herbeizuführen suchen müssen.

Leider sind auch die Hoffnungen, welche man auf die neueren akustischen Erfindungen, vor allem auf das „Mikrophon“* gesetzt hatte, nicht in Erfüllung gegangen. Bisher ist es wenigstens nicht gelungen, dieselben für Schwerhörige nutzbar zu machen.

Die schallverstärkenden Apparate sind im wesentlichen Trichter von verschiedener Größe und verschiedener Form, und zwar ist im allgemeinen die erstere für die Wirkung maßgebender als die letztere. Selten wird ein Schwerhöriger mit einem jener kleinen Instrumente, welche sich im Ohre verbergen lassen, eine erhebliche Gehörverbesserung erzielen, und an diesem Umstande scheitert nur zu häufig die Anwendung von Hörmaschinen überhaupt; denn es ist ein, zumal beim weiblichen Geschlechte, weitverbreitetes, im Grunde sehr thörichtes, durch eine gewisse Eitelkeit hervorgerufenes Bestreben, die Schwerhörigkeit möglichst zu verheimlichen; wird doch sogar die Empfehlung eines Hörrohrs von seiten eines Ohrenarztes zuweilen als eine beleidigende Zumuthung angesehen.

Hörschlauch.

Betrachten wir die gebräuchlichsten Formen von Hörrohren etwas näher!

Die kleinsten Instrumente sind Röhren von Silber oder Hartgummi von kreisrundem oder ovalem Querschnitt, welche an dem einen Ende eine trichterförmige Erweiterung besitzen. Dieselben werden so tief in den Gehörgang eingeschoben, daß das weitere Ende in die Ohrmuschel zu liegen kommt, und sind daher allerdings nicht auffallend; allein da der geringe Querschnitt des Trichters in nur sehr beschränktem Maße zur Sammlung von Schallwellen geeignet ist, so nützen diese kleinen Röhrchen meist nur in Fällen, in welchen die Schwerhörigkeit durch das Zusammenfallen der erschlafften Gehörgangswände, wie es bei alten Leuten vorkommt, bedingt oder vermehrt wird; hier ist dann nicht eine Verstärkung des Schalles, sondern die durch das Einführen des Instrumentes hervorgerufene Oeffnung des Kanals das Wesentliche.

Ein ähnliche, gleichfalls fast völlig zu verbergende kleine Vorrichtung besteht aus Hartgummi und besitzt eine zagdhornförmige Krümmung; auch hier wird der schmälere Theil in den Gehörgang geschoben, der weitere Theil hingegen erhält seinen Platz, mit der Oeffnung nach hinten, in der Ohrmuschel. Der Hauptzweck des Röhrchens ist, die Fläche des den Gehörgang von vorn her klappenartig schließenden, dreieckigen Knorpels zu vergrößern, weil diesem eine besondere Thätigkeit bei der Zuleitung der Schallwellen beigemessen wird. Allein ein bedeutender Erfolg wird auch durch diesen Apparat nur selten erzielt.

Die größeren, wirklich brauchbaren Schallfänger bestehen aus einem trichter- oder becherförmigen, behufs Abschwächung von Nebengeräuschen zuweilen mit einem Tuchgeflecht oder Metallsieb gedeckten Sammelgefäß und einem in den Gehörgang einzuführenden, in sehr verschiedener Weise gekrümmten Ausfuhrrohr. Sie müssen in der Hand gehalten werden, lassen sich aber wohl auch auf dem Tisch aufstellen oder an Spazierstöcken befestigen. Diese Trichter oder Trompeten werden entweder aus Metall oder aus Hartgummi, Papiermasse u. dergl. hergestellt und besitzen je nach dem verwandten Material eine verschiedene Wirkungskraft; das Metall verstärkt den Ton zwar mehr, allein derselbe erhält leicht einen „blechernen“ Beiklang und wird durch das Auftreten störender Nebengeräusche mitunter so erheblich beeinträchtigt, daß im allgemeinen die Hartgummiapparate entschieden den Vorzug verdienen.

Von der früher fast ausschließlich verwendeten Trompetenform hat man in neuerer Zeit mehr und mehr abgesehen, indem man wohlüberlegter Weise versucht hat, durch Herstellung parabolisch gekrümmter Schallfänger den Zweck der Instrumente in befriedigenderer Weise zu erreichen. Solche parabolisch gekrümmte Apparate besitzen in der Regel die Form einer Saxzenkelle, wenn der Ohranlaß ziemlich lang und seitlich am Schallfänger angebracht ist, oder einer Tischglocke, wenn der Ohrtheil unmittelbar am Scheitel des Paraboloids ansetzt. Doch giebt es auch derartige Apparate von ganz anderer Form. Besonders zweckmäßig erscheinen parabolisch geformte Schallbecher, welche die Schallwellen in einen zweiten, nach innen, d. h. nach dem Ohranlaß offenen, gleichfalls parabolisch gekrümmten Hohlraum werfen, von wo aus sie dann dem Ohr zugeleitet werden.

Tadzenige Instrument, welches weitaus am häufigsten bei hochgradig Schwerhörigen anwendbar ist, besteht in einem Trichter oder Becher aus Hartgummi, dem „Mundstück“, und einem etwa dreiviertel Meter langen Schlauch mit rechtwinklig gekrümmtem Ohransatz. Das Mundstück ist so weit, daß es die Lippen des hinein Sprechenden nahezu bedeckt, der Schlauch, welcher aus spiralig aufgewundenem Draht mit Leder- und Seidenfadenüberzug besteht, verjüngt sich am besten konisch, das heißt vom Trichter nach dem Ohrtheile zu enger werdend.

Diesem „Hörschlauche“ hatet gegenüber den größeren und weiteren Schalltrichtern, welche sich entschieden für minder Schwerhörige am besten eignen, nur der eine Nachtheil an, daß er nicht wie jene das von mehreren Personen gleichzeitig Gesprochene und

* Eine schallverstärkende Vorrichtung in den Fernsprechleitungen.

auch in größeren Räumen wie in der Kirche, in Konzerten zu hören gestattet. Allein dies kann eben nur bei noch nicht hochgradig Schwerhörigen die Aufgabe der Hörmaschine sein; die Mehrzahl der Kranken, welche überhaupt regelmäßig eines Apparates bedürfen, müssen auf die Beherrschung eines größeren Umfreises verzichten und sich auf das Zwiegespräch beschränken, und für dieses letztere giebt es kein bequemeres und kräftigeres

Audyphon.

Hilfsmittel als eben den Hörschlauch. Nur darf der Sprechende niemals laut in den Schalltrichter hineinsprechen, da es fast stets genügt, mit gewöhnlicher Tonstärke oder doch mit ganz wenig erhobener Stimme zu sprechen, vorausgesetzt, daß sehr deutlich artikuliert wird. Zu starker Schall wird nicht nur unverständlich, sondern greift auch die Gehörnerven der Tauben sehr schnell an.

Ein nicht zu unterschätzender Vortheil des Hörschlauches besteht auch darin, daß derselbe leicht in der Tasche oder um die Schultern gehängt getragen werden kann und daß der Sprechende in einer verhältnißmäßig großen Entfernung vom Hörenden, jedenfalls etwa an der entgegengesetzten Seite eines Tisches, seinen Platz haben kann. Wer je zu einem Tauben längere Zeit ohne Hilfsmittel, also unmittelbar in das Ohr hinein, gesprochen hat, wird die Wohlthat, welche auch in dieser Hinsicht der Hörschlauch bietet, zu schätzen wissen.

Für alle die bisher besprochenen Apparate und besonders für die trichterförmigen gilt das eine, daß sie nicht in dem gleichen Verhältniß, wie sie den Schall verstärken, auch eine größere Deutlichkeit der Wahrnehmung vermitteln. Vielmehr kann es sehr oft beobachtet werden, daß gerade, wenn ein Instrument den Ton der Stimme dem Ohre recht laut zuführt, die Deutlichkeit leidet, Nach- und Nebengeräusche entstehen; und da es für die Schwerhörigen meist weniger auf die bloße Verstärkung des Schalles als auf größere Deutlichkeit der gehörten, aber nicht verstandenen Worte ankommt, so ist der Nutzen der Hörmaschinen, zumal bei noch nicht hochgradig Tauben, nur zu oft ein sehr geringer. Es kommt hinzu, daß bei einem großen Theil der Ohrleidenden, welche ein bestimmtes Instrument mit Erfolg benutzen, durch längere Anwendung desselben eine unerträgliche Reizung der Hörnerven entsteht, welche den Schwerhörigen von selbst zur Ausschaltung des Apparates zu veranlassen pflegt und stets als ein Zeichen dafür angesehen werden muß, daß, wenn überhaupt, nur mit Vorsicht, immer auf kurze Zeit und etwa bei besonderen Gelegenheiten ein künstliches Hilfsmittel angewandt werden darf. Solche Gelegenheiten sind für die minder Schwerhörigen, für welche überhaupt ein geselliges Leben mit seinen geistigen Genüssen noch in Frage kommt, Konzert, Vorträge, kleinere Gesellschaften, Theater; doch wiederholt sich die Erfahrung täglich, daß mit Ausnahme der Musik alle diese Arten der Unterhaltung meist schon sehr frühzeitig von den Schwerhörigen aufgegeben werden, nicht allein, weil nur immer ein Theil des Gebotenen richtig wahrgenommen werden kann, sondern auch wegen der mit dem angespannten Lauschen verbundenen Uebermüdung.

Immerhin wird im allgemeinen von Hörinstrumenten noch viel zu wenig Gebrauch gemacht. Im engeren geselligen Zusammenleben könnte mancher Schwerhörige durch die Benutzung eines geeigneten Apparates sich und andern den Verkehr wesentlich erleichtern; vor allem aber ist für die Erziehung schwerhöriger Kinder ein Hörrohr zuweilen von überraschend günstigem Einfluß, sei es im Klassen- oder, was häufiger in Betracht kommt, im Einzelunterricht. Gar manches Kind, welches für den gewöhnlichen Schulbesuch zu schlecht hört, kann mit Hilfe eines Schalltrichters oder eines Hörschlauches sehr wohl unterrichtet werden, und es läßt sich in derartigen Fällen sogar zuweilen die Einweisung in eine Taubstummenanstalt, welche sonst erforderlich wäre, unnöthig machen.

Ein großer, oft verhängnißvoller Fehler ist aber auf der andern Seite, wenn ein Schwerhöriger eine Hörmaschine ohne Verordnung eines sachverständigen Arztes auswählt und in Gebrauch nimmt. Es ist immer ein besonderer Zustand des Gehörorgans für die Anwendung derartiger Hilfsmittel vorauszusetzen, und ob derselbe vorliegt, ob ferner dieses oder jenes Instrument für den Kranken geeignet sein wird, — was meist nur durch eine Reihe von Beobachtungen und Versuchen festzustellen ist, — wie oft, bei welchen Gelegenheiten, wie lange jedesmal der Apparat in Anwendung gebracht werden darf, alle diese Fragen kann nur und muß in jedem einzelnen Falle der Ohrenarzt nach eingehender persönlicher Untersuchung des Patienten entscheiden. Nur zu oft ereignet es sich, daß der Taube durch den unzweckmäßigen Gebrauch eines für ihn ungeeignenden Hörrohres, welches ihm von einem Bekannten empfohlen oder durch eine schwindelhafte Reimmsanzeige bekannt geworden ist, dauernden Schaden leidet; und besonders wird dadurch oft geschlt, daß ein Schwerhöriger zu früh ein Instrument, oder wenigstens ein zu kräftig wirkendes Instrument bei jeder ihm günstig scheinenden Gelegenheit benutzt und dadurch sein Gehör, anstatt es zu schonen und zu üben, abstumpft oder überempfindlich macht. Darum bediene sich niemand eines Hörrohres ohne die Empfehlung eines dazu befähigten Arztes, dessen Vorschriften dann aber auch genau zu befolgen sind!

Außer den bisher besprochenen Schalltrichtern, denen auch der Hörschlauch als auf gleichem Grundsatze beruhend hinzugezählt werden kann, giebt es noch Hörapparate anderer Art. Früher waren z. B. „Schallsänger“ oder „Hörschalen“ vielfach in Gebrauch, schüssel- oder muschelförmige Instrumente von Metall, wohl auch gerade zu Muscheln, welche hinter oder über dem Ohre befestigt wurden und gewissermaßen die Fläche der Ohrmuschel vergrößern, also mehr Schallwellen sammeln helfen sollten; einen Chronsap besaßen dieselben nicht, der Ton wurde mithin nicht unmittelbar dem Gehörgang zugeführt. Einen ähnlichen Zweck hatten auch die „Ohrsitzen“, welche hinter dem Ohre angebracht wurden, um den Aufrichtungswinkel der Ohrmuschel am Schädel zu vergrößern, ein vermehrtes Abstehen des Ohres herbeizuführen. Die Apparate dieser Gattung haben nur in vereinzelten Fällen irgend welchen Werth und werden heute kaum noch verordnet, zumal die Schallfänger leicht infolge zu starker Schwingungen Nebengeräusche erzeugen und die bei den Kissen wesentliche Voraussetzung, daß die Schärfe des Gehörs vom Aufsatzwinkel der Ohrmuschel abhängig sei, vollkommen irrig ist.

Zu neuerer Zeit hingegen hat man mehrfach „feste Schalleiter“, meist in Gestalt von Fächern (Audiphon, Dentaphon) empfohlen, welche das Gesetz der Schallfortpflanzung durch die Schädelknochen nutzbar machen. Man glaubte, daß in Fällen, in welchen der Zustand des Trommelfells und der Gehörknöchelchen für eine Leitung des Schalls nicht mehr ausreicht, wohl aber die Schallwellen noch durch die Kopfknochen auf das Centralorgan

Schalltrichter.

übertragen werden können, durch eine verwehrte Zuführung von Tonschwingungen zum Schädel eine verstärkte Gehörwahrnehmung zu erzielen sein würde. Leider erweisen sich diese Instrumente, besonders das bekanntlich, das Audiphon, ein am Griff in der Hand gehaltener, sederder Fächer von Hartgummi, dessen obere Kante gegen die Schneidezähne gedrückt wird, in der Praxis nur äußerst selten als unbrauchbar, wenngleich allerdings durch die Anwendung nicht so leicht Schaden gestiftet werden mag, als durch die Schalltrichter.

Gleichfalls von beschränkter Brauchbarkeit sind solche Apparate, welche durch Uebertragung der Schallwellen unmittelbar auf das Trommelfell zu einer verstärkten Schallwahrnehmung führen sollen. Ein neueres kleines Instrument dieser Art besteht aus einer Gummiplatte, welche in die Ohrmuschel zu liegen kommt und die von dieser erhaltenen Tonwellen durch ein das Trommelfell berührendes Gummistäbchen auf diese sehr empfindliche Membran überträgt. Die Wirkung für die Hörschärfe ist selten groß, oft aber reizt das kleine Instrument mechanisch derartig, daß sich seine Anwendung schon dadurch verbietet.

Nur eigentlich unter einer Voraussetzung kann man durch unmittelbare Belastung des schallleitenden Apparates eine Gehörverbesserung herbeiführen, und zwar wenn das Trommelfell

durchlöchert ist. In diesem Falle läßt sich durch Bedeckung der beschädigten Stelle und einen gleichzeitig ausgeübten sanften Druck auf den liegengebliebenen Theil des Häutchens zuweilen viel helfen. Die Apparate, welche zur Verschließung des Loches benutzt werden, nennt man gewöhnlich „künstliche Trommelfelle“; sie bestehen aus Gummistoff, Papier, Watte oder ähnlichen leichten Körpern und können bei einiger Uebung vom Kranken selbst je nach Bedarf eingeführt werden. Doch ist ihre Verwendung nur dann gestattet, wenn keine Entzündung, namentlich kein eiteriger Ausfluß im Ohre besteht, und da sie immerhin sowohl die Schleimhaut als auch die Hörnerven nicht selten erheblich reizen, so dürfen sie auch nur tagsüber, zuweilen selbst nur wenige Stunden, getragen werden.

Leider finden sich unter den vielen Tausenden von Personen, welche beschädigte Trommelfelle besitzen, nur verhältnißmäßig wenige, denen das künstliche Trommelfell wirklich gute Dienste leistet. Es rührt das auch hier daher, daß eine Anzahl von hier nicht näher zu erörternden Bedingungen erfüllt sein muß, wenn die Vorrichtung anwendbar oder nutzbringend sein soll.

Gerade auch das künstliche Trommelfell darf nur auf Verordnung eines in der Ohrenheilkunde bewanderten Arztes in Gebrauch genommen werden, denn kein Instrument kann so schädlich werden wie dieses, weil hierbei nicht allein die örtlich sehr bedeutende Ueberreizung der Hörnerven eintritt, die in vielen Fällen für die Anwendung ein unüberwindliches Hinderniß bietet, sondern auch eine Entzündung der Paukenhöhlenschleimhaut und des Trommelfells hervorgerufen oder verstärkt und dann eine Zurückhaltung von Eiter herbeigeführt werden kann, welche nicht selten zu tödlichen Folgekrankheiten Veranlassung giebt.

Bei Besprechung des „künstlichen Trommelfells“ müssen wir zum Theile vielleicht manches schwerhörigen Lesers eines seit einigen Jahren lebhaft betriebenen Schwindels mit sogenannten „künstlichen Ohrtrommeln“ gedenken, welche leider nur zu häufig bei den Kranken, welche sie benutzen, Unheil stiften. Bekanntlich versuchen es viele an einer unheilbaren Krankheit Leidende, nachdem sie verschiedene Aerzte ohne den gewünschten Erfolg zu Rathe gezogen haben, schließlich gern mit irgend einem Geheimmittel oder den Rathe eines Kurpfuschers. Ganz besonders neigen hierzu die Schwerhörigen, und dieser Umstand hat eine Unmasse von Geheimmitteln und angeblich sicher wirkenden Apparaten gegen Taubheit gezeitigt, unter anderem auch einen gewissen Nicholson veranlaßt, zum Zwecke des Gelderwerbes das leichtgläubige Publikum durch den Verkauf seiner „künstlichen Ohrtrommeln“ auszubeuten, — was den Ertrag betrifft, augenscheinlich mit bestem Erfolge, denn die Anfragen von Kranken bei den Ohrenärzten in betreff der angepriesenen Wundervorrichtung oder der darauf bezüglichen Schrift mehren sich von Monat zu Monat, zumal da die Art und Weise, mit welcher der „Erfinder“ des Apparates vorgeht, dazu angethan ist, bei weniger urtheilsfähigen Menschen den Eindruck der Vertrauenswürdigkeit zu erwecken. — Betrachtet man indessen die Schrift, welche mit ihren zum Theil gefälschten (weil auf das längst bekannte „künstliche Trommelfell“, nicht aber auf die „künstlichen Ohrtrommeln“ bezüglichen) Anführungen aus wissenschaftlichen Werken, ihren anatomischen Abbildungen, saschmillionen Diplomen und Empfehlungsschreiben für die „neue Erfindung“ Reklame zu machen bestimmt ist, so findet man, daß es sich um einen Schwindel handelt, und wir halten es für unsere Pflicht, denselben aufzudecken.

Was zunächst das Instrument selbst betrifft, so ist es ein künstliches Trommelfell in veränderter Gestalt; es besteht aus einem durchsichtigen Gummihäutchen, welches mit einer Gold- oder Silberplattirung versehen ist und auf das Trommelfell aufgedrückt wird; als Stiel dient ein Röhrchen von magnetischem Stahl, welches zum Zwecke einer verstärkten nervösen Thätigkeit „die Schallwellen in die Ohrnerven mit geringer magnetischer Kraft entladet“; das Röhrchen trägt überdies an seinem andern Ende eine zweite Scheibe, welche in den Gehörgang zu liegen kommt und den Apparat in der richtigen Lage halten soll. — Daß ein solches Instrument in Fällen, in welchen das natürliche Trommelfell schadhaft ist, von Nutzen sein kann, ist nicht zu bestreiten; aber gerade darin, daß wohl manchen Patienten damit geholfen wird, liegt eine Begünstigung und eine besondere Gefahr des Schwindels; eine Gefahr, weil die Vorrichtung gerade wie das gewöhnliche, von Thrennätzen schon längst angewandte „künstliche Trommelfell“, von dem sie ihre Grundform und den leidenden Gesichtspunkt überhaupt entlehnt hat, bei der überwiegenden Mehrzahl der Kranken schädlich wirken muß. Die Verschiedenheit des „Erfinders“, daß seine „künstlichen Ohrtrommeln“ die Gehörorgane in keiner Weise schädigen“ und daß sie „ohne Unbequemlichkeit Tag und Nacht im Ohre getragen werden können“, ist daher ebenso unwahr wie die an anderer Stelle zuseiende Behauptung, daß die Erfindung „von den ersten Fachmännern Europas und Amerikas geprüft und als vollkommen unschädlich befunden worden ist.“

Was man ferner von der Bethenerung des „Erfinders“ zu halten hat, daß er seine „Ohrtrommeln“ niemals in Fällen verseude, bei welchen seiner Ansicht nach keine Besserung durch Anwendung derselben zu erwarten sei, geht zur Genüge aus der Anpreisung hervor, daß, wie er schreibt, sein Instrument „vertrauensvoll als ein sichres Linderungsmittel angewandt werden kann, wenn die Taubheit verursacht wird durch Skrophulose, Katarrh, Brüche, Abscesse, Ausflüsse oder Trockenheit der Ohren, verhärtetes Ohrenschmalz, Wirkung von Chinin, Erkältung des Kopfes, Scharlach, Masern, Keuchhusten, Kanonenschüsse ꝛc., oder wenn das natürliche Ohrtrommelfell durchbohrt, zerstört (wie wir gesehen haben, die einzige mögliche Vorbedingung für Anwendung des künstlichen Trommelfells!) oder locker ist, oder die Taubheit eine Folge hohen Alters ist.“ Es gehört wahrlich nicht viel Urtheilsvermögen dazu, um in dieser Liste den Schwindel sofort zu erkennen!

Natürlich ist der „Erfinder“ auch „genöthigt, auf Voraus-bezahlung in allen Fällen zu bestehen,“ denn wenn die Apparate vor der Bezahlung versuchsweise angewandt werden dürften, so würde er sie mindestens in neun Zehnteln der Fälle zurückbekommen.

Indem wir unsere Leser eindringlich vor denselben warnen, empfehlen wir, vorkommenden Falles sich von einem sachkundigen Arzte ein geeignetes Hörrohr verordnen zu lassen. Wird sich auch leider, wie wir gesehen haben, nicht für jeden Schwerhörigen ein erfreulicher Erfolg damit erzielen lassen, so ist doch in einer großen Reihe von Fällen viel mit solchen Hilfsmitteln zu erreichen, und dieselben sollten deshalb viel öfter verlucht werden, als es bisher geschah.

Theodor Fontane.

Am 30. Dezember des vergangenen Jahres feierte ein deutscher Dichter von ausgebrochner Eigenart und liebenswürdiger Begabung seinen siebzigsten Geburtstag: es ist dies Theodor Fontane, der am 30. Dezember 1819 in Neu Ruppin geboren wurde. Er hat die Chronik seiner Vaterstadt in den „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ mit großem Fleiß und sehr eingehend aufgezeichnet, wie er überhaupt seine Anhänglichkeit an die heimathliche Scholle treu bewahrt hat und sein schriftstellerisches Wirken wesentlich durch dieselbe bestimmt worden ist: er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und später die Berliner Gewerbeschule, da er sich dem Studium der Naturwissenschaften, besonders der Chemie widmen wollte. Zu diesem Zwecke begab er sich im Jahre 1840 nach Leipzig: doch fesselte ihn das erwählte Studium nicht und er wandte sich bald der Tonkunst und litterarischen Bestrebungen zu. Im Jahre 1844 finden wir ihn, nachdem er vorher eine kurze Reise nach England unternommen, in Berlin. Hier schloß er sich dem litterarischen Verein „Tunnel“ an; wahrscheinlich hat er aber schon früher einem solchen Verein angehört; in dem Gedicht „Lebenswege“ heißt es:

„. . . blutjunge Ware,
Studenten, Lieutnants, Referendare.
Rang gab's nicht, den verlieh das Gedicht,
Und ich war ein kleiner Aristokrat.
So fand es, als Anno 40 wir schrieben,
Aber ach, wo bist du, Sonne, geblieben?
Ich bin noch immer, was damals ich war,
Ein Lichtlein auf denselben Altar;
Aus den Lieutnants aber und Studenten
Wurden Gen'rale und Ehrendoktoren.“

Im Jahre 1850 trat Theodor Fontane zuerst in die Oeffentlichkeit mit einer kleinen Sammlung „Männer und Helden“; ihr folgte der Balladenzyklus „Von der schönen Rosamunde“ (1850), später „Gedichte“ (1851) und „Balladen“ (1861). In der

zwischen, vermehrten Auflage der „Gedichte“ (1875) und in der soeben erschienenen dritten, die als eine Art von Jubelausgabe betrachtet werden kann (1889), finden sich manche neue Lieder, Balladen, geschichtliche Bilder, meist aus der preußischen Ruhmeshalle; aber das Gepräge von Fontanes Lyrik ist dadurch nicht geblieben, wie damals, als ihr noch der Stern der Jugend schien, und so können wir hier Fontane, den Lyriker, zusammenfassend schildern.

Er ist in erster Linie ein volksthümlicher Balladendichter, der preußische und englische Stoffe behandelt, mit vielsagender Kürze, in knapper, aber stimmungsvoller Fassung. Seine „Männer und Helden“, meistens Preuzengenerale der altfritzischen Zeit, sind Bildnisse in Holzschnittmanier; sie freisen an den Bänkelsängerton; Vorbild sind ihm vorzugsweise Rückerts „kriegerische Spott- und Ehrenlieder“. Fontane hat freilich nur Ehrenlieder gedichtet. Der alte „Zieten aus dem Busch“ und der verwegene Reitergeneral Seydlitz vertragen nur eine so derb zugreifende Verherrlichung; er trifft sehr glücklich den markigen Ton und schlagkräftige Wendungen, welche entweder die einzelnen Strophen mit treffenden Wiederholungen bedrucken oder dem Gedicht einen kräftigen Abschluß geben. „Der alte Dessauer“ ist solch ein Musterstück derb volksthümlicher Art, dem am Schluß eine beherzigenswerthe Nutanwendung nicht fehlt:

„Wir haben viel von Nöthen
Trotz allem guten Muth,
Und sollen sicher erretten
Vor solchem Mann der That:
Verschmitzt und Haar im Schopfe
Macht nicht allein den Mann,
Ob hait' es mit dem Zopfe,
Wenn solche Männer dran.“

Die Muse Fontanes begleitet dann die weitere preußische Geschichte auf ihrer Ruhmesbahn; da finden wir Gedichte auf „Prinz Louis Ferdinand“, „Den Tag von Tuppel“, „Die Gardemusik bei Chlum“ und in der neuesten Auflage auch auf „Kaiser Barbarossa rt“, „Jung-Bismarck“, „Kaiser Friedrich III.“ u. a. Von erdrerischem Pomp und feierlichem Ton halten sich diese Gedichte fern; das Streben nach frischer Volksthümlichkeit und lebhafter Anschaulichkeit prägt sich auch in ihnen aus und es findet sich manch kräftiger Kehreim: im ganzen aber ist der Ton nicht so herausfodernd keck wie in den Jugendliedern, welche den Helden der preußischen Walhalla gallen; es sind häufiger weihevolle Klänge angeschlagen. Neben den zahlreichen Gedichten, die mehr geschichtliche Porträts als Schlachtenbilder sind, finden sich auch einzelne, die man echte Balladen nennen kann, wie die schwedische Sage „Der 6. November 1632“, eine gespenstige Beleuchtung des Schlachtentags vom Lützen.

Die Hauptstoffquelle seiner Balladen war für den Dichter übrigens die englische Geschichte und Volkssage. Nach England führte ihn noch zweimal, in den Jahren 1852 und 1855, seine Reiselust und sein Interesse für englisches und schottisches Leben, für die Geschichte dieser Länder, ihre Kunst und Litteratur; er hat mehrere Reiseschriften herausgegeben, in denen er sich über die lebendige und lebhafte Weise ausspricht; namentlich aber hat der englisch-schottische Balladenschatz eine große Wirkung auf ihn selbst und seine eigene Dichtweise ausgeübt: eine beträchtliche Zahl dieser Balladen, wie sie im Volksliede oder von englischen Dichtern gestaltet worden sind, hat er frei übersetzt, dabei den Volkston und die knappe Fassung beibehalten und in der durchaus ungezwungenen Wiedergabe große Gewandtheit gezeigt. Er selbst hatte schon früh das Schicksal der schönen Rosamunde in einem lyrisch-epischen Liederkranz besungen; auch „Maria Stuart“ machte er zur Heldin von vier Balladen; doch auch sonst wandert seine nicht blutscheue Muse sowohl über die Schlachtfelder, von den Kämpfen der „weißen und rothen Rose“ an bis zu Cromwells Bürgerkriegen, als auch über die Richtstätten; nicht bloß Maria Stuart, auch Sir Walter Raleigh, James Monmouth begleiten wir auf ihrem letzten Gang zum Schafott. Es finden sich in diesen Gedichten viele stimmungsvolle Bilder; eine Perle ist das Lied von James Monmouth:

„Das Leben geliebt und die Krone gefüßt
Und den Frauen das Herz gegeben,
Und den letzten Kuß auf das schmerzge Gerüst —
Das ist ein Smart-Leben.“

Sir Edward York, Johanna Gray,

Theodor Fontane.
Nach einer Photographie von Loescher und Petsch in Berlin.

Noch enthalten die Gedichtsammlungen „Lieder und Sprüche“; die Zahl derselben ist nicht allzu groß, und man muß das ausrichtig bedauern; denn in den Liedern ist manches duftig Hingehauchte voll zarter Empfindung und die Sprüche sehren sinn- und maßvoll echte Lebensweisheit und sind von einer wohlgelungenen Form, so daß sie sich dem Gedächtniß einprägen:

„Du wirst es nie zu Thätigkeit gezwungen bringen
Bei deines Grames Träumerei'n;
Die Thränen lassen nichts gelingen,
Wer schaffen will, muß fröhlich sein.

Wohl Keime wecken mag der Regen,
Der in die Scholle niederbricht:
Doch golden Korn und Ernte legen
Reift nur heran bei Sonnenlicht.

Das Glück, kein Reiter wird's erjagen,
Es ist nicht dort, es ist nicht hier;
Lern' überwinden, lern' entsagen,
Und ungeahnt erblüht es dir.“

Nach seiner letzten Rückkehr von England nahm Fontane in Berlin seinen dauernden Aufenthalt. Seine Beziehungen zum erbgesessenen Adel der Mark wiesen ihn auf die Geschichte ihrer Stammsitze und seiner heimathlichen Provinz hin; die Anregung dazu aber gab ihm ein Phantasiebild, das seiner Seele vorschwebte, als er über den Loweesee in Schottland fuhr und auf einer Insel mitten im See, hinter Eichen und Schwarzannen halbversteckt, die Trümmer von Schloß Lochleven erblickte, auf welchem einst Maria Stuart gefangen war. Da gedachte er plötzlich einer andern Rahnfahrt über den Rheinsberger See, ringsum die Schimmungen und Erinnerungen einer großen Zeit: sollten solche Eindrücke verloren gehen? War die märkische Heimath mit ihrer reichen Geschichte nicht ebenfalls der Schilderung und Aufzeichnung werth? Er fühlte sich dazu berufen und so entstand sein umfangreiches Hauptwerk: „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ (1 Bde. 1862—82).

Wenn die Mark Brandenburg in Willibald Alexis ihren Walter Scott gefunden hat, so besitzt sie in Fontane einen nicht minder poesievollen Erforscher und Darsteller ihrer Eigenart in Bezug auf

Land und Leute. Das Werk von Fontane enthält nicht nur die Chronik der Mark, ihrer hervorragendsten Geschlechter und berühmten Männer, die Geschichte ihrer Städte und Schlösser; auch eine Schilderung ihrer landschaftlichen Schönheiten, die gar nicht so spärlich in dieser „Streusandbüchse des heiligen römischen Reiches“ ausgestreut sind, wie man gewöhnlich glaubt. Wie reizend schildert uns Fontane die Müggelsberge, die so unvermuthet und unvermittelt aus dem Flachland aufsteigen wie der todte Rumpf eines fabelhaften Wasserthieres, der hier in sumpfiger Tiefe zurückblieb, als sich die großen Fluthen der Vorzeit verliefen; wie weiß er alle Reize der Landschaft hervorzuheben, welche das Bad Freienwalde umgiebt, mit den eine prächtige Aussicht gewährenden Randbergen des Oderbruchs, und dem betreten wir an seiner Hand das große Wald- und Jagdrevier des Werbelliner Forstes mit seinem Mummensee. Wenn er uns das Wustrauer Luch und das Dossebruch schildert, so verstummt er nicht, auch eine Geschichte der Besiedelungen zu geben, durch welche Menschen Regenten diese unwirthlichen Landstrecken der Kultur zu gewinnen suchten. Wo er uns aber über berühmte Schlachtfelder führt, wie diejenigen von Zorndorf und Fehrbellin, da malt er anschaulich das Bild des Geländes, auf dem die Kämpfe hin- und herwogten. Die Chronik mancher Schlösser gehört mehr der Ortsgeschichte an; auch einige der hervorragenden Männer, deren Lebenslauf uns dargestellt wird, dürften sich nur wenig aus dem Bereiche der preußisch-brandenburgischen Geschichte erheben; doch auch an weltgeschichtlichen Größen fehlt es nicht und diese werden hier meist durch die kleinen Lichtlämmchen der Anekdote beleuchtet.

Ein so umfassendes Werk über eine einzelne Provinz zu schreiben, ohne daß der Strom der Darstellung allzu viele todte Arme bildet, dazu gehört ein aufgeschlossener Sinn für die kleinen Einzelzüge, die Fähigkeit zu einer meisterlichen Kleinmalerei und das warme Herz des Poeten, der alles, was einen höheren Klang nimmt, gleichstimmend zu verstehen weiß. Und diese Vorzüge hat Theodor Fontane in seinem Werke bewährt. Spricht sich schon in diesen seine Vorliebe für das Kriegswesen und seine Begeisterung für preußischen Kriegsruhm an jeder geeigneten Stelle aus, so trieb ihn beides auch zu selbständiger Darstellung der letzten großen Kriege an. Die Schrift „Der schleswig-holsteinische Krieg im Jahre 1864“ erschien 1866; diejenige über den „Deutschen Krieg von 1866“ im Jahre 1869; die zweibändige Geschichte des „Deutsch-französischen Kriegs“ in den Jahren 1874—76. Es sind keine militärischen Fachwerke, es sind Volksschriften. Allen gemeinsam sind die Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung, die Rückblicke auf die Geschichte, die Schilderung von Land und Leuten, die farbenreiche Charakteristik der Heerführer und Fürsten, welche auch die Anekdote nicht verschmäht.

Als „Schlachtenbummler“ in Frankreich im Jahre 1870 hatte Fontane Abenteuer zu bestehen, die er uns in seiner Schrift „Kriegsgefangen“ in sehr eingehenden Plaudereien schildert. Niemand Geringerer als die Jungfrau von Orleans war schuld an den Fährnissen, welche ihm dort bereitet wurden. Im Oktober 1870 machte er von Tour einen Ausflug nach Domremy, dem Geburtsort der französischen Heldin; da ihn der Kutscher, der ihn fuhr, verdächtig erschien, nahm er sich einen Revolver mit, wie er auch im Besitze eines Stoßdegens war. Er besuchte die geweihte Stätte, wo die Jungfrau geboren wurde, und die gothische Kapelle, deren bunte Scheiben ihr Wappen aufweisen und vor deren Thore sich ihre Statue erhebt. Er klopfte mit seinem spanischen Rohr an der Statue umher, um sich zu überzeugen, ob es Bronze oder gebrannter Thon sei. Da kamen 8 bis 12 Männer auf ihn zu und fragten ihn nach seiner Legitimation; er überreichte eine rothe Tasche mit preußischen Papieren; man ging ins Wirthshaus zu näherer Untersuchung; da kamen zufällig Stockdegen und Revolver zum Vorschein; die Stimmung war eine heikle; man brachte ihn auf die Sousspräfektur von Neufchateau. Nun begann jene lange Reihe von Verhören, Untersuchungen und Gefangnißwanderungen bis auf die Insel Oléron im Atlantischen Ocean, die uns Fontane in seiner kleinen Schrift so anschaulich und mit so gutem Humor schildert; es ist ein Gemälde, das nicht das geringste Reckergrauen athmet. Ueber den französischen Nationalcharakter spricht sich Fontane im ganzen sehr günstig aus; er hat nur die besten Eindrücke erhalten. Im allgemeinen kämen, sagt er, auf 10 oder 7 oder 5 Individuen immer ein mißleidiger Mensch, in Frankreich habe er etwa 200 verschiedene Personen kennen gelernt und nicht die geringste Unanehmlichkeit, geschweige Unart erfahren; „sie waren alle verbindlich, rücksichtsvoll, zuvorkommend, dankbar für jeden kleinen Dienst, nie beleidigt durch Widerspruch, vor allem ohne Schabernack und ohne Neid.“ Leichter Sinn und heitere Laune, große Gutmüthigkeit war bei allen zu finden, — ein Urtheil, das sehr für Fontanes Unbefangenheit und Unparteilichkeit spricht.

In den letzten Jahrzehnten ist Fontane auch als Romandichter aufgetreten; sein Hauptwerk ist der Roman „Vor dem Sturm“ (4 Bände, 1878). Er spielt in Preußen in der Zeit vor dem Befreiungskriege 1812 bis 1813 und giebt ein treffliches, oft mit peinlicher Genauigkeit und Sauberkeit ausgeführtes Gemälde der damaligen Stimmungen und Vorgänge in allen Lebenskreisen. Volksthümliche Schilderungen, zum Theil mit humoristischer Beleuchtung, gehören zu den Glanzpunkten des Werkes. Die Handlung selbst bewegt sich nur langsam vorwärts. Kleinere Romane Fontanes sind „Ellernklipp“ (1881), ein düster schwermüthiges Stimmungsbild von poetischer Wirkung, in welchem das Leben der Heide meisterlich gezeichnet und die Liebe von Vater und Sohn zu demselben Mädchen den Knotenpunkt der Ereignisse bildet; ferner „L'Adultera“, ein Sittenbild aus dem Berliner Leben; „Schach von Wuthenow“ und „Graf Petöfy“. Die Ortsfärbung und die Charakterzeichnung sind in allen diesen Romanen gleich rühmenswerth. Das jüngste Werk aber, das aus Fontanes Feder geflossen ist, trennt sich die „Gartenlaube“ als ein Angebinde zu des Dichters siebzigstem Geburtstage ihren Lesern vorlegen zu können. „Quitt“ zeigt die glänzenden Eigenschaften des Romanschriftstellers Fontane, die Kunst der Herausarbeitung der Charaktere und der liebevollen Kleinmalerei in ihrem vollen Lichte.

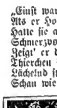
Ein Dichter aber von solcher Schlichtheit der Empfindung, so schlagfertiger Knappheit der Schilderung, so warmem patriotischen Gefühl, so nuermüdlichem Fleiß in seinen geschichtlichen Studien und Vorstudien und überdies von so gesundem volksthümlichen Humor wird unserem Volke immer lieb und werth bleiben.

Rudolf von Gottschall.

Amor der Honigdieb.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

„Einst ward Eros, der Dieb, von der honigen Biene gestochen,
Als er Honig dem Korb entwendete. Worn an den Händen
Hatte sie all' ihm die Finger durchbohret und er blies sich die Hände
Schmerzvoll, sprang auf dem Boden und stampfte. Zeyo der Mutter
Zeigt' er das schwellende Weh und jammerte, daß so ein kleines
Thierchen die Biene nur sei und wie mächtige Wunden sie mache.
Lächelnd sprach Aphrodite: „Du bist wohl ähnlich der Biene!
Schau wie klein du bist und wie mächtige Wunden du machest.“



lesen kleinen ansprechenden Gedanken, welchen wir mit diesen Worten in Voß' Musenalmanach des Jahres 1800 wiedergegeben finden, bringt unter der Ueberschrift „Der Honigwabendieb“ ein reizendes griechisches Gedicht, das unter dem Namen des berühmten sicilischen Hirtendichters Theokrit geht. Der Dichter stammte aus Syrakus und seine Blüthe fällt um das Jahr 275 vor Christi Geburt; in der Sammlung seiner Idyllen bildet das Gedichtchen die 19. Nummer, und haben die Forscher, ungeachtet der Gelehrten das Liedlein dem alten Griechen auch aus mancherlei Gründen abgesprochen, so glaubte doch das Alterthum an seine Verfasserschaft und freute sich an dem lieben Geistesfunke seiner idyllischen Muse. Solch ansnehmendes Gefallen fand man daran, daß ein Dichter einer viel späteren Zeit sich entschloß, das Liedlein in eine neue Form zu gießen. Die hexametrische Bearbeitung schien nämlich für den leichten Stoff zu schwer, und nun wurde eines jener leichtflüssigen Liedchen daraus, die jeder andere Dichter eher als der gute Anakreon aus Teos (um 540 v. Chr.) verfertigte, die aber doch seinen Namen führen und „Anakreontika“ genannt werden. In diesem neuen leichten Gewande, das ihm vielleicht im zweiten vorchristlichen Jahrhundert umgehängt worden sein mag, fand es nun weiteres Gehör — wie mancher Liebhaber mag es geträllert haben! Nun drang der an sich nur unbedeutende

Gegenstand lief in das Gedächtniß der Menschheit, so tief, daß seinen Inhalt Jahrtausende nicht daraus verdrängen konnten.

Zwar entgeht sich die Geschichte und Wanderung dieses Liedes auf Jahrhunderte unseren spürenden Blicken, umgekommen aber ist das Blümlein der Poesie nicht. Im 16. Jahrhundert taucht es wieder auf, und von da an können wir seine weiteren Schicksale ziemlich deutlich verfolgen. Damals, im Zeitalter des Humanismus, blühte ja die klassische Dichtkunst neu auf, und so kam es, daß selbst dies kleine Machwerk einer längst entschwundenen Zeit wieder Leben gewann. Da war es zunächst ein Gelehrter, Ursinus Velius, der sich darüber hermachte, es zu neun lateinischen Hexametern umgeschaffen und das Ganze „Amor Mellicorus" (Amor der Honigdieb) benannte. Auch andere zeitgenössische hochwissenschaftliche Gestalten fanden sich zu dem Theokritischen Idyll hingezogen und schrieben es in lateinische Verse um, so schließlich war es kein geringerer als Philipp Melanchthon selber, der als gewandter Meister in griechischer und lateinischer Sprache eine gleiche Uebersetzung in neun Zeilen versuchte. Sie alle geben wohl die einzelnen Worte des Urbildes in ihren Worten aufs genaueste wieder, doch die Glätte des griechischen Ausdrucks fehlt allen. Als aber im Laufe der Jahrhunderte der Glanz der lateinischen Sprache mehr und mehr erlosch, als die eigenen Muttersprachen wieder zur Geltung gelangten, da wollte man dies Liedchen vom Honigdieb in Klang der heimathlichen Mundart hören. Schnell wurd es ins Italienische, ins Englische übersetzt, und selbst das isländische Idiom mußte sich dem Stoffe beugen.

Die Deutschen standen nicht zurück. Schon 1782 giebt Stäudlin im „Schwäbischen Musenalmanach" eine niedliche deutsche Fassung, neben der andere ungefähr gleichzeitige Uebertragungen kaum aufkommen können. Daß unser Lied in allen unseren Uebersetzungen des Theokrit oder des Anakreon nicht fehlt und auch in manche Blüthenlesen aus griechischen Dichtern Aufnahme fand, das versteht sich wohl bei der angedeuteten Beliebtheit von selbst. Ließ sich doch sogar ein Lessing, der die Schönheiten seiner Klassiker trefflich kannte, dazu herbei, den Anfang des Gedichts zu benutzen und ihn in folgender Weise wiederzugeben:

„Als Amor in den goldnen Reihen,
Bertheilt in Schäferlustbarkeiten,
Auf bunten Blumenfeldern lief,
Da stach den kleinsten von den Göttern
Ein Bienchen, das in Rosenblättern,
Wo es sonst Honig holte, schlief."

Aber auch die schönen Künste haben sich des reizenden Stoffes bemächtigt. Zunächst die Musik. Daniel Friederici setzt es vierstimmig in Musik und nimmt es in den 2. Theil seines „Musikalischen Stäudleins" auf, der 1624 in Greifswald erschien. Auch den Text scheint er sich hierfür neu übersetzt zu haben, der bei ihm ganz selbständig lautet:

„Eindmals das kind Cupido klein
Jnn Bienenkorbe fande,
Den Bienlein ihren Honigseim
Zu essen daraus nahme.

Ungfähr ihn in den Finger stach
Ein Bienlein mit dem Angel.
Drob er beklagt groß Ungemach
Und in dem Finger Mangel.

Er lief bald zu der Mutter sein,
Thät ihr solches anfangen,
Sprach: „Mutter, liebste Mutter mein,
Bes soll ich dir sept klagen?
Ich muß vor Schmerzen sterben schier,
Dem Bienlein ich's bekommen.
Mich wundert, wo dies kleine Thier
So große Macht genommen.

Ja lachen mag die Mutter au,
Sprach: „Was hör' ich jetzunder,
Bist du das Bienlein leid getban?
Das laß dir sein kein Wunder.
Du bist ja auch ein kleines Kind
Und thust oft großen Schaden
Jenen, die du viel größer sind
Denn du, drum laß dein Klagen.'"

Auch der bekannte Leipziger Thomaskantor Hermann Schein komponirte ein ähnlich anfangendes Gedicht, das freilich in der Form des 17. Jahrhunderts sich etwas dürftig ausnimmt:

„Eindmals von einem Bienelein
Amor sehr hart
Gestochen ward
Jn seine zarten Fingerlein,
Riß er zu tief

Ein Bienstock griff.
Den Honig süß zu stehlen,
Er dägen wußt'
Jhm Honigsüß,
Sein Anschlag that' ihm fehlen."

Um 1650 singen ein ähnliches Liedlein zwei Mädchen im Walde, die der berühmte Satiriker Moscherosch in seinen „Gesichten Philanders" einführt. Sie singen da:

„Hier auff dieser Liebesmaur'
Cupido vor dreien Tagen,
Weil er nichts zu schaffen hatt',
Wolt sein Zeit und Läger schlagen.
Ach Cupido, kleiner Schelm
Wie machstu so große Wunden!"

Dann geht es aber anders weiter und schließt mit den poetischen Reimen auf Amor:

„Du Suffer, du Hauser,
Du Lecker, du Lauser,
Du Schlecker, du Mauser,
So soll es dir gehen,
Rechi ist dir geschehen,
So soll die es gehen."

In gleicher Weise machte sich die bildende Kunst den Vorwurf zu nutze. Lucas Cranach ist's, der die Scene in einem Bilde von 1530 dargestellt hat, das sich jetzt in Weimar befindet, und ein diesem sehr nahe kommendes Bild treffen wir in der großherzoglich schwerinischen Galerie, unter welches ein paar lateinische Distichen geschrieben sind, die deutsch ungefähr so lauten:

„Während der kinabe Cupido entraubt dem Bienenkorb Honig,
Sticht eine Biene den Dieb in seine Finger, o weh!
Also bringet auch und das kurzperrannte Begnügen,
Das wir ersehnen, nur Leid, bringt uns nur bitteren Schmerz."

Erst neuerdings wieder zeigt uns den Gegenstand ein Aquarellbildchen: Amor, von einer großen Biene gestochen, hält eine Fliegenklatsche in der Hand, um sich des Thieres zu erwehren. Das Blatt fertigte eine rumwnalle Hand, der Künstler heißt Adolf Menzel. Es liegt in den Handzeichnungen der Berliner Nationalgalerie (Nr. 1630) und bildet daselbst einen werthvollen, treugehüteten Schatz. Vor Jahren wurde es nach dieser Skizze als Schmuck auf ein Tafelservice übertragen, das der verstorbene Kaiser Friedrich besaß.

So ist der eigentlich geringe Stoff des Theokrit und Anakreon allmählich in alle Kreise gedrungen. Leid in der Liebe: das ist ein altes Lied. Sogar unser modernes Roman hat sich nicht vor dem Eindringling schützen können! Ich erinnere nur an Georg Ebers' „Aegyptische Königstochter", wo er in das Gewebe des Werkes in einer Wiedergabe hineingeflochten ist, die ich hier zum Schluß herzusetzen mir nicht versagen kann, da sie den leichten Ton der Anakreontik in wunderbarer Weise trifft:

„Als Eros einmals Rosen brach,
Da ist es ihm geschehen,
Daß seine Hand ein Bienlein stach,
Er hatt' es nicht gesehen.

Nun schüttelt er die Händchen klein
Nun hub er an zu klagen
Und flog zu seinem Mütterlein
Mit schnellem Flügelschlagen.

‚O Mutter,' rief er, ‚Mutter, ach,
Wie ist so weh, so bange.
Ich werde sterben, denn mich stach
Gar eine böse Schlange.

Geflügelt ist das gift'ge Thier:
Du wirst es sicher kennen.
Es ist daselbe, das dahier
Die Bauern Biene nennen.'

Doch Kypris sprach: ‚Wenn du, mein Sohn,
Empfindest solches Wehe
Vom Stachel einer Biene schon:
Dann, lieber Sohn, gestehe:

Wie muß es erst dem Menschen sein
Mit deinem Pfeil im Herzen!
Ach, Eros, das ist eine Pein
Und schwerer zu verschmerzen."

Reinhard Kade.

Neujahrsgruß für 1890.

Geh' du zur Erde deinen Fuß
Mit Vorsicht, erstes im Jahrzehnte!
Bringst wirklich du den Friedensgruß,
Den wahren, den die Welt ersehnte?
O hüt' ihn wohl! Ein Funke schon
Kann leicht den großen Brand entzünden,
Daß hell des Krieges Fackeln loh'n
Und Feuer sprüht aus ers'nen Schlünden.

Wir athemlos harrt dein die Zeit!
Die Wünsche, Hoffnungen und Klagen,
Die dich erwarten, wirken weit
Die höchsten Zinnen überragen.
Wo noch ein finstrer Zorn sich bäumt
Und wo noch Unrecht kränkt, versöhne!
Wo gute That noch ward versäumt,
Wo dankbar blieb Verdienst, da kröne!

Du führst den letzten Reigen an,
Gewahr' fürs künftige Jahrhundert,
Was unsres recht und gut gethan
Und was gerechter Stolz benennet.
Neig' auch zu Wiegen deinen Stab
Und zu des Lebens ersten Stufen,
Zu jenen, die, wenn wir im Grab,
Zum Weiterkämpfen sind berufen!

Was birgst dein Schoß? O sieh es kund!
Wir spähn nach deiner Sterne Falten,
Nach deinem festgeschlossnen Mund;
Verhüllt umgeben dich Gestalten
Und alle schweigend — durch die Nacht
Erglühen Glocken, zu den Waffen,
Ihr Geister, die ihr mit uns wacht,
Mit unserm Denken, Ringen, Schaffen!

Hermann Lingg.

Die Entdeckung der Nilquellen und Stanleys jüngster Afrikareise.

Ein geschichtlicher Rückblick von **E. Falkenhorst.**

Denkmünze auf Lorenz Graves „Reisen zur Entdeckung der Quellen des Nils in den Jahren 1768—1773".

Aber wenn auch ein noch so tapferer Muth in meiner Brust glüht, eine noch so große Liebe zur Wahrheit, so giebt es doch nichts, was ich lieber lernen möchte, als die so viele Jahrhunderte lang verborgenen Anfänge des Stroms und seine unbekannte Quelle; man eröffne mir die sichere Aussicht, die Nilquellen zu sehen, und ich will vom Bürgerkriege ablassen."

Diese Worte legt der römische Dichter Lucan in seinem Epos „Pharsalia" Julius Cäsar in den Mund, und sie bezeichnen treffend das Interesse, welches von den Völkern des Alterthums der Nilforschung entgegengebracht wurde. Den Forschern der damaligen Zeit erschien der gewaltige Strom, der, aus fernem Süden und wüsten Ländern kommend, zur bestimmten Zeit alljährlich aus seinen Ufern trat, als ein großes Geheimniß der Natur, dessen Enthüllung sein Anbeginn der geographischen Wissenschaft von den hervorragendsten Gelehrten angestrebt wurde. Schon Herodot sammelt im 5. Jahrhundert v. Chr. Nachrichten über die Quellen des Nils, ohne zu einer entschiedenen Meinung zu gelangen. In späteren Werken, namentlich bei Eratosthenes (3. Jahrhundert v. Chr.), taucht die Meinung auf, daß der Nil fern im Süden aus Seen entspringe, und diese Ansicht wird am klarsten von Ptolemäus ausgesprochen. Laut den Nachrichten, die er arabischen Karawanen verdankte, entspringt der Nil südlich vom Aequator auf den nordlichen Abhängen des Mondgebirges. Sechs kleinere Flüsse ergießen sich zunächst in zwei im Osten und Westen von einander gelegene Seen; aus jedem derselben entspringe ein Flußarm und beide vereinigen sich ein wenig nördlich vom Aequator. Ein dritter kleinerer See liegt nordöstlich von den beiden zuerst erwähnten unter dem Aequator selbst, und er nährt den Blauen Fluß oder den Nil Abyssiniens.

Dies war der Stand der Wissenschaft im 2. Jahrhundert nach Christi Geburt, eine Darstellung der Nilquellen, die in großen Zügen durchaus zutreffend ist und die durch die rastlose Forscherarbeit unseres Jahrhunderts nach 1700 Jahren zu Ehren gebracht wird. Die Entdeckung der südwestlichsten Nilquellen ist das große geographische Ergebniß der letzten Expedition Stanleys; die endgültige Lösung eines Räthsels, das 24 Jahrhunderte die Menschen beschäftigte.

Die Expeditionen zur Entdeckung der Nilquellen beginnen schon frühzeitig. Die Stromschnellen bei Assuan, das eigentliche Thor Aegyptens, wurden überschritten, und Kaiser Nero sandte eine Expedition unter zwei Centurionen aus, um das „Haupt des Nils" (Caput Nili) zu finden. Sie drangen weit nach Süden vor, bis sich der Fluß in großen Sümpfen verlor, in denen es nur schmale Wasserrinnen gab, kaum für die kleinsten Kähne fahrbar. Die Centurionen nahmen eine Karte jener Gegend auf und kehrten zurück, um Nero den Bericht abzustatten. Wir wissen heute, daß auch diese Schilderung auf Wahrheit beruht. Der Weiße Nil wird oft durch das „Sett" oder die Grasbarre verstopft. Der klassische Papyrus, das wunderbare, in der Regenzeit mit ungeheuter Schnelligkeit emporwachsende Ambatschholz und ein scharfes, mit weißlichem Flaum bedecktes Gras, welches die Araber die „Mutter der Wolke" nennen, bilden hier an der Oberfläche des Stromes Wiesen, auf denen mitunter Rinder grasen können, und verstopfen den Fluß, daß er nur schmale Rinnen der Schiffahrt offen läßt, oder verstopfen ihn ganz und gar, daß die Barken tnhig liegen müssen und keine Macht sie vorwärts bringen kann.

Das Mittelalter brachte keinen Fortschritt der Nilforschung. Die Araber waren die Geographen Afrikas in jener Epoche; sie verwirrten das Bild des Ptolemäus, indem sie unter den Aequator nördlich von den beiden Nilseen des Ptolemäus noch einen dritten runden See setzten, aus dem nicht nur der Nil, sondern auch die andern damals bekannten großen Flüsse Afrikas, der Senegal und der Juba, entspringen sollten.

Jahrhunderte vergingen, bis europäische Reisende in die Gebiete der Nilquellen eindrangen. Der erste, der sich rühmte, die Nilquellen gesehen zu haben, war Pero Paez, der während seines

Aufenthaltes in Abessinien im Anfange des 17. Jahrhunderts an die Quellen des Blauen Nils gelangte — eine Entdeckung, die von Jerome Lobo, der 1625 bis 1632 Abessinien bereiste, bestätigt wurde. Beider Angaben fanden jedoch nicht den genügenden Glauben, und 1768 bis 1773 unternahm der Schotte James Bruce von Kinnaird eine Reise nach Abessinien, besuchte den Tanasee, dem der Blaue Nil entströmt, und wurde zu dem Nilbrunnen geführt, den er folgendermaßen beschreibt:

„Ich sah an der Raseninsel, welche die Gestalt eines Altares hatte und offenbar ein Werk der Kunst war, und stand voll Entzücken an der stärksten Quelle, die in der Mitte entsprang. Man kann sich nicht denken, was in diesem Augenblicke in meiner Seele vorging; ich stand an der Stelle, welche seit beinahe dreitausend Jahren sich dem Geiste und der Forschung der ausgezeichnetsten Männer entzogen hatte. Könige hatten an der Spitze ihrer Heere diese Entdeckung versucht, aber ihre Versuche mußten scheiden sich nur von einander durch die größere oder geringere Zahl von Menschen, welche dabei zu Grunde gingen. Reichthum, Ehre und Ruhm waren seit einer Reihe von Jahrhunderten denjenigen geboten, der diese Aufgabe lösen würde, und es fand sich keiner, der die Neugierde der Fürsten zu befriedigen, die Wünsche der Geographen zu erfüllen und diesen Flecken von der Thalkraft der Menschen abzuwischen vermochte. Ich triumphirte hier als ein einfacher britischer Privatmann über Könige und ihre Heere und jede Bergleichung machte mich stolzer."

Zu Ehren Bruces wurde in England eine Medaille geschlagen, auf welcher ein weiblicher Genius die Hülle vom Haupte des Flußgottes hebt, während die Inschrift lautet: „Niemand war es bis jetzt gelungen, dieses Haupt zu schauen!" Es fanden sich auch Kritiker, welche das Verdienst Bruces nicht anerkennen wollten. Anderseits blieb lange Zeit unentschieden, welcher der beiden Flüsse, der Weiße oder der Blaue Nil, der Hauptarm des Nilstromes sei.

Die Frage kam von neuem in Fluß, als zu Anfang dieses Jahrhunderts die ägyptischen Paschas den Nil entlang auf Eroberungen auszogen. Langs des Stromes wurden türkische Forts errichtet und eines derselben, gerade an dem Zusammenflusse der beiden Nilarme, Chartum, schwang sich schon im Jahre 1830 zu einer Handelsmetropole von Nordostafrika empor. Im Jahre 1838 besuchte Mehemet-Ali seine neugewonnenen Länder. Als er den gewaltigen Weißen Nil erblickte, begann er sich von neuem für die uralte Frage des Caput Nili zu interessiren, und da er hörte, daß die weiterhin nach Süden gelegenen Länder nicht nur an Elfenbein, sondern auch an Gold reich sein sollten, beschloß er, Expeditionen zur Erforschung des Weißen Nils und seiner Quellengebiete auszurüsten. Alle diese Unternehmungen erreichten in dem gesteckte Ziel und kamen über den 4° n. Br. nicht hinaus. Die Nachrichten aber, welche über den ägyptischen Sudan verbreitet wurden, lockten nicht nur Naturforscher, sondern auch Handler dorthin; ein Strom von Elfenbeinhandlern, die jeder Räuber und Sklavenhändler wurden, verwüstete sich des unglücklichen Landes. Es waren das Leute, mit denen später Gordon und Emin zu kämpfen hatten.

Den Fluß hinauf sollte man jedoch die Nilquellen nicht entdecken; auf einem anderen Wege wurde das uralte Rätsel gelöst.

Deutsche Missionäre, die in englischen Diensten in Mombasa an der Ostküste von Afrika thätig waren, brachten die überraschende Kunde von schneebedeckten Bergen, die sie in Aequatorialafrika und der Kenia beständigen die Angaben des Ptolemäus von den Schneebergen an den Quellen des Nils und außerdem berichteten Krapf, Rebmann und Erhardt, daß sie von arabischen Handelsleuten, die mit dem Innern bekannt waren, Mittheilungen von einem oder mehreren großen Seen erhalten hätten. Erhardt fertigte sogar eine Karte dieser Seen an, die in den Verhandlungen der Königl. Geographischen Gesellschaft zu London 1856 veröffentlicht wurde.

DIE NILQUELLEN
nach Ptolemäus
KORDOFAN
ABESSINIEN
Tana-S.
DARFUR
Chartum
Fashoda
Fadasi
Tsana
Victoria
Nyanza
Kilima Ndscharo
Mombas
Zanzibar
Mafiah
Kagehi
Uganda
Unyoro
Karagwe
Ukerewe
Tanganjika S.
Nyassa-S.
Nil-Quellen
Nil-Sümpfe
Nil-Seen
Gebirge
Wüsten
Steppen
Wälder
Ackerland
Reisfelder
Bananen
Palmen
Kaffeebäume
Baumwolle
Zuckerrohr
Tabak
Mais
Hirse
Weizen
Gerste
Reis
Kartoffeln
Yams
Bohnen
Kürbisse
Rinder
Schafe
Ziegen
Esel
Pferde
Kameele
Elefanten
Nashörner
Giraffen
Löwen
Leoparden
Affen
Strauße
Krokodile
Flußpferde
Schlangen
Skorpione
Heuschrecken
Termiten
Fische
Perlen
Elfenbein
Gold
Kupfer
Eisen
Salz
Kautschuk
Gummi
Kaffee
Tabak
Baumwolle
Zucker
Reis
Mais
Hirse
Weizen
Gerste

weitaus der interessanteste Anblick, den ich in Afrika entdeckt habe. Alle meine Leute standen sofort, sie zu sehen, obgleich der Marsch lang und ermüdend gewesen war, und selbst mein Stiefputzjunge kam in Thätigkeit. Obgleich sehr schön, so war die Skizze doch nicht so, wie ich erwartet hatte, denn die breite Fläche des Sees war durch einen Bergausläufer von der Aussicht ausgeschlossen und die ungefähr 12 Fuß hohen Fälle, 400 bis 500 Fuß breit, waren durch Felsen gebrochen. Doch war es ein Anblick, der stundenlang fesseln konnte. Das Gefälle des Wassers, die Tausende von wandernden Fischen, die mit aller Gewalt aus den Fällen herausspringen, die Wasoga- und Wagandafischer, die mit ihren Booten herauskamen und sich auf den Fang mit Angeln und Haken postirten; die Krokodile und Hippopotamus, die schläfrig auf dem Wasser lagen; die Fähre, die oberhalb der Fälle im Gange war; Rinder, die zum Trinken an den Rand des Sees getrieben wurden: dies alles zusammen mit dem hübschen Rahmen des Landes — kleinere mit Gras gespielte Berge und Bäume in den Einsenkungen und Gärten an den unteren Abhängen — machte das Bild zu einem so interessanten, wie man es nur zu sehen wünschen konnte.

Der Zweck der Expedition war nun erreicht. Ich sah, daß der alte Vater Nil ohne Zweifel in dem Viktoria Nyanza entspringe, und daß, wie ich vorhergesagt hatte, jener See die große Quelle des heiligen Flusses sei."

In Unjoro brachte Speke in Erfahrung, daß sich im Westen noch ein zweiter See befinden solle, war aber verhindert, dem Lauf des Nils zu folgen, und wandte sich direkt nach Norden. Am Weißen Nil traf er mit dem ihm entgegengesandten Baker zusammen und veranlaßte ihn, weiter nach Süden vorzudringen. Der Erfolg dieses Zuges war die Entdeckung des kleineren Sees Luta oder Muta Nsige, welcher zu Ehren des Gemahls der Königin Viktoria der Albert Nyanza genannt wurde. So wurden die Nilseen entdeckt, und wenn auch die Schneeberge des Mitumandschiru und des Kenia dem Quellgebiete des Nils ihre Hauptwasser nicht zusandten, so fand man etwas, was auch an die Mondberge der Alten erinnerte: das Land Unyamwesi in dem Seengebiet bedeutete in der Landessprache das Mondland. Die Einzelheiten waren allerdings noch nicht klar, die Größe der Seen war nicht einmal annähernd bestimmt; Livingstone hatte indessen westlich vom Tanganika einen neuen Riesenstrom, den Lualaba, entdeckt, und mit Nyangwe verfolgt. Von dort floß dieser nach Norden. War and dieser ein Quellfluß des Nils?

Zur Lösung dieser Frage wurde der durch die Auffindung Livingstones berühmt gewordene amerikanische Journalist Henry M. Stanley ausgesandt. Auf seiner großen Reise durch den dunklen Weltheil 1874—1877 stellte derselbe bekanntlich fest, daß der Lualaba der Kongo sei. Was die Nilquellen anbelangt, so bestätigten seine Untersuchungen zunächst die Richtigkeit der Entdeckungen Spekes, die durch Stanleys Aufnahmen vervollständigt wurden. Zum ersten Male wurde von ihm der Viktoria Nyanza umsegelt und als der größte See Afrikas erkannt. Unter den dunklen Punkten, die noch nach dieser Expedition über die Quellen des Nils übrig blieben, war namentlich einer von hervorragender Bedeutung, der Albertsee, über dessen Ausdehnung keine genaueren Nachrichten vorlagen.

Um diesen zu erforschen, schickte sich der kühne Reisende den Beistand des Königs Mtesa von Uganda. Da die Bewohner um den Muta Nsige sehr feindselig waren, erwirkte er sich von Mtesa ein Begleitcorps von 2000 Mann, mit dem er in Rumbo einrückte. Er kam glücklich an den See. „Er lag wie eine ungeheure Spiegelfläche, ruhig und blau, unter uns, nur an der Küste bemerkte man eine schmale, weißliche, von der ausspritzenden Brandung gezeichnete Linie. Die gegenüberliegende Küste war der hohe Bergrücken von Uyongora, der nach meiner wegen Unklarheit der Atmosphäre etwas unsicheren Schätzung ungefähr 23 km entfernt lag." Mehr konnte Stanley von dem See aus eigener Anschauung nicht berichten, da die Eingeborenen ihm eine Kriegserklärung überbrachten und die Soldaten Mtesas, sowie die der Expedition zum Rückzug drängten. Von einer Anhöhe hatte Stanley nördlich von dem Muta Nsige einen etwa 4500 m hohen Berg erblickt, den er Gordon Bennett nannte, und außerdem eigenartige Nachrichten von dem gebirgigen Lande Gambaragara und dessen Einwohnern gesammelt. Hier sind die Wohnsitze der hellfarbigen Völker, deren Hauptkache unzweifelhaft weiß war. Die Rasse ist zwar sehr herumgekommen, die jüngste Durchforschung des Landes bestreicht jedoch interessante anthropologische Aufschlüsse.

Zu derselben Zeit wurde im Norden der Albertsee von Romolo Gessi, einem der Offiziere Gordons, umfahren und viel kleiner, als man glaubte, gefunden. Stanleys hatte somit in Erfahrung gebracht, daß zwischen dem Tanganika und Albertsee noch ein anderer See vorhanden sei, welcher von nun als der Muta Nsige auf den Karten verzeichnet wurde, bis ihn Stanley neuer dings „Albert Edwardsee" taufte.

Seit Stanleys Anwesenheit am Muta Nsige im März 1876 hat kein Europäer jene Gegend besucht und es blieb unentschieden, in welchen Strom sich der Muta Nsige entleere, in den Nil oder in den Kongo. Emin hatte zwar am Südende des Albertsees einen Zufluß, den Kakibvi, entdeckt, glaubte aber, daß dieser Fluß von den Bergen von Uyonjora komme. Auf seinem Zuge zu Emin Baschа entdeckte Stanley zwischen dem Albertsee und Muta Nsige einen neuen hohen, mit ewigem Schnee bedeckten Berg, den Ruwenzori, und in seinen Briefen, die er aus Zanzibar durch Vermittlung Tippu Tips nach Europa gesandt hatte, war er nach seinem ersten Aufenthalte bei Emin der Meinung, daß eben wegen dieser hohen Berge zwischen den beiden Seen keine Verbindung bestehe und der Muta Nsige dem Kongobecken zuzuzählen sei.

Erst als Stanley mit Emin den Rückzug antreten mußte, nahm er den Weg über jenes Gebirgsland zwischen den beiden Seen und nun begannen die überraschenden Entdeckungen. Es wurde der Kakibvi oder Semliki verfolgt und als Verbindungskanal zwischen dem Muta Nsige und Albert Nyanza erkannt. Gegen fünfzig Flüsse, die von den Bergen kommen, führen ihm große Wassermassen zu, und die Berge des Ruwenzori, die schneebedeckte Gipfel haben, sollen in der Sprache der Eingeborenen wirklich „Mondberge" heißen!

So haben wir endlich nach Jahrtausende langer Forschung die südwestlichsten Quellen des heiligen Stromes entdeckt und das bestätigt gefunden, was die alten Geographen berichteten. Was noch zu thun übrig bleibt, das ist nur die Feststellung von Einzelheiten. Das allein stempelt die jüngste Expedition Stanleys zu einer der denkwürdigsten aller geographischen Reisen. Allem Anschein nach wird aber auch die Anthropologie von ihr großen Nutzen ziehen. Das wilde Zwergvolk, von dem schon Homer gesungen und von dem uns Schweinfurth die erste sichere Kunde gebracht hat, war bis jetzt nur als ein wunderbisirender Jägerlatein bekannt, der auch im südlichen Kongobecken auszutreffen war. Stanley hat in den Wald wildnissen des Arowimi gegen 150 Zwerge dieser Zwergrasse berührt und deren Geschicklichkeit im Pfeilschießen bitter empfinden müssen. Die Leute Emins erkannten in ihnen die „Akka" Schweinfurths, die Zwerge selbst aber nannten sich „Varua" . . . ebenso wie die Zwergstämme, die in den Waldwildnissen des südlichen Kongobeckens leben!

Den dürftigen Umwärtern von Uregga, die wir aus den Schilderungen Stanleys auf seiner ersten Kongofahrt kennen, sieht jetzt der Wald vom Arowimi zur Seite. Stanley schildert ihn in einem seiner Briefe: „Stellen Sie sich einen dichten Wald Schottlands vor, der das Unterholz eines Hochwaldes von 30 bis 45 m Höhe bildet, ein undurchdringliches Gewirr von Dornsträuchern, in welches niemals das Sonnenlicht dringt; Bäche, die trage in dem Schilf dichicht dahinfließen; von Zeit zu Zeit einen tieferen Strom. Stellen Sie sich vor, diese wunderbare Vegetation in den verschiedenen Epochen ihrer Entwickelung in üppigem Wachsthum oder düsterm Verfall: die jungen frischen Lianen einen tollen Reigen des Waldes unsichlingend. . . . Das Summen allerlei gefingerter Insekten begleitet das Gekicher der Affen und der Vögel. Von Zeit zu Zeit zeigt sich eine Herde Elefanten und verschwindet sofort in den Tiefen des Waldes. Manchmal tanzt ein häßlicher Zwerg in dem Dickicht und schnellt gegen uns den vergifteten Pfeil ab, oder ein athletischer Eingeborener sieht da, mit erhobenem Speer, unbeweglich wie eine Bildsäule und verfolgt unsern Marsch mit stummem Blicken. . . . Strömender Regen, eine nureine, Fieber und Ruhr erzeugende Luft — und die Nacht, die ewige Nacht, die uns wie ein Mantel umhüllt. . . . Das war der Schauplatz unseres Daseins während fünf Monate!"

Auf dem ersten Marsche durch diesen Wald verlor Stanley die Hälfte seiner Mannschaft, und die Schwierigkeiten und Kämpfe, die er zu bestehen hatte, als er seinen Nachzug mit den Munitionsvorräthen wieder nachdem Albertsee führte, sollen die größten gewesen sein, die er auf seinen Reisen erlebt hatte. Doch die Einzelheiten dieses Zuges sind zu durch die Tagebuchseite zur Genüge bekannt. Emins Frohmut, ein Vollwerk der Ruhe, ist gefallen. — Wir wir können uns aufrichtig freuen, daß die tapferen Ale, die aus dem Herzen Afrikas wohlbehalten die Küste erreichs feines

ich denken kann, hat er mich gemalt. Er war mein Oberjäger und kein gutes Wort hat er mir je gegönnt. Immer hart, immer roh, und wer wem's in die Schlacht ging, war er wie's Thymian. Es giebt eben Kugeln, die sich verirren. Und dann, Herr Pastor, wenn er nicht gewesen wär', so hätt' ich das Kreuz. Aber er hat dagegen gesprochen. Und was hat er gesagt? Ich sagte nichts, ich wäre frech und übermüthig und man könne nicht jedem das Kreuz geben, der ein paarmal aus einem Fenster geschossen habe, bei guter Deckung. Wahr und wahrhaftig, bei guter Deckung, so hat er gesagt, der schlechte Kerl. Und er war gar nicht einmal dabei. Ich will nicht sagen, daß er feig ist, nein, feig ist er nicht, aber ein Reddhammel ist er. Und was dann nachher kam, ich meine das vorige Jahr, nun das weiß der Herr Pastor. Bou Unschlitt und Schimmelthrot will ich leben, wenn ich's dem Kerl vergeih, daß er mich denunciert und an die Obergaussicher verrathen hat, und daß sie mich nach Jauer abgeliefert haben. Und warum? Um ein Stück Reichenberger Tuch, nicht der Rede werth! Immer hat er mir den Weg gekreuzt, hol ihn der Teufel!"

Siebenbaar drehte halb scherzhaft mit dem Finger. Lehnert aber trat an den Alten heran und bat in einem Tone, dein sich Ernst und gute Laune die Wage hielten, um Entschuldigung.

„Ich will Dir den „Teufel" zu gute halten, Lehnert, wie wohlen man ihn nicht nennen soll. Aber versprich mir dafür, Friede zu halten. Ich weiß nicht, ob Opitz Dir unrecht gethan hat mit dem Kreuz, aber wenn es auch wäre, Du mußt es vergessen."

„Will's versuchen."

„Versprichst Du's ernsthaft? Hab' ich Dein Wort?"

„Ja! Aber wenn er wieder anfängt . . ."

„Er wird nicht. Ich werde mit ihm sprechen und Du sollst Bescheid haben. Bleibstleid bald. Und dann komm ich selbst."

3.

Während Lehnert dieses Gespräch hatte, schritt der, dem all diese Erörterungen galten, heimwärts auf Wolfshau zu, wo seine Försterswohnung mit der Menzschen Stellmacherei zusammengenannt. Der nächste Weg nach Haus wäre der unten im Thal, an der Lomnitz hin, immer flußaufwärts, gewesen, er mied ihn aber, weil dieser nähere Weg ohne Wirthshaus war und er ernstlich vorhatte, sich bei einem Glase Bier und einem guten Gespräch von den Anstrengungen der Siebenhaarschen Predigt, die wie gewöhnlich gut, aber etwas lang gewesen war, zu erholen.

So Weg er denn, den Umweg nicht scheuend, die große Straße betrat, die Krummhübel zu, wo er sicher war, in dem prächtig gelegenen Wirthshause „Zur Schneekoppe" den erfrischten guten Trunk und vor allem auch eine gute, das heißt eine gesellige Gesellschaft zu finden, die sich's angelegen sein ließ, ihn reden zu lassen und ihn bei jedem dritten Worte „Herr Förster" zu nennen. Denn sich unworden und ausgezeichnet zu sehen und Ehre vor den Menschen zu haben, war das, wonach ihm zumeist der Sinn stand.

Sein Bühnerhund Tiona, der darauf dressiert war, die Predigt draußen auf einer von der Sonne beschienenen Kiesstelle zu verschlafen, folgte dicht hinter ihm, ein schönes, schwarz und weiß gefleckes Thier. Und seine halbe Stunde, so vog er in Krummhübel ein, drin eine sonntägliche Stille herrschte. Links tief ein Wässerchen und schäumte, Hühner und Sperlinge pickten überall umher, wo eine Streppe gestanden hatte, und in der offnen Hausthür standen einzelne Dorfbewohner und genossen der Sonntagsruhe.

„Guten Tag, Herr Förster," sagte Gerichtsmann Klose, seine Pfeife verkehrtvoll aus dem Munde nehmend, und „Guten Tag, Herr Förster" wiederholte die nebenanwohnende, für gewöhnlich mit ihren Gunstbezeigungen etwas kargende Frau Böhmer den Gerichtsmann Klosichen Gruß auch ihrerseits und trat aus ihrem Kramladen in die Dorfstraße hinaus, um dem Vorübergehenden die Hand zu geben, ja, sie schien ihn sogar anreden zu wollen. Des Försters Haltung aber war so steif und gemessen, daß selbst Frau Böhmer mit ihrer Frage zurückhaltten hier gut fand.

Und nun noch hundert Schritte, so stand unser Förster Opitz vor Eyners „Schneekoppe", trat aber nicht über den Schwellstein in den Flur, sondern bog gleich daneben in einen von einem Staketenzaun eingefaßten Garten ein, in dem um einen plätschernden Springbrunnen herum vor einer großen Veranda viele Sommergäste saßen. Sich diesen zu gesellen, sich Opitz aber nicht ein, weil er im Vorübergehen herausgehört hatte, daß es Berliner waren, also Leute, von denen eigener Eingeständtheit er für die seinige nicht viel zu hoffen hatte. So ging er denn lieber auf eine kleine, von wildem Wein umwachsene Holzlaube zu, wo noch niemand saß, und ließ sich hier an einem langen braunpolierten Eßtisch nieder; unmittelbar an der Wand daneben war ein Klingelzug angebracht, der nach dem Wirthshause hinüber führte. Diesen zog er. Die Bedienung war aber einigermaßen säumig, was ihn, weil er eine Verkennung seiner Wichtigkeit und Würde darin erblickte, sofort heftig ärgerte. Wirklich, ein paarmal etwas auf Schlagsinn dreinblickenden Besicht wurde von Minute zu Minute röther, und erst den Hut vom Kopf nehmend und gleich danach das Taschuch aus seiner Tasche ziehend, begann er sich in nervöser Unruhe bald mit dem einen bald mit dem andern zu beschäftigen. Endlich kam die Bedienung, eine schöne schwarze Person, von der es hieß, daß sie Kunstreiterin gewesen und als Kind durch fünf Reifen gesprungen sei, was ihr jetzt freilich etwas schwer geworden wäre, und entschuldigte sich, daß der „hrer Förster" so lange habe warten müssen.

„Schon gut, Marie, schon gut."

Und nun bestellte er eine Kalmbacher und ein Schnitzel. „Aber ohne Kapern und Sardellen!"

Die Kalmbacher kam denn auch bald, aber das Schnitzel ließ auf sich warten und in seiner sonst wiederkehrenden Unruhe nahm Opitz diesmal, statt des Taschuches, ein Nußbuch aus seiner Tasche und begann Einzeichnungen zu machen, die, seiner Miene nach, von bedeutender Wichtigkeit sein mußten. In Wahrheit aber waren es bloß Kritzelkakel, bei denen gedankenloser Hinundherz, aller Anstrengung und Wichtigthuerei zum Trotz, neugierig nach der großen Veranda und den vor derselben stehenden Tischen hinüber sah.

Endlich unterbrach die Marie mit dem Schnitzel diese nervöse Geschäftigkeit, und einige Augenblicke nachher bekam Opitz auch die Gesellschaft, nach der ihn verlangte. Ein Kaufmann, der alte Förster von der Annakapelle, sammt Gemahlin und Tochter, ein Lehrer Wonneberger, dessen Schule bei den „Bäuerbänkern" hoch oben im Gebirge lag, waren in den Eynerschen Garten eingetreten, und Opitz ging ihnen, was eine große Auszeichnung war, drei Schritte entgegen und begrüßte jeden einzeln. Er sei froh, daß sie kämen, denn er hab' einen ganzen Sack voll Neuigkeiten. Es gehe wieder was vor und der gottvergessene Kerl, der Gambetta, stecke dahinter. „Was meinen Sie, Kraatz? Sie sind ja doch auch ein Mann, der was hört und weiß und mit dabei war."

Während Opitz noch so sprach, hatte man sich um den Tisch her bequem gemacht. Die Klingel wurde gezogen, eine Bestellung folgte der anderen, und ehe zehn Minuten um waren, hatte man aus der Holzlaube her nichts als Lachen und das Zusammenstoßen der Seidel.

Vor der nachbarlichen Veranda aber, wo die Berliner gesessen hatten, war alles still und leer geworden.

Ja, alles war still und leer geworden, und doch wurden Opitz und seine Freunde beobachtet, nicht von Gästen draußen, deren es kaum noch gab, wohl aber von Gästen, die drinnen im Eynerschen Hause saßen und durch die Fenster der Gaststube nach der Holzlaube hinübersahen, kleine Leute von Quersiefen und Wolfshau her, Freunde Lehnerts, Führer und Träger, auch wohl Pascher und Wilddcer, die hier wie herkömmlich nach dem Gottesdienst ihren Sonntag feierten. Allen gemeinsam war das Gedienthaben bei den „Vorigern" oder den Siebenundvierzigern oder den Königsgrenadieren in Liegnitz, und kaum einer befand sich unter ihnen, der nicht die Kriegsdenkmünze getragen hatte. Von einer richtigen Maßzeit war nicht die Rede, sie begnügten sich mit einem „Grünen" oder einer Stonedoiser und die kleine Stummelpfeife ging nicht aus.

„Opitz hält heute was drauf gelu," sagte der dem Fenster zunächst Sitzende. „Wenn ich recht gezählt hab', ist er schon beim dritten Seidel und sieht aus wie's Vater. Ihr sollt sehen, er trinkt sich noch den Schaden an den Hals, und ch' man den Schaden recht besieht, ist er um die Lese."

„Du mußt ihm heute was zu gute halten, Schmidt. Sieben haar hat ja gedreibigt, als ob Krummhübel und Wolfshau so was wie Sodom und Gomorrha waren. Und so was hört Opitz gern. Und was ihm am meisten gefreut haben wird, in das

war, daß Siebenhaar immer nach der Ecke hin sah, wo Lehnert Menz saß, und es hätte bloß noch gefehlt, daß er ihn beim Namen genannt hätt'. Und ich sah auch, wie Lehnert sich verfärbte."

„Na," sagte Schmidt. „Und dabei hat Lehnert noch 'nen Stein bei ihm im Brett und ist eigentlich sein Liebling. Daß er ihn, weil er so findig und anschlägig war, auf die Schule nach Jauer geschickt hat, na, das wißt Ihr, und nun nimmt er doch Partei für den Opitz, der den Lehnert zwei Monat ins Zuchthaus Amtsgefängnuß geschickt hat. Ich verstehe den Alten nicht und ich kann es mir mit seiner Predigt bloß so denken, daß er ein Unglück verhüten will. Er weiß, daß es beide harte Steine sind und daß es kein gutes Ende nimmt, wenn nicht Friede wird. Einer muß klein beigeben und der eine muß Lehnert sein, weil es Opitz nicht sein kann. Er ist doch nu 'mal ein Mann im Amt und sogusagen im Recht. Hol's der Teufel, daß ich das sagen muß. Und da hat Siebenhaar ihn warnen wollen, ich meine den Lehnert, und ihn ermahnen, daß er zu Kreuze kriecht."

„Es wird aber nicht helfen. Is alles ein alter Schaden noch von den Soldaten her und nun schon sieben Jahre zurück. Opitz ist ein Lüsäter und Schufter und war es immer. Er hat ihn schlanken vom ersten Tag an, ich weiß nicht warum. Ich glaube, Lehnert war ihm zu forsch und zu freiweg und nicht unterthänig genung, und ich erinnere mich, daß das ein ewiges Schnauzern war. ‚Das will ein Jäger sein, Du mein Gott', der Menz hat keinen Zug im Leibe', der Menz hat keine Ehre', der Menz hat keine Schneid'. Und so ging es weiter und nahm kein Ende, bis Menz den kleinen Fähnrich von Utenhoven aus dem Wasser zog. Opitz natürlich spöllete bloß, als sei's nichts gewesen, keine vier Fuß tief und der Fähnrich so leicht wie 'ne Feder; als dann aber die Medaille kam, da mußte Opitz still sein und von ‚nicht Ehre und nicht Schneid' war keine Rede mehr. Ich sage Euch, Major Griepenkerl, der damals das Bataillon halte, der hieß eine Rede, Donnerwetter, der verstand es, das ging an die Nieren, und hätte sich alles wieder zurecht gezogen, wenn nicht der Krieg gekommen wär' und die Geschichte mit dem Kreuz. Opitz hat ihm das Kreuz gestohlen. Eine ganz verdammte Geschichte . . ."

„Wart' Du denn mit dabei?"

„Nein. Aber so gut wie mit dabei, denn ich stand in demselben Zug und habe den ganzen Spektakel, der nachher kam, mit erlebt. Alles war für Menz. Aber Opitz, der sich bei seinem Hauptmann — es war ein neuer, der alte war gefallen — in Thee gesetzt hatte, das versteht er, denn nach oben hin kriecht er und nach unten hin tritt er und schubriegelt er, Opitz, sag' ich, wußt' es so zu drehen, daß Lehnert leer ausging und das Nachsehen hatte. Und von dem Tag an war der Unfrieden wieder da."

„Wie war es denn eigentlich? War es denn noch bei Sedan?" Lehnert spricht nie davon."

„Nein, bei Sedan war es nicht. Bei Sedan, das war Spaß, irondem wir fünf Minuten lang scharf drinstecken. Aber das ging vorüber wie 'ne Regenbusche. Nein, dies war im Winter, als der französische General . . . un, Donnerwetter, wie hieß er doch? Bazaine war es nicht . . ."

„Ducrot."

„Richtig, Ducrot . . . als der seinen letzten Ausfall machte. Die dritte Kompagnie hielt die Vorderreihe von St. Cloud, und in dem Eckhause rechts, dran die große Straße vorbeiläuft, lagen zwölf Jäger von uns unter Oberjäger Jaczewski, und bei diesen zwölfen war auch Lehnert. Nun, daß ich's kurz mache, die ganze Linie mußte zurück und der Angriff ging zuletzt auf das Eckhaus, das der Punkt war, auf den es ankam. Ging das Eckhaus auch verloren, so nahm man uns in die Flanke. Jaczewski fiel und das Kommando kam an Lehnert und da war bald keiner mehr, der nicht einen Denkzettel weggehabt hätte; Lehnerten, das hab' ich nachher gesehen, wurde der Gefreitenknopf und der Tschzipfel weggeschossen. Aber er wollte nichts von Uebergabe wissen und hielt aus, bis Unterstützung kam und die ganze Linie wieder genommen wurde."

„Und kein Kreuz? Das begreife wer kann! Du mein Gott, da waren doch die Ausjägen der Leute!"

„Ja, die Ausjägen der Leute. Die Leute, die lagen verwundet im Lazarett und ließen sich natürlich betupeln und beschwatzen und sagten aus, was Opitz ihnen vorredete. Jaczewski habe das Kommando gehabt und Jaczewski sei gefallen . . ."

„Aber bist Du denn auch sicher, daß Opitz unrecht hatte? Menz ist ein forscher Kerl, aber er dünkt sich was, weil er auf Schulen war, und ist eitel und hält sich für mehr als er ist. Er hat einen Nagel."

„Ja, den hat er und es ist schwer, Friede mit ihm halten. Er hat so was wie Opitz selber und ist gleich aus dem Häuschen. Aber eins muß doch wahr bleiben, er is ein guter Kerl und ein guter Kamerad und dabei grundehrlich und läßt keinen im Stich, und wenn man ihn nicht reizt und ihm nicht widerspricht und ihm in seinem Willen zu Willen ist, dann ist er wie'n Kind und man kann ihn um den Finger wickeln."

„Das sag' ich auch. Und wenn Siebenhaar es recht angefangen hätte, na, dann hätt' er Opitzen angepredigt und dem ins Gewissen geredet und von den Gezigten und Hartherzigen gesprochen, die nicht ins Himmelreich kommen. Aber er hat den Spieß umgedreht und hat Opitzen recht gegeben. Und das ist nicht recht. Denn Opitz ist ein Narr und ein Unsäglich, und ich wollte bloß, er tränke sieben Seidel und hätte seinen Schlag weg. Dann wären wir ihn los und das arme Volk wär ihn los, das in den Wald geht, und könnte sich ruhig sein bißchen Holz holen."

„Und wir könnten einen Spießer wegschießen, ohne Gefahr und Gericht. Und das ist doch immer die Hauptsache!"

4.

Opitz hatte keine Eile, nach Hause zu kommen, und die dritte Nachmittagsstunde war fast schon heran, als er anjbrach und seinen Weg nach der Wolfshauer Försterei hin fortsetzte. Der alte Förster von der Amtenkapelle blieb noch im Erneschen Lokale zurück, ebenso Grenzjäger Kraap, und nur Lehrer Wonneberger, der bis zur Obermühle hin denselben Weg mit Opitz hatte, schloß sich ihm an. Es war ein in wunderlichen Sprüngen gehendes Gespräch, das sie führten, erst über den Papst und das neue Dogma, dann über Mac Mahon, der viel zu gut für die Franzosen, und über den Corpskommandanten in Breslau, der zu lang im Dienste sei. All dies erledigten sie übrigens in kurzen Sätzen, um dann um so ausführlicher auf das Nächstliegende einzugehen, auf Siebenhaar, auf Erner, Vater und Sohn, auf den alten Laborunten Zöffel mit seinem Meisiengesieb und seinen Wundertropfen und auf das Blümädel, „die schwarze Marie".

„Die Marie soll sich ja verheirathen wollen," sagte Wonneberger. „Ist es denn richtig, daß sie Kunstreiterin war und als Kind durch fünf Papierreifen gesprungen ist?"

„Ich habe sie nicht gezählt und es mögen wohl auch ihrer sieben gewesen sein. Aber fünf oder sieben, es ist eine forsche Person und sie hat so was, was nicht jede hat, und wenn sie so das Essen bringt und die Messer und Gabeln über den Tisch hinfliegen läßt, wie die chinesischen Messerspieler, dann denk' ich immer, es geht wieder los. Haben Sie 'mal solche Messer spieler gesehen?"

„Gi freilich, einen Messerspieler und einen Tegenschlucker. Und waren auch beyn Beider. Das Runterschlucken ging noch; aber wenn er dann die lange Klinge wieder 'raus hatte . . . na, so was wird die Marie doch wohl nicht gemacht haben."

„Wer weiß! Sie hat so was Blechiges und da geht alles. Und dann, lieber Wonneberger, Sie glauben gar nicht, was die Weiber alles können, wenn sie wollen. Sie können eigentlich alles und wenn ich höre, Marie hat einen Bindmützfingel mit der Knickehle festgehalten . . . aber hier ist ja schon die Mühle . . . Nu Gott befohlen, Wonneberger, und seiden Sie nicht immer mit dem Menz zusammen. Er hat jetzt seine zwei Monat' abgesessen und wenn ich ihn recht kenne, so ruht er nicht eher, als bis er die zwei Monat' auf zwei Jahre gebracht hat. Er ist ein Thunichtgut und, was schlimmer ist, ein Uebermuth und ein hochfahrender Schtingel, der große Rosinen im Sack hat. Aber ich werde sorgen, daß sie klein werden."

Wonneberger wollte was zur Beschädigung sagen, weil er eigentlich eine Liebe für Lehnert hatte. Opitz unterbrach ihn aber und fuhr fort: „Und Sie wissen doch, Freund, die Lehrer sollen ein gutes Beispiel geben. Der Liegnitzer Schulrath paßt auf und da sieht man im schwarzen Buch, man weiß nicht wie: Reputation, Wonneberger! Immer aufpassen und nie vergessen, daß man Vorgesetzte hat und daß man dem Staat dient und daß man mit

Photographie von Franz Hanfstaengl, Hofkunstanstalt, Königl. u. H. in München.

Die Eifersüchtige.

Nach einem Gemälde von A. Ricci.

STANFORD LIBRARIES

zählt. Alles andere gilt nicht und wenn es gelten will, ist es Hochmuth und Unsinn. Und nun Gott befohlen, Wouwebergen. Und nehmen Sie sich in acht, wenn Sie weiterhin übers Wasser müssen: die Brücke ist weggeschwommen und die Steine sind glatt und Sie sind nicht mehr ganz fest auf den Beinen. Adieu, Wowwebergen! Sie sind eigentlich ein guter Kerl, eine gute Schulmeisterseele. Kommen Sie her, Sie sollen noch einen Kuß haben."

Und nun schieden sie wirklich und während der Lehrer höher bergan stieg, stieg Opitz einen Abhang nieder, der ihn unten, an einen Wolfshaune hin, auf die Wolfshauer Gemarkung führte. Freundliche Häuser waren über einen weiten Wiesengrund hin ausgebreitet, durch den die Lomnitz schoß, an deren diesseitigem Ufer das Forsthaus, mit dem Hirschgeweih am Giebel, aufragte. Opitz, der tjeden Steg kannte, nahm seinen Weg über eine hoch in Blumen und Gräsern stehende Wiese hin und eh' er noch bis auf hundert Schritt an seine Gartenpforte heran war, schlug der große Kettenhund an und die bis dahin stumm hinter ihm her trollende Diana antwortete mit einem kurzen Bjaff.

Und wenige Minuten später überschritt Opitz die Schwelle seines Hauses.

* * *

Frau Opitz, eine hagere Frau mit tiefliegenden dunklen Augen, die einmal schön und lachend gewesen sein mochten, jetzt aber nur noch geängstigt in die Welt blickten, empfing ihren Mann und fragte, ob sie heute noch das Mittagbrot auftragen solle.

So zaghaft die Worte klangen, so klang doch auch etwas von Vorwurf und Anklage heraus, was Opitzen, trotz seiner Unbefangenheit, nicht entging.

„Ach was, Bärbel, Mittagbrot! Was soll das wieder! Wenn ich nicht da bin, bin ich nicht da. Du sollst nicht auf mich warten, ein für allemal. Alles bloß Eigensinn, und mit zum Tort wird das Essen bei Seite gestellt und schmort in der Schüssel, daß es wie Leder anfsieht und wie Leder schmeckt. Ich will Ordnung und Stunde halten, so soll's sein, und wenn ich die Stunde nicht halte, weil ich sie 'mal nicht halten will, nun dann will ich sie nicht halten und will nicht deau erinnert sein, am wenigsten durch Deinen Schmorbraten und Dein Jammergesicht, in dem immer so was liegt, was mich ärgert und was ich nicht leiden kann."

Diana, müde von dem weiten Marsche, war auf den Großvaterstuhl gesprungen und wollte sich's eben bequem machen. Aber das paste Opitzen schlecht. „Ist denn alle Welt verrückt geworden?" rief er, und den Hund beim Fell packend, warf er ihn auf die Erde und gab ihm einen Fußtritt. Dann ging er auf einen Schrank zu, nahm eine mit Rohr umflochtene Flasche heraus und trank. Es war Kirschwasser, zu dem er, mit oder ohne Grund, das Vertrauen hatte, daß es „niederschlage". Dann hing er den Staatsrock an den Riegel, machte die Krawatte weiter und warf sich, einen Stuhl herumschiebend, aufs Bett. Und keine halbe Minute mehr, so hörte man nur noch sein Athmen und Schnarchen. Diana kroch unter den Stuhl und die Frau Försterin verließ leise die Stube; draußen in der Küche aber setzte sie sich zwischen Wand und Herd und ließ sich von Christine, die seit etwa zwei Jahren in ihrem Dienste stand, die Kaffeemühle geben und begann sofort ein allerintimstes Gespräch. Denn in einem ihr eigenthümlichen Klagetou über ihre Ehe zu sprechen, war ihr so ziemlich das Liebste vom Leben, auf das sie nicht verzichten mochte, trotzdem sie wohl wußte, daß Christine durchaus anderweichener Meinung war.

„Es war ihm wieder nicht recht, Christine! Und wenn ich es nicht warm stelle, ist es auch nicht recht. Er redet immer von Ordnung, aber jeden Tag hat er eine andere. Heb' ich was auf, weil er zu spät kommt, dann ist zwölf Uhr Ordnung und darf nichts aufgehoben werden, und heb' ich nichts auf, dann ist es Ordnung, daß eine Frau was aufsetzt. Und immer grob und bullrig. Ach ja Dir, Christine, heirathe nicht! Du steckst so mit dem Lehnert zusammen, aber glaube mir, einer ist wie der andere."

„Nein, Frau Försterin, Lehnert ist doch ganz anders."

„Ja, das sagt Ihr, das sagt jede; jede denkt, ihrer ist besser und ihr wird der Kuchen besonders gebacken. Aber dem ist nicht so. Freilich hat er nicht solchen kurzen Hals wie Opitz und die Kurzhalsigen sind immer die schlimmsten, das ist wahr und kann ich nicht bestreiten, aber es bleibt doch dabei, sie sind sich gleich, oder wenigstens sehr ähnlich. Sie quälen uns bloß, heute mit Eifer sucht und morgen mit Liebe."

„Na, mit Liebe, das ginge doch noch, Frau Opitz; das is doch noch schlimm! Liebe, denk ich mir, is die Hauptsache."

„Ja, Kind, das sagst Du wohl, weil Du noch jung bist. Da sieht es so aus. Aber nachher ist es alles anders und mit der Liebe auch. Und wenn man dann alt ist, ist man bloß noch dazu da, sich schimpfen und schelten zu lassen und Strümpfe zu stopfen und einen Knopf anzunähen."

Christine versicherte das Gegentheil und schon ihre Mutter selig habe immer gesagt: „Christine, heirathen mußt Du, heirathen muß der Mensch! Und die, die viel schimpfen und schlagen, die sind auch gut und mitunter sind es die besten." „Und dann, Frau Opitz, ich habe doch auch schon gesehen, daß er Ihnen einen Kuß gegeben hat, und da waren Sie doch ganz vergnügt und so . . . ja, ich weiß nicht recht wie . . . Nein, nein, Frau Opitz, ich lasse mir nichts weismachen. Ich bin für heirathen, und wenn Lehnert nicht will, nu, dann will er nicht, dann will ein anderer. Ich werde schon einen finden. Und ich weiß auch, wie man's machen muß. Man muß nur immer fidel sein und immer ‚ja' sagen und nichts merken von dem, was man nicht merken soll. Dann kann man hinterher machen, was man will. Ach, liebe Frau Opitz, Sie verstehen es nicht, Sie sehen immer aus, als ob einer gestorben wär' oder eben dabei wär', und das können die Männer nicht leiden. Nein, nein, Frau Opitz, ich heirathe!"

Und während sie noch so sprach, nahm sie den Kessel vom Herd und brühte den Kaffee. „Nicht zu viel Wasser, Christine, nicht zu viel!" warnte die Frau; „Du weißt doch, daß er ihn gern stark hat, und weißt auch, was er immer dabei sagt: ‚Schwarz wie der Tod und heiß wie die Hölle', was mir immer einen Stich ins Herz giebt. Denn man soll vom Tod nicht so reden und am wenigsten, wenn man ein Förster ist. Da ist der Tod da, man weiß nicht wie. Und schlagfüssig ist er auch und von dem verdammten starken Bier kann er nicht lassen. Und dann immer das Kirschwasser! Es schlägt nieder," sagt er. Ja, wenn es bloß ihn nicht niederschlägt . . ."

In diesem Augenblick fuhren beide Frauen erschreckt zusammen, denn in der Stube nebenan fiel etwas mit dumpfem Schlage zur Erde. Der Schreck währte indessen nicht lange. Frau Opitz erholte sich zuerst. „Er hat den Stuhl umgeschoben und ich will nun hinein und nachsehen, ob er ausgeschlafen hat."

Opitz stand, als seine Frau eintrat, bereits vor dem kleinen Spiegel mit blankem Glasrand, der, sammt einer doppelten Verzierung von Zittergras, über der Kommode hing. Er fuhr sich eben mit der Hand durchs Haar und sah noch halb verschlafen aus seinen etwas gerötheten Augen. Ihr Eindruck aber war mittlerweile doch ein anderer geworden, der Aerger schien mit dem Rausch dahin, und im Spiegel seine Frau gewahrend, trat er auf sie zu, legte den Arm um ihre Hüfte und gab ihr einen Kuß. Die Frau sah verschämt vor sich nieder, denn eigentlich liebte sie ihn und empfand es als einen Gram, daß solche Zärtlichkeiten so selten waren.

„Soll Christine den Kaffee bringen?"

„Versteht sich, soll sie. Und gieb mir die Pfeife! Die verdammte Trinkerei bekommt mir nicht und der Doktor will's auch nicht und droht mir immer mit dem Finger. Aber das Fleisch ist schwach. Auch ein Förster und alter Soldat hat seine schwachen Stunden. Nicht wahr, Bärbel? Und nun gieb mir auch Feuer und dann den Kaffee. Aber keine Prämpe!"

Während Opitz noch so sprach, klopfte Bärbel mit dem Knöchel an die Wand, was das Zeichen für Christine war, den Kaffee zu bringen, und zündete gleich danach einen Fidibus an, woran Opitz, der sonst in solchen Dingen für das Neue war, eigensinnig festhielt. Er hatte nur zufällig einen Haß gegen Schwefel- und Phosphorhölzer.

Und nun brachte Christine den Kaffee.

„Nu, Christine, laß sehen! Ich hoffe, Du hast nicht zuviel Bohnen aus der Mühle springen lassen. Oder hat die Frau gemahlen? Na, na, nur still . . . Spaß muß sein . . . Zu Querfeifen ist heute Tanz. Was meinst Du, wüßt Du hin? Die Frau wird es schon erlauben; nicht wahr, Bärbel?"

Die Frau nickte.

„Nun sieht Du! Der Lehnert wird auch wohl da sein und das ist doch die Hauptsache. He? Na, thu' nur nich', als ob's

anders wär' . . . Und daß ihn Siebenhaar heute angeredigt und ihm den Kopf a bissel gewaschen und seinen Standpunkt klar gemacht hat, na, das wird ihn Dir beim Schnitschen nicht verleiden und noch weniger draußen in der Laube. Tanz ist Tanz und Kuß ist Kuß. Und ich gönne ihn Dir auch und heute lieber als morgen. Denn Du bist eine verständige Person und wirst ihn schon zurecht rücken, heller als Siebenhaar. Und ist er erst aus dem Dünkel heraus und sitzt an der Wiege, vielleicht sind es Zwillinge, was meinst Du, Christine? Ja, was ich sagen wollte, sitzt er erst an der Wiege, kann Du zaschen und zu wildern, dann werd' ich auch zute Nachbarschaft mit ihm halten. Ich bin für Frieden, aber zu gutem Frieden gehören zwei."

Christine hatte, während Opitz so redete, den linken Schürzenzipfel in die Hand genommen und strich an dem Saum entlang. Als er jetzt schwieg, sagte sie: „Nichts für ungut, Herr Förster, aber wenn Sie mir meint ihm wären . . ."

„. . . Da wär' er besser mit mir," lachte Opitz. „Ja, das glaub' ich. Ich soll aufsaugen und jeden Morgen, wenn ich ihn drüben hantieren seh', meine Kapp' abnehmen und über die Brück' hinübergrüßen: ‚Guten Morgen, Herr Lehnert Menz! Herr Lehnert Menz geruhten wohl zu ruhen? Ah, sehr erfreut. Empfehle mich zu Gnaden . . .' Nein, nein, Christine, Unterschiede müssen sein, Unterschiede sind Gottes Ordnungen. Und nun geh' und komme nicht zu spät! All Ding will Maß haben."

Christine ging. Fran Barbel aber hatte mittlerweile nach ihrem Strickstrumpf gegriffen und sah verstimmt vor sich hin, weil es ihr gegen die Hausfrauenehre war, daß Opitz sich in ihre Sache gemischt und der Christine so mir nichts Dir nichts einen Ausgebetag angeboten hatte. Sie schwieg aber und erst als Opitz, der heute den Galanten und Rücksichtsvollen spielte, sie mit freundlicher Miene bat, das Licht und den Zichhonsbecher vor ihn hin zu stellen, weil er sie nicht immer wieder belästigen wolle, hielt sie mit ihrer neben allem Aerger herlaufenden Neugier nicht länger zurück und sagte: „Angeredigt hat er ihn? Bist Du denn auch sicher? Er wird ihn doch nicht beim Namen genannt haben?"

„Nein," sagte Opitz, dessen gute Laune durch seiner Frau Neugier eher gesteigert als gemindert wurde, „nein, er nannte keinen Namen. Aber es war so gut, als ob er ihn genannt hätte, denn alles sah nach der Ecke hin, wo die Menzens saßen. Und die Alte nickte mit dem Kopf, als ob sie jedes Wort unterschreiben wolle. Freilich weiß ich, daß es nichts zu bedeuten hat, ihr steckt noch so was Polnisches im Blut, kriecht und schenwezelt immer hin und her, und kann keinem ins Gesicht sehen, und von allem, wovon der Lehnert zwiel hat, hat sie zu wenig. Alte Hexe, verschlagen und heimtückisch und feige dazu."

„Sie langt nicht viel. Aber Du wirst doch dem Sohne die Mutter nicht anrechnen wollen?"

„Mein," lachte Opitz. „Das nicht und ist auch nicht nötig, denn er trägt an seinem eigenen Bündel gerade schwer genug. Er trotzt mir, und weil er, anser der Dentkmünze, auch noch das Ding, die Schwimmmedaille hat, ich sage, die Schwimmmedaille, denn won retten war keine Rede, und weil es, Gott sei's geklagt, nahe dran war, daß er das streng kriegte, spielt er sich mir gegenüber auf den Ebenbürtigen, ja den Ueberlegenen aus. Ich wette, er widert bloß, um mir einen Tort anzuthun: er konnte die Dummheit sehr gut lassen, bei der ohnehin nicht viel 'raus kommt, aber es macht ihm Spaß, mir so unter der Nase hin ein Bild wagzuhalten. Das ist es. Aber ich denke, die zwei Monat in Jauer werden ihm gezeigt haben . . ."

„Da bist ja streng, Opitz."

„Anstinn! Streng! Was heißt streng? Ich thu' meine Pflicht."

„Ja sehr. Du wüßtest auch 'mal ein Auge zudrücken."

„Bah, Bärbel, Du redest, wie Du's verstehst! Auge zudrücken! Dazu bin ich nicht da, dazu bin ich nicht in Dienst und Lohn. Ich bin dazu da, die Augen aufzumachen. Und thu' meine Pflicht zu sehr, sagst Du? Als ob man jemalen seine Pflicht zu sehr thun könnte! Man kann sie falsch thun, am unrechten Fleck, so viel geb' ich zu, thut man sie aber am rechten Fleck, so ist von zu sehr' keine Rede mehr. Die Gesetze sind nicht dazu da, daß Hinz und Kunz mit ihnen umspringen. Das verlobdel, pfeif. Ich bin nicht so dumm, daß ich mir einbildete, wenn der Rebbock geschossen wird, geht die Welt unter. Nein, die Welt geht nicht unter. Aber Ordre parieren geht unter, Ordre parieren, ohne das die Welt nicht gut sein kann. Und hent am wenigsten, wo jeder denkt, er sei Graf oder Herr und könne thun, was ihm beliebt, und sei kein Unterschied mehr. Das ist die verdammte neue Zeit, die das Mauschelchen und Schreiberwolk gemacht hat, Kerle, die keinen Fuchs von einem Hasen unterscheiden können, trotzdem sie beides sind. Gelt' wir damit. Ich weiß, was ich zu thun hab'. Und dieser Bengel, dieser Herr Lehnert Menz, gehört auch mit dazu, hat die Glocken läuten-hören, schwatzt und quatscht von Freiheit, will nach Amerika gehen und hat keine Ahnung davon, daß sie da drüben noch ganz anders 'nan müssen als hier, sonst holt sie der Teufel erst recht und lacht sie mit ihrer ganzen Freiheit aus. Ich sage Dir, hier ist es am besten, hier, weil wir Ordnung haben und einen König und eine Armee. Ich bin ein Mann in Amt und Dienst und meinem Dienst thu' ich, und wenn es mir aus Leben geht."

„Spreich nicht so! Verlaß es nicht!"

„Anstinn! Unsere Stunden sind gezählt und wir können uns keine zulegen und keine wegnehmen."

„Duch, doch!" sagte die Frau.

Der Förster war unter diesem Gespräch aus Fenster getreten und sah auf die hart an seinem Borgarten vorüberführende Fahrstraße hinaus. Jenseit derselben, dem Blick entzogen, floß die tief eingebettete Lomnitz und man hörte nur ihr Hinschäumen über das Steingeröll. Opitz öffnete das Fenster, um frische Luft zu schöpfen, nahm ein Nissen und wollte sich's eben bequem machen, als er Lehnerts gewahr wurde; unwillkürlich trat er zurück, aber doch nur so weit, daß er von der Straße her immer noch deutlich gesehen worden konnte. Lehnert sah ihn auch wirklich und hob seinen Zeigefinger nachlässig und wie zu halbem Gruß bis an den Schirm seiner Mütze.

„Wie der Aert nur wieder grüßt!" rief Opitz seiner Frau zu. „Hast Du gesehen, Bärbel? Und das soll ich für einen Gruß nehmen! So grüßt man einen Rekruten, aber nicht einen Vorgesetzten. Und das Gesicht dazu . . ."

„Du bist nicht sein Vorgesetzter."

„Ach was! Was weißt Du davon! Ich sage Dir, ich bin's. Und wenn ich es nicht wär', ein Mann in Amt und Würden ist allemal eine Respektsperson. Der Gerngroß da drüben kann seinen Gruß lassen und sagen, er habe mich nicht gesehen, aber wenn er mich grüßt, muß er mich grüßen, wie sich's gehört. Müßte 'runter oder den Finger seit an den Streifen und nicht so wie von ungefähr und wie bloß zum Spaß. Das ist Unordnung und Anmaniet!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Bazar.

Plauderei von **Oscar Justinus.**

In den Tagen vom 25. bis zum 31. d. M. findet in den Räumen des Schießhauses zum Besten des Vereins zur Unterstützung verschämter Armer ein

Wohlthätigkeitsbazar

statt, zu dessen freundlichem Besuch das unterzeichnete Komitee Sie hierdurch ergebenst einzuladen sich die Ehre giebt.

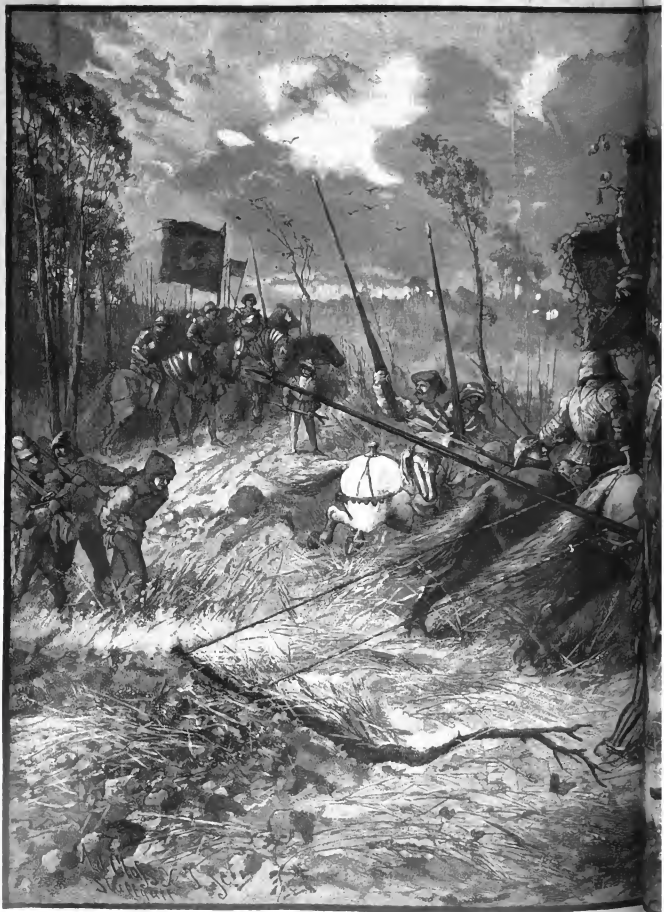
Geben wolle man bis zum 20. bei einem der Komiteemitglieder gütigst hinterlegen.

(Folgen neunundvierzig Unterschriften.)

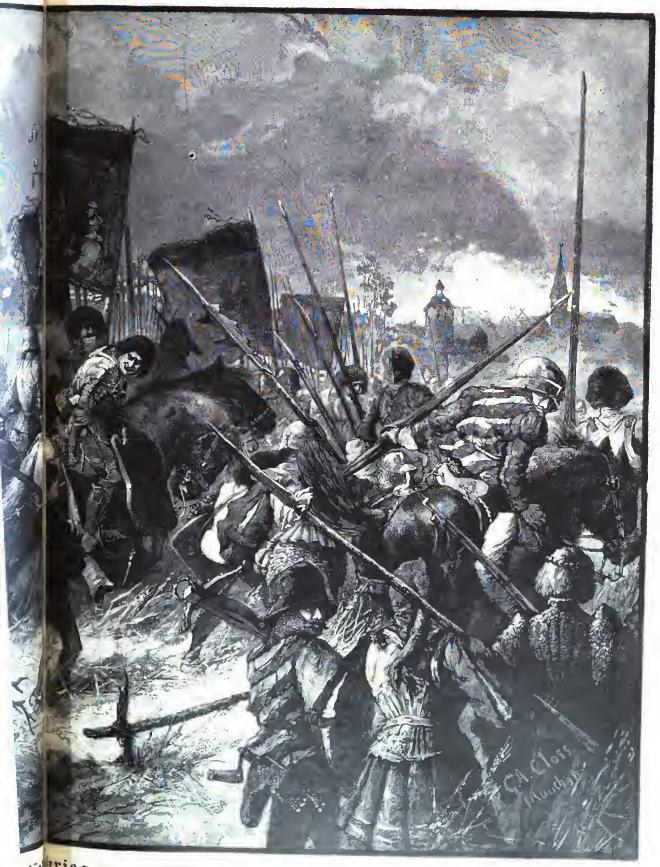
Eine solche Karte in großem Umfchlag fiel schwer aufschlagend in den blechernen Briefkasten. Ich erschrecke immer, wenn es so klopft: etwas Gutes klopft nie! Entweder ist es die Aufforderung zu einem Gesellschaftsabender oder eine Verlobungsanzeige oder eine Hochzeitseinladung oder ein zurückkehrendes Manuskript — eins so schlimm wie das andere. Diesmal war eine Bazarcinladung. Das wird ja ein Hals voll gleich sein:

Der Umschlag ist geschlossen, einige Privatzeilen sind beigelegt.

Sie führen her von der Hand einer Freundin und deren Schriftzüge zu lesen macht mir große Freude, weniger des Inhalts wegen als wegen dessen, was zwischen den Zeilen liegt. Die Dame hatte nämlich, von schwerem Unglück verfolgt, Jahre lang sich ganz dem Schmerze und der Klage hingegeben. Ihr Name unter den Komiteemitgliedern eines Bazars gab den Beweis, daß endlich sich wieder ein Funkchen der ertöschen geglaubten Lebenslust unter der Asche gefunden, daß das Bedürfnis einer Zerstreuung die Weltentsremdete aus ihrer Einsamkeit herporlockt hatte. Zu diesem Zwecke alten Thun hatte das Unternehmen auf den Namen „Wohlthätigkeits"-bazar ein volles Anrecht.



Aus dem Fürst
Zeichnung



Fürstenkrieg von 1462.
Lichtdruck v. A. Closs.

In den letzten Jahren errichteten für Berlin die Johanniter, sowie die Ord- und Brudstbankenkalkes Heime für Genesende in Lichterfelde mit 25 Betten und in Heinersdorf und Pankow mit 50 Betten. Zuletzt ist noch in Nürnberg eine derartige Anstalt mit 24 Betten entstanden, und in München wird eine zweite für 80 bis 100 Betten gebaut, während sie Leipzig durch eine Stiftung von Dr. W. Schwabe auf zwei Gütern im Erzgebirge ähnliche Anstalten ins Leben gerufen worden sind.

So ist diese Angelegenheit längst über die Zeit der Versuche hinaus, überall ist man mit den erzielten Ergebnissen überaus zufrieden und mit Recht fordert man weitere Kreise zur Nachahmung auf. Wie selbst kleinere Anstalten segensreich wirken können, ersehen wir aus der Thatsache, daß die Münchener Anstalt mit einem Belegraum von nur 20 Betten jährlich 300 Genesende verpflegt hat.

Die Heime für Genesende sind noch in einer anderen Beziehung beachtenswerth: „Niemand ist für Wohlthaten, sie bedeutende Pflege empfänglicher und dankbarer als ein von schwerer Krankheit Genesender; er ist der günstigsten Einwirkung auf Gemüth und Charakter zugänglich. Man kann diese ethische Seite nicht hoch genug anschlagen, insbesondere für die große Kategorie der männlichen und weiblichen Dienstboten und allenfallsigen Arbeiter, welche ihren Verdienst verloren haben und nicht wissen, wo sie ihr Haupt hinlegen sollen. Auch finden die Pfleglinge in ihren Verrichtungen nach neuen Arbeitsstellen ihre Hilfe und Rath." So äußerte sich ein Gewährsmann auf diesem Gebiete, Professor Dr. v. Ziemßen in München, auf der vorjährigen Versammlung des „Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege"; der Verein tagte in Straßburg und die Mitglieder konnten sich durch den Augenschein von dem segensreichen Wirken des „Louisahospitals" überzeugen.

Wir zweifeln nicht, daß unsere Berufsgenossenschaften die Errichtung solcher Heime anbreden und daß die Gemeinden sie dabei unterstützen werden; aber wir möchten auch an den Gemeinsinn und die Opferfreudigkeit der Mitbürger einen Mahnruf richten, für die indemnitellen Genesenden Stätten zu schaffen, „wo sie dasjenige finden, was dem Wohlhaben den im Kreise seiner Familie gehoben wird, eine dem Körper wie dem Gemüth gleich wohlthuende Pflege".

Blätter und Blüthen.

Gewitter auf dem Sonnblick. Unsere Leser kennen aus der Schilderung Dr. J. J. Kleins (vergl. Jahrgang 1888, S. 724) die Wetterwarte auf dem Sonnblick. Aus der Fülle der merkwürdigen Beobachtungen, die dort angestellt worden sind, möchten wir nur eine, die Beobachtung von Gewittern in jenen hohen Regionen, herausgreifen. Dr. Wilhelm Trabert, der sich während des Sommers 1889 als Assistent Dr. Pernters eine Leitung auf dem Sonnblick aufhielt, hat darüber Mittheilungen in der „Meteorologischen Zeitschrift" veröffentlicht. Nach seiner Schilderung fehlt der Eindruck, den sonst ein Gewitter macht, auf dem Sonnblick fast vollständig; man sieht keine dunklen Wolken heranziehen, man hört nicht wie sonst schon lange vorher den dumpfen fallen seiner Gewitterschwade. Man würde auch über den ersten Blitzschlag hochlichst überrascht sein, wenn sich nicht auf der Wetterwarte ein Warner befände. Dieser Warner oder Anländiger des Gewitters ist der Fernsprecher. Dieser gibt schon zeitig in der Frühe fast vollkommen verlässliche Anzeichen eines erst nachmittags eintretenden Gewitters. Während sonst normalmags nur ein schwaches Knistern in dem Fernsprecher zu hören ist, wird dasselbe nun schon am Morgen sehr deutlich vernehmbar und steigert sich von Stunde zu Stunde, sehr oft zu einem so heftigen Krachen, daß eine Benutzung gar unmöglichkeit wird. Das Ueberspringen von Funken an den Klemmen, häufig auch von selbst erfolgendes unregelmäßiges Läuten der Glocken geben das Zeichen, daß der Fernsprecher ausgeschaltet werden muß. Das Haus hüllt sich in Nebel und das Gewitter bricht los: Gewitter und Gegenwetter liegen gegen die Fenster, und meistens schlägt es in einen der Blitzableiter ein. Der Donner ist dabei, verglichen mit dem in den Thälern, schwach, dagegen wird auch hier den Einschlagen des Blitzes das Haus so heftig erschüttert, als ob ein Erdbeben stattfände. Einmal erfolgte sogar eine Explosion ohne Donner. Als Dr. Trabert am 14. Juli abends gerade am Fenster stand, ging eine riesige Feuersäule unmittelbar vor denselben nieder, begleitet von einem prasselnden Geräusch, „ganz als ob etwas vom Dache herabgeschüttet wurde". Sehen jedoch die Sichten besonders hoch über dem Sonnblick, dann folgt auf den Blitz auch ein stärkerer Donner.

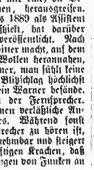


Fig. 1. Positives Elmsfeuer.

Eine dünnige Erscheinung auf dem Sonnblick ist das Elmsfeuer, und von dem schönsten, welches Dr. Trabert beobachten hat, giebt er uns folgende Schilderung: „Nach einem Gewitter, während es noch ein wenig regnete, trat negatives Elmsfeuer ein. Das Haus war nicht bloß an den Spitzen, sondern auch an den Wänden mit leuchtenden Punkten besetzt; der Blitzableiter, die eisernen Verankerungen des Hauses, das Schutzgitter, das Blitzableiterseil, alles leuchtete; die Fahnenstange war vollständig in Feuer eingehüllt. Wenn man etwas entfernt vom Hause Aufstellung nahm, leuchteten die Haare, die Spitzen des Schnurrbarts, der Hut, die Kleider, und wenn man die Hand ausstreckte, entfernte sich jeder Finger (besonders wenn man sie vorher im Schnee befeuchtet hatte) kleine Flämmchen, wobei wohl ein deutliches Brennen verspüren konnte. Gehörte aber die Entladungen am stärksten an, ging in der nächsten Nähe ein Blitz nieder, worauf die Erscheinung wie abgeschnitten endete. Bald darauf trat positives Elmsfeuer ein, und zwar wieder, um so prächtig, wie dies die früheren Male nicht gewesen war."

Die Lichterscheinungen beim positiven und negativen Elmsfeuer sind verschieden. Beim letzteren (Fig. 2) sind die Flämmchen deutlich kurz und dicht um den Eindruck leuchtender Punkte, mit sonstiger positives Elmsfeuer ein (Fig. 1), so werden die Flämmchen zu Lichtbüschchen von 8 bis 10 cm Länge, die auf 1 cm langen Stielen sitzen. Einen sonderbaren Anblick bot einmal ein Taucher, der auch zur Wetterwarte gestiegen war. Der Herr hatte etwas in die Höhe stehende Haare und sein Haupt war mit einem mehrere Centimeter breiten Heiligenschein umgeben. Da er diesen überaus lästigen Glanz zu lange über seinem Haupte leuchten ließ, dass heftig zu jucken anfing, so

Der Rigi einst und jetzt. (Mit Abbildungen von R. Püttner, nach Skizzen von C. Kösli-Schultheiß.) Der jetzt so viel gesehene und viel besuchte Rigi war bis gegen die Mitte dieses Jahrhunderts nur den Hirten und den umliegenden Thälern bekannt; auf ihm weideten sie im Sommer ihre Herden, bereiteten in den vielen zerstreuten Alpenhütten Käse und Butter, sammelten das Wildheu für den Winter und lebten froh und gesund in der reinen, dünnen Bergesluft, unbekümmert um die Stürme der großen Welt. Für die Aussicht in die Weite, für Sonnenaufund -Niedergang, für Naturschönheit, für alles das, was jetzt Hunderttausende aus aller Herren Ländern anzieht, hatten sie wenig oder keinen Sinn; gutes Wetter und ein voller kräftiger Graswuchs war ihnen alles, denn die ausgedehnten Alpenweiden des Rigi gewährten etwa 3- bis 4000 Kühen Nahrung für den ganzen Sommer.

Die Zusammlung von Reisenden vermehrte sich schon etwa um das Jahr 1760 einen begüterten Landmann, auf dem Rigi in einer Berüsstung 5000 Meter unterhalb der höchsten Spitze eine Kapelle errichten zu lassen; auch ein kleines Kloster für die Kapuzinermönche wurde dazu gebaut, damit den wilden Hirten in den Alpen Gottesdienst gehalten werden könnte. Durch viele Spenden, Ablaß und erbauliche Geschichten wurden Klöster und Kirchlein bald bekannt unter dem noch jetzt üblichen Namen „Maria zum Schnee". Bald erhoben sich daneben noch einfache Gasthäuser für Alpenmilchdürftige und der Fremdenzug begann. Außer diesen und den wilden Hirten kam höchst selten ein Fremder auf diese Höhen; die Aussichtspunkte waren noch nicht bekannt und niedrig gelegt, man hatte — der Leser findet über diese merkwürdige Erscheinung weiteres in Buchheft 19 des vorigen Jahrgangs — noch keine Empfindung für ihre Schönheit; erst später, im Anfang dieses Jahrhunderts, geschah es häufiger, daß Pioniere des Bergsteigens die leicht zugänglichen Gipfel bestiegen. — Von den ersten Rigireisenden nennen wir J. J. Scheuchzer († 1733), J. G. Ebel († 1830) und seinen Zeitgenossen, den Maler Heinrich Keller, alle drei von Zürich; auch Goethe war Gast († 1779) vor unter den ersten Besuchern. Alle diese beschrieben in ihren Schriften die wundervolle Aussicht über einen großen Theil der Schweiz und in die Eiswelt des Hochgebirgs, priesen die Großartigkeit des Sonnenaufgangs, die reine, stärkende Luft, die Nebelstille und alle die Merkwürdigkeiten der Alpenwelt.

Das erste Gasthaus auf dem Rigi.

Dies bewirkte nach und nach stärkeren Besuch aus der Schweiz und dem Auslande. Eine einfache kleine Hütte unterhalb des „Kulm", der Spitze, genügte den immer zahlreicher werdenden Touristen nicht mehr, und es wurde im Jahre 1816 ein Gasthaus erbaut, welches, obschon im einfachen, landesüblichen Stile gehalten, doch nach damaligen Begriffen geräumig und bequem war; es ist dasjenige, welches die obere unserer Abbildungen zeigt. Jetzt ist dieser einfache Bau schon längst verschwunden; an seiner Stelle stehen die großen, mit allem Luxus der Neuzeit ausgestatteten Gasthöfe und Fremdenwohnungen. Das neueste derselben ist auf unserer zweiten Abbildung zu sehen. Aber auch unterhalb der höchsten Spitze, auf Rigi-Staffel, Rigi-Kaltbad, auf Klösterli und Rigi-Scheidek und an Zahlreichen anderen Punkten wimmelt es von Unterkunftsgelegenheiten aller Art. Zu diesen Gasthöfen und Kurorten führen sehr sorgfältig unterhaltene, gestatteste und ausgezeichnete Wege, außerdem aber noch zwei Eisenbahnen. Die eine von ihnen, die von Vitznau aus nach Kaltbad und Kulm geht, wurde in den Jahren 1868 bis 1870 von den Ingenieuren Näff, Riggenbach und Zschokke gebaut mit Jahresbetrieb und durchschnittlich etwa 20 Prozent Steigung; die andere, 1875 eröffnet, hat als Ausgangspunkt Arth-Goldau und leitet mit gleicher Steigung und Anlage über Rigi-Klösterli ebenfalls nach Kulm; eine Zweigbahn führt von Kaltbad nach Rigi-Scheidek; alle diese Bahnen sind mit bequemen prachtvolle Fernsichten von den Wagen aus.

Das neue Hotel auf dem Rigi-Kulm.

Jubiläumsrennen. (Siehe Illustrationen S. 4 und 5.) Wenige sieht es einmal lustig aus in dem sonst so ernsthaften Klassenzimmer! Studierlampe und Globus sind bei Seite gerückt, und rechts von den Vorsteherinnen prangt auf der großen Tafel eine höchst verpönte Illustrierung der unsittlichen Jugend, aber unbemalt achtet darauf, denn die Zeit drängt, in einer halben Stunde soll der Ball beginnen, und wie viel ist bis dorthin noch zu thun! Das Festspiel wird verteilt werden, der junge Literatenverein, das Ideal der gesammten Oberklasse, hat es gedichtet, mit einer gewissen Nichtachtung auf die vorhandenen Kostüme verfaßt, aber gerade deshalb um so genialer erdacht: eine Huldigung der Künste vor der höchsten von allen, der Poesie. Figuren aus klassischen und modernen Dichtungen leiten die Handlung ein; zum Schluß kommen palmentragende Genien mit weißen Gewändern und Lockenperücken. Soeben ist man mit deren Anputz fertig geworden und sie treten den Abmarsch auf die Bühne an, begleitet von der ersten Gouvernante, die das Sündflutlied trägt und sich gerade noch einmal von der Leistungsfähigkeit ihres Trüppleins überzeugt hat. Sieht es bei den „Großen" ebenso sicher?! Man weiß es nicht genau, und deshalb „überhört" eine barmherzige Seele aus dem Volk geschwind noch die Helden und Heldinnen. Gerade stockt Dorothea in ihrer Rede, sie fühlt den Augenblick kommen, wo die Erinnerung plötzlich versagt und nur das schreckliche Bewußtsein bleibt, daß man jetzt etwas sagen sollte, das mit aller Anstrengung nicht herauszuschießen ist! Theilnahmsund ahnungsvoll blickt der neben ihr stehende Hermann auf das rettende Papier; Max Piccolomini aber, in einer Sturmhaube, welche er nicht in seinem Kürassierregiment gefunden, steht gedrungen hinüber nach dem Wandschirm, hinter dem gerade die erste Vorbereitung für den Ball, das Backen durch einen Puderüberzug mit schwermüthiger Blässe anzukündigen.

Im Mittelgrunde kniet Corinna und setzt mit eifigen Fingern dem Trompeter vor den Schlafen die bunte Schleife an das Beinkleid. Lachend schaut die überwüthige Blondine zu ihr nieder — sie kann sich noch nicht recht in das Kostüm finden, und es steht zu vermuthen, daß ihr auch Perücke, Federhut und Schwerdtbändchen keinen allzu drohenden Charakter verleihen werden. Die vom Sündmuthsins entlehnte Trompete steckt noch in der neben Thekla stehenden Schachtel, sie kommt zu jetzt, wenn das Stoßrapier um gehangen ist. Die zweite der gefährlichen, noch am Boden liegenden Waffen hat sich siebenlitsch das lustige Backstöckchen ausgeborgt, die mund unbliden Pagen bedient. Hinter Lieutenantskopfes an der Tafel. die aus dem Hintergrunde dahinhoten strent. Aber weit über solche Kinderein erhaben, in süßer eben er blühter Mädchenfrische stehen die beiden Siebzehnjährigen im Vordergrunde: Leonore von Sowinske und Anna Werners Lieb, Margarethe. Die letztere betrachtet lächelnd von der Seite den angehenden Trompeter, die letztere heftet den träumerischen Blick auf den barmherzigen Lieutenantsbruder der alten Lehrerin, aber ihre Gedanken fliegen dabei weit über das Institut hinaus, ins nächste Jahr, wo sie erwachsen in die Welt geführt wird ... auf wirkliche Bälle ... andern Erfolgen entgegen, als sie auf einem Institutsball blühen!

Der Fürstenkrieg von 1462. (Zu dem Bilde S. 28 und 29.) Es ist eine der elendesten und trostlosesten Zeiten im Deutschen Reiche, wovon der Künstler den Vorgang hebt, eine Zeit bitterer Rechtslosigkeit und Gewaltthat, die schwer auf den unglücklichen Bürgern und Bauern lastete. Fürstliche Willkür, schon ehemals kein trostvoller Hohen stausenmann mit schwer niedergedrückt en, wir unter der sinkenden Kaiser nnech ihrer Nachfolger Macht emporgeschwungen; die Herzoge von Bayern und Sachsen, die Grafen von Württemberg, die Kurfürsten von der Pfalz und von Brandenburg stritten sich als die Herren im Reich, dessen machtlosen Oberhaupt, der unselige Friedrich III., sein im Often um die Erblande gegen Rebellen und äußere Feinde ringen mußte, wenn er nicht gar als Flüchtling umherzog und die Gastfreundschaft der Reichsstädte anrief.

So hochen denn, unbekümmert um seine schwache Einrede, die kampfbegierigen Herren im Reich ihre Händel mit einander aus: Franken, Bayern und die Pfalz kämpfen abwechselnd um den Besitzstand der Bischöfe, welche der Brandenburger Albrecht Achilles und Graf Ulrich von Württemberg gegen Ludwig von Bayern-Landshut und seinen Vetter, den Pfalzgrafen Friedrich, zu Feld führten. Der Bayernherzog hatte rechtswidrig die Residenzstadt Donauwörth überfallen und an sich gerissen, die beiden andern, welche in eigenen Landen schon oft genug das Gleiche gethan hatten, aber eifersüchtig auf die wachsende Macht des Bayern waren, liefen sich vom Kaiser die Reichsvollstreckung gegen ihn übertragen und führten als äußeren Kommissare die eigene Absicht aus, dem Verbrechen und Bösen

Photographie von Franz Hanfstaengl Kunstverlag A.-G. in München.

Der Heirathsvermittler.
Nach einem Gemälde von Edm. Herger

bindes gegeben, um freie Hand zu behalten, er brohchaet rben, sich rückwärts beugend, mit teuflischem Hohn das Zerstörungswerk. Weinrichn werden die armen Bauern, die verjucht haben, ihren Herd zu verthridigen, als Gefangene im Zug mitgeführt, um im nächsten Dorf zum warnenden Exempel aufgehängt zu werden. Jeder der Grafen und Ritter führt ein Kriegsfähnlein, man sieht einige von ihnen auf einer Anhöhe im Hintergrund voll Befriedigung ihr ruhmloses Werk betrachten. Aber mitten in den gräulichen Raubzug fiel damals wie ein Wetterstrahl Pfalzgraf Friedrich, er brach mit seiner Schar bei Sinsheim aus dem Wald, fuhlug die Wütenbenden, denen sich noch die badischen Markgrafen gesellt hatten, nahm die Fürsten gefangen und führte sie weg auf sein Schloß nach Heidelberg.

Studentenalter. In der preußischen Universitätsstatistik finden sich unter anderem auch interessante Erhebungen über die Frage: wie alt sind unsere Studenten? Es wurden dabei nur diejenigen berücksichtigt, welche mit dem Zeugniß der Reife immatrikulirt wurden und unter diesen nur Deutsche. Im Jahre 1887 betrug die Gesammtzahl derselben auf preußischen Universitäten 11 913. Darunter gab es wenig sehr junge Leute; denn die Jahrgänge unter 19 Jahren waren nur durch 447 Jünglinge vertreten. 19 bis 22 Jahre vor über ein Drittel alt; zusammen 4910. Die mittleren Jahrgänge, 22 bis 28 Jahre, umfaßten 2100 Studenten. Auf höherer Lebensstufe fand der beträchtliche Rest: 2883 Herren schwankten zwischen dem 24. bis 25. Lebensjahr und 1227 zählten 25 bis 28 Jahre. Den Schluß bildeten 193, die bald das dreißigste Lebensjahr erreichten, und 108, die über 30 Jahre alt waren. Aus dieser Statistik hat man folgende Schlüsse gezogen. Unsere Studenten sind älter, als man gewöhnlich annimmt, und zwar aus zwei Gründen. Viele kommen zu spät von der Schule und viele bleiben zu lange auf der Universität. Die Statistiker haben den Studenten selbst die Semester nachgerechnet und dem Juristen z. B. 7 Semester, dem Philologen 8 und dem Mediziner 10 Semester zur Vollendung seiner Studien bewilligt. Eine nähere Prüfung ergab jedoch, daß 12 Prozent, das heißt 1427 Studenten zu lange studiert haben, oder anders gesagt: mehr Semester als angegeben auf der Hochschule gebliehen sind. In dem statistischen Bericht, dem wir diese Zahlen entlehnen, werden auch die Gründe angeführt, welche ein so langes Studium nöthig machten. Es sind dies folgende: Ableisten der Militärpflicht, Krankheiten, der Wunsch, sich gründlicher auszubilden und auch Abneigung gegen das Philisterleben. Zahlenmäßig ließen sich jedoch die einzelnen Gründe nicht bringen, so daß ein Vermuthen wegen zu langen Studierens gegen die Gesammtheit der 1427 nicht erhoben werden kann. Hier läßt mit die Statistik im Stiche und überläßt den Renuern der inneren Verhältnisse das Wort. — Es ist aber noch eine Studirengruppe in dieser Statistik zu erwähnen, 35 Herren, die man in keinem der Jahrgänge unterbringen konnte; denn ihr Alter blieb „unbekannt".

Versuch eines „Nationol-Almanachs für Teutsche". Wir haben an dieser Stelle die Einteilung und Einrichtung des von der ersten französischen Republik eingeführten Kalenders, sowie die Benennung der einzelnen Tage desselben mitgetheilt (vergl. „Buntes Allerlei" 1888, S. 209). Dieser Kalender hat seinerzeit auch in Deutschland Nachahmung gefunden, allerdings in der Beschränkung, daß die frühere Eintheilung des Jahres beibehalten wurde und nur die einzelnen Tage mit mehr nach Heiligen, sondern nach heraus deutschen Männern benannt wurden. Der spätere Ernst Ludw. Posselt, der zu den Ideen der französischen Revolution hinneigte, hat in seinen „Kleinen Schriften" (Nürnberg 1795) den „Versuch eines National-Almanachs für Teutsche" veröffentlicht. Er giebt von jedem Monate eine kurze in unsgl. Versuchen gehaltene Schilderung, in welcher jedem bestimmte Weinesseigenschaften, manchmal allerdings in etwas gewaltsamer Weise, zugetheilt werden. Und zu diesen Eigenschaften sollten auch der Charakter oder die Lebensschicksale derjenigen Personen in einer gewissen Beziehung stehen, nach welchen die Tage des betr. Monats benannt wurden. Wir wählen als Beispiel den November.

„Weh! Durch Felsenriben heult der Nordsturm,
Heulet durch den blattesloten Wald;
Schaurig heben in den Mitternachten
Der Erschlagnen Geister durch den Wald.

Weh dem Pilger! den sein hoher Engel
Solcher Mitternacht nutgegenführt!
Paradiese werden ihm zu Wüsten;
Seines Lebens Winter kommt so früh.

Jammer! Jammer! fern von seinen Lieben
Stirbt er in des Elenden kalrem Arm:
Doch einst tönt des Weltgerichts Posaune;
Denn spricht Gott über den verdammten Spruch."

Diesen genfselnden Versen entsprechend sind die Tage des Novembers meist nach Personen benannt, die auf dieser Welt viel auszustehen hatten und dieselbe mit gewaltsame Weise verließen. Die vorgeschlagenen Namen lauten: 1) Kaiser Heinrich IV.; 2) Heinrich der Löwe; 3) Kaiser Philipp von Schwaben; 4) Herzog Otto von Wittelsbach; 5) Konradin von Schwaben; 6) Friedrich von Oesterreich; 7) Agnes Bernauerin; 8) Kaiser Adolf von Nassau; 9) Kaiser Albrecht I. von Oesterreich; 10) Günther von Schwarzburg; 11) Johannes Huß; 12) Hieronymus von Prag; 13) Friedrich V., Kurfürst von der Pfalz; 14) Wilhelm v. Grumbach; 15) Johann Friedrich, Herzog von Gotha x. Einen praktischen Erfolg hatte dieser Vorschlag natürlich nicht.

„Die klassische Quadrolmeile der Geologie". So wird von den Geologen die Umgegend von Ilfeld im Harz genannt, und mit Recht, denn hier stehen wir auf keinem anderen Flecke der Erde fast alle Schichten der festen Erdrinde eng zusammengedrängt zu Tage. Mit leichter Mühe kann man darum hier einen tiefen Einblick in die wichtigsten Kapitel der Erdgeschichte erlangen. „Man kann die etwa 6 Kilometer lange Strecke vom Birkenthale an der Ohre entlang bis zum Sudmerberge das geologische Buch der

Tragisches Ende der Weihnachtsgeraide.
Zeichnung von R. Gutsch wird t

Schöpfungsgeschichte der Erdrinde nennen. Die Bildungsverhältnisse derselben sind mit unvergleichlicher Schrift, die man aber nur mit Hammer und Meißel in den Hand ringsthen kann, in die Steine, Mergel und Thone eingegraben." So schreibt H. Schnicht in seiner „Geognosie des Ilsenthals" (Harzburg, C. A. Stolles Verlag) — einem Büchlein, welches Geologen zur leichten Uebersicht und Harzreisenden zur Belehrung dienen soll.

Guter Appetit ist ein Zeichen der Gesundheit und ein Gut, das die Menschen sich gegenseitig wünschen. Er kommt bei vielen von selbst, viele aber klagen über den Mangel desselben und suchen ihn künstlich zu ersetzen. Eigentlich ist eine der einfache Regelung der Lebensweise das beste Mittel, den verlorengegangenen Appetit wieder zu bringen, aber der Mensch wünscht oft auch rasche Mittel, die im Augenblick wirken. Es giebt eine ganze Reihe derselben und darunter weniger unräuliche, wie z. B. ein Glas der Bermuthwein oder „ein Schnäpschen", wie viele sagen. Wir möchten hier ein Mittel angeben, das den Appetit am besten anregt und nicht schadet. Dieses Mittel ist eine Tasse Fleischbrühe, die jetzt so leicht aus einem Kästen Fleischextrakt hergestellen ist. Professor Voit sagt hierüber: „Es ist nicht zu leugnen, daß die Wirkung der Fleischbrühe eine äußerordentliche ist: sie bereitet den Magen Gesunden und Kranken auf die wirksamste Weise auf das Verdauungsgeschäft vor und kann daher als Appetit dienen. Daher die glänzenden Erfolge bei den Rekonvaleszenten, deren Magen lange unthätig war: sie würden die gewöhnlichen Speisen nicht vertragen, wenn der Magen nicht vorher für die Absonderungen von Saft und die Auflösung wieder eingerichtet worden wäre. So wie die Erzeugnisse der Mundsleischmahnt auf den Magen einwirken, wenn die Speisen in ihn gelangt sind, so kann vielleicht auch von dem Magen aus auf den übrigen Darm gewirkt werden."

Es ist darum eine gute Einrichtung, die Suppe zum ersten Gericht zu machen; denn dadurch wird der Magen für die Mahlzeit vorbereitet. Leider ist vielfach Abneigung gegen die Suppe vorhanden; das wissen wir schon aus der bekannte vom „Suppen-Kaspar", die im „Struwwelpeter" nachzulesen ist. Es giebt aber auch große Suppenkoper, welche die Fleischbrühe durch ein Glas Bier ersetzen. Wenn sie aber schlechten Appetit haben, so ist dies kein Wunder. Wagen sie das Bier abends trinken und ihre Mahlzeit mit der Fleischbrühe eröffnen, dann werden sie den Wunsch „Guten Appetit" nicht vergeblich aussprechen müssen. —

Erleichterungen im Reiseverkehr. Am 1. Januar 1889 ist in dem Verkehr mittels Zusammenstellbarer Rundreisehefte eine gewiß von vielen Seiten mit Freuden begrüßte Neuerung in Kraft getreten, insofern dieselbe nun für das Gebiet des Deutschen Reiches. Es wurden nämlich die bisherigen Bestimmungen bezüglich des Besuchens von Doppelstrecken gänzlich aufgehoben, so daß jetzt die bei der Hinfahrt benutzte Strecke ohne jede Einschränkung ganz oder theilweise, je nach Belieben, bis zum Ausgangspunkte der Reise zurück kann, vorausgesetzt daß die Fahrt hin und zurück mindestens 600 km umfaßt und daß Ausgangs- und Endpunkt derselbe bleibt und vor Beendigung der Reise nicht wieder berührt wird.

Digitized by Google

Es sind also derartige „Rundreisehefte“ nichts anderes als eine besondere Art Rückfahrkarten, deren wesentliche Vorzüge: die Möglichkeit der Fahrtunterbrechung auf jeder größeren Zwischenstation ohne alle Formlichkeiten, vor allem aber die ausgiebige Gültigkeitsdauer von wenigstens 45 Tagen man sich gern gefallen läßt.

Das König Johann-Denkmal in Dresden. Auf dem Platze zwischen der Hofkirche und dem Hoftheater zu Dresden erhebt sich das Denkmal des Königs Johann von Sachsen, von dem die „Gartenlaube“ schon früher (vgl. Jahrgang 1885 des vor. Jahrg.) kurz berichtet hat, ein eindrucksvolles Kunstwerk von Johannes Schilling. Meisterhaft, würdig des Anlasses, aus dem es geschaffen wurde, der achthundertjährigen Jubelfeier der Wettiner, und würdig des Mannes, dem es gilt.

Ein Sinnenbau aus grünem Sonnit ragt eine Basis von 10 Metern Höhe. Dem Auge des Beschauers zunächst liegend, ist dieser Theil am reichsten mit figürlichem Reliefschmucke bedacht; lebendig entworfene Gruppen auf den beiden Langseiten versinnbildlichen das vielgestaltige Gewerbsleben des gesegneten Sachsenlandes, Land- und Forstwirthschaft, Handel und Gewerbe; wir sehen auf unserer Abbildung Bergbau, den Gott des Handels, mit seinem Gaude, den Bergmann an der Arbeit, den Schiffer in seinem Nachen, den Fischer an seinem Netze, und über ihnen thront der Wohlstand mit seinem reichen Füllhorne. Die vorspringenden Rundungen an den vier Ecken tragen andere Gruppen, die Kunde, die Wissenschaften, die Industrie und das Kriegswesen darstellend; übereinstimmende Sinnbilder zieren die Sockel der über diesen Rundbauten sich erhebenden Kolossalher. Auf der geschilderten Basis ruht das mächtige 3 Meter hohe Postament; es trägt auf seiner Vorderseite unter der Königskrone den einfachen Namen Johann, auf unseren Rande aber auf einem durch zwei Kränze gewundenen Spruchbande die auf die goldene Hochzeit König Johanns und seiner Gemahlin bezüglichen Zahlen 1822—1872. An den beiden Langseiten sind Genien angebracht, welche in schwebender Haltung Tafeln tragen mit Sprüchen, die des Königs Charakter kennzeichnen, auf der einen Seite: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich Dir die Krone des Lebens geben“, auf der anderen: „Fromm und wahrhaftig sein bedüret den König, und sein Thron befestet durch Frömmigkeit“. Ein Buch mit dem Bildnisse Dantes, als Erinnerung an König Johanns wissenschaftliches Streben, die Regierungszahlen 1854—1873, endlich ein Schild mit der Jahreszahl der Errichtung des Denkmals nehmen die Rückseite ein.

Das König Johann-Denkmal in Dresden, entworfen von Johannes Schilling.

Ueber diesem Postamente nun ragt das fast 6 Meter hohe eherne Reiterstandbild empor. Den Krönungsmantel über der Generalsuniform, das Scepter im rechten Arme, unbedeckten Hauptes, so schaut der greise König mit dem milden Ernste des Gesichtes, der ihm eigen war, über die Welt zu seinen Füßen weg, „ein Fürst, der in Wahrheit auf der Menschheit Höhen wandelte“. Die Porträtähnlichkeit ist in hohem Grade gelungen und das ganze Denkmal darf sich den schönsten Werken plastischer Kunst in Deutschland ebenbürtig an die Seite reihen. Alle Theile desselben, mit alleiniger Ausnahme des Bronzeschildes aus Sonnit, sind aus Bronze mit jener hohen Vollendung hergestellt, die der Künstler schon am Niederwaldendenkmal vor aller Welt bewiesen hat.

Kaiserin Auguste Victoria. (Zu unserer Kunstbeilage.) Mit dem Halbheft 1 des vorigen Jahrganges der „Gartenlaube“ boten wir unseren Lesern in besonderer Kunstbeilage das Porträt Kaiser Wilhelms II. dar, mit dem jetzt beginnenden Jahrgang lassen wir als Gegenstück das Bildniß der jungen regierenden Kaiserin folgen. Die jedem Deutschen längst vertrauten freundlich gewinnenden Züge der Kaiserin Auguste Victoria — so, und nicht Augusta Victoria wünscht die hohe Frau genannt zu werden — sprechen auch aus diesem Bilde, und wir hoffen, gerade mit dieser Kunstgabe einem besonderen Wunsche unserer Leser entgegenzukommen.

Kleiner Briefkasten.

Anonyme Anfragen werden nicht berücksichtigt.

H. F. in Insterburg. Mittels folgender Flüssigkeit kann man Tintenflecke, Schriftzüge 2c. entfernen, ohne das Papier zu beschädigen. 20 g Chlorkalk schüttelt man mit 30 g destillirtem Wasser, bis sich der Chlorkalk löst. Dann läßt man die Flüssigkeit so lange wirken, bis die Farbstoffe sich in dunkles Flöckchen gerinnen. Zu dem Flockenniederschlag giebt man nunmehr 5 g Essigsäure, schüttelt tüchtig um und verschlämmt das Flöckchen fest. Es lange man das Mittel nicht trocknen läßt. Wenn dann die Tintenflecke, Schriftzüge 2c. von dem Papier entfernt worden sollen, werden diejenigen vermittelst eines feinen Haarpinsels mit der Flüssigkeit bestrichen, mit weißem Löschpapier abgetrocknet und schließlich getrocknet.

R. S. in Berlin. Das Gold ist keineswegs, wie Sie annehmen scheinen, das theuerste Metall; es giebt eine ganze Reihe Metalle, die höher im Preise stehen als dasjenige, aus dem die Kolben, die ganzen und die Doppeltronen gepregt werden, da sie äußerst selten oder schwierig herzustellen sind und meistens nur für wissenschaftliche Zwecke verwendet werden. Die „Naturwissenschaftliche Wochenschrift“ brachte gewissermaßen eine Preisliste der seltensten und theuersten Metalle. Demnach sind theurer als Gold das Iridium, Osmium, Palladium, Barium, Rhodium, Rutheniun, Didymium, Yttrium, Strontium, Cäsium, Lithium und das Vanadium. Das Kilogramm seinen Goldes gilt 3000 Mark, von den übergenannten Metallen ist am billigsten das Palladium, das Kilo bester aber immerhin 4000 Mark. Am theuersten ist dagegen das im Jahre 1840 von Mosander aufgefundene Didymmetall, dessen Preis 36 000 Mark für das Kilogramm beträgt. Das leichteste der Metalle ist das Lithium (seine Salze in den Feuerfg. Lithiumsiftern sind bekanntlich Heilmittel gegen Gicht, „Zipperlein“ 2c.) — aber ein Kilo davon kostet die schwere Summe von 20 000 Mark!

Frau H. v. Schandern O.-L. Wir bedauern, in die Geheimnisse der holländischen Bäder nicht kündigen eingeweiht zu sein, um Ihnen den Grund angeben zu können, warum dieselbe durch besonders heiße sind. Probieren Sie einmal das alte deutsche Recept: sorgfältig jedes Stück vorher einlegen, viel Wasser, viel Seife, wenig Soda, lauber ordwaschen, tüchtig kochen, bräunen, schwenken, gutes Reinbleichen im Sommer. Sie werden dann über Mangel an Bleiche wohl nicht zu klagen haben.

Nat. S. Wenden Sie sich gefl. an einen Arzt.

A. R. in Soimar i. P. Wir raten Ihnen, sich das Buch von A. Dreger, „Die Wehrpflicht im Staatsleben“ zu verschaffen. Dort finden Sie S. 12 und S. 21 der 2. Auflage auf alle Ihre Fragen ausführliche Antwort.

L. H. in Gilt. Sie finden im Jahrgang 1886 der „Gartenlaube“ eingehende Besprechungen und zahlreiche Abbildungen der Schäfer'schen Kunstwerke. Vielleicht wenden Sie sich an die Redaction der „Gartenlaube“ in nicht darunter.

J. H. C. „Nirwana“ ist ein Begriff der buddhistischen Religionslehre und bedeutet wörtlich „das Erlöschen“, das heißt die vollständige Loslösung von aller Unruhe und allem Schmerzen des irdischen Daseins, ein traumloses Vergessen alles Irdischen, nach der buddhistischen Lehre der Gipfel der Glückseligkeit.

R. S. in R. Sie finden alle einschlägigen Bestimmungen in der Anlage 2 zur „Deutschen Wehrordnung“, in welcher die Prüfungsordnung zum einjährig-freiwilligen Dienst abgedruckt ist. Ueber die Erlaße der einzelnen Verbrennungsanstalten können wir Ihnen keine Auskunft geben.

Für unsere Knaben und Mädchen empfohlen:

Herausgegeben von **Julius Lohmeyer.**

Inhaltsverzeichniß des 3. Heftes, Band VIII (Preis des Heftes 40 Pfg.):

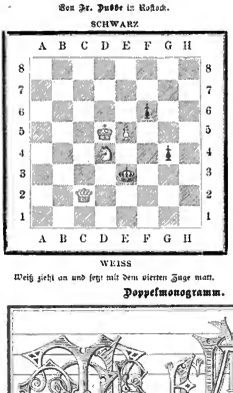
Nach Weihnachten. Erzählung von Fritz Schanz. Mit Zeichn. von Wilh. Claudius. — Weihnachten. Von Johannes Trojan. — Der Waisenknaben Weihnachtsreise. Geschichte von Agnes Bodwin. Mit Illustr. von A. v. Köhler. — Gelöstste Schläge. Von C. Leo. — Hohenzollern. Von Schulte vom Brühl. Mit Zeichn. des Verfassers. — Winterluft. Von Julius Lohmeyer. — Kleine Weihnachtsarbeiten. Von Minna Laudien. Mit Zeichn. der Verfasserin. — Zwei gediegene Geschicklichkeitsspiele. — Emackmonbeln, Rätsel 2c.

Allerlei Kurzweil.

Schachaufgabe Nr. 1.

Von Fr. Pusse in Rostock.

SCHWARZ



WEISS

Weiß zieht an und setzt mit dem vierten Zuge matt.

Scherzbilderräthsel.

Homonym.

War wild ich einst und allgewaltig,
Mein Tod der Helden höchstes Ziel,
So diene heut und dienstbefliffig
Ich jetzt der Knabenwelt zum Spiel.

Oscar Leede.

Räthsel.

Was unberührt läßt unser Herz,
Drin's uns mit an entgegen,
Verscheucht mit u jedweden Schmerz
Von unsren Lebenswegen.

Emil Noor.

Trennungsräthsel.

Kommt man zu mir getrennt,
Heißt flugs es sich erheben;
Was ich vereint bin, nennt
Man allertei im Leben.

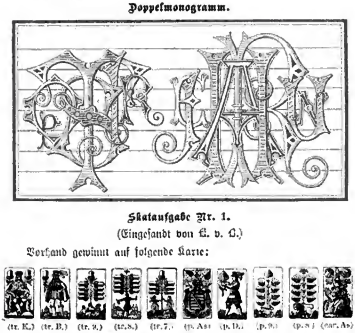
Logogryph.

Der Luchse ist's, der Leu, das Gnu,
Der Elefant, das Känguruh;
Doch giebst du ihm statt i ein e,
Geschwärzt davon manch Dach ich seh'.

Kapselräthsel.

Ein Theil bin ich von jedem Baum;
Doch wirst du meine Laute trennen
Und füllt ein „nie" den leeren Raum,
Dann kann ich die ein Land wohl nennen,
Das fern im Süd in Sonnenpracht
Die wohlbekannt entgegenlacht.

Doppelmonogramm.



Kombinationsaufgabe.

Aus je zwei Wörtern ist durch Umstellen der Buchstaben ein neues Wort zu bilden. So wird aus:

1. Hope + Muster — ein Held der griechischen Mythe,
2. Rad + Y* — ein Maß,
3. Epos + Richter — eine Muse,
4. Giebel + Herd — eine Stadt in Süddeutschland,
5. Lindau + Nase — eine spanische Landschaft,
6. Genua + Sein — ein preußischer General,
7. Guben + Lord — ein deutsches Land,
8. Hirsch + Lena — ein Fisch,
9. Alpen + Doria — eine Stadt auf der Battauhalbinsel,
10. Cato + Masern — ein Fluß in Amerika.

Sind alle Wörter richtig gefunden, so nennen ihre Anfangsbuchstaben einen berühmten Mathematiker und Philosophen.

* Y = Meerbusen bei Holland.

Skataufgabe Nr. 1.

(Eingesandt von L. v. U.)

Vorhand gewinnt auf folgende Karte:

(tr. K.) (tr. B.) (tr. 9.) (tr. 8.) (tr. 7.) (tr. As) (p. D.) (p. 9.) (p. 8.) (vor. As)

Eichel-(tr.)-Solo mit Schneider, obwohl nur zwei leere Blätter im Skat liegen; würde aber mit Schneider verlieren, wenn die Gegner zwei Sieben unter einander umtauschen dürften. Wie sitzen die Karten? Welche Blätter sind zu tauschen und wie ist in beiden Fällen der Gang des Spiels?

Magische Quadrate.

I.

B	E	G	E	L
G	A	E	T	A
H	O	L	L	E
A	R	A	B	I
B	O	L	O	R

II.

D	A	B	E	R
E	R	B	I	N
L	E	O	N	A
T	A	N	N	E
V	I	O	L	A

In jedem dieser Quadrate lassen sich die Buchstaben so ordnen, daß die einander entsprechenden kentrechten und wagerechten Reihen gleichlautende Wörter ergeben.

Diese bezeichnen:

I. 1) einen bekannten Ort am Harz, 2) einen Berg auf der Sinai-Halbinsel, 3) einen berühmten Physiker des vorigen Jahrhunderts, 4) einen Ausdruck für „geistesmäßig", 5) eine Gestalt aus Schillers „Don Carlos"; II. 1) einen Berg in Palästina, 2) einen weiblichen Vornamen, 3) einen Golf an der Westküste von Afrika, 4) ein altes Kloster in Ost-Deutschland, 5) einen französischen Orientalisten und Schriftsteller.

A. St.

☛ Hierzu die Kunstbeilage „Kaiserin Auguste Victoria".

In dem unterzeichneten Verlage ist soeben erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

E. Marlitt's Romane und Novellen.

Illustrierte Gesamt-Ausgabe.

Sechster Band: „Die Frau mit den Karfunkelsteinen".

Die Band-Ausgabe von E. Marlitt's illustrierten Romanen und Novellen erscheint **vollständig in 10 Bänden** zum Preise von je

3 Mark elegant geheftet, 4 Mark elegant gebunden.

Vierteljährlich ein Band. Bis jetzt erschienen: Band 1 bis 6.

Inhalt: Bd. 1. „Das Geheimniß der alten Mamsell". — Bd. 2. „Das Heideprinzeßchen". — Bd. 3. „Reichsgräfin Gisela". — Bd. 4. „Im Schillingshof". — Bd. 5. „Im Hause des Kommerzienrates". — Bd. 6. „Die Frau mit den Karfunkelsteinen". — Bd. 7. „Die zweite Frau". — Bd. 8. „Goldelse". — Bd. 9. „Das Eulenhaus". — Bd. 10. „Thüringer Erzählungen" (Inhalt: „Amtmanns Magd", „Die zwölf Apostel", „Der Blaubart", „Schulmeisters Marie").

☛ Auch in 75 Lieferungen zum Preise von 40 Pf. zu beziehen. (Alle 14 Tage eine Lieferung.) Bis jetzt erschienen: Lfg. 1 bis 47. ☚

Bestellungen werden jederzeit in brinahe allen Buchhandlungen angenommen. Wo der Bezug auf Hindernisse stößt, wende man sich direkt an die

Verlagshandlung von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig

Halbheft 2. 1890.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1890. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Flammenzeichen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von E. Werner.

(Fortsetzung.)

Die Familien Falkenried und Wallmoden waren seit langen Jahren befreundet. Als Gutsnachbarn verkehrten sie oft und viel miteinander, die Kinder wuchsen zusammen auf, und eine Menge von gemeinsamen Interessen knüpfte das Freundschaftsband noch fester. Da aber beide nur mäßig begütert waren, so mußten die Söhne nach vollendeter Erziehung sich ihren Weg im Leben selbst bahnen, und das hatten der Major Hartmut von Falkenried und Herbert von Wallmoden denn auch gethan.

Sie waren Jugendgespielen gewesen und auch als Männer der alten Kinderfreundschaft treu geblieben. Einst hatten sie sich auch verwandtschaftlich nahe treten sollen, denn von seiten der Eltern wurde eine Verbindung zwischen dem damaligen Leutnant Falkenried und Regine Wallmoden. Das junge Paar selbst auch vollkommen einverstanden und alles auf dem besten Wege zu sein, als ein Ereignis eintrat, das diesem Plane ein jähes Ende machte.

Ein Vetter der Wallmodenschen Familie, ein unverbesserlicher Leichtsinn, der sich mit allerlei tollen Streichen in der Heimatluft unmöglich gemacht hatte, war vor Jahren in die weite Welt gegangen und nach manchen Irrfahrten in einem ziemlich abenteuerlichen Leben schließlich nach Rumänien verschlagen worden, wo er die Besitzungen eines reichen Bojaren verwaltete. Nach dessen Tode gelang es ihm, die Hand der Witwe zu erringen und damit auch die Lebensstellung zurückzugewinnen, die er einst leichtsinnig verscherzt hatte, und jetzt trotz er nach mehr als zehnjähriger Abwesenheit mit seiner Gattin zu einem längeren Besuche bei den Verwandten ein.

Das Schloß in Königsberg i. Pr. von der Südseite.

Frau von Wallmoden stand schon in reiferem Alter und war längst verblüht, aber in ihrer Begleitung befand sich ihre Tochter erster Ehe, Zalika Rojanow, und die junge, kaum siebzehnjährige Slavin, mit dem Zauber ihrer freundartigen Schönheit und dem Reiz ihres gluthvollen Temperamentes flammte wie ein Meteor auf an dem Horizonte dieser deutschen Landedelleute, deren Leben sich in so ruhigen, gemessenen Bahnen bewegte.

Sie nahm sich aller Dinge seltsam genug aus in diesem Kreise, über dessen Formen und Nüchternheiten sie sich mit sonveräner Gleichgültigkeit hinwegsetzte, und der sie aufnahme wie ein Wunder aus einer fremden Welt. Aber es gab doch auch manches ernste Kopfschütteln, manchen Tadel, der nur deshalb nicht laut ausgesprochen wurde, weil man in dem Mädchen nur

einen flüchtigen Gast sah, der wohl eben so schnell wieder verschwinden würde, als er aufgetaucht war.

Da kam Hartmut Falkenried aus seiner Garnison auf das väterliche Gut und lernte im Hause der verwandten Familie die neuen Verwandten kennen. Er saß Zalika, und damit nahte ihm das Verhängniß seines Lebens. Es war eine jener Leidenschaften, die plötzlich, fast blitzähnlich entstehen, die einem Rausche, einem Taumel gleichen und nur zu oft mit der Reue eines ganzen Lebens bezahlt werden.

Vergessen waren die Wünsche der Eltern, die eigenen Zukunftspläne, vergessen die ruhige, herzliche Neigung, die ihn zu seiner Jugendgespielin Regine zog. Er hatte keine Augen mehr für die heimische Waldblume, die ihm damals noch jung und frisch erblühte, er sog nur den berauschenden Duft der fremden Wunderblüthe ein, alles andere verschwand und versank neben ihr, und in einer Stunde des Alleinseins stürzte er zu ihren Füßen und bekannte ihr seine Liebe.

Sittsamerweise wurden seine Gefühle erwidert. Vielleicht war es die alte Lehre von den sich berührenden Extremen, die Zalika zu einem Manne zog, der in jeder Hinsicht der vollste Gegensatz ihres eigenen Wesens war, vielleicht schmeichelte es ihr, daß ein Blick, ein Wort von ihr die ernste, ruhige und schon damals etwas düstere Natur des jungen Offiziers in Flammen zu setzen vermocht hatte, genug, sie nahm seine Werbung an und er durfte sie als Braut in die Arme schließen.

Die Nachricht von dieser Verlobung erregte einen Sturm in dem gesammten Familienkreise, von allen Seiten kamen Einreden und Warnungen, auch Zalikas Mutter und ihr Stiefvater waren dagegen, aber der allgemeine Widerstand steigerte nur die Leidenschaft des jungen Paares. Die Verbindung wurde trotz alledem durchgesetzt, und ein halbes Jahr später führte Falkenried seine junge Gattin in sein Haus.

Aber die Stimmen, welche dieser Ehe Unglück prophezeiten, sollten nur zu sehr recht behalten. Dem kurzen Rausche des Glückes folgte die bitterste Enttäuschung. Es war ein verhängnißvoller Irrthum gewesen, zu glauben, eine Frau wie Zalika Rosanow, die in schrankenloser Freiheit aufgewachsen und an das regellose, verschwenderische Leben der Bojarenfamilien ihrer Heimath gewöhnt war, könne sich jemals deutschen Anschauungen und Verhältnissen fügen. Auf wildem Rosse stundenlang umherjagen, mit den Männern, die ihre Zeit zwischen Jagd und Spiel theilten, in dem allerfreiesten Tone verkehren und sich im Hause, das immer eine Schar von Gästen füllte, mit einem äußeren Glanze umgeben, der mit dem ärgsten Verfall der verschmähten Güter Hand in Hand ging — das war das Leben, das sie bisher allein kennen gelernt hatte und das ihr auch allein zusagte. Der Begriff der Pflicht war ihr ebenso fremd wie das Verständniß für ihre neue Lebensstellung überhaupt.

Und diese Frau sollte sich nun dem Haushalt eines jungen Offiziers, dem nur bescheidene Mittel zu Gebote standen, den Verhältnissen einer kleinen deutschen Garnisonstadt anbequemen! Daß das unmöglich war, zeigte sich schon in den ersten Wochen. Zalika begann damit, sich auch hier über alle Rücksichten hinwegzusetzen und ihr Haus auf dem gewohnten Fuße einzurichten, indem sie ihre nicht unbedeutende Mitgift in der sinnlosesten Weise verschwendete.

Vergebens bat und mahnte der Gatte, er fand kein Gehör bei ihr; sie hatte nur Spott für Sitsamkeit und Formen, die ihm heilig waren, nur ein Achselzucken für seine strengen Ehr- und Anstandsbegriffe. Es gab bald genug die heftigsten Zerwürfnisse, und Falkenried erkannte zu spät die schwere Uebereilung, die er begangen hatte.

Er hatte auf die Allmacht der Liebe gebaut, auf den Warnungsstimmen zum Trotz, die auf die Verschiedenheit der Abstammung, der Erziehung und der Charaktere hinwiesen, und mußte nun erkennen, daß Zalika ihn überhaupt nie geliebt, daß nur Laune oder höchstens eine flüchtig auflodernde Leidenschaft, die ebenso schnell wieder erstarb, sie in seine Arme geführt hatte. Jetzt sah sie in ihm nur noch den unbequemen Gefährten, der ihr jeden Lebensgenuß verkümmerte, der mit seiner thörichten Bedanterie, seinen lächerlichen Ehrbegriffen ihr überall Schranken und Fesseln anlegte. Und doch fürchtete sie diesen Mann, dessen Energie es gelang, ihre charakterlose Natur immer wieder unter seinen Willen zu beugen.

Auch die Geburt des kleinen Hartmut vermochte in der schon damals tief unglücklichen Ehe nichts mehr zu versöhnen und auszugleichen, aber sie hielt diese Ehe wenigstens äußerlich noch zusammen. Zalika liebte ihr Kind mit vollster Leidenschaft, und sie wußte, daß der Gatte es ihr nun und nimmermehr lassen würde, wenn es zur Trennung käme. Das allein hielt sie an seiner Seite fest, während Falkenried mit verbissenem Schmerze sein häusliches Elend trug und alles dran setzte, es wenigstens vor der Welt zu verschleiern.

Die Welt freilich kannte trotzdem die Wahrheit, sie wußte Dinge, die der Gemahl nicht einmal ahnte und die man ihm aus Schonung noch verschwieg. Aber endlich kam doch der Tag, wo man dem betrogenen Manne die Augen öffnete und ihm verrieth, was anderen längst kein Geheimniß mehr war. Die unmittelbare Folge davon war ein Duell, in dem Falkenrieds Gegner fiel, während er selbst zu einer längeren Festungshaft verurtheilt, aber sehr bald begnadigt wurde. Man wußte es ja, daß der beleidigte Gatte nur seine Ehre gesühnt hatte.

Inzwischen war auch die Scheidung eingeleitet und ausgesprochen worden; Zalika erhob keinen Widerspruch dagegen, sie wagte es überhaupt nicht, ihrem Gatten wieder zu nahen, denn seit jener Trennungsstunde, wo er sie zur Rede stellte, zitterte sie vor ihm. Aber sie machte verzweifelte Versuche, sich den Besitz ihres Kindes zu sichern, um das sie einen Kampf auf Leben und Tod führte.

Es war vergebens, Hartmut wurde unbedingt dem Vater zugesprochen, der mit eiserner Unerbittlichkeit jede Annäherung der Mutter zu hindern wußte. Zalika durfte ihren Sohn nicht einmal wiedersehen und erst, als sie sich überzeugt hatte, daß in dieser Hinsicht nichts zu erreichen war, kehrte sie in ihre Heimath, in das Haus ihrer Mutter zurück.

Sie schien verschollen zu sein für ihren ehemaligen Gatten, bis sie plötzlich und unerwartet wieder in Deutschland auftauchte, wo Major Falkenried jetzt eine hervorragende Stellung an der großen militärischen Erziehungsanstalt einnahm, die in der Nähe der Hauptstadt lag.

Es war ungefähr acht Tage nach der Ankunft Hartmuts in Burgsdorf. In ihrem Wohnzimmer saß Frau von Eschenhagen und ihr gegenüber der Major, der vor einer Viertelstunde eingetroffen war. Der Gegenstand ihres Gespräches mußte wohl ein sehr ernster und unangenehmer sein, denn Falkenried hörte mit tief verfinstertem Gesichte der Gutsherrin zu, die jetzt in ihrem Berichte fortfuhr:

„Mir fiel Hartmuts verändertes Wesen schon am dritten oder vierten Tage auf. Der Junge, dessen Uebermuth anfangs gar nicht zu bändigen war, sodaß ich einige Male drohte, ihn wieder nach Haus zu schicken, wurde plötzlich ganz kopfhängerisch. Er beging keine einzige Tollheit mehr, trieb sich stundenlang allein im Walde umher und träumte, wenn er zurückkam, mit offenen Augen, sodaß man ihn förmlich wecken mußte. Er sängt an, vernünftig zu werden,' meinte Herbert, ich aber sagte: ‚die Sache ist nicht richtig, dahinter steckt etwas!' und nahm mir meinen Willen vor, der mir auch ganz merkwürdig vorkam. Er war richtig mit im Komplott. Er hatte die beiden eines Tages überrascht, Hartmut hatte ihm das Wort abgenommen, daß er schweigen werde, und mein Junge schwigt wirklich, verschwigt mir, seiner Mutter, etwas! Er beichtete erst, als ich ihm ernstlich zu Leibe ging. Nun, zum zweitenmal thut er es nicht wieder, dafür habe ich gesorgt."

„Und Hartmut? Was sagte er?" unterbrach sie der Major haftig.

„Gar nichts, denn ich habe noch keine Silbe mit ihm darüber geredet. Er hätte mich wahrscheinlich gelogen, warum er seine eigene leibliche Mutter nicht sehen und sprechen solle, und die Antwort auf diese Frage kann ihm doch nur — der Vater geben."

„Er wird sie wohl bereits von anderer Seite erhalten haben," sagte Falkenried bitter. „Die Wahrheit freilich hat er schwerlich erfahren!"

„Das fürchte ich auch und deshalb verlor ich keine Minute. Sie zu benachrichtigen, nachdem ich die Geschichte entdeckt hatte. Was nun?"

„Nun werde ich allerdings eingreifen," entgegnete der Major mit erzwungener Ruhe. „Ich danke Ihnen, Regine, aber ich

ahnte bereits Unheil, als Ihr Brief mich so dringend hervorrief. Herbert hatte recht, ich durfte unter diesen Umständen meinen Sohn auch nicht eine Stunde von meiner Seite lassen, aber ich glaubte ihn hier in Burgsdorf sicher vor jeder Annäherung. Und er freute sich so auf den Ausflug, er sehnte sich mit einer förmlichen Leidenschaft danach, ich hatte nicht das Herz, es ihm zu versagen; — er ist ja überhaupt zum Frohsein, wenn er fern von mir ist."

Es lag ein dumpfer Schmerz in den letzten Worten; aber Frau von Eschenhagen zuckte nur die Achseln.

„Das ist nicht die Schuld des Jungen allein," sagte sie Herzerzig. „Ich hatte meinen Willen auch tüchtig in Zucht, aber er weiß trotz alledem, daß er eine Mutter hat, der er ans Herz gewachsen ist. Hartmut weiß das nicht von seinem Vater, er kennt ihn nur von der strengen, unzugänglichen Seite. Wenn er ahnte, daß Sie ihn insgeheim verzärtlern —"

„So würde er das sofort mißbrauchen und mich wehrlos machen mit seiner schmeichlerischen Zärtlichkeit. Soll auch ich mich von ihm beherrschen lassen wie alles, was in seine Nähe kommt? Seine Kameraden folgen ihm blindlings, so oft er ihnen nach Strafe zuzieht mit seinen Tollheiten. Ihren Willibald hat er gänzlich unter seiner Botmäßigkeit, sogar seine Lehrer behandeln ihn mit besonderer Nachsicht. Ich bin der einzige, den er fürchtet, und insofern dessen auch der einzige, den er respektirt."

„Und Sie glauben es mit der Furcht allein zu zwingen bei dem Jungen, der jetzt zweifellos von seiner Mutter mit den zärtlichsten Zärtlichkeiten überschüttet wird? Wenden Sie sich nicht ab, Falkenried, Sie wissen, ich habe nie jenen Namen vor Ihnen genannt, aber jetzt, wo er so unabweisbar wieder in den Vordergrund tritt, wird man ihn wohl einmal aussprechen dürfen. Und da wir gerade bei dem Punkte sind, so sage ich Ihnen offen heraus, die Geschichte war nicht anders zu erwarten, seit Frau Zalika wieder aufstauchte. Es hatte nichts gehofen, wenn Sie Hartmut nicht von Ihrer Seite gelassen hätten, denn man kann einen Siebzehnjährigen nicht mehr hüten wie ein kleines Kind. Die Mutter hätte doch den Weg zu ihm gefunden, und das war im Grunde ihr Recht — ich hätte es ebenso gemacht."

„Ihr Recht?" fuhr der Major heftig auf. „Und das sagen Sie mir, Regine?"

„Das sage ich, weil ich weiß, was es heißt, ein einziges Kind zu haben! Daß Sie Ihrer Frau den Buben nahmen, war in der Ordnung, eine solche Mutter taugt nicht zur Erziehung; daß Sie es ihr aber jetzt, nach zwölf Jahren verweigern, Ihren Sohn wiedersehen, das ist eine Härte und Grausamkeit, die nur der Haß eingeben kann. Wie groß auch ihre Schuld sein mag — die Strafe ist zu hart."

Falkenried blickte finster vor sich nieder, er mochte fühlen, daß eine Wahrheit in den Worten lag; endlich sagte er langsam:

„Ich hätte nie gestanden, daß Sie die Partei Zalikas nehmen würden. Ich habe Sie einst bitter gekränkt um ihretwillen, ich genieß ein Band —"

„Das noch gar nicht einmal gekniipft war," unterbrach ihn Frau von Eschenhagen abwehrend. „Es war ein Plan unserer Eltern, weiter nichts."

„Aber der Gedanke daran war uns doch lieb und vertraut seit unseren Kinderjahren. Verschonen Sie mich, mich zu entschuldigen, Regine, ich weiß nur zu gut, was ich damals Ihnen und — mir gethan habe."

Regine richtete die klaren grauen Augen fest auf ihn, aber es lag etwas wie ein feuchter Schimmer darin, als sie erwiderte:

„Nun ja, Hartmut, jetzt, wo wir beide längst über die Jugend hinaus sind, werde ich es ja wohl eingestehen dürfen. Ich habe Sie damals gern gehabt und Sie hätten auch wohl etwas anderes aus mir machen können, als ich jetzt geworden bin. Ich war immer ein eigenwilliges Ding und nicht leicht zu regieren, aber Ihnen hätte ich mich gefügt, vielleicht Ihnen allein auf der ganzen Welt. Als ich drei Monate nach Ihrer Hochzeit mit Eschenhagen vor den Altar trat, da war es umgekehrt, da nahm ich die Zügel in die Hand und fing an zu kommandiren, und indem habe ich es gründlich gelernt. Doch jetzt fort mit den alten, längst abgethanen Geschichten! Ich habe sie Ihnen nicht nachgetragen, das wissen Sie, wir sind trotzdem Freunde geblieben, und wenn Sie mich jetzt brauchen, mit Rath oder That — ich bin da."

Sie streckte ihm die Hand hin und er legte die seinige hinein.

„Ich weiß es, Regine, aber hier kann ich mir nur allein rathen und helfen. Bitte, rufen Sie Hartmut zu mir, ich werde mit ihm sprechen!"

Frau von Eschenhagen kam seinem Wunsche nach, sie stand auf und verließ das Zimmer, aber im Gehen murmelte sie halblaut:

„Wenn es nicht schon zu spät ist! Sie hat den Vater damals blind und toll gemacht, sie wird sich den Sohn wohl auch schon gesichert haben!"

Nach etwa zehn Minuten trat Hartmut ein; er schloß die Thür hinter sich, blieb aber an der Schwelle stehen. Falkenried wandte sich um.

„Komm näher, Hartmut, ich habe mit Dir zu reden!"

Der Jüngling gehorchte und kam langsam näher. Er wußte bereits, daß Willibald hatte beichten müssen und daß die Zusammenkünfte mit der Mutter verrathen seien, aber in die Scheu, mit der er sonst stets dem Vater nahte, mischte sich heute ein unverkennbarer Trotz, der dem Major nicht entging. Er streifte mit einem langen düsteren Blick die jugendlich schöne Erscheinung seines Sohnes.

„Meine plötzliche Ankunft scheint Dich nicht zu überraschen," begann er wieder. „Du weißt also vermuthlich, was mich her führt?"

„Ja, Vater, ich errathe es."

„Gut, so brauchen wir uns nicht erst mit einer Einleitung aufzuhalten. Du hast erfahren, daß Deine Mutter noch am Leben ist, sie hat sich Dir genähert und Du verkehrst mit ihr — ich weiß es bereits. Wann sahst Du sie zum erstenmal?"

„Vor fünf Tagen."

„Und seitdem hast Du sie täglich gesprochen?"

„Ja, am Burgsdorfer Weiher."

Fragen und Antworten klangen gleich kurz und gemessen. Hartmut war an diese streng militärische Art gewöhnt, selbst im Verkehr mit dem Vater, der kein überflüssiges Wort, kein Zögern und Ausweichen bei den Antworten duldete. Er hielt auch heute diesen Ton fest, der seine qualvolle Erregung vor den ungeübten Augen des Sohnes verschleiern sollte. Dieser sah in der That nur das ernste, unbewegte Antlitz, hörte nur den Ton kalter Strenge, als der Major fortfuhr:

„Ich will Dir keinen Vorwurf daraus machen, denn ich habe Dir in dieser Hinsicht nichts verboten. Der Punkt ist ja überhaupt nie zwischen uns berührt worden. Da wir aber einmal so weit sind, muß ich wohl das Schweigen brechen. Du hieltest Deine Mutter für todt und ich habe das stillschweigend geduldet, denn ich wollte Dich vor den Erinnerungen bewahren, die mein Leben vergiftet haben; Deine Jugend wenigstens sollte frei davon sein. Das ist nicht durchzuführen, wie ich sehe, so magst Du denn jetzt die Wahrheit erfahren!"

Er hielt einen Augenblick inne, dem Manne mit seinem reizbaren Ehrgefühl war es eine Folter, diesen Punkt vor seinem Sohne zu erörtern, und doch gab es jetzt keine Wahl mehr, er mußte weiter sprechen.

„Ich habe als junger Offizier Deine Mutter leidenschaftlich geliebt und vermählte mich mit ihr, gegen den Willen meiner Eltern, die in dieser Ehe mit einer Frau aus fremdem Stamme und Blute kein Heil sahen. Sie hatten recht, die Ehe war eine tief unglückliche und wurde schließlich getrennt, auf mein Verlangen. Ich hatte ein unbedingtes Recht dazu und mir wurde auch der Besitz meines Sohnes unbedingt zugesprochen. Mehr kann ich Dir nicht sagen, denn ich will die Mutter nicht vor ihrem Sohne anklagen; also laß Dir daran genug sein!"

So kurz und herb diese Erklärung auch lautete, sie machte einen eigenthümlichen Eindruck auf Hartmut. Sein Vater wollte die Mutter nicht vor ihm anklagen, vor ihm, der doch täglich die bittersten Anklagen und Schmähungen gegen den Vater von ihr hörte. Zalika hatte selbstverständlich die ganze Schuld der Trennung auf ihren Gatten und seine unerhörte Tyrannei gewälzt und sie fand ein nur zu williges Ohr bei dem Jüngling, dessen unbändige Natur so schwer unter der Strenge des Vaters litt. Und doch wirkten jetzt dessen kurze, ernste Worte mehr als all jene teuflisch schlauen Ausbrüche; Hartmut fühlte instinktmäßig, auf welcher Seite die Wahrheit lag.

„Und nun zu der Hauptsache!" hob Falkenried wieder an. „Was war der Inhalt Eurer täglichen Unterredungen?"

Hartmut mochte diese Frage wohl nicht erwartet haben, denn eine glühende Röthe floß plötzlich über sein Gesicht, er schwieg und sah zu Boden.

„Ah so, Du wagst nicht, es mir zu wiederholen! Ich vor lange es aber zu wissen. Antworte, ich befehle es Dir!“

Aber Hartmut schwieg noch immer, er preßte nur fester die Lippen zusammen und sein Auge begegnete mit finsterem Trotze dem des Vaters, der jetzt dicht vor ihn hintrat.

„Du willst nicht reden? Hat vielleicht ein Verbot von jener Seite Dich stumm gemacht? Gleichviel, Dein Schweigen sagt mir mehr als Worte. Ich sehe, wie sehr Du mir bereits entfremdet bist, und Du würdest mir ganz verloren gehen, wenn ich Dich diesem Einflusse noch länger überließe. Diese Zusammenkünfte mit Deiner Mutter haben von jetzt an ein Ende, ich verbiete sie Dir. Du begleitest mich noch heute nach Hans und bleibst unter meiner Obhut. Ob Dir das grausam erscheint oder nicht, es muß sein und Du wirst gehorchen.“

Aber der Major irrte, wenn er glaubte, seinen Sohn wie sonst mit einem bloßen Befehl unter seinen Willen zu beugen. Hartmut war in den letzten Tagen in einer Schule gewesen, wo ihm der Trotz gegen den Vater in wirkungsvollster Weise bedeutet worden war.

„Vater, das kannst, das darfst Du mir nicht befehlen!“ brach er jetzt mit erschreckender Heftigkeit aus. „Es ist meine Mutter, die ich endlich wiedergefunden habe, die einzige, die mich liebt auf der ganzen Welt! Ich lasse sie mir nicht wieder nehmen, wie sie mir schon einmal genommen wurde; ich lasse mich nicht zwingen, sie zu hassen, weil Du sie hassest. Strafe mich, thue, was Du willst, mit mir, aber ich gehorche diesmal nicht, ich will nicht gehorchen!“

Die ganze unbändige Leidenschaft des jungen Mannes fluthete in diesen Worten, das unheimliche Feuer flammte wieder in seinen Augen, die Hände ballten sich, jede Faser bebte in wilder Empörung — er war augenscheinlich entschlossen, den Kampf mit dem sonst so gefürchteten Vater aufzunehmen.

Doch der Zornausbruch, den er mit voller Bestimmtheit erwartete, kam nicht; Falkenried sah ihn nur schweigend an, aber mit einem Blick ernsten, schweren Vorwurfes.

„Die einzige, die Dich liebt auf der ganzen Welt!“ wiederholte er langsam. „Du hast wohl vergessen, daß Du noch einen Vater hast!“

„Der mich aber nicht liebt!“ rief Hartmut in überquellender Bitterkeit. „Erst seit ich meine Mutter wiedersah, habe ich erfahren, was Liebe ist.“

„Hartmut!“

Der Jüngling sah betroffen auf bei diesem leisklingen, schwerdurchbebten Tone, den er zum erstenmal hörte, und der Trotz, der eben wieder von neuem ausbrechen wollte, erstarb auf seinen Lippen.

„Weil ich keine Schmeichelworte und Liebkosungen für Dich hatte, weil ich Dich mit Ernst und Strenge erzog, zweifelst Du an meiner Liebe?“ sagte Falkenried, noch immer in dem gleichen Tone. „Weißt Du, was diese Strenge mich gekostet hat, meinem einzigen, meinem geliebten Kinde gegenüber?“

„Vater —?“ Das Wort klang noch scheu und zögernd, aber es war nicht mehr die alte Scheu und Furcht, es lag etwas darin wie aufkeimendes Vertrauen, wie frohes, noch halb unglaubiges Stammen, und dabei hingen Hartmuts Augen wie gebannt an den Zügen des Vaters, der jetzt die Hand auf seinen Arm legte und ihn leise an sich zog, während er fortfuhr:

„Ich habe auch einst Ehrgeiz gehabt, stolze Lebenshoffnungen, große Pläne und Entwürfe, das war zu Ende, als ein Schlag mich traf, den ich nie verwinden werde. Wenn ich jetzt noch ringe und strebe, so spornt mich neben dem Pflichtbewußtsein nur eins noch, der Gedanke an Dich, Hartmut. In Dir ruht all mein Ehrgeiz, Deine Zukunft groß und glücklich zu gestalten, ist das einzige, was ich noch vom Leben fordere, und sie kann groß werden, mein Sohn, denn Deine Begabung ist eine ungewöhnliche, Dein Wille ein starker im Guten wie im Schlimmen. Aber es liegt noch etwas anderes, Gefährliches in Deiner Natur, das weniger Deine Schuld als Dein Verhängniß ist und das man bei Zeiten bändigen muß, wenn es nicht überwuchern und Dich ins Unglück stürzen soll. Ich habe streng sein müssen, um diese unselige Anlage zu bannen, leicht ist mir das nicht geworden.“

Das Antlitz des Jünglings war wie in Gluth getaucht, mit fliegendem Athem lichten er jedes Wort von den Lippen des Vaters zu lesen, und jetzt sagte er in einem Flüsterton, hinter dem sich kaum noch der mühsam verhaltene Jubel barg:

„Ich wagte es ja bisher nicht, Dich zu lieben, Du warst immer so starr, so unzugänglich, und ich —“ er brach ab und sah wieder zu dem Vater auf, der jetzt den Arm um seine Schulter legte und ihn noch fester an sich zog. Ihre Blicke tauchten tief, tief ineinander und die Stimme des sonst so eisernen Mannes brach, als er leise sagte:

„Du bist mein einziges Kind, Hartmut! Das einzige, was mir übrig geblieben ist von einem Traume des Glückes, der in Bitterkeit und Enttäuschung zerann. Ich habe damals viel verloren und habe es ertragen; aber wenn ich Dich verlieren sollte: Dich — das ertrüge ich nicht!“

Seine Arme schlossen sich fest wie mutsuchend um den Sohn, der sich schmiegend an seine Brust war, und in heißer, leidenschaftlicher Umarmung, in welcher alles andere zu versinken schien, hielten sich Vater und Sohn umschlungen. Sie hatten es beide vergessen, daß noch ein Schatten aus der Vergangenheit drohend und trennend zwischen ihnen stand. — —

* * *

Drüben im Eßzimmer saß inzwischen Frau von Eschenhagen und hielt ihrem Bilde eine Standrede. Sie hatte das zwar schon heute morgen gethan, war aber der Meinung, daß die doppelte Portion in diesem Falle nicht schaden könne. Der junge Majorat erbe sah sehr zerknirscht aus, er fühlte sich im Unrecht, sowohl der Mutter als dem Freunde gegenüber, und war doch ganz ziemlich an der Geschichte. Als gehorsamer Sohn ließ er sich aber geduldig abkanzeln und warf nur von Zeit zu Zeit einen wehmüthigen Blick auf das Vesperbrot, das bereits auf dem Tische stand, von dem aber seine Mutter vorläufig noch keine Notiz nahm.

„Das kommt davon, wenn man hinter dem Rücken der Eltern Heirathsideen hat!“ schloß sie ihre Strafpredigt. „Dem Hartmut wird jetzt da drüben der Kopf gewaschen, der Major wird nicht gerade sanft mit ihm verfahren, und Du, denke ich, läßt es in Zukunft auch bleiben, bei solch einem Komplott den Heirathsstifter zu spielen.“

„Ich habe ja nicht dabei gespielt,“ vertheidigte sich Willi. „Ich hatte nur versprochen, zu schweigen, und mußte doch Wort halten.“

„Gegen Deine Mutter darfst Du nicht schweigen, die ist immer und überall eine Ausnahme,“ sagte Frau Regine bestimmt.

„Ja, Mama, das hat Hartmut wahrscheinlich auch gemeint, als es sich um seine Mutter handelte,“ meinte Willibald, und die Bemerkung war so richtig, daß sich schlechterdings nichts dagegen einwenden ließ; nur so mehr ärgerte sich Frau von Eschenhagen darüber.

„Das ist etwas anderes, etwas ganz anderes,“ versetzte sie kurz, aber der junge Majoratsherr fragte hartnäckig:

„Warum ist es denn hier etwas anderes?“

„Junge, Du bringst mich noch um mit Deinen Fragen und Reden!“ fuhr die Mutter zornig auf. „Das ist eine Sache, die Du nicht verstehst, auch gar nicht verstehen sollst. Schimm genug, daß der Hartmut Dich überhaupt in Verbindung damit gebracht hat. Jetzt schweigst Du mir und kümmerst Dich nicht weiter darum! Verstanden?“

Willi schwieg pflichtschuldigst, es war wohl das erste Mal in seinem Leben, daß man ihm zu vieles Fragen und Reden zum Vorwurf machte. Ueberdies trat jetzt sein Onkel Wallmoden ein, der soeben von einer Ausfahrt zurückkehrte.

„Falkenried ist bereits hier, wie ich höre?“ sagte er, zu seiner Schwester tretend.

„Jawohl,“ versetzte diese. „Er kam unverzüglich nach Empfang meines Briefes.“

„Und wie hat er die Nachricht aufgenommen?“

„Aeußerlich ziemlich ruhig; aber ich merkte nur zu gut, wie es in seinem Innern aussah. Jetzt ist er allein mit Hartmut, und da wird wohl der Sturm losbrechen.“

Am Schloßteich in Königsberg i. Pr.
Zeichnung von Robert Ahmus.

„Leider! Aber ich habe ihm diesen Ausgang vorhergesagt, als ich von Zalikas Rückkehr hörte. Er hätte gleich damals mit seinem Sohn sprechen müssen. Jetzt, fürchte ich, sagt er einen zweiten Mißgriff zu dem ersten und sucht mit Verboten und mit Zwang eine Trennung herbeizuführen. Dieser unselige Starrsinn, der nur ein „entweder — oder" kennt! Er ist hier gerade am wenigsten am Platze."

„Ja, mir dauert die Geschichte da drüben auch zu lange," sagte Frau von Eichenhagen besorgt. „Ich werde einmal nachsehen, wie weit die beiden eigentlich miteinander sind, ob der Major das übelnimmt oder nicht. Bleib' hier, Herbert, ich komme sogleich zurück."

Sie verließ das Zimmer, und während Wallmoden unmuthig auf- und niederschritt, saß sein Neffe einsam am Tische mit dem Vesperbrot, um das sich noch immer kein Mensch kümmerte. Sich allein darüber herzumachen wagte er nicht, denn es herrschte ja heute eine förmliche Aufregung in Burgsdorf und die Frau Mama war äußerst unquädig gestimmt. Zum Glück kehrte sie schon nach Verlauf von einigen Minuten zurück, und diesmal lag auf ihrem Gesicht der hellste Sonnenschein.

„Die Sache ist in Ordnung," sagte sie kurz und bündig. „Er hält seinen Jungen in den Armen und der hängt an seinem Halse, und das weitere wird sich nun schon von selbst machen — Gott sei Dank! Und nun kannst Du auch Dein Vesperbrot essen, Willy, die Konfusion, die uns die ganze Hausordnung gestört hat, ist zu Ende."

Willy ließ sich das nicht zweimal sagen und machte schleunigst von der ertheilten Erlaubniß Gebrauch. Wallmoden schüttelte aber den Kopf und sagte halblaut:

„Wenn sie nur auch wirklich zu Ende ist!"

Falkenried und sein Sohn hatten es nicht bemerkt, daß die Thür leise geöffnet und wieder geschlossen wurde. Hartmut hing noch immer am Halse des Vaters. Er schien auf einmal alle Scheu, alle Zurückhaltung verloren zu haben und er war hinreißend liebenswürdig in seiner neuerwachten stürmischen Zärtlichkeit, von welcher der Major vielleicht nicht mit Unrecht fürchtete, daß sie ihn wehrlos machen könnte. Er sprach nur wenig, aber er drückte wieder und immer wieder seine Lippen auf die Stirn seines Sohnes und blickte unverwandt in das schöne lebensvolle Antlitz, das sich dicht an das seinige schmiegte. Endlich fragte Hartmut leise:

„Und — meine Mutter?"

Ueber Falkenrieds Stirn flog wieder ein Schatten, aber er ließ seinen Sohn nicht aus den Armen.

„Deine Mutter wird Deinschland verlassen, sobald sie sich überzeugt, daß sie Dir auch in Zukunft fernbleiben muß," sagte er, diesmal ohne Härte, aber mit vollster Entschiedenheit. „Du magst ihr schreiben, ich werde einen Briefwechsel unter gewissen Einschränkungen gestatten, einen persönlichen Verkehr kann und darf ich nicht zulassen."

„Vater, bedenke — "

„Ich kann nicht, Hartmut, es ist unmöglich!"

„Hasset Du sie denn so sehr?" fragte der Jüngling vorwurfsvoll. „Du hast die Trennung gewollt, nicht meine Mutter, ich weiß es von ihr selbst."

Falkenrieds Lippen zuckten, er wollte ein bitteres Wort aussprechen und seinem Sohne sagen, daß jene Trennung ein Gebot der Ehre gewesen sei; aber da sah er wieder in die dunklen, fragenden Augen, und jenes Wort erstarb. Er konnte die Mutter nicht vor ihrem Kinde anklagen.

„Laß die Frage!" entgegnete er düster. „Ich kann sie Dir nicht beantworten; vielleicht lernst Du später einmal meine Gründe kennen und würdigen. Jetzt kann ich Dir die herbe Wahl nicht ersparen, Du darfst nur einem von uns gehören; das andere mußt Du meiden — nimm es als ein Verhängniß!"

Hartmut senkte das Haupt, er mochte wohl fühlen, daß sich für jetzt nichts weiter erreichen ließ. Daß die Zusammenkünfte mit der Mutter ein Ende nehmen mußten, wenn er nach Haus, in die strenge Disziplin der Anstalt zurückkehrte, wußte er ja längst; jetzt wurde ihm sogar ein Briefwechsel gestattet, das war mehr, als er zu hoffen gewagt hatte.

„So will ich es der Mutter sagen," versetzte er niedergeschlagen. „Jetzt, wo Du alles weißt, darf ich doch wohl offen zu ihr gehen."

Der Major stutzte, er hatte an diese Möglichkeit noch gar nicht gedacht.

„Wann wolltest Du sie wiedersehen?" fragte er.

„Heute, nun diese Stunde, am Burgsdorfer Weiher. Sie wird sicher schon dort sein."

Falkenried schien mit sich zu kämpfen, in seinem Innern erhob sich eine warnende Stimme und mahnte ihn, diesen Abschied nicht zuzulassen, und doch fühlte er, daß es grausam wäre, ihn zu verweigern.

„Wirst Du in zwei Stunden zurück sein?" fragte er endlich.

„Gewiß, Vater, noch früher, wenn Du es verlangst."

Er geh'!" sagte der Major mit einem tiefen Athemzuge; man hörte es, wie schwer ihm die Einwilligung wurde, die sein Gerechtigkeitsgefühl ihm abrang. „Sobald Du zurückkehrst, fahren wir nach Hause, Deine Ferien nehmen ja ohnehin bald ein Ende."

Hartmut, der schon im Begriff war, zu gehen, hielt plötzlich inne. Die Worte riefen ihm auf einmal wieder in das Gedächtniß, was er in der letzten halben Stunde völlig vergessen hatte, den Zwang und die Strenge des so gehaßten Dienstes, der nun wieder seiner harrte. Er hatte es bisher nicht gewagt, seine Abneigung dagegen offen zu verrathen, aber diese Stunde nahm mit der Schen vor dem Vater auch das Siegel von seinen Lippen. Einer augenblicklichen Eingebung folgend, kehrte er um und legte von neuem seine Arme um den Hals des Vaters.

„Ich habe eine Bitte," flüsterte er, „eine große, große Bitte, die Du mir gewähren mußt, und Du wirst es thun, ich weiß es, als Beweis, daß Du mich wirklich liebst."

Zwischen den Brauen des Majors erschien eine Falte und er fragte mit leisem Vorwurf:

„Verlangst Du erst noch Beweise dafür? Nun, so laß hören!"

Hartmut schmiegte sich noch fester an ihn, seine Stimme gewann wieder jenen schmeichlerisch süßen Klang, der sein Bitten so unwiderstehlich machte, und die dunklen Augen baten so heiß und flehend mit.

„Laß mich nicht Soldat werden, Vater! Ich liebe den Beruf nicht, für den Du mich bestimmt hast, werde ihn niemals lieben lernen. Wenn ich mich bisher Deinem Willen gebeugt habe, geschah es mit Widerstreben, mit heimlichem Groll, und ich bin grenzenlos unglücklich dabei gewesen; ich wagte nur bisher nicht, Dir das zu gestehen."

Die Falte auf der Stirn Falkenrieds vertiefte sich und langsam ließ er seinen Sohn aus den Armen.

„Das heißt mit anderen Worten, Du willst nicht gehorchen!" sagte er herb, „und gerade Dir ist das nothwendiger als jedem anderen."

„Ich kann aber keinen Zwang ertragen!" brach Hartmut leidenschaftlich aus, „und der Dienst ist ja nichts anderes als Zwang und Ketten. Immer und ewig gehorchen, nie einen eigenen Willen haben, sich Tag für Tag einer eisernen Disziplin beugen, starren kalten Formen, mit denen man jede eigene Regung niederhält — das ertrage ich nicht länger! Alles in mir drängt nach Freiheit, nach Licht und Leben. Laß mich hinaus, Vater! Hatte mich nicht länger fest an der Kette, ich sterbe, ich ersticke darin!"

Er hätte seine Sache nicht schlimmer führen können als mit diesen unvorsichtigen Worten vor einem Manne, der mit Leib und Seele Soldat war. Noch klangen sie in stürmischer, glühender Bitte, noch lag sein Arm um den Hals des Vaters: aber dieser richtete sich jetzt plötzlich auf und stieß ihn zurück.

„Ich dachte, der Waffendienst wäre eine Ehre, keine Kette!" sagte er schneidend. „Schlimm genug, daß ich meinem Sohne das erst in das Gedächtniß rufen muß. Freiheit, Licht und Leben? Meinst Du vielleicht, man hat mit siebzehn Jahren schon das Recht, sich ohne weiteres in das Leben zu stürzen und all seine Güter an sich zu reißen? Für Dich wäre die ersehnte Freiheit nur die Zügellosigkeit — das Verderben!"

„Und wenn das wäre!" rief Hartmut völlig außer sich. „Lieber verderben in der Freiheit, als weiter leben in diesem Zwang. Für mich ist er nun einmal eine Kette, eine Sklaverei — "

„Schweig'! kein Wort mehr!" herrschte ihn Falkenried so drohend an, daß der Jüngling trotz seiner furchtbaren Aufregung verstummte. „Du hast überhaupt keine Wahl mehr, und wehe Dir, wenn Du Deine Pflichten vergessen solltest! Erst hast Du Offizier zu werden und Deine Schuldigkeit als solcher voll und ganz zu thun, wie jeder Deiner Kameraden; dann, wenn Du mündig geworden bist und ich keine Macht mehr habe, Dich zu hindern, magst Du Deinen Abschied nehmen, wenn es mir auch den Todesstoß geben wird, zu erleben, daß mein einziger Sohn den Waffendienst — flieht!"

„Vater, hältst Du mich für einen Feigling?" brauste Hartmut auf.

„Wenn ich im Kriege, im Kampfe stehen könnte —"

„So würdest Du tollkühn und blind jeder Gefahr entgegenstürmen, auf eigene Hand, und mit diesem Eigenwillen, der keine Disziplin kennt, Dich und die Deinigen vernichten. Ich kenne ihn, diesen wilden, maßlosen Freiheits- und Lebensdrang, dem keine Schranke und keine Pflicht heilig ist, ich weiß, von wem Du ihn geerbt hast und wohin er schließlich führt. Darum hatte ich Dich fest an der Kette, gleichviel, ob Du sie hassest oder nicht. Du sollst gehorchen und Dich beugen lernen, so lange es noch Zeit ist, und Du wirst es lernen, darauf gebe ich Dir mein Wort!"

Seine Stimme klang wieder in der alten, unbeugsamen Härte, jede Weichheit, jede Zärtlichkeit war ausgetötet in den eisernen Zügen, und Hartmut kannte den Vater zu gut, um jetzt noch die Bitte oder den Trotz zu versuchen. Er erwiderte keine Silbe, aber in seinen Augen glühte wieder jener dämonische Funke, der ihm alle Schönheit nahm, und um die Lippen, die sich fest aufeinanderpreßten, legte sich ein fremder, böser Ausdruck, als er sich stumm zum Gehen wandte.

Der Major folgte ihm mit den Augen — da erhob sich wieder die warnende Stimme in seinem Innern, es kam wie die Ahnung eines Unheils über ihn, und er rief den Sohn zurück.

„Hartmut, Du wirst doch in zwei Stunden wieder hier sein? Du giebst mir Dein Wort darauf?"

„Ja, Vater!" Die Antwort klang grollend, aber fest.

„Gut, so will ich Dich einmal als Mann behandeln. Mit diesem Worte, das Du mir verpfändest, lasse ich Dich ruhig gehen, sei pünktlich!" —

Der junge Mann war erst einige Minuten fort, da trat Wallmoden ein.

„Du bist allein?" fragte er etwas befremdet. „Ich wollte Dich nicht stören, aber ich sah eben Hartmut durch den Garten reiten. Wohin geht er denn so spät noch?"

„Zu seiner Mutter, um Abschied von ihr zu nehmen."

Der Botschaftssekretär stutzte bei dieser unerwarteten Auskunft. „Mit Deiner Bewilligung?" fragte er rasch.

„Gewiß, ich habe es ihm erlaubt."

„Wie unvorsichtig! Ich dächte, Du hättest doch um geschehen, wie Zalika ihren Willen durchzusetzen versteht, und jetzt überlaßt Du ihr Deinen Sohn von neuem auf Gnade und Ungnade!"

„Auf eine halbe Stunde und nur zu einem Lebewohl, das ich nicht verweigern konnte. Was fürchtest Du denn? Doch nicht etwa einen Gewaltstreich? Hartmut ist kein Kind mehr, das man in den Wagen trägt und trotz seines Sträubens entführt."

„Wenn er sich nun aber nicht sträubt bei einer etwaigen Entführung?"

„Ich habe sein Wort, daß er in zwei Stunden zurückkehren wird," sagte der Major mit Nachdruck.

Wallmoden zuckte die Achseln.

„Das Wort eines siebzehnjährigen Knaben!"

„Der aber zum Soldaten erzogen ist und die Bedeutung des Ehrenwortes kennt. Das macht mir keine Sorge, meine Berechnungen gehen nach einer anderen Richtung."

„Regine sagte mir, Ihr hättet Euch gefunden," bemerkte Wallmoden mit einem Blick auf die noch immer schwer umdüsterte Stirn des Freundes.

„Auf Minuten, dann mußte ich wieder der harte, strenge Vater sein, und gerade diese Stunde hat mir gezeigt, wie schwer die Aufgabe ist, diese unbändige Natur zu beugen und zu erziehen — gleichviel, ich werde sie bewältigen."

Der Botschaftssekretär trat an das Fenster und blickte in den Garten hinaus.

„Es dämmert schon und der Burgsdorfer Weiher ist über eine halbe Stunde entfernt," sagte er halblaut. „Du hättest diese letzte Zusammenkunft, wenn sie nun einmal stattfinden sollte, nur in Deiner Gegenwart gestatten sollen."

„Und Zalika widersehen? Unmöglich, das konnte und wollte ich nicht."

„Wenn dies Lebewohl nun aber anders endigt, als Du annimmst — wenn Hartmut nicht zurückkehrt?"

„So wäre er ein Elender, ein Wortbrüchiger!" fuhr Falkenried auf, „ein Deserteur, denn er trägt schon die Waffe an der Seite! Beleidige mich nicht mit solchen Gedanken, Herbert, es ist mein Sohn, von dem Du redest."

„Es ist auch Zalikas Sohn! Doch laß uns jetzt nicht darüber streiten, man erwartet Dich drüben im Eßzimmer; Du willst heute schon wieder fort?"

„Ja, in zwei Stunden," sagte der Major fest und ruhig. „Bis dahin ist Hartmut zurück — ich bürge Dir dafür." —

* * *

Ueber Wald und Feldern lagen schon die grauen Schatten der Dämmerung, die mit jeder Minute dichter und dunkler wurden. Der kurze nebelerfüllte Herbsttag ging zu Ende und bei dem schwer umwölkten Himmel brach die Nacht noch früher als sonst herein.

Am Rande des Burgsdorfer Weihers ging eine Frauengestalt unruhig und ungeduldig auf und nieder. Sie hatte den dunklen Mantel dicht um die Schulter gezogen, aber sie achtete nicht auf das Fröstеln, mit dem die kalte Abendluft sie durchschauerte, ihr ganzes Wesen war fieberhafte Erwartung und gespanntes Lauschen auf einen Schritt, der sich noch immer nicht hören ließ.

Seit dem Tage, an dem Wilibald die beiden überrascht und man ihn wohlgedrungen in das Vertrauen gezogen, hatte Zalika die Zusammenkünfte mit ihrem Sohn auf die späten Nachmittagsstunden verlegt, wo es ganz einsam und öde im Walde war. Sie pflegten sich aber stets vor einbrechender Dämmerung zu trennen, damit Hartmuts späte Rückkehr in Burgsdorf keinen Argwohn erwecken sollte. Er war stets pünktlich gewesen, heut harrte die Mutter schon seit einer Stunde vergebens. Hielt ihn ein Zufall zurück, oder war das Geheimniß verrathen? Seit ein Dritter darum wußte, mußte man ja stets auf diese Möglichkeit gefaßt sein.

Es war todtenstill ringsum im Walde, nur das trockene Laub raschelte unter dem Saume des Gewandes der ruhelos Auf- und Abschreitenden. Unter den Baumwipfeln lagerten schon nächtliche Schatten, über dem Weiher, wo es noch freier und lichter war, schwebte eine Nebelwolke, und dort drüben, wo das kleine Gewässer von einer Wiese begrenzt wurde, die trügerischen Morgengrund barg, quoll es noch dichter empor, weißgraue Dunst scheier, die dem Boden entstiegen und sich gährend und wallend ausbreiteten. Es wehte feucht und kalt von dort herüber wie Grabesluft.

Da endlich, ein leichter Schritt, anfangs noch in weiter Ferne — aber er kam in fliegender Eile näher und nahm seine Richtung nach dem Weiher. Jetzt erschien eine schlanke Gestalt, kaum noch erkennbar in der wachsenden Dunkelheit, Zalika flog ihr entgegen und in der nächsten Minute lag ihr Sohn in ihren Armen.

„Was ist geschehen?" fragte sie unter den gewohnten stürmischen Liebkosungen. „Weshalb kommst Du so spät? Ich verzweifelte schon daran, Dich heut noch zu sehen. Was hat Dich zurücke halten?"

„Ich konnte nicht früher hier sein," stieß Hartmut noch athemlos von dem raschen Laufe hervor. „Ich komme — von meinem Vater!"

Zalika zuckte zusammen.

„Von Deinem Vater? Er weiß also — ?"

„Alles!"

„So ist er in Burgsdorf? Seit wann? Wer gab ihm Nachricht?"

Der junge Mann berichtete in fliegenden Worten, was geschehen war, aber er hatte noch nicht geendigt, als ein bitteres Auflachen seiner Mutter ihn unterbrach.

„Natürlich! Sie sind ja alle, alle im Komplott miteinander, wenn es gilt, mir mein Kind zu entreißen — und Dein Vater? Er hat wohl wieder gedroht und gestraft und Dich das schwere Verbrechen büßen lassen, daß Du in den Armen Deiner Mutter gelegen hast?“

Hartmut schüttelte den Kopf. Die Erinnerung an jenen Augenblick, wo der Vater ihn an seine Brust zog, hielt doch stand, trotz all der Bitterkeit, in der jene Scene schließlich geendigt hatte.

„Nein,“ sagte er leise, „aber er verbot mir, Dich wiederzusehen, und forderte unerbittlich die Trennung von Dir.“

„Und trotzdem bist Du hier! O, ich wußte es ja!“

Es klang wie jubelndes Frohlocken in dem Ausruf.

„Triumphire nicht zu früh, Mama!“ sagte der junge Mann bitter. „Ich komme nur, um Abschied zu nehmen.“

„Hartmut!“

„Der Vater weiß darum, er hat mir dies Lebewohl gestattet und dann —“

„Dann will er Dich wieder an sich reißen und Du sollst mir verloren sein für immer! Ist es nicht so?“

Hartmut antwortete nicht, er umklammerte mit beiden Armen die Mutter und ein wildes, leidenschaftliches Schluchzen kam aus seiner Brust, das ebensoviel von Groll und Bitterkeit als vom Schmerze hatte.

Es war inzwischen völlig dunkel geworden, die Nacht brach an, eine laue, düstere Herbstnacht, ohne Mond- und Sternenglanz, aber dort auf der Wiese, wo vorhin die weißen Dunstschleier wallten, fing es jetzt an, sich zu regen. Es zuckte etwas auf, mit bläulichem Schimmer, das anfangs nur matt durch den Nebel dämmte und dann heller und klarer leuchtete wie eine Flamme. Jetzt verschwand es, jetzt tauchte es wieder auf und mit ihm ein zweites und drittes — die Irrlichter begannen ihr gespenstiges, unheimliches Spiel.

„Du meinst?“ sagte Zalika, ihren Sohn fest an sich preßend. „Ich habe das längst kommen sehen, und selbst wenn der junge Eichensagen uns nicht verrathen hätte, an dem Tage, da Du zu Deinem Vater zurückkehren solltest, wärst Du doch vor die Wahl gestellt worden zwischen Trennung oder — Entschluß.“

„Welchen Entschluß? Was meinst Du?“ fragte Hartmut betroffen.

Zalika beugte sich zu ihm nieder, und obwohl sie allein waren, sank ihre Stimme doch zu einem Flüstern herab.

„Willst Du Dich wehrlos und willenlos einer Tyrannei beugen, die das heilige Band zwischen Mutter und Kind zerreißt und unser Recht wie unsere Liebe mit Füßen tritt? Wenn Du das kannst, dann bist Du nicht mein Sohn, dann hast Du nichts geerbt von dem Blute, das in meinen Adern rollt. Er haßte Dich, um mir Lebewohl zu sagen, und Du stimmst dazu wie eine letzte Gnade geduldig hin? Du kommst wirklich, um Abschied von mir zu nehmen auf Jahre hinaus, wirklich?“

„Ich muß ja!“ unterbrach sie der junge Mann verzweiflungsvoll. „Du kennst den Vater und seinen eisernen Willen, giebt es eine Möglichkeit, sich dagegen aufzulehnen?“

„Wenn Du zu ihm zurückkehrst — nein! Aber wer zwingt Dich denn dazu?“

„Mama! Um Gotteswillen!“ fuhr Hartmut entsetzt auf, aber die unsichtbaren Arme ließen ihn nicht, und das heiße, leidenschaftliche Flüstern drang wieder zu ihrem Ohre.

„Was schreckt Dich denn so bei dem Gedanken? Du sollst ja nur mit Deiner Mutter gehen, die Dich grenzenlos liebt und hinfort nur für Dich leben wird. Du hast es mir ja oft gesagt, daß Du den Beruf haßtest, der Dir aufgezwungen werden soll, daß Du Dich verzehrst in der Sehnsucht nach Freiheit. Wenn Du zurückkehrst, giebt es keine Macht mehr für Dich, Dein Vater wird Dich unerbittlich festhalten an jener Kette, und wenn er wüßte, daß Du daran stürbest, er gäbe Dich doch nicht frei.“

Sie hatte ihrem Sohne das nicht erst zu sagen brauchen, er wußte es besser als sie, hatte er doch vor kaum einer Stunde die ganze Unbeugsamkeit des Vaters kennen gelernt, dies harte: „Du sollst gehorchen und Dich beugen lernen!“ gehört. Seine Stimme erstickte fast in Bitterkeit, als er antwortete:

„Gleichviel, ich muß zurück! Ich habe mein Wort gegeben, in zwei Stunden wieder in Burgsdorf zu sein.“

„Wirklich?“ fragte Zalika scharf und hohnvoll. „Ich dachte es mir! Sonst darfst und sollst Du ja nichts anderes sein als ein Knabe, dem jeder Schritt vorgezeichnet, jede Minute berechnet wird, der nicht einmal einen eigenen Gedanken haben darf; aber sobald es gilt, Dich festzuhalten, gesteht man Dir die Selbständigkeit des Mannes zu. Nun wohl, so zeige es, daß Du nicht bloß in Worten mündig bist, und handle auch als Mann! Ein erzwungenes Versprechen hat keinen Werth, zerreiße diese unsichtbare Kette, an der man Dich halten will, und mache Dich frei!“

„Nein — nein!“ murmelte Hartmut mit einem erneuten Versuch, sich loszumachen. Es gelang ihm nicht, er wandte nur das Gesicht ab und starrte mit heißen Augen hinaus in die Nacht, in das öde schweigende Waldesdunkel und hinüber, wo die Irrlichter noch immer ihren Gespensterreigen führten. Ueberall tauchten jetzt die zuckenden, zitternden Flammen auf, die sich zu suchen und zu fliehen schienen, sie schwebten über den Boden hin und versanken dann oder zerflatterten in dem Nebelmeer, um immer wieder von neuem zu erstehen. Es tag etwas Grauenhaftes und doch zugleich etwas seltsam Lockendes in diesem geister haften Spiel, der dämonische Zauber der Tiefe, die jener trüge rische Moorgrund barg.

„Komm mit mir, mein Hartmut!“ hat Zalika jetzt in jenen süßen Schmeichellauten, die ihr wie dem Sohn so allmächtig zu Gebote standen. „Ich habe längst alles vorgesehen und vorbereitet; ich wußte es ja, daß ein Tag wie der heutige kommen müsse. Eine halbe Stunde von hier hält mein Wagen, er bringt uns nach der nächsten Eisenbahnstation, und ehe wan in Burgsdorf ahnt, daß Du nicht zurückkehrst, trägt der Kurierzug uns schon hinaus in die Ferne. Dort ist die Freiheit, das Leben, das Glück! Ich führe Dich hinaus in die weite große Welt, und wenn Du sie erst kennen ternst, wirst Du aufathmen und aufjubeln wie ein Erlöster. Ich weiß es ja, wie einem Befreiten zu Muthe ist. ich habe ja auch Ketten getragen, die ich in thörichter Verblendung mir selbst schmiedete, aber ich hatte sie schon im ersten Jahre zer rissen, wenn Du nicht gewesen wärst. O, sie ist süß, die Freiheit, Du wirst es auch noch fühlen!“

Sie wußte nur zu gut den Weg zu finden, der zum Ziele führte. Freiheit, Leben, Glück! Die Worte fanden ein tausend fach Echo in der Brust des Jünglings, dessen ungestümer Freiheitsdrang bisher gewaltsam niedergehalten worden war. Wie ein leuchtendes Zauberbild, von magischem Glanze umflossen, stand dies verheißene Leben vor ihm. Er brauchte nur die Hand da nach auszustrecken, dann war es sein.

„Mein Wort!“ murmelte er, mit einem letzten Versuch, sich aufzuraffen. „Der Vater wird mich verachten, wenn —“

„Wenn Du Dir eine große stolze Zukunft errungen hast?“ unterbrach ihn Zalika leidenschaftlich. „Dann tritt wieder vor ihn hin und frage ihn, ob er es noch wagt, Dich zu verachten! Er will Dich am Boden festhalten und Du hast doch Flügel, die Dich emportragen! Er versteht eine Natur wie die Deinige nicht, wird sie nie verstehen lernen. Willst Du an einem bloßen Worte verkümmern und zu Grunde gehen? Komm mit mir, mein Hartmut, mit mir, der Du alles bist, hinaus in die Freiheit!“

Sie zog ihn fort, langsam aber unwiderstehlich, er sträubte sich wohl noch, aber er riß sich nicht los, und unter dem Flehen, unter den Liebkosungen der Mutter hörte auch allmählich dieses Straueben auf — er folgte.

Einige Minuten später lag der Weiher ganz einsam. Mutter und Sohn waren verschwunden, ihre Schritte verhallt, rings herrschte Nacht und Schweigen. Nur drüben im Nebeldunst des Moores regte sich noch immer jenes lautlose, geisterhafte Leben. Sie schwebten und zerflatterten, tauchten auf und versanken im rudelosen Spiel — die geheimnißvollen Flammenzeichen der Tiefe.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Städtebilder.

Königsberg i. Pr.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Mit Zeichnungen von Professor Heydeck und Robert Rhmus.

Der Deutsche Ritterorden hatte längst die Landgebiete des altpreußischen Weichselthals erobert, seine Residenz in der Marienburg aufgeschlagen, Städte gegründet und mit deutschen Ansiedlern besiedelt in den Gauen, die wir heute Westpreußen nennen. Bald aber erschien ihm sein Landbesitz zu klein, er trachtete danach, weiter nach Osten vorzudringen, auch diejenigen Gaue der alten heidnischen Preußen zu unterjochen, die weit nach Sonnenaufgang, jenseit der Höhenzüge lagen, welche bis jetzt seiner Herrschaft Grenze bildeten.

So zog er auf Schiffen mit seinen Heeresmassen über das Frische Haff, den Strandsee, der sich viele Meilen lang von Elbing bis zu der Einmündung des Pregelstroms dehnt, und diesen Fluß hinauf bis zu der ersten steilen Höhe, welche, weithin die Umgebung beherrschend, an seinem Ufern sich erhebt. Dort ward um die Mitte des 13. Jahrhunderts die erste Burg im Lande Ostpreußen gegründet und dem König Ottokar von Böhmen zu Ehren, der zu dieser Ansiedelung gerathen hatte, „Königsberg" genannt.

Selten ist ein vom Zufall bestimmter Name für eine Stadt so verheißungsvoll geworden wie dieser. Königsberg, die Wiege der Monarchie, die von dem Lande, in welchem es lag, den Namen „Preußen" entnommen, ist mit dem Geschicke dieser Monarchie stets aufs engste verwachsen gewesen; sie ist Krönungs- und beste Residenzstadt des Königreiches.

Die Universität.

Das mittelalterliche Königsschloß überragt auch heute alle Umgebung von seiner freien Höhe aus. Es ist wohl das erste und älteste Gebäude der Stadt, denn zugleich mit deren Gründung hat man auch den Bau begonnen, der in seinen ältesten Theilen mit einheimischen Ordnungen, diesen Thorbogen, klotzigem Mauerwerk noch ganz den Charakter jener Zeit trägt. Weit später erst sind die modernen Flügel des Baviereecks entstanden, so daß die ganze Architektur gruppe einen ungemein bunten Eindruck gewährt. Die ganze westliche Seite des Gevierts wird von der Schloßkirche eingenommen, die am Ende des 16. Jahrhunderts erbaut wurde. Alles ist hier Geschichte, jeder Stein mahnt an die großen Tage des preußischen Königthums. Es war ja doch kaum mehr als Zufall, daß der erste preußische König 1657 in diesem Schlosse geboren wurde, der sich dann 1701 in dieser Kirche selbst die Krone aufs Haupt setzte. Alle seine Nachfolger kamen zur Erbhuldigung in diese Stammburg des Königthums, und als im Verfassungsstaat dieser Akt wegfallen mußte, hat König Wilhelm ebenfalls in der Königsberger Schloßkirche seine Krönung mit großem Pomp vollzogen.

Waren die ernsten Feierlichkeiten vorüber, so stieg die Festversammlung hinauf in einen unmittelbar über der Kirche gelegenen Saal, um dort ihre heiteren Feste zu feiern. Dieser „Moskowiter saal" im Oberstock einer Kirche mag auch wohl einzig in seiner Art sein. Er soll den Namen einem anderen Raume entlehnt haben, in welchem unter Hochmeister Markgraf Albrecht von Brandenburg eine Gesandschaft des moskowitischen Großfürsten Wassilij gewohnt hat.

Noch vor kurzem versammelte jede größere Feier die Königsberger und ihre Gäste oben im Moskowitersaale, und ebenso haben sie seit alters her mit Vorliebe die tiefsten Gewölbe und Verliese des alten Gemäuers aufgesucht. Dort, wo einst grauses Folterwerkzeug die Unglücklichen peinlich befragte, ist der fröhliche Weingott eingezogen, und noch immer nennt man die mittelalterlichen Kellergewölbe das „Blutgericht"; der Wein schmeckt deshalb in dem kühlen Raume nicht minder gut.

Dieses alte Schloß ist von Beginn an Kern und Mittelpunkt von Königsberg gewesen, wie es trotz aller Prachtbauten bis heute noch dessen merkwürdigstes Architekturstück ist. Anfangs hat sich wohl nur zu seinen Füßen unten am Abhang des Berges bürgerliches Leben angesiedelt, die „Altstadt", die sich promnaufwärts langs des Pregelufers fortsetzte in dem Stadttheil „Lobenicht". Auch die kleine Zipfel, die unmittelbar vor dem Schlosse von zwei Armen des Pregels gebildet wird, ist zu jener Zeit besiedelt worden und heißt noch heute der „Kneiphof". Diese drei Stadttheile zusammen bilden das alte Königsberg. Denn eng sind seine Gassen, himmelhoch oft einzelne Giebelhäuser: es ist unverändert geblieben, als den Deutschen Ritterorden die Marienburg verloren gegangen war und er seine Residenz hierher verlegte. Auch als der letzte Hochmeister aus dem Hause Brandenburg sich zum weltlichen Fürsten, zum Herzoge von Preußen machte, hat er aus seinem Schlosse wohl nur die Dreistadt: Lobenicht, Altstadt, Kneiphof überschaut. Wir erkennen dieses frühere Königsberg noch heute deutlich; die spätere moderne Stadt hat sich freieren Raum gesucht, ist strahlenförmig aus dem alten Kern heraus gewachsen, und um sie herum hat sich der Festungswall und ein Gürtel weit vorgeschobener Forts gelegt.

In dem Banne der Fürstenburg leben wir jetzt noch alles Germanet, Thurmmäßige, Reste früherer Befestigungen mitten in die moderne Welt hineinragen. In den malerischen Partien dieses Burgbaues gehört heute noch ein klotziger, mittelalterlicher Thurmbau, den man nicht abgetragen, sondern zu Geschützstelle überlassen hat. Da verstecken sich Garten, Höfe, alles Gewinkel in dem Bezirk, der die Stadtseite des Schlosses, den ältesten Theil desselben, umgiebt. Das kleine Verkehrsleben mag sich in den engen krummen Gassen unmittelbar am Fuße des steilen Schloßberges entwickelt haben. So ist es noch heute. Auch jetzt drängt sich hier der Kleinverkehr zwischen die natürlichen Böschungen und dem Flusse zusammen. Anderes ist das Gepräge der Unterhofinsel in alter Zeit gewesen, und ist es auch heute noch. Dort hatte der Bischof von Samland nun das Jahr 1330 den Dom zu bauen begonnen, ein kraftiges einfaches Bauwerk, schmucklos und

derb, wie die baltische Gothik zu bauen liebt. Da das Schloß damals noch keine eigene Kirche besaß, kamen Hochmeister und Herzog hier herab zum Gottesdienst. Hier finden wir ihre Grabmäler. Dennoch aber haben die Hochmeister die Macht gefürchtet, die diese Bischofskirche mitten in der bürgerlichen Gemeinde ausübte, denn innerlich standen die Ordensleute und der von seinem Klerus umgebene Bischof einander feindlich gegenüber.

*) Da kam die Reformation, es kam die Verwandelung des Ordensstaates in ein weltliches Herzogthum, es kam die Regierungszeit des Herzogs Albrecht. Da wandelte inneres und äußeres Leben sich mächtig in Königsberg. Die Lehre Luthers fand schnell Eingang in der deutschen Nordostmark. Neben dem alten gothischen Dome gründete Herzog Albrecht die Universität 1544 als eine „streng lutherische", ein Schwiegersohn Melanchthons wurde ihr erster Rektor und unmittelbare Nachkommen Luthers sind hier in der Seelsorge thätig gewesen. Noch heute erinnert ein von dem Königsberger Studenten getragenes Abzeichen, welches aus der Zuitiale dieser Schilderung uns entgegenschaut, an den ehrwürdigen Stifter der „Albertus-Universität". Seit jener Zeit ist Königsberg eine Stätte regsten geistigen Lebens geworden und geblieben: der Liederdichter Simon Dach predigte auf der Kanzel des Domes, die Lehrstühle der Hochschule haben Kant, Herder, Hippel gesiert.

Die offene Stadt, von dem festen Schlosse beherrscht, wurde nun zu enge. Unten im Kneiphof entwickelte sich lebhafter Handel, da fand das Gemeindeleben mit Rathhaus und Junkerhof seine Stätte, die Insel wurde der vornehmste Bezirk des sich entwickelnden Königsbergs.

Wer heute diese Stadt besucht, der wird, besonders wenn er von dem nahen Danzig kommt, sich mit Recht darüber wundern, daß die bedeutende Vergangenheit, die verschiedenen Blüthenperioden nirgends in würdevollen Bauwerken architektonisch Ausdruck gefunden haben. In Danzig erkennt man heute noch das gothische und das Zeitalter der Spätrenaissance; die Bauten beider Perioden verleihen der mächtigen Hansestadt ihren hohen materiellen Reiz, machen sie zu einer der schönsten Deutschlands. In Königsberg finden wir kaum eine Spur solcher alten baulichen Würde und Pracht. Das Schloß trägt in seinem ältesten Theile entschieden den Charakter einer zur Landesvertheidigung errichteten Burg, der Dom ist schwerfällig, schmucklos und fast stillos. Rathhäuser, Gildenhallen, Patricierwohnungen aus jenen früheren Entwickelungszeiten sucht man hier vergebens: an das alte dürftige, nur für das engste Bedürfniß seiner anspruchslosen Bewohner erbaute Königsberg schließt sich sofort das moderne. Und so ist Königsberg in seiner äußeren Erscheinung weder eine historische noch eine eigentlich schöne Stadt, obgleich es einzelnes enthält, um das andere Städte es beneiden können. Immer aber hat das geistig angeregte Leben, das Bewußtsein, auch auf wirthschaftlichem und gewerblichem Gebiete Königsberg eine hervorragende Stellung im altpreußischen Lande verschafft.

Die „Stadt der reinen Vernunft" nennt man wohl ab und zu die alte Pregelstadt und man knüpft damit an ihres größten Sohnes berühmtestes Werk an. Immanuel Kant, der große Philosoph, der nie über die Mauern seiner Geburtsstadt hinausgekommen sein soll, hat hier seine „Kritik der reinen Vernunft" geschrieben, hier ist er am 12. Februar 1804 gestorben. In den Arkaden, die sich längs der Nordseite des Domes hinziehen und die unter dem Namen des „Professorengewölbes" bis zum Anfange dieses Jahrhunderts als Begräbnißplatz der Professoren der Albertus-Universität benutzt wurden, fand er, sechzehn Tage nach seinem Tode, seine Ruhestatte, wurde aber fünf Jahre nachher wieder ausgegraben und an das Ostende dieser Arkaden verbracht, wo er in einem abgegrenzten Raume nun eingesenkt wurde. Indessen auch hier sollten seine irdischen Ueberreste noch nicht end gültig zur Ruhe kommen. Die zunehmende Verwahrlosung der neuen Grabstatte veranlaßte eine Anzahl Männer, für eine würdige Herstellung derselben Sorge zu tragen, zu welchem Zwecke zunächst das Ostende der Arkaden in eine einfache Kapelle, die Stoa Kantiana, umgewandelt wurde. Dann schritt man im Juni 1880 dazu, die Gebeine des großen Todten auszustehen, wobei mit großer Vorsicht und genauester Prüfung verfahren werden mußte, denn infolge jener Umbettung im Jahre 1880 hatten sich die sicheren Anhaltspunkte über die Stelle, wo sie zu suchen waren, verwischt. Es gelang aber insbesondere mit Hilfe einer kurz nach Kants Tode abgenommenen Maske, die Identität des gefundenen Schädels mit demjenigen Kants unzweifelhaft festzustellen, worauf die Gebeine in einem neuen doppelten Metallsarge, zugleich mit einigen die Ausgrabung betreffenden Urkunden, aufs neue in einer ausgemauerten Gruft an derselben Stelle, wo sie vorher geruht hatten, beigesetzt wurden. Den denkwürdigen Vorgang dieser Ausgrabung hat Professor Heidel, welcher den Haupttheil der Arbeit eigenhändig ausführte, in einem Gemälde verewigt, dessen getreue Holzschnittnachbildung wir unsern Lesern bieten.

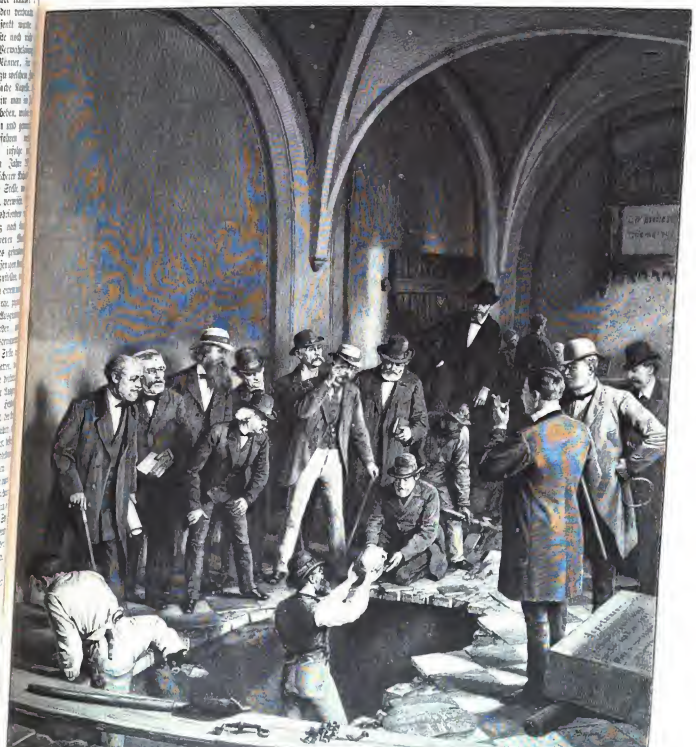
Die „Stoa Kantiana" und die neuerrichtete Grabhalle Kants am Dom.

Die moderne Zeit, die eigentlich nur erst nach Jahrzehnten rechnet, fand in Königsberg genügend Raum für ihre Schöpfungen, sie fand ihn hauptsächlich auf der Hochfläche, an deren steilem Rande das alte Schloß steht. Dort breiteten ehedem sich grüne Anger, Weidenveiden, Jagdgründe aus, von Wegen durchzogen, die ins flache Land hinausführten; dort sammelten sich die Wasser der ursprüngen, mit alten Bäumen geschmückten Flur in langgestreckten Weihern, deren blinkende Spiegel bis in die unmittelbare Nähe des Schlosses sich dehnten. Allmählich war im Laufe der Jahrhunderte die Stadt hier hinausgezogen, Gartengrundstücke, Miethwirthschaften, kleine ländliche Häuschen bedeckten einen Theil des Bodens, längs der Landstraßen mögen wohl von Beginn an die Wohnungen dichter bei einander gestanden haben. „Steindamm", „Roßgarten", wie jene Stadttheile heute noch heißen, deuten mit ihren Namen den Ursprung und den früheren Charakter dieser Ansiedelungen an. Dort ist vorzugsweise das moderne Königsberg erbaut worden und auch alle groß angelegten Bauwerke der Neuzeit, mit Ausnahme der Börse, die unten in der Handelsstadt am Strome bleiben mußte, haben den freien Boden, die reinere Luft dieser nördlichen Bezirke aufgesucht. Auch schon war dort das Theater erbaut worden, und 1811, als die Universität unten im Dome ihr dreihundertjähriges Jubiläum feierte, ward oben an dem heiteren, weiträumigen Königsgarten der Grundstein zum Baue einer neuen Hochschule gelegt, die 1862 vollendet wurde und nun, im Rundbogenstile italienischer Paläste gehalten, einen Schmuck des modernen Königsbergs bildet. Auf dem Platze vor der Universität, dem „Paradeplatze", fand 1851 ein Reiterstandbild

Friedrich Wilhelms III. seine Stelle. Später wurde eine Bronzestatue Kants von Rauch, welche früher am Kantschen Hause in der Nähe des Schlosses gestanden hatte, ebenfalls auf diesen Platz versetzt.

Der höchsten Verwaltung des Staates genügte das alte Schloß jener Straßenstraßen ihr „Landeshaus“. So hatte das moderne Königsberg innerhalb kurzer Jahrzehnte mehr Monumentalbauten geschaffen, als die langen Jahrhunderte vorher ihm hinterlassen hatten.

Auch dem Handel und der Industrie, die durch energisches Streben und klugen Geschäftsverstand der Bürger zur Blüthe ge-



Die Ausgrabung der Gebeine Kants.

Nach dem Gemälde von Professor Hendel.

nicht mehr, für sie und als Residenz des Oberpräsidenten wurde in einer der Straßen, die wie Schwimmfüße von dem Mittelpunkte der alten Stadt nordwärts ins freie Land sich ausstrecken, ein stolzer Palast von Sandstein und gelben Backsteinfüllungen errichtet, ein Flügelbau mit reichem Skulpturenschmucke. Die Provinz hatte inzwischen Selbständigkeit erlangt und baute sich an einer andern langt sind, dankt das moderne Königsberg die stolzen Bauten, die neuerdings die Stadt verschönen. Frühere Jahrhunderte haben ihr an Patricierhäusern gar nichts hinterlassen. Nun schoben sich Prachtbauten des wohlhabenden Bürgerthums zuerst in die Lücken ein, die sich etwa in der alten Dreistadt fanden. Als diese aber nicht mehr genügten, wurden jene weiten Gartengründe

und Felder, die zwischen den zu den nördlichen Außenthoren führenden Straßen Steindamm mit seiner herrlichen, grünen Promenade, den „Hufen“, Tragheim, Roßgarten sich ausdehnten, von der Baulust erobert.

In manchem dieser Reviere wohnt man heute noch fast wie auf dem Lande. Stille Straßen, weite Gärten, völliger Mangel an Geschäftsleben, selbst an demjenigen, dessen ein moderner Haushalt nicht entrathen kann, sind dort nicht selten. Mehr und mehr füllt sich der weite Bezirk mit modernen Wohnhäusern, denen weder äußerer Schmuck noch innere Bequemlichkeit fehlt, immer mehr verschwinden die kleinen niedrigen Häuschen, die an jenen früheren Landstraßen noch heute zu finden sind.

An Baugrund fehlt es hier oben noch immer nicht, und die Bevölkerungsziffer, welche sich heute auf über 150 000 Seelen beläuft, steigt so stetig, daß auch die Baulust rege bleibt. Königsberg ist immer dem Charakter seiner ersten Entwickelung treu geblieben. Aus verschiedenen kleinen Städtewesen lose zusammengeschweißt, hängt auch seine neueste moderne Gestaltung ihrer äußeren Erscheinung nach nur lose mit dem Früheren zusammen. Unten in den alten Städten überall Enge, überall bauliche Kargheit, dafür aber rege[s] Leben und Treiben; hier weite Plätze mit grünem Laubschmuck, breite Straßen, neben den Prachtbauten zu öffentlichen Zwecken stolze Privathäuser, mit allem ausgestattet, was die zeitgenössische Technik und die schmückende Kunst zu leisten vermag, dafür aber große Stille, die nur ein gewisser Luxusverkehr unterbricht. So besitzt Königsberg weit entschiedener als jede andere Stadt von ähnlicher Größe und Bedeutung eine Scheidung, wie sie London mit „City“ und „Westend“ bezeichnet: dort nur Geschäft, hier die Stätte wissenschaftlichen, künstlerischen Lebens inmitten gut ausgestatteter, gesunder, ja üppiger Wohnungen.

Am Pregel.

Noch eins kommt hinzu, um diesen Vergleich noch treffender zu machen. Der langgestreckte Weiher, der diese Hochlehne in der Mitte durchschneidet und sich bis in die Nähe des Schlosses zieht, ist nun ringsum von modernen Stadttheilen umgeben. Das Erholungs- und Genußleben drängt sich an seinen Ufern zusammen. Königsberg besitzt von Natur nur sehr wenig landschaftliche Reize. Dafür bietet denn dieser Schloßteich einigermaßen Ersatz und von ihm aus ist auch unsere Hauptansicht der Stadt aufgenommen. An sein südliches Ende bringen die Häuser mit ihren Gärten, Balkonen, offenen Veranden vor, da besitzt jedes seine Gondel zu abendlichen Lustfahrten. Nordwärts aber von der Fuhggangerbrücke, die diesen Weiher überspannt, hüllen die Laubmassen großer Gärten die Ufergestände in tiefen Schatten, da besitzen die Logen, die große Ressource der Kaufleute ihre Sommerlokale, in denen die oberen Schichten der Bevölkerung alle schönen Sommerabende verleben, wo Musik erschallt und feenhafte Beleuchtung vom Spiegel des stillen Wassers zurückgeworfen wird. Der Schloßteich ist der Glanzpunkt Königsbergs, hierher entsendet die alte Unterstadt, wie die moderne obere ihre Gesellschaft, hier begegnen wir Studenten, Offizieren, Beamten, Kaufleuten und Gewerbtreibenden, hier haben an jedem freien Uferfleckchen Bierhallen sich angesiedelt, hier gondelt man zu allen Tageszeiten. Der Schloßteich ist reizend, gerade auch wegen der Verschiedenartigkeit seiner Uferfassage. Auf der einen Seite überblicken wir den Kranz von Häusern, halb in Gartengrün versteckt, überragt von Thürmen und hohem Kiefengemäuer, auf der anderen die Massen alter Kastanien und Linden, die, wo der Seespiegel eine leichte Biegung macht, sich zusammenschließen. Wenn das Oberhaupt des Reiches, wenn irgend ein Kongreß, eine Vanderversammlung Königsberg besucht, der Schloßteich wird dann immer zum Schauplatz irgend einer Lustbarkeit gemacht. In den Logengärten veranstaltet man Konzert und Feuerwerk, der Börsengarten wird in ein Lichtmeer getaucht, Gesang und Instrumentalmusik ertönt aus den erleuchteten Gondeln, die das stille Wasser durchfurchen und die Schwäne aus ihrer Nachtruhe scheuchen.

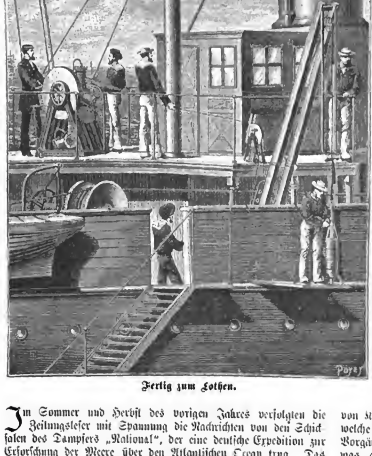
Der Fremde fühlt sich bald heimisch und wohl in der alten Königsstadt. Es herrscht in ihr ein heiter geselliges, geistig angeregtes Leben, die Königsberger sind gastfrei und leicht zugänglich, man verkehrt zwanglos mit ihnen und hat etwas davon. Aufs glücklichste mischen sich hier Stände, Gesellschaftsgruppen, Berufskreise. Unter den am stärksten vertretenen Ständen ist der kaufmännische eigentlich der jüngste. Als die Hochschule schon lange berühmt in der ganzen Kulturwelt war, stand der Handel Königsbergs noch weit zurück gegen den anderer alter Hansestädte. Das hat sich in neuester Zeit vollständig geändert.

Der Thorhandel des Festlandes hat sich in Königsberg einen Mittelpunkt geschaffen, die Königsberger Thee-Kompagnie ist eine der hervorragendsten kaufmännischen Unternehmungen in ganz Deutschland. Die russischen und polnischen Weizenernten gehen großentheils hierher, denn die Seeschiffe, welche dieselben nach dem Auslande verladen, können den tiefen Pregel herauf bis zu der Speicherstadt gelangen. Die Roste nährenden Thieren Litauens senden ihre edlen Pferde hierher auf die weltberühmten Märkte, zu denen Kaufer aus allen Ländern sich einstellen. Dies alles sind Schöpfungen, Eroberungen der neuen Zeit. Wenn wir dafür auch mit großem Interesse, mit ehrfurchtsvollem Sinne auf das historische Königsberg, auf die Stadt König Ottokars, die Stadt des großen Herzogs Albrecht von Brandenburg, auf das Schloß blicken, in dem die Wiege des ersten Preußenkönigs gestanden, zu der Kirche, in welcher er sich die Krone aufgesetzt hat, die moderne Stadt mit ihrer äußeren Entwickelung, mit ihrem kräftig treibenden Leben übt dennoch eine nicht minder anziehende Wirkung auf uns aus.

Fritz Wernick.

Der letzte Gruß.
Nach einem Gemälde von F. Andreotti.

Die Erforschung der Meere.



Fertig zum Lothen.

Im Sommer und Herbst des vorigen Jahres verfolgten die Zeitungsleser mit Spannung die Nachrichten von den Schicksalen des Dampfers „National“, der eine deutsche Expedition zur Erforschung der Meere über den Atlantischen Ocean trug. Das Wort „Plankton“, welches die Gesammtmasse aller im Meere treibenden Organismen bezeichnet und bis dahin nur einem engen Forscherkreise bekannt war, erhielt mit einemmal eine große Volksthümlichkeit; die Expedition bildete einen Anstoß, um das Interesse für das Meer und seine Wunder, das ewig in der menschlichen Brust schlummert, von neuem anzufachen. Die gelehrten Theilnehmer an jenem Forschungszuge sind glücklich in die Heimath zurückgekehrt und damit beschäftigt, die gewonnene wissenschaftliche Ausbeute zu verarbeiten. Es dürfte darum an der Zeit sein, unsere Leser mit einigen Abschnitten der Meereskunde vertraut zu machen, ehe wir auf die Bedeutung und die Ergebnisse der fünften deutschen Expedition des näheren eingehen.

Seit uralten Zeiten wurde das Meer befahren, aber es war lange nur eine Handelsstraße. Die Grenzen des Oceans waren unbekannt und die Phantasie verlegte allerlei Wundergebilde dorthin. Eine neue Zeit begann erst, als Columbus den Atlantischen Ocean durchmessen hatte; auf die Entdeckung der Neuen Welt folgte die Entdeckung des „Südmeers“, des Großen Oceans, und dreißig Jahre nach der ersten Fahrt des kühnen Genuesen erschien an der spanischen Küste am 6. September 1522 das Schiff „Viktoria“, von Wärmern zerfressen, geflickt, mit zerbrochenen Masten, zerrissenen Segeln, das einzige Schiff von der Flotte Magalhães', welches die erste Erdumsegelung ausgeführt hatte. Bei weitem größer, als man gedacht hatte, erschien jetzt das Meer, und jemehr Entdecker in die fernen Gegenden hinauszogen, desto mehr Wasser entdeckten sie, bis James Cook auf seinen Weltumseglungen in großen Umrissen die Grenzen der Gewässer auf der Erde feststellte. Seit jener Zeit etwa wissen wir, daß Festland und Meer im Verhältniß von drei zu acht auf der Erdoberfläche vertheilt sind.

Man suchte schon damals nicht nur die Geographie, sondern auch die „Natur des Meeres“ zu erforschen, und die Physik des Meeres bildete einen wichtigen Theil der Aufgaben, die sich die beiden Forster, die Begleiter Cooks auf dessen zweiter Reise, stellten. Demselben Gegenstande widmeten Benjamin Franklin und Alexander Humboldt ihren Scharfsinn, aber erst in jüngster Zeit wurde die Oceanographie, die Meereskunde, zu einem Wissenschaftszweig erhoben. Dem Amerikaner M. F. Maury verdanken wir, daß die Schiffe, welche jetzt die Oceane durchkreuzen, zugleich dem Handel und der Wissenschaft dienen, daß ihre Logbücher von den Seewarten wissenschaftlich verwerthet werden. Die Anregung hierzu ward vor kaum fünfzig Jahren gegeben.

Damals stand die Menschheit an der Schwelle des großen Zeitalters der Elektricität. Der Telegraph rückte weit entfernte Länder dicht aneinander; das Meer bildete eine Schranke zwischen der Alten und Neuen Welt, aber auch diese mußte fallen. Man wollte dem Grund des Oceans das gedankenleitende Kabel anvertrauen, man führte aus, was man wollte, und legte damit den Grund zur Erforschung des Meeresbodens und zu einem neuen Zweige der Wissenschaft, der Tiefseeforschung. Eine neue Welt, ein unterseeisches Reich, wurde damit entdeckt, und nun zogen Schiffe aus, um es zu erkunden.

Die Amerikaner forschten in ihren Gewässern, in den Binnenmeeren entfalteten alle Nationen eine rührige Thätigkeit, die Polarforscher suchten den Eismeeren ihre Geheimnisse zu entlocken, und dann wurde das englische Kriegsschiff „Challenger“ (der Herausfordeer) in ein Forscherschiff umgewandelt und dampfte 1872 bis 1876 um die Erde, um mit einer wissenschaftlichen Riesenbeute aus allen Oceanen beladen heimzukehren.

Um dieselbe Zeit (1874 bis 1876) durchforschte die deutsche „Gazelle“ unter dem damaligen Kapitän von Schleinitz die Geheimnisse des Indischen und Atlantischen Oceans; im Anfang der achtziger Jahre zogen die spanischen Schiffe „Travailleur“ und „Talisman“ zu gleichen Eroberungszügen hinaus. Zuletzt sahen wir den „National“ von Kiel aus über das weite Meer kreuzen; wir werden seine, welche Stellung dieser letzten Expedition unter den ruhmreichen Vorgängerinnen gebührt; naturgemäß suchte sie das zu erklären, was an den Funden der früheren rathselhaft geblieben war, und darum müssen auch wir weiter ausholen, bevor wir von ihren Ergebnissen sprechen können.

* * *

1. Auf dem Grunde des Meeres.

Wie tief ist das Meer? Seit jeher beschäftigte diese Frage die Menschen und für die Schiffer war sie auch von praktischer Bedeutung. Aber bei den Lothungen, welche von Kriegs- und Handelsschiffen vorgenommen wurden, bediente man sich nur eines zwölfpfündigen Bleis von einer 200 Faden* langen Leine. Mit diesen Mitteln konnten nur die Untiefen des Meeres erkannt werden, der bei weitem größte Theil blieb — unergründlich. Wunderbare Ansichten bildete man sich über den Meeresboden: man glaubte sogar das Wort „unergründlich“ wörtlich deuten zu müssen, und noch im siebzehnten Jahrhundert mußte Varenius in seiner „Geographia generalis“ Beweise für die Richtigkeit der Behauptung geben, daß der Ocean überall einen Boden habe.

Verworrene Ansichten herrschten auch lange Zeit über die physikalischen Verhältnisse in großen Tiefen. Allgemein war die Meinung verbreitet, daß Schiffstrümmer, untergegangene Schätze, Heergeräth und Mannschaften nicht bis zum Seegrunde hinabsinken könnten, sondern von den immer dichter werdenden Wassermassen der Tiefe in der Schwebe gehalten würden. Voller Geheimnisse war für die Menschen das Meer, ein Tummelplatz für allerlei ungeheuerliche Meinungen. Erst unser Zeitalter erfand Mittel, „aus der unergründlichen schweigenden Tiefe eine Antwort zu erhalten.“

Und wie lief diese Antwort aus? Was die Tiefenlotung und das Schleppnetz unserm Geiste enthüllten, das war eine neue Welt: das waren unermeßliche, unterseeische Länder mit gewaltigen Bergen und breiten Thälern, mit engen Kesseln und weit

* 1 Faden = 1,883 m.

ausgedehnten Hochebenen, das waren Gründe, in welchen unzählige Thierarten sich des Daseins freuten, das war ein Reich ewiger Kälte und ewiger Finsternis und dennoch ebenso reich an Wundern wie die Welt, in der wir athmen im rosigen Licht!

Noch zu Zeiten Alexanders von Humboldt hielt man den Atlantischen Ocean für eine tiefe Mulde, welche die Alte Welt von der Neuen trennte. Wie anders stellt sich sein Meeresboden heute unserm geistigen Auge dar! Durchwandern wir, von der Lothleine geleitet, die Gründe desselben, so finden wir hier eine Mannigfaltigkeit von Formen, die anfangs den Forscher verwirrte, bis endlich nach einer mühseligen Arbeit ein klares Bild von den Hebungen und Senkungen des ozeanischen Bodens auf den Karten eingetragen werden konnte. Wir wissen, daß in der Mitte des Atlantischen Oceans der Boden desselben sich zu einem Gebirge aufthürmt, welches den Grund des nördlichen Eismeeres mit dem des südlichen verbindet und einen Störungen Verlauf hat wie der Ocean selbst. Die Azoren, die St. Pauls-Felsen, die Inseln Ascension und Tristan da Cunha sind die höchsten Gipfel dieses unterseeischen Gebirgszuges. Lothen wir das Meer über denselben, so erhalten wir fast niemals Tiefen, die mehr als 3000 m betragen. Dieses Gebirge, dessen nördlicher Theil Dolphin Rise und dessen südlicher der Challengerrücken genannt wird, trennt das Becken des Atlantischen Oceans in zwei Rinnen: in die östliche, in der wir Tiefen von 5000 bis 6000 m begegnen, und in die westliche mit Tiefen vom 7000 bis 8000 m. Im Süden öffnet sich das westliche Thal breit nach den Tiefen des antarktischen Eismeeres, das östliche dagegen ist in der Höhe von Damaraland von dem Becken des Eismeeres durch einen Querriegel, der von dem Challengerrücken nach dem afrikanischen Festlande läuft, abgetrennt. Im Norden zieht sich eine ähnliche Erhebung von Ost nach West hin: das berühmte Telegraphenplateau von Maury, auf dem die ersten atlantischen Kabel gelegt worden. Es ist nicht möglich, an dieser Stelle die weiteren Einzelheiten der Gestaltung des Meeresbodens zu erörtern; aber das eine muß hervorgehoben werden, daß es nicht so leicht war, alle diese Meerestiefen zu ergründen, und die wenigsten von den Laien, welche eine Tiefentafel betrachten, haben eine Ahnung von der Summe menschlicher Arbeit, die in derselben steckt.

Wie mißt man den Meeresboden? Wie mißt man Tiefen, welche die stolzen Höhen unserer Alpen überragen und fast der Höhe des Montblanc gleichkommen? Wahrlich, es muß nicht leicht sein, eine Leine zu handhaben, die eine Meile lang ist. Dazu sind Hilfsmaschinen nöthig und diese Hilfsmaschinen wurden erst in der neueren Zeit erdacht. Alle die mühevollen Messungen, die in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts mit unzulänglichen Mitteln gemacht wurden, müssen als ungenau verworfen werden.

Das erste zuverlässige Tiefloth wurde von einem jungen amerikanischen Seeoffizier Brooke, einem Schüler des großen Begründers der Oceanographie Mathew Fontaine Maury, erfunden. Unsere Abbildungen veranschaulichen die Anwendung desselben. A ist eine eiserne Kanonenkugel, die in der Mitte durchbohrt ist. Durch diese Kugel wird eine eiserne inwendig hohle Stange B gesteckt. An dem oberen Ende der Stange befinden sich zwei scharnierartig sich bewegende Haken C, welche an den Schnüren b die Kugel A so lange tragen, als der an die Lothleine a aufzuhängende Apparat frei schwebt, wie dies Fig. 1 zeigt. Berührt nun der eiserne Stab, der Peilstock, den Meeresboden, so kommt das Gewicht der Kugel zur Geltung; sie gleitet an dem Peilstock abwärts, zieht die Haken C nach unten, so daß sie sich schließlich selbstthätig aushängt (Fig. 2). In die untere Oeffnung des Peilstockes sind in zwischen Proben des Meeresschlammes eingedrungen. Um sie festzuhalten, hat man Ventile angebracht, die beim Heraufziehen des Peilstockes sich schließen. Hat man an Bord des Schiffes bemerkt, daß das Loth den Grund erreicht hat, so windet man die Leine wieder heraus, die eiserne Kugel bleibt auf dem Meeresgrund liegen.

Fig. 1.

Fig. 2.

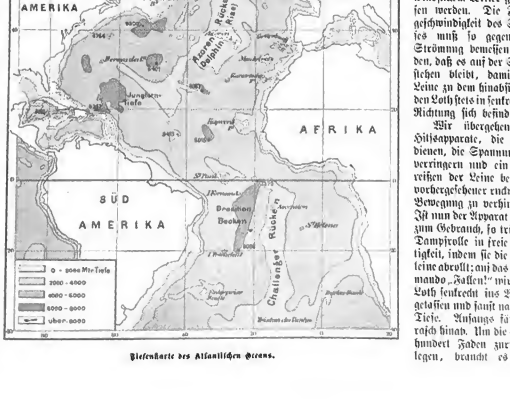
Brookes Tiefloth.

Bei dem verbesserten Tiefloth ist die eiserne Kugel durch eiserne Cylinder (Fig. 3) ersetzt, von denen jeder 1 Centner wiegt; man legt mehr oder weniger Cylinder auf, je nach der Tiefe, die man vermuthet; man rechnet in der Regel ein Gewicht auf 1000 Faden Tiefe.

Das Loth bildet aber nur einen Theil des Apparates. Den zweiten Theil bildet eine etwa 12 000 m lange Leine, die über eine Dampfrolle läuft. Früher nahm man zu diesem Zweck Leinen aus Manillahanf, die in Abständen von 25 zu 25 Faden durch farbige Zeichen markirt waren; neuerdings ist der Manillahanf durch Klaviersaiten-draht ersetzt worden.

Große Meerestiefen können nur von einem Dampfer aus und bei windstillem Wetter gemessen werden. Die Fahrgeschwindigkeit des Schiffes muß so gegen die Strömung bemessen werden, daß es auf der Stelle stehen bleibt, damit die Leine zu dem hinabsinkenden Loth stets in senkrechter Richtung sich befindet.

Wir übergehen die Hilfsapparate, die dazu dienen, die Spannung zu verringern und ein Zerreißen der Leine bei unvorhergesehener ruckweiser Bewegung zu verhindern. Ist nun der Apparat fertig zum Gebrauch, so tritt die Dampfrolle in freie Thätigkeit, indem sie die Loth leine abrollt; auf das Kommando „Fallen!“ wird das Loth senkrecht ins Wasser gelassen und sinkt nach der Tiefe. Anfangs fällt es rasch hinab. Um die ersten hundert Faden zurückzulegen, braucht es nur



Tiefenkarte des Atlantischen Oceans.

40 Sekunden; aber mit zunehmender Tiefe verringert sich wegen der gleichfalls zunehmenden Reibung die Geschwindigkeit, und wenn z. B. 2000 Faden abgelaufen sind, so hat das Lot die nächsten 100 Faden erst in 110 Sekunden zurück. Erreicht es den Meeresgrund, so läuft zwar die Leine infolge des Beharrungsvermögens noch weiter ab, jedoch mit vermindernder Geschwindigkeit. Der Augenblick, in dem diese plötzlich eintritt, heißt der „Sprung". Alle Zahlen werden genau vermerkt und aus ihnen berechnet man alsdann die Meerestiefe. Das Aufwinden der Lotleine mit dem Peilstock geschieht mit Dampfmaschinen und dauert je nach der Tiefe mehrere Stunden.

Mit den früheren unzuverlässigen Mitteln glaubte man Meerestiefen von 15 000 m und mehr gefunden zu haben. Diese Zahlen mußten später bedeutend herabgesetzt werden. Die größte bekannte Meerestiefe liegt im Nordpazific nordöstlich von der Insel Nipon, sie beträgt 8513 m und wurde im Jahre 1874 von dem amerikanischen Schiffe „Tuscarora" gelotet, welches den Boden des Stillen Ozeans wegen einer geplanten Kabellinie zwischen Asien und Amerika sondierte. Würden wir den höchsten Berg der Erde, den Gaurisankar, in diese Tiefe versenken, so würde seine Spitze noch als ein Felseniland von 327 m Höhe aus dem Meere herausragen.

Auch der Nordatlantic hat nördlich von den Antillen die bedeutende Tiefe von 8341 m aufzuweisen.

Wie sind nun diese Meeresgründe beschaffen? Was theilen und die von dem Peilstock herausgebrachten Bodenproben mit?

Der Felsboden ist nur selten im Meere anzutreffen, meist wird der Meeresgrund von losterem Material bedeckt. In der Küstennähe herrscht das vom Meere und von Flüssen zerragte Material des Festlandes vor, aber dieser Sand und Schlamm erreicht die eigentliche Tiefsee nicht. Hier treten uns andere Ablagerungen entgegen.

Unter ihnen ist zunächst ein gelblicher oder etwas grünlicher Schlamm hervorzuheben, der beim Trocknen weiß wird und ein kreideartiges Aussehen erhält. Es ist der weiße Tiefseeschlamm. Das Mikroskop belehrt uns über seine Zusammensetzung. Wir finden in ihm zahllose Reste kleinster Wesen, welche das Meer mit ihrem Leben erfüllen: Foraminiferen oder Kammerlinge mit Kalkschalen, Radiolarien oder Strahlentierchen mit Kieselpanzern, Kieselnadeln, welche Reste der Kieselschwämme darstellen, Diatomeen, jene wunderbar gefonnten Algen, welche die Kieselgehrerde bilden, zahllose Trümmer von Schalen der oben erwähnten Lebewesen, Mineralkörner und eine Unmasse von Coccolithen, kleinen runden Kalkgebilden, deren Natur bis jetzt noch nicht klar erkannt ist. Bald wiegt in dem Schlamm der eine, bald der andere Bestandtheil vor. Sehr weit verbreitet sind in ihm die Schalen der Globigerinen, einer Art der Kammerlinge, und man spricht darum von Globigerinenschlamm, der weite Strecken des Bodens im Atlantischen Ocean in offen wärmeren Theilen bedeckt. In einem Kubikcentimeter dieses Schlamms fand Gümbel 7 Millionen Coccolithen, 5000 größere, 200 000 kleinere Foraminiferen, 220 000 Theilchen ihrer zerbrochenen Schalen, 4 800 000 winzige Kalkstäbchen und Staubtheilchen und 240 000 Mineralkörner. In anderen Gegenden fördert die Tiefseesonde Schlammproben zu Tage, in denen die Strahlentierchen oder Diatomeen überwiegen; so ist der südliche Theil des Meeresbodens in der Südsee mit einem Schlamm bedeckt, der zur Hälfte aus Diatomeen besteht und eine Art unterseeischen Kieselguhrs bildet. Diese gewaltigen Ansammlungen von Skeletten, die im Laufe ungeheurer Zeiträume entstanden sind, geben uns beachtenswerthe Aufschlüsse über die Entstehung vieler Gesteinsschichten unserer Erde. In einer Reihe von Kalken sind Schalen von Foraminiferen enthalten. Solche winzige Schalchen bilden den Miliolidenkalk des Pariser Beckens und aus ihnen ist ein großer Theil der Stadt Paris gebaut. Ebenso besteht die weiße Kreide zumeist aus Foraminiferen und Coccolithen. Der weiße Tiefseeschlamm giebt uns also Aufschluß, wie die winzigsten Gebilde des Meeres am Aufbau der Erdrinde arbeiten. Ebenso wie Paris kann auch Berlin hier als Beispiel herangezogen werden. Sein Untergrund besteht zum großen Theil aus Diatomeenerde, die einst wohl den schlammigen Grund eines von diesen Algen belebten Gewässers bildete.

In unseren Teichen findet sich zuweilen der Süßwasserschwamm, sein Skelet ist nicht wie das des Badeschwammes aus Horn, sondern aus Kieselnadeln aufgebaut. Auch seine näheren Verwandten, die Kiesel- oder Glasschwamme, spielten einst beim Aufbau der Erdschichten eine wichtige Rolle. Wer hat uns den Feuerstein geliefert, dem wir früher Funken entlockten, um Feuer anzuzünden? Er ist nach und nach aus den Kieselnadeln abgestorbener Generationen der Glasschwamme entstanden, wobei auch andere kieselgepanzerte Wesen wie die Strahlentierchen und Diatomeen ihren Antheil gehabt haben mögen.

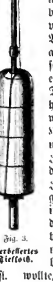


Fig. 3.
Perforierter Tiefseelot.

Der weiße Tiefseeschlamm bedeckt aber den Meeresgrund nur bis zu einer gewissen Grenze. Er wird aus Tiefen bis zu 4000 m herausgeholt; in größeren Tiefen findet man ihn nur ausnahmsweise; die Kalkschalen verschwinden hier allmählich. Zunächst sind sie noch da, aber ihre Umrisse sind undeutlich, wie vom Sauerstoff angeätzt, und in den untersten Theilen des Meeresbodens fehlen sie ganz. Auf eine noch nicht aufgeklarte Weise werden sie von dem Meerwasser aufgelöst.

Aus den ungeheueren Abgründen von 5000 bis 8000 m bringt uns die Tiefenſonde andere Bodenproben. Dort ist alles mit dem rothen Tiefseethon bedeckt. Er ist bald dunkel, bald dunkelbraun, enthält Eisenoxyd und Braunstein, sowie winzige Kieselskelette, man findet in ihm kleine Partikelchen von Magnet- und Titaneisen, die als kosmischer Staub von dem Weltraume auf die Erde niedersanken. Man erkennt in ihm Ueberreste von Bimsstein, dem vulkanischen Glase, welches nach Ausbrüchen der Feuerberge oft große Strecken des Meeres bedeckt und durch Meeresströmungen Hunderte von Meilen weit verschleppt wird, bis es sich mit Wasser vollsaugt und zu Boden sinkt. Der rothe Tiefseethon ist die echteste Tiefseeablagerung, welche die Forscher am meisten interessirt, weil seine Herkunft noch dunkel ist wie die Abgründe, in denen er ruht. Jedenfalls bildet er sich außerordentlich langsam. Die Forscher haben auch in diese Tiefen ihre Schleppnetze hinabgelassen und den seit Aeonen gesammelten Thon ausgewühlt, und es war geradezu überraschend, welche Mengen von Knochen dabei zu Tage gefördert wurden. Freilich waren es nur die härtesten Skelettheile, die hier der Zerstörung der Zeit Widerstand geleistet hatten: Zähne von Haifischen und die äußerst soliden Ohrknochen der Wale. „Welch ungeheure Zeiträume müssen vergehen," ruft Neumayr in seiner „Erdgeschichte" aus, „ehe sich die Zähne und vereinzelten Knochen in so riesiger Menge ansammeln konnen! Dabei muß man die Mittel ins Auge fassen, mit welchen wir den Meeresboden untersuchen; es ist ein ähnliches Verhältniß, als ob man die Beschaffenheit des festen Landes von einem in 6000 bis 7000 m Höhe schwebenden Luftballon dadurch untersuchen wollte, daß ein einige Meter großer Sack an einem Seile auf die Erde niedergelassen, einige Zeit am Boden forlgeschleppt und dann wieder aufgezogen wird. Man kann daraus ermessen, in welchen Massen Knochen und Zähne in den größten Tiefen des Meeres verbreitet sein müssen, wenn unsere unvollkommenen Mittel sie uns in solcher Menge finden lassen."

Und unter den Zähnen der Haie befinden sich noch solche, die längst ausgestorbenen Arten angehören, die wir sonst nur noch in den Ablagerungen der Tertiärzeit finden! In diesen Zeiträumen, die sich nach Jahren nicht zahlen lassen, hat sich somit nur eine so dünne Schicht des rothen Tiefseethones gebildet, daß sie von einem Schleppnetz aufgewühlt werden kann.

Es gab eine Zeit — und nur wenige Jahrzehnte trennen uns von ihr — wo man diesen zu Formen so mannichfaltigen, an Rathsel so reichen Grund der Tiefsee für weiter nichts als einen grosharzigen Friedhof hielt, der bedeckt wäre mit dem Staub der Gesteine und Knochenresten zahlloser Wesen. Finster und kalt, jedes Lebens bar sollten die ungeheueren Tiefen des Meeres sein, das war ein Lehrsatz, so fest eingewurzelt, daß die ersten glücklichen Fänge aus der Tiefsee als Irrthümer aufgefaßt wurden! Und heute? Heute sind jene Abgründe, in denen freilich Leben vorhanden ist, das „getrobte Land der Zoologen", welche die Fülle der neuentdeckten Thierformen kaum zu bewältigen vermögen. Die Tiefsee ist auch in der That eine „Neue Welt", die in unserem Jahrhundert entdeckt wurde und die uns das Meer in seiner ganzen Majestät begreifen läßt. Steigen wir im Geiste in jene finsteren, kalten, lautlosen Abgründe hinab, nun zu sehen, wie dort die Allmacht des Lebens, fern von dem leuchtenden Sonnenstrahl, unter einem ungeheueren Drucke sich in tausend Formen entfalten.

Quitt.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von **Theodor Fontane.**

(Fortsetzung.)

5.

Opitz hatte sich ausgewetert, und als ihm gleich danach eine behaglichere Stimmung wiederkehrte, mal er auch wieder aus Fenster und lehnte sich hinaus, um sich an den Narzissen und Anemonen zu freuen, die spärlich in seinem Vorgarten blühten. Dabei blies er Wolken aus seinem Meerschaum in die stille Luft und ließ, unter behaglichem Träumen, alles an sich vorüberziehen, was der Tag gebracht hatte.

Lehnert war, als er an Opitz vorbei war, auf sein Haus zugegangen, das unmittelbar jenseit der Lomnitz lag, der Försterei so nahe, daß man sich gegenseitig in die Fenster sehen konnte. Nichts als Fluß und Fahrstraße trennte beide Gehöfte, deren gesammtes Acker- und Heideland in alten Zeiten ausschließlich Stellmacher Menzsches Eigenthum gewesen war, bis man auf dem diesseit der Lomnitz gelegenen Rittersitzkreisen eine Försterei gebaut und nur alles jenseit des Flusses Gelegene bei dem Menz belassen hatte. Das war jetzt rundes dreißig Jahr und ist eben so lange hatte man hüben und drüben ohne Neid und Eifersucht gelebt, trotzdem zum Neid, wie man mal die Menschen sind, vielleicht Grund gewesen wäre. Denn wenn einerseits die neue Försterei mit ihrer Sauberkeit und ihrem rothen Dach die drüben gelegene, hier und da sehr baufällige Stellmacherei weit in Schatten stellte, so hatte diese dafür die „fette Seite" behalten, während sich die Försterstelle, den kleinen Vorgarten abgerechnet, mit einem Streifen Heideland und einem noch schmaleren Lupinenstreifen begnügen mußten. Aber das alles hatte die ganze Zeit über keinen Aerger geschaffen und noch weniger der rein zufällige Umstand, daß das auf einer Stein- und Geröllinsel inmitten zweier Lomnitzarme gelegene Menzsche Wohnhaus, so wenig gepflegt es war, doch kastellartig auf alles unmittelbar Umhergelegene herabsah und natürlich auch auf die Försterei. In keiner Zeit, nun es zu wiederholen, war an diesem und ähnlichem Anstoß genommen worden, bis Opitz aus Regiment kam, von dem, ohne daß er es zugab, die Hochlage der Stellmacherei drüben einfach als eine Beleidigung empfunden wurde.

Selbstverständlich unterhielt diese malerische Kastellinsel auch ihre Verbindungen mit dem Festland, und zwar mit Hilfe zweier Brückenstege, von denen der eine beinah unmittelbar nach der Försterei, der andere nach der entgegengesetzten Seite hin nach dem Menzschen Ackerland hinüberführte, hinter dem gleich die schräg aufsteigende gräfliche Forst begann. Der Ackerstreifen war mit Roggen und Kartoffeln bestellt, von denen der Roggen in diesem Jahre ganz wundervoll stand, auf den Zwischen selbst aber befand sich, in geringer Entfernung vom Wohnhaus, noch ein Arbeitsschuppen, drin Lehnert die schon von Vater und Großvater her ererbte Stellmacherei betrieb, ein Geschäft, das im Frühjahr und Herbst weiß gut ging, im Sommer aber beinah' ruhte.

So war es auch heut. Alles still. Freilich sah man einen Pflug und ein paar alte Karren und Wagenachsen unter dem Schuppen stehen, aber all diese Dinge konnten ebenso gut zur eigenen Wirthschaft gehören, wie zur Ausbesserung abgeliefert sein. Zu dem abgeschrägten Vorgarten von nur geringer Tiefe, durch den eine Feldsteintreppe zu dem Häuschen hinaufführte, blühten Goldlack und Reseda, während ein alter Rosenstrauch von beträchtlicher Stärke weden der Hausthür aufwuchs und sein mit gelben Rosen überdecktes Gegerüst unter dem Strohdach hin aus spannte. Nachmittagssonne lag auf Haus und Gehöft und nichts war hörbar, als die doppelraunig vorüberschiebende Lomnitz und das Meckern einer Ziege vom Stall her. Ein Hahn, ein schönes Thier mit Silberhals, stolzierte den Schuppen entlang, aber er krähte nicht und hatte wenig Aufmerksamkeit für die Hühner, die sich Eydlöcher gemacht hatten, um sich zu kühlen.

Nicht ganz so still war es drinnen im Hause, in welchem Lehnert inzwischen eingetroffen war.

Er hatte sich unterwegs nicht beeilt, ebenso wenig wie Opitz. Vom Pfarrhause war er zunächst nach dem Krietzhan hinübergegangen und hatte hier von dem ihn begrüßenden Wirth erfahren, daß Frau Menz, seine Mutter, eben da gewesen sei und gerade am demselben Tisch erst einen „Grünen" und dann einen Zugwer getrunken habe. Das hörte Lehnert nicht gern. Er gönnte der alten Frau die kleine Herzstärkung, denn er liebte sie trotz all ihrer Schwächen, aber er ärgerte sich wieder über die Heimlichkeit, und dieser Aerger war noch nicht voll verwunden, als er beim Betreten der Schwelle seines Hauses der an Herde hantierenden Alten ansichtig wurde.

„Guten Tag, Mutter. Wohl laß grüßen."

„Welcher?"

„Na, der aus dem Krietzhan unten."

„So, der! Warst Du da?"

„Ja, Mutter. Und Du kannst Dir denken, ich habe mich just da hingesetzt, wo Du gesessen hattest. Und Dir zu Ehren hab' ich meinen Zugwer aus Deinem Glase getrunken. Es stand noch da."

Die Alte sah verlegen vor sich hin und sagte dann: „Aber nur einen, Lehnert. Mir war so schwach."

Lehnert lachte. Dann ging er auf sie zu und sagte, während er ihr das graue Haar streichelte: „Gott, Mutter, wie Du so bist! Wenn das einer hört, so müßt' er denken, der Lehnert ist ein Fitz und schlechter Kerl und gönnt seiner alten Mutter nicht einmal einen Tropfen Stärkung. Aber wie liegt es denn? Ich gönne Dir nicht einen Zugwer, ich gönne Dir zwei, und wenn Dir's nicht zu viel wird, Alte, dann können es auch drei und vier werden. Ich habe Dich auch noch eigens gefragt und da hast Du ‚nein' gesagt, aber feilich, als Du ‚nein' sagtest, da sagtest Du schon ‚ja', und als ich die Klingelthür bei Siebenhaar noch kaum aus der Hand hatte, da bist Du schon hinübergegangen. Zumer versteckt! Du kannst nichts offen thun, auch nicht mal das, was die Sonne gar nicht zu scheuen braucht. Alles muß heimlich sein. Und sieh, Mutter, so hast Du mich auch erzogen und angelernt. Das muß ich Dir immer wieder sagen. Gott sei's geklagt, daß ich's muß. Es ist immer ein und dasselbe, was Du so bei Dir denkst: es sieht es ja keiner; bei Nacht sind alle Katzen grau und es darf bloß nicht rauskommen. Und wenn es nicht rauskommt, dann ist alles gleich. So denkst Du bei Dir und denkst auch wohl: ach, der liebe Gott, der is nicht so, der ist gut und freut sich, wenn man einem Förster oder Oberzaunsscher ein Schnippchen schlägt."

„Ach, Lehnert, rede doch nicht so! Du weißt ja doch . . ."

„Und wenn es dann schief geht, ja, dann ist es wieder anders. Dann geht es in die Predigt und Siebenhaar . . . na, Du weißt schon, ich hab' es Dir heute schon mal gesagt . . . der muß dann wieder einen Heiligen aus mir machen. Ich, Mutter, Du meinst es mit seinem bös, und mit mir exit recht nicht, aber Du hast das Ehrlichsein nicht gelernt und davon ist alles gekommen . . . Und nun will auch Siebenhaar noch mit ihm sprechen, mit Opitz, als ob das was helfen könnte, will mich mit ihm versöhnen, und ich hab's auch versprechen müssen. Aber ich mag nicht. Ich hasse ihn, und Haß ist überhaupt das beste, was man hat."

„Ueberlege Dir's, Lehnert! Er ist ein gräflicher Förster und ist in doch 'mal der Herr."

„Ich was, der Herr! Ein Tiener ist er. Ich bin ein Herr, eher als er, und kann machen, was ich will."

„Er hat das Ansehen vor den Leuten und ich weiß es von Christine, er ist nicht so schlimm, wie Du glaubst und ihn immer machen willst. Er kann auch durch die Finger sehen. Aber er verlangt, daß man ihm gute Worte giebt und ihn für was Besonderes ansieht. Und das thust Du nicht. Er kann bloß Deinen Trotz nicht leiden. Und darum hab' ich Siebenhaar gebeten . . ."

„Also," lachte Lehnert. „Also Du! Nun meinetwegen."

„Und darum," so wiederholte die Alte, „hab' ich Siebenhaar gebeten, als ich zu doch 'mal mit ihm sprach, daß er ihn gut für uns stimme. So viel weiß ich, er giebt was auf Siebenhaar, und wenn der ihn 'rum kriegt und Opitz Dir dann die Hand giebt, dann nimm sie, dann stoße ihr nicht weg und beweis all das Alte. Sieh, Lehnert, es hat so doch alles seine zwei Seiten und vielleicht hat er nicht so ganz unrecht gehabt und Du hast

aus der Sache mit dem Kreuz mehr gemacht, als Du hättest machen sollen. Gieb nach, Lehnert! Trotz macht Feind'. Und wir brauchen Freunde, weit wir arm sind und das Geschäft schlecht geht und gerade jetzt im Sommer. Und unser Nachtar ist er auch. Es ist doch sonst mit den Försters gut gegangen. Gieb nach und versöhne Dich mit ihm! Dann haben wir gute Zeit, und wenn dann 'mal was vorkommt, na, Du weißt schon, was ich meine, so verpufft und verknallt es. Kemmt ja doch unser altes Sprichwort: der Wald ist groß und der Himmel ist weit."

Lehnert ging auf und ab, die Hände auf dem Rücken. Er hatte das alles schon oft gehört, nur einen nicht: daß er das mit dem Kreuz doch vielleicht schlimmer genommen hätte, als nöthig. Und so hochmüthig er war, so bescheiden war er auch.

„Wenn es so wäre? Wenn ich mehr daraus gemacht hätte als nöthig?" so gingen seine Gedanken.

Und er nahm der Mutter Hand und sagte: „Gut, Alte, ich will es mir überlegen."

— —

6.

Was hüben die Mutter ihrem Sohn und drüben die Frau ihrem Mann gesagt hatte, blieb doch nicht ganz ohne Einfluß, weil beide Parteien lang genug waren, das Wahre darin herauszufühlen. Opitz war strenger als nöthig, Lehnert war aufsässiger als nöthig, und der schlichte Ton, worin das einem jeden gesagt wurde, that seine Wirkung. So machte sich's, daß beide still schweigend übereinkamen, sich wenigstens nicht mehr reizen zu wollen, und weit sie dabei fühlen mochten, daß das bei sieben verfänglichen Bezeugungen sehr schwer sein würde, so faßten sie den Entschluß, sich nach Möglichkeit aus dem Wege zu gehen. In der That, sie vermieden es, sich zu sehen, und gaben es unter anderm auf, zu gleicher Zeit wie sonst wohl im Vorgarten zu sitzen und sich über die Straße hin mit den Augen zu messen. Ja, Lehnert feierreists ging noch weiter und machte, wenn er ins Dorf mußte, nur um die Försterei zu vermeiden, lieber den Umweg am Waldsaume hin. Auch die Hühner, die durch ihre Besuche drüben im Garten der Försterei beständig Anlaß zu Klagen und bittren Worten gegeben hatten, hielt er besser in Ordnung. An einen völligen Ausgleich der alten Gegensätze war freilich nicht zu denken, dazu war zu viel vorgefallen, aber wenn Friede nicht sein konnte, so war doch wenigstens Waffenstillstand.

Und unter solchem Waffenstillstande verging eine Woche.

Nun war wieder Sonntag und die Glocken der Arnsdorfer Kirche klangen wie gewöhnlich vom Thal zu den Bergen herauf. Aber diesem Rufe folgten heute nur wenig, weil oben in der Kirche von Wang ein Brüdenberger Paar getraut werden sollte. Das veranlaßte denn alle die, die sich mehr von der Trauung einer jungen hübschen Braut als von der Predigt des alten Siebenhaar versprachen, lieber bergauf nach Wang zu steigen, und das um so mehr, als über das wundervolle Brautkleid, das aus Hirschberg und nach andern sogar aus Breslau stammen sollte, schon die ganze Woche lang gesprochen worden war. Zu der That, Schaulust und Neugier gaben heute den Ausschlag. Aber einige stiegen doch nicht bloß als Neugierige, sondern als recht eigentliche Trauzeugen und Hochzeitsgäste hinauf, unter ihnen auch Opitz in Gala.

Zu den zur Hochzeit Geladenen hatte wegen alter guter Beziehungen zum Bräutigam anfangs auch Lehnert gehört; als dieser aber durch Christine von Opitz' wahrscheinlicher Anwesenheit erfuhr, war er sofort zum Fernbleiben entschlossen gewesen. Wußt' er doch, daß mit Opitz, wenn dieser ein Glas über den Durst getrunken hatte, doppelt schwer zu verkehren war, und auf diese Gesahr hin wollt' er eine Begegnung mit ihm nicht wagen. So zog er es denn vor, zu Hause zu bleiben und in einem vom Amerika handelnden Buche zu lesen, das ihm ein alter Kriegskamerad neuerdings geliehen und auf das er sich schon ein paar Tage lang gefreut hatte. Daneben war es ihm übrigens durchaus recht, daß seine Mutter, ohne gerade zu den Geladenen zu zählen, an dem Kirchgange nach Wang hinauf theilnehmen und sich hinterher in dem ihr aus besseren Tagen wohlbekannten Hochzeitshause nach Möglichkeit nützlich machen wollte.

Der Tag wurde freilich unserem Lehnert ganz gegen Erwarten lang und schwer genug. Denn bald nach Opitz waren auch Frau Bärbel und Christine nach Wang hinaufgestiegen, und so kam es, daß der auf seinem Zweichen zurückgebliebene zwölf Stunden lang nichts als das Vorüberschießen der Lowitz hörte, wenn nicht gerade drüben der Opitzsche Hofhund anschlug. Bis gegen abend saß er so draußen im Freien und las von Urwald und Prairie, von großen Seen und Einsamkeit. Er schwelgte darin und vergaß die Zeit, aber mit einemmal ergriff ihn doch ein Gramen. „Einsamkeit! Nein, nein, nicht Einsamkeit! Nicht einsam leben, nicht einsam sterben." Und er wiederholte sich das Wort und in seiner überreizten Einbildungskraft sah er sich auf einem Bergkegel, ein Thal zu seinen Füßen und den Sternenhimmel über sich. Ein Fröstein überkam ihn zuletzt, und so ging er denn wieder hinein und warf Kienäpfel in die Gluth und starrte darauf hin. Aber das Hineinstarren in die Flamme war ihm bald nicht weniger unheimlich als das Wild, das eben draußen vor seiner Seele gestanden hatte. Dabei war es ihm beständig, als ob er Stimmen höre, Stimmen von weit, weit her. Und er sprang auf und krallerte vor sich hin, um sich alles, was ihn ängstigte, fortzusingen. Aber es wollte nicht recht glücken und er war froh, als er um die zehnte Stunde seine Mutter über den Brückensteg schreiten sah.

„Singst ja so, Lehnert. Was is es denn?" sagte die Alte beim Hereintreten. „Christine war wohl da . . . Ja, sie ging schon, als der Tanz eben anfing."

„Ach, laß doch die Christine!"

„Du nimmst sie doch noch." Und während die Alte das sagte, stellte sie ein Bündel, das sie bis dahin vorsichtig in den Händen gehalten hatte, auf den Tisch und löste den Knoten eines buntgebluten Taschentuches, in das alles eingeschlagen war, was sie vom Hochzeitshause her mitgebracht hatte: große Stücke Streuselkuchen, eine halbe Wurst, ein Schinkenknochen und ein Napfschen.

„Wollen wir uns noch einen Kaffee machen, Lehnert?"

Er schwieg.

„Du hast ja noch Feuer im Ofen. Und das ist recht. Oben auf Wang, in der Kirche, war es wieder so kalt und auf dem Kirchhof pfiff es, daß es einem bis auf die Seele ging. Ich glaub', ich habe mir wieder was geholt, hier links unterm Schulterblatt. Aber wenn wir uns noch einen Kaffee machen und ein Glas Wein einthun, ich habe noch welchen . . . ja, Lehnert, ein paar Tropfen muß man doch immer haben . . . dann vergeht es wieder. Und ein Kaffeefell ist auch gut."

Während sie noch so sprach, hatte sie ein Messer gezogt und begann den Napfkuchen in große Scheiben zu schneiden. „Iß, Lehnert: frisch schmeckt er doch am besten!" Und dabei griff sie nach dem größten Stücke.

Lehnert schwieg noch immer.

„Iß doch, Jung'!"

„Ich mag nicht, Mutter . . . Und wie das alles wieder aussieht, — wie'n Bettetsack. Haben sie Dir's denn gegeben?"

„Gewiß! Ich werde mir doch nichts wegstibitzen und ab ziehn wie die Katze vom Taubenschlag!"

„Ach, das mein' ich ja nicht, Mutter. Ich meine bloß, ob sie Dir's aus freien Stücken gegeben haben oder ob Du darum gebeten hast?"

„Versteht sich, hab ich denn gebeten. Alle haben . . ."

„Opitz auch?"

„Nu, der wohl nich. Der is ja was Vornehmes. Und Siebenhaar auch nich."

„Siebenhaar? War denn Siebenhaar auch da?"

„Gewiß war er da. Der von Wang hat freilich getraut, aber Siebenhaar kam auch noch und kam eben, als alles zu Tisch ging, und war großer Jubel, als er kam, und saß gerade der Braut gegenüber und hat auch eine Rede gehalten. Und als sie die Tische wegtrugen und das Tanzen anfangen sollte, da nahm Siebenhaar Opitzen am Arm und beide gingen wohl an die vier- oder fünfmal um die Wiese 'rum. Und immer, wenn sie wieder an dem Stakelzaun vorüber kamen, hab' ich gehorcht."

„Das glaub' ich. Du horchst immer. Aber der Horcher an der Wand . . ."

„Diesmal nicht, Lehnert. Es war bloß Gutes, und daß es von Dir war, ist sicher; ich habe Deinen Namen gehört. Und Opitz, der wieder etwas süffig war — er hiett sich aber und tieß sich nichts merken — Opitz nickte. Das hab' ich mit diesen meinen Augen gesehen. Und einmal hört' ich ganz deutlich, daß er sagte: ‚Nu, ja, ja!' Jeder ist ein Mensch und jeder hat seine Menschlich-

leiten und seine Fehler. Und ich auch.' Siebenhaar hat ihm also ins Gewissen geredet. Und Du sollst seh'n, Lehnert, es wird noch alles gut, und Du kommst mit ihm auf Freundschaft und Du und Du. Und dann guckt er uns durch die Finger und wir haben gute Tage."

„Ja, ja," sagte Lehnert, „durch die Finger gucken, das kenn' ich. Is ja das alte Lied. Na, gute Nacht, Mutter! Ich bin müde."

Und dabei nahm er eine Oellampe und das Amerika-Buch und stieg in seine Giebelkammer hinauf. Oben aber schob er einen Stuhl an sein Bett und eh' er das Licht auslöschte, sah er noch einmal auf den Titel des Buchs. Der lautete: „Die neue Welt oder Wo liegt das Glück?"

* * *

Eine Woche verging, während der Lehnerts Stimmung beständig wechselte, was bei den Erlebnissen der letzten Zeit und mehr noch bei seinem von Natur beweglichen Gemüth nicht wohl Wunder nehmen konnte. Denn so gewiß er einen Hang nach dem Abenteuerlichen hatte, so gewiß überkam ihn auch, inmitten dieses Hanges, eine plötzliche Sehnsucht danach, die Hände in den Schooß zu legen und alles ruhig über sich ergehen zu lassen. Er war dann mit einem Male von der Vergeblichkeit alles Kämpfens überzeugt und verlor in diesem ihn überkommenden Gefühl seiner Ohnmacht auch die Lust zum Kampf. „Ja, die Alte hat eigentlich ganz recht. Was ist all die Jahre bei meiner Auflehnung herausgekommen? Nur Aerger und böses Blut. Und so geht es dann weiter, immer Zug um Zug, bis man sich das Messer in die Brust stößt. Ach, es ist besser, ich thue, was ich versprochen hab', und grüß ihn, anstatt ihn anzustarren und ein spöttisch Gesicht zu machen. Er ist der Stärkere, weil er im Dienst ist und die Gerichte neben und hinter sich hat. Und wer mit dem Stärkeren anbindet, so lang er noch eine Wahl hat, der ist ein Narr. Wahrhaftig, was hab' ich davon gehabt? Nichts, als daß ich zwei Monate hinter Schloß und Riegel war und daß nun in meinen Akten steht: Bestrafter. Und wer kann immer gleich erzählen, wie's kam und daß es eigentlich nichts war; bestraft ist bestraft, und wenn man gefragt wird, wie's denn eigentlich mit einem spiche, so wird man roth und steht da, als ob man ein Galgenvogel wär' oder einer, der den Leuten die Uhr aus der Tasche zieht."

In dieser Richtung gingen tagelang Lehnerts Betrachtungen, und mehr, er that auch danach, und wenn er in der letzten Woche, bloß um einer Begegnung mit Opitz auszuweichen, den großen Umweg am Waldhaume hin gemacht hatte, so zwang er sich jetzt, die Begegnung geradezu zu suchen, nur um durch artigen Gruß oder auch wohl durch ein „Guten Morgen, Herr Förster" seinen Respekt zu bezeigen. Und Opitz freute sich dieser Wandlung und geiferte sich seinerseits darin, den Gnädigen zu spielen. Er trat jetzt öfter, wenn Lehnert vorüber ging, mit einer Art wohlwollenden Behagens an den Skatetenzaun heran und verstieg sich nicht bloß zu Fragen und Scherzworten, sondern einmal sogar bis zur Inanspruchnahme kleiner Gefälligkeiten. „Ihr geht ja nach Arnsdorf, Lehnert. Bitte, nehmt das mit an den Grafen, und wenn Ihr bei Pohl vorbei kommt, so bringt mir eine Kruke Himbeersaft mit heraus. Oder lieber eine Flasche, wenn er's in Flaschen hat. Ich kann heut die Christine nicht schicken."

An solchen Anmäßerungen war eine Zeit lang kein Mangel und Frau Menz berechnete sich schon, was im Herbst beim Gänseschlachten, auf das sie sich ganz vorzüglich verstand (sie sang dann immer, wenn sie die Gans zwischen die Knie nahm und mit dem Messer zu bohren anfing, allerlei Liedgeistlieder), an Federn und Fett für sie abfallen würde. „Ja, Lehnert, Du siehst es nun. Ist es nicht besser so? Haben wir nicht gute Tage? Sage selbst!"

Aber diese guten Tage sollten nicht Dauer haben. Im Gegentheil, sie gingen so rasch wie sie gekommen waren, und wie es gewöhnlich war es ein bloßes Geschick, was den ersten Anstoß zu diesem Wiederhinschwinden gab.

Christine, die wohl wußte, welche Pläne Frau Menz mit ihr hatte, war jetzt oft drüben bei der Alten, öfter vielleicht als gut war und jedenfalls öfter als sie sollte. Zu verdenken war es ihr freilich nicht, denn wenn Opitz im Wald war, dann war die Försterei ein schweigsames, ja beinah' ein melancholisches Haus, in dem wenig gesprochen wurde. Plaudern aber und sich aussprechen war Christinens größte Lust und dazu gab es für sie keine bessere Gelegenheit, als bei den Menzes drüben. Alles nahm ihr die Alte wie vom Munde weg, und wenn drüben bei Opitzens eine Maus gefangen worden oder ein Fliegenstock umgefallen war, so war es ein mittheilenswerthes Ereignis, an das sich sofort allerlei Hoffnungen und Befürchtungen knüpften.

Und zu solcher Plauderstunde war man eben wieder beisammen und genoß sie doppelt, weil Christine nicht mit leeren Händen, sondern mit einem Teller voll prächtiger Glaskirschen herübergekommen war, deren Herumreifen die alte Menz schon seit anderthalb Wochen mit Ungeduld verfolgt hatte.

„Die schickt Euch die Frau Försterin," sagte Christine.

„Gott, Gott, die Frau Försterin! Eine seelengute Frau, das muß wahr sein, und alle wie frisch vom Baum und keine angestoßen. Aber er auch, er is auch gut; ein bischen bullrig und kollert gleich, aber wer es bloß versteht, der hat es gut mit ihm. Und wie soll er's denn auch anders machen? Er muß doch auch welche anziehen. Lehnert sagt es auch. Und sie sind ja jetzt ein Herz und eine Seele."

„Ja," sagte Christine. „Das sind sie. Das heißt so lang es dauert."

„Wird schon dauern, Kind, wird schon. Warum soll es nicht dauern? Sie haben sich nun beide die Hörner abgestoßen und sehen, daß Frieden besser ist als Krieg. Lehnert grüßt ihn und gasst ihm nicht mehr ins Gesicht. ‚Guten Morgen, Herr Förster,' sagt er. Und dann stehen sie bei'd' an dem Skatetenzaun und haben ihren Schnack. Und neulich hat ihm Opitz einen Zettel an den Grafen mitgegeben und eine Bestellung für unten bei Pohl, und Lehnert hat ihm alles besorgt und ihm den Himbeersaft auch richtig mit 'rauf gebracht. Eine ganze Flasche voll. Es war gerade der Tag, als der neue Oberförster kam und Ihr drüben den Sommelmpudding hattet. Aber was sag' ich nur, Du mußt es ja besser wissen als ich . . ."

„Freilich weiß ich es. Aber ich weiß auch, was Opitz sagte."

„Was war es, was er sagte?"

„Nu," sagte er, als er vom Flur in die Küche kam und den Saft vor uns hinstellte, ‚da habt Ihr den Saft, das süße Zeug, das der Lehnert mit 'rauf gebracht hat. Und diesmal mag es drum sein. Aber das nächste Mal, Bärbel, das nächste Mal muß besser auf! Der große Herr drüben ist auf eine Weile zahm geworden und friß vorläufig aus der Hand. Aber wer weiß, ob es vorhält . . .' Ja, Frau Menz, das war es, was Opitz sagte. Und als meine gute Frau darauf antwortete und ihm zureden wollte, weil Lehnert ja jetzt grüße, da lief er sie gar nicht zu Worte kommen und bullerte gleich los: ‚Das versteht Du nicht, Bärbel. Was heißt Grüß? Er grüßt; aber es ist auch danach. Er hat noch dieselben Mucken wie sonst; ich seh's ihm jedesmal an, wenn er so verlegen dasteht und nicht weiß, was er sagen soll. Und ein Glück ist es, daß er wenigstens eine Weile klein bezegeben hat! Davon erholt er sich nicht wieder. Wer 'mal zu Kreuze gekrochen ist, der bringt die Courage nicht mehr fertig. Das ist un mal so.'"

So ging das von Frau Menz und Christine geführte Gespräch, das noch eine Weile weiter gesponnen wurde, weil sie sich allein glaubten. Aber sie waren nicht allein. Dicht hinter ihnen stand Lehnert in der offenen Thür und hatte jedes Wort mit angehört. Er zog sich, eh' sie seiner gewahr wurden, still wieder zurück und ging auf seinen Arbeitsschuppen und in diesem auf die Diele zu, wo die Späne hoch aufgeschichtet lagen. Da warf er sich hin und schlug sich vor die Stirn und schwur und gelobte. Denn er war seiner Sinne kaum noch mächtig. Zuletzt verfiel er in ein krampfhaftes Weinen, aber auch die Thränen gaben ihm keine Erleichterung. Er hatte sich klein und verächtlich gemacht und alles umsonst! Alles lag wieder wie vordem, und vor seiner Seele stand es, wie's kommen würde.

7.

Am anderen Tage hatte sich Lehnert von dem, was er gehört, insoweit erholt, daß er die Kraft aufbrachte, sich's ruhiger zurecht zu legen. „Er traut mir nicht. Soll ich ihm böse darüber sein? Traun ich ihm? Was dem einen recht ist, ist dem andern billig. Es ist gut, daß ich nun weiß, wie's mit ihm steht und

Luſtige Ge

Nach einem Gemälde

ittenfahrt.

. v. Kowalski.

was ich von ihm zu gewärtigen habe. Wenn ich ihm so weiter gezaubt hätte, so wär' ich vielleicht unvorsichtig geworden, und das thut nie gut, am wenigsten einem Dpitz gegenüber . . . Ich will nicht wieder anfangen, nein, er soll anfangen. Dann bin ich ohne Schuld." So sprach er noch weiter vor sich hin, ohne die leiseste Vorahnung, daß derselbe Tag noch den alten Streit wieder anfachen sollte. Nur schärfer und bitterer als je zuvor.

Es war ein heißer Tag und die Steine, die durch die Lommip hin zerstreut lagen und bei niedrigem Wasserstand einen Uebergang von einem Ufer zum andern bildeten, blitzten in der Sonne; das Heidelraud drüben auf der Dpitzschen Seite schimmerte roth und von dem Lupinenfeld, das, freilich als schmaler Streif nur, durch das Heidelraut hinlief, zog ein süßer Duft nach dem Zaisetchen herüber. Der Himmel stand in einem wolkenlosen Blau. Lehnert, der sich der großen Hitze halber von dem Vorplatz am Schuppen unter den Schuppen selbst zurückgezogen hatte, sah einen Augenblick von seiner Arbeit auf und wurde dabei mehrerer Taubenschwärme gewahr, deren einer eben über die Tannen am Waldsaum hinschwebte. Plötzlich aber, während er noch so hinaufsah, vernahm er durch die Mittagsstille hin einen Hundelaff und gleich darauf einen durchdringenden Hahnenschrei, der, weiland davon, sicher und siegesfroh wie sonst wohl die Seinen zu Hauf zu rufen, umgekehrt etwas von einem Angst- und Todesschrei hatte. Lehnert ahnte, was es war, sprang auf die Deichsel und Vorderachse des gerade vor ihm stehenden Arbeitswagens und sah von dieser Hochstellung aus, was drüben vorging. Diana hatte den Hahn an seinem Silberkragen gepackt und schüttelte ihn. Und nun ließ der Hund wieder ab und die plötzliche Lautlosigkeit verrieth nur zu deutlich, daß das schöne Thier, das er gepackt und geschüttelt hatte, todt war. Das gab Lehnert einen Stich ins Herz, denn neben dem prächtigen gelben Rosenstrauch an Haus und Dach war der Silberhahn so ziemlich das einzige, worum er lyng; alles andere war in Rückgang und Verfall. Er ballte die Faust und drohte nach drüben hin, aber er bezwang sich wieder und richtete seinen Zorn und Ummuth, einen Augenblick wenigstens, statt gegen Dpitz gegen die eigene Mutter.

„Die ist schuld, die, die liebe Frau Mentz; hab' ich den da drüben nicht schon ein dutzendmal sagen hören: ‚liebe Frau Mentz, wenn Sie nicht nach dem Rechten sehen und das Hühnervolk immer über den Steg und die Steine bis in meinen Vorgarten lassen, ich stehe für nichts: Diana packt 'mal zu'? Nun hat Diana zugepackt und wir sind unseren Hahn los und müssen noch still sein und vielleicht auch noch gute Worte geben wegen der Anrieln und Leckvien oder was das arme schöne Thier sonst noch zerpflückt und zertreten hat . . . Aber so ist die Alte, sie will die paar Futterkörner sparen und selbst ihre Hühner sollen drüben zu Gaste gehen. Es ist ein Elend und thut mitunter bös ich, was er nun machen und ob er sich entschuldigen und so was von Bedauern sagen wird."

Und sich, es währte keine Viertelstunde, so kam denn auch Christine und bestellte von Förster Dpitz: es thät' ihm leid, daß seine Diana den Hahn gewürgt hätte. Mehr könn' er aber nicht sagen. Er habe der Frau Mentz im voraus gesagt, daß es so kommen würde. Sein eigener Schade sei auch größer, und wenn er zusammenrechne, was die Menschen Hühner ihm alles verdrehen hätten, so käme mehr heraus als der Hahn.

„Und will er denn den Hahn behalten?" wimmerte die Alte.

„Nein," sagte Christine, „den Hahn sollt' ich Euch bringen. Aber Frau Dpitz sagte, der wird' doch nicht schmecken.' Und hinterher hat sie mir heimlich gesagt, ich sollt' Euch fragen, was Ihr dafür haben wolltet, und sie wollt' es alles bezahlen und noch ein Neugeld dazu."

Lehnert war, als seine Mutter und Christine so sprachen, von seinem Arbeitsschuppen herbeigekommen.

„Ja will den Hahn," sagte er, „und nicht das Geld. Aber gegessen wird er nicht, Mutter. Ich begrab' ihn und mach' ihm einen Stein. Das schöne Thier! Meine einzige Freude! Nun ist er hin. Diese Diana, diese Bestie! Mir will sie auch immer nach den Beinen. Aber sie soll sich vorsehn, und ihr Herr auch!"

Und er ging wieder an seine Arbeit, während Christine bei der Alten blieb und ihr ohne weiteres das Geld gab, das die gute Frau Dpitz für den erwürgten Hahn bewilligt hatte. . .

Lehnert verwand es schneller, als er selber gedacht haben mochte. Hätt' er klarer in seinem Herzen lesen können, so würd' er gefunden haben, daß er eigentlich froh war, seines Gegners Schuld summe wachsen zu sehen. Je mehr und je rascher, desto rascher mußt' auch die Abrechnung kommen, das war das Gefühl, das ihn mehr und mehr zu beherrschen begann. Bei Tisch sprach er nicht, und als er den Krug Bier, den ihm die Mutter aus dem Kretschaam geholt, geleert hatte, ging er auf seine Kammer hinauf und schlief.

Als er wieder wach war, war er zunächst willens, doppelt fleißig zu sein und bei der Arbeit alles zu vergessen — nicht für immer, dafür war gesorgt, aber doch auf ein paar Stunden. Am Abend wollt' er dann in den Quersiefisser Kretschaam geh'n, wo heute Tanz war.

„Ich sitze jetzt zu viel an der Schnitzelbank und lebe . . . nun, wie leb' ich? Ja, wie wenn ich nur noch Botenfrau wär', Botenfrau für Dpitz. Ich will es mir heute 'rauslangen aus dem Gedächt."

Und damit ging er von seiner Kammer in die Küche, nahm da den Bunzlauer Topf, drin ihm die Alte den Nachmittagkaffee warm zu stellen pflegt, vom Herd und ging wieder auf seinen Schuppen zu. Die Hühner lagen hier in ihren Erdlöchern und sahen ihn wie fragend an.

„Ihr wollt mich wohl gar noch verantwortlich machen? Dummes Volk! Ich sag' euch, er wäre nicht früher gegangen, er hielt auf sich und hätte sich seine paar Körner auch hier gesucht. Ihr seid schuld, ihr habt ihm verleidet, und er ist euch bloß gelegt, um euch nicht im Stich zu lassen. Nun ist er weg und ihr habt das Nachsehen. Solchen schönen Herrn kriegt ihr nicht wieder, verdient ihr auch gar nicht."

Er unterhielt sich noch so weiter und freute sich, daß er seine gute Laune wieder hatte.

So vergingen etliche Stunden und die Sonne machte schon Miene, hinter der mit Tannen besetzten Höhe zu verschwinden. Lehnert aber, der all die Zeit über mit besonderem Fleiße gearbeitet, hatte seines in die Hohestraße gestellten Kaffees ganz vergessen und wollt' eben aufstehen, um das Versäumte nach zuholen, als die Mutter in großer Hast und Aufregung vom Haus her auf ihn zukam und in den Arbeitsschuppen hineinrief. „Ein Haf', Lehnert, ein Haf!"

„Wo, Mutter?"

„Zu unserm Syrm."

Und ehe zwischen beiden noch weiter ein Wort gewechselt werden konnte, sprang Lehnert auch schon von seiner Arbeit auf, lief auf das Haus zu, riß die Klinke vom Riegel und stürzte durch die Hinterthür, über den Hof fort, auf den zu Feld und Wald hinüberführenden Brückensteg zu. Bevor er diesen aber erreichen konnte, wurd' es dem Hasen drüben nicht recht gelener, der denn auch in kurzen Sätzen, und zwar immer an dem Rain feldeinwärts entlang, sich auf den Wald zu zog. Freilich nur langsam und mit Pausen. „Sieh, er spielt sich nicht 'mal, er hat nicht mal Eile," sagte Lehnert vor sich hin und legte den Kolben an die Schulter und zielte. Da wurde der drüben mit einem Male klüger und beeilte sich, den kaum schon Schritt breiten Abhang, der zwischen Acker und Wald die Grenze zog, hinauf zukommen; aber eh' er noch bis an das Unterholz heran war, fiel der Schuß. Am Sanne hin zog der Pulverrauch und wollte sich nicht gleich verthun; Lehnert indess, der wohl wußte, daß er keinen Fehlschuß gethan hatte, ging langsam auf die Stelle zu, nahm den Hasen vom Boden und kehrte dann über Steg und Hof in sein Häuschen zurück.

„Da, Mutter. Der soll uns schmecken. Dpitz kann sich den Hahn braten lassen."

Erst als Lehnert diesen Namen nannte, kam der Alten die nur zu berechtigte Sorge wieder, was Dpitz zu dem allem wohl sagen würde. Lehnert selbst aber war guter Dinge, sprach in einem fort von Haus und Feldrecht und suchte der Alten ihre Befürchtungen auszureden. Ob es ihm ernst damit war und ob er wirklich an sein „Haus und Feldrecht" glaubte, war schwer zu sagen und blieb auch da noch im Ungewissen, als eine halbe Stunde später Dpitz in Person von seiner Forsterei herüberkam und den Hasen vorderte.

Lehnert spielte den Unbefangenen, zu zunächst sogar den Verbindlichen und bat Dpitz, Platz nehmen zu wollen, und erst als dieser, unter Ablehnung der Artigkeit, die Forderung wiederholte, stellte sich Lehnert mit dem Rücken an den Ofen und sagte: „Was man nicht hat, kann man nicht geben."

Um Opitz' Lüge, der nur zu gut wußte, daß er jetzt seinen alten Gegner in Händen habe, flog ein spöttisches Lächeln, und es mich ihn mächtig, diesem feinem Gefühle von Ueberlegenheit auch sofort einen Ausdruck zu geben. Er bezwang sich aber und sagte: „Lehnert, Ihr nehmt den Streit wieder auf und thätet doch klüger und besser, es nicht zu thun. Ich warn' Euch, ich mein' es gut mit Euch."

„Ich habe den Hasen nicht."

„Ihr habt von dem Brückensteg aus gezielt und geschossen."

„Ich habe von dem Brückensteg aus geschossen, aber nicht gezielt. Der Hase saß in unserm Feld: er ist jetzt öfters bei uns zu Gast, und nachts wird er wohl mit Familie kommen. Ich brauche keinen Hasen in meinem Felde zu leiden und ich hab' ihn verjagen wollen."

„Ein Has' ist ein Has' und Ihr braucht bloß in die Hand zu klatschen . . ."

„Aber ein Schuß hilft nicht."

„Nunmehlich, wenn er getroffen hat."

Lehnert schwieg und sah an Opitz vorbei, der seinerseits eine kleine Weile vergehen ließ, fast als ob er Lehnert eine Frist zur Ueberlegung gönnen wolle. Als aber jedes Entgegenkommen auszubleiben, nahm er zuletzt das Wort wieder und sagte: „Lehnert, Ihr bringt Euch in Ungelegenheiten. Ihr habt einen Haß gegen mich und das verdirbt Euch Euren guten Verstand. Ihr streitet mir den Hasen ab, Ihr, der Ihr immer von Eurer Wahrheitsliebe spricht, und es wäre mir doch ein leichtes, den Hasen in Eurem Hause zu finden. Und wenn ich ihn nicht fände, so doch Diana . . . Kusch dich! . . . Ihr habt den Hasen verjagen wollen. Nun, meinetwegen; das ist Euer gutes Recht. Und wenn Ihr's Euch einen Schuß Pulver kosten lassen wollt, nun, so mag auch das hingehen, obwohl es ausfällig ist und eigentlich nicht in der Ordnung. Es ist nicht Brauch hier zu Land, einen Hasen durch einen Flintenschuß zu verjagen. Und der letztberechtigte dazu seid Ihr, der Ihr schon manches auf dem Kerbholz habt. Ich sah von meiner Giebelstube her, daß Ihr im Anschlag lagt, und ich sah auch, wie der Hase zusammenbrach. Und zum Ueberfluß hab' ich mir die Stelle drüben, ob' ich in Euer Haus kam, mit allem Vorbedacht angesehen und habe den Schweiß an den hohen Farnkraut gefunden, das drüben steht."

Die Bedrängnis, in der sich Lehnert befand, wuchs immer mehr, und ein begreifliches Verlangen überkam ihn, aus dieser seiner Lage heraus zu sein. Er war aber schon zu tief drin, und was die Hauptsache war, er konnte sich nicht entschließen, zuzugeben, daß er eine Lüge geschworen habe. So spitt er denn leise vor sich hin, als ob er andeuten wolle, daß der Worte genug gewechselt seien.

Opitz seinerseits aber war nicht willens, seinen Triumph abzukürzen, und fuhr, während er eine gewisse Gütigkeitsrolle weiterspielte, zuhigen Tones fort: „Ich sehe, Lehnert, daß Ihr unge duldig werdet, und will Eure kostbare Zeit nicht über Gebühr in Anspruch nehmen. Und so hört denn meinen letzten Vorschlag! Ich will den Hasen nicht, und meine Frau, die's, wie Ihr wißt, gut mit Euch meint, mag Euch auch noch den Speck dazu schicken. Und ich, Lehnert, ich will's bei dem Grafen verantworten, und wenn er sich wundern sollte, so will ich, aus Rücksicht für Euch, von einem Schreckschuß sprechen, der zufällig gekroffen habe. Der Graf ist ein gnädiger und nachsichtiger Herr, und wenn er das mit dem „Schreckschuß" auch nicht glauben wird, so wird er doch so thun, als glaub' er's. Aber das verlang' ich von Euch, daß Ihr Euch vor mir zu dem bekennt, was Ihr gethan habt, und daß Ihr Euch entschuldigt. Hab' ich Euch doch mein Bedauern über den Hasen ausgesprochen und war nicht dazu verbunden. Aber Ihr, Ihr seid's. Und nun heraus mit der Sprache! Beichten ist immer das beste, da wird die Seele wieder frei, nicht wahr?"

Und man kann jedem wieder ins Auge seh'n."

„Mann ich!" sagte Lehnert, und sein Auge suchte das des Försters, um sich mit ihm zu messen. Aber das Gefühl seines Unrechts war doch stärker als sein Trotz und er senkte den Blick wieder.

Opitz lächelte.

„Guten Abend, Frau Menz. Ich werde meine Frau von Euch grüßen. Und auch Christine. Und nun Gott behüten!"

Und ohne weiter ein Wort an Lehnert zu richten, verließ das Haus und ging auf den Steg zu. Diana folgte.

8.

Die Alte war ihm bis in den Vorgarten gefolgt und redete darauf, daß er sich doch einmal umsehen würde, für welchen Fall sie unterkunftsit zu haben wechselte; als sie aber schließlich gewahr wurde, daß auf einen gnädigen Abschiedsblick nicht mehr zu rechnen sei, gab sie's auf und ging in die Stube zurück. Hier stand Lehnert noch am alten Fleck und sah vor sich hin.

„Ach, Lehnert, wenn Du's doch nicht gethan hättest . . . Und Speck will er uns auch noch schicken. Sieh, so ist er immer und meint es gut. Aber wenn ich ihn auch mit Schmand* brate, schmecken thun er mir doch nicht. Wie kann er mir auch schmecken? Wenn man Angst hat, schmeckt einem nichts, gar nichts, und will nicht krumter, und ich sitzte schon, wie's mir hier sitzt."

„Ach, Mutter, was soll das? Aber so bist Du. Alles haben, und wenn dann nachher was passiert, was noch Gerichtsvorladung ansieht, oder wenn Du gar zu glauben anfängst, nun ist es mit dem Schinkenknochen und dem Liefenschmalz drüben vorbei, dann heißt es wieder: ja warum auch? warum hast Du geschossen?"

„Ich habe nichts gesagt, ich habe Dir nicht zugeredet."

Lehnert stampfte heftig auf, fiel aber rasch wieder ins Lachen und sagte: „Wir wollen uns vertragen, Mutter. Du bist, wie Du bist. Nein, zugeredet hast Du nicht. Du kannst bloß, als ob wenigstens das Haus in Brand stünd', und rieft: ‚Ein Has', ein Has'!' Nun sage, was hieß das? Was sollte das? Sollt' ich kommen und mir das Wunderthier ansehn? Oder ihn wegjagen? Kannst Du nicht jeder einen Hasen wegjagen? Ich habe just das gethan, was Du wolltest, und Du hast dabei gedacht: ‚Opitz wird heute still sein von wegen des Hahns und vielleicht auch von wegen der neuen Freundschaft.' Und weil es nun anders gekommen ist, so bist Du wieder mit Vorwurf und Klage bei der Hand und weinerst mir wieder was vor, weil ich geschossen hab'. Und sahst es am liebsten, ich ginge gleich 'rüber und würfe mich ihm zu Füßen und küßte seinen Rockzipfel. Aber daraus wird nichts. Er mag nun wieder seine Schreiberei machen und alles zur Anzeige bringen. Aufschreiben und anzeigen versteht er. Das war schon seine Kunst, als er noch bei den Soldaten war. Aber ich werde mich schon zu verteidigen wissen und werde vor Gericht aussagen, daß ich meinen Kohl und meinen Hafer oder was es sonst ist nicht für Opitz und seine Hasen siehe. Geschossen hätt' ich blind drauf los, was dann aus dem Hasen geworden, das wüßt' ich nicht und brauchte' ich nicht zu wissen, und wenn Opitz eines Hasen Schweiß gefunden habe, was ja sein könne, so sei's nicht der, um den sich's hier handle, der sei lustig in die Welt gegangen."

„Aber dann werden sie Dir einen Eid zuschieben. Willst Du schwören?"

„Nein, das will ich nicht. Schwören thu' ich nicht. Aber ich werde schon was finden, um aus der Geschichte raus zu kommen."

Er sagte das so hin, halb um der Mutter zu widersprechen, halb um sie zu beruhigen, war aber klug genug, zu wissen, daß er schwerlich eine Ausrede finden und somit sehr wahrscheinlich einer zweiten Vernehmung entgegen gehen werde. Das war ihm ein schrecklicher Gedanke, so schrecklich, daß ihm alle Lust an der Arbeit auf ganze Tage verloren ging und er sich müßig umher zutreiben begann, was er ohnehin liebte. Den Tag über sprach er in dieser oder jener Bande vor oder ging auch wohl ins Böhmische hinüber, wo er, bis nach Sankt Peter und Trautenau hin, viel Anhang hatte, abends aber saß er in den nächstgelegenen Brettschänken, im „Waldhaus", in Brückenberg, in Bäng, heute hier und morgen da, und erzählte jedem, der hören wollte, daß wieder ein Krieg in der Luft sei, drüben in Böhmen wüßten sie schon davon, und daß er seinerseits warten wolle, bis es wieder losgehe.

Krieg in Frankreich, das sei das einzig vernünftige Leben; wenn es aber nicht wieder losgehe, nun, dann gehe er und er wiss' auch schon wohin. Er wolle zu den Heiligen an Salzsee, da habe jeder sieben Frauen, und wenn er auch immer gesagt habe, daß eine schon zu viel sei, was auch eigentlich richtig, so wollt' er's doch mal mit sieben versuchen; es sei doch mal was anderes.

* Sahne.

Er war sehr aufgeregt und sprach immer in diesem Ton, und hin einziges Vergnügen war, daß man ihn für einen Anabnnd von Klugheit hielt und sich wunderte, wo er das alles her habe.

Aber all das Sprechen von Krieg und Auswanderung und Salzsee war doch nur ein müßiges Spiel; im Grunde seines Herzens hing er mit Zärtlichkeit an seinem Schleswigerland und dachte gar nicht aus Fortgehen, wenn ihm der Boden unter den Füßen nicht zu heiß gemacht wurde. Aber das war es eben: Mache „der da driben" Ernst, so war der heiße Boden da und zugleich der Augenblick, wo das, was er bisher bloß an die Wand gemalt hatte, Wirklichkeit werden mußte. Denn zum zweiten Mal ins Gelängnis, das zu vermeiden war er fest entschlossen, und so hing denn alles an der Frage: wird Otto Ernst machen oder nicht?

(Fortsetzung folgt.)

Der Urgrund der Fehde wider die Fremdwörter.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Ernst Schultein.

Der Leser weiß, daß in unserem Vaterlande während des letzten Jahrfünfts eine Bewegung in Fluß gekommen ist, die den Fremdwörtern den Krieg bis aufs Messer erklärt und hierbei nicht nur sprachliche, sondern auch nationale Gesichtspunkte mit einem sonst in Deutschland nicht alltäglichen Eifer in den Vordergrund stellt.

Man unterscheidet jetzt — und zwar häufig nach persönlicher Willkür — zwischen dem „Fremd"- und dem „Lehnwort". Das Fremdwort soll ein gänzlich unberechtigter Eindringling, das Lehnwort dagegen ein geduldeter, gleichsam nationalisierter Gast sein.

Nun liegen die Dinge bei näherer Betrachtung so:

Die Lehnwörter sind uns natürlich ebensogut „fremd" wie die Fremdwörter.

Der Unterschied zwischen den beiden Klassen besteht nur darin, daß die „Lehnwörter" schon in früheren Jahrhunderten, zumeist schon zu Zeiten des Althochdeutschen, in unsern Sprachschatz aufgenommen und durch Abschleifung gewisser nicht deutscher Lautverhältnisse den urdeutschen Wörtern ähnlich gemacht worden sind.

Das Gleiche würde jedoch im Lauf der Jahrhunderte mit einer gewissen Anzahl von Fremdwörtern unserer Epoche geschehen können. Geschieht es nicht, so trägt der Geist der neuhochdeutschen Sprache die Schuld daran — nicht der fremdartige Charakter der betreffenden Wörter.

Hätten sich unsere Altvordern, die wir so gern als die Urbilder echtdeutschen Wesens in Anspruch nehmen, ebenso feindselig gegen die Fremdwörter gestellt wie die Gegenwart, so würde unser Neuhochdeutsch nun ein Beträchtliches ärmer sein. Eine Unzahl von Wörtern, die uns jetzt völlig in Fleisch und Blut übergegangen sind, die jeder Bauer, ja jeder Gassenjunge versteht und anwendet, die nicht nur zur Steigerung unserer Ausdrucksfähigkeit, sondern auch zur Vermehrung unserer Abtönungsmittel wesentlich beitragen, würde uns niemals zu eigen geworden sein.*

Kein altbuchdeutscher Biedermann gall für einen ehrlosen Wahrung, weil er das lateinische scribere herübernahm und „schriben", neuhochdeutsch „schreiben", sagte.

Freilich war er bei dieser Herübernahme so klug, die Abgeschmacktheit späterer Zeitläufte zu vermeiden, die, anstatt sich des fremden Wortstammes zu bemächtigen und ihn mit einer deutschen Auslautung zu versehen, fremdländische Bildungs- und Beugungssilben ins Deutsche einschmuggelte. Das ist eine widerliche Verhöhnung des Sprachgefühls, deren sich das Neuhochdeutsche immer noch schuldig macht.

Wenn wir z. B. jetzt das lateinische scribere neu einführten, so würde es die abscheuliche Form „skribieren" bekommen, just so wie aus dem lateinischen dictare „dikti̇eren" und aus dem französischen prononcer „prowenciren" gemacht worden ist. Zu einem „kriben" und „dikten" vermag sich der musikbefleißene germanische Sprachgeist der Gegenwart nicht mehr emporzuschwingen. Eine frühere Periode war noch imstande, aus dem lateinischen dictare die Form „dichten" zu bilden.

Nur in ganz vereinzelten Fällen hat sich das Neuhochdeutsche eines Fremdwortes bemächtigt, um ein selbständiges Zeitwort mit deutscher Endung daraus zu gestalten. Dabei scheint es jedoch, als sei dieser schwache Versuch ursprünglich scherzhaft gemeint, und erst nach und nach in die ernsthafte Rede mit einverleibt worden. So sagen wir jetzt: „Der Schauspieler „mimt" —; nicht er „mimirt", was dem sonst allgemein üblichen Sprachgebrauche des fremden Wurzeln entsprechen würde. Solche Ausnahmen jedoch lassen sich an den Fingern herzählen. Im übrigen bleibt bei sämmtlichen Zeitwörtern und bei der Mehrzahl der Ding- und Eigenschaftswörter, die wir aus fremden Sprachen herübernehmen, die Thorheit zu recht bestehen: wir beugen nicht nur den fremden Stamm, sondern wir biden, betonen und wandeln auch undeutsch.

Ich behaupte nun: es ist nicht sowohl die Herübernahme des fremdländischen Wortstammes, als vielmehr die Unfähigkeit unseres Sprachgefühles, ihn sich vollständig anzueignen, ihm ein echtdeutsches Gewand umzuhängen, was den jetzt überschäumenden Widerwillen gegen das Fremdwort erzeugt hat.

Besäße der Deutsche die Fähigkeit, die undeutschen Fäden in seinem sprachlichen Gewebe vollständig aufgehen zu lassen, so würden wir, dem Beispiele anderer Völker entsprechend, die Aufnahme fremder Wurzeln als eine Bereicherung betrachten. Nur diese unsinnshaften Wörter mit lateinisch oder romanisch klingenden Endungen, diese Hauptwörter auf „tät", auf „ion", diese Zeitwörter auf „iren", vor allem aber die vielen französischen Wörter, bei denen man uns die Beibehaltung der nasalen Aussprache zumutet, — diese Überbleibsel sind es, die für das feiner entwickelte Sprachgefühl etwas Verletzendes haben.

Als die Normannen im Jahre 1066 unter Wilhelm dem Eroberer das britische Inselreich einnahmen und sich als Herrscher über das Land festsetzten, da drang in verhältnismäßig kurzer Frist eine Unsumme französischer Elemente in die germanische Sprache der Angelsachsen ein, dergestalt, daß sich das Englische unseres Jahrhunderts seinem Wortvorrath nach als eine Mischsprache darstellt; thatsächlich aber, seinem innersten Geiste, seiner Denk- und Formbildungsweise nach, ist das Englische rein germanisch. — und gerade z. B. in Beziehung auf die Behandlung der fremdländischen Zeitwörter hatte der Deutsche von seinen angelsächsischen Vettern mancherlei lernen können.

Im Englischen giebt es kein „producieren", wie im Neuhochdeutschen, sondern ein selbständig gebildetes „producer", was einem deutschen „produzen" oder „produsen" entspräche. Es giebt kein unglückseliges „kommandieren", sondern ein flottes „command", was einem deutschen „kommanden" entspräche. Ein derartiges „kommanden" würde uns kaum fremdartiger klingen, als „wollen den" oder „versenden"; und mehr noch würden uns ähnliche Wörter anheimeln, bei denen lateinisch-romanische Vorsilben wie co-, con-, com-, pro-, prae- ꝛc. nicht vorhanden sind.

Aus dem französischen „mêler" hat das Englische nicht ein widerliches „meliren", sondern ein ganz germanisch klingendes „meal" („vermischen") gebildet. Dieses „meal" ist äußerlich zwar nicht mehr von dem urgermanischen Worte „mealo" („Mehl", oder „mit Mehl bestreuen") zu unterscheiden, das die englischen Wörterbücher in ihrer noch häufig zu Tage tretenden Unwissenschaftlichkeit mit seinem Fremdworte „meal" sogar ohne weiteres zusammenstellen.

Aus dem französischen „forcer" macht der Engländer kein durchaus germanisch klingendes „forcen". Wir natürlich haben das Wort nicht in der Form „ich forse", sondern in der üblichen Verballhornung „ich forciere" entlehnt.

Das Gleiche gilt noch von hundert und aber hundert französischen Zeitwörtern, die alle im Englischen die germanische Volkskraft angelegt haben, während das neuhochdeutsche, allerdings

* Fremdlinge, die theils zu Zeiten des Althochdeutschen, theils später unserem Sprachschatze einverleibt wurden, sind z. B. die Wörter „Pferd", „Mopf", „Muffel", „Meffer", „Kirche", „Kerker", „Fenster", „Kunst", „Zeche", „Bischof", „Papst", „Altmosen", „Pfingsten", „Brief", „Zettel".

Digitized by Google

Photographie von Franz Hanfstaengl Kunstverlag A.-G. in München.

Die erste Weinprobe.

Nach einem Gemälde von L. Munna Siebert.

nach dem berühmten Muster des Mittelhochdeutschen, die unerquickliche Bildungssilbe „ir“ verwendet. Vergleiche: französisch „passer“, englisch „pass“, deutsch „passiren“; französisch „sonder“, englisch „sound“, deutsch „sondiren“; französisch „charger“, englisch „charge“, deutsch „chargiren“; französisch „changer“, englisch „change“, deutsch „changiren“. Und so weiter ins Unbegrenzte. Bei dem Worte „changiren“ kommt noch die oben erwähnte Unzuträglichkeit hinzu, daß ein dem Neuhochdeutschen durchaus fremder Laut, der Nasallaut des „an“, herübergenommen ist, was in der That, falls man sich nicht wie der Berliner mit einem kurzweg gesprochenen „ang“ behilft, eine sehr einschneidende Verfremdlichung der Sprache zur Folge hat.

Außerdem wirken alle diese Zeitwörter mit der Endung „— iren“ schon um deswillen störend auf ein empfindliches Sprachgefühl, weil sie den Hauptton auf der Ableitungssilbe haben, nicht auf der Stammsilbe. Die Hauptbetonung der Stammsilbe aber ist in allen germanischen Sprachen Grundregel. Man betrachte z. B. das Wort „Mann“ und die nachstehend verzeichneten Wandlungs- und Ableitungsformen: „dem Manne“; „den Mannen“; „benamnen“; die „Männlichkeit“. Ueberall verbleibt hier der Hauptton auf der Silbe „mann“ oder „mann“. Im Griechischen, im Lateinischen, im Französischen ꝛc. ist dies bekanntlich umgekehrt. Hier fällt zwar auch der Hauptton gelegentlich einmal auf die Stammsilbe, fast immer jedoch ändert sich dies im Laufe der Abwandlungen. Während im Deutschen z. B. das Zeitwort „lieben“ in allen Formen der Konjugation stets auf der Silbe „lieb“ betont wird, rückt der Hauptton, der in der Gegenwartsform des lateinischen Zeitworts amo auf der ersten Silbe liegt, in der Vergangenheitsform auf die zweite, das heißt die Ableitungssilbe, vor. Die Vergangenheitsform (ich tiebte) lautet nicht amavi, sondern amávi; die Zukunftsform nicht amabo, sondern amábo.

Diese Grundverschiedenheit des Betonungsgesetzes ist sehr wesentlich für den Charakter der beiden Sprachgruppen. Sie übt ihren weittragenden Einfluß z. B. auf die Poetik aus, indem sie den romanischen Völkern einen fast unerschöpflichen Reichthum an Reimen verleiht. Alle Zeitwörter der nämlichen Konjugation bilden z. B. in den entsprechenden Zeitformen echte Reime: „amávi“, „saltávi“, „arávi“, während im Deutschen „ich liebte“, „ich tanzte“, „ich ackerte“ nicht reimen.

Es versteht sich von selbst, daß ein so durchgreifender musikalischer Unterschied nicht straflos übersehen werden kann. Ein sprachlicher Mißton ist die unausbleibliche Folge, wenn Elemente der ersten Gruppe unverändert oder doch in diesem Hauptpunkte unverändert in die zweite herübergenommen werden.

Was von den Zeitwörtern auf „— iren“, das gilt ebenso von den zahlreichen Dingwörtern auf „— ion“, „— ität“ ꝛc. Auch hier können wir von fremden Nationen lernen, wie wir dalten verfahren sollen, um das Entlehnte in unser Fleisch und Blut zu verwandeln.

Warum sagen wir nicht z. B. statt „Gravität“ „Gravheit“? warum nicht für „Produktion“ „Produhtung“ — nach dem Vorbilde von „Benutzung“? Diese Formen klingen uns jetzt befremdlich oder komisch, aber nur weil wir fühlen, daß ihre Schöpfung jetzt etwas Günstelltes hatte. Wächsen sie frisch und lebendig aus dem Boden des Sprachgeistes, so würde diese befremdliche Farbung wegfallen. — gerade so wie für den Deutschen die eigenthümliche Komik holländischer Vokabeln wegfällt, sobald er das Holländische derart beherrscht, daß er holländisch denkt.

Aber nicht genug, daß wir eine solche Verunglimpfung, die uns neben manchen entbehrlichen Wort auch manches schätzbare dauernd gefährlich hätte, schmählich verlämmt haben, — der undeutschen Endung zu Liebe! — wir haben uns leider sogar bewogen gefunden, fremdländische Bildungssilben an deutsche Stämme zu schweißen und so abermals gegen den Geist unserer Wortbetonung zu sündigen.

Wir sagen „schattiren“; warum nicht „schalten“, „abschatten“? — „halbiren“; warum nicht „halben“?

Bei manchen Wörtern findet sich die verdeutschte Form neben der undeutschen. So heißt es „probiren“ und „proben“; die Form auf „iren“ erweist sich hier vollständig überflüssig.

Ebenso widerwärtig sind moderne Zwitterbildungen mit dem griechisch-lateinisch-romanischen Nachsilbe — „ist“. Der „Flötist“, der „Klumist“ und vollends der „Lagerist“ sollen mit Schauder ein. — „Ja, wer wird aber auch solche Wörter gebrauchen!“ hört ich den geschmackvollen Leser ausrufen. In der That gehört der „Lagerist“ vorwiegend dem Privatstile unserer neuhochdeutschen Kauimannschaft an, die sich — bei aller sonstigen Tüchtigkeit um die Verkrüppelung unseres Sprachgefühles unsterblich verdient gemacht hat. Aber aus dem Privatstil drangen die Wörter ins Volk und aus dem Volk in das Schriftthum des Volkes!

So giebt es eine dem deutschen Sprachgeist schnurstracks zuwiderlaufende Nachsilbe, die wir alle unausgesetzt anwenden, die ursprünglich ganz so unschön und harmoniewidrig war wie das „ist“ des „Flotisten“ und „Lageristen“, und die sich doch nicht mehr anerorten läßt: die Nachsilbe „ei“ in Wörtern wie „Polizei“, „Fleglerei“, „Schlächterei“.

Dieses „ei“ kennzeichnet sich sofort dadurch als ungermanisch, daß es den Hauptton hat. Wenn es deutsch wäre, könnte man nicht betonen: „Fleglerei“, sondern „Fleglerei“.

In der That ist die Nachsilbe „ei“ nichts anderes als das griechisch-lateinische „ia“, französisch „ie“. Das Mittelhochdeutsche nahm dies französische „ie“ in der Form „ie“ herüber, und das Neuhochdeutsch ward „ie“ zu „ie“ und dann zu „ei“, wie „lip“ zu „Leib“ und „wip“ zu „Weib“ ward. Das griechisch-lateinische melodia z. B. lautet neuhochdeutsch eigentlich Melodei; nur da durch, daß man auf das Urwort zurückgriff, kam neuerdings wieder die Form „Melodie“ in Gebrauch.

Im Mittelhochdeutschen sing man bereits an, diese fremdländische Endung „ie“, neuhochdeutsch „ei“, an deutsche Stämme zu setzen. Heutzutage bilden wir von jedem Zeitwort ein Ding wort auf „ei“, ohne uns irgend bewußt zu sein, daß wir fremd ländische Mittel verwenden. Wir sprechen von „Lauferei“, „Kocherei“, „Eiferei“, „Anbwsicherei“, „Raberei“, „Schlosserei“, „Bierbrauerei“; ja, die Führer der Fremdwörterseche bekampfen die „Ausländerei“, und fühlen nicht mehr, daß diese Wortbildung eine Art Mißgeburt ist. Der Gebrauch, der unser alles Tyrann ist, hat hier das Fremde, sogar das Sprachwidrige, ein für allemal mit dem Bürgerrechte bekleidet.

Fassen wir den dem dieser Betrachtungen nochmals zu sammen, so ergiebt sich der folgende Satz:

Wenn das Neuhochdeutsche wie seiner Zeit das Altdeutsche, das Angelsächsische, und noch in späterer Zeit die romanischen Sprachen — die Kraft besäße, fremdsprachliche Elemente so mit dem eigenen Sprachstoffe zu durchdringen, wie dies der reichmächtige Baumstamm mit den ihm aufgepfropften Schosslingen thut, so würde eine Fremdwörterjagde für uns ebenso wenig vorhanden sein wie für die Franzosen, Italiener, Spanier ꝛc. Die sogenannte Sprachreinigungsbewegung, die jetzt manchmal das Mind mit dem Bade ausschüttet, ist erst möglich geworden durch die namentlich in der Tagespresse überhand nehmende Verwendung undeutscher Formen. Das dritte Zeitwort, dem man begegnete, ging auf „iren“, das vierte Hauptwort auf „ion“, auf „ität“, auf „ei“ oder auf „ität“ aus, ganz abgesehen von einer Unmasse solcher Wörter, die ohne jede Veränderung geborgt und kurzer Hand — „aus Lucon“ schrieben die Zeitungen — entlehnt wurden. Dieses Sprachgemengsel wirkte verstimmend, und wie nun einem bekannten Naturgesetze zufolge jeder Nachahmung über den eigentlich anzuziehenden Anspannt wieder hinausgeht, so überteeln jetzt auch die Fremdwörtersetzte oft ihre an sich fördertichen und lobenswerthen Bestrebungen. Eine „Sprachreinigung“, wenn sie Gebeihliches leisten soll, kann nur allmählich von Statten gehen. Gewaltsame Umwälzungen bringen auf staatlichem wie auf gesellschaftlichem und geistigem Gebiete in der Regel mehr Schaden als Nutzen. Sehr viele Fremdwörter besitzen eine jahrhundertelange Geschichte und demgemäß eine so reiche Begriffsfülle, daß keine auch noch so geschickte Verdeutschung vollkommenen Ersatz bieten kann. Es ist ein Unding, plötzlich „übernatürlich“ zu sagen und dabei „metaphysisch“ zu meinen; denn „übernatürlich“ ist uns bis jetzt etwas anderes gewesen, — und die Sprache hat doch vor allem den Zweck, die Gedanken möglichst unzweideutig und für jeden Hörer verständlich zum Ausdruck zu bringen.

Die Influenza-Epidemie.

Von Dr. med. Taube.

Nach einer Sage soll das „Gesundheitwünschen“ bei dem Niesen in einer Epidemie entstanden sein, welche mit Schnupfen begann und viele Opfer an Menschenleben forderte. Man möchte die Wahrheit dieser Erzählung glauben, wenn man die Geschichte der früheren Influenzajzeiten überblickt. Besonders das Jahr 1580 zeichnete sich durch eine große Sterblichkeit infolge dieser Erkrankung, welche sich damals über Asien, Afrika und Europa verbreitet hatte, aus. In Rom allein sollen gegen 90.000 Menschen durch sie zu Grunde gegangen sein und Madrid wurde durch die Zahl der Todesfälle fast menschenleer. Ein so schwerer Verlauf war der dieser Epidemie aber eine große Ausnahme. Die Mehrzahl der Erkrankungen glich vollständig den jetzt herrschenden, eine große Anzahl von Menschen wurde plötzlich befallen, aber nur einige starben. Ob die Influenza schon im Altertume aufgetreten ist, läßt sich nicht mit Sicherheit behaupten, einige Beschreibungen sprechen dafür, doch besitzen wir die ersten sicheren Angaben erst aus dem Jahre 1323, von welcher Zeit ab sich dann eine reiche Zahl von Epidemien nachweisen läßt. Ein großer Theil ging von Osten nach Westen über die Länder, doch kam auch die umgekehrte Richtung, wenn auch seltener, vor. Es ist merkwürdig, daß die Erinnerung an die Influenza so schnell aus dem allgemeinen Gedächtnis geschwunden ist, denn noch im Jahre 1836 und 1837 nahm eine Epidemie den ganz ähnlichen Weg wie die jetzige und zeigte die gleichen Massenerkrankungen mit größerer Sterblichkeit als jetzt. Sie begann im Dezember in Rußland. In London erkrankten später fast die sämmtlichen Bewohner. Kleinere, auf Städte oder Länder beschränkte Epidemien fanden seltener oft statt, z. B. im Jahre 1874 in Berlin und 1883 in Würzburg; die Bevölkerung wurde fast stets im gleichen Verhältnis ergriffen, nur sollen manchmal mehr Frauen als Männer, in anderen Zeiten umgekehrt, oder auch die Soldaten frei geblieben sein. In früheren Epidemien starben fast nur Greise, Schwache und Kinder. Ueber das Herkommen der Influenza bildete beinahe jede Epidemie eine andere Ansicht. Vom Nordpol aus sollte sich zusammengeballter Sauerstoff über die Erde hingießen, oder elektrische Veränderungen sollten stattfinden. Auch ein Zustell, welches Grippe genannt wurde, sollte die Weiterverbreitung der Krankheit vermitteln. Ueberall aber herrschte die Meinung vor, daß in der Luft durch ein Miasma die Epidemie sich entwickele, die Jahreszeit und das Klima wären dabei gleichgültig. Eine Bestätigung dieser Ansicht wurde besonders in den Erkrankungen von Schiffsleuten auf dem Meere bei Influenzepidemien gefunden und in den plötzlichen Anstreten der Grippe an ganz verschiedenen Orten. Auch geistig durchlebten unsere Vorfahren vollkommen die jetzigen Zustände; nach einer Beschreibung der „Modetheil“, welchen Namen die Influenza in mehreren Epidemien vor ihrem jetzigen führte, stellten sich schwerere Erkrankungen und eine größere Anzahl von Todesfällen ein und erregten dann allgemeine Sorge.

Der Beginn der jetzigen Epidemie, die als eine leichte bezeichnet werden muß, ist noch in aller Erinnerung. Rußland, Berlin und Paris waren die zuerst betroffenen Stellen und hieran schloß sich die Ausbreitung nach allen Gegenden. Meine Erfahrungen gründen sich zumeist auf die Verhältnisse in Leipzig, welches sicher mit am schwersten betroffen worden ist. Eine Zahl der Erkrankten schimmen zu wollen, ist eine vollständige Unmöglichkeit. Hierzu hält eine jede Unterlage, da der Arzt meist nur zu den schwereren Erkrankungen hinzugezogen wurde. Nichtsdestoweniger kann man behaupten, daß weit über die Hälfte der Bewohner Leipzigs von Seuche ergriffen worden ist. Vielfach kam es vor, daß ganze Familien daniedet lagen und einige Tage die Pflegung auf die dürftigste Weise zubereitet wurde. In den Fabriken erkrankte allmählich der größere Theil der Arbeiter, in einer z. B. 70 Arbeiter 73, doch war zumeist nur ein tageweises Aussetzen der Arbeit erforderlich, sodaß im allgemeinen eine Benachtheiligung der Fabrikation nicht stattfand. –

Ich glaube, als Zufall die erste Hausepidemie in Leipzig bezeichnet zu haben. Der erste Krankheitsfall trat daselbst, wie es von Berlin verschleppt, am 5. Dezember auf, in den nächsten Tagen schlossen sich in demselben Grundstücke sich 14 weitere Erkrankungen an. Erst von Mitte Dezember begannen in Leipzig selbst sich häufiger Kranke zu zeigen, und nun traten plötzlich die Massenerkrankungen auf, welche Weihnachten ihren Höhepunkt erreichten und so vielen das Weihnachtsfest verbitterten. Vom Beginn des Januars datirt ein langsamer Rückschritt der frischen Erkrankungen, es traten dann mehr die Nachfolgekrankheiten der schweren Fälle hervor. Den Beginn bildeten merkwürdigerweise in der größeren Anzahl kräftige, junge Männer, später machte sich dann kein großer Unterschied mehr bemerkbar. Nur zeigten bis zuletzt die mittleren Männerjahre die schwereren und längeren Krankheitsprozesse, die Frauen und jungen Mädchen waren leichter krank und an leichteren das kindliche Lebensalter. Jeder Fall der Influenza bot einige Verschiedenheiten, doch ließen sich drei Hauptbilder fest stellen. Bei dem normalen Verlaufe trat die Erkrankung plötzlich zumeist mit Schüttelfrost oder Kältegefühl auf, starker Kopf- und Kreuzschmerz war beinahe immer vorhanden. Die Schwäche ist oft so plötzlich, daß Ohnmachten oder größte Mattigkeit entstehen. Appetit ist gar nicht vorhanden, dagegen Widerwillen gegen alle Speisen, und es tritt selbst Erbrechen ein; Schnupfen in verschiedener Stärke, Husten kurz anfangend, Schmerz der Augen bewegungen, reißende Schmerzen im ganzen Körper, besonders längs der Rippen und entlang der Beine, vervollständigen das Bild. Das Fieber ist wechselnd, selten sehr hoch, manchesmal gar nicht, oft Neigung zu Schweiß vorhanden, das Gesicht oft stark gerötet, der Puls im Beginn häufig zusammengezogen, kann fühlbar, später auch nach dem Nachlassen des Fiebers beschleunigt. Die Stuhlentleerung bleibt aus. Dieser Zustand dauert 3—4 Tage, dann beginnen die Schmerzen nachzulassen, der Kranke fühlt sich besser, doch braucht er oft noch Wochen, um seine alte Kraft und Rüstigkeit wieder zu erlangen.

In einer zweiten Reihe von Erkrankungen bildet sich ein mehr chronisches Bild heraus; die gleichen Symptome wie die beschriebenen – aber schwächer — sind gleichfalls im Beginn vorhanden; besonders vor den Festtagen kam dieses häufig zur Beobachtung, die Kranken kämpften förmlich gegen den Influenzaausbruch an, das Fieber zieht sich länger hin, tritt nur abends auf, endlich aber überwindet das Gift den Organismus und es machen sich stärkere Symptome bemerkbar. Hierdurch entsteht häufig die Angabe, der Kranke habe Rückfälle überstanden, er glaubt, getäuscht durch die geringen Anfangssymptome, die Influenza überwunden zu haben, plötzlich erkrankt er nach Tagen wieder an starken Kopfschmerzen oder Erbrechen; es ist dies aber zumeist die eine für den Körper noch nicht abgeschlossene Erkrankung. Sehr häufig ist der dritte Verlauf: nach einem mehr oder weniger stürmischen Anfang setzt sich der Katarrh auf Nase und Luftwegen fest. Der im Beginne zähe, durchsichtige Schleim wird andurchsichtig, katarrhalisch, es entstehen Luftröhren katarrhe von verschiedener Ausdehnung, welche wochenlang den Kranken arbeitsunfähig machen können. Von der Nase aus verbreitet sich der Katarrh auf Stirnhöhlen und Ohren, heftiger Gesichtsschmerz, seltener Ohreneiterung bilden dann die Folge. Schwerhörigkeit, welche zumeist bald wieder verschwindet, ebenso Stimmlosigkeit durch den Kehlkopfkatarrh sind gleichfalls häufige Erscheinungen. Bei nervösen Naturen und Kindern überwiegen oft die Erregungen des Nervensystems, selbst Krämpfe können eintreten, bedingen aber fast niemals eine Gefahr. Diese starke Beteiligung des Nervensystems, die öftere Schlaflosigkeit, der spätere große Schwächezustand sind Folgen des Influenzagiftes, nicht des geringen Fiebers, und unterscheiden schon hierdurch die Krankheit von einem noch so erheblichen Schnupfenfieber.

Wie in den meisten anderen Städten war es auch in Leipzig der Fall, daß die Epidemie gegen das Ende zu schwerer zu werden schien, indem verschiedene Todesfälle eintraten. Es kann nicht geleugnet werden, daß eine plötzliche Verschlimmerung der Katarrhe eintrat, und zwar besonders infolge Ozwinds, welcher in Leipzig zumeist eine Verschlimmerung der Katarrhe an und für sich bewirkt. Todesfälle entstanden entweder durch hinzugetretene Lungenentzündung oder durch Verbreitung des Katarrhs auf die kleinsten Luftröhrenäste, wodurch zuletzt Herzschwäche hinzukam. In mehreren Fällen trug nur die Vernachlässigung des Anfangsprozesses die Schuld, in anderen waren es Schwache und Greise, welche nicht den nothwendigen Widerstand bieten konnten. – – Daß bei solchen

Massenerkrankungen derartige Naturen schließlich zum Opfer fallen, kann noch nicht als Schwere der Epidemie gedeutet werden, dann müßte der Prozentsatz der Sterblichkeit ein bei weitem höherer sein, als er glücklicherweise ist.

Was ergiebt sich nun aus der Leipziger Epidemie bezüglich der Ansteckung?

Ganz sicher, daß die Influenza eine reine Infektionskrankheit ist wie Scharlach, Masern und Pocken. Der Glaube an ein Luftmiasma ist besonders durch das plötzliche massenhafte Auftreten der Epidemie entstanden, es werden aber die ersten Fälle, wegen ihrer Aehnlichkeit mit Katarrhen, leicht übersehen, wie ich diese jetzt so deutlich in Leipzig beobachten konnte. Die Krankheit beginnt zumeist auch nicht so plötzlich, als es scheint. Der Kranke fühlt sich fast immer schon den Tag vorher matt, und appetitlos, auch kleine Fieberregungen machen sich oft bemerkbar. Es erkrankt im Durchschnitt in einer Familie ein Mitglied zuerst, nach einigen Tagen folgen dann die übrigen, angesteckt durch das erste; mancher Mensch erkrankt gar nicht, ein anderer ist zuerst gefeit, um schließlich doch noch zu erkranken; die gleichen Verhältnisse bietet auch der Scharlach. Ob Gesunde und Gegenstände die Uebertragung vermitteln, erscheint fraglich, die Hauptansteckung scheint von dem Erkrankten selbst auszugehen und ist wie bei den Masern genügend, eine große Epidemie hervorzurufen.

Auch in den früheren Epidemien finden sich Stützen für die persönliche Uebertragung, in einer wird die Schnelligkeit der Verbreitung mit der eines Reiters verglichen, in anderen soll sie nicht so schnell vorwärts gegangen sein. Bei den Schiffserkrankungen wird hervorgehoben, daß sich die Schiffe in der Nähe der Influenzaküste befunden hatten; da der Stoff zur Entwickelung einen Tag wenigstens bedarf, so ist die Erkrankung auf hoher See dann begreiflich. Auch das Fortschreiten bei der jetzigen Epidemie in kleinen Dörfern deutet zum Beweise; es giebt immer erst wenige Erkrankungen, woran sich die andern anschließen.

Begünstigt wird die Weiterverbreitung durch die große Neigung, welche der Mensch zu dieser Erkrankung besitzt, wie es in der gleichen Weise bei Masern der Fall ist.

Wiederholte Erkrankungen sind sicher selten und hierdurch ist in großen Städten das schnelle Erlöschen einer Epidemie, gewöhnlich nach sechs bis acht Wochen, erklärlich. Wegen dieses allgemeinen Befallenwerdens ist eine Bekämpfung der Epidemie selbst unmöglich und die Hilfe muß auf den einzelnen Fall beschränkt werden. Mit Sicherheit hat sich durch die Beobachtung ergeben, daß die größte Anzahl der schweren Luftröhrenkatarrhe durch die Nichtbeachtung im Beginne entstanden ist. Es sollte das Zimmer nicht verlassen werden, so lange Fieber besteht und Reizungen der Luftröhre noch vorhanden sind. Auf die Diät ist große Sorgfalt zu verwenden, Reizmittel bei dem bestehenden Appetitmangel nutzen nichts, die Besserung tritt von selbst nach kurzer Zeit ein. Starke Rücken-, Kopf- und Kreuzschmerzen, Fieber und Erbrechen machen ärztliche Hilfe erforderlich; für leichtere Fälle genügt Berücksichtigung der Verdauung, nasse Kompressen mit spirituöser Einreibung, Senfteige. Das Durstgefühl wird am besten mit leichter Pfefferminzthee gestillt, kohlensaures Wasser ist besser zu vermeiden Wegen der Betheiligung der Augen ist in den ersten Tagen jedes Lesen zu unterlassen. Man hüte sich noch längere Zeit vor Erkältungen, da eine große Empfindlichkeit der Luftröhre zurückbleibt.

Merkwürdig bleibt auch in dieser Epidemie das Verschwinden von beinahe sämmtlichen anderen akuten Krankheiten; weder Scharlach, noch Masern, noch Diphtherie sind sichtbar, nur Influenza mit ihren Begleiterscheinungen tritt auf. In früheren Epidemien wurde nur bei dem Nachlassen derselben ein Hervordrehen anderer Krankheiten beobachtet, besonders Masern sollen in größerer Anzahl ausgebrochen sein, ebenso Wechselfieber. Diese Thatsache ist leicht erklärlich, denn gerade für diese Erkrankungen bereitet die Influenza durch Schwächung der bezüglichen Organe einen günstigen Boden. Eine große Bevorzugung hört man oft aussprechen, daß die Influenza der Vorbote der Cholera sei. Diese Furcht ist vollkommen unberechtigt; in einigen wenigen Epidemien hat sich allerdings die Cholera angeschlossen, aus Zufall, weil sie vorhanden war und geschwächte Menschen vorfand, aber bei der Mehrzahl der Epidemien war dieses sicher nicht der Fall, wie sich durch eine Vergleichung der Zahlen ergiebt.

Woher die Epidemie stammt? Diese Frage müssen wir unentschieden lassen! In manchen Epidemien kamen zahlreiche Erkrankungen von Pferden vor, auch jetzt soll es in England der Fall sein. Vielleicht gleicht ihr Ursprung dem der Cholera, insofern der Ansteckungsstoff an irgend einem Orte immer vorhanden ist und unter günstigen Bedingungen seine Wetterfe antritt. Wir können dann nur wünschen, daß der Verlauf im Durchschnitt immer ein so günstiger sein möge wie bei dieser Epidemie.

Hermann Lingg.

Wenn wir im vorigen Jahre eine Reise von Dichtern die Oberstufe der Literatur überschreiten sehen, so bringt uns dies Jahr bald nach seinem Beginn ein neues „Dichterjubiläum"; man darf es wohl so nennen, denn die Feier des siebzigsten Geburtstages ist zu einer Art von Jubelfeier für die Dichter geworden, denn dieses Lebensalter zu erreichen vergönnt ist. Ein bedeutender Poet, Hermann Lingg, geboren am 22. Januar 1820, feiert an diesem Tage im Jahre 1890 seinen siebzigsten Geburtstag.

Die Erlebnisse Linggs haben durchaus nichts Wechselvolles, nichts, was über ein ruhiges, den Musen geweihtes Dasein hinausginge. Seine Geburtsstadt ist Lindau im Bodensee; er besuchte das Gymnasium zu Kempten, studierte seit 1837 in München, Berlin, Prag und Freiburg Medicin, war zwei Jahre Armenarzt in München und ließ sich dann als Militärarzt anstellen; als solcher nahm er seinen Aufenthalt abwechselnd in Augsburg, Straubing und Passau. Einen ihm bewilligten Urlaub benutzte er zu einer Reise nach Rom und Neapel, welche seine Phantasie mit einer Fülle von Anschauungen bereicherte, denen er später dichterische Gestalt verlieh. Im Jahre 1851 nahm er seinen Abschied aus Gesundheitsrücksichten, wohl auch, um ganz der Muse leben zu können, die ihn schon seit längerer Zeit mit ihrer Gunst erfreute und die sich in den Militärlazarethen schwerlich heimisch fühlen konnte. Seitdem lebt er in München. König Maximilian II., der ja eine dichterische Tafelrunde um sich versammelte, gab ihm ein Jahrgehalt, und Emanuel Geibels Freundschaft ging ihm zur Hand, als er im Jahre 1854 die erste Sammlung seiner Gedichte veröffentlichte. Sie erregten alsbald Aufsehen, und schon seit jener Zeit zählt Linggs Name zu den gefeierten Dichternamen Deutschlands. Auf dem Gebiete lyrischer Dichtung, auf dem er seine ersten Lorbeern errungen hat, blieb er unermüdlich thatig und seine Schöpferkraft verfügte bis in das hohere Alter nicht. Der ersten Sammlung seiner „Gedichte" folgte eine zweite (1868), der zweiten eine dritte (1870); es erschienen 1869 „Vaterländische Balladen und Gesänge", im Jahre 1878 die Gedichte „Schlußsteine", 1885 die Sammlung „Lyrisches", und jetzt eben hat die Cottasche Verlagsbuchhandlung zur Jubelfeier des Dichters einen neuen Band Gedichte unter dem Titel „Jahresringe" herausgegeben. Hermann Lingg hat in diesen späteren Sammlungen keine neuen Bahnen eingeschlagen, wenn er auch mit vielen neuen trefflichen und köstlichen Kleinodien den Juwelenschrein seiner Dichtung bereichert hat. Es liegt keine Entwicklung vor, der man Schritt für Schritt folgen müßte; man zieht die Summe seines dichterischen Schaffens, wenn man alle diese Sammlungen gleichzeitig ins Auge faßt und die überall gleichmäßige Eigenart seines Talentes in ihrer steten Erneuerung und Verjüngung bekundet.

Hermann Lingg gehört zu den Poeten, die sich durch groß artigen Gedankenschwung auszeichnen; er ist in erster Linie Oden- und Hymnendichter, obschon er nur selten die Versmaße des Alterthums nachgekünstelt hat. Seine Bedeutung aber liegt darin, daß er das solcher Dichtung entsprechende Publikum der Gegenwart für dieselbe gewonnen hat; denn das Los schwungvoller Gedankenpoesien ist sonst meistens Vereinsamung. Wenn Lingg mit einzelnen seiner Gedichte, trotz ihrer geistigen Tiefe und Schwere, in das Volk gedrungen ist, so ist er dadurch wahrhaft in die Fußstapfen Schillers getreten.

Linggs Gedichtsammlungen machen den Eindruck eines Pantheons, in welchem die Götter aller Völker in Oden und Hymnen gefeiert werden; seine Poesie hat etwas Seltsames,

Fremdartiges, etwas vom Wundervogel Phönix, und wie dieser sich sein Nest aus wirzigen Myrrhen baut, so baut sie es sich aus Sagen von exotischem Duft. Die eigentliche Heimath der Lingg'schen Muse ist das Alterthum; ja er greift in die vorhistorische Zeit zurück in der Gedichtgruppe „Weltleben", in der „Gleichnisse-Geschichte der Menschen beginnt. Doch die graue Sagenwelt ist ihm nicht bloß ein geheimnißvoll belebtes Gewölke, dessen dämmrigen Zauber er festzuhalten sucht; jene Sonne der Wahrheit, die allen Zeiten leuchten soll, bricht auch dort mit ihren Strahlen durch. So tönt aus Dodonas heiligen Eichenwäldern ein Orakel, das noch in der Gegenwart ein Echo wecken soll:

„Von Aegyptens Pyramiden
Bis zu Delphis Priesterin,
Bis zu Olympus' Tempelfrieden
Herrsche eine Lehre Sinn:
Treib zu spenden, Schmerz zu lindern,
Licht zu weisen weit und breit,
Freiheit allen Erdenkindern,
Ehrfurcht, Liebe, Menschlichkeit."

In „Niobe" ist die Gestalt der jammernden Mutter dem Kreise des Griechenthums entnommen und zu allgemeiner Bedeutung vertieft worden; es ist die uralte Mutter aller Völker, welche über den Brudermord der Seelen klagt. In dem „Gesang der Titanen" spricht sich der Trotz und das jüdische Gefühl aus gegenüber dem Zorn der Götter. In der dritten Sammlung ist ein Gedicht den unheimlichen Zwillingen, den Harpyien, gewidmet; diese greisenklauigen Scheusalen werden siegreich als Heroinnen eines Reiches der Ausgestoßenen dargestellt.

„Und nahmen kommt, wer flüchtig
aus der Heimath treten mußte,
Wen die Verfolgung aufgestoßen,
oder Lebensüberdruß;
Ehrenlose, bleiche Sünder, schuldlos wie im Paradies,
Die kein Vaterland mehr haben,
die das eigne Blut verstieß.

Zahlen kommen stolze Frevler,
Greifer, die zu kühn und groß,
Allesfraß vom sichern Ufer dem
den ihre Schiffe los,
Abgethane Heldenwaage eines
auch berühmten Baums,
Zauberer, die zu tief geschlafen
auf den Kissen ihres Traums."

Doch nicht bloß der alten Sage, auch der alten Geschichte Roms und Griechenlands hat Lingg zahlreiche Stoffe entnommen, von „Spartacus" in der ersten Sammlung, einem wilden Kampflied der Sklavenemporkömmlinge, bis zu „Alexanders Tod zu Babylon" und dem Gedichte „Korinth", einem düster beleuchteten Bild der von den römischen Legionen eroberten und geplünderten Stadt.

So wandert seine Muse auch durch das Mittelalter und die Neuzeit; doch diese reiche und bunte Stoffwelt ist kein wirres Durcheinander, sondern durch sie hindurch, verbirgt sich nur locker zusammengefestetes Bilderbuch; es ist der Geist des Denkers, der sich in die Räthsel der Geschichte vertieft, der Fernes und Nahes verknüpft. Sinnbildlich dafür mag das Gedicht „Die Römerstraße" sein, wo der Dichter an der von den Römern erbauten Straße steht und die Koborten vorüberziehen sieht:

„Da plötzlich ruft ein Laut mich wach,
Ein Erzgedröhn auf nahen Gleisen —
Ich seh' am Kreuzweg' hier durchbrach
Den Römerpfad der Pfad von Eisen.

Und donnernd rollt der Wagenzug
Vorbei den alten Meilensteinen,
Wie Blitz des Heils und Gottesfrieg,
Der Erde Völker zu vereinen."

Der tiefere Sinn und der große geschichtliche Geist hob gleich die ersten Gedichte Linggs aus der Menge heraus in einer Zeit wässriger Verschwommenheit; sie befreiten das Gemüth von dem Druck enger und kleinlicher Empfindungen. Eingelne von ihnen hatten den genialen Wurf, die sie dem Gedankentuß einprägt. In der reinen Höhe seines denkenden Geistes fallen die Schranken der Zeit; von dem schwerterklirrenden Schlachtgewühl des Trasimenischen Sees werden wir unter die Geschütze von Friedrichshall, vom römischen Zaunkönigwahl des Trasimenischen Sees werden wir unter die Geschütze von Friedrichshall, vom römischen Zaunkönigwahl des Gralsdienst, von Hannibals Kämpfen zum Krimkrieg, von den Cyklopenmauern an die Bastille geführt; von Nimrod versetzt uns der Dichter zu Cartesius und Gutenberg, von der ernunftgläubigen Mauden zu den Inka Perus, der zur Sonne betet. Doch immer huldigt der Dichter dem „Genien der Menschheit", nicht bloß in dem Gedichte, das diesen Namen trägt; immer tönt jener Orakelspruch von Dodona mit geheimnißvoller Weihe durch alle Geschichtsbilder und Herzenser güsse hindurch.

Hermann Lingg.
Nach einer Photographie von Jos. Albert, Hofphotograph in München.

Eine Lieblingsform der Lingg'schen Dichtweise sind die meistens reimlosen „freien Rhythmen", die sich der ich keinen strengen Messung entziehen und sich nur an das Taktgefühl wenden, welches dem gebenden Dichter und dem empfangenden Leser gemeinsam ist. Sie eignen sich, wie schon das Griechen Vorgang beweist, für hohern Gedankenschwung; namentlich in der Sammlung „Lyrisches" finden sich derartige Gedichte, welche viel Schönes, Großgedachtes und oft schlagkräftig Ausgesprochenes enthalten, so daß manche Gedanken wie in Erz gegossen, wie in bleibende Vorbildern eingetragen zu scheinen. Beispielen nennt Lingg auch solche Gedichte, wie das schwunghafte „Vorgefühl" in der Sammlung „Lyrisches" und das prachtige Kaiserlied „Gebet am Morgen" in den „Jahresringen" beweisen.

Einem so zum Großen und Gedankenschweren sich hinneigenden Talent scheint das eigentliche Lied mit seinem leichten Guß und Fluß und seinem stimmungsvollen Duft fernzu zu liegen; gleichwohl konnte man aus Linggs Gedichtsammlungen mühelos einen Liederbaud zusammenstellen, und obschon hier und dort eine Liederblüthe durch die auf ihr lastende Gedanken schwere gehemmt wird, so bleibt doch noch ein reicher duftiger Liederstrauß übrig und des Dichters Eigenart bringt es mit sich, daß diese Lieder nicht der Alltagssitora angehören, sondern daß aus ihren Blüthen kronen ein besonders würziger Hauch ausströmt. Und auch dem alternden Sänger hat sich dieser Zauber nicht verschlossen, wie das Gedicht „Wilde Rose" in den „Jahresringen" beweisen mag.

„Es war eine Sternennacht,
Von Blüthen schwang're Nacht,
Da ist die wilde Rose
Zum vollen Blüh'n erwacht.

Da kamst du still gegangen,
Da stogst du auf mich zu:
Ich bieth dich jubelnd umfangen,
Du wilde Rose du!

Es fiel kein Thau, kein Regen,
Die Donner rollten fern,
Es war kein Heil, kein Segen,
Kein Glück für uns, kein Stern.

Und durch die regungslose,
Gewitterschwüle Luft
Ergoß die wilde Rose
Allein noch süßen Duft."

Wie melodisch und die Komposition herausfordernd klingen die Strophen des Liedes „Julinacht", das die zweite Sammlung enthält:

„Schwüle, schwüle Julinacht —
Südwind lußt die Zweige,
Was dich so stolz und elend macht,
Schweige, mein Herz, verschweige!

Ueber den See, der stille ruht,
Weben die Wolkenschatten,
Ueber die stille schlafende Fluth,
Ueber die schimmernden Matten.

Hörst du's, wie zur Hochzeitnacht
Flöte tönt und Geige?
Was dich so stolz und elend macht,
Schweige, mein Herz, verschweige!"

Aber nicht bloß Liebeslieder und Stimmungsbilder, auch Lieder von weiterreichender Bedeutung und volksthümlichem Gepräge hat Lingg gedichtet; Lieder mit einem mehr gemessenen Zug, wie das „Lied an die Armen", dessen erste Strophen lauten:

„Ihr Armen mit dem dürren Stab,
Der nimmer grünt und blüht,
Ihr geht die Erde aus und ab,
Verjehrt und abgemüht;
Ihr hoffet keinen Sonnenschein
Und fürchtet keinen Regen;
Gedeiht das Korn, geräth der Wein,
Für euch ist's doch kein Segen.
Das Jahr sei noch so fruchtbereich,
Bleibt euer Elend doch sich gleich.

Wann eßet ihr euch satt an Brot?
Ja, wenn die Steine blühen! —
Ihr säet Noth und erntet Noth
Und euer Feld sind Mühen.
Mit Disel, Dorn und Hagebutt
Wuchs euer Garten immer,
Und euer Weinberg steht auf Schutt
Und euer Gott in Gimmer;
Mit Beilen hackt die Nacht euch zu,
Und Stock und Thun sind euer Schuh."

So erscheint das Bild des Lyrikers Hermann Lingg unstreitig als ein vielseitiges. Auch wo er sich der größeren epischen Schöpfung zuwendet, bleibt er ein Gedankendichter, der großartige Ferspen malt im Kaulbachschen Stil.

So in den drei Büchern seines Epos „Die Völkerwanderung" (1866—1868), welches allerdings seinen künstlerischen Damm gegen die Ueberschwemmung der geschichtlich gegebenen Stoffjülle errichtet. Völker und Helden in der Reihenfolge, wie sie auf der Weltbühne auftraten, an uns vorüberführt, so daß weder der epischen Schilderung, noch der verweilenden Betrachtung Zeit gelassen wird. Der Grundton bleibt derjenige einer Chronik in Versen, und der unermüdliche Vorbeimarsch der Gestalten erinnert an die Schattenwelt einer „nächtlichen Heerschau". Es ist mehr das Auge des Denkers, der die Jahrhunderte umfaßt, als der Blick des Dichters, der sieghaft die einzelne Gestalt, das einzelne Ereigniß ausprägt und in künstlerischer Harmonie gestaltet. Gleichwohl hebt sich auch hier aus dem bekennenden Stoffe Inhalt und Drang der Völkerbewegung manches geschlossene Bild ab von fesselndem Reiz, und diese Episoden, die wie funkelnde Edelsteine an das weithinwallende, oft staubaufwühlende Gewand der Dichtung geheftet sind, werden denjenigen volles Genügen gewähren, welche nur ungern dem raschen Flug der erzählenden Muse durch die Jahrhunderte folgen.

Von Lingys Dramen hat „Catilina" (1864) wohl den die deutendsten Eindruck gemacht, auch von der Bühne herab, da das Münchener Hoftheater dies Römerschauspiel zur Aufführung brachte. Es pulsirt Römerblut in diesem Drama; wir wissen ja aus den römischen Balladen, daß Lingys Muse den dichterischen Takt zu dem eisernen Schritt der Legionen in ihrer Gewalt hat. Ein zelnes wie die erste Scene des zweiten Aktes ist von treffen Haltung, und schwunghaft sind auch viele Reden Catilinas. Doch ist die Handlung etwas zerspittert und die Vortiebe für das Sagenhafte giebt einzelnen Auftritten durch Einführung derartiger Gestalten einen altertümelnden Zug. „Violante" (1871), ein in Sizilien spielendes Stück aus der letzten Hohenstaufenzeit, hat eine blassere Farbung; schwunghafter ist vieles in den „Walküren" (1864), einer allerdings auf dem Boden der Sage stehenden Dichtung. Die Erfindung in dem Schauspiel „Der Doge Candiano" (1873) trägt ein dramatisches Gepräge und ist nicht ohne ammuthende Romantik. Der Doge hat sich in seiner Jugend, als ihn der Vater verbannt hatte, den Seeräubern angeschlossen, als Doge zieht er gegen dieselben zu Felde. Darin liegt ein Verhängniß, das wohl einen tragischen Ausgang herbeizuführen vermag. In einem ganz andern Ton, in Faustversen, ist das Schauspiel „Berthold Schwarz" (1874) gehalten, mit einem dem schlicht Volksthümlichen zugekehrten Streben In dem mehr historienhaften Drama „Macalda" (1877) kehrt Lingg noch einmal zur Hohenstaufenzeit zurück. Die Techter Manfreds, sowie diejenige Karls von Anjou spielen darin mit: die Hauptheldin aber, Macalda, ist mit der sizilianischen Weben eng verknüpft. „Die Bregenzer Klause" (1887) behandelt Verwicklungen aus der letzten Zeit des Dreißigjährigen Krieges, ein anziehendes Stück von schlichter und natürlicher Sprache und mit gezwungener Steigerung der Handlung.

Dies Schauspiel hat der Dichter nach einer Erzahlung in seiner Novellensammlung „Von Wald und See" (1883) für die Bühne bearbeitet; denn auch als Novellist ist Lingg aufgetreten, besonders in den „Byzantinischen Novellen" (1881), und es ist wahrlich sich auch in dieser Prosaform das Talent des Baladen dichters, geschichtliche Stimmungsbilder von oft düsterer Beleuchtung zu schaffen.

Zu teilt das Bild des greisen Dichters am Abendtage seines siebzigsten Geburtsfestes vor uns hin, bedeutsam in seiner Eigenart, dem Höchsten zugewendet im Denken und Dichten, in einer Zeit, in welcher leichtlüssige Gewandtheit allzusehr das Talent und glückliche Mache die schöpferische Kunst zu ersetzen vermag. Dem Nationalschatze deutscher Dichtung gehören einzelne seiner Gedichte für alle Zeiten an; denn sie haben das dauernde Gepräge, welches ein unter dem Antriebe echter Begeisterung schreibender Dichter seinen Schöpfungen aufdrückt.

Rudolf v. Gottschall.

Blätter und Blüthen.

Ein Holzpfl für Berlin. An den Weltmarken des Reichs, zwischen den Quellen der schon dem Stromgebiet der Maas angehörenden Flüsse Roer (Rühr), Vesdre (Wesel) und Ambève breitet sich meilenweit ein ungastlicher oder Luxhirsch aus, das „hohe Venn" („Venn" oder „Veen" — Moor, französisch „Les hautes fagnes"), der angeblich zu gleichen Theilen an die beiden hier zusammentreffenden Staaten Preußen und Belgien fällt. Die Straße von Eupen nach Malmedy durchschneidet dieses mir spärlich bewohnte Hochmoor an seiner höchsten und gefährlichsten Stelle. Wehe dem Wanderer, der hier oben von einem Schneewetter überrascht wird! Ihn Nu ist Weg und Steg verschneit; keine Hand ist vor den Augen zu sehen; hohe Schnee- und Eisnadeln machen jeden Ausblick unmöglich und schlagen Gesicht und Hände blutrünstig, während ein durchdringender eisiger Wind das Blut beinahe ins Stocken bringt. Der Aermste ist verloren, wenn ihn nicht ein gütiger Zufall die einzige menschliche Wohnung in dieser Wüste erreichen läßt: die Baracke Michael.

Opferwillige Menschenliebe ist es, die Letzteres hier ein Asyl bereitet hat. Freilich, keine Bernhardiner werden hier ausgeschickt, um die Erfrorenen aufzusuchen; aber stets während eines Unwetters wird man durch das Heulen des entfesselten Windes den Ruf eines Glöckchens vernehmen; der ermattete Wanderer strengt seine letzten Kräfte an, er taumelt dem Glockenton und findet sich endlich angesichts einer Kapelle; es ist die Kapelle Reichwald gegenüber der Baracke Michel.

Die Baracke ist dank an der Grenze auf belgischem Boden erbaut. Einige ländliche Gebäude, von denen ein Theil vergangenen Herbst wieder gebrannt ist, und ein Ausschenkraum, das ist alles. Die Kapelle Reichwald liegt schon in Preußen.

Gegründet wurde die Baracke vor etwa 50 Jahren von einem Deutschen Namens Michael Schmitz, und noch heute ist das Anwesen im Besitz von dessen Familie, deren gegenwärtiges Oberhaupt sogar Angehöriger des Brüsseler Oberpräsidiums ist, da sich bei seinem Besitz auf der höchsten Erhebung des belgischen Landes, 672 Meter über dem Meere, ein topographisches Hohenzeichen befindet. Besucht wird die Baracke, nach Feststellung der Passanten Aachen-Malmedy, meist nur noch im Sommer von Touristen aus Spa, Malmedy oder Aachen. Eine fast unbegrenzte Fernsicht genießt man von dort; mit einem guten Glase soll man die Heimsprünge des Domes von Antwerpen sehen können.

Als größte Merkwürdigkeit aber wird von dem Besitzer das „kleine Buch“ gezeigt — eine Art Tunnlodrum. Die im Innern der Lohre vom Tode Verewigten haben hier ihre Erlebnisse, ihren Kummer mit Sturm und Schnee und dem endlichen Wissen Niederzeleget kommt ihrem Dank für endliche Erlösung, und die Familie Schmitz bewahrt das Buch von Geschlecht zu Geschlecht als ihren größten Schatz.

Physikalische Uebungs-Aufgaben für die reifere Jugend. Zu jedem Zögling höherer Schulanstalten, der Sinn und Neigung für Naturwissenschaften besitzt, erwacht frühzeitig der Wunsch, die Experimente, welche der Lehrer in der Unterrichtsstunde vorführt, selbst machen zu können. Dieser Wunsch ist durchaus berechtigt, denn wie begreifen und lernen die Wirkung der Naturkräfte erst dann vollkommen, wenn wir die physische Welt empfindet haben. Der Schüler bei ihrer gegenwärtigen Einrichtung kann dieses Verlangen ihrer Zöglinge nicht befriedigen; dazu sind selbst es an Apparaten-Sammlungen, die ohne besonderen Kostenaufwand und mit wirklichem Nutzen den Schüler überlassen werden können. Wobei, was zu Lehrzwecken für die Jugend empfohlen wurde, zugleich sich nicht für die strengeren Anforderungen des experimentellen Studiums. Mancherlei sind von den physikalisch-technischen Werkstätten von Meiler und Meiring zu Trenen Sammlungen von Apparaten zusammengestellt worden, welche das Studium der wichtigsten Abschnitte der Physik, der galvanischen Elektrizität, der Luftmechanik, der Akustik und Optik ermöglichen. Jeder Sammlung sind 120 Flaschen und Lösungen derselben beigegeben. Diese Sammlungen sind selbstverständlich für diejenigen Schüler bestimmt, welche die Grundsätze der Physik in der Schule bereits kennen gelernt haben, und welche auch nur solchen gegeben werden. Sie eignen sich wohl als Geschenke, sowohl selbst der verhältnißmäßig geringe Preis von 25 Mark für die erste Sammlung macht dieselben nur den solchen Kreisen zugänglich, und doch wäre es zu wünschenswerth, das Experimentiren thunlichst vielen entsprechend benutzen Schülern möglich zu machen. Dies liefe sich ohne Zweifel dadurch erreichen, daß der Lehrer die Sammlung dem betreffenden Schüler leihweise überlassen würde. Der Kostbed einer solchen Einrichtung liegt auf der Hand. Das Interesse für die in unsern Lehrplänen so stiefmütterlich bedachten Naturwissenschaften würde bei den Schülern unfehlbar gehoben werden; das Experimentiren selbst auch einem durch die gestellten Aufgaben wissenschaftlich geregelten Plan würde seine weitere Ueberbildung bedeuten, im Gegentheil, es würde der Schülern eine Erholung sein und zu allen ihre Kräfte, namentlich aber Letzteren die betreffenden Sammlungen von Apparaten zur Beachtung empfehlen. Ihr Nutzen liegt auf der Hand, denn eigene Anschauung ist die Grundlage der wahren Wissenschaft.

Die Kanarienvogel vom Trutelschen Stamm. Von Harzer Kanarienvögeln spricht heutzutage jedermann oder er weiß es doch, wenn die Rede darauf kommt, daß im Harz die eigentliche Heimstätte der vorzüglichsten Sänger derselben sei. Es haben eingermaßen naher unterrichtet ist, kennt auch die Vögel vom Trutelschen Stamm und bei allen wirklichen Liebhabern gelten sie als weltberühmt.

Während der Kanarienvogel nachweislich erst seit etwas länger als hundert Jahren dem Menschen gleichsam als Hausthierchen zugänglich geworden und von dem schlicht gelblich-graugrünen, freilebenden Vogel aller Abstufung zum goldgelben Kulturvogel sich verwandelt hat, können wir die Entwickelung des Kanarienvogels als einen Sängern gar erst seit Jahrzehnten verfolgen.

Das Brutgeschäft St. Andreasberg im Harz war es, von wo diese Bestrebungen des Kanarienzuchtgedankens ausging, bis sie in allerneuester Zeit sich auch in vielen anderen Gegenden unseres deutschen Vaterlandes seitdem weiter entwickelt hat; so außer in den übrigen Harzer Städten namentlich in Berlin, Hannover, Frankfurt a. M., Nürnberg, Stuttgart, Wien, Leipzig, Dresden u. a. m.

Wer weniger die meisten der am vorzüglichsten singenden Harzer Kanarienvögel bezeichnet wenn einfach als Schläger, bezw. Hohlroller vom Trutelschen Stamm, und dies schreibt sich daher, daß unter den weiteren Kanarienzüchtern in St. Andreasberg der des Bergmanns Trute ein bedeutender war und noch ist, neben welchem als gleich hervorragend auch nur noch der Ernstgroße Stamm (gezüchtet vom Kaufmann Ernstgroße) in Eberfeld in Betracht kommt.

Wilhelm Trute war ein einfacher, biederer Mann. Wie es in Andreasberg allseit ist, geht die Kanarienvogelzüchtung als Neben-Beschäftigung und Nebenverdienst der Bergleute vom Vater auf den Sohn über, und jeder sucht den Ehrgeiz seines Kanarienvogelstammes weiter auszubilden und zur möglichst hohen Vollkommenheit zu führen. Dazu ist nicht bloß Eifer, Liebe und Lust, vollen Verständniß und Geschmack, sondern auch Erfahrung, besonders vor allem ein feines sicheres Gehör. Diese Eigenschaften vereinigten sich in dem Bergmann Trute in seltener Weise, wodurch er sich vor seinen Berufsgenossen auszeichnete.

Seine Zucht erstreckte sich über 30 bis 40 Kanarienhähne, die er in der Zeit zum Durchschnittspreis von 7,50 Mark, bei zehn Jahren und 10 Mark für den Kopf an einen Berliner Vogelhändler verkaufte, welcher die sorglam ausgewarteten oder, wie man zu sagen pflegt, „abgehorchten“ Vögel zu einem Durchschnittspreis von 15 bis 20 Mark, und einzelne köstliche Sänger für 30 bis 60 Mark, im Einzelpreise bis zu 100 Mark an die Liebhaber absetzte. Eine beträchtliche Zahl der besten Vögel behielt Trute stets zurück, und für Zuchtzwecke kam er beziehungsweise Nachwuchs im einzelnen zu 100 Mark, 75 Mark, 100 Mark bis 150 Mark und noch mehr nach hinaus. Für seine Zuchtvögel fand ihm zuweilen 300 Mark und mehr für den Kopf und den Zuchtvogel wurde, ohne daß er sich jemals dazu hatte verleiten lassen, die selben fortzugeben, denn von ihnen hing ja der Bestand und der Werth seiner ganzen Kanarienvogelzucht und darum einer nicht unerheblichen Erwerbsquelle ab.

Trute ist todt, leider viel zu früh, im Alter von noch nicht 50 Jahren verstorben, und alle, die ihn gekannt und in seinem aufrichtigen und rechtschaffenen Wesen, namentlich aber in seinem achtungswerthen Streben geschätzt haben, werden die Ueberzeugung hegen, daß sein Andenken ein dauerndes ist, denn Kanarienvögel vom Trutelschen Stamme wird es in aller Zeit geben, solange wir den goldgelben Hausfremd hegen und pflegen.

Goldgewinnung der Alten. Der alte Plinius, welcher bekanntlich im 1. Jahrhundert n. Chr. eine dicke Naturgeschichte geschrieben hat, war der Meinung, daß das Gold in Indien nicht durch der Menschen Kraft gewonnen werde, die hierzu unvermögend seien, sondern daß große riesenhafte Ameisen die Goldkörner zusammentrügen. Bedeutsamlich glaubte er, man finde dann die letzteren in den Ameisenhaufen, wie man heutzutage in denselben die Ameiseneier findet. Voraussetzung, ein mittelalter licher Schriftsteller, ist noch weit phantastischer als Plinius; er stellte sich die Goldgewinnung so vor, daß in dem Schoßraum Alt von Lappland an Fisch Namens „Trevion“ gefangen werde, der im Winter schwarz, im Sommer weiß sei. Das Schmalz dieses Fisches wirke auf das Gold ausgezeichnet; werde es nun an einem Seile auf den Grund dieses Flusses niedergelassen, so ziehe es die vor dort zahlreich lagernden Goldkörner an sich und so sei das Gold in Menge gesichert worden.

Arbeiterbaue. In dem Artikel „Gründen billige Wohnungen“ vorig. Jahrgang 1887, S. 282 haben wir das Bestrebungen von Dr. C. Bayer in Berlin ausführlich besprochen und dasselbe als sehr zweckmäßig für Fabriken bezeichnet. Auf der „Deutschen Allgemeinen Ausstellung für Unfallverhütung“ in Berlin bildeten die Arbeiterbauer gleichfalls einen wichtigen Punkt innerhalb der gesellschaftlichen Aufgabe, da diese sehr sorgfältig auf die Gesundheit der Arbeiter zu sparen und durch die Gewöhnung an größere Reinlichkeit auch der Ausbreitung ansteckender Krankheiten Einhalt zu gebieten. Der deutliche Wegweiser dazu in sorgfältiger Würdigung dieser Thatsachen einen Preis von tausend Mark ausgeschrieben, welchen derjenigen Einrichtung von Bädern für Arbeiter zuerkannt werden sollte, „welche sich durch Brauchbarkeit, Solidität, Einfachheit bei gleich gute empfindender und einfachster Beschaffenheit auszeichnet“. Von den ausgestellten Einrichtungen hat keine den gestellten Bedingungen voll kommen entsprochen. Am nächsten kamen denselben die Badeeinrichtungen der Firma Werner u. Konop. Die Leipziger Arbeiterbauvereinsbad von der Deutschen Jute Spinnerei und Weberei in Meusen (Arbeiterbauverband), einer die der Preis gekrönt wurde.

Das Preisgericht hat sich jedoch nicht auf die Preiserstellung beschränkt, sondern sich auch in dankenswerther Weise der Mühe unterzogen, Grundsätze für Errichtung von Arbeiterbädern aufzustellen, die in der von B. Knoblauch herausgegebenen Schrift „Arbeiterbaderinrichtungen“ im Commissions bei Carl Heymanns Verlag, Berlin, der Oeffentlichkeit übergeben worden sind.

Welcher Art diese Grundsätze sind, wollen wir nur an einigen Beispielen zeigen: Was die Brause anbelangt, so fordert das Gutachten vorerst, daß sie billig gestellt werde. Das seitherige aus der Decke herabstürzende Wasser ist namentlich schwächeren oder zu Ohnmachtigen neigenden Personen unzuträglich. Eine im Winkel von ungefähr 45 Grad stehende und unter geeignetem Druck ausströmende Brause wurde das Richtige treffen. Dies ist ein Grundsatz, der in vielen und besonders sogenannten feineren Bädern nicht durchgeführt ist; ebenso wissen die meisten der Badenden gar nichts von dem Unterschied in der Wirkung einer kalten oder heißen Brause.

Große Reinlichkeit hat das Preisgericht der Reinlichkeit der Badeeinrichtung zugewandt und sich gegen die Verwendung von Holzwerk im Baderaum ausgesprochen. Der Latten rost soll thunlichst vermieden werden. Man gebe Vorrichtung eines Fußschemels im Badraum ist abzuraten, da er besonders geeignet ist, Krankheitsstoffe aufzunehmen und zu übertragen. Derselbe sagt sich durch einen Zinkwasch auf mattierer Unterlage ersetzen. Räume und Bürsten sind mit anzugeben, weil durch ihren allen zu meinsamen Gebrauch Krankheitsstoffen übertragen werden können. Diese Regel sowie in allen öffentlichen Bädern befolgt werden, denn die ausgelegten Räume und Bürsten wirken oft verhängnißvoll selbst auf Personen, denen die Gefahr der Uebertragung von Haut und Hautkrankheiten durch die Benützung derselben nicht unbekannt ist, die aber vor gerissen haben, Kamm und Bürste in das Bad mitzubringen.

Möge das Gutachten des Preisgerichtes die wohlverdiente Beachtung finden und zum Fortschritt auf den Gebiete der Volksbäder führen!

Einheitlicher Personentarif in Preußen. Der bereits seit dem 1. April 1888 in den Bezirken der östlichen preußischen Eisenbahndirektionen gültige Personentarif wird mit dem 1. April dieses Jahres auch auf die drei westlichen Bezirke ausgedehnt, so daß von da ab für ganz Preußen einheitliche Sätze bestehen. Dieselben betragen in gewöhnlichen Personenzügen für die 4 Klassen 8, 6, 4 und 2 Pfennig für den Kilometer. Zur Schnellzüge auch Kurier- und Expreßzüge erhöht sich die Taxe für die drei ersten Klassen auf 9, 7½ und 4½ Pfennig; für Rückfahrkarten sind 12, 9 und 6 Pfennig zu zahlen; Karten 4. Klasse werden für Schnellzüge und als Rückfahrkarten nicht ausgegeben.

Beim man also die kilometrische Entfernung, so kann man sich mit Leichtigkeit die Kosten der Eisenbahnfahrten selbst ausrechnen.

Allerlei Kurzweil.

Rösselsprungrebus.

Dominoaufgabe.

A, B und C nehmen je acht Steine auf. Vier Steine, darunter Vier-Blanl, bleiben zwecks im Talon. B hat auf seinen Steinen 4 Augen mehr als A, aber 6 Augen weniger als C.

A setzt Doppel-Zwei aus und gewinnt dadurch, daß er die Partie bei der siebenten Runde mit Drei-Zwei an Drei sperrt. B konnte nur bei der zweiten Runde aussetzen. A und C haben nicht gepaßt. C behält Zwei Steine mit zusammen 14 Augen.

Die Summe der Augen auf den 14 gesetzten Steinen beträgt 86.

Welche Steine lagen im Talon? Welche Steine besitzt C übrig? Wie war der Gang der Partie?

Auflösung des Domonogrammus auf S. 36: Man beginne mit den kleinsten Buchstaben D und N und lasse hierauf die übrigen nach Maßgabe ihrer Größe folgen; dann erhält man: Prosit Neujahr!

A. St.

Auflösung des Scherzbilderrätsels auf S. 36: Freinnarren.

Logograph.

Mit I ein Thier,
Ein Thier mit d;
Von einem Thier
Stammt's der mit w.

Homonym.

An jäher Furcht ist einst vor meines Hammers Schlage,
Der nur vernichtend traf, ein großes Volk erbebt,
Doch welche Wandlung, ach, bald' ich seitdem erlebt.
Denn es verspottet nur die Welt mich hemmungslose. Oscar Leede.

Kapselrätsel.

Berg' ich den Liebesgott in mir,
Stellst du in meine Pracht dertunken,
Doch zeig' ich ohne Gott mich dir,
Werd' mit Behagen ich getrunken.
Emil Root.

Auflösung des Logographs auf S. 36:
Drache.

Auflösung des Räthsels auf S. 36:
Freunde — Feinde.

Auflösung des Trennungsräthsels auf S. 36:
Ja — Kalk! — Unfall.

Auflösung des Logographs auf S. 36:
Thier — Thor.

Auflösung des Kapselräthsels auf S. 36:
Spa — nie — n.

Auflösung der magischen Quadrate auf S. 36:

I.

T	H	A	L	E
H	O	R	E	B
A	R	A	G	O
L	E	G	A	L
E	B	O	L	I

II.

T	A	B	U	R
A	D	E	L	E
B	E	N	I	N
U	L	I	V	A
R	E	N	A	N

Auflösung der Skataufgabe Nr. 1 auf S. 36:

a. Bei folgender Sitzung: Skat: 17, 20.
Mittelhand: eW, wW, rZ, gK, sZ, sK, sO, sU, s9, s8, s7.
Hinterhand: rW, sW, rO, rZ, rU, rK, rK, gO, gU, g9, g8.
nimmt das Spiel folgenden Verlauf:

1.	s7, s7, eW (= 21).	3.	rK, gW, sW (= 4)
2.	rU, rK, r7 (= 10).	4.	sK, gZ, gO (= 20) über und s8, s7, eW

und der Spieler, welcher seinen Stich mehr abgiebt, hat mit Schneider gewonnen.

b. Karten dagegen die Gegner 43 mit 67 verkauften. Es ergeht sich folgender Lauf:

1.	s7, rK, eW (= 21).	1.	rZ, rO, eW (= 11)
2.	rU, rK, gW (= 17).	2.	sK, gZ??? (= 10)
3.	sZ, rA, sW, eO (= 25).	3.	gU, gK, sW (= 17)

und der Spieler hat mit Schneider verloren.

Auflösung der Schachaufgabe Nr. 1 auf S. 36:

1.	b e 2 — b 2 f 6 — e 5.	1.	. . . . K e 3 — d 3
2.	K d 5 — e 4 K e 3 — d 4 a).	2.	D b 2 — a 3 + K d 3 — e 3
3.	D b 2 — g 2 1 5 — f 4	3.	K d 5 — e 5 beliebig.
4.	D g 2 — e 4 matt.	4.	D e 2 — e 2 matt.
a)	2. . . . . f 4 — g 2		
	3. D b 2 — e 2 + K e 3 — f 4		
	4. K d 4 — e 6 matt.		
	1. . . . . f 4 — g 2	1.	. . . . f 6 — e 5.
	2. D b 2 — e 2 + K e 3 — f 4	2.	D b 2 — e 2 + K e 3 — f 4
	3. K d 4 — e 6 + K f 4 — f 5	3.	D e 2 — e 5 matt.
	4. D e 2 — e 5 matt.		

Auflösung der Kombinationsaufgabe auf S. 36:

Brownethens, Nord-, Terpsichore, Heidelberg, Andalusien, Griechisch Oldenburg, Rheinlachs, Adriawerpel, Sacramento — Pythagoras.

Kleiner Briefkasten.

(Anonyme Anfragen werden nicht berücksichtigt.)

A. Sch., St. Louis. Besten Dank für Ihren poetischen Gruß, aus dem wir mit Freude Ihre treue Anhänglichkeit an das alte Vaterland hierdurch den Dreang erkennen. Interessen haben Sie selbst gefühlt, daß Sie als Neuling noch nicht ganz sicher unter den Palmen der Dichtkunst wandeln, und so nehmen Sie es auch der „Gartenlaube" wohl nicht übel, wenn sie es bei der schlechthin Vorzüglichkeit Ihrer Gedichtchen sein Bewenden haben läßt.

Louise St. in B. Was Sie in den Zeitungsberichten über „Japanknabichen" angedeutet finden, ist ein neues Knallergemisch, welches „Knallerbsen" heißt, das „Ehre sei der Japaner, die sind leider mehr wie Knallchen, die geschossen, geknallt, in Cöln ausgeführt, wie Gewehrsalven schmecken. Im Nordamerika werden die Japanknabichen sind kultiviert, und dort werden sie auf ihren Nährwerth untersucht. Sie enthalten im Vergleich zu den Knallerbsen viel mehr Butter und mehr Feldschlächtige Albuminatstoffe, aber fast gar Stärke, die in der Kartoffel bis zu 18% vorkommt, nur Zucker und zwar 16,6%. Zu der Pflanze, eine perennierende Staude, entfernt verwandt ist, so kann sie auch ihre Anzucht empfehlen. Die Knöllchen werden vom Februar bis April in beliebiger, am besten durch etwas Sandgen Boden gelegt, und zwar 1 bis 3 Stück auf je 40 cm Entfernung und etwa 10 cm tief. Zur Pflege braucht man nur das Beet unkrautrein zu halten und die harter Trockenheit zu gießen. Die Ernte beginnt im November, und es empfiehlt sich, die Knöllchen leicht zu verwenden, da sie an der Luft rasch und schnarz werden. Man darf daraus das Beet mit Laub zu bedecken, damit man sie Winter ernten kann. Das Beet kräftig düngen. Geringere Sammlungsbringen werden gewiß in der Lage sein, gute Saatknöllchen auf Bestellung zu liefern.

H. P. in Kiew und R. S. in Baden. Geben Sie uns gefälligst Ihre genaue Adresse an, damit wir Ihnen beiliegend antworten können.

E. J. in Reichenberg, Böhmen. Es ist uns bekannt, daß Prof. Thierich seinen Rosen erfreut, indem er künstliche Rosen durch herausgeschnittene Hauptlappen in Gestalt bildet. Aber es ist langsam, ob er auch Rosenkorrektionen der von Ihnen angedeuteten Art vornimmt.

L. W. in Coblenz. Zu 1. Wann nach dortiger Spielweise Grund mit zwei Matadoren höher spielt als Null ouvert, so muß derselbe, welcher Null ouvert spielen will, das Skat mit wegnehmen, ansagen und beginnen und dann das Spiel ansagen, welcher niedriger ist als das, was welches er gesagt worden ist. — Zu Alter 2. Frage: Bei gleich hohen Spielen hat der Vorhand vor Mittelhand, und letzterer vor der Hinterhand das Vorrecht. Vergleiche die Skatordnung § 23 und § 27 der „Allgemeinen Deutschen Skatordnung" von H. Thiele. Verlag von Fred. Thomas in Leipzig.

R. W. in Rußland. Das einzige bis jetzt als durchaus zuverlässig bekannte Mittel gegen Zahnschmerzen ist das Zähneeinbohren. Wahrscheinlich ist es Ihnen auch bekannt, daß Sie Ihre Zähne durch Einbohren in die Zahnfleischen nach dem Ihnen schmerzenden Gegenstande ist die Nervenerregung besser hintanhalten können. Wahrscheinlich ist es Ihnen auch bekannt, daß Sie Ihre Zähne durch Einbohren in die Zahnfleischen nach dem Ihnen schmerzenden Gegenstande ist die Nervenerregung besser hintanhalten können.

In dem unterzeichneten Verlage ist erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

Gartenlaube-Kalender für das Jahr 1890.

15 Bogen 8° mit zahlreichen Illustrationen. Preis in elegantem Ganzleinenband 1 Mark.

Der Kalender enthält unterhaltende und belehrende Beiträge von **A. Thorn, W. Heimburg, P. von Schönthan, H. Villinger, Dr. L. Fürst, Dr. H. Tischler, Dr. K. Ruß, Rud. Feld, Schmidt-Weißenfels** u. A., prachtvolle Illustrationen erster Künstler.

Bestellungen auf den „Gartenlaube-Kalender" 1890 wolle man der Buchhandlung übergeben, welche die „Gartenlaube" liefert. Wo der Bezug auf Hindernisse stößt, wende man sich unter Einsendung von 1 Mark und 20 Pf. (für Porto) in Briefmarken direkt an die

Verlagshandlung von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kroner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von R. Wiede in Leipzig.

Halbheft 3. 1890.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1890. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Flammenzeichen.

(Fortsetzung.)

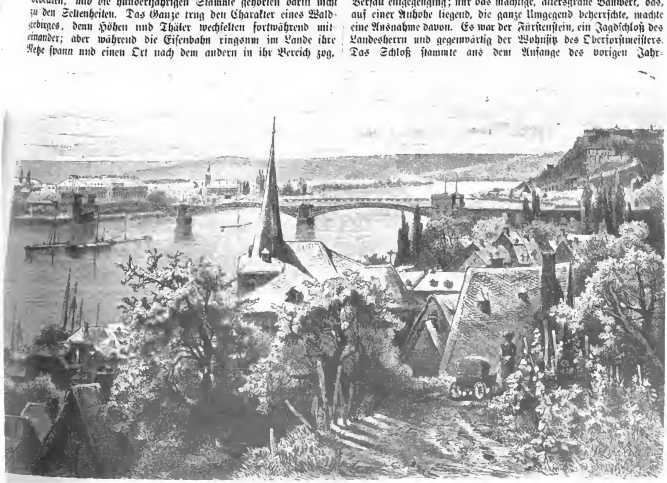
Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von E. Werner.

Es war wieder Herbst geworden und das warme, goldige Licht eines klaren Septembertages lag auf dem grünen Waldmeer, das sich endlos ausdehnte, so weit das Auge reichte.

Die mächtigen Forsten hatten noch etwas von den einstigen Urwäldern, die vor Jahrhunderten diesen Theil Süddeutschlands bedeckten, und die hundertjährigen Stämme gehörten darin nicht zu den Seltenheiten. Das Ganze trug den Charakter eines Waldgebirges, denn Höhen und Thäler wechselten fortwährend miteinander; aber während die Eisenbahn ringsum im Lande ihre Netze spann und einen Ort nach dem andern in ihr Bereich zog, lag der „Wald", wie dieser meilenweite Bezirk kurzweg im Volksmunde genannt wurde, noch so abgeschlossen da wie eine grüne Insel, kaum unberührt von all dem Wogen und Treiben draußen.

Hier und da tauchte aus dem Waldesgrün eine Ortschaft hervor oder ein altes Schloß, das, grau und verwittert, seinem Verfall entgegenging; nur das mächtige, altersgraue Bauwerk, das, auf einer Anhöhe liegend, die ganze Umgegend beherrschte, machte eine Ausnahme davon. Es war der Fürstenstein, ein Jagdschloß des Landesherrn und gegenwärtig der Wohnsitz des Oberforstmeisters. Das Schloß stammte aus dem Anfange des vorigen Jahr-



Koblenz mit Blick auf das königliche Residenzschloß.

hunderts und war mit der ganzen Rammverschwendung jener Zeit erbaut, wo der Jagdsitz eines Fürsten oft wochenlang den gesammten Hofstaat aufnehmen mußte. Aus der Entfernung war der Fürstenstein nur theilweise sichtbar, denn der Wald bedeckte den ganzen Schloßberg, und die grauen Mauern, die Thürme und Erker strebten aus grünen Tannenwipfeln empor. Erst wenn man vor dem Eingangsthore stand, hatte man den vollen Eindruck der Größe des alten Bauwerkes, dem sich noch eine Menge kleinerer Baulichkeiten aus späteren Zeiten anschlossen. Daß hier sorgfältig jedem Verfall vorgebeugt wurde, verstand sich von selbst, denn die zahlreichen Räumlichkeiten der oberen Stockwerke wurden zur Verfügung des Fürsten gehalten, der im Herbste die weiten hierherkam. Das ebenfalls sehr weitläufige Erdgeschoß dagegen war dem Oberforstmeister von Schonau eingeräumt, der schon seit Jahren hier seinen Wohnsitz hatte und sich mit einem sehr gastfreien Hause und häufigen Besuchen in der Nachbarschaft die Einsamkeit ganz angenehm zu gestalten wußte.

Er hatte auch jetzt Besuch: seine Schwägerin, Frau Regine von Eschenhagen, war gestern eingetroffen und ihr Sohn wurde gleichfalls erwartet. Die beiden Töchter des Wallmodenschen Hauses hatten sein anmuthvolle Parthien gemacht: während die ältere den Majoratsherrn von Burgsdorf heirathete, vermählte sich die jüngere mit einem Herrn von Schönau, der aus einer süddeutschen, ebenfalls reich begüterten Familie stammte. Die Schwestern waren trotz der Entfernung in regem, herzlichem Verkehr geblieben, und auch nach dem Tode der jüngeren, der vor einigen Jahren erfolgt war, blieben die freundschaftlichen Beziehungen der Verwandten bestehen.

Es hatte allerdings seine eigene Bewandtniß mit dieser Freundschaft, denn der Oberforstmeister stand ein für allemal auf dem Kriegsfuße mit seiner Schwägerin. Da sie beide gleich derbe und rücksichtslose Naturen waren, geriethen sie bei jeder Gelegenheit aneinander, vertrugen sich zwar regelmäßig wieder und beschlossen, in Zukunft Frieden zu halten, aber dies Versprechen wurde ebenso regelmäßig gebrochen. Zu der nächsten Stunde gab es eine neue Meinungsverschiedenheit, die beiderseitig mit vollster Leidenschaft durchgefochten wurde, bis der Zank von neuem im Gange war.

Augenblicklich jedoch schien eine ungewöhnliche Eintracht zwischen den beiden zu herrschen, die auf der kleinen Terrasse vor dem Empfangszimmer saßen. Der Oberforstmeister, trotz seiner vorgerückten Jahre noch ein stattlicher Mann, mit kräftigen, sonnenverbrannten Zügen und kraft- ergreifenden, aber noch vollem Haar und Bart, lehnte sich behaglich in seinen Stuhl zurück und hörte seiner Schwägerin zu, die wie gewöhnlich das Wort führte. Sie stand jetzt bereits im Anfange der Fünfziger, hatte sich aber kaum verändert in dem letzten Jahrzehnt, denn die Jahre vermochten dieser urkräftigen Natur nicht viel anzuhaben. Zu dem Gesicht zeigte sich wohl hier und da ein Fältchen, und in das dunkle Haar woben sich vereinzelte Silberfäden, aber die grauen Augen hatten nichts von ihrer Klarheit und Schärfe verloren, die Stimme war noch ebenso laut und volltönend, die Haltung ebenso energisch wie früher. Man sah es, die Dame führte noch wie vor den Kommandostab in ihren Reiche.

„Also Willy kommt in acht Tagen," sagte sie soeben. „Er war mit den Erntearbeiten noch nicht ganz fertig; aber in der nächsten Woche sind sie zu Ende, und dann macht er sich auf die Brautfahrt. Die Sache ist ja längst abgemacht zwischen uns, aber ich war entschieden für den Aufschub, denn ein junges Ding von sechzehn oder siebzehn Jahren hat noch lauter Kinderein im Kopfe und kann einem ordentlichen Haushalt noch nicht vorstehen. Jetzt ist Toni zwanzig Jahre alt und Willy siebenundzwanzig, das paßt gerade. Du bist doch einverstanden, Schwager, daß wir nun mit der Verlobung unserer Kinder Ernst machen?"

„Ganz einverstanden!" bestätigte der Oberforstmeister, „und in allen übrigen sind wir ja einig. Die Hälfte meines Bermögens fällt bereinst an meinen Sohn, die andere Hälfte an meine Tochter, und mit der Mitgift, die ich ihr für die Heirath ausgesetzt habe, kannst Du auch zufrieden sein."

„Ja. Du bist darin mit Ivarsson gewesen. Was Willy betrifft, so hat er ja seit drei Jahren das Majorat von Burgsdorf angetreten, das übrige Vermögen bleibt kant Testament in meinen Händen, nach meinem Tode fällt es selbstverständlich auch an ihn. Noth zu leiden braucht das junge Paar gerade nicht, dafür ist hinreichend gesorgt. Also abgemacht!"

„Abgemacht! Wir feiern klare Himmel der verwandtschaftlichen Eintracht wurde hier durch die erste Wolke getrübt. Frau von Eschenhagen schüttelte den Kopf und sagte diktatorisch:

„Das geht nicht, die Hochzeit muß im Winter sein, im Frühjahr hat Willy keine Zeit zum Heirathen."

„Unsinn! Zum Heirathen hat man immer Zeit," erklärte Schonau ebenso diktatorisch.

„Auf dem Lande nicht," behauptete Frau Regine. „Da heißt es: erst die Arbeit und dann das Vergnügen. So ist es stets bei uns gewesen und so hat es auch Willy gelernt."

„Ich bitte mir aber sehr aus, daß er mir keiner jungen Frau eine Ausnahme macht, sonst hol' ihn der Kuckuck!" rief der Oberforstmeister ärgerlich. „Ueberhaupt, Du kennst meine Bedingung, Regine. Das Mädchen hat Deinen Sohn seit zwei Jahren nicht gesehen. Wenn er ihr nicht gefällt — sie hat freie Wahl."

Er trat seine Schwägerin damit an ihrer empfindlichsten Stelle, sie richtete sich im beleidigten Mutterstolze hoch auf.

„Mein lieber Moritz, ich traue Deiner Tochter denn doch einigen Geschmack zu. Im übrigen hatte ich es mit der guten alten Sitte, daß die Eltern ihre Kinder verheirathen. So war es zu unserer Zeit und wir haben uns wohl dabei befunden. Was verkehrt das junge Volk von solchen ernsten Dingen! Aber Du hast Deinen Mündern von jeher den Willen gelassen, man merkt es, daß keine Mutter im Hause ist."

„Ist das etwa meine Schuld?" fragte Schonau gereizt. „Sollte ich ihnen vielleicht eine Stiefmutter geben? Einmal habe ich es allerdings gewollt, aber da wollten Du ja nicht, Regine."

„Nein, ich habe an dem einen Male genug," lautete die trockene Antwort, die den Oberforstmeister noch mehr aufbrachte. Er zuckte spottisch die Achseln.

„Nun, ich dächte, aber den jetzigen Eschenhagen hätteet Du Dich nicht beklagen können! Der tanzte ja mit seinem ganzen Burgsdorf vollständig nach Deiner Pfeife. Bei mir hättest Du freilich das Regiment nicht so ohne weiteres angetreten."

„Aber in vier Wochen hätte ich es gehabt," erklärte Frau Regine mit Seelenruhe, „und Dich hätte ich zu allererst unter mein Kommando genommen, Moritz."

„Was? Das sagst Du mir ins Gesicht? Wollen wir es einmal probiren?" fuhr Schonau in voller Wuth auf.

„Danke, ich heirathe mich zum zweiten Male, gieb Dir keine Mühe."

„Kalt mir auch gar nicht ein! Ich habe genug an dem einen Korbe, Du brauchst mir keinen zweiten zu geben!"

Damit stieß der Oberforstmeister noch immer wüthend seinen Stuhl zurück und lief davon. Frau von Eschenhagen blieb ruhig sitzen, nach einer Weile sagte sie ganz freundschaftlich:

„Moritz!"

„Was giebt es?" grollte es von der anderen Seite der Terrasse.

„Wann kommt denn Herbert mit seiner jungen Frau?"

„Um zwölf Uhr!" klang es noch immer sehr grimmig herüber.

„Das freut mich. Ich habe ihn nicht wiedergesehen, seit er nach Cismer Residenz gesandt wurde, aber ich sagte es ja immer, Herbert ist der Stolz unserer Familie, mit dem man überall Staat machen kann. Jetzt ist er preußischer Gesandter am Cismer Hofe, ist Excellenz —"

„Und nebenbei ein junger Ehemann von sechsundfünfzig Jahren!" spottete der Oberforstmeister.

„Ja, er hat sich zeit gelassen zum Heirathen, aber dafür hat er auch eine glanzende Partie gemacht. Für einen Mann in seinen Jahren war es immerhin keine Kleinigkeit, eine Frau wie Adelheid zu gewinnen, jung, schön, reich —"

„Aber bürgerlicher Geburt," warf Schonau ein.

„Unsinn! Wer fragt heutzutage nach dem Stammbaum, wenn eine Million dahinter steht! Herbert kann sie brauchen; er hat sich sein Behagen mit knappen Mitteln durchschlagen müssen, und der Gesandtschaftsposten wird auch mehr Aufwand erfordern, als das Gehalt beträgt. Uebrigens braucht sich mein Bruder seines Schwiegervaters nicht zu schämen, Stahlberg war einer unserer ersten Industriellen und dabei ein Ehrenmann durch und durch. Schade, daß er sobald nach der Heirath seiner Tochter starb, jedenfalls hat sie eine sehr vernünftige Wahl getroffen."

„So, das nennst Du eine vernünftige Wahl, wenn ein Mädchen von achtzehn Jahren einen Mann nimmt, der ihr Vater sein könnte?“ rief der Oberforstmeister, der im Eifer des Gefechtes allmählich wieder näher kam. „Freilich, man wird ja Frau Varonin und Excellenz, man spielt als Gemahlin des preußischen Gesandten eine erste Rolle in der Gesellschaft. Wie ist diese schöne, kühle Absicht mit ihren ‚vernünftigen‘ Ansichten, die einer Großmutter Ehre machen würden, ganz und gar nicht sympathisch. Ein unvernünftiges Mädel, das sich bis über beide Ohren verliebt und dann den Eltern erklärt: ‚Der oder keiner!‘ ist mir viel lieber.“

„Das sind ja schöne Ansichten für einen Familienvater!“ rief Frau von Eschenhagen entrüstet. „Ein Glück, daß Toni noch meiner Schwester geraten ist und nicht nach Dir, sonst könntest Du eines Tages dergleichen an Deinem eigenen Kinde erleben. Da hat Stahlberg seine Tochter doch besser erzogen, ich weiß es von ihm selbst, daß sie in erster Linie seinem Wunsche folgte, als sie Herbert die Hand reichte, und so ist es auch in der Ordnung, so gehört es sich, aber Du verstehst nichts von Kinder erziehung.“

„Was? Ich soll als Mann und Vater nichts davon verstehen?“ schrie der Oberforstmeister, fuchtelnd vor Aerger. Die beiden waren auf dem besten Wege, wieder aneinander zu gerathen, aber diesmal wurden sie glücklicherweise unterbrochen, denn ein junges Mädchen, die Tochter des Hausherrn, trat auf die Terrasse.

Antonie von Schönau konnte eigentlich nicht für hübsch gelten, aber sie hatte die stattliche Gestalt ihres Vaters und ein feisches, blühendes Gesicht, mit hellen, brannen Augen. Das braune Haar war in einfachen Flechten um den Kopf gelegt und die Kleidung, obgleich dem Stande der jungen Dame angemessen, zeigte die gleiche Einfachheit. Uebrigens stand Antonie in den Jahren, wo die Jugend jeden anderen Reiz ersetzt, und als sie herantrat, frisch, gesund, lieblich in ihrer ganzen Erscheinung, war sie so recht eine Schwiegertochter nach dem Herzen der Frau von Eschenhagen, die sofort den Streit abbrach und ihr freundlich zunickte.

„Vater, soeben kommt der Wagen von der Bahnstation zurück,“ sagte die junge Dame in sehr bedächtigem, etwas schleppendem Tone. „Er ist schon an Fuße des Schloßberges, der Onkel Wallmoden wird in einer Viertelstunde hier sein.“

„Der Tausend, da sind sie schnell gefahren!“ rief der Oberforstmeister, dessen Gesicht sich gleichfalls ansehnlich bei der Nachricht. „Die Fremdenzimmer sind doch in Ordnung?“

Toni nickte so gelassen, als verstehe sich das von selbst, und während ihr Vater aufbrach, um nach dem Wagen zu sehen, der die Gäste brachte, fragte Frau von Eschenhagen, mit einem Blick auf das Körbchen, welches das junge Mädchen in der Hand trug:

„Nun, Toni, bist Du wieder fleißig gewesen?“

„Ich war im Hühnergarten, liebe Tante. Der Gärtner behauptete, es gäbe noch reine reifen Birnen, ich habe aber selbst nachgesehen und einen Korb voll gesammelt.“

„Recht so, mein Kind!“ sagte die künftige Schwiegermutter hocherfreidigt. „Man muß überall selbst die Augen und Hände haben und sich nie auf seine Leute verlassen. Du wirst einmal eine tüchtige Gutsherrin werden! Aber nun komm, wir wollen gleichfalls hinunter und Deinen Onkel begrüßen.“

Herr von Schönau war bereits vorangegangen und schritt eben die breite, steinerne Freitreppe hinab, die nach dem Schloß hofe führte, als aus einem der Seitengebäude ein Mann trat, der jetzt stehen blieb und respektvoll grüßend den Hut zog.

„Sieh da, Stadinger! Was machen Sie denn hier in Forstgeschäften?“ rief der Oberforstmeister. „Kommen Sie doch näher!“

Stadinger kam der Aufforderung nach; trotz seiner riesigen Haare schritt er noch rüstig vorwärts, in strammer, aufrechter Haltung, und aus dem brannen, verwitterten Gesichte blickte ein paar scharfer, dunkler Augen.

„Ich war bei dem Schußstastellan, Herr Oberforstmeister,“ begann er, „und hab' angefragt, ob er mir nicht ein paar von meine Leuten zur Aushilfe geben kann, denn bei uns in Rodeck ist es jetzt drunter und drüber, wir haben nicht Hände genug all die Arbeit.“

„Ja so, Prinz Egon ist zurück von seiner Orientreise, ich habe es schon gehört,“ sagte Schönau. „Wie ist er denn aber gerade diesmal auf Rodeck verfallen, auf das kleine Waldnest, das weder Raum noch Bequemlichkeit bietet?“

Stadinger zuckte die Achseln.

„Das weiß der Himmel! Bei unserer jungen Durchlaucht darf man ja nie nach dem Warum fragen. Eines Morgens kam die Nachricht, und nun hieß es Haus über Kopf das Schloß in Stand setzen, so gut oder schlecht das eben ging. Ich habe Noth und Mühe genug gehabt, nun in zwei Tagen fertig zu werden.“

„Das glaube ich, Rodeck ist ja seit Jahren nicht bewohnt worden, aber auf diese Weise kommt doch wieder einmal etwas Leben in das alte Gemäuer.“

„Aber dabei wird das alte Gemäuer vollständig auf den Kopf gestellt,“ brummte der Schloßverwalter. „Wenn Sie nun wüßten, wie es bei uns aussieht, Herr Oberforstmeister! Der ganze Jagdzaal ist vollgepfropft mit Löwen- und Tigerfellen und allerhand angestopftem Getbier und die lebendigen Affen und Papageien sitzen in allen Zimmern herum. Das ist ein Fratzenschneiden und ein Lärm, daß man oft sein eigenes Wort nicht hört. Und nun hat mir Durchlaucht noch angekündigt, daß ein ganzer Trupp Elefanten und eine ganze Seefchlange unter wegs seien. Ich denke, mich soll der Schlag treffen.“

„Was ist unterwegs?“ fragte Schönau, der nicht recht gehört zu haben glaubte.

„Eine Seefchlange und ein Dutzend Elefanten! Ich habe mich dagegen gewehrt mit Händen und Füßen. ‚Durchlaucht,‘ habe ich gesagt, ‚noch mehr von dem Getbier können wir nicht unterbringen, wo allem die Seefchlange nicht, denn solch ein Vieh braucht doch Wasser, und wir haben keinen Teich in Rodeck. Und was die Elefanten betrifft, so müßten wir sie gerade im Walde an die Bäume binden, sonst weiß ich keinen Rath.‘ ‚Gut,‘ sagte Durchlaucht, dann binden wir sie an die Bäume, das wird sich sehr malerisch ausnehmen, und die Seefchlange geben wir einst weilen in Fürstenfelsen in Pension, der Schloßweiher ist groß genug!‘ Ja bitte Sie, Herr Oberforstmeister, er will die ganze Nachbarschaft mit den Ungethümen bevölkern!“

Der Oberforstmeister lachte laut auf und klopfte dem Alten, der sich seiner bedeutenden Gunst zu erfreuen schien, auf die Schulter.

„Aber Stadinger, haben Sie denn das wirklich für Ernst genommen? Sie kennen doch Ihren Prinzen! Er scheint allerdings nicht viel gesehter zurückgekommen zu sein, als er vorgegangen ist.“

„Nein, wahrhaftig nicht!“ seufzte Stadinger. „Und was Durchlaucht nicht weiß, das hebt der Herr Mojanow aus. Der treibt es noch zehnmal ärger. Daß uns nur gerade ein solcher Tollhopf in das Haus salten mußte!“

„Mojanow? Wer ist das?“ fragte Schönau, aufmerksam werdend.

„Ja, das weiß man eigentlich nicht recht, aber bei uns ist er so ziemlich alles, denn Durchlaucht kann nicht leben ohne ihn. Er hat diesen ‚Freund‘ irgendwo da hinten in den heidnischen Ländern aufgegriffen, es wird wohl selbst ein halber Heide oder Türke sein, er sieht ganz danach aus, mit seinem dunklen Gesicht und seinen schwarzen Feuerangen. Und das kommandiren verlebt er aus dem Grunde, er jagt oft die ganze Dienerschaft durcheinander mit seinen Befehlen und thut, als wäre er Herr und Meister in Rodeck. Aber bildhübsch ist er, fast noch hübscher als unser Prinz, und der hat strenge Anweisung gegeben, seinen Freunde in allen Stücken zu gehorchen wie ihm selber.“

„Vermuthlich irgend ein Abenteurer, der den jungen Fürsten ausbeutet, ich kann es mir denken,“ murmelte Schönau und laut setzte er hinzu: „Nun Gott beholden, Stadinger, ich muß jetzt meinen Schwager begrüßen, und wegen der Seefchlange lassen Sie sich keine grauen Haare wachsen. Beim Durchlaucht Ihnen wieder damit droht, so sagen Sie nur, ich würde ihr mit Vergnügen den Fürstenfelsener Weiher anbieten, aber erst müßte ich sie leibhaftig vor mir sehen!“

Er winkte lachend dem alten Verwalter zu, der sehr getröstet aussah, und schritt nach dem Eingangsthor. Inzwischen war auch Frau von Eschenhagen mit ihrer Nichte erschienen, und jetzt wandte auf dem breiten Waldwege des Schloßberges der Wagen sichtbar, der wenige Minuten später im Schloßhofe vorfuhr.

Regine war die erste bei der Begrüßung; sie drückte und schüttelte ihrem Bruder so herzhaft die Hand, daß er mit einem leisen Aufzucken die seinige zurückzog. Der Oberforstmeister war

etwas zurückhaltender, er hegte eine gewisse Scheu vor seinem diplomatischen Schwager, dessen Sarkasmen er im geheimen fürchtete, während Toni sich weder durch den Onkel Excellenz noch durch dessen Gemahlin aus ihrer Gelassenheit bringen ließ.

An Herbert von Wallmoden waren die Jahre nicht so fourlos vorübergegangen wie an seiner Schwester. Er hatte recht gealtert, sein Haar war völlig ergraut und der sarkastische Zug um die schmalen Lippen hatte sich vertieft. Sonst aber war er ganz der kühle, vornehme Diplomat geblieben, vielleicht noch um einige Grade kälter und zurückhaltender als früher. Mit der hohen Stellung, die er gegenwärtig einnahm, schien auch die Ueberlegenheit gewachsen zu sein, die er von jeher gegen seine Umgebung gezeigt hatte.

Die junge Frau an seiner Seite ware allerdings von jedem Fremden für die Tochter des Gesunden gehalten worden. Jedenfalls hatte dieser bei seiner Wahl Geschmack bewiesen. Adelheid von Wallmoden war in der That schön, freilich von jener kühlen, ernsten Schönheit, die auch nur kühle Bewunderung zu erwecken pflegt, aber sie schien der Lebensstellung, die diese Ehe ihr gab, in jeder Hinsicht gewachsen zu sein. Die kaum neunzehnjährige Frau, die erst seit sechs Monaten vermählt war, zeigte eine so vollendete Sicherheit des Benehmens, eine so unbedingte Beherrschung aller Formen, als habe sie bereits ein halbes Menschenalter an der Seite des alternden Gemahls gelebt.

Wallmoden war seiner jungen Gattin gegenüber die Artigkeit und Aufmerksamkeit selbst. Er bot ihr auch jetzt den Arm, um sie nach ihrem Zimmer zu führen, er selbst aber kehrte schon nach Verlauf von einigen Minuten zurück, um seine Schwester aufzusuchen, die ihn auf der Terrasse erwartete.

Das Verhältniß zwischen den beiden Geschwistern war in mancher Hinsicht ein eigenthümliches. Sie waren die schroffsten Gegensätze in der äußeren Erscheinung wie im Charakter und auch gewöhnlich verschiedener Meinung, aber die Blutsverwandtschaft gab ihnen trotzdem das Gefühl engster Zusammengehörigkeit. Das zeigte sich jetzt, wo sie nach langer Trennung wieder beieinander saßen.

Herbert wurde zwar wieder etwas nervös bei diesem Gespräche, denn Regine fand es nicht für gut, ihre derbe Art zu mäßigen, und setzte ihn mehr als einmal in Verlegenheit mit ihren rücksichtslosen Fragen und Bemerkungen, aber er hatte längst gelernt, das als unvermeidlich hinzunehmen, und ergab sich auch jetzt mit einem Seufzer darein.

Man sprach zunächst von der bevorstehenden Verlobung Wilibalds mit Tonie, die Wallmoden vollständig billigte. Er fand die Partie gleichfalls sehr passend, und man war ja auch in der Familie längst einig darüber. Jetzt aber schlug Frau von Eichenhagen ein anderes Thema an.

„Nun, wie fühlst Du Dich denn eigentlich als Ehemann, Herbert?“ fragte sie. „Du hast Dir allerdings Zeit gelassen, aber besser spät als gar nicht, und im Grunde hast Du mit Deinen grauen Haaren doch noch ein unverschämtes Glück gemacht.“

Den Gefallen schien diese Anspielung auf seine Jahre nicht gerade angenehm zu sein, er preßte einen Augenblick die schmalen Lippen zusammen und entgegnete dann mit einiger Schärfe:

„Du könntest wirklich in Deinen Ausdrücken etwas taktvoller sein, liebe Regine! Ich kenne mein Alter sehr genau, aber die Lebensstellung, die ich meiner Braut als Morgengabe brachte, dürfte den Unterschied der Jahre doch einigermaßen ausgleichen.“

„Nun, ich dächte, die Mitgift, die sie Dir zubrachte, wäre auch nicht zu verachten!“ meinte Regine, ganz unbefangen nur die Zurechtweisung. „Hast Du Deine Frau schon bei Hofe vorgestellt?“

„Erst vor vierzehn Tagen in der Sommerresidenz. Die Trauer um meinen Schwiegervater legte uns zu vieler Rücksichtsgegenheit auf, im Winter werden wir allerdings ein Haus machen, wie meine Stellung es erfordert. Uebrigens war ich aufs angenehmste überrascht von der Art, wie Adelheid sich bei Hofe einführte. Sie bewegte sich auf dem ihr völlig fremden Boden mit einer Ruhe und Sicherheit, die geradezu bewundernswerth war. Ich habe da wieder von neuem eingesehen, wie glücklich meine Wahl in jeder Hinsicht gewesen ist. — Doch ich wollte Dich ja nach verschiedenen Dingen aus der Heimath fragen. Vor allem, wie geht es Fallenried?“

„Nun, das brauchst Du doch nicht erst von mir zu hören, Ihr schreibt Euch ja regelmäßig!“

„Ja, aber seine Briefe werden immer kürzer und einsilbiger. Ich habe ihm meine Vermuthung anssührlich gemeldet, aber nur einen sehr kalonischen Glückwunsch erhalten. Du mußt ihn doch häufig sehen, seit er in das Kriegsministerium berufen ist, die Stadt ist ja nahe genug.“

Ueber Reginens eben noch so helle Züge glitt ein Schatten und sie schüttelte leise den Kopf.

„Da bist Du im Irrthum, der Chef läßt sich kaum mehr in Burgsdorf sehen, er wird immer starrer und unzugänglicher.“

„Das weiß ich leider, aber mit Dir pflegte er sonst immer eine Ausnahme zu machen, und ich hoffte viel von Deinem Einfluß, seit er wieder in Eurer Nähe weilt. Heut Du es denn nicht versucht, die alten Beziehungen wieder herzustellen?“

„Im Anfange wohl, aber ich habe es schließlich aufgegeben, denn ich sah, daß sie ihm lästig waren. Da ist nichts zu machen, Herbert! Seit der unglücklichen Katastrophe, die wir beide mit erlebten, ist der Mann wie zu Stein geworden. Du hast ihn ja einige Male wiedergesehen seitdem und weißt, was da alles zu Grunde gegangen ist.“

Wallmodens Stirn hatte sich gleichfalls umwölkt und seine Stimme gewann einen herben Klang, als er erwiderte: „Ja, der Bube, der Hartmut hat ihn auf dem Gewissen! Aber jetzt liegen doch mehr als zehn Jahre dazwischen und ich hoffte, Falkenried würde sich allmählich dem Leben wieder zuwenden.“

„Ich habe es nie gehofft,“ sagte Frau von Eichenhagen ernst. „Der Streich ist an die Wurzel gegangen! Ich werde ihn mein Lebtag nicht vergessen, den unglücklichen Abend in Burgsdorf, wo wir warteten und warteten, erst mit Unruhe und Sorge, dann mit Todesangst. Du erriethest gleich die Wahrheit, aber ich wollte sie nicht aufkommen lassen, und nun vollends Falkenried! Ich sehe ihn noch, wie er am Fenster stand und in die Nacht hinausstarrte, bleich wie ein Todter, mit zusammengebissenen Zähnen, und auf jede Beschwichtigung und Vermuthung nur die eine Antwort hatte: ‚Er kommt! Er muß kommen! Ich habe sein Wort!‘ Und als Hartmut trotz alledem nicht kam, als die Nacht hereinbrach und wir endlich auf unsere Anfrage bei der Bahnstation erfuhren, daß die beiden im Wagen angekommen und dann mit dem Munitionszuge davongefahren seien — Gott im Himmel, wie sah der Mann aus, als er sich so stumm und starr zum Gehen wandte! Ich nahm Dir das Versprechen ab, ihm nicht von der Seite zu gehen, denn ich glaubte, er würde sich eine Kugel vor den Kopf schießen.“

„Da hast Du ihn falsch beurtheilt,“ sagte Wallmoden mit voller Bestimmtheit. „Ein Mann wie Falkenried hält es für Feigheit, Hand an sich zu legen, selbst wenn ihm das Leben zur Folter wird. Er hält aus, auch auf dem verlorenen Posten. Was freilich geschehen wäre, wenn man ihn damals wirklich hätte gehen lassen, das wage ich nicht zu entscheiden.“

„Ich weiß, er forderte seinen Abschied, weil es sich mit seinem Ehrbegriffen nicht vertrug, weiter zu dienen, nachdem sein Sohn zum Verräther geworden war. Es war ein Verzweiflungsschritt.“

„Ja wohl, und es war ein Glück, daß man eine militärische Kraft wie die seinige nicht entbehren konnte und wollte. Der Chef des Generalstabes nahm sich ja persönlich der Sache an und brachte sie vor den König, und man kam schließlich überein, den ganzen unseligen Vorfall, wenigstens so weit er für den Vater hätte Folgen haben können, als einen unsinnigen Knabenstreich zu behandeln, den ein tadelverdienter Offizier nicht zum Opfer fallen dürfe. Falkenried mußte sein Gesuch zurückziehen, wurde in die leere Garnison versetzt und die Sache selbst möglichst todtgeschwiegen. Jetzt, nach zehn Jahren, ist sie ja auch in der That begraben und vergessen von aller Welt.“

„Nur von einem nicht,“ ergänzte Regine. „Mir wendet sich oft das Herz im Leibe um, wenn ich denke, was Falkenried einst war und was er jetzt ist. Die bitteren Erfahrungen seiner Ehe hatten ihn wohl ernst und ungesellig gemacht, aber in guten Stunden brach es doch wieder so warm und herzlich aus seinem Innern hervor, da war er so ganz der Alte, mit der vollen Liebenswürdigkeit seines Wesens. Jetzt ist das alles vorbei, jetzt kennt er nur noch starres eisernes Pflichtgefühl, alles andere ist todt und erstorben. Sogar die alten Freundschaftsbezeichnungen sind ihm peinlich geworden — man muß ihn seinen Weg gehen lassen!“

Kaiſerin Auguſta †.

Sie brach ab mit einem Seufzer, der verriet, wie nahe ihr das Geschick des einzigen Jugendfreundes ging, und die Hand auf den Arm ihres Bruders legend, schloß sie:

„Wirklich hast Du recht, Herbert, man wählt in späteren Jahren am besten und vernünftigsten. Du hast das Schicksal Falkenrieds nicht zu fürchten. Deine Frau stammt aus einer guten Art. Ich habe Stahlberg ja auch gekannt, er hat sich mit Ernst und Tüchtigkeit zu den Höhen des Lebens emporgearbeitet und ist auch als Millionär der Ehrenmann geblieben, der er von jeher war, und Adelheid ist in jedem Zuge die Tochter ihres Vaters. Du hast Dich besser vorgesehen, und ich gönne Dir Dein Glück von Herzen."

Das Jagdschlößchen Rodeck, das zu den fürstlich Adelsbergschen Besitzungen gehörte, lag etwa zwei Stunden von Fürstenstein entfernt, mitten in tiefster Waldeseinsamkeit. Das kleine, ziemlich geschmacklose Gebäude enthielt höchstens ein Dutzend Zimmer, deren veraltete und verdürftete Einrichtung man jetzt, so gut es in der Eile gehen wollte, in stand gesetzt hatte. Das Schlößchen war seit Jahren nicht benutzt worden und sah auch etwas vernachlässigt aus, aber wenn man aus dem tiefen dunklen Forst in die Lichtung heraustrat und am Ende des weiten grünen Rasenplatzes das alte graue Gemäuer mit seinem hohen spitzen Ziegeldach und den vier Türmchen an den Ecken erblickte, hatte es doch etwas von einer Waldidylle an sich.

Die Adelsberg waren ein ehemals reichsfürstliches Geschlecht, das allerdings schon längst seine Souveränität verloren hatte, dem aber mit dem Fürstentitel auch ein riesiges Vermögen und ein sehr bedeutender Grundbesitz verblieben war. Die einst weit verzweigte Familie zählte gegenwärtig nur noch wenige Vertreter, die Hauptlinie nur einen einzigen, den Fürsten Egon, der als Herr der sämmtlichen Familiengüter und überdies durch seine verstorbene Mutter mit dem regierenden Hause nahe verwandt unter dem Adel des Landes die erste Rolle spielte.

Der junge Prinz hatte von jeher für einen Bildung gegolten, der bisweilen sehr excentrischen Neigungen huldigte und sehr wenig nach der fürstlichen Etikette fragte, wenn es galt, irgend einer augenblicklichen Laune zu folgen. Der alte Fürst hatte seinen Sohn ziemlich scharf im Zügel gehalten, aber sein Tod machte Egon von Adelsberg verhältnißmäßig sehr früh zum unumschränkten Herrn seines Willens.

Er kehrte seit eben von einer Dienreise zurück, die ihn fast zwei Jahre lang fern gehalten hatte, aber anstatt das fürstliche Palais in der Stadt oder eins seiner anderen Schlösser zu beziehen, die für einen Sommer- und Herbstaufenthalt mit aller nur erdenklichen Pracht eingerichtet waren, hatte er den Einfall, das alte Waldnest, das kleine, halb vergessene Rodeck aufzusuchen, das gar nicht auf die Ehre vorbereitet war, den Herrn aufzunehmen, und auch nur eine nothdürftige Unterkunft bieten konnte. Der alte Stadinger hatte recht, man durfte bei dem Prinzen Egon nie nach dem Warum fragen, es hing da alles von der augenblicklichen Laune ab.

Es war in den Vormittagsstunden eines sonnigen Herbsttages. Auf dem Rasenplatze standen zwei Herren im Jagdanzuge und sprachen mit dem Schloßverwalter, während ein leichter, offener Wagen drüben auf den Wieswege zur Abfahrt bereit stand.

Die beiden jungen Männer hatten auf den ersten Blick eine gewisse Aehnlichkeit miteinander. Es waren hochgewachsene, schlanke Gestalten, mit tiefgebräunten Gesichtern und Augen, in denen der ganze jeurige Uebermuth der Jugend blitzte; aber bei näherer Betrachtung zeigte es sich doch, wie unendlich verschieden die beiden waren.

Bei dem Jüngeren, der etwa vierundzwanzig Jahre alt sein mochte, entstammte diese südliche Färbung offenbar nur dem längeren Aufenthalt unter einer heißeren Sonne, denn das krause blonde Haar und die blauen Augen paßten nicht dazu, sie verriethen den Deutschen. Ein leichter blonder Bart, kraus wie das Haar, umgab ein hübsches, offenes Gesicht, das allerdings nicht den strengen Formen der Schönheit entsprach. Die Stirn war etwas zu niedrig, die Linien nicht regelmäßig genug, aber es lag etwas in diesem Antlitz, das wie heller Sonnenschein jeden anmuthete und jeden gewann.

Sein Gefährte, der um einige Jahre älter war, hatte nun freilich nichts von diesem Sonnenschein, aber seine Erscheinung war entschieden die bedeutendere. Schlank wie der jüngere, überragte er diesen doch an Größe, und die dunkle Hautfarbe hatte bei ihm wohl nicht allein der Sonnenbrand geschaffen. Es war jenes matte Braun, das selbst ein lebensfrisches Gesicht bleich erscheinen läßt, und das blänlich schwarze Haar, das in dichten Wellen auf die hohe Stirn fiel, ließ diese anscheinende Blässe noch mehr hervortreten. Schon war dies Antlitz wohl mit seinen edlen, stolzen Linien, die sich in fest und energisch ausprägten, aber mit ihnen traten auch die tiefen Schatten hervor, die auf der Stirn und in den Augen lagen, Schatten, wie man sie selten in so jugendlichen Zügen findet. Die großen dunklen Augen, die etwas Düsteres hatten, sprachen von heißer, ungezügelter Leidenschaft, es lohrte ein Feuer darin, das zugleich unheimlich und rathselhaft anziehend war. Man fühlte es, daß sie mit dämonischer Gewalt bestricken konnten, und die ganze Persönlichkeit des Mannes hatte etwas von diesem unheimlich fesselnden Zauber.

„Ja, ich kann Dir nicht helfen, Stadinger," sagte soeben der jüngere der beiden Herren, „die neue Sendung muß ausgepackt und untergebracht werden, wo — das ist Deine Sache."

„Aber Durchlaucht, wenn es doch absolut nicht möglich ist", widersprach der Schloßverwalter in einem Tone, der verrieth, daß er auf ziemlich vertrautem Fuße mit seinem jungen Herrn stand. „In Rodeck ist kein Winkelchen mehr frei, ich habe schon Mühe genug gehabt, die Dienerschaft unterzubringen, die Durchlaucht mitbrachten, und nun kommen alle Tage Kisten an, groß wie die Häuser, und immer heißt es: Packe aus, Stadinger! Schaffe Platz, Stadinger!' Und dabei stehen in den andern Schlössern die Zimmer unbenutzt leer —"

„Brumme nicht, alter Waldgeist, sondern schaffe Platz!" unterbrach ihn der junge Fürst. „Die Sendungen werden hier in Rodeck aufgestellt, wenigstens vorläufig, und im schlimmsten Falle mußt Du Deine eigene Wohnung hergeben."

„Ja wohl, Stadinger hat Raum genug in seiner Wohnung," mischte sich jetzt der zweite Herr ein. „Ich werde das selbst anordnen und ausmessen."

„Die Jenz kann ihm ja dabei helfen," unterstützte der Fürst den Vorschlag seines Genossen. „Sie ist doch daheim?"

Stadinger sah den Fragenden von oben bis unten an, dann antwortete er trocken:

„Nein, Durchlaucht, die Jenz ist fort."

„Fort?" fuhr der Fürst auf. „Wo ist sie denn?"

„In der Stadt," lautete die lakonische Antwort.

„Was? Du wolltest Dein Enkelkind ja den ganzen Winter hier in Rodeck behalten!"

„Das hat sich geändert," versetzte der Schloßverwalter mit unerschütterlicher Ruhe. „Jetzt ist um noch meine Schwester, die alte Reß, daheim; wenn Sie mit der die Wohnung ausmessen wollen, Herr Rosanow — es wird ihr eine große Ehre sein!"

Rosanow warf dem Alten einen nichts weniger als freundschaftlichen Blick zu, der junge Fürst aber sagte strafend:

„Höre, Stadinger, Du behandelst uns in einer ganz unverantwortlichen Weise. Jetzt nimmst Du uns sogar die Jenz fort, die einzige, die noch des Anschauens werth war. Was soll nun zur Abwechslung in Rodeck vorhanden sein, hat bereits die Schlitz hinter sich und wackelt mit den Köpfen, und die Küchendamen, die Du Dir zur Aushilfe vom Fürstenstein holt kommen lassen, beleidigen uns vollends unseren Schönheitssinn."

„Durchlaucht brauchen sie ja nicht anzuschauen," meinte Stadinger. „Ich sorge schon dafür, daß die Mägde nicht in das Schloß kommen, aber wenn Durchlaucht selbst in die Küche gehen wie vorgestern —"

„Nun, ich muß doch meine Dienerschaft bisweilen inspiciren! Uebrigens gehe ich nicht zum zweitenmal in die Küche, dafür hast Du gesorgt. Ich habe Dich im Verdacht, daß Du die sämmtlichen Häslichkeiten des Waldes zur Feier meiner Ankunft hier versammelt hast. Du solltest Dich schämen, Stadinger!"

Der Alte sah seinem Herrn fest und scharf in die Augen und seine Stimme hatte einen sehr nachdrücklichen Klang, als er antwortete:

„Ich schäme mich gar nicht, Durchlaucht. Als der hochselige Fürst, Ihr Herr Vater, mir den Auftrag gab, hier in Rodeck, Stadinger, ich verlasse mich auf Dich!' Nun, ich habe Ordnung gehalten, zwölf Jahre lang, im Schlosse und in meinem Hause erst recht, und das werde ich

auch in Zukunft thun. — Haben Durchlaucht sonst noch Befehle für mich?“

„Nein, Du alter Grobian!“ rief der junge Fürst, halb lachend, halb ärgerlich. „Mach', daß Du fortkommst, wir brauchen keine Moralpredigten.“

Stadinger geborchte, er grüßte und marschirte ab. Rojanow blickte ihm nach und zuckte spöttisch die Achseln.

„Ich bemunderte Deine Langmuth, Egon. Du gestattest Deinem Diener wirklich eine sehr weitgehende Freiheit.“

„Ja, der Stadinger ist eine Ausnahme,“ erklärte Egon. „Der erlaubt sich schließlich alles und übrigens hat er gar nicht so unrecht, wenn er die Jenz fortschickt, ich glaube, ich hätte es an seiner Stelle auch gethan.“

„Es ist aber nicht das erste Mal, daß dieser alte Schloßverwalter sich herausnimmt, Dich und mich förmlich zurechtzuweisen. Wenn ich sein Herr wäre — er hätte in der nächsten Stunde seine Entlassung.“

„Das sollte ich einmal probiren, das würde mir übel bekommen!“ lachte der junge Fürst. „Solch ein altes Familienerbstück, das schon der dritten Generation dient und einen als Kind auf den Armen getragen hat, will mit Hochachtung behandelt sein. Mit Befehlen und Verboten richte ich da gar nichts aus, Eher Stadinger thut doch, was er will, und ließ mir auch gestern früh den Text, wenn es ihm gerade einfällt.“

„Wenn Du es Dir gefallen läßt — mir ist so etwas unbegreiflich.“

„Das kannst Du auch nicht begreifen, Hartmut,“ sagte Egon ernster. „Du kennst nur die sklavische Unterwürfigkeit der Diener in Deiner Heimath und im Orient. Das faucht und bengt sich bei jeder Gelegenheit und betrachtet seinen Herrn, wo es nur weiß und kann. Stadinger ist von einer beneidenswerthen Grobheit, meine Durchlauchtigkeit schüchtert ihn nicht im mindesten ein, er sagt mir oft die ärgsten Dinge ins Gesicht, aber ich könnte Hunderttausende in seine Hände legen, es würde kein Pfennig davon verunreinigt, und wenn Rodeck in Flammen stände und ich wäre drinnen, der Alte, mit seinen siebzig Jahren, ginge eben sich zu besinnen mitten in das Feuer hinein — bei uns in Deutschland ist das eben anders.“

„Ja, bei Euch in Deutschland!“ wiederholte Hartmut langsam, und dabei verlor sich sein Blick träumerisch in das Waldesdunkel.

„Bist Du noch immer so dagegen eingenommen?“ fragte Egon. „Es hat mich Ueberredung und Bitten genug gekostet, Dich zu bewegen, daß Du mir folgtest, Du wolltest ja durchaus den deutschen Boden nicht wieder betreten.“

„Ich wollte auch, ich hätte es nicht gethan!“ sagte Rojanow finster. „Du weißt —“

„Daß hier allerlei bittere Erinnerungen für Dich wurzeln — ja, das hast Du mir gesagt, aber Du mußt doch damals noch ein Knabe gewesen sein, hast Du den alten Groll noch nicht überwunden? Du bist überhaupt in diesem Punkte von einer hartnäckigen Verschlossenheit, ich habe noch bis heute nicht erfahren, was es eigentlich gewesen ist, das Dich —“

„Egon, ich bitte Dich, laß das!“ fiel ihm Hartmut schroff ins Wort. „Ich habe Dir ein für allemal erklärt, daß ich Dir darüber nicht Rede stehen kann und will. Wenn Du mir vertrauen, so laß mich gehen, ich habe mich Dir nicht aufgedrängt, das weißt Du, aber dies Fragen und Forschen ertrage ich nun einmal nicht.“

Der kalte, rücksichtslose Ton, den er dem sürstlichen Freunde gegenüber anschlug, schien diesen nichts Neues zu sein, er zuckte nur die Achseln und sagte beschwichtigend:

„Wie gereizt Du wieder bist! Ich glaube, Du hast recht, wenn Du behauptest, die deutsche Luft mache Dich nervös. Du bist wie verwandelt, seit Du den Fuß auf diesen Boden gesetzt hast.“

„Möglich! Ich fühle es ja selbst, daß ich Dich und mich quäle mit diesen Stimmungen, darum laß mich fort, Egon!“

„Ich werde mich hüten! Habe ich Dich darum mit so vieler Mühe eingefangen, um Dich nun wieder fliegen zu lassen? Daraus wird nichts, Hartmut, ich lasse Dich um keinen Preis los.“

Die Worte klangen scherzhaft, aber Rojanow schien sie übel zu nehmen, seine Augen blitzten sast drohend auf, als er erwiderte:

„Und wenn ich nun fort will?“

„Dann hatte ich Dich so fest“ — Egon legte mit einem unendlich liebenswürdigen Ausdruck den Arm um die Schulter des Freundes — „und frage, ob dieser schlimme, barbarische Hartmut es verantworten kann, mich allein zu lassen. Fast zwei Jahre lang haben wir zusammen gelebt und Gefahr und Genuß getheilt wie zwei Brüder, und jetzt willst Du wieder in die Welt hinausstürmen, ohne nach mir zu fragen? Gelte ich Dir so wenig?“

Es lag eine so warme, herzliche Bitte in den Worten, daß Rojanows Gereiztheit davor nicht standhielt. Seine Augen leuchteten auf mit einem Ausdruck, der verrieth, daß er die leidenschaftlich schwärmerische Neigung, die der junge Fürst ihm entgegen trug, ebenso leidenschaftlich erwiderte, wenn er auch in ihrem bedeutenden Verhältnisse unbedingt der Herrschende war.

„Glaubst Du, daß ich einem andern zuliebe nach Deutschland gegangen wäre?“ fragte er leise. „Vergieb, Egon! Ich bin nun einmal eine unstete Natur, ich habe es nirgends lange ausgehalten an einem Orte, seit — seit meinen Knabenjahren.“

„So lerne es hier in meiner Heimath!“ fiel Egon ein. „Ich bin eigens nach Rodeck gegangen, um sie Dir in ihrer ganzen Schönheit zu zeigen. Dieses alte Gemäuer, das sich so mitten im tiefen Forst eingenistet hat wie ein Märchenschloß, ist ein Stück Waldpoesie, wie Du sie bei keinem meiner andern Schlösser findest, ich kenne Deinen Geschmack. — Aber jetzt muß ich weiterfahren sonst kommen wir nicht mit nach Försterseichen?“

„Nein, ich will Deine vielgepriesene Waldpoesie genießen, die Dir bereits langweilig zu sein scheint, da Du Besuche machen willst.“

„Ja, ich bin kein Poet wie Du, der den ganzen Tag schwärmen und träumen kann,“ sagte Egon lachend. „Wir haben ja eine volle Woche lang ein wahres Einsiedlerdasein geführt, aber nur von Sonnenschein und Badedauft und den Moralpredigten Stadingers allein kann ich nicht leben. Ich brauche Menschen, und der Oberförstermeister ist so ziemlich der einzige Umgang, den wir in der Nähe haben. Uebrigens in dieser Here von Schönau ein prächtiger, jovialer Mann, Du wirst ihn auch noch kennen lernen.“

Er rief durch einen Pfiff den harrenden Wagen herbei, reichte seinem Freunde die Hand und stieg ein. Rojanow blickte ihm nach, bis das Gefährt hinter den Bäumen verschwunden war, dann wandte er sich um und schlug einen der Wege ein, die in den Forst führten.

Er trug die Flinte über der Schulter, dachte aber augenscheinlich nicht an Jagen und Schießen, sondern schritt, wie in Gedanken verloren, immer weiter und weiter, planlos, ohne auf den Weg und die Richtung zu achten, die ihn zuguterletzt die tiefste Einsamkeit umgab.

Fürst Adelsberg hatte recht, er konnte den Geschmack seines Freundes. Diese Waldpoesie mit ihrem ganzen Zauber nahm ihn gefangen. Er war endlich stehen geblieben und athmete tief, tief auf, aber die Wolke auf seiner Stirn wollte nicht weichen, sie wurde nur düsterer, als er so an dem Stamme eines Baumes lehnte und die Augen umherschweifen ließ. Es lag etwas Friedloses und Freudloses in diesen schönen Zügen, das all die sonnige Schönheit ringsum nicht auszulöschen vermochte.

Er sah diese Gegend ja zum ersten Male; seine einstige Heimath lag weit entfernt, im Norden Deutschlands, hier erinnerte ihn nichts unmittelbar an die Vergangenheit und doch wachte gerade hier etwas auf, das längst ertorben zu sein schien, das sich nicht geregt hatte in all den Jahren, da er Länder und Meere durchmaß, da ihn die Wogen des Lebens umbrandeten und er in vollen, durstigen Zügen die Freiheit trank, der er so viel, der er alles geopfert hatte.

Die alten deutschen Wälder! Sie rauschten hier im Süden, wie dort im Norden, durch die Tannen und Eichen wehte derselbe Hauch, der dort in den Wipfeln der Föhren flüsterte, dieselbe Stimme, die einst dem Knaben so vertraut gewesen war, wenn er auf dem wogigen Waldboden lag. Er hatte so viele andere Stimmen seitdem gehört, lockend und schmeichelnd, verführerisch und begeisternd, hier klang es so ernst und doch so süß aus dem Waldesrauschen — die Heimath sprach darin zu dem verlorenen Sohne!

Da regte sich etwas drüben im Gebüsche. Hartmut blickte gleichgiltig auf, in der Meinung, daß irgend ein Wild dort vorüberkreuze, aber statt dessen sah er deutlich ein helles Gewand durch die Zweige schimmern; auf einem schmalen Seitenpfad, der sich in Windungen durch den Forst zog, trat ihm eine Dame ent-

gegen und blieb dann stehen, anguscheinlich ungewiß über den Weg und die Richtung, die sie einschlagen sollte.

Rosanow war aufgefahren, die unerwartete Begegnung weckte ihn jäh aus seinen Träumereien und rief ihn in die Wirklichkeit zurück, aber auch die Fremde hatte ihn bemerkt. Sie schien gleichfalls überrascht, doch nur einen Augenblick lang, dann trat sie näher und sagte mit einem leichten Gruße:

„Darf ich Sie bitten, mein Herr, mir den Weg nach Fürstenstein zu zeigen? Ich bin fremd hier und habe mich auf einem Spaziergange verirrt. Ich fürchte, ziemlich weit von meinem Ziele abgekommen zu sein."

Hartmut hatte mit einem raschen Blick die Erscheinung der jungen Dame gefreiet und war sofort entschlossen, die Führung zu übernehmen. Er kannte zwar den Weg, nach welchem sie gefragt hatte, nicht und wußte nur ungefähr die Richtung, in welcher das Schloß lag, aber das kümmerte ihn sehr wenig, er machte eine ritterlich artige Verbeugung.

„Ich stelle mich Ihnen ganz zur Verfügung, mein gnädiges Fräulein. Fürstenstein ist allerdings ziemlich weit entfernt von Sie können den Weg unmöglich allein finden, ich muß Sie deshalb schon bitten, meine Begleitung anzunehmen."

Die Dame hatte wohl darauf gerechnet, daß man ihr den Weg einfach bezeichnen werde, die angebotene Begleitung schien ihr nicht gerade willkommen zu sein, aber sie mochte fürchten, sich ein zweites Mal zu verirren, und die vollendete Artigkeit, mit welcher das Anerbieten gemacht wurde, ließ ihr auch kaum eine Wahl. Nach einem augenblicklichen Zögern neigte sie flüchtig das Haupt und erwiderte:

„Ich werde Ihnen dankbar sein. Also bitte, gehen wir!"

(Fortsetzung folgt.)

Kaiserin Augusta.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten.

Als bei Sedan die Kanonen donnerten und deutsche Tapferkeit Frankreich zu Boden warf, da blühte auf dem blutigen Schlachtfelde in einem Gärtlein, dessen Zierde längst von den Hufen der Rosse zertreten war, eine einsame weiße Rose. Ein schmucker preußischer Jägersmann, dem der blauen Bohnen an dem Tage schon viele um den Kopf gesogen waren, entdeckte die Blume und pflückte sie. Er legte sie in seine Brieftasche und dachte ihrer erst wieder am Abend, als der große Sieg errungen war. Die Rose vom Schlachtfeld von Sedan! Wem sollte er sie schicken? Er hatte weder Mutter, noch Schwester, noch Braut; da gedachte er der Frauen, die seit dem Ausbruch des Krieges pflegend, helfend und tröstend um die wunden Helden sich bemüht hatten, und rasch entschlossen sandte er die bleiche Blume an den Magistrat von Berlin, mit der Bitte, sie derjenigen Frau zu überreichen, die sich in der Pflege und Sorge für die Verwundeten am meisten hervorgethan habe. Der Magistrat von Berlin berieth nicht lange, für ihn lag's klar zu Tage, wer die Rose verdient habe. Er überreichte sie der Königin, die sie freilich in edler Bescheidenheit zurückwies und im Verfolge des großen Barackenlazareths auf dem Tempelhofer Felde unter Glas und Rahmen aufhängen ließ. Aber der Magistrat von Berlin war im Recht: während König Wilhelm draußen im Felde seine Mannen zu Sieg und Ehre führte, hatte seine Gemahlin auch eine Fahne entrollt. In der flog freilich kein stolzer Adler auf, hob nicht drauend ein Löwe die grimmigen Pranken, drohte kein trotziger Stier, es stand nichts darin als ein rothes Kreuz, und das Fahnentuch selbst war weiß. Das Wunderbarste aber war, daß diese Fahne nicht nur Männer zureizten, sondern hauptsächlich Frauen vom jugendlichen Mädchen an bis zur betagten Greisin. Das Banner der Barmherzigkeit war's, das die Königin entfaltet hatte. Dieses Banner in realer Gestalt mit dem eisernen Kreuze über das ganze Fahnentuch und dem rothen Kreuz oben in der Ecke, das einzige in dieser Gestalt existierende, welches Kaiser Wilhelm I. seiner Gemahlin verliehen hatte, ließ Kaiser Wilhelm II. der Heimgegangenen auf den Sarg legen, als ihr höchstes Schmuckstück neben dem Krönungsmantel der preußischen Königin.

Selten hat eine Frau ihre vor aller Welt erhöhte Stellung in so hohem Sinne aufzufassen verstanden wie diejenige, die nach dem Zusammenbruch des alten Deutschen Reiches zuerst wieder den stolzen Namen einer Deutschen Kaiserin führen durfte. Von dem Tage an, da sie am 30. September 1811 zu Weimar als jüngste Tochter des damaligen Erbprinzen Carl Friedrich und dessen Gemahlin Maria Pawlowna, einer russischen Großfürstin, das Licht der Welt erblickte, bis auf den andern, jenen 7. Januar 1890, an dem sie eingehen durfte zur ewigen Ruhe — welch ein großer Strich Erdenwege, welch eine Wandlung der Zeiten und Gedanken, welch ein Arbeiten in Prüfung und Kampf!

Betrachtet man das Leben der Kaiserin genauer, so findet man, daß der Gedanke an Fürsorge für die Nothleidenden nicht plötzlich in ihr aufstandte, sondern daß er mit ihr aufwuchs und reifte. Sehr jung, am 11. Juni 1829, war sie die Gemahlin des damaligen Prinzen Wilhelm geworden, aber sie war noch kein Jahr in der neuen Heimath, als man schon von ihrer offenen Hand zu erzählen wußte. Nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. erhielt Prinz Wilhelm den Titel eines Prinzen von Preußen, er war der Nächste am Throne, mit ihm stellte sich seine Gemahlin als die Nächste in den Pflichten dieser erhabenen Stellung. Wo es eine Sammlung galt zu wohlthätigen Zwecken, ein rasches Geben bei plötzlichen Unglücksfällen, da war die Prinzessin von Preußen die erste, die gab und die reichlich gab, oft über ihre Mittel. Oft mußte sie sich selbst einen Lieblingswunsch versagen, um nur geben zu können, wie ihr Herz es wünschte. Und wo die Mittel nicht zureichten, verkaufte sie von ihren Schmucksachen. Nicht selten scherzte der hochselige Kaiser mit ihr über, man kann sagen — ihre Passion des Gebens. Sie nahm die erstaunten Blicke ihrer Schwägerin, der Kaiserin von Rußland, über ihre bescheidene Toilette hin und tröstete sich mit ihrem guten Bewußtsein. Sonst trat die Prinzessin damals noch wenig in den Vordergrund; sie sammelte bedeutende Menschen um sich und leitete selbst die Erziehung ihrer Kinder, des Prinzen Friedrich Wilhelm, des nachmaligen Kaisers Friedrichs III., und der Prinzessin Luise, der späteren Großherzogin von Baden. Aber schon damals begann man von ihr als von einer bedeutenden Frau zu reden, welche unablässig an sich selbst arbeitete in immer steigerndem Drange nach jener höchsten Ausprägung des Menschlichen, welche die Goethe, dessen Augen über ihrer Jugend geleuchtet hatten, ein Vorbild war.

Lange Jahre weilte sie am Rheine — ihr Gemahl bekleidete damals den Posten eines Gouverneurs der Rheinlande — und dort war sie ohne Zweifel die volksthümlichste Persönlichkeit. Koblenz ward ihr Lieblingsaufenthalt, und bis in ihr letztes Lebensjahr kehrte sie gern dahin zurück. Sie wohnte dann in den Räumen des Residenzschlosses, dessen stolzer Bau sich auf unserer Abbildung links vom Rheine nahe der Brücke erhebt. Sie hatte dieses Schloß geradezu ein zweites Mal geschaffen, den Kunstsinn fand darin einrichten lassen — ein Museum der Geschichte des Rheinlandes. Auf ihre Veranlassung war der Garten vor ihrer Wohnung angelegt worden, auf ihre Kosten entstanden die Anlagen. Zu Koblenz begann sie auch zuerst in Bezug auf barmherzige Liebe schöpferisch vorzugehen. Sie rief wohlthätige Anstalten ins Leben, gründete und beförderte Stiftungen. Größere Reisen, namentlich auch nach England, erweiterten ihren Blick, und wenig beachtete sie es, daß ihre von Haus aus zarte Gesundheit immer schwächer wurde.

Die große Verehrung, die man in weiten Kreisen für die Prinzessin von Preußen zu hegen begann, zeigte sich zuerst deutlich bei der Feier ihres silbernen Hochzeit. Zahllose Beweise des Dankes wurden ihr zu Theil, und ihr treues Koblenz ließ zum Andenken an den festlichen Tag eine Münze schlagen. Wenige Jahre darauf — ihre Tochter war schon vermählt — führte die zärtlich geliebte Sohn die älteste Tochter der Königin von England heim. Dann aber traten jene Ereignisse ein, die Erkrankung und schließlich der Tod des Königs Friedrich Wilhelm IV., welche den Prinzen von Preußen auf den Thron seines Bruders führten, die Prinzessin zur Königin erhoben.

Die erste Zeit ihrer neuen Würde war nicht leicht für die Königin; man kam ihr in ihrer Residenz mehr mit Achtung als mit Liebe entgegen. Der lange Aufenthalt am Rheine hatte sie

den Berlinern entfremdet, aber festen Schrittes ging sie ihren Weg; sie vertraute darauf, daß sie ihres Volkes Herz gewinnen würde, und sie gewann es.

Am 18. Oktober 1861 setzte König Wilhelm in Königsberg die alte Preußenkrone auf das Haupt seiner Gemahlin, und auf einem Feste, das die Stadt dem neugekrönten Fürstenpaare gab, ward ein Lied gesungen, dessen Strophen in ihren Anfangsbuchstaben die Namen Wilhelm und Augusta bildeten. Die zweite Strophe lautete:

„Auch neig' Du, Königin,
Unserem treuen Sinn
Gnädig Dich zu!
Und an des Königs Hand
Sei Mutter Deinem Land,
Thronend in Volkes Lieb
Augusta Du!"

Dieser Wunsch ist reich in Erfüllung gegangen. Ihre volle Kraft setzte die Königin an die Aufgabe, ihrem Lande eine rechte Mutter zu sein, und sie konnte dies bald beweisen, als im Januar 1864 der fünfjährige Friede, dessen Preußen sich zu erfreuen gehabt hatte, zum erstenmal wieder durch Krieg und Kriegsgeschrei unterbrochen wurde. Wohl blühten Preußens Lorbeeren aufs neue; aber der Lorbeer wächst nur unter Blut und Thränen, und sie zu stillen, das war die vornehmste Sorge der Königin.

Zwar zeigte sich gleich beim Ausbruch des Krieges die Bombereitgkeit in allen Schichten der Gesellschaft; aber es fehlte die einheitliche organisirende Leitung, die Stellung zur Armee war keine klare, so daß allerlei Unzuträglichkeiten sich ergaben. Die Königin hatte das erkannt, sie einte durch die Stiftung des preußischen Centralkomitees die verschiedenen Vereine und trat an die Spitze der gesammten deutschen Krankenpflege, in den Dienst des Rothen Kreuzes der Genfer Konvention, das jetzt mit einem Male von allen Lazarethen, von allen Arbeitsstuben der Barmherzigkeit wehte. Das wiederbelebte sich, mit stetigen Verbesserungen, in den entscheidungsreichen Sommertagen des Jahres 1866. In diesem Kriege erwies sich von neuem die hohe Bedeutung einer richtig geleiteten freiwilligen Krankenpflege.

Wie das Reich alle Zeit gerüstet sein muß, einem Angriff von außen zu begegnen, so muß auch die Liebe gerüstet sein für den Tag, da die Wunden und Kranken ihrer Hilfe begehren. Das war der Gedanke der Königin, und ihre Pläne gewannen Gestalt zuerst durch die Stiftung des „Vaterländischen Frauenvereins" unmittelbar nach dem Kriege von 1866. Der Zweck dieses Vereins war, in Friedenszeiten sich bereit zu machen auf den Krieg, im Kriege ergänzend neben den militärischen Organen für Krankenpflege und neben den Männervereinen zu arbeiten, aber auch im Frieden bei schwerem Landesunglück helfend einzutreten. Dabei mußte in erster Linie die freiwillige Krankenpflege herangezogen werden. Auf den Antrieb der Königin ging man an die Bildung und Schulung von Krankenpflegerinnen, Handbücher für dieselben wurden auf ihr Geheiß von berühmten Aerzten verfaßt, und noch in jüngster Zeit hat sie einen hohen Preis auf die beste Herstellung eines beweglichen Feldlazaraths ausgesetzt.

Als wirklicher Nothfeller erwies sich der neue Verein zum erstenmale im Jahre 1868 bei dem großen Nothstand in Ostpreußen, der bis zum Hungertyphus führte. Die Königin selbst veranstaltete einen großen Bazar zum Besten der Nothleidenden im Berliner Schlosse.

Und dann kamen die unvergeßlichen Tage, da auf den französischen Schlachtfeldern die Blume der deutschen Einigkeit erblühte. König Wilhelm richtete den Orden vom Eisernen Kreuze wieder auf. Fürst Pleß ward an die Spitze der freiwilligen Krankenpflege gestellt. Das Oberkommando aber sonstigen übernahm die Königin. Auch sie bot ihren Heerbann auf: der Vaterländische Frauenverein ging zum ersten Male an seine eigentliche Aufgabe. Und während der Gemahl und der Sohn abermals in den Kampf zogen, begab sich die Königin wieder an ihr stilles, unermüdliches Wirken für die Verwundeten und Kranken. Das von ihr erbaute und eben fertig gewordene Augusta-Hospital wurde zur Aufnahme der Verwundete eingerichtet, unter ihrer besonderen Leitung fand eine Abtheilung des großen Baracken-Lazareths auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin, und oft ging die Kaiserin von einem Bett zum andern.

Ja, die Kaiserin! Denn das war sie geworden in diesem großen Jahr. Aber diese Kaiserin saß ansprucholos beim Gottesdienst draußen in den Baracken mitten unter den Soldaten, die ihrem Gemahl geholfen hatten, mit ihrem Blute seine Kaiserkrone zu schmieden. Sie saß auch in den Lazarethstuben auf harter Holzbank und kostete das Essen. Auf Frankreichs Fluren aber spielte deutsche Militärmusik den „Kaiserin-Augusta Marsch", den sie selbst vor Jahren komponirt hatte.

Herrlich blühte das neue Reich auf; herrlich blühte auch auf, was die Kaiserin geschaffen hatte, namentlich ihre Lieblingsschöpfung: der Vaterländische Frauenverein. Einmal im Jahre, gewöhnlich im März, bald nach der Geburtstagsfeier des Kaisers, versammelte sie die Abgeordneten der Zweigvereine und die Mitglieder des Hauptvereins in einem der Ministerien um sich. Eine reiche Bauernfrau aus dem Magdeburgischen, die viel für den Verein gethan hatte, war einmal auch dabei, sie war in ihrer stattlichen Volkstracht erschienen, die der Kaiserin sofort auffiel. Sie lobte die Frau um diese Anhänglichkeit an ihre alte Sitte und schloß mit den Worten: „Ermahnen Sie auch die Jugend, festzuhalten an der Tracht ihrer Eltern. Es fällt mehr damit hin, als Sie glauben."

Später verlegte sie diese Versammlungen in ihr Palais. Dabei richtete sie zum Schluß stets einige Worte an alle Anwesenden, und die leise Befangenheit, die sie beim Sprechen vor so vielen Fremden nicht abstreifen konnte, der leise Anflug an den Dialekt ihrer thüringischen Heimath gaben diesen kurzen Ansprachen einen eigenthümlichen Reiz. Hing sie ja doch durch ihr ganzes Leben treu an der Stätte, wo ihre Wiege gestanden, wo sie ihre Jugend verlebt hatte. So lange ihre Mutter, die Großherzogin, noch lebte, kam sie jährlich mehrere Mal nach Weimar, und auch nach dem Tode derselben kehrte sie wenigstens einmal im Jahre im Schloß ihrer Väter ein. Mit ihrem Bruder, dem Großherzog Carl Alexander, war sie durch die zärtlichste Schwesterliebe verbunden. Auch ihren Jugendfreundinnen hat sie treue Fremdschaft gehalten durch ihr ganzes Leben. Es waren deren hier, aber nur eine von diesen, Baronin von Gußfeldt, hat die Kaiserin überlebt, und sie bewahrt heute noch ihre jugendfrischen Erinnerungen an die Zeit, wo die damalige Erbprinzessin Maria Pawlowna mit ihren Töchtern Goethe allwöchentlich in seinem Heim aufsuchte. Frau von Gußfeldt hat Frau von Stein, freilich nur mehr als eine Greisin, noch am Fenster ihrer Parterrewohnung sitzen sehen. Als vor elf Jahren der Verfasser dieser Zeilen behufs eines biographischen Artikels über die Kaiserin Augusta in Weimar sich aufhielt, war Frau von Gußfeldt seine gütige Führerin. Sie ging mit ihm auch nach Belvedere und dort zu einem der Gemächer der zweiten Etage zeigte sie auf eine Ecke und sagte: „Sehen Sie, hier habe ich zum ersten Mal mit der Kaiserin — wir waren beide drei Jahre — gespielt, und zwar mit Bleisoldaten." Es war, als ob die Kaiserin Ihre Zukunft an der Seite eines Soldaten vorhergesehen hätte.

Einer der schönsten Züge im Charakter der Kaiserin war die unwandelbare Anhänglichkeit an diejenigen, welchen sie ihre Achtung und ihr Vertrauen geschenkt hatte. Nicht leicht konnte sie davon abgebracht werden, aber — es muß auch das gesagt werden — nicht leicht war es zu ermüdichen, ihr ein Vorurtheil zu nehmen, das sich in ihr gegen Dinge oder Personen festgesetzt hatte.

Reiche, schöne Jahre kamen nach dem Frieden für die Kaiserin. Sie sah die Vollendung des Kölner Domes, für die sie sich immer lebhaft interessirt hatte, sie wohnte der Hochzeit ihres geliebten Enkels, des Prinzen Wilhelm, des heute regierenden Kaisers, mit der Prinzessin Auguste Victoria von Schleswig-Holstein bei, die sie ganz besonders liebgewann, und dann kam Taufe um Taufe ihrer lieblichen Urenkel, in denen sie ein gesundes Geschlecht heranwachsen — in denen sie eine Bürgschaft für die Zukunft Deutschlands und Preußens sah. Die Kinder des Kaisers waren des Lobes ihres Alters. Jede Woche an einem bestimmten Tage kamen sie zu ihr, spielten um sie herum — der Kinder höchste Freude war es, die Urgroßmama im ihrem Stuhle von Gemach zu Gemach fahren zu dürfen.

Das Jahr 1879 hatte sie im goldenen Hochzeitskranz gesehen. Es war ein Fest, an dem ganz Deutschland theilnahm. Dann kam 1883 die Silberhochzeit ihrer Tochter, der Großherzogin von Baden, die Vermählung ihrer Enkelin mit dem Kronprinzen von Schweden und die silberne Hochzeit des Kronprinzen, des späteren Kaisers Friedrich. Sie war die erste, die

dem geliebten Sohne ihre Segenswünsche brachte. „Ich war ganz starr," erzählte der Kronprinz, „als ich in aller Morgenfrühe schon den Wagen meiner Mutter erblickte."

In den letzten zwanzig Jahren gestaltete sich das Leben der Kaiserin nach einem regelmäßig wiederkehrenden Turnus. Man kann nicht sagen, daß sie den Aufenthalt in Berlin demjenigen von Baden-Baden oder Koblenz vorgezogen hätte. Aber Berlin war ihr offizieller Wohnort, ihre Garnison als Offiziersfrau, wenn man so sagen darf. Hier im Palais pflegte sie, an der Seite ihres kaiserlichen Gemahls, jene großartige Gastlichkeit zu üben, wie sie vielleicht an keinem europäischen Hofe mehr üblich ist. Wenn der Frühling kam, suchte die Kaiserin ihr geliebtes Baden-Baden auf, wo sie der Tochter nahe war. Dort pflegte sie bis Mitte Juni zu bleiben.

Sobald der Kaiser nach Gastein abgereist war, hörte man von der Kaiserin Augusta vier Wochen lang nichts mehr. Sie machte ihre Lukguwärmeisen in die schweizer Berge, nach Ober-Italien, man sagte sogar, sie sei in den siebziger Jahren in das östliche Frankreich gegangen. Es war die Urlaubsreise der Kaiserin. Der Hausmeister wurde als Kurier vorausgesandt, um Quartier zu machen für eine Gräfin v. Lingen; am Morgen ging sie oft allein mit dem Reisehandbuch unter dem Arme aus, und eines Tages — in Bologna im Campo Santo war es — sahen sie ihre Damen gar am Arme eines jungen Mannes dahertommen. Derselbe hatte die Kaiserin bei Besichtigung der Denkmäler angesprochen, sich von den feinsten Sitten und von der umfassendsten Bildung gezeigt und der Kaiserin dann den Arm geboten, den sie auch angenommen hatte. Auf diesen Reisen wußte sie ihr Inkognito so geschickt festzuhalten, daß sie nur selten erkannt wurde. Nur einmal in der französischen Schweiz geschah es doch. Sie kam auf einem Bahnhofe an, als eben der Zug, mit dem sie weiter fahren wollte, vorüber fuhr. Sie befahl, augenblicklich anzuhalten. „Das ist eine Königin!" flüsterten die Bahnhofbediensteten sich zu. Die Endpunkte dieser Urlaubsreisen bildeten Besuche bei ihrer hochbetagten früheren Gouvernante in der französischen Schweiz und in Ouchy bei der Fürstin Wittgenstein. Sobald sie wieder auf deutschem Boden angelangt war, hatte das Inkognito ein Ende. In Freiburg erwartete ein Extrazug die Kaiserin und führte sie nach Baden-Baden, aber nur für kurze Zeit. Gegen den 10. August war der Kaiser von Gastein auf Babelsberg angekommen. Dorthin ging auch seine Gemahlin, um bis zur großen Herbstparade in Berlin an seiner Seite zu bleiben und dann mit ihm in die Provinz zu den Manövern zu gehen. Diesen folgte ein dreiwöchiger Aufenthalt des Kaisers in Baden-Baden, wo am 30. September der Geburtstag der Kaiserin gefeiert wurde, das letztemal im Jahre 1887. Damals war noch die Kaiserin von Brasilien dabei.

Gegen Mitte des Oktobermonats pflegte der Kaiser nach Berlin zu gehen; die Kaiserin blieb bis zu Ende in Baden-Baden, um dann noch vier Wochen nach Koblenz zu gehen und Ende November nach Berlin in das Palais zurückzukehren. So verlief das Jahr der Kaiserin.

Aber es kamen am Abend ihres Lebens auch noch schwere Prüfungen über sie. Mörderhände bedrohten wiederholt das Leben ihres Gemahls, und als kaum seine Wunden geheilt, da kam das Leiden über sie selbst. Mehrere Jahre war sie des Gebrauchs ihrer Füße gänzlich beraubt, und ein berühmter Arzt erklärte ihr rund heraus: „Euer Majestät werden nie wieder gehen können."

„Wie Gott will, mein Lieber," entgegnete die Kaiserin wehmüthig. Und es kam anders! Langsam gewann sie den Gebrauch ihrer Füße wieder. Sie war fast genesen, als bedrees Leid sie traf, die nagende Sorge um die Gesundheit ihres Sohnes. Die fürchterliche Wahrheit ließ sich nicht mehr verleugnen, daß dieser königliche Eichbaum krank sei bis ins Mark, und dann brachen sie herein, die furchtbaren Schicksalsschläge, einer um den andern, die erst den geliebten Enkel, dann den greisen Gatten, und endlich auch den todwunden Sohn von ihrer Seite rissen. Ihr deren Leben es gewesen, Thränen zu trocknen, blieben die bittersten Thränen nicht erspart.

Und dann ein ruhiges, friedsames Ausklingen! In stiller Zurückgezogenheit lebt die kaiserliche Witwe ihren Erinnerungen und ihren alten Zielen: um das trauernde Haupt der Greisin aber webt eine scheidende Sonne noch manch goldenen Strahl, ausgleichend, versöhnend, verklärend. Dann sinkt sie hinab, die Sonne: das Haupt aber, dem noch ihr letzter Gruß gegolten, legt sich müde nieder — zum Sterben!

Und wie des Menschen Auge in wehmüthigem Sinnen auf der Stelle haftet, da der rothliche Glanz noch die Spuren des Tagesgestirns verräth, so bleibt des Volkes Gedenken ruhen auf dem Werke der Kaiserin Augusta.

Georg Horn.

Die Erforschung der Meere.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

2. Licht, Wärme und Druck in Meerestiefen.

Von der Thierwelt des Meeres ist uns naturgemäß derjenige Theil am besten bekannt, der sich an den Küsten niedergelassen hat; denn hier ist das Meer uns zugänglich. Es giebt namentlich in tropischen Gegenden klare Buchten, wo der Schiffer über der Fläche dahingleitend auf den Grund des Meeres schauen und das farbenprächtige Thierleben bewundern kann. Er gleitet über Korallengärten dahin, er sieht den weißen Sandgrund und vermag oft in der Tiefe von 20 und mehr Metern auf ihm den Schiffssanker zu unterscheiden, mdywar nicht nur im hellen Sonnenschein, sondern auch nachts bei dem matten Lichte des Vollmondes. Was er hier sieht, ist für ihn auch greifbar. Er kann bis auf den Grund tauchen, zu stundenlang auf ihm wandern, wenn er den Taucherapparat zur Hilfe nimmt. Solche Studien auf dem Meeresgrunde sind von eigenartigem Reiz umgeben; wer kennt nicht die farbenprächtigen Schildernngen, die Hädel von den Korallenhainen im Rothen Meere und an den Küsten von Ceylon entwirft? Solche Studien werden auch in den zoologischen Stationen an den Meeresküsten, wie z. B. in Neapel, häufig ausgeführt. Der Taucher weiß uns da viel Eigenartiges zu berichten.

Er vertieft sich in eine andere Welt; das beweist schon der Farbenglanz, in dem sie dem erstaunten Auge sich darbietet. Unbeschreiblich schön ist die Farbenpracht, die sich in geringen Tiefen bemerkbar macht. Im Mittelmeere erscheint alles blau; namentlich in 5 bis 6 m Tiefe ist alles von herrlichstem Azurblau durchdrungen. Blau ist ja die Farbe des Meeres, aber nicht überall; dort, wo Ebbe und Fluth herrschen und das Wasser mit kleinen Schlammtheilchen mehr durchsetzt ist, herrscht unter dem Meeresspiegel die grüne Farbe vor; in dieser magischen Beleuchtung bieten sich z. B. dem Auge des Tauchers die berühmten Korallengärten von Ceylon dar. Die Beleuchtung in diesen geringen Tiefen ist auch genügend, um uns alles erkennen zu lassen; an klaren Tagen vermag man in den Gewässern von Neapel in 10 m Tiefe mit der Lupe zu beobachten und bei 20 m Tiefe zu lesen. Das Licht nimmt allmählich ab, je tiefer wir steigen, aber so weit der Taucher sich hinablassen kann, ist es noch stark genug, um ihn die nächste Umgebung erkennen zu lassen.

Freilich ist die Grenze unseres Vordringens in die Meeresgründe sehr eng gezogen. In 10 m Tiefe fühlt sich der Mensch noch wohl, und es giebt eine Anzahl von Forschern, die nach einiger Gewöhnung zwei Stunden lang sich auf dem Meeresgrunde aufhalten können, ohne besondere Beschwerden zu spüren. Dringt man aber tiefer in die Meeresgründe ein, so wird der Einfluß des zunehmenden Druckes empfindlicher. 20 m Tiefe erreichen nur bessere Taucher und hatten darin in der Regel nur 15 bis 20 Minuten aus. Noch tiefer steigen nur Virtuosen hinab, und 60 m dürfte die äußerste erreichte Grenze sein. Schon bei 30 m stellt sich außer allerlei Schmerzen Nasen- und Ohrenbluten ein, und der Taucher Deschamp, der im Jahre 1866 sich zu einem gefundenen Dampfer in die Tiefe von 70 m hinablassen wollte, wurde in 60 m Tiefe von Hallucinationen befallen und bewußtlos wieder heraufgezogen.

Durch eigenen Augenschein können wir somit nur die oberflächlichste Schicht des Meeres kennen lernen. Und doch stellt die Wissenschaft eine ganze Reihe von Fragen, die sich auf die Physik und die Chemie der Meeresetiefen beziehen und von deren Beantwortung unser Verständniß für das Thierleben der See abhängt!

Dringt das Sonnenlicht noch in die tiefsten Abgründe oder herrscht dort ewige Finsternis? Man hatte zunächst versucht, die Durchsichtigkeit des Meerwassers dadurch zu prüfen, daß man weiße oder gefärbte Platten in die Tiefe versenkte, bis sie dem Auge entschwanden. Für die Beantwortung unserer Frage sind diese Versuche von sehr geringem Belang. Wichtiger schon ist die Inbistenahme der Photographie. Der schweizer Forscher Forel hat zuerst diese Methode angewandt, indem er zur Nachtzeit Platten in den Genfer See versenkte und sie zur Nachtzeit wieder heraufholte. Er fand dabei, daß im Sommer schon in der Tiefe von 45 m und im Winter bei 100 m das Licht so schwach war, daß es gar keine Wirkung auf die photographischen Platten ausübte. Auf seine Anregung wurden derartige Beobachtungen auch im Mittelländischen Meere bei Nizza und Villafranca angestellt, Fol und Sarasin fanden dabei, daß in 260 bis 280 m Tiefe die Platten noch deutlich geschwärzt waren, bei 380 m war die Schwärzung kaum wahrnehmbar, die Lichtwirkung schwächer noch als in einer sternhellen, mondscheinlosen Nacht. Bei 405 bis 420 m zeigte sich nicht die geringste Spur der Lichtwirkung mehr. Zuletzt hat der Zugenieur der deutschen zoologischen Station in Neapel von Petersen einen sinnreichen Apparat hergestellt, der solche photographische Lichtmessungen auf offener See in beliebiger Tiefe ermöglicht, und mit diesem wurde auf der Höhe von Capri an einem sonnenhellen Novembertage noch in einer Tiefe von 500 bis 550 m nach halbstündiger Exposition eine deutliche Schwärzung der Platten gefunden.

Eine Korkscheibe vor und nach der Wirkung des Tiefendrucks.

Noch aus anderen Beobachtungen können wir auf die Verbreitung des Lichtes im Meere schließen. Das Leben der meisten Pflanzen ist an das Licht gebunden. Je tiefer wir aber in das Meer hinabsteigen, desto geringer wird der Pflanzenwuchs, bis endlich auch die schattenliebenden Algen verschwinden, unsere Schar nehmen nur Thiere an die Oberfläche bringen. Die „Challenger"-Expedition hatte unter 385 m keine Pflanzen gefunden; und abgesehen von parasitischen Algen, die sich ohne Licht entwickeln können, dürften im allgemeinen selbst in durchsichtigen Meeren unter 250 m keine Pflanzen mehr vorkommen.

Alle diese Thatsachen sprechen dafür, daß das Sonnenlicht das Meer in seiner ganzen Tiefe nicht durchleuchten kann, daß es einige hundert Meter mehr oder weniger unter der Oberfläche endlich eine Grenze geben muß, wo der Unterschied zwischen Tag und Nacht aufhört und eine völlige Finsternis beginnt. Einige Forscher behaupten zwar, daß selbst in der Tiefe am hellen Tage noch eine Dämmerung herrsche, welche dem Sternenschimmer gleich sei, oder daß grüne Strahlen das Meerwasser durchdringen können und ein wenig auch sehr schwaches grünes Licht die Tiefsee erhelle; aber diese Behauptungen sind wenig wahrscheinlich. Und doch leben dort neben blinden auch Thiere, die gut entwickelte Augen besitzen, was uns wieder zu der Annahme nötigt, daß es in ihrem Wohngebiet Licht geben muß.

Das Meer hat nun sein eigenartiges Licht: das Meeresleuchten. Zahllose seiner Geschöpfe sind mit der Eigenschaft des Phosphorescierens ausgestattet, und jeder Seemann kennt diese Erscheinung.

Das Meer leuchtet nicht nur in den Tropen, sondern auch im hohen Norden, nicht nur an der Oberfläche, sondern auch in seinen Tiefen, und die Stärke dieses Lichtes darf nicht unterschätzt werden. Nach Wyville Thomson, dem berühmten englischen Zoologen, leuchtete einmal während einer Fahrt von den Kapverdischen Inseln nach Südamerika das Meer so stark, daß der Glanz der strahlenden südlichen Sterne verdunkelt wurde und man an Bord die kleinste Schrift lesen konnte. Milne-Edwards berichtet dagegen, daß während der „Talisman"-Expedition das Schleppnetz einmal eine Menge von Tiefseekorallen heraufbrachte, die gleichfalls so stark leuchteten, daß man in der Nacht an Bord lesen konnte. Es ist darum nicht unmöglich, daß diese phosphorescierenden Thiere die dunkeln Abgründe der Tiefsee erleuchten, und gewiß sehr anziehend, die unterseeischen Räume des Krystallpalastes des Meergottes „künstlich beleuchtet" und die phosphorescierenden Tiefseethiere als Laternenträger sich zu denken; aber wir wissen so wenig von dem Wesen und Zweck dieser Erscheinung, daß auch in dieser Hinsicht nur Vermuthungen aufgestellt werden können.

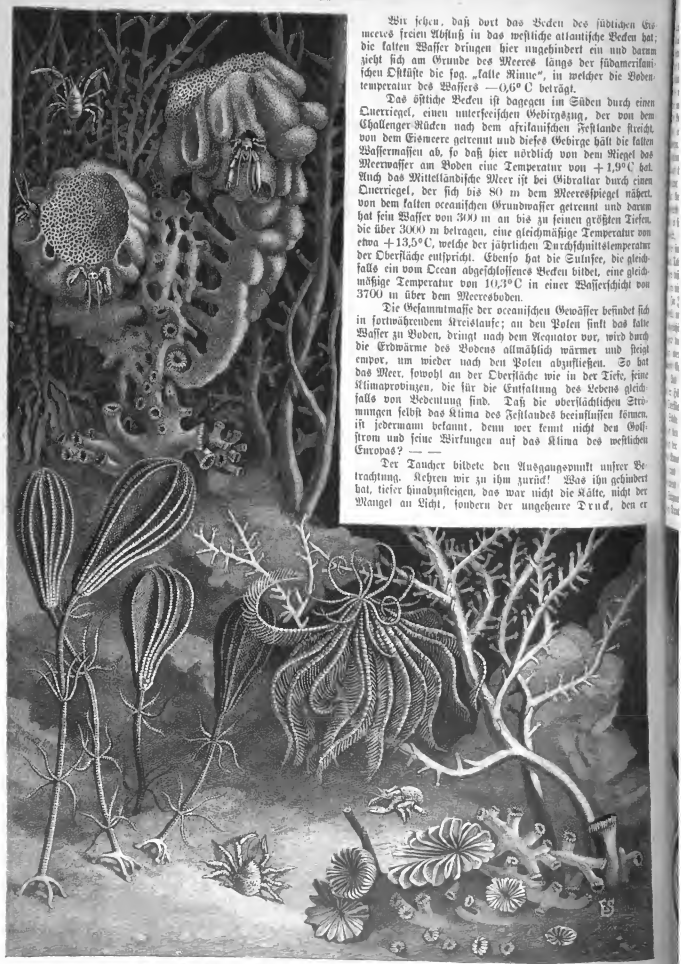
Wir stehen hier erst am Anfang der Forschung und wissen nicht einmal, wie sich die Thiere des Meeres gegen das Licht verhalten, ob sie es fliehen oder von ihm angezogen werden, und ob dement sprechend die Eigenschaft zu leuchten dem Besitzer Nutzen oder Schaden bringt. Die erste Frage, die wir ungestellt haben, ist noch nicht beantwortet; es muß noch mehr Licht in die Licht verhältnisse der Meere gebracht werden.

Viel besser sind die Temperaturverhältnisse des Meeres erforscht. Das salzhaltige Seewasser wird von der Kälte anders beeinflußt als das Süßwasser unserer Flüsse und Seen. Der Gefrierpunkt des salzigen Meerwassers liegt nicht bei 0°, sondern je nach dem Salzgehalt mehr oder weniger tief unter demselben. Im Durchschnitt gefriert das Meerwasser im bewegten Zustande bei —2,55° C, im ruhenden aber bei —3,17° C. In der That findet man an der Oberfläche der Polarmeere Wassertemperaturen von —3° C, während in der Nähe des Aequators dasselbe bis zu +32° C, wie im Rothen Meere, erwärmt wird, also die Temperatur eines lauwarmen Bades erreicht. In den Tiefen der Oceane

Tiefseefisch nach seiner Verdrängung an die Oberfläche.

giebt es derartige große Wärmeunterschiede nicht. Die Temperatur des Wassers sinkt rasch, je mehr man sich dem Boden nähert, und der größten Bodenkälte an den Polen —3° C steht als die höchste Temperatur die von +2° C gegenüber.

So ist die Tiefsee nicht nur finster, sondern auch kalt. Es giebt nur wenige Ausnahmen von dieser Regel. Die unterseeischen Gebirgsrücken, von denen wir im ersten Artikel sprachen, üben auf die Vertheilung der Bodentemperatur einen wichtigen Einfluß aus. Werfen wir noch einmal einen Blick auf das Tiefenkärtchen des Atlantischen Oceans!



Auf dem Grunde des Meeres: Korallen. Schwämme. Seelilien. Seesterne.
Zeichnung von C. Schmidt.

Wir sehen, daß dort das Becken des südlichen Ozeanes freien Abfluß in das westliche atlantische Becken hat; die kalten Wasser dringen hier ungehindert ein und dann zieht sich am Grunde des Meeres längs der südamerikanischen Ostküste die sog. „kalte Rinne", in welcher die Bodentemperatur des Wassers —0,6° C beträgt.

Das östliche Becken ist dagegen im Süden durch einen Querriegel, einen unterseeischen Gebirgszug, der von dem Challenger-Rücken nach dem afrikanischen Festlande streicht, von dem Eismeere getrennt und dieses Gebirge hält die kalten Wassermassen ab, so daß hier nördlich von dem Riegel das Meerwasser am Boden eine Temperatur von +1,9° C hat. Auch das Mittelländische Meer ist bei Gibraltar durch einen Querriegel, der sich bis 80 m dem Meeresspiegel nähert, von dem kalten oceanischen Grundwasser getrennt und darum hat sein Wasser von 300 m an bis zu seinen größten Tiefen, die über 3000 m betragen, eine gleichmäßige Temperatur von etwa +13,5° C, welche der jährlichen Durchschnittstemperatur der Oberfläche entspricht. Ebenso hat die Sulusee, die gleichfalls ein vom Ocean abgeschlossenes Becken bildet, eine gleichmäßige Temperatur von 10,3° C in einer Wasserschicht von 3700 m über dem Meeresboden.

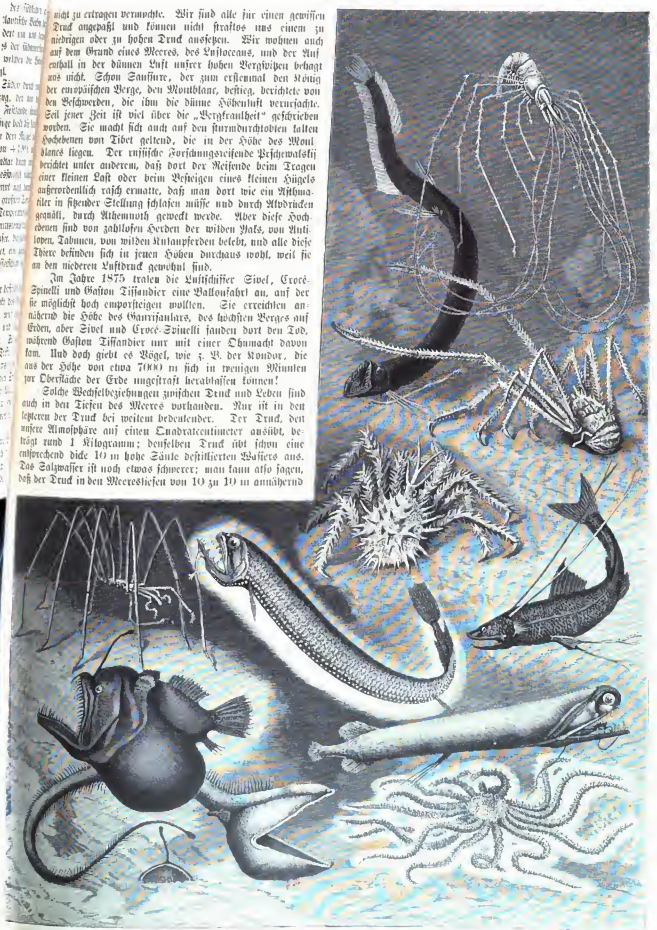
Die Gesammtmasse der oceanischen Gewässer befindet sich in fortwährendem Kreislaufe; an den Polen sinkt das kalte Wasser zu Boden, dringt nach dem Aequator vor, wird durch die Erdwärme des Bodens allmählich wärmer und steigt empor, um wieder nach den Polen abzufließen. So hat das Meer, sowohl an der Oberfläche wie in der Tiefe, seine Klimaprovinzen, die für die Entfaltung des Lebens gleichfalls von Bedeutung sind. Daß die oberflächlichen Strömungen selbst das Klima des Festlandes beeinflussen können, ist jedermann bekannt, denn wer kennt nicht den Golfstrom und seine Wirkungen auf das Klima des westlichen Europas? — —

Der Taucher bildete den Ausgangspunkt unsrer Betrachtung. Kehren wir zu ihm zurück! Was ihn gehindert hat, tiefer hinabzusteigen, das war nicht die Kälte, nicht der Mangel an Licht, sondern der ungeheure Druck, den er

nicht zu ertragen vermöchte. Wir sind alle für einen gewissen Druck angepaßt und können nicht straktos uns einem zu niedrigen oder zu hohen Druck aussetzen. Wir wohnen auch auf dem Grund eines Meeres, des Luftoceans, und der Aufenthalt in der dünnen Luft unserer hohen Bergspitzen behagt uns nicht. Schon Saussure, der zum erstenmal den König der europäischen Berge, den Montblanc, bestieg, berichtete von den Beschwerden, die ihm die dünne Höhenluft verursachte. Seit jener Zeit ist viel über die „Bergkrankheit" geschrieben worden. Sie macht sich auch auf den stundurchstobten kalten Hochebenen von Tibet geltend, die in der Höhe des Montblanc liegen. Der russische Forschungsreisende Prschewalskij berichtet unter anderem, daß dort der Reisende beim Tragen einer kleinen Last oder beim Besteigen eines kleinen Hügels außerordentlich rasch ermatte, daß man dort wie ein Asthmatiker in sitzender Stellung schlafen müsse und durch Abdrücken gequält, durch Athemnoth geweckt werde. Aber diese Hochebenen sind von zahllosen Herden der wilden Yaks, von Antilopen, Dzhuren, von wilden Kulanpferden belebt, und alle diese Thiere befinden sich in jenen Höhen durchaus wohl, weil sie an den niederen Luftdruck gewöhnt sind.

Im Jahre 1875 traten die Luftschiffer Sivel, Croce-Spinelli und Gaston Tissandier eine Ballonfahrt an, auf der sie möglichst hoch emporsteigen wollten. Sie erreichten annähernd die Höhe des Gaurisankars, des höchsten Berges auf Erden, aber Sivel und Croce-Spinelli fanden dort den Tod, während Gaston Tissandier nur mit einer Ohnmacht davon kam. Und doch giebt es Vögel, wie z. B. der Kondor, die aus der Höhe von etwa 7000 m sich in wenigen Minuten zur Oberfläche der Erde ungestraft herabfallen lassen können!

Solche Wechselbeziehungen zwischen Druck und Leben sind auch in den Tiefen des Meeres vorhanden. Nur ist in den letzteren der Druck bei weitem bedeutender. Der Druck, den unsere Atmosphäre auf einen Quadratcentimeter ausübt, beträgt rund 1 Kilogramm; denselben Druck übt schon eine entsprechend dicke 10 m hohe Säule destillierten Wassers aus. Das Salzwasser ist noch etwas schwerer; man kann also sagen, daß der Druck in den Meerestiefen von 10 zu 10 m annähernd



Auf dem Grunde des Meeres: Fische. Krebse. Spinne.
Zeichnung von E. Schmidt

um eine Atmosphäre steige. In 1000 m Tiefe kommen bereits 10850 Kilogramm Wasserdruck auf 1 Quadratdecimeter. Das sind Zahlen, die wir uns schwerlich vorstellen können. Die Wirkungen dieses Druckes sind aber oft an den Geräthen des Tiefseeforschers bemerkbar. Korkscheiben, die an den Schleppnetzen der Talismanexpedition befestigt waren, wurden, wie dies auch aus unserer Abbildung S. 79 ersichtlich ist, von dem Druck der Tiefe auf etwa die Hälfte ihres Rauminhaltes zusammengepreßt und das Korkgewebe nahm die Dichte von Holz an. Darum wurden auch die Tiefseethermometer so hergestellt, daß sie den Druck von 70 Centnern auf einen Quadratzoll vertragen. Dies genügte jedoch nur für die Tiefe von 4800 m und als der „Challenger“ einmal eine Tiefe von etwa 7000 m lothete, zog man zwei dieser Thermometer zerdrochen heraus. Die Walfischfänger erzählen, daß die harpunierten Wale oft tief im Meere ihr Heil suchen und daß alsdann die Holzstelle an der Harpune derart vom Wasserdruck zusammengepreßt werden, daß sie, wenn die Wale wieder emporsteigen und ermüdet werden, schwerer geworden sind und nicht mehr schwimmen. Dies beweist aus aber, daß die Wale ungestraft Tiefen mit so ungeheurem Druck aufsuchen können; sie besitzen dieselbe Anpassung für das Meer wie der Kondor für den Luftocean. Dies ist aber durchaus nicht bei allen Thieren der Fall, namentlich der rasche Uebergang von dem hohen Druck der Tiefe zu dem geringen der Oberfläche wird vielen verderblich und sie gehen zu Grunde ebenso wie Sivet und Croce-Spinelli bei ihrer Ballonfahrt. Unsre Abbildung S. 79 zeigt uns einen Tiefseefisch in dem jämmerlichen Zustande, in dem er aus der Tiefe von 1500 m heraufgeholt wurde. Ein Theil der Speiseröhre ist herausgepreßt, die Augen sind hervorgequollen, die Schwimmblase ist geplatzt und fallen theilweise ab. Die Gase und die Gewebe des Thierkörpers dehnen sich beim Aufsteigen des Druckes plötzlich aus und führen die Katastrophe herbei. Ueberhaupt gelangen fast alle in der Tiefsee gefischten Thiere todt oder beschädigt und zerrissen an die Oberfläche. Im Bodensee fangen unsre Fischer die Rüsche, die in bedeutenden Tiefen leben. Diese werden mit stark aufgetriebenem Leib aus dem Netze gehult; unter dem geringeren Luftdruck der Oberfläche dehnt sich die Luft in der Schwimmblase aus und die Fische müssten, sich selbst überfassen, absterben. Die Fischer „retten“ die Waare, indem sie die Rüsche „stupfen“, d. h. die Schwimmblase durchstechen; die Luft entweicht alsdann mit pfeifendem Geräusch, die Fische werden wieder schlank und bleiben am Leben. Es handelt sich hier jedoch nur um Tiefen von 200 bis 300 m, während wir im Meere mit ebenso viel und noch mehr Tausenden rechnen müssen, wo der Druck auf 200 bis 300, sondern 200 bis 300 und mehr Atmosphären beträgt. Ueber die Lebenserscheinungen unter diesem Drucke ist noch sehr wenig bekannt.

Die Thiere der Tiefsee besitzen ebensowenig unter dem Wasserdruck wie wir unter dem der Atmosphäre; auch ist ihre Organisation derjenigen der Flachseethiere gleich. Sie sind nach denselben Muster gebaut. Ob allerdings alle chemischen und physiologischen Vorgänge im Thierkörper sich unter dem hohen Drucke ebenso abwickeln wie an der Oberfläche, mag fraglich erscheinen. Versuche, die in Laboratorien angestellt wurden, konnten nicht zur Lösung dieser Frage führen. Der Naturforscher Caillet hat, um Gase flüssig zu machen, einen Apparat gebaut, in dem man auch Flüssigkeiten in einem geschlossenen Raum dem ungeheuren Drucke von 1000 Atmosphären aussetzen kann. Gase werden in diesem Apparate flüssig, das Wasser wird aber durch den Druck wenig verändert; es wird dichter, aber bei 159 Atmosphären erst um $\frac{1}{100}$ seines Raumgehalts. In diesen Apparat wurden nun verschiedene Thiere gebracht. Ein Stylopod (Dorade), dessen Schwimmblase zuvor entleert wurde, verlrug den Druck von 100 Atmosphären ohne Beschwerden; bei einem Druck von 200 Atmosphären war er betäubt, erholte sich aber bald, als man ihn wieder befreite, bei 300 Atmosphären war er dem Tode nahe, bei 400 todt und starr. Bei dem Druck von 400 Atmosphären, der einer Meerestiefe von 4000 m entspricht, wurde ein Frosch so starr, daß man ihn eher entzwei brechen, als eins seiner Glieder beugen konnte. Die Gewebe werden unter dem hohen Druck mit Wasser infiltriert, denn ein Froschschenkel, der urspründlich ein Gewicht von 15 Gramm hatte, wog, nachdem er 5 Minuten lang einem Druck von 600 Atmosphären ausgesetzt worden war, 17 Gramm. Interessant ist in dieser Reihe von Versuchen die Prüfung einiger physiologischer Vorgänge. Gebotte Stärke wurde mit Speichel verunischt und dieses Gemenge einem Druck von 1000 Atmosphären ausgesetzt; der Speichel behielt seine Wirksamkeit und die Stärke wurde in Zucker verwandelt. Anders ist doch verhielt sich die Hefe. Dem ungeheuren Druck von 800 bis 1000 Atmosphären ausgesetzt, gährte sie nicht, verfiel in einen lethargischen Zustand; sie erholte sich aber, als man den Druck entfernte, und konnte dann die Gährung bewirken. Der hohe Druck kommt also die Thätigkeit der Gährungserreger, und damit stimmt die Thatsache überein, daß man gährende oder in Zersetzung befindliche Stoffe aus großen Tiefen nicht heraufholen hat. Giebt es dort keine Fäulniß, hört dort der Machtbezirk der auf dem Festlande und in seichten Gewässern überall gegenwärtigen Bakterien auf?

Doch genug dieser Beispiele! Die Betrachtung der Tiefsee rollt eine ganze Reihe derartiger Lebensfragen auf.

Aus den Andeutungen, die wir gegeben haben, wird der Leser ersehen haben, daß die Lebensbedingungen für die Thierwelt der Tiefsee vielfach ganz andere sind als die für die Fauna der Oberfläche. Die unzähligen Geschöpfe, welche diese Abgründe bewohnen, sind auch in ihrer Ernährung in eine eigenartige Lage versetzt. Bevor wir jedoch diese erörtern, wollen wir einige der hervorragendsten Bewohner der Tiefsee in Wort und Bild vorführen.

3. Die Bewohner der Tiefsee.

Die Tiefsee ist eine in neuerer Zeit ersonnene Bezeichnung; ihre Grenzen lassen sich in Wirklichkeit nicht mit Bestimmtheit angeben; je nach der Vertheilung der Thiere, welche die Forscher als echte Tiefseebewohner ansehen, beginnt sie bald höher, bald tiefer unter der Meeresoberfläche. Im allgemeinen rechnet man Tiefen bis zu 200 m der Flachsee zu; dann aber kommt eine Uebergangsregion, bis in etwa 600 m Tiefe das eigentliche Reich der Tiefe, die „Abyssalzone“ beginnt.

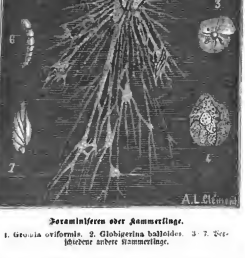
Im Jahre 1818 brachte John Roß, der berühmte Nordpolfahrer, aus den Abgründen des Eismeeres den ersten Beweis für das Leben in der Tiefsee bei; aus einer Tiefe von fast 1000 Faden holte er einen Seestern herauf. Es war ein Zufallsfund, den man verschieden deutete. Zwanzig Jahre später wurde von Edward Forbes die Erforschung der unterseeischen Thierwelt systematisch betrieben aber die Mittel, mit denen man arbeitete, waren noch unzulänglich und man gelangte zu der Ueberzeugung, daß das Meer unter 300 Faden nicht bewohnt sei. In den vierziger Jahren kam aus dem Norden durch die Arbeiten Lovens in Stockholm und Sars in Christiania wiederum bestimmtere Kunde von dem Vorhandensein des Lebens in bedeutenden Meerestiefen. 1854 bohrte die Brooksche Tiefensonde zum ersten Male in den Boden des Atlantischen Oceans ein und förderte in dem weißen Tiefseeschlamme und den in ihm erhaltenen Globigerinen einen neuen Beweis für die vielmunitrirte Ansicht zu Tage. Rasch mehrten sich jetzt die glücklichen Fänge, bis ein einziger Zug mit dem Schleppnetze im Jahre 1869 in dem Golf von Biscaya aus der Tiefe von 2435 Faden zahlreiche Vertreter „aller sind wirbellosen Königreiche“ heraufbrachte und es von nun an keinem Zweifel mehr unterlag, daß in der Tiefsee sogar ein reiches Leben vorhanden sei.

Man hat versucht, mit den einzelnen Fängen Gesammtbilder des Lebens in den Tiefen zusammenzustellen, und auch unsre Abbildungen stellen solche Versuche dar. Das erste Bild (S. 80) führt uns auf den Grund der Tiefsee, 1200 bis 1500 m unter den Meeresspiegel. Pflanzen fehlen hier, wie wir bereits wissen, vergebens würden wir hier nach unterseeischen Algenwäldern forschen; aber etwas, was uns an Haine und Wiesen erinnert, hat die Natur doch geschaffen. Hier haben sich feine Wesen niedergelassen, von denen man lange nicht wusste, ob man sie den Pflanzen oder den Thieren zuzählen soll, und die noch heute den Namen Pflanzenthiere führen. Da sind zunächst die Korallen, welche von den älteren Naturforschern als „Pflanzen ohne Blumen, von harter, fast steinigter Natur“ beschrieben wurden. Erst im Jahre 1723 entdeckte Peyssonel die thierische Natur derselben und reichte seine Abhandlung darüber im Jahre 1727 der Pariser Akademie ein. Was musste er sich gefallen lassen! Reaumur wurde zum Berichterstatter bestimmt und er bezeichnete die Entdeckung als „einen seltsamen Irrthum“! Diese Pflanzenthiere bilden die Haine der Tiefsee; da stehen dicht gedrängt aneinander die

Digitized by Google

Korallenstöcke, auf denen allerlei Krabben munter umherklettern. Sie sind zwar keine Edelkorallen, aber schön und beachtenswerth; sie sind mit dem Vermögen, zu leuchten, ausgestattet, und die einen schimmern in weißem, die andern in blauem oder violettem Lichte. Es leuchten dabei die Thierchen, die aus dem Korallenstocke hervorstrecken, und es muß einen eigenartigen, feenhaften Anblick gewähren, wenn die farbigen Flämmchen an den Stämmchen und den Aesten der Stöcke auf und nieder zucken.

Dicht daneben sehen wir andere Vertreter der Pflanzenthiere; es sind Schwämme und zwar die an der Oberfläche so überaus seltenen Glas- oder Kieselschwämme. Wir haben schon von ihrer Bedeutung gesprochen. Sie gehören zu den „schönen" Gebilden der Tiefsee, denn sie sehen aus, als ob sie aus Glas geschliffen geworden wären, und einige von ihnen tragen den Namen „Euplectella" d. h. „Schöngewobene", oder „Venusblumenkörbe". In den fernen Meeren von Japan und China werden sie öfters



Foraminiferen oder Kammerlinge.
1. Grobula uniformis. 2. Globigerina bulloides. 3–7. Verschiedene andere Kammerlinge.

auf Stöcken gespießt und bieten noch vor wenigen Jahren eine große Seltenheit, heute kann man diese Blumenkörbe der schaumgeborenen Göttin schon für wenige Mark erstehen und sie in einem Glasklasten als Salonschmuck aufstellen. Auf unserm Bilde schauen aus den Höhlungen der Schwämme kleine Krebse hervor; das entspricht der Wahrheit, denn die Schwämme sind Kristallpaläste der Tiefen, in denen sich junge Krebse gern niederlassen, in denen sie wohnen, oft so lange, bis sie zu groß werden, um durch die Oeffnungen wieder herauszuschlüpfen, und in den Schwämmen auch ihre kunstvollen Grabeskammern finden.

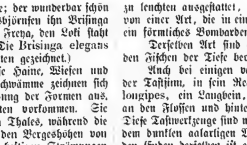
Auch ein Wiesenschmuck fehlt nicht diesen schlammigen Gefilden. Hier wachsen dicht aneinander jene Formen der Stockthierchen, die unter dem Namen der „Seelilien" bekannt sind; sie haben ein ornamentförmiges Aussehen und sind damit gestickt, wie die Blumen auf sonnigen Fluren, purpurroth, gelb, weiß und auch grasgrün. Daneben ruhen ihre nahen Verwandten, die Seesterne, die ihr Licht leuchten lassen. Den Preis der Schönheit verdient unter ihnen die Brisinga, die schon Anfang der fünfziger Jahre von dem norwegischen Dichter Asbjörnsen in dem herrlichen Hardangerfjord gefischt wurde; der wunderbar schön geformte Stern leuchtet so herrlich, daß Asbjörnsen ihn Brisinga nannte, nach dem Brustschmucke der Göttin Freya, den Loki stahl und in der Tiefe des Meeres verbarg. (Die Brisinga elegans ist auf unserer Abbildung S. 81 rechts unten gezeichnet.)

Werfen wir noch einen Blick auf diese Haine, Wiesen und Kristallpaläste! Die Korallen und die Schwämme zeichnen sich durch eine große Regelmäßigkeit und Rundung der Formen aus, wie sie sonst an der Meeresoberfläche selten vorkommen. Sie gleichen den Bäumen eines stillen geschützten Thales, während die anderen, wie die Tannen und Föhren auf den Bergeshöhen von Sturmwinden, von der Brandung und den heftigen Strömungen der See gebeugt und gekrümmt werden. Denn die entfesselte Wuth der Elemente tobt nicht in der Tiefsee, der Aufruhr der Wogen, der die Schiffe verschlingt, dringt nicht in diese Abgründe; langsam, fast unmerklich wälzicht sich hier der Kreislauf der oceanischen Gewässer von den eisklatten Polen zum sonnenwarmen Aequator. Aber Friede herrscht nimmer in diesen stillen Räumen; Krieg ist auch hier die Losung wie überall auf Erden, wo lebende Wesen ums Dasein ringen!

In fortwährenden Kämpfen muß sich jenes Krebsgeschlecht herumgebissen haben, dessen Vertreter uns in dem Lithodes ferox entgegentritt. Leib, Beine, Scheeren sind mit Stacheln besetzt; er ist schier unangreifbar; selbst todte Exemplare muß man mit großer Vorsicht anfassen, wenn man sich nicht stechen will. Die Krabben, die gepanzerten Ritter des Meeres, zeichnen sich durch Raufsucht aus, und da muß unter ihnen der Lithodes ferox ein furchtbarer Feind sein. Im Kampfe ums Dasein haben die Thiere der Tiefsee ihre Ausrüstung der Umgebung angepaßt. In dem Dunkel, das nur in bestimmten Fällen vom phosphoreseierenden Glanze der Bewohner erhellt wird, schwindet die Bedeutung des Auges und der Tastsinn gewinnt an Zuverlässigkeit. Darum verkümmert bei vielen Tiefseethieren das Auge und die Tastwerkzeuge entwickeln sich in überraschender Größe. Die langen Scheeren fallen schon bei vielen Krebsarten auf, der Pachygaster formosus (auf der Abbildung Seite 81) ist damit ausgerüstet; als echtes Tiefseethier erweist sich aber der über dem letzteren schwebende Nematocarcinus gracilipes, dessen Beine eine ungeheure Länge erreichen. Mit ihnen kann der „Schlankfüßige" einen weiten Raum in seiner Nähe durchforschen, den Feind wittern oder Beute erspähen. Wir bemerken unter den Gestalten unserer Abbildung noch eine Krabbenspinne. Man nennt diese Geschöpfe auch Pantopoden, d. h. Ganzbeine, da sie anscheinend nur aus Beinen bestehen und der übrige Körper nur ein winziges Stückchen bildet. Es sind Thiere, die „ihren Magen in der Hosentasche tragen", denn ein Theil ihres Darmapparates pflanzt sich in den Beinen fort.

Die Krabbenspinnen der Oberfläche sind klein, in der Tiefsee aber erreichen sie riesenhafte Größen. Die von uns abgebildete Colossendeis arcuata stammt aus einer Tiefe von 820 Faden und ist schon recht ansehnlich; an der Westküste von Nordamerika hat man in 500 bis 1500 Faden Tiefe eine Colossendeis colossea gefunden, deren Beine $1\frac{1}{2}$ m lang sind, während der eigentliche Körper nur wenige Millimeter breit ist.

Von den Tiefseekrebsen getangen manche lebend an die Oberfläche. Sie stürzen alsdann verwundet aus ihren Kristallpalästen, den Glasschwämmen, hervor, rollen ihre todten Augen und stechen wieder in das Innere ihrer Behausung zurück. Der Tod ist für sie sicher eine Erlösung; denn welche Qual muß ihnen der jähe Uebergang aus den finstern stillen Tiefen zu der Oberfläche, dem blendenden Glanz der Sonne, dem betäubenden Lärm der Oberwelt, bereiten! Einige von diesen Krebsen sind auch mit dem Vermögen



und die französischen Forscher berichten von einer Art, die in einem Glase den Leuchtkopf vom sich warf, ein förmliches Bombardement mit Leuchtfunken ausstrahlte.

Derselben Art sind auch die Veränderungen, welche wir bei den Fischen der Tiefe beobachten.

Auch bei einigen von ihnen tritt der Stab der Blinden, der Tastsinn, in sein Recht. Da ist zunächst der Bathypteroisiongigues, ein Langbein, der mit seinen fühlerartigen Fortsätzen an den Flossen und hinter dem Kopfe die Nachbarschaft sondirt. Diese Tastwerkzeuge sind noch feiner bei dem Lustomias obscurus, dem dunklen aalartigen Wesen oben links S. 81, ausgebildet, an den Enden derselben ist ein Fühlapparat sichtbar. Das sind alles wunderbar feine Organe, die sich nur in den stillen Gewässern der Tiefsee entwickeln können, im bewegten Wasser beim Wellenschlag würde sie das Thier bald verlieren.

Aus der Klasse der Leuchtfische führen wir unseren Lesern zwei Vertreter vor: den Stomias boa mit Leuchtorganen am Bauch und den Malacosteus niger, der an den Kopfseiten je zwei Leuchtflecke besitzt, von denen der eine in goldigem, der andere in grünlichem Lichte strahlt. Es scheint, daß der letztere mit seinen Laternen wie eine Lokomotive die Bahn, die er durchmißt, beleuchten kann.

Abenteuerliche Fischgestalten treten uns in dem Eurypharynx pelecanoides und dem Melanocetus Johnstoni entgegen. Bei dem ersteren bildet der Rachen den Hauptheil des Körpers, der letztere hat dagegen am Schlunde eine sackartige Ausdehnung, in welcher er die in glücklichen Tagen erbeutete Beute aufbewahren kann, um in Zeiten der Noth nicht hatten zu müssen.

Als man diese eigenartigen Thierformen kennen zu lernen anfing, hoffte man, daß die Tiefseeforschung uns matte Arten enthüllen werde, die in früheren geologischen Epochen lebten, an der Oberfläche aber längst ausgestorben sind.

Bald gelangte man jedoch zu einer anderen Ueberzeugung; in der Finsterniß der Seetiefen keimte nicht zuerst das Leben, seine Wiege stand dort, wo der helle Sonnenschein die Welt verklärt; die Küsten- und selbst die Landfauna ist älter als die der Tiefsee; denn erst von der flachen Küste und der Oberfläche des Meeres wanderten allerlei Thiere nach der Tiefe und paßten sich den neuen Lebensbedingungen nach und nach an. In unvordenklichen Zeiten begann jene Einwanderung und sie geschieht noch heute. Darum finden wir auch in der Tiefsee neben echten Tiefseethieren allerlei Uebergangsformen, die uns an die Thiere der Flachsee gemahnen. Die einen sind längst erblindet, die anderen besitzen noch gut entwickelte Sehorgane. Die Eier der einen entwickeln sich im Dunkel der Tiefe, die Eier der anderen steigen noch nach altem Gesetz an die Oberfläche, um hier sich zu entwickeln, und erst die junge Brut kehrt zu den Vätern in der Tiefe zurück. Diese Mannigfaltigkeit der Uebergangsformen gebietet uns, in unseren Schlüssen vorsichtig zu sein; wir können nicht ohne weiteres aus dem Vorhandensein der Organe auf deren Zweckmäßigkeit in der Tiefe schließen, wir können nicht entscheiden, was den Bewohnern der finsternissen Gründe mehr frommt: Augen und Leuchtapparate, oder der Stab der Blinden! „Wie wenig wissen wir!“ Der Ausruf, den Linné vor mehr als hundert Jahren bei seiner Beschreibung der Natur des Meeres gethan hat, er paßt noch heute auf unser Wissen trotz der ungeahnten Ausdehnung unserer Kenntnisse. Als das englische Schiff „Challenger“ von seiner denkwürdigen Fahrt zurückgekehrt war, erschien der Reichthum an mitgebrachten Funden so groß, daß man behauptet hat: ein Mann, der die Kenntnisse von 20 Specialisten besäße, müßte 75 Jahre angestrengt arbeiten, um das Material zu bewältigen. Viele Forscher haben sich in jene Arbeit getheilt: fünfundzwanzig stattliche Bände sind bereits über diese Expedition erschienen und das Material liegt immer noch zu neuen Arbeiten au!

Wir haben bis jetzt nur die allgemein bekannten und dem bloßen Auge sichtbaren Seethiere berührt. Das Meer birgt aber noch einen ungeheuren Reichthum an winzig kleinen Lebewesen. Ihre Bedeutung im Haushalt der Natur ist uns bei der Betrachtung des weißen Tiefseeschlammes klar geworden; lernen wir jetzt, wenn auch flüchtig, einige Vertreter dieser winzigen Geschöpfe näher kennen! Wir haben hier die unterste Thierklasse vor uns, die Urthiere, die nur aus einer Zelle bestehen, die einfachsten Organismen ohne Organe. Alle Funktionen des Lebens werden hier von dem Protoplasma, der Zelle, besorgt. Dieses entsendet Fortsätze, Scheinfüßchen, welche die Bewegung und den Fang der Beute ermöglichen; es frißt und verdaut und fühlt. Die Foraminiferen oder Kammerlinge bilden eine Abtheilung dieser Klasse, auf unserer Abbildung S. 83 sehen wir in der Mitte ein einfaches Wesen dieser Art. Eine eiförmige Kalkschale fällt uns zunächst auf, sie hat eine einzige Oeffnung, aus der die vielen Scheinfüßchen hervortreten und netzartige Maschen bilden. Unsere Foraminifere hat soeben eine Diatomee erbeutet; rechts ist dieselbe von den Scheinfüßchen umstrickt; das Protoplasma der Foraminifere saugt aus der Alge allen Nahrungsstoff aus und läßt dann die leere Schale fahren.

Die Zahl der Foraminiferenarten ist eine ungeheure; hunderte sind bereits bekannt und die Mannigfaltigkeit der Formen ist eine außerordentliche, einige derselben, oder vielmehr deren Schalen finden wir auf unserer Abbildung rings um die oben beschriebene gruppirt. Fast alle diese Foraminiferen tragen eine Kalkschale, die je nach dem Kalkgehalt des Seewassers bald dünner, bald dicker ist. Andere Urthiere, die Strahlinge, zeichnen sich durch ihren Kieselpanzer aus.

Das Vorkommen dieser niedrigen und winzigen Thiere ist für die Fauna des Meeres von der größten Bedeutung. Man hat gefagt: „Wo der Globigerinenschlamm vorhanden ist, dort herrscht überall reiches Leben, wo er verschwindet und der rothe Tiefseethon auftritt, dort erstrecken sich die Wüsten des Meeresgrundes.“ Aber nicht allein an der Küste oder am Meeresgrunde können wir die Bedeutung dieser Wesen kennen lernen: wir müssen zu diesem Zwecke hinaussteuern auf das offene weite Meer, welches an seiner Oberfläche wieder eine andere, die pelagische Fauna beherbergt, auf dessen weiten Fluthen die Thiere in Scharen dahinziehen, wie die Herden der Steppe von Weide zu Weide wandern, oder willenlos umhergetrieben werden, ein Spiel von Wind und Wellen!

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Quitt.

Roman von **Theodor Fontane.**

(Fortsetzung.)

Es vergingen, ohne daß auf seinen Lebwerk etwas geschehen wäre, gegen anderthalb Wochen, und wär' auch wohl noch weiter so gegangen, wenn nicht die Pfandertasche, die Christine, gewesen wäre, die beständig alles, was drüben in der Försterei vorging, zu den Menzes hinübertrug. Unter den kleinen Freiheiten, die sie sich regelmäßig nahm, war auch die, daß sie den Opitzschen Schreibtisch beim Aufsammeln und Standabwischen einer gründlichen Musterung unterzog, so daß sie jederzeit wußte, wie die Dienstsachen standen. War das nun schon ihr alltägliches Thun, so doppelt, seitdem Lehwerk in Gefahr schwebte, der Gegenstand oder das Opfer einer Opitzschen Schreibübung zu werden. Eine ganze Woche lang hatte sich nichts finden lassen, heut aber, es war der Tag vor dem vierten Sonntage nach Trinitatis, war ihr der lang erwartete Bericht an den Grafen, in geschwärzterer Absicht und immer zwischen zwei Löschblätter gelegt, zu Gesicht gekommen, und ehe noch eine Viertelstunde um war, war sie schon drüben, um ihre Neuigkeit vor die rechte Schmiede zu bringen.

„Liebe Frau Menz, ich habe es nun alles gelesen. Es sind drei Seiten, alles fein abgeschrieben und unterstrichen, denn er hat ein kleines Doppelholzlineal, das nimmt er immer, wenn er unterstreichen will, und das sind allemal die schlimmsten Stellen.“

„Jesus,“ sagte Frau Menz und zitterte. „Sie können ihm doch nicht ans Leben, bloß um den Has', und der war noch dazu so klein, als ob er keine drei Tage wär', und ich hab ihn eigentlich nicht essen können vor lauter Angst, bloß einen Lauf und das Rückenstück, weil es doch zu schade gewesen wäre. Ach, du meine Güte, wenn er nun so 'was sterben sollte, da wäre ja keine Gerechtigkeit mehr und der Kaiser in Berlin wird doch wissen, daß er ein so guter Gerichter war und daß er's beinah getriegt hätte . . .“

„Gott, liebe Frau Menz, was Sie nur alles reden, so schlimm ist es ja nicht. Und wär' überhaupt gar nicht so schlimm, wenn es nicht das zweite Mal wär', oder was sie, die so 'was schreiben, den „Wiederbetretungsfall“ nennen. Das ist das Wort, das drin steht. Und da machen sie denn gleich aus dem Hasen 'nen Elefanten und thun, als ob es wunder was sei, nicht weil es wirklich was Großes und Schlimmes wäre, nein, bloß von wegen des zweiten Mals, von wegen des Wiederbetretungsfalls. Und da sind sie denn wie versessen drauf und das war auch die Stelle mit dem dicken Strich . . . Das heißt die eine.“

„Die eine? Aber Du mein Gott, war denn noch eine?“

„Gewiß war noch eine da, die war noch dicker unterstrichen, und das war die von seinem Charakter.“

„Ach, Du meine Güte! Von seinem Charakter! Und die hat Opitz auch unterstrichen? Ja, was soll denn das heißen? Ein Charakter ist doch bloß wie man is. Und wie is man denn? Man is doch bloß so, wie einen der liebe Gott gemacht hat, und wenn man auch nicht alles thun darf, aber seinen Charakter, zu Dem thun Gott, den hat man doch um mat und den wird man doch haben dürfen und den kann er nicht unterstreichen. Und ein Mann wie Opitz, den ich immer beluigt habe, wie wenn er der Graf wäre! Gott, Christine, sage, Kind, was steht denn drin und was hat er denn alles gesagt?“

„Er hat gesagt, daß man sich jeder That von ihm zu gewärtigen habe“, das steht drin, Frau Menz, und das Wort „jeder“ ist noch extra roth unterstrichen und sieht aus wie Blut, so daß

1899

An südlichen Gestaden.

Zeichnung von H. Nessel.

ich einen richtigen Schreck kriegte und bloß nicht wußte, an wen ich dabei denken sollte, ob an Opitzen oder an Lehnert. Ja, liebe Frau Menz, jeder That, so steht drin, und daß er aus diesem Grunde beantrage, die Strafe streng zu bemessen, und zweitens auch deshalb, weil er viel Anhang und Zuhörerschaft habe und überall in den Kretschams herumsitze und den Leuten Widersetzlichkeit beibringe, was um so thörichter und strafenswerther sei, als er eigentlich einen guten Verstand habe und sehr gut wisse, daß alles, was er so predige, bloß dummes Zeug sei. Er sei ein Verführer für die ganze Gegend, so recht eigentlich, was man einen Aufwiegler nenne, und rede beständig von Freiheit und Amerika und daß es da besser sei als hier, in diesem dummen Lande. Ja, Frau Menz, das alles hat Opitz geschrieben, und am Schlusse hat er auch noch geschrieben, daß man an Lehnert ein Exempel statuiren müsse, damit das Volk mal wieder sähe, daß noch Ordnung und Gesetz und ein Herr im Lande sei."

„Das alles?"

„Ja, Frau Menz, das alles. Denn das weiß ich schon, weil ich öfter so was lese, wenn er erst mal im Zug ist, dann ist kein Halten mehr, und auf eine Seite mehr oder weniger kommt es ihm dann nicht an, schon weil er eine hübsche Handschrift hat und mitunter zu mir sagt: ‚Nu, Christine, wie gefällt Dir das große H?' und vor allem, weil er gerne so was schreibt vom Ordnung und Gesetz und dabei wohl denken mag, so was lesen die Herren gern und halten ihn für einen pflichttreuen Mann."

Christine hätte wohl noch weiter gesprochen, aber Lehnert, der schon von früh an oben im Dorf gewesen war, kam eben von Krummhübel zurück, wohin er eine Wagenachse abgeliefert hatte. Christine mocht' ihm nicht begegnen, um nicht aufs neue in ein Gespräch verwickelt zu werden, oder vielleicht auch, weil sie die Wirkung der schlimmen Nachricht auf ihn nicht selber sehen wollte. So nahm sie denn ihren Weg über den nach der Waldseite hin gelegenen Brückensteg und kehrte auf einem Umwege und unter Benutzung einiger im Lommisbette liegender Steine nach der Försterei zurück.

9.

Frau Menz hatte zu schweigen versprochen, aber sie war unfähig, etwas auf der Seele zu behalten, und so wußte Lehnert nach einer Viertelstunde schon, was Christine berichtet hatte.

„Laß ihn, er wird nicht weit damit kommen!"

Er sagte das so hin, um die Mutter, so gut es ging, zu beruhigen, in seinem Herzen aber sah es ganz anders aus, und er ging auf das Fenster zu, das er aufriß, um frische Luft einzulassen. Er hatte diesen Ausgang wohl für möglich, aber, bei der Fürsprache drüben, keineswegs für wahrscheinlich gehalten, und nun sollte doch das Schlimmste kommen, und wenn er sich diesem Schlimmsten entziehen wollte, so gab es nur ein Mittel und mußte nun das geschehen, womit er bis dahin in seiner Phantasie bloß gespielt hatte: Flucht. Ungezählte Male war es ihm eine Freude gewesen, von dem elenden Leben in diesem Sklavenlande zu sprechen, von der Lust, dieser Armseligkeit und Knechterei den Rücken zu kehren und übers Meer zu gehen, und doch — jetzt, wo die Stunde dazu da war, das immer wieder und wieder mit Entzücken Ausgemalte zur That werden zu lassen, jetzt wurd' er zu seiner eigenen Ueberraschung gewahr, wie sehr er seine Heimath liebe, sein Schlesierland, seine Berge, seine Koppe. Das sollte nun alles nicht mehr sein! Um nichts oder um so gut wie nichts war er das erste Mal von Opitz zur Anzeige gebracht worden und um nichts sollt' es wieder sein! Und wenn es etwas war, wer war schuld daran? Wer anders als „der da drüben", der ihm den Dienst verleidet hatte, sonst wär' alles anders gekommen und er wäre, was eigentlich sein Ehrgeiz und seine Lust war, bei den Soldaten geblieben und hätte seinem König weiter gedient und hätte jedes Jahr Urlaub genommen und wäre dann mit dem Hirschfänger und dem Czako durch die Dorfstraße gegangen und alles hätte gegrüßt und sich über ihn gefreut. „Um all das hat er mich gebracht, weil er mir's mißgönnte, weil er nicht wollte, daß einer neben ihm stünde. Ja, er ist schuld, er allein. Um das Kreuz hat er mich gebracht, aber mein Haus- und Lebenskreuz war er von Anfang an und hat mich geschunden und gequält, und wie damals, so thut er's auch heute noch. Er hat mir das Leben verdorben und mein Glück und meine Seligkeit."

Als er das letzte Wort gesprochen, brach er ab und sah vor sich hin. Alles was in Nächten, wenn er nicht schlief, ihm halb traumhaft erschienen war, erschien ihm in diesem Augenblick wieder, aber nicht als ein in Nebelferne vorüberziehendes Bild, sondern wie zum Greifen nah', und in seiner Seele klang es noch einmal nach „und meine Seligkeit."

Es war Mittag und Frau Menz brachte die Mahlzeit. Aber Lehnert aß nicht, und als die Alte ihn zuredete, wies er es kurzer Hand ab, stand auf und ging in seine Kammer, um, was ihn peinigte, loss zu werden und Ruhe zu suchen. Wenn er hätte schlafen können! Aber er fühlte nur, wie's hämmerte. Mit einem Male sprang er auf. „Nein, ich bleibe. Nicht fort. Ich will nicht fort. Einer muß das Feld räumen, gewiß. Aber warum soll ich der eine sein? Warum nicht der andere? Mann gegen Mann . . . und oben im Wald . . . und heute noch. Ich sage nicht, daß ich's thun will, ich will es nicht aus freien Stücken thun, nein, nein, ich will es in des Schicksals Hand legen, und wenn das es fügt, dann soll es sein . . . Und das Papier drüben und alles, was drin steht, das will ich schon aus der Welt schaffen . . . Und wenn ich ihm nicht begegne, dann soll es nicht sein und dann will ich mich drein ergeben und will ins Gefängniß, oder will weg und über See."

Lehnert war klug genug, alles was in diesen seinen Worten Trugschluß und Spiegelfechterei war, zu durchschauen, aber er war auch verrannt und befangen genug, sich drüber hinwegzusetzen, und so kam es, daß er sich wie befreit fühlte, nach all dem Schwanken endlich einen bestimmten Entschluß gefaßt zu haben. Er wartete bis um die sechste Stunde, legte dann wie stets, wenn er ins Gebirge wollte, hirschlederne Gamaschen an und stieg, als er sich auf diese Weise marschfertig gemacht hatte, von seiner Bodenkammer wieder in die Wohnstube hinunter. Hier riß er aus dem unter der Jagdflinte hängenden Kalender ein paar Blätter heraus und wickelte was hinein, was wie Flachs oder Werg aussah. Alles aber that er in eine Ledertasche, wie sie die Botenläufer tragen, gab dann der Alten, unter einem kurzen „Adjes Mutter", die Hand und ging auf das sogenannte „Gehänge" zu, den nächsten Weg zum Kamm und zur Koppe hinauf. Drüben in der Försterei schien alles ausgeflogen. Nur Diana lag auf der Schwelle und sah ihm nach.

Lehnert verfolgte seinen Weg, der ihn zunächst an den letzten Häusern von Wolfshau vorüber führte. Von hier aus bis zu dem das gräfliche Jagdrevier auf Meilen hin einhegenden Wildzaun waren keine tausend Schritt mehr, ein mit Kufseln besetztes Waldwerland, auf dem sich in diesem Augenblick eine Krummhübler Kinderschar heranbewegte, lauter halbwachsene Mädchen, die, von ihrem Lehrer geführt, eine Tagespartie nach der Schwarzen Koppe hinauf gemacht hatten. Lehnert blieb stehen. Als sie näher kamen, sah er, daß sie Blumen in Haar und Hand trugen. Und dazu sangen sie:

Schlesierland! Schlesierland!
Du bist es, wo meine Wiege stand.
Wo die Schneekoppe hoch in die Wolken steigt,
Wo der Knauf grau die Zinnen zeigt,
Wo Rübezahl tief im Berge thront,
Wo Liebe, Frohsinn, Treue wohnt,
Schlesierland! Schlesierland!
Du bist es, wo meine Wiege stand.

Es war dasselbe Lied, das er in seinen Knabentagen und dann später, bei den Jägern, auf manchem heißen Marsch in Frankreich gesungen hatte. Wie das Lied ihn jetzt ins Herz traf! Er trat zurück, um den jungen Dingern, von denen die meisten ihn kannten, den Weg frei zu geben. Sie nickten ihm zu und eine gab ihm im Vorübergehen den Enzianenstrauß, den sie hoch oben im Gebirge gepflückt und geflochten hatte. „Da, Lehnert!" Und kaum, daß sie vorbei waren, so nahmen sie das Lied wieder auf und sangen die letzte Strophe:

Schlesierland! Schlesierland!
Du bist es, wo meine Wiege stand,
Ach, werd' ich je Dich wiedersehn,
Im Schatten Deiner Tannen geh'n,
Am Hügel meiner Eltern knie'n,
Und sehen, wie die Wolken zieh'n?
Auch in der Ferne knüpft mich ein Band
An Dich, geliebtes Heimathland.

Lehnert hatte die Schußzeilen unwillkürlich mitgezählt und wiederholte sie sich, als ob er in diesem Augenblicke schon ein tiefes Heimweh in seinem Herzen empfunden hätte.

Dabei war er bis an den Waldrain gekommen, bis an das Gatter, aus dem die Mädchen eine kleine Weile vorher herausgelreten waren. Er öffnete jetzt seinerseits das aus Holzstämmen zusammengefügte, schwer in den Angeln gehende Thor und ließ es wieder ins Schloß fallen, und der Ton, mit dem es einklinkte, durchfuhr ihn und ließ ihn zusammenschauern. Er war nun drin in dem Waldgehege. Was war geschehen? oder doch vielleicht, wenn er wieder herausstrat? Aber er entschlug sich solcher Gedanken und schritt die geradlinige, steile Straße hinauf, das „Gehänge", das hier am Gatter seinen Anfang nahm und abwechselnd an hochstämmigem Wald und niedriger Kusselheide vorüberführte. Dann und wann kamen auch Wiesenstreifen und Streifen von Moorgrund. Es war jetzt um die siebente Stunde und hier oben herrschte schon Dämmer und abendliches Schweigen und nur dann und wann hörte man das Klucken und Glucksen eines bergabschießenden Wasserlaufes oder eine vereinzelte Vogelstimme. Kein Schmettern oder Singen, nur etwas, das wie Klage klang. Am Himmel, der hell leuchtete, wurde die Mondsichel sichtbar, ein blasser Ring, und einmal war es Lehnert, als ginge wer neben ihm her. Aber es war eine Sinnestäuschung, und wenn er seinen Schritt anhielt, schwieg auch der begleitende Schritt im Walde.

So war er, das „Gehänge" hinauf, schon bis ziemlich hoch gekommen und durch eine bergan steigende Lichtung im Walde konnte er bereits den Gebirgskamm in aller Deutlichkeit erkennen. Er sah aber nicht lange hinauf, sondern setzte sich, plötzlich der Ruhe bedürftig, auf eine Bank, die man hier, wohl zu Nutz und Frommen hergansteigender Sommergäste, zwischen zwei dicht nebeneinander stehenden Tannen angebracht hatte. Das dachartig überhängende Gezweige war Ursache, daß es um die ganze Stelle her schon dunkelte, trotzdem war es noch hell genug, um alles Nächstliegende deutlich erkennen zu können. An der anderen Seite des Weges sprang ein Quell aus einer nur wenig übermannshohen Felswand, und der Umstand, daß man dem Quell eine zierliche Holzrinne gegeben und ihn in einen von Moos überwachsenen Steintrog geleitet hatte, gab diesem Rastplatz etwas von einem Waldidyll. An dem Steintroge vorbei zog sich, nicht allzu weit unter dem Kamm hin, ein dem Zuge desselben folgender Pfad, der zuletzt auf die Hampelbande zulief.

Lehnert wußte hier Bescheid auf Schritt und Tritt und hatte manch liebes Mal auf dieser Bank gesessen und nach dem Quell hinübergesehen und gehorcht, ob vielleicht Dyzi aus dem Unterholz herausstreten würde. Fast zu gleichem Zwecke saß er wieder hier, und als sich's drüben einen Augenblick wie regte, schoß ihm das Blut zu Kopf und er griff unwillkürlich nach links, wie wenn er, der doch noch ohne Waffe war, das Gewehr von der Schulter reißen wollte. Rasch aber entsichtig er sich seiner Erregung wieder und an ihre Stelle trat ein Lächeln.

Er wurd' überhaupt wieder unsicher und verlangte, von der Begegnung ganz abgesehen, nach einem Zeichen, das ihm sage, was er zu thun habe. So brach er denn einen dürren Zweig ab und machte zwei Lose daraus, in Länge nur wenig von einander unterschieden, und that beide in seinen Hut. Und nun schüttelte er und zog und maß. Er hatte das etwas längere Stück gezogen. „Gut denn . . . es soll also sein . . ." und mit einer Raschheit, in der sich die Furcht vor einem abermaligen Schwanken und Unstätigwerden aussprach, erhob er sich von seiner Bank und schlängelte sich mit einer Findigkeit, die deutlich sein Zuthausesein an dieser Stelle zeigte, durch allerhand dichtes Unterholz bis auf eine Waldwiese, die nach der einen Seite hin, ganz besonders aber in der Mitte mit riesigen Hustattichblättern überwachsen war, während sie nach der anderen Seite hin in buschbohnen Farrenkraut stand, das sich heckenartig an einer niedrigen Felswand entlang zog. In dieser Buschhecke war nirgends ein Einschnitt, weshalb Lehnert, der dies sehr wohl wußte, seinen Eingang von der Seite her nahm und sich zwischen dem Farrenkraut und der Felswand hindurch drängte, mit seiner Rechten an dem Gesteine beständig hintastend. Als er bis in die Mitte gekommen, war auch die Felsspalte da, nach der er suchte, freilich nur schmal und eng. Er streifte deshalb den Aermel in die Höh', um bequemer mit Hand und Unterarm hinein zu können, und nahm, als ihm dies gelungen, aus einer in der Felsspalte befindlichen Nische sein Doppelgewehr heraus, das hier, bis an den Kolben in ein Futteral von Hirschleder gesteckt, seinen Versteck hatte. Gleich danach hielt er auch Pulverhorn und Schrotbeutel in Händen, und abermals einen Augenblick später riß er von einem der von seiner Wohnung her mitgenommenen alten Kalenderblätter einen breiten Streifen ab, der als Schußpfropfen dienen sollte, lud beide Läufe, setzte die Zündhütchen auf und hakte das mit zwei Drahtösen versehene Stück Werg, das ein falscher Bart war, über die Ohrwinkel. Und nun wand er sich, wie vorher zu dem Versteck hin, so jetzt mit gleicher Raschheit durch Farrenkraut und Unterholz zurück und trat wieder auf die große Straße hinaus. Er war derselbe nicht mehr. Der flachsene Vollbart, der aus Zufall oder Absicht tief eingedrückte Hut, der Doppellauf über der Schulter — das alles gab ein Bild, das in nichts mehr an den Lehnert erinnerte, der vor einer Viertelstunde noch, schwankend und unsicher, auf der Bank am Quell gesessen hatte.

„Nun soll's kommen," sprach er vor sich hin und stieg höher hinauf, auf den Grat des Gebirges zu.

* * *

Stiller wurd' es und niemand begegnete ihm. Nur einmal trat ein Rehbock auf eine Lichtung und stand und Lehnert griff schon nach dem Gewehr, um anzuschlagen. Aber im nächsten Augenblicke war er wieder anderen Sinnes geworden. „Nein, nicht so. Sein Schicksal soll über ihn entscheiden, nicht ich. Ich will ihn nicht herausrufen; ich hab' es in eine höhere Hand gelegt." Und sein Gewehr wieder über die Schulter hängend, schob er sich weiter an den Tannen hin. Aber es waren ihrer nicht allzu viele mehr, immer lichter wurd' es zwischen den Stämmen, und kaum hundert Schritte noch, so lag der Wald zurück und ein breites Stück Moorland that sich auf, durch das jetzt mitten hindurch der Weg unmittelbar auf den Grat hinaufführte. Wo der Torf nicht zu Tage lag, war alles von einem gelben, sonnverbrannten Gras überwachsen, dazwischen aber blinkten Sumpf und Wasserlachen, auf denen schwarzer Fläche die Mondsichel sich spiegelte. Kein Leben, kein Laut. Aber während Lehnert dieser Lautlosigkeit noch nachhorchte, klang plötzlich durch die tiefe Stille hin ein helles Läuten herauf.

„Das ist das Kapellchen unten. Das singt an und läutet den Sonntag ein."

Und wirklich, ehe noch eine Minute vergangen war, fiel das ganze That mit all seinen Kirchen und Kapellenglocken ein und wie im Wettstreit klangen die Tonwellen mächtig und melodisch bis auf den Koppengrat hinauf. Und nun war auch Lehnert oben und sah hinab. Der Mond gab eben Licht genug, ihn unten im Thal, drin eben ein dünner Nebel aufstieg, alles wie in einem hellen Dämmer erkennen zu lassen. Lange sah er hinab, bis das weite Thal unten nichts mehr als eine Nebelkuhle war. Nur um ihn her war noch klare Luft und die Mondsichel blinkte.

„Wohin?"

Er sah nach links hin, den Grat entlang, und bemerkte das Licht, das oben auf der Koppe schimmerte.

„Wenn ich mich 'ran hatte, bin ich in zwanzig Minuten oben . . . Und dann bin ich ihm *nicht* begegnet. Aber warum nicht? Weil ich ihm nicht begegnen *konnte*, weil ich ihm aus dem Wege gegangen bin. Ist das das Rechte? Heißt das sein Schicksal befragen? Ich *darf* ihm nicht aus dem Wege gehen, das ist kein richtig Spiel; ich muß dahin, wo sich's begegnen läßt . . . Da ist mein Platz."

Und rasch entschlossen, wandt' er sich wieder und schritt denselben Weg zurück, auf dem er gekommen war.

So lang er das Moor und seine freie Fläche zu Seiten hatte, hing er allerhand Träumereien nach, kaum aber war der Hochwald wieder um ihn her, so schien auch sein Auge zwischen den Stämmen hin das Dunkel durchdringen zu wollen. Aber es blieb trotzdem wie's war und er war schon wieder bis an jene Wegstelle gekommen, wo sich die Bank befand und der Quell in den Steintrog fiel, ohne daß sich etwas geregt oder ihm auch nur im geringsten die Gegenwart seines Gegners verrathen hätte. „Was soll er auch hier auf der großen Straße? Feigheit, nichts als Feigheit!" Und sich von der Bank her, drauf er abermals eine kurze

Im Brau

Nach dem im Besitz der Kunsthandlung von Friedrich Sch

Im Br[illegible]nuck.

Zeichnung in Wien befindlichen Gemälde von Josef Gisela.

Rast genommen hatte, zum Weitergehen anschickend, bog er drüben in den am Steinkruge vorüberführenden Querpfad ein, der in langer Linie, wagerecht und ohne jede Steigung, auf die Hampelbaude zuführte. „Da will ich hin. In der Hampelbaude will ich schlafen. Und hab' ich ihn bis dahin nicht getroffen, so soll es nicht sein. Und ich muß ins Gefängniß oder in die weite Welt."

Er konnte nicht anders sprechen, denn er wußte nur zu gut, daß er bis dahin mit der Begegnungsfrage bloß gespielt hatte; jetzt aber mußte sich's zeigen. Und wunderbar, statt erregter zu werden, ward er mit jedem Augenblicke stiller und seine Seele ruhiger, vielleicht weil er jetzt ein Ende absah. Und ihn verlangte danach, so oder so. Nur eines war ihm lästig, die Mondsichel blinkte zu hell, als ob Vollmond wäre. „Der Bart ist doch immer nur eine halbe Verkleidung. Und wenn die Todten auch schweigen . . . Es wäre besser, die Wolke drüben legte sich vor."

Und wirklich, sie that's. Und was jetzt niederflimmerte, war nur noch das matte Licht der Sterne . . .

* * *

„Stch!"

Spitz war um eine Weg und Buschecke gebogen und hielt auf fünf Schritt.

Und Lehnert stand.

„Gewehr weg! Was ein Richtiger ist, der weiß, wie sich's gehört. Aber Du bist wohl ein Böhmischer . . . Eins, zwei . . ."

Lehnert zögerte noch.

„Gewehr weg . . . Drei." Und im selben Augenblicke schlug der Hahn auf das Piston. Aber das Zündhütchen versagte.

Und nun schlug auch Lehnert an und zwei Schüsse krachten. Spitz brach zusammen.

In engem Bogen an ihm vorbei ging Lehnert auf die Hampelbaude zu.

10.

Zehn Uhr war durch, als Lehnert, der inzwischen sein Gewehr an einem anderen Versteckort wieder untergebracht hatte, bei der Hampelbaude eintraf. Trotz später Stunde war noch Leben drin, sogar Tanz, zu dem zwei böhmische Harfenistinnen von mittleren Jahren und ein zwölfjähriger Geiger lustig aufspielten. Lehnert setzte sich und ließ sich ein Nachtessen geben, als es aber vor ihm stand, schob er es wieder zurück und sprach nur dem Bier zu. Was um ihn her tanzte, waren Sommergäste, Berliner, darunter Mütter, die dicht vor der silbernen Hochzeit, und Töchter, die dicht vor der ersten Konfirmationsstunde standen. Auch die Väter waren, in Ermanglung anderen Tanzmaterials, mit herangezogen worden, behäbige Männer mit ängstlich kurzen Hälsen. Taxwichen trippelten die Backfische mit hohen Rückenfrisuren und lang herabhängenden Haar, dessen letzte natürliche Welle dem vorauf gegangenen sechsstündigen Marsch in der Zuthiphe längst zum Opfer gefallen war.

Lehnert sah auf das Treiben, und mitunter kam es sast den Anschein gewinnen, als freue er sich darüber, am meisten wenn die jungen Dinger, von denen einige immer aus dem Takte heraus und andere noch gar nicht hinein waren, an ihm vorbeiwalzten. Dann aber schwand mit einemmal wieder alles, was um ihn her war, und er sah wieder Spitz um die Buschecke biegen, höre, wie der Hahn anschlug, und sah seinen Gegner zusammenbrechen. „Er hat es nicht anders gewollt . . . Ob er todt ist? . . . er muß todt sein . . ." Und während er noch so kaun und in sich hinein redete, trat er aus dem hellen Saal ins Freie hinaus und sah nach dem Gehänge hinüber und dann hinauf in den gestirnten Himmel. Da stand die Sichel in aller Klarheit über ihm, aber über dem Todten am Wege stand sie auch.

Eine kalte Nachtluft ging und Lehnert trat wieder in den Saal, der sich allmählich zu leeren anfing.

Als die letzten fort waren, erschien Lissi, seine gute Freundin, auch eine Böhmin, in der Thür und sagte: „Nun, Lehnert, was meinst? Wenn ich der Bertha zurede, spielt sie noch einen Ländler auf, einen Ländler oder einen Schottischen." Und die Harfenistin, die jedes Wort, das die beiden sprachen, gehört und guten Grund zur Freundschaft mit der Kellnerin hatte, sah auch gutwillig über die Saiten. Aber Lehnert wich aus und sagte, daß er die Freundin Herrschaften, die gewiß sehr müde seien, in ihrem Schlafe nicht stören wolle.

„Was Du da nur redst, Lehnert. Du willst halt mit. Das ist alles. Aber gieb acht, wenn Du willst, will ich mit." Und damit griff sie nach einer ganzen Anzahl von Seideln, die leer auf den Tischen umher standen, und ging spöttisch und hochmüthig an Lehnert vorüber. Zuletzt kam auch der Wirth. „Na, Lehnert, ich sehe, Du willst zu Nacht bleiben. Schimmt alles voll bis unters Dach. Aber komm nur, ich weiß schon, was Du gern hast." Und dabei ging er voran und stieg, während Lehnert folgte, draußen am Giebel eine Leiter hinauf, die zu nächst bis an eine Lukenthür und durch diese hindurch nach dem Heuboden führte.

Lehnert machte sich's hier bequem und suchte zu schlafen. Aber es war zu schwül und der Hunger auch zu stark. So trat er denn wieder bis an die Lukenthür heran und rief einen der beiden Flügel auf. Aber eben so rasch schloß er ihn wieder. Schräg über ihm stand die Mondsichel und sah herab auf ihn und fragte.

* * *

Bald nach Tagesanbruch war Lehnert auf. Alles schlief noch und nur das hübsche böhmische Mädchen, das er am Abend zuvor durch sein „Nein" erzürnt hatte, stand im Hof und spaltete Holz. Sie sehen ihn nicht sehen zu wollen. Er trat aber an sie heran und sagte: „Laß gut sein, Lissi. Du weißt, ich bin kein Spiel verderber und weiß, was sich paßt. Und wenn einem ein hübsches Mädel, und nun gar eins wie Du, einen Kuß oder einen Tanz anbietet, da soll man nicht nein sagen. Das weiß ich so gut wie einer. Und hab' ich Dir schon was abgeklagen? Nun, sieh' Du, Du lachst! Also laß gut sein! Ich konnte nicht, mir war so schwindlig und ich hätte von dem Bier nicht trinken sollen Und nun mache mir einen Kaffee, hörst Du? Und vergiß nicht, wer zuerst kommt, der macht zuerst. Für die Berliner ist das andere gut genug."

„Ja!"

„Ach, die schlafen ja noch." Und damit ging er auf einen Vorplatz zwischen Stall und Giebel und setzte sich in eine Gitterlaube, die an der windschiefsten Seite mit Winden spärlich umwachsen war.

Und nicht lange, so kam der Kaffee mit Brot und Butter und einem Cognac: denn Lissi kannte seine Gewohnheiten. „Ani Dein Wohl, Lissi! Und das nächste Mal lanz' ich, bis ich nn falle." Und als er das sagte, streckte er die Hand nach ihr aus. Aber sie gab ihm einen Klaps und sagte: „Du denkst halt, jede Stund' ist gut zum Brezelbacken. Aber da irrst, das is mit wahr. Wer nicht kommt zur rechten Zeit' . . . Und jetzt ist nicht rechte Zeit und morgens ist nicht abends . . . Aber mein Gott, da klingelt es schon und ruft auch schon. Ich wette, das ist die dicke Madame, die gestern lanzte, wie wenn ihre Hochzeit wär."

Wirklich, es war drinnen im Hause lebendig geworden, und Lissi ging hinein und überließ Lehnert seinem Frühstück und seinen Betrachtungen, die nicht freundlich, aber auch nicht traurig waren. Gestern, als er hier ankam, war er in einer vollständigen Verschwörung gewesen und das Geschehene hatte noch mit all seinem Grauen auf ihm gelastet. Das war aber über Nacht anders geworden, vier Stunden festen Schlafs hatten ihm seine Sprungkraft und Energie zurückgegeben und ließen ihn jetzt das Behagen an einem gut bekzten Frühstücksstücke voll genießen, was alles in allem überhaupt kein Ländler nehmen konnte; denn wenn er schon wie so viele andere die Fähigkeit hatte, sich die Dinge, auch die schlimmsten, nach seinem Wunsch und Bedarf zurecht zu legen, so war noch im besonderen alles, was sich gestern abend ereignet hatte, so wunderbar glücklich für ihn verlaufen, daß selbst ein zu Trugschlüssen und Spiegelfechtereien minder geneigter Charakter als der seine Veranlassung gehabt hätte, sich über Gewissensskrupel einigermaßen hinwegzusetzen. Was er vorgehabt hatte, nun, darüber mochte sich streiten lassen, was sich aber thatsächlich ereignet hatte, war nichts als ein Akt der Nothwehr gewesen. Spitz hatte den ersten Schuß thun wollen, und wenn dieser Schuß versagt und ihm das Spiel in die Hand gegeben hatte, so war das so recht ein Zeichen, das ihn in seinem Gemüth beruhigen

wußte. Das Frühere, mit der Begegnung oder Nichtbegegnung und den Gottesurtheil darin, das war etwas Ausgekläretes gewesen, jetzt aber war das Schicksal aus freien Stücken für ihn eingetreten und hatte gegen Opitz entschieden. Er feinerseits war nur Werkzeug gewesen, dessen sich die Vorsehung zur Abstrafung eines bösen Menschen bedient hatte.

Dies waren so die Vorstellungen, in denen er sich erging und die so stark waren, daß selbst die Stimme des Mitleids darin erstickte. Nur an die Frau dachte er mit Theilnahme. „Sie war immer gut gegen mich; aber sie wird sich trösten und nach Jahr und Tag dem vielleicht danken, der's that und sie mit befreite."

Und nun war sein Frühstück beendet und er empfahl sich und ging auf die Riesendambe zu. Hier angekommen, bog er in den Riesengrund ein, sich berechnend, daß er um Zehn in Trautenau sein könne. Da, das wußt' er, fand er Freundschaft und Anhang und konnte leicht weiter, fort in die Welt, und war dann seine Noth und Gefahr mehr. Aber wußt' er denn fort? Um was war denn überhaupt alles geschehen? Doch nur, um nicht in die Welt hinaus zu müssen. Wenn er aber umgekehrt Platz machen wollte, dann konnte ja „der andere" bleiben und die Leute weiter quälen. Nein, er durfte nicht gehen! Wenn er ging, war alles umsonst gewesen. So kam er auf seinen Wege hin und her, und als er bis Johannisbad gekommen war, war er entschlossen, den Weitermarsch bis Trautenau aufzugeben und in seine Wolfshauer Stallnachtreet zurückzukehren. Es zog ihn mit einemmal wieder heim und ein seltsames Verlangen regte sich in ihm, Zeuge zu sein, wie nun alles kommen werde.

* * *

Der Abtheg war heraus gewesen, jetzt aber ging es wieder steil bergan und von Bequemlichkeit war keine Rede mehr. Indessen er war ein guter Steiger und schon um Vier war er wieder auf dem Koppenkamm und um Sechs in Wolfshau.

Die Mutter, die die Siebenhaarsche Predigt unten in Arnsdorf nicht versäumt hatte, stand am Herd und hielt just einen Bunzlauer Kaffeetopf und ein Stück Streuselkuchen in Händen, als Lehnert unter Kopfnicken eintrat.

„Guten Tag, Mutter!"

„Tag, Lehnert!"

„Bater nichts, Mutter? Du bist doch sonst nicht so kurz. Nichts Neues? Nichts vorgefallen? Keine Menschenseele dagewesen? Der Streusel da kann doch nicht durch den Schornstein gekommen sein, wie der Klapperstorch oder der Gottseideinus."

„Ach, rede doch nicht von dem, der kommt doch, der kommt auch so."

„Durch die Thür, meinst Du?"

Sie nickte, that einen Zug und starrte dann wieder schweigend vor sich hin, ohne Lehnert anzusehen. Der schwieg auch. Endlich sagte sie: „Opitz ist auch nicht da."

„So?"

„Die Frau war hier und weinte."

„Warum?"

„Weil sie glaubt, daß ihm was passirt sein könne."

Lehnert lachte. „Dann muß eine Försterstau jeden Tag weinen."

„Und dann fragte sie nach Dir . . ."

„So, so. Und was sagtest Du?"

„Daß Du nach dem ‚Waldhaus' gewollt hättest und vom Waldhaus nach Arnsdorf . . . vielleicht von wegen dem Haf' . . . zum Opitzen. Aber ich wüßt' es nicht genau."

„Das ist recht, Mutter, daß Du das gesagt hast, daß Du gesagt hast. Du wußtest es nicht genau. Das ist immer das beste, das mußt Du immer sagen. Und nun gieb mir einen Schluck von dem Kaffee da. Nein, laß lieber, ein Teller Milch ist mir besser. Ich bin verhungert und verdurstet. Seit heute früh keinen Bissen und keinen Tropfen."

Beide standen auf, Lehnert um sich umzuziehen und die Hände zu waschen abzuthun, die Mutter, um ihm die Milch zu holen, die nach Landesbrauch in einer vom Ofen aus vorgebauten Steinbütte stand, darnach welche die Lumnitz hindurch schoß und Kühle gab.

Als Lehnert wieder treppab kam, sah er, daß die Mutter ihm das Abendbrot vor dem Hause hergerichtet hatte, neben dem Rosenbusch, unter dessen überhängendem Gezweig er am liebsten saß. Drüben aber, in der Hausthür der Försterei, stand die gute Frau Opitz und sah abwechselnd nach dem Gehänge hinauf und dann wieder in die tiefrothe untergehende Sonne.

„Nicht hier, Mutter!"

„Aber es ist doch Deine Lieblingsstelle!"

„Ja, sonst. Aber heute nicht."

Und er hieß sie den Tisch mit auftischen und beide trugen ihn mit leichter Mühe durch den Flur, bis vor die Küchenthür. Da nahm er nun Platz und aß.

Als er damit geendigt hatte, stand er auf und ging wieder in die Vorderstube, in der jetzt völlige Dämmerung herrschte. Die Mutter war nach draußen, und so schritt er auf und ab und überlegte, was werden würde. Mit einemmal aber war es ihm, als würde die Klinke leis geöffnet und wieder ins Schloß gedrückt, und als er sich umsah, stand Christine vor ihm.

„Du, Lehnert!" Und sie hielt ihm bei diesen Worten ein nach Art eines amtlichen Schreibens zweimal zusammengefaltetes Papier hin. Als er es auseinandergefchlagen und, ans Fenster tretend, einen Blick hineingeworfen hatte, sah er, daß es der Bericht war, in dem Opitz seinen Strafantrag gestellt hatte.

„Jerrieh' es!" sagte Christine. „Ich hab' es gefunden. Es lag auf seinem Schreibtisch."

„Aber er wird es suchen, wenn er nach Hause . . . wenn er wieder kommt."

„Er kommt nicht wieder."

Und damit war sie fort, und er sah nur, wie sie rasch über den Steg hinhüpfte, wieder der Försterei zu.

11.

„Er kommt nicht wieder," hatte Christine gesagt; — sie konnte nicht wissen, was geschehen war, und sie wußt es doch! Daß er von ihr nichts zu verbrechen habe, das bewies das Papier, das er in Händen hielt, und doch konnt' er sich eines Gefühls banger Unruhe nicht entschlagen. Erst hatte die Mutter in Andeutungen gesprochen und nun Christine. Wenn er vor aller Welt der war, gegen den sich der Verdacht wie von selbst richten mußte, so war er verloren oder hatte doch auf lange hin einen schweren Stand. Er war müde von dem vielstündigen Bergauf und Bergab, aber seine Erregung war doch so stark, daß es ihn zu Hause nicht litt. Er mußte wieder hinaus, und die Frage war nur: „wohin?"

Am nächsten lag ihm Vater Brauner, in dessen Ausschank „Zur Rabenklippe" die Holzknechte zu verkehren und sich bei einer Stonedorfer oder einem Zingwer gütlich zu thun pflegten; aber das war keine Gesellschaft, die heute für ihn paßte. „Was macht Opitz?" oder „ist Opitz noch immer gut bei Wege?" Das waren Fragen, die sich hier in zurückliegender Zeit, und noch ganz vor kurzem, mehr als einmal und mitunter mit ganz besonderer Betonung an ihn gerichtet hatten, und er erschrak bei dem Gedanken, daß sie sich auch heute wieder an ihn richten könnten. Das sollte nicht sein, und so beschloß er denn, statt in die „Rabenklippe" lieber ein paar tausend Schritte weiter bis zu Erners in die „Schneekoppe" zu gehen und in der wohlbekannten niedrigen Gaststube mit Gebirgsjüthern und Spitzelträgern oder vielleicht auch mit alten Kriegskameraden, was immer das beste war, eine Unterhaltung zu suchen. Denn er scheute sich danach, eine Stimme außer seiner eigenen zu hören und von seiner Unruhe loszukommen. Er griff denn auch bald nach seiner Soldatenmütze, die neben dem Gewehr und dem alten Kalender am Riegel hing, und schritt auf Krummhübel zu. Halben Weges zwischen Brückenberg und der Obermühle trat er von dem tiefergelegenen Wolfshau her auf den eine lange Schrägstiege bildenden Fahrweg und sah nun einerseits nach Kirche Wang hinauf und andererseits nach Dorf Krummhübel hinunter, dessen weiße Giebel, trotz der schon herrschenden Dämmerung, in aller Deutlichkeit and den vereinzelten Baumgruppen hervorblinkten. Der am deutlichsten blinkende Giebel aber war der von Erners „Schneekoppe", und das helle Licht, das er dicht über der Straße stimmern sah, kam aus eben der Gaststube, drin er sich gütlich thun und hören und sprechen und alles, was ihn quälte, nach Möglichkeit vergessen wollte. Zwischen ihm und Ernerr lag nur noch der Gerichtskretscham und das kleine katholische Kapellchen mit seinem Sparrenwerk und seinem rothgestrichenen Dache.

Der Abend fiel rasch ein, und nur über Arnsdorf, lief unten im Thal, hing noch ein rothes Gewölk, vor dem der Schattenriß eines Kirchthurms aufragte. Rechts daneben zog sich ein langes schloßartiges, matt erleuchtetes Fabrikgebäude, dessen Fenster durch den Abendnebel hin gespenstisch stimmerten. Lehnert, der rüstig zuschritt, schickte sich oben an, die Fenster des obersten Stocks zu zählen, als er heftig zusammenfuhr. Auf dem Kapellchen, an das er bis auf fünfzig Schritt heran war, begann es oben zu läuten und die zwischen den Sparrenwerk hängende Glocke klang mit ihrem dünnen Tone hell und scharf durch die Luft. Es war dasselbe Läuten, das gestern, bald nach seiner Rast am Quell, vom Thale her zu der Kammhöhe hinaufgedrungen war, und unwillkürlich hielt er an und suchte, während er sich rückwärts wandte, die Stelle, drauf er gestern um eben diese Stunde gestanden hatte. Da war auch die Mondsichel wieder, und so schwach in diesem Augenblick ihr Licht war, so war es doch hell genug, den Weg am „Gehänge" hin deutlich zu zeigen, auf dem er gestern um fast dieselbe Zeit emporgestiegen war. Und dort war die Stelle, wo der Seitenpfad, an dem Brunnen vorüber, in scharfer Krümmung abbog, und er mühte sich, ob er die nach der Hampelbande hinüberstehende Unterlinie wiederholt verfolgen könne. Jetzt war sie da, die Linie, und jetzt wieder nicht; je nachdem die Phantasie mit ihm spielte, bis er mit einem Male einen Aufschrei und ein Rauchwölkchen sah und gleich danach den Widerhall eines Schusses durch die Berge rollen hörte.

Die Sinne vergingen ihm fast. Aber ein viel Erschütternderes harrte seiner im nächsten Augenblicke, denn ehe noch das Rollen von Schlucht zu Schlucht verhallen konnte, klang es deutlich vom Berge her zu That: „Hilfe!"

Lehnert hielt sich an dem das Kapellchen sammt seinem dazu gehörigen Schulhaus einfassenden Heckenzaun und horchte hinauf, ob sich der Ruf wiederholen würde. „Ja." „nein," und dann wieder „ja." Und von einer furchtbaren Angst geschüttelt, war er bald nur noch von dem einen Verlangen erfüllt, die Stimme von da oben nicht mehr zu hören, dem Hilferuf zu entfliehen. Aber wohin? Exner, das ganze Dorf, alles schien ihm noch im Bereich der Stimme zu liegen, im Bereich des Hilferufes da oben vom Gehänge her, und in lief er denn weiter bergab, um die Nacht in Arnsdorf oder wo's sonst sei, nur weit, weit ab zu verbringen.

Er war schon bald bis nach Arnsdorf heran und wollte eben in ein Wäldchen einbiegen, das die Krummhübler das „Birkicht" nennen, als er andern Sinnes wurde, plötzlich in seiner Flucht anhielt und sich auf einen der vielen Baumstämme setzte, die hier, am Waldsaume hin, aufgeschichtet lagen.

„Es geht nicht. Ich kann so nicht weiter. Er lebt, es war seine Stimme ... Um Gottes Barmherzigkeit willen, vierundzwanzig Stunden ... so viel tausend tausend Sekunden ... Ich muß es anzeigen, daß ich einen Hilferuf gehört habe ... bei Zoeckel oder Exner oder im Gerichtskretscham. Und sie müssen diese Nacht noch hinaus, diese Stunde noch."

Und nun schwieg er, weil ihm mit einemmal der Gedanke kam, daß er sich, wenn er spräche, verrathen würde. Bald aber nahm er sein Vorhaben wieder auf.

„Nein, ich werde mich nicht verrathen. Gerade daß ich es sage, das wird mich retten und wird alle Welt glauben machen, daß ich schuldlos sei. Bin's auch ... Und wenn er mich erkannt hat? Er hat mich nicht erkannt. Und Vermuthung ist kein Beweis. Und wenn doch? Nun denn, dann mag mir das Messer an die Kehle gehen. Ich kann ihn nicht verkommen lassen in seiner Noth und seinem Blut."

Und er wandte sich wieder und stieg die nach Krummhübel zurückführende Bergstehe soft noch schneller hinauf, als er herabgekommen war, und es war noch nicht zehn Uhr, als er vor Exners „Schneekoppe" hielt. Da wollt' er hinein und sah durch die Fenster. Aber es waren zu viel Fremde da; so stieg er denn weiter hinauf, bis er an den Gerichtskretscham kam. Da war es stiller und nur Einheimische waren da, was ihm passte. Vorher aber übersann er noch einmal in aller Vorsicht, was er sagen wolle. Da war denn das nächste, was ihm einfiel, daß er das Pferd nicht schon vor einer Stunde gehört haben dürfte, sondern in diesem Augenblick erst. Und nun trat er ein und machte Meldung und begrüßte Mannaid und Reigenink und den alten Gerichtsmann Klose, die sich eben zum Skat niedergesetzt hatten.

Aber keiner rührte sich und das Spiel ging weiter. „Grad mit vieren," sagte der alte Gerichtsmann. „Und nun komm Lehnert, und setz mit hinein, versteht es ja, so was lernt man bei den Soldaten ... Und gerufen hat es, sagst Du ... Des sind Fremde ... junge Leut' ... Heute früh kamen Breslauer hier durch, ein ganzes Rudel, Gymnasiasten, oder wohl gar welche von der Kunstschule. Das ist dann ein ewiges Singen und Rufen. Und das verdammte Schießen dazu ... Soll eigentlich nicht sein ... Und wenn Opitz mal einen packt, dann ist er hin. Terzerol los oder auch einen Revolver. Denn ohne Revolver geht es heutzutage nicht mehr ... Du giebst, Maywald. Aber was Odentliches ... Dann ist er sein Terzerol los, sag' ich, und die Geldstrafe hat er dazu ... Wetter, ist das ein Blatt! Aber das kommt von solchen Gesichichten, da granlt sich 'ne ganze Karte ... Nimm einen Stuhl und rücke 'ran, Lehnert, und hilf mir aus der Patsche!"

„Kann nicht, Gerichtsmann Klose," sagte Lehnert. „Ich war heute schon drüben und bin müde zum Umfallen ... Und Ihr meint also, es wäre nichts und man hätte keine Pflicht, hinaufzureiten und nachzusehen? Von dem Schuß will ich nichts sagen, geschossen wird immer. Aber das Rufen. Es klang so, ja, wie sag' ich, es klang so, wie wenn es was wäre."

„Ja, wie wenn es was wäre," lachte Klose, während Maywald zustimmte, „was sein' wird es wohl. Aber was? Ein Kommis, der seines Prinzipals Geder zu früh einkassirt hat."

Es war Lehnert nicht mußlich, die Skatbrüder, die zugleich zu den Dorfhonoratioren zählten (denn auch Reigenink, der sich übrigens zurückhaltender verhielt, war Gerichtsmann), so leichthin sprechen zu hören. Es gab ihm einen Theil seiner Ruhe wieder. Sie haben am Ende doch recht. Und eigentlich kann's auch nicht anders sein. Es ist schon zu lange her ... Aber wenn es doch wäre ... wenn es doch wäre ..."

Draußen vor dem Kretscham stand ein Ackerwagen. Lehnert setzte sich auf die Deichsel und sah das Gehänge hinauf und horchte wieder mit gespanntem Ohr. Aber alles blieb still. Es ging er denn zuletzt auf Wiedersehen zu. Bei Frau Opitz war noch Licht, und als er vorüber ging, schlug Diana an. Sonst rührte sich nichts.

Und nun war er wieder auf dem Zufeldchen drüben und stieg in seine Kammer hinauf. Eine kleine Weile noch jagten sich allerlei Bilder und Gedanken durch seine Seele. Dann schlief er ein, fest und schwer und ohne Traum.

12.

Die Skatpartie blieb zurück, war aber nicht bedeutend gestört zu gutem Ende zu kommen, denn wenig mehr als eine halbe Stunde nach Lehnerts Aufbruch hörte man draußen ein Sprechen und Weinen, und ehe die Skatbrüder noch fragen konnten, was es sei, trat Frau Opitz ein, um drinnen in der Stube zu wiederholen, was sie schon draußen im Flur der Kretschamwirthin erzählt hatte. Alles in ihrer Rede drehte sich um den Mann und sein Ausbleiben. Opitz habe gestern spät nachmittags die Forsterei verlassen und sei nach der Hampelbande hinaufgestiegen, um oben im Wald den Holzschlägern den Wochenlohn auszuzahlen. Das sei nun über vierundzwanzig Stunden und noch sei er nicht zurück, weshalb sie fürchte, daß ihm etwas zugestoßen sei. All das wurde vorwiegend zu den Aeltesten, zu Gerichtsmann Klose gesprochen, einem rüstigen Fünfziger, der, weil er gerade im Besitze war, keine Lust hatte, das Spiel unterbrechen zu sehen. Er suchte deshalb der heftig schluchzenden Frau nach Möglichkeit zuzureden und dabei, so weit es ging, ohne geradezu zu verletzen, einen leichten und heiteren Ton anzuschlagen. Opitz werde gute Gesellschaft und vielleicht sogar eine Skatpartie gefunden haben, so was käme vor, wie Frau Opitz ja jetzt mit eigenen Augen sähe. Solch Ausbleiben sei nicht schlimm. Alle Frauen ängstigten sich, wenn die Männer nicht pünktlich zu Hause seien, aber das komme man schon, mit der ganzen Angst sei's nicht weit her und sei eigentlich alles bloß, um den Mann, dem man nie recht traue, hinterher desto fester am Bändel zu haben. Er sprach noch eine gute Weile so weiter, unter beständigem Niederlegen und Wiederaufnehmen seiner Karten, und schien ernstlich gewillt, sich durch diese „Hadereien" der guten Frau nicht stören zu lassen. Als Frau Opitz aber nicht nachließ und in ihren Bitten und Drängen

Philippine Welser vor Kaiser Ferdinand I.
Nach einem Gemälde von A. Delâg.

durch die zwei Mitspieler und zuletzt sogar durch die hinzugekommene Kreischamwirthin unterstützt wurde, gab er seinen Widerstand auf und sagte: „Gut denn, es kann am Ende so was sein, will's nicht geradezu bestreiten. Ein Förster hat immer viel Feindschaft und Tyb nicht zum wenigsten. Und so wollen wir denn mit dem frühesten nach der Hampelbande hinaus. Vorher aber ist nichts zu machen, trotzdem wir das bischen Mondschein haben. Ich denk' also, wir sind morgen in aller Frühe hier wieder beisammen, sagen wir um fünf, und nehmen dann mit uns, was wir von Mannschaften zu so früher Stunde zur Hand haben können. Vor allem aber halten wir reinen Mund, daß die Fremden keinen Schreck kriegen und nicht etwa denken, unser altes Krummhübel sei über Nacht eine Mördergrube geworden."

Alle waren einverstanden, und Frau Opitz, der die gutmüthige Kretschamwirthin eine von ihren Mägden als Begleitung mit nach Hause gab, stellte ihr Weinen und Schluchzen schließlich ein und beruhigte sich in dem Gefühl, daß, was es auch sein möge, der nächste Tag ihr jedenfalls Gewißheit bringen müsse. —

Auf dem Kapellchen läutete es zum ersten Mal, als man am anderen Morgen zwischen fünf und sechs vom Gerichtskretschem in einem starken Trupp aufbrach, denn es hatten sich ihrer erheblich mehr eingefunden, als anfänglich erwartet worden war. Außer den drei Herren vom Abend vorher, unter denen jetzt Gerichtsmann Klose den Stabspieler völlig abgetreift hatte, waren auch der Lehrer und ein junger Forstaspirant erschienen, fündige Leute, die zu sehen und zu beobachten verstanden. Ebenso hatte sich ein Grenzaufseher, mit dem Gewehr am Bandelier, ihnen angeschlossen. Was sonst noch folgte, waren Führer und Dienstleute, mit allem ausgerüstet, was zu solcher Suche herkömmlich gehörte: Stricke, Leitern, Spaten und Aexte. Eine frische Brise kam von der Koppe her und erleichterte wenigstens einigermaßen das Steigen, das bei der trotz früher Stunde schon stechenden Sonne ziemlich beschwerlich fiel. Von Kirche Wang ab hatte man Waldschatten, und als es unten im Thale tagen fing, war man oben auf der Hampelbaude, wo zunächst Rast genacht und nach Befund desien, was man dort erfahren würde, der weitere Vormarsch berabredet werden sollte. Der Wirth wurde gerufen und bestätigte, daß Opitz, von den Holzschlägern kommend, am Sonnabend um die achte Stunde dagewesen sei und nach Inzenn Aufenthalt seinen Weg nach der Riesenbande zu genommen habe, vielleicht an den Teichen vorüber und dann über den Kamm hin, aber vielleicht auch den neuen schmalen Querweg entlang, der beim Quell und dem Steintrog in den großen Gehängeweg einmünde. Noch ein paar andere Fragen wurden gestellt, vor allem auch, wer sonst noch oben genächtigt habe, worauf der Wirth berichtete, daß nur Berliner oben gewesen seien und Lehnert Menz aus Wolfshau.

Dieser Name, wenn auch nur kurz hingemorfen, bewirkte doch, daß sich die Gerichtsmänner unter einander ansahen; aber kein Wort wurde laut, und nachdem man einen Imbiß genommen hatte, brach man wieder auf, um auf dem vom Wirthe bezeichneten schmalen Querpfade — denn daß Opitz auf die Teiche zugegangen sei, war nicht wahrscheinlich — den Weg nach dem Gehänge hin einzuschlagen. In einer Art Treiben ging man dabei vor, derart, daß der alte Gerichtsmann und drei, vier von den Gebirgsführern den eigentlichen Weg einhielten, während, was sonst noch verblieb, zu beiden Seiten des Weges ausschwärmte. Die Geduld einzelner — die hier oben, wo nur Kuppeln standen, wieder arg von der Tiefsonne zu leiden begannen — erschöpfte sich bereits, und schon hörte man, daß es eine unsinnige Quälerei sei, als Lehrer Löschke, der die rechte Seitenkolonne führte, plötzlich ein Volk Krähen aufsiegen sah. Krähen! Das wäre an und für sich nichts Sonderbares gewesen, aber es waren ihrer zwiel, und so sagte denn Löschke: „Paßt Achtung, Kinder! Ich wette, da giebt es was." Und von einer starken Vorahnung erfüllt, daß sich ihm, auf jeden Schritt Entfernung, etwas Grausiges vor Augen stellen würde, schritt er jetzt langsam und zögernd weiter und suchte nach vorn hin mit seinen Blicken. Richtig, da lag jemand. Aber wer? War er es? Was man zunächst sah, war nur die Mütze, die das Gesicht halb zudeckte, daneben ein blinkender Gewehrlauf, alles andere drag sich noch hinter einem Busch, dessen blätterreiches Gezweige den Todten wie hinter einem Schirm versteckte. Löschke wußte: noch drei Schritt, so mußte sich's zeigen. Und sich einen Ruck gebend, trat er von links her um das Gezweige herum und sah nun den Todten ausgestreckt vor sich. Es war Opitz. Aber das Grauen, auf das sich Löschke gefaßt gemacht hatte, blieb aus und er empfing nur den Eindruck eines erschütternden Todesernstes. Wenn dieser Mann sich jahrelang durch mitleidslose Strenge vergangen hatte, so hatte sein Tod seine Strenge gesühnt und mehr noch die Art, wie er diesem Tod ins Auge gesehen und sich auf ihn vorbereitet hatte. Löschkes Auge ging der Blutspur nach, die sich oben von dem Busch her, wo der Todte jetzt lag, bis zu den schmalen Querpfade hinabzog. Es war ersichtlich, daß sich der auf den Tod Getroffene nur mit höchster Anstrengung von dem kaum zehn Schritt entfernten Wege bis zu der anspeienden Stelle hinaufgeschoben und hier, um gegen die Sonne oder vielleicht auch wohls gegen die Kälte geschützt zu sein, sich unter die Zweige des Busches gebettet hatte. Dann, als er sein herannahendes Ende gefühlt, hatte er sich zum Sterben zurecht gelegt, und so lag er nun da, die Jagdtasche unterm Kopf, das Gewehr links neben sich, die Hände gefaltet und im Antlitz die Ruhe des Todes, aber freilich auch die Spuren vorangegangenen Kampfes.

Inzwischen waren auch die anderen herangekommen, und da standen sie nun erschüttert und stumm. Zuletzt nahm Gerichtsmann Klose seine Kappe vom Kopf und sagte: „Beten wir!" So verging eine Weile. Dann, als sich die Köpfe wieder bedeckt hatten, wurden auch einzelne Worte laut, und der Alte stellte nun zur Frage, wie man den Todten am besten nach Wolfshau hinabschaffe. Einen Handwagen oder auch nur eine Karre von der Hampelbande herbeizuholen, wurde, wegen zu weiter Entfernung, abgelehnt und statt dessen beschlossen, zwei zusammengebundene Leitern als Tragbahre zu benutzen. Das geschah denn auch, und nun legte man den Todten hinauf und bedeckte sein Gesicht mit Zweigen desselben Busches, unter dem man ihn gefunden hatte. Gleich danach setzte sich der Zug in Bewegung und schritt auf den Punkt zu, wo der Querpfad in den breiten Gehängeweg einmündete. Hier endlich fand er Waldesschatten, und als man aus dem Quell getrunken und sich auf der Flank an der anderen Seite des Weges eine kleine Weile ausgeruht hatte, nahm man die Leiterbahre wieder auf und schritt das steile Gehänge weiter hinab. Die mit jeder Viertelstunde wachsende Glut erschwerte den Abstieg, aber mit Hilfe häufigen Trägerwechsels war es doch möglich, in einem ziemlich raschen Marschtempo zu bleiben, und ehe es noch auf dem Kapellchen Mittag läutete, passierte man das Gatter und trat auf das mit Kusseln besetzte Waldvorland hinaus, darauf Lehnert zwei Tage zuvor den Schulkindern begegnet war und in ihren Gesang mit eingestimmt hatte. Die Straße lief von hier aus beinah' geradlinig auf die Försterei zu; da man aber der neuen Fron den Todten nicht unmittelbar vor Gesicht führen, sie vielmehr erst vorbereiten wollte, so bog man links in einen in mäßiger Schrägung wieder aufsteigenden Querweg ein, der sich schließlich bis auf die hochgelegene Krummhübler Chaussee hinaufschlängelte. Die Stelle, wo der Querweg die Chaussee traf, hieß „der goldene Frieden" und war ein hochgelegener Punkt, von dem aus man nicht nur das langgestreckte Dorf Krummhübel überblicken, sondern auch auf einem mäßig hohen Vorsprung den alten Gerichtskretschem deutlich erkennen konnte, zu dessen Häupten eben die Mittagssonne flimmerte. Das war das Ziel. Dort sollte der Todte zunächst niedergelegt und über alles weitere befunden werden.

Eine Viertelstunde später hatte man den Kretschem erreicht, aber nicht mehr allein. Alles, was in dem Oberdorfe wohnte, hatte sich angeschlossen und stand nun draußen und wartete der Dinge, die kommen würden. Am zahlreichsten waren natürlich die Wolfshauer erschienen, unter ihnen auch Lehnert. Er begrüßte diesen und jenen, und obwohl ihn Blicke trafen, aus denen er einen Verdacht herauslesen konnte, so war doch niemand da, der ihm Wort oder Handschlag versagt hätte. Manche traten freilich bei Seit', aber mehr um untereinander ihre Zustimmung zu dem Geschehenen, als ihren Abscheu davor auszusprechen.

„Er hat einen schweren Tod gehabt."

„Und wir vorher ein schweres Leben."

Gleich daneben stand eine zweite Gruppe, die noch weiter sprach.

„Wer's ihm nur gegeben hat?"

„Wer? Das is gleich. Ob sie's ihm beweisen können, das is die Frage." (Fortsetzung folgt.)

Angedruckte Briefe Fritz Reuters.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

I.

In einem einzigen Siegeszuge haben die Werke Fritz Reuters sich die Welt erobert und den Dichterruhm des mecklenburgischen Humoristen fest gegründet. Es that keinen Eintrag, daß die Dichtungen Reuters in dem wenig bekannten Dialekt des kleinen mecklenburglichen Landes geschrieben waren; an die kleine Gemeinde derer, die dieses Dialektes mächtig waren, schloß sich die große Gemeinde der Lernenden an, die sich gern mit der Mundart vertraut machten, um einzudringen in die wundervollen Schätze Reuterscher Poesie. Der Leser, der nie ein Wort des Mecklenburger Dialekts gehört hatte, fühlte sich unwiderstehlich angeheimelt von den „Känschen un Rimels", tief ergriffen von den ernsten Gestalten der „Stromtid", überwältigt von den rührenden Bildern in „Kein Hüsung" und den wechselvollen Schicksalen „Hanne Nüsel's".

So sind auf Fritz Reuters Werke seit langem die Augen vieler Tausende gerichtet, und alles, was über den Entwicklungsgang des Dichters Licht zu verbreiten geeignet ist, begegnet einer um so lebhafteren Theilnahme, als es sich nicht verbirgt, daß durch die Gebilde seiner Phantasie seine eigenen persönlichen Erlebnisse mannigfach hindurchschimmern.

Wir sind in der erfreulichen Lage, die Beiträge zu der Kenntniß von Fritz Reuters Leben um eine Reihe interessanter Briefe zu bereichern, die bisher nur einmal für eine Biographie des Dichters, und zwar für diejenige aus der Feder seines berühmten Landsmannes Adolf Wilbrandt, herangezogen und zu einem kleinen Theile in der Einleitung zur Volksausgabe der Reuterschen Werke benutzt gegeben worden sind. Von der Wiederholung der dort abgedruckten Bruchstücke sehen wir an dieser Stelle ab; nur in einem einzigen Briefe, dem ersten von Stuer aus datirten, mußten die von Wilbrandt herausgehobenen Bruchstücke bleiben, weil sie zum Verständniß des Ganzen unentbehrlich sind. Sämmtliche Briefe sind an Reuters vertrauten Freund Fritz Peters gerichtet und von dessen Sohn in gerechter Würdigung des Anspruches, den die Freunde des Dichters an diesen Schatz zu erheben haben, uns zur Veröffentlichung übergeben worden.

Wir drucken die Briefe ab, so wie sie geschrieben sind, um ihnen nichts von ihrer lebendigen und liebenswürdigen Eigenart zu nehmen; nur hin und wieder, wo der Freund dem Freunde ganz intime Mittheilungen macht, deren Veröffentlichung nicht angezeigt erscheint, oder wo der Dichter sich wiederholt, haben wir uns zu unwesentlichen Auslassungen entschlossen.

Das Verständniß der einzelnen Briefe haben wir durch kurze Uebergänge und Anmerkungen möglichst zu erleichtern gesucht und die Briefe nach dem Leben des Dichters zwanglos geordnet.

1. Aus dunklen Tagen.

Wir sind über die ersten Knaben- und Jünglingsjahre Reuters verhältnißmäßig gut unterrichtet, und dann wieder über die Zeit von Mitte der fünfziger Jahre bis zu seinem Tode, in welcher er als weithin bekannter Dichter sozusagen vor aller Augen lebte. Dazwischen liegt aber eine Zeit von mehr als zwanzig Jahren, die man mit Rücksicht auf die geringe Kenntniß, die man bisher von diesem Abschnitt hat, als die dunkle bezeichnen kann.

Die sieben Jahre der Gefangenschaft, beginnend mit Reuters Verhaftung im Oktober 1833, wirkten tief zerrüttend auf sein körperliches wie auf sein geistiges Leben. Unlust zu streng wissenschaftlicher Arbeit lähmte ihn, als er die Festung verließ, er war von tiefem Haß gegen viele Menschen und Dinge erfüllt, und es bedurfte langer Jahre der Genesung, bis er wieder zu jenem gemüth- und humorvollen Menschen wurde, der auch das Bitterste der Vergangenheit in heiterer Verklärung schaute und wiedergab. Diese Zeit der Genesung und Erstarkung ist es vor allem, die noch vielfach der Beleuchtung bedarf.

Als nach Reuters Entlassung von der Festung ein Versuch, die juristischen Studien wieder aufzunehmen, gescheitert war, wandte er sich der Landwirthschaft zu, und das war, wie der weitere Verlauf seines Lebens zeigt, zu seinem Heil. Die der Landwirthschaft gewidmete Zeit, die „Stromtid", die Jahre der stillen ländlichen Zurückgezogenheit, der grübelnden Betrachtung seiner selbst und anderer, des nahen Umganges mit einfachen, gutherzigen Menschen, von denen er selber viel Gutes empfing, haben unendlich viel dazu beigetragen, den Mann in ihm heran zubilden, der mit so tiefer Empfindung und zugleich so heiterem Sinnes dichten und schreiben konnte.

Den bei weitem größten Theil dieser Zeit verbrachte Reuter auf dem Landgute Thalberg bei seinem Freunde Fritz Peters, ihn nach seinem Belieben in der Wirthschaft unterstützend. War der Freund auf Reisen abwesend, so vertrat er ihn vollständig in Haus und Hof, und solchen Gelegenheiten verdanken wir die Briefe, die hier zunächst folgen. Es werden auch diejenigen Stellen wiedergegeben, die sich auf wirthschaftliche Dinge beziehen, denn einerseits zeigen sie uns den humorvollen Dichter in dem ungewohnten Lichte eines praktisch thätigen Landwirthes, andererseits sind auch sie meist in humoristischen, echt Reuterschen Gewand gekleidet.

Zum Verständniß des ersten Briefes schicken wir die folgenden Erläuterungen voraus:

Peters ist acht Jahre jünger als Reuter, damals 29 Jahre alt und zeitweilig mit seiner Frau in Berlin. Der „Feind" ist die Cholera. „Maus" ist der Spitzname einer der kleinen Töchter, „Hanne" ein empfindsames, häufig kränkelndes Dienstmädchen; „Adam" der Hausarzt. „P." ist einziger Sohn, etwa ein Jahr alt, in welchem Fran Peters nach Art zärtlicher Mütter — und hiermit neckt Reuter sie — einen Engel zu erblicken glaubt, und der sich bis dahin in der That kräftig entwickelt hat.

„Thalberg, den 7. Oktober 1847.

Lieber Vater Papa Petersen!

Wunderschön ist nichts dagegen! Bonus vinus! Die Besatzung der Festung hält sich tapfer, hält sich meistens den Feind durch Schreien vom Leibe; eben quiekt die Maus. Die Bleisrte, die Hanne, ist durch Adams Kamilleuthee und gekochtes und geschmortes Obst, durch Wasserspuppe in jeglicher Gestalt glücklich wieder in Aktivität gekommen, das heißt in seine pöpliche, sondern in eine ganz allmählichje, so ziemlich alles vergessende Aktivität. P. der II., der Große, der Einzige, kurz wie Madame[1] will, englisch auch P. der Engelländer (nicht Engländer), hat sich physisch wie moralisch schon gebessert; das Kind sah bekanntlich nicht sowohl stets sehr übel und unschön aus, sondern schien es auch darauf anzulegen, durch ungebührliches nächtliches Herumtreiben und Straßenspektakel das Leben, wenigstens die Nächte seiner biedern Eltern zu verbittern, vorzüglich seiner edeln Mutter; jetzt ist es ganz verändert, auf seiner klaren Stirn steht mit klaren Worten geschrieben: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht, und nicht allein, daß er selbst diese Ruhe mit Heroismus ausübt, er sucht auch seine Geschwister mit Fischbeinstäbchen[2] sehr zu beruhigen; auch, wie gesagt, mit seiner physischen Beschaffenheit ist eine große Veränderung vorgegangen, das unruhige braune, brennende Auge[3] ist verschwunden, und aus einem Gesichtchen, dessen Rosen und Lilien vom Himmel stammen, blicken uns zwei klare, fromme, blaue Augen, wie ein Gruß des blauen, himmlischen Aethers, an; sein ins Bräunliche spielendes Haar hat sich in einer Nacht zu einem frommen Blond umgebleicht und fließt wie ein Sonnenstrahl auf dem kräuselnden Bach in lichten Locken auf die lieblich geschwellten Schulterblätter, zwischen denen sich plötzlich, wie durch Zauberschlag, ein paar rundliche Erhöhungen gebildet haben[4], etwa wie beim Mädchen an der Stirn, wenn's Hörner kriegt, aber unendlich viel reizender. Da sehen wir nun, wie arnen unglücklichen Tröpfe, und bewundern dies liebliche Spiel einer überirdischen Natur: Großmama[5] schüttelt den Kopf und scheint unglücklich zu sein, daß ihr Enkel aus der Menschenart ausgeschlagen ist, Mutter Schnlstü[6] sagt: ‚Dat hett ick wull gegt!' Adam will die Auswüchse operiren; Schoenermark,[7] der ansicht wie die 7 Weisen Griechenlands zusammengenommen, sagt, indem er sein Heldenmaut[8] in Falten legt: ‚Wenn der Junge ein Engel ist, dann ist's kein Mensch, und ist er ein Mensch, dann ist's kein Engel; es ist also alles Dummzeug;

[1] „Madame" ist hier wie später immer Frau Peters. [2] Indem er damit nach ihnen schlägt. [3] Das Kind hatte in der That dunkle Augen und Haare. [4] Anlage zu Engelsflügeln. [5] Mutter der Frau Peters, die bei ihrem Schwiegersohne wohnte. [6] Alte Frau, die zur Wartung der Kinder angestellt war. [7] Wirthschafter in Thalberg. [8] Er war Soldatgewesen.

übrigens ist dies noch gar nichts, ich habe einmal einen mit 10 solchen Knoten gesehen.[1] E. und A.,[2] die beiden kleinen Menschenwürmer, sitzen hinterm Ofen und heulen, daß sich die Steine erbarmen mögten, über die unglückseligen Engelverpuppungs-Ideen ihres Herrn Bruders; und ich habe in aller Stille das Staatsgut, worin wir die Karauschen fangen, vor dem Schlafthubenfeuer aufstellen lassen; man kann ja nicht wissen, der Junge kann's Durren[3] kriegen, und dann Adjes! — —

Nun den Spaß bei Seite. Alle sind sehr wohl und der Junge ist die beiden letzten Nächte durchaus ruhig gewesen, er hat fast immerfort geschlafen, und so würde Madame einen bedeutenden Nebennutzen von ihrer Reise haben. Das Heu ist hinein (ich glaube 8 Fuder); die Rüben sind hinein und haben recht viel gebracht. Heute Mittag ist der Rapsweizen bei Seite. Es wird Dung aufs Grünlütter-Roggenland gefahren und ist heute mit dem Kartoffelaufnehmen mit 10 Mann angefangen; morgen mit 20. Ausswärtige können wir nicht erhalten. Das Vieh ist gesund. Du siehst also, daß wir hier ganz gut aufgehoben sind und daß wir auch in der Wirthschaft weiter kommen. Nur daß die Kartoffeln so lange liegen, will mir nicht gefallen, denn wir haben ja auch noch die Runkeln; und daß der Roggen nicht vor dem Weizen besorgt werden konnte. Wir erwarten, daß Du uns den Tag Deiner Ankunft in Treptow meldest, damit wir des Abends um $10^1/_2$ Uhr dorthin einen Wagen schicken können, oder sollen wir Dich von Neubrandenburg holen? Lebe wohl, mein bester Freund, und denke bei Deinen Herrlichkeiten

Deines
alten Onkel Eute[4]."

Zwei Jahre sind seitdem vergangen. Peters ist wieder mit seiner Frau abwesend und Reuter richtet den nachstehenden Brief an ihn:

„Thalbera, den 15. Oktober 1849.

Lieber Frih!

Zuerst bitte ich Dich, ein ernsthaft Gesicht zu schneiden, denn zuerst denke ich von Geschäften mit Dir zu reden. — Gestern habe ich Rechnung gehalten und alle Sachen, wie ich hoffe, zu Deiner Zufriedenheit abgemacht. Dann an Geister geschrieben und die 100 Thaler gegen Postschein abgesendet; darauf habe ich mich in Deinen Diensten den Sonntag Nachmittag auf meine eigene Hand recht plaisirlich gelangweilt, da ich nicht nach Teplehen[4] gegangen bin, und heute habe ich einen unbesuchten Eingriff in Deine Kasse und in Deine Rechte gewagt; in Deine Kasse, weil ich zu meinem eigenen Gebrauch 6 Thaler entnommen, in Deine Rechte, weil ich unbesitzen einen Brief erbrochen, der mir mit dem Postsiegel Demmin von Schünemann herzurühren schien. Dies war denn auch so; er meldet, daß die Platten rc. fertig seien, auch daß er das alte Eisen annehmen wolle, scheint aber nur von 20 Sgr. — 1 Thaler pro Centner. Da nun wir („wir" heißt in diesem Briefe immer „Großmama und ich") nicht genau wissen, was für alles Eisen dahin geschickt werden soll; ferner in Erwägung des schlechten Preises; ferner in noch fernerer Erwägung der Zweckmäßigkeit einer schleunigen Aufstellung des Heerdes, und endlich in noch fernerer Erwägung, daß Du doch wohl noch hinlänglich über Winter nach Demmin Gelegenheit haben wirst, und viel Aussicht dazu vorhanden, daß das alte Eisen durch den Verbrauch an Pilen und Säbeln, auch anderem Kriegsmaterial in diesen eisernen Zeiten bedeutend anzusteigen wird, so haben „Wir" beschlossen, uns mit sothanem Eisenhandel gar nicht zu bemengen und, weil „Wir" friedliche Leute sind, blos für das Essen und das Zustandekommen eines passenden Heerdes zu sorgen, und werden demnach morgen einen Wagen mit Begleitschreiben nach Demmin und eine Epistel an den Töpfer Erdmann in Neubrandenburg abgehen lassen und das sublime Vergnügen eines Handels mit altem Eisen für Deine Person ausparen.

Das war die Geschichte vom Eisenhandel. — Nun kommt der Gesundheitszustand: Sollte Dir befallen zu glauben, daß wir Pflaumen aßen[5], so würdest Du Dich sehr irren, denn wir alle haben heute einige gegessen, mit Ausnahme der Kinder — daß dies Unsinn ist, weiß ich recht gut, schreibe es aber doch. Ich habe mir aber die möglichste Mühe gegeben, in den kleinen Wärmern durch das Sieben der Pflaumen, durch öfteres Durchgießen und durch Essen in ihrer Gegenwart eine unwiderstehliche Neigung für diese verbotene Frucht hervorzurufen und bin nun fest überzeugt, daß ich das Mögliche gethan habe, sie in der Enthaltsamkeit zu üben. — Ihre Zunge, die sie mir alle halbe Stunde ein halbe Elle weit hinaus halten müssen, sieht noch sehr gut aus; und hoffe ich durch diese Glossarübungen den Kindern nebenbei eine größere Geläufigkeit im Sprechen beizubringen. P.[2] amüsirt sich sehr gut mit seinen Aussichten auf neue Hosen; ich fürchte aber, er geht nicht sehr räthlich und reinlich mit den schon vorhandenen Exemplaren um, weil ich ihn wieder mit jenen unnennbaren Unnennbaren umherlaufen sehe, die aussehen, als wäre ihr Vater mit ihnen auf der Kegelbahn zu schaden gekommen. Doch wer kann das wissen; dies mag ja wohl ein Charakterzug der Peterschen Familie sein. — Unsere Hanne hat es wieder; sie hat es wirklich wieder mit allen nicht näher zu beschreibenden Umständen; ich habe sie eigenhändig besichtigt und Großmama hat sie mit Eisenrabenkraklist und Kredenz für die nux vomica. — Auch unser Kompliasinter Herr Bieh[6] hat sich gestern infolge — nicht der Cholera — sondern einer starken Cigarre heftig unwohl gefühlt, wobei er sich selbst lautsendmal um Verzeihung gebeten hat, daß er seinen Gefühlen unumwunden freien Lauf ließe. — Großmama ist gesund, und was mich betrifft, so ist es am besten, davon zu schweigen, weil ich Dir sonst, Du Spitzbube, Gelegenheit geben könnte, der alten abgedroschenen Witz von dem nicht vergehenden Unkraut zu machen. — Schröder[7] ist gestern auf die Jagd gegangen und hat eine ganze Menge wilder Enten auf 200 Schritt — gesehen. Dr. Ebert[8] habe ich mit blutendem Herzen gestern morgen einen Ver weis geben müssen; sie hat mir nämlich, gleich nachdem Ihr fort gefahren ward, die dritte Tasse Kaffee an, worauf ich sie auf ihre Pflicht verwies und sagte: es sie glaube, daß es so nun tagsche Morgen nachmittag werde ich aber wohl eine kleine Verschwendung im Kaffee machen müssen, weil ich den alten Leisten[9] zum Kaffeeeinzaloen gebenke, damit er mir einmal gründlich seine Proceßgeschichte erzähle, die leider immer im besten Zuge durch irgend etwas unterbrochen worden ist; ich denke, er bleibt dann auch wohl zum Abendbrot und wird sich gut amüsiren.

Heute ist eine Madame L. hier gewesen, um Dir ihren Herrn Sohn zu präsentiren, der bei D. in Leuschenlin gewesen ist und nach dem Wunsche seiner Mutter hier seine landwirthschaftlichen Studien vervollständigen soll: der Herr Sohn ist ein langgewachsenes Menschenkind mit einem Flachskopf und sein Betragen erinnert stark an abgestandene Milchsuppe, auf der eine lederne Haut sich gebildet. Ich habe natürlich der Mutter gesagt, Du würdest Dich unendlich freuen u. s. w.

Weiter weiß ich nichts und — sei nicht unbeschieden — für einen Tag und eine Nacht ist dies genug. Sollte sich bis morgen mehr ereignen, so erfährst Du mehr, vorzüglich wenn es der Reaktion gelingen sollte, hier einzubrechen und mich todt zu schlagen. Bis dahin

Dein F. Reuter,
augenblicklich im Begriff nach Teplehen zu gehen.

Fortsetzung am 16. Oktober.

Es ist alles beim Alten. Gestern hat Deine und meine Großmama[7] lauter Kartoffelmehl gemacht und hat sich gar nicht sehen lassen. Ich habe Schröder veranlaßt, sein Pfund nicht zu vergraben, d. h. sein musikalisches; derselbe ist ein großer Virtuose auf der Handharmonika. Wie muß der Mensch erst auf der Drehorgel sein. Jeden Ton besteitet er mit einem besonderen Gesicht, jeden Takt mit einer besonderen Bewegung, so daß er ausfah wie eine Illustrirte Zeitung für Mühlenbesitzer. — Es hat hier zwei Räuche schwer gereift und gefroren. Heute hoffen wir das Flachs hineinzubringen.

Mit Liebe

Dein F. Reuter."

---

[1] Die beiden Töchterchen. [2] Fliegen mit den Engelsflügeln. [3] „Ente" — kindliche Aussprache des Namens „Reuter", der von den Kindern stets als „Onkel" angeredet wurde. [4] Nachbargut, auf welchem damals Luise, Reuters spätere Frau, als Erzieherin thätig war. [5] Beginn der herrschenden Cholera war das Obstessen vom Arzt untersagt. [6] Der damals drei Jahre alte Sohn. [7] Wirthschafter in Thalberg. [8] Ebenfalls Wirthschafter in Thalberg. [9] Fischmeisterlehrling. [10] Einen alten Bekannten, der in einen langwierigen Prozeß verwickelt war. [7] Scherzhaft für Peters' Schwiegermutter.

Blätter und Blüthen.

Idyllbilder aus dem Kriege von 1870. Schwer, unendlich schwer vollzieht sich die innere Annäherung zweier Völker, die sich einmal im heißen Ringen auf dem Schlachtfeld gegenübergestanden haben, und es ist eine Thatsache, für welche die Geschichte der letzten zwei Jahrzehnte einen schmerzlichen Beleg bietet, daß mit dem Abschluß des dem Kampfe der Waffen ein Ziel setzenden Vertrages erst ein verschwindend kleiner Theil des Friedenswerkes vollbracht ist. Um so freudiger wird der Menschenfreund alle Erscheinungen begrüßen, die geeignet sind, auf dem Wege der innern Annäherung auch nur ein Schrittchen vorwärts zu führen, den trübenden Schleier, welchen die Leidenschaft wob, vom Auge der einstigen Gegner zu nehmen und auch im Feinde den Menschen, den guten Menschen zu zeigen.

Was diesem Zwecke in Rücksicht auf das Verhältniß von Franzosen und Deutschen dienen kann, das kommt — leider — auch heute noch nicht zu Tage; dies gilt auch von dem Büchlein, in dem der württembergische Hauptmann der Landwehr Gener seine Erinnerungen aus dem Kriege aufgezeichnet hat unter dem Titel „Liebesfüße eines württembergischen Feldsoldaten im Kriege gegen Frankreich und im Occupationsheere in Paris 1870/71“ (München. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung). Gener, beim Ausbruch des Krieges Einjährig-Freiwilliger, machte den Feldzug als „Kommiß“, d. h. als Gefreiter, mit und gerieth am 2. Dezember in der Schlacht bei Champagny vor Paris infolge einer Verwundung am Beine in französische Gefangenschaft. Durch die freiwillige Verwendung eines französischen Arztes, Dr. Bitterlin, kam er in das Lazareth der Pariser Vorstadt St. Maur les Fossés, welches in den Räumen eines von den Orden der „Oeuvres“ geleiteten Mädchenpensionats eingerichtet worden war. Die Aufnahme, welche er dort nicht bloß bei den als Pflegerinnen zurückgebliebenen Ordensschwestern, sondern auch bei den Insassen der französischen Heere angehörenden Belagerungstruppen fand, war eine in jeder Beziehung mustergültige und kann auch es in den Büchlein selber nachlesen, wie der gefangene „Prussien“ nach wenigen Stunden mit seinen französischen „Kameraden“ auf so gutem Fuße stand, daß die pflegenden Schwestern dem dringenden Wunsche ihrer Landsleute nachgaben und den Landsoldsend aus dem besonderen Zimmer, wohin er bereits verbracht worden war, wieder in den allgemeinen Krankensaal zurückführen mußten.

Winterluft.
Nach einer Zeichnung von E. Ravel.

Entscheidender aber ist es eine dieser Ordensschwestern, die der Verfasser als seine „unvergeßliche, mütterlich besorgte Gönnerin und Pflegerin“ preist, die Madame Ste. Roseur, in Friedenszeiten Oberhausverwalterin der Anstalt. „Es gab nichts, womit sie nicht versucht hätte, mir eine Freude zu machen und mich aufzurichten. Wenn ich einmal in der langen Zeit der Belagerung, so gänzlich verzweifelt, wie ich es war, mir Zweifel kommen wollte, ob denn auch alles ein gutes Ende nehmen würde, da las sie mir meine Gedanken von der Stirne ab und verstand es immer, mich zu trösten.“ Auch um das leibliche Wohl ihres Pfleglings war sie mit rührender Sorgfalt bemüht. Aus liebenswürdigste besorgte sie ihm Zeitungen, Schokolade, Bier, Tücher, Tabak und anderes; wenn auch nur eine kleine Besserung eintrat, war sie alsbald mit Thee, Gluhwein und allen möglichen Dingen bereits bei der Hand, und als nach Weihnachten die Barschaft des von der Heimath fast gänzlich Abgeschnittenen zu Ende war, da sandte sie ihm Geld, ihm „auf sein ehrliches Gesicht hin“ 40 Francs vorzustrecken. Es ist rührend, alle die kleinen Liebesthaten im einzelnen zu lesen, die, je weiter die Noth an Lebensmitteln fortschritt, um so größeren Schwierigkeiten verbunden waren; wie die getreue Pflegerin am Christfest dem sehnsüchtig des heimathlichen Weihnachtsbaumes gedenken den Deutschen einen Kirschlikörbrezzwieg mit einem Lichte davor am Bette befestigte und ihm ein „Petit-pain“, ein „Brötchen“, als besondere Weihnachtsgabe verabreichte; und wie sie in den einzigen kritischen Augenblick, wo die Verpflegung infolge der Beschießung für den deutschen Gefangenen drohte, ihm entschlossen zur Seite stand und ihn, ehe es zu schlimmen Auseinandersetzungen kommen konnte, rasch auf die Seite brachte. Man glaubt es dem Verfasser gern, daß ihm der Abschied aus diesem Hause nach Abschluß des Waffenstillstandes, der ihm die Freiheit brachte, fast schwer wurde. Selbst der biederen Köchin des Hauses, Madame Pauline, ging die Trennung so nahe, daß sie das letzte Pferdefleisch, „Beefsteak“, in ihren Augenblick noch ein leckerer und vielbegehrter Genuß, ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit jämmerlich verbrennen ließ.

Es ist gewiß, nur mit aufrichtiger Hochachtung vor jenen vortrefflichen Menschen, die unter den erschwerendsten Umständen das Gebot der Nächstenliebe so glänzend erfüllt haben, wird der Leser die Aufzeichnungen des württembergischen Feldsoldaten aus der Hand legen und ein Strahl von jener alle Völkerschranken überwindenden Sonne der Humanität wird auf seinem Herzen ruhen.

Falsche und wahre Prophezeiungen. Es ist eine in den Leben bedeutender Männer nicht ungewöhnliche Erscheinung, daß sie in ihrer Jugend gründlich verkannt werden und ihre Umgebung ihnen keine sonderlich glänzende Aussichten für ihr späteres Leben eröffnet. Der Heimgang Karl Hase's, des großen Kirchenhistorikers und liberalen Theologen, der am 3. Januar zu Jena starb, des „Burschenschafters und des theologischen Lehrstuhls“, dessen Bild und Lebensabriß die „Gartenlaube“ im Jahrgang 1880 gebracht hat, erinnert an ein Geschichtchen, welches der Verstorbene selbst in seinen liebenswürdigen Jugenderinnerungen „Idealz und Irrthümer“ erzählt. Hase's Vater, Pfarrer zu Steinbach am Abhang des Sächsischen Erzgebirges, war gestorben, als der kleine Karl eben 2½ Jahre alt war. Mit irdischen Gütern spärlich gesegnet, vermochte die Mutter ihre 7 Kinder nicht alle selbst heranzuziehen, und so nahm den Zweijährigen, eben unseren Karl, ein Freund des Vaters in sich. Jahrelang blieb dieser Pflegevater seine liebe Gast; er verlor in dem bösen Jahre 1806 sein Vermögen und so kam der Junge im 10. Jahre zu einem Bruder des Vaters nach Altenburg. Dort geschah es nun manchmal, daß Karl am Sonnabend eine schlechte Censur aus der Schule mit nach Hause brachte und bei dem guten Onkel und seiner Tochter, der wohlwollenden, aber etwas rauh sich gebenden „Tante Fritzchen“ den Groll eines Richtmutes kam. Als im November 1812 — Hase war damals 12 Jahre alt — der Onkel Karl und für den Jungen abermals die Frage des Wohin? sich erhob, da meinte die Tante Fritzchen: „Strick' Du mir ist

der Vater todt: hätest Du etwas gelernt, so wärst Du was; so ist nichts aus Dir geworden.“

Weiter schon wurde Hase erkannt, als er nach seiner Begnadigung vom Arbest — welche zugleich seine Anstellung als Tübingen und dem Königreich Württemberg in sich schloß — sich von dem Tübinger Kanzler Autenrieth verabschiedete. „Sie können noch einmal mein Nachfolger werden,“ meinte der freundliche Mann. „Aber so hoch gingen meine Gedanken nicht“, sagt der Erzähler dieser Erinnerung hinzu, „doch dachte ich: sie haben mich nun von drei Universitäten fortgejagt, sie sollen mich dafür auf drei berufen; was denn auch in nicht gar zu langer Zeit geschehen ist.“

Am besten aber trat es jene Zigeunerin, die ihm eines Tages weissagte: „Du wirst bald erhöht werden.“ Ein paar Wochen drauf sah der „Staatsverbrecher“ auf dem Hohenasperg.

Strafjustiz und Menschenfreund. Fast über alle Begriffe geht das Elend und die sittliche und körperliche Verwahrlosung, welcher ein Gefangener in den Kerkern des Mittelalters und noch ein paar Jahrhunderte darüber hinaus preisgegeben war, gleichviel, ob er wegen schwerer oder leichter Vergehen verurtheilt, kriegsgefangen oder politisch mißliebig, ob er zur Untersuchung oder wegen Schulden eingesetzt war. Der Grundsatz der Abschreckung war so ausschließlich wachtig, daß darüber jene Forderung der Menschlichkeit zur Geltung kam. „Gegen das Gefängniß des Mittelalters ist der Galgen eine Barmherzigkeit,“ sagt der Berliner Strafanstaltsdirektor Krohne in seinem „Lehrbuch der Gefängnißkunde“

(Stuttgart, Ferdinand Enke), und man mag dort im einzelnen die Darstellung der wahrhaft entsetzlichen Zustände nachlesen.

Aber es kann das Jahrhundert der Aufklärung, Es lehrte die Gleichheit der Menschen vor dem Gesetz und bekämpfte die menschenvernichtende Grausamkeit der Strafen. Gleichgeitig teat von anderer Seite eine Bewegung für die Verbesserung der Gefängnisse auf, welche in dem Verbrecher nicht nur den Schädiger der Rechtsordnung, den Feind des Gemeinwesens, sondern auch den Unglücklichen erkennen lehrte.

Der Mann, welcher sich in erster Linie die Hebung des Gefängniswesens zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat, ist der Engländer John Howard. Geboren 1726 als der Sohn eines Londoner Kaufmanns, streng puritanisch erzogen, ohne regulär gelehrte Bildung, mit 17 Jahren durch den Tod seines Vaters Erbe eines Vermögens, das ihn unabhängig machte, beschloß er, von früh auf einen lebhaften Trieb zur Verbesserung des Loses seiner Nebenmenschen.

Da hört er von dem heftigen Erdbeben zu Lissabon (1755). Sofort beschließt er, zu Hilfe zu eilen. Auf der Reede kann er sich ein Schiff einem französischen Kaper in die Hände und nun kennt er als Gefangener den menschenunwürdigen Zustand der französischen Gefängnisse kennen, sein Blick ist zum erstenmal auf das Gefängniswesen gelenkt. In die Heimat zurückgekehrt, ruht er nicht eher, als bis er das Los der Kriegsgefangenen in den letzten damals mit einander im Krieg begriffen Ländern, Frankreich und England, menschlicher gestaltet hat. 1773 zum Sheriff oder Richter seines Bezirkes gewählt, sieht er eines Tags, wie freigesprochene Gefangene ins Gefängnis zurückgeschleppt werden, weil sie den Gerichtsschreibe und den Gefängniswärter die Gebühren nicht bezahlen können. „Er drachte diese Ungerechtigkeit vor den Gerichtshof und verlangte, daß wenn den Gefängniswärter Lohn zahle und den Gefangenen die Sporteln erlasse. Man fand seine Forderung gerecht, trug aber Bedenken, sie zu erfüllen, weil man seinen Vorgang, seinen gewissen Lohn, der Grafschaft diese Kosten entzunerlegen. Da machte er sich auf den Weg, einen „precedent" zu suchen; er wanderte von Grafschaft zu Grafschaft, von Gefängnis zu Gefängnis und fand seinen „precedent" nicht, aber überall denselben Schmutz, dieselbe Unordnung, dieselbe Zuchtlosigkeit, dasselbe Elend, dieselben verrägerischen, habsüchtigen Gefangenwärter."

Das war für ihn der Anstoß, die Verbesserung des Gefängniswesens mit allem Ernste und allem Nachdruck in die Hand zu nehmen. Nach mehrere Male hat er seine Wanderungen durch England wiederholt, weiteriehende Studienreisen auch nach dem Festlande, ja bis in den Orient und nach der afrikanischen Küste gemacht, 42000 englische Meilen im Dienste seiner Sache zurückgelegt und 30000 Pfund Sterling von seinem eigenen Vermögen geopfert; er hat das englische Parlament für die Gefängnisreform zu erwärmen verstanden und in einem grundlegenden Werke („State of prisons in England and Wales" 1777, d. h. „Zustand der Gefängnisse in England und Wales") seine Erfahrungen und Vorschläge zusammengefaßt. Verhältnismäig alles beim. Von der Notwendigkeit der Menschenwürde des Strafenden und des Bestraften widerspricht, das ist der Grundsatz, von dem er ausgeht und mit welchem er ein Vorbild für alle späteren Bestrebungen auf diesem Gebiete geworden ist.

Auf der letzten seiner großen Reisen ist er am 20. Januar 1790 zu Cherson in Südrußland infolge von Ueberanstrengung oder Ansteckung gestorben. Wohl war es die letzte Bitte des bescheidenen Mannes gewesen: „Setzt auf mein Grab eine Sonnenuhr, nichts weiter, und vergeßt mich!" Aber er hat doch um seines edlen Wirkens willen in der Paulskirche zu London ein Denkmal erhalten und er ist es auch wert, daß heute noch, 100 Jahre nach seinem Tode, die Menschheit dankbar seiner gedenke.

An südlichen Gestaden. (Zu dem Bilde S. 85.) Sie ist überall gleich, die stumme wortlose Sprache der Liebe, ob der dunstverhüllte kühle nordische Himmel sich über sie spannt, oder der Süden seine ganze Herrlichkeit über sie leuchten läßt. Sie wird überall gesprochen und überall verstanden.

Im fernen Süden ist's, an wogenumspülter Küste. Ein schmales Vorgebirge zieht sich hinaus in das Meer und trägt auf seiner Spitze ein altes Tempelchen, das griechischen Schutzheiligen der unerschöpflichen Göttin erbaut. Hell und freudig sind die Töne dieser begnadeten Landschaft und nur verwischt dämpfen Dekämme das heile Licht; düstere Cypressen ragen schlank zum Himmel empor, und aus ihren Zweigen rauschen ernste Gebäuden.

Aber das Paar auf unserem Bilde, das versunken ist in die stumme Zwiesprache der Liebe, es schaut nicht hinauf zum blauenden Himmel, nicht auf die leuchtenden Töne der Festen, es kümmert sich dem Plätzchen der Wogen und dem Säuseln des Seewindes, es verlangt nicht nach dem Schatten des Tempelwerkes und kurt nicht auf das ernste Flüstern der Cypressen. In stiller Fergne reicht der Jüngling der Freundin die Blume zum Antwort lächelnd hängt sein Auge an dem ihren — und alle Herrlichkeiten der Natur ringsum sie für sie werden nur widerspiegelt von ihnen empfunden, sie sehen und zergliedern sie nicht, sie fühlen sie nur als ein Ganzes, als eine festliche Harmonie, in der ihre Seelen voll Wonne sich wiegen und beglückt sich hingeben an den seligen Traum der Jugend und Schönheit. —

„Die kausmännisch-praktische Unterweisung armer Mädchen" betitelt sich ein Buch von F. Kalle und Dr. O. Kemp (Wiesbaden, J. F. Bergmann), welches wir unseren Lesterinnen um seines anregenden Inhalts willen empfehlen. Es behandelt in gründlicher und sachgemäßer Ausführung die große und dringende Frage des Mädchenerwerbes, der ihnen gegebenen Verwachtäffigung durch Frauen, die von der Wirklichkeit nichts verstehen, weil sie aus der Bevölkerung in die Fabrik und von da in die Ehe traten. Bei den heutigen Löhnen kann auch der Arbeiter sich einen bescheidenen und gemütlichen Heimes erkennen, sollt er eine reinliche, ordnungsliebende Frau besitzt, welche zu kochen und zu flicken versteht; ihm diese zu verschaffen, ist das Ziel, welches von einer großen Zahl von Vereinen in Deutschland bereits angestrebt wird. Die Vertasser führen im Eingang des Buches aus, wie das Dienen in „besseren Häusern" mit seinen mannigfachen Verwöhnungen nicht die wünschenswerte Vorbildung liefert, weil die Mädchen eben das, was sie kunftig selbst brauchen, nicht darin üben. Ausbrechte wird hiervon betont, daß jede Haushaltungsschule nur ein Notbehelf ist für die wirkliche Unterweisung durch eine tüchtige Mutter; denn kaum eine Uebersicht der überraschend großen Anzahl von praktischen Haushalts-, Industrie-, Koch- und Flickschulen, die überall in Deutschland von Städten, Vereinen und Privaten bereits gegründet worden sind und stündlich fortwährend wirken.

In Kassel, Mühlhausen, Rappoltsweiler und anderwärts hat man die Haushaltungsschule als neuen Gegenstand in die Volksschule eingefügten in vielen Städten (Stuttgart, Frankfurt, Karlsruhe) sind Lehrkurse eingerichtet, welche die aus der Volksschule abgegangenen Schülerinnen noch während einiger Zeit besuchen. An letzterem Ort hat die unermüdliche Gattin herzogin Luise Kochkurse gegründet, die die einfachsten Verhältnisse berücksichtigen, welche im ganzen Lande Nachahmung finden. Ein Flickkurs für Arbeiterfrauen in Frankfurt hat starken Zuspruch, ebenso Kurse, welche sich mit den vielen abweichenden Näh- und Flickschulen für Fabrikmädchen in der Rheinprovinz, in Dresden und Berlin. Kurz, es ist ein erfreuliches Bild, was sich in verschiedenen Forschungen, welchen uns aus diesen Blättern entgegensteht. Aber es bleibt noch unendlich viel zu thun, die aus diesen Anfängen sich eine feste, ganz Deutschland umfassende Ordnung entwickle. Dazu beizutragen sollten sich recht viele Frauen und Mädchen der oberen Stände entschließen. Ihnen vor allem ist das genannte Buch und Dorf gelegt als Anweisung zu eigener segensreicher Thätigkeit. Br.

Neue Balladen von Heinrich Bierordt. Der Dichter, der sich auf dem Gebiete der Ballade einen Ruf verschafft und besonders bodurch Beachtung gefunden hat, daß er an Stelle der alten Gespenstergeschichten ein zeitgeschichtliche gesetzt, hat jüngst „Vaterlandsgedränge" herausgegeben (Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung). Die ersten derselben sind traulicher Idyllen, wie das Gedicht „Die Spielsdse" mit seinen Christ-Kesterinnerungen und „Die Uhr der Großmutter". Einem Lobliede auf des Dichters engere Heimath Baden folgt eine Reihe geschichtlicher und litterargeschichtlicher Bilder, die in diesen vaterländischen Rahmen gefügt sind. Auch werden uns Bilder der Verwüstung vorgeführt, von der eine schöne Legende durch die Einfalt ihres Tones, sowie den Heil des dieselben Ludwig und der Revolution heimgesucht wurden. Die dichterische Strache hat Fluß und Schwung ohne Ueberschwänglichkeit. Der Dichter bulde dem Geist der Netzeit:

„O neue Zeit, wo immerdor
Dein Rad desstiget klirrt,
Die Fertigkeit aus dem Schwingenpaar
Zu goldnen Tropfen trinkt."

Eine an die nächtliche Heerschau von Zedlitz erinnernde Ballade, die ihren Stoff aus einem der neuesten Vorgänge entnimmt und ein Kaiserwort poetisch illustrirt, ist:

Die Todten von Samoa.

„O Nacht, nicht, du so sonst wir ruhn
Im Schoß des Oceans,
Hinweg mit deinem Trauerflor,
Du bringst uns nur Gefahren!
Den Wirbeln des Orkans.

Und hielten wir auch nicht die Wacht
Am Rhein mit blanker Wehre,
Wär's auch kein Kampf in offner Schlacht
Für deutschen Herdes Ehre;

Sind wir auch nicht, das Schwert zur Hand,
Feind gegen Feind gestellen —
Wir starben doch fürs Vaterland
Am Riffe der Korallen.

Wir schliefen und dem Reigen wi,
Der bleichen Leiden Schatten,
Verbrüderschrieend Mann für Mann
Zu trieben nasses Haaren.

Mit Streitern vou dem Stand bei Aktenst,
Von Meer, von Graveloue,
Herwollen schimmernden Gehirn
Die Todten von der Flotte.

Wenn hätten wir die Brust gestützt,
Vertraut'anf dem Schlachtengitter,
Eh' uns die Kunde hinabgeeilt
Zu unternatzlicher Tücke.

Nun schlummern wir in stiller Ruh
Im tiefen Oceane.
Auf Meeresgrund noch wogt am Mast
Des Deutschen Reiches Flamme." *)

Philippine Welser vor Kaiser Ferdinand I. (Zu dem Bilde S. 93.) „Ihre Haut ist so zart, daß man den rothen Wein, den sie trinkt, durch ihren Hals gießen sieht", so rühmten die Zeitgenossen von der Augsburger Patriziertochter Philippine Welser, dem schönsten Mädchen der damaligen Welt. Und Kaiser Ferdinands I. Sohn, Erzherzog Ferdinand von Tirol, sah sie, als er mit seinem Vater und seinem Ohrem, dem Kaiser Karl V., im Jahre 1547 einzog in die alte Reichsstadt, und es ergriff ihn eine Liebe zu dem wunderbaren Mädchen, gegen die kein Bedenken und keine Furcht vor dem erstrengen Vater mehr anhielt. Wohl widerstand Philippine lange seinen glühenden Werbungen: erst 1550 ließ sie sich, wie es scheint, im Einverständnis mit ihren Eltern, heimlich zu Innsbruck mit dem Fürstensohne trauen. Aber ihre Hoffnung auf Glück der Liebenden schwebte drohend der Zorn des kaiserlichen Vaters. Sechs Jahre lang blieb aller Verkehr zwischen ihm und dem Sohne unterbrochen: da endlich Philippine durch eine kühne That den unsichren Zwist.

Sie zieht ihren jungen Gemahl, der von der Kaiser sich ausstatt. Unerkannt mischt sie sich bei der nächsten Audienz unter die Reihen der Bittenden, unter fremdem Namen trägt sie dem Herrscher das bittere Leid vor, das sie von einem harten Schwiegervater erdulde. Und sie entdeckt dem alten Manne eine Thatsache der Rührung, bei seinem kaiserlichen Worte verheißt er, ihr Recht zu schaffen — da zieht sich Philippine zu erkennen, und die gewaltige Macht ihrer engelgleichen Schönheit, der sichtliche Anschuld ihrer leidenden Kinder besiegen den aufsteigenden Grimm des Gestürchten. Er weiß die Verstoßene nicht mehr zurück und wenn auch die Ehe Ferdinands und Philippinens noch eine

Reize von Zahren geheim bleiben muß, ist doch der schwere Bann von ihnen genommen, und in stillem Glück leben die Gatten fortan in den schönen Räumen des Ambraser Schlosses bei Innsbruck.

Der Maler hat den Augenblick dargestellt, in welchem der Kaiser, abwechslungsvoll von dem Anblick, der sich ihm bietet, und hingerissen von den Empfindungen, welche die holde Frau durch ihre Worte in ihm geweckt hat, vielsinnend zurückgesunken ist auf seinen Stuhl. Scheu blicken die dienenden Edelknaben empor zu dem erschütterten Manne, in welchem sie nun erkennen den Gebieter, den sie verehren.

Erst 1564 nach dem Tode Kaiser Ferdinands I., wurde die Ehe auch öffentlich anerkannt und Philippine zur Markgräfin von Burgau ernannt, mit welchem Titel sie ihre Kinder übergiug.

Der älteste Bibliobleiber. Das Jahr 1749 wird gewöhnlich als dasjenige angesehen, in welchem Benjamin Franklin den Bibliobleiber erfunden hat. 1762 wurde dann der erste Bibliobleiber in England, 1769 der erste in Frankfurt und Hamburg an Jahrbüchern errichtet. Seitdem weiß man sehr schon im 14. Jahrhundert der Bestechung anderer, der Selbstverblendung u. s. w. durch sündliche Einwirkung des Bisses auf die Hühnerier durch einen aufgelegten Bibliobleiber vorgebeugt. In den jahrlichen 1346 und 1349 erschienen „Buch der Natur“ von Conrad von Megenberg findet sich nämlich folgende Stelle: „Ob verdrehenden auch die zwanzig dicke (offmals) von einem zähen borst, und am Mainz oder von dem bösliche stimme. Jdoch hat man ein chunst bawidre, daß der ertze in schaden der stimme nicht schad: der einen stiglen, einen nagel nimmt, und legt in zwehes (zwei) zwischen die ayr, oder inwendig (in) leber den nagel auf gerichtet: so schadet in (ihnen) der Toner nicht.“ Jedenfalls schon die alten Aegypter Kenntnis von Bibliobleibern gehabt, wenigstens zur Ableitung der Bibliobschäden gehabt haben.

Die ausflockende Kraft des Gletschereises. Unter den Bergbewohnern herrscht die Meinung, daß die Gletscher nichts Fremdes in sich dulden und alles, was hineinfällt, wieder ausstoßen. Diese Ansicht, die Scheuchzer, Hugi u. a. in Gletscherspalten gefallen oder absichtlich hineingeworfen worden sind, wieder zum Vorschein kommen sahen, ist darin begründet, daß das Eis der Gletscher zum Schmelzen kommt. Ein derartiger Fall erregte vor Jahren großes Aufsehen. Im Jahre 1820 war der geschickte Kunstreiter Dr. Quinet mit zwei englischen Forschern und vielen Führern und Trägern den Montblanc bestiegen. Als sich die Gesellschaft nicht mehr weit von dem Gipfel befand, gewann der auf dem Eise sehr liegende Arzt Anfälle von Gliedern, kürzte alle in die Tiefe und dies der von den Leuten wurden verschiedene. Nach 41 Jahren gab der Bossonglet sicher an seinem unteren Ende einige Reste der Opfer wieder. Man fand hier Teile der Kleider der Verunglückten und den grünen Gletscherschleier des Dr. Quinet, der von den Führern wiedererkannt wurde. Ein Jahr darauf wurde eine Hand und andere Reste gefunden. Man glaubte früher wirklich daran, daß im Eise eine auflösende Kraft bewohne. Der Vorgang erklärt sich jedoch anders. — Im Jahre 1827 war auf der Mittelmeerbahn der Karglescher eine Steinhütte erbaut worden: drei Jahre darauf fand man, daß dieselbe um 100 m thalabwärts gewandert war. 1832 wurden auch die Reste einer Leiter gefunden, die Sauffiere im Jahre 1788 auf dem „Mer de Glace“ (Gletscher) des Montblanc zurückgelassen hat und wiederum ein Jahrzehnt wurde berechnet, daß jene Reste jährlich 114 m thalwärts zurückgelegt hatten. Seit jener Zeit wissen wir, daß die Gletscher langsam aber stetig zu Thal fließen. Zufolgedessen gelangen sie in wärmere Regionen und schmelzen ab, so daß die Gegenstände, die in ihr Eis gefallen sind, nunmehr auf der Oberfläche des Gletschers erscheinen.

Kleiner Briefkasten.

Unanonyme Anfragen werden nicht berücksichtigt.

E. Sch., Bremen. Ihre Skizze einer Fingerleiter kennen wir Ihnen zu Ehren vorzüglich, nur Fingerringe zugelassen werden, welche im Besitz eines vollzähligen Mannes, mannigfaltige einen Schwanken, Ihrem Manuskript aber Schwierigkeiten sind und wünschen zu Ihnen auf einen besonderen Universität, technischen Hochschule, Berg- oder Forstakademie studiert haben, sowie die Offiziere des Beurlaubtenstandes, welche die Erlaubnis zum Uebertritt in den Friedensstand des Heeres erhalten worden ist.

F. B. in Wels, Oberösterreich. Wir wollen Sie auf den Kalbsbrief über den Besuch unserer in Ingolstadt erscheinenden „Kunst“ in der Hoffnung, daß Sie sich in Zukunft über den Bezug unserer Zeitschrift keine Sorgen mehr machen werden.

A. L. in Bordeaux. Die Romane C. Werners sind, mit Ausnahme der neuesten, bis Frankfurter Verlage erschienen. „Kinder“ ist im Verlage von H. Bürstinhel in Köln erschienen.

S. Sch., Frankfurt a. M. Durch die zweite Beschwerdeinstanz ist zunächst der Name „Betrieb“ als der richtige nachgewiesen worden. Die Sache hatte aber bereits ein Schwanken in der Schreibung des Namens. Wir wissen aus an die vom Amte selbst voran, den neuen Namen kennen gelernt, welche in seiner Begründung Erwähnung zu können

Wer sich an Weidhaas wendet, erhält einen angeblichen Inhalationsapparat, aus dem durch eine schwache Lösung von übermangansaurem Kali und einen Wattefilter desinfizierte Luft eingeathmet werden soll. Der Apparat ist vorrätig, da der Patient ganz unveränderte Luft, außerdem auf sehr unbequeme Art, einathmet. Der Apparat hat den schwindelhaft hohen Preis von 16 Mark 80 Pfennig.

Außer dem Gebrauch dieses Apparates verordnet Weidhaas noch sogenannten „Steinthee", zu beziehen durch die Annenapotheke in Dresden. Dieser Steinthee ist eine dem sogenannten Brustthee ähnliche Mischung, kostet bei Weidhaas 1 Mark, während das gleiche Quantum in jeder Apotheke für 30 Pfennig käuflich ist."

In einer Zuschrift an die Redaktion der „Gartenlaube" giebt Weidhaas den Preis des „angeblichen Apparates" abweichend auf 4 Mark an und bemerkt weiter, daß er „gegen den Ortsgesundheitsrath Klage werden müsse", worin indeß noch der von uns erbetenen Auskunft dem Ortsgesundheitsrathe „da jetzt nichts bekannt geworden ist." In einer zweiten Zuschrift an die Redaktion betont Weidhaas lediglich, daß der für Apparat und „Reinigung der Kur" berechnete Preis keineswegs stets die angegebene Höhe von 16 Mark 80 Pfennig erreiche.

Nun besten wird aber das Geheimmittelunwesen gekennzeichnet durch eine letzte Belauptungsnotiz, aus der zugleich hervorgeht, wie die Kurpfuscher sich anscheinend wissenschaftlich gebildetere Helfershelfer zu bedienen wissen, und endlich, welchen ungeheuren pekuniären Erfolg sie sich zu schaffen verstehen. Das interessante Aktenstück hat folgenden Wortlaut:

7. „Ein gewisser Reinhold Reglaff in Dresden kündigt zweifelhaft in hiesigen (Kaufenbee) Blättern ein unfehlbares Mittel gegen die Trunksucht an. Dasselbe kostet 9 Mark, besteht aus Cuiaxwurzelpulver und ist vollständig unschädlich. Die bekannten Heilerbesser des Geheimmittelschwindels: „Medizinalrath" Dr. Johannes Müller in Berlin, Dr. Heß daselbst und Dr. Theobald Werner in Breslau haben auch dieses Mittel in „wissenschaftlichen Gutachten" empfohlen.

Wie große Summen von seiten des leichtgläubigen Publikums an solche Schwindelgesellschafter verausgabt werden, ergiebt sich daraus, daß die von belagtem Reglaff in einem einzigen Jahre gemachten Einnahmen nach zuverlässigen amtlichen Erhebungen auf über 300000 Mark zu schätzen sind."

So oft die „Bayerlaube" bereits vor dem Geheimmittelschwindel gewarnt hat, immer wieder zeugen zahllose Zuschriften an die Redaktion, in welchen diese um Auskunft über die verschiedensten Mittel gebeten wird, davon, wie viel das Unwesen sich in den weitesten Kreisen eingenistet hat. Hoffen wir, daß die obigen deutlichen Gutachten von berufener Seite wiederum dazu beitragen, die Hilfsbedürftigen vor Ausbeutung zu schützen und sie Hilfe ausschließlich dort suchen zu lassen, wo sie allein zu finden ist: bei tüchtigen, wissenschaftlich gebildeten Aerzten!

* *

Allerlei Kurzweil.

Dekliniraufgabe.

Darihbuliere rohe dihnhalshihuriloli lehorilu
ridu Dihdohoholn,
Reibedohho dohori rahe Boluradehode
Dihdaholohi:
Roholuhu roriho Hiebehbeeho, eoriho daride
dihodoholn,
Hiholidere rihn'le horidihuho Lihodera
rahedehaholi.
Duhodeiho Lobohndu.

Buchstabenräthsel.

Was in Büchern man mit f
Wenn stets suchen muß,
Sieht man es mit h,
Stets der Bücher Schluß.

Logogryph.

Was ein Erfolg dem Manne sei
Mit u zu frischem Werke,
Giebt ihm mit t, als Feindvertreib,
Geschicklichkeit und Stärke.

Räthsel.

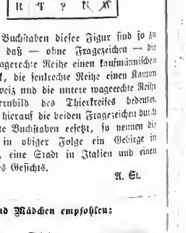
Jedermann bin ich bekannt als Stadt im
Süden Italiens;
Wenn man die Zeichen versetzt, wend' ich
zum fußlosen Thier.

Scherzbilderräthsel.

Homonym.

Was mit „der" sich beim Essen und Sprechen
kräftiglich auf und nieder bewegt.
Sieht mit „die" seine Aeste wohl brechen,
Wenn im Walde heulend der Sturm sich regt.

Aufgabe.



Die Buchstaben dieser Figur sind so zu ordnen, daß — ohne Fragezeichen — die obere waagrechte Reihe einen kaufmännischen Ausdruck, die senkrechte Reihe einen Kanton der Schweiz und die untere waagrechte Reihe ein Sternbild des Thierkreises bedeutet. Werden hierauf die beiden Fragezeichen durch bestimmte Buchstaben ersetzt, so nennen die Reihen in obiger Folge ein Gebirge in Europa, eine Stadt in Italien und einen Theil des Gesichts.

A. St.

Anagramm.

Erben, Paris, Genua, Regan, Dante, Anis, Pensa, Banner, Albuin, Loch, Rimes, Erben.

Aus jedem der vorstehenden Wörter ist nach dem Hinzufügen je eines Buchstabens durch Umstellen der Laute ein neues Wort zu bilden und zwar in der Weise, daß die hinzugefügten Buchstaben eine Dichtung N. Hamerlings ergeben. Bedeutung der Wörter im anderer Reihenfolge: 1. Erdteil, 2. griechische Animenstadt, 3. chemisches Element, 4. Stadt an der Weser, 5. Gruppe der Alpen, 6. Abschnitt des Kirchenjahrs, 7. Dorf bei Wien, 8. biblischer Name, 9. Gebirge in Palästina, 10. Stadt in Frankreich, 11. Obstsorte, 12. Stadt in Indien.

Auflösung der Dominoaufgabe auf S. 68:

Im Talon lagen:

C behielt:

Der Gang der Partie war: 1) A 2-2, B —, C 2-5, 2) A 5-3, H 3-6, C 6-6, 3) A 6-2, B —, C 2-1, 4) A 1-4, B —, C 4-4, 5) A 4-2, B —, C 2-0, 6) A 0-3, B —, C 3-3, 7) A 3-2 = 86.

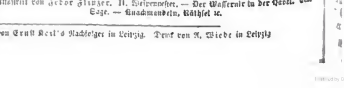
Auflösung des Rösselsprungrebus auf S. 68: Säge nicht alles was du weißt, aber wisse immer, was du sagst. (Lavater.)

Auflösung des Logogryphs auf S. 68: Bach — Tach — Bachs.

Auflösung des Homonyms auf S. 68: Thor.

Auflösung des Kapselräthsels auf S. 68: The „revo" e.

Für unsere Knaben und Mädchen empfohlen:



Verantwortlich von Julius Lohmeyer.

Inhaltsverzeichniß des 4. Heftes, Band VIII (Preis des Heftes 40 Pfg.):
Unsere Tiere. Von Frida Schanz. Mit Bildern von H. Vogel. — Vom neuen Theater. Von Julius Lohmeyer. — Eine enge Lage. Eine Erzählungsgeschichte, den Jugendlichen nacherzählt von Otto Bake. Mit Bildern von Fritz Bergen. — Noch eine Weihnachtsgeschichte. Von Sophie Goden. — Etwas zum Schutze der Vögel. Mitgetheilt von J. Leibelmi. Mit Bildern. — Unter den Sternbildern. Von Georg Lang. Mit Bildern von A. v. Kreuzinger. — Drei sterbliche Brüder. Von Eduard Adelgeit. Illustrirt von Gerda Hilgard. — Briefwechsel. — Der Wasserfall in der Hexenschlucht. Eine Sage. — Knackmandeln, Räthsel ꝛc.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

Halbheft 4. 1890.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1890. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Flammenzeichen.

Roman von E. Werner.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten

(Fortsetzung.)

Rojanow zog den Riemen seiner Flinte fester und deutete auf einen kleinen, halb verwachsenen Pfad, der ungefähr die Richtung einhielt, in welcher Fürstenstein lag. Er schlug ihn ohne weiteres ein, entschlossen, seine Führerrolle zu behaupten, denn das Abenteuer begann ihn zu reizen.

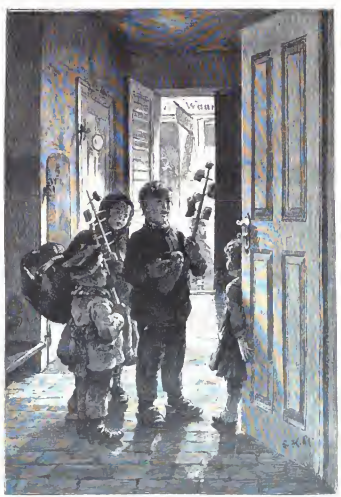
Seine Schutzbefohlene war allerdings schön genug, um ihm diese Begegnung interessant zu machen. Das reine, zarte Oval des Gesichtes, die hohe, klare Stirn, von mattschimmernden blonden Haar umgeben, die Linien der Züge, das alles war von vollendetem Ebenmaße; aber es lag etwas Erklärendes in der strengen Regelmäßigkeit dieser Formen, das durch einen Zug energischer Willenskraft, der deutlich hervortrat, eher gesteigert als gemildert wurde. Die junge Dame konnte höchstens acht- zehn oder neunzehn Jahre alt sein, aber sie besaß nichts von jenem unsagbaren Reiz, der diesem Alter eigen zu sein pflegt, nichts von jener Heiterkeit und Unbefangenheit, die ein junges, noch von keinem Schatten des Lebens berührtes Wesen so lieblich erscheinen läßt wie eine Blume, die sich eben erst dem Lichte erschließt. Die großen blauen Augen blickten so kalt und ernst, als hätte sie nie ein Mädchenkraum verklärt, und derselbe stolze, kalte Ernst verrieth sich in der Haltung und der ganzen Erscheinung. Es ging wie ein kühler Hauch aus von dieser hohen, schlanken Gestalt, deren einfache, aber gewählte Kleidung zeigte, daß sie den höheren Ständen angehörte. — Rojanow hatte Zeit und Muße genug, sie zu betrachten, während er, bald vor, bald hinter ihr schreitend, die oft tief niederhängenden Zweige zurückbog oder vor einer Unebenheit des Bodens warnte. Bauern war dieser schmale Waldpfad allerdings nicht und für die Toilette einer Dame erwies er sich auch nicht vortheilhaft. Ihr Kleid blieb mehr als einmal an dem Gestrüppe hängen, der Schleier ihres Hutes wurde bei jeder Gelegenheit von den Gebüschen erfaßt und festgehalten, während der moosige Boden sich stellenweise als sehr feucht und immpfig zeigte. Das wurde zwar alles mit vollster Gelassenheit ertragen, aber Hartmut fühlte es doch, daß er mit seiner Führerschaft keine besondere Ehre einlegte.

„Ich bedaure, Ihnen einen so unbequemen Weg zumuthen zu müssen, mein Fräulein," sagte er artig. „Ich fürchte wirklich, Sie zu ermüden; aber wir sind mitten im tiefsten Walde, und da hat man überhaupt keine Wahl."

„Ich ermüde nicht so leicht," war die ruhige Antwort, „und ich frage wenig nach den Unbequemlichkeiten eines Weges, wenn er nur zum Ziele führt."

Die Bemerkung klang etwas ungewöhnlich in dem Munde eines jungen Mädchens; Rojanow schien das auch zu finden und er lachelte ein wenig spöttisch, als er wiederholte:

„Wenn er nur zum Ziele führt! Ganz recht, das ist auch meine Ansicht; aber Damen



Lastnachtlosungen in der Neumark.
Zeichnung von C. Henseler.

pflegen gewöhnlich anderer Meinung zu sein. Sie wollen über alle Unebenheiten sanft hinweg geleitet und getragen sein.“

„Alle? Es giebt auch Frauen, die es vorziehen, allein zu gehen, ohne sich wie ein Kind leiten und führen zu lassen.“

„Vielleicht als Ausnahme! Ich preise den Zufall, der mir das Glück zutheil werden läßt, eine so reizende Ausnahme —“

Hartmut war im Begriffe, ein sehr kekes Kompliment aus zuwerfen, verstummte aber plötzlich, denn die blauen Augen richteten sich mit so strafendem Ausdrucke auf ihn, daß ihm das Wort auf den Lippen erkrank.

In diesen Augenblick verlieg sich der Schleier der jungen Dame wieder in ein dornigen Gewebe, das ihn unerbittlich fest hielt. Sie blieb stehen, aber noch hatte ihr Begleiter kaum die Hand ausgestreckt, um das zarte Gewebe zu befreien, als sie es mit einer raschen Wendung des Kopfes losriß. Der Schleier blieb in Fetzen an den Zweigen hängen, aber die Hilfe war vollständig überflüssig geworden.

Rojanow biß sich auf die Lippen, dies Abenteuer entwickelte sich ganz anders, als er erwartet hatte. Er hatte gehofft, bei einem jungen schüchternen Wesen, das sich seinem Schutze anvertraute, den Liebenswürdigen spielen zu können, in jener kecken, siegesgewissen Art, die ihm den Frauen gegenüber zur zweiten Natur geworden war, und nun wurde er gleich bei dem ersten Versuche durch einen stolzen Blick in seine Schranken zurückgewiesen, man machte ihm sehr deutlich klar, daß er hier nur der Führer zu sein hatte und nichts anderes. Wer und was war denn eigentlich dies Mädchen, das mit seinen achtzehn oder neunzehn Jahren schon die vollendete Sicherheit einer großen Dame zeigte und sich so unnahbar zu machen wußte? Er beschloß, um jeden Preis darüber ins klare zu kommen.

Jetzt endete der schmale Pfad, die traten auf eine Lichtung hinaus und jenseit derselben begann wieder der Wald. Es war für jemand, der noch so wenig mit der Gegend vertraut war wie Hartmut, nicht leicht, hier den Führer zu machen, aber er hatte jetzt vollends nicht seine Unkenntniß eingestanden. Anscheinend mit voller Sicherheit hielt er die einmal eingeschlagene Richtung fest und wählte einen der Holzwege, die den Forst durchkreuzten. Endlich mußte man doch an eine Stelle gelangen, die einen freieren Ausblick bot und es möglich machte, sich zurechtzufinden.

Der breitere Weg gestattete jetzt ein ruhiges Nebeneinandergehen, und Hartmut benutzte das sofort, um die Unterhaltung anzuknüpfen, die bisher, da man mit fortwährenden Hindernissen zu kämpfen hatte, nicht möglich gewesen war.

„Ich habe bisher versäumt, mich Ihnen vorzustellen, mein gnädiges Fräulein,“ begann er. „Mein Name ist Rojanow, ich bin augenblicklich in Nodeck als Gast des Fürsten Adelsberg, der wohl den Vorzug genießt, Ihr Nachbar zu sein, da Sie in Fürstenstein wohnen?“

„Nein, ich bin gleichfalls nur als Gast dort,“ erklärte die junge Dame. Die fürstliche Nachbarschaft schien ihr ebenso gleich gültig zu sein wie der Name ihres Begleiters, jedenfalls fand sie es nicht für nöthig, nun auch den übrigen zu nennen, sondern nahm die Vorstellung mit jener stolzen, vornehmen Bewegung des Hauptes entgegen, die ihr eigen zu sein schien.

„Ah, dann leben Sie vermuthlich in der Residenz und haben das schöne Herbstwetter zu einem Ausfluge benutzt?“

„Ja wohl!“

Das klang so einsilbig und abweisend wie nur möglich, aber Rojanow war nicht der Mann, sich abweisen zu lassen. Er war es gewohnt, daß seine Persönlichkeit sich überall Beachtung und Wichtigkeit erzwang, zumal bei den Frauen, und empfand es fast als eine Beleidigung, daß diese oft erprobte Eindruck hier versagte. Aber das gerade reizte ihn, ein Gespräch zu erzwingen, das offenbar nicht gewünscht wurde.

„Sind Sie wohl Ihrem Ansehnhalte in Fürstenstein be jriedigt?“ hob er wieder an. „Ich war noch nicht dort und habe das Schloß nur aus der Ferne gesehen, aber es scheint die ganze Umgegend zu beherrschen. Es gehört freilich ein eigener Geschmack dazu, um diese Landschaft schön zu finden.“

„Und dieser Geschmack ist nicht der Ihrige, wie es scheint.“

„Wenigstens liebe ich nicht die Einförmigkeit, und hier hat man ja überall denselben Blick. Wald und Wald und nichts als Wald — es ist bisweilen zum Verzweifeln!“

Es klang wie verhaltener Groll in den Worten, die armen deutschen Wälder mußten es entgelten, daß sie mit ihrem Rauschen und Wehen den Zurückgekehrten peinigten, sodaß er schon einige Male auf dem Punkte gestanden hatte, ihnen zu entfliehen. Er konnte es nicht ertragen, dies ernste, einförmige Lied aus alter Zeit, das die Wipfel ihm zuflüsterten. Seine Begleiterin hörte freilich nur den Spott in der Bemerkung.

„Sie sind ein Ausländer, Herr Rojanow?“ fragte sie ruhig. Ueber Hartmuts Stirn flog wieder der finstere Schatten, einen Augenblick lang zögerte er mit der Antwort, dann erwiderte er kalt:

„Ja, mein gnädiges Fräulein.“

„Ich dachte es mir, Ihr Name wie Ihr Aussehen verrath es, und da ist auch Ihr Urtheil begreiflich.“

„Jedenfalls ist es ein unbefangenes Urtheil,“ sagte Hartmut, gereizt durch den Vorwurf, der in den letzten Worten lag. „Ich habe ziemlich viel von der Welt gesehen und kehre jetzt eben aus dem Orient zurück. Wer den Orient kennt in seiner strahlenden, durchsichtigen Bläue oder seinem mächtigen Sturmestoben, wer den Zauber der Tropenwelt genossen und sich an ihrer Farbenglut und ihrem Lichte berauscht hat, dem erscheinen sie doch nur kalt und farblos, diese ewig grünen Waldestiefen, diese ganzen deutschen Landschaften überhaupt!“

Das mitleidige Achselzucken, mit dem er schloß, schien seine Begleiterin endlich aus ihrer kühlen Gelassenheit zu bringen. Es klang wie ein Aufbrand des Unwillens aber ihre Züge und in ihrer Stimme verrieth sich eine gewisse Erregung, als sie auf wortete:

„Das ist wohl einzig und allein Sache des Geschmackes. Ich kenne, wenn auch nicht den Orient, doch den Süden Europas: diese sonnendurchglühten, farbenleuchtenden Landschaften berauschen im Anfange — ganz recht — und dann ermüden sie. Es fehlt ihnen die Frische, die Kraft, man kann darin wohl träumen und genießen, aber nicht leben und schaffen. Doch wozu uns darüber streiten, Sie verstehen eben unsere deutschen Wälder nicht.“

Hartmut lächelte mit unverkennbarer Genugthuung. Es war ihm nun doch gelungen, die eisige Zurückhaltung seiner Genossin zu durchbrechen. All seine Liebenswürdigkeit war wirkungslos an ihr abgeglitten, aber er sah jetzt, daß es doch irgend etwas gab, was Leben in diese schönen kalten Züge rufen konnte, und fand einen eigenen Reiz darin, es hervorzuzwingen. Wenn er dabei verletzte gleichviel, es machte ihm Vergnügen.

„Das klingt wie ein Vorwurf, den ich leider hinnehmen muß,“ sagte er mit unverhehltem Spott. „Möglich, daß mir dies Verständniß fehlt, ich bin eben gewohnt, einen anderen Maßstab an die Natur wie an die Menschen zu legen. Leben und schaffen? Es kommt nur darauf an, was man so nennt. Ich habe jahrelang in Paris gelebt, diesen mächtigen, blendenden Mittelpunkte der Civilisation, wo das Leben in tausend Strömen wogt und sprudelt. Wer es gewohnt ist, sich von diesen brausenden Wogen tragen zu lassen, der kann sich nicht mehr in engherzige Verhältnisse finden, in all die Borniertheit und Pedanterien, in das ganze Philisterthum, das hier in diesem braven Deutschland „Leben“ genannt wird.“

Der verächtliche Nachdruck, den er auf die letzten Worte legte, hatte etwas Herausforderndes und erreichte auch seinen Zweck. Seine Begleiterin blieb plötzlich stehen und maß ihn vom Kopf bis zu den Füßen, aber aus den bisher so kalten blauen Augen sprühte ein Blitz flammenden Zornes. Sie schien eine heftige Entgegnung auf den Lippen zu haben, bezwang sich aber. Sie richtete sich nur zu ihrer vollen Höhe empor und ihre Antwort klang in eisig stolzer Abwehr:

„Sie vergessen, mein Herr, daß Sie zu einer Deutschen reden — ich erinnere Sie daran!“

Hartmuts Stirn färbte sich dunkelroth bei dieser herben Zurechtweisung, und sie galt doch nur dem Fremden, dem Ausländer, der die Rücksichten des Gastes vergaß. Wenn dies Mädchen ahnte, wer so zu ihr sprach, wenn sie wußte — eine heiße, brennende Scham wallte plötzlich in ihm auf, doch er war Weltmann genug, sich augenblicklich zu fassen.

„Ich bitte um Verzeihung,“ sagte er mit einer leichten, halb höflichen Verneigung. „Ich glaubte, wir tauschten nur allgemeine Ansichten aus, bei denen das Recht der freien Meinung gewahrt bleibt. Ich bedaure, Sie verletzt zu haben, mein Fräulein.“

Eine unnachahmlich vornehme und verächtliche Bewegung ihres Hauptes zeigte ihm, daß er gar nicht die Macht besaß, sie zu verletzen, sie zuckte kaum merklich die Achsel.

„Ich will Ihre Meinung durchaus nicht beeinflussen, aber jedenfalls sind unsere Standpunkte in dieser Sache so verschieden, daß wir wohl besser thun, das Gespräch abzubrechen."

Rojanow bezeigte gleichfalls keine Lust, es fortzusetzen. Jetzt wußte er freilich, daß diese kalten blauen Augen ausstammen konnten, er hatte es ja gewollt und erzwungen, aber die Sache endete doch anders, als er gedacht hatte. Er streifte mit einem halb feindseligen Blick die schlanke Gestalt an seiner Seite, und dann verloren seine Augen sich wieder grollend in die eben noch so bitter gescholtenen grünen Tiefen des Waldes.

Sie hatte doch etwas seltsam Bestrickendes, diese Waldeinsamkeit, die der erste leise Hauch des Herbstes durchwebte, jener Hauch, der noch kein Entblättern und Verwelken bringt, sondern die Landschaft nur in feine tieferen Farben taucht. Nur hier und da schimmerte es goldig und köstlich aus den Gebüschen hervor, aber die Waldgründe ruhten noch frisch und duftig im grünen Dämmerlicht. Unter den Wipfeln der hundertjährigen Bäume, die sich leise schwankend zu einander neigten, lagerten tiefe, kühle Schatten, dann wieder that sich eine Waldweise auf, ganz überflutet von dem Sonnengolde, das leuchtend und schimmernd auf all den Blumenkelchen lag, die sich hier noch den Lichte öffneten, und bisweilen blitzte in der Ferne der Spiegel eines stillen, kleinen Gewässers auf, das einsam, wie verloren mitten im tiefen Forste lag. Dazu tiefe Stille ringsum, nur das leise, leise Rauschen der nächtigen Wipfel und das Summen und Singen der tausend Insekten, die auf den Sonnenstrahlen zu schweben schienen, all jene geheimnisvollen Stimmen, die sich nur in der Einsamkeit regen, das süße, träumerische Lied des Waldes. Er lockte und winkte unwiderstehlich mit dieser Melodie, mit seinen grünen Tiefen, die sich endlos ausdehnten, immer weiter und weiter, als wollten sie die beiden, die einmal in ihren Bann geraten waren, darin festhalten für immer.

Da lauchte plötzlich ein ganz unerwartetes Hindernis vor ihnen auf. Von einer dicht bewachsenen Anhöhe rauschte und schäumte es hernieder, ein breiter Waldbach suchte sich mit lustigem Ungestüm seinen Weg zwischen Gebüschen und Felsgestein. Rojanow hemmte seinen Schritt und musterte mit einem raschen Blick die Umgebung, wo nirgends ein Steg oder ein Uebergang zu entdecken war, dann wandte er sich zu seiner Gefährtin.

„Ich fürchte, wir kommen hier in eine unangenehme Lage, der Bach verlegt uns vollständig den Weg. Er ist sonst mit einiger Vorsicht leicht zu überschreiten, die mossigen Steine da auf dem Grunde bilden eine ziemlich bequeme Brücke, aber der gestrige Regen hat sie vollständig überflutet."

Die junge Dame war gleichfalls stehen geblieben und schien nach irgend einem Uebergange zu suchen.

„Sollte es nicht dort unten möglich sein?" fragte sie, den Bach abwärts deutend.

„Nein, dort ist das Wasser noch tiefer und reißender, wir müssen hier an dieser Stelle hindurch. Selbstverständlich nicht Sie, mein Fräulein. Sie erlauben mir wohl, daß ich Sie hinübertrage."

Das Anerbieten wurde mit voller Artigkeit und Zurückhaltung gestellt, aber die Augen Rojanows blitzten triumphierend auf dabei. Jetzt rächte ihn der Zufall an dieser Unnahbaren, die nicht einmal seine Hilfe dulden wollte, um ihren Schleier aus der Dornhecke zu befreien. Jetzt mußte sie sich dieser Hilfe bedingungslos anvertrauen, auf seinen Armen mußte sie sich hinübertragen lassen an das andere Ufer, es blieb ihr keine Wahl. Er trat auf sie zu, als sei die erbetene Erlaubnis selbstverständ lich, aber sie wich zurück.

„Ich danke, Herr Rojanow."

Hartmut lächelte mit einer Ironie, die er sich gar nicht Mühe gab zu verbergen. Jetzt war er Herr der Lage und dachte es zu bleiben.

„Befehlen Sie, daß wir umkehren?" fragte er. „Es ist ein Umweg von mehr als einer Stunde und hier sind wir in wenigen Minuten drüben. Sie dürfen sich unbesorgt meinen Armen anvertrauen, der Uebergang ist ganz ungefährlich."

„Das glaube ich auch," war die ruhige Antwort, „und deshalb werde ich ihn allein versuchen."

„Allein? Das ist unmöglich, mein Fräulein!"

„Durch einen Waldbach zu schreiten? Ich hatte das für keine besondere Heldenthat."

„Aber das Wasser ist tiefer als Sie glauben, Sie werden vollständig durchnäßt und überdies — es ist wirklich unmöglich."

„Ich bin nicht verweichlicht und erkälte mich nicht so leicht. Bitte, gehen Sie voran, ich werde folgen."

Das war deutlich genug und klang so beschlossen, daß ein Widerspruch nicht möglich war. Hartmut verneigte sich schweigend und schritt durch das Wasser, das seinen hohen Jagdstiefeln allerdings nicht viel anhaben konnte. Es war in der That ziemlich tief und ziemlich reißend, so daß er Mühe hatte, auf den Steinen festen Fuß zu fassen. Um seine Lippen spielte ein leiser Hohn, als er jetzt drüben stand und seine „Schutzbefohlene" erwartete, die so hochmüthig jeden Schutz abwies. Möchte sie nun allein den Uebergang wagen, das wilde Wasser würde ihr schon Angst machen, sie konnte sich nicht dagegen behaupten und mußte ihn schließlich doch zu Hilfe rufen, trotz all ihres Sträubens.

Sie war ihm ohne Zögern gefolgt und stand bereits im Wasser, gegen welches die ebenso zierlichen als dünnen Stiefelchen nicht den geringsten Schutz gewährten und das überdies empfindlich kalt war. Die junge Dame schien das aber kaum zu empfinden, mit beiden Händen ihr Kleid aufraffend, schritt sie vorsichtig und langsam, aber vollkommen sicher vorwärts bis zur Mitte des Baches.

Hier aber, inmitten der schäumenden, reißenden Fluth gehörte der feste Tritt eines Mannes dazu, um stand zu halten, der schmale, zarte Frauenfuß suchte vergebens nach einem Stützpunkte auf den glatten Steinen. Die hohen Absätze der Stiefel waren dabei ebenso hinderlich wie das Kleid, dessen Saum von den Wellen erfaßt wurde. Die muthige Spaziergängerin verlor augenscheinlich die bisherige Sicherheit, sie strauchelte einige Male, schwankte und blieb endlich stehen; dabei flog ein ratlos hilfer Blick nach dem Ufer hinüber, wo Rojanow stand, entschlossen, nicht eher die Hand zu rühren, als bis sie gänzlich um Hilfe flehen werde.

Sie mochte diese Absicht in seinen Augen lesen, und das schien ihr auf einmal die verlorene Kraft zurückzugeben. Einen Augenblick lang stand sie unbeweglich, aber jener energische Ausdruck in ihren Zügen trat dabei in voller Schärfe hervor; dann glitt sie plötzlich von den überfluthenen Steinen, die trügerisch auch eine Art Uebergang bildeten, in das fußtiefe Wasser, wo sie nun allerdings auf dem Grunde des Baches sofort festen Boden gewann und unbeirrt den Ufer zuschreiten konnte. Hier ergriff sie statt der dargebotenen Hand Hartmuts einen Baumast und schwang sich auf das Trockene.

Sie selbst war freilich stark durchnäßt, das Wasser rieselte von ihrem Kleide, das sie ebenso rücksichtslos preisgegeben hatte wie die Fußbekleidung, aber sie wandte sich mit voller Gelassenheit an ihren Begleiter:

„Wollen wir unseren Weg nicht fortsetzen? Es kann nicht mehr weit bis Fürstenstein sein."

Hartmut erwiderte keine Silbe, aber es wallte etwas wie Haß in ihm auf gegen diese Frau, die lieber in die kalte Fluth glitt, ehe sie sich seinen Armen anvertraute. Der stolze, verwöhnte Mann, dessen blendende Eigenschaften ihm alle Herzen gewannen, fühlte um so schärfer die Demüthigung, die ihm hier aufgezwungen wurde; er war nahe daran, diese ganze Begegnung zu verwünschen.

Sie gingen weiter; Rojanow warf von Zeit zu Zeit einen Blick auf den nassen, schweren Saum des Gewandes, das neben ihm den Boden streifte und dort eine feuchte Spur zurückließ; im übrigen aber wandte er seine ganze Aufmerksamkeit der Umgebung zu, die allerdings jetzt etwas sicherer zu werden schien. Dieses Waldesdickicht mußte doch endlich einmal ein Ende nehmen!

Seine Voraussetzung erfüllte sich in der That; er hatte Glück gehabt mit seiner Führerschaft, die eigentlich nur aufs Gerathewohl eingeschlagene Richtung war die rechte gewesen. Nach ungefähr zehn Minuten standen sie auf einer kleinen Anhöhe, die einen freien Ueberblick gewährte. Dort drüben, über einem Meer von Baumwipfeln, tauchten die Thürme von Fürstenstein auf, während sich ein ziemlich breiter Fahrweg, den man deutlich mit den Augen verfolgen konnte, bis an den Fuß des Schloßberges schlängelte.

Feierab

Nach dem Gemälde von Defregger.

Digitized by Google

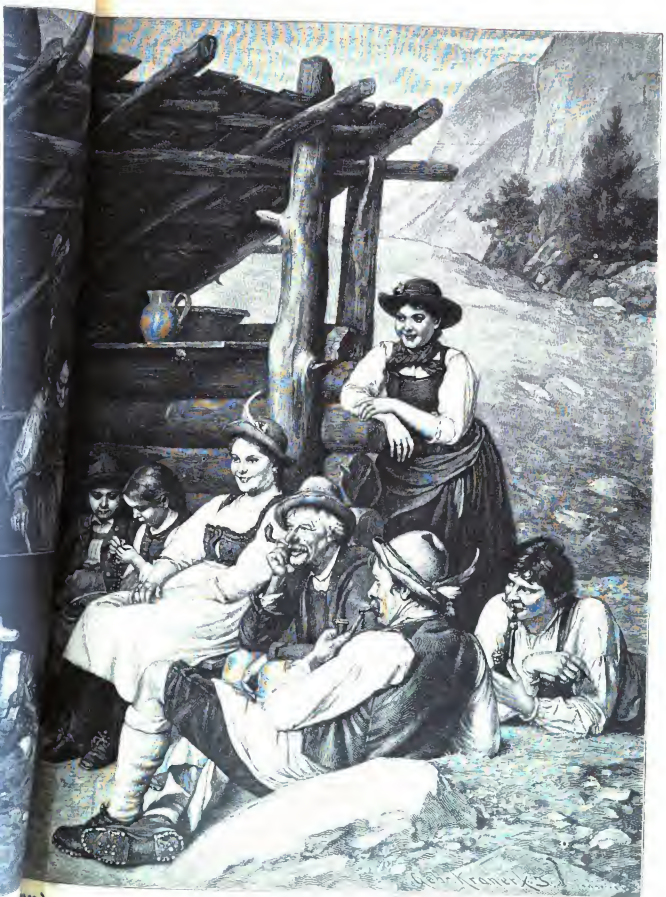
Feier end.

J. Defregger.

STANFORD LIBRARIES

Feier

Nach dem Gemälde



end.

P. Peterseger.

„Dort ist Fürstenstein!“ sagte Hartmut, indem er sich zum erstenmal wieder an seine Begleiterin wandte. „Es ist freilich noch etwa eine halbe Stunde entfernt.“

„O, das macht nichts aus,“ unterbrach sie ihn rasch. „Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Führung; aber der Weg ist ja jetzt nicht mehr zu verfehlen, und da möchte ich Sie nicht weiter bemühen.“

„Wie Sie befehlen, mein gnädiges Fräulein,“ sagte Rojanow kalt. „Wenn Sie Ihrem Führer hier den Abschied ertheilen wollen, so wird er sich Ihnen nicht ferner aufdrängen.“

Der Vorwurf wurde verstanden, die junge Dame mochte es wohl selbst fühlen, daß ein Mann, der sie stundenlang durch den Wald geführt hatte, doch wohl eine andere Verabschiedung beanspruchen konnte, wenn sie es auch für nöthig fand, ihn in gemessener Entfernung zu halten.

„Ich habe Sie wirklich schon allzu lange in Anspruch genommen,“ entgegnete sie einlenkend. „Aber da Sie sich mir vorgestellt haben, Herr Rojanow, so muß ich Ihnen zum Abschiede wohl auch meinen Namen nennen — Adelheid von Wallmoden.“

Hartmut zuckte leise zusammen und eine fliegende Röthe färbte sein Antlitz, während er langsam wiederholte:

„Wallmoden?“

„Ist Ihnen der Name bekannt?“

„Ich glaube ihn früher einmal gehört zu haben; aber das war in — in Norddeutschland.“

„Sehr wahrscheinlich, denn das ist meine und meines Gatten Heimath.“

In Rojanows Zügen malte sich unverkennbare Ueberraschung, als das vermeintliche junge Mädchen sich ihm als Frau zu erkennen gab, aber er verneigte sich mit voller Artigkeit.

„Dann bitte ich um Verzeihung, gnädige Frau, wegen der fälschlichen Anrede. Ich konnte nicht ahnen, daß Sie vermählt seien; jedenfalls habe ich nicht die Ehre, Ihren Herrn Gemahl auch nur dem Namen nach zu kennen, denn der Herr, der mir damals genannt wurde, fand schon in vorgerückten Jahren. Er gehörte der Diplomatie an und hieß, wenn ich nicht irre, Herbert von Wallmoden.“

„Ganz recht, mein Gemahl ist gegenwärtig als Gesandter an dem hiesigen Hofe beglaubigt. Doch er wird schon in Sorge sein wegen meines Ausbleibens, ich darf nicht länger säumen. Noch einmal meinen Dank, Herr Rojanow!“ Damit neigte die junge Frau flüchtig grüßend das Haupt und schlug den abwärts führenden Weg ein.

Hartmut stand unbeweglich und sah ihr nach; aber es lag eine fahle Blässe auf seinem Antlitz. Also doch! Er hatte kaum den Fuß auf deutschen Boden gesetzt, da begegnete ihm schon ein Name und eine Beziehung aus alter Zeit, die ihm mindestens peinlich war.

Herbert von Wallmoden, der Bruder der Frau von Eichenhagen, der Vormund Wilibalds und der Jugendfreund — Rojanow brach sich und plötzlich ab in der Gedankenreihe, denn es senkte sich wie ein scharfer, schmerzender Stachel in seine Brust. Als wollte er etwas von sich werfen, so richtete er sich empor, und wieder zuckte der herbe, verletzende Spott um seine Lippen, der ihm so meisterhaft zu Gebote stand.

„Er hat wenigstens Carrière gemacht, der Onkel Wallmoden,“ murmelte er halblaut, „und Glück scheint er auch gehabt zu haben. Er muß längst schon graue Haare tragen und erobert damit noch eine junge schöne Frau. Freilich, ein Gesandter ist unter allen Umständen eine Partie, und Adelheid von Wallmoden ist zur Exzellenz geboren. Also daher die kühle Vornehmheit, die es gar nicht der Mühe werth hält, sich zu anderen Sterblichen herabzulassen! Vermuthlich die diplomatische Schule des Herrn Gemahls, der seine Ansservahlte eigens für diese Stellung erzogen hat! Nun, das ist ihm ja trefflich gelungen!“

Seine Augen folgten noch immer der jungen Frau, die bereits am Fuß der Anhöhe war, aber jetzt grub sich eine tiefe Falte in seine Stirn.

„Wenn ich hier irgendwo mit Wallmoden zusammentreffe, und das wird vielleicht nicht zu vermeiden sein, so erkennt er mich zweifellos. Wenn er ihr dann die Wahrheit mittheilt, wenn sie erfährt, was geschehen ist, und mich wieder anschaut mit diesem Verachtungsblick“ — er stampfte in wild ausbrechender Wuth mit dem Fuße und lachte dann bitter auf.

„Pah, was kümmert das mich! Was weiß dies blonde, blauäugige Geschlecht mit dem trägen, kalten Blute von dem glühenden Freiheitsdrange, von dem Sturm der Leidenschaften, vom Leben überhaupt! Mögen sie den Stab über mich brechen! Ich scheue diese Begegnung nicht — ich werde ihr stand zu halten wissen.“

Und mit stolzem Trutze den Kopf zurückwerfend, wandte er der schlanken Frauengestalt, die noch auf dem Fahrwege sichtbar war, den Rücken und schritt wieder in den Wald hinein.

Im Hause des Oberforstmeisters hatte sich das geplante Familienfest, zu dem Wallmoden und seine Gattin eigens eingetroffen waren, die Verlobung des Majoratsherrn von Burgsdorf mit Antonie von Schönau, programmmäßig vollzogen.

Das junge Paar wußte zu langst, daß es für einander bestimmt war, und war auch vollkommen einverstanden damit. Wilibald huldigte als guter Sohn noch immer der Ansicht, daß die Wahl seiner künftigen Lebensgefährtin einzig Sache seiner Mutter sei, und hatte geduldig gewartet, bis sie es für gut fand, ihn zu verloben; aber es war ihm doch sehr angenehm, daß es gerade Bäschen Toni heirathen sollte. Er kannte sie seit seinen Kinderjahren, sie paßte so vortrefflich zu ihm in all ihren Neigungen und, was die Hauptsache war, sie machte gar keine Ansprüche an die Romantik einer Verlobung, die er beim besten Willen nicht hätte befriedigen können. Toni überreich bewies wirklich den Geschmack, den Frau Regine ihr zutraute. Willy gefiel ihr recht gut, und die Aussicht, Herrin auf dem stattlichen Burgsdorf zu werden, gefiel ihr noch besser — kurz, es war alles vollkommen in Ordnung.

Das Brautpaar befand sich augenblicklich im Empfangszimmer, wo der Flügel stand, und Antonie unterhielt ihren Verlobten mit ihrem Klavierspiel, auf Veranlassung des Vaters, denn sie selbst hielt die Musik für eine sehr langweilige und überflüssige Sache. Aber der Oberforstmeister hatte darauf bestanden, seine Tochter solle zeigen, daß sie nicht nur wirthschaftlich erzogen sei, sondern auch in der Pension etwas gelernt habe. Er ging mit seiner Schwägerin draußen auf der kleinen Terrasse auf und nieder, mißvergnügt mit der Absicht zuzuhören; statt dessen zankten sie sich aber, obgleich sie von einem ganz friedlichen Gespräch über das Glück ihrer Kinder ausgegangen waren, und diesmal schien der Streit sehr heftiger Natur zu sein.

„Ich weiß wirklich nicht, was ich von Dir denken soll, Moritz,“ sagte Frau von Eichenhagen mit hochrothem Gesicht. „Du scheinst gar keine Empfindung für das unerhört Unpassende dieser Bekanntschaft zu haben. Wie ich Dich frage, wer denn diese Jugendfreundin Tonis, die in Waldhofen erwartet wird, eigentlich ist, giebst Du mir mit der ruhigsten Miene zur Antwort, sie sei Sängerin und seit kurzem am Hoftheater angestellt! Eine Komödiantin! Eine Theaterprinzessin! Eins von jenen leichtsinnigen Geschöpfen —“

„Aber Regine, so ereifere Dich doch nicht so!“ unterbrach sie der Oberforstmeister ärgerlich. „Du thust ja, als ob das arme Ding schon mit Haut und Haar verloren wäre, weil es auf der Bühne aufgetreten ist!“

„Das ist sie auch!“ eiferte Regine. „Wer einmal in dies Sodom und Gomorrha geratben ist, der ist nicht mehr zu retten, der geht zu Grunde darin.“

„Recht schmeichelhaft für unser Hoftheater!“ meinte Schönau trocken. „Uebrigens gehen wir doch alleramt hinein.“

„Als Zuschauer! Das ist etwas anderes, und ich bin überhaupt immer dagegen gewesen. Willy hat nur sehr selten in das Theater gehen dürfen und nur in meiner Begleitung, und während ich meine Mutterpflicht in gewissenhafter Weise erfülle, meinen Sohn behüte vor jeder Berührung mit solchen Kreisen, giebt Du seine künftige Frau ihrem vergiftenden Einfluß preis. Es ist himmelschreiend!“

Sie erhob die Stimme sehr laut, theils aus Entrüstung, zum Theil aber auch, um sich verständlich zu machen, denn die musikalische Produktion in dem Zimmer, dessen Glasthüren weit offen standen, war etwas lärmender Natur. Die junge Dame hatte einen ziemlich harten Anschlag und ihre Vortragsweise erinnerte einigermaßen an die Arbeit einer Axt in hartem Holze. Ihre Zuhörer hatten zwar alle drei starke Nerven, aber ein leises Gespräch wurde dabei doch zur Unmöglichkeit.

„So laß Dir die Sache doch erst erklären," beschwichtigte der Oberforstmeister. „Ich habe Dir ja schon gesagt, daß es sich hier um einen Ausnahmefall handelt. Marietta Volkmar ist die Enkelin unseres alten, braven Doktors in Waldhofen. Er hatte das Unglück, seinen Sohn in der Blüthe des Lebens zu verlieren, die junge Witwe folgte ihrem Manne schon im nächsten Jahre, und das Kind, die kleine Waise, kam zu dem Großvater. Das war gerade, als ich vor zehn Jahren nach Fürstenstein versetzt wurde. Doktor Volkmar wurde mein Hausarzt, seine Enkelin die Spielgefährtin meiner Kinder, und weil es mit der Schule in Waldhofen sehr schwach bestellt war, bot ich ihm an, die kleine an dem Unterricht meiner Kinder theilnehmen zu lassen. Daher schreibt sich diese Jugendfreundschaft. Später, als Toni noch auf zwei Jahre in die Pension und Marietta zu ihrer musikalischen Ausbildung in die Stadt kam, hörte der tägliche Verkehr natürlich auf, aber Marietta besucht uns regelmäßig, wenn sie in den Ferien zu ihrem Großvater kommt, und ich sehe nicht ein, weshalb ich das verbieten soll, so lange das Mädchen brav und ordentlich bleibt."

Frau von Eichenhagen hatte der Auseinandersetzung zugehört, ohne ihre strenge Richtermiene fahren zu lassen, und jetzt lachte sie spöttisch auf.

„Brav und ordentlich beim Theater! Man weiß ja, wie es da zugeht; aber Du scheinst das ebenso leicht zu nehmen wie dieser Doktor Volkmar, der so ehrwürdig aussieht mit seinen weißen Haaren und es zuläßt, daß seine Enkelin, daß eine junge, ihm anvertraute Seele den Weg des Verderbens wandelt."

Herr von Schönau machte eine ungeduldige Bewegung.

„Regine, Du bist sonst eine vernünftige Frau, aber in diesem Punkte hast Du nie Vernunft annehmen wollen. Das Theater und alles, was dazu gehört, war bei Dir von jeher in Acht und Bann gethan. Dem Doktor ist der Entschluß nicht leicht geworden, das weiß ich, und wenn man wie wir im warmen Nest sitzt und seine Kinder reichlich versorgen kann, soll man nicht so ohne weiteres den Stab brechen über andere Eltern, die sich mit bitteren Sorgen herumschlagen. Volkmar plagt sich mit seinen siebzig Jahren noch Tag und Nacht, aber die Praxis bringt ihm wenig ein, denn unsere Gegend ist arm, und nach seinem Tode bleibt Marietta ganz mittellos zurück."

„So hätte er sie Erzieherin oder Gesellschafterin werden lassen sollen, das ist ein anständiges Brot."

„Aber ein Brot, daß Gott erbarm! Man weiß es ja, wie die armen Dinger behandelt und ausgenutzt werden. Wenn ich ein Kind, das mir aus Herz gewachsen ist, dem Lose preisgeben soll, und es wird mir dann von allen Seiten gesagt, daß das Mädchen Glück in der Aehre hat und eine glänzende Zukunft ihr gewiß ist, dann lasse ich sie auch zur Bühne gehen, darauf verlaß Dich."

Dies Geständniß schlug dem Faß den Boden aus. Frau Regine stand einen Augenblick ganz starr vor Schrecken, dann sagte sie feierlich:

„Moritz — mich schaudert's vor Dir!"

„Meinetwegen! Wenn es Dir Vergnügen macht, so laß Dich's schaudern! Aber wenn Marietta wie sonst nach Fürstenstein kommt, so werde ich sie nicht zurückweisen, und ich habe auch nichts dagegen, wenn Toni zu ihr nach Waldhofen geht. Punktum!"

Herr von Schönau sprich gleichfalls ziemlich laut, denn seine Tochter schlug jetzt auf die Tasten, daß die Fensterscheiben klirrten und die Saiten des Flügels in ernstliche Gefahr geriethen. Der Oberforstmeister beachtete das freilich in der Hitze des Streites so wenig wie seine Schwägerin, die jetzt mit voller Schärfe erwiderte:

„Nun, dann ist es wenigstens ein Glück, daß Toni bald heirathet. Dann hat diese Freundschaft mit der Theaterprinzessin ein Ende, darauf gebe ich Dir mein Wort. Zu unserem ehrbaren Bürgerhaus werden solche Gäste nicht gedultet, und Willy wird seiner Frau auch den Briefwechsel nicht gestatten, der jetzt in voller Blüthe zu stehen scheint."

„Das heißt, Du wirst ihn nicht gestatten," spottete der Oberforstmeister. „Willy hat ja überhaupt nichts zu verbieten oder zu erlauben, der ist nur der gehorsame Diener seiner Frau Mama. Es ist eigentlich unverantwortlich, wie Du den Jungen, der doch nun Bräutigam ist und bald Ehemann werden soll, noch immer unter der Fuchtel hast."

Frau von Eichenhagen richtete sich beleidigt auf.

„Ich glaube, ich bin mir meiner Verantwortlichkeit mehr bewußt als Du. Willst Du mir vielleicht einen Vorwurf daraus machen, daß ich meinen Sohn in kindlicher Ehrfurcht und Liebe erzogen habe?"

„Ach was, es giebt einen Punkt, wo die Liebe aufhört und das Mutterinstinkt anfängt! Du hast den Willy schon ganz dumm gemacht mit Deiner ewigen Bevormundung, nicht einmal den Heirathsantrag durfte er auf eigene Hand machen. Als Dir die Geschichte zu lange dauerte, fuhrst Du wie gewöhnlich da zwischen. Wozu denn die Umstände, Kinder? Ihr sollt! Euch haben und wollt Euch haben, die Eltern sind einverstanden, meinen Segen habt Ihr, also geht Euch einen Kuß, dann ist die Geschichte abgemacht!' Das ist Dein Standpunkt. Ich habe auch kindliche Ehrfurcht vor meinen Eltern gehegt, wenn sie mir aber bei meiner Brautwerbung so dazwischen gekommen wären, dann hätten sie etwas sehr Unhöfliches zu hören bekommen. Und der Junge, der Willy, nahm das ganz ruhig hin; ich glaube, er war noch obendrein froh, daß er seiner Braut keine Erklärung zu machen brauchte."

Die Erregung der beiden war wieder bis zum Siedepunkte gestiegen und es war ein Glück, daß der musikalische Lärm drinnen sich jetzt so steigerte, daß man sein eigenes Wort nicht mehr hören konnte. Fräulein Antonie hatte wenigstens Kraft in den Händen und schien dies für die Hauptsache zu halten, ihr Spiel klang genau so, als ob ein Regiment Soldaten zur Attacke stürmte. Jetzt wurde es auch ihrem Vater zu arg, er brach plötzlich das Gespräch ab und trat in das Zimmer.

„Nun, Toni, Du brauchst den neuen Flügel nicht gerade entzweizuschlagen," sagte er ärgerlich. „Was spielst Du denn da eigentlich?"

Toni saß am Flügel und arbeitete im Schweiße ihres Angesichtes; nicht wenn von ihr, auf einem kleinen Sofa, saß ihr Bräutigam, den Kopf auf den Arm gestützt und die Augen mit der Hand beschattend, anscheinend ganz versunken in die Musik. Bei der Frage ihres Vaters wandte die junge Dame sich um und sagte in dem gewohnten schlürigen Tone:

„Ich spiele den ‚Zanitschareumarsch', Papa. Ich dachte, es würde Willy Vergnügen machen, da er auch Soldat gewesen ist."

„So? Er hat aber zufällig bei den Dragonern gestanden," brummte Schönau und trat zu seinem künftigen Schwiegersohn, der die zarte Aufmerksamkeit seiner Braut doch nicht recht zu würdigen schien, denn er gab kein Zeichen des Beifalls.

„Willy, was sagst Du denn dazu? — Willy, hörst Du nicht? — Ich glaube wahrhaftig, er ist eingeschlafen!"

Die Voraussetzung erwies sich leider als richtig. Willy war, während der Janitscharenmarsch über die Tasten donnerte, still und sanft entschlummert und schlief so fest, daß er auch jetzt nicht erwachte. Das schien selbst seiner Mutter zu stark, die gleichfalls eingetreten war; sie ergriff ihn derb am Arme.

„Aber Willy, was soll denn das heißen? Schämst Du Dich denn gar nicht?"

Der junge Majoratsherr, von allen Seiten geschüttelt und gestoßen, wachte jetzt endlich auf und blickte schlaftrunken um sich.

„Was — was soll ich? Ja, es war sehr schön, liebe Toni."

„Das glaube ich!" rief der Oberforstmeister mit einem zornigen Auflachen. „Gieb Dir keine Mühe weiter mit Deinem Spiel, mein Kind. Komm, wir wollen Deinen Herrn Bräutigam ruhig ausschlafen lassen. Aber gute Nerven hat er, das muß man sagen!"

Damit nahm er den Arm seiner Tochter und verließ mit ihr das Zimmer, wo sich nun der ganze mütterliche Zorn über den armen Willibald ergoß. Frau von Eichenhagen, schon gereizt durch das vorhergehende Gespräch, schonte ihren Sohn durchaus nicht, aber sie rechtfertigte dabei nur zu sehr die Vorwürfe ihres Schwagers, sie schalt den Bräutigam und baldigen Ehemann aus wie einen Schuljungen.

„Das übersteigt denn doch alle Begriffe!" schloß sie in voller Entrüstung. „Dein seliger Vater war auch nicht sehr für das Courmachen; wenn er mir aber zwei Tage nach der Verlobung eingeschlafen wäre, während ich ihn mit meinem Klavierspiel unterhielt, dann hätte ich ihn sehr unsanft geweckt. Jetzt gehst Du augenblicklich zu Deiner Braut und entschuldigst Dich bei ihr, sie hat ganz recht, wenn sie sich gekränkt fühlt."

Damit ergriff sie ihn bei den Schultern und schob ihn nach

der Thür. Willy nahm das de- und wehmüthig hin, denn er war selbst ganz erschrocken über seinen unzeitigen Schlummer, aber er konnte doch nicht dafür, daß er so müde und die Musik so langweilig war. Ganz zerknirscht trat er in das Nebenzimmer, wo seine Braut, doch etwas gekränkt, am Fenster stand.

„Liebe Toni, sei mir nicht böse," begann er stockend. „Es war so hoch und Dein schönes Spiel hatte etwas so Beruhigendes —"

Toni wandte sich um. Es war ihr doch neu, daß der Zanksehnsuchtsmarsch, zumal in ihrer Vortragsweise, beruhigend wirke, als sie aber die zerknirschte Miene des Bräutigams sah, der wie ein armer Sünder dastand, siegte ihre Gutmüthigkeit und sie streckte ihm die Hand hin.

„Nein, ich bin Dir nicht böse, Willy," sagte sie herzlich. „Ich mache mir ja auch nichts aus der dummen Musik. Wir wollen etwas Gescheiteres anfangen, wenn wir in Burgsdorf sind."

„Ja, das wollen wir!" rief Willibald, freudig die dargebotene Hand drückend, denn bis zu einem Handkusse hatte er sich noch nie verstiegen. „Du bist so gut, Toni!"

Als Frau von Eschenhagen bald darauf eintrat, fand sie das Brautpaar in vollster Eintracht und in ein äußerst lebhaftes Gespräch über die Milchwirthschaft vertieft, die in Süddeutschland etwas anders betrieben wurde als in Burgsdorf. Das war ein Thema, bei dem Willy nicht einschlief, und seine Mutter beglückwünschte sich im stillen zu dieser vortrefflichen Schwiegertochter, die so gar keine unbequeme Empfindlichkeit zeigte.

Uebrigens fand der junge Majoratsherr sofort Gelegenheit, sich für die bewiesene Nachsicht dankbar zu zeigen. Toni klagte, daß eine Sendung, die sie bestellt hatte und für den Abendtisch nothwendig brauchte, nicht in ihre Hände gelangt sei. Sie war auf der Post in Waldhofen rechtzeitig eingetroffen, aber wie es schien, mit einer falschen Adresse. Man hatte sie dem Boten nicht ausgehändigt, dieser war inzwischen von dem Oberforstmeister anderswohin geschickt worden und von den anderen Leuten augenblicklich niemand verfügbar, während doch die Zeit drängte. Willibald erbot sich daher, die Sache persönlich in Ordnung zu bringen, und das Anerbieten schien seiner Braut sehr willkommen zu sein.

Waldhofen war die bedeutendste Ortschaft in der Umgegend, trotzdem aber nur ein kleines Städtchen. Es lag etwa eine halbe Stunde von Firstenstein entfernt und bildete eine Art Mittelpunkt für die überall zerstreuten Dörfer und Weiler des „Waldes".

Während der Nachmittagsstunden, in denen sich kein Mensch auf der Straße befand, sah es recht öde und langweilig aus, das fand auch Herr von Eschenhagen, der über den Marktplatz schlenderte, wo sich die Post befand.

Er hatte die Angelegenheit, welche ihn nach Waldhofen geführt hatte, bereits erledigt und auch einen Boten gefunden, der die Kiste nach dem Schlosse trug. Da die Straßen des stillen kleinen Ortes aber nichts Interessantes boten, so bog er in einen Seitengang ein, der hinten an den Gärten der Häuser entlang geradewegs auf die Landstraße führte. Der Weg war zwar etwas sumpfig und der gestrige anhaltende Regen hatte ihn stellenweise ganz grundlos gemacht, aber Willibald fragte als Landmann nicht viel nach solchen Dingen, sondern schritt unbekümmert vorwärts.

Er befand sich in einer äußerst behaglichen Stimmung; es war doch ein angenehmes Gefühl, Bräutigam zu sein, und er zweifelte durchaus nicht daran, daß er mit seiner guten Toni eine sehr glückliche Ehe führen werde.

Da kam ihm ein Wagen entgegen, der sich nur mühsam durch den sumpfigen Boden arbeitete und offenbar Reisende brachte, denn zwischen den Hinterrädern war ein großer Koffer festgeschnallt und das Innere schien auch noch verschiedenes Reisegepäck zu bergen. Willibald konnte nicht umhin, sich zu wundern, daß man gerade diesen Heckenweg benutzte, der in seinem jetzigen Zustande für ein Zugwerk äußerst beschwerlich war. Statt in die Straßen einzubiegen, und der Kutscher schien gleichfalls sehr unzufrieden damit zu sein. Er hatte sich umgewendet und verhandelte mit den Reisenden, die vorläufig nicht sichtbar waren.

„Jetzt geht es aber wirklich nicht weiter, Fräulein. Ich habe es ja vorher gesagt, wir kommen hier nicht durch, die Räder bleiben im Schlamme stecken — jetzt haben wir die Bescherung!"

„Es ist ja nicht mehr weit," ließ sich eine helle Stimme aus dem Innern des Wagens vernehmen. „Nur noch einige hundert Schritte, versuchen Sie es doch!"

„Was nicht geht, das geht nicht!" versetzte der Kutscher mit philosophischer Ruhe. „Durch den Sumpf da vorn kommen wir nicht, wir müssen umkehren."

„Ich will aber nicht durch die Stadt fahren." Die helle Stimme hatte einen ganz entschiedenen Anflug von Trotz. „Wenn es durchaus nicht weiter geht, so halten Sie, ich werde aussteigen."

Der Kutscher hielt, der Schlag wurde geöffnet, und eine leichte, zierliche Gestalt sprang aus dem Wagen, so geschickt, daß sie mit einem Satze über den Schlamm hinweg eine höher gelegene trockene Stelle erreichte. Dort blieb sie stehen und blickte prüfend um sich. Da aber der Weg gerade hier eine Biegung machte, ließ er sich nur zum kleinsten Theile übersehen.

Die junge Dame schien das sehr mißfällig zu bemerken; da fiel ihr Blick auf Herrn von Eschenhagen, der von der anderen Seite kam und eben die Biegung erreicht hatte.

„Bitte, mein Herr, ist der Weg zu begehen?" rief sie ihm zu.

Er antwortete nicht sogleich, denn er war noch ganz starr vor Verwunderung über den ebenso gewagten als graziösen Sprung. Das flog ja wie eine Feder durch die Luft und stand doch fest und sicher auf den Füßen.

„Hören Sie denn nicht?" wiederholte das Fräulein ungeduldig. „Ich frage, ob der Weg gangbar ist."

„Ja — ich bin ihn gegangen," sagte Willibald, etwas aus der Fassung gebracht durch die sehr diktatorisch klingende Frage.

„Das sehe ich, aber ich habe keine Wasserstiefel wie Sie und kann nicht mitten durch den Sumpf waten. Ist es möglich, da an den Hecken entlang zu kommen? Mein Gott, so antworten Sie doch!"

„Ich — ich glaube wohl, drüben ist es etwas trockener."

„Nun, dann will ich es wagen. Ueheren Sie nun, Kutscher, und geben Sie mein Gepäck auf der Post am Markte ab, ich werde es abholen lassen! Halt! Den kleinen Handkoffer da nehme ich mit, reichen Sie ihn mir herüber!"

„Aber der Koffer ist zu schwer für Sie, Fräulein," wandte der Kutscher ein, „und ich kann die Pferde nicht allein lassen."

„Nun, dann trägt ihn mir der Herr dort! Es ist ja nicht weit bis zu unseren Garten. Bitte, mein Herr, nehmen Sie den Koffer, den kleinen da auf dem Rücksitz, mit dem schwarzen Leder überzuge — so beeilen Sie sich doch!"

Der kleine Fuß trat ungeduldig auf den Boden, denn der junge Majoratsherr stand mit offenem Munde da. Er begriff es weder, daß eine Wildfremde so ohne weiteres über ihn verfügte, noch daß ein so junges Mädchen in dieser Weise befahl und kommandirte; bei den letzten sehr ungnädig klingenden Worten aber kam er schleunigst herbei und nahm den bezeichneten Koffer, was das Fräulein ganz selbstverständlich zu finden schien.

„So!" sagte sie kurz. „Also, Sie fahren nach der Post, Kutscher, und nun hinein in die Sümpfe von Waldhofen!"

Sie nahm das graue Reisekleid auf und schritt dicht an den Hecken hin, wo der Weg etwas höher und trockener war. Willibald, von dem gar keine Notiz genommen wurde, trottete mit dem Koffer hinterher. Er hatte noch nie etwas so Zierliches gesehen wie diese schlanke, leichte Gestalt, die ihm kaum bis zur Schulter reichte, und er beschäftigte sich angelegentlich damit, diese Gestalt zu betrachten, da er sonst nichts zu thun hatte.

Das junge Mädchen hatte etwas ungemein Anmuthiges und Graziöses in den Bewegungen, wie in der ganzen Erscheinung, aber das Köpfchen mit dem kessen dunklen Haar, das sich unter dem Hute hervordrängte, wurde mit unverkennbarem Selbstbewußtsein getragen. Das Gesicht war ziemlich unregelmäßig in seinen Formen, aber allerliebst mit den schelmischen dunklen Augen und dem kleinen rosigen Munde, um den ein Zug von Trotz lag, und die beiden Grübchen im Kinn machten es vollends verjagend. Der graue Reiseanzug war trotz seiner Einfachheit doch äußerst geschmackvoll und trug allen Anforderungen der Mode Rechnung — zu den biederen Kleinstädtern von Waldhofen gehörte die junge Reisende offenbar nicht.

Der Weg zeigte sich jenseit der Biegung wirklich etwas trockener, doch mußte man fortgesetzt den schmalen Wall benutzen, auf dem die Hecken standen, und bisweilen über nasse Stellen hinwegspringen. Dabei ließ sich nun allerdings keine Unterhaltung führen und Willy dachte auch nicht daran, sie einzuleiten, er trug geduldig seinen Koffer und nahm es ebenso geduldig hin, daß seine

Begleiterin sich gar nicht weiter um ihn kümmerte, bis sie nach etwa zehn Minuten an der niedrigen Pforte eines Gartens standen. Die junge Dame deutete sich über die Staketen des Pförtchens und schob einen von innen angebrachten Holzriegel zurück, dann wandte sie sich um.

„Ich danke, mein Herr! Bitte, geben Sie mir jetzt mein Gepäck!“

Das Köfferchen war trotz seines geringen Umfanges doch ziemlich schwer, viel zu schwer für die kleinen Hände, die danach griffen. Willibald bekam plötzlich einen Anfall von Ritterlichkeit, die sonst gar nicht seine Sache war, und erklärte, er werde den Koffer bis in das Haus tragen, was mit einem kurzen gnädigen Kopfnicken angenommen wurde. Sie schritten durch den kleinen, aber sehr sorgfältig gepflegten Garten bis zu einem alten einfachen Hause und traten durch die Hintertür in den dämmerig kühlen Hausflur, wo ihr Erscheinen sofort bemerkt wurde. Eine alte Magd stürzte eiligst aus der Küche herbei.

„Fräulein! Fräulein Marietta! Sie kommen heute schon? Ach, welche Freude wird —“

Sie kam nicht weiter, denn Marietta flog auf sie zu und drückte ihr die Hand auf den Mund.

„Still doch, Babette! Sprich leise, es soll ja eine Ueberraschung sein! Ist der Großpapa zu Haus?“

„Jawohl, der Herr Doktor ist im Studierzimmer. Wollen Sie hineingehen, Fräulein?“

„Nein, ich schleiche mich in das Wohnzimmer, setze mich ganz leise an das Klavier und singe ihm sein Lieblingslied. Vorsichtig, Babette, daß er uns nicht hört!“

Sie huschte leicht und lautlos wie eine Elfe nach der andern Seite des Hauses und öffnete die Thür eines zu ebener Erde gelegenen Zimmers; Babette, die in der Ueberraschung und Freude über die Ankunft ihres Fräuleins gar nicht bemerkte, daß noch jemand in dem halbdunklen Hausflur stand, folgte ihr. Die Thür blieb weit offen, man hörte, wie vorsichtig ein Deckel zurückgeklappt und ein Stuhl gerückt wurde, dann begann ein leises Präludieren, dünne, zitternde Klänge, die offenbar einem alten, abwärtigen Spinett entlockt werden, aber es klang wie Hoffnung, und nun erhob sich eine Stimme, hell und süß wie Lerchengesang und jubelnd wie dieser.

Das dauerte freilich nur wenige Minuten, dann wurde hastig die gegenüberliegende Thür aufgerissen und ein alter Mann mit weißen Haaren erschien auf der Schwelle.

„Marietta! Meine Marietta, bist Du es wirklich?“

„Großpapa!“ klang es jubelnd zurück, der Gesang brach plötzlich ab und Marietta hing an des Großvaters Halse.

„Du böses Kind, wie Du mich erschreckt hast!“ schalt er zärtlich. „Ich erwartete Dich ja erst übermorgen und wollte Dir bis zur Bahnstation entgegenkommen, da höre ich plötzlich Deine Stimme im Wohnzimmer, ich glaubte meinen Ohren nicht trauen zu dürfen.“

Das junge Mädchen lachte fröhlich auf wie ein ausgelassenes Kind.

„Ja, die Ueberraschung ist gelungen; gelt, Großpapa? Ich bin ja eigens deswegen den Gartenweg gefahren und richtig mit dem Wagen im Sumpfe stecken geblieben. Ich kam zur Hinterthür herein und — was willst Du denn, Babette?“

„Fräulein, der Koffer trüger ist noch da,“ sagte die alte Magd, die jetzt erst den Fremden bemerkt hatte, „soll ich ihm ein Trinkgeld geben?“

Der junge Majoratsherr stand noch immer da mit dem Koffer in der Hand, jetzt aber wandte sich auch Doktor Volkmar um und rief erschrocken:

„Mein Gott — Herr von Eschenhagen!“

„Kennst Du den Herrn?“ fragte Marietta, ohne besondere Verwunderung, denn ihr Großvater kannte ja in seiner Eigenschaft als Arzt ganz Waldhofen und dessen Nachbarschaft.

„Allerdings! Aber Babette, so nimm den Herrn doch den Koffer ab! Ich bitte um Entschuldigung, ich wußte nicht, daß Sie schon mit meiner Enkelin bekannt seien.“

„Nein, wir kennen uns nicht im mindesten,“ sagte das junge Mädchen, „wußt Du wir den Herrn nicht vorstellen, Großpapa?“

„Gewiß, mein Kind — Herr Willibald von Eschenhagen auf Burgsdorf —“

„Tonis Bräutigam!“ fiel Marietta fröhlich ein. „O, wie komisch, daß wir uns so kennen lernen mußten, mitten im Sumpfe! Wenn ich das gewußt hätte, dann würde ich Sie nicht so schlecht behandelt haben. Herr von Eschenhagen. Ich ließ Sie ja wie einen wirklichen Kofferträger immer hinter mir drein laufen! Aber weshalb saglen Sie denn nicht ein Wort?“

Willibald sagte auch jetzt nichts, sondern blickte stumm auf die kleine Hand, die sich ihm vertraulich entgegenstreckte. Da er doch aber fühlte, daß er irgend etwas thun oder sagen müsse, so ergriff er das rosige Händchen und drückte und schüttelte es kräftiglich mit seiner Rinnenfaust.

„Nu!“ rief die junge Dame, indem sie entsetzt zurückwich. „Sie haben ja einen fürchterlichen Händedruck, Herr von Eschenhagen! Ich glaube, Sie haben mir die Finger zerdrochen.“

Willibald wurde dunkelrotb vor Verlegenheit und stotterte eine Entschuldigung. Glücklicherweise mischte sich aber jetzt der Doktor ein und bat ihn, näher zu treten.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ungedruckte Briefe Fritz Reuters.

II.

Unerschöpflich ist Renter in immer neuen humoristischen Wendungen, und ob nun die häuslichen Ereignisse, die Landwirtschaft, die Nachbarn ihm die Stoffe geben, immer weiß er ihnen eine originelle Seite abzugewinnen. Zu dem nachfolgenden dritten Briefe bietet ihm die Schreibweise der ländlichen Arbeiter, in deren Briefen das „und daß wir noch recht gesund sind“ oft in komischer Weise sich wiederholt, Gelegenheit zu scherzhafter Nachahmung.

„Thalberg, den 19. Oktober 1849.

Lieber Fritz!

Damit ich es nicht wieder vergesse: Großmutter läßt grüßen und daß wir noch recht gesund sind und daß heute die Waade[1] nach Schmiedenfelde geschickt ist und wir noch keine Krämpfe in den Waaden haben und noch recht gesund sind; daß die Cholera in Terpkow angefangen hat aufzuhören und daß sie auch da noch recht gesund sind und daß Adam und seine Frau hier gestern gewesen sind und sich erkerer wieder sehr unverschämt aufgeführt hat[2] mit Erdrechten und das andere, so daß seine Frau ihm hat das Maul verbieten müssen; wo ich dann durch allerlei Fragen ihn immer wieder aufstachelte, in seinen schmutzigen Expektorationen fortzufahren, und Mutting[3] anstiftete, einen großen Teller voll Obst auf den Tisch zu setzen, damit die Frau Eva mit allerlei verbotenen Gelüsten geplagt wurde, was mir auch prächtig gelang; und daß ich viel Obst aß und noch recht gesund bin. Auch daß die Kinder alle noch recht gesund sind. Auch die Tagelöhner mit Weibern und Kindern. H.[4] hat seinen Entwurf gegeben, außer mir und Piper[5] war keiner geladen; überhaupt ist H. sehr gnädig gegen mich. Zum Geburtstage desselben kommen alle seine Verwandten, aber keiner aus der Umgegend wird gebeten werden; auch wird ihr Erscheinen nicht gewünscht; er denkt, wie er sich ausdrückt, später eine Herrengesellschaft en form zu geben. — Die Kartoffeln sind gestern herausgekommen und hereingekommen. Ueber unser Haus ist ein großer Frieden und eine heilige Ruhe gekommen; alles geht still und feierlich bei uns zu; Mutting hat mir dies erklärt, sie meinte: weil Henriette[6] gesetzt worden ist, d. h. auf einen Stuhl als Schneiderin, und weil bei Reuterlicke von Mariel Struben nu's Aus is'. Unsere Hanne hat's nicht mehr da, wo sie's sonst hatte, sondern nun auf den Augen: sie behauptet, ein Fell auf denselben zu haben, was sehr traurig wäre, wenn sowohl sie, sondern auch für die Welt, weil durch so ein Fell ebenso wenig von außen hinein als von innen

[1] Schäferhund zum Fischen. [2] Der Hausarzt Adam drückte sich nach Art mancher Mediziner über menschliche Zustände und Gebrechen etwas offen aus, was seiner jungen Frau oft peinlich wurde. [3] Peters' Schwiegermutter.

[4] Nachbar auf Teplehen, der sich als wohlthätender Gutsbesitzer Reuter gegenüber etwas aufgeblasen zu benehmen pflegte und deswegen oft von ihm persifliert wurde. [5] Pfarrer in Teplehen. [6] Die Putzmachkatherin.

hinaus zu sehen wäre und die Welt also den Anblick der schönen Augen verlöre.

Ich weiß nicht, ob Ihr dort in jenen Gegenden auch die merkwürdige Erscheinung habt, daß die Welt verkehrt geht: wir stehen hier um acht Uhr des morgens auf, weil es früher noch ganz dunkel ist, und gehen im Schummerabend zu Bett. Da ich nun weiß, daß Deine Uhr ganz richtig geht, weil Du sie ja erst kürzlich gestellt hast, bin ich auf die Vermuthung gekommen, daß die Sonne nicht mehr richtig geht, wenigstens hier nicht, im Demminer Kreis. Ich schlage Dir vor, Deine Uhr an die Berliner Sternwarte zu verkaufen, ich weiß, man sucht dort eine, die der Sonne das Widerpart halten kann, weil man vermuthet, die Sonne sei zu den Demokraten übergegangen. Du kannst ein schön Stück Geld dafür lösen, was sehr gut wäre, da das Deine nicht meiner Verwaltung verkneift schnell Abschied nimmt; aber wir leben auch danach! Dein Wein ist hier in Thalberg noch nicht angekommen[1], er konnte es auch füglich nicht gut, da wir keine kleine Gesellschaft von 16 Personen, die ich zu Gotreider[2] geladen hatte) ihn schon in Treptow ausgetrunken haben.

Das neue Eisen ist hier und das alte ist auch hier und der Töpfer[3] ist nicht hier; der Kerl heißt Erdmann und ich glaube, es ist nicht viel Verlaß auf ihn, weil auf alle ird'schen Dinge kein Verlaß ist und ein Töpfer mit Namen Erdmann doch ein sehr ird'sches Ding ist. —

Nachdem ich Frühstück gegessen habe, fahre ich fort. Dein Sohn N.[4] schreit ganz hübsch, er bildet seine Kehle wirklich bewundernswerth aus und ich habe stets das Glück, Zeuge seiner Kehlübungen zu sein, denn sowie er brüllt, hat sich Mine[5] es zur Pflicht gemacht, ihn mir zu präsentiren; überhaupt bin ich mehr Zeuge der Schmerzen Deiner Kinder als ihrer Freuden, was gewiß für mich ein günstiges Zeugniß ist, weil darin die Ueberzeugung meines Mitgefühls enthalten ist. Ich freue mich auch sehr darüber; es ist sehr erquicklich, so unter Schreien und Thränen umherzuwandeln, es stimmt das Herz zu absonderlicher Milde. —

Vorgestern war Leisten wirklich bei mir zum Kaffee, blieb auch zum Abendbrod, wo wir uns einen Braten von dem belagten Hammel zeugten[6] und, um den Prozeß im Gang zu erhalten, eine kleine Bowle Ananaskaltwind von Selleriewurzeln machten: was wir wohl heute Abend und wahrscheinlich später noch einmal wiederholen möchten, da er jetzt seit dabei ist, mir zu erzählen, was Schrader zu ihm gesagt hat, und gewiß das, was er zu Schrader gesagt hat, doppelt so viel Zeit erfordert. Uebrigens war seine Darstellung sehr klar und einleuchtend, vorzüglich was die mecklenburgische Justiz Kanzellen betraf, über deren Geschäftsgang er mir viele neue Aufschlüsse gemacht hat.

So, lieber Fritz, nun weiß ich nichts mehr, als daß alles beim Alten ist und heute der letzte Skeigen gefaut wird. Alles ist wohl auf und die vohen Rocke der beiden Mädchen[7] sind eben aus dem rothen Rock Dinet Gemahlin fertig und geboren worden. Papenthin und Höpper lassen Dir ihre besten Grüße und Tessin und dessen junge Braut ihre beste Empfehlung[8] vermelden und daß sie noch recht gesund sind.

Sollte dieser Brief etwas zu sentimental für Deinen Geschmack sein, so schiebe es gütigst auf den unglücklichen Umstand, daß ich in Liebe zu einer der Schneidermamsells gerathen bin, die unsere Einsamkeit durch ihre Gegenwart verschönen. Liebliches Geschöpf! wenn mein Fritz Dich erst sieht! Alles, selbst kleine Unregelmäßigkeiten, dienen dazu, ihre Schönheit in ein helleres Licht zu setzen; gestern hatte sie das Unglück, einen Hammel[9] an ihrem Kleide zu haben, er kam mir vor, wie ein Ordensband, in den ein schönes Bild gefaßt ist. Oh, Oh, Oh!!!

Sollte Dein Bruder Ernst nicht in Moisall zu Hause sein, so grüße ihn nicht von mir, sondern seine liebe Frau und sage ihr gefälligst, daß ich mich schäme, sie wiederzusehen, und sage ihr soviel Süßes, als sie irgend mag und Dein altes vertrocknetes Herz herauszusaugen vermag.

Madame Peters, ich empfehle mich Ihnen in Gehorsam und Unterwürfigkeit! Herr Peters, kommen Sie bald und theilen Sie das Glück

Ihres ergebensten

F. Reuter.

Am Mittwochen schicke ich den Wagen."

Die nun folgenden Briefe sind während eines Aufenthaltes in der Wasserheilanstalt Siner geschrieben, die Reuter von Thalberg aus besuchte. Auch diese Kur in der Wasserheilanstalt hat Spuren in seinen Dichtungen hinterlassen. Wir würden schwerlich die humor vollen Reminiscenzen in der „Stromtid" finden, wenn Reuter nicht aus eigener Erfahrung hätte schöpfen können.

Er war durchhin gegangen, um Heilung von einem qualvollen Leiden zu finden, das ihn um so mehr drückte, als es seine Verheirathung mit Luise, die ihm gerade in diesen Jahre ihr Ja wort gegeben hatte, ins Unbestimmte hinauszuschieben drohte; er war zugleich besorgt um die Gesundheit seiner geliebten Braut, welche in jener Zeit, glücklicherweise irrthümlich, für brustleidend gehalten wurde, und trübe genug mag es oft in seinem Herzen ausgesehen haben. Dennoch begegnen wir in seinen Briefen dem sprudelnden, oft auch derblen Humor, der ihm dann wieder selber unbegreiflich erscheint, aus dem er sich selber einen Vorwurf macht.

„Siner, den 10. Nov. 1847.

Mein lieber Fritz!

Ich habe Dir versprochen zu schreiben und bin jetzt bereit, sothanes Versprechen zu halten; seit dem 5. d. M. erst hier, wirst Du einsehen, wie bereitwillig dies geschieht. Ueber die beiden Fälle, über Großmamas Unwohlsein und dem Asthma des p. Krüger muß ich jedoch noch schweigen, weil mein Aufenthalt hier zu kurz ist, um ein gediegenes Urtheil fällen zu können und ich mögen den Vorwurf auf mich laden wollte, zu einer Sache gerathen zu haben, die sich nachher nicht bewährte. Nur soviel für dies Mal.

Du fragst mich nun wohl, wie es mir hier geht und wie es hier aussieht? Nun, die Gesellschaft ist sehr angenehm . . . Das Essen ist gut und reichlich, nur wird Abends und Morgens nur kalte Milch gegessen oder getrunken. (Es herrscht ein breiterer und gemüthlicher Ton, der nur dadurch auffällt, daß man sich hier zu allerlei krankhaften Erscheinungen Glück wünscht, daß man Colonnen Fragen aneinander richtet: Wie viel Geschwüre haben Sie jetzt? Was macht Ihr Schorf? Was macht der Ausschlag am Ihren Beinen? Haben Sie heute noch zu arbeiten? ib. b. zu baden, zu douchen, zu schwitzen, zu brausen, zu sitzen.). Hat nun einer so ein kleines Geschwür, wie ein Hühnereigroßes groß, so wird er bemitleidet, hat er eins wie ein Tandenei, so wird er glücklich gerrieten, ist ihm das Heil widerfahren, mit einem von der Größe eines Hühnereis begnadigt zu werden, so wird er stolz und sieht auf die andern mit Hohnlächeln herab, muß ist er gar von der Göttin der Wasserheilkunst mit einem schorigen Ausschlag über den ganzen Körper gesegnet, so wagt keiner in ehrfurchtsvoller Scheu, ihm zu nahen, gleichsam, als wäre er ein über-natürliches Wesen, oder weil er — zu sehr stinkt. Bis dato kann ich natürlicher Weise noch nicht solche Auszeichnungen aufweisen und bin gehöriger Weise unglücklich darüber; aber man hat sich die möglichste Mühe gegeben, mir Muth einzuflößen. Ich laffe mir des Morgens, sowie ich aus dem Bette komme, 16 Grad kaltes Wasser über den Kopf gießen, sitze hernach des Tages zweimal, jedesmal 10 Minuten, in ebensolchem Wasser, wo mir denn ungefähr so zu Muthe ist, als Deiner E.[1], wenn sie einen tüchtigen P . . . voll getrieat hat: trage Tag und Nacht einen kalten, nassen Wirtel von 2 Handtüchern um den bloßen Leib und werde schon in dieser Wache täglich meinen Nachmittags-schlaf in einem nassen Laken halten müssen, vielleicht werde ich auch später die Annehmlichkeit von nassen Strümpfen probiren und die Süßigkeit eines armdicken Wasserstrahls von der Höhe von 20 Fuß koiten: doch sind dies bis jetzt noch sehnsüchtige

---

[1] Die Bemerkung beruht lediglich auf scherzhafter Erfindung. [2] Gastwirth in Treptow. [3] Der nach dem vorigen Briefe aus Neubrandenburg bestellt worden war. [4] Zweiter Sohn, damals ein Jahr alt. [5] Kindermädchen. [6] „Sich zeugen" ist verbindungsweise aus dem Plattdeutschen „sich tügen", d. h. sich etwas Angenehmes gethanen. [7] Der beiden Töchterchen. [8] Spöttisch gemeinte Grußbestellungen von unbrauchbaren Tagelöhnern. [9] Kutscher, erdiger Knecht, der sich zuweilen bei feuchtem Wetter am unteren Saume der Frauenkleider bildet.

[1] Reuter kommt in dem Briefe vom 12. November 1847 (vergl. S. 111 auf das Leiden der Großmama und den für sie in Aussicht genommenen Aufenthalt in der Kaltwasserheilanstalt zurück. [2] Die hier und weiter unten in Klammern gesetzten Stellen sind auch von Adolf Wilbrandt abgedruckt.

Wünsche. — Pindarus singt, Wasser ist das Ursprünglichste, hier ist es aber A und O, Anfang und Ende. Die große Wasser sesage in Luthers Kalechismus: Wasser thut's freilich nicht, ist hier umgeändert und heißt: Wasser thut's freilich! — Alle meine Poesie ist im Wasser ersäuft und von alten Gedichten, die ich sonst citiren konnte, ist mir nur der Vers geblieben: An der Quelle saß der Knabe ꝛc. (Mein ganzer Lebenslauf ist Wasser, ich werde damit begossen, wie ein Pudel, werde darin ersäuft, wie junge Katzen, ſtipe darin wie ein Frosch) und saufe es wie ein Ochs.) — Aber nun des Scherzes genug, die Hauptsache ist, daß alle ohne Ausnahme sehr mit ihrer Kur zufrieden sind, daß man sich bei allen diesen Geschichten, die einem total widersinnig vorkommen, gut befindet und daß man sich leicht daran gewöhnt. Schon mit dem zweiten Male war ich an den Kram gewöhnt und empfinde nichts Unangenehmes, als daß meine Zeit so sehr zersplittert ist und ich die Absicht, hier etwas zu schreiben, am Ende aufgeben muß.[1] Nur klagen alle Patienten über Schlaflosigkeit, wovon ich jedoch bisher noch nichts an mir bemerkt habe.

Nun grüße mir alle die Deinigen, Deine liebe gute Frau und Großmama vor allen. Denke daran oft, mein bester Freund, daß ich Dich nie vergessen und bis zum letzten Athemzug voller Dankbarkeit und Liebe bin

Dein F. Reuter.

Schreibe auch einmal, wenn auch kurz.

Sollteſt Du Gelegenheit haben, durch Adam vielleicht vom Pastor K. eins von meinen Büchern, das ich ihm geliehen habe: Die chemischen Briefe von Liebig, erhalten zu können, so bin Du wohl so gut, es mir zu schicken oder in Stavenhagen abzugeben, damit es mir von dort geschickt würde."

Brief aus Stuer ohne Datum.

„Mein alter Fritz!

Wenn ich Dich überhaupt noch mit dem Titel ſr. königlichen Majeſtät, des hochſeligen Königs Friedrich II. von Preußen anrede, ſo geſchieht es nur, weil ich Deine notoriſche Faulheit im Schreiben demüthelide und in Großmuth entſchuldige; „liebes Kameel" oder „verehrter Theekeſſel" würden beiweitem paſſendere Anreden geweſen ſein und hätten ſogar vielleicht einen beſſeren Erfolg, d. h. Antwort zur Folge gehabt. — Doch was hilft alter Zorn, was hilft alles Predigen bei einem eingewurzelten chroniſchen Uebel, wie das Deine; Du würdeſt doch nicht ſchreiben und deshalb iſt es beſſer, daß ich es thue, damit doch wenigſtens nach irgend ein noch ſo unbedeutender Funkſtein exiſtire, auf welchem meine Gedanken zu Dir ſpazieren und Dir meine Aufwartung machen. Du wirſt aus dem Ton meines Briefes erſehen, daß mir das Baden nicht alle gute Laune weggewaſchen hat und daß die Kälte mich nicht eingeſchrumpft hat. Alles, was man mir von Geſchwüren, von Ausſchlag, von Stinken und dergl. Unwohlbefinden prophezeit hat, iſt nicht eingetreten und man iſt zu dem beruhigenden Reſultat gekangt, daß ich keinen Krankheitsſtoff und Giftſtoff im Leibe habe, kurz, daß man nicht etwas Rechtes mit mir anfiellen kann und daß ich ein Normalmenſch bin, wovon Du und Deine verehrte Frau Gemahlin gewiß ſchon längſt überzeugt ſeid. Sollten in meinen Briefen Dir fremde, nicht verſtändliche medizinische Ausdrücke aufſtoßen, ſo bitte ich Dich, darüber nachzuleſen in: Adam, praktiſcher Arzt zu Treptow a. T., erſter und vorzüglichſter Theil, Pathologie für Laien; ferner: Hafergrütz-Diätetik von demſelben; und noch weiter: Monographie der Flora von demſelben; wo Du dann alles leicht verſtehen wirſt und nebenbei viel Unterhaltung haben wirſt. —

Nicht wahr? ich bin ein Narr, einen ernſthaften Brief an einen ernſthaften Mann mit ſolchen Thorheiten anzufüllen; zumal ich weiß, daß demſelbeten Manne von Geſchäften gemlagt iſt, weil dies gewöhnlich ſeine bedrängteſte Zeit im Jahr iſt, da er wohl noch nicht zugeſäet hat; ² ich will mich daher etwas erniter in der Unterhaltung zeigen und als Landmann mich genauer nach Deinen landwirthſchaftlichen Verhaltniſſen erkundigen.[1] Alſo: Zugeſäet hat Du wohl noch nicht? Das ſchadt auch nicht! Gott iſt in den Schwachen mächtig und der Kalender prophezeit noch bis zu Neujahr offen Wetter. — Wie viel Kühe glaubſt Du wohl in dieſem Frühjahr aufſtehen ³ zu müſſen und von wo de ziehſt Du jetzt nur Milch zum Kaffee, vielleicht vom Nachbar Hitzendorf? — Daß Du eine eigene Grube für geſallenes Vieh hinter dem Schafſtall angelegt haſt, hatte ich ſehr gut für die Komplotbereitung, bin jedoch der Anſicht, daß der Tod Deiner Schweine vom zu vielen Freſſen herrührt, denn für jedes Schwein täglich ein vorhmgaerter Hamnel iſt doch zu viel; übrigens laſſe doch die noch lebenden Schafe auf den Roggen gehen, wenn der ſchon ſo weit ſein ſollte, daß ſie dort etwas finden; die erſte Noth muß doch immer zuerſt gelehrt werden und, wie Du ſelber ſagſt, das Schaf hat einen vergabteten Fuß. Das wäre denn ſo das, was die Außenwirthſchaft betrüfe, die Hänslichkeit iſt wohl nicht ſo glänzend beſtellt, doch man kann ja auch nicht überall groß ſein. Daß Du in der Kinderzucht das Möglichſte und Vortrefflichſte leiſteſt, iſt mir hinlänglich bekannt, doch möchte ich Dich darauf aufmerkſam machen, daß Dir die Feinheit, das Exquiſite darin abgeht; gefreuet habe ich mich, daß Du daran gedacht haſt, E.[2] zu Weihnacht einen Fächer und Glacehandſchuhe und A.[4] ein Schnürleib zu ſchenken, wenn Du nun noch etwas Pomade, Schminke, Eau de Cologne ꝛc. zuſügſt, ſo kann aus den Töchtern etwas Bedeutendes werden; kaufe ihnen doch bei Gelegenheit auch das neueſte Komplimentirbuch und vor allem ein Collier, dann wirſt Du ſie auch bald an den Mann haben.

Nun lebe wohl und antworte, verehrteſter Kuchen, damit ich doch erfahre, ob Ihr nicht etwa todt ſeid. Erlamben Sie, verzeihen Sie, wat is dat för'n all dämlich Geredre? [5]

Dein F. Reuter."

Peters' Schwiegermutter leidet an Gicht und Reuter äußert ſich ausführlich darüber, ob ihr die Benutzung der Waſſerheilanſtalt Stuer zu empfehlen ſei. Intereſſant dürften in dieſem Briefe Reuters Anſichten über Heilung mit Waſſer und über Medicin im allgemeinen ſein.

„Stuer, den 19. Nov. 1847.

„Mein lieber, guter Fritz!

Du wirſt aus meinem Briefe, der, wenn ich nicht irre, an demſelben Tage von mir an Dich gerichtet iſt, an welchem Du an mich ſchriebſt, geſehen haben, daß ich Dich und Deine Anträge nicht vergeſſen habe. Jetzt, da ich Deinen Brief vom 10. d. M. erhalten habe, auch ſchon längere Zeit hier bin, um ſichrere Beobachtungen machen zu können, kannſt Du auf zuverläſſigere Nachrichten mit Recht hoffen. — Meine Anſicht von der Waſſerkur iſt in Hinſicht des allgemeinen die folgende: Viele Krankheiten, die beinahe unmöglich von Aerzten geheilt werden können, werden hier geheilt; die Schuld mag dabei durchaus nicht an den Aerzten liegen, darüber will ich nicht reden, weil ich es nicht verſtehe, wohl aber liegt ſie ſehr häufig in den Lokalitäten und den Verhältniſſen der Patienten. Mit aller Mühe von Deiner und Deiner lieben Frauen Seite werdet Ihr nicht imſtande ſein, Großmama vor jeder Anfregung und Aufregung zu bewahren, Ihr werdet nicht imſtande ſein, ſie täglich zu beſtimmten Stunden zum Spazierengehen zu bewegen, Ihr werdet ihr nicht immer eine durchaus paſſende Diät geben können, wenn auch noch ſo ängſtlich dahin geſorgt wird, Ihr werdet ihr nicht die regelmäßigen Bäder verſchaffen und ſie zum regelmäßigen Waſſertrinken anhalten können. Dies iſt jedoch hier der Fall und dies iſt meine Anſicht nach im allgemeinen das vorzüglich Lobenswerthe der Waſſerkur. Was nun das Specielle der Kur betrifft, ſo richtet ſich die Behandlung nach dem Uebel, und hier kann ich nur Thatſachen berichten, die von mir theils ſelbſt geſehen, theils von anderen glaubwürdigen Perſonen hier mir erzählt ſind. Die Naſenzählung von Einzelheiten würde zu nichts nützen, deshalb beſchränke ich mich darauf, Dir zu ſagen, daß hier eine ganze Anzahl von Gichtkiſchen geheilt worden ſind, daß jedoch die Kur

[1] Es iſt intereſſant, daß Reuter ſich ſchon damals ernſtlich mit dem Gedanken an ſchriftſtelleriſche Thätigkeit trug, während das erſte Buch von ihm erſt zu Weihnachten 1852 erſchien. In Scherzhaft gemeint. Die Herbſtausſaat war um die Zeit längſt beendet und Peters war daher bekannt, daß er die Beſtellung ſehr bereitte.

[1] Es folgen jetzt erſt recht „Thorheiten". Das Jahr 1847 war ein Nothjahr, in welchem namentlich das Vieh durch Futtermangel litt. In Thalberg war indeß alles in guten Stande, und Reuter ſtellte nun allerlei ſcherzende Fragen und Rathſchläge an den Freund. ² Weil ſie ſo matt ſind, daß ſie nicht ohne Hilfe aufſtehen können. ³ Dreijähriges Töchterchen. ⁴ Zweijähriges Töchterchen. ⁵ Gerede.

langsam geht, vorzüglich bei älteren Leuten. Gewöhnlich ist der Verlauf einer solchen Kur, die in Baden, Schwitzen, Tragen von nassen Umschlägen, Sitzbädern, Fußbädern 2c. besteht, zuerst mit einer zufriedenstellenden Besserung, später mit allerlei Geschwüren an mancherlei Stellen des Körpers, Ausschlag, zuweilen über den ganzen Körper; hernach vielleicht von[1] einer bedeutenden Verschlechterung des Befindens und wiederholtem Ausschlag verbunden, bis dann diese Ausscheidungen geheilt und der Kranke geheilt entlassen wird. Das Baden selbst, das Schwitzen und alle die einzelnen Prozeduren sind Kinderspiel, man gewöhnt sich sehr bald daran, schlimmer ist der Zustand, wenn die Geschwüre und der Ausschlag kommen, wo dann auch sehr über Schlaflosigkeit geklagt wird; indessen verschern alle, daß man bei aller Schlaflosigkeit doch nicht erschöpft sei. Wie Du siehst, kann durch alle diese Zwischenfälle die Kur sehr in die Länge gezogen werden. Ich für meine Person muß erklären, daß ich noch nie so auf dem Damme gewesen bin, wie jetzt, obgleich ich die Kur jetzt vielleicht am schärfsten gebrauche. Ausschlag habe ich noch nicht, werde ihn aber wohl kriegen. — — — Essen und Trinken ist gut, und ich meine, die Kranken langen zu! Deine Frau kann sich freuen, wenn ich wiederkomme, die Wurst wird nicht sauer und die Spickgans nicht zu alt werden.

Mein lieber Fritz, Du bist ein verständiger Mensch und wirst gewiß mich soweit kennen, daß ich das Beste zu thun glaube, wenn ich zuralhe, Du wirst aber auch nicht so ungerecht sein und mir Vorwürfe machen, wenn es sich nicht zum guten wenden sollte; das sieht in Gottes Hand! Daß ich nicht ein alberner Nachbeter von aufgekommener Wahrheiten bin, weißt Du, und noch heute habe ich dreist in Gegenwart von Leuten, die die Wasserheilkunst in den Himmel erhoben und die übrige Medizin verdammen, die letztere allein gegen fast alle in Schutz genommen, ich bin von allen der kühlste Verehrer der Wasserkur, vielleicht weil ich der zuletzt angekommene bin, darum wird mein Rath kein übertriebener sein, und mein Rath ist, schick' Deine Mutter hierher. — — — Grüße meine liebe Freundin, Deine gute Frau, und sage ihr, wenn ich nach Th. käme, würde der Kaffeetopf Ruhe vor mir haben, den wird man hier ab. Lebe wohl und schreibe an Deinen Freund.

F. Reuter."

[1] wörtlich.

Zum hundertjährigen Todestage Kaiser Josefs II.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Das Dichterwort „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte" findet in vollem Maße auf den unglücklichen Fürsten Anwendung, der nach einer kaum zehnjährigen Regierung voll der höchsten Entwürfe und des edelsten Thatendranges bitter enttäuscht auf einsamem krankenlager dahinstechte. Als er nach der langen Herrschaft seiner geistbegabten, kraftvollen Mutter Maria Theresia im vollen Mannesalter auf den Thron kam, rühmten begeisterte Bewunderer der neuen Zeitrichtung ihn als den Begläcker der Menschheit, als den Erretter seines Volkes aus weltlichem und geistlichem Drucke. Dann aber erhoben sich Stimmen, die sein Wirken mit dem Philipps II. von Spanien und Athas verglichen, ihn im Hinblick auf seine Reformen und die Aufhebung der alten Landesverfassung in den österreichischen Niederlanden als den Mörder der in heißen Kämpfen errungenen niederländischen Freiheit brandmarkten. Und ähnlich standen sich die Meinungen der Parteien auch nach seinem Tode gegenüber. In den Zeiten, da Napoleons I. eherne Hand schwer auf dem habsburgischen Kaiserstaate lastete, errichtete man ihm als dem Schirmherrn der Größe Oesterreichs ein Denkmal auf dem Josefsplatze in Wien; österreichische Dichter verherrlichten ihn noch in den stürmischen Jahren 1848—1850, als die künstlich zusammengefügte Monarchie in den Fugen krachte, und selbst in den jüngsten Tagen hat sein Andenken die edelsten Verfechter des Deutschthums in dem Kampfe der Nationalitäten zu muthigem Ausharren und zuversichtlicher Hoffnung gestärkt. Dagegen stehen die nichtdeutschen Bewohner des österreichischen Kaiserstaates ihm zumeist nicht bloß kühl und zurückhaltend, sondern geradezu feindlich gegenüber, ein Grund mehr für uns Deutsche, seinen Namen in Ehren zu halten.

Wir können das Wirken Josefs II. nur im Zusammenhange mit der Regierung seiner Mutter begreifen, ist es doch in vieler Hinsicht nur die rücksichtslose Fortführung ihres vorsichtig und einsichtsvoll begonnenen Werkes. Die große Fürstin, deren männliche Festigkeit und unbeugsame Zähigkeit schon in ihrer äußeren Erscheinung sich kundgibt, hatte es verstanden, den buntgemischten, vielsprachigen Kaiserstaat zu einer fast einheitlichen Monarchie umzugestalten, wobei ihr das Beispiel ihres großen Gegners Friedrich II. oft den Weg gezeigt hat. Als sie zum Beginn ihrer Regierung im Kampfe mit Frankreich, Preußen und Bayern um den Bestand ihrer Herrschaft rang, wußte sie durch ihr unverzagtes Auftreten und durch kluge Rücksichtnahme alle Stämme ihres Reiches — auch die Ungarn, welche so oft den Feinden Habsburgs den Weg ins Herz der Monarchie gebahnt hatten — zu ihrem Schutze zu vereinigen und den gefahrvollen Streit nur mit dem Verluste einer Provinz zu enden. In dem siebenjährigen Ringen mit Friedrich dem Großen um die Vorherrschaft im Deutschen Reiche standen wiederum die Volksstämme diesseit und jenseit der Donau für sie in Waffen, und als der Hubertusburger Friede geschlossen war, ruhte sie die letzten siebzehn Jahre ihrer Herrschaft, um den Wohlstand und die freie Bewegung ihres Volkes zu heben, die lähmenden Einflüsse im geistigen und kirchlichen Leben zu mindern, ihre Herrschaft nach außen hin zu vergrößern und durch mächtige Bundesgenossen zu sichern. Aber wie sehr auch das Staatswohl sie zu manchen Maßregeln nöthigte, die den Anhängern der alten Zeit schmerzlich ins Antlitz schnitten, so blieb sie aus Ueberzeugung wie aus Berechnung eine treue Förderin der katholischen Interessen. War doch die gemeinsame Religion vor allem das einigende Band des österreichischen Völkergemisches. Nach wie vor war der beste Grund und Boden in den Händen der Kirche, eine Unzahl von Klöstern und Stiften entzog dem Gewerbe, Handel und Ackerbau tüchtige Kräfte, die Steuerbefreiung der Geistlichen machte eine um so stärkere Belastung des Bürger und Bauernstandes nöthig, die Frohnden und andere Zwangsleistungen schmälerten noch die freie Zeit des schwer geplagten Landmannes. Wenig bedeutete die Verminderung der kirchlichen Festtage, die Maria Theresia auf den Rath ihres Ministers Kaunitz verfügte, und selbst die theilweise Aufhebung der Leibeigenschaft am Ende ihrer Regierung, die uns den wohlthätigen Einfluß ihres Sohnes Josef — den Maria Theresia 1765 zum Mitregenten der österreichischen Monarchie ernannt hatte — wahr nehmen läßt, brachte zunächst nur geringe praktische Vortheile. Auch die altererbten Vorrechte der Provinzen, die Wirksamkeit des Rechtes, der Verfassungen, die hemmenden Schranken der Binnenzölle, die Fesseln der Erwerbsfreiheit und Eheschließung, die Unterdrückung der Glaubens- und Preßfreiheit, die Greuel der Folter- und Marterjustiz, der schwerfällige und willkürliche Prozessgang und so viele andere Uebelstände aus grauer Vorzeit blieben bestehen. Nicht ohne Grund fürchtete die staatskluge Regentin, daß die Neuadnme dieser zum Theil morschen Stützen des Staatsbaues das gesammte, schwankende Gefüge zu Fall bringen könnte.

Bis zum Tode seiner Mutter (29. Nov. 1780) hatte Josef immer nur ein geringen Einfluß auf Regierung und Verwaltung; höchstens das Militärwesen Oesterreichs erfreute sich seiner umgestaltenden, verbessernden Fürsorge. Es fehlte dem Kaiser sogar an einer völlig ausreichenden Vorbildung zum Herrscheramte, denn von verschiedenen Erziehern in ungleichartiger Weise gebildet, auf seinen weiten Reisen durch Europa wohl mannigfaltigen, aber flüchtigen Eindrücken ausgesetzt, konnte er sich nie so umfassende Kenntnisse und Erfahrungen erwerben, wie sie seinem großen Zeitgenossen Friedrich II. als Staatsmann und Philosophen zu Gebote standen. Mit Begeisterung, aber ohne tieferes und selbstständiges Eindringen hatte er die Lehren der französischen Aufklärung, ihre Hauptgrundsätze der Glaubens- und Preßfreiheit, der Staatsallmacht in weltlichen und geistlichen Dingen, der Beseitigung aller unnatürlichen Schranken des Ackerbaus, Handels und Verkehrs in sich aufgenommen. Jetzt, nach langem Harren, zum Beherrscher des mächtigen Kaiserstaates geworden, wollte er ohne Zaudern die Gedanken eines Voltaire und Rousseau in die Wirklichkeit über

Kaiser Josef II.

Nach einem im Verlag von Artaria u. Comp. in Wien erschienenen Kupferstich von John, ausgeführt nach dem Original-Porträt von Fuger.

tragen. Das Wohl des gesammten Staates und die einheitliche Verwaltung der bisher durch Eifersüchteleien, Vorurtheile und Verkehrsschranken getrennten Provinzen wurde sein Hauptaugenmerk. Die Binnenzölle wollte er aufheben, dagegen, entsprechend den damals herrschenden volkswirthschaftlichen Ansichten, Oesterreich durch Grenzzölle von der dem Weltbewerb des Auslandes schützen. Ein für die ganze Monarchie geltendes Justiz- und Verwaltungssystem, eine von oben her geleitete, sich streng gliedernde und abstufende Beamtenschaft, das Deutsche als Amtssprache sollten die Vielheit der provinziellen und ständischen Rechte, Gewohnheiten, Behörden und Sprachen verdrängen.

Kein Wunder, daß die in ihren altererbten Vorrechten Gekränkten erst durch stillen Widerstand, dann durch offene Widersetzlichkeit diesen Einheitsplänen entgegenarbeiteten, daß die Selbständigkeitsgelüste der Ungarn von dem amtlichen Gebrauche des Lateins nicht lassen, auf den Besitz der Krone des heil. Stephan, welche Josef II. nach Wien bringen ließ, und die Krönung des neuen Herrschers zum König von Ungarn nicht verzichten wollten! Bayerischer noch, daß die Magnaten und Vasallen in Belgien, die sich ohnehin nie als Oesterreicher gefühlt hatten, den Aufbegehren die gekränkten Geistlichen und Edelleute, sowie den Umsturzgedanken radikaler Geister Gehör gaben und die letzten Jahre der Regierung Kaiser Josefs durch offene Empörung und Losreißung von der habsburgischen Monarchie noch mehr erschwerten.

Die Beamtenschaft, seit lange an einen gemächlichen, bequemen Schlendrian gewöhnt und im geheimen den hohen Plänen des Kaisers unzugänglich, konnte den sich überstürzenden Anforderungen des neuen Dienstes nicht folgen, und selbst strenge Strafen und Drohungen mit Amtsentsetzung waren den mangelnden Fähigkeiten und dem bösen Willen gegenüber machtlos.

Man darf übrigens dem edlen Monarchen nicht den Vorwurf machen, daß er mit einem Male das Bestehende Alle umgestalten wollen, vielmehr ging er in seinen Reformen allmählich und schrittweise vor. So führte er die Preßfreiheit zwar im Grundsatze ein, verbot aber alle unsittlichen und religionsfeindlichen Schriften, wirkte namentlich der Verbreitung von Flugschriften durch Forderung von Bürgschaftssummen und Stempelabgaben entgegen und suchte auch die Zeitungen, Theaterstücke u. a. in ihrer freien Richtung einzuschränken. Wenn er Schmähschriften gegen seine eigene Person geradezu für strafbar erklärte, so stand ihm das Beispiel Friedrichs II., der solche Pamphlete des Begnemeren Lesens halber niedriger hängen und öffentlich verkaufen ließ, vor Augen, aber er übersah, daß seine Stellung keine so unbestritten feste war wie die seines großen Zeitgenossen. Wie die Preßfreiheit, so sollte auch die Glaubensfreiheit keine unbeschränkte sein. Die katholische Religion blieb die staatlich allein anerkannte, die anderen Konfessionen waren nur geduldet, und kleineren Sekten befahl der Kaiser, in die größeren Religionsgemeinschaften einzutreten. Als er an die Aufhebung der überflüssigen Klöster ging, beschränkte er sich zunächst auf die völlig geschlossen, weder dem Unterrichte noch der Seelsorge noch der Krankenpflege dienenden Stiftungen, sorgte für Entschädigung der obdachlos gewordenen Mönche, für die nützliche Verwendung des frei gewordenen Einkommens zur Errichtung von Schulen, Hospitälern, häuerlichen Niederlassungen.

Die Geistlichkeit sollte, wie der weltliche Beamtenstand, ganz von ihm abhängen, darum verbot er die Bekanntmachung päpstlicher Erlasse ohne staatliche Genehmigung, ließ dem heranwachsenden Klerus eine einheitliche, zeitgemäße Bildung in staatlichen Generalseminarien geben und suchte den Zusammenhang der Priester mit Papst und Kurie zu beseitigen oder doch zu lockern. Wie der Volksunterricht, der dem Kaiser ganz besonders am Herzen lag, so sollte auch die Einwirkung auf das Familienleben den Geistlichen thunlichst entzogen werden: daher wurde die Ehe für eine staatliche Einrichtung erklärt und die heutige Civilehe wenigstens vorbereitet, der Gottesdienst, die kirchlichen Feste, Prozessionen ꝛc. kamen unter die Oberaufsicht des Staates. In diesem Bestreben, auch Kirche und Klerus in den einheitlichen Staatsgedanken einzufügen, sich er sich durch den Widerspruch des Papstes und das Widerstreben der hohen Geistlichen nicht irre machen, auch eine Reise des Papstes Pius VI. nach Wien änderte nichts an der Richtung des kaiserlichen Willens. Natürlich fanden diese religiösen Neuerungen den Beifall aller Geistlichen, die von den Gedanken der Aufklärung erfüllt waren, namentlich die nun besser ausgestattete und unabhängiggestellte Weltgeistlichkeit jauchzte ihnen zu. In einem Augenblicke offener Hingebung soll sogar Papst Pius geäußert haben, es würde als Herrscher von Oesterreich auch nicht anders handeln. Widerspruch fand Kaiser Josef nur bei denjenigen Geistlichen, deren Einkünfte und Rechte im Staatsinteresse geschmälert werden mußten.

Von gleich eigensüchtigen Beweggründen war der Widerstand geleitet, den die Beseitigung der schwergedrückten Bauern, die theilweise Aufhebung der Zunftrechte, die Beseitigung der grausamen Härte der Justiz bei Edelleuten, Bürgern und Beamten fand. Gerade diese wohlthätigsten Neuerungen schnitten zu sehr in das Geldinteresse und die alte Gewohnheit ein, um von den jungen Geschlechtern geduldig ertragen zu werden.

Auch hier trug Kaiser Josef den Verhältnissen Rechnung, soweit sein kaiserliches Ansehen und das Staatswohl keine Nachtheile erlitten. Der Widerstand der Ungarn gegen die neuen Justiz- gesetze und Verwaltungsnormen bestimmte ihn zum Maßhalten und zu einschränkenden Erlassen, selbst die Stephanskrone gab er wieder zurück. Eine gleiche Schonung der belgischen Unzufriedenheit machte ihm der revolutionäre, staatsfeindliche Charakter des in Brüssel und anderen Orten auftretenden Bewegung unmöglich.

Was die letzten Jahre seiner Regierung mit Mißerfolgen und Demüthigungen erfüllte, das war seine unheilvolle äußere Politik.

Nachdem sein Plan, Bayern mit Oesterreichisch Belgien zu vertauschen und dem habsburgischen Staate in Süddeutschland eine entschiedene Uebermacht zu geben, an Friedrichs II. Widerstande und der diplomatischen Einsprache Rußlands gescheitert war, ging er einen unvorsichtigen und nachtheiligen Vertrag mit der türkischen Herrschern. Katharina II., ein, um dem preußischen König seine einzige Bundesgenossin zu entziehen. Der Eroberungssucht der nordischen Macht dienend, nahm er 1788 und 1789 an einem ungerechten, verlustreichen Kriege gegen die Türkei theil, während es im Innern seines Reiches, in Ungarn, gährte und in Belgien eine Niederlage der österreichischen Truppen und offene Lossagung der Unterthanen erfolgte und zugleich Preußen und England eine drohende Haltung gegen die Eroberungsgelüste Josefs einnahmen.

Die Strapazen des türkischen Feldzuges, der Unwille über die in Belgien erlittene Demüthigung und den Widerstand der Ungarn, die ihm Geld und Truppen zur Kriegführung verweigerten, warf den ohnehin erschütterte Gesundheit des edlen Fürsten gänzlich zu Boden. In dem Gefühle, daß seine hohen Entwürfe mißlungen seien, sein Leben ein verfehltes gewesen, von seinem Bruder Leopold und seinem Minister Kaunitz in den letzten Kämpfen mit körperlichen und seelischen Leiden verlassen, starb er in der fünften Morgenstunde des 20. Februars 1790.

Sein Reich hinterließ er an der Ost und Westgrenze, in Ungarn und Belgien, im Aufruhr und in einem Kriege, der die finanziellen Kräfte des Staates zerrüttete; aber was er für das Wohl seines Volkes gethan hatte, blieb auch unter seinen Nachfolgern bestehen. Ueber seinem Grabe schlugen die Sturmwellen der französischen Revolution zusammen, die mit den gewaltthätigsten Mitteln niederritt, was selbst der Macht eines Kaisers unbezwingbaren Widerstand entgegengesetzt hatte. Die Entreißung, welche die Thaten des französischen Gebieterthums später in ganz Europa hervorriefen, gab den Anhängern der alten Zustände neuen Vorwand, das Andenken des „kirchenfeindlichen" Herrschers zu schmähen, während edeldenkende Volksfreunde ihn als „Schützer der Menschheit" verherrlichten. In seinem Volke aber, in den niederen Schichten vor allem, draußen auf dem Land unter den Bauern, da lebte er fort als der „gute Kaiser Josef". Ihm liebten sie einfachen Gemüther alle Tugenden einer vollkommenen Obrigkeit und eines warmfühlenden Herrn, und tausend Geschichtchen hatten sein freundliches Bild in ihrem Herzen lebendig. Sie vergaßen es ihm nicht, daß er einem von ihnen den schweren Pflug aus der Hand genommen und selber durch die harte Scholle geführt hatte.

A. Mahrenholtz.

Quitt.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von **Theodor Fontane.**

(Fortsetzung.)

Während Klose so sprach, sah er absichtlich nur auf den Todten und vermied es, weil er nicht vor der Zeit den ganz be stimmten Ankläger machen wollte, nach der Stelle hinzusehen, wo Lehnert stand. Aber seine Vorsicht war nicht mehr von nöthen: inmitten der Aufregung, welche durch die Vorlesung der Notiz buchblätter hervorgerufen worden war, hatte sich Lehnert aus dem Saal entfernt, unbekümmert darum, ob sein Verschwinden auffallen werde oder nicht.

13.

Vom Gerichtskreischam aus bis zum „Goldenen Frieden" war die Dorfstraße leer, und erst als Lehnert an dieser Stelle links einbiegen und auf dem mehrerwähnten Schlangenpfade nach dem tiefer gelegenen Volkshain hinunter wollte, sah er Frau Opitz auf eben diesem Schlangenpfade heraufkommen und trat seitab in den Schatten eines hier stehenden Schuppens, um nicht gesehen zu werden. Frau Opitz sah ihn auch wirklich nicht und schritt ihrerseits auf den Gerichtskretschem zu, wo sie, wie man ihr in Wolfshain gesagt hatte, den Todten finden würde. Jeder war erschüttert, als sie hier in den Saal trat und den Todten das Haar aus der Stirn strich und ihn küßte, und wenn sich schon vorher ein Stimmungsumschlag zu Gunsten Opitz' gezeigt hatte, so vollends jetzt. Die Männer hielten wohl noch zurück, aber die verheiratheten Frauen führen mit dem Schürzenzipfel nach dem Auge, wenn sie nicht geradezu schluchzten und weinten. Einige drängten sich an die nun Verwitwete heran und baten, sie nach Hause begleiten zu dürfen, wobei sie hofften mochten, noch was Besonderes zu hören. Die gute Frau war aber entweder zu schwach oder wollte sich nicht von dem Todten trennen, jedenfalls nahm sie statt der Anerbietungen ihrer Wolfshauer Nachbarsleute lieber das Anerbieten der Kretschamwirthin an und setzte sich zu dieser in die Küche. Das geschäftige Treiben hier that ihr wohl und zerstreute sie, denn sie hatte den Hausfrauensinn, der sich auch in diesem Augenblicke nicht verleugnete.

Drinnen im Saale war mittlerweile das Bild ein anderes geworden. Es gab nichts mehr zu hören und zu sehen, und so verliefen sich die bloß aus Neugier Herzugekommen, und nur die, die wegen des Protokolls pflichtmäßig zu bleiben hatten, blieben noch und suchten sich über einige fragliche Punkte zu einigen. Die That selbst lag klar vor. Aber die Frage „wer" blieb durchaus unentschieden und wurde durch Opitz' Aufzeichnungen, der auf einen „Böhmischen" gerathen hatte, mehr verwirrt als aufgeklärt.

„Es war kein Böhmischer," wiederholte Gerichtsmann Klose, der seinen ohnehin starken Verdacht gegen Lehnert durch das plötzliche Verschwinden desselben nur noch bestätigt sah, „es war kein Böhmischer, und wenn auch Bestimmung zu treffen hätte, so brächten wir in dieser Minute noch auf, um Lehnert Menz in Verhaft zu nehmen. Alles deutet auf ihn, auf ihn und keinen andern. Er hat Sonnabend sechs Uhr Wolfshau verlassen, ist das Gehänge hinaufgeschlungen, und die Schnitthöhe haben ihn gesehen. Um acht Uhr muß er oben gewesen sein, um neun Uhr ist es geschehen, um zehn Uhr war er auf der Hampelbaude. Niemand anders ist im Wald oben betroffen worden. All das sagt genug. Zudem wissen wir, daß er noch von 1870 her einen Span mit Opitz hatte, und als vorhin alles, was draußen war, in den Saal drängte, hat er immer im Hintergrunde gestanden, statt mit in vorderster Reihe zu stehen, wie doch sonst wohl seine Art ist; und als das Notizbuch von mir vorgelesen und sein Zahlort verlesen wurde, da hat er's nicht ertragen können und ist davongegangen. Das alles hat mit den Beweis gegeben. Und ich wiederhole, der, der diesen Mord auf seine Seele geladen hat, ist kein anderer als Lehnert Menz."

Die Mehrzahl stimmte zu. Nur der jüngere Gerichtsmann, der in einer Art Eifersucht gegen den alten Klose war, unterbrach allerlei Zweifel, oder gab es wenigstens vor, und brachte diese Zweifel auch zum Ausdruck. Alles, was eben gesagt worden, sei, seiner Ansicht nach, viel zu schwach, um darauf hin eine Verhaftung vornehmen zu können. Es laufe sich schlechterdings nicht sagen, niemand anders sei oben im Gebirge gewesen, im Gegentheil, man wisse nie, wer oben gewesen und wer nicht. Lehnert

Menz sei gescheit und umsichtig, und gerade, daß er auf der Hampelsaude vorgesprochen und genächtigt habe, das beweise sein gutes Gewissen. Auch daß er sich hier im Saal immer an der Thür gehalten und die Vorlesung der letzten Worte kaum abgewartet habe, spreche nicht so sehr gegen ihn, als es scheine, wohl aber spreche das für ihn, daß er der erste gewesen sei, der auf Hilfe gedrungen habe. Ja, rasche Hilfe, das sei das einzig Richtige gewesen, und er für seine Person beklage jetzt aufrichtig, daß man nicht gleich gestern abend diese Hilfe geleistet habe. „Mondschein war. Und vielleicht hätten wir ihn um Mitternacht noch am Leben gefunden."

Auch diese Rede wurde beifällig aufgenommen, was den alten Klose sichtlich verstimmte, und weil man sich, wie das so leicht geschieht, infolge dieser immer persönlicher werdenden Fehde nicht recht einigen konnte, stand man eben auf dem Punkt, die Frage nach der Thäterschaft vorläufig wenigstens ganz fallen zu lassen, als der Grenzaufseher auch gleich nach ihm der junge Forstgehilfe, die man beide zu weiterer Nachforschung an Ort und Stelle zurückgelassen hatte, voll großer Aufregung eintraten. Sie waren erschöpft, denn es war immer schwüler geworden; trotzdem sich seit unsichtbar vom ihrer Stirn lefen, daß sie gute Botschaft brachten und ihr Suchen nach einem Anhaltspunkte nicht vergeblich gewesen war.

„Nun, Ihr Herren," empfing sie der alte Klose mit der ihm eigenen Gemütsruhe. „Was bringt Ihr? Aber erst einen Cognac und dann Euren Bericht. Eine Bärenhitze! Mayvadi, wir wollen Thür und Fenster aufmachen. So! Nun herangerückt! Und nun, Ihr Herren, was giebt es?"

Der Grenzaufseher, welcher der ältere war, nahm zunächst das Wort und erzählte mit vieler Anschaulichkeit, wie sie, nach Ausmessen der Fußspuren — denn was anderes habe sich nicht finden lassen wollen — nahe dran gewesen seien, unverrichteter Sache wieder umzukehren, als sein Kamerad, und hierbei wies er auf den jungen Forstbefliffen, eines angebrannten Papierstückchens ansichtig geworden sei, das an der abgeteilachenen schmalen Lehmwand des Weges geklebt habe. Dies Papierstückchen sei, wie sie gleich vermuthet, ein Schußpfropfen gewesen, was sie denn bestimmt habe, dasselbe sorgfich auseinander zu falten und zu glätten. Hier sei es und könne vielleicht zur Entdeckung des Thäters führen; denn es sei, wie leicht zu sehen, kein gewöhnliches Stück Zeitungspapier, sondern ein Stück von einem alten Kalender, und der Monat sei noch halb und die Jahreszahl 1816 noch ganz deutlich zu lesen. Er glaube, daß das wichtig sei; denn in demselben Hause, drin man einen alten Kalender von 1816 finde, werde man muthmaßlich auch den Mörder zu suchen haben.

Alles war unter diesem Berichte des Grenzaufsehers in Aufregung geraten, weil jeder fühlte, daß die nächste Stunde schon das Geheimniß aufklären müsse. Natürlich war eine Haussuchung nötig, und zur Frage stand nur noch das eine, bei wem damit begonnen werden solle.

„Bei wem anfangen?" fragte der Alte.

„Bei Lehnert Menz," antwortete der Forstgehilfe.

„Gut! Und wann?"

„In dieser Minute noch. Denn er hat viel Freundschaft hier herum, und erfährt er, was wir vorhaben, oder wohl gar, wonach wir suchen, so wandert der Kalender in den Ofen oder er setzet in die Welt. Er hat es schon lange vor."

Alle waren einverstanden. Nur einige wenige blieben im Kretscham zurück, der Rest aber ging auf Volskhan zu.

Bei der großen Hitze, die herrschte, zog man es vor, die ganz in greller Sonne liegende Chaussee zu vermeiden und lieber von dem hochgelegenen Kretscham aus gleich nach links hin bergab zu steigen, um hier, im Schatten der Bergeche, den Weg an der Kühlung gebenden Lomnitz hin zurückzunehmen. Unterwegs wurden einige wieder unsicher und Zweifel ließen sich hören, die, wenn sie nicht geradezu von dem jüngeren Gerichtsmann ausgingen, so doch wenigstens durch oben diesen genährt wurden. Ein halbverbrannter Papierpfropfen sei gefunden worden, so viel stehe fest, aber dieser Papierpfropfen brauche keineswegs aus dem Gewehre des Mörders zu stammen. Auch Dyß habe geschossen, wenn nicht im Kampf, worüber sich vielleicht streiten lasse, so habe er doch jedenfalls ein paar Korb- und Signalschüsse abgegeben, was aus seinen eigenen Aussagen hervorgehe. Solcher Äußerungen wurden hinten im Zuge mehrere laut, aber an der Spitze der Kolonne, wo neben Klose der aus Erdmannsdorf herbeigekommene Gendarm Brey marschierte, hielt man an der einmal gefaßten Meinung fest und war nur einigermaßen überrascht, als man im Näherkommen an die Fischteiche und seine Stellmacherei Lehnert Menz gewahr wurde, welcher unter der Thür stand und damit beschäftigt war, ein paar übereinander Reifenringe mit Kraft wieder zurück an den Stamm zu binden.

So wenigstens schien es. Er stand abgewandt und sah bei seiner Arbeit erst um, als er den Tritt der Herankommenden auf der kleinen Bohlenbrücke hörte. Daß er zusammenfuhr und sich verfärbte, sah niemand. Entschlossen ging er dem Trupp bis an den Brückensteg entgegen und begrüßte den alten Gerichtsmann.

„Ich weiß, Gerichtsmann Klose, weshalb Sie kommen. Dabei greg er den Hut und trat respektvoll bei Seite. Der Alte gerade lächelte.

„Nun gut, Lehnert, wenn Ihr wißt, weshalb wir kommen, so werdet Ihr auch nicht erstaunt sein, wenn wir vorsichtig sind und Eure kleine Festung abwerfen und die Brückensteg besetzen. Ich will Euch und uns wünschen, daß sich schließlich alles als ‚nicht nötig gewesen' herausstellen möge. Vorläufig aber muß ich Euch bitten, voranzugehen und dafür zu sorgen, daß wir Euch nun Augen behalten. Im übrigen sollt Ihr, vor der Hand wenigstens, persönlich unbehelligt bleiben, denn es handelt sich nicht um Eure Person, sondern um eine Sache. Wir sind nämlich hier, um Euer Haus nach einem falschen Bart zu durchsuchen."

Der alte Klose sagte das so hin, um den unter Verdacht Stehenden auf eine falsche Fährte zu führen und dadurch sicher zu machen, was auch glückte. Lehnert stieg voranschreitend die Steintreppe hinan, während der Gerichtsmann und der junge Forstgehilfe folgten. Gendarm Brey aber postierte sich vor der Vordertür und überwachte von dieser seiner Hochstellung aus die durch den anderen Trupp erfolgende Besetzung der beiden Brückenstege.

In der Stube begann inzwischen ein Weshlagen und Geschrei. Die alte Menz warf sich dem Gerichtsmann zu Füßen, küßte dem jungen Forstgehilfen die Hand und schwor und jammerte, daß sie unschuldig sei und von nichts wisse, und daß Lehnert auch unschuldig sei und ein frommes Gemüth habe, was in der That Pastor Siedenhaar bestätigen könne, der ihn auf die Freistatt gebracht, weil er immer die Sprüche so gut gelernt und immer neben der Orgel gestanden und am besten gesungen habe. Ja, so sei das Lehnertchen immer gewesen, ein frommes Gemüth und könnte keinen und keine Fliege nich an der Wand. Und was die Leute gesagt haben und was auch Opitz gesagt habe, — Gott hab ihn selig, denn er war ein engelsguter Mann, und nun gar erst die Frau, die gab all und jedem, — das sei nicht wahr und alles bloß gelogen, weil es so viel schlechte Menschen gebe, die einem nichts gönnen, und sie sei ein unschuldig. Und wenn sie vor Gottes Thron stünde und sie sollte es anders sagen, so könne sie nicht anders sagen, als daß sie unschuldig seien und Lehnert auch, denn er sei immer ein frommes Kind gewesen, und Siedenhaar unten in Arnsdorf . . .

In diesem Augenblicke wurde der junge Forstgehilfe, während die Hände der Frau Menz die Knie des alten Klose noch wie vor umklammert hielten, einiger an einer Windfadenschlinge hängenden Kalenderblätter gewahr und machte Miene, darauf zuzuschreiten. Lehnert, der mit klugem Auge jeder Bewegung gefolgt war, wußte, daß man ihn jetzt in Händen habe.

„Laß doch, Mutter!" rief er dieser in erkünstelterm Zorne zu, während er die Knieende vom Boden aufriß, „was erniedrigst Du Dich? Ich will das nicht. Ich kann das nicht mit anschn."

Und die kleine Frau heftig schüttelnd, schob er sie, scheinbar nur um dem Gefährten den Gewinnner ein Ende zu machen, auf die Thür und den Flur zu.

Der mittlerweile gegen an seine Fährte gebannte Forstgehilfe war, ohne sich das, was sonst in der Stube vorging, einen Blick zu haben, an die vergilbten Blätter herangetreten und hob sie sanmt dem Faden, daran sie hingen, vom Nagel. Und schon das erste, worauf sein Auge fiel, war das, wonach er suchte.

„Wir haben ihn!" Und triumphierenden Augen an den alten Gerichtsmann herantretend, wies er auf die Jahreszahl oben rechts in der Ecke. „Wir haben ihn!"

Und unter diesen Worten eilte man nach dem Flur hinaus, um Lehnert, dessen Schuld nun klar war, in Verhaft zu nehmen. Aber wo war er? Die Alte lag draußen, in wirklicher oder erheuchelter Ohnmacht, jedenfalls unfähig oder unwillig, auf die stürmisch an sie sich richtenden Fragen Antwort zu geben. Wo war er?

Die Brückenstege waren noch wie vor besetzt, so mußte er

Kaiserin Maria Theresia.

Nach einem Gemälde von W. Camphausen.

denn, wenn nicht ein Wunder geschehen war, im Hause selbst irgendwo verborgen sein. Und bis unter das Dach hin wurde nun jeder Winkel und Verschlag untersucht und die Suche bis in Schuppen und Milchkeller fortgesetzt. Man durchwühlte das Heu, die Hobelspäne, selbst in den Rauchfang stieg man hinauf und wurde nicht müde, das oberste zu unterst zu kehren. Alles um sonst. Die Alte wußte nichts. Er war fort.

14.

Sechs Jahre waren hin, und wieder war Sommer, als ein schlank aufgeschossener Mann von Mitte dreißig, der in seinem Anzuge halb einem Copperschen Trapper und halb einem Bret Harlesschen Kalifornier aus den Goldfeldern, den „Diggings“ glich, auf einem bepackten Maldybsade zu den Shawnee Hills emporstieg, einem ausgedehnten, südlich vom Staate Kansas in den sogenannten „Indian-Territories“ gelegenen Gebirgszuge. Er kam vom Fort Mac Culloch, das er schon tage vorher verlassen, und hoffte noch vor abend in dem an der andern Seite der Shawnee Hills gelegenen Fort Holmes zu sein, an dessen Befehlshaber er einen Empfehlungsbrief hatte. Der Brief selbst aber lautete:

„. . . Dem Kommandierenden von Fort Holmes empfehle ich den Ueberbringer dieser Zeilen, Mr. Lionheart Wenz, aus San Francisko, einen Preußen (aus Silesia) von Geburt, der bei Gelegenheit des letzten Eisenbahnunfalls nach Fort Mac Culloch gebracht und von uns in mehrwöchige Pflege genommen wurde. Er hatte einen Bruch des linken Oberarms erlitten. Mr. Lionheart Wenz hat sich hier unser aller Herzen gewonnen. Er war, eh' er nach San Francisko ging, mehrere Jahre lang in den Diggings, kam daselbst zu Vermögen und hatte vor, von San Francisko nach Portland und von Portland nach Shanghai zu gehen, um daselbst in ein Geschäft einzutreten, als der Zusammenbruch der Neu Mexiks Bank ihn fast um sein ganzes Vermögen brachte. Von neuem anzufangen, war er unlustig, und so hat er denn vor, es wieder als Zimmermann zu versuchen, am liebsten, seiner eigenen Angabe nach, in der Brettschneidebranche, weshalb er an den Mississippi will, wahrscheinlich nach St. Louis und, wenn er dort scheitert, nach Milwaukee, Wisconsin. Er ist, wie alle Deutschen, musikalisch, wovon er uns Proben gab, trotzdem ihm die ganze Zeit über unr die rechte Hand zur Verfügung war. Jetzt ist er vollkommen wieder her gestellt, und Ihr werdet zu Spiel und Tanz mehr von ihm haben als wir. Sein eigentliches Instrument ist die Zither, hierlandes wohl schwer zu beschaffen, aber er hofft auch auf der Violine, meistens mit einer Federspule, was allemal eine vorzügliche Wirkung macht. Er hat den Wunsch ausgesprochen, seine Weiterreise, zu nächst wenigstens, zu Fuß machen zu dürfen, weil er sich nach so vielen Wochen voll Unthätigkeit nach Bewegung und Anspannung sehnt. Wir haben seinem Wunsche gern willfahrt und ihm zwei von unseren Oberscheelenten als Führer und Träger mitgegeben. Unsere Bitte an Euch geht nun dahin, ihm in Fort Holmes gaſt lich begegnen zu wollen, mit jenem Entgegenkommen, das Ihr immer übt und das sich in diesem Falle doppelt belohnen wird. Er ist nämlich, von seiner Musik ganz abgesehen, über deutsche Zu stände gut unterrichtet, war Anno Siebzig in der Nähe des deutschen Kronprinzen und hat den Einzug in Paris unter Bismarcks Augen mitgemacht. Daß seine Stellung in jenen Tagen eine hervorragende gewesen sei, wird sich kaum annehmen lassen, aber er hat doch den Vorzug, von allem damals Erlebten erzählen zu können. Ich empfehle mich Euer kameradschaftlichen Gnaden.

Henry Wood, Kommandant von Fort Mac Culloch.“

So der Brief, der das, was Lehnert in den letzten sechs Jahren erlebt hatte, kurz ergänzte. Ja, so war es gewesen: ein Vermögen war rascher hingeschwunden, als er es erworben hatte. Im übrigen war die Nachricht von dem Bankrott der Neu Mexiko Bank, so unverbreitet sie ihm trat, ohne tiefere Bewegung von ihm aufgenommen worden, weil ihn dieser beinahe völlige Vermögensverlust rasch und mit einem Schlag einem im Lauf des letzten halben Jahres in San Francisko gepflogenen Spekulationsfieber entrieb, das ihm eigentlich schon widerstand, während er es noch mitmachte. Ja, er fehnte sich aufrichtig danach, an die Stelle des mit deutschen und schweizerischen und vielfach auch mit französischen Abenteurern in den Diggings verbrachten Lebens und des schlimmern in der katilinarischen Hauptstadt wieder ein Leben voll Arbeit treten zu lassen, und die Reise nach dem Osten erschien ihm als der erste Schritt dazu. Selbst der Eisenbahnunfall, der ihn traf, war nicht dazu angethan, ihn anderen Sinnes zu machen. Im Gegentheil, die stillen Wochen in Fort Mac Culloch hatten ihn in diesen seinen Anschauungen nur noch gefestigt, und es war unter einem lange nicht gekannten Behagen, daß er jetzt frisch und rüstig die Shawnee-Hills hinaufstieg, als kaum fünfzig Schritt die beiden Ebereschen vor sich, die seinen Koffer an einer über ihre Schultern gelegten Stange trugen. Von Zeit zu Zeit sahen sie sich nach ihm um, und ihr freundliches Grinsen, wenn er nach diesem oder jenem fragte, heiterte nur noch die Heiterkeit seiner Seele.

Gegen mittag hatten alle drei, nach mehrmaliger Rast, den Kamm des ziemlich hohen Gebirgszuges erreicht, und Lehnert sah nun weit und frei nach Norden hin. Alles, was da vor ihm lag, war ein wohl an sieben Meilen breites, von der von Galveston kommenden Bahn durchschnittenes Unterthal, an dessen entgegengesetzter Seite das Land allmählich wieder aufstieg, bis es abermals einen ziemlich hohen, dem diesseitigen Zuge der Shawnee-Hills entsprechenden Bergzug bildete. Dazwischen war wenig Leben. Von den Ortschaften an der Bahn hin waren nur die weiter entfernten sichtbar: Station Darlington und Station Gibson (letzterer schon ganz drüben), während sich die verhältnißmäßig nahe gelegene Station Holmes sammt ihrem gleichnamigen Fort verbergen zu wollen schien. Erst als Lehnert die beiden Indianer herbeirief und nach dem Fort fragte, gaben sie seinem Auge die nöthige Richtung, und nun sah er (die Station blieb verdeckt) wenigstens die weißgetünchten Thürmchen von Fort Holmes deutlich in der hellen Sonne blinken.

Und ehe noch sechs Uhr heran war, hatte sich Fort Holmes in aller Gastlichkeit angethan, trotzdem der mitgebrachte Empfehlungsbrief, und zwar infolge zufälliger Abwesenheit des Kommandanten von Fort Holmes, noch gar nicht seine Schuldigkeit hatte thun können. Als nun aber zwei Stunden später der Kommandierende wieder daheim war und den anshührlichen Brief seines Kameraden Henry Wood von Fort Mac Culloch gelesen hatte, steigerte sich das Entgegenkommen noch um ein Erhebliches, und Aufforderungen von beinah' dringlicher Natur ergingen an Lehnert, auch in Fort Holmes eine längere Rast nehmen zu wollen. Lehnert aber, den ein ernstliches Verlangen erfüllte, dem vielwöchigen Richtsthun ein Ende zu machen, blieb nur bis über den zweiten Tag. Am Morgen des dritten nahm er Abschied und rückte vom Fort aus auf das gleichnamige Stationsgebäude zu, das in kaum halbstündiger Entfernung gerade da, wo der Schienenweg aus dem Gebirge trat, in einer halbmondförmigen Ausbiegung am Saum eines Eichenwäldchens lag.

Die kleine Bahnhofsuhr von Station Holmes zeigte neun Uhr früh, als Lehnert daselbst eintraf. In einer Viertelstunde mußte der von Galveston nach dem Norden führende Zug da sein, es kam aber mit erheblicher Verspätung, so daß Lehnert und die wenigen Personen, die mit ihm auf dem Bahnsteige warteten, sich beim Einsteigen beeilen mußten. Die Wagen waren nur schwach besetzt und in demjenigen, in welchem sich's Lehnert alsbald bequem zu machen suchte, befand sich nur ein einziger Mitreisender, ein junger Mann von achtzehn Jahren, der, unschuldig einigermaßen abweichend von der Mode gekleidet, trotzdem leicht erkennen ließ, daß er einem guten Hause zugehörte. Seine Züge verriethen den Deutschen, während andererseits die Sicherheit und Ruhe seiner Haltung mit gleicher Bestimmtheit zeigte, daß er, wenn auch vielleicht nicht in Amerika geboren, so doch jedenfalls amerikanisch geschult sei. Die Gegend schien er zu kennen. Er sah, in die Ecke gedrückt, eine Zeitung und hatte den linken Arm auf eine Lederlasche gestützt, in deren Musspinschild, wenn nicht alles tauschte, der Name des jungen Reisenden eingraviert war. Lehnert hatte denn auch das Eingravierte zu lesen, was ihm unschwer glückte. „Tobias Hornbostel“ stand in oberster Reihe, dicht darunter aber in etwas kleinerer Schrift: „Bogat Ente. Station Darlington, Indian Territory.“ Das war beinah' eine Biographie, mindestens eine volle Adresse. In Lehnert stieg, als er Namen und Ortsangaben entziffert hatte, eine alte Erinnerung auf, und wenn er schon vorher den Wunsch einer Gesprächs anknüpfung gehabt hatte, so steigerte sich dieser Wunsch jetzt bis zu festem Entschluß. Er wollte nur warten, bis der Mitreisende das Zeitungsblatt aus der Hand gelegt haben würde. Das war nun geschehen und Lehnert sagte: „Ihr seid ein Deutscher.“

Der, an den die Frage sich richtete, bejahte mit vieler Freundlichkeit und fragte dann seinerseits, woran er ihn erkannt habe.

„Nichts leichter als das,“ sagte Lehnert. „In drei das

Stimmes zu machen. Aber Gallach hatte recht, und es war ihm lieber, wenn er und sein Weib es gar nicht erst versuchten, noch mehr zu werden, als daß sie es versuchten und scheiterten.

Breitenkamp hatte recht gehabt, noch mehr, als er selber ahnte. Alles, was der Mensch anrührt, an dem haftet sofort ein Makel, jeder Anfang, jedes Werk, jeder Gedanke, jeder Entschluß, jeder Impuls, jeder Anfang und jedes Ende, jeder Beginn und jeder Abschluß, jede Tat und jedes Unterlassen, jedes Wort und jedes Schweigen, jeder Schritt und jeder Stillstand, jeder Gruß und jeder Abschied, jeder Blick und jeder Händedruck, jeder Kuß und jeder Schlag, jeder Tritt und jeder Fußbreit Erde, jeder Atemzug und jeder Herzschlag, jeder Gedanke und jeder Traum, jeder Wunsch und jeder Wille

Madame Pompadour und Marquis Posa auf dem Maskenball.
Zeichnung von H. Schlitt.

Madame Pompadour und Marquis Posa am nächsten Morgen.
Zeichnung von H. Schlitt.

mit geschickter Biegung auf den Hof des Stationsgebäudes fuhr. Derselbe junge Ehrgeiz, der schon gestern bei Lehwerks Ankunft bereit gestanden hatte, sprang auch heute wieder dienstfertig hinzu, Tobias aber gab statt seiner der Schwester die Zügel in die Hand, sprang dann ab und begrüßte sich mit Lehnert. „Alles in Ordnung!“ sagte er. „Ich habe mit dem Vater gesprochen und es ist nun an Dir, in unsere Farm einzutreten und sein Hausmeier zu werden. Ob erster oder zweiter, wird sich zeigen. Er ist kvib, einen Deutschen mehr in seinem Hause zu haben. Er sagte, die Deutschen seien die besten, auch wenn sie, verzeih', nichts taugten. Und nun erlaube mir, nachzuholen, was ich gestern versäumt habe. Dir meine Schwester Ruth vorzustellen; steig' auf und setz Dich neben sie. Oder noch besser, wir setzen uns zwei beide auf den Rücksitz und Ruth kutschiert. Sie fährt nämlich wie ein Fahrer, ein Wort, das ich einem Landsmann von Dir verdanke.“

Während Toby noch weiter plauderte, leukte das Wägelchen in den Feldweg ein, und die Bahn in immer weiter werdendem Abstande neben sich, ging es zwischen den Maisfeldern hin, deren hoher Stand den Wagen sammt seinen Ponies überragte. Schließlich war man aus den Maisfeldern heraus und gelber Mais lag vor ihnen, dessen Duft der Wind ihnen zutrug. Und dazu klangen die Glöckchen, wenn die Sheitländer ihre langen Mähnen schüttelten, um sich der Bremsen zu erwehren. Lehnert aber sog das alles begierig ein, und es war ihm, als flög er und als wären es alte Zeiten und als hätten sich Heimath und Glück noch einmal vor ihm auf.

„Ist das alles Euer?“ frug er und wies auf die Frucht selber links und rechts.

„Ja,“ sagte Toby, „das heißt, es ist alles Mennoniteuland, alles Nogat-Ehre. Was aber dem Vater persönlich gehört, unsere Farm, das liegt nach der anderen Seite zu, das sollst Du morgen sehen, da sieht es noch besser und der Mee geht bis über die Wagenräder. Du mußt nämlich wissen, der Vater ist ein großer Farmer und Landmann und liest alle Zeitungen und Zeitschriften, und was die Gelehrten errathen, das schafft er an und scheut kein Geld. Nicht wahr, Ruth?“

Ruth nickte lausam und gravitätisch, ohne sich nach ihnen umzusehen, und Lehnert sah aus der halb komischen Art, in der diese Zustimmung erfolgte, daß Obadja zu den Neuerungszuschwämern gehören müsse. Ueberhaupt konnt' er wahrnehmen, daß das Gemisch von Ofenheit und Heiterkeit, das ihn schon an dem Bruder so angezogen hatte, bei der Schwester noch stärker vertreten war. Von Ernst und Schwerfälligkeit keine Spur; ihr Frohsinn war von jener entzündenden Art, wie die kindlich Gläubigen ihn so oft haben, die nicht anders wissen, als daß Gottes gütige Vaterhand sie jeden Augenblick hält und regt und schützt, — ein beseligendes Gefühl immer abwesender Gefahr.

Eine kleine Pause war eingetreten, und Toby, dem daran lag, das so glücklich eingeleitete Gespräch auch fortgesetzt zu sehen, nahm es an alter Stelle wieder auf und sagte: „Ja, kein Geld und keine Müh'. Nichts scheut er. Und das alles bei seinen hohen Jahren.“

„Ist er denn schon so alt?“ fragte Lehnert. „Ihr seid ja doch beide noch so jung.“

„Dreiundsiebzig,“ lachte Ruth.

„Da muß er sehr spät geheirathet haben.“

Jetzt verdoppelte sich das Lachen. Aber Toby, der wohl fühlte, daß das Lachen Lehnert verlegen machen müsse, gab nun Aufklärung und erzählte, daß der Vater dreimal verheirathet gewesen sei, so daß sie viele Halbgeschwister hätten. Die Minder der ersten Ehe seien nach Preußen, nach Danzig und Dirschau, zurückgegangen, die der zweiten lebten in Dakota, und sie beide seien die jüngsten. Ihr ältester Halbbruder sei schon über vierzig Jahre alt und voriges Jahr zum Besuch in Nogat-Ehre gewesen.

In diesem Augenblicke flog der Boden ein wenig an, und als man oben war, wurde in kleiner Entfernung eine blinkende, tanggestreckte, nur hier und da von hohen Pappeln überragte Häuserreihe sichtbar, auf die Ruth jetzt mit der Peitschenspitze hindeutete. „Das ist Nogat-Ehre. Siehst Du's? In einer Viertelstunde sind wir da. Das letzte Gehöft da, zwischen den zwei Pappeln, das ist unser Haus. Und dann kannst Du sehen, wie wir leben. Es wird Dir schon gefallen. Du siehst so recht aus, als ob Du glücklich und zufrieden sein könntest. Aber ich spreche so, wie wenn wir Dich schon hätten. Und wir haben Dich doch noch lange nicht. Ich weiß ja noch nicht einmal Deinen Namen . . . Toby, warum hast Du mir seinen Namen nicht genannt?“

Toby lachte. „Weil ich ihn selber noch nicht weiß. Und der Vater hat auch gar nicht danach gefragt. Aber nun wird es freilich Zeit damit, wenn wir nicht mit einem Namenlosen in Nogat-Ehre einziehen wollen.“

„Ich heiße Lehnert Meng.“

„Ein hübscher Name,“ sagte Toby.

Ruth nickte zustimmend. Aber gleich danach schien sie wieder wie wankend und schwankend zu werden und setzte hinzu: „Ja, hübsch. Aber was ist Lehnert? Ist es ein Kalendername?“

„Freilich ist er das. Und Du solltest ihn kennen. Lehnert ist Lienhardt. Lienhardt und Gertrud' wirst Du doch noch nicht ganz vergessen haben.“

„Nein, gewiß nicht. Es war die schönste Geschichte, die wir als Kinder gelesen haben. Und der Vater kam oft dazu, wenn die Mutter sie vorlas, und wenn Lienhardt und Lehnert ein und dasselbe sind, dann gefällt Du mir noch besser. Und wenn Du so bist wie Lienhardt, dann ich weiß noch, daß er gut war, da wollen wir gute Freunde werden.“

16.

Als Ruth noch sprach, fuhr man über einen Brückenbogen und lenkte jenseit desselben in einen breiten, mit jungen Akazien besetzten Weg ein, zu dessen einer Seite ein von den Bergen kommender Bach schäumte, während sich an der anderen Seite die Gehöfte der Mennonitenkolonie hinzogen. Man war in Nogat-Ehre. So viel Lehnert während der Fahrt durch die lange Dorfstraße wahrnehmen konnte, waren die Gehöfte von ziemlich gleichem Ansehen und bestanden aus einem einstöckigen Fachwerkwohnhaus, das mit breiter Front auf die Straße blickte, während die großen Stallgebäude quer standen und mit ihren Giebeln auf die Straße sahen. Einige hatten vor ihrer Thür eine mit Giebdatt und Brifenkraut umspannene Gitterlaube, von der aus vier oder fünf Steinstufen zunächst auf den Akazienweg und dann bis zum Bach hinabführten, allen Häusern gemeinsam aber war ein von einem Staketenzaun eingefaßter Vorgarten, in dem zwischen Taxus und Buchsbaumrabatten einige wenige Gewächse, meist aber Malven und Sonnenblumen standen, ganz als ob es Gärten aus den Nogat- und Weichselniederung wären.

Lehnert ging das Herz auf beim Anblick der einfachen Anlagen, die den aus Deutschland mitgebrachten Gartentypus mit so viel Vorliebe pflegten, und wandte sich eben, um eine große Glasveranda und ein bemaltes Bienenhaus noch einmal flüchtig zu mustern, als das Pwnygefahrt auf einen ansteigenden und fast eine Rampe bildenden Kiesweg hinaufkeuchte und nun vor dem Schwellstein eines nüchtern wirkenden, weitschichtigen Hauses hielt, das zum Unterschiede von den anderen ohne Staketenzaun und Vorgarten war und durch seine Stille, die hohen Fenster und ein paar gothische Holzverzierungen an ein halb kirchliches Gebäude gemahnte.

„Hier sind wir,“ sagte Toby, nahm seiner Schwester die Zügel aus der Hand und wartete, bis ein Knecht (auch hier ein junger Ehrgeiz) vom Hof her erschien, dem er das Gespann über geben konnte. Dann traten alle drei in ein bis hoch hinauf mit Holz verkleidetes Treppenhaus, das durch die ganze Tiefe des Hauses lief. Als man bis an die geradlinig aufsteigende Treppe gekommen war, gab Ruth dem Lehnert zum Abschiede die Hand, wandte sich aber auf der dritten Stufe noch einmal und sagte: „Die Hauptsache nicht zu vergessen, Gott segne Deinen Aus- und Eingang.“ Und nun eilt sie rasch ihrer im Obergeschoß gelegenen Wohnung zu. Toby mußte lächeln, als er sah, wie Lehnert der Erscheinung nachblickte. Dann nahm er seinerseits Lehnerts Arm und sagte: „Nun komm, daß ich Dich zu dem Vater führe!“

Das einen großen Flur bildende Treppenhaus hatte zu beiden Seiten Bänke, sonst war es ein leerer Raum, mit Ausnahme des Frontportals, nichts als drei Thüren zeigte, von denen eine kleinere nach dem Hof hinaus ging, während zwei hohe Doppelthüren in die neben dem Treppenhause gelegenen Hauptraumlichkeiten führten. Beide Doppelthüren standen in diesem Augenblick offen und gestatteten einen Blick nach rechts hin in einen Bestaal, nach links hin in eine hochgewölbte Halle. Diese Halle — von mächtiger Wirkung, trotzdem sie von kleineren Verhältnissen als der Bestaal war — mußte von jedem, der in Obadjas Wohn und Arbeitszimmer wollte, durchschritten werden. Auch hier übrigens in dieser geräumigen Halle, gab sich, ganz so wie draußen im

Kurz, alles aufs einfachste; nur ein schwerer Eichentisch, um den einige Stühle standen, sog sich durch den nahezu fehlenden und nur mit einem Gewehrkolbenschlag aufzubrechenden Fest- und Speiseraum, dem ein großer, an der einen Schmalseite befindlicher Silber- und Geschirrschrank zugleich als Anrichtetisch diente. Des weiteren aber lief, zwar durch den Raum hin, eine Matte von Kokosfaser auf eine kleine Thür zu, deren gobelinartigen Vorhang Toby jetzt zurückschlug. Und nun ließ er Lehnert vorgehen und folgte.

Wenn das Treppenhaus schaftig und die Halle beinah' dunkel gewesen war, so war hier alles hell, denn ein breiter Lichtstreifen fiel durch ein Giebelfenster von beträchtlicher Höhe; neben dem Fenster aber und von seinem Lichte halb umschienen, saß Obadja an der Vorrichtung, die, sorglich von ihm unterhalten, nach den verschiedensten Theilen der Union, besonders aber nach Kansas und Dakota ging. Als er hörte, daß jemand eingetreten war, wandt' er sich, indem er den Stuhl drehte, der Thür zu, blieb aber sitzen.

„Lieber Vater," sagte Toby, „hier bring' ich Dir Mister Lehnert Menz."

„Lehnert Menz?" wiederholte ruhig und freundlich der Alte. „Hab' ich recht verstanden?"

„Zu Befehl!" sagte Lehnert.

Obadja lächelte, weil er sich aus lang zurückliegenden Zeiten her dieser militairischen Form der Bejahung erinnerte. „Nun, Mister Lehnert," hub er sodann an, „Ihr wollt es also mit uns versuchen? Toby hat mir schon erzählt. Und hat mir auch erzählt, daß sich unsere Wege vor Jahren schon einmal gekreuzt haben. Nehmt einen Stuhl, bitt' ich, und rückt hier heran und setzt Euch ins Licht, daß ich Euch besser sehen kann. Es geht auch mit allem sonst, des Barmherzigen Gnade sei dafür gepriesen, aber mit dem Sehen will es nicht recht mehr. Und ich sehe doch meinen gern ins Auge. Das Auge sagt noch mehr als die Stimme."

Lehnert that, wie ihm geheißen, und erwartete nun, daß ein Fragen und Katechisieren beginnen werde, ja mehr, es lag ihm daran, es war geradezu sein Wunsch. All die Zeit über hatte seine That auf seiner Seele gelastet, und er sehnte sich danach, alles herunter zu beichten und in dieser Beichte Trost und Erleichterung zu finden. Aber von dieser Erwartung erfüllte sich nichts und wenn ihm auch nicht entging, daß Obadja, wie zufällig, seine Hand nahm und ihn dann von der Seite her ansah, so kannt' ihm doch noch weniger entgehen, daß jede unmittelbare Frage nach Leben und Vergangenheit mit Absicht vermieden wurde.

„Ich höre von meinem Sohne Toby," nahm Obadja nach einer Weile wieder das Wort, „daß Ihr ein Preuße seid, also, meiner Meinung nach, ein Landsmann von mir und jedenfalls ein Landsmann meiner zwei ältesten Söhne, die drüben jenen Lande wieder den Rücken gekehrt haben und lieber drüben sind als hier. Und vielleicht haben sie recht gethan. Denn die Freiheit, deren wir uns hier rühmen und freuen, ist ein zweischneidig Schwert und die Gewaltherrschaft der Massen und das ewige Schwanken in dem, was gilt, erfüllen uns, so sehr ich die Freiheit liebe, mit einer Unruhe, die man da nicht kennt, wo feste Gewalten bestehen. Ordnung und Arbeit, worauf es ankommt, die sind in dem Lande drüben, drin wir beide geboren wurden, recht eigentlich zu Haus, und um dieser Tugenden und vor allem auch um der Nachternheit willen sind mir die Preußen die liebsten und sind mir die nützlichsten Mitarbeiter an meinem Werk."

Hier unterbrach sich Obadja, wie sich Prediger in ihrer Predigt unterbrechen, um nach einiger Zeit einen neuen Anlauf zu nehmen, und Lehnert schwieg, weil er fühlte, daß jetzt ein Uebergang kommen müsse. Und der kam denn auch wirklich.

„Die nutzbarsten Mitarbeiter," wiederholte Obadja. „Und das gilt auch von dem guten Mister Kaulbars, der jetzt meiner gesammten Wirthschaft als ein Verwalter und Hausmeier vorsteht. Er ist ein ehrlicher Mann, ohne Lug und Trug, ein treuer Arbeiter und prompt in der Erfüllung seiner Pflichten und hat, was ihm meinem Herzen zu nachsten stellt, die rechte Freud' und Lust an dem Segen Gottes als solchem, und eine Ernte zu Gründe gehen zu sehen, das wurmt ihn und quält ihn, auch wenn jeder Halm versichert ist. Es ist ihm nicht um den Gewinn bloß, es ist ihm um den Segen, den er nicht missen will. Ja, so ist dieser Mister Kaulbars, den ich, so lang ich noch in der Arbeit steh', in Ehren zu halten gedenke. Aber Euer Landsmann ist ein Eigen kann und ein Besserwisser, der sich dem neuen Lande, drin er nun ist, nicht anbequemen und alles nach der Weise seiner alten Heimath anordnen und regeln will. Er gehorcht wohl, weil er im Gehorsam erzogen ist, aber es ist ein todter Gehorsam, und ein todter Gehorsam ist unfruchtbar, nicht bloß in Herz und Seele, sondern auch auf dem Arbeitsfelde draußen, und so schadigt er mich, ohne es zu wollen, und windert mein Gut. Denn will ich abhelfen, da will ich Wandel schaffen, und dessen versich' ich mich von Euch. Ich hab' in Eurem Auge gelesen und ich kenne Euch nun: Ihr habt einen Ehrgeiz und es lastet was auf Eurer Seele, das hat Euch bis diese Stunde durch die Welt getrieben und ich sehe das Zeichen auf Eurer Stirn. Aber ich weiß auch, daß Ihr ein tapferes Herz habt und einen Ehrsinn, der sich nicht verleugnet, wo Liebe ihn pflegt. Und diese Liebe soll Euch werden. Gerstäcker Euch dessen. Meiner, der mutter dieses Dach getreten, ist ungetreftet von dannen gegangen. Im Namen dessen, der die Liebe war, auf ich Euch zu: Kommt her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid! Lehnert Menz, Deine Last soll von Dir genommen werden. Ich segne Dich . . ."

Und Lehnert kniete, während er den Kopf neigte, wie die Hand Obadjas seinen Scheitel berührte.

17.

Bedeutsam, in der großen Halle, war inzwischen für Lehnert ein Frühstück aufgestellt worden, und zwar durch Frau Rosalie Kaulbars in Person, die nicht nur alles Nöthige selbst herbeigetragen, sondern dem angerichteten Frühstückstisch auch noch eine der preußisch heimischen Art entsprechende Anschmückung gegeben hatte. So kam es, daß sich, um gleich die Hauptsache zu nennen, um die Kuse mit saurer Milch ein blühender Lindenzweig legte. Eier in der Schale sammt Schinken vervollständigten das einfache Mahl, dem Frau Kaulbars anfangsich, einigermaßen aus der Rolle fallend, auch noch eine halbe Wasserme lone beigegeben hatte, bis der zufällig anwesende Mister Kaulbars gegen solche Zusammenstellung Verwahrung eingelegt hatte. „Was denkt Du denn eigentlich, Rose? Soll er hier gleich mit Austern und Schnecken anfangen?"

Als Lehnert aus Obadjas Zimmer trat, hatte sich das Ehepaar, um nicht wenigstens zu scheinen, aus der Halle in die Wirthschaftsräume des abgetrennt sichenden Quergebäudes zurückgezogen. Stall ihrer waren Ruth und Toby da, mit ihnen Uncas, ein wundervoller, schwarz- und weißgefleckter Neufundländer, der seine Herrin Ruth auf Schritt und Tritt zu begleiten pflegte.

„Stören wir Dich, wenn wir uns zu Dir setzen?" fragte Toby, indem er Lehnert an die Schmalseite des Tisches führte, wo gedeckt war.

Lehnert suchte nach einer Antwort, aber er fand sie nicht. Das war mehr Liebe, als er sich in seinem ganzen dreiundzwanzigjährigen Leben zusammenrechnen konnte. Er legte die Hand auf die Stuhllehne, drin ein Kreuzlatt eingeschnitten war, und faltete die Hände zum ersten Male seit vielen Jahren.

Die Geschwister schwiegen und sahen ihm bewegt zu. Als sie aber wahrnahmen, daß er sich wieder gesammelt hatte, sagte Toby: „Nun also, Lehnert, wir bleiben und leisten Dir Gesellschaft. Sieh nur, Uncas schließt auch Freundschaft mit Dir. Nicht wahr, Ruth, das bedeutet was? Er hält nicht gleich zu jedem."

Lehnert nahm von der Milch und brach dann, um sie sich vorzukochen, einige Brocken von dem Lindenzweig ab, und Ruth sah wohl, daß ihn dieser Zweig ganz besonders erfreut hatte.

„Das dankst Du dem Mister Kaulbars und seiner Frau," sagte Ruth. „Die sagten, das sei so Sitte drüben. Und da habe ich den Zweig gepflückt und um die Milchkuse gelegt, aber die Wahrheit zu gestehen, mit halber Freude. Denn die Kaulbarse, besonders er, wollen alles preußisch machen, und wenn ich denke, daß Du auch ein Landsmann von ihnen bist, so beschleicht mich eine kleine Furcht, daß wir hier eine preußische Kolonie werden."

„Das hat gute Wege," lachte Lehnert, „ich habe das Alte drüben gelassen."

Sie plauderten noch ein Stückchen weiter über die Anhänglichkeit an die alte Heimath, die jeden bewußt oder unbewußt dahin leite, auch in der Freunde nach den vertrauten Formen und Gebräuchen der Heimath zu streben.

Als Lehnert mittlerweile sein Mahl beendet hatte, wandte sich Ruth an den Bruder und sagte: „Nun aber ist es Zeit, Toby, daß wir Mister Lehnert auf sein Zimmer führen."

Alle drei stiegen treppauf, wobei Toby führte.

Der Oberstock war von ganz anderer Einrichtung, als das

im wesentlichen nur aus Treppenhaus, Vestibul und Halle bestehende Erdgeschoß, und wenn dieses letztere, mit Ausnahme von Obadjas Wohnzimmer, lediglich kirchlichen oder gelegentlich gesellschaftlichen Zwecken diente, so gehörte das, was eine Treppe hoch lag, dem häuslichen Leben, der Gemütlichkeit, der Familie. Beide Stockwerke des Oberhauses, zwischen denen ein großer quadratischer Flur lag, waren durch einen schmalen Mittelgang wieder in eine Reihe Vorder- und Hinterzimmer getheilt, von denen alle linkseitigen von Ruth, Toby und ihrer alten polnischen Dienerin Maruschka bewohnt wurden, während alles an der entgegengesetzten Seite Gelegene die Gast- und Fremdenzimmer umschloß. Eines derselben war für Lehnert bestimmt worden und sag dem Zimmer gegenüber, das von Monsieur L'Hermite bewohnt wurde.

Als man oben war, ging Ruth, sich verabschiedend, nach links hin den Gang hinunter, während Toby Lehnerts Hand nahm und ihn nach der anderen Seite hin auf einen in Dämmerlicht liegenden Korridor zuführte. Nur am Ende desselben war ein Lichtschein. Dieser kam aus Monsieur L'Hermites Zimmer, das noch offen stand und dem Korridor nicht bloß einiges von seiner Helle sondern, nicht eben zur Freude der anderen Hausbewohner, auch viel von dem „Korporal“ mittheilte, der beständig darin geraucht wurde. Lehnert warf, als er bis heran war, einen Blick in das Zimmer hinein und sah einen hageren Mann von Mitte der fünfziger, mit Zwickelbart und Käppi, der, an einem Schreibtisch beschäftigt, eben in scharfem Profile sichtbar wurde. Auch L'Hermite sah von der Arbeit auf und schob das Käppi nach hinten, was einen Druck bedeuten, aber auch bloße Neugier sein konnte. Bevor der aber nachzudenken, verbot sich, dem Toby hatte die gerade gegenübergelegene Thür geöffnet und trat ein, während Lehnert folgte.

(Fortsetzung folgt.)

Roberts erste Liebe.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Eine Fastnachtsgeschichte von **Hans Arnold.**

Mit Zeichnungen von R. Gutschmidt.

Die Welt stand im Zeichen des Pfannkuchens! Der Fastnachtsdienstag winkte in allernächster Nähe, und groß und klein wurde von einer unbezwinglichen Sucht ergriffen, sich zu maskieren!

Auch das Haus des Doktors Rademann entging der allgemeinen Epidemie nicht, — ja sie trat dies Jahr sogar in ein ernsteres Stadium! Hatten sich bisher die Kinder des Hauses damit begnügt, alte Hüte von der Mutter aufzusetzen, den Pelz des Vaters verkehrt umzunehmen, oder höchstens, als besonders ausgesuchtes Vergnügen, sich ihre gegenseitigen Kleider anzuziehen und mit einer einzigen Larve, die allen gemeinsam gehörte und aus unbekannten Zeiten stammte, die Wohnung zu durchkreuzen, über zeugt, ganz unkenntlich zu sein, so war in diesem Jahr eine Einladung zum Kindermaskenball an die Familie ergangen und sogen erst angenommen worden.

Die verspätete Zusage — sehr kurz vor dem festlichen Tage — hatte ihren Grund in dem durchaus gerechtfertigten Absehen des Vaters gegen Kinderbälle in jeder Form — ein Absehen, der von seiner Frau theoretisch so lange aufs tiefste getheilt wurde, als die Versuchung, ihre Kinder zu maskieren, nicht praktisch an sie herangetreten war.

Das Fräulein weiblicher Erbelleit aber, welches im Herzen jeder Mutter schlummert, war bei dem Gedanken, Robert, Tony und Minchen in Charaktersostümen glänzen zu sehen, zu verzehrender Flamme aufgelodert, in der die Einwände des Gatten wie Flor verbrannten und zu nichts wurden.

Das zweite Hindernis war schwieriger zu besiegen gewesen. Robert, der Quartaner, befand sich in dem Stadium, in welchem Jungen alle Versuche, ihre äußeren Reize durch Toilettenkünste zu erhöhen, für etwas Unmännliches und Verächtliches ansehen, und die freundliche Einladung zum „Kinderkränzchen“, wie in diesem Fall der Kunstausdruck hieß, hatte bei dem Erstgeborenen des Hauses ein dumpfes Wutknurren zur Folge: „Ich gehe nicht — fällt mir gar nicht ein!“

„Der Vater war auf Roberts Seite, erstens aus den bereits vorher erwähnten pädagogischen Grundsätzen überhaupt, und zweitens, weil er nach seiner ungalanten Bemerkung der Ansicht war: „Meine Mädel sind von Natur Affen — das liegt in der Eigenthümlichkeit des weiblichen Geschlechts — warum ich nur aber den Jungen künstlich zum Affen machen lassen soll, das sehe ich nicht ein!“

Wenn nun jemand fragt, wie Roberts moralischer Widerstand gegen das „Verguügen“ schließlich gebrochen wurde, so müssen wir allerdings bekannt bekennen, daß sich sein männliches Herz gegen Bestechungsversuche nicht gefeit erwies, und daß die verlockende Verheißung eines neuen Taschenmessers mit zwei Klingen, wie Robert deren durchschnittlich zwölf im Jahr mit Entsetzen zu bekommen und mit Thränen zu verlieren pflegte, seine Abneigung gegen geselligen Freuden überwand, so daß auch er seine Persönlichkeit in den Dienst des Karnevals stellte.

Die Frage der Kostümierung erregte demnächst noch einen „Sturm im Wasserglase“. Der Vater hielt sein Portemonnaie mit Hartnäckigkeit zu, da er für dergleichen Unsinn seinen Pfennig übrig zu haben behauptete, und die Doktorin mußte mit allem Scharfsinn, der weiblichen Herzen zu Gebote steht, aus dem Vorhandenen Neues zu schaffen suchen. Die Wahl der Verkleidung wurde denn diesem „Vorhandenen“ durchaus angepaßt.

Robert sollte auf Rechnung eines großen Zylinders, der von Generation zu Generation als auffällig beiseite geschoben werden war, als Fuhrmann erscheinen — ein Kostüm, das um so leichter zu beschaffen war, als ein biederes Nachthemd, mit rothwollenem Band besetzt, und ein Paar lederne Schulmannsprechlicke den übrigen Anzug vervollständigten. Da Robert auch die Stallpeitsche in der Hand trug, so war die historische Treue des Kostüms auffallend — wer sich einen Fuhrmann anders gedacht hatte, der konnte uns eben aufrichtig leid thun und mußte sich mit seiner Enttäuschung abfinden, so gut er es imstande war.

Minchen war mit ähnlich einfachen Hilfsmitteln zu einem Bauernmädchen umgewandelt worden, wobei ihr das Vorhandensein eines alten, schwarzen Sammetmieders mit goldenen Knöpfen, in dem die Mutter vor etwa fünfundzwanzig Jahren als Bauerin auf einem Polterabend geglänzt hatte, ein bedeutendes Maß gewichtes über ihre Geschwister verlieh.

Was endlich Tony, die Fünfjährige, betraf, so hatte man aus einem Stück Möbelkattun, das sich noch vorfand, einen derrlichen Hausmurstanzug für sie geschneidert, der, mit Schellenkappe und Pritsche vervollständigt, Tony zum Glanzpunkt der Familie erhob.

Die Mutter, mit dem stolzen Gefühl: „und ich, die all dies Herrliche vollendet“ — putzte eben ihre Gesellschaft an, die sich nach kindlicher Sitte bei grellem Tageslichte in den Ballsaal begeben sollte.

Robert war sich äußerst peinlich in seiner Maske und nahm jeden ihm vom Dienstpersonal oder den Schwestern geschenkten Blick lächelnder Bewunderung als tödliche Beleidigung auf, die er durch wüthendes Anrennen mit gesenktem Kopf rächte, so daß der Vater ihm die Versicherung gab, als zorniger Ziegenbock würde er sich viel naturgetreuer machen wie als Fuhrmann, da ein solcher sich gestieter zu betragen pflege.

Minchen stand in seliger Selbstvergessenheit vor dem Spiegel und betrachtete ihr eigenes Bild, wobei nur düstere Zweifel ihre Seele bewegten, ob sie nicht „was um den Hals“ haben müßte — eine Anmaßung, welcher die Mutter durch die mehr kühnen als begründeten Worte: „Bäuerinnen haben nie etwas um den Hals!“ ein schnelles und beschämendes Ende bereitete.

Robert, der es trotz seiner anscheinenden Uebellaune nicht erwarten konnte, bis man „losging", wie er sich ausdrückte, beschwor inzwischen die Mutter um Verhaltungsmaßregeln für seine Schwestern. Dieselben sollten sich verpflichten, auf dem Maskenball sich gar nicht um ihn zu kümmern, namentlich nicht München. „Die kenne ich!" setzte der Jüngling düster hinzu, „die streichelt sich dann und schaut sich, und dann lüft sie mich! Da gehe ich sofort nach Hause! Wenn sie nicht versprecht, daß sie mich gar nicht anrührt, gehe ich nicht mit!"

München mußte denn einen feierlichen Eid schwören, sich jeder geschwisterlichen Zärtlichkeit streng zu enthalten, widrigenfalls sie von den Freuden der Geselligkeit ausgeschlossen werden würde. Und Tony? Tony war bereits in ihr kecks Hausmarschallin gehüllt, die Mutter gab ihr Anweisungen, daß sie ganz wohl, ohne der Schicklichkeit ins Antlitz zu schlagen, die Festgenossen mit der Peitsche etwas klopfen dürfe — da wurde Tony plötzlich von furchtbarer, fast Angst vor dem Maskenball, vor dem ersten Ausflug in die Welt ohne Mutter und Kinderfrau befallen — sie erblickte, erkannte schaudernd, sie habe Leibweh, und kroch als weinender, menschenscheuer Hanswurst mit allen Kleidern ins Bett, wo sie bei jedem Versuch, sie zu den Ballfreuden zu bereden, laut heulte, so daß der Mutter schließlich nichts anderes übrig blieb, als sie von dem Besuch des Maskenfestes zu entbinden. Denn ein in Thränen schwimmender Hanswurst hatte doch einen zu wenig charakteristischen Eindruck gemacht!

Etwas niedergeschlagen über diesen Zwischenfall zogen denn nun die beiden Großen ab und traten zur Minute — bei Kindern gilt zu spät kommen noch nicht für fein! — in den Saal.

Ein Versuch Minchens, ihren Bruder in diesem bangsamen Augenblick an der Hand zu führen, war von diesem als Vertragsbruch durch einen tüchtigen Puff geahndet worden, und so standen denn die Kinder, etwa zwanzig an der Zahl, sich stumm und beklommen gegenüber, während die kleinen Wirthe, selbst etwas scheu, zwischen ihren Gästen herumgingen und jeden derselben durch die Frage: „Als was bist Du denn?" in todliche Verlegenheit setzten, da keiner sich selbst zu charakterisiren wünschte.

Die Eleganz der Masken war übrigens durchschnittlich dieselbe; nur einige etwas größere Mädchen waren zierlicher gekleidet, und unter diesen zeichnete sich eines, ein etwa dreizehnjähriges Fräulein, durch allerreichste Rokokotracht, gepuderte Perücke und ein frisches, niedliches Gesichtchen aus, das unserm Robert, trotz seiner allgemeinen Weiberscheu, einen tiefen Eindruck machte, so daß er die kleine Altfranzösin mit seinen Augen auf Schritt und Tritt verfolgte und innerlich beschäftigte sich die Frage erwog, ob er wohl mit ihr tanzen dürfte.

Die Chokolade, diese Krone jedes Kinderfestes, war eben gebracht worden, und die Masken nahmen gesittet an einem langen Tisch Platz, wobei die von der Herrin des Hauses mit Rücksicht auf die Schonung der Toilette angebotenen und vertheilten Servietten sich bei den verschiedenen Jerlinen, Räubern und Spanierinnen etwas grotesk ausnahmen.

Nachdem das Mahl in schweigender Förmlichkeit eingenommen worden war — die heitere Konversation pflegt bei Kindern stets erst nach dem Essen zu beginnen! — wurde im andern Zimmer eine Polonaise gespielt, und die Knaben wurden freundlich aufgefordert, sich je eine Dame zu wählen — eine Zumuthung, die unserm Robert wenigstens den Angstschweiß austrieb, da alle solche Entschlüsse jedem Jungen zwischen acht bis fünfzehn Jahren entsetzlich sind.

Er hielt sich denn auch scheu und verlegen zurück, sah seine reizende Rokokodame mit einem großen, als Fischer verkleideten Oberlieutenant — der noch dazu im Latein Vorletzter war! — abschweben und erlebte selbst das Furchtbare, daß er den richtigen Augenblick ganz versäumte und von der Wirthin zu seiner eigenen Schwester geführt wurde, die ebenfalls sitzen geblieben war, und mit der er nun, wie ich vermuthe, beiden nicht zum Hochgenuß, zähneknirschend Polonaise tanzen mußte — ein bitterer Hohn auf seine Absicht, sich gar nicht um die Geschwister zu bekümmern.

Als dieser Tanz überstanden war und eine muntere Polka die kleine Gesellschaft durcheinander wirbelte, brach allgemeine Heiterkeit los.

Ein kleiner, etwa vierjähriger Junge, der als Nonne verkleidet war, vergaß ganz seiner weiblichen und geistlichen Würde und schlug unverdrossen Purzelbäume. Ein spanischer Grande und ein Konditor, die sich als erbitterte Kakadufeinde schon lange nach einer Gelegenheit sehnten, ihren Gefühlen Luft zu machen, prügelten sich mit wahrer Wonne in einer Ecke sansam durch, und nur ein armer, kleiner Onkel in braunem Futterkattun vergoß Thränen, da sein angetrebter Flachsbart ihm durchschnittlich

fünf Mal in der Minute los ging, wieder angepickt wurde und wieder losging. Schließlich rief der wohlgemeinte Rath: „Laß ihn doch ganz weg!“ eine wahrhaft verzweifelte Stimmung bei dem unglücklichen Besitzer hervor, da er diesen Bart als Hauptgrund und Zweck des ganzen Maskenballes angesehen hatte.

Während solchergestalt alles mit verschiedenen Empfindungen und Erstrengungen beschäftigt war, stand unser Robert in der Fensternische und kämpfte innerlich die verzehrendsten Kämpfe. Sein jugendliches Herz war von dem ersten Pfeil des Liebesgottes getroffen worden, und er hätte Wetten — vielleicht sogar das verheißene Taschenmesser! — um einen Hopser mit der Rokokodame gegeben, die schon ganz regelrechte Pas zu machen verstand und deshalb mit einem oder den andern Jungen sich im Kreise drehte.

Daß Robert der Erkorenen seines Herzens nur ungefähr bis an die Schulter reichte, steigerte seine Leidenschaft womöglich noch.

Zum Entschluß konnte er aber nicht kommen, er stand und stand, den günstigsten Augenblick abwartend, und wies jede andere sich ihm darbietende Gelegenheit zum Tanzen mit männlicher Rauhheit und der einzigen Silbe „weg!“ ab, mit der er sich ihm freundlich nahende junge Damen wie Brummkreisel verscheuchte. Zum kräftigeren Ausdruck seiner Gefühle riskirte er wohl sogar auch einen kleinen Schubs, wenn die Tanzlustigen sich durch die echte Abneigung nicht gleich einschüchtern ließen. Sein Antheil an den Freuden des Tages blieb daher, vom reichlichen Kuchengenuß abgesehen, ein ziemlich negativer, während München, an deren Wiege die Grazien nicht gestanden — hoffen wir, weil sie von dem Zudrang der Musen keinen Platz gefunden hatten! — als fröhliches Gesellenkalb unbesangen mit den andern, schlimmstenfalls auch mit sich selbst im Kreise sprang.

Der Abend nicht zu Ende ging, ohne daß Robert den Riesenentschluß ausführte, seine Flamme zum Reigen zu führen, und daß diese auch mit einem kühlen: „Meinetwegen!“ sein Flehen erhörte, verdient hervorgehoben zu werden, wie denn Robert die feste Absicht faßte, sich dessen der Mutter gegenüber zu rühmen: „Ich habe mit der Hübschesten getanzt!“

In diesem Entschlusse wurde er freilich im Verfolge seiner Ballunterhaltung wieder schwankend, die nur darin bestand, daß die Schöne, nachdem er zweimal mit ihr ohne jede Ahnung von den Forderungen der rhythmischen Künste kalt durch die Stube geboxt war, ihm einen kleinen Stoß vor die Brust gab und mehr wohr als zart bemerkte: „Du Schafskopf, Du kannst ja gar nicht tanzen!“

Verwichtet zog sich Robert zurück und fühlte sich wirklich zur schwärzesten Weltverachtung geneigt, als in dem Augenblick die Musik schwieg und in die allgemeine plötzliche Stille hinein das Dienstmädchen des Hauses mit weithin vernehmlicher Stimme rief: „Die Kleinen vom Herrn Doktor Radermann werden abgeholt!“ Auf diese schmachvolle Aufforderung hin mußte sich Robert mit München im Bunde der Dame des Hauses empfehlen und als „Kleiner“, „Abgeholter“ noch den nagenden Zweifel im Busen mit forttragen, ob „der Schwarze“, der Dämon der Oxarla, der seinem Charakter ganz untreu als schuldloser Schäfer erschienen war, diese unsterbliche Blamage mit angeführt habe und Roberts sociale Stellung in der Klasse durch Wiedergabe derselben vernichten würde.

Die derbe Rokokofee hatte jedenfalls das Schrecklichste nicht vernommen, — das war ein Trost! Sie stand fächerschlagend und eifrig plaudernd mit einem Schornsteinfeger, der zu Ostern sitzen geblieben und daher nur aus unbegreiflicher väterlicher Nachsicht auf den Ball gelangt war, in einer Fensternische und überhaupt unsern Robert vollständig. O Bitterkeit und doch Süßigkeit der ersten Liebe!

Als die beiden kleinen Masken mit einer Menge Gewinne aus einer Lotterie zu Hause angelangt waren und diesselben vor den staunenden Blicken der Eltern ausgekramt hatten, die diesen Luxus für „rechten Unsinn“ erklärten, begann München mit schnattender Geläufigkeit alle Erlebnisse des Balles mitzutheilen, wobei verschiedene: „Siehst Du, Tony!“ der kleinen Schwester die Unklugheit ihres Verzichtes auf weltliche Vergnügungen klar machen mußten.

Die Geschwister opferten übrigens auf dem Altar der Geschwisterliebe einige Gewinne — München ein angebissenes Zuckerschaf und Robert einen likorgefüllten Bonbon — eine Thal, der er jeden Nimbus der Großmuth sofort durch den Zusatz raubte: „Solche esse ich nicht!“

„Nun, habt Ihr denn auch getanzt?“ erkundigte sich die Mutter, die mit gerechtem Stolz auf ihre Ballkinder blickte.

München bejahte eifrig und wichtig, während Robert sich mit einem Achselzucken und Erröthen begnügte, welches dem Scharfblick der Mutter bedeutungsvolle innerliche Erlebnisse verrieth.

„Wer war denn die Hübscheste?“ frug sie scherzhaft aufhenkangen.

„Die Gruße!“ brachte Robert mit Entschiedenheit hervor.

„Wie hieß sie denn?“ forschte die Mutter weiter.

„Ich glaube, Neumann,“ bekannte Robert erröthend, dessen einzige Unterhaltung mit seiner „ersten Liebe“, wie wir wissen, nicht so ermuthigend war, daß sie ihn zu Fragen nach den Personalien der Angebetelen hätte berechtigen können.

Die nächste, sichtbare Folge der erwachten Neigung war, daß die Wände und die weißlackirten Fensterbretter in Roberts Stube verschiedene kunstvolle N in deutscher und lateinischer Schrift zeigten. Roberts Leidenschaft, den theuren Namen nach dem Vorgang des bekannten Liedes „in alle Rinden“ einzuschneiden, ging sogar noch weiter: als der Klassenlehrer den Liebenden wegen mangelhaft geterner Vokabeln zu der schmachvollen Strafe des „Eckestehens“ verdammte, versüßte dieser sich den schmerzlichen Augenblick dadurch, daß er in die Wand der bewußten Ecke ein etwas mißgebornes Herz einkratzte, worin sein und der vornamenlosen Neumann Anfangsbuchstaben prangten.

Die Eltern nahmen von der zarten Neigung ihres Sohnes, die so jeder Nahrung von außen entbehrte — er hatte „die Neumann“ seit dem Maskenball nie wieder gesehen! — weiter keine Notiz, nach dem bewährten Grundsatz, daß solcher Blödsinn am ersten ein Ende nimmt, wenn man sich gar nicht darum kümmert.

Nur der Vater legte bei einer besonders abschenlich ausgefallenen Schularbeit den Finger roh an die blutende Wunde, indem er dem exzeßlichen Rohstück noch die verbitterde Bemerkung hinzufügte: „Wenn das die Neumann wüßte!“ eine Aeußerung, die, da der betrübende Fall „vor der München“ erörtert wurde, Robert mit rebellischer Empfindung gegen das Oberhaupt der Familie erfüllte.

Das von den Eltern vorausgesehene Ende der Leidenschaft sollte in schneller und unerwarteter Weise hereinbrechen.

Robert ging an einem schönen Wintertag nach der Schlittschuhbahn, von der Mutter, München und Tony begleitet, die ihn

in einem besonders kunstvollen „Bogen“ auf dem Eise bewundern sollten. Er hielt sich natürlich etwas abseits von den Seinigen, da eine Mutter und gar Schwestern zu besitzen zwar innerhalb der vier Wände des Hauses ganz angenehm und schätzenswerth sein kann, sich aber zu einem beschämenden Gefühl zu steigern pflegt, wenn man „Bekannten“ begegnet.

Die etwas gereizte Frage der Mutter, was denn eigentlich daran zu bismarckeln sei, erwiderte Robert mit der überraschenden Eröffnung: „Nun, wenn zum Beispiel der Schmarz dann fragt: Das waren wohl Deine Schwestern?‘ da schäme ich mich zu Tode!“ — ein räthselhafter innerer Vorgang, dessen Berechtigung von der Mutter nicht anerkannt wurde.

Die Folge war also, daß Robert die Breite der Fahrstraße zwischen sich und die Seinigen legte und so unbefangen aussah, als gingen sie ihn gar nichts an.

Er deutlichwünschte sich innerlich um so mehr über sein Verfahren, als eine Gruppe von Damen sich der Mutter zugesellte, die ebenfalls Söhne auf dem Eise zu bewundern wünschten und dieselben sogar zum Theil mit sich führten.

In Roberts sprachloser Empörung wirkte die Mutter ihn jetzt heran, sein Jukzopito grausam vernichtend: „Komm nur, Junge, warum hast Du Dich denn so?“ worauf er zögernd näher schlich.

„Die Jungen können zu zusammen gehen, Frau Neumann,“ wandte sich die eine der Damen an die andere, mit dem theuren Namen Roberts Herz zu schmetternden Schlägen bringend: am Ende konnte er hier gar mit dem Bruder der Angebeteten in wünschenswerthe Beziehungen treten!

Die Mutter wandte sich auch nach ihm um und warf ihm einen lächelnd verständnißvollen Blick zu. Zu dem Angenblicke erhob der von Frau Neumann mit den sormsosen Worten „Das ist Meiner!“ gekennzeichnete Junge seine Stimme, sah Robert mit einem srischen, freundlichen Gesicht an, das diesem merkwürdig bekannt vorkam, und sagte lachend: „Ach, das ist ja der, der neulich mit mir tanzen wollte und nicht konnte!“

Das war das Ende von Roberts erster Liebe. Die Rokokodame war ein Teerjunge — die Neumann war der Neumann — und Robert war der Blamirteste unter allen Schuljungen des 19. Jahrhunderts!

Wie er den vernichtenden Schlag auffaßte, den die Mutter nicht unterlassen konnte, durch ein herzliches Gelächter zu leeren, das kann man sich wohl denken! Er machte kurz auf dem Absatz kehrt, rannte, Schlittschuhbrenden und alles vergessend, schnurstracks nach Hause und schloß sich in seine Stube ein, wo er den ganzen Nachmittag dazu verwendete, alle N von der Wand und den Fenstern brennen viel sorgfältiger abzukratzen, als er sie hingemalt hatte.

Das Stillschweigen seiner Schwestern aber schien er sich in der zarten Weise, daß er ihnen freundlich anfündigte: „Wer etwas noch ein Wort von der Neumann‘ zu mir sagt, der mag's nur probiren — den schlage ich einfach todt!“

Da nun die beiden jungen Damen zu dieser Erfahrung keine besondere Lust verspürten, so wurde Roberts erste Liebe bald im Schoße der Familie mit Stillschweigen übergangen, — und wenn sie zu seinem Polterabend einmal wieder aufsauchen sollte, so wird er bis dahin wohl ruhiger darüber denken gelernt haben!

Ein Widerschein der französischen Revolution.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten

Von F. A. v. Winterfeld.

Jeden „schweben in der Luft“, sagt man, und man bezeichnet damit nicht immer ihre Haltlosigkeit, ihre mangelhafte Begründung, sondern noch mehr die geistigelle Natur, wie sie den Kindern der Lüfte eigen ist. Unbekümmert um räumliche Schranken überfliegen sie die Lande, umfassbar, ungreifbar sind sie da, mit ihren ernnichenden Waffen frisches Leben zu mähen, gedrückte Geister zu ergiehen oder auch mit dem Gluthhauch der Leidenschaft Schrecken und Verderben zu verbreiten.

Der hundertste Jahrestag der französischen Revolution hat vielfach der geschichtlichen Forschung Veranlassung gegeben, den Spuren dieser Riesenumwälzung im Reiche der Geister auch in die Gegenden zu folgen, die vom eigentlichen Schauplatze der weltgeschichtlichen Begebenheiten weitab liegen, und es bietet ein höchst merkwürdiges Schauspiel, zu beobachten, wie unter dem Einfluß der gährenden Zeitideen überall die Flämmchen der politischen Aufregung emporzucken, wenn sie auch nirgends so zum verheerenden Brande zusammenlodern wie in Frankreich.

Von diesen Gesichtspunkte aus verdient auch ein Ereignis Beachtung, das vor etwa einem Jahrhundert im damaligen Kurfürstenthum Sachsen sich zutrug, der sächsische Bauernaufstand, oder wie man es jetzt wohl mit einem neuerdings gebräuchlich gewordenen Ausdrucke bezeichnen würde, Bauernansstand.

Die Lage des Bauernstandes im Kurfürstenthum Sachsen war auch in den Landestheilen, in welchen die Leibeigenschaft nicht herrschte — in der Oberlausitz bestand sie bis 1832 — eine keineswegs leichte und erfreuliche. Frondienste, Zinsen, Lieferungen und Steuern erschwerten dem Landmann den Kampf ums Dasein und erregten — jedoch, wie wir sehen werden, nicht ohne Anregung von außen — einen allgemeinen Aufdrang seiner Unzufriedenheit.

Im August des Jahres 1790 verweigerten plötzlich die Bauern der Lommatzscher Pflege fast einmüthig die Leistung der Frondienste und Erbzinsen. Die Auflehnung war nicht wider den Staat, sondern wider die Gutsherren gerichtet, denn die Bauern erklärten, sie wollten die kurfürstlichen, nicht aber ferner die gutsherrlichen Abgaben und Dienste leisten. Die einzelnen Dorfschaften waren durch eine feste Organisation und geregelte Verpflichtungen mit einander verbunden. Diebstahl und Plünderung wurde zwar nicht geduldet, jedoch trug man kein Bedenken, die Gutsherren mit sanfter Gewalt zu allerlei schriftlichen Zugeständnissen wie Erlaß der Fronden und sogar Abtretung von Feldern und Wiesen zu nöthigen.

Als man nachforschte, woher der Geist des Aufstandes und der Widersetzlichkeit plötzlich über die sonst so friedlichen Bauern gekommen war, stellte sich folgendes heraus: Im Sommer 1790 war von unbekannter Seite eine geschriebene Aufforderung an das gräflich Bünauische Städtchen Lauenstein gelangt und dort verbreitet worden, die Einwohner möchten sich bereit halten, sich an die 10000 Mann anzuschließen, welche nach Pillnitz ziehen würden, um den Kurfürsten „im Triumph mit fliegenden Fahnen und unter klingendem Spiel“ von dort nach Dresden zu führen. Wie man sieht, war es auf eine Nachahmung der Vorgänge abgesehen, welche sich wenige Monate früher in der französischen Hauptstadt abgespielt hatten, als der Pariser Pöbel am 6. Oktober 1789 Ludwig XVI. von Versailles nach Paris entführte.

Dann sollte der Kurfürst, wie es weiter in dem Aufruf hieß, folgenden Forderungen seine Bestätigung geben: 1. Absetzung aller derjenigen, welche Sachsen unglücklich machten, und Einziehung ihrer Güter. 2. Errichtung einer Nationalgarde zu Fuß und zu Pferde. 3. Handhabung des Accisewesens. 4. Beschränkung der Ritterguisbesitzer, „damit sie Sachsen nicht zu einer Wüste und Einöde machten“. 5. Verbot des Wildhegens. 6. Entfernung aller Rechtsprakliskanten, sofern sie nicht eine wirkliche Bestallung hätten. 7. Bessere Einrichtung des Kultusministeriums. 8. Aufhebung der Fleisch- und Branntsteuer. — Jeder der Mitzeichnenden sollte sich für einige Tage mit Lebensmitteln versehen. Die Sammelplätze seien Dohna und Liebstadt. Die Orte, welche sich nicht anschlössen, sollten geplündert werden.

Auch in diesen Forderungen, von denen manche vielleicht nicht ganz unberechtigt waren, entdeckt man ohne Mühe das französische Vorbild, so namentlich in dem Verlangen der Errichtung einer Nationalgarde. Bekanntlich waren die „gardes françaises“, nachdem sie sich bei der Einnahme der Bastille betheiligt hatten, in die „gardes nationales“ umgewandelt worden.

Als Verfasser und Verbreiter des Aufrufes wurde ein sonst nicht übel beleumundeter Mann Namens Geißler aus Liebstadt ausfindig gemacht. Nachdem die Aerzte erklärt hatten, daß er unter der Einwirkung einer fixen Idee gehandelt haben müsse, wurde er als irrsinnig behandelt und in die Irrenanstalt zu Torgau gebracht, jedoch nach einigen Jahren wieder entlassen, da er sich durchaus vernünftig betrug. Jedenfalls war die Kunde von den Vorgängen in Frankreich zu ihm gedrungen und hatte

seine Einbildungskraft derartig entflammt, daß er den Versuch wagte, etwas Aehnliches in Sachsen in Scene zu setzen.

Der Zeitpunkt für den Ausbruch der Unruhen war für die Bauern nicht ungeschickt gewählt: gerade zur Erntezeit gerathen die Gutsherren durch die Verweigerung der Frondienste in die größte Verlegenheit, wie sie die Ernte einbringen sollten. Manche von ihnen ließen sich daher zur Nachgiebigkeit herbei, nur damit der reiche Erntesegen nicht auf den Feldern umkomme. Uebrigens behaupteten die Bauern, es geschehe alles mit Vorwissen des Kurfürsten, und es wurde dies anfänglich theilweise um so eher geglaubt, als die Regierung sich erst ziemlich spät entschloß, wider dieses Treiben einzuschreiten. Erst als es zur Mißhandlung kurfürstlicher Beamten, zur Entwaffnung militärischer Posten und zur gewaltsamen Befreiung Verhafteter gekommen war, ergriff die Regierung ernste Maßregeln. Sie beauftragte eine aus dem Kanzler v. Burgsdorf und den Justizräthen v. Brand und v. Wahldorf zusammengesetzte Kommission mit der Untersuchung der Vorgänge und mit der Herstellung der Ordnung, indem sie ihr zugleich ein aus fünf Bataillonen Infanterie und acht Schwadronen Kavallerie bestehendes Truppencorps unter dem Obersten Graf Solms, dem Vorgesetzten des Generals von Boblick, der sein Hauptquartier erst in Meißen, dann in Lommatzsch hatte, zur Verfügung stellte. Da die Beigelente in Freiberg ebenfalls die Arbeit einstellten und eine drohende Haltung annahmen, so wurde auch dorthin ein Truppenkommando entsendet.

Die Kommission begann ihre Thätigkeit damit, daß sie am 26. August eine scharfe Instruktionsermahnung erließ und dann zur Untersuchung in den einzelnen Ortschaften schritt.

Zu größeren Kämpfen kam es nicht. Bei Pinnewitz wurden die Bauern, welche Miene machten, Widerstand zu leisten, unter großer Heiterkeit der Kavallerisien mit flacher Klinge auseinandergesprengt, wobei acht verhaftet wurden. Bei Burgkhaldet trieben 30 Kürassiere unter dem Kommando von Lichtenhain 1200 Bauern, die sich mit Steinwürfen und Knütteln zur Wehre setzten, auseinander.

Auch auf dem Rittergute Hirschstein bei Meißen, dem Besitzthum des Kabinettsministers Grafen Loß, hatten die Bauern, um ihren Gutsherrn zum Nachgeben zu zwingen, die ihnen obliegenden Dienstleistungen eingestellt. Sein Amt nöthigte den Grafen, in Dresden zu wohnen, und doch hätten sich ihm die Streikenden nur mit bescheidenen Bitten nähern können, nicht aber mit gebieterischen Forderungen. Um ihn in ihre Gewalt zu bekommen, ließen sie ihm daher eine schriftliche Aufforderung zugehen, er möge sich am 28. August in Hirschstein einfinden, widrigenfalls „er sehen werde, wie es seinem Gute ergehen würde."

Trotzdem erschien der Graf nicht, dafür aber die obenge nannte Kommission nebst 200 Mann Infanterie und 80 Dragonern. Kurz bevor sie Hirschstein erreichten, erlöste plötzlich ein Böllerschuß in den Weinbergen, wahrscheinlich als Warnungszeichen, worauf eine Anzahl Leute, welche sich bei Hirschstein versammelt hatte, nach allen Seiten auseinanderstob, vermuthlich um die verschiedenen Gemeinden zu warnen, daß sie sich fern hielten.

Da kein einziger Bauer im Schlosse zu Hirschstein erschien, so wurden alle dazu gehörigen Gemeinden zu möglichst zahlreichem Erscheinen eingeladen, weil der Kanzler im Auftrage des Kurfürsten ihnen etwas mitzutheilen und außerdem im Namen des Gutsherrn mit ihnen zu verhandeln habe.

Die Bauern fanden sich jedoch nur langsam und zögernd ein. Als der Kanzler, der warten wollte, bis eine größere Anzahl beisammen war, die bereits Erschienenen befragte, wie sie auf solche Tücke hätten kommen können, antwortete ein alter Bauer: „Das wissen wir selber nicht recht. Es muß doch wohl Gottes Wille sein, daß die Bauern auch einmal frei werden sollen; sonst wäre es wohl nicht so gekommen und so einstimmig zugegangen, wie wenn alles längst verabredet gewesen wäre."

Endlich waren die Vertreter der sämmtlichen Gemeinden da und die eigentlichen Verhandlungen konnten beginnen. Der Schauplatz derselben war der Hof des zeigend auf einem jäh zur Elbe abfallenden Granitfelsen gelegenen Schlosses Hirschstein, das nach der Flußseite hin eine weite entzückende Aussicht in das Elbthal gewährt. Auf der der Elbe entgegengesetzten Seite befindet sich der geräumige Hof, von welchem aus zwei ziemlich hohe Treppen von Sandstein zu einem großen, mit einer Balustrade umgebenen Altan führen. Auf diesen Altan stellte sich der Kanzler, hinter sich einen Infanteriedoppelposten mit geladenem Gewehr. Unten vor dem Altan stellten sich die Bauern mit abgezogenen Hüten auf. Der äußere Eingang zum Schloßhof wurde stark mit Soldaten besetzt. In demselben hielten absichtlich einige berittene Dragoner. Die ganze Scene mußte nicht ohne malerischen Reiz gewesen sein.

Nun hielt der Kanzler in gütigem Ton eine lange bewegliche Anrede, in welcher er namentlich hervorhob, wie sehr es den Kurfürsten schmerze, die Truppen, welche nur wider äußere Feinde bestimmt seien, gegen die eigenen bethörten Landeskinder verwenden zu müssen. Er stellte den Bauern die Unbilligkeit und Ungerechtheit ihres Verlangens dar, sich von den ererbten und überkommenen, gesetzlich festgestellten Leistungen und Lasten ein seitig frei machen zu wollen.

Dann machte er die Besugnisse der Kommission bekannt, welche, je nach Befinden, die strengsten Strafen, ja selbst die des Todes, verhängen könnte, und schloß mit den Worten: „Gelobt wir durch Handschlag, lieben Leute, daß Ihr Euere Dienste, wie Ihr sie bisher geleistet, ohne Zögern wieder aufnehmen und die Euch vorgesetzten Obrigkeit wie vordem gehorchen wollt. Versteht mich nicht in die traurige Nothwendigkeit, von der mir übertragenen Gewalt Gebrauch machen zu müssen. Obst den übrigen verbleibenden und verirrten Unterthanen ein gutes Beispiel. Ist dies Euer ernstlicher, freier Wille, so antwortet mit einem lauten Ja."

Dieses „Ja" erfolgte einstimmig, aber nicht eben laut, sondern vielmehr ziemlich kleinlaut, denn das Aufgeben ihrer gehegten Hoffnungen mochte den armen Leuten doch etwas schwer werden. Erst 42 Jahre später sollte im Wege der Gesetzgebung die Ablösung der bäuerlichen Lasten erfolgen. Uebrigens hielt die fürstliche Regierung selbst streng darauf, daß die Bauern von den Gutsherren nicht über das gesetzlich: Maß hinaus bedrückt wurden.

Nun stiegen die Bauern einzeln die eine Treppe zum Altan hinauf, gaben dem Kanzler zur Bekräftigung ihres Versprechens den verlangten Handschlag und gingen dann die andere Treppe wieder hinunter. Bis dahin war alles gut gegangen. Als aber der Kanzler jetzt verlangte, die Bauern sollten diejenigen nennen, welche sie zur Arbeitseinstellung und zum Widerstand angestiftet hätten, weigerten sie sich insgesammt, dies zu thun.

„Nun, wenn Ihr die Rädelsführer nicht namhaft machen wollt, so will ich es selbst thun, damit Ihr seht; daß uns nichts verborgen ist," sagte darauf der Kanzler und nannte die Namen von drei Bauern, die sofort verhaftet wurden.

Die Uebrigen, die darüber in die Seele hinein erschraken, ermahnte er, sie sollten, wenn sie gegründete Beschwerden hätten, dieselben gehörigen Orts anbringen, aber nicht zu strafbarer Selbsthülfe schreiten. Die Regierung werde jederzeit darauf achten, daß ihnen kein Unrecht geschehe.

Darauf fragte er die Bauern, ob sie wider ihren Gutsherrn Klage zu führen hätten. Sie verneinten dies einmüthig, de schwelen sich aber vielfach über dessen Pächter. Als sie dabei alle durcheinander sprachen, sagte der Kanzler: „Kinder, laßt alles ordentlich aufeinen und schickt es mir. Habt aber Geduld, denn auf einmal kann nicht allen geholfen werden!"

Darauf wurden die Bauern mit nochmaliger Ermahnung entlassen, die drei Verhafteten aber auf die Wache gebracht.

Den vor dem Schloßthore lagernden Truppen wurde von den Offizieren der Hergang mitgetheilt, damit sie die fortgehenden Bauern nicht etwa verhöhnten und belästigten. Die Soldaten zeigten sich sehr erfreut darüber und kamen den Bauern mit ihren vollen Feldflaschen entgegen; der schwere Tag aber schloß in Friede und Freundschaft mit unzähligen Hochrufen auf den Kanzler und den Kommandanten, als diese den Soldaten und Bauern ein paar Tonnen Bier spendeten.

Bereits am 12. September konnte der größte Theil der Truppen zurückgezogen, die Kommission aber am 13. November aufgelöst werden. Von etwa 200 Verhafteten wurden 34 auf ein bis zwei Jahre auf den Königstein geschickt. Diejenigen Bauern aber, welche allen Verführungen und Drohungen zum Trotz die Theilnahme an der Arbeitseinstellung verweigert hatten erhielten besondere Belohnungen.

So endete diese harmlose Parallele zu den weltbewegenden Erschütterungen bei unserem westlichen Nachbar. Ein Geschlecht, das die Lehre aus jener Zeit der furchterlichen Kämpfe zog, hat geschieden zwischen Gutem und Bösem, zwischen Berechtigtem und Unberechtigtem, was in der revolutionären Bewegung des letzten Jahrhunderts lag, es hat auch den Bauern aus der Lommatzscher Pflege ihr Recht und ihre Freiheit gebracht.

Photographie im Verlage von Gustav Schauer in Berlin.

Odaliske.

Studienkopf von Tito Conti.

Blätter und Blüthen.

Deutschlands merkwürdige Bäume. Die Kadhter Linde. Etwa anderthalb Stunden unterhalb Dresdens liegt auf dem rechten Elbufer das schmucke Dorf Kadhz. Es ist aber Kulturboden, auf dem es steht; wohl heute zeigt sich der slavische Ursprung in dem Namen der Ortschaft, die Häuser kehren der breiten Hauptgasse die Giebel zu, die theilweise frommen Sprüche aufweisen, und viele Eingangsthüren prangen in bunten Farbenschmuck. Ungefähr in der Mitte des Dorfes liegt die dahlie Kirche; zwischen ihr und dem Pfarrhause, mitten unter grünbewachsenen und steingeschmückten Grabstätten aber erhebt sich die weltberühmte Kadhter Linde.

Der stammenswerthe Baumkoloß hat 11 Meter Stammumfang; das Innere des Stammes ist völlig hohl und deshalb sind fein lange Stützen nothwendig geworden. An der einen Seite ist die Rinde herausgebrochen; die Stütze war morsch geworden, die Rinde konnte den starken Ast nicht mehr tragen und wurde mit diesem fortgerissen. Besonders merkwürdig ist nun, daß sich innen ringsum die Rinde neu gebildet hat. An der Bruchstelle hat man vor 15 Jahren ein Gitter angebracht, um den Eintritt in die Höhlung des Stammes zu verhindern. Dem die Dorfbewohner, insbesondere die schulpflichtige Jugend, benutzen den hohlen Raum zu allerhand Unfug. Neuerdings ist noch ein Schloß vorgelegt worden, zu welchem man den Schlüssel in der angrenzenden Pfarrei erhalten kann. Doch bedarf es dessen nicht, da man die Höhlung, welche Platz genug für Tisch und Stühle bietet, von außen genügend übersehen kann.

Deutschlands merkwürdige Bäume: Die Kadhter Linde.

Das Alter des ehrwürdigen Baumes wird auf 1000 Jahre angegeben; leider fehlt aber jeder historische Anhaltspunkt, und eine Berechnung nach Jahresringen ist bei der jetzigen Stammweise völlig ausgeschlossen. Jedenfalls hat der Baum in der Geschichte des Ortes eine große Rolle gespielt und von jeher die Bedeutung einer geweihten Stätte gehabt. Hierzu stimmt die Anlage der Kirche unmittelbar daneben. Bekanntlich stand in jedem Dorf in Sachsen, schon lange vor Karl dem Großen, eine heilige Linde und vor derselben war das „Bescheidig“ (Bescheid, d. h. das Gerichts- oder Ortszeichen) aufgestellt. Die Linde mitten im Dorf bezeichnete den Platz, wo man sich abends versammelte und Angelegenheiten der Gemeinde besprach, hier fanden sich die jungen Leute an den Festtagen zum Tanz. Wie man erzählt, soll die Kadhter Linde auch als Pranger für Unkeuschsüchtige Weiber und ähnliche Missethäter gedient haben. In der That findet sich in geringer Höhe über dem Erdboden am Stamm ein eingewachsenes Stück Eisen, das als Rest des Halseisens bezeichnet wird. Die büßenden Frauen sahen, den Hals im Eisen, an den Stamm gelehnt, während die Kirchenbesucher an ihnen zum Gottesdienst vorüberzogen. Doch ist darüber etwas Urkundliches nicht erhalten und wir können uns nur mit dem Wunsche trösten, daß es sich wirklich so verhalten haben möge!

O. L.

Stanleys Briefe über Emin Paschas Befreiung. Keine der afrikanischen Expeditionen der Neuzeit wurde von der gesammten Welt mit so großem Antheil verfolgt wie die Expedition Stanleys zur Befreiung Emin Paschas. Lange Zeit hindurch war das Schicksal beider Helden dieses Dramas ungewiß und die Welt in Europa und Amerika wurde lebhaft durch „afrikanische Gerüchte“ beunruhigt, welche bald Stanley todt sagten, bald ihn und Emin in der Gefangenschaft der Mahdisten schmachten ließen. Da kamen die ersten Briefe von Stanley an und mit wachsender Spannung konnte man den Gang der Ereignisse bis zur glücklichen Ankunft an der Ostküste verfolgen. Stanley und seine Offiziere haben in Afrika Festtag gefeiert, die Sammlung der Briefe ergiebt ein kleines Buch von 8 Druckbogen. Der Inhalt dieser Briefe ist in den Tageszeitungen wiedergegeben worden, aber die Wiedergabe selbst erstreckte sich naturgemäß auf so lange Zeiträume und war mitunter so unvollständig, daß F. Scott Keltie, Bibliothekar der Königlichen Geographischen Gesellschaft in London, gewiß vielen einen guten Dienst erwies, als er die Briefe sammelte und als ein Buch herausgab. Dieses ist im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig auch in deutscher Uebertragung erschienen und bietet uns die beste Auskunft über die Schicksale und geographischen Erfolge der Expedition, die beste Auskunft, bis Stanley selbst sein Werk über die Expedition geschrieben haben wird. Was nun die Hauptsache, die Befreiung Emins selbst, anbelangt, so sind die Briefe reich an werthvollen Auskünften, aber ebenso reich an Rätseln. Dort gewinnt es den Anschein, daß der Hauptzank in den Gegensätzen zwischen Stanley und Emin in der Würdigung der Länder am oberen Nil von seinen beider liegt. Für Stanleys Auffassung ist die Instruktion bezeichnend, die er am 18. Januar 1888 brieflich seinem Offizier Jephson, der bei Emin weilte, ertheilt: „Seien Sie freundlich und gut gegen ihn (Emin)“, schreibt Stanley, „wegen seiner vielen Tugenden, lassen Sie sich aber nicht auch von der verderbenbringenden Fascination erfassen, welche das Gebiet des Sudan in den letzten Jahren für alle Europäer gehabt zu haben scheint. Sobald Sie seinen Boden betreten haben, scheinen sie in eine Wirbelströmung gezogen zu werden, welche sie hinabsaugt und mit ihren Sinnen bedeckt. Das einzige Mittel, ihr zu entgehen, ist, allen Befehlen von auswärts blind ergeben und ohne zu fragen, zu gehorchen.“

An einer anderen Stelle schreibt Stanley an denselben Offizier: „Ich bemerke, daß ich Ihre Briefe ein halbes Dutzend mal gelesen hätte, und bei jedes maligem Lesen änderte sich meine Ansicht von Ihnen. Zuweilen glaube ich, daß Sie bald Mahdist oder Arabist, dann daß Sie Eminist sind.“ Diese und ähnliche Stellen lassen uns annehmen, daß der „Gegensatz“ zum großen Theil derselbe war, der auch zwischen Gordon und der englischen Regierung geherrscht hat. Ob noch andere Fragen dabei eine wichtige Rolle spielten, und welcher Art diese Fragen waren, das kann niemand aus den Briefen herausklügeln. Die Minister auch wenig lohnen. Das bedeutsame Aktenmaterial, welches in den Briefen enthalten ist, wird ja bald vervollständigt werden, denn wie wichtig auch die verschiedenen Interessen der England länder in der Aequatorialprovinz sein mögen, sie sind kein Staatsgeheimniß der hohen Politik, welches Jahrzehnte lang verschwiegen wird. Es ist zu hoffen, daß, selbst wenn der Stimme von Bagamoyo nicht so bald Imstande sein sollte, Aufklärung zu geben, die Reisenverte Stanleys und seiner Gefährten in nächster Zeit genügendes Licht über diese Fragen verbreiten werden. Einen bleibenden Werth werden aber diese Briefe für die geographische Forschung behalten; hier werden die wichtigen Fragen der Reisen unter dem frischen unmittelbaren Eindruck erörtert, und stets wird es einen hohen Genuß gewähren, zu lesen, wie nach und nach Vermuthungen gestärkt werden und ein einziger kühner Vorstoß eine ganze Reihe finsterlicher Kombinationen über den Haufen wirft.

Fastnacht in der Neumark. (Zu dem Bilde S. 101.) Wie alle Volksfeste, so wird auch Fastnacht in den verschiedenen deutschen Landschaften mit verschiedenen Bräuchen gefeiert. Die Anmuth ist überall erfinderische, wenn es gilt, die festliche Stimmung der Besinnerzeit zu benutzen. So ist es in der Neumark eine alte Sitte, daß die Kinder armer Leute am Fastendienstag, wie unser Bild zeigt, mit einem „Fastnachtspieß“ von Haus zu Haus gehen. Dies Geräthe, mit welchem die jungen Sänger sich ausrüsten, besteht aus einem ungefähr drei Fuß langen, oben zugespitzten Stock mit wahrer Lust aufgeschnittenen, spitzen Tannenzweigen. Die kleinen Stadtwanderer singen halb, halb sprechen sie den folgenden Vers:

„Fastelabend ist hier,
Sechs Dreier zu Bier,
Sechs Dreier zu Speck,
Geh' gleich wieder weg.
Da oben in der Bürste:
Da hängen drei Würste:
Die lange gieb mir,
Die kurze behalt' dir.
Schneid' weg, schneid' weg,
Schneid' ein groß Stück Speck.
Schneid' Mamm, schneid' Mamm,
Schneid' nicht in 'n Bamm.“

Es ist dies bloß einer von vielen Versen, aber er genügt, um Wurst und Speck an den Spieß der Kinder zu zaubern. Fröhlich singen auch

die Kinder wohlhabender Eltern zu Nachbarn und Verwandten mit dem Spiel- und waren stolz darauf, recht viel Fastenbretzeln, Würste u. dergl. mit nach Hause zu bringen.

Zeitvertreib. (In dem Bilde S. 101 u. 105.) In der ganzen europäischen Kulturwelt ist keine Stunde geeigneter, das vertraute Leben und Treiben des Volkes unter sich zu beobachten, als die Stunde des Feierabends an einem Sommertage. Es nähmet auf von des Tages Mühen und Plagen; mit der süßen

Berliner Straßenpostwagen.

Berliner Straßenpostbüreau.

Ruhe nach schwerer Arbeit kommt ein frohmüthiges Gewühl über den Menschen, und der Schimmer des Humors vergoldet ihm die Dinge.

In solchen Stunden läßt sich auch am besten erkennen, wie hundertfach schattirt und buntscheckig die Charaktere ausgeprägt sind, welche das Volksleben bilden. Ein schönes Beispiel dafür liefert uns wieder das Bild von Meister Defregger, welches wir heute bringen. Dasselbe hat einen bestimmten landschaftlichen und wirthschaftlichen Hintergrund. Im Herzen von Tirol, wo das Pfitscherthal und das Stilfserthal zusammentreffen, liegen üppige Bergwiesen, hoch oben an den Abyeingehängen. Vielstündige steile Bergwege trennen sie von den Bauernhöfen, zu welchen sie gehören, und doch ist ihr Grasvuchs so reichlich, daß der Bauer ihr Heu nicht entbehren mag. So bleibt nichts übrig, als daß, nachdem an dem Tag des heiligen Laurentius (Anfang August), die ganze Bevölkerung des Bauernhofes, mit Ausnahme der Bäuerin und der kleinen Kinder, mit Sensen und Heugabeln bewehrt auf ein paar Tage nach jenen Bergwiesen übersiedelt, um dort oben zu mähen, das Heu zu trocknen und es dann, je nach der Beschaffenheit des Weges, entweder auf dem Rücken oder auf nachgeschleiften Tragvorrichten ins Thal zu schaffen. Dieses Geschäft heißt zu befördern. Die Mäher bringen die Nächte während dieser Arbeitszeit in den Hyttaboln zu; da man aber in diesen Stadeln (Schennen) wegen der Feuergefahr kein Feuer anzünden darf, haben sie eine eigene „Kochhütte", die in künstlicher Weise aus vorhandenen Baumstämmen zusammengefügt ist. Diese Kochhütte, ein altes Spielzeug unserer Väter, bildet den Versammlungsplatz für die Mäher, wo sie von der Tagesmühe ruhen, während eine alte Magd in riesigem Kessel die Polenta oder die Milchsuppe für die Gesellschaft bereitet. Vortrefflich ist der Künstler die Freiabendstimmung in Haltung und Gesichtern der fleißigen Gesellschaft gelungen, und derselbe ist auch die Individualisirung der einzelnen Köpfe. Man glaubt es ordentlich zu hören, wie der etwas einfältig aussehende Mensch auf dem Holzklotze, der sich in täppischer Weise bemüht, seinen Hut mit Adlerfedernen und Bogelbeeren zu schmücken, von den übrigen, ihm geistig überlegenen Gesellschaft gemacht wird — sei es nun wegen seiner „Schönheit" oder „Klugheit" oder wegen seiner „Erfolge" bei den Schönen des Dorfes. Aber je drei treuen und kraftvollen Volke der Berge herumgewandert ist, erkennt auf den ersten Blick, wie glücklich unter uns den Völkern Deutschlands unser Bild begriffen ist; aber auch der, dem diese Fremde nie zu theil ward, fühlt heraus, wie einfach, anheimzig und schalkhaft zugleich die Menschen sind, die da drüben hausen.

Heizung der Personenzüge. Die Uebelerziehung eines Eisenbahnwagens hat bekanntlich für die Gesundheit des Reisenden größere Nachtheile zur Folge als einer ungenügende Heizung. Bei den jetzigen Heizmethoden hat das erstere selten leider nicht stattzufinden, wenn der über die Heizung der Personenzüge erlassenen Bestimmungen ist zwar zu erkennen, daß die Eisenbahnverwaltungen den Aufsederungen in Bezug auf das Wohlbefinden der Reisenden entgegen wollen, indessen fehlt es doch den heutigen Betriebseinrichtungen an den nothwendigsten Prüfungsmitteln. Es ist nämlich angeordnet, in der Zeit von Anfang Oktober bis Ende April zu heizen, wenn die äußere Temperatur auf + 5° R. sinkt. In den Monaten Dezember bis Februar soll uns andauernde nicht geheizt werden, überhaupt darf, wenn einmal mit Heizen angefangen wurde, eine Unterbrechung nur dann stattfinden, wenn in drei aufeinanderfolgenden Nächten die Temperatur nicht unter + 5° R. sinken ist. In den Wagen ist eine mittlere Wärme von + 8° R. anzuerkennen, welche anscheinend niedrige Temperatur im Hinblick auf die warmere Winterkleidung der Reisenden vollständig genügt.

Unterwegs haben die Zugführer die Aufsicht zu führen, auch etwaige Beschwerden der Reisenden wegen zu geringer oder zu starker Heizung nach Möglichkeit zu berücksichtigen. Zur Prüfung solcher Beschwerden sollt aber den Zugführern ein Thermometer in ihrer Anordnung. Es bleibt deshalb zum mindesten anzuordnen, daß jeder Zugführer einen Wärmemesser mit sich führe, den er auf Anfordern der Reisenden in die Wagen zu reichen hat. Noch besser wäre es freilich, wenn sich die Eisenbahnverwaltungen entschließen könnten, in jeder Wagenabtheilung ein solches Instrument aufzuhängen, damit sich die Reisenden jederzeit von der Temperaturrichtig überzeugen und namentlich den schädlichen Einflüssen einer Ueberheizung, wenn nicht anders, dann durch rechtzeitige Lüftung, selbst begegnen können.

Das sind der Wünsche ist freilich eine Heizeinrichtung mit selbstthätiger Wärmeregulirung.

Am eine Stunde. (Zu den nebenstehenden Abbildungen von F. Wittig.) Die Massenabfertigung, und die dringende Eile des Verkehrs in den Millionenstädten schafft immer schwierigere Aufgaben und immer ersinnlichere Mittel zu ihrer Bewältigung. Kernpunkt der ganzen ist, daß niemals Zeit verloren werde; was die Stunde bringt, muß schleunigst weitergefördert werden, denn schon bringt die nächste Stunde mit neuen Mühen und neuen Lasten.

In Berlin wurden bis vor kurzem die Briefe, welche auf den einzelnen Postämtern zur Aufgiebung kamen, durch Briefträger, in einer bestimmten Reihenfolge bei den einzelnen Personen aufsuchenden Kastenwagen abgeholt und auf das Hauptpostamt verbracht. Die Fahrt, welche ein solcher Karriol wagen zu machen hatte, dauerte je etwa eine Stunde und so lange ruhten die Briefe unbestellt und unbefördert in ihrem Kasten des Verlieb. Das aber bedeutete einen Zeitverlust, der sich mit den Grundsätzen einer auf der Höhe ihrer Aufgabe stehenden Post

nicht vertragen konnte. Es kam nun auf den Gedanken, für die Abholung der Briefe von den einzelnen Postämtern eigene große Wagen herausstellen, in welchen nicht nur die Masse der Briefe selbst, sondern auch ein Beamter Platz findet. Dessen Aufgabe ist es dann, während der Fahrt die in Empfang genommenen Briefe nach mit gewandter Hand zu sortiren und sie nach ihrer Adresse in die einzelnen Fächer seines Wagens zu vertheilen; ist er an der letzten der ihm zugewiesenen Postanstalten vorüber und hat er auch die von ihr erhaltenen Briefe nach Maßgabe ihres Bestimmungsortes vertheilt, dann packt er den Inhalt seiner Fächer in Packen, welche er fertig zur sofortigen weiteren Beförderung auf den Hauptpostamt abliefert. Dort nimmt er abermals für sie die Postämter seines Bezirks bestimmten Briefpackete entgegen und besteigt sich von neuem auf die Fahrt.

Von unseren Abbildungen zeigt die obere die äußere Ansicht eines solchen „Straßenpostwagens", wie sie seit 1. November 1889 durch die Straßen Berlins fahren, während das die untere einen Blick in das Innere thun läßt. Deutlich sind hier die in der Langseiten befindlichen sich die Fächer für die Briefe, eine ausschlagbare Klappe dient zum Schreiben, auf dem Boden lagern heilige Briefbeutel. Ein Feststand und ein Kreis bilden die Einrichtung des Wagens. Die mit dem Sortiren betrauten Beamten müssen eine große Gewandtheit besitzen, um fertig zu werden, denn es bleiben ihnen von einem Postamt zum andern nur wenige Minuten, in der Ankunftsstunde wagens bemerken wir auch den Briefeinwurf, der von dem Publikum für eilige Sendungen benützt werden kann.

Der Erfinder, welcher durch die neue Einrichtung erzielt wird, beläuft sich wie gesagt durchschnittlich auf eine Stunde. Für eine ziemliche Anzahl Sendungen aber ergiebt sich eine Beschleunigung der Bestellung um volle 12 Stunden, indessen sie noch abends vor Schluß der Post zur Ablieferung gelangen, anstatt erst am andern Morgen.

Es ist kein Zweifel, daß diese Einrichtung der Straßenpostwagen, mit welcher unsere Reichspostverwaltung dankenswerth vorgegangen ist, bald auch in anderen Großstädten Nachahmung finden wird.

Kleiner Briefkasten.

F. Schl. in Gr. Berau. Ein Stoff zweet feste gelegt ist noch der Wahrscheinlichkeit Deutscher Staatsordnung wirkt, denn danach ist auch ein Stoff zweet vom Steuer die warte-tarif, nicht erst auch dem ersten Stoße aufzuheben. Die letzter Abschnitte ist eine Abschaffung des Stoß zweet, welche allerdings durch einige Abänderer Bestimmungen wurden soll, aber erst in Wirksamkeit treten soll nach Verordnung kommt und auch in den Österreich-Ungarischen Staatsordnung bereits aufgehoben ist. Der Erlaß auch der „Allgemeinen Deutschen Staatsordnung" ist 20 und Null zweet zu 40 Reichspfennig.

P. Ch. in Königsberg i. Pr. Leider giebt es keine solchen Kalendermänner. Der Übergang der beiden Zeitgleichungsfaktoren vermehrte bestimmter Gangen ganz nach eigenem Ermessen und auf seine Verantwortung an.

F. R. in Rußau. Gib haben uns die Frage vorgelegt: „Können wir uns alle Meere der Erde ungefrorlich dächten, eine lange Reihe von Jahrhunderten, kann sich der Meeresspiegel wieder heben können, bis der Meeresspiegel seine gegenwärtige Höhe wieder erreichen? Darauf müssen wir antworten: „Wenn alle Meere wieder eisig würden, so würde es gar nicht regnen, denn die Wasserdämpfe, welche von den Meeren aufgestiegen werden, bilden die Quelle von Regen und Schnee. Diese gelangt also keine Ihre Frage so gemeint, wer auch das Wahrscheinlichkeit verschwinden aufgehoben ist der Erde zu den allgemeinen Meeresspiegel ist, d. h. wie lange es regnen müßte, bis die Meere den Regen gesammelt hätten, der gegenwärtig verdunstenden Meeresmassen abgeführt. Diese Frage hat man wiederholt zu beantworten versucht. Nach sorgfältigen Schätzungen beträgt die gesammte Wassermenge des Meeres etwas mehr als 3 Millionen Kubikmeilen; die Höhe der Niederschläge auf dem Festlande im Durchschnitt 1 m jährlich. Würde nun die gesammte auf dem Festlande fallende Regenmenge den Meeren zugeführt werden, so würde das Meeresniveau in 3000 Jahren erreichet sein, würden auch die Verdunstung in Flüssen u. s. w. ab, so ergiebt sich für die Erneuerung des Meeresspiegels ein Zeitraum von 10000 Jahren.

Allerlei Kurzweil.

Schachaufgabe Nr. 2.

Von **W. Steinmann** †.

SCHWARZ

WEISS

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Homonym.

Was mit „das" auf schwanken Wellen
Giebt dem Fahrzeug Kurs und Richtung,
Bringt mit „die" dem Zahler immer
In den Beutel große Lichtung.

Kapselräthsel.

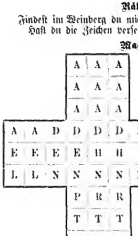
Kennst du den Fisch? Sobald ein Lama er
Voll Appetit hat in sich aufgenommen,
Kreucht auf der Welt er als Reptil umher,
Das schon so manchen Zecher hieß willkommen.

Paul Möbius.

Räthseldistichon.

Findest im Weinberg du mich, da werd' ich dich nimmer erfreuen;
Hast du die Freichen verlebt, schnell eine Stadt du aus mir.

Magisches Kreuz.



Die Buchstaben dieser Figur lassen sich so ordnen, daß die drei langen senkrechten und die ihnen entsprechenden wagerechten Reihen bezeichnen: 1. einen Baum, 2. einen gefährlichen Fisch, 3. einen schwedischen Hafen an der Ostsee.

Räthselhafte Inschrift.

Auflösung des Räthsels auf S. 100:

Tarent — Natter.

Auflösung des Buchstabenräthsels auf S. 100:

Anfang — Anhang.

Auflösung des Homonyms auf S. 100:

Riefer.

Auflösung des Logogryphs auf S. 100:

Sporn — Spott.

Auflösung des Scherzbilderräthsels auf S. 100: Wahlbeeinflussung.

Auflösung der Decliffriraufgabe auf S. 100:

	b	d	l	r	h
o	a	b	c	d	e
i	f	g	h	i	k
u	l	m	n	o	p
e	q	r	s	t	u
u	v	w	x	z	ß

Willst du glücklich sein im Leben,
Trage bei zu andrer Glück;
Denn die Freude, die wir geben,
Kehret in's eigne Herz zurück.

Marie Calm.

Auflösung des Anagramms auf S. 100:

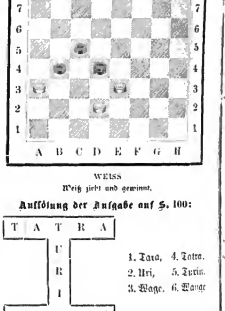
Erbsen + a = Benares, Paris + h = Saphir, Granat + a = Tanagra, Regen + s = Argres, Dame + v = Advent, Anus + e = Arien, Penis + r = Aspern, Banner + i = Berning, Albion + n = Libanon, Loch + e = Chlor, Rimes + o = Simeon, Erben + m = Bremen.

Ahasver in Rom.

Damespielaufgabe.

Von **A. Stadenow.**

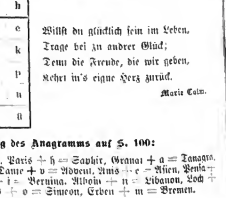
SCHWARZ



WEISS

Weiß zieht und gewinnt.

Auflösung der Aufgabe auf S. 100:



1. Taxe, 4. Tetra.
2. Uri, 5. Turin.
3. Wage, 6. Wange

Ein unentbehrliches Familienbuch, ein bewährter Rathgeber in gesunden Tagen und ein treuer Helfer in der Noth!

In dem unterzeichneten Verlage ist erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

Das Buch vom gesunden und kranken Menschen.

Von Professor **Dr. Carl Ernst Bock.**

Vierzehnte, neu umgearbeitete Auflage. Herausgegeben von **Dr. Max von Zimmermann.**

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und mehreren Farbtafeln.

Vollständig in einem Band. Preis elegant in Halbfranz gebunden 12 Mark.

In diesem berühmten Buche, welches für alle Zeiten ein unübertreffliches Muster klarer, leichtfaßlicher und im besten Sinne des Wortes volksthümlicher Darstellung bleiben wird, ist dem größeren Publikum ein Wort geboten, worin es eingehend über den Bau des menschlichen Körpers, die Verrichtungen seiner einzelnen Organe, sowie über den Gesundheits- und Krankheitszustand derselben unterrichtet und über eine **vernunftige naturgemäße Pflege des Körpers im gesunden und kranken Zustande** belehrt wird.

Die neue vierzehnte Auflage ist von dem durch seine populär-medicinischen Arbeiten bekannten Herausgeber **Dr. med. von Zimmermann,** einem Schüler **Bock's,** niedermann auf das Sorgfältigste durchgesehen und den Fortschritten der stetig und raschen sich entwickelnden Wissenschaft entsprechend mit zahlreichen Zusätzen, Berichtigungen und Ergänzungen versehen worden.

Verlagshandlung von **Ernst Keil's Nachfolger** in **Leipzig.**

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig

Halbheft 5. 1890.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1890. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Flammenzeichen.

Roman von E. Werner.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung.)

Willibald war wortlos der Einladung des Doktors gefolgt; allmählich kam man in ein Gespräch, bei dem Marietta allerdings den Hauptantheil trug. Sie erzählte ausführlich und in höchst komischer Weise das Zusammentreffen mit Willibald. Da sie von der bevorstehenden Verlobung längst unterrichtet war, so behandelte sie den Bräutigam ihrer Freundin wie einen alten Bekannten, sie fragte nach Toni, nach dem Oberforstmeister, und der kleine rothe Mund ging dabei wie ein Mühlwerk.

Der junge Majoratsherr war um so schweigsamer, die helle Stimme, die selbst beim Sprechen so lieblich klang wie Vogelgezwitscher, machte ihn ganz verwirren. Er hatte dem Doktor erst gestern kennen gelernt, als dieser im Fürstenstein einen Besuch abstattete, und es war dabei auch von einer gewissen Marietta die Rede gewesen, die mit seiner Braut befreundet war. Näheres aber wußte er nicht, denn Toni war nicht besonders mittheilsam.

„Und da läßt dies übermüthige Kind Sie nun ohne weiteres im Hausflur stehen und setzt sich an das Klavier, um mir seine Ankunft anzukündigen!“ sagte Volkmar kopfschüttelnd. „Das war sehr unartig, Marietta.“

Das junge Mädchen lachte und schüttelte die kurzen krausen Locken.

„O, Herr von Eichenbogen nimmt es nicht übel, dafür darf er auch zuhören, wenn ich Dir Dein Lieblingslied noch einmal vorspiele, Du hast ja kaum ein paar Takte gehört. Soll ich gleich anfangen?“

Ohne eine Antwort abzuwarten, lief sie an das Klavier, und nun erhob sich wieder jene silberhelle Stimme, die das Ohr förmlich bestrickte mit ihrem Zauber. Sie sang eine alte einfache Volksweise, aber es klang so lockend und schmeichelnd, so weich und süß, als sei plötzlich der Frühling und der Sonnenschein eingezogen in die stillen öden Räume des alten Hauses. Und es legte sich dabei auch wie Sonnenschein auf das Gesicht des alten weißhaarigen Mannes, in das sich so manche Falte der Sorge und des Kummers gegraben hatte. Mit einem halb wehmüthigen, halb freundlichen Lächeln horte er dem Liede zu, das ihn wohl an die Zeit erinnern mochte, wo er noch jung und glücklich war.

Aber er war nicht der einzige aufmerksame Zuhörer. Der junge Majoratsherr von Burgsdorf, der vor zwei Stunden bei den donnernden Klängen des Zauntschareumarsches eingeschlafen war, der in vollster Uebereinstimmung mit seiner Braut die „dumme Musik“ für eine sehr langweilige Sache hielt, er lauschte diesen weichen, quellenden Tönen so andächtig, als ob sie ihm eine neue Offenbarung verkündeten. Weit vorgebeugt saß er da, die Augen unverwandt auf das junge Mädchen gerichtet, das angenscheinlich mit ganzer Seele bei dem Gesange war und dabei mit einer unendlich reizenden Bewegung das Köpfchen hin und her wiegte, und als das Lied zu Ende war, athmete er tief auf und fuhr mit der Hand über die Stirn.

„Mein kleines Singvogelchen!“ sagte Doktor Volkmar zärtlich,

Friedrich Bittterwurzer als Dietrich v. Quitzow.
Nach einer Photographie von Alfred Naumann in Leipzig.

indem er sich zu seiner Enkelin niederbeugte und einen Kuß auf ihre Stirn drückte.

„Gelt, Großpapa, meine Stimme hat nicht gerade verloren in den letzten Monaten?“ fragte sie neckisch. „Aber Herrn von Eschenhagen scheint sie doch nicht zu gefallen, er sagt mir kein Wort darüber.“

Sie blickte mit der Miene eines schmollenden Kindes zu Willibald hinüber, der sich jetzt erhob und gleichfalls an das Klavier trat. Auf seinem Gesicht lag eine leise Röthe und in seinen sonst so ausdrucksvollen blauen Augen leuchtete es auf, als er halblaut sagte:

„O, es war sehr, sehr schön!“

Die junge Sängerin mochte wohl an andere Komplimente gewöhnt sein; aber sie fühlte doch die tiefe, ehrliche Bewunderung in den lakonischen Worten und bemerkte recht gut, welchen Eindruck ihr Gesang gemacht hatte; sie lächelte beglückt, als sie erwiderte:

„Ja, das Lied ist auch sehr schön. Ich habe jedesmal einen förmlichen Triumph damit gefeiert, wenn ich es als Einlage zu meiner Rolle sang.“

„In Ihrer Rolle?“ wiederholte Willy, der sich diesen Ausdruck nicht erklären konnte.

„Nun ja, bei dem Gastspiel, von dem ich eben zurückkomme. O, es ist glänzend verlaufen, Großpapa, und der Direktor hätte es gern verlängert, aber ich hatte schon den größten Theil meines Urlaubs darauf verwandt und wollte doch wenigstens noch einige Wochen bei Dir sein.“

Der junge Majoratsherr hörte in steigender Verwunderung zu. Gastspiel — Urlaub — Direktor — was sollte denn das alles bedeuten? Der Doktor bemerkte sein Erstaunen.

„Herr von Eschenhagen kennt Deinen Beruf noch nicht, mein Kind,“ sagte er ruhig. „Meine Enkelin hat sich zur Sängerin ausgebildet.“

„Wie nüchtern Du das sagst, Großpapa!“ rief Marietta aufspringend; und sich zu der vollen Höhe ihrer zierlichen Gestalt aufrichtend, fügte sie mit komischer Feierlichkeit hinzu:

„Seit fünf Monaten Mitglied eines hochzuverehrenden herzoglichen Hoftheaters, eine Person in Amt und Würden, also — Hut ab, mein Herr!“

Mitglied des Hoftheaters! Willibald zuckte förmlich zusammen bei dem verhängnißvollen Worte. Der wohlerzogene Sohn seiner Mutter theilte deren ganzen Abscheu vor dem „Komödiantenwesen“. Er trat unwillkürlich drei Schritte zurück und starrte entsetzt auf die junge Dame, die ihm so schrecklich verlobte. Sie lachte laut auf bei der Bewegung.

„Nun, so viel Respekt brauchen Sie nicht zu haben, Herr von Eschenhagen! Ich erlaube Ihnen, hier am Klavier stehen zu bleiben. Hat Ihnen denn Toni nicht gesagt, daß ich beim Theater bin?“

„Toni? — Nein!“ stieß Willibald ganz fassungslos hervor. „Aber sie erwartet mich, ich muß nach Fürstenstein — ich bin schon viel zu lange hier gewesen!“

„Recht artig!“ lachte das junge Mädchen ausgelassen. „Das ist wirklich nicht sehr schmeichelhaft für uns; aber da Sie Bräutigam sind, müssen Sie natürlich zu Ihrer Braut.“

„Ja, und zu meiner Mama,“ sagte Willy, der ein dunkles Gefühl hatte, daß ihm irgend etwas Fürchterliches drohe, und dem seine Mutter als ein rettender Engel erschien. „Ich bitte um Entschuldigung, aber ich — ich bin wirklich schon viel zu lange hier gewesen . . .“

Er stockte, denn er erinnerte sich, daß er das schon einmal gesagt hatte, und suchte nach anderen Worten, fand sie aber nicht und wiederholte glücklich die Artigkeit zum drittenmal.

Marietta wollte sich ausschütten vor Lachen. Doktor Botkmar aber erklärte höflich, seinen Gast nicht länger aufhalten zu wollen, und bat, seine Empfehlungen an den Oberforstmeister und an Fräulein von Schönau auszurichten. Der junge Majoratsherr hörte kaum danach, er suchte seinen Hut, machte eine Verbeugung, stotterte einen Abschiedsgruß und lief davon, als ob ihm der Kopf brenne. Er hatte nur den einen Gedanken, daß er so schnell als möglich fort müsse; dies übermüthige, neckische Lachen machte ihn ganz verrückt.

Als Botkmar, der ihn bis zur Thür begleitet hatte, zurückkehrte, wischte sich seine Enkelin, halb erstickt vor Lachen, die Thränen aus den Augen.

„Ich glaube, bei Tonis Bräutigam ist es hier nicht recht richtig!“ rief sie, die zierlichen Finger an die Stirn legend. „Zuerst lief er stumm wie ein Fisch mit dem Koffer hinter mir drein, dann schien er etwas aufzuthauen bei meinem Gesange, und nun bekommt er wieder einen förmlichen Anfall zum Davonlaufen und rennt nach Fürstenstein zu seiner „Mama“, so daß ich ihm nicht einmal einen Gruß an seine Braut mitgeben kann.“

Der Doktor lächelte ein wenig schmerzlich; er hatte besser beobachtet und erriet, woher die plötzliche Veränderung in dem Benehmen seines Gastes stammte.

„Der junge Mann hat wohl noch nicht viel mit Damen verkehrt,“ versetzte er ausweichend, „und er scheint auch noch einigermaßen unter der Vormundschaft seiner Mutter zu stehen; aber seiner Braut gefällt er offenbar ganz gut, und das ist schließlich die Hauptsache.“

„Ja, hübsch ist er!“ sagte Marietta etwas nachdenklich, „sogar sehr hübsch, aber ich glaube, Großpapa, er ist auch sehr dumm.“

Willibald war inzwischen im Sturmschritt bis zur nächsten Straßenecke gelaufen; da blieb er stehen und versuchte, seine Gedanken zu ordnen, die vollständig in Verwirrung gerathen waren. Es dauerte eine ganze Weile, ehe er damit zustande kam, aber er blickte noch einmal nach dem Hause des Doktors zurück, ehe er langsam weiter ging.

Was würde seine Mutter dazu sagen! Sie, die das ganze „Komödiantenvolk“ ohne Ausnahme in Acht und Bann gethan hatte! Und sie hatte recht, Willibald spürte ja ganz deutlich, daß so etwas wie Hexerei von diesem Volke ausging, man mußte sich vor ihm hüten!

Aber wenn diese Marietta Botkmar sich nun einfallen ließe, ihre Jugendfreundin in Fürstenstein zu besuchen? Der junge Majoratsherr hätte sich doch eigentlich entsetzen müssen bei dem Gedanken und war auch seit überzeugt, daß er sich entsetze; aber dabei trat wieder jenes seltsame Leuchten in seine Augen. Er sah unklüglich in dem Empfangszimmer am Flügel, wo vorhin seine Braut gesessen hatte, eine zarte, kleine Elfengestalt, die das Köpfchen mit dem lockigen dunklen Haar wie ein Singvögelchen hin und her wiegte, und der Donner des Janitscharenmarsches verwandelte sich in die weichen quellenden Töne des alten Volksliedes, und dazwischen schallte wieder jenes übermüthige, silberhelle Lachen, das auch wie Musik klang.

Und das alles sollte nun verdorben und verloren sein, weil es der Bühne angehörte? Frau von Eschenhagen hatte oft genug solche Ansichten ausgesprochen und Willibald war ein viel zu guter Sohn, um das nicht für ein Orakel zu halten; aber er stieß einen tiefen Seufzer aus, als er halblaut sagte:

„O wie schade! Wie jammerschade!“

Ungefähr in der Mitte zwischen Fürstenstein und Rodeck, da wo das Waldgebirge sich zu seiner vollen Höhe erhob, lag der Hochberg, ein beliebter und besuchter Aussichtspunkt, der wegen seiner weiten Rundsicht berühmt war. Der runde steinerne Thurm auf seinem Gipfel, der letzte Ueberrest einer im übrigen längst verschwundenen Burgruine, war zugänglich gemacht worden, und zu seinen Füßen hatte sich eine kleine Wirthschaft angesiedelt, die während der Sommermonate reichlichen Zuspruch aus der Umgegend fand. Denn Fremde kamen nicht allzuhäufig in diese wenig bekannten Waldverge und Thäler.

Jetzt im Herbste war der Besuch allerdings spärlich, aber der heutige schöne Tag hatte doch noch einige Menschen zu dem Ausfluge verlockt. Vor einer halben Stunde waren zwei Herren in Begleitung eines Dieners zu Pferde angekommen, und soeben hatte ein Wagen vor dem Wirthshause vor, der neue Gäste brachte.

Auf der Plattform des Thurmes, an der steinernen Brüstung standen die beiden Herren, und der jüngere war eifrig bemüht, seinem Freunde die einzelnen Punkte der Landschaft zu zeigen und zu erklären.

„Ja, unser Hochberg ist berühmt wegen seiner Aussicht,“ sagte er. „Ich mußte ihn Dir doch endlich einmal zeigen, Hartmut. Nicht wahr, der Blick über dies weite grüne Waldmeer ist unvergleichlich?“

Hartmut antwortete nicht, er schien mit dem Fernglase irgend einen Punkt zu suchen.

„Wo liegt denn Fürstenstein? Ah dort! Es scheint ein mächtiges altes Bauwerk zu sein.“

„Ja, das Schloß ist immerhin sehenswerth,“ meinte Fürst Adelsberg. „Im übrigen aber hatteſt Du ganz recht, vorgeſtern zu Haus zu bleiben. Ich habe mich kräftlich gelangweilt bei dem Beſuche.“

„So? Du ſchienſt doch ſehr eingenommen von dem Oberſtallmeiſter.“

„Gewiß, ich plaudere ſehr gern mit ihm, aber er war ausgeſtanden und kam erſt kurz vor meinem Aufbruche wieder zurück. Sein Sohn iſt jetzt überhaupt nicht in Fürſtenſtein, er ſtudiert auch auf der Forſtakademie, und ſo hatte ich denn nur dem Fräulein von Schönau aufzuwarten, aber fürchterlich war dies ‚Vergnügen‘ gerade nicht. Alle fünf Minuten ein Wort und zu jedem Wort eine Minute! Sehr viel Wirthſchaftstüchtigkeit und Häuslichkeit, und ſehr wenig da oben hinter der Stirn! Ich hielt im Schweiße meines Angeſichtes die Unterhaltung im Gange und hatte dann noch die Ehre, den Bräutigam der Baroneſs kennen zu lernen, einen echten, unverfälſchten Landjunker, mit einer ſehr energiſchen Frau Mama, die ihn und die künftige Schwiegertochter gänzlich unter dem Kommando hat. Wir führten muendlich geſtreckte Gewäche und kamen ſchließlich ſogar auf die Rübenkultur, über die ich eingehend belehrt wurde. Es wurde erſt menſchlich, als der Oberſtallmeiſter mit ſeinem Schwager, dem Baron Wallmoden, zurückkehrte.“

Rojanow hielt das Glas immer noch auf Fürſtenſtein gerichtet, während er anſcheinend gleichgültig zuhörte. Jetzt wiederholte er in fragendem Tone:

„Wallmoden?“

„Der neue preußiſche Geſandte an unſerem Hofe. Eine echte Diplomatenerſcheinung, vornehm, kühl, zugeknöpft bis zum Halſe, übrigens von ſehr angenehmen Formen. Excellenz die Frau Baronin waren nicht ſichtbar, was ich mit Faſſung ertrug, denn da der Herr Gemahl ſchon ganze Haare hat, ſo wird ſich die Dame wohl auch in den Alter befinden, dem man nur noch Hochachtung zollt.“

Um Hartmuts Lippen ſpielte ein eigenthümlich bitterer Ausdruck, als er jetzt das Glas ſinken ließ. Er hatte ſeinem Freunde das Zuſammentreffen mit Frau von Wallmoden verſchwiegen. Wozu auch dieſen Namen erwähnen? Er wollte ſo wenig als möglich daran erinnert ſein.

„Uebrigens wird es mit unſerer romantiſchen Waldeinſamkeit bald vorbei ſein,“ fuhr Egon fort. „Wie ich von dem Oberſtallmeiſter hörte, kommt der Hof beſtimmt zu den Jagden nach Fürſtenſtein, und ich kann mich dann auch auf einen Beſuch des Herzogs in Rodeck gefaßt machen. Sehr entzückt bin ich darüber nicht, denn mein erlauchter Herr Onkel pflegt mir ebenſo oft und ebenſo eindringlich Moral zu predigen wie der Stadinger, und da muß ich natürlich ſtandhalten. Aber bei Gelegenheit dieſes Beſuches werde ich Dich vorſtellen, Hartmut. Du biſt doch einverſtanden?“

„Wenn Du es für nothwendig hältſt und die Etikette Eures Hofes es geſtattet —“

„Bah, die Etikette wird bei uns nicht ſo ſtreng gehandhabt, und überdies — die Rojanows gehören doch zu den Bojarenfamilien Deiner Heimath?“

„Gewiß!“

„Nun, dann biſt Du ohne weiteres zu der Vorſtellung berechtigt. Ich hatte ſie allerdings für wünſchenswerth, denn ich habe mir nun einmal in den Kopf geſetzt, Deine Arbeiten auf unſerer Hofbühne zu ſehen, und ſobald der Herzog Dich und Dein Werk kennt, ſteht das gar nicht mehr in Frage.“

Die Worte verriethen die ganze leidenſchaftliche Bewunderung, die der junge Fürſt für ſeinen Freund hegte; aber dieſer zuckte nur leicht die Achſeln.

„Möglich, beſonders wenn Du dafür eintritſt, aber ich mag das nicht der Protektion verdanken. Ich bin kein Dichter von Beruf, weiß noch nicht einmal, ob ich überhaupt ein Dichter bin, und wenn mein Werk ſich nicht ſelbſt den Weg bahnen und erzwingen kann —“

„So wärſt Du ſtarrſinnig genug, es der Oeffentlichkeit zu entziehen — das ſieht Dir ähnlich! Haſt Du denn gar keinen Ehrgeiz?“

„Vielleicht nur zu viel, und daher ſtammt das, was Du meinen Starrſinn nennſt. Ich habe mich nie fügen und unterordnen können im Leben, ich konnte nicht, meine ganze Natur bäumte ſich auf dagegen, und für die Verhältniſſe am Euren bewußten Höfen bin ich zum vollends nicht geſchaffen.“

„Wer ſagt Dir denn das?“ fragte Egon lachend. „Man wird Dich dort wie überall verwöhnen und umſchmeicheln. Es iſt nun einmal Deine Art, wie ein Meteor aufzuſteigen, und von ſolchen Sternen verlangt man es gar nicht, daß ſie die gewöhnlichen Bahnen ziehen. Ueberdies hat Du als Gaſt und Ausländer von vornherein eine Ausnahmeſtellung, und wenn Dich erſt noch der Nimbus des Dichters umgiebt, dann —“

„Denkſt Du mich damit in Deiner Heimath feſtzuhalten!“ ergänzte Hartmut.

„Nun ja denn! Ich allein kenne mir nicht die Macht zu. Dich dauernd zu feſſeln, Du wilder, ruheloſer Gaſt, aber ein aufſteigender Dichterruhm iſt eine Feſſel, die man nicht ſo leicht abſtreift, und ſeit heute morgen habe ich mir geſchworen, Dich um ſeinen Preis wieder fortzulaſſen.“

Rojanow ſtutzte und ſah ihn forſchend an.

„Warum gerade ſeit heut morgen?“

„Das iſt vorläufig mein Geheimniß,“ lagte Egon neckend. „Ah, da kommen noch mehr Gäſte, toie es ſcheint!“

Man hörte in der That Schritte auf der ſchmalen ſteinernen Wendeltreppe, und in der Oeffnung, welche auf die Plattform führte, erſchien das blaſſige Geſicht des alten Thurmwächters.

„Bitte, nehmen Sie ſich in acht, Gnädigſte,“ ermahnte er. ſich beſorgt umſchauend. „Die letzten Stufen ſind ſehr ſteil und ganz ausgetreten — ſo, da wären wir oben!“

Er wollte der nachfolgenden Dame die Hand reichen, aber ſie bedurfte ſeiner Hilfe nicht, ſondern ſtieg leicht und mühelos vollends empor.

„Welch ein ſchönes Mädchen!“ flüſterte Fürſt Adelsberg ſeinem Freunde zu; aber dieſer machte faſt alter Mnwerk eine tiefe und ſehr förmliche Verbeugung vor der Dame, die bei ſeinem Anblick eine gewiſſe Ueberraſchung nicht verbergen konnte.

„Ah, Herr Rojanow, Sie hier?“

„Ich bewundere die Ausſicht des Hochberges, die man wohl auch Ihnen gerühmt hat, Excellenz!“

Das Geſicht des jungen Fürſten verrieth ein grenzenloſes Erſtaunen, als das „ſchöne Mädchen“ Excellenz titulirt wurde und er aus der Anrede erſah, daß ſie ſeinem Freunde nicht fremd ſei. Er kam ſchleunigſt herbei, um gleichfalls dieſer Bekanntſchaft theilhaftig zu werden, und Hartmut konnte nicht umhin, den Fürſten Adelsberg der Baronin Wallmoden vorzuſtellen; aber er berührte nur ſehr flüchtig die Begegnung im Walde, denn die junge Frau ſand es auch heute für gut, ſich in ihre ſtolze Unnahbarkeit zu hüllen. Es wäre kaum nöthig geweſen, denn Rojanow beobachtete die äußerſte Zurückhaltung, ſie ſchienen beider ſeits entſchloſſen, die Bekanntſchaft als eine durchaus flüchtige und oberflächliche zu behandeln.

Egon hatte mit einem vorwurfsvollen Blicke ſeinen Freund geſtreift, er begriff nicht, wie man eine ſolche Begegnung verſchweigen konnte, dann aber fürzte er ſich mit vollſter Lebhaftigkeit in die Unterhaltung. Er ſtellte ſich als Nachbar vor, er wähnte ſeines vorgeſtrigen Beſuches in Fürſtenſtein und ſprach ſein Bedauern aus, Frau von Wallmoden damals verfehlt zu haben. Damit war ein Geſpräch eingeleitet, bei dem der junge Fürſt ſeine volle Liebenswürdigkeit entfaltete, während er zugleich in den Schranken gemeſſenſter Artigkeit blieb. Er wußte freilich von Anfang an, daß er der Gemahlin des Geſandten gegenüber ſtand, der man nicht mit einem kalten Komplimente nahen durfte, wie Hartmut es gegen die Unbekannte gewagt hatte, und dieſer heiteren, unbefangenen Liebenswürdigkeit gelang es ſogar, den eiſigen Hauch zu mildern, der die ſchöne Frau umgab. Egon hatte ſchließlich den Vorzug, ihr die Landſchaft zeigen und erklären zu dürfen.

Hartmut betheiligte ſich nicht ſo lebhaft an der Unterhaltung, wie es ſonſt ſeine Art war, und als er das Fernglas, um das ihn der Fürſt gebeten hatte, wieder hervorzog, vermißte er auf einmal ſeine Briefta[illegible]. Der Thurmwächter erbot ſich ſofort, ſie zu ſuchen, aber Rojanow erklärte, er werde das ſelbſt thun. Er erinnerte ſich noch genau der Stelle, wo beim Herausſtehen irgend etwas zu Boden gefallen war, das er nicht weiter beachtet hatte. Es war jedenfalls die Briefta[illegible] geweſen, er wirde ſie mit leichter Mühe finden und dann die Herrſchaften wieder aufſuchen. Damit grüßte er und verließ die Plattform.

Egon hätte es unter anderen Umständen vielleicht sonderbar gefunden, daß sein Freund so entschieden das Anerbieten des alten Mannes ablehnte und sich selbst der Mühe des Suchens auf der dunklen Wendeltreppe unterzog, jetzt aber war er gänzlich von seinem Erklärerame in Anspruch genommen und schien es nicht gerade ungern zu sehen, daß man ihm das Feld allein überließ. Fran von Wallmoden hatte das Fernglas angenommen, das er ihr bot, und folgte mit offenbarer Aufmerksamkeit seinen Erläuterungen, während er ihr die einzelnen Höhen und Ortschaften nannte.

„Und dort drüben, hinter jenen Waldbergen, liegt Rodeck," schloß er endlich, „das kleine Jagdschloß, wo wir wie zwei menschenfeindliche Einsiedler hausen, abgeschnitten von aller Welt, nur in Gesellschaft einiger Affen und Papageien, die wir aus dem Orient mitgebracht haben und die auch schon ganz melancholisch geworden sind."

„Sie sehen aber gar nicht aus wie ein Menschenfeind. Durchlaucht," sagte die junge Frau mit einem flüchtigen Lächeln.

„Ich habe allerdings nicht viel Anlage dazu, aber Hartmut hat bisweilen förmliche Anfälle von dieser Krankheit, und ihm zu Gefallen vergrabe ich mich dann auch wochenlang mit in die Einsamkeit."

„Hartmut? Das ist ja ein ungermanischer Name, und es ist auch überraschend, daß Herr Rojanow das Deutsche mit so vollkommener Reinheit, ohne jede fremdartige Beimischung spricht. Er stellte sich mir doch als Russländer vor."

„Gewiß, er stammt aus Rumänien, ist aber in Deutschland bei Verwandten erzogen, von denen er wohl auch den deutschen Vornamen geerbt hat," sagte der junge Fürst so unbefangen, daß man sah, er wußte selbst nichts anderes über die Herkunft seines Freundes. „Ich lernte ihn in Paris kennen, als ich gerade im Begriff stand, meine Orientreise anzutreten, und er entschloß sich, mich zu begleiten. Es war mein Glücksstern, der ihn mir zuführte!"

„Sie scheinen sehr eingenommen von Ihrem Freunde zu sein." Es lag etwas wie leise Mißbilligung in dem Tone.

„Ja, Excellenz, das bin ich auch," fiel Egon aufflammend ein, „und nicht ich allein! Hartmut ist eine von jenen genialen Naturen, die überall, wo sie nur erscheinen, die Menschen im Sturme erobern und gewinnen. Man muß ihn sehen und hören, wenn er sich ganz und voll giebt, dann jeden Rückhalt, dann kommt es wie Feuer aus seiner Seele in die der anderen, dann taucht er alles um sich in Gluth und Begeisterung, reißt alles mit sich fort, und man muß ihm folgen, gleichviel wohin der Flug trägt."

Die begeisterte Schilderung fand eine sehr kühle Zuhörerin, die junge Frau schien ihre Sinne ganz der Landschaft zuzuwenden, während sie erwiderte:

„Sie mögen recht haben, Herrn Rojanows Augen verrathen etwas davon, aber auf mich machen solche Feuerseelen einen mehr unheimlichen als sympathischen Eindruck."

„Vielleicht weil sie den dämonischen Zug tragen, der fast immer dem Genie eigen ist. Auch Hartmut hat ihn, er erschreckt mich bisweilen damit, und doch ziehen mich gerade diese dunklen Tiefen seines Wesens unwiderstehlich an. Ich habe es wirklich verlernt, ohne ihn zu leben, und werde alles dran setzen, ihn hier in meiner Heimath zu fesseln."

„In Deutschland? Das wird Ihnen schwerlich gelingen, Durchlaucht. Herr Rojanow hegt eine sehr geringe Meinung von unserem Vaterlande, er vertritt das vorgestern bei unserer Begegnung in ziemlich verletzender Weise."

Der junge Fürst wurde aufmerksam. Die Worte erklärten ihm auf einmal jene kalte Zurückhaltung, deren sich Hartmut einer schönen Frau gegenüber sonst nie schuldig machte und die ihn gleich im ersten Augenblick befremdet hatte. Aber er lächelte.

„Ah, deshalb also schwieg er über das Zusammentreffen! Excellenz haben ihm vermuthlich Ihren Unwillen gezeigt; es geschieht ihm ganz recht, warum lügt er mit einer solchen Verharrlichkeit! Auch mich hat er oft genug gereizt mit dieser angeblichen Geringschätzung, die ich auf Treu und Glauben hinnahm; jetzt freilich weiß ich besser Bescheid."

„Sie glauben nicht daran?" Adelheid wandte sich plötzlich von der Aussicht ab und dem Sprechenden zu.

„Nein, und ich habe den Beweis dafür in Händen. Er schwärmt für unsere deutschen Landschaften! Sie sehen mich mitgründig an, Excellenz; darf ich Ihnen ein Geheimniß anvertrauen?"

„Nun?"

„Ich suchte Hartmut heut morgen auf seinem Zimmer, fand ihn aber nicht; statt dessen fand ich auf seinem Schreibtische ein Gedicht, das er vermuthlich einzuschließen vergessen hatte, denn für meine Augen war es sicher nicht bestimmt. Ich habe es gestohlen ohne alle Gewissensbisse und trage den Raub noch bei mir; Sie sehlen Sie, daß ich Ihnen den Inhalt —"

„Ich verstehe nicht Rumänisch," sagte Frau von Wallmoden mit kühlem Spott, „und Herr Rojanow hat sich schwerlich herabgelassen, in deutscher Sprache zu dichten."

Egon zog statt aller Antwort ein Papier hervor und entfaltete es.

„Sie sind gegen meinen Freund eingenommen, sich sehr es und ich möchte nicht, daß Sie ihn in dem falschen Lichte betrachten, in das er sich selbst gestellt hat. Darf ich ihn mit seinen eigenen Worten rechtfertigen?"

„Bitte!"

Das Wort klang sehr gleichgültig und doch heftete sich der Blick Adelheids mit einer eigenthümlichen Spannung auf das Papier, das nur einige, augenscheinlich mit flüchtiger Hand hingeworfene Verse enthielt.

Egon begann zu lesen. Es waren in der That deutsche Verse, aber von einer Reinheit und einem Wohllaut, wie sie sonst nur einem Meister der Sprache zu Gebote stehen, und das Bild, das sie vor der Zuhörerin heraufbeschworen, trug so seltsam bekannte Züge. Tiefe, träumerische Waldesseinsamkeit, durchweht von dem ersten Hauch des nahenden Herbstes, endlose grüne Tiefen, die unwiderstehlich locken und winken mit ihren dämmernden Schatten, duftige Wiesen, überstrahlt vom goldigen Sonnenlichte, stille kleine Gewässer, die in der Ferne aufblinken, und der schäumende Wald dach, der von der Höhe niederbraust. Und dies Bild hatte Leben und Sprache gewonnen, was darin klang und flüsterte, das war das uralte Lied des Waldes selbst, sein Wehen und Rauschen, sein geheimnißvolles Weben, in Worte gebannt, die wie eine Melodie das Ohr des Hörers bestrickten, und aus dem Ganzen wehte und klagte es wie eine tiefe, eine unendliche Sehnsucht nach diesem Waldesfrieden.

Der Fürst hatte anfangs warm, dann mit voller Begeisterung gelesen, jetzt ließ er das Blatt sinken und fragte triumphirend:

„Nun?"

Die junge Frau hatte regungslos zugehört, aber sie sah den Lesenden nicht an, sondern blickte unverwandt in die Ferne hinaus. Erst bei der Frage zuckte sie leicht zusammen und wandte sich dann hastig um.

„Wie meinten Sie, Durchlaucht?"

„Ist das die Sprache eines Verächters unserer Heimath? Ich glaube nicht!" sagte Egon in voller Siegesgewißheit; aber so sehr ihn auch die Dichtung seines Freundes in Anspruch nahm, er sah es doch, wie schön Frau von Wallmoden gerade in diesem Augenblicke war. Freilich war es wohl nur die eben sinkende Sonne, die ihrem Antlitz diesen rosigen Schimmer, ihren Augen diesen Glanz lieh, denn ihre Haltung war ebenso kalt wie die Antwort:

„Es ist wirklich überraschend, daß ein Fremder die deutsche Sprache so vollständig beherrscht."

Egon sah sie betroffen an. Das war alles? Er hatte doch einen anderen Eindruck erwartet.

„Und wie finden Sie das Gedicht selbst?" fragte er.

„Recht stimmungsvoll, Herr Rojanow scheint in der That viel poetisches Talent zu besitzen. — Hier ist Ihr Fernglas, Durchlaucht! Ich danke; aber ich muß wohl jetzt an das Hinabsteigen denken und darf meinen Gatten nicht zu lange harren lassen."

Egon faltete langsam das Papier zusammen und barg es in seiner Brusttasche. Zu seiner warmen, herzlichen Begeisterung empfand er doppelt den eisigen Hauch, der jetzt wieder von der jungen Frau ausging und der ihm das ins Innerste hinein erkältete.

„Ich habe bereits die Ehre, Seine Excellenz zu kennen," sagte er. „Ich darf die Bekanntschaft doch heute erneuern?"

Ein leises Neigen des Hauptes gab ihm die Erlaubniß zu der Begleitung, sie verließen die Plattform, aber Fürst Adelsberg war etwas einsilbig geworden. Er sühlte sich in seinem Stolze gekränkt und bereute jetzt seine Aufwallung, diese Dichtung, deren poetische Schönheit ihn hinriß, einer Dame preisgegeben zu haben, die so gar kein Verständniß für Poesie besaß.

Hartmut war, als er sich verabschiedete, langsam die Wendel-

Ein hungriger Gast.
Nach einem Gemälde von H. Kaulbach.

treppe hinabgestiegen. Die angeblich verlorene Briefstasche ruhte sicher an ihrem gewohnten Platze, sie hatte ihrem Besitzer nur den Vorwand liefern müssen, um sich auf kurze Zeit frei zu machen. Adelheid von Wallmoden hatte im Laufe des Gespräches erwähnt, daß sie in Begleitung ihres Gemahls gekommen, daß er aber unten im Wirthshause geblieben sei, weil er das beschwerliche Steigen auf den steilen dunklen Stufen scheue. Hartmut konnte also ein Zusammentreffen mit ihm nicht vermeiden, aber es sollte wenigstens ohne Zeugen stattfinden. Wenn Wallmoden den Sohn des Jugendfreundes, den er ja nur als Knaben gesehen hatte, trotzdem wiedererkannte, so blieb er vielleicht doch nicht Herr seiner Ueberraschung.

Hartmut fürchtete dies Zusammentreffen nicht, wenn es ihm auch peinlich und unbequem war. Es gab nur eins auf der ganzen Welt, was er fürchtete, ein Antlitz, zu dem er nicht gewagt hätte, das Auge zu erheben, und das weilte fern, das sah er voraussichtlich niemals wieder. Jenem anderen trat er mit dem stolzen Trotze eines Mannes gegenüber, der nur sein Recht gebraucht hatte, als er sich einem gehaßten Berufe entzog. Er war entschlossen, es zu keiner Frage und keinem Vorwurfe kommen zu lassen, sondern, wenn er erkannt würde, den Gesandten in der entschiedensten Weise zu ersuchen, gewisse alte Beziehungen, mit denen er völlig gebrochen habe, als nicht mehr bestehend anzusehen. Mit diesem Entschluß trat er in das Freie.

Auf der kleinen Veranda vor dem Wirthshause saß Herbert von Wallmoden mit seiner Schwester. Der Oberforstmeister wurde durch die bevorstehende Ankunft des Hofes, dessen Jagden er zu leiten hatte, sehr in Anspruch genommen, und auch das Brautpaar war zu Haus geblieben, aber der Tag hätte zu dem Ausfluge nicht besser gewählt werden können. Die Aussicht war vollkommen klar und die Luft warm wie im Sommer.

„Dieser Hochberg ist wirklich sehenswerth!“ sagte Frau von Eschenhagen, indem sie die Augen über die Landschaft schweifen ließ. „Aber wir haben hier fast denselben Blick wie droben auf dem Thurme. Wozu da erst klettern und sich erhitzen und den Athem vertieren auf den endlosen Stufen — ich danke dafür!“

„Adelheid war doch anderer Meinung,“ entgegnete Wallmoden, mit einem flüchtigen Blick nach dem Thurme. „Sie kennt freilich keine Ermüdung und Erhitzung.“

„Und auch keine Erkältung! Das zeigte sich vorgestern, als sie so durchnäßt zurückkam, sie hat nicht einmal einen Schnupfen davongetragen!“

„Ich habe sie aber doch gebeten, künftig auf ihren Spaziergängen Begleitung mitzunehmen,“ sagte der Gesandte ruhig. „Sich im Walde verirren, einen Bach durchwaten und sich schließlich von dem ersten besten Jäger führen und zurechtweisen lassen, das sind doch Dinge, die sich nicht wiederholen dürfen. Adelheid sah das auch vollkommen ein und versprach sofort, meinem Wunsche nachzukommen.“

„Ja, sie ist eine vernünftige Frau, eine durch und durch gesunde Natur, der alles Romantische und Abenteuerliche fern liegt,“ lobte Regine. „Aber es scheint noch mehr Besuch auf dem Thurme gewesen zu sein, ich glaube, wir seien heut die einzigen Gäste.“

Wallmoden blickte gleichgültig dem hochgewachsenen, schlanken Herrn entgegen, der soeben aus der kleinen Pforte des Thurmes trat und nach dem Wirthshause schritt; auch Frau von Eschenhagen sah ihn nur flüchtig an, auf einmal aber schärfte sich ihr Blick und sie fuhr auf.

„Herbert — sieh nur!“

„Was?“

„Den Fremden da — welche seltsame Aehnlichkeit!“

„Mit wem?“ fragte Herbert, der jetzt auch aufmerksam wurde und den Fremden genauer in das Auge faßte.

„Mit — unmöglich, das ist keine bloße Aehnlichkeit! Das ist er selbst!“

Sie war aufgesprungen, bleich vor Erregung, und ihr Blick bohrte sich förmlich in das Gesicht des Nahenden, der eben den Fuß auf die erste Stufe der Veranda setzte. Jetzt begegnete sie seinen Augen, diesen dunklen Flammenaugen, die ihr so oft aus dem Antlitz des Knaben geleuchtet hatten, und jetzt schwand der letzte Zweifel.

„Hartmut! Hartmut Falkenried. Du —“

Sie verstummte plötzlich, denn Wallmoden legte schwer die Hand auf ihren Arm und sagte langsam, aber mit Schärfe: „Du bist im Irrthum, Regine, wir kennen den Herrn da nicht!“

Hartmut stutzte, als er Frau von Eschenhagen erblickte, die seinem Blicke bisher durch das Laubwerk der Veranda entzogen gewesen war; auf ihre Anwesenheit war er allerdings nicht vorbereitet. Aber in dem Augenblick, wo er sie erkannte, trafen auch jene Worte des Gesandten sein Ohr, und er verstand nur zu gut diesen Ton, der ihm das Blut in die Schläfe trieb.

„Herbert!“ Regine sah ungewiß den Bruder an, der ihren Arm noch immer fest hielt.

„Wir kennen ihn nicht!“ wiederholte er in dem gleichen Tone. „Muß ich Dir das erst sagen, Regine?“

Sie begriff jetzt auch die Mahnung, mit einem halb drohenden, halb schmerzlichen Blicke wandte sie dem Sohne des Jugendfreundes den Rücken und sagte mit tiefer Bitterkeit:

„Du hast recht — ich habe mich geirrt.“

Hartmut zuckte zusammen und wie im aufbrodernden Zorne trat er einen Schritt näher.

„Herr von Wallmoden!“

„Sie wünschen?“ fragte dieser, ebenso scharf und ebenso verächtlich wie vorhin.

„Sie kommen meinen Wünschen zuvor, Excellenz,“ sagte Hartmut, sich gewaltsam zur Ruhe zwingend. „Ich wollte Sie soeben ersuchen, mich nicht zu kennen. Wir sind uns also fremd.“

Damit wandte er sich um und trotzig, hoch aufgerichtet davon schreitend, trat er durch einen anderen Eingang in das Haus.

Wallmoden sah ihm mit gerunzelter Stirn nach, dann wandte er sich zu seiner Schwester.

„Konntest Du Dich nicht besser beherrschen, Regine? Wozu die Scene bei einer derartigen Begegnung! Dieser Hartmut existirt nicht mehr für uns.“

Regines Gesicht verrieth nur zu sehr, wie das Zusammentreffen sie erschüttert hatte, ihre Lippen bebten noch, als sie erwiderte:

„Ich bin kein gewiegter Diplomat wie Du, Herbert. Ich habe es noch nicht gelernt, ruhig dazustehen, wenn einer, den ich längst gestorben und verdorben glaubte, unversehens leibhaftig vor mir steht.“

„Gestorben? Das war wohl nicht auszunehmen bei seiner Jugend. Verdorben? Das mag allerdings zutreffen — sein bisheriges Leben war danach!“

„Das weißt Du?“ fuhr Frau von Eschenhagen betroffen auf. „Kennst Du dies Leben etwa?“

„Wenigstens theilweise. Falkenried steht mir denn doch zu nahe, als daß ich nicht hätte nachforschen sollen, was aus seinem Sohne geworden ist. Selbstverständlich schwieg ich darüber gegen ihn und auch gegen Dich, aber sobald ich damals auf meinen Posten zurückgekehrt war, benutzte ich unsere diplomatischen Verbindungen. Die ja überall hinreichen, um Nachrichten einzuziehen.“

„Nun, und was erfuhrst Du?“

„Im Grunde nur das, was sich voraussehen ließ. Zalika hatte sich mit ihrem Sohne zunächst nach ihrer Heimath gewendet. Du weißt ja, daß ihr Stiefvater, unser Vetter Wallmoden, bereits todt war, als sie nach der Scheidung zu ihrer damals noch lebenden Mutter zurückkehrte. Seitdem wurden die Beziehungen unverseits abgebrochen, jetzt aber erfuhr ich, daß sie kurz vor ihrem Wiederauftauchen in Deutschland in Besitz der Rojaowskischen Güter gelangt war.“

„Zalika? Hatte sie nicht einen Bruder?“

„Allerdings, und er war auch etwa zehn Jahre lang Herr der Güter, aber er starb unvermählt und plötzlich durch einen Unfall auf der Jagd, und da die zweite Ehe der Mutter kinderlos geblieben war, so trat Zalika allein die Erbschaft an — wenigstens dem Namen nach, denn bei dieser verlotterten Bojarenwirthschaft gehörte natürlich das Meiste den Wucherern. Gleichviel, sie fühlte sich als Herrin und plante nun jenen Gewaltstreich, mit dem sie ihren Sohn an sich riß. Einige Jahre wurde dann noch das alte, wilde Leben auf den Gütern fortgesetzt und unsinnig weiter gewirthschaftet, dann brach die Herrlichkeit zusammen. Es kam zum Bankerott und Mutter und Sohn gingen wie ein paar Zigeuner in die weite Welt hinaus!“

Wallmoden berichtete das alles mit derselben kalten Verachtung, die er vorhin Hartmut gegenüber gezeigt hatte, und auch in den Zügen seiner Schwester matte sich der Abscheu, den die pflichttreue,

fittenstrenge Frau vor einem derartigen Treiben empfand. Trotzdem verrieth sich eine unwillkürliche Theilnahme in ihrer Stimme, als sie fragte:

„Und seitdem hast Du nichts wieder von ihnen gehört?“

„Doch, noch einige Male! Als ich bei der Gesandtschaft in Florenz war, leitete mich ihr Name, der zufällig genannt wurde, auf die Spur; sie waren damals in Rom, einige Jahre später tauchten sie in Paris wieder auf, und von dort erhielt ich auch die Nachricht von dem Tode der Frau Zalika Rojanow.“

„Also sie ist todt!“ sagte Regine leise. „Wovon mögen sie denn gelebt haben in all den Jahren?“

Wallmoden zuckte die Achseln.

„Wovon leben all die Abenteurer, die umher durch die Welt ziehen! Wellesley hatten sie noch etwas gerettet aus dem Schiffbruch, vielleicht auch nicht, jedenfalls verkehrten sie in den Salons von Rom und Paris. Eine Frau wie Zalika findet ja überall Hilfsquellen und — Protektion. Als Bojarentochter führte sie den Adelstitel, und die rumänischen Güter, von deren Zwangsverkauf man schwerlich wußte, mögen wohl ihre Rolle gespielt haben bei diesem Auftreten. Die Gesellschaft öffnet sich nur zu bereitwillig solchen Elementen, sobald sie sich äußerlich zu behaupten wissen, und das scheint der Fall gewesen zu sein. Durch welche Mittel — das ist freilich eine andere Frage.“

„Aber Hartmut, den sie gewaltsam mit hineinriß in dies Leben! Was mag aus ihm geworden sein?“

„Ein Abenteurer — was sonst!“ sagte der Gesandte mit vollster Härte. „Die Anlage dazu hatte er von jeher, in dieser Schule wird sie sich wohl entwickelt haben. Seit dem Tode seiner Mutter, der vor drei Jahren erfolgte, hörte ich nichts weiter von ihm.“

„Und mir machtest Du ein Geheimniß aus dem allem?“ fragte Regine vorwurfsvoll.

„Ich wollte Dich schonen, Du hattest diesen Buben, den Hartmut, nur allzusehr ins Herz geschlossen, und überdies fürchtete ich, Du könntest Dich Falkenried gegenüber zu irgend einer Aeußerung hinreißen lassen.“

„Das war eine unnöthige Sorge. Ich habe es nur ein einziges Mal gewagt, von der Vergangenheit zu sprechen, ich hoffte, die starre Eisrinde zu durchbrechen, mit der er sich auch mir gegenüber umgab. Er sah mich nur an — ich werde den Blick nicht vergessen — und sagte mit einem geradezu furchtbaren Ausdruck: ‚Mein Sohn ist todt, das wissen Sie ja, Regine, lassen Sie die Todten ruhen!‘ Ich nenne den Namen sicher nicht wieder vor ihm.“

„So brauche ich Dir nicht erst Schweigen zu empfehlen, wenn Du nach Hause zurückkehrst,“ entgegnete Wallmoden. „Du sollst aber auch Wilibald nichts von diesem Zusammentreffen mittheilen, seine Gutmüthigkeit könnte ihm doch einen Streich spielen, wenn er weiß, daß der einstige Jugendfreund in seiner Nähe ist; es ist besser, er erfährt nichts davon. Ich werde bei einer immerhin möglichen zweiten Begegnung diesen ‚Herrn‘ einfach ignoriren und Motheid kennt ihn ja überhaupt nicht, sie weiß nicht einmal, daß Falkenried einen Sohn gehabt hat.“

Er brach ab und erhob sich, denn soeben trat die junge Frau mit ihrem Begleiter aus dem Thurme. Man begrüßte sich, erneuerte die Bekanntschaft von vorgestern, und Fürst Boeksberg erkundigte sich ganz harmlos, ob sein Freund Rojanow, dessen Verschwinden er sich nicht erklären konnte, hier vorü“ergekommen sei.

Ein Blick Wallmodens warnte seine Schwester, die diesmal auch der Ueberraschung stand hielt; er selbst bedauerte höflich, den betreffenden Herrn nicht gesehen zu haben, und erklärte zugleich, er sei im Begriff, mit seinen Damen aufzubrechen, und bade nur auf die Rückkehr seiner Frau gewartet. Der Befehl zum Anspannen wurde auch sofort gegeben, Egon leistete den Damen Gesellschaft bis zur Abfahrt Gesellschaft und begleitete sie an den Wagen. Mit einer tiefen Verbeugung verabschiedete er sich von dem Gesandten und seiner Gemahlin, oder er blickte noch minutenlang dem davonrollenden Wagen nach.

In dem Goldzimmer des Wirthshauses, wo sich sonst niemand befand, stand Hartmut am Fenster und sah gleichfalls der Abfahrt zu. Auf seinem Gesicht lag wieder dieselbe fahle Blässe wie damals, als er zuerst den Namen Wallmoden hörte, aber jetzt war es die Blässe eines wilden Zornes, der ihn fast erstickte.

Er war auf Fragen und Vorwürfe gefaßt gewesen, die er freilich hochmüthig abweisen wollte, und begegnete statt dessen einer Nichtachtung, die seinen Stolz tödlich verletzte. Die schroffe Mahnung Wallmodens an seine Schwester: „Wir kennen ihn nicht! Muß ich Dir das erst sagen?“ hatte sein ganzes Wesen in Aufruhr gebracht, er fühlte das vernichtende Urtheil, das darin lag. Und auch die Frau, die ihm stets eine mütterliche Liebe bewiesen hatte, auch Regine von Eichenhagen stimmte bei und wandte ihm den Rücken wie einem Menschen, den man sich schämt, einst gekannt zu haben — das war zu viel!

„Nun, da bist Du endlich!“ klang Egons Stimme von der Thür her. „Du warst ja wie vom Erdboden verschwunden! Hat sich die unglückliche Briefstocke denn nun endlich gefunden?“

Rojanow wandte sich um, er mußte sich erst auf den Vorwand besinnen, den er gebraucht hatte.

„Jawohl,“ antwortete er zerstreut, „sie lag auf der Wendeltreppe.“

„Nun, dann würde sie wohl auch der Thurmwächter gefunden haben. Warum bist Du denn nicht zurückgekommen? Recht artig, Frau von Wallmoden und mich so ohne weiteres im Stich zu lassen! Du hast Dich bei der Dame nicht einmal empfohlen, die allerhöchste Ungnade ist Dir gewiß.“

„Ich werde dies Unglück zu tragen wissen,“ sagte Hartmut achselzuckend; der junge Fürst kam näher und legte neckend die Hand auf seine Schulter.

„So? Vermuthlich, weil Du vorgestern schon in Ungnade gefallen bist. Es ist doch sonst Deine Art nicht, davonzulaufen, wenn es die Unterhaltung mit einer schönen Frau gilt. O, ich weiß bereits Bescheid, Ihre Excellenz haben gerubt, Dir den Text zu lesen bei Deinen beliebten Ausfällen auf Deutschland, und der verwöhnte Herr hat das übelgenommen. Nun, von solchen Lippen kann man sich immerhin die Wahrheit sagen lassen.“

„Du scheinst ja ganz hingerissen zu sein,“ spottete Hartmut. „Nimm Dich in acht, daß der Herr Gemahl nicht eifersüchtig wird, trotz seiner Jahre!“

„Ja, es ist ein seltsames Paar,“ sagte Egon halblaut wie in Gedanken verloren. „Dieser alte Diplomat, mit seinen grauen Haaren und seinen kalten, unbeweglen Gesicht, und diese junge Frau, mit ihrer strahlenden Schönheit wie —“

„Ein Nordlicht, das aus einem Eismeer aufsteigt! Es ist nur noch die Frage, wer von den beiden tiefer unter dem Gefrierpunkte steht!“

Der junge Fürst lachte laut auf bei dem Vergleich.

„Sehr poetisch und sehr boshaft! Uebrigens hast Du nicht ganz unrecht, ich habe auch etwas von diesem Polarbaud gespürt, der mich einige Male sehr erkältend anwehte, und das ist ein Glück, denn sonst würde ich mich rettungslos in die schöne Excellenz verlieben. — Aber ich denke, wir brechen jetzt auch auf, meinst Du nicht?“

Er ging nach der Thür, um den Diener herbeizurufen. Hartmut, im Begriff, ihm zu folgen, warf noch einen Blick hinaus, wo an einer freien Stelle des Weges der Wagen des Gesandten wieder sichtbar wurde, und seine Hand ballte sich unwillkürlich.

„Wir sprechen uns noch, Herr von Wallmoden!“ murmelte er. „Jetzt werde ich bleiben! Er soll nicht glauben, daß ich seine Nähe fliehe, jetzt werde ich mich von Egon einführen lassen und alles dran setzen, daß mein Werk einen Erfolg erringt. Wir wollen doch sehen, ob er es dann noch wagt, mich wie den ersten besten Abenteurer zu behandeln. Er soll mir diesen Blick und diesen Ton bezahlen!“

In Fürstenstein rüstete man sich zu dem Empfange des Hofes. Es handelte sich diesmal nicht um einen kurzen Jagdaufenthalt, sondern um einen Herbstaufenthalt, der mehrere Wochen dauern sollte und zu dem auch die Herzogin erwartet wurde. Die oberen Stockwerke des Schlosses mit ihren zahlreichen Räumen wurden gelüftet und in Stand gesetzt, ein Theil der Hofbeamten und der Dienerschaft war bereits eingetroffen und in Waldhysen traf man sestliche Anstalten für die Ankunft des Landesherrn, der auf seiner Fahrt durch das Städtchen kommen mußte.

Auch der Aufenthalt Wallmodens, der unter anderen Umständen nur ein sehr kurzer gewesen wäre, verlängerte sich dadurch. Der Herzog, der den Gesandten in jeder Weise auszeichnete, hatte erfahren, daß dieser zu einem Familienfeste nach Fürstenstein reiste, und den bestimmten Wunsch ausgesprochen, ihn und seine Gemahlin

noch dort zu finden. Das war so viel als eine Einladung, der man nachkommen mußte; Frau von Eschenhagen mit ihrem Sohne wollte gleichfalls noch bleiben, um sich die „Holzgeschichte einmal in der Nähe anzusehen", und der Oberforstmeister, der mit den voraussichtlich stattfindenden großen Jagden Ehre einlegen wollte, hatte täglich Beratungen mit seinen Ober- und Unterförstern und brachte das ganze Forstpersonal auf die Beine. Es herrschte jetzt schon ein ungewöhnlich reges Leben in dem Schlosse.

Aus dem Zimmer des Fräulein von Schönau klang lustiges Geplauder und helles, übermüthiges Lachen. Marietta Volkmar war auf ein Plauderstündchen zu der Jugendfreundin gekommen und fand wie gewöhnlich des Lachens und Erzählens kein Ende. Toni saß am Fenster und neben ihr stand Willibald, der auf Befehl seiner Mutter hier die Rolle einer Schildwache spielen mußte.

Frau von Eschenhagen hatte vorläufig ihren Willen noch nicht durchgesetzt, ihr Schwager war hartnäckig geblieben und auch bei der künftigen Schwiegertochter, die sich sonst so fügsam zeigte, stieß sie auf unerwarteten Widerstand, als sie den Abbruch jenes Verkehrs forderte. „Ich kann nicht, liebe Tante," hatte Toni geantwortet. „Marietta ist so lieb und brav, ich kann sie wirklich nicht so bitter kränken."

Lieb und brav! Frau Regine zuckte die Achseln über diese Unerfahrenheit des jungen Mädchens, dem sie nicht die Augen öffnen mochte; aber sie fühlte sich verpflichtet, einzugreifen, und beschloß nunmehr, in diplomatischer Weise vorzugehen.

Willibald, gewohnt, seiner Mutter alles zu beichten, hatte ihr auch seine Begegnung mit der jungen Sängerin haarklein berichtet, und Frau von Eschenhagen war natürlich außer sich darüber gewesen, daß der Majoratsherr von Burgsdorf einer „Theaterprinzessin" den Koffer nachgetragen hatte. Dagegen nahm sie die Schilderung seines Entsetzens, als er erfuhr, wer Gottes Kind diese Dame eigentlich sei, und seines Davonlaufens mit höchstem Wohlgefallen entgegen und sonderlich auch nun lobenswerth, daß er sich anfangs förmlich angstvoll gegen die ihm angesonnene Aufpasserrolle sträubte. Er schene natürlich jede Berührung mit einer solchen Person. Da seine Mutter es aber unter ihrer Würde hielt, diesen Zusammenkünften beizuwohnen, so sollte er seine Braut beschützen.

Er erhielt gemessenen Befehl, die jungen Mädchen nie allein zu lassen und ausführlich zu berichten, wie diese Marietta sich denn eigentlich benehme. Bei dem ersten derartigen Berichte, der sicher haarsträubend ausfiel, wollte Frau Regine ihren Schwager zu Gemüth führen, welchem leichtsinnigen Umgange er sein Kind preisgegeben hatte, wollte ihren Sohn als Zeugen aufrufen und dann gebieterisch den Abbruch dieser Beziehungen verlangen. Willibald hatte sich heute auch gefügt, er war dabei gewesen, als Fräulein Volkmar das erste Mal nach Fürstenstein kam, hatte seine Braut bei dem Gegenbesuche in Waldhofen begleitet und stand auch heute wieder auf Posten.

(Fortsetzung folgt.)

Stanley vor zwanzig Jahren.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Fern im Süd, im schönen Spanien, trafen wir uns das erste Mal. Die Kunde von der Septemberrevolution, von der die Spanier allzukühn eine Wiedergeburt ihres Vaterlandes erhofften, hatte uns allen wie Verlegenheit Männer der Presse nach Madrid gezogen, einige von bereits anerkannten Rufe, andere wieder erst aufkeimende Berühmtheiten, einzelne auch, denen eine nichts weniger als schöne Zukunft bestimmt war. So ziemlich alle aber waren in dem Bewußtsein einig, daß sie in dem schönen Provenzalend eine mindestens ebenso wichtige Sendung zu erfüllen hätten als die konstituirenden Cortes, über deren Reden und Thaten sie berichteten. Von den Franzosen thaten einige freiwilligen, andere bezahlten Dienst für den Orleanismus, indem sie sich die Finger für den Herzog von Montpensier wund schrieben, der die Verschwörung gegen seine Schwägerin Isabella angezettelt hatte; die meisten, wie E. Masson vom „Journal des Débats", G. de Contouly vom „Temps", mein alter Straßburger Schulkamerad und nunmehr ungerinnlicher Reisegefährte in Spanien, jetzt französischer Gesandter in Bukarest, glaubten, man könne der republikanischen Sache Frankreichs nicht besser dienen, als indem man die Rückkehr der Monarchie in Spanien verhindere; die übrigen schließlich, wie Elie Reclus, später Vorstand der Nationalbibliothek, und sein Gesinnungsgenosse, der alte Garibaldiner Lucien Combatz, später Vorstand des Postwesens unter der Pariser Commune, hielten den spanischen Boden für geeignet, Bakunins anarchistische Ideen aufzunehmen. Während etliche holländische und deutsche Schwärmer für die Rückberufung der einst durch die Inquisition vertriebenen Juden wirken zu können vermeinten, arbeitete Chamerovzow von „Morning Star", wenn er seinen politischen Wochenbericht fertig hatte, an der Bekehrung der Spanier zum Protestantismus, indem er als Bevollmächtigter einer englischen Missionsgesellschaft Traktätchen an alle Firmen schickte, die er in einem dickleibigen spanischen Geschäftskalender fand. Einige Berufsgenossen schrieben und sprachen theils für, theils gegen die Sklavenbefreiung, ein Nordamerikaner eiferte dafür, Spanien solle, um aller seiner Schwierigkeiten los zu werden, Cuba an die Vereinigten Staaten verkaufen: kurz, es herrschte der denkbar größte Wirrwarr der Meinungen unter dem internationalen Federvolke und der Zuhörertribüne des Kongresses, daneben aber auch, wie in freundlicher Erinnerung an jene Zeit bestätigt werden darf, ein herzlicher Verkehr der Berufsgenossen unter einander und mit den Mitgliedern der Cortes selbst. Man besuchte in Gesellschaft die herrlichste Gemäldesammlung der Welt im Museo real, die Stiergefechte und Hahnenkämpfe, Volkssänger und Tänzer, Schauspielhäuser und öffentlichen Bälle und tut sich zu gemeinsamer Tafel ein. Mehr als einmal schickte der Präsident des Hauses, zu dessen Vollmachten auch die Vertheilung von Bonbons unter die Kongreßmitglieder gehörte, die süßesten seiner Süßigkeiten, die Mahonesas (Bonbons aus Mahon) zu uns Herren von der Feder herauf. Und mehr als einmal versammelten sich Abgeordnete, denen wir zu ihren rednerischen Erfolgen Glück gewünscht hatten, mit uns zur Plünderung eines mit Leckereien und Makagaflaschen gefüllten Korbes, der den Weg vom Abgeordnetenhause zu uns gefunden. Neues Leben brachte noch in unsern Kreis ein Paar seltsamer Käuze, das mit dem Anfang des Jahres (1869) aus Paris angerückt kam: der eine, klein und buckelig, das blasse, geistvolle, semitische Gesicht von einer undurchdringlichen Mähne schwarzen Haares eingefaßt, der andere, eine lange, dürre Hopfenstange, mit mongolischer Gesichtsbildung, die rothblonden Haare kurz geschoren. Jener, Alfred Naquet, damals noch Chemiker seines Zeichens und wüthender Republikaner, später Senator und Urheber des berühmten Ehescheidungsgesetzes in Frankreich und darnach Scheuträger des Generals Boulanger; dieser der fanatische russische Romandichter und panslavistische Wühler Bobowrin: beide natürlich gleichfalls mit unfehlbaren Allheitmitteln für die Rettung Spaniens versehen. Leider konnten sie dieselben aber nicht öffentlich anpreisen, denn sie litten dermaßen unter der aller dings schon zu Anfang des Sommers sehr starken Hitze, daß sie vorzogen, ihre Tage in einem dunkel verhängten Zimmer und abwechselnd in einer stets aufs neue mit frischem Wasser gefüllten Badewanne zuzubringen. Ein unvergeßlicher Anblick, wenn, einem Böcklischen Meergreise vergleichbar, Naquet in der Wanne kauerte, während sein russischer Freund im Bademantel mit Riesenschritten das Zimmer auf- und abwandelte oder der letztere seine dürren Beine über den Rand der Wanne heraushing und den Strom der südfranzösischen Beredsamkeit seines auf einem Lehnstuhl neben ihm hockenden Freundes über sich ergehen ließ!

In welche Kategorie von Politikern und Menschen gehörte aber der letzte fremde Ankömmling, der mit einem Mal auf unseren Bänken erschien? Es war ein untersetzter, breitschultriger Mann, eher einem kühnen Geschäftsunternehmer als einem Schriftsteller ähnlich, mit blitzenden, durchbohrenden Augen unter kraftvoll herausgewölbter Stirne, die Backenknochen stark hervortretend, die Oberlippe mit einem dünnen Bärtchen bedeckt, das Kinn energisch herausgearbeitet, das dichte, dunkle Haupthaar nach rückwärts gestrichen. Schweigend pflegte er einige Tage hindurch in unserer Mitte Platz zu nehmen; die Verhandlungen über die neue spanische Verfassung schienen ihm nur geringer Aufmerksamkeit würdig; um so eifriger beobachtete er das Gebahren der maßgebenden Persönlichkeiten der Revolution, Prims, Serranos,

Lopetes u. a. Das Eis brach denn auch, als Prim einmal ein besonders heftiges Donnerwetter gegen die Republikaner losließ; da zupfte er mich am Aermel und sprach mich: „Prim es muy.." (Prim ist sehr . .), ohne im Spanischen weiter zu können; ich suchte ihm mit dem Französischen auf die Spur zu helfen, aber ohne Erfolg. Er kam erst aus richtige Fahrwasser, als ich ihm mit Englisch aufwartete. Nun wurde er warm und entwickelte mir im Flusse seine Meinung, daß alle die langen Verhandlungen über die beste Regierungsform keinen Deut werth seien und alles vielmehr davon abhänge, welcher der Revolutionsgenerale in der entscheidenden Stunde die größte Entschlossenheit und Macht besitze. Es schien ihn zu freuen, daß ich dieser seiner Ansicht eine gewisse Berechtigung zuerkannte, und er stellte sich nun als Henry Stanley, Berichterstatter des „New-York-Herald", vor.

Im Unterschiede von den anderen fremden Berufsgenossen, die in Gasthöfen oder irgendeinem Losod de Huespedes wohnten, hatte sich Stanley gleich nach seiner Ankunft in Madrid häuslich eingerichtet; dies habe er auch in Frankreich, wohin er komme, überall so gehalten. Und wie behaglich es sich unter seinem Zelte leben ließ, erfuhren wir alsbald, als wir, Coulouly, Boborykin, Naquet und ich, seiner Einladung zum Essen folgten. Der amerikanische Kollege erfüllte seine Wirthspflichten aufs gewandteste und liebenswürdigste; Speisen und Getränke ließen nichts zu wünschen übrig; und was uns Stanley vom obessinischen Feldzuge, den er mitgemacht hatte, zu erzählen wußte, war für mich wenigstens ebenso anregend wie Boborykins und Naquets Scherzchen aus dem Lateiner Viertel zu Paris. Einmal platzten freilich die Geister etwas lebhaft auf einander, als Stanley, dessen stärkste Leidenschaft damals sein Yankeethum war, die Verdienste der Nordamerikaner um die Menschheit denjenigen der alten Kulturvölker Europas gleich stellte und sich hierfür im wesentlichen auf die Zahl der in Amerika gedruckten Bibeln und die Leistungen der amerikanischen Wohlthätigkeitsanstalten berief. Wohl mochte Boborykin beim Nachhausegehen bedenklich den Kopf darüber schütteln, wie hatten aber doch schon damals den Eindruck einer ungewöhnlich starken Persönlichkeit. Und zwei Dinge sind mir von dem jungen Stanley besonders lebhaft in der Erinnerung geblieben, sein Berufseifer und die Liebe zu seiner Mutter und Schwester, von denen er mir oftmals sprach, während er sonst eine geringe Achtung vor dem weiblichen Geschlechte zur Schau trug.

Gegen Mitte des Monats Juni ereignete sich seiten einiger spanischer Freunde an die Vertreter der auswärtigen Presse die Einladung zu einer Fahrt nach dem schönen Andalusien. Auch Stanley schloß sich uns an, und ich weiß, daß manchmal auch ihn in den afrikanischen Urwäldern und Wüsteneien die Erinnerung an unsere damaligen phantastischen Erlebnisse erheitert hat. Wer weiß, welcher Begriff von unserer Bedeutung und unserem Einfluß in der Welt bei ohnedies leicht erregbaren südspanischen Bevölkerungen beigebracht worden sein mochte: kurz, als wir in der sonst so stillen Stadt Cordoba anlangten, wurden wir durch die Hochrufe von Tausenden, durch Ansprachen des Alcalden und verschiedener Arbeitervereine begrüßt, empfangen und in feierlichem Zuge nach der Fonda de Suiza (Schweizer-Hof) geleitet, wo ein Festmahl unser harrte. Auf die Willkommreden der Vertreter der Provinz und des Gemeinderathes von Cordoba hieß es nun, in gleichfalls möglichst begeisterungsvoller Rede zu antworten; die Franzosen entledigten sich zumeist ihrer Aufgabe, indem sie feurige Glückwünsche auf die nahe Verbrüderung der spanischen Republik ausbrachten; ich sprach von der stolzen Stellung Spaniens im Schriftthum der Welt; und endlich erhob sich Stanley, wie wenn er sich auf der Platform eines nordamerikanischen Wahlbezirkes befände, um mit Donnerstimme, und indem er sich häufig mit der Faust auf seine wie ein Faß erdröhnende Brust schlug, in vierstündiger Rede auszuführen, die Zeit der lateinischen Rasse in der Neuen Welt gehe zu Ende, die Angelsachsen allein seien berufen, das Sternenbanner der Freiheit und Gesittung von einem Ende Amerikas bis zum andern zu tragen. Zum Glück sprach er englisch, daß die spanischen Zuhörer nicht verstanden; aber es bedurfte inmerhin einer sehr diplomatischen Ueberfetzungskunst, um einen ungünstigen Eindruck dieser rednerischen Leistung Stanleys abzuwenden. Eine ernstere Verwicklung drohte sich an einen andern Zwischenfall dieses Tages zu knüpfen. Wir hatten, auf die Einladung des Gemeinderathes, vom Balkon des Rathshauses aus einer Volksversammlung angewohnt, in der, wie damals üblich, die oyfernuthigsten Beschlüsse zu Gunsten der Republik gefaßt wurden, und wir waren, ohne übrigens die Sache weiter zu beachten, einigermaßen erstaunt, als uns Stanley abends mittheilte, er habe ein Kabeltelegramm von mehreren hundert Worten über die Vorgänge des Tages nach New-York geschickt. Die Frage, was ihm denn so wichtig erschienen sei, ließ er unbeantwortet. Als wir aber von der Rundfahrt durch Sevilla, Cadiz und andere andalusische Städte, wo sich die Festlichkeiten von Cordoba wiederholten, nach Madrid zurückgekehrt waren, sahen wir zu unserem allerdings nicht geringen Staunen den langen Drahtbericht im „New-York Herald", dem zufolge am Tag unserer Anwesenheit in Cordoba ein Kampf auf Leben und Tod zwischen den Monarchisten und Republikanern ausgebrochen und die letztere Partei Sieger gebtieben wäre!

Stanley vor 20 Jahren.

Stanley in der Gegenwart.

Bei Stanley waren die rauschenden Redensarten der Volksredner auf der Stelle zu blutigen Thatsachen geworden. Aber der Russe Boborykin kam schlecht weg, als er dem Amerikaner Vorstellungen hierüber machen wollte. Stanley gab ihm gar keine Antwort, sondern eilte zu mir mit dem Ansinnen, seine Forderung an Boborykin zu überbringen, der unser acht gelassen habe, daß sich ein Gentleman nicht in die Geschäfte eines andern mengen dürfe! Zum Glück gelang es, wieder einen leidlichen Frieden zwischen den beiden Heißsporen herzustellen, und die übrige Zeit, die wir noch zusammen auf spanischem Boden zubringen durften, verlief ohne aufregenden Zwischenfall. Aus jenen spanischen Tagen stammt die mir gewidmete Photographie Stanleys, deren Nachbildung diesem Aufsatze beigegeben ist.

Als wir von einander Abschied nahmen, gaben wir uns Stelldichein in — Afrika. Und ich freute mich nicht wenig darauf, an Stanley, namentlich wegen seiner gerühmten Kenntniß des Arabischen, einen tüchtigen Führer drüben zu finden. Nun wollte es der Zufall, daß ich nach langen Monaten eines Abends auf dem Esbekieh-Platz in Kairo mit ihm zusammentraf und ihm mit meinen paar Brocken Arabisch im Handel mit einem Esel-treiber half, mit dem er sich nicht verständigen konnte. Wir machten nun mehrere Ausflüge in die Umgebung der ägyptischen Hauptstadt und schließlich in der größeren Gesellschaft die herrliche Fahrt nach den Nilkatlen bei Philä. Vor einigen Wochen erst hatte

ich Gelegenheit, mit L. Pietsch, der sich in unserer Mitte befand, die manchertei Erlebnisse dieser Mitreise wieder durchzusprechen. Mit Stanley befanden sich auf einem Boote u. a. der berühmte, inzwischen verstorbene Berliner Archäolog Professor Friedrich und die Franzosen Cambon und Elie Reclus. Diese wunderten sich sehr, daß Stanley sich allabendlich unter englische Reiseweeke über Aegypten vergrub und ohne aufzublicken diese Hefte daraus zusammenschrieb. Auf die Frage, was er da mache, erwiderte Stanley, er schreibe an einem Geschichtswerke über Aegypten; die Frage, ob er denn Altägyptisch verstehe, verneinte er. Als sich darob das Gemüth des deutschen Gelehrten Friedrich entsetzte, sagte Stanley kühl, er habe auch, ohne ein Wort Griechisch zu kennen, eine in Amerika niedergelegene Geschichte Griechenlands verfaßt; dies war mehr, als der deutsche Gelehrte vertragen konnte; es fiel das Wort „Leichtfertigkeit" von der einen, „Schwindelhaftigkeit" von der andern Seite, und ein peinlicher Zusammenstoß war jeden Augenblick zu befürchten. Bei mir beklagte sich Stanley bitter über die alten Zöpfe, die aus Mißgunst die aufstrebenden Jungen niederzudrücken suchten. Es stand sich hier auch wirklich die Alte und die Neue Welt in unverschiedbarem Gegensatze gegenüber. Inzwischen ließ sich Stanley doch über die wahren Gesinnungen und Beweggründe des deutschen Gelehrten aufklären und er blieb einige Tage recht nachdenklich, als ihn E. Reclus mit folgenden Worten vor den Scheideweg gestellt hatte: „Wollen Sie durch Ihre Werke einen kleineren Kreis auserwählter Geister befriedigen, so müssen Sie allerdings einige Jahre Ihres Lebens opfern, um auf irgend einer Hochschule nachzuholen, was Ihnen an klassischer Bildung fehlt; ist es Ihnen aber bloß darum zu thun, bei den Massen in Ihrem Vaterlande sich einen Namen zu machen und sich hiedurch vielleicht eines Tages den Posten eines Senators zu erobern, so fahren Sie getrost auf dem bereits eingeschlagenen Wege fort."

Stanley dankte es einem gütigen Geschicke, daß seine ungeschulte, aber auch unbeugsame Arbeits- und Thatkraft bald in eine Bahn getenkt wurde, auf der er mit der Weltberühmtheit zugleich die Auerkennung der ersten Männer der Wissenschaft ernten durfte.

Noch bevor wir uns trennten, hatte Stanley Ursache, seinerseits wir einmal den Kopf tüchtig zu waschen. Wir lagerten nach glücklich vollendeter Bergfahrt bei trahem Wasche unter den Tempelruinen von Philä, als ein Mitglied der Expedition S. Bakers, von der ein Theil noch bei Khartum vor Anker lag, mit dem Auftrage bei mir erschien, ich solle mich dem englischen Unternehmen als Geschichtschreiber desselben anschließen. Das Abenteuer einer mit bis dahin unerhört großartigen Vorbereitungen unternommenen Fahrt nach Innerafrika war für einen jungen, gesunden Mann verlockend genug; auch die äußeren Bedingungen entsprachen so ziemlich; ich hätte rasch nach Kairo zurückfahren, meine Ausrüstung daselbst auf Bakers Kosten bewerkstelligen und dann so schnell als möglich zur Mannschaft desselben stoßen sollen. Stanley war denn auch die ganze Zeit hinter mir her, ich solle mit beiden Händen zugreifen. Es war aber ein Punkt in dem Antrage, der mir nicht zu Sinne wollte; ich hätte mich auf fünf Jahre verpflichten müssen und dieses Zeitopfer schien mir besonders deswegen zu groß, weil ich als Laie in den Naturwissenschaften mir keineriei dauernden Gewinn fürs Leben von der Theilnahme an dem Unternehmen versprechen konnte. Als ich denn endgültig ablehnte, sand Stanley nicht Worte genug, mich ob einer solchen Unbegreiflichkeit anzuzischeln. Er selber hatte freilich auch kaum Lust, statt meiner einzutreten, denn er wollte damals nichts mit Engländern zu thun haben.

Im übrigen hat sich später das Geschick der Expedition Bakers mit dem persönlichen Geschick Stanleys auf eine wunderbare Weise verflochten, von der nicht viele Kenntniß haben dürften. Man kennt die romantische Geschichte, wie der reiche Besitzer des „New-York-Herald" eines Tages seinen Berichterstatter Stanley nach Paris zu sich berief und ihm in einer Unterredung von wenigen Minuten den Auftrag und die Mittel gab, Livingstone zu suchen. Es war aber beim Gelingen der Fahrt zu Livingstone wie beim frühen Mißlingen der Bakerschen Expedition auch der Einfluß des damaligen Khedive Ismail Pascha sehr erfolgreich thätig gewesen. Der Khedive, der Baker anfangs in jeder Weise gefördert, ihm ägyptische Soldaten zum Schutze mitgegeben und ihn mit Empfehlungen an die innerafrikanischen Stammeshäuptlinge ausgestattet hatte, wurde bald von Mißtrauen befallen, daß die Engländer bei ihrem Vordringen ueben den wissenschaftlichen auch für ihn sehr bedenkliche politische Zwecke verfolgten. Seinen Verdacht bestärkten die Briefe Bakers an den Prinzen von Wales, die sein schwarzes Cabinet in Kairo erbrach und ihm vorlegte, und die, mit bösen Bemerkungen über des Khedive zweideutige Haltung, insbesondere seine Beziehungen zu den Sklavenhändlern im Innern erfüllt, zu seinem immer größeren Verdrusse, regelmäßig nachdem sie der Prinz von Wales gelesen hatte, wortgetreu in der „Times" abgedruckt wurden. Dafür mußte sich nun der Khedive in doppelter Weise zu rächen. Zunächst begegnete der Weitermarsch Bakers, dem zuvor alle Wege bedeut schienen, mit einem Male solchen Schwierigkeiten, daß bald nichts anderes als die Rückkehr der Expedition übrig blieb. Und dann konnte dem englischen Nationalgefühl, das noch nicht so dichhäutig war wie bei der späteren Preisgebung Gordons, der empfindlichste Schlag versetzt werden, wenn es ein Amerikaner mit Erfolg unternahm, Livingstone aufzusuchen, zu dem keiner seiner englischen Landsleute mehr vordringen wagte. In Stanley, der sich damals noch längere Zeit in Kairo aufhielt, hatte Ismail Pascha den richtigen Mann zur Ausführung seines Gedankens gefunden; und wir glauben auch in diesem Punkte, daß der Ruhm, den sich Stanley mit der Reise zu Livingstone und mit allen seinen späteren afrikanischen Thaten verdiente, nur noch heller erstrahlen muß, wenn man auf seine kleinen Anfänge vor zwanzig Jahren zurückblickt. Stanley selber bewahrt jenen Zeiten, die doch so weit hinter ihm liegen, eine lebendige, freundliche Erinnerung, und so oft er aus dem Dunkel Afrikas wieder zum Licht emporraucht, beweist er durch Briefe voll rührender Anhänglichkeit an seine Freunde, daß in seiner von dreifachem Erz umschirmten Brust ein gutes und treues Herz schlägt.

W. Lauser.

Die Erforschung der Meere.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

4 Die deutsche Plankton-Expedition.

Wir haben am Schluß unseres vorhergehenden Artikels* das offene Meer mit der Steppe verglichen, auf welcher allerlei Thiere in Scharen von Weide zu Weide ziehen. Schon die frühere Forschung hat uns interessante Einblicke in die Lebensgeheimnisse der Meeresthierwelt enthüllt. Auf der Hochsee begegneten wir neben den Fischen auch zahllosen winzigen Geschöpfen, wir möchten nur an die Foraminiferen, Radiolarien und namentlich die winzigen Algen erinnern. Die letzteren bedecken oft große Strecken des Meeres, und so sahen z. B. die Naturforscher des „Challenger" auf ihrer Fahrt tagelang solche Anhäufungen von Diatomeen, wahre Algenwiesen, die gleich Sümpfen rochen. Diese Pflänzchen, diese winzigen Thiere, selbst viele von einer Größe, die man noch ganz gut mit unbewaffnetem Auge unterscheiden kann, können gegen die Gewalt der Wogen nicht ankämpfen, sie müssen willenlos den Meeresströmungen folgen, sind ein Spiel von Wind und Wellen, und Professor Viktor Hensen hat diese Gesammtmasse der Organismen mit dem Namen „Plankton" bezeichnet, sie bilden den „Auftrieb" des Meeres, von dem sie unübergewossen werden, wie der vielgewanderte Odysseus, der gleichfalls so sehr „umhergetrieben" wurde, wie Homer von ihm singt.

Keine der Expeditionen zur Erforschung der Meere, die wir bis jetzt erwähnt haben, hat sich eingehender mit diesem Plankton beschäftigt, ja es fehlten sogar der Mittel, um ein genaueres Beobachten dieser winzigen Wesen zu ermöglichen, in wie weit dieselben in den großen Haushalt des Meeres in Frage kommen. Niemand wagte sich an die schwierige Aufgabe, den Auftrieb des Meeres zu zählen und aus den gewonnenen Zahlen unkräftige Schlüsse zu ziehen; auf den ersten Blick mochte auch ein derartiges Unternehmen ebenso mühsam erscheinen, wie wenn man den Sand am Meeresufer hätte zählen wollen.

* Siehe Halbheft 3 dieses Jahrgangs.

Digitized by Google

Dem Schriftsinn und der Ausdauer eines deutschen Forschers ist es gelungen, diese Aufgabe zu lösen, und seine Mühe wurde aufs reichlichste belohnt, indem seine Planktonstudien der Wissenschaft neue Bahnen eröffneten. Dieser Begründer des neuen Forschungszweiges ist Prof. Viktor Hensen in Kiel.

Zunächst ersann er ein Netz, mit dem er diese zumeist unsichtbaren Wesen fangen konnte: das „Planktonnetz", welches aus drei Theilen besteht. Oben ist ein Trichter aus undurchlässigem Zeug angebracht, durch welchen das Wasser in das eigentliche Netz gelangt. Dieses ist aus Müllergaze Nr. 20 gearbeitet, einem feinen Seidengewebe, dessen Maschen nur 0,05 mm weit sind und nur den allerkleinsten Organismen, wie den Bakterien, freien Durchgang gestatten. Unter diesem Netze befindet sich endlich ein Eimer, dessen untere Wandungen gleichfalls aus Müllergaze Nr. 20 hergestellt sind. Das Wasser, welches das Netz durchlassen hat, gelangt in den Eimer. Das Planktonnetz ist nicht groß; seine obere Oeffnung beträgt nur 0,1 qm.

Mit diesem Netze wird in folgender Weise „gefischt": man senkt es in die Tiefe hinab — wir wollen annehmen 20 m tief. Hierauf wird es langsam heraufgezogen. Was nun vorgehen muß, ist klar. Die ganze Wassersäule, die sich über der Netzöffnung befindet, sickert durch das Netz hindurch, sie wird bei dem langsamen Heraufziehen förmlich filtrirt; die kleinen Organismen bleiben auf dem Filter, d. h. im Netze, zurück und selbst diejenigen, welche durch die engen Maschen des Netzes hindurchgeschlüpft sein sollten, werden von dem zweiten Filter des Eimers festgehalten. Ist das Netz wieder an die Oberfläche gelangt, so wird der Inhalt durch einen kräftigen Wasserstrahl in den Eimer ausgespült und dann das Plankton in einen Glascylinder gegossen, wo es sich am Boden sammelt.

Wir haben bei unserem Versuch mit 20 m Tiefe eine Wassersäule filtrirt, die 20 m hoch ist und eine Grundfläche von 0,1 qm besitzt — in dieser Säule sind 2 cbm Wasser enthalten; die Erfahrung hat jedoch gelehrt, daß beim Heranziehen des Netzes 10 Prozent dieser Wassermasse seitlich abfließen, ohne filtrirt zu werden; wir haben somit in dem Glascylinder diejenige Menge des Planktons gesammelt, welche in 1,8 cbm Wasser enthalten ist; wir können sie zählen, wie man die Blutkörperchen unter dem Mikroskope zählt, und daraus den Reichthum bestimmter Meeresgebiete an diesen winzigen Organismen berechnen.

Prof. Hensen hat zuerst seine Planktonstudien in der Ostsee gemacht. Hier als Beispiel die Aufzählung dessen, was man einmal in 1,8 cbm Ostseewasser gefunden. Es befanden sich darin gegen 5 700 000 graziöse und kleine Organismen. Die Hauptmasse bildeten die Algen, an Peridineen befanden sich in dieser Wassermenge fast 5 Millionen, an Diatomeen 630 000 Stück; dann waren kleine Krebschen, Copepoden oder Ruderfüßler, in der beträchtlichen Zahl von 80 000 Individuen vorhanden, der Rest von 10 000 Stück vertheilte sich auf verschiedene andere Thierarten.

Was lesreu uns diese Zahlen? Sehr viel; denn sie zwingen uns, unsere alte Anschauung über das Meer von Grund aus zu wechseln. Die Salzfluth galt uns immer als etwas Unfruchtbares, und wie sehr thaten wir ihr Unrecht! Vergleichen wir sie mit den Wiesen des Festlandes, welche zahlfosen Heerden Nahrung bieten! Ein Quadratmeter Wiesenland erzeugt im Durchschnitt 179 g Heu. Denken wir uns nun die Meeresfläche bis zu 50 m Tiefe gleichfalls als ein Wiesenland und fragen, wie viel Heu, d. h. trockene organische Substanz, die auf dieser Wiese lebenden winzigen Pflänzchen des Planktons liefern! Die Forscher geben uns in betreff der Ostsee die Antwort, daß 1 Quadratmeter derselben 150 g dieser Substanz liefere; somit erzeugt die oberste Fläche des Meeres beinahe ebensoviel an pflanzlicher Nahrung wie unsere Wiesen und sicher mehr als die dürren Hochebenen Tibets, in denen so große Herden von wilden Yaks, wilden Kulanpferden und Antilopen gedeihen.

So erscheint uns an der Hand dieser Zahlen das Meer keineswegs als die unfruchtbare Salzfluth; vor unseren geistigen Augen entfaltet es sich als eine grünende Flur, auf welcher die pflanzenbestreuenden Seethiere reichliche Nahrung finden können, in der sie wirklich weiden wie die Büffel und Antilopen auf den wiesigen Steppenflur! Und wie auf den Festlandswiesen der Graswuchs mit den Jahreszeiten wechselt, so scheint auch der Reichthum der winzigen Pflänzchen in dem Meere Schwankungen unterworfen zu sein, scheint auch hier ein Aufblühen und Verwelken zu herrschen. Wir stehen erst am Anfang dieser Forschung, aber wir können bereits auf deren hohe Bedeutung hinweisen. Von den Algen nähren sich manche Fische, wie z. B. die Sardinen, von ihnen leben auch die frei umherschwimmenden Copepoden, welche oft in großen Massen das Meer bedecken und wieder von den Häringen verzehrt werden. Daraus erhellt die Bedeutung des Planktons in dem Haushalt des Meeres und vor allem die Bedeutung desselben für die Ernährung der Nutzfische. In den pflanzlichen Bestandtheilen des Planktons haben wir die „Urnahrung" aller Seethiere vor uns; denn nur die grüne Pflanzenzelle vermag aus anorganischen Stoffen organische zu erzeugen, und die großen Algen und Tange, die an den Küsten wachsen, liefern nicht genug Vorrath, um die ungeheuren Bedürfnisse aller Seethiere zu decken. Sicher erhalten auch die Thiere der Tiefe einen Theil ihrer Nahrung aus den oberen durchleuchteten Räumen, in welchen Pflanzen noch gedeihen.

Diese Beispiele mögen genügen, um dem Leser die Natur und die hohe Bedeutung der Planktonforschung verständlich zu machen. Ihr Begründer, Prof. Hensen, konnte bis vor Kurzem nur die deutschen Meere, die Ostsee und die Nordsee, untersuchen, für die Wissenschaft war es aber dringend wünschenswerth, diese Forschungen auch auf andere Meere, namentlich aber auf den freien Ocean auszudehnen. Ein deutscher Forscher hatte in der Meereskunde eine neue Bahn eröffnet, die erste größere Expedition, welche zur Erforschung des Planktons in den Ocean hinausstrente, sollte auch eine deutsche sein. Dank dem Entgegenkommen des deutschen Kaisers wurden aus verschiedenen Fonds die Mittel gewährt, welche eine Forschungsfahrt nach dem Atlantischen Ocean ermöglichten, und unter der Leitung Viktor Hensens fand im vorigen Sommer die „deutsche Plankton-Expedition" auf dem Dampfer „National" statt. Als Zoologen schlossen sich der Expedition Prof. Brandt und Dr. Dahl an, als Botaniker wurde Dr. Schütt gewählt; Prof. Krümmel übernahm den Theil der Aufgaben, die sich auf die Physik des Meeres bezogen, während Prof. Dr. Fischer als Arzt der Expedition sich mit Untersuchung der noch äußerst wenig bekannten Bakterien des Meeres beschäftigte.

Mitte Juli begann die Fahrt, über deren äußeren Verlauf die Tageszeitungen ausführlich berichtet haben. Die Reise an und für sich war eine merkwürdige. Der „National" wandte sich zunächst nach Norden, wo er die Grenze des Treibeises erreichte und wo Eisberge in Sicht kamen; dann steuerte er durch die Nord- der Neufundlandbank nach dem Golfstrome, bei welcher Gelegenheit die Forscher in 24 Stunden auch den Winter in den wollen heißen Sommer gelangten, fliegende Fische, weiße Tropikvögel, treibende Bündel des Sargassotanges, belebt mit den ihm eigenthümlichen Krebsen und Fischen, erblickten. Von den Bermudainseln kreuzten sie dann das Sargassomeer, besuchten die Kapverdischen Inseln und dampften nach der einsamen Insel Ascension, die wie ein Schiff vor Anker im Ocean liegt. Von Para an der brasilianischen Küste wollten sie in den Amazonenstrom eindringen, um auch das Plankton eines tropischen Riesenstromes zu untersuchen. Die unzuverlässigen Lotsen setzten jedoch den Dampfer wiederholt auf eine Sandbank, so daß dieser Theil des Programms unausgeführt bleiben mußte. Anfang November kehrte die Expedition nach Kiel zurück; hier aber können die gelehrten Mitglieder noch nicht auf ihren Lorbeeren ausruhen, im Gegentheil, daheim beginnt erst für sie die langwierigste Arbeit.

Die Bestimmung und Zählung eines Fanges mit dem Planktonnetz ist mühseliger, als viele von unseren Lesern denken dürften. Zu der Ostsee ist das Plankton ziemlich gleichmäßig zusammengesetzt, und dennoch erfordert die Auszählung eines Fanges 8 Tage, den Tag zu 8 Arbeitsstunden berechnet. Im Ocean ist der Reichthum des Planktons an Arten größer und das erschwert derart die Arbeit, daß bei jedem Oceanfang etwa 14 Tage zum Auszählen nöthig sein werden. Die Expedition hat nun 140 Planktonfänge gemacht, und so wird es noch lange dauern, bis das mitgebrachte, konservirte Material genau bestimmt sein wird, bis die vollen Ergebnisse vorliegen werden. Aber schon heute ist es möglich, einige Ergebnisse der Expedition nach den Berichten, welche Prof. Krümmel und Prof. Brandt in der „Gesellschaft für Erdkunde" in Berlin abgestattet haben, mitzutheilen.

Man war von der Vermuthung ausgegangen, daß sich überall auf hoher See eine aus kleinsten Thieren und Pflanzen bestehende treibende Masse vorfinden müsse, welche gleichmäßig

genug vertheilt sei, um zu gestatten, daß aus wenigen Fängen ein Rückschluß auf den belebten Inhalt weiter Meeresstrecken gemacht werde. Diese Vermuthung hat sich für die von dem „National“ durchlaufene Strecke von 28 900 km als richtig erwiesen, sie dürfte daher auch für die Meeresflächen der ganzen Erde richtig sein. Aus den Fängen läßt sich schon heute nach oberflächlicher Schätzung bestimmen, daß der Ocean, was die Masse anbelangt, verhältnißmäßig weniger Plankton enthält als die Ostsee; es konnte auch bereits festgestellt werden, daß die nördlichen Theile des Atlantischen Oceans reicher an Plankton sind als die südlichen, während man doch zu der Annahme geneigt war, daß gerade die Fülle von Wärme und Licht unter den Tropen ein reicheres Thier- und Pflanzenleben in der Salzfluth erzeugen müsse.

Aber auch nach anderen Richtungen hin führte die Expedition zu wichtigen Beobachtungen.

Auf Grund des Berichtes von Prof. Krümmel können wir unsere früheren Mittheilungen über die Durchsichtigkeit des Meerwassers (vergl. den 2. Artikel in Halbheft 3) erweitern. Zur Messung derselben wurde u. a. eine große Segelteller-Scheibe in die Tiefe versenkt, und die Anwendung derselben förderte in der Sargassosee ein überraschendes Ergebniß zu Tage. Die Sargassosee war arm an Thieren. „Daggen bewunderten wir,“ berichtet Prof. Krümmel, „das unvergleichlich transparente Blau und die erstaunliche Durchsichtigkeit des Wassers, in welchem die Plankton-netze immer in 40 m, die große Segelteller-Scheibe einmal in 58 m Tiefe, das andere Mal in 66 m Tiefe gesehen wurden.“ Das ist die größte bekannte Sichttiefe der Meere.

Sehr wichtig waren ferner die Ergebnisse, welche das Schließnetz lieferte. Die Netze der früheren größeren Expeditionen zur Erforschung der Meere hatten keine Schließvorrichtung, sie wurden offen hinabgelassen und offen heraufgezogen. Bei dieser Art des Fanges war die Bestimmung der Tiefe, in welcher die frei umherschwimmenden Thiere gefangen wurden, eine mißliche. Wenn z. B. das Netz aus einer Tiefe von 1500 m heraufgeholt wurde, so brauchten die Thiere, die in demselben sich gefangen hatten, durchaus nicht aus dieser Tiefe zu stammen; sie konnten auch unterwegs, in höheren Schichten, in das Netz gelangt sein. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, hat man Netze ersonnen, die wie eine Reisetasche geschlossen hinabgelassen werden, beim Heraufziehen aber sich selbsthätig öffnen und nach Durchlaufen einer gewissen Strecke wieder selbsthätig schließen. Mit diesen Netzen kann man also beliebige Wasserschichten zwischen dem Meeresboden und der Oberfläche abfischen und mit Sicherheit behaupten: der Fang stammt aus dieser oder jener Tiefe, z. B. aus der Wasserschicht von 3500 bis 2000 m Tiefe. Dieses Schließnetz, welches v. Petersen, der frühere Ingenieur der deutschen zoologischen Station in Neapel, erfunden hat und welches von Prof. Chun in Königsberg und Prof. Hensen vervollkommnet wurde, kam auch bei der deutschen Planktonexpedition zur Anwendung.

Die Schließnetzzüge bestätigten zunächst die Annahme, daß das Leben vorzüglich an der Oberfläche und am Grunde des Meeres vertreten ist, während die dazwischen liegenden Schichten arm an Thieren sind. Fünf Schließnetzzüge aus 3500 bis 2000 m Tiefe ergaben von Thieren, die man mit bloßen Augen sehen konnte, nur zwei Arten: einige Copepoden und Phaedarien (Strahlenthiere).

In einer Beziehung aber war das Ergebniß des Schließnetzes durchaus unerwartet: aus 2200 bis 1000 m Tiefe wurden mit ihm einmal zahlreiche lebende Exemplare einer winzigen Meeresalge Halosphaera viridis heraufgeholt, während man doch nach dem Ausspruche der Naturforscher des „Challenger“ in etwa 350 m Tiefe die äußerste Grenze der Pflanzenverbreitung im Meere gefunden zu haben glaubte!

Der Hauptnachdruck war jedoch bei dieser Expedition auf die Planktonforschung gelegt. Täglich zweimal wurde das Planktonnetz in Tiefen von 200 bis 400 m ausgeworfen; dabei mußten noch andere für die Planktonerscheinungen wichtige Beobachtungen angestellt werden; es wurde die Temperatur des Wassers gemessen, man entnahm Wasserproben, um den Salzgehalt des Seewassers zu bestimmen, man suchte die Richtung der Meeresströmung und die des Windes festzustellen; denn das Plankton ist ja ein Spiel von Wind und Wellen!

Da gab es genug zu thun, um diesen wichtigsten Punkt der gestellten Aufgabe zu erfüllen, und so mußten die Forscher, wenn auch mit schwerem Herzen, auf die Untersuchung anderer Fragen verzichten. So kamen die Lothungen und die Tiefseeforschung sehr kurz weg; denn es fehlte an Zeit und auf dem kleinen Schiffe auch an hellenden Händen, um größere Maschinen und größere Netze zu handhaben. Das Schiff war ja nur für dreieinhalb bis vier Monate gemiethet; weiter reichten die Mittel nicht, und so war die Planktonfahrt des „National“ ein hastiger Rekognoszierungszug. Aber die in so kurzer Zeit gewonnenen Ergebnisse sind wirklich hervorragend. Die letzte deutsche Expedition zur Erforschung der Meere ist keine sklavische Nachahmung der amerikanischen, englischen und französischen Expeditionen gewesen. Auf ihr sind ganz neue Bahnen eingeschlagen worden, welche über die meisten Fragen, die das Leben im Meere betreffen, ein neues Licht verbreiten. Das unermeßliche Leben, welches selbst da und zu gewissen Zeiten auch in größeren Tiefen durchdringt, reichlicher uns als ein organisches Ganzes, Tausende, Millionen Fäden verknüpfen, wie uns die Planktonforschung zeigt, die stumme Tiefe mit der rauschenden Hochsee. Die engen Grenzen, welche noch vor Jahren der Verbreitung der Pflanzen in Meerestiefen gezogen wurden, scheinen erweitert; ebenso ist der durchleuchtete Raum der Meeresabgründe als bedeutend größer erkannt worden.

Sollen wir uns mit diesen ersten Erfolgen befriedigt erklären und auf weitere Arbeit verzichten? Das würde einer großen Nation nicht würdig sein. England rüstete auf die Versuchsfahrten des „Lightning“ und „Porcupine“ die große „Challenger“-Expedition aus, Frankreich ließ auf die Fahrten des „Travailleur“ das Kriegsschiff „Talisman“ auf wissenschaftliche Eroberungen auslaufen.

Es ist eine Ehrenpflicht der deutschen Nation, die von deutschen Forschern in neue Bahnen gelenkte Meeresforschung kräftig zu fördern; wie vor Jahren die „Gazelle“, so sollte auch in nächster Zeit ein deutsches Kriegsschiff für eine entsprechend lange Zeit in den Dienst der Wissenschaft gestellt werden. Dank der wohlwollenden Gesinnung unseres Kaisers ist die erste „Plankton-Expedition“ möglich geworden; hoffen wir, daß die Reichsbehörden für den weiteren Ausbau dieser Forschung sorgen werden, die in der Geschichte der Wissenschaft für alle Zeiten eine ruhmreiche Stelle einnehmen wird.

C. Falkenhorst.

Quitt.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von **Theodor Fontane.**

(Fortsetzung.)

Das ist nun also Dein Heim, Lehnert, das Dir eine Friedensstätte werden möge!“ sagte Toby. „So soll ich Dir im Auftrage des Vaters sagen. Er hat dies Zimmer für Dich ausgesucht, weil er meint, die Berge drüben würden Dich freuen.“

„Das werden sie; danke Deinem Vater dafür! Und nun sage mir, wie hab' ich mich drüben zu meinem Nachbar zu stellen? Er ist ein Franzose?“

„Ja. Von Geburt. Aber es ist sein nicht geringer Stolz und, wie Du bald erfahren wirst, auch sein Lieblingsthema, die nationalen Vorurtheile hinter sich zu haben. Er war ein Mitglied der Kommune, ja mehr, ein Führer derselben, und hat den Erzbischof von Paris persönlich lassen und sollte dann später selbst erschossen werden. Nur durch ein Wunder kam er mit dem Leben davon. All das sind Dinge, wovon ich Dir, wenn er's nicht selber thut, ein andermal erzählen werde. Heute nur das noch, daß er Deinen Frieden nicht stören wird, höchstens Deine nächtliche Ruhe. Denn er ist ein unruhiger Geist, den mitunter die Lust anwandelt, ein paar Stunden in der Nacht zu plaudern. Vielleicht ist es auch sein Gewissen, was ihn wach hält. Und dann wankt er durch das Haus und weckt jeden und einmal war er selbst bei

Alnfa.
Zeichnung von F. Schreyer.

dem Vater. Und dann spricht er wie irr und deklamiert lange Gedichte vom Menschengeist, der seine letzten Fesseln abwerfen müsse."

„So nehmt Ihr ihn also einfach als einen Irren?"

„O nein, durchaus nicht; er ist nicht irr, im Gegentheil, er ist grundgescheit und kann alles und weiß alles. Er ist nur ein Fanatiker und thut das Aeußerste, sonst aber ist er wie ein Kind. Er ist der Friedliebendste von uns allen und er ist rührend, wenn er Ruth sieht. Dann verklärt sich sein Gesicht und ich glaube, wenn sie's bekäme, so ging er nach Neu-Caledonien und Numea zurück. Von da floh er nämlich und kam bis hierher. Aber was sprech' ich nur von Monsieur L'Hermite! Du wirst ihn kennen lernen, und unter allen Umständen ist er kein Gesprächsstoff für Deinen Einzug an dieser Stelle. Denn es ist Blut an seinen Händen, ungesühntes Blut."

Lehnert brannte der Boden unter den Füßen, als Toby so sprach, und es war ihm, als ob er fliehen müsse. Toby aber, völlig ahnungslos, welche Wirkung seine harmlos hingesprochenen Worte hervorgerufen hatten, trat in diesem Augenblick an ein mit allerhand Matten und Kissen belegtes, zugleich als Sofa dienendes Bambusgestell und sagte, während er auf zwei darüber aufgehängte Bildchen in schwarzen Rahmen hinwies: „Das ist der Remter in Marienburg . . . Und das hier ist Kloster Oliva. Kennst Du sie? Sie sind das einzige Preußische, was wir noch von alter Zeit her im Hause haben."

Es war nicht ohne Verlegenheit, daß Lehnert Namen und Dinge nennen hörte, die jenseit seiner Kenntniß lagen, es blieb ihm aber erspart, diese Nichtkenntniß gestehen zu müssen, denn Toby brach ab, ohne auf Antwort zu warten, und verließ das Zimmer. Als er schon draußen war, wandt' er sich noch einmal zurück und sagte: „Ich hoffe, daß nichts fehlt. Wenn aber etwas fehlen sollte, hier ist der Knopf, auf den Du drücken mußt; es ist eine Drahtleitung, die wir Monsieur L'Hermite verdanken. Monsieur L'Hermite ist nämlich ein Erfindergenie; nun, Du wirst ihn zu kennen lernen. Und nun Gott befohlen!"

Jetzt war Lehnert allein, ein Augenblick, nach dem er sich gesehnt hatte. Benommen von der Fülle von Eindrücken, die diese wenigen Stunden ihm gebracht hatten, ging er auf das mit Matten und Kissen überdeckte Lager zu, streckte sich nieder und schloß die Augen. Er wollte nicht sehen, um die Bilder seiner Seele desto deutlicher vor Augen zu haben. Da war der Alte, lächelnd, vornehm überlegen. Dann trat Monsieur L'Hermite vor ihn hin, das Köpfi zurückgeschoben und das Gesicht über den Schreibtisch tief gebeugt. Und dann wieder sah er Ruths halb noch kindliche Gestalt und ein Gefühl unendlichen Sehnsucht ergriff ihn. Wonach? Nach einer ihm verloren gegangenen Welt?

Er stand auf und hielt in dem Zimmer Umschau. Schlicht und sauber war alles. Alle Stühle von Bambus, sogar der Schaukelstuhl am Fenster, und am Pfeiler daneben zwei Stiche: Washington und General Grant. Sonst nur noch ein Bett und ein Tisch und eine Bibel darauf. Und er nahm die Bibel, und der Gedanke kam ihm, er wolle sein Schicksal darin lesen und ob er den Frieden finden würde. Und nun schlug er auf: es war ein Psalm, und er las: „Zähle meine Flucht, faße meine Thränen, ohne Zweifel, Du zählst sie. Was können nur die Menschen thun? Ich hoffe auf Dich, Du hast meine Seele vom Tode gerettet."

Er war tief ergriffen und Thränen entstürzten seinem Auge. Dann schritt er auf das Fenster zu, öffnete beide Flügel und sah hinaus. Greisthar nah', so wenigstens erschien es ihm, zog sich das bis auf den Kamm hinauf mit Tannen und allen Arten von Nadelholz bestandene Gebirge, dazwischen aber schlängelte sich ein Weg hernieder und wo der Weg ins Thal mündete, stand ein weißes Haus, zerfallen und ohne Dach, vordem ein Fort, das Fort O'Brien. Darüber lag der blaue Himmel und ein heller Wolkenstreifen zog den Kamm entlang, den an dieser Stelle nur ein einziges mächtiges Felsenstück überragte.

„Das ist der Mittagsstein."

Und dann sah er wieder hinaus und suchte hinauf, ob er nicht noch andere Punkte zur Vergleichung und Erinnerung fände. Zuletzt aber ruhte sein Blick immer wieder bei dem weißen Haus unten am Abhang aus und eine Stimme rief ihm zu, daß sich seine Geschicke dort erfüllen würden.

Aber die Stimme sagte nicht, ob zu Glück oder Unglück.

18.

Anderthalb Wochen waren um und Lehnert hatte sich eingelebt. Er sah sein Regieren und einfach ein Geist der Ordnung und Liebe sorgte dafür, daß alles nach Art eines Uhrwerks ging. Der Tag begann mit einer Andacht, die der Alte klug genug war, wenigstens als Regel knapp und kurz einzurichten, weil er sich sagte, daß Ermüdung der Tod aller Erbauung sei. Gewöhnlich las er einen Psalm oder etwas aus der Paleiarchengeschichte, wenn er nicht vorzog, an mehr oder weniger wichtige Tagesereignisse mit Spruch und Betrachtung anzuknüpfen. War dann unmittelbar nach der Andacht das Frühstück eingenommen, so gab er persönlich die Weisungen für den Tag, was er, gestützt auf eine genaue Kenntniß seines Grund und Bodens und andererseits auch mit Hilfe der ihm am Abend vorher durch Toby oder Kaufhard der Lehnert erstatteten Berichte, sich wohl konnte. Begegnungen um die Mittagsstunde fielen aus, weil ein guter Indsiß entweder gleich mitgenommen oder auf die Felder hinaus geschickt wurde, was denn zur Folge hatte, daß man sich erst um sieben Uhr abends zum zweiten Male zu gemeinschaftlicher Mahlzeit versammelte, woran sich dann der Abendsegen und eine kurze Plauderei schloß. Bald danach zog man sich zurück, denn der Tag begann früh wieder.

Es war kein herrlicher, aber doch ein unausgesetzt friedlicher Verkehr, in dem man lebte, was Lehnert um so mehr Wunder nahm, als die bunte Menschenmasse, daraus sich das Hauswesen von Nogat-Ehre zusammensetzte, nicht einmal durch das Band gemeinsamer kirchlicher Anschauungen zusammengehalten wurde. Die Kaulbarke, Volksmutmaßer, hielten zu Luther, Marusche, die Polin, war katholisch und fuhr alle Jahre zweimal zur Beichte nach Danzig, und L'Hermite war schlechtweg Atheist, so daß von der ganzen Obdajschen Hausgenossenschaft, selbstverständlich mit Ausnahme der eigentlichen Familie, nur die dienenden Eheroke- und Arapahoindianer, Männer und Frauen, zur „Gemeinde" gehörten, in die sie, nach zuvor empfangenem Unterricht, meist mit zwanzig bis vierundzwanzig Jahren einzutreten pflegten. Wenn Lehnert das alles überdachte, sah er sich dadurch mehr als einmal an einen nach Art eines großen Vogelbauers eingerichteten Schaukasten in San Francisko erinnert, drin nicht nur ein Hund, ein Haje, eine Maus und eine Katze sammt Kanarienvogel und Alp, sondern auch ein Storch und eine Schlange friedlich zusammengewohnt hatten. „Eine glückliche Familie" fand als Aufschrift darüber, und wenn Lehnert so beim Frühstück und Abendessen den langen Tisch musterte, kam ihm der Schaukasten immer wieder in den Sinn und er sprach dann wohl leise vor sich hin: „Eine glückliche Familie!" Dann er dann aber weiter nach, wodurch dies Wunder bewirkt werde, so fand er keine andere Erklärung als den „Hausgeist", als Obadja, der das Friedensevangelium nicht bloß predigte, sondern in seiner Erscheinung und seinem Thun auch verkörperte.

Die Folge davon war ein Gefühl immer wachsender Verehrung und Dankbarkeit auf seiten Lehnerts. Aber so wahr und aufrichtig dies Gefühl war, so kam er dennoch merkwürdigerweise zu keiner rechten Freundlichkeit. Er fühlte sich verscheucht und drachte sich's gelegentlich zu geradezu schmerzlichem Bewußtsein, daß er in seinen schwersten und schlimmsten Tagen, ja vor Jahr und Tag noch bei den zweifelhaften Leuten am Sakramento, heiterer und seit auch glücklicher gewesen sei, als hier unter den Verehrten und Nichtbekehrten von Nogat-Ehre. Friede und Freundlichkeit waren da, aber was er mehr und mehr vermißte, war Verkehr und Vertraulichkeit. Obadja, mit all seinen Vorzügen, war doch unnahbar, die Geschwister zu jung, Marusche zu kindisch und Monsieur L'Hermite zu zurückhaltend und zu ablehnend.

Bei diesem Befunde verblieben ihm nur seine Landsleute, die beiden Kaulbarke, und das war hart, weil ihre Nichtenheit keine Grenzen kannte. Dennoch, so nüchtern sie waren und in so lächerlich wichtiger Weise sie sich mit ihrer Lieblingswendung „mein Mann sagt auch" oder „meine Frau sagt auch" auf einander zu berufen pflegten, Voraussagungen, von denen aus ein weiterer Appell nicht wohl mehr möglich war — dennoch sah Lehnert ein, daß er, in Ermangelung von etwas Besserem, durchaus bemüht sein müsse, mit ihnen auf einem möglichst guten Fuße zu leben und das um so mehr, als ihn beide die Thatsache nicht entgelten ließen, daß ihre Machtstellung, das Mindeste zu sagen, durch sein Eintreten

in die Wirthschaft hatdiert worden war. Und so verging denn kein Tag, an dem er nicht an der Seite von Kautbars den Versuch einer mal flüchtigeren, mal eingehenderen Unterhaltung über Nahes und Fernes, über Wirthschaftliches und Persönliches gemacht hätte.

Kautbars' Lieblingsthema war es, mit seiner ganzen gut Schau getragenen Ueberlegenheit den Amerikanern ihre Sünden und Ringelhoffigkeiten vorzuhalten.

Eines Tages war es ein Gespräch über Ruth und Toby, von dem aus die Brücke zu diesem Lieblingsthema mit gewohnter Geschicklichkeit geschlagen wurde.

„Die beiden Kinder sind doch der Sonnenschein von Nogat-Ehre," sagte Lehnert. „Ueber Ruth ist gar nicht zu streiten; ich kann sie nicht leiden, ohne an die Lilien auf dem Felde zu denken. Aber auch Toby, wie brav und wie geschickt ist er, und wie gewandt! Wenn Obadja heute stirbt, was Gott verhüten wolle, so nimmt er die Wirthschaft in die Hand."

„Ja, das thut er, die Einbildung dazu hat er, die haben sie hier alle. Kann ist einer trocken hinter den Ohren, oder auch noch mal, so wird er ein Reverend oder ein Magistrate, oder sie schicken ihn als Gesandten nach der Türkei . . . Na, für die Türken mag es gehen. Un' is un gar ein bischen Krieg in der Luft und soll es gegen Texas losgehen oder Utah oder gegen Mexiko, na, denn hast Du auch gesehen, denn backen sie die Generale und Obersten wie die Semmeln. Und wer heute noch ein Advokat is oder ein Chemist oder ein Lieferant, der is morgen ein Oberst, und un geht's aus Schlachtenschlagen. Und denn fahren sie los und singen Hunkee Doodle und thun, als ob sie wenigstens die Welt erobern wollten, und so lange sie die Schienen unter den Wagen haben, so lange geht es. Aber wenn un das Marschieren anfangt und das erste Camp kommt oder das erste Bivouac, ja, du himmlischer Vater, da haben wir denn die Bescherung. Da is nichts da, da fehlt die Verpflegung und das Gehungere geht los und wenn sie vierzehn Tage lang im Modder gelegen und noch keinen Feind gesehen haben, dann fallen ihnen die Stiebel vom Leibe und keine Nuht hält mehr, und wenn sie dann den Feind zu sehen kriegen, dann pfeifen die Flinten oder gehen gar nicht los, weil das Pulver nichts taugt oder die Patrone nicht paßt. Und warum is es so? Weil es alles bloß Spielerei is und kein Ernst mit, und Ernst is bloß, daß der Lieferant sein Geld kriegt für die Tornister, die immer drücken, und für seine Mäntel von Löschpapier. Ich habe welche gesehen . . ."

Lehnert wollte widersprechen, aber Kautbars litt es nicht und fuhr in gleich überlegenem Tone fort: „Ich habe welche gesehen, sag' ich, die wie Zunder vom Leibe fielen. Und warum? Weil alles Geschäft is, und wo alles Geschäft is, is alles Schwindel. Und wenn ich nu frage: Warum is es alles Schwindel?' is kann ich bloß sagen, weil sie nichts kennen als Geld und nichts wollen als Geld und nichts anbeten als Geld und weil sie keinen richtigen Gott haben. Und woran liegt es? Weil sie verbohrt sind. Und warum sind sie verbohrt? Weil sie nicht dienen. Und der Toby hat auch nicht gedient und von Strammheit und richtiger Propreté ist keine Rede nich. Blaue Neavatte trägt er und hat 'ne schlappe Haltung, aber ein blauer Schluß is nicht Propreté, und eine lange Skafete, die hin und her schwankt und immer schlenkert, weil kein Rückgrat drin is, is auch Strammheit."

Hier hatte sich Kautbars vorläufig erschöpft und Lehnert fand Gelegenheit, einzuwerfen: „Ich bin überrascht, Mister Kautbars. Sie so streng zu sehen. Als hier der große Krieg war, Anno 63, da waren wir beide noch drüben und haben beide nichts gehört und nichts gesehen, und was wir machten, als wir rüber kamen, gehört haben, nu hören Sie, Mister Kautbars, da muß man doch Respekt haben vor dem, wie's damals hergegangen ist; sie haben sich geschlagen wie die besten Truppen und sind auch richtig dezimiert worden und war keine Rede von vor Hunger sterben. Und so mein' ich denn, es kann nicht alles bloß Schwindel sein."

„Es is Schwindel, sag' ich, und wer gedient hat . . ."

„Ich habe auch gedient, Mister Kautbars."

Kautbars lächelte. „Wahrt denn?"

„Bei den Oberster Jägern."

„Na, hören Sie, mit die Jäger, das is immer bloß so so. Das is mich Fisch und mich Vogel und geht eigentlich immer bloß auf Jagd und wildbiedt ein bischen und is kein richtiger Soldat nich. Ich habe bei die Vierundzwanziger gestanden, Hauptmann vor Goerschen, fünfte Compagnie. Haben Sie von dem 'mal gehört? Ich meine von Goerschen. Das heißt, es gab eigentlich zwei Goerschens, einer hieß Franz, der war auch ganz gut, aber unserer hieß Otto und wir nannten ihn ‚unseren Otto' und war schon mit bei Düppel, Schanze drei. Ich sag' Ihnen, die Schanze war weg wie Schnuptabak. Ja, so sind die Vierundzwanziger, Rumpin und Hawelberg, und Mathonne und die ‚Zietenschen', das gehört eigentlich auch noch mit dazu. Hören Sie, die Oberster mögen ja so weit ganz gut sein, man soll nicht streiten und soll auch nein sagen, wenn man's nich weiß. Aber das sag' ich Ihnen, Mister Lehnert, aufs Dienen kommt es an und jeder muß 'mal Rekrut gewesen sein und muß die Honneurs gelernt haben und auch die Signale gelernt haben. Und das is gewiß, wenn der Hornist blies und das Signal von der fünften Compagnie, da gab es ein Ehrenspitzen wie 'n Kavalleriespieß und mitten im Schlaf. Und wenn denn der alte Oberst von Unruh mit seiner Kröhstimme kommandierte: ‚Bataillon! das Gewehr', und denn der Prinz, unser Prinz, die Front abschritt und die Spießkute spielten und wir mit Augen rechts' dastanden wie die Puppen, und ich sag' Ihnen, Lehnert, was für Puppen! — ja, das hätten Sie sehen sollen, das hatte so seine Art, das war ein Vergnügen, und wenn der Prinz dann sagte: ‚Ja, das sind meine Vierundzwanziger: Kinder, wenn ich Soldaten sehen will, dann seh' ich mir die Vierundzwanziger an. Es lebe der Kaiser!' ja, Mister Lehnert, das war was, das kommt vons Dienen und vons Geborschensinnen und von der Strammheit und der Propreté, und wenn Sie die ganzen achtundzwanzig States' umstürzen und hier unser Indianerterritorium mit dazu und alle Mennoniten und den alten Obadja auch, so was fällt nich 'raus un' kann auch nich 'ranskallen, weil's nich drin is und weil alles Schwindel is . . . Und Miß Ruth, nu ja, Miß Ruth ist ein hübsches Ding, geb' ich zu, meinetwegen, und Mister Toby guckt in die Welt wie die Maus aus der Heede. Hübsch sind sie und gewaschen und haben so was wie Prinz und Prinzessin. Aber, bei Lichte besehen, das ist eben der Unsinn. Aber kein Prinz is, daß auch nicht wie 'n Prinz aussehen. Prinz Friedrich Karl, der dunkte, der war einer. Aber Toby? Toby weiß alles am besten und is doch bloß noch ein Quack. Aber das is hier alles eins, und mit zwanzig ist er bei der Gesandtschaft in Japan und mit vierundzwanzig ist er Oberpriester in Nogat Ehre. Denn der Alte wird klapprig und zwig kann er doch nicht leben und wenn er auch so fromm wäre wie Abraham oder wie Hiob."

19.

So vertieften die Gespräche, welche die beiden preußischen „Kameraden", wenn sie morgens auf die Felder hinausritten, miteinander führten, Gespräche, die Lehnert nun zu deutlich zeigten, daß mit dem ganzen Kautbars (und mit der Frau lag es nicht viel besser) wohl ein friedlicher, aber kein freundschaftlicher Verkehr möglich sei.

Und so würde denn das Gefühl von Vereinsamung, das ihn sehr bald nach seinem Erscheinen in Nogat Ehre zu quälen begann, sehr wahrscheinlich in einem beständigen Wachsen geblieben sein, wenn ihm nicht der anfangs mit so viel Mißtrauen und Abneigung angesehene Monsieur Camille L'Hermite mit jedem Tage theurer geworden wäre. Monsieur L'Hermite hatte nichts von der selbstgefälligen Enge, darin sich beide Kautbars gefielen, und so kam es, daß sich für Lehnert mit dem „lieben Landesfeinde" — „mon cher ennemi", wie Monsieur L'Hermite sagte — nach und nach ein Verhältniß anbahnte, das ihm der deutsche Landsmann nicht gewähren konnte.

Den ersten Anstoß zu dieser Wendung gab ein ganz kleiner Vorfall, der sich schon während der ersten Wochen ereignete. Wenn von Tisch aufgestanden und nach kurzem und meist die Wirthschaft betreffendem Gespräche der Rückzug in die Zimmer des oberen Stocks angetreten wurde, schloß sich Lehnert diesem Rückzug nicht immer an, sondern zog es mitunter vor, in einer jenseit der Akazienallee gelegenen Garten und Parkanlage, darin sich auch die von Obadja aus großen Feldsteinen aufgeführte Familiengruft befand, noch eine halbe Stunde lang auf und ab zu gehen, wobei Ruths Nennfandidaten ihn meistens begleitete. Stieg er dann, wenn's dunkel geworden war, auch feuerfeiets die Treppe hinauf,

so klang regelmäßig von linken Korridor ein Choral herüber oder ein geistliches Lied: Ruth sang und Toby begleitete. Was aber Lehnerts Gemüth mehr noch als dieser Gesang in Anspruch nahm, war, daß er mal auf mal, wenn er an Monsieur L'Hermites Zimmer vorüber kam, in aller Deutlichkeit hören konnte, wie dieser die Thür leis ins Schloß drückte, ganz so, wie wenn es's verbergen wollte, dem Gesange Ruths gelauscht zu haben. Einmal aber traf es sich, daß L'Hermite, trotz aller Vorsicht, auf seinem Lauscherposten von Lehnert doch überrascht und dadurch in eine kleine augenblickliche Verlegenheit versetzt wurde. Seine französisch gute Laune half ihm aber rasch darüber hin und sein Käppi zurückschiebend, wie seine Gewohnheit bei jeder Ansprache war, trat er an Lehnert heran und sagte, während er nach dem linken Korridor hinüber deutete: „Nicht übel! Nicht wahr?" Und als Lehnert nickte, nahm er dessen Arm und sagte: „Bitte, treten Sie ein, mein lieber Feind!"

Lehnert folgte denn auch der freundlichen Aufforderung und nahm in einem Schaukelstuhle Platz, während sich L'Hermite mit übereinandergeschlagenen Beinen auf den durch eine grüne Schirmlampe nur mäßig erleuchteten Arbeitstisch setzte. Die mäßige Beleuchtung war denn auch Ursache, daß viele Stellen des Zimmers, der eigentlichen Ecken und Winkel ganz zu geschweigen, in einem Halbdunkel verblieben; aber so gut immer noch Licht genug, um den Umschau haltenden Lehnert erkennen zu lassen, daß der ganze Raum ein merkwürdiges und sehr unordentliches Durcheinander von Schlosserwerkstatt und chemischem Laboratorium, von physikalischem Kabinett und Mineraliensammlung war. Das Chemische herrschte vor, im übrigen aber lief der Gesammteindruck darauf hinaus, daß es nichts auf der Welt gäbe, was hier nicht entdeckt und erfunden werden könnte. Welchem Zweck das alles diente, gab zu denken, und Lehnert, der immerhin einiges von L'Hermites Vergangenheit in Erfahrung gebracht hatte, würde beim Anblick all dieser Kolben und Retorten sicherlich auf einige für Europa bestimmte Nihilistenbomben gerathen haben, wenn nicht Nagat-Ehre so ganz den Stempel des Friedens getragen und Obadja selbst bei jeder sich bietenden Gelegenheit mit einer besonderen Verliebe von Monsieur L'Hermite gesprochen hätte.

Lehnerts Bewenden an diesem ersten Besuchsabend war nur von kurzer Dauer gewesen, aber es hatte doch ausgereicht, beide einander zu nähern und in weiterer Folge sogar regelmäßige Zusammenkünfte herbeizuführen. An jedem dritten Tage, wobei zwischen hüben und drüben gewechselt wurde, traf man sich zu ziemlich später Stunde und plauderte dann bis Mitternacht. Das war die Regel, die, wenn Lehnert Wirth war, streng galt. An den L'Hermites-Abenden aber — an denen, außer einigen anderen Vergnügungseinfesten, auch ein Gastabend in Galveston erstandener mit Cognac und Rhyuithwhiskey reichlich ausgestatteter Rosenholzkasten eine Rolle spielte — ging ihr Geplauder gelegentlich bis über die zwölfte Stunde hinaus. Obadja wußte von diesem Rosenholzkasten und daß ihm, vor allem von L'Hermite selbst, fleißig zugesprochen würde, was er, wie sich denken läßt, mißbilligte; trotzdem ließ er es geschehen, einmal weil ihm alles Erziehen, wenn es sich nicht von selbst machte, zuwider war und weil fast mehr noch, weil er sich nicht das Recht zuschrieb, die Lebensgewohnheiten eines Mannes zu regeln, der, wenn auch ein Flüchtling, so doch immerhin ein unbeaufsandeter Gast und auch eine Person von praktischer Bedeutung für Nagat-Ehre war. Und so störte denn niemand diese Zusammenkünfte, die bald beider Freunde besondere Lust und Freude wurden.

Nur eines, was übrigens die Freude nicht minderte, fiel Lehnert bei diesen abendlichen Zusammenkünften auf, und das war die Zurückhaltung, mit der L'Hermite seine „große Zeit", seine historische Vergangenheit behandelte. Nicht als ob er Lust bezeigt hätte, sich von ihr loszusagen, durchaus nicht, er vermied nur einfach, ohne Veranlassung davon zu sprechen, und beschränkte sich, wenn diese Veranlassung eintrat, auf das unbedingt Nothwendige. Der furchtbare Ernst der Scene, darin er mitgespielt hatte, war ihm gegenwärtig und ein feines ästhetisches Gefühl, das ihn überhaupt auszeichnete, hielt ihn ab, von einem Hergange zu sprechen, dessen Erwähnung, wenn es die Verhältnisse nicht geradezu geboten, entweder renommistisch oder einfach beruhren mußte. Als Lehnert erst klar darin sah, stimmte er seinem Landsmann zu, vorher aber war er doch wochenlang von dem Verlangen erfüllt, über den interessanten Hergang Ausführlicheres zu hören, und schwankte nur, nach welchem Plane er verfahren solle, um seine Neugier zu befriedigen. Schließlich entschied er sich dafür, auf einem Umwege vorzugehen und das Gespräch zunächst auf die langen Einschließungstage von Paris zu lenken. Es seien langweilige Tage gewesen, auch für sie draußen, und das Fersterliche habe erst eigentlich begonnen, als die Franzosen untereinander wie Scharmützeln gerathen seien, die Versailler gegen die Pariser. Da haben er und seine Kameraden oft viele Stunden lang auf der Höhenlage zwischen St. Germain und St. Denis gestanden und dem Kriege wie einem richtigen Kriegsschauspiel zugesehen. Und einmal hab' er ganz deutlich beobachten können, wie die Pariser durch eine geschickte Bewegung über die Brücke von Asnieres alles was von Regierungstruppen in der großen Seine-Schleife gestanden, abgeschnitten hatten. Aber das sei freilich auch der letzte Sieg gewesen und schon am nächsten Tage sei der Triumphzug von dem von St. Cloud vorgehenden Bataillone erstürmt worden. Und wenn er sich vergegenwärtige, was er bei der Gelegenheit alles gesehen habe, so begreif' er nur zu gut, was seitens der Kommunarden geschehen sei, und könne von Grausamkeit keine Rede sein.

Monsieur L'Hermite hatte, während Lehnert so sprach, still vor sich hingebückt und eine Cigarette gedreht und erst nach einer Weile das Wort genommen. Es sei so, wie Lehnert sage. Die Wahrheit zu draußen am Trocadero war kein Spaß und darauf hin wurden die Geiseln erschossen . . . Und der letzte war der Erzbischof . . . Ich übernahm selber das Kommando . . . Er ist gestorben wie ein Held!"

Lehnert sog jedes Wort ein, als L'Hermite so sprach, und glaubte, jetzt sei der Augenblick für vertrauliche Mittheilungen gekommen. Aber er sah sich abermals getäuscht, und sein Wirth blieb im wesentlichen auf dem Punkt, auf dem es schon vorher gestanden hatte.

Nicht viel besser erging es ihm, als er auf einem ähnlichen Umwege den Versuch machte, näheres über seines Flurgenossen Flucht aus Amnea, wohin dieser deportiert worden war, heraus zuholen. L'Hermite wiegte den Kopf hin und her und sagte dann, während er, um damit zu spielen, eine große Feile von Nebentische nahm: „Es mochte sich schnell. Aber lagen unsre Best, die's wagten, weit genug schwimmen konnten, und schwammen denn auch wirklich, trotz Brandung, auf ein Schiff zu, von dem wir wußten, daß der Kapitän mit unserer Sache sei. Meinen beiden Kameraden aber ging die Kraft aus: ich für mein Theil konnte noch gerad' ein Tau fassen, daß mir von Deck aus zugeworfen wurde. Das ergriff ich denn auch und eine Minute später zogen sie mich an Bord. Zu derselben Stunde noch ging's nach Portland. Und da war ich frei. Das andere wird Ihr Ihr kommt ja auch von San Francisko her. Ist eins wie das andere."

So knapp waren Monsieur L'Hermites Erzählungen, wenn es seine historische Zeit galt, aber desto mittheilsamer war er, wenn er auf seine mit Technik und Mechanik und vor allem mit dem Bergwerkswesen in Zusammenhang stehenden Pläne zu sprechen kam. War er doch vor allem ein Entdecker und Erfinder, und wenn er auch unzweifelhaft an seiner kommunistischen „Idee" mit einem stillen Fanatismus festhielt, so gab es doch eins, was in seinen Augen der „Idee" gleich kam, das war das „Projekt". Ja, er war vielleicht über alles andere hinaus seiner ganzen Natur nach nichts als ein Projektenmacher, und was er die „Durchführung seiner Idee" nannte, war eigentlich auch nur Projekt und hätt' ihn, wenn es anders gewesen wäre, schwerlich in seinem Gemüthe derart ergriffen, wie's jetzt thatsächlich der Fall war. Er hielt Lesseps für den größten Mann des Jahrhunderts, und Ihnmusdurchstechung oder eine Tunnel-eisenbahn unter dem Kanal zwischen England und Frankreich hin, Ausschöpfung der Zuiderzee und Füllung der Saharawüste mit Oceanwasser waren Dinge, die seiner Seele mindestens so hoch standen, vielleicht noch höher als der Sieg der Kommune.

* * *

Es war in einer Nacht nach einem solchen Gespräch mit L'Hermite. Lehnert schlief noch nicht lang, als ein Klopfen ihn weckte. Wer es sein könne, war ihm kaum zweifelhaft, und er ging auf die Thür zu und öffnete. Wirklich, es war L'Hermite, nur in Pantoffeln und weitem Beinkleid und sein Käppi wie gewöhnlich im Nacken. In der Linken hielt er einen Leuchter, dem ein Lichtstümpfchen, mit einem Dieb am Docht, steckte, das ein rußsignalnendes, flackerndes Flämmchen gab. Das Grotteske ging unter in dem Schmerzlichen der Erscheinung. Er müßte sich,

Photographie im Verlage der Photographischen Union in München.

Ein Wegelagerer.

Nach einem Gemälde von **Hugo Havenith.**

übergegen drein zu schauen, und schien über sich und die Welt lachen zu wollen, aber ein mächtigeres Gefühl hielt seinen Spott im Bann, und er sah aus wie der Tod auf der Maskerade, der lauzen will. Endlich nahm er Platz, während Lehnert sich ihm gegenüber setzte.

„Ihr könnt nicht schlafen, Monsieur L'Hermite. Was giebt es?"

„Es sah wer in mein Fenster."

„Wer?"

„Ich sah ihn nicht. Aber er hielt ein Kreuz vor der Brust."

„Das war das Fensterkreuz und der Mondschein dahinter."

L'Hermite lächelte. Lehnert aber, der das Grauen, das ihn mit erfaßt hatte, dem Fremde wie sich selber wegreden wollte, suchte bei seinem zwangsweis angeschlagenen Heiterkeitstone zu beharren und sagte: „Sinnestäuschung, Monsieur L'Hermite! Wer Euch ins Fenster sehen will, muß von unten her eine Leiter anlegen."

„Oder von oben!"

Er sprach das so, daß Lehnert verstummte. Und nun faßten sie sich einander gegenüber und zwischen ihnen schwebte das Licht, dessen Flackerschein von dem Spiegetchen zurückgeworfen wurde. .

So verging eine Weile. Dann sagte Lehnert: „Es giebt eine Himmelsleiter und die Engel steigen hernieder, so steht geschrieben . . . Und vielleicht auch die des Gerichts. Glaubt Ihr solche Dinge?"

„Nein! Aber das Märchen hat nun 'mal Gewalt über uns, das Estapovia, das uns schon von der Wiege her gefangen wird. Da liegt es. Wir zittern vor dem Spuk und haben kein Mark in der Seele."

Lehnert schwieg. Endlich sagte er: „Monsieur L'Hermite, drüben ist der Mond und der Mond ist nicht jedermanns Sache. Bleibt hier, legt Euch auf das Ruhebett!"

L'Hermite aber erhob sich wieder von seinem Platz, legte seine Hand auf Lehnerts Schulter und sagte: „Nein, wir wollen lieber in die Kapelle gehen; ich will da das Kreuz vom Altar nehmen und es hochhalten und den Geist anrufen. Denn der Geist ist die Idee. Die Kapelle soll 'mal etwas anderes hören, als die Geschichte von Pharaos Traum und den ewigen sieben Kühen. Obadja verfänisch ist eine feine Nase, aber seine Predigt ist eine magere. Kommt! Ich will sein Tabernakel in einen Tempel der Idee verwandeln und will bloß vor zweien sprechen, vor Euch und dem Mond. Das ist mir genug." —

Es war nicht leicht, Monsieur L'Hermite von seinem Vorhaben ab- und in sein Zimmer zurückzubringen. Endlich gelang es, und nachdem Lehnert, das noch immer draußenstehenden Mondes halber, die Läden des einen Fensters geschlossen hatte, ging er in sein eigenes Zimmer zurück, um hier wieder sein Lager aufzusuchen. Er war nun selber Zeuge gewesen von der gegenwärtigen Geistesgestörtheit L'Hermites, von der er schon gehört hatte. „Wenn es nicht sein Gewissen ist", hatte Tobys damals hinzugesetzt. Und Lehnert wiederholte jetzt Tobys damalige Worte.

Der andere Tag war ein Sonntag. Lehnert erschien zur Morgenandacht, beurlaubte sich aber gleich danach für den ganzen Tag, um ins Gebirge zu reiten, in die Dzark Mountains, deren viele Meilen langen Zug er nun seit einer Reihe von Wochen in beinah' nächster Nähe vor sich sah, ohne daß es ihm bisher möglich gewesen wäre, sie zu besuchen. Die Woche gehörte der Arbeit und der Sonntag der Betrachtung und Ruhe, worauf Obadja mit einer ihm sonst nicht eigenen Strenge hielt. Ausnahmen waren aber statthaft, und Lehnerts musterhafte Innehaltung aller Hausgesetze während seiner jetzt mehr als zweimonatigen Anwesenheit in Agoal Ebre ließ es Obadja nicht schwer fallen, heute einen solchen Ausnahmefall eintreten zu lassen.

Es war der zweite September, und als Lehnert eben eine leis ansteigende Ebereschenallee hinanz ritt — er hatte sich für einen kleinen Umweg entschieden — entsann er sich mit einer gewissen Freudigkeit, daß es der Sedantag war. Er versenkte sich wieder in die Vorgange von damals und sah wieder den Angriff der Chasseurs d'Afriqne und wie die Säbel und rothen Käppis der attakierenden Schimmelschwadron in der Sonne blitzten.

Solche Bilder vor der Seele, ritt er weiter, allmählich aber bog die Ebereschenallee wieder nach links ein und ging in einen Birkenweg über, der sich alsbald in geringer Entfernung von dem in Trümmern liegenden Fort D'Brien ins Gebirge hineinzog. Als er in Höhe dieser Stelle war, stieg er ab und band sein Pferd an einen Baum, um, ch' er weiter ritt, erst dem merkwürdigen Trümmerhaufen, auf den sich, von seinem Fenster aus, sein Auge manches liebe Mal gerichtet hatte, seinen Besuch zu machen. Fort O'Brien war vor kaum mehr als zwanzig Jahren in einem der letzten kleinen Kämpfe mit den Indianern von diesen erstürmt und zerstört worden, wobei Dach und Inneres gänzlich verbrannt, der Wallgang aber sammt seinen Palissaden und vor allem ein an einer Ecke stehender abgeschlanker Steinthurm in leidlich gutem Zustande verblieben waren. Lehnert kroch, als er das Fort erreicht hatte, überall umher, erstieg den Thurm auf einer noch wohl erhaltenen Wendeltreppe und sah nun zurück nach Agoal Ebre hin. Die Entfernung war ziemlich bedeutend, aber die wundervolle Klarheit der Luft ließ ihn alles aufs bestimmteste erkennen. Das Eckfenster zur Linken, das war das seine, und das an der anderen Ecke, da wohnte Ruth. Es war ihm, als sah er sie, und indem er ihrer gedachte, gedacht' er auch schon des Augenblicks der Rückkehr und sah sich die Treppe hinaufsteigen und vernahm andächtig den Choral, den sie mit klarer Kinderstimme sang. Und nun bog er in den Korridor ein und hörte wieder deutlich, wie die Thür ins Schloß fiel, und wie sich Monsieur L'Hermite wie herkommlich von seinem Lauscherposten zurückzog. Und während er das alles im Geiste vorwegnahm, trat er, sich wieder erinnernd, wo er war, an die Brüstung des alten Thurmes heran und pflückte, sich bückend, allerlei kleine Blumen, die hier aus dem zerbröckelten Gestein reichlich aufsprossen, und band einen Strauß, den er mitnehmen und Ruth übereichen wollte.

Das Pferd nagte noch ruhig an den Birkenzweigen, als er nach einer Weile zurückkam, um wieder in den Sattel zu steigen. Der Weg aber, der immer steiler anstieg, erschien ihm jetzt mehr und mehr wie die Krummbühler Straße zwischen dem „Goldenen Frieden" und dem „Waldhaus", und der Gebirgsbach, der da neben ihm schäumte, das war die Lomnitz, die vom Mittagsstein und den Teichen herunter kam. Und unwillkürlich sah er auch nach dem Zuschen aus und ob er das Haus sähe, sein Haus, mit den zwei Brückenstegen und dem Schindeldach und dem sich am Haus hin und dann bis aufs Dach hinaufrankenden gelben Rosenstrauch. Er sah aber nichts als Tannen und wieder Tannen und dann und wann eine Lichtung, und dabei wurde der Weg immer enger und steiler, bis zuletzt ein Cañon kam, der aus einer niedrigen, aber senkrechten Felswand sprang und dicht darunter in einen aus vier mächtigen Steinen gebildeten Kessel fiel. Und an dem Kessel hin lief ein Pfad und dahinter kam ein Moorstreifen, und verdorrtes Gras und Haflattich . . . Und dann kam ein Knüppelgebüsch . . . Und da lag wer . . .

Und Lehnert hielt an und fuhr mit der Hand über Stirn und Auge, wie wenn er das Bild verscheuchen wollte. Aber es wich nicht. Und zuletzt gab er dem Pferde die Sporen und ritt so rasch es der Weg zuließ, immer höher bergan.

Nur einmal noch sah er nach der Stelle zurück.

„Tod ist der, der bei L'Hermite ins Fenster sah."

20.

Mitte September war herangekommen. Die Ernte war herein und es traten Tage der Ruhe ein für Lehnert. Nicht so für Obadja; denn ihm brachte der Herbst das große Fest der Fußwaschung, welches die Gemeinde der Mennoniten alljährlich um diese Zeit zu feiern pflegte. Aus weitem Umkreise kamen die Lehrer und Prediger, und mit ihnen viele bekehrte Rothhäute, Männer und Frauen, die während des Festes in die Gemeinde der „Taufgesinnten" aufgenommen werden sollten. In dem großen Bestand zu Agoal Ebre waren überall Laub- und Blumengewinde gezogen, am reichsten an der dem Eingang gegenüberliegenden Empore, auf welcher Ruth mit dem Chore der Mennonitentöchter ihren Platz hatte.

Die feierliche Taufhandlung war vorüber und Obadja war von dem Taufsockel wieder an den Altar getreten, um die eigentliche Predigt zu halten, die — wie gewöhnlich bei diesen Jahresfesten — die Hauptunterscheidungspunkte der mennonitischen Lehre betonen sollte. Der Text aber, den er seiner Predigt zu Grunde gelegt hatte, war der: „Wer das Schwert nimmt, soll durch das Schwert umkommen" und dauchen der andere Spruch: „Die Rache ist mein, spricht der Herr". Er sah, als er diese Worte sprach, zu Lehnert hinüber, der sein Auge vor den ruhigen Blicke des Alten senkte. Dann aber wandte sich dieser der Auslegung seiner Textesworte zu und

stellte die Bilder kriegerischen und friedlichen Lebens einander gegenüber. Alles Blut, das flösse, flösse zum Unheil, und nur einmal sei Blut zum Heil geflossen, freilich nicht zum Heile derer, die's vergossen, wohl aber zum Heile der Menschheit, um derentwillen es floß. Alles andere Blutvergießen aber sei Sünde, zumeist wenn es flösse der Rache des einzelnen zu Liebe. Das führe zu sicherem Untergang und Verderben. Aber auch der große Krieg sei Sünde, auch das Blutvergießen um Land und Herrscher und selbst um des Glaubens und der Freiheit willen. Und so hab' er denn auch in diesem gesegneten Lande den Krieg beklagt, den Nord und Süd um die Frage der Befreiung ihrer schwarzen Brüder geführt hätten, so sehr er dieser Befreiung selbst entgegengejubelt habe. Fortschritt und Freiheit sollten freilich ihren Einzug halten in die Welt, aber auf einer Palmenstraße, nicht auf einer Straße, da die Kriegsknechte zu beiden Seiten am Wege stehen. Absage dem Krieg, das sei die Lehre der Taufgesinnten. „Und so höret denn zum Schluß: Ueberwindt macht Krieg, Demuth macht Frieden. Und der Frieden im Gemüth ist das Glück und die Vorbereitung zum ewigen Heil. Selig sind die Friedfertigen, selig sind, die reines Herzens sind. Die Rache ist mein, spricht der Herr."

Obadja schwieg jetzt, und im Augenblick, als er die Stufen verließ, klangen von der Mittelempore her die Töne eines Chorals.

Es war Ruth, deren Stimme mit wundervarer Klarheit durch den Saal drang, während die jungen sie umstehenden Mädchen die Palmenzweige, die sie in ihren Händen trugen, immer höher über ihr emporhielten. Lehnert sah hinauf, zitternd vor innerer Bewegung, und wollte die Friedensstätte meiden, die seine Stätte nicht mehr war. Aber eh' er sich erheben konnte, da war der letzte Vers zu Ende und Ruth trat, fast verdeckt von den über sie gehaltenen Zweigen, in den Hintergrund der Empore zurück.

L'Hermite, der trotz seiner abweichenden Ansichten dieser Feier mit großem Eifer folgte, wurde nicht müde, stille Zeichen des Beifalls zu geben und huldigend hinauf zu grüßen, aber ehe er noch einen Gegengruß emtauschen konnte, vernahm er unmittelbar neben sich einen schweren Fall und sah, sich wendend, daß Lehnert, wie vom Schlage getroffen, zusammengebrochen war.

Alles drängte herzu, Manuschka und Tobn und zuletzt auch Obadja und Ruth.

„Er ist todt."

„Nein, er lebt," sagte Ruth im festen Glauben ihres Herzens. Und ihr Auge leuchtete, als sie so sprach.

Am andern Tage aber wurde Lehnert, nach vorangegangener Beichte, selbst in die Gemeinde der Taufgesinnten aufgenommen.

* * *

Tobias und Ruth hatten von Anfang an eine Liebe zu Lehnert gehabt, die sich jetzt, nachdem er ein Mitglied der Gemeinde geworden war, unbefangener zeigen durfte, was dann selbstverständlich auch das Vertrauen auf Lehnerts Seite steigerte, so weit, daß es allmählich zur Vertrautlichkeit wurde. L'Hermite, ganz nachteinlich und jedenfalls frei von jeder Eifersuchtsregung, hatte seine Freude daran, und so begann denn bei beiden ein Wetteifer nicht nur in ihrer Liebe zu den Geschwistern, sondern auch in der Erfüllung aller Wünsche, die Ruth und Tobn hegten. Ja, die beiden Hauptbarern Schwarmer, von denen der eine den Erzbischof von Paris und der andere den Fürster Opik auf dem Gewissen hatte, kannten nichts Schöneres, als für Miß Ruth zu denken und zu arbeiten, und fühlten sich betohnt, wenn sie tachte, nickte, dankte.

Der gemeinsamen Abende Lehnerts und L'Hermites wurden in natürlicher Folge davon immer weniger und an ihre Stelle traten Familienabende, zu deren Abhaltung man sich auf Ruths Zimmer versammelte. L'Hermite, so sehr er sich dieser Abende freute, kam freilich seinerseits nur selten und immer nur auf besondere Aufforderung, desto häufiger aber trieg der Alte die Truppe hinaus und mit herzlicher Genugthuung erzählten atsdann die Kinder, daß der Vater, seit der Mutter Tode, kaum jemals in ihrer Mitte so fröhlich und guter Dinge gewesen sei wie gerade jetzt.

Musikabende wechselten mit Leseabenden, und an einem der letzteren kam Pestalozzis „Lienhardt und Gertrud" an die Reihe. Die Geschichte zog bald Alt und Jung ins Interesse, voran in lebhafter Theilnahme stand aber Lehnert, vielleicht weil er aus vielem, was da erzählt wurde, seine eigene Lebensgeschichte herausbörte. Lienhardt, das war er selbst, und der böse Vogt, der den armen Lienhardt quält und zum Schlechten verführt, das war Opik. Er wollte immer mehr hören und war beinahe mißgestimmt, als man auf Obadjas Geheiß plötzlich abbrach und die Vorlesung bis auf den andern Abend verlagte. Wenigstens das nächste Kapitel, das sich „Niedriger Eigennutz" betitelte, bitt' er gern noch kennen gelernt, und so nahm er denn, als man sich bald danach zurückzog, das von Ruth auf einen Eckisch gelegte Buch zur Befriedigung seiner Neugier mit in sein Zimmer hinüber und las bis Mitternacht. Dann schritt er noch eine Zeitlang auf und ab, um seiner Aufregung Herr zu werden, und öffnete dabei das Fenster und lehnte hinaus und sah nach dem in klaren Umrissen dataegenden Gebirge hinüber. Darüber flimmerten die Sterne. Ihm war es, als erblick' er die Leiter, von der L'Hermite in seiner Mond- und Spuknacht gesprochen hatte, nur mit dem Unterschiede, daß er statt ihn ausgiebigender Schaten Engel und Lichtgestalten auf- und niedersteigen sah. Und nun schloß er das Fenster wieder und sah Ruth, wie sie drüben in halber Beleuchtung ge sessen und in den Leseptaten des Vaters Hand gestreichelt hatte.

„Ja, wer so geboren wird, wen das Leben so wiegt und trägt . . . Armer Mensch, ich, arm und elend und verloren, wenn Gott nicht ein Wunder thut . . . Aber wie's auch komme, doch gut, daß ich das alles noch erlebt . . . Und wenn er ein Wunder thäte! Hab' ich es verwirkt? Ist ein Wunder unmöglich? Nie, somit war' es kein Wunder."

Und er tebte sich in diese Vorstellung ein und legte sich's zurecht und sah wieder heiter in die Zukunft. Unklare, verschwimmende Bilder von Besitz und Glück und Ruhe stiegen vor ihm auf.

21.

So verstrich die Zeit bis Weihnachten, und ehe man sich's versah, war der heilige Abend da. Die Bescherung für die Hausgenossen Obadjas und für die Metmonitenkinder war vorüber, und unter den Klängen von Obadjas Lieblingslied

„Vater mit ich Dir geben,
Du ewge kalsche Web"

waren die Kinder mit den Lehrern hinausgezogen aus der großen Halle, sich in die benachbarten Farmen zu vertheilen, wo sie für die Nacht Unterkommen finden sollten. Die Hausangehörigen blieben noch beisammen, in traulichem Gespräche um den Kamin gruppirt.

„Hast Du das Lied gekannt, das die Kinder sangen?" fragte Obadja, zu Lehnert gewendet.

„Ja, sagte Lehnert, er hab' es gekannt, denn es habe dem Liederschatze seiner heimathlichen Dorfkirche mit angehört.

„Dann weißt Du auch wohl, von wem es ist?"

„Nein."

„Aber das solltest Du doch. Es ist ein Landsmann von Dir, der es gedichtet hat, er hieß Paterins Herberger. Ihr Schlesier seid überhaupt bevorzugt in solchen Stücken, und ich möchte wohl, ich könnte von meiner alten heimischen Weichsel und Nogatgegend dasselbe sagen. Wir sind arm und Ihr seid reich. Da hadt Ihr den herrlichen Mann, den Zinzendorf, denn die Sachsen und Lausitzer sind schon wie halbe Schlesier, und da hast Ihr den herrlichen Paul Flemming und vor allem auch den Opitz."

Lehnert verbeugte sich.

Als er aber sah, daß der Name voll Unbefangenheit ge sprochen worden war, kam er rasch wieder zu sich und folgte mit scharfem Ohr, während Obadja fortfuhr: „Und zu diesen Erwähnten unter Euch, die nun daselben als eine Stätte der neuen Kirche, zählt auch der Valerins Herberger, und wie sein Grabe in seinen Liedern lebt, so lebt er auch in seinen Werken. Und ich benge mich vor diesem Manne. Mein Märtyrer, im Sinne der alten Kirche, hat er doch dem Tode Tag um Tag ins Auge gesehen. Er war Predtger in Fraustadt in Schlesien und in neun Wochen starb die Stadt aus, denn der Schwarze Tod ging in ihr um. Mehr als dreihundert hat er persönlich unter Schutzgebung mit bestatten helfen und doch blieb er bis zu Ende ohne Furcht. Manche Leiche begrub er mit dem Todtengräber ganz allein. Er ging voran und sang; der Todtengräber aber führte ihn die Leiche auf einem Karren nach, an dem ein Glöckchen hing, damit die Leute der Begegnung ausweichen konnten. Sein Trost war: wer Gott im Herzen und ein gut Gebet und einen ordentlichen Beruf hat und den Vorwitz meidet, dem kann der Teufel nicht ankommen und die Seuche noch weniger."

Kaiser H[illegible]od.

Nach dem preisgekrönten [illegible] E. Kaem

Hattis Tod.
Original-Radirung von E. Kaempffer.

„Ah, das ist schön," sagte Ruth. Obadja aber nickte Ruth zu und fuhr dann fort: „Und als die Seuche fort und aus dem Lande war, da schrieb er: ‚es war all die Zeit über, als ob ein Engel mit dem Schwert mein Haus vertheidigt hätte, so daß mir kein Leid widerfahren durfte.' Und während dieser Zeit war es auch, daß er das schöne Lied dichtete, das, wie's ihn aufrichtete, seitdem so viel tausend andere mit aufgerichtet hat."

Die Lichter am Baum waren schon lange vorher gelöscht worden. Auch im Kamin fiel das Feuer zusammen und glühte nur noch dunkel. Aber die goldnen Nüsse blinkten in dem tiefen Licht nur um so goldner und der Christengel schwebte darüber.

„Ich denke, wir treunen uns," sagte Obadja. „Ruth, singe mir noch einmal die erste Strophe. Das soll heute mein Nachtgebet sein."

Ruth that, wie ihr geboten.

Dann nahm Obadja das zunächststehende Licht, grüßte die noch Versammelten und ging auf sein Zimmer zu.

Auch die andern erhoben sich. In Lehnert aber teilte in dieser Nacht ein Entschluß, mit dem er seit Wochen und Monaten gerungen. Unter den überwältigenden Eindrücken der Feier, während der Ton von Ruths Gesang noch fortklang in seinem Ohre, drang es in ihm durch: es muß ein Ende gemacht werden, so oder so!

* * *

In der Halle war es um die Mittagszeit des folgenden Festtages leer und still. Die Indianerkinder hatten nach dem Frühgottesdienst die Erlaubniß bekommen, die Geschenke, die sie am Abend zuvor erhalten, von der großen Tafel wegzunehmen, und waren fröhlich lärmend nach ihren Dörfern abgezogen. Nur der Weihnachtsbaum ragte in dem Dämmerlichte — der Tag war trüb und grau — empor und erzählte von den glücklichen Stunden, die an ihm vorübergerauscht waren.

Obadja hatte sich in sein Zimmer zurückgezogen und eine halbe Stunde später erschien Ruth, um ihm das Frühstück zu bringen, das er um diese Zeit zu nehmen pflegte. Sie setzte das Tablett vor ihn hin und wollte wieder gehen, aber er hielt sie fest.

„Du bist so still, Ruth. Hab Du mir nichts zu sagen?"

„Nein. Oder doch nur das eine, das Du längst weißt, daß ich glücklich bin und Dich liebe."

„Und bist Du glücklich?"

„Ja."

Sie sagte das mit einem Ton, der jeden Zweifel ausschloß. Und dann küßte sie seine Hand und verließ das Zimmer.

Sie wußte nicht, wie das Wort ihn traf, und setzte scherzhaft und in wiedergewonnener guter Laune hinzu: „Du darfst nicht vorher die goldnen Nüsse zählen; dazu ist Zeit heut abend, wenn wir den Baum plündern."

Lehnert versprach alles und fragte dann, ob der Vater in seinem Zimmer sei.

„Willst Du zu dem?"

„Ja."

„Und das heut am Weihnachtstag und gleich nach der Predigt? Ei, das muß etwas Großes sein."

„Ist es auch. Ich will ihn um etwas bitten. Und bore, Ruth, dabei fällt mir ein, Du könntest mir Glück dazu wünschen."

„Wenn es etwas Gutes ist."

„Ich glaube, daß es etwas Gutes ist."

„Nun, dann von ganzem Herzen!"

Sie gab ihm die Hand, und während sie nach links hin und weit um den Tisch herum, auf den offenstehenden Flur zuschritt, ging Lehnert auf Obadjas Zimmer zu, von dessen Thür er den Vorhang zurückschlug.

Obadja saß an seinem Arbeitstisch, genau wie damals, als Lehnert zum ersten Male hier eintrat, und ganz wie damals gab er sich und seinem Stuhl eine rasche halbe Wendung und sagte: „Nun, Lehnert, was bringst Du? Nimm Platz!"

Lehnert setzte sich auch wirklich, schwieg aber befangen. Endlich war er seiner Verlegenheit Herr und begann damit, ihm für das zu danken, was er gestern abend über den Valerius Herberger gesagt habe. Das hab' ihn die ganze Nacht nicht schlafen lassen. Er fühle, daß das das rechte Leben sei: sich, mit Gott im Herzen, vor dem Tode nicht zu fürchten. Und solches Leben zu führen, das sei so recht seine Sehnsucht. Und wenn ihn der Teufel der Eitelkeit und Selbstgerechtigkeit nicht verblende, so möcht' er wohl sagen dürfen, er glaube, daß er nicht blos die Sehnsucht, sondern auch die Kraft dazu habe."

„Glaub's, Lehnert, glaub's . . . Aber Du wolltest mir etwas anderes sagen."

„Ja," bestätigte Lehnert, „das wollt' ich. Und wenn es vermessen und hoffnungslos ist, was ich sagen werde, dann will ich fort und zwar lieber heut wie morgen."

Und nun hielt er inne, gewärtig dessen, was Obadja sagen würde.

Der aber schwieg beharrlich und schien nur durch Blick und Handbewegung andeuten zu wollen, daß Lehnert weiter sprechen möge. Da fiel denn auch alle Furcht von ihm ab und er ließ sein Herz nicht blos reden, sondern ihm alle Zügel schießen. Er liebe Ruth. Er wisse wohl, daß er ein schlechter Mensch und des Glückes, das er begehre, durchaus unwürdig sei. Selbstgerecht und gewaltthätig sein, das seien die Fehler seiner Jugend gewesen und die Laurzeln des Verbrechens, um dessentwillen er seine Heimath habe meiden müssen, aber er glaube sagen zu dürfen, das alles liege jetzt weit zurück, und seit dem Tage, der seine Bekehrung gebracht, sich' es fest in ihm, daß die Reinheit und der Friede des Herzens das einzige Heil seien. Das Lied, das damals gesungen worden sei, das hab' ihn belehrt und wenn nicht das Lied, so die Stimme.

„Und wenn nicht die Stimme, so Ruth," lachelte Obadja.

Aber Lehnert sah es nicht. Er hörte nur heraus, was freundlich darin klang, und wiederholte mit Unbefangenheit: „Ja, Ruth! Sie ist es, der ich alles schulde, und sie wird mir auch dann noch das Glück bedeuten, wenn ich es in diesem Augenblicke für immer hinschwinden sehe. In Noth und Armuth und in noch Schlimmerem bin ich großgezogen worden. Das heimathliche Haus hat nichts für mich gethan und die Schule nicht viel, und alles, was ich bin, das hat zu Gutem und Schlimmem das Leben aus mir gemacht. Ich sehe hinauf zu Ruth. Aber meine Liebe ist groß und gleich groß mein Wille, sie glücklich zu machen. Mein Wille und hoffentlich auch meine Kraft."

Und nun sah er Obadja fest an und erwartete sein Urtheil.

Der Alte schwieg aber und begegnete seinem Blicke mit nichts als freundlicher Ruhe. Dann erhob er sich, ging auf Lehnert zu und sagte: „Weiß Ruth davon?"

„Nein."

„Nun, dann gehnlde Dich, Lehnert! Es ist Rahel, um die Du wirbst . . . Ich werde Die Antwort sagen."

22.

„Gedulde Dich! Ich werde Die Antwort sagen." Humbert mal wiederhohte sich's Lehnert, und als Obadja am andern Morgen die Andacht gehalten und wie herkömmlich ein Bibelkapitel gelesen hatte, hoffte Lehnert, daß nun das Wort, das über sein Leben entscheiden sollte, gesprochen werden würde. Aber das Wort blieb aus und er verzehrte sich tagelang darüber, daß es ausblieb. Er wurde wie krank im Gemüth und mied es nach Möglichkeit, mit Ruth und mehr noch mit Obadja zusammenzutreffen. Als aber, ohne daß ein Wort laut geworden wäre, das neue Jahr angebrochen war, war er entschlossen, mit dem Elend ein Ende zu machen und sich wieder in sein altes Leben zurückzufinden.

Das wär' ihm nun freilich einfach unmöglich gewesen, wenn die Haltung Obadjas irgend etwas gezeigt hatte, was auf Mißstimmung oder gar auf Uebelwollen und Ablehnung hätte gedeutet werden können. Aber eher das Gegentheil war der Fall. Keine Begegnung verging, ohne daß Lehnert einen freundlichen Blick erhascht hatte, was noch wuchs, als Obadja sich überzeugte, daß in der That keine Heimlichkeiten zwischen den jungen Leuten bestanden und Ruth ohne jede Ahnung von dem Schritte war, den Lehnert gethan hatte. So kehrte denn ein gewisser Zustand der Ruhe, wenigstens äußerlich, zurück, und wenn Lehnert sepl. was nur zu oft geschah, seines Weihnachtsgespräches mit Obadja gedachte, so hielt er sich immer nur das eine vor, daß der Alte hinzugesetzt hatte: „es ist Rahel, um die Du wirbst." Das war, das sah er jetzt ein, mit gutem Bedachte gesagt worden

und jedenfalls zu dem Zweck, ihn wissen zu lassen, daß es einer langen Vorbereit bedürfe.

Ja, der frühere Zustand der Ruh kehrte zurück, und als der Winter auf die Neige ging und der Frühling anbrach, wurden auch die Feldarbeiten im ganzen Umfange wieder aufgenommen. Ueberall gab es ein Pflügen und Säen, und Lehnert war bei Beaufsichtigung der Arbeit oft bis halben Wegs nach Darlington oder auch, nach der andern Seite hin, bis an den Abhang der Berge hinaus. Auch Toby war mit Lucas viel draußen, um auf Hühner zu jagen, welche Form der Jagd der Alte, trotz grundsätzlicher Bedenken, gelten ließ, zu geradezu begünstigte, da zu seinen kleinen Schwächen auch die gehörte, den Fremden der Tafel nicht abgestorben und besonders in Bezug auf Beförderung ein Feinschmecker zu sein.

Eine dieser Jagden auf Hühner hatte sich an einen schönen Märztage bis an eine halb schon zu Fässen von Fort O'Brien gelegene Sumpfstrecke gezogen, und Toby, gegen abend mit reicher Ausbeute heimkehrend, zeigte sich entzückt von den landschaftlichen Anblick, den er kurz vor Beendigung seines Jagdausflug von dem Wallgange des halbverfallenen Forts aus gehabt habe; der ganze Hügelabhang habe ihm den Anblick eines großen Blumengartens gewährt, viel, viel schöner als irgend etwas derart, was er je gesehen habe, denn in beinahe schnurgen Streifen sei die ganze Schrägung mit Frühlingsblumen überdeckt gewesen. Ruth, anfänglich unglaubig, war endlich doch von seiner Begeisterung mit hingerissen worden und hatte bei dem abschließenden Vorschlage, am andern Nachmittag eine Partie hinaus zu machen und auf der von Pallisaden umstellten Bastion ein Picknick abzuhalten, ihre alte Dienerin Maruschka wie selig am Arm genommen und war mit ihr durch die Stube getanzt. Zugleich aber hatte sie sich vorsorglich erboten, den Vater nicht bloß zur Zustimmung, sondern selbst zur Theilnahme bewegen zu wollen, was ihr, wie sie wohl wußte, nicht schwer werden konnte, da sie seine Pläne kannte, das Fort von der Regierung zu kaufen und nach erfolgtem Ausbau zum Mittelpunkt eines neuen Verwerks zu machen. Ein solcher Ausflug aber, so rechnete sie, würde ihm erwünschte Gelegenheit bieten, die ganze Sache mit unbefangenen Auge nochmals zu prüfen.

Und siehe da, Ruth hatte sich nicht verrechnet. Obadja war auf alles mit bemerkenswerther Freudigkeit eingegangen, und so ward denn die zweite Nachmittagsstunde des folgenden Tages für den Ausflug nach Fort O'Brien festgesetzt.

In zwei Wagen fuhr man hinaus und fand die mit den Eßvorräthen vorausgefahrenen Kantbarke bereits am Eingang in die Bergschlucht vor, an einer geschützten Stelle, von der aus eine links emporgehende Steintreppe hinauf gewölbter dis nach Fort O'Brien hinaufführte. Man begann sich herzlich und als man, oben angelangt, an ein Anspaden der seitens der Kantbarke mitgebrachten Körbe ging, überzeugte man sich, daß dieselben in ausgiebiger Weise für das leibliche Wohl vorgesorgt hatten. Topf- und Blechkuchen. Mohnstrietzel und Marmeladentörte stiegen in großen Mengen aus der Tiefe der beiden Körbe herauf.

„Aber nun ein Feuer," sagte Toby. „Wir können nicht die Verwegenheit haben, uns trocken durch diesen Kuchenberg hindurch zu essen, zu wollen; daran würde selbst Maruschka scheitern. Also Kaffee, viel Kaffee, sonst sind wir verloren, und hier unter dieser Aborntasse, die nicht bloß Schatten giebt, sondern auch warm und behaglich unterm Winde liegt, hier wollen wir das Feuer machen. Ich denke, wir holen uns alle Bretter aus dem Fort, das Unsighot; hier herum ist noch zu naß, und wenn wir keine Bretter finden, nun, so brechen wir einen Pfahl heraus, sind ihrer ja die Menge vorhanden, und auf Vernichtung von Staatseigenthum werden wir wohl nicht verklagt werden."

Und so sprechend, trat er an die mit spitzen Pfählen dicht umstellte Brüstung des alten Wallganges heran und versuchte mit aller Anstrengung, eine der Palisaden herauszuwuchten; Ruth wollte ihm behilflich sein und mühte sich, einen ziemlich großen Stein loszumachen, der dicht neben einen dieser Palisadenpfahl eingebettet lag. Ihre kleinen Hände waren aber zu schwach, und so sprang denn Lehnert herzu, um ihr bei dem Lockern des Steins nach Möglichkeit behilflich zu sein. Und es gelang auch. Aber im selben Augenblicke, wo der Stein sich löste, fuhr eine Kreuzotter darunter hervor, biß Ruth in das Handgelenk und war dann in An die Palisade hinab und in dem Blumengewirr verschwunden.

Mit einem Schrei sank Ruth in die Knie und sagte mit mühsprechlich tranriger Stimme: „Nun muß ich sterben."

Aber kaum daß sie diese Worte gesprochen hatte, warf sich Lehnert neben sie nieder, ergriff ihre Hand und sog mit leidenschaftlicher Gewalt und ehe sie's hindern konnte, das Gift aus der Wunde.

Das Ganze war wie ein Blitz; Gefahr und Rettung nur ein Augenblick. Ruth aber verblieb in ihrer knieenden Stellung und sagte: „Nun stirbst Du."

„Nein, Ruth, nein! Und wenn . . . Was liegt an mir?"

23.

Lehnert wurde lags darauf von einem heftigen Fieber befallen und alle fürchteten für sein Leben. Ruth und Maruschka waren in Thränen und L'Hermite wetterte durch das Haus hin und hielt Reden. Jeder klagte, selbst Martin Kantbarg, der freilich seiner glücklichen Beantagung nach nicht wußte, seiner Klage zugleich etwas von einer Anklage zu geben. „Das Gift austutschen, sei der reine Unsinn und sollte bloß so 'was sein; ausbrennen, das sei das Richtige, das wisse jedes Kind, und das wäre auch für Miß Ruth das Beste gewesen und für den guten Schleifer auch. Nu werd' er wohl drau glauben müssen. Und ob Miß Ruth durchkäme, das wär auch noch so so. Aber das käme davon, wenn man von nichts wisse und in allen zurück sei."

Zum Glück kam es anders und alle Herzensnoth Ruths und alle Neunmalweisheit Martin Kantbarg' erwiesen sich als ungerechtfertigt. Das Fieber, das Lehnert heimsuchte, hatte mit dem Gift nichts zu schaffen und war einfach eine Folge großer Anstrengung und hinzugetretener Erkältung, so daß am dritten Tage schon der aus der Nachbarschaft von Fort Mac Culloch herbeigerufene Doktor Morrison die Versicherung einer vollständigen Genesung geben und selbstverständlich an dem Fest- und Freudenmahl, das Obadja denselben Abend noch veranstaltete, theilnehmen konnte.

Lehnert war sehr glücklich und empfing, als man alle Sorgen abgefallen waren, noch einmal die Danksagungen der Familie. Sein Glück wuchs aber noch, als an andern Morgen Obadja das Gebet sprach, worin es mit besonderer Betonung hieß, daß die Liebe der einzige Lohn für treues Dienen sei. Und gleich darauf nahm der Alte die Bibel und las: „Und Jakob gewann die Rahel lieb und sprach: Ich will Dir sieben Jahre um Rahel dienen. Und Laban antwortete: Es ist besser, ich gebe sie Dir, denn einem andern. Also dienete Jakob um Rahel sieben Jahr und däuchten ihn, als wären es einzelne Tage, so lieb hatte er sie."

Ruth erröthete. Denn ohne daß ein Wort zwischen ihr und Obadja gesprochen worden war, wußte sie doch nur zu wohl, daß der Vater in ihrem Herzen gelesen hatte.

Ja, Lehnert war glücklich, und nur eines war es, was ihm fehlte: sich über sein Glück aussprechen zu können. Er fühlte, so widerstrebend er sich dies auch eingestand, noch kein Recht dazu, denn das Wort, das ihm Obadja verheißen hatte, war noch immer ungesprochen geblieben, und so hielt er es denn einfach für seine Pflicht, in Zurückhaltung und Schweigen zu verharren.

Vielleicht, daß er trotz dieses klaren Gefühls von dem, was sich vorläufig einzig und allein für ihn zieme, sein Schweigen dennoch durchbrochen hätte, wenn ihm L'Hermite, sein treuer Gefährte, mit mehr Neugier entgegengekommen wäre. Dieser vermied es aber offenbar, irgend eine Frage zu thun, ja zeigte sich geradezu sorglich beflissen, einen Gesprächt über Ruth und Lehnert und ihr Verhältniß zu einander aus dem Wege zu gehen. Lehnert zerbrach sich den Kopf darüber, und in der Pein des Schweigenmüssens gequelte sich auch noch die Frage, warum L'Hermite seinerseits jede Frage vermeide. Von Neid oder Eifersüchtelei konnte keine Rede sein, das lag nicht in L'Hermites Charakter oder war etwas längst Ueberwundenes, und wenn dieser, wie ganz augenscheinlich, der Liebe seines Freundes Lehnert zu Ruth trotzdem nicht froh wurde, so mußte 'was anderes vorliegen. Das Unbehagen, das Lehnert über diese Wahrnehmung empfand, war so groß, daß er schließlich, allen entgegenstehenden Selbstgelöbnissen zum Trotz, doch den Entschluß faßte, sich bei nächster Gelegenheit Gewißheit darüber verschaffen zu wollen.

Diese Gelegenheit bot sich denn auch bald. Es war ein Musikabend gewesen und Ruth hatte Lehnerts und auch L'Hermites Wunsch nachgegeben und ganz zum Schlusse noch einmal das Lied vorgetragen, das sie während der Septembersittage so schön und für Lehnert so entscheidungsvoll gesungen hatte. Dieser

war denn auch, ähnlich wie damals, von den Liedesworten und mehr noch von Ruths Stimme ergriffen worden und hatte Thränen im Auge, als das Lied schwieg. Auch L'Hermite war bewegt, und beide, wie wenn sie gewißt gewesen waren, sich den Eindruck nicht stören zu lassen, brachen früher als gewöhnlich auf und gingen in ihren Korridor hinüber. Einen Augenblick schwankten sie hier, wohin sich wenden, aber L'Hermites Zimmer, überhaupt das bevorzugtere, ward es auch heut, und nach rechts hin eintretend, nahmen beide Platz, Lehnert auf einem Schaukelstuhl, L'Hermite wie gewöhnlich mit untergeschlagenen Beinen auf seinem Arbeitstisch, den Schraubstock neben sich.

„Nun," sagte L'Hermite, während er eine kleine Eisenstange aus dem Schraubstock herauszog und damit zu spielen begann, „Lehnert, was giebt's? Ich glaube, Ihr wollt mir etwas sagen."

„Ja, seit lange schon."

„Nun denn."

„Ich liebe Ruth."

L'Hermite lachelte. „Wer nicht?"

„Ah, ich verstch . . . Ihr findet es anmaßlich" — L'Hermite schüttelte den Kopf — „oder wenigstens ein Unrecht."

„Weder das eine noch das andere."

„Oder Ihr meint, sie liebe mich nicht?"

„Im Gegentheil."

„Nun, was dann?"

„Mein lieber Lehnert," sagte L'Hermite und setzte sich in eine Art Positur, „Ihr wißt, daß ich nicht viel glaube. Aber ich glaube an Einen, an ein Fatum. Und weil es ein Fatum giebt, geht alles seinen Gang, dunkel und rathselvoll, und nur mitunter blitzt ein Licht auf und läßt uns gerade so viel sehen, um dem Ewigen und Rathselhaften, oder wie sonst Ihr's nennen wollt, seine Launen und Gesetze abzulauschen."

„Nun?"

„Und ein solches Gesetz ist es auch: wenn man erst 'mal heraus ist, kommt man nicht wieder hinein. Und da hilft kein Hoherpriester und kein Prophet, und wenn es Obadja selber wäre, gleichviel ob der alte oder der neue. Das Fatum ist eben stärker, und es ist das beste, lieber Lehnert, Ihr lebt Euch mit diesem Gedanken ein. Ich hab' es gethan. Und wenn Euch das glückt, so werdet Ihr wenigstens Eines davon haben, daßselbe, was ich davon gehabt habe: das Glück der Einsamkeit. Und Ihr steht dann von Stund an über dieser armen Komödie, die Welt und Leben heißt."

Lehnert starrte ihn an.

L'Hermite aber, dessen Bewegungen immer nervöser wurden, fuhr fort: „Gebt Ruth auf! Ihr kriegt sie nicht. Und wenn morgen die Hochzeit sein soll und die gute Frau Kaulbars so viel Kringel und Kranzgebackenes bäckt, daß der Fettgeruch bis ans Ende der Welt zieht — ich sag' Euch, Lehnert, Ihr kriegt sie doch nicht. Ihr hatt todt vorn Altar niedre. Und wenn nicht Ihr, so Ruth. Glaubt mir, es soll nicht sein. Es ist da so was Merkwürdiges in der Wetterdrohung, und Leute wie wir — Pardon, ich sage mit Vorbedacht, wie wir — die nimmt das Schicksal unter die Nader seines Wagens und zermalmt sie, wenn sie glücklicher sein wollen, als sie noch dürfen."

(Schluß folgt.)

Ungedruckte Briefe Fritz Reuters.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

III.

Welchen lebendigen Reiz zu humorvoller Betrachtung die Wasserkur auf Reuter ausübte, das ersehen wir aus seinen Schilderungen der „Wattekwast" in der „Stromtid" und aus den bisher abgedruckten Briefen. Aehnlichen Tons muß auch das nicht mehr vorliegende Schreiben gewesen sein, das er zwischen dem 19. November und dem 7. Dezember an Fritz Peters richtete. Auf dieses nimmt der nachstehende Brief an Fran Peters Bezug.

„Eisner, den 7. Dezember 1847.

Meine vortrefflichste Freundin!

Habe ich an Fritz nichts als dummes Zeug geschrieben, so bitte ich, mir dies von Ihrer Seite zu verzeihen; eine Entschuldigung will ich nicht wagen, da ich wohl weiß, wie hartnäckig Sie auf seiner Seite stehen und wie vergeblich es sein würde, Ihnen begreiflich zu machen, daß er diese Strafe für sein Schweigen verdiene. Sie werden aus solchen Dulderien den Schluß auf mein Wohlbefinden machen können, das sich zuweilen fast zu wahrem Uebermuth steigert und mich manchen Kummer und Sorge vergessen läßt, der billig von mir nicht leicht genommen werden sollte. Ich bin überhaupt in einer sonderbaren Lage, heiter durch Gemüthsart, kel durch Sorglosigkeit, frei von allen Schranken, könnte ich augenblicklich der glücklichste Mensch sein, wenn nicht die Briefe aus Ludwigslust[1] mir alles dies rauben und mich mit Selbstvorwürfen über meine Lustigkeit erfüllen, wenn ich bedenke, daß, während ich in lustiger Stimmung schwelge, dort die arme Luise mit überhandnehmender Kränklichkeit und erbärmlicher Engherzigkeit zu kämpfen hat. Die Klagen über ihr Unwohlsein haben zugenommen, und wenn sie auch nur es bis dahin verschwiegen hat, so hat sie meinem Drängen doch nachgeben müssen und mir die Wahrheit sagen, die für mich so peinlich und schmerzlich gewesen ist, daß ich mich gewöhnigt gesehen habe, an ihren Arzt, den Medicinalrath B. zu schreiben, um durch diesen ihren jedenfallsigen Abgang zu Weihnacht d. J. zu bewirken. Ob sie mir folgen wird, weiß ich nicht, so viel aber weiß ich, daß ich in der höchsten Angst bin, eben weil es die höchste Zeit zu sein scheint. Ihre Briefe sind im übrigen herzlich und freundlich, somit ich es nur hoffen kann. Ich wurde Sie nicht mit solchen Nachrichten beschweren, wenn ich nicht wüßte, daß Sie mir zu gut sind, um nicht theilnehmend zu sein, und zu theilnehmend, um nicht wirklich zu wünschen, besser zu kommen. — — — Spoenen Sie gefälligst die Trägheit Ihres verehrten Gemahls zu irgend einer Antwort, und bedenken Sie meine Unbescheidenheit mit dem Schleier Ihrer Nachsicht. Ich denke viel an Thalberg und an das schöne Weib nachtsfest, wollte Gott, ich könnte dort sein und mich an den Kindern, an Pas großen Augen ergötzen, denn die wird der Junge bei den vielen Lichtern machen. — — — Grüßen Sie Ihr kleines Gewürm von Onkel Fritz. — — — Leben Sie wohl, meine liebe Madame — — — denken Sie an mich fort während, als an

Ihren
dankbarsten F. Reuter."

Der folgende Brief entstammt der Zeit des Ueberganges von der landwirthschaftlichen Thätigkeit zum dichterischen Schaffen. Reuter hat seine Luise heimgeführt und ist nach Treptow, ganz nahe bei Thalberg, gezogen, um sich dort — zunächst recht kümmerlich — durch Ertheilen von Privatunterricht zu ernähren.

„Treptow, den 20. Juni 1851.

Meine liebe, gute Madame Peters!

Jetzt erst ernstlich. — Viele tausend Grüße von meiner Luise, einen herzlichen Gruß von meiner Schwiegermutter[1] und einen Kuß auf Ihre Hand von mir. — Heute ist es mir um möglich, zu Ihnen zu kommen und persönlich dies alles auszurichten an Sie und Ihren alten Fritz und vor allem an Groß mama; aber morgen bin ich bei Ihnen, morgen hoffentlich zu Mittag, heute habe ich noch Besellungen, Besorgungen ꝛc. zu machen, daß ich an nichts weiteres denken kann. — Nun schon zuviel: Endlich ist jenes Zimmer, welches ich zu einer Speisekammer erkor, weil ich darin späterhin Speisen aufbewahren wollte, wirklich zu einer Speisekammer geworden. Mein natürlicher Instinkt trieb mich heute nach meiner Ankunft in dies räthselhafte Gemach und ich gewahrte dort einen gewissen, geheimnißvoll verschleierten Mord.[2] Dreistigkeit ist meine Sache, und mit Gagerns kühnem Griffe fuhr ich hinein. Mein Gott war größer! Er griff einen Reichsverweser, ich eine Bisket wurst. — Eine Wickelwurst ist eine schöne Ider; aber jedenfalls

[1] Reuter ist mit seiner Frau verreist gewesen und ist zunächst allein zurückgekehrt. [2] Es war in der That ein Mord mit Essigaren und anderen Dingen von Thalberg für die Wirthschaft angeschwemmt.

[1] Dort blieb seine Braut sich auf.

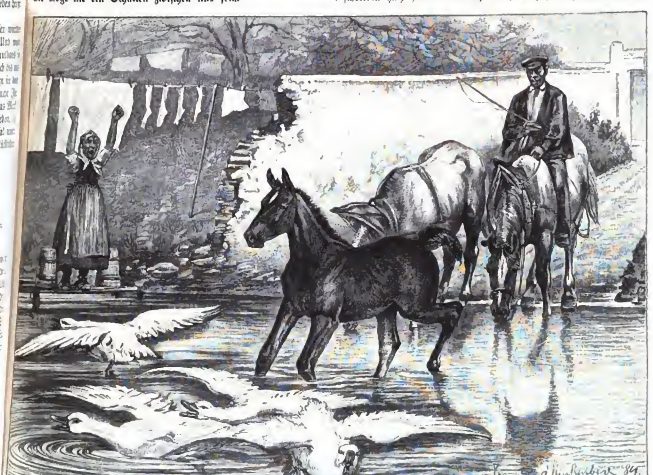
eine unreife, wenn sie nicht gar ist; ich griff weiter! — Eine Partie schöner Bichter! Das ist ne gute Sache, aber nicht für'n hungrigen Magen. Wie ich nun diese Griffe riskirt hatte, schlug mit mein Gewissen und schamröthlich zog ich mich zurück von den Inhalt des geheimnißvollen Korbes; aber auch hungrig! Die Untersuchung bleibe Luisen; ich will keine vorwitzigen Enthüllungen machen, nur sehr ernstlich will ich danken für Ihre Güte, für Ihre liebevolle Vorsorge und Ihren Besuch in meiner kleinen Klause. Möge Gott Ihnen diese Freundschaft, die Sie mit und meinem lieben Weibe erwiesen, dort wiedervergelten, wo Ihr Herz mit tausend Banden gefesselt ist, an dem Glücke Ihres alten Fritz und Ihrer Kinder; möge er mir es gestatten, noch lange in Gemeinschaft mit Luisen Zeuge Ihres Glückes zu sein und möge nie ein Schatten zwischen uns sein.

und wenn auch diese Stimmung zuweilen getrübt wird durch die unerwartet hohen Kosten, so wird Reuter doch nicht müde, dem Freunde bis ins kleinste auszumalen, wie alles werden soll. Getreulich berichtet er auch über die vielfachen Zeichen der Zustimmung, welcher seine Werke in nah und fern begegnen und der in der mannigfaltigsten Weise Ausdruck gegeben wird.

„Neubrandenburg, den 24. Juli 1858.

„Lieber Fritz!

Wie in aller Welt, mein theurer Junge, kannst Du und Deine gute Frau Euch von uns vergessen glauben; diese Umstände treten bei uns nicht ein, aber andere Umstände, Verhältnisse und Rücksichten (köstliche Wörter, wenn man eine Entschuldigung zu schreiben hat) haben uns verhindert, Euch so recht mit Lust und



Viel Lärm um nichts. Zeichnung von Franz O'Stückenberg.

Morgen bin ich bei Ihnen! Fritz verreist vielleicht; geben Sie ihm zu den gewöhnlichen 26 bis 27 Küssen, die er des Abends als Deputat empfängt, noch einen 28. in meinem Namen; aber so einen, daß er es merkt, daß er von mir kommt, so halb zwischen Küssen und Beißen.

Grüßen Sie Mutter, und Gott erhalte Sie; also morgen! Mit der aufrichtigsten Liebe

Ihr

F. Reuter."

2. Aus guten Tagen.

Hatte Reuter in den Jahren der Durstigkeit gern und leichten Sinnes entbehret, so genoß er in der späteren besseren Zeit freudig, was ihm beschieden". Es ist dauer nicht zum Verwundern, daß die praterielle Seite seiner Erfolge ihn nicht am wenigsten erfreute, und er spricht sich darüber sehr offen und unter seinem Freunde gegenüber aus. In eine besonders freudige Stimmung versetzt ihn die Schaffung eines eigenen Heims,

Liebe unter die Augen zu treten. — — — In den letzten acht Tagen war meine Schwägerin E. hier, die gestern kurz nach Ankunft Deines Schreibens mir meine Frau entführt hat, wohin? das weiß der liebe Gott; ich bin nicht klug daraus geworden und soll ich erst von Wismar aus das endliche Schicksal dieser Weiberpläne erfahren. Soviel kann ich Dir verrathen, daß Schwaan und Rostock und Wismar und Roggensdorf und Bolletthagen und Warnemünde sehr viel durchgearbeitet worden sind und daß Dein Schreiben den Namen Thalberg auf eine höchst teuevolle, bedauernde Weise dahinein verweben ließ. Dies alles würde nun für mich keine Entschuldigung abgeben, — — — wenn ich nicht wirklich ein erbärmlich geplagtes Thier wäre. Ich hatte mir vorgenommen, „Läuschen un Rimels" diesen Sommer zu schreiben, und das wäre auch gut gewesen und gut gegangen, da kitzelt mich die Lust und ich schreibe eine Posse nebenbei; das wäre auch noch gegangen; aber dazu sollen nun noch Couplets gemacht werden; die Musik will nicht dazu passen; also müssen diese abgeändert werden ꝛc. Du siehst, soviel habe ich noch nicht geschmiert wie

STANFORD LIBRARIES

jetzt. Ich bleibe nun wohl noch 8 Tage hier in den Sielen[1]; dann wird die Posse in Rostock aufgeführt, also dann durchin, dann zu Lisette nach Schwaan, dann über Schwerin nach Berlin, nach Leipzig, nach Jena, wenn Gott mir Gesundheit und Geld dazu sendet, und dann nach Roggendorf, und dann nach Thalberg, um Euch viel zu erzählen.

— — — Nun lebe wohl, lieber Bruder, und denke ferner an
Deinen aufrichtigen Freund
Fritz Reuter.

Meiner theuren Freundin Marie[2] meinen respektvollsten Gruß, desgleichen an Großmama und für die lieben Jungen auch einen, aber ohne Respekt."

„Neubrandenburg, den 21. Nov. 1860.

Lieber Fritz!

Längst schon wäre es meine Schuldigkeit gewesen, Dir für Dein Buch[3] meinen herzlichsten Dank zu sagen; aber die Aussicht, Euch vielleicht hier zu sehen, und der Wunsch, gleiches mit gleichem zu erwidern, ließ mich noch immer warten — bis denn nun endlich mein Hanne Nüte muthig Deinen ökonomischen Forken in diese böse Welt gestoßt ist. Ich sollte eigentlich nicht „muthig", sondern „zaghaft" sagen, denn Dein Buch hat einen Erfolg, der noch gar nicht dagewesen ist. — — —

Also Glück auf! mein alter Doppellollege als Oekonomiker und als Schriftsteller. Wer hätte uns wohl vor 15 Jahren angesehen, als wir Boston spielten und Preßkopf aßen, daß Thalberger Speiß' und Trank sich dermaleinst in uns zu einer geistigen Thätigkeit entpuppen würde, die in Mecklenburg und Pommern den Leuten ein Licht aufsteckt! Aber nun paß auf! Du wirst dem Fluche der Schriftstellerei nicht entgehen: erstens wirst Du verdammt worden, weiter zu schreiben, und zweitens wird sich der Neid an Deine Sohlen heften. Habe ich meinen G.[4] gefunden, wirst Du Deinen B.[5] finden; oder hast Du ihn schon? — Ich möchte den alten galligen Spitzbuben wohl mal photographiren lassen, wenn er in Deinem Buche liest. — — —

Dein Fritz Reuter."

„Eisenach, den 21. Sept. 1863.

— — Mein alter, lieber Junge, wenn wir ehrlich sein wollen, so haben wir uns beide nicht über die Ungerechtigkeit des Schicksals zu beklagen und können dem Leiter aller menschlichen Dinge ein dankbares Loblied anstimmen. — Nun, es sind wohl ab und an ein paar Spitze in unsere Suppe hineingeflallen; aber sie ist doch noch so geblieben, daß wir sie in alten Tagen mit Behaglichkeit auslöffen können. — Ich habe es schon oft gesagt und sage es immer wieder: die sauren, gepfefferten Preßköpfe, die wir im Anfange der 40ger Jahre in Thalberg verzehrten, haben unsern eigenen Köpfen Vorschub geleistet und sind in unserem Organismus zu Gehirn und Gripps[6] geworden. — Gott segne diese Preßköpfe und ihr seliges Angedenken! — Dir und den Deinen wie der ganzen Art Deines Hauses habe ich zum Schlusse in meinem 2. Theile „Ut de Stromtid", die jetzt halb gedruckt ist, noch ein freundliches Andenken gestiftet, indem ich den 2. Weihnachtstag in Deinem gastfreien Hause[7] geschildert habe, natürlich mit dem Justizrath.

Wir leben hier in dulci jubilo fort und die Besuche sind noch immer in vollem Gange; die letzte Zeit hat uns neben manchem gleichgültigen auch deren höchst interessante gebracht, und um Euch zu taxt zu halten, füge ich die Freundesliste meiner Frau im Auszuge hier bei.[8]

— — Aus dem Arbeiten wird unter solchen Umständen nicht viel, indessen wird es für den Winter anders werden; wenn meine Korrespondenz nur nicht so riesig überhand nehmen wollte. Vor einigen Tagen habe ich eine große Ueberraschung gehabt: Oberappellationsrath Buchka sandte mir zum Dank für das Porträt seines Vaters[1] einen wirklich reizenden Teppich, den seine Mutter, Frau und Schwester für mich gearbeitet haben; natürlich nahm sie ihn mir gleich weg, weil er für mich zu schön sei und wenn ich mich daran erfreuen will, muß ich zu ihr gehen. —
F. Reuter."

Und nun ein Brief, dessen Eingang ein Bild davon giebt, wie der in wenigen Jahren berühmt gewordene Dichter zeitweilig mit Geschenken und Huldigungen überhäuft wurde.

„Eisenach, den 15. Januar 1864.

Lieber Fritz!

Als Eure letzte Sendung bei uns ankam, rief ich aus: Herr, halt ein mit Deinem Segen!" und wenn ich mich jetzt bedanken soll, so weiß ich nicht, soll ich bei der Spickgans anfangen und mit der Lungwurst aufhören, oder mit der Lungwurst anfangen und mit der Spickgans aufhören. Bedankt muß nun aber sein, und darum bitte ich Dich, Dir diesen Dank aus dem Vorstehenden herauszulesen. Wir sind durch Eure Sendungen und die Rauchfleischgeschenke von H. aus Hamburg — bei dem Du ja gewohnt hast, wie er mir schreibt — durch Gutheer Zungenwurst, die W. mitbrachte, durch Leipziger und Lübecker Torten hier in einen Reichthumsglanz versetzt, der den guten Thüringern die Augen verblendet hat. — Na, Gott laß es keinem missen, der das Seine an uns gethan hat, auch dem Bremer nicht, dem braven Unbekannten, der mir 200 Stück Extrealgarren schickte, auch dem Zeugschmidt St. nicht, der mir eine Spickgans schickte. Nach Neujahr habe ich noch zweimal eine Freude anderer Art gehabt. Die eine war ein Brief aus Manchester von einem alten Leidensgenossen aus Silberberg[2] mit Namen Wolff, der jetzt dort in guten Umständen lebt; die andere ein bito Brief von einem alten Friedländer Schulkameraden, Ludwig Meyer, aus Bermuinden gebürtig, der mir aus Kanada von Freundes sie schrieb. Beide sind durch meine Schriften wieder auf mich aufmerksam geworden, und von letzterem erfahre ich beiläufig, daß man meine Festungsgeschichte thatsächlich in der New-Yorker „Kriminal-Zeitung" abgedruckt hat. — Viel Glück, lieber Bruder, viel Glück! und Gott erhalte mich dankbar dafür! — Auch das Recht der nervus rerum, strömt auf mich hin: meine Aussichten auf Geldeinnahmen für dies Jahr sind brillant. — — — Alles sehr lieb und gut, wenn nur die Korrespondenz nicht so riesig über hand nähme. Ich bin aber außerdem jetzt sehr fleißig hinter meinem Buch her und denke, schmiedet das Eisen, so lang es noch warm ist," und das ist nämlich der grausamen Kälte — wir haben hier 20° — auf der Wartburg sogar 22° — denn auch der Gemüth, wesdalb aus dem Rendezvous in Berlin nichts werden wird; ich muß nothwendig mit meiner Zeit geizen, um das Buch soviel wie möglich zu Ostern fertig zu bringen, und da steckt noch viel Arbeit drin. — Für Deine Anekdoten und Redensarten sage ich Dir um so mehr meinen Dank, als ich weiß, wie sehr knapp auch Dir die Zeit zugemessen ist." — — —

Also H.[4] hat so theuer verkauft, das freut mich; aber ich beneide ihn nicht, vor allem, wenn er nach Demmin zieht; nichts ist schrecklicher, als langweiliger Reichthum:

Gymas hoiten und fürchten und sorgen
Muß der Mensch für den kommenden Morgen,
Daß er die Schwere des Daseins ertrage
Und das ewindende Gleichmaß der Tage.'

Wir beide fürchten und hoffen noch, Fritz, Heil uns! —
Fritz Reuter."

„Eisenach, Jakobitag 1864.

Mein lieber Fritz!

Nachgerade wäre es doch wohl Zeit, daß ich an meiner besten Freund ein paar Worte richtete, denn der Schwur, den ich gelegiset habe: früher keinen Brief zu beantworten, bevor ich mein Buch[5] nicht fertig hätte — ist Gottlob! gelöst, mein Buch

[1] Geschirr, das den Pferden zum Ziehen aufgelegt wird; „in den Sielen" bildlich für „im Arbeit". [2] Vornamt von Frau Peters. [3] Peters hatte ein Buch über landwirthschaftlichen Betrieb herausgegeben, das sehr wenig Absatz fand. [4] Klaus Groth, der Fritz Reuter bekanntlich angegriffen hatte. [5] H. ein Gutsnachbar Peters'. [6] Buchstäbloser Ausdruck für geistige Fähigkeiten. [7] Siebenbollenin — kurz Bollenin genannt — ein Gut bei Treptow, das Peters gekauft hatte und wohin er 1860 von Thalberg übergesiedelt war. [8] Folgt eine lange Aufzählung von zum Theil weit bekannten Personen.

[1] Pfarrer in dem mecklenburgischen Dorfe Schwaan, nicht weit von Treptow. Es giebt noch eine Anzahl von Reuter ausgeführter Porträts aus den vierziger Jahren. Reuter zeichnete gern und hatte vielleicht Anlage zu einem guten Maler, hat es aber nur Mangel an Schulung nicht weit gebracht. [2] Wo Reuter den ersten Theil seiner Festungshaft verbüßte. [3] Reuter wünschte solche Mittheilungen. Er empfand es, sie er nicht mehr im Gebiet der plattdeutschen Sprache lebte, als einen Mangel, und bat ihn so manche kleine derbige Schnurren und Redensarten einzugeben, die er in seiner „Gromm" hätte verwerthen können. [4] Der schon mehrfach erwähnte Gutsnachbar von Peters. [5] Die „Gromm".

ist fertig und wird wohl in 2 bis 3 Wochen das Licht der Welt erblicken. Du glaubst nicht, wie ich von allen Seiten Deutschlands darum gequält worden bin, nun fitze ich schon 4 Tage und schreibe Briefe an diese einzelnen Quälgeister, und wenn auch der Haufen der aufgespeicherten Briefe geringer wird, zu Ende bin ich noch lange nicht. — — Wenn Ihr uns im Sommer besucht, so werden wir Euch dafür im Winter abstrafen, denn was meine ist, hat den Einfall: alle Winter reisen wir auf 6 Wochen nach Mecklenburg, da kannst Du dann so viel Plattdeutsch reden als nöthig ist; aber für immer kehren wir nicht wieder zurück, denn die Prügelstrafe kann vielleicht auf Poeten und Literaten und ihre Frauen ausgedehnt werden und dagegen scheint meine einen natürlichen Widerwillen zu haben. Ach, lieber Fritz, wie muß ein Christ und Mecklenbürger sich freuen[1], wenn im Auslande von dem lieben Vaterlande die Rede ist. Man glaubt hier alles mögliche Schlechteste von Mecklenburg und seinen Junkern und Pfaffen, und es sollte mir gar nicht schwer werden, hiesiger Bevölkerung einzureden, daß sich die Rittergutsbesitzer alle Morgen ein kleines unschuldiges Tagelöhnerkind zum Frühstück braten ließen.

In der letzten Zeit ist Julian Schmidt mit Frau und Maler Pietsch mit Frau bei uns gewesen; der letztere hat sich mit Hinkroft in Verbindung gesetzt und wird die Stormid mit Bildern versehen. Prachtvolle Bilder! wunderschöne Figuren! — — Von Otto Speckter (Maler in Hamburg) ist der Hanne Nüte illustrirt; schon alles zum Holzschneider geschickt. — Zu dem Porträt von meinem Wading[2] habe ich mich sehr gefreut, obgleich er daselbst wie ein armer Sünder, der erschossen werden soll und alle Augenblicke die Kugel erwartet. — —

Daß Du einen Ballen „Bräsig“ und ein Schwein „Pomuchelskopp“ gewinnt hast, hat mir viel Vergnügen gemacht, denn es zeigt mir, daß Du ein richtiges Verständniß dieser beiden Personen hast; aber mit der Taufe Deines neukreirten Gutes bitte ich so lange zu warten, bis Du den Schluß der Geschichte gelesen hast; ich glaube, Du wirst das Ding am Ende Reivo nennen müssen, denn mein Rudolph[3] in der vollständigen Entwickelung seines Wesens bist Du, mein alter Fritz. — —

So wie mein Buch herauskommt, schicke ich es Euch, Du wirst auch Deine „Onkelrenia“[4] darin finden.

Mit allem treuen Gruß

Dein Fritz Reuter.“

Mein lieber Fritz!

Heute ist großer Brieftag bei mir; Du bist der siebente, letzte, aber auch liebste, der an die Reihe kommt, um Dir meinen Dank für Deine freundliche Geburtstags-Gratulation[2] zu sagen, obgleich man eigentlich zu 55 Jahren nicht viel gratuliren sollte. — Recht erfreut bin ich, daß Du nicht über Fulternangel klagst; die mecklenburgischen Zeitungen sind ja ebenso voll davon, wie unsere Landleute hier. — Wir leben hier in alter Weise und werden wohl auch bis Anfang März hier bleiben, da mir die Kur im Ganzen gut bekommt, nur daß sich ab und an die Kreuzschmerzen wieder melden; es ist die Sache weiter nicht gefährlich, aber man muß Geld und Zeit daran setzt, will man die Geschichten doch los werden. Mit meinem Dörcheuchten geht es auch so ziemlich vorwärts und hoffe ich, denselben bis Weihnachten druckreif zu schaffen. —

Vor einiger Zeit war Richard Schröder[3] mit Professor Simrock und Tochter aus Bonn hier bei uns, und in den nächsten Tagen werden wir den Gegenbesuch in Bonn machen. Ueberhaupt leben wir nicht an Langeweile, gestern war der Freiherr Gisbert Vincke, der Bruder von dem Kammer-Vincke, hier bei uns und blieb die Nacht hier, und zugleich auch der Hauptmann von Köppen, ein Dichter, der schleswig-holsteinische Kriegsthaten verfaßt hat, und der Regierungsrath von Forstner. Auch der erste Kommandant von Koblenz und Ehrenbreitenstein, General von Hartmann, und der Kabinettssekretär der Königin, Dr. Brandis, sind hier bei uns gewesen und ich bei ihnen. — Es ist mir höchst komisch vorgekommen, lieber Fritz, wie sich die Zeiten geändert haben: in früherer Zeit empfingen mich die preußischen Festungskommandanten im Vorzimmer oder auch gar nicht, jetzt suchen sie mich auf. Dieser war jedoch ein überaus freundlicher Mann und hat mir mitgetheilt, daß unsere preußische Kronprinzessin sich lebhaft für meine Sachen interessirt.

Meine Gebrangetgenheiten setzen ungleichen so freiflich, wie ich nie im Traume gedacht habe. — — Deine Marie wird sich freuen zu vernehmen, daß der erste Band der illustrirten Stormid in sehr hübscher Ausstattung mit den Bildern von Pietsch mir vorliegt, die andern beiden werden im Laufe dieses Monats fertig und werde Ihr dieselben zu seiner Zeit ansehen können. —

Zu Weihnachten wird's nun wohl nichts mit dem Wieder sehen werden; vielleicht aber später. — Viele Grüße an alle von Deinem Fritz Reuter.“

Landbach,[1] den 16. Nov. 65.

Von den Schußwunden in künftigen Kriegen.

Der künftige Krieg! Wie ein Gespenst schwebt sein düsteres Bild über den Friedenswerken der Völker, und alle Menschenfreunde wünschen, daß sein Ausbruch in unabsehbare Fernen hinausgeschoben werden möchte! Gottlob, er steht nicht drohend vor unserer Thür; es ist den Völkern noch eine Frist gewährt, im Verbundenen friedlichen Wettstreit ihre Kräfte einzusetzen. Unermüdlich regen sich aber unsäthige Hände, um die Rüstung der Nation zu schmieden, damit wir in der Stunde der Gefahr wohl gewappnet auf dem Kampfplatze erscheinen; unermüdlich sinnt der menschliche Geist nach neuen Mitteln, mit welchen er die Schlagfertigkeit der Truppen erhöhen könnte, und wie in den Werken der Kunst, Wissenschaft und des Gewerbes, so feiert auch auf dem Gebiete des Kriegshandwerks der Scharfsinn der Erfindung seine Triumphe.

Neue, bessere Waffen tauchen von Jahr zu Jahr auf: ein Staat überbietet den anderen, und wir sind endlich soweit gelangt, daß der künftige Krieg eine andere Taktik erfordern wird, daß die sinnigen Schlachten ein neues, von den alten verschiedenes Bild bieten werden. Man hat vielfach berufen, diese schreckensvollen Zukunftsbilder auszumalen. Ueber den Schlachtfeldern werden die dichten Rauchwolken nicht mehr lagern, der Donner der Geschütze und das knatternden des Gewehrfeuers werden nicht mehr die Luft erzittern lassen; denn das neue „rauchfreie“ Pulver erzeugt nur wenig Rauch und macht wenig Lärm; aber in dieser reineren, stilleren Luft wird nach wie vor das Verderben hausen, der Tod seine Ernte halten, und wir fragen ernst, in welchem Maße?

Die Fußtruppen entscheiden in den Schlachten der Neuzeit, und sie werden mit neuen Waffen auf dem nächsten Kampfplatze erscheinen. Die verheerenden Wirkungen der bisherigen Hinterladergewehre werden durch das rasche Feuer der Magazingewehre erhöht werden, doch das ist nur eine der Neuerungen an den Handfeuerwaffen. Durch Verkleinerung des Kalibers und durch Umkleidung des Geschoßbleikerns mit einem widerstandsfähigeren Metallmantel sind dieselben an und für sich wirksamer geworden, und vielfache zweckmäßige Versuche ergaben erstaunliche Proben dieser Wirksamkeit.

Das Kleinkalibergewehr ist in jeder Beziehung dem alten Gewehre überlegen. Es trägt weiter, trifft sicherer und das von ihm geschleuderte Geschoß hat eine weit größere Durchschlagskraft. Auf dem Schlachtfelde äußert sich seine Wirkung wie folgt: ein und dasselbe Geschoß dringt auf 100 m Entfernung abgefeuert durch 4 bis 5 Glieder einer Kompagnie in Gefechtsformation, selbst wenn hierbei die stärksten Knochen des Körpers durchschossen werden, durchschießt also 4 bis 5 hinter einander stehende Soldaten. Desgleichen werden auf die Entfernungen von 400 m 3 bis 4 Glieder, auf die Entfernungen von 800 bis 1200 m noch 2 bis 3 Glieder durchschossen. Und selbst bei diesen Widerständen bleibt das Geschoß fast niemals in der Wunde stecken, ja bei den mit dem französischen Lebelgewehr angestellten Versuchen wurden Leichen sogar auf die Entfernung von 2000 m durchschossen; niemals blieb die Kugel im Körper stecken. Hölzerne Brustwehren, die bis jetzt noch gegen das Gewehrfeuer schützten, verlieren an ihrer Bedeutung; denn die Kleinkalibergeschosse haben bei allen Holzarten eine fünf bis sechsmal größere Durchschlagskraft; sie durchschlagen bei Aufschüssen Tannenholz in der Dicke von 110 cm, und selbst

[1] Krähten. [2] Pathenkind. Reuter hatte bei Peters' hinalem Stude in Gastner gestanden. [3] Die Romanfigur in der Stormid. [4] Verderbung des Wortes „Onkelrenia“.

[1] Wasserheilanstalt bei Kobrenz, in der Reuter sich längere Zeit aufhielt. [2] Reuters Geburtstag war am 7. November. [3] Docent in Bonn, Sohn von Reuters Freund Justizrath Schröder in Treptow.

Eisenplatten von 12 mm Stärke! So erfüllt das Kleinkalibergewehr in ungeahnter Weise die höchsten Anforderungen, die man an ein Kriegsgewehr stellt; es macht auf die weitesten Entfernungen Mann und Pferd des Feindes kampfunfähig, ist aus der Nähe selbst imstande, seine Lokomotiven zu zerstören, seine Truppen- und Proviantzüge lahmzutegen, und so darf man nicht zweifeln, daß in kürzester Zeit alle europäischen Heere mit diesem Gewehr ausgerüstet sein werden.

Der Arzt, der berufen ist, die Wunden, die in den Schlachten geschlagen werden, zu heilen, verfolgt mit ernstem Fleiß die Vervollkommnung der Feuerwaffen. Die Todten, die, wie man sagt, „mitten durchs Herz geschossen“ auf der Wahlstatt liegen bleiben, kann er nicht wieder erwecken; aber er setzt alle seine Kräfte ein, den Verwundeten, deren Zahl ja immer eine weit größere als die der Gefallenen ist, zu helfen. Dank den Fortschritten der Kriegschirurgie sind in dieser Hinsicht die Schrecken des Krieges vielfach gemildert worden. Der Arzt unterscheidet auch zwischen humanen und barbarischen Waffen und er erachtet es für seine Pflicht, gegen letztere Einsprache zu erheben, damit sie auf völkerrechtlichem Wege verboten werden, wie dies z. B. bei

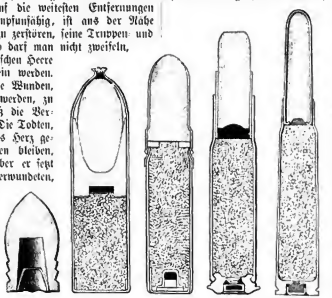


Fig. 1. Minié. Fig. 2. Zündnadel. Fig. 3. Chassepot. Fig. 4. Deutsches Infanterie Gewehr 71. 84. Fig. 5. Belgisches Mausergewehr.

Verschiedene Geschoßkaliber.

Explosionsgeschossen der Handfeuerwaffen seit mehr als zwanzig Jahren der Fall ist. Der Arzt unterscheidet zwischen leichten und schwerer heilenden Wunden, er weiß aus Erfahrung, daß die eine Waffenart diese, die andere jene exzeugt, und so prüft er auch die Wirkung der neuen Gewehre von seinem Standpunkte, ob sie dem Wunsch entsprechen, daß aus dem künftigen Kriege mehr geheilte Verwundete und unter den Geheilten weniger Krüppel sich befinden.

In diesem Sinne wurden die Kleinkalibergewehre von den Aerzten verschiedener Nationen geprüft und alle gelangten dabei zu der Ueberzeugung, daß die neue Infanteriewaffe humaner ist als die alten. Bei diesen Prüfungen wurden so wichtige Aufschlüsse über die Wirkung der Geschosse gewonnen, daß auch ein weiterer Leserkreis die Erörterung dieser Fragen mit Interesse verfolgen dürfte. Und so wollen wir an der Hand der Ausführungen, die Prof. Dr. Paul Bruns in Tübingen in seinem kürzlich erschienenen Werke „Die Geschoßwirkung der neuen Kleinkaliber-Gewehre“ (Tübingen, Verlag der Laupp'schen Buchhandlung) gegeben hat, auf einige der wichtigsten Punkte näher eingehen. — Fünf Jahrhunderte lang hatte man sich im Kriege damit begnügt, aus glatten Rohren Rundkugeln zu schleudern. Erst in der Mitte unseres Jahrhunderts führte man gezogene Gewehre und Spitzkugeln ein. Diese Spitzkugeln erhielten ein Kaliber von 17 bis 18 mm und ein Gewicht von 40 bis 50 g (Fig. 1). Dies war ein Fortschritt in der Kriegstechnik, denn die gezogenen Gewehre trugen weiter, die Treffsicherheit bei ihrem Gebrauche war größer und die Durchschlagskraft ihrer Geschosse eine bedeutendere. Als aber diese Gewehre als Minié-Gewehre zum erstenmal im Krimkriege verwendet wurden, da waren die Aerzte erstaunt über die erschreckende Wirkung der neuen Waffen: über die Ausdehnung und Schwere der Verwundungen, namentlich über den früher unerhörten Umfang der Knochenzersplitterung. Mit der Zeit wurde das Kaliber der Infanteriewaffen herabgesetzt. Das Langblei des preußischen Zündnadelgewehres (vergl. die Patrone Fig. 2) besaß ein Kaliber von 13,6 mm und ein Gewicht von 31 g; bei dem französischen Chassepotgewehr (Fig. 3) wurde das Kaliber auf 11 mm, das Gewicht des Geschosses auf 25 g herabgesetzt. In dem großen Kriege 1870 und 1871 erwies sich das Chassepotgewehr besser als das deutsche, und so wurden in wenigen Jahren die Infanteriewaffen aller europäischen Mächte nach diesem System verbessert; alle führten Gewehre mit länglichen cylindrischen, spitzbogenförmigen (ogivalen) Geschossen ein, deren Kaliber 11 mm, deren Gewicht 25 g betrug. Gewehre, die eine Tragweite von etwa 2500 m besaßen und mit denen man noch auf eine Entfernung von 2000 m Mann und Pferd außer Gefecht setzen konnte.

Dieser Entwicklungsstufe gehört auch das deutsche Infanterie Gewehr 71.84 (Patrone Fig. 4) an. Zuletzt wurde das Kaliber anscheinend auf die äußerste für Kriegszwecke zulässige Grenze herabgesetzt. Das französische Lebelgewehr besitzt ein Kaliber von 8 mm; das Geschoß ist 31 mm lang und nur 14 g schwer. Dasselbe Kaliber besitzt das österreichische Mann-

Fig. 6. Ende des Schußkanals eines kleinkalibrigen Rundbleigeschosses in trockenem Buchenholz.

Fig. 7. Schußkanal von 11 mm-Bleihohlgeschoß in trockenem Buchenholz.

fischer-Gewehr, das Geschoß hat eine Länge von 31,8 mm und ein Gewicht von 15,8 g. Zu Versuchen wurden verschiedene Mantelgeschosse angenommen. Das Geschoß desselben (Fig. 5) besteht aus einem Weichbleikern und einem unverletzten Mantel aus Kupfernickelblech, ist 20 mm lang, 14,2 g schwer und von 8 mm Kaliber.* Das neueste deutsche Infanteriegewehr 88 endlich, welches in diesen Tagen zur Ausgabe an die Truppen gelangen soll, weist ein Kaliber von 7,9 mm auf, während das nickelplattierte Stahlmantelgeschoß 32 mm lang ist und 14,5 g wiegt.

So wurde nach und nach der Querdurchmesser der Geschosse von etwa 18 mm auf durchschnittlich 8 mm, das Gewicht von über 50 g auf kaum 15 g herabgesetzt. Selbstverständlich mußte dabei die Konstruktion des Gewehres selbst mannigfache Veränderungen erleiden; man mußte, um die Durchschlagskraft der kleineren Geschosse zu sichern, ein anderes, kräftiger und langsamer wirkendes Schießpulver erfinden, man mußte schließlich auch das Material, aus welchem das Geschoß selbst besteht, ändern. Die gewöhnliche Bleikugel war zu weich; sie verursachte ein zu rasches Verbleiben der Tralläge des Rohres, sie verlor zu leicht ihre Form, und man sah sich genöthigt, das Blei mit einer schützenden Hülle zu umgeben; die Kugeln der kleinkalibrigen Gewehre sind Mantelgeschosse, bei denen der innere Bleikern von einem Mantel, bis es aus Kupfer, bei es Nickel oder Stahl, umgeben ist.

An den Arzt tritt nun die Frage heran: wie sind die Wunden beschaffen, welche von den Geschossen der kleinkalibrigen Gewehre erzeugt werden?

Schon die Einführung des 11 mm-Kalibers bei den Chassepotgewehren erwies sich in chirurgischem Sinne als günstig, die Schußverletzungen durch die Chassepotkugeln waren im allgemeinen 1870-71 weniger schwer als in früheren Kriegen. Wenig Quetschung und Zertrümmerung der Gewebe, kleine Eingangs- und Ausgangsöffnungen, das war der Charakter der Wunden, und oft trat Heilung fast ohne Eiterung ein. Diese Eigenschaften zeigten jedoch nur die Schußverletzungen, die auf größere Entfernungen zustande gekommen waren. Anders bei Nahschüssen. In diesen Fällen war das Bild oft höchst unglaublich; die Aerzte fanden Schußwunden vor, wie man sie früher noch niemals gesehen hatte, so großartig war die Zerstörung und Zermalmung der Gewebe. Der Schußkanal bildete einen Trichter, dessen Eingangsöffnung etwa dem Kaliber des Geschosses entsprach, dessen Ausgangsöffnung aber zehn- bis zwanzigmal so weit war. Gegen das Ende des Trichters waren Weichstheile und Knochen zermalmt und zerschmettert. Aehnliche Folgen wurden, wenn auch seltener, auf französischer Seite bei Verwundungen durch das Zündnadelgewehr beobachtet. Man wußte den Grund dieser Verheerungen nur durch die Annahme zu erklären, daß die Geguer allem Völkerrecht zuwider Explosivgeschosse benutzten, die im Körper der Verwundeten platzten und die geweiligen Zertrümmerungen verursachten. Studien über Schußwunden, die man später im Frieden anstellte, zeigten, daß diese Anschauungen durchaus unhaltbar waren, daß jedes mit großer Geschwindigkeit auftreffende Geschoß eine Sprengwirkung ausüben kann.

Jedermann weiß, daß der Druck, der auf eine Flüssigkeit ausgeübt wird, sich in derselben nach allen Richtungen hin fortpflanzt, jedermann kennt die auf diesem Gesetz aufgebaute hydraulische Presse. Auch die Kugel, welche in eine Flüssigkeit, z. B. Wasser, einschlägt, erzeugt in diesem einen Druck. Ist nun das Wasser in einem Gefäß eingeschlossen und schießt man in dasselbe hinein, so wird das Wasser in der Regel (bei Benutzung gewöhnlicher Jagdflinten) in einer hohen Säule ausspritzen. Hat aber das Geschoß, welches das Wasser trifft, eine bedeutend hohe Geschwindigkeit, pflanzt sich infolge dessen der durch dasselbe erzeugte Druck plötzlich und ungemein rasch in allen Wasserstheilchen fort, so werden diese keine Zeit finden, durch die obere Oeffnung zu entweichen, sondern mit voller Wucht gegen die Wand des Gefäßes drängen und dieses sprengen. Dies ist oft durch Proben festgestellt worden.

Nun sind die mit Blut und Säften durchtränkten Organe des menschlichen Körpers in ihrem Verhalten einem solchen Wasserkasten ähnlich. Trifft das Geschoß mit hoher Geschwindigkeit die Leber, die Milz, das Herz oder den mit weicher Gehirnmasse gefüllten Schädel, dann treten derartige Sprengwirkungen durch den hydraulischen Druck ein, dann entstehen jene gefährlichen trichterförmigen Wunden, dann geschieht es, daß der Schädel durch einen solchen Schuß, durch eine einzige Kugel so jäh zersprengt wird, daß die Stücke weit umherfliegen.

Fig. 8. Einschuß des 8 mm-Geschosses in eine 4 mm dicke Eisenplatte.

Fig. 9. Einschuß des 11 mm-Geschosses in eine 4 mm dicke Eisenplatte.

Wie verhalten sich nun das neue 8 mm- und das alte 11 mm-Geschoß in Betreff dieser Sprengwirkung? Bei dem Kleinkaliber kommt diese überhaupt nur so lange zur Geltung, als das Geschoß die Endgeschwindigkeit von etwa 300 m und darüber besitzt, d. h. auf Entfernungen bis zu etwa 800 m, bei dem 11 mm-Geschoß genügt schon die Endgeschwindigkeit von 200 m, welche das Geschoß auf etwa 900 m erreicht. Die Zone, in welcher die Nahschüsse aus dem Kleinkaliergewehre solche Sprengwirkungen erzeugen können, ist somit kürzer, außerdem bringt der kleinere Durchschnitt des Geschosses es mit sich, daß die Druckwirkungen zwei- bis dreimal geringer sind als bei dem 11 mm-Kugeln.

Es werden somit diese schlimmen Verwundungen auch in Zukunft vorkommen, aber sie werden nicht so häufig und nicht so umfangreich sein wie bisher. Die Zone der nach dieser Seite hin eigentlich gefährlichen Nahschüsse umfaßt etwa die ersten 100 m der Flugbahn des kleinkalibrigen Geschosses.

Bevor man Klarheit über diese hydraulischen Wirkungen der Geschosse erlangt hatte, suchte man diese Erscheinung durch die Annahme zu erklären, daß die Kugeln beim Auftreffen auf festere Theile sich bis zum Schmelzpunkt erhitzten und die geschmolzene Masse alsdann die Sprengungen verursachte. Dadurch sollte zu gleich das Zerplittern, die Formveränderung, Abplattung ꝛc., die „Deformation" oder „Emformung" des Geschosses, erklärt werden, welche wieder dazu beitrügt, den Charakter der Wunde zu verschlimmern.

Prof. Bruns hat auch diese Frage durch seine Versuche entschieden. Er benutzte dazu einen viereckigen, hinten und zu beiden Seiten mit starken Eisenplatten versehenen Kasten, in welchen die als Ziel dienenden Eisenscheiben in bestimmten Abständen eingesetzt werden konnten. Nach vorne wurde der Kasten durch ein ganz dünnes Blech, nach oben durch eine aufgelegte Eisenplatte geschlossen, nach unten blieb er offen gegen eine Schiebplatte, welche in den den Kasten tragenden Holzgestell angebracht war. Auf diese Weise fiel das abgefeuerte Geschoß mit allen seinen Bruchstücken, nachdem es durch die dünne vordere Blechscheibe gedrungen und dahinter auf die Eisenplatte aufgeschlagen war, unmittelbar in die Schiebplatte. Diese wurde mit Stoffen von der

* Mit diesem Gewehre wurden die Versuche von Prof. Bruns angestellt, zur Vergleichung der Wirkung wurden Parallelversuche mit dem deutschen Infanteriegewehr 71/84 von 11 mm Kaliber ausgeführt.

schieden hohem Schmelzpunkte (wie Paraffin, Schwefel in Pulverform etc.) gefüllt, um zu beobachten, inwieweit dieselben durch die niederfallenden Bleitheile zum Schmelzen gebracht werden.

Prof. Bruns fand nun, daß größere Bleistücke sich höchstens bis auf 150°, die kleinen bis 200° und die kleinsten bis zu höchstens 210° C. erwärmten; der Schmelzpunkt des Blei liegt aber erst bei 334° C. Bruchstücke von Stahl- und Nickelmänteln erhitzten sich bis zu 230° C., die kleinsten ausnahmsweise bis über 300° C. Ein Schmelzen der Geschosse konnte nicht stattgefunden werden. Die Entzündung geschieht also nur infolge des Druckes auf rein mechanischem Wege. Die Mantelgeschosse erwiesen sich dabei widerstandsfähiger als die einfachen Bleigeschosse. Von welcher Bedeutung dies für die Durchschlagskraft des Geschosses ist, beweisen unsere Abbildungen. Fig. 6 zeigt den ersindlichen Schußkanal, der durch 8 mm-Nickelmantelgeschoß in trockenes Buchenholz gebohrt wurde. Die ganze Länge des Schußkanales, der hier nur in seinen letzten 13 cm abgebildet ist, beträgt 54 cm, und das Geschoß liegt fast unverändert im blinden Ende desselben. Fig. 7 stellt den Schußkanal durch 11 mm-Weichbleigeschoß dar. Der Kanal ist nur 8 cm lang und trichterförmig; die Einschußweite hat einen Durchmesser von 6 mm, das blinde Ende aber, in welchem das kaum noch erkennbare Geschoß liegt, einen solchen von 46 mm. Man erkennt daraus sofort, wie das Bleigeschoß durch seine Entformung sich größere Widerstände schafft.

Bezeichnend für die Durchschlagskraft der Geschosse sind ferner unsere weiteren Abbildungen Fig. 8 und 9, welche Schüsse auf 12 m Entfernung durch eine 4 mm dicke Walzeisenplatte darstellen. In Fig. 8 finden wir ein kreisrundes Loch, welches das 8 mm-Geschoß geschlagen hat, in Fig. 9 die unregelmäßige größere, seitlich eingerissene Oeffnung, welche das 11 mm-Geschoß zustande brachte. Dieses Verhalten des neuen Geschosses ist von größter Wichtigkeit; denn trifft es auf Knochen, so zertrümmert es dieselben bei weitem weniger als das alte Geschoß, ja es erzeugt in denselben reine Lochschüsse ohne weitergehende Risse und Brüche. Selbst dem Laien muß es einleuchten, daß derartige Wunden rascher und sicherer heilen als Wunden, bei denen weite Partien des Knochens beschädigt sind.

Es würde zu weit führen, hier auf die Wirkungen der Geschosse in verschiedenen Entfernungen oder Zonen ausführlicher einzugehen; denn mit der abnehmenden Geschwindigkeit der Kugel ändert sich auch die Beschaffenheit der Wunde. Das eine steht aber fest, daß der Charakter der Schußwunden durch die kleinkalibrigen Geschosse in allen Zonen, sei es bei Nah- oder Fernschüssen, ein viel günstigerer ist.

„Es ist gewiß mit hoher Freude zu begrüßen," schließt Prof. Bruns seine Ausführungen, „daß die durch taktische Gründe bedingte Herabsetzung des Kalibers und insbesondere die davon unzertrennliche Einführung der Mantelgeschosse gerade im Sinne der humanitären Bestrebungen liegt. Die künftigen Kriege werden vielleicht in derselben Zeit zahlreichere, aber jedenfalls viel künftigere reine und glatte Schußwunden bringen; . . . der Heilungsverlauf wird sich günstiger gestalten, Verstümmelungen und Verkrüppelung häufiger vermieden werden. — Das neue Kaliber ist nicht blos die beste, sondern zugleich die humanste Waffe, um nach Möglichkeit die Schrecken des Krieges zu mildern."

Blätter und Blüthen.

In den pontinischen Sümpfen. (Zu dem Bilde S. 145.) Wie Goethe vor hundert Jahren bestiegen wir einen Morgens in Velletri die Thürmeig — noch immer das einzige Verkehrshimmel auf der 30 Kilometer langen Straße zwischen den beiden Grenzstationen der pontinischen Sümpfe: Cisterna und Terracina — wohlgemmut von Wirth und Wetturin vor den Gasthöfen der Marktes. Steil fällt die Bergstraße die arcuvischen Hügel hinab, einsam, leblos. Aber mit einem Schlage, bei plötzlicher Wendung, liegt sie hinn dicht vor uns, die unermeßliche, schweigende, einsame, von weißlichen Dünsten umschleierte Ebene, groß wie ein Meer. In schmergerader Linie, gestimmt von dem Monzaklanal, den Papst Pius VI. gegogen, der Linea Pia, schneidet durch die Ebene die Via Appia, die „Königin der Straßen", auf welcher einst die römischen Legionen in den Süden hineinzogen. Vorerst steigt sie und fällt sie noch, windet sich um immer flacher werdende Hügel herum, läuft an einsamen Meierein, einzeln gestellten Häusern vorüber, und dann ist man in Cisterna, dem „Thore der Büsse, des Fiebers, der Sümpfe und der Räuber". Hier beginnt der Sumpf, die fieberzeichen Gesichter der vermummten, vom Frost geschüttelten Bauern haben's uns, und bald sind wir hinein, mitten in die große Leichenacker. Wie zum Trotz schweigt der Blick links hinüber nach den Volskerbergen und findet doch droben, ins Himmelblau getaucht, zunächst Rocca Massima, dann unterhalb das Felsennest Cori, einst Cora, dessen arme Bewohner sich des Ursprungs von Turbulenz rühmen, dem Stammherren der Trojaner, das in seinen cyklopischen Mauern noch von gewaltigen Urzeiten erzählt, das in den Volskerkriegen durch das Römerschwert Unsäglliches gelitten. Weiß schieben die Felsen sich über- und durcheinander, und auf fester Klippe richtet sich Norma auf (348 Meter ü. M.), bei den Römern, die in den festen Mauern die karthagischen Geiseln in Sicherheit brachten, Norba genannt. Auch hier cyklopische Mauern und Trompetreste, deren Steine, angeblich von Dertalod selbst gefügt, im kultischen Kriege weit durchgeschleudert worden wurden.

Nach diesem Norma hinaus strigt aus den Sümpfen eine Straße und an ihrem unteren Ende liegt Ninfa, der Kirchhof, die Leiche einer Stadt, die ihren Tod durch Corinthen in den Sümpfen fand, welchen ihre Bewohner von dem Wärzenzel Mnlaria erstickt worden waren.

Aus nach die geheimnißvolle Gewalt des Märchenzauders. Die Stadt ist wie zu einem großen Blumenstrauß geschmückt. Ueber die Mauern, Thürme, Häuser, über Kirchen und Klöster hat der Epheu sein reinstes Netz gebreitet, von Gesims zu Gesims ziehen seine flatternden Gewinde, aus den Thorwölbungen hangen die Ranken. Wie eine stille Braut, die den Bräutigam erwartet, hockt Ninfa sich in seinen schlingenumrungenen See. Das Thor der Basilika steht offen, seine Sonnenstrahlen spielen mit den blumenbewachsenen Mosaikfußboden; von den Wänden schauen die schattenhaften Frauren von Heiligen in verblichenen byzantinischen Gewandungen, den Kinn niederbeugt ein Blumenkranz, um den ein Schmetterlingspaar gaukelt. Das Reich Dornröschens! Die tiefe Stille, sie wird nur unterbrochen durch das schalkhafte Gemurmel des Flusses Ninfa, dann und wann auch durch das Krächzen der Aasvögel, die unerfaßt zwischen den Binsen des Sees nisten, der Raben, die in der Spitzen eines alten Feudalthurmes aus- und einfliegen.

Die Steine des säulenumgebenen antiken Brunnenhauses, des Nymphaeums, von dem der Ort den Namen erhielt, sind hinab in den Sumpfe gestürzt. Auf seinen Ruinen errichtete ein früheres Jahrhundert eine dem Erzengel S. Michael geweihte Kirche; so erzählt die Ueberlieferung. Sicher ist, daß im Jahre 1216 der Kardinal Cajetan, nachheriger Papst Gregor IX., hier am Orte die Kirche S. Maria del Mirteto (zum Myrtenhain) bauen ließ, neben welches die Ritter des heiligen Lazarusordens seinen Sitz hatten. Weiteres weiß man nicht von der Stadt. Der Sumpf tödtlich näher und näher an die Mauern heran, das Fieber wanderte durch die Gassen, und eines Tages war niemand mehr da, der die Todten begraben konnte. Die schöne mittelalterliche Stadt war eine Sage geworden.

Das Land, das umgiebt noch im Sommer seine Ufern. Reben, Orangen und Citronen lächelt, lächelt wie ein Sterbender; es ist das Lächeln des Todes, das wir sehen. Er eilt auf Flügeln der Malaria vom Gebirge zum Meer hinab und zurück und mäht das Leben, wo er es findet. Wen er begegnet in dieser Ebene, den grüßt er mit dem Gruße der Unterwelt. Die Straße, die wir ziehen, von Cisterna hinab gen Terracina, geht mitten durch sein Reich: eine Graberstraße, und der Geruch der Schnitter, die mit Beil und Kind todesmutdig im glühenden Sommerwind von den Höhen hinabwandern, das Korn der edlen römischen Herren einzuheimsen, klingt uns wie der Gruß der zum Sterben bereiten Fechter des alten Rom: Morituri te salutant! Waldemar Kaden.

Ein kungiger Gast. (Zu den Bilde S. 137.) Es sind wohl gerade die friedsamsten Gesellen, die kaltenden kriegsknechte, die ihre Arbeit erst anbieten, wo es Händel und einen gut zahlenden Herrn giebt, oder die auch wohl in Ermangelung solcher Gelegenheit zu „Berufskriegern" Verdienste auf eigene Faust das Kriegen anfangen. Dieselben eben haben wir es mit einem verhältnißmäßig edenklichen Vertreter dieser Menschenklasse zu thun; verhältnißmäßig — denn auch er wird sich kaum die Mühe genommen haben, sich über die Gutherzigkeitsfeiers des fetten Hushnd, das an seiner Seite hängt, ein genauer bei der Bäuern zu erkundigen, ehe er es seute frisch dem Durchmarsche drohe das halbschlafende Dorf mitkaufen ließ.

Aber der schon etwas ältliche Kumpan, den wir auf unserem Bilde im grobzeinenen Lederkoller, in Eisenmanns und Beinschienen und Beinschienen — er ist unter seinem rauhen kriegshandwerk unerschaudlich gebieben für die Reize friedlicher bürgerlicher Lebenskunst — insbesondere soweit solche mit einem ausgiebigen Humpen Humpen verbunden ist. So hat er denn sein gutmüthig schmunzelndes Gesicht rasch dahin gekehrt, wo der leckshäftige Bube seiner Landsknechtsehre Freundschaft mit dem Frembling schloß und in kindlichem Zutraulungseifer sofort sich mit des neuen Kameraden Armbrust und — Schnapsflasche bewehrte. Mit ehrlicher Bewunderung sehen das Schlemmerchen auf die mit erstaunlicher Schnelle zwischen den Zähnen des knurrigen Gastes verschwindenden Knobel — sie weiß daß sie nur den Nothfall, wenn die Knobel zur Stillung des Appetits nicht ausreichen sollten, noch mit ihrem Brotlaib einspringen kann. Und die junge Mutter hat Vertrauen zu dem vielleicht nicht eben gerade gräßlen Gast gefaßt und sie schaut mit Befriedigung auf den glänzenden Sieg, den ihre Mostkunst bei dem fahrenden Mann zu verzeichnen hat. —

Das viele Kauterstinken, wir wissen sie lange, daß ein übermäßiger Genuß des Kaffees der Gesundheit nicht zuträglich ist, und jedermann kennt auch die Ursachen der Verpönung dieses Kaffee. Man wird matt, unlustig zur Arbeit, leidet an Kopfweh und Schlafsucht; die Hände zittern, das Herz schlägt schnell, unregelmäßig und schwach; der Puls ist dementsprechend klein und weich; der Appetit fehlt und man verfällt Ausschwinde. Das kommt von dem vielen Kaffeetrinken, und es kommt vor bei Männern wie bei Frauen; bei letzteren entschieden häufiger, denn die Frauen „trinken" sa in Kaffee, wie man unhöflich zu sagen pflegt.

Wir sind allerdings noch weit davon entfernt, von einer „Kaffeesucht" reden zu dürfen, wir befinden uns noch in dem Stadium des kräftigen

Digitized by Google

dulels, aber der Kaffeemißbrauch gewann immer mehr Ausbreitung und machte sich auch in den Kreisen bemerklich, deren Frauen keine Zeit haben, von 4 bis 7 oder vor 8 Uhr „nachmittags“ vor Tassen und Kannen zu schwelgen — in Gesellen des Gaumens und des Gehörs. So z. B. sind neuerdings in Essen einem Arzte viele Schwächezustände unter den Frauen der Arbeiterwohnungen aufgefallen, die lediglich auf den Mißbrauch des Kaffees zurückgeführt werden mußten. Dies erklärt sich leicht dadurch, daß gerade viele billigere Sorten, wie z. B. der Cichorienkaffee, sehr viel Essen enthalten. Für Gesunde ist der Kaffee in angemessener Menge ein gutes Anregungsmittel. Schwache Personen aber sollen in diesem Genuß vorsichtig sein, dann das viele Kaffeetrinken schwächt das Herz und gerinnet die Nerven.

Friedrich Mitternurzer. (In dem Bilde S. 133.) Wohl der eigenartigste unter den jüngeren Darstellern, die sich eines weiterreichenden Rufes erfreuen, kauft Mitternurzer seit seinem glänzenden Gastspiel am Berliner Hoftheater jetzt mehr als je die Augen auf sich, nachdem auch seine Gattin seinen Ruhm durch ihr Spiel in der deutschen Presse ein lebhaftes Echo machgerufen haben.

Mitternurzer ist ein echtes Theaterkind; er wurde am 16. Oktober 1844 in Teplitz geboren als Sohn des Schauspielers Hermann Mitternurzer. Ehren- und Kammersängers Anton Mitternurzer; auch seine Mutter gehörte als Schauspielerin der Hofbühne an. Als ganz junger Mensch hatte er schon zur Fahne Thaliens geschworen und führte ein lustiges Wanderleben bei den kleinen Bühnen der Lausitz und Schlesiens. Namentlich der berühmten Direktion Heller, welche ihre Vorstellungen in Liegnitz, Schneidnitz, Bunzlau und, beliebe er große und kleine Rollen und mußte auch im Chor und im Ballet mit — alles für zwölf Thaler Monatsgage. Nach einem kürzeren Intermezzo im Vaudeville- bei der Direktion Leichtenring, wo er z. B. Laubes Essex spielte, kam er nach Hamburg aus Thaliatheater und wurde bald ein Liebling des niegewandten Direktors Maurice und seines talentvollen Theaterpersonals. Hier spielte er seine komische Rollen und hatte mit einer explodirlichen Genrefigur, dem Schulmeister in „Deborah“, einen durchschlagenden Erfolg.

In Bremen unter der Direktion Ritter und Bohr spielte er dann jugendliche Liebhaber, und zwar mit solchem Feuer, daß er einmal einem Mitspieler fast das rechte Auge ausstach. In der Tragödie konnte er seine Forschritte machen, da er nach seine Beschäftigung an Hoftheatern fand; so wandte er sich dem Berliner Wallnertheater zu, wo er förmlich in der Gunst als Darsteller urwüchsiger Stiefelknyper glänzte, theils in französischen Stücken sein Glück als Liebhaber versuchte im Zusammenspiel mit Agnes Wallner; er wurde zwar bemerkt, doch öfters ausgelacht wegen seiner unmöglichen Manieren seinen Spiel nicht minder abenteuerlichen Spiels. Noch schimmer erging es ihm am Breslauer Stadttheater, wo er als erster Held in Rollen wie Essex und ähnlichen Fiaskos machte und die seine kritik geradezu über ihn herfiel.

Das waren die Lehrjahre des Künstlers, die ihm seine Befriedigung gewähren konnten und in denen er gewiß oft an seinem Talent verzweifelte. Eine günstige Wendung für ihn trat erst ein, als er in Graz angestellt wurde; dort lehnte sich sein Talent sämtlich ein; er spielte alle Liebhaberrollen und wurde bald ein Liebling des Publikums. Von dort berief ihn Laube an das Burgtheater; er gastirte mit einem allerdings nicht unbestrittenen Erfolge als Hamlet, Tellheim, Petruchio; während seines Gastspiels ging Laube von der Direktion ab und Franz Dingelstedt, der Nachfolger meldete von einer baierischen Verwendung Mitternurzers nichts wissen. Der Künstler lebte wieder in Graz, kam im Theater an der Wien, und als Laube 1869 die Direktion des Stadttheaters übernahm, leistete er ihm dortsin und wurde wegen seiner glänzenden Vielseitigkeit eine Hauptstütze des Repertoires.

Ein anderer berühmter Theaterleiter, Franz Dingelstedt, gewann nach Laubes Abgang den lebenden Mitternurzer für das Burgtheater. Doch hätte dieser sich in dieser gebundenen Stellung auf die Länge nicht behaglich; es fehlte ihm die freie Bewegung; eine große Zahl von Rollen, die seine Begabung besonders begeckte als unmöglich zurückwies, wurde ihm zugemuthet, weil ältere Darsteller bereits in ihnen Beifall waren. So ließ er sich von seinem alten Gönner Laube, der seit mehreren Jahren das Wiener Stadttheater leitete, bestimmen, seinen Vertrag mit dem Burgtheater zu lösen, und trat an sich hin wieder in das Verhältniß eines Gastes. Aber gerade als er freigeworden, trat Laube von der Direktion des Stadttheaters zurück. Mitternurzer blieb demselben danach eine Zeit lang treu; eine kurze Episode seiner Künstlerlaufbahn bildete seine Thätigkeit beim Wanderzirkus Renz, wo sein Talent in den Berliner Hof besselben in Flammen aufging. An diesen Theatern wirkte er moderne, mehr französische Rollen. Dann trieb es ihn hinaus in die Ferne: ein glänzender Gastspielvertrag führte ihn bis Sankt Petersburg.

Noch seiner Rückkehr machte sein Gastspiel in Berlin viel Aufsehen: er spielte dort in dem erfolgreichsten Stücke Ernst von Wildenbruchs, „Die Haubenköche“, den alten Monsieur Dietrich von Luxow, den nächtlichen Gast von Versailles, unsere Preußen in die Mode war. Es war eine durchweg vortreffliche Leistung, welche zum Erfolge des Dramatikers wesentlich beitrug; die Selbstverherrlichkeit des Ritters, seinen brausebrennenden Uebermuth, sein zuweilen auch dann wieder schneidiges Wesen wußte er mit energischer Urspringlichkeit darzustellen.

Friedrich Mitternurzer besitzt ein eigenartiges Darstellungstalent von großer Frische und Schärfe. Den Eingebungen seines künstlerischen Genius folgend, die er oft einer bewußten Wirkung aus; aber er ist bisweilen abhängig von seinen Stimmungen und spielt dieselbe Rolle ungleich an verschiedenen Abenden. Es ist bei ihm nichts Eingelerntes, nichts Schablonenhaftes; von seiner glänzenden Vielseitigkeit legen die Rollen Zeugniß ab, die an bei der Schilderung seiner bisherigen Laufbahn erwähnten; es finden sich darunter Helden- und Liebhaberrollen, Intriguantenrollen, aber auch Rollen aus dem Bereich der Posse. Wie seitdem sahen Mitternurzer während seines Wirkens in Leipzig an einem Tage einen seinen Schauspielungen und am nächsten den Moroniis Posa mit gleichem Erfolge spielen. Vortrefflich ist er auch als Bonivant: als Bolz in den „Journalisten“ und als Fog in „Nit und Fog“.

Singen und Sagen. Unter diesem Titel hat Albert Möser neue Gedichte veröffentlicht (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei Aktiengesellschaft (vorm. J. F. Richter)), welche alle Vorzüge seiner früheren wiederum bewähren. Möser spricht nicht zu den Dichtern, die es mit der Form leicht nehmen und denen es, was Rhythmus und Reim betrifft, gleichsam auf eine Handvoll Noten nicht ankommt. Er bevorzugt künstlerische Strophenformen, insbesondere das Sonett, und bewegt sich in ihnen sprachlos und geschmackvoll. Sein Vorbild ist offenbar Platen und von den Dichtern der Gegenwart erinnert er am meisten an den Grafen Schack. Wie dieser liebt er auch wortvolle Herrlichkeit, was sich besonders in dem Abschnitt „Aus alten Zonen“ zeigt. Ebenso sucht er Entdeckungen der neueren Naturwissenschaft in dichterisches Gewand zu kleiden. Gleich im ersten Buche finden sich derartige Gedichte: „Der Komet“, „Gesang des Weltmeers“, „Im Tarwin“, „Das Erdbeben“, „Doppelsterne“. In den erzählenden Gedichten greift der Dichter bis in das Nibelungen zurück; aber auch die neueste Zeit bietet ihm willkommene Stoffe. Sehr stimmungsvoll ist das Gedicht „Kanzenfalsa“ aus den 27. Juni 1866. Die Erinnerung an den blinden König Johann von Böhmen, der sich bei Crecy 1346 aufs Roß binden ließ und so in die Feinde stürmte, ist von schlagkräftiger Wirkung. Der blinde König von Bonmoer glaubt noch dem Komplet bei Lungenfalsa des Sieges sicher zu sein. Da redet ihn der Dichter an:

„O König, fürchte des Schicksals Hohn!
Ein Wahn hat dich hervorgen;
Wohl liegt du heute, doch morgen schon
Zerbt du aus Fürchtlig ohne Thron,
Bist rings von Feinden umgeben.

Von König Johann, dem Kaiserspruch,
Dem blinden, wohl hortest du Kunde;
Er ließ sich binden aufs hohe Roß,
Stob muthig in wütender Feinde Troß
Und suchte die Todeswunde.

Die unsterbliche Herrlichkeit
Der Weisen, wie bricht sie in Scherben!
Verbanne die Hoffnung fern und weit,
Wirf gleich Johann dich in den Streit
Und stirb wie Helden sterben!“

Sehr schwunghaft sind auch die drei ersten Strophen des Gedichtes „Die Rose von Mars la Tour“:

„Der Kampf ist geendet, es naht die Nacht,
Es dunnen die Dörfer im Kreise,
Da schwirrt aus Nord ihm ein gellender Schall
Und ruft aus der wilden, der grausigen Schlacht
Die Streiter mit mahnender Weise.

Erst Stille eingsum, dann dumpf und schwer
Hört man den Boden erdröhnen,
Und wild über Leichen und blutige Wehr
Braust her von Rossen ein wiehrendes Heer,
Gelockt von des Hornrufs Tönen.

Es lodert ihr Auge in feurigem Brand,
Noch sprühen die Nüstern von Kampfe,
Sie stehen gereibt und dampfen am Sand,
Doch, die sie am Morgen noch tenkte, die Hand,
Starr ward sie im Todesrampfe.“ †

Kaiser Nero-Tod. (In den Bilde S. 133.) An den Namen Neros knüpft sich die Erinnerung an die entsetzlichen Ausbrüche des Cäsarenwahnsinns. Gemahlin, Mutter, alle die, welche ihm einst nahe gestanden hatten, Verwandte, Lehrer und Freunde hat der grausame Tyrann ermorden lassen, und man konnte ihm zu, er habe, um sich das Schauspiel des brennenden Trojas zu verschaffen, die Stadt Rom anzünden lassen. Aber Nero machte die Christen für den furchtbaren Brand verantwortlich, um die Wuth des Volkes von sich ab auf diese zu lenken, und die angeblichen Verbrecher verjagten dem scheußlichen Tode, als lebendige Fackeln ein Spiel im Circus zu betrachten. Und was die Grausamkeit ihm noch von Menschenwitze lieh, das zersetzte die lüpische Eitelkeit des kaiserlichen Sängers und Schauspielers. Endlich wurde das romische Volk der Gotaltungen müde, es empörte sich wider den Unwerter, die Legionen zielen Galba zum Kaiser aus und der Senat erklärte Nero für einen Feind des Vaterlandes. Von allen, auch von seinen vertrauten Spießgesellen verlassen, mußte Nero fliehen und er entfloh nach dem Landhaus eines seiner Freigelassenen. Kaum war er in dem schmutzigen Versteck unge kommen, als er Hufschritte vernahm — seine Verfolger nahten. Nero erlaubt den Tod, um sich den Tod zu geben; doch der Muthlos des Verbrechers machte den Feigling erzittern, der Freigelassene mußte ihm die traurige Aufgabe abnehmen, und mit dem Rufe: „Welch ein Künstler stirbt in mir!“ fürzte der einstige Kaiser auf die kalten Steinplatten. Die Häscher fanden einen Sterbenden.

Dieser Augenblick ist es, den der Maler darzustellt hat. Der Freigelassene sitt neben dem Kaiser niedergekauert und horcht in den verzerrten Zügen nach dem entliehenden Leben. Der Mann, der wie zusammengebrochen unter der Wucht des Schreckliches abseits kauert, ist der Vater des Freigelassenen. Nur mühsam kann der römische Krieger, der soeben eingetroffen ist, das nachstürmende Volk zurückhalten, welches das Entsetzliche schauen will. Stimmen und grimmige Rufe hallen in seinen Ohren verworren. In der Ferne werden Pferdehufe stürmen: es sind die Krieger des Senats, die den Flüchtling aufsuchen sollten aus seinem Schlupfwinkel. Der noch jugendliche Düsseldorfer Maler, E. Normyffer, hat für das Bild „Kaiser Neros Tod“ den Preis der Wetterführung für die beste Handzeichnung, ein Stipendium für eine Reise nach Italien, erhalten.

Allerlei Kurzweil.

Rösselsprung.

dem	wie	ge	die	mit	stets	Lust	ein	thal	in
ran	es	lag	ein	sen	weit	und	grün	ge	nem
nigen	gen	den	ne	ens	in	wig	leicht		
nen	nennt	ten	das	aus	in	saum	ent		
fault	herz	ist	wohnt	sen	der	schmerz	der		
fall	lügt	ge	zei	tig	ten	darum	und		
ge	er	sagt	ches	ge	heim	ne	ynes		
ye	ne	ist	Grach	schick	glu	wohl	er		
ne	sagt	wem	sung	Reue	meist	zei	dann		
nen	sie	ihre	er	des	mit	ob	den		
ab	und	sein	das	doch	nur	nur	nicht	ten	und
emp	den	schen	dem	Glau	ben	her	kalt	ei	ten

Logogryph.

Zählt man mir einem o mich zu den Philosophen,
Verbunkt man mir mit e manch schöne Lieder-sprophen.

Skataufgabe Nr. 2.

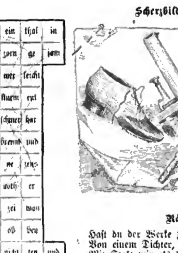
Von E. Buhle.

Der Spieler in Mittelhand hat auf folgende Karte:

den tournirt und noch einen Trumpf gefunden, verliert aber das Spiel, denn die Gegner bekommen 83 Augen herein. Müßten die Gegner zwei Steichen mit einander verlauschen, so würde der Spieler mit Schwarz gewinnen.

Welches Blatt hat der Spieler noch gefunden? Wie sitzen die Karten und wie ist der Gang des Spiels? Welche zwei Karten würden zu tauschen sein?

Scherzbilderräthsel.



Räthsel.

Hast du der Werke zwei die auserwählt
Von einem Dichter, dessen Weisen
Mit Stolz wir als die unsern preisen,
Und sie alsdann zu einem Wort vermählt,

So beut es Trotz dem wildesten Meere dar,
Bereit, den Muthigen zu schützen,
Der, um der Wissenschaft zu nützen,
Kühn vordringt, unbekümmert um Gefahr.

Oscar Leede.

Räthsel-Distichon. (Zweisilbig.)

Findest die erste Du nicht, so greife beherzt nach der zweiten.
Hat Dich das Ganze ermuht, kommt Dir die erste gewiß.

Auflösung der Damenpleinaufgabe auf S. 132:

1. D f 8 — e 7 — D d 4 — g 1 †
2. d 2 — e 3 — c 6 — d 4 †
3. D e 7 — d 6 — c 6 — e 7 †
4. a 3 — a 2 † — e 7 — f 6 (d 4) gewinnt.
5. e 3 — f 4 (d 4) gewinnt.

Auflösung des magischen Kreuzes auf S. 132:

			E	Z	H			
			D	I	A			
			E	T	P			
E	D	E	L	T	A	N	N	E
Z	I	T	E	R	A	A	L	
H	A	P	A	R	A	N	D	A
			N	A	N			
			N	A	D			
			E	L	A			

Auflösung des Kapselräthsels auf S. 132: Sauber, Salamander.

Auflösung des Homonyms auf S. 132: Steiner.

Auflösung des Räthseldistichons auf S. 132: Reblaus — Berlaus.

Auflösung der räthselhaften Inschrift auf S. 132:

Glücklicher Säugling! Dir ist ein unendlicher Raum noch die Wiege
Werde Raum und Dir wird eng die unendliche Welt.

Auflösung der Schachaufgabe Nr. 2 auf S. 132:

1. D g1 — g3 S h1 × S e2 A) oder B)
2. T f7 — f5 K × S
3. S d6 (d4) — b5 matt.

A) 2. . . . . K × S
3. S d6 (d4) — b5 † K c5
4. S d3 — c4 matt.

B) 2. . . . . K c5 × d4
3. T f7 — d7 matt.

C) 1. . . . . h6 — h5 beliebig.
2. S d6 — b5 beliebig.
3. T, D, S matt.

D) 1. . . . . f2 beliebig.
2. D g3 — e1 † setzt
3. S d4 — b5 matt.

Gegen 1. S d6 — b5 hilft nur K e5 × S d5. 1. D g1 — g7 † scheitert an K e5 × S d5! 1. T f7 — e7 † wirkt nur K e5 — f4! und gegen 1. D g1 — e1 † geschieht d7 — e4.

Kleiner Briefkasten.

(Anonyme Zusendungen werden nicht berücksichtigt.)

Pa., Schopdorf. Die Einstellung von Vierjährig-Freiwilligen der Landwehrtruppen bei den Matrosendivisionen findet in der Regel jährlich zweimal und zwar am 1. Februar und am 1. Oktober statt. Ueber die Verpflichtung der Vierjährig-Freiwilligen werden Sie am besten bei einem der kaiserlichen Kommando Aemter erhalten, an welche die Meldungen zum freiwilligen Eintritt zu richten sind. Sie können dieselben aufgefordert sein, sich für die Herstellung von vorrätthig aufgestellten Modellen M. Dregers, „Die Segelrussahrt im Staatsdienste" (5. Auflage, 1886, Leipzig, C. A. Koch's Verlagsbuchhandlung), S. 36.

J. H., Dortmund. Im Königreich Sachsen wird bereits seit dem Jahre 1892 die Bauart der Gmehelin'schen 700 m langen, mit einer elektrischen Lokomotive betrieben. Die Neu-Sachsierter Gmehelinbahn, 1890 in Betrieb, betrieb seit 1893 und wird mit zwei elektrischen Lokomotiven betrieben. Sächsisch hat ebenfalls seit dem Jahre 1900 in Lange Hohenstein-Ernstthal mit 3 elektrischen Lokomotiven. Auch auf der Königsberger Thalbrücke in der Dresdner Bahnhof elektrischer Zahnstrecke hält.

K. in Hamburg. Im Gewerb wirkten der Stadtverwalter setzet im Deutschen Reiche" den Hochschulberger Hochschule mit 4 Vorträgen. Nach der Statistik" vom 31. März 1899 bestanden in 176 Orten Stadtverordnetenversammlungen mit 33 460 Vertretern. Im Jahre

Halbheft 6. 1890.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1890. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Ostern.

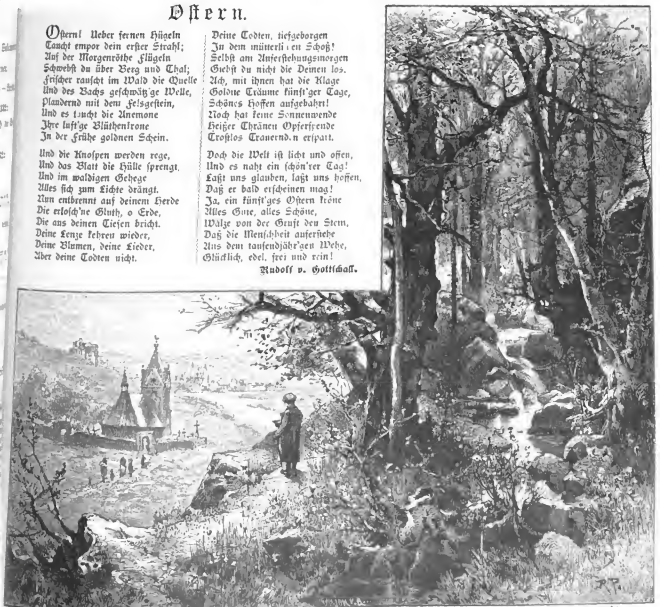
Ostern! Ueber fernen Hügeln
Taucht empor dein erster Strahl;
Auf der Morgenröthe Flügeln
Schwebst du über Berg und Thal;
Frischer rauscht im Wald die Quelle
Und des Bachs geschwätz'ge Welle,
Plaudernd mit dem Felsgestein,
Und es lacht die Anemone
Ihre luft'ge Blüthenkrone
In der Frühe goldnen Schein.

Und die Knospen werden rege,
Und das Blatt die Hülle sprengt,
Und im waldigen Gehege
Alles sich zum Lichte drängt.
Und entbrennt auf deinem Herde
Die erlösch'ne Glut, o Erde,
Die aus deinen Tiefen bricht,
Deine Lenze kehren wieder,
Deine Blumen, deine Lieder,
Aber deine Todten nicht.

Deine Todten, tiefgeborgen
In dem mütterli'en Schoß!
Selbst am Auferstehungsmorgen
Giebst du nicht die Deinen los.
Ach, mit ihnen hat die Klage
Goldne Träume künft'ger Tage,
Schönes Hoffen aufgehabrt!
Noch hat keine Sonnenwende
Heißer Thränen Opferspende
Trostlos Trauernd'n erspart.

Doch die Welt ist licht und offen,
Und es naht ein schön'rer Tag!
Laßt uns glauben, laßt uns hoffen,
Daß er bald erscheinen mag!
Ja, ein künft'ges Ostern krone
Alles Gute, alles Schöne,
Walze von der Gruft den Stein,
Daß die Menschheit auferstehe
Aus dem tausendjähr'gen Wehe,
Glücklich, edel, frei und rein!

Rudolf v. Gottschall.



Flammenzeichen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung.)

Roman von E. Werner.

Antonie und Marietta unterhielten sich von der bevorstehenden Ankunft des Hofes, und ersterer, die in Toilettensachen sehr wenig Geschmack besaß, hatte den Rath der Freundin erbeten, der ihr auch bereitwillig ertheilt wurde.

„Was Du zu dem Kleide nehmen sollst?“ fragte Marietta. „Natürlich Rosen, weiße oder mattfarbige Rosen, sie werden sich sehr gut ausnehmen zu dem zarten Blau.“

„Ich mag aber die Rosen nicht,“ erklärte Toni. „Ich wollte Astern nehmen —“

„Warum nicht lieber gar Sonnenblumen! Willst Du als junges Mädchen und als Braut durchaus herbstlich erscheinen? Und wie kann man überhaupt die Rosen nicht mögen? Ich liebe sie leidenschaftlich und verwende sie bei jeder Gelegenheit. Ich hätte heute abend in der Gesellschaft beim Bürgermeister so gern eine frische Rose im Haar getragen und bin ganz unglücklich darüber, daß in Waldhofen keine mehr aufzutreiben ist. Es ist freilich schon spät im Jahre.“

„Der Schloßgärtner hat im Treibhause einen blühenden Rosenbaum,“ bemerkte Antonie in ihrer schlaffigen Art, die einen so scharfen Gegensatz zu der Lebendigkeit ihrer Jugendfreundin bildete. Diese schüttelte lachend den Kopf.

„Nun, der ist vermuthlich für die Frau Herzogin bestimmt, und da darf sich unseresins nicht unterfangen, um eine Blüthe zu betteln. Was hilft's, sich mit Gewalt verzichten! Nun nun wieder auf die Toilettenfrage zu kommen — dabei sind Sie aber eigentlich ganz überflüssig, Herr von Eschenhagen; Sie verstehen ja gar nichts davon und müssen sich sträflich dabei langweilen. Trotzdem wanken und weichen Sie nicht — und was habe ich denn überhaupt so Merkwürdiges an mir, daß Sie mich fortwährend ansehen?“

Die Worte klangen sehr ungnädig; Willy erschrak, denn der letzte Vorwurf war nur zu begründet. Er hatte darüber nachgedacht, wie sich eine frische, halberschlossene Rose in dem kranken dunklen Gelock ausnehmen würde, und dabei allerdings dies Gelock und den dazu gehörigen Kopf einer eingehenden Betrachtung unterzogen, was seiner Braut völlig entging.

„Ja, Willy, geh' !“ sagte diese gutmüthig. „Du langweilst Dich wirklich bei unseren Putzgeschichten, und ich habe noch viel mit Marietta zu besprechen.“

„Wie Du meinst, liebe Toni,“ versetzte der junge Majoratsherr, „aber ich darf doch wiederkommen?“

„Natürlich, sobald Du willst!“

Willibald ging. Es fiel ihm gar nicht ein, daß er dabei seinen Posten vernachlässigte, er dachte an etwas ganz anderes, als er noch einige Minuten in dem kleinen Vorzimmer stand. Insolge dieses Nachdenkens stieg er endlich die Treppe hinunter und lenkte seine Schritte geradeswegs nach der Wohnung des Schloßgärtners.

Kaum war er fort, so sprang Marietta auf und rief mit komischer Verzweiflung:

„Gott im Himmel, was seid Ihr für ein langweiliges Braut paar!“

„Aber Marietta!“ sagte Toni verletzt.

„Ja, ob Du das übelnimmst oder nicht, ich erkläre es für ein Freundschaftsopfer, wenn ich in Eurer Nähe aushalte, und ich hatte mich auf eine so lustige Zeit gefreut, als ich hörte, daß Du verlobt seist! Du warst zwar nie besonders lebhaft, aber Deinem Herrn Bräutigam scheint die Sprache ganz und gar abhanden gekommen zu sein. Wie habt Ihr Euch denn eigentlich verlobt? Hat er wirklich dabei gesprochen, oder hat das seine Frau Mama besorgt?“

„Laß doch die Possen!“ versetzte Antonie unwillig. „Willy ist nur in Deiner Gegenwart so schweigsam, wenn wir allein sind, kann er recht mittheilsam sein.“

„Ja, über die neue Dreschmaschine, die er sich angeschafft hat. Ich horchte nämlich vorhin bei meinem Kommen, ehe ich eintrat, da sang er das Lob der besagten Dreschmaschine und Du hörtest ganz andächtig zu. O, Ihr werdet als ein Musterehepaar auf der Burgsdorfschen Musterwirthschaft herrschen, aber — der Himmel bewahre mich gnädigtich vor solchem Eheglück!“

„Marietta. Du bist recht unartig,“ sagte die junge Baronesse, die jetzt wirklich ärgerlich wurde, aber in derselben Minute hing der kleine Uebermuth auch schon schmeichelnd an ihrem Halse.

„Nicht böse sein, Toni! Ich meine es ja nicht schlimm und gönne Dir Dein Glück von Herzen; aber siehst Du — mein Mann müßte doch etwas anders beschaffen sein.“

„So, und wie denn?“ fragte Toni halb schmollend und halb versöhnt durch die schmeichelnde Bitte.

„Erstens muß er nur unter meinem Pantoffel stehen, nicht unter dem seiner Mutter, zweitens muß er ein echter, rechter Mann sein, in dessen Schutz ich mich sicher fühle — das verträgt sich ganz gut mit einem sanften Pantoffeleigenen. Zu oder braucht er nicht viel, das besorge ich, aber er muß mich so lieb haben — so lieb, daß er weder nach Papa und Mama, noch nach seinen Gütern, noch nach der neuen Dreschmaschine fragt, sondern sie allesammt zum Kuckuck gehen läßt, wenn er mich nur hat.“

Toni zuckte mit mitleidiger Uebergenheit die Achseln.

„Du hast bisweilen noch recht kindische Ansichten, Marietta; aber nun wollen wir endlich von den Kleidern reden!“

„Ja, das wollen wir, sonst kommt Dein Bräutigam zurück und pflanzt sich wieder neben uns auf wie eine Schildwache. Er hat ein merkwürdiges Talent zum Schildwachestehen. Also Du nimmst zu der blauen Seide —“

Die Toilettenfrage sollte auch diesmal nicht zur Erledigung kommen, denn soeben öffnete sich die Thür, Frau von Eschenhagen trat ein und rief ihre künftige Schwiegertochter ab, deren Gegenwart bei einer häuslichen Anordnung nothwendig war. Antonie erhob sich bereitwillig und verließ das Zimmer, Frau Regine machte aber keine Miene, ihr zu folgen, sondern ließ sich auf den leeren Platz am Fenster nieder.

Die regierende Herrin von Burgsdorf war nun einmal nicht diplomatisch angelegt wie ihr Bruder, sie mußte überall mit Gewaltmitteln eingreifen. Sie war ungeduldig geworden, denn Willy hatte so gut wie gar nichts berichtet, er wurde jedesmal roth und stotterte, wenn er wiederholen sollte, was die „Theaterprinzessin“ denn eigentlich gesagt oder gethan hatte, und seine Mutter, die nicht an ein harmloses Mädchengeplauder glauben wollte, beschloß daher, die Sache selbst in die Hand zu nehmen.

Marietta hatte sich pflichtschuldigst erhoben bei dem Eintritt der älteren Dame, die sie bei ihrem ersten Besuche nur flüchtig gesehen und deren feindselige Haltung sie in der Freude des Wiedersehens gar nicht bemerkt hatte. Sie fand nun, daß Tonis künftige Schwiegermutter wenig Freundliches habe, und kümmerte sich nicht weiter um die gekrönte Frau, die sie jetzt mit einer wahren Richtermiene von oben bis unten musterte.

Im Grunde sah diese Marietta aus wie alle anderen jungen Mädchen, aber sie war hübsch, sehr hübsch — um so schlimmer. Sie trug das Haar in kurzen krausen Locken, das war anpassend! Die übrigen schlimmen Eigenschaften kamen sicher zum Vorschein in der Unterhaltung, die jetzt eingeleitet wurde.

„Sie sind mit der Braut meines Sohnes befreundet, mein Kind?“

„Jawohl, gnädige Frau,“ war die unbefangene Antwort. „Eine Jugendbekanntschaft, die noch aus der Kinderzeit stammt, wie ich höre. Sie wurden im Hause des Doktors Bokmar erzogen?“

„Gewiß, ich habe meine Eltern sehr früh verloren.“

„Ganz recht, mein Schwager erzählte es mir. Und welchem Berufe gehörte Ihr Vater an?“

„Er war Arzt wie mein Großvater,“ versetzte Marietta, mehr belustigt als befremdet über des Examen, dessen Zweck sie nicht erriet. „Auch meine Mutter war die Tochter eines Arztes, eine ganze medizinische Familie, nicht wahr? Nur ich bin aus der Art geschlagen.“

„In — leider!“ sagte Frau von Eschenhagen mit Nachdruck. Das junge Mädchen sah sie verwundert an. Sollte das Scherz sein? Die Miene der Dame war aber durchaus nicht scherzhaft, als sie fortfuhr: „Sie werden mir zugeben, mein Kind, daß, wenn man das Glück hat, aus einer achtbaren und ehrenwerthen Familie zu stammen, man sich dessen würdig zeigen muß. Sie hätten Ihren Beruf danach wählen sollen.“

„Mein Gott, ich kann doch nicht auch Medizin studieren, wie mein Vater und Großvater!“ rief Marietta hell auflachend. Die Sache machte ihr unendlichen Spaß, die Bemerkung mißfiel jedoch ihrer strengen Richterin, die mit voller Schärfe erwiderte:

„Es giebt Gott sei Dank noch genug anständige und ehrenvolle Berufswege für ein junges Mädchen. Sie sind Sängerin?“

„Ja, gnädige Frau, am Hoftheater.“

„Ich weiß es! — Sind Sie genetzt, Ihre Entlassung zu nehmen?“

Die Frage wurde so plötzlich und in einem so herrischen Tone gestellt, daß Marietta unwillkürlich zurückwich. Sie war noch immer der Meinung, daß der Majoratsherr von Burgsdorf mit seiner hartnäckigen Schweigsamkeit und seinem stürmischen Davonlaufen nicht ganz zurechnungsfähig sei, und jetzt kam ihr der Gedanke, das könne ein Familienübel sein, das er von seiner Mutter ererbt habe; denn mit dieser war es offenbar auch nicht ganz richtig.

„Meine Entlassung?“ wiederholte sie. „Aber weshalb denn?“

„Aus Gründen der Moral! Ich bin bereit, Ihnen dazu die helfende Hand zu bieten. Wenden Sie sich ab von diesem Pfade des Leichtsinns, und ich mache mich anheischig, Ihnen eine Stelle als Gesellschafterin zu verschaffen.“

Die junge Sängerin begriff jetzt endlich, um was es sich handelte; halb gereizt und halb spöttisch warf sie das Köpfchen mit den kausen Locken zurück.

„Ich muß sehr danken. Ich liebe meinen Beruf und denke nicht daran, ihn gegen eine abhängige Stellung zu vertauschen; ich passe überhaupt nicht zu einer höheren Kammerjungfer.“

„Die Antwort habe ich erwartet,“ sagte Frau von Eichenhagen mit einem düsteren Kopfnicken; „aber ich hielt es für meine Pflicht, Ihnen noch einmal ins Gewissen zu reden. Sie sind noch sehr jung und daher nicht im vollen Maße verantwortlich; der schwerste Vorwurf fällt auf den Doktor Wolkmar, der das Kind seines Sohnes einem solchen Leben überantwortete.“

„Gnädige Frau, ich muß bitten, meinen Großvater aus dem Spiel zu lassen,“ fuhr Marietta heftig auf. „Sie sind Tonis künftige Schwiegermutter und haben also solche das Recht, sie vor einem Umgang zu bewahren, der mir nicht passend erscheint. Bitte, mißverstehen Sie mich nicht! Ich bin nicht hochmüthig, und die Enkelin des Doktors Wolkmar wäre in meinen Augen durchaus berechtigt zur Fortsetzung dieser Jugendfreundschaft; aber eine Dame vom Theater hat ihren Verkehr wohl ausschließlich in Theaterkreisen zu suchen, und hier in Fürstenstein — ich hoffe, Sie verstehen mich.“

„O ja, ich verstehe Sie, gnädige Frau!“ rief Marietta, deren Antlitz sich plötzlich in flammende Gluth tauchte. „Sie brauchen nichts weiter zu sagen, ich bitte nur noch um ein Wort. Ist Herr von Schönau, ist Antonie einverstanden mit dem, was Sie mir da mittheilen?“

„In der Sache selbst allerdings, aber man wollte Sie begreiflicherweise nicht durch eine Abweisung —“ ein sehr bezeichnendes Achselzucken vervollständigte den Satz. Die sonst so gerechte und wahrheitsliebende Frau fühlte es nicht einmal, daß sie sich einfach einer Unwahrheit schuldig machte; sie hatte sich so verrannt in ihre Auffassung, daß sie fest überzeugt war, der Oberforstmeister hatte nur aus Widersprenchsgeist und Antonie nur aus Gutmüthigkeit an einem Verkehr sest, der ihnen selbst peinlich sei, und war fest entschlossen, der Sache ein Ende zu machen. Da geschah etwas ganz Unerwartetes; Wildibald, der noch immer auf der Schwelle stand, trat in das Zimmer und sagte, halb bittend und halb vorwurfsvoll:

„Aber Mama!“

„Du bist es, Willy? Was thust Du hier?“ fragte Frau von Eichenhagen, die ihn erst jetzt bemerkte und der die Unterbrechung sehr unwillkommen war.

Wildibald sah und hörte es recht gut, daß die Frau Mutter höchst unzgnädig war, und pflegte sonst stets den Rückzug zu nehmen, wenn er sie in dieser Stimmung wußte. Heute aber stieß er mit ungewohnter Tapferkeit stand. Er trat noch näher und wiederholte:

„Aber Mama, ich bitte Dich, Tom hat ja nie daran gedacht, Fräulein Volkmar —“

„Was unterstehst Du Dich? Willst Du mich vielleicht Lügen strafen?“ fuhr ihn die gereizte Mutter an. „Was geht es Dich an, was ich mit Fräulein Volkmar verhandle. Deine Braut ist nicht hier, das sieht Du doch, also mach', daß Du fortkommst!“

Der junge Majoratsherr wurde dunkelrotz bei diesen Tone, an den er allerdings gewohnt war; aber er schien sich vor dem jungen Mädchen doch einigermaßen dieser Behandlung zu schämen und sah aus, als wolle er einen Widerspruch versuchen. Sein Gesicht nahm einen trotzigen Ausdruck an, auf ein drohendes „Nun, hast Du nicht gehört?“ aus dem Munde seiner Mutter aber siegte die alte Gewohnheit. Er wandte sich zögernd zum Gehen und ging auch wirklich, aber die Thür blieb zur Hälfte offen.

Marietta blickte ihm mit verächtlich gekräuselten Lippen nach und wandte sich dann zu ihrer Gegnerin.

„Sie können unbesorgt sein, gnädige Frau, ich bin das letzte Mal in Fürstenstein gewesen. Als der Herr Oberforstmeister mich mit der alten Güte und Antonie mit der alten Herzlichkeit empfingen, da konnte ich nicht ahnen, daß mir jetzt in ihren Augen ein Makel aufgedrückt ist, sonst wäre ich ihnen sicher nicht lästig gefallen mit meinen Besuchen. Es wird in Zukunft nicht geschehen — nie mehr!“

Die Stimme versagte ihr, sie drängte gewaltsam die Thränen zurück, aber um den kleinen Mund zuckte es so bitter und schmerzlich, daß Frau von Eichenhagen doch fühlte, sie sei in der Rücksichtslosigkeit zu weit gegangen.

„Ich wollte Sie nicht kränken, mein Kind,“ sagte sie einlenkend. „Ich beabsichtigte nur, Ihnen klar zu machen —“

„Nicht kränken wollen Sie mich und sagen mir solche Dinge?“ unterbrach das junge Mädchen sie in aufstammendem Zorn. „Sie behandeln mich ja wie eine Ausgestoßene, die es nicht mehr wagen darf, anständigen Kreisen zu nahen, weil ich mit einem Talent, das mir Gott gegeben hat, mein Brot erwerbe und den Menschen Freude mache. Sie schmähen meinen alten lieben Großvater, der so mühselig die Opfer für meine Ausbildung gebracht hat, der mich mit so schwerem Herzen in die Welt hinausziehen ließ. Die bitteren Thränen haben ihm in den Augen gestanden, als er mich beim Abschied noch einmal in seine Arme zog und sagte: ‚Bleib' brav, meine Marietta, man kann es in jedem Stande sein. Ich kann Dir nichts zurücklassen, wenn ich heut oder morgen die Augen schließe, Du mußt für Dich selbst sorgen!‘ Nun, ich bin brav geblieben und werde es bleiben, wenn es mir auch leicht gemacht wird wie der Toni, die das Kind eines reichen Vaters ist und ihr Elternhaus nur verläßt, um in das Haus ihres Mannes zu gehen. Aber ich beneide sie nicht um das Glück. Sie Mutter zu nennen!“

„Fräulein Volkmar, Sie vergessen sich!“ rief Regine beleidigt, indem sie sich zu ihrer ganzen stattlichen Höhe aufrichtete. Aber Marietta ließ sich nicht einschüchtern, sie wurde nur noch heftiger.

„O nein, ich bin es nicht, die sich vergißt. Sie waren es, die mich ohne allen Grund beleidigte, und ich weiß auch, daß der Oberforstmeister und Antonie unter Ihrem Einfluß stehen, wenn sie sich von mir abwenden. Gleichviel, ich will keine Güte und keine Freundschaft, die so wenig fest steht, und mit einer Freundin, die mich aufgiebt nur auf Befehl ihrer Schwiegermutter, bin ich ein für allemal fertig — sagen Sie ihr das, Frau von Eichenhagen!“

Sie wandte sich mit einer stürmischen Bewegung ab und verließ das Gemach. Draußen im Vorzimmer aber wollte die mühsam behauptete Fassung nicht mehr standhalten, der Schmerz überwog den Zorn und die bisher so tapfer bekämpften Thränen brachen heiß hervor. Mit einem leidenschaftlichen Schluchzen lehnte das junge Mädchen den Kopf an die Wand und weinte bitter und schmerzlich über die erlittene Kränkung.

Da hörte sie leise und schüchtern ihren Namen nennen und ausblickend gewahrte sie Wildibald von Eichenhagen, der vor ihr stand und ihr das Papier entgegenhielt, das er vorhin so eilig verborgen hatte. Es war sehr aufeinandergefaltet und darin

lag ein Rosenzweig, der eine wundervolle, duftende Blüthe und zwei halb erschlossene Knospen trug.

„Fräulein Boltmar," wiederholte er stockend, „Sie wünschten vorhin eine Rose — bitte, nehmen Sie —"

In seinen Augen und seiner ganzen Haltung lag deutlich genug eine stumme Abbitte wegen der Rücksichtslosigkeit seiner Mutter. Marietta hatte ihr Schluchzen unterdrückt, in ihren dunklen Augen funkelten noch die Thränen, aber es lag zugleich ein unsäglich verächtlicher Ausdruck darin.

„Ich danke, Herr von Eichenhagen," versetzte sie herb. „Sie haben ja wohl gehört, was da drinnen gesprochen wurde, und jedenfalls den Befehl erhalten, mich auch zu meiden. Warum gehorchen Sie denn nicht?"

„Meine Mutter hat Ihnen unrecht gethan," sagte Willibald halblaut, „und sie sprach auch nicht im Namen der anderen. Toni weiß nichts davon, glauben Sie es mir —"

„So, das wissen Sie und haben nicht ein Wort des Widerspruches gefunden?" unterbrach ihn das junge Mädchen glühend vor Zorn. „Sie haben es mit angehört, wie Ihre Mutter ein schutzloses Mädchen kränkte und beleidigte, und hatten nicht einmal so viel Ritterlichkeit, dazwischen zu treten? Freilich. Sie verfuchten es ja, aber Sie wurden ausgescholten und fortgeschickt wie ein Schulknabe und ließen sich das geduldig gefallen!"

Willibald stand da wie vom Donner gerührt. Er hatte allerdings tief die Ungerechtigkeit seiner Mutter empfunden und sie nach Kräften wieder gutmachen wollen, und nun wurde er so behandelt! Ganz betäubt starrte er auf Marietta, die durch sein Schweigen nur noch zorniger wurde.

„Und nun kommen Sie und bringen mir Blumen," fuhr sie mit steigender Leidenschaftlichkeit fort, „heimlich hinter dem Rücken Ihrer Mutter, und meinen, ich würde eine solche Entschuldigung annehmen? Erst lernen Sie, wie ein Mann sich zu benehmen hat, wenn er Zeuge solcher Ungerechtigkeiten ist, und dann bringen Sie Ihre Aufmerksamkeiten an. Jetzt — jetzt will ich Ihnen zeigen, was ich von Ihrem Geschenk und von Ihnen halte."

Sie riß ihm das Papier sammt seinem Inhalt aus der Hand, warf es zu Boden und in der nächsten Sekunde zertrat der kleine Fuß kräftig die duftenden Rosen.

„Mein Fräulein —!" Willibald, schwankend zwischen Scham und Entrüstung, wollte auffahren, aber ein sprühender Blick aus den sonst so schelmischen dunklen Augen machte ihn verstummen, und zum Ueberfluß wurden die armen Rosen noch verächtlich mit dem Fuße fortgeschoben.

„So, nun sind wir zu Ende! Wenn Toni wirklich nichts von der Sache weiß, so thut es mir leid, deshalb muß ich ihr in Zukunft doch fern bleiben, denn ich werde mich nicht neuen Kränkungen aussetzen. Möge sie glücklich sein, ich wäre es nicht an ihrer Stelle. Ich bin ein armes Mädchen, aber einen Mann, der sich noch vor der Ruthe seiner Mutter fürchtet, nähme ich nicht, und wenn er zehnmal Majoratsherr von Burgsdorf wäre."

Damit ließ sie den armen Majoratsherrn stehen und war in der nächsten Minute verschwunden.

„Willy, was soll das heißen?" tönte plötzlich die Stimme der Frau von Eichenhagen, die in der halboffenen Thür stand. Als keine Antwort erfolgte, trat sie heraus und schritt mit unheilverkündender Miene auf ihren Sohn zu.

„Das war ja eine ganz merkwürdige Scene, die ich da mit ansehen mußte. Willst Du nicht so gut sein und mir erklären, was sie eigentlich bedeutet? Dies kleine Ding sprühte ja wie ein Kobold vor Zorn und sagte Dir die empörendsten Dinge in das Gesicht, und Du standest dabei wie ein Schaf, ohne Dich zu wehren."

„Weil sie recht hatte," murmelte Willy, der noch immer auf die zertretenen Rosen blickte.

„Was hatte sie?" fragte die Mutter, die nicht recht gehört zu haben glaubte; der junge Majoratsherr hob den Kopf und sah sie an; er hatte einen ganz eigenthümlichen Ausdruck im Gesichte.

„Recht, sage ich, Mama! Es ist wahr, Du hast mich wie einen Schulknaben behandelt, dagegen hätte ich mich wehren müssen."

„Junge, ich glaube, Du bist nicht recht bei Trofte," sagte Frau Regine, aber Willibald fuhr gereizt auf:

„Ich bin kein Junge! Ich bin der Majoratsherr von Burgsdorf und siebenundzwanzig Jahre alt. Das vergißt Du immer, Mama, und ich habe es leider auch vergessen, aber endlich fällt es mir doch einmal ein."

Frau von Eichenhagen blickte mit maßlosem Erstaunen auf ihren sonst so folgsamen Sohn, der auf einmal Anstalten zu Widersetzlichkeit machte.

„Ich glaube wahrhaftig, Du willst aufsässig werden, Junge! Laß Dir das nicht einfallen, Du weißt, dergleichen leide ich nicht. Was ist Dir denn überhaupt in den Kopf gefahren, daß Du Dir solche Eigenmächtigkeiten erlaubst? Während ich mich bemühe, einem im höchsten Grade unpassenden Umgange ein Ende zu machen und diese Marietta zu beseitigen, leistest Du ihr hinter meinem Rücken eine förmliche Abbitte deswegen, bietest ihr sogar die Rosen an, die Du für Deine Braut bestimmt hast. Ich weiß zwar nicht, wie Du dazu kommst, es ist das erste Mal in Deinem Leben, aber Toni wird sich dafür bedanken, wenn sie erfährt, was aus ihren Blumen geworden ist. Es geschah Dir ganz recht, daß der kleine Sprühteufel sie zertreten hat, künftig wirst Du solche Dummheiten bleiben lassen."

Sie schalt ihn in dem gewohnten Tone aus, ohne sich im mindesten an seinen Widerspruch zu kehren, aber Willibald nahm das diesmal übel. Er, der noch vor zehn Minuten ängstlich die Blumen in seine Tasche versenkt hatte, um ja nicht bei der Aufmerksamkeit ertappt zu werden, bekam plötzlich einen Anfall von Heldenmuth, und auftatt seine Mutter in ihrem Glauben zu lassen und den gefährlichen Sturm damit zu beschwichtigen, forderte er ihn geradezu heraus.

„Die Rosen waren gar nicht für Toni bestimmt, sondern für Fräulein Boltmar," erklärte er trotzig.

„Für —?" Der entsetzten Frau blieb das Wort im Munde stecken.

„Für Marietta Boltmar! Sie wünschte heute abend eine Rose im Haar zu tragen, und da in Waldhofen keine mehr aufzutreiben war, so ging ich zum Schloßgärtner und verschaffte mir die Blumen — nun weißt Du es, Mama!"

Frau von Eichenhagen stand da wie eine Salzsäule, sie war kreideblech geworden, denn mit einem Male ging ihr ein Licht auf, aber es zeigte ihr etwas so Furchtbares, daß sie für einige Sekunden Sprache und Bewegung verlor. Dann freilich kam ihr die alte Thatkraft zurück. Sie packte den Arm ihres Sohnes so nach drücklich, als wolle sie sich seiner für alle Fälle versichern, und sagte kurz und dündig:

„Willy — wir reisen morgen ab!"

„Abreisen?" wiederholte er. „Wohin denn?"

„Nach Hause! Wir schicken morgen früh um acht Uhr, dann erreichen wir vormittags den Schnellzug und sind übermorgen in Burgsdorf. Du gehst augenblicklich auf Dein Zimmer und packst!"

Der Kommandoton machte diesmal leider gar keinen Eindruck auf Willy.

„Ich packe nicht," erklärte er verstockt.

„Du packst, sage ich Dir!"

„Nein," trotzte der junge Majoratsherr. „Wenn Du durchaus abreisen willst, Mama, so reise — ich bleibe hier."

Das war unerhört, aber es beseitigte auch den letzten Zweifel, und die entschlossene Frau, die ihren Sohn noch immer schlank schnürte, hin jetzt in der derbsten Weise.

„Junge, mach auf, komm zu Dir! Ich glaube, Du weißt es noch gar nicht einmal, was eigentlich mit Dir ist! Nun, dann will ich es Dir sagen! Verliebt bist Du — verliebt in diese Marietta Boltmar!"

Sie schleuderte das letzte Wort mit einem geradezu niederschmetternden Tone heraus, aber Willy war gar nicht niedergeschmettert. Eine Minute lang stand er allerdings starr vor Ueberraschung, das war ihm wirklich noch nicht eingefallen, aber jetzt begann es auch bei ihm zu tagen. „O!" sagte er mit einem tiefen Athemzuge, und dabei ging etwas wie ein Lächeln über sein Gesicht.

„O! Ist das Deine ganze Antwort?" brach die erzürnte Mutter los, die trotz alledem auf einen Widerspruch gehofft hatte. „Du leugnest es also nicht einmal! Und das muß ich erleben an meinem einzigen Sohne, den ich erzogen, den ich wie von meiner Seite gelassen habe! Während ich Dich zum Wächter bestelle, wenn diese Person bei Deiner Braut ist, bebert sie Dich selbst, denn das ist doch offenbar Herzeel, und da spielt sie mit gegenüber noch die Tugendhafte, Tiefbeleidigte, dies Geschöpf —"

„Mama, hör' auf, das leide ich nicht!" unterbrach sie Willibald gereizt.

„Du leidest es nicht — was soll das heißen?"

Thurmbläser am Ostermorgen.
Zeichnung von H. König.

Frau von Eschenhagen hielt plötzlich inne und horchte nach der Thür.

„Da kommt Toni zurück, Deine verlobte Braut, der Du Dein Wort verpfändet hast, die Deinen Ring trägt — wie willst Du ihr jetzt gegenübertreten?“

Sie hatte endlich das rechte Mittel gefunden, der junge Majoratsherr zuckte zusammen bei dieser Mahnung und senkte stumm den Kopf, als Antonie ganz unbefangen eintrat.

„Du bist schon wieder da, Willy?“ fragte sie, „ich glaubte — aber was hast Du denn? Ist etwas vorgefallen?“

„Ja,“ sagte Regine, die wie gewöhnlich die Zügel ergriff, mit voller Bestimmtheit. „Wir haben soeben eine Mitteilung aus Burgsdorf erhalten, die uns zwingt, morgen früh abzureisen. Du brauchst nicht zu erschrecken, mein Kind, es ist nichts Gefährliches, nur eine Dummheit — die legte einen scharfen Nachdruck auf das Wort — „eine Dummheit, die da angerichtet worden ist und die durch schnelles Eingreifen ebenso schnell behoben wird. Ich erzähle Dir das später ausführlich, einstweilen hilft es nichts, wir müssen fort.“

Die Neugier gehörte durchaus nicht zu den Fehlern Antonies, und selbst diese ganz unerwartete Nachricht vermochte nicht, sie aus ihrer Gelassenheit zu bringen; die Erklärung, daß es sich um nichts Ernstes handelte, beruhigte sie vollkommen.

„Muß Willy denn auch mit abreisen?“ fragte sie ohne besondere Aufregung. „Kann er nicht wenigstens hier bleiben?“

„Nun, Willy, so antworte Deiner Braut doch!“ sagte Frau von Eschenhagen, die scharfen grauen Augen fest auf ihren Sohn richtend. „Du weißt es ja am besten, wie die Verhältnisse liegen, kannst Du es wirklich verantworten, wenn Du jetzt hier bleibst?“

Es folgte eine kurze Pause; Willibalds Blick begegnete dem seiner Mutter, dann wandte er sich ab und sagte mit laut unterdrückter Stimme:

„Nein, Toni, ich muß nach Haus — es geht nicht anders.“

Antonie nahm diese Nachricht, die eine andere Braut doch wohl geschmerzt hätte, mit sehr mäßigem Bedauern auf und begann sofort die Frage zu erörtern, wo die Reisenden denn morgen mittag essen würden, da der Schnellzug nirgends einen längeren Aufenthalt habe. Das bekümmerte sie fast ebenso sehr wie die Trennung, und sie kam endlich zu dem Ergebnis, daß es am besten sei, kalte Küche mitzunehmen und unterwegs zu speisen.

Frau von Eschenhagen triumphierte, als sie zu ihrem Schwager ging, um ihm die Abreise anzukündigen, für die sie bereits einen Vorwand gefunden hatte. Auf einem großen Gute konnte so mancherlei vorfallen, was den Herrn unerwartet zurückrief, und der Oberforstmeister durfte natürlich die Wahrheit so wenig erfahren wie seine Tochter, obgleich er in seiner Verblendung das ganze Unheil verschuldet hatte. Uebrigens zweifelte Regine durchaus nicht daran, daß, sobald sie ihren Willy nur erst glücklich dem Baumkreise dieser „Hexerei“ entzogen habe, er wieder zur Vernunft kommen werde; er hatte das ja schon vorhin gezeigt. Sie wollte schleunigst die Nacht einsehen, daß nur Willibalds Ehrenhaftigkeit seiner Braut gegenüber gesiegt hatte und daß es ein schwerer Mißgriff gewesen war, ihn über seine Gefühle für eine andere aufzuklären.

„Warte, mein Junge,“ murmelte sie ingrimmig. „Ich will Dich lehren, solche Geschichten anzufangen und Dich gegen Deine Mutter zu empören. Wenn ich Dich nur erst wieder in Burgsdorf habe, dann gnade Dir Gott!“

An dem festgesetzten Tage war der Herzog mit seiner Gemahlin und einem zahlreichen Gefolge in Fürstenstein eingetroffen und damit zog auch jenes glänzende, bewegte Leben ein, das sich in früheren Zeiten so oft in den weiten, prachtvollen Jagdrevier des „Waldes“ entfaltet hatte.

Der jetzige Landesherr war allerdings kein leidenschaftlicher Jäger, und der alte Jagdsitz seiner Vorfahren hatte jahrelang vereinsamt gestanden oder war nur flüchtig aufgesucht worden. Jetzt aber, wo man einen wochenlangen Aufenthalt in Aussicht genommen hatte, bot das weitläufige Schloß nicht Raum für all die Gäste. Man mußte einen Teil derselben in dem nahen Waldhofen unterbringen, und das Städtchen befand sich wie die ganze Umgegend in festlicher, freudiger Aufregung. Die Besitzer der einzelnen benachbarten Schlösser und Landsitze, die wie Fürst Adelsberg meist den ersten Familien des Landes angehörten, wurden durch die Anwesenheit des Hofes veranlaßt, gleichfalls ihren Herbstaufenthalt hier zu nehmen, fast jeder hatte eine Anzahl von Jagdgästen mitgebracht und so entwickelte sich in den sonst so stillen Waldbergen ein ungewohntes Leben und Treiben, dessen Mittelpunkt selbstverständlich Fürstenstein bildete.

Heute strahlte das Schloß im vollsten Lichtglanze, die sämmtlichen Fenster der oberen Stockwerke waren erleuchtet und im Hofe war'en die Pechfackeln ihr rothes Licht auf die altersgrauen Mauern und Thürme. Es war die erste größere Festlichkeit seit der Ankunft des fürstlichen Paares, zu welcher die sämmtlichen Gutsherren der Nachbarschaft, die höheren Beamten des Bezirkes und überhaupt alles geladen war, was auf Beachtung Anspruch machen konnte. Das durchweg in großen Stile angelegte Schloß verfügte auch über eine Anzahl stattlicher Festräume, die jetzt, in hellen Kerzenschein, mit ihrer altertümlichen aber fashionablen Einrichtung und der zahlreichen Gesellschaft, die sich darin bewegte, einen äußerst glänzenden Eindruck machten.

Unter den gleichfalls zahlreich anwesenden Damen war die junge Gemahlin des preußischen Gesandten eine völlig neue Erscheinung. Die Trauer nun den kurz nach ihrer Vermählung der storbenen Vater hatte sie bisher von jeder Festlichkeit ferngehalten sie trat heut zum ersten Male in diesen glänzenden Kreis, wo die Stellung ihres Gatten ihr einen bevorzugten Platz sicherte, und wurde auch von dem Herzog und seiner Gemahlin mit sichtbarer Auszeichnung behandelt.

Von seiten der Damen wurde freilich das Aufsehen dieses neuen Sternes mit einigem Mißvergnügen betrachtet. Man fand daß Frau von Wallmoden in ihrer kühlen stolzen Ruhe sehr hochmüthig sei, und sie hatte doch am wenigsten Grund dazu. Man wußte es ja, daß sie eine geborene Bürgerliche war, die vom Rechts wegen gar nicht in diese Kreise gehöre, wenn der Reichthum ihres Vaters und dessen hervorragende Stellung in der Industrie seines Landes ihr auch einen gewissen Vorzug gaben. Trotzdem bewegte sie sich auf dem ihr völlig fremden Boden mit einer merkwürdigen Sicherheit, der Herr Gemahl mußte sie gut geschult haben für dies erste Auftreten.

Die Herren waren anderer Meinung: sie fanden, daß Seine Excellenz der Gesandte sein diplomatisches Talent am glänzendsten in eigener Sache bewährt hatte. Er, der schon an der Schwelle des Alters stand, hatte es gleichwohl verstanden, mit der Hand dieser jungen schönen Frau ein Vermögen zu erringen, welches an sich schon bedeutend genug, durch das Gericht ins Ungemessene vergrößert wurde. Das war ein Erfolg, um den man ihn allseitig beneidete. Wallmoden selbst schien keineswegs überzeugt durch den Eindruck, den die Schönheit und das Auftreten seiner Gemahlin so sichtbar hervorbrachte, sondern nahm das als selbstverständlich hin. Er hatte es nicht anders erwartet, das Gegentheil würde ihn im höchsten Grade befremdet haben.

Augenblicklich stand er mit seinem Schwager, dem Oberforstmeister, in einer Fensternische und sragte, nachdem sie einige gleichgültige Bemerkungen über das Fest und die Gäste ausgetauscht hatten, wie beiläufig:

„Was ist denn das für eine Persönlichkeit, die Fürst Adelsberg eingeführt hat? Kennst Du sie?“

„Du meinst den jungen Rumänen?“ sragte Schönau. „Nein, ich sehe ihn heut zum ersten Male, habe aber allerdings schon von ihm gehört. Es ist der Bukarester Neffe des Fürsten, den er auch auf seiner Orientreise begleitet hat, übrigens ein hübscher Junge, das Feuer sprüht ihm nur so aus den Augen!“

„Auf mich macht er den Eindruck des Abenteuerlichen,“ bemerkte Wallmoden kalt. „Wie kommt er denn zu der Einladung? Ist er dem Herzoge vorgestellt?“

„Ja; so viel ich weiß, in Rodeck, als der Herzog neulich dort war; Fürst Adelsberg liebt es nun einmal, die Etikette möglichst aus dem Wege zu gehen und zu werfen. Uebrigens bedeutet diese Einladung noch keine Einführung, denn ist ja alle Welt geladen.“

Der Gesandte zuckte die Achseln.

„Gleichviel, man sollte sich doch bedenken, solche Elemente, die nicht hinreichend beglaubigt sind, in seine Nähe zu ziehen.“

„Bei Euch Diplomaten muß alles gleich mit Brief und Siegel beglaubigt sein,“ lachte der Oberforstmeister. „Etwas Vornehmes hat dieser Rosanow entschieden und bei einem Ausländer nimmt man es überhaupt nicht so genau. Verdenken kann ich es den Herrschaften nicht, sie wollen auch einmal etwas anderes

sehen und hören als die gewohnte Hofgesellschaft, die ihnen jahraus jahrein dasselbe langweilige Gesicht zeigt. Der Herzog scheint bereits ganz eingenommen zu sein von dem Rumänen."

„Ja, es scheint so," murmelte Wallmoden, auf dessen Stirn sich eine Wolke legte.

„Uebrigens, was geht uns die Geschichte an!" meinte Schönau. „Ich will mich jetzt einmal nach Toni umsehen, die nun überall ohne ihren Bräutigam erscheinen muß. Das war wieder ein Einfall von Regine! Wie eine Rakete fuhr sie mit ihrem Sohne ab. Sobald das geliebte Burgsdorf ins Spiel kommt, ist Deine Schwester nicht zu halten. Hätte sie mir nur wenigstens den Willy hier gelassen! Kein Mensch begreift es, daß mein künftiger Schwiegersohn vor den Festen Reißaus genommen hat, und ich begreife es erst recht nicht."

„Ein Glück, daß sie fort sind!" dachte Wallmoden, als er sich von seinem Schwager trennte. Wenn Willibald hier unverhofft mit dem einstigen Jugendfreunde begegnet wäre, hätte sich wahrlich eine ähnliche Scene abgespielt wie neulich auf dem Hochberge. Wer konnte denn auch ahnen, daß Hartmut den Trotz so weit treiben würde, in einem Kreise zu erscheinen, wo er sicher war, dem Gesandten zu begegnen!

Fürst Adelsberg, der durch seinen Namen und seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem regierenden Hause in diesem Kreise eine der ersten Stellen einnahm, hatte in der That die Einführung seines Freundes durchgesetzt, und der Herzog schien von einer ersten Begegnung in Rodeck einen sehr günstigen Eindruck empfangen zu haben, denn er stellte selbst den jungen Fremden der Herzogin vor. Dieser Monsieur, mit dem bestechenden Zauber seiner Persönlichkeit und dem Hauch des Fremdartigen, der ihn umgab, war allerdings eine ungewöhnliche Erscheinung, die nur aufzutreten brauchte, um sofort allgemeine Beachtung zu finden, und heut entfaltete er all die glänzenden Eigenschaften, die ihm so reich zu Gebote standen, im vollsten Maße. Seine Unterhaltung und seine Bemerkungen sprühten von Geist und Leben, sein feuriges Temperament, das sich unwillkürlich verriet, lieh allem, was er sagte und that, ein eigenartiges Gepräge, während es sich andererseits als Meister der gesellschaftlichen Formen zeigte. Kurz, die Voraussetzung des jungen Fürsten erfüllte sich: Hartmut wußte auch hier alles im Sturme zu erobern und hatte kaum den Fuß auf diesen Boden gesetzt, als er ihn auch schon mit der Macht seiner Persönlichkeit beherrschte.

Den Gesandten konnte das nicht entgehen, wenn er dem „Rumänen" auch noch nicht unmittelbar gegenüber getreten war; in dem Gewühl der Gäste war es ja nicht schwer, sich gegenseitig zu vermeiden, und gestucht wurde die Begegnung von beiden Seiten nicht. Wallmoden schritt soeben durch einen Nebensaal, wo die Schwester des Herzogs, Prinzessin Sophie, einen größeren Kreis um sich versammelt hatte. Die Prinzessin, die an den jüngeren Sohn eines fürstlichen Hauses vermählt gewesen, aber früh zur Witwe geworden war, lebte seitdem wieder am Hofe ihres Bruders, wo sie aber seineswegs beliebt war. Während die Herzogin mit ihrer Anmuth und Herzensgüte alles gewann, was in ihre Nähe kam, galt ihre bedeutend ältere Schwägerin für hochmüthig und rankesüchtig. Man fürchtete allgemein die scharfe Zunge der Dame, welche überdies die liebenswürdige Gewohnheit hatte, jedem etwas Unangenehmes zu sagen. Auch Herr von Wallmoden entging diesem Schicksal nicht; er wurde huldvoll herangewinkt und empfing Schmeicheleien über die Schönheit seiner Gemahlin, die nun allerdings nicht zu leugnen war.

„Ich hatte Ihnen meinen Glückwunsch ab, Excellenz. Ich war ganz überrascht, als mir Ihre junge Frau vorgestellt wurde, ich hatte selbstverständlich eine ältere Dame erwartet!"

Das „selbstverständlich" klang ziemlich boshaft, denn Prinzessin Sophie wußte natürlich schon seit Monaten, daß die Gemahlin des Gesandten neunzehn Jahre alt war; aber dieser lächelte in der verbindlichsten Weise, als er antwortete:

„Hoheit sind sehr gütig, ich kann nur dankbar sein, wenn meine Frau das Glück hat, bei den fürstlichen Herrschaften einen günstigen Eindruck zu machen."

„O, daran dürfen Sie nicht zweifeln, der Herzog und die Herzogin sind ganz meiner Meinung. Frau von Wallmoden ist wirklich eine Schönheit — Fürst Adelsberg scheint das auch zu finden. Sie haben es wohl gar nicht bemerkt, wie sehr er Ihre Gemahlin bewundert?"

„Doch, Hoheit, das habe ich bemerkt!"

„Wirklich? Und was sagen Sie dazu?"

„Ich?" fragte Wallmoden mit vollkommener Ruhe; „es ist ja lediglich Sache meiner Frau, ob sie die Huldigungen des jungen Fürsten annehmen will. Wenn sie Vergnügen daran findet — ich mache ihr in dieser Beziehung gar keine Vorschriften."

„Eine beneidenswerthe Sicherheit, an der sich unsere jüngeren Herren ein Beispiel nehmen könnten," sagte die Prinzeß, die sich ärgerte, daß der Pfeil sein Ziel verfehlt hatte. „Jedenfalls ist es sehr angenehm für eine junge Frau, wenn der Gemahl nicht eifersüchtig ist. — Ah, da haben wir ja Frau von Wallmoden selbst, natürlich mit dem Ritter an ihrer Seite! Meine liebe Baronin, wir sprachen gerade von Ihnen!"

Adelheid von Wallmoden, die eben in Begleitung des Fürsten Adelsberg eingetreten war, verneigte sich. Sie machte heute in der That einen blendenden Eindruck, denn die reiche Hoftoilette ließ ihre Schönheit noch siegreicher hervortreten. Der kostbare Brokatstoff des weißen Kleides, der in schweren Falten niederfloß, paßte vortrefflich zu der hohen schlanken Gestalt, die Perlen, welche sich um ihren Hals schlangen, und die Diamanten, die in dem maltblonden Haar funkelten, waren vielleicht die werthvollsten, die heute abend überhaupt getragen wurden; aber schärfer als je prägte sich auch das eigenthümlich Kalte und Ernste in der Erscheinung der jungen Frau aus. Sie glich ja gar nicht ihren Altersgenossinnen, die auch schon zum Theil vermählt waren und doch noch in duftigen Spitzen und Blumen das Recht der Jugend geltend machten. Freilich besaß sie auch nichts von jener lächelnden Anmuth, jener gesammelten Liebenswürdigkeit, die man dort so gefliſſentlich zur Schau trug, der herbe strenge Zug, der als ein Erbtheil des Vaters ihrer Natur nun einmal unverwischbar eingeprägt war, verrieth sich immer in einzelnen Andeutungen.

Egon hatte seiner erlauchten Tante die Hand geküßt und war mit einigen gnädigen Worten beehrt worden, einstweilen aber galt die liebenswürdige Aufmerksamkeit Ihrer Hoheit der jungen Frau, die sofort in die Unterhaltung gezogen wurde.

„Ich sprach soeben Ihrer Excellenz meine Freude darüber aus, daß Sie sich so schnell und leicht in unseren Hofkreisen zurecht zu finden scheinen, liebe Baronin. Sie betreten diese Kreise ja heute zum ersten Male und haben vermuthlich bisher in ganz anderen Umgebungen gelebt. Sie sind eine geborene —?"

„Stahlberg, Hoheit," lautete die ruhige Antwort.

„Ganz recht, ich erinnere mich des Namens, der mir schon öfter genannt wurde. Er ist ja vortheilhaft bekannt in der — Industrie."

„Meine allergnädigste Tante, Sie müssen mir schon erlauben, Sie etwas genauer zu unterrichten," fiel Fürst Adelsberg ein, der selten eine Gelegenheit vorübergehen ließ, wo er seine allergnädigste Tante ärgern konnte. „Die Stahlbergschen Industriewerke haben einen Weltruf und sind jenseit des Oceans ebenso rühmlich bekannt wie hier zu Lande. Ich hatte vor einigen Jahren, als ich in Norddeutschland war, Gelegenheit, sie kennen zu lernen, und kann Sie versichern, daß diese Werke mit ihren Eisenhütten und Fabriken, ihren Beamtenkolonien und ihren Arbeiterheeren es mit manchen kleinen Fürstenthümse aufnehmen können, dessen Herrscher aber jedenfalls kein so unumschränkter Machthaber ist, als der Vater Ihrer Excellenz es war."

Die Dame warf ihrem durchdringenden Neffen einen nicht gerade freundlichen Blick zu, seine Einmischung war ihr sehr unerwünscht.

„In der That, von dieser Großartigkeit hatte ich keinen Begriff," sagte sie im harmlosesten Tone. „Da dürfen wir also jetzt wohl Seine Excellenz als einen solchen Herrscher begrüßen?"

„Nur als Reichsverweser, Hoheit," fiel der Gesandte mit einem anscheinend ebenso harmlosen Scherze ein. „Ich bin nur Testamentsvollstrecker meines Schwiegervaters und Vormund meines noch jugendlichen Schwagers, auf den die sämmtlichen Werke übergehen, sobald er seine Mündigkeit erreicht."

„Ah so! Nun, der Sohn wird dies Erbtheil wohl zu wahren wissen. Es ist wirklich staunenswerth, was in unseren Tagen die Thatkraft eines einzelnen zu leisten vermag, und das ist um so anerkennenswerther, wenn er wie der Vater unserer lieben Baronin aus den einfachsten Verhältnissen hervorgegangen ist. So glaube ich wenigstens gehört zu haben, oder irre ich mich darin?"

Prinzessin Sophie wußte sehr genau, daß dem Gesandten mit seinem altpreußischen Adel diese Eröterungen über die Herkunft seines Schwiegervaters nicht angenehm waren, und es gereichte ihr zur Genugthuung, daß der sie umgebende Kreis kein Wort von der Unterhaltung verlor, die ja nur darauf berechnet war, die bürgerlich Geborene zu demüthigen. Aber sie irrte sich, wenn sie bei dieser auf irgend eine Verlegenheit oder ein Ausweichen rechnete. Die junge Frau richtete sich mit ihrem ganzen Stolze empor.

„Hoheit sind ganz recht berichtet. Mein Vater kam als armer Knabe, ohne alle Hilfsmittel nach der Hauptstadt. Er hat sich schwer emporringen müssen und jahrelang als einfacher Handwerker gearbeitet, ehe er den Grund zu seinen späteren Unternehmungen legte."

„Wie stolz Frau von Wallmoden das sagt!" rief die Prinzessin lächelnd. „O, ich liebe diese kindliche Anhänglichkeit über alles! Also Herr Stahlberg — aber wohl von Stahlberg? Die großen Industriellen führen ja oft den Adelstitel!"

„Mein Vater führte ihn nicht, Hoheit," erklärte Adelheid, dem Blick der fürstlichen Dame fest und ruhig begegnend. „Der Adel wurde ihm allerdings angeboten, er hat ihn aber abgelehnt."

Der Gesandte preßte die schmalen Lippen zusammen, er konnte doch nicht umhin, diese Aeußerung seiner Gemahlin sehr undiplomatisch zu finden. In der That nahmen die Züge der Prinzessin einen gereizten Ausdruck an, und sie entgegnete mit beißendem Spotte:

„Nun, dann ist es wenigstens ein Glück, daß diese Abneigung sich nicht auf seine Tochter vererbt hat. Seine Excellenz wird das zu schätzen wissen! — Ich bitte um Ihren Arm, Egon, ich möchte meinen Bruder aufsuchen."

Sie neigte das Haupt gegen ihre Umgebung und rauschte davon am Arm des jungen Fürsten, in dessen Mienen deutlich die Ueberzeugung zu lesen war:

„Jetzt komme ich an die Reihe!"

Er hatte sich nicht getäuscht. Ihre Hoheit dachte nicht daran, den Herzog aufzusuchen, sondern ließ sich in einem der nächsten Zimmer mit dem jungen Verwandten nieder, den sie unter vier Augen zu haben wünschte. Zunächst freilich ergoß sich ihr Zorn über diese unerträglich hochmüthige Frau von Wallmoden, die mit dem Bürgerstolze ihres Vaters prahlte, während sie aus Eitelkeit einen Baron heirathete, dem Neigung konnte sie doch unmöglich für einen Mann halten, der dem Alter nach ihr Vater hätte sein können. Egon schwieg dazu, denn er hatte sich selbst schon die Frage vorgelegt, wie diese ungleiche Ehe eigentlich zustande gekommen sei, ohne eine Antwort darauf zu finden; sein Schweigen wurde ihm sehr verübelt.

„Nun, Egon, Sie sagen gar nichts? Freilich, Sie scheinen sich ja dieser Dame zum Ritter geschworen zu haben, Sie waren unaufhörlich an ihrer Seite!"

„Ich huldige der Schönheit, wo sie mir entgegentritt, das wissen Sie ja, gnädigste Tante," vertheidigte sich der junge Fürst, rief aber damit nur einen neuen Sturm wach.

„Ja, das weiß ich — leider! Sie sind in dieser Beziehung von einem unglaublichen Leichtsinn. Sie erinnern sich wohl gar nicht mehr meiner Mahnungen und Warnungen vor Ihrer Abreise?"

„O, nur zu sehr!" seufzte Egon, dem es jetzt noch ganz schwül wurde bei der Erinnerung an die endlose Predigt, die er damals hatte hinnehmen müssen.

„Wirklich? Sie sind deshalb aber nicht vernünftiger und gesetzter zurückgekommen. Ich habe Dinge gehört — Egon, für Sie giebt es nur noch eine Rettung — Sie müssen heirathen!"

„Um Gotteswillen! Nur das nicht!" fuhr der junge Fürst so entsetzt auf, daß Prinzessin Sophie entrüstet ihren Fächer auseinanderschlug.

„Was meinen Sie damit?" fragte sie in ihrem schärfsten Tone.

„O, nur meine eigene Unwürdigkeit, in diesen heiligen Stand zu treten. Sie selbst, Hoheit, haben mich unendlich oft versichert, ich sei eigens geschaffen, eine Frau unglücklich zu machen."

„Wenn es dieser Frau nicht gelingt, Sie zu bessern, allerdings! Aber ich gebe diese Hoffnung noch immer nicht auf. Hier ist freilich nicht der Ort, über solche Dinge zu reden, aber die Herzogin plant einen Besuch in Rodeck, und ich beabsichtige, mich ihr anzuschließen."

„Welch ein leisender Gedanke!" rief Egon, den der angekündigte Besuch fast ebenso sehr in Schrecken jagte wie der Heirathsplan. „Ich bin ganz stolz darauf, daß Rodeck, somit ein Kleines langweiliges Waldnest, gerade jetzt imstande ist, einige Merkwürdigkeiten zu bieten. Ich habe so vieles von der Reise mitgebracht, naturr anderem auch einen Löwen, zwei junge Tiger, verschiedene Schlangen —"

„Doch nicht etwa lebendige?" fiel die Dame erschrocken ein.

„Natürlich, Hoheit!"

„Aber mein Gott, dann ist man bei Ihnen ja seines Lebens nicht sicher!"

„O, die Sache ist nicht so gefährlich. Allerdings sind und schon einige der Bestien ausgebrochen — die Leute sind so unglaublich dumm bei der Fütterung — aber sie wurden stets wieder eingefangen und haben bis jetzt noch keinen Schaden angerichtet."

„Bis jetzt! Das sind ja liebliche Zustände!" sagte die Prinzessin ärgerlich. „Sie setzen ja die ganze Umgegend in Gefahr damit, der Herzog sollte Ihnen diese gefährliche Spielerei verbieten."

„Das will ich nicht hoffen, denn ich beschäftige mich gerade jetzt ernstlich mit Zähmungsversuchen. Uebrigens kann ich auch manches Eindeinzige bieten, das des Anschauens werth ist, unter meiner Dienerschaft befinden sich einige Mädchen aus dieser Gegend, die in ihrer Landestracht ganz allerliebst aussehen."

Egon dachte mit geheimem Schander an seine „Wedbischen" mit den wackelnden Köpfen", deren er sich durch die Fürsorge Stadingers noch immer erfreute, aber er hatte ganz richtig gerechnet: seine allergnädigste Tante war empört und maß ihn mit einem vernichtenden Blick.

„So? Dergleichen haben Sie also auch in Rodeck?"

„Gewiß, da ist besonders die Jenz, die Enkelin meines Schloßverwalters, ein reizendes kleines Ding, und wenn Sie mir die Ehre Ihres Besuches schenken, gnädigste Tante —"

„Das werde ich jetzt wohl unterlassen!" fiel die erzürnte Dame ein, indem sie heftig ihren Fächer gebrauchte. „Das muß ja eine seltsame Wirthschaft sein, die Sie da in Rodeck führen, mit dem jungen Ausländer, den Sie sich wohl auch als eine Merkwürdigkeit von der Reise mitgebracht haben. Er hat ein vollständiges Briganteugesicht."

„Mein Freund Rojanow! Er geizt schon längst nach der Ehre, Ihnen vorgestellt zu werden, Hoheit. Sie erlauben mir doch nicht wahr?" Und ohne eine Antwort abzuwarten, eilte er davon und bemächtigte sich Hartmuts.

„Jetzt kommst Du an die Reihe!" raunte er ihm zu, während er ihn rücksichtslos mit sich schleppte. „Ich bin lange genug das Opferlamm gewesen und meine allergnädigste Tante muß nun einmal jemand haben, den sie langsam auf dem Roste braten kann. Mich will sie nebenbei auch noch verheirathen und Du hast in ihren Augen ein Briganteugesicht, aber nach Rodeck kommt sie Gott sei Dank nicht, dafür habe ich gesorgt."

In der nächsten Minute stand er mit seinem Freunde vor Ihrer Hoheit und stellte ihn mit dem liebenswürdigsten Lächeln vor.

Herr von Wallmoden hatte nach der Entfernung der Prinzessin noch einige Minuten in jenem Kreise verweilt, dann schritt er, seine Gemahlin am Arme, langsam durch die Säle, hier einen Bekannten grüßend, dort ein flüchtiges Gespräch anknüpfend, bis sie in den letzten der Festräume gelangten, der verhältnißmäßig leer war. Das Thurnzimmer, das sich unmittelbar daran schloß, wurde für gewöhnlich nur als Ausschmuckpunkt benutzt, für den heutigen Abend aber hatte man es mit Portbängen, Teppichen und einer malerisch geordneten Blumengruppe zu einem lauschigen kleinen Gemach umgeschaffen, das, nur matt erhellt, einen wohlthuenden Gegensatz zu der blendenden Helle und dem Gewühl der Säle bildete. Es befand sich augenblicklich niemand dort, und darauf schien der Gesandte gerechnet zu haben, als er mit seiner Frau eintrat und sie auf dem Divan Platz nehmen ließ.

„Ich muß Dich doch darauf aufmerksam machen, Adelheid, daß Du Dir vorhin eine Unklugheit zu Schulden kommen ließest," begann er in gedämpftem Tone. „Deine Aeußerung der Prinzessin gegenüber —"

„War Nothwehr!" unterbrach ihn die junge Frau. „Du fühltest doch wohl so gut wie ich, was der eigentliche Zweck dieses Gespräches war."

„Gleichviel, Du hast Dir gleich bei Deinem ersten Auftreten eine Gegnerin geschaffen, deren Ungnade Dir und mir die Stellung empfindlich erschweren kann."

„Die?“ Adelheid sah ihn befremdet an. „Hast Du, der Gesandte einer großen Macht, etwa nach der Ungnade einer bosharten Frau zu fragen, die zufällig mit dem herzoglichen Hause verwandt ist?“

„Mein Kind, das verstehst Du nicht,“ versetzte Wallmoden sichtl. „Eine tänzsüchtige Frau kann gefährlicher werden als ein politischer Gegner, und Prinzessin Sophie ist bekannt in dieser Hinsicht, selbst die Herzogin fürchtet ihre boshafte Zunge.“

„Das ist Sache der Herzogin — ich fürchte sie nicht!“

„Meine liebe Adelheid,“ sagte der Gesandte mit einem überlegenen Lächeln, „diese stolze Kopfbewegung steht Dir ausgezeichnet, und ich billige es durchaus, wenn Du Dich anderen Kreisen gegenüber damit unnahbar machst. Bei Hofe aber wirst Du sie Dir doch abgewöhnen müssen wie so manches andere. Man giebt fürstlichen Personen nicht eine Lehre vor so vielen Zeugen, und das thatst Du, als Du von der Ablehnung des Adels sprachst. Es war überhaupt nicht nothwendig, daß Du die Herkunft Deines Vaters so entschieden betontest.“

„Sollte ich sie vielleicht verleugnen?“

„Nein, denn es ist eine allbekannte Thatsache —“

„Auf die ich stolz bin, wie mein Vater es war!“

„Du bist aber jetzt nicht mehr Adelheid Stahlberg, sondern die Baronin Wallmoden“ — die Stimme des Gesandten hatte eine gewisse Schärfe angenommen — „und Du wirst Dir selbst sagen, daß es einigermaßen widerspruchsvoll ist, seinen Bürgerstolz so zur Schau zu tragen, wenn man einem Manne von altem Adel die Hand gereicht hat.“

Um die Lippen der jungen Frau zuckte es wie eine leise Bitterkeit, und obgleich das Gespräch durchweg in gedämpftem Tone geführt wurde, sank ihre Stimme noch mehr, als sie erwiderte:

„Du hast wohl vergessen, Herbert, weshalb ich Dir meine Hand reichte!“

„Hast Du vielleicht Ursache gehabt, es zu bereuen?“ fragte er statt aller Antwort.

„Nein,“ sagte Adelheid mit einem tiefen Athemzuge.

„Ich dächte auch, Du könntest mit der Stellung zufrieden sein, die Du an meiner Seite einnimmst. Uebrigens weißt Du, daß ich keinen Zwang ausgeübt habe, ich ließ Dir vollkommen freie Wahl.“

Die junge Frau schwieg, aber jener bittere Ausdruck wich nicht von ihren Lippen.

Wallmoden erhob sich und bot ihr den Arm.

„Du mußt mir schon erlauben, mein Kind, Deiner Unerfahrenheit beizustehen zu Hilfe zu kommen,“ sagte er in dem gewohnten artigen Tone. „Ich habe bisher allen Grund gehabt, mit Deinem Takt und Deinem Auftreten zufrieden zu sein, es ist heut das erste Mal, daß ich Dir einen Wink geben muß. — Darf ich Dich bitten?“

„Ich möchte noch einige Minuten hier bleiben,“ sagte Adelheid leise. „Es ist so erstickend heiß in den Sälen.“

„Ganz wie Du wünschest, aber ich bitte Dich doch, nicht allzulange zu verweilen, Deine Zurückgezogenheit könnte auffallen.“

Er sah und fühlte es, daß sie verletzt war, aber er fand es nicht für gut, Rücksicht darauf zu nehmen. Baron Wallmoden verstand sich bei aller Artigkeit und Aufmerksamkeit doch ausgezeichnet auf die Erziehung seiner jungen Gattin, dergleichen Empfindlichkeiten durfte man ihr nicht gestatten. Er ging, und Adelheid blieb allein zurück; sie stützte den Kopf in die Hand und betrachtete anscheinend aufmerksam die Blumengruppe, die sich in ihrer unmittelbaren Nähe befand, aber dabei flüsterte sie fast unhörbar:

„Freie Wahl? — O mein Gott!“

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Die deutschen Frühlingsfeste.

Von Alexander Tille. Mit Abbildungen von Fritz Bergen.

Die alten Germanen theilten das Jahr nicht in vier, sondern in drei Jahreszeiten: der Herbst war ihnen unbekannt wie seine Gaben. Dementsprechend feierten sie drei Hauptfeste, welche ebenso wenig wie unsere heutigen drei großen kirchlichen Feste in gleichen Zwischenräumen über das Jahr vertheilt waren, obgleich sie mit diesen keineswegs zusammenfallen. Es waren einmal die beiden Sonnenwendtage, Johannistag und Weihnacht, und sodann ein Frühlingsfest, das wohl ziemlich genau in der Mitte zwischen beiden in der ersten Jahreshälfte lag. Während nun die beiden ersten Feste leicht ihren Platz im Kreislaufe des Jahres zu behaupten vermochten, da sie auf astronomisch bedeutsame Tage fielen, war dies bei dem Frühlingsfest nicht der Fall. Das große zeitliche Schwanken des christlichen Osterfestes vom 22. März bis zum 25. April, welches seit dem Jahre 325 zur Geltung kam, die Einführung des Gregorianischen Kalenders und vielleicht noch mancher andere Einfluß haben eine Reihe Verschiebungen eintreten lassen, infolge deren die einheitliche Festfeier zerrissen wurde und je nach der Gegend, wo der eine oder der andere Umstand wirkte, Spaltungen eintraten, welche uns heute das Recht geben, von mehreren deutschen Frühlingsfesten zu sprechen, deren Hauptt allerdings das Osterfest ist.

Noch ist draußen gewöhnlich Eis und Schnee nicht von den Fluren geschwunden, noch eilt der Schlitten auf der Landstraße hin und der Wind knickt Eiszapfen von den Dachkanten, da begeht das deutsche Volk in seiner Fastnacht sein erstes Frühlingsfest, seine Frühlingsvorfeier. Das alte Fastnachtsfest, während sechs Tage und nichte vom Donnerstag vor Fastnacht, dem „unsinnigen Pfingstag“ Throts, bis zur Mitternacht vor Aschermittwoch. Es ist nur eine Art Vorfeier; denn noch ist der Frühling ja nicht Herr im Lande, noch muß er sich erst den Plan erkämpfen. Aber eben diese Kämpfe bringt die Fastnachtsfeier in einem Spiele zur Darstellung, das auf deutschem Boden weit verbreitet ist.

In Niederösterreich ziehen am Faschingsdienstag zwei Männer durch das Dorf. Der eine ist in einen Pelz gehüllt. Seinen Kopf bedeckt eine große Pelzmütze; Arme und Beine sind mit Stroh umwunden, in der Hand trägt er einen Dreschflegel: es ist der Winter. Einen fremdländischen Eindruck macht sein Gehilfe, der den Sommer darstellt. Ein langes weißes Hemd fällt bis auf seine Knöchel nieder, das ein goldener Gürtel zusammenhält, in dem einige Nadelreiser stecken. Seine Rechte führt eine Sichel. In friedlicher Gemeinschaft ziehen beide von Haus zu Haus, überall empfängt sie der Zubel der Kinderschar. Ehrfurchtsvoll macht man ihnen in den Stuben Platz. Alle Hausgenossen treten auf eine Seite. Winter und Sommer stellen sich einander gegenüber, und es beginnt ein Wortgefecht, in dem einer den andern schlecht zu machen sucht und bei dem man wohl nicht zu allen Zeiten bei Worten stehen blieb. Der Sommer beginnt:

„Da Winter io a grober Gsöll,
Er zagt die alten Weiber in die Röth*,
Herimei**, da Summer io fei!“

* Den Ofenwinkel.
** Ihr Herren mein.

Aber der Winter hat dem Sommer gleichfalls mancherlei am Zeuge zu flicken. Er sagt:

„Da Summer is a rechter Bauer,
Er macht den Weibern den Milchrahm sauer.
Herinner, da Winter is her!"

In dieser Weise geht der Streit eine Weile fort, bis der Winter bekennt, daß er doch nächstens das Feld räumen muß. Dann geben beide freudig nach dem nächsten Hause. Einst war das Spiel weit umfassender, wie eine ältere Fassung dieses Liedes zeigt, die 1580 als fliegendes Blatt erschien und durch Ludwig Uhland wieder bekannt geworden ist. 1628 wurde sie mit Beibehaltung des Kehrreims zu einem Wortwechsel zwischen der Stadt Ulm und einem Soldaten umgedichtet. Auch Lieder haben ihre Lebensschicksale!

Nur an wenigen Stellen ist der Brauch so rein erhalten. Aber in den Mummereien der Landbevölkerung zur Fastnachtszeit blickt noch vielerorts der Gegensatz von Sommer- und Winterlarven durch, während derselbe in den Maskenbällen unserer Städte längst dem größeren Luxusbedürfnis und dem Streben nach Mannigfaltigkeit zum Opfer gefallen ist. Aber auch diese Lustbarkeiten sind Reste eines alten Vorfrühlingsfestes und einer derberen Zeit, welcher es Bedürfnis war, sich vor Beginn der stillen Fastenzeit noch einmal gründlich auszutoben. Ihre außerordentliche Verbreitung über ganz Europa legt deutlich Zeugniß von der wichtigen Stellung ab, die Fastnacht dereinst einnahm.

Noch ist keine volle Woche ins Land gegangen, da klopft die Frühlingsfestfreude schon wieder gebieterisch gegen die Thür, und wenige Pforten der deutschen Gebirgsgegenden bleiben ihr verschlossen. Es ist Funkensonntag, oder Sonntag Invocavit, wie ihn die Kirche nennt, der Tag des Feuerzaubers oder Feuersegens. Bannausrufen, Fackelnlaufen, Scheibenschlagen, Feuerradrollen und Kornwecken heißen die Bräuche, mit denen man allenthalben hier die Flur für das kommende Fruchtjahr weiht und der Saat wie der Ernte ein frohes Gedeihen zu sichern sucht. Hier kommt der „Winter" meist nicht mehr so glimpflich weg wie am Fastnachtstage, denn er muß, wo er auftritt, Funkensonntag, unerbittlich den Feuertod sterben.

In Vorarlberg erscheint er unter der Gestalt der „Hexe", einer aus allerhand alten Kleidungsstücken hergestellten Puppe. Der „Funka", eine schlanke, junge Tanne, wird grün, wie sie im Holze steht, bis zum Wipfel mit Stroh umwickelt. Rings thürmen lustige Burschen mächtige Stöße von Holzscheiten auf, und bald thront die Hexe oben auf dem Tannenwipfel. Schon wirft der Wald lange Schatten, da sammelt sich die männliche und weibliche Jugend aus weitem Umkreis um den Funka. Tiefe Stille herrscht. Es ist, als ob man sich bewußt wäre, eine heilige Handlung zu begehen. Burschen und Mädchen schwingen jedes eine noch unentzündete Fackel in der Hand, und der Funka nebst der Hexe sind die einzigen Gegenstände der leise geführten Unterhaltung. Jetzt blitzen die ersten Sterne auf, und die niedrigen Dorfhütten sind von der Höhe aus nur noch undeutlich zu erkennen. Ein Auserwählter tritt aus der Menge, die sich zu einem Kreise zusammenschließt, und zündet den Funka an. Jetzt fängt er Feuer, die Flamme zingelt empor und bereits lobt er hoch gen Himmel. Die Hexe verbrennt in seiner Gluth und alles drängt heran, die Fackel an dem geweihten Feuer zu entzünden und fortzustürmen. Bald ist Berg und Thal überstrat von dahineilenden Feuerbränden, denn jedes will dem eigenen Boden den Feuersegen bringen, ehe die Fackel verlischt. Dazwischen hallt es, von ganzen Gruppen gesungen, durch die Nacht:

„Flack us! flack us,
Ueber alle Dörp und Berg us!
Schmalz in der Pfanna,
Korn in der Wanna,
Flachs in der Erda
Gott alls groaa wo!"

Zwischen alle Stega und Wega!"

Im Oberinnthal kommt das „Scheibenschlagen" dazu. Die flammenden runden Scheiben aus Erlenholz, welche mit einem kräftigen Schwung in die Luft getrieben werden, glänzen weithin am dunklen Nachthimmel, und ihre Zeuer dauern, die sich bald kreuzen, bald neben einander laufen und auf Augenblicke die Nacht weithin erhellen, geben ein prächtiges Bild. Auch Schwaben kennt das Scheibenschlagen. Hier steht das selbe in enger Beziehung zum Liebesleben. Man schlägt die Scheiben auf der Gliebten Wohnhaus.

Jeder Scheibe Flug ist von bedeutend für die Zukunft. Ob Flachs und Korn gedeihen, ob Lawinen stürzen, ob Glück oder Unglück, Krieg oder Friede kommt, das alles steht in ihren glänzenden Bahnen geschrieben, geschrieben für den, der zu lesen versteht. Wie mögen heute an Funkensonntag die Scheiben geflogen sein? — Noch deutlicher als hier tritt die sogenannte Wirkung des Feuers in dem „Kornanstecken" von Provinz in Tirol hervor. Auf jedem Gute tragen hier die Buben Stroh und Reisig zusammen, stecken mit Einbruch der Nacht diese Haufen in Brand und schüren ihn, bis er weithin sichtbar loht; denn je weit er leuchtet, so weit reicht sein Segen. Nun beginnt ein Lärmen und Toben, ein Krachen und Blitzen. Die alteren Burschen schießen Büchsen und Pistolen ab, und jüngere eilen mit Schellen und Glocken wie rasend und laut schreiend durch die Felder, wo das Korn schlaft. Erst nach Mitternacht wird's allmählich still. Fragt man, was das bedeute, so erhält man die Antwort: „Sie wecken das Korn auf."

An diese Bräuche schließen sich allerorts Spiel und Tanz an. Eigene Festschecke und der Bedeutung des Tages entsprechende Festspeisen erhoben die volksthümliche Feier, und ein echter schwäbischer Funkensonntag giebt an Glanz im Herzen der Betheiligten einem großen städtischen Vogelschießen nichts nach.

Drei Wochen nach dem Funkensonntag fällt der Rosensonntag, Dominica rosarum, der Sonntag Lätare. Er ist das Frühlingsfest für den deutschen Osten. An ihm muß der Winter endlich für immer sterben und begraben werden. Schon aus dem sechzehnten Jahrhundert haben wir eine hübsche knappe Schilderung davon bei dem biederen Sebastian Franck, in seinem Weltbuch (1542): „In Mittenfasten ist der Rosensonntag. An diesem Tag hat man an etlichen Orten ein Spil, daß die Buoben an langen Ruoten Beseln herumbtragen in der Stat, und zwen angethone Mann, einer in Singrünen oder Ephew, der heißt der Sommer, der ander mit Gmoß** angelegt, der heißt der Winter, die streiten miteinander, da tigt der Sommer ob und erschlecht den Winter, darnach geht man darumb zum Wein."

In Oberschleimark faßt man heute den Streit zwischen Sommer und Winter gerichtlich auf, und beide führen vor der sammelnden Dorfgemeinde jedes Jahr einen langwierigen Rechtsstreit, in dem der Winter zuletzt immer Unrecht bekommt. Eine noch eigenartigere Gestalt hat das Frühlingsspiel im Saazer Kreise in Böhmen angenommen, wo es selbstverständlich den Namen „Mit dem Wänderlrad gehen" führt. Hier ziehen fünf verkleidete Knaben

* Alles gerathen lasse.
** Mooswerk.

von Haus zu Haus und veranstalten folgende Aufführung: Der König sitzt mit seinem Töchterlein auf dem Throne. Da nahen zwei Abgesandte und werben um die Hand der Königstochter. Noch haben sie keine Antwort erhalten, da kommt auch der Tod (der Winter) und trägt gleichfalls seine Werbung vor. Empört darüber erschießt ihn der König. Muß er doch einmal sterben und muß doch sein Sterben auch einen Grund haben! — In Oesterreichisch-Schlesien verbrennt man den „alten Juden" (Judas Ischariot), anderorts das Bild des Papstes oder das Luthers, je nach dem Bekenntniß der Gegend. In einigen deutsch-mährischen Dörfern treibt man den Tod aus „zum Andenken an die Vertreibung der Mongolen" und in dem böhmischen Orte Schönfeld sagt man „den Tirken hinter die Stadt".

Der todte Winter will auch begraben sein. Sein Begräbniß feiert das „Todaustragen", ein Jubelfest, das kaum seinesgleichen kennt. Es gipfelt darin, daß der Winter, eine Puppe, mit der vorher allerhand Unfug getrieben worden ist, aus dem Dorfe fort getragen, zerrissen, verbrannt oder in einen Fluß geworfen wird, der ihn in seinen Wellen verschlingt. Daran reiht sich dann das „Einholen des Sommers" oder der „Sommergewinn". Noch zu Anfang unseres Jahrhunderts trug man auf der Flur zu Leißling bei Naumburg den „Tod" hinaus und die Felder der Nachbargemeinde. Bei der Heimkehr sang man dann:

„Den Tod haben wir hinausgetrieben,
Den Sommer bringen wir wieder,
Des Sommers und der Maien,
Des wollen wir uns freuen.
Sommerland! Sommerland!
Der Tod hat sich von die gewandt,
Er ist auf die Flur verbannt."

In der Mitte des deutschen Frühlingsfestes steht der Ostertag, der zugleich ihren Höhepunkt bildet. An seinem Morgen macht die Sonne nach dem deutschen Volksglauben drei Freudensprünge. In der Nacht vom Ostersonnabend zum Ostersonntag fließt statt Wasser Wein in vielen Bächen, mancher Quell hat besondere Heilkraft und verleiht, schweigend geschöpft, nimmer welkende Schönheit. Hexen reiten, Geister gehen um, in Burgen und Ruinen erscheint die weiße Frau, und es wiederholt sich überhaupt der gesammte Zauber der Weihnacht. Aber auch eigene Züge fehlen nicht. Fast in allen Gebirgen Deutschlands flammen noch hier und da echte alte Osterfeuer, deren Flamme durch das Reiben zweier Hölzer entzündet wird, namentlich in Norddeutschland holt jeder Hausstand von dem gemeinsamen Osterfeuer sich einen Brand für das Herdfeuer; denn dieses schützt Haus und Hof vor Blitzschaden.

Die Mitwelt hat vollauf zu thun mit den unbenannten und benannten Ostereiern, die zuerst am Gründonnerstag aus allerlei Verstecken hervorgesucht werden müssen und am Ostersonntage selbst auf keinem Tische fehlen dürfen. Als Sinnbilder des keimenden Lebens stehen sie in enger Beziehung zu der ganzen Frühlingszeit.

Fast ganz dem Osterfeste eigen ist der „Schlag mit der Lebensruthe", die Weihung von Menschen und Thieren durch Ruthenstreiche. Es findet sich allerdings bereits verstreut am Fastnachtstage und am Palmsonntage, wo sich zum Theil Umzüge damit verknüpfen, und auch das Aschenbrechen am Aschermittwoch ist ein Rest davon. Wie man am Palmsonntag die Felder durch Einstecken von Ruthen weiht, so kräftigt man Menschen und Hausthiere durch Streiche damit vor Krankheit und Unfall. In Masuren gilt es als eine besondere Aufmerksamkeit, wenn ein junger Mann ein Mädchen am Ostersonntag mit der Gerte streicht. Am Montag darf das schöne Geschlecht dann Vergeltung üben. Im böhmischen Oberlande ziehen ganze Scharen von Knaben am Ostertage bei Pathen, Vettern und etwaigen reichen Leuten umher, treten mit Ruthen bewaffnet vor die Stubenthür und rufen:

„Rothe Eier heraus.
Oder ich peitsche die Madeln aus!"

Erhalten sie dann keine Eier, so führen sie ihre Drohung aus und suchen ihre Opfer in der Küche auf.

Hier treten die Eier uns als ein Lösegeld entgegen, das man zahlt, um nicht geschlagen zu werden. Ursprünglich sind sie der Dank für die Schläge und die damit verbundene Segnung. Dies ist noch deutlich aus der Form ersichtlich, in welcher die Umgegend von Prag diesen Brauch kennt. Hier ziehen am Ostermontage Spielleute auf den Dörfern herum. Ihnen folgen ganze Scharen Burschen, Maien in der Hand, und schlagen sich gegenseitig mit den Worten: „Da hast Du Glück". Vergißt es einer, so bittet ihn der andere darum, indem er sagt: „Gieb mir Glück", und jener antwortet dann, ihn nachträglich schlagend: „Da hast Du's". In einem schlesischen Reime findet es sich noch ganz deutlich ausgesprochen, daß das Schlagen die Krankheitsgeister, denen der Volksglaube die Gestalt von Fliegen oder Käfern beimißt, austreiben soll:

„Heut ist Ostern,
Da geht man schmeckostern.
Um den Rücken, um den Rand,
Da kommen die Fliegen raus gerannt,
Wenn sie nicht werden verjagen
Werden wir sie unter streichen."

Zu Ostern sind Büsche und Wälder meist noch kahl. Aber bald kommen die jungen Triebe hervor, und wenn der erste Mai kommt und mit ihm das Frühlingsfest des Walpurgistages, da hat die Natur bereits begonnen, ihr Sommerkleid anzuziehen, und zum letzten der Frühlingsfeste, zu Pfingsten, da steht Baum und Strauch im Blätter- und Blüthenschmucke. Und den beiden letzten Frühlingsfesten ist es gemeinsam, Häuser, Garten, Eingänge und selbst ganze Wege mit frischem Maien zu schmücken. Bald finden sie sich mehr vor dem Amtsgebäude des Ortes, bald stellt sie jeder vor der eigenen Heimstatt auf, und bald pflanzen sie vermummte Gestalten bei Nacht und Nebel dem schönsten Mädchen des Dorfes oder der einzelne Bursche zu gleicher Stunde seines Geliebten vor die Thür. So dienen sie als Zeichen der Verehrung, als Willkomm und als Gruß der Liebe. Anderorts ist es wieder ein Baum, dem sich die Maimerksamkeit aller zuwendet, die Dorflinde, unter deren breitem Blätterdache Spiel und Tanz Platzfinden. Die einst geradezu als das Heiligthum des Ortes galt und noch heute häufig am Maitage wie zu Pfingsten mit bunten Bändern und Blumen gewunden geschmückt wird. Aber wie die Festbräuche des Maitages und der Pfingstfeier auch wechseln mögen: immer steht in ihrem Mittelpunkte ein Stück alten Baumdienstes der Germanen.

Von Fjord zu Fjord.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Schilderungen aus Norwegen von E. Passarge. Mit Zeichnungen von C. Saltzmann.

Fast wie ein Wunder erscheint es uns, jenes Land im Norden, das schmal sich hinstreckt am westlichen Rande der skandinavischen Halbinsel bis hinauf zu Europas nördlichster Spitze, und in welches die Bilder C. Saltzmanns* von seiner Reise mit Kaiser Wilhelm II. uns mitten hinein versetzen. Vor mehr als zweitausend Jahren tauchi es auf in halb sagenhaftem Dämmerlichte bei dem Geographen Pytheas von Massilia; es hat seine selbständige Geschichte im Mittelalter; es wird vergessen und tritt wieder auf mit einem mal, überrumpt in neuester Zeit gar die Führung in der nordischen Literatur — immer mit einer Art mystischen Glanzes umgeben, fast wie ein Nordlicht in der langen Polarnacht. Wie man im Alterthum der Kunde von dem ununterbrochenen Sommertage seinen Glauben schenken mochte, so vermochte man auch bei uns lange nicht von der Vorstellung abzulassen, Norwegen sei ein dunkles, hartes, abstoßendes Gebirge; kalt wie seine Winternacht, die Menschen, solcher Natur entsprechend, rauh, freudlos und unfreundlich.

Und doch giebt es kaum ein zweites Land in Europa, das zugleich von so gewaltiger und so lieblicher Natur wäre wie gerade Norwegen. Wie oft habe ich nicht in schönen Sommertagen — und es giebt deren dort so viele! — mich an die Küsten Siciliens versetzt geglaubt; so am Hardangerfjord, wo der Schnee der Folgefond durch die Kronen herrlicher Fruchtbäume glänzt; oder am Moldefjord, wo die Häuser bis zu den höchsten Giebelspitzen ganz mit blühendem Gaisblatt übersponnen sind und die Pracht der Rosen an die von Malmaison in Erinnerung erinnert!

Und die Menschen? — Hier möchte ich nur sagen: versucht es doch einmal und wandert durch dieses Land, tretet in die Hütten der Bönder und Fischer oder in die Häuser reicher Besitzer und Handelsherren und fragt, wo denn der Norweger sei, wie ihn Autenrieth und Nebelwolken so häufig geschildert haben. Wagt es nicht, euren Mut sicher, euren Führer zu fragen, ob er lesen und schreiben könne, denn er würde euch auslachen; zweifelt nicht an der Treue und Aufrichtigkeit dieser Leute, die deren sind, für euch durch Feuer und Wasser zu gehen; der gebildete Norweger begleitet euch weit, um den rechten Weg zu zeigen; er tritt euch ist der Gasthof voll, sein Zimmer ab. Denn der Fremde erscheint ihm als ein Gast seines Landes, denn manchem müsse. Darum erhält er auch den Ehrenplatz an der Tafel.

Jacht „Hohenzollern".

Der Nordfjord.

Aber der Norweger erwartet dafür auch seinerseits Achtung der Persönlichkeit und Höflichkeit. Kein Land der Welt denkt und empfindet demokratischer als Norwegen. Der Dienst wird hier nicht bedauert, von den entgelten. Wie oft hat mein Kutscher, mein Schiffer mir nicht herzlich die Hand gedrückt, wenn ich ihn bezahlte; ja, wie oft hat mein Führer sich nicht an meinen Tisch gesetzt und mich mit einer Flasche bewirthet! So vollkommen auf gleicher Stufe stehend fühlt man sich in Norwegen. Wer freilich die großen Straßen niemals verläßt, nur in den großen Gasthöfen einkehrt, der mag sich trösten, er findet dort das gewöhnte Europa wieder; denn Norwegen civilisirt, europäisirt sich rettungslos. Aber wie man beim Russen, wenn man ihn reizt, wohl noch den Bären findet, so steckt verborgen unter der Hülle im Norweger noch immer der offene, ehrliche, starke Fjallbewohner, einer jener Menschen, von denen Goethe sagen konnte:

„Denn der Boden zeugt sie wieder.
Wie von je er sie gezeugt."

Dieser Boden Norwegens, jene ungeheure Gebirgsbildung, die gleich einer Woge von Osten her aufsteigt, um im Westen

* C. Saltzmann, dessen Bildniß wir seinen Schöpfungen von der Nordlandreise anreihen, ist heute einer unserer hervorragendsten Marinemaler. Er wurde 1847 zu Berlin als Sohn armer Eltern geboren, erlernte erst das Holzschneidehandwerk und durfte erst mit 20 Jahren zur Malerei übergehen. Schon in der Mitte der siebziger Jahre durch ein Bild „Morgendämmerung am Meer" bekannt geworden, leitete er bald darauf die Aufmerksamkeit Kaiser Wilhelms I. auf sich und erhielt die Gelegenheit, mit dem Prinzen Heinrich auf der Korvette „Adalbert" eine Reise um die Welt zu machen. 1888 bekam er die „Große goldene Medaille" für sein Bild „Im stillen Ocean", nachdem er bereits 1887 die „Kleine goldene Medaille" davongetragen hatte. In sinniger Weise ist sein Name durch seine Berufung unter die Begleiter Kaiser Wilhelms II. auf dessen Seereisen in weite Kreise gedrungen.

Reise „Gref".

Im Molderfjord. Zeichnung von C. Saltzmann.

STANFORD LIBRARIES

plötzlich abzustürzen, ist von jeher das eigentliche Wunder dieses merkwürdigen Landes gewesen. Steffens, der in Norwegen geboren wurde, aber in Deutschland lebte, der Verfasser der schönen Romane „Die Familien Walsef und Leith“, „Die vier Norweger“ u. a., pflegte zu sagen, es wäre ihm, als hätte sich ihm dort die verborgenste Werkstätte im Innern der Erde geöffnet; die fruchtbare Erde mit ihren Blumen und Wäldern erschiene dort nur wie ein schöner Teppich, der unergründliche Schätze verberge, und ihm wäre es, als ob dieser Teppich fortgezogen würde und er in die Tiefe hinabsteigen müßte.

Kaum anders wird dem Fremden zu Muthe, der auf seinem Boot in die bis fünfundzwanzig Meilen langen Meeresbuchten, die Fjorde segelt und immer tiefer in die furchtbare Gebirgswüste gelangt, wo er sich schließlich von ungeheuren senkrechten Felswänden umgeben, ja eingeengt wie in einer Falle befindet und kaum einen Ausweg erblickt. Die Geologen sagen, diese Fjorde seien nichts als Spalten, entstanden durch Abkühlung der Gebirgsmassen; andere bringen sie mit der Bildung von Gletschern in Verbindung; der müßige Reisende sagt wohl, sie seien wie die Spalten in einem heißen Brote, das plötzlich der kalten Luft ausgesetzt worden. Zu den gewaltigsten Fjorden, deren Steuerie die der Alpenthäler weit übertrifft, gehören mehr im Süden Norwegens der Lysefjord, berühmt durch seine Lichterscheinung an einer unzugänglichen Felswand, blitzartige, aus einer Höhle mit Donnergekrach schießende Lichter, ferner der Hardanger- und der Sognefjord. Eine Verzweigung des letzten heißt Nærøfjord, über dessen zwölf bis fünfzehnhundert Meter hohe Felswände in großer Zahl Wasserfälle stürzen, die, aus dem Abfluß der Schneefonden oben genährt, wie ungeheure Schleier den schwarzen Gneis unterbrechen.

Noch seltsamer in dieser Art ist der Geirangerfjord, wo die Wasserfälle oft von zweihundert Meter hohen Wänden herabstürzen, ohne sie auch nur ein einziges Mal zu berühren. Der Wasserfall zerstäubt, verschwindet in der Luft; erst unten auf den Fjorde verräth das Plätschern und Kräuseln des Wassers seine Spur. Er findet sich wieder, indem er aufhört zu sein.

Von ganz anderem Charakter ist der Moldefjord mit dem Städtchen Molde, der Schauplatz von Björnsons „Fischermädchen“. Hier glaubt man auf einen schweizer See zu schauen mit seinen vielen Buchten, mit reichen Geläncountenden und großartigem Gebirgshintergrunde. Wer im Sommer 1887 hier wohnte, mochte oft den Dichter Ibsen erblicken, wie er stundenlang auf der Landbrücke stand und unverwandt in die ruhige Fluth schaute. Hier entstand und hier spielt auch seine „Frau vom Meere“; und will man wissen, wohin sich die Frau von der „Sickluft“ dieses Fjordes fortwünscht, so muß man an die kleine Insel Lua mit einem Leuchtthurm denken, welche, weit in den Atlantischen Ocean vorgeschoben, nur einmal jede Woche von einem Dampfboot besucht wird.

Im Lyngenfjord.

Der Moldefjord gilt als das landschaftliche Paradies Norwegens. Anderswo mag man staunen, hier will man bloß leben und athmen. Dem entsprechend haben sich hier auch bereits große Gasthöfe aufgethan, und der Strand vereinigt die Sprachen aller Völker. Besonders herrlich habe ich hier immer die Wolkenbildung gefunden, und das ist kein Wunder, da der feuchte und kalte Nordwest gerade hier auf die warme Landströmung vom Romsdal stößt. Ein Sonnenuntergang am Moldefjord gehört wohl zu den schönsten norwegischen Erinnerungen.

Auf der Fahrt hierher haben wir in Bergen manchertei deutsche Erinnerungen kennengelernt; war diese Stadt doch einst so gut wie hansestädtisch, und noch jetzt hat dort jeder zweite Laufmann einen deutschen Namen. Die Bergener sind die Neapolitaner Norwegens, heiter, leichtlebig, beweglich, aber auch phantasiereich und bildungsfroh. Sie sprechen schnell und begleiten das Gesprochene mit ausdrucksvollen Gebärden.

Ernst und still ist dagegen Drontheim, die Stadt des heiligen Olaf, die Krönungsstadt der norwegischen Könige. Sie sind denn auch alle hier gekrönt, die in Stockholm hoffhaltenden „Unionskönige“ (Norwegen ist mit Schweden bekanntlich nur durch Personalunion verbunden), mit Ausnahme des Königs Oskar I. Der protestantische Erzbischof weigerte sich, dessen katholische Gemahlin im Dom mitkrönen; so unterblieb die Feier überhaupt. Aber der gegenwärtige König Oskar II. ist 1873 hier gekrönt worden, und bevor dieses geschah, unternahm er, wie im vergangenen Sommer Kaiser Wilhelm II., eine Fahrt nach dem hohen Norden, bestieg das Nordkap, schnitt seinen Namenszug in einen Balken der Festung Wardöhus und wohnte einem Gottesdienst bei in der Oskarskapelle dicht an der russischen Grenze in Südvaranger.

In Drontheim beginnen die meisten Reisenden, nachdem sie von Christiania mit der Eisenbahn angekommen sind, ihre „Fahrt nach der Sonne“. Gestehen wir es nur, die meisten von ihnen denken weniger an die großen Landschaftsbilder, die ihnen der Norden darbietet, sie wollen in erster Reihe die „Mitternachtssonne“ schauen, diese wunderbare Erscheinung des höchsten Nordens, von der Tacitus in seiner „Germania“ sagt, der letzte Glanz der sinkenden Sonne erhalte sich bis zu ihrem Wiederaufgang so hell, daß er die Sterne verdunkle. In der That sind uns die Sterne schon lange verschwunden; dafür ist unser Glück um Mitternacht immer fest nach Norden gerichtet; wir wollen durchaus die Sonne selbst schauen, obwohl wir wissen, daß dieses ja erst vom Polarkreise ab möglich ist, und auch dieses nur zur Zeit des höchsten Sonnenstandes um den 21. Juni. Wer trotzdem erreicht die Sonne erst in Bodö, oder in Lödingen; dann erst in Tromsö, Hammerfest oder gar erst am Nordkap. So ist es denn in der That eine Reise der Sonne nach, ähnlich dem Wunsche Fausts, die sterbende Sonne anzubeten, „ihr ew'ges Licht zu trinken“; — wir haben dabei die Tag- und Nachtzeiten; wir schlafen bei Tage und wachen in der Nacht. Zuletzt wird uns ganz traumhaft zu Muthe, als ginge es gleichsam aus der Welt hinaus. Man landet in diesem und jenem Fjorde, in den kleinen Häfen, wo die Jachten (Jäger) der Fischer und Handelsleute vor Anker liegen und die Jungen sich in den leichtbeweglichen Booten tummeln. Denn was dem Bauer sein Pferd, ist dem Nordländer sein Nachen. Es kommt vor, daß einzelne Personen in einem solchen auf den Fischfang gehen, die Lofoteninseln besuchen, vom Sturm verschlagen auf den letzten Scharen landen, wo nur noch die erbarmlen Lappen wohnen, und schließlich nach wochenlanger Fahrt die Heimath erreichen. Die ganze Sehnsucht des Norwegers ist das Meer, nur in oft sein Grab; aber es treibt ihn hinaus wie den Araber in die Wüste, wo ihn auch der Sturm verweht.

C. Sathmann.

Nach einer Photographie von Léon Alfred Basset in Berlin.

Der Fremde steht unter dem gleichen Zauber. Keine Feder vermag den Reiz einer Fahrt durch diese Schärenwelt zu schildern, mit dem häufigen Blick durch ein „Meerauge“ auf die offene See zur Linken, und der prächtigen Gebirgsscenerie des Festlandes zur Rechten. Wie eine Vorspiegelung der Einbildungskraft erscheinen in der Ferne die am weitesten in den Ocean vorgeschobenen Inseln Lovunnen und die Traänsloewe; den Rücken des festländischen Gebirges bedeckt auf meilenlange Strecken das ungeheure „Kalen“ des Saetriften. Wie die Eiszapfen von einem mit Schnee bedeckten Dach senken sich die blauen Gletscher tief hinab, bis nahe zum Spiegel des Meeres. Aber fast alles übertrifft doch das große Anschauungsbild um den Hestmand, eine Insel gerade unter dem Polarkreise, welche in der schlagenden Aehnlichkeit mit einem „Reiter“ fast gespenstisch vor unsern Blicken erscheint; der Kopf riesenhaft trotzig, der Mantel weit im Meere nachschleppend, eine etwa vierhundert Meter hohe Riesengestalt, wie es keine zweite der Art geben mag. Nach der Sage verfolgt der Reiter eine Jungfrau, und der Pfeil, welchen er nach ihr geschossen, hat den Hut ihres Bruders durchbohrt. Das muß der Reisende wissen, wenn er auf der Insel Torghätten zu der Höhle hinaufsteigt, welche wie ein Tunnel durch den ganzen Bergkopf geht.

Aber unser Boot eilt weiter, rast- und ruhelos. Da zeigt sich uns um Mitternacht in vielen Meilen Entfernung die gespenstische Zuschauerin der Lofoten, an welchen in den Wintermonaten viele tausend Fischer beschäftigt sind, den Dorsch zu fangen, denselben Fisch, den man Stockfisch, Laberdan, Bacallao, Merluzzo, auch Klippfisch und Rundfisch nennt; der, in „Boger„ (großen umschnürten Packen) verladen, ebenso die Bewohner am Mittelmeer wie die Lüneser und Braunschweiger in der Fastenzeit erwartet und vielleicht einst schon von den Phöniziern abgeholt worden sein mag. Denn von wem anders als von diesen sollte Pytheas die Kunde erhalten haben, daß es hoch im Norden ein Meer gebe, das zähflüssig sei wie eine von Quallen gefüllte See? In der That gefriert das Meer hier niemals; aber in den Fjorden bilden sich bei strenger Kälte kleine Eisfladen, die, sich gegenseitig stoßend, zur Form von Quallen sich adrunden und zuletzt wohl eine Art Eis brei bilden, durch welchen ein Boot nur mit Mühe vorwärts dringt. Einen andern Brei der Art erzeugen die ungeheuren „Schwärme“ (Stimer) der Dorsche und der Heringe, die, von Walen verfolgt und gleichsam umstellt, die sogenannten „Berge“ bilden, durch welche selbst ein großes Dampfschiff nur mit ganzer Maschinenkraft zu fahren vermag. Zahllose Raubvögel kreisen über einem solchen Getümmel und „weiden“, wie es die Edda nennt, nach Fischen, während die Wale rings ihre Wasserstrahlen in die Luft blasen. So geht es ununterbrochen weiter, Tag und Nacht.

Endlich ist die Höhe erreicht, wo die Mitternachtssonne dem Blick des Reisenden erscheinen soll. Nicht selten ist der Horizont verschleiert und der Enzländer steckt sein Brennglas mißmuthig in die Tasche: es wäre doch so schön gewesen, sich von der

STANFORD LIBRARIES

Mitternachtssonne ein Loch in den Hut brennen zu lassen. Andere schreiben eine Postkarte nach Hause „beim Schein der Mitternachtssonne". Ein Dritter telegraphirt im nächsten Hafen: „Unvergleichliches Bild der Mitternachtssonne!" Wer die gezogene Fahrt bis zum Nordkap oder gar bis Vadsö macht, wird seine Ausdauer wohl belohnt finden; in ganzen darf man auf die Mitternachtssonne und gar auf einen vollen wolkenfreien Anblick nicht rechnen, am wenigsten am Nordkap selbst. Aber unanständlich steht vor meinem Blick das Bild, als wir nach dem nächtlichen Besuche des Lappenlagers bei Tromsö, bald nach Mitternacht, an den Tromsösund gelangten und nun mit einem Male die Strahlen der Sonne unser Auge trafen. In dem Thale, neben dem Gletscherbache, war es bitter kalt gewesen; aus den Sümpfen des niedrigen Birkenwaldes stieg der Nebel; hoch oben leuchteten die Schneefelder des Jsfinden; plötzlich belebende Sonnenwärme, ungeheure Lichtfluth und eine überirdische Farbenpracht! Im Winter herrscht hier dafür eine dreimonatige Nacht. Die Natur nimmt immer gerade so viel, als sie giebt. Darum schläft hier auch in den drei Sommermonaten eigentlich niemand; man schlummert höchstens. „Wir haben im Winter Zeit genug zum Schlafen," sagen die Leute; und so schwärmt man die ganze kalte Nacht hindurch, Wald und Berg klingen wieder von frohen Liedern. Man versteht den Charakter des Norwegers, sein starkes Phantasieleben, seine Thatkraft gemischt mit Eigensinn, sein kindliches Gemüth, sein volles Lachen erst dann, wenn man diese Natur kennen lernt. Unmöglich hat diese Menschen und diese Natur Jonas Lie geschildert in seinen Nordlandsgeschichten, nicht weniger Björnson in seinen Bauernnovellen und Ibsen im „Peer Gynt".

Hammerfest, die „nördlichste Stadt", mit dem „nördlichsten Walde" der bewohnten Erde, ist das rechte Vergnügungsziel der Lappen, welche gern hierher kommen mit branntweinberauscht durch die von Fischgeruch erfüllten Straßen taumeln. An schönen Sommertagen machen die Hammerfester oft eine Fahrt mit einem Dampfboot entweder weit hinein in das Eismeer oder nach dem Altenfjord, den uns Leopold von Buch schon vor achtzig Jahren so schön geschildert hat, oder in den erhabenen Lyngenfjord, dessen Gletscher (wie beim Svartisen) beinahe die Meeresfläche erreichen. Unvergleichlich ist der Blick von der kleinen Insel Kägö, von deren Höhe ein Gletscher „in Gestalt einer Throne" niederhängt, südlich in die Tiefe des Lyngenfjordes mit den zweitausend Meter hohen Alpen und der ganzen Reihe seiner Gletscher. Nordwärts aber geht der Blick in das Eismeer, wo die „Vogelinsel" gleich einem nordischen Capri aufsteigt, einsbedeckt und von unzähligen Vogelscharen bewohnt. Alles das erblicken die Hammerfester auf ihren „Lustfahrten". Ist aber zufällig ein Dampfpaar an Bord, so wird das ganze Schiff mit Birkenzweigen geschmückt, daß es aussieht, als fahre die Liebesgöttin selbst strahlend in einer großen, duftenden Laube.

Von Hammerfest ist mit dem Dampfboot in wenigen Stunden das Nordkap erreicht, jenes Vorgebirge, das sich mit seinen schneegefüllten Schluchten im schwarzen Schiefer weit hinaus in das Eismeer streckt „wie ein Keil". Ein großer Anblick, dessen sich jeder glücklich preisen sollte, der ihn haben durfte. Es ist die nördlichste Spitze der Koals („Kälbischspitze"), nur europäisches Festlande getrennt durch den gleichnamigen Sund. Eigentlich war eine niedrige Felsbank, die Mussfjärdoide („Messerschärfspitze"), noch ein Stückchen weiter hinaus in das Meer, aber dem fast tauben Fuß hohen Kap gebührt und bleibt doch nun einmal der Vorname und der Ruhm, die nördlichste Spitze Europas zu sein, schon von der Zeit an, als der „alte Seefahrer" Other es auf den Befehl Alfreds des Großen vor mehr als tausend Jahren umschiffte und seine Beschreibung lieferte, welche der König staunend vernahm. Seitdem ist nur noch ein dänischer König um das Nordkap gefahren, dem König Oskar II. und als dritter der Deutsche Kaiser Wilhelm II. am 18. Juli 1889.

„Sechzehn Masten sah ich fern
Kommen um das Riff:
Withalm das Deutschen Flagge weht
Hoch von jedem Schiff —"

heißt es in einer altisländischen Volksballade.

Eine Reihe von Reisenden und Gelehrten hat auf dem Nordkap gestanden, so schwer es früher auch war, dasselbe zu erreichen. Leopold von Buch mußte sich mit seinem Anblick aus der Ferne begnügen; aber der Italiener Acerbi schrieb am Ende des vorigen Jahrhunderts ein herrliches Gedicht, welches auf der Spitze des Kaps in den Fels gegraben worden sollte. Dazu steht jetzt oben ein Obelisk und seine Aufschrift erinnert an den Besuch König Oskars.

Heutzutage steigen Mundere von Reisenden hinauf zu dem Schieferplateau, trinken die eine und andere Flasche Champagner und lassen ihren betreffenden Landesnoten leben, oder die Mitternachtssonne, oder das — Nebelmeer, welches so oft der stürmegepeitschte Höhe umzieht.

Sie wissen nicht, daß kein Anblick erhabener ist, als durch diesen Nebelschleier auf das tosende Meer herniederzuschauen, dessen Wogen an den herabgestürzten, ungeheuren Blöcken zerschellen. Wie der Ausschnitt einer Kugel erscheint es von hier oben gesehen; man versteht, warum die alten Seefahrer meinten, es gehe von hier nach Norden immer weiter hinab in eine unbekannte Tiefe. „Starr und fast bewegungslos" nennt Tacitus dieses Meer, „Zaum und äußerste Zone des Erdkreises; über ihm gehe die Sonne nicht unter, weil ihr letzter Glanz sich bis zu ihrem Aufgange erhalte. Der Volksglaube," so sagt er weiter, „wolle beim Aufstanden der Sonne einen Klang vernehmen, Götzengestalten und ein strahlendes umgebenes Haupt erblicken. Dort stehe, und die Sage habe recht, der Ursprünge der Schöpfung."

Quitt.

Roman von **Theodor Fontane.**

(Schluß.)

21.

Lehnert war, als er nach L'Hermites Worten in sein Zimmer zurückkehrte, wie vom Blitz getroffen, doppelt, weil er sich wenn auch mit Widerstreben gestand, aus dem Munde L'Hermites nur das gehört zu haben, was ihm eine innere Stimme selber schon zugeraunt hatte. Was unheimlich seinen Freund umschlich, umschlich auch ihn, immer wieder war es da. Warum war er so mitternächtlich gewesen, als der mit dem Atzeg auf der Brust in jener Nacht bei L'Hermite ins Fenster gestiegen hatte, und warum lag da vor am Weg, als er am Tage danach von Fort D'Brien aus zum ersten Mal ins Gebirge hinaufritt? Sinnestäuschung? Nein. Gewissen! Es hatt nicht Reue, nicht Beichte: was geschehen war, war geschehen, und im selben Augenblicke, wo nur noch ein Schritt, ein einziger, ihn von seinem Glücke zu trennen schien, sah er, daß dieser Schritt ein Abgrund war.

Er konnte keine Ruhe finden und zermarterte sein Gehirn mit dem, was kommen müsse. So verging ihm die Nacht und erst gegen Morgen schlief er ein.

Nicht lange schlief er. Aber so kurz der Schlaf gewesen war, so war es doch, als wären ihm Kraft und Muth zu gutem Theile zurückgekehrt, und als er das Fenster aufriß und Frühlingsluft und Morgensonne hereindrangen, lösten sich die Vorstellungen, die sich während der Nacht, als wären es Gespenster, seiner Seele bemächtigt hatten, auf wie die Nebel, die drüben am Gebirge hingen. Eine Schuld lag auf ihm; aber hieß es nicht in dem Gebet, das Christus selbst uns gelehrt, „und vergieb uns unsere Schuld"? Und wenn Christus so gelehrt und gebeten hatte, so mußte doch auch eine Möglichkeit der Erhörung sein und bei rechter Demuth und Zerknirschung auch wohl eine Gewißheit. So kann er weiter, und als er sich's zurecht gelegt und bei der Morgenandacht das Auge des Alten so fest und freundlich wie nur je zuvor auf sich ruhen gefühlt hatte, war alles, womit L'Hermite ihn — und was schwerer war, er sich selber — quälig hatte, beseitigt und der schwunden.

L'Hermite, der wohl sah, was in der Seele seines Freundes vorging, vermied es, auf seine düstere Prophezeiung zurückzukommen, ja er schien umgekehrt, als sie wieder einmal bei einander saßen, einen halb heiteren Ton an, der darauf aus war, die Wirkung seiner Worte wieder abzuschwächen. Und so gut Lehnert einsah, daß das alles nur geschah, um ihn zu beruhigen, so trug es trotzdem nicht wenig dazu bei, seine Hoffnungen neu zu beleben.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Photographie von Franz Hanfstaengl Kunstverlag A.-G. in München.

Scharf Großmütel.

Nach einem Gemälde von A. Simm.

Auch Obadjas wachsend freundliche Gesinnung gab ihm viel von seiner alten Freudigkeit und Frische zurück; was aber dies Gefühl der Frische vielleicht am meisten belebte, das war, daß sich Tobys in letzter Zeit eine wahre Jagdleidenschaft bemächtigt hatte, zu deren Befriedigung, wie sich denken läßt, niemand geeigneter erschien als Lehnert, der die Tugenden eines guten Schützen mit denen eines erfahrenen Bergsteigers in sich vereinigte. Dies letztere war die Hauptsache. Denn von einem beamenen Abhängen wie früher an den niedrig gelegenen Sümpfen und Teichen hin war schon lange keine Rede mehr, vielmehr ging es bei jeder sich bietenden Gelegenheit hoch ins Gebirge hinein, und Weichen und Bussarde vorzüglich, oder auch wohl einen Bartgeier beschleichen, das war jetzt das Jagdvergnügen, nach dem Toby dürstete.

Der Alte mißbilligte das und würde dagegen eingeschritten sein, wenn er nicht Tobys Charakter gekannt hätte, der alles mit Feuereifer angriff, aber nur um es nach kurzer Zeit wieder fallen zu lassen. Hierin fand er seine Beruhigung und ließ es geschehen, wenn Lehnert Toby auf seinen Ausflügen begleitete.

So war Ende Mai gekommen und Toby verlangte danach, einen Steinadler zu schießen, der — er wußte genau die Stelle, wo — hoch im Gebirge nistete. Dann aber wollt' er zu dem Neste hinaufklettern und die zwei Jungen anseilen und großziehen, um sie dem Zoologischen Garten in Galveston zum Geschenk zu machen. Bei seiner tetzten Anwesenheit daselbst war er nämlich eitel und unvorsichtig genug gewesen, dem Vorstande des Gartens ein solches Versprechen zu machen, und hielt nun die Durchführung für Ehrensache, worin er sich sogar von seinen Ruths bestärkt sah.

Es war am letzten Tag des Monats, daß sich Toby zu diesem Fange rüstete. Lehnert, der ins Feld mußte, konnte nicht mit, wohlaber — wie schon bei früheren Gelegenheiten — ein junger Arapahowindianer für ihn eintrat, der ein besonderer Liebling von Ruth und Toby war. Er hieß Short-arm, d. h. „Murzarm", weil er, infolge eines Armbruchs, einen etwas zu kurzen Arm hatte.

Beide, Toby und Shortarm, waren sehr früh, schon bald nach Mitternacht, aufgebrochen und hofften, mit Sonnenaufgang oben und spätestens um Mittag in Nogal-Ebre zurück zu sein. Aber die vierte Stunde war schon heran, ohne daß sich Toby gemeldet hätte. L'Hermite, von Ruth und Mariuchka, die sich zu ängstigen begannen, ins Vertrauen gezogen, ging in Lehnerts Zimmer hinüber, um von dort aus nach dem Gebirge hin Ausschau zu halten, aber so hier der Tag war, auf der ganzen zwischen liegenden Strecke war zunächst hier ihn niemand sichtbar, bis er nach einer Weile Lehnerts gewahr wurde. Er kam von einem zu Nogal-Ebre gehörenden Vorwerk zurückgeritten, auf dem derzeit die Mahdarie ihren Aufenthalt hatten. Die Sonne, die stark blendete, ließ den ruhig Heranwallenden anfänglich bei seinem Anblick nicht viel erkennen, als er aber eine Weile danach den mit seinem Rappi winkenden L'Hermite deutlich bemerkte, wurd' er stutzig und setzte sich, während er seinem Pferde die Sporen gab, in einen rascheren Trab. Und nun war er heran und erfuhr von dem in der Hauptsache seiner bereits harrenden Freunde, daß man Tobys halber in Sorge sei. Sie prachten noch, als auch Obadja hinzutrat und seiner Unruhe, der er bis dahin nicht hatte nachgeben wollen, den allerlebhaftesten Ausdruck gab. Die Wandrhe schlug halb. Halb fünf. Auch Ruth und Mariuchka waren die Treppe herabgekommen und die gute Alte weinte heftig. Sonst schwieg alles und doch war es eine Scene voll immer wachsender Aufregung. Lehnert fuhr überlegend mit der Hand über die Stirn, L'Hermite pfiff und Obadja richtete sein Auge nach oben. Zwischen ihnen hin und her aber lief Uncas und winselte, und wenn er vor Lehnert kam, setzte er sich und sah ihn an und schien zu fragen: „Wo ist Toby?" Das kluge Thier wußte: der allein kann helfen; die andern sind nichts.

In diesem Augenblick that Ruth einen Schrei: Shortarm war die Rampe heraufgekommen, athemlos, und auf Obadja zustürzend, warf er sich vor dem Alten auf die Knie und sagte: „Master Toby..."

„Ist todt?"

„Nein! Er hat sich verirrt. Wie verloren uns. Ich konnte ihn nicht mehr finden."

Und nun erzählte er mit zitternder Stimme, daß Toby, dicht neben dem „Lowl out", dem höchsten der Bergzipfel, auf einige dort auf dem Grat zusammengewundene Steintrümmer hinaufgestiegen, aber nach einer halben Stunde und länger noch immer nicht zurückgekommen sei. Auch kein Hilferuf. Nichts. Da sei er selber hinauf

Lehnert ging in starkem Schritt auf das Vorwerk zu, das aber, eh' er heran war, nach rechts hin in einen Querpfad einbog, der ins Gebirge hinauf stieg. Oben wollt' er dann den Kamm entlang gehen und von den höchsten Punkten aus Umschau halten. Er war von einem festen Vertrauen erfüllt, daß er Toby finden würde, wenn nicht unterwegs, so doch in Nähe der weit vorspringenden Felsspitze, die wegen der mit Vorliebe darauf nistenden Adler schon von alter Zeit her den Namen „Eagle's Point", „Adlerspitze", hatte. Jeder Punkt an dieser Stelle war ihm, nach den vielen gemeinschaftlichen Jagdausflügen der letzten Monate, ziemlich genau bekannt; was aber sein Vertrauen noch stärkte, war der Umstand, daß etwa tausend Schritt von Eagle's Point entfernt ein noch höherer Kegel aufragte, der erwähnte „Lowl out", der nicht bloß wundervolle Fernsicht, sondern einen genauen und leichten Einblick in die nächstgelegenen Felspartieen, am besten aber in diejenigen Eagle's Point gewährte. Vom Lowl out aus mußt' er Toby sehen oder ihn anrufen können, denn dieselbe klare Luft, die das Sehen erleichterte, trug auch den Schall fort.

Es war um die siebente Stunde, daß er an der Stelle hielt, wo der Lowl out Kegel sich in einer mäßigen Schrägung, dann aber einen Knick, eine Stufe machend, in beinah senkrechter Steile aufstieg. Am Fuße der gedachten Felsmasse, Sockel wie Stufe, sprang ein Quell und fiel in einen ausgehöhlten Stein. Und hier bückte sich Lehnert, um zu trinken, und stieg dann den unteren Absatz bis zu den Einblick hinauf. Er war müde geworden und hatte hier gern eine kleine Weile gerastet, um neue Kraft zu sammeln; aber die Sonne stand schon tief, und so war denn keine Zeit mehr zu verlieren, wenn er noch mit Hilfe des Tagesliehts einen leidlich guten Einblick in die Spalten und Klüfte haben wollte. So warf er denn nur die Jagdtasche bei Seite, die ihm beim Klettern bloß hinderlich gewesen wäre, und stieg höher hinauf. Uncas wollte mit. Es war aber zu steil und zu glatt für ihn und, unglücklich, Lehnert nicht folgen zu können, blieb er auf dem breiten Rande, den der Einblick bildete, zurück und legte sich neben die Jagdtasche. Toby er etwas zu hüten hatte, schien ihm ein Trost.

Der Aufstieg ging besser, als Lehnert erwartet hatte. Die Steile zeigte sich freilich beschaffen, aber überall waren Spalten und Risse, die dem Fuß einen Halt gaben, und an mehr als einer Stelle fand Zweigholz und hier und da selbst ein Busch, daran der Kletternde sich halten und mit nicht allzuviel Schwierigkeit hinaufziehen konnte. Die ganze Höhe betrug seine hundert Fuß, und die fünf Minuten um waren, war Lehnert oben und genoß eines wundervollen Umblicks. Zur Linken, unmittelbar über dem Kamm, stand der Sonnenball und goß seine Gluth darauf hinab; die ganze lange Bergkette hin aus, daß beide Seiten des Kammes in einem hellen Lichte lagen. Weiter abwärts freilich herrschte schon Dämmerung, was übrigens nicht hinderte, daß Lehnert die weite Thalwunde, die zu den Shawnee Hills hin, überblicken konnte. Das da drüben mußte Fort Holmes sein und die vereinzelt aufblinkenden Lichter im Thal bezeichneten die Linie, wo die Bahn lief. Und zuletzt weilte sein Blick auf Nogal-Ebre. Da lag es. Das erste Haus, das war Obadjas, da wohnte Ruth und er gerüstet hinüber. Ja, einen Augenblick vergaß er fast, um was er hier war, und erst als er sich's wieder vor die Seele

gefellt hatte, lief er Tobys Rufen. Aber nur das Echo antwortete. So vergingen Minuten. Alles blieb ſtill. Das über den Kamm ihn ausgetretene Licht erloſch und Lehnert fühlte, daß es keinen Sinn mehr habe, auf ſeiner Felſenhöhe zu verweilen. Und ſo wollt' er denn raſch wieder hinab, um wenigſtens vor Beginn völliger Dunkelheit noch die Eagle's Point zu kommen, wo, wenn das Anſehn vergeblich blieb, Uncas ihm Beiſtand leiſten und in dem Getriebe umherſuchen konnte. Fand er ihn nicht — und ſeine ſcharfe Überſicht hatte ihn zu nicht kleinem Theil verlaſſen — ſo wollt' er nach dem Norweſt zurück und am andern Morgen von dort aus das Suchen erneuern.

Er hatte ſich die Stelle gemerkt, wo er aufgeſtiegen war, und an eben dieſer Stelle wollt' er auch — ſchon der ziemlich vielen Sträucher und „Überzeugſche halber — wieder zurück. Die waren ihm eine Hilfe, wenn er ins Gleiten und Glitſchen kam. Zwei, dreimal hatte er beim Anzureichen zuſaſſen und ſich halten können; auch der Gewehrkolben kam ihm mehr als einmal zu paß, und bis zu der Stelle hin, wo Uncas die Jagdſcheue bemerkte, waren keine dreißig Fuß mehr. Auch die Steile war hier geringer, und ſo gab Lehnert denn die Vorſicht auf, die er bis dahin geübt hatte. Aber nicht zu ſeinem Heil. Denn mit einemmal kam er in ein halbes Stürzen, und weil zufällig kein Strauch nahe da war, dran er ſich klammern konnte, ſchoß er wie von einer Ruſtchnahn mit aller Gewalt auf den Plateaurand nieder und wußte froh ſein, unterwegs auf eine kompfe Steinlante zu ſtoßen, die den Sturz einigermaßen aufhielt. Zu der That war die Erſchütterung, als er auf den Plateaurand ankam, nicht allzu groß, ebenſo wenig empfand er einen Schmerz, und ſo ſtand er denn auf dem Punkt, zu dem Stein des Anſtoßes, der den jähen Abſturz gehemmt hatte, ſich aufrichtig zu beglückwünſchen, als er bei dem Verſuche ſich aufzurichten erkennen mußte, daß der Stein des Anſtoßes wohl geholfen, aber doch noch mehr geſchadet habe. Der Hüftknochen mußte ihm, als er mit der Hüfte gegen den Stein fuhr, eins dem Gelenk geſprungen ſein. Er erhob ſich mit unſäglicher Anſtrengung, aber nur um in ſelben Augenblick wieder zuſammenzubrechen. Jetzt kamen auch Schmerzen, begleitet von einer ſchweren Ohnmacht, und als er nach einiger Zeit — er wußte nicht, nach wie langer — wieder erwachte, ſtanden ſchon die Sterne am Himmel.

Ueber ſich die Sterne und unten die Lichter von Nagal-Ebre, fonſt alles dunkel um ihn her. Dazu kam ein Fröſteln. Er hing ſich unbiſtand die neben ihm liegende Jagdflaſche und nun ſchob ſich ſeinwärts bis an eine Stelle, wo ein Felſenvorſprung ſtand, ausreichend, mit halb am Boden ausgeſtreckten Gewehr. Unter dies Gegenſtand kroch er. Es gab Schutz gegen den Nachtwind: Uncas legte ſich neben ihn und als Mitternacht herum war, ſchlief Lehnert ein.

Er ſchlief mehrere Stunden und die Sonne ſtand ſchon über dem Horizont, als er aufwachte. Die Schmerzen hatten nachgelaſſen, aber das Bewußtſein ſeiner Lage packte ihn jetzt mit doppelter Gewalt. Gewiß, daß man im Laufe des Tages nach ihm ſuchen werde. Gewiß, gewiß! Und ſie würden ihn auch finden. Aber wann? Bis dahin war es vielleicht um ihn geſchehen. „Und wenn es ſo kommen ſoll, wenn kein Entrinnen, dann, Du Vater im Himmel, mach' es raſch, laß es raſch vorüber ſein!“

Das war das Morgengebet, mit dem er ſeinen Tag einleitete. Die Sonne zog herauf, immer höher, und als es Mittag war, meldete ſich Hunger und bald auch ein brennender Durſt. Er durchſuchte die Jagdtaſche nach etwas, das ihn erfriſchen mochte, aber er fand nichts als etwas Brot, das ihm widerſtand. Und ſo warf er's dem Hunde hin. Der aber muſterte nur und trabte wieder zu Lehnert heran und tedte ihm die Hand.

Lehnert freute ſich dieſes Liebeszeichens und ſtreichelte das ſchöne Thier. Und mit eins ſchoß es ihm durch den Kopf: „Uncas, Du kannſt mich retten. Du biſt klug. Und um Hore gut zu! Sieh, wenn Du jetzt nach Hauſe trabſt, zu Mutk, zu Muß Ruth, hörſt Du, dann kannſt Du ſie hierher führen, und dann finden ſie mich und dann retten ſie mich. Und nun auf!“

Uncas hatte jedes Wort verſtanden, aber er ſchnitterte nur den Schwanz und ſprachte ſich ſtill wieder nieder und ſah Lehnert an. Und dieſer las aus dem treuen Auge mit Schrecken heraus: ich bleibe.

„Geh, Uncas! Lauf! Fort!“

Und als alles nichts half, nahm er das Gewehr und ſtieß nach ihm. Und bald danach erhob ſich Uncas auch wirklich und trabte langſam und ohne ſich umzuſehen den unteren und verhältnismäßig wenig ſteilen Teil der Felsſpitze hinab. Lehnert ſah ihm nach und ein Hoffnungsſchimmer umleuchtete ſeine Stirn. Aber keine Viertelſtunde, ſo war der Hund wieder da. Er war nur bis an den Quell gegangen und hatte getrunken, und kaum wieder hielt, war er auch ſtich wieder in ſeiner Pflicht und ſeinem Vorhaben. Und kurzum, da war er wieder.

„Es ſoll ſein,“ ſagte Lehnert, über den plötzlich eine volle Ergebung in ſein Schickſal kam. „Es iſt Gottes Wille . . . Mumm, Uncas . . . Es iſt mir eine ſchöne Lehre: Treue . . . thun, was recht iſt . . . aushalten.“

Und er verfiel alsbald in ein fieberhaftes Träumen und wurde erſt wieder wach, als ein Läuten aus dem Thale herauf drang. Es war die Glocke, die ſonſt zum Gottesdienſt läutete. „Sie wollen mir ein Zeichen geben. Und ich will ihnen antworten, ſo gut ich kann.“

Und dabei nahm er das neben ihm liegende Gewehr und ſchoß, und der Rauch zog am Gebirge hin und das Echo trug den Schall immer weiter und weiter und vielleicht bis hinunter zu Thal. Er horchte nach, bis es verklang. Und nun ſchwieg es und im ſelben Augenblick war es ihm, als höre er von weit der einen Ruf: „Hilfe.“

Weſſen Stimme war das?

Er richtete ſich auf und horchte noch einmal hinüber und einen Augenblick überkam ihn der Gedanke, daß es Toby ſein könnte.

„Nein, es war ein anderer, der rief . . . Gut . . . Ich bin fertig . . . Ich komme.“

Und nun ſtel er mit dem Kopf auf das Lager zurück, das er ſich gemacht hatte.

31.

Zwiſchen den Feldern hin huſchte was. Was es war, war nicht deutlich erkennbar, das Korn ſtand zu hoch, und die Dämmerung war auch zu dicht. Aber jetzt kam ein gemächter Weſen grund, der ganz zuletzt zwiſchen den Maisfeldern und dem Torfe lag, und nun ließ ſich's erkennen, daß es Uncas war, der in Sprüngen auf Nagal-Ebre zuzog. Nur noch das Stück Parkland und die Brücke war zu durchlaufen. Und nun war er heran und gab einen lauten Ruf, zwei, dreimal, und ſprang dann an dem Erdgeſchoß in die Hoh' und klopfte an den Laden, die das Fenſter von Obadias Zimmer ſchloſſen.

Obadja ſtand auf und warf einen Pelzrock über, den zu tragen er ſich in den langen Wintertagen von Dakota gewöhnt hatte. Dann ging er hinaus auf den Flur, den Hund einzulaſſen. Aber Uncas ſprang ihm ſchon entgegen, weil Lehnert der ſich für alle Fälle halb angekleidet aufs Bett gewerfen hatte ſchneller als Obadja zur Hand geweſen war. Gleich danach kamen auch Ruth und Maruſchka die Treppe herab, und mit ihnen Toby; Toby, der noch am ſelben Abend, too Lehnert auf die Suche nach ihm ausgezogen, wohl und munter und völlig unverletzt heimgekommen war. Und ein wunderlicher Anblick war es, den die Halle jetzt bot. Front- und Hoftür ſtanden offen und von beiden Seiten her lief ein fahles Dämmerlicht herein, während das Licht in der herabbrennenden Ampellampe zu verlöſchen begann. Uncas lief hin und her und ſprang empor und beſchäftigte ſich vor allem mit Ruth, an deren Kleid er zerrte, wie um zu zeigen, daß ſie folgen ſolle.

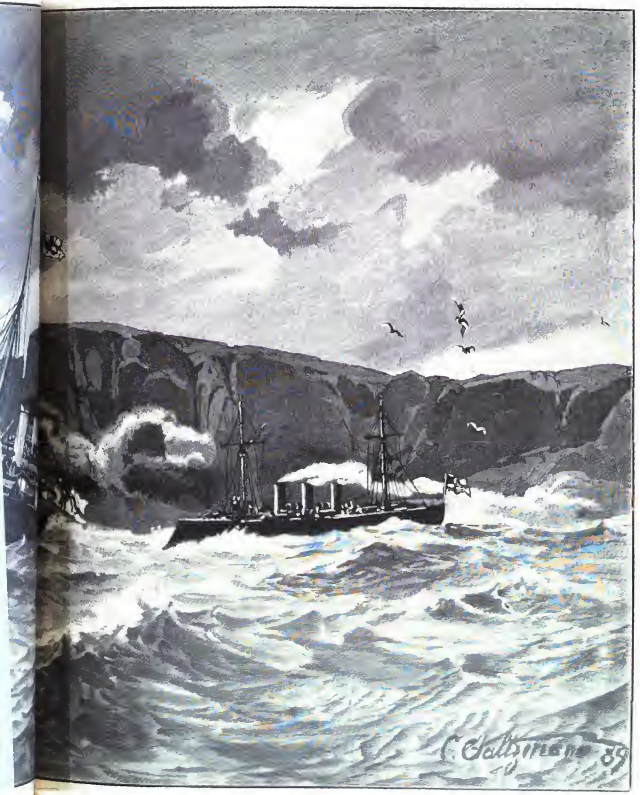
Jeder wußte, was geſchehen, und war erſchüttert. Am meiſten Toby, der, wenn auch ſchuldlos, die Veranlaſſung von all dem war, was jetzt auf jedem laſtete.

Obadja faßte ſich zuerſt und ging, als er ſah, daß Uncas, wie nun die einzelnſolgende Richtung angegeben, immer wieder auf die Steinbrücke zulief, kurze Weiſungen für das, was zunächſt zu thun ſei.

Toby ſolle mit Shorkarm und einem andern Indianer, Yellow Cat, von dem bekannt war, daß er wie eine Katze klettere, zunächſt nach dem Vorwerk aufbrechen und dort die weitere Führung an Kaulbars abtreten. Er, Obadja, ſo ſehr er es wünſchte, könne ſich dem Zuge nicht anſchließen, das würde nur Hinderniſſe ſchaffen. Und keine fünf Minuten mehr, ſo hielt denn auch Toby mit den zwei Gefährten an, während Uncas abwechſelnd vorantrabte und dann wieder an Tobys Seite war. Man ſah dem Hunde an, wie er ſeine Aufgabe bezeigte, daß man ihn endlich verſtanden.

Es war vier Uhr und die Sonne ſtieg eben herauf, als Toby auf dem Vorwerk eintraf. Das Ehepaar Kaulbars war ſchon auf und nahm eben ſeinen Morgenkaffee.

Jacht „Hohenzollern".



Nordkap.

Nach „Greif".

Z[illegible] E. Saltzmann.

Bestbestimmte Tagesarbeit unterbrechen, das konnte bei Kaulbars in erster Reihe nur Verstimmung wecken, weil er ganz und gar zu jenen ausgesprochenen Bauer und Landwirthsnaturen gehörte, die, wenn ihnen Vater und Mutter während der Ernte sterben, zunächst nur unter dem Gefühl stehen: Vater und Mutter hatten sich auch eine bessere Zeit aussuchen können. Als indessen dies erste leidliche Gefühl in unserem Kaulbars erst überwunden war, war es nicht bloß gutwillig, sondern vor allem auch umsichtig in all seinen Anordnungen und wahlte neben allerlei Nettungsfachen, die man muthmaßlich brauchen würde, zugleich drei seiner besten Leute zur Verstärkung des nun von ihm zu führenden Zuges aus. Auch eine Leiter sammt einer Schütte Stroh nahm er mit, weil er der bestimmten Ansicht war, daß der Verunglückte, verwundet oder nicht, noch am Leben sein müsse; dreißig Stunden könne man's aushalten, und Tobys Bemerkung, daß Unglück ihn sicher erst verlassen habe, als es mit ihm vorbei gewesen, wollt er nicht gelten lassen. Der Hund sei klug, aber doch bloß eine unvernünftige Kreatur. „Und reden kann er nicht."

Es war gegen sechs Uhr, als man oben war und eine kurze Rast nahm. Unaus sagte beständig hin und her, so lange die Rast dauerte, immer auf denselben Punkt zu, so daß Toby nun in aller Bestimmtheit wußte, wohin man die Schritte zu richten habe.

„Er ist auf den Look out hinausgeschwommen, um nach mir auszusehen. Und bei dem Aufstieg ist er verunglückt."

Auf den Look out also schritten sie zu, Kaulbars voran. Und nur noch wenige Minuten, so waren sie bis an den Fuß der Felsspitze gekommen und traten hier aus dem Duell — denn es war, trotz früher Stunde, schon heiß — und stiegen nun hoher hinauf bis auf den Einfunkt, von dem aus der eigentliche Kegel anhob.

Und nun hatte man die Stufe glücklich erreicht und schritt um den mäßig breiten Rand, den sie bildete, herum. Das erste, was man sah, war der Brotrest, den Lehnert auf ein paar Schritt Entfernung dem Hunde zugeworfen, den dieser aber nicht berührt hatte.

„Hier müssen wir ihn finden," sagte Toby, und die Zweige des am Fuße des Kegels stehenden Gebüsches zurückschlagend, sah er den, dem die Suche galt. Unwillkürlich riß er das Gewehr, das er in Händen hielt, wieder zurückfahren und seine Augen füllten sich mit Thränen. Kannt' es anders sein? Der da lag, war getroffen um ihn, um seinetwillen. Und er sprach ein kurzes Gebet, während die andern noch zurückstanden. Nun näherte sich auch Thorstarm und brach die weitvorgestreckten Zweige fort, und nun traten alle heran und schlossen einen Halbkreis und blickten auf den Todten. Er sah ernst aus, aber nicht von Schmerzen verzerrt oder entstellt, und hatte die Jagdtasche unter dem Kopf; neben ihm lag das Gewehr, und ein kurzes Jagdmesser, das er noch in seiner letzten Stunde gebraucht haben mußte, war mit der Klinge in den Sand gestoßen. Ein Blick war bald gewonnen und man sah ein zusammengefaltetes Zeitungsblatt, das er in die Rocköffnung wie in eine Brusttasche gesteckt hatte. Darunter ruhte seine linke Hand, auf deren Oberfläche man geronnenes Blut sah, aber nur wenig, wie von einem kleinen Riß mit dem Messer. Und nun bückte sich Toby, um das Zeitungsblatt zu nehmen, auf das der Todte, wie's schien, in seiner letzten Stunde seine letzten Worte geschrieben hatte. Zwischen den Fingern der rechten Hand hielt er noch ein zugespitztes Holzstäbchen.

27.

Am zweiten Tage danach saß Obadja an seinem Arbeitstisch und schloß einen längeren Brief mit der geschwärzelten Aufschrift: An den Kirchen und Gemeindevorstand zu Wolfshau bei Krummhübel in Schlesien. (Preussia)

Der Brief selbst aber lautete:

„Dem verehrlichen Kirchen und Gemeindevorstande zu Wolfshau (Krummhübel) habe ich in Nachstehendem die Pflicht, das Hinscheiden ihres Ortsangehörigen Lehnert Mery bekannt zu geben. Er starb hier am 1. Juni d. J. und wurde den 4. in unserer Familiengruft zu seiner letzten Ruhe bestattet. Ueber sein Vorleben und seine Schuld war ich durch ihn selbst unterrichtet, aber ebenso war ich, von dem Tage seines Eintritts in unser Haus an, auch ein Zeuge seiner Reue. Seine Tüchtigkeit bei der Arbeit, seine kleinen gesellschaftlichen Gaben, seine Demuth und Bescheidenheit, wohl erst durch den Ernst seines Lebens erworben, vor allem aber seine gute Sitte machten ihn zum Liebling unseres Hauses, und es war beschlossen, ihn, noch im Laufe dieses Sommers, meiner Familie näher zu verbinden: die Hand meiner Tochter Ruth, die er durch seinen Muth und seine Geistesgegenwart vom Tode gerettet hatte, war ihm bestimmt. Als er mir auch den auf einem Jagdausfluge beguiffenen und in eine fahrliche Lage gerathenen Sohn erhalten wollte, war es ihm nach Gottes unerforschlichem Rathschluß vorher bestimmt, diese neue Liebesthat mit seinem Leben zu bezahlen. Im eifrigen Suchen nach ihm, den er in unserem Gebirge vermißt glaubte, glitt er einen steilen Bergkegel, den wir den Look out nennen, herab und verletzte sich dabei derart — der Hülfsmann konnte aus dem Gelenk —, daß er nunmehr war, sich von der Unglücksstelle fortzubewegen, gelmweige denn seinen Muthweg nach unserem Dorfe hin zu finden. Und in Einsamkeit ist er dort oben gestorben, nicht ohne daß sich zu seinem körperlichen Schmerz auch noch der Schmerz des Verwaistseins gesellt hatte, wie seine letzten Worte mit aller Bestimmtheit bezeugen. Wir fanden ihn den zweiten Tag, hoch auf dem Kamm des Gebirges, todt, mit einem in die Brusttasche gesteckten Zettel, auf den er, nachdem er sich eigens die Hand mit seinem Messer geritzt, all das niedergeschrieben, was ihm in seiner letzten schweren Stunde das Herz bewegt hielt. Das Holzstäbchen, das ihm dabei gedient, hielt er noch in seiner Rechten. Die niedergeschriebenen Worte aber lauten: Vater unser, der du bist im Himmel . . . Und vergieb uns unsere Schuld . . . Und Du, Sohn und Heiland, der Du für uns gestorben bist, tritt ein für mich und rette mich . . . Und vergieb uns unsere Schuld . . . Ich hoffe: quitt."

Angedruckte Briefe Fritz Reuters.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten.

IV.

Durch die ungahnten litterarischen Erfolge, welche Fritz Reuter mit seinen Platt-Dichtungen errang, besserten sich zusehends auch seine Vermögensverhältnisse, sodaß er bald daran denken durfte, sich und seiner Frau ein eigenes stattliches Heim zu bauen und einen berühmten Architekten mit der Ausführung zu betrauen. Der nachfolgende Brief an den alten Freund enthält eine anschauliche Schilderung dieses Hausbaues, der dem Eigenthümer viel Freude machte, aber ihm nicht allein solche, sondern auch mancherlei Sorgen brachte.

Eisenach, den 11. Sept. 1865.

Mein lieber Fritz!

Du wirst nun wohl mit Deiner Ernte hoffentlich fertig sein und hoffentlich nicht so schrecklich viel Regen gehabt haben wie wir hier; und dann kannst Du nicht allein mit Muße diesen Brief lesen, sondern auch denselben bei Gelegenheit einmal beantworten. — Ueber E.s[1] völlig und Deine Eigenschaft als Großpapa haben wir uns sehr gefreut; ihn aber doch überzeugt, daß Dir meine verehrte Frau Gemahlin in ihrer Würde als Großmama vollständig Gegenstand leiden wird. Was das weiß Gott für ein interessantes Entstehen ist! und was das wohl für ein Hantieren und Wirken mit Windeln und kleinen nothwendigen Tüchern ist! Dann kommen denn später die gestickten kleinen Gewänder und Bänder und die verzwickten kleinen gehäkelten Mützchen und die Lätzchenkunst und die Klöterhüßen, und die Zwille ist fertig.

Wir träumen hier auch allerlei Idullen, denn unser Hausbau hat insofern begonnen, als wir dabei sind, die Aetten, die im Wege liegen, zu sprengen, was viel Arbeit, aber auch Baumaterial schafft. Den Plan zu dem Hause habe ich mir von dem Professor Bohnstedt, einem Architekten aus Petersburg, machen lassen, sehr zur Zufriedenheit; der ausführende Baumeister ist der hiesige Ingenieur der Eisenbahn. Einen genauen Anschlag über den Bau habe ich noch nicht, weil der Plan wegen einiger Abänderungen an Bohnstedt zurück

[1] Ernst's siehe Tochter dame sich im September 1865 verheirathet.

gangangen ist.[1] Das Haus wird 40 Fuß tief und 9 Fuß länger, als das, welches wir jetzt bewohnen, wird 2 Stod ſe von 12 Fuß hoch und erhält noch ein sogenanntes Halbſtock oben darauf. Im Parterre liegen die Wirthſchaftsräume, Küche, Mädchenzimmer, Keller, Holzgelaß und Badeſtube, dasſelbe wird mit Eiſendahnſchienen gewölbt und liegt bis auf die Keller ganz oberhalb der Erde. Im zweiten Stock ſind die Wohnzimmer, meins wird 4 Fuß tiefer und 3 Fuß breiter[2] und erhält nebenan noch ein kleines Kabinett, das Wohnzimmer liegt in der Mitte und hat einen etwas ein, davor kommt eine ſogenannte italieniſche Loggia als Balkon in der ganzen Breite des Zimmers, welches überhalb 3 Fuß breiter wird[3] Fuß tiefer wird, als unſer kleiner Salon. Ebenſo das Zimmer meiner Frau, welches einen Erker nach der Wasſerung zu erhält. Nach hinten an demſelben ſtößt ein Speiſezimmer, von dem man ohne Treppe auf eine Terraſſe und in den Garten gelangt. Dann kommt noch nach hinten ein Zimmer zum Ablegen, ein kleines Kabinett für Geſchirre und Gedeck, ein Vorderende und ein Schlafzimmer, welches geräumig wird und nach der Seite zu aus dem Hauſe ausſpringt, damit es gelüftet und der Morgenluft ausgeſetzt wird. Oben, über mir und meiner Frau, kommen ein paar Logierzimmer, mehrere Kammern, und für den Fall, daß ich mir eine Kombination von Gärtner und Bedienten anſchaffe, ein Zimmer für dieſen. Unterhalb der oben angeführten Terraſſe kommt ein kleines Gewächshaus. Den Garten werde ich meiſtens terraſſiren laſſen und werde an die Terraſſen Spaliere anfliegen, damit die Hitze der Sonne gebrochen wird und werden. Ich werde Dir zu ſeiner Zeit den Plan einſchicken. Die Front wird ſehr hübſch in italieniſchen Geſchmack und wird von vorne wie mit einem platten Dach ausſehen, wird aber ein ſogenanntes Pultdach nach hinten geneigt haben. Du ſiehſt, es kann hübſch werden, und da ich — Gott ſei Dank! — noch immer Glück mit meiner Schreiberei habe, ſo werde ich auch mit dem Hauſenpunkt ſtets werden, ohne genöthigt zu ſein, von meinem angelegten Gelde etwas aufzuopfern. Dieſen Herbſt werden die Sprengarbeiten beſchafft, im nächſten Herbſt iſt alles fertig und Oſtern 1868 ziehen wir ein, wenn uns Gott Geſundheit und Leben giebt. In manchen Dingen, namentlich im Garten, wird dann wohl noch nachzuhelfen ſein. Wir ſind beide wohl auf; aber zum neuen Arbeiten kommt ich gar nicht. Mir hakt ſoviel Stimmung an, daß ich gar nicht weiß, wie das noch werden ſoll. Nun! laſſen wir auf den Winter. — —

Mein neues Buch[2] iſt mit 10000 Exemplaren in die Welt gegangen. — — —

Dein Fritz Reuter."

„Eiſenach, den 10. Dec. 66.

Mein lieber Fritz!

Nachgerade müßte ich mich denn doch wohl für Dein prächtiges Geburtstagsgeſchenk, die Karauſchen, bedanken. Dieſe kleinen, tiefenswürdigen Landestiere[3] kamen hier in friſchem, ungetrübtem Zuſtande am 8. Mon. an und zwar gerade zur Mittagszeit; nun war aber an dieſem Tage ein Ruf an mich ergangen aus der Ferne von Gotha aus, daß ich ſelbigen Abends eine Vorleſung halten ſollte daſelbſt im Schauſpielhauſe zum Beſten der Guſtav Adolf-Stiftung und ſie ſollte mitunbaden. Nun war guter Rath theuer, was anfangen mit der lieben Gottes- und Freundesgabe? Aber Du kennſt meine Energie und meinen kurzen Entſchluß, wenn von Eſſen und Trinken die Rede iſt: ich ſagte alſo reſolvirt durch das Wort: „braden". — „Aber," ſagte meine ſinnige, gemüthvolle Doris, „Herr, all die Armſchen braten?" — denn ſie ſpricht wegen Bildung nur noch Hochdeutſch. „Ja," ſagte ich und lachte ihr mit Nachdruck in die himmelblauen Augen, „braden, Doris, braden; friſche Fiſche gute Fiſche, alſo braden." Sie zog ſich geſtraft zurück, beriet aber die Fiſche. Was nun ſie war, entheit ſich in dieſer Frage der Abſtimmung und ſchwieg wie die Kollege. der Kultusminiſter in der Abgeordnetenkammer in Berlin — ſie iſt nämlich in der letzten Zeit zum Miniſter des Kultus mit Portefeuille avancirt — ſonſt wäre die Frage ins Badenloſe gefallen. Als wir aus Gotha zurückkehrten, lebten wir drei Tage und drei Nächte unausgeſetzt höchſt natürlich von braden Krauſchen, und als die letzten verzehrt waren und ich mich noch verlangte und die Nachricht erhielt, ſie wären alle, da ſagte ich: „Mal? Dt all wedder all?" und ging zürnend und dadernd mit meinem harten Geſchick in meine Stube. — Da haſt Du die Krauſchen Geſchichte.

Bei uns iſt jetzt eine ſchöne, ſtille Ruhe eingekehrt, der Hof, der ſich hier drei Wochen aufgehalten hat, iſt nach Weimar zurück gekehrt. Und als er hier war, habe ich auch zum erſten Mal in meinem Leben eine große Gala Oper mit durchgemacht, bin zur Tafel geladen und habe der Großherzoglichen Familie eine platt deutſche Vorleſung halten müſſen, die für mich höchſt dankbar ausfiel, da mit Ausnahme der Großherzogin, einer geborenen Holländerin, auch kein Einziger ein hochdeutſches Wörtchen davon verſtanden hat. Ich bin jetzt bei der „Reiſe nach Konſtantinopel" und habe den Anfang mit den Abſtracker Feſtlichkeiten gemacht.

Heute iſt ein behaglicher Tag für mich, draußen ſtreift der Wind, und die Mälerbrüchen ſchlagen ſich; ich denke an meine Feſtungszeit und ſitze gemüthlich beim warmen Ofen. —

Dein Fritz Reuter."

„Eiſenach, Sylveſtertag 1867.

Mein lieber Fritz!

— — Wir haben unſer Weihnachtsfeſt ſtill und ohne Beſuch zu Hauſe verbracht und ſind Euer und der früheren Weih nachten bei Euch ſo lebendig eingedenk geweſen, wie die Karauſchen waren, die Vater Knilſchs[1] uns geſchickt hat. Da denke Dir! die kleinen fröhlichen Dinger kamen am 2. Feiertag hier bei uns an und waren ganz friſch und lebendig, und weil unſere Doris am 2. Feſttage Ausgehtag hatte, mußten ſie wohl oder übel die Nacht über noch in bittern Todesgedanken harren, aber am andern Morgen — lebten ſie noch! Wir leben jetzt dadurchlich faſt nur von Fiſchen, und da die Sendung eine reichliche war, ſo hoffen wir auch noch einen Theil des neuen Jahres mus davon zu ernähren, denn — dies kannſt Du Deiner Frau ſagen, damit ſie ihre Freude daran habe — ich bin mal wieder, wie früher auf der Feſtung,[2] mit einem genialen Fiſchgedanken in die Wochen gekommen; ich habe nämlich angeordnet, daß der größte Theil dieſer Sendung Geräuchert gebraten und dann in Eſſig gelegt und ſchließlich als ſaure Heringe verſpeiſt werden ſoll. Wenn die guten Karauſchen mich leben, die werden ſich mal wundern, was alles aus ihnen werden kann. —

Wenn's alles ſo geht, wie's gehen ſoll, dann kommen wir im Februar; mein Bach[3] ſchreibt piano-forte vorwärts, ſo daß ich es bis zu der Zeit fertig zum Druck bringen werde, und mein Haus ebenſo piano-forte, daß ich es ohne Scheu verlaſſen kann. —

— Buſe, die neue Tag zu Tag geſchwinder und blüher wird — man ſollt's gar nicht glauben, wie weit ſie in dieſer Geiſtesausbildung ſchon vorgeeilt iſt! — ladelt mich eben heilig, daß ich nicht vorneweg ſchon an dem Kopfe des Briefes meinen Dank für das künſtleriſch ſchöne Geſchenk[4] ausgeſprochen habe. Sie hat gut reden, ſie ſitt bei Tiſch die beſten Happen vorweg, während ich mir von Jahren auf immer das ſeltſte Ende vom Butterbrot und das groſſte Stück Zuckkaus bis zuletzt aufgehoben habe. Alſo nun das ſeltſte Stück Butterbrot! — — Herzlichen Dank für das ſchöne Geſchenk, es ſoll unſern Salon im neuen Hauſe zieren! — —

Nun leb alle wohl! Gedenkt unſer freundlich und nehmt die Herzlichſte Wünſche auf ein unverwüſtliches Ueber auf!

Bucher ſeige ich die Ankunft deſſelben an.

Dein Fritz Reuter."

[1] Der urſprüngliche Koſtenanſchlag wurde ſpäter ſehr überſchritten, ſo daß Reuter wiederholt deshalb ſich beklagte. Er äußert ſich darüber in ſeinen Briefen Peters u. a. in einem vom 28. Oktober 1866 datirten Briefe, den wir ſeines ſonſt unintereſſanten Inhalts wegen weggelaſſen haben. Dort heißt es: „Mit dem neuen Hauſe und erhabenen Koſtenanſchlage, unſeres lumpigen Hauſes hat der Teufel mir ein neues Baſtiskowei gemacht. Das geht mir denn doch etwas über den Dreiſtheit! Aber was thun? Die nothigen Superarbeiten ſind gemacht, die Grunds neuern Haus fertig, der Großherzog hat infolge der Einſicht in den Plan und in die Façade mir das Verſprechen der Anlage eines ſchönen Beges zu meinem Hauſe gegeben, ſoll ich nun die ganze Geſchichte umſtoßen, anders daran? ſchlechter? Nein! — — Schlecht will ich nicht bauen, es ſoll nicht heißen, daß ich ein liederlich Gebäude nach meinem Tode in der Welt zurückgelaſſen habe. Anſtatt auch nicht, ich will nicht wieder in ſolchen kleinen Kaſten mich hetzbaut einſchaben. Alſo es wird nichts helfen, ich werde in den ſauren Apfel beißen müſſen." [2] Als in der bisherigen Bedeutung. [3] „Drehſtechung." [4] Karauſchen waren Reuters Lieblingsſpeiſe und er nahm ſie daher um ſo lieber von ſeinen Freunde an, als ſie in Thüringen ſchwer zu bekommen waren.

[1] Der Verleger ſeiner Schriften. [2] Als in der bisherigen Bedeutung. [3] Reuter ſagte ſtets „Bach" ſchreibt piano-forte vorwärts, ſo daß ich es bis zu der Zeit fertig zum Druck bringen werde, und mein Haus ebenſo piano-forte, daß ich es ohne Scheu verlaſſen kann. [4] Buſe, die neue Tag zu Tag geſchwinder und hüher wird — man ſollt's gar nicht glauben, wie weit ſie in dieſer Geiſtesausbildung ſchon vorgeeilt iſt! — ladelt mich eben heilig, daß ich nicht vorneweg ſchon an dem Kopfe des Briefes meinen Dank für das künſtleriſch ſchöne Geſchenk[4] ausgeſprochen habe. Sie hat gut reden, ſie ſitt bei Tiſch die beſten Happen vorweg, während ich mir von Jahren auf immer das ſeltſte Ende vom Butterbrot und das groſſte Stück Zuckkaus bis zuletzt aufgehoben habe. Alſo nun das ſeltſte Stück Butterbrot! — — Herzlichen Dank für das ſchöne Geſchenk, es ſoll unſern Salon im neuen Hauſe zieren! — —

Nun leb alle wohl! Gedenkt unſer freundlich und nehmt die Herzlichſte Wünſche auf ein unverwüſtliches Ueber auf!

Bucher ſeige ich die Ankunft deſſelben an.

Dein Fritz Reuter."

[1] Verleger auf Stolpe, einem Gute, das Peters gepachtet hatte. [2] Man erinnere ſich der drolligen Scenen, wie Reuter mit dem „Franzos" zuſammen wirthſchaftet und ſie eines Tages Karauſchen kochen. — „De Reis nach Konſtantinopel". [4] Eine kleine Malerei.

Reisende Brieftauben.

Von Dr. Karl Ruß.

In den lieblichsten Naturbildern, welche die Heimath uns gewährt, gehört zweifellos die Aussicht auf eine von im milden Frühsommersonnenschein oder in der Nachtlaune, durchsichtigen Herbstduft vor uns liegende Landschaft, in der wir unsere Blicke schweifen lassen über Hügel und Gelände, ein Städtchen mit spitzem Kirchthurm, den blinkenden Landsee, den mit krähselnder Dampfwolke dahin rollenden Eisenbahnzug — während doch oben in der Bläue sich ein Schwarm Tauben kreisend umhertummelt. Voll Entzücken verfolgt der Liebhaber dieses Naturschauspiel, und in dem Reiz, welchen dasselbe birgt, begründet sich eben auch die alte, weitverbreitete Neigung für die sogenannten Reisetauben. In den meisten großen Städten haben wir Vereine, deren Mitglieder allen Geschäftssorgen entsagen um die das „Jagen" der „Berliner Rüstämmigen", der „Danziger Wolkenstecher", der „Wiener Gomlein" u. a. m. förmlich mit Begeisterung stehen.

Seit den Jahren des deutsch-französischen Krieges ist jedoch auch den uns bekannlich die Brieftaubenliebhaberei überall zur eigenen Entwickelung gekommen. Schon früh für denjenigen, der den Kriegsdrieftauben keine oder doch nur eine geringe Bedeutung zuzuerkennen mag, wird eine Uebersicht der Entwickelung der Brieftaubenschäferei von dem Kriege, drieftaubenwesens interessant erscheinen, und daher will ich wenigstens eine kurze Uebersicht des Wichtigsten auf diesem Gebiete geben.

Alle derartigen Bestrebungen haben verhältnißmäßig viel und anderer seits doch auch ungemein wenig gebracht. Zu sehen war, daß die ober die Militärbehörde des Deutschen Reichs bereits in allen bedeutenden Festungen sogenannte Brieftaubenstationen eingerichtet hat und das Netz derselben noch immer enger zu ziehen sucht, während bekanntlich auch alle übrigen Länder, voranbringe besonders die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Italien, Rußland und selbst Dänemark dieses Kriegsbrieftaubenwesen nicht minder eifrig treiben; da schießen die Liebhabervereine förmlich wie Pilze hervor und eine eigene Zeitschrift hat sich in ihren Dienst gestellt; wir haben bis jetzt in Deutschland etwa hundert Brieftaubenliebhabervereine mit ungefähr 30000 Tauben, und für Kriegszwecke werden bereits zwischen 15- und 8000 Tauben gehalten. Im Etat des deutschen Reichsmilitärs wurde die Summe für das Kriegsbrieftaubenwesen auf 50000 Mark erhöht, so daß sie also 15000 Mark mehr als in früheren Jahren beträgt.

Anerdings hat das Kriegsministerium in Berlin eine Medaille mit der Inschrift „Für Verdienste um das Militärbrieftaubenwesen" herstellen lassen. Der Minister für öffentliche Arbeiten in Preußen hat alle möglichen Vergünstigungen bei der Versendung der Brieftauben bewilligt, der Minister für Landwirthschaft hat sogar Lingende Belohnungen für das Abschießen der für die Brieftauben gefährlichsten Raubvögel „Bauder und Baumfalk, Habicht u. a." ausgesetzt. Als bedeutungsvolle Neuerung wurden Brieftaubenstationen für den Dienst der Luftschiffervabtheilung des Eisenbahnregiments in Schöneberg bei Berlin u. a. eingerichtet, und hier die gezüchteten Tauben werden nun etwas für Reisen verwiesen der Luftballons abgerichtet oder, wie der Kunstausdruck lautet, trainirt. Dieser Weg ist jedenfalls der einzig richtige, um die Brieftaube für den Fall des wirklichen Kriegs nutzbar zu machen, denn nur so ist es möglich, Tauben aus einer belagerten Festung heraus oder in dieselbe hinein zu bringen und in entsprechend eingerichteten Verhältniß Nachrichten in die Festung oder aus derselben heraus gelangen zu lassen.

Eine abwechselnd eingerichtete Uhr zur raschen Feststellung der Ankunft der Brieftauben, bis auf die Sekunde genau, ein elektrischer Meldungsapparat, welcher die Ankunft verkündet, Vorrichtungen zu der Herstellung oder Befestigung der verunsicht photographischer Vertiefungen auf den deutbar engsten Raum zusammengedrängten Depeschen an den Schwanzfedern der Tauben, praktische Zuführung zur Benutzung, verfeinerte Plombirungen und bequemer und praktischer eingerichtete Reisekörbe, immer reichere Erfahrungen in der Verpflegung, vervollkommnete Assvorrichtungen u. a. m., das sind Errungenschaften, welche die Brieftaubenliebhaberei in letzter Zeit aufzuweisen hat.

Nicht minder hierbei man nach immer größerer Erhöhung der Anstrengungen, und ich darf darauf hinweisen, daß man auch in dieser Beziehung erstaunliche Ergebnisse zu verzeichnen hat. Um nur ein Beispiel anzuführen, will ich berichten, daß bei einem Wettflugen zwischen Köln und Berlin die beiden ersten Tauben des Vereins „Phönix" nach 4 Stunden 38 Minuten in Berlin einrafen. Dies ist die größte Flugschnelligkeit, welche wir bis jetzt bei gut eingeübten, flugerfahrenen Tauben zu verzeichnen haben. Die Entfernung zwischen Köln und Berlin beträgt 474 Kilometer oder 64 Meilen Luftlinie, jene Tauben haben also in der Minute rund 1700 Meter zurückgelegt, während die Schnelligkeit in runder Zahl es nur auf 50 Kilometer in der Stunde oder 833 Meter in der Minute bringe. Zu allgemeinen kann man die Durchschnittsgeschwindigkeit guter Brieftauben auf 1000 bis 1200 Meter in der Minute schätzen.

Die neueste und vielleicht allerbedeutsamste Verwendung der Brieftauben liegt in ihrer Abrichtung zur See. Es ist z. B. gelungen, von den in der See liegenden Leuchtschiffen aus den stürmischen Wetter die Lotsen für herankommende Schiffe durch Brieftauben vom Lande herbeizurufen. Außerordentlich großes Aufsehen hat ein Erfolg erregt, welchen man seit dem Marzthum erstrebt, bis jetzt aber noch nicht erreicht hatte, nämlich die wirklich zuverlässige Abrichtung der Brieftauben zum Hin- und Zurückfliegen. Bis jetzt konnten die Tauben nämlich immer nur in einer Richtung verwendbar erwiesen. Der Leiter des italienischen Kriegsbrieftaubenwesens, Hauptmann Malagoli, hat es wirklich dahin gebracht, daß eine Anzahl seiner Tauben zwischen zwei Festungen, mit Depeschen belastet hin und zurück ihren Dienst leisten. Die betreffende Schrift, in welcher die Thatsache mitgetheilt worden und zugleich Anleitung zu dieser Abrichtung gegeben ist, erschien soeben unter dem Titel „Experimente über Hin- und Rückflug der Militärbrieftauben", aus Deutsche übertragen und besprochen von sächsischen Artillerieoberstenant Fellner in Berlin, Fr. Luchhardt, und dies Büchlein ist in der That der allgemeinen Beachtung werth. Derartige Versuche waren z. B. von vom Hofrath A. B. Meyer in den „Mittheilungen des ornithologischen Vereins von Wien", und dann auch in mehrer Zeitschrift „Die gefiederte Welt" dargelegt worden ist, schon vielfach angestellt worden, bis jetzt aber hatten sie noch niemals vollen Erfolg gehabt.

Im Gegensatz zu allen vorgegangenen Erwartungen und Hoffnungen welche die Brieftaube erweckt, zeigt sie sich mit ihren Leistungen in Bezug auf sichtlich leider gar unzuverlässig. Wind und Wetter, Nebel, Sturm und Ungewitter, die Angel des gewissenlosen Raubschützen, die in den Forsten umherirrenden gefiederten Räuber und zahlreiche andere Gefahren bedrohen den Dienst des gefliegten Boten.

Als vor etwa fünfzehn Jahren der große Reichshopfer der deutschen Reichspost eine Versammlung zusammenberufen hatte für den Zweck, um über die Verwendung der Brieftaube im Postdienst zu berathen, mußte ich eine an mich als Verfasser des Buchs „Die Brieftaube" gerichtete Frage dahin beantworten, daß dieser Vogel als Beförderer von Nachrichten neben dem Telegraphen in diesen neuester Verwollkommnung nach meiner Meinung keine Aussicht auf Erfolg besitzen könne. Auf meine Gegenfrage hatte Dr. Stephan ähnlich geantwortet, daß im Laufe von wenigen Jahren über ganz Deutschland ein Telegraphennetz verbreitet sein werde, dessen weiterer Erweiterung nur etwa zwei Meilen betragen dürfe. Daraufhin konnte ich eben keine andere Auskunft ertheilen, als die, daß die Brieftaube auch nicht im entferntesten daran gezogen sei, sicherer und schneller als der Telegraph Nachrichten zu übermitteln. Auf weite Entfernungen hin kann sie schon von vornherein neben dem elektrischen Boten, der ja eben mit „Blitzesschnelle" vorwärts zu dringen vermag, nicht aufkommen und auch bei geringen Entfernungen wird sie weder in der einen noch anderen Hinsicht den Telegraph übertreffen. So bleibt die Brieftaube denn für Europe zunächst nur ein Gegenstand des Sports, das heißt einer allerdings ungemein anregenden Liebhaberei — und allenfalls kann sie noch hier und da als Liebesbote, wie im Alterthum so auch heute, zur Geltung kommen.

Anders im schwarzen Erdtheil. Major Wißmann sind für seine Expedition auch deutsche Brieftauben mitgegeben worden. Die Hauptaufgabe derselben wird sich leicht im innern Afrika, wie aber nach Berichten Emins ebenso leicht durch Raubvögel ausgerottet. Immerhin sind die Versuche auf afrikanischem Boden beachtenswerth, denn wo der Telegraph noch fehlt, wo die Wege schlecht und unsicher sind, kann die Taubenpost zwischen zwei entfernten Stationen gute Dienste leisten.

Wenn die Tauben, mit Wind und Wetter kämpfend, wie es das schöne Sprichwort Wild veranschaulicht, in Schraubenlinien aufsteigen, um sich in eine solche Luftschicht emporzuschwingen, in der sie einerlei mit mehr vorherrschen Wind haben, und in der ihnen andererseits ein weiter Ausblick für das Zurechtfinden zu Gebote steht, so sehen wir, daß der ganze Schwarm, der bisher wohl verhältnißmäßig lange Zeit rastlos in materiellem Fluge weilte, nun plötzlich nach der rechten Richtung hin abschwenkt — und da fragen wir uns unwillkürlich: worin liegt denn diese Gabe des Vogels, auf unglaublich weite Entfernungen hin sich zurecht zufinden und die Heimath wieder zu erreichen? Die Antworten auf diese Frage fallen sehr verschieden aus, denn es ist der wissenschaftlichen Forschung bis heute noch nicht gelungen, eine endgültige und stichhaltige Begründung dieser Thatsache zu finden.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten.

Sklaverei und Sklavenhandel in Afrika.

Von Dr. Emil Jung.

Mit einer Karte der afrikanischen Sklavenhandelsgebiete.

In Brüssel tagt gegenwärtig auf Einladung des Königs von Belgien ein von den meisten Staaten Europas beschickter Kongreß, welcher sich mit der Frage beschäftigt, wie am besten dem Menschenhandel in Afrika ein Ende zu machen sei. Wohlverstanden, es handelt sich hier um den Verkauf von Sklaven über die afrikanischen Grenzen hinaus. Man ist keineswegs gesonnen, in die Verhältnisse, wie sie nun einmal bei den afrikanischen Völkern bestehen, soweit einzugreifen, daß man die Sklaverei überhaupt dort verbieten will. Ein solches Verbot würde auch ganz wirkungslos sein. Es ließe sich höchstens in einigen der Küstenstriche durchsetzen, denn, abgesehen von solchen Staaten und Kolonien wie Aegypten, Algerien, Tunis, der Kapkolonie und Natal, besitzen die Europäer keine genügenden Machtmittel, um ihren Beschlüssen die Ausführung durch ein entsprechendes Eingreifen zu sichern.

In allen anderen Theilen Afrikas ist die Macht der europäischen Staaten nur auf den Küstensaum mit jenseitigen Niederlassungen nach dem Innern zu beschränkt; was die Marke als ihren

Reisende Brieftauben.

Zeichnung von F. Specht.

STANFORD LIBRARIES

Einfluß unterworfen bezeichnet, besteht in diesem Verhältniß meist nur auf Grund von Abmachungen zwischen den europäischen Kabinetten, die Völker aber, welche in dergleichen Gebieten wohnen, haben auch nicht die entfernteste Ahnung, daß und wie man über sie verfügt hat; sie würden auch eine Uebersetzung der in Europa getroffenen Abmachungen in entsprechende Handlungen auf afrikanischem Boden entschieden zurückweisen.

An den inneren Einrichtungen will man nicht rütteln. Und eine der wichtigsten, in den afrikanischen Verhältnissen am tiefsten wurzelnden ist die Sklaverei. Nur müssen wir uns davor hüten, in dieses für unsere Ohren so mißtönende Wort alles das hineinzutragen, was wir aus andern Ländern, insonderheit aus den Vereinigten Staaten, darüber erfahren haben. Die Greuel von „Onkel Toms Hütte" auf afrikanischen Boden zu versetzen, wäre abgeschmackt. Freilich sind die hier verübten Barbareien nicht weniger entsetzlich, nur finden wir sie nicht in der häuslichen Sklaverei, sondern bei dem Fange, der Beschaffung der Sklaven.

Wo der Sklave „nur ein Rädlein in einem mächtigen Arbeitsmechanismus" ist, wird die Aussonderung und Belastung seiner Kräfte eine ganz andere als bei niedrigstehenden Völkern. Es ist eine traurige, nicht zu leugnende Thatsache, daß die Fortschritte menschlicher Kultur mit dem Fortschreiten der Sklaverei Hand in Hand gingen. Das klingt widersinnig, aber es ist unzweifelhaft wahr. Solange der Mensch auf der niedrigen Stufe des Jägers verharrt oder als Nomade die Triften wüste liegen läßt, braucht er keine Sklaven. Darum tödtet das Hirtenvolk der Massai in Ostafrika jeste alle Gefangenen. Sobald aber die höhere Stufe des Ackerbaus erreicht ist, werden Arbeiter gebraucht, und da den Menschen in den ersten Stadien ihrer Entwickelung die Arbeit immer als eine Last erschien, so war es natürlich, daß überall der Versuch gemacht wurde, die widerwillig getragene Bürde auf die Schultern anderer abzuwälzen. Bei den beständigen Kriegen bot sich in den Gefangenen immer ein Ersatz, der Sieger konnte feiern, während die Hörigen sich plagten.

Es ist richtig, daß bei den höchstgebildeten Völkern die Einrichtung der Sklaverei längst nicht mehr besteht. Dennoch hat die Milderung dieses der Menschheit zur Unehre gereichenden Verhältnisses keineswegs einen gleichmäßigen Schritt eingehalten mit dem Gang der Geschichte. Die Odyssee zeigt uns den schlauen Herrscher von Ithaka als geliebt von seiner Dienerschaft, solchen Leuten wie der „göttliche Sauhirt" und die alte Amme; die Römer der Kaiserzeit aber erachteten es kaum für verwerflich, die Fische ihrer Teiche mit Sklaven zu mästen. Das Christenthum brachte eine Wandlung. Es forderte für alle die gleichen Menschenrechte, nur die Nachkommen Hams, d. h. im wesentlichen die afrikanischen Völkerstämme, auf denen der Fluch Noahs lastete, wurden ausgenommen. Sie hatte der Patriarch zu Knechten aller Knechte der Brüder Sem und Japhet verdammt. Mehr als dreiundeinhalbes Jahrhundert sind verflossen, seit der Priester Las Casas aus den menschenfreundlichsten Beweggründen die Einführung von Negersklaven zum Ersatz für die schnell hinsterbenden Urbewohner Amerikas empfahl, und erst am 13. Mai 1888 wurde der letzte Sklave in Brasilien frei. Damit war der bis dahin am Körper des amerikanischen Festlands nagende Krebsschaden in seiner einzigen noch bestehenden Spur entfernt. Aber dieser Prozeß hat einen blutigen Krieg entzündet und einen Thron gestürzt!

Man darf nicht meinen, daß die Sklaverei nach Afrika erst von außen hereingebracht worden sei. Sklaverei und auch Sklavenhandel sind eine mit den Anschauungen der afrikanischen Völker eng verwachsene Einrichtung. So tief eingewurzelt ist dieselbe, daß in Französisch-Senegambien, wo die Sklaverei bereits seit 40 Jahren aufgehoben ist, Neger sich immer noch für Sklaven halten. In Westafrika finden wir eine Theilung in Feld- und Hausklaven; letztere sind die Fremde und Vertrauten ihrer Herren, erstere Last und Arbeitsthiere. Es ist hier bemerkenswerth, daß die Behandlung der Sklaven bei den höher stehenden Völkern am schlechtesten, bei den niedrigeren am besten ist. Man überläßt ihnen gewöhnlich alle Arbeit, nur nicht den Handel, ohne sie aber zu übervortheilen oder hart zu behandeln. Aber sie sind und bleiben nur eine Sache und es ist durchaus selbstverständlich, daß, wenn die Nothwendigkeit es erheischt, ein Menschenopfer zu bringen, unbedenklich einer der Sklaven hingeschlachtet wird. Doch finden die Sklaven in Westafrika auch einen gewissen Schutz durch die Priester. Mißhandelte Sklaven können ihre Freiheit erlangen, indem sie den großen Fetisch anrufen, für hinreichend feine Sklaven anzunehmen. Bisweilen kaufen der Priester oder Zauberer den Schutzsuchenden mit Weibwaffen, so ist er fortan Sklave des Fetisches, kann aber auch unter Umständen frei gehen, wohin er will.

Wir wissen durch Wolf und Wißmann, daß, wiewohl die Sklaverei in Westafrika von Rechts wegen abgeschafft ist, dieselbe thatsächlich noch immer besteht und daß der als Arbeiter gehaltene Sklave bei seinem Herrn in der Regel ausharrt.

Sklaven zu dem billigen Preis von 50 bis 60 Mark das Stück zu erhalten, ist nicht schwer, denn die Negerstämme im Innern Afrikas hatten überall Sklaven, die einige derselben sehr gut, andere aber sehr schlecht behandeln. Bei manchen Stämmen würde den Besitzer eine schlechte Behandlung seiner Sklaven bei seinen Stammesgenossen unfehlbar stark herunterdrücken. Dennoch schwebt wie ein Damoklesschwert stets die Gefahr über dem Sklavenverkauf zu werden, eine Gefahr, welche Frauen und Kinder vor allen treffen; nur die erwachsenen Söhne sind ausgenommen. Bei einigen Stämmen am Kongostrom werden aller Männer gekauft, um bei dem Tode angesehener Eingeborener als Schlachtopfer zu dienen, und je vornehmer und reicher die Familie ist, welcher der Verstorbene angehört hat, desto größer die Zahl dieser Opfer. Der Menschenhandel steht in diesem Theil Afrikas noch in voller Blüthe, ohne daß derselbe durch die Bedürfnisse europäisch-afrikanischer Länder erregt wäre.

Aber diese Seite der Sklaverei ist nicht die schlimmste. Was die einheimische Sklaverei ist es, welche so unaussprechliche Greuel über Afrika gebracht hat, diesmehr war es Europa, insonderheit England, welches dem in kleinem Maßstabe längst bestehenden Handel einen mächtigen Schwung gab. England war es also auch wieder, welches die ersten Schritte zur Abschaffung dieses Schandfleckes christlicher Gesittung gethan, ungeheure Summen hergegeben, um den bisher Geknechteten ihre Freiheit zu erkaufen, und bis heut eine Flottille unterhalten hat, um das schändliche Gewerbe auszurotten. Vorher aber hatte es freilich an diesem Handel nach einer glaubwürdigen Berechnung an 400 Millionen Dollar verdient, während das unglückliche Afrika um 40 Millionen Menschen ärmer geworden war. Und dabei erreichte nur ein kleiner Prozentsatz dieser ungeheuren Menschenmenge sein Ziel, die Pflanzungen der Neuen Welt. Der bei weitem größte Theil ging zu Grunde auf den Märschen zur Küste, auf der Fahrt, durch Entsetzlichkeit man nur mit Grauen lesen kann, endlich im Pferch nach der Ankunft infolge der ausgestandenen Leiden.

Den Handel an der Westküste Afrikas wurde ein Ende gemacht. Dafür sorgte das englische „Saragschwader", so benannt nach der entsetzlichen Sterblichkeit der Schiffsmannschaften an dieser fieberhauchenden Küste. Die aus den gekaperten Schiffen befreiten Neger brachte man auf das menschenleere St. Helena oder siedelte sie auf den englischen Besitzungen an der Küste Nordwestafrikas an. Aber den Sklavenhandel nach dem afrikanischen Norden und Osten aus der Welt zu schaffen, das hat sich trotz aller Bemühungen Europas bisher als unerreichbar erwiesen.

Der ganze Norden Afrikas ist dem Islam verfallen, nicht nur die einstmals christlichen Landschaften am Mittelmeer, auch das Saharagebiet in dem weiten Wüstenkreis der Sahara und der südlich sich daran schließenden gutbevölkerten Negerstaaten des Sudans, vom Atlantischen Ocean bis zum Rothen Meer, in dessen Nähe das christliche Abessinien auf hohem Felsplateau wie ein Eiland von der Sturmfluth umbrauster Fels sich behauptet.

Islam und Sklaverei sind untrennbar, denn wenn auch Mohammed die Sklaverei verbot, so hat dies Verbot doch nie bezüglich der Ungläubigen gegolten. Die Seeräuberstaaten an der nordafrikanischen Mittelmeerküste waren lange Jahre der Schrecken der Christenheit und Tausende der Hinweggeschleppten schmachteten in afrikanischer Gefangenschaft, zu den schwersten und niedrigsten Diensten verdammt, während die christlichen Staaten Gleiches mit Gleichem vergalten und von italienischen und spanischen Heeren gemachte mohammedanische Gefangene an die Ruderbänke ihrer Galeeren gekettet wurden.

Die Eroberung Algeriens durch Frankreich und die spätere Besitzergreifung von Tunis haben in diesen beiden Ländern der Sklavenhandel endgültig beseitigt, und seitdem Aegypten unter englischer Verwaltung steht, kann auch dort das bis dahin noch

Ihre amtlichen Versicherungen immer noch betriebene Geschäft nicht recht gedeihen. Es bleiben noch Tripolis und Marokko, wo der Sklavenhandel sicher so lange fortbestehen wird, als die Europäer ihre Eifersucht der Mittelmeerstaaten Europas diesen beiden Ländern die Selbständigkeit wahrt. Auch mit den Ansichten, Sitten und Bedürfnissen der mohammedanischen Bewohner des Sudans ist das Bestehen der Sklaverei eng verknüpft. Es läßt sich allerdings nicht leugnen, daß die Behandlung des Sklaven in mohammedanischen Ländern fast immer eine sehr menschliche ist, die Art der Beschäftigung der Sklaven aber, wie sie unter dem Einfluß, gegenwärtig zumeist auch unter der Leitung von Mohammedanern auch durch das Aufführen der Zufuhr von Sklaven die materielle Wohlfahrt der Länder des Sudans in entschiedener Weise bedroht, und sah sich doch Gordon selber veranlaßt, sein tatloses Auftreten in Khartum, das ein so unglückliches Ende nahm, mit dem Widerruf aller früher gegen den Sklavenhandel erlassenen Verbote zu begründen! Freilich ohne die hereinbrechende Katastrophe aufhalten zu können!

Heute ist das ganze große Gebiet im Süden des Sudans vom Westen bis zum Osten Afrikas ein großes Sklavenjagdgebiet, ebenso die großen, ehemals so dicht bevölkerten, jetzt auf große Strecken fast menschenleeren Landschaften an beiden Ufern des

Die Gebiete des afrikanischen Sklavenhandels.

Nach Dr. E. Jung.

betrieben wird, ist, wie schon angedeutet, das gerade Gegenteil von allem, was menschlich genannt werden kann. Und im Sudan ist Europa ohne alle Macht. Wohl war unter europäischem Einfluß Aegypten, so lange ihm die ungeheuren Gebiete zu beiden Ufern des Nils bis an die Quellen dieses Stromes hinan gehörten, durch Gordon, Gessi, Munzinger, Emin und so manchen andern bemüht, dem schmählichen Handel ein Ende zu machen. Hier bildete der Sklavenhandel schon seit alten Zeiten ein Monopol der arabischen Elfenbeinhändler, welche ihre kostbare Ware durch gekaufte Sklaven bis zur Küste bringen ließen und dann Träger und Lasten zugleich verkauften. Ehe Dar Fur von ägyptischen Paschas erobert wurde, erteilte der dortige Sultan den Händlern förmliche Erlaubnisscheine zum Betrieb der Sklavenjagd in den südlichen Grenzländern seines Gebiets.

Seitdem die ägyptische Herrschaft durch die Mahdisten gestürzt wurde, steht Sklavenraub und Sklavenhandel wie zuvor in vollster Blüthe, und es ist sicher, daß gerade die Sklavenhändler es gewesen sind, welche dieser theils religiösen, theils nationalen mahdistischen Bewegung einen starken Antrieb gaben. Wieder doch oberen Kongos bis zu den großen Seen Tanganjika und Nyassa. Araber sind es, welche bis hierher vorgedrungen sind, ihre Stationen inmitten einer seßhaften und friedliebenden Bevölkerung errichtet haben und mit Hilfe von Pulver und Blei ihre Verwüstungen in das ehedem gesegnete Land tragen konnten.

Nachtigal war Zeuge solcher Sklavenjagden und schildert uns haarsträubende Scenen, die sich bei der Einnahme und Niederbrennung von Negerdörfern, bei dem Kampf mit den hoch in den Wipfeln der Bäume wohnenden Eingeborenen abspielten. Noch entsetzlicher soll sind die Schilderungen, welche der verdiente Livingstone von den Greueln entwirft, die zum Theil unter seinen Augen in den südlicheren Seengebiet verübt wurden. Stanley fand auf seinen Reisen am Kongo in einem einzigen Lager von Sklavenjägern 2000 gefangene Weiber und Kinder, deren Väter und erwachsene Brüder todt in den niedergebrannten Dörfern zurückgelassen waren. Und dies war die Beute aus einem Bezirk, so groß nur wie Bayern und Württemberg zusammengenommen! In einem andern Lager war eine noch größere Zahl untergebracht und diese 5000 zum Theil völlig unbrauchbares Geschöpfe, von denen vielleicht

dreiviertel, jedenfalls die Hälfte auf dem Marsch zur Küste zu Grunde gehen mußten, halten nicht weniger als 33 000 Opfer gefordert, ein weites, ehedem mit glücklichen Dörfern besätes Gefilde war nun der Verödung preisgegeben.

Als Wißmann im Jahre 1881 durch das Land der Basongo reiste, begegneten seinen Augen überall schöne Dörfer, deren Bewohner das Land ringsum mit umsichtigem Fleiß bestellten und mit kundiger Hand Zeuge, Töpferwaren, Eisengeräthe und Schnitzwerk aus Holz zu fertigen verstanden. Als er aber fünf Jahre später denselben Weges zog, waren die ausgedehnten Dörfer zerstört und verlassen und das ehedem so reiche Land so arm geworden, daß er 80 seiner Leute durch Hunger und Krankheiten infolge von Entbehrungen verlor.

An dem großen Massasee hat die englische Mission in Verbindung mit der großen englischen Afrikanischen Seen-Gesellschaft den Versuch gemacht, die Bevölkerung für die Gesittung und das Christenthum zu gewinnen. Aber wie anderwärts vermochten die auch hierher dringenden Araber mit der Bevölkerung alle bislang geleistete Arbeit. Ein kriegerischer Raubzug zerstörte die Dörfer, schlachtete die Widerstand Leistenden ab und führte den Rest als Gefangene fort, um das von jenen Arabern eingehandelte Elfenbein zur Küste zu tragen. Ein Augenzeuge schilderte uns den Zug der 3000 Köpfe zählenden Karawane des mächtigen Händlers Nabunda:

„Zuerst kamen die Waffenträger, tanzend, schäkulierend und ihre Flinten in die Luft werfend und wiederfangend, wie nur Araber es thun können, zum Klang von Trommeln, Pfeifen und anderen weniger musikalischen Instrumenten. Dann folgte langsam und gemessen der große Mann selber in weißem goldgestickten Gewand, feidenem Turban, Schwert und Dolch reich mit Silber verziert, begleitet von seinem Bruder und anderen Häuptlingen, während sein prächtig aufgeschirrter Esel nebenher ging. Nun kamen die Frauen und Dienerinnen, lachend und schergend, mit dem Hausgeräth und manchem Gut ihrer Herren, und auf diese folgte die eigentliche Karawane selber, bewacht von wildblickenden Männern mit Flinten, Speeren und Aexten. Von den unglücklichen Gefangenen waren die starken Männer, von denen man sich vielleicht nichts Gutes versah oder um sie am Weglaufen zu verhindern, in die schreckliche Sklavengabel * gespannt, ihre Hände auch wohl an dieselbe gebunden, alle aber mit schweren Holzringen und Ketten beladen und zu Zehn oder Zwölf aneinander gekettet. Oft mußte eine schwerbeladene Mutter noch das ganz junge oder ermüdete Kind tragen, nicht selten wohl brach sie unter der doppelten Last zusammen und Speer und Axt sorgten dafür, daß das nothwendigerweise zurückgelassene Eigenthum keinem andern in die Hände fiel. Das schauerliche nächtliche Geheul der Hyänen, welche der Spur des Zugs folgten, verkündete nur zu deutlich das Folgende."

Nicht immer aber endet Kugel, Speer oder Schwert die Leiden des zusammenbrechenden Sklaven; das ist noch ein mildes Verfahren! Nur zu oft liegt die barbarische Lust an menschlicher Qual über die Habgier, und der Unglückliche wird mittels der Sklavengabel in aufrechter Stellung an einem Baum festgemacht und so einem Todeskampfe überlassen, schmerzlicher, weit länger als Kreuzigung oder Pfählen.

* Die „Gartenlaube" hat im Jahrgang 1889, Seite 745 ein Bild gebracht, nach welchem man sich diese Art der Fesselung veranschaulichen kann.

Stanley hat auf seinem Zuge zur Befreiung Emin Pascha's den alten Sklavenhändler Tippu-Tip gegen ein Jahrgeschenk dafür gewonnen, das Amt eines Gouverneurs an diesen Strömen zu übernehmen. Wißmann erzählt uns, wie er des Lager Tippu-Tip's eines der Offiziere dieses Arabers, besuchte. Bei seinem Eintritt sah er fünfzig rechte Hände an Balken genagelt und Finger-Schnüre hingen, daß Salzol sich damit vergnügte, an seinen Gefangenen als Zielscheibe Schießübungen zu machen, ehe dieselben geschlachtet und zertheilt wurden, um Tippu-Tips Hilfstruppen vom Land- als Festmahl zu dienen. Das war, ehe der Araber jene Gegenden verneurosselte annahm, daß es aber seit jener Zeit nicht viel besser geworden ist, bezeugen uns die Offiziere des Kongostaates selber.

Doch genug und übergenug der Greuel! Das Schlimmste, das Unaussprechbare ist dabei noch nicht gesagt. Kann und darf das so bleiben? Können christliche Nationen, welche jetzt Anspruch auf große Theile Afrikas erheben, es dulden, daß Scheußlichkeiten, wie die West sie nie schlimmer kannte, gewissermaßen unter ihrem Schutze weiter geübt werden? Sicherlich nein und abermals nein! Aber wie soll man sie verhindern? Wie soll dem vorgebeugt werden, daß Afrika jährlich an zwei Millionen seiner Kinder verliert, und zwar auf die unmenschlichste, grausamste Weise verliert?

Finden sich kein Mittel, so wird auch keine Ware angeboten werden. Den Sklavenhandel im Innern freilich können wir nicht verhindern, weil auch die Sklaverei existiren, solche in den Augen der Afrikaner so sehr begründet ist. Ihre Entfernung ist eine Frage der Zeit, sie wird mit dem Eindringen unserer Kultur, mit der Verbreitung des Christenthums verschwinden, wenn auch erst nach langer Zeit, und insbesondere sind die Schwarzen die ihr anhalten, die geringeren.

Den Sklavenhandel aber, welcher den Weg zur Küste nimmt, um von dort aus seine unglücklichen Opfer übers Meer nach dem mohammedanischen Asien und dem Norden Afrikas fortzuführen, können und müssen wir unbedingt ein Ende machen. Der Meeresrändern an der Ostseite sind jetzt in den Händen Portugals, Deutschlands, Frankreichs, Englands und Italiens. Verbinden sich diese fünf Mächte zu einmüthigem, gemeinsamem und zweckentsprechendem Handeln, so wird die Ausfuhr von Sklaven sehr bald unmöglich. Noch hat der Sultan von Sansibar das Recht, Neger von der afrikanischen Küste in seine Besitzungen auf den Inseln und an der Küste zu schaffen, und diese Vergünstigung öffnet dem Sklavenhandel Thür und Thor. Sie muß ihm genommen werden. Dann wird es ausführbar sein, mit solchen Maßregeln, wie Portugal sie der in Besitz genommenen Küste folgerecht vorgeschlagen hat, durch eine sorgsame Ueberwachung der Küste auch jetzt zu möglicher Kontrolle der afrikanischen Häfen, plage dem Sklavenhandel in ähnlicher Weise ein Ende zu machen, wie das an der Westküste geschehen ist. Ohne Zweifel wird das viel Geld, viele Arbeit und auch manches uns werthe Menschenleben kosten. Aber Deutschland und ebenso alle anderen genannten europäischen Mächte haben mit der Besitzergreifung afrikanischen Bodens und der Erklärung der Schutzherrschaft über die daselbst wohnenden Völker auch Pflichten übernommen. Oder wäre das eine Schutzherrschaft, welche fremden Eindringlingen erlaubt, die ihrer Hut Empfohlenen in grausamster Weise zu mißhandeln, der Freiheit zu berauben, hinzumorden?

Blätter und Blüthen.

Einige Osterspeisen. Es giebt viele, die meinen, die Festspeisen seien nur dazu da, um die Feststimmung durch einen guten Bissen zu erhöhen. Sie mögen bis zu einem gewissen Grade recht haben; denn im Blick auf die heutige, Oberflächen verliebende Menschheit scheint kaum eine andere Deutung zuzulassen. Immer war dies jedoch nicht der Fall. Der Grund, warum man an verschiedenen Festtagen bestimmte Gerichte aß, war ein ganz tiefer. Die Festspeisen nehmen an alle Mal eine ganz besondere oder vergessene Ordnung oder haben zum Theil noch heute eine symbolische Bedeutung. Das rothe Ei Ostaras, der babylonischen Frühlingsgöttin, ist allgemein bekannt; der Osterlamm hat es noch heute in allerlei Farben. Aehnliche Bedeutung haben auch andere Osterspeisen, die sich hier und dort erhalten haben. Einige, wie das Osterlamm, das Osterbrot, hängen mit der christlichen Lehre zusammen und bedürfen keiner Erklärung, insofern sie als rein symbolische Speisen anzusehen. An andere knüpfen sich jedoch ganz besondere Ueberlieferungen.

An vielen Orten wird z. B. das sogenannte „Markreitagsbrot" gebacken. Der kleine Brotlaib wird das ganze Jahr hindurch bis zum nächsten Karfreitag aufbewahrt, und kleine Abschabsel desselben werden in ein Glas Wasser gerührt und als Medizin den Kranken gereicht. Am Gründonnerstag soll irgend eine grüne Speise verzehrt werden; man ißt heute in der Regel Spinat mit Eiern; früher war das Gericht unschädlichen, man bereitete den sogenannten „Dreckohl", in dem neuerlei Kräuter zusammen gethan wurden, und pflegte dazu verschiedene um die Ostergrüne anschirrende Pflanzen. Neuerlei Kräuter pflegte man auch in einen Eierkuchen hineinzubacken.

Diese Speisen sind sehr alten Ursprungs und stammen noch aus jener Zeit, da die germanischen Jungfrauen im ersten Schein des Ostermorgens das Osterwasser schöpften. Der Frühlingsanfang, den ja das Osterfest bedeutet, brachte den Menschen jener heidnischen Zeiten viel Wunderbares mit, das später auf die christlichen Feiertage bezogen wurde. So sollen z. B. nach dem Volksglauben verschiedener Gegenden neue Schwänze Hennen in der Nacht vom Gründonnerstag auf den Karfreitag

die berühmten, gegen allerlei Leiden wirksamen Auslaßeier legen, und nach heute gilt vielfach der Volksglaube, daß Pflanzen, die nun die Ostereier eingetragen werden, besonders heilkräftig seien und auch vor Krankheiten schützen. Man bringt ja noch heute das Hufeisen mit Weidenkätzchen, die am Palmsonntage gesammelt wurden.

Von allen den oben angeführten Speisen haben sich nur wenige bis auf unsere Zeit erhalten. Die praktische Welt hat das beibehalten, was gut schmeckt und gut nährt, und so sind bei uns die Ostersladen das Hauptgebäck für Ostern.

In diese knüpft sich sogar eine Begebenheit, die unserer heimatlichen Geschichte angehört. Der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen belagerte Herzog Moritz wegen des Stiftes Wurzen. Der erstere belagerte die Stadt am Palmsonntage des Jahres 1542. Der Streit wurde durch Luther und Philipp von Hessen gütlich beigelegt, die Truppen hatten nun nichts mehr zu thun, als die Ostersladen zu verzehren, daher scherzhaft dieser Krieg „Fladenkrieg" genannt wird.

Trommlerlein am Ostermorgen. (Zu dem Bilde S. 168). Die Sitte, vom Thurm in blasen, war im Mittelalter in allen deutschen Städten üblich; es waren meistens junge Leute, die sogenannten Stadtpfeifer, welche dem festlichen Gelegenheiten, namentlich am Oster- und Pfingstfest, in früher Morgenstunde diese Thurmmusik besorgten.

Auf unserem Bilde sehen wir die jungen Musikanten fleißig bei der Arbeit. Romantisch die Perlenschnüre schmettern lustig in den heitern Morgen des Ostersonntags hinaus, welche über die Dächer und Thürme der Stadt weit hellen freudigen Liede ausgießt. Der alte Thürmer trinkt seinen Morgentrunk; aber ihm am Fenster schaut die junge Frau, während das Kind der Thürmerkamerade am Geländer steht und mit dem feinen Hunde spielt. Auf dem Dache des Hauses, das dem Thurme gegenüber steht, und auf den benachbarten Dächern ist die sonnige Stadt hinabgeschaut.

Für das Bild ist die Zeit von 1540 bis 1600 angenommen; auch nach der Reformation erhielt sich die mittelalterliche Sitte.

Ostern im Forsterhause. In dem ostersächsischen Städtchen Ringelhausen, das durch seine romantische Lage, durch seine freundlichen Häuser und die Einrichtungen des Forsterinstituts rasch sich das junge Grün. Die Linden vor der Thür schwellen und brechen aus, und der Forsterlehrer betrachtet nachdenklich die ersten Wolkschatten, die zarten Blumen auf dem Anger, welches die Häuschen nach dem Thorhause zu einschließt. Er weiß, daß bald auch in den Gärten und Beeten sich Leben und Farbe und Fülle des laufenden Jahres und damit Arbeit auch die Mühe und Sorge um die Obsternte bringen wird.

Das Feierabendhaus für Lehrerinnen in Friedersheim. Nordöstlich von der neuen Wartungsstätte der Rosine Neuwirth, die einst im 10. Jahrhundert lateinische Hymnen nach dem Muster des Terenz verfaßte, dehnt sich der mit prächtigem hohen Buchenwalde bedeckte Rücken der „Schöne Aussicht", unmittelbar am Eingange in den von mannigfachen Spaziergängen durchzogenen Wald liegt das in einfachem, aber ansprechendem Stile erbaute, von Waldesfrieden beschattete Lehrerinnenheim, das zu Ehren des ersten deutschen Erbkaisers aus dem Hause der Fürsten und seiner Gemahlin das „Wilhelm-Augusta-Stift" genannt worden ist. Als über dasselbe in der „Gartenlaube" zum erstenmal berichtet wurde (Jahrgang 1882, Seite 870), war es eben vollendet worden und sah seiner Einweihung entgegen. Wenige mußten noch von ihm im großen deutschen Vaterlande. — Heute ist das anders, und gerne nehmen wir eine Anfrage aus unserem Leserkreise — weit her aus den Inneren Rußlands ist sie in die Redaktion der „Gartenlaube" gelangt — zur Veranlassung, auch einmal auf dasselbe zurückzukommen.

Ostern im Forsterhause.
Zeichnung von A. Brunner.

Während seines siebenjährigen Bestehens hat sich das „Feierabendhaus" im ganzen deutschen Lande einen Namen gemacht und von allen Seiten strömen ihm deutsche Lehrerinnen zu, die hier in stillem Frieden und in bedeutender Muße den Abend ihres Lebens zu verbringen gehen. Der Raum des Hauses reicht für 20 Pfleglinge und 10 portiberechtigende Beschwerinnen, sogar obdachlos befinden sich außer der Obern 15 Gesellschafterinnen der erstgenannten Art darin. Die Aufnahmebedingungen müssen sämmtlich Mitglieder des Bochumer „Augusta-Lehrerinnen-Vereins", evangelischen und nationalen deutschen Staatsangehörige sein, müssen ein Alter von 55, oder bei nachgewiesener Dienstunfähigkeit von 40 Jahren haben und eine mindestens fünfjährige, bekennenden und segensreiche Lehrthätigkeit aufzuweisen können. Bei Zahlung eines Eintrittsgeldes von 300 Mark und eines Jahresbeitrages von derselben Höhe erhält die Pensionärin volle Verpflegung, Bedienung, Heizung und Bäsche und Anonahme der Leibwäsche.

Von den Vorteilen, den das Vereins nennen wir besonders Sommeraufenthalt in Bad in Wisten und die Lehrerin Franziska Schüssler eben daselbst, welche beobachten deren sind, die Sammlungen des Vereins. Zur Einsicht nahme in obenbenannten und Nachricht in jeder aber alle von den Pfleglingen

Eine dreihundert Jahre alte Flamme brennt bei den Zigeunern in Ungarn in Ansehen. Es ist die am Alterthum hochgeschätzte Flamme, um deretwillen Hochzeiten und Feste gefeiert werden. Ist also dem Zigeunerpaar eine solche Flamme vorhanden, so ist es ein Zeichen, daß es glücklich sein wird. Heute heißt dieser Flamme „Hochzeits-Feuer" es trägt an seinem Hochzeitstage eine Zeitlang, auch wohl eine ganze Woche lang, die Braut eine brennende Fackel, die aus dem Feuerherde eine Flamme entzündet hat, die schon dreihundert Jahre alt ist. Diese Fackel wird mit großer Feierlichkeit unter Musikbegleitung eingeholt. Die kleinere Flammchen sind auch Spalten abgebrannt. Die Zigeunerhochzeiten dauern mehrere Tage, und bei jedem Schmause wird ein Schmalzlicht von der Flamme angezündet. Die Flamme ist also die „ewige Flamme". Der Umstand, daß man sie in manchen Familien nicht mehr hundertjährige Abschiedsfeiern Alleinstehen wieder, auf der alten Stelle finden, spricht für ihre unterbrechende Heilkraft. Wer unglücklich ist

der unterirdische Gedankenzug sein, der in solches, durch Jahrtausende brennendes „ewiges Licht“ zu speisen vermag!

Die Erben eines fleißigen Schülers werden gesucht! Von einem Leser der „Gartenlaube“ erhalten wir die freundliche Benachrichtigung, daß er durch einen Kauf älterer Holzschnitte zufällig in den Besitz eines vergilbten, doch sehr gut erhaltenen Bildnisses des Poetisch Landschaftsbaus gelangt sei, welches offenbar einstmals dem Zwecke gedient habe, einen fleißigen Schüler zu Köln hier seine guten Leistungen zu belohnen. Auf der Rückseite des Bildnisses findet sich nämlich folgender handschriftliche Vermerk:

„Im Ende des Schuljahres 1807 verehrte diese Belohnung Everhard Bartman, der in der Geschichte den 2., in der Ueberfetzung aus der deutschen in die lateinische Sprache den 3. und in der Religionslehre den 4. Platz erhielt.

Köln, den 25. Sept. 1807. Henr. Jos. Appell, Prof.“

Der gegenwärtige Besitzer dieses ehrenden Zeugnisses für Everhard Bartman würde sich freuen, wenn durch die Vermittlung der „Gartenlaube“ ein etwa noch lebendes Mitglied der Familie Bartman davon in diesem merkwürdigen Funde erhielte, und ist gern bereit, ihm denselben abzutreten.

Junges Leben. (Zu unserer Kunstbeilage.) Ein herrlicher, erquickender Glanz liegt auf der Natur in ihrer schönen Morgenzeit. In hellem Grün wölben die Bäume des Waldes ihre Kronen, Gräser und Blumen sprossen auf saftiger Wiesenflur, sie kennen nur die lebendspendende, noch nicht die lebenvergehende Kraft des Sonnenstrahls, noch trübt nicht der welgende Staub der Straße sie, noch liegen blendende Farbenpracht und noch wissen sie nichts von der Schärfe der mähenden Sense. Unverkümmerter Jugendsinn und Lebensodem allüberall!

Und so ist die glückliche Kinderzeit! Auch sie wiegt sich fröhlich im Blumenmeer; noch hat kein brennender heißer Sonnenstrahl sich mit nahmem der Schwere auf sie gelegt, noch hat kein häßlicher Staub ihren klaren Spiegel getrübt, und noch stimt sie nichts von der mähenden Sense!

Mit Frühlingsblumen spielt auf frischgrünender Wiese das Kind. Mit kurzem Aermchen greift es die lieblichen Blüten des Lenzes der Mutter entgegen, die, selbst eine Blume des Feldes, von ihrer Arbeitsarbeit bedrängeweilt ist auf ihres Lieblings zauchzenden Freudenruf — Mutter und Kind und Blumen und Wiese und Wald, ein Bild frohlich athmenden „jungen Lebens“!

Denkwürdigkeiten des Herzogs Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha. Der dritte sehr umfangreiche Band der Schrift des Herzogs „Aus meinem Leben und aus meiner Zeit“ (Berlin, Hofbuchhandlung von Hofmann) bringt auch bedeutsamen Mittheilungen aus dem Leben eines deutschen Fürsten zum Abschluß. Die Gründung des Norddeutschen Bundes ist der Schlußstein der eingehenderen Auseinandersetzungen; auf die folgende Zeit ist nur ein kurzer Rückblick geworfen, der freilich bei der lebensvollen Darstellung des Verfassers noch manches tief sich einprägende Bild, besonders aus dem Kriege von 1870, enthält. Was aber den Zeitraum der letzten zwanzig Jahre betrifft, so sagt der Verfasser, daß die Ereignisse, die sich in demselben abgespielt haben, nicht in gleichem Maße der Gegenstand ausgedehnter, diejenigen, welche in langsamer und harter Entwickelung die geschichtlichen Grundlagen des neuen Bundes und Staates vorbereitet haben. Nicht nur in Andeutung bestehen, daß auch noch unter persönliche Interessen eine Erzählung dieser neuesten Phasen deutscher Geschichte wollen, sondern besonders deshalb, weil die Empfindungen und Parteistellungen des Tags viel unmittelbarer und stärker auf eine Darstellung der Dinge einwirken und das Urtheil darüber viel leidenschaftlicher beeinflussen, als es Jahre ein Zeichen wenig gelegenheit und staatsmännischer Einsicht, wenn jemand sich rühmen wollte, er verwische die Begebenheiten der letzten zwanzig Jahre bereits schon mit der gleichen Unbefangenheit vorzutragen, wie ich dies weit neuen vorausliegenden Zeiten beanspruchen darf. Meine Mittheilungen würden zu völlig anderen Erörterungen und Betrachtungen der politischen Tagesliteratur Anlaß geben, als die Darstellung jener älteren vollendeten und abgeschlossenen Zustände. Der größte Theil dessen, um was es sich handelt, noch zum täglichen Brot des politischen Lebens gehört.“

Von den Ereignissen, welche jenseit jener Zeitgrenze liegen und welche der fürstliche Verfasser also geschichtlich betrachtet, hätte er uns eine Menge der wichtigsten vor, bei denen allen er selbst theils als Augenzeuge zugegen, theils als Vermittler und Rathgeber mitthätig war, theils endlich selbständig mit bedeutsamen Anregungen vorging. Es ist von selbst einleuchtend, daß kein anderer Verfasser aus jener Zeit in der Lage war, gleichwerthige Mittheilungen über die Strömungen in den höchsten, den Ausschlag gebenden Kreisen, über die Ansichten der Monarchen selbst und ihrer einflußreichsten Berather zu nehmen; so empfangen denn auch diese Denkwürdigkeiten eine Menge der werthvollsten Aktenstücke, die sonst dem Geschichtschreiber wohl unzugänglich geblieben wären: Briefe des Königs Wilhelm von Preußen, in denen sich die Unruhe, Klarheit, Festigkeit und liebenswürdige Freundlichkeit des späteren deutschen Kaisers abspiegelt; Briefe des Prinzen Albert, die, mit Geist und Schärfe abgefaßt, Schlaglichter auf die damaligen englischen Zustände werfen, und der Königin Victoria, welche ihrem Schwager stets das vollste Vertrauen entgegenbrachte. Die umfassenden Briefe des Königs von Belgien zeugen von der politischen Weisheit dieses Fürsten, der mit Recht als eine Art von Orakel galt. Nimmt man hinzu, daß der Herzog wiederholt mit dem Kaiser Napoleon und dem Kaiser von Oesterreich Unterredungen hatte, welche wichtige Fragen der Tagespolitik berieben, so wird man ihm unter den Geschichtsbreibern jener Tage unbedingt einen ganz hervorragenden Rang einräumen müssen.

Der dritte Band umfaßt nunmehr das Jahrzehnt von 1850 bis 1860 und beginnt mit Darstellung der Vermittelung des Herzogs bei den preußischen Verfassungskämpfen und seiner Anwesenheit bei dem Fürstentag in Baden, von dem er uns eine eingehende Schilderung entwirft. Die Streitschriften, die auf Kaiser Napoleon fallen, lassen denselben keineswegs in einem ungünstigen Lichte erscheinen. Der Herzog versichte nicht, ihn auf das Erstaunen des deutschen Volksbewußtseins nachdrücklich hinzuweisen. Ergötzlich ist die Anekdote, wie der nervös abgespannte Kaiser durch einbrechendes Gewitter, welches beim Frühstück der versammelten Fürsten hereinbrach, so betroffen wurde, daß man ihn beruhigen zu müssen glaubte und er wiederholt und in der unbefangtesten Stimmung erklärte, er kenne sie nicht, etwas so Schreckliches je erlebt zu haben. Der Herzog vom Gerbstädtischen Schützenbrüder des Nationalvereins wurde von den der anwesenden Königen, welche beim Prinzregenten von Preußen Anklage gegen diese Vereine richteten, mit mißtrauischen Blicken angesehen. Die Antworten die er dabei auf seine an die vier Fürsten gerichteten Briefe erhielt, sind ebenso charakteristisch für die Anschauungen derselben wie in ihrer der schiedenartigen Fassung für ihre persönliche Eigenart.

Bei allen nahen Beziehungen zum preußischen Hofe war des Herzogs Verhalten doch auch dort mehrfach Mißdeutungen ausgesetzt, welche indes bald durch seine Erklärungen und des Königs Entgegenkommen beseitigt wurden. Dies gilt namentlich von dem Auftreten des Herzogs bei den Frankfurter Schützenfest, 1862, welches sich durch allerlei Berichte meistens entstellt und verzerrt worden ist. Herzog Ernst wohnte im einfachen Schützenkleide als Ehrenvorsitzender des Schützenbundes der Feier und den Festzuge bei und trug bei der Uebergabe der Fahne an die Stadt Frankfurt begeisterte Worte, die ein stürmisches Echo fanden; er wünschte, „es zu stehen beim Vaterlande und seines Rufes gewärtig bei wehrhaften Bunde waffengeübt zu werden“. In Berlin wurde er angeklagt, in Frankfurt die zahlreich anwesenden Mitglieder der Opposition in ihren Widerstand gegen die Regierung bestärkt zu haben, und der König selbst schrieb ihm in dieser Angelegenheit. Das Mißverständniß löste sich sogleich durch die Antwort des Herzogs, für welche der König seinen tiefen Dank sagte, indem er hinzufügte: „Daß ich momentan an eine solche Handlung Deinerseits glauben konnte, wird Du mir zu gute entschuldigen, wenn Du Dir alles zurückrufen willst, was in Frankfurt gesprochen und gedruckt worden ist.“

Auch des Herzogs Anwesenheit und Auftreten bei den Frankfurter Fürstenkongresse 1863 sind nicht ungetheilte Anerkennung in Berlin, wie zwischen dem österreichischen und preußischen Standpunkte zu vermitteln suchte. Die eingehende Schilderung dieses Kongresses ist einer der interessantesten Theile des Werkes. Niemand konnte besonnener Rath ertheilen, der Herzog, der ja zu den treuen Ergebenen Fürsten gehörte. Der Leiter der Versammlung durch den Kaiser von Oesterreich läßt er die volle Anerkennung zutheil werden. Als einen der hauvenzüge Augenblicke jener Berathung schildert er denjenigen, in welchem der Kaiser allein blieben, nachdem der Kaiser von Oesterreich den Saal verlassen hatte, mit der Erklärung, das Recht Oesterreichs auf das Präsidium im Bunde müsse auch in Zukunft aufs allerbestimmteste gewahrt werden. Wie der Stimmung dieses Artikels 3 der Vorlage war das Schicksal des Fürstenkongresses besiegelt.

Allen anderen Staaten des Bundes voran ging Herzog Ernst auch durch Aufstellung seiner Militärkontingente mit Preußen, ein Vorgang, der zunächst seine Nachfolge fand, und dann die Ernennung des Augustenburgers noch den Tode des dänischen Königs Friedrich VII. Die Thaten früher durch die That bewährte Theilnahme für Schleswig-Holstein des Herzog von Gotha zu nennen, indem er zwei seiner besten Beamten der Regierung des Augustenburgers zur Verfügung stellte und sich bei der Bunde und den deutschen Fürsten vornehmend für seine Sache vor wandte, obschon er keineswegs im allen einverstanden war, was seinend zu vergeblich um eine Anerkennung des Augustenburgers bemühten mochte.

Wir können hier dem inhaltvollen Werke nicht durch alle Windungen und Wendungen der darin geschilderten politischen Verwicklungen folgen. Als es zum Bruch zwischen Oesterreich und Preußen kam, da schien sich der Herzog seinem Kriegsherrn, an welchen er sich schon bald nach Beginn der Feindseligkeiten Anfang, sich zur Kampfe gegen die Hannoveraner bei Langensalza mit seinen Truppen zu verbreiten. Ueber die Verhandlungen, die dem blutigen Treffen vorausgingen, giebt er eine Uebersicht, die um so willkommener sein wird, als bisher über dieselben ein noch ungelichtetes Dunkel herrschte.

Als ein anmuthendes Zwischenspiel zwischen den schwerwiegenden Verhandlungen erscheint abschalt sind, als einer der besten Beiträge zur Geschichte dieses Jahrhunderts. Ritterlich, geistvoll, charaktrig tritt uns das Bild des Fürsten selbst daraus entgegen, der in Wort und That immer einer der mannhaftesten und uneigennützigsten Verfechter der deutschen Einheit war, für die er stets seine ganze bedeutende Persönlichkeit einsetzte.

Die Volkswirthschaftslehre soll neuerdings in den öffentlichen Volksschulunterricht aufgenommen werden. Diesem Vorschlag macht Zeede in den „Deutschen Zeit- und Streitfragen“ (Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter), Hamburg). Er geht von dem Grundsatze aus, daß bei den wirthschaftlichen Verhältnissen der Gegenwart der Kenntniß des Geschäftsmanns, in der einfache Arbeiter darauf angewiesen sei, ein kleiner Vorsprung und Finanzmann zu sein. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß bei geeigneter Stoffanswahl für ländliche Verhältnisse und städtische Verhältnisse Vorbildungsschulen dann ein wünschenswerther Vorschritt in der Volksbildung erzielt würde. Klarheit über solche Begriffe wie Arbeit, Kapital, Preis, Geld, Kredit, Papiergeld, Grundrente, Arbeitslohn, Versicherungen, Unternehmergewinn ist heutzutage für jeden unentbehrlich, der im großen Getriebe unseres wirthschaftlichen Lebens mitthätig ist. Der Verfasser hatte sich an das Nächste, und er wird Verständnißs und Aufmerksamkeit finden. †

Die Kapelle an der Gotthard-Straße. (In dem unlängst erschienenen Buche.) Bevor die Masse des St. Gotthardgebirgs durch die Gewalt neuzeitlicher Technik durchbohrt wurde, um den Süden mit dem Norden durch den Schienenstrang zu verbinden, war der Uebergang über den Berg oft mit den größten Mühseligkeiten, ja mit Lebensgefahr verknüpft. Der Winter mit seinen Schneemassen und Stürmen forderte jedes Jahr seine Opfer, die Lawinen begruben oft ganze Karawanen von Menschen und Thieren in Schnee und Schutt. Es gab eine Zeit, da allein der alte rohe Saumweg hinüberführte, Schutzhäuser und Galerien noch nicht vorhanden, die Wanderer auf sich selbst und ihr Glück angewiesen und dem Unwetter auf diesen unwirthlichen Höhen hilflos preisgegeben waren. Erst später, im Jahre 1431, wurde zum Schutze der auf das Concil nach Basel ziehenden Bischöfe und Prälaten auf der Paßhöhe eine Herberge errichtet. Im Jahre 1709 aber, als Sommern seinen berühmten Uebergang über den Gotthard gegen die Franzosen erkämpfte, da wurde das alte Hospiz zerstört und das Holz zur Feuerung verwendet.

In Anfang dieses Jahrhunderts wurde die neue Kunststraße von den schweizerischen Kantonen Uri und Tessin hergestellt; wohl blieb auch jetzt noch im Winter und Frühling die Reise nicht ungefährlich, aber der Verkehr steigerte sich doch ganz gewaltig, so daß die Straßenkasse der begangenen aller Mautheinnahme wurde. Die Postwagen und andere fuhrwerte beförderten eine Menge Reisende und Waren, zahlreiche Fußwanderer zogen herüber und hinüber, viele Hunderte von unbemittelten Reisenden wurden in dem Hospiz auf der Paßhöhe kostenfrei verpflegt und mitleidsmenschlich verlebt. Die größte Anziehung für Fremdenverkehr hat aufgehört, die Zeit des Tunnelbaues 1872 bis 1880; täglich wurden 16- bis 1800 arme Durchreisende gespeist und gepflegt und zwar meistens aus der Ertrag von milden Beisteuern. Trotzdem konnten selbstverständlich Todesfälle durch Erfrieren, Erschöpfung ꝛc. nicht verhindert werden. Die zahlreichen Todten wurden bis zur Feststellung der Persönlichkeit und die zur Beerdigung, die sich oft lang verzögerte, in der kleinen Kapelle niedergelegt, welche unsere Abbildung zeigt. Die kleine Kapelle ist dieser Tage (1890) mit Hilfe der Verwaltung Wiedenkand. Nicht weit vom Hospiz, auf einem großen Granitstellen, steht noch diese Todtenkapelle; wohl wird sie heute nicht mehr benutzt, aber sie bleibt doch ein warnendes Zeichen für den Wanderer, sich selbst nicht zu viel zuzutrauen.

Verpflanzung der Kreuzotter. Vor einigen Jahren haben wir wiederholt in der „Gartenlaube“ darauf hingewiesen, daß in Deutschland so manche gedachte, an die einzige Giftschlange unserer Heimath, die Kreuzotter, anzuerziehen. Wie dies anderwärts geschehen, haben auch wir den Vorschlag gemacht, die Behörden möchten Preise für getödtete Kreuzottern aussetzen. Der Vorschlag ist nicht unbeachtlichtigt geblieben, und unseres Wissens sind namentlich in Sachsen einige Gemeindebehörden mit einem Beispiel vorangegangen und haben Preise von je 50 Pfennig bis 1 Mark für abgelieferte todte Kreuzottern ausgesetzt. Aus den bei den Jagdschützen zeitweiligen Beschränken konnte man erfahren, daß infolge dieses Hunderte von Kreuzottern zerrichtet wurden. Dieses gute Beispiel möchten wir auch anderen Gemeinden, in denen der Besitz der Giftschlange heimisch ist, zur Nachahmung empfehlen; denn die Unsälle, welche durch den Biß der Kreuzotter verursacht werden, sind zahlreicher, als man im allgemeinen anzunehmen pflegt. “

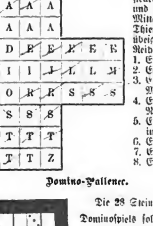
Karl von Holtei. Der beliebte schlesische Mundartdichter und Vorleser, von welchem Theodor Mundt in ihrer gewohnten Erinnerungsblättern manche ergötzliche Anekdote erzählt, hatte die üble Angewohnheit des Rauchens und Schimpfens. Einmal kam er bei dem jungdeutschen Schriftsteller Theodor Mundt mit der Gräfin Hahn-Hahn zusammen. Frau Mundt schlug ihn, wenigstens an diesem Abend nicht zu mit Rauchen um sich zu werfen. Holtei soll den ganzen Abend stumm wie ein Fisch. Endlich sieht die Gräfin an, warum er so schweigsam sei. „Erlauben Sie, Frau Gräfin,“ sagte Holtei, erhob sich rasch und wurdevoll, zog zur Thür, machte sie auf und rief hinaus: „Dreihundertundneunzehnt Stück Kreuzdonnerwetter“ — schloß die Thür wieder zu, setzte sich auf seinen Platz und fuhr dann in seinem geschlagenen Tone fort: „Ein Kind ist die Thürklinke zu meiner Unterhaltung, das ist unser Herrgott zu Nutz' Nun, Gnädigste, stehe ich zu Dienst!“ Die Gräfin Hahn-Hahn war ganz erschrocken und suchte vorlegen von ihm fort. Aber Holtei, der sich Holteich Luft gemacht hatte, begann nun den Abend stumm wie ein Fisch. Endlich setzte

Allerlei Kurzweil.

Hieroglyphenräthsel.

In dieser Aufgabe stellt jedes Bild den Anfangsbuchstaben seines Namens dar: es sind nur die Konsonanten und die Doppellauter durch Bilder bezeichnet; werden dieselben aber durch die richtigen Vokale ergänzt, so ergiebt die Lösung einen Sinnspruch aus Goethes „Torquato Tasso".

Kreuzräthsel.



Die Buchstaben dieser Figur lassen sich so umstellen, daß die senkrechte und auch die wagerechte Mittelreihe ein sabelhaftes Thier nennt, während die übrigen acht wagerechten Reihen bezeichnen:

1. Ein chemisches Element.
2. Eine Himmelsgegend.
3. Einen Nebenfluß des Mains.
4. Eine große Stadt der Niederlande.
5. Eine Stadt in Vorderindien.
6. Einen Seefisch.
7. Einen Theil des Baumes.
8. Ein Gewässer.

Domino-Patience.

Die 28 Steine eines gewöhnlichen Dominospiels sollen in der Weise zu nebenstehender Figur zusammengelegt werden, daß die Augensumme in jeder wagerechten, in jeder senkrechten und in jeder der beiden diagonalen Reihen 21 beträgt. Die gegebenen 12 Steine dürfen nicht umgelegt werden.

A. Siabenow.

Entzifferungsaufgabe.

Man soll die in das nachstehende Viereck eingetragenen Silben so ordnen, daß sie, hintereinander gelesen, ein Goethesches Gedicht ergeben.

schon	ich	lich	sich	a	ke	wut
sie	ist	schau	glos	lieb	kraft	an durch
ter	bens	sucht	auf	ter	fern	dich
o	eines	er	und	macht	ist	tag
sten	er	zen	ist	ber	sen	der
den	heut	weit	ist	mut	keit	al
weit	au	he	sich	gen	die	der
le	tung	en	be	öde	die	Ber

Wie lautet das Gedicht?

Werden die einzelnen Silben mit den entsprechenden Ziffern von 1—64 bezeichnet, dann ergiebt ein magisches Quadrat, in dem die Ziffern jeder senkrechten und wagerechten, ebenso der beiden diagonalen Feldreihen die Summe 260 ergeben.

Logogroph.

Bin ich auch zwar mit einem d
Gar vielen Silbien eigen,

So können wenige mich doch
Mit einem 1 die zeigen.

Oscar Beede.

Auflösung des Rösselsprungs auf S. 164:

Wer Schweres je erlitten
In harten Schicksals Bann,
Mit Noth und Sturm gestritten,
Verzagen wie ein Mann:
Dem können kleine Leiden
Das Herz nicht trüben mehr.
Er ist gewohnt ans Meiden
Aus Schmerzensgründen her.

Doch wem des Glückes Sonne
Stets in das Herz gelacht
Und wem nur Lust und Wonne
Der Zeitenlauf gebracht:
Beim kleinsten Unfall nennt er
Die Welt ein Jammerthal,
Und leicht in Zorn entbrennt er
Ob einer kleinsten Qual.

(Paul Heyse.)

Auflösung des Räthselschlosses auf S. 164: Schlafrunk.

Auflösung des Räthsels auf S. 164: Taucher — Glocke — Taucherglocke.

Auflösung des Scherzbilderräthsels auf S. 164: Schulaufgaben.

Auflösung des Logogrophs auf S. 164: Platon — Platen.

Auflösung der Skataufgabe Nr. 2 auf S. 164:

Der Spieler hatte noch der 2W gefunden und 2K, so gewann. Bei folgender Kartenvertheilung:

Vorhand: 2W, 1D, 2T, 2D, 2B, 2K, 2O, 2S, 2B, 2T.
Mittelhand: 1Z, 1K, 1D, 1K, 2T, 1K, 1D, 1S, 2T
Hinterhand: 1Z, 1K, 1D, 1K, 2T, 1K, 1D, 1S, 2T
1. 2K, 2Z, 2Z (= 21).
2. 1K, 1D, 1Z (= 33).
3. 1D, 1D, 1K (= 45).
4. 1D, 1W, 1D (= 57).
5. 1W, 1W, 1D (= 69).

83 Augen. Müßten aber die beiden Gegner 2T und 2T miteinander tauschen, so würde der Spieler zuletzt mit dem letzten Stich ans Spiel kommen, die Trümpfe herausholen und alle Stiche erhalten, also mit Schwarz gewinnen.

In dem unterzeichneten Verlage ist soeben erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

E. Marlitt's Romane und Novellen.

Illustrierte Gesamt-Ausgabe.

Siebenter Band: „Die zweite Frau".

Die Band-Ausgabe von E. Marlitt's illustrierten Romanen und Novellen erscheint **vollständig in 10 Bänden zum Preise von je**

3 Mark elegant geheftet, 4 Mark elegant gebunden.

Vierteljährlich ein Band. Bis jetzt erschienen: Band 1 bis 7.

Inhalt: Bd. 1. „Das Geheimniß der alten Mamsell". — Bd. 2. „Das Heideprinzeßchen". — Bd. 3. „Reichsgräfin Gisela". — Bd. 4. „Im Schillingshof". — Bd. 5. „Im Hause des Kommerzienrates". — Bd. 6. „Die Frau mit den Karfunkelsteinen". — Bd. 7. „Die zweite Frau". — Bd. 8. „Goldelse". — Bd. 9. „Das Eulenhaus". — Bd. 10. „Thüringer Erzählungen" (Inhalt: „Amtmann Wald", „Die zwölf Apostel", „Der Blaubart", „Schulmeisters Marie").

Auch in 75 Lieferungen zum Preise von 40 Pf. zu beziehen. (Alle 14 Tage eine Lieferung.) Bis jetzt erschienen: Lfg. 1 bis 53.

Bestellungen werden jederzeit in beinahe allen Buchhandlungen angenommen. Wo der Bezug auf Hindernisse stößt, wende man sich direkt an die

Verlagshandlung von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Hierzu die Kunstbeilage „Junges Leben", Ostergruß der „Gartenlaube" an ihre Leser.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig

Halbheft 7. 1890.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1890. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Madonna im Rosenhag.

Roman von Reinhold Ortmann.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten.

Wer sich um die achte Abendstunde eines unfreundlichen und regennassen Berliner Herbsttages von der gewaltigen Menschenwelle forttragen läßt, welche unaufhörlich durch die lange, schnurgerade Friedrichstraße flutet, der darf nicht fürchten, durch sein Aussehen oder sein Gebahren die Aufmerksamkeit gar zu leicht auf sich zu lenken. In diesem unendlichen Strome geschäftigen Vorwärtstreibens, in diesem beständigen Drängen, Hasten und Durcheinanderwinden ist für den einzelnen kaum die Möglichkeit zu müßigen Betrachtungen geboten. Selbst über auffällige und sonderbare Erscheinungen, wie sie in der Hauptverkehrsstraße einer Millionenstadt niemals fehlen, gleitet das Auge in flüchtigem Erstaunen hinweg, und schon die nächste Sekunde verwischt mit einem völlig veränderten Bilde den befremdlichen Eindruck, welchen eine Seltsamkeit vielleicht erzeugte.

So konnte denn auch eine hagere, schlottrige Männergestalt, nach der sich auf einer weniger belebten Promenade wahrscheinlich mancher neugierige Blick gewendet haben würde, unbehelligt und unbemerkt durch das Gewühl dahinwandern.

Selbst da, wo die elektrischen Bogenlampen am Eingang einer Bierstube oder die blendenden Reflektoren eines prächtigen Schaufensters ihr scharfes Licht voll auf den Vorübergehenden warfen, wäre es schwer gewesen, mit einiger Wahrscheinlichkeit auf sein Alter oder seinen Stand zu schließen. Der magere Körper mit den langen Armen, den abfallenden Schultern und der flachen Brust hatte etwas von dem Aussehen einer in ihrer Entwicklung verkümmerten Jünglingsgestalt; aber in dem blassen, bartlosen, hohlwangigen Gesicht waren einige fast greisenhafte Züge. Und doch war dies von leicht gewelltem, dunklem Haar umgebene Antlitz nicht eigentlich häßlich zu nennen. Es trug das unverkennbare Gepräge eines geweckten Geistes, und der kleine, fast weibisch zart gebildete Mund gab ihm einen merkwürdig rührenden Ausdruck von Sanftmuth und Geduld. Dafür, daß er nicht den vom Glücke Auserwählten unter den Sterblichen beizuzählen sei, sprach die mehr als bescheidene Kleidung des Mannes deutlich genug. Sie war aus schlechtem Stoffe und schlotterte so ungeschickt und faltig um seine Glieder, als sei sie für einen ungleich

Nach des Tages Mühen. Von Ed. Grützner.
Photographie im Verlage der „Photographischen Union" in München.

beleidigten Träger angekettigt worden. — Mit leicht gelenkten Kopfe, über dessen Stirn der weiche, breitrandige Filzhut tief herabgezogen war, wand sich der Mann durch den Menschenstrom. Sicherlich war von all den Tausenden kaum ein einziger so ängstlich wie er darauf bedacht, der Entgegenkommenden aus dem Wege zu gehen und jede unsanfte Berührung mit einem von ihnen zu vermeiden. Nicht auf seiner Seite konnte deshalb das Verschulden liegen, als ein vierschrötiger, gefährlich aussehender Bursche mit hoher, weit auf den Hinterkopf zurückgeschobener Stoffmütze breit und wuchtig gegen seinen gebrechlichen Körper prallte. Der Gestoßene taumelte um ein Stück zurück, und ein leiser Ausruf des Schmerzes oder des Schreckens kam von seinen Lippen. Der andere aber, der den kleinen Unfall anscheinend absichtlich herbeigeführt hatte, faßte den Griff seines derben Knotenstockes fester und pflanzte sich in drohender Haltung vor seinem Opfer auf.

„Was haben Sie gesagt?“ herrschte er ihn an, und seine Stieren, vom Glanz des Branntweins erfüllten Augen weissagten nichts Gutes. „Wollen Sie etwa schimpfen?“

Die zunächst Befindlichen blieben stehen, und innerhalb einer einzigen Sekunde hatte sich ein dichter Kreis um die beiden geschlossen. Einzelne Rufe wurden laut, die sehr unzweideutig verriethen, daß die Stimmung der Zuschauer eine für den Burschen mit der Mütze wenig günstige sei und daß der andere auf den nachdrücklichen Beistand der Menge rechnen könne, wenn er die Frechheit des Raufbolds gebührend zurückwies.

Aber es hatte nicht den Anschein, als ob der greisenhafte Jüngling sich dadurch ermuthigt fühlte. Mit einem Ausdruck namenloser Angst irrten seine Augen an der lebendigen Hecke dahin, die so plötzlich um ihn her emporgewachsen war, und seine Gestalt fiel noch mehr in sich zusammen, während er sich mit zitternder Hast gegen seinen Angreifer wandte:

„Ich habe gar nichts gesagt — nicht ein einziges Wort! Und ich bitte um Entschuldigung, wenn ich Sie belästigt habe. Es — es ist gewiß nicht mit Absicht geschehen!“

„Hosenfisch!“ rief in verächtlichem Ton einer aus der Menge, und höhnisches Gelächter folgte der allzu bereitwilligen Entschuldigung. Der Bursche mit der Mütze schaute triumphirend umher, klemmte seinen Knotenstock wieder unter den Arm und brach sich, einige unflätige Worte vor sich hin brummend, rücksichtslos Bahn durch die Menge. Der andere aber war in dem nämlichen Augenblick, in welchem die Gasse sich geöffnet hatte, verschwunden, als ob die Erde ihn verschlungen hätte.

Wie ein Verzückter schlüpfte er, dicht an die Mauern der Häuser gedrückt, durch die volkreiche Straße weiter. In seinem Gesicht zuckte es seltsam, und seine Fäuste hatten sich krampfhaft geballt: aber seine Haltung war scheu und gedrückt wie zuvor, und sein Kopf war so tief zwischen die Schultern gezogen, als hätte er sich am liebsten völlig unsichtbar gemacht vor allen zudringlichen und neugierigen Blicken.

In eine der letzten Seitenstraßen vor dem Belle-Allianceplatz bog er ein, und hier verlangsamte sich nun ein Geringes die Hast seiner Schritte. Die Häuser waren da zum größten Theil all und unansehnlich; nur in wenigen von ihnen hatte man die Gepflogenheit der vornehmeren Stadttheile nachgeahmt, die Straßenthür verschlossen zu halten, und fast überall war darum der Einblick in die dunklen, wenig einladenden Höfe freigegeben.

In einen dieser weitgeöffneten Thorwege hatte der Mann so vorsichtig hinein, als gehörte es zu den wahrscheinlichsten Dingen, daß sich dort Diebe und Menschenkinder verstecken hielten. Aber es war nichts da als ein kleiner dicker Bäckerlehrling mit nackten Armen und mit nachlässenden Pantoffeln an den bloßen Füßen, der pfeifend auf- und niederging. Der Mann auf der Straße blieb eine Weile unschlüssig im Schatten der Mauer stehen; dann aber, da der Bäckerbursche durchaus nicht Miene machte, seinen Posten zu verlassen, huschte er rasch hinein und eilte an dem jungen Menschen vorbei die Treppe hinauf. Sein Athem ging schnell von der Anstrengung des hastigen Steigens, als er auf dem Flur des dritten Stockwerks stehen blieb. Er tüpfelte den Hut und wischte sich den Schweiß ab, der in dicken Tropfen auf seinen hohen, schmalen Stirn perlte. Es war das Gebahren eines Menschen, welcher das Bewußtsein hat, soeben einer furchtbaren Gefahr mit genauer Noth entronnen zu sein.

Unter dem Griff des Glockenzuges im dritten Stock war eine ganze Reihe von Visitenkarten befestigt; die Glasthür aber war unverschlossen. Sie öffnete sich auf einen langen, halbdunkeln Gang, an dessen beiden Seiten man nur unbestimmt einen Anzahl von Thüren erkennen konnte. Behutsam tastete sich der Mann bis zu der letzten derselben hin und öffnete sie mit einer aus der Tasche gezogenen Schlüssel. Ein schmales, enges Zimmerchen, das nicht mehr als die nothwendigsten Einrichtungsgegenstände enthielt, nahm ihn auf. Wohl eine Viertelstunde lang blieb er wie in völliger Erschöpfung auf einem Stuhl im Fenster sitzen, ehe er sich dazu aufraffte, mit unsicheren Bewegungen die auf dem Tische stehende Kerze anzuzünden. Schreibgeräthe und einige Blätter weißen Papiers lagen daneben, und der Beschauer des Stübchens rückte sie zurecht, als wollte er bei dem unsicheren Licht des flackernden Kerzenflammchens zu schreiben versuchen. Aber er legte die tintenmatte Feder wieder hin, ohne einen Strich gethan zu haben. Die Erregung zitterte wohl noch zu heftig in seinen Nerven nach. Drei- oder viermal ging er in dem kleinen Raume auf und nieder; dann rückte er seinen schlechtsitzenden Halskragen zurecht, zupfte an dem schlotternden Rocke, ohne ihm damit irgendwie ein besseres Aussehen geben zu können, und ging nochmals entschlossen zur Thür, mit den Fußspitzen hinaus und die Hälfte des finsteren Ganges zurück.

Sein Klopfen an die Thür, vor der er eine genaume Weile regungslos gestanden hatte, war in seiner Zaghaftigkeit kaum vernehmlich. Von drinnen aber klang sogleich eine jugendlich helle, wohltönende Frauenstimme:

„Wer ist da? — Sind Sie es, Herr Hudetz?“

„Ja, Fräulein von Brenckendorf, ich bin es!“ erwiderte er fast flüsternd. „Aber wenn ich Sie auch nur im geringsten störe —“

Ein Riegel wurde zurückgeschoben und ein Strom freundlichen hellen Lampenlichtes fiel aus der geöffneten Thür auf die demüthige Gestalt des Einlaß Heischenden.

„Nein, Sie stören mich durchaus nicht. Treten Sie nur näher! Mein Tagwerk ist gethan, und ich kann mir's wohl gönnen, eine halbe Stunde zu verplaudern.“

Die so mit gewinnender Liebenswürdigkeit zu dem scheuen Besucher gesprochen hatte, war eine junge Dame von höchstens zwanzig Jahren. Obwohl ihr Anzug nicht gerade fein zu nennen war, denn sie trug eine große graue Malschürze über dem einfachen Kleide, sah sie doch vornehm genug aus, um den Gegenstand zu ihrem Gaste noch unfälliger und wunderlicher hervorteten zu lassen. Ihre hohe, schlanke und bei aller jungfräulichen Zartheit prächtige Gestalt, ihr zierliches, mit reichem, lichtblondem Haar geschmücktes Köpfchen, auf dessen schönem Gesicht ein warmrosiger Hauch von Jugendfrische und lebensprühender Gesundheit lag, machten den andern neben ihr noch hundertmal armseliger und hinfälliger, als er vorhin im Gewühl der Straße erschienen war. Und die gebeugte Haltung seines hageren Körpers, die hastigen, unmotivlosen Bewegungen seiner langen Glieder nahmen sich angesichts und ihrebsichts aus neben ihrer ruhigen, anmuthigen Sicherheit, die in solcher Vollendung nur das Ergebniß eines Zusammenwirkens von natürlicher Anlage und vorzüglicher Erziehung sein konnte.

Sie hatte ihm unbefangen die schmale, weiche Hand zum Gruße geboten, und er nahm sie für einen Augenblick in die seine, die er abgezehrt und so brennend heiß war wie die eines Fieberkranken.

„Ich kann nicht arbeiten,“ sagte er, „ich glaube, es ist diese schreckliche Einsamkeit, die keinen vernünftigen Gedanken mehr in meinem Kopfe reifen läßt.“

Ohne ihre Einladung abzuwarten, hatte er sich auf den äußersten Rand eines Stuhles niedergelassen, der in der beschatteten Ecke neben dem Fenster stand. Es war, als ob er stets von einem unbewußten Verlangen geleitet werde, sich so klein und so unscheinbar zu machen, als die Umstände es nur immer erlaubten.

„Die Einsamkeit, Herr Hudetz?“ sagte lächelnd die junge Dame, welche er vorhin als Fräulein von Brenckendorf angeredet hatte. „Klagten Sie nicht erst vor kurzem darüber, daß Sie gezwungen wären, sich fast während des ganzen Tages unter den Menschen zu bewegen?“

Er strich sich das dunkle Haar aus der Stirn und sah mit einem leeren Blick vor sich hin.

„Unter den Menschen — das ist es ja eben! Ich fühle meine Vereinsamung nirgends so tief als gerade da. Haben nicht alle diese Leute tausendfältige Beziehungen unter einander in Freundschaft und Feindschaft, in Liebe und Haß? Ist nicht

Digitized by Google

selbst der Verlassenste unter ihnen durch irgend ein gemeinsames Interesse noch mit hundert Fäden an andere gekettet?"

„Gewiß! Aber ich meine, das müßte ein wenig doch auch auf Sie zurückfest. Und haben Sie sich denn wirklich jemals ernstlich bemüht, die Freunde zu finden, deren Dasein Sie jetzt verwissen?"

Er schüttelte den Kopf.

„Ich bin einer von denen, die das Recht verwirkt haben, um Liebe und Freundschaft zu werben. Glauben Sie nicht, Fräulein von Brenckendorf, daß es Menschen giebt, die mit dem Unglück behaftet sind wie mit einer ansteckenden Krankheit? Man muß sich hüten, Gemeinschaft mit ihnen zu haben."

Er sprach immer mit gedämpfter Stimme, in einer eigenthümlich einwinkenden Weise, die seine Worte noch unheimlicher machte. Auf dem Gesicht seiner jungen Zuhörerin zeigte sich etwas wie ein leichtes Unbehagen.

„Sie sind heute in übler Stimmung, Herr Hudeß, und Sie sehen ein wenig ausgegriffen aus. Darf ich Ihnen eine Tasse Thee bereiten?"

Hudeß machte eine verneinende Bewegung.

„Sie sollen sich nicht bemühen um meinetwillen! Es ist Güte genug, daß Sie mich zuweilen in Ihrer Nähe dulden. Aber es ist wahr: ich bin schlecht gestimmt heute, und ich hätte Ihnen nicht lästig fallen sollen."

Er erhob sich von seinem Stuhlraub; aber er machte doch noch nicht Miene, zu gehen. Die junge Dame war an den Tisch getreten, auf welchem in ausfallendem Gegensatz zu der einfachen Zimmereinrichtung, eine schön gearbeitete, silberne Theemaschine stand. Das Licht der Lampe fiel hell auf das hübsche Gesicht des Mädchens und auf die schlanken, weißen Hände, die das Spiritusflämmchen unter dem Kessel entzündeten. Und den Besucher schien dieser Anblick mit magnetischer Gewalt zu fesseln. Den Kopf ein wenig auf die Seite neigend, betrachtete er sie unverwandt, wie man ein reizliches Gemälde betrachtet, mit weit geöffneten Augen und einem seltsam wollwegefinnen Ausdruck des blassen Antlitzes.

Fräulein von Brenckendorf hatte ihn nicht aufgefordert, zu bleiben; da er aber trotz seiner letzten Worte nicht geneigt schien, zu gehen, sagte sie, ohne daß der Klang ihrer Stimme an herzlicher Freundlichkeit verloren hätte: „Sie sind ja ein Kunstverständiger, Herr Hudeß! — Wollen Sie mich nicht Ihr Urtheil über die kleine Malerei da drunten in sassen, mir der heute glücklich — oder muß ich sagen: unglücklich? — fertig geworden bin?"

Bei ihrer Anrede war er sichtlich zusammengefahren wie jemand, der aus tiefem Nachdenken aufgeschreckt wird. Nun aber trat er ohne weiteres an die im hellen Lichte stehende Staffelei und entfernte die leichte Hülle von dem darauf befindlichen winzigen Aquarell. Das weißseidene Blatt eines Ballfächers kam zum Vorschein, und die in ganzen Farbenfülle ausgeführte, geflügelte Amorettengestalten, die zwischen den Ranken eines blühenden Apfelzweiges ihr Wesen trieben, bildeten die von der jungen Dame empfohlene Malerei.

Hudeß betrachtete das kleine Werk sehr lange; aber er sagte kein Wort.

„Nun?" klang es endlich ermuntern vom Theetische herüber. „Wenn es Ihnen so schwer wird, Ihre Kritik zu äußern, muß ich so wohl fürchten, daß sie nicht sonderlich günstig sei."

Er wandte ihr das Gesicht wieder zu und entgegnete in seiner melancholisch eintönigen Weise: „In der That, Fräulein von Brenckendorf, ich finde das Bildchen nicht gut, wenigstens nicht gut genug für ein Werk von Ihrer Hand."

„Ob das etwa eine verschleierte Schmeichelei?" fragte die Gekränkte ohne Empfindlichkeit zurück. „Meinen Sie, daß ich Talent genug habe, Besseres zu leisten?"

„Nein! Nach allem, was ich bisher von Ihnen gesehen habe, fürchte ich eben, Sie haben es nicht. Es ist nichts als mittelmäßige Dilettantenarbeit, und gerade Sie sollten die edelste aller Künste nicht zu solchen Handwerksdiensten erniedrigen. Ist es denn möglich, daß Sie diese Art unfruchtbaren Schaffens nicht selber wie eine beständige Demüthigung empfinden?"

Das schöne Gesicht des jungen Mädchens war nun doch sehr ernst geworden, und die Tassen, mit denen sie sich zu schaffen machte, klirrten leise zusammen. „Es ist mein Broterwerb, Herr Hudeß," sagte sie, „die Waffe, mit der ich den Kampf ums Dasein führe. Es ist nicht meine Schuld, wenn das Schicksal mich nicht besser ausgerüstet hat für diesen Kampf."

„Nein, Sie können wahrhaftig nicht geschaffen sein, um zu kämpfen!" erwiderte er, indem er abermals mit dem vorigen wollvergessenen Ausdruck zu ihr hinüberstarrte. „Ich weiß nicht, wie es zugeht; aber so oft ich Sie sehe, ist es mir immer, als wären Sie nur in einer Verkleidung oder in einer Verzauberung, wie die Königstöchter aus den Kindermärchen. Kennen Sie Rubens' Portrait der Elisabeth von Frankreich?"

„Nein, ich kenne es nicht," gab sie zurück, und es war trotz aller Freundlichkeit etwas wie vornehme Ablehnung in ihren Worten. „aber ich bin nichts destoweniger überzeugt, daß Sie mir ganz unverdiente Ehre erweisen, wenn Sie mich etwa mit demselben vergleichen wollen. Seien Sie versichert, daß ich nichts anderes bin, als ich augenblicklich zu sein scheine, und daß ich mich leider niemals als eine verkleidete oder verzauberte Prinzessin entpuppen werde!"

„Sie wissen wohl, daß meine Worte nicht buchstäblich zu nehmen waren," beharrte er, ohne Verständnis für ihren Wunsch, die Thema abgebrochen zu sehen. „Auch war es nicht gerade meine Absicht, Sie mit dem Bilde jener spanischen Königin zu vergleichen. Das ist ja eben das Wunderbare, daß Ihre Züge nicht die geringste Aehnlichkeit mit denselben haben, und daß ich doch den Gedanken an das Bild nicht los werden kann, sobald ich Ihnen ins Gesicht blicke. Etwas rein Geistiges, Unfaßbares muß es sein, das Sie mit ihm gemeinsam haben — das Anmuthig-Hoheitsvolle vielleicht, das bei aller Zartheit und Weiblichkeit wahrhaftig Königliche, welches jenes Porträt für mich zum herrlichsten aller Fürstenbildnisse macht. Ich weiß es nicht genau, wenn die Weltgeschichte erzählte, diese Elisabeth habe je etwas Unweibliches oder Unköniglisches gethan, und ebenwenig vermag ich es zu fassen, daß Ihre Hände es gewesen sein sollen, welche für den rohen Geschmack einer verstandnißlosen Menge jene abscheulichen Photographien mit schreiend bunten Farben übermalt oder jene Putten mit der gezierten Haltung und den unmöglichen Gliederbau gestaffen haben."

Vielleicht würde die junge Dame sich nun doch veranlaßt gesehen haben, weitere Bekenntnisse ihres sonderbaren Besuchers durch eine unzweideutige Entgegnung abzuschneiden; aber das Wort erstarb ihr auf den Lippen, als sie in diesem Augenblick draußen auf dem Gange eine kräftige Männerstimme sagen hörte:

„Jawohl, das Freifräulein Marie von Brenckendorf — mit Ihren gütigen Erlaubnis?" — Wollen Sie nicht die Freundlichkeit haben, mir mitzutheilen, durch welche von diesen dreifundert Thüren man zu ihr gelangen kann?"

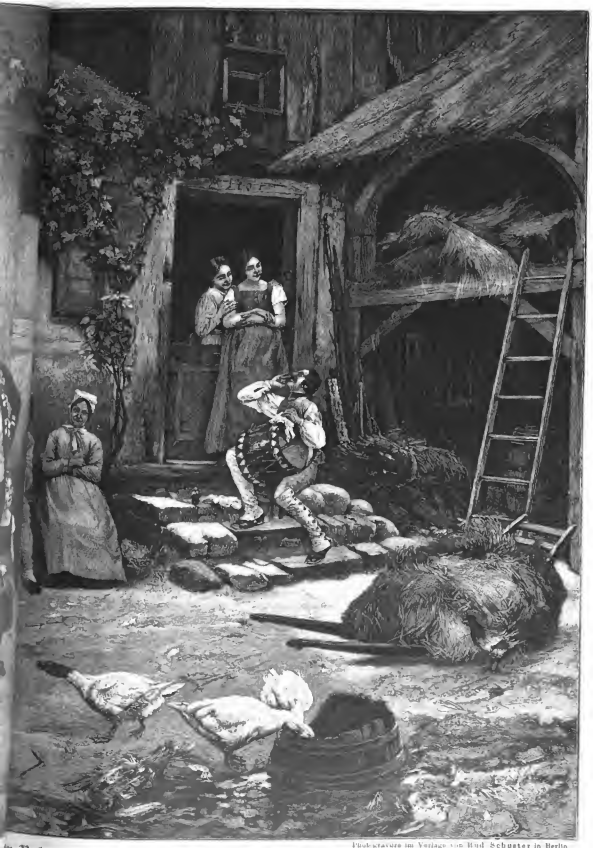
„Ein Besuch für Sie!" flüsterte Hudeß, sich hinter der Staffelei an die Wand drückend. In seinem auf die Thür des Zimmers gehefteten Blick war dieselbe tödliche Angst, mit welcher er vorhin auf der Straße das Zusammenschließen des fluchtbemmenden Menschenringes beobachtet hatte.

Nun wurde ziemlich ungestüm geklopft, und ehe noch die junge Malerin ein „Herein!" hatte ermöglichen können, trat der neue Besucher über die Schwelle.

„Guten Abend, mein Herzensmariechen! — Wird mich hinaus, wenn es nicht anders sein kann; aber gestatte mir wenigstens zuvor, Dir einen Kuß zu geben!"

Des Königs

Nach einem Gemälde



Photogravure im Verlage von Rud. Schuster in Berlin.

Rekrut.

Carl Warthmüller.

STANFORD LIBRARIES

„Es ist mein Nachbar, Herr Joseph Hudetz — Journalist, wenn ich nicht irre! Gestatten Sie mir, lieber Herr Hudetz, Sie mit meinem Bruder Wolfgang bekannt zu machen!“

Der Letztere neigte artig das Haupt, und auch Hudetz bewegte die Schultern in einer Weise, die wohl eine Verbeugung darstellen sollte. Aber seine Augen blieben nichtsbestoweniger unverwandt auf die Thür gerichtet, und als die beiden anderen nun weiter in das Zimmer hereintraten, schob er sich hastig dem Ausgange zu.

„Sie werden verzeihen — ich kann — ich darf — ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen!“

Mit lautlosen Schritten war er hinaus gehuscht wie ein Schatten. In lebhaftem Erstaunen blickte ihm Wolfgang von Brenckendorf nach. Aber rasch wandte er sich wieder seiner Schwester zu und rief in fröhlichem Tone:

„Du wäre ich also wieder, um nach fünfjähriger Trennung mein Schwesterchen zu umarmen! Nun, ich muß Dir auf Ehre und Gewissen versichern, daß Du Dich in diesen fünf Jahren viel prächtiger herausgemacht hast, als ich's dem mageren Backfischchen von damals je zugetraut hätte. Bist Du zufrieden?“

„Von dem eigenen Bruder kann man sich's ja am Ende gefallen lassen.“

„Natürlich erwarte ich, daß Du mir das Lob zurückgiebst. Ist mir die amerikanische Luft nicht recht gut bekommen?“

Sie gab sich neckend den Anschein, als ob sie ihn erst jetzt betrachte, und doch leuchtete ihr der freudige Stolz auf des Bruders schöne, männlich kraftvolle Erscheinung schon seit dem Augenblick der ersten Begrüßung aus den Augen.

„Nun ja, man muß sich nicht gerade schämen!“ meinte sie ihm einen leichten Schlag auf die Wange versetzend. „Du hättest auch in einem schlimmeren Zustande wiederkommen können.“

„Auf zerrissenen Schuhen etwa, mit einem ungeheuren Knotenstock und einer rothen Nase! Ehrlich gesprochen, Schwesterchen: hast Du nicht manchmal im Stillen gefürchtet, daß sich eines Tages etwas derartiges ereignen könnte?“

„O nein, Deine Briefe ließen mir ja keinen Zweifel darüber, daß Du Dich in vortrefflichen Verhältnissen befindest.“

Sie hatte diese Worte etwas zögernd und nicht mehr mit jener überwältigenden Heiterkeit gesprochen, von welcher bis dahin ihr Gesprächer erfüllt gewesen war. Wolfgang aber bemerkte es nicht, oder er gab sich doch den Anschein, es nicht zu bemerken.

„Ja, meine Briefe!“ meinte er, seine gedankenlose Gestalt behaglich in den Stuhl zurücklehnend. „Es ist doch ein eigen Ding um solche Schreiberei aus weiter Ferne! Wenn ich mir den Inhalt der kurzen Schriftstücke ins Gedächtniß zurückrufe, mit denen mich das gnädige Fräulein in nur zu langen Zwischenräumen bedrhte, so müßte ich eigentlich zugleich erstaunt und zerknirscht sein über den fremdländischen Empfang, der mir verirrten und verlorenem Schäflein aus der edlen Brenckendorfschen Herde hier zu Theil geworden ist.“

„Ich hoffe, Du hast niemals im Ernst an meiner schwesterlichen Liebe gezweifelt, Wolfgang!“

„Im Gegentheil! Ich hielt mich immer überzeugt, daß alle die unangenehmen Dinge, die Du mir zu sagen oder vielmehr zu schreiben geruhtest, nur ein rührender Ausfluß eben dieser treuen Schwesterlichen Liebe seien. Aus Deinen ernsthaften Vorstellungen schaute mir trotz alledem das Bild eines hübschen, rosigen Geschöpfchens entgegen, dem die Unschuld und die Unerfahrenheit hell aus den Augen guckten, eines hulbseligen kleinen Mädchens, das in seiner Herzensgüte und Herzensunfalt von den rauhen, unerbittlichen Ernst des Lebens nur gerade so viel wußte, als man gemeinhin mit neunzehn Jahren davon erfahren hat.“

Marie legte ihm die Hand auf den Mund.

„Genug, Du spottest! Glaubst Du denn, daß ich trotz der haarsträubenden Schmeichelei die Boshrit nicht verstände? Also nach meinen Briefen war ich in Deinen Augen ein Gänschen, das vom Leben nicht mehr weiß, als der Blinde von der Farbe! — Und daß ich mich schon seit zwei Jahren mutterseelenallein mit diesem unerbittlichen Leben herumschlage — daß ich mich, wie ich denke, dabei ganz tapfer gehalten habe, obwohl es mir durch meine Erziehung sicherlich nicht leichter gemacht worden ist als Dir — das kam dem hochmüthigen Herrn der Schöpfung natürlich nicht in den Sinn!“

„O doch, meine wackere kleine Marie, und es erfüllte mich sogar jederzeit mit unbedingter Hochachtung und Bewunderung! Aber ich meine, wir müßten einen kleinen Unterschied machen zwischen Deinem Kampfe ums Dasein und dem meinigen. Für ein mittelloses junges Mädchen bedeutet es ja unter den bestehenden Verhältnissen gewiß einen sehr achtungswerthen Erfolg, wenn es sein Leben zu fristen vermag, ohne dafür Freiheit und Selbständigkeit bis auf den letzten Rest drangeben zu müssen. Ein Mann aber, der es zu nichts Besserem brächte, hätte doch wohl wenig Ursache, sich seiner Kraft zu rühmen. Und ich hätte die Heimath nicht erst zu verlassen brauchen, wenn es nicht mit dem festen Entschluß geschehen wäre, es zu etwas Besserem zu bringen. Es war noch recht viel Ballast in meinem Lebensschiffslein, als ich damals halb freiwillig und halb gezwungen aus dem Elternhause abfegelte: einige Kisten voll jugendlichen Leichtsinns und voll höchst unklarer und unfruchtbarer idealistischer Schwärmereien, vor allem aber ein gewaltiger Sack voll verrosteter Anschauungen und überlebter Vorurtheile, dessen schätzenswerthen Besitz ich meiner Erziehung im Elternhause, dem studentischen Verbindungsleben und meinen beiden Lieutenantsjahren zu danken hatte. Aber der Wind blies mir scharf entgegen, die Wellen drohten über Bord zu schlagen und ich sah bald, daß mein Schifflein gefährlich überladen war. So wanderte denn der Ballast nach und nach ins Meer — der Sack mit den Vorurtheilen zuerst, dann der göttliche Leichtsinn und zuletzt — weit ich mich von ihnen am schwersten zu trennen vermochte — all meine schönen idealistischen Schwärmereien! Ich lernte erkennen, daß es reiner Unsinn sei, mit den Lerchen oder auch nur mit den Spatzen um die Wette fliegen zu wollen, so lange man bis zu den Knieen im Sumpfe steckt. Und statt des alten Brenckendorfschen Wahrspruchs: „Dreuthig und muthig“ wählte ich mir die Losung „Fleißig und bescheiden“. Sie klingt vielleicht nicht ganz so feudal, aber ich bin doch weiter damit gelangt, als ich mit der Demuth und dem Muthe gekommen wäre. Reichthum und Unabhängigkeit, das sind meine Ziele; sie gefallen Dir nicht recht, wie Du mir wiederholt mit edler Entrüstung geschrieben hast, aber Du darfst mir getrost glauben, daß alle anderen begehrenswerthen Dinge an der nämlichen Straße liegen.“

„Und um reich und unabhängig zu werden, mußtest Du nothwendig den Beruf eines — eines Zahnarztes ergreifen?“

„Nicht gerade nothwendig, denn die Gastwirthstalasbahn ist unter Umständen auch nicht übel. Und Lente, die mit Schweine schnatz gehandelt oder alte Kleider zu Kunstwolle verarbeitet haben, sind bekanntlich schon zu großem Vermögen gelangt. Aber für jede dieser ausschließreichen Bahnen fehlten mir die gedanetten Vorkenntnisse. Ich war zu alt und zu steif, um einen brauchbaren Kellnerburschen abzugeben, welche Stufe man unbedingt durchmachen muß, um ein steinreicher Gasthausbesitzer zu werden — und ich fürchte, daß ich trotz des redlichsten Bemühens niemals sachverständig genug in Bezug auf Schweineschmalz oder alte Kleider geworden wäre. Von meinen fünf Bonner Semestern her aber wußte ich ganz gut einen Backenzahn von einem Schneidezahn zu unterscheiden und auch sonst war da noch dies oder jenes haften geblieben, das mir einen Theil meiner zahnärztlichen Lehrzeit ersparen konnte. So entschied ich mich denn schnell für diesen ebenso nützlichen als ehrenwerthen Beruf, eingedenk der treffischen Wahrheit: Time is money! Zeit ist Geld!“

„Es ist schrecklich, dergleichen anhören zu müssen, und noch schrecklicher, nicht einmal böse werden zu können, wenn man Dich so leichhaftig vor sich sieht. Reden wir denn nicht mehr davon — wenigstens heute nicht mehr! Wie lange gedenkst Du Dich hier aufzuhalten?“

„So lange es Gott gefällt, mein Liebling! Eine von den alten Jugendschwärmereien ist nämlich doch an mir haften geblieben: die Liebe für mein deutsches Vaterland!“ — Und ich denke, es wird auch hier genug hohle Zähne geben, um meine Kunst zu Ehren kommen zu lassen.“

Marie schien in allem Ernst ein wenig erschrocken.

„Wie? Du denkst daran, Dich dauernd hier niederzulassen? Du willst in Berlin Zahnarzt werden?“

„Gewiß! Würdest Du Dich etwa schämen, vor aller Welt bekennen zu müssen, daß Dein leiblicher Bruder Zähne plombiert und falsche Gebisse fertigt?“

„Ich — o nein! Aber was würde der Papa sagen, Wolfgang, wenn es ihm beschieden gewesen wäre, das zu erleben?“

Das frische, heitere Gesicht des jungen Mannes wurde ein wenig ernster.

„Es ist möglich, daß er es für einen unausstehlichen Schandfleck auf dem Brenkendarfschen Ehrenschilde hielte. Aber er ist todt, Marie, und mein Gewissen spricht mich von dem Vorwurf der unkindlichen Liebllosigkeit vollständig frei. Wenn unser treffticher Vater aus irgend einer besseren Welt auf uns herabzuschauen vermag, so hat er in dieser besseren Welt auch sicherlich längst einsehen gelernt, daß ein adliger Zuhrarzt hundertmal ehrenwerther ist als ein adliger Faulenzer und Taugenichts."

Sie antwortete ihm nicht, und es gab ein kleines, drückendes Schweigen, bis er in seinem früheren, leichteren Tone fortfuhr:

„So viel von mir! Nun möchte ich endlich von Deinen Erlebnissen hören! Du hast als Dein Talent entdeckt und bist unter die Künstler gegangen?"

„Das heißt, ich übernahm dreißigmal hintereinander dieselbe Photographie, auf welcher der Trompeter von Säkkingen sein Pferd Dick Gott' über den Rhein hinüber bläst, und ich schmückte Bollschen mit Amarenten, dan denen mir ein aufrichtiger Freund soeben sagte, daß sie gezierte Stellungen und unmäßliche Glieder haben."

„Neben Angelika Kaufmann also wirst Du Deinen Platz am Ruhmesthimmel nicht erhalten? — Schade! Es wäre doch so etwas wie ein Ausgleich mit meiner Unwürdigkeit gewesen. Uebrigens ein famdherarer Geselle, Dein Herr Nachbar von der Presse, liebe Marie! Gleichzeit es ein um der wohlwollenden Kunstberichte willen, daß Du solche Gesellschaft duldest?"

„Ach nein," lachte sie in unbefangener Heiterkeit, „und wenn Du nur fünf Minuten früher gekommen wärst, hättest Du seine Kritik selber vernehmen können, die allerdings vielleicht wohlwollend, aber gewiß nichts weniger als schmeichelhaft für mich war."

„So? — Und dann hat ihn das böse Gewissen in die Flucht getrieben? Er sah ja aus, als säßen ihm alle Furien der Unterwelt auf den Fersen."

„Eine ansehnend unübermindliche Schüchternheit! Ich bemerke sie kaum nach; denn trotz der kürze unserer Bekanntschaft habe ich mich an seine Sonderbarkeiten fast gewöhnt."

„Hum! — Und wie, wenn ich fragen darf, hist Du überhaupt zu dieser Bekanntschaft gekommen?"

„Dadurch, daß Hndey mir einen Ritterdienst erwies, der mich ihm aufrichtig verpflichtete."

„Einen Ritterdienst — der? Das ist drollig!"

„Es hätte sogar leicht sehr tragisch werden können. Um mir meinen entflahmten Dompfaffen wieder zu bringen, den die Knaben schon halb umgebracht hatten, kletterte Hndey aus dem Fenster seines Zimmers auf das Dach hinaus. Ich kann mich noch jetzt dieser fürchterlichen Augenblicke nicht ohne Herzklopfen erinnern. Eine unglückliche Bewegung oder ein Nachgeben der morschen Dachrinne, gegen welche er sich stemmte, hätten ihn unfehlbar in die schreckliche Tiefe stürzen lassen. War es danach nicht meine Pflicht, den armen, verlassenen Menschen mit einiger Freundlichkeit zu behandeln?"

„Und ihn damit vollends um sein bischen Verstand zu bringen! Begreift Du in Deiner Unschuld wirklich nicht, Schwesterchen, was es bedeutet, taeun ein Wesen männlichen Geschlechts um des Dampfaffen einer — verzeih' mir die Offenheit! — süßsüchtigen Dame willen auf Dächern mit morschen Regenrinnen sein kostbares Leben aufs Spiel setzt?"

Marie hatte ihn erst mit ungeheuchelter Verwunderung angesehen; dann aber lachte sie fröhlich auf.

„Du glaubst also wahrhaftig —? — Nun, das ist eine Vermuthung, auf die ich freilich niemals gekommen wäre. Und Du thust ihm bitteres Unrecht! Er war erst an dem nämlichen Tage eingezogen und hatte mich sicherlich kaum gesehen. Als er mir meinen jitterudeu und halb gerupften Hausel wiederbrachte, sagte er nicht etwa: Es wäre mir ein Vergnügen gewesen, meine Fräulein, für Sie den Hals zu brechen,' sondern er flüsterte mir wie geistesabwesend, ohne mich anzusehen: ‚Sie wollten ihn zerhacken, weil er aus einem Gefängnis kam — lassen Sie ihn nicht wieder hinaus, ich bitte Sie darum, seine Freiheit wäre nichts als ein langsames, qualvolles Sterben!' Dann war er fort, noch ehe ich ihm danken konnte, und er hatte gewiß niemals daran gedacht, sich mir aufzudrängen, wenn ich ihn nicht am nächsten Abend auf der Treppe gefangen und ihn durch längeres Zureden vernacht hätte, auf ein Viertelstündchen bei mir einzutreten."

„Eine sehr rührende Geschichte! — Und das ist alles, was Du von ihm weißt?"

„Für einen so aberständlichen Verkehr wie den unsrigen ist es doch wohl genug!"

Der Bruder schien nicht ganz zufrieden, aber er ließ den Gegenstand fallen und fuhr in seiner leichten Weise fort:

„Du fühlst Dich also vollkommen glücklich bei Deinem Trompeter und Deinen Amoretten?"

Marie sah zur Decke des Zimmers empor und faltete die Hände im Schoße.

„Glücklich?" wiederholte sie nachdenklich. „Nun, wenn ich acht oder zehn Jahre älter gewordeu bin, werde ich dabei wahrscheinlich vollkommen glücklich sein."

„Eine diplomatische Antwort und doch einigermaßen deutlich. Du würdest also Deine künstlerische Thätigkeit ohne viel Herzweh mit einer andern Lebensstellung vertauschen?"

„Wenn sie mir zusagt und mir meine persönliche Freiheit erhält — gewiß!"

„Zum Beispiel mit der Stellung einer Geschäftsführerin in meinem Atelier und in meinem Hause, den ich natürlich einen entsprechend darnehmen Zuschnitt geben würde?"

„Nein, Waltgang! — Ich erkenne die Grafmuth Deiner Absicht und ich bin Dir herzlich dankbar dafür. Aber es wäre zwecklos, weiter davon zu reden."

Er zeigte sich durchaus nicht verletzt und ein gutmüthiges Lächeln zuckte um seine blondbärtigen Lippen.

„Nun ja, ich hätte mir's denken können! Und vielleicht hast Du recht! Eines schickt sich nicht für alle! Du bist wohl eher für wirkliche Bauerhnheit geschaffen als für die Friseurinnen-Eleganz, die ein Zahnarzt doch im glücklichsten Falle nur entfalten kann. Und, Hand aufs Herz, Mariechen! — hast Du Dich hier in dem glänzenden, verführerischen Berlin nie nach dem Leben in der großen Welt gesehnt, für das man Dich nun doch einmal erzogen hat? Hat Du Dich nie in die Kissen einer bequemen Equipage gewünscht? Und hat es Dir nie in den Fingern gezuckt, wenn irgendwoher die Klänge eines Steauschen Walzers zu Dir drangen?"

Sie hob die gefalteten Hände zum Herzen empor und sah ihn mit leuchtenden Augen in das lächelnde Gesicht.

„Ach ja!" sagte sie mit reizender Natürlichkeit. „Recht herzinnig habe ich mich oft danach gesehnt — und namentlich an den unendlich langen, einsamen Winterabenden gab es oft Stunden, in denen ich mich wirklich ein bischen unglücklich fühlte, weil es mir für immer verlagt bleiben sollte. — Aber — wie Du siehst — ich bin nicht daran gestarben!"

Wolfgang blickte auf seine Uhr und stand auf.

„Es stirbt sich, Gott sei Dank, nicht so leicht," meinte er, „und wir Brenckendarfs zumal sind weder aus dem Gefühlszehe der Toggenburger nach dem Stamme der Asra, welche sterben, wenn sie lieben'. — Aber nun ist's genug für heute! Mein Gpäd liegt noch auf dem Bahnhofe; denn ich bin unmittelbar aus dem Zuge zu Dir geeilt! Ich werde im Kontinentalhotel absteigen und wage zu hoffen, daß Du morgen dort mit mir zu Mittag speisen wirst!"

„Deiner Rückkehr zu Ehren — mit Vergnügen! — Du hoffst mich doch ab?"

„Selbstverständlich! — Um drei Uhr, wenn's Dir genehm ist! — Doch — eine beiläufige Frage noch! Unterhältst Du gar keine Beziehungen zu unseren hiesigen Verwandten? — Ich vermied es absichtlich, mich in meinen Briefen danach zu erkundigen."

„Du meinst den General Brenckendorf, unseren sogenannten Onkel?"

„Er ist Papas leiblicher Vetter — warum sollte man ihn da nicht so nennen?"

„Nun ja, Onkel oder nicht, ich habe ihn nie gesehen, ihn so wenig als die Vettern oder die Base, deren Besuch in unserem Elternhause mir ewig die schwärzeste Erinnerung aus der Kinderzeit bleiben wird."

„Du trägst ihnen den kindlichen Groll doch nicht etwa heute noch nach?"

„Gott bewahre! Ich weiß seinen Augenblick, daß Vetter Lothar im Verkehr mit jungen Damen heute viel artiger ist als damals, wo er vom Morgen bis zum Abend meinen Lehrmeister spielen wollte, und ich hoffe auch, daß sich Bäschen Lilly inzwischen das Kratzen abgewöhnt haben wird. Aber was hilft mir

STANFORD LIBRARIES

diese Verschwiegenheit! Lothar und Cilly kümmern sich um mich ebenso wenig als ihr Bruder Engelbert, in den ich, wie ich glaube, damals mit meinem siebenjährigen Herzen sterblich verliebt war."

„Sie kümmern sich nicht um Dich — das heißt, man könnte wohl auch mit gutem Recht das Umgekehrte sagen. Hast Du ihnen denn jemals einen Beweis Deines Daseins gegeben?"

„Wie hätte ich dazu kommen sollen? Wußten die Brendendorfs etwa nicht, daß ich elternlos geworden war?"

„Allerdings; aber sie glauben Dich vielleicht noch heute unter der väterlichen Obhut des würdigen Stadtraths Lehmann in der Heimath."

„Mag sein! — Jedenfalls war es ihre Sache, mich zu suchen, nicht die meinige, mich ihnen aufzudrängen; denn ich bin arm und sie sind reich! Hatte ich nicht recht, Wolfgang?"

„Wenn Du es sogar verschmähen konntest, meine brüderliche Unterstützung anzunehmen — gewiß! Von einem andern Standpunkte aus und namentlich im Hinblick auf das Brendendorf'sche ‚demüthig und muthig' sieht sich allerdings vielleicht auch wider sprechen! Aber es fällt mir nicht ein, in der Stunde unseres ersten Wiedersehens dergleichen zu thun — um so weniger, als es nun wirklich die höchste Zeit ist, daß ich gehe! — Gute Nacht, mein stolzes Schwesterchen — gute Nacht!"

Sie küßten sich herzlich, und mit glückstrahlendem Antlitz geleitete Marie den Bruder bis zur Thür. (Fortsetzung folgt.)

Die Forthbrücke in Schottland.

Der Eiffelthurm ist ein Bau, der die ganze französische Nation mit ungeheurem Stolz erfüllt, und es fehlt sicher nicht an einer gewissen Berechtigung dazu. Aber die Engländer haben eben ein Werk der Baukunst vollendet, das als ein Merkmal wissenschaftlichen Forschreitens und großartigen Unternehmungsgeistes jenem mindestens gleichzustellen, zugleich aber von außerordentlichem praktischen Nutzen ist. Das ist die große Brücke über den Forth, die größte Brücke des Erdenrundes, die aber noch eine besondere Bedeutung dadurch erlangt hat, daß sie durch das System ihrer Bauart ein neues Zeitalter des Brückenbaues einzuleiten verspricht.

Ein Blick auf die Karte von Schottland wird uns zeigen, daß der ummittelbare Verkehr zu Lande zwischen Edinburgh und Perth, Dundee, Montrose, Aberdeen, sowie fast dem ganzen Norden von Schottland durch den nahezu zwei Kilometer breiten Ausfluß des Forth, der hier schon einer riesenen Meeresarm gleicht, bisher unterbrochen wurde. Aller Eisenbahnverkehr ging weiter landeinwärts über Falkirk und dann entweder bei Alloa oder bei Stirling über den Fluß.

Diesen großen Umweg abzuschneiden, wurde die neue Brücke gebaut. Schon im Jahre 1873 wurde der Bau beschlossen. Es sollte eine Hängebrücke werden, ein System, welches sich damals noch der größeren Gunst bei den Ingenieuren zu erfreuen hatte. Doch der Bau wurde nur langsam ins Werk gesetzt und war selbst im Jahre 1879 nicht über seine ersten Anfänge hinausgekommen, als sich der schreckliche Unglücksfall auf den Firth of Tay ereignete, einem etwas nördlicher gelegenen, der Forthmündung ähnlichen, wenn auch nicht so tiefen Stromausfluß. Die über denselben führende Brücke stürzte während eines Sturmes ein im Augenblick, da ein stark besetzter Personenzug darauf angelangt war, und begreiflich, wie sich mancher noch entsinnen wird, den ganzen Zug sammt seinen Insassen in die Tiefe.

Ein so schreckliches Unglück, das die ganze Welt damals so tief bewegte, hatte in England auch das Vertrauen auf die Bauart der Hängebrücken tief erschüttert. Eine Folge davon war, daß auch die Arbeiten an dem Bau der Brücke über den Forth sofort eingestellt und neue Pläne entworfen wurden. Im Jahre 1881 entschieden sich die mit der Prüfung der Angelegenheit beauftragten Sachverständigen einstimmig für die Annahme des Entwurfs, welcher von Sir John Fowler und Mr. Baker vorgelegt worden war und darauf hinausging, auf dem Meeresgrunde, bezw. auf einer im Forth liegenden Insel drei mächtige Pfeiler zu errichten und auf diesen riesenhafte Stahlthürme aufzubauen, die eigentlichen Stützpunkte des Ganzen, von denen aus nach beiden Seiten hin vom Kopf wie vom Fuß je zwei mächtige Kragarme ausgehen, deren untere Gurtungen sich gegen den Fuß der Stahlthürme stützen und deren obere sich an das obere Ende derselben anhängen. Diese beiden Gurten sind noch durch diagonale Verbindungsstücke gegen einander abgesteift, während in der Mitte selbst der Träger für die eigentliche Fahrbahn angebracht ist. In dieser Weise auseinander gesteift, werden die Gurtungen nach beiden Seiten hin fortgeführt, bis sie den ausgestreckten Armen der nächstgelegenen großen Thürme so nahe kommen, daß nun durch einige besondere Zwischenträger eine Verbindung der beiden Thürme herbeigeführt wird, auf die also die ganze Last zurückfällt.

Das Grundgesetz an sich ist nicht neu. Im Gegentheil, wir finden es sogar schon im Alterthum vielfach angewandt, schon bei den Chinesen, bei den Indiern, wie auch bei den Griechen. In seiner einfachsten, rohesten Form kam dasselbe schon vor Jahrtausenden oft genug zu Geltung, wenn ein Wilder, der über einen Fluß setzen wollte, die überhängenden Aeste zweier an den Ufern sich gegenüber stehender Bäume durch einen darüber gelegten Balken mit einander verknüpfte. Da haben wir in den Stämmen der Bäume, den Aesten und dem Balken die drei Hauptbestandtheile des Systems: die Pfeilerthürme, die Kragarme und den Zwischenträger. Wurde diese ureinfache Ueberbrückung im Laufe der Jahrtausende in unzähligen Einzeltheilen vervollkommnet, so wurde sie doch dem Hängebrückensystem lange nicht gleich geachtet, bis es den Erbauern der Forthbrücke gelang, mit Zuhilfenahme der neuesten wissenschaftlichen Forschritte ihr zu richtiger Würdigung zu verhelfen und uns so das dahin Unerreichtes zu Wege zu bringen. Die Brücke von New-York nach Brooklyn, eine Hängebrücke, deren Mittelstück eine Spannung von 1600 engl. Fuß (483 m) hat, gilt für ein Meisterwerk in ihrer Art. Doch die Forthbrücke hat ihr den Rang abgelaufen schon dadurch, daß sie sogar zwei Spannungen aufzuweisen hat, die je 1710 Fuß (521 m) lang sind, also beide zusammen schon eine Entfernung von mehr als einem Kilometer überbrücken.

Diese beiden langen Spannungen wurden durch die Natur des Untergrundes nothwendig gemacht. Die Stelle, die für die Brücke ausgewählt wurde, befindet sich an der sogenannten „Queens Ferry", einer Einengung der Flußmündung, die durch einen Vorsprung der nördlichen Küste gebildet wird und die gerade in der Mitte die erwähnte Insel, ein felsiges Eiland, das „Inch Garvie", aufweist. Auf beiden Seiten desselben befinden sich Stromrinnen von nahezu 60 m Tiefe, die zum größeren Theil mittels dieser riesenhaften Spannungen überbrückt worden sind, indem der mittlere der Pfeilerkolosse auf die Insel zu stehen kam. Die Ingenieure gaben selbst zu, daß, wenn diese nicht vorhanden gewesen wäre, sie das Werk kaum hätten ausführen können. Der nördliche der äußeren Hauptpfeiler steht hart am Gestade von Fife und der südliche an einer seichteren Stelle, aber doch noch in dem Meeresarm selbst, so daß die äußerste Tiefe der Grundmauer an dieser Stelle 91 Fuß (27,7 m) unter dem Meeresspiegel erreicht.

Der Bau dieser drei Pfeilerkolosse, die zur Unterlage der mächtigen Stahlthürme dienen, war ein äußerst langwieriges Unternehmen und wurde mittels „Senkkasten" ausgeführt, von denen ein jeder stark 21 m Durchmesser besaß und die genau an der Stelle, wo die Pfeiler aufzuführen waren, auf den Grund niedergelassen wurden. Ein solcher Senkkasten ist unten offen bis zu einer Höhe von etwas über 2 m, dann folgt ein eiserner Boden. Wenn nun der Kasten auf dem Grunde aufsitzt, so entsteht eine Art Taucherglocke, unter der, nachdem das Wasser ausgepumpt ist, die Arbeiten bei elektrischer Beleuchtung vor sich gehen.

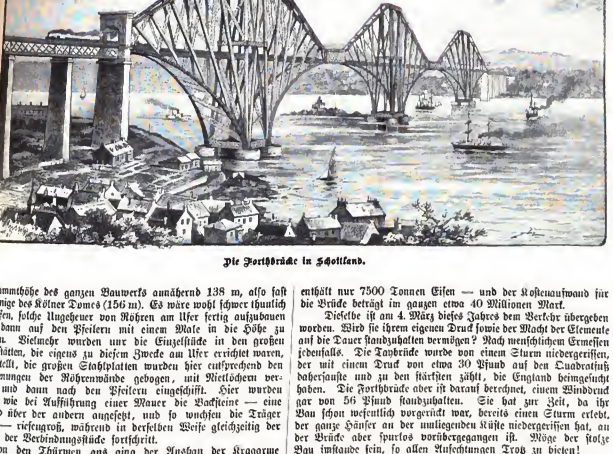
Zur Sicherstellung der unter der Glocke beschäftigten Leute wird fortwährend Luft von oben durch Luftpumpen zugeführt und ein Druck von ungefähr zwei Atmosphären unterhalten. Aber auch im übrigen waren die Einrichtungen so sicher und zweckentsprechend, daß selbst einige Besucher in den „Senkkasten" zugelassen wurden, und man erzählt sich von einem Herrn, der hier auf dem Meeresgrunde den Arbeitern sein Whiskyflaschchen herumgereicht und, nachdem dasselbe geleert worden, den Stöpsel wieder

sorgfältig darauf geschraubt und in die Tasche gesteckt habe. Sobald er aber oben in der gewöhnlichen Atmosphäre wieder angelangt, sei das Fläschchen plötzlich mit lautem Krach zersprungen.

Vier in Quadratform unmittelbar nebeneinander in solcher Weise mittels „Senkkasten“ aus dem festesten Gestein aufgebauter Pfeiler bilden die Grundlage für einen Thurm, der aus vier durch starke wagrechte und schräglaufende Verbindungsstücke zusammengehaltenen mächtigen Röhren besteht. Thürme, Verbindungsglieder, überhaupt die ganze Brücke, soweit sie aus dem Wasser emporragt, sind aus bestem Siemens-Martin-Stahl gefertigt. Jede der Hauptröhren hat einen Durchmesser von 12 Fuß (3,8 m) und eine Dicke der Wände von etwa 3 cm. Ihre Höhe beträgt 361 Fuß (110 m) von der Meeresoberfläche ab. Rechnen wir hierzu einmal die Tiefe der Brückenpfeiler im Meere selbst, die, wie oben angegeben, an einer Stelle 27,7 m beträgt, so ergäbe sich als Gesammthöhe des ganzen Bauwerks annähernd 138 m, also fast diejenige des Kölner Domes (156 m). Es wäre wohl schwer thunlich gewesen, solche Ungeheuer von Röhren am Ufer fertig aufzubauen und dann auf den Pfeilern mit einem Male in die Höhe zu richten. Vielmehr wurden nur die Einzelstücke in den großen Werkhütten, die eigens zu diesem Zwecke am Ufer errichtet waren, hergestellt, die großen Stahlplatten wurden hier entsprechend den Krümmungen der Röhrenwände gebogen, mit Nietlöchern versehen und dann nach den Pfeilern eingeschifft. Hier wurden sie — wie bei Aufführung einer Mauer die Backsteine — eine an und über der andern angelegt, und so wuchsen die Träger empor — riesengroß, während in derselben Weise gleichzeitig der Aufbau der Verbindungsstücke fortschritt.

Von den Thürmen aus ging der Ausbau der Kragarme nach beiden Seiten hin in derselben Weise gleichmäßig vorwärts, indem Platte an Platte gefügt wurde. So blieb das Ganze im Gleichgewicht und die ganze Last wurde überall von den Hauptpfeilern getragen. Selbst die bei solchen Bauten sonst unerläßliche Masse von Gerüsten fiel hier fast ganz weg. Was an Gerüsten nöthig war, wurde mit dem Zuwachs der mächtigen Arme ungleich hinausgeschoben, und so wuchs das Ganze gleichsam aus sich selbst heraus in den unendlichen Raum, bis die Arme nach jeder Seite hin eine Länge von 680 Fuß (207,4 m) hatten. Hier an ihren Endpunkten aber mußten sie noch die gewaltige Last der Zwischenlage von 350 Fuß (106,7 m) Länge auf sich nehmen, welche die einander entgegengestreckten Arme schließlich in Verbindung brachte. Der untere Rand dieser Zwischenlage aber liegt in einer Höhe über dem Wasserspiegel, daß die größten Seefahrzeuge leicht unter ihnen hinzusegeln vermögen. Ist es doch von Hochwasserstand bis zur Berührung mit der Brücke an diesen Stellen eine Höhe von 150 Fuß oder 45 m. Und einige Fuß höher noch liegt das doppelte Schienengeleise. Das muß eine lustige, lustige Fahrt sein und um so genußreicher noch, als die Gegend auf beiden Ufern große Naturschönheiten bietet.

Der zu erzielenden Höhe wegen mußte die Ueberbrückung namentlich auf dem niedrig gelegenen südlichen Ufer schon eine geraume Strecke landeinwärts beginnen, so daß die Länge des ganzen Unternehmens 8296 Fuß, also mehr als dreithalb Kilometer beträgt, während die eigentliche Brücke 5349 Fuß 9 Zoll oder 1633 m lang ist. Durchweg aus dem besten Stahl angefertigt, hat sie nicht weniger als 51 000 Tonnen oder 51 000 000 Kilogramm von diesem Metall verschlungen — der Eiffelthurm



Die Forthbrücke in Schottland.

enthält nur 7500 Tonnen Eisen — und der Kostenaufwand für die Brücke beträgt im ganzen etwa 40 Millionen Mark.

Dieselbe ist am 4. März dieses Jahres dem Verkehr übergeben worden. Wird sie ihrem eigenen Druck sowie der Macht der Elemente auf die Dauer standzuhalten vermögen? Nach menschlichem Ermessen jedenfalls. Die Tayhrücke wurde von einem Sturm niedergerissen, der mit einem Druck von etwa 30 Pfund auf den Quadratfuß dahersauste und zu den stärksten zählt, die England heimgesucht haben. Die Forthbrücke aber ist darauf berechnet, einem Winddruck gar von 56 Pfund standzuhalten. Sie hat zur Zeit, da ihr Bau schon wesentlich vorgerückt war, bereits einen Sturm erlebt, der ganze Häuser an der umliegenden Küste niedergerissen hat, an der Brücke aber spurlos vorübergegangen ist. Möge der stolze Bau imstande sein, so allen Anfechtungen Trotz zu bieten!

Auf architektonische Schönheit kann er allerdings keinen Anspruch machen, aber das dürfte es auch kaum sein, was den Aktionären der verschiedenen Eisenbahngesellschaften, welche die Unkosten der Brücke tragen, in besonderem Grade am Herzen liegt. Wollte man aber auch nur einige Verzierungen hier und da anbringen, so müßten dieselben entsprechend den außerordentlichen Größenverhältnissen der Brücke doch schon gewaltige Ausdehnungen haben und somit nicht nur die Kosten, sondern auch die Last der Brücke, welche lediglich auf den Pfeilern ruht, noch wesentlich vermehren.

Die erfolgreiche Durchführung eines solchen Unternehmens hat vielfach auch wieder die Aufmerksamkeit auf eine andere Ueberbrückung gelenkt, auf diejenige eines allerdings zwanzigmal breiteren

Meeresarmes, des Kanals zwischen England und Frankreich. Die Ausführbarkeit eines solchen Planes wird durch die Forthbrücke in der Theorie als erwiesen erachtet, und es sind auch bereits mehrfach Entwürfe dazu ausgearbeitet worden. Warum sollte nicht die Sache — und zwar ist gar nicht allzu ferner Zeit — auch thatsächlich ins Werk gesetzt werden? Zwar sind keine Inseln wie die Inch Garvie im Kanal vorhanden, doch giebt es geeignete Erhöhungen auf dem Meeresgrunde, die man sich für den Brückenbau zunutze machen könnte, und die Meerestiefe im allgemeinen ist ihr ungefähr dieselbe wie im Forth. Gewiß, es würden sich im Kanal wesentlich größere Schwierigkeiten darbieten; aber ein Zweifel an ihre schließliche Ueberwindbarkeit hieße wenig Vertrauen haben in den steten Fortschritt der Wissenschaft und den menschlichen Unternehmungsgeist.

Wilh. F. Brand.

Ungedruckte Briefe Fritz Reuters.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

V.

Man braucht nicht auf ein Wort des alten römischen Philosophen Boethius: „die Freundschaft, dies heiligste Gut, gehört der Tugend und nicht dem Glücke zu", zurückzugreifen, um zu versichern, auf welchem Grunde die Freundschaft zwischen Reuter und Fritz Peters aufgebaut war; auch ein gut deutscher Dichter, Uhland, giebt in anderer Form demselben Gedanken Ausdruck:

„Und einen Freund kann jeder haben,
Der selbst versteht, ein Freund zu sein."

Als Fritz Reuter noch schwer vom Schicksal verfolgt und seine Stirn von bösester Sorgen umschattet war, da nahm sich der wackere mecklenburgische Landwirth des Niedergedrückten mit seiner ganzen Selbstlosigkeit an, und die Mannhaftigkeit und schlichte Treue, die sich hierin offenbarte, waren Züge in dem Charakter beider Männer, die sie dauernd und innig an einander fesselten. Wohl trennten sie sich später wieder, als Reuter seine geliebte Luise heimführte und sich ein bescheidenes eigenes Heim gründete, aber sie standen auch wie vor in innigem Verkehr. Und gemeinsam blieben ihnen Freud und Leid auch dann, als der Lorbeerkranz das Haupt des Dichters umgrünte und der Ruhm den Namen Reuter auf seinen Fittigen durch die Welt trug. Von jedem kleinen Ereigniß machte der Dichter dem Freunde Mittheilung, an jedem Vorkommniß in Peters' Familie nahm er theil. Als er 1869 wieder wie in den vierziger Jahren zur Kur in der Wasserheilanstalt[1] Stuer war, schilderte er brieflich sein nasses Leben mit dem alt..n Humor und suchte die Freunde auf ihrem Gute Bollentin persönlich auf. Und als die ernsten Kriegsjahre 1870/71 hereinbrachen, da bewies er seine herzliche Antheilnahme dem Sohne Peters', der als Soldat mit vor den Feuerschlünden des Feindes stand, und wir geben unter den nachfolgenden Briefen auch denjenigen wieder, den die Feldpost von Reuter dem jungen Peters überbrachte.

* * *

„Stuer, den 3. Januar 69.

Mein lieber Fritz!

Sebt, Ihr Beide dort im fernen Pommern,
Sebt, Ihr Bilden seid doch bess're Menschen!
Und ich schlag mich feilwärts in die Büsche.'

Ja, Ihr seid besser als wenigstens ich, Ihr schreibt doch und schreibt gute und freundliche Briefe, das will ich Euch nächstens einmal gedenken. Ich lebe hier und blühe hier, wie ein einsames, stilles Veilchen, nur daß ich nicht so schön rieche und statt in Gras und Blumen im Sande versteckt bin. Meine Gesundheit ist von der Art, daß sie anfängt feuerlos zu werden, zwei Meilen ins Land zu laufen, derweil die Aktie zu platzen und sich ernst[2] sich darauf vorzubereiten, Siebenbullentin banquerutt zu fressen; ich werde indessen wohl schwerlich die Hand- und Spanndienste[3] Deines getreuen Knappen Jochen Rehbe, dessen rechten und wohlklingenden Namen ich bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal erfahre, in Anspruch nehmen, denn wenn ich noch bis die zwanzigste Tage des Januar abgeschrubbt bin, werde ich schon so viel Fell verloren haben, daß es auf einzelnen Stellen durchsichtig sein wird. Einen imperialen Kessel kann man alle Tage mit Strohwispen und Sand scheuern, das gydene Fließ eines Dichters aber will geschont sein. Doch darüber hinaus!

Was nun sie ist, so scheint sie ein sonderbares Vergnügen daran zu finden, mich ins neue Jahr an der Nase hineinzuführen und dies nützliche Organ bei mir ebenso lang zu ziehen als ihr eigenes. Sie sollte gleich nach Weihnachten kommen, sie kam nicht und scheint die schöne Festzeit mit Hundedressur[3] verbracht zu haben, sie hat sich wenigstens das Verdienst erworben, die irregeleiteten Jugendtriebe meines Steffan in die gebührenden Schranken zu weisen. Nun wollte sie gestern kommen, sie ist nicht kommen und wenn sie nun heute nicht kommt, dann — können wir noch en beten.[4]

Hier ist's sehr trostlos und einsam und einsilbig; trostlos für ein armes, sehr krankes Mädchen, einsam für Dutzen ergebensten Diener und Freund, und einsilbig für einen jungen Mann, der sich nur, wie Deine kleinen lieben Schweinchen, von ungesalzenen und ungeschmalzenen Erbsen und Linsen nährt und sich einen Vegetarianer nennt. Dies ist nämlich eine neue philosophische Sekte, die Deutschland ausgebrütet hat, die aber ihren Ursprung auf Pythagoras zurückführt und ernstlich damit umgeht, die Menschheit auf den Urzustand Adams und Evas zurückzuführen, ob auch in Bezug auf Kleidung, ist bisher noch zweifelhaft, mit dem Essen versuchen sie es aber durchzusetzen. Die Anhänger dieser vom deutschen politischen Kathenjammer und überschuhpreußischer Frömmigkeit ausgebrüteten Sekte, die schon ganz munter sind und Fleischessen für Sünde erklären, gewinnen an Boden, was Dir bei Deiner Rind- und Schweinezucht gefährlich werden kann, sie verlieren aber an Gewicht, denn unser Oberbegetarianer, der uns zu Weihnachten verlassen hat, hat so viel an Gewicht verloren, daß sich sogar seine Haut und seine Knochen in Luft zu verflüchtigen drohten. Ich stehe noch auf dem alten, rohen, fleischfressenden Standpunkt.

Der Bruder unseres Herrn Badey, ein Doktor der Mathematik, schützt mich gegen die Langeweile, aus Dankbarkeit habe ich ihm dafür Bismarck und von der Heidt[2] beigebracht; er frißt auch noch Fleisch.

Nun, meine lieben, braven, theilnehmenden Freunde, meine besten Wünsche zum neuen Jahr und die Bitte, Euch um mich nicht zu grämen, ich bin ganz prächtig zuwege.

Euer

alter Fritz Reuter."

„Eisenach, den 2. Dezember 1869.

Mein lieber Fritz!

Gestern sind richtig und wohlerhalten die schönen pommerschen Südfrüchte[3] bei uns eingesprungen. Was meine ist, hat um diese Fleischtöpfe Aegyptens getanzt wie der selige König David um die Bundeslade. Schade! Sie hatte keinen leinenen Leibrock an, sonst wäre der Vergleich vollständig gewesen — und schade! ich mußte sie einsangen, sonst wäre sie in ihrer Freude auf den Tisch gehüpft, und der hatte es nicht ausgehalten, denn wenn's so beisbleibt, dann jagt sie Deine Frau in der Vollkommenheit und Völligkeit nach vorbei. — — — Meine Einnahmen werden für die Folge leider eine große Einbuße erleiden, weil ein spitzbübischer Buchhändler in Amerika meine sämmtlichen Werke Wort für Wort plattdeutsch nachdruckt, und wenn derselbe diesen Nachdruck auch nicht in Deutschland gegen die bestehenden Gesetze vertreiben kann, so wird der Schmuggelhandel doch das seine thun; jedenfalls wird aber der Vertrieb in Amerika, der in der letzten Zeit sehr bedeutend war, vollständig abgeschnitten. Das ist sehr schlimm, es läßt sich aber gegen das amerikanische Raubsystem nichts machen. — — —

Dein

Fritz Reuter."

---

[1] Zum Abreiben mit nassen Tüchern als Nachkur nach dem Verlassen der Heilanstalt. [2] Reuter hatte sich zur Bewachung seines neuen Hauses eine junge Dogge angeschafft.

[3] Warten wir noch ein bißchen. [2] Scherzhafte Bezeichnungen von Touren im bunten Ethik. [3] Reuter bezog in den letzten Jahren regelmäßig gegen Bezahlung Fleischwaren aus Bollentin, die ihm besonders zusagten.

„Eisenach, den 13. Okt. 70.

Mein lieber Fritz!

Es ist schon lange her, daß ich nicht an Euch geschrieben habe, habe auch nicht zu den alljährlich so schön regelmäßig wiederkehrenden Geburtstagen gratulirt, abgleich ich doch auch an anderen minder wichtigen Tagen sehr viel und freundlich an Euch gedacht habe. — Was ist das für eine Zeit! — Man kommt gar nicht zu Athem, zumal wenn man an einer so belebten Militärstraße wohnet wie wir. Hier gehen die meisten Soldatenzüge durch und nur die große Entfernung von uns zum Bahnhof und die Ungewißheit der Ankunft der Züge verhindern uns, bei den meisten Zuschauer zu sein; aber nun diese Zeitungsnachrichten! (ich lese jetzt 4 Zeitungen, die „Kölnische", die „Weimarische", die „Rostocker" und unser Eisenacher Wurstblättchen), bald sind's Freuden-, bald Hiobsposten, zu welchen letzteren ich die furchtbaren Verlustlisten der „Kölnischen" rechne, worin ich dann auch einen R. als leicht verwundet gefunden habe, aber zum Glück keinen M. Peters; ferner die Schilderung der in der Pfalz und im Elsaß herrschenden Noth und schließlich die infame Bismpost. — — — Dein M. hat an mich geschrieben, einen lieben, freundlichen und sehr instruktiven Brief; er bittet darin um Antwort, und diese hätte ich schon längst ihm zukommen lassen, wenn ich nicht die Absicht hätte, ihm irgend einen Abdruck von einem längeren Gedicht von mir zukommen zu lassen. Das Ding muß noch nicht gedruckt sein, ich erwarte es jedoch bald und dann werde ich es an Euch in Ballenlin senden, da Ihr doch am Ende seinen Aufenthaltsort genau wissen müßt. Der wird was zu erzählen haben. Gebe Gott nur, daß er erst gesund und heil zu Euch zurückkehre; wenigstens sind diesen nichtswürdigen Bivouaks der Meß ertönt wird, von denen uns ein mecklenburgischer Unterofficier eine sehr häßliche Beschreibung gemacht hat.

Wir haben hier ein Lazareth von einigen Leichtverwundeten und ziemlich vielen Kranken (Rheumatismus, Typhus, Ruhr) und heute erwarten wir französische Gefangene; es soll eine Rasselbande von Zuaven, Turkos, Mobilgarden und Francstreurs sein, die zur Sicherheit von einer ganzen Kompagnie geleitet wird. Diese unsere neue Einwanderung wollen wir denn auch heute Nachmittag auf dem Bahnhofe in Empfang nehmen. Es ist nur ein sehr schlechtes Wetter augenblicklich, stürmisch mit vielem Regen, und der Herbst macht dem rasch herbeieilenden Winter nur noch ein flüchtiges Kompliment.

Wie's uns geht? Nun, bei so allgemeinem Leid und so unbeirrlicher Sorge und Noth darf nun billigerweise mit seinen kleinen Klagen nicht zu Markte ziehen. Fühl's aber doch schon, daß ich in kürzester Zeit meine 60 Jahre auf dem Rücken habe; Kreuzschmerzen, Reißen in den Beinen und andere Altersgenossen melden sich in meinem Leichnam nuhser. — — —

Was mir nach viele Freude macht, ist mein Garten, der in diesen feuchten Sommer prächtig herangewachsen ist; alles gedeiht gut, auch die im oberen Garten neu gepflanzten Obstbäumchen. Die andern haben schon fast alle getragen und treffliches Obst gebracht, vor allem die Weinstöcke, nur sind manche spätere Sorten nicht reif geworden. Meine Kirschen haben die Vögel, meine Nüsse die Eichhasen aufgefressen. Heute will ich Pfirsiche, Aprikosen und Wein beschneiden. — —

Dein Fritz Reuter."

„Eisenach, den 2. Nov. 70.

Mein lieber M.![1]

Gottlob, daß Ihr mit dem verdammten Metz fertig seid! Es ist darf doch wohl die schenßliche Lage im ganzen Kriege gewesen. Ich habe hier von verschiedenen Seiten darüber Schilderungen von Aerzten, die davon gekommen haben, erhalten, unter andern von dem Oberstenn des 77. Regiments, der ein paar Häuser weit von uns sehr bedeutend am Typhus erkrankt darniederliegt. Man lese ich aber zu meiner großen Freude, daß schon vor dem ausständigen Abschluß der Kapitulation die eine Division des 2. Armeecorps[2] in vollem Regen des Abends auf Paris abmarschirt ist.

Ich hätte Dir schon viel früher auf Deinen so freundlichen und hübschen Brief geantwortet, wenn ich nicht die Absicht gehabt hätte, Dir ein Stückchen Poesie mitzusenden, zu dem mich eigentlich Dein Bericht über Granelotte zunächst veranlaßte; aber bevor so etwas geschrieben und wiederholt durchgesehen und schließlich gedruckt ist, darüber vergeht immer geraume Zeit, und nun wissen wieder die Dinigen, an welche ich diese Zeilen zur Beförderung sende, wahrscheinlich nicht, wohin sie mein Machwerk schicken sollen.

Die Begeisterung für Eure Thaten vor Metz ging wie ein Lauffeuer durch das ganze deutsche Vaterland, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, vom Palast zur Hütte, alles jubelte nicht allein über Euren Erfolg und Euren Heldenmuth, sondern alle Zeit und Zukunft als Stab und Stütze sicher zur Seite steht.

Wir alten Knaben hier in Eisenach thun auch freilich das unsere, um der Noth im Fall sie kommt, so viel als möglich abzuhelfen, und haben von hier aus schon einige Male Wagenfendungen mit warmen Kleidern und Lebensmitteln an unser 2. Bataillon des 94. Regiments abgesandt; aber was will das heißen? Es ist das Scherflein der armen Wittwe, wohl gut gemeint, aber doch sehr wenig hilfreich.

Meine Luise, die Dich recht von Herzen grüßen läßt, hat unser Haus, aber und unten, für Leichtverwundete und Reconvalescenten eingerichtet, sie hat eine Unmasse von Erquickungen eingekocht; aber vergebens, es werden keine Kranke in Privatlogis einquartiert, und so beschränkt sich denn unsere Pflege auf den Oberstenn v. C., und das auch nur durch etwaige Zusendungen.

Seit zwei Tagen sind wir denn auch mit französischen Gefangenen gesegnet, es sollen meist Elsasser aus Schlettstadt sein, ich bin sie noch nicht gesehen. Heute pfeift die Lokomotive wieder ununterbrochen, ein Zeichen, daß Frankreich wieder bei uns zum Besuch kommt, wir haben uns diesen Besuch wiederholentlich auf unserem vorzugsweise frequentirten Bahnhofe angesehen; aber ich kann nicht sagen, daß derselbe einen wohlthuenden Eindruck auf uns gemacht hat, es sind verkommene Gesellen, diese Zuaven und Turkos, und wenn Deutschland noch irgend Ehre im Leibe hat, so wird es in heller Verbhätigkeit Gott und Euch auf den Knieen danken, daß Ihr uns vor diesen Menschen bewahrt habt.

Gestern Abend verbreitete sich hier, durch Berliner Zeitungen hervorgerufen, das Gerücht, es sei auf unseren König geschossen und der Kriegsminister sei verwundet; ich glaub's aber nicht. Wäre es wirklich der Fall, so wär's für Frankreich das fürchterlichste Unglück. — — —

Dein Fritz Reuter."

Das Kriegsgetöse war verrauscht, und wenn auch die im blutigen Ringen geschlagenen Wunden noch nicht vernarbt waren, wenn auch mancher theure Todte von den Seinen nach heiß betrauert wurde und der glücklich Heimgekehrte die unter Kanonendonner und Schwerzenstönen erlebten Schreckensscenen nach treu im Gedächtniß hielt: der Friede war doch wieder eingekehrt und mit seinen Segnungen neues kristvolles Leben. In seiner schönen Villa bei Eisenach lebte Fritz Reuter an der Seite seiner treuen Luise ruhig und glücklich und der Aufschwung, den nach dem siegreichen Kriege das ganze öffentliche Leben in Deutschland nahm, kam auch ihm zugute. Seine Werke fanden Freunde in Hütte und Palast, im Norden und Süden des geeinten deutschen Vaterlandes und in der ganzen Welt, wo Deutsche an dem kraftvollen Gedeihen der alten unvergessenen Heimath freudigen Antheil nahmen. Stets blieb Reuter mit seinen Freunden in reger Verbindung und unauslöschliche Liebe und Dankbarkeit bewahrte er insbesondere dem treuesten Freunde aus schweren Tagen, Fritz Peters, und dessen Familie. Das spricht lebendig aus dem folgenden — letzten — Briefe des Dichters, den er bei dem Tode der Mutter Peters' an die in Trauer versetzte Familie richtete:

„Eisenach, den 27. Jan. 1873.

Mein lieber Fritz!

Als mir gestern Abend mein Möller einen schwarzgeränderten Brief brachte, ich Deine Handschrift auf der Adresse sah und den

[1] Dieser Brief ist an Peters' Sohn, der im Felde stand, gerichtet.

[2] Peters stand beim zweiten Armeecorps.

Poststempel ‚Malchin', da wußte ich freilich gleich, was der Brief enthielte, leider bestätigte sich meine bange Befürchtung. Also, sie ist zur Ruhe gegangen, diese alte, liebe, brave, rastlos thätige Frau! Es ist traurig für die, die ihr näher angehört haben, auch für die, die sie näher gekannt haben; aber es ist ein Trost, überzeugt zu sein, daß sie mit dem Gefühl gestorben sein muß, daß ihr Leben kein unnützes gewesen ist, daß sie auf ihrem zum Theil sehr schweren Lebenswege manchen Schweißtropfen auf der Stirn, manche Thräne in dem Auge ihrer Mitmenschen getrocknet hat. Sie ruhe in Frieden! Und das wird sie; sie ist jetzt wieder mit ihrer kleinen Helene[1] vereint, und wie die Seligen dort oben miteinander in Friede und Freude verkehren, davon haben wir hier unten keinen Begriff, können nur zu Gott wünschen und hoffen, daß uns einmal eine ähnliche Statt bereitet werden möge.

Luise würde gewiß einige Worte der meinigen hinzugefügt haben; aber die gestern Abend erhaltene Trauernachricht hat sie so sehr erregt, daß sie die Nacht schlaflos hingebracht hat und mit ihren alten Kopfschmerzen erwacht ist. So ist denn allenthalben Kummer und Elend in dieser trauervollen Welt, und wenn auch der liebe Herrgott heute seine Sonne wieder hell und warm nach dreitägigem gelindem Frost über unserer Erde scheinen läßt, so läßt mich doch die Erinnerung an die zeitigen Frühjahre von 46 und 48 ein böses Jahr befürchten. Bei uns ist der Winter ungemein milde, in meinem Garten blühen die Blumen, und noch 6 bis 7 solche Tage, dann blüht schon ein Birnbaum bei mir.

Nun lebt wohl, Fritz und Marie! Gott stehe Euch!

Euer Fritz Reuter."

Im Garten der Villa Reuter standen die Blumen in üppigster Schmucke und saubten ihren Duft empor zu dem von Clematis umrankten Balkon des Hauses. Drinnen aber lag ein Schwerkranker, der im Nahen des Todes die Worte „Friede, Friede, Friede!" flüsterte, als fühlte er, wie der Friede sich auf ihn herabsenkte, und der dann sich an die treue Gefährtin in Glück und Leid wandte mit den letzten bittenden Worten: „Lustig, lustig mich in Schlaf!" — Es war am 12. Juli 1874, als der Dichter entschlief[1], der „mit jedem Pulsschlage seines treuen Herzens fest in seinem Volke wurzelte", dessen Herz für alles Edle und Gute so warm schlug und der mit Gaben so reich begnadet war wie der Besten Einer. „Die Stille des Todes war eingekehrt in das Haus, welches der Geschiedene sich vor noch nicht zehn Jahren so schön erbaut, in welchem sein Mund so manches heitere Wort gesprochen, in dem er so manchem Freunde die Hand gedrückt."

Marietta's Ideal.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ein Geschichtchen aus dem neapolitanischen Volksleben von H. Rosenthal-Bonin.

Marietta Polli stand an der Ecke einer Seitenstraße, die vom Toledo, der belebtesten Verkehrsader der Stadt Neapel, zum Largo Mercatello führt, an ihrem rohgezimmerten hölzernen Tischlein und hatte zur Guitarre, denn sie war Straßensängerin von Beruf. Ihre Weißpflaumen waren der mangelhaften Tisch, eine irdene blaugebluntte Salatschale darauf, in welche die Vorübergehenden das Geld hineinlegten, und ihre Guitarre.

Jeden Morgen um sieben Uhr kam Marietta mit ihrem Tisch an, stellte ihn an ihrem „Stand" auf, setzte die leere Schale neben sich, ergriff die Guitarre und sang bis acht Uhr fromme Lieder, von acht bis Mittag ernste Opernarien, von Mittag bis zur Dämmerung nationale Liebesarienzonen und dann bis elf Uhr nachts „gemischtes Repertoire".

Ward es dunkel, so stand ein Oelnachtlämpchen mit rothem Glase neben ihrer Schale.

Pünktlich um elf Uhr nachts hängte Marietta die Guitarre über die Schulter, löschte das Licht aus, schüttete die Gelder in die Tasche, barg das Lämpchen auf einer Steinverzierung des Hauses über ihrem „Stand", erhob den Tisch über den Kopf und wanderte so davon. Ihr Nachtlager hatte sie in einem abends geschlossenen Hausflur, neben einer Flickschusterwerkstatt, die hier in einem kleinen Holzverschlage eingerichtet war.

Marietta hatte auch Familie, ihre Mutter ernährte sich von dem Verkaufe von Taschentüchern, Opernguckgläsern, Cigarettentaschen, Perlen und ähnlichen Dingen, welche ihre beiden Knaben aus den Taschen Fremder und Einheimischer stahlen. Frau Polli verstand ihr Geschäft und die Buben waren fleißig und geschickt.

Es ging ihnen leidlich, wenn auch hier und da Hungertage vorkamen. Jede Woche einmal traf die Familie an der Villa reale, dem berühmten neapolitanischen Promenadengarten am Meere, zusammen, zur Zeit, wenn die Musik spielte. Dann spendete Marietta jedem der Ihrigen eine Orange und einige geröstete Kastanien und gab ihrer Mutter ein paar Soldi — darauf ging man wieder auseinander. Die Buben schlichen in Küsten oder Körben auslaufenden Schiffe am Hafen. Mittags trafen sie ihre Mutter an einer Maccaroniküche an der Molostraße, lieferten ihre „Waare" ab und nun wurde geschmaust: Maccaroni in Oel mit Goldapfelsinus, gebratene Fische für — fünfzig Centesimi — und ging es ihnen gut, so durften auch fettzig, siebzig braungebrannte Kastanien und Weiß- und Schwarzbrot nicht fehlen. So lebte die Familie Polli in neapolitanischer Art — recht und schlecht von dem Gebrauch ihrer Talente.

Marietta galt als die vornehmste der Familie, denn sie besaß sich nett, hatte es zu einer sicheren Schlafstelle gebracht und verdiente viel — die Brüder hatten nachgerechnet, daß sie oft drei Lire den Tag einnahm. Wo sie „den Haufen" Geld hinbrachte, diese Frage beschäftigte Mutter und Söhne nur in bittern Nothtagen wandte man sich an Marietta, und dann gab diese zwar nicht reichlich, aber doch ganz anständig.

Marietta war sehr hübsch, ihr Vater war ein Römer gewesen und von diesem hatte sie die stattliche Figur, die breite

[1] Ihrer Enkelin Helene Rust, von der sie lange gepflegt worden und die vor kurzem gestorben war.

[1] Ueber die letzten Stunden Reuters berichtet Friedrich Friedrich im Jahrgang 1874 der „Gartenlaube" (S. 498) in dem Artikel „Der Heimgang eines Dichters".

Stirn, die großen schönen Augen und von der sicilianischen Mutter die scharfabfallende Nase, den kleinen Mund mit den starken Lippen und einen wahren Urwald von krausen schwarzen Haaren, deren Wellen auf- und niederhüpften, wenn sie mit schmetternder Stimme sang, indeß die Augen melancholisch zu Boden sahen und nur aufblickten, freundlich, keß, sonnenhaft, wenn eine Gabe in die Schale fiel. Mit Männern schwatzte Marietta nie, ab und zu in Singpausen mit ihrer Nachbarin, welche an der Ecke neben ihr saß und auf einen Bettle, das über einem hohen Korb lag, getrocknete Kürbiskerne feil hielt.

Die Straßensängerin hatte einen gewissen Ruf, nicht nur beim niederen Volke; man wollte ihr allgemein wohl, sie galt für tugendhaft und war es auch und manche gute Familie in der Nähe ihres Standes nahm sich ihrer an und half ihr mit abgelegten Kleidern; der alte Principe Doranbe, der täglich, wenn er nach seinem Palazzo ging, an Marietta Ecke vorbeikam und ihr jedesmal zunickte, hatte ihr bei seinem Tode sogar zweihundert Lire vermacht. Marietta stand in Achtung — sie gab den Fremden, die, von ihrer nationalen Schönheit berückt, ihr den Hof machen wollten, stets sie kalos, hartnäckiges Schweigen entgegen, sogar einen ernsten Freier, einen Zachino des Hotels de Rome mit goldbordierter Mütze, hatte sie abgewiesen. — Das kam daher, weil Marietta Träumen und Denken, ihr Ideal der Besitzer einer Carozella war, eines jener kleinen, neapolitanischen Einspänner, welche zu Tausenden das tosende Gewirr der Riesenstadt durcheilen und von Arm und Reich zu Fahrten benutzt werden. Marietta schwärmte nicht nur für den Eigner solch eines Gefährtes, sondern auch für das Fahren überhaupt, und nicht selten wandte sie an Sonntagvormittagen, an welchen sie nicht sang, eine Lira auf, um von einem Ende der Stadt zum andern hin und zurück sich kutschieren zu lassen. Dann saß sie in dem Wägelchen, angethan mit ihrem blauen Sonntagskleide, dem hellgetheidenen Brusttuch, zwei riesige rothgoldene Ohrringe an den kleinen rötlichen Ohren, stolz und majestätisch zurückgelehnt wie eine Königin, und ihre Augen leuchteten vor Lust und befriedigtem Ehrgeize.

Es meldeten sich viel Freier bei der sehr hübschen Marietta, jedoch ein Carozellabesitzer befand sich seltsamerweise nie unter diesen.

Ob diese gleich verheirathet zur Welt kämen, frug sich Marietta oft ganz zornig, denn sie war merkwürdigerweise nie auf einen ledigen gestoßen, und sie besaß doch die wunderbare Gabe, nach den ersten paar Worten beim Einsteigen in das Wägelchen schon herausspürbekommen, ob einer verheirathet wäre. Es schien gar keine ledigen jungen Leute derart zu geben.

So verging die Zeit im Fluge. Ein Jahr nach dem andern rollte dahin — es meldete sich bei Marietta kein Carozellakutscher, der sie zur Frau begehrte, und das Mädchen sing an, sich den verhängnißvollen Fünfundzwanzig zu nähern — das ist die unheimliche Altersgrenze, bei welcher die meisten Italienerinnen beginnen, umfangreicher zu werden, als mit den Gesetzen der Schönheit sich verträgt. Marietta fühlte mit Schrecken, daß sie keine Ausnahme von der Regel machte, und sie stellte sich vor, daß in einem Jahre vielleicht sie an ihrer Straßenecke nicht mehr stehen und singen könnte, ohne ausgelacht zu werden.

Dieser ihr Beruf ward hinfällig mit der schwindenden Jugend. Was sollte sie dann thun, um sich einen Lebensunterhalt zu erwerben? Eine Schule hatte sie nie besucht, irgend eine Handfertigkeit nicht gelernt, in eine Fabrik gehen — Neapel hatte zu jener Zeit nur wenig derartige Arbeitsstätten und diese waren überfüllt von schlechtbezahlten Mädchen. Einen Grünkram aufthun — das hieße Wasser ins Meer tragen, denn fast in jedem zweiten Hause saß eine Frucht- und Gemüsehändlerin, und auch der Limonadenbuden gab es schon viel zu viel. Einen Beruf wie ihre Mutter ausüben — davor graute ihr, denn es lebte in Marietta ein Funke der Erkenntniß des Unsittlichen, Guten und Schönen. — Da kam ihr eine Idee!

Eine gewaltige Menge hatte sich angesammelt und lärmte und lachte.

Sie hatte von einer gereisten Nachbarin erfahren, daß es in der Schweiz Doktorinnen, Telegraphistinnen, Postexpedientinnen und sogar Bahnhofsklassiererinnen gäbe, die ganz so gut wie die Männer ihr Amt verwalteten und wie die Männer selbständig aufträten, und da eine dunkle Vorstellung von Frauenemanzipation schon lange in Marietas nicht unbegabtem, lungem Kopfe gährte, so verfiel sie auf den Gedanken: wenn kein Kutscher mit der Carozella zu dir kommen will, so gehe du als Kutscher zu einer Carozella. Einen ehrlichen Beruf darf ihr niemand wehren — in diesem Falle hast du erstens das Vergnügen, den ganzen Tag zu fahren, und bekommst zweitens die Lust noch bezahlt, und als erster weiblicher Kutscher in Neapel wirst du noch ganz anders berühmt werden wie als Sängerin und in kurzer Zeit das Geschäft

aufgeben und von Zinsen leben können. — Das war das Endergebniß einer grübleristen Stunde der trotz aller Bescheidenheit des Auftretens kecken und kühnen Marietta; die Sache erschien der an Aufsehen erregende Wirkungen gewöhnten Straßensängerin durchaus nicht so sehr abhonderlich und ungewöhnlich, und wie der Entschluß in ihr reif und klar geworden war, so handelte sie auch sofort.

Sie suchte ein sorgfältig verkleidt geballenes Büchelchen hervor, ließ sich von ihrem Schuhlüdercwirth die darin verzeichneten Summen zusammenrechnen und bekam von diesem bestätigt, was sie allerdings sehr gut im Gedächtniß hatte, daß sie neunhundertdreißig Lire erspart hätte, die felsenfester auf der Nationalbank lagen.

Marietta hatte unbeschadet ihres „Künstlerthums" einen echt italienischen Geschäftssinn, sie ging zuerst zu einer Base, die eine gute Stimme und etwas Geld hatte, auch noch leidlich jung war, und bot dieser ihren Stand sammt Tisch und Guitarre zum Kauf an. Die Base ging mit Freuden auf dies vortheilhafte Geschäft ein, und schon am nächsten Tage sah man an der Ecke von San Ferdinando statt Marietas stattlicher, rundlicher Erscheinung an dem bekannten Tische mit der allbekannten Guitarre am grünen Bande eine magere, sehr viel gelblichere Person, die aus Leibeskräften sang. Marietta aber feilschte bei der Witwe eines kürzlich verstorbenen Carozzellakutschers hartnäckig und zäh um ein mageres Pferdchen und eine schön roth angestrichene Carozzella mit einem neuen Binsenteppich am Boden und zwei großen hellen Laternen unter dem Kutscherdoch. Sie gelangte glücklich in den Besitz dieser kostbaren Güter um den Preis von siebenhundert Lire.

Nachdem dies Geschäft beendet war, begab sie sich nach Melito, einem Dorfchen bei Neapel, von wo ein Omnibus nach Neapel ging, setzte sich oben neben den Kutscher und bat diesen, sie doch für das Passagiergeld täglich das Fahren zu lehren. Der faßte die Sache als einen Spaß auf, der auch Geld einbrachte, er willigte ein, und so fuhr Marietta achtundzwanzigmal vier Stunden und fühlte sich nach Verlauf dieser Lehrzeit als vollkommen sicherer und ausgebildeter Kutscher.

Eines Tages hielt sie denn auch in der Nähe des Hafens mit ihrem Wägelchen, nahm darauf den Platz als Kutscher ein und wartete auf Fahrgäste. — —

Es war ihr doch da oben etwas seltsam bang und beklommen zu Muth, als sie, einen lackirten schwarzen Hut auf den krausen Haaren und die Peitsche in der Hand, in das lobende eilende Straßenleben, der Fahrgäste gewärtig, hinabsah.

Sie sah noch keine zehn Minuten, da hatte sie nicht nur die Aufmerksamkeit von einigen hundert Vorübergehenden, die stehen blieben, sondern auch die viel verhängnißvollere der Polizei erregt.

Zwei Stadtsergeanten mit großen Dreimastern auf dem Kopfe, zwei Municipalpolizisten mit grauen Mänteln und Käppis ohne Nummern und zwei Straßenwächter in schwarzen Waffenrock und Käppis mit Nummern, also sechs Mann der öffentlichen Ordnung standen denn plötzlich vor ihrer Carozella und legten die Hände auf sie selbst, den Wagen und das Thier.

„Wo haben Sie Ihren Erlaubnißschein?" hieß es.

Marietta hatte keinen; davon hatte sie nichts gewußt. — „Der Wagen hat ja eine Nummer, die Laternen sind geputzt und in Richtigkeit!" vertheidigte sie sich.

„Sie haben also keinen Schein?" frugen die Gestrengen.

„Nein!"

„So folgen Sie uns zum Officio centrale, zur Hauptwache!"

„Zur Wache!" stieß ganz fahlbleich werdend Marietta aus, und vor Schreck und Angst zitterte sie, daß sie die Peitsche fallen ließ und das Pferd unruhig ward und die Ohren spitzte.

„Ja, steigen Sie herunter und geben Sie uns Pferd und Wagen!" befahl man ihr in sehr amtlichem Tone.

Marietta brach neapolitanisch laut in Schreien und Weinen aus. Eine gewaltige Menge hatte sich jetzt um die Verhandelnden angesammelt und lärmte und lachte: ein Frauenzimmer als Carozzellakutscher — das war etwas Neues, viele hatten den weiblichen Kutscher erkannt, Marietta die Sängerin als Kutscherin jetzt — das war etwas für die skandallüsternen und nach Neuigkeiten begierigen Neapolitaner, für die hunderttausend Nichtsthuer sowohl wie für die andern Bürger. Man war in hohem Grade neugierig und gespannt auf die Entwickelung der Dinge. Die Menge wuchs ins Ungeheure.

Marietta jammerte, schrie und weinte lauter und stieg nicht vom Bock; sie war ganz sinnlos vor Angst und Zorn.

Die Menge begann Partei für sie zu nehmen und den eingekeilten Polizisten wurde es schwül.

Da entstand in der Menge ein Schimpfen und Rufen. Arme erhoben sich, Hüte fielen von den Köpfen, es wurde hin- und hergehoben. Jetzt sah man einen jungen Mann gewaltsam durch die Menge sich Bahn machen, er drang rücksichtslos keck und geschickt vor und nun stand er am Wagen bei den Polizisten — es war ein netter, aber ärmlich gekleideter Mensch, dem man es ansah, daß es ihm nicht besonders gut ging.

„Woran fehlt es?" frug er athemlos. „Sie hat keine Genehmigung?"

„Ja!"

„Die habe ich — aber keinen Wagen, und ich übernehme den Wagen," ließ der junge Mann mit kräftiger Stimme verlauten.

„Darf ich?" rief er zu Marietta auf den Bock hinauf und übergab hierbei einem der Polizisten ein ziemlich großes, nicht sehr sauberes Papier, das er aus seiner Rocktasche zog.

Marietta verstand vor namenloser Verwirrung gar nichts.

„Der Signore hat einen gültigen Schein und keinen Wagen und will für Sie eintreten," erklärte ihr der erste Sergeant, welcher im Hinblick auf die Haltung der Menge froh war, daß die Sache sich so gut zu lösen schien.

Marietta begriff noch immer nicht. „Will mich heirathen?" frug sie, die Augen immer noch voll Thränen wie geistesabwesend.

Ein furchtbares Gelächter, das über den ganzen Platz lief, erscholl auf diese Frage.

„Das wissen wir nicht," erklärte jetzt der Sergeant Marietta lächelnd; „vielleicht ist der Herr auch noch so freundlich," fügte der Polizist mit echt neapolitanischem Witze hinzu. „Vorerst will er mit seinem Erlaubnißschein das Gefährt übernehmen, denn auch wenn Sie einen solchen hätten, Signora, dürften Sie als Frauenzimmer hier in der Stadt nicht fahren!" belehrte der Polizeimann. „Sie nehmen an?" frug er.

„Ja!" antwortete mit leuchtenden Augen Marietta, ihren hübschen Retter ansehend.

Ein lustiges überlautes Gemurmel wogte über die Menschenmenge. Unzählige Evviva ertönten zum blauen Himmel, man ließ den jungen Mann, der so ritterlich und klug für die Bedrängte eingetreten war, „leben" und wünschte ihm und der Signora Glück und freute sich über die nette Lösung des Straßendramas.

Marietta war währenddessen vom Bock gestiegen, hielt dankbar beide Hände ihres Retters, der nicht unfreundlich in das runde Gesicht mit dem krausen Haarwald und den großen schönen schwarzen Augen sah. Die Menge jubelte bei diesem Anblick, der sich ihr jetzt darbot, noch mehr.

„Meine Herrschaften," sprach nun der erste Sergeant zu den beiden, „Sie müssen mir doch zur Kontrollstation folgen, weil die Nummer des Wagens in den Schein eingetragen werden muß; erst dadurch wird er für diese Carozella gültig."

„Sie geben die Carozella und das Pferd zu diesem Schein?" richtete er seine Worte an Marietta.

Von neuem „Ja!" und dankbar glückselige Blicke in die funkelnden Augen des schmächtigen Retters, der in seiner sehnigen Kleinheit, Gelbheit und Beweglichkeit Neapolitaner vom reinsten Wasser war.

„So, bitte, steigen Sie ein!" forderte der Sergeant die unternehmende Erfinderin und jetzt auch Erfindlichen auf.

Und Marietta stieg in den Wagen, der Retter mit seinem Schein auf den Bock; Marietta nahm nicht so stolz wie Sonntags, aber doch ganz vergnügt und zufrieden Platz.

„Geben Sie Raum, meine Herrschaften!" riefen die Polizisten unermüdlich in die Menschenmauern — die Menge wich endlich, und in langsamem Schritt fuhr die Carozzella, kutschirt von dem Retter, begleitet von den sechs Polizisten und gefolgt von einer großen Menge Volkes, dem Municipalplatz zu.

Die gesetzlichen Formlichkeiten nahmen dort nicht viel Zeit in Anspruch und versetzten heiter und beschiedigend für alle Theile. Marietta übergab ihr Gefährt, für das sie keinen Erlaubnißschein hatte und keinen bekommen konnte, dem netten jungen Mann, der einen Schein, aber keinen Wagen dazu hatte, und die Folge dieses Geniestreiches der muthigen Marietta war, daß ihr Ideal sich dennoch verwirklichte.

Ihr Carozellafahrer heirathete sie nach Verlauf von acht Wochen, hatte bald so viel seiner Berühmtheit in Volkskreisen wegen zu fahren, daß er sich zwei Pferdchen zum Wechseln halten mußte, und war so klug und gutherzig, seine Mariella, die zwar einige Jahre älter war als er, aber ihm ein behagliches Leben wieder ermöglicht hatte, gut zu behandeln und es ihr nie abzuschlagen, wenn sie am Sonntagnachmittag einmal Carozella zu fahren wünschte.

Das ist der Lebenslauf von Mariette Polli, der Straßensängerin, die zum Hafen der Ehe, in welchem sie durch Muth und Unkenntniß der Gesetze und durch die Huld des Geschickes, obwohl die Sache schon recht zweifelhaft war, ihr Ideal erreichte.

Was ist „Stil“?

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Friedrich Hoffermann.

Zu den beliebtesten Schlagworten unserer Zeit, die allerorten, wo von Kunst die Rede ist, hereüber und hinüber fliegen, gehört unstreitig das Wörtchen „Stil“.

Wenn man nicht unzutreffend von Personen sagt, daß sie die Eigenschaften, die sie immer im Munde führen, gewöhnlich nicht besitzen, so pflegt das, auf die Gegenwart angewendet, daß über der Stil im ganzen fehlt — eine Behauptung, die leider kaum bewiesen zu werden braucht. Da darf es denn ganz und gar nicht wunder nehmen, daß man sich im allgemeinen nur höchst unklare Vorstellungen von der Bedeutung dieses Wortes macht, umsoweniger, als man es von Einzelnen auf die anscheinend verschiedenartigsten Dinge und Beziehungen angewendet sieht. Es dürfte also recht nützlich sein, einmal festzustellen, was denn nun eigentlich darunter zu verstehen ist, ja, wenn möglich, einen Zusammenhang zu finden unter den mancherlei Erscheinungsgruppen, die als „Stil“ bezeichnet werden.

Wie es die Zeit der stilvollen, besser stilgemäßen Einrichtungen mit sich bringt, welche äußerlich nachgeahmte Erzeugnisse vergangener Jahrhunderte in eine gänzlich veränderte Umgebung setzt, wird das Wort zumeist nur im niedrigsten Sinne verwendet. Man spricht von romanischem, gothischen und Renaissance-Stil und glaubt, daß man seine Bedeutung erfaßt habe, wenn man einen vom andern unterscheiden kann. „Stil“ heißt in diesem Sinne kurz der Geschmack und die Formenausdrucksweise eines gewissen Zeitabschnitts oder Volks, eine Erklärung, die besonders auf Architektur und Kunstgewerbe zu beziehen ist. Sie ist leicht gegeben und leicht zu beschaffen, weil sie oberflächlich ist und mit dem eigentlichen Stil durchaus nichts zu thun hat. Mehr in das Wesen desselben führt uns schon ein anderer Ausdruck. Die Kunsthandwerker des 16. Jahrhunderts z. B. haben nämlich auch ihren Stil gehabt. Der bestand aber nicht nur in einer besonderen Formenausdrucksweise, das heißt darin, daß sie dies und jenes Blattwerk so und so behandelten oder die Gliederungen ihrer Architekturen anders gestalteten als andere. Das war ihnen selbstverständlich auch nur von und, die aber das Ganze übersehen können, schlechthin als Stil bezeichnet. Ihr Kunsthandwerk war vielmehr deswegen groß, weil seine Erzeugnisse den Zweck, dem sie dienen sollten, in schöner, harmonischer Weise zum Ausdruck brachten, und damit kommen wir zur tiefsten Bedeutung des Stilbegriffs. Was hier gesagt wurde, gilt natürlich keineswegs allein von der Renaissance, sondern nicht minder von anderen Epochen. Sehen wir uns z. B. eine antike Säule an! In vollendetem Leben erhebt sie sich von der Basis, die breiter und lebendig ihr einen sicheren Stand giebt. Sie schwillt an in der Mitte, strotzend von Gesundheit, verengert sich dann oben wieder, gleichsam ihre ganze Kraft zusammenschmend, und trifft nun mit dem Kapitell, dessen reicher Schmuck straff nach oben geschnürt noch mit tragen hilft, auf das schwer lastende Architravstück. Und diese Einheit: eine herrliche Vereinigung von Zweckmäßigkeit und Schönheit. Ein einfacher Wasserkrug, eine schlichte thönerne Base, die sich auf schlankem Fuß in sanfter Schwellung rundet und oben knapp wieder zusammenschließt, mit lustig geschwungenen Henkeln daran, was sind sie anders als der lebendigste Ausdruck des echten Stilprinzips: dem Auge eine Freude, dem Verstande Zweckmäßigkeit. So soll uns die Säule sagen: ich trage sicher, was dich zweckmäßig tragen könnte, der Krug: ich halte zusammen, was auseinander will, der Stuhl: laß dich nieder, ich stütze dich, und alles soll es zugleich schön sagen. Die Dinge müssen, mit einem Wort, im Sinne der Natur geschaffen sein, dann sind sie stilgemäß, müssen übereinstimmen in Form und Inhalt, müssen so sein, als wären sie gewachsen: organisch lebendig. Nun wird aber der Baum aus festem Holze eine andere Bauart haben als der aus biegsamem. So leitet denn zu unserer Erklärung: Stil ist künstlerisch verklärte Zweckmäßigkeit, die Bedingung hiezu: und vorlängst, daß ein Gegenstand zugleich die besonderen Eigenschaften des Stoffes erkennen lasse, aus dem er geschaffen wurde. Das heißt eine Säule aus Eisen muß nothwendig anders geartet sein als eine solche aus Stein. Für den Wissenden wird das im Vorhergesagten enthalten sein; dem Laien kann es nicht oft und klar genug gesagt werden.

Es ist nicht die Aufgabe einer kurzen Uebersicht, alles zu erschöpfen, was sich hierüber noch anführen ließe. Nur den Sinn des Vorstehenden richtig erfaßt hat, dem wird es ein Leichtes sein, sich selbständig an hundert Beispielen von der Richtigkeit zu überzeugen.

Wie gesagt, werden die genannten beiden Stilbegriffe zumeist in Architektur und Kunstgewerbe angewendet. Ein dritter neuer gilt sonderlich von den bildenden Künsten, Malerei und Plastik. So sagen wir von einem groß aufgefaßten Bildwerk — einer Landschaft beispielsweise vom ältern Preller oder einem Figurenbilde des Cornelius — sie seien „stilvoll“. Was heißt das hier? Worin liegt hier der „Stil“?

Was an allen diesen Werken zunächst und hauptsächlich in die Augen springt, ist, daß sie niemals mit Kunstleistungen verwechselt werden können, die sich unmittelbare Naturnachahmung zur Aufgabe stellen. Wir vermissen an ihnen zahlreiche Einzelheiten, die wir in der uns umgebenden Natur wahrnehmen. Am Bildwerk scheint das vielgestaltige Spiel der Muskeln nach einem großen ruhigen Schema vereinfacht und geklärt. Wir empfinden das Ganze als etwas, das nicht alle Bedingungen der uns bekannten Natur erfüllt und doch keine Lüge ist. In der Landschaft, die wir gern „heroisch“ nennen, sehen wir in Baumschlag, Wolken, Gelände oder Felsen überall eine Summe von Einzelheiten zu charakteristischen Gruppen oder Massen zusammengezogen. Wir erkennen die Banne als Eichen, Pinien oder Pappeln, haben aber doch den Eindruck, als wären sie einfacher, größer, als in uns die Wirklichkeit zeigt. Die schäumende Brandung selbst in ihrer immer wechselnden Gestalt wird auf einfachere Formen zurückgeführt. Wir können demnach in diesem Falle kurz sagen: Stil ist Weglassen des Umwesentlichen! Das ist jedoch mehr ein Merkmal als eine Erklärung des Stils.

Weswegen „stilisirt“ denn nun der Künstler eigentlich? Man könnte sagen: er giebt auf diese Weise seine besondere Anschauung von der Welt zu erkennen, und demnach wäre also Stil die persönliche künstlerische Auffassung, die jemand von der Welt hat, oder die Art, wie sich die Schöpfung in seiner Seele spiegelt. Die Ursache, warum es so ist, haben wir damit aber immer noch nicht. Der Künstler modellirt, malt oder zeichnet keineswegs zufällig, wie er's thut, sondern er ist sich wohl bewußt, daß er in manchen Dingen von der Natur abweicht.

Thut er das denn aber auch wirklich? Anscheinend ja — und vielleicht doch nicht! Er weicht nämlich wohl sehr oft von der Wirklichkeit ab, nicht aber von der Natur im höheren Sinne. Denken wir einmal, ein Bildhauer wolle eine männliche Figur, einen Adam oder dergleichen, modelliren. Er steht sich nach Modellen um und findet am Ende auch eine ganze Anzahl. Aber ach, das eine hat schöne Arme und kräftig entwickelten Oberkörper, dabei aber ziemlich verkümmerte Beine; das andere ist durchweg recht gut gewachsen, hat aber einen kurzen Nacken und dicke plumpe Gelenke; bei dem dritten endlich sind die sonst guten Formen von Fettpolstern bedeckt u. s. f. Kurz, er findet nirgends alles beisammen, was er sich wünscht. Nähme er nun gleichwohl das verhältnißmäßig beste und arbeitete danach, hätte er dann Natur vor sich? Nein! Die Natur ist eben im Individuum von tausend

Zufälligkeiten in ihrer freien Entwickelung gehemmt worden. Wollen wir ihre Absichten erkennen, so müssen wir sie aus der Summe vieler Einzelerscheinungen herauszulesen suchen, müssen das Wahre vom Zufälligen unterschieden lernen.

So lehl in unserem Künstler das Bild eines Menschen, wie er sein würde, wenn alle Umstände glücklich zusammentrafen. Nach diesem trägt er die Schönheiten, die er einzeln in der Wirklichkeit vorfindet, zusammen. Er sieht bei dem einen ein Hauptfältchen, das bei dem andern fehlt, und sagt sich danach: es ist nicht wesentlich, lassen wir es fort — er „stilisiert"! Wo sich die Natur einmal uneingeschränkt offenbaren kann, da wird sie denn auch beinahe wirken wie ein stilisiertes Kunstwerk. Vollendet schöne Menschen, wie man ihnen vielleicht noch hier und da in Italien begegnen kann, oder antike Figuren, die vielsach nichts anderes sind als fein beobachtete Studien aus der Palästra, der Ringschule, lassen das sofort erkennen. Wir haben also als Wesen des Stils hier das Streben zu betrachten, die Dinge der Zufälligkeiten zu entkleiden und auf ihre Grundideen zurückzuführen. So ist es denn gerade ein Drang nach Wahrheit im höhern Sinne, der den Künstler von der Wirklichkeit abweichen läßt. Gleichwie von der dargestellten Form gilt das auch von der Komposition überhaupt. Da ist im Figurenbilde oder in der Landschaft keine Gestalt — kein Baum, der nicht in vollkem Einklang mit der künstlerischen Idee stände. Die stummen Gemälde selbst fangen mit an zu reden und unterstützen durch Masse oder Bewegung, was die Menschen sagen; ein Akcord der Uebereinstimmung von Innerem und Aeußerem — Wahrheit. —

Wir haben es nunmehr noch mit einem Stilbegriff zu thun, der in allen Künsten Anwendung finden kann, dem das tiefe Publikum aber schier noch fremder gegenüberstekt als den andern, ja dessen Nichtachtung es nicht selten als ganz besondere künstlerische Leistung ansieht. Seine Erklärung heißt kurz: „Stil ist das bewußte Sichfügen in die Forderungen des Darstellungsmaterials"!

Zur Erläuterung ein Beispiel aus der Musik. Wir hören im Konzertsaal einen Cellisten. Er spielt sein Instrument mit ausgezeichneter Geschicklichkeit, Passagen, Triller und Staccati wechseln in ununterbrochener Folge. „Mein, solch ein Spiel" heißt es, nachdem er schweißtriefend geendet hat, „der bedauert sein Cello ja wie eine Geige!" — Ja, das thut er wirklich. — Aber ist das denn auch richtig? Gewiß nicht; denn hätte ein Geiger dasselbe Stück mit gleichem Können auf seinem viel beweglicheren Instrumente gespielt, so würde er bei minderem Aufwand eine noch schönere Wirkung erzielt haben. Der Cellist hat aber seinem Cello zugemuthet, was ihm nicht entspricht: allzugroße Beweglichkeit, und andererseits die Vorzüge, die es vor andern hat, schönen Gesangston u. dergl., geopfert; — das ist „stillos"!

In der Malerei hört man nicht selten die Ansicht: Womit man malt, ist doch ganz einerlei! Kann ich mit Pastell oder Aquarell eine Wirkung hervorbringen, die der Oelmaler erspricht, wohlan! — Das ist aber gerade so falsch wie die Meinung des Cellisten. Jedes Material hat seinen Stil, der sich wie gesagt ergiebt aus seinen Vorzügen, die ausgebeutet werden müssen, und seinen Unzulänglichkeiten, die Beschränkung auferlegen.

Der Pastellmaler z. B. arbeitet mit dicken weichen Farbenstiften; das schließt seine Technik schon von allen den Kraftäußerungen aus, die scharfgezeichnete kleine Einzelzüge mit sich bringen wie beispielsweise bei Genremalerei. Seine Farbe ist so sich matt, und ihr fehlt mit dem Glanz auch die Tiefe. Das verweist die Pastellmalerei in das Gebiet lichter farbenzarter Erscheinungen; ein Satz, der übrigens am anschaulichsten durch ihre Herkunft — sie stammt aus der Putzerei — bestätigt wird. Der Ruhm endlich: mein Bild wirkt aber wie ein Oelbild! wird auch nur solange dauern, als dieses nicht wirklich daneben hängt.

Jede Kunst, sei's welche es sein möge, hat ihr festumgegrenztes Reich, in dem ihr gewisse Erfolge von keiner andern streitig gemacht werden können. Verläßt sie es, so wird sie gänzlichen Falles mit Gewaltanstrengungen nur das erreichen, was eine andern natürliche Sprache ist; wir brauchen das kaum noch an vielen Beispielen zu beweisen.

Alles in allem haben wir sonach vier verschiedene Anwendungen des Wortes Stil zu verzeichnen gehabt, und zwar Anwendungen auf recht vielartige Erscheinungen. Es wäre unfeinstam, wenn die Sprache für vier verschiedene Begriffe nur ein und dasselbe Wort haben sollte. Wir müssen deshalb wohl annehmen, daß sie alle untereinander in festem Zusammenhang stehen. Sehen wir sie darauf hin noch einmal an, so hieß unsere erste Erklärung: Stil ist die Formenausdrucksweise eines gewissen Jahrabschnitts. Wir fügten hinzu, daß damit jedoch nur eine Gruppe von Leistungen bezeichnet werde, die einzeln genommen unserer zweiten Forderung entsprächen, die war: Stil ist künstlerisch verklärte Zweckmäßigkeit. Beides ist also eigentlich eins! Das eine gilt für eine Summe, das andere fürs einzelne. Die dritte und letzte Erklärung alsdann hieß: Stil ist Wegstaffen des Unwesentlichen, und Stil ist das bewußte Sichfügen in die Forderungen des Materials. Wir sagen also in der Architektur und in dem Kunstgewerbe von geschaffenen Dinge: scheine was Du bist, sei wahr! wir sprechen in den andern bildenden Künsten danach, die Wirklichkeit ihrer Zufälligkeiten zu entkleiden, nach Wahrheit, und verlangen endlich vom Material: rede wie die der Schnabel gewachsen ist, spricht wohl! So finden wir denn in der Wahrheit das, was alle diese Verschiedenheiten zusammenhält, und können sagen: „Stil ist Wahrheit". Damit wäre unsere Sprache vollauf gerechtfertigt und zugleich eine Handhabe gegeben, um etwas, das vielfach fälschlich mit Stil bezeichnet wird, die Manier, schroff davon zu scheiden.

Flammenzeichen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von **E. Werner.**

(Fortsetzung.)

Inzwischen wurden Fürst Adelsberg und sein Gefährte in Gnaden entlassen, sie verbeugten sich soeben vor der Prinzessin, die sich erhob und den Saal verließ; aber die scharfen Züge Ihrer Hoheit hatten einen ungewöhnlich milden Ausdruck und Rojanow besonders wurde mit einem gnädigen Lächeln verabschiedet.

„Hartmut, ich glaube, Du kannst lernen!" sagte Egon halblaut. „Ich habe zwar schon manche Proben Deiner Unwiderstehlichkeit gesehen, daß aber meine allergnädigste Tante in Deiner Nähe einen förmlichen Anfall von Liebenswürdigkeit bekommt, das ist unerhört, das stellt alle Deine bisherigen Leistungen in Schatten."

„Nun, der Empfang war doch ungnädig genug," spottete Hartmut, „Ihre Hoheit schienen mich anfangs wirklich für eine Art Briganten zu halten."

„Und nach zehn Minuten standest Du bereits im vollen Sonnenschein der Gnade und wurdest als erklärter Günstling entlassen. Mensch, was hast Du eigentlich an Dir, daß sich alles ohne Ausnahme Deinem Zauber beugt! Man sollte an das alte Märchen vom Rattenfänger glauben."

Um Hartmuts Lippen zuckte wieder jener herbe, verletzende Spott, der seinem Gesichte auf Augenblicke alle Schönheit nahm und ihm einen gradezu teuflischen Zug gab.

„Ich verstehe eben die Weise zu spielen, die sie am liebsten hören. Sie klingt freilich anders für jede, aber wenn man nur den rechten Ton zu treffen weiß, dann widerstekt keine."

„Keine?" wiederholte Egon, während sein Blick wie suchend durch den Saal glitt.

„Nicht eine einzige, sage ich Dir!"

„Da, Du bist ein Pessimist in dieser Beziehung, ich für meine Person lasse wenigstens Ausnahmen gelten. — Wenn ich nur wüßte, wo Frau von Wallmoden geblieben ist, ich sehe sie nirgends."

„Seine Excellenz wird ihr wohl den Text lesen wegen der undiplomatischen Aeußerung von vorhin."

„Hast Du diese Aeußerung auch gehört?" fragte Egon rasch.

„Gewiß, ich stand an der Thür."

„Nun, ich gönne unserer Allergnädigsten die Lehre von Herzen, sie war selbstverständlich wüthend darüber, aber glaubst Du im Ernste, daß der Gesandte deswegen — still, da ist er selbst!"

Sie sahen in der That den Gesandten vor sich, der soeben aus dem Thronzimmer zurückkehrte. Eine Begegnung war diesmal

Der Besuch.

Nach einem Gemälde von J. Kleinmichel.

Photographien im Verlage der Photographischen Union in München.

Frohlockenden Tropes bei dem anderen, aber Wallmoden wäre nicht der vollendete Diplomat gewesen, wenn er nicht hier den Umständen Rechnung getragen hätte. Sein Gruß war kühl, aber höflich, mit verneigte er sich allerdings in seiner Antwort an den Fürsten allein und bedauerte, nicht mit den Herren plaudern zu können, da er zum Herzoge gerufen sei. Die ganze Begegnung beschränkte sich auf zwei Minuten, aber sie hatte doch stattgefunden.

„Erzellenz sind heute noch zugeknöpfter als sonst," bemerkte Egon, als sie weiter gingen. „So oft ich dies kalte, unbewegliche Diplomatengesicht vor mir sehe, spüre ich ein Frösteln und das dringende Verlangen, warmere Zonen aufzusuchen."

„Deshalb gehen wir wohl so beharrlich den Spuren des schönen kalten Nordlichtes nach?" spottete Hartmut. „Wen suchen wir denn eigentlich auf diesem Spaziergang durch die Säle, den Du so unermüdlich fortsetzest?"

„Den Oberforstmeister!" sagte der junge Fürst, ärgerlich, sich derraten zu sehen. „Ich wollte Dich ja mit ihm bekannt machen, aber Du bist heut wieder in Deiner Spötterlaune. Vielleicht finde ich Schönau drüben im Pfeilersaale, ich muß mich dort einmal umsehen."

Er machte sich schleunigst los und lenkte wirklich seine Schritte nach dem Pfeilersaal, wo sich das herzogliche Paar befand und wo er auch Adelheid von Wallmoden vermuthete. Unglücklicherweise aber kreuzte er beim Eintritt wieder den Weg seiner allergnädigsten Tante, die ihn von neuem in Beschlag nahm. Sie wollte Näheres über den jungen, interessanten Rumänen hören,

der in der That im Sonnenschein ihrer Gunst stand, und der ungeduldige Neffe mußte wohl oder übel ihren Fragen standhalten.

Das Fest nahm seinen Fortgang, die Gesellschaft ilustrete und wogte durcheinander, während Hartmut langsam und scheinbar absichtslos durch die lange Flucht der Gemächer schritt. Auch er suchte etwas und er war darin glücklicher als Egon: ein flüchtiger Blick in das Thurzimmer, dessen Eingang die schweren Vorhänge halb verhüllten, zeigte ihm den Saum einer weißen Schleppe, die dort über den Boden floß, und in der nächsten Minute stand er auf der Schwelle.

Adelheid von Wallmoden saß noch an demselben Platze wie vorhin und wendete langsam den Kopf nach dem Eintretenden. Plötzlich zuckte sie jäh zusammen, freilich nur einen Augenblick, dann erwiderte sie mit der gewohnten kühlen Ruhe die tiefe

Verneigung des jungen Mannes, der an der Thür stehen geblieben war.

„Ich habe doch nicht gestört, Excellenz?“ sragte er. „Ich fürchte, Sie suchten hier die Einsamkeit, in die ich nun so plötzlich eindrecke; aber es geschah ganz absichtslos.“

„Nicht doch, ich suchte nur auf einige Minuten Zuflucht vor der drückenden Hitze, die in den Sälen herrscht.“

„Derselbe Grund suchte mich her, und da ich heut noch nicht die Ehre hatte, Sie zu begrüßen, Excellenz, so erlauben Sie mir wohl, dies jetzt zu thun.“

Die Worte klangen sehr förmlich. Rojanow war näher getreten, blieb aber in gemessener Entfernung stehen. Dennoch war ihm jenes Aufzucken bei seinem Eintritt nicht entgangen, es spielte ein seltsames Lächeln um seine Lippen, als er die Augen auf die junge Frau richtete.

Diese hatte eine Bewegung gemacht, als wolle sie sich erheben und gehen, aber sie schien sich noch rechtzeitig zu erinnern, daß ein solcher plötzlicher Aufbruch einer Flucht ähnlich sehen würde. Sie blieb an ihrem Platze und beugte sich über die Blumengruppe. Wie zerstreut pflückte sie eine der großen, purpurfarbenen Kamelien, während sie die Frage nach ihrem Befinden beantwortete, aber dabei trat wieder scharf und deutlich jener Zug starrer Willenskraft hervor wie in jenem Augenblick, wo sie mitten in der schäumenden Flut des Waldbaches stand. Damals gilt sie ohne Besinnen in das sußtiefe Wasser, um eine Hilfe nicht annehmen zu müssen, die ihr geboten wurde, aber das war mitten in der Einsamkeit des Waldes gewesen. Hier, in dem herzoglichen Schlosse, das ein rauschendes Fest durchwogte, gab es keine solchen Hinderniße zu überwinden, aber der Mann mit dem dunklen, verzehrenden Blick stand ihr auch hier gegenüber und ließ das Auge nicht von ihrem Gesicht.

„Werden Sie noch längere Zeit in Rodeck bleiben, Herr Rojanow?“ fragte Adelheid in jenem gleichgültigen Tone, mit dem man in der Gesellschaft allgemeine Fragen und Bemerkungen austauscht.

„Wahrscheinlich noch einige Wochen. So lange der Herzog in Fürstenstein ist, wird Fürst Adelsberg kaum sein Jagdschloß verlassen. Später beabsichtige ich, ihn nach der Stadt zu begleiten.“

„Und dort werden wir Sie als Dichter kennen lernen?“

„Mich, Excellenz?“

„Ich hörte es wenigstens von dem Fürsten.“

„Das ist vorläufig nur Egons Idee,“ sagte Hartmut leichthin. „Er hat es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, meine ‚Arivana‘ auf der Bühne zu sehen.“

„Arivana? Ein seltsamer Titel!“

„Es ist ein orientalischer Name, aus einer indischen Sage, deren poetischer Zauber mich so mächtig gefangen nahm, daß ich der Versuchung nicht widerstand, ein Drama daraus zu schaffen.“

„Und die Heldin dieses Dramas heißt Arivana?“

„Nein, das ist nur der Name einer wild gebirgigen Stätte, an die sich jene Sage knüpft. Die Heldin heißt — Ada!“

Rojanow sprach den Namen halblaut, wie zögernd aus, aber es blitzte triumphirend auf in seinen Augen, denn jetzt sah er es wieder, jenes leise Zusammenbeben wie vorhin bei seinem Eintritt; langsam trat er einige Schritte näher, während er fortfuhr:

„Ich hörte den Namen zum ersten Male auf Indiens Boden und er hatte für mich einen fremdartig süßen Klang, den ich festhielt in meiner Sagengestalt — und nun ersahre ich hier, daß die Abkürzung eines deutschen Namens ganz ebenso lautet.“

„Des Namens Adelheid — ja! Ich wurde in meinem Vaterhause stets so genannt, aber es ist doch nichts besonders Merkwürdiges, daß dieselben Laute in verschiedenen Sprachen wiederkehren.“

Die Worte klangen abwehrend, aber die junge Frau hob das Auge nicht empor dabei, sie blickte unverwandt auf die Blume nieder, mit der ihre Hand spielte.

„Gewiß nicht,“ stimmte Hartmut bei. „Mir fiel es auch nur auf, überrascht hat es mich nicht, wiederholen sich doch auch die Sagen bei fast allen Völkern. Sie tragen ein mehr oder minder verschiedenes Gewand, aber was in ihnen lebt, die Leidenschaft, das Glück und Weh der Menschen, das ist überall das gleiche.“

Adelheid zuckte leicht die Achseln.

„Darüber mag ich mit einem Dichter nicht streiten, aber ich glaube denn doch, daß unsere deutschen Sagen ein anderes Antlitz haben, als die indischen Märchenträume.“

„Vielleicht, aber wenn Sie tiefer blicken, werden Sie in diesem Antlitz verwandte Züge entdecken. Auch die Arivana-Sage hat diese Züge, wenigstens in ihrer Hauptgestalt, dem jungen Priester, der mit Leib und Seele der Gottheit geschworen hat, dem lodernden, heiligen Feuer, und den nun die irdische Liebe ergreift mit all ihrer Gluth und Leidenschaft, bis sein Priestergelübde stirbt in dieser Flammengluth.“

Er stand ihr ruhig und ehrfurchtsvoll gegenüber, aber seine Stimme hatte einen seltsam verschleierten Klang, als berge sie hinter dieser Erzählung noch eine andere geheime Bedeutung. Da plötzlich schlug die junge Frau die gesenkten Augen auf und heftete sie voll und ernst auf das Gesicht des Sprechenden.

„Und — das Ende?“

„Das Ende ist der Tod wie in den meisten Sagen! In Bruch des Gelübdes wird entdeckt und die Schuldigen werden der beleidigten Gottheit geopfert — der Priester stirbt in der Flammen, mit dem Weibe, das er liebt!“

Es folgte eine sekundenlange Pause, dann echod sich Adelheid mit einer raschen Bewegung; sie wollte offenbar das Gespräch abbrechen.

„Sie haben recht, die Sage hat etwas Verwandtes mit den unsrigen, und wäre es auch nur in der alten Lehre von Schuld und Sühne.“

„Schuld nennen Sie das, gnädige Frau?“ Hartmut lief unpöbelhaft die förmliche Anrede „Excellenz“ sollen. „Nun ja, vor den Menschen ist es Schuld und sie strafen es ja auch mit dem Tode, ohne zu ahnen, daß eine solche Strafe zur Sühne werden kann. So in Feuersgluthen zu vergehen, wenn man das höchste irdische Glück genossen hat und dies Glück noch im Tode umfangt, das ist ein leuchtendes, göttliches Sterben, mehr werth als ein ganzes Leben voll dumpfer Alltäglichkeit. Da lodert das ewige unsterbliche Recht der Liebe als Flammenzeichen zum Himmel empor, allen Menschenfatzungen zum Trotz — finden Sie ein solches Ende denn nicht beneidenswerth?“

Auf dem Gesicht der jungen Frau lag eine leichte Blässe, aber ihre Stimme klang fest, als sie erwiderte:

„Nein! Beneidenswerth ist nur der Tod für eine hohe heilige Pflicht, das Opfer eines reinen Lebens. Eine Schuld kann man verzeihen, aber man bewundert sie nicht.“

Hartmut biß sich auf die Lippen und ein drohender Blitz zuckte aus seinen Augen über die weiße Gestalt hin, die so ernst und unnahbar vor ihm stand. Dann aber lächelte er.

„Ein harter Richterspruch, der auch mein Werk trifft, denn ich habe meine ganze Kraft an die Verherrlichung jenes Liebens und Sterbens gesetzt! Wenn die Welt ebenso urtheilt — ah, Sie erlauben, gnädige Frau!“

Er trat rasch zu dem Divan, wo sie gesessen hatte und nahm ihren Fächer auch die Kamelie liegen geblieben war.

„Ich danke,“ sagte Adelheid, die Hand danach ausstreckend, aber er reichte ihr nur den Fächer allein.

„Verzeihung — aber als ich meine ‚Arivana‘ dichtete, auf der Veranda eines kleinen indischen Hauses, da glühten und leuchteten diese Blüthen überall aus dem dunklen Laube und jetzt grüßen Sie mich hier, im kalten Norden. — Darf ich die Blume nicht behalten?“

Adelheid machte eine halb unwillige Bewegung.

„Nein, wozu?“

„Wozu? Als eine Erinnerung an das herbe Urtheil aus dem Munde einer Frau, die doch den holden Namen meiner Sagengestalt trägt. Sehen Sie, gnädige Frau, es blühen so viele auch weiße Kamelien, zarte schneeige Blüthen, Sie haben unbewußt die rothe, die glutthfarbene gebrochen, und Dichter sind nun einmal abergläubisch. Lassen Sie mir die Blume als ein Zeichen, daß mein Werk trotz alledem noch Gnade finden mag vor Ihren Augen, wenn Sie es erst kennen. Sie ahnen nicht, wie viel mir daran liegt!“

„Herr Rojanow, ich —“ sie wollte augenscheinlich eine Ablehnung aussprechen, aber er sieß ihr ins Wort, in gedämpftem und doch leidenschaftlichem Tone fuhr er fort:

„Was ist Ihnen eine einzelne Blüthe, die Sie achtlos brechen und achtlos verwelken lassen? Mir aber — lassen Sie mir dies Zeichen, gnädige Frau, ich — ich bitte darum!“

Er stand dicht an ihrer Seite. Der Zauber, den einst schon der Knabe unbewußt ausübte, wenn er die Menschen „weherlos“ machte mit seinem Schmeicheln, der Mann hatte ihn als eine Macht kennengelernt, die nie versagte und die er zu brauchen

wußte. Seine Stimme hatte wieder jenen weichen, verhaltenen Ton. Der wie Musik das Ohr bestrickte, und seine Augen, diese dunklen, eisfieberhaften Augen waren mit einem halb düsteren, halb flehenden Ausdruck auf die junge Frau gerichtet. Die Müde in ihrem Gesichte war noch fahler geworden, aber sie antwortete nicht.

„Ich bitte!“ wiederholte er, noch leiser, noch flehender, und drückte die „gluthaebene“ Blüthe an die Lippen; aber gerade diese Bewegung deckte den Baum. Adelheid richtete sich plötzlich auf.

„Ich muß Sie ersuchen, Herr Rojanow, mir die Blume zurückzugeben. Sie ist für meinen Gatten bestimmt.“

„Ah so — ich bitte um Verzeihung, Excellenz!“

Er erhob sich mit einer kalten Verneigung die Kamelie, die sie mit einer kaum merklichen Bewegung des Kopfes in Empfang nahm, dann rauschte die schwere Schleppe des weißen Gewandes an ihm vorüber — er war allein.

Umsonst! An dieser Eisnatur glitt alles ab! Hartmut kämpfte wüthend mit den Fäuste. Noch vor zehn Minuten hatte er dem Fürsten gegenüber ein so hartes Urtheil über alle Frauen ohne Ausnahme gefällt, jetzt hatte er es wieder gesungen, das zauberische Lied, das er so oft gespielt, und jetzt fand er eine, die diesem Liede widerstand. Aber der stolze, verwöhnte Mann wollte nicht daran glauben, daß er das Spiel, das er so oft gewonnen, auch einmal verlieren könne, und gerade hier lag ihm alles daran, es zu gewinnen.

Und sollte es denn wirklich nur ein Spiel bleiben? Er hatte sich noch keine Rechenschaft darüber gegeben, er fühlte nur, daß in die Leidenschaft, die ihn zu der schönen Frau zog, sich bisweilen etwas wie Haß mischte. Es waren widerstreitende Empfindungen, die sich schon damals gezeigt hatten, als er an ihrer Seite durch den Wald ging, hatt Bewunderung, bald Anziehung; aber gerade das machte die Jagd so spannend für den geübten Jäger.

Liebe! Die hohe reine Bedeutung des Wortes war dem Sohne Hallas fremd geblieben. Als er überhaupt empfinden lernte, da lebte er bereits an der Seite seiner Mutter, die mit der Liebe ihres Gatten ein so schmähliches Spiel getrieben hatte, und die Frauen, mit denen sie in ihrer Heimath verkehrte, waren nicht besser als sie. Das spätere Leben, das sie mit ihrem Sohne führte, unstet, abenteuerlich, ohne festen Boden unter den Füßen, hatte vollends den Rest von Idealismus ertödtet in dem jungen Manne; er lernte verachten, ehe er lieben lernte, und jetzt empfand er die verdiente Demüthigung, die ihm widerfuhr, als eine Beleidigung.

„Stünde Dich nur!“ murmelte er. „Du kämpft gegen Dich selber. Ich habe es gesehen und gefühlt, und in solchem Kampfe siegt man nicht!“

Ein leichtes Geräusch am Eingange ließ ihn aufblicken. Es war der Gesandte, der dort auf der Schwelle erschien und einen suchenden Blick durch das Zimmer gleiten ließ. Er kam, seine Frau zu holen, die er noch hier vermuthete. Beim Anblick Hartmuts stutzte er und schien einen Augenblick unentschlossen zu sein, dann aber sagte er halblaut:

„Herr Rojanow —“

„Excellenz?“

„Ich möchte unter vier Augen mit Ihnen sprechen.“

„Ich stehe zu Befehl!“

Wallmoden trat ein, aber er nahm seinen Standpunkt so, daß er den Eingang im Auge behielt. Es war kaum nöthig, denn schon waren die Thüren zu dem Speisesaal geöffnet worden und die ganze Gesellschaft strömte dorthin, der Baron, an den sich das Thurmzimmer schloß, hatte sich bereits völlig geleert.

„Ich bin überrascht, Sie hier zu sehen,“ begann der Gesandte in gedämpftem Tone, aber mit derselben verletzenden Kälte, die er schon bei der ersten Begegnung gezeigt hatte und die dem jungen Manne auch jetzt wieder das Blut in die Stirn trieb; er schwieg sich drohend auf.

„Weshalb, Excellenz?“

„Die Frage ist wohl überflüssig, jedenfalls ersuche ich Sie, mich nicht wieder in eine solche Zwangslage zu bringen wie vorhin, als Fürst Adelsberg Sie mir vorstellte.“

„Die Zwangslage war auf meiner Seite,“ gab Hartmut ebenfalls schroff zurück. „Ich will nicht hoffen, daß Sie mich hier als einen Eindringling betrachten, Sie wissen doch am besten, daß ich zu einem solchen Verkehr berechtigt bin.“

„Hartmut von Falkenried war das allerdings einst — das hat sich geändert.“

„Herr von Wallmoden!“

„Bitte, nicht so laut,“ unterbrach ihn der Gesandte. „Man könnte uns hören, und Ihnen wäre es wohl sicher nicht erwünscht, wenn der Name, den ich soeben aussprach, vor fremden Ohren genannt würde.“

„Ich führe allerdings gegenwärtig den Namen meiner Mutter, auf den ich doch wohl ein Recht habe. Wenn ich jenen andern ablegte, so geschah es aus Rücksicht —“

„Auf Ihren Vater!“ ergänzte Wallmoden mit schwerer Betonung.

Hartmut zuckte zusammen, das war eine Mahnung, die er noch immer nicht ertrug. „Ja,“ entgegnete er kurz, „und ich gestehe, daß es mir peinlich wäre, wenn ich gezwungen werden sollte, diese Rücksicht zu verletzen.“

„Nur deshalb? Ihre Rolle hier würde in diesem Falle auch wohl ausgespielt sein.“

Rojanow trat mit einer heftigen Bewegung dicht vor den Gesandten hin.

„Sie sind der Jugendfreund meines Vaters, Herr von Wallmoden, und ich habe Sie in meiner Kindheit Onkel genannt. Sie vergessen aber, daß ich nicht mehr der Knabe bin, den Sie damals hofmeistern und ausschelten durften. Der Mann sieht das jetzt als eine Beleidigung an.“

„Ich bedauerlige weder Sie zu beleidigen noch alle Bezeichnungen gelten zu machen, die wie beiderseitig als nicht mehr beschend ansehen,“ sagte Wallmoden kalt. „Wenn ich diese Unterredung wünschte, so geschah es, um Ihnen zu erklären, daß es mir in meiner amtlichen Stellung nicht möglich ist, Sie im Verkehr mit dem hiesigen Hofe zu sehen und dazu zu schweigen, während es doch wohl meine Pflicht wäre, den Herzog aufzuklären.“

„Aufzuklären? Worüber?“

„Ueber so manches, was man hier nicht weiß und was auch wohl dem Fürsten Adelsberg unbekannt geblieben ist. — Bitte, hören Sie mich auf, Herr Rojanow! Ich würde das nur im äußersten Nothfalle thun, denn ich habe einen Freund zu schonen. Ich weiß, wie ihn vor zehn Jahren ein gewisser Vorfall getroffen hat, der jetzt in unserer Heimath vergessen und begraben ist; wenn das alles wieder aufstehe und in die Oeffentlichkeit gebracht würde — Oberst Falkenried würde daran sterben.“

Hartmut erbleichte und die trotzige Erwiderung kam nicht über seine Lippen. „Er würde daran sterben!“ Das furchtbare Wort, dessen Wahrheit er nur zu gut fühlte, drängte sich vor den Augenblick selbst das Beleidigende jener Erklärung in den Hintergrund.

„Ueber jenen Vorfall bin ich nur meinem Vater Rechenschaft schuldig,“ entgegnete er mit mühsam beherrschter Stimme. „Nur ihm allein und keinem anderen!“

„Er wird sie schwerlich fordern — sein Sohn ist todt für ihn! Doch lassen wir das ruhen. Ich spreche hauptsächlich von den späteren Jahren, von Ihrem Aufenthalt in Rom und Paris, wo Sie mit Ihrer Mutter auf ziemlich glänzendem Fuße lebten, trotzdem die zumeinsichen Güter im Zwangswege verkauft waren.“

„Sie scheinen ja allwissend zu sein, Excellenz,“ stieß Rojanow in äußerster Gereiztheit hervor. „Wir ahnten wirklich nicht, daß wir unter so gewissenhafter Beaufsichtigung standen. Uebrigens leben wir von dem Rest unseres Vermögens, der aus jenem Zusammenbruch gerettet war.“

„Es wurde nichts gerettet, das ganze Vermögen ging damals verloren bis auf den letzten Heller!“

„Das ist nicht wahr!“ fiel Hartmut stürmisch ein.

„Das ist wahr! Sollte ich darin wirklich besser unterrichtet sein als Sie?“ Die Stimme des Gesandten klang in schneidender Schärfe. „Es ist möglich, daß Frau Rojanow ihrem Sohne nicht die Quellen nennen wollte, aus denen ihre Mittel flossen, und ihn absichtlich im Irrthum darüber ließ. Ich kenne diese Quellen — wenn sie Ihnen unbekannt geblieben sind, um so besser für Sie!“

„Hüten Sie sich, meine Mutter zu beleidigen!“ brauste der junge Mann auf. „Ich könnte sonst verpflichtet sein, Sie gegen Ihre Worte zu fordern —“

„Wofür? Etwa für eine Behauptung, die ich mit Beweisen unterstützen kann? Lassen Sie solche Tollheiten beiseite, auf die ich doch nicht eingehen würde. Es war Ihre Mutter und sie ist todt! Also wollen wir diesen Punkt nicht weiter erörtern. Ich

möchte an Sie nur die Frage stellen, ob Sie auch nach dieser Unterredung noch beabsichtigen, hier zu bleiben und in den Kreisen zu verkehren, die Ihnen Fürst Adelsberg öffnet."

Hartmut war leichenblaß geworden bei jener Andeutung von den trüben Quellen, aus denen die Mittel seiner Mutter geflossen sein könnten, und das starre Entsetzen, mit dem er den Sprechenden anblickte, verriet, daß er in der That nichts wußte; bei der letzten Frage aber gewann er seine Fassung zurück. Seine Augen begegneten kammend denen des Gegners, und eine wilde Entschlossenheit klang aus seiner Stimme, als er antwortete:

„Ja, Herr von Wallmoden — ich bleibe!"

Der Gesandte schien diesen Trotz doch nicht erwartet zu haben, er hatte sich offenbar die Sache leichter gedacht, aber er bewahrte seine Gelassenheit.

„Wirklich? Nun, Sie sind es gewohnt, ein hohes Spiel zu spielen, Sie scheuen das auch hier — still, wir werden gestört! Ueberlegen Sie sich die Sache, vielleicht besinnen Sie sich doch eines Besseren."

Er trat rasch in den anstoßenden Saal, wo jetzt der Oberforstmeister erschien.

„Wo steckt Du denn eigentlich, Herbert?" fragte dieser, als er des Gesandten ansichtig wurde. „Ich habe mich überall nach Dir umgesehen."

„Ich wollte meine Frau holen —"

„Die ist bereits im Speisesaal wie alle Welt, und Du wirst auch schon vermißt. Komm, es ist Zeit, daß wir etwas zu essen bekommen!" Damit bemächtigte sich Herr von Schönau in seiner immer frohgelaunten Weise seines Schwagers und entfernte sich mit ihm.

Hartmut stand noch an seinem Platze, aber er rang nach Athem, die Aufregung drohte ihn zu ersticken, Scham, Haß und Empörung, das alles fluthete wild durcheinander in seinem Innern. Jene Andeutung Wallmodens hatte ihn furchtbar getroffen, obwohl er sie nur halb verstand. Sie zerriß den Schleier, mit dem er sich, halb unbewußt, halb absichtlich die Wahrheit verhüllte. Er hatte in der That geglaubt, daß ein gerechter Rest des Vermögens ihm und seiner Mutter die Mittel zum Weiterleben liefere, aber es war nicht das einzige Mal gewesen, wo er nicht hatte sehen wollen, was er doch hatte sehen müssen.

Als die Hand der Mutter ihn so jäh und plötzlich aus dem Zwange der väterlichen Erziehung in die schrankenlose Freiheit riß, als er den Kreis strenger Pflichten mit einem Dasein voll berauschenden Genusses vertauschte, da hatte er dies Dasein in vollen Zügen genossen, ohne sich Rechenschaft darüber zu geben. Er war so jung, um zu urtheilen, und später — da war es eben zu spät für ihn, da hatten Beispiel und Gewohnheit ein unzerreißbares Netz um ihn geworfen. Jetzt zum ersten Male wurde ihm klar und deutlich gezeigt, was das Leben war, das er so lange geführt hatte, das Leben eines Abenteurers, und wie einen Abenteurer wies man ihn fort aus den Kreisen der Gesellschaft.

Aber noch heißer als die Scham darüber brannte der Schimpf, den man ihm angethan hatte, der Haß gegen den Mann, der ihm diese unverbittliche Wahrheit aufzwang. Das unselige Erbtheil der Mutter, das heiße, wilde Blut, das einst schon den Knaben so verhängnißvoll geworden war, wallte auf wie ein Feuerstrom, und jeder andere Gedanke ging unter in dem Gefühl einer wilden, maßlosen Rachsucht. Die sonst so schönen Züge Hartmuts waren entstellt bis zur Unkenntlichkeit, als er endlich stumm, mit zusammengebissenen Zähnen das Zimmer verließ. Er wußte und fühlte nur eins, daß er sich rächen mußte, rächen um jeden Preis! — —

Es war schon ziemlich spät, als das Fest sein Ende erreichte. Nachdem das herzogliche Paar sich zurückgezogen hatte, erfolgte der allgemeine Aufbruch, ein Wagen nach dem anderen rollte den Schloßberg hinab, das helle Licht der Säle erlosch und Fürstenstein begann, sich in Dunkel und Schweigen zu hüllen.

Die beiden Zimmer, welche der Gesandte und seine Gemahlin in der Wohnung des Oberforstmeisters innehatten, waren noch erleuchtet; Adelheid stand am Fenster, sie trug noch die reiche Festkleidung und blickte wie in Gedanken verloren hinaus, aber es war eine eigenthümlich müde Bewegung, mit der sie das Haupt an die Scheiben lehnte.

Wallmoden saß am Schreibtische und durchlief einige Briefe und Depeschen, die während der letzten Stunden eingegangen waren. Sie schienen Wichtiges zu enthalten, denn er legte sie nicht zu den übrigen Papieren, die morgen früh erledigt werden sollten, sondern ergriff eine Feder und warf rasch einige Zeilen hin; dann erhob er sich und trat zu seiner Frau.

„Das kommt unerwartet," sagte er. „Ich werde nach Berlin reisen müssen."

Adelheid wandte sich überrascht um.

„So plötzlich?"

„Ja, ich dachte die betreffende, allerdings wichtige Sache brieflich zu erledigen, aber der Minister wünscht dringend persönliche Rücksprache. Ich werde mich also morgen früh von dem Herzog beurlauben, vorläufig auf acht Tage, und dann sofort abreisen."

Man konnte in dem Halbdunkel die Züge der jungen Frau nicht unterscheiden, aber ihre Brust hob sich unter einem tiefen Athemzuge, der eine vielleicht unbewußte Erleichterung verriet.

„Und um welche Stunde fahren wir?" fragte sie rasch. „Ich möchte meine Kammerfrau benachrichtigen."

„Wir? Es ist eine rein geschäftliche Angelegenheit und die Reise ich selbstverständlich allein."

„Aber ich könnte Dich trotzdem begleiten."

„Wozu denn, Du hörst ja, daß es sich nur um eine Abwesenheit von acht bis vierzehn Tagen handelt."

„Gleichviel, ich — ich möchte Berlin einmal wiedersehen."

„Welch ein Einfall!" sagte Wallmoden achselzuckend. „Ich werde diesmal so in Anspruch genommen sein, daß ich Dich nirgends hinbegleiten kann."

Die junge Frau war an den Tisch getreten und stand jetzt im vollen Schein der Lampe. Sie war viel bleicher als sonst und ihre Stimme hatte einen gepreßten Klang, als sie antwortete:

„Nun, so bleibe ich zu Haus, aber hier in Fürstenstein möchte ich wirklich nicht allein bleiben, ohne Dich."

„Allein?" Der Gesandte sah sie befremdet an. „Du bleibst bei unseren Verwandten, deren Gäste wir sind. Seit wann bin Du denn überhaupt so schutzbedürftig? Das ist eine Eigenschaft, die ich bisher noch nie an Dir bemerkt habe. Ich begreife Dich nicht, Adelheid, was ist das für eine seltsame Laune, daß Du mich durchaus begleiten willst?"

„Nun, so nimm es als eine Laune, aber laß mich mit Dir reisen, Herbert — ich bitte Dich darum!"

Sie legte bittend die Hand auf seinen Arm und ihre Augen waren mit einem beinahe angstvollen Ausdruck auf den Gatten gerichtet, dessen schmale Lippen sich zeitweilig spöttisch verzogen. Er war jenes übertriebenen Lachens, das bisweilen so verletzend sein konnte.

„Ab so, jetzt begreife ich! Die Scene mit der Prinzessin ist Dir unangenehm gewesen, Du fürchtest erneute Plänkeleien, die ja allerdings nicht ausbleiben werden. Diese Empfindlichkeit mußt Du Dir abgewöhnen, mein Kind, Du solltest im Gegentheil einsehen, daß gerade diese Begegnung Dich in die Nothwendigkeit versetzt, hier zu bleiben. Bei Hofe wird jedes Wort, jeder Blick gedeutet, und eine plötzliche Abreise Deinerseits würde zu allen möglichen Deutungen Anlaß geben. Du hast jetzt handhaben wenn Du Dir Deine Beziehungen zum Hofe nicht dauernd erschweren willst."

Die Hand der jungen Frau glitt langsam von seinem Arm und ihr Blick sank zu Boden bei dieser kühlen Abweisung ihrer fast flehenden Bitte, der ersten, die sie überhaupt aussprach in ihrer kurzen Ehe.

„Standhalten!" wiederholte sie leise. „Das thue ich, aber ich hoffe, Du würdest mir zur Seite bleiben."

„Das ist für den Augenblick nicht möglich, wie Du sofort lebrigens verstehst Du es ja meisterhaft, Dich zu wehren. Das hast Du heute mir und dem ganzen Hofe gezeigt, aber ich verlasse mich darauf, daß der Wind, den ich Dir vorhin gab, beständig wird und Du künftig vorsichtiger in Deinen Antworten bist. Jedenfalls bleibst Du in Fürstenstein, bis ich zurückkehre und Dich abhole."

Adelheid schwieg, sie sah, daß hier nichts zu erreichen war. Wallmoden hatte wieder an den Schreibtisch und verschloß die eingegangenen Schriftstücke; dann ergriff er das Blatt, auf dem er die Antwort niedergeschrieben hatte, und faltete es zusammen.

„Noch eins, Adelheid!" sagte er flüchtig. „Der junge Fürst Adelsberg war heut unausgesetzt in Deiner Nähe, er huldigt Dir in etwas auffallender Weise."

„Wünschest Du, daß ich diese Huldigungen zurückweise?" Sie fragte das sehr obenhin.

Die Chalifengräber zu Kairo.
Nach einem Gemälde von F. Perlberg

„Nein, ich bitte Dich nur, ihnen die nöthigen Schranken zu ziehen, damit kein unnützes Gerede entsteht. Ich denke nicht daran, Die Deine Erfolge in der Gesellschaft zu verkümmern. Wir leben nicht in bürgerlichen Verhältnissen, und in meiner Stellung wäre es lächerlich, wollte ich den eifersüchtigen Ehemann spielen, der jede Annäherlichkeit, die man seiner Frau erweist, mit Argwohn betrachtet. Ich muß Dich darin ganz Deinem eigenen Taktgefühl überlassen, dem ich unbedingt vertraue."

Das klang alles so gelassen, so vernünftig und so grenzenlos gleichgültig. Von dem Vorwurf der Eifersucht konnte man Herrn von Wallmoden in der That freisprechen, die offen zur Schau getragene Bewunderung des jungen, liebenswürdigen Fürsten flößte ihm gar keine Besorgniß ein, er überließ seine Frau ruhig ihrem „Taktgefühl".

„Ich werde die Depesche selbst besorgen," fuhr er fort, „seit der Herzog hier ist, haben wir ja ein Telegraphenamt im Schlosse. Du sollst Deiner Kammerfrau klingeln, mein Kind, Du siehst etwas angegriffen aus und bist wahrscheinlich ermüdet — gute Nacht!"

Damit ging er, aber Adelheid besolgte den ihr ertheilten Rath nicht. Sie war wieder an das Fenster getreten und ein halb bitterer, halb schmerzlicher Ausdruck zuckte um ihre Lippen. Sie hatte es noch nie so deutlich wie jetzt gefühlt, daß sie ihrem Gatten nichts war als ein glänzendes Schmuckstück, mit dem man Staat machte — eine Frau, die man stets mit vollendeter Höflichkeit und Artigkeit behandelt, weil man mit ihrer Hand ein fürstliches Vermögen empfangen hat, und der man mit derselben Höflichkeit eine Bitte abschlägt, die doch so leicht zu gewähren war.

Ueber dem Walde lagerte die Nacht, der Himmel war dunkel und verschleiert, nur hin und wieder schimmerte ein einzelner Stern durch die fliehenden Wolken, und zu diesem düsteren Nachthimmel blickte jetzt ein Antlitz empor, nicht in der stolzen ruhigen Ruhe, in der die Welt es zu sehen gewohnt war, sondern mit dem Ausdruck tiefster Angst.

Die junge Frau hatte beide Hände gegen die Brust gepreßt, als schmerze sie dort etwas. Sie hatte ja flehen wollen vor der dunklen Macht, deren Nahen sie längst schon gefühlt hatte, und die jetzt immer näher, immer dichter ihre Kreise zog, sie hatte sich in den Schutz des Gatten flüchten wollen — vergebens! Er ging und ließ sie allein, und ein anderer blieb, ein anderer, der mit seinen dunklen, heißen Augen, mit dem Klange seiner Stimme eine so geheimnißvolle unwiderstehliche Gewalt ausübte. „Rhea!" Der Name mit seinem fremdartig süßen Klange wehte wie Geisterhauch an ihrem Ohr vorüber. Es war ja ihr Name, den die Sagengestalt der Arivana trug.

Es war Oktober geworden und der Herbst begann seine Herrschaft schon nachdrücklich zu zeigen. Das Laub der Bäume färbte sich rund, die Landschaft lag morgends und abends im Nebelduft und die Nächte brachten bisweilen Reif, während die Tage meist schön und sonnig waren.

Mit Ausnahme jenes großen Abendfestes, das die ganze Umgegend in Fürstenstein versammelt hatte, und der Jagden, die um diese Jahreszeit selbstverständlich im Vordergrunde standen, fanden keine besonderen Festlichkeiten statt. Der Herzog wie seine Gemahlin liebten es, im kleineren Kreise zu verkehren, und wollten sich die Ruhe und Zwanglosigkeit ihres Herbstaufenthaltes nicht durch raschende Vergnügungen stören lassen. Um so häufiger wurden Ausflüge unternommen, die Waldwege zu Pferd und zu Wagen durchstreift, und die fürstliche Tafel sah täglich eine größere Anzahl von Gästen.

Auch Adelheid von Wallmoden gehörte zu diesem engeren Kreise. Die Herzogin, die es erfuhr, in welcher Art ihre Schwägerin der jungen Frau die Stellung zu erschweren suchte, gieng das durch um so größere Liebenswürdigkeit aus und zog sie bei jeder Gelegenheit in ihre Nähe, der Herzog aber, der den Gefühlen in seiner Gemahlin auszusprechen wünschte, war durchaus einverstanden damit. Lallwonden selbst befand sich noch in Berlin, die zwei Wochen, die er für seine Reise in Aussicht genommen hatte, waren bereits verstrichen, und noch verlautete nichts über seine Rückkehr.

Einer der häufigsten Gäste in Fürstenstein war Egon von Adelsberg, der erklärte Liebling seiner fürstlichen Verwandten, und mit ihm wurde auch seinem Freunde Alquinon Reis die Ehre einer Einladung zutheil. Der junge Fürst hatte recht prophezeit, Hartmut stieg wie ein leuchtender Meteor auf, dem alle Welt bewundernd folgten und von dem man gar nicht erwartete, daß es die allgewohnten Bahnen des Hofsebens ziehen werde. Er hatte auf Wunsch der Herzogin bereits seine „Arivana" vorgelesen und damit einen förmlichen Triumph gefeiert. Der Herzog hatte ihm sofort die Aufführung des Dramas am Hoftheater zugesichert und Prinzessin Sophie wandte dem jungen Dichter ihre besondere Gnade zu. Die Umgebung folgte selbstverständlich dem Beispiele der Fürstlichkeiten und folgte in diesem Falle nur zu gern, denn der Zauber, den dieser Mann nun einmal auf alle ausübte, that auch hier seine Wirkung. —

Vor dem Schlosse zu Rodeck hielt der Jagdwagen des Fürsten Adelsberg. Es war noch früh am Tage und der nebelnasse Oktobermorgen schien einen klaren, schönen Tag zu verheißen. Soeben trat Egon in voller Jagdausrüstung auf die Terrasse und sprach mit dem Schloßverwalter, der ihm folgte.

„Also Du willst Dir die Jagd auch anschauen?" fragte er. „Natürlich, wo es etwas zu sehen giebt, muß Peter Stadinger dabei sein! Mein Kammerdiener hat gleichfalls um Urlaub gebeten, und ich glaube, die ganze Bevölkerung des ‚Waldes' wandert heute aus, um mit Kind und Kegel nach dem Jagdrevier zu ziehen."

„Ja, Durchlaucht, so etwas giebt es auch nicht oft zu schauen," meinte Stadinger. „Die großen Hof- und Staatsjagden sind selten geworden in unserem Walde. Gezagt wird ja überall, aber dann sind die Herren meist unter sich wie hier in Rodeck, und wenn die Damen nicht dabei sind — —"

„Dann ist es sträflich langweilig!" ergänzte der Fürst. „Ganz meine Meinung, aber Du bist ja sonst so eingenommen gegen die Weiblichkeit und schreist Ach und Wehe, wenn irgend etwas, was noch nicht das kanonische Alter erreicht hat, die Grenze von Rodeck überschreitet. Hast Du Dich auf Deine alten Tage noch bekehrt?"

„Ich meinte die hochfürstlichen Damen, Durchlaucht," erklärte der Alte mit nachdrücklicher Betonung.

„Die fürstlichen Damen können mich höchstens auf einer Spazierfahrt mit ihrem Besuche beehren, zur Jagd einladen kann ich sie nicht, da ich Junggeselle bin."

„Und warum sind Durchlaucht denn noch immer Junggeselle?" fragte Stadinger in vorwurfsvollem Tone.

„Mensch, ich glaube, Du hast auch schon Heiratsgedanken für mich, wie meine alter — wie alle Welt, meine ich!" rief Egon lachend. „Mich Dir keine Mühe, ich heirathe nicht!"

„Das ist unrecht, Durchlaucht," belehrte Stadinger, der den Titel seines Herrn mindestens einmal in jedem Satze vorbrachte, weil das zum Respekt gehörte, während er zugleich seiner jungen Durchlaucht nach allen Regeln den Text las — „und unchristlich ist es auch, denn der Ehestand ist ein heiliger Stand, in dem man sich wohl befindet; Dero hochseliger Herr Vater haben auch geheirathet — und ich auch!"

„Natürlich, Du auch! Du bist sogar Großvater einer allerliebsten Enkelin, die Du schändlicherweise vorsetzlich hast. Wann kommt denn eigentlich die Jenny zurück?"

Der Schloßverwalter fand sür gut, die letzte Frage zu überhören, aber er blieb hartnäckig bei seinem Thema.

„Ihre Hoheiten die Frau Herzogin und die Prinzessin Sophie sind auch dieser Meinung, Durchlaucht sollten sich die Sache doch überlegen."

„Nun, da Du mich so väterlich ermahnt, werde ich sie mir über legen. Was aber die Prinzessin Sophie betrifft — sie beabsichtigt nach Buchenes zu fahren, wo das Steifdiehin der heutigen Jagd ist, und da ist es möglich, daß sie Dich dort bemerkt und anredet."

„Sehr möglich, Durchlaucht!" bestätigte der Alte mit großem Selbstbewußtsein. „Hoheit bechren mich stets mit einer Anrede, da sie mich als ältesten Diener des fürstlichen Hauses kennen."

„Gut, wenn die Prinzessin sich also zufällig nach den Schlangen und Raubthieren erkundigen sollte, die ich von der Reise mitgebracht habe, so sagst Du, sie wären bereits nach einem der anderen Schlösser geschickt worden."

„Ist gar nicht nöthig, Durchlaucht!" versicherte Stadinger wohlwollend. „Dero allergnädigste Tante weiß bereits genau Bescheid."

„Bescheid? Woruber? Hast Du ihn vielleicht gegeben?"

„Zu Befehl; vorgestern, als ich in Fürstenstein war. Hoheit kamen gerade von einer Spazierfahrt zurück und geruhten, mich heranzuwinken und auszufragen, Hoheit thun das sehr gern."

Digitized by Google

„Ja, das weiß der Himmel!“ murmelte der junge Fürst, der bereits Unheil ahnte. „Und was hast Du denn da geantwortet?“

„Hoheit können ganz ruhig sein“, habe ich gesagt. „Von lebendigen Gethier haben wir nur Affen und Papageien im Schlosse, Schlangen sind überhaupt nie dagewesen, es sollte zwar eine große Seeschlange ankommen, aber sie ist auf der Ueberfahrt gestorben, und die Elefanten haben sich bei der Einschiffung todgetreten und sind wieder in die Patmenwälder zurückgelaufen — so sagt Durchlaucht wenigstens! Zwei Tiger haben wir allerdings, aber sie sind ausgestopft, und von dem Löwen ist nur das Fell da, das liegt im Jagdzaal, also sehen Hoheit doch selbst, daß die Bestien nicht ausbrechen und Schaden anrichten können.“

„Nein, aber Du hast ihn zugerichtet mit Deinem Geschwätz!“ rief Egon ärgerlich. „Und die Prinzessin? Was sagte sie darauf?“

„Hoheit lächelten nur und erkundigten sich dann noch, wie es mit dem weiblichen Dienstpersonal in Rodeck bestellt sei und ob Mädchen aus hiesiger Gegend darunter wären, oder ob sogleich“ — Stadinger warf sich gewaltig in die Brust — „Was von Frauenzimmern im Schlosse ist, das habe ich in Dienst genommen. Arbeitsam und tüchtig sind sie alle, dafür habe ich gesorgt; oder Durchlaucht läuft, wenn er sie zu Gesicht bekommt, und Herr Rojonow läuft noch ärger, und in der Küche sind die Herren nie wieder gewesen, seit sie einmal darin waren.“ — Darauf waren Hoheit sehr gnädig und gerufen, mich zu loben, und entließen mich in allerhöchster Zufriedenheit.“

„Und ich möchte Dich in allerhöchster Unzufriedenheit zum Knecht sagen!“ fuhr der junge Fürst wütend auf. „Du verwünschter toller Waldgeist, was hast Du da wieder angestiftet!“

Der Alte, der offenbar glaubte, seine Sache sehr gut gemacht zu haben, sah seinen Herrn mit verblüfftem Miene an.

„Ich habe zu doch nur die Wahrheit gesagt, Durchlaucht!“

„Es giebt aber Fälle, wo man die Wahrheit nicht sagen darf.“

„So? Das wußte ich bisher noch nicht.“

„Stadinger, Du hast eine ganz verwünschte Art, zu antworten! Hast Du vielleicht auch der Prinzessin erzählt, daß die Jenz schon seit vier Wochen in der Stadt ist?“

„Zu Befehl, Durchlaucht!“

(Fortsetzung folgt.)

Jugendspiel.

Unser Zeitalter leidet an Nervenschwäche; sie ist die Krankheit des neunzehnten Jahrhunderts, sie ist die Folge der mit dem Fortschreiten unserer Kultur veränderten Lebensweise, welche den Geist anspannt und den Körper vernachlässigt. Forschen wir noch den Ursachen dieses Leidens, so sehen wir, daß es von den meisten nicht allein im reiferen Alter, im Kampfe ums Dasein erworben wird; wir sehen vielmehr, daß durch eine verkehrte Erziehung der Grund dazu schon in der Jugend gelegt wird. Das ist eine Thatsache, die sich nicht wegstreiten läßt; unserer Jugend fehlt der frohe Sinn, der frühere Geschlechter auszeichnete; für ihre Bildung wird sehr viel gethan; in der Schule kennt sie außerordentlich viel und außerhalb der Schule wird ihr ihren Geist noch durch eine Unzahl von Jugendbüchern und Zeitungen für die Jugend gesorgt.

Schon unsere Knaben sind ganz gehörige Leutchen, aber die meisten zeigen dabei eine gewisse Mattigkeit, die der Jugend nicht ziemt, und je höher sie in der Schule vorrücken, desto schlimmer wird dieser Gemütszustand, bis er in das, was wir Blasirtheit nennen, übergeht. Die Jugend selbst ist nicht schuld daran, denn sie entwickelt sich so, wie man sie erzieht; und wir erziehen ihren Geist und sorgen zu wenig für ihren Körper. Das ist ein Fehler; denn ein gesunder Geist kann nur in einem gesunden Körper wohnen, und recht hat der englische Schriftsteller, der den Satz aussprach: „Wer nur Athlet ist, ist halb Mensch, halb Thier. Wer nur Gelehrter ist, ist halb Mensch, halb Geist. Jeder von ihnen ist nur ein halber Mensch.“ Und wer dürfte leugnen, daß unsere Erziehung zu einer solchen Halbheit führt?

Das Kind spielt noch im Freien, obwohl es in den Städten noch viel zu oft in zu engen und ihm das freie Umherschweifen vielfach verwehrt wird; auch der Knabe spielt noch, lernt mit seinem Reifen die Landstraße auf und ab, zieht mit Genossen ins Freie hinaus, um Räuber und Gendarm zu spielen, aber bald tritt für ihn die Zeit ein, wo er sich der jugendlichen Spiele schämt, wo er die Erwachsenen nachahmt und gemessenen Schrittes, mit dem Spazierstock in der Hand, die Cigarre im Mund, durch die Straßen und den Wald dahin bummelt. Und wird er älter, so schließt er sich mit seinen Altersgenossen zu Vereinen zusammen, in denen Bierkneipen, Kneipen und Skatspielen die Hauptsache bilden. Das sind ja Schäden, die man schon oft aufgedeckt, schon genugsam besprochen hat.

Unter den Mitteln, die man zur Bekämpfung derselben empfohlen hat, verdienen in erster Linie die Jugendspiele beachtet zu werden. In England sind sie zur Volkssitte geworden, in Deutschland sind sie eine große Seltenheit, namentlich was wohl durchdachte Jugendspiele anbelangt, die neben der körperlichen Ausbildung auch als erzieherisches Mittel angesehen werden müssen. Planmäßig und zielbewußt sind sie bis jetzt unseres Wissens nur in Gotha durchgeführt worden. Der preußische Kultusminister von Goßler hat diese Gothaer Bestrebungen warm befürwortet und zur Nachahmung empfohlen, und neuerdings fanden auch zahlreiche Schulmänner Gelegenheit, sich davon bei Augenschein von dem Werth der Jugendspiele zu überzeugen. Vom 1. bis 5. Oktober v. J. tagte der 40. Philologen-Kongreß in Görlitz, und den gelehrten Gästen wurden auch die Jugendspiele vorgeführt. „Die Vorführung,“ so lautet ein Bericht darüber, „begann unter Leitung des Turnlehrers Jordan mit einem in verschiedenen munteren Wendungen sich ergehenden Gruppenmarsch der unteren Klassen, zu welchem eine Kapelle in heiteren Weisen den Takt gab. Nächst dem wurde von den oberen Klassen ein wohlgelungener kunstvoller Reigen vorgeführt, zu welchem Turnen die Mitwirkenden zum Theil ein patriotisches Lied in frischer und anregender Weise gesungen wurde. Die sicher und frei sich bewegenden jugendlichen Gestalten machten einen überaus günstigen Eindruck. Nach dieser Einleitung begann nunmehr die Vertheilung der Schüler in einzelne Spielgruppen, die sich bald über den ganzen Platz verbreiteten und auch die anwesenden Zuschauer anzogen. Hier wurde Fußball, Speerwerfen — das Pilum der alten Römer — Bogenschießen, Tauziehen, dort Lawn-Tennis, Schlagballspiel, Treibball, Barlauf

STANFORD LIBRARIES

und anderes ausgeführt. Das Ganze bot ein sehr lebensvolles Bild dar und zog die Gäste mehr und mehr an. Hier und da versuchten einige derselben ihre eigene Kunst beim Speerwerfen, Bogenschießen ꝛc., doch ließen sie sehr bald von dieser ungewohnten Thätigkeit ab, da ihnen die Jugend doch zu weit überlegen war. So ging das heitere Treiben etwa $1^1/_2$ Stunden weiter. In mehreren Kreisen der gelehrten Herren hörte man die Frage erörtern, wie diese Spiele wohl am besten auch auf andere Anstalten übertragen werden könnten, und hielt man es für erwünscht, daß in Görlitz im nächsten Frühjahr vielleicht achttägige Kurse für ausmwärtige Lehrer eingerichtet werden möchten."

So haben die Görlitzer Spiele ihre Prüfung vor einem maßgebenden Kreise glänzend bestanden. Doch lernen wir sie näher kennen, verfolgen wir die Frage, aber lehrreiche Entwickelungsgeschichte derselben: Im Jahre 1882 erfolgte der bekannte preußische Ministerial-Erlaß, in welchem der Grundsatz aufgestellt wurde, daß die Schule auch der leiblichen Entwickelung ihrer Zöglinge mehr Fürsorge zuwenden sollte, und dieser Erlaß veranlaßte den Landtagsabgeordneten von Schendendorff, mit dem Gymnasialdirektor Dr. Eitner in Görlitz in Verbindung zu treten, um zu erwägen, ob es nicht möglich sein würde, die Jugendspiele mit Hilfe des in Görlitz bereits bestehenden Vereins für Knabenhandarbeit ins Leben zu rufen. Der Vorschlag fand Beifall, und es wurde beschlossen, zunächst mit den Schülern des Gymnasiums den Anfang zu machen. Dieselben sollten an zwei schulfreien Nachmittagen unter Leitung des Turnlehrers Jordan sowie einiger jüngerer Lehrer der Anstalt in zwei getrennten Abtheilungen die Spiele lernen und üben. Den unteren Klassen bis Untertertia einschließlich wurde seitens der städtischen Behörden ein geeigneter Platz vor der Musikhalle an der Promenade zugewiesen, den oberen der große, grünumzingte Turnplatz. Mehr zu thun gestatteten für den Anfang die durch freiwillige Beiträge gesammelten Mittel nicht, denn es mußte nicht nur das nothwendige Spielgeräth beschafft, sondern auch das beaufsichtigende Lehrerpersonal angemessen besoldet werden.

Wie nahm nun die Gymnasialjugend diese Neuerung auf? Ein Zwang bestand nicht; es durfte kommen, wer eben wollte. Die Sexta und Quinta erschienen von Anfang an in großer Zahl auf dem Spielplatze; bei den anderen Klassen zeigte sich aber bereits die Macht der grundsätzlichen Ansichten, welche unsere Jugend beherrschen. Die Quartaner schämten sich bereits, so öffentlich zu spielen, und erst nach und nach legten sie die falsche Scham ab, die bei den Untertertianern noch in höherem Maße zur Geltung kam. Die Schüler der oberen Klassen waren vollends von dieser Scheu noch mehr eingenommen und konnten diese erst auf dem verborgenen, den Augen neugieriger Zuschauer entzogenen Platze ablegen. So ist unsere Jugend beschaffen, sie schämt sich, zu spielen!

Die Leiter wählten unter der großen Zahl der Spiele die zweckmäßigsten aus, die Bewegungsspiele, in welchen die Jugend sich nicht nur fröhlich austummeln, sondern auch ihren Körper stärken, Anmuth und Gewandtheit lernen kann, in denen endlich auch der erfrischende Einfluß auf Geist und Gemüth nicht fehlt. Der Mützenbieb, Geier und Henne, Trittenabschlagen, Stehball, schwarzer Mann, Jäger und Wild, Schlagball, Urbär und Barbarei — das waren die Lieblingsspiele der jüngeren Abtheilung, während die oberen Klassen sich für Faß-, Schlender-, Sau- und Vierball, vor allem aber ebenfalls für Barbarei erklärten.

Für wie viele, welche in allen Regeln des Vereinswesens aufs beste bewandert sind, bilden diese Namen zum großen Theil weiter nichts als einen leeren Wortklang, hinter dem sich für sie kein anschauliches Bild verbirgt. Die Förderer des Jugendspiels in Deutschland können das an der Menge der an sie gelangenden Anfragen beurtheilen. Freilich, wir besitzen eine stattliche Literatur über Jugendspiele. Dr. Eitner empfiehlt allein sieben Bücher, die bis auf eines in den Jahren 1880 bis 1883 erschienen sind* und die jedem leichliche Belehrung bieten; aber es genügt nicht, Jugendspiele zu drucken, man muß sie von allen auf dem Spielplatz aufführen.

Der Sommer 1883 ging vorüber und der Görlitzer Verein konnte mit Freuden wahrnehmen, daß das Neue sich eingebürgert hatte und in der Stimmung der Jugend ein Umschlag zum besseren erfolgt war. Die begeistertsten Anhänger, die auch die gräßlichsten waren, wurden daher auch im Winter zum Bogenschießen und Speerwerfen nach schwedischem Muster in dem großen Turnsaale eingeladen. Die ernste Mühe der Leiter der Spiele fand auch anderweitig Anerkennung. Der Kommunallandtag der preußischen Oberlausitz gewährte dem Verein eine Unterstützung von 500 und die Behörde der Stadt eine solche von 180 Mark.

Der Sommer 1884 vereinigte bereits eine größere Anzahl von Schülern auf den Spielplätzen, und nach englischem Vorbilde wurden auch neue Spiele eingeführt: der Faß- oder Thorball für die Kräftigeren und das Tambourinspiel für die Schwächeren. In diesem Jahre konnte auch der Verein am 13. September bereits ein öffentliches Spielfest veranstalten, das den Charakter eines wahren Volksfestes annahm. Das Fis war gedrochen; die Theilnahme an der Sache wuchs, und nun gewährte die Stadt eine Beihilfe von 1000 Mark und die Stärke wieder eine von 500 Mark, und am Schantag 1885 spielte die Gymnasialjugend zur Feier des Festes angesichts einer Zuschauermenge von etwa 6000 Personen.

Das Gymnasium war für die Bewegungsspiele gewonnen; nun mußte der Verein im Jahre 1886 einen weiteren Schritt vorwärts, indem er auch die Volksschüler an den Spielen theilnehmen ließ; wobei zunächst nur die beiden ersten Knabenklassen herangezogen wurden, die aber 1000 bis 1100 Schüler enthielten: auch hier war die Betheiligung zwanglos, und es erschienen etwa 250 Knaben auf dem Spielplatz. Nichts kennzeichnet den Einfluß dieser Neuerung auf das Gemüth der Schüler besser als folgende Bemerkung Dr. Eitners: „Die Lust und Liebe zum Spiel wuchs bald auch bei diesen Knaben, und oft konnte man auf Straßen und Plätzen spielende Kinder beobachten, die sich auch Herzenslust des Selben freuten, während sie früher, nicht wissend, was sie unternehmen sollten, oft genug auf Unfug verfielen und den Vorübergehenden lästig wurden. Konnte doch schon am Ende des ersten Halbjahres als erkennliche Thatsache verzeichnet werden, daß nach Mittheilung des Stadtschulinspektors, Herrn Neumann, während der letzten großen Ferien der Polizei keine einzige Ungehörigkeit der Volksschüler — seit vielen Jahren das erste Mal — bekannt geworden war. Wie durften hierbei überzeugt sein, daß das Jugendspiel, wenn auch nicht alles, so doch vieles zu dieser Hebung der guten Sitte beigetragen hatte." — Gegenwärtig nehmen an diesen Spielen gegen 240 Gymnasiasten und etwa 450 Volksschüler theil; die Höhere Bürgerschule in Görlitz konnte zur Betheiligung noch nicht herangezogen werden.

Es ist dringend zu wünschen, daß der Vorgang des Görlitzer Vereins Nachahmung findet, und wer sich näher darüber unterrichten will, der kann eine ausführliche Beschreibung der Görlitzer Jugendspiele aus der Feder Dr. Eitners durch die Ottomar Wentzinsche Buchhandlung in Görlitz kostenfrei gegen die Einsendung von 10 Pfennig Porto bezehen.

Es dürfte wohl einige andere Städte in Deutschland geben, in denen Jugendspiele geübt werden, sie sind z. B. schon seit dem Jahre 1876 am Gymnasium in Brunnschweig vorgeschrieben, aber diese wenigen Einrichtungen sind eben nur seltene Ausnahmen.

* Es sind dies: Jacob, „Deutschlands spielende Jugend". Leipzig, Kummer. — Spiele von Gutz-Muths. Herausgegeben von Scheller. Hof, Grau u. Komp. — Ambros, „Spielbuch". Wien, Richters Wwe. u. Sohn. — Klos, „Das Turnen im Spiel". Dresden, Schönfeld. — Krause, „Handbuch zum Spiel". Berlin, Plahn. — Kohlrausch und Marien, „Turnspiele nebst Anleitung zu Wettkämpfen und Turnfahrten". Hannover, L. Meyer. — Kupferschmann, „Turnunterricht und Jugendspiel". Breslau, Hirt.

Im vorigen Jahre ist auch ein für unsere Frage sehr beachtenswerthes Werk erschienen: „Ein gesunder Geist in einem gesunden Körper. Englische Schulbilder in deutschem Rahmen" von H. Raydt. Der Verfasser hat, unterstützt aus der „Bismarck-Schönhausen-Stiftung", eine Studienreise nach England unternommen und stellt in seinem Werke Vergleiche zwischen den deutschen und englischen Schulverhältnissen an. Es dürfte nicht alles, was der Verfasser lobend hervorhebt, ein unbedingtes Lob verdienen; aber lernen können wir auf dem Gebiete der gesunden Jugenderziehung, der Körperpflege und der Jugendspiele von England angewiß viel. Was die Gemeinden für diese Zwecke thun können und thun müssen, das ist in dem Raydtschen Werke klar niedergelegt, und darum möchten wir dasselbe nicht nur in Händen der Lehrer, sondern auch in Händen derer wissen, welche die Stadtverwalten. Sie können daraus lernen, was unserer Jugend in den Städten fehlt, welche natürlichen Rechte derselben völlig unbeachtet bleiben, und sie würden sich wohl entschließen, anstatt der paar elenden Sandbahnen, die bei uns den Zugeeift eines Spielplatzes bilden, andere Einrichtungen zu treffen. Alle, denen das Wohl der Jugend am Herzen liegt, denen die Zukunft der Nation nicht gleichgültig ist, sollten die Worte beherzigen, die der Superintendent Schulze im Görlitzer Verein seiner Zeit ausgesprochen hat: „Es ist ein übles Zeichen, wenn jetzt jungen unsere Jugend die Nase rümpft über die sogenannten kindlichen Spiele und nur frisch wird im Tanzsaal. Wir möchten unserer Jugend auf der einen Seite die ernste Liebe zur Arbeit, auf der andern die fröhliche Liebe zum Spiele einprägen und erhalten. Das wäre eine elende Jugend, die nicht mehr spielen kann oder zu spielen sich schämt, oder die während ihrer Stunden der Erholung nur in die Rohheit der Gassenjunge oder in die Albernheit der Viersstuben sich verliert.

Auch wir Alten, verachten wir nicht die Thätlnahme am erheiternden Familienspiel, in welchem es Geist und Witz, Schnelligkeit der Auffassung und der Wendung, Frische des körperlichen Lebens zu zeigen gilt. Das sind die liebenswerthesten Greise, die jung bleiben im unbefangenen Sichfreuen an den heiteren Künsten und in Theilnehmen an dem, was den Sinn und das Auge fröhlich macht."

Wir können nicht warten, bis einmal die Schule das Jugendspiel zur Pflicht machen wird; jeder Jugendfreund muß schon jetzt eingreifen, und wie er das am besten erreichen kann, das beweist uns der Vorgang von Görlitz. Vereine, von einsichtsvollen Erziehern unterstützt, können zum Ziel führen. Was haben nicht die Turnvereine in früherer Zeit erreicht; was ist nicht in jüngster Zeit auf Vereinswegen für die Ferienkolonien, die Handfertigkeit und andere gemeinnützige Zwecke erreicht worden! Darum, ehe noch für so viele zu früh der Jugend Lebewohl erschallt, sollten wir uns anfraffen; darum möchten wir allen Jugendfreunden zurufen: „Gründet Vereine zur Förderung des Jugendspiels!"

C. Fattenhorst.

Samuel Smiles.

Ein Herold der Selbsthilfe und Pflichterfüllung.

Bezeichnet man einen Schriftsteller nicht bloß nach dem künstlerischen Werthe, sondern auch nach dem thatsächlichen Ersatz seiner Werke, sieht man in Betracht, welche unmittelbare Wirkung er auf seinen Leserkreis hervorgebracht hat, dann muß Samuel Smiles, der englische Moralphilosoph, dessen Bücher über die ganze Welt verbreitet sind, als eine der hervorragendsten Erscheinungen des zeitgenössischen Schriftthums bezeichnet werden. Seine Werke haben weit über England hinaus den Samen tief sittlicher Grundsätze verstreut, sie sind Hausbücher geworden in unzähligen Familien, und in gewissem Umfange als den sponnendsten Romanen hat sich ihnen die lebhafte Theilnahme von Millionen Lesern zugewendet. Es sind dies aber Werke, die man nicht bloß liest, um sie dann wegzulegen und für immer zu vergessen; vor sich überhaupt auf die Dauer um einen besolgt, der trägt einen sittlichen Nutzen davon — es bewährt sich in diesem Falle die Sprichwörtliche Lehre: daß das Gute erkennen auch schon es üben heißt. Briefe aus Deutschen auch Smiles eine überaus verbreitete Erscheinung sein, denn was unser Kant in den „kategorischen Imperativ" zusammengefaßt hat, das drückt Smiles in einfacher, nicht durch wissenschaftliche Kunstausdrücke verdunkelter Sprache aus: er predigt die Heiligkeit der Pflicht, welche erfüllt zu haben den stolzen Inhalt auch des dürftigsten menschenwürdigen Lebenslaufes ausmacht. Diesen Stoff behandelt er in tausend wechselnden Formen; er gewinnt ihm immer neue Seiten ab, und wenn man meint, nun müsse er sich endgültig erschöpft haben, kann legt er die Feder an und bringt in Gnaden seiner Sache abermals eine reiche Fülle von Bemerkungen und Mittheilungen dar. Er sagt eigentlich nichts, was nicht vor ihm schon andere gesagt hätten. Trotzdem liegt die Erklärung seines ungewöhnlichen Erfolges auf der Hand: er trifft nie kann ein zweiter einen volksthümlichen, jedermann einleuchtenden Ton, er kleidet alles so ein, daß man immer die Stimme des so einfachen gesunden Menschenverstandes vernimmt, er sucht es nicht bei allgemeinen Lehrsätzen bewenden, sondern holt aus der Erfahrung von Gegenwart und Vergangenheit Beispiele heran, welche eine Lehrsätze vor dem Vorwurfe der Unanschaulichkeit bewahren. Zweitens — und der eine Umstand ist so wichtig wie der andere — trägt jedes seiner Worte den Stempel der Ueberzeugung, das Gepräge der Wahrheit. Wie bedeutet Smiles sich einer hochtrabenden Phrase, nie gefällt er sich in Schwulst, man hat den Eindruck, daß hier ein einfacher Mann zu Tage sordert, was ihm tief in der Brust lebt. Smiles wendet sich an den Leser nicht, wenn er ihm wirklich etwas zu sagen hat; die bloße Buchmacherei ohne höheren Zweck, ohne sittliche Absicht ist etwas ihm völlig Fremdes.

Nach einer Photographie von G. Mc. Kenzie in Darling.

In Deutschland sind seine wichtig sten Schriften in Uebersetzungen bekannt geworden: „Selbsthilfe", „Sparsamkeit", „Charakter" und „Pflicht". Damit ist aber die Liste seiner literarischen Arbeiten noch nicht erschöpft. So giebt von ihm noch eine Biographie von Stephenson, fünf Bände Biographien berühmter Ingenieure, einen Band Biographien hervorragender Industrieller, eine Abhandlung über die Hugenotten, die Charakterzeichnungen des Naturforschers Thomas Edward und des Geologen und Botanikers Robert Dick und verschiedenes andere. Zu allen seinen Schriften handelt es sich ihm darum, darzuthun, was des Menschen Wille und Charakter vermögen, wie vor der Andauer auf die Länge kein Hinderniß, keine Schwierigkeit bestehen kann, aber auch, wie die Reinheit des Charakters, die Makellosigkeit der Tugend, die strenge Aufsassung des Berufes Vorbedingungen sind für ein Leben der Selbstzufriedenheit, kein ungetrübtes Glück ohne das Bewußtsein der voll erfüllten Pflicht, keine echte Freude für diejenigen, die ihre Schuldigkeit nicht mit allen Kräften thun. Das sind die Grundgedanken, die Samuel Smiles, und er leuchtet auch hervor, wo der Schreiber ihn nicht ausdrücklich vorbringt, so z. B. in seinem der Spartanischen gewidmeten Buche. Nach seiner Anschauung ist die Spartanische eine Pflicht, die wir üben sollen gegen uns selbst, gegen unsere Familie, gegen die Gesellschaft, gegen den Staat, uns so bedeutet auch Spartanischen Mäßigkeitsübung. Seine Strenge, dabei aber keineswegs finstere, sondern durch und durch freundliche und freundliche Lebensanschauung zieht sich als ein rother Faden durch seine sämmtlichen Schriften, und darum tragen diese ein einheitliches Gepräge und hängen innerlich zusammen. In den rein biographischen Werken

verfolgt er die gleichen Zwecke wie in den übrigen: er schildert durchweg solche Lebensläufe, aus denen ein großer Wille, eine ungewöhnliche Festigkeit des Wesens hervorleuchten, und mit Vorliebe behandelt er die Schicksale von Männern, welche sich aus geringen Anfängen mühsam emporarbeiten, lange mit jeder Art von Beschwer und Hemmniß zu kämpfen gehabt haben, und deren endlicher Sieg den Triumph des mächtigen Menschengeistes über die Zufälle der Geburt, über Umstände und Verhältnisse, über jegliche Art von Unglück und Unbill bedeutet.

Solche Gedanken, mit Betrachtungen und Anseinandersetzungen innehalten zu sollen, dann geht es gern zu Beispielen über, und auf diesem Gebiete ist er geradezu unerschöpflich. Er erinnnthigt, es spornt an, es tröstet durch Beispiele. Er weiß auf die Personen hin, die gesiegt, gekämpft, gelitten haben — er weiß aus der Tafelrunde solche unzählbare Personen Begebnisse anzuführen, welche uns ersehen, beruhigen, ermuthigen sollen. Trotzt der Widersolg uns niederzudrücken, so ergeht Smiles uns eine Menge Proben davon, wie der Niedrigen erst nach vielen Unterdrückungen und Entbehrungen den oder jenen zuheil geworden sei. Betrachten wir die uns zugelassene Aufgabe als zu gering, so verleben Smiles uns, daß niemand Mein sei, der seine Pflicht erfülle, daß es ein Selbstverrath in der Lebensführung gebe wie ein Selbenthum auf dem Schlachtfelde. Und wie es schaet zu sondern weiß, die Spartanerlnit empfiehlt, aber den Geiz verdammt, das Verschwinden gestaltet, den Ehrgeiz aber preist, so macht er uns klar, daß nur derjenige ein nutzbar Geschäft ist, der mit nutz mit allen Kräften wachtet, zu leisten, was innerhalb der Grenzen seiner Fähigkeiten liegt. Smiles führt mit Vorliebe das Wort Bob Broughams an: wenn er Selfestmord wäre, so würde er sich benutzen, der erste Steselpnrper von England zu werden. Wie er die Aufgabe des Menschen verstehe, mag eine Stelle aus dem Buche „Der Charakter" beweisen: „Gleiches von dem Lichte großer Beispiele, die von den ehrlichen Bestrebern der Menschheit gegeben wurden, soll jeder von uns haben. Denn in solchen Charakterstreife zu erreichen, nicht in den Mitteln, wohl aber im Geiste der Reichste, nicht in höherer Stellung, wohl aber in Ehrenhaftigkeit der Gesinnung, nicht der Klügste, wohl aber der Tugendhafteste, nicht der Mächtigste und Einflußreichste, sondern der Wahrhaftigste, Aufrichtigste und Ehrlichste zu werden."

Manchertei läßt sich gegen Einzelheiten in Smiles' Schriften einwenden. So z. B. wird jeder Nationalökonom erklären, daß Smiles der Sparsamkeit des einzelnen eine zu große wirthschaftliche Bedeutung sie die Gesammtheit beilegt, und daß er sich irrt, wenn er unlieds das Sparen die soziale Frage im Sie allemal lösen will. Er geht auch darin zu weit, daß er den natürlichen Begabung, der Eigenart, dem Temperament des Menschen nur einen sehr geringen Platz einräumt neben Fleiß, Standhaftigkeit, Tüchtigkeit und Selbstbeherrschung. Aber im ganzen und großen wird man kaum den Gegenbeweis gegen Smiles' Ausführungen antreten können. Man hat die Empfindung, daß er immer den Nagel auf den Kopf trifft.

Eine der gewinnendsten Seiten an Smiles ist sein schlicht Bild tas Aus- und Durchführbare. Es schwebt nie in den Wolken, er geht mit festen Schritten über die Erde. Er verbreitet überzeugen, die seine Ratschläge belegen, auf seinen unfehlbaren Lohn, sondern bemerkt einen, sie würden gewißlich Nutzen finden, wenn sie den richtigen Weg einschlügen — und auch da ist er mit lebendigen Belegen wieder sind zur Hand.

Mit dem Buche „Selbsthilfe" hatte er die Art gefunden, die ihm so reiche Früchte bringen sollte. Eine Reihe junger Leute in Leeds hatten einen Selbstbildungsverein gegründet. Smiles leitete damals in Leeds eine Zeitung — es war dies vor seiner Übersiedlung nach Londonund er hielt in jenem Verein Vorträge und erzielte mit seinen Lehren so nachhaltige Wirkung, daß er sie gesammelt erscheinen ließ. Er fand sür die Herausgabe ein, daß der Mensch nicht auf Zufall und Glück vertrauen dürfe, sondern auf die eigene Kraft setzen müsse, ja, daß er nicht verzagen dürfe, wenn Zufall und Glück sich ihm auch noch so lange sobald zeigen.

„Die großen Gesetze im Leben" heißt es bei ihm, „werden gewöhnlich durch einfache Mittel und die Übung gewöhnlicher Eigenschaften erzielt. Das Alltagsleben mit seinen Sorgen, Bedürfnissen und Pflichten erweist reichliche Gelegenheit, Erfahrung, besser Art zu sammeln; gerade seine am meisten beherzenswerten Wahrheiten bemerken, der wirklich arbeiten will, dem weitesten Spielraum, zu üben, und Platz, sich zu entwickeln. Der Weg, der den Menschen zur Wohlfahrt führt, ist der Heerstraße unerschütterlichen Wohlverhaltens und guter Handlungen, wer am beharrlichsten ist und am treuesten arbeitet, wird gewöhnlich am glücklichsten sein. Man hat das Glück oft wegen seiner Launen getadelt; aber das Glück ist nicht so blind wie der Menschen. Der in praktische Leben blickt, wird finden, daß das Glück meist auf Seite Strebsamen ist, wie der Wind und die Wogen den besten Schützen zur Seite stehen."

In diesen Zeilen liegt der ganze Sinn von Smiles' Schriften für zu Tage. Er rührt dagegen, daß man das Leben als ein Lotteriespiel auffaßt; der Mensch ist seines Schicksals Schmied, und wer glücklich sein will, der braucht es nur richtig anzugreifen. Selbst ist der Mann! Darum muß man sich stets vor Augen halten und dann wird man sicherlich auch alle Prüfungen gehen und sogar aus dem Unglück Nutzen ziehen, indem man von ihm zu lernen sucht. Dem setzen Wollen ist nichts unerreichbar. In den obersten Regeln kommt es dabei, den Weg der Zeit und des Gelbes richtig zu schätzen; ersteres wie letzteres muß man richtig zu verwenden wissen, sonst reichen beide nicht aus. Smiles betont sich auf namhaften Naturforscher — immer wieder greift er auf die besseren Beispiele zurück — und äußert sich: „Sein Leben bewies aufs klarste die Wahrheit, daß, wer am meisten zu thun hat und arbeiten will, immer Zeit dazu finden."

Wen der Spartanerlnit sprechend, die er aber nicht mit Knausern verwechselt sehen will, erinnert er an Dr. Johnsons Ausspruch: „Man lasse den Unglauben, nicht arm zu sein; man gebe stets weniger aus, als man hat."

Aus Eigenem giebt Smiles derselben Lehre folgende Fassung: „Je Klugheit gebietet, lieber seine Lebensweise auf etwas niedrigerem Fuße einzurichten, als genau auf dem, welchen die Einnahmen gestatten."

Die Spartanerlnit, heißt es, lehret die Unabhängigkeit, der Schlüssel ist ein Sklave, das Schuldenmachen eine Abart von Unehrlichkeit. „Der nicht verschwenderisch und nicht knauserig ist, sondern vernünftig zu sparen weiß, der hat den Schlüssel zur Selbsthilfe gefunden." Seine Pflicht und besonders sich auf dem Wege, seinen Charakter zu vervollkommnen — das ist der Gedankenzug, der seine vier Hauptbücher „Spartanerlnit", „Selbsthilfe", „Pflicht" und „Charakter" umschließt.

Als Beitrag zur Kenntnisnahme unserer Verwandtschaftsformen und als Antwort auf Fragen nach seinen bisherigen Lebensstadien mag zum Schlusse dieser flüchtigen Skizze das Wichtigste aus einem Briefe mitgetheilt sein, den Samuel Smiles — er lebt in Kensington der Loudon — vor etwa 4 Jahren an mich gerichtet hat:

„Während drei-viertel meines Lebens, da ich an beständigen wor, arbeitete ich als Schreiber meines Schwiegerschwiegervaters, und zu während meiner abendlichen Mußestunden schrieb ich die Bücher, die auch in Deutschland bekannt gemacht haben. Ich wurde fünfundzwanzig Jahre alt, ehe das Publikum mir die Ehre erwies, einen meiner Bücher zu lesen. Es war dies der Geschichte George Stephensons, des Erfinders der Eisenbahnlokomotive. Dieses Werk hatte Erfolg und erfuhr fünf Auflagen innerhalb dreier Jahre. Mittlerweile hatte ich Selbsthilfe geschrieben, konnte aber keinen Verleger dafür finden. Ich veröffentlichte auf meine eigenen Kosten, und seither sind in England 10000 Exemplare verkauft worden, wie viele in Amerika, das weiß ich nicht, weil es bei uns den Brauch unbekannten Nachdruckes verbreitet wurde. Uebersetzungen ins Deutsche, Holländische, Dänische, Norwegische, Schwedische, Französische, Spanische, Russische, Böhmische, Koreanische, Türkische, Japanische und in einige indische Dialekte, wie Tamil und Marathi. Während so meine Thätigkeit als Verfasser sich ausdehnte, sind Kinder und Enkel mir in die Feder nachen. Dann ging ich mich vom Amte zurück und erholte mich so weit, daß ich wieder einige Bücher schrieb, die mir augenblicklich Vergnügen machten. Mein Leben geht nun dem Ende entgegen. Nächstens werde ich in mein vierundsiebzigstes Jahr. Seit zweiundvierzig Jahren bin ich verheiratet und habe Kinder und Enkel und Urenkel. Im ganzen habe ich ein glückliches Dasein gehabt, und wenn immer möglich, will ich auch weiterleben, und dann, glaube ich, liegt mir der Gedenkmünze des menschlichen Glückes."

Ferdinand Groß.

Nachgelassene Gedichte von Gottfried Kinkel.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten.

An seinem Schreibtische sitzt ein Mann, groß und kräftig; sein Haupt umrahmen weiße Locken und ein weißer Bart, klare Gedanken wohnen auf seiner Stirn, ein starker Charakter prägt sich aus in den festen Linien seiner Züge und sinnende Weltbetrachtung leuchtet aus den hellen Augen — Weisheit, Kraft und Phantasie in einem Bilde.

Aber noch einen Zug trägt das Bild — Güte, vollkommenes, gefälliges Glück leuchtet auf dem ernsten Antlitz.

Der Mann schreibt eifrig mit der rechten Hand. Den linken Arm oder hat er um ein liebliches Mädchen geschlungen, das sitzt auf seinem Schosse sitzt, das Köpfchen an seine Wange gelehnt — still, um die Arbeit des Geistes nicht zu stören, mit sinnendem Blick, als wüßte es, daß es so dem Gedankenfluge des Schreibenden Schwingen verleiht.

Es ist Gottfried Kinkel, und das Kind auf seinem Schosse ist sein jüngstes Töchterchen Gerda.

So war es einst, vor mehr als zehn Jahren. Tochter und Vater sind seitdem lange in das Grab gesunken.

Nach dem Tode seiner ersten Frau Johanna, die bekanntlich zu London durch einen Sturz aus dem Fenster ein viele trauriges Ende fand, hatte sich Gottfried Kinkel 1892 wieder verheiratet. Seit Jahresfrist etwa lebte er als Professor der Kunstgeschichte am Züricher Polytechnikum an der Seite seiner zweiten Gattin in freundlichen und glücklichen Verhältnissen, als ihm, das letzte von mehreren Kindern, 1867 sein Töchterchen Gerda geboren wurde.

Es war ein zartes Kind. Ohne klein noch, rang es um sein junges Leben, und einmal hatte schon der Arzt die Eltern auf den Tod des Lieblings vorbereitet. Es wurde gesund. „Als Gerda," so erzählt uns die heute noch in Zürich lebende Witwe Gottfried Kinkels, der wir diese Mitteilungen und die Ueberlassung der unten folgenden Gedichte verdanken, „als Gerda zum ersten

Digitized by Google

Male in ihrem vollen Röckchen durch die blühende Wiese lief, da stürzte der Vater sich in das Gras, umschlang das Kind mit seinen Armen und heiße Freudentränen rannen ihm über die Wangen."

In Märchen liest man es wohl, daß ein Kind durch den Wald geht und die Thiere fürchten sich nicht vor ihm. Gerda war ein solches Märchenkind. „Die Vögelchen ließen sie ganz nahe kommen und bliesen ihnen, wenn sie mit ihrem leichten Schritt vorüberging." Alles liebte sie. „Bohnenblüthe" nannte sie eine Freundin des Hauses und andere Freunde hatten andere liebliche Namen für sie.

Den beglückendsten Zauber aber übte sie auf ihre beiden Eltern aus. Auf Spaziergängen hielt sie des Vaters Hand nicht los; und oft hat er sie auf seinen Schultern halbe Stunden weit getragen, wenn die Gänge sich weiter ausdehnten. Im Studierzimmer war sie wie zu Hause; der Vater hatte ihr eine eigene Spielschublade dort eingerichtet und das eine und das andere Mal sah man dort jenes glückselige Bild, wie wir es einzumal gezeichnet haben.

Sie hatte die volle Anmuth des Gemüths. Schnell fand sie heraus, was den andern Freude machen konnte, und sie scheute kein Opfer, es zu vollführen. Ihrer Mutter gehörte sie jede Minute, die diese den anderen Pflichten abgewinnen konnte.

Und dieses Kind sollte den Eltern entrissen werden! Gerda war noch nicht zwölf Jahre alt, als sie, im Herbst des Jahres 1879, erkrankte. Drei Monate lag sie daniedet an einer Brustfellentzündung und später an einem Herzleiden. Rührend entfaltete sich ihre Selbstlosigkeit und ihre Sorge um die Mutter, die ihre einzige Pflegerin war. An den Vater, der auf einer Vortragsreise sich befand, schrieb sie, fast schon sterbend: „Komm nach Haus, die Mama ist so traurig, wir müssen Dich haben!"

Er kam, um sie sterben zu sehen. Am 13. November, genau drei Jahre vor ihrem Vater, verschied sie.

Und nun lassen wir den Dichter, den Vater reden! Er hat die nachfolgenden Gedichte geschaffen im Ringen mit seinem ungeheuren Schmerze und sie der tiefgebeugten Mutter zugereicht. Gedruckt sind sie noch nicht, bis auf das zweite, welches seinerzeit in einen Nachruf auf Gottfried Kinkel in der „Schweizerischen Lehrerzeitung" (1882) verwoben wurde. Oft wird man sich der Wahrnehmung nicht entziehen können, daß die Verse noch nicht die letzte feilende Hand erfahren haben, die der Dichter jedenfalls an sie gelegt hätte, wenn es ihm selbst noch vergönnt gewesen wäre, seine Lieder der Oeffentlichkeit zu übergeben. Wir haben uns bei der überlieferten Gestalt beschieden und wollten uns nicht vermessen, den Dichter zu verbessern.

Gerda.

„Ach soll ich sagen: Wärst Du nie geboren! Dann wüßte heute nicht so viel das Leid — Nein, liebes Kind! Du bleibst mir unverloren auf alle Zeit!"

Durch des Fensterladens Spalte
Bricht des Morgens grauer Schein,
Wo am Bettchen Wacht ich hatte
Bei dem kranken Töchterlein.

Und die Angst fragt, ob am Ende
Dieses Tags ihr Herzchen bricht?
Oder ob sich aufwärts wende
Nun der Pfad zum holden Licht?

Aus der Feigheit, die zum bösen
Göttendienst des Nichts dich bringt,
Kann, wie bald, ein Kind dich lösen,
Wenn es bang ums Leben ringt.

Wieder glänzt in wahrem Traume
Jede Frucht dir süß und voll —
Ach, daß sie vom Lebensbaume
Nie ihr Händchen brechen soll!

Wenn die Lohn von dünnem Eise
Unterm Stahlschuh klagend singt,
Ob wohl noch ihr Blut die Kreise
Heiß durchs Herz des Mädchens schwingt?

Wenn der Lenzwind küßt die blasse,
Die nach Fächlern vor ihm flieht,
Ob der Traum vom eig'nen Lose
Durch die zarte Seele zieht?

Wenn beim Fall der Blüthenflocken
Wogt das Saatfeld grün und dicht,
Ob sie dann durch blonde Locken
Den Cypressenkranz sich flicht?

Herbst im Schmuck von goldnem Laube!
Oh, ein weißes Tuch im Haar,
Sie noch schneiden wird die Traube,
Tauchend in der Winzer Schar?

Auch die höchste Liebesstunde
Wird vielleicht ihr noch bescheert:
Erster Kuß vom trauten Munde,
Der allein des Lebens werth!

Was dir selbst am Reiz des Lebens
In der müden Lend zerrinnt,
Wie so wenig als Ziel des Strebens
Scheint es heut die für dein Kind!

Aus dem schwülen Krankenzimmer,
Aus dem Dunkel, bald erlöst
Von des Unglücks wattem Flimmer,
O wie farbig strahlt die Welt!

Der Erde bunte Schöne
Hüllt sanft sich dir in Flor,
Der Straßen rauhe Töne
Vernimmt nur leis dein Ohr.

Will dich ein Lüftchen fächeln,
Dir ist's nicht mehr Genuß,
Es schwand dein süßes Lächeln
Selbst bei der Mutter Kuß.

Du nimmst mit dürren Lippen
Vom Arzt den bittren Trank —
Vom süßen Wein zu nippen
Wardst du schon lang zu krank.

Die heiße Lust am Leben
Ward in den Adern still,
Und du fügst dich ergeben,
Wie dein Geschick es will.

Du bist von uns geschieden,
Eh noch der Tod dich nahm —
Du lösest dich in Frieden,
Und uns zerreißt der Gram.

Den Myrthenkranz aus Haupt, in Blumenfülle
Nahst Lilie du im weißen Mädchenkleid,
Und leis entfärbt sich schon die zarte Hülle,
Dem unerbittlichen Verfall geweiht!

O könnt' ich nur dich vor dem Mober retten,
Der langsam und entsetzend dich verzehrt,
Und dürft ich dich, solang du schön noch, betten
Mit Vaterarmen auf den Flammenherd!

Die Gluthen lösen rasch die jungen Glieder,
Du klagst, ein Wölkchen, auf zu Licht und Luft,
Du schwebtest bald auf Wald und Wiesen nieder
Und hauchtest neu in junger Blumen Duft.

In hieltner Urne könnten wir vereinen,
Was dann als Erdenstaub von dir noch blieb —
Auf reine Asche fromme Thränen weinen,
Für Vater und für Mutter, o wie lieb!

Umsonst! Du sollst nicht frei zum Aether lodern,
Gereinigt von der heil'gen Flamme Schwall!
Dein Loos ist, in dem feuchten Grunde zu modern,
Und spät erst kehrst du wieder in das All!

STANFORD LIBRARIES

Du freie Schweizerrede, nimm sie wieder,
Aus deren Schoß ich sie empfing,
Verzehr' in Stand den Lan der holden Glieder,
An dem mein Glück mit Wonne hing.

Und schön auch ist, geliebtes Land, die Stätte,
Wo du im jungfreulichen Kleide liegst!
Die Alpen grüßen fern in Rosiger Kette,
Die du so gern mit mir erstiegst.

Wohl spreitet heut' ob all den hellen Hügeln
Der Schnee nur noch das reine Hahrtuch aus,
Doch keimet der Lenz nun bald auf blauen Flügeln
Und schmückt die dunt das enge Haus.

Und sieh ist's dann, dem Fall des Baches zu lauschen
Im tiefen Grund durch blum'ge Wiesenflur;
Es spricht mit Flüstern bald und bald mit Rauschen
Vom ew'gen Leben der Natur.

Im Fichtenhain, der die das Grab umgrünte
Weht feischer Duft vom weißen Schlehenbus.
Wo sich des Finken frohen Schmettern gatte
Der süßverleitete Amselschlag.

Dort die Gastanie senkt der Wurzeln Fäde,
Dich liebevoll umarmend, in die Gruft.
Die Warzel kreist an die verfall'nde Hülle.
Der Wipfel schwankt in sann'ger Luft.

Sie will dein schwindend Leben noch behüten,
Sie lockt dich — ein Atom von deinem Stand
Klingt sich ans Licht in ihren weißen Blüthen
Und wallt begrüßt im Frühlingstand.

An dieses Baumes Luft will ich mich setzen,
Wenn fern verblicht der Alpe Klafengrün,
Und mit dem Abendthau den Ehrämen trinken
Die Thränen, die dein Tod umblühn.

Aber nicht aus dem Moder der Grüfte
Jauvz' ich auf ewig dein Bild mir empor!
Nein, im Glanze der himmlischen Lüfte
Schwebst du mir über die Gipfel empor.

Noch im Gedieg, wo dein Füßchen so gerne
Speang durch die Blumen der sonnigen Au.
Strahlt mir vom Aether aus endloser Ferne
Deines Auges entsichtendes Blau.

Wenn von sammenden Sternen umflogen
Weilt in Glüthen pranget der Strauch,
Lächt mich sanft in den Duften Wogen
Deines Mündchens belebender Hauch

Wenn der Föhn mich säuflich umschmeichelt,
Träumt' ich von dir, mein holdseliges Kind,
Wie so gern mir die Wange gestreichelt,
Ach, dein Händchen, so warm und so lind.

Und wenn sanft der Gipfel sich röthet
Und in den Thälern die Nacht schon dämt,
Hör' ich, wenn mir die Amsel flötet,
Deines Stimmchens holdrüstenden Laut.

Ich ende still — der Tag ist satt verblichen,
Und seine Müh' und Sorgen hin ich los;
Da kommst du leichten Füßchens hergeschlichen
Und setzest dich auf meinen Schoß.

Den Arm wie einst mir um den Hals geschlungen,
Das Köpfchen an die Wange wie gelehnt,
So flüsterst du: o Vater, laß das Klagen,
Den Gram, der stets nach mir sich sehnt.

In Liebe hab' ich selig mich gefunden,
Die voll ich gab und voll empfing;
Nun füllt auch ihr die tiefen Herzenswunden,
Da ich in Frieden von euch ging!

Wohl mocht' ich gern an eurer Seite erwarmen.
Doch flüchtig eilte vorwärts Jahr um Jahr —
Bald rief die Welt mich fort aus euren Armen,
Und anders ward ich als ich war.

Die und der Mutter darf ich jetzt mich gatten.
So oft es eure Sehnsucht mir gebeut;
Ich hör' euch auch im tiefen Kleid der Schatten —
Ruft mich, so bin ich da mit Freud!

Und nun leb' wohl! Du hanchst es, und ich wähne
Du fühlest, wie dein Bild dem Arm entweicht —
Die Nacht umfängt mich, still noch flieht die Thräne,
Doch muthig wieder schlägt das Herz und leicht.

Ich stand an deinem Grab mit bangen Weinen.
Da hab' ich's in der Stille dir gelobt:
Nicht Bitterkeit soll mir das Herz verkleinen,
So wild der Schmerz auch drinnen tobt!

Die Liebe, die ich die nicht durfte spenden,
Du sendest sie als Liebe mir zurück;
Ich will sie treulich auf die Menschheit wenden,
Und leidend dau'n an fremdem Glück.

Vielleicht ein ander Kind wird nach gerettet
Vom Gut, das einst dein eigen sollte sein.
Und weil du liegst im dunkeln Grab geborgen
Tanzt es im frohen Sonnenschein.*

In Deines Herzens Güt'n will ich mich schwingen,
Denn du warst gütig wie das Morgenlicht,
Und wo du andern konntest Freude bringen,
Du schuntest Sorg' und Arbeit nicht.

Das Gold, das ich in manches Farges Streben
Mit harter Faust für dich erwarb,
Es rolle hin, da mir mit deinem Leben
Nun auch die Sorge für dich starb!

Dann lebt auch du ja fort! Auf späten Wegen
Geht tüchtend noch dein Schatten durch die Welt
Von deinem kurzen Dasein thant ein Segen.
Der sanft auf Mutterherzen fällt.

Volkswitz in der Sprache.

Daß sich der Volkswitz von jener besonders gern in allerlei theils gelehrten, theils ungelehrten, theils geistlichen, theils ungeistlichen Wortverdrehungen ergangen hat, ist bekannt; schon Fischart, Hans Sachs, Martin Luther und besonders der von Schiller in der Wallensteinischen Kapuzinerpredigt nachgeahmte Ulrich Megerle, genannt Abraham a Santa Clara, haben darin Hervorragendes geleistet. Da wurde „Atamitiserei" zu „Athämitiserei" gewandelt, „Apfelexpulsus" zu „Pfuloskanfons", die „Kantharine" sehr hübsch zur „Janthippe", der „Notar" zum „Notarx", das „Fundament" zu „Unemament", die „Proprision" oder „Profession" zur „Brosfession", der „Professor" zum „Brosfessor" und der „Jesuiter" endlich zum „Heimder".

Spätere Zeiten haben diese Verdrehungswitzeleien wacker fortgesetzt. Da wurde die „Cigarre" zur „Liebjarre", der „Beisdamer" zum „Beisdämlichen", der „Frühlingsdienstschein" zum „Unterdenlindenschein", der „Apelsche" zur „Appelsche", das „Räucherkerzchen" zum „Räucherlichchen", „radikal" zu „rattenkahl", „Tribüne" sehr anschaulich zur „Trippine", der „Trauriedner" zum „Teufelsdreck", der „Janitscharenmusik" zur „Janitscharennusik", „Schattenmusik", „Gasbeleuchtung" zur „Gasseuchtung", der „Katarrenvogel" zum „Kanonillenvogel", der „Apotheker" zum „Bodecker", der „Rentier" zum „Rentthier", die „Gemeinennahme" endlich zur „Jungfernnahme", der „Dragoner" zum „Trognaer", „Champagner" zu „Schlampagner", „Rheumatismus" sehr gut zum „Reißmatismus", „Nothelfchen" zum „Nothhäubchen", das „Belagerungsverhältniß" zum „Belagerungshandschen", die „medicinische" Benus zur „medicinischen", die ehemalige Stadt „Apollo" zu „Apollo" (in dem bekannten Studentenliede vom Knaster, „den uns Apollo präparirt"), die „Frieden vom Rann wegen und Nauwut" zu Frieden vom „Rinnwwee und Reißwee", der Sieg bei Le Mans zum großen Siege bei „Lehmanns" und endlich der „Kolorado-Käfer" zum „Rohrdadsäfer". Und von welchen Ungeheuerlichkeiten konnte erst der Apothekerhessiissene erzählen! Was sonderbares nicht alles an seinem Verkaufstisch und dabei alles Ernstes und einfältigen Gemüthes, da der im Worte liegende Verdeutungswitz durchaus nicht von jedem verstanden wird! Der eine will „umgewendeten Napolitanischen (umgewutem Neapolitanum), ein anderer verlangt nach einem „Lehen Druckenspflaster" (emplastrum oxycroceum), ein dritter erbricht ein „Paar petites Tuchemspflaster" (Tuchmlumpflaster), den vierten giebt das Rezept einen „ollen Pusloche" (Arekvinade), ein fünfter fordert, ein Sohn seiner Zeit, vornächtig sein „Zeltenpulver" (Zuckerpulver), ein sechster heilt wehmüthig nach einer „kalten Quinte" (Kolocynthe) und der zunftgerecht gesinnte siebente endlich verlangt ein „Kapvulst" (Kreosotöl). Wieder einen andern giebt es unwiderstehlich zur „spitzen Leute" (species ligneorum), zur „kleinen Greie" (foenum graecum) oder endlich zum „Kottenpflaster" (Mellitum-pflaster), während der Umsichtsichte zum äußersten Mittel, dem „Rhinoceross" (Rieinusöl) zu greifen entschlossen ist. Jeder Apotheker, jeder Droguenhändler, jeder Kaufmann kann die kleine Auswahl am bedeutende Widersinnen vermehren, jeder Leser dadurch nützeres lesen in Andreiens „Deutscher Volksetymologie" (Berlboom, Hemminger). Aber mit der Andreienschen Zusammenstellung ist die Anzahl dieser Verdeutungswitze, die gewiß zum Theil auch Verkehrungs- und -ableitungsverbrechen ihrer Entstehung zu danken haben, bei weitem nicht erschöpft, kann nicht erschöpft sein, denn jeder Tag hört neue, und während wir die folgenden, unseres Wissens bisher noch nicht zusammengestellten jüngsten Kinder des Volkswitzes einer kurzen Musterung unterziehen, ertungen sich bereits andere, noch jüngere, ungehindert in dem fruchtbaren Boden des Volksmundes, der dann schließlich seinen Mutterstolzen besonders an der großen Zahl unserer Leser worter übt, ohne übrigens daneben das sich bietende heimische Wort roh zu verschmähen.

* Gestrickt Knicke hatte zum Gedächtniß seines Erlebens dem Begründer der Freimaterialen, Pfarrer Bion, eine namhafte Gabe zugewendet.

Frühlingstraum.
Nach einem Gemälde von Otto Lingner.

STANFORD LIBRARIES

Gelehrten Ursprung verrath es, wenn der Studio das Fach „Schlittschuhlaufen" (successivo) kennt, wenn man den „Gymnasiasten" zum „Gummiathmen", den „Convent" zum „Mönche" und mit Anfang an den Jahanwitz zum „Knownen", den „Millionär" zum „Millionenler" macht und in Anlehnung an „Dichterkreis" die „Dichterins" geschaffen hat; wenn man vom Gesellschen sagt, er „marmorirt" (memoriert), wenn man von einem „Perlentaum" oder gar „Perlesen in Moren" (perrieuinm in nouo, es ist Gefahr im Verzuge) spricht, wenn man die „Matrikularbeiträge" in „Makulaturbeiträge", die literarischen Studien des Musenalmes bösmüthig in „Lüre — anerlundert" verwandelt, und wenn man sich nicht eine „Gartenlaubanda" (Veranda) erdann, auf welche eine „Lawendeltreppe" hinaufführt. Gelehrten Ursprungs ist auch das unverweidliche „maltose" Mitglied (für pasiu), die „Prassestation" auf der Kegelbahn (der hohe Durf, bei dem alles zusammenzuraffelt, besonders unhrinnlich), der albefannte und sehr anspruchvolle Jupiter „Mammon" (statt Jupiter Ammon) und die scherzhafte Meinung des wissenschaftlichen Raumens der Wiesenaffrut (salvia pratensis) in „Salvia (alle Name anfgefaßt, trauen Sie's?". Ihre Gelehrtheit kommt endlich zuerst „Trchdienen" feiern (Exzess), seinen „Kaukasus" (von kaucn) nicht in Ordnung finden und seinen „Lag" im Spiel, das heißt das, was man liegt, setzen „Lays maxgeben" nennen.

Ja das Spiel! Natürlich ist es eine ganze Reihe von Volkswitzen unserer Art geboren: nur „einen Monumenn", und wir werden sie der Mühe nach „beschränen" sallen.

Nur einige andere jnaen, die nicht durchaus gelehrter Abkammung zu sein brauchen: aus „metanchvlisch" machte Fischart zuerst „mantheuflisch" (so noch heute in der Kanzlei) und unser Wort „melankholisch", aus dem zwar Tantler mit gebrochenem „Kristeder" (Christ) und scherzhafte „Brödschen" ans unbestimmten, einer ungewissen Zukunft überlassenen Dingen wurden die an das Wort „raten" (d. h. errathen) angehängten „Rathhausfacher", den doch scheinbar auch die bekannte Thatsache andeuten, daß die Väter der Stadt in allen „zwei- bis dreistelligen" Dingen lügen sind, wenn sie vom Rathhause kommen, als vorher, da sie in düsteres Schweigen eingehüllt der Sitzung zuschritten. Auf gewisse Dinge kann man ruhig „Gips" (Geld) kommen, denn Nüchterne dem Fremden zurufen: „Leben Sie so wohl," — als auch!" und dann „beriebdrückt" von dannen gehen. Natürlich entgegnet der andere darauf: „Wohler!". Das geht mit dem besten „Wihetzen" (Witzen) nicht anders. Der Leser erkennt in den letzten Beispielen schon Berliner binden, zu denen unsere anderen auch der öfter begegnende „Handschinster" (Handschuhmacher), das bekannte „Rosheen" (Nase), die beliebte „Behauptung" (Hut), der „Schneiderlarsyen" (Hering) und endlich der „Schmiereleyer" (Barbier) gehören.

Doch wir wollen zum Spiel übergehen, und zwar besonders zu dem allenthalb endemisch gewordenen Skat! Da spielt der eine „Kaiser", der andere meint ziemlich sinnlos: „Karo ist ein Hundename, die Einwohner heißen Karotten!" Das richtige „Carreau" wird im allgemeinen angstlich gemieden. Ein zweiter spielt Pique und stellt sich dabei verwundert, zu sagen: „Picas der Specht!" worauf der andere unausbleiblich mit Ruhe und Sicherheit einfällt: „Aurora, die Balosschneide!" „Piratomnia!" ist der gründende Schlußseufzerer. „Brötchen liegt der Bubenreihe!" ruft der rothe Farbe Knöpfeleube, und „Treff" — sich sinnt unter Kühlspiedel der glückliche „Eckensoldoefiger". „Solo?" Meist begegnet es als „Soolet", indessen ist auch das freundlich fragende „Solchen?" nicht ungebräuchlich. „Tumips" oder „Turfe" tritt man dann anderen zu, wenn man tournieren will, „Null ouis Pferd", oder auch wohl mystische „Null Rog" nennt man das „Null ouvert"-Spiel, und alle einen „Leyer" ins Spiel gekommen sind, der Studeno im Besitz des „Ramsches" (Ramsch) ist, „umgeht". „Wuns, rümmer, um rümmsten!" jubelt sodann der Eine, und das italienisch angehauchte Oysterlamm lispelt ein entzückendes „Fuckfulato". Das kommt davon, wenn man nicht Lehre annimmt: aus mit der Zicke (Zehn) auf den Teichdamm!" hatte ihm sein Alter zuvor als Abkürzung von Eduard gesagt, eigentlich — französisch „auf Mittwieser, Gehilfe) mahnend zugerufen, — vergebens — vorbei, gewann das Spiel und stehen 32 Zahlpfennige — sprechen wir's ruhig „Zehnerle" (Pfennige). Was Dutzemeier oder in letzter Zeit auch überall für das strahlendste Pech gehabt hat! Am Abend vorher hat er auf der Kegelbahn zum Entsetzen aller, die mit ihm auf derselben „Portion" Partie machten, regelmäßig seinen „Corner", oder, wie derselbe meinen, seinen „Kenner" geworfen, unter dem man nun freilich weder den aus der Geschichte Alexanders des Großen bekannten indischen Fürsten Porus, noch die ebenso bekannte berlauve Narrau zu verstehen hat, sondern einfach den Mittewurf, bei welchem die Kugel die Mitte der Kegel durch „bohrt" hindurch, und wenn er dabei wenigstens noch „Kuhrand" (Courant), d. h. nur so viel 6 Zahlpfennige mitwerfen dem Kegel geworfen hätte! So aber hat er in seinem Mißgeschick einen mehr getroffen, oder, um mit den Worten seiner Mitspieler zu reden, „Kuhrand mit Kgio" geworfen.

Ja, ja: nicht einmal die Poesie ist sicher vor diesem nur nicht zuletzt schreckenden Skatunwesen. Da bekannter Weise Schwindsucht mit Wörtern: „Mnth zeigt auch die Muhne Lack" (der Mannelust), da sieht der glückschwefende Thramn Polskatoes bei sinn zwar auch Nil- und wiederst auf seinet Cacket Zinnen, aber nur „ans Schwindsucht". Schon mit verzuhgten Sinnen"; da zählt der abgebrannte Glockenmann zwar auch die Häupter seiner Lieben, „doch ließ es sich statt leckte sieben", da liegt Uhlands guter Kamerad zu seinen Füßen, „als wär's ein Gilet Lyoner", da wird Hyazinths „schöner grüner Jungfernkranz" zum „Schreifrig") angekungen mit den Worten: „Schöner, grüner, — schon schmeckt der Wein am Rhein, zuchhei!"

Und hiermit habe Lied — und unsere kleine Sammlung ein Ende! Der freundliche Leser aber, dem keinen gewiß noch manche andere drollige Ausgebrut des saft in jeden Gebiete menschlichen Wissens und menschlichen Thätigkeit üppig wuchernden Volkswitzes eingefallen ist, thut höflichst gebeten sein, dem Verfasser Mittheilung davon zu machen, bei so daß er sich dabei geradeswegs an ihn oder an die Redaktion wende. „Gut — oder weder!"

W. Hahn.

Blätter und Blüthen.

Deutsches Erziehrinnenheim in Wien. Einer der leidenschaftlichsten und eingreifendsten Humorstücke in M. Emil Frantzos' „Bildern aus Halbasien" ist dasjenige, welches von dem Elend vieler deutschen Erzieherinnen in den Ländern an der unteren Donau handelt. Es werden hier viele obenso schreiende als leider glaubhafte Fälle von Noth und Schmach erzählt, welche durch verrätherische Roheit und barbarische Rohheit über deutsche Mädchen und Frauen gebracht wurden, die sich dem Erzieherinnen- und Lehrerinnenberufe widmen. Natürlich sind noch viel häufiger als die Fälle gemeinster Ausbeutung solcher Opfer diejenigen, in welchen durch ein unverbergefehenes widriges Geschick solche Erzieherinnen mit einem Mal ihre Stelle verlieren, in der Fremde allein und bloßes dastehen oder, mit der Rückkehr ins Vaterland begriffen, in Ermangelung weiterer Mittel nicht in Wien, dem großen Durchgangspunkt nach dem Osten, bleiben müssen und allen Gefahren des großstädtischen Lebens preisgegeben sind.

Längst haben es die Angehörigen fremder Völker in Wien als eine Ehrensache erkannt, sich ihrer Landsmännninnen in der Bedrängniß anzunehmen. Schweizer, Engländer und Franzosen haben ihre Erzieherinnenheime gegründet, die zum Theil Mustercmstalten in ihrer Art sind. Und es muß dem deutschen Hilfswerein in Wien nachgerühmt werden, daß er schon vor vielen Jahren die Gründung eines ähnlichen Erzieherinnenheims für deutsche Erzieherinnen in den Bereich seiner ausgedehnten und ersprießlichen Wirksamkeit einzuziehen hatte, und auch die „Gartenlaube" ist seinerzeit (vgl. 1865, S. 196) für seine Bestrebungen eingetreten. Allein durch anderweitige Aufgaben und Pflichten vollauf in Anspruch genommen, konnte der Hilfsverein bisher den schönen Plan nicht zur Ausführung bringen und insbesondere nicht die nöthigen Geldbeträge vereinigen. So ist es denn als eine hochverdienstliche That zu begrüßen, daß jetzt die Gründung des deutschen Erzieherinnen in Wien, Frau Prinzessin Reuß VII., Herzogin zu Sachsen, den schon aufgegebenen Plan mit Entschlossenheit wieder aufgenommen und der Ausführung desselben ihre ganze Thatkraft, sowie ihre großen und vielseitigen Verbindungen zur Verfügung gestellt hat.

Prinzessin Reuß hat sich zu diesem Zwecke zunächst mit einem Ausschuß, bestehend aus dem Prinzen Reuß, den Herren Dr. Brauneis, Schriftsteller J. B. Lauser, Bankier Pflaum und Buchhalter von Bibrun, umgeben, um zunächst die Grundlagen für einen Verein des deutschen Erzieherinnenwesens zu schaffen, die Satzungen für denselben, die Hausordnung für das Heim festzustellen und mit Mittel und Wesser für das edle Unternehmen zu werben. Da es ohne Zweifel Zweck hat, in den weitesten Kreisen die Kenntniß von der Einrichtung und den Bestrebungen des Vereins zu verbreiten, so theilen wir hier die Grundsätze aus seinen Satzungen mit.

Der Verein des deutschen Erzieherinnenheims wird unter dem Protektorate der Gemahlin des deutschen Botschafters in Wien oder, in Ermangelung einer solchen, der Gemahlin des Vorstehers der Wiener vertretenen deutschen Staaten stehen. Sein Zweck ist, deutsche reichsangehörige Mädchen und Frauen, welche sich der Erziehung, dem Unterrichte oder der Kinderpflege widmen und stellenlos sind, vorübergehend einen Schutz und Beistand zu gewähren, ihnen nach Möglichkeit der Unterbringung in achtbaren Familien unentgeltlich zu vermitteln. Für die Leitung des Heims gilt als Grundsatz: aufgenommen werden nur Inländerinnen der Religion, der die vorstehende Dame angehört. Personen von zweifelhafter Sittlichkeit werden abgewiesen, und die vom Verein aufgestellte Vorsteherin hat das Recht, die Aufnahme ohne Angabe von Gründen zu verweigern; im allgemeinen darf der Aufenthalt im Heim nicht länger als einen Monat dauern; der Preis für die Unterbringung und Verpflegung beträgt vorläufig auf einen Gulden täglich festgesetzt. Im Fall sich der Verein auflösen müßte, würde sein Vermögen den deutschen Hilfsvereinen in Wien zufallen.

Der Verein lobt besteht aus Stiftern, Förderern und Mitgliedern: Stifter ist derjenige, der einen einmaligen Beitrag von mindestens zwei Mark leistet; Förderer derjenige, welcher einen einmaligen Beitrag von 500 Mark leistenen oder einen durch mindestens fünf Jahre fortlaufenden Jahresbeitrag von wenigstens 100 Mark zahlt; Mitglieder sind diejenigen, welche einen einmaligen Beitrag von 50 Mark zahlen oder einen fortlaufenden Jahresbeitrag von mindestens 10 Mark leisten.

Inzwischen hat in Wien selbst die Thätigkeit des Vereins unter der Hand schon in vielversprechender Weise begonnen. Durch Vermittelung der Prinzen Reuß sowie einzelner Mitglieder unseres Finanzadels und unserer Großindustrie ist bereits ein recht ansehnlicher Stock zusammengekommen, den es nunmehr durch Beiträge aus dem Deutschen Reiche vermehren gilt, daß in unserer Zeit zu Gründungen und Stiftungen aller Art so reichlich Beiträge gezeichnet werden. Zu diesem Zweck hat sich Prinzessin Reuß soeben in einem Schreiben an die deutschen Fürsten und an die Bürgermeister der größeren Städte Deutschlands gewandt, um sie unter Darlegung des Bedürfnisses sowie der Vereinszwecke zur werthätigen Betheiligung an dem menschenfreundlichen und vaterländischen Unternehmen einzuladen. Möglich erscheint es die Zeichnungen und Einschriften des Vaterlandes der folgende Aufruf, der, wie wir hoffen dürfen, bei seinem Deutschen auf taube Ohren stoßen wird.

* Seine sagte einmal, Natürlich behandle ihn „Intrillonar".

Aufruf

für ein deutsches Erzieherinnenheim in Wien.

Tausende von gebildeten deutschen Mädchen und Frauen kommen nach Wien, um sich hier oder weiter im Osten Europas dem ebenso edlen- als mühevollen Berufe der Erziehung zu widmen. Als Tagesgenossen deutscher Bildung und Gesittung unserer liebevollen Theilnahme würdig, die in ihnen das Gefühl der Gemeinschaft mit ihrem Vaterland und damit die eigenen brachgiegten Gedhigkeiten beseftigen soll, verdienen sie doppelt Förderung und Unterstützung durch ihre Landsleute, wenn ihnen, wie so oft, nur allzu häufig, in der Fremde durch die Ausbeutungssucht gewissenloser Menschen Enttäuschungen vielfacher Art bereitet werden, wenn sie allein und von Niemden entblößt in der Welt stehen, und wenn sie insbesondere von den Gefahren bedroht sind, welche das großstädtische Leben Mädchen mit sich bringt.

Andere Völker haben zum Schutz ihrer Landsmänninnen bereits seit langer Zeit und in ausgiebiger Weise Vorsorge getroffen. Und es ist hohe Zeit, daß die deutsche Nationalwidee in diesem Betrachte nicht länger zurück bleibe, sondern daß wir selben Zahren hatte unser deutscher Hilfsverein, nur mit immer wachsendem Erfolge für die Unterstützung unserer deutscher Reichsangehöriger wirkt, dieses hohe Ziel ins Auge gefaßt und die Gründung eines deutschen Erziehungsheimes geplant, welches solchen alleinstehenden deutschen Erzieherinnen und Lehrerinnen in den schweren Tagen der Stellenlosigkeit eine Zufluchtsstätte in Wien gewähren sollte. Damit dieser Plan nun endlich zu segensreicher That werde, haben auf meine Anregung und unter meiner Obersicht

Freunde dieses Unternehmens die Grundlagen und Vorbedingungen, um dasselbe ins Leben zu rufen, durchberaten und festgestellt. Wir wollen allen deutschen Erzieherinnen ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses, welche sich nach Irrnuffe und Heimatlosigkeit verlassen und der im Hause vorgeschiedenen Zucht und Ordnung liegen, in unserem Erziehungsheim gegen einen geringen Verpflegungsbeitrag Obdach gewähren und ihnen beim Aufsuchen von Stellen und Unterrichtsstunden an die Hand gehen.

Um diesen unserm Zweck zu erreichen, bedarf es aber zunächst Mittel. Mit dem Ertrag dieser Sammlung wie auch an weitere Kreise wenden müssen. Die festgesetzten Beiträge bestehen in

a) Stiftereinlag Mark 1000

b) Förderereinlag Mark 500
(entweder einmalig oder durch 5 Jahre je Mark 100)

c) Jahresbeitrag von mindestens 10 Mark.

Außerdem wird aber auch die beseidenste Gabe für die Zwecke des Heims mit Dank und Freude angenommen. Die Gaben, sowie sämmtliche Zuschriften bitte ich an das kaiserlich deutsche Konsulat in Wien I Stadtgutgasse 1 zu richten. Der kaiserliche Botschafter Dr. von Tschudi ist gerne bereit, auf Wünsche und Anfragen Auskunft zu ertheilen.

Ich bitte in Anbetracht des oftenkundigen großen Bedürfnisses und des vaterländischen und menschenfreundlichen Zweckes die volle Zuversicht, daß ich mich nicht vergeblich an den Wohlthätigkeitssinn und an das Ehrgefühl unserer deutschen Landsleute wende, damit sie mir helfen und das Ihrige dazu beisteuern, deutsche Mädchen und Frauen im Auslande vor Noth und Schande zu bewahren.

Wien, im März 1888.

Marie Alexandrine Prinzessin Heinrich VII. Reuß, geborene Prinzessin von Sachsen-Weimar, Herzogin zu Sachsen.

Johann Peter Müller und sein Denkmal in Friedberg. Zum Laufe des vorigen Jahres haben wir unseren Lesern das Bild Friedrich Stichers vorgeführt, des „Wiedererweckers des deutschen Volksliedes" (siehe „Gartenlaube" 1880, Heft 1). Wie dieser Meister des volksthümlichen Gesanges steht aber eine zahlreiche Schar den Männern, die, wenn auch nicht in so hervorragender und weitreichender Weise wie Stieber, so doch in ihrem Kreise eine namhafte Wirkung ausgeübt und sich als Komponisten und Gesangsleiter schätzenswerthe Verdienste um die Pflege des Volksliedes erworben haben. Denn „nicht an wenig stolze Namen ist die Liederkunst gebunden", heißt es in Uhlands „Meister Kunst". Im Gegentheil, es wäre eine betrübende Erfahrung, wenn jene kleineren Meister in engerem Kreise bestehen müßten, wenn due von ihnen ausgeübte Saat nicht alsbald in reicher Pracht und tausendfältige Frachte trüge. Die Mit- und Nachwelt aber schulden denselben nicht minder ein dankbares Gedenken, die sich als treue Hüter und Mehrer des anvertrauten Gutes erwiesen haben.

Ein solcher Mann nun ist Johann Peter Müller, der Vater der beiden Gartenlaube" aus ihren Thierschilderungen wohl bekannten Brüder Karl und Adolf Müller, und ihm gilt das obenstehend abgebildete Denkmal, das am 4. November 1887 in seiner Vaterstadt Friedberg enthüllt wurde. Friedberg und das Hessenland ist auch der Kreis, auf den der Geseierte wirkte, dort weoden seine Lieder schon über 60 Jahre von der Schuljugend und von Volke gesungen, in Friedberg und später auf seinem Marxsitz Staden entstanden auch die zahlreichen anderen Kompositionen des musikalisch hochbegabten Mannes.

Johann Peter Müller, den 28. Juli 1791 in Kefselstadt bei Hanau geboren, hat 22 Jahre lang als Lehrer am Schullehrerseminar in Friedberg gewirkt und ist in Langen bei Darmstadt 1877 bei seiner Tochter gestorben. Schon von frühester Jugend auf offenbarte sich seine Hinneigung zur Musik und seine ganz besondere Vorliebe für Mozart, für welchen er so sehr begeistert war, daß er einmal als Knabe sich abends heimlich aus dem Bett stahl, um an den Fenstern des Konzertsaales zu Hanau dem Vortrag Mozartscher Kompositionen zu lauschen. Mozarts Verdikt war auch für Peter Müllers eigene Schöpfungen von bestimmendem Einfluß, unbeschadet der unbestrittenen Eigenart seiner Werke. Wie nennen neben seinen zahlreichen Liedern noch seine Männerchöre, seine Orgelvorspielchen und seine Instrumentalsinfonie. Auch zwei Opern hat er komponirt, „Nydia oder die letzten Tage von Pompeji", welche in Darmstadt 1854 zweimal mit größtem Beifall aufgeführt wurde, und „Claudine von Villabella" (nach dem Drama von Gerstel). Von den Liedern aber sind „Wenn in die Ferne vom Heilen ich seh'", „Gothne Nebre, du mußt sallen", „Heute scheid' ich, heute wandre' ich" und „Hier auf diesen steilen Höhen" — ein herrliches Wanderlied — wohl am tiefsten ins Volk gedrungen und manches von ihnen hat auch über den Ozean zu den Landsleuten in Nord- und Südamerika den Weg gefunden.

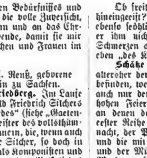
Das Denkmal, das die Kunstgenossen, Freunde und Verehrer dem Dahingeschiedenen errichtet haben, ist von einfachen schlichten Formen. Eine wohlgetroffene Porträtbüste aus Bronze von Bildhauer Georg Kneisel in Steinhart steht auf einem feinernen Sockel und das Antlitz mit der hochgewölbten Stirn und dem feinen Blick der Augen ist der Stätte zugewandt, auf der sein Urbild einst ein langes Leben hindurch mit sorgender Liebe gewirkt. Sein lebendiges Andenken wird nie im Hessenvolk erlöschen.

Des Königs jüngster Rekrut. (Zu dem Bilde S. 200 und 201.) „Was ein Hahnen werden will, krümmt sich bei Zeiten," sagt das Sprichwort, und was von einem richtigen Soldat werden will, drückt bei Zeiten die Kniee durch! So steht dem Reinen siebenjährigen Burschen auf unserem Bilde der Soldat bereits in allen Gliedern, mit voll komischer Treue wiederholt sein Körperchen die eigenthümlich gesteckte S-Form der Haltung, welche sein Vater an langweiligen militärischen Drill sich angeeignet hat, und Säbel, Patronentasche und Tschako, obwohl reichlich dreimal zu groß und zu weit, machen sich saft natürlich an dem braunen Kerlchen. Und wie wäre es anders möglich?! Des Großvater ein alter Soldat aus König Friedrich Wilhelms I. gefangenen Zeiten — die Mutter eine Soldatentochter, der Vater ein Gemahler Friedrichs II. — und Freunde und Gevatteen, alles Soldaten in einer Hauptstadt des Militarismus! Da ist's kein Wunder, wenn der kleine Knirps auf die Frage: „Was willst Du werden?" seine Antwort weiß aus: „Rekrut!" Aber auch die Alten kennen kein höheres Ziel des Ehrgeizes für ihren Jungen. Darum auch die gerührte Freude im Gesichte des glücklichen Vaters und das behagliche Vergnügen von Mutter und Großvater, das fröhliche Lachen im Kreise der Nachbarn und Quartier genossen. Selbst in des kleinen Schwesterchens Zügen kreicht sich's aus, daß der Bruder in ihren Augen jetzt den Gipfel der Vollendung erreicht hat. Ob freilich die Wirklichkeit nicht oft recht hart in diese Soldatenidylle hineingreift? Ob der herangewachsene junge Mensch sich wohl einmal ebenso fröhlichen Gesichtes den Tschako auf den Kopf stülpen wird, wenn er ihn nicht mehr zu weit ist? Ob er es nicht noch mit bitteren Schmerzen an Seele und Körper empfinden wird, daß er nichts ist als eben „des Königs jüngster Rekrut"?

Schäke in den Bergen. In der österreichischen Alpenwelt leben von alterher der Glaube, daß sich in einzelnen bekannten Bergen reiche Schätze bergen, welche jedoch den Bewohnern jener Gegenden und unter diesen auch nur den sogenannten „Glückskindern" einzig und allein an gewissen hohen Feiertagen zugänglich sind. In diesen geheimnißvollen Tagen, an denen der Zauberbann sie Stunden wenigstens gelöst ist, zählt in vielen Thälern die weihevolle Christnacht, die sagenumwobene Sonnwendnacht, der Palmsonntag und der festliche Ostertag. Zu Salzkammergut und die mit Naturschönheiten nicht minder gesegneten Gebiete der Mur und der Mürz in der oberen Steiermark weisen eine Fülle der lumigsten Mythen auf, welche Einblick gewähren in das Denken und Dichten der dortigen Alpenmenschen. Als Dichtungen des Volkes besitzen die Sagen der Kapitel gewiß hohen Werth.

Die Geschichte von jener Hammerschmiedin, welche in der Christnacht aber die Berge durch den nächtigen Wald zur Mitternachtsmesse nach Mürzzuschlag ging, ihr kleines Kind auf dem Arme, und der sich plötzlich auf ihrem Herzpfad ein Felsen aufthat, aus welchem Zwergen sich für ihn strahlenden Lichte eines großen Kirchenfestes sowie Töpfer mit Tuchern zeigten, ist gewiß von einem ethischen Dunkte belehrt. Statt ihres einzigen Kindes hatte die Frau sich stets Gold gewünscht, und nun sollte sich wieder ihr deßhalber Wunsch erfüllen. Eilfig entnahm sie den gleißenden Schätzen so viel sie nur in ihren Kleidern unterzubringen vermochte, und als sie auch ins Schürzentuch reichlich Gold gehoben hatte, stürmte sie hinaus ins Freie. Plötzlich erinnerte sich die nun reiche Bäuerin plötzlich, daß sie ihr Kind im Zauberlesen zurückgelassen habe. Zammernd irrte sie im Walde umher und suchte das Höhle, in der ihr Kindchen nach seiner Mutter schrie. Aber vergebens war all' ihr Suchen, die Felsen; sie konnte nicht mehr finden und niemand wollte von dem geheimnißvollen Berge etwas wissen. Am Christtage sanden Kirchengänger den Leichnam der armen Mutter, die sich aus Verzweiflung über den Verlust ihres Kindes erdrankt hatte, am Ufer der Mürz angespült.

Im Salzkammergut erzählt man sich vom „Wurmsegen" eine ähnliche Sage, doch können sich hier der Fels der Mutter und ihrem Kinde am



Das Denkmal Johann Peter Müllers in Friedberg.

Öfterreste während des dritten „Zusammenläutens". Auch hier vergaß die mit Schätzen beladene Frau ihr Kind, doch tröstete sie sich auf den Rath des Ortsgeistlichen mit ging übers Jahr, als wieder zum Hochamte geläutet wurde, zum Festen. Sie kam hin, aß offen und die Kind vorbesser.

Daß in wundhellen Sommernächten in der Mitternachtsstunde z. B. auf dem steilichen Hochrichard, wo sich einst ein Silberbergwerk befand, sich Schätze heben lassen, wenn man den richtigen Zauberspruch wußte, ist ein noch heute im Aelplerwolke lebender Glaube. Aber es müßten drei Personen sein, die sich vereinigt haben und die beim Suchen und Heben des Schatzes gewisse Formen zu beobachten hätten. Würden diese oder nicht haarscharf eingehalten, so verfielen die drei dem Tode und ihre Seelen jede sich der Hölle. E. K.

Die Chalifengräber zu Kairo. (Zu dem Bilde S. 217.) Eine merkwürdige Stadt erstreckt sich im Südosten Kairos und den Fuß des Mokkatambergs, eine Grabstadt voll prächtiger Gruft-, Moschee- und Minarets. Es sind die sogenannten „Chalifengräber", kunstvolle Mausoleen, welche sich die Mamelukenfürsten hier erbaut haben, jene gewaltthätigen Herrscher, die 550 Jahre lang mehr bald wieder zum schrankt über Aegypten geboten und deren Macht erst 1799 in der „Schlacht an den Pyramiden" der Kriegskunst Napoleons I. erlag.

Heute freilich sind diese Grabstätten einstiger Größe fast im Verfalle begriffen. Das zeigt auch das Bild des Malers Perlberg, das wir heute unsern Lesern vorführen. Prächtig ragen an dem zunächst liegenden Grabdenkmale der erhabene Kuppelbau, das schlanke, reich verzierte Minaret zum Himmel empor; aber an dem Fuße des letzteren hat der ragende Zahn der Zeit schon so viel Mauerwerk abgebröckelt, daß fast ein Drittel des mächtigen, sonst noch ziemlich unversehrten Thurmes ohne Unterlage frei in der Luft schwebt. Wie lange wird es dauern, bis das schlanke Bauwerk umstürzen und der kleinen Hütte, der armen Behausung, die sich in seiner Nähe angesiedelt haben, unter seinen Trümmern begraben wird. Der Künstler hat es verstanden, die Straße dieser zerfallenden Grabesherrlichkeit treffend zu bezeichnen. Rechts im Vordergrunde hat der armseligen Hütte einige Geflügelthändlers ein fassesschenkter Modem ein dunstsarbiges, schon ziemlich zerlebtes Zeltdach aufgeschlagen, unter welchem einige Kunde auf dem Boden Platz genommen haben, um sich an dem braunen Heißtrunkgetränk zu laben.

Boe thnen, den arabischen Gästen zugewandt, hat ihr Diener mit den bepackten Kameelen Halt gemacht und wartet geduldig, bis die Gäste sich zur Fortsetzung der unterbrochenen Wanderung wieder von dem lohnigen Boden dieser Kaffeeschänke einschaften Art erheben. Ihr gegenüber in der anderen Ecke des Bildes bemerken wir eine nicht minder malerische Gruppe von Händlern, zu welchen sich eine verschleierte ägyptische Frau, den Waiserkrug auf dem Kopfe tragend, gesellt hat, während im Hintergrund der Straße eine heranziehende Karawane bunte die aufwärtsbiegenden Standvolken hindurch sichtbar wird.

Unmittelbar hinter dem Grabstadt beginnt die Wüste, die freilich Wüste, und oft in der Nacht, wenn tiefe Stille über der Todesstadt liegt und der Mond und die ewigen Sterne mitleidig auf die verfallenden Riesenbauten jener Mamelukenfürsten herabblicken, dann hat ferner Gestalt der Schakale aus der dürren Ebene heruber, als ein traurigs Schlummerlied für die vermodernden Beherrscher Aegyptens, welche einst diese großen und herrlichen Mausoleen errichten.

Hand- und Fingerfertigkeit sind uns ganz gelänige Dinge, die uns im Leben oft Nutzen oder Schaden bringen, aber die wir uns kaum oder ärgern — je nachdem! Ueber meinem Arbeitszimmer rast gerade eine schone zarte Hand unbarmherzig auf den elfenbeinernen Klaviertasten, ich aber erdulte, um mit dem Artilleristen Dr. Zunker zu reden, einen schwachen Theil der vielen Leiden und Greuel wieder, welche der Elfenbeinmangel im dunklen Welttheil verursacht hat, und die Folgen der Fertigkeit einer schwachen Daumenhand. Aus der „Melodie", die zu mir heraufertönt, kann ich heraushören, daß die Dame eine „geübte" Hand hat und dieselbe mindestens 300 mal in einer Minute oder sechsmal in der Sekunde bewegen kann. Das ist gewiß eine hohe Fertigkeit, aber die Finger sind mitunter noch „ferniger" als die Hand, und unter ihnen stehe der Mittelfinger in dieser Hinsicht obenan; denn ein geübter Musikvirtuose kann den der linken Hand in einer Minute zehn Mal bewegen.

Wir bewundern solche Kunstfertigkeiten, aber bewundernswerther ist noch die Zungenfertigkeit. Ein Laut der menschlichen Sprache erscheint sehr einfach, aber um ihn hervorzubringen, muß eine ganze Reihe von Muskeln im Kehlkopf, in der Zunge, in den Lippen ꝛc. in Bewegung gesetzt werden. Ein Physiologe hat diese Muskeln beobachtet und gefunden, daß in einer Sekunde, der aus 4,5 Buchstaben bestand, deutlich in zwei Sekunden betragen konnte, und er rechnete heraus, daß, um jeden Buchstaben auszusprechen, das dreißt um die jedesmal nothwendige Gruppe von Muskeln in Bewegung zu setzen und diese Bewegung abzuschließen, nur der wenige Zeitraum von 0,044 Sekunden erforderlich war. Es giebt aber noch größere Zungen und gelenkigere Sprachwerkzeuge, die einen noch tollere Muskelkunst in einer einzigen Sekunde hervorzuzaubern vermögen — das wirkt schon gewiß unerträglich! Wir können nicht die heute Natur ihre Leistungsfähigkeit in der Ermüdung eine Grenze gesetzt hätte.

Mißstände in Gas- und Wasserleitungen. Für die Bürgen der Möglichkeit ist es von großer Bedeutung, den Verbrauch des Wassers, Gas- und Wasserleitungen gegenüber genauer, als das bisher der Fall war, kennen zu lernen. Da die weitverzweigten Röhrensysteme als Mittel dienen, so verlaufen die meisten Mißstände in diesetben gesammelt und gelangen darunt listen zur öffentlichen Kenntniß. Der „Techenschaftsbericht Berein" in Berlin hat nun seiner Zeit einen Untersuchtschuß für die Untersuchungen ohne die Bitzgasbe eingesetzt und dieser hats es für sein nächstes Arbeitsprogramm von Zollen her den genommen. Es wird dann darum öffentlich erfucht, Mitbeilungen über solche Mißstände an Dr. von Bezold, im Königlichen Meteorologischen Institut, Berlin W. Schinkelplatz Nr. 6, zu senden.

Desinfektion der Personenwagen. Unsere Leser sind durch den Artikel „Gesundheitspflege und Eisenbahnverkehr" im vorigen Jahrgang der „Gartenlaube" (Seite 494) darauf aufmerksam gemacht worden, daß in Betreff der Verhütung von Ansteckungen die Eisenbahnen noch Vieles zu thun ist. Ein gutes Beispiel hat die nordamerikanische Pennsylvania-Bahn gegeben, indem sie verschiedene sehr beachtenswerthe Vorsichtsmaßregeln angeordnet hat. Es müssen nämlich die Personenwagen mindestens einmal wöchentlich von Grund aus gereinigt, desinfiziert und der Boden darauf muß, soweit möglich, verbrannt werden. Große Vorsicht wird ferner angewendet bei Erneuerung des — in allen amerikanischen Personenwagen vorhandenen — Zeitungsfaches; es sind Einrichtungen getroffen, um solches vorher zu kochen. Wird ein Fall einer ansteckenden Krankheit festgestellt, so ist der betreffende Wagen sofort auszuziehen und gründlich zu durchreinigen.

Kleiner Briefkasten.

(Anfragen ohne volle Namensangabe werden nicht berücksichtigt.)

M. M. in Innsbruck. Frau Wirt „Bauer" kennen wir nicht von Angesicht zu Gesicht, sondern vom eingebrieftragen Hut, der allvodenthalb „nobr" genannt wurde. Diesen Namen entsprechen noch: Nachbar, Hegelbauer, die Leinwandin und „Bauer" und „Bauerin" heißt die „Bauer" in Südtirol. „Bauer" heißt alle Hofbesitzer und ist beliebt an der Bauern und besitzer Name als die Bezeichnung „Gutsbesitzer" oder „Rittergut" wird bezüglich in Nordtirol unbekannt sind. Der Stadt gebrauchen werden, der sich heute noch Bauern wohnen nicht so nennen hat.

E. K. in Bruna. Der Ausdruck „ein Schnäpschen schlagen" ist der Jägersprache entnommen. Sieht sich ein Rehbockwerk verleitet, so pflegen immer einige Jäger, die zwischen den Schüssen Tische halten, ein Schnäpschen zu nehmen, was abwechselnd, „aufgeben" oder „abmarken" heißt der Jäger vom Schuß kommen, so muß er warten, bis die Treiber herangekommen, ist er aber zu weitig, so schlagen die Jäger ein Schnäpschen und rufen:

George Washington!

Hand- und Fingerfertigkeit sind uns ganz gelänige Dinge, die uns im Leben oft Nutzen oder Schaden bringen, aber die wir uns kaum oder ärgern — je nachdem! Ueber meinem Arbeitszimmer rast gerade eine schone zarte Hand unbarmherzig auf den elfenbeinernen Klaviertasten, ich aber erdulte, um mit dem Artilleristen Dr. Zunker zu reden, einen schwachen Theil der vielen Leiden und Greuel wieder, welche der Elfenbeinmangel im dunklen Welttheil verursacht hat, und die Folgen der Fertigkeit einer schwachen Daumenhand. Aus der „Melodie", die zu mir heraufertönt, kann ich heraushören, daß die Dame eine „geübte" Hand hat und dieselbe mindestens 300 mal in einer Minute oder sechsmal in der Sekunde bewegen kann. Das ist gewiß eine hohe Fertigkeit, aber die Finger sind mitunter noch „ferniger" als die Hand, und unter ihnen stehe der Mittelfinger in dieser Hinsicht obenan; denn ein geübter Musikvirtuose kann den der linken Hand in einer Minute zehn Mal bewegen.

Wir bewundern solche Kunstfertigkeiten, aber bewundernswerther ist

Auflösung der Enjsterungsaufgabe auf S. 196:

Die Welt ist lieblich anzuschauen,
Vergnüglich aber schon die Lieb der Dichter;
Auf knutzen, hellen oder silbernaunen
Gestirn, Tag und Nacht, erglänzen Lichter.
Heut' ist mir Alles herrlich! Wenn ich nur bliebe!
Ich sehe heut' durch's Augenglas der Liebe.

Woerke (Weißkirchner Tirol.)

15	54	49	12	13	56	51	10	260
63	3	8	61	4	57	6	58	260
42	22	41	21	20	48	19	47	260
26	39	36	37	33	35	31	260	
39	38	40	28	29	25	27	34	260
18	43	17	44	45	24	46	23	260
2	59	61	5	60	1	62	7	260
55	11	9	53	52	16	14	50	260
260	260	260	260	260	260	260	260	

Auflösung des Logographs auf S. 196:

Schilderhaus — Schillerhaus.

Auflösung des Kreuzrätsels auf S. 196:

A	M	S	T	E	R	D	A	M
O	S	T	E	R	H	A	S	E
A	L	L	A	H	A	B	A	D

J	O	D
O	S	T
I	T	Z

Auflösung des Silbenräthsels auf S. 196:

Ueber Bieles kann
Der Mensch zum Klagen sich machen, seinen Zorn
Bezwingen kann die Noth und lange Zeit.
(Goethe, „Torquato Tasso" V. 1.

Auflösung der Domino-Patience auf S. 196:

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

Halbheft 8. 1890.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1890. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Madonna im Rosenhag.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von Reinhold Ortmann.

(Fortsetzung.)

Als Wolfgang draußen auf dem halbdunklen Gange vor Mariens Zimmer ein paar Schritte gethan hatte, huschte ihm eine kleine, schattenhafte Frauengestalt — dieselbe, die ihm vorhin auf sein Klingeln geöffnet hatte — über den Weg. Es schien fast, als habe sie sich in irgend einem Winkel verborgen gehalten, um die Beendigung seines Besuches bei Fräulein von Brendekendorf abzuwarten.

„Guten Abend, Madame!“ sagte Wolfgang, vor ihr stehen bleibend, „darf ich fragen, ob Sie die Vermiethrin dieser Zimmer sind?“

„Ich habe die Ehre!“ klang es von einer hohen, dünnen Stimme etwas spitz zurück. „Aber nicht Madame, sondern Fräulein, wenn ich bitten darf — Fräulein Engelhardt!“

„Verzeihung!“ erwiderte er mit einem Anflug von ironischem Humor. „Es ist hier so finster, daß Sie den Irrthum vielleicht entschuldbar finden werden. Also, mein verehrtes Fräulein Engelhardt, wenn Sie die Vermiethrin dieser höchst reizenden Zimmer sind, so ist es für Sie vielleicht von Wichtigkeit, zu erfahren, daß ich nicht etwa ein Freund oder Verehrer, sondern der leibliche Bruder des Fräuleins Marie von Brendekendorf bin. Sie werden, wie ich hoffe, unter diesen Umständen zu meinem späten Besuch nicht länger etwas Bedenkliches erblicken.“

Fräulein Engelhardt war ein wenig beschämt. Dieser feine Herr hatte also mit einem einzigen Blick durchschaut, daß es ihre Absicht gewesen war, zu horchen und zu kundschaften. Und sie verbesserte ihre Lage nicht, indem sie sich in merklicher Verwirrung zu entschuldigen versuchte.

„Sie werden begreifen, mein Herr, daß ein allein stehendes Mädchen, welches wie ich darauf angewiesen ist, sein Brot durch Zimmervermiethen zu erwerben, mit besonderer Strenge auf die Bewahrung von Anstand und Sitte halten muß und keine zweifelhaften Elemente unter seinem Dache dulden darf.“

„Gewiß!“ versetzte er mit Nachdruck. „Und eben weil ich dies vollkommen begreife, möchte ich Ihnen rathen, dem Herrn Hudey so bald als möglich das Quartier zu kündigen. Oder zählt dieser Herr nicht zu Ihren Miethern?“

„Freilich! Seit vierzehn Tagen! — Aber wie Sie mich erschrecken! — Hat es denn etwas mit ihm auf sich?“

„Ich kenne ihn nicht besser, als man jemand in etwa dreißig Sekunden kennen lernen kann; aber er sieht aus, als könnten die jenigen, welche sich mit ihm zu schaffen machen, recht unerfreuliche Ueberraschungen erleben.“

„Ach, Du lieber Himmel! Vielleicht ist er gar ein Mörder! Und ich habe ihn noch nicht einmal bei der Revierpolizei angemeldet!“

„Nun, für einen Mörder hatte ich ihn gerade nicht! Aber die vorgeschriebene Meldung sollten Sie trotzdem in Ihrem eigenen Interesse nicht unterlassen!“

„Er wußte mich ja immer damit zu vertrösten. Seit vierzehn Tagen erwartet er stündlich das Eintreffen seiner Papiere.“

Reichskanzler Georg Leo von Caprivi.

Nach einer Photographie von H. Herbert, Hofphotograph in Hannover.

„Aber diese Papiere werden niemals ankommen, verlassen Sie sich darauf! Uebrigens ist es wohl eine Unbescheidenheit, daß ich mich in diese Dinge mische.“

„O nein! Ich bin Ihnen im Gegentheil dankbar dafür! Und für Sie ist es ja gewissermaßen auch von Wichtigkeit; denn das gnädige Fräulein Schwester hat ja sozusagen mit dem verdächtigen Menschen förmlich Freundschaft geschlossen. Vorgestern abend war er nicht weniger als eine Stunde und vierzig Minuten in ihrem Zimmer. Mein Gott, wenn er nicht gar so jämmerlich aussähe, hätte man wahrhaftig glauben können —; aber das ist natürlich Unsinn — Sie werden mich nicht mißverstehen! — Und wenn mich bis spätestens übermorgen die Jenynsche dieses Herrn Hudeb eingekroffen sind, so muß er hinaus, das ist keine Frage! Ich dulde nichts Zweifelhaftes unter meinem Dache!“

Woltzang verabschiedete sich und stieg die drei steilen Treppen hinab, um unten die erste Droschke anzurufen, deren er habhaft werden konnte. Die Persönlichkeit des angeblichen Journalisten mußte seine Gedanken noch immer lebhaft beschäftigen; denn während das Gefährt über den Asphalt der Friedrichstraße rollte, sagte er vor sich hin:

„Wellesicht thue ich dem Burschen unrecht — nun, dann ist ja der Schaden für ihn nicht so groß, und von ihrem Lebenswege muß er jedenfalls entfernt werden. Ueberdies möchte ich darauf schwören, daß ich ihn richtig beurtheile. So verdächtige und verhetzte Augen macht man wahrhaftig nicht aus bloßer Schüchternheit!“

Vor das Gartengitter einer zweistöckigen Villa in der Viktoriastraße rollte eine offene Droschke erster Klasse, und ein rockenhaft gekleideter junger Dragoneroffizier sprang säbelklirrend auf das Pflaster.

„Volle einundzwanzig Minuten!“ sagte er, sein hübsches, von Luft und Sonne gebräuntes Gesicht mit dem fast übertrieben blonden Schnurrbart dem Kutscher zuwendend. „Es ist ein Skandal! Ihr spaltiahmer Gaul da hätte doch wahrhaftig längst verdient, in ein besseres Zeitalter oder in den Wurstkessel eingegeben!“

Trotz dieser Entrüstung mußte der junge Krieger das Fahrgeld nicht eben kärglich bemessen haben; denn das rothe Gesicht des Droschkenkutschers verzog sich zu einem breiten Grinsen und er lüftete höflich seinen lackierten Hut.

„Danke ooch schren, Herr Leitnant! — Aber leen Spath is det nich bei meine olle Liese. Sie hat bloß mauchmal en bieken Rheimatismus, wenn det Wetter umschlagen duht.“

Der Dragoner lachte und ging raschen Schrittes in das Haus, dessen Thür bereits von dem Wärterzimmer aus geöffnet worden war. Ein Diener in einfacher Livree und von militärischer Haltung war ihm behilflich, Mantel und Säbel abzulegen.

„Herrschaften schon beim Frühstück?“ fragte er, vor dem Spiegel sein wohl gekämmtes Haar mit einem Taschenbürstchen bearbeitend.

„Zu Befehl, Herr Lieutenant — seit zehn Minuten!“

„Natürlich! Müßte ich auch an diese unglückselige Rosinante mit dem Rheumatismus gerathen! — Na, ich kann's nicht ändern.“

Er ging durch mehrere mit großer Ueppigkeit ausgestattete Gemächer und schlug mit trostiger Armbewegung den Vorhang zurück, welcher die Thüröffnung nach dem Speisezimmer verhüllte.

„Ich melde mich zur Stelle, Herr General!“ — und ich wünsche meinen theuren Angehörigen einen guten Morgen! — Ah, welch ein hocherfreuender Anblick!“

Es blieb zweifelhaft, ob die letzten Worte sich auf den mit allerlei ausgesuchten Leckereien belegten Frühstückstisch inmitten des hohen, holzgetäfelten Gemaches bezogen, oder ob sie den hier Personen galten, welche sich um diesen gruppiert hatten. Die zierliche, junge Dame mit den dunklen frauen Titusslocken und den großen, lebensprühenden Augen, welche der Thür gegenüber neben der wohlbeleibten und etwas gleichmäßig dreinschauenden Generalin saß, mußte wohl das letztere annehmen, denn sie lief dem Eintretenden fröhlich zu:

„Im Namen der übrigen danke ich Dir für die Liebenswürdigkeit! Aber Du hättest Dir diese Herzensergüsse recht gut schon eine halbe Stunde früher verschaffen können.“

„Wir glaubten in der That, Du würdest die Küche des Herrn Uhl wieder einmal der unsrigen vorziehen,“ sagte der General, eine trotz des grauen Schnurrbarts und des breiten weißen Haupthaars noch immer jugendlich schlanke und hohe Männergestalt. „Ich habe Cillh im Verdacht, daß diese Schweinskotelettenbouillon nur Dir zuliebe gekocht wurde, und Dir zuliebe haben wir sie nun auch trinken müssen, als sie den Gefrierpunkt bereits sehr bedenklich nahe war.“

„Ich hoffe, die Zerknirschung ist mir deutlicher aufs Gesicht geschrieben, als ich sie in Worte zu fassen vermöchte,“ versetzte der Dragoner, indem er eine drollige Grimasse schnitt und sich auf den leeren Stuhl an der Seite seiner Schwester Cillh setzte. „Guten Morgen, Lothar! — Eine dienstliche Abhaltung natürlich! — Aber an meinem Kommen hattet Ihr nicht zweifeln dürfen! Ich hatte es ja versprochen, und was ich verspreche —“

„Pflege ich nur mitunter zu vergessen!“ fiel Cillh ein, mit spitzen Mündchen von ihrem Madeirakaffee nippend. „Ihre Dir Dein schrecklichen Benehmen vom vorgestrigen Charlottenburger Rennen schon wieder abgebüßt, daß Du es wagst, Dich in meiner Gegenwart auf die Verhältnisse Deiner Verbindungen zu berufen?“

„Mein schrecklichen Benehmen?“ fragte er mit echtreiterlicher Verwunderung. „Ich weiß in der That nicht — mein Gewissen ist rein und fleckenlos wie Dein Ehrenbeinkleid, theuerste Cillh!“

Sie gab ihm einen leichten Schlag auf den Arm.

„So will ich es zu Deiner Strafe hier öffentlich erzählen! Weil ich auf der Tribüne nicht eine einzige mir bekannte Dame in meiner Nähe sah, hatte er mir seelenlich geloben müssen, nicht einen Augenblick von meiner Seite zu weichen. Eine Viertelstunde lang hielt er es aus, obwohl ich wie in meinem Leben nicht zerstreuteren Gesellschafter gehabt habe. Dann erbettete er sich einen Urlaub von fünf Minuten, und ich war gutmüthig genug, ihn zu gewähren. Genau dreiviertel Stunden später sah ich den Abtrünnigen zum ersten Mal wieder, und Ihr kennt Euch meine Entrüstung vorstellen, als er es nicht einmal für erforderlich hielt, sich zu entschuldigen. Giebt es einen parlamentarischen Ausdruck, Lothar, um solches Verhalten gebührend zu bezeichnen?“

Der Angeredete, welcher seinen Bruder beim Eintritt nur flüchtig begrüßt und seitdem unverwandt durch das breite Fenster auf die fast völlig entlaubten Kastanienbäume des kleinen Gartens hinaus gestarrt hatte, wandte sich etwas betroffen um. Er war dem heiteren Geplänkel der beiden offenbar gar nicht gefolgt; aber der Dragonerlieutenant erfuhrte ihm das Eingeständniß dieser Unaufmerksamkeit.

„Du brauchst kein juristisches Gutachten, Cillh,“ sagte er, „denn ich bekenne reumüthig meine Schuld. Wenn es sich auf der Stelle gestand, so hat das seine Ursache lediglich darin, daß ich Dich in der allerletzten Gesellschaft fand und in einer Gemüthsstimmung, die mich unmöglich auf den Gedanken bringen konnte, Du habest Dich gelangweilt oder mich vermißt.“

Das reizende Dikkopfchen neigte sich etwas tiefer auf den Teller hinab; aber der rosige Hauch, der plötzlich auf den zarten Wangen lag, konnte den anderen darum doch nicht ganz verdogen bleiben.

„Was für eine Gesellschaft war denn das, die dieser Taugenichts die allerbeste nennt?“ fragte der General.

„O, ich bin sicher, Papa, daß auch Du sie nicht anders bezeichnen kannst. Es war Seine Durchlaucht der Prinz Lamoral von Waldburg, der unserer Cillh nach allen Regeln der Kunst den Hof machte.“

„Engelbert!“ mahnte die Generalin mit einem strafenden Blick, ohne jedoch ihre angenehme Beschäftigung mit dem zarten Brustflügel eines Fasanenhahns zu unterbrechen.

Die schwarzen Augen des Generals hatten der noch immer eifrig auf den Teller niederneigenden Tochter einen raschen, prüfenden Blick zugeworfen, dann sagte er in einem ziemlich gleichgültig klingenden Tone:

„Lamoral? — Das ist der Jüngere, der bei den Garde-Kürassieren steht — nicht wahr?“

„Jawohl, Papa!“ antwortete Engelbert, „ein hübscher Junge, wenn es auch immerhin ganz gut ist, daß das Patent schon von seiner Geburt ausgefertigt worden war.“

Cillh legte ihr silbernes Messer auf den Tellerrand, daß es klirrte.

„Ich weiß wirklich nicht, was Du immer über ihn zu spötteln hast, Engelbert! Deutschen ausgezeichneten Dich wachtest Du

schon auf unsere Heimfahrt vom Rennen. Bist Du denn so sicher, daß Du es erfunden haben würdest?"

„Bei Leibe nicht!" lachte der Dragoner. „Und wer mir künftig bezweifelt, daß Prinz Lamoral der geistreichste aller lebenden Moabiter ist, den laße ich ohne Gnade und Barmherzigkeit über die Klinge springen. Ist Dir das genug?"

„Ach, Du bist unausstehlich! — Weißt Du denn wirklich von nichts Geschehenem zu sprechen?"

„O ja! Zum Beispiel von etwas ganz Außerordentlichem, Phänomenalem, das ich gestern abend im Wintergarten gesehen habe. Miß Bittoria, die Königin der Luft — ich sage Dir, Cilly, eine Perle von einem Weib — von einer Künstlerin, meine ich! Meine Doppel-Saltomortale durch den halben Saal und dabei höchstens siebzehn Jahre alt — mit lang nachwehendem, rothblondem Haar — ein fliegender Engel, wie er im Buche steht!"

„Engelbert!" mahnte Ihre Excellenz wieder, mit beiden Backen kauend; der General aber warf seiner Gemahlin einen Blick zu, den sie verstand. Mit einem Aufseufzen, das vielleicht der Leichtfertigkeit der Jugend, vielleicht aber auch dem nach immer ganz ausbleiblichen Rest der Fasanenbrust auf ihrem Teller galt, legte sie Messer und Gabel nieder und rückte ihren Stuhl. Die Frühstückstafel war aufgehoben; man wünschte sich gesegnete Mahlzeit, und die drei Herren zündeten die ihnen von dem Diener gebotenen Cigarren an.

„Komm, Engelbert, ich will Dir mein neues Petzjäckchen zeigen," sagte Cilly zu den Herren des Bruders hinüber. „Du bist es im Grunde nicht um mich verdient; aber wir sind ja nun einmal das schwache Geschlecht und müssen uns Eure Rücksichtslosigkeiten gelindig gefallen lassen!"

Er gab ihr eine artige Antwort, und sie verließen das Zimmer, begleitet von der Generalin, die im Bewußtsein ihrer bandenumwundenen Würde etwas schwerfällig einherschritt.

Lothar von Brauchendorf stand mit einer Miene am Fenster. Der in seinen Hausschuhwerk Gemächlichkeiten Gorten schien noch immer keine besondere Aufmerksamkeit zu erregen. Ueber seine Zeitung hinweg betrachtete der General vom Sofa her den vorwärtsgen jungen Mann. Es war nicht mehr jenes behagliche, fast geschwiegliche Lächeln auf seinem Gesicht, mit welchem er vorhin den spurenklirrend eintretenden Engelbert begrüßt hatte. Und die Verschiedenheit der väterlichen Empfindungen erschien vielleicht nicht gar so unerklärlich angesichts des unter Brüdern immerhin merkwürdigen Gegensatzes in der äußeren Erscheinung der beiden. Lothar mochte um fünf Jahre älter sein als Engelbert, wenn schon man auf den ersten Blick den Altersunterschied wohl für bedeutender halten konnte. Er war von kaum mittelgroßer, etwas muskulöser Gestalt, von nachlässiger Haltung und langsamen, ziemlich eckigen Bewegungen. Sein dunkles Haar, das sich an den Schläfen bereits ein wenig zu lichten begann, war schlicht nach hinten gekämmt, und der kurze Vollbart zeigte sich nicht sonderlich Sleißam für das scharf gezeichnete, in den Backenknochen wohenlich zu breite Gesicht. Dies Gesicht hatte freilich ein ungleich klügeres Gepräge als dasjenige des Dragoner-Leutenants; aber es schien ihm die liebenswürdige Frische, die unmittelbare gewinnende Heiterkeit, durch welche Engelbert jedermann für sich einnahm.

„Ich habe noch eine Neuigkeit für Dich, Lothar," sagte der General, indem er seine Zeitung mit etwas nervöser Bewegungen zusammenfaltete; jedenfalls hatte er bis dahin auf eine Anrede von seiten seines Sohnes vergeblich gewartet.

Der andere wandte ihm sofort mit gebührender Artigkeit sein Antlitz zu.

„Eine Neuigkeit?" sagte er ohne besondere Ueberraschung. „Ich höre zu Diensten."

„Bei der gestrigen Trauerfeier für den verstorbenen General Hohenau von Schtwberg traf ich mit dem Herrn Minister des Innern zusammen, und Seine Excellenz hatte die große Liebenswürdigkeit, sich sogleich Deiner zu erinnern. Dein Gesuch um Entlassung aus dem Verwaltungsdienst hatte ihm bereits vorgelegen, und er konnte nicht umhin, meinen feinen freundlichen Bedauern auch seinen Beileid den lebhaften Ausdruck zu geben. Er meinte, Du seiest doch wahrlich nicht berechtigt, Dich über Zurücksetzung zu beklagen."

„Ich erinnere mich nicht, das jemals gethan zu haben, und auch aus der Begründung meines Gesuches dürfte eine solche Klage schwerlich herauszukeseln sein."

„So sind die von Dir angeführten Gründe dem Herrn Minister jedenfalls so wenig einleuchtend erschienen, daß er in ihnen nur leere Vorwände einer gekränkten Eitelkeit erblickte."

„Ich konnte mich da freilich nun außerlegenden Ursachen nicht ganz unumwunden aussprechen; aber das Ganze ist doch schließlich nur eine Form. Die bloße Kundgebung des Wunsches genügt ja stets, seine Erfüllung herbeizuführen."

Er sprach sehr ruhig und freundlich, aber ersichtlich ohne besondere Wichtigkeit von der Sache. Der General räusperte sich und blies die Rauchwolken seiner Cigarre mit einer gewissen Heftigkeit in die Luft.

„Hmm! — Wenn dies wirklich im allgemeinen üblich ist," sagte er nach einer Weile, „so ist das Zögern des Ministers um so ehrenvoller und schmeichelhafter für Dich. Und willst Du wissen, was er mir sagte?"

„Wenn Du es für mittheilenswerth hältst, lieber Vater — gewiß!"

„Er meinte, Deine zeitweilige Verwaltung des Landraths amtes zu Harthausen habe die unbedingte Anerkennung der vorgesetzten Behörden gefunden und sei in einem besonderen Falle, bei Gelegenheit des großen Arbeiteraufstandes, sogar der Gegenstand eines überaus lobenden Berichts des Oberpräsidenten an den Minister gewesen. Seine Excellenz rühmte Deine gründlichen volkswirthschaftlichen Kenntnisse und Deine wiederholt an den Tag gelegte Umsicht und Besonnenheit, die in solchen Maße bei einem jungen Regierungsassessor immerhin sehr selten anzutreffen seien. Und er fügte hinzu, daß Dir nach seinem Ermessen eine rasche und glänzende Laufbahn ziemlich sicher gewesen wäre."

„Das ist allerdings mehr Freundlichkeit, als ich verdient zu haben glaube. Meine Aufgabe war eine im Grunde recht einfache, und seine Schuldigkeit hatte doch wohl auch jeder andere auf meinem Platze gethan."

„Mag sein! — Die Größe Deines Verdienstes entzieht sich natürlich meiner Beurtheilung, und das Bedenkliche an der Sache ist ja auch nur, daß es Dein höchster Vorgesetzter war, aus dessen Munde jene Anerkennung kam. Ich hätte am Ende glauben können, daß es ihm in seiner bekannten persönlichen Liebenswürdigkeit nur darum zu thun sei, mir etwas Angenehmes zu sagen, aber er liefere mir den Beweis hier die Ernsthaftigkeit seiner Worte damit, daß er hinzufügte, es bedürfe nur einer einfachen schriftlichen oder mündlichen Mittheilung, um ihn Dein Entlassungsgesuch als überhaupt nicht vorhanden ansehen zu lassen. — Nun, was sagst Du dazu, Lothar?"

„Ich sage, lieber Vater, daß der Minister in der That ein ausnehmend liebenswürdiger Herr sein muß."

„Und das ist alles? — Wirst Du etwa verbleibt genug, den deutlichen Wink zu misachten, der Dir von so hoher Stelle gegeben wird?"

„Es würde wahrlich sehr wenig von der Umsicht und Besonnenheit, die mir Seine Excellenz nachgerühmt hat, beweisen, wenn irgend ein freundlicher Wink imstande wäre, einen nach ernstlicher Ueberlegung und nicht ohne Kampf gefaßten Entschluß in mir ins Wanken zu werfen. Ich bin dem Minister für seine gute Meinung gewiß von Herzen dankbar; aber ich sehe darin keinen Grund, meine Zukunftspläne zu ändern."

Der General warf seine halb gerauchte Cigarre mit einer ärgerlichen Handbewegung in die Aschenschale.

„Das ist ein Eigensinn, wie man ihn an der That nur von Dir erwarten kann!" sagte er in ausgesprochenem Unmuth. „Laßt sich eine größere Narrheit denken, als die, eine ehrenvolle und aussichtsreiche Laufbahn mit der denkbar übelsten und langweiligsten zu vertauschen? — Und das ohne jeden halbwegs verständigen Grund!"

Lothar bewahrte sich unverändert seine freundliche Ruhe, die für den sichtlich erregten General allerdings etwas verletzend Ueberlegene haben mochte.

„Unsere Ansichten über die Verständigkeit meiner Gründe gehen eben auseinander, lieber Vater! Du hältst für Eigensinn und Unvernunft, was mir als eine Forderung der Pflicht und als ein Gebot meiner Mannesehre erscheinen muß. Auch ich bin ja keineswegs blind für die lockenden Aussichten, die sich mir in dem Verwaltungsdienste anstihun können, und der Gedanke, vielleicht

Als der Großvater

Die Großmutter nahm —

STANFORD LIBRARIES

dereinst auf hohem Posten eine weitgreifende und nutzbringende Thätigkeit entfalten zu dürfen, hat gewiß sehr viel Verlockerisches für mich. Aber der Lohn ist doch nicht glänzend genug, als daß ich ihn mit dem Opfer meiner Ueberzeugung, mit der Trangabe meiner persönlichen Willensfreiheit erkaufen möchte. Ich kann nicht das ausführende Werkzeug von Maßnahmen sein, die ich nicht zu billigen vermag."

„Die Politik der gegenwärtigen Regierung hat nicht Deinen Beifall — ich weiß, ich weiß! Und es ist ja möglich, daß Du im Rechte bist! Ich kümmere mich nicht um die Politik und ich verstehe nichts davon. Aber glaubst Du wirklich, daß ich während meiner langen Dienstzeit mit den Anordnungen und Befehlen meiner militärischen Vorgesetzten ausnahmslos einverstanden gewesen wäre? Und begreifst Du nicht, daß wir weder eine starke, tüchtige Armee noch eine regierbare, arbeitende Staatsmaschine haben könnten, wenn nicht das oberste Gesetz für den einzelnen lautete: Mannszucht und Gehorsam bis zur Selbstverleugnung?"

„Eben weil ich es begreife und weil ich für diese willenlose Unterwerfung nicht geschaffen bin, lange ich zum Verwaltungsbeamten so wenig, als ich zum Soldaten taugen würde. Es mag sein, daß dies eine angeborene Schwerfälligkeit ist; aber ich kann mich nun einmal bei keiner meiner Handlungen, gleichviel ob sie eine dienstliche oder anderdienstliche ist, des Bewußtseins persönlicher Verantwortlichkeit entschlagen. Und wie sollte ich vor meinem Gewissen verantworten, was ich aus ehrlicher Ueberzeugung verurtheilen muß?"

Der General stand auf und machte ein paar Schritte über den Teppich. „Ich denn ein Regierungsassessor oder ein Landrath heutzutage berufen, so überaus bedenkliche und folgenschwere Dinge zu verrichten, wie man nach Deiner Darstellung beinahe glauben möchte? Ich erlaube mir, das zu bezweifeln, und ich meine, Du könntest es immerhin auch einen Weile mit ansehen, ohne von dem Gefühl Deiner Verantwortlichkeit erdrückt zu werden. Nichts ist dauernd in der Welt, und Regierungsformen sind es gewiß am allerwenigsten! — Bis Du es zum Oberpräsidenten oder auch nur bis zum Geheimen Regierungsrath gebracht hast, wird der Wind vielleicht längst aus einer ganz anderen Richtung. Ich für meine Person wünsche mir freilich nicht, das zu erleben; aber ich bin doch nicht so thöricht, es darum für weniger wahrscheinlich zu halten."

„Es ist mir unmöglich, eine solche Wendung abzuwarten, unmöglich schon deshalb, weil ich es für pflichtwidrig halten müßte. Die Regierung hat doch wohl ein Recht, zu erwarten, daß jeder ihrer Beamten seine Pflicht nicht nur dem Buchstaben nach und mit innerem Widerstreben, sondern freudig und mit ganzem Herzen erfülle. Bei dieser oder jener Gelegenheit — wie bei den Arbeiterausstände — vermochte ich das wohl zu thun, in anderen Fällen aber würde ich dazu nicht mehr imstande sein. Glaubst Du wirklich, Vater, daß der Minister mein Verbleiben im Dienste noch länger wünschen würde, wenn er das wüßte?"

„Ich glaube nichts, als daß dies von allen Dummheiten, welche Du in Deinem Leben gemacht hast, die größte ist! Und ich prophezeie Dir, daß die Reue kommen wird, wenn es zu spät ist, das Geschehene ungeschehen zu machen. Siehst Du erst einmal als Amtsrichter mit grauen Haaren auf irgend einen Aeste draußen, so wirst Du nicht ohne bittere Wehmuth daran denken, daß Du auf dem anderen Wege inzwischen vielleicht zum Regierungs-Präsidenten aufgerückt wärest."

„Das fürchte ich nicht; denn das Bild, welches Du mir da entwirfst, hat durchaus nichts Schreckhaftes für mich. Von allen Aussprüchen, die ich an meine künftige Lebensstellung erhebe, ist der vorsichtigste der, daß sie mich niemals zwinge, wie Jelber untreu zu werden."

„Und daß Du so sicher, davor in einem richterlichen Amte immer bewahrt zu bleiben? Hast Du noch nie erfahren, daß es in einem Menschenleben auch andere Einflüsse giebt, die uns mit Ehre und Gewissen in Widerstreit bringen können, als dienstliche Vorgesetzte und Gehorsam heischende Befehle?"

„Nein, Vater, an solche Einflüsse glaube ich nicht, aber ich bin doch wenigstens gewiß, ihnen niemals zu unterliegen."

„Nun, Du seltenes Muster eines unbestechlichen und über zwanglosen Mannes, so gehe denn meinetwegen hin und thue, was Dir beliebt. Ich kann zu am Ende auch froh sein, wenn mein Bruder nicht seine Prozesse durch einen Rechtsanwalt von Brenckendorf führen lassen kann."

Lothar wurde der Nothwendigkeit einer Erwiderung dadurch den einkreienden Diener enthoben, der den General einen Visitenkarte überreichte.

„Ach!" machte Seine Excellenz in einem augenscheinlich sehr angenehmen Erstaunen, als er einen Blick auf den Namen geworfen hatte. „Führen Sie den Herrn in die Bibliothek!"

Und als der Diener hinaus war, wandte er sich zu Lothar.

„Auch eine sehr hübsche Ueberraschung! Wolfgang von Brenckendorf! Der Thunichtgut, den mein bedauernswerther Sohn vor fünf Jahren über Hals und Kopf nach Amerika befördern mußte, weil die Lieutenantsstreiche des jungen Herrn einen sehr bedenklichen Charakter anzunehmen begannen. Ich bin in der That neugierig, zu erfahren, auf welche Weise der Junge jetzt sein Brod zu verdienen gedenkt."

Er schloß ein paar Knöpfe seines Uniformrockes und zog mit den elastischen Schritten eines Jünglings in straffer Haltung aus dem Gemache.

Der Besucher erwartete ihn in dem mit wohlgefüllten Bücherschränken reichlich ausgestatteten geräumigen Bibliothekzimmer. Die motivirte Erscheinung des jungen Mannes und die Sicherheit seiner Haltung bildeten sichtlich eine kleine Ueberraschung für den General; aber als ein Mann von guter Erziehung ließ er in seiner Begrüßung davon ebenso wenig merken als von dem Mißtrauen, das er nach jeden Vorgang über an den Tag gelegt hatte.

„Das ist wahrhaftig ein unerwarteter Besuch!" sagte er in einem Tone, der zwar ohne besondere Herzlichkeit, doch keineswegs kühl und unfreundlich war. „Sie werden mir glauben, lieber Wolfgang, daß er darum nicht weniger willkommen ist."

Er hatte ihm die Hand geboten, sie jedoch nach flüchtiger Berührung sogleich wieder zurückgezogen. Auch war es zweifelsohne nicht ohne besondere Absicht geschehen, daß er das verwandtschaftlichen „Du" das förmlichere „Sie" in der Rede gewahlt hatte. Wolfgang aber nahm an diesen kleinen Zeichen der Zurückhaltung augenscheinlich nicht den geringsten Anstoß. Seine Stimme klang heiter und unbefangen, als er antwortete: „Nach diesem freundlichen Empfang wäre es unbanklich, daran zu zweifeln, und ich freue mich von Herzen, lieber Onkel. Sie so jugendlich frisch und rüstig vor mir zu sehen. Vor neun oder zehn Jahren wurde mir dies Vergnügen zum letzten Male zutheil, und — abgesehen von den Generalsabzeichen — hat sich in Ihrer Erscheinung inzwischen kaum irgend etwas verändert."

Der General strich sich mit der Rechten durch das dichte weiße Haupthaar.

„Der Schnee des Alters ist auch auf meinen Scheitel gefallen," sagte er, „aber das ist nun einmal Menschenschicksal, und ich bemühe mich, es mit leidlichem Humor zu ertragen. Uebrigens bin ich sehr geneigt, Ihnen Vorwürfe zu machen, daß Sie während der letzten Jahre niemals von sich hören ließen. Es ist Ihnen drüben gestückt wie es scheint."

„Ich bin zufrieden!" — Mit gesunden Armen und gesunder Verstande arbeitet man sich schließlich immer wieder empor."

„Gewiß — gewiß!" bestätigte der General höflich. „Alle Wege führen nach Rom! Und Sie trugen nun begreiflicherweise auch einmal Verlangen, die alte Heimath wiederzusehen?"

„Ich lehnte mich herzlich danach! — Wir Deutsche lieben doch immer einen Theil unserer Seele im Vaterlande zurück."

„Sie werden nun wahrend Ihres Verweilens in Berlin selbstverständlich recht oft besuchen, lieber Wolfgang! Auf wie lange haben Sie sich denn von der neuen Welt beurlaubt?"

„Auf immer, lieber Onkel, wie ich hoffe!"

Der General räusperte sich und seine Haltung wurde um ein Geringes steifer als zuvor.

„Wer unabhängig genug ist, seinen Wohnsitz so ganz nach Belieben wechseln zu können, der verdient wahrhaftig, daß man ihn beneidet. Es ist natürlich ein Vorzug; aber ich hoffe, es wird Ihnen gelingen! Ganz ohne Ruthen habe ich an Ende nicht zugesehen, wie meine amerikanischen Fachgenossen es anfangen, zu Praxis und Verdienen zu kommen."

„So haben Sie sich also doch der ärztlichen Wissenschaft wieder zugewendet? — Ja, ja, man kommt immer wieder auf seine erste Liebe zurück."

„Na, wie man's nehmen will! Von einer alten Liebe war bei mir nicht gerade viel die Rede. Auch trifft Ihre Vermuthung

ur mit einer kleinen Einschränkung zu, lieber Onkel. Ich habe nämlich ein Sondergebiet ausgesucht, auf welchem die Schnitzlinge Artikulaps weniger als auf allen anderen im Dunkeln tappen, da es einzig, dass uns gestattet, die Mängel der Natur, wenn nicht zu ersetzen, so doch wohlthätig zu verdecken."

„Und dies Gebiet? — Sie müssen einem Laien zugute halten, daß er solche Unterscheidungen nicht gleich versteht. Die Prinzessin vielleicht —?"

„Nein — die Zahnbeilkunde!"

„Die Zahn — oh, Sie spaßen, lieber Wolfgang!"

„Gewiß nicht! Und ich habe mir eine ganz neue Art von Zahnfüllungen gesetzlich schützen lassen, die, wie ich hoffe, der Menschheit mindestens ebenso viel Nutzen bringen werden, als alle Schätze der Apotheken."

„Das ist — das ist wirklich überraschend! Vermuthlich wollen Sie sich nun an irgend einem kleineren Orte niederlassen, um Ihre Kunst zu üben?"

„Gott bewahre! Ich könnte nichts Verhaßteres thun als das! Es ist mir ja nicht um ein kleines, bescheidenes Dasein zu thun, sondern mein jahrelangster Ehrgeiz schweift ins Ungemessene, und nur hier in Berlin ist an seine Befriedigung zu denken. Der Anfang ist sehr bescheidungsvoll, denn ich hatte das Glück, sogleich eine Wohnung zu finden, die sich vortrefflich für meine Zwecke eignet. Der Graf Wendenstein hat mir heute morgen den ersten Stock seines Hauses Unter den Linden vermiethet. Fünfzehn nette Zimmer, und nach amerikanischen Begriffen lächerlich billig, denn er verlangt nur sechshundert Thaler für das Jahr."

Der General von Brendendorf gab immer deutlichere Zeichen einer Unruhe, die ihn erschütlich kann noch auf seinem Lederstuhl duldete. Das verbindliche Lächeln auf seinem Gesicht hatte etwas Erzwungenes und Verzerrtes wie das Lächeln einer Ballettänzerin, die eben ein Dutzend der anstrengendsten Kunststücke hinter sich hat.

„Sehr preiswürdig in der That!" bestätigte er mechanisch.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Nervenschmerzen.

Von Professor Dr. E. Heinrich Kisch.

All unser Empfinden von dem leichtesten Behagen bis zur höchsten Wonne, von dem kaum merklichen Mißbehagen bis zum heftigsten Schmerze, die ganze Stufenleiter der mannigfachen Schwankungen von Lust- und Unlustgefühlen kommt dadurch zu stande, daß ein Reiz von außen durch die Nerven zu dem Mittelpunkt, dem seelischen Organe des Nervensystems, fortgepflanzt wird und hier zum Bewußtsein gelangt. Die Nerven sind die Leitungsbahnen für die Erregungswellen, welche zu den Nervenzellen der wundervollen nervösen Endgebilde (Gehirn, Rückenmark) gelangen, und jeder Reiz, der irgend einen Theil jener Bahnen unserer Haut z. B. wird als wohliges Gefühl empfunden, heftiges Drücken derselben ruft schmerzhafte Empfindung hervor; barmonische Musikklänge schmeicheln angenehm unserem Gehörsinne, aber ohrenzerreißender Lärm thut uns weh.

Daß ein die empfindenden Nerven treffender Reiz als Schmerz zu unserem Bewußtsein gelangt, hängt indeß nicht allein von einem bestimmten Höhegrade jener Erregung ab, sondern auch von der Empfindlichkeit des Nervensystems, welche bei verschiedenen Menschen eine ganz bedeutend verschiedene ist. So wie manche Personen derart fein entwickelten Geruchs oder Geschmackssinn haben, daß sie vieles riechen und schmecken, was anderen Individuen gar nicht zur Wahrnehmung gelangt, so wird auch vielerlei den einen zarten, verwöhnten Dame als heftiger Schmerz empfunden werden, was bei dem abgehärteten, derben Bauernburschen nur leise mangenehme Reizerwirkung hervorruft. Es kann aber auch durch krankhafte Zustände mancherlei Art das ganze Nerven- system oder ein Theil der Gefühlsnerven an übermäßig gesteigerter Empfindlichkeit (Hyperästhesie) leiden, sodaß deren schon geringe Reize als unerträglich-mißhafte bedeutenden Schmerz empfunden werden.

Schmerzen in gewissen Nervenbahnen, Nervenschmerzen (Neuralgien) können darum die mannigfachsten Ursachen haben: sie können durch eine Erkrankung an der Ursprungsstelle des Nervs veranlaßt sein oder in einer krankhaften Veränderung in dem betreffenden Nervenstamme den Grund haben oder durch Krankheit des Gehirnes oder Rückenmarkes herbeigeführt sein oder endlich von einem Reize herrühren, welcher einen ganz anderen, entfernten Nerv trifft und von diesem letzteren auf jene Nervenbahn durch Vermittelung des Centralnervensystems infolge sogenannter Reflexwirkung übertragen wurde. Mit dem leicht hingeworfenen Worte „Nervenschmerz" ist noch lange keine Entscheidung über Art und Grund desselben gefällt; es bedarf vielmehr der gründlichsten Untersuchung von seiten des Arztes, um darüber Klarheit zu verschaffen, welches Grundleiden vorhanden und in welcher Weise dasselbe zu bekämpfen ist.

Eine der häufigsten Neuralgien ist der Gesichtsschmerz, welcher im Gebiete des dreigetheilten Nervs empfunden wird und sich oft ebenso zu unerträglicher Heftigkeit steigert, wie von hartnäckiger Dauer ist. Dieser Schmerz tritt zumeist in einzelnen Anfällen auf, welche sich in verschiedenen Zeitfolgen wiederholen und eine wechselnde Dauer haben, zuweilen nur wenige Minuten, zuweilen auch eine Viertelstunde und länger anhalten. Die schmerzhafte Empfindung, welche als bohrend, stechend, spannend, brennend, reißend geschildert wird, strahlt meist von einer umschriebenen Stelle in der Richtung der Nervenverzweigungen aus, in die Augengegend, die Gesichtsgegend und Unter kiefergegend, pflanzt sich auch auf benachbarte Nervengebiete, in das Hinterhaupt, nach den Armen und der Brust fort und gestattet sich nicht selten so fürchterlich erregend und aufreibend, daß die Kranken, von den Schmerzen gepeinigt, sich wie wahnsinnig geberden, mit dem Kopf gegen die Wand rennen, sich auf dem Boden herumwälzen, schreien und toben, daß es ein wahrer Jammer ist. Dabei kommt es zu mancherlei Sinnesstörungen, die Augen sind gerötet, die Sehschärfe leidet, es tritt Flimmern und Funkensehen ein, die Thränen fließen reichlich ab, das Gehör verschlechtert sich, Ohrensausen besteht in qualender Art, selbst der Geschmack leidet und mangenehme Empfindungen machen sich auch hier geltend, wodurch der Genußsinn gleichfalls nicht in Ordnung ist und in der Nahrungsaufnahme eine eigenthümliche Beschwerde empfunden wird. Als Begleiterscheinungen treten oft Zuckungen und Krämpfe in den Gesichtsmuskeln und Kaumuskeln, Wallung und Schwellung der befallenen Gesichtshälfte, Ausschläge auf der Haut, Geschwüre auf den Schleimhäuten auf und geben dann ein krankes Gesammtbild menschlicher Qualen, wie es nicht düsterer von der lebhaftesten Phantasie ausgemalt werden kann. Kein Wunder, daß solche Kranke durch diese Nervenschmerzen nicht nur körperlich herunterkommen und elend werden, sondern auch seelisch leiden, das Leben überdrüssig werden und nicht selten die Fesseln, welche sie an ein so jammervolles Dasein legen, selbst sprengen!

Dieser Gesichtsnervenschmerz aber, welcher in seiner höchsten Form zu solch stürmischen Erscheinungen anzuschwellen pflegt, kann aus den mannigfaltigsten Anlässen seine Entstehungsursache herleiten. Er kann von einer Erkältung herrühren, welche namentlich bei der wechselnden Witterung im Frühling und Herbst häufig vorkommt, aber ein hohler Zahn kann den Anlaß des Nervenschmerzes bieten; in anderen Fällen wiederum giebt eine Verletzung des dreigetheilten Gesichtsnervs oder eines seiner Aeste die Ursache ab, oder eine schwere Allgemeinerkrankung, Erschöpfungszustände nach starken Blutverlusten, nach körperlichen oder geistigen Ueberanstrengungen, kann die Schuld. Zuweilen besteht ein ursächlicher Zusammenhang mit Krankheiten entfernter Organe, und namentlich sind es chronische Verdauungsstörungen, Krankheiten des Magens und Darmkanales mit hartnäckiger Unterleibsstopfung, welche als Reflexwirkung jene Schmerzanfälle auslösen.

Ein anderer, häufig vorkommender Nervenschmerz ist das Hüftweh (Ischias), eine Neuralgie, welche ihren Sitz im Hüftnerv

STANFORD LIBRARIES

und seinen Verzweigungen hat und darum längs der ganzen unteren Gliedmaßen vom Gesäße bis zu den Fußzehen zur peinlichen Empfindung gelangen kann. Der Schmerz ist meist auf gewisse Punkte beschränkt und steigert sich während der Bewegung sowie auch nachts zuweilen zu bedeutender Höhe. Auch bei diesem Nervenschmerze, welcher zumeist im mittleren Lebensalter und häufiger bei Männern als bei Frauen vorkommt, sind die Entzündungsursachen wechselvolle. Die oberflächliche Lage des Hüftnervs setzt ihn leicht der Schädigung durch Einwirkung von Erkaltung und von Verletzungen aus, aber auch Blutstockungen, Unterleibsleiden und innerliche Krankheiten stehen in ursächlichem Zusammenhange mit diesem Leiden, welches durch seine Hartnäckigkeit oft durch lange Jahre vielerlei Beschwerden, Störung der Berufsthätigkeit und Siechthum zu verursachen vermag.

Und so wie diese beispielsweise angeführten Nerven, so können viele andere Empfindungsnerven der Sitz und Ausgangspunkt von Nervenschmerzen werden, welche nach längerer Dauer zu gesteigerter Erregbarkeit des gesammten Nervensystems, zu erhöhter Empfindlichkeit aller Nervengebiete führen, alles gesunde Denken und Fühlen aufs tiefste erschüttern. Leicht begreiflich ist es daher, daß den Nervenschmerzen und ihrer Beseitigung vom ersten Beginne an die vollste Aufmerksamkeit zuzuwenden ist. Vor allem müssen jene Schädlichkeiten entfernt werden, welche unmittelbar durch Druck oder Reiz den Nerv treffen und zu Erregung Anlaß geben, dann muß auf Beseitigung entfernter Ursachen, welche mittelbar den Nervenschmerz auslösen, hingewirkt werden.

Die Entfernung eines kranken Zahnes kann den Gesichtsschmerz zuweilen gründlich beseitigen, die Befreiung des Hüftnervs von einem Fremdkörper, der auf ihn drückt, die Ischias völlig heilen; dasselbe Ziel kann in anderen Fällen durch eine geregelte Lebensweise erreicht werden, welche die Verdauung verbessert, die Darmthätigkeit anregt, die Hartleibigkeit bekämpft. Manchmal hat ein Abführmittel Nervenschmerzen mit einem Schlage zum Stillstande gebracht, die jahrelang allen möglichen Behandlungsarten Trotz boten, und an den Heilquellen Marienbads habe ich häufig Gelegenheit, solche erfreuliche Beobachtungen anzustellen. Doch nicht immer glückt es, die Ursache der Nervenschmerzen klar zu legen und dieselbe zu beseitigen.

Hier ist es Aufgabe des Arztes, schmerzlindernd einzuwirken, die Empfindlichkeit der Nerven herabzusetzen. Diesen Zweck sucht man zuweilen durch kräftige Einreibungen auf die Haut im Verlaufe des angegriffenen Nerven oder in seiner Umgebung zu erreichen. Senfpflaster, spanische Fliegen, Brennen mit dem Glüheisen, trockene Schröpfköpfe sind solche Ableitungsmittel. In den ärztlichen Heilverfahren, welche in hervorragender Weise die kranken Nerven beeinflussen, gehört die elektrische Behandlung. Die Anwendung des elektrischen Stromes führt nicht nur Schmerzlinderung herbei, Abschwächung der Schmerzanfälle, Beruhigung der Nervenerregung, sondern erzielt oft Besserung und Heilung in recht verzweifelten Fällen. Gleiches läßt sich vielfach dem Gebrauche der warmen Bäder, namentlich der natürlichen Thermen von Teplitz in Böhmen, Wildbad, Warmbrunn, Wiesbaden, Gastein u. a. nachrühmen, sowie der Soolbäder, Schwefelbäder und der in jüngster Zeit so sehr in Aufnahme kommenden Moorbäder. Zuweilen thun dort, wo die Nervenschmerzen der Anwendung der Wärme hartnäckigen Widerstand leisten, kalte Bäder, Waschungen und Abreibungen kräftige Dienste, und nicht selten feiert die Kalt wassermethode gerade bei langjährigen Nervenschmerzen wahre Triumphe, besonders dann, wenn die Neuralgie in Erkaltung begründet ist und es sich darum handelt, das Hautorgan abzuhärten, gegen die Einflüsse von Witterungswechsel minder empfindlich zu gestalten. Die örtliche Anwendung der Kälte in Form von Eisbeuteln, Eisdrestreichungen, kalten Ueberschlägen ist ein vorzügliches Mittel, die Ueberempfindlichkeit eines Nervs herabzusetzen.

Zuweilen sind, um die bedeutenden Nervenschmerzen zu lindern und überhaupt erträglich zu gestalten, Arzneimittel nöthig, welche die Eigenschaft haben, in das Blut übergeführt das Gefühlsvermögen aufzuheben oder herabzusetzen. Derartige Mittel sind seit alten Zeiten bekannt, und ihre Anwendung findet sowohl äußerlich statt als auch innerlich. Namentlich bei dem inneren Gebrauche narkotischer Arzneimittel, wie des Opiums und Morphiums, ist große Vorsicht und Zurückhaltung nothwendig. So wohlthätig, ja geradezu unentbehrlich die schmerzstillende und beruhigende Wirkung dieser Arzneien bei Nervenschmerzen sein kann, so doch nie außer acht zu lassen, daß der Organismus des Menschen sich leicht an diese Mittel gewöhnt, immer häufigere Anwendung und größere Gaben derselben verlangt und schließlich durch allmälige Verzehrung völliges Siechthum des Körpers, Zerrüttung des Gehirnes herbeigeführt wird. Der Augenblick, wo ein mit Nervenschmerzen behafteter Mensch zum erstenmal die Morphiumspritze ergreift, um sich durch Einspritzen der Morphiumlösung unter die Haut von dem Schmerze für kurze Zeit zu befreien, ist oft entscheidend für sein ganzes ferneres Leben. Bald ist es nicht bloß der unerträgliche Nervenschmerzanfall, die höchste Pein der Empfindung, gegen die das Betäubungsmittel in Anspruch genommen wird, sondern jede kleine Unlust, jeder Aerger, Sorge und Kummer lösen zum Morphium greifen, und den Schleier des Vergessens über die Unannehmlichkeit zu werfen und im Traume des Rausches jede bedrängende Wirklichkeit untergehen zu lassen. So sinkt der Unglückliche von Stufe zu Stufe in den Sumpf der Morphiumvergiftung, aus dem nur selten und schwer eine rettende Befreiung möglich ist. Die Thatkraft und Widerstandsfähigkeit, das Pflichtbewußtsein und die Schaffensfreudigkeit gehen verloren, körperlich gebrochen, schlaff und theilnahmslos, dann wiederum ängstlich gequält, unruhig, erregt und gereizt, bietet der Unglückliche die bedauernswerthen Erscheinungen des sogenannten „Morphinismus“. Und ein ähnlich entsetzlicher Zustand bildet sich durch die Gewöhnung an andere schmerzstillende Arzneien, wie an das in neuester Zeit so beliebt gewordene Cocaïn, aus. Darum können alle, welche an Nervenschmerzen leiden, nicht laut und ernstlich genug ermahnt werden, nur im äußersten Falle und nur auf ärztliche Verordnung Betäubende, schmerzstillende Arzneien in Anwendung zu bringen, sich nicht an dieselben zu gewöhnen, sie stets und immer als ein Uebel, wenn auch als ein zuweilen nothwendiges Uebel zu betrachten, und besonders aber die Hantelreibungen mit Morphium- oder Cocaïnlösung nur von dem Arzte besorgen zu lassen, nicht selbst vorzunehmen.

In jüngster Zeit spielt unter den gegen Nervenschmerzen angewandten Heilverfahren die Massage eine große Rolle. Und in der That vermögen bei den Neuralgien, welche durch Erkaltung der Nervenverzweigungen infolge von Erkaltung entstanden sind oder mit Blutstockung zusammenhängen, die mannigfachen, zweckmäßig vorgenommenen Handgriffe der Knetung sowie angewendete Muskelübungen günstige Wirkung zu erzielen, um so günstiger, je mächtiger die Muskeln, je zugänglicher die Weichtheile sind, in denen die Neuralgie ihren Sitz hat. Die Gebilde, in denen die kranken Nerven sich ausbreiten, müssen nach allen Richtungen jedoch nur von kundiger, sachverständiger und geübter Hand durch Druck, Reibung, Knetung, Erschütterung und Bewegung durchgearbeitet werden, um die Störungen in den kranken Nerven zu beheben. Rohe Handgriffe unverständiger Personen, denen bei der Massagebehandlung leider noch zu oft anvertraut, können viele Schaden stiften als Nutzen bringen. Zu den Bewegungsformen, welche bei Nervenschmerzen Linderung herbeiführen, zählt auch die Heilgymnastik. In manchen Fällen wird aber gerade das Gegentheil, nämlich vollständige Ruhe zur Beschäftigung des gereizten Nervensystems, zur Herabstimmung der Ueberempfindlichkeit nöthig sein. Darüber muß eben der Arzt entscheiden.

In vorgeschrittenen Fällen von Nervenschmerzen, wo Arzneien und mechanische Mittel im Stich lassen, wird man chirurgische Hilfe anrufen, um mittels Nervendurchschneidung eine dauernde Unterbrechung der Leitung im Nerv zu erzielen und so den Schmerz zu bekämpfen. Es ist eben das letzte Mittel, das man dem Unglücklichen nicht vorlangen darf, um ihn von einem nimmer vollen Zustande zu befreien, welcher auf die Dauer geradezu unerträglich ist. Der Erfolg, welchen diese Operation wiederholt erzielt hat, rechtfertigt den allerdings sehr ernstlichen Eingriff.

Der beste Schutz vor Nervenschmerzen, sowie vor vielen anderen Nervenkrankheiten besteht aber immerdar in Schonung der Nervenkraft, Vermeidung körperlicher und geistiger Ueberanstrengung, systematischer Durchführung körperlicher Bewegung und Muskelübung, vernünftiger Abwechslung von Arbeit und Erholung, endlich in Abhärtung des Leibes und Stählung der physischen Widerstandskraft, in allem, was weiterhin kann, daß unser Empfinden nicht in Empfindelei, unser Fühlen nicht in Zärtelei ausarte!

Ueber den Ocean.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Bilder von einem deutschen Schnelldampfer von **Gustav Kopal.** Mit Zeichnungen von **Alex. Kircher.**

Haben Sie gehört? Die „Columbia" hat den besten Record! In 6 Tagen 7 Stunden 48 Minuten über den Ocean, noch dazu auf der ersten Reise; beste Fahrt und beste maiden-trip, die je gemacht worden sind, und die Engländer glänzend geschlagen — Hurrah für die „Columbia"!"

So ungefähr verbreitete sich, in jenem festlichen Gemisch von Deutsch und Englisch, wie es der seemännischen Sprache eigen ist, am 27. Juli 1889 in Hamburg von Mund zu Mund laufenderartig eine frohe Kunde, welche die gewöhnlich so schwerbewegliche Hansestadt ganz aus dem Häuschen brachte. Alles jubelte, nicht nur die „Lüüd vun de Waterkant", die Leute von der Wasserseite, d. h. die unmittelbar am Schiffahrtsverkehr betheiligte Bevölkerung, und die Inhaber von Packetfahrtaktien, sondern auch ein jeder, der nur irgendwie vaterländischer Regungen fähig war.

In der That dürfen die Leistungen der beiden neuen Hamburgischen Doppelschraubenschnelldampfer, der Schwesterschiffe „Augusta Victoria" und „Columbia", als ein ganz bemerkenswerther Fortschritt im neuzeitlichen Verkehrswesen betrachtet werden. Schon die erstere schlug den bisherigen besten Leistungsnachweis (Geschwindigkeitsrecord") der britischen Marine; nun hatte auch der andere Zwilling das unerhörte Glück, auf der Erstlingsfahrt, der „maiden-trip", von welcher wegen der noch nicht eingearbeiteten Maschinerie gar nichts Besonderes erwartet wird, ganz Unglaubliches zu leisten: in der obenerwähnten Zeit von den Scilly-Inseln nach Amerika, in 6 Tagen 20 Stunden 18 Minuten von Southampton nach New-York — das war überhaupt noch nicht dagewesen.

Es handelt sich hier nicht etwa, wie es englischen „Binnenländern" vielleicht schaudererregend vorschweben dürfte, um ein tollkühnes Wettfahren im Geiste der von Geschäcker und anderen so lebhaft geschilderten Dampferrennen auf dem Mississippi. Schon seit zwölf Jahren hatten die Engländer ihre Fahrten mit sog. Schnelldampfern gemacht, und erst, als die Erfahrung lehrte, daß die raschen Reisen ihrer kürzeren Dauer halber die Gefahren summe nicht vermehrten, sondern verminderten, entschloß sich die „Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Aktiengesellschaft" zu dem wohlüberlegten Wagniß, auch ihrerseits soll neun Millionen Mark auf den Bau zweier Dampfer zu verwenden, die an Schnelligkeit und zugleich Sicherheit, sowie an Bequemlichkeit alles Vorhandene in Schatten stellen sollten. Ebenso nur nach reiflichen Erwägen entschied man sich für das erst auf wenigen ausländischen Fahrzeugen erprobte Doppelschraubensystem.

Schiffe mit zwei Schrauben hat es schon früher gegeben, indessen wurden diese von einer einzigen Maschine getrieben. Der große Fortschritt des neuen Systems aber liegt darin, daß bei ihm beide Schrauben je von ihrer eigenen Maschine bewegt werden. Nun liegt aber eine der Gefahren, denen Seedampfer ausgesetzt sind, in dem Unbrauchbarwerden der Maschine, welche den Koloß fast hilflos dem Spiel der Wellen preisgiebt. Das Doppelschraubensystem, wie es nebenbei bemerkt am 1. August 1888 von der englischen „Inman-Linie" zuerst an einem New-York Dampfer erprobt worden ist, beseitigt jene Gefahr fast völlig. Auch kann das Schiff dadurch, daß man beide Schrauben in entgegengesetzter Richtung arbeiten läßt, viel geschwinder als mit dem gewöhnlichen Mittel des Steuers, fast um seine eigene Achse, gedreht werden, und das ist unter Umständen sehr schätzbar.

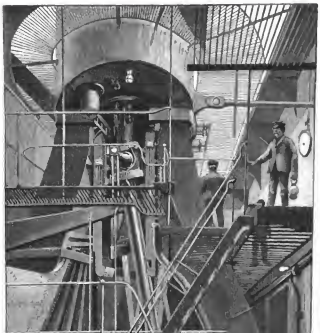
Also die Schnelligkeit betrifft, so ist Außerordentliches erreicht worden. Guter alter Antlon, der Du nach unsäglichen Mühen, allem Hohn trotzend, endlich im August 1807 den ersten Dampfer „Clermont" der staunenden Mitwelt auf den Strom wellen des Hudson vorführen konntest, was würdest Du für Augen gemacht haben, wenn ein Prophet Dir geweissagt hätte, daß die Strecke, welche zu durchfahren der „Clermont" damals 30 Stunden brauchte, jetzt in 3 Stunden zurückgelegt werden würde! Und selbst noch in neuerer Zeit, bis zur eigentlichen Einführung des Schnelldampferbetriebes 1880, galten 13 bis 14 „Knoten", d. i. Seemeilen* in der Stunde, als eine Glanzleistung der Technik.

Rettungsboot klar zum Aussetzen.

Die „Columbia" da gegen erzielte bei der Probefahrt 19, 19½ bis fast 21 Knoten; die „Augusta Victoria" durchlief am sechsten Tage der Erstlingsreise trotz wenig günstigen Seeganges 464 Seemeilen, das sind 19½ Knoten.

Hier möge bemerkt werden, daß in den Schnelldampfern die der Mehrzahl der Besucher riesenhaft erscheinenden Maschinen, deren 8 große Kessel 14 000 Centner wiegen und während der Reise hin und zurück je 240 Eisenbahnwaggonladungen Kohlen verbrennen, dennoch

* 1 Seemeile = 1855 Meter.



Im Maschinenraum.

Beschauer verhältnismäßig klein bünten, der nur die von der älteren Technik hergestellten Monteen kennengelernt hat. Die neueste „Compound“-Maschine ist, ihrem Namen entsprechend, „compendiös“ und nimmt verhältnismäßig wenig von dem kostbaren Raum des Dampfers in Anspruch. Trotzdem arbeitet sie kräftig genug, wenn man berücksichtigt, daß der Durchmesser der Kurbelwellen 1/2 Meter, das Gewicht jeder einzelnen derselben 900 Zentner, dasjenige der beiden Schraubenwellen aber je 820 Zentner beträgt. Das Gesamtgewicht beider Maschinen beläuft sich auf etwa 20 000 Zentner; sie entwickeln zusammen 13 000 Pferdekräfte und die 48 Feuerungen münden in 3 Schornsteine von je 3,4 Metern Durchmesser.

„Ich möchte zuerst die Maschine sehen,“ erklärte der Besucher eines solchen Seeriesen dem ihn führenden Schiffsoffizier.

„Welche?“ antwortete dieser. „Wir haben deren 40.“

„Ich meine die Dampfmaschine.“

„Nun ja, 40 selbständige Maschinen mit zusammen 82 Dampfcylindern.“ — Und da deren man die 11 „Bordmaschinen“ zum Ein- und Ausladen von Waren, die 4 Dynamomaschinen zur Speisung des elektrischen Lichtes, von denen immer 2 abwechselnd nunmehr brachen arbeiten, da die unteren Räume auch den Tag über künstliches Licht erfordern; die 10 Dampfpumpen, von denen eine zur Speisung der an Bord befindlichen „Zisternfiltrierstationen“, der Seewasser-Destillationsvorrichtungen, bestimmt ist; ferner die 4 Dampfsteuerapparate, die je für sich das Drehen der Steuerruders von Steuerbord nach Backbord oder umgekehrt in nicht ganz 5 Sekunden bewerkstelligen können; die Ankerwinden und noch eine Reihe anderer nützlicher Hilfsstarke gleichen Schlages, deren Aufzählung hier zu weit führen würde.

Wesentlich auch der Sicherheit, nicht nur der Schnelligkeit dient ein beträchtlicher Theil der erwähnten großen Masse von Maschinen schon aus dem Grunde, weil im Fall des Unbrauchbarwerdens einer derselben die anderen ihren Dienst selbständig versehen.

Der wachthabende Offizier auf der Kommandobrücke, den unser Hauptbild oben links zeigt, hat das in zahlreichen Seeromanen eine so große Rolle spielende Sprachrohr nicht nöthig; es würde auch bei einem Fahrzeuge von so gewaltigem Umfange allzu große Anforderungen an die menschliche Lunge stellen. Auf der Kommandobrücke befindet sich, neben drei Kompassen, eine sechsfache Telegraphie, je 3 Apparate auf Steuerbord und Backbord, die rechts und links von dem nach vorwärts Blickenden. Ein Zifferblatt auf jedem Apparat, ähnlich demjenigen einer Uhr, zeigt mit unfehlbarer Sicherheit nicht nur, ob ein Befehl der Maschinisten richtig gegeben worden ist, sondern auch, durch welchen letzteren bewirkte Stellung eines zweiten Zeigers, ob der Maschinist das Kommando richtig verstanden hat; zugleich ertönt ein entsprechendes Glockenzeichen. Zwei weitere Uhrenpaare stehen vermittelst mit den Dampfcylindern in Verbindung und legen genaue Rechenschaft über die Umdrehungen der Wellen beziehungsweise der Schrauben ab.

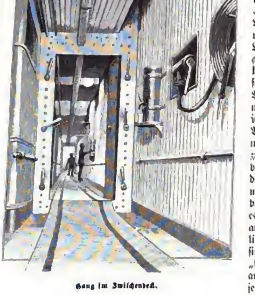
Im übrigen ist beim Bau wie bei der Einrichtung des Schnelldampfer nichts von dem versäumt worden, was die Erfahrung zu thun und zu lassen gelehrt. Die Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Aktiengesellschaft, die seit 1847 besteht, hat 1856 die regelmäßige überseeische Dampferverbindung betreibt, erst mit 2, jetzt mit 40 großen Dampfern, hat hinreichend Erfahrungen selbst gemacht, nebst den vielen guten auch vereinzelte üble. Ohne Unglücksfälle geht es nun einmal bei Einführung neuer Dampferbetrieb nicht ab, und doch würde die Menschheit nicht zu Segelschiff und Postwagenbeförderung zurückkehren wollen. Was die empfangenen Lehren sind beherzigt worden. Beispielsweise kannte man schon vor Jahrzehnten die „Schotten“, die wasserdichten Wände, durch welche das Schiff in Einzelabtheilungen zerlegt wird; aber es ging mit ihnen nachgerade wie mit den Noththüren in Theatergebäuden: zum Oeffnen dieser, oder zum Schließen jener war in Nothfällen kein Mensch da. Jetzt hat man die Sache anders angefangen. Unsere Schnelldampfer sind nicht nur mit doppelten Bodenlagen versehen, sondern auch mit 11 bis zum Oberdeck durchgehenden eisernen Querschotten ausgestattet, sind in 12 wasserdicht getrennte Abtheilungen zerlegt. Die durch die Schotten führenden Thüren befinden sich über der Wasserlinie bis auf einige Pforten im Maschinenraum, die, falls sich der untere Theil des Schiffes mit Wasser füllen sollte, mit wenigen Handgriffen von oben abgeschlossen werden. Die anderen werden ebenfalls durch Thüren, deren eine unsere Abbildung „Gang im Zwischendeck“ vorführt, können im Nu geschlossen werden; durch 6 doppelte Hebel wird der Thürflügel an die Gummibekleidung des Thürrahmens gepreßt und somit auch über der Wasserlinie der vollständige Abschluß hergestellt.

Die zehn mächtigen Dampfpumpen des Schiffes fördern in der Minute 3500 Hektoliter Wasser, würden somit innerhalb drei Stunden das Schiff ganz wieder ausgepumpen können, wenn es vollständig mit Wasser gefüllt wäre; eine Einzelabtheilung dürfte nur etwa 20 Minuten erfordern. Bemerkt zu werden verdient hier, daß auch die Dampfmaschinen vollständig wasserdicht voneinander abgeteilt sind. Die Dampfpumpen können zugleich als

Dampfsteuerapparat.

Feuerspritzen dienen; der Feuersgefahr wird überdies noch besonders dadurch begegnet, daß ein einziger Hebedruck im Maschinenraum jede einzelne Schiffsabtheilung sofort unter Wasserdampf setzen kann.

Die Rettungsboote, gegenüber den plumpen Holzschaluppen älterer Zeit jetzt sehr vervollkommnet, sind aus Stahlblech gebaut, mit Luftkasten versehen und können, trotzdem an jedes 60 bis 80 Personen aufnehmen imstande ist, von wenigen Leuten sofort im Wasser gerudert werden. Schon vor dem Antritt der Reise wird jedes Boot mit Mast, Segeln, Rahmungsmitteln und Wasser vollständig ausgestattet. Die Schnelldampfer des „Nordostlichen Lloyds" in Bremen führen auch eine Anzahl Shoredscher Patentflöße an Bord. Eine Klappseite, die mit Leichtigkeit einen Menschen über Wasser halten kann, erhält jeder Passagier beim Antritt der Reise verabfolgt. Endlich giebt es noch die Patentsegelmaschboote, die von getheerten und dachlang wasserdichten Segeltuch angefertigt werden; sie gewöhnlich zusammengelegt, haben sie das Aussehen einer großen Reisetasche. Im Falle der Gefahr werden durch wenige Handgriffe die Rahmen aufgeklappt, stählerne Spanten stellen sich selbsthätig auf, das Segel wird straff angezogen, und das Rettungsboot für etwa 40 Personen ist fertig; es hat dann das Aussehen eines gewöhnlichen Bootes.



Gang im Zwischendeck.

Als Sicherheitsvorrichtung verdient auch noch die „Telegraphie nach Achter" Erwähnung („achter" plattdeutsch für „hinten"), welche u. a. beim Verlassen des Hafens und beim Einfahren in diesen zur Anwendung kommt. Zu älteren Zeiten stand unter besonderen Umständen bei schwierigen Fahrwasser der Lootse von am Bug und signalisirte mittelst geschwenkter Fahnlein oder farbiger Laternen dem Manne am Steuer hinten („achter") seine Befehle; ein Sistem, welches auf großen Schiffen bei starkem Nebel keinen sicheren Verkehr bot. Auf den neueren Dampfern vermittelt ein eigener elektrischer Telegraph den Verkehr zwischen Vorderstevnen und der Kommandobrücke. Unsere Abbildung S. 242) bietet den Vergleich zwischen älterer und neuer Zeit.

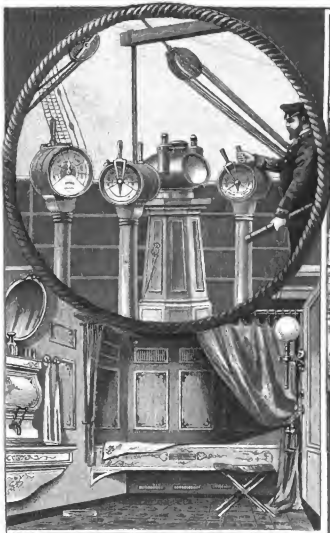
Auf deutschen Blitzen ist links vom Bugspriet ein Mörser sichtbar; dieser dient selbstverständlich nicht zu Kriegszwecken, sondern nur zu friedlichen Signal- und Salutzwecken. Zu Kriegszeiten würde übrigens wohl kaum ein feindliches Fahrzeug sich gestatten lassen, die erfolglose Jagd hinter einem dieser Schnelldampfer her zu beginnen.

Für die Bequemlichkeit der Fahrgäste ist in so reichlichem Maße gesorgt wie kaum je zuvor; je größer ein Fahrzeug ist, um so leichter wird es, den Anforderungen in dieser Hinsicht zu entsprechen. Freilich hat auch die Größe ihre Grenzen. Bekannt ist der vermeintliche Versuch der Engländer mit dem zuerst „Leviathan", dann „Great Eastern" genannten Riesen, der mit seinen 207 m Länge und 25,3 m Breite überall Fecken blieb und kurzlich „geschlachtet", d. h. als altes Eisen verkauft wurde. Die Größenverhältnisse der neuen Schnelldampfer sind bescheidenere. Die „Columbia" ist nur 141 m lang und 17,7 m breit; die Tiefe vom Oberdeck bis zum Kiel beträgt 11,6 m; das „Deplacement" (Verdrängung des Wassers durch den Schiffskörper) 11000 Tonnen. Von den fünf Verdecken: Promenade, Ober, Haupt, Zwischen- und Orlogdeck, sind die vier letztgenannten aus Stahlplatten wasserdicht gemietet und mit Holzplatten belegt. — Wie großmächtig sich nun auch ein solcher Steeiese ausnimmt, sei es am Tage bei hellem Sonnenschein, sei es zur Nachtzeit, wenn er im Glanze seiner 800 elektrischen Glühlampen und seiner 10 großen Sonnenbrenner strahlt, der Raum an Bord ist doch stets weise einzutheilen und genau auszunutzen, denn außer Ladung und Vorräthen muß Unterkunft geschaffen werden für 376 Passagiere I. Klasse, 126 II. Klasse, 400 III. Klasse, ferner für 6 Offiziere und 282 Mann Besatzung, einschließlich der 10 Maschinisten, 12 Assistenten und 84 Heizer, im ganzen also für 1290 Köpfe. Der Bequemlichkeitsbegriff kann hier also nur ein verhältnißmäßiger sein. Wer zuerst einen solchen Passagierdampfer betritt, der pflegt zwar die Pracht und die räumliche Ausdehnung der Gesellschafts- und Unterhaltungssäle der I. Klasse gebührend anzustaunen, aber später nimmt es ihn Wunder, daß selbst in den reich ausgestatteten Schlafkabinen für Familien die Betten übereinander angebracht sind. Zu dieser Dürftigkeit walten bei den „schwimmenden Hotel" ganz anderartige Verhältnisse ob, als bei irgendeinem Hotel am Festlande. So würde es beispielsweise auch ein Uneingeweihter kaum für möglich halten, daß in den drei Küchen an Bord neben den Dampfkochapparaten für die Zwischendecks-Passagiere noch Raum ist für die Zubereitung der ausgesuchtesten Mahlzeiten für den Salon; kaum sich recht der Küchenmeister kann umdrehen. Zugegeben es geht alles, wenn man will. Wer aber die jetzigen hübschen Einrichtungen für Reisende III. Klasse, welche in Gruppen von 12 bis 18 Personen je eine Kammer zugewiesen erhalten, mit dem großen Gesammtraum des Zwischendecks alter Bauart vergleicht, der weiß nicht genug den Fortschritt der Neuzeit zu loben.

Ventilatoren auf Deck.

Die prachtvolle Ausstattung der Säle, der Lichtschachte und Treppenhäuser 2c. lassen schon unsere Abbildungen erkennen. Hier ist wirklich nichts gespart worden, wenn man sich auch in richtiger Berücksichtigung der überladenen Pomp gehütet hat. Wer Sinn hat für das deutsche Kunstgewerbe, der wird entzückt durch diese Räume wandeln; da finden sich Kabinettstücke der ausschmückenden Künste, die im Stile meist dem Barock und Rokoko huldigen. Besonders erwähnenswerth dürften die Holzschnitzereiarbeiten, die Musterungsmente und die Gemälde sein, welch letztere von Künstlern ersten Ranges herrühren. Das kostbare Mobiliar ist aus unbelangendem Grunde unerwähnbar an dem Boden befestigt, ebenso sorgen entsprechende Einrichtungen bei den Mahlzeiten dafür, daß das „Schlingern" des Schiffes nicht das Tischgeschirr durcheinander wirft.

Die Säle und Kabinen zweiter Klasse sind etwas weniger reich, aber immerhin gleichfalls mit nicht geringen Kosten ausgestattet. Im Zwischendeck ist Sorge getragen, daß allen vernünftigen Anforderungen entsprochen werde; besonders praktische



Kommandobrücke.

Promenadendeck.

Lachsfischerei im Eis

Bilder von einer

Von

Treppe zu den Sälen.
Musiksaal.

Schnelldampfer.

STANFORD LIBRARIES

Einrichtung hat das Zwischendeckshospital erhalten. — Ein wesentlicher Vorzug der großen Dampfer ist ihre ausgezeichnete Lüftung. Ueber 40 große Ventilatoren auf dem Oberdeck, wie sie auf unserer Abbildung (S. 239) ersichtlich sind, führen kontinuierend Massen von frischer Luft in die unteren Räume. Die Luft- und Lichtschachte können selbst bei schlechtem Wetter offen gehalten werden; daneben sind noch mechanische Ventilatoren vorhanden, von denen jeder einzelne durch eine besondere kleine elektrische Maschine von einem durch Dampf getriebenen großen Elektrizitätserzeuger in Gang gesetzt wird. So bietet denn auch in dieser Beziehung das heutige Zwischendeck selbst bei stürmischem Wetter einen erfreulichen Gegensatz zu den Höllenqualen vergangener Zeiten.

Die Hauptbequemlichkeit jedoch, auf welche die neuen Schnelldampfer mit dem stolzen „Alles kann kommen!“ hinweisen dürften, liegt eben in der schnellen Fahrt begründet. Das weiß jeder, der jemals als Fahrgast das Weltmeer durchkreuzt hat. Die ersten Tage an Bord sind genußreich. Wie viele Stunden kann man nicht schon mit der Besichtigung der Schiffseinrichtungen angenehm und schreiend zubringen! Dann dient als etwas schmerzlicher Zeitvertreib die Seekrankheit, gegen welche bekanntlich kein Kraut gewachsen ist; zum Glück hat sie noch nie einen Menschen das Leben gekostet und geht bald vorüber; ach, und wie prächtig ist nachher der Appetit der Genesenen! Nunmehr macht man Bekanntschaften, bei schlechtem Wetter in den Sälen, bei gutem auf dem Promenadendeck, wo sich prachtig wandeln, plaudern, beobachten und rauchen läßt und wo manche jüngere Dame derjenigen Unterhaltung pflegen kann, welche die Engländer mit dem unübersetzbaren Zeitwort „to flirt“ bezeichnen und für welche das deutsche „liebeln“ schon ein zu starker, derber Ausdruck ist. Da bilden sich Gruppen, später Parteien, es entstehen Freundschaftsbündnisse, die freilich oft nicht lange dauern, und selbst Verlobungen kommen vor, denen nicht selten die „Entlobungen“ bald folgen; denn das „engagement“ der Engländer ist bekanntlich ganz anderer Art als der deutsche Brautstand. Außerdem aber sorgen Bücher, Musik, Skat und andere Spiele für Kurzweil.

Telegraphie nach Achter.

So macht sich die Sache während der ersten Tage wunderschön.

Doch wenn die erste Woche in Ende ist? — Ja, dann steigen Wolken am Horizont dieser Welt im Kleinen auf. Der Arzt mag anfangen, was er will, der Inhalt seiner Fleischkammer hat trotz des Eisvorrathes den Zugendschmelz eingebüßt. Die freundlichen kleinen Hechekeien, welche man einem seiner Nachsten anvertraut, hat derselbe durch Vermittelung eines anderen Nachsten dem betreffenden Durchgehechelten mitgetheilt. Ja giebt es listige Blicke und spitze Redensarten. Aus Freundschaften werden Feindschaften. Die Bücher sind durchgelesen, neue Zeitungen werden schmerzlich vermißt; die Paradejucke der Klavierkundigen Damen kennt man nunmehr schon auswendig, und selbst die Vorträge der von den Stewards gebildeten kleinen Schiffskapelle, welche zuerst auf dem Promenadendeck stürmischen Erfolg hatten, bieten keinen Reiz mehr. Der Geschäftsmann wird immer gespannter auf Nachrichten vom Gange seiner Unternehmungen. Todwund das Register noch lange fortführen? Ans allem Obigen geht schon hervor: nach Ablauf der ersten Woche an Bord wird nach und nach das erst so begeistert gepriesene Schiff zum Gefängniß, und bleiben herrscht in demselben die Langeweile!

Und das ist denn auch der Hauptgrund, weshalb jeder, der zu öfteren Durchkreuzen des Atlantischen Oceans Anlaß hat, den Schnelldampfer wahlen wird; denn über die hier gebotene Bequemlichkeit so und so viel Tage und Stunden früher anzukommen, geht doch nichts. Mögen die Ueberfahrtspreise auch theurer sein, was schadet's? Es weiß ja jeder, daß nach einem althamburgischen Scherz die Buchstaben H A P A G auf der Flagge der „Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Actien-Gesellschaft“ zugleich die sinnige Frage bedeuten: „Haben alle Passagiere auch Geld?“ Kostspielig ist so eine Reise, aber auch Zeit ist Geld, und die ersparten Reisetage sind Goldes werth!

Originalgestalten der heimischen Vogelwelt.*

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten

Thiercharakterzeichnungen von Adolf und Karl Müller.

a. Sonderlinge und Käuze.

b. Käuze Zwergkauz. Ithu.

Wir wählen für unsere Charakterzeichnungen zwei ganz entgegengesetzte Originalgestalten aus einer und derselben Vogelgruppe: die niedlichste Eule aus der Familie der „Tageulen“, Surnine, und einen Vertreter aus der Familie der „Ehreulen“, Bubones. Die erstere ist die Zwerg- oder Sperlingseule, auch „Zwergkauz“ oder „Kauzchen“ genannt, der letztere der Riese Uhu.

Lichtscheu und Nachtvogel sind sie zwar beide wie alle nahere Eulen. Allein die Zwergeule ist von der Wissenschaft nicht mit Unrecht in die Reihe der Tageulen versetzt worden, also nicht, das Kauzchen hat es selbst gesetzt, daß es sich auch bei Tage sehen lassen kann und im hellen Lichte sogar ganz gut fortkommen weiß.

Uebrigens die Minderheit benimmt dem Kauzchen ein gut Theil seiner Zurückgezogenheit, und aus seinen dämmerigen Verstecken in Baumhöhlen, hinter Mauern und Steinritzen und aus dunklem Baumwuchs leidet es die Liebe mehr denn je hervor an den hellen Tag. Es ist freilich immer noch ein sonderbares Kauzchen, bei dessen Anblick die anderen Vögel des Lichtes in große Aufregung und Unruhe gerathen. Namentlich ist es die aufmerksame, eifrige Wache der Meisenschaar, die das Kauzchen gewaltig auszuschimpfen pflegt, sobald es sich im Bereiche des hellen, sonnigen Lebens, der lustigen Tagvögelgesellschaft zeigt. Doch Erfahrung und eine uns krankliche verwerfe Ansicht lasst sogar die kecke Kohlmeise Vorsicht zu beobachten, wenn sie den fremden Gast anschwirrt. Denn der nur gestaltlich scheinende Zwerg, der nicht viel größer als ein Sperling und nur 16—18 cm lang ist, berinmmt sich manchmal riesig tapfer mäßig und pocht unverschens, flink wie er ist, den ersten besten Vogel am Kragen und rupft und würgt ihn zum Entsetzen des ihn umgebenden Schar rasch allen Schimpfens und Wetterns. Er ist ein Mauz aber ein solcher, der sur den Thierfreund zu unsicherdeutlich viel Anziehendes. Unterhaltendes und Drolliges hat, daß man nicht müde wird, sein niedliches Bild und sein ergötzlich komisches Betragen zu betrachten.

Mondmuhl sitzt das Kerlchen langere Zeit in dem Laube eines Obstbaumes oder auf seinem Lieblingsorte, einer dichtbewachsenen Ecke, sodaß man es mit einem Fernrohre ungestort beobachten kann. Da hockt es in der Ruhe mit dem etwas gestraubten, mausegrauen, mit weißen Flecken gesterten Mantelchen und der weißen, braungestrichelten, ebenfalls leis aufgeschauchten Unterseite, das

* Vergl. Halbheft 18 des vorigen Jahrgangs der „Gartenlaube“.

niedliche, schgraue Affengesichtchen tief eingezogen auf die Brust. Nur verspielt unter den kurzen weißbündigen Flügeln schaut das niemal weiß energestreifte Schwänzchen hervor.

Jetzt hebt das Käuzchen den einen Fuß unter den anliegenden Bauchfedern hervor, als wollte es in die Luft greifen. Es hat behalt den Anschein, als ob der kleine Federbalg aus einem Traum erwache und, noch halb in diesen verloren, eine phantastische Bewegung ausführe. Wer niedlich und zierlich sehen soll die dichtbefiederten Füßchen an, und doch wie wehrhaft mit scharfen Fängen versehen sind sie! Plötzlich streckt sich der Vogel, und siehe: aus dem Federball wird straks ein schlanker glatter Vogel, dessen Gefieder sich gar nicht anfucht wie das weiche, lockere seiner Eulenverwandten, sondern eher dem Kleide eines Sperbers oder auch den Tagräubern gleicht. Auch sein Köpfchen mit dem hart übergebakten, gezahnten Oberschnabel erinnert, namentlich im Profil, an die Räuber des Tages. – Doch mit einem Male empfangen wir einen Blick von dem aus gagewandten Auge, aus dessen Tiefe der nachtliche Schimmer des Eulengesichts dringt. Aber kaum hat sich dieser Zug wie ein überglitzender Schatten der Nacht einen Augenblick verrathen, so zeigt sich auch schon wieder ein freundliceres Bild in des Vogels behenden Wendungen, womit er sich auf dem Gesitze bewegt. Mit Hilfe des Hakenschnabels klettert er papageiartig herum, lüftet die Flügel ein wenig und hält scheinbar Umschau. Gleich darauf verfällt der Kauz in eine wahre Possenreißerei. Mit dem hellkreischenden Rufe „Kiet kiet“ nickt er rasch mit dem Kopfe, schaut, denselben abwechselnd schief haltend, bald zur rechten bald zur linken, streckt sich jetzt mit aktig anliegendem Gefieder hinbrecht in die Höhe, um sich hinz darauf wieder in scheinmüthiger Laune aufzuplustern, oder um ihre Knappen des Schnabels sich zu schütteln; er verdreht den Hals, wobei sich das Gesicht unter auf und zugehendem Schnabel und unter Sträuben der Wangen und Kopffederndes affenartig verzerrt.

Zwergeule von Meisen ausgeschimpft.
Zeichnung von Adolf Müller.

Sein Ab- und Zuflug von Baum zu Baum geht rasch in flachen Linien wie derjenige seines nahen Verwandten, des Steinkauzes, ganz anders also als der Flug der Nachtfalter oder der Eulen. Auch sein Betragen zu Männern ist Mary vieles Eigenartiges. Aus der Höhle einer Eiche, Föhre oder Buche erklingt dann der hohle Ruf des Männchens in den Silben „Uhuhuh“; des Abends aber verlaßt es das Nestloch, fliegt in fast senkrechter Richtung am Stamme herunter und streift meist ganz nieder über die Zeiten und Schläge dahin. Erwahnt muß werden, daß das Käuzchen sich sehr nützlich von Mausen aller Art ernahrt; so ist es auch nach dieser Seite hin unserer Schonung und Theilnahme werthig.

Das gerade Gegentheil von dem Zwergkauze kennen wir in dem Riesen der Eulenart, dem Uhu, kennen. Die ansehnlichen Federbüschel über dem Gehöre und seine bedeutende Leibesgröße, (er wird über 60 cm lang) machen ihn zum urbildlichen Vertreter der Familie der Eulen. Ist die Zierde seines Kopfes schon auffallend, so vollendet dessen Dicke und Größe das Abscheuliche dieses Nachtvogels; sein großes, abgeplattetes, mit goldgelber Iris leuchtendes Auge, der ausgebauchte Schnabel und die stämmigen befiederten Beine mit der Räuberwehr von starkgebogenen, festen und langen Krallen verrathen schon im Aeußeren einen mächtigen Gesellen der Nacht.

Düster wie die Nacht ist auch sein mäßiges Gefieder. Unbestimmt rostgelb erscheint es in seiner Grundfarbung, oberseits dunkler als unterhalb, hier schwarz, längsgestreift, dort schwarz gefleammt, nur die Kehle und das Innere der sonst schwarzen Federbüschel zeigen hellere Töne. Der männliche Uhu, obgleich kleiner als der weibliche, hat erheblich dunklere Ohrenbüschel, die sich etwas nach hinten biegen.

Sein Gebahren ist verschlossen, scheu, tückisch und tappisch am Tage; in der Nacht aber entfaltet sich sein Wesen; da wird er ein wilder, ungestümer, räuberischer Gesell.

Seine eigentliche Heimath sind Gebirgsgegenden mit schroffen Klüften und Felsgeklüften. Hier in diesen versteckten düsteren Schlupfen und Winkeln sitzt er Tags über wie ein versteinertes Bild. Findet er keine passende Felsspalte, so nistet er auch wohl Baumstellen, wo das Laubdach der Baume den Blick in seine Einsiedelei verschließt, oder versteigt sich in eine finstere Baumkrone.

Im Odenwald und Taunus haben wir den scheuen, unheimlichen Vogel der Nacht eingehend zu beobachten Gelegenheit gehabt. Merkwürdigerweise trat dabei zu Tage, daß der Uhu da, wo er selten war, in der Zurückgezogenheit wilder Waldnatur hauste, bei haufigerem Vorkommen aber nahe an Platzen menschlichen Verkehrs und de wohnten Statten lebte und hier sogar nistete, so bei Winterkasten im Odenwalde. Dort war das Thier früher häufig verfolgt worden, es ist gewiß kein Zufall, daß von dort auch die Sage vom Auszuge des weisen Ritters Wodenstein entstammt.

Bild wie die Eltvögel, in der sie leben, ist auch die Liebe der Uhus. Die männlichen verrasenden bei ihren Kämpfen der Eifersucht ein gesperrtschaftes Gerausch, das übertönt wird von den eigenthümlichsten, schauerlichsten Rufen, die weithin aus den Wäldern dringen. Neben dem bekannten hohlen „Uhu“ entstehen knarrende, schrende Laute, klopfende und wie ferneo Beulen schallende Töne, verbunden mit Knarren der Schnabel und Klatschen der Flügel. Die weiblichen Uhus begleiten dieses unheimliche Konzert der ergrimmten Kämpfer mit Tönen, die menschlichem Jammer

geschrei zu vergleichen sind. Dieses Lärmen und Toben erhebt sich in manchen Stunden der Nacht zu wilder Raserei, so daß den Beherzteften ein Grauen erfaßt. — Sobald es des Abends zu dämmern anfängt, wird der Uhu auf seinem Sitze („Stande") unruhig; er tritt einige mal hin und her, schüttelt sich und ordnet sein Gefieder, um darauf sofort abzustreichen. Dieser Abstrich ist fast unhörbar leis, der Weiterflug, namentlich wenn er wie gewöhnlich dem Raub gilt, geht mit unglaublicher Raschheit und Gewandtheit durchs Gesträuch in mäßiger Höhe über den Boden dahin. Diese Raubzüge durchs Waldesdunkel getten nicht sowohl den Mäusen und Ratten, seiner Lieblingsbeute, sondern vielmehr vorherrschend dem Klein- und Mittelgeflügel. Er scheucht mit klatschenden Flügelschlägen, namentlich an Nadelholzbäumen heftreisend, die schlafenden Vögel auf und fängt die wirr Aufflatternden mit Leichtigkeit.

In den Reihen der Säugethiere ist das Rehkitzchen, selbst das Wildkalb nicht sicher vor seinen wuchtigen Angriffen. Und wie sein Raubwesen eine große Menge von Thieren gefährdet, so ist auch das Feld seiner räuberischen Thätigkeit ein großes und mannigfaltiges. Aus dem Walde lenkt sich sein nächtlicher Flug zur Steppe und zu den Feldern, zu Bächen, Flüssen und Teichen, und er schlägt hier die auf der Wasserfläche oder am Ufer ruhenden Wildenten so sicher, wie er auf Wiesen und Feldern die Lerche, im Busch das Rothkehlchen erhascht, oder wie er an andern Orten den Hasen, das Kaninchen, den Marder, Iltis und das Wiesel bewältigt. Selbst seine Verwandten überfällt er zu Mordzier, und mit dem Erbeuten von Eurchen und Krähthen beschließt er seinen ergiebigen Raubzug. Die überwiegende Schädlichkeit des Thieres aber wird durch die Ueberreste der Gewölle bewiesen, welche er an seinen „Standen" und in den Schlupfwinkeln ausswirgt.

Im März erbaut der Uhu seinen Horst, einen zusammengetragenen Mistmasch von derbem Gezweig, Gras, Laub und Moos in einer Felsenspalte, einer Mauer oder Erdhöhle, auf Ruinen auf altem Gemäuer eines einsamen Gebäudes, selbst auf dem Boden an einem Abhange, oder er wählt den verlassenen Horst eines Taubvogels, eines Raben oder des schwarzen Storchs zum Nestplatz.

Sind die flaumigen Jungen aus den zwei bis vier rauhweißen, grobkörnigen Eiern geschlüpft, dann beginnt der Höhepunkt des Raubwesens, das weit über das Maß des Nothdürftigen hinausgeht. Wie die Jungen schon anfänglich ihr boshaftes Wesen dem Nahenden dadurch zeigen, daß sie sich auf den Rücken werfen und die Fänge vorstrecken, so wird die Wildheit des alten Uhus in diesem Zeitpunkte selbst den Menschen gefährlich, sobald der Brut Gefahr droht. Ja, der so unbändige, räuberische Unhold der Nacht liebt seine junge Nachkommenschaft dermaßen, daß er sie im Falle der Noth von Nistplatze nach einem sichereren Orte fortträgt — ein Lichtstrahl in dem Bilde des einsiedlerischen Kauzes.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Thurnhamers letzte Heimfahrt.

Ein altbayerisches Charakterbild von **Max Haushofer.** Mit Abbildungen von **Karl Raupp.**

Ufer im Norden und Westen schienen zwischen Fluth und Aether verschwinden zu wollen; nur im Süden treten sie deutlicher hervor; denn da steigen blau und duftig die Vorberge der Alpen empor mit schöngeformten Felsgipfeln.

Einsam, recht einsam ist der Strand, den wir entlang wandern, ein breiter Sandstreifen, an einer Seite der plätschernde See, an der anderen grüne Waldnacht. So kann man stundenlang fortwandern. Endlich aber schaut sich der Wald: grüne Gestade thun sich auf und weidende Heerden, und hinter Obstbäumen liegt das Dorfthurm eines katholischen Kirchdorfes vor. Ein kleiner Bach stellt hier in den See, seine Mündung ist der einzige Hafen weit und breit. Doch hier mußte man vor der anbrängenden Fluth dadurch schützen, daß man den schwarzen Rumpf eines ehemaligen Dampfbootes vor ihm versenkte und mit Felsstücken befestigte, so daß er eine Art notdürftigen Dammes bildet. Aber unheimlich sieht es aus, wie die dunklen Rippen des Wracks aus der grünen Tiefe emporragen; es ist, als wollten diese traurenden Reste jeden Augenblick rückwärts hinabsinken ins Urergründliche.

Es ist wenig Leben da. Kein Schiff, kein Steg am Strand, viel weniger ein weißglänzendes Segel. Es ist das wilde Ufer des großen Binnenwassers; die von den häufigen Stürmen erregten Wogen gehen hier so hoch und stürzen mit solcher Wucht an

Thurnhamers letzte Heimfahrt.
Von K. Raupp.

den Strand, daß sie den Leuten die Seefahrt verderben. Der Fischer arbeitet nur in der Nähe des Ufers und nur bei stillem Wetter.

Während fern in den westlichen Theilen des Sees, hinter dem Schutze von Inseln und Landzungen, jedes Kind die Ruder führt, war hier ein einziger Mann, der vor Zeiten mit trotziger Kühnheit sein Fahrzeug durch die Wasser trieb. Und er ist lange todt, der alte Thurnhamer: er ist todt und sein treues Schiff in Trümmer gegangen. Und mit ihm der letzte Seefahrer dieses Ufers.

Er hatte eine rechte dämonische Freude an der Seefahrt. In den Ufersand hatte er sich einen kleinen Hafen gegraben, darin lag sein schwarzes hochgeschnäbeltes Schiff, ein Einbaum, aus einer der stolzesten Eichen des Gaus gezimmert. Trotzen auf weitausbliebender Höhe lag des Thurnhamers schönes schuldenfreies Heimwesen; von diesem stieg er gern herab an den See und trieb sein Schiff mit gewaltigen Ruderschlägen in die weite Fluth hinaus. Ihm war dazu die Kraft gegeben. Denn siebenundzwanzig Fuß maß er vom Scheitel bis zur Zehe und seine Hände waren die großen zwischen der Thür und der Schlach. Unter dem Drucke seines Ruders stöhnte seines Einbaums tüchtiger Bau.

Am liebsten fuhr er in entlegene Wirthshäuser am See. Auf jener Insel, die aus hundertweiter Ferne herüberglänzt, stand eins, welches ihm das liebste war. Dahin kam er etwa alle Vierteljahre. Saß er aber einmal am Abendtisch, so krank er sich seit und kam unter drei Tagen nicht fort. Nach solchem Ausloben packte ihn dann das Grausen und er blieb wieder vier Wochen daheim und arbeitete mit Bärenkraft.

Er war ein Vollblutbauer, einer jenseits die süddeutsche Hochebene einen getragen: bieder und schlau, grob und gemüthlich, widerborstig und kindisch zugleich. Zornig konnte er nicht werden; denn ehe es so ward, nahm er den, der ihn zornig machen wollte, und warf ihn durch eine halbzöllige Thür von Fichtenholz aus dem Hause, wobei es ihm ganz gleichgültig war, ob die Thür offen stand oder nicht. In letzterem Fall ging sie in Splitter.

Als er in die sechzig Jahre kam und sein Weib seltsorten und sein Töchterchen Nannei zu einer schönen blondzöpfigen Jungfrau herangewachsen war, da waren auch des Thurnhamers Gesinnung und Lebensweise in ihrer Eigenart verhärtet wie ein alter knorriger Eichbaum. Er sing an zu philosophiren und fuhr öfter in die Wirthshäuser als früher, blieb auch länger darinnen und war bei allem beliebt. Verlief er sich dann am vierten oder fünften Tage seiner Gastrolle, so gab's immer große Feierlichkeit. Gewöhnlich sing er mit dem Abschiednehmen schon am ersten Abend an, indem er schwerfällig zum Strande hinabstieg, wo sein Fahrzeug, von ihm „Schef"* genannt, lag. Seine Kneipkumpanei begleitete ihn. Bedächtig schob er dann das Scheef vom Lande und setzte einen Fuß hinein, bis ihn zöllings einfiel, daß ein plötzlicher Durst seinen Gaumen vertrockne. Dann zog er ebenso bedächtig das Scheef wieder ans Land, schimpfte, daß man ihn so durstig fortfahren lasse, und wandelte zurück an den Thurnitsch. Das ging so jeden Tag ein paarmal. Es war festsam, warum der Thurnhamer, somit so lang einschiffen und dankopfig, in Bezug auf das Scheiden aus dem Wirthshause so wankelmüthige Gesinnung zeigte.

Durch Sturm und Wetter ließ er sich nicht halten, bloß durch seinen Durst. Im Gegentheile, je ärger es draußen auf dem See tobte, um so lieber fuhr er. Und dann war's eine Freude, ihn zu sehen. Aus seinem läßlichen schwankenden Gange richtete er sich dann stramm auf und stand in seinem Schef wie ein riesiger Hünn; seine Augen blitzten und der Sturm fuhr ihm durch das ergraute Haar. Niemals gab man ihn verloren, wenn er die Wetterfurne hinausgeschaben war in den Westen: aber er kam allezeit gesund nach seinem Hofe zurück. Sein paarmal freilich, wenn das Nannei am Ufer stand, hatte sie den Vater daherkommen sehen fast als Extrinkenden; dann schwamm sein Schiff nicht mehr auf dem Wasser, sondern wallte sich wie ein unbeholfenes Scheit Holz zwischen den Wellen, während der kühne Fergo bis an die Brust im Wasser lag und mit beiden Händen sich an den Schiffsbord klammerte. Erblickt hatten die Wogen dann Schiff und Leuker an den Strand hinaufgeworfen.

„Vadel, hat's Mani!" hatte der Thurnhamer dann gesagt. Und das Nannei hatte schweigend die nassen Kleider des Vaters getrocknet, welcher sich auf die Ofenbank hingestreckt hatte, um einen langen tiefen Schlaf zu beginnen.

Einmal mußte der Thurnhamer seine letzte Fahrt machen. Es war eine Fahrt, von der die Leute lang erzählten, denn sie war von seltsamlichen Dingen begleitet.

Es war ein Feiertag, Maria Himmelfahrt. Der Thurnhamer saß im Inselwirthshause. Da ging's lustig her. An einem Tisch saßen Maler und Studenten aus München, an einem andern etliche Honoratioren aus einem benachbarten Städtchen, an einem dritten die Zecher aus dem Inseldorf. Zu denen hatte sich der Thurnhamer gesellt: da sang er prächtige Bierzeiler, die außer ihm niemand kannte. Die Maler und Studenten kamen an seinen Tisch herüber, sangen mit ihm und zeichneten ihn ab.

Wie es auf neun Uhr ging, krach der Thurnhamer auf. „Thurnhamer, ein Wetter kommt!" sagte die schlanke Kellnerin, als er seine Zeche zahlte. „Willst doch fahren?"

Der Thurnhamer schlug mit der Riesenfaust auf den Tisch, daß die Gläser tanzten. „Und wenn der leibhaftige Seeteufel mit mir fahrt, so fahr' ich doch!" brummte er.

„Das müssen wir sehen!" sagte einer der Studenten. Und der ganze Tisch rüstete sich, den kühnen Seefahrer zum Strande zu geleiten. Die südlichen Zechgenossen holten Kienspäne aus der Küche, zündeten sie an und begleiteten nun mit Fackeln und Gesang den Scheidenden. Schließlich hielt einer der Studenten noch eine Rede an der Thurnhamer, wobei er ihn stets mit „Magnificenz" betitelte.

Der Glanz der Kienspanfackeln war schuld, daß die Gesellschaft von dem unheimlichen Leuchten der Blitze im Westen wenig sah. Es hatten auch alle so viel getrunken, daß keiner das leise Grollen des Donners vernahm, während der Thurnhamer mit mächtigen Stößen sein Scheef in den See schob und nachsprang. Ein lautes Hoch stieß ihm sein Ufer nach; die Fackeln der Münchener flogen in Bogen den Schiffe zu und verzischten in der dunklen regungslosen Fluth.

„Ich wollt', er wär' daheim!" sagte ein Insulaner zu einem der fremden Gäste. „Das wird ein schweres Wetter!"

Der Gast sah zum Himmel empor. „Muß er weit sahren?"

„Zwei Stunden braucht er wohl!" lautete die Antwort. „Und in einer halben Stunde kann das Wetter da sein!"

Langsam gehen die Gäste ins Wirthshaus zurück. Der Thurnhamer fährt allein in den See hinaus. Es ist kaltfinstere Nacht. Im Süden, wo die Berglette sonst zu sehen ist, sieht man nichts als ungeweihe Schattenbilder in weiter Ferne; im Osten, wo der Thurnhamer hinsteuert, ist vollends das leere Nichts; im Westen zu schwinden die Bäume der kleinen Insel rasch, wie verdrückt von den aufsteigenden Gewitterwolken. Nur im Norden hebt sich als einziger Wegweiser ein fernes schwarzes Wald und ein einsamer Kirchthurm vom Nachthimmel ab. Und auch das wird immer undeutlicher.

„Was nur mein Scheef heut hat?" spricht der Thurnhamer sich hin. Das Allerwerden ist eine Lieblingseigenthümlichkeit von ihm.

„Ja," fährt er fort, „was das Scheef nur hat? Hinein geht's und herum; aber geradaus nit! Du Strengwillisameneheef!"

Ein Blitz fährt über den Himmel hin und läßt den fernen Wald in fahlen Licht erglänzen.

„Das ist ein Leuchten!" sagt der Thurnhamer. „Jetzt wird's bald da sein!"

Das Schiff dreht sich stark nach rechts von seiner Bahn ab, so daß der Richtthurm, den der Thurnhamer zu seiner Linken haben sollte, hinter dem Rücken des Fährmanns verschwindet.

„Kreuzdonner!" knirscht dieser. „Zieht denn der Teufel im Grunsen?"

Da — was war das? Klang's nicht wie ein dumpfes Stöhnen? Und wuhr? Aus dem Schiff — aus dem See — aus der Luft?

Der Thurnhamer horcht. Er vernimmt nichts mehr. Nun dreht er das Schiff in seine Bahn zurück und fährt weiter. Das geht so eine halbe Stunde lang. Rascher und rascher folgen sich die Blitze; lauter wird der Donner. Aber noch immer liegt der See spiegelglatt. Der Thurnhamer wischt sich den Schweiß von der Stirn und schaut hinter sich. Der westliche Himmel ist erschreckend. Eine riesengroße schwarze Wand will sich wie ein Dach schräg über den See hereinsenken. Aber unheimlicher noch sind die niedrigen hastig zusammengeballten Wolken, welche sich unter ihr auf dem See herwälzen. Das sind Windwolken; der Thurnhamer kennt sie.

Noch ein Blitz zeigt dem Manne den fernen Waldbereich, unter welchem er sein heimathliches Ufer zu suchen hat. Dann aber kommt's daher. Der Thurnhamer hört ein dumpfes Sausen, und das Sausen wird lauter und lauter. Kommt's aus der Luft oder vom See? Und auf dem See erscheint ein Streifen; dünn und weiß kommt er geslogen und wird breiter und breiter. Und das Sausen wird zum Heulen und kommt auch näher, und ehe

* Schiffsschnabel.

der Thurnhamer sich's versieht, faßt ihn etwas und drückt ihn an die Schiffswand. Das ist aber nichts anderes als der heutende Sturm, sind in seiben Augenblicke ist auch der weiße Streifen da; das ist eine Mauer von Wasser, die der Sturm vor sich hergepeitscht hat und die sich jetzt heranwälzt, Schiff und Mann zu verschlingen.

Roß und grausig klatscht es dem Manne ins Gesicht und faßt sein Fahrzeug an. Aber das brave Eichengebäude ihut seine Schuldigkeit. Trotzig wendet es den hochgeschnäbelten breiten Bug gegen die anrollende Wassermasse und hebt sich hoch auf dieselbe empor, während der Steuermann sich mit beiden Händen an die Schiffswand klammert, um vom mitbrechen Anprall des Sturmes nicht herausgeschleudert zu werden.

Nun ist der erste Stoß vorüber. Hochaufathmend ergreift der Bauer das Ruder wieder, um das Schiff zu wenden. Nur seiner Bärenkraft gelingt's; der Schnabel zeigt wieder nach Osten, und wie ein Vogel fliegt das Schiff vor dem Sturme her. Jetzt aber heben sich von Minute zu Minute die Wogen höher empor; ganze Berge von Wasser wälzen sich daher und auf ihren Kämmen reitet der Blitz. Fast ist das Schiff nicht mehr zu lenken.

Der Bauer will an der Seite des Schiffes ein Ruder ins Wasser hängen, um nicht unaufhörlich von den furchtbaren Wassermassen aus dem Kurs geschleudert zu werden. Aber so gewaltig schwankt das Fahrzeug, daß der Mann niederkniem muß, um bei diesem Geschäfte nicht über die Wand geworfen zu werden. Jetzt hat er das Ruder festgemacht und will sich wieder erheben.

Da aber packt ihn ein kaltes Grausen mit eiserner Faust. Dem Sturme hat er mit Löwenmuth getrotzt; aber jetzt ist was anderes da, das an seinen nächtigen Nerven rüttelt.

Der Thurnhamer ist nicht mehr allein.

Wie er sich erheben will, sieht er auf dem Grunsen, der etwa fünf Lothtracht über ihm auf eine Woge steigt, eine dunkle Gestalt liegen. Da erhebt er sich nicht mehr. Mit schlotternden Gliedern, mit fieren Augen, die Hände krampfhaft an die Schiffswände gepreßt, liegt der Bauer da und schaut nach dem unheimlichen Fahrgast. Der nächste Blitzstrahl zeigt ihm denselben deutlich. Er sitzt auf der Bank nächst dem Grausen, trägt einen hohen spitzigen Hut, auf welchem eine Hahnenfeder weht, und hat ein schwarzes Gesicht mit einem langen schwarzen Spitzbarte.

„Jesus, Maria und Joseph!“ murmelt der Bauer. Dann sagt er nichts mehr, er neigt den Kopf zur Seite, um sein grausiges Gegenüber nicht zu sehen, und verharrt in dieser Stellung.

Das währt so etwa eine Stunde lang. Mittlerweile hat der rasende Sturm das hilflose Fahrzeug rasch durch den Weißsee getrieben. Die gewaltigen Wellen haben es in der letzten Viertelstunde völlig gestellt, sie schlagen darüber hinweg. Und nun hört der Bauer die Brandung. Aber donnern. Nachauf wird sein Schiff geschlendert; es macht ein paar schwerfällige Bewegungen, als wenn es sich überkugeln wollte. Dann sinkt es wieder in ein tiefes Wellenthal. Weißer Schaum überfliegt das ganze Fahrzeug; noch einmal hebt sich's zu schwindelnder Höhe und stürzt wieder in die Tiefe, diesmal aber zerkracht das alte Eichengebäude auf einem Stein, und ein furchtbarer Stoß wirft den Bauer in den kochenden, brodelnden See. Er sieht dunklen Fichtenwald über sich, sinkt festen Boden unter sich und watet, von der Brandung ein paarmal niedergeworfen, zuletzt kriechend, an den Strand, wo er zusammenbricht. Im Leuchten der Blitze sieht er noch einmal den Grausen seines Schiffes und auf ihm stehend den Fahrgast mit dem spitzigen Hut.

Der Bauer wird für ein paar Minuten völlig besinnungslos: See und Wald, Blitz und Wellen, Schiff und Spitzhut drehen sich um ihn. Wie er sich mühsam aufgerafft hat, ist das Schiff noch da, der Fahrgast verschwunden. Der Thurnhamer schlägt ein Kreuz und steigt hastig aufwärts in den brausenden Wald. Eine Viertelstunde später beim der treue Hund am Thurnhamer Hofe, aus der Stube kommt das blonde Nannei mit der Stallaterne und schreit: „Jesus, Maria! Der Vater!“

„Nannei, sei stad!“ sagt der Bauer mühsam. „Ich bin grad a bissel naß!“

Das war des Thurnhamers letzte Heimfahrt. Am andern Morgen scheint der Bauer stramm und frisch, wenn auch nicht so wie sonst, ans Feld hinaus. Seine Buben aber gingen an den Strand hinab, das Scheef zu bergen. Wie sie mittags heimkamen, sagte der ältere, der Hies: „Vater, 's Scheef is ganz hin. A Loch is drin, daß ma durchschlupf'n kann!“

Der kleinere aber, der Toni, brachte ein Glas. „Vater, schau', was wir in dem Scheef g'fund'n ham!“

Der Bauer schüttelte sich. Der Toni aber zeigte ihm das Glas. Es war mit einem grünlichen Oel zur Hälfte gefüllt und in diesem Oel schwammen schwarze Gegenstände, welche aussahen wie abgerissene Glieder mit winzigen Teufel.

Ein Schauder kam über den Bauern über den Rücken hinab. „Thu's weg!“ sagte er. „Das g'hört mir nei.“

Der Toni stellte das Glas ins Stallfenster. Abends aber kam das Nannei, legte das Glas in ihre Schürze und machte ein Kreuz da über. Dann ging sie vom Hofe weg, etwa einen Büchsenschuß weit, wo am Straßenrain eine kleine Feldkapelle stand. Dort hob sie einen Stein der Schwelle auf, grub ein Loch in den Grund, legte das Glas hinein und den Stein wieder darüber. Dann zwengte sie noch ein paar Tropfen Weihwasser auf den Stein und ging beseligt heimwärts.

„Hast's fort?“ sing der Bauer, als er sie kommen sah.

„Ja!“ sagte das Nannei und ging in den Stall.

Der Thurnhamer dachte kein neues Schiff mehr; er nahm überhaupt nimmer auf den See, sondern fuhr mit einem neuen, dicken Schimmel vor Rohr ins Wirthshaus, fand auch bald Daheim einen leichtlichen Tod auf der Heimfahrt. Er fand ohne Gebrüll sein Ende. Denn als er seinem Pfarrer gebeichtet hatte, daß er einmal mit dem Teufel über den Weißsee gefahren sei, tröstete ihn der Pfarrer und versprach ihm, daß bei der Fahrt, die er nun mehr antreten habe, kein Teufel mehr auf dem Grausen wache werde, sondern ein Engel mit goldenen Flügeln.

Fünf Jahre waren etwa seit jener grausigen Fahrt vorübergegangen, da traten eines schönen Tags in die Stube des Inselwirthshauses die Kinder vom Thurnhamer Hofe, das Nannei und ihr Bruder, der Toni. Um den Tisch saßen drei weiße fahrende Gesellen. Diese waren aus der Umgebung, der Steinbildhauer und der Orgelbauer Mich, beides richtige Lumpen. Bei ihnen saß aber noch einer, einer groß und dürr, mit dunkelbraunem Gesicht und langem Spitzbart. Er trug einen hohen, spitzigen Hut und hatte seine zerzausten Hahnenfeder, die hinter sich hatte er einen vollen Koffen stehen. Das war der Schwager Hans, ein tiroler Hausirer, der mit Sympathiemitteln, Reliquien, Schildkröten, Wundpflastern, Amuletten und ähnlichen Sachen den räthselhaftesten Handel trieb. Vor sich hatte dieser unheimliche Mensch ein Gläschen Schnaps stehen und daneben ein Glas, genau so wie dasjenige gewesen war, das man einst im Boot des Thurnhamerschiffes gefunden hatte. Um dieses Glas drehte sich das Gespräch der drei Halunken; denn der Schwager Hans

STANFORD LIBRARIES

Nach einem Gem

Photographie im Verlage von Gustav Schauer in Berlin.

STANFORD LIBRARIES

erklärte just seinen Kneipkumpanen, das Oel im Glase sei Skorpionöl, und das sei das beste Heilmittel wider Brand und Gicht, wider zehrendes Fieber und fallende Sucht.

„Laß mi aus mit Deine Skorpion!“ fagte der Geberer Rudi. „Spinnenhagen san's und Heuschreckenköpf'!“

Drüben am andern Tisch rückte das Nannei näher zu ihrem Bruder hin.

Der Schwager Hans fuhr fort, mit seinem Skorpionöl groß zu thun. Aber wie horchten die Thurnhamerleute auf, als er jetzt zu erzählen anfing, daß er vor fünf Jahren auch auf der Insel gewesen sei und sich nachts statt ins Bett in ein Schiff zum Schlafen niedergelegt habe! Und wie er aufgewacht sei, da sei er mitten im See gewesen, und die Wellen wären dadergekommen so hoch wie der Sollern und die Martinswand. Und zuletzt sei das Schiff in tausend Trümmer gebrochen und er sei auf seinem rothen Kasten ans Land geritten und habe nichts verloren, als sein Glas mit Skorpionöl. Das sei aber so fein und kräftig gewesen, daß er's für tausend Gulden nicht habe verkaufen wollen.

So schwatzte der Tiroler, schnitt gräuliche Grimassen und schielte mit seinem einzigen Auge verständig nach dem Anna hinüber. Als der Toni und das Nannei sich erhoben, zog der Schwager Hans eine schwarze Schildkröte aus dem Janker und hielt sie dem Mädchen entgegen.

„Laß mi aus mit Deine Gaukerln“!“ zürnte das Nannei und sprang aus der Thür. Lautes Gelächter scholl ihr nach. Als aber die Geschwister um den See herum heimwanderten, sagte der Toni: „Du, Nannei! Mir ist's doch leid, daß unser Vater nicht mit dem Teufel über den See gefahren ist, sondern nur mit dem tiroler Habelumper!“

„Weißt's gewiß, daß er bloß ein Habelumper is?“ fragte das Nannei erschaudt dagegen.

Dem Toni kam ein leiser Zweifel an seiner aufgeklärten Weltanschauung. „Nix Gewisses weiß ma freili nit!“ sagte er.

Und in diesen Gedanken fuhren die Geschwister weiter, dem Thurnhamer Hofe zu, der im hellen Sonnenschein vom ferner Waldsaum herüberglänzte.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Aralte Erbstücke.

Eine kulturwissenschaftliche Skizze von Dr. Gustav von Buchwald.

Wenn deutsche Kulturforschung ihre Hände in die weitesten Fernen der Erde ausstreckt, um den ärmlichen Haushalt des Wilden zu sammeln, wenn ihre Finger die Schollen der Erde durchwühlen, um spärliche Reste uralter Vorzeit zu ergreifen — was will sie uns Kinder hochentwickelter Kultur damit lehren? Wo ist der Berührungspunkt zwischen uns und den Menschen der Steinzeit oder des Wilden? Haben wir denn noch irgend etwas mit jenen gemein?

Das sind Fragen, die dem Forscher oft genug entgegen kommen, und sie sind nicht leicht zu beantworten. Gegenüber einer Betrachtungsweise, die den Menschen als vollkommenes Ebenbild des Schöpfers in vollendeter Herrlichkeit entstehen und dann immer tiefer und tiefer, korperlich wie sittlich, sinken läßt, hat die gesammte Kulturforschung die Thatsache bestätigt, daß die Entwicklung des Menschengeschlechtes den umgekehrten Weg eingeschlagen hat. Langsam, sehr langsam hat sich die Geisteskraft des Menschen durch Vererbung von Erfahrungen zu unserer Kulturhöhe gesteigert. Abschnitte auf diesem Wege sind es, die wir durch archäologische und ethnologische Forschung kennen lernen. Erst im Vergleiche mit ihnen kommen wir die Wurzeln finden, aus denen unsere Sitten und Gebräuche, ja in letzter Linie auch unsere Anschauungen emporgewachsen sind. Da giebt es Erscheinungen in der Kultur, welche sichere Wegweiser aus dem Zopf in den Ernst sind. Manche Sitten stehen sich einer einer Kulturepoche unverändert in die andere hinein, sie überleben ihre Zeit und bestehen als „Ueberlebsel“ weiter. Oft bleibt nur ihre kindliche Form als gemüthlicher Scherz oder als Poesie bestehen, mitunter aber gilt von ihnen das Goethesche Wort:

Vernunft wird Unsinn,
Wohlthat Plage.

Schon sehr niedere Kulturstufen haben ihre Ueberlebsel, aus denen sich der Weg von der Wildheit bis zur Gesittung der Steinzeit erschließen läßt. Ein niedliches Beispiel erzählt einer der feinsten Völkersprachkenner unter den deutschen Reisenden.

Dr. Karl von den Steinen weihe eine Zeitlang bei einem gutbewanderten Indianerstamm am Schingú, einem Nebenflusse des Amazonenstroms. Zwei Tage hatte er von einer kleisterähnlichen Mehlmasse leben müssen, da brachte ihm der freundliche Dorfhäuptling ein Stück gebratenen Fisches. Es war recht hart geröstet, damit sich ein kräftiger Salzgeschmack entwickle — denn bis zur Salzgewinnung hatten es jene Indianer noch nicht gebracht. Froh, endlich eine Abwechslung in den faden Kleisergeschmack zu erhalten, biß Herr von den Steinen sofort wacker in den Fisch hinein. Aber was geschah? Tiefbeschämt sah dem Betrogen dies Europäers hielten die Indianer die Hände vor die Augen und wandten sich ab. Obwohl sie gemeinschaftlich schon hausarange Bohnungen benutzen, gebietet es doch der Anstand bei ihnen, daß jeder Speisende sich in einen stillen Winkel zurückziehe, wo keines Menschen Auge auf ihn fällt.

Warum? Beim der Hund einen Knochen findet, so verbirgt er sich mit seiner Mahlzeit, auf daß keine Mitthunde sie ihm nicht abjagen. So war es einst auch bei den Menschen — und sobald die Kultur nicht vor schwerer Hungersnoth schützt, ist es häufig auch noch so. Ehe der Indianer die niedere Höhe der Steinzeit kultur erreicht hatte, da war es ein nothwendiges Gebot der Selbsterhaltung, allein zu essen. Die Erinnerung an den Gebrauch überdiese Periode der Wildheit und hielt sich als Anstandssitte — als guter Ton.

Auch bei uns erfordert der Anstand viele Handlungen, deren innerer Werth auch nicht um Haares Breite höher steht als die Schingú Indianersitte, allein zu essen. Der wirdevolle Orientale hält es für höchst unschicklich, daß der Deutsche den Hut abnimmt, und zahlreiche Deutsche halten das zu jetzt auch für unpassend.

Der Hut selber ist ein Erzeugniß, das sehr alt in der Geschichte des Menschengeschlechtes ist, obwohl keines der ältesten Bei der Sitte des Hutabnehmens, die in die früheste Zeit germanischer Kultur zurückreicht, kommt es übrigens nicht auf den Hut, sondern auf das Haar an. Die Könige, die Edlen und die Freien trugen den blonden Haarschmuck unverschnitten. Das Abscheren des Haupthaares galt bei den Merowingern als Zeichen des Ausschlusses von der Thronfolge. Ein freier Mann mußte das Haar nur in einem einzigen Falle abscheren, nämlich wenn er sich von einem anderen Freien als Sohn annehmen ließ. Er stellte sich dadurch sinnbildlich auf die Stufe des neugeborenen Kindes, das ja auch mit kurzem Haar das Licht der Welt erblickt. So geschah es mit Karl Martell, den sein Vater Pippin durch diesen Akt von dem Langobardenkönig Liutprand adoptiren ließ.

Das Abschneiden des Haares bedeutet seit der ältesten Zeit Verstoßung in den Stand der Knechtschaft. Noch der Sachsenspiegel I. 37. § 1 kennt die Bestimmung „die ir lif oder leut und haar verlegget, die sint alle rechtlos“ — „die ihr Leben oder Hand und Haar verlegen (d. h. durch Ertragung der Strafvollzug abwenden), die sind alle rechtlos.“

Der deutsche Hutabnehmer sollte also den kurzgeschorenen Kopf als Zeichen der Unfreiheit zeigen. Die Sitte des Abscherens der Haare war also selber wieder ein Sinnbild und gehört somit in eine Reihe mit allen anderen Verstümmelungen von Ohren oder Religionsgenossen, welche das Recht eines Herren über Leben und Tod andeuten.

In jedem Falle, sei der Herr als Mensch oder als Gott gedacht, liegt in der Verstümmelung ein symbolisches Menschenopfer vor. Der Herr nimmt nur einen kleinen Theil des Opfers an und begnügt sich mit dem frommen Willen oder der Andachtskraft des Geopferten.

Mit diesem Religions- oder Rechtsgedanken schreiten wir aber zurück in eine ganz barbarische Urzeit. Zum Begriff des Opfers gehört es, daß der Empfänger von dem Opfer wirklich genießt. Wir kommen also herunter zu einem Zeitalter menschenfressender Götter und Menschen, wenn wir der Sitte des Hutabnehmens bis auf die letzte Wurzel folgen.

* Bayerischer Dialektausdruck für Teufelchen.

Digitized by Google

Wie hier eine harmlose Sitte unserer Tage durch die Sklaverei zur Menschenfresserei zurückgeführt hat, so lassen sich umgekehrt auch noch zum Kannibalismus wieder Entwicklungsgänge dis zu uns verfolgen, die oft überaus erschienen, dieweilen aber geradezu lächerlich sind. Nicht der Hunger, sondern die mystische Vorstellung von der Seele hat den Wilden zu dieser schrecklichsten aller Verirrungen geführt. Der Wilde, der zwischen wachen Vorstellungen, Träumen und Erscheinungen nicht zu unterscheiden vermag, denkt sich die ganze Welt mit Seelen bevölkert, die zwar nicht immer greifbar oder sichtbar, stets aber stofflicher Art sind. Die Seelen wohnen an der Begräbnisstätte und fordern Speise und Trank. Man pflegt zu ihrem Verkungen, wie denn auch der göttliche Dulder Odysseus die Seelen im Hades Opferblut trinken läßt. Ist der Erschlagene nicht besänftet, so irrt seine Seele blut- und rachedürstend in der Luft umher, sobald der Körper zerfällt. Sie wendet ihren Zorn gegen den Mörder. Wie kann dieser sich nun besser schützen, als wenn er den Erschlagenen verschlingt? Die blutdürstige Seele muß dann zu von ihrem eigenen Blute trinken, wenn sie Rache nehmen wollte. Der Wilde bemerkt, daß die Nahrung kräftigt. Da aber der von den chemischen Gesetzen der Verdauung keinen Begriff hat, so glaubt er, die „Seele" des Genossenen gehe auf ihn über. Stanley erzählt von einem Negerstamm, der sich das Herz eines gefallenen Gegners zum Genuß des Herzens die Stärke und den Mut des Rindes erlangen, während Stanleys und seine Leute durch das Essen des herzstoßen Thiers mürrisch und feckisch werden müßten — beziehungsweise bemerkt, eine Anschauung, auf die unser sogenanntes „Jägerrecht", welches dem Jäger, nicht dem Jagdherrn, die inneren Theile des erlegten Wildes zuerkennt, zurückzuführen ist. Das Herz galt oft als Sitz der Seele. Da sich aber die Seele nicht greifen ließ, so verallgemeinerte man ihren Sitz und schied mystisch jedem Theile des erschlagenen Menschen oder Thieres die Volkstraft der Seele zu, besonders aber dem Blute. Daher das mystische Behagen, welches den Genuß des Thieres in seinem Blute, nietzysche Verwilderung verschärfend, unterfagt.

Aus diesen Anschauungen heraus entwickelte sich der vielgestaltige Aberglaube und die Zauberei, die mit Theilen des menschlichen Körpers bei allen Völkern der Erde und auch bei uns noch heute getrieben wird. Gehalten und gekräftigt hat sich dieser Aberglaube durch die unleugbaren Wirkungen des bösen Menschen durch den anderen, wie sie bei den Massen-Hypnotisirungen zu beobachten sind und von Völkern sehr niederer Kultur beobachtet werden. Die „Seele" muß das Unerklärte mystisch faßbar machen. Die Seele des Verstorbenen durchdringt mit dem Schweiß und der Ausdünstung ererbte Eigenstände, mit denen der Verstorbene in näherer Berührung stand, wie z. B. Exkübel, Erbschaftsgut und Erbschaften. Sie ist es, die, richtig befragt, zuverlässigste Antwort giebt. Vor allem aber lebt sie in dem Blute der Gegnerin — und das sind ursprünglich die Menschenopfer und nach der roh religiösen Volksanschauung noch heute die hingerichteten Verbrecher. Als im Jahre 1770 die Mörderin Göttrichs zu Neubrandenburg hingerichtet und ihr Körper lange Zeit auf dem Rade liegen geblieben war, entdeckte man, daß ihr ein Fuß fehlte. Es ergab sich, daß er gestohlen war, um Pferde damit zu heilen. Die Hingerichtete sollte auch nach ihrem Tode unsichtbar weiter wirken, sie war durch das Opfer geheiligt. Selbst bei Leuten, die auf Bildung Anspruch machten, herrschte die Vorstellung, daß eben die Hinrichtung ein Opfer sei. „Die Blutschuld ist von Land, von Stadt und von dem Hause, worin die Mordthat geschehen, abgewendet, der Fluch ist entwichen, der göttliche Zorn hat sich gelegt" predigte damals der Pastor Jacobi genau in dem Sinne des alten Heidenthums, als mit einer grausigen nordischen Gerechtigkeit als Sühnopfer hinfielend. Also wird es erklärlich, daß in Hanau 1861 viele Menschen aufs Schafott stürzten und von dem rauchenden Blute eines Raubmörders tranken, und daß 1864 die Scharfrichterexistenzen in Berlin ganze Massen von weißen Taschentüchern in das Blut eines Gerichteten tauchten und das Stück zu zwei Thalern verkaufen konnten. Eine Handlung wirklicher Menschenfresserei beging 1888 der Rebeller Mörderverein aus Sage in Oldenburg in dem Abdecker, wer von dem Fleische junger unschuldiger Mädchen äße, könne ungestraft thun und lassen, was er wolle.

Der letzte Grund dieser schauerigen Entartungen geht auf eine rohe, ganz materialistische Anschauung von der Seele zurück. Aus den Tagen der Wildheit hat sie sich hinübergerettet durch das Mittelalter. In den Visionsvorstellungen dieser Zeit erblicken wir die „Seelen" im Fegefeuer rein körperliche Strafen erduldend. Die Seele muß wandern und leiden und kann nach ihrer Rückkehr in den Körper ihre Erlebnisse erzählen. Im Eindruck zu machen, schildert sie oft mit einer ausschweifenden Phantasie. Diese materialistische Betrachtungsweise mußte zu einer gänzlichen Verkehrung des Gefühls hinleiten. Waren eben die körperlichen Leiden der „Seele" im Fegefeuer so furchtbar, dann war es Gnade und Barmherzigkeit, nicht Grausamkeit, wenn man die armen Sünder mit dem Aufgebote allen Scharfsinnes recht lange folterte und langsam zu Tode peinigte, um sie womöglich noch zum Bekenntniß ihrer Schuld zu bringen. Hier litt der Körper nur Tage und Stunden, dort die Seele Ewigkeiten. Gab man ihr auf dem Schaffost unter Schmerzen Zeit zur Belehrung, so schätzte man sie vor Jahrtausenden von größeren Schmerzen. Schrecklicher ist vielleicht nie in Denkfahland verfahren worden, als beim Hexenprozeß in Würzburg und doch war der Bischof Julius Echter von Mespelbrunn (1575 bis 1617), mit dem diese Epoche begann, die vielen Tausenden den unendlichen Tod brachte, ein Mensch, der ein Herz für Leidende hatte. Das berühmte Juliusspital, das er gestiftet hat, schafft noch heute Segen und Hilfe.

Die materialistische Form des Seelenglaubens bewirkte die ganze Welt mit Wesen, die zum Theil zu Göttern emporwuchsen. Die unheimliche Fluth ist es besonders, welche die Phantasie gereizt hat, schon Jahrtausende früher, die Poseidon den Dulder Odysseus auf sie umherjagen. Uralt ist die Sitte, den Leichen von Menschen ins Wasser wirft, um die gefräßige See zu besteidigen. Man kennt die Geschichte von Jonas, und ein Malaisch, der den Unglücklichen etliche Tage in seinem Magen beherbergte und dann unverdaut und wohlbehalten dem Lande übergab, war leider nicht immer bei der Hand. Wie sprechen noch von der „gefräßigen" See. Nach dem Glauben der Nordseeländer sind es gefräßige übernatürliche Ungeheuer, welche die Ertrinkenden verschlingen. Wei den Siamesen ziehen die „Phis", Wassergeister, die Badenden in ihre unterseeischen Wohnungen hinab wie bei den Slaven der Teufel. Im Mummelsee im Schwarzwald lebte nach der Sage ein Wassermann, der sich die Seelen der Ertrunkenen einfing und in Töpfen aufbewahrte, bis ein Bauer sie befreite. Ganz dieselbe Sage geht im Süden von Island, wo der Meermann Covneerad die Töpfe voll Seelen bei dem Fischer Zoë Dogherris als seine „zweimonatige" Beute „Meerwürdigkeiten" zeigte. Der wackere Ire kratzt den Meermann unter den Tisch und „in he went and turned up the pots, but nothing did he see, only heard a sort of a little whistle or chirp as he raised each of them", „er trat ein und drehte die Töpfe um, sah aber nichts, nur hörte er eine Art von leisem Pfeifen oder Zirpen bei jedem, den er erhob." Also auch hier war die See gar unsichtbar, aber gefühlt und hörbar gedacht.

Unsterndlicher gestaltet sich die Vorstellung, sobald sie bei der Begriff des Opfers einmischt. „Es rast der See und will sein Opfer haben", folglich ist es unrecht, ihm dasselbe zu entreißen. So wagten nach einem Berichte aus dem Jahre 1864 böhmische Fischer nicht, einen Ertrinkenden zu retten, aus Furcht, der Wassergeist entzöge ihnen dann das Glück beim Fischen.

Wie tief dieser Glaube auch noch heute in Deutschland haftet, mag ein Beispiel aus dem Jahre 1884 beweisen. Auf dem Zierker See bei Neustrelitz brach ein allgemein beliebter junger Offizier im Eife ein und ertrank. Sein schlichtes und außer gewöhnlich liebenswürdiges Wesen hatte ihm die Liebe auch der unteren Kreise gewonnen. In diesen verbreitete sich das Gerücht. Leute auf der Feldmark Lindenberg hätten seine Hilferufe gehört, aber in den Aberglauben, Ertrunkenen dürfe man nicht helfen, seine Hand gereicht. Das Gerücht stellte sich allerdings als unwahr heraus, aber die Thatsache, daß es plötzlich aufgetaucht war, beweist, welcher Gedanke sich hinter der jährlich wiederkehrenden Redensart „der Zierker See will sein Opfer haben" verbirgt.

Wie das Wasser, so forderte auch bis in die Tage unserer Kultur das Land „sein Opfer", wenn ein Schiff strandete oder einem Frachtwagen die Rader brachen, in daß er den Boden berührte. Das Strandrecht, „die Grundherrlichkeit", welches sich aus dieser religiösen Vorstellung entwickelte, galt nicht nur an der West- und Ostsee, sondern auch in Mittel- und Süddeutschland.

Auch das Feuer wird als gefräßiges Ungeheuer gedacht. Zu Tirol und in der Schweiz wird das Herdfeuer an bestimmten Tagen mit Kuchen und Broten gefüttert, damit es nicht in Zornes-

wuth ausbreche. Sehr bezeichnend ist der Ausdruck, den am Ende des 15. Jahrhunderts der Rostocker Humanist Nikolaus Marschalk von den Juden gebrauchte, welche religiöser Fanatismus wegen wirklicher oder angeblicher Marterung einer Hostie auf den Scheiterhaufen brachte. „Sie sind," schreibt er, „dem Rutkan (dem Gott des Feuers) geopfert."

Daß die ältere Zeit sich die Pest als alles Weib oder den Tod als einen Knochenmann personificirte, ist bekannt. Neuerdings ist diese überlebte Vorstellung in Korfu wieder aufgewacht. Ein Schiffer wollte absegeln, als sich ein skelettartig mageres altes Weib, vor dem jedem graufte, an Bord drängte. Auf bloßes Geheiß aber trat plötzlich ein Mönch, dessen Kommen niemand bemerkt hatte, mit erhobenem Kruzifix bannend auf die Megäre hinzu. Schon entfeßt wich die häßliche Alte zurück und weiter zurück, bis sie über Bord stürzte. Als die Fluth sich über ihr geschlossen hatte, war der Mönch verschwunden. Seine Züge aber hatten sich dem frommen Kapitän deutlich eingeprägt. Im Hafen von Korfu angelangt, erkannte er beim nächsten Kirchgang seinen Mönch wieder im Bilde des heiligen Spiridion — das gebannte Weib aber war niemand anders — als die Zuftsrga. Jede Krankheit ist nach der Auffassung niederer Kultur in letzter Linie die Wirkung eines böfen Geistes oder bei höher entwickelten Völkern der Quintessenz aller böfen Geister, des Teufels.

„Ich suche Zuflucht bei Allah vor Satan dem Verfluchten," muß der Mohammedaner sagen, wenn er gähnt, wobei er die linke Hand mit ihrem Rücken vor den Mund hält, denn durch dieses pflegt der Teufel einzuschlüpfen. Daß dieser Glaube auch in Deutschland einst herrschte, beweist die lange Litteratur über Hexen und Besessene. Der äußerliche Rest dieser Sitte hat sich in dem Gebrauche, beim Gähnen die Hand vor den Mund zu halten, noch aufrechterhalten. Daß das Anstandsgefühl nicht das Schöpferische in der Sitte war, beweist, daß ganz dieselbe Sitte bei den Zulukaffern besteht, die doch Knigges „Umgang mit Menschen" gewiß nicht gelesen haben.

Das Bezeichnende aller dieser Vorstellungen liegt in der stofflichen, körperlichen Auffassung von der Seele und deren mystischer Uebertragung auf unbelebte Wesen. Ganz zu der niedrigen Anschauungsstufe der Steinzeit kehrt der neue und alte Spiritismus zurück. Die „Spirits" klopfen, werfen, leiten und schreiben. Johannes Trojan hat in seinen Scherzgedichten humoristisch geschildert, wie er sich den dritten Mann zum Skat aus der vierten Dimension herbeiruft:

„Und die Karten flogen
Unsichtbar im Bogen
Auf den Tisch und Spiel folgt nun auf Spiel.
Doch im Lauf des Spieles
Zeigte sich gar vieles,
Was uns als Thatsachen nicht gefiel.

„Gewann mit Vieren' gewinnt er,
Als wir zwei dahinter
Kommen, daß nicht alles richtig war.
Nicht mit rechten Dingen
Konnt' ihm das gelingen.
Daß der Spirit mogelt, ward uns klar."

Wir haben hier im Scherze das Gebiet der Poesie betreten, hier liegt das Feld, wo sich die traurige Wirklichkeit der Ueberlebel verklärt zu Sage und Dichtung. Haben wir die finstere Seite nicht vergessen, auf welche der Rückfall in überlebte Weltanschauungen führt, so sei hier zum Schlusse auf sie als Urquell unserer schönsten Poesien hingewiesen. Unvergleichlich schön sind die Wanderungen in die Unterwelt im Homer und ergreifend wie noch heute in Jordans edlem Epos, in „Hildebrants Heimkehr". Erst nachdem Goethes Mephistopheles unter zuletzt endlich Verzicht über die Schaubühne geschritten, war die Geschichte des Hexenprozesses, der noch zu Goethes Lebzeiten Opfer forderte, endgiltig beseitigt. Verklärt und geeinigt, hat die Seelenübertragung von Menschen auf lebloje Gegenstände unsterbliche Lieder wie das „Heidenröslein" und den „Fichtenbaum" geschaffen. Denn viele Wanderungen mußte der kindlich suchende Menschengeist durchlaufen und laut sich weit vom Licht. Er suchte nach Wahrheit, er suchte nach Licht. Unzählige haben die Irrwege in Qual und Tod gebüßt, bis die Zeit herankam, wo man das Wort verstehen konnte: „Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, sollen ihn in Geist und in der Wahrheit anbeten."

Bilder aus dem Landsknechtsleben.

Von H. Bauer. Mit Zeichnungen von Peter Schnorr.

I.

Wie der Stand der frommen Landsknechte aufkam. — Die Aufrichtung des Regiments. — Obrist Blaubart.

Es ist kein Zufall, wenn um dieselbe Zeit, als die deutsche Dichtkunst aus den Schlössern der Fürsten, von den Burgen des Adels herabstieg und ihre Heimstätte in den Reichsstädten bei den ehrsamen Bürgern und Handwerksmeistern aufschlug, auch das Kriegswesen sein Theil dahin vornehmeres Ansehen und seine Art verwandelte und die Entscheidung der Schlachten aus den Händen der in immer dichtere Stahlharnische sich und ihre Rosse einhüllenden adligen Ritterscharen nahm, um sie in die starken Fäuste kriegsmuthiger, abenteuerlustiger Bürger und Bauern, eines leichter bewehrten Fußvolks, zu legen. Beide Erscheinungen haben ihre tiefste Wurzel in den durch die Reformationsbewegung geweckten Geiste der Freiheit und in dem durch dieselbe besiegelten Verfall mittelalterlichen Feudallebens.

Bei beiden Vorgängen wirkten natürlich auch noch allerhand äußere Umstände mit, vor allen Dingen die Ausbildung der Handfeuerwaffen, die für den ohnehin überlasteten, als Hauptwaffe noch schwere Lanze führenden Ritter unverwendbar waren und deren Geschosse ganz anders an die stählernen Harnische pochten als selbst die Bolzen der fürstlen Armbrust. Sogar der rauflustige Götz von Berlichingen spricht in seiner Lebensbeschreibung mit unverhohlenem Respekt von Geschütz und Feuerwaffen und meint in der Erzählung von der Fehde des Markgrafen Kasimir von Brandenburg gegen die Nürnberger, es sei ihm und seinen adligen Gesellen im Geschützheere der Nürnberger „die Weile mit kurz geworden; denn es kann mit ein jeglicher das Gepolder leiden."

Von entscheidendem Einflusse aber war doch in erster Reihe der schon seit geraumer Zeit eingetretene Verfall des feudalen Heerbanns, in welchem neben den adligen Ritterscharen das Fußvolk kaum noch als bewaffneter Troß in Betracht kam. Dieser Verfall trat allenthalben ein, am meisten in Deutschland; des Reichs politisches Gefüge wurde so locker, daß das Vasallenverhältniß der Fürsten und des reichsunmittelbaren Adels zum Kaiser immer mehr seine Wirksamkeit verlor. In den kleinen Nachbarfehden der Landesfürsten erwies das Lehnssystem zwar noch längere Zeit sich verwendbar; für die Reichskriege hatte es lange vor dem Ende des 15. Jahrhunderts jede Bedeutung verloren.

An Stelle des dienstpflichtigen Lehnsmanns trat schon im 15. Jahrhundert der um Sold dienende Ritter. Eine zweckentsprechende Ordnung des nationalen Wehrwesens auf Grund des geschichtlich gewordenen Verhältnisse versuchte zuerst um die Mitte des oben genannten Jahrhunderts Karl VII. von Frankreich mit der Errichtung der fünfzehn ritterlichen Ordonnanzkompagnien der „Hommes d'armes" (Waffenleute). Dieses Heer ritterlicher Söldner war fortan die Pflanzschule der neueren französischen Ritterschaft, seine Ruhmesstarne waren die Bayard und La Tremouille.

Das veränderte Waffenwesen heischte zwar schon gebieterisch die Herstellung auch eines kriegstüchtigen, zweckvoll geschulten Fußvolks, aber die französischen Bürger und Bauern waren noch viel zu unkriegerisch für solchen Zweck, und so führte, als der Kampf zwischen dem Hause Valois und dem Geschlechte der Habsburger zuerst um das Erbe Karls des Kühnen, dann um Neapel und Mailand, d. h. um die Herrschaft in Italien, die Bühne betrat, der König Karl VIII., Ludwig XII. und Franz I. zu der Auskunft, um schweres Geld die Söldner Burgunds, Oesterreichs und der Schwaben in ihren Dienst zu bekommen: sie miethten Schweizer.

Schweizerhirt und Prelat.

An diese ebenfalls sich zu wenden, verbot sich dem ritterlichen Kaiser Maximilian I.; mußten ihm die Schweizer doch noch als Empörer gegen Habsburg erscheinen. Zu oft schon im Laufe der letzten anderthalb Jahrhunderte aber war die Kraft und die Blüthe der gepanzerten adligen Reiterei, noch ehe die Handfeuerwaffen eine entscheidende Rolle spielten, vor geschlossenen, mit handlicher Wehr zu Fuße kämpfenden Bürger- und Bauernheeren erlegen. Es wirkte in der Erinnerung an solche Unglückstage eine gewisse Scheu, geschlossen standhaltendes Fußvolk anzugreifen, herwärdend noch bei den adligen Kavalleristen nach, und selbst Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, gereizt in Verstimmung, wenn ihm zugemuthet wurde, mit seinen adligen Genossen gegen Landsknechte anzurennen; mehrmals hat er die Frage an sich selbst und seine Umgebung gethan, ob er wohl sein und seiner Genossen adlig Leben „gegen die harten Bauern, gegen Soldner, die zu Hause Schuster, Hufschmiede und Bäcker seien", wagen solle.

Wolle Maximilian unter solchen Umständen gegen die in Frankreichs Sold kämpfenden Schweizer das Feld behaupten, so mußte er ihnen selbst in Gegenden, welche an und für sich der Verwendung von Reiterei günstig wären, ein entsprechend gerüstetes Fußvolk entgegenstellen. Da er nun kein solches vorfand oder aus- bilden konnte, so führte er sich ein eigenes aus Bauern und städtischem Volke der österreichischen Erblande; er ließ die Werbetrommel rühren und bewaffnete die in den Fahnen des volksthümlichen Fürsten Herbeieilenden mit dem 18 Fuß langen, der makedonischen Phalanx entlehnten Spieße, so weit sie nicht von Hause aus ihnen bereits gewohnte Waffen, Hellebarden, lange zweihändige Schlachtschwerter, Halenbüchsen ꝛc. mitbrachten. Die Hauptwaffen allerdings bildeten der lange Spieß und als Seitenwehr das handliche, kurze, breite, zu Hieb und Stoß geschickte Landsknechtsschwert, welches der Bequemlichkeit halber quer über den Leib gegürtet wurde. Der Klang des Wortes „Landsknecht" und der Umstand, daß der lange Spieß geraume Zeit, noch bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts hinein, die Hauptwaffe der Infanterie blieb, hat schon gleichzeitige Schriftsteller verführt, die so entstandenen Truppen „Langknechte", Lanzigenet, zu nennen. Der Name Landsknecht bezeichnet aber nicht sowohl eine bestimmte Waffengattung, als vielmehr Kriegsvolk aus dem niederer gelegenen Lande im Gegensatz zu den Schweizern, welche nie Landsknechte genannt wurden. Die Franzosen nannten die deutschen Söldner Lansquenets oder Landsquenets. Als spätethin auch aus den übrigen Theilen des Reichs abenteuerlustige Gesellen des Kaisers Fahnen zuzogen, unterschied man zwischen oberländischen, d. h. süddeutschen, und niederländischen oder norddeutschen Knechten.

Die Gewurbenen lehrte Maximilian mit Hilfe erfahrener Kriegsleute, adliger und bürgerlicher, in geschlossener Ordnung marschiren, zur Abwehr in der Vertheidigung die Spieße fällen, den „Igel", d. h. die Sturmkolonne bilden u. s. f. Die verschiedenen Waffen, Spieße und lange Wehren (Hellebarden, Schlachtschwerter), wurden in dem „Gewaltshaufen" zweckentsprechend untereinander gemengt, die Schützen gesetzt, an die Ecken des Gewalthaufens sich „anzuhängen", zum Gefechte vorzuschwärmen und in rechten Augenblicke unter und hinter den Spießen Deckung zu suchen. — Es herrscht nun noch vielfach der Glaube, als seien die Landsknechte von Anfang an verlotterte, unehrliche, wust auch unfreies Gesindel gewesen. Es ist dies nicht richtig. Kein Zweifel, daß im Laufe der Zeit bei den ewigen Kriegen sich ein Stamm verkommener, arbeitsscheuer Soldlanzer bildete, und daß mit dem Anwachsen der Nachfrage und dem steigenden Verbrauche schließlich weniger zimperlich bei der Annahme der sich Meldenden verfahren wurde, bis im Dreißigjährigen Kriege zuletzt Zustände einrissen, welche die oben bestrittene Ansicht allerdings durchaus rechtfertigen. In den ersten Zeiten des neuen Wehrsystems aber, nachdem Maximilian die ersten Haufen zum Theil mit Waffen versehen, war der Eintritt in die Gemeinde der „frommen Landsknechte" nicht so leicht; nur wer ausgehalten mit Wams und Schuhen, womöglich mit Blechhaube und Harnisch, sowie mit gutem Schwert, Spieß, Hellebarde oder Halenbüchse erschien, wurde in die Musterrolle aufgenommen. Leute, welche einen vollen Fußknechtharnisch, bestehend in Sturmhaube, Halsberge, Brust- und Rückenharnisch, Schultersticken und Armzeug sowie stahlenem Schurze, mitbrachten, erhielten Doppelsold. Im übrigen trug das ganze Wesen manches von dem städtischen Zunftleben an sich, und die Verhältnisse des Reichs, die Anregungen der Zeit waren so beschaffen, daß es auf dem Land, in den Städten und auf den

Feldobrist, Kleinknecht und Landsknechte.

Burgen Leute genug gab, welche, ohne irgendwie in Uneine zu sein, doch der engen heimischen Verhältnisse überdrüssig waren und mit bestehenden Einrichtungen und Gesetzen der Heimath auf gesammten Fuße standen. Für diese bildeten dann die Haufen der Landsknechte eine willkommene Zuflucht.

Von Anfang an dienten in den Reihen der Landsknechte als Doppelsöldner in gutem Harnische gar manche adlige Gesellen, denen das Stillleben auf ihren Aessennestern unter dem Landvolken unerträglich geworden war; andere wie der Maler und Schnitzer von Heiligenbildern Anton Sitt aus Waldshut, hatten ein berühmter Kriegsmann, nahmen den Spieß auf die Schulter, weil die Reformation oder andere Umwälzungen ihnen den Erwerb geschmälert hatten, der eben erwählte auch, weil er lieber mit den Türken raufen wollte, als länger die Zänkereien seines bösen Weibes anhören, der er übrigens aus dem Felde manches Kleinod und Beutestück als Angedinde sandte. Es ist bedeutsam, daß in demselben Jahre, in welchem Maximilian das neue nationale Wehrsystem schuf, 1487, das sechsunddreißigste und letzte wirkliche deutsche Turnier stattgefunden hat. Schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts galten den Landsknechten die schwergepanzerten Ritter als altfränkische Erscheinungen, und Paul Jovius erzählt, sie seien manchmal von dem unthätigen Fußvolke, wenn sie vorüberritten, spöttisch gefragt worden, ob denn Festtag wäre, weil sie so geputzt und feierlich langsam daherritten. „Solche Schmach," seufzt der erwähnte Schriftsteller, „mußten die Rittersleute vor schlucken, weil das Recht des Krieges auf den angeblasenen Lunten der Hakenschützen sittlich beruhte."

Zähnisch. Kaiser Max in Landsknechttracht.

Ganz im Anfange allerdings wurden die neuen Truppen von manchen Seiten begreiflicherweise mit scheuen Augen betrachtet. Kaiser Max aber ließ sich angelegen sein, persönlich dieselben zu Ehren zu bringen. Mehr als einmal sieht er sich auf des Reiches Heerstraße in Landsknechtstracht, den Spieß auf der Schulter, das kurze Schwert umgegürtet, sehen, und einmal zog er gar mit 9000 Fürsten, Herren und Rittern in solcher Tracht und Wehr in die Stadt Köln ein. Zuerst freilich, in Maximilians Schweizerkriege, zahlten die Landsknechte ihren Lehrherren, den Schweizern, blutiges Lehrgeld, wofür sich dann ein grimmiger Handwerksgewettkrieg zwischen beiden entspann; aber schon 1522 bei Bicocca, welcher Tag Herrn Georg v. Frundsberg bei den Schweizern den Namen „Lanzenbrecher" eintrug, und drei Jahre später, bei Pavia, sank der Ruhm der Schweizer mit ihren berühmtesten Führern vor den Landsknechten für immer in den Staub, und die schweizer Söldner verschwanden darauf bald überhaupt von den Schlachtfeldern, friedlicheren Hof- und Herrendienst suchend.

Das System, ein Mund der Noth und besonderer Zeitstimmung, trug allerdings große, aus seiner Natur entspringende Schäden in sich. Nimmt es sich auch noch geradezu voruehm aus gegen die Soldnerei, Drillerei und heimlichkeiten, heimlich auf die Menschenjagd gehende Werberei nach dem Dreißigjährigen Kriege bis in die ersten Anfänge dieses Jahrhunderts, so hatte es doch die schlimme Folge, daß trotz der strengsten kaiserlichen Erlasse sich immer und immer wieder Fürsten und Herren, Ritter und Landsknechte in den Sold der Reichsfeinde gaben, namentlich aber die französischen Könige anfingen, sie den Schweizern vorzuziehen. Mehr als ein Haupt, auch adliger Kriegsgesellen, ist darum unter dem Schwerte des Henkers gefallen, wie z. B. unter Kaiser Karl V. dasjenige des schönsten und berühmtesten Condottiere, Sebastian Vogelsberger, welcher noch dazu in Wahrheit unschuldig war; sein Andenken lebte, wie aus „Des Knaben Wunderhorn" zu ersehen ist, noch lange im Volksliede. Zu lange die Einrichtung im ganzen noch von nationalem Ehrgeiz getragen war, abundeten auch die Landsknechte den Vaterlande verrath an Landsleuten und Handwerksgenossen in reichsfeindlicher Sölde. So nahm und erhielt in der Schlacht bei Pavia nach seinen Rüstungen und Fahnen als die „Schwarze Schar" gezeichnete Landsknechtshaufe, der unter Führung vieler Herren und Edlen trotz kaiserlicher Verbote unter dem französischen Kriegsbanner stritt, von Frundsbergs Knechten kein Quartier; ihre Führeren wurde die Ehre des Zweikampfs, den sie nach Landsknechtsbrauch von denen der Gegenpartei forderten, verweigert. Sie fielen alle bis auf den letzten Mann. Später aber, als das Nationalgefühl in Deutschland mehr und mehr dahinschwand ward die Soldläuferei ins Ausland eine immer mehr um sich greifende, schandbare Sitte. Die Folgen dauernder Begeisterung nationaler Wehrkraft mußten nun, die Erfahrung noch büßen. „Ueberseeische" deutsche Kraft füllte z. B. Frankreichs Zeughäuser mit dem Reiche abgenommenen Trophäen und half dem französischen Staate zu jener geschlossenen Macht, welche ihm so lange ein schwer empfundenes Uebergewicht über das zerrissene Deutschland gab. Das Kriegsleben machte die der Verderbtheit Folgenden fähig zu friedlicher Arbeit unfähig, und die während des Friedens „gartende", das heißt betteln und wohl auch stehlend, unbeziehenden Landsknechte waren bald eine Geißel des flachen Landes, wie aus Hans Sachsens köstlichen Gedicht über die gartenden Landsknechte zu ersehen ist. Die leichte Art endlich, Kriegsvolk zu erhalten, war für die oberungstüchtige, ehrsüchtige Fürsten eine gefährliche Versuchung und trug zur Vermehrung der Kriege bei. Ein schwäbischer Chronist, Sebastian Frank, läßt denn gerade aus diesem Gesichtspunkte die „frommen Landsknechte" scharf an. „Wenn der Teufel Sold ausschrieb," sehen wir dort, „so fleugt und schnaufet er zu, wie die Fliegen in der Sommer, daß sich doch jemand zu Tod verwunden möchte, wo dieser Schwarm nur allerhand und sich den Winter erhalten hat." — Der „böse Winter" spielt in der That eine bedeutende Rolle in den aus echtarmen Landsknechten entstehenden.

Die Landsknechtsheere waren im vollsten Sinne des Wortes Freiwilligenheere. Sie waren daher nicht gewillt, ihr Leben ohne Gewährleistung bestimmter Rechte zu verkaufen; wie zu Hause Zunft- und Genossenschaft sie vor Gewalt und Vergewaltigung schützten, wie dort ihre Zunftbrüderen im Rathe gehört wurden, so verlangten sie auch im Felde Sicherung ihrer Rechtsverhältnisse. Die Feststellung derselben verstand man unter dem Ausdrucke „Aufrichtung des Regimentes", wobei letzteres Wort nicht die Einheit nach Gliederung und Verwaltung, welche heute darunter begriffen wird, bedeutet, sondern soviel wie Regierung oder Gesetz. So oft ein Kriegsherr streitendes Volks bedurfte, schickte er irgend einen berühmten Kriegsmann, adligen oder bürgerlichen Standes, einen Bestallungsbrief als Feldobristen nebst einem Patent, welches den selben zur Aufrichtung eines Regimentes vollmächtigte; beigegeben wurde ein die Verfassung oder den Rechtsbrauch, welche der Kriegsherr gestalten wissen wollte, enthaltender Artikelzettel; der Sold, die Zahl der Fähnlein, der Ort, wo das geworbene Volk dem Kriegsherrn vorgestellt werden sollte, wurden ebenfalls genau bestimmt. Der so Beschickte brachte nun unter Zuhilfenahme seiner Kredite zunächst das nöthige Geld auf und stellte seinerseits seine Freunde und früheren Waffengefährten von dem ihm gewordenen

Anstrage in Wortlaut, wobei sich auch den Erfahrensten auch gleich seinen Stellvertreter oder Obrist-lieutenant und bestellte die übrigen als Hauptleute über die einzelnen Fähnlein. Diese setzten nun waren es, welche zunächst, jeder für sich, die eigentliche Werbung besorgten, in Städten und Flecken, namentlich bei Jahrmärkten oder ähnlichen viel Volk zusammenführenden Anlässen sie „umschlagen" ließen. Hatte jeder die nöthige Anzahl Gewordener beisammen, wobei auch auf das richtige Zahlenverhältniß der Spieße, kurzen Wehren und Halenbüchsen zu sehen war, so versammelte der Kriegsherr oder der von ihm bestellte Musterherr einen Tag der Zusammenkunft an. Auf dem bestimmten Platze waren zwei Spieße aufgerichtet, ein dritter quer darüber gebunden. Auf der einen Seite dieses „Thores" hielt zu Roß der Obrist und der Hauptmann des gerade zu unstehenden Fähnleins, auf der andern saß an einem Tische der Schreiber des Musterherrn, welcher selbst nahebei hielt und nun jeden einzelnen Knecht an sich vorbeiziehen ließ, dem Schreiber seine Bemerkungen diktirend. Tanz und Zumanne jedes einzelnen Knechts wurden nebst seinem Gebrauch aufgezeichnet. War dies geschehen, so stellten nunmehr auch die Knechte dem Obristen ihre Bedingungen, wie z. B., daß sie nicht gegen protestantische oder katholische Reichsstände geführt werden sollten u. dgl. Alsdann ließ der Obrist „zur Gemeinde schlagen", hielt „im Ring" eine Ansprache, in welcher er den Anlaß und Zweck des Kriegs darlegte, worauf der Artikelbrief gelesen und in die Hände des bei dieser Gelegenheit vorgestellten rechtskundigen Schutzherrn beschworen wurde. War dies geschehen, so wurden der anderen hohen Aemter vom Obristlieutenant und den Fähndrichen bis zu den furchtlosen Proßsen bestellt, und jeder Ernannte hielt seine Ansprache. Ganz ebenso hielt dann jeder Hauptmann mit seinem Fähnlein eine „Gemeinde" ab, stellte seinen Leutenant, Kaplan, Schreiber und Feldscheer, welche nur er zu ernennen hatte, vor. Zum Schlusse bitdeten dann die Knechte jedes Fähnleins einen Ring für sich und wählten, was sie als freie Gemeinde benzeichnet, unter den Feldwebeln Leitung den Gemeinweisel und andere Beistelle, welche als Aerterer der Knechte zu weisen hatten. Endlich sonderte sich der Haufe in Rotten von je 10 Spießen und wählte die Tüchtigsten zu Rottmeistern.

Zum Schluß möge hier noch eine Geschichte Platz finden, welche von der machtvollen Stellung des Obristen einen Begriff geben kann.

Dieser, meist ohnehin ein angesehener Mann, bezog unter Karl V. hundertfachen Monatssold, etwa 400 Gulden, und hatte seinen eigenen kriegerischen Hofstaat. Die Bestellung von seiner Würde und Machtvollkommenheit war noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts eine ganz außerordentliche. Ein mit dem Grafen Manssfeld nach Ostfriesland gedrungter Obrist Korvezan, böhmischen Ursprungs, lud im Sommer 1623 die vornehmsten Offiziere des Lagers zu Gaste. Nach der Sitte der Zeit wurde stark gezechert, und als der Wein die Zungen löste, wurde dem Obristen mitgetheilt und durch Zeugen bestätigt, daß ihm sein Weib, von welchem er fünf Kinder hatte, untreu geworden sei. Alsbald verließ der Obrist das Gelage, begab sich in das Nebengemach, wo sein Weib mit anderen Offiziersfrauen saß, und gebot ihr, sich heriu zu machen: er müsse eilends in sein Quartier zurück. Ahnungslos folgte sie ihm. Dort angekommen, ließ er sofort seinen Kaplan holen und gebot dem Erschrockenen, die Ehebrecherin zum Tode vorzubereiten, er werde sie enthaupten lassen. Während der Kaplan entseelt noch Einwendungen machen wollte, trat schon der herbeirufene Scharfrichter des Regimentes ein. Nun wurde dem sinndasten Weibe der ganze schreckliche Ernst der Lage klar; sie flehte inständig ihren Mann um Gnade an und gelobte, wenn er sie gewähre, wolle sie in die Ferne ziehen und er solle nie mehr etwas von ihr hören, gerade als ob sie todt wäre. Der grimmige Mann aber kannte kein Erbarmen, ja, als sogar der Scharfrichter, von Grauen ergriffen, sich weigerte, die Unglückliche zu enthaupten, da entriß ihm Korvezan das Richtschwert und schickte sich an, selbst den Streich zu führen. Jetzt erst erklärte sich der Gemahlin bereit, seines Amtes zu walten; er fürchtete, der Obrist werde ihn, wenn er wieder zweifig bleibe, der Frau in die Ewigkeit nachschicken; er forderte daher sein Schwert und schlug dem Weibe das Haupt ab. Zu eine eilig gefertigte Bahre gelegt, wurde die Leiche alsbald begraben.

Niemand, kein Richter, kein General, kein Kriegsherr hat den Obristen zur Rechenschaft gezogen. Doch blieben ihm alle Gemüther abgewandt, verreinigt und verbittert habe er sortan dahin, und als er nach Holland kam, fehlte wenig, daß er von Weibern und Kindern auf den Gassen mit Steinen zu Tode geworfen wurde. Mit schrecklichen Zügen blickt aus dieser Geschichte die furchtbare Gewalt hervor, mit welcher der Geist der Zeiten die Würde höherer Befehlshaber umkleidete.

Flammenzeichen.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von E. Werner.

(Fortsetzung.)

Was ist denn wieder mit dem Stadinger?" fragte Hartmut, der, gleichfalls zur Jagd gerüstet, aus dem Schlosse trat und die letzten Worte des Gespräches hörte.

„Eine Dummheit allerersten Ranges hat er gemacht!" erklärte Egon. Aber du kam er übel an bei dem „ältesten Diener des fürstlichen Hauses", der sich liebeleidigt aufrichtete.

„Halten zu Gnaden, Durchlaucht, ich habe die Dummheit nicht gemacht."

„Meinst Du vielleicht, daß ich sie gemacht habe?"

Stadinger guckte seinen Herrn scharf von der Seite an, dann entgegnete er bedächtig:

„Das weiß ich nicht, Durchlaucht — aber es kann schon sein."

„Du bist ein Grobian!" rief der Fürst hitzig.

„Dafür bekannt im ganzen Walde, Durchlaucht."

„Komm, Hartmut, mit dem alten Brummbär ist doch nichts anzufangen!" sagte Egon halb ärgerlich, halb lachend. „Erst bringt er mich in Angelegenheiten, und dann kanzelt er mich noch obendrein ab. Gnade Dir Gott, Stadinger, wenn Du mich öfter solche Berichte erstattest!"

Damit ging er in Begleitung Rojanows zum Wagen und stieg ein. Stadinger aber blieb in strammer Haltung stehen und erhielt vorschriftsmäßig nur „respektvoll", denn der Respekt war die Hauptsache. Deshalb fiel es ihm indessen nicht ein, nachzugeben, das mußte Seine Durchlaucht Fürst Egon thun, er kam nun einmal nicht auf gegen seinen Peter Stadinger.

Egon war gleichfalls dieser Meinung, als er seinem Freunde während der Fahrt das Vorgefallene erzählte und mit komischer Verzweiflung schloß:

„Nun kannst Du Dir denken, welcher Empfang bei der Allergnädigsten mir bevorsteht! Sie hat es jedenfalls errathen, daß ich sie von Rodeck fernhalten wollte, meine Moral ist allerdings gerade in ihren Augen, aber auf Kosten meiner Bluthetzschaft."

Hartmut, thr' mir den Gefallen und laß Deine ganze Liebenswürdigkeit gegen meine hochverehrte Tante los! Mache nöthigen falls ein Gedicht auf sie, als Bißtableier, sonst trifft mich der Strahl des allerhöchsten Zornes!"

„Nun, ich dächte, Du wärst ziemlich wetterfest in diesem Punkte," spottete Hartmut. „Man hat Dir schon öfter solche Streiche verzeihen müssen. — Die Herzogin und die jüngeren Damen werden der Jagd also zu Pferde beiwohnen?"

„Gewiß, im Wagen ist ja nicht viel davon zu sehen. Weißt Du übrigens, daß Frau von Wallmoden vorzüglich reitet? Ich begegnete ihr vorgestern, als sie mit ihrem Schwager, dem Oberforstmeister, von einem Spaziergitte zurückkam."

„Ah so! Nun, dann weiß man also, wo der Platz des Fürsten Adelsberg heut ausschließlich sein wird."

Egon, der beanem zurückgelehnt saß, richtete sich auf und sah seinen Freund forschend an.

„Bitte, nicht so spöttisch! Du bist allerdings nicht so häufig in der Nähe der besagten Dame zu finden und trägst sogar eine gewisse Zurückhaltung zur Schau, aber ich kenne Dich viel zu genau, um nicht zu wissen, daß wir nur zu sehr einer Meinung sind."

„Und wenn das wäre — würdest Du es mir als einen Bruch der Freundschaft auslegen?"

„In diesem Falle nicht, wo das Ziel uns beiden unerreicht bar ist."

„Unerreichbar?" — um die Lippen Rojanows spielte wieder jenes unheimliche Lächeln.

STANFORD LIBRARIES

Digitized by Google

„Ja, Hartmut," sagte der junge Fürst, halb ernst, halb scherzend, „das ‚schöne kalte Nordlicht', wie Du es getauft hast, bleibt seiner Natur getreu. Es steht gern und unnahbar am Horizont und das Eismeer, aus dem es emporsteigt, ist nicht zu durchbrechen. Die Frau hat eben kein Herz, sie ist jeder leidenschaftlichen Empfindung unzugänglich und das giebt ihr diese beneidenswerthe Sicherheit. Gestehe es nur, hier scheitert auch Deine sonstige Allmacht, der Eisbanch hat Dich erkältet und darum hältst Du Dich jetzt fern."

Hartmut schwieg, er dachte an jene Minuten im Thronzimmer, wo er um die „glutblaue" Blüthe bat. Sie war ihm verweigert worden, aber Eisbanch war es nicht gewesen, was damals von der jungen Frau ausging, als sie unter dem Blick des Bittenden erbebte. Er hatte sie seitdem fast täglich gesehen, genaht war er ihr nur selten, aber er wußte doch, daß er sie nach wie vor in seinem Banne hielt.

„Und trotzdem komme ich nicht los von dieser thörichten Schwärmerei," fuhr Egon mit einem halb trämerischen Ausdruck fort. „Wir ist es immer, als könnte da einmal Gluth und Leben aufstrahlen und die Schneeregion in eine blühende Welt verwandeln. Wenn Wotheid von Wallmoden noch frei wäre — ich glaube, ich wagte den Versuch."

Rojanow, der wie in Gedanken verloren in den noch vom Frühnebel verschleierten Wald hinausblickte, wandte sich jäh und heftig um.

„Welchen Versuch? Soll das etwa heißen, daß Du ihr Deine Hand anbieten würdest?"

„Du entsetzest Dich ja förmlich darüber!" rief der Fürst laut auflachend. „Das meinte ich allerdings. Ich habe keine Vorurtheile gegen die ‚Industrie' wie meine allergnädigste Tante, der eine solche Möglichkeit allerdings Krämpfe zuziehen würde, und Du scheinst merkwürdigerweise ebenso zu empfinden. Nun, Ihr könnt Euch beide beruhigen. Seine Excellenz der Herr Gemahl hat sich den Preis bereits gesichert und der weiß sicher seine Büthchmuelt mit seinem langweiligen Diplomatengesichte — über der Mann hat ein beneidenswerthes Glück gehabt!"

„Man soll niemand vor seinem Tode glücklich preisen!" sagte Hartmut halblaut.

„Eine sehr weise Bemerkung, nur ist sie nicht ganz neu. Aber Du hast manchmal etwas in Deinen Augen, was geradezu erschrecken kann. Nimm es mir nicht übel, Hartmut, aber in diesem Augenblick sahst Du wie ein Dämon aus!"

Rojanow blieb die Antwort schuldig. Die Jahrstraße verlief jetzt den Wald, drüben wurde Fürstenfeld sichtbar, wo die breyzische Fahne im Morgenwinde flatterte, und eine halbe Stunde später rollte der Wagen in den Schloßhof, wo ein bewegtes Leben herrschte. Die ganze Dienerschaft war auf den Beinen, Reitpferde und Wagen standen bereit und der größte Theil der zur Jagd Geladenen war bereits eingetroffen.

Zur festgesetzten Stunde erfolgte der Aufbruch, und in dem hellen Schein der Sonne, die jetzt den Nebel durchbrach, bot der Jagdzug, der sich den Schloßberg hinabbewegte, ein glänzendes Bild. An der Spitze der Herzog und seine Gemahlin, dann das zahlreiche Gefolge und die ganze Schar der Gäste, die jüngeren Damen gleichfalls zu Pferde, das Jagdpersonal, soweit es den Zug begleitete, in voller Gala — so ging es hinein in den sonnigen Herbstmorgen, in die Wälder und Höhen des Jagdrevieres, wo es bald lebendig wurde. Von allen Seiten knallten die Schüsse, das stiebende Wild brach bald einzeln, bald in Rudeln durch das Dickicht oder jagte über die Lichtungen hin, um schließlich doch von der Kugel ereilt zu werden, und die sonst so stillen Waldgründe hallten wieder von dem Lärm des Weidwerks.

Der Oberforstmeister hatte das ganze Forstpersonal der Umgegend aufgeboten und die Anordnungen vorzüglich getroffen, so daß es Ehre einlegte mit seiner Leitung der Jagd, der kein Unfall trübte. Gegen mittag fand die Zusammenkunft in Buchenau statt, einem kleinen herzoglichen Jagdhause, das mitten im Walde lag und bei etwaiger ungünstiger Witterung eine Unterkunft bieten konnte. Das war nun heute nicht nöthig, denn das Wetter war prachtvoll geworden, nur etwas zu heiß für einen Oktobertag. Die Sonne brannte förmlich nieder und machte sich geradezu lästig bei dem Frühstück, das im Freien eingenommen wurde.

Sonst aber ging es sehr heiter und zwanglos zu, und auf der weiten, grünen Wiese, an deren Saum Buchenwald lag, entwickelte sich ein lustiges Treiben. Die ganze Jagdgesellschaft war hier versammelt. Der Herzog, der heut besonders glückliches Treffen gewesen war, befand sich in allerbester Laune, der Herzogin plauderte lebhaft mit den sie umgebenden Damen und der Oberforstmeister strahlte vor Vergnügen, denn der Fürst hatte ihm in schmeichelhaftester Weise seine Zufriedenheit ausgesprochen.

Frau von Wallmoden, die sich in der Nähe der Herzogin befand, war auch heute der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit, war sie doch unbedingt die schönste von all den Damen, die mit des Herzen schimmers und der reichen Toilette bedurften, um ihr zu sein. Hier, im hellen Glanze der Mittagssonne, in dem einfach dunklen Reitkleide, das keine Farben und keinen Schmuck erlaubte, erblickte so manche sonst vielbewunderte Erscheinung, nur die junge Frau behauptete sich siegreich in dieser Umgebung. Ihre hohe, schlanke Gestalt war wie eigens geschaffen für diese Tracht und die blendende Frische ihrer Haut, das matt schimmernde Blond der Haare kamen im Tageslichte noch mehr zur Geltung, als bei jenem Abendfeste. Ueberdies hatte sie sich inzwischen das geübte Reiterin gezeigt, die ebenso leicht wie sicher zu Pferde saß; kurz das schöne „Nordlicht", wie Frau von Wallmoden zu auch in den Hofkreisen hieß, da Fürst Woldsberg den Namen ausgeplaudert hatte, wurde von allen Seiten bewundert und dies um so mehr, als man wußte, daß es für einige Wochen verschwinden würde.

Der Gesandte hatte gestern seiner Gemahlin mitgetheilt, daß seine diplomatischen Geschäfte allerdings beendigt seien, daß er aber seine Anwesenheit in Norddeutschland benutzen werde, um sich von den Stahlwerksherren Industriewerken zu begeben. Man plante drei bedeutende Veränderungen, neue Einrichtungen, über die jetzt endgültig Beschluß gefaßt werden sollte, und Wallmoden, als Testamentsvollstrecker und Vormund des Erben, hatte eine entscheidende Stimme dabei. Seine Anwesenheit bei den Sitzungen war unerläßlich, er hatte bereits von seiner Regierung den nöthigen Urlaub erhalten und den Herzog seine verspätete Rückkehr gemeldet. Gleichzeitig stellte er es seiner Gattin frei, zu Fürstenstein zu bleiben oder mit ihm die Reise nach ihrer Heimath zu machen, wenn sie wünschte ihren Bruder wiederzusehen; jetzt, nach vollen vierzehn Tagen, konnte ihre Abreise ja nicht mehr „mißdeutet" werden. Die junge Frau hatte sofort das letztere gewählt und der Herzogin bereits mitgetheilt, daß sie morgen abreisen werde.

Prinzessin Sophie war mit ihrer Hofdame und den älteren Damen zu Wagen nach Buchenau gekommen und weinte mehr vor allen Dingen, ihres durchlauchtigsten Neffen habhaft zu werden. Aber dieser entwickelte ein ungtaubliches Geschick, sich ihr zu entziehen. Er war überall, nur nicht in der Nähe seiner fürstlichen Tante, bis diese endlich die Geduld verlor und einen der Herren befahl, den Fürsten Adelsberg zu ihr zu rufen. Diesen Befehl mußte Egon nun allerdings nachkommen, aber er gebrauchte die Vorsicht, seinen „Bluhadeiter" mit sich zu nehmen: Rojanow war an seiner Seite, als er vor die Prinzessin trat.

„Nun, Egon, bekommt man Sie wirklich einmal zu Gesicht?" lautete der nichts weniger als gnädige Empfang. „Sie scheinen ja heut von allen Seiten in Anspruch genommen zu sein."

„In dem Dienste meiner allergnädigsten Tante bin ich immer bereit," erklärte Egon, aber die Liebenswürdigkeit half ihm nichts, die Prinzessin maß ihn mit einem vernichtenden Blick.

„Soweit Ihnen der Ritterdienst bei Frau von Wallmoden Zeit dazu läßt! Sie wird dieser Ritterlichkeit ein glänzendes Zeugniß ausstellen, wenn sie zu ihrem Gemahl kommt — Sie kennen ihn ja wohl auch näher?"

„Gewiß, ich schätze ihn hoch, als Menich, als Diplomat und Excellenz, Hoheit dürfen mir das glauben."

„Ich glaube Ihnen unbedingt, Egon, Ihre Wahrheitsliebe ist für mich oft aber allen Zweifel erhaben," sagte die Dame mit deutlichster Ironie. „Dabei fällt mir ein, ich sprach vorgestern zu kältig den Schloßhauptmann von Nodeck, den alten Stadinger, der noch sehr rüstig ist für seine Jahre."

„Er leidet aber sehr an Gedächtnißschwäche," beeilte sich der junge Fürst zu versichern. „Stadinger vergißt leider alles — nicht wahr, Hartmut? — er weiß heute nicht mehr, was er gestern leidhaftig gesehen hat."

„Ich fand im Gegentheil, daß sein Gedächtniß noch sehr frisch war, überdies ist er der ältteste und treueste Diener Ihres Hauses, zuverlässig, umsichtig —"

„Und grob!" fiel Egon seufzend ein. „Hoheit, Sie haben keine Ahnung von der unendlichen Grobheit, die in diesem Peter Stadinger

wohnt. Er imaginiert mich und Herrn Rojanow förmlich, ich habe wirklich schon daran gedacht, ihn zur Ruhe zu setzen."

Er dachte natürlich nicht im Traume daran. Seine Durchtauchte hatten sich gebläht, dem Peter Stadinger einen solchen Vorschlag zu machen, und wären auch übel damit gefahren; aber Prinzessin Sophie, die in dem Ruse stand, sehr hochmüthig und unnachsichtig gegen ihre Diener zu sein, huldigte diesmal einer sehr milden Auffassung.

„Das sollten Sie unterlassen," bemerkte sie. „Einem Manne, der schon der dritten Generation der fürstlichen Familie dient, kann man immerhin etwas nachsehen, besonders im Angesicht der doch etwas genialen Wirthschaft, welche die jungen Herren da in Rodeck führen. Es scheint, man sieht dort nicht gern Gäste, sondern zieht die Einsamkeit vor."

sich schleunigst wieder in die Nähe der Herzogin, das heißt zu Frau von Wallmoden begeben, wo er sich entschieden besser zu be finden schien, als bei seiner allergnädigsten Tante.

Nach beendigtem Frühstück wurde das Weidewerk fortgesetzt, es galt noch ein Jagen auf Hochwild, das mit erneutem Eifer begonnen wurde. Aber in den Nachmittagsstunden änderte sich das bisher so sonnig klare Wetter; der Himmel umschleierte sich nach und nach völlig, dabei blieb es warm, beinahe schwül und im Westen stieg eine schwere Wolkenwand auf. Es sah aus, als bereite sich eins von den Spätgewittern vor, die in dieser Jahreszeit bisweilen über den „Wald" hinzogen.

Die Herzogin hatte mit einem Theil ihrer Umgebung ihren Standpunkt auf einer Anhöhe genommen, die aufscheinend den

Im Frühling. Zeichnung von R. Püttner.

„Ach ja, die Einsamkeit!" sagte Egon gefühlvoll. „Sie thut so wohl nach dem stürmischen Reisefieber und wir genießen sie in vollen Zügen. Ich beschäftige mich hauptsächlich — "

„Mit der Zähmung Ihrer wilden indischen Raubthiere," schaltete die Prinzessin boshaft ein.

„Nein, mit — mit meinen Reiseerinnerungen, die ich heraus- geben beabsichtige, und Hartmut dichtet schwermuthsvolle Lieder. Er hat jetzt gerade den Balladenstoff unter der Feder, auf den ihn Hoheit aufmerksam machten."

„Wie, Herr Rojanow, haben Sie diesen Stoff wirklich be- nutzt?" fragte die fürstliche Dame, deren Gesicht unpläglich vollen Sonnenschein zeigte, als sie sich zu dem jungen Dichter wandte.

„Gewiß, Hoheit, ich bin Ihnen sehr dankbar für den Wink," sagte Hartmut, der keine Ahnung mehr hatte, wovon die Rede war, der aber doch merkte, daß er jetzt in Thätigkeit treten mußte. „Das freut mich; ich liebe die Poesie und fördere sie bei jeder Gelegenheit."

„Und mit welchem Verständniß!" rief Egon begeistert, be- nutzte aber schleunigst die Gelegenheit, zu entrinnen, indem er seinen Freund als Opfer zurückließ, der denn auch einem sehr langen poetischen Gespräche standhalten mußte. Der Fürst selbst hatte

beiden Ueberblick gewährte, bald aber nahm die Jagd eine andere, unerwartete Wendung und die Zuschauer schickten sich an, zu folgen. Dabei hatte Frau von Wallmoden einen kleinen Unfall, der Sattelgurt ihres Pferdes zerriß plötzlich, und nur die Geistes- gegenwart, mit der sie rasch aus dem Bügel zur Erde sprang, bewahrte sie vor dem Falle. Die Fortsetzung des Rittes war freilich nicht möglich, denn wenn die begleitenden Diener der Dame auch ein Pferd hätten abtreten können, so war doch kein anderer Damensattel zu beschaffen. Sie mußte deshalb auf die weitere Theilnahme verzichten und wollte zu Fuß nach Buchenеck, wohin einer der Leute das Pferd führen sollte.

Adelheid hatte den Diener vorausgehen lassen und verweilte noch auf der Anhöhe, wo es still und einsam geworden war. Es schien fast, als sei ihr der Unfall willkommen gewesen, der sie der Nothwendigkeit überhob, der Jagd bis zum Schlusse beizuwohnen. Es ist so immer eine Erleichterung, wenn man die Maske fallen lassen kann, die alle Welt täuscht, und aufathmen in der Einsam- keit, wäre es auch nur, um zu fühlen, wie schwer man an jener Maske getragen hat.

Wohin war die kalte, stolze Ruhe gekommen, mit der die junge Frau vor wenigen Monaten an der Hand ihres Gatten

die neue Heimath betrat! Zeigt, wie sie sich allein und unbeobachtet wußte, sah man es deutlich, daß sie eine ganz andere geworden war. Jener wolkenartige Zug, der sie ihrem Vater so ähnlich machte, hatte sich noch geschärft und verliefe, aber daneben prägte sich noch ein anderer, ein Schmerzenszug aus, wie bei einem Menschen, der mit geheimer Qual und Angst zu ringen hat. Die blauen Augen hatten den kühlen, leidenschaftslosen Blick verloren, es lag ein tiefer Schatten darin, der auch von Kampf und Qual erzählte, und das blonde Haupt senkte sich, wie unter einer unsichtbaren schweren Last.

Und doch athmete Adelheid auf bei dem Gedanken, daß dieser Tag der letzte war, den sie in Fürstenstein verleben sollte. Morgen um diese Zeit war sie schon weit weg, vielleicht gab es in der Ferne Rettung vor der dunklen Gewalt, gegen die sie nun schon wochenlang so ungestwoll und so verzweifelt kämpfte, vielleicht wurde es besser, wenn sie nicht Tag für Tag diese Augen sah und diese Stimme hörte. Wenn sie den Bannkreis entfloh, mußte auch der Zauber brechen, und jetzt endlich durfte sie fliehen — Gott sei Dank!

Der Lärm der Jagd verklang in immer weiterer Ferne und verstummte endlich ganz; aber in den Wälde, der die Anhöhe dicht umzog, ließen sich jetzt Schritte vernehmen und mahnten die junge Frau, daß sie nicht mehr allein sei. Sie wollte gehen, doch in den Augenblick, wo sie sich umwandte, trat der Nahende schon zwischen den Bäumen hervor — Hartmut Rojanow stand ihr gegenüber.

Die Begegnung war so plötzlich und unerwartet, daß die Selbstbeherrschung Adelheids nicht davor standhielt. Sie wich zurück, bis an den Stamm des Baumes, unter dessen Zweigen sie vorhin gestanden hatte, als wüßte sie dort Schutz suchen vor dem Manne, dem sie entgegenzog mit starrem, angstvollem Blick, mit dem Blick des verwundeten Wildes, das den Jäger kommen sieht.

Rojanow schien das nicht zu bemerken. Er grüßte und fragte hastig: „Sie sind allein, Excellenz? Der Unfall hat doch keine schlimmen Folgen gehabt?“

„Welcher Unfall?“

„Es hieß doch, Sie seien gestürzt mit dem Pferde.“

„Welche Hedetreibung! Nur das Sattelzeug ist gerissen, aber ich bemerkte es noch rechtzeitig und sprang aus dem Bügel, während das Thier ruhig stehen blieb — das ist der Unfall.“

„Gott sei Dank! Ich hörte etwas von einem Sturze, einer Verletzung, und da Sie nicht wieder bei der Jagd erschienen, so fürchtete ich —“

Er hielt inne, dem Adelheids Blick sagte ihm deutlich, daß sie dem Vorwande nicht glaube; er konnte jedenfalls ganz genau den Herzzug und halte erfahren, warum und wo man Frau von Wallenden zurückgelassen hatte, die jetzt allmählich ihre Fassung wiedergewann.

„Ich danke Ihnen, Herr Rojanow, aber Ihre Besorgniß war wirklich überflüssig,“ sagte sie kalt. „Sie hätten sich selbst denken können, daß die Herzogin und die anderen Damen mich bei einem wirklichen Unfall nicht bilflos im Walde zurückgelassen hätten. Ich bin eben auf dem Wege nach Buchenek.“

Sie wollte an ihm vorüberschreiten, er verwiegte sich und trat einen Schritt seitwärts, wie um sie vorbeizulassen, dabei aber sagte er leise: „Gnädige Frau — ich habe noch um Verzeihung zu bitten!“

„Verzeihung — wofür?“

„Für eine Bitte, die ich unbedachtsamerweise aussprach und nun so hart büßen muß. Ich hat ja nur um eine Blume, ist denn das ein so schweres Vergehen, daß man wochenlang darüber zürnen kann?“

Adelheid war stehen geblieben, saß ohne es zu wissen. Sie war wieder im Banne dieser Augen, dieser Stimme, die sie magnetisch festbielten.

„Sie sind im Irrthum, Herr Rojanow,“ entgegnete sie. „Ich zürne Ihnen nicht.“

„Nicht? Und doch ist es wieder der eistalte Ton, den ich stets hören mußte, wenn ich sein einer Stunde es wagte, Ihnen zu nahen, und doch haben Sie selbst das Wort kennengelernt, für das ich mir ein Zeichen erbat. Sie waren so anwesend, als ich es im Fürstenstein vorlas. Meine Arianna' wurde überschwenglich gelobt von allen Seiten, nur aus Ihrem Munde vernahm ich kein Wort, kein einziges — werden Sie es mir auch jetzt verweigern?“

„Ich dächte, wir wären heut auf der Jagd,“ sagte Adelheid mit einem Versuche auszuweichen, „da ist doch nicht Zeit und Ort, um über poetische Werke zu sprechen!“

„Wir haben beide die Jagd verlassen und sie geht ja nun dem Rodeder Gebiet hinüber. Hier ist am Waldrandsaume! Sehen Sie dieses herbstliche Land, das so schwermuthvoll an die Vergehen mahnt, dies schweigsame Gewässer da unten, diese Gewitterwolken in der Ferne — ich glaube, es liegt unendlich viele Poesie darin, als in den Sälen von Fürstenstein.“

Er wies in die Landschaft hinaus, die sich vor ihnen aus breitete, aber nicht mehr in dem hellen Sonnenglanze, der an langen die Jagd begünstigt hatte, sondern in den trüben Tinten einer dicht verschleierten Himmels, das selbst das bunte Laubgewand der Waldberge matt und welk erscheinen ließ.

Man sah weit hinaus in diese Berge, die, zu beiden Seiten zurücktretend, den Blick in die Ferne frei ließen, aber das endlose Meer von Waldwipfeln, das vor wenigen Wochen noch so grün und duftig im Winde wogte, trug jetzt die Farbe des Herbstes. Vom dunklen Braun bis zum leuchtenden Goldgelb schimmerte es nah und fern in allen Schattirungen, und dazwischen leuchtete es rosh aus den Gebüschen. Das Herbstlaub lauh schmückte sich noch ein mal mit trügerischer Pracht, aber es war doch nur die Farbe des Vergehens und Verwelkens, es war zu Ende mit dem Leben und Blühen!

Tief im Grunde lag ein kleiner Waldsee, der, dunkel und regungslos, zu träumen schien in dem Kranze von Schilf und Riedgras, der ihn umgab. Er glich so seltsam einem anderen Gewässer, das fern in Norddeutschland im einsamen Fohrenwalde lag — dem Burgsdorfer Weiher — und wie dieser erdigte es in einer Wiese, auf der üppiges Gras winkte, genahrt von den Sumpf- und Moorboden, der sich tückisch darunter verbarg und der Unkundigen rettungslos in seine Tiefe zog. Er schien schon jetzt im Tageslicht, Nebel und Dämmerung auszuathmen, und wenn die Nacht niederfuhr, begannen wohl auch hier die Irrlichter ihr geisterhaftes Spiel.

Am Horizont aber, wo bei klarer Witterung die Gipfel des Hochgebirges sichtbar waren, thürmte sich eine dunkle Wolkenwand gewitterhaft auf. Noch stand sie in weiter Ferne, aber ihr dumpfer, schwüler Hauch lagerte bereits über dem Walde, und bisweilen zuckte ein fahles Leuchten aus ihrem Schoße auf.

Adelheid hatte Hartmuts Frage nicht beantwortet, sie sah noch immer in die Landschaft hinaus, am nicht in das Antlitz des Mannes sehen zu müssen, der ihr gegenüber stand, und doch fühlte sie den dunklen, verzehrenden Blick, der auf ihren Gesichte ruhte. Wie sie ihn stets gefühlt hatte in den letzten Wochen, sobald Rojanow in ihrer Nähe war.

„Sie gehen zu morgen fort, gnädige Frau,“ hob er wieder an. „Aber weiß, wann Sie zurückkehren, wann ich Sie wiedersehe. Darf ich wirklich nicht um Ihr Urtheil bitten, nicht fragen, ob mein Werk Gnade gefunden hat vor den Augen — Ihnen?“

Das war wieder ihr Name auf seinen Lippen, wieder jener weiche, verschleierte und doch so leidenschaftliche Klang, den sie fürchtete, und den sie doch lauschte wie einer Zaubermelodie. Adelheid fühlte, daß es hier kein Entrinnen und keine Flucht mehr gab, sie mußte der Gefahr ins Auge sehen. Langsam wandte sie sich dem Fragenden zu, aber ihr Antlitz verriet, daß sie entschlossen war, den schweren Kampf auszufechten — den Kampf mit sich selber.

„Sie treiben ein seltsames Spiel mit diesem Namen, Herr Rojanow,“ sagte sie ernst und stolz. „Er stand über dem Gedichte, das mir in der letzten Woche auf räthselhafte Weise zugestellt wurde, von fremder Hand, ohne Unterschrift —“

„Und das Sie trotzdem gelesen haben?“ fiel er triumphirend ein.

„Ja — und verdammt!“

„Verdammt?“ Aus Hartmuts Augen zuckte wieder jener unheimliche Blick, der selbst Cyon erschreckt und ihn den Ausruf entrissen hatte: „Du siehst aus wie ein Dämon!“ Sie dämmten sich wieder wild auf, die Dämonen des Hasses und der Rachsucht gegen den Mann, der ihn so tödlich beleidigt hatte und der es tödlich dafür treffen wollte, und doch liebte er diese Frau, wie der Sohn Zalikas eben lieben konnte, mit wilder, verzehrender Leidenschaft. Aber was er in diesen Augenblick empfand, das war mehr denn Hasse als der Liebe verwandt.

„Das arme Wort!“ sagte er mit unverhohlter Bitterkeit. „Also den Flammentod hat es erlitten — es hätte vielleicht ein besseres Los verdient.“

„Dann hätten Sie es mir nicht senden müssen. Ich will und darf nicht solche Poesien annehmen.“

„Sie dürfen nicht, gnädige Frau? Es ist die Huldigung eines Dichters, die er einer Frau zu Füßen legt, das ist sein Recht gewesen zu allen Zeiten — und niemand darf es wagen, auch Sie ihm anzufechten.“ Die Worte kamen nur halblaut, aber so heiß und leidenschaftlich von seinen Lippen, daß Adelheid erbebte.

„So huldigen Sie den Frauen Ihrer Heimath in solchen Worten!“ sagte sie. „Eine deutsche Frau verletzt sie nicht.“

„Sie haben sie aber doch verstanden!“ stieß Hartmut stürmisch hervor. „Und Sie verstanden auch die Gluth und Flammenschrift meiner Worte, die über alles Menschenbindungen hin dem Sieg davontragt. Ich habe es gesehen an jenem Abende, wenn Sie mit auch aufscheinend kalt den Rücken wandten, während alle anderen mich mit Bewunderung überschütteten. Täuschen Sie sich nicht, Ada! Wo der göttliche Funke in zwei Seelen fällt, da flammt er auf, im hellen Süden wie im kalten Norden, und er flammt so in uns beiden! In diesem Feuerathem streben Welle und Kraft, er sichtet alles aus, was gewesen, und was bleibt, prüft als die heilige, lodernde Flamme, die noch leuchtet und begläckt, selbst wenn sie vernichtet. Sie fliehen mich, Ada, ich weiß es, versuchen Sie nicht, es mir abzuleugnen, und ich — ich liebe Sie grenzenlos!“

Er stand vor ihr, in dem leidenschaften Triumph des Siegers, und seine düstere, dämonische Schönheit war vielleicht noch nie so berauschend gewesen wie jetzt, wo die Glutth, die in seinen Worten lag, auch aus seinen Augen, seinem ganzen Wesen hervorbrach. Und er sprach so die Wahrheit! Die Frau, die da so todtenblich am Stamme des Baumes stehe, liebte ihn, wie nur eine reine stolze Natur lieben kann, die bisher in dem Wahne gelebt hat, ihre Empfindungen würden ewig in dem Schlummer liegen, den die Welt Herzenskälte nannte. Jetzt sah sie sich erwacheud einer Leidenschaft gegenüber, die ein unfreiwilliges Echo in ihrer eigenen Brust fand, jetzt umwebte auch sie jener Flammenathem mit seinen verfengenden Gluthen — sie Bebte.

„Verlassen Sie mich, Herr Rojanow — auf der Stelle!“ sagte Adelheid. Es klang halb erstickt, fast unhörbar, und es wurde einem Mann gesagt, der nicht gewohnt war, zu weichen, wo er sich bereits als Sieger fühlte. Er wollte ihr heftig näher treten — und dieß plötzlich stehen. Es lag etwas in den Augen, in der Haltung der jungen Frau, was ihn trotz alledem in Schranken hielt, aber er sprach wieder ihren Namen aus mit seinem Tone, dessen Macht er am besten kannte: „Ada!“

Sie schmerzte zusammen und machte eine abwehrende Bewegung.

„Nicht diesen Namen! Für Sie bin ich nur Adelheid von Wallmoden — ich bin vermählt. Sie wissen es!“

„Vermählt an einen Mann, der an der Schwelle des Greisenalters steht, den Sie nicht lieben und der Ihnen keine Liebe geben konnte, selbst wenn er noch jung wäre. Diese kalte, berechnende Diplomatenmaske kennt ja keine Regung der Leidenschaft. Der Hof, seine Stellung, sein Auftreten ist ihm alles, sein Weib ist ihm nichts, er prahlt höchstens mit dem Besitze eines Kleinodes, das er nicht zu schätzen weiß und für das andere ihre Seligkeit hingeben würden.“

Adelheids Lippen zuckten — sie wußte nur zu sehr, daß er recht hatte, aber sie antwortete nicht.

„Und was bindet Sie denn an diesen Mann?“ fuhr Rojanow noch dringender fort. „Ein Wort, ein einziges Ja, das Sie uns sprechen, ohne seine volle Bedeutung, ohne sich selbst zu lauschen. Soll es Sie binden für das ganze Leben, soll es uns beide elend machen? Nein, Ada, die Liebe, das einzige unsterbliche Recht des Menschenherzens, bengt sich nicht davor. Mögen die Menschen es Schuld, mögen sie es Verbrechen nennen, wir stehen mit einmal unter diesem Verhängniß und müssen ihm folgen, ein Gesetz zwingt uns nicht!“

Fern am Horizont blitzte es auf mit so grellem, blendendem Lichte, daß der Wiederschein auch über die Höhe hinflammte. Hartmut stand nur einen Augenblick lang in diesem Scheine, er war fast so ganz der Sohn seiner Mutter, ihr zum Sprechen ähnlich, schön und verderbenbringend, wie sie es gewesen war. Aber war es jener Blitz, der Adelheid zur Besinnung brachte, oder hatte er ihr das dämonische Feuer gezeigt, das in den Augen vor ihr loderte, sie wich mit dem Ausdruck unverhohlenen Grauens zurück.

„Ein feierlich gegebenes und empfangenes Wort ist ein Schwur,“ sagte sie langsam, „und wer es bricht, der bricht seine Ehre!“

Hartmut zuckte zusammen, sah und grell wie jener Blitz flammte eine Erinnerung in seiner Seele auf, die Erinnerung an jene Stunde, wo auch er ein feierliches Wort, ein Ehrenwort gegeben und — gebrochen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüthen.

Des Deutschen Reiches zweiter Kanzler. (Zu dem Bildniß S. 229.) Zwei beinahe zwanzig Jahren steht unser junges Deutsches Reich aufgerichtet, geachtet, wohl auch gefürchtet nach außen, verwachsend und sich festigend im Innern. Und diese ganze Zeit über war es ein Mann, der als des Reiches oberster Beamter Deutschlands Geschicke lenkte, der auf seinen Schultern eine riesige Geschäftslast und eine noch größere Verantwortung trug, und der die Farben der europäischen Politik in seiner wechselnden Hand kraft und Heft zusammenhielt — ein Mann, beispielhaft in der Geschichte unseres Volkes, beispielhaft fast in der Geschichte der Menschheit!

Es ist heute nicht mehr Kanzler des Deutschen Reiches! — Es ist nicht des Ortes, die Gründe und Stimmungen zu erörtern, die den Fürsten von Bismarck bewogen, seine Aemter in die Hände seines Kaisers zurückzugeben. Genug, er schied — und mit dummer Ehrfurcht schaut Europa auf den gewaltigen Mann, wie er hinausschreitet aus seinem Amtszimmer und die Thür hinter seinem politischen Leben schließt.

Aber die Welt hielt nicht still, auch wenn der große Mann freiwillig oder unfreiwillig die Hände sinken läßt. In den Palast an der Wilhelmstraße zu Berlin ein anderer seinen Einzug gehalten: Georg Leo von Caprivi de Caprara de Montecuccoli heißt des Deutschen Reiches zweiter Kanzler.

Mächtig war Bande schrecken, um das Best des scheidenden Kanzlers zu erschüttern, die Geschichte hat es fast noch ein unbeschriebenes Blatt. Ein Soldat, der ein Leben lang seinen Dienst mit Auszeichnung erfüllte, ein Mann, der auch in vertrauter vertrauten Verhältnissen einen klaren Kopf und eine kräftige Hand bewährt hat — das ist der Nachfolger eines Fürsten, der einem Jahrhundert seine andere Gestalt gab.

Georg Leo von Caprivi ist am 24. Februar 1831 zu Charlottenburg als Sohn des Oberstleutnants von Caprivi geboren. Er trat mit 18 Jahren in der Armee, war seine neun Jahre Stabsoffizierenant, kam aber bald in die Dienste des Generalstabs. Den Feldzug von 1866 hat er als Major im großen Generalstabe bei der 1. Armee (Prinz Friedrich Karl), den Krieg von 1870 als Chef des Generalstabs des X. Armeecorps mit gemacht. Als Abtheilungschef im preußischen Kriegsministerium hat er nach dem großen Kriege eine wichtige Stellung bekleidet und den großen militärischen und staatlichen Aufgaben des folgenden Jahrzehnts sich gewidmet. Dann folgten sich die höheren Kommandos der Brigade und der Division, bis ihn plötzlich — es war am 20. März 1883, genau sieben Jahre vor seiner Erhebung zum Reichskanzler — eine kaiserliche Ordre an die Spitze der Admiralität stellte. Fünf Jahre lang hat er diesen Posten bekleidet, dann aber ließ ihn Kaiser Wilhelm II. seinem Wunsche entsprechend in das Kundbrer zurücktreten und sah ihm das Kommando des 8ten Armeecorps, als dessen Generalfeldobrecht er einst im 8chsiger Kriege, besonders in den Tagen der Schlachten von Metz, ruhmvolle Dienste geleistet hatte. Und nun hat ihn ein neuer Willenswolk seines obersten Kriegsherrn von seinem Generalkommando zu Hannover weg auf die höchste Stelle berufen, die dem Deutschen Kaiser zu verleihen gegeben ist, auf den Platz von „des Deutschen Reiches Fahnenträger“.

Man findet, Caprivi habe Aehnlichkeit mit Bismarck, seine Binnengestalt, sein kaltsinniger, runder, spartam behandter Kopf mit seinem Schnurrbart und mit Hart anstadenden, kühlsinnigen Augenbrauen erinnern lebhaft an den „eisernen Kanzler“. Aeußer Beid bekämpft diese Aehnlichkeit, und sie mag, äußerlich wenigstens, dazu beitragen, den Uebergang zu erleichtern von des Reiches ersten zu seinem zweiten Kanzler.

Von der Insel Malta. (Mit Abbildung Seite 260.) Während der größte Theil unserer Binnenländischen sich die Riviera zum Reiseziel setzt, wählen andere, welche die weitere Reise und insbesondere die Ferne nicht zu scheuen haben, gern eine der Mittelmeerinseln als Zufluchtsstätte. Unter ihnen hat auf Nordsta das klassbreie Algerien eine stets wachsende Anziehungskraft erhalten, und nun folgt ihm Kanada mit seinen herrlichen Cypressenwäldern und seinen mildertrefflichen landschaftlichen Reizen. Sicilien ist im Rückgange begriffen; als vierte aber ist in den Bund dieser Inseln Malta eingetreten.

Ein starker Gegensatz zu allen Einbrücken, die man aus Italien mitbringt, das ist das erste, was den Ankommling in der maltesischen Hauptstadt Valetta auffällt. Eine italienische, mit arabischen Brocken gemischte Bevölkerung unter englischer Herrschaft! Statt des leichtfüßigen gewandten Bersaglieres mit seinem wallenden Federbusch, statt der schmucken Carabinieri in Frack und Dreimaster sehen man hier und da auf den Bastionen Gestalten aufspazieren, lang, schlank und rund wie eine Stange Siegellack, mit wollenem Helm auf dem Kopf — es sind die englischen Kolonialsoldaten. Die Bevölkerung, die uns am Hafen umdrängt, sprechen den barbarischen Dialekt, ein Gemisch von Italienisch und Arabisch, aber die flinken Bewegungen und ihren sandwerk Carossellen sind des Italienischen

vollständig mächtig. Statt einer Lira verlangen sie „un cillion“, und man muß sich erst bemühen, daß es ein Schilling sein soll. So wenig ist also im Verlauf von 90 Jahren der eroberten Insel angenommen worden.

Kein Wunder daher, daß der Versuch der Engländer, ihre Landessprache als Kunstsprache einzuführen, glänzend gescheitert ist. Nur für saubere Straßen und gutes Pflaster hat man überall gesorgt. Vier großeer Gasthäuser heben uns zur Bewunderung. Ihre innere Einrichtung ist nicht besser als die der italienischen Gasthöfe zweiten Ranges trotz des Fahrenheit-Thermometers, der sich im Speisezimmer drunden. Von diesem Instrument sich zu trennen, scheint dem Engländer geradezu unmöglich, während die meisten Nationen längst die in der Wissenschaft allein gebräuchliche hundertheilige Scala nach Celsius angenommen haben. Von hervorragender Güte ist die Verpflegung. Wer sich an die Knoblauchlosigkeit der italienischen Küche gewöhnt hatte, sieht hier mit Verwunderung, wie der englische Magen vertragen kann. Für den Pensionspreis von 8 bis 10 Shilling täglich erhält man außer Wohnung 3 Mahlzeiten, die in der Regel um 9, 1 und 6 Uhr stattfinden. Schon das erste Frühstück, welches neben Thee aus verschiedenen Eierspeisen, gebackenen Fischen und gebratenem Fleisch besteht, giebt uns eine Idee von dem, was wir weiterhin zu erwarten haben, und in der That kann damit auch der verwöhnteste Geschmack und der ausgesprochenste Heißhunger befriedigt werden.

Das Klima von Malta hat seine Licht- und Schattenseiten. Im eigentlichen Sommer sind Hitze und Kühlung unerträglich, und wer irgend kann, verläßt dann die Insel. Dieser Zustand dauert an bis in den September hinein, wo noch einzelne Stöße des schlafsüchten Sirocco die Insel treffen. Dann kommen die Herbstregen, die, vom meisten Mallboden begierig aufgesogen, den Staub löschen; die hochgradige Wärme mäßigt sich, bleibt aber immer auf einer für den Nordländer ganz behaglichen Stufe. Bereits für San Remo die mittlere Temperatur der 3 Wintermonate 9°,7, für Nizza 11°, für Palermo 11°,7, so erhebt sie sich für Valetta auf 13°,2° C., und dabei sind die täglichen Wärmeschwankungen, der Kamdes Inselklimas entsprechend, sehr unbedeutend. Gegen Mitte des Winters erfolgen neue Regenzüsse oft von tropischem Charakter, und von da bis in das Frühjahr hinein leidet die Insel unter ihren beständigen Südwestwinden, die gegen die Nordwinde. Man sieht, daß die gute Zeit Maltas für Badende, insbesondere für Brustkranke, auf Anfang Oktober bis Mai Reisende beschränkt.

Ein sehr wesentlicher Nachtheil Maltas ist die Schmutzlosigkeit. Die dringenden Bedürfnisse, sich überall gegen die Sonne zu schützen, entspricht die allgemeine Tracht der Frauen, welche unsere Abbildung veranschaulicht, die Faldetta, ein schwarzseidener Kopfüberwurf, einer Schürze vergleichbar, kein oberer zusammengegrafter Theil über dem einen Ohr sitzt, während der untere malerisch über den Kopf herabfällt, das Gesicht schützend und wie in einen schwarzen Rahmen einfassend. Es bot hier am Gestade des Mittelmeeres der gewöhnliche Schmuck jeder der holzgeschnitzten Balkone ein willkommenes Motiv, um in S. Antonio, im Garten des Gouvernements, der 3 Kilometer vor der Stadt entfernt ist, Ernst in man überall darauf angewiesen, zwischen grasgrünen Bäumen und Mauern auf den bloßen Kies aufgeworfenen Straßen zu wandeln, und oft genug mit und der Rosenduft in den weiten luftigen Zimmern des Gasthofs den Lustgenuß im Freien ersetzen.

Hermann Reiners.

Maltesein mit der Faldetta.

Kleiner Briefkasten.

E. B. in T. Die Güte und der Glanz des Papiers kennt man Salmiem bei: derselbe ist in den der „Illustrirten“ wie den allen illustrirten Blättern nothwendig, und auf dieser Seite ein guter Druck der Bilder ermöglicht werden kann. Den dem über Verdienden Glanz des Papiers ist übrigens sehr leicht abzuhelfen, wenn man die obere Seite des Blattes gegen das Licht etwas schräg.

Vorausdirige Abonnentin in Berlin. Ihre derartige Anfrage für künftig erfolgenden Fällen ist das Redaktionsbüro der Stadt Leipzig. Bezug unseren Artikel in Heften 2 der „Illustrirten“ 1868.

Professor Bock's Kleine Gesundheitslehre. Ein Volksbuch in neuer Bearbeitung.

In den unterzeichneten Verlage ist soeben erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

Kleine Gesundheitslehre.

Zum Kennenlernen, Gesunderhalten und Gesundmachen des Menschen.

Von Professor **Dr. Carl Ernst Bock.** Siebente Auflage, bearbeitet von **Dr. Max von Zimmermann.**

Preis in elegantem Ganzleinenband 1 Mark.

Das edle und wichtigste Gut des Menschen, zu seinem Lebensglück des Wesentlichste, ist die Gesundheit; auf die Erhaltung und Befestigung derselben sollten wir viel mehr bedacht sein als auf den Besitz aller übrigen Güter. Nur in einem gesunden Leibe kann ein gesunder Geist, ein glückliches Temperament, ein heiterer und zufriedener Sinn wohnen.

Allen menschlichen Glück beruht auf der Gesundheit; mit ihr wird Alles eine Quelle des Genusses; hingegen ist ohne sie kein äußeres Gut genießbar. Um Gesundheit dauernd zu besitzen, ist die Kenntniß von der Einrichtung und naturgemäßen Behandlung des menschlichen Körpers, von den schädlichen Einflüssen, wie von den menschenmöglichen Lebensbedürfnissen, und von den Bedingungen des Gesundseins, Gesundbleibens und Gesundwerdens unbedingt nothwendig. Wenn irgend ein Buch die Erreichung dieser Kenntniß in unübertroffener Weise vermittelt, so ist es Bock's über die ganze Welt verbreitetes Buch vom gesunden und kranken Menschen. Um aber auch den vielen Tausenden, welchen das große Werk schwer erreichbar ist, Gelegenheit zu geben, sich über die genannten wichtigen Fragen zu unterrichten, hat der berühmte Verfasser eine kürzere Anleitung zur Kenntniß des menschlichen Körpers und seiner Pflege im gesunden und kranken Zustande geschrieben, welche soeben unter dem Titel „**Kleine Gesundheitslehre**“, neu bearbeitet von Dr. v. Zimmermann, schön ausgestattet mit großem Karem Druck auf gutem Papier in elegantem Einband zu dem **enorm billigen Preise von 1 Mark** erschienen ist. Jedurch wird das nützliche Buch **Jedermann zugänglich.**

„Bock's Kleine Gesundheitslehre“ ist in den meisten Buchhandlungen zu haben. Wo der Bezug auf Hindernisse stößt, beliebe man unter Beifügung von 1 Mark und 20 Pf. (für Porto) in Briefmarken direkt bei der

Verlagshandlung von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

Halbheft 9. 1890.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1890. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Madonna im Rosenhag.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von Reinhold Ortmann.

(Fortsetzung.)

Nach einem kleinen Schweigen fügte der General mit Anstrengung hinzu: „Haben Sie auch bereits darüber nachgedacht, wie — wie Sie sich künftig nennen werden?“

Wolfgang sah ihn mit gut gespieltem Erstaunen an.

„Wie ich mich nennen werde? — Ja so, Sie glauben vielleicht, daß hier zu Lande ein akademischer Titel unerläßlich sei. Nun, ich habe mir allerdings drüben ganz ordnungsmäßig meinen Doktorhut erworben, aber da man mir sagt, daß die deutschen Gerichte einiges Vorurteil gegen amerikanische Doktoren hätten, werde ich freiwillig darauf verzichten, ihn aufzusetzen. Am Ende kommt es doch auf die Geschicklichkeit an, nicht auf den Titel, und ich habe keine Lust, wegen des alten Zopfes in einen Zwiespalt mit der wohlweisen Obrigkeit zu geraten.“

„Sehr richtig!“ stimmte der General mit gesteigerter Artigkeit zu. „Aber es war eigentlich nicht das, was ich meinte. Ist es denn in Amerika schon etwas Gewöhnliches, Jahrhunderte von altem Adel herrschaftlich zu sehen?“

„Etwas Gewöhnliches gerade nicht!“ erwiderte Wolfgang heiter. „Man findet die Spitzfindigen aus unseren Gesellschaftskreisen dort mehr unter den Kellnern und Lohnkutschern. Aber das Ungewöhnliche kann mir eben zu statten.“

Der alte Herr rückte etwas näher, und mit einer liebenswürdigen Vertraulichkeit, wie er sie im bisherigen Verlaufe der Unterhaltung nicht gezeigt hatte, sagte er:

„Hier liegen die Dinge natürlich anders, und ich brauche wohl nicht daran zu zweifeln, daß Sie den Rücksichten auf Ihre Familie ein wenig Rechnung tragen werden. Das Adelsprädikat wenigstens dürfte Ihnen in Ihren neuen Beruf sehr tüchtig als förderlich sein.“

Wolfgang nahm die unverkennbare Besorgnis des Generals noch immer von der scherzhaften Seite.

„Ich kann das nicht gerade einsehen; aber ich würde auf das kleine ‚von‘ und auf meinen angestammten Freiherrntitel vielleicht wirklich kein besonderes Gewicht legen, wenn mich nicht gerade die Rücksicht auf meine Familie veranlaßte, beides beizubehalten.“

Der General lehnte sich in seinen Stuhl zurück, und das verbindliche Lächeln war plötzlich ganz und gar von seinem Gesicht verschwunden.

„Sie entschuldigen, wenn ich nicht mehr das Vergnügen habe, Sie zu verstehen.“

„Aber Sie werden mir zustimmen, lieber Onkel, sobald Sie mich verstanden haben. Ich habe eine Schwester, die seit dem Tode unserer Eltern ausschließlich auf mich als auf ihren natürlichen Beistand angewiesen ist, und deren berechtigten

In Gedanken. Nach einem Gemälde von H. Greve.

Photographie im Verlage der Photographischen Union in München.

Ansprüchen an das Leben ich vor allem anderen die gebührende Berücksichtigung zutheil werden lassen muß."

„Hum! — Ja — ganz recht! — Ein allerliebster kleiner Blondkopf! — Ich erinnere mich ihrer sehr gut! Sie muß etwa in dem Alter meiner Tochter Cäcilie sein."

„Neunzehn Jahre — und mit siebzehn Jahren hat sie sich bereits auf die eigenen Füßchen gestellt. Sie mußte es wohl, denn ich hatte ja selbst noch um meine Stellung in der Welt zu kämpfen, und es war niemand da, der ihr für das verlorene Vaterhaus einen Ersatz geboten hätte."

Er sprach ohne alle Anzüglichkeit; aber der General hatte doch Mühe, seine Verlegenheit zu verbergen.

„Ah — was Sie sagen, lieber Wolfgang! Ich glaubte die Kleine natürlich wohl aufgehoben und gut versorgt. Wenn es so stand, warum in aller Welt hat sie sich denn niemals an mich gewendet?"

„Gestatten Sie mir, als Erwiderung darauf ihre eigenen Worte anzuführen! Auch ich richtete gestern eine ähnliche Frage an sie, und sie antwortete mir etwa: Die Verwandten sind reich und ich bin arm! Ihre Sache war es darum, mich zu suchen, nicht die meinige, mich ihnen aufzudrängen'."

Diese scheinmäßige Auskunft konnte den General nicht sehr angenehm berührt haben; aber er war eben ein Mann von ausgezeichneter Erziehung.

„Meine kleine Nichte ist, wie es scheint, eine sehr charaktervolle junge Dame. Und sie hat recht, vollkommen recht. Ich werde mich beeilen müssen, ihre Bezeugung zu erlangen. Das Suchen aber, lieber Wolfgang, werden Sie mir wohl ersparen!"

„Meine Schwester ist seit zwei Jahren in Berlin! Unter der feierlichen Versicherung, daß sie keine Noth zu leiden habe, verbat sie sich stets aufs nachdrücklichste jede Geldunterstützung, die ich ihr anbot, und ich konnte mich gestern durch den Augenschein überzeugen, daß sie mich nicht belogen hat. Sie leidet wirklich keine Noth, denn sie bemalt Photographien mit Buntfarben für irgend ein hiesiges Geschäft."

Der General riß unwohlgelaunt auf seinem Stuhl; der junge Jahrgang aber fuhr in seiner leichten, gelassenen Weise fort:

„Daß mir eine Fortsetzung dieser erspießlichen Thätigkeit indessen nicht erwünscht sein kann, ist wohl begreiflich! Ihre Jugend, ihre Erziehung und ihre Herkunft geben meiner Schwester ein Recht darauf, sich in der Gesellschaft zu bewegen und die Annehmlichkeiten des Daseins zu kosten. Wenn ich sie jetzt in mein Haus aufnehme, wie es doch das Nächstliegende und Natürlichste ist, so kann ich mein Adelsprädikat nicht ablegen, ohne Marie zu gleichem Verzicht zu zwingen, und ich sehe wahrhaftig keinen ausreichenden Grund, ihr ein solches Opfer zuzumuthen. Das ist es, lieber Onkel, was ich unter den Rücksichten auf meine Familie verstehe."

„Sehr ehrenwerth und sehr brüderlich! — Aber — aber sollte sich da nicht dennoch irgend ein annehmbarer Ausweg finden lassen?"

„Ein Ausweg — ich wüßte nicht —"

„Nun, in dem Hause eines Junggesellen — und Sie sind doch unverheirathet? — ist am Ende kaum der rechte Platz für eine junge Dame. Sie bedarf des Anschlusses an eine Familie, der mütterlichen Führung und Leitung. Bei der aufrichtigen Freundschaft, die mich mit meinem wackeren Vetter verband, ist es fast selbstverständlich, daß ich mit Freuden bereit bin, ihr im Kreise der Meinen ein solches Heim zu bieten. Wenn sie selber einverstanden ist, soll sie mir als liebe Hausgenossin hoch willkommen sein, und ich glaube fast, sie wird unter unseren Schutze rascher den gebührenden Platz in der Gesellschaft erhalten als unter dem Ihrigen. Muß ich Sie versichern, daß ich mit solchem Gedanken nicht bis zu dieser Stunde gewartet haben würde, wenn ich von der Lage der Dinge auch nur die leiseste Ahnung gehabt hätte?"

Der blonde Bollhart verbarg dem General das feine Lächeln, das für einen Augenblick um die Lippen des jungen Mannes zuckte.

„Ich bin aufs feindigste überrascht von einem so großmüthigen Beweis Ihrer verwandtschaftlichen Gefühle, lieber Onkel, und ich zweifle nicht, daß Marie diese Empfindung theilen wird. Aber ich vermuthe fast, daß Sie geneigt sind, mir eine Bedingung zu stellen."

„Wenn es Ihnen gefällt, meiner Bitte diesen Namen zu geben — ja! Die gesellschaftlichen Beziehungen, welche mit meinem militärischen Range nothwendig verknüpft sind, legen mir gegen meinen Willen, gewisse Rücksichten auf, und —"

„Und es verträgt sich nicht mit diesen Rücksichten, daß die Hoflakai sich bei einem Ihrer Verwandten künftliche Zähne machen lassen könne, vorausgesetzt, daß er imstande sei, sie zu bezahlen. Nun, ich bemerkte bereits, daß ich nur nur meiner Schwester wollte der Freiherr zu bleiben wünschte. Willigt Marie ein, sich von Ihnen Schutz zu stellen, so braucht meinetwegen niemand zu erröthen, daß der Jahnarzt Brenckendorf ein Neffe Seiner Excellenz des kommandierenden Generals von Brenckendorf sei. Ich will abdamm, wenn auch natürlich mit schwerem Herzen, sogar auf den Vergnügen verzichten, Ihrer freundlichen Einladung zu häufigem Besuch Folge zu leisten, und ich würde mir nur die Ausnahme meiner Schwester mit einem angemessenen Taschengelde vorbehalten."

Er hatte sehr ruhig und leichthin gesprochen; es war auch nicht das geringste Anzeichen des Gekränktseins in seinem Benehmen. Bei den letzten Worten war er aufgestanden, und auch der General erhob sich, um ihm mit unverkennbarer Erleichterung die Hand zu schütteln.

„Wir armen Menschen sind eben jederzeit die Sklaven der Verhältnisse," sagte er, „und dem beschiedensten Bürgersmann mag es leichter fallen, sich zu ihrem Herrn zu machen als uns! — Sie werden also die Güte haben, mir die Adresse Ihrer Schwester zu geben und sie in geeigneter Weise auf meinen baldigen Besuch vorzubereiten. Alles weitere muß sich dann fügen, wie die Umstände es eben gestalten. Nur wäre es vielleicht von allseitigem Vortheil, wenn meine kleine Nichte in Ihrem so lobenswerthen Entschluß nicht gerade das Ergebnis eines zwischen uns getroffenen Abkommens erblickte. Sie verstehen mich wohl, lieber Wolfgang?"

„Vollkommen! — Und ich bin ganz Ihrer Ansicht; daß es unterliegt nicht dem mindesten Zweifel, daß Sie Ihre Gründe unbedenklich ablehnen würde, wenn sie von dem Inhalt unseres Gespräches Kenntniß erhielte."

Der General mochte finden, daß das etwas grob sei; aber wenn ihm eine Erwiderung auf der Zunge gelegen hatte, so schluckte er sie doch unausgesprochen hinunter. Er machte Miene, seinen Besucher hinaus zu geleiten; aber sie hatten die Thür noch nicht erreicht, als dieselbe geräuschlos aufging und ein offenes Gesicht mit einem Cilly zierliche und behende Gestalt hereinschlüpfen zu lassen. Sie hatte ein allerliebstes Mützchäuschen von sehr lebhafter blauer Farbe, das mit dem Fell des Silberfuchses besetzt war, angethan, und ein dazu passendes Barett saß keck auf dem dunklen, krauslockigen Köpfchen.

„Du sollst Schiedsrichter sein, Papa! Dieser unartige Tregoner, der doch selber so klein ist wie ein wundersüßer Weihnachtsmann, behauptet, die blaue Farbe stände mir entsetzlich zu Gesicht. — Ach, Verzeihung! Ich habe nicht gesehen, daß Du Besuch hast."

In leidhafter Verwirrung wollte sie sich zurückziehen; doch Wolfgang verhinderte sie daran, indem er lächelnd sagte:

„Wer auch immer der ungalante Dragoner sein mag, liebe Cousine — ich bekenne auf jede Gefahr hin, daß er zum Schiedsrichteramt gänzlich unfähig ist."

Die junge Dame machte große Augen; der General aber, der seinen Verdruß über den kleinen Zwischenfall bei aller Selbstbeherrschung nur unvollkommen zu verbergen vermochte, sagte vorstellend:

„Wolfgang von Brenckendorf — Du erinnerst Dich wohl! — Meine Tochter haben Sie ja, wie ich sehe, bereits erkannt!"

Cilly betrachtete den Vetter, der so unerwartet ins Haus geschneit war, mit einem neugierigen Blick.

„Natürlich erinnere ich mich! Er hat mich ja einmal zwei Stunden lang in die Speisekammer eingesperrt, weil ich seine Schwester Marie gekrapt haben sollte. Als mich die Tante befreite, hatte ich aus Rache einen ganzen Topf voll eingemachter Kirschen leer gegessen und war dann zwei Tage sterbenskrank. Solche Ereignisse vergißt man niemals! Aber erkannt hätte ich ihn freilich nicht!"

Vielleicht erschien dem General die Auffrischung dieser Erinnerungen aus der Kinderzeit als eine nicht ganz angemessene Vertraulichkeit, denn noch ehe Wolfgang eine Antwort geben konnte, beeilte er sich, einzuwerfen:

„Unser junger Verwandter ist vor einigen Tagen aus Amerika zurückgekehrt, weil er die Absicht hat, sich in Berlin als Zahnarzt niederzulassen."

Er hatte die Bezeichnung des Berufs unwillkürlich noch etwas härter betont, als es wohl seine Absicht gewesen sein mochte, und nun Wolfgangs Lippen zuckte wieder das vorige leicht spöttische Lächeln.

„Als Zahnarzt?“ — Cilly lachte hell auf, so daß ihr eigenes, prächtiges Gebiß elfenbeinweiß zwischen den frischen, rothen Lippen zur Geltung kam. „Bewerfen Sie sich mit Unwahrscheinlichkeiten. — Das ist ja furchtbar drollig! — So werden Sie also einen Kasten vor dem Hause haben mit der Aufschrift: Meine Zahnschmerzen ache! — Und künstliche Zähne schon von zwei Mark an!“

„Ganz so wohlfeil werde ich es allerdings schwerlich machen — ausgenommen für meine weiblichen Verwandten, die ich selbstverständlich mit Vergnügen umsonst behandle.“

„Ich danke für das freundliche Anerbieten, und ich werde mich deshalben seiner Zeit erinnern — so nach vierzig oder fünfzig Jahren. — Aber was macht Ihre Schwester? Ist sie noch immer so blond und hat sie noch immer ein so eisernes Köpfchen wie damals?“

„Wir werden an einem der nächsten Tage das Vergnügen haben, sie als Gast bei uns zu sehen,“ fiel der General ein, „da werden Ihr Zeit genug haben, von Einem gemeinsamen Abenteuren zu plaudern.“

„Ach, das ist reizend! — Sagen Sie ihr, Vetter, daß ich mich ausdrücklich darauf freue! — Aber eigentlich ist es doch komisch, daß wir uns hier so förmlich — “

„Was haben Sie, Friedrich?“ forderte der General den eben eintretenden Diener an, und seine Stimme war ohne jeden erschütternden Grund mit einem Male so laut, daß sie den Schluß von Cillys Rede völlig überlönte.

„Seine Durchlaucht der Prinz Lauwrat von Waldburg wünschen Ihrerseits eine Aufwartung zu machen,“ stotterte der Bursche in großer Bestürzung, Cilly aber stieß einen kleinen Schrei der Ueberraschung aus und flüchtete hinter den großen Schreibtisch des Vaters.

„Laß ihn um Gotteswillen nicht hier herein, Papa!“ bat sie. „Ich muß mich doch erst umsehen! Wenn er auch bei passabel Grad Wärme in diesen winterlichen Anzuge sieht, glaubt er ja ohne Zweifel, ich habe den Verstand verloren.“

Sie hatte das Wohnzimmer Vetter offenbar blitzschnell vergessen, und Wolfgang war großmüthig genug, den General aus einer peinlichen Verlegenheit zu befreien.

„Ich habe also die Ehre, mich zu empfehlen!“ sagte er rasch und verließ mit einer kleinen, unbeachteten Verbeugung gegen Cilly noch vor dem Diener das Gemach.

In dem Empfangszimmer, welchen er durchschreiten mußte, fand er den Gerichtsrath und drei dienstlich gekleidete Herren stehen. In der glänzenden, militärischen Uniform, mit dem blitzenden Silberhelm unter dem Arm, machte der Gardekürassier trotz seiner etwas hohen und verletzten Züge und des allzu zierlich aufgezwirbelten Schnurrbärtchens eine Erscheinung, die immerhin geeignet war, Abends und beschenkt auf das Herz eines jungen Mädchens zu wirken. Seine ausdrucksvollen, wässerig blauen Augen stützten über die Gestalt des ihm unbekannten Civilisten hinweg, als wäre dieser bestimmt nur ein Schatten durch das Zimmer gewandelt, und Wolfgang sah sich nicht veranlaßt, den Bann dieser fürstlichen Unnahbarkeit zu durchbrechen.

Er hatte den Vorplatz bereits erreicht, als ihm raschen Schrittes der älteste Sohn des Hauses nacheilte.

„Wie, Du willst gehen, ohne mir auch nur die Hand zu drücken? — Ist das freundschaftlich, mein alter Junge?“

Mit einem freudigen Aufleuchten in den Zügen wandte sich Wolfgang nach ihm um; aber er zögerte gestissentlich, in die dargebotene Rechte einzuschlagen.

„Entschuldige, lieber Lothar, aber Du weißt wohl auch nicht, daß ich so tief gesunken bin, ein Zahnarzt zu werden?“

Verständnißlos sah ihm der Regierungsassessor ins Gesicht.

„Nun? — und —? — Ist das nicht dasselbe, als wenn Du Staatssekretair der Vereinigten Staaten geworden wärest? Hat das irgend etwas mit unserer alten Freundschaft zu schaffen?“

„Na, ganz dasselbe ist es ja vielleicht nicht; aber wenn Du vielleicht findest, daß das mit unserer Freundschaft nichts zu schaffen hat, so laß Dich brüderlich umarmen, mein alter, ehrlicher Lothar!“

„Und Du rauchst noch eine Cigarre bei mir, nicht wahr? — Keine Absallung kann so dringend sein, daß Du mir diese erste halbe Stunde entziehen müßtest!“

Wolfgang sah auf die Uhr.

„Begnügen wir uns für diesmal mit zwanzig Minuten! Mein Schwesterchen erwartet mich, denn sie hat mir versprochen, mit mir zu speisen!“

Er folgte dem Regierungsassessor in sein anstallend einfach ausgestattetes, mit Büchern überfülltes Zimmer, und genau zwanzig Minuten später geleitete ihn Lothar bis zur Hausthür, um sich dort mit herzlichem Handdrucke von ihm zu verabschieden.

„Auf Wiedersehen also!“

„Auf baldiges Wiedersehen!“ fügte Lothar hinzu. „Und grüße mir Deine Schwester! Sie hat mich hoffentlich nicht in gar zu schlechtem Andenken behalten!“

Als Wolfgang auf die Straße hinaustrat, stand der Wagen des Prinzen mit den beiden feurigen Grabitzer Hengsten, mit dem unbeweglichen, wie in Bronze gegossenen Kutscher auf dem Bock und dem glattrasirten Diener am Wagenschlage, noch immer vor dem Gartenzitter der Villa.

„Also es bleibt dabei? — Entweder ich kann Sie heute noch bei der Revuepassage anwerben, wie es sich gehört, oder Sie verlassen uns zum Abend die Wohnung!“

Ohne eine Erwiderung abzuwarten, rauschte das kleine schicke Fräulein Engelhardt aus dem Zimmer, und man konnte das Rascheln ihres Seidenkleides vernehmen, bis sie an das Ende des finsteren Ganges gelangt war, wo ihre eigene jungfräuliche Remenate lag.

Joseph Hudey starrte ihr unbeweglich nach, den Kopf gegen die rechte Schulter geneigt und die Krempe seines weichen Filzhutes in den Händen zerknüllend. Die ängstliche Spannung in seinen Zügen wich allgemach einem Ausdruck milder Hoffnungslosigkeit, und er sah so verfallen und greisenhaft aus wie ein Sterbender.

„Also weiter!“ murmelte er endlich. „Weiter! — Gott weiß — wohin!“

Er fing an, das Wenige, was von seinen Habseligkeiten im Zimmer umherlag, in einen kleinen, mit grauem Segeltuchen überzogenen Handkoffer zu packen. Bürsten, Kämme, ein Päckchen Leinwäsche und ein Stoß beschriebener Blätter bildeten augenscheinlich seinen ganzen Besitz, und nur auf die Unterbringung der letzteren verwendete er einige Sorgfalt. Als er fertig war, ging er zur Thür und lauschte auf den Gang hinaus. Es war ganz still, und man hörte deutlich den Schlag einer Fabrikuhr, die irgendwo in der Nähe die abgelaufene Stunde anzeigte.

„Zwölf Uhr!“ sagte Hudey vor sich hin. „Sie wird gleich herauskommen.“

Aber er mußte fast noch eine Viertelstunde lang in seiner unbequemen Stellung verharren, das Auge dicht an den schmalen Spalt der nur wenig geöffneten Thür gedrückt, ehe Marie von Berneckendorf denselben aus ihrem Zimmer trat. Er rührte sich nicht und hielt sogar den Athem an, als fürchtete er, sich durch das Geräusch desselben zu verrathen. Von seinem Platze aber wich er nicht eher, als bis er trotz der gespannteren Aufmerksamkeit den Klang ihres leichten, auf der Treppe verhallenden Schrittes nicht mehr vernehmen konnte.

„Zum letzten Male!“ murmelte er, das Haar zurückstreichend, welches ihm wirr über die Stirn gefallen war. „Ob sie es wohl bemerken wird, wenn ich nicht mehr da bin?“

Er steckte den kleinen Koffer schnell ein und ging, seine Habe vorläufig zurücklassend, mit den eigenthümlich lautlosen, schleichenden Schritten, die ihm zur Gewohnheit geworden waren, von dannen.

Unentschlossen blieb er eine Weile an der nächsten Straßenecke stehen; dann stieg er auf das Verdeck eines vorüberpassirenden Omnibus, der ihn bis in den äußersten Nordwesten Berlins, den sogenannten Wedding, führte. Hier in der Nachbarschaft der großen Maschinenfabriken lebt eine fast ausschließlich aus Arbeitern und kleinen Handwerkern bestehende Bevölkerung; die Häuser sind zum größten Theil gewaltige, fünfstöckige Miethskasernen, und wenn die nach der Straße gelegenen Fassaden hier und da sogar den heuchlerischen Anstrich einer gewissen Zierde und Behaglichkeit

STANFORD LIBRARIES

Digitized by Google

haben, so gründ dafür und jedem von den zahllosen Fenstern der himmelhohen Hinterhäuser die nackte Armuth in ihrer abstoßendsten Gestalt.

Hudeth verließ seinen hohen Sitz und ging langsam an den Häusern des Weddingplatzes und einiger benachbarter Straßen dahin. Fast über jedem Hausthor war eine Anzahl von Zetteln befestigt, auf denen Schlafstellen für Männer oder Mädchen angeboten wurden; aber nur verwirzelt fand sich die vornehmere Ankündigung, daß in dem oder dem Stockwerk ein möblirtes Zimmer zu vermiethen sei.

Wo er eine solche Ankündigung entdeckte, blieb Hudeth zauderud stehen, musterte das Haus und seine nächste Umgebung mit ängstlich mißtrauischen Blicken und schob sich, wenn ihn nicht aus schwer zu errathenden Gründen irgend eine seiner Wahrnehmungen abschreckte, rasch und scheu in den überall unverschlossenen Thorweg hinein. Aber mit derselben mühen und niedergeschlagenen Miene, mit welcher er eingetreten war, kehrte er jedesmal nach Verlauf einer sehr kurzen Zeit auf die Straße zurück. Eine unbegreifliche, nichtsdestoweniger Ursache mußte die Schuld daran tragen, daß ihm keines der angebotenen Quartiere zusagte, obwohl ihm doch große und kleine, dürftige und behagliche, wohlfeile und kostspielige gezeigt worden waren.

Der Nachmittag war weit vorgeschritten, und der Himmel, der an den Wochentagen hier überhaupt nur durch einen feinen Schleier von Dunst und Rauch zu erblicken ist, begann sich bereits mit den Schatten der Dämmerung zu verhüllen. Noch immer schlich der Suchende von Haus zu Haus; aber es stand ihm deutlich auf dem blasse Gesicht geschrieben, daß er seine Hoffnung mehr auf einen Erfolg seiner Bemühungen habe. Da, an einem der ältesten, schäbigsten Häuser, dessen ursprüngliche gelbe Farbe längst unter einer dicken, seit Jahrzehnten nicht mehr entfernten Schmutzkruste verschwunden war, fesselte ein neben dem Thorweg befestigter Zettel seine Aufmerksamkeit. Es war keine von den sonst üblichen, mit großen Buchstaben bedruckten Karten, wie sie die Zimmervermiether für wenige Pfennige bei den Buchdruckern erstehen können, sondern ein unregelmäßiger Fetzen schlechten grauen Papiers, auf welchen eine ungelenke, zitterige Hand geschrieben hatte:

„Drei Treppen hinauf ist eine möblirte Stube sofort zu vermiethen."

Es war schwer zu begreifen, was gerade an dieser unorthographischen Anzeige für Hudeth Verlockendes sein konnte. Er las sie, ging zaudernd ein paar Schritte weiter und kehrte wieder um, um den Zettel abermals und noch genauer als zuvor zu betrachten. Er fixirte die steifen Schriftzüge, als könne er sich aus ihnen ein Bild der Person entwerfen, von welcher sie herrührten, und nachdem er wohl fünf Minuten in Anschauen des aggressiven Fetzens zugebracht hatte, ging er mit größerer Entschlossenheit als bisher in das Haus, um auf der alten, ausgetretenen Treppe, die von den schmalen Flurfenstern nur kümmerliches Licht empfing, die in das dritte Stockwerk emporzuklimmen.

Die Glocke, deren hölzernen Griff er in Bewegung setzte, gab nur einen heiseren, klapperndn Ton, und er mußte denselben noch zweimal erklingen lassen, ehe ihm geöffnet wurde.

Ein großes, hageres, knochichtes Weib von wenigstens siebzig Jahren stand auf der Schwelle der engen, niedrigen Kluft, in welche man von der Stiege aus zuerst gelangte. Ihr weißes Haar war am Hinterkopf nachlässig in einen Knoten zusammengesteckt, aber einige widerspenstige Strähne hingen wirr um das fettenreiche, finster blickende Gesicht. Die Aermel der groben Tuchjacke waren bis weit über die Ellbogen aufgestreift und entblößten zwei rothe, knochige Arme, unter deren weiter Haut die Adern wie fingerdicke Stränge lagen.

„Was wünschen Sie?" fragte sie mit rauher, fast männlich tiefer Stimme, ohne dem draußen Stehenden den Eintritt freizugeben. „Ich habe nichts zu vermiethen."

„Dann ist es wir auch nicht zu thun; aber wenn ich nicht irre, wollen Sie ein Zimmer vermiethen."

Die tief liegenden, dunkel umränderten Augen der Alten hefteten sich auf ihn mit einem mißtrauischen Blick.

„Ja," knurrte sie. „Fünf Thaler monatlich!"

„Der Preis wäre mir nicht zu hoch. Darf ich die Stube sehen?"

Ohne weiter ein Wort zu sagen, trat sie ihn eintreten und öffnete die Thür, welche aus der Küche in das Nebengemach führte. Die Wohnung bestand augenscheinlich nur aus diesen beiden Räumen.

Obgleich das Zimmer zwei Fenster hatte, ließ sich doch in der draußen herrschenden Dämmerung nur undeutlich erkennen, wie es mit seiner Einrichtung beschaffen war. Daß dieselbe ebenso derjenigen in den Gemächern des Fräulein Engelhardt nach nur ein Nothdürftiges nachstand, unterlag trotzdem keinem Zweifel.

„Es würde für meine Ansprüche genügen," sagte Hudeth, sich vielleicht nur zum Schein umgesehen hatte. „Kann ich nur heute einziehen?"

Ein heftiger Hustenanfall hinderte die Alte, ihm sogleich zu antworten. Als sie wieder zu Athem gekommen war, meinte sie ohne auf seine letzte Frage einzugehen:

„Die Miethe wird im voraus für den ganzen Monat bezahlt. Auf Winkelzüge und Finten lasse ich mich nicht ein. Ich bin eine arme Frau, die sich für Windbeutel und faule Zahler nicht abrackern kann."

Er nickte mit freundlicher Zustimmung, als hatte sie ihm in der höflichsten Form ihre Bedingungen mitgetheilt.

„Das ist nur natürlich! — Sie werden sich in dieser Beziehung über mich gewiß nicht zu beklagen haben. Aber —"

„Was aber?" — Ist wohl sonst etwas nicht in Ordnung?"

„Ich warte auf meine Ausweispapiere, die mir aus der Heimath zugeschickt werden sollen. Es können noch einige Tage vergehen, ehe sie eintreffen, und weil ich nicht gerne Weitläufigkeiten mit der Polizei haben möchte, wäre es mir lieb, wenn die Anmeldung bis dahin unterbliebe."

Die Alte ließ einige Laute vernehmen, die wie ein Lachen klangen; aber es bewegte sich dabei keine Muskel in ihrem faltigen Gesicht.

„Das kenn' ich! — Auf Ihre Papiere wird' ich wohl bis zum dreißigsten Februar warten können. Aber das ist mir gleich gültig. Um die Polizei scheere ich mich den Teufel, und wenn Sie pünktlich bezahlen, brauchen Sie sich um das andere keine grauen Haare wachsen zu lassen. — Wann wollen Sie denn Ihre Siebensachen bringen? Oder haben Sie keine?"

„Nur einen Handkoffer! — Mit Ihrer Erlaubniß holte ich mich in einer Stunde wieder ein."

Ehe er ging, legte er den Betrag von fünfzehn Mark in kleinen Silbermünzen auf den mit Wachstleinwand überzogenen Küchentisch. Die Frau zählte ihn nach und bestätigte mit einem stummen Kopfnicken den Empfang. Auf den Gruß aber, mit welchem Hudeth sich entfernte, hatte sie keine Erwiderung. —

Fräulein Engelhardt legte dem Auszuge ihres verdächtigen Miethers keine Schwierigkeiten in den Weg, um so weniger, als er auch hier für den ganzen Monat zahlte, obwohl er die Gastfreundschaft der kleinen schiefen Dame kaum halb so lange in Anspruch genommen hatte.

„Sie werden begreifen, daß ein alleinstehendes Mädchen sich keine Unannehmlichkeiten mit den Behörden bereiten darf," sagte sie wie zur Entschuldigung ihrer vorigen Schroffheit. „Es wird einer schuldlosen Dame ohnehin schwer genug gemacht, sich anständig durch die Welt zu bringen."

Hudeth mochte dies vollkommen einsehen, denn er widersprach ihr nicht; aber es schien, als hätte er noch einen Wunsch auf dem Herzen, als wollte er ihr sehr gern irgend einen Auftrag ertheilen. Stammelnd und zuweilen kamen einige Worte über seine Lippen. Als ihm Fräulein Engelhardt jedoch daraufhin mit ihren kleinen, boshaften Aeuglein neugierig ins Gesicht sah, verstummte er plötzlich und machte sich wieder an seinen Hutfedern zu schaffen.

Es war schon längst Abend geworden, als er abermals die klapperude Glocke seiner neuen Wohnung in Bewegung setzte. Die Wirthin mußte seinen schleichenden Schritt erkannt haben, denn sie begnügte sich diesmal, ein kurzes „Herein!" zu rufen. Als Hudeth eintrat, saß sie vor ihrem Bett am Tische, die nackten Arme auf die Kante desselben gestützt und den grauen Kopf tief auf ein dickleibiges Buch herab gebeugt, das sie jetzt hastig zuschlug, als wünschte sie nicht, den neugierigen Blick eines anderen auf die zerfetzenen Blätter fallen zu lassen. Vor ihr brannte eine kleine, armseelige Küchenlampe, und der Petroleumdunst desselben vermischte sich mit dem unangenehmen Duft des schlechten Cichorienkaffees, der in einer gewaltigen Tasse dampfend neben dem Buche stand.

„Sie sollten die Thür nicht unverschlossen lassen, Frau — Frau —"

„Haberland!" ergänzte die Alte.

Photographie von Franz Hanfstaengl Kunstverlag A.-G. in München.

Ein angenehmer Schwerenöther.
Nach einem Gemälde von M. Volkhart.

STANFORD LIBRARIES

„Frau Haberland — das ist in einem solchen Hause doch wohl einigermaßen bedenklich für eine schuldlose Frau.“

Sie ließ wieder jene eigenthümlichen, hämisch klingenden Laute vernehmen, die zwischen Grunzen und Lachen die Mitte hielten.

„Bedenklich? Warum denn bedenklich? — Zu stehlen ist bei mir doch nichts! Und wenn's etwa einem Vergnügen macht, mich todtzuschlagen — immer zu! Ich halte still, denn mit fünfundsiebzig ist man schon viel zu lange auf der Welt.“

Er wollte in sein Zimmer gehen, doch ihre rauhe Stimme hielt ihn zurück.

„Hoda, wie heißen Sie denn nun eigentlich?“

„Hudeb — Joseph Hudeb.“

„Auch ein sonderbarer Name! Na, Herr Hudeb, dann setzen Sie sich mal hierher! Ich möchte noch ein paar Worte mit Ihnen reden.“

Es war etwas in ihrem Wesen, das ihm jede Möglichkeit abschnitt, ihr den Gehorsam zu verweigern. Stillschweigend stellte er seinen Koffer nieder, und da er außer dem Holzstuhl, welchen sie selbst eingenommen hatte, kein anderes geeignetes Sitzobjekt zu erspähen vermochte, kauerte er sich auf den äußersten Rand des schmalen eisernen Bettgestells.

„Sie wollen also nicht angemeldet werden?“ begann Frau Haberland. „Hm — das macht nichts! Dafür kann man mancherlei Gründe haben. Und ich melde meine Miether niemals an — niemals! Die Polizei braucht ihre Nase nicht in alles zu stecken. Und ich hasse die Polizei — ja, ich hasse sie!“

Aus ihren tiefliegenden Augen sprühte ein unheimliches Feuer, und sie schlug mit der knochigen Faust auf den Tisch, daß das Glas der Lampe erklirrte.

Hudeb verhielt sich ganz still; aber seine unscheinbare Gestalt schien immer mehr in sich zusammenzusinken.

„Na, warum reden Sie nicht?“ fuhr die Alte fort, ihn mit einem durchdringenden Blick betrachtend. „Wenn ich sage, daß ich die Polizei hasse, so habe ich darum doch noch lange keine Lust, jedes Gesindel bei mir zu beherbergen. Lassen Sie sich's gesagt sein, Herr — wie war doch gleich Ihr Name?“

„Hudeb!“ wiederholte er zuvorkommend. „Aber, wenn ich Ihre Worte dahin verstehen soll, daß es Ihnen leid geworden ist, mir das Zimmer abgetreten zu haben —“

„Leid — warum denn? — Wen's nicht juckt, der braucht sich nicht zu kratzen. Natürlich haben Sie schon gesessen?“

Die Frage war ganz unvermittelt und in demselben polternden Ton herausgekommen, in welchem sie alles übrige gesprochen hatte. Hudeb zuckte zusammen, als hätte man ihm hinterrücks einen Faustschlag versetzt, und seine Augen irrten scheu in alle Winkel der Küche. Aber nach einer kleinen Weile sagte er ganz leise und wie von einer unwiderstehlichen Gewalt dazu getrieben:

„Ja!“

„Hält's Ihnen auch nicht geglaubt, wenn Sie ‚nein‘ gesagt hätten. Ich habe einen Blick dafür. Was war's denn — he? Fälschung wahrscheinlich oder Betrug! Denn nach was Handfestem sehen Sie doch nicht aus!“

Hudeb schüttelte den Kopf. In seinem schmalen Gesicht zuckte es und seine Hände waren in beständiger nervöser Bewegung.

„Ich wurde zu sechs Monaten Gefängniß verurtheilt wegen — wegen Diebstahls.“ Dieß er hervor, an jedem Worte würgend und doch sichtlich außer Stande, mit einer Lüge zu antworten.

Die Alte wiegte den Kopf hin und her. Dann wurde sie aufs neue von einem ihrer heftigen Hustenanfalle heimgesucht und sie mußte ein wenig von dem absichtlich dutzenden Kaffee trinken, ehe sie wieder zu sprechen vermochte.

„Sechs Monate — hm! — Und Sie haben sie abgemacht? In Plötzensee?“

„Nein! Meine Berufstheilung erfolgte in Breslau, und dort habe ich auch die Strafe verbüßt. Ich war damals Student.“

Frau Haberland sand nichts Ueberraschendes in der letzteren Mittheilung.

„Student — ja, das kennt man, und ein armer Teufel dazu — nicht wahr? Kleinen Wissen Brot im Leibe, und dabei die anderen mit den bunten Mützen stehenlassen und lumpen sehen wie die — na ja —; bei mir wohnte auch mal so einer, vor zehn Jahren glaube ich! Er mußte im Januar mit einem dünnen Sommerröckchen laufen, weil alles beim Pfandleiher war. Kaffee und Salzkuchen und immer wieder Kaffee — und dabei bis zwei, drei Uhr nachts über den alten Schmökern. ‘s war auch so ein jämmerliches Kerlchen wie Sie, und er ist natürlich in der Uhrzeit an der Auszehrung gestorben, ehe er mit seinem Studieren fertig war. Aber zu verwundern wär's nicht gewesen, wenn er gestohlen hätte, um sich mal satt zu essen. Und übelgenommen hätt' ich ihm wahrhaftig nicht.“

Es gab ein kleines Schweigen, während dessen Hudeb zu ruhig hin und her rückte. Dann sagte er plötzlich:

„Ich würde niemals aus Hunger gestohlen haben, Frau Haberland.“

„Nicht?“ — Sie sah ihn wieder mißtrauisch an. „Ja warum denn sonst?“

„Ich hatte von Jugend auf eine leidenschaftliche Liebe für die bildende Kunst. Hätte ich auch nur die geringste Begabung besessen, so wäre ich ohne Zweifel ein Maler geworden. So wollte ich wenigstens das Studium der Kunst und ihrer Geschichte zu meiner Lebensaufgabe machen. Es ist mir schwer geworden, dahin zu gelangen — sehr schwer, denn ich war bettelarm. Mir ich konnte doch endlich die Universität beziehen, und wenn es mir da auch nicht besser erging als dem Studenten, von welchem Sie sprachen, so war ich doch sehr glücklich — wochenlang, es war bei Hunger und Noth die glücklichste Zeit meines Lebens. Man bewerkte meinen Eifer und war sehr gütig gegen mich. Nicht nur die öffentlichen Sammlungen durfte ich zu einer Zeit besuchen wo sie andern verschlossen waren, sondern auf die Empfehlung des Professors hin gestattete mir auch ein reicher Privatmann die Benutzung seiner kostbaren Schätze an seltenen Radirungen und Stichen. Und ich hatte das Unglück, mich in einige dieser Blätter zu verlieben.“

Die Alte hatte seiner leiser, eintönigen Erzählung, die ihr zu weitläufig scheinen mochte, mit unverhohlenem Mißvergnügen zugehört. Nun aber sieß sie ihm schroff in die Rede:

„Schwatzen Sie doch keinen Unsinn! Ich weiß nicht, was Stiche und Radirungen sind; aber daß man sich nicht in Bilder verlieben kann, wenigstens nicht, wenn man seine gesunden fünf Sinne hat, weiß ich am Ende doch!“

„Vielleicht war ich wirklich nicht ganz bei Sinnen,“ sagte er, immer in das rothliche Flämmchen der trübe brennenden Küchenlampe starrend, „wie hätte ich sonst die Verdammlichkeit begehen können, das Vertrauen zu täuschen, das man in mich setzte, und aus bloßer Sehnsucht nach dem Besitz nicht nur das öffentliche Kupferstichkabinett, sondern auch den edlen Mann zu bestehlen, der mich in das Allerheiligste seines Hauses eintreten ließ, weil er einen rechtschaffenen Menschen zu unterstützen gedachte.“

„Na, nun hören Sie gefälligst mit den überspannten Redensarten auf, wenn man die ganze Geschichte überhaupt verstehen soll! Also Bilder sind es gewesen, nach denen Sie lange Finger gemacht haben?“

„Ja, einige Künstlerdrucke von hübscher Seltenheit. Ich weiß nicht, wie ich zuerst auf den Gedanken kam, sie zu entwenden; aber ich ging umher wie im Fieber, bis es mir gelungen war, einen nach dem anderen unter meinem Rocke unbemerkt hinaus zu schaffen. Als ich sie vor mir in der Stube hatte, langte ich vor Freuden herum wie ein Wahnwitziger, und es kam mir gar nicht in den Sinn, daß es ein gemeines Verbrechen sei, dessen ich mich schuldig gemacht hatte. Ich war nur überfestig in dem Besitzstolz, die unvergleichlichen Blätter mein eigen zu nennen.“

„Na ja, so geht es immer, das bis dicke Ende nachkommt. Als Sie den Krempel an den Mann bringen wollten, nahm man Sie natürlich beim Kragen — nicht wahr?“

Hudeb sah ohne Verständniß in das harte, faltige Gesicht.

„An den Mann bringen?“ wiederholte er. „Verkaufen? —

Ja, ich wollte sie doch nicht verkaufen!“

„Aber was, zum Henker, wollten Sie denn sonst? Wenn man hungert und friert, stiehlt man doch nicht zum bloßen Vergnügen.“

„Ich hatte in der That keine andere Absicht als die, mich Tag für Tag und Stunde für Stunde an dem Anblick meiner Lieblinge zu weiden. Vielleicht, ja, wahrscheinlich hätte ich sie ihren rechtmäßigen Eigenthümern freiwillig zurückgebracht, sobald mir die Tragweite meiner Handlung zum Bewußtsein gekommen wäre. Aber die Justiz war schneller als mein Gewissen. Der Diebstahl wurde schon nach wenig Tagen entdeckt, und der Verdacht konnte sich auf keinen anderen lenken als auf mich. Die

Polizisten kamen, um Haussuchung zu halten, und sie fanden mich in das Anschauen neuen Raubes versunken. Alles weitere geschah dann, wie es eben nicht anders geschehen konnte."

„Und statt in ein Irrenhaus, wie sich's gehört hätte, sperrte man Sie ins Gefängnis? Ja, ja, das ist so die Weisheit der Herren von der Polizei und vom grünen Tisch! Uebrigens kannte ich die ganze Geschichte ja ebenfogut für Schwindel halten; aber ich will sie glauben, weil — na, weil ich sie eben glauben will. Sie können also meinetwegen wohnen bleiben! Das heißt — wohlverstanden! — wenn Sie pünktlich bezahlen und wenn Sie sich nicht wieder in was verlieben, das Ihnen nicht gehört. Was verbot ich, ist morden! Ein Raubmörder, der seine Strafe abgesessen hat und ein anständiger Kerl werden will, ist mir lieber als ein reicher Halsabschneider oder Leutschinder, dem seine Polizei und kein Gericht was anthut und vor dem alle Welt auf dem Bauche liegt. Aber keine neuen Streiche, das will ich mir ausgebeten haben! Uebrigens, wovon leben Sie denn eigentlich? Mit dem Studieren ist es jetzt doch wohl Essig?"

Indeß hatte seinen Blick wieder den schwelenden Lumpen-docht zugewendet, als wäre es dieser, zu dem er spräche.

„Als ich meine Strafe verbüßt hatte, wurde ich vor einen höheren Polizeibeamten gestellt, und dieser eröffnete mir, daß ich innerhalb vierundzwanzig Stunden nicht nur die Stadt Breslau, sondern das Gebiet des preußischen Staates überhaupt zu verlassen habe. Ich bin ja in einem kleinen galizischen Städtchen geboren und österreichischer Staatsangehöriger. In Deutschland aber wird, wer mir der Bbanate sagte, Ausländerei, die wegen eines gemeinen Verbrechens bestraft sind, der Aufenthalt grundsätzlich nicht mehr gestattet. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ich wie ein Verbrecher in meine Heimath geschafft werden würde, sobald die hiesigen Behörden von meinem Dasein Kenntniß erlangten."

„Darum also die Angst vor der Polizei! Und weshalb gehen Sie nicht freiwillig dahin, wo Sie hergekommen sind? Haben Sie denn keine Familie?"

„Meine Mutter ist längst todt; mein Vater war ein unverbesserlicher Trinker und sitzt seit Jahren halb blödsinnig im Armenhause, meine beiden älteren Schwestern, die als Dienstmädchen nach Wien gingen, sind auf schlechte Wege gerathen und längst verschollen."

Die Alte stützte die Arme wieder auf die Tischkante und grub die knochigen Finger in das mordentliche weiße Haar. Dann aber fuhr sort:

„Was könnte ich in meiner elenden Lateinstadt beginnen? Ich müßte unsehlbar verhungern, denn ich kenne nicht zum Handelsmann, und für körperliche Arbeit bin ich zu schwach. Hier sammle ich Anzeigen für die Tageszeitungen und schreibe gelegentlich kleine Geschäftsschriften, die mir von den Redaktionen bezahlt werden, ohne daß man mich viel um meine Papiere und um meine Verhältnisse befragt. Aber das ist schließlich nur Nebensache. Das Wichtigste ist, daß ich mein Werk daheim in Galizien nimmermehr vollenden könnte."

„Ihr Werk? — Was für ein Werk?"

Einen Versuch über altniederländische Malerei, insbesondere über die Brüder van Eyck. Er wird ohnedies unvollkommen genug bleiben, was die geschichtlichen Unterlagen anbetrifft, denn ich muß ja sehr vorsichtig sein bei meinen Studien, und viele wichtige Quellen bleiben mir deshalb verschlossen. Aber die herrlichen Werke der Brüder von Maaseyck in der königlichen Gemäldegalerie sind mir doch immer zugänglich. Es achtet da niemand mit besonderer Aufmerksamkeit auf einen von den Hunderten, die sich unaufhörlich durch die Säle bewegen."

„So? — Und wenn nun das Werk fertig ist, werden Sie dann ein ordentliches Stück Geld dafür bekommen?"

„Geld? Wohl kaum! Ich werde es vielleicht sogar auf meine eigenen Kosten drucken lassen müssen. Aber es ist mir ja auch nicht um Geld zu thun, sondern um meine Rechtfertigung — um den Beweis, daß ich kein gemeiner Verbrecher bin — um die Reinigung meines Namens!"

Seine eintönige Stimme war nicht lauter und wärmer geworden, als er dies sprach; aber in den tonlos Worten zitterte etwas wie ein mühsam unterdrücktes Schluchzen. Fran Haderland sah ihn verwundert an und schüttelte den Kopf.

„Na, dann beeilen Sie sich nur mit Ihrem Werk, damit Sie's noch erleben, daß es fertig wird! Und jetzt gehen Sie zu Bett! Es ist nicht gut für Sie, bis Mitternacht aufzusitzen."

Er folgte dem neuen Befehl ebenso gehorsam wie ihrer vorigen Weisung. Aber als er dann bei dem flackernden Licht einer Kerze in seiner armseligen Stube stand, blickte er verwirrt umher und griff sich mit beiden Händen an die Stirn.

Was hatte er gethan! Was war über ihn gekommen, daß er sein ängstlich gehütetes Geheimniß einer wildfremden Person in der ersten Stunde der Bekanntschaft preisgegeben — daß er sich auf Gnade oder Ungnade in die Hände eines rohen, ungebildeten Weibes geliefert hatte! Wenn sie nun morgen hinging, ihn anzuzeigen, um den vermeintlichen Mord Lügen bestrafen und ihr Zimmer von neuem vermiethen zu können! Ein Zittern überlief seinen Körper, als er daran dachte. Aber bei alledem fühlte er doch etwas wie eine Erleichterung, hatte er eine unbestimmte Empfindung, als ob seine Kräfte plötzlich gewachsen seien. Und die jäh aufgeschlagene tödliche Angst wich ebenso schnell und unerklärlich einem Bewußtsein fast behaglicher Sicherheit, als er durch die dünne Wand den trockenen, hellenden Husten der Alten hörte.

Er legte sich nieder und seine blassen Lippen zuckten wie zu einem Lächeln. — Zum ersten Male in seinem einsamen Leben hatte er zu eine Vertraute, eine Mitwisserin seiner geheimsten Hoffnungen und Sorgen!

Schnell und angenehm, soft wie ein schöner, lebhafter Traum verging Marie von Breukendorf die Stunden ihres ersten Besuches im Hause des Generals.

Der alte Herr hatte nicht gesäumt, sein Vorhaben zur Ausführung zu bringen, und es waren kaum vierundzwanzig Stunden seit seiner Unterredung mit Wolfgang verstrichen, als er die untergenen Treppen zu Mariens Wohnung erstieg. Seine weltmännische Liebenswürdigkeit and der herzige Ton, in welchem er sich über ihre stolze Zurückhaltung beklagte, hatten die erste, leicht begreifliche Verlegenheit der jungen Dame rasch beseigt und ihr Zutrauen gewonnen. Unbedenklich und mit einer Freudigkeit, welche vielleicht noch deutlicher, als es beabsichtigt hatte, verrieth, wie ihr damit nur ein lange gehegter Herzenswunsch in Erfüllung ging, hatte sie seine Einladung angenommen. Und nun war die Aufnahme, welche man ihr in den schönen Heim an der Viktoriastraße bereitet hatte, wahrlich ganz danach angethan gewesen, all ihre Erwartungen und Hoffnungen zu übertreffen.

Der General war trotz seiner weißen Haare arlig und ritterlich wie der jüngste Kavalier, und in der schwerfälligen, wortkargen Ruhe seiner wohlbeleibten Gemahlin fand Marie oft eher eine anregende anheimelnde Gemüthlichkeit als etwas Abspannendes und Erkältendes. Cilly aber offenbarte die ganze überschäumende Lustigkeit und Frische ihres sprühenden Temperaments, und ihre frohliche Ausgelassenheit wirkte bald zo ansteckend auf Marie, daß die beiden jungen Damen vertraulich tuschten und scherzten, als hätten sie niemals aufgehört, im engsten verwandschaftlichen Verkehr miteinander zu leben.

„Eigentlich ist es nicht sehr schmeichelhaft für meine Brüder, daß Du noch gar nicht nach ihnen gefragt hast," sagte Cilly, als sie Marie in ihr Zimmer geführt hatte, um sie die dort in reizendem Durcheinander aufgestapelte Fülle allerliebster Nichtigkeiten bewundern zu lassen. „Du und Engelbert, Ihr wart doch seinerzeit die dicksten Freunde."

„Wirklich? Ein wie gutes Gedächtniß Du hast, liebe Cilly!" erwiderte Marie, sehr angelegentlich ein paar zierliche Meißner Figürchen betrachtend. „Nun, ich hoffe, Deine Herren Brüder befinden sich bei guter Gesundheit."

„Ich bedanke mich in ihrem Namen für diesen rührenden Ausdruck Deiner Theilnahme. Ja, es geht ihnen ganz gut. Engelbert steht bei den Dragonern. Er ist ein wenig gewachsen, seitdem er Dich damals bei der kleinen Ueberschwemmung über die Straße trug."

Marie errieth es noch immer, ihrem Bäschen das Gesicht zuzuwenden.

„Und Lothar?" fragte sie rasch. „Mein Bruder sagte mir, daß er im Begriff sei, die richterliche Laufbahn einzuschlagen."

„Ja — leider! Es ist unbegreiflich! Und er war schon nahe daran, Landrath zu werden. Aber er läßt nicht mit sich

reden, in dieser Sache so wenig wie in allem andern! Im großen und ganzen ist er da unten, wo er das Landrathsamt verwaltete, ein wenig sonderbar geworden, der gute Lothar! Nun, Du wirst ihn ja heute noch wiedersehen; aber ich wette, daß Engelbert Dir hundertmal besser gefällt als er!"

„Ist es gestattet, darin zu blättern?" warf Marie ein, auf ein Album für Photographien deutend, das ihr als Ablenkungsmittel für diese unwillkürlichen Hinweise auf ihren Vetter Engelbert sehr willkommen schien. Und als Cilly bereitwillig bejahte, ließ sie ihre Blicke ziemlich gleichgültig über die Bildnisse der Damen und Herren hingleiten, die ihr sammt und sonders unbekannt waren. Nur das Kabinettbildchen eines in ganzer Figur dargestellten jungen Herrn, der das kleidsame Gewand eines italienischen Edelmannes aus dem sechzehnten Jahrhundert trug, setzte um der Schönheit und Ritterlichkeit der ganzen Erscheinung willen ihre Aufmerksamkeit.

„Ein prächtiger Kopf!" sagte sie; „das Urbild muß sich in der Maskerade sehr gut ausgenommen haben!"

Cilly schonte ihr über die Schulter und lachte fröhlich auf.

„Das will ich meinen! — Und Du erkennst ihn nicht? — Es ist Engelbert. — Nun, er wird sich sehr geschmeichelt fühlen durch Deine Anerkennung."

Marie blätterte rasch weiter.

„Du wirst ihn meine Aeußerung doch nicht wiedersehen? Ich bitte Dich inständig, liebe Cilly, das zu unterlassen."

„Nun ja, wenn es Dich beruhigt — meinetwegen! Uebrigens hättest Du nicht zu fürchten brauchen, daß er Dir daraufhin gleich eine Liebeserklärung machen würde. Sein Herz ist zwar entzündlich wie Sprengpulver, aber, wenn ich nicht irre, lodert es augenblicklich für ein anderes Ideal! Miß Viktoria — die Königin der Luft — hat es ihm angethan mit ihrem lang nachwehenden rothblonden Haar und ihrem Reseda-doppelsalto-mortale durch den halben Saal. Wie ich ihn kenne, ist er während der nächsten vier Wochen für alle anderen Pfeile aus Amors Köcher vollständig unverwundbar."

Mit großen, verwunderten Augen sah Marie ihre Verwandte an.

„Das ist natürlich nur ein Scherz? Wenn Dein Bruder wirklich solche Neigungen hätte, würde er Dich doch wohl kaum zu seiner Vertrauten machen."

„Und warum nicht? Wir machen uns gegenseitig kein Geheimniß aus so harmlosen Dingen."

„Harmlos? Wenn sein Herz für eine Lustspringerin in Flammen steht?"

„Aber, liebster Schatz, wozu wäre er denn ein Lieutenant? Steckte ich in seiner Haut, ich würde es genau so machen! Man sieht's an meinem Bruder Lothar, was für langweilige Philister aus den ungebundhaften Duckmäusern werden."

Das war in einem Tone so felsenfester Ueberzeugung gesprochen, daß Marie unwillkürlich lächeln mußte.

„Eine recht hübsche Anschauungsweise für ein junges Mädchen," sagte sie scherzend, „und da es wahrscheinlich nicht Deine Absicht ist, einen von den langweiligen Philistern zu heirathen, so würdest Du es also ganz natürlich finden, daß Dein Gatte mit wochentlichem Wechsel Tänzerinnen und Kunstkünstlerinnen seine Huldigungen dargebracht hat, ehe es ihm einfiel, sich in den Hafen der Ehe zu retten?"

Cilly schonte ein wenig nachdenklich drein; aber der alte Uebermuth lachte ihr doch rasch genug wieder aus den dunkeln Augen.

„Ich würde mich einfach gar nicht um die Vergangenheit meines Mannes kümmern," entschied sie mit großer Bestimmtheit.

„Da sind Deine Ansprüche allerdings bescheidener als die meinigen! Ich würde von dem Manne, dem ich mein ganzes Dasein zu eigen geben soll, nicht um ein Titelchen weniger fordern, als er von mir verlangen zu dürfen glaubt."

„Wie lange wirst Du denn nach dem Rechten suchen müssen, arme Marie!" meinte Cilly mit einem drolligen Ausdruck des Mitleids. „Nur im Phantasieland leben solche Männer."

„So harre ich eben geduldig auf einen Prinzen aus diesem schönen Lande. Aber vielleicht sieht Du trotz Deiner bewunderswürdigen Wettenmisch die Untugenden des starken Geschlechts schwärzer, als sie wirklich sind. Nanntest Du denn vorhin nicht selbst Deinen Bruder Lothar als eine rühmliche Ausnahme?"

„Ja, der!" lachte Cilly. „Aber er ist dafür auch einer unter denen, die nie eine Frau bekommen. Oder hättest Du etwa Lust, Dich seiner zu erbarmen? Es wäre wahrhaftig ein mensch-freundliches Werk!"

Diesmal wurde Marie nicht roth wie vorhin, als sie rasch über das Bildniß ihres Vetters Engelbert hinweggegangen war, sondern sie stimmte herzlich in die lustige Necken ihrer Base ein. Arm in Arm verließen sie nach einer Weile das Zimmerchen, und als ihr Blick zufällig auf den Flügel traf, fragte Cilly: „Wollen wir ein wenig musiziren?"

„Ich habe seit zwei Jahren keine Taste mehr berührt, und ich müßte fürchten, mich nicht gerade mit Ruhm zu bedecken."

„O, wir sind ja ganz unter uns! — Komm, Du begleitest mich, und ich singe einige von meinen Liedern. Du hast nichts zu befürchten, daß Dir allzu schwierliges zugemuthet werde; der bei Wagner bin ich noch nicht angekommen."

Sie blätterte in ihren Musikalien und legte ein Heft von Koschats Kärntnerliedern auf den Notenständer.

„Das getraue ich mich allerdings noch vom Blatt zu spielen," meinte Marie nach einem kleinen Versuch, und bald tönte Cillys helle, jugendliche Stimme frisch wie Lerchengezwitscher durch den Raum.

„Es geht so prächtig," sagte sie, als das erste Lied zu Ende war. „Noch eines, Mariechen?"

„Gewiß! — Es ist ein wahres Vergnügen, Dir zuzuhören."

Sie gab ein Vorspiel und Cilly setzte ein:

„Hab di amol blos g'segen,
A Blick und 's war aus,
Und siber der Zeit der war
Ka Rua mehr in Haus."

Da fiel von der offenen Thür her der kräftige Bariton einer ungeschulten, aber wohlklingenden Männerstimme ein:

„Ins Feld bin i gogen,
's hat müssen so sein,
Denn der Kopf war für'n Kaiser,
Doch das Herz, das war dein!"

Marie hatte ihr Spiel nicht wohl mitten in der Strophe unterbrechen können; als sie jetzt aber das Köpfchen von den Noten erhob, waren ihre Wangen mit einer allerliebsten Röthe überhaucht.

„Grüß Gott, mein liebes Bäschen! — Dem der Kopf war für'n Kaiser, doch das Herz, das war Dein!" — Könnte ich wohl einer zärtlicheren Versicherung unsere alte Freundschaft erneuern?"

In liebenswürdigster Unbefangenheit war Engelbert nahegetreten und streckte ihr nun die Hand entgegen, von der er rasch den weißen Handschuh abgestreift hatte. Mit einem leisen Zögern legte Marie ihre Hand hinein, und der Dragonerleutnant führte das zaghafte Zurückzucken der schlanken Finger, als er sie mit seinen Lippen berührte, nur leichthin zu seinem Munde.

Cilly schonte ihr Spiel noch weiter, sah dann aber mit einem leichten Kopfschütteln über die Schulter zurück.

„Also eine Künstlerin sind Sie geworden, Bäschen!" fuhr er fort, da sie ihm keine Antwort gab. „Sie müssen mich gelegentlich eine Probe Ihrer Meisterschaft sehen lassen; denn ich habe wahrhaftig eine beidenmäßige Ehrfurcht vor solchen Dingen. Was malen Sie denn eigentlich? Jedenfalls doch wohl Blumen und appetitzerende Stillleben mit rothen Schnepfen und angeschossenen Rehfeln!"

„Ich habe überhaupt keinen Anspruch darauf, für eine Materin zu gelten," erwiderte sie, ihren Blick noch immer gesenkt auf einen der an der Wand hängenden Kupferstiche richtend, „und Wolfgang hat sehr unrecht gethan, den meinen unbedeutenden Versuchen zu sprechen."

Zum ersten Mal hatte sie eine heiß aufsteigende Empfindung der Scham bei dem Gedanken an ihre Arbeit und täglich. Brot. Ja, sie hatte sich für einen Augenblick versucht gefühlt, trotzig zu verleugnen, was ihr sonst eine Quelle der Genugthuung und stolzen Selbstgefühls gewesen war. Engelbert aber, den die ernste, fast herbe Ton ihrer Antwort vielleicht fürchten ließ, eine Ungeschicklichkeit begangen zu haben, glitt leicht über den peinlichen Augenblick hinweg.

„Natürlich sind Sie keine zuständige Richterin über Ihre eigenen Leistungen," meinte er lächelnd. „Doch muß ich freilich auf jede Gefahr hin offen bekennen, daß meine ganze Bewunderung in diesem Augenblick einer Künstlerin gilt, die größer ist als Sie

und als alle männlichen und weiblichen Maler von Apelles bis auf Hans Makart — der Künstlerin Natur nämlich, die aus dem kleinen, flachshaarigen Mädchen, das in meiner Erinnerung spukte, eine so wunderschöne junge Dame gemacht hat."

Marie hätte Cilly dafür umarmen können, daß sie sie jetzt der Nothwendigkeit einer Antwort überhob.

„O, Du bist ja sehr hübsch im Zuge," hatte Cilly mit einem kleinen Anflug von Uebelkeit gerufen. „Und Miß Viktoria — die siebzehnjährige Perle aller Luftspringerinnen? Ist sie schon wieder enthront?"

Der Lieutenant zeigte nicht die mindeste Verlegenheit. „Erinnere mich nicht an diesen Reinfall!" sagte er heiter.

Photographie im Verlage der Photographischen Union in München.

Gute Freunde.

Nach einem Gemälde von Toni Aron.

„Nie wieder lasse ich mich darauf ein, das Alter einer Person zu schätzen, die sich in einer Wolke von Cigarrendampf fünfzig Fuß über meinem Haupte befindet. Die ‚Königin der Luft' ist heut beiläufig zwanzig Jahren die glückliche Gattin eines Virtuosen auf der freistehenden Leiter, und fünf ihrer sieben hoffnungsvollen Sprößlinge arbeiten bereits allabendlich am dreifachen Reck. Idyllisch — nicht wahr?"

Seine Selbstverspottung klang so drollig, daß auch über Mariens Gesicht ein kleines Lächeln huschte, und Engelbert betrachtete sie noch immer viel zu aufmerksam, als daß es ihm hätte entgehen können.

„Wie ich meine Schwester kenne, hat sie ohne Zweifel bereits ihr möglichstes gethan, mich bei Ihnen anzuschwärzen," meinte er, „aber Sie müssen mir versprechen, ihr nur die Hälfte von allem zu glauben! Sie offenbart nämlich in der Regel in ihren Berichten über meine Schandthaten eine Phantasie, um die mancher Dichter sie beneiden könnte."

Cilly blieb ihm die Antwort nicht schuldig, und wenn auch Marie diesmal ihre Verlegenheit viel schwerer überwand, als es dem General gegenüber der Fall gewesen war, so übte doch der heitere, neckische Plauderton, der zwischen den Geschwistern üblich war, endlich auch auf sie eine ansteckende Wirkung. Als Engelbert einige lustige Kasernengeschichten, die er mit unnachahmlichem Humor vorzutragen wußte, zum besten gab, stimmte sie ohne Zurückhaltung in Cillys munteres Lachen ein, und wenn er gelegentlich an passender oder unpassender Stelle eine Huldigung

grell aufzuleuchten Blitzstrahls die gähnende Tiefe des Abgrundes erkannt, der sie von diesem glücklichen, auf den sonnenbeschienenen Höhen des Lebens wandelnden Menschenkindern trennte. Sie war nahe daran geweinen, über dem behaglichen Luxus ihrer Umgebung das dürftige Stübchen im dritten Stock zu vergessen, in welches sie doch nach Verlauf weniger Stunden zurückkehren mußte. Eine wildschmerzliche Empfindung namenloser Bitterkeit, wie sie ihr gleich grausam und überwältigend kaum am Sarge des Vaters genommen war, preßte ihr das Herz zusammen, und in einem fast rauhen Ton, dessen trotzige Herbheit die ahnungslose Cilly nothwendig aufs äußerste befremden mußte, gab sie zurück:

„Nein, ich weiß nicht! Man pflegt sich dergleichen in meinen Verhältnissen nicht zu gestatten!“

Das verwöhnte Töchterchen des Generals, das sich durch die unverständliche Unfreundlichkeit seines Büschens empfindlich verletzt fühlte, verzog schmollend die zierlichen Lippen und verfiel in ein lebhaftes Schweigen. Die ausgelassene Fröhlichkeit der drei jungen Leute hatte plötzlich einen ärgerlichen Riß erhalten und Engelbert der umsonst alle seine kleinen Künste auf, um die vorige angenehme Stimmung wiederherzustellen.

Vielleicht begrüßte darum auch er den Eintritt seines Vaters als willkommene Befreiung aus einer unbehaglichen Lage. Der General entschuldigte sich in den verbindlichsten Ausdrücken bei seinen Gästen, daß dienstliche Angelegenheiten ihn für eine Weile gebindert hätten, sich ihr zu widmen, und nach einem kurzen Gespräche, das etwas gezwungenem Charakter hatte er sowohl sie Engelbert als sie Cilly kleine Aufträge, welche den Geschwistern keinen Zweifel lassen konnten, daß er mit Marie allein zu bleiben wünsche. Gehorsam folgten sie dem leicht verständlichen Wink.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas vom „Rothen Gespenst“.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten

Die Schriftsteller der Pariser Kommune.

Von Wilhelm Lauser.

I.

Jedermann kennt die zahlreichen Werke der Mitglieder jener niederländischen Malerfamilie Breughel, welche mit peinlicher Sorgfalt und Treue das Bauernleben ihrer Zeit, die Vorstellungen von den Martern in der Hölle, die Noth des Krieges und die Heimsuchung durch Feuersbrünste wiedergeben. Die Genauigkeit und der Fleiß, womit der einzelne alles zusammenstellte, was ihm irgend zur Volksthümlichkeit seines Vorwurfes zu gehören schien, hat dem einen den Namen des Bauern-Breughel, dem andern denjenigen des Höllen-Breughel eingetragen, und man spricht wohl auch von einem Kriegs- und Feuer-Breughel. Wäre nun die Zeit, in welcher diese Künstler lebten, so reich wie die unserige an Umwälzungen und Volksaufständen gewesen, so würden wir gewiß auch von einem Revolutions-Breughel zu reden haben und nach seinen Darstellungen etwa erwessen können, was bei solchen Erschütterungen des Staats- und Volkskörpers als das stets Wiederkehrende und sich gleich Bleibende, was dagegen als Besonderheit, Anspruhne, seltsame Eigenthümlichkeit zu betrachten wäre.

Ein in solcher Art gewiß nie wiederkehrendes Beobachtungs- und Arbeitsfeld war nun vor dem Revolutions-Breughel aufgethan, der sich in den ersten Märztagen des Jahres 1871 in die Toeren von der langen Belagerung erlöste französische Hauptstadt begab und etwa seine Schritte über die Boulevards nach dem Bastillekopf lenkte. Das „heilige Paris“, dessen unbeschgbares Heldenthum Victor Hugo vor kurzem noch so herrlich besungen hatte, bot da einen höchst unheimlichen Anblick. Kaum hatten sich die Thore der Stadt geöffnet, so strömten ganze Banden hinaus, um alles bewegliche Gut in den Landhäusern an der Seine und Marne zu stehlen und fliegende Märkte mit solchen Waren der Straße entlang zu errichten: die seltsamste Belenchtung des Märchens von der Rundschau der deutschen Sieger.

Tausende und abertausende von Müßiggängern und Bettlern, taub für den Ruf der Geschäftsleute, welche ihre Gewölbe wieder einrichten und die Arbeit wieder aufnehmen wollten, lungerten herum, unterhielten sich mit dem bei den pariser Gassenjungen betiebten Stöpselspiel, belagerten die Schnapsbuden oder schliefen auf den Bänken, auch wohl einfach am Boden liegend, ihren Rausch aus.

Hier rückte, die Marseillaise brüllend, eine Schar der sogenannten Feinemobilots heran. Sie sollten jetzt ihre Gewehre ablieferu. Das stimmerte die Tapferen freilich nicht so sehr; aber sie stießen wilde Verwünschungen gegen die Regierung des Herrn Thiers aus, welche ihnen den Tagelohn von anderthalb Franken kümdigte, dem sie während der Kriegszeit ein beauemes Nichtsthun verdankt hatten. Dort erschienen in phantastischen Anzügen, mit Zodenkopf-Kappi, im rothen Barabdlinder Hemd, mit bunkelrothen Federbüschen, in seltsam verschnirten Röcken, die mannigfaltigsten Waffen schleppend, jene hundertmannigen Freischärler. Sie waren vom Lande, das sie während des Krieges unsicher machten, hereingekommen, um nun mit den Nationalgardisten von Montmartre und Belleville, die man während der Belagerung von Paris nie hatte vor den Feind bringen können, über die Feiglinge und Verräther zu schimpfen, die Frankreich durch die Uebergabe entehrt hätten und jetzt einer monarchischen Reaktion ausliefern wollten. Dazwischen bewegten sich Rothenlungen meist betrunkener Soldaten aller Waffengattungen, die mit dem Volk aus den Vorstädten Breiderschaft machten; feerische Züge von Nationalgardisten, die, Trommler, Hornisten und kecke Marketenderinnen voran, zu der seit dem 24. Februar, dem Jahrestage der „Februarrevolution“, mit Immortellenkränzen und rothen Fahnen geschmückten Bastillesäule wallfahrteten, um neue Kränze daselbst niederzulegen, zu tanzen, Musik zu machen und die Redner anzuhören, die das Volk vor den Anschlägen der Verschwörer gegen die Republik in Versailles warnten und daselbe aufforderten, die Steuern zu verweigern und die Gewehre bereit zu halten.

Noch sah man zwar hier und dort rothe Maueranschläge, welche die „Fortsetzung des Krieges“ und den „Widerstand aus äußerste“ verlangten. Aber jetzt blieb es schon mehr den vornehmen Boulevardblättern und den Theatern überlassen, den Haß gegen die Deutschen weiter zu unterhalten. Die von den Helden von Belleville und Montmartre angeblich vor den Deutschen auf ihre Höhen hinaufgerettelten Kanonen drohten jetzt schon auf die Stadt selbst herab. Ein Maueranschlag des sogenannten „Internationalen“ erklärte, jeder Angriff gegen die Preußen würde das Volk der Monarchisten ausliefern. Und über Nacht war die allgemeine Lösung verändert, sie hieß jetzt: „Es lebe die Republik.“ Eine Losung unter den obwaltenden Umständen von um so gefährlicherer Kraft, als außer dem arbeitsscheuen Gesindel und den berufsmäßigen Revolutionären, welche die Straßen beherrschten, auch viele Besitzgesinnte von Mißtrauen gegen die Regierung und Kammer, die den Sitz in Versailles demjenigen in Paris vorzogen, erfüllt waren. Man mißbilligte das Weiterregieren der Herren E. Picard, J. Simon, J. Favre, die das ganze Volk durch ihre Versprechungen so schwer getäuscht hatten, und sah viel mehr böses Wollen als bloß Schwäche und Unverstand darin, daß man den vollsaufwühlenden Faschingsruf den Strolchen und Plätzen unbehelligt ließ, aber dafür alle radikalen Blätter unterdrückte und durch die Verfügung, es sollten jetzt mit einem Male die sämmtlichen seit dem Beginne der Belagerung von Paris fälligen Miethzinse und Wechsel bezahlt werden, Hunderttausende ins Lager der Unzufriedenen trieb.

Jeder Mißgriff, jede Schwäche der Regierung aber, die Verstimmung und Entmuthigung der ruhigen Bürger, die Noth der Geschäftsleute, das Mißtrauen der überzeugten Republikaner, das beleidigte Ehrgefühl der Pariser, das Zusammenströmen von Heeren verwöhnter Müßiggänger, fremder und einheimischer Abenteurer und zuchtloser Soldaten, der Untergang jedes Ansehens der Machthaber und die Ermattung des ganzen Volkes nach dem Kriege, alles dies mochte den aufmerksamen Beobachter wohl den Sieg voraussehen lassen, welcher der Kommune in Paris am 18. März in den Schoß fiel.

Wirkten alle Umstände zusammen, das Gelingen der grauenhaftesten und wahnwitzigsten Revolution, welche die Welt jemals

Digitized by Google

geschehen, erklärlich zu machen, so hatten auch zielbewußt und geschickt jene Umsturzmänner sich vorbereitet, welche nach dem Zusammenbruch des Kaiserreichs am 4. September beim Weltbewerb um der Regierungsmacht zu kurz gekommen waren. Wie die Republikaner das Unglück von Sedan nicht nur gemacht und für ihre Parteizwecke verwertet hatten, so hatten sie mit der Uebergabe von Metz gethan: sie zogen am 31. Oktober vor das Stadthaus und verlangten die Einsetzung der revolutionären Kommune. Sie hatten nach der Niederlage von Buzenval am 22. Januar einen blutigen Putsch angezettelt und endlich nach der Uebergabe der Hauptstadt den „Zentralausschuß der republikanischen Verbrüderung der Nationalgarde“ gebildet, um vor aller Augen sämmtliche ordnungsfeindlichen Kräfte um sich zu sammeln.

Aber wenn der Revolutionsbrauch auch alle diese Züge in seinem Gemälde vereinigt hätte, so würde ihm doch ein weentlicher fehlen — über dem Regime, der Tanen und dem jammervollen Ende dieses Aufstandes, über seiner Planlosigkeit, seinen Verirrungen, Ausschreitungen und Greueltaten würde manches unglelle Rätsel schweben, wenn nicht neben allen andern die stimmenden und bewegenden Kräften vorzugsweise auch die Schriftsteller der Kommune ins Auge gefaßt und nach ihrem eigenthümlichen Wollen gekennzeichnet würden.

Zwar die Erwartung erwies sich sehr bald als trügerisch, daß von dieser Seite die Kommune, die sich mit einem Male im Besitze der Gewalt sah, eine bestimmte Losung, eine sichere Richtung, gestiegen und sittlichen Halt empfangen werde. Denn die nämliche Verwirrung und Gedankenarmuth, welche die neuen Gewaltbaber im Stadthause von einer Begriffsbestimmung der Kommune zur andern taumeln ließ, herrschte auch unter den Schriftstellern, die damals die Stimmführer der öffentlichen Meinung sein sollten. Und außerdem war die Zahl derjenigen Schriftsteller äußerst gering, welche es überhaupt ehrlich mit der Kommune meinten und mit wirklichen Augen zu sehen fanden. Vor geschehen einer war jedenfalls jener G. Flourens, dessen Name seit Jahresfrist bei jedem Aufstande genannt worden war und der als das Urbild jener unter den Studenten des Lateinviertels aufgewachsenen Volksbeglücker gelten kann, die alle Völker ohne weiteres als unterdrückte Brüder, alle Fürsten als Tyrannen, die ganze Politik lediglich als eine Sache des Pulvers und der Barrikaden betrachten. Flourens hatte die tollsten Abenteuer in Polen und bei dem Aufstande der Kreter gegen die Türken mitgemacht, von den dankbaren Athenern einen Ehrenrevolver zurückgebracht, und gerade jetzt unter dem vorstädtischen Volke von Paris das Ansehen eines Heilandes und Helden. Seine politische Zurechnungsfähigkeit aber konnte man nach einem soeben von ihm veröffentlichten Werk „Das freie Paris“ ermessen, wo er ganz unbefangen erzählte, er habe nach dem Beginne des deutsch-französischen Krieges den Plan gehabt, nach Griechenland zu reisen, Athen aufzuwiegeln, dem dortigen König zu verjagen, die Kreter zu befreien, mit ihnen nach Marseille zu schiffen, Marseille gleichfalls aufzuwiegeln, mit dem ganzen Süden Frankreichs zum Einfall von Paris zu eilen, die Arbeiter von Berlin, Wien und London zum Barrikadenbau, die Spanier zur Vertreibung Prims, Garibaldi zur Besetzung Roms aufzuforderu, die Preußen über den Rhein hinüber der Revolution im eigenen Land zu Hilfe zu jagen und in Paris endlich die Berathe Trochu, Bazaine und Duerot abzusetzen! So unsinnig dies ist, Flourens war der Mann, daran zu glauben. Und was kümmerte er sich jetzt darum, daß man sich im Stadthause den Kopf über unmögliche Aufgaben zerbrach? „Rache“ war die einfache Losung, die er ausgab, „Rache an den Verräthern, die das Volk an einen neuen Monarchen verkaufen wollen!“ Damit zog er am 3. April zum Kampfe gegen Versailles aus und fiel, zapfer fechtend, an der Spitze seiner Legion.

In demselben Gefechte wurde von den Versaillern ein Mann gefangen genommen, der ein ebenso begeisterter Volksfreund wie Abenteurer, aber in allem übrigen dessen angesprochenes Widerspiel war: Elisée Reclus, damals schon bekannt durch treffliche Reisebücher, heute anerkannt als der bedeutendste Geograph Frankreichs. Eine Natur von idealer Reinheit, hatte er aus lauterster Menschenliebe schon in der Mitte der sechziger Jahre sich ganz der sittlichen und geistigen Hebung des Arbeiterstandes und insbesondere der Einführung des Genossenschaftswesens gewidmet, von dem man damals alles Heil erwartete; und ich hatte ihn wie seinen gleichgesinnten Bruder Elie, der erst kürzlich wieder ein sehr lehrreiches Werk über „Die Urmenschen“ herausgegeben, in so manchen Arbeiterversammlung unter dem Kaiserreiche getroffen und schätzen gelernt. Einsländungen mancherlei Art, namentlich auch die Wehrverpflichtung, hatte früher politische Freunde wie Picard und Simon ihren schönsten Worten niemals Thaten folgen lassen, hatten diese beiden edlen Schwärmer den Umsturzmännern immer näher gerückt. Beiden schien nun mit dem 18. März das Morgenroth einer neuen Wettordnung zu leuchten; und als das Zeichen zu jenem unglücklichen Ausfalle nach Versailles gegeben wurde, hielt es der Gewaltthe und kurz fichtige Elisée, der nie ein Gewehr getragen hatte, wie sein Bruder Elie für Pflicht, mitzumarschiren. Wie durch ein Wunder dem Tod entronnen, aber durch die grausame Behandlung während der Ueberwindung nach den Gefangnißschiffen in Brest dem Wahnsinn nahe gebracht, hatte er sich kaum wieder etwas erholt, als er sich neuerdings ganz und gar der Aufrichtung und Belehrung seiner Mitgefangenen widmete. Das Anerbieten der Gnade seitens der Regierung, wenn er verbrechen, nicht mehr die Waffen gegen dieselbe zu tragen, wies er stolz zurück; und es blieb der französischen Akademie vorbehalten, später dem berühmten Schriftsteller und Gelehrten die Erlaubniß zur Rückkehr in die Heimath zu erwirken. Vielleicht fühlte sich Elie durch das Schicksal dieses seines Bruders nun doppelt verpflichtet, bei der Kommune aus zuharren.

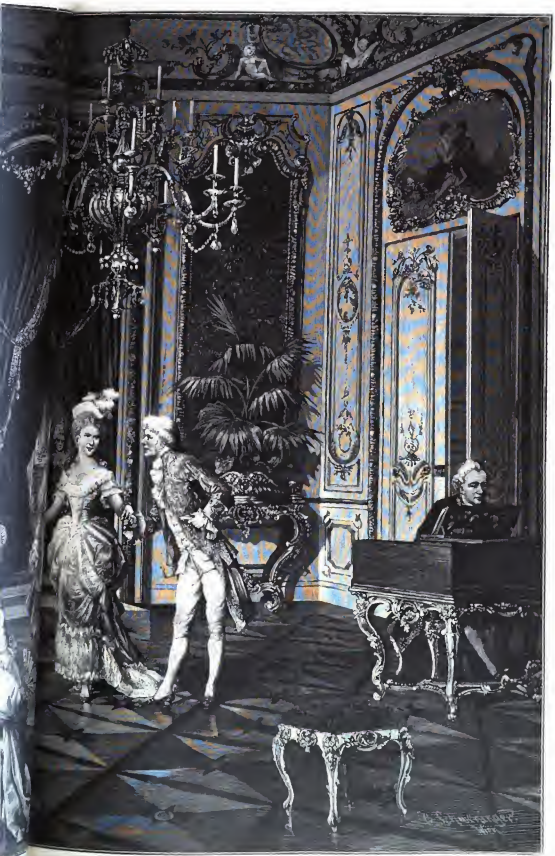
Im übrigen wollte er es, nachdem diese schon anderthalb Monate geherrscht hatte, mit gegenüber nicht Wort haben, daß nicht alles ganz gut gehe. Er billigte es sogar vollständig, daß er selbst und seine Freunde aus dem Bürgerstande den allen höheren Aemtern ausgeschlossen seien, und er fand auch die Verwaltung unter den unerfahrenen Neulingen gar nicht so übel. Meinem Einwand aber, daß die Kommune in keine einzige der von ihr angekündigten tiefgreifenden Reformen ernstlich eintrete, begegnete er mit der Hinweis auf die Nothwendigkeit, alle Kraft jetzt nur dem Kampfe zuzuwenden.

Das letzte Mal sah ich ihn bei der Zerstörung der Vendôme säule. Ich konnte mich nicht enthalten, ihn zu fragen, ob er als Mann der Wissenschaft und Freund der Geschichte und der Kunst auch eine solche Zerstörungswuth gegen vaterländische Denkmäler billigen könne. „Allerdings,“ versetzte mir der in verbesserlicher Schwärmer, „denn das schönste Denkmal für unser Volk bleibt doch die Erklärung des Umstoßlattes der Kommune, daß wir fortan geschieden sind vom Militarismus, dieser blutigen Verleugnung aller Menschenrechte, und daß es eine Pflicht gewesen ist, dieses Sinnbild des Despotismus zu vernichten.“ Uebrigens konnte Elie Reclus der Wissenschaft auch mittätigere Dienste leisten, da er, zum Vorstand der weltberühmten Nationalbibliothek ernannt, den unverschämten Diebstählen, die seit dem Beginne der Kommune dort begangen wurden, ein Ende machte und schließlich die ihm anvertrauten Schätze mit Lebensgefahr vor den Brandstiftern der Kommune rettete. So erfüllte es mich denn mit großer Freude, als mir noch während des Brandes von Paris die Gewißheit wurde, daß es einigen Freunden gelungen sei, Elie Reclus an einem sichern Orte vor der Erschießung oder Gefangenschaft zu bewahren.

Ein wahrhaft tragisches Geschick wollzog sich dagegen an dem Schriftsteller August Vermorel, dem einzigen sozialistischen Denker, den die Kommune unter den Ihrigen zählte. Vermorel war wie die beiden Reclus immerdar ein echter Freund der Freiheit und unerschrockener Anwalt des Volksrechtes, aber zum Unterschiede von jenen beiden sanften Gelehrtenmaturen stets ein Mann rücksichtslosen Kampfes gewesen. Nachdem er bis zur zweiten Hälfte der sechziger Jahre als Mitarbeiter der „Presse“, „Liberté“ und des „Courrier Français“ in den ersten Reihen der Gegner des Kaiserreichs gestanden und sich zahlreiche Gefängnißstrafen und den Verlust seines Vermögens zugezogen hatte, wurde er von Rochefort einmal in offener Sitzung des Gesetzgebenden Körpers als „Spion des Kaiserreichs“ verleumdet, blos weil er in mehreren Zeitschriften dessen damalige Parteigenossen Picard, Simon und Favre als falsche Volksfreunde zu enklaven versucht hatte. Am 4. September vom Volk aus dem Gefängniß befreit, besann sich Vermorel keinen Augenblick, diese Herren, die er jetzt als Regierende vorfinden mußte, mit erneuter Heftigkeit anzugreifen, und dieselben wußten sich seiner nicht anders zu entledigen, als indem sie ihn

STANFORD LIBRARIES

Tanzstunde
Nach einem Gemälde von



Photographie im Verlage der Photographischen Union in München.

Tanzsenschloß.

Nach einem Gemälde von Schweninger.

STANFORD LIBRARIES

nach dem Aufstande vom 31. Oktober bis zum Ende der Belagerung von Paris in Untersuchungshaft steckten. In dieser unfreiwilligen Muße verfaßte er sein Buch „Die sozialistische Partei“. Aus diesem Werke nun tritt deutlich seine Ueberzeugung hervor, daß es unmöglich sei, das soziale Ideal durch eine plötzliche Volkserhebung zu verwirklichen. Auch sah Vermorel so klar als irgend ein anderer ein, daß, als ihn die Urheber des Aufstandes vom 18. März in die Kommune heranzogen, dies nur geschah, um dieser den sich zunächst darbietenden Deckmantel des Sozialismus umzuhängen. Wie mochte er aber damals seinen Berufsgenossen Arthur Ranc bewegen, der sich gleich wieder zurückziehen konnte, als er erkannt hatte, welches Gesichter jetzt im Stadthause seinen Sitz aufgeschlagen hatte!

Das Urtheil A. Ranes, „die ganze Kommune zählte nicht mehr als zwei oder drei Sozialisten, verständige, ehrbare, unterrichtete Männer mit einem Schimmer von Staatsoerstand, die übrigen gehören sämmtlich der Hefe des Volkes an, sie seien unwissend, unerfahren, ungezogen, ohne politisches Denkvermögen und sie flammern sich als gekrönte Emporkommlinge an die Macht an“; dieses Urtheil war auch dasjenige Vermorels. Aber auf ihm lastete eben noch Rocheforts schwere Verdächtigung, die jetzt sein Wegner Fetix Pyat in der Kommune zu wiederholen wagte; und so glaubte er, von der Kommune, so unsichtlos sie ihm von Anbeginn schien, sich nicht lossagen zu dürfen. Er bewies seine Hingebung, indem er in den ersten Kämpfen gegen die Versailler mitfocht, gegenüber der Kommune selbst aber seine Unerschrockenheit, indem er öffentlich sort und fort eine friedliche Lösung befürwortete, in den Sitzungen auf dem Stadthaus alle Ungesetzlichkeiten und insbesondere die von dem blutdürstigen Pyat vorgeschlagenen Schreckensmaßregeln und die Verhaftungen andersdenkender Schriftsteller bekämpfte. In den letzten Tagen der Kommune wurde Vermorel bald hier bald dort unter den Vertheidigern der am meisten bedrohten Barrikaden gesehen; es war, als ob er den Tod herausfordern wollte. Immer enger schloß sich der eiserne Ring um die Kämpfer. Zuletzt blieb ihnen nur noch der hochgelegene Friedhof Père-Lachaise. Hier hatte denn Vermorel noch ein letztes Mal inmitten der verzweifeltsten Kommunarden Stand gefaßt. Nachmals entfanden ihre Kanonen Zerstörung auf die von allen Seiten brennende Stadt hinab. Die Granaten der Versailler rissen fort und fort klaffende Lücken in die auf dem Leichenfelde dicht zu Sammengedrängten Scharen und zerschmetterten die Grabdenkmäler, hinter denen sie sich bergen wollten. Immer näher rückte von unten Gewehrfeuer und Kampfgeschrei. Da brachte man vor Vermorel die Leiche seines Freundes, des Polen Dombrowski, des früheren Befehlshabers der Kommune. Und nun ergriff er an der Bahre dieses Mannes nochmals das Wort, um mit vor Zorn und Schmerz erstickter, vom Donner der Geschütze übertönter Stimme die Kommune als eine Bande von Trunkenbolden und Feiglingen, die diesen ihren Führer zuerst des Verraths beschuldigt und ihn dann im Angesicht des Feindes verlassen hätten, anzuklagen und das Andenken dieses Fremden zu preisen, der begeisterungsvoll und treu der Sache eines undankbaren Volkes gedient. Auf den Tod verwundet, wurde Vermorel wenige Augenblicke darauf gefangen genommen.

Es wäre ungerecht, mit völligem Stillschweigen den Schriftleiter des Amtsblattes der Kommune zu übergehen, Ch. Longuet, ein bemooftes Haupt von zwanzig Semestern aus dem Lateinerviertel. Derselbe galt wie Vermorel als guter Kenner der sozialen Fragen, insbesondere auch der Proudhon'schen Philosophie, und er bekämpfte bis zuletzt an Vermorels Seite die besonders unsinnigen Maßnahmen der Kommune. Leider war seine Willenskraft und Arbeitslust nicht auf der Höhe seines Wissens und der Ergebung, die er früher als Mitarbeiter verschiedener Blätter an den Tag gelegt hatte. Mußte er doch gelegentlich selber eingestehen, daß er das von ihm geleitete Blatt nicht einmal gelesen habe. Und wie waren gleich in den ersten Tagen der Kommune die Leser überrascht, als sie an hervorragender Stelle des Amtsblattes statt Enthüllungen über die neueste Politik der Machthaber eine Abhandlung über — Schweden und Norwegen fanden, die der bequeme Longuet einfach aus dem schon gedruckten Satze des Amtsblattes der früheren Regierung herüber genommen hatte!

Wahrscheinlich mehr aus Bequemlichkeit als mit Ueberlegung hatte er gleich in den ersten Tagen seinem Studienfreund Vaillant gestattet, eine lange Abhandlung im Amtsblatte zu veröffentlichen, in welcher dargethan werden sollte, die menschliche Gesellschaft habe gegen die Fürsten nur eine Pflicht, den Mord.“ Da dies den doch manchen Lesern damals noch etwas zu stark erschien, so sah sich für Longuet die verdrießliche Nothwendigkeit, selbst zu Federn zu greifen und nachträglich zu erklären, jener Aufsatz habe nur die Meinung eines einzelnen wiedergegeben, die übrigens sich wohl aufrecht zu erhalten sei und im ganzen Aitterthum, aber auch bei neueren Staatsphilosophen Geltung gehabt habe.

Was aber jenen Vaillant betrifft, so blieb zwar sein Aufsatz über den Fürstenmord die einzige schriftstellerische Leistung seines ganzen Lebens, der Mann ist jedoch nebst seinem ungetrennlichen Begleiter Arnstides Rey, mit welchem er außer Paris auch in Hochschulen Heidelberg, Tübingen und Wien besucht hatte, eine für unseren Revolutions Breughel unbedingt ins Auge zu fassende Erscheinung. Die beiden hatten sich aus den wüsten nihilistischen Gedanken des Russen Bakunin, aus missverstandenen Proudhonschen Lehren und aus Erinnerungen der ersten Revolution eine Art Weltanschauung zusammen gebraut, die in wesentlichen darauf hinaus lief, alles, was als Staat, Kirche, Gesellschaft, Ehe und Eigenthum bestehe, sei krank und unmoralisch, und die Menschheit müsse dadurch, daß man alles zerstöre, was an die Vergangenheit erinnere, Throne, Kirchen, Denkmäler, Kunstwerke und Bücher, tief bedauert entlastet werden, daß man ein allgemeines Chaos herstelle, aus dem sich neue, gesunde Einrichtungen herausbilden würden. So war denn Rey auch keineswegs mit der Losung zufrieden, die Kommune müsse siegen, oder Paris anstoßen zu beschen; er meinte im Gegentheile, wenn die Kommune siege, dann gerade müsse Paris zerstört werden.

Bei diesen Apostetn der Zerstörung war übrigens der eigene Wille zum Leben hinreichend ausgebildet. Vaillant entfloh daher im rechten Augenblicke noch durch die deutschen Linien, während sich diejenigen, die seinen Lehren gehorcht hatten, niederschießen ließen. Von Rey werden wir noch später hören.

Der nämliche Geist der Zerstörung wie in diesen beiden der dunnelten Studenten wohnte auch in dem Schriftsteller Jules Vallès, dem Verfasser des merkwürdigen Buches „Die Stellung Feindlinge“. Hier werden in exzeisenbster Weise die Entlassungsamt und das Elend der am vielen Unbekannten geschildert, die als den Hörsälen in das Leben treten und nun erkennen müssen, daß ihre Begabung nicht ausreiche, ihnen Brot, geschweige denn Ruhm zu erwerben, und die sich nun, mit sich selbst und der Welt zerfallen, in unfruchtbaren Anklagen gegen die Menschen, die Gesellschaft und den Staat erschöpfen. Es ist der tiefste Brustton der Ueberzeugung, den man hier vernimmt, und man sieht unwillkürlich, der Verfasser habe hier die Beichte seines eigenen Lebens niedergelegt. Lange Jahre hatte Vallès gesäumert, unter dem Druck des Kaiserreichs könne der Geist seine Schwingen nicht entfalten; nun war dieser aber flügellahm geblieben, auch nachdem die Freiheit gekommen war; und die Pariser Leser zogen immer noch einen angenehmen Plauderer wie Albert Wolff dem mürrischen J. Vallès vor. Das Gefühl dieser seiner Ohnmacht und des Neides auf seine glücklicheren Genossen verwandelte sich jetzt mehr und mehr in Haß gegen alles, was die Menschen sonst achteten, gegen die großen Geister der Vergangenheit, einen Homer, Dante und Molière, denen er zurief: „Schwindet, ihr alten Pedanten! Wieder mit den Todten!“; gegen die Kunst: „Schlagt allen Standbildern die Nasen ab, zerschneidet alle Gemälde in den Museen!“; und gegen Religion und Wissenschaft. Schließlich endeckte Vallès, 1869, sein sozialistisches Herz und es bewarb sich, allerdings wieder erfolglos, bei den Arbeitern der Vorstadt St. Antoine um einen Abgeordnetensitz. Seine wüthenden Aufrufe predigten im „Cri du peuple“ lieben ihn endlich der Anstoahme in die Kommune würdig erscheinen, und seine Berufung gegen Kunst und Wissenschaft empfahl ihn von selbst zur Uebernahme der — Unterrichts Angelegenheiten. Uebrigens muß ihm zur Ehre nachgesagt werden, daß er es stets mit der verhältnißmäßig zurechnungsfähigeren Minderheit hielt und gelegentlich gegen allzu grelle Geschmacksverletzungen, gegen das Lügensystem, durch welches man das Volk täuschte, und gegen die Liederlichkeit Einspruch erhob, zu deren Stütze man die öffentlichen Gesängnisse gemacht hatte.

In letzterer Beziehung hatte sein Schüler und früherer Mitarbeiter, Gustav Maroteau, schon ein weiteres Werk. Auch er verlangte in seiner Schrift „Männer und Drahtpuppen“, mit Vallès übereinstimmend, man müsse das Unterrichtswesen unmittelbar

und mit einem Strich alle Erinnerungen des Altertums aus- | tief, das Phat an „das heilige Augelchen" richtete, welches Ludwig
löschen: „Kommt alle, Dichter oder Maler, Gelehrte oder Schrift- | Napoleon durchbohren und die Welt von diesem Tyrannen befreien
steller; schlagt drein, beißt zertrümmert, seid grausam oder un- | werde. Der grimmige Tyrannenhasser glaubte vielleicht, mit dem
gerecht . . . was liegt daran, wenn nur der Zweck erreicht wird." | Absenden dieser Schrift eine Großthat zu vollbringen; daß das
Aber im Unterschiede von Valles erhebt er die Liederlichkeit geradezu | Empfangen derselben irgendwem gefährlich werden könnte, kümmerte
sogar auf die Höhe eines Staatsgrundsatzes, indem er ausruft: | ihn weniger. So recht in seinem Fahrwasser befand sich Phat,
„Ein Volk, das liederlich wird, ist in Wahrheit seiner Rettung sehr | als er während der Belagerung von Paris aus dem sichern Verstecke bei den Männern oder vielmehr bei den Weibern von Belleville in seinen Blättern „Gambat" und „Bengeur" („Kampf" und „Rächer") gegen die Regierung hetzen und die Aufstände vom 31. Oktober und vom 22. Januar mit fachkundiger Hand veranstalten konnte. In den ersten Märztagen predigte er sodann auf den Höhen von Belleville, der Vertrag zwischen Thiers und Bismarck habe nur die Wiederherstellung des Königthums zum Zwecke, und sobald die Kommune gebildet und er zum Mitgliede derselben ernannt war, erschöpfte er sich in den wahnwitzigsten Anträgen und Vorschlägen. So verthedigte er unter andern das Recht Mitglieder der Kommune selbst dann zu verhaften, wenn diese die Verfassung nicht gut heiße. Am unverschämtesten tobte er freilich gegen die gemäßigten Blätter, die zwar vor einigen Monaten noch gegen die Unterdrückung seines „Bengeur" Einsprache erhoben hatten, mit denen er aber, trotzdem er allen niedrigen Leidenschaften der Menge schmeichelte, den Bettlerton nicht aufzuhalten vermochte. Als auch zufolge echt revolutionärer Ueberlieferung, ein „Wohlfahrtsausschuß" eingesetzt wurde, nahm er zwar anfangs keine Ernennung in denselben mit Vergnügen an, allein die Freude wurde ihm verdorben, da man gerade in dem Augenblick, als es mit der Kommune sichtlich dem Ende zuging, die Verhandlungen desselben zu veröffentlichen anfing. Bis den bedenklichsten Verhandlungen hier er unter irgend einem Vorwand abwesend, und er mußte es sich gefallen lassen, daß ihm Vermorel in offener Sitzung vorwarf: „Seitdem gegen Ihren Willen und auf mein Andringen unsere Sitzungsberichte öffentlich geworden sind, haben Sie sich durch ein fast vollständiges Schweigen bemerklich gemacht und sich ausschließlich für die geheimen Ausschüsse aufbewahrt, wo Sie stets die unbußbarsten, gewaltthätigsten, schärfsten Maßregeln befürworteten. Zugleich zeigen Sie sich in Ihrem Blatt jetzt als Vertheidiger der Mäßigung und Versöhnung. Ihr Spiel ist leicht zu durchschauen. Sie waren einerseits auf Ihre Beliebtheit bei dedacht, für den Fall, daß das Volk siegreich bliebe, und anderseits hielten Sie sich eine Hinterthür offen, um im Falle des Sieges von Versailles den Verfolgungen zu entgehen."

Diese Bonwitze machten denn doch auf Fritz Phat einen solchen Eindruck, daß er die erste Gelegenheit benützte, um sich durch besonders heftige Redensarten wiederum waschen. Es that auch seinem dramaturgischen Herzen äußerst wohl, als am 30. April die Freimaurer von Paris, etwa 3000 an der Zahl, mit Ordensabzeichen, Schürzen, Schärpen, Bändern und Kreuzen unter Musik begleitung vor dem Stadthause erschienen, auf der Ehrentreppe desselben ein weißes Banner mit der Aufschrift „Liebet Euch unter einander!" neben den vollen Fahnen der Kommune aufpflanzten und gelobten, durch ihr Erscheinen vor der Front der Versailler Truppen Versöhnung und Frieden zu erwirken. In schwungvoller Rede belobte Phat dieselben ob ihrer edlen Absicht und feuerte sie an, wenn ihre friedlichen Versöhnungsversuche scheitern sollten, den Worten Thaten folgen zu lassen.

Noch mehr aber als die Nichtbeachtung dieses seines Mahnwortes seitens der Freimaurer, betrübte es ihn sodann, daß bei der von ihm besonders stürmisch begehrten Zerstörung der Vendômesäule auf allen seinen Theaterapparat verzichtet wurde, den er ausgesonnen hatte. Umsonst hatte er empfohlen, einen ungeheuern Mißthaufen herzurichten, um die Säule gestürzt werden sollte. Und der alte Dramaturg klagte bitterlich, daß unser Geschlecht sich nicht mehr auf die Symbolik von 1793 verstehe: eine Fanilienmutter hätte den ersten Dammerschlag thun, ein Kind die Geschichte des Kaisererichs verbrennen, das ganze französische Volk mit Friedensgeräthen dem Schauspiele anwohnen sollen!

Die letzten Tage der Kommune waren verhängekommen, alle Besitzer von Schwefel, Phosphor und ähnlichen Erzeugnissen durch das Amtsblatt der Kommune aufgefordert, sich zu melden; Paris sollte wie einst Moskau „roskopfschimirt" * werden; und F. Phat

* Graf Rostopschin hat als Gouverneur von Moskau 1812 die Niederbrennung der Stadt angeordnet.

STANFORD LIBRARIES

dröhne im Stile seiner Schauerstücke: „Ist Herr Thiers Chemiker, so wird er uns verstehen.“ Und noch rief er in seinem Blatte den eingedrungenen Versailler Truppen zu: „Ueberall Barrikaden! Nach unseren Festungsmauern unsere Häuser, nach unseren Häusern unsere Leiber! Jedes Haus wird eine Festung sein und jeder Mann ein Mann! Ihr seid in die Höhle eingedrungen, nehmt euch vor dem Löwen in Acht! Hört die Sturmglocke, den Generalmarsch, die Kanonen! Das ist ihr Brüllen!“ Sprach's und — verschwand. Man wußte lange Zeit nicht, wo er sich aufhielt, und noch heute wird darüber gestritten, in welcher Gestalt er über die Grenze kam. Bezeichnend für diesen dramaturgischen Schreckensmann aber ist vollends, daß er, obgleich später begnadigt und sogar von den Marseillern in die Kammer gewählt, noch zuletzt auf einem Dörfchen bei Paris sich versteckte, dort einen falschen Namen und, wie das Gerücht wissen will, auch gelegentlich falsche Bärte trug. Wie es scheint, hat man ihn wenigstens gut begraben: denn die jetzt ist er nicht wieder in neuer Gestalt auferstanden.

Wer hätte jemals denken sollen, in der Gesellschaft solcher Mordgesellen eines Tages auch Paschal Grousset zu begegnen, dem hübschen, harmlosen jungen Mann, der, nachdem er die Medizin an den Nagel gehängt hatte, in dem Journalistenkaffe „Madrid“ uns immer so liebenswürdig von seinem Glück bei den Frauen vorschwadronierte und so ganz zufrieden war, wenn er wieder einmal in irgend einem republikanischen, bonapartistischen oder auch legitimistischen Blatt gegen kaltwegs anständige Entlehnungen ein Anfallchen unterdrückt oder von einem Buchhändler Auftrag zur Verfertigung eines schlüpfrigen Romans erhalten hatte? Grousset erlebte zunächst seine Bekehrung zum Republikanismus, als ihn Rochefort zur Mitarbeiterschaft an seinem Blatte „La Marseillaise“ einlud. Die Vorbereen des letzteren ließen ihn von nun an nicht mehr zur Ruhe kommen. Er ahmte den Meister nach, wie er sich räusperte und wie er spuckte. Denn warum sollte nicht auch er wie dieser reich, mächtig und berühmt werden dürfen? Das Glück begünstigte ihn auch im Anfang ganz außerordentlich, indem es ihm den berühmten Skandal mit Peter Bonaparte und die Gelegenheit verschaffte, einen leibhaftigen Vetter des Kaisers herauszufordern und damit seinen Namen unter die Massen der Vorstädte zu bringen. Von jetzt ab hielt er sich vollends zu großen Dingen berufen. Als Rochefort die Leitung der „Marseillaise“ niederlegte, übernahm er dieselbe in kühnem Selbstvertrauen. Allein Rochefort, der als Mitglied der Septemberregierung zeigte, wie konservativ auch er sein konnte, wenn er im Besitze der Macht war, wies ihn wegen seiner Angriffe gegen die Regierung eines Tages so demüthigend zurecht, daß es besorgt, sein Blatt aufzugeben und seine Thätigkeit während der Belagerung ganz in die aufrührerischen Klubs zu verlegen. Nach dem Krieg ergönnte er sich aber den Spaß, Rochefort zur Mitarbeiterschaft an seinem neuen Blatte „L'Affranchi“, „Der Befreite“, einzuladen. Er konnte jetzt auch den Regierungsmann spielen, und er fühlte sich auf der gesellschaftlichen Höhe eines Metternich oder Rigza, als ihm die Kommune die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übertrug. In diesem hohen Amte hatte ihn freilich zunächst bloß der Umstand empfohlen, daß er stets wohlgekämmte Haare, ein zierliches Schnurrbärtchen, Handschuhe, neumodische Kleider und insbesondere eine viel bewunderte Hose, ein unübertroffenes Meisterstück des Schneiderkönigs Dufaucon, trug. Grousset selbst aber konnte seine Befugnisse nicht enug nehmen. Gleich am Tage seiner Ernennung richtete er eine Note an die auswärtigen Vertreter, des Inhaltes: „Der Unterzeichnete, Mitglied der Kommune von Paris, Abgeordneter für die auswärtigen Angelegenheiten, hat die Ehre, Ihnen amtlich die Bildung der kommunalen Regierung von Paris anzuzeigen. Er bittet Sie, Ihrer Regierung hiervon Kenntniß zu geben, und ergreift diese Gelegenheit, um Ihnen den Wunsch der Kommune auszudrücken, die brüderlichen Bande enger zu knüpfen, welche das Volk von Paris mit dem Volke ꝛc. zu verbinden. Genehmigen Sie . . .“ Zum Leidwesen Grousseis blieb aber der Brief mit den auswärtigen Mächten ein recht heimlicher; nur einmal konnte ein Mitglied der Kommune berichten, er habe einen Gedankenaustausch mit einem Vertreter der Republik Ecuador gehabt. Immerhin hat Grousset darauf gesehen, daß seitens der Kommune nicht der diplomatische Verkehr überhaupt unmöglich gemacht werde; und als einige Tage nach seinem Amtseintritte Nationalgarden in das belgische Konsulat eingedrungen waren, um zu plündern und einen Ball zu veranstalten, setzte er es durch, daß „ein strenger Tadel im Amtsblatte gegen die Schuldigen ausgesprochen wurde“. Im übrigen wüthete Grousset in seinem Blatt unaufhörlich gegen die Klerikalen in Paris, die, wie er behauptete, geheime Verbindungen mit Versailles und den Sendlingen des Papstes unterhielten; und es heimlich genug lautete die amtliche Erklärung, die er gegen den Schluß der Kommune abgab, die Grousse Konvokation sprache sich über die Anwendung der brutalsten Kräfte nicht aus, welche die Wissenschaft in den Dienst der Revolution stelle.

Auch Paschal Grousset ist wie die ihm zunächst stehenden schriftstellerischen Berufsgenossen beim Untergange der Kommune mit dem Leben davongekommen. Er ist heute bei seinem dritten Namen und seiner dritten Entwicklungsstufe angelangt. Als unschuldiger Plauderer hatte er sich „Doktor Blasius“ unterzeichnet, als Kommunarde „Grousset“; jetzt schreibt er unter einem neuen Namen, wenigen bekannt, sehr gemäßigte Aufsätze in eine freisinnig-republikanische Zeitung von Paris.

Diesen schriftstellerischen Größen der Kommune gegenüber befand sich ihr einstiges Vorbild, der Laternenmann Henri Rochefort, in der unbehaglichsten Lage von der Welt. Der ehemalige Spaßmacher des „Figaro“ und „Tintamarre“, der mit seiner „Lanterne“ einen unerhörten Erfolg gehabt hatte, indem er in der derben Sprache des Pariser Gassenjungen die Thorheiten des Kaiserreichs und seiner Anhänger, Diebe und Spießern behandelte, hatte sich in der Septemberregierung und dann in der Nationalversammlung von Bordeaux als eine völlige politische Null erwiesen. Und nun mußte er vollends sehen, daß ein Grousset, ein Mortean, ein Vermersch, ein Vallès, die er als mittelmäßige Köpfe verachtete, ihm seine Kunst, auf die Massen zu wirken, mit großem Erfolg abgelernt hatten, so daß er mit seinem Blatte „Le Mot d'Ordre“ nicht gegen ihre Blätter anzukommen vermochte. Der Tag, welchen er den Bonaparte gegenüber angeschlagen hatte, paßte jetzt, wo die nicht recht gegenüber seinen früheren Freunden Favre und Picard; und was wollte es besagen, wenn er gelegentlich Thiers einen Trunkenbold nannte, da der „Père Duchêne“ für denselben noch ganz andere Titel bereit hatte? Die Schlagworte der Sozialisten aber waren ihm gänzlich fremd; und so blieb ihm wenn er sich auf der Oberfläche behaupten wollte, nichts übrig, als eben auch mit immer neuen Verspeyungen und Lügen in den Weltbewerb der Kommune-Schriftsteller einzutreten. Und wahrlich sauer genug hat es sich hiermit Tag für Tag werden lassen. Seine Freunde klagten bald, man könne über nichts mehr mit ihm brechen als über die Höhe „seiner Auflage“, und mehr als einmal sah ich ihn des Abends, wenn er aus den Boulevards vom Kiosk zu Kiosk ging und ängstlich bei den Zeitungsverkäufern nachfragte, wie viel sie von seinem „Mot d'Ordre“ abgesetzt. Um seine Auflage zu heben, war ihm kein Mittel zu schlecht und abgeschmackt. Er erfand und schilderte die abscheulichsten Greuelthaten der Versailler Truppen, um die Versuche zu einer Versöhnung zu vereiteln. Von ihm ging die Anregung aus, Thiers bewegliche Habe einzuziehen und sein Haus dem Erdboden gleich zu machen. Seine Aufforderung, die Kirchen zu plündern, begründete er mit dem Satze, Christus sei in einem Stalle geboren, daher dürfe der einzige Schatz in Notredame bloß ein Strohbündel sein.

Das Unerhörteste aber hat er in jenen Aufsätzen geleistet, in welchen er unter dem Titel „Geheimnisse des Klosters von Picpus“ die schauderhaftesten Einzelheiten von langjähriger Einkerkerung von Nonnen in Kätzgen, von Folterverfügungen, von einem Geheimgange zu einem Mönchsklosier und von verschiedenen menschlichen Gebeinen erzählte. Am 21. Mai endlich brachte der „Mot d'Ordre“ folgenden Absichtsbegruß an die Kommune: „Angesichts der der Presse bereiteten Lage hält es der „Mot d'Ordre“ für anständig, sein Erscheinen einzustellen. Mit brüderlichem Gruße Henri Rochefort.“

Nun hatte sich in der Lage der Presse gar nichts verändert; die Kommune hatte so längst alle unabhängigen Blätter unterdrückt. Es war also klar, daß Rochefort lediglich den Aufenthalt in Paris nicht mehr geheuer fand. Bekanntlich wurde er aber auf seiner Flucht ergriffen und vor das Kriegsgericht in Versailles gestellt; und wir wissen jetzt aus dem jüngsten Untersuchungsprozesse, der gegen ihn als Hetzershefer Boulangers geführt wurde, daß er damals auf die Frage des Richters, warum er so abscheuliche Dinge veröffentlicht habe, die er doch selber nicht

glauben konnte, die unmittelbare Antwort gab: „Bloß, weil ich es für meine Pflicht erachtete!“

Erscheinungen wie die eben geschilderten eines Rochefort, Paat, Mayotaut, Vermersch und der übrigen, denen die Verführung des Volkes lediglich ein Geschäft oder Zeitvertreib ist, lehren ohne Zweifel bei allen Umwälzungen und Aufständen, wenn auch vielleicht nicht in so abstufender Gestalt, wieder. Aber noch nie zuvor war der Revolutions-Bacchus so bei der Pariser Kommune in die Rothwendigkeit versetzt, zur Hauptgeißel seines Bildes gegriffen den Mann zu machen, der selber den Ursprung, die Hauptverfolunlichkeiten und die Ziele des Aufstandes, soweit man von solchen sprechen kann, aufs entschiedenste mißbilligte und aufs bitterste haßte und, nachdem er zuletzt als eigentliche Seele des Aufstandes hatte gelten können, mit einem Fluch auf denselben in den freiwilligen Tod ging. Es gab nie einen abgesagteren Feind der Sozialisten, einen hochmüthigeren Verächter der Masse, einen entschiedeneren Gegner des Gedankens, den Staat in unabhängige Kommunen zu zerspleißen, als den Schriftsteller des „Reveil“, Ch. Delescluze, der es vielmehr immerdar als seine Lebensaufgabe betrachtet hatte, die wahre centralistische Republik nach den Gedanken seines Abgottes, des Jakobiners Robespierre, zu gründen. In seinem Blatte hatte er nur immer Frankreich zu überzeugen gesucht, er allein sei berufen, Robespierres Werk zu krönen; für die Sozialisten aber hatte er, so leidenschaftlich er sonst die Massen zum Umsturze des Kaiserreichs und dann der ihm nicht minder verhaßten Septembergeneigung aufwiegelte, nie ein gutes Wort gehabt. Im Gegentheile hatte er noch wenige Tage vor Errichtung der Kommune im Freundeskreise gegen die Sozialisten gedonnert und erklärt, man könne diesetben nur durch Flintenschüsse zur Vernunft bringen.

Nun war aber nicht bloß der 4. September, sondern auch der 18. März hingegangen und hatte ihm nicht die Macht zur Ausführung seiner Lebensaufgabe gebracht. So glaubte denn der eigensinnige alte Mann, nicht länger der verhaßten Bundesgenossenschaft von Sozialisten und Föderalisten entrathen zu sollen. Er übernahm seine alte Abneigung von den schwieligen Händen und ruppigen Hemden der Arbeiter, die Verachtung gegen die Unwissenheit und Plumpheit der neuen Machthaber und schmeichelte sich bei denselben zunächst mit einer allgemeinen Zustimmungserklärung ein. Endlich in die Kommune zugelassen, ließ er es sein erstes sein, als rechtgläubiger Robespierrist alle militärischen Titelunterzeichnungen, an denen doch die Kommunarden eine so kindliche Freude hatten, zu bekämpfen und insbesondere den bevorzugten General Cluseret zu stürzen. Sowohl sein Verlangen, die militärische Gewalt müsse nur die letzte Vollstreckerin des Willens der Volksvertreter sein, wie seine formwidrige Klage, daß die geistige Unzurechnungsfähigkeit der meisten Kommunemitglieder nicht die Abhaltung öffentlicher Sitzungen gestatte, brachte ihm mehrmals in Gefahr, verhaftet zu werden. Uebrigens bewies er, am seine Genossen wieder zu versöhnen, die Unerschrockenheit des echten Jakobiners dadurch, daß er jeden, der etwa noch zweifelte, es bliebe jetzt die wahre Freiheit in Paris, kurzweg als Verräther vorurtheilte, alle mißliebigen Blätter unterdrückte und den donnerschlich auf sein Betreiben eingesetzten Wohlfahrtsausschuß zu immer rücksichtsloserem Auftreten ermunterte.

Endlich, es waren allerdings nur noch zwei Wochen bis zum Untergange der ganzen Herrlichkeit, wurde der schönste Traum seines Lebens erfüllt: Delescluze, ein einfacher Schriftsteller und Bürger, ward an die Spitze der ganzen Kriegsverwaltung gestellt. Muthig, sicher aber gegen sein besseres Wissen und Gewissen, weissagte er der Nationalgarde in einer Ansprache den Sieg, der das Heil aller Völker sein werde. Um diesen unmöglichen Sieg an die Fahne der Kommune zu fesseln, ließ er dann durch ganz Paris von Haus zu Haus nach Widerspenstigen fahnden und die Unglücklichen, die sich durch Flucht entziehen wollten, vor das Kriegsgericht stellen und täglich neue gelogene Siegesnachrichten der Kommune verbreiten. Ja, er forderte, als die Versailler schon in Paris standen, die Nationalgarde noch auf, sich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen und im Nothfalle sogar, um den Feind aufzuhalten, dieses und jenes Haus mit Feuer zu zerstören.

Man weiß, wie die Kommunarden diesen Wunsch befolgten. Als Delescluze aber erfuhr, daß man auch Feuer an die Tuilerien, das Palais Royal und das Stadthaus gelegt hatte, riß er verzweiflungsvoll den um ihn noch versammelten Mitgliedern der Kommune zu: „Ihr seid ein Haufe Ruchloser, Ihr habt mich entehrt, mich, einen alten Republikaner; ich habe jetzt nichts mehr zu thun als zu sterben.“ Keiner hielt den grimmden Greis auf; er ging nach seiner Wohnung, legte frische Wäsche und Kleider an und schritt waffenlos auf die vom Heere beschossene Barrikade am Boulevard Voltaire, wo er alsbald den gesuchten Tod fand.

Noch rauchten die Trümmer des Stadthauses und so vieler andern öffentlichen Gebäude; noch hörte man aus der Kaserne Lobau das Knattern der Gewehre, welche die Gefangenen der Kommune hundertweis hinstreckten; Mac Mahon war, von der Bevölkerung ehrerbietig begrüßt, mit seinem Generalstabe dahergeritten, und eben sah ich Thiers, von seinen Ministern umgeben und von 80 berittenen Gendarmen begleitet, durch die Stadt fahren. Da redet mich auf der Straße eine bekannte Stimme an. Es ist ein noch der neuesten Mode gekleideter Stutzer, mit einem zierlichen Kürbisbüchschen auf dem Kopfe, ein gedenkhaftes Monocle im Auge. Lächelnd flüstert mir der Mann seinen Namen zu. Artistide Rey steht vor mir; er hat Schlapphut und Wolldart entfernt und sich so zugerichtet, daß ihn sein Spähcorps zu erkennen vermag. Sonst ist er unverändert, unbeschert durch die gemeinsten Ereignisse der jüngsten Zeit. Gleichmüthig berichtet er mir das Ende der hervorragendsten Kommunemitglieder; die Brandstiftungen und Mordthaten beirren ihn nicht in der Ueberzeugung, moralisch habe die Kommune gesiegt und dieser Sieg werde eine Bewegung über ganz Europa bringen, die nicht früher ruhen werde, als bis die ganze gegenwärtige gesellschaftliche und staatliche Ordnung aufgelöst sei.

Nun hat bekanntlich auch Thiers in seinem Vermächtniß an die Franzosen mit einem bestimmten Seitenblick über die Vogesen hinüber gewiesstagt, die Krankheit der Kommune werde ihre Wanderung noch durch andere europäische Länder antreten. Allein ich hatte an der Ueberzeugung fest, die ich einst im Vorworte zu meinem „Tagebuch unter der Pariser Kommune“ ausgedrückt habe, daß das erst im rechten Auftreiben begriffene deutsche Bürgerthum und ein an Mannszucht unübertreffenes Heer minder windliche Hindernisse für eine Nachahmung der Kommune sein würden. Jedenfalls würde diese aber nicht auf Schriftsteller rechnen können, wie sie ihr in Paris zur Verfügung gestanden haben.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Flammenzeichen.

Roman von E. Werner.

(Fortsetzung.)

Pothyd von Wallmoden richtete sich empor, ihr Antlitz zeigte noch immer Todtenblässe, als sie in leisem, aber nervendurchzitterndem Tone zu Rojanow weiter sprach:

„Lassen Sie ab von der Verfolgung, die ich nun schon seit Wochen fühle. Mir grant vor Ihnen, vor Ihren Augen, Ihren Worten, ich fühle, daß es Verderben ist, was von Ihnen ausgeht, und das Verderben sieht man nicht!“

„Aha!“ Es lag ein leidenschaftliches Flehen in dem Worte, aber die bebende Stimme Adelheids gewann zusehends an Festigkeit, als sie fortfuhr:

„Und Sie lieben mich auch nicht. Es ist mir oft gewesen, als sei es Ihr Haß, der mich verfolge. Sie und Abrosleichen können überhaupt nicht lieben.“

Rojanow schwieg betroffen. Wer lehrte diese junge, mit dem Leben noch so unbekannte Frau so tief in sein Innerstes blicken? Er hatte es sich selbst noch nicht klar gemacht, wie untrennbar sich Haß und Liebe in dieser Leidenschaft einten.

„Und das sagen Sie dem Dichter der „Arivana?“ stieß er mit Bitterkeit hervor. „Man hat mein Werk das Hohelied der Liebe genannt — —“

„Dann hat man sich täuschen lassen durch den Schleier der orientalischen Sage, in den Sie Ihre Gestalten hüllten, man hat nur den indischen Priester gesehen, der mit seiner Gelehrten einem eisernen, unmenschlichen Gesetze erliegt. Sie sind vielleicht ein großer Dichter, und vielleicht überschüttet Sie die Welt mit Ruhm, aber mir sagt sie etwas anderes, die Gluth- und Flammensprache Ihrer „Arvana“, mich hat sie ihren Schöpfer kennen gelehrt: einen Mann, der an nichts mehr glaubt und dem nichts mehr heilig ist in der Welt, keine Pflicht und kein Gelübde, keine Mannesehre und keine Frauentugend, der sich nicht bedenken würde, das Höchste in den Staub zu reißen, zum Spiel seiner Leidenschaft. Ich glaube noch an Pflicht und Ehre, glaube noch an mich selbst, und mit diesem Glauben biete ich dem Verhängniß Trotz, das Sie mir so segessgewiß entgegenhalten. Es kann mich in den Tod treiben — in Ihre Arme nicht!“

Sie stand ihm gegenüber, nicht wie vorhin in bebender Angst, in dem unabwollen Ringen eines gebrochenen Stolzes, es war, als ob mit jedem dieser vernichtenden Worte sich ein Ring der Kette löste, die sie so geheimnißvoll umspann. Ihr Auge begegnete voll und frei dem dunklen Blick, der sie so lange in Bann gehalten hatte — jetzt war der Bann gebrochen, sie fühlte es und athmete tief auf wie eine Erlöste.

Wieder blitzte es in der Ferne auf, lautlos, ohne Donnergrollen, aber es war, als thue sich der Himmel auf in all seinen Tiefen. In dem zuckenden Lichte lag man phantastische Wolkengebilde, Gestalten, die miteinander zu ringen und zu kämpfen schienen, wie vom Sturme getrieben, und doch stand jene Gewitterwand unbeweglich am Horizont, und ebenso unbeweglich stand der Mann, dessen dunkles Antlitz jetzt eine fahle Blässe zeigte im Scheine des Wetterleuchtens. Seine Augen waren unverwandt auf die junge Frau gerichtet, aber die wilde Gluth darin war erloschen, und seine Stimme hatte einen fremden Klang, als er sagte:

„Das also ist das Urtheil, das ich mir erbat! Ich bin in Ihren Augen nichts anderes als ein — Verworfener?“

„Ein Verlorener vielleicht! — Sie haben mich zu dem Geständniß gezwungen.“

Hartmut trat langsam einige Schritte zurück.

„Verloren!“ wiederholte er herb. „In Ihrem Sinne wahrscheinlich. Sie können ruhig sein, gnädige Frau, ich werde Ihnen nicht wieder nahen, man verlangt nicht zum zweiten Male solche Worte zu hören. Sie stehen so hoch und stolz auf Ihrer Tugendwarte und richten so streng. Sie haben freilich keine Ahnung davon, was ein heißes, wildes Leben aus einem Menschen machen kann, der unstet, ohne Heimath und Familie durch die Welt zieht. Sie haben recht, ich glaube an nichts mehr dort oben in der Höhe und glaube an nichts auf Erden — bis zu dieser Stunde.“

Es lag etwas in seinem Tone und seiner ganzen Haltung, was Adelheid einwaffnete. Sie fühlte, daß sie keinen Ausbruch seiner Leidenschaft mehr zu fürchten hatte, und ihre Stimme wilderte sich unwillkürlich bei der Antwort:

„Ich richte niemand, aber ich gehöre mit meinem ganzen Sein und Wesen einer andern Welt an, die andere Gesetze hat als die Ihrige. Ich bin die Tochter eines über alles geliebten Vaters, der sein ganzes Leben lang nur einen Weg gekannt hat, den der ernsten, strengen Pflicht. Auf diesem Wege hat er sich emporgerungen aus Armuth und Entbehrung zu Reichthum und Ehre, diesen Weg hat er seine Kinder geführt, und sein Andenken ist der Schild, der mich deckt in jeder schweren Stunde. Ich konnte es nicht ertragen, müßte ich die Augen niederschlagen vor diesem Erinnerungsbilde. — Sie haben wohl keinen Vater mehr?“

Es folgte eine lange, schwere Pause; Hartmut antwortete nicht, aber sein Haupt senkte sich unter diesen Worten, von deren zermalmendem Gewicht die junge Frau keine Ahnung hatte, und sein Blick bohrte sich in den Boden.

„Nein!“ sagte er endlich dumpf.

„Aber Sie haben die Erinnerung an ihn und an Ihre Mutter?“

„Meine Mutter?“ fuhr Rojanow jäh und heftig auf. „Sprechen Sie nicht von ihr, in dieser Stunde nicht — sprechen Sie mir nicht von meiner Mutter!“

Es war ein erschreckender Ausbruch, ein Grimsch von grenzenloser Bitterkeit, von Anklage und Verzweiflung. Die Mutter wurde gerichtet von ihrem Sohne in diesem Augenblick, er wies ihr Andenken von sich als eine Entweihung dieser Stunde.

Adelheid verstand ihn nicht, sie sah nur, daß sie einen Punkt berührt hatte, der keine Erörterung vertrug, aber sie sah auch, daß der Mann, der jetzt vor ihr stand mit diesem düsteren Blick mit diesem Ton der Verzweiflung, ein anderer war als jener, der vor einer Viertelstunde vor sie hingetreten war. Es war ein dunkler, räthselhafter Tiefe, in die sie blickte, aber sie flößte ihr keine Furcht mehr ein.

„Lassen Sie uns diese Unterredung endigen,“ sagte sie traurig. „Sie werden keine zweite suchen, ich glaube es Ihnen, aber ein Wort noch, ehe wir scheiden. Sie sind ein Dichter, ist habe es trotzalledem gefühlt, als ich Ihr Werk kennen lernte, und Dichter sind Lehrer der Menschheit, sie können zum Heil und zum Verderben führen. Die wilden Flammen Ihrer Arvana schlagen aus der Tiefe eines Lebens auf, das Sie selbst zu hoher scheinen. Sehen Sie dorthin!“ sie deutete in die Ferne, wo es eben wieder aufleuchtete in lodernder Gluth. „Das sind auch Flammenzeichen, aber sie kommen aus der Höhe und sie weisen einen anderen Weg — leben Sie wohl!“ —

Sie war längst verschwunden und Hartmut stand noch immer wie an den Boden gefesselt. Er hatte kein Wort erwidert, keine Bewegung gemacht, er blickte nur mit heißen, starren Augen dorthin, wo jetzt Blitz auf Blitz die Wolken zerriß und die ganze Landschaft in einen feurigen Mantel hüllte, und dann nieder zu den kleinen dunklen Waldsee, der so seltsam dem Burgdorfer Becken glich, mit seinen wehenden Schilf und der trügerischen, nebelathmen den Wiese, die sich auch hier so dicht an das Gewässer schmiegte.

Unter solchen stürmischen Schauspiel hatte der Knabe einst so von gezittert, emporzusteigen wie die Farben, von denen sein Geschlecht den Namen führte, in schrankenloser Freiheit, immer höher, der Sonne entgegen, und an demselben Orte war die Entscheidung über sein Schicksal gefallen, in jener dunklen Herbstnacht, da die Irrlichter ihren Gespensterreigen führten. Aber der Flüchtling war nicht zur Sonne gestiegen, die Erde hatte ihn festgehalten, die üppig grüne Wiese, und ihn tief, tief hinabgezogen. Er hatte es wohl inzwischen gefühlt, daß der heraufsteigende Trauf der Freiheit und des Lebens, den die Hand der Mutter ihm reichte, vergiftet war, aber ihn schützte kein theures Erinnerungsbild — er durfte es nicht wagen, an seinen Vater zu denken.

Immer dunkler zog es sich zusammen dort in der weiten umlagerten Ferne, immer wilder kämpften und rangen die Wolken gestalten miteinander, und mitten in diesem Kampfe und diesem Dunkel leuchteten sie immer wieder siegreich auf — die mächtigen Flammenzeichen aus der Höhe!

In der Haupt- und Residenzstadt des Landes hatte bereits das winterliche Gesellschaftsleben begonnen, in den das künstlerische Element eine hervorragende Rolle spielte. Der Herzog, der die Kunst liebte und förderte, sogte seinen Stolz darein, bedeutende Vertreter derselben in seine Nähe zu ziehen und möglichst an seine Hauptstadt zu fesseln, und die Gesellschaft huldigte großen theils derselben Richtung. Der junge Dichter, der von dem Hof so sehr begünstigt wurde, und dessen erstes großeres Werk jetzt auf der Hofbühne aufgeführt werden sollte, war daher von vorn herein eine interessante Persönlichkeit für alle Welt, und was man sonst über ihn vernahm, diente nur dazu, dies Interesse zu steigern.

Es war schon ungewöhnlich, daß dieser Rojanow als Neuner ein Werk in deutscher Sprache dichtete, wenn man auch zugeben mußte, daß er seine Erziehung in Deutschland empfangen habe. Außer dem war er der Busenfreund und auch hier in der Stadt der Gast des Fürsten Adelsberg, und man erzählte sich allerlei rührende und wundersame Geschichten über diese Freundschaft. Vor allem aber schuf Hartmuts Persönlichkeit ihm eine bevorzugte Stellung in allen Kreisen, wo er verkehrte. Der junge, schöne und geniale Fremde, den ein bald romantischer, bald geheimnißvoller Schatten umgab, brauchte auch hier nur aufzutreten, um aller Augen auf sich zu ziehen.

Die Proben zu „Arvana“ hatten unmittelbar nach der Rückkehr des Hofes in die Stadt begonnen, unter persönlicher Theilnahme des Dichters und des Fürsten Adelsberg, der sich in seiner Begeisterung für das Werk seines Freundes zu einer Art von Regisseur umwandelte und dem Intendanten des Leben schwer machte mit allen nur möglichen Anforderungen hinsichtlich der Besetzung der Rollen und der Ausstattung des Dramas. Er wußte

seinen Willen auch durchzusetzen, die äußere Ausrüstung war eine glänzende, die Rollen wurden durchweg mit den ersten Kräften des Hoftheaters besetzt, und sogar das Opernpersonal wurde herangezogen, da eine der Rollen eine ziemlich bedeutende Gesangspartie enthielt. Einer Schauspielerin konnte man das nicht zumuthen, so wurde denn eine junge Sängerin, Marietta Wolfmar, damit betraut. Die Aufführung, die ursprünglich weit später stattfinden sollte, wurde jetzt so viel als möglich beschleunigt, weil man bei Hofe fürstlichen Besuch erwartete und das neue Drama, das sich so poetisch und märchenhaft auf dem Hintergrunde der indischen Sagenwelt abhielte, den hohen Gästen vorführen wollte. Man versprach sich einen ungewöhnlichen Erfolg davon.

Dann war die Lage der Dinge, als Herbert von Wallmoden zurückkehrte, der natürlich dadurch aufs peinlichste überrascht wurde. Er hatte allerdings auf eine kurze, wie beiläufig hingeworfene Frage von seiner Frau erfahren, daß Rojanow noch in Fürstenstein verkehre, aber er hatte auch nicht auf ein plötzliches Verschwinden desselben gerechnet, das nothwendig hätte auffallen müssen. Dagegen war er der festen Ueberzeugung, Hartmut werde, trotz seiner hochmüthigen Erklärung, bleiben zu wollen, sich eines Besseren besinnen und, sobald Frau Adelsberg Rodeck wertlos, seinen Posten antreten. Jedenfalls durfte er es nicht wagen, an der Seite des Fürsten in der Stadt zu erscheinen, wo man ihm mit den angedrohten „Ausklärungen“ das Aufstreuen unnöthig machen konnte.

Aber der Gesandte hatte nicht mit dem unbeugsamen Trotze des Mannes gerechnet, der in der That auch hier ein hohes Spiel wagte. Jetzt, nach wenigen Erklärungen, fand er ihn bereits in einer noch allen Seiten hin bevorzugten Stellung, im engsten Verkehr mit dem Hofe und der Gesellschaft. Wenn man jetzt, unmittelbar vor der Aufführung eines Werkes, das der Herzog so auffallend begünstigte, von dem bereits die ganze Stadt sprach, Enthüllungen über das Vorleben des Dichters brachte, so mußte das in allen Kreisen ebenso peinlich berühren als gehässig erscheinen. Der erschreckte Diplomat verbesserte sich nicht, daß die tiefe Mißstimmung, die dann zweifellos bei dem Herzog eintrat, auf ihn selbst zurückfallen würde, weit er nicht rechtzeitig, bei dem ersten Erscheinen Rojanows, gesprochen hatte. Es blieb nichts übrig, als einstweilen nach abzuwarten und zu schweigen.

Wallmoden war weit entfernt, zu ahnen, daß gerade ihm von jener Seite eine schwere Gefahr gedroht hatte, denn er wußte ja, seine Frau kenne Hartmut Rojanows als Besteller des Fürsten Adelsberg. Sie hatte den Namen nicht wieder ausgesprochen, seit sie damals bei ihrer Ankunft in Berlin auf eine anscheinend flüchtige Frage eine ebenso flüchtige Antwort gab, und er hatte das gleichfalls nicht gethan. Sie sollte und durfte nicht von jenen alten Beziehungen erfahren, die er ihr von Anfang an verschwiegen hatte.

Aber seinen Neffen Wilibald gegenüber durfte er nicht schweigen, wenn er nicht eine ähnliche Erkennungsscene erleben wollte wie damals auf dem Hochberg. Der junge Majoratsherr hatte seine Verwandten nach Süddeutschland begleitet, sollte aber nur einige Tage in der Residenzstadt indes und sich dann nach Fürstenstein zu seiner Braut begeben, denn der Oberstofmeister forderte nachdrücklich, daß der im September so pötzlich abgebrochene Besuch nunmehr nachgeholt werde.

„Ihr seid kaum acht Tage hier gewesen,“ schrieb er seiner Schwägerin, „und jetzt bitte ich mir meinen Herrn Schwiegersohn doch auf etwas längere aus. In Eurem vielgeliebten Burgsdorf ist ja nun glücklich alles wieder in Ordnung gebracht und zu ihm steht es auch nicht viel im November. Also schick uns wenigstens den Willy, wenn Du nicht abkommen kannst. Ein Nein wird nicht angenommen. Terni erwarte ihren Bräutigam — Punktum!“

Frau von Eschenhagen sah ein, daß er recht hatte, und war auch geneigt, ihren Willy zu schicken, denn sie bestimmte natürlich allein über seine Reise. Er hatte keinen Versuch mehr gemacht, sich gegen die mütterliche Herrschaft aufzulehnen, und schien überhaupt vollständig wieder zu Vernunft gekommen zu sein. Er war wohl stiller als sonst und stürzte sich nach der Rückkehr mit ganz ungewohntem Eifer in seine landwirtschaftliche Thätigkeit, benahm sich aber sonst musterhaft. Nur in einem Punkte blieb er hartnäckig: er wollte seiner Mutter durchaus nicht Rede stehen über jene „Dummheit“, welche damals die plötzliche Abreise veranlaßt hatte, und vermied jede Erörterung darüber. Er schämte sich offenbar jener flüchtig aufwallenden Regung, die wohl überhaupt nie bedeutlich gewesen war, und wollte nicht daran erinnert sein. Nebrigens schrieb er regelmäßig an seine Braut und erhielt ebenso pünktlich Antwort. Der Briefwechsel war allerdings mehr praktischer als zärtlicher Natur und drehte sich hauptsächlich um Wohnungs- und Wirthschaftseinrichtungen, aber man erfuhr doch daraus, daß der junge Majoratsherr seine Heirath, für welcher der Zeitpunkt bereits festgesetzt war, als selbstverständlich betrachtete, und Frau Regine, die es als ihr unbestreitbares Recht ansah, die Briefe des Brautpaares zu lesen, erklärte sich zufrieden mit denselben.

Wilibald erhielt also die allerhöchste Erlaubniß, seine Braut besuchen zu dürfen, was um so weniger bedenklich war, als die gefährliche kleine Person, diese Marietta Wolfmar, jetzt in der Stadt weilte, wo ihre Stellung sie schützte. Um aber ganz sicher zu gehen, stellte Frau von Eschenhagen ihren Sohn unter den Schutz ihres Bruders, der auf der Rückreise von den Stahlberg'schen Werken mit seiner Frau einen kurzen Besuch in Burgsdorf abgestattet hatte. Wenn Wilibald während der zwei oder drei Tage seines Aufenthaltes in der Stadt im Wallmodenschen Hause wohnte und ausschließlich dort verkehrte, war nichts zu besorgen.

Der Gesandte sah nun restlich sofort nach der Ankunft ein, daß er genöthigt sein werde, seinen Neffen aufzuklären, denn der Name Hartmut Rojanow wurde schon am ersten Tage von verschiedenen Seiten genannt. Willy, der feinerzeit der Vertraute der geheimen Zusammenkünfte Hartmuts mit seiner Mutter gewesen war, und deren Namen und Abstammung kannte, horchte auf dabei, und die Bemerkung, daß es sich nun einen jungen Menschen handele, machte ihn vollends stutzig. Er sah in dieser Verstocktheit seinen Onkel an, der ihm nach rechtzeitig einen Wink gab, nicht weiter zu fragen, und dann das erste Alleinsein benutzte, um ihm die Wahrheit zu enthüllen.

Er that das selbstverständlich in der rücksichtsvollsten Weise und stellte Hartmut als einen Abenteurer der schlimmsten Art dar, den er schon in der nächsten Zeit jüngeren werde, die Rolle anzunehmen, die er hier so unverschämterweise spiele.

Dem armen Wilibald wirbelte der Kopf bei diesen Nachrichten. Sein Jugendfreund, an dem er stets mit herzlicher Zuneigung gehangen hatte und noch immer hing trotz des Verdammungsurtheils, das man dahein über ihn fällte, war hier, in seiner unmittelbaren Nähe, und er durfte ihn nicht wiedersehen, nicht einmal kennen, wenn der Zufall eine Begegnung herbeiführte! Das letztere schärfte Wallmoden seinem Neffen besonders ein, und dieser, ganz betäubt, versprach auch Gehorsam und Schweigen sowohl Adelbeid als seiner Braut und dem Oberstofmeister gegenüber, aber begreifen konnte er die Sache noch lange nicht. Er brauchte Zeit dazu, wie überhaupt zu allen Dingen.

Der Tag, an welchem „Arivana“ auf der Bühne erscheinen sollte, war herangekommen. Es war das erste Werk eines jungen, als Dichter noch ganz unbekannten Verfassers, aber die Umstände machten es zu einem künstlerischen Ereigniß, dem man mit allseitiger Spannung entgegensah. Das Hoftheater war beim Beginn der Vorstellung bis auf den letzten Platz gefüllt, und jetzt erschien auch das fürstliche Paar mit seinen Gästen und nahm in der großen Hofloge Platz. Die Aufführung hatte, obgleich das nicht formlich angekündigt war, doch den Charakter einer Festvorstellung, und das in all seinen Räumen dicht gedrängt gefüllte Haus und der reiche Schmuck der Damen trugen dem Rechnung.

Fürst Adelsberg, der gleichfalls in der Hofloge erschien, war so aufgeregt, als habe er selbst das Drama geschrieben. Uebrigens befand er sich heute in einer ebenso seltenen als erfreulichen Uebereinstimmung mit seiner allerungeduldigsten Tante, die ihn zu sich gerufen hatte und jetzt mit ihm über die Dichtung sprach, die sie mit ihrer höchsten Aufmerksamkeit beehrte.

„Unser junger Dichter scheint Launen zu haben wie alle Poeten,“ bemerkte sie. „Welch ein Einfall, noch in letzter Stunde den Namen der Heldin zu ändern!“

„In letzter Stunde geschah das gerade nicht,“ entgegnete Egon, „die Aenderung wurde schon in Rodeck vorgenommen. Hartmut hatte es sich auf einmal in den Kopf gesetzt, der Name „Ada“ sei zu kahl und rein für die Gluthgestalt seiner Heldin, und sie wurde ohne weiteres umgetauft!“

„Aber der Name Ada steht doch hier auf dem Theaterzettel,“ warf die Prinzessin ein.

„Gewiß, aber er ist auf eine ganz andere Person des Dramas übergegangen, die überhaupt nur in einer einzigen Scene auftritt.“

STANFORD LIBRARIES

Digitized by Google

„Dann hat Rojanow also Aenderungen vorgenommen seit jener Vorlesung in Fürstenstein?“

„Nur wenige, das Stück selbst ist ganz unverändert geblieben bis auf den Nauenstarrch und jenes kurze Auftreten Adas, aber ich versichere Sie, Hoheit, diese Scene, die Hartmut da hinzugedichtet hat, ist das Schönste, was er je geschrieben hat.“

„Ja, Sie finden natürlich alles schön, was aus der Feder Ihres Freundes stammt,“ sagte die Prinzessin, aber das gnädige Lächeln, mit dem sie den jungen Fürsten entließ, zeigte, daß sie so ziemlich derselben Meinung war.

In einer der Wiseninnlogen des ersten Ranges erblickte man auch den preußischen Gesandten mit seiner Gemahlin, der erst vorgestern von seinem Urlaub zurückgekehrt war. Sein heutiges Erscheinen im Theater war allerdings kein freiwilliges, sonst wäre er dieser Aufführung wohl fern geblieben, sondern eine Artigkeit, die er seiner Stellung schuldete. Der Herzog hatte über einen Theil der Logen verfügt und auch die fremden Diplomaten mit ihren Damen eingeladen; da gab es keine Möglichkeit, zurückzubleiben, um so weniger, als Herr und Frau von Wallmoden noch vor wenigen Stunden an der Festtafel im Schlosse theilgenommen hatten.

Im Parkett saß Wilibald, der aus der Anwesenheit seines Onkels auch für sich das Recht herleitete, wenigstens das Werk seines Jugendfreundes kennen zu lernen. Wallmoden war zwar nicht einverstanden damit, konnte ihm aber doch täglich nicht verbieten, was er selbst that. Willo, der sich mit vieler Mühe noch einen Platz verschafft hatte, dachte natürlich nicht daran, daß in einem Drama auch ein Mitglied der Oper beschäftigt sein konnte: erst jetzt, als er den Theaterzettel entfaltete und urplötzlich auf den Namen „Marietta Wottmar“ stieß, wurde ihm klar, wen er heute abend wiedersehen werde. Mit einer hastigen Bewegung faltete er den Zettel zusammen und barg ihn in seiner Tasche; er bereute es in diesem Augenblicke doch, in das Theater gegangen zu sein.

Jetzt begann die Vorstellung, der Vorhang hob sich und die Eingangsscenen gingen rasch vorüber. Es war eine Art Vorspiel, welches die Zuschauer ein wenig mit der seltsam phantastischen Welt vertraut machen sollte, in die sie eingeführt wurden. Arivana, die wrahe, gebietende Oberstäbtin, zeigte sich in einer prachtvollen, stimmungsvollen Ausstattung; die Hauptgestalt des Werkes, der junge Priester, der im Fanatismus seines Glaubens alles Irdische und Unheilige weit von sich weist, erschien, und in mächtigen, schwungvollen Versen erklang das Gelübde, das ihn für Zeit und Ewigkeit diesem Irdischen entrückte und mit Leib und Seele der Gottheit verband. Der Schwur war geleistet, die heilige Flamme loderte hoch empor und der Vorhang sank.

Von allen Seiten ertönte Beifall, zu dem der Herzog das erste Zeichen gab. Es stand ja allerdings fest, daß ein Werk, das so von allen Seiten gestützt und getragen wurde, einen gewissen Erfolg haben mußte, wenigstens an dem heutigen Abend. Aber es mischte sich doch noch etwas anderes in diesen Beifall. Die Zuschauer fühlten es bereits, daß ein Dichter zu ihnen sprach; seine Schöpfung hatte vielleicht der Hoheit bedurft, um vor die Oeffentlichkeit treten zu können, jetzt, wo sie bestand, trug sie sich allein. Man war gefesselt von dieser Sprache, diesen Gestalten, von dem Inhalt des Dramas, der sich bereits zu den Hauptzügen verriet, und als der Vorhang sich von neuem hob, tag gespanntes, erwartungsvolles Schweigen über dem ganzen Zuschauerraume.

Und nun entrollte sich das Drama, auf einem Hintergrunde, der ebenso großartig und farbenreich war wie seine Sprache und seine Gestalten. Die mächtige Natur Indiens, die märchenhafte Pracht seiner Tempel und Paläste, die Menschen mit ihrem wilden Hassen und Lieben und den starren, eisernen Gesetzen ihres Glaubens, das alles war phantastisch, fremdartig; aber wie diese Menschen fühlten und handelten, das war jedem vertraut. Standen sie doch im Banne einer Macht, die schon vor Jahrhunderten dieselbe war wie heute, die unter dem heißen Tropenhimmel die gleichen Wurzeln schlägt wie in der kalten nordischen Zone — der Leidenschaft im Menschenherzen.

Es war in der That eine „Gluth- und Flammenlecher“, und sie predigte ohne Nachsicht das Recht der Leidenschaft, gegen alle Schranken anzustürmen, hinweg über Gesetz und Sitte, über Gelübde und Schwur bis zu ihrem Ziele; ein Recht, wie es Hartmut Rojanow verstand und übte, mit seinem ungezähmten Wollen, das kein Gesetz und keine Pflicht anerkannte, den bis eigene Ich allein das Höchste war.

Das Erwachen dieser Leidenschaft, ihr übermächtiges Wachsen, ihr endlicher Triumph, das alles wurde in hinreißenden Sprachbildern, in Worten und Bildern geschildert, die bald aus der reinen Höhe des Ideals und bald aus der Tiefe des Abgrundes zu flammen schienen. Der Dichter hatte seine Gestalten nicht umsonst in den Schleier der orientalischen Sage gehüllt; unter diesem Schleier durfte er sagen und vertreten, was man ihm sonst schwerlich verziehen hätte, und er that es mit einer Kühnheit, die zündende Funken in die Seelen der Zuhörer warf und sie dämonisch fesselte. Schon nach dem zweiten Akte war der Erfolg „Arivana“ entschieden.

Allerdings wurde das Werk von einer Darstellung getragen, die zu dem Besten gehörte, was die Bühne je gestellt hat. Vor allem spielten die Vertreter der beiden Hauptrollen mit einem Feuer und einer Vollendung, wie sie nur wirkliche Begeisterung geben konnte. Die Heldin hielt freilich nicht mehr Ada, bei Namen trug jetzt eine andere Gestalt, die selsam fremd in diesen erregten Bilde der Leidenschaften stand, eines jener halb mädchenhaften Wesen, mit denen die indischen Sagen die „Schneewohnung“, die eisigen Höhen des Himalaya bevölkern, kühl und rein wie der ewige Schnee, der dort oben leuchtet.

Nur in einem einzigen Auftritt, in der Entscheidungsscene, schwebte sie wie mit Geisterfittigen durch die stürmisch bewegte Handlung, wahrend, warnend, und Egon hatte recht: die Worte, die der Dichter ihr auf die Lippen legte, waren wohl die tiefsten der ganzen Dichtung. Mitten in die lodernde Gluth eines Racheschwures brach es plötzlich wie reines Himmelslicht, aber so schön die Scene war, so kurz war sie auch. Flüchtig wie ein Hauch entschwand die Gestalt wieder zu den Schneewohnungen ihrer Heimath, und dort unten, an dem wondbeglänzten Ufer des Flusses, erklang das Lied des Hindumädchens — Mariettas weiche entflehende Stimme — und unter diesen lockenden, schmeichelnden Tönen verwehte jener Warnungsruf aus der Höhe.

Der letzte Akt brachte den tragischen Schluß: das Herzbrechen des Verhängnisvollen über das schuldige Paar, den Tod in den Flammen. Aber dieser Tod war keine Sühne, sondern ein Triumph, ein „leuchtendes, göttliches Sterben“, und mit der Flammen loderte auch jene dämonische Lehre von dem unbedingten Recht der Leidenschaft zum Himmel empor.

Zum letzten Male sank der Vorhang, und der Beifall, der sich von Akt zu Akt gesteigert hatte, wuchs jetzt zu einem sturmischen Sturme an. Sonst pflegten bei solchen Festvorstellungen Beifall und Begeisterung die gemessenen Grenzen zu bleiben. Heute stürmten sie über alle Schranken hinaus. Die Flammen Arivanas hatten gezündet, das sah und fühlte man an dem Jubel, mit dem das ganze Haus einstimmig das Erscheinen des Dichters verlangte.

Endlich trat Hartmut vor. Ohne Scheu und Befangenheit, strahlend vor Stolz und Freude neigte er sich dankend vor den Publikum, das ihm heute einen Triumf bereitet, den er in seiner wildschweifenden Lebens doch noch nicht gekostet hatte. Sie waren berauschend, diese ersten Klänge aus dem Becher des Ruhmes, und mit diesem berauschenden Siegesbewußtsein blickte der Gefeierte jetzt zu der Proscheniumsloge empor, deren Insassen er längst erkannt hatte. Er fand freilich nicht, was er suchte; Adelheid hatte sich zurückgelehnt und ihr Antlitz verschwand hinter dem ausgebreiteten Fächer, er sah nur das kalte, unbewegte Gesicht des Onkels, der ihn so tief beleidigt hatte, und der nun Zeuge seines Triumphes war. Wallmoden verstand es nur zu gut, was das Aufstehen dieser dunklen Augen ihm sagte:

„Jetzt wage es noch, mich zu verachten!“

Es war am andern Morgen zu noch ziemlich früher Stunde, als Wilibald von Eichenhagen durch die Anlagen des fürstlichen Parkes schritt, die er sich „besehen“ wollte, wie er seinem Onkel beim Frühstück erklärt hatte. Der ausgedehnte waldartige Park, der unmittelbar vor den Thoren der Stadt lag, war allerdings sehenswerth, aber Willo achtete nicht auf die Anlagen, die andern heute, an dem trüben Novembertage, wenig einladend erschienen. Ohne rechts oder links zu blicken, schritt er hastig vorwärts, schlug planlos bald diesen, bald jenen Weg ein und merkte es nicht, daß er dabei mehrmals an dieselbe Stelle zurückkehrte. Es schien beinahe, als wollte er mit diesem Sturmschritt eine innere Unruhe

Schloß Prunn.
Zeichnung von R. Püttner.

STANFORD LIBRARIES

bedauern, und er war ja auch nur ausgegangen, um im Freien und allein zu sein.

Der junge Majoralsherr redete sich allerdings ein, es sei nur das Wiedersehen des Jugendfreundes, das ihn so aus der Fassung brachte. Zehn volle Jahre hatte er nichts von Hartmut gehört, durfte er ihn nicht einmal nennen daheim, und nun sah er den Verschollenen plötzlich wieder, im Glanze eines aufsteigenden Dichterruhms, wohl tief und mächtig verändert in Erscheinung und Auftreten, aber trotz alledem doch der Hartmut, mit dem er so oft die Knabenspiele getrieben. Er hätte ihn auch unverdorben in seinen Augenblick wiedererkannt.

Wallmoden freilich schien durch den gestrigen Erfolg sehr peinlich berührt zu sein. Er hatte kaum gesprochen auf der Rückfahrt, so wenig wie seine Frau, die schon im Wagen erklärte, die Hitze im Theater habe ihr einen heftigen Kopfschmerz verursacht, und sich sofort nach der Nachhausekunft zurückzog. Der Gesandte folgte ihrem Beispiel, und als er seinem Neffen, der ihm gute Nacht wünschte, die Hand reichte, sagte er kurz:

„Es bleibt bei unserer Abrede, Wilibald. Du schweigst gegen jeden, wer es auch sei! Sieh zu, daß Du Dich nicht verrätst, denn der Name Rojanow wird in den nächsten Tagen wohl in aller Mund sein! Er hat auch diesmal Glück gehabt, wie alle Abenteurer."

Wilibald hatte die Bemerkung schweigend hingenommen, aber er fühlte doch, daß es noch etwas anderes war, was dem Dichter der „Arwana" diesen Erfolg schuf. Unter anderen Umständen hätte er dies Wort als etwas Unerhörtes, Unbegreifliches angestaunt, ohne es zu verstehen, aber jetzt war ihm merkwürdigerweise das Verständnis dafür aufgegangen.

Man konnte sich verstehen auch ohne die feierliche Zustimmung der geehrten Eltern, Vormünder und Verwandten, das kam nicht bloß in Indien vor, das geschah bisweilen auch hier zu Lande. Man konnte sich auch unvorsichtigerweise mit einem Gelübde übereilen und es brechen, aber was dann? Ja, dann kam das Verhängnis, das Hartmut so grausig und doch so schön geschildert hatte! Willy war im vollen Ernste dabei, den hoch romantischen Inhalt von „Arwana" in Burgsdorfer Verhältnisse zu übersetzen, und das Verhängnis nahm dabei unverkennbar die Züge der Frau von Eichenhagen an, die in ihrem Zorne jedenfalls noch grimmiger war als eine wütende Priesterkaste.

Der junge Majoralsherr seufzte tief auf. Er dachte an den zweiten Akt des Dramas, wo aus dem Kreise der Hindumädchen, die zum Opferfeste zogen, eine zarte Gestalt hervorgetreten war, unendlich reizend in den weißen Schleiergewändern und mit dem Blumenkranz in den Locken. Seine Augen hatten wie gebannt an ihr gehangen, die nur zwei- oder dreimal flüchtig auf der Bühne erschien; aber dann erklang ihr Lied am Ufer des mondschimmernden Flusses, dann erklang die helle, süße Stimme, die schon damals in Waldhofen den Zuhörer so bestrickt hatte, und nun war das alte Unheil, das er niedergekämpft und vergessen wähnte, auf einmal wieder da. Es fand riesengroß vor ihm, und das Schlimmste war, daß er es gar nicht mehr als ein Unheil ansah.

Der unermüdliche Spaziergänger kam nun schon zum dritten Male an einem kleinen Tempel vorbei, der an der Vorderseite offen war und in dessen Mitte eine Büste stand, während im Hintergrunde eine Bank zum Sitzen einlud. Wilibald trat diesmal ein und ließ sich nieder, weniger aus Ruhebedürftigkeit, als um noch ungestörter seinen Gedanken nachzuhängen.

Es wuchte zehn Uhr morgens sein und die Anlagen waren um diese Stunde fast ganz leer und einsam. Nur ein einzelner Spaziergänger, ein junger Mann in vornehmer Kleidung, schritt dicht langsam und scheinbar absichtslos in den Wegen umher. Er mußte aber doch wohl jemand erwarten, denn er blickte mit offenbarer Ungeduld bald nach der Stadt und bald nach der Parkstraße, die in ziemlicher Entfernung die Anlagen begrenzte. Plötzlich aber schritt er rasch auf den Tempel zu und faßte an der Hinterwand desselben Posten, wo er nicht gesehen werden konnte, während er selbst den vorüberführenden Pfad im Auge behielt.

Nach etwa fünf Minuten kam eine junge Dame von der Stadt her, eine leichte, zierliche Gestalt, in dunklem Mantel und Pelzkragen, ein Pelzmützchen auf die krausen Locken gedrückt und einen Muff in der Hand, aus dem eine Notenrolle hervorblickte. Sie wollte rasch vorübergehen, ließ aber plötzlich einen Ausruf der Ueberraschung hören, der freilich nichts weniger als freudig klang:

„Ah — Graf Westerburg!"

Der junge Mann war hervorgetreten und verneigte sich.

„Welch ein glücklicher Zufall! Wie konnte ich ahnen, daß Fräulein Mariella Voltmar so früh schon in den Anlagen umherwandeln würde!"

Mariella war stehengeblieben und sah den Sprechenden von oben bis unten an, aber ihre Stimme hatte einen halb gereizten, halb verächtlichen Ton, als sie antwortete:

„Ich glaube nicht an diesen Zufall, Herr Graf, denn wenn Sie zu oft und zu beharrlich meinen Weg, obgleich ich Ihnen doch hinreichend gezeigt habe, wie lästig mir Ihre Aufmerksamkeiten sind."

„Ja, Sie sind unendlich grausam gegen mich!" sagte der Graf vorwurfsvoll, aber doch mit unverkennbarer Treuherzigkeit. „Sie nehmen meine Besuche nicht an, verschmähen meine Blumengaben, erwidern nicht einmal meinen Gruß noch bei einer Begegnung. Was habe ich Ihnen denn getan? Ich habe es gewagt, Ihnen eine Huldigung zu Füßen zu legen in Gestalt einer Schmuckdose, den Sie leider zurückfanden —"

„Mit der Erklärung, daß ich mir solche Unverschämtheiten ein für allemal verbitte," unterbrach ihn das junge Mädchen heftig. „Ich verbitte mir überhaupt Ihre fortwährenden Aufmerksamkeiten. Sie haben mir ja hier formlich aufgelauert, wie es scheint."

„Mein Gott, ich wollte ja nur um Verzeihung bitten wegen jener Kühnheit," versicherte Graf Westerburg, anscheinend zutiefst zerknirscht, aber dabei trat er zugleich mitten in den schmalen Weg, so daß es nicht möglich war, an ihm vorbeizukommen. „Ich hätte es freilich wissen können, daß Sie unnahbar sind für jeden, und daß keine ihren Lauf so eifersüchtig hütet wie Sie, scheue Mariella!"

„Ich heiße Fräulein Voltmar!" rief Mariella zornig. „Sparen Sie solche vertraulichen Anreden für diejenigen, die sie dergleichen gefallen lassen. Ich tue es nicht, und wenn Ihre Zudringlichkeiten nicht aufhören, so werde ich andererseits Schutz in Anspruch nehmen."

„Welchen Schutz?" spottete der Graf. „Vielleicht den der alten Dame, bei der Sie leben, und die sonst immer und überall an Ihrer Seite ist, wo Sie auch erscheinen? Nur bei Ihrem Gange zu dem Professor Marani bleibt sie zurück; die Gefahr studiren bei dem alten Herrn sind allerdings nicht gefährlich, daß ist aber auch der einzige Weg, den Sie allein machen."

„Sie wußten es also, daß ich um diese Zeit nach der Parkstraße gehe? Das ist ja ein vollständiger Verfolgungswahn! Gehen Sie mir aus dem Wege, ich will fort!"

Sie versuchte an ihm vorbeizukommen, aber der junge Mann breitete beide Arme aus, so daß er den Weg völlig versperrte.

„Sie werden mir doch erlauben, Sie zu begleiten, mein Fräulein? Sehen Sie nur, die Anlagen sind ganz einsam und verlassen; es ist kein Mensch in der Nähe, da muß ich Ihnen wirklich meinen Schutz anbieten."

Der Park schien in der Tat völlig menschenleer zu sein, und eine andere wäre durch diesen Hinweis auf ihre Schutzlosigkeit wohl eingeschüchtert worden; die kleine, kapriese Mariella aber richtete sich unerschrocken auf.

„Unterstehen Sie sich nicht, mir auch nur einen Schritt zu folgen!" rief sie in voller Empörung. „Ihre Begleitung ist mir ebenso unerträglich wie Ihre Persönlichkeit — wie oft soll ich Ihnen das noch sagen?"

„Ei, so zornig?" fragte der Graf, mit einem boshaften Lachen. „Nun, ganz umsonst will ich diesen Ueberfall doch nicht gemacht haben, wenigstens soll er mir einen Kuß entwenden von diesen reizenden, feindlichen Lippen."

Er machte wirklich Miene, seinen Vorsatz auszuführen, und näherte sich dem hastig zurückweichenden Mädchen, aber in demselben Augenblick flog er auch, von einem furchtbaren Stoße getroffen, seinwärts und stürzte dann der Länge nach auf den feuchten Boden hin, wo er in einer sehr kläglichen Stellung liegen blieb.

Mariella hatte sich erschrocken umgewendet bei diesem ebenso unerwarteten als stürmischen Beistande, und ihr von Zorn und Kränkung heißgerötetes Gesicht nahm den Ausdruck einer grenzenlosen Ueberraschung an, als sie den Helfer erkannte, der an ihrer Seite stand und so grimmig auf den Daliegenden blickte, als habe er die größte Lust, ihm den Garaus zu machen

„Herr von Eschenhagen — Sie?“

Graf Welzerburg hatte sich inzwischen mit einiger Mühe wieder aufgerafft und trat jetzt wankend seinem Angreifer entgegen.

„Mein Herr, was unterstehen Sie sich? Wer giebt Ihnen das Recht —“

„Bleiben Sie wir und dem Fräulein zehn Schritt vom Leibe, ich rathe es Ihnen!“ unterbrach ihn Wildbald, indem er ob von das junge Mädchen stellte. „Sonst stiegen Sie noch einmal gegen die Bäume, und der zweite Stoß möchte nicht so gelind ausfallen wie der erste.“

Der Graf, eine schmächtige und nichts weniger als kraftvolle Gestalt, mußte dem vor ihm stehenden Hünen, dessen Faust er bereits gefühlt hatte, einen Augenblick lang, aber das war genug, um zu überzeugen, daß er hier unbedingt den kürzeren ziehen müßte.

„Sie werden mir Genugthuung geben — wenn Sie überhaupt satisfaktionsfähig sind!“ stieß er mit halberstickter Stimme hervor. „Sie wissen vermuthlich nicht, wen Sie vor sich haben —“

„Einen frechen Burschen, den man mit Vergnügen züchtigt,“ sagte Willy mit großer Gemüthsruhe. „Bleiben Sie gefälligst stehen, sonst thue ich es gleich auf der Stelle. Uebrigens bringe ich Wildbald von Eschenhagen, Majoratsherr auf Burgsdorf, und bin in der Wohnung des preußischen Gesandten zu finden, wenn Sie mir noch mehr zu sagen haben. — Bitte, mein Fräulein, meinen Schutze können Sie sich unbesorgt anvertrauen, ich stehe Ihnen dafür, daß Sie nicht mehr belästigt werden.“

Und man gestehn etwas Unerhörtes, Unglaubliches. Herr von Eschenhagen bot, ohne zu fechten oder irgendwie in Vertheidigungsakt zu gerathen, mit einer echt ritterlichen Bewegung der jungen Dame den Arm und führte sie fort, ohne sich um den zurückbleibenden Grafen weiter zu kümmern.

Marietta hatte den dargebotenen Arm angenommen, aber sie sprach kein Wort; erst als sie sanft außer Hörweite waren, begann sie mit einer Schüchternheit, die sonst gar nicht in ihrem Wesen lag: „Herr von Eschenhagen —“

„Mein Fräulein?“

„Ich — ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihren Schutz, aber der Graf — Sie haben ihn beleidigt, thätlich sogar — er wird Sie fordern und Sie werden das annehmen müssen.“

„Natürlich, mit dem größten Vergnügen,“ sagte Willy, und dabei strahlte sein ganzes Gesicht, als ob diese Aussicht ihm wirklich das allergrößte Vergnügen machte. Sein blindes, kindliches Wesen war auf einmal verschwunden, er fühlte sich als Held und Ritter und gefiel sich außerordentlich in dieser neuen Stellung. Marietta blickte ihn in sprachloser Verwunderung an.

„Aber es ist furchtbar, daß das um meinetwillen geschehen soll,“ hob sie wieder an. „Und daß gerade Sie es sein müssen!“

„Das ist Ihnen wohl gar nicht einmal recht?“ fragte der junge Majoratsherr, der in seiner jetzigen gehobenen Stimmung die letzte Bemerkung übelnahm. „Ja, mein Fräulein, in solcher Lage hat man aber keine Wahl, Sie mußten mich nothgedrungen zum Beschützer annehmen, wenn ich auch nicht gerade sehr hoch in Ihrer Achtung stehe.“

Ueber Mariettas Gesicht floß eine glühende Röthe bei der Erinnerung an jene Stunde, wo sie ihre ganze Verachtung über den Mann ausgeschüttet hatte, der jetzt so tapfer für sie eintrat.

„Ich dachte nur an Toni und ihren Vater,“ versetzte sie leise. „Ich bin in schuldlos an der Sache, aber wenn ich die Ursache sein sollte, daß Sie Ihrer Braut entrissen würden —“

„Dann muß Toni das eben als eine Schickung hinnehmen,“ sagte Wildbald, auf den die Erwähnung seiner Braut sehr wenig Eindruck machte. „Man kann sein Leben überall verlieren und man muß nicht immer gleich den schlimmsten Fall voraussetzen. — Wohin soll ich Sie führen, mein Fräulein? Nach der Parkstraße?“

Ich glaube gehört zu haben, daß Sie dahin wollten.“

Sie schüttelte heftig den Kopf.

„Nein, nein! Ich wollte allerdings zu dem Professor Maroni, der mir eine neue Rolle einstudirt, aber jetzt kann ich nicht singen, das ist unmöglich. Lassen Sie uns einen Wagen suchen, dort drüben werden wir einen finden, ich möchte nach Hause.“

Wildbald deutete sofort seine Schritte nach der angedeuteten Richtung, und sie gingen schweigend weiter bis zum Rande der Anlagen, wo wirklich einige Miethwagen hielten. Hier blieb das junge Mädchen stehen und blickte bittend und angstvoll zu ihrem Begleiter empor.

„Herr von Eschenhagen, muß es denn sein? Läßt sich die Sache nicht ausgleichen?“

„Schwerlich, ich habe dem Grafen einen sehr ausgiebigen Faustschlag versetzt und ihn einen frechen Burschen genannt und werde natürlich dabei stehen bleiben, wenn es zu Auseinandersetzungen kommt. Aber ängstigen Sie sich nicht darüber, die Geschichte wird morgen oder übermorgen hoffentlich mit ein paar Schrammen abgemacht werden.“

„Und ich soll zwei oder drei Tage lang in dieser Angst und Ungewißheit bleiben? Wollen Sie mir denn nicht wenigstens Nachricht senden?“

Willy sah in die dunklen, thränenerfüllten Augen, und dabei trat in die seinigen wieder jenes Leuchten wie damals, als er zum ersten Male die Stimme des kleinen „Singvogelchens“ hörte.

„Wenn alles glücklich vorüber ist, komme ich selbst und bringe Ihnen Nachricht,“ erwiderte er. „Darf ich das?“

„O gewiß, gewiß! Aber wenn es nun ein Unglück giebt, wenn Sie fallen?“

„Dann bewahren Sie mir ein besseres Andenken als bisher, mein Fräulein,“ sagte Wildbald ernst und herzlich. „Sie haben mich wohl für einen rechten Feigling gehalten. — O, sagen Sie nichts, Sie hatten ja recht: ich habe das selbst bitter genug gefühlt, aber es war meine Mutter, der ich gewohnt bin zu gehorchen, und die mich sehr lieb hat. Jetzt aber sollen Sie sehen, daß ich mich weiß, wie ein Mann sich zu benehmen hat, wenn ein schutzloses Mädchen in seiner Gegenwart beleidigt wird, jetzt will ich jene schlimme Stunde bei Ihnen auslöschen — wenn es sein muß, mit meinem Blute!“

Ohne ihre Zeit zu einer Antwort zu lassen, lief er einen der harrenden Wagen herbei, öffnete den Schlag und wiederholte dem kutscher Straße und Hausnummer, die Marietta ihm nannte. Sie stieg ein und streckte ihm noch einmal die kleine Hand entgegen, die er einen Augenblick lang in der seinigen hielt, dann warf sich das junge Mädchen mit einem innen Aufschluchzen in die Polster zurück und der Wagen rollte davon. Willy blickte ihm nach, so lange, bis nichts mehr davon zu sehen war, dann richtete er sich auf und sagte mit einer Art von grimmigem Wohlbehagen:

„Nun nehmen Sie sich in acht, Herr Graf! Wie ist es jetzt eine wahre Wonne, draus loszuknallen, daß Ihnen Hören und Sehen vergeht!“

Die Dämmerung brach früh herein an diesem trüben Novembertage, und das Adelsbergsche Palais war bereits erleuchtet, als der Fürst, der von einer kurzen Ausfahrt heimkehrte, an der Rampe vorfuhr.

„Ist Herr Rojanow in seinen Zimmern?“ fragte er beim Eintreten einen herbeieilenden Diener.

„Zu Befehl, Durchlaucht!“ erwiderte dieser mit einer Verbeugung.

„So bestellen Sie den Wagen auf neun Uhr, wir fahren nach dem Schloß.“

Damit stieg Egon rasch die Treppe hinauf und begab sich in die Wohnung seines Freundes, die neben der seinigen im ersten Stock lag und wie die sämmtlichen Räume des fürstlichen Hauses mit altertümlicher Pracht eingerichtet war. Auf dem Tische des Wohnzimmers brannte eine Lampe, Hartmut aber lag ausgestreckt auf dem Ruhebett in einer Stellung, die Ermüdung und Abspannung verrieth.

„Du ruhst wohl auf Deinen Lorbeeren?“ fragte der junge Fürst lachend, indem er näher trat. „Verdenken kann ich Dir das nicht, denn Du hast heute seine Minute lang Ruhe gehabt. Es ist doch ein etwas anstrengendes Geschäft, ein neu aufgehender Stern am Dichterhimmel zu sein, es gehören wirklich Nerven dazu. Die Leute reißen sich zu beinahe um die Ehre, Dir Schmeicheleien sagen zu dürfen. Du hast heut einen förmlichen Empfang abgehalten.“

„Ja, und nun müssen wir noch zu Hofe!“ sagte Hartmut in einem unten, gleichgültigen Tone. Die Aussicht schien ihm nichts weniger als angenehm zu sein.

„Das müssen wir allerdings. Die hohen und höchsten Herrschaften wollen den Sänger gleichfalls ihre Huldigung darbringen, meine allergnädigste Tante an der Spitze. Du weißt ja, sie ist

STANFORD LIBRARIES

so eine Art Schüngeist und glaubt, in Dir eine verwandte Seele gefunden zu haben. Gott sei Dank! Dann beseichst sie mich wenigstens nicht fortwährend an ihre Seite und vielleicht vergißt sie darüber auch die unglückseligen Heirathspläne. Aber Du scheinst mir sehr unempfindlich zu sein gegen die fürstlichen Liebenswürdigkeiten, die schon gestern von allen Seiten auf Dich einregneten. Du antwortest ja kaum, bist Du nicht wohl?"

„Ich bin müde! Ich wollte, ich könnte all diesem Lärm entrinnen und mich nach den stillen Rodeck flüchten."

„Nach Rodeck? Nun, da muß es jetzt lieblich sein, im Novembernebel und in den nassen entblätterten Wäldern. Wer — ein wahrer Gespensterenthusiast!"

„Gleichviel, ich habe eine förmliche Sehnsucht nach dieser düsteren Einsamkeit und ich gehe auch nächstens auf einige Tage dorthin. Du hast doch hoffentlich nichts dagegen?"

„Sehr viel habe ich dagegen!" rief Egon entrüstet. „Ich bitte Dich um Gotteswillen, was ist das für ein Einfall! Jetzt, wo die ganze Stadt den Dichter der ‚Arivana' auf den Schild hebt, willst Du ihr Deine hohe Gegenwart entziehen und all den Triumphen und Huldigungen entfliehen, um Dich bei lebendigem Leibe in ein spukhaftes kleines Waldnest zu vergraben, das höchstens bei Sonnenschein erträglich ist. Man wird das unverzeihlich finden."

„Meinetwegen! Ich brauche jetzt Einsamkeit und Ruhe — ich gehe nach Rodeck!"

Der junge Fürst schüttelte den Kopf. Er war es zwar gewohnt, daß sein Freund in dieser herrischen rücksichtslosen Weise verfügte, wenn ihn gerade die Laune anwandelte, und hatte ihn selbst nach Kräften darin verwöhnt; dieser Einfall aber erschien ihm doch gar zu sonderbar.

„Ich glaube, unsere Allergnädigste hat recht," sagte er, halb scherzend, halb vorwurfsvoll. „Sie meinte gestern im Theater: Unser junger Dichter hat Launen, wie alle Poeten! Ich finde das auch. Was hast Du denn eigentlich, Hartmut? Gestern und heute den ganzen Tag strahlest Du vor Triumph und Freude, und jetzt, wo ich Dich kaum eine Stunde allein gelassen habe, finde ich Dich in einem förmlichen Schwermuthsanfall. Haben Dich etwa die Zeitungen geärgert? Wielleicht irgend eine boshafte, neidische Kritik?"

Er deutete nach dem Schreibtische, wo die Abendzeitungen entfaltet lagen.

„Nein, nein!" entgegnete Rojanow hastig, aber er wandte dabei den Kopf seitwärts, so daß sein Gesicht im Schatten blieb. „Die Blätter bringen ja erst vorläufige Besprechungen und die sind sämmtlich schmeichelhaft. Du weißt ja, ich bin bisweilen solchen Stimmungen unterworfen, die mich oft ohne jede Ursache überfallen."

„Ja, das weiß ich, aber jetzt, wo das Glück Dich von allen Seiten überströmt, sollten sie Dir doch fern bleiben. Du siehst wirklich angegriffen aus, das kommt von der Aufregung, die wir beide in den letzten Wochen durchgemacht haben."

Er beugte sich besorgt über den Freund, der ihm, wie in aufwallender Reue über sein schroffes Wesen, die Hand hinstreckte.

„Vergieb, Egon! Du mußt Geduld mit mir haben — es wird vorübergehen."

„Das hoffe ich, denn ich will doch heut abend Ehre einlegen mit meinem Dichter. Jetzt aber werde ich gehen, damit Du Dich ausruhen kannst. Laß Dich heut von niemand mehr stören, wir haben noch drei volle Stunden bis zur Abfahrt."

Der junge Fürst ging. Er hatte es nicht gesehen, wie bitter es um Hartmuts Lippen zuckte, als er von dem „überströmenden Glück" sprach, und doch hatte er die Wahrheit gesprochen. Ruhm war ja Glück, vielleicht das höchste im Leben, und der heutige Tag hatte den Triumph des gestrigen nur vorgespielt, bis plötzlich vor einer Stunde, ein greller Mißton in diese schmeichelnden Klänge gefallen war.

Der junge Dichter hatte, als er in sein Zimmer zurückkehrte, die Zeitungen durchflogen, die er auf dem Schreibtische fand. Sie brachten zwar noch keine ausführlichen Besprechungen der „Arivana", erkannten aber zustimmig den großen Erfolg und den mächtigen Eindruck des Werkes an und verhießen eingehende Kritiken für morgen; überall war von Hartmut Rojanow die Rede. Da fiel dieser, als er das letzte Blatt umwandte, auf einen anderen Namen, bei dem es ihn mit jäher, schmerzlicher Ueberraschung durchzuckte. Im nächsten Augenblick erkannte er freilich, daß nicht damit gemeint war. Die betreffende Notiz berichtete, jüngste Reise des preußischen Gesandten nach Berlin schreibe bedeutungsvoller gewesen zu sein, als man annehme. Herr Wallmoden habe in der Audienz, die er gleich nach seiner Ankunft bei dem Herzoge gehabt, offenbar wichtige Dinge zur Sprache bracht, und jetzt werde ein höherer preußischer Offizier erwartet. Der Träger einer besonderen Sendung bei Seiner Hoheit sei, so handele sich zweifellos um militärische Angelegenheiten, und Oberst Hartmut von Falkenried werde schon in den nächsten Tagen eintreffen.

Hartmut hatte das Blatt fallen lassen, als sei es plötzlich glühendes Eisen geworden. Sein Vater kam hierher und erwartete dann sicher durch Wallmoden alles, mußte alles erfahren; die Möglichkeit eines Zusammentreffens war ja dann unmöglich vermieden!

„Wenn Du Dir eine große, stolze Zukunft errungen hast, dann tritt wieder vor ihn hin und frage, ob er es noch wagt, Dich zu verachten!" hatte Zatika ihrem Sohne zugeflüstert, und er sich gegen die Flucht, gegen den Bruch seines Schwures gewehrt. Jetzt war der Anfang zu dieser Zukunft gemacht. Der Name Rojanow trug bereits den Lorbeer des Dichters, und dann war die ganze Vergangenheit ausgetilgt; sie sollte und mußte sein, diese Ueberzeugung stand in den Blick, den Hartmut jetzt so triumphierend zu der Loge des Gesandten emporgeschickt hatte. Aber jetzt, wo es sich darum handelte, dem Auge des Vaters zu begegnen, erbebte der Trotzige doch, dies Auge war ihm einzige, was er fürchtete auf der Welt.

Er war halb und halb entschlossen, nach Rodeck zu gehen und erst zurückzukehren, wenn er durch die Zeitungen erfahren, daß jener „hohe Offizier" wieder abgereist sei. Und doch hielt ihn etwas, eine geheime, aber drennende Sehnsucht. Wollte er gerade jetzt, wo sein Dichterruhm so glänzend aufging, die Stunde der Versöhnung gekommen, vielleicht sich Falkenried ein, daß eine solche Kraft Freiheit und Leben brauchte, um sich zu entfalten, und verzieh den mußigen Knabenstreich, der ihm seinen Anschauungen sicher tief und schwer getroffen hatte. Er war ja doch sein Kind, sein einziger Sohn, den er damals an jenem letzten Abende in Burgsdorf mit so leidenschaftlicher Zärtlichkeit in die Arme geschlossen hatte. In der Seele Hartmuts wachte bei dieser Erinnerung überwältigend die Sehnsucht nach diesen Armen, nach der Heimath, die ihm ja dann auch nicht mehr verloren war, nach der ganzen, trotz des äußeren Zwanges doch so glücklichen, so reinen und schuldlosen Knabenzeit.

Da öffnete sich die Thür, und der Diener trat ein mit einer Karte auf dem Teller, die er überreichen wollte. Rojanow machte eine ungeduldig zurückweisende Bewegung.

„Ich sagte Ihnen doch, daß ich heute niemand mehr empfangen werde, ich will ungestört sein."

„Ich habe den Herrn auch abgewiesen," berichtete der Diener, „aber er bat mich, in diesem Falle Herrn Rojanow wenigstens seinen Namen zu nennen — Willibald von Eichenhagen."

Hartmut fuhr plötzlich aus seiner liegenden Stellung empor, er glaubte nicht recht gehört zu haben.

„Wie nennt sich der Herr?"

„Von Eichenhagen, hier ist seine Karte."

„Ah — lassen Sie ihn eintreten! Sofort!"

Der Diener ging, und in der nächsten Minute trat Willibald ein, blieb aber ungewiß zögernd an der Thür stehen. Hartmut war aufgesprungen und blickte ihn entgegen; ja, das waren noch die alten Züge, das liebe vertraute Gesicht, die ehrlichen blauen Augen seines Jugendgefährtes, und mit dem leidenschaftlichen Ausrufe: „Willi! Mein alter lieber Willi, Du bist es! Du kommst zu mir!" warf er sich stürmisch an seine Brust.

Der junge Majoratsherr, der nicht ahnte, wie seltsam sein Erscheinen gerade in diesem Augenblick mit allen Erinnerungen, träumen seines Jugendfreundes zusammenfiel, war kalt begrüßt aus diesem Umfang. Er erinnerte sich, wie Hartmut sich immer bereits gegen ihn gezeigt und ihn seine geistige Ueberlegenheit bei jeder Gelegenheit hatte fühlen lassen; er hatte geneint, der gefeierte Dichter, der „Arivana" müsse noch viel herrischer und hochmüthiger sein, und nun fand er eine überströmende Zärtlichkeit

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Landsknechtsleben.

Von H. Bauer. Mit Zeichnungen von Peter Schnorr.

II.

Blüthe und Verfall. — Karl v. Bourbon und Georg von Frundsberg.

Länger als ein Jahrhundert lag die Entscheidung fast aller Kriege Europas in den Händen der deutschen Landsknechte. Nicht nur auf dem blutgetränkten, Heere verschlingenden Boden Italiens fochten sie für des römischen Reiches deutscher Nation Ehre und Macht, mitunter auch gegen beide; nein: das damals schon sich innerlich mehr und mehr lockernde Staatengefüge verschwendete seine unerschöpflich scheinende kriegerische Kraft, welche Maximilian lebendig gemacht hatte, an fremde Interessen und Strebungen, wenn diese Kraft nicht gar, von Soldgier verleitet, gegen ihr Vaterland sich kehrte. Wenn deutsche Landsknechte Ungarn eroberten und gegen die Türken vertheidigten, so setzten sie, freilich ohne sich dessen immer bewußt zu sein, ihr Leben für die europäische Civilisation, für des Reiches Ostmarken ein. Aber schon gegen das Ende der zwanziger Jahre des 16. Jahrhunderts finden wir im Lager Frankreichs vor dem tapfer durch deutsche Landsknechte vertheidigten Neapel deutsche Handwerksgenossen derselben, welche unter dem Lilienbanner ihr Blut wider den deutschen Kaiser vergossen. Deutsche Landsknechte waren es, welche dem Moskowiter Iwan IV. oder dem Schrecklichen es ermöglichten, gegen die Polen das Feld zu halten, welche Schweden der Union unterwarfen, in England gegen die Sache der Yorks mit seltsamem Feuereifer kämpften, welche endlich der französischen Krone lange die Bretagne streitig machten und unter Frankreichs Königen ebenso tapfer als unbulos die Waffen führten; ruhmlos, da die Heimde gestissentlich ihre braven Thaten todtschwieg, Verräther am Vaterland, aber treu bis zur Aufopferung dem fremden Soldherrn. Wohl suchten Frankreichs Könige die deutschen Söldner allerdings zu machen, indem sie unternehmende französische Ritter veranlaßten, aus französischem Volke ähnliche Scharen zu bilden, ein Versuch, bei welchem namentlich jener von Schiller in der Ballade „Der Handschuh“ besungene Ritter M. Delorges eifrig mitwirkte. Es blieb indessen bei dem Versuche. Die „unerschöpfliche Mutter der Soldaten“ hieß den Völkern Europas daraufs unser Vaterland.

Leicht wäre es nun, wollten wir ein verschönerndes Bild deutschen Kriegswesens im 16. Jahrhundert entwerfen, dem Stande der frommen Landsknechte einen Ruhmeskranz fromkelnden Heldenthums zu flechten. Denn der Raum dieser gedrängten Skizze würde nicht ausreichen, um nur in größter Kürze alle diejenigen Kriegsthaten zu schildern, durch welche die Soldknechte, über sich selbst sich erhebend, des Lobes echten Ritterthums sich werth gemacht haben. Wollten wir das Landsknechtsthum in seiner schönsten, idealsten Entwicklung zeigen, wir brauchten bloß jenen „königlichen“ Krieg um Pavia zu schildern, so genannt, weil Franz I. von Frankreich mit dem Könige von Navarra und anderen königlichen Helden in der dortigen Entscheidungsschlacht kämpfte.

Die Schlacht von Pavia an dem denkwürdigen 21. Februar 1525 würde ja auch sonst für die Kennzeichnung des damaligen Kriegswesens sich besonders eignen, weil in ihr das alte, romantische Ritterthum noch einmal in unmittelbaren Wettstreit seiner persönlichen Tapferkeit mit den Massen namenloser Fußknechte trat, in einen Wettstreit, welcher in beiderlei Hinsicht, ob nun die Landsknechte als Gegner oder als die Mitstreiter jener Harnischreiter auftraten, zum Nachtheile der letzteren ausfiel. Es möge hier nur ein Vorgehen angeführt sein.

Als die Kaiserlichen in den unmuneten Thiergarten von Pavia eindrangen, geriethen zuerst ihre deutschen und spanischen Ritter mit den französischen aneinander. Die französischen Ritter, die sich in der Ueberzahl befanden, drachten ihre Gegner in hartes Gedränge. Der kaiserliche Feldherr Marchese di Pescara merkte die Noth. Schon sein Anblick konnte ihm im Gegensatze zu der in bunt gestickten Sammetröcken, vergoldeten Stahlrüstungen auf gepanzerten, wunderlich geputzten, schweren Hengsten streitenden Ritterschaft als Vertreter des neuen Kriegswesens. Auf leichtem Pferde, in Landsknechtstracht, den Spieß in der Hand, stieg er zu den spanischen „Arcabueros“, den ständigen Geschützen der im kaiserlichen Dienste südlich der Alpen streitenden Landsknechte, und giebt einem Hauptmann einen kurzen Befehl. Auf dessen Wink springen einige hundert mit langen Luntenlunten bewaffnete Arcabenschützen aus dem Hausen hervor, umgehen im Laufe von hinten die französischen Ritter und senden, mit besonderer Kunst rasch feuernd, einen Stahl und Eisen durchschmetternden Kugelregen auf Mann und Roß. Bestürzt sehen die Eisenreiter einen der Kampfgefährten nach dem andern von unsichtbarer Gewalt getroffen. Sie stutzen, wenden sich, vertheilen sich in kleinere Gruppen und werfen sich auf die kecken Schützen. Aber diese Gedrungenkinder sind behender als die schwerangepanzerten Hengste; wie leichtes Gewölk theilen sie sich vor den Anstrengenden, fassen sie wieder in Flanke und Rücken, die Buschschaumenden zur Verzweiflung bringend. Da sank der Adel Frankreichs vor den Augen gering geachteter Fußknechte von den hohen Rossen sieglos in den Staub, und die unter dem Schutze des verheerenden Schnellfeuers (nach damaligen Begriffen) wieder gesammelten kaiserlichen Ritter vollendeten dann die Niederlage. Den entscheidenden Schlag aber führten die deutschen Landsknechte unter Georg von Frundsbergs Führung, indem sie die „Schwarze Schar“ erschlugen und die Schweizer in den Tessin sprengten, dessen Wasser von deren Blute sich rötheten.

Mehr noch als diese Thaten verdiente die Ausdauer der von Franz in Pavia eingeschlossenen deutschen Landsknechte gerühmt zu werden, welche weder durch die äußerste Hungersnoth, noch durch des Feindes Lockungen, obgleich sie fast gänzlich ohne Sold blieben, von ihrem Eide abgebracht werden konnten, die Stadt bis zum Entsatze zu halten.

Wir können ausführlicher noch die kindliche Frömmigkeit der Landsknechte schildern, die nicht ganz umsonst die „frommen" genannt wurden; es genügt der Hinweis auf ihren Brauch, vor jedem Sturm oder zu bestehenden Angriffe auf die Kniee zu fallen und ein geistlich Lied zu singen. Auch vor dem Plündern durch Gebet drei handvoll Erde nach rechter Sitte rückwärts über das Haupt zu werfen, verstumme keiner der Todgeweihten. Die Weichen begriffen solches Thun nicht, und selbst Paul Jovius meint einmal, die Deutschen hätten sich wohl aus Furcht vor den Kanonenkugeln niedergeworfen!

Wir können endlich eine Reihe von Winkelriedsthaten erwähnen, denn solche Aufopferung des einzelnen findet sich in der Zeit der eingeschlossenen, mit langen Spießen bewehrten Schlachthaufen wiederholt, wenn des Vaterlandes Noth oder die feigerisch nationale Eifersucht die Gemüther mehr als gewöhnlich erregte. In der Schlacht bei Ravenna, 1512, opferte sich so, um in den „Igel" der Spanier Bresche zu legen, der starke Hauptmann Fabian von Schladerndorf, ein Sachse.

Lassen wir uns hieran genügen! Ein der durchschnittlichen Wirklichkeit näher kommendes Bild bietet ein anderer Feldzug: der des kaiserlichen Heeres in den Jahren 1526 und 1527 gegen Rom; er zeigt uns das Landsknechtswesen in seiner Entwicklung, die es nehmen mußte; war es doch, aus dem Verfalle der mittelalterlichen Anstoffung des Kriegsdienstes aus einer an Lehen geknüpften Ehrenpflicht entstanden, eine gegen Sold gedungene handwerksmäßige Waffenleistung geworden. Zugleich aber wirkten gerade in dem eben erwähnten Feldzuge doch auch Antriebe höherer, mehr idealer Art auf die rauhen Gesellen ein, die unser Interesse für sie doch immer wieder belehren, wenn wir uns eben vielleicht, empört über barbarische Ausschreitungen, von ihnen wenden wollten. Und endlich finden der volksthümliche alter Landsknechtsführer, der wackere, ehrenfeste Georg von Frundsberg, und der glanzendste derselben, der durch seine fürstliche Herkunft wie durch sein schweres Geschick und seine Schuld dreifach anziehende Karl von Bourbon, während desselben ihr tragisches Ende.

Franz I. von Frankreich, 1525 bei Pavia gefangen genommen, hatte, im Frühjahr 1526 wieder freigelassen, dem Kaiser Karl V. alsbald Eid und Vertrag gebrochen; zwei Monate nach seiner Freilassung brachte er mit dem Papste Clemens VII., mit des Reiches Erbenfeinnem Francesco Sforza von Mailand, mit der Republik Venedig 2c. die „Heilige Liga" zum Abschluß.

Der kaiserliche Generallkapitän in Italien war Karl von Bourbon; er ward bald eng umlagert in dem durch die endlosen Kriege verödeten Mailand, dessen Einwohnerest nur durch die grausamste Strenge in Gehorsam gehalten werden konnte.

Karl von Bourbon, der Geburt nach der erste Prinz von Geblüt in Frankreich, ragt noch vielmehr als durch Geburt durch südländische Mannesschönheit und ritterliche Erscheinung über seine Umgebung empor; sein Unglück war, daß er mit diesen Eigenschaften und mit seinem Reichthum sogar den König übertragte, und daß er sich dessen bewußt war. Gestissentlich entwickelte er oft einen übertriebenen Glanz, und wenn er dem Könige in Liebeshändeln den Rang abgelaufen hatte, wies er dessen eifersüchtige Maßregelungen mit beißenden Bemerkungen zurück. So wurden Verhältnisse und Eigenschaften, welche ihn zu besonders glücklichem Lebensgenusse vorherbestimmt erscheinen ließen, die Quelle seines Unglücks.

Die Wendung in seinem Leben trat ein, als seine glänzenden Eigenschaften gerade den scheinbar sichersten Triumph errangen, als des Königs Mutter, die verwittwete Herzogin von Angoulême, die allerdings schon in vierzigstem Lebensjahre stand, sich sterblich in den jüngeren Jahre jüngeren Mann verliebte und ihm geradezu ihre Hand anbot. Bourbon, damals bereits Connetable, das heißt erster Kronsoldherr, wies das liebeskranke Weib, das ihm gegenüber bisher als fördernder Schutzgeist gewirkt hatte, kalt ab und verschärfte die Kränkung noch, indem er sich gleich darauf mit der schwächlichen, unsichönen, verwachsenen Susanna von Bourbon Beaujeu, einer Enkelin Ludwigs XI., vermählte. Nur der Wunsch, das gesammte Erbe des Hauses Bourbon in seiner Hand zu vereinigen, konnte ihn hierzu bewogen haben. Connetable hatte in manchen Kränkungen bald die Rache Verschmähten zu spüren, aber in den bösen Damen seines Lebens verwandelte sie sich erst, als er sechs Jahre später, 1522 nachdem ihm Kind und Gattin gestorben waren, abermals, und zwar mit unverhohlenem Widerwillen, die Hand der in Schrift nach seinem Besitze sich Verzehrenden ausschlug; und dieses hatte, wie behauptet wird, der König selbst den Freiwerber für sie gemacht.

Dann folgte Kränkung auf Kränkung, seine Einkünfte wurden gekürzt, und schließlich wurde ihm die Gesammtherrschaft des Hauses Bourbon streitig gemacht; es drohte ihm der Verlust sein seiner Güter, dem seine hohen Feinde fanden willige Richter. In den finsteren Stunden, welche solche Verhältnisse mit sie brachten, war es nun, daß fremde Einflüsterungen Eingang in seinem Herzen fanden, daß er, Ehre und Pflicht vergessend, sich dem Kaiser Karl V. und dem König Heinrich VIII. von England zuschwor zu einem Ausschlage auf Frankreich, wodurch Franz I. auf einem damals gelaunten Kriegszuge nach Italien abwesend wäre. Was ihm der Kaiser bot, war nichts Geringeres als die Hand seiner Schwester Eleonore, der verwittweten Königin von Portugal, nebst 200 000 Thalern Mitgift außer ihrem großen Vermögen. Aber die Verschwörung kam an den Tag, und der Connetable blieb nichts übrig, als sich Franz I., welcher sich ganz muthig zeigte, renevoll zu Füßen zu werfen oder ganz und für immer ins Lager der Feinde zu gehen. Er entschloß sich zum letzteren, und indem er, Krankheit heuchelnd, sich dem zu Pferde ziehenden Könige fern hielt, gelang es ihm unter den größten Gefahren, über die Grenze zu entkommen. Aber er, welcher sich vermessen hatte, bald Frankreich dem Kaiser zu Füßen zu legen, fand jetzt allein, als angeklagter Flüchtling, in der Freigrafschaft Burgund an. Franz I. gab den geplanten Feldzug auf. Bourbon aber mußte bald erfahren, daß ihm nun ein Makel anhing, der sein Heldenthum zu verwischen vermochte und den selbst die Feinde seines Königs ihn empfinden ließen. Sogar seine Triumphe wurden ihm durch seinen Verrath vergällt. Als siegreicher kaiserlicher General mitbelehnt zu dem tödlich verwundeten, sterbend unter einem Baum an der Sesiabrücke liegenden Bayard treten, mußte er sich von diesem mit herbem Vorwurfe und warnender Weissagung wegschenchen lassen. Er erlebte zwar den Triumph, als Sieger mit den anderen kaiserlichen Generalen vor den bei Pavia gefangen genommenen König Franz treten zu können, aber neben und der anderen Generale Verhalten verbitterte ihm auch diese Augenblick befriedigter Rache. Selbst von den eigenen Truppen hatte er Kränkungen zu verdauen. Wenn er auf dem Marsche die Reihen der spanischen Arcabuneros entlang, so langen diese nach ihrer Sitte wohl Lieder auf ihn, in welchen sie seine Kriegsthaten mit denen eines Julius Cäsar, Hannibal und Scipio verglichen; es flochten sich aber immer auch Strophen in diese Soldatenlieder, in welchen auf seine Armuth, sein beschlossen landflüchtiges Soldnertbum in derber Weise hingedeutet wurde; er, der General, hieß es da wohl, sei so arm wie der ärmste Teufel unter seinen Soldaten, und er — mußte verbindlich dazu lächeln. Die derbe Verhöhnung aber ward ihm von jenen spanischen Grandeu zu theil, der auf Befehl Kaiser Karls ihn in seinem Palaste beherbergen mußte. Kaum war Bourbon weiter gezogen, so ließ dieser Edelmann seinen Palast in Brand stecken und die Trümmer dem Erdboden gleich machen: das Haus seiner Väter war ihm durch der Ansenthalt des landesverrätherischen Mannes für immer entweiht. Auch um die Hand Eleonorens wurde der Bourbon betrogen; der Kaiser sagte sie in seinem Friedensschlusse mit Franz I., durch welchen dieser aus der Gefangenschaft erlöst wurde, dem König von Frankreich zu, um freilich alsbald selbst von diesem wieder betrogen zu werden.

Neben Karl von Bourbon hatte schon im „Königlichen Kriege", wie erwähnt, Georg von Frundsberg, der „Vater der Landsknechte", mit höchster Auszeichnung gefochten und mit das Beste zu siegreichen Entscheidung gethan. Er hatte seitdem auf seinem Schlosse Mindelheim in Schwaben gesessen. Nur einmal, durch den Bauernkrieg, war diese seine Ruhe unterbrochen worden. Im Allgäu und in Salzburg hatte er die aufrührerischen Bauern zum Gehorsam zu bringen. Aber voll Erbarmen mit dem unglücklichen Volke vermied er gewaltsame Entscheidung und stellte Ruhe und

Ordnung durch gedeihliche Verhandlung und unblutige Kriegslist wieder her. Dem Kriegshandwerke war er herzlich gram „wegen der Verderbung und Unterdrückung der armen unschuldigen Leute, des unordentlichen und sträflichen Lebens des Kriegsvolks und der Undankbarkeit der Fürsten, bei denen die Ungetreuen hoch kommen und reich werden, und die Wohlverdienten unbelohnt bleiben" — hatte er doch nach der Schlacht von Pavia ein „Klagteufelein über der Fürsten Undank" verfaßt, das er sich oft vor Tisch von vier Stimmen mit Instrumentalbegleitung vortragen ließ und das noch erhalten ist.

In solcher Stimmung, mit solchen Erfahrungen war der Freundbündnisjahrhrige nicht ungeneigt überzutreten, als im Herbste 1526 Briefe von Karl von Bourbon, dem Erzherzog Ferdinand und Georgs Sohn Kaspar, der in Mailand mit Bourbon beisammen lagerte, wurde, auf Schloß Mindelheim eintrafen und ihn zu schleunigem Zuzug wider die Liga aufforderten, da er der kaiserlichen einzige Hoffnung sei. Vor der in des Kaisers Namen an ihn ergangenen Aufforderung hatte der Einschluß Freundsbergs, dem Herzeleid ferne zu bleiben, keinen Bestand. Was aber ihn und andere besonders anfeuerte, diesmal dem Kaiser ihren Dienst noch weniger als sonst zu versagen, war der Umstand, daß es auch gegen den Papst ging. Freundsberg hoffte, durch dessen Niederwerfung den durch ein Bündniß altgläubiger Fürsten bedrohten Evangelischen in Deutschland Luft zu machen. War er auch noch nicht förmlich zur neuen Lehre übergetreten, hatte er, allem Branche getrotzt, trotz des Spottes der Spanier und Italiener, auch noch bei Pavia über dem Harnisch eine Franziskanerkutte getragen — Luther selbst legte erst im Herbste 1524 die Augustinerkutte ab — er, der Freund des Reformators, war der kirchlichen Neuerung doch von Herzen zugethan. Für solchen Zweck brachte er große Opfer; da Oesterreichs Kassen leer waren, lieh er bei reichen Augsburger Kaufherren Geld auf verschiedene seiner Besitzungen, verpfändete sein Silbergeschirr, seiner Frau Kleinodien, verkaufte seinen Antheil am Bergrecht zu Gossenfaß und benutzte seinen Kredit bei Freunden.

Fünfundvierzig Fähnlein Landsknechte, über zwölftausend „reiselustige Gesellen", brachte er in Schwaben und Tirol mit den so erhaltenen Geldmitteln zusammen, darunter manchen, der in den späteren Religionskriegen auf evangelischer Seite sich hervorgethan hat; so Sebastian Schärtlin von Burtenbach und Kurt v. Bemmelberg. Letzterer, der unter seinen Waffengefährten den Namen „der kleine Heß" führte, war namentlich durch Witz und schnelle Zunge bekannt. Als bei einem Gelage einmal ein hoch geborener Herr äußerte, die Fürsten haben unter allen Umständen im Himmel ihre Stühle und Sessel bereitstehen, und, zu dem Obersten gewandt, „nicht wahr, Kurt?" dreistigte, erwiderte dieser alsbald: „Ja, gnädiger Herr, ich habe es auch gehört, daß die Sessel da sein sollen, aber der mehrere Theil gne besteht, daß der Staub höher denn spannendik darauf liegt."

Die ganze adlige Sippschaft Frundsbergs schloß sich dem Heere an, sein Sohn Melchior, der in Wittenberg den Studien oblag, eilte thatenlustig herbei, und unter den Hauptleuten finden sich gar manche bekannte Ritternamen aus ganz Süddeutschland, das Elsaß mit eingeschlossen. Aber auch viele Namen bürgerlicher Hauptleute und Fähnbriche, welche weitberühmte Kriegsleute waren, weist die Musterrolle auf, manche darunter nicht ohne humoristischen Klang, wie z. B. den des Hauptmanns Stephan Weinundbrot. Und so ging's nun dem Süden zu.

Bismarcks Abschied von Berlin.

Mit Bild Seite 289.

Kaum stärker und überzeugender konnte sich dem aufmerksamen Beobachter die ewige Kraft aller Wahrheiten anbringen, als in den Tagen, wo es feststand, daß der große Kanzler die Reichsfeder aus der Hand legen werde und an dem Entschluß gelangt sei, in ländlicher Zurückgezogenheit zu Friedrichsruh sein Leben zu beschließen. Eine ewige Wahrheit aber bleibt, daß nichts so Großartiges in dieser Weltschöpfung sich geschehen kann, das nicht durch den Einschlag der Kleinlichkeit, ja auch nur durch das, was des Tages Welle täglich unverändert an den Strand spült, in seiner Bedeutung herabgedrückt wird.

Während der Tage vor dem Antritte der Reise gezogen geschichtlichen Ereignisses hatte sich allerdings der Berliner Bevölkerung eine Hast Bewegung bemächtigt. Wenn es keinesweges dieselbe heftige und leidenschaftliche Erregung war, welche sich zu Lebzeiten Kaiser Friedrichs bei gleichem Anlaß kundgab, so ist dies sicher auf den Umstand zurückzuführen, daß einerseits durch jene Vorgänge der Gedanke an die Möglichkeit eines Rücktrittes bereits Wurzel geschlagen hatte und dadurch der unvorbereitete Eindruck abgeschwächt war, andererseits die Bevölkerung in ihrer Ueberzeugung durchdrungen war, der Kanzler wolle gehen, und der Kaiser empfinde seinen Entschluß in gleicher Stärke wie der begeisterste Anhänger des Scheidenden.

Nach der endgültigen Thatsache trat aber eine unnatürlich ruhige Ergebung in das Unabwendbare ein, und wenn auch die Meinungen sich theilten, wenn auch das jüngere Geschlecht, unbelehrbarer als Studenten-schaft, wenn auch die Frauen, Militärpersonen und Beamten vielfach eine laut stürmische Sympathie äußerten, wenn auch in der übrigen Bevölkerung bei manchen sich eine Stimmung hervorthat machte, die wohl darum war, in der leidvollsten des Gefühls nach den Trauerfahnen zu greifen, die so oft in unserer Zeit das Leid der Menge über das Hinscheiden eines edlen Volksrathers zum Ausdruck gebracht hatten, so blieb doch im allgemeinen Berlin in dem gewohnten, ruhigen Schritt, und gegen das Wort Bismarck tauschte sich lediglich der Name Caprivi.

Und dennoch wäre es falsch, wollte man glauben, daß Daubarkeit, Verehrung und Bewunderung für den Mann, der Deutschland sein großes Vaterland Ansehen verschafft, aus den Herzen der Bevölkerung gewichen sei. Wo dem Schauden des großen Kanzlers sind dem Huldigungen dargebracht worden, die einen überwältigenden und zugleich rührenden Charakter annahmen. Des Fürsten Abreise aus Berlin wird die Geschichte in ihre Tafeln eingeschrieben, und wer theilgenommen hat an diesen tief aus dem Herzen dringenden Kundgebungen, wird den Eindruck nie verwinden können.

Als sich am Sonnabend den 29. März die Nachricht verbreitete, daß der Reichskanzler an diesem Tage Berlin für immer verlassen werde, war schon um die Mittagsstunde das Palais in der Wilhelmstraße umlagert. Aber erst gegen 4½ Uhr machten sich die Anzeichen der Abreise bemerkbar, indem sich die mit dem Gepäck der fürstlichen Familie beladenen Wagen in Bewegung setzten. Als die zur Abschiedsehrenwache bestimmte Schwadron der Gardekürassiere mit Standarte und Regimentsmusik an dem Palais vorüber nach dem Lehrter Bahnhof zog, begannen sich auch die Linden bis zum Brandenburger Thor mit Menschenmassen zu füllen, und als endlich um ½5 Uhr die fürstliche Familie, der Kanzler mit seinem Sohn Herbert vorausfuhren, erschien, schollen brausende Hochrufe ihr entgegen. Aber es blieb dabei nicht. Schon in der Wilhelmstraße hatte sich das Publikum stürmisch und begeistert an den Fürsten herangedrängt. Hände streckten sich aus, suchten sich die Kreise, der Schreibende nicht achtend. Da jeder noch einmal in die Nähe des nun für immer Scheidenden gelangen wollte, ward der Wagen unmittelbar und gehemmt und bermochte sich nur im langsamen Schritt fortzubewegen. Frauen überschütteten den Fürsten mit Blumen, vielen reicht er bewegt die Hand, und erst allmählich wird die Bahn frei und erreicht der Kanzler, bis zum Ziel von den lebhaftesten Kundgebungen begrüßt, den Bahnhof.

Hier aber gestaltete sich die Feier in noch weit großartigerer Weise. Zahlreiche Damen, die schon seit fast einer Stunde des Kommenden gewartet hatten, überreichten dem Kanzler abermals Blumensträuße, und betäubende Hurrah von seiten der dicht aufgestauten Massen erfüllten die Luft. Bald nach fünf Uhr nahm die Ehrenwache der Gardekürassiere in ihren schimmernden Uniformen mit gezogenem Säbel Aufstellung auf dem Bahnsteig; vor dem Bismarckschen Salonwagen hatte sich ein auserwählter Kreis von der fürstlichen Familie nahestehenden Personen eingefunden, Vertreter des Kaisers, Gesandte, hohe Militärs, Minister, höhere Beamte hatten sich ihnen angeschlossen, und auch der neue Reichskanzler von Caprivi ragte unter der Menge hervor. In der Halle des Bahnhofs überreichten Abgesandte des Kaisers und der Kaiserin dem Fürsten Bismarck wundervolle Blumen, ein Weidenkörben, in deren Mitte sich ein prachtvoller Lorbeerkranz mit schwarz-weiß-rother Schleife befand, und einen Korb mit duftenden Flieder, der von rothen und weißen Rosen umgeben war. Bis zur Eingangspforte schritten die Persönlichkeiten dem Fürsten entgegen, eine Fanfare der Militärmusik ertönte, jubelnd stel das Publikum draußen und drinnen ein, und ein langer Austausch von Händedrücken erfolgte zwischen dem Scheidenden und den Abschiednehmenden.

Beim Beschreiten der Treppenstufen näherte sich nun auch das übrige Publikum dem Kanzler; abermals boten Damen herrliche Blumen dar, und sah gerührt von den Bemeisen der Verehrung stand mitten in dem Knäuel der Fürst, streckte dankend die Hände aus oder nahm die Blumenspenden in Empfang. Auf seinem mächtigen Antlitz lag man die wechselnden Empfindungen, die auf ihn eindrangen, als stürmische Rufe „Auf Wiedersehen" an sein Ohr schlugen, und in diesen Augenblicken empfing der Scheidende sicher den Eindruck, daß unverfälschtes, von keinen Nebenabsichten beeinflußtes Gefühl hierzeugen leistet, die ihm hier den letzten Abschiedsgruß oder eine Abschiedsbitte zugetragen hatten. Endlich war der Augenblick gekommen; das zweite Zeichen ward gegeben, und der Fürst, begleitet von seinen Angehörigen, bestieg den Wagen, nachdem er die ihm nahestehenden Minister umarmt und nochmals vielen die Hände gereicht hatte.

Abermals betäubende, nicht enden wollende Hoch- und Hurrahrufe, ein letztes „Auf Wiedersehen", dem das „Lied Vaterland, magst ruhig sein!" in mächtig brausendem Gesange folgte. Der Zug setzte sich langsam in Bewegung, und da, wie ein alles durchbrechender Strom, stürzte das Publikum nochmals an den Salonwagen und begleitete den „aus Amt und Würden scheidenden großen Kanzler", bis die rascher rollenden Räder ihn den Blicken entzogen.

Hermann Heiberg.

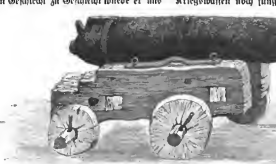
STANFORD LIBRARIES

Blätter und Blüthen.

Benjamin Franklin. „Er entriß dem Himmel den Blitz, den Tyrannen das Zepter.“ (Eripuit coelo fulmen sceptrumque tyrannis.) Mit diesen Worten wurde einst Benjamin Franklin von den französischen Akademikern gefeiert, und in dem knappen Raume eines Hexameters kann die hohe Bedeutung des großen Amerikaners treffender nicht wiedergegeben werden; denn Benjamin Franklin war dasjenige Genie, welches wie als Staatsmann. Wenn mit dem Ausdruck „er entriß dem Himmel den Blitz“ auf Prometheus, der den Göttern das Feuer entwand, angespielt wird, so liegt keine Uebertreibung darin, denn Franklin war bei allen seinen Forschungen von dem Bestreben geleitet, die erweiterte Kenntniß der Naturkräfte praktisch zu verwerthen, und er ist in der Erfinder des Blitzableiters.

In seinem Jahrhundert war er der Vorkämpfer einer neuen Zeit, einer Kulturepoche, in der wie groß geworden sind und die zu der erfolgreichsten der Menschengeschichte zählt. Es ist das Zeitalter des Dampfes, des Eisens und der Elektrizität, in welchem die Naturkräfte dem Menschen unterthan wurden und die Industrie sowie der Verkehr einen fast märchenhaften Aufschwung genommen haben, das große Zeitalter der freien Entfaltung der menschlichen Individualität, in welchem der wichtigste Wettbewerb die Kraft des einzelnen geschätzt wurde, in welchem die Erfindungen ausblühten und in welchem die Menschenliebe in freiem Staate sich so herrlich entfaltete.

Am 17. April sind hundert Jahre verflossen, seit Benjamin Franklin seine Augen geschlossen hat, und wenn wir heute sein Leben betrachten und die errungenen Fortschritte der Menschheit im raschen Fluge durchmustern, so wird es uns klar, daß Franklin eine der Musen und Hebergestalten unseres zur Neige gehenden Zeitalters war. Sein Name ist jedem Schulkinde bekannt, denn von Geschlecht zu Geschlecht wurde er uns



Eine Kanone Ruchlris.

als Vorbild vorgestellt, dem wie nachstreben müßten, wenn wir durch Fleiß und Sparsamkeit vorwärts kommen, durch aufopfernde Thätigkeit für andere glücklich werden wollten. Die Jugend kennt trübzeitig seinem Lebenslauf kennen, wenn mit Recht! Denn muß sie nicht mit frischem Lebensmuth erfüllt werden, wenn sie erfahrt, zu welchen Ehren das am 17. Januar 1706 geborene sechszehnte Kind eines Seifensieders zu Boston gelangen konnte? Das Leben krente den Kinde reine Rosen auf den Weg; aber Luft zur Arbeit, Ausdauer und Fleiß räumten alle Widerstände hinweg. Wegen Mangels an Mitteln mußte Benjamin schon im 10. Lebensjahre die Lateinschule verlassen und wurde zunächst in der Seifensiederei seines Vaters, dann aber von seinem 12. Lebensjahre an in der Buchdruckerei seines Stiefbruders beschäftigt. Hier erschien eine Zeitung, und das journalistische Treiben ist Franklin sehr sympathisch gewesen sein. Sein Beruf wurde zunächst der eines Druckers und eines Zeitungsherausgebers. Um eine eigene Druckerei zu gründen, unternahm er schon mit 18 Jahren eine Reise nach London. In seine Heimath zurückgekehrt, fand er in Pennsylvanien den günstigsten Boden zur Entfaltung seiner Talente. Auch gelangte er zu Amt und Würden und wußte sich als Oberpostmeister ordentlich zu machen. In Pennsylvanien entfaltete er auch sein gemeinnütziges Wirken. Dem verdankt Philadelphia die erste öffentliche Bibliothek, die erste Feuerlöschanstalt und die Universität.

Um jene Zeit beschäftigte er sich auch mit dem Studium der Elektrizität; er stellte zuerst die Identität auf, daß jene Funken und Schrecken erregende Naturerscheinung ein elektrischer Vorgang sei, und gab der Menschheit in dem Blitzableiter das Mittel, sich vor der Gewalt der Elemente zu schützen. Seine für die damals wenig entwickelte Elektricitätslehre so wichtigen Anschauungen legte er nieder in dem Buche „New experiments and observations on electricity“ („Neue Versuche und Beobachtungen über die Elektrizität“), eine Schrift, die sich in der gelehrten Welt sich rasch und auch Anerkennung verschaffte und bis zu 1753 von der Königlichen Gesellschaft in London die goldene Preismedaille erhielt.

Inzwischen war der Oberpostmeister von Pennsylvanien zum Generalpostmeister der amerikanischen Kolonien vorgerückt, und nun wirkte in ihm, diesen Geist mit dem politischen Leben seiner Landsleute sich stets aufs lebhafteste beschäftigte, der große Gedanke eines Zusammenschlusses aller nordamerikanischen Kolonien, mit Bundesverfassung, Kongreß und Gesetzgebung — ein Gedanke, sie den es später auch mit der That wirken durfte, indem er an der Unabhängigkeitserklärung der „Vereinigten Staaten“ am 4. Juli 1776 theilnahm. Im Dienste des Freistaates ging er wiederholt nach Europa und die günstige Friedensabschluß, der den nordamerikanischen Freiheitskrieg am 3. September 1783 ein Ende machte, war nicht zum geringsten Theil seinem diplomatischen Geschick zu verdanken.

Franklin war oder auch ein echter Volksmann, der den Aufschwung der emporstrebenden Bürgerkreise durch Wort und That zu fördern wußte. Der Verbreitung des Wissens, der echten Volksbildung widmete er seine Kraft. Er war der Gründer der ersten öffentlichen Bibliothek in der Neuen Welt, er schuf Bildungsvereine für Arbeiter und Handwerker, er gab einen vortrefflichen „Volkskalender“ heraus, und in seinem Buche „Sprichwörter des alten Heinrich oder die Weisheit des guten Richard“ hinterließ er einen Schatz nützlicher und doch edler Lebensweisheit.

Benjamin Franklin war einer der hervorragenden Männer, welche den Grundstein unserer heutigen Zeit gelegt haben. Dieses Verdienst erkannten schon seine Zeitgenossen an, und als er am 17. April 1790 aus dem Leben schied, legte die nordamerikanische Union die Trauer auf einen Monat an.

Sein Grab schmückt die Inschrift, die er selbst entworfen hat: „Der Leib des Buchdruckers Benjamin Franklin, eines Buchdruckers (gleich den Deckel eines alten Buches, aus welchem der Inhalt herausgenommen und seiner Inschrift und Vergoldung beraubt ist), eine Speise für die Würmer, doch wird das Werk selbst nicht verloren sein, sondern, wie er glaubt, dermaleinst erscheinen in einer neuen schöneren Ausgabe, durchgesehen und verbessert von dem Verfasser.“

Von der Höhe, die sie in dem Kampfe eines Jahrhunderts errang hat, strebt die menschliche Gesellschaft heute neuen Zielen entgegen. Noch in unseren Tagen verdienen die Bürgerrungen, die Franklin zwar die höchste Wertschätzung, ja mehr noch als früher ist es in unserer Zeit der Arbeit nothwendig, dem Volke Männer als Vorbilder zu geben, die durch Selbstbildung, Sparsamkeit und eisernen Fleiß, die aus ihrer Kraft nicht nur angesehen und reich, sondern auch Beglücker der Menschheit geworden sind.

Eine Kanone Ruchlris. (In der nebenstehenden Abbildung.) In Garten der Marineakademie zu Kiel befinden sich seit einiger Zeit mitten von verschiedenen Kanonenrohren aus vergangenen Jahrhunderten ein paar seltsame Geschütze, die — unsere Abbildung zeigt dieselben — dies verwunderlichen — entschieden den Eindruck machen, als wären sie etwa zu Zeit des Dreißigjährigen Krieges oder noch früher in irgend einem Sumpfe versunken und neuerdings, von Rost und Fäulniß halb zerfressen, wieder ans Tageslicht gezogen worden. Und doch haben diese Kriegswaffen noch jüngst ihre Rolle in dem Kampfe mit den Naturkräften gespielt. Es sind die in genannten „Ruchlrischen“ Kanonen, welche durch den deutsch-französischen Krieges „Leipzig“ und „Aurora“ bei Bangaun und Danzig erbeutet wurden und deren ehemaliger Besitzer inzwischen gründlich genommen worden und der Tod des Rebellen gesterben ist. Wenn wir diese Ungeheuer in ihrer ganzen verstümmelten Unbeholfenheit auf uns wirken lassen, gewinnen wir die Ueberzeugung, daß unseren wackeren Blaujacken das Feuer durch „Batterie“ nicht eben große Schrecken haben verursachen können. Keine von den vier Kanonen ist dieselbe Form wie irgend eine der Neuzeit, sowohl was die Lafetten als auch was das Kaliber, sowie auch bei der Unregelmäßigkeit dieser Geschützrohre und von einem solchen eben kann, ist ein jede unseres, und zwei der Rohre unseren wahrscheinlich heute schon ziemlich veralteten Kanonen ähnlich, so daß diese Schlünde niemals Tod und Verderben gespien, sondern immer nur gedroht haben. Rostbar ist auch der Umstand der Ladevorrichtungen, welches unsere Abbildung dem Beschauer vorführt. Es ist das Schloß Brunn, der Stunden oberhalb Rothstein an der Mündung eines linken Nebenflusses der Donau, gelegen. Es ist, als wollte der riesige Felsenthurm sich vornüber neigen und kommt seiner Last zu Hilfe; denn wie ein von der Brandung ausgewaschenes Felsgestade zeigt er sich unterhöhlt und eine breite Kluft rennt ihn von dem Rande der Höhe.

Jahrhunderte haben an den Gebäudlichkeiten des Schlosses genagenet, und die ersten Erbauer fanden genaueme Bausteine in den Trümmern eines alten Römerkastells; die Zinnen des Rundbaues, der Basis weist viele Nonnerreste auf. Wann die Burg erstand, das weiß man nicht genau, jedenfalls war es schon vor dem Jahr 1100, in welcher Zeit (1037) zuerst Heeren von Brunn bekannt werden. Denn ihn das Felsennest manche wechselnde Besitzer: die Rosenberger, die Herren von Kreh, später die Jelusien und Johanniter, und alle haben ihre Gebäudemasse in Erweiterungsbauten fortgesetzen. Eine lange, auf vorgemauerten Pfeilern ruhende Holzbrücke führt über den ausgeworfenen tiefen und breiten Schloßgraben, ein 16 Meter tiefer Felsrunnen versorgt einen reichlich kühlen Trunk; oben oder, von den Bodenräumen des Schloßgebäudes, gewinnt man eine entzückende Aussicht weithin über das gesegnete Bauerland.

Ein sonderbares Gemälde stellt an der Diele des Schlosses dem Blicke des Beschauers auf. Es ist ein ich bäumender Schimmel in rothem Felde, und die Sage weiß hiezu eine kleine Geschichte zu erzählen. Einer der Ritter, der auf Schloß Brunn saß, war alt geworden und gedachte sein Haus zu bestellen. Er hatte aber drei Söhne, die er alle drei gleich lieb hatte und von denen er keinem einen Vorzug einräumen wollte. Da stellte er einen Wettritt unter ihnen an: wer am schnellsten die Steede vom Fuße des Berges

Bismarcks Abschied von Berlin.
Zeichnung von E. Bufferti nach einer Skizze von E. Hosang.

STANFORD LIBRARIES

hinüber nach der deutschen Riedenburg und wieder zurück erst und zuerst wieder auf Pfunn einreffe, die solle das Bergschloß haben. Dem zweiten war das Schloß im Thale, dem dritten eine Gradhöhlung zugesichert. Der Jüngste mit seinem Schimmel gewann das Schloß, und zum Dank ließ er sein sinkes Roß auf der Wand des Herrenhauses abkonterfeien.

So die Sage. Der nüchterne Heraldiker freilich sagt und einfach: der Schimmel im rothen Felde ist das Wappen der Frauenberger. —

Ein armleser Knabe. (Mit Abbildungen.) Im Wintergarten des Centralhotels in Berlin trat in den letzten Monaten ein deutscher Künstler mit Namen C. D. Unthan auf, der durch seine Vorführungen gerechtes Aufsehen erregte. Der Künstler verdient schon deshalb genannt und in weiten Kreisen bekannt zu werden, weil er als leuchtendes Beispiel dasteht, wie weit es ein Mensch durch Ausdauer und Thatkraft selbst dann zu bringen vermag, wenn es die Natur unterlassen hat, ihn mit denjenigen Hülfsorgan auszustatten, welche für dem regelrecht gebauten Menschen zur Ausübung seines Lebensberufes mitgiebt. Unthan wurde ohne Arme geboren, aber er hat sich auch ohne dieselben zu einem nützlichen Mitglieder der Menschheit ausgebildet, das sich sein Brot durch eigene Kraft und unterirrter Fähigkeiten ehrenvoll zu erwerben versteht und mit seinen Füßen vollkommen das ausführen imstande ist, was sonst ein anderer mit den Armen leistet. „Als ich," so erzählt ein Mitarbeiter unserer Blattes, „mich in das Hotel begab, um die Bekanntschaft des Künstlers zu machen, traf ich ihn auf dem Flur. Er kehrte mit mir um, öffnete mit der Schulter die Thür seines Zimmers, und ein zweiter Minuten später saßen wir uns — er die unbekleiden Füße auf dem Tisch legend — einander gegenüber. Die Füße bewegte er nun so wie ein anderer Mensch die Arme, vielleicht etwas lebhafter, denn die Zehen waren meistens in einer unruhigen Bewegung, und mehrmals benützte er, einen Kübel verspürend, die Nase, oder schlug, seine Worte bekräftigend und eine extonnische Gelenkigkeit an den Tag legend, mit dem rechten Fuß auf das linke Bein. Als im Laufe des langdauernden und anregenden Gespräches die Rede auf Politik kam, ergriff Unthan eine auf dem Tisch liegende Zeitung, die er mit dem großen und dem Nebenzeh erfaßte, und lieber entfernte er eine Fliege vom Mund schnitte sich ein." Wie eine Liebe saß auf einem Bein stehend, beherzt er mit dem andern alle Verrichtungen, und so wenig die Hände eines Menschen des Bedürfniß fühlen, sich im Hause zu bedecken, so wenig spürt Unthan Kälte oder Unbehagen an den Füßen. Wenn er umhergeht, bedeckt diese ein handschuhartiger Strumpf, oder den wie, wenn ein Schuh gezogen ist. Wenn er beispielsweise eine Thürklinge zu fassen hat, streift er den Schuh ab, erhebt das Bein und zieht an der Klinke wie ein anderer mit der Hand. Es sei noch hinzugefügt, daß Unthan, der einen kraftvollen Körper hat und z. B. im Schwimmen geradezu Großartiges leistet, in glücklicher Ehe lebt. Seine junge Frau, eine Böhmin, überrascht wie er selbst durch aufgeweckten Verstand. Fortwährend übt Unthan, der weitere Sprachen vollkommen beherrscht, darauf bedacht, sich geistig anzuregen und künstlerisch weiterzubilden.

Der Fußkünstler Unthan.
Nach einer Photographie von Hofphotograph J. C. Schaarwächter in Berlin.

Bei seinen Vorführungen, zu denen die ersten medizinischen Fachleute Berlins herbeieilten, erregt namentlich sein Erwartungsvolles Schreibtalent Erstaunen; er entlernt z. B. mit einer Kugel eingen in einem Glascylinder stehenden Pfropfen und trifft mit einer Sicherheit wie Schwarze, die nur wenige gute Schützen an den Tag legen. Er musiziert auch, spielt die Geige und bläst Cornet à Piston wie ein Künstler, und seine Erholungsstunden füllt er gern mit einem Kartenspiel aus.

Im Jahre 1869 kam Unthan auf Kunstreisen, wurde 1870 aus Paris ausgewiesen, wandte sich nach England und blieb dort bis 1872, in welchem Jahr er seinen Vater verlor. Von 1872—73 arbeitete er bei seiner Mutter in Österreich, bereiste sodann Nord- und Südamerika, wobei er die im Innern Mexikos liegenden Städte zu Pferde — Unthan reitet und fährt so ausgezeichnet, daß er wiederholt Preise errungen hat — erreichte. Im Staate Sonora wurde er in die Revolution hineingezogen, rettete sich aber sowohl hier wie bei dem Brande von Jakuare im Herbst 1855, wo er allerdings nur mit dem nackten Leben kam. Aber der thatkräftige Mann fand doch Gelegenheit, seine Talente die Masse aus dem Feuer zu holen, wurde dafür von den neu angeworbenen und übersetzt nun, mit Oberstadtrat Führer, auf einer Maultiher die Anden von Valparaiso bis Mendoza in 9 Tagen. Dasselbe tat nach Buenos-Aires. Bis zu diesem Zeitpunkte war Unthan stets mit der Geige aufgetreten, von da aber nahm er auch andere Instrumente zwischen Extremes in seine Vorstellungen auf. Vom Jahre 1874 an, nachdem er infolge einer ebelhaften Krankheit sich fast ein Jahr lang Fieber angezogen hatte, bereiste Unthan Europa und siedelte endlich dauernd nach Prag über, von wo aus er nun seine Kunstreisen unternimmt.

Menagerieskinder. (Zu den Bildern S. 289.) Das ist ein Bild aus dem Leben in dem Künstler in einer Menagerie. Der erste Slawonier sah, gemalt. Alle sind Menagerieskinder: der Löwe, die Affen, der Strauß, das Lockenschaf, der Hund, und alle sind Freunde, aber auch alle noch jugendlich und deshalb selbst der gefährlichen wildesten Löwe harmlos. „Brüderlein fein," so erzählt der Maler, „beim Modellieren seine Stellung, so zog ich ihn bei den Ohren selbst wieder herum." Er war den Menschen und lieb gewonnen, sogar der Bestimmung der übrigen lebhaften Riesen durchaus recht. Die große Jugend des Thieres hielt es auch allein ungstlich erscheinen, das wirklich eine der Gefahr in seine Nähe zu bringen, die dagegen Natur des junges Löwen offenbar bald zum Durchbruch zu kommen, hätte derselbe sich bei dieser Situation herumgelassen, so sechs gezählt, so hatte es den Kopf schwerlich mehr vergnügt gewesen sein. Ursprünglich wollte der Menagerieskinder nur die Natur zu malen und die herumwandernde königliche Majestät umgestraft bei den Ohren herumzuziehen.

Adolf Stielers „Neue Gedichte". die soeben im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger zu Stuttgart erschienen sind, werden überall mit Freuden begrüßt werden; denn unter den Ehren lorbeerbekränzten Poeten des deutschen Parnasses nimmt derjenige Wildbrands durch seinen gesetzvollen Ausdruck und seinen idealen Schwung einen hervorragenden Rang ein. Schwung ist jeder Zoll ein Dichter, wenn ihm auch das eigentliche Feuergemüt, das Lied heiter heißt; aber eine tiefe, in bestimmter Sinnen einheitlich durchdrungene Empfindung ist ihm eigen, ebenso sinnige Lebensanschauung, Gedankenreichtum und durchreifender Schwung. Den größeren Gedichten, in denen der Hochflug der Gedanken hin und her wogt, möchten wir den Vorzug geben vor den weicht liedartigen, obschon sie auch unter diesen manche ganz vortrefflichen Blüte besitzen. So ist ungefähr das Gedicht: „Winterfrühling".

„Der Winter warf den Pelz beiseit,
Der Schnee aus seinen Locken schneit.
Er schreitet in das Freiheitsgrün
Klar-Schattenreich durch das Land.

Es dehnt der Wald sich, träumenlos
Verwundert lauschen Busch und Moos.
Der Vogel preist, der stumme Eid
Träumt seinen Frühlingsgruß.

Märzveilchen steigt aus dem Moos
Empor: —
Und du, mein Herz! was zaudst du so?
Was hebst du deinen Wunderbug?
Was strebst du dummelan?

Ein leiser Wind im leeren Land,
Ein süßer Ton von reinen Lieb:
Als's Blütenschnee, als's Blumenlust
Was durch die Lüfte zieht?

Der alte Winter lacht von fern
„Mein Blütenschnee! Dachst, es könnt's
Vergnügt ihn schon den alten Herrn?
Noch sind wir nicht so weit."

Auch unter den kleinen Gedichten finden sich einzelne recht artige und sinnvolle:

„Die Freude.

Die Freude barrt, im Schleier dicht
Auf dein „Herein!"

„Resignation.

Du hast gelebt, gestrebt, geliebt —
Das heißt, du hast des Daseins Kluft durchschwommen,
Hast scharfen Mutes im Schwimmen bald gebibt,
Und Herr bist du nie gekommen."

Noch ruht der Hauptwachdienst in der Sammlung auf dem größeren Schauenburgmuseum, von denen einige an die Ode erinnern, „Lebensmelodie", „Die Lerche", „Rodan" und andere. Das eigene Erlebnis spielt eine große Rolle in der Sammlung. In der es an Bekanntschaften nicht fehlt, sind sachenreich aufgefrischte Jugenderinnerungen, vor allem die Klage um Sarge und Grabe eines Kindes in dem Abschnitt „Tod und Trost", es von tief ergreifender Innigkeit durchweht ist. Auch Adolf Wilbrandt, der Dichter des Burgtheaters, kommt zu Worte, nicht bloß in dem schönen Epilog, in welchem er das alte Burgtheater und seine herrlichen Leistungen preist, nicht bloß in den warmen und begeisterten Beschreibungen, die er den hervorragenden Künstlern dieser Bühne widmet, sondern auch in den Nachbildungen des gewissen Dietlorff", die sich durch Schlagkraft und Schärfe auszeichnen. Der „Thurm von Nevi" ist eine Novelle in Versen mit glänzenden italienischen Kolorit. Der Dichter richtet sich nach seinem Lesepublikum, er folgt nur dem Gebot innerer Begeisterung; doch muß um die Muse einigen, wird allen empfänglichen Gemüthern willkommen sein.

Deutschlands merkwürdige Bäume. Die Linde zu Bordesholm.

Bei der nebenstehenden Abbildung, Ein Sinn und ewiger Zuwendung kann man den folgen Baum nennen, wie breiter umfassen Leben verleben; denn in ungedeckener Pracht und Schönheit wohlbie sinnbundertjährige Linde zu Bordesholm ihre Krone, als hätte sie für sie Sturm und Unwetter gegeben und als hätte das ehrner Gesetzgeber des Kreislaufs alles Irdischen für sie keine Geltung. An ihren Blüthen, allen regelt sich heute noch allkommerlich ein Geschlecht, dessen Ahnen vor Jahrhunderten schon den köstlichen Duft einsogen, den der Blindauch ihnen zuwies.

Deutschlands merkwürdige Bäume: Die Linde zu Bordesholm.

Nach einer Photographie von G. J. Koch, Hofphotograph in Schleswig.

Die Masse des Stammes und die Dicke des ganzen Baumes sind nicht eben bedeutend. Der ersteht bei einem Umfang von fünf Metern und die Spitze der Linde liegt etwa 24 Meter über dem Erdboden. Staatlich dagegen ist der Durchmesser der drei ausladenden Krone: er beträgt beinahe 30 Meter.

Bordesholm selbst ist ein reizend am Bordesholmer See, an der Bahnlinie von Kiel nach Altona gelegenes Kirchdorf, einst ein reiches Augustinerkloster. In seiner schönen gothischen Kirche ruhen unter anderen Christian Friedrich, Herzog von Holstein-Gottorp, der Stammvater des russischen Kaiserhauses, und Herzog Georg Ludwig, der Stifter des großherzoglich oldenburgischen Hauses. Aber nicht dieß durch seine Gruft ist Bordesholm wichtig: es ist auch die Wiege einer fruchtbaren Pflanzstätte der Wissenschaft. Bald nach Einführung der Reformation, im Jahre 1565, wurde das Kloster aufgehoben und in eine lateinische Schule umgewandelt. Diese Schule wurde später auch hier verlegt und durch Herzog Christian Albrecht zur Universität erhoben. So ist also das Sammelhaus, aus welchem die „Christina Albertina" entwuchs ist, unter den Schatten der Linde von Bordesholm erlegt worden.

In den Stamm der Linde ist eine einfache Holztafel eingelassen, welche folgende Inschrift trägt:

„Manches sah dein gewaltiger Dom, buchstaeschnelle Linde,
Fürsten kalt du und Leid mancher Geschlechter geschaut;
Größeres hast du doch nimmer gesehen als der Holsten Erhebung,
Deutschlands Stämme gereint, wiedergeboren zum Reich!"

Tanzstunde im Grafenschloß. (Zu dem Bilde S. 272 u. 273.) Sie hat es nicht lernig gebracht, die kleine Komtesse! Das schwere Schuhkompliment im Menuett nämlich, wo es weist, immer tiefer, tiefer, tiefer knien und dann auf festen Knieen, ohne Rast wieder langsam zur Höhe emporsteigen. Als die große Formate kam: eins, zwei, drei — e — ei! — der Tanzmeister unentwegt die Hände auf den Tasten ruhen ließ, der Tanzmeister mit hochgezogenen Augenbrauen den Fiedelbogen in einer schwungvollen Acht um seinen Kopf bewegte, und die andern anfingen zu prusten, da mußte das Komtesschen lachen, die Knier wurden wackelig, und vor dem Umfallen rettete sie nur das rasche Zugreifen des jungen Freiherrn, ihres früheren Spielkameraden, der jetzt so herdlich in die dunklen Sammetaugen und das reizende Gesichtchen verliebt ist. Nun müssen sie das mißglückte Kompliment nochmals versuchen. Wird es jetzt besser gehen? Mmh, Komtesschen — die Umstände sind ernstlich! Der glühende Verehrer möchte am liebsten seinen Kopf ans Gelingen setzen, die Zuschauer aber in dem gold- und farbenleuchtenden Saal sind alle mit sich selbst beschäftigt und passen nicht hart auf. Drinnen in dem Nebenzimmer, das zwischen den schweren Sammetvorhängen das reicherzierten Thürbogens mit dem Wappen und der neunzackigen Krone schräber wird, plaudern Mütter und Tanten mit den älteren Kavalieren, ohne sich viel um die Unterhaltung der vom Tanze auszuruhenden Jugend zu kümmern.

Und doch ist diese gar nicht so harmlos: feurige Blicke fliegen hin und her zwischen der voll entblühten Schönheit, die in dem Sammetfauteuil lehnt, und einem so angelegentlich herübergebeugten Rachbar; auch die stolze Dame in der langen Falterschleppe blickt nur zerstreut auf die Mietzgruppe, ihre Augen wollen den beiden auswerfen, die aus so kurzer Entfernung eindringlich fragend auf sie ruhen.

Die zierlich Schlanke auf dem Taburett aber wendet das feine Köpfchen zur Seite und blickt schmollend nach dem Bildofenden des Gesellschaft, der dort im Balmenfoulen steht und völlig verloren ist in den Anblick des holdseligen Menschenkindes, das so lieblich zu lächeln versteht, daß ihm sogar der pedantische Tanzmeister seine strenge Miene zeigen kann. Ein feurundlich krummerndes Wort — dann klopft er mit dem Bogen auf die Geige, der Klavierspieler beginnt aufs neue, das Paar giebt sich die Hand: En avant! . . . der große Augenblick naht! . . .

Es ist ein reizendes Bild aus dem Leben der genußfreudigen Rokokozeit, das uns hier der Künstler vorführt, wir sehen die Anmuth und Heiterkeit einer verblühenden Gesellschaft in vollem Farbenzauber wieder vor uns aufleben und meinen fast, die Klagelschläge des kleinen Gretes zu hören, den der Maler zwar nicht mit abgebildet hat, der aber nichtsdestoweniger die Hauptperson des ganzen galanten Kreises ist!

Für unsere Knaben und Mädchen empfohlen:

Herausgegeben von Julius Lohmeyer.

Inhaltsverzeichnis des 7. Heftes, Band VII (Preis des Heftes 40 Pfg.):

Klingelhoferl. Eine Schwarzwaldgeschichte von H. Hillinger. Mit Illustr. von J. Kleinschrodt. — Wie Ten Porter zu einer Uhr kam. Eine Barengeschichte aus dem Leben Neuhamerikas; erzählt von Friedrich G. Tarlton. Mit Bilde von A. v. Kogler. — Ulrichs Lehen. Von Eduard Rüdiger. — Goldne Worte. Von Gerstenberg an seine Tochter. — Die Elbenspuk. Von Georg Lang. Zu dem Bilde von M. Zick. — Friedrich Wilhelm, der erste Kronprinz in Preußen. Von Hermann Hahn. Mit Illustr. von Richard Knötel. — Trauminseln. Rätsel rc.

Allerlei Kurzweil.

Damespielaufgabe.

Von **J. Klosterm.**

SCHWARZ

WEISS

Weiß zieht und gewinnt.

Logogryph.

Mit e fließt du voll Andacht wallen
Zu mir die frommen Moslemin,
Wird mir statt e ein o verliehn,
Bin ich als Trank geschätzt von allen.

Oscar Leede.

Hieroglyphenräthsel.

Scherzräthsel.

Bin ich als Erstes drin zu finden.
Ist es des Krokodiles Feind;
Doch selig zu bestimmter Stunde
Am Himmelszelte es erscheint.
Wenn ich dem Worte lerne fort,
Und angefügt ihm wird ein d.

Emil Noot.

Räthsel.

(Zweisilbig.)

Gut auf Papier gebracht, auf Tafeln und auf Oefen,
Zeug' ich von Kunst und Geschmack, bis auch der Kenner bricht;
Kehrst du ein Zeichen, so bin ich der Stärke, welcher vor Alters
Aus der Gesellschaft verwies, durch ihr Gesetze sogar.

J. G. Fischer.

Dechiffriraufgabe.

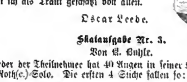
Laku Hidelakukukedekeduka kuhedi hide kekikadohidihikuu,
Dolahi ladu Dolakuli hilaku dohihakihi Dihihihiko.
Kahohehi Hikilia! Kuhede Hidike kahikekolole Duhidihiku,
Dohikuku lihilaku Kalihole hilaku Duhidedahiku kahile.

Hi, Dahihehihiko.

Skatаufgabe Nr. 3.

Von **A. Gnstke.**

Jeder der Theilnehmer hat 40 Augen in seiner Karte. Hinterhand spielt Roth(c.)-Solo. Die ersten 4 Stiche fallen so:

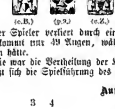


der 6. und 7. Stich aber so:

Der Spieler verliert durch eine Finte des Gegners in Mittelhand und bekommt nur 49 Augen, während er ohne dieselbe 63 Augen bekommen hätte.

Wie war die Vertheilung der Karten und der Gang des Spiels und wie lägt sich die Spielführung des Spielers rechtfertigen?

Aufgabe.



Die Buchstaben dieser Figur sind so zu ordnen, daß sich in den wagerechten und senkrechten Reihen Wörter von folgender Bedeutung ergeben: 1) eine Bezeichnung eines jungen Mädchens, 2) eine Festung in Frankreich, 3) etwas, das große Macht hat, 4) ein Sammelname. — Werden hierauf die Sternchen durch gewisse Buchstaben ersetzt, so ernennen Wörter von folgender Bedeutung: 1) eine europäische Residenzstadt, 2) ein österreichischer Feldmarschall des vorigen Jahrhunderts, 3) der größte Uebervölkerer der Neuzeit, 4) ein deutscher Dichter.

Citatenräthsel.

Aus jedem der folgenden Citate ist ein Wort zu wählen. Die erhaltenen Wörter ergeben ein anderes Citat, das an die Kosseln Angabe erinnert.

1. Dem Verdienste seine Kronen,
   Untergang der Lügenbrut. (Schiller).
2. Auch der Feldschlacht ist mein kampfig Sehnen,
   Diese Arme schützen Pergamente. (Schiller).
3. Was man nicht umsonst, das hat man nie verloren. (Schiller).
4. Der kluge Mann baut vor. (Schiller).
5. Auch ich war in Arkadien geboren,
   Doch Thränen gab der kurze Lenz mir nur. (Schiller).
6. Hoffnung auf Hoffnung geht zu Scheiter,
   Aber das Herz hofft immer weiter. (Göckert).
7. Ach, unsre Thaten selbst, so gut als unsre Leiden,
   Sie hemmen unsres Lebens Gang, (Goethe).
8. Was hab' ich denn so Sträfliches gethan,
   Um mich gleich einem Mörder zu verdrängen? (Schiller.)
9. O nimm der Stunde wahr, eh' sie entschlüpft. (Schiller).

Anagramm.

Aus je zwei Wörtern ist durch Umstellen der Buchstaben ein neues Wort zu bilden. So wird aus:

1. Heu + Stein — eine Gartenpflanze,
2. Saude + Themse — ein griechischer Redner,
3. Lech + Rinde — ein berühmter Botaniker,
4. Ein + Schlitten — ein Werk von W. Hauff,
5. Geier + Schwan — ein russischer Maler,
6. Breda + Wesel — eine Stadt in der Provinz Brandenburg,
7. Gattin + Sold — eine Stadt in Bayern,
8. Aicht + Niger — eine Giftpflanze,
9. Ares + Metrik — ein österreichisches Land.

Sind alle Wörter richtig gefunden, so nennen ihre Anfangsbuchstaben eine gefuchte Gebirgspflanze.

Arithmetische Aufgabe.

Vor mir liegen dreißig Blättchen, von welchen elf die Zahl 99, zehn die Zahl 94 und neun die Zahl 88 tragen. Von diesen dreißig Blättchen soll ich in der Weise zwanzig wählen, daß die Summe der zwanzig Zahlen 1890 beträgt. Wie muß ich es machen?

Verwandlungsräthsel.

In jedem der unten angegebenen Wörter ist ein Buchstabe zu streichen und in der Weise durch einen andern Laut zu ersetzen, daß andere bekannte Wörter entstehen. Die gestrichenen Buchstaben von links nach rechts und die hinzugefügten von rechts nach links gelesen ergeben je ein Thema eines deutschen Dichters.

Wonne, Esse, Zoll, Zahn, Hase, Maler, Helm, Bette, Heer, All, Sichel.

SL.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kraemer. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wieber in Leipzig

Halbheft 10. 1890.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1890. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Madonna im Rosenhag.

Roman von Reinhold Ortmann.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung.)

Mit einiger Verwunderung blickte Marie zu ihrem Onkel auf, als er nach der Entfernung Engelberts und Cillys ganz unvermittelt in einem väterlich herzlichen Tone sagte: „Sie haben ja nun Gelegenheit gehabt, liebste Marie, meine Cilly kennen zu lernen, die Ihnen nach so langer Trennung wohl eine völlig Fremde geworden war. Bekennen Sie mir doch recht aufrichtig, ob Sie sich mit dem kleinen Sprudelköpfchen befreunden zu können glauben!"

„Cilly hat mich mit Liebenswürdigkeiten buchstäblich überschüttet, und ich müßte sehr undankbar sein, wenn ich nicht die herzlichste Zuneigung für sie empfände."

„Wirklich? Sie glauben nicht, wie sehr mich das erfreut! Es macht mir endlich Muth, Ihnen den Wunsch auszusprechen, den ich schon seit unserem ersten Wiedersehen auf dem Herzen trage. Ich habe es oft beklagt, daß das Schicksal meiner Cäcilie die natürlichste und beste Freundin in Gestalt einer Schwester versagt hat. Bei ihrer Ausgelassenheit und ihrer oft geradezu bedenklichen Neigung, der ersten besten tollen Eingebung zu folgen, würde ich mir von dem freundschaftlichen Einfluß einer ruhigeren und abgeklärteren Natur die allergünstigste Wirkung versprechen, und es würde mich sehr glücklich machen, wenn Sie, liebe Marie, sich entschließen könnten, ihr fortan die fehlende Schwester zu ersetzen."

Die junge Malerin verstand wohl nicht sogleich seine ganze Meinung. „Wenn Cilly das unbedeutende Geschenk meiner Freundschaft nicht verschmäht, soll es ihr mit tausend Freuden gehören," sagte sie einfach.

Der General aber drückte ihr mit einer sehr dankbaren Miene die Hand.

„Und Sie willigen ein, uns künftig — das heißt, schon von diesem Tage an, eine liebe Hausgenossin zu werden, nicht wahr? Die Tochter des Obersten von Brenkendorf, der nicht nur mein naher Verwandter, sondern auch mein bester und treuester Jugendfreund war, hat von vornherein ein Recht darauf, mein Haus wie ein Vaterhaus zu betrachten. Es hat mich aufrichtig betrübt, daß Sie sich in der langen Zeit dieses Rechtes nicht ein einziges Mal erinnert zu haben scheinen."

Marius Athem ging schneller und ihre Augen glänzten vor innerer Bewegung.

„Das ist ein großmüthiges Anerbieten," sagte sie, „zu großmüthig vielleicht, als daß ich daran denken dürfte, es anzunehmen."

„O, ich hoffe, Sie werden mich nicht mißverstehen! Von irgend welcher Großmuth ist da nicht die Rede, und ich habe Ihnen kein Geheimniß daraus gemacht, daß ich sogar recht eigennützige Nebengedanken habe. Außerdem aber, liebe Marie — Ihr unvergeßlicher Vater hat mir einst in seinen jungen Jahren

Mittenwalderin.
Stupienkopf von J. Trölß.
Photographie im Verlage der Photographischen Union in München.

Dienste erwiesen, für die ich mich niemals werde genügend dankbar zeigen können. Es wäre mir geradezu eine Kränkung, wenn Sie mich der Möglichkeit berauben, es auch nur zu versuchen."

Hätte er ihr bei seinem ersten Besuch, ja, hätte er ihr noch vor einer Stunde diesen Vorschlag gemacht, sie würde ihn sicherlich zurückgewiesen haben unter dem Eindruck der unbefriedigten Empfindung, daß es doch nur eine nothdürftig verschleierte Wohlthat sei, welche man ihr da erweisen wolle. Jetzt aber regte sich neben dieser peinlichen Empfindung eine Stimme in ihrem Herzen, welche sie mit sehr einschmeichelnden Gründen überreden wollte, daß ihr Stolzen eine Thorheit und ihr Ablehnen wirklich eine Beleidigung sein würde für den General. Konnte es denn nicht Wahrheit sein, was er von seiner Dankesschuld gegen ihren verstorbenen Vater sagte? Sie wußte, daß er als junger Offizier der bei weitem ärmere von beiden gewesen war und daß ihn erst seine Heirath in den Besitz großer Reichthümer gebracht hatte. Lag es da nicht sehr nahe, anzunehmen, daß ihr Vater, dessen Hilfsbereitschaft für seine Freunde stets weit über sein Vermögen hinaus ging, ihn oft genug thatkräftig unterstützt und vielleicht sogar aus schlimmen Verlegenheiten gerettet habe? Und war es nicht am Ende ganz natürlich, daß er der Tochter des Freundes heimzahlte, was er dem Freunde selbst nicht mehr vergelten konnte? Wohl vermochte sie selber nicht recht an die Stichhaltigkeit solcher Erwägungen zu glauben; aber es gab da noch ein Unausgesprochenes, Mächtiges in ihrem Innern, das sie mit zwingender Gewalt verhinderte, die erste, rasche Weigerung aufrecht zu erhalten. Sie hatte ihren Fuß in das gelobte Land des Reichthums gesetzt, sie hatte sich für wenig Stunden aufschmeicheln gelassen von allen Annehmlichkeiten eines vornehmen, sorgenlosen Daseins, und sie betrachtete diese Welt des Glanzes nicht mehr, wie es noch gestern der Fall gewesen war, mit halb wehmüthiger und halb heiterer Entsagung, sondern mit einer brennenden Sehnsucht, deren unabwolle Bitterkeit sie zu erst vor wenig Minuten in ihrer ganzen Stärke empfunden hatte.

Sie kämpfte mit sich selber; aber der Kampf war kurz und sein Ausgang war von vornherein entschieden. Als der General, welcher inzwischen gegangen war, ihr einige Minuten des Nachdenkens zu gönnen, mit eindringlicher Herzlichkeit seine Frage wiederholte, antwortete sie ihm mit einem zaghaft geflüsterten Ja, und die Anwandlung von Reue, die ihr noch in dem nämlichen Augenblick kommen wollte, verflüchtigte sich schnell, als er — einen väterlichen Kuß auf ihre Stirn hauchend — sagte:

„Ich wußte ja, daß Sie zu edel denken, um sich durch kleinliche Regungen eines falschen Stolzes zu einem unfreundlichen Nein bestimmen zu lassen, und ich hoffe, daß Sie die Entschließung dieser Stunde niemals bereuen werden."

Als hätte sich Seine Excellenz jetzt für den rechten Augenblick die ermünschte Unterredung bestellt, erschien Friedrich in der Thür, um einen Besuch von dienstlichem Charakter zu melden. Der General entschuldigte sich und bat Marie um die Erlaubniß, sie zu seiner Gemahlin führen zu dürfen. Im Vorzimmer aber stießen sie auf den eben heimgekehrten Lothar, und nachdem der General mit wenig raschen Worten die Wiedervereinigung der Bekanntschaft vermittelt hatte, ließ er sie mit ihm allein.

Marie fühlte dem älteren Vetter gegenüber nichts von jener athemverklemmenden Verlegenheit, von welcher sie vorhin bei dem Eintritt Engelbrechts zu ihrem eigenen Verdruß überrascht worden war. Sie hatte ihm ganz unbefangen in das ernste Gesicht gesehen, und seine unfreundlichen Züge hatten ihr unwillkürlich Ellins unbarmherzige Worte ins Gedächtniß zurückgerufen, daß ihr Bender Lothar einer von denen sei, die niemals eine Frau bekommen. In der That, es war sehr wenig weiblich-reizlich, daß ein Mann von solchem Alter der Ruhe eines weiblichen Herzens fremd geblieben werden konnte, und Marie empfand eine stille Heiterkeit bei der Erinnerung an den Vorschlag, welchen die übermüthige Ellin jenen Worten angefügt hatte.

Aeußerlich freilich zeigte sie wenig von dieser guten Laune. Es war ihrem Gefühl nach etwas so Starres und Erstarrendes in dem Wesen Lothars, daß auch sie unwillkürlich eine vornehme und gemessene Haltung annahm. Ellins überschwängliche Herzlichkeit und der kameradschaftlich vertraute Ton, welchen Engelbrecht ohne weiteres angeschlagen hatten sie so rasch heimisch gemacht in diesem Hause, daß sie die kühle Höflichkeit Lothars fast wie etwas Verletzendes empfand. Er sagte ihr keine Artigkeit über ihr Aussehen oder ihre künstlerischen Talente wie die anderen, sondern er hielt es zu ihrer unangenehmen Verwunderung für angemessen, nach wenigen gleichgültigen Redensarten ein ziemlich ernsthaftes Thema anzuschlagen.

„Ich kann wohl annehmen," äußerte er, „daß Sie einigen Einfluß auf Ihren Bruder besitzen, und ich möchte Sie bitten, sich dieses Einflusses in einem ganz bestimmten Sinne zu bedienen."

Zum ersten Male schoß es Marie bei dieser Ermahnung Wohlgangs durch den Sinn, daß bisher keines von den anderen ihres Bruders gedacht hatte, und daß man sich schnell darüber hinweg gegangen war, wenn sie einmal bei diesem oder jenem natürlichen Anlaß seinen Namen genannt hatte. Sie hatte diese Erscheinung kein Gewicht beigelegt, und in einem eigenthümlichen Trotzgefühl, für das sie selber keine rechte Erklärung hatte, hüllte sie sich jetzt fast geneigt, ein gleiches zu thun.

„Einfluß?" wiederholte sie kühl. „Ich glaube kaum, daß man es so nennen darf. Jedenfalls ist er der ältere von uns beiden, und ich denke nicht daran, ihn irgendwie bevormunden zu wollen."

„Das mußte ich Ihnen nicht zu. Aber Wohlgang ist im Begriff, einen Entschluß zu fassen, der auch Sie nahe berührt. Er will mit dem Beginn seiner zahnarztlichen Wirksamkeit des Freiherrntitel und das Adelsprädikat ablegen. Ich kann mir nicht denken, daß Sie mit dieser Verleugnung seiner Herkunft einverstanden seien."

Das war wieder derselbe überlegene und — wie sie es zu Stillen nannte — schulmeisterliche Ton, durch welchen er selbst das siebenjährige Mädchen gekränkt hatte. Sie warf den Kopf ein wenig in den Nacken und sagte sehr bestimmt:

„Ich billige seine Absicht im Gegentheil vollkommen! Was darf nicht davor zurückschrecken, die Folgerungen seiner eigenen Handlungen zu ziehen. Wenn von einer Verleugnung seiner Herkunft überhaupt die Rede sein kann, so machte mein Bruder sich derselben nicht erst jetzt, sondern viel eher schon damals schuldig, als er sich einen Beruf zuwandte, welcher schwerlich die Zustimmung seiner Familie, wenigstens sicherlich niemals die jenige meines Vaters gefunden haben würde. Es erscheint mir als eine richtige Bürdigung der Sachlage, wenn Wohlgang nun auch den zweiten Schritt auf dem einmal eingeschlagenen Wege thut."

Lothar sah sie in ehrlichstem Erstaunen mit großen Augen an.

„Und das wäre Ihre wirkliche Meinung? Sie lobten wohlhaftig in den Glauben, daß es irgend eine anständige Art des Erwerbs gäbe, die einen Mann von adliger Geburt in der Achtung ehrsamer Leute herabsetzen könnte?"

Der Vorwurf über die Engherzigkeit, deren er sich unterfing, trieb ihr das Blut in die Wangen.

„Wenn ich mich wirklich zu diesem thörichten Glauben bekennen müßte, möchten Sie mir nicht freundlich gestatten, bei demselben zu verharren?"

„Ich bedaure von ganzem Herzen, daß es ein Vorthum war, als ich in Ihnen eine Bundesgenossin gegen den Eigensinn meines Freundes zu finden hoffte. Ich bedaure es auch um Ihretwillen, denn die Art, in welcher das Leben uns früher oder später solcher Vorurtheile entwohnt, pflegt in der Regel eine ziemlich schmerzhafte zu sein."

Marie preßte die Lippen zusammen, als müßte sie gewaltsam eine heftige Entgegnung zurückdrängen. Lothar aber mußte das nicht wahrgenommen haben, denn er fuhr ruhig fort:

„Uebrigens zweifle ich noch immer, daß Sie in Wahrheit Ihrer innersten Ueberzeugung Ausdruck gegeben haben. Sie bringen sich ja in einen Widerspruch mit Ihrer eigenen Handlungsweise, denn ich weiß aus Wohlgangs Munde, daß Sie in nächstem Streben nach Unabhängigkeit nicht verschmähten, mit der Arbeit Ihrer Hände Ihren Unterhalt zu verdienen."

Mit einer stolzen Bewegung wandte sich Marie zur Thür.

„Sie zürnen mir?" fragte Lothar, ohne eine besondere Betroffenheit zu verrathen. „Wollen Sie mir nicht das verwandtschaftliche Recht einräumen, ehrlich zu sein?"

„Ehrlich?" — Sie wandte ihm das blonde Köpfchen zu, und er sah, wie der mühsam unterdrückte Unwille aus ihren schönen Augen sprühte. „Ich erwarte von jedem, daß er ehrlich gegen mich ist, nicht nur von meinen Verwandten. Aber ich werde nicht jeder beliebigen Unartigkeit und Rücksichtslosigkeit gestatten, sich hinter dies wohltönende Wörtchen zu flüchten!"

Sie berente die unfreundliche Erwiderung, faß ehe sie ausgesprochen war. Hätte Lothar jetzt ein einziges freundlich einleitendes Wort der Entschuldigung gehabt, so wäre der peinliche Eindruck dieses ersten, unerfreulichen Gespräches durch eine Unterhaltung über unverfänglichere Dinge vielleicht noch zu vermeiden gewesen; aber Lothar erwiderte nichts und machte keinen Versuch, sie zu halten. Nach einem flüchtigen Zaudern ging sie hinaus, von Herzen froh, Cillys munlere Stimme schon wieder in einem benachbarten Zimmer zu vernehmen.

Bei der Mittagstafel, die um fünf Uhr abgehalten wurde, brachte der General, nachdem er den aufwartenden Diener zugewinkt hatte, sich zu entfernen, Marions Gesundheit aus und machte dabei mit einigen geschickten, herzlich klingenden Worten den Zeitigen die Mittheilung von der bevorstehenden Vergrößerung des Familienkreises. Außer der Generalin, welche Marie mit vollen Backen freundlich zunickte, schien niemand etwas derartiges erwartet zu haben, aber die Begeisterung, mit welcher sowohl Cilly als Engelbert die Neuigkeit aufnahmen, war darum nur desto schmeichelhafter für die junge Materin. Der Dragoner-Lieutenant, welcher an ihrer Seite saß, hatte sich seinem bisherigen Benehmen gegen Lothar, und es mußte ihr sicherlich leicht geworden sein, ein scherzendes Wort des Schuldbekenntnisses und der Reue zu finden, wenn sie auch nur das geringste Anzeichen des Gekränktseins oder des Schmollens in seinen Mienen gelesen hätte. Aber es war eine so gelassene Freundlichkeit in der Art, wie er ihr zutrank, ein — wie sie meinte — so überlegen huldvoller Ausdruck des Wohlwollens in seinen Augen, daß sie trotz aller guten Vorsätze nicht zur Aussöhnung ihrer Absicht gelangte, und daß es bei einem kurzen, wortlosen Zusammenstoßen der Gläser sein Bewenden hatte.

Und fast derselbe Vorgang wiederholte sich, als Cilly, von den neckischen Geistern des Weines nur noch übermüthiger gemacht, gegen das Ende des Mahles plötzlich ausrief:

„Aber ist es nicht furchtbar komisch, Marie, daß sie Dich alle so förmlich mit Sie ansehen, als wärst Du nicht eine leibliche Nichte und Base, sondern irgend eine Prinzessin von Troyemnt? Auf, stoßt Eure Gläser und trinkt Bruderschaft miteinander, wie sich's gehört! — Auf unverbrüchliche Freundschaft und auf Du und Du!"

Engelbert warf einen raschen, forschenden Blick zu seinem Vater hinüber. Da aber das freundliche Lächeln nicht von dem Gesicht des Generals verschwunden war, nahm er Cillys Vorschlag sogleich mit gewohnter Lebhaftigkeit auf, und unter Scherz und Gläserklang wurden die heilsamen Bräuche vollzogen.

„Den Bruderkuß breitet Ihr Euch schenken!" sagte Cilly, „das thue ich für Euch alle!"

Und sie küßte Marie auf den Mund, daß es schallte.

Zwischen Lothar und seiner jungen Verwandten aber war auch jetzt kein Wort gewechselt worden, und so glücklich sich auch Marie im Kreise dieser zärtlichen, liebevollen Menschen fühlte, mit so unumstößlicher Gewißheit stand es doch in ihrem Herzen fest, daß der Ausbruch dieses Einen, ernsten Gesichts mit seiner unverständlichen, beleidigenden Ruhe stets einen Tropfen Wermuth in den Becher ihrer Freude träufeln würde.

Es war mertwürdig, daß sie sich trotzdem ein paar Minuten lang aufrichtig Ärgerte, als Lothar bald nach aufgehobener Tafel aus dem Familienkreise verschwunden war. Natürlich sah sie darin nur einen neuen Beweis ausgebrannter Unhöflichkeit, und sie faßte im Stillen den feierlichen Entschluß, ihn fortan auch ihrerseits mit vollkommener Gleichgiltigkeit zu behandeln.

Engelbert halte ohne weiteres auf seine gelbe Cigarre verzichtet, um die beiden jungen Damen auf dem Spaziergang im Wintergarten zu begleiten, zu welchem Cilly plötzlich Lust verspürt hatte. Als seine Schwester dann für eine kurze Zeit abgerufen wurde, wußte er Marie sehr geschickt mit dem Hinweis auf einige besonders prächtig blühende Orchideen zurückzuhalten. Seine vornehmen Kenntnisse waren äußerst gering, und er bemühte sich durchaus nicht, diese Lücke in seinem Wissen heuchlerisch zu verhüllen; aber die Unzahl drolliger Bemerkungen, mit denen er bei offenem Eingeständniß seiner mangelhaften Bildung diese oder eine Pflanze zu benutzenden versuchte, erschien Marie ungleich unterhaltender, als es selbst die gründlichsten und gestreichsten wissenschaftlichen Belehrungen sein konnten.

Sie waren zuletzt vor einer Königspalme von seltenst Schönheit stehen geblieben, deren herrlich entwickelte Krone sich fast unmittelbar unter dem Glasdach des Wintergartens ausbreitete.

„Wie hißt es doch in des wackeren Simon Dach unsterblichem Liede vom Aennchen von Tharau?" fragte Engelbert. „Ich da nicht auch von einem Palmbaum die Rede?"

„Ja," erwiderte Marie artig, und mit halblauter Stimme sprach sie, das liebliche Antlitz sinnend zu der Krone des schlanken Stammes emporgerichtet, die einfachen, innigen Verse:

„Recht als ein Palmenbaum über sich steigt,
Je mehr ihn Regen und Hagel anficht:
So wird die Lieb' in uns mächtig und groß
Durch Kreuz, durch Leiden, durch allerlei Noth.
Aennchen von Tharau, mein Reichthum, mein Gut,
Du meine Seele, mein Fleisch und mein Blut!"

„Du meine Seele, mein Fleisch und mein Blut!" wiederholte Engelbert, sie mit seinen heißen Blicken fast verzehrend. Und dann, einem unbezwingtichen Verlangen seines vom Wein erregten Blutes nachgebend, beugte er sich über das holdselige Mädchenantlitz herab und küßte sie auf den Mund.

Mit halb geschlossenen Augen duldete Marie die Liebkosung, ohne sie zu erwidern. Aber als er zum zweiten Male seine ihre Gestalt legen und sie fester an sich ziehen wollte, machte sie sich los und flüchtete bis an den Eingang des Wintergartens zurück. Ihre Wangen glühten, und halb abwehrend, halb bittend hatte sie beide Hände erhoben.

„O, nicht so, Engelbert, nicht so!" sagte sie leise. „Ich bitte Dich von ganzem Herzen!"

Der Dragoner hatte bei ihrem raschen Entweichen etwas verblüfft und unbehaglich dreingeschaut, denn er fürchtete vielleicht, daß sie einen ernstlichen Auftritt herbeiführen würde. Jetzt aber leuchtete es glückstrahlend und siegesgewiß in seinem hübschen Gesicht.

„Ich hätte es ja leicht, mich zu entschuldigen," erwiderte er, seine Stimme nun ebenfalls dämpfend und ihr langsam näher tretend, „denn Du warst mir den Bruderkuß noch immer schuldig geblieben. Aber ich liebe die hinterlistigen Kniffe nicht, und so kann ich zu meiner eigenen Rechtfertigung nur den alten Königsberger Professor anführen und dies ungeküsste, ungebärdige Herz da in meiner Brust!"

„Seid Ihr denn noch immer hier?" schallte es von der Glasthür her. „Mein Gott, welch merkwürdige Dinge müßt Ihr Euch zu erzählen haben!"

Ein sehender Blick aus Mariens schimmernden Augen, auf deren feuchtem Grunde er gar genug ein gar verheißungsvolles Leuchten sah, traf das Antlitz Engelberts. Sie hatte keine Zeit mehr gehabt, ihm zu antworten, doch auch dieser Blick war eine Antwort gewesen, deren Deutlichkeit ihm wohl genügen mußte.

„Gewiß, äußerst merkwürdig!" bestätigte er lächelnd der eintretenden Cilly. „Wir haben eine Probe gemacht auf das berühmte Wort, daß man nicht ungestraft unter Palmen wandle."

Er führte die Damen hinaus, und bald nachher verabschiedete sich Marie, um noch einmal, zum letzten Mal, in der bisherigen Heim zurückzukehren. Es gab ja noch mancherlei zu ordnen und herzurichten, ehe ihre Uebersiedelung in das Haus des Generals erfolgen konnte, und sie hatte sich darum in lebhaftem Kampfe gegen Cillys Drängen eine dreitägige Frist für diesen Schritt ausgebeten, der eine so wichtige Wendung in ihrem Leben bedeutete.

Fast überwältigt von den zauberischen Eindrücken dieses Tages lehnte sie das Köpfchen in die bequemen Polster des Wagens zurück. Sie flüchte sich todmüde, aber ein seliges Lachen war auf ihren Lippen. Vor ihr lag die Zukunft wie ein unendliches blühender, sonnenbeschienener Garten, und sie war so glücklich, so über alles irdische Maß hinaus glücklich, wie es eben nur ein junges Menschenherz sein kann, dem sich das Wunder der ersten Liebe erschlossen hat.

Ueber Nacht war der erste Winterschnee gefallen, und nun blies um die Mittagsstunde bei unbewölktem Himmel der Wind recht unwirthlich und rauh in die weit verschilften Straßen. Mit vorgebeugtem Kopfe kämpfte sich Joseph Hudeb, von dem

Kältegefühl schließlich bis ins Mark durchdrungen, über den freien Platz des Lustgartens vor dem Museum. Derselbe Wind, welcher die Wangen und die Nasen der anderen so lustig röthete, hatte ihn nur noch um eine Schattirung bleicher und fahler werden lassen; die dunklen Schatten unter seinen Augen zeichneten sich schärfer ab als sonst, und die Umrisse seiner hageren Gestalt traten erbarmungswürdig schmal und eckig unter dem langen, havelockartigen Mantel hervor, den der Sturm zu toller Unförmlichkeit aufbauschte.

Die Katalogverkäufer am Fuße der großen Freitreppe mußten ihn bereits kennen, denn sie verschmähten es, ihm ihre Ware anzupreisen. Oder sie hielten ihn vielleicht auch für einen armen Unglücklichen, die sich zur Winterzeit in die öffentlichen Kunstsammlungen flüchten, weil es für sie keine andere Möglichkeit giebt, die Wohlthat eines geheizten Raumes zu genießen.

Ohne einen Blick auf die mächtigen Trümmer der Gigantomachie vom Altar zu Pergamon in der Rotunde und auf die Skulpturen im Erdgeschoß zu werfen, stieg Hudeh nach dem ersten Stockwerk empor. Zu dem großen Oberlichtsaale zur Linken, wo des Peter Paul Rubens ewig junge Meisterwerke hängen, blickte er eine kleine Weile stehen — ähnlich einem frommen Kirchenbesucher, der zaudernd in der Vorhalle verharrt, damit alles irdische Denken und der unreine Odem der Straße von ihm abgethan sei, ehe er seinen Fuß in das eigentliche Heiligthum setzt.

Denn sein Allerheiligstes war nicht dieser prunkende Saal mit den üppigen, in kühner Farbenpracht und überquellender Daseinsfreude leuchtenden Gestalten, sondern ein kleines, abseits gelegenes Zimmerchen, dessen Thür sich zur Rechten öffnete, und an welchem weitaus die meisten anderen Besucher achtlos vorübergingen.

Nur zwei Wände dieses Kabinetts waren mit Bildern geringen Umfanges bedeckt, und diese umschwärzten Gemälde in ihren schlichten, altertümlichen Umrahmungen behandelten durchweg Gegenstände, die auf die Neugier der großen Menge keinen Reiz zu üben vermögen. Außer dem uniformirten Beamten, der sich mit Lüsterie gelangweilten Gesichts auf einem Tritt neben der Thür niedergelassen hatte, blieb Hudeh lange Zeit der einzige in dem kleinen Raume. Keine verständnißlose Phrase und kein platter Scherz, wie sie an solchem Orte nur zu häufig laut werden, störte die weltvergessene Andacht, mit welcher er sich in die Betrachtung seiner kostbaren Lieblinge versenkte.

Wie oft hatte er diese kleinen Porträts, den „Mann mit den Nelken“ und das Bildniß des fast abenteuerlich häßlichen Tuchhändlers Giovanni Arnolfini, bereits betrachtet, wie zahllose Viertelstunden hatte er vor dem Christuskopf und den kleinen Madonnenbildern die Zau von Ende bereits zugebracht! Und doch vermochte er an ihnen immer neue Reize und künstlerische Feinheiten zu entdecken — doch erfüllte ihn immer tiefere, immer liebevollere Bewunderung für den wackeren alten Meister, der als schlichter Handwerksmann mit unendlichem Fleiß und kindlich frommem Herzen eine neue Kunst ins Leben gerufen und den Größeren, die nach ihm kommen sollten, den Weg zur Erreichung der höchsten Ziele gewiesen hatte.

Schon wollte er sich zum Gehen wenden, um das Hauptwerk der Brüder von Maaseyck und den Stolz des Berliner Museums, die Altargemälde von Sankt Bavo zu Gent, aufzusuchen, als sein Blick auf ein winziges Bildchen zunächst dem Fenster fiel, von dem er sofort wußte, daß es früher nicht dagewesen war. Es war ohne Zweifel eine neue Erwerbung; denn statt der üblichen Katalognummer trug es nur auf einem kleinen Schildchen die Bezeichnung:

„Jan van Eyck, Madonna im Rosenhag.“

Eine fieberische, fleckige Röthe der Aufregung trat auf Hudeh's Wangen, während er mit weit vorgereigtem Oberkörper das unscheinbare Holztäfelchen betrachtete, dessen bemalte Fläche von der ausgespreizten Hand eines greisen Mannes wohl zu bedecken gewesen war. Was war alles Schöne und Bewunderungswürdige, das der Meister von Brügge sonst geschaffen, was waren selbst seine Genter Altarbilder neben diesem winzigen, köstlichen Meisterwerk!

„Johnes, de eyck me fecit anno 1435“, „Johannes von Eyck hat mich gemacht im Jahre 1435“, so war mit zierlichen, kaum wahrnehmbaren Buchstaben in die Steinbank eingemeißelt, neben welcher die Gottesmutter in ihren weich herabfließenden weißen Mantel stand. Mehr als vier Jahrhunderte alls waren über diese materielle Schöpfung hinweg gegangen, und doch prangte sie in einer so durchsichtigen, leuchtenden Reinheit und Tiefe der Farben, als hätte erst vor wenig Tagen des Meisters Pinsel sie berührt gethan. —

Ein Geräusch hinter seinem Rücken ließ Hudeh in heftigen Erschrecken aus seiner Verzückung emporfahren. Der Kopf schmerzte ihn infolge der langdauernden Anspannung des Gesichtssinnes und als er sich rasch umwandte, wankte er in einer Anwandlung von Schwindel gleich einem Trunkenen. Der Museumsdiener war noch immer der einzige, welcher sich außer ihm in dem kleinen Zimmer befand; aber während er dem Eintretenden wortlos nur der geringsten Beachtung gewürdigt hatte, waren seine Augen jetzt mit einem Ausdruck lebhafter Verwunderung auf Hudeh gerichtet. Und dieser prüfende Blick, der vielleicht nichts anderes war als eine Aeußerung arglosser Neugierde, erfüllte den ehemaligen Irrenarzt mit abermalbestemmender Angst. Wie kam der Mann dazu, ihn so durchdringend und forschend anzusehen? Warum hegte er Mißtrauen gegen ihn? Hatte er ihn vielleicht gar im Verdacht, daß er einen Diebstahl anzuführen wolle wie im Knyfenstichhause zu Breslau? In jäherher Verwirrung kehrte Hudeh sich wieder den Bildern zu: aber er fühlte den mißtrauischen Blick, auch ohne ihn zu sehen, und langsam, Schritt für Schritt, schob er sich klopfenden Herzens gegen den einzigen Ausgang des kleinen Raumes hin. Noch in der Thür erwartete er, daß der Mann ihn anrufen und nach seinem Namen fragen werde. Aber nichts derartiges geschah, und ungehindert konnte er den Saal mit den Riesengemälden des Rubens und seiner Schüler durchschreiten.

Tief aufathmend blieb er in einem der angrenzenden Säle stehen. Sein Erschrecken war sehr thöricht gewesen — gewiß! Seine beständig gereizte Einbildungskraft hatte ihm einen Streich gespielt — nichts weiter! Wie sollte der Beamte dazu kommen, einen Argwohn gegen ihn zu hegen? Er hatte sich ganz unauffällig benommen, und in seiner äußeren Erscheinung war doch am Ende nichts, was ein besonderes Mißtrauen erwecken konnte.

Aber wenn er nun doch richtig gesehen hatte? Wenn es vielleicht eine Uebereinkunft zwischen den einzelnen Museumswärtern gab, nach welcher sie sich die Beschreibung derjenigen mittheilten, die einmal bei einem Galeriediebstahl betroffen worden waren? Der beängstigende Gedanke nahm in seinem aufgeregten Gehirn sofort eine fürchterliche Wahrscheinlichkeit an. Was wollte es am Ende beweisen, daß er schon so oft unbehelligt diese Räume durchwandert hatte? Man hatte ihn eben unter den übrigen anderen nicht bemerkt, oder die Museumsdiener, die sonst hier aufgestellt gewesen, hatten sich jener Belästigung nicht erinnert. Jetzt aber, wo das Mißtrauen des einen einmal geweckt worden war, jetzt würden auch alle übrigen auf ihn aufmerksam werden. Man würde ihn auf Schritt und Tritt beobachten, würde vielleicht der Polizei einen Wink geben, ein Geheimpolizist würde ihn zur seine Papiere befragen, und dann — o, er wußte nur zu gut, was dann das Ende sein würde: ein Zwangsabschied in die Heimath, eine Vernichtung der letzten Hoffnung, die ihn noch an diese elende, gehetzte, kaum zu ertragende Existenz fesselte!

Wie gespenstabwelend stierte er auf das jüngsten Tonicht „Verkündung des heiligen Antonius“, vor der er seit zehn Minuten stand. Ein Fieberschauer schüttelte seinen Leib. Die abenteuerlichen Ungeheuer auf dem Bilde schienen plötzlich Leben zu gewinnen und sich in einem tollen Wirbeltanze zu bewegen. Von der plötzlichen Furcht gepackt, daß er hier krank oder ohnmächtig zusammenbrechen könnte, ging Hudeh mit beschleunigten Schritten denselben Weg zurück, den er gekommen war. Als er an den offenen Eingang des kleinen Kabinetts vorüberkam, zog es seinen Blick mit unwiderstehlicher Gewalt dahin. Ein breiter Lichtstreifen hatte Winternonnenscheins lag über dem kleinen Bilde jenseits dem Fenster. Scharf und körperlich hob sich die Madonna in ihrem weißen Mantel von dem grünen Rosengehege ab. Der Fuß des Fischerknaben zauderte, denn eine schier unwiderstehliche Lockung ging für ihn von dem winzigen Gemälde aus. Er weilte, der Versuchung einzutreten nicht länger widerstehen zu können — da hob der Wärter, der noch immer auf seinem Stuhle hockte, das gedunwellte Gesicht, sein erster Blick streifte die hagere Gestalt in dem weiten, fadenscheinigen Mantel, und jetzt stimmte vielleicht wirklich etwas wie ein leises Mißtrauen in seinen Augen auf. Hastig, zitternd, die Entgegenkommenden annennend, und fast ohne zu sehen, wohin er trat, eilte Hudeh die Treppe hinab und durch die Vorhalle hinaus ins Freie; der scharfe

Vor der Dorfschmiede.
Nach einem Oelgemälde von Konrad Ahrendts.

eisige Wind, der ihm entgegen blies, kühlte seine pochenden Schläfen nicht. Was vorhin nur wie eine ferne, unwahrscheinliche Möglichkeit in seinem Kopfe aufgedämmert war, hatte sich ihm jetzt zu unumstößlicher Gewißheit gestaltet: er war da drinnen erkannt worden — er wurde beargwohnt — und er durfte seine Besuche in der Bildergalerie nicht wiederholen, wenn er nicht die Gefahr der polizeilichen Ausweisung oder sich heraufschwören wollte — diese Gefahr, vor der er heftiger zitterte als vor dem Gedanken an den Tod.

Die Thränen liefen ihm über die Wangen, ohne daß er es bemerkte, während er über das holperige Pflaster am Spreeufer dem Norden zuſtrebte. War es denn überhaupt der Mühe werth, weiter zu leben, wenn ihm auch diese letzte Daſeinsfreude für immer entzogen wurde? Thal er nicht hundertmal beſſer, durch einen Sprung über das Eiſengeländer der ſteilen Uferböſchung all dem Jammer ein kurzes Ende zu bereiten? Wie ſollte er ſeine Arbeit herſtellen, wenn undurchdringliche Mauern ihn von dem Anblick der Werke trennten, über die er ſchrieb? — Und jetzt — gerade jetzt, wo er ein Kleinod gefunden hatte, das ihm bereits bei der erſten, kaum den Geſammteindruck erſchöpfenden Betrachtung hundert neue Anregungen gegeben, hundert neue Ausblicke eröffnet hatte! — Ließ ſich die Vorſtellung ertragen, daß er es niemals — niemals wiederſehen ſollte?

Mit lechzendem Athem und verwirrten Gedanken ſtieg er die Treppe zu ſeiner Wohnung empor. Die Wirthin ſtand am Herd und rührte in einem dampfenden, unangenehme Zwiebelgerüche ausſtrömenden Topfe. Mit ihrer ſtarknochigen, abgemagerten Geſtalt, ihren harten Zügen und dem wirren grauen Haar legte ſie den Vergleich mit den Bewohnerinnen einer Hexenküche nahe. Sie ſchenkte dem Eintritt ihres Miethers anſcheinend keine Beachtung, aber als er eben die Thür ſeiner Stube hinter ſich ſchließen wollte, redete ſie ihn an:

„Machen Sie ſich darauf gefaßt, einen Beſuch zu bekommen! Ich glaube, er wird Ihnen nicht angenehm ſein, aber ich kann nichts dagegen thun.“

Welch eine neue Hiobspoſt war es, die da auf ihn wartete!

„Einen Beſuch?“ wiederholte er, bemüht, ſeine Gedanken zu ſammeln. „Wer könnte das ſein?“

„Der Gerichtsvollzieher!“ ſagte ſie, gleichmüthig in ihrer Beſchäftigung fortfahrend. „Es iſt merkwürdig, was für eine Anhänglichkeit dieſe Art von Menſchen für mich hat. Ich war noch nicht ſechs Jahre alt, da nahm ein ſolcher Kerl — damals hieß er Exekutor — meiner Mutter das letzte anſtändige Kleid weg, das ſie im Schranke hatte, und den Schrank dazu. Seitdem iſt kein einziges Jahr vergangen, ohne daß ich die unſelige Uniform nicht einmal oder ein paarmal hätte zur Thür hereinkommen ſehen. Alle anderen können einen vergeſſen — der nicht, und wenn ich einmal kalt und todt da auf dem Lumpenbündel von Bett liege, wird noch der Gerichtsvollzieher kommen und meine Wohnung vergeblich nach einem pfändbaren Stücke durchſtöbern.“

Sie ſprudelte heftig und lange. Es war, als ob ſie mit der Geſchwätzigkeit dieſe Art von Menſchen für mich hat. Ich war noch nicht ſechs Jahre alt, da nahm ein ſolcher Kerl — damals hieß er Exekutor — meiner Mutter das letzte anſtändige Kleid weg, das ſie im Schranke hatte, und den Schrank dazu. Seitdem iſt kein einziges Jahr vergangen, ohne daß ich die unſelige Uniform nicht einmal oder ein paarmal hätte zur Thür hereinkommen ſehen. Alle anderen können einen vergeſſen — der nicht, und wenn ich einmal kalt und todt da auf dem Lumpenbündel von Bett liege, wird noch der Gerichtsvollzieher kommen und meine Wohnung vergeblich nach einem pfändbaren Stücke durchſtöbern.“

Sie ſprudelte heftig und lange. Es war, als ob ſie mit der Geſchwätzigkeit dieſe Art von Menſchen für mich hat. Ich war noch nicht ſechs Jahre alt, da nahm ein ſolcher Kerl — damals hieß er Exekutor — meiner Mutter das letzte anſtändige Kleid weg, das ſie im Schranke hatte, und den Schrank dazu. Seitdem iſt kein einziges Jahr vergangen, ohne daß ich die unſelige Uniform nicht einmal oder ein paarmal hätte zur Thür hereinkommen ſehen. Alle anderen können einen vergeſſen — der nicht, und wenn ich einmal kalt und todt da auf dem Lumpenbündel von Bett liege, wird noch der Gerichtsvollzieher kommen und meine Wohnung vergeblich nach einem pfändbaren Stücke durchſtöbern.“

Sie ſprudelte heftig und lange. Es war, als ob ſie mit der Geſchwätzigkeit dieſe Art von Menſchen für mich hat. Ich war noch nicht ſechs Jahre alt, da nahm ein ſolcher Kerl — damals hieß er Exekutor — meiner Mutter das letzte anſtändige Kleid weg, das ſie im Schranke hatte, und den Schrank dazu. Seitdem iſt kein einziges Jahr vergangen, ohne daß ich die unſelige Uniform nicht einmal oder ein paarmal hätte zur Thür hereinkommen ſehen. Alle anderen können einen vergeſſen — der nicht, und wenn ich einmal kalt und todt da auf dem Lumpenbündel von Bett liege, wird noch der Gerichtsvollzieher kommen und meine Wohnung vergeblich nach einem pfändbaren Stücke durchſtöbern.“

Sie ſprudelte heftig und lange. Es war, als ob ſie mit der Geſchwätzigkeit dieſe Art von Menſchen für mich hat. Ich war noch nicht ſechs Jahre alt, da nahm ein ſolcher Kerl — damals hieß er Exekutor — meiner Mutter das letzte anſtändige Kleid weg, das ſie im Schranke hatte, und den Schrank dazu. Seitdem iſt kein einziges Jahr vergangen, ohne daß ich die unſelige Uniform nicht einmal oder ein paarmal hätte zur Thür hereinkommen ſehen. Alle anderen können einen vergeſſen — der nicht, und wenn ich einmal kalt und todt da auf dem Lumpenbündel von Bett liege, wird noch der Gerichtsvollzieher kommen und meine Wohnung vergeblich nach einem pfändbaren Stücke durchſtöbern.“

Sie ſprudelte heftig und lange. Es war, als ob ſie mit der Geſchwätzigkeit dieſe Art von Menſchen für mich hat. Ich war noch nicht ſechs Jahre alt, da nahm ein ſolcher Kerl — damals hieß er Exekutor — meiner Mutter das letzte anſtändige Kleid weg, das ſie im Schranke hatte, und den Schrank dazu. Seitdem iſt kein einziges Jahr vergangen, ohne daß ich die unſelige Uniform nicht einmal oder ein paarmal hätte zur Thür hereinkommen ſehen. Alle anderen können einen vergeſſen — der nicht, und wenn ich einmal kalt und todt da auf dem Lumpenbündel von Bett liege, wird noch der Gerichtsvollzieher kommen und meine Wohnung vergeblich nach einem pfändbaren Stücke durchſtöbern.“

Sie ſprudelte heftig und lange. Es war, als ob ſie mit der Geſchwätzigkeit dieſe Art von Menſchen für mich hat. Ich war noch nicht ſechs Jahre alt, da nahm ein ſolcher Kerl — damals hieß er Exekutor — meiner Mutter das letzte anſtändige Kleid weg, das ſie im Schranke hatte, und den Schrank dazu. Seitdem iſt kein einziges Jahr vergangen, ohne daß ich die unſelige Uniform nicht einmal oder ein paarmal hätte zur Thür hereinkommen ſehen. Alle anderen können einen vergeſſen — der nicht, und wenn ich einmal kalt und todt da auf dem Lumpenbündel von Bett liege, wird noch der Gerichtsvollzieher kommen und meine Wohnung vergeblich nach einem pfändbaren Stücke durchſtöbern.“

Er hörte und sah es nicht, daß der Weinhändler aus dem Zuhalt des Geldschrankes Geld auf die Platte seines Pultes zählte. Der wetterscharfe helle Klang des Goldes erreichte sein Ohr so wenig wie das lockende Knistern der Kassenscheine — und es rief ihn erst aus seinen Träumereien auf, als eine jugendliche Frauenstimme aus dem Nebenzimmer rief:

„Ach, Papa, komm doch herein — nur für einen Augenblick! Unser Hugo hat eben geschellt — wahrhaftig geschellt; die Wärterin sagt, sie habe das noch nie erlebt bei einem Kinde von kaum vier Wochen!"

In den Zügen des Patriarchen leuchtete es auf wie heller Sonnenschein. Als hätte es, ein Geschäft mit hundert Prozent Gewinn zu machen, eilte er zu der Tür des Nebengemaches. Und was hätte er wohl sechs Wochen früher denjenigen geantwortet, der ihm prophezeit hätte, daß er jemals ein paar tausend Mark anbauzufügtigt bei unverschlossener Tür auf seinem Pulte liegen lassen würde, nur um das verneintliche Lächeln eines Kindes von vier Wochen zu sehen? Er würde den Propheten für verrückt erklärt haben, — aber er war eben damals noch nicht Großvater gewesen wie heute.

Minute auf Minute verrann — eine lange Viertelstunde, — und Joseph Hndes war noch immer allein mit dem blinkenden Golde und den verführerisch bunten Kassenscheinen. Doch nicht für die Dauer eines Herzschlages wandelte ihn die Versuchung an, seine Hand auszustrecken nach dem fremden Gute. Der Tag neigte sich bereits dem Abend zu; seit dem frühen Morgen hatte er weder Speise noch Trank zu sich genommen, und es war wenig Aussicht vorhanden, daß er die Mittel erlangen würde, das Versäumte später nachzuholen. Aber er dachte nichtsdestoweniger keinen Augenblick an die Möglichkeit, eine dieser glänzenden Münzen, eines dieser bunten Papiere an sich zu nehmen und mit unbeholfenen Schritten das Weite zu suchen.

Er würde niemals aus Hunger gestohlen haben — niemals! Der Weinhändler trat wieder auf die Schwelle. Sein erster Blick streifte den zusammengenommenen Geschäftsschrank der Ecke bei dem Ofen — der zweite flog blitzschnell nach dem Pulte hinüber.

„Sie sind noch immer da?" fragte er, und aus dem Klang seiner Stimme war es zu hören, wie schwer ihm sein beispielloser Leichtsinn noch nachträglich auf die Seele fiel. „Sind Sie die ganze Zeit hindurch dagewesen?"

„Ja," erwiderte Hndes beschieden, „Sie forderten mich ja auf, zu warten, bis Sie Zeit hätten für mich."

Der Patriarch brummte etwas vor sich hin und begann von neuem sein Geld zu zählen. Es fehlte nichts davon, und als er es bis auf den letzten Thaler in den diebessicheren Eisenschrank eingeschlossen hatte, wandte er sich wieder gegen seinen Besucher.

„Eine Anzeige soll ich Ihnen geben für die ‚Morgenpost' und für die ‚Abendglocken', nicht wahr? Nun, ich habe mich gesehen, ob es mit der ganzen Geschäft gelingt hat, oder es hat nur auch nicht geschadet, denn mein Geschäft geht gut. Also sollen Sie sie haben, die Anzeige."

Er skizzierte einige Worte auf ein Blatt Papier, drückte seinen Firmenstempel darunter und reichte es dem erleichtert auf stehenden Hndes.

„Ich danke Ihnen," erwiderte dieser, indem er hastig nach seinem Gute griff und Miene machte, sich zu entfernen. Wohlgefällig streichelte der Patriarch seinen langen grauen Bart.

„Nun, warum haben Sie es mit einem Male so eilig, da Sie doch Zeit hatten, eine Stunde oder darüber zu warten? — Es ist Ihr Geschäft, herumzulaufen und sich Inseratenaufträge von diesem und jenem geben zu lassen! Nun ja — warum nicht? — Mancher wird sie geben und mancher wird sie nicht geben. Es ist ein Geschäft wie jedes andere. Aber ich glaube nicht, daß es ein gutes Geschäft ist — das heißt: ein einträgliches Geschäft — ich glaube es nicht."

„Freilich, man kann nicht reich davon werden," sagte Hndes, dem der Boden unter den Füßen brannte.

Mit einem tiefsinnigen Lächeln wiegte der Patriarch das ehrwürdige Haupt.

„Reich?" wiederholte er. „Wovon kann man reich werden in diesen schweren Zeiten? Aber Gottes Segen nicht auf seinem Geschäft hat, der bleibt ein armer Teufel sein Leben lang. Soll ich Ihnen etwas sagen, junger Mann? Als ich in Ihren Jahren war oder darunter, bin ich hierher gekommen mit fünf Groschen in der Tasche und hab' nicht gewußt, wo ich mein Haupt hinlegen sollte in der Nacht. Und da, an der nämlichen Stelle, wo Sie stehen, habe ich gestanden und um eine Zehrung gebeten für meinen Weg. Aber der, der damals der Herr war in diesem Haus, war übel gelaunt und hieß mich mit einem unfreundlichen Wort von dannen gehen. Ich sage nicht, daß es recht von ihm war, denn wer da hat, der soll seinen Bruder geben, daß er auch habe. Aber wir sind alle nur Menschen und haben unsere Fehler wie Menschen. Also ging ich still hinaus und laute auf einem Strohhalm, weil mich hungerte, wie einem gesunden Menschen von zwanzig Jahren hungert, der in fünfzehn Stunden nichts Warmes und nichts Kaltes zwischen den Zähnen gehabt hat. Und wie ich im Finstern die Treppe hinabging, da hielt mein Fuß an was Hartes, und wie ich es aufhebe, ist es ein Geldbeutel mit elf harten Thalern. Elf Thaler sind nicht viel für einen, der im Ueberfluß sitzt; aber es ist sehr viel für einen, der seit fünfzehn Stunden hungert und nicht weiß, wo er sein Haupt hinlegen soll. Nun, was meinen Sie, daß ich gethan habe? Umgekehrt bin ich, den Geldbeutel hab' ich auf den Tisch gelegt und gesagt: ‚Lügten Sie's nach, ob etwas fehlt von dem, was darin gewesen ist!' — Und von Stund' an bin ich als Gehilfe hier im Hause geblieben, und sechs Jahre später hab' ich die Tochter desselben Mannes geheirathet, der mich hinausgeschickt hatte. Und dann bin ich Herr geworden im Haus, und Gottes Segen ist auf meinem Geschäft gewesen. Nun, was meinen Sie, warum ich Ihnen die ganze alte Geschichte erzählt habe?"

Hndes hatte ihm nur mit halben Ohr zugehört, denn die Ungeduld verzehrte ihn, und er empfand nicht die geringste Theilnahme für die Erinnerungen des Patriarchen.

„Ich weiß in der That nicht," stammelte er, „es war gewiß ein sehr merkwürdiger Zufall — aber — "

„Zufall — warum Zufall? — Und ich will es Ihnen gerade heraus sagen! Ihr Geschäft ist kein gutes Geschäft, denn Sie kommen dabei niemals auf einen grünen Zweig. Ich aber kann ganz gut auch einen ehrlichen, anständigen Menschen brauchen für die Schreibstube und für das Lager. Da melden sich so viele mit den rechtschaffensten Geschäften und den schönsten Redensarten, und hinterher kann man froh sein, wenn sie nicht vielleicht gar schon im Gefängniß gesessen haben. — Nun, was ist denn, warum haben Sie's mit einem Male so eilig, junger Mann?"

Hndes stand schon in der geöffneten Thür. Das Blatt, das er noch immer in der Hand hielt, war nicht viel weiser als sein Gesicht.

„Sie sind sehr gütig," stieß er hervor, „aber ich kann wirklich nicht — es geht nicht — und — und ich darf mich nicht länger aufhalten — guten Abend!"

Er rannte davon, als hätte er fast das menschenfreundlichen Anerbietens Stockschläge von den Patriarchen erhalten. Seine Geschäfte in den Expeditionen der „Morgenpost" und der „Abendglocken" waren rasch erledigt, und er erreichte die Steneklasse eben noch unmittelbar vor Thoreschlusse. Als er wieder herausstrat, war sein Besitz an barem Gelde geringer als die Barschaft, mit welcher einst der Weinhändler nach Berlin gekommen war, um sein Glück zu machen. Er lauste sich etwas Gebäck bei einer alten Frau, die trotz der schneidenden Kälte mit ihren Backenkörben im Luftgarten saß, und während er essend vor der großen Feuertreppe des Museums auf und nieder ging, kehrten seine Gedanken zu dem einzigen Gegenstande zurück, der jetzt noch Werth und Bedeutung für ihn hatte.

Die Dunkelheit, welche ihn umgab, übte einen beruhigenden Einfluß auf ihn aus. Wie weit er auch von einer Empfindung der Sicherheit und des Geborgenseins entfernt war, er wagte doch endlich, ganz schüchtern der Vorstellung Raum zu geben, daß seine Besürchtungen vom Mittag grundlos gewesen sein könnten, und er rang sich endlich nach vielem Zaudern und Verwerfen zu der Entschließung durch, morgen noch einmal auf jede Gefahr hin den Besuch der Galerie zu wiederholen. Er wollte die äußerste Vorsicht anwenden und sich von dem eigentlichen Ziele seiner Sehnsucht so lange fernhalten, bis er die Gewißheit erlangt hatte, daß man ihn nicht beobachte. Wenn er die Augen offen hielt, mußte ihm ja unter allen Umständen noch Zeit genug zum Rückzuge bleiben, sobald sich irgend etwas Besorgniserregendes zeigte.

Gestärkt und mit einem Gefühl der Spannung, wie es ihm in seinem anfreidenden Kampfe uns Dasein seit langem fremd geworden war, kehrte er nach langem Umherwandern in seine Wohnung zurück. Die Alte lag hustend und nach Athem ringend auf ihrem Bette. Seine Mittheilung, daß die bedrohliche Krise eingetreten geordnet sei, schien sehr geringen Eindruck auf sie zu machen. Sie brummte nur etwas, das Hudeb nicht verstand, und auf seine besorgte Frage, ob sie sich vielleicht ernstlich unwohl fühle, fuhr sie ihn fast zornig an:

„Wenn's schon so wäre, können Sie mir etwa helfen? Gehen Sie nur und legen Sie sich schlafen! Hat man dreißig Jahre allein gelebt, kann man am Ende auch allein verenden!"

Er wagte es nicht, ihr zu widersprechen; aber seine Besorgniß, daß ihr etwas zustoßen könnte, veranlaßte ihn doch, sich in den Kleidern auf das Bett zu legen. Sein Schlaf war infolge dessen unruhig und vielfach durch Träume unterbrochen, die sich den Charakter von Fieberphantasien hatten. Erst gegen Morgen, als auch der vollende Husten der Alten minder häufig und beängstigend durch die dünne Scheidewand tönte, fiel er in tieferen, haltwegs erquickenden Schlummer.

Und er träumte, daß sich von Giebs Madonna im Rosenbug nicht mehr im Besitz der Berliner Galerie, sondern in seinem eigenen engen Stübchen befand. Das Bild schwebte frei in der Luft mitten im Gemache, und es ging ein wunderbares Leuchten von ihm aus, ein überirdischer Glanz, der ihm zuletzt eine schmerzliche Empfindung in den Augen verursachte. Und diesen stechenden, bohrenden Schmerz fühlte er auch noch beim Erwachen. Der Kopf war ihm so schwer, daß er ihn nur nach minutenlangem Kampfe und mit dem Aufgebot seiner ganzen Willenskraft von dem Kissen zu erheben vermochte. Eine furchtbare Mattigkeit machte ihm selbst die geringfügigste Bewegung der Glieder zu peinvoller Anstrengung.

Sicherlich wäre er in seinem heutigen Zustande ganz unfähig gewesen, irgend einen Entschluß zu fassen, welcher moralischen Muth oder Spannkraft des Geistes zur Voraussetzung gehabt hätte. Aber der Vorsatz vom gestrigen Abend wirkte seltsamerweise in ihm nach wie der Befehl einer höheren Macht, vor der es kein Entrinnen und gegen die es kein Widerstehen gab.

Er hatte sich nie so schwach, so hinfällig und so zaghaft gefühlt als gerade heute, und trotzdem stand es ihm unumstößlich fest, daß er auf jede Gefahr hin in das Museum gehen werde.

Schon während er sich ankleidete, dachte er an nichts anderes als daran. Er zauderte, den weiten grauen Mantel anzulegen, den ein betrügerischer Kleiderhändler ihm aufgeschwatzt hatte, und der in den Tagen seines Glanzes wohl für zwiefach breitere Schultern reichlich bequem gewesen war. Das auffallige Kleidungsstück mußte es so dem Beamten leicht machen, ihn wiederzuerkennen. Aber mit einem Male ging es ihm durch den Sinn, wie nutzlos man einen Gegenstand, der etwa die Größe des von Euckfichen Madonnenbildes hätte, unter den Falten dieses Mantels würde verbergen können. Zwar vermochte sein schmerzendes Gehirn diesen sonderbaren Gedanken edenfowenig festzuhalten wie irgend eine andere von den tausend abenteuerlichen Vorstellungen, die sich unaufhörlich hinter der fieberndem Stirn jagten; aber er hatte seine hagere Gestalt nun doch ohne weiteres Zögern in das gefährliche Kleidungsstück ein und machte sich auf den Weg.

In einem fast ausschließlich von Arbeitern besuchten Kaffeekeller der Chausseestraße verschnte er ein einfaches Frühstück zu sich zu nehmen. Aber der erste Bissen schon quoll ihm im Munde, und die verpestete Luft des niederen Raumes, dessen Fenster nicht geöffnet worden waren, obwohl mehr als ein Dutzend Menschen sich rauchend und schnapstrinkend die zum Morgengrauen darin aufgehalten hatte, verursachte ihm unerträgliche Uebelkeit. Er war wirklich nahe daran, ohnmächtig zu werden, und das machte sich ziemlich deutlich auf seinem Antlitz antündigen, denn ein älterer Mann in der gestrickten Wolljacke eines Maurers, der sich neben ihm auf die hölzerne Bank geschoben hatte, redete ihn zutraulich an: „Ihnen ist nicht ganz wohl — was? — Lassen Sie doch die Eichorienbrühe stehen — davon wird es nicht besser! Nehmen Sie lieber einen Nordbäuser, der bringt Sie schon wieder auf die Beine!"

Er schob Hudeb das getrübte Schnapsglas zu, das der Wirth soeben vor ihn niedergesetzt hatte, und der ehemalige Student hob es mit zitternden Fingern an die Lippen, als müßte er ihr willenlos jede Bewegung befolgen, die ihm von irgend einer Seite zugetheilt wurde. Seit den Tagen seiner früheren Armuth hatte er stets einen unbezwingbaren Ekel gegen alle geistigen Getränke empfunden. Der bloße Geruch des Branntweins erweckte ihm mit Naturnothwendigkeit die Erinnerung an jenes Elternhaus, den Hause des unverbesserlichen Schnapstrinkers, gewesen war. Und auch jetzt schüttelte ihn der Widerwille, als er den ersten brennenden, abscheulich schmeckenden Tropfen auf seiner Zunge fühlte. Ein Erdarbeiter, der ihm gegenüber saß und ihn beobachtete, brach in rohes Gelächter aus; der Maurer aber ermunterte ihn gutmüthig:

„Nun hinunter damit! — Die Wirkung kommt erst, wenn man ihn im Magen hat."

Und sie ließ in der That nicht lange auf sich warten, diese Wirkung, die so wunderbar war und so unbeschreiblich wohlthat. Wie ein Strom flüssigen Feuers kam es durch seinen Körper, als er mit furchtbarer Anstrengung den ganzen Inhalt des Glases hinabgeschüttet hatte; der bohrende Schmerz in den Schläfen und den Augen verwandelte sich in einen dumpfen, um vieles leichter zu ertragenden Druck, und ein Kraftgefühl, wie er es kaum je gekannt hatte, war urplötzlich an die Stelle der bisherigen Mattigkeit getreten.

Er besaß nicht mehr als zehn Pfennig, als er die steile Kellertreppe wieder emporklomm. Aber diese Mittelsosigkeit machte ihm keine Sorge. Er hatte überhaupt keine Sorgen in dieser glücklichen Augenblicken. Der Anblick eines eitlen Zeitungsjungen, der ihn mit seiner großen Mappe unsanft in die Seite gestoßen hatte, erinnerte ihn an sein Erlebniß vom gestrigen Abend, an den Patricierherrn und an das unerschütterliche Anerbieten desselben. Er lachte still in sich hinein bei der Vorstellung, wie sich das ehrwürdige Antlitz des Beinhändlers wohl verwandelt haben würde, wenn er ihm gegenwortet hätte, daß er auch einer verdienen sei, die bereits im Gefängniß gesessen haben . . . Als wenn es etwas so Außerordentliches wäre, dies Bestrafsein! . . . Waren nicht zu allen Zeiten große Männer eingekerkert worden? Und hab es nicht unter den lebenden Berühmtheiten einige, die in den Stürmjahren der Revolution sogar zum Tode verurtheilt worden waren? . . . Am Ende kam es doch nur darauf an, sich nicht erwischen zu lassen! . . . Was hatte es denn für die Allgemeinheit zu bedeuten, ob ein paar seltene Kupferstiche die Freude eines armen Studenten auswochten, oder ob sie in den Mappen eines reichen Liebhabers verschlossen blieben! . . . Nicht einmal das Behagen und das Wohlbehinden dieses Liebhabers hatte es lange, als für eine flüchtige Stunde zu stören vermocht, daß es ihm wenigen Blättern genommen, und er — er sollte es irgendwo büßen mit der Zerstörung seines ganzen Daseins? — Nein, das wäre keine Gerechtigkeit — das konnte nicht der Wille desjenigen gewesen sein, welcher dem Weltenlauf seine ewigen Gesetze vorgeschrieben! Man hatte ein Recht, sich dagegen aufzulehnen . . . und er wollte sich auflehnen — gewiß, es war sein fester Entschluß, das zu thun! Wenn man nicht die Kraft besaß, die unsinnige soziale Ordnung mit einem Ruck übern Haufen zu werfen, so mußte man sie verhöhnen, man mußte sich über sie lustig machen, wie die schwärmenden Mücken sich vielleicht über den starken, alles beherrschenden Menschen lustig machen, den sie ungeschreut reizen und peinigen, obwohl ein einziger Druck seines Fingers hinreichen würde, sie zu tödten, wenn es sie nur in seiner Gewalt hätte! . . . Ja, wenn er sie hätte — das war eben der Humor davon!

Der Vergleich gefiel Hudeb außerordentlich, er dünkte ihn so treffend, daß er mit dem Behagen eines Dichters, der einen glücklichen Gedanken gefunden zu haben meint, dabei verweilte. Was war er denn auch anderes als eine solche arme, harmlose Mücke? Ein einziges Mal nur hatte er sich seines Daseins freuen wollen, und um des winzigen, kaum fühlbaren Stiches willen, den dabei ein andrer empfangen hatte, wollte man ihn nun erbarmungslos zerdrücken und vernichten! Er war eben so überzeugt gewesen, sich erwischen zu lassen — er hatte gar keinen Versuch gemacht, den Verhaftungsspruch zu entrinnen, weil ihm irgend jemand in seiner Kindheit eine thörichte Ehrfurcht eingeprägt hatte vor dieser verrückten Bestordnung, in welcher die Gesellschaft mit dem rohen Rechte des Stärkeren durch Konkubenschlage jeden Nadelstich

erwidern darf. Er hatte seinen Nacken unter die Keulenschläge gebeugt, ohne sich zu fragen, ob dies in Wahrheit ein gerechtes Abwägen sei zwischen seiner Schuld und ihrer Sühne. Jetzt aber war ihm diese Frage gekommen: die belebenden, wundertätigen Geister des Branntweins hatten sie in irgend einem Winkel seiner Seele geweckt, und diese nämlichen Geister raunten ihm nun auch die Antwort zu mit einem tausendmal wiederholten Nein! Er wollte sich aufstehen, sich rächen; aber er wollte sich nicht erwischen lassen — das war der letzte Schluß, in welchem alle diese sprungbaften und verworrenen Gedanken unfehlbar immer wieder endeten.

Daß seine Rache nur in der Entwendung von van Ends Madonnenbilde bestehen konnte, war ihm in all den wirren Gedankenwirbeln seines berauschten Gehirns nicht einen Augenblick zweifelhaft gewesen. Nicht allmählich und mit Widerstreben war der Entschluß dazu in ihm gereift, sondern er war plötzlich fest und unverrückbar dagewesen wie etwas Selbstverständliches, das schon seit langem all sein Sinnen und Trachten beherrscht hatte. In Wirklichkeit hatte er gestern durchaus nicht daran gedacht; jetzt aber galt es ihm als gewiß, daß er das Bild schon gestern fortgenommen haben würde, wenn nicht die beständige Anwesenheit des Museumsdieners ein solches Beginnen unmöglich gemacht hätte. Und die Furcht, daß sich die Gelegenheit auch heute nicht günstiger erweisen möchte, war die einzige Sorge, welche sich zuweilen für die Dauer einer Sekunde lähmend auf seine heimlich jeuchte und von einer brennenden Ungeduld gestachelte Entschlossenheit legte.

Vor der Eingangsthür des Museums hatte sich ein kleines Häuflein Harrender angesammelt, die sich verdrießlich und durchfroren in die warmen Räume stürzten, als ihnen endlich geöffnet wurde. Hudeb beeilte sich gar nicht, ihnen zu folgen. Er behand sich in der heiteren und behaglichen Stimmung eines Menschen, der zur Erhöhung des Sinnenkitzels den Augenblick eines höchsten Genusses hinausschiebt, weil er sicher ist, daß dieser Genuß ihm nicht mehr genommen werden kann. Und es war merkwürdig, ein wie lebhaftes Vergnügen ihm heute selbst die gleichgültigsten und geringfügigsten Dinge zu bereiten vermochten. Die Amazone und der Löwenbändiger auf den Treppenwangen — die mächtige Gemütsruhe auf dem freien Platze mit ihrem plumpen hölzernen Deckel — ja, selbst das alte, verschnarfte Weiblein, das immer mit dem nämlichen Tonfall der dünnen, quickenden Stimme ihr: „Katalog gefällig?“ und „Führer durch die königlichen Museen?“ herklapperte — er sah sie alle nur wie durch einen feinen Schleier und in eigenthümlich verschwimmenden Umrissen, aber sie erschienen ihm nichtsdestoweniger so häßlich und so verzüglich anzuschauen, daß er gar nicht zu begreifen vermochte, wie ihm das Dasein bei so viel scheußlicher Abwechslung jemals hatte leer und unerträglich dünken können.

Mit dem überlegenen Lächeln eines Weisen, der soeben die Lösung einer voetbewegenden Frage gefunden hat, trat er endlich in das Haus. Einer von den Museumsdienern, die im ersten Saale des Erdgeschosses standen, blickte ihn scharf an, aber das hatte heute durchaus nichts Verwirrendes für den ehemaligen Studenten. Vielmehr ergötzte er sich innerlich über die Dummheit dieses Menschen, der trotz allen Anstarrens nicht aus seinen Mienen heraus lesen konnte, was er vorhatte. Er wußte an sich halten, um ihn nicht im Vorbeigehen gerade ins Gesicht zu lachen. Wozu standen diese Aufseher nun da in ihren schönen Uniformen, wenn sie doch gewöhnt waren, die Spitzbuben ungehindert eintreten zu lassen gleich den ehrlichen Leuten!

Es waren erst wenige Besucher in dem westlichen Flügel der Gemäldegalerie, aber vor den Madonnenbildern von Ends stand ein junges Paar, dem die Abgetegenheit des kleinen Kabinetts gerade recht schien für den Austausch geheimnißvoller Mittheilungen, welche sie sich mit sehr verliebten Gesichtern in die Ohren flüsterten. Es wäre gewiß ein Leichtes gewesen, sie zu verscheuchen, aber Hudeb war zu rücksichtsvoll, etwas derartiges zu versuchen. Mochten sie immerhin erst zu Ende kommen — er hatte ja keine Eile!

Ein einziger Umstand war da, der ihm leichtes Unbehagen machte. Vor Peter Paul Rubens' „Auferweckung des Lazarus“, die dem Eingang des Kabinetts gerade gegenüber hing, war eine Malerin mit den Kopieen der gewaltigen Tafel beschäftigt. Sie stand auf einem Tritte vor ihrer Staffelei, und wenn sie den Kopf ein wenig wandte, mußte sie jeden Winkel des Kabinetts mit einem einzigen Blick übersehauen können. Aber sie war sehr vertieft in ihre Arbeit. Hudeb sah, daß sie mit dem Umriß des Rahmens nicht fertig werden konnte, und in ihren Bemühen, zu ändern und zu bessern, würde sie gewiß keine besondere Aufmerksamkeit haben für das, was in ihrer Umgebung geschah. Jedenfalls war es nothwendig, sie im Auge zu behalten, und das war eine Unbequemlichkeit, mit welcher er bisher nicht gerechnet hatte.

Doch es gab nichts, das ihn in seiner gegenwärtigen ruhigen und zuversichtlichen Stimmung ganz und gar hätte entmuthigen können. Er war von dem Gelingen seines Vorhabens so fest überzeugt, als wären da nicht die geringsten Schwierigkeiten zu überwinden gewesen. Nur den rechten Zeitpunkt mußte er abwarten — weiter nichts, und wo ein solcher Preis zu gewinnen war, da fiel das Opfer einer Wiertelstunde doch wahrlich nicht ins Gewicht!

(Fortsetzung folgt.)

Das Jubiläum einer Weltreisenden.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Es ist eine kleine Dame in unscheinbarem, dünnen Gewande. Vor fünfzig Jahren ist sie aufgebrochen aus ihrer Heimath England, und seitdem hat sie Länder und Völker besucht, deren wir uns kaum aus dem Atlasgrapbie-Unterricht entsinnen, so fernab sind sie gelegen. Immer noch ist sie unermüdet und sucht nach neuen Gebieten, die sie bisher noch nicht besucht sind, sie strebt ihnen zu mit dem Trieb eines Wetterodreres, und natürlich wenn wir in fünfzig Jahren wieder nach ihr fragen, hat sie ihr letztes Ziel, den letzten Erdenwinkel erreicht, und überall kennt man die

Figur 1

Sardinischer Stempel von 1858.

kleine Dame in ihrem unscheinbaren dünnen Gewande, die große Weltreisende, die — Postmarke.

Welche gewaltige Wandlungen hat das Postwesen im Verlaufe des letzten halben Jahrhunderts erfahren! War ein geregeltes Postwesen vordem eine Art Sonderrecht der von der Natur besonders bevorzugten Völker, so giebt es in unseren Tagen kaum noch einen Strich Landes auf der großen weiten Welt, der nicht die Segnungen dieser Einrichtung sich anzueignen bestrebt gewesen wäre.

Erst mittlere Bequeme recht kindlich waren die Postverhältnisse noch zu Anfang dieses Jahrhunderts. Schwierigste Verbindungen nicht nur von Staat zu Staat, sondern oft sogar von Stadt zu Stadt, dazu unsinnige Portoberechnungen und hohe Portolosten*). Mit dem Ende der Befreiungskriege, als alle Völker danach trachteten, die geschlagenen Wunden zu schleunigst Vernarbung zu bringen, da brach eine andere Zeit heran, ein schwacher Morgenroth unserer derzeitigen verhältnissen. Dieser „neuen Zeit“ entgegenzukommen, war die Post bereit, sie vermochte dies aber nur in Maßen ihrer verhältnismäßig noch schwachen Macht. An Stelle schwerer, unförmlicher Postwagen traten schnellbewegtere Eilpostwagen, die Zahl der Postbahnstellen wurde bedeutend und damit auch die der Postanstalten. Hiermit erlangte die brief schreibende Menschheit zwei Vortheile, welche den großen Anklang finden mußten. Dann kam die Zeit der Dampfkraft und des Telegraphen. Die Dampfschiffahrt in Amerika (1807) und der erste Dampfer, welcher 1816 den Ocean kreuzen überhaben, weiterhin die Eisenbahn, deren erste Linie in England 1825, auf europäischem Festland, bezw. auf deutschem Boden 1835 eröffnet wurde, endlich in den Jahren 1833 bis 1837 die Einführung der elektrischen Telegraphie — sie gaben zu Hoffnungen auf einen gänzlich veränderten Weltverkehr den gerechtesten Anlaß. Das Bahn- und Telegraphennetz, welches sich in einer ungeahnt schnellen Weise ausbreitete, hieß den breitesten Postkurier und die Eilpostkutsche bald nur im Theater solcher Gegenden bestehen, die den neuzeitlichen Verkehrsmitteln noch fern lagen.

Figur 2.

Sardinischer Stempel von 1820.

Einer der ersten Erfolge der Fortschritte auf dem Gebiete der Beförderungsmittel war eine wesentliche Ermäßigung des Briefporto's. Noch zu Anfgang des 18. Jahrhunderts bedauptete sich dasselbe auf einer Höhe, daß der kleine Geschäftsmann eher zu jeder noch so langsamen Privatgelegenheit seine Zuflucht nahm, ehe er das theure Geld für die öffentliche Post anwandte. Beispiel: war es nun schon ein bedeutsamer Fortschritt, daß man Briefe von Berlin nach Potsdam für 30 Pfennig, von ebenda nach Marseille für 1 Mark 35 Pfg., nach Kopenhagen für 1 Mark 45 Pfg., nach London für 2 Mark 75 Pfg. zu versenden in die Lage kam und noch dazu auf eine viel raschere

*) Vergl. den Artikel „Die Weltpost“ in Heft. 14 des vor. Jahrgangs der „Gartenlaube“.

Beförderung rechnen durfte. Indessen sollte dieser erlangte Vortheil nur wenig Jahrzehnte bestehegen, eine neue Postreform bereitete sich vor, die ihren Ausgang von England nahm.

Wohl waren auch hier infolge der neuen Errungenschaften die Porti zeitgemäß herabgesetzt worden, aber nicht nur die Portoberechnung nach Zonen und nach der Zahl der Bogen, sondern die ganze Verrechnungsweise war seine dem riesigen Postverkehr entsprechende mehr. Dies in vollem

Figur 3

Erster amtlicher Briefumschlag der englischen Post (eg. Mulready Cowvert" 1840).

Umfange zuerst von England eingeführt und mit Rücksicht auf Flexibilität eine feine Grundlage gebracht zu haben, so daß die reformatorischen Ideen nicht nur in England zur vollständigen Besserung, sondern auch in der gesammten kultivierten Welt zur Nachahmung führten, ist das Verdienst Sir Rowland Hills, geboren 1795 in Kidderminster, gestorben 1879, eines Mannes, der als Reformator des Postwesens hoch die Zeit in Ehren genannt werden muß. Seine berühmte „Penny-Porto-Reform", die für ganz England ein einheitliches Porto von 1 Penny (= 10 Pfennige) für den einfachen Brief bestimmte, trat nach vielen Kämpfen im Unterhause am 10. Januar 1840 ins Leben, um diesem Gesetze ging aber auch Hand in Hand die Einführung von Postwertzeichen, von Postmarken und gestempelten Postumschlägen! Am 10. Mai 1840 wurde das erste Postwertzeichen an das Londoner Publikum ausgegeben — die kleine Dame war erstaunt. Sie war kein Kind mehr, wie wir bald sehen werden, und sie hatte auch ihre Ahnen, denen Schicksale mit durch einige Jahrhunderte verfolgen können.

Figur 4.

Chalmers' erste Probe 1834.

Des Postwertzeichens Ursprung ist das Stempelpapier! Schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts soll in Spanien für fiskalische Zwecke Stempelpapier in Verwendung gewesen sein. Im 17. Jahrhundert war es in Holland, Frankreich, Brandenburg, Russland ꝛc. nach weisich eingeführt. Die Verwendung desselben für Zwecke der Post, zum „Freimachen" der Briefe, geschah zuerst in Frankreich, wohlweit, und zwar in Paris, ein Herr de Velayer kam Dekret vom 8. August 1653 eine Stadtpost einrichtete und eine Art gestempelter Bänder ausgab, das Stück zu 1 Sou (5 Centimes) aber nicht von Bestand, und bald waren die Savoyarden wieder in ihre einfache Stellung als Briefbeförderer getreten.

Ein zweiter Versuch, Stempelpapier für Briefbeförderung zu verwenden, wurde in den Jahren 1818 und 1839 von den damaligen Königreich Sardinien unternommen. Drei verausgabte man eine besondere Art von mit Bäffelzeichen versehenen

Figur 5.

Chalmers' zweite Probe 1838.

und gestempelten Bogen zur Verfrankung von solchen Briefen, welche auf anderem Wege als mittels der Staatspost befördert wurden. Die Stempel, welche unsere Abbildungen Fig. 1 und 2, Serie 201, veranschaulichen, enthalten einen Postillon zu Pferde und die betreffende Beamtungsart.

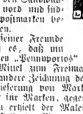
Im Gebrauch waren diese Briefumschläge unserer heimatlichen Postbriefumschläge, welche die Form des gefalteten Bogens hatten. Bis zum Jahre 1847, obwohl Sardiniens Briefumschläge nachweislich wenig benutzt wurden, so gab die Taxen doch den Anlaß, daß man auch in anderen Staaten Versuche ähnlicher Art wagte. So schlug in Schweden 1853 der Lieutenant v. Trefsenberg der schwedischen Behörde die Einführung von Frankozeichen für die Briefbeförderung vor. Er brachte ferner die bei England Charles Whiting 1839 und Charles Knight 1834 eine für Briefumschläge zu öffentlicher Besprechung, und in eben dieser den ähnlichen Stempelbogen ähnlichen Form glaubte auch Rowland Hill das Postwertzeichen der Zukunft gefunden zu haben. Er machte in seiner Reformschrift, durch welche er dem Pennyporto Bahn brach, gleichzeitig auf die Einführung von Briefumschlägen mit aufmerksam. Die Erfahrungen der Gegenwart haben bewiesen, daß die Einführung von Umschlägen allein nur der halbe Sieg zur Vereinfachung des Briefverkehrs gewesen wäre.

Da trat denn mit dem englischen Buchhändler und Buchdrucker James Chalmers (geb. 1782 in Dundee, gest. 1853 in Dundee) der Vorkämpfer der bei Gelegenheit der jetzigen Jubiläums als Erfinder der gummierten Postmarke in den Vordergrund gestellt wird. Chalmers, der als Gehilfe seines Vaters, einen ganzen Briefverkehr zu besorgen hatte, in schaffte schon vor den Mitteilungen Rowland Hills, daß

Figur 6 und 7.

Die ersten amtlichen Freimarken Englands (1840).

Figur 8.



Erste Marke von Brasilien (1843).

Digitized by Google

ihm gesundete, aufblickte, war Postmarke den Siegeszug durch die ganze Welt antreten. Denn auf England folgten mit Einführung von Postmarken 1843 Brasilien (Fig. 8) und Zürich, 1844 Genf und Basel, 1845 Finnland, 1848 Belgien, Spanien und Russland, 1849 Bayern (Fig. 9) und Frankreich, 1850 Preußen, Oesterreich, Sachsen (Fig. 10), Hannover ꝛc., so daß bis zum Jahre 1855/56, bis 1864 110 Staaten dem neuen Systeme huldigten, während diese Zahl gegenwärtig auf 220 sich beläuft. Chalmers hat aber außerdem noch über Mittelasien gezeigt, dem seine Form des Postwerthzeichens ist nicht nur die meist benutzte geworden, sondern auch in Verwendung gekommen zum Ausdruck auf Umschläge, Postanweisungen, Streifbänder und Postkarten.

Figur 9.

Erste Marke von Bayern (1849)

Figur 10.

Erste Marke von Sachsen (1856).

Annähernd gleich großen Erfolg wie die Postmarke hat in den letzten zwei Jahrzehnten die Postkarte zu verzeichnen. Von Stephan auf dem 5. deutschen Postkongreß zu Karlsruhe im Jahre 1865 erstmalig als neues Verkehrsmittel vorgeschlagen, von Oesterreich am 1. Oktober 1869 eingeführt, betrug ihre Verwendung im Weltverkehr im Jahre 1885 bereits über eine Milliarde. Genau riesige Ziffern ergiebt der jährliche Verbrauch an Postwerthzeichen überhaupt. Nur einige Beispiele: England, das vor Hills Reform jährlich nur 75 Millionen Briefe verzeichnete, hatte deren in runder Zahl: 1855 270 Millionen, 1882 einschließlich 150 Millionen Postkarten 1½ Milliarde; das Deutsche Reich, welches 1872 207 Millionen Briefe und 8 Millionen Postkarten in der Poststatistik verzeichnet, brachte es 1878 schon auf zusammen 553 Millionen, 1887 aber auf fast 1½ Milliarde. Darf es dann wundernehmen, wenn die kaiserliche Reichsdruckerei zu Berlin zur Herstellung deutscher Postmarken täglich allein einen Centner Riedpapier und zur Postkartenerzeugung täglich 25 Centner Kartonpapier verarbeitet?

Die Zahl der seit Einführung voranzugehen Postwerthzeichen ist, die außer Kurs gesetzten inbegriffen, auf rund 10000 nach Form, Zeichnung, Herstellungsart und Farbe verschiedene Muster zu veranschlagen. Seit dem Jahre 1858 gewann alt und jung, vornehm und gering Gefallen am Sammeln der Postwerthzeichen. Diese Liebhaberei („Philatelie") rief eine umfangreiche Literatur hervor und wird gegenwärtig von einer großen Zahl von Vereinen in aller Welt nach festen Regeln gepflegt. Gegen 50 Zeitschriften in allen Weltsprachen widmen sich der Briefmarkenkunde, von denen beispielsweise Heimanns „Illustrirte Briefmarken-Zeitung" zugleich als Organ von 24 Vereinen dient. Wie die Handbücher von Lindenberg, Meyer und Moschkau und der Katalog der Sammlung des Reichspostmuseums sorgfältige Aufstellungen und Beschreibungen aller erschienenen Postwerthzeichen der Erde geben, so bieten die Sammelbücher von Schwanenberger, Köppe, Schandel, Scheicke ꝛc. zur Aufnahme der gesammelten Stücke. Einen Namen weit über Sammlerkreise hinaus genießen die Sammlungen im Reichspostmuseum zu Berlin, die des Herrn Philipp von Ferrari in Pozio und die des „Internationalen Postwerthzeichen-Museums" zu Wien-Unterdöbling.

Ein übersichtliches Bild des Postmarkenwesens, von Chalmers' Proben bis zur Entwicklung in unseren Tagen, werden die anläßlich des Jubiläums unserer Weltverkehrs veranstalteten öffentlichen Postwerthzeichen-Ausstellungen zu London, Wien, Magdeburg und anderwärts geben.

Dieselben werden aber alle briefschreibenden Völker an den Jubiläumstage der Postmarke gern und freudig sich vergegenwärtigen, wie bedeutsam sie den Weltpostverkehr gehoben und vereinfacht hat, und daß ihr an der hochentwickelten Blüthe desselben ein namhafter Antheil gebührt.

Dr. Alfred Moschkau.

Deutsche Städtebilder.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Würzburg.

Von **Max Haushofer**. Mit Zeichnungen von **Richard Püttner**.

Würzburg von den Steinbergen aus gesehen.

Ein schlauer Geistl ist er, der Mainstrom. Weit ihm die bösen Menschen, welche die Landkarten zeichnen, einen so gar kurzen Spielraum gelassen haben von seinen Quellen am Fichtelgebirge bis zum Altvater Rhein, macht er, um sich sein Dasein künstlich zu verlängern, die allerverwegensten Windungen, bis er endlich doch einsieht, daß er bei Mainz in den Rhein gehört. Am Mainstrome nun liegt das altehrwürdige Würzburg. Der Fluß ist hier schon recht stattlich; trägt er doch von Mainz bis Bamberg aufwärts Schiffe mit zweitausend Centnern Ladung. So kann man denn von der alten Würzburger Mainbrücke aus eine kleine Flotte bemastener Schiffe betrachten, die hier vor Anker liegt; ab und zu gleitet auch ein Fahrzeug unter den altersgrauen Bogen der Brücke durch. Der Fluß ist zu seinen mächtigen Krümmungen genöthigt durch seinen Lauf, welcher das mitteldeutsche Berg- und Hügelland durchbricht. Die waldigen Höhen des Rhöngebirgs, des Spessarts und des Steigerwaldes senden ihre Ausläufer sich entgegen: durch dieselben mußte der Strom den Weg sich bahnen.

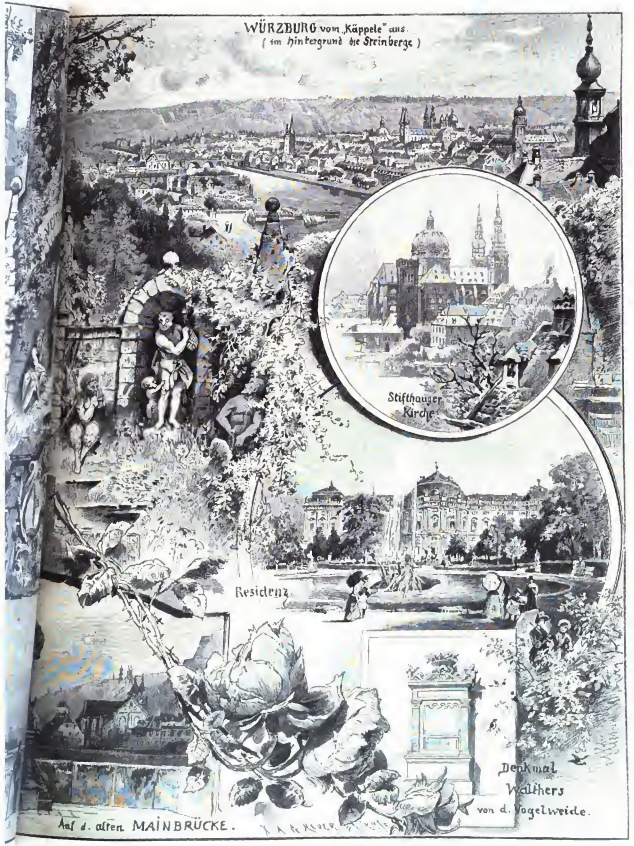
Landschaftlich gehört Würzburg zu den schönsten deutschen Städten. Man kann auf der alten Mainbrücke stehen und stromauf oder stromab schauen; die Festung Marienberg oben auf ihrem Felshügel, die graue Stadt mit ihrem prächtigen Dome, die rebenbewachsenen Stromufer und die ferneu bewaldeten Höhenzüge: alles ist anmuthig und Gedanken weckend, ein reiches altes Städtebild.

Würzburg ist die Hauptstadt des alten Franken, der Punkt, wo fränkische Bevölkerung und fränkisches Leben am ersten warfen dem Besitzanre entgegentreten. Wer die Umgebung der Stadt durchwandert, gewinnt bald seine Anschauung vom fränkischen Volk. Die Leute sind von mittlerer Körpergröße, eher schlank als gedrungen, die Gesichter nicht überwältigend schön, aber klug und verständig. Die Mädchen sind hübsch; man sieht hier viele „Marienangesichtchen", deren eigenthümliche fromme Schönheit ein älterer Beobachter der kleißigen Anschauung der Marienbilder in den Kirchen zuschrieb. Darum sagt auch ein alter Würzburger Spruch:

„Maria, Dich liebt Würzburg sehr,
Wo thun eine Stadt dergleichen mehr?
In Würzburg da so manchem Haus
Sieht ein Marienbild heraus."

Ansichten

Zeichnung


WÜRZBURG vom „Käppele" aus.
(im Hintergrund die Steinberge)
Stifthauser Kirche
Residenz
Denkmal Walthers von d. Vogelweide.
Auf d. alten MAINBRÜCKE.

ɪzburg.

ɪner.

Ohne Zweifel ist es dieser lobfosse Maricenkultus, der unsern Münstter veranlaßte, unter den Heiligenbildern, welche die alte Mainbrücke zieren, gerade das Standbild der Gottesmutter auf derselben noch zu einer besondern Darstellung zu wählen.

Der Würzburger ist wie alle Unterfranken — mit Ausnahme der armen und verkümmerten Bevohner des Spessarts und der Rhön — heiter und lebensfroh, ein richtiger Weinländer. Würzburg geht ihm über alles. Er schaut herab auf den etwas schwerfälligeren Südbayern; aber auch auf den Rheinfranken, von dem er sagt:

„Wir guten Franken,
Wir loben und danken,
Daß wir nicht sein
Wie die Groben am Rhein!"

Dabei sind die Würzburger, da die Stadt und ihre Umgebung Jahrhunderte lang unter bischöflicher Herrschaft stand, streng katholisch. Seit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts freilich ist der ausgleichende Zug, welcher in allen deutschen Städten an die Stelle früherer konfessioneller Einseitigkeit getreten ist, auch über Würzburg gekommen. Der jetzige bayerische Regierungsbezirk Unterfranken, dessen Hauptstadt Würzburg ist, enthält ja auch einzelne ganz protestantische Bezirke; so konnte die Provinzialbevölkerung mit ihren 50 000 Einwohnern nicht ausschließlich katholisch bleiben. Der gewerbtreibende Bürgerstand von Würzburg scheint immer fleißig und thätig gewesen zu sein, aber neben seinem städtischen Gewerb nicht ungern etwas Weinbau in der Nachbarschaft getrieben zu haben. Eine eigentliche Industrie aber entwickelte sich erst im Laufe dieses Jahrhunderts; denn so lange die Stadt unter fürstbischöflicher Herrschaft stand, wurde das ersparte Kapital mehr zur Gründung und Bereicherung geistlicher Orden, Stiftungen und Pfründen als zur Gründung und Erweiterung wirthschaftlicher Unternehmungen verwendet.

Das weiße Kal zur Besetzung provinzieller Reichsinstitute jedenfalls die blühende Universität Würzburg beigetragen. Schon lange, ehe die Eisenbahnlinien und die Niederlegung der Festungswerke nach dem 1866er Kriege der Stadt beträchtlichen Handels- und Gewerbsleben aus allen Theilen Deutschlands zuführten, war es die Universität, die einen regen Verkehr von geistigem Leben in die städtische Bevölkerung vermittelte.

Sehen wir uns aber die Stadt etwas näher an: sie liegt, wie erwähnt, zu beiden Seiten des Mainstroms, da wo derselbe, nachdem er von der „Schweinfurth" bis zu der „Ochsenfurth" eine beträchtliche Strecke von Norden nach Süden geflossen ist, sich wiederum westwärts gewandt hat. Der größere und wichtigere Theil der Stadt, flacher gelegen, befindet sich auf dem rechten, östlichen Stromufer; der kleinere Stadttheil steigt die höheren westlichen Ufer hinan, zur Feste Marienberg. Den ansehnlichsten Ueberblick über die ganze Lage und die Umgebung der Stadt gewinnt man theils von der alten Mainbrücke aus, theils von den nördlich der Stadt, hart am Main gelegenen Steinbergen. Diese Vorhöhen, an deren Gehängen der köstliche Steinwein wächst, gewähren einen entzückenden Ausblick über das Mainthal, über die ganze Stadt Würzburg und die fernen Höhenzüge des Maingaues. Unser Künstler hat diesen Ausblick in höchst stimmungsvoller Zeichnung (S. 303) wiedergegeben. Ebenso großartig aber ist der Ueberblick von dem südlich an den Festungsberg sich anschließenden Nikolausberge. Dort erhebt sich das „Käppele", eine Wallfahrtskirche, zu welcher breite Steintreppen hinaufsteigen. Auch diesen Aussichtspunkt findet der Leser unter unseren Zeichnungen, oben auf dem Doppelbilde. Am Abhange des Festungsberges, welcher mit seinem gethürmten Schlosse den eigentlichen Mittelpunkt der Stadt bildet, wächst der berühmte Leistenwein. Die alte Feste selbst ist jetzt Kaserne.

Und nun wenden wir uns von diesen Aussichtspunkten herab in das Stromthal! Die eigentliche Stadt, auf dem der Festung gegenüberliegenden Mainufer, ist in unmittelbarstem Holzbrücke von reizenden neuen Parkanlagen umgeben. Sie hat einige schöne neue Straßen mit prächtigen Privathäusern und öffentlichen Anstalten: die Ringstraße, die Ludwigstraße, den Kaiserplatz. Charakteristischer aber für Würzburg sind die alten Straßen, in denen Bauten sich die verflossenen Jahrhunderte spiegeln. So namentlich die Domstraße, deren malerische Enschicht (S. 305) unserem Zeichner Gelegenheit bot, zu zeigen, wie es im alten bischöflichen Würzburg aussieht.

Ein gründlicher Kenner Würzburgs behauptet, daß — sich solches zu sür eine geistliche Stadt schickt — schon die Bauwerke, das bischöfliche Schloß sowohl, als die alten Domherrenhöfe deutlich zeigen, daß die großen Herren hier im Cölibat lebten. Es wohnt trotz reicher sonniger Lage in diesen Bauten eine gewisse, einsame, klösterliche Pracht, in ihren äußeren Formen, wie in den weiten öden Innenräumen; man merkt es, daß hier Häuser nicht für Frauen, nicht für Familien gebaut sind. Noch mehr offenbart sich freilich diese dunkle massive Pracht in der hochgethürmten mächtigen Kirchenbauten, die alten priesterlichen Residenzstädten so scharf ausgeprägte Profile verleihen. — Würzburg besitzt schöne Kirchen aus der Zeit des romanischen Stils. Großartig und namentlich die dreischiffige Domkirche mit ihren vier schlanken Thürmen, sie ward um die Mitte des elften Jahrhunderts begonnen, hundert Jahre später vollendet, später in gothischem und dann in spätgriechischem umgestaltet. Aehnlich erscheint die hart nebenanstehende Neumünster Kirche, in späterer Zeit sehr verunstaltet. In einem kleinen ganz bewachsenen Friedhofe neben dieser Kirche ist das Grab des edelsten deutschen Minnesängers, Walthers von der Vogelweide. Ein des unscheinbaren Steines, der einst die Ruhestätte des Dichters bezeichnete, hat ihm die Nachwelt nunmehr ein schönes, mit bildnerischem Schmucke versehenes Grabmal gewidmet. Unsere Leser finden dasselbe auf der unteren Seite des Doppelbildes. Auf letzterem zeigt sich auch der mächtige Kuppelbau der Stiftkanger-Kirche. Auch in der Kirche von St. Burkard und die durch seltsame Thiergestalten an den Säulenkapitälen ausgezeichnete Schottenkirche. In ersterer befinden sich prachtvolle Hochschnitzereien (Chorstühle) aus der gothischer Zeit, in letzterer nennenswerthe Wandmalereien. Ehe berühmtes Bauwerk ist auch die gothische Marienkirche, deren Bau 1377 an Stelle einer bei Gelegenheit einer Judenverfolgung zu Grunde gegangenen Synagoge in Angriff genommen ward. Ein ganzes Jahrhundert aber wahrte es, bis der prachtvolle Bau vollendet werden konnte, zu dessen Ehren die Frauen ihre Schleier und Prachtgewänder, die Ritter Sporen und Rosse opferten. Damals gab die Würzburger Baubütte aus eine der besten Schulen der Steinmetzenkunst.

Zwischen diesen altehrwürdigen Kirchen, die von der Frömmigkeit und Kunst des Mittelalters Zeugniß geben, finden wir immer wieder jene Prachtbauten der Renaissance, welche der kunstsinnige Bischof Julius Echter von Mespelbrunn ins Leben rief. Die vollendete Zierde ist das 1581 vollendete Universitätsgebäude, großartig und edel in seiner aus antiken und gothischen Stilen gemischten Erscheinung. Ihm ist die Neubaukirche angefügt, ein durchaus eigenartiges, in seinem Inneren als mächtiger Hallenbau imponierendes Bauwerk. Auch die Klöster der Karmeliter, der Minoriten und der Kapuziner rühren von demselben fürstlichen Erbauer her. Von seinem bedeutendsten Bauwerke, dem großartigen Juliusspital, sind nur das Portal und einige Gitter in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten geblieben; das übrige entspricht einer viel späteren Zeit an. In der Mitte von den Juliusspitale, welches auf unseren Doppelbilde oben erscheint, steht auch die Statue des Bischofs selbst, welche unser Künstler auch noch auf dem Bilde der Seite 308 als Wahrzeichen Würzburgs neben der alten Mainbrücke und der Feste Marienberg angebracht hat.

Fast in allen Straßen finden sich auch noch Bauten aus der Rokokozeit. So die prachtreiche Schönbornkapelle am Dome, das Stiftkanzleigebäude des Domes selbst; dann vor allem die Würzburger Residenz, die neben einer Menge von Sälen und Zimmern (angeblich 300) auch 24 Küchen enthält. Der schöne Hofgarten hinter der Residenz, von welchem unser Zeichner auf dem Doppelbilde eine kleine Ansicht giebt, enthält als werthvollste Merkwürdigkeit Thorgitter von unübertroffener Schmiedearbeit.

Dem Rokokostile gehören auch die Karmeliterkirche und das Fürstenkollegium sammt Kirche an, ferner der Bischofshof, der Petershof, das deutsche Haus und manche andere Paläste der Dom- und Stiftherren.

Endlich müssen wir aber auch noch die alte Mainbrücke betrachten. Auch sie ist ein altehrwürdiges Bauwerk; im Jahre 1474 begonnen, hat sie eine Länge von 603 Fuß allen Maßes — jetzt nicht ganz 200 Metern. Auf ihre Pfeiler hat ein späterer Jahrhundert vierzehn lebensfrohe Steinbilder fränkischer Landesheiliger gesetzt. Schon im Jahre 1133 hatte Würzburg durch Bischof Enzelin eine steinerne Mainbrücke erhalten; diese aber ward durch

es wühlende Gewässer des Stromes bei einer Hochfluth im Jahre 1342 zerrissen, und über ein Jahrhundert währte es, bis man an den Bau der jetzigen Brücke schreiten konnte. Jetzt ist sie alte Mainbrücke — eine zweite steinerne Brücke kam 1887 dazu — so recht der Platz, um Würzburger Landschaft und Volk am Standpunkte des Spaziergängers aus zu betrachten.

Wie die Stadt selbst bietet auch die Umgebung manchen anmuthigen Blick. Vor allem belebt aber ist der Mainlauf noch von zwei Bahnstationen entfernten Lustschlosse Veitshöchheim am Main, aus dessen reizendem baroden Parke unsere Leser eine Ansicht in der Mitte des Doppelbildes finden. Näher bei Würzburg liegt das ehemalige Nonnenkloster Oberzell, inmitselben am Stromufer. In den ausgedehnten Räumen dieser Abtei arbeitet jetzt die weltberühmte Buchdruckmaschinenfabrik von Könia und Bauer. Unser Künstler hat auch sie auf einem reizenden kleinen Landschaftsbilde (Seite 309) wiedergegeben.

Dieses moderne Musterunwesen, so wohnlich in den alten Klosterhallen eingerichtet, ist ein bezeichnendes Bild der neuen Zeit. Aber noch ist die Erinnerung an die alte nicht vernichtet. Am wenigsten in unserer schönen Mainstadt.

Zu Würzburg spukt es überall. Wie die modernen großen Weltstädte von Telegraphen- und Telephondrähten überronnen sind, so Würzburg von den Gespenstern der Sage.

Schon an die Gründung Würzburgs knüpft sich eine hocht merkwürdige Geschichte, die den Ursprung der Stadt auf kein geringeres Ereigniß als auf den trojanischen Krieg zurückführt. Freilich sind die alten Chronisten darin recht uneinig, daß einige von ihnen sich erlauben, geflüchtete Abkömmlinge des Trojanervolks ins Würzburgische einwandern zu lassen, während Konrad Celtes berichtet, der kluge Odysseus sei mit seinen Genossen bei seinen Irrfahrten auch in Würzburg gelandet und habe dort eine Niederlassung gegründet. Der alte Homer weiß leider nichts davon; und so bleibt denn die Würzburger Reise des listigen Odysseus eine gänzlich unverbürgte Geschichte.

Eine andere eigenartige Sage haftet an einem ehernen Kreuzbild in der Neumünsterkirche. Ein schmerzlicher Schatz, heißt es, wollte das Kreuzbild stehlen, ward aber von der ehernen Gestalt des Gekreuzigten so fest in die Arme geschlossen, daß er nicht mehr von der Stelle konnte und erst am nächsten Morgen durch das Gebet eines Priesters wieder aus der schrecklichen Umarmung befreit ward. Schimmer erging es dem Baumeister des Würzburger Domes, welcher sein Holzes Werk nur mit Hilfe des Teufels fertig brachte, dafür aber auch von diesem vom Gerüst weg geholt ward. Der Baumeister der Burkardskirche dagegen wollte seine Thürme anfänglich mit Schiefer decken; als ihm aber eine Hagelschlag Schieferplatte sein geliebtes Töchterlein erschlagen hatte, führte er die Thurmspitzen aus Haustein auf.

Von den Würzburger Oktoberfesten, dem Schotten St. Kilian, erzählt die Legende, daß er mit zwei Schützen, Kolman und Sterman (auch Colonat und Totnan genannt), im Fränkischen das Christenthum verbreitet und auch den zu Würzburg hausenden Frankenherzog Gozwert bekehrt habe. Weil Gozwert aber mit der Witwe seines Bruders vermählt war, forderte der Heilige die Trennung dieser Ehe. Die Herzogin ließ dafür den Heiligen sammt seinen Genossen durch gedungene Mörder erschlagen und heimlicherweise die Leichen verscharren. Fluch und Jammer war der Lohn dieser bösen That; die Herzogin ward wahnsinnig, der Herzog von seinen eigenen Dienern erstochen.

So die christliche Legende. An Erinnerungen aus wilder Heidenzeit mahnt uns die Sage vom Grabenreiter, der in Sturm und Nacht, den abgeschlagenen Kopf auf dem Arme tragend, durch den alten Wallgraben hinter dem Juliuspital reitet. Dem Teufel können wir in Würzburg leicht begegnen; wir brauchen nur um Mitternacht durch die „lange Gasse" zu gehen; dann kann es uns wohl blühen, daß er auf unsere Schultern springt und uns bis an die Straßenecke reitet. Auch im geistlichen Seminar zu Würzburg pflegte sich ehedem der Teufel jenen jungen Priestern auf den Rücken zu hoden, die ihr Brevier nicht ordentlich gebetet hatten.

Nirgends im Deutschen Reiche war der Hexen- und Teufelsglaube thätiger als in Würzburg. Er ist es, der die finstersten Schatten in die Geschichte der Stadt zeichnet, finsterer als die Greuel des Bauernkrieges und der Schwedenzeit. Die Hexenprozesse tiegen ins Maßlose unter der Herrschaft des Bischofs Philipp Adolf, in den Jahren 1622 bis 1631. Bis zum letztgenannten Jahre waren im Bisthum Würzburg neun hundert Menschen wegen Zauberei hingerichtet worden; die meisten starben eines qual vollen Todes auf dem Scheiterhaufen. Und wenn auch der Hexenglaube später etwas in Abnahme kam: noch über ein Jahrhundert lang forderte er seine unsäglichen Opfer; denn erst im Jahre 1749 wurde zu Würzburg die letzte Hexe verbrannt. Es war die unglückliche Maria Renata Singer von Mossau, Nonne im Kloster zu Unterzell. Die Sage läßt sie auch in den ehemaligen Klosterräumen gespenstern. Aber auch im zwinger an der Stadtmauer zu Würzburg steht ein „Hexenthurm", in welchem Hexen eingekerkert und gefoltert wurden und heute noch nächtlicher Weile geisterhaftes Aechzen und Stöhnen vernehmen lassen. Jene Mauer mit ihren alten Thürmen ist auf unserem Doppelbilde zu finden.

So gerüstet die Sage durch Würzburgs Gassen. Und selbst die vom Glanze der Wissenschaft durchflammten Hallen der Universität läßt sie nicht im Frieden; denn an der östlichen Mauer des Universitätsgebäudes wandelt um Mitternacht der „ewige Student" spazieren. Zu Lebzeiten war er der tollste Zecher, Nachtschwärmer und Raufbold der Hochschule und ward dafür von seinem eigenen Vater verwünscht, bis zum jüngsten Tage den Carcer zu hüten. So lange er aber geistert, so lange, heißt es, solle die Hochschule blühen und gedeihen.

Nun — im Würzburger Hofkeller liegen Weine, die so alt und so edel sind, daß, wer von ihnen einen reichlichen Trunk thut, unbeschadet um Mitternacht durch alle Gassen Würzburgs

Die Domfreske in Würzburg.

wandern und mit all den alten Gespenstern aufräumen kann, ohne daß ihm Leides geschieht.

Aber wenden wir uns von diesen spukhaften Gestalten wieder der beglaubigten Wirklichkeit zu!

Der Name unserer guten Stadt kommt geschichtlich nachweisbar zuerst im Jahre 704 vor; damals hieß er „Wirziaburg", wie auch die Geschichtsforschung heutzutage noch „Wirzburg" schreibt. Damals saßen auf der Höhe des jetzigen Marienberges in ihrer Burg die fränkischen Herzoge. Der heilige Kilian war es, welcher gegen das Ende des 7. Jahrhunderts in den ostfränkischen Landen zuerst das Christenthum verkündete und in Würzburg den Märtyrertod fand. Nach seinem Tode fielen die Ostfranken wieder in ihr altes Heidenthum zurück, und erst um der Besitz der fränkischen Herzogswürde bestätigt. Zu Würzburg auch war's, wo Heinrich der Löwe vom Kaiser seiner Herzogsmacht und seines Landes entsetzt ward.

Im folgenden Jahrhundert ward es wieder stiller in der Stadt. Bald aber, um die Mitte des 13. Jahrhunderts, brauten böse Wirren aus. Die Würzburger Bürgerschaft empörte sich gegen die Gewalt ihrer Bischöfe, und anderthalb Jahrhunderte hindurch gab es nun Aufstände, Fehden, Schlachten und Feindseligkeiten zwischen dem Bürgerthum einerseits, den mit der Ritterschaft verbündeten Bischöfen andererseits. Schwer litt das fränkische Leben unter diesen Reibungen und Kämpfen, welche erst zu Ende fanden, als im Jahre 1400 in der Schlacht bei Bergtheim die Widerstandskraft der Stadtbürger für immer gebrochen war.

Die alte Mainbrücke in Würzburg.

Die Mitte des 8. Jahrhunderts gelang es dem heiligen Bonifacius, das Volk gründlicher zu christianisiren. Bischofssitze wurden alsbald in Franken gegründet, unter ihnen Würzburg, wo an der sagenhaften Todesstätte des heiligen Kilian die Salvatorkirche erbaut ward, um, nachdem sie 854 vom Wasserrad zerstört worden war, als die jetzige Neumünsterkirche wieder zu erstehen. Die jugendliche Bischofsstadt, die sich rasch an beiden Ufern des Mainstroms ausdehnte, hatte wiederholt in ihrer Nachbarschaft das Brandroth aufflammen sehen, das von den ränkevollen Zügen der Ungarn herrührte; bis dort an die Thore der Stadt drangen die übermüthigen Heerhaufen. Das veranlaßte die Bischöfe, ihre Stadt stark zu befestigen. Im Schutze ihrer Mauern wuchs die selbe nun rasch. Im 11. Jahrhundert zeichnete sie sich durch die edle Treue aus, mit welcher sie gegen Papst und Bischof zu dem unglücklichen Kaiser Heinrich IV. hielt. Wiederholt tummelten damals der Kaiser und seine Gegner um die Stadt. In der Hohenstaufenzeit sah Würzburg hochwichtige Staatsaktionen in seinen Mauern sich vollziehen: hier hielten König Konrad und Friedrich Barbarossa ihre Reichstage ab; hier feierte letzterer seine Vermählung mit Beatrix von Burgund; hier wurden Konzilien abgehalten, Päpste gewählt und behauptet. Bei einem jener Reichstage (1168) wurde von Friedrich Barbarossa dem Bischofe Herold Kirchenbann und Reichsacht lagen während dieser trüben Zeit manchmal auf der Stadt, deren Leiden in einzelnen Jahren noch durch verheerende Hochfluthen des Mainstroms vermehrt wurden.

Noch andere Wirren traten hinzu. Denn in dem Zeitraum von 1281 bis 1391 erlebte Würzburg fünf große Judenverfolgungen. Dergleichen kam auch später noch vor. Einer kurzen Zeit der Ruhe folgten im 14. Jahrhundert neue Bedrängnisse. Die Bürgerschaft verband sich mit den aufständischen Bauern gegen den Bischof und dieser mußte fliehen. Aber die Bauern wurden durch das Heer des Schwäbischen Bundes geschlagen; daraufhin mußte auch die Stadt Würzburg sich an den Feldhauptmann Georg Truchseß ergeben.

Die Blüthezeit Würzburgs begann, als der gelehrte und staatsklug Domdechant Julius Echter von Mespelbrunn, noch nicht dreißig Jahre alt, den Würzburger Bischofsstuhl bestieg (1573). Dieser Fürst, welchen die Geschichte der deutschen Wissenschaft und der von ihm gestifteten Stadt mit gleichem Stolze nennen, ist ein leuchtendes Beispiel dafür, was ein einzelner Mann vermag, wenn ihm Weisheit und Stärke des Charakters gegeben sind. Tief er mit eiserner Hand die Reformation in Bauerkreise seiner Herrschaft unterdrückte, begreift sich aus seiner Stellung als katholischer Reichsfürst. Daß er aber die verworrenen Finanzen des Hochstifts ordnete, den Volksunterricht durch Gründung zahlreicher Schulen in Würzburg und auf dem Lande hob, daß er die heute so blühende Würzburger Universität ins Leben rief und der leidenden Menschheit eine der segensreichsten Anstalten, sein großes Julinsspital, widmete, das verleiht seinem Andenken unvergänglichen Ruhm. Das Juliusspital, welches nicht

bloß für Kranke, sondern auch für Arme, für Waisen und für Obdachlose eine Zufluchtsstätte zu werden bestimmt war, erscheint für die damalige Zeit als das glänzendste Vorbild einer lediglich den menschlichen Leiden gewidmeten Hilfs- und Rettungsanstalt.

Schwere Zeiten kamen mit dem Dreißigjährigen Kriege. Im Jahre 1631 nahm Gustav Adolf die Stadt nach geringem Widerstande. Die Feste Marienberg ward erstürmt, unermessliche Beute von den Schweden gemacht. Heute noch stehen in der Bibliothek zu Stockholm die Bücher aus der großartigen Würzburger Bibliothek. Drei Jahre lang ward hierauf das Bisthum ausgepresst und gebrandschatzt. Dann blieb es verschont, bis im Jahre 1647 die Schweden zum zweiten Male erschienen, eine harte Kriegssteuer zu fordern.

Lange füllen die Stadt und das ganze Bisthum unter den Nachwehen des schweren Krieges. Zwar blieb die Stadt wenigstens fortan von Kriegsplagen frei; aber eine Blüthezeit wie unter Bischof Julius erlebte sie erst wieder unter Bischof Franz Ludwig von Erthal (1779 bis 1795), welcher zu den edelsten Wohlthätern, zu den rechtlichsten und weisesten Fürsten gehört, die jemals einen deutschen Herrscherstift innehatten. Mit ihm endet eigentlich die bischöfliche Zeit Würzburgs. Es folgten noch einige wilde Jahre, während welcher französische und österreichische Waffen durch Würzburg exkursirten; das Herzogthum kam erst vorübergehend, endlich 1814 durch den Wiener Kongreß dauernd an das Königreich Bayern. — Nun ist Würzburg bayerische Provinzialhauptstadt. Die Zeiten der bischöflichen Herrschaft sind vergangen, wenn auch nicht vergessen. Die Sonne des 19. Jahrhunderts scheint in die alten Gassen, in die stillen Höfe der Domherrenpaläste, lanzt gliihend auf den Wellen des Mainstroms und wärmt an den Gehängen des Stroms die edlen Trauben, aus welchen Steinwein und Leistenwein gekeltert wird. Und in dieser Sonne rührt sich ein junges Geschlecht. Ein gewerbsfleißiges Bürgerthum arbeitet in den Werkstätten und Kaufläden, elegante Damen spazieren zwischen den neuen Prachthäusern der Ludwigstraße; flotte Lieutenants tummeln ihre Rosse auf den Exerzierplätzen, und vor dem ehrwürdigen Universitätsbau wimmelt's von Studenten. Denn die Universität, die Alma Julia, erfreut sich großen Ansehens, ganz besonders die medizinische Fakultät, der zwei Fünftheile von den 1600 Musensöhnen angehören. Bei allen ernsten Geschichten, welche die Stadt durchlebte, ist heute der Zug des Humanismus der vorherrschende; und man braucht nicht gerade ein geborener Würzburger zu sein, um Würzburg neidlos eine der schönsten und liebenswerthesten Städte des deutschen Vaterlandes zu nennen.

Flammenzeichen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von **E. Werner.**

(Fortsetzung.)

Ernst Du Dich denn über mein Kommen, Hartmut?“ fragte Willibald, noch etwas zaghaft. „Ich fürchtete beinahe, es würde Dir gar nicht recht sein.“

„Nicht recht, wenn ich Dich wiedersehe nach zehn langen Jahren?“ rief Hartmut vorwurfsvoll, und nun jog er den Freund neben sich nieder und begann zu fragen und zu erzählen und überhäufte ihn mit Herzlichkeit, so daß Willy jede Scheu verlor und auch zu der alten Vertraulichkeit zurückkehrte. Er berichtete, daß er erst seit drei Tagen in der Stadt sei und sich auf dem Wege nach Fürstenstein befinde.

„Richtig. Du bist ja Bräutigam!“ fiel Rojanow ein. „Ich hörte es schon in Arded, wer der künftige Schwiegersohn des Oberforstmeisters ist, und habe auch Fräulein von Schönau einmal gesehen. Laß Dir herzlich Glück wünschen!“

Willibald nahm den Glückwunsch mit einem ganz eigenthümlichen Gesichte auf und sah zu Boden, als er halblaut entgegnete:

„Ja — eigentlich hat mich die Mama verlobt.“

„Das konnte ich mir denken,“ sagte Hartmut lachend. „Aber Du hast doch wenigstens aus freien Stücken ‚ja‘ gesagt?“

Willy antwortete nicht, er beschäftigte sich nun immer angelegentlich den Teppich, der den Boden bedeckte, und plötzlich fragte er ganz unvermittelt:

„Hartmut — wie machst Du es eigentlich, wenn Du dichtest?“

„Wie ich das mache?“ Der Gefragte unterdrückte mühsam das Lachen. „Das ist wirklich nicht leicht zu erklären, ich glaube kaum, daß ich es Dir genügend auseinandersetzen kann.“

„Ja, es ist ein schwieriger Zustand, das Dichten,“ stimmte der junge Majoratsherr mit traurigem Kopfschütteln bei. „Ich habe es auch durchgemacht, gestern abend, als ich aus dem Theater kam.“

„Was? Du hast gedichtet?“

„Und wie!“ sagte Willy mit hohem Selbstgefühl, fügte dann aber etwas kleinlaut hinzu: „Ich kann nur die Reime nicht finden, und es klingt auch ganz anders als Deine Verse. Eigentlich ist es doch nicht so recht gegangen, und da möchte ich Dich fragen, wie Du die Geschichte eigentlich anfangst. Weißt Du, es sollte nichts Großartiges und Romantisches werden wie Deine ‚Arivana‘, nur ein ganz kleines Gedicht.“

„Natürlich an ‚sie‘,“ ergänzte Hartmut.

„Ja, an ‚sie‘,“ bestätigte der junge Gutsherr mit einem tiefen Seufzer; jetzt aber lachte sein Jugörer hell auf.

„Du bist ein Musterfohn, Willy, das muß man zugestehen! Es kommt ja vor, daß man sich auf väterlichen oder mütterlichen Befehl verlobt, aber Du verlobst Dich auch noch pflichtschuldigst in die Braut, die Dir von allerhöchster Seite zuerkheilt ist, und dichtest sie sogar an.“

„Es ist ja aber nicht die Rechte!“ rief Willibald plötzlich mit einem so jammervollen Ausdruck, daß Rojanow ihn betroffen ansah. Er glaubte wirklich, es sei nicht recht richtig mit seinem Freunde, und dieser mochte selbst fühlen, daß er einen etwas sonderbaren Eindruck machte. Er begann daher eine Erklärung, aber so überstürzt und sprunghaft, daß die Sache dadurch nur noch verwickelter erschien.

„Ich habe nämlich heute morgen einen Streit gehabt mit einem unverschämten Menschen, der sich unterstand, eine junge Dame zu beleidigen, Fräulein Marietta Boltmar vom hiesigen Hoftheater, und das leide ich natürlich nicht. Ich schlug ihn gleich auf der Stelle zu Boden, und das würde ich noch einmal thun, wenn es darauf ankäme, und das thue ich überhaupt mit jedem, der Fräulein Boltmar zu nahe kommt!“

Er hatte so drohend aus, daß Hartmut ihn schleunigst am Arme ergriff und festhielt.

„Nun, ich beabsichtige das nicht zu thun, mich kannst Du vorläufig noch verschonen. Aber was hast Du denn mit Marietta Woltmar, dem kleinen Tugendspiegel unserer Oper, der bisher für unnahbar galt?“

„Hartmut, ich bitte mir aus, daß Du achtungsvoller von dieser Dame sprichst! Kurz und gut, dieser Graf Westerburg hat mich gefordert, ich schieße mich mit ihm und werde ihm hoffentlich einen tüchtigen Denkzettel geben.“

„Nun, Du machst ja recht hübsche Fortschritte in der Romantik,“ sagte Hartmut, der mit wachsendem Erstaunen zuhörte. „Seit zwei Tagen bist Du hier und längst bereits einen Streit an, der mit einer Herausforderung endigt, bist der Ritter und Beschützer einer jungen Sängerin, hast ein Duell ihretwegen — Willy, um Gotteswillen, was wird Deine Mutter dazu sagen!“

„Es handelt sich um eine Ehrensache, da hat meine Mutter gar nichts dreinzureden!“ erklärte Willy mit einem wahrhaft heldenmäßigen Aufschwunge. „Aber nun soll ich einen Sekundanten schaffen, hier, wo ich ganz fremd bin und keinen Menschen kenne. Onkel Herbert darf natürlich nichts ahnen von der Sache, sonst kommt er uns mit der Polizei dazwischen, da habe ich mich denn entschlossen, zu Dir zu gehen und zu fragen, ob Du mir den Dienst leisten willst?“

„Also deshalb kamst Du?“ sagte Rojanow in einem Tone, dem man die schmerzliche Enttäuschung anhörte. „Ich glaubte wirklich, die alte Freundschaft hatte Dich hergeführt. Doch gleich viel, ich stehe Dir selbstverständlich zu Diensten. Auf welche Waffe lautet die Forderung?“

„Auf Pistolen!“

„Nun, damit verstehst Du umzugehen, wir haben in Burgsdorf ja oft genug nach der Scheibe geschossen, und Du warst ein guter Schütze. Ich werde also morgen früh den Sekundanten Deines Gegners aufsuchen und Dir dann Nachricht zukommen lassen; aber ich muß das schriftlich thun, denn das Haus des Herrn von Wallmoden betrete ich nicht.“

Willibald nickte nur. Er hatte es sich gedacht, daß die Feindschaft Wallmodens von der anderen Seite erwidert werde, aber er hielt es für besser, diesen Punkt nicht weiter zu erörtern.

„Gut, so schreibe mir!“ entgegnete er. „Im übrigen mache ab, was Du gut dünkt, ich bin mit allem einverstanden, ich habe ja keine Erfahrung in solchen Dingen! Hier ist die Adresse des Sekundanten, und jetzt muß ich gehen, ich habe doch noch einiges zu ordnen — für den äußersten Fall.“

Er stand auf und wollte dem Freunde die Hand zum Abschiede reichen; aber dieser bemerkte es nicht, sein Auge haftete am Boden, während er leise und stockend sagte:

„Noch eins, Willy — Burgsdorf liegt ja so nahe bei Berlin — da siehst Du wohl oft —“

„Wen?“ fragte Willy, als er innehielt.

„Meinen — meinen Vater!“

Der junge Majoratsherr gerieth sichtlich in Verlegenheit bei dieser Frage; er hatte es während des ganzen Gespräches vermieden, den Namen Falkenried zu nennen, von dessen bevorstehender Ankunft er noch nichts zu wissen schien.

„Nein,“ erwiderte er endlich. „Wir sehen den Oberst fast gar nicht.“

„Aber er kommt doch wie sonst nach Burgsdorf?“

„Nein — er ist sehr ungeselligt geworden, aber ich sah ihn zufällig in Berlin, als ich den Onkel Herbert abholte.“

„Und wie sieht er aus? Hat er gealtert in den letzten Jahren?“

Willibald zuckte die Achseln. „Alt geworden ist er freilich, Du würdest ihn kaum wiedererkennen mit seinen weißen Haaren.“

„Weiße Haare?“ fuhr Hartmut auf. „Er ist kaum zweiundsiebzig Jahre — ist er krank gewesen?“

„So viel ich weiß, nicht. Das kam ganz plötzlich, in einigen Monaten — damals, als er seinen Abschied forderte.“

Hartmut erbleichte und seine Augen richteten sich mit starrem, angstvollem Ausdruck auf den Sprechenden.

„Mein Vater hat den Abschied gefordert? Er, der mit Leib und Seele Soldat war, dem sein Beruf — in welchem Jahre geschah das?“

„Es kam ja nicht dazu,“ beschwichtigte Willy. „Man ließ ihn nicht gehen, sondern versetzte ihn nur in eine entfernte Garnison, und seit drei Jahren ist er im Kriegsministerium.“

„Aber er wollte gehen — in welchem Jahre?“ wiederholte Rojanow mit völlig erloschener Stimme.

„Nun, damals nach Deinem Verschwinden. Er glaubte, seine Ehre erfordere es und — Hartmut, das hattest Du Deinem doch nicht anthun sollen, das nicht, er ist beinahe daran gestorben.“

Hartmut gab keine Antwort und verbiß sich auch nur seine Brust hob sich in einzelnen, schweren Athemzügen.

„Wir wollen lieber nicht davon reden,“ sagte Willibald brechend. „In ändern ist es ja doch nicht mehr. — Also ich warte morgen Deinen Brief und Du bringst alles in Ordnung. Gute Nacht!“

Hartmut schien den Gruß nicht zu hören, das Fortgehen Willibalds nicht zu bemerken, er stand noch immer da und starrte zu Boden. Erst nach Minuten, als der junge Majoratsherr fort war, richtete er sich langsam auf und fuhr mit der Hand über die Stirn.

„Er wollte gehen?“ murmelte er. „Gehen, weil er sich seine Ehre fordere — nein, nein, jetzt kann ich ihn nicht — jetzt noch nicht — ich gehe nach Rodeck!“

Der gefeierte Dichter, dem der Ruhm den ersten Lorbeer auf die Stirn drückte, der gestern noch in diesem Siegesrausche die ganze Welt herausgefordert hatte, er wagte es nicht, dem Vater seines Vaters zu begegnen — er floh in die Einsamkeit.

In einer der stilleren Straßen, deren beschendene, aber sehr liche Häuser meist kleine Gärten hatten, wohnte Marietta Wo mit einer alten Dame, einer entfernten Verwandten ihres V vaters, die allein kam und gern bereit war, der jungen Sän Schutz und Gesellschafterin zu sein. Die beiden Frauen füh ein Leben, an dem selbst die allezeit geschäftige Klatschsucht n auszusetzen fand, und waren sehr beliebt bei ihren Hausgen besonders Fräulein Marietta, die jedem ein freundliches G zeigte und deren helle Stimme oft durch das Haus schmett daß alles lauschte.

Seit zwei Tagen aber war das „Singvöglein“ verstu und wenn man es zu Gesicht bekam, so zeigte es blasse Wa und verweinte Augen. Die Hausbewohner konnten sich das t erklären und schüttelten die Köpfe darüber, bis sie von dem e Fräulein Berger hörten, Doktor Woltmar sei krank und l Entsetzlich ängstlich sah um ihn, könne aber ohne zwingenden Grund Urlaub erhalten. Das war nun allerdings keine Unwahrh denn der Doktor litt in der That seit einigen Tagen an einer ha Erkältung; aber diese gab seinen Grund zu ernsten Besorgn sondern lieferte nur einen glaublichen Vorwand für Marie verändertes Wesen, das sogar ihren Genossinnen im Theater auf

In dem einfach, aber behaglich eingerichteten Wohnzim stand die junge Sängerin, die eben aus der Probe zurückgek war, am Fenster und blickte unverwandt hinaus, während Fr lein Berger mit einer Handarbeit an einem Tischchen saß u kopfschüttelnd auf ihre Pflegebefohlene blickte.

„Aber Kind, so nimm die Sache doch nicht so schwer!“ mahnte sie. „Du redest Dich ja förmlich auf mit dieser A und Aufregung. Wer weiß denn gleich an das Schlimmste denken

Marietta wandte sich um; sie war erschrocken bleich und ihrer Stimme klang ein unterdrücktes Schluchzen, als sie antworte

„Das ist nun der dritte Tag, und noch immer kann ich nic erfahren. O, es ist furchtbar, so Stunde für Stunde auf e Unglücksnachricht warten zu müssen!“

„Warum muß es denn gerade ein Unglück sein?“ tröstete die alte Dame. „Gestern nachmittag war Herr von Eschenbach noch wohl und munter, ich habe auf Deinen Wunsch ja selbst Erkundigung eingezogen. Er war mit Herrn und Frau von Wa moden ausgefahren. Vielleicht ist die Sache gütlich beigelegt worden.“

„Dann hatte ich längst schon Nachricht,“ sagte das jun Mädchen trostlos. „Er versprach es mir und er hätte Wort g halten, ich weiß es. Wenn es wirklich ein Unglück gegeben hätt wenn er gefallen wäre — ich glaube, das überlebte ich nicht!“

Die letzten Worte klangen so leidenschaftlich, daß Fräulein Berger die Sprechende erschreckt anblickte.

„Aber Marietta, so sei doch vernünftig!“ bat sie. „Was kann Du denn dafür, wenn ein Unverschämter Dich beleidigt und de Vertraute Deiner Freundin zu Deinem Schutze eintritt? Du konntest Dich wirklich nicht verpflichtet anstellen, wenn es Dein eigener Bräutigam wäre, der vor der Pistole stände.“

Ueber die eben noch so bloßen Wangen der jungen Sängerin

Roß eine glühende Röthe, und mit einer heftigen Bewegung wandte sie sich wieder dem Fenster zu.

„Das verstehst Du nicht, Tante," versetzte sie leise. „Du weißt nicht, wie viel Liebes und Gutes ich im Hause des Oberforstmeisters genossen habe, wie herzlich mich Toni am Verzeihung bat, als sie erkannt, daß ihre kindische Schwiegermutter mich so tief gekränkt hatte. Was wird sie von mir denken, wenn sie hört, daß ihr Bräutigam sich duellirt hat um meinetwillen! Was wird Frau von Eichenhagen sagen!"

„Nun, sie werden doch wohl zu überzeugen sein, daß Du ganz unschuldig bist an der Sache, und wenn sie ein gutes Ende nimmt, erfahren sie überhaupt nichts davon. Ich erkenne Dich gar nicht wieder, Kind! Sonst pflegtest Du jede Sorge und Angst mezgnatschen und kussmal überstirbt Du sie in einer geradezu bängstigenden Weise. Seit zwei Tagen ißt und trinkt Du kaum vor Aufregung, aber heut darfst Du mir nicht wieder so am Tische sitzen wie gestern und vorgestern, das sage ich Dir. Ich werde jetzt einmal nach dem Mittagessen sehen."

Damit stand die alte Dame auf und ging nach der Küche. Sie hatte recht, die lustige, übermüthige Mariella war gar nicht wiederzuerkennen. Es war ja ohne Zweifel ein peinliches, niederdrückendes Gefühl, durch jenen Vorfall an den Anlagen bei den Bewohnern von Fürstenstein vielleicht in ein falsches Licht gestellt zu werden, und selbst hier in der Stadt konnte der höhere so sorgfältig gehütete Ruf der jungen Sängerin leiden, wenn etwas davon verlautete; aber merkwürdigerweise traten diese Möglichkeiten bei ihr vollständig in den Hintergrund vor einer anderen Angst, die mit jeder Stunde wuchs und kaum mehr zu ertragen war.

„Wenn es sein muß, mit meinem Blute!" flüsterte sie, unbewußt die letzten Worte Willibalds wiederholend, und preßte die heiße Stirn gegen die Scheiben. „O mein Gott, nur das nicht!"

Da tauchte plötzlich an der Straßenecke eine Gestalt auf, die schon von weitem auffiel durch ihre ungewöhnliche Größe. Sie kam raschen Schrittes näher und blickte suchend nach den Hausnummern, und mit einem halb unterdrückten Aufschrei der Freude flog Mariella vom Fenster zurück — sie hatte Herrn von Eichenhagen erkannt.

Sie wartete nicht, bis er die Klingel zog, sondern eilte selbst hinaus, um zu öffnen. In ihren Augen schimmerten noch die Thränen, aber ihre Stimme klang ein hellen Jubel, als sie rief:

„Endlich kommen Sie — Gott sei Dank!"

„Ja, da bin ich, heil und gesund!" bestätigte Willibald, dessen ganzes Gesicht aufleuchtete bei diesem Empfange. Sie wußten beide nicht recht, wie sie eigentlich in das Zimmer gekommen waren; dem jungen Manne war es gewesen, als hätte sich eine kleine, weiche Hand auf seinen Arm gelegt und ihn fortgezogen, wogegen er sich nicht im mindesten sträubte. Als sie sich nun aber gegenüberstanden, bemerkte Mariella, daß sich eine breite schwarze Binde um seine Rechte schlang.

„Mein Gott, Sie sind doch verletzt?" fragte sie angstvoll. „Eine leichte Schramme, gar nicht der Rede werth!" versicherte Willibald seelenvergnügt, indem er die verwundete Hand schwenkte. „Dem Herrn Grafen habe ich einen etwas ernsteren Denkzettel gegeben, aber es ist auch nur ein Streifschuß an der Schulter und nicht die mindeste Gefahr für sein theures Leben vorhanden. Nicht einmal ordentlich schießen kann der Mensch!"

„Sie haben sich also doch geschossen? Ich wußte es!"

„Heut morgen um acht Uhr. Aber Sie brauchen sich nicht mehr zu ängstigen, mein Fräulein! Sie sehen ja, es ist alles glücklich vorübergegangen."

Die junge Sängerin athmete auf, als sei ihr eine Bergeslast von der Brust genommen.

„Ich danke Ihnen, Herr von Eichenhagen! Nein, weisen Sie das nicht zurück! Sie haben ja das Leben eingesetzt um meinetwillen. Ich danke Ihnen tausendmal!"

„Keine Ursache, mein Fräulein, ist gern geschehen," sagte Willibald treuherzig; „aber da ich doch nun einmal Zweikampfes vor der Pistole gestanden habe, so müssen Sie mir schon erlauben, Ihnen ein kleines Erinnerungszeichen zu bringen. Nicht wahr, jetzt werfen Sie es mir nicht mehr vor die Füße?"

Er zog ein weißes Seidenpapier hervor — etwas ungeschickt, da er nur die Linke gebrauchen konnte — und schlug es auseinander. Eine voll blühende Rose und zwei halb geschlossene Knospen lagen darin.

Mariella senkte tiefbeschämt die Augen, stumm nahm sie die Blumen in Empfang und befestigte eine derselben an ihrer Brust, dann reichte sie ebenso wortlos dem Geber die Hand, und er verstand vollkommen die Abbitte.

„Sie werden freilich an ganz andere Blumengaben gewöhnt sein," sagte er wie entschuldigend. „Ich höre ja hier genug davon, wie man Ihnen von allen Seiten huldigt."

Das junge Mädchen lächelte, aber mit einem mehr trüben als freudigen Ausdruck.

„Sie haben es ja mit angesehen, welcher Art diese Huldigungen bisweilen sind, und es ist nicht das erste Mal gewesen, daß mir dergleichen entgegentritt. Die Herren glauben sich ja alles erlauben zu dürfen, wenn man bei der Bühne ist, und nun vollends die Kellgen — glauben Sie mir, Herr von Eichenhagen, es ist oft recht schwer zu tragen, dies Los, nun das ich von so vielen beneidet werde."

Willibald horchte hoch auf bei den Worten.

„Schwer zu tragen? Ich glaubte, Sie liebten Ihren Beruf über alles und würden ihm um keinen Preis entlagen."

„O gewiß, ich liebe ihn, aber ich habe doch nicht gedacht, daß ihm so viel Schlimmes und Bitteres anhaftet. Mein Lehrer, Professor Marani, sagt freilich: Man muß emporsteigen wie mit Adlerschwingen, dann bleibt all das Niedrige und Gemeine tief unten zurück!" Er mag wohl recht haben, aber dazu muß man eben ein Adler sein, und ich bin nur ein Singvogelchen, wie mein Großvater mich immer nennt, das nichts hat als seine Stimme und nicht so hoch emporsteigen kann. Die Kritiker werfen es mir oft genug vor, daß meinem Vortrage Feuer und Kraft fehle, und ich fühle ja selbst, daß ich kein eigentlich dramatisches Talent habe. Ich kann nur singen, und das thäte ich viel lieber daheim in unseren grünen Wäldern als hier in dem goldenen Käfig."

Die Stimme des sonst so neckischen Mädchens klang in mühsam verhaltener Erregung. Der jüngste Vorfall hatte ihr doch die Schutzlosigkeit ihrer Stellung wieder deutlich vor Augen geführt, und nun ging ihr das Herz auf dem Manne gegenüber, der so tapfer für sie eingetreten war. Er hörte mit athemloser Spannung zu und schien ihr die Worte förmlich von den Lippen zu lesen, aber bei dem im Grunde doch traurigen Berichte strahlte sein ganzes Gesicht, als ob man ihm etwas sehr Erfreuliges zu künden, und jetzt fiel er stürmisch ein:

„Sie sehnen sich also fort von hier? Sie denken daran, die Bühne zu verlassen?"

Mariella lachte trotz ihres Kummers hell auf bei der Frage.

„Nein, daran denke ich wahrhaftig nicht, was sollte ich als dann beginnen? Mein lieber Großpapa hat jahrelang gespart und sich eingeschränkt, um meine Ausbildung als Sängerin zu ermöglichen, und es wäre ein schlechter Dank, wollte ich ihm dafür in seinen letzten Lebenstagen zur Last fallen. Er darf nicht ahnen, daß sein kleiner Singvogel sich so oft nach dem heimischen Neste sehnt und daß man ihm hier bisweilen das Leben schwer macht. Ich bin ja auch sonst nicht so muthlos, ich halte aus und wehre mich tüchtig, wo es sein muß. Lassen Sie in Fürstenstein ja nichts von meinen Klagen verlauten! Sie gehen doch dahin?"

Ueber das eben noch so strahlende Gesicht des jungen Majoratsherrn flog ein Schatten, und jetzt war er es, der die Augen senkte.

„Ich reise allerdings heute nachmittag nach Fürstenstein," entgegnete er in einem seltsam gedrückten Tone.

„O, dann noch eine Bitte! Sie müssen Ihrer Braut alles sagen — hören Sie, alles! — Wir sind ihr das beide schuldig. Ich schreibe ihr heute noch ausführlich über das Vorgefallene, und Sie werden meinen Brief mit Ihrem Worte bestätigen, nicht wahr?"

Willibald bob langsam das Auge vom Boden und sah die Sprechende an.

„Sie haben recht, mein Fräulein. Toni muß alles erfahren, die volle Wahrheit, dazu hatte ich mich entschlossen, schon ehe ich hierher kam — aber es wird eine schwere Stunde für mich werden!"

„O, gewiß nicht!" tröstete Mariella. „Toni ist gut und vertrauensvoll, sie glaubt es Ihnen und mir aufs Wort, daß wir beide ganz schuldlos sind an der Sache."

„Ich bin aber nicht schuldlos, wenigstens meiner Braut gegenüber nicht," sagte Willy ernst. „Seien Sie nicht nicht so erschrocken an, Sie werden es ja später doch erfahren, und da

ist es vielleicht besser, ich sage es Ihnen selbst. Ich gehe nur nach Fürstenstein, um Toni zu bitten —“ er hielt inne und that einen tiefen Athemzug — „mir mein Wort zurückzugeben!“

„Um Gotteswillen! Warum denn?“ rief das junge Mädchen, fast noch entsetzt über diese Erklärung.

„Warum? Weil es ein Unrecht wäre, wollte ich so, wie es mir jetzt ums Herz ist, Toni meine Hand bieten und mit ihr vor den Altar treten. Weil ich jetzt erst einsehe, was bei dem Verloben und Heirathen die Hauptsache ist, weil —“ er vollendete nicht, aber seine Augen sprachen so deutlich, daß Marietta den Schluß vollkommen errieth. Ihr Gesicht tauchte sich plötzlich in eine wahre Purpurgluth; aber sie wich zurück und machte eine heftig abwehrende Bewegung.

„Herr von Eichenhagen, schweigen Sie! Kein Wort weiter!“

„Ich kann ja nicht dafür!“ fuhr Willibald trotzdem fort. „Ich habe ja ehrlich gekämpft und ehrlich versucht, mein Wort zu halten, die ganze Zeit über, die ich in Burgdorf war. Ich glaubte auch, es würde möglich sein, aber da kam ich hierher, da sah ich Sie wieder — an jenem Abende in der „Krivania“ — und da wußte ich es auf einmal, daß all das Sträuben umsonst gewesen war. Ich hatte Sie nicht vergessen, Fräulein Marietta, nicht eine Stunde, so oft ich es mir auch einredete, und werde Sie nicht vergessen mein Lebelang! — Das will ich Toni offen bekennen, und das werde ich auch meiner Mutter sagen, wenn ich zurückkehre.“

Das Gesträndnis war heraus. Der junge Majoratsherr, der mit jenem ersten Antrage in Fürstenstein nicht allein zustande gekommen war und sich von seiner Frau Mutter hatte einhelfen lassen müssen, sprach jetzt so warm und herzlich, so offen und ehrlich, wie ein Mann sprechen muß in solcher Stunde. Er hatte es auf einmal gelernt, und mit der Bevormundung, die er so entschlossen abschüttelte, schien auch alles Unstische und Sächerliche von ihm abzufallen.

Er trat rasch zu Marietta, die an das Fenster geflüchtet war, aber seine oben noch so feste Stimme wurde unsicher, als er fortfuhr: „Und nun noch eine Frage! Sie sahen so blaß aus, als Sie mir vorhin die Thür öffneten, und hatten so verweinte Augen. Die Sache mag Ihnen ja wohl peinlich und unangenehm gewesen sein, ich begreife es, aber — haben Sie sich auch ein wenig geängstigt — um meinetwillen?“

Er erhielt keine Antwort, nur ein leises Schluchzen wurde hörbar.

„Haben Sie sich geängstigt um mich? Nur ein einziges kleines „Ja“, Marietta! Sie ahnen nicht, wie glücklich es mich machen würde!“

Er beugte sich tief nieder zu dem jungen Mädchen, das jetzt langsam das gesenkte Köpfchen hob. In den dunklen Augen leuchtete es wie ein Strahl heimlichen Glückes, und fast unhörbar erklang die Antwort: „Ich? Ach, ich bin in den letzten beiden Tagen fast gestorben vor Angst!“

Da jubelte Willibald laut auf und zog sie an seine Brust, freilich nur einen Augenblick lang, dann entwand sie sich rasch seinen Armen.

„Nein, jetzt nicht! Gehen Sie — ich bitte!“

Er ließ sie sofort los und trat zurück.

„Sie haben recht, Marietta! Jetzt noch nicht; aber wenn ich mich freigemacht habe, dann komme ich wieder und hole mir ein anderes „Ja“ — leben Sie wohl!“

Er eilte stürmisch fort, die Marietta noch recht zur Besinnung gekommen war; aber jetzt ertönte die Stimme ihrer alten Verwandten, die, unbemerkt von den beiden, schon während der letzten Minuten auf der Schwelle des Nebenzimmers gestanden hatte und nun ganz entsetzt näher trat.

„Kind, um Gotteswillen, was war das, was soll das heißen? Bedenke Du denn gar nicht —“

Das junge Mädchen ließ sie nicht ausreden, sondern schlang beide Arme um ihren Hals und rief leidenschaftlich:

„Ach, jetzt weiß ich es, warum ich so zornig war, damals, als er es zuließ, daß seine Mutter mich kränkte. Es that mir so namenlos weh, ihn für schwach und feig halten zu müssen — ich habe ihn ja lieb gehabt vom ersten Augenblicke an!“

Im Hause des preußischen Gesandten rüstete man sich für die bevorstehenden Winterfestlichkeiten. Als Wallmoden im Frühjahr seine jetzige Stellung antrat, zerstreute der nahende Sommer die Gesellschaft bereits nach allen Richtungen, und gleich darauf trat die Familienfeindin ein, die vollends keine Geselligkeit erlaubte. Diese Gründe fielen nunmehr weg. Die schönen Räume, die im Gesandtschaftspalaste zur Verfügung standen, mit einer Pracht eingerichtet worden, wie sie Herberts durch Heirath so glänzend gewordenen Verhältnisse erlaubten, lag auch durchaus in seinen Wünschen und Absichten, ein möglänzendes Haus zu machen. In der nächsten Woche sollte erste große Empfang stattfinden, und inzwischen wurden zahl Besuche gemacht und angenommen.

Der Gesandte war auch amtlich sehr stark beschäftigt, überdies gab es noch etwas, was ihm die Laune gründlich darb — der Erfolg der „Krivana“. Wenn er schon früher denken getragen hatte, Rojanow offen entgegenzutreten, ihn dies jetzt beinahe unmöglich geworden. Man hatte den „teuren“ ja förmlich auf den Schild gehoben und feierte ihn seinen Dichtergeist. Jetzt gerade durften der Hof und die sellschaft nicht gezwungen werden, ihn fallen zu lassen, wollte nicht sie selbst einer förmlichen Beschämung aussetzen, und es nach die Frage, ob sie ihm überhaupt fallen lassen würden, sich doch nur um Winke und Andeutungen handeln konnte. Erfolg hatte Hartmut in der That fast unangreifbar gemacht.

Um die Lage des Gesandten vollends peinlich zu machtand nun auch noch die Ankunft Falkenrieds bevor, dem die Wahrheit doch nicht verhehlen konnte und durfte, wen sie nicht von anderer Seite erfahren sollte. Der Oberst, dessen Reise noch nicht das Geringste verlautete, als Wallmoden ihn kürzlich in Berlin gesehen hatte, wurde in diesen Tagen wartet und sollte in der Gesandtschaft selbst absteigen, da er für Adelheid kein Fremder war; sie und ihr Bruder waren gewissermaßen unter seinen Augen aufgewachsen.

Als vor zehn Jahren der damalige Major Falkenried in Provinz versetzt wurde, hatte er ein Kommando in der Stadt erhalten, die in unmittelbarer Nähe der großen Stahlschen Industriewerke lag und in ihrem Handel und Wandel sich von denselben abhängig war. Der neue Major galt für einen tüchtigen Soldaten, aber auch für einen ausgemachten Menschenfeind, der sich nur im Dienste allein wohl fühlte, ganze übrige Zeit mit militärischen Studien ausfüllte und hasste, was Geselschaft und Geselligkeit hieß. Da er allein sich fiel für ihn die Nothwendigkeit weg, ein Haus zu machen, im übrigen verkehrte er nur da, wo die Rücksicht auf seine Stellung es unabweisbar verlangte.

Dem großen Industriellen gegenüber, der die ganze gegend beherrschte und die ersten Persönlichkeiten als seine pfing, mußte eine solche Rücksicht um allerdings genommen werden, und Stahlberg war denn auch der einzige gewesen, der vereinsamte Mann nähergetreten war. Wenn die fünfter Unzugänglichkeit des Majors auch eine eigentliche Freundschaft ausschloß, so hegten die beiden Männer doch die ungetheilte Hochachtung vor einander, und das Stahlbergsche Haus war der einzige Ort, wo Falkenried öfter und freiwillig erschien. Er hatte jahrelang dort verkehrt, hatte die beiden Kinder heranwachsen sehen, und deshalb nahm es ihm Wallmoden auch ernst lich übel, daß er nicht zu der Vermählungsfeier kam, sondern mit dienstlicher Verhinderung entschuldigte, als sein Jugendfreund eine Tochter dieses Hauses heimführte. Adelheid selbst war wenig oder nichts von den Lebensschicksalen des Obersten. Es hielt ihn für kinderlos und hatte nur von ihrem Gatten erfahren, daß er früh geheirathet, sich aber nach einigen Jahren von seiner Frau getrennt habe und jetzt bereits Witwer sei. —

Es war etwa acht Tage nach der Rückkehr des Wallmodenschen Ehepaares, um die Mittagsstunde, als der jungen Frau, die in ihrem Zimmer am Schreibtische saß, die Ankunft Falkenried gemeldet wurde. Sie erhob sich rasch, warf die Feder hin und eilte dem Eintretenden entgegen.

„Herzlich willkommen, Herr Oberst! Wir haben Ihre Depesche rechtzeitig erhalten, und Herbert beabsichtigte auch, Sie auf dem Bahnhofe zu empfangen, er hat aber gerade in dieser Stunde eine Audienz bei dem Herzog und ist noch im Schloß, so konnten wir Ihnen nur den Wagen schicken.“

Ihre Begrüßung hatte die Vertraulichkeit, die ein alter Freund ihres Vaterhauses wohl beanspruchen durfte, der Gräfin Falkenried dagegen war zwar nicht fremd, aber es lag doch keine Herzlichkeit darin. Kalt und ernst nahm er die dargebotene Hand und folgte der Aufforderung, Platz zu nehmen, während er

Hirtenidylle.
Zeichnung von A. Zick.

gleichgiltig sagte: „Nun, wir werden uns ja sehen, wenn Wallmoden zurückkommt.“

Der Oberst hatte sich allerdings sehr verändert, so sehr, daß er kaum wiederzuerkennen war. Wäre nicht die hohe, markige Gestalt, die kraftvolle Haltung gewesen, so hätte man ihn für einen Greis halten können. Das Haar des kaum zweiundfünfzig jährigen Mannes war schneeweiß, die Stirn tief durchfurcht, und tiefe, scharfe Linien gruben sich in das Antlitz und ließen es um zehn Jahre älter erscheinen. Die einst so ausdrucksvollen Züge hatten etwas Starres, Unbeweghliches angenommen, und Haltung und Auftreten zeigten eine finstere, unbeugbringliche Verschlossenheit. Regines Ausspruch: „Der Mann ist wie zu Stein geworden!“ war nur zu richtig. Man empfing unwillkürlich den Eindruck, als sei er der Welt und den Menschen völlig fremd geworden, abgestorben für alles, was sie bewegt, die Pflichten seines Berufes ausgenommen.

„Ich habe Sie wohl gestört, Ada?“ fragte er, den alten Namen des Vaterhauses gebrauchend, an den er gewöhnt war, und dabei warf er einen Blick nach dem Schreibtische, wo ein halb vollendeter Brief lag.

„O, das hat Zeit,“ sagte die junge Frau abwehrend. „Ich schrieb nur an Eugen.“

„Ach so! Ich bringe Ihnen einen Gruß von dem Bruder mit, er war vorgestern bei mir.“

„Ich weiß, er wollte nach Berlin und beabsichtigte, Sie dort aufzusuchen. Er hat Sie ja beinahe zwei Jahre lang nicht gesehen, und auch ich sah Sie nur flüchtig bei unserer Durchreise. Wir hofften, Sie würden nach Burgsdorf kommen, wo wir einige Tage verweilten, und ich glaube, es hat Regine sehr gekränkt, daß Sie auch diesmal nicht ihrer Einladung folgten.“

Der Oberst sah finster vor sich nieder, er wußte am besten, weshalb er Burgsdorf mit seinen Erinnerungen mied. Er hatte es seit seiner Rückkehr in die Hauptstadt kaum zweimal betreten.

„Regine weiß es ja, wie sehr ich mit meiner Zeit geizen muß,“ versetzte er ausweichend. „Aber nun auf Ihren Bruder zurückzukommen, Ada — ich möchte da etwas mit Ihnen besprechen, und deshalb ist es mir lieb, daß ich Sie allein finde. Was liegt eigentlich zwischen Eugen und seinem Schwager? Ist da etwas vorgefallen?“

In dem Gesichte Adelheids zeigte sich eine gewisse Verlegenheit bei der Frage, aber sie sagte leichthin: „Nichts Besonderes, die beiden stehen überhaupt nicht gut miteinander.“

„Stehen nicht gut? Wallmoden ist beinahe vierzig Jahre älter und überdies der Vormund Ihres Bruders, der erst in ein paar Jahren mündig wird. Da hat der Jüngere unbedingt nachzugeben.“

„Gewiß, aber Eugen ist, wenn auch herzensgut, doch nur zu oft leidenschaftlich und unbeherrscht, wie er das schon als Knabe gewesen ist.“

„Leider! Er wird sich noch sehr ändern müssen, wenn er die bedeutende und verantwortungsreiche Stellung, die seiner wartet, nur annähernd so ausfüllen will, wie sein Vater es that. Doch hier scheint es sich um etwas anderes zu handeln. Ich machte eine ganz einfache Bemerkung über Ihre Heirath, Ada — die mich, wie ich offen gestehe, ein wenig überrascht hat, so sehr ich auch mit Ihrem Gatten befreundet bin — und äußerte, ich hätte Ihnen nicht so viel Ehrgeiz zugetraut. Da fuhr Eugen auf und vertheidigte Sie in der leidenschaftlichsten Weise, sprach von einem Opfer, das seine Schwester ihm gebracht habe, und ließ sich überhaupt zu Worten und Andeutungen hinreißen, die mich im höchsten Grade befremdeten.“

„Sie hätten nicht darauf achten sollen,“ sagte Adelheid mit sichtbarer Unruhe. „Solch ein junger Hitzkopf pflegt alles gleich tragisch zu nehmen. Was hat er Ihnen denn eigentlich gesagt?“

„In Grunde nichts. Er behauptet, Ihnen sein Wort gegeben zu haben, zu schweigen, und nicht ohne Ihre Erlaubniß sprechen zu dürfen, aber er scheint seinen Schwager förmlich zu hassen. Was soll das alles heißen?“

Die junge Frau schwieg, diese Erörterung schien ihr im höchsten Grade peinlich zu sein. Fallenried sah sie forschend an, während er fortfuhr:

„Sie wissen, es ist nicht meine Art, mich in fremde Geheimnisse zu drängen, ich nehme überhaupt wenig Antheil mehr an dem Thun und Treiben anderer, aber hier kommt die Ehre meines Jugendfreundes in Betracht, gegen die jene Andere Verdächtigung enthielt. Ich halbede das natürlich nicht, ob es Ihrem Bruder vorhielt und mit Wallmoden selbst zu drohte, gab er mir zur Antwort: ‚Dann wird mein Herr Ihnen die Sache „diplomatisch“ erklären, er hat sich als ein so großer Diplomat gezeigt. Fragen Sie Ada, n die Wahrheit erfahren wollen!‘ So frage ich Sie denn wenn Sie mir nicht antworten können oder wollen, dan dings muß ich mit Ihrem Manne reden, dem ich eine Aeußerung nicht verschweigen darf.“

Er sprach kalt und gemessen, ohne jede Aufregung, gelegenheit selbst flößte ihm offenbar gar keine Theilnal er hielt es nur für nothwendig, sie zu erörtern, weil ein punkt dabei in Frage kam.

„Schweigen Sie gegen Herbert, ich bitte Sie!“ fiel hastig ein. „Ich muß Ihnen wohl Auskunft geben, da sich einmal so weit hat fortreißen lassen, aber er hat di von Anfang an viel zu schwer genommen, es ist ja nic ehrenhaftes dabei.“

„Das hoffe ich, da es sich um Wallmoden handelt, der Oberst mit Nachdruck.

Die junge Frau dämpfte die Stimme, aber sie ver den Blicken ihres Zuhörers zu begegnen, als sie begann.

„Sie wissen ja, daß meine Verlobung vor einem J Florenz erfolgte. Mein Vater war damals schon sehr und die Aerzte verlangten, daß er den Winter in Italien z Wir gingen vorläufig auf zwei Monate nach Florenz, die t Entschlüsse sollten von dem Befinden des Kranken abhängen Bruder hatte uns mitgeleitet, sollte aber im Beginn des Winters nach Hause zurückkehren. Wir bewohnten eine Villa au der Stadt und lebten selbstverständlich sehr zurückgezogen. sah Italien zum ersten Male und es war so traurig für ih für Tag in dem einsamen Krankenzimmer zu sitzen, sodaß ich Wunsch, auf kurze Zeit nach Rom zu gehen, unterstützte u auch durchsetzte. Hätte ich es doch nie gethan! Ich konnte ahnen, wie tief ihn seine Unerfahrenheit dort verstricken w

„Das heißt, er ging leichtsinnigen Abenteuern nach, n sein Vater bereits den Tode ins Auge sah?“

„Urtheilen Sie nicht so hart! Mein Bruder war kaum zwanzig Jahre alt und hatte stets unter den Augen liebevollen, aber trotzdem strengen Vaters gelebt, die kurze F wurde ihm verhängnißvoll. Man lockte den jungen Da der noch so gar keine Weltserfahrung hatte, in einen Kreis hoch und, wie sich später ergab, auch falsch gespielt wurd eine Anzahl schlimmer Elemente sich unter äußerlich feine Formen zusammenfand. Eugen, in seiner Unkenntniß, durch das nicht und verlor bedeutende Summen, bis die Gre plötzlich von der Polizei aufgehoben wurde. Die Italiener fechten sich, es kam zu einem förmlichen Kampfe, in den Eugen hineingerissen wurde. Er vertheidigte sich nur, a hatte das Unglück, einen der Polizisten schwer zu verwunden wurde mit den anderen verhaftet.“

Der Oberst hatte schweigend zugehört, aber sein Gesicht unbeweglich und sein Ton war ebenso hart wie vorhin er sagte: „Und das nußte Stahlberg an seinem Sohne er der bis dahin ein Muster von Wohlerzogenheit gewesen we

„Er hat es nie erfahren! Es war ja nur eine ange liche Verirrung, mehr Verführung als Schuld, und sie wie nicht wiederholen, Eugen hat mir sein Ehrenwort darauf gege

Fallenried lachte plötzlich auf, so grell und häßlich, da junge Frau ihn erschreckt anblickte.

„Sein Ehrenwort! Ja, warum denn nicht? Das ebenso leicht gegeben als gebrochen! Sind Sie wirklich n gläubig, daß Sie dem Worte eines solchen jungen Burschen trauen?“

„Ja, das bin ich!“ erklärte Adelheid verletzt, während Auge ernst und vorwurfsvoll dem Blick des Mannes begeg dessen furchtbare Bitterkeit sie sich nicht erklären konnte. kenne meinen Bruder, er ist trotzalledem der Sohn seines V und er wird mir und sich selber Wort halten, ich weiß es.“

„Wohl Ihnen, daß Sie noch glauben und vertrauen können ich habe es längst verlernt!“ sagte Fallenried dumpf, aber in mißverm Tone. „Und was gedenkt weiter?“

„Mein Bruder hatte es wenigstens erreicht, daß man

hatte, wie sofort Nachricht zu senden. „Beziehungsweise es dem Vater, es würde ihm den Tod geben!“ schrieb er mit. Ich wußte besser als er, daß der Schwerkranke eine solche Nachricht nicht ertragen konnte, aber wir waren allein im fremden Lande, ohne Freunde und Beistand, und es mußte augenblicklich gehandelt werden. In dieser Angst dachte ich an Herbert, der sich damals bei der Gesandtschaft in Florenz befand. Wir kannten ihn flüchtig aus früher her, und er hatte mir gleich nach unserer Ankunft seine Dienstwilligkeit und sich zur Verfügung gestellt, wenn wir irgendwie der Vermittelung unseres Gesandten bedürften. Seitdem kam er öfter in unser Haus und kam auch jetzt unverzüglich auf meine Bitte. Ich vertraute mich ihm an, ich sagte ihm alles, erflehte Rath und Hilfe von ihm — und erhielt sie auch.“

„Um welchen Preis?“ sagte der Oberst mit finster zusammengezogenen Brauen.“

Adelheid schüttelte abwehrend das Haupt.

„Nein, nein, es ist nicht so, wie Sie denken, wie Lingen es auch immer glaubt — ich bin nicht gezwungen worden. Herbert ließ mir freie Wahl. Er verhehlte mir allerdings nicht, daß der Vorschlag noch viel schlimmer war, als ich fürchtete, daß jene im Spiel verlornen Summen trotzalledem bezahlt werden müßten, wenn man die Sache der Oeffentlichkeit entziehen wolle, daß es vielleicht nur durch zu einer Gerichtshandlung kommen werde wegen der Verwundung des Polizisten. Er erklärte mir, daß man es gerade in seiner Stellung sehr verübeln würde, wenn er sich persönlich in solche Angelegenheiten mischte. Sie verlangen, daß ich meinen Bruder rette,“ sagte er. „Vielleicht kann ich das, aber ich gebe meine Stellung, meine ganze Zukunft dabei aufs Spiel, und ein solches Opfer bringt man doch höchstens seinem eigenen Bruder oder — dem Schwager!“

Falkenried stand plötzlich auf und machte einen Gang durch das Zimmer, dann blieb er vor der jungen Frau stehen und sagte grollendem Tone:

„Und das haben Sie natürlich geglaubt in Ihrer Todesangst?“

„Meinen Sie, daß es nicht so war?“ fragte Adelheid betroffen.

Er zuckte mit einem halb verächtlichen Ausdruck die Achseln.

„Möglich! Ich kenne diese diplomatischen Mischlichen nicht, weiß nur eins, Waldmanden hat sich in der That als ein großer Diplomat gezeigt in der ganzen Sache. Was antworteten Sie ihm?“

„Ich erbat mir Bedenkzeit, es stürmte alles so plötzlich auf mich ein. Aber ich wußte ja, daß keine Stunde zu verlieren war, und noch am Abend desselben Tages gab ich Herbert das Recht — für meinen Schwager einzutreten.“

„Natürlich!“ murmelte der Oberst mit tiefer Bitterkeit. „Der junge Herbert!“

„Er nahm sofort Urlaub und reiste selbst nach Rom,“ fuhr die junge Frau fort. „Nach acht Tagen kehrte er in Begleitung meines Bruders zurück. Es war ihm gelungen, Engen frei zu machen und ihn überhaupt der ganzen Angelegenheit zu entziehen, nicht einmal die Zeitungen brachten den Namen des jungen Deutschen, der darin verwickelt war. Durch welche Mittel das geschieht, weiß ich nicht. Man muß mächtige Verbindungen haben und das Geld nicht scheuen, ist vielen möglich. Herbert hatte es mit vollen Händen nach allen Seiten hin gespendet und alles bezahlt, was seine langjährige diplomatische Thätigkeit ihm an Verbindungen öffnete. Auch für jene Spielschulden hatte er bereits Deckung geschafft, allerdings nur durch seine persönliche Bürgschaft. Er sagte mir später, daß er damals mit der Hälfte seines Vermögens für alle jene Summen eingetreten sei.“

„Sehr großmüthig, wenn man mit solchem Opfer eine Million gewinnt! Und was sagte Lingen zu diesem — Handel?“

„Er ahnte nichts davon und kehrte gleich darauf nach Deutschland zurück, wie es längst beschlossen war. Von nun an kam Herbert täglich in unser Haus und wußte meinen kranken Vater so für sich einzunehmen, daß dieser schließlich selbst den Wunsch einer Verbindung hegte; dann erst trat er mit seiner Werbung hervor. Ich war ihm dankbar, daß er der Sache diese Wendung gab, nur Lingen ließ sich nicht täuschen, er erriet alles und rang mit der Wahrheit ab. Seitdem quält er sich fortwährend mit Selbstvorwürfen und trägt seinem Schwager eine förmliche Feindschaft entgegen, trotz meiner wiederholten Versicherung, daß ich nie Anlaß gehabt habe, jenen Schritt zu bereuen, daß ich in Herbert den aufmerksamsten, rücksichtsvollsten Gatten besitze.“

Falkenrieds Auge ruhte unverwandt auf dem Gesichte der jungen Frau, als wollte er ihre geheimsten Gedanken daraus lesen.

„Sind Sie glücklich?“ fragte er endlich langsam.

„Ich bin zufrieden!“

„Das ist schon viel im Leben!“ sagte der Oberst in dem alten herben Tone. „Wir sind ja auch nicht geboren, um glücklich zu sein. Ich habe Ihnen unrecht gethan, Ada, ich glaubte, der Glanz einer hohen Lebensstellung, der Wunsch, als Gemahlin des Gesandten eine erste Rolle in der Gesellschaft zu spielen, habe Sie zur Frau von Wallmoden gemacht, aber — es ist mir tief, daß ich Ihnen unrecht that!“

Er streckte ihr die Hand hin. Es regte sich jetzt doch etwas in seinem eisigen Blicke, und in dem Händedruck lag eine stumme Abbitte.

„Nun wissen Sie alles!“ schloß Adelheid mit einem tiefen Athemzuge, „und nun werden Sie Herbert gegenüber diesen Punkt nicht berühren, ich bitte dringend darum. Sie sehen ja, es lag nichts Unehrenhaftes in seiner Handlungsweise. Ich wiederhole es Ihnen, daß er weder Zwang noch Ueberredung in Anwendung gebracht hat, mich zwang nur die Macht der Verhältnisse. Ich konnte und durfte ja nicht erwarten, daß er für einen Fremden solche Opfer bringen würde.“

„Wem eine Frau mich in Todesangst denken angeschellt hätte, so hätte ich sie gebracht — bedingungslos,“ erklärte Falkenried.

„Ja Sie! — Ihnen wäre ich auch mit leichterem Herzen gefolgt.“

Der Ausruf verriet unbewußt, wie schwer damals der Kampf gewesen war, den die junge Frau mit keinem Worte berührt hatte, und sie sprach die Wahrheit. Sie hätte sich, wenn denn doch einmal ein Opfer gebracht werden mußte, weit lieber den düsteren, verschlossenen Mann mit seinen herben, oft verletzenden Wesen anvertraut, als dem immer höflichen und aufmerksamen Gatten, der im Angesicht ihrer Todesangst und mit dieser Angst — gehandelt hatte.

„Da hatten Sie ein schlimmes Los gezogen, Ada,“ sagte der Oberst mit finsterem Kopfschütteln. „Ich bin einer von den Menschen, die nichts mehr geben und empfangen können im Leben, ich bin längst fertig damit. Aber Sie haben recht, es ist besser, jener Handel bleibt unerörtert zwischen mir und Waldmoden, denn wenn ich ihm meine wahre Meinung darüber sagen wollte — er ist und bleibt eben ein Diplomat!“

Adelheid erhob sich und das Gespräch abbrechend, verschritt sie, einen umbefangenen Ton anzuschlagen.

„Und nun darf ich Sie wohl endlich nach Ihren Zimmern führen? Sie müssen ja todmüde sein von der langen Fahrt!“

„Nein, ich werde als Soldat doch nicht von einer bloßen Nachtfahrt müde sein! Da stellt der Dienst ganz andere Anforderungen an uns.“

Er richtete sich stramm und fest auf, man sah es, seine körperliche Kraft war noch ungebrochen, diese Muskeln und Sehnen schienen wie von Stahl zu sein, nur das Antlitz trug den greisenhaften Zug. Die Augen der jungen Frau weilten nachdenklich darauf, bedeckten auf der Stirn, die so tief und schwer durchfurcht war und sich doch so hoch und machtvoll wölbte unter dem weißen Haar. Es war ihr, als habe sie das schon anderswo gesehen, unter dunklen Locken, und es konnte doch keinen schärferen Gegensatz geben, als dieses früh gealterte, gramdurchfurchte Gesicht und jener jugendliche Kopf mit seiner fremdartig südlichen Schönheit, mit der dämonischen Gluth im Auge. Und doch war es dieselbe Stirn gewesen, über die jene Blitze hinstammten auf der einsamen Waldhöhe, dieselbe hohe machtvolle Wölbung, selbst die blauen Adern, die so deutlich an den Schläfen hervortraten — eine seltsame nebensächliche Aehnlichkeit!

Sie schritten nach den Fremdenzimmern, die schon des Gastes harrten.

Einige Stunden darauf besanden sich die beiden Jugendfreunde allein in dem Arbeitszimmer Wallmodens. Dieser hatte soeben zur Sprache gebracht, was ihm merkwürdig erschien, so peinlich es ihm auch war. Er hatte dem Oberst gesagt, daß und unter welchen Verhältnissen Rojanow sich in der hiesigen Stadt befinde, hatte ihm rückhaltlos alles enthüllt, was er von dem Leben Hartmuts und seiner Mutter wußte, und ihm endlich den Tod der letzteren mitgetheilt. Er hatte diese Stunde gefürchtet, aber der Eindruck war ein ganz anderer, als er erwartet hatte. Falkenried lehnte stumm, mit gekreuzten Armen am Fenster und hörte der

langen Auseinandersetzung zu, ohne sie mit einem Worte oder einer Frage zu unterbrechen, sein Gesicht blieb starr und undurchdringlich, kein Zucken, keine Bewegung verriet, daß er Dinge hörte, die doch sein ganzes Inneres in Aufruhr bringen mußten. Er war auch jetzt „wie von Stein".

„Ich glaubte, Dir diese Mitteilungen schuldig zu sein," schloß der Gesandte endlich. „Wenn ich Dir bisher verschwieg, was ich von den Schicksalen der beiden wußte, so geschah es, um Dich nicht unnötig mit Erinnerungen zu quälen, die Du schwer genug überwunden hast. Jetzt aber mußt Du erfahren, was geschehen ist und wie die Dinge augenblicklich liegen."

Der Oberst verharrte in seiner Stellung, und seine Stimme verriet keine innere Bewegung, als er erwiderte: „Ich danke Dir für Deinen guten Willen, aber Du hättest diese Erörterung sparen können — was geht mich jener Abenteurer an?"

Wallmoden blickte betroffen auf, eine solche Antwort hatte er denn doch nicht erwartet.

„Ich hielt es für notwendig, Dich auf die Möglichkeit eines Zusammentreffens vorzubereiten," versetzte er. „Du hörst ja, daß Rojanow augenblicklich eine bedeutende Rolle spielt und überall gefeiert wird. Der Herzog ist im höchsten Grade von ihm eingenommen; Du könntest ihm gerade im Schlosse begegnen."

„Und was weiter? Ich kenne niemand, der den Namen Rojanow trägt, und er wird es wohl nicht wagen, mich zu kennen. Wir würden als Fremde aneinander vorübergehen."

Der Blick des Gesandten lag forschend auf den Zügen Falkenrieds, als wollte er ergründen, ob das wirklich Kälte oder nur eine unglaubliche Selbstbeherrschung sei.

„Ich glaubte, Du würdest die Nachricht von dem Wiederauftauchen Deines Sohnes anders aufnehmen!" sagte er halblaut.

Es geschah zum ersten Male und mit voller Absicht, daß Bezeichnung brauchte, während er bisher nur von einem „" gesprochen hatte, und jetzt zum ersten Male zeigte sich Bewegung in der regungslosen Gestalt am Fenster: ab eine Bewegung des Zornes.

„Ich habe keinen Sohn, merke Dir das. Wallmo starb mir an jenem Abende in Burgedorf, und die Tote nicht wieder auf."

Wallmoden schwieg, aber der Oberst trat jetzt zu legte schwer die Hand auf seinen Arm.

„Du erwähntest vorhin, es wäre Deine Pflicht gew Herzog aufzuklären. Du hättest das nur aus Rücksicht unterlassen. Ich habe allerdings nur noch eins zu wa der Welt, die Ehre meines Namens, der durch solche Ank noch einmal dem Gespött und der Schmach preisgegebe Thor, was Du glaubst thun zu müssen, ich hindere I aber — ich thue dann auch, was ich muß!"

Seine Stimme klang kalt wie vorhin, aber trotz etwas so Furchtbares darin, daß der Gesandte erschrocken

„Falkenried, um Gotteswillen, was meinst Du dami soll ich diese Worte deuten?"

„Wie Du willst! Ihr Diplomaten faßt zu bisweilen l begriff anders auf als unsereiner — ich bin sehr einfeitig

„Ich werde unbedingt schweigen, ich gebe Dir mei darauf," versicherte Wallmoden, der die letzte bittere An nicht verstand, denn er ahnte nichts von dem Geständn beide. „Es war beschlossen, wie Du sagst. Durch mich Name Falkenried nicht preisgegeben werden!"

„Gut, und nun nichts mehr davon!"

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben eines Maultrommlers.

Nachdruck verbot
Alle Rechte vorbeh

Von Adolf Pahn.

Karl Eulenstein.

Die Maultrommel! — Was ist die Maultrommel? Was für ein Ding, was für ein Instrument? Ich höre mein Mißtrauen, verehrter Leser, aus dem Ton und Tempo deiner Frage. Und wenn du, um dir schnell Raths zu erholen, nach einem musikalischen Handbuch greifst und dort erfahrest: „Die Maultrommel, auch Brummeisen genannt, Crembalum, besteht aus einem kleinen hufeisenförmigen Eisenstäbchen, in dem eine Stahlfederzunge steckt, welche, indem man das Instrument mit den Zähnen festhält, in Bewegung und Schwingung gesetzt wird unter gleichzeitigem Brummen oder Hauchen der Stimmtöne auf diese Feder" — ich sage, wenn dir diese Auskunft zutheil wird, so nicht da vergnüglich vor dich hin, als hättest du dir etwas Anständiges von selbst zusammengereimt, und deine Geringschätzung für das Instrument kann sicher nicht abgeschwächt werden durch den Schlußsatz, den Dr. H. Ariemann in seinem Musiklexikon der Maultrommel zum Geleite giebt: „Man trifft sie noch hier und da bei Bärenführern."

Und dieses Instrument sollte einst nicht nur salon-, sondern sogar hoffähig gewesen und im Palaste der Tuilerien wie in den Königsgemächern zu London erklungen sein? Deutsche wie Justinus Kerner, Gustav Schwab, Wilhelm Hauff dieses Instrument und seinen Spieler in Versen verherrlicht Ja, das alles verhält sich so, nur tritt noch hinzu, daß Kerner selbst ein leidenschaftlicher „Maultrommler" und die Veranlassung war, den Virtuosen, welchem diese Zeilen widmet sind, Karl Eulenstein, auf seine Laufbahn zu

Es war in der alten Reichsstadt Heilbronn am Neckar Jahr 1820 herum, da trat eines Tages, von dem benad Weinsberg kommend, Dr. Justinus Kerner in einen Kaufm sich ein paar Maultrommeln auszuwählen. Ein L stand dabei, ein kleines, blasses Bürschchen, das sah und eifrig zu, als der Arzt und Dichter die Instrumente an den nahm und flüchtig probirte. In diesen Augenblick entschied des Lehrlings Schicksal. Ein Künstler auf der Maultr werden — das schoß ihm durch Herz und Hirn. Schon hatte der kleine Karl Eulenstein davon gehört, daß man a Maultrommel auch Konzerte geben könne, allein da er nie spielen hörte, der etwas auf diesem Instrumente leiste war ihm auch noch nie der Gedanke gekommen, sich demselt widmen. Die wenigen Töne, welche Kerner der schwim stählernen Feder entlockte, wirkten wie ein Zauber auf den maunsbefehlung; am nämlichen Tage kaufte er sich einige trommeln in dem Geschäfte, und als er des Abends in sein kämmerlein ging, probirte er von 10 bis 2 Uhr in der auf den Instrumenten und fand sie beim frühen Erwache andern Morgen im Bette neben sich liegen — sie hatten ih Schlafe sogar das Gesicht zerkratzt. Er spielte nun wieder Stunde im Bett und hatte die unaussprechliche Freude, sich einer Nacht ein Stückchen spielen gelernt zu haben. Es war ein komponirter Walzer, den er nachher in allen seinen Konzerten dem Namen eines Trompetenmaitzers, natürlich verbessert, vo

Dem ungewöhnlichen Musiktalent des Knaben Eule hatte bisher wahrlich kein Sonnenschein gelächelt, um es hel freundig zur Entfaltung zu bringen.

Traniger Roman einer Kindheit — die brave Mutt arm, so bettelarm, die Verwandten wohlhabend, ja reich, al

entsetzlich hartherzig! Die Wohnung der Witwe besteht aus einem einzigen Stübchen im Hause eines Schneiders. Im Chorinstitut zu Heilbronn lernt Eulenstein mit achtzehnth Jahren Singen und Violinspielen, er läuft überall hin, wo Musik zu hören ist; die Mutter holt eine fest Jahren weggepackte, vom Vater vererbte Geige hervor, zu welcher der Bogen fehlt, der jetzt gekauft wird. Der Lehrer erklärt, er habe noch nie einen für das Violinspiel so begabten Schüler gehabt; Karl spielt in den Winternächten fort, bis ihm die Finger erstarren, der frühere „Gassenjodel" eilt in allen Freistunden nach Hause, um sich auf den Saiten zu üben. Der Mutter dämmert wohl die Hoffnung, daß ihr Sohn als ein tüchtiger Musiker dereinst ihre Stütze werden könne; allein der Onkel und Vormund, ein biederer, reichsgewordener Färber in der Metzgerhalde, der jedem Musikanten von vornherein für einen Fontlenzer und Vagabunden hält, vertreibt ihr diese Grillen, und den ihm ist es beschlossen, Karl soll Schneider werden! Zuweilen geigte dieser fleißig vor; aber das Geigen kostet Saiten und das Geld wurde im mer seltener in dem Hause, das kleine Vermögen schmolz erschreckend zusammen, trotz der größten Sparsamkeit. Auf welchen Auswegen fiel da der Knabe? Er überredete die Mutter, ihm statt des Frühstücks wöchentlich einen Kreuzer zu geben, so daß er selbst auf dem Weg zur Schule sich ein Brötchen kaufen könne. Anstatt nun Brot zu kaufen, hungerte er bis mittags und ersparte sich auf diese Weise in sechs Tagen das Geld für eine Saite.

Als die Mutter das erfuhr, war sie bis zu Thränen gerührt und bestand darauf, daß er auf diese Art sich keine Saiten mehr erwerben durfte.

Eine fortgesetzte Reihe von Kümmernissen blieb gleichwohl der Mutter und dem Sohn nicht erspart. Um ihre Lage zu verbessern, nimmt die erstere einen Dienst an, wird Kindsfrau bei einer Familie, die früher viel ärmer war als sie selbst, aber es jetzt zu Wohlhabenheit gebracht hat. Der Knabe wird einstweilen bei dem Schneider in die Kost gegeben, für 50 Gulden jährlich, und doch ist die Kost besser, als die Mutter sie ihm zu reichen imstande gewesen war! Nach der Konfirmation gab der Knabe sich alle Mühe, den Onkel zu überzeugen, daß er zu etwas anderem geboren sei, als zu einem Schneider; doch der Musiker wurde ihm rundweg verjagt und auf einen christlichen Handwerk bestanden. So kam er zu einem Buchbinder in die Lehre. In einer Rumpelkammer, vollgepfropft mit Pappendeckeln und allerhand bunten Papieren, steht sein Bett; der zarte, schwächliche Junge erstickt fast unter der schweren Decke. Die Geige darf er nicht mit ins Haus bringen, doch wird ihm erlaubt, des Abends einige Stunden bei der Mutter zuzubringen, welche sich wieder ihr eigenes Stübchen gemiethet hat und jetzt für andere Leute Strümpfe strickt.

Das waren Lichtblicke in diesem Kinderleben — ein paar friedliche Stunden des Tags bei den guten Müttchen und ihr auf den Saiten hinhauchen, was die Kindesseele bewegte! Da waren sie glücklich und zufrieden, da spürten sie keine Noth. Und nun denke man sich ihren jahen Schmerz, als der Buchbinder kurzer Hand erklärte, er könne den Lehrjungen nicht brauchen, er sei zu schwach zu diesem Geschäft! Nach vielen Verhandlungen mit dem Onkel kam Karl noch ein halbes Jahr ins Gymnasium, das er schon früher besucht hatte, und dann in die Lehre zu einem Kaufmann . . . dem nämlichen, bei dem er die Bekanntschaft Justinus Kerners und der Maultrommel machen sollte. —

Sein neuer Geschäftsherr war sehr wohlwollend gegen ihn vom ersten Tag an und schenkte ihm doppelte Theilnahme, als er gehört hatte, wie musikalisch er sei; hegte er doch selbst für die edle Tonkunst eine ausgesprochene Vorliebe. Um so mehr verdarb Karl es mit der mürrischen Frau Prinzpatin, die nichts mehr haßte als Musik. Sie ließ Karls Mutter kommen und verbot ihr streng, daß ihr Sohn je eine Geige mitbringe. Man stelle sich daher das Glück des Lehrlings vor, als er ein Instrument entdeckte, das er in Laden, im Kontor, im Keller, im Holzstall, auf dem Dachboden, wo immer er allein war, spielen und üben konnte! Auch kostete eine Maultrommel nur zwei Kreuzer und brauchte keine Saiten. Bald vervollkommnete der erfinderische junge Mann das Instrument dadurch, daß er ein Stück Wachs oder Sigellack an das Ende der Zunge anklebte und es so tiefer stimmte. Durch blitzschnellen Wechsel der Maultrommeln beim Spielen verwechte er auf diese Weise in verschiedenen Tonarten zu modulieren. Aber die Sache bot noch die weiteren Vortheile, daß ersteres der Ton infolge der langsameren Schwingungen bei vergrößerter Stahlzunge voller und schöner wurde und daß zweitens ihm die Maultrommeln das Gesicht nicht mehr zerkratzten.

Durch rastlose heimliche Uebung bei Tag und Nacht machte er so überraschende Fortschritte, komponirte auch viele so hübsche Stückchen, daß, als sein Geschäftsherr zufällig davon Kenntniß erhielt, er hinter dem Rücken seiner Frau einige Freunde einlud, um sie durch das Spiel des Jünglings zu erfreuen. Zunächst wollte er ihnen damit ein Räthsel aufgeben. Karl sollte im Dunkeln spielen und die Herren sollten rathen, was das für ein Instrument sei. Nur einer war eingeweiht: Dr. Justinus Kerner von Weinsberg, der den jungen Eulenstein schon zuvor einmal gehört hatte.

Die Herren lauschten verwundert, und wie groß war ihr Staunen, als Licht gebracht ward und ein halbes Dutzend Maul-

Die Calcwa an der weltastikanischen Küste.

trommeln neben dem jungen Manne auf dem Tische lag! Sie konnten es gar nicht begreifen, daß man mit einem solch unscheinbaren Instrumente solche Töne hervorzubringen vermöchte. Justinus Kerner aber überreichte, als Karl Eulenstein ihn einige Wochen später in Weinsberg besuchte, ihm folgendes auf ihn und sein Maultrommelspiel verfaßtes Gedicht*:

„Kommt von Bienen, was ich höre?
Nein, die schwärmen nicht bei Nacht!
Nun erklingt's wie Geisterchöre
Jarier Silphen klar und sacht:
Nun wie Glöcklein, die im Berge
Rühren geisterhafte Zwerge.

Und aus diesen Tönen heben
Sich Gestalten zart und klar
Sterne — Sterne seh ich schweben,
Zauberzeichen wunderbar:
Schaffet Licht, auf daß wir finden,
Welch ein Zauber uns will binden.

Da! Es ist mit seinem Geist,
Der bekannte gute Geist,
Der durch überird'sche Weisen
Uns ins Land der Geister weist.
Doch er schwebt, und langsam wieder
Sinken wir zur Erde nieder."

Das ist ganz der Sänger von Weinsberg, der romantische Arzt der Seherin von Prevorst, der Mann mit dem feinen Ohr für Geister- und Sphärenmusik! Der kluge kleine Karl aber behielt von diesem ersten, im Dunkeln geschehenen Auftreten für alle späteren Zeiten das bei, daß er, auf die Kraftübertragung der Sinne unter sich rechnend, die Zimmer womöglich dunkel oder dämmerig machen ließ, ehe er die zarten Klänge seiner eisernen Miniaturleyra anstimmte.

Des ehrwürdigen Meisters Gedicht machte solch tiefen Eindruck auf den Jungen, daß er damals auf dem Heimwege von Weinsberg nach Heilbronn den Entschluß faßte, sich zum berufsmäßigen Virtuosen auf diesem Instrumente auszubilden, ein Entschluß, der noch bestärkt wurde, als um jene Zeit der Maultrommelvirtuose Koch auf seinen Konzertreisen nach Heilbronn kam. Eulensteins hörte ihn und ruhte nicht, bis er nach einigen Monaten den ganzen Konzertzettel Kochs ebenfalls spielen konnte.

Eulensteins war am Schluß seiner Lehrzeit 19 Jahre alt und wollte nun seinen Plan, als Virtuose zu reisen, ausführen; allein da er gänzlich mittellos, ja selbst ohne die zu einem öffentlichen Auftreten nötigen Kleider war, sein Onkel aber seinen Plan als abenteuerlich und unsinnig verlachte, durfte er dem Rufe der Musen einstweilen nicht folgen. Ein Verwandter in Lüneburg, ein Konditor, bot ihm zu jener Zeit an, auf vier Jahre ohne Lehrgeld bei ihm einzutreten, und da sich nichts anderes bot, reiste Eulenstein am 11. Oktober 1821 nach schwerem Abschiede von seiner Mutter ab und wanderte 18 Tage lang zu Fuß nach Lüneburg, wo er todmüde ankam, aber schon am andern Morgen um sechs Uhr in der Backstube antreten mußte. Da es gegen Weihnachten ging, plätzte für den Konditor gerade das Geschäft . . . von sechs Uhr früh bis nachts oft, ja sehr oft bis zwölf und ein Uhr wurde streng gearbeitet, und vorläufig blieb unserm Künstjünger nichts übrig, als Mandeln zu reiben und Zucker zu stoßen. Und doch vergaß er alle Tagesluft und Backstubenhitze, wenn er die Maultrommel an seine Lippen setzen konnte — nach dem späten Feierabend spielte er noch jede Nacht in der Backstube, bis ihm vor Müdigkeit die Augen zufielen.

Und dennoch fand Eulenstein gerade in diesem Geschäfte den Weg zur Oeffentlichkeit. Mit der Konditorei war eine Wirtschaft mit Billard verbunden. Der aufgeweckte Karl schien dem Besitzer der richtige Mann zur höheren Kellnerei und Billarddebienung, in Abwechslung mit dem Sohne des Hauses. Ohnmals am Tage mußte er jetzt den Teigklöpfel weglegen, um den Gästen aufzuwarten; aber er that es gerne, forderten sie ihn doch mehr und mehr auf, ihnen etwas auf der Maultrommel vorzuspielen. Der Herr des Hauses dachte sich dazu ins Fäustchen . . . das lockte die Leute her; für Karl aber hatte es den großen Vorzug, daß er viel üben und seine große Schicksterkunst vor zuhörendem Publikum allmählich überwinden lernen konnte.

Der Konditor in Lüneburg, ein unternehmender Mann, faßte den Gedanken, hinter seinem Hause ein Theater zu bauen. Damit kamen Schauspieler und Musiker in die Konditorei. Einige von den letzteren machten viel Aufsehens von Eulensteins Maultrommel, und als um jene Zeit der Virtuose Kunzel in Lüneburg ein Konzert gab, hieß es: Eulenstein spielt ebenso gut. Wer viele das glaubten, einer wußte es besser, nämlich Eulenstein selbst, der — im Gegensatz zu so vielen jugendlichen Talenten von frühauf jenes heilsame Mißtrauen in das eigene Können besaß, welches der Sporn und Stachel wird zu immer zähem Fleiß, unermüdlichem, rastlos ausdauerndem Studium.

Am Schluß der Lehrjahre bei dem Konditor durfte Karl sein ein „Abschiedskonzert" in dem Theater seines Prinzipals geben — es gingen 65 Thaler ein und er fand großen Beifall, wie er von einer namenlosen Angst gepeinigt ward und ihm den zum Maultrommelspiel so nöthigen ruhigen Athem benahm.

Was Wunder, daß der junge Mann nach diesem Debut Muth faßte zu einer Kunstreise! Und darin erschütterte ihn einmal ein Brief des Onkels aus Heidbronn, der auf die Nachricht von jenem Konzerte ihm — sicher wohlmeinend und bei anderen jungen Leuten berechtigt, aber gerade diesem Karl gegenüber nicht angebracht — schrieb: „Ein wahrer Musiker, welcher Klavier spielt, den Generalbaß kann und alle Instrumente spielt, kommt Du doch nie werden. Weißt Du Sprichwort nicht: „viel ruschen macht böse Hosen" oder ein Bader das zweite und dritte Handwerk ergreift, wird ein Tausendsapperlot oder ein Bettler? Willst Du ein brauchbarer Musikant (wörtlich) werden, so mußt Du Dich zu jedem Instrumente brauchen lassen können, oder willst Du etwa ein Virtuose auf einem Instrumente werden? Wie ist das möglich und wo kommt denn die reichen Musici und Virtuosen zu finden, die immer sind, eine Mutter zu ernähren? Ich könnte Dir Dutzende Musikanten herzählen, die ihr Leben in Jammer und Elend, Hunger und Kummer ausgehauchten. Musikanten, Musiker, Virtuosen und Komödianten sind alle dem Zufall unterworfen nehmen meistens ein trauriges Ende. Darum bitte ich Dich, bleibe bei Deinem erlernten Handwerk, das einen goldenen Boden hat. Folge mir und den sachverständigen Freunden, die ich da gehört und die Deinen Plan herzinnig tadeln und achten. Traue auf Gott, bete, lerne und arbeite fleißig, so es Dir dereinst gelingen. Das ist die wahre Gesinnung Deines Dich liebenden Onkels J. C. K."

Ach, der wackere Färbermeister, dem dieser Brief im Grabe Ehre macht, hatte ja in manchem so recht . . . Eulenstein es nur zu bald erfahren! Denn als er trotz dieser Abmahnung doch sich aufmachte zu seiner Kunstreise, indem er mit einem Instrumentmacher als Handwerksbursche die Landstraße dahinwanderte, wollte es ihm trotz aller Anstrengungen weder in Celle, noch in Braunschweig, Göttingen, Kassel und Frankfurt gelingen, Konzert zustande zu bringen. Schon war er im Begriffe, wieder nach einer Stelle umzusehen, als ihn die Nachricht von Todes seines Großvaters in seine Heimathstadt zurückrief. Hatte eine Reise von 140 Stunden gemacht, ohne ein einziges Konzert! Trotzdem kam er in Heilbronn mit 11 Dukaten* in der Tasche an, eine für seine damaligen Verhältnisse große Summe, welche uns einen Einblick gewährt in einen hervorstechenden dieses Charakterbildes: eine schier ins Unbegreifliche gehende Zutrauensseligkeit und damit verbundene beispiellose Sparsamkeit, verwuchse deren er trotz alles zeitweisen Unglückes sich immer wieder durchkämpfte zu der Möglichkeit, den Traum seines Lebens verwirklichen.

Natürlich suchte er in der Heimath bald seinen alten schützer Dr. Justinus Kerner in Weinsberg wieder auf und erhielt von ihm einen Empfehlungsbrief nach Oehringen, der ihm Schlüssel wurde zum Landsitz der Fürsten von Hohenlohe-Oehringen in Friedrichsruhe. Als er vormittags um 11 Uhr die Nachricht erhielt, daß er vor der Fürstin spielen dürfe, fiel ihn eine derartige Angst, daß er bis zum Abend seinen Essen konnte. Am Abend ließ er dem Hereinrufen in den Saal auch glücklich seinen Hut fallen, stolperte unter vielen Blicken nach dem Tische, wo seine Maultrommeln schon gerüstet lagen und wie sein Spiel ausfiel, mag man daraus entnehmen, daß seinem eigenen Zeugniß ihm sogar einige Maultrommeln der Hand glitten, so groß war seine Verlegenheit.

Die Fürstin aber schien sich an dem jungen „Maultrommler" doch weidlich ergötzt zu haben, denn nicht nur erhielt er für Spiel 4 Kronenthaler (etwa 18½ Mark) nebst gnädiger Verfichte

* Die hier mitgetheilte Fassung des Gedichtes ist diejenige, welche Kerner selbst in Eulensteins Stammbuch schrieb. Der etwas abweichende Text in der Cottaschen Ausgabe von Kerners Ausgewählten poetischen Werken beruht auf späterer Ueberarbeitung durch den Dichter.

* 1 Dukaten etwa = 9½ Mark.

des feyerlichen Beifalls, sondern er wurde auch noch mit einem Nachtessen bewirthet, das ihm nach dem taglangen unfreiwilligen Fasten gar herrlich mundete. Voll stolzer Hoffnungen trat er am andern Morgen ganz früh seine Reise nach Hall an, um dort ein Konzert zu versuchen; allein obschon er nach dortiger Sitte selbst mit der Einzelnhungsliste zu den ersten Familien ging und den Zweiflern an der Manktrommet gleich ein Stückchen vorspielte, kamen doch nur 50 Personen zusammen, sodaß er am andern Morgen zu sich die Minderzie nach Heilbronn antrat. Er war auf schwere Bauwürfe von dem Onkel vorbereitet, den er nicht zuvor um seine Meinung befragt hatte; allein zu seiner großen Ueberraschung sagte er diesmal nichts — Zuflimus Kerner war bei ihm gewesen und hatte ihm zugeredet, der Karl sei „ein Genie, das dürfe man nicht unterdrücken." Die vier mitgebrachten Kronenthaler und der fürstliche Nimbus von Friedrichshrode her thaten auch das Ihrige.

Damals traf es sich, daß ein Schwager Kerners in eigenen Wagen nach Karlsruhe reisen wollte und dem jungen Enkenstein einen Freisitz zur Mitfahrt anbot. Der Onkel willigte ein, daß mit dieser Reise der erste größere Versuch gemacht werde, ob sein Neffe mit der Musik sein Brot finde. Unterwegs machte dieser in Heidelberg die Bekanntschaft des Prinzen Auguft von Hohenlohe-Oehringen und durch diesen die weitere eines Grafen Lean, welcher ihn einlud, ihn in Paris zu besuchen, — die erste an Enkenstein beantretende Anregung zum Besuche der französischen Weltstadt, von welcher eine flimmernde Ahnung durch seine Seele ging, er werde dort bereinst sein Glück machen!

In Karlsruhe spielte Enkenstein vor der Markgräfin Friederike in Gegenwart der Königin von Schweden mit großem Beifall, erzielte aber in seinem eigenen Konzert eine so geringe Einnahme, daß er sich nun in der großen Kunst üben mußte, von der Ehre zu leben. Auch in Pforzheim, Brüssel und Darmstadt ging es ihm schlecht, und seine Gemüthslage war tief traurig, als er endlich zu Fuß wieder durch die Thore Heilbronns einzog, statt der mitgenommenen 40 Gulden kroß äußerster Einschränkung nur noch fünf in der Tasche. Dies also war der Erfolg der ersten größeren „Kunstreise"!

Da sollte freilich Karl ernstlich die Kunst an den Nagel hangen und in die Dachstube zurückkehren. Nach Stuttgart aber, um eine Stelle zu suchen! Gleichwohl ging der Jüngling nicht aus seiner Vaterstadt, ohne von Dr. Kerner sich Empfehlungen an dessen Freunde nach Stuttgart verschafft zu haben. Und als das Herumsuchen bei den Kondilvren nichts half, zog Enkenstein die Kernerschen Briefe hervor und spielte schon nach zwei Tagen Manktrommel in einer Gesellschaft bei dem Dichter Gustav Schwab. Ludwig Uhland und Wilhelm Hauff, sowie mehrere Musikfreunde waren zugegen, und Enkenstein spielte so gut, daß auch in diesem Kreise sein Name bekannt wurde und durch Freiherrn von Gemmingen eine Einladung an ihn erging, sich vor der verwitweten Königin von Württemberg in Ludwigsburg hören zu lassen. Das fiel so gut aus, daß ihm von der Königin, welche eine englische Prinzessin war, ein Empfehlungsbrief nach England in Aussicht gestellt wurde, den er später auch erhielt und benützte.

Die Versuche, vor dem König Wilhelm in Stuttgart zu spielen, wollten nicht gelingen, und da es gegen Weihnachten ging, auch der warnende Onkel sich wieder aus Heilbronn hören ließ, trat Karl bei Konditor Wurschel ein, einem Manne, der ein Kunstfreund, wenn auch auf anderem Gebiete, war* und seinen Gehilfen gerne den Nebenverdienst mit seiner Manktrommel gestattete. Enkenstein nahm durch den doppelten Erwerb viel Geld ein, und es ging ihm in dieser Zeit so gut, daß er hätte vollauf zufrieden sein können. Allein da machten die Poeten neue Gedichte auf seine Manktrommel, in den Zeitungen erschienen Artikel über das eigenartige Talent des jungen Mannes, und da duldete es ihn nicht länger beim Knchenbacken. Als freier Künstler die Welt sehen, die Menschen erfreuen, entzücken durch sein Spiel, diesem Sterne wollte er folgen und sollten ihm auch noch viel tausendmal schwerere Entbehrungen und Entsagungen, als er sie schon erlebt, beschieden sein!

Um gefeit zu sein gegen die ärgste Noth, beschloß er, wieder der äußersten Sparsamkeit treu zu bleiben, und machte gleich einen guten Anfang damit, indem er auf seiner Fußwanderung nach Tübingen (34 Kilometer) im ganzen nur drei Kreuzer verzehrte. Als er aber in der Musenstadt mit seiner Schachtel gestimmter Manktrommeln den Konzertsaal betrat, da war es kein Geringerer als der bekannte Komponist der „Loreley" und so vieler bery inniger Volkslieder, Friedrich Silcher, der ihn auf der Guitarre zu seinem Spiele begleitete.

Vom Beginn seiner Laufbahn an war es Enkensteins Klugheit, sich, wo er nur immer konnte, Empfehlungs- und Einführungsbriefe zu verschaffen und die eine Bekanntschaft aus der anderen zu entwickeln. Tübinger Studenten empfahlen ihn an Heidelberger; auch in dieser Neckarstadt fiel sein Konzert gut aus. Weniger begünstigte ihn das Glück in Mannheim und Frankfurt; dort rieth ihm Kapellmeister Strauß, nach der Schweiz zu gehen. In Basel fing er an und spielte dann in Aarau bei Lehrshuß von zehn Louisdor. „So viel Geld für so wenig Mühe!" rief er bei dieser Einnahme, und da leuchtete auch schon wieder der Gedanke neu in ihm auf, der ihn nicht mehr verließ: „Nach Paris!" Der Zufall wollte es, daß er in Lausanne die Bekanntschaft eines angesehenen Pariser Musikers, des Harfenspielers Stockhausen, des Vaters von Julius Stockhausen, machte; der bestärkte ihn in seinem Plan und ward nachher in der Seinestadt sein rettender Engel.

Als Karl Enkenstein am 2. Dezember 1825 in Paris ankam — seine Baarschaft betrug 250 Franken — da pochte ihm angesichts des endlosen Häusermeeres gewaltig das Herz und der Straßenlärm betäubte ihn vollständig. „Da soll man Deine Manktrommel hören?" frug es bang in ihm, und zuletzt überkam es ihn elsklatt, er werde hier am Ende Schiffbruch leiden müssen. Zum ersten Male lernte er die riesigen Entfernungen in einer solchen Stadt, die Schwierigkeit, die Leute anzutreffen, kennen. Als er sich aufmacht mit seinen Empfehlungen, angethan mit seinen besten Kleidern, und wie er so dahingeht auf dem Boulevard, von Sorgen und Zweifeln geqnält, da schlägt ein Straßenfeger neben ihm seinen kothgefüllten Besen an einen Baume aus und die ganze Ladung trift das jugendliche deutsche Musikantenbürschlein. Das verzweifelte schier darob, denn ein merkwürdiger Zug tritt da wiederum in diesem Lebensbilde zu Tage: kleine Widerwärtigkeiten zu ertragen, fiel ihm viel schwerer als langes Ausharren unter dem Drucke der widrigsten Umstände. Zunächst griff er zu seinem altbewährten Mittel zurück: möglichst wenig brauchen, so lange er nichts verdiente. Wohl spielte er in Familien, man bewunderte ihn; aber da es in Paris nicht Sitte war, Künstler für ihr Spiel in Gesellschaften zu bezahlen, mußte er einstweilen mit dieser Bewunderung vorliebnehmen und, nur sich bekannt zu machen, weiter spielen, bis er schließlich fast vor Hunger kam. Das ist bei Enkenstein buchstäblich zu nehmen. Er aß des Mittags nur noch ein zwar kleine getrocknete Fische, und erst nachdem er zwei Tage keinen Bissen mehr über die Lippen gebracht hatte, entdeckte er sich einem Freunde — eben dem braven Stockhausen, der über die Tiefe des Elends erschrak, in das er da blickte.

Er verschaffte Enkenstein zunächst Arbeit durch Notenabschreiben; dann aber wirkte er bei seinen Schülern, meist reichen Leuten der höheren Stände, auch Kräften für ihn, und es folgte nun Einladung auf Einladung. Eine Karte wird gedruckt und das Humorar für das Spielen in Gesellschaften auf 40 Franken festgesetzt. Die Zeitungen reden von dem deutschen Manktrommelspieler, einige reißen ihre Witze über ihn, das macht aber die Leute, statt sie abzuschrecken, nur um so neugieriger. Er lernt Rossini und Paer kennen, wird von dem letzteren bei dem Herzog von Orleans, dem späteren König Louis Philipp, eingeführt, und nun kam ein großes Pariser Konzert zustande, das seinen Ruf begründete.

Nun geht ab folgte ein gutes Konzert dem andern, eine werthvolle Bekanntschaft der andern, und endlich, nachdem er vor dem Könige der Franzosen in den Tuilerien gespielt, sollte sich das höchste Träumen des bescheidenen Jünglings erfüllen: es öffnete sich ihm auch das Schloß des Königs von England.

Nie in seinem Leben, erzählte er, war er aufgeregter als an diesem Tage — in der Verwirrung gab er dem Kutscher einen Sovereign statt eines Schillings*, den er — glücklicher als andere

* Derselbe legte sich im Laufe der Jahre die schönste Sammlung von Porzellangegenständen aus den von Herzog Karl gegründeten Porzellanfabriken, insbesondere der Ludwigsburger, an; der württembergische Staat erwarb später diese kostbare Sammlung.

* Etwa 20 Mark stan einer.

Englandreisende — andern Tages zurückerhielt. Um zehn Uhr fing das Hofkonzert an mit einer Ouverture von Händel. Entenstein, schon vorher eingenommen gegen den in englischen Gesellschaften herrschenden, seinen zarten Musikinstrumente feindlichen Lärm, schaute bei dem Wettern der Blechbläser besorgt ins Nebenzimmer, wo der König weilte. Als die Reihe an ihn kam, ermunterte ihn bald der König durch ein Bravo, in das die andern einstimmten, wünschte aber, daß er sein Tischchen ganz dicht zu ihm heranrücke, und sah ihm dann genau zu bei der Behandlung der Maultrommel. Nach Beendigung des Spiels gab es ein reichliches Nachtmahl mit Weinen aus des Königs Keller, die unserem sonst so enthaltsamen Maultrommler derart mundeten, daß er — ein höchst seltener Fall in seinem Leben — am anderen Morgen nicht mehr wußte, wie er den Weg ins Bett gefunden hatte.

Als sich dann die vornehme Welt auf Reisen und in die Seebäder begab, da zog es auch unsern Freund nach Deutschland, insbesondere nach Lüneburg zurück, wo eine Maid saß, die sein Herz sich erkoren hatte und die mit stiller Treue dem Tage entgegenhoffte, da er sie zum Altare führen werde.

Nun ging es auch in Waterstadt Heilloroon zurück. Das dort wohnende rege Handelsvölkchen hatte auf einmal, da sein Ruhm von außen in die Heimath zurückklang, Glauben an ihn, und Hunderte strömten herbei zu seinem Konzert, während früher bei seinem dortigen Auftreten nur 20 Personen gekommen waren.

Als Entenstein im nächsten Frühjahr abermals nach London reiste, traf ihn ein schwerer Schlag. Beim Essen brach ihm einer der Zähne aus, die er zum Maultrommelspiel brauchte, da das Instrument mit den Zähnen gehalten wird. Zwar gelang es der Kunst des berühmten Zahnarztes Cartwright, in die zurückgebliebene Wurzel einen künstlichen Zahn einzusetzen, mit dem er vorläufig noch weiter spielen konnte, doch sah Entenstein seiner Virtuosenlaufbahn ein baldiges Ziel gesetzt, da mit falschen Zähnen sein Spiel auf diesem Instrumente unmöglich ist.

Es überkam ihn nun ein förmliches Fieber, die ihm noch vergönnte Zeit zu nützen und zugleich die Guitarre, die er schon in Paris neben seiner Maultrommel zu pflegen begonnen hatte, mehr zur Geltung zu bringen. Binnen kurzem wurde er auch als einer der besten Guitarrelehrer Londons bekannt und bekam so viele Schüler, daß er keine mehr annehmen konnte.

Und als nun das Unvermeidliche geschah und er den letzten Oberzahn verlor, er also der Maultrommel unwiderruflich entsagen mußte, war seine Lage hinlänglich gefestet, daß er daran denken konnte, sich dauernd in einer der englischen Städte als Lehrer niederzulassen und seinen eigenen Hausstand zu gründen. Zur Sicherheit fügte der findige Mann dem Musikunterricht den Sprachunterricht hinzu und schrieb eine deutsche Grammatik für Engländer, welche in der Folge vielen Auflagen erlebte und ihm von wesentlichem Nutzen ward.

* * *

An der Seite der braven Lüneburgerin, einer einfachen, frommen Hausfrau, brachte es Karl Entenstein im Verlaufe von 15 Jahren zu einem sehr ansehnlichen Vermögen; am 27. Juli 1847 reiste er mit drei ihnen Kindern in seine Vaterstadt Heilloroon zurück, wo er sich ein Haus baute, einen Garten kaufte und überaus glückliches Familienleben führte. Später siedelte er nach Citti in Steiermark über und feierte dort zu Weihnachten 1870 Jahres in der Villa seiner Tochter, der Frau Heinz von Rood seinen 87. Geburtstag unter festlicher Betheiligung der dortigen Einwohnerschaft. War doch der alte freundliche Herr bekannt und beliebt bei jedermann. Man wußte von ihm, daß die schönsten Sammlungen besaß von Muscheln, Schnecken, Steinerungen, Vogeleiern, Schmetterlingen und Käfern.

Sein reger Geist versuchte sich in vielfachen wissenschaftlichen und technischen Beschäftigungen. So verfertigte er vorzügliche Spiegeltelekskope, mikroskopische und schrieb, über 80 Jahre noch gefällige Duette für Violine und Klavier, die viel gespielt wurden. Er dachte, frisch und munter wie er in seinen jungen Tagen war, wohl hundert Jahre alt zu werden; aber seine Lebensflamme nahm doch rasch ab und erlosch im Januar dieses Jahres. Wenn man ihn von den Erlebnissen seiner musikalischen Laufbahn erzählen hörte, wie er Künstler geworden war aus eigener Kraft trotz aller Noth und Entbehrungen, so klang das wie ein Märchen aus einer verschollenen Welt; und doch hatte er Talent und Verständniß auch dafür, was das heutige Geschlecht begehrte, wie man das zumeist bei Leuten findet, die alles aus sich selbst geworden sind.

Und auch ein Schimmer von Romantik fehlt nicht in dem Lebensbilde. Der Großvater Entensteins war einst in Heilloroon eingewandert als ein tüchtiger Musikant, im Ränzlein ein Wappen auf Pergament von der aus Meißen stammenden Familie Entenstein, vormals genannt von Entenburg". Die Stürme des Dreißigjährigen Kriegs hatten die Burg vernichtet, ein Brand die Kirchenbücher des benachbarten Dorfes zerstört, und da diese nur noch wenige Steine fanden, wo einst die Burg gestanden, nannten sie sich fortan Entenstein und legten auch den Adel ab.

Wie schön der Frühling ist?

Wie schön der Frühling ist?
So schön, daß, wenn er grünt die Erde kaum,
Das Herz sein ganzes Winterleid vergißt.
Wie man vergißt wohl einen schweren Traum —
So schön, daß aus sein erster weicher Hauch
Der Hoffnung leichte Schwingen wieder hebt.
Die aus der kargen Knospe schon am Strauch
Sich lächelnd tausend reiche Kränze webt.

Wie schnell der Frühling zieht?
So schnell, wie alles Schöne schwinden muß,
Schnell, wie die Jugend, wie die Liebe flieht.
Wie uns das Glück enteilt nach flücht'gem Kuß.
So schnell, daß, eh' den trunk'nen Blick hinein
Wir tauchten in sein lichtes Himmelsmeer,
Die zarten finden, und im stillen Hain
Die Nachtigall schon klagt: „Er ist nicht mehr!"

A. Nicolai.

Das Ablesen vom Munde.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten

Am 30. April 1700 starb in Leipzig Samuel Heinicke, der Begründer der ersten deutschen Taubstummenanstalt. Die „Gartenlaube" hat wiederholt dieses edlen Menschenfreundes gedacht und in Wort und Bild sein Andenken geehrt. Es genüge darum hier, darauf hingewiesen zu haben*. Die Saat, die der wackere Heinicke ausgestreut, hat in den vergangenen hundert Jahren reiche Frucht getragen. Das Recht der Taubstummen auf Bildung und Erziehung ist allgemein anerkannt und in allen gesitteten Staaten sind Taubstummenanstalten eingerichtet worden. Voran geht Deutschland, das allein gegen hundert zählt. Wohl ist auch hier noch viel zu thun übrig; aber in einzelnen deutschen Ländern, z. B. im Königreich Sachsen, ist bereits das schöne Ziel erreicht, daß jedes taubstumme Kind in einer Taubstummenanstalt Aufnahme findet. Nehmlich ist es in Württemberg. Und in den übrigen Staaten steht dies Ziel zu erreichen, denn jedes Jahr weist von neu errichteten Anstalten zu erzählen.

Welch reicher Segen ist bereits der Menschheit aus diesen Schöpfungen! Tausende von Unglücklichen, die sonst unmündig und roh Hohn ihrer Angehörigen oder der öffentlichen Armenpflege verfallen wären, sind zu ordentlichen, brauchbaren Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft erzogen worden. Neben einer sittlich religiösen Bildung und Erziehung sind es besonders zwei wichtige Gaben, welche die Taubstummen in den sie für eingerichteten Schulen empfangen. Sie lernen sprechen, können also anderen hörbar und verständlich ihre Gedanken ausdrücken, und dann — was nicht minder wichtig ist — lernen sie von Lippen anderer die gesprochenen Worte ablesen und verstehen.

Und noch hier weitere Kreise wird die Arbeit der Taubstummenanstalten segensreich werden. Die an Sprachfehlerchen leidenden Kinder, die Stotterer und Stammler finden an Taubstummenlehrern gute Be-

* Ach Anfuß seines Landsmannes Zedenzgen soll Samuel Heinicke in Eppendorf bei Hamburg, wo er von 1720 bis 1728 als Schulherr und Cantor wirkte und sein neues Gesangbuch zum ersten Male mit Glück an dem tonbildenden Sohne eines Müllers erprobte, ein Denkmal errichtet worden.

Photographie von Franz Hanfstaengl Kunstverlag A.-G. in München

Das letzte Kleinod.

Nach einem Gemälde von C. Spielter.

Die Heilung des Stotterns wurde bisher vielfach als Geheimniß behandelt und die Wissenden ließen es sich überaus bezahlen. Durch die Schriften der Taubstummenlehrer Gutzmann in Berlin, Günther in Neuwied ꝛc. ist das Heilverfahren allgemein bekannt geworden, und in verschiedenen Städten Deutschlands hat die Behörde nach diesem Verfahren mehrgenannte liche Heilkurse für stotternde Schulkinder eingerichtet, so in Potsdam, Braunschweig, Dresden, Elberfeld ꝛc. Rudolf Taubenreds Werkchen um die Heilung des Stotterns sind schon früher in der „Gartenlaube“ hervorgehoben worden, und von ihm wird auch demnächst ein Buch darüber, „Das Stottern. Eine Psychose“ (mit Illustrationen), im Verlage von Ernst Keil's Nachfolger erscheinen.

Aber auch der großen Zahl jener Bedauernswerthen, die in späteren Jahren schwerhörig geworden oder ertaubt sind, wird durch die Arbeit der Taubstummenanstalten ein gutes Verständigungsmittel mit ihrer Umgebung geboten. Wie die Taubstummen, so vermögen auch sie die Kunst zu lernen, mit den Augen von den Lippen anderer das gesprochene Wort abzulesen. Es beruht dies auf der Thatsache, daß jeder deutlich gesprochene Laut eine bestimmte Mundstellung erfordert. Man trete vor einen Spiegel und beobachte sich beim Sprechen. Wir beobachten Mundstellung, mit der ich ein reines a aussprechе, kaum ich sein reines a sprechen. Beim a ist der Mund vollständig geöffnet, beim o werden die Lippen etwas vorgeschoben, wodurch sich die Mundöffnung etwas verengert, und noch mehr ist dies der Fall, wenn ich u spreche. Beim e ist die Mundstellung breit und beim i treten die Mundwinkel noch weiter zurück. Wieder andere Mundstellungen erfordern die Konsonanten. Man spreche vor dem Spiegel b, d, f, l, s, sch, k ꝛc., und man wird deutlich die verschiedene Mundstellung bemerken können. Minunter sind diese Unterschiede freilich ziemlich unbedeutend; oder selbst die Laute, die mehr im Innern des Mundes gebildet werden, lassen sich doch durch scharfes Beobachten erkennen, da sie äußerlich auch das Gesicht in Mitleidenschaft ziehen. Man sprechе z. B. beim Sprechen des n und ng. Das im Gaumen gebildete der kümmerte r ist nicht sichtbar, wohl aber das richtige mit der Zungenspitze gesprochene r, das ja auch von Sängern und Rednern angewendet wird.

Wie nun die gebrauchten Buchstaben ganz bestimmte Formen haben, an denen wir jeden einzelnen sofort erkennen, so nehmen die Laute auch beim Sprechen ganz bestimmte, sichtbare Formen an, die vom Munde abgelesen werden können.

Freilich, das Ablesen vom Munde ist viel, viel mühsamer zu erlernen, als das Lesen der Buchstaben und Zusammensetzungen derselben zu Wörtern und Sätzen. Die gebrauchten oder geschriebenen Buchstaben stehen immer vor dem Auge sichtbar da, die Mundstellungen beim Sprechen lassen sich aber nicht festhalten, sie wechseln schnell und erscheinen jedesmal in neuen Zusammen. Daß es aber möglich ist, dafür liefert jede deutsche Taubstummenanstalt hinreichende Beweise. Fast alle Zöglinge lernen dies Ablesen vom Munde. Die Minderbegabten und die Schwachsinnigen natürlich in geringerem Grade als die deutlich begabten und gut sehenden Schüler.

Das Sprechenlernen der Taubstummen ist mit dem Ablesen eng verbunden. Der kleine Schüler ahmt die Mundstellung, die Bewegungen der Zunge, der Lippen ꝛc. nach, er fühlt und hört an der Nase, am Kehlkopf das Vibriren, das durch das Sprechen hervorgebrachten Bewegungen; er fühlt den Hauch bei der Aussprache des Lautes, und nach langen Mühen seines des Lehrers wie des Schülers gelingt es ihm, den gleichen Laut zu bilden und zu sprechen. Ohne daß Kinder und Lehrer diese Thätigkeit unterrichte hier weiter einzugehen, sehen wir wieder zur Kunst des Ablesens vom Munde zurück.

In diesen der großeren Taubstummenanstalten werden die Schüler in sogenannten A- und B-Klassen unterrichtet. In den ersteren sitzen die Befähigteren, namentlich auch die, welche noch etwas hören können oder die erst später ertaubt sind; in den letzteren befinden sich die schwächer Begabten. Tritt nun eine mit dem Taubstummenunterricht unbekannte Person in eine A-Klasse ein, so meint sie in den ersten Augenblicken, sie gegangen zu sein und sich nicht in einer Taubstummenschule, sondern in einer gewöhnlichen Volksschule zu befinden. Es wird keine Gebärdensprache angewendet; der Lehrer spricht zu den Kindern, die Schüler antworten. Obwohl aber also laut geredet wird, so hört doch keiner der Schüler das Gesprochene. Auch die, welche noch etwas Gehör haben, nichts Zusammenhängendes, sondern höchstens einzelne Worte; so ist der Taubstummenschule nicht besuchen. Alle Schüler sind gespannt auf den Mund des Sprechenden und lesen dort die Sprache wie andere Kinder dieselben von der Wandtafel oder dem Buche lesen. Die Putze sind in Holzdreis so gestellt, daß die Schüler auf den Mund sehen können, und der Lehrer steht oder sitzt so, daß Licht auf sein Gesicht fällt. Bleibt er sich noch der einen Seite, ihm ein Theil der Schüler nicht verstehen — er mag auch sprechen — denn sobald die von seinem Munde nicht mehr sichtbar sind, keine Worte für sie mehr. Es ist daher ein ermüdendes Sätzen werden die Kinder in biblischer Geschichte, Religion, in Sprache und Vaterlandskunde, in Naturgeschichte, im Rechnen ꝛc. unterwird, mit Ausnahme des Gesanges, in der Taubstummenschule so doch getrieben, was in der Volksschule getrieben wird, wenn auch derselben Anordnung. Dort lernen die Kinder durch das Ohr Auge, hier nur durch das Auge. Kein Wunder, daß der Unterdes Taubstummenschule viel langsamer vorwärtsschreitet und daß Frage mehrfach wiederholt werden muß, ehe der Schüler sie richtig

Am leichtesten liest der Taubstumme vom Munde seines Lehrers seiner Mitschüler, da heut er ist an deren Sprechen gewöhnt. Je reder scharf und deutlich Sprechende die Laute auf diesem Wege löst gelingt diesellben Mundstellungen sehen muß, so gewöhnt kleine Schüler auch und nach an das Sprechen fremder Personen diese Laute erlangen eine Fertigkeit im Ablesen vom Munde, je mehren sehen. Sie gewöhnen nicht nur Worte, Fragen und Sätze abzulesen, sie verstehen auch Geschichten, die ihnen erzählt, Vorträge, die ihnen gehalten werden. Natürlich ist immer dabei achten, daß der Sprechende nahe steht, daß sein Gesicht gut beleuchtet ist und deutlich und mäßig schnell spricht, daß er den Kopf nicht bewegt. In weiterer Entfernung, bei Dunkelheit, bei undeutlichem Sprechen hört die Kunst des Ablesens auf. Dagegen bilder bei besonderes Hinderniß, sobald er nicht die Lippen überdeckt.

Was nun der Taubstummen erlernen kann, das vermag der Hörige oder der in späteren Alter Ertaubte auch, wenn nicht nur er dann auch die mit ihm Verkehrenden genug Geduld und Ausdauer Es gehört lange, lange Uebung dazu, um es nur zu einiger Fertigkeit bringen. Wie der Taubstumme, so wird auch der Schwerhörige leichtesten die verstehen lernen, mit denen er am meisten zu thun hat. Und hier lohnt schon ein kleiner Erfolg reichlich die aufgewendete denn auch eine kleine Fertigkeit im Ablesen vom Munde erleichtert mein den Verkehr mit seinen Lebensleuten und seiner Umgebung.

Wie diese Kunst zu erlernen ist, wurde bereits angedeutet. Es sich im Orte eine Taubstummenanstalt, so wird gewiß ein Taubstummenlehrer gern die Unterweisung übernehmen, und der Schwerhörige wird dann bald die Ueberzeugung gewinnen, daß er sich nicht ausgeblieben, wenn der nöthige Gehalt vorhanden ist. Ist aber die treffende auf sich selbst und die Seinigen angewiesen, so studire zuerst im Spiegel, wie die einzelnen Laute sich bilden und Mundstellungen dabei vorkommen. Dann lasse er sich von seinen Personen, deren Sprechweise ihm, wegen ihrer Zähne gehören, gutem Zustande befinden, erst einzelne Laute, dann leichte Lesungen vorsprechen und versuche dieselben abzulesen. Nun kommen bald kurze Sätze an die Reihe, es werden auch häufig vorkommende Redensarten ꝛc. geübt. Ein bekannter Vers oder ein bekanntes Gedicht oder eine bekannte kleine Erzählung wird langsam vorgesprochen. Später wird ein längeres Lesestück, dessen Inhalt aber Schwerhörigen schon bekannt ist, in ähnlicher Weise durchgenommen, jetzt werden auch vorher unbekannte Dinge besprochen.

So gewöhnt sich das Auge an scharfes Beobachten und lernt und noch die kleinen Unterschiede, die beim Sprechen sich am Mund jungen Gesichte zeigen, selbstolten. Endlich kann auch unmerklich wird den Zusammenhang erraten und immer sicherer in den Ablesens vom Munde werden.

A. E. Fitger

Blätter und Blüthen.

Die Lagena an der westafrikanischen Küste. (Mit Abbildung S. 317.) An den Flachküsten erzeugt das Meer eine eigenartige Brandung, welche die englischen Seeleute mit dem Namen „surf“ bezeichnen; man brodachet sie an den „Landen“ von Pitcairn, im Süden von Neuseeland, an der Südspitze von Amerika und auch in unserer Nord- und Ostsee, am vollendetsten aber ist sie an der westafrikanischen Westküste ausgebildet und da ist hier „Lagena“. Sie umgürtet das Land mit einem ablösbrechenden Gurtel, welche die Landung völlig unmöglich, und die Landschaften, welche in Westafrika ihre Faktoreien besitzen, sind gewohnt, mit ihr als einem nothwendigen Uebel zu rechnen, das stets den Vortheil eines gewissen Vorsprunges von Waren verursacht.

Die Lagena ist eine ganz merkwürdige Erscheinung und großartig, wenn sie mit Stärkerer Macht auftritt. Von einem etwas erhobten Standpunkt aus erscheint alsdann dem Beobachter das glänzende Meer von dreigeschwungenen regelmäßigen Furchungen durchzogen, welche, durch Licht und Schatten abgezeichnet und unabsehbar sich dehnend, anwährend gleich mit der mittleren Strandlinie laufen. In mächtiger, aber ruhiger Bewegung drängen sich der Ferne die Wogen zu die Küste heran und werden in dem sacher werdenden Wasser höher und höher. Durch die Reibung am Boden in seinen Fortschreiten gehemmt, verwandelt sich zuletzt der langsastreche Wellenzug in einen vollständigen Roller, der sich mit seinem vorangeeilenden oberen Theile nach vorn wolbt und nahe an Strande in einem schönen Bogen überstürzt. Während eines Augenblicks die Masse einem flüssigen, durchsichtenden Tunnel, in dem brichs sie in gewaltigem Sturze donnernd und prasselnd zusammen. Wenden, wie bei Explosionen, durch die im Innern eingepreßten Springstrahlen und blendende Wasserstaub emporgetrieben, dann sich die schäumende wirbelnde Fluth am glatten Strande hinauf, und bald wieder wuchtig zurückzurauschen, dem nächsten Roller entgegen.

Die Zerstörung, welche nicht die Schönheit eines solchen Anwiederzugeben.

Einen besonderen Reiz gewinnt das Schauspiel, wenn die Sonne höhe, etwa bei einem tiefdrechenden Gewitter, den Rollern von Osten entgegenwirken, ihre Spitze zu Fall bringen, sie zu Ausbruch zwingen und ihre zerfetzten Kamme hinwegführen; derer herzaufsteigen Wasserfall ist dann mit einer sprühenden flatternden Mähne gekrönt, unregelmäßiger gebrauchsgeschäumender Schönheit ist oder der Anblick der Sonnenuntergang, wenn das Wasser phosphorescirt, von blitzähnlichen Lese durchzuckt wird, oder wenn das Licht des Vollmonds eine zauberin höheren Breiten undenkbare Helligkeit über dieselbe ergießt, und minder des Abends, wenn die Farbenpracht eines prächtigen Sonnenuntergangs im wechselnden Spiel von dem bewegten Elemente wiedergeb

Das Getöse, welches diese Art Brandung hervorbringt, erinnert einiger Entfernung sowohl an das Rollen des Donners wie an

Frohnen und Praffin eines verderbenreichen Schnellzuges, durch seine Verwegenheit aber auch an das ferne Feuer schwerer Geschütze; dazwischen wird bald ein dumpfes Brausen, bald ein helles Zischen und Schmettern hörbar. Zuweilen endet das Toben plötzlich mit einigen überaus nachdrücklichen Schläge und es folgt eine feierliche, ernste Stille. Es ist unmöglich des Nachts von hohem Berge, der mannigfach wechselnden Stimme, dem grobartigen Abwehmen der Calema zu lauschen.

Diese Schilderung entwerfen deutsche Forscher in dem schönen Werke „Die Lounge-Expedition". Ueber die klimatische Wirkung dieser Erscheinung gehen die Meinungen auseinander. Der Mond soll auch in diesen Fälle seine Hand mit im Spiele haben; am wahrscheinlichsten aber dürfte die Annahme sein, daß die Calema eine Folge der Stürme sei, welche im Süden zwischen den 40. Graden südlicher Breite so sehr toben, daß die Seefahrer jene Meeresgegenden die „brausenden Vierziger" genannt haben. Die ausgetretenen Massen pflanzen sich im Ocean fort und brechen sich an der Küste in Fluthwellen der Gestalt der Calema.

Während einer heftigen Calema kann eine Verbindung zwischen Land und Meer nur sehr mühsam, bei besonders schwerer überhaupt nicht unterhalten werden. Dennoch mehrfache erfolglose Versuch trotz der bedeutenden Lebensgefahr, welche mit dem Landen des Bootes verbunden ist, zu öfters unglücklich; gar manchen Europäer wie Afrikaner hat in der Brecherzone seinen Tod gefunden oder schwere Verletzungen davongetragen, während Güter meist unversehrt geborgen wurden, auf Tod und Leben hängt es dem wehenden Wasserschwall gezungen hat, der wird bei stärkerer Calema nie ohne Betäubung die Zone der Brecher durchschneiden, deren Tücken der besten Beobachtung, der vollendetsten Sicherheit spotten.

Litterarisches Freiheitsrecht. Seit einigen Jahren besteht bekanntlich eine internationale Uebereinkunft zum Schutze von Werken der Literatur und Kunst, durch welche den Schriftstellern beziehungsweise Künstlern in den kontrahirenden Ländern ein übereinstimmender, gleichmäßiger Rechtsschutz für ihre Werke gewährleistet wird. Leider haben sich an dieser internationalen Uebereinkunft nicht alle Kulturstaaten betheiligt.

In welchem Umfange aber das Bedürfniß nach einem solchen Schutze sei, ein Fall aus Holland, der eben zu unserer Kenntniß gekommen ist. Von dem gegenwärtig in der „Gartenlaube" erscheinenden Roman „Flammenzeichen" von E. Werner werden, noch ehe derselbe vollständig vorliegt, drei Uebersetzungen, nur als Manuskript gedruckt, in Form einer Subskriptionsausgabe veröffentlicht, selbstverständlich ohne jede Ermächtigung seitens der Verfasserin oder des Verlegers.

Also liegt der erste Bogen der im Verlage von Hobbert u. Komp. in Amsterdam erscheinenden Buchausgabe vor, welcher der Gewissenhaftigkeit des Uebersetzers ein merkwürdiges Zeugniß ausstellt. Der Titel „Flammenzeichen" ist umgeändert in „Brobert von Falkenried", offenbar weil der niederländische Leser mit dem ersteren nichts anfangen könnte. Ebenso sind Wissenschaftlich anstommen zu lassen, ist das Wort „Flammenzeichen" in Klammern beigesetzt. Wenn eine Buchausgabe schon mit solcher Pietät gegen die ursprüngliche Verfasserin verfährt, wie mögen erst die Zeitungsfeuilletons aussehen!

Leider geben die Gesetze keine Handhabe, um diesen Unwesen zu steuern, und es wäre tonisch, wenn es nicht so traurig wäre, daß das literarische Eigenthum unserer Schriftsteller in dem einen „Musterland" Europa einen besseren Schutz genießt als in dem brederen Holland. —

Ein Nationaldenkmal für Bismarck. In dem Augenblick, da Fürst Bismarck aus seinen Aemtern und Würden als Kanzler des Deutschen Reichs und preußischer Ministerpräsident scheidet, hat sich auch der Gedanke geregt, dem großen Staatsmann, der unser deutsches Vaterland zu dem gemacht hat, was es heute ist, als Ausdruck unverwelklicher Dankbarkeit ein Denkmal zu errichten. Hervorragende Männer aus allen Kreisen und allen Gegenden Deutschlands haben sich zusammengethan, diesen Gedanken zur Durchführung zu bringen, sie haben den Kaiser zum Protektor ihres Werkes gewonnen und werden sich nunmehr mit einem warmen Aufruf an das deutsche Volk wenden, damit es ihnen bei dem patriotischen Unternehmens beizustragen. Es heißt in dem Aufruf:

„Der weltgeschichtliche Augenblick ist gekommen: Fürst Bismarck, der mit Kaiser Wilhelm dem Siegreichen als dritten Kanzler des Deutschen Reich zusammenschmiedete, er, auf den die Völker des Erdballs bewundernd als auf den größten Staatsmann seiner Zeit, er ist aus dem Amt geschieden, welches er ein Vierteljahrhundert hindurch mit der Erleuchtung des Genies, mit der unwiderstehlichen Macht eines gewaltigen Charakters geführt hat.

Niemand von je durchzuckte die deutschen Herzen in diesem Bewußtsein der Geschicke unseres Volkes, das der Fürst in seine Hand genommen, uns gewesen, deßen, was er uns geleistet, und die Begeisterung und Dankbarkeit, die Liebe und Verehrung von ganz Deutschland, sie ringen nach einem Ausdruck, um unserem großen Kanzler bei seinem Abschied würdig zu feiern.

Auf denn, Ihr Deutschen von Nord und Süd, vergesset fei in diesem Augenblick der Zwiespalt der Parteien, der Widerspruch der Meinungen; die Flamme reinster Dankbarkeit allein, sie lodere auf in unseren Herzen. Reichen wir uns die Hände, um dem Führer zur Einheit Deutschlands unsern Dank darzubringen. Und wie könnte das würdiger geschehen, als dadurch, daß ihm ein Nationaldenkmal errichtet werde in der Reichshauptstadt, der Stätte seines Wirkens. Darum also, die Herzen auf, die Hände auf, geht und baut mit an dem Denkmal, das künftigen Geschlechtern erzählen soll von der Größe des ersten deutschen Reichskanzlers, von der unzähligen, unauslöschlichen Dankbarkeit des deutschen Volkes."

Kirchenlyrik. (Zu dem Bilde S. 313.) Ein Leben voll Glück und Unschuld, voll Seelenfrieden und heiteren Lebensgenusses, voll stiller Naturfreude und dankbarster Genügsamkeit — das ist es, was wir uns unter einer Idylle vorstellen, und darin sind die Dichter zu allen Zeiten einig gewesen. Weit gingen die Zeitalter und die Verkündiger ihrer Stimmungen, die Dichter, verschiedene Wege, wenn es galt, die Stätte zu suchen, wo solch eine reine Glückseligkeit, die Verkörperung der Idylle, zu finden wäre. Gerthe fand sie in der einfach bürgerlichen Häuslichkeit seines „Hermann", Voß im heutschen Landpfarrhause und Jean Paul im Leben des „Schulmeisterlein Wuz". Aber es gibt einen Stand, der bei allen Kulturvölkern des Alterthums und der Neuzeit vorzugsweise in der Verklärung idyllischen Glückes strahlt, der Hirtenstand. Bei den Hirten scheint die Phantasie des alten Griechen Theokrit, des Vorbildes aller Idyllendichter, zu ihnen sichten sich auch überreizter und überdürherer Umgebung die ruhebedürftigen Seelen aller Jahrhunderte.

In ihre Tonen und Thälle, ihre Schalen und Eisenlinden legen sie all ihre, was sie in dem Kreise bewundern, in dem sie selbst leben, reine Natürlichkeit und holde Unschuld, und wenn der Gesichtet der Gegenwart das durchsichtige Gewand der antiken Namen abgestreift hat, so gefallen es nur, am andere Hirtennamen an ihre Stelle zu setzen — der Sepp und Mefe und wie die Burschen und Dirnden der Alm alle heißen mögen.

Eine Hirtenidylle ursprünglichster Form ist es, was unser Bild darstellt. An mannesdicker Laufe im Felsenhalle sitzt der Hirt, unter dem Baumstamm geschnt, und bläst auf der Swine eine lustige Weise. Seine jugendliche Gefährtin lauscht den flötenden Tönen selig versunken, im langen Blondhaar den Kranz, den sie der Freund aus den Blumen des Hochgebirges gewunden; im Hintergrunde bei der Heerde, die Weide im Sonnenglanze eines südlichen Himmelsstrichs — ein Stück Leben, von seinem Dunch der Sorge gefreiet, von seinen Schatten der Leidenschaft gestillt — eine Idylle aus einer andern Welt, als die ist, auf der wir leben!

Neues vom Spargel. Der Braunschweiger Spargel genießt mit vollem Recht seinen ausgezeichneten Ruf, denn er ist die Krone aller Spargelarten, und doch sei genannt, daß auch Spargel man von Braunschweig Samen und Pflanzen dieses Spargels. Freilich, der Same und die Pflanze allein thun es nicht, es muß noch die richtige Pflege dazu kommen, wenn man auch anderwärts den Braunschweiger Spargel in seiner echten Vorzüglichkeit erzielen will. Vor einigen Jahren hat Dr. E. Brindmeier in seinem „Braunschweiger Spargelbuch" die nöthige Anleitung zum richtigen Spargelbau gegeben, und das Buch hat sich viele Freunde erworben. Natürlich wurde es auf der vor kurzem internationalen Gartenbau-Ausstellung" in Köln mit dem ersten Preis als das beste vorhandene Spargelbuch ausgezeichnet; die beste Empfehlung für dasselbe dürfte aber der „Beweis" sein, den einige Braunschweiger Spargelzüchter dem Verfasser gemacht haben — der Vorwurf, daß er durch sein Buch das „Geheimniß" der Braunschweiger Spargelzucht zum Gemeingut gemacht habe. Ein Schaden ist den Braunschweigern daraus nicht erwachsen und nicht zu befürchten — ihr Ruf wird jeden einen Reinertrag von 1400 bis 1500 Mark sicherer kann, so muß die Verbreitung der richtigen Kenntnisse vom Spargelbau als ein Verdienst um das allgemeine Wohl angesehen werden.

Der Verfasser ist auch nicht müde, die Sache weiter zu verfolgen, und läßt soeben einen Nachtrag zu seinem „Braunschweiger Spargelbuch" unter dem Titel „Neueste Erfahrungen in der Spargelzucht" (Verl. Schroters Verlag in Nimenau) erscheinen.

Unter den vielen weiteren Verbreitungen und beachtenswerthen Winken finden sich auch einige, welche für die weiteren, die Spargel essenden Kreise von Wichtigkeit sind.

Schon früher hat Brindmeier darauf hingewiesen, daß man die Spargelschalen nicht wegwerfen, sondern dieselben rasch an der Sonne oder im Ofen trocknen solle. Man bewahrt sie alsdann für den Winter auf und kann mit ihnen Suppen und Saucen einen frischen Spargelgeschmack geben, der den des Bohnenkrautes noch weitaus übertrifft. Man bringe die Schale zu diesem Zweck in einen reinen Gazebeutel und läßt sie darin in der Bouillon mitkochen. Nach neueren Erfahrungen, welche das Zweckmäßige dieses Verfahrens durchaus bestätigen, empfiehlt Brindmeier, auch den ganz dünnen, sogenannten „Suppenspargel" in der gleichen Weise zu verwenden.

Aufserdem tritt er auch für das Dörren des Spargels ein. Zu diesen einfacher ist als das Einmachen in Büchsen, so hatte es auch in unseren Hausfrauen gern verstucht werden. Man hat früher den Spargel in der Regel ungeschält getrocknet, aber damit keine guten Erfolge erzielt, da das ganz trocken gewordene Schale das feinere Aroma entweichen läßt. Weit besser ist es nun, den Spargel vor dem Trocknen zu schälen. Man nehme aber dazu nicht zu dünne Stangen. Man trockne ihn, nachdem er geschält, in der Sonne, auf der Herdplatte, in einem Trockenofen oder wo sich sonst Gelegenheit dazu bietet, und packe ihn, wenn er ganz zusammengetrocknet und dürr ist, in Kästen oder auch in Beutel, worin er zum Gebrauch für den Winter aufbewahrt wird. Will man ihn auf die Tafel bringen, so lege man ihn eine halbe Stunde in kaltes Wasser und lasse ihn dann kochen, bis er völlig gar ist. Zur Verfeinerung rinnet sich dieser Spargel in ausgezeichneter Zustande und, da er sein weißes Aeußere nicht völlig behält, er bringt aber eine wohlthuende Abwechselung

---

[1] Der allerjüngst berechtigte holländische Verleger von Hobbert u. Komp. in Amsterdam, Double-Carton in Wrapleton.

für den Zwischenwinter, wo Wintergrün und Schnee ganz wie frischer, besser und kräftiger jedenfalls als der Büchsenvorgel.

Merkwürdig ist endlich noch eine Verwendung der Spargelbeeren, die Brieftauben empfiehlt. Er hat zwei Spargeljäger veranlaßt, drei demjenigen Pflanzen, die noch zur Samengewinnung dienen sollten, die Beeren zu entfernen, bevor dieselben reifen. Es sollten dadurch die Würzeln der Pflanzen gekräftigt werden, und in der That ergab die Ernte der abgeberten Beete viel schönere Stangen, als dies bei den nicht abgeberten der Fall war. Die Beeren selbst aber ließ Brinckmeier trocknen und dann wie Kaffeebohnen behandeln, d. h. in einem Kaffeebrenner rösten, mahlen und mit heißem Wasser aufgießen oder besser noch eine Minute lang kochen. Dies ergab ein Getränk, besten Geschmack und Wirkungen denen des echten Kaffees sehr nahe kommen, das aber jedenfalls viel zuträglicher als die Cichorie sein soll.

Wir schließen damit unsere Mittheilungen und verweisen alle, die genauer über die Einzelheiten unterrichtet werden möchten, auf das Büchlein von Brinckmeier. Das „Neue" ist hier beachtenswerth und es kann jedermann leicht nach dieser Richtung hin Versuche anstellen. Vielleicht gelingt es diesem oder jenem, das Verfahren noch zu verbessern, und er wird dann hoffentlich auch seine Erfahrungen zum Gemeingut machen. Namentlich was das Dörren des Spargels anbelangt, hätte man sich die Mühe nicht verdrießen lassen, dasselbe zu vervollkommnen; denn es dürfte mit der Zeit die zuckkmäßigste und billigste Aufbewahrung der edlen Stangen für den Winter abgeben.

Neue Bezugsquelle zum Porzellanmalen. Wer um drei Jahrzehnte zurück sieht in eine Fee, wo auch die begabtesten Dilettanten sich mit elenden Malvorlagen behelfen mußten, der preist die heutige Jugend um des ungeheueren Fortschritts auf diesem Gebiete willen glücklich. Es giebt bereits eine Fülle künstlerisch vortrefflicher Farbendruckvorlagen, und allgemach kommen neue hinzu, jeden Zweig kunstgewerblicher Malerei mit guten Vorbildern zu versehen. Bisher waren diese reichlicher für Aquarell- und Holzmalerei vorhanden, während das Porzellanmalen ziemlich ungenügend bedacht war. Nun erfreuen aber neuerdings die Fr. Bassermannschen Verlagshandlung in München ein Vorlagenwerk von Göppinger, eigens nur für Porzellanteichnik, welches geradezu musterzeitig genannt zu werden verdient und einen großen Erfolges sicher sein kann. In vorzüglicher, vollständig neuer Farbenausführung giebt hier der Künstler die schönsten Rokokoblumen der altsächsischen und französischen Fabriken; wir finden die wohlbekannten Tulpen- und Rosenbouquets für große Service nebst einer Menge der sogenannten „Streublumchen" für Tassen und kleine Gegenstände. Nebenher erörtert der Text in klarer und praktischer Weise die Farbenbereitung, die Malweise, die Verdünnung der Töne durchs Beennen und schließt mit einer genauen Tabelle der Farbengebung, sodaß mittels dieser Anweisungen auch eine bisher unbeübte Hand bald die Geschicklichkeit erlangen kann, durch welche bei mäßiger Bezahlung Erkenntliches für den Schmuck des Hauses entsteht. Größere als d an dem prächtigsten gelaufen Tafelgeschirr ist die über das h und nach gemalte, für welches ja heutzutage überall die Sch Teller in den echten alten Formen zu haben sind. Besonders für unserer Leserinnen, die fern von den Mittelpunkten des Kunst leben und keine Porzellanmalschule besuchen können, geben wir Empfehlung des ausgezeichneten Werkes, dessen mäßiger Pr jedem Dilettanten die Anschaffung erleichtert.

Kleiner Briefkasten.

(Anfragen ohne volle Namensangabe werden nicht berücksichtigt

C. St. in Bern. Darüber giebt eine statistische Zusammenstellung des Rohe und Hüttenmännischen Vereins" Auskunft. Noch derselben wurden im Jahr Deutschland 355 794 kg Silber gewonnen, 1875 aber 394 in, 1876 sogar 396 000 kg. Im Jahre 1886 und soll das Doppelte der Silbergewinnung im Jahre gestiegen sein. Der Verbrauch hatte im Jahre 1886 der Kaufmer Report, jedoch weniger auf die Zunahme der einheimischen Gewinnung als vielmehr au Hebung gesunkener Werthe zurückzuführen.

B. B. in B. Im allgemeinen haben wir die politischen Vereine die f politischen Anmeldung; um einen einmaligen Versuch jedoch wird uns verwehren werden Sie gut thun, sich bei der Polizeibehörde Ihres Wohnortes des Näheren Angelegenheit zu erkundigen.

P. H. 100 in Zürich. Wir können Ihnen nur raten, einen Rechtsanwalt Verwertung Ihrer Angelegenheit zu betrauen.

Mitr. Abonnent in Riga. Genaue Angabe der Behandlung von Kanarien mit Ungeziefer behaftet sind, finden Sie im Briefsaften der „Gartenlaube" 1886, S

J. Pf. in W. Schade, daß wir von uns selbst unbefragt gesandten Gedicht

H. J. K. in St. Der Verfasser hat sonst Ihre Widmung so sinn- und alle drei Strophe „Monat", „Mensch" und „Mensch". Doch ist die letzte um wenigstens gebrauch

P. S. in Neuhaus. Der Stoff hat nicht vermocht, Ihr Dichtertalent einen der vorzüglichen Repräsentanten der Natur. Sie sollte vorzüglicher Zugenden h doch sie besitzen einen Garten, hätte mancher erwerben können. Da aber „Mitleid" ein sehr heilspielgiges Material sind, so nahmen viele Apotheker sonach gewiß die sich gerade in viel größeren haben, als die gewöhnlichen Gedichte!

Vr. in R.W. Das Arbeit vermag nur der Arzt zu heilen, der Sie persönl suchen und die Art der Krankheit feststellen kann.

Th. C. in Dalmbach. Die Unterschriften unter Ihr Zaufland-Lampenschirm ; jede gute Buchhandlung zu besorgen.

K. 86. in M. Sie finden über Ihre Fragen Auskunft in den Artikel „ Polizeiinspektionen in Ehrenamtsorgan" in Halbheft 20 des Jahrgangs 1886 der „Ger Januar nehmen die Polizeiinspektionen ihr Anfangen 1880 einen Anfang und kamen September. Der Plan von München nach Ehrenamtsorgan führt zunächst von Thorn. Station von Ehrenamtsorgan-Parterrekirchen, von Thorn ist es nach stunden nach Ehrenamtsorgan. Neben Wohnungen und Verpflegungsverhältnisse g neuere Reisehandbuch von Ehrenbaren Auskunft.

C. St., Arbeitssekretär, Bern. Ihre Anfragen sind in unseren Krankenkassen unbezahlte Eisenbahnverwaltungen sind nach dem Betriebsreglement verpflichtet, bei Krankh den Namen der Station, in die Krankheitsreise mit dem etwaigen Nachgewiesen zu lassen. Falls durch Zugverspätungen, Zugkreuzungen oder aus andern Grun Verlängerung oder Verlängerung der Fahrtunterbrechungen nothwendig wird, ist nicht dieses, sondern die wirkliche nach Maßgabe der Umstände verfügte einer Krankenkassenstelle auszustellen.

Auflösung der Damenpferdlangsilbe auf S. 292:

1. Dd 4 — e 3	Da 3 — e 7 a) W	A
2. De 3 — d 2	De 7 — d 8 a) b) c)	1. . . . . Da 5 — f 8
3. Dd 2 — e 1	Dd 8 — h 4 c)	2. De 3 — e 1 Ke — a 3 a) b)
4. De 5 — b 8	Da 4 — d 8	3. De 5 — c 3 Da 3 — f 8 c)
5. De 3 — g 5	Dd 8 — e 8 +	4. De 3 — e 5 gewinnt.
6. Dd 8 — e 3	gewinnt.	
2. 1.	De 7 — h 4	a) 2. . . . . Dd 8 — h 8
2. Dd 2 — e 1	Dh 4 — d 8 (e 7)	3. De 1 — a 3 Dh 6 — f 8
3. De 3 — e 2 +		4. De 5 — e 7 +.
b) 2.	De 7 — f 8	b) 2. . . . . Dd 8 — e 7
3. De 5 — g 7	Df 8 — h 6	3. De 3 — g 5 +.
4. Dd 2 — e 1	gewinnt.	c) 3. . . . . Da 5 — e 1
c) 2.	De 7 — a 3	4. De 1 — d 2 Dc 1 — a 3
3. De 5 — b 2	Da 3 — c 1 †	5. De 5 — b 2 +.
4. De 3 — h 6	gewinnt.	B
d) 2.	Dd 8 — a 5	1. . . . . Da 3 — e 1
3. De 5 — g 3	Da 5 — d 8	2. De 3 — d 2 +.
4. De 3 — e 2	gewinnt.	

Auflösung der Aufgabe auf S. 292:

1. Maid, Madrid.
2. Laon, Laudon
3. Geld, Gedult.
4. Heer, Herder.

Auflösung der Kriffmelischen Aufgabe auf S. 292:

Man wähle acht Büchsen mit der Zahl 99, sieben mit der Zahl 24 und fünf mit der Zahl 88; dann

8 · 99	= 792
7 · 24	= 168
5 · 88	= 440
	1400

Auflösung des Verwandlungsrätsels auf S. 292:

Bonne, Eite, Zoll, Zahn, Hase, Maler, Helm, Bette, Heer, All, Sichel — Tonne, Erle, Zoln, Jahn, Hail, Mahr, Helm, Bebe, Meer, Aal, Sichelm.

Wilhelm Tell — Maria Stuart.

Auflösung der Rhinnigade Nr. 3 auf S. 292:

Die Karten waren so vertheilt: Satz: e9, e8.

Verband:	eZ, eh, eT, gD, gO, gZ, aB, aZ, aD, aT — 40
Mitteltasche:	eT, eD, eZ, eB, eh, gB, aB, aD, aZ, aT — 40
Hinterhand:	eW, gW, gT, gB, gZ, gh, eB, eD, eK — 40

und der Gang des Spiels folgender:

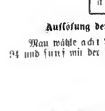
1. eB, eZ, eK, eT — (+ 10)	5. eW, eO, eX (+ 5)
2. eO, eB, eZ — (+ 24)	6. eW, eZ, eZ (+ 12)
3. aD, eB, eT — (+ 14)	7. eO, eZ, eD — (+ 11)
4. eW, aB, eB — (+ 2)	8. eO, eB, eD — (+ 11)

Nach den ersten vier Stichen rennt der Gegner in Mittelhand, daß der Zinn Wenzel hat, und verräth durch die spannende Spielart, indem er Zinn bereits im Stich durch Werfen des eK ausspielt, daß die Trumpf-Asse zu retten, um dann d karte — sticken zu können. Der Spieler bedient sich nicht weiter rechts er al gewonnen hatte; weil er klopft, das dann der Gegner ein + (12) ebenso dann auf eK, eZ die eZ wiederum stimmt.

Auflösung des Silbenräthsels auf S. 292:

Kronen schützen nicht vor Thränen, aber sie verbergen sie.

Auflösung der Deckstrichaufgabe auf S. 292:



In Erinn'rung nur zu schwören,
Wie im Wind ein welkes Blatt,
Hüte dich! Nur das heißt Leben,
Wenn dein Herz ein Morgen hat.

E. Gei

Auflösung des Kiesogryphenräthsels auf S. 292:

Der goldne Strahl der Frühlingssonne schenckt alle Grüfen dem Herzen.

Auflösung des Rätsels auf S. 292: Auflauf, Auslauf.

Auflösung des Logogryphs auf S. 292: Mekka — Mokka.

Auflösung des Scherzrätsels auf S. 292: Jehnennon — Nenne

Auflösung der Anagramms auf S. 292:

1. Eisenhut, 2. Donnerwetter, 3. Eichlichter, 4. Lichtenstein, 5. Bernstein, 6. Eberswalde, 7. Frauenstadt, 8. Schierling, 9. Steiermark. — Die Anfangsbuchstaben ergeben: Edelweiß.

herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kußner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

Halbheft II. 1890.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1890. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Madonna im Rosenhag.

Roman von Reinhold Ortmann.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung.)

Der Zufall war Hudetz günstiger, als er es bei einer unbefangenen und nüchternen Abwägung aller Umstände hätte erwarten können. Wie er nach einem längeren Streifzug durch die Räume des Museums in den Oberlichtsaal zurückkehrte und einen vorsichtigen Späherblick zu dem Kabinett der Madonna im Rosenhag hinüberfliegen ließ, sah er mit einer Empfindung namenloser Freude, daß es ganz leer war. Das junge Pärchen, welches vorhin dort gestanden hatte, mochte seine geheimnißvolle Zwiesprache irgend einem anderen Winkel fortsetzen — der Museumsdiener bemühte sich an der entgegengesetzten Seite des Saales, einem heftig gestikulierenden Herrn, der beständig auf seinen aufgeschlagenen Bädeker deutete, irgend etwas begreiflich zu machen, und die Malerin wischte mit hoch gerötheten Wangen in dem Antlitz ihres herumgisichten Andreas herum.

Es war seltsam, daß Hudetz vor dieser harmlos aussehenden Dame bei weitem die größte Furcht empfand. Er konnte sich nicht viel Zeit lassen zu dieser Beobachtung, aber nichtsdestoweniger prägte sich jede Einzelheit ihrer Erscheinung, von dem schlicht gescheitelten, stumpf braunen Haar bis herab zu den Falbeln an ihrem einfachen, schwarzen Wollkleide, unauslöschlich in sein Gedächtniß ein. Er hatte noch nie einem Menschen etwas Schlimmes gewünscht, jetzt aber durchzuckte es ihn wie ein inbrünstiges Verlangen: wenn sie doch vom himmter stürzte von ihrem Schlage getroffen würde und todt Tische! Jetzt begriff er mit einem Mal, wie es möglich war, daß ein Mensch zum Mörder werden konnte.

Abenteuer auf dem Lande.
Nach einem Gemälde von F. v. Stegmann-Stein.

Doch er hatte noch Besinnung genug, um zu erkennen, daß er auf den Eintritt eines so unwahrscheinlichen Ereignisses unmöglich warten durfte. Noch einmal warf er einen raschen, alles erfassenden Blick rings umher; dann ging er schnurstracks quer durch den Saal auf das Ziel seiner Wünsche los. Es war sicher, daß niemand auf ihn achtete. Er hätte einfach nach dem Bilde greifen und es herunter nehmen können; aber in einer jener sonderbaren Anwandlungen, die vielleicht schon die Ausführung manches Verbrechens noch im letzten Augenblick verhindert haben, fiel es ihm als eine vermeintliche Nothwendigkeit ein, sich zu überzeugen, ob die Gemälde denn auch wirklich nur lose an den Wänden hingen. Und er faßte nicht nach der winzigen „Madonna im Rosenhag", sondern nach dem Christustopf desselben Meisters, an dessen Entwerbung er schon um seiner Größe willen unmöglich hätte denken können. Er rückte, er hob und rüttelte — aber der Rahmen bewegte sich nicht um eines Haares Breite von seinem Platze — es war kein Zweifel, daß das Gemälde durch Schraubeu an

der Wand befestigt war. Und obwohl ein einziger rascher Versuch hinreichend gewesen wäre, Hudetz zu dieser vernichtenden Erkenntnis zu bringen, setzte er doch sein unsinniges Bemühen minutenlang fort — lohnbare, wie wieder einzubringende Minuten, innerhalb deren tausend Zufälligkeiten die für ihn eben noch so günstigen Umstände hätten in das Gegenteil verwandeln können.

Da schlug der klang eines langsam näherkommenden Schrittes an sein Ohr, eines festen, männlichen Schrittes, der laut auf dem Parkettboden des hohen Saales hallte. Ohne Ueberlegung und ohne Besinnung, nur noch einem unwiderstehlichen blinden Antriebe gehorchend, streckte Hudetz seine Hände nach dem Madonnenbilde aus. Ein Druck — ein Heben — und es fiel ihm entgegen, so daß er nur mit Mühe durch rasches Zugreifen ein polterndes Niederfallen verhindern konnte. In der nächsten Sekunde war es unter dem fast bis zu den Hüften niederfallenden Kragen seines Mantels verschwunden, von dem linken, krampfhaft an den Körper gepreßten Arme festgehalten. Aber in der nämlichen Sekunde auch tauchte die breitschultrige Gestalt des Galeriediener in der Thür öffnung auf, und sein Blick begegnete demjenigen des ehemaligen Studenten, der mit dem Trotz der Verzweiflung fest und gerade auf ihn gerichtet war.

In dem Verlauf dieser furchtbaren Augenblicke lag die Entscheidung über sein Schicksal — das war der einzige Gedanke, in welchem sich das gesammte Geistesleben des Diebes zusammen schloß. Ein Zucken mit den Wimpern — eine hastige oder unbeschickte Bewegung konnte ihn verraten — ganz abgesehen davon, daß selbst eine flüchtige Umschau in dem kleinen Raume dem Beamten das Fehlen des kostbaren Kleinods zum Bewußtsein bringen mußte.

Aber der Mann hegte offenbar nicht den geringsten Verdacht. Er gähnte hinter der vorgehaltenen Hand und ließ sich schwerfällig auf den Stuhl nieder, der wie gestern an der Schmalwand des Kabinetts aufgestellt war. Hudetz wagte wieder zu atmen; aber die Gefahr einer Entdeckung bestand unvermindert fort, so lange er das Dach dieses Hauses über seinem Haupte hatte. Nur nicht erwischen lassen — nur nicht erwischen lassen! summte es ihm unaufhörlich in den Ohren, und die Geister des Brannkweins hatten noch Herrschaft genug in seinem Blute, um ihm die verwegene Dreistigkeit wiederzugeben, die seiner Natur sonst so fremd war, und die doch allein ein volles Gelingen seiner That möglich machen konnte.

Er blieb noch eine kleine Weile in dem Kabinett und ging dann ganz langsam — immer bemüht, seine Haltung so zwanglos als möglich erscheinen zu lassen — hart an dem Beamten vorüber in den Nebensaal, in welchem sich jetzt sieben oder acht Besucher befinden mochten. Niemand achtete auf ihn — niemand außer der Materie vor der „Auferweckung des Lazarus", die ihn auf merksam aufsah und ihm mit den Blicken folgte, bis sich die geräuschlos zufallende Glasthür hinter ihm geschlossen hatte.

„Wie sonderbar das ist!" dachte Hudetz. „Sie hat sich doch vorhin, als ich neben ihr stand, nicht im mindesten um mich gekümmert! Aber es ist unmöglich, daß sie etwas gesehen hat! Sie hätte sonst auf der Stelle Lärm geschlagen, das unterliegt gar keinem Zweifel!"

Dieser Selbstberuhigung ungeachtet fühlte er doch, wie seine Knie zitterten, während er die Treppe hinabstieg. Auch begann ihm der Arm, unter welchem er das Bild gekommt hatte, allgemach zu erlahmen; er hatte die Empfindung, als müßte das Tafel zu Boden gleiten, und es bedurfte nichts daran, daß er den Ellbogen mit Aufwendung seiner ganzen Muskelkraft an den Körper preßte.

In dem Skulpturensaal endlich wagte er seine Schritte zu beschleunigen, und schon hatte er mit der freien rechten Hand die Thür geöffnet, jenseit deren die Freiheit war und die Erlösung von dieser unnatürlichen Spannung, als ihn wie ein Messerstich der Klang einer Stimme durchzuckte, die hart hinter seinem Rücken lief: „He — Sie da! — Mein Herr! — Wollen Sie nicht die Fremdschaft haben, auf einen Augenblick zurückzukommen?"

„Alles ist verloren!" schrie es in ihm. Die Verzweiflung packte ihn, seinen Raub von sich zu werfen und in wilden Sprüngen die Treppe hinabzueilen, gleichviel wohin — am liebsten über das offene Gestander hinab in die Wellen des Flusses. Aber er hatte nichtsdestoweniger in vollendetem Geborsam um, das Bild an sich drückend und mit dem rechten Arme schleudernd, als konnte er da durch die steife Unbeweglichkeit des linken minder auffällig machen.

Einer von den Galeriediencern war es, der ihn hatte — derselbe, dessen zudringlich mißtrauischer Blick ihn so überaus beklemmend erschüttert war.

Er stand mit einem anderen Aufseher vor dem kleinen Schlage, welcher zur Aufbewahrung der von den Besuchern gebenden Stöcke und Schirme diente. Auf seinem glatten nichtssagenden Gesicht war ein Lächeln, welches Hudetz höhnische Grinsen eines Teufels dünkte, der sich die Freude noch ein wenig mit seinem unglücklichen Opfer zu spielen.

„Wollen Sie nicht gefälligst einmal nachsehen," fragte „ob Sie noch alles bei sich haben, was Sie vorhin mit Es konnte doch wohl sein, daß Sie etwas verloren hätten

Hudetz rührte keinen Finger.

„Ich habe nichts verloren!" erwiderte er, und seine irrten umher, als wenn sie nach irgend einem unerhörten Mittel oder vielleicht auch nach einer Waffe zu Angriff oder theidigung suchten.

„Na, wie können Sie das denn wissen, wenn Sie einmal in Ihren Taschen nachsuchten?" beharrte der Galeri in einem ziemlich unverschämten Tone. „Es ist doch wo Mühe werth, sich davon zu überzeugen."

Es war kein Zweifel, man wollte ihn zwingen, sich zu verraten, denn er konnte den linken Arm zu nicht nun eine bewegen, ohne daß das Bild zu Boden fiel. Aber gerade überflüssige Grausamkeit stachelte Hudetz' verzweifelten Trotz

„Ich habe nichts verloren!" wiederholte er heftig. Sie mich gehen!"

„Nun, nun, man wird Sie nicht zwingen, es anzun Aber ich muß gestehen, daß mir in meinem ganzen Leben derartiges noch nicht vorgekommen ist. Es lag da auf der Er unmittelbar, nachdem Sie zur Thür hinaus waren, und ich beschworen, daß es eine Minute früher noch nicht dagewe Es ist fast unmöglich, daß es ein anderer verloren habe."

Die Zähne des ehemaligen Studenten schlugen beina einander; seine Gedanken sprangen an, sich zu verwirren. Er daß diese schreckliche Zwangslage ihm nun seine Besinnung b müßte, wenn es ihm nicht gelänge, ihr auf der Stelle einen oder der anderen Weise ein Ende zu machen.

Wenn man nun in Wahrheit noch keinen Verdacht ihn hatte? Es war fast unglaublich — aber gleichviel, anderen Falle hatte er ja ohnedies nichts zu wagen.

„So sagen Sie mir endlich, um was es sich handelt!" trotzig auf. „Ich bin nicht hier, um mich von Ihnen narren zu

„Na, so zeig's ihm doch!" mahnte der andere Beamte Genossen mit gedämpfter Stimme. „Er mag sich wahrhaft nicht dazu bekennen, weil so wenig darin ist."

„Hier, mein Herr!" sagte der erste mit komischer Fei keit, indem er ein schmutziges, abgegriffenes Geldportemonn seinem Rock zum Vorschein brachte. „Gehört Ihnen dies gehört es Ihnen nicht?"

Auf den ersten Blick hatte Hudetz sein Eigenthum er Er zögerte noch mit der Antwort, aber seine Unentschlo war nur von kurzer Dauer. Man mußt jede Spur hinw vertilgen, konnte ihm eine innere Stimme zu, und wer ob nicht dies unscheinbare Ding eine solche Spur bedeuten

„Ja, es gehört mir!" sagte er entschlossen und streckte rechte Hand danach aus. Aber der Galeriediener, der ein bezwingliche Neigung zu kleinen Späßen haben mußte, hielt Fund noch zurück.

„Sachte, mein Lieber! Bei einem so verlockenden I kann freilich jeder sagen: ‚Das gehört mir!' Wenn Sie n der Eigenthümer sind, werden Sie mir ja auch angeben was darin ist — wie?"

Blitzschnell rechnete Hudetz nach, was er in dem Kass herausgeben hatte.

„Zehn Pfennige!" sagte er ohne jede Verlegenheit. zwei Zwanzigmarkstücken."

Der Spaßvogel lachte aus vollem Halse.

„Na ja, wenn Sie das so genau wissen, wollen w dem Pfandlichen aber eine silberne Spindeluhr mit Tomb und von dem Pferdebahnschein nach dem Wedding noch wieder reden. Hier, Herr Baron! Findelohn wird nicht anspruchlt. — Geben Sie es den Herren, aber zum Teufel, denn da los?"

Die letzte Frage galt dem Anblick eines Kollegen, der mit leidenweiem Gesicht und in wahnsinniger Hast von oben herab gestürzt kam, gejagt von einem eilig nachdrängenden Menschenhaufen.

„Gestohlen!“ knallte der Mann, dem der Schrecken den Klang der Stimme gerandet hatte und dem die Angst um seine Zukunft in den Augen flimmerte. „Man Gicks Madonnen im Rohrschuh! ist gestohlen! — Es darf niemand mehr hinaus — niemand, denn vor gehn Minuten war das Bild noch da!“

Mit einer blitzschnellen Bewegung hatte Hudeth seinem wie versteinert dastehenden Gegenüber den Geldbeutel aus der Hand gerissen. Als er sich durch die schmale Spalte der halbgeöffneten Türe drängte, hörte er den hellen Klang einer weiblichen Stimme, die laut über die turmende Menge hinwegeilte:

„Bastel ihn doch! — Das ist ja der Dieb! —“

Dann vernahm er nichts mehr, als das Geräusch der Straße, das ihn wieder umgab. Ihm war, als sei er auf Flügeln die große Freitreppe hinuntergetragen worden, und nun ging er weiter und weiter, mit vorgebeugtem Kopfe und weit ausgreifenden Schritten, unbekümmert um die Richtung seines Weges, aber innerlich ganz ruhig. Er fühlte die harten Kanten des Bildes an seinem Körper, und diese Berührung durchströmte ihn jetzt mit wunderbarer Kraft.

Es war sein Eigentum; — mit Löwenmut hatte er sich's erkämpft — und nur mit dem Leben würde er es seinen Verfolgern lassen!

Aber man verfolgte ihn nicht, und von den Vorübergehenden beachtete keiner die aufscheinbare Gestalt in dem weiten, grauen, fadenscheinigen Mantel, den der Wind zu so abenteuerlichen Formen aufblähte.

Die Mücke hatte ihren Stachel gebrauchte — und man hatte nach ihr geschlagen — aber der Schlag war fehlgegangen, und unbehelligt flog sie davon! — —

„Was haben Sie denn da unter dem Mantel?“ fragte Frau Haberland, welche auf ihrem gewohnten Platz am Küchenfisch vor dem rätselhaften, dickleibigen Buche saß, das sie bei dem Eintritt des Miethers noch jedesmal zugeschlagen hatte. Die tiefliegenden Augen des alten Weibes waren eben schärfer für solche Geheimnisse als diejenigen der Männer, die man zu Hütern der unerforschlichen Hauskräfte bestellt hatte.

Aber ihr Scharfblick bedeutete dem ehemaligen Studenten keine Gefahr.

„Ein altes Bild, das ich für sechs Groschen beim Trödler erstanden habe,“ log er. „Ich kann es recht gut für meine Arbeit brauchen.“

Er hatte die kleine Tafel unter dem Mantelkragen hervorgezogen und hielt sie ihr entgegen. Wie es die Alte kannte, mußte er, daß jedes Heimtückchen nur ihr Mißtrauen geweckt haben würde. Sie betrachtete das Bild genaume Zeit, dann schüttelte sie den grauen Kopf.

„Der Rahmen mag das Geld ja allenfalls wert sein,“ meinte sie, „für die Schmiererei hätte ich keine fünf Pfennig gegeben.“

Hudeth hütete sich wohl, ihr zu widersprechen. Jetzt mochte sie immerhin in der Zeitung von dem Diebstahl lesen, niemals würde sie doch auf die Vermutung kommen, daß sie selber den köstlichen Schatz in ihrer armseligen Behausung verberge.

Er ging in sein Zimmer und zündete ein Licht an, denn bis zum Einbruch völliger Dunkelheit war er in den Straßen umhergeirrt. Er rückte sein Kleinod in die beste Beleuchtung, soweit eben die jämmerliche Kerze eine solche zu gewähren vermochte; aber als er sich nun herabdrängte, um es mit dem seligen Behagen des Besitzers zu betrachten, erhaßte ihn ein heftiger Schwindel, ein Schleier legte sich vor seine Augen, er griff mit den Händen in die Luft und stürzte lautlos zu Boden.

Die wundertätigen Geister des Branntweins hatten ihn ermattigt und beschützt bis hierher — nun aber war ihre Wirkung zu Ende, der Rückschlag trat ein.

„Nein, es ist unmöglich, Marie, ich kann nicht mehr,“ sagte Cilly von Brenckendorf zu ihrer Base, indem sie mit einer drolligen Gebärde beide Hände auf das Herz drückte. „Jetzt weiß ich, wie dem Siegesboten von Marathon zu Mute gewesen ist, als er in Athen ankam, — oder war es in Sparta? Jedenfalls würde ich todt hinfallen wie er, wenn ich diesen Dauertanz nur noch fünf Minuten lang fortsetzen sollte.“

Sie hatten ein Putzgeschäft in der Jägerstraße besucht, und angesichts des herrlichen Winterwetters hatte Marie darauf bestanden, daß man den Heimweg zu Fuß mache. Nun aber sah sie wohl ein, daß es unmöglich sein würde, ihr verwöhntes Bäschen dazu zu zwingen.

„Ja, wir Mädchen aus dem Volke sind besser auf den Füßen als Ihr Prinzessinnen,“ erwiderte sie lächelnd, „und Deinen Tod will ich natürlich nicht auf dem Gewissen haben. — Komm'! — Wir sind ja in einer glücklicheren Lage als der bedauernswerthe Siegesbote von Marathon, denn ihm ist schwerlich eine leere Droschke über den Weg gefahren.“

„Wie? Diesen schrecklichen Heulestarren zweiter Klasse sollen wir uns anvertrauen?“ rief Cilly entsetzt. „Sieh Du ihn an, Marie, daß dem Pferde die Selbstmordgedanken förmlich auf dem Gesicht geschrieben stehen?“

Aber ihr Widerspruch war diesmal unlaut, denn schon hatte Marie das Gefährt herangewinkt und den Wagenschlag geöffnet.

„Nun, in Gottes Namen!“ seufzte die Tochter des Generals. „Man muß auch das einmal durchgemacht haben!“

Das Pferdchen, das mit seinen steifen Beinen und seinem niederhängenden Kopfe allerdings einigermaßen lebensüberdrüssig aussah, stolperte langsam vorwärts, unter den freigebigen Peitschenhieben seines Tyrannen gelegentlich die Ohren schüttelnd wie in schmerzlicher Verwunderung über die Unbilligkeit der Menschen, die keinen Unterschied zu machen wissen zwischen einem jungen Verbrecherhunde und einem Veteranen, der alle Gebrechen des Alters in seinen Gliedern fühlt. In einer Gangart, welche die Geduld beständiger Fahrgäste allerdings hatte ziemlich hart auf die Probe stellen können, trottete es die Straße Unter den Linden hinab, beharrlich die Mitte des Fahrweges behauptend, wie rechtschaffen auch der Kutscher bemüht war, es nach der vorgeschriebenen rechten Seite hinüber zu zwingen.

„Ich bin in einer Stimmung über den Kanal gefahren,“ klagte Cilly nach kurzer Zeit, „aber ich gebe Dir die heilige Versicherung, Marie, gegen diese Fahrt war es ein Ruhen in Abrahams Schoße.“

Eine laut schettende Stimme, die in großer Nähe hinter ihnen vernehmlich wurde, und die vom Bock ihres eigenen Fahrzeuges herab nicht oben höflich Antwort erhielt, verantaste sie, das Kopfchen wenigstens gegen das eine, herabgelassene Fenster zu neigen. Der reich bebreßte Lenker eines sehr vornehmen, zweispännigen geschlossenen Wagens versuchte offenbar vergeblich, an der vorschriftsmäßig fahrenden Droschke vorbeizukommen; er hatte Mühe, seine feurigen Orabiter Hengste zu zügeln, und es war begreiflich, daß er seinem Unwillen in ziemlich kräftigen Zurufen Luft zu machen suchte. Der wiederholte Versuch jedoch stimmerte sich damit nicht im mindesten, und des Kutschers von Höflichkeiten zwischen den beiden Kutschern wäre voraussichtlich sein Ende gewesen, wenn sich nicht plötzlich ein jugendlicher Männerkopf mit wasserblauen Augen und mit der weißen Mütze eines Kürassierregiments aus dem einen Wagenfenster gebeugt hätte, um mit schneidiger Kommandostimme zu rufen:

„Zum Henker, so fahr' sie in Grund und Boden! Man wird mit dem Pack in einem solchen Karren doch keine Umstände machen!“

Und der betreffe Muskelenker mußte wohl an unbedingten Gehorsam gewöhnt sein, denn er ließ den beiden Gradbiern die Zügel, und im nächsten Augenblick erschaft ein markdurchdringendes Knirschen, Krachen und Klirren, wie wenn Eisen, Holz und Glas zerbricht — ein gellender Aufschrei aus weiblichem Munde — ein wirres Rufen, Rufen und Schreien, — der vornehme Wagen sauste aufscheinend unbeschädigt und unangeschen über den glatten Asphalt weiter, — die gebrechliche Droschke und das lebensmüde Pferdchen aber lagen auf dem Fahrdamm, als wenn sie sich nie mehr von diesem Sturze erheben sollten.

Ein dichter Menschenknäuel hatte sich alsbald an der Stelle des Unfalls zusammen. Auch die Helmspitze eines Schutzmannes blinkte dazwischen auf, und der Wächter der öffentlichen Ordnung schien sehr geneigt, mit dem Droschkenkutscher, der nach seiner Ansichtung selbstverständlich der einzig Schuldige war, strenge ins Gericht zu gehen.

Aber während er pflichteifrig mit Notizbuch und Bleistift herumfuchtelte, thaten einige der umstehenden Herren dasjenige, was dem wackeren Beamten offenbar minder wichtig schien, — das heißt, sie nahmen sich der bedauernswerthen Fahrgäste des verunglückten Fuhrwerks an. Es kostete einige Mühe, sie aus dem umgestürzten Fuhrwerk, in welchem sie wie in einem Käfig gefangen gehalten wurden, zu befreien, — um so mehr, als Cilly das Bewußtsein völlig verloren hatte und das Bemühen der Helfer somit nicht im mindesten zu unterstützen vermochte. Aber die im Grunde so liebenswürdige und hilfsbereite Natur der übel berufenen Berliner Bevölkerung weiß sich mit solchen Schwierigkeiten rasch und humorvoll abzufinden. Nur wenige bange und peinliche Minuten, dann hoben ein paar starke Männer die Ohnmächtige auf ihre Arme und trugen sie nach dem Bürgersteig hinüber.

In dem nämlichen Augenblick auch öffnete sich die verschlossene Thür des stattlichen Hauses, vor welchem der Unfall sich ereignet hatte, und herhaupt trat ein hochgewachsener, bloudbärtiger Herr — von einem Diener in einfachen Dienstanzug gefolgt — auf die Straße hinaus.

„Wolfgang! Gott sei Dank! Nun sind wir gerettet!“

Mit einem Ausdruck fast jubelnder Freude hatte Marie das Erscheinen ihres Bruders begrüßt. Unter der ersten Wirkung des furchtbaren Schreckens hatte sie ja noch nicht einmal bemerkt, daß sie sich unmittelbar vor seiner Wohnung befanden.

Er war rasch auf sie zugetreten, hatte — unbekümmert um die gaffenden Zuschauer — seinen Arm um ihren Nacken gelegt und sein Antlitz voll liebevoller Besorgniß zu ihr herabgeneigt.

„Welch ein unglücklicher Zufall, mein armes Schwesterchen! Du bist doch unverletzt?“

„Ich denke, ja! Aber Cilly — Du mußt ihr helfen, Wolfgang! Sie ist ohnmächtig — gewiß nur ohnmächtig, denn es ist ja unmöglich, daß es etwas Schlimmeres sei!“

„Mit Ihrer Erlaubniß, meine Herrschaften — ich bin Arzt!“

Diese in der nüthigen Entschiedenheit gesprochenen Worte waren genügend, sofort die lebendige Mauer zu theilen, welche sich um die Bewußtlose gebildet hatte. Es hatte nicht den Anschein, als ob die junge Dame eine irgendwie erhebliche Verwundung davongetragen hätte, denn nicht einmal ihr niedlicher Straßenanzug war in Unordnung geralhen. Das sonst so heitere und lebensfrühende Gesichtchen aber war marmorweiß, und es erschien so lieblich in dieser durchsichtigen Blässe, daß die lauten Ausrufe jammernder Theilnahme, in welchen sich einige mitfühlende weibliche Wesen aus dem Zuschauerkreise ergingen, nicht einmal den sonst allezeit bereiten Spott der minder zart besaiteten Seelen herausforderten.

Wolfgang hatte sein Ohr den halb geöffneten Lippen seiner jungen Verwandten ganz nahe gebracht; dann umschlang er plötzlich zur grenzenlosen Verwunderung der Umstehenden mit beiden Armen ihren schlanken Leib und hob sie leicht wie ein Kind empor.

„Platz da, wenn ich bitten darf! — Rinkelmann, schließen Sie hinter mir die Thür!“

Und zum lebhaften Verdruß der zartfühlenden weiblichen Wesen, die sich plötzlich um die Fortsetzung und den Schluß des aufregenden Ereignisses betrogen sahen, verschwand der junge Arzt mit den beiden Opfern der Katastrophe im Innern des Hauses, dessen schwere Eichenpforte der Diener ebenso geräuschvoll als rücksichtslos hinter sich und ihnen zuwarf.

„Da geht sie hin und singt nicht mehr!“ meinte ein halb wüchsiger Bursche, und ein anderer fügte, zu den verdrossen Damen gewendet, hinzu:

„Sie können ganz ruhig sein — der wird sie schon kurieren — wenn er auch man bloß ein Zahnarzt ist!“

Er hatte auf das kleine, wenig in die Augen fallende Messingschild gewiesen, in welches nichts als die Worte: „Brendendorf, Zahnarzt“ eingegraben waren, und eine allgemeine Heiterkeit belohnte seine Entdeckung. Dann aber wandte sich die allgemeine Theilnahme in Ermangelung eines würdigeren Gegenstandes dem alten, lebensmüden Pferden zu, das noch immer auf dem Asphalt lag, allen kläglichen Versuchen, die seine Aufrichtung bezweckten, trotzte, einen nur leidenden, aber nichts destoweniger unüberwindlichen Widerstand entgegensetzend.

Auf ein Zeichen des Arztes hatte Wolfgang seine reizende Bürde niedergelegt.

„Ich glaube nicht, daß diese Bewußtlosigkeit mehr als eine vorübergehende Folge des ausgestandenen Schreckens, er zu seiner Schwester, „aber ich werde nichtsdestoweniger sogleich einen wirklichen Arzt herbeizuschaffen suchen. Ich wohl die Güte, ihr während meiner Abwesenheit etwas Wasser verschaffen und ihr mit dieser Flüssigkeit da“ — er hatte bereits aus der Arzneiflaschke in eine silberne Schale gegossen „die Schläfen zu waschen.“

Die Gelassenheit, mit welcher er ihr diese einfache Arbeit zutheilte, war am ehesten geeignet, auch Mariens Besorgniß lediglich beschwichtigen, und als sie sich nach Wolfgangs Entfernung kaum angeschickt hatte, den kleinen Samariterdienst verrichten, schlug Cilly auch wirklich schon ihre dunklen Augen

„Was ist das, Marie?“ fragte sie, sich ungewissen Höhe richtend. „Wohin sind wir geraten?“

Die Gefragte legte ihren Arm um die zierliche, bebend fallt und küßte sie auf die Wangen.

„Sage mir vor allem, ob Dir kein Leid geschehen ist, liebe, einzige Cilly! Versuchst Du Dich denn nun wirklich ganz wohl?“

Die Tochter des Generals ließ jetzt auch die Füßchen dem persischen Teppich herabgleiten, der über das Ruhebreitet war, und reckte sich zu ihrer ganzen, allerdings nicht beträchtlichen Höhe empor.

„Gebrochen ist nichts, wie es scheint,“ meinte sie in bereits wiederkehrendem Anmaßung ihrer unverwüstlichen Lust, und mit einem kleinen Zucken der Lippen, das Mariin ein sehr begreifliches Zeichen nachklingender nervöser Erhaltet, fügte sie nach kurzem Schweigen hinzu: „Ich glaube thätig, nicht einmal das Herz!“

„Ich habe mir bittere Vorwürfe gemacht wegen schrecklichen Minuten, Cilly! Ich allein trage ja an aller Schuld, denn es scheint in der That, als hätten Du das Pferd seine Gedanken auf den ersten Blick nur allzu richtig beurtheilt. Heftig schlitterte Cilly das kurzlockige Köpfchen.

„Nicht Du trägst die Schuld und nicht das Pferd, sondern die Mehrheit eines abscheulichen Menschen, der — den — gleichviel, es ist ja nun vorüber!“

Sie preßte die weißen Zähne aufeinander, als wollte sie durch ein mühevolleres Wort gefangen halten, das sich ihr hatte die Lippen drängen wollen. Noch einmal durchschweifte ihr schender Blick das mit ausgesuchter Vornehmheit ausgestattete dann fuhr sie, nun weitere Fragen Mariens abzuschneiden hastig

„Aber wo sind wir? Was ist mit mir vorgegangen, ich gar nicht weiß, wie ich an diesen Ort gelangt bin? denn möglich, daß ich, Cilly Brendendorf, die Fassung in ganzen Bekanntschaft, in eine echte und wahrhaftige Ohnmacht fallen konnte?“

„Es muß wohl so sein, wenn Du gar nichts davon gesagt, daß man Dich hier herauf getragen hat.“

„Wer hat mich herauf getragen? Du bist doch sicher immer bei mir gewesen?“

Eine lebhafte Gluth ersetzen auf ihren eben noch sehr blassen Wangen, und lächelnd zog Marie die Freundin an sich, zu beruhigen.

„Gewiß, mein Herz! Und bei allem Unglück hat doch ein glücklicher Zufall über uns gewaltet. Ich vermuthe fast mein Bruder ein Augenzeuge des ganzen Vorganges gewesen denn er hatte sonst kaum so schnell zur Stelle sein können uns beizustehen und Dich aus diesem entsetzlichen Menschengewühl hierher in seine Wohnung zu bringen.“

Cilly machte sich rasch aus den Armen ihrer Base los die verrätherische Gluth in ihrem Antlitz flammte noch hehe

„Dein Bruder also? Der Vetter Wolfgang? Und er es gewesen, der — der mich —“

„Der Dich auf seine starken Arme hob wie ein Nordrecke, der eine Königstochter entführen will!“ deklamirte scherzend; aber ihr sonst so indermüthiges Bäschen, das jetzt bereit war, auf eine harmlose Neckerei einzugehen, nahm Anstoß erschien sich sehr übel auf. Aber seinen Raienflügel hoben in ihren Augen schimmerten helle Thränen, als sie heftig erwidrein lustig zu machen! Ich finde es abscheulich — die alles — ich — o, ich hasse die ganze Welt!“

Photographie im Verlage von Arnstam Schauer in Berlin.

Geheimer Briefwechsel.

Nach einem Gemälde von Tito Conti.

Sie stampfte mit dem Fuß auf den Boden und ließ sich dann wie erschöpft wieder auf das Ruhebett fallen. In wortlosem Erstaunen betrachtete Marie ihre unbegreifliche Erregung. Die Furcht, daß möglicherweise doch ein trotzig herausfordernder körperlicher Schmerz solchen Einfluß auf die Stimmung ihrer Verwandtin ausübe, wollte sich von neuem ihrer bemächtigen.

Aber Cilly sah es nicht erst zu einer dahin gehenden Frage kommen. Indem sie mit etwas nervösen Bewegungen die Falten ihres Kleides glättete, sagte sie, noch einmal unbefangener, in plötzlich verändertem, spöttischem Ton:

„Das also ist das Herzensgeheimniß Deines Bruders? — Vermuthlich befinden wir uns in seinem Allerheiligsten, da — wo er die Zähne ausgezieht."

Es war ohne Zweifel eine boshafte Absicht in dieser Bemerkung, aber Marie war zu harmlos, um dieselbe zu verstehen.

„Ja," erwiderte sie, froh, daß der seltsame Zornesausbruch so rasch vorübergegangen war, „da ist der Operationsstuhl und dort der Schrank mit den Instrumenten. Möchtest Du sie einmal sehen, diese Marterwerkzeuge der Neuzeit?"

„Nein — um Gotteswillen! — Schon der Gedanke an diese erbaulichen Dinge könnte mich von neuem ohnmächtig machen. — Aber wo ist denn der Herr Vetter? Nimmt ihn sein Geschäft so sehr in Anspruch, daß ich nicht einmal die Vergünstigung genießen soll, ihm für seine Gastfreundschaft zu danken?"

„Er wollte sich bemühen, einen Arzt herbeizuschaffen."

„Freilich — Ohnmachten und dergleichen gehören ja nicht in sein Gebiet! Aber, wie Du siehst, liebste Marie, bin ich schon wieder so frisch und munter, daß ich gar keines Arztes mehr bedarf, weder eines ganzen noch eines halben. Und ich empfinde ein lebhaftes Verlangen, nach Hause zu kommen."

„Wenn Du gestattest, werde ich mich nach meinem Bruder umsehen. Er befindet sich wahrscheinlich ganz in der Nähe."

Cilly sagte nichts, und Marie nahm dies Schweigen für eine Zustimmung. Sie ging hinaus und fand Wolfgang in dem zweiten der anstoßenden Zimmer anscheinend sehr ruhig an seinem Schreibtische sitzen.

„Nun?" fragte er. „Es ist nichts, nicht wahr? Die Nervenschwäche einer verzärtelten jungen Dame. Aber der Arzt wird gleich da sein."

„Es bedarf seiner nicht mehr. Bis auf eine gewisse Gereiztheit befindet sich Cilly wieder ganz wohl, und sie wünscht nur, sich von Dir zu verabschieden."

Er erhob sich sofort von seinem Schreibsessel.

„Ich stehe zu Diensten! Doch, da uns der Zufall einmal zusammengeführt hat — eine beiläufige Frage, liebe Marie! Wie behagt es Dir im Hause des Generals?"

Sie sah voll zu ihm auf und ihre Augen leuchteten.

„O, gut, Wolfgang, sehr gut! Ich bin recht von Herzen glücklich!"

Es zeigte sich weder Freude noch Verstimmung auf seinem Gesicht, aber er strich zwei- oder dreimal seinen blonden Bart, ehe er erwiderte:

„Natürlich ist es mir sehr lieb, das zu hören! Hoffentlich wird weder jetzt noch künftig einer von unseren trostlichen Verwandten die Rücksichten außer acht lassen, welche er Dir schuldet."

„Wie kannst Du daran zweifeln! Ich wäre entsetzlich undankbar, wenn ich nicht freudig anerkennen wollte, wie zartfühlend und liebevoll man sich gegen mich benimmt. Selbst der gestrenge Herr Assessor läßt es an der gebührenden Höflichkeit niemals fehlen, obgleich wir uns wie in stillschweigender Uebereinkunft gern aus dem Wege gehen."

„Das ist bedauerlich, denn die Menschen von den Charaktereigenschaften Lothars sind so selten, daß man diese wenigen viel eher aufsuchen als ihnen aus dem Wege gehen sollte. Aber ich denke nicht daran, Dich zu bevormunden oder belehrlich zu beraten. Du mußt am Ende selbst wissen, wem Du zu vertrauen und vor wem Du Dich zu hüten hast. Da ist jede Einmischung nur vom Uebel."

„Wenn Du eine so warme Freundschaft für Lothar empfindest, warum kommst Du denn niemals, ihn und seine Angehörigen zu besuchen? Ich muß Dir gestehen, Wolfgang, daß ich Dein befremdliches Fernbleiben einigermaßen befremdlich finde. Vollendlich wirst Du doch wenigstens bei der heutigen Abendgesellschaft nicht fehlen."

Er zuckte mit den Achseln und machte sich an den Papierstoß auf seinem Schreibtische zu schaffen.

„Meine Praxis gewinnt von Tag zu Tage so sehr an Umfang, daß mir für derglichen wirklich keine Zeit bleibt, Marie."

Sie zögerte einen Augenblick, als ginge sie mit sich zu Rath, ob sie einem ihrer geheimsten Gedanken Ausdruck geben dürfe; aber legte sie ihre Hand auf des Bruders Schulter und sah ihn eindringlich und ernst: „Sei aufrichtig gegen mich. Wolfgang hat man Dich zu dieser Abendgesellschaft eingeladen?"

Statt aller Antwort schob er einen Haufen von Briefen zur Seite und reichte ihr eine große, sauber gestochene Karte.

„Frau von Brenckendorf und der kommandirende General begann Marie zu lesen, „ich danke Dir, Wolfgang. Es fällt ein Stein vom Herzen, denn diese thörichten Vermuthungen, da ich doch gegen niemand Ausdruck geben konnte, fingen schon mich ernstlich zu beunruhigen. — Aber wenn man Dich so förmlich einladet, warum kommst Du nicht ein einziges Mal — wäre es auch nur der Form wegen auf eine Stunde? Glaube nicht daran, daß es Dir so ganz unmöglich ist — es denn, Du hättest besondere Gründe — —"

„Und wenn ich nun wirklich solche besonderen Gründe dazu unterbrach er sie ruhig, „würdest Du mir nicht auch ohne weitere Erklärung glauben, daß sie triftig genug seien? Du und liebe Marie, wir sind ziemlich fertige Menschen, und wir werden nicht versuchen, einander zu beeinflussen, nicht wahr? Aber dürfen wir Bäschen Cilly wahrhaftig nicht länger warten lassen, wenn sie wirklich so reizbar ist, wie Du sagst."

Cäcilie von Brenckendorf hatte in der That schon sehr mit allen Anzeichen großer Ungeduld das Operationszimmer durchwandert, und als nun die Geschwister eintraten, nahm eine steife und boheitsvolle Haltung an, die gar nicht sonderlich zu ihrer Erscheinung und zu ihrem ganzen Wesen passen wollte.

„Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrer Errettung mit Ihrer raschen Wiederherstellung, verehrte Cousine," sagte Lothar ging in seiner angenehmen, ruhig heiteren Weise, „es hätte wahrhaftig einst genug werden können."

Er hatte ihr nicht die Hand geboten, weil sie ihn in mit ganz unverkennbarer Absichtlichkeit in ihrem Mißfallen vorgen hatte.

„Marie sagt mir, daß ich Ihnen zu besonderem Dank pflichtet sei," erwiderte sie, „und ich wollte natürlich nicht ohne diesen Dank Ausdruck gegeben zu haben. — Ist es wahr sagte sie, als Wolfgang sich mit stummem Lächeln verbeugte, in einem veränderten, natürlicher klingenden Tone hinzu, „daß den Vorfall mit angesehen haben?"

„Ich stand gerade am Fenster, und ich würde dem Droschkenkutscher ans Entlastungszeuge diesen können, wenn etwa den unglücklichen Gedanken haben sollte, ihn zur Verantwortung zu ziehen."

Cilly streifte ihn mit einem raschen, mißtrauischen Blick.

„Zu? — Sie sind sehr nachsichtig gegen den Menschen, Fahrlässigkeit und Ungeschick Ihre Schwester in Lebensgefahr bracht hat — von mir natürlich nicht zu reden! Es ist sein, daß auch ein unglücklicher Zufall dabei mitgespielt hat."

„Gewiß! Der unglückliche Zufall nämlich, daß Seine Hoheit der Prinz Leopold von Waldburg nicht ohnen konnte die Insolenz seiner Droschke waren, die er mit so viel Muthe niedertrennen ließ."

Es war gut, daß das Mißlichen seinen Blicken verbarg sich die kleinen Hände darin zu Fäusten ballten.

„Ah, — Sie wollen ihn demnächst!" sagte Cilly nach tiefem Athemzuge.

„Ich muß gestehen, daß mich in der That vorhin die Lust dazu anwandelte, denn es giebt eben Fälle, in denen ein halb amerikanisirter Deutscher das lebhafte Bedürfniß fühlen kann, den Staatsanwalt in Thätigkeit treten zu lassen. Sie mögen sich beruhigen, liebe Cousine! — Da glücklich abgelaufen ist, und da man dem armen Manne den erlittenen Schaden ersetzen wird, mag Seine Durchlaucht Frieden auf den Lorbeern dieses Heldenstückchens ruhen."

Schmollend hatte Cilly die Lippen geschürzt. Die Gelegenheit mit welcher der Zahnarzt ihre verletzende Bemerkung aufgenommen hatte, brachte sie um den letzten Rest ihrer würdevollen

„Ich denke, Sie wissen recht gut, daß es nicht so gemeint war," sagte sie, zwischen Zorn und Verlegenheit schwankend. „Ob Prinz Lamoral zur Verantwortung gezogen wird oder nicht, ist mir höchst gleichgiltig. Nicht an eine Anzeige beim Staatsanwalt dachte ich, sondern daran, daß es Ihnen augenscheinlich großes Vergnügen bereitet, mir gegenüber recht übel von ihm sprechen zu dürfen. Es ist ja auch so überaus wohlfeil — und erfordert sogar noch weniger persönlichen Muth, als ihn der Prinz soeben an den Tag gelegt hat."

Wolfgang lächelte gutmüthig.

„Ich weiß nicht, warum Sie mich in einem so schwarzen Verdacht haben, liebe Cousine; aber wenn es mich in Ihren Augen reinwaschen kann, so erkläre ich gern, daß ich nicht einen Augenblick daran gedacht habe, Seine Durchlaucht aus dem Genuß Ihrer Freundschaft zu verdrängen. Da ich mich gar nicht der Ehre seiner Bekanntschaft erfreue, kann es mir wohl weder Vergnügen noch Widerwärtigen bereiten, von ihm zu sprechen."

Cilly war von neuem sehr roth geworden, und sie wandte sich plötzlich ihrer Base zu.

„Würde es Dir jetzt genehm sein, Marie, daß wir uns auf den Heimweg machen? Mam wird sich bereits in Sorge um uns befinden."

Marie, die in wachsendem Erstaunen der kleinen Auseinandersetzung zugehört hatte, erklärte sofort ihre Bereitwilligkeit, und Wolfgang geleitete die beiden jungen Damen artig hinaus. Als sie schon auf dem Treppenflur standen, kehrte sich Cilly noch einmal hastig gegen ihn um:

„Wenn ich Sie verletzt haben sollte, so bitte ich um Entschuldigung, — ich hätte daran denken müssen, daß Sie mich aus einer sehr peinlichen Lage befreit haben! Nehmen Sie dafür noch einmal meinen Dank! — Adieu!"

Ohne ihm Zeit zu einer Antwort zu lassen, eilte sie leichtfüßig über den weichen Teppich der breiten Marmortreppe hinab. Wolfgang aber hielt seine Schwester noch für wenige Augenblicke zurück.

„Du wirst dafür sorgen, liebe Marie, daß man im Hause des Generals nichts von meiner Einmischung in diese Geschichte und von Eurem kurzen Aufenthalt in meinem Hause erfährt. Die Gründe dafür ein anderes Mal! Lebe wohl und unterhalte Dich königlich auf Eurem heutigen Feste, von dem Du mir später anschaulich erzählen wirst."

„Marie!" klang es etwas ungeduldig von unten herauf, und Wolfgang wußte der Zögernden lächelnd, sich zu beeilen.

Mariechen hatte Cilly unter dem frischen Eindruck der Katastrophe wenig Luft, ihr Leben abermals einer Droschke anzuvertrauen, und erklärte, sie könne den jetzt nicht mehr allzu langen Weg recht gut zu Fuß zurücklegen. So lange sie sich in der belebten Straße befanden, gingen sie schweigend neben einander her, als sie aber das Brandenburger Thor durchschritten hatten, konnte Marie sich doch nicht enthalten, zu fragen:

„Es war also wirklich der Wagen des Prinzen von Waldburg, der das Unheil angerichtet hat? Du hast ihn sogleich erkannt?"

Cilly blieb stehen und legte ihre Hand auf den Arm ihrer Begleiterin, daß diese den Druck fast als einen Schmerz empfand.

„Ich bitte Dich, frage mich nicht und sprich nicht mit mir davon! Wahrhaftig, es ist, als ob jeder ein besonderes Vergnügen darin fände, mich zu quälen."

Ihre Stimme zitterte von verhaltenem Weinen; Marie aber fühlte sich durch dies unbegreifliche Benehmen endlich im Ernst verletzt und entdeckt sich jeder Erwiderung. Nach einer weiteren Wanderung von fünf Minuten schien die Tochter des Generals denn auch zur Erkenntniß ihrer Unart gekommen zu sein. Sie schmiegte sich enger an ihre Begleiterin und sah ihr schmeichelnd ins Gesicht.

„Du mußt mir nicht böse sein, mein Herz," bat sie in jenem weichen Kinderton, der ihr in solchen Augenblicken eigen war und den selbst ein wirklicher Groll kaum hatte widerstehen können. „Ich habe in der letzten halben Stunde so viel dummes häßliches Zeug geschwatzt, daß ich mich schäme, wenn ich nur daran denke. Du wirst Mitleid haben, mir zu verzeihen, aber Du wirst es thun, nicht wahr? Es wäre schrecklich, wenn ich nun auch noch eine Einbuße an Deiner Freundschaft erleiden sollte."

„Das ist eine unnöthige Besorgniß, meine liebe Cilly! Ich weiß ein in der Aufregung gesprochenes Wort recht gut von einer absichtlichen Kränkung zu unterscheiden. Aber wenn es mir gestatten ist, einen leisen Vorwurf auszusprechen, so meine ich, Du hättest meinen Bruder immerhin etwas freundlicher behandeln können."

Es war doch schon wieder etwas von dem alten Trotz in Cillys Stimme, als sie erwiderte:

„Ich habe mich ja in aller Form bei ihm entschuldigt! Mehr kann ein junges Mädchen einem Herrn gegenüber doch nicht thun! Und bei ihm war es auch etwas anderes als bei Dir! — Er hatte die Absicht, mich zu ärgern und mir wehzuthun, als er sogleich von dem Prinzen zu sprechen anfing, und alle seine nachträglichen Versicherungen können mich nicht mehr vom Gegentheil überzeugen."

„Aber wie in aller Welt sollte er dazu kommen? Ihr habt Euch, so viel ich weiß, seit seiner Rückkehr ein einziges Mal gesehen, und zu den Prinzen unterhält er gar keine Beziehungen."

„Ich habe auch keine Erklärung dafür," sagte Cilly, sehr angelegentlich nach der andern Seite blickend, „aber zweifelsohne genügt ja eine einzige Begegnung, um eine unauslöschliche Abneigung zwischen zwei Menschen zu erzeugen. Jedenfalls Du Dich denn nicht Lothar gegenüber in der nämlichen Lage?"

„O, da möchte ich doch bitten!" erwiderte Marie mit Lebhaftigkeit. „Von einer unauslöschlichen Abneigung ist — auf meiner Seite wenigstens — gewiß nicht die Rede. Dein Bruder und ich, wir haben vielleicht verschiedene Ansichten über manche Dinge und werden uns darin schwerlich jemals verständigen; aber das hindert mich nicht, seine vortrefflichen Eigenschaften rückhaltlos anzuerkennen."

„Vergieb, wenn das Beispiel also ein schlecht gewähltes war. Uns Deinem bisherigen Benehmen gegen Lothar konnte ich eine solche Gesinnung ja wirklich nicht erraten. Ich aber habe nun einmal entschieden das Unglück, den Herrn Zahnarzt zu mißfallen, und es wird mir doch wenigstens gestattet sein, mich gegen seine Spöttereien zu wehren. — Uebrigens — wir sind ja gleich zu Haus — habe ich noch eine große, eine sehr große Bitte auf dem Herzen! Du mußt mir im voraus verzeihen, daß Du sie erfüllen wirst, und zwar ohne Wenn und Aber!"

„Da Du gewiß nichts Unmögliches verlangen wirst, sei dies Versprechen hiermit geleistet."

„Du darfst weder meinen Eltern noch meinen Brüdern oder sonst jemand, der in unserem Hause verkehrt, ein Sterbenswörtchen von dem Vorgefallenen erzählen. Am Ende haben wir ja auch nicht einmal eine so glänzende Rolle dabei gespielt, daß uns an dem nachträglichen Erscheinen der Mama oder an den unvermeidlichen Neckereien Engelberts etwas gelegen sein könnte."

Das war also der nämliche Wunsch, welchem vorhin schon Wolfgang Ausdruck gegeben hatte. Marie vermochte ihr Erstaunen über diese seltsame Uebereinstimmung nicht ganz zu verbergen.

„Ihr bringt mich fast zu dem Glauben, daß wir ein sträfliches Unrecht begingen, als wir uns umwerfen ließen," sagte sie. „Könntest Du es mir übelnehmen, Cilly, wenn ich zu erfahren wünschte, welches Deine eigentlichen Beweggründe für dies Heimlichthun sind?"

„Ich will mich nicht auslachen lassen! Ist das noch nicht Grund genug? — Und wenn ich nun wirklich noch eine andere Ursache hätte, würde es Dir schwer fallen, mir das kleine Opfer zu bringen?"

„Gewiß nicht! — Vermuthlich geschieht es aus Rücksicht für den Prinzen Lamoral, daß Du Deinen Eltern die Heldenthat seines Knaben verbergen willst."

Nur zwei Häuser trennten sie von der Villa des Generals. Cilly verlangsamte ihren Schritt, und indem sie das Köpfchen stolz erhob, sagte sie mit einem trotzigen Aufspringen in den dunklen Augen: „Ja — da Du es denn doch schon erraten hast! Es geschieht zum guten Theil auch um seinetwillen! Aber ich bitte Dich, daraus keine voreiligen Schlüsse zu ziehen. Heute abend wirst Du ersahren, wie es gemeint war."

Sie traten in das Haus und konnten sich nun aus der Begräßung, die ihnen zu theil wurde, leicht überzeugen, daß man ihretwegen ganz ohne Sorge gewesen war. Cilly bewunderte im Kreise der Ihrigen sogleich eine Heiterkeit, welcher niemand anmerkte, daß sie nicht ganz natürlich war, und Marie hielt gewissenhaft das gegebene Versprechen. Keiner im Hause des Generals ahnte etwas von der Lebensgefahr, welcher sie kaum entronnen waren, und von dem unfreiwilligen Besuche, welchen Cillys dem Operationszimmer ihres zahnärztlichen Peinigers abgestattet hatte.

Der reich geschmückte Festsaal der Villa und die behaglichen Räume, welche sich unmittelbar an denselben anschlossen, wurden aus Gästronen, Wandleuchtern und Kandelabern bereits mit einem Meer von Licht überfluthet; aber von den erwarteten Gästen war noch keiner vorgefahren. Bis auf die Generalin, die schon seit geraumer Zeit in einem moosgrünen Sammetkleide mit unendlicher Schleppe umherrauschte, um die Anordnungen an den Büffets wieder und wieder mit Kennerblicken zu prüfen und hier und da einige auf die leiblichen Bedürfnisse der Gäste bezügliche Anweisungen zu ertheilen, — und bis auf den Assessor, der in seinem Arbeitszimmer über einem Aktenbündel saß, als hätte er von den festlichen Vorbereitungen in seinem Ellernhause überhaupt keine Ahnung — befanden sich sämmtliche Mitglieder der Familie noch in ihren Zimmern, mit ihrem Anzug beschäftigt.

Cillh war bei ihrem Angehörigen ein wenig dasür entwöhnt, daß sie mit dem wichtigen Geschäft des Ankleidens trotz aller Hilfe der Zofe niemals rechtzeitig fertig werden könne. Sie hatte um dieser leidigen Gewohnheit willen schon unzählige Neckereien Engelberts über sich ergehen lassen müssen, und vielleicht nur, um ihr für den heutigen Tag eine Wiederholung derselben nach Möglichkeit zu ersparen, beeilte Marie ihren eigenen Anzug so sehr, daß sie noch Zeit genug behielt, auch ihrer Base Beistand zu leisten. Sie selber hatte jede Hilfe abgelehnt, ja, sie hatte trotz alles Zuredens nicht einmal die weitverstümlen Frisirkünste von Cillys Jungfer in Anspruch genommen, da sie ihr prächtiges Haar durchaus nicht anders zu tragen wünschte als an jedem sonstigen Tage. Und ein Blick in den Spiegel konnte sie belehren, daß sie recht daran gethan hatte. Die einfache Anordnung der dicken, lichtbraunen Zöpfe, in denen einige frische Blumen als einziger Schmuck befestigt waren, stand ihr ohne Zweifel ungleich lieblicher zu Gesicht als irgend ein kunstreicher Aufbau, wie ihn die an der Seine geschulte Pbantasie der Mademoiselle Ehériette zu ersinden liebte. Und dieselbe anmuthige Einfachheit hatte sie auch in Bezug auf ihren sonstigen Festschmuck walten lassen. Ein weißes Kleid von schlichtem Faltenwurf, durch eine zarte, schön gezeichnete Stickerei belebt und hier und da mit einer kleinen, duftigen Ranke lebendiger Blumen verziert, überließ den edlen Linien und den weichen Formen ihrer vollkommen ebenmäßigen Gestalt den wesentlich größten Theil der Aufgabe, sich im Wettstreit mit den weiblichen Schönheiten, die man heute erwarten durfte, zu behaupten.

Von kindlicher Freude über das liebliche Bild erfüllt, das ihr der hohe Ankleidespiegel zurückgeworfen hatte, verließ Marie ihr Stübchen, um sich zu dem in demselben Stockwerk gelegenen Zimmer ihrer Base zu begeben. Sie hatte nur den langen Gang zu durchschreiten, um dahin zu gelangen, und sie war so wenig darauf gefaßt gewesen, anderen Personen als etwa einem der Dienstboten zu begegnen, daß ihr ein Ausruf der Ueberraschung entschlüpfte, als sie plötzlich Engelberts schlanke Gestalt wie aus dem Boden gewachsen vor sich stehen sah.

Auch er erschien in seinem Paradeanzuge kostlicher, glänzender und siegesgewisser als je, und obwohl Marie während der letzten Stunden gar nicht an ihn gedacht hatte, war es ihr doch nun mit einem Mal, als ob sie sich nur für ihn geschmückt hätte und als ob eine Aeußerung des Wohlgefallens aus seinem Munde ihr Lohns genug wäre. Und sie brauchte nicht lange auf eine solche Aeußerung zu warten. Nachdem Engelbert sie eine Sekunde lang mit brennenden Blicken betrachtet hatte, beugte er sich plötzlich nieder und preßte seine Lippen leidenschaftlich heiß auf ihren schönen Arm.

„Marie — meine Herzenskönigin!“ flüsterte er. „Du weißt nicht, Mädchen, wie berauschend schön Du bist!“

Das Lob war unzweideutig; aber es war vielleicht anders, als Marie es ersehnt und erwartet hatte. Sie wich zurück und legte die Hände auf den Rücken, als ob sie damit eine Wiederholung der stürmischen Liebkosung verhindern wollte.

„Du bist unartig, Engelbert,“ sagte sie schmollend. „Würdest Du gegen eine andere junge Dame Eurer Gesellschaft etwas derartiges wagen?“

Aber der Dragonerossizier ließ sich jetzt nicht mehr so leicht aus der Fassung bringen wie damals im Gewächshause nach dem ersten Mittagessen. Seinen martialischen Schnurrbart zwischen den Fingerspitzen wirbelnd, sagte er mit dem zuversichtlichen Lächeln eines Mannes, der nicht einen Augenblick an der Ernsthaftigkeit des ihm ertheilten Verweises glaubt: „Gewiß, Herz — vorausgesetzt natürlich, daß ich ihr so gut wie Dirl — Und nur, weil diese Voraussetzung in das Gebiet unmöglichen Dinge gehört —“

Marie unterbrach ihn durch eine abwehrende Geberde.

„Wie soll ich solchen Versicherungen Glauben schenken? es nicht sehr wahrscheinlich, daß Du gestern irgend einer Künstlerin dasselbe gesagt hast?“

Engelbert legte die Linke auf die Brust und nahm feierliche Haltung an.

„Haben Cillys Lästerungen mehr Gewicht für Dich als Manneswort? Was soll ich thun, Dich von der Aufrichtigkeit meiner Liebe zu überzeugen?“

Seine Worte durchkreuzten sie mit einer süßen Empfindung des Glückes; aber sie fühlte trotzdem ein leises Bangen unter seinem heißen Blick, der so verzehrend auf ihr ruhte. Sie hätte ausjubeln mögen in dem Bewußtsein, geliebt zu sein, und peinigte es sie, sich mit dem Manne allein zu wissen, in dessen Blute diese leidenschaftliche Liebe loderte. Nur um einen Wand zur Flucht zu finden, suchte sie das Gespräch ins Stocken halte zu wenden.

„Beweise sie mir, indem Du jetzt ganz artig hinunter und indem Du mich künftig nicht mehr mit einer Anzahl verwechselst, wenn der Zufall uns abermals auf einem Tanzflur zusammenführen sollte. Das ist doch gewiß ein deutsches und leicht zu erfüllendes Verlangen.“

Sie wollte an ihm vorüberhuschen, doch Engelbert war ihr den Weg. Er hatte sie nie schöner gesehen als in dieser duftigen Gesellschaftsgewande.

„Warum muß Du mir immer unter den Fingen entschlüpfen, wenn sich uns einmal Gelegenheit bietet, ernsthaft mit einander zu reden? Geschieht das nicht absichtlich? Sage es mir!“

Schelmisch und doch nicht ohne geheimes Zagen sah sie ihm auf.

„Ernsthaft?“ fragte sie. „Hier? Zwischen sechs Thüren, von denen in jeden Augenblick eine aufgehen kann? Mit Deine Geschwister würden Gelegenheit haben, uns zu überraschen, sondern sogar die Dienstboten.“

„Nun, wenn es durchaus nicht sein soll, so gehe wenigstens ein Lösegeld dafür, daß ich Dich freigebe! Gieb ein Unterpfand, daß Dein Herz nur mir gehört, damit mich die bloße Wartestellung rasend mache, Dich nachher mit allen plaudern oder gar tanzen zu sehen!“

Eines ernstlichen Widerstands kann gewärtig, machte den Versuch, sie wie damals an sich zu ziehen und zu küssen doch Marie entzog sich ihm sehr entschieden, und ihre Stimme wie ihre Miene ließ ihn nicht im Zweifel über die Aufrichtigkeit ihres Unwillens.

„Nein!“ sagte sie, „nur in Gegenwart Deiner Eltern ich Dir das zum zweiten Mal gestatten!“

Sie verschwand in der Thür von Cilles Zimmer, ob Engelbert über eine passende Erwiderung klar geworden Er spitzte die Lippen und pfiff leise ein paar Takte aus Melodie des neuesten Gassenhauers vor sich hin.

„Das war deutlich!“ meinte er, während er die Thür hinabstieg und langsam die weißen Handschuhe anzog. „Nu warum auch nicht? Ich für meine Person hätte verteufelt dagegen einzuwenden!“ —

Auch der General stand jetzt bereits in seiner gala Uniform und im blinkenden Schmuck seiner vielen Orden im des Empfangszimmers, vollkommen bereit, sich der sauren einer liebenswürdigen Bewillkommnung der zahlreichen Gäs unterziehen, von denen die ersten unmöchte jeden Augenblick treffen konnten.

„Meine theuren Angehörigen lassen mich allem Anschein nach wieder recht hübsch im Stich,“ sagte er, als Engelbert ein „Die Mama ist plötzlich unsichtbar geworden. Cillh ist noch nicht mit dem Anziehen fertig, und Lothar — hat überhaupt etwas von Lothar gesehen?“

„Soll ich meines Bruders Hüter sein, Papa? — Es scheinlich brütet er über einem Mord oder einem schweren steht mit Dietrichen und Brecheisen. Seitdem er sich der Krim jüngst in die Arme geworfen hat, ist er für mich so gut unsichtbar geworden.“

„Nun, ich werde einen Diener hinausschicken, um ihn an eine gesellschaftlichen Verpflichtungen zu erinnern. Uebrigens — auch Dir habe ich noch etwas zu sagen, Engelbert! Du hast deutlich auf dem Essen bei Nachtig den deutlichen Wink sehr rasch vergessen, welchen ich Dir gegeben hatte."

„Einen Wink, Papa? — Ich weiß wirklich nicht. — Ah, — etwa wegen der kleinen Gräfin Hainried?"

„Du mußt ein schlechtes Gewissen haben, da Du sogleich errathst, was ich meine. Dein nachlässiges Benehmen gegen die junge Dame streifte in der That beinahe an Unhöflichkeit."

„Wie genau Du solche kleinigkeiten doch beobachtest, Papa!" meinte Engelbert heiter, indem er vor einen Spiegel trat und sich wohlgefällig in allen Muskeln reckte. „Es ist möglich, daß mir an jenem Tage nicht recht gefiel. Sie hatte den Schnupfen, und niemand wird im Ernste bestreiten wollen, daß selbst die Genus von Milo mit einem Schnupfen aufhören würde, begehrenswerth zu sein."

„Das sind Albernheiten, mein lieber Engelbert, und ich dachte Dir schon an jenem Tage an, daß es mir lieb wäre, wenn Du die Sache gerade diesmal von einer etwas ernsteren Seite nähmest. Neckereien macht kaum noch ein Geheimniß daraus, daß die Reibungen nach unten und oben, die bei seiner knorrigen Natur von vornherein unvermeidlich waren, ihm bereits herzlich unleidig gemacht haben, und daß er das Kriegsministerium lieber heute als morgen verließe, wenn nur das Kommando eines Armeecorps frei wäre, das ihm versprochen worden ist. Darüber aber, daß kein anderer als Hainried, der unermüdliche Arbeiter und ausgezeichnete Redner, sein Nachfolger auf dem Ministersessel werden wird, wollte in eingeweihten Kreisen längst nicht mehr der geringste Zweifel."

Engelbert drehte sich auf dem Absatz herum und schnitt eine drollige Grimasse des Entsetzens.

„Heirathspläne also, Papa? Schauderhaft!"

„So hoch versteigen sich meine Hoffnungen gar nicht! Ehe da vom Heirathen die Rede sein könnte, müßtest Du einem halben Dutzend von Nebenbuhlern den Rang ablaufen, die ihr Röstein allem Anschein nach besser zu tummeln verstehen als Du."

„Oho, wenn es nur darauf ankäme! Ich wollte ihnen zwanzig Längen vorgeben und sie doch noch alle mit einander um eine Nase, und zwar um eine recht lange, schlagen. Aber wenn es Dir wirklich Spaß macht, Papa, mich als girrenden Täuberich um dies verschmuzte Täubchen stolziren zu sehen, so will ich Dir als guter Sohn mit Vergnügen gehorsam sein. Ich werde der Gräfin Hainried auf Tod und Leben den Hof machen, sollen sich auch die beiden Nachtig darüber grün und gelb ärgern."

Rasch nach einander rollten draußen die ersten Wagen vor; der General seufzte ein wenig und legte dann sein lebhaft gefärbtes, fast jugendlich frisches Gesicht in die verbindlichsten und liebenswürdigsten Falten. —

In einer Gesellschaft, die zum weitaus größten Theile aus Offizieren und ihren Damen bestand, nahm man es mit der Pünktlichkeit des Erscheinens ziemlich genau. Im Verlauf einer kurzen halben Stunde hatten sich die erhellten Gemächer mit einer sehr glänzenden Versammlung in bunten, blitzenden Uniformen und kostbaren, über Parkett und Teppiche rauschenden Gewändern gefüllt.

Da man unter einander fast durchweg gut bekannt war, herrschte von vornherein eine sehr angeregte Stimmung, das Geräusch einer allgemeinen, lebhaften Unterhaltung schwirrte durch die Säle, und namentlich den heiteren Mienen der Jugend beiderlei Geschlechts war es unschwer anzusehen, daß man sich äußerst vergnügliche Stunden versprach.

Sollte es doch auch eine rechte Tanzgesellschaft werden, bei welcher die junge Welt nicht durch die Marter eines stundenlang ausgedehnten Abendessens zur Verzweiflung gebracht werden würde. Auf den ersten Walzer sollte eine Erfrischungspause folgen, während der an kleinen Tischchen zu verspeisen war, was die aufgestellten Büffets in verschwenderischer Fülle an auserlesenen Leckerbissen boten. Es war darum natürlich, daß derjenige Kavalier, welchem eine Dame diesen Walzer gewährte, auch ihr Ritter während der Erfrischungspause blieb, und jeder, dem es darum zu thun war, sich die Gunst irgend einer holden Balldame zu gewinnen, beeilte sich deshalb, seinen Nebenbuhlern für den bedeutsamen Tanz den Vorrang abzulaufen.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Landsknechtsleben.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von H. Bauer. Mit Zeichnungen von Peter Schnorr.

III.

Der Zug gegen Rom. — Frundsbergs und Bombons Ende. — Erlebnisse eines Leichnams.

Nicht bunt genug kann man sich den Heereszug denken, welchen Frundsberg nach Italien führte. Zwar es fehlten ihm manche Bestandtheile einer „wohlbestellten Armada". Es war November; die Südausgänge der Alpen waren von den Feinden wohl verwahrt, und so galt es, in ungünstiger Jahreszeit auf wenig bekannten Wegen über das Gebirge zu kommen, um auf weitem Umweg durch das feindliche Venetien sich mit dem in Mailand bedrängten Bonrbon zu vereinigen. Es fehlten also die pomkvollen Ritterkompagnien, es fehlte die damals noch überaus schwerfällige Artillerie. Geschütze gedachte Frundsberg in Italien zu erobern oder von dem Kaiser zugewandten Fürsten zu entlehnen.

Aber schon der Landsknechte Aufzug allein mußte den wunderbarsten Anblick gewähren. Vor den größeren Abtheilungen ritten im prachtvollen Harnische, umgeben von Trabanten, die höheren Offiziere — Frundsberg, der Kommandirende, allerdings auf einem bedächtig schreitenden Maultier. Vor jedem Fähnlein schritt der möglichst in die Farben des Regenbogens gekleidete Fähndrich mit der gewaltigen, „thurmhohen" Fahne, hinter ihm kamen die Pfeifer und die Trommler mit Trommeln, groß wie Weinfässer, die Hälfte des „Gespicts" vor den Hakenschützen, die andere Hälfte vor den langen Spießen. An sie schloß sich dann der Hause der Landsknechte, jeder nach Laune und Umständen bewehrt, mit Sturmhaube, geschlossenem Helm, hohem Filzhut, Federbarett, in ganzen und halben Panzern; manche mit vollem Harnisch bis zum Knie, andere in Lederkollern, Kettenhemden und Krägen, gekämmelten, geschlitzten, zerhackten, in grillenhaften Farben durcheinander schillernden Wämsern, mit den ausschweifendsten Schnitte der Hosen, von den bis zum Knöchel

sich bauschenden Pluderhosen bis zu der aufs engste von der Hüfte bis zum Knöchel sich anschmiegenden Reiterhose; wieder andere — was für besonders witzerhaft galt und auch von Hauptleuten geübt wurde — den einen Strumpf herabgestreift, so daß das eine Bein nackt war. Diese Sitte erregte namentlich am französischen Hofe, wo aus Gründen des Wittiren im Schwange war, weiblichen Aufsehen. Dazu kam noch die verschiedenste Tracht der Haare und des Bartes. An Waffen endlich führte jeder, was von Väter Zeiten zu Hause aufgehängt gewesen war oder die Beute früherer Kriege ihm in die Hand gespielt hatte: Federspieße mit buntem Schmucke, lange Spieße mit verschiedenst geformten Spitzen, Hellebarden, Partisanen, schwere Hakenbüchsen, Schlachtschwerter, daneben Rothen, Fanfshammer, die Inzgen breiten Landsknechtdegen, verschieden geformte Dolche. Hinter dem Gewaltshaufen endlich folgte der Troß der Weiber und Buben, geführt von einem eigenen Weibel, der außer den Waffen noch einen etwa armlangen „Vergleicher“ zur Schlichtung von Streitigkeiten führte.

Schwer lag der gefährliche Zug auf Frundsbergs Seele. Von seiner Stimmung mag ein Traum zeugen, den er zu Bozen hatte. Er glaubte im Traume seinen vor etlichen Jahren verstorbenen Bruder Adam zu sehen, welcher zu ihm sprach: „Bruder Georg, es ist ein schwerer Zug, Du wirst schwerlich über die Päße und über die Furthen der Wasser kommen, und Du wirst den Hansen führen, daß kamm tausend Mann überbleiben werden.“ Dieses Gesicht hatte er, wie bezeugt, schon früher in gefährlichen Kriegsläuften gehabt. Schon in Trient von Gedanken bedrängt, stieg er noch mutig am 17. November auf seinen, seinen Beynamen trug, feinen Maultier hinan. Die Roße und Mauthiere mußten einzeln geführt werden; neben ihm selbst, dem schweren Manne, hielten Landsknechte lange Spieße auf der Seite des Abgrunds als Ortländer; er faßte wohl auch einen starken Knecht von hinten am Koller, der ihn zog, während ein anderer schob. So kamen sie auf einem Weg, wo kein Italiener sich eines Feindes versah, auf venetianisches Gebiet. Ein armseliges Bergdorf wurde zu des Feldherrn großem Unwillen als der Republik gehörig alsbald verbrannt wie ein Vorzeichen der bösen Art, welche der Krieg annehmen sollte. Wie ein die Zukunft verhüllender Vorhang lagen die Nebel vor der italischen Ebene, welche am 19. November unweit Brescia, bei Gavardo an der Chiese, erreicht wurde.

Als Karl v. Bourbon das Herannahen Frundsbergs vernahm, lachte in ihm, welcher nur durch außergewöhnliche Unternehmungen seine innere Unruhe zu bestänben, aus unbefriedigter Stellung und gestauchten Hoffnungen heraus zur Höhe seiner ehrgeizigen Pläne sich emporzuschwingen hoffen konnte, allerdings der stühne Plan auf, Rom selbst zu nehmen. Wenn aber einzelne Zeitgenossen, wie z. B. der Augenzeuge der Plünderung von Rom, Cäsar Grolier, behauptet haben, unter den 18 000 Mann, welche Frundsberg schließlich gegen Rom führte, seien 14 000 Anhänger der verstuchten lutherischen Sekte und außerdem noch 4000 von besonders teuflischem Hasse gegen den heiligen Vater beseelte Juden gewesen, die Plünderung Roms sei von Anfang an der Zweck des Feldzuges gewesen, so kommt darin lediglich die Stimmung der Päpstlichen nach dem Falle Roms zum Ausdrucke.

In der italienischen Ebene fand Frundsberg die verworrensten Verhältnisse vor. Die verschiedenen kleinen Gewaltshaber in steten Gehäuge zwischen dem Kaiser, den Eroberungsgelüsten der Päpste und der Republik Venedig, meinten es mit keinem Theile ehrlich, haßten aber jedenfalls am meisten — und wer wollte es ihnen heute verdenken? — die Fremden von jenseit der Alpen. Wurde hierdurch Frundsbergs Lage schon schwierig, so that in den sumpfigen Niederungen Norditaliens die winterliche Jahreszeit das Uebrige. Der gerade Weg nach Mailand war dem kaiserlichen Feldherrn, der an Bourbons Oberbefehl gewiesen war, durch feindliche Streitkräfte verlegt; die gebotenen Umwege zwangen also zur Ueberschreitung zahlreicher winterlich geschwollter Flüße, während man im übrigen auf schmale Dammstraßen angewiesen war. Auf diese Umstände baute der Herzog von Urbino mit Giovanni de' Medici, dem Führer der „schwarzen Banden“, von deffen fast im Jünglingsalter erworbenem Feldherrnruhme die Italiener die Schöpfung einer den deutschen Landsknechten gewachsenen nationalen Wehrkraft erhofften, einen Plan, die Deutschen sicher zu verderben. Der Markgraf von Mantua, von jenen uns Einvernehmen gezogen, und den bei Borgoforte am Po angelangten Frundsberg, welcher sehr ungehalten war, weder Schiffe noch Brückenmaterial vorzufinden, mit seinen höheren Offizieren zu ausgesucht köstlichen Abendessen, indem er zugleich die Mittheilung machte, daß der Papst mit dem Kaiser Frieden geschlossen habe. Auch die Knechte wurden reichlich bewirtet sollte, so halten die Italiener gerechnet, „den Barbaren die Nachtmahl gerecicht werden“. Mit Bestimmtheit erwarte freundlichen Gastgeber, die Deutschen vom Vornehmsten Niedrigsten wirden sich im Trinken dergestalt überuehme sie zur Ernüchterung bis spät in den nächsten Tag hi Schlafes benöthigen würden. In der Zwischenzeit sollte alle Brücken über den Po und Mincio, sowie alle Dämme werden; dann wollte man sie mit Feldschlangen, Büch Hellebarden aufwerfen.

Aber die Welschen hatten wohl den Durst der D nicht deren Leistungsfähigkeit erkannt. Frundsberg hielt wohl er es sich auch schmecken ließ, nüchtern und wußte o den ihrer Sache sicheren Italienern noch so geschickt allerle deutungen zu entlocken, daß er sie überlistete. Als die anrückten, dem deutschen Baren das Fell über die Ohren zu war dieser durch einen nächtlichen Gewaltmarsch bereits auf sahr und über dem Mincio. Nur die Nachtruh vermochte Italiener noch zu bedrängen; aber als sie auch am Min Deutschen noch keine Ruhe ließen, da richtete Frundsberg die beiden Falkonetlein, welche gerade in dieser Stunde schenk das damals dem Kaiser zugewandten Herzogs Alfo Ferrara angekommen waren, und die zweite Kugel, welche Italienern als Quittung für ihr Abendessen zusandte, gerie den Giovanni de' Medici die Kniescheibe, an welcher D bung der junge Kriegsmann, die Hoffnung des damaligen I fünf Tage später verstarb.

Noch länger als zwei Monate, bis zum 7. Februar währte es, ehe Bourbon und Frundsberg südlich des P Vereinigung bewerkstelligen konnten, während welcher Zeit F berg, vom Kaiser anscheinend vergessen, vom Herzog von F nur widerwillig und durchaus ungenügend mit Geld und häufige Kämpfe zu bestehen hatte und das gerechte Verlang Knechte nach Sold nur zum kleinsten Theile befriedigen Inzwischen war Bourbon in Mailand aber auch nicht auf gebettet gewesen. Nicht aus bösem Willen hatte er ges Frundsberg entgegenzuziehen, vielmehr war der auch ihn bi völlige Geldmangel es gewesen, der ihm jede planvolle Bew unmöglich gemacht hatte. Während die deutschen Landsk in Mailand unter Frundsbergs Sohn Melchior, obgleich au keinen Sold zu sehen bekamen, doch noch willig blieben, wei sich die Spanier, Mailand überhaupt zu verlassen, ehe Heller und Pfennig bezahlt wären. In seiner Bedrängniß Bourbon zu den gränlichsten Mitteln; er preßte den B Mailands, zum Theil unter Anwendung der Folter, ihr Geld aus und schonte u. a. dem wegen Hochverraths zum verurtheilten Hieronimo Morone in der Nacht vor der angeo Hinrichtung das Leben, nachdem der geizige Italiener nicht langes Feilschen, sozusagen angesichts des Richtblocks, sich fen bereit erklärt hatte, 20 000 Dukaten, aber auch nicht einen M mehr, zu bezahlen. Nun aber machten die Spanier, denen i Aussaugungssystem zuzogte, neue Schwierigkeiten, und Bo hatte sie noch aufs bewegliche zu bitten, bis sie sich beque wieder von seinen Besehlen Notiz zu nehmen.

Als sich die beiden Feldherren unweit Piacenza trafen, eine Streitmacht, wie sie der Kaiser selten beisammen ge hatte, 32 000 Mann Fußvolk und Reiterei, unter seinen tigsten Generalen vereinigt. Insbesondere war das Heer jetzt ausgiebiger mit Feuergewehren versehen, denn Frundsberg nur 1500 Hakenschützen mit sich geführt. Das erste, was Oberbefehlshaber Karl v. Bourbon unnuncht that, war, den Ge von Ferrara um weitere Geldunterstützung und namentlich Geschütz zu ersuchen, aber der entzog seine Person den Bedräu und hinterließ ihnen den Rath, nur schnurstracks nach Rom ziehen und dort an den Anstifter des ganzen Krieges ihre Ge rungen zu richten.

Schon zehn Tage nach der Vereinigung beider Heere meute die Spanier wieder um Sold, und nun folgte die Katastrophe. 2 langem Hin- und Herverhandeln bewog der über die Anmaßen des kaiserlichen Heeres an seinen Grenzen erschrockene Papst den der Seite des Kaisers kämpfenden Vicekönig von Neapel Lannoy,

Digitized by Google

...nzen 17. ...höchst'e eines Waffenstillstandes, ohne daß dieser vorher Bourbons ...n, indem n... ...willigung eingeholt hätte, unter Bedingungen, welche auch nicht ...Papst und ... ...ssente Ausschrei auf die Befriedigung der Sold heischenden lai... ...uraden ...zösischen Knechte gaben. Alsbald entließ der Papst sein Heer, ...gerichtet, ... der Ueberzeugung, daß das kaiserliche Heer ohne Waffengewalt ...Mai Königs... ...auch Mantovi sich auflösen und so seine Besitzungen der ...lichen ... ...Vernichtung preisgeben würde. Päpstliche Sendlinge waren es, ...Rom ... welche unter die bei schlechtem Wetter, abgerissen, zum Theil ohne ...in den ... Schuhe und ohne Geld zwischen S. Giovanni und Bologna ...der Zwölf... agenden Kaiserlichen die Nachricht von jenem Waffenstillstand ...intrie, Tumult ... trieben. Alsbald erhoben sich die Spanier. „Wir Bettler," ...und Feldherrn ... ...chrieen sie, „sollen sie durch den Verrath des Vicekönigs aus ...Italien verstoßen werden," und mit dem aufreizenden Rufe: ...wohl der Tod ... „Geld, Geld!" stießen sie schließlich ...Geld, Lanz (Landsknechte)! Gold, Geld!" stießen sie schließlich ...ni. Frundsb... ...auch die unbezahlten Deutschen an. Brüllend wälzte sich der Haufe ...n Aufstand ... nach dem Zelte Bourbons, an dessen Eingang ein unbegleiteter ...und so gelang ... Diener niedergestochen wurde. Aber der Uebeltäter hatte sich ...schon zu Frundsberg, seinem „lieben Vater", geflüchtet und dort ...unter dem Stroh des Stalls ein Versteck gefunden, nur an seinem ...Waffengeräth, seinem goldgestickten Lätzlerwocke, den man anderen ...Tages im Stadtgraben von S. Giovanni fand, konnten die ...Rasenden ihre Wuth auslassen.

Da berief Frundsberg am 16. März die Landsknechte zur Gemeinde und redete „mit großem Ernste, beweglich, wie noch nie ein Mensch geredet, daß es einen Stein sollte bewegt haben", zu ihnen. Aber zum ersten Male hörten die Verwilderten nicht auf die Worte ihres „allzeit lieben Vaters", ja einige Wüthende ließen sogar die Speise gegen ihn nieder. Da drängte sich ob dem Unerhörten Frundsberg das Blut nach dem Kopfe, Kraft und Sprache verließen ihn, und er sank auf eine Trommel, die ein Landsknecht schnell ihm unterstellte. Noch erholte er sich auf kurze Zeit, ohne jedoch die Sprache wieder völlig zu gewinnen; aber ehe er nach dem mit seinen Hauptleuten genommenen Morgenmahl sich an den Kamin zum Feuer stellte, überfiel Lähmung seine Glieder, und er mußte zu Bett getragen werden. Nun bekommen sich die Wüthenden, nun so mehr, als der Herzog von Ferrara doch einiges Geld schickte. Frundsbergs feigerische Laufbahn aber war zu Ende, seine Klage, seine Thräne konnte den bösen Schlagfluß wieder von ihm nehmen. Er verordnete noch Konrad v. Bemmelberg zu seinem Stellvertreter, dann ließ er sich am 22. März nach Ferrara bringen, dessen Herzog auch später, nachdem er aus dem Lager des Kaisers in das der Feinde übergegangen war, ihn mit ritterlicher Freundlichkeit pflegte. Bezeichnend bleibt es, daß Ariost, welcher alle romanischen Helden seiner Zeit im „Rasenden Roland" feiert, seiner nicht erwähnt.

Im Frühjahr 1528 ließ Frundsberg sich weiter nordwärts bringen, um endlich am 12. August desselben Jahres nach Mindelheim zu gelangen und acht Tage später dort zu sterben.

Mit Frundsbergs Erkrankung war Karl von Bourbon auf sich selbst angewiesen; er stand an der Spitze eines Heeres, welches der Kaiser anscheinend vorgefaßt hatte, das daher, wenn der Papst sich nicht zur Abkaufung des Aeußersten bewegen ließ, geradezu gezwungen war, in räuberartiger Weise sich seinen Unterhalt zu verschaffen. Der Feldherr wußte, daß seine Scharen im Felde den Feinden mehr als gewachsen und zu jeder kühnen, abenteuerlichen That, wenn sie nur Beute verhieß, bereit waren; er wußte auch, daß sein und der Offiziere Leben stündlich in Gefahr schwebte, sobald den wilden Gesellen der Mangel wieder auf den Leib rückte oder die Zügel strasser gezogen wurden. So war er denn darauf angewiesen, auf irgend eine große, reiche Beute verheißende Stadt loszugehen, ehe noch das Heer in den todtwährenden Feindseligkeiten mit den schwärmenden Reitern der Liga und dem verzweifelnden Landvolke, dessen Dörfer, Flecken und Höfe täglichlich hinter den breit daherziehenden Haufen in Rauch aufgingen, allzusehr zusammengeschmolzen war. Die Verhandlungen des Papstes mit dem Vicekönig von Neapel, die immer nur zu Geldversprechungen führten und von seiten des ersteren lediglich dem Zwecke dienen sollten, Bourbons Heer durch ungewisse Hinzögerung zur Auflösung zu bringen, zwangen diesen vollends, dem ungewissen Hin und Herziehen ein Ende zu machen, auf ein bestimmtes Ziel zuzustreben. Nachdem er einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, Florenz zu überrumpeln und an dieser Stadt ein Exempel zur Warnung des Papstes zu statuiren, eilte er geradewegs auf Rom zu.

In dieser Stadt war man des Entsetzlichen nicht gewärtig; obgleich der Vicekönig Lannoy von Neapel, als er mit karger Abschlagssumme sich in das Lager Bourbons gewagt hatte, von dort nächtlicher Weile hatte fliehen müssen, um sein Leben vor den wüthenden Knechten zu retten, obgleich ein Spähreiter in bärenem Gewande auf den Straßen Roms den Untergang der Stadt prophezeite, hofften Papst und Bürgerschaft immer noch. Karl von Bourbon werde wie einst Attila, vom Schrecken Gottes ergriffen, angesichts der heiligen Stadt umkehren.

Rom bildete damals noch zwei völlig getrennte und besonders befestigte Städte, die „Leoninische Stadt" mit dem Vatikan und das „Trastevere" um den Janiculus. Der niedrige Thalgrund zwischen beiden war noch wenig bebaut und lag offen da.

In diese Lücke drang Bourbon mit seinem Heere ein, nachdem er denselben vom Monte Mario aus die herrliche Stadt gezeigt hatte. Er mußte rasch handeln; das Kaisers Schweigen legte er nicht unrichtig als Einwilligung aus; seine Aufforderung zur Uebergabe vor um Durchzug nach Neapel wurde von beiden Städten kurz abgewiesen, und dabei zogen sich von allen Seiten ligistische Heerscharen heran, dem Papste trotz seines Austritts aus der Liga Beistand zu bringen. Die Werke Roms waren verfallen und schlecht mit Geschütz versehen, die Bürgerschaft als unkriegerisch bekannt. In der Abenddämmerung des 5. Mai 1527 verkammelte Bourbon in den düsteren gothischen Gewölbe der Kirche zu S. Onofrio die Christen, Hauptleute, Fähndriche und Doppelsöldner und kündigte ihnen seinen Entschluß an, die Stadt mit stürmender Hand zu nehmen, da eine Besichtigung nicht thunlich sei; hätten sie ja doch das Geschütz auf ihrem Zuge längst da hintengelassen. Die gleichzeitigen romanischen Chroyisten lassen ihn eine Rede im Stile der alten römischen Imperatoren oder vielmehr in dem eines Livius halten; die deutschen Berichte wissen nur vom Tagesbefehl für das Unternehmen zu berichten. Aber im Innersten tief bewegt mag der heimathlose, jetzt noch mit dem Banne belegte Fürst in dieser Stunde gewesen sein. Er verbrach den Nachten, im Sturm voranzugehen. Die Deutschen lehnten dies Anerbieten ab, die Spanier ließen ihm den Vortritt auf der Todesbahn.

Die in der Stadt hatten die Nacht über, so gut es in der Eile ging, geschanzt und die Werke ausgebessert. In der wolligen Morgenfrühe des 6. Mai begann der Sturm an verschiedenen Stellen. Karl von Bourbon, in glänzender Rüstung den Spaniern voran schreitend, ward, als er eben eine von ihm selbst angelegte Sturmleiter hinanklomm, von einem römischen Schützen troß des Nebels bemerkt, und im nächsten Augenblick stürzte er, getroffen von zwei tödtlichen Kugel bo, vom Schaukel und Unterleib sich zusammenkrümmend, zurück. Noch wird die Stelle, wo er gefallen ist, bei der Villa Barberini gezeigt. Er selbst ließ sich in die nahe Kapelle des Campo santo tragen, wo er einige Stunden später starb. Die Kunde seines Falles hatte nur die Wirkung, die Stürmenden zur äußersten Wuth zu reizen, und bald darauf gelang es den Deutschen, bei S. Spirito die Mauer zu übersteigen. Rittas Seidenstücker, Hauptmann und Proloß, war der erste, welcher auf der Mauerkrone stand und mit seinem mächtigen Zweihänder die Vertheidiger von den Brustwehren trieb. Wenige Stunden nach Bourbons Tode war Rom in den Händen der Kaiserlichen.

Von den gräßlichen Scenen der Plünderung, welche dem Sturme folgten, von der Belagerung des Papstes in der Engelsburg, seinem Entweichen nach geschlossenem Vergleich, von den furchtbaren Leiden der Stadt unter der Herrschaft der zuchtlosen Horden durch das ganze Jahr 1527, von den blutigen Aufständen der letzteren gegen ihre Hauptleute können wir hier nicht erzählen. Es genüge die Bemerkung, daß alle gleichzeitigen Schriftsteller zugeben, die Deutschen, so roh und wild sie sich zeigten, seien an Gold- und Blutdurst sowie an Grausamkeit und wilden Begierden von den Spaniern weit in Schatten gestellt worden. Endlich, im Februar des Jahres 1528, zogen die Deutschen aus der „Fauler den Mordergrube", noch 5000 Mann stark, nach Neapel, wobei sie unterwegs, alten Lebensunterhaltes baar, noch die Stadt Narni ...stürmten und plünderten. Etwa 1500 kamen Ende des folgenden Jahres noch nach Deutschland zurück.

Etwas später erst folgte, von der größeren Beute beschwert, der Ueberrest der Spanier. Es unsiglebt selbst diese blutigen Scharen mit dem Abglanze kriegerischen Heldenthums, daß sie bei ihrem Abzuge des todten Feldherrn nicht vergaßen. Seine

einbalsamirte Leiche hatte bis dahin in der sixtinischen Kapelle gestanden. Nach dem Abzuge der Seinen wäre sie jedenfalls schimpflich von dort entfernt worden. Als koksbare Bürde führten sie daher den Leichnam mit sich nach der Felsenfeste von Gaeta. Dort, in der kleinen Kapelle am Eingang der Citadelle, errichteten sie dem todten Feldherrn von ihrer Beute ein prächtiges Grabmal. Den künstlich gewirkten Grabstein bedeckte ein goldenes Tuch mit dem Wappen der Bourbons, jedoch ohne den französischen Orden des h. Michael und das goldene Vließ. Darüber hing eine Fahne von gelbem Taffet, mit schwarzen und weißen Streifen, gestickten, Flammenschwerter tragenden Hirschen und den Worten „Espérance, Espérance“ (Hoffnung) besteckt.

Aber die Rache Roms fand die Leiche des Gebannten auch in dem festen Gaeta. Das tridentinische Konzil ließ das Grabmal abbrechen und den Sarg in einem Gewölbe verstecken. Dort fand 150 Jahre später, also nach dem spanischen Erbfolgekrieg, der kaiserliche Gouverneur von Gaeta, Graf Prampero, die ausgedörrte Mumie. Eine rohbarockere Art als diejenige, in welcher dieser Haudegen unmittelbar nach seinem Verehrungstode in der Peterskirche zu Rom prangte, ist solche Anordnung gänzlich unterlassen worden. Baum die barbarische Ausstellung aufgehört hat, und was weiter mit den Ueberresten geschehen ist, habe ich nicht erforschen können.

So fand Karl von Bourbon, der Landflüchtige, vom Glücksgeiz Gehetzte, auch im Tode noch keine Ruhe; Feind und Freund vereinigte sich, ihn in seiner Gruft aufzustören, und die klägliche Verehrung, welche ein Prampero ihm bezeigte, gestaltete sich geradezu zum Hohne, ganz entsprechend damit allerdings dem Ende, welches der Heerzug selbst genommen hatte, auf dessen Gelingen Bourbon nochmals alles gesetzt, um sich den Namen des Helden seiner Zeit zu erkoren, und der ihm den Tod gebracht. Und dieser Heerzug selbst war typisch für das ganze System, welches den Kriegsdienst auf das freie Belieben des einzelnen stellte. Ein vergleichende Rückblick auf jene Zeit ist gerade gegenwärtig nicht ohne ganz besonderen Werth.

Landsknechte auf dem Marsche.

Der Pfingstlotter.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Eine Skizze aus dem Ketrischen Volksleben von P. K. Rosegger.

Warum sie sich doch gar so feind waren, die zwei jungen Leute! Sie lebten nicht beisammen, sie waren nicht miteinander verwandt, sie hatten miteinander nichts zu thun; sie waren sich ganz fremd, ja mitunter nicht einmal verbenvandt — und doch die große Feindseligkeit! Er war der Jungbauer des Zeiselhofes und ging sie nichts an; sie war Wieselsdirn beim Tembauer und ging ihn nichts an. — Daß beide jung, sauber und lustig, ist denn das eine Ursach, sich spinnefeind zu sein?

Der Zeiselbof und das Tembauernhaus lagen weit voneinander ab, es zog sich zwischen beiden eine tiefe Schlucht, in welcher Dornsträucher wuchsen, gleichsam, als wollte die Natur selbst mit scharfen Ruthen winken: Jungleute! bleibt euch einander vom Leibe! Doch am Sonntage kamen die Leute zusammen auf dem Dorfplatze und in der Kirche — und da war der Teufel los.

Das erstemal drängte der Gregel, der Zeiselsohn, sich wie zufällig an der Stil, der Tembauerstochter, vorüber und trat ihr wie zufällig auf die Zehen. „Anweh!“ fuhlte sie. „Anweh!“ dachte sie, aber „Anweh!“ schrie sie nicht. „Wart' nur, mein lieber Gregel, es kommt der zahlende Tag!“ — Einstweilen hing sie ihm Spottnamen an, und das sei ein jämmerlicher Zweig, der den armen Mädeln auf die Zehen treten müsse.

Ein anderes Mal versetzte er ihr einen gelinden Ellbogenstoß, der zwar nicht wehthat und doch wehthun sollte, weil er höchstwahrscheinlich in der Absicht gegeben war, daß er wehethun sollte. Im Gedränge erwischte sie seinen Hut, that heimlich die Hahnenfeder herab und steckte dafür eine Brennessel hinauf. Der Gregel lab die Mißethaterin nicht, ahnte sie aber, und bei einer nächsten Gelegenheit steckte er ihr eine dauerhaft Schafgarbe am Rocken hinter das Kleid hinab.

„Zeiselbua! Zeiselbua!“ schrie sie ihm zornglühend ins Gesicht. — Zeiselbua! Zeiselbua! hallte es noch lange nach in ihrem bitteren Herzen. Und auf einmal wurde in der Gegend folgendes Liedchen gesungen:

„Zeiselbua! Zeiselbua!
Zeiselbua Gregel!
Er spannt drei Paar Ochsen zsamm',
Fahrt um zwei Vögel!“

Und wie nach solchen Tücken und Tocken ihre Blicke sich begegneten! Herzgottis Kreuz! War das ein Feuer in den Augen! Wenn das nicht gut bewacht wird, wenn es zündlings lodebrich . . .!

Der Pfingstkoller.
Nach einer Zeichnung von F. Schlegel.

Einmal war im Sternsttannthofe ein Brechefest. Von der Nachbarschaft waren die jungen Leute zusammengeladen worden zum Flachsbrechen und zu einem Tanz am Abende. Vor dem Tanz war eine Mahlzeit, bei welcher Weinbeerthee aufgetragen wurde. Die Weinbeerthee Sufi war auch anwesend und der Zeiselhofer Gregel war ebenfalls vorhanden, und der Gregel wußte, daß die Sufel den Weinbeerthee so gern eise. Vor dem Essen entwendete er ihr den Blechlöffel, heilte ihn heimlich am Halse zum großen Theile durch, und als sie nachher ihren Löffel zur Hand nahm und harmlos mit demselben in die Weinbeerherzlichkeit fuhr, hatte sie auf einmal nur den Stiel in der Hand und die Schaufel lag kolgebroden im Sieg. Das Gelächter war erschütternd, die Tischnachbarn wollten sie entschädigen und ihr mit den eigenen Löffeln vom Sterz in den Mund führen. Die Sufi aber sagte trotzig, sie könnte sich schon selber ernähren, nahm einen anderen Löffel, that, als kümmerte sie sich nicht um den Spott, der ihren Schaden begleitete, ab sagter dann los und dachte: „Wesch gut, wer mir's gethan hat. Wir wollen schon einmal abrechnen, falsches Bübel!"

Nicht lange hernach war Kirchweih. Der Gregel stand in Hemdärmeln, denn so einen Burschen ist immer warm, vor einer Bude und feilschte um eine Tabakspfeife; das Wachen that ihm gar nicht gut, aber endlich wird es doch gelernt werden müssen, sonst glauben die Weibsbilder, er könne nichts vertragen. Das Gedränge war groß, und als der Bursche sich aus demselben hervorgewunden hatte, um ins Wirthshaus zu gehen, merkte er auf einmal, daß ihm sein Bentelzeug niedermärts entsehte. Waren ihm unversehens die Hosenträger abgezwickt worden, und nun mußte er zum Gaudium der Leute das flüchtige Kleidungsstück mit den Händen halten, bis die Wirthin ihm mit frischen Banden zu Hilfe kam.

Der Gregel ahnte den Feind sofort. Und zum Ueberfluß rief ein Kamerad: „Du, das schaunt der Teufelsnerubein gleich! Weißt Du Dir das gefallen lassen?" Der wollen wir aber doch auch einmal etwas anthun, komm!"

„Was geht Dich die Teufelsnerubein an!" brauste der Gregel auf. Mit sinnlehndem Auge und gebalten Fäusten stand er vor dem unternehmungslustigen Kameraden, daß dieser schwieg und sich verzog.

Wenige Monate später war Nikolausabend. Als die Sufi in ihre Kammer ging und sich ins Bett legte, that sie einen Schreckruf. Im Bette raschelte es, Nuxen und Nuxdlen rollten durcheinander, und der Liebe zeigte sich, daß Bett war voller Nüsse. Ach, das war eigentlich kein Unglück, Nüsse naschen, das that sie gerne, und den Nikolo, der ihr sie gebracht hatte, glaubte sie auch zu erraten. Sie unterschitte nur noch die Kammer, ob sich am Ende nicht auch etwas anderes vorfinde — gantsch, das war nicht. Auch vor ihrer Dachkeller seine Nüsse. Endlich verglitzig die Thür, begann Nüsse zu knulpern und schmiedete Rachepläne gegen den muthwilligen Störer ihrer nächtlichen Ruhe.

Die Leier dangen wohl nicht mit Unrecht davor, daß aus solchem Verhältnisse sich allmählich eine sinnliche Neigung entwickeln werde. Und in der That, die Sufi wie der Gregel hatten kaum mehr einen andern Gedanken als den, was sie einander zufügen könnten. Den Winter über war wenig Gelegenheit, nur daß bei dem Faschingball der Gregel der Sufi auf der Bank stehen ließ und mit einer andern allen Weide tanzte. Dafür schickte sie ihm nachher ein schön rothgefärbtes Ostenei, dessen Inhalt aber schlotterte, weil es vom vorigen Jahr war. Am ersten Mai schickte ihr der Gregel einen großen Maibuschen, aber anstatt Bänder und Blumen waren kleine Besen dran.

Nun kamen die Pfingsten. Und da giebt es in Laube einen wunderlichen Brauch. Wer am Pfingstmorgen den Sonnenaufgang verschläft, dem setzen die Dirndeln einen Strohkranz auf's Haupt und reiten ihn als „Pfingstkönig" oder „Pfingstlackeln" oder „Pfingstmodl" aus.

Die Sufi, der keine Schwäche ihres Feindes entging, wußte auch, daß der Gregel an Sonn- und Feiertagen, wenn er kein eigener Herr war, gerne ein Stündchen über die Zeit im Bette liegt. Das war ihr ganz schicklegen für das Frühaufstehen zu Werkzeugen. Also übeb die Sufi in der Pfingstnacht auch und flocht einen schönen Strohkranz. Und als er fertig war, rief sie mehrere Gespielinnen zusammen und ging mit ihnen im Morgengrauen hinüber zum Zeiselhof. Eine Dienstmagd dieses Hofes übte Hodwertrath, und sie schlichen sich vorsichtig in das Gelaß, in welchem der Gregel thatsächlich noch sich schlief. Ganz leichte, sachte legte sie ihm den Strohkranz aufs Haupt und befestigte ihn noch mit einem Bande darum. Dann zog die Sufi eine Schere hervor und schnitt dem schlummernden Burschen den Schnurrbart weg, aber nur auf der einen Seite, auf der andern ließ sie ihn stehen.

Als solches vollbracht war, schlichen sie sichernd wieder davon. Und als sie vor dem Hause standen und die Sonne emporstieg über den waldzackigen Bergen, hoben sie an zu rufen: „Pfingstlacken! Pfingstlacken!" Und um die Weite mit ihnen schrieen, sangen die Vogel in den blühenden Kirschbäumen und auf den Gründen des Volks.

Jetzt erwachte der Gregel. Er richtete sich auf, da gewahrte er den Strohkranz; den ließ er nach vom Haupte, und sein erster Gedanke war: „Das hat sie mir gethan!" Wolle trotzig den Schnurrbart spitzen und fand nur mehr die eine Hälfte. — „Sufi, Sufi, diese Tücke wird Dir theuer zu stehen kommen!" — Er schnitt sich die andere Hälfte seiner Manneszier weg, zog sein Feiertagsgewand an, ging in die Kirche und that, als ob nichts geschehen wäre.

Unter solchen und ähnlichen Begebenheiten verging die Zeit. Der Zeiselhofersohn aber hegte unheimliche Pläne. Was geschieht, wenn am Pfingstsonntage der Knab' zu lange schläft, das haben wir gesehen. Wie aber, wenn das Dirndl den Sonnenaufgang verdutzelt in seinen Kissen? Giebt es dafür kein Gericht? Ja, ein noch viel strengeres. Uralter Brauch in der Gegend ist folgender: wenn am Pfingstsonntage den Sonnenaufgang verschläft, so kommen die Nachbarsburschen aus Stroh und Lappen hergestellten Puppe, die einem zerlumpten ähnlich sieht und lebensgroß ist. Diese Gestalt, die lustig genannt wird, setzen sie vor das Fenster des Langschläferin an einen so ewigen Sporn. Dann heißig ist die Morgenstunde der Pfingstvoller Verstecken und voller simmlischer Gluden — sie sollte sie verschlafen! Und wer sie verschläft, für den hat das und Spott, und der Gregel exprestt freudig diese Sitte, um a dosartigen Gegnerin die Schmach des Strohkautes zu rächen.

Als wieder Pfingsten kam, trug sich folgendes zu: in der Nacht der Gregel gegen das Teufelsnerubenhaus, lehnte eine Leiter an fenster, hinter welchem die Sufi schlief, und verhüllte das Fen sam mit einem alten Lappen. Dann lud er mehrere Kame dem den „Pfingstlacken" herstellen zu helfen. Fleisch und Knochen aus Holzstangen und Stroh, Kleidung aus alten Lu erschufen sie den Lotter und hingen ihn an den Lindenbaum, der Fenster Sufis stand. Den Nachbarsburschen und dirnen blieb t nehmen nicht unbekannt, sie lauben früh auf und verkamen mit den Teufelsnerubenleut.

Die Sufi war zeitig erwacht und wunderte sich, daß noch Tag hereinleuchtete zum Fenster. Sie legte sich auf die andere sachte, so konnte man ja noch ein Stündchen machen in Ruhe. Aber aus diesem Schlächen im süßen Frieden ward sie gerissen Plötzlich erhob sich vor ihrem Fenster ein ohrenzerreißender „Pfingstlacken! Pfingstlacken!" Sie sprang aus dem Bette. I vom Fenster und schon mittels einer Sense den Lappen m und blendender Pfingstsonnenglanz schlug in ihr zuckendes Au jetzt bemerkte sie auch schon an dem Lindenast den Popanz schauderhaft zu leben. Der Pfingstlotter! Das arme Dirnl an Peinlichkeiten zusammen und hielt herzzerreißend zu schreien Aber das bösherzigsten Nachgeschlüpfs voll, gucke der Zeiselhofersohn zur Kammerthür herein. Doch als er sah, wie sie im Bette und weinte, da kehrte er zurück zu den anwesenden Burschen u des Nebenumstes war nun genug, sie sollten nach Hause gehen.

„Ah!" spotteten sie, „jetzt will er sie verschonen. Dabei überfüßig. Der Pfingstlotter ist halt doch auch zu etwas gut begreifen die Wendung leider als er leicht und verlegen sah.

Der Gregel hatte sich schier artig wieder zur Sufi geschlichen, erste, was er nun erfuhr, war ein herber Ellbogenstoß, und dahin Sufi an, noch klöglicher zu weinen. Er stand einer Weile wohin wußte weder, was er sagen, noch was er thun sollte.

„Bist' bard an mich?" war endlich das Wort, welches er riebete.

Sie antwortete nicht, sondern weinte.

Ein echter Mann ist ein solcher nur ein Weib kann er nicht sehen, das heißt, wenn er glaubt, daß es wirklich und herzlich weh wenn er es — lieb hat.

Und in seinem schrecklicher Klarheit stand es plötzlich d Buschen, daß er das Sufi liebhatte. Aller Haß, den er bisher sie gefühlt, war eigentlich Liebe, alle Neckerei nur eine andere Zärtlichkeit gewesen. Nun aber hatte es sich herausgestellt, daß seiner Zärtlichkeit ein wenig zu viel aufgetragen hatte.

„Lab dah Du mir angethan?" ließ das Dirndel endlich Schluchzen hervor.

Er legte seine Hand auf ihre Achsel, sie stieß ihn nicht zurück. „Susanna," sagte er und Susanna war nicht so finster jonst. „Susanna, so schlimm war es nicht gemeint. Es ist a Scherz, den auch andere erleben — ein Pfingstlotter."

„Wir liegt ja nichts an dem Pfingstlotter," antwortete sie; „ab Du, gerade Du . . ."

„Ja — liegt Dir denn an mir was?" fragte er.

Ihr Weinen wurde noch heftiger. „So weh! So weh that es flammelte sie nachher, „daß gerade Du mir alles Schlechte anthuft

„Und Du?" fragte er, „ereibt es Dir auch mit mir?"

„Weil ich Dich gern hab'!" ließ sie hervor.

„Du hast es arg mit mir getrieben," sagte der Gregel, „es f alles verzeihen. Der Pfingstlotter wäre nicht gekommen, wenn D nicht den Schnurrbart bestellt abgeschnitten!"

„Aber der ist Dir ja tängh wieder gewachsen!" rief sie. „Die Sch die Du mir beut' hast angethan, wird nimmer aus."

„Mir mi über!" lachte der Bursche. „Der Schande ist morgen aus, wenn wir zwei zum Pfarrer gehen und uns miteinander verlo Ja, Dirndel, ja, es ist mein Ernst! Zimmer hab' ich an Dich n denken und wie hab' ich gewußt, wie ich mit Dir dran bin. Aber wie ich Dich wollen lehr, jetzt weiß ich's, jetzt spare ich's, wie lieb ich hab' — Dirndel, lieber als alle Lent' auf der ganzen Welt . . ."

Im Augenblick waren ihre Lippen beisammen. Eine geraume währte es, bis sie sich wieder voneinander lösten.

Und am nächsten Tage waren sie richtig beim Pfarrer. Zwei Wochen später sog die Susanna mit Ehren ein in den Zeiselhof.

Ob sie sich auch in der Ehe gegenseitig so viel gemacht haben wi derselben, wollte ihr wissen? Wenn Gott, nein! Jetzt hatten sie a Mittel, um einander ihre Liebe anzuzeigen. Doch das eine mu Gregel sich gefallen lassen — der Pfingstlotter wird er genannt in ganzen Gegend, und auch sein Weib nennt ihn so in ihren zärtlic Stunden. Nur sagt er nicht auch dem Lindenast hängt vor ihrem Fe sondern einen vorzüglich besseren Platz innehat.

Ins Riesengebirge.

Ein Wanderbild von Max Heinzel. Mit Zeichnungen von Hof. Winkler.

Wohlmüthig, hatte ich einen Gymnasium in der Lotterie gemacht, hatte mir die unbedeutendste Summa endlich einmal abgelacht, ich hatte mich recht glücklichen fühlen können als an dem Augenblick, da ich in den Bahnhof gestiegen war. Freilich, Ovid weiter über meine Zeit, kein Sklave des Berufes mehr, saß ich in meiner Ecke — ein heller Pfiff, das eherne Dampfroß begann sich, keuchend, schwerfällig zuerst, und schnaubte dann in flügeller Eile zum Bahnhofe hinaus, um mich nach Hirschberg zu bringen.

Nach Hirschberg — das bedeutet eine fröhliche Wanderfahrt Riesengebirge, den Stolz des Schlesierlandes, in Rübezahls ...derreiches, wettabgeschiedenes Revier, in die schöne, waldumrauschte Einsamkeit, wo sich der Tag so reizend verträumt, wo man das Leben, und wenn es auch nichts weiter ist als Müßigkeit und weder Arbeit, so von Herzen lieb hat, wo man sich seiner so unendlich freut wie sonst niemals, ausgenommen mit den Kindern unter dem leuchtenden Weihnachtsbaum.

Bald hatte ich mein Ziel erreicht. Einen lachend blauen Himmel über mir, umschmeichelt von frischer, kräftiger Bergluft, zog ich mit einem lärmenden Touristenwolkchen in die alte, entzückend gelegene, gemütliche Stadt ein, die sich durch die Anlage zahlreicher geschmackvoller Villen so hübsch modisch herausgeputzt und ihren heimeren Reiz einen irgendlich ansprechenden Anstrich verliehen hat. Ihre nächste Umgebung, so reizvoll wie nicht bald eine zweite Stadt sie aufzuweisen vermag, bietet namentlich auf dem Napoleonberge und dem Hausberge einen hochkolumnenden Blick auf das liebliche Thal, das Bobergebirge und den malerischen Wall des Riesengebirges.

Nachdem ich lieben Freunden, die in der alten Leinenwebestadt wohnen, die Hand geschüttelt, teile ich auf Schnitters Rappen nach Warmbrunn der Leser wolle von hier ab die Wanderung auf den Bildern unseres künstlerischen Mitarbeiters begleitet, nach dem altberühmten Bade, das ungezählten Tausenden schon das Leben verlängert, Leiden und der Gesundheit wieder verliehen hat. Wie hier es einst in Blüthe stand, mag u. a. die fast märchenhaft klingende Thatsache beweisen, daß im Jahre 1687 die Gemahlin des Königs Johann Sobieski von Polen mit einem Gefolge von 1000 Personen in dem Kurorte weilte. Ach, wer weiß, ob nicht ein neuer Glücksstern dem schönen Sudetenlande lockt, wenn erst die projektirte Jahrradbahn, die von hier aus nach der Schneekoppe führt, vollendet ist. Denn Schweizer besucht mancher vermöglicher Naturfreund, der Warmbrunn schon in [illegible] Wanderung, dessen [illegible] Thalgründe, Quellen und Felsen um eine Idee romantischer wirken, sodaß mich mein Weg nach Hermsdorf. Ueber diesem Dorfe erhebt sich auf gewaltigem Unterbau der Kynast, die sagenumsponnene Ruine jener berüchtigten Burg, wo so diese ritterliche Thoren, verblendet von der Schönheit eines wahnwitzigen Weibes, um die Ringmauer geritten und in den tiefen, schauerlichen „Höllenschlund" hinabgestürzt sind. Die ziemlich mühsam zu erklimmende, melancholisch düster ins Land schauende Burg, die einst der Blitz mit seinem vernichtenden Feuer getroffen hat, gewährt eine ungemein fesselnde Aussicht von der Zinne ihres Thurmes herab. Wir erblicken den Riesenkamm in seiner ganzen Ausdehnung; die

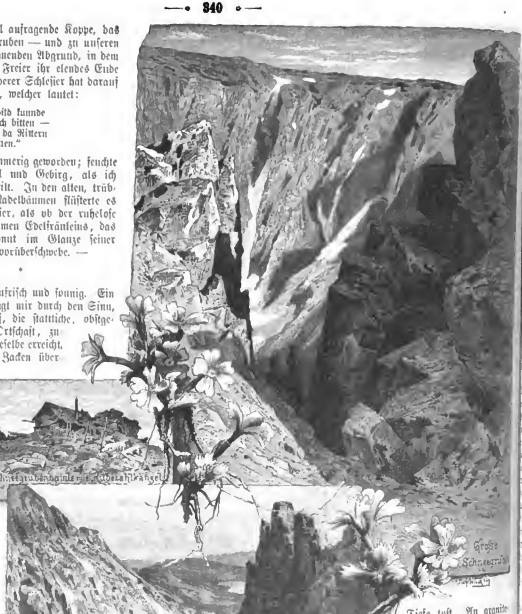
stolze, hoch zum Himmel aufragende Koppe, das Hohe Rad, die Schneegruben — und zu unseren Füßen den schreckhaft gähnenden Abgrund, in dem Kunigundens waghalsige Freier ihr elendes Ende gefunden haben. Ein biederer Schlesier hat darauf einen Vierzeiler gedichtet, welcher lautet:

„Das Weibsbild kunnde
Uf Knie'n mich bitten —
Ich wär' mit da Rittern
Ni mitte geritten."

Es war bereits dämmerig geworden; feuchte Schleier umwoben Thal und Gebirg, als ich wieder ins Dorf hinabschritt. In den alten, trübsinnig dreinschauenden Nadelbäumen flüsterte es seltsam, und es war schier, als ob der ruhelose Geist des stolzen, grausamen Edelfräuleins, das einst da oben sich gesonnt im Glanze seiner Schönheit, leise an mir vorüberschwebe. —

* * *

Der Morgen ist thaufrisch und sonnig. Ein fröhliches Wanderlied klingt mir durch den Sinn, indem ich auf Petersdorf, die stattliche, obstgesegnete, industriereiche Ortschaft, zumarschire. Nachdem ich dieselbe erreicht, muß ich mehrmals den Zacken überschreiten, in dessen Bett sich noch immer die Spuren der letzten Ueberschwemmung zeigen. Am Ende des Dorfes nimmt die Landschaft ein völlig anderes Gepräge an; eine kühle, erfrischende Waldluft weht mir aus der engen Felsenschlucht, die ich betreten habe, entgegen. Langsam, in gleichmäßiger Steigung, geht's bergan. Der üppigste Pflanzenwuchs gedeiht in dem feuchten Grunde; Birken, Buchen, Ahornbäume und Fichten, nur hin und wieder dem nackten Stein Raum lassend, sich vordrängen, heben ihre Gipfel empor; im zähflüssigen Wasserstrom schäumen an mir vorüber. Hier ist ein wahres Wunderland für Maler, jeder Schritt bietet das neues, herrliches Bild. Aber die Krone von allem ist der Kochelfall, der einige hundert Schritt von der Straße in tiefer Waldeinsamkeit, von hundertjährigen Bäumen beschattet, mit seinem goldbraunen Wasser in eine tief eingewaschene Felsenurne hinabstürzt.



Tiefe toft. An granitenen Wänden, wo üppiges Moos, Lattichblätter und Farnkräuter wuchern, über sich hochaufstrebende Tannen und Fichten, stürzt er in blendender, diamantenfunkelnder Pracht hinab in sein nachtliches Bett, in Schaum und Gestöndel.

Vom Wasserfalle des Zacken führt der Weg allmählich auf den Kamm des Gebirges, das von Böhmen trennt. Der Wald wird, je höher man steigt, immer niedriger, die Fichten schrumpfen mehr und mehr zusammen und das Gebiet des Knieholzes, der Zwergkiefer, die ohne eigentlichen Stamm buschartig ihre Aeste an der Bodenfläche ausstreckt, beginnt. Auf meiner Wanderung begegne ich der ersten „Baude", der „Neuen Schlesischen Baude". So werden die auf Stein ruhenden Blockhäuser genannt, in welchen die gutmüthigen, treuherzigen Gebirgsbewohner hausen und auch der müde Bergsteiger ladende Erfrischung, Ruhung und Herberge findet. Diese Bauden, die ohne Ausnahme von einer üppigen, jährlich gepflegten Wiese, dem „Garten", umgeben sind, werden in Sommer- und Winterbauden geschieden, d. h. in solche, deren Insassen mit ihrem Vieh im Winter in die Thäler ziehen, und in solche, die das ganze Jahr bewohnt bleiben. Früher ließen sie manches, aber sogen wir lieber: vieles zu wünschen übrig; die fortschreitende Zeit hat

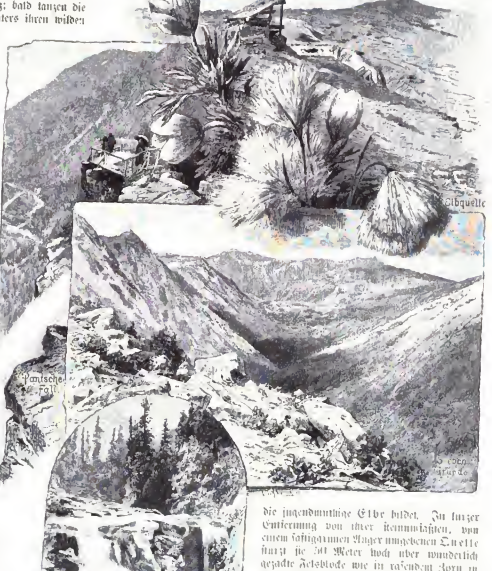
wie eine granitene Mauer Schlesien, mein schönes Heimatland, von Böhmen trennt. Der Wald wird, je höher man steigt, immer niedriger, die Fichten schrumpfen mehr und mehr zusammen und das Gebiet des Knieholzes, der Zwergkiefer, die ohne eigentlichen Stamm buschartig ihre Aeste an der Bodenfläche ausstreckt, beginnt. Auf meiner Wanderung begegne ich der ersten „Baude", der „Neuen Schlesischen Baude". So werden die auf Stein ruhenden Blockhäuser genannt, in welchen die gutmüthigen, treuherzigen Gebirgsbewohner hausen und auch der müde Bergsteiger ladende Erfrischung, Ruhung und Herberge findet. Diese Bauden, die ohne Ausnahme von einer üppigen, jährlich gepflegten Wiese, dem „Garten", umgeben sind, werden in Sommer- und Winterbauden geschieden, d. h. in solche, deren Insassen mit ihrem Vieh im Winter in die Thäler ziehen, und in solche, die das ganze Jahr bewohnt bleiben. Früher ließen sie manches, aber sogen wir lieber: vieles zu wünschen übrig; die fortschreitende Zeit hat

…e aber nicht unberührt gelassen, so daß sie nun, …llig in ihrer inneren Einrichtung umgewandelt, …ne auch für anspruchsvollere Touristen recht be… …gliche Unterkunft gewähren können. Leider ist …e Reihe der Tage, da es sich fröhlich leben läßt … diesen Behausungen, gar kurz; bald tanzen die …leißen Schmetterlinge des Winters ihren wilden …egen auf den Bergen, und …nn wird's dem armen Gebirgs… …wohner, der da oben ausharren …uß, zuweilen recht schwer, den …leichmuth zu bewahren. Seine …älte, die eisiger Sturm mit …nigem Gebrüll umbraust, liegt …erschneit bis über die Fenster. …urch die Thür kann er nicht …ehr hinaus, er muß durch das …ach oder durch einen Stollen, …ie ihn die Bergleute bauen, …us freie zu gelangen suchen. …Und wenn nun gar ein Mit… …glied der Familie in dieser Zeit …rkrankt, da ist des Elends kein …nde. Der Abgeschiedene kann …nicht beerdigt werden, seine Ruhe …auf dem Friedhofe nicht finden, …bis es Frühling geworden ist.

Aber, wie rauh auch das …Felsein des Bandenbewohners …im fortwährenden Kampf mit …den unfreundlichen Elementen …ich gehalten mag, die Liebe zu …seinen Bergen überwindet alles, …das Schwerste und Bängste. …Und sie bleibt ihm unerschütterlich, unanstastbar …bis zu seinem letzten Athemzuge. Er hadert mit seinem …Geschick nicht. Er ist schlicht, …bescheiden, genügsam und …leicht zu harmlosem Frohsinn geneigt; er ist, damit …ich's kürzlich sage, der echte …Urdeutscher, wie er leibt und lebt.

Nach dieser kleinen Abschweifung wandere ich am Reitsträger, …an den Sau- und Quarzsteinen, …sowie an der Kesselkoppe vorüber nach …der Grubenbaude, hinter der sich, wie …ich gleich hinzufügen will, die Rübe…zahls- oder Teufelskanzel, ein …wuchtige Steinmasse, erhebt. Nachdem …ich erfrischende Rast gehalten und meinen …leiblichen Menschen Genüge gethan, …setze ich zur Besichtigung der Schnee…gruben, die zu den gewaltigsten und …malerischen Schöpfungen der Riesen…gebirgsnatur gehören. Es grant dem …Reisenden fast, sich hinabzusenken in diese …Tiefen, schauerlichen Abgründe, in denen oft der Schnee den …ganzen Sommer lang liegen bleibt, und manches Schönen, die …in diesen grausigen Steinwildniß gegenübertritt, klopft das kleine …Herz angstvoll, als ob sich eine Geisterhand leise nach ihr aus…streckte, um sie hinab zu ziehen. Die Große Schneegrube, …die kleinen durch einen nackten Grat getrennt ist, hat …eine seltsamer gestaltete, zerklüftetere Wände als diese, die …theil abfällt und vermöge der in ihr wachsenden, farben…prächtigen Pflanzen, die von Botanikern vielfach gesammelt und ihren …Namen einverleibt werden, einen viel weniger wilden Eindruck …macht. Sie ist übrigens wichtig durch eine geologische Merk…würdigkeit insofern, als eine ziemlich starke Basaltader in eine …tiefen Wände eingesprengt ist.

Abseits von der Grubenbaude aus unter…halb mich alsdann zu dem großartigen Wasserfalle, den



die jugendmuthige Elbe bildet. In kurzer Entfernung von ihrer Kennmühlen, von einem saftigen grünen Anger umgebenen Quelle stürzt sie 50 Meter hoch über wunderlich gezackte Felsblöcke wie in rasendem Zorn in den Elbgrund hinunter. In ihrem Laufe aufgehalten, verspritzt sie ihren weißen Gischt in langen Strahnen, kräuselnd, ringend, tobend und brausend, bis sie in dem ausgewaschenen Granitgerölle, das ihr Bett bildet, endlich zur Ruhe kommt. Die waldfeste, finster dreinschauende Umgebung vermehrt den Eindruck des Schauerlichen in hohem Grade, das nur leider zu kurze Zeit den Beschauer fesselt.

In der Nähe dieser Riesenkaskade befindet sich auch ein Wasserfall, der der Pantsche, der sogar 250 Meter erreicht, aber an Mächtigkeit weit hinter dem des schönen deutschen Stromes, der in Rübezahls Bergen entspringt, zurückbleibt.

Um den von der Elbe gebildeten Fall in seiner ganzen Großartigkeit und Schönheit würdigen zu können, muß man eigentlich aus dem romantisch reizvollen Grunde, den sie durchschäumt, emporsteigen. Diesen nach ihr benannten Elbgrund zu durchwandern, bietet einen überaus köstlichen Genuß. Es wechselt in ihm Nadel- und Laubwald in prächtigstem Farbengemisch. Zwischen düster ernsten, wie in Traum und beschauliches Nachsinnen versunkenen Tannen erhebt die Buche ihre glänzende Blätterkrone, recken der Ahorn und die Birke ihre Aeste, während unten auf dem feuchten, triebkräftigen Boden hoch aufgeschossene Farne ihre ammuthigen Fächer ausbreiten und manche liebliche Blume gedeiht. Der Grund ist von dem Akrokomisch und dem

schlesischen Hauptkamme eingeschlossen, in welchen letzteren die als die „Sieben Gründe" bezeichneten Thäler einbringen, deren Wasser zum Theil der Elbe und zum Theil dem Weißwasser zugehn.

Der nach Spindelmühl, dessen älterer Theil St. Peter genannt wird, gelangen will, den führt der Weg durch dieses stillen, schattigen Grund. Die beiden Teile an der Steile, wo das Klausenwasser in die Elbe mündet, sind der Glanzpunkt auf der böhmischen Seite des Riesengebirges und, wie bekannt, alljährlich von einer wimmelnden Anzahl von Sommerfrischlern besucht. Eingeschlossen vom Ziegenrücken, Planur und Auslaufern des Krokonoš, mit ihren zum Theil sehr hübschen Häusern sich an saftigen Wiesenmatten hinziehend, liegen sie da wie ein entzückendes Idyll, ein friedliches Eden, in das kein mißtönender Laut von dem wirren Getriebe der Welt dringt — und nur schwer nimmt der Wanderer, der es mit seinen Augen geschaut, von seinem wunderbaren Frieden gelostet hat, wieder Abschied von ihm.

Vom Elbfalle zurückkehrend, überrascht mich ein Unwetter, das Rübezahl, das „redzige Gebirgsvolk", wie ihn die Leute nennen, bescheert hat. Der Donner rollt über meinem Haupte, der Blitz macht die Berge leuchten mit elektrischem Lichte, der Sturm durchjagt sie in wüthender Eile, die Regentropfen wie kleine spitze Nadeln in mein Gesicht treibend, und ich bin froh, in der Grubenbaude eine gastliche Herberge für die Nacht zu finden.

Noch heult und pfeift er, der unwirsche Sturm, als wollte er mir grausig machen, wie ich schon schlafensmüd' mich niedergelegt habe. Glücklicherweise schwimmt am frühen Morgen die ganze Bergnatur in eitel Glanz und Sonnenschein, und mit frischem Muth in der Brust und neuer Kraft in den Beinen wandere ich, mir den Hut mit einem blühenden Hahnichlich schmückend, über das Hohe Rad und die Große Sturmhaube, an den Gruppen der Raums- und Mädelsteine vorbei nach der gerühmten, neu eingerichteten Peterebaude und von da nach der Wadetwiese, von deren Einsattelung der schlesische Kamm in zwei Flügel getheilt wird. Verseben mit einem kräftigen Imbiß aus der Spindelbaude, in welcher man die alte Eigenart des Baudenwesens noch ganz unverfälscht vorfindet, steige ich über die öde Kleine Sturmhaube, oft in die lachende Ebene des Thales schauend, nach dem Mittagsteine zu, einer wunderlich geformten, an der einen Seite einem angelehnten Menschen ähnlichen Felsmasse, um endlich bei dem Gegenstück der Schneegruben, den Teichen, erfrischt und wohlverdiente Rast zu halten.

Eine böse Strecke Weges habe ich hinter mir, erschöpft und schweißtriefend verlange ich nach Erfrischung, und mit Freuden begrüße ich das städtige neue Gasthaus, die Prinz-Heinrich Baude, bei der unser Prinz gleichen Namens Pathe gestanden hat. Ein stattlicher, von Meister Kohl vortrefflich ausgeführter Bau, der nur mit unsäglichen Mühen und Beschwerden unter Dach zu bringen war, steht es an einem der wundervollsten Punkte, an dem Rande des Kessels, von welchem man auf den Wasserspiegel des Großen Teiches hinabsieht.

Daß es da steht, daß man in seinen schönen, stilvollen, mit Bildern und Kunstwerken gezierten, selbst mit einem Pianino versehenen Räumen Einkehr halten kann, verdanken wir dem Riesengebirgsverein, der sich schon so unendliche Verdienste um unser schlesisches Hochgebirge erworben und den Naturfreund, das Naturgefühl in immer weiteren Kreisen geweckt und gepflegt hat. Vor allen anderen aber verdanken wir es einem überaus thatkräftigen Manne, dem Dr. Baer in Hirschberg, der unerschütterlich blieb, wenn sich auch der Unternehmung thurmhohe Schwierigkeiten entgegenstellten, und immer wieder das Feuer des Eifers anfachte, wenn es schier in Asche begraben schien. Ihm bringe ich einen herzhaften Schluck aus meinem Glase, mit ihm singend:

„Unten brüten Sorgen,
Oben sind gehoben
Vor vor aller Ehrgeiz und Tück —
Unten schreln die Spitzer,
Oben laben Götter
Aus zu ihrem hohen Freudenmahl.

Unten wohnt das Grauen,
Oben dürfen schauen
Wir, soweit der Horizont sich spannt —
Thron in allen Jahren
Laßt zu Berg uns fahren
In dem lieben, schönen Schlesierland!"

Doch nun zu den Teichen! Wie die Schneegruben ſo ſie zwei ſo erhabene Naturbilder, daß ſie all unſere Gede lebhafteſter Bewunderung hinreißen. Namentlich am e Teiche, vom Volke der „Schwarze See" genannt, iſt Fall. Starr, unheimlich, unbewegt, in finſteren S ſchaut er zu uns herauf aus ſeinen von hohen Steinma übereinandergeſchichteten Trümmern umſchloſſenen Bertiefe meinen, in ſeinem Waſſer könne kein Weſen gedeihen. I regt ſich auch in ihm, wie Dr. Zacharias beweiſen hat. wimmel von Geſchöpfen, kleinen Krebſen, Würmern, Kal Alpenſalamandern.

Der Kleine Teich, über deſſen Wände wie über Großen Teiches nicht ſelten eine Lawine hinabdonnert, ganz anderes Gepräge als dieſer. Schon ſeine nächſte U iſt viel ammuthender durch die friſche Wieſe, die um die T ſich ausdehnt. Sodann bildet dieſes Bergauge nicht ſo eil ſo finſter zu uns auf wie der lodode Große Teich; im theil, es iſt reges Leben in dieſem Waſſer, es bewegt bildet Wellen, und wenn die Sonne freundlich darauf ſp hen, ſo lauren wir die Fiſchlein alle Augenblicke, die Tie munter in ihm tummeln ſehen. Der Keſſel des Teiche der einen Seite offen und geſtattet den Waſſer einen welcher mit dem aus dem nachbarlichen See vereinigt na Große Lomnitz, im Volksmunde „Lunze" genannt, bild Länge des Kleinen Teiches beträgt 240, ſeine Breite 15 während der Große Teich eine Länge von 550 und ein von 150 Metern hat.

Ich ſetze den Wanderſtab weiter, noch ganz von de Eindruck befangen, den ich gehabt, und gelange endlich Koppenplan, eine ſanfte ſumpfige Hochebene, auf Knieholz, das nur leider ſtark ausgerottet wird, vortrefflich

Ich pflücke wie faſt alle Koppenwanderer Anemone nach ihren langhaarigen Früchten „Teufelsbart", die genann mir auch einen Veilchenſtrauß in die Taſche und ſchaue Koppe, die ſich wie eine kahle, rieſenhafte Pyramide erhebt, erſt einmal gründlich von unten an. Dann rüſte zum Aufſtieg, nachdem ich noch kurze Raſt in der freund ladenden Rieſenbaude gehalten habe. Der Herr der Berge nicht bei beſter Laune; unten im Melzergrunde hat er einen losgelaſſen, der das ohnehin beſchwerliche Klimmen nach de noch beſchwerlicher macht. Ich ſtemme mich, ſoviel ich kann feinen dranſenden Anprall, den Blick zur kraftzehrenden Böſtens immer auf das mächtig lockende Koppenhaus gerich über dem nach ihm emporführenden Zickzackwege in 1401 Meereshöhe ſich erhebt. Endlich habe ich's, mit über das rieſendem Schweiß, trotz der mich umwehenden, keuchend lanen Luft, erreicht! Luſtiges Muſikantenvolk, das ſich d eingeniſtet hat mit einer ebenſo luſtigen, bunt zuſammengew Geſellſchaft, empfängt mich mit einer Muſikorcheſter Op Melodie und friſcht mir den Humor, der ſchon bedenklich minden begann, wieder auf — ſelbſtverſtändlich in Verb und unter Mithilfe eines guten Tropfens. Ich bin ſo g ein Bett für die Nacht zu erobern; aber von Schlafen n viel die Rede. Das junge Volk in dem Hotzig, in dem ich ist auch den unverwüſtlichen Skat pflegen ſah, ſchwingt, wer wie lange, das Tanzbein. Frühzeitig ſchon ruft mich Glück aus den Federn. Die Sonne geht auf! Ich bin einer v wenigen Glücklichen, denen es vergönnt iſt, zu ſchauen, w Licht des königlichen Tagesgeſtirnes von der Koppe wieder von Berg zu Berg gleitet und dann in die Thäler hinein ein ſo über alle Beſchreibung ſchöner, großer, wunderbarer gang, daß ich kaum etwas mit ihm vergleichen läßt.

Wie gebannt ſtand ich ihm gegenüber — und wie ich die Berge hinſah, über dieſe ſtille, einſame Welt, in der ich ſitzt, um mit der Königin Luiſe zu reden, Gott näher ſühl grüßt ich begeiſtert mein herrliches, ſchleſiſches Land!

Allmählich kam die Zeit zum Abſtieg. Noch einmal ich an der kleinen, runden Lawinenſtakkopelle mein Auge m ſchweifen weit in die Ferne, dann nahm ich Abſchied vo erhabenen thronenden Koppe, um noch einen Abſtecher nach Rieſengrunde, der vielleicht die großartigſte Partie der Su bilden, zu machen. Wenn ein Maler ihn durchwandert, mu in Wonne ſchwelgen; denn ſoviel feſſelnde Vorwürfe zu maler vollen Bildern findet er nicht bald wieder beiſammen.

Digitized by Google

Zu verwirrendem Wechsel hat die bildende Hand der Natur in diesen Grunde — von dem unser Künstler als überaus lauschigen Punkt den an der Bergschwelle festgehalten hat — das Erhabene mit dem Lieblichen, das Düstere mit dem Heitern, das Farbenprächtige mit dem Farbenstumpfen, das Tödte, Oede mit sprudelndem Lebensfrische zu einer phantastischen Dichtung verschmolzen. Das kann man nicht schildern, mit seiner Feder, das muß man sehen!

Meinen Heimweg nehme ich über die Hamelbaude nach Krummhübel, durch die Gegenden, welche den Lesern der „Gartenlaube" ja aus den meisterhaften Schilderungen Fontanes in seinem Roman „Quitt" noch wohl vertraut sind. Auf diesen Wege berühre ich einen wundervollen Punkt, den ich mit ein paar Zeilen noch erwähnen muß. Ich meine das Kirchlein Wang, das die Gemeinde Brückenberg dem kunstsinnigen Könige Friedrich Wilhelm IV. verdankt. Gar traulich grüßt es mit seinem abseits stehenden Glockenthurm von Bergeshöh' herunter, äußerlich wie innerlich mit einer Menge altertümlicher Schnitzereien geziert. Die Lage des kleinen hölzernen Gotteshauses, das ursprünglich in Norwegen gestanden hat, ist eine ungemein anmuthige, zu träumerischer Rast unwillkürlich einladende.

Ich steige hinab nach Krummhübel. Das Dorf, wo einst die Laboranten ihre Heilsäfte bereitet haben, liegt bezaubernd schön in einem tief eingeschnittenen Thale des Kammes, an der Großen Lomnitz, in deren Bett eine wahre Steinwüste sich aufgethürmt hat. Hier, in dieser gewaltigen Felsenwüste, rafte ich, im Angesicht der Koppe, und danke dem freundlichen Leser, daß er mich auf meiner Gesipt und Gemüth erfrischenden Bergfahrt bis hierher begleitet hat.

Flammenzeichen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von **E. Werner.**

(Fortsetzung.)

„Du hast den Herzog also vorbereitet auf das, was ich ihm bringe?" fragte Falkenried, auf einen ganz anderen Gegenstand überspringend, nach kurzer Pause seinen Schwager. „Wie stellt er sich dazu?"

Das war wieder die alte eiserne Unduldsamkeitsscheu, die sich jedem Forschen verschloß, aber dem Gesandten schien dies jähe Abbrechen willkommen zu sein. Er war auch hier wie überall der Diplomat, der nichts so sehr schonte als ein öffentliches Aufsehen, und der nie daran gedacht hätte, Hartmut entgegenzutreten, wenn er nicht gefürchtet hätte, man könnte ihm später bei einem zufälligen Bekanntwerden der Wahrheit und seiner Kenntniß derselben sein Schweigen sehr verübeln. Jetzt konnte er sich im schlimmsten Falle mit dem Worte decken, daß er dem Vater gegeben hatte. Sogar der Herzog hätte es einsehen müssen, daß man einen Jugendfreund schonen mußte. Der „kluge Herbert" verstand auch hier zu rechnen. —

Der Aufenthalt Oberst Falkenrieds war nur kurz bemessen, und er kam in dieser Zeit kaum zu Athem. Audienzen bei dem Herzog, Besprechungen mit hohen militärischen Persönlichkeiten, Verhandlungen mit der eigenen Gesandtschaft, das alles drängte sich in den Raum von wenigen Tagen zusammen. Wallmoden war kaum weniger in Anspruch genommen, bis endlich alles erledigt war. Der Gesandte und besonders Oberst Falkenried hatten Grund, mit dem Erfolge zufrieden zu sein, denn es war alles erreicht worden, was von seiten ihrer Regierung gewünscht und erwartet wurde, und sie konnten daheim der vollsten Anerkennung gewiß sein.

Allerdings wußten nur die eingeweihten Kreise, daß etwas Wichtiges vorging, und selbst in diesen Kreisen kannten nur wenige die volle Tragweite jener Verhandlungen. In der Oeffentlichkeit merkte man kaum etwas davon und beschäftigte sich nur in angelegentlichster mit dem gegenwärtigen Lieblinge, dem Dichter der „Arivana", welcher der ganzen Stadt um so interessanter war, als sein Benehmen ganz undiplomatisch schien.

Fast unmittelbar nach jenem glänzenden Triumphe seines Werkes hatte er sich allen Lobeserhebungen und Huldigungen entzogen und war „in die Wildniß gegangen", wie Fürst Adelsberg lachend auf jede Anfrage erklärte. Wo diese Wildniß lag, erfuhr aber niemand; Ezgou behauptete, er habe sein Wort gegeben, den Aufenthalt seines Freundes nicht zu verrathen, der nach all den Anstrengungen der Ruhe bedürfe und schon nach einigen Tagen zurückkehren werde. Es mußte in der That niemand, daß Hartmut Alojewow sich in Nadel befand.

An einem trüben, kalten Wintermorgen hielt vor dem Palast der preußischen Gesandtschaft der Wagen des Herrn von Wallmoden. Es schien sich aber diesmal um einen weiteren Ausflug zu handeln, denn die Diener trugen Pelze und Reisedecken in den Wagen, während sich oben in dem Zimmer, wo man dasselbe Frühstück eingenommen hatte, der Gesandte von Oberst Falkenried verabschiedete.

„Also auf Wiedersehen morgen abend!" sagte er, ihm die Hand reichend. „Bis dahin sind wir jedenfalls zurück, und Du bleibst ja noch einige Tage hier."

„Da der Herzog es ausdrücklich wünscht, allerdings!" bestätigte der Oberst. „Ich habe das bereits nach Berlin gemeldet und mein Bericht ist ja gleichzeitig mit dem Deinigen abgegangen."

„Jawohl, und ich denke, man wird zufrieden sein mit diesen Berichten; aber das war eine heiße Zeit, man kam ja kaum zur Ruhe in den letzten Tagen! Jetzt ist, Gott-sei dank, alles geordnet, und nun kann ich es mir auch erlauben, einmal vierundzwanzig Stunden abwesend zu sein und mit Adelheid auch Ostwalden zu sehen."

„Ostwalden heißt Dein neuer Landsitz? Ich erinnere mich, Du sprachst gestern davon. Wo liegt er denn eigentlich?"

„Etwa zwei Meilen von Fürstenstein entfernt. Als wir dort waren, machte mich Schönau auf das Schloß aufmerksam, und ich habe es schon damals besichtigt. Es ist eine ziemlich umfangreiche Besitzung, in dem berühmten Walde, sehr schön gelegen, aber der Preis war anfangs zu hoch, und deshalb zogen sich die Verhandlungen hin. Erst jetzt nach meiner Rückkehr wurde der Kauf endgültig abgeschlossen."

„Ich glaube, Du ist nicht ganz einverstanden mit Deiner Wahl, sie scheint irgend etwas gegen die Fürstensteiner Gegend zu haben," warf Falkenried ein; der Gesandte zuckte gleichgültig die Achseln.

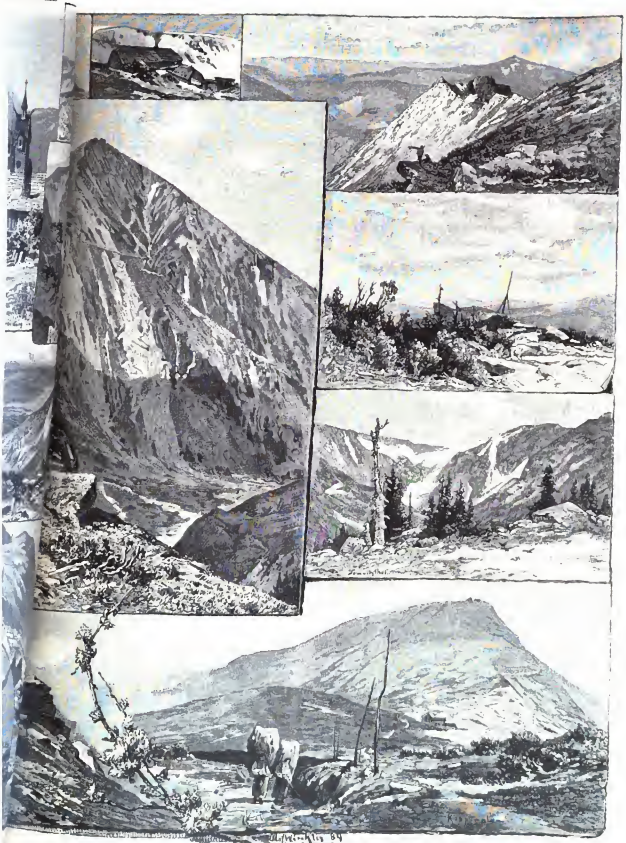
„Eine Laune, nichts weiter! Adelheid war anfangs ganz entzückt von Ostwalden, und später erhob sie alle möglichen Einwendungen dagegen; aber ich kann darauf keine Rücksicht nehmen. Ich werde voraussichtlich längere Zeit auf meinem hiesigen Posten bleiben und liebe es nicht mehr, im Sommer weite Reisen zu machen. Da ist mir ein Landsitz, der in vier Stunden von der Stadt zu erreichen ist, von großem Werthe. Das Schloß ist allerdings in seinem jetzigen Zustande ziemlich vernachlässigt, aber es läßt sich etwas daraus machen. Mit einem entsprechenden Umbau kann man es zu einem wahren Prachtsitze umwandeln, und das beabsichtige ich zu thun. Ich will es deshalb noch einmal eingehend besichtigen, damit die Pläne möglichst bald festgestellt werden können, und überhaupt bin ich ja noch gar nicht als Besitzer dort gewesen."

Er verbreitete sich mit großer Behaglichkeit über seine Pläne und Absichten. Herbert von Wallmoden, der ursprünglich nur ein geringes Vermögen besaß und sich sehr hatte einrichten müssen, fand es jetzt auf einmal für nöthig, sich an einem Orte anzukaufen, wo er doch nur vorübergehend weilte, und für seinen Sommeraufenthalt einen fürstlichen Landsitz zur Verfügung zu haben, aber er fand es nicht für nöthig, dabei auf die Wünsche seiner Frau Rücksicht zu nehmen, deren Reichthum es ihm ermöglichte, den Großgrundbesitzer zu spielen.

Falkenried mochte dem Zuhören wohl solche Gedanken hegen, aber er äußerte nichts. Er war seit den letzten Tagen wortkarger noch starrer und finsterer geworden, und wenn er wirklich im Gespräch eine Frage that oder eine Bemerkung machte wie vorhin bei dem Gutskaufe, so hörte man es seinem Tone an, daß das eben nur mechanisch geschah, weil er doch irgend etwas sprechen mußte. Nur als Adelheid jetzt eintrat, schon vollkommen reisefertig, ging er mit einiger Lebhaftigkeit auf sie zu, nm ihr den Arm zu bieten und sie zu dem Wagen zu führen. Er hob sie hinein, und Wallmoden, der ihr folgte, drückte sich noch einmal aus dem Schlage.

„Wir kommen jedenfalls morgen zurück — auf Wiedersehen!"

Bilder aus
Zeichnungen



ıgebirge.

ıäfer.

Falkenried gräßte und trat zurück — ihm war es sehr gleichgültig, ob er den Jugendfreund überhaupt wiedersah oder nicht, auch das war längst erstorben. Aber als er die Treppe wieder hinaufstieg, murmelte er doch halblaut:

„Arme Ada — sie hätte auch ein besseres Los verdient!"

In Fürsteustein ging inzwischen alles seinen gewohnten, ruhigen Gang. Willibald befand sich seit einer Woche dort. Er war allerdings zwei Tage später gekommen, als er ursprünglich beabsichtigt hatte; aber daran trug die Verletzung zu seiner Hand schuld, die er sich, seiner Erklärung nach, durch eigene Unvorsichtigkeit zugezogen hatte und die jetzt bereits in voller Heilung begriffen war. Der Oberforstmeister fand, daß sein künftiger Schwiegersohn sich in der kurzen Zeit sehr zu seinem Vortheil verändert habe, daß er viel ernster und bestimmter geworden sei, und äußerte hochbefriedigt zu seiner Tochter:

„Ich glaube, der Willy fängt an, menschlich zu werden! Man merkt es auf der Stelle, wenn die Frau Mama einmal nicht an seiner Seite steht und kommandirt."

Im übrigen hatte Herr von Schönau nicht viel Zeit, sich um das Braupaar zu kümmern, da er gerade jetzt mit Amtsgeschäften überhäuft war. Der Herzog hatte bei seinem Aufenthalt in Fürsteustein allerlei Aenderungen und Neuerungen in der Forstverwaltung angeordnet, auf die Vorschläge des Oberforstmeisters selbst, und dieser war nun mit vollem Eifer dabei, das alles vorzubereiten und auszuführen. Er saß und hörte es zu täglich, daß Antonie sich mit ihrem Bräutigam im besten Einvernehmen befand, daher übertieb er die beiden meistentheils sich selber.

Inzwischen war in Waldhofen im Hause des Doktors Volkmar Angst und Sorge eingezogen. Die Krankheit des Doktors, die anfangs zu keinen Besorgnissen Anlaß gegeben hatte, nahm plötzlich eine sehr gefährliche Wendung, und bei dem Alter des Kranken erschien der Zustand mehr als bedenklich. Da er dringend nach seiner Enkelin verlangte, so wurde sie telegraphisch herbeigerufen; sie hatte auch sofort den erbetenen Urlaub erhalten, aber Rikka, „Arkona" wurde andererseits befetzt, und sie selbst eilte unverzüglich nach Waldhofen.

Bei dieser Gelegenheit nun zeigte Antonie eine wahrhaft rührende Anhänglichkeit an die Jugendfreundin. Tag für Tag ging sie nach dem Volkmarschen Hause, um Marietta, die mit ganzer Seele an ihrem Großvater hing, zu trösten und aufzurichten. Willibald schien zu diesen Tröstungen gleichfalls nothwendig zu sein, denn er ging regelmäßig mit, und der Oberforstmeister fand es natürlich, daß man sich des „armen kleinen Dinges" nach Kräften annahm, um so mehr, als es in seinem Hause eine unverschuldete Kränkung erlitten hatte, die er noch heute seiner Schwägerin nicht verzeihen konnte.

Endlich, nach drei langen Tagen und Nächten, siegte die kräftige Natur Volkmars, die Gefahr war gehoben und sichere Hoffnung auf Genesung vorhanden. Herr von Schönau, der dem Doktor freundschaftlich zugethan war, freute sich aufrichtig darüber, und so schien alles wieder in bester Ordnung zu sein.

Da zog ein drauendes Ungewitter von Norden heran. Ur plötzlich, ohne jede Anmeldung erschien Frau von Eschenbagen in Fürsteustein; sie hatte sich nicht einmal Zeit genommen, in der Stadt anzuhalten, wo ihr Bruder lebte, sondern kam geradeswegs von Burgsdorf und brach nun wie ein wirkliches Ungewitter bei ihrem Schwager ein, der eben ganz behaglich in seinem Zimmer saß und die Zeitung las.

„Alle guten Geister — Du bist es, Regine!" rief er erschrocken. „Das nenne ich eine Ueberraschung; aber Du hättest uns doch wenigstens eine Nachricht schicken können."

„Wo ist Willibald?" fragte Regine statt aller Antwort in einem unheilverkündenden Tone. „Ist er in Fürsteustein?"

„Natürlich, wo sollte er denn sonst sein? Er hat Dir doch seine Ankunft hier gemeldet, so viel ich weiß."

„So laß ihn rufen — auf der Stelle!"

„Was machst Du denn eigentlich für ein Gesicht?" fragte Schönau, der jetzt erst die Aufgeregtheit seiner Schwägerin bemerkte. „Brennt es in Burgsdorf oder was ist sonst los? Auf der Stelle kann ich Dir übrigens Deinen Willy nicht herbeischaffen, denn er ist augenblicklich in Waldhofen —"

„Bei dem Doktor Volkmar vermuthlich! Und so gleichfalls dort?"

„Welche sie? Toni ist allerdings mitgegangen, so jetzt täglich das arme kleine Ding, die Marietta, die ganz verzweifelt war. In dem Punkte habe ich übrigens ein Wort mit Dir zu reden, Frau Schwägerin. Wie Du das Mädchen so tief kränken, noch dazu in meinem Ich habe es erst nachträglich erfahren, sonst —"

Ein lautes, grimmiges Auflachen der Frau von Eschenbagen unterbrach ihn. Sie hatte Hut und Mantel auf den ersten Stuhl geworfen und trat jetzt dicht vor ihren Schwager.

„Willst Du mir vielleicht nach Vorwürfe machen, versuchte, das Unheil abzuwenden, das Du selbst auf Dir herabgezogen hast? Freilich, Du bist so stets blind gewesen und hast auf meine Warnungen nicht hören wollen — jetzt ist es zu spät!"

„Ich glaube, Du bist nicht recht bei Troste, Regine!" sagte der Oberforstmeister, der wirklich nicht wußte, was er davon sollte. „Wirst Du mir endlich sagen, was das alles heißen soll?"

Regine zog ein Zeitungsblatt hervor und reichte es während sie mit dem Finger auf eine Stelle deutete:

„Lies!"

Schönau begann zu lesen, und jetzt allerdings nahm sein Gesicht dunkelroth vor zorniger Ueberraschung. Die betreffende Stelle, die aus der süddeutschen Hauptstadt datirt war, folgendermaßen:

„Wie wir erst jetzt erfahren, hat am letzten Mai dem cultegensten Theil unserer Anlagen in früher Morgenstunde ein Pistolenduell stattgefunden. Die Gegner waren ein hiesigen Gesellschaft wohlbekannter Herr, Graf W., und ein vorpommerscher Gutsbesitzer, W. v. E., der sich augenblicklich zum Besuch befindet bei seinem Verwandten, einer hochgestellten diplomatischen Persönlichkeit. Als Veranlassung des Streites zum Duell führte, wird ein Mitglied unseres Hoftheaters nannt, eine junge Sängerin, die sich übrigens des besten erfreut. Graf W. wurde an der Schulter verwundet, Herr trug nur eine leichte Verletzung an der Hand davon und fuhr sofort abgereist."

„Da schlage doch der Donner drein!" brach der Oberforstmeister wüthend los. „Der Bräutigam meiner Tochter sich um Marietas willen! Daher stammt also die Verletzung er mitgebracht hat, das ist ja allerliebst! Was weißt Du Regine? Meine Zeitung hat die Notiz nicht gebracht."

„Aber die meinige! Die Nachricht stammt aus einem Blätter, die Dir fehlt. Gestern las ich sie und bin sofort dir gerit: ich habe nicht einmal Herbert aufgeschickt, der noch von der Sache wissen muß, sonst hätte er mich unterrichtet

„Herbert kommt heute mittag," sagte Schonau, indem die Zeitung heftig auf den Tisch warf. „Er ist mit Adelbert Clapodien und hat mir geschrieben, daß er den Nachmittag Fürstenstein nehmen und einige Stunden hier bleiben werde. Tichterweise kommt er deswegen, aber das ändert nichts a Geschichte selbst. Ist der Junge, der Willy, denn toll gewor

„Ja, das ist er!" fiel Frau von Eschenbagen mit der gl Empörung ein. „Du hast mich ja verspottet, Moritz, als Dir vorhielt, daß Du Dein Kind nicht dem Umgange Komödiantin preisgeben dürftest. Daß die Sache eine Wendung nehmen könnte, ahnte ich allerdings nicht, die zu Augenblick, wo ich entdeckte, daß Willy, daß mein Sohn, so war in diese Marietta Volkmar. Ich entrieß ihn augenb der Gefahr und kehrte mit ihm nach Burgsdorf zurück, das der Grund unserer plötzlichen Abreise, den ich Dir verbe weil ich Willys Zustand für eine flüchtige Verirrung hielt. Junge schien ja auch vollständig wieder zur Vernunft gek zu sein, sonst hätte ich die neue Reise nicht zugegeben, n Sicherheit wegen stellte ich ihn unter den Schutz meines Br Er kann nicht länger als drei oder vier Tage in der Sta wesen sein, und nun müssen wir das erleben!"

Sie warf sich ganz erschöpft in einen Lehnstuhl, der Oberforstmeister dagegen begann stürmisch im Zimmer auf und zu schreiten.

„Und das ist noch nicht einmal das Schlimmste!" r „Das Aergste ist die Komödie, die der Junge mir und Braut hier vorgespielt hat. Da täuft mein armes Kin für Tag nach Waldhofen und tröstet und hilft, wie es nu

und kam, und der Herr Bräutigam läuft immer mit und braucht doch zu den Zusammenkünften, daß ist ja himmelschreiend! Du hast etwas Schönes erzogen an Deinem Mustersohne, Regine!“

„Denkst Du vielleicht, ich werde ihn entschuldigen?“ fuhr Regine auf. „Er soll mir, uns beiden, Rede stehen, deshalb bin ich gekommen. Er soll mich kennenlernen!“

Sie hob wie zu einem Racheschwur die Hand empor, und Schönau, der noch immer durch das Zimmer stürzte, wiederholte zornschnaubend:

„Ja, er soll uns kennenlernen!“

Da öffnete sich die Thür, und mitten in diese Aufregung hinein trat die verrufene Braut, Fräulein Antonie von Schönau, ruhig und bedächtig wie immer, und sagte im harmlosesten Tone:

„Ich höre eben von Deiner unvermutheten Ankunft, liebe Tante — herzlich willkommen!“

Sie erhielt keine Antwort, statt dessen schallte ihr von zwei Seiten die grimmige Frage entgegen:

„Wo ist Willibald?“

„Er wird sogleich kommen, er ist nur auf einige Minuten zu dem Schloßgärtner gegangen, da er noch nichts von der Ankunft seiner Mutter wußte.“

„Zum Schloßgärtner? Wohl wieder, um Rosen zu holen wie damals?“ brach Frau von Eichenhagen los; der Oberforstmeister aber breitete die Arme aus und rief in erschütternden Tönen:

„Mein Kind, mein armes verrathenes Kind, komm zu mir! Komm in die Arme Deines Vaters!“

Er wollte die Tochter an seine Brust reißen, aber da kam Regine von der anderen Seite und riß sie gleichfalls an sich, indem sie ebenso erschüttert rief:

„Fasse Dich, Toni, Dir steht ein furchtbarer Schlag bevor, aber Du mußt ihn tragen. Du mußt Deinem Bräutigam zeigen, daß Du ihn und seinen Verrath verachtest in tiefster Seele!“

Diese stürmische Theilnahme hatte etwas geradezu Beängstigendes, aber zum Glück besaß Antonie starke Nerven; sie machte sich los aus der doppelten Umarmung, trat zurück und sagte mit ruhiger Entschiedenheit:

„Das fällt mir gar nicht ein, der Willy fängt jetzt erst an, mir eigentlich zu gefallen.“

„Um so schlimmer!“ fiel Schönau ein. „Armes Kind, Du weißt ja noch nichts, ahnst noch gar nichts! Dein Bräutigam hat sich geschossen, hat ein Duell gehabt um einer anderen willen!“

„Das weiß ich, Papa.“

„Um Marietta willen!“ ereiferte Frau von Eichenhagen.

„Das weiß ich, liebe Tante.“

„Aber er liebt Marietta!“ schrieen jetzt die beiden einstimmig.

„Weiß ich alles!“ erklärte Toni mit überlegener Miene. „Schon seit acht Tagen.“

Die Wirkung dieser Erklärung war eine so niederschmetternde, daß die beiden wüthenden Herrschaften verstummten und sich ganz verblüfft ansahen. Inzwischen fuhr Toni mit unzerstörbarer Gelassenheit fort:

„Willy hat mir gleich nach seiner Ankunft alles gebeigt; er sprach so schön und herzlich, daß ich weinte vor Rührung, und gleichzeitig traf ein Brief von Marietta ein, in dem sie mich um Verzeihung bat, das war noch viel rührender. Da blieb mir doch nichts anderes übrig, als meinem Bräutigam sein Wort und die Freiheit zurückzugeben.“

„Ohne uns zu fragen?“ fuhr Regine auf.

„Das Fragen hätte in diesem Falle gar nichts genützt,“ sagte Antonie ruhig. „Ich kann doch nicht einen Mann heirathen, der mir erklärt, daß er eine andere liebt. Wir haben deshalb in aller Stille unsere Verlobung aufgehoben.“

„So, und das erfahre ich jetzt erst? Ihr seid ja sehr eigenmächtig geworden!“ rief der Oberforstmeister gereizt.

„Willy wollte schon am nächsten Tage mit Dir sprechen, Papa, aber nach einer solchen Erklärung hätte er doch nicht länger hier bleiben können, und nun kam gerade die schwere Erkrankung des Doktor Voltmar und Mariettas Ankunft. Sie war ganz verzweifelt, die arme Marietta, und dem Willy brach fast das Herz darüber, daß er sie in dieser Angst allein lassen und abreisen sollte, ohne zu wissen, welche Wendung die Krankheit nahm. Da schlug ich ihm vor, einstweilen noch zu schweigen, bis die Gefahr vorüber sei, aber ich ging täglich mit ihm nach Waldhofen, damit er Marietta sehen und trösten konnte. Sie waren mir so dankbar, die beiden, sie haben mich den Schutzengel ihrer Liebe genannt!“

Die junge Dame schien das wiederum sehr rührend zu finden, denn sie führte ihr Taschentuch an die Augen. Frau von Eichenhagen stand starr und steif wie eine Bildsäule, Schönau aber sattelte die Hände und sagte mit einem Stoßseufzer:

„Nun, Gott segne Deine Gutmüthigkeit, mein Kind! So etwas ist denn doch noch nicht dagewesen! Aber gemüthlich habt Ihr die Geschichte abgemacht, das muß man zugestehen. Du hast also ganz ruhig dabei gesessen und es mit angesehen, wie Dein Bräutigam einer anderen schön that?“

Antonie schüttelte unwillig den Kopf. Sie geriet sich offenbar sehr in der Rolle eines Schutzengels und sonst sich ohne große Schwierigkeit darein, da ihre Zumeigung zu dem Verlobten von Anfang an eine sehr kühle gewesen war.

„Von Schönthun war gar keine Rede, daß war der Doktor viel zu krank,“ versetzte sie. „Marietta weinte fortwährend, und wir hatten genug zu thun, sie nur zu trösten. Ihr seht jetzt doch ein, daß ich ganz und gar nicht verrathen bin und daß Willy offen und ehrlich gehandelt hat. Ich selbst habe ihn aufgefordert, noch zu schweigen gegen Euch, und im Grunde geht die Sache doch auch nur uns beide an —“

„Findest Du das? Uns geht sie also gar nichts an?“ warf der Oberforstmeister zornig dazwischen.

„Nein, Papa! Willy meint, man dürfe sich in solchem Falle gar nicht um die Eltern kümmern.“

„Was meint Willy?“ fragte Frau von Eichenhagen, die bei dieser unerhörten Behauptung die Sprache zurückgewann.

„Daß man sich lieben muß, um zu heirathen, und da hat er recht,“ erklärte Toni mit ungewohnter Lebhaftigkeit. „Bei unserer Verlobung ist nicht die Rede davon gewesen, wir sind eigentlich gar nicht gefragt worden, aber zum zweiten Male lasse ich mir das nicht wieder gefallen. Ich sehe erst jetzt, was es heißt, wenn zwei sich von ganzem Herzen liebhaben, und wie merkwürdig Willy sich dabei verändert hat. Jetzt will ich auch so gelobt werden wie Marietta, und wenn ich nicht einen Mann finde, der mich ganz genau ebenso liebt, dann heirathe ich überhaupt nicht!“

Und mit dieser Erklärung, die an Entschiedenheit nichts zu wünschen übrig ließ, schritt Fräulein Antonie hochgehobenen Hauptes aus dem Zimmer, Vater und Tante in einer ganz unbeschreiblichen Stimmung zurücklassend.

Der Oberforstmeister faßte sich zuerst; allerdings verrieth sich noch ein mühsam unterdrückter Aerger in seiner Stimme, als er sich an seine Schwägerin wandte und sagte:

„Dein Junge hat etwas Hübsches angerichtet, Regine! Jetzt will Toni auch geliebt sein und singt an, sich romantische Grillen in den Kopf zu setzen, und Willy scheint in dem Punkte schon ziemlich weit zu sein. Ich glaube wahrhaftig, er hat die zweite Liebeserklärung allein gemacht.“

Frau von Eichenhagen dachte die bittere Anspielung auf ihr damaliges Eingreifen nicht, ihr Gesicht hatte einen Ausdruck, der nichts Gutes verhieß.

„Du scheinst die Angelegenheit von der komischen Seite zu nehmen,“ versetzte sie. „Ich fasse sie anders auf.“

„Das wird Dir nicht viel helfen,“ meinte Schönau; „wenn ein solcher Musterknabe erst einmal anfängt zu rebelliren, dann ist die Geschichte meistentheils hoffnungslos, besonders wenn er verliebt ist. Aber ich bin doch neugierig, wie der Willy sich eigentlich als Liebhaber ausnimmt, das muß ein ganz merkwürdiger Anblick sein!“

Seine Neugier sollte auf der Stelle befriedigt werden, denn jetzt erschien Willibald. Er hatte inzwischen schon die Ankunft seiner Mutter erfahren, war also einigermaßen vorbereitet, denn daß es etwas Besonderes sein mußte, was sie so unerwartet nach Fürstenstein führte, konnte er sich sagen. Der junge Majoratsherr wich aber diesmal nicht ängstlich zurück wie vor zwei Monaten, wo er die Rosen in der Tasche versteckt hatte, sondern seine Haltung verrieth, daß er entschlossen war, den nun einmal unvermeidlichen Kampf aufzunehmen.

„Da ist Deine Mutter, Willy,“ begann der Oberforstmeister. „Du bist wohl recht überrascht, sie hier zu sehen?“

„Nein, Onkel, das bin ich nicht,“ lautete die Antwort; der junge Mann machte aber keinen Versuch, sich seiner Mutter zu

nähern, denn diese stand da wie eine dräuende Wetterwolke, und in ihrer Stimme grollte es auch wie ferner Donner, als sie fragte:

„So weißt Du also, weshalb ich gekommen bin?“

„Ich errathe es wenigstens, Mama, wenn ich auch nicht begreife, wie Du erfahren hast —“

„Die Zeitungen bringen es ja bereits — da steht es!“ unterbrach ihn Frau von Eschenhagen, indem sie auf das Zeitungsblatt deutete, das noch auf dem Tische lag, „und überdies hat uns Toni alles gesagt — hörst Du, alles!“

Sie sprach das letzte Wort in einem geradezu vernichtenden Tone aus, aber Willibald wurde dadurch kaum aus der Fassung gebracht, sondern versetzte ganz ruhig:

„Nun, dann brauche ich es Euch nicht erst zu sagen! Sonst hätte ich noch heute mit dem Onkel gesprochen.“

Das war zu viel! Jetzt brach die Wetterwolke los mit Blitz und Donner, sie entlud sich mit einer solchen Heftigkeit über dem Haupte des jungen Majoratsherrn, daß diesem eigentlich nichts anderes übrig geblieben wäre, als schleunigst in den Erdboden zu versinken, der einen Menschen seiner Art nicht mehr tragen durfte; aber er versank durchaus nicht, er drängte nur den Kopf vor dem daherstürmenden Ungewitter, und als es endlich nachließ — Frau Regine mußte doch nothgedrungen einmal Athem schöpfen — richtete er sich auf und sagte:

„Mama — jetzt laß mich einmal reden!“

„Du willst reden? Das ist ja merkwürdig!“ warf Schönau ein, der an solche Leistungen von seiten des Bräutigams seiner Tochter allerdings nicht gewöhnt war, aber Willibald fing wirklich an zu reden, anfangs noch etwas stockend und unsicher, dann aber mit sichtlich zunehmender Festigkeit in Sprache und Haltung.

„Es thut mir leid, wenn ich Euch kränken mußte, aber ändern ließ sich das nicht. An dem Duell bin ich ebenso unschuldig wie Maricita; sie wurde von einem frechen Menschen mit Zudringlichkeiten verfolgt, ich nahm mich ihrer an, züchtigte den Unverschämten und er schickte mir eine Herausforderung, die ich nicht ablehnen konnte und durfte. Daß ich Maricita liebe, dafür habe ich nur Toni allein um Verzeihung zu bitten, und das that ich gleich nach meiner Ankunft. Sie erhuhr alles und gab mir mein Wort zurück. Wir haben allerdings eigenmächtig unsere Verlobung aufgehoben, viel eigenmächtiger, als wir sie geschlossen hatten.“

„Oho, geht das etwa auf uns?“ rief der Oberforstmeister ärgerlich. „Wir haben Euch nicht gezwungen, Ihr konntet Nein sagen, wenn Ihr Euch nicht haben wolltet.“

„Nun, das thun wir jetzt noch nachträglich,“ gab Willibald so schlagfertig zurück, daß Schönau ihn ganz verblüfft ansah. „Toni hat es auch eingesehen, daß die bloße Gewohnheit zu einer Ehe nicht ausreicht, und wenn man das Glück überhaupt erst einmal kennengelernt hat, dann will man es auch besitzen.“

Frau von Eschenhagen, die noch immer nicht ihren vollen Athem zurückgewonnen hatte, fuhr bei dem letzten Worte auf wie von einer Schlange gestochen. Es war ihr noch nicht in den Sinn gekommen, daß der ersten, immerhin aufgedrohnen Verbohung eine zweite folgen könnte, — an diese furchtbarste aller Möglichkeiten hatte sie noch gar nicht gedacht.

„Besitzen?“ wiederholte sie. „Was willst Du besitzen? Soll das etwa heißen, daß Du sie heirathen willst, diese Maricita, dies Geschöpf —“

„Mama, ich bitte Dich, in einem anderen Tone von meiner zukünftigen Frau zu sprechen,“ unterbrach sie der junge Majoratsherr so ernst und entschieden, daß die exzitirte Frau in der That verstummte. „Toni hat mich frei gegeben, also ist kein Unrecht mehr in meiner Liebe zu Maricita, und Maricitas Ruf ist tadellos, davon habe ich mich überzeugt. Wer sie kränkt oder beleidigt, der bekommt es mit mir zu thun — und wenn es meine eigene Mutter wäre!“

„Sieh, sieh, der Junge macht sich!“ murmelte der Oberforstmeister, bei dem das Gerechtigkeitsgefühl den Neger schließlich überwog. Aber Frau von Eschenhagen war weit entfernt, der Gerechtigkeit Gehör zu geben. Sie hatte geglaubt, schon durch ihr bloßes Erscheinen ihren Sohn zu zerschmettern, und nun bot er ihr in dieser unerhörten Weise Trotz. Gerade sein mannhaftes Auftreten brachte sie zum äußersten, denn sie erkannte daraus, wie tief und mächtig das Gefühl war, das ihn so verändern konnte.

„Ich will es Dir erbauen, gegen Deine eigene Mutter das geltend zu machen,“ sagte sie mit grenzenloser Bitterkeit. „Du bist mündig, bist der Majoratsherr von Burgsdorf, ich kann Dir nicht hindern, aber wenn Du diese Maricita Volkmar wirklich dort einführst — dann gehe ich!“

Die Drohung verfehlte ihre Wirkung nicht. Willibald zuckte zusammen und trat einen Schritt zurück.

„Mama, das sprachst Du im Zorne!“ rief er heftig.

„Das sprechen ich im vollen Ernste! Sobald eine Komödiantin als Herrin das Haus betritt, wo ich dreißig Jahre lang in Ehrbarkeit gelebt und gewaltet habe, wo ich mein Haupt zur letzten Ruhe niederzulegen hoffte, verlasse ich dies Haus auf immer. Dann mag sie dort herrschen — Du hast die Wahl zwischen ihr und Deiner Mutter!“

„Aber Regine, so treibe doch nicht alles gleich auf die Spitze!“ suchte Schönau zu beschwichtigen. „Du folterst den armen Jungen ja mit diesem grausamen Entweder — oder.“

Regine hörte nicht auf die Mahnung, sie stand da, bleich bis an die Lippen, das Auge unverwandt auf ihren Sohn gerichtet, aber sie wiederholte unbeugsam:

„Entscheide Dich — sie oder ich!“

Auch Willibald war bleich geworden, und um seine Lippen zuckte es bitter und schmerzlich, als er leise sagte:

„Das ist hart, Mama! Du wirst, wie ich Dich kenne, und was Du mir anthust mit Deinem Fortgehen. Wenn Du aber wirklich so grausam bist, mich vor eine solche Wahl zu stellen, nun dann,“ er richtete sich entschlossen auf, „dann wähle ich meine Braut!“

„Bravo!“ fiel der Oberforstmeister ein, der ganz begeistert war, daß er doch eigentlich der Mitbeleidigte war. „Willy, es geht mir wie der Toni, Du fängst jetzt erst an, mir zu gefallen. Es thut mir wirklich leid, daß Du nicht mein Schwiegersohn wirst!“

Frau von Eschenhagen mochte einen solchen Ausgang doch wohl nicht erwartet haben; sie hatte auf ihre alte Macht gebaut, die sie nun in Trümmer gehen sah, aber sie war nicht die Frau, nachzugeben. Wenn es ihr Leben gegolten hätte, sie hätte ihren Starrsinn nicht gebeugt.

„Gut — so sind wir fertig miteinander!“ sagte sie kurz und wandte sich zum Gehen, ohne auf die Einrede ihres Schwagers zu achten, der ihr folgte. Aber ehe sie noch die Thür erreichte, wurde diese geöffnet und der Diener des Oberforstmeisters trat ein mit der hastigen Meldung:

„Der Schloßverwalter von Rodeck ist draußen und bittet —“

„Ich habe jetzt keine Zeit!“ fuhr Schönau unwillig auf. „Sagen Sie dem Stadinger, ich könnte ihn jetzt nicht sprechen, ich hatte Wichtiges vor, Familienangelegenheiten —“

Er konnte nicht ausreden, denn Stadinger, der dem Diener auf dem Fuße gefolgt war, stand bereits auf der Schwelle und sagte in einem eigenthümlich gepreßten Tone:

„Ich komme auch in einer Familienangelegenheit, Herr Oberforstmeister, aber es ist eine traurige. Ich kann leider nicht warten, sondern muß Sie auf der Stelle sprechen.“

„Was giebt es denn?“ fragte Schönau betroffen. „Ist etwa ein Unglück geschehen? Der Fürst ist doch nicht in Rodeck, so viel ich weiß?“

„Nein, Durchlaucht ist in der Stadt, aber Herr Rojanow ist hier und schickt mich. Er läßt den Herrn Oberforstmeister und den Herrn von Eschenhagen bitten, augenblicklich nach Rodeck zu kommen, und die gnädige Frau —“ Stadinger warf einen Blick auf Frau von Eschenhagen, die er von ihren Besuchen in Fürstenstein her kannte — „die thäte wohl am besten, auch gleich mitzukommen.“

„Aber weshalb denn? Was ist denn eigentlich vorgefallen?“ rief der Oberforstmeister, der jetzt ernstlich unruhig wurde.

Der Alte zögerte mit der Antwort, man hatte ihm offenbar eingeschärft, seine Nachricht vorsichtig anzubringen. Endlich sagte er:

„Excellenz von Wallmoden ist bei uns im Schlosse — und die Frau Baronin auch.“

„Mein Bruder?“ fiel Regine ahnungsvoll ein.

„Ja, gnädige Frau, der Herr ist aus dem Wagen gestürzt, und nun liegt er da, besinnungslos, und der Arzt, den wir in der Eile gerufen haben, meint, die Sache wäre sehr bedenklich.“

„Um Gotteswillen!“ rief die erschrockene Frau. „Wonig, wir müssen sofort hinüber!“

Schönau hatte bereits die Klingel ergriffen und läutete.

Der Aufschneider.

1856 Nach einem Gemälde von H. Kotschenreiter. D. 42.

„Anspannen, so rasch als möglich!“ rief er dem wieder eintretenden Diener zu. „Wie ist das gekommen, Stadinger? So sprechen Sie doch!“

„Der Herr Baron kam mit der gnädigen Frau von Oswalden und wollte nach Fürstenstein,“ berichtete Stadinger. „Der Weg führt ja durch Rodecker Gebiet, nicht weit vom Schlosse vorüber. Unser Förster, der mit dem Forstgehilfen im Walde ist, giebt dort ein paar Schüsse ab und ein angeschossener Hirsch jagt in wilder Flucht über die Fahrstraße, gerade an dem Wagen vorbei. Die Pferde scheuen und gehen durch, der Kutscher kann sie nicht mehr halten. Die beiden Jäger, die das sehen, stürzen hinterdrein, sie hören noch, wie die Frau Baronin ihren Mann bittet: Bleib sitzen, Herbert! Um Gotteswillen, nein, nicht hinaus!“ — Aber der Herr scheint ganz den Kopf verloren zu haben, er reißt den Schlag auf und springt hinaus. Bei der rasenden Jagd stürzt er natürlich mit voller Gewalt nieder und wird gegen einen Baum geschleudert. Nicht weit davon an einer Biegung des Wegs bringt der Kutscher endlich die wildgewordenen Thiere zum Stehen. Die Frau Baronin, die unverletzt war, eilt so rasch als möglich zu der Unglücksstätte und da findet sie den armen Herrn schwer verletzt, bewußtlos. — Die Forstleute brachten ihn nach Rodeck, das am nächsten lag. Herr Rojanow hat für alles gesorgt, was für den Augenblick nöthig war, und nun schickt er mich, um Ihnen die Nachricht zu bringen.“ —

Es war selbstverständlich, daß unter dem Eindruck dieser erschütternden Nachricht der eben noch so heitige Familienstreit sofort aufhörte. In Hast und Eile machte man sich zum Aufbruch fertig, Antonie wurde gerufen und benachrichtigt, und sobald der Wagen angespannt war, eilte der Oberforstmeister mit seiner Schwägerin hinunter. Willibald, der mit Stadinger folgte, hielt diesen auf der Treppe noch einen Augenblick zurück und fragte halblaut:

„Wie hat der Arzt sich ausgesprochen? Wissen Sie Näheres darüber?“

Der Alte nickte traurig mit dem Kopfe und antwortete, gleich falls in gedämpftem Tone: „Ich stand dabei, als Herr Rojanow ihn im Vorzimmer fragte. Es ist keine Hoffnung mehr — der arme Herr wird den Tag nicht überleben!“

Das kleine Jagdschlößchen von Rodeck, das in dem Schnee der ersten Dezembertage so winterlich einsam dalag, hatte selten solche Aufregung gesehen wie heute. Es war um die Mittagsstunde, als die beiden Forstleute, deren Schüsse die unschuldige Ursache des Unglücks gewesen waren, den verwundeten Gesandten brachten. Sie hatten wohl gesehen, daß eine Ueberführung nach Fürstenstein unmöglich war, und wandten sich daher nach Rodeck, das kaum eine Viertelstunde von der Unglücksstätte entfernt lag. Hartmut Rojanow, der sich im Schlosse befand und den man sofort herbeirief, hatte mit rascher Umsicht die nöthigen Anstalten getroffen. Die Zimmer, die sonst Fürst Adelsberg bewohnte, wurden zur Verfügung gestellt, die erste, dringendste Hilfe geleistet und ein reitender Bote zu den nächsten Aerzte gesagt, der glücklicherweise leicht zu erreichen war.

Dann, als der ärztliche Ausspruch keine Hoffnung mehr ließ, war Stadinger nach Fürstenstein gesandt worden, um die Verwandten herbeizurufen, die auch bald darauf eintrafen, aber nur, um einen Sterbenden zu finden. Willmoden erwachte nicht wieder aus der Besinnungslosigkeit, in der man ihn nach jenem schweren Sturz gefunden hatte. Betäubt und regungslos lag er da, ohne jemand von seiner Umgebung zu erkennen, und als der Tag sich neigte, war alles vorüber.

Gegen Abend kehrte der Oberforstmeister mit Willibald nach Fürstenstein zurück. Er hatte schon bei der Ankunft von dort ein Telegramm abgefchickt, um die Gesandtschaft von dem schweren Unfall zu unterrichten, der ihren Chef betroffen hatte, jetzt mußte er die Todesnachricht folgen lassen.

Frau von Eichenhagen war in Rodeck geblieben bei der Witwe ihres Bruders. Man konnte erst morgen Anstalten treffen, um den Todten nach der Stadt zu überführen, und bis dahin wollten die beiden Frauen an seiner Seite bleiben. Adelheid, die sich bei der Gefahr selbst so muthig gezeigt und so unermüdlich ihre Pflicht am Sterbebette des Gatten gethan hatte, schien jetzt, wo diese Pflicht zu Ende war, auch die Kraft zu verlieren; sie war halb betäubt von dem jähen, furchtbaren Ereigniß. —

Am Fenster seines Wohnzimmers, das im oberen Stock lag, stand Hartmut und blickte hinaus in den öden, nächtlichen Park, der so gespenstig weiß schimmerte in dem matten Sternenlicht. Der gestrige Tag hatte den ersten Schneefall gebracht, und nun starrte alles ringsum in dem eisigen Gewande. Der große Rasenplatz vor dem Schlosse war tief verschneit, die Bäume trugen schwer an ihren weißen Lasten, und die breiten Aeste der Tannen senkten sich tief zur Erde nieder. Nur dort oben, an dem dunklen Nachthimmel, leuchtete Stern an Stern in klarer ruhiger Pracht und fern am nördlichen Horizont dämmerte ein leichter, rosiger Schein wie der erste Gruß der Morgenröthe. Und doch war es Nacht, kalte, eisige Winternacht, in die noch kein Strahl des neuen Tages fallen konnte.

Hartmuts Augen hingen unverwandt an jenem räthselhaften Schimmer, auch in seinem Innern war es dunkel, und doch dämmerte etwas auf, fern und leise, wie verheißendes Morgenlicht. Er hatte Adelheid von Wallmoden nicht wiedergesehen seit jenen verhängnißvollen Stunde auf der Waldhöhe, seit heute kurz er sie wieder, an der Seite ihres Gatten, der blutend, bewußtlos — sterbend in das Schloß getragen wurde. Der Anblick verdrängte jede Erinnerung und forderte gebieterisch die Hilfe, die auch im weitesten Umfange geleistet wurde, aber Rojanow hatte das Sterbezimmer nicht betreten und sich nur durch den Arzt Bericht erstatten lassen. Auch bei der Ankunft der Frau von Eichenhagen hatte er sich nicht gezeigt, sondern erst später mit dem Oberforstmeister und mit Willibald gesprochen. Jetzt war alles entschieden, Herbert von Wallmoden weilte nicht mehr unter den Lebenden und seine Gattin war Witwe — war frei!

Ein tiefer Athemzug hob Hartmuts Brust bei dem Gedanken, und doch lag nichts Feindliches darin. Wohl war seine Empfindung eine andere geworden, eine ganz andere seit jener Stunde, wo er das häßliche Spiel gewahrt und — verloren hatte gegen die Frau, die er liebte. Aber diese Stunde hatte ihm auch die neue Kunst gezeigt, die zwischen ihnen aufgabnte, auch jetzt noch, wo das Band von Adelheids Ehe zerrissen war. Ihr „gnädige“ vor dem Manne, der an nichts mehr glaubte, dem nichts mehr heilig war, und er war derselbe noch, der er damals gewesen.

Er hatte ihr eine wortlose Abbitte geleistet, als er in seiner „Arivana“ die Gestalt schuf, die jetzt ihren Namen trug, aber jene Ada entschwebte wieder zu der Höhe, aus der sie gekommen war mit ihrem Warnungsruf, und die Menschen blieben auf der Erde mit ihrem glühenden Hassen und Lieben. Hartmut Rojanow konnte nun einmal das heiße, wilde Blut, das in seinen Adern rollte, nicht in einen ruhigen Kreislauf zwingen, er konnte sich nicht einem Leben voll strenger Pflichten beugen — und er wollte es auch nicht. Wozu war ihm denn die geniale Begabung zu theil geworden, die ihm überall siegreich Bahn brach, wenn sie ihn nicht hinaushob über die Pflichten und Schranken der Alltäglichkeit? Und er wußte es doch, daß jene großen blauen Augen ihn unerbittlich diesen so gehaßten Weg wiesen — das ging nimmermehr! —

Der rothe Schimmer dort über dem Walde war dunkler geworden und höher emporgestiegen. Es sah aus, wie der Widerschein eines mächtigen Brandes, aber dies ruhige, stetige Licht entstammte keiner Feuersglut. Unverrückbar stand es im Norden, geheimnißvoll hoch und fern — ein Nordlicht in ausdauernder Herrlichkeit.

Das Rollen eines Wagens, der in aller Eile näher kam, riß Hartmut aus seiner Träumerei. Es war nun ihr vorüber, wer konnte zu so später Stunde noch anlangen? Vielleicht der zweite Arzt, zu dem man am Nachmittag gesandt hatte, der aber nicht zu Hause gewesen war, vielleicht auch jemand von Oswalden, wo man die Nachricht schon erfahren haben konnte. Jage hörte der Wagen um den Rasenplatz, die Räder knirschten auf dem schneebedeckten Boden, und gleich darauf fuhr er an Hauptportale vor, der an der Rückseite des Schlosses lag. Rojanow, der heute nun einmal den Herrn des Hauses vertrat, verließ seinen Platz und ging hinaus, um zu hören, was es gab.

Er hatte bereits die große Treppe erreicht, die hinunter in die Eingangshalle führte, und setzte den Fuß auf die oberste Stufe, als er plötzlich zusammenbebte und wie gebannt stehen blieb. Da unten klang eine Stimme, die er seit zehn langen Jahren nicht gehört hatte, — sie sprach gedämpft, halblaut, und doch erkannte er sie wieder im ersten Augenblick.

„Ich komme von der Gesandtschaft. Wir erhielten am Nachmittage das Telegramm und ich habe den ersten Zug benutzt, um

[illegible] Wie steht es? Kann ich Herrn von Wallmoden [illegible] sehen?"

Stadinger, der den Ankömmling empfing, antwortete in seinem [illegible] Tone etwas Unverständliches, das wohl die Wahrheit verrathen mochte, [illegible] denn der Fremde fragte hastig: „Ich komme doch nicht zu spät?"

„Ja, mein Herr, heut nachmittag starb Herr von Wallmoden [illegible]."

Es folgte eine kurze Pause, dann sagte der Fremde dumpf, [illegible] aber fest: „So führen Sie mich zu seiner Witwe — melden Sie [illegible] der Oberst von Falkenried!"

Stadinger schritt voran, und ihm folgte eine hohe Gestalt in Militäruniform, von der man in der halbdunklen Eingangshalle nur die Umrisse erkennen konnte. Die beiden waren längst [illegible] in den unteren Zimmern verschwunden, und noch immer stand [illegible] Hartmut, auf das Geländer der Treppe gestützt, und starrte hinunter. Erst als Stadinger allein zurückkam, raffte er sich zusammen und [illegible] kehrte in sein Gemach zurück.

Wohl eine Viertelstunde lang schritt er hier ruhelos auf und ab. Es war ein stummer, schwerer Kampf, den er kämpfte: er hatte ja nie seinen Stolz, deugen, wie sich unterwerfen können, und er mußte sich tief beugen vor dem schwerbeleidigten Vater, das wußte er. Aber dann kam wieder die heiße, brennende Schsucht über ihn und wuchs übermächtig an und behielt schließlich den Sieg. Er richtete sich entschlossen auf. „Nein, jetzt will ich nicht zeig zurückweichen! Jetzt sind wir unter einem Dache, dieselben Mauern umschließen uns nun bei es noch gewagt! Er ist ja doch mein Vater und ich bin sein Sohn!" —

Die Schlußuhr von Rodeck verkündete in langsinnen, dumpfen Schlägen die zehnte Stunde. Es war todesstill draußen im Walde und ebenso still drinnen in dem Hause, wo ein Todter lag. Der Schloßverwalter und die Dienstleute hatten sich zur Ruhe begeben, ebenso Frau von Eschenhagen. Auch bei ihr forderte die erschöpfte Natur endlich ihr Recht, sie hatte ja ohne Unterbrechung die weite anstrengende Fahrt von Burgsdorf gemacht und dann den heutigen schweren Tag durchlebt. Nur wenige Fenster waren noch matt erhellt, sie gehörten zu den Zimmern, die man Frau von Wallmoden und dem Oberst Falkenried eingeräumt hatte, und die nahe bei einander lagen, nur durch ein Vorgemach getrennt.

Falkenried wollte die junge Frau morgen nach der Stadt zurückgeleiten. Er hatte sie mit Regine noch gesprochen und dann lange vor der Leiche des Jugendfreundes gestanden, der ihm gestern noch ein so zwerfichtliches „Auf Wiedersehen!" zugerufen hatte, der damals noch so voll gewesen war von Plänen und Entwürfen für seine Zukunft und seinen neu erworbenen Besitz. Nun war das alles zu Ende! Kalt und still ruhte er auf der Bahre, und kalt und düster stand Falkenried jetzt am Fenster seines Gemaches. Selbst dies furchtbare Ereignis vermochte es nicht, seine eisige Ruhe zu erschüttern, denn er hatte es ja längst verlernt, den Tod als ein Unglück anzusehen. Das Leben war schwer — nicht das Sterben!

Er blickte schweigend hinaus in die Winternacht und auch er sah den seltsam geisterhaften Schimmer, von welchem das Dunkel draußen erhellt war. Fern am Horizont brannte jetzt dunkelrothe Gluth und der ganze nördliche Himmel erschien wie durchlodert von unsichtbaren Flammen. Mählich, wie durch einen Purpurschleier, blinkten die Sterne — jetzt zuckten einzelne Strahlen auf, immer zahlreicher, immer höher emporsteigend bis zum Zenith, und unter diesem flammenden Himmel lag kalt und weiß die schneebedeckte Erde — das Nordlicht leuchtete in vollster Pracht.

Falkenried war so versunken in den Anblick, daß er es nicht vernahm, wie die Thür des Vorzimmers geöffnet und wieder geschlossen wurde. Leise öffnete sich nun die nur angelehnte Thür seines eigenen Zimmers; aber der Eintretende machte sich nicht bemerklich, sondern verharrte regungslos auf der Schwelle.

Der Oberst stand noch immer am Fenster, zur Hälfte abgewandt; aber das flackernde Licht der Kerzen, die auf dem Tische brannten, ließ doch deutlich sein Gesicht erkennen, die scharfen, tiefen Linien der Züge und die finstere, gramdurchfurchte Stirn unter dem weißen Haar. Hartmut schmerte unwillkürlich zusammen — so schwer und furchtbar hatte er sich die Veränderung nicht gedacht. Der Mann, der noch in der Vollkraft der Jahre stand, sah ja wie ein Greis aus, und wer hatte ihm dies frühe Alter geschaffen?!

Einige Minuten vergingen in tiefem Schweigen, dann klang ein Ton durch das Gemach, halblaut, flehend, und doch voll mühsam zurückgehaltener Zärtlichkeit, ein einziges, inhaltschweres Wort:

„Vater!"

Falkenried fuhr zusammen, als habe eine Geisterstimme sein Ohr berührt. Langsam wandte er sich um mit einem Ausdruck, als glaubte er, es sei wirklich Geisterspuk, der sich da verrechnen lasse.

Hartmut hatt noch einige Schritte vorwärts und blieb dann stehen.

„Vater, ich bin es! Ich komme —"

Er verstummte, denn jetzt begegnete er den Augen seines Vaters, diesen Augen, die er so sehr gefürchtet hatte, und was darin stand, machte ihm den Muth, weiter zu sprechen. Er senkte das Haupt und schwieg.

Aus dem Antlitz des Obersten schien jeder Blutstropfen gewichen zu sein. Er hatte nichts erstaunen, er schnte nicht, daß sein Sohn sich unter demselben Dache mit ihm befand, das Wiedersehen traf ihn völlig unvorbereitet; aber es entriß ihm keinen Ausruf, kein Zeichen des Zornes oder der Schwäche. Starr und stumm stand er da und blickte auf den, der einst sein Alles gewesen war. Endlich hob er langsam die Hand und deutete nach der Thür:

„Geh!"

„Vater, höre mich nn!"

„Geh', sage ich!" Der Befehl klang diesmal drohend.

„Nein, ich gehe nicht!" rief Hartmut leidenschaftlich. „Ich weiß, daß an dieser Stunde allein die Versöhnung hängt. Ich habe Dich gekränkt, wie schwer und tief, das fühle ich erst jetzt; aber ich war ein Knabe von siebzehn Jahren, und es war meine Mutter, der ich folgte. Bedenke das, Vater, und verzeihe mir, verzeih Deinem Sohne!"

„Du bist der Sohn der Frau, deren Namen Du trägst, nicht der meine!" sagte der Oberst schneidend. „Ein Falkenried hat keinen Ehrlosen zum Sohn!"

Hartmut wollte aufsahren bei dem furchtbaren Worte, das Blut stieg ihm wieder heiß und wild in die Stirn — da sah er auf jene andere Stirn unter dem zu Schnee gebleichten Haar, und gewaltsam bezwang er sich.

Die beiden glaubten allein zu sein bei dieser Unterredung in der Stille der Nacht, es schlief ja schon alles im Schlosse, sie ahnten nicht, daß sie einen Zeugen hatten. Adelheid von Wallmoden war nicht zur Ruhe gegangen, sie wußte, daß sie doch keinen Schlaf finden würde nach dem Tage, der sie so jah und schreckensvoll zur Witwe gemacht hatte. Noch in dem dunklen Reisezuge, den sie bei der Unglücksfahrt getragen hatte, saß sie in ihrem Zimmer, als auf einmal die Stimme des Oberst Falkenried an ihr Ohr drang. Mit wem konnte er denn noch sprechen zu so später Stunde? Er war ja ganz fremd hier, und die Stimme klang so seltsam dumpf und drohend! Unruhig erhob sich die junge Frau und trat in das Vorgemach, das die beiden Zimmer voneinander schied, nur auf einen Augenblick, wie sie meinte, nur um zu hören, ob dort drüben nichts geschehen sei. Da vernahm sie eine andere Stimme, die sie kannte, vernahm das Wort: „Vater!" und wie ein Blitz zuckte die Wahrheit vor ihr auf, die ihr schon die nächsten Worte enthüllten. Wie an den Boden gefesselt blieb sie stehen, aber durch die nur halb geschlossene Thür drang jeder Ton an ihr Ohr.

„Du machst mir diese Stunde schwer," sagte Hartmut mit mühsam erzwungener Fassung. „Sei es, ich habe nichts anderes erwartet. Wallmoden hat Dir alles gesagt, ich kann es mir denken; dann konnte er Dir aber auch nicht verschweigen, was ich erreicht und errungen habe. Ich bringe Dir den Lorbeer des Dichters, Vater, den ersten Lorbeer, der mir zutheil geworden ist. Lerne mein Werk kennen, laß es zu Dir sprechen, dann wirst Du es fühlen, daß kein Schöpfer nicht leben und athmen konnte in dem Zwange eines Berufes, der jede Poesie ertödtet, dann wirst Du den unseligen Knabenstreich vergessen."

Das war wieder Hartmut Rojanow, der jetzt sprach, mit seinem übermüthigen Stolze, seinem hochmüthigen Selbstbewußtsein, das ihn selbst in dieser Stunde nicht verließ, der Dichter der „Ariwana", für den es keine Pflichten und Schranken gab; aber hier fand er einen Fels, an dem er scheiterte.

„Den Knabenstreich?" wiederholte Falkenried ebenso herb wie vorhin. „Ja, man hat es so genannt, um mir das Verbleiben im Dienste zu ermöglichen; ich nenne es anders, und jeder meiner Kameraden mit mir. Du standest vor dem Fähnrich, in wenigen Wochen wäre es auch vor dem Gesetze schmachvolle Fahnenflucht gewesen, ich habe es nie anders angesehen. Du warst

in den strengen Ehrbegriffen unseres Standes auferzogen und wußtest, was Du thatest. Du warst kein Knabe mehr. Wer dem Waffendienste, den er seinem Vaterlande schuldet, heimlich entflieht, der ist ein Deserteur, wer ein gegebenes Wort bricht, der ist ein Ehrloser! Du hast beides gethan! Aber freilich, über solche Dinge kommst Du und Deinesgleichen leicht hinaus."

Hartmut biß die Zähne zusammen, er bebte am ganzen Leibe bei diesen schonungslosen Worten, und seine Stimme klang dumpf, halb erstickt, als er antwortete:

„Hör' auf, Vater, das ertrage ich nicht! Ich habe mich beugen, habe mich unterwerfen wollen, aber Du treibst mich selbst von Dir. Das ist dieselbe grausame Härte, mit der Du auch einst meine Mutter von Dir getrieben hast, ich weiß es aus ihren eigenen Munde. Wie sich auch später ihr Leben gestaltet hat, wie sich das meine gestaltete durch sie, diese Härte allein hat es verschuldet."

Der Oberst kreuzte die Arme und ein Ausdruck unsäglichen Verachtung zuckte um seine Lippen.

„Was ihrem eigenen Munde weißt Du das? Möglich! So tief ist ja keine Frau gesunken, daß sie nicht verinnen sollte, ihrem Sohne eine solche Wahrheit zu verschleiern. Ich wollte Dein Ohr damals nicht entweihen mit dieser Wahrheit, denn Du warst noch schuldlos und rein. Jetzt wirst Du mich ja wohl verstehen, wenn ich Dir sage, daß jene Trennung ein Gebot der Ehre war. Der Mann, der meine Ehre besteckt hatte, fiel von meiner Kugel, und sie, die mich verrieth — sie stieß ich von mir."

Hartmut erbleichte bei dieser Enthüllung. Das hatte er nicht gewußt, nicht geahnt, er hatte in der That geglaubt, daß nur die Härte, die in dem Charakter des Vaters lag, die Trennung verschuldet habe. Immer tiefer und tiefer sank ihm das Bild der Mutter, die er doch so heiß und leidenschaftlich geliebt hatte wie sie ihn, wenn er es auch bisweilen fühlte, daß sie sein Verderben war.

„Ich wollte Dich behüten vor dem GiftHauche dieser Nähe und dieses Einflusses," fuhr Falkenried fort. „Thor, der ich war! Auch ohne das Eingreifen Deiner Mutter warst Du verloren für mich; Du trägst die Züge Deiner Mutter, es ist ihr Blut, das in Deinen Adern rollt, und das hätte sich früher oder später sein Recht erzwungen. Du wärst doch geworden, was Du jetzt bist — ein heimathloser Abenteurer, der kein Vaterland und keine Ehre mehr kennt!"

„Das ist zu viel!" schrie Hartmut jetzt mit rasender Wildheit auf. „Beschimpfen lasse ich mich von keinem, auch von Dir nicht! Ich sehe es jetzt, daß keine Verföhnung zwischen uns möglich ist; ich gehe, aber die Welt wird anders urtheilen als Du. Sie hat bereits mein erstes Werk gekrönt, und ihr werde ich die Anerkennung abzuzwingen wissen, die der eigene Vater mir versagt."

Der Oberst sah seinen Sohn an, es lag etwas Furchtbares in diesem Blick; dann sagte er frostig und langsam, aber jedes Wort schwer betonend: „Dann sorge auch dafür, daß die Welt nicht erfährt, daß der ‚gekrönte Dichter' vor zwei Jahren in Paris noch — Spionendienste geleistet hat!"

Hartmut zuckte zusammen wie von einer Kugel getroffen.

„Ich, in Paris? Bist Du von Sinnen?"

Falkenried zuckte verächtlich die Achseln.

„Auch noch Komödie? Sieh Dir keine Mühe, ich weiß alles! Wallmoden hat mir die Beweise geliefert für die Rolle, die Zakka Rosonow und ihr Sohn in Paris spielten, ich weiß den Ursprung jener Mittel, mit denen sie das gewaltige Leben fortsetzten, als ihr Vermögen verloren war. Sie waren sehr gesucht von ihren Auftraggebern, denn sie waren äußerst geschickt, und wer ihre Dienste lohnte — der hatte sie!"

Hartmut stand wie entgeistert da. Das also war die unfruchtbare Lösung des Rathsels, das ihm Wallmoden mit jener Andeutung aufgegeben hatte. Er hatte den Sinn damals nicht verstanden, hatte die Lösung in einer ganz anderen Richtung gesucht; das war es gewesen, was die Mutter ihm verhehlte, wovon sie ihn mit Küssen und Schmeicheln ablenkte, wenn er einmal irgend eine argwöhnische Frage that. Auch zu diesem Letzten, Schmachvollsten war sie herabgesunken, und ihr Sohn war mit ihr gesunken!

Das Schweigen, das nun eintrat, hatte etwas Entsetzliches — es dauerte minutenlang, und als Hartmut endlich wieder sprach, hatte seine Stimme jeden Klang verloren, die Worte kamen abgebrochen, kaum hörbar von seinen Lippen.

„Und Du glaubst — daß ich — daß ich darum wußte?"

„Ja!" sagte der Oberst kalt und fest.

„Vater, das kannst, das darfst Du mir nicht anthun, die Strafe wäre zu furchtbar! Du mußt mir glauben, wenn ich Dir sage, daß ich keine Ahnung hatte von dieser Schmach, daß ich glaubte, es sei noch ein Theil unseres Vermögens gerettet worden, daß — Du wirst mir glauben, Vater!"

„Nein!" erklärte Falkenried ebenso starr und unbeugsam wie vorhin. Hartmut stürzte außer sich auf die Kniee nieder.

„Vater, bei allem, was Dir heilig ist im Himmel und auf Erden — o, sieh mich nicht so entsetzlich an, Du treibst mich zum Wahnsinn mit diesem Blick! — Vater, ich gebe Dir mein Ehrenwort —"

Ein furchtbar wildes Auflachen des Vaters unterbrach ihn.

„Dein Ehrenwort — wie damals in Burgsdorf! Steh auf, laß die Komödie, mich täuschest Du nicht damit. Wie einem Wortbruch bist Du von mir geschieden, mit einer Lüge kehrst Du zurück, Du bist der echte Sohn Deiner Mutter geworden. Geh' Du Deinen Weg, ich gehe den meinen. Nur eins fordere ich, bestehe ich Dir! Wage es nicht, den Namen Falkenried neben dem geschändeten der Rosonow zu nennen, laß die Maske verstehen, wer Du bist! Geschieht es dennoch, dann komme auch mein Blut über Dich, denn dann — mache ich ein Ende!"

Mit einem Ausschrei des Entsetzens sprang Hartmut empor und wollte auf den Vater zustürzen, aber dieser wies ihn mit einer gebieterischen Handbewegung zurück.

„Denkst Du vielleicht, daß ich das Leben noch liebe? Ich habe es ertragen, weil ich mußte, weil ich es für Pflicht hielt. Es giebt aber einen Punkt, wo diese Pflicht aufhört, Du kennst ihn jetzt — richte Dich danach!"

Er kehrte seinem Sohne den Rücken und trat wieder an das Fenster. Hartmut sprach kein Wort mehr, stumm, ohne einen Laut wandte er sich zum Gehen.

Das Vorzimmer war nicht erleuchtet, aber es war erfüllt von dem Wiederschein des glühenden Himmels da draußen, und in diesem Scheine stand eine Frau, todtenbleich, die Augen mit einem unbeschreiblichen Ausdruck auf den Nahenden gerichtet. Er sah auf, und ein einziger Blick zeigte ihm, daß sie alles wußte. Das war das Letzte! Vor dem Weibe, das er liebte, hatte er diese tödliche Demüthigung empfangen, vor ihr war er nichts gewesen in den Staub!

Hartmut wußte nicht, wie er das Schloß verlassen hatte, wer er in das Freie getangt war, er fühlte nur, daß er entfliehen mußte in diesen Mauern, daß es ihn hinaustrieb mit Furiengewalt. Er fand sich erst wieder am Fuße einer Tanne, die ihre schneebedeckten Aeste auf ihn niederneigte. Es war Nacht im Walde, kalte, eisige Winternacht; aber droben am Himmel leuchtete fort und fort das geheimnißvolle Licht mit purpurner Glut, mit zuckenden Strahlen, die sich hoch oben im Zenith zu einer Krone einten — ein lodendes Flammenzeichen!

Es war wieder Sommer geworden, der Juli hatte bereits seinen Einzug gehalten, und in den heißen, sonnendurchglühten Tagen lockte das Waldgebirge unwiderstehlich mit seinen kühlen Schatten und der grünen, duftigen Pracht seiner Thäler und Höhen.

Oswalden, die Besitzung, die Herbert von Wallmoden nach unmittelbar vor seinem Tode gekauft hatte, ohne daß es ihn vergönnt gewesen war, sie auch nur einen Sommer lang zu bewohnen, hatte seitdem verwaist gelegen, aber vor einigen Tagen war die junge Wittwe in Begleitung ihrer Schwägerin, der Frau von Eschenhagen, dort eingetroffen. Sie hatte bald nach dem Tode ihres Gemahls die süddeutsche Hauptstadt verlassen, um mit ihrem Bruder, der auf die Trauermachricht sofort zu ihr geeilt war, nach der Heimath zurückzukehren. Ihre kurze Ehe hatte nur acht Monate gewährt, und jetzt trug die noch nicht zwanzigjährige Frau die Wittwentracht.

Regine ließ sich leicht bestimmen, ihre Schwägerin zu begleiten. Die einst so unumschränkt herrschende Gebieterin von Burgsdorf war bei ihrem „Entweder — oder" geblieben, und da sich Wallwald ebenso hartnäckig zeigte, hatte sie ihre Drohung wahr gemacht und war nach der Stadt übergesiedelt, noch während der ersten Trauerzeit um ihren Bruder.

Frau von Eschenhagen täuschte sich aber, wenn sie glaubte, mit diesem letzten Mittel noch eine Wirkung zu erzielen. Sie hatte gehofft, ihr Sohn werde es auf eine wirkliche Trennung doch nicht ankommen lassen, aber es war vergebens, daß sie ihn die ganze Bitterkeit dieser Trennung durchkosten ließ. Der junge

Rajorakshere bekam vollauf Gelegenheit, zu zeigen, daß seine er
nachende Selbständigkeit und seine Liebe nicht nur tüchtige Auf
gaben gewesen waren. Wohl versuchte er alles, um die
Mutter umzustimmen, als es aber nicht gelang, da zeigte auch
er den gleichen Trotz, und Mutter und Sohn hatten sich seit
Monaten nicht mehr gesehen.

Noch war allerdings seine öffentliche Verlobung mit Marietta nicht erfolgt. Er glaubte seiner früheren Braut und deren Vater die Rücksicht schuldig zu sein, der ersten aufgehobenen Verbindung nicht sofort eine zweite folgen zu lassen. Ueberdies war Marietta durch ihren Vertrag noch volle sechs Monate an das Hoftheater gefesselt, und da ihre Verlobung vorläufig noch Geheimniß blieb, so war eine frühere Lösung dieser Verpflichtungen nicht zu erreichen gewesen. Das junge Mädchen kehrte erst jetzt in das Haus des Großvaters zurück, wo auch Wildbad erwartet wurde. Frau von Eichenhagen wußte selbstverständlich nichts davon, sonst hätte sie schwerlich eine Einladung angenommen, die sie in die Nähe von Waldhofen brachte.

Der Tag war sonnig und heiß gewesen, erst die späteren Nachmittagsstunden brachten einige Kühlung, aber die Jagdstraße nach Offwalden war größtentheils schattig, da sie durch die Rodecker Forsten führte. Auf dieser Straße trabten zwei Reiter dahin, der eine, in grauer Joppe und Jägerhut, war der Oberforstmeister von Schönau, der andere, eine schlanke, jugendliche Gestalt in einem sehr gewählten Sommeranzuge, der Fürst Adelsberg. Sie hatten sich zufällig auf dem Wege getroffen und bei der Begrüßung erfahren, daß sie beide das gleiche Ziel hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Johann Nepomuk von Nußbaum.

Wenn man die Namen der bedeutendsten Aerzte und Chirurgen der Gegenwart aufzählt, muß wohl Geheimrath und Universitätsprofessor Dr. von Nußbaum zu München, dessen Ruhm weit über die Grenzen von Deutschland gedrungen ist, in vorderster Reihe genannt werden.

In Nachstehendem wollen wir versuchen, mit kurzen Strichen das Bild des Lebens und Wirkens des Mannes zu entwerfen, den die ärztliche Wissenschaft so viel verdankt, und der sein Da sein unabhängig dem Wohle der Menschheit weiht.

Johann Nepomuk v. Nußbaum.

Geboren am 2. September 1829 zu München, bezog Nußbaum 1849 die Universität seiner Vaterstadt, um sich nach philosophischer und naturwissenschaftlicher Ausbildung der Heilkunde zu widmen. Auf Grund tüchtiger anatomisch-physiologischer Studien erlangte er ausgezeichnete chirurgische Kenntnisse, die er an den Universitäten Würzburg und Berlin erweiterte, und an deren praktischer Ausübung ihn 1851 als Assistenten im Dr. Hauner'schen Kinderspitale. Dann von 1852 ab auf der chirurgischen Abtheilung des allgemeinen Krankenhauses zu München, seine durch seine rasch angebahnte Privatpraxis reiche Gelegenheit geboten war. 1853 verfaßte er eine Abhandlung über künstliche Gaumbau der er 1855, in welchem Jahre er promovirte, eine größere Arbeit über Darmhaarbindungen folgen ließ. 1857 habilitirte er sich als Privatdocent an der Universität München für Chirurgie und Augenheilkunde; auch wurde nun die diese Zeit die Stelle als operirender Arzt in dem oben genannten Kinder-Hospitale übertragen, woselbst er zahlreiche Operationen aller Art, mit meist glücklichem Erfolge ausführte. Nachdem er Ende Dezember 1859 eine Berufung an die Hochschule Zürich abgelehnt hatte, wurde er anfangs 1860 zum ordentlichen Professor der Chirurgie zu München ernannt und mit der Leitung der chirurgischen und der damals noch damit verbundenen Augen klinik betraut.

Seitdem unermüdlich thätig, erwarb er sich durch seine glänzenden Eigenschaften als Arzt und Operateur, durch Forschungen auf dem Gebiete seiner Wissenschaft und durch seine anregenden, geistsprühenden und dabei theoretisch wie praktisch höchst lehrreichen Vorträge im Hörsale und am Krankenbette den Ruhm als Chirurg und Kliniker ersten Ranges. Hiermit verbindet er vermöge seiner idealen Auffassung der Heilkunde, die der Philosoph Schelling als die Krone und Blüthe aller Naturwissenschaften bezeichnet, die größte Humanität, und er bethätigt in seiner Person den vom Galenus aufgestellten Satz, daß nur der das Ziel der Wissenschaft erreichen kann, welcher sie erlernt, um ein Wohlthäter der Menschheit zu werden. Wer Nußbaum je auf seinen Gängen durch die Krankensäle begleitet oder ihn sonst in seiner Berufsthätigkeit beobachtet hat, kann wahrnehmen, wie außerordentlich liebevoll er auf das Wohl seiner Patienen ohne Unterschied des Standes bedacht und für deren Beduerfnisse besorgt ist. In seinem Ordinationszimmer drängt sich täglich während der Sprechstunden eine große Anzahl indemnitirter Kranker, welchen er, obwohl mit Berufsgeschäften überhäuft, Zeit und Redestkraft opfert und denen er häufig auch Verbandstoffe, orthopädische Apparate, Arzneien und Lebensmittel spendet.

Schreiber dieser Zeilen war Zeuge, wie Nußbaum zur Weihnachtszeit arme Pfleglinge in seiner Privatheilanstalt und im Kinderspitale aufs freigebigste mit Cravatchangen, Kleidungsstücken, Unterhaltungsbüchern und allen möglichen Spielsachen beschenkte, die er in seinem Wagen und in seinen weiten Taschen mitgebracht hatte. Ohne den Dank abzuwarten für die Freude, die er bereitet hatte, fuhr dann der Vielbeschäftigte wieder davon.

Denn aus den verschiedensten, den höchsten wie den niedersten Gesellschaftskreisen, welche mit dem edlen Manne in nähere Berührung kamen, nahmen seine seltene Herzensgüte, seine Humanitätsideen und seine bis zur Selbstverleugnung gehende Bescheidenheit. Durch sein allzeit liebenswürdiges Entgegenkommen hat er sich die innigste Verehrung und Anhänglichkeit seiner Fachgenossen und Schüler erworben, durch seine werkthätige Bethätigung an allen menschenfreundlichen Bestrebungen und seine Bereitwilligkeit, jedem zu nützen, die Liebe der ganzen Bevölkerung seiner Vaterstadt gewonnen.

Nur kurze Zeit unterbrach Nußbaum im Jahre 1866 die Friedensthätigkeit, um seinen unter den Waffen stehenden Mitmenschen seine Dienste zu widmen. Bei Beginn des Feldzuges freiwillig eintretend, ging er als Chirurg mit dem Reservelazarethzuge Nr. 1 des I. bayerischen Armeecorps unter dem General der Cavallerie Grafen von Stolberg-Wernigerode ins Feld. Nach der Schlacht bei Kissingen wurde er zum Chirurgen des Reservelazarethes in Würzburg ernannt, wo er bis zum Abschlusse des Friedens verblieb.

Im deutsch-französischen Kriege, in welchem er vom Kriegsbeginne an dem Hauptquartiere des Generals der Cavallerie Grafen von Stolberg-Wernigerode, dann dem des Generals der Infanterie Prinzen Adalbert von Preußen zugetheilt war, hatte Nußbaum Gelegenheit, seine Kenntnisse und Erfahrungen in vollem Maße zu verwerthen. Er war bei allen Schlachten und Gefechten, welche das Armeecorps, dem er zugetheilt war, mitmachte, zugegen, und seine Thätigkeit war eine ungemein ausgedehnte. Nicht nur in den Lazarethen, sondern auch auf den Schlachtfeldern selbst, wo er sich oft der Gefahr aussetzte, von feindlichen Kugeln getroffen zu werden, war er unermüdlich thätig, um den Verwundeten Hilfe zu bringen. Er war es, der zuerst in Deutschland die Idee der Errichtung von Hilfsplätzen in der Nähe der Schlachtfelder anregte, wo die Verwundeten sofort nach der Schlacht die erste Hilfe erhalten sollten, und er war es auch, der die Errichtung solcher Hilfsplätze in Vorschlag brachte. Diese Idee wurde vom Generalstabe des Armeecorps gebilligt und ausgeführt, und es wurden solche Hilfsplätze in Kissingen, Hammelburg, Aschaffenburg, Gemünden, Lohr, Rothenfels, Wertheim, Tauberbischofsheim, Bischofsheim, Mergentheim, Crailsheim, Ellwangen, Aalen, Heidenheim, Giengen, Ulm, Biberach, Ravensburg, Lindau, Kempten, Immenstadt, Füssen, Schongau, Weilheim, Starnberg, Tutzing, Landsberg, Dachau, Freising, Erding, Landshut, Mainburg, Ingolstadt, Neuburg, Donauwörth, Augsburg, Memmingen, Kempten, Lindau, Ravensburg, Biberach, Ulm, Ellwangen, Aalen, Heidenheim, Giengen, Crailsheim, Mergentheim, Bischofsheim, Tauberbischofsheim, Wertheim, Rothenfels, Gemünden, Lohr, Aschaffenburg, Hammelburg, Kissingen, Würzburg, Bamberg, Forchheim, Erlangen, Nürnberg, Fürth, Schwabach, Roth, Weißenburg, Gunzenhausen, Ansbach, Feuchtwangen, Dinkelsbühl, Nördlingen

Bazeilles viele auf Aeckern und in Gärten liegende Verwundete, die wegen Ueberfüllung der wenigen belegbaren Gebäulichkeiten nicht mehr unterzubringen waren, unterstützte, mit Verbänden versah, dann deren Verbringung an geschütztere Orte veranstaltete und unter den erschwerendsten Umständen die nöthigen Operationen vornahm. Die gleiche aufopfernde Thätigkeit entwickelte Rußmann bei und nach den Kämpfen um Orleans. „Den Tapferen der Tapfern" nannte einst Napoleon I. seinen obersten Wundarzt Larrey; auch Rußmann war eines solchen Ehrentitels würdig.

Vom Kriegsschauplatze zurückgekehrt, setzte Rußmann seine Thätigkeit für die in seine Privatheilanstalt aufgenommenen Schwerverwundeten fort; noch vor wenigen Jahren haben einige deutsche Heimgekehrte in Pflege und Behandlung gestanden.

Daß Rußmann unermüdlich an der Vervollkommnung seiner Wissenschaft arbeitete und alle Fortschritte derselben lernen zu lernen trachtete, darf uns bei einem Manne wie er nicht wunder nehmen. Aus seinen vielfachen wissenschaftlichen Forschungen und den Ergebnissen seiner praktischen Thätigkeit, die er in sinnthätiger Weise litterarisch verwerthete, entstanden über hundert Abhandlungen und Monographien, welche die verschiedensten Zweige der medizinischen Wissenschaft betreffen: viele Verbesserungen von Heilverfahren und Operationsmethoden hat darin Rußmann schöpferischen Geist zu Tage gefördert, Erfindungen, die zum großen Theile für den Stand der ärztlichen Kunst bahnbrechend geworden sind.

Ein großes Verdienst hat sich Rußmann als einer der ersten selbständigen Kämpfer und Verfechter der von dem Engländer Lister erfonnenen „antiseptischen Wundbehandlung" erworben; trotz der vielen dagegen erhobenen Bedenken hat er diese Methode in richtiger Erkennung ihres unschätzbaren Werthes seit Januar 1874 auf seine Abtheilung in ausgedehntestem Maße in seiner Klinik eingeführt; der Erfolg war geradezu verblüffend. Operationen, deren Aufsühnung ehedem wegen ihrer Lebensgefährlichkeit für vollkühn oder gar für verbrecherisch gegolten hätte, konnten nunmehr gefahrlos vorgenommen werden, die Wundkrankheiten wurden fast vollständig gebannt, die Sterblichkeitsziffer sank bedeutend, der Heilungsprozeß ward wesentlich beschleunigt, sodaß sich die Aufnahmefähigkeit der Krankenhäuser entsprechend steigerte. Rußmann war es auch, der sofort den hieraus entspringenden gewaltigen Nutzen für die Behandlung der im Felde Verwundeten erkannte.

Zur raschesten Verbreitung des antiseptischen Verfahrens, welches bald zum Gemeingute aller Aerzte geworden ist, hat Rußmann wesentlich beigetragen, nicht nur durch seine klinischen Vorträge, sondern auch durch eine ganze Reihe von Schriften, darunter das prächtige Buch „Leitfaden der antiseptischen Wundbehandlung", welches bereits in fünfter Auflage erschienen und in fünf Sprachen übersetzt worden ist.

Als Lister im gleichen Jahre, in dem sein Verfahren zum ersten Male im Krankenhause zu München in Anwendung gekommen war, diese Stadt besuchte, wurde zu Ehren dieses Mannes eine Festvorstellung veranstaltet und Rußmann war es, der in einer glänzenden Rede den hochverehrten Gast feierte.

Dem Besteden, gemeinnützig zu wirken, entsprachen Rußmann in größtem Beifall aufgenommene, echt volkstümliche Vorträge, die er in Volksbildungs- und in anderen Vereinen gehalten hat, sowie zahlreiche populäre Veröffentlichungen über Gesundheitspflege und verwandte wissenschaftliche Stoffe, Aufsätze, die zum Theil auch in der „Gartenlaube" erschienen sind.

Die von ihm verfaßte, bereits in mehreren Auflagen erschienene „Kleine Hausapotheke" ist ein wahres Schatzkästlein goldener Lehren der Gesundheitspflege; vor diesem ist sogar in Amerika eine Ausgabe hergestellt worden, wodurch das gediegene, auf neuester wissenschaftlicher Grundlage beruhende Werk auch über dem Meere gar vielen zu Heil und Frommen dienen wird.

Alle seine Schriften zeichnen sich durch Schärfe der Auffassung, Klarheit und Deutlichkeit der Darstellung und einen bei aller Einfachheit vornehm schönen, fesselnden Stil aus.

An Auszeichnungen und öffentlichen Ehrungen der verschiedensten Art hat es Rußmann nicht gefehlt. Den höchsten Lohn jedoch hat er in der Liebe und Verehrung seiner Mitbürger, seiner Amtsgenossen und Schüler und in der Dankbarkeit der vielen Tausende, denen er Helfer und Retter geworden ist.

Und sie alle sind es, die heute mit uns das gütige Schicksal preisen, welches diesen seltenen Mann von schwerem Krankenlager wieder erstehen ließ, zum Heile der Wissenschaft und zum Segen seiner Mitmenschen, die mit uns bewundernd aufblicken zu dem Menschenfreunde, der ihm ein ganzes Glück in der Vergötterung anderer gefunden hat.

M. K.

Wieder einmal der Kuckuck.

Mitgetheilt von C. Störmer.

Beobachtungen über vereinzelt vorkommendes Selbstbrüten des Kuckucks sind in früheren Jahren schon verschiedentlich zur Veröffentlichung gebracht worden; aber diese Mittheilungen drangen über einen engeren Kreis von Fachgelehrten nicht hinaus, da ihrer Unverlässigkeit von anerkannten Ornithologennamen auf dem Gebiete der Vogelkunde zu Zweifel gezogen wurde. Im Mai 1888 hatte nun der bekannte Naturforscher Oberförster Adolf Müller das seltene Glück, ein brütendes Kuckucksweibchen während der ganzen Dauer des Brutgeschäftes zu beobachten. Müller hat seinerzeit in der „Gartenlaube" (1888, S. 413) darüber seine Sinne Entdeckung Bericht erstattet. Beim Lesen seines Aufsatzes drängten sich mir nun unwillkürlich folgende Fragen auf: „Wieviel es einzelne Individuen dieser Vogelart, welche einem nächtigen Brutriebe nachgehend, jedes Jahr selbst brüten? Ob es beispiel der Kuckuck nur unter dem Drucke äußerer Umstände das Geschäft des Brütens selbst und häufig zu anderen Zeiten wieder der bequemen Weise seiner Ernährungsorgan?"

Obwohl ich mir sagen mußte, daß es schwerlich jemals gelingen dürfte, unanfechtbare Beweise für die eine oder andere Annahme beizubringen, so war ich doch gewillt, die erste Frage zu bejahen, also ob Grund des Selbstbrütens einem individuellen Brutrieb anzunehmen. Man hat bereits in den Nestern von mehr als 70 Vogelarten Kuckuckseier entdeckt. Der Fall, daß der Kuckuck unter Umständen sein Fortpflanzungsgeschäft auf eine fremde Gelege, auf Kosten einer fremden Brut, ja selbst sein eigenes resp. sein zunächst vermöchte, dürfte also wohl kaum eintreten; ebenfowenig habe ich früher beobachtet oder gelesen, daß sich Mistvögel dem Mistbrandt ihres Nestes seinens desselben mit Erfolg unterziehen. Während des letzten Sommers aber hatte ich Gelegenheit, einen Fall zu beobachten, in welchem letzteres thatsächlich stattfand. Da ich der Ansicht bin, daß das Dunkel, in welches das Leben und Weben des Kuckucks noch immer gehüllt ist, in absehbarer Zeit nur dann gelichtet werden kann, wenn sich mehre berufene Forscher auf dem Gebiete der Vogelkunde auch Raumfreunde an der Lösung dieser Frage betheiligen, so bringe ich den erwähnten Vorgang hiermit zur öffentlichen Kenntnis.

Am Nachmittage des 4. Juni vergangenen Jahres machte ich mit meinem Frau einen Spaziergang nach einem in der Gemarkung des Dorfes Wahlern gelegenen Walde. Wir durchschritten zunächst einen jungen Eichenbestand, der wie im vorangegangenen so auch in diesem Sommer durch die Raupe des Eichenwicklers stark geschädigt wurde. Hier hatten sich seit Wochen einige Kuckucke auf, und ich hatte dieselben durch Rufen ihres Namens oft des lieb. Kuckuckgelächters zu verschiedenen Malen in meine Nähe gelockt. Ich machte auch an diesem Tage einen Versuch, der aber erfolglos blieb. Wir kamen bald auf eine abholzige Lichtung. Vor uns lag niedriges Buchen- und Gelengsträuch, durch welches hindurch ein erwachsener Eichenbestand: rechts grenzte die Lichtung an einen Wiesengrund, während die letzteren gegenüberliegende Seite mit jungen Buchen und Birken bewachsen war. Plötzlich wurde durch lautes Vogelgeschrei meine Aufmerksamkeit erregt, und ich gewahrte an der bezeichneten Stelle der Lichtung, am Rande des Buchen- und Birkenbestandes, in einer Entfernung von etwa 60 Metern einen grauen und zwei kleinere Vögel. Da ich glaubte, dieselben würden alsbald im nahen Eichenwalde verschwinden, so beeilte ich mich, meinen Feldbecher, den ich bei meinen Anstrengungen in den Wald satt immer der wie trage, nach der betreffenden Stelle zu richten. Doch meine Befürchtung war grundlos; die Vögel hielten sich hin und herfreiend längere Zeit auf der Lichtung. Hatte ich im ersten Augenblick den größeren derselben für einen die kleineren verfolgenden Sperber gehalten, so erkannte ich bei genauerem jetzt deutlich einen Kuckuck und zwei Vögel, daß er nicht der Verfolger, sondern der Verfolgte war. Obwohl sich die Farbe seines Gefieders von meinem Glase sehr matt darstellte, so war ich doch noch nicht überzeugt, daß ich in demselben ein weibliches Individuum vor mir hatte. Auch einer Seite lustre der Kuckuck auf einer jungen Eiche, kam auf den Rand der Lichtung, und das Geschrei der kleinen Vögel verstummte während dieser Ruhepause. Auch auf die Gestalt hin, die Gruppe zu verschiedenen Malen mich einigen Schritten. Doch das Gefürchtete trat nicht ein: der Kuckuck, den ich jetzt mit Muße Augen ganz deutlich als ein Weibchen erkannte, erhob sich wieder, von den kleinen Vögeln, einem Paar Kreuzschlechen, mit zornigem Geschrei eifrig verfolgt, strich aber nicht ins Dickicht ab. Es hat mir auch, daß sich der Kampfesmuth der Verfolger immer steigerte und ihr Geschrei jedesmal heftiger gellte, wenn der Kuckuck an einer bestimmten Stelle dicht an der Erde hinstrich, und ich konnte deutlich bemerken, wie sie bei dieser Gelegenheit einige Male in sein Gefieder bissen. An dem betreffenden Platze glaubte ich das Nestgeschehen zu müssen, in welchem der Kuckuck wahrscheinlich sein reifes Ei abzulegen beabsichtigte, mit einiger Gewißheit vermuthen zu dürfen. Des Kuckucks weit aufgesperrter Schnabel, sowie die Dreistigkeit, mit welcher er, fere sonstige Scheu vergessend, sowohnderend so dicht an mir vorbeistrich, daß ich das Rauschen seiner Flugfederschläge deutlich hören konnte, führte mir mit Bestimmtheit auf die Absicht des Verbergens hingedrängt. Der Vogel kann dasselbe Gebaren bei unsern weiblichen Hausvögeln beobachten, wenn dieselben einen geeigneten Platz zum Ablegen eines andern Eies suchen. Das Charakteristisch laud ich denn auch an der erwähnten Stelle vor dem Schutze eines morschen Buchenstumpfes in einem Erdvertiefung, das Nest, welches ein Gelege von drei Eiern barg. Letztere enthalten zu an der zart gelblichweißen Färbung, den rothen Spitzen und Punkten und dem Kranze von bräunlichen Flecken am stumpfen Ende an Farbe und Rothtüchen verhaltnissen. Ich zog mich wieder auf einige Entfernung ins Gebüsch zurück und sah, wie das Kuckuckweibchen noch zweimal an Nest vorbeistrich. Doch alle Benühung, auf dasselbe zu gelangen scheitere an der Tapferkeit der Eigenthümer, welche ihren Feind immer wieder in das nahe Dickicht trieben. Die Sonne hatte sich inzwischen tief am Himmel, als der Kuckuck verschwand. Während der folgenden Zeit beobachte ich bei täglich das Nest. Die Zahl der Eier stieg auf sechs, es befand sich aber unter denselben kein Kuckuckei.

Wenn ich den Vorgang richtig auffassen habe, was ich nicht im mindesten bezweifle, so dürfte das Kuckuckweibchen, dank der Wachsamkeit der kleinen Nistvögel, in verschiedenen Fällen die Nöthigung erfahren, sein reifes Ei in irgend einer Vertiefung des Bodens — auch der Brunnhöhle des von Müller beobachteten selbstbrütenden Kuckucks war eine solche — ablegen zu müssen. Sollte es in einem solchen Falle unter Umständen sich entschließen, die übrigen Eier beizulegen und der Gelege selbst zu bedrücken? Ferner halte ich auf Grund des gestrigen

Begebung der Ausdruck, daß die kleinen Vögel, welche man häufig im Gefolge des Kuckucks findet, denselben meistens unschwärmen, für eine Liebhaberei; vielmehr wird der Kuckuck als der heftigeshafte Feind, der jeden, der ihnen zu nahen versucht, — verfolgt. —

* * *

Anmerkung der Redaktion. In den vorstehenden Beobachtungen macht uns Adolf Müller folgende Mittheilungen: „Die Bedeutung des Kuckuckseies ist durch fremden Reflex durch den weiblichen Kuckuck ist eine Ausnahmserscheinung, deren Ursache schwer zu ergründen sein wird. Es mag ein Rückschlag zu der ursprünglich dem Kuckuck ebenfalls eigenthümlichen Gewohnheit des Brütens sein. Die zuerst aufgeworfene Frage des Verfassers, die er selbst offen läßt, möchte mit Nein zu beantworten sein, weil Einzelwesen die Eigenthümlichkeit der Art schwerlich so vollständig durchbrechen. Eher liegt ein Grund für die Beziehung der beiden Kuckuck in der Gegnerschaft des Rothkehlchenpaares gegen das Kuckuckswesthen. Vollkommen bestätigt finden wir hier aber unsere eigenen Beobachtungen an Rothkehlchen, welche sich gegen die Absicht des Kuckucks, das Ei in der Nest einzuschmuggeln, nachdrücklich wehren, wie es ja andere Vogelarten ebenfalls thun. Wir begrüßen freudig die mit der unsrigen übereinstimmende Beobachtung, daß gerade die streitbaren, unter Umständen todesmuthigen Rothkehlchen den Kuckuck vom Neste fern zu halten suchen; nur gelang es nach unseren Erfahrungen doch der weiblichen Kuckuck, sich zu eingedrängen, und den tapferen Streiter ergaben sich schließlich in ihr Schicksal. In den von Stenmer beobachteten Falle kann allerdings der Kuckuck vom starken

Blätter und Blüthen.

Kleine Gesundheitslehre von Bock. Kein gemeinverständliches medizinisches Werk hat eine so große Verbreitung erlangt wie Bocks „Buch von gesunden und kranken Menschen". Auch nach dem Tode des Verfassers erfreute es sich in unübergeistiger Bearbeitung Dr. v. Zimmermanns des allbewährten Arztes; es umfaßt aber einen starken Band von über 60 Druckbogen, und das ist für viele zu viel. Es giebt heute, die aus Rücksicht auf die Anschaffungskosten bei umfangreichen Werken dündgere Darstellungen vorziehen müssen, ebenso wie es andere giebt, die möglichst wenig lesen und dabei möglichst viel erfahren möchten. Professor Dr. Bock, ein Meister der volksthümlichen Darstellung, kannte seine Leute, und so hat er neben dem „großen Werk" eine „Kleine Gesundheitslehre" geschrieben, ein kleines Büchlein, in dem das Nöthige und Nöthigste von allgemein faßbaren medizinischen Wissen mit geschrieben wurde. Die wiederholten Auflagen haben den Beweis geliefert, daß auch dieses Buch seinen Weg in zahlreichen Familien gefunden hat. Die „Kleine Gesundheitslehre", die zum Kennenlernen, Gesunderhalten und Gesundmachen des Menschen dienen soll, in neuer Bearbeitung durch Dr. v. Zimmermann vor. Das etwa 12 Druckbogen umfassende Buch kostet gebunden 1 Mark.

Alle Fortschritte der Medizin in der neuesten Zeit sind von dem Bearbeiter berücksichtigt worden, und so ist die „Kleine Gesundheitslehre" in ihrem neuen Gewande wieder ein treffliches, praktisches Hausbuch, das dem jedermann Belehrung in Gesundheitsfragen schöpfen kann. Besonders vortheilhaft sind die Abschnitte, welche die erste Hilfe bei Unglücksfällen beweisen, ausgerichtet ist aber der Anhang „Sorgfige Hebel und tägliche Anzeigenbeilage", in welchem alle Leiden und Fehler erörtert werden, die im gesellschaftlichen Leben Anstoß erregen. Feinmüthig wird dann erörtert, was an unserm Körper den Geruchsinn, das Gehör oder das Auge unserer Nächsten verletzen kann, und es werden dabei auch die Mittel angegeben, wie man solche Fehler und tägliche Angewohnheiten beseitigen kann.

Mitesser, Sommersprossen, geröthete Nasen, Hühneraugen u. dergl., das sind so alles Themata einer gewissermaßen „kleinen Medizin", für die auf eigene Kauft leider oft recht wenig viele Mark ausgegeben werden. Die „kleine Gesundheitslehre" ist auch auf diesem Gebiete ein erspriesslicher Rathgeber und ein ehrlicher Bazo, welcher den Beutel des unter solchen Gebrechen Leidenden schonen wird.

Das Kloster Gustav Adolfs. In der Kirche zu Lützen in Schweden, welches derselbe trug, als ihn in der Schlacht bei Lützen am 16. November 1632 der Tod ereilte, ist heute noch vorhanden. Das merkwürdige Stück befindet sich in der Waffensammlung im k. k. Artilleriearsenal zu Wien. Das Koller ist von schwerer Elenhaut, innen vollständig zuerst mit starker Leinwand, darüber mit grünem Atlas gefüttert. Die Brustheile sind zur Erhöhung der Widerstandsfähigkeit noch mit sinsfachem abgesteppten Zeuge unterlegt. Zum Reinigungsinnern sind das Futter und einzelne Theile des Kollers selbst stark mitgenommen worden. Trotzdem sämmtliche euch dicht aneinander gereihte Knöpfe fehlen — sie waren wohl theilweise von Silber und wurden als gute Beute betrachtet — weist das Koller jetzt noch gegen 70 Einschüsse auf. Die erste Verwundung erhielt Gustav Adolf am linken Ellenbogen; das Stück mit dem durch die Kugel verursachten Loch ist aus dem Aermel ausgeschnitten, doch sind Blutspuren noch deutlich erkennbar.

Die zweite, ebenfalls tödliche Kugel traf den Schwedenkönig im Rücken; das durch die Kugel erzeugte Loch hat einen Durchmesser von 15 bis 18 mm, die Ränder desselben sind ganz verbrannt, so daß kein Zweifel besteht, daß der Schuß auf geringe Entfernung abgegeben wurde. Auf der linken Brustseite finden sich ein Loch, das offenbar durch den Stich eines vierseitigen Panzerfechters erzeugt wurde. An der Echtheit dieses Rockes ist nicht zu zweifeln, denn erstens finden sich ein Zettel in der Handschrift der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts mit der Bestätigung derselben an der merkwürdigen Reliquie; zweitens meldet schon Schwedenlier in seinen „Annales Ferdinandei", daß der Rock auf dem Schlachtfelde von einem feindlichen Soldaten erbeutet und vom General Feldmarschalleutnant Duca Otavio Piccolomini „noch ganz blutig dem Kaiser nach Wien überliefert" worden sei.

Die Opfer des Leuchtthurmlichtes. Man hört oft von den Verheerungen, welche die Leuchtthürme unter der Vogelwelt anrichten; namentlich während der Zugzeit, in rund erzählt, sollen mächtige Vögel auf das Licht losfliegen und an das dichten Glasscheiben der „Laterne" sich Hals und Flügel brechen. Die Thatsache ist an und für sich wahr, nur die Massenhaftigkeit der auf diese Weise zu Grunde gegangenen Vögel wird von Fachleuten in Abrede gestellt. Man hat die Leuchtthurmwächter zur genaueren Beobachtung veranlaßt und die Erminelungen des Oberwächters Gaebel an dem Leuchtthurm in Dorst bei Treptow an der Rega sind neuerdings von H. Köhl in einem Fachblatte veröffentlicht worden. Die Zahl der angeschwommenen Vögel schwankte in den Jahren zusammen, von Tausenden roter Vögel, die in einer Nacht gesammelt werden sollten, ist darin keine Rede. Die Zahlen stellen sich erfreulicher weise viel niedriger: in wurden im Jahre 1885/1886 nur 190 todte Vögel an dem genannten Leuchtthurm gefunden; im nächsten Jahre 158; im Jahre 1887/1888 140 und im Jahre 1888/1889 nur 62.

Durch diese Beobachtungen wird die schon früher aufgestellte Annahme bestätigt, daß die Vögel sich mit der Zeit an das Leuchtfeuer gewöhnen und so zu meiden lernen; denn nicht das Licht zieht die Vögel in ihr Verderben hinein, sondern die meisten werden an die Leuchtthürme in stürmischen Nächten angetrieben. Die älteren Vögel, welche die bekannte Gefahr schon öfters umgangen sind, warnen einander, und so wurde auch wiederholt bei größeren Zügen bemerkt, daß sie sich, sobald sie in die Nähe der Leuchtthürme kamen, hoben und jenseits sich senkend ihre Straße weiter zogen.

Daselbst, bemerkt dazu Köhl, trifft bei unseren Telegraphendrähten zu. Die viele Vögel gingen früher an ihnen zu Grunde! Jetzt wird das höchst selten oder gar nicht mehr beobachtet. Im vorletzten Jahre allerdings hat man viele Sperlingsvögel durch die Gefährlichkeit der Drähte, weil sie ebenfalls diese Drähte nicht kannten. Wären sie bei uns gebrieben, so hätten sie sich auch daran gewöhnt wie alle unsere Vögel.

So sieht auch zu erwarten, daß die Leuchtthürme mit der Zeit immer weniger Opfer fordern werden. Eine Opfer-Theorie" bleibt Köhl, „sind nicht unsonst gefallen: durch sie sind die für die Wissenschaft so wichtigen Zugstrazen der einzelnen Vogelarten festgestellt worden."

Des Deutschen Reiches Zuckerstücke. Deutlich von der rührigen Handelskammer Braunschweig, an der Industrie und der Landwirthschaft Gelegen, die binab zur Edwiederung und dann weiter auf dem linken Elbufer an dem entwickelten Magdeburg vorbei bis in die Gegend von Wolmirsleben — und um in scharfer Biegung westlich bis nach Braun schweig nun Seiten hin schwieg sich um den Festkranz des Harzgebirges herum ein fruchtbarer Ländergürtel, in welchem die „goldene Aue" und die „Magdeburger Börde" als leuchtende Perlen erglänzen: das ist der „Zuckergürtel", das vorzüglichste Rübenland Deutschlands. Nicht weniger als 311 Fabriken und Raffinerien, fast die Hälfte der Zuckerfabriken des ganzen Reiches, sind hier auf einem kleinen Fled vereinigt. Auf Preußen entfällt der Löwenantheil mit 133 Fabriken, dann folgt Braunschweig mit 38 und Anhalt mit 30 Fabriken.

Spärlich sind dagegen die Zuckerfeder ien in den übrigen Theilen Deutschlands zerstreut; auf die drei Königreiche Bayern, Württemberg und Sachsen entfallen beispielsweise nur je 5 Fabriken, und so ist in der That das Vorwurf des Harzes die Zuckerkiste des Deutschen Reiches.

Ein deutscher Nationalfluß. Wenn die natürlichen Schätze an Kohle und Eisen der Grabweiser sind für den Reichthum eines Landes sind, so ist Deutschland nach dieser Seite hin in einer glücklichen Lage; es hat, was das Eisen anbetrifft, durch die Erwerbung von Lothringen zu seinen alten Schätzen an Eisenerz ein neues fast unerschöpfliches Eisenerzlager

gewonnen; die lothringischen Minettegruben. Auf französischem Boden bei Nancy beginnend, erstreckt sich diese mächtenere Schichtenmuer am linken Moselufer entlang über Pagny, Novéant, Ars, Metz, Amanweiler bis Diedenhofen, geht dann weiter in das Luxemburger Ländchen hinein bis Düdelingen und tritt dann bei Longwy und Longwion nach Frankreich zurück. 60 km von 100 km entfallen davon in ihrer größten Mächtigkeit auf Deutschland. In zahlreichen Steinmühlern, von Novéant nach Gorze, von Ars nach Gravelotte, von Moulins nach Amanweiler, im Bronvaux thale westlich von Metz ziehen sie das Erz zu Tage.

Das lothringische Erzlager ist das mächtigste in Europa nächst dem englischen von Cleveland. Man hat dasselbe auf 2 Milliarden Tonnen geschätzt; die Förderung von 1888 mit nahezu 3 Millionen Tonnen zu Grunde gelegt, würde es noch über 700 Jahre vorhalten.

So haben wir alle Ursache, das mit dem Blute der Besten unseres Volks errungene Land einerseits zu hüten als einen Hort unseres Wohlstandes.

Doppelempfindung. Nicht von der romanhaften Doppelempfindung, wo man den Verlust des Liebsten „doppelt schwer" — oder „doppelt leicht", je nach Umständen, empfindet, soll hier die Rede sein, sondern von durchaus wirklichen und rein sinnlichen Empfindungen, von jenen Fällen, wo ein Reiz zwei Empfindungen hervorruft.

Wir wissen schon seit genummer Zeit, daß es solche Fälle giebt. Aufbammer hat zum ersten Mal ausführlicher darüber berichtet. Es selbst war nicht musikalisch veranlagt und konnte, wenn a oder g angeschlagen wurde, den Ton nicht wiederfinden; aber der Ton erregte in ihm nicht allein Tonempfindung, sondern auch Farbenempfindung und vermoge der Farbe, die er dabei wahrnahm, konnte er den Ton wiederfinden. Scharfen Bender hatte ein feines Gehör, aber Tonreihe riefen auch bei ihm Farbenempfindungen hervor: das Fahren eines Wagens war von Gin drücken grauer Farbe begleitet, beim Anschlagen eines musikalischen Akkordes pflegte er ein lebendig wechselndes Farbengemisch und bei längerem Musikstücken eine Menge farbiger Blitze innerlich aufleuchten zu sehen. Doppelempfindsam in dieser Art war auch der Komponist Franz von Holstein. Seine Farbenempfindung bezog sich auf Tonarte; a rief bei ihm die Empfindung einer weißen Farbe hervor; e war ihm grün, g gelb, h purpurfarbig, d blau. In allen diesen Fällen hat ein Sinneseindruck — der Ton — nicht nur Gehörsempfindung, sondern auch Farbenempfindung zugleich hervorgerufen, und diese Form der Doppelempfindung ist die am meisten verbreitete.

Es giebt auch andere Formen, wo Farben bei Geruch und Geschmack, bei Tast, Schmerz oder Temperaturempfindungen auftreten. Diese kommen jedoch selten vor, noch seltener aber findet die Umgekehrte statt, daß z. B. Töne bei Reizen auf den Schmerz wahrgenommen werden.

Der berühmte Psychologe Fechner beschäftigte sich besonders mit diesen seltsamen Erscheinungen, deren Wesen endgültig noch nicht erklärt ist, und hatte Fragebogen ausgesandt. Dr. Steinbrügge war nun in der Lage, das eingegangene Material zu prüfen und das daselbe von hoher Wichtigkeit. Danach wurden die früheren Beobachtungen bestätigt, die äußerdem konnte festgestellt werden, daß die Doppelempfindung vererbbar sei, denn von Farbenassoziationen allein konnten durch Stichproben 142 Fälle nachgewiesen werden.

Kleiner Briefkasten.

(Anfragen ohne volle Namensangabe werden nicht berücksichtigt.)

Stammwitz der Schr., Mitterm a. N. Wie Sie richtig angeben, ist Ihre Zeitschrift gemeldet erschien, daß sich kein Arzt in Ihrer Ortsraume befindet, worüber, daß die allerkeinste ärmste Leute sind, von denen noch keiner ein ordentliches Honorar hat kaum gemacht hat. Somit kann Sie über die Trennung des Bildes „Verstorben" nicht im Zweifel sein. Trotzdem Sie an Aktuelle „Bösewicht" mißverstanden und dann benennen Sie sich noch einmal.

M. A. N. in Konstantinopel. Besten Dank für Ihre freundlichen Zuruf. Es sind allerdings der Ansicht, daß der Gegenstand für die „Gartenlaube" sich nicht eignet.

H. W. B., Tatonia. Von einer Gesamtausgabe der Werke Johannes Scherr's ist uns bis jetzt nichts bekannt geworden. Aus der großen Zahl seiner Werke empfehlen wir Ihnen hauptsächlich die literarische und kulturgeschichtlichen Schriften.

C. M. in Chemnitz. Die vom Ihnen angekündigten Buchhaben sind ohne Zweifel in Jahrgang MDCXLII, d. h. 1592, zu lesen.

J. H. in Rotterdam. Wir haben mit Bewunderung die wackere That des Zimmermeisters Josef Hofmann verwundert, der, ein wirklicher Nachfolger von Bürgers Lenore Wunder, ein junges Menschenleben aus der Gefahr des Ertrinkens errettet hat. Solche eignet sich Ihr vielseitig schon um seiner großen Bescheidenheit willen nicht zur Veröffentlichung in der „Gartenlaube".

A. B. C., St. Louis. Der Gegenstand auf dem Umschlag, welcher Ihnen so viel Vergnügen gemacht hat, ist eine Wandtaube.

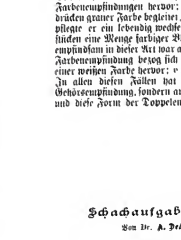
T. Sch. in A. Ihren Wünschen dürfte das Universalsprachenlexikon in der neuen Auflage des Pierer'schen Konversationslexikons am besten entsprechen. Lesen Sie es einmal von Ihrem Buchhändler einen der bis jetzt erschienenen Bände vorlegen.

B. in L. Goethe hatte als Kind schwarze Augen, später wurden sie braun. Wo aber steht der Name Ihrer Vaterstadt? Wir wollen Ihnen die Antwort in Form eines ganz Rätsels geben. Nehmen Sie Ihren Goethe vor und lesen Sie den „Faust" das Kapitel Hexenküche und Walpurgisnacht durch! Vielleicht finden Sie darin, welche Farbe Faustes Augen hatten, — jedenfalls aber haben Sie einen schönen Genuß dabei, als wenn wir Ihnen das Geheimnis hier verrieten.

Allerlei Kurzweil.

Schachaufgabe Nr. 3.

Von Dr. A. Becker.



Weiß zieht an und setzt mit dem vierten Zuge matt.

Charade.

Fehlt es an einem Munde
Auch meinen Ersten zwar,
Bringt sie dir dennoch Kunde
Aus fernen Landen dar.

Von meinem Zweit' und Dritten
Ein aller Sang erzählt,
Daß sie im Reich der Briten
Zum Königsfest erwählt.

Mein Ganzes hat erhalten
Der Farben viel und bunt,
In allerlei Gestalten
Weiß's auf dem Erdenrund.

Die Erste eilte nimmer
Hin durch die ganze Welt,
Wenn nicht das Ganze immer
Ihr wäre angestellt.

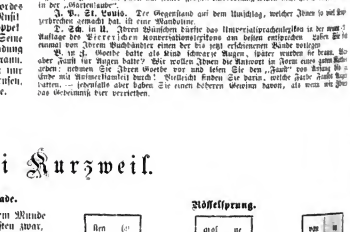
Oscar Leede.

Logogriph.

Wer's ist mit n, der meide
Den Zusammenhalt der Freude;
Doch stelle er getrost sich ein,
Wenn er's verkehrt, mit r zu sein.

Emil Roor.

Rösselsprung.



Anagramm mit Attraktion.

Nai, Seni, Okern, Areta, Talon, Enge, Sakru, Regan, Lyte, Ider, Schen, Deho, Medena, Kaun, Arles.

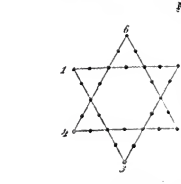
Aus jedem der obigen Wörter ist durch Umstellen der Buchstaben und Hinzufügen eines neuen Lautes als Anfangsbuchstaben ein anderes bekanntes Wort zu bilden. Beispiel: Train + g = Granit.

In anderer Reihenfolge bedeuten die zu suchenden Wörter: 1. eines deutschen Architekten und Dichters, 2. eine Stadt in Süddamerika, 3. einen Fluß in Sinien, 4. eine Stadt an der Elbe, 5. ein Buchland in Ostindien, 6. ein unbestechendes Hirtenvolk, 7. einen biblischen Namen, 8. ein Metall, 9. ein Reich in Asien, 10. Göttertrank, 11. einen weiblichen Namen, 12. eine Stadt in Italien, 13. einen Nebenfluß der Donau, 14. eine Frucht, 15. eine Farbe sowie eine Frucht.

Ist alles richtig gefunden, so nennen die Anfangsbuchstaben dieser Wörter einen berühmten Maler.

R. St.

Affenfuß.



Vorstehende 30 Buchstaben sind so an die Stelle der Punkte zu setzen, daß sechs siebenlautige Wörter von folgenden Bedeutung entstehen: 1 -2: deutsche Residenzstadt, 2 -3: Hafen in Japan, 3 -1: Gebirge, 4 -5: Stadt im Königreich Sachsen, 5 -6: Knecht Abrahams, 6 -4: seltenes Metall.

R. St.

Herausgegeben unter verantwortlichem Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Klein in Leipzig.

Nach dem Original-Gemälde von W. Voegge. Lith. Kunstanstalt v. Max Becker Stuttgart

Junges Leben.

Ostergruß der Gartenlaube an ihre Leser

STANFORD LIBRARIES

Halbheft 12. 1890.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1890. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Madonna im Rosenhag.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von Reinhold Ortmann.

(Fortsetzung.)

Prinz Lamoral von Waldburg, von dem General mit jener höflichen Auszeichnung empfangen, auf welche seine hohe Geburt ihm ein Anrecht gab, hatte sogleich mit weidmännischem Scharfblick Cillys dunkellockiges Tituskopfchen in einer dichten, festlichen Gruppe erspäht. Rasch ging er auf sie zu und machte ihr eine Verbeugung, wie er sie ehrerbietiger nicht für eine Prinzessin des Königshauses gehabt haben würde. Marie, welche in der Nähe stand, blickte in hochgradiger Spannung und mit einigem Bangen auf Cilly, deren Unberechenbarkeit und gelegentliche Rücksichtslosigkeit sie gut genug kannte. Aber die Tochter des Generals schien das Gebrummsel, welches sie der Freundin zur Pflicht gemacht hatte, auch vor dem Ueberbringer des Ukkases vom heutigen Vormittag wahren zu wollen. Sie hätte seine Begrüßung sonst schwerlich mit einem so ruhigen Lächeln erwidern und ihm so bereitwillig die Tanzkarte überlassen können, um die er nach einer etwas süßlichen und gedrechselten Schmeichelei gebeten hatte.

„Ah, Sie sind nicht sonderlich bescheiden gewesen," sagte sie nur, indem sie einen Blick auf das zierliche Elfenbeintäfelchen warf, das er ihr zurückreichte. „Eins — zwei — drei — vier Tänze — und den Tischwalzer obendrein! Hielten Sie sich meiner Zustimmung so gewiß?"

„Ich fürchte in der That nicht, daß Sie mich durch einen Refus möglicherweise machen werden, Baronesse!" Mein Kutscher hatte sich verspätet; aber ich habe meine Pferde fast zu Tode jagen lassen, um zu verhindern, daß mir hier vor dem Throne der Anmuth ein Glücklicherer zuvorkäme."

„Ein solcher Opfermuth darf allerdings nicht ohne die gebührende Belohnung bleiben! Bis nachher also!"

Sie nickte ihm zu, während sie ihre Hand auf den Arm eines Majors vom Großen Generalstabe legte, welchen sie den ersten Tanz bewilligt hatte.

„Sie muß in der That mehr als eine oberflächliche Theilnahme für ihn empfinden," dachte Marie, „wenn sie ihn den Schrecken vom heutigen Morgen so wenig entgelten läßt."

Eine leichte Regung des Bedauerns beschlich sie bei dieser Erkenntniß, denn die Persönlichkeit des verletzten und geistig beschränkten Prinzen sprach sie sehr wenig an. Aber sie war jetzt doch nicht in der Stimmung, sich lange mit den Herzensangelegenheiten ihrer Base zu beschäftigen. Schon spielte man drinnen in dem großen Festsaal Webers „Aufforderung zum Tanz", und sie hatte auf ihrer Karte bisher nur einen einzigen unleserlichen Namen für einen der späteren Tänze. Es hatte ihr wenig Kummer gemacht, daß man sie minder lebhaft umwarb als die Mehrzahl der übrigen jungen Damen. Sie war ja sicher, daß sie einen Tanzer finden würde, der ihr lieber war als alle anderen Kavaliere. Nun aber war es an der Zeit, daß er sich einstellte; denn die Nebenräume

Unschuld.

Nach einem Gemälde von Theo Gruß.

entleerten sich rasch, und nach wenig Minuten, wenn der Tanz begonnen hatte, würde sie hier ganz allein und verlassen sein.

Da wurde der Vorhang vor der Thüröffnung mit einer ungestümen Handbewegung zurückgeschlagen, wie sie Engelbert eigenthümlich war. Er blieb auf der Schwelle stehen und schaute suchend umher. Sein Gesicht war etwas erhitzt, aber seine Augen leuchteten vor Verzauberung.

„Ah, da bist Du ja!“ sagte er freudig, als er Marie auf dem Rundsofa unter dem hohen Pflanzenaufbau erspäht hatte. „Ich hatte kaum noch Hoffnung, Dich erwischen zu können, darf ich um Deine Tanzkarte bitten?“

Er sprach ganz zu unbefangen und vertraulich wie sonst. Marie athmete in glücklicher Erleichterung auf; denn schon hatte sie angefangen zu fürchten, daß er ihre Zurückweisung von vorhin durch schmollendes Sichfernhalten strafen würde.

Im Riegender Hast hatte Engelbert ein paar Bleistiftstriche auf das Täfelchen geworfen.

„Es ist ein Unglück, daß ein Theil der Pflichten des Wirthes auch auf meine Schultern fällt,“ sagte er, indem er es ihr zurückgab; „wenn ich Herr über mich wäre, hätte ich Dich für den ganzen Abend keinem anderen gegönnt.“

Dabei wandte er den Kopf schon wieder nach der Thür, als fürchtete er, irgend jemand könnte ihn vermissen und sein Fernbleiben übel vermerken. Und es entging ihm infolge dieser Bewegung, daß Marie für einen Augenblick die Lippen schmerzlich zusammenpreßte und daß ihre Finger die zierlichen Stäbe des Fächers knickknarrenden, als ob sie ihn zerdrücken wollten.

Nur für eine Polka-Mazurka hatte sich Engelbert eingeschrieben, für die vorletzte Nummer der ganzen Tanzordnung!

„Wahrhaftig, da geht der Rummel schon los!“ meinte er aufhorchend und allem Anschein nach in Mariens Schweigen gar nichts Auffälliges findend. „Ich habe die kleine Hainried engagiert, und wenn der Alte Anwaltschaft aus dem Portefeuille des Kriegsministers hat, darf man die Tochter natürlich nicht warten lassen.“

Als er ihre Karte in der Hand hielt, mußte er gesehen haben, daß sich bei ihr noch niemand um den ersten Tanz beworben hatte, und er mußte auch wissen, daß sie dadurch in eine peinliche Verlegenheit gerieth. Aber es fiel ihm nicht ein, sich darum im mindesten zu kümmern. Ohne ein weiteres Wort eilte er wieder hinaus, und zwei Minuten später klang seine fröhliche vollwonnige Stimme an Mariens Ohr, als er mit der Gräfin Hainried, einer üppigen und sehr koketten Dame, an der offenen Thür vorüberging.

Von einer Empfindung tiefschmerzlicher Bitterkeit erfüllt, hatte Marie die über dem Fächer gefalteten Hände in den Schoß sinken lassen. All ihre Herzensheiterkeit und die selige, erwartungsvolle Stimmung, die noch soeben ihre weichen Wangen hatte erglühen lassen, waren unwiederbringlich dahin. Nicht Eifersucht war es, was sich in ihrem Innern regte und ihr die Thränen heiß in die Augen drängte, sondern ein Gefühl herber Enttäuschung und Ernüchterung, wie es nach Augenblicken froher Erregung und hochgemuther Zuversicht sich mit doppelter Grausamkeit in die Seele bohrt.

„Wie? Du bist noch hier, Marie?“ tönte es da plötzlich an ihrer Seite. „Willst Du mir gestatten, Dich in den Saal zu führen, und willst Du es mit einem Tänzer von sehr zweifelhafter Geschicklichkeit versuchen?“

Ihr Vetter Lothar war es, der im sittlichen schwarzen Ballanzuge und nicht sorgfältiger frisiert als an jedem anderen Tage vor ihn stand. Sein ernster Blick war so forschend und zugleich theilnahmsvoll auf sie gerichtet, daß sie im Augenblick des ersten Ueberraschtseins die Empfindung hatte, er müßte bis auf den Grund ihrer Seele geschaut und ihre geheimsten Gedanken gelesen haben. Mit den Fingerspitzen hastig über Stirn und Augen streichend, als gelte es, die Spuren wirklicher Thränen zu verwischen, richtete sie sich auf.

„Ich — ich wünschte eine kurze Zeit allein zu bleiben,“ sagte sie mit einer Anwaltschaftsgleichgiltigkeit, welche sie trotz der Geringfügigkeit ihrer Ueberwindung kostete, „denn ich befand mich nicht ganz wohl.“

„Du siehst wirklich angegriffen aus. Darf ich Dir ein Glas Wein oder ein anderes Belebungsmittel besorgen?“

Je tiefer Marie den Gegensatz zwischen seiner herzlichen Theilnahme und der selbstsüchtigen Gleichgiltigkeit Engelberts empfand, desto übermächtiger quoll die schmerzliche Bitterkeit in ihrem Innern auf. „Nein!“ erwiderte sie mit einer Schroffheit, die nicht beabsichtigt, sondern nur ein natürlicher Ausfluß ihrer Stimmung war. „Es war ganz unbedeutend und ist schon wieder vollständig vorüber. Ich werde Dir dankbar sein, wenn Du die Güte hast, mich in den Festsaal zu führen. Weitere Opfer aber mutte ich Dir nicht zu; denn ich werde heute überhaupt nicht tanzen.“

Lothar reichte ihr seinen Arm und that, wie sie begehrte. Aber der forgende Blick, der noch immer auf ihrem blassen Antlitz ruhte, verrieth, daß er an die vorgebliche Besetzung ihres Unwohlseins nicht recht zu glauben vermochte. —

Der Major vom Großen Generalstab, in dessen Arm die Cilly dem Wirbel des Tanzes überlassen hatte, war mit seinen vierundvierzig Jahren nicht mehr so ausdauernd und kräftig, daß die junge Dame nicht bald ein menschliches Rühren gefühlt und ihm, indem sie selber Athemlosigkeit erheuchelte, seine Freiheit wiedergegeben hätte. Er führte sie zu einer der kleinen Ruhebänke, die an den Wänden entlang standen, und er machte ein etwas verwundertes Gesicht, als nach einer Pause von weniger als einer Minute das Töchterlein des Generals schon wieder Athem genug hatte, um mit einem blutjungen, unbärtigen Schutzleutnant, demselben, die Fähnrichstage noch sehr frisch in der Erinnerung sein mußten, davon zu fliegen.

Der jugendliche Krieger hatte angenscheinlich bis dahin seine Gelegenheit gehabt, sich in der schwierigen Kunst des Verbergens seiner geheimsten Gedanken zu üben; denn noch ehe er in den verzweifelten Bemühen, eine nicht gar zu alltägliche Unterhaltung anzuknüpfen, mehr als zwanzig Worte über die neuesten Nachrichten aus Deutsch-Ostafrika hervorgestottert hatte, wußte Cilly mit unumstößlicher Gewißheit, daß er bis über die Ohren in ihre glänzenden Augen und in ihre rothen Lippen verliebt sei. Und während sie sich sonst über die stumme Anbetung solcher halberwachsener und unbeholfenen Helden unbarmherzig lustig zu machen pflegte, geriet sie sich diesmal darin, den armen Menschen durch allerlei kleine Koketterien vollends in lichterloh aufblodernde Flammen zu setzen. Als sie, vom Tanze sich erholend, durch den Saal schritten, hatte er zu seinem eigenen Erstaunen bereits die beispiellose Kühnheit, ihren Arm ganz leise an sich zu drücken, und mitten in dem ernsthaftesten Gespräch über den Negeraufstand und den Stillstand von Sansibar sagte er plötzlich mit einem gar nicht mehr mißzuverstehenden Seufzer:

„Auch ich hatte mich für die Schutztruppe des Reiches nach Ostafrika gemeldet, von diesen unerträglichen, thatenlosen Zeiten hier in Europa vermag kein rechter Soldat zu ertragen. Aber man hatte bereits alle Stellen besetzt, als mein Gesuch einlief. Ich war zu spät gekommen! Zu spät — das ist von jeher das Unglück meines Lebens gewesen! Es ist, als ob in dieser Beziehung ein unerbittliches Verhängnuß über mir wattete. Möchte ich doch fast darauf schwören, daß auch gnadiges Fräulein bereits über den ersten Walzer verfügt haben!“

Ob es in Anerkennung dieses wahrhaft geistreichen Gedankensprunges auch dem äquatorialen Afrika in den Festsaal des Generals von Berendendorf, oder ob es aus irgend einer andern, geheimnißvollen Ursache geschah — genug, Cilly strafte den weltschmerzlich angehauchten Jüngling mit einem verwirrenden Blick ihrer dunkeln Glutaugen an und erwiderte aufmunternd:

„Vorläufige Verfügungen lassen sich rückgängig machen. Einen thatendurstigen Mann sollten solche Hindernisse nicht schrecken.“

Der Lieutenant sah etwas betrosen aus. Möglicherweise dämmerte ihr trotz eines nicht zu geringen bemessenen Selbstvertrauens eine dunkle Ahnung auf, daß sie sich möglicherweise über ihn lustig machen könnte.

„Wenn ich gnadiges Fräulein recht verstehe —“ stammelte er . . . es würde mich natürlich unaussprechlich glücklich machen —“

„Nun wohl!“ sagte sie, ihn die Tanzkarte entgegen haltend. „Jeder ist der Herr seines Schicksals!“

Er hatte den Bleistift in der Hand, aber er las den Namen des Prinzen Lamoral an der Stelle, die er vermessen genug für sich selbst begehrte, und die Verlegenheit machte ihn erröthen wie ein junges Mädchen.

„Ach — gnadiges Fräulein beschamen mich durch so viel Güte — aber ich weiß nicht — es ist vielleicht nicht schicklich — so ohne die Erlaubniß eines Kameraden —“

„Ach, wie ängstlich Sie sind!“ lachte Cilly. „Und Sie wollen gegen Sklavenjäger und Menschenfresser kämpfen! — Da — nun brauchen Sie niemand mehr um Erlaubniß zu fragen.“ Sie hatte einen so dicken Strich über den Namen des Prinzen gemacht, daß die Spitze des Bleistifts abgebrochen war und daß der Lieutenant sich seines eigenen bedienen mußte, als er jetzt mit

Digitized by Google

was unsicherer Hand sein „von der Hacke" darunter schrieb. Nun aber schien Cillh plötzlich die Luft an seinem kriegerischen Gebahren vergangen zu sein. Sie gab ihm kaum noch eine Antwort und benutzte die erste Gelegenheit, sich von ihm loszumachen.

„Die Erkenntniß, daß sie mir zu weit entgegengekommen, hat sie verscheuchert," dachte der Lieutenant, und sein jugendlich unerschrockenes Herz klopfte höher im stolzen Bewußtsein des erlebten, leicht errungenen Triumphes.

Die Tochter des Generals aber hatte ihn sicherlich schon ganz und gar vergessen, während sie einer lustigen Geschichte des demselben von seiner witzigen Einfälle als von seiner chirurgischen Geschicklichkeit wollen berühmten Generalarztes von Herzer lauschte. Eben sollte die Pointe der Anekdote kommen, als die Stimme des Prinzen Lamoral neben Cillh laut wurde, der sich bei ihr um die Gewährung einer Extratanz bewarb.

„Der Tanz wird ja gleich zu Ende sein, Durchlaucht," erwiderte sie, „und man darf in Mirjang nicht allzu verschwenderisch umgehen mit seinen Kräften. Lassen Sie uns ein wenig plaudern, ohne zu tanzen!"

Obwohl der Prinz sich auf letzteres entschieden viel besser verstand als auf das erstere, stellte er sich doch ganz entzückt über ihren Vorschlag. Sie umwandelten Arm in Arm den Saal, und Cillh deutete dann auf ein Cofasofa, in dessen unmittelbarer Nähe sich eben niemand befand.

„Setzen wir uns, Durchlaucht! Mir fällt da eben ein, was Sie vorhin von Ihrem Antlitzer sagten. Warum in aller Welt sagen Sie einen so unbrauchbaren Menschen nicht davon?"

„Unbrauchbar? — Ganz im Gegentheil, meine Gnädigste — Sie müssen mich gänzlich mißverstanden haben — er ist einer der tüchtigsten Aerzte, die jemals auf einem Pferd gesessen haben. Wenn es sein muß, fährt er wie der Teufel!"

„Ja — wie der Teufel! Etwas Aehnliches habe ich allerdings auch von anderer Seite gehört. Man erzählte mir, daß er heute unter den Linden absichtlich eine Droschke zu Schanden gefahren habe."

Der Prinz lächelte geschmeichelt und tiebkoste seinen langen Schnurrbart.

„Merkwürdig, wie schnell alles herumkommt in diesem kleinen Berlin! Kann allerdings nicht leugnen, verehrte Baronesse, daß man Ihnen die Wahrheit erzählt hat; aber mein Zwan war in diesem Falle unschuldig wie ein neugeborenes Kind. Ich mußte nach Charlottenburg zum Dienst, hatte keine Achtelminute zu verlieren — und Baronesse können sich denken, in was für einer Stimmung es mich versetzte, als da so ein elender Droschkenkarren hartnäckig mitten auf dem Fahrdamm vor mir hinzottelte, so daß mein Zwan nicht rechts und nicht links an ihm vorüber konnte. Er rief den Kerl an, niemand — fünfmal — alles umsonst. Ja, der Bieber hatte sogar die Unverschämtheit, grob zu werden! Na, da riß mir endlich die Geduld, und ich kommandirte: Vorwärts — wenn auch die Stinkdroschke und der ganze andere Krempel drauf geht!" — Und richtig! Mein Coupé konnte den morschen Karren kaum gestreift haben, und doch legte er sich auf die Seite wie ein umgeblasenes Kartenhaus. Ich weiß nicht, wie die Sache schließlich abgelaufen ist; aber der freche Patron hatte seine Lehre jedenfalls vollauf verdient."

Cillh hatte während seiner lobhaften Erzählung ihren Fächer unaufhörlich in rascher Bewegung erhalten, ihre Augen hingen unverwandt an dem Gesicht ihres Kavaliers, und Prinz Lamoral fühlte sich sehr angenehm durchschauert von dem Feuer, das aus ihnen sprühte.

„Natürlich hatten Sie sich zuvor vergewissert, daß die Droschke leer sei, ehe Sie seinen Befehl ertheilten?"

„Da ich nicht durch Holz und Leder sehen kann — nein! Aber ich bitte Sie, theuerste Baronesse — was sitzt denn am Ende in so einer Droschke zweiter Klasse? Wenn man auch noch anfangen wollte, auf die zarten Nerven solcher Leute Rücksicht zu nehmen, so könnte man ja lieber gleich — na, das wäre wirklich eine allerliebste Zumuthung!"

„Wollen Sie mir eine Bitte erfüllen, Durchlaucht?"

„Fordern Sie mein Leben — es gehört Ihnen!"

„Sie werden dem Droschkenkutscher seinen Schaden ersetzen — nicht wahr? Und auch auf eine kleine Entschädigung für den ausgestandenen Schrecken wird es Ihnen nicht ankommen. Es ist gewiß ein Leichtes, auf der Polizei seine Nummer zu erfahren."

„Ich beneide den Menschen um die Theilnahme, die Baronesse ihm zuwenden. Aber ein Wunsch aus solchem Munde ist mir natürlich Befehl. Er soll mit mir zufrieden sein!"

„Ihr Wort darauf, Durchlaucht?"

„Mein Wort darauf!" erwiderte er, sichtlich etwas betroffen, aber noch immer in vollendet liebenswürdigem Ton.

„Ich danke Ihnen!" sagte sie sehr kühl, und indem sie sich erhob, fügte sie hinzu: „Ah, der Walzer! — Ich muß meinem Tänzer wohl zu Hilfe kommen, denn der bedauernswerthe junge Mann, der mich da so verzweifelt sucht, scheint an Kurzathmigkeit zu leiden."

Prinz Lamoral reckte sich in die Höhe.

„Das gnädige Fräulein belieben zu scherzen. Ihr Tänzer hat seit zehn Minuten die Ehre, sich an Ihrer Seite zu befinden."

Cillh hob die Tanzkarte auf, die an seidener Quaste von ihrem Gürtel herabhing, und hielt sie so, daß auch der Prinz den grausamen Strich, der da durch seinen Namen ging, wohl wendig sehen mußte.

„Ah, wahrhaftig!" meinte sie mit einem Ausdruck sündigen Bedauerns. „Ich vergaß, Ihnen vorhin zu sagen, daß ich den Tischmaler den Gnadenzahl von der Hacke zugedacht hatte — Durch Tausch werden sich nach einem Erfatz umsehen — nicht wahr?"

Herzeneerade stand Prinz Lamoral vor ihr. Sein ernstes Gesicht sprach es besser als tausend Worte aus, wie tief er beleidigt war.

„Baronesse!" sagte er nur, und in seiner Stimme klang es wie eine Mahnung, die Herausforderung nicht bis zum äußersten zu treiben. Cillh aber sah ihn groß an und mit ihre Mundwinkel zuckte es wie Zorn oder vielleicht auch wie verhaltenes Weinen.

„Nun?" fragte sie. Und da er schwieg, fuhr sie mit gedämpfter Stimme, aber mit allen Zeichen tiefster Erregung fort:

„Wollen Sie sich im Ernst auf Ihr älteres Recht berufen, wenn ich Ihnen sage, daß — daß ich bedaure, Ihnen dasjenige eingeräumt zu haben?"

„Nein!" erwiderte der Prinz mit eisiger Kälte. „Nach solcher Erklärung kann ich mir das höfliche Ersuchen stellen, mich auch von allen weiteren Verpflichtungen gnädigst entbinden zu wollen. Ich würde zu ihrer Entlastung außer stande sein, da ich nicht länger die Ehre haben kann, ein Gast dieses Hauses zu sein."

Seine haarscharf abgemessenen Worte, von denen Cillh sehr gut wußte, daß sie nichts anderes bedeuteten, als eine unwiderrufliche Absage für das ganze Leben, tiefen sie bis in die innersten Tiefen ihres Wesens erbeben. Es kümmerte sie sehr wenig, daß ihre Handlungsweise den lebhaften Unwillen ihres Vaters herausfordern würde; aber sie erkannte das volle Gewicht und die ganze Tragweite derselben doch erst jetzt, wo sie eine angenehme Hoffnung, die ihr durch monatelanges Täuschen sich geworden war, aufschneidend rettungslos zusammenbrechen sah.

Sekundenlang schwankte sie allen Ernstes, und das strahlende Antlitz des blutjungen Sekondlieutenants, der sie jetzt endlich entdeckt hatte und geradeswegs auf sie zusteuerte, erschien ihr so unsäglich albern und lächerlich, daß sie schon aus Beschämung, diesen fast noch in den Knabenschuhen steckenden Ritter vorschieden zu müssen, nahe daran war, ein Einlenken zu versuchen.

Aber wie sie die Lippen öffnete, erinnerte sie sich plötzlich mit merkwürdiger Deutlichkeit des Augenblicks, da sie auf dem Ruhebett in dem Operationszimmer des Zahnarztes aus der Ohnmacht erwacht war, und sie sah im Geiste wieder das ruhige, männliche Antlitz ihres Retters vor sich, wie er nachtheilig und doch mit eigenthümlichem Nachdruck gesagt hatte: „Es giebt Fälle, in denen man ein lebhaftes Verlangen fühlen kann, den Staats anwalt in Thätigkeit treten zu sehen!" All ihr Aerger über die Ruhheit des Prinzen erwachte mit vermehrter Lebhaftigkeit von neuem, und sie kam sich beinahe erbärmlich vor um ihres Zögerns und Schwankens willen.

„Ich habe natürlich keinen Einfluß auf die Entschließungen Euer Durchlaucht," sagte sie als Erwiderung auf seine letzten Worte, „aber ich möchte mich nicht von Ihnen verabschieden, ohne Ihnen eine kleine Unwahrheitshaftigkeit eingestanden zu haben. Nicht der Erzählung eines Dritten verdanke ich die Kenntniß des Vorfalls, von welchem wir soeben gesprochen haben, sondern meiner eigenen unangenehmen Erfahrung. Die Insassen des Wagens, den Euer Durchlaucht umgeworfen beliebten, um dem Kutscher eine Lehre zu ertheilen, waren meine Verwandte und ich."

Wie sie ihn jetzt anfah, wollte es sie doch beinahe bedünken, als sei die Strafe härter denn das Vergehen. Von der unnahbaren Höhe fürstlichen Stolzes, auf welche sich Prinz Lamoral soeben der vermeintlich ganz unbegründeten Beleidigung gegenüber gestellt hatte, war er mit jähem Stoße in einen Abgrund so

jämmerlicher Beschämung hinabgestürzt worden, daß er nicht nur die Fähigkeit zu sprechen, sondern auch die Herrschaft über seine aristokratischen Züge gänzlich eingebüßt zu haben schien. Niemals wenigstens war der Ausdruck seines Antlitzes eine zutreffendere Bestätigung für Engelberts Behauptung gewesen, daß die Prinzen von Waldburg das Pulver sicherlich nicht erfunden haben würden. Seine ohnehin etwas starren und wässerigen Augen irrten mit dem Verzweiflungsblick eines sterbenden Rehvolks von einem Ende des Saales zum anderen; er bewegte die Lippen, um einige ganz unverständliche Laute hervorzubringen, und er machte dann plötzlich, offenbar einer glücklichen unbewußten Eingebung folgend, der Tochter des Generals die tiefste, feierlichste und ehrfurchtsvollste seiner Verbeugungen.

Ohne auch nur nach rechts oder links zu blicken, schritt er nach diesem stummen Absichied quer durch den Festsaal einem den Ablegerämmen zunächst gelegenen Ausgange zu. Vielleicht geschah es ihm zum ersten Mal in seinem Leben, daß er die bitterste Unzufriedenheit gegen seine eigene erlauchte Person empfand.

Der Leutnant von der Hode aber, welcher sich achtungsvoll zurückgehalten hatte, so lange Cillys Gespräch mit dem Prinzen währte, glaubte die Unterhaltung mit dem Gegenstand seiner glühenden Verehrung jetzt hinlänglich durch eine sehr geistreiche Schweichelei einleiten zu dürfen, zu welcher er wahrend der letzten Viertelstunde in einer verschwiegenen Fensternische gearbeitet hatte. Doch er war noch nicht zu Ende gekommen, als ihn ein so kühl verwundeter und zugleich hoheitsvoll verweisender Blick aus den angebeteten dunkeln Augen traf, daß es sich erröthend und erstarrend wie ein Reif in der Frühlingsnacht auf die zarten Blaublümelein seiner Hoffnungen und Träume legte. Eine kleine halbe Stunde später schlich er, von einer wahrhaft Schopenhauerischen Verachtung des gesammten weiblichen Geschlechts erfüllt, aus dem Speisesaal in einen jener kleinen gemüthlichen Nebenräume, wo man Cigarren, Münchener Hofbräu und eine Partie Skat oder Pikett haben konnte. Er war nicht im Zweifel, daß dies von den vielen unglücklichen Abenden seines Lebens der allerunglücklichste sei, und während er das erste Seidel schäumenden Gerstensaftes aus bloßer Zerstreutheit ohne Athemholen bis auf den Boden leerte, sah er sich im Geiste von Jedem noch unter abschiedsvollem Himmel im wilden Kampfe mit Negern, Arabern und Krokodilen. Es war unmöglich, mit dieser Bluse im Herzen Tag für Tag nur Gräfte und langsamen Schritt üben zu lassen — es war unerträglich, unausdenkbar!

Und im Vorgefühl künftiger Heldenthaten trank der arme Verrathene in seinem stillen Schmollwinkel Glas auf Glas, bis ihm die Zukunft allgemach wieder in einem rosigeren Lichte aufdämmerte und eine sehr behagliche Stimmung gänzlicher Gleichgültigkeit gegen alles Vergangene und Gegenwärtige die letzten düsteren Schatten verzweifelter Lebensmüdigkeit verscheuchte. —

Marie von Brendendorff hatte von der schnöden Behandlung, welche Cilly ihrem anfänglich so huldvoll erauthigten jugendlichen Verehrer zu theil werden ließ, ebensowenig wahrgenommen als von der ernsthaften Aufeinandersetzung ihrer Base mit dem Prinzen von Waldburg. Obwohl sie leidenschaftlich gern tanzte und obwohl die glänzendsten unter den jüngeren Kavalieren sich nach ihrem Erscheinen im großen Festsaal bei ihr um die Vergünstigung eines Tanzes bewerben hatten, war sie doch standhaft bei der Erklärung geblieben, welche sie ihrem Vetter Lothar gegeben hatte. Es zuckte und prickelte ihr in den Füßen, wenn die verführerischen Weisen in feurigem Rhythmus den glänzenden Raum durchrauschten; aber sie widerstand der lockenden Versuchung in jenem trotzigen Eigensinn, welcher uns so häufig veranlaßt, zu dem Schmerz der Kränkung, die wir von anderen erlitten haben, auch noch die Pein unbarmherziger Selbstqualerei zu fügen.

Aeußerlich freilich verrieth sich nichts mehr von jener Bitterkeit und herben Enttäuschung, welche vorhin so übermächtig über sie gekommen waren. Ohne gerade ausgelassen und übermüthig zu sein, reizte sie doch in dem Geplauder, in welches sie von ihrer Umgebung fortwährend hineingezogen wurde, Heiterkeit genug, um niemand erröthen oder auch nur ahnen zu lassen, wie wenig fröhlich und festlich es in ihrem Herzen aussah. Es konnte ihrer Aufmerksamkeit unmöglich entgehen, daß Engelbert auch den Walzer mit der Gräfin Hainried tanzte und daß er somit ihr erklärter Kavalier für diesen Abend war. Ja, ein tückischer Zufall fügte es, daß die üppige, viel umschwärmte Schönheit ihren Platz während des Essens in geringer Entfernung von demjenigen Mariens wählte, und daß diese wider ihren Willen nicht ein einmal zur Ohrenzeugin der oft recht verwegenen Artigkeiten werden mußte, mit denen Engelbert seiner Dame huldigte. Ja, das Dasein seines Bäschens schien der Dragoneroffizier in der Wirbel des rauschenden Festes überhaupt nicht mehr zu bedenken. Wiederholt streifte er ganz nahe an ihr vorüber, ohne sie zu sehen und als sich ihre Blicke einmal zufällig begegneten, las Marie in seinen Augen nur den Rausch des Vergnügens über den wichtigen Erfolg, dessen er sich unverkennbar bei der Tochter des künftigen Kriegsministers zu erfreuen hatte.

Der Regierungsrath Thomas, ein feingebildeter und liebenswürdiger Herr in mittleren Jahren, hatte sich die Erlaubniß erbeten, Marie in den Speisesaal zu führen. Er bdiente sich mit der Zuvorkommenheit und zarten Achtsamkeit eines wohlerzogenen Mannes, und Marie würde unter allen anderen Umständen an seiner lebhaften und gedankenreichen Unterhaltung sicherlich das aufrichtigste Vergnügen gefunden haben. Heute aber mußte sie sich mit dem ganzen Aufgebot ihrer starken Willenskraft zwingen, ihm nur so viel Aufmerksamkeit zuzuwenden, als die Pflicht der Höflichkeit von ihr forderte. Sie hatte unglücklicherweise den brennenden, stummen verzehrenden Blick aufgefangen, mit welchem Engelbert der Gräfin Helene Hainried das erste Glas perlenden Champagners kredenzte, und wie gewaltig sich auch ihr Stolz gegen die demüthigende Vorstellung auflehnte, daß es die schimpflichen Martern niedriger Eifersucht seien, welche in ihrem Innern wüthten, so wenig vermochte doch dieser Kampf zur Linderung der Peinigungen, welche sie seit jenem Augenblick erduldete.

Sie erschrak aufs heftigste, als sie gewahrte, daß Engelbert nach einer Weile seine Dame verließ und mit raschen Schritten geradeswegs auf ihren eigenen Platz zukam. Nur jetzt wollte sie nicht gezwungen sein, mit ihm zu sprechen — nur nicht unter den unmittelbaren Eindruck einer Entdeckung, welche ihr sein Verhalten bei der vorigen Begegnung unter vier Augen nur noch in Lichte einer unerhörten Beschimpfung erscheinen lassen konnte.

Aber sie vermochte seine Annäherung so wenig zu verhindern, als sie es hindern konnte, daß sich gerade in diesem Augenblick der Regierungsrath erhob, um sich an eines der Büffets zu begeben. Engelbert stand vor ihr, den gefüllten Champagnerkelch in der Hand, und während er ihr denselben mit leicht herablgeneigtem Oberkörper entgegenhielt, kam es in vorsichtig gedämpften Flüsterlauten von seinen Lippen:

„Auf Dein Wohl, mein Liebling! Ach, Du kannst nicht ahnen, was ich heute ausgestehen habe. Lieber zehnfün Tage Felddienst als eine einzige Stunde vor dem Triumphwagen dieser Göttin! — Aber was ist das? Du thust mir nicht Bescheid? Bist Du mir etwa böse?

Es war eine seltsame Kraft der Ueberredung in dem tiefherzigen Klang seiner Stimme und in dem liebenswürdig heiteren Ausdruck seines frischen Gesichts. War es denn möglich, daß er die Stirn haben konnte, so vor sie hinzutreten, wenn er wirklich nur ein frevelhaftes Spiel mit ihr zu treiben gedachte? Langsam und zaudernd erhob Marie ihr Glas.

„Böse?“ wiederholte sie. „Nein — vielleicht nur ein wenig traurig.“

Engelbert warf einen raschen Blick hinter sich und nahm den leer gewordenen Stuhl des Regierungsraths ein.

„Aber Du sollst nicht traurig sein,“ flüsterte er warm und eindringlich, „und so weit es sich um mich handelt, hast Du auch keinen Grund dazu. Ich mußte mich heute nun einmal gewissen höheren Rücksichten zum Opfer bringen, und ich habe eine weit zu hohe Meinung von Dir, als daß ich glauben könnte, Du seiest eifersüchtig auf diese unbedeutende und kokette Person.“

Wie hätte sie ihm nun noch eingestehen können, daß sie wirklich eifersüchtig gewesen war! Sie war fast unzufrieden mit sich selbst, daß sie ihren Groll gar so schnell entschwinden fühlte, aber in der leichtfertigen Fröhlichkeit, mit welcher Engelbert über alle unangenehmen Dinge hinwegzuständeln wußte, lag nun einmal ein unwiderstehlicher Zauber. Und Engelbert las es ihr vom Gesicht ab, daß sie versöhnt sei.

„Noch einmal also: auf Dein Wohl, meine einzig geliebte Marie!“ hauchte er ihr ins Ohr. Die Kristallpokale klirrten zusammen, und er beerte den seinen bis auf den letzten Tropfen. Dann stand er rasch auf, nachdem er wieder einen hastigen Blick nach dem Tische der Gräfin Hainried hinübergeworfen hatte.

Digitized by Google

„Wenn dich die bösen Buben locken!“
Nach einem Gemälde von J. Kleinmichel.

Photographie im Verlage der Photographischen Union in München.

„Die Mazurka, die wir nachher tanzen werden, ist für mich der einzige Stern in der trostlosen Oede dieser Ballnacht. Ich freue mich auf sie wie auf eine Erlösung."

„Aber ich habe sowohl Deinem Bruder wie einer ganzen Anzahl anderer Herren erklärt, daß ich heute nicht tanzen werde. Man könnte mir leicht verübeln, wenn ich es nun dennoch thäte."

„Mag man doch! Glaubst Du, ich würde mich bereit finden lassen, auf mein gutes Recht zu verzichten? Ich würde Dich zu diesem Tanze holen, auch wenn ich wie Don Ramiro in der Heineschen Romanze nur noch meinen Schatten schicken könnte. Du kennst doch das schöne Gedicht mit den schauerlichen Schlußversen:

Herein, forscht nicht lange Kunde — heute mittag starb Ramiro!'

Also bereite Dich immerhin auf eine kleine Rachekluge für die anderen vor! — Ah! Wiederstehen, mein holdes Bäschen!"

Er schwirrte davon, sei überzeugt, sich sehr edel und großmüthig benommen zu haben. Der Regierungsrath aber war merklich überrascht von der Veränderung, die während seiner kurzen Abwesenheit in den Mienen und in dem Wesen seiner Nachbarin vor sich gegangen war.

„Hat man schon eine Spur gefunden, welche zur Entdeckung des merkwürdigen Diebstahls in der Gemäldegalerie führen könnte?" fragte er im Verlaufe ihrer jetzt um vieles lebhafteren Unterhaltung. „Ich höre ja, daß der Assessor von Brenckendorf mit der Führung der Untersuchung betraut worden sei, und gnädiges Fräulein sind darum vielleicht besser unterrichtet als das große Publikum."

Marie mußte mit einiger Beschämung gestehen, daß sie von einem solchen Diebstahl überhaupt noch kein Wort gehört habe, aber sie zeigte große Wißbegierde, etwas darüber zu erfahren, und der Regierungsrath erzählte bereitwillig, was ihm selber aus den Zeitungen bekannt geworden war.

„Aber ich bin ein schlechter Berichterstatter," unterbrach er sich plötzlich, „und der Herr Assessor, den ich da eben kommen sehe, wird uns gewiß Neueres und Zuverlässigeres zu melden wissen. Mit Ihrer Erlaubniß nehme ich ihn in Beichtag."

Marie hätte vielleicht gern widersprochen, aber sie würde keinen Vorwand dazu gefunden haben, und so trat Lothar auf den heiteren Zuruf des Regierungsraths artig an ihren Tisch.

„Es giebt da wenig zu erzählen," sagte er, als er von dem Gegenstand der Unterhaltung in Kenntniß gesetzt worden war, „denn die Untersuchung bewegt sich bis zur Stunde noch völlig im Dunkeln. Soweit sich das eben feststellen läßt, ist das Bild bisher nirgends zum Kauf angeboten worden, und die Vermuthung gewinnt immer mehr an Boden, daß es sich gar nicht um einen Diebstahl aus gewöhnlicher Gewinnsucht, sondern um die That eines halb unzurechnungsfähigen Kunstliebhabers handle."

Der Regierungsrath lächelte ungläubig.

„Sind Sie etwa ein Verehrer der Theorie von der Kleptomanie, der ‚Stehlsucht', Herr Assessor?" sagte er. „Ich für meine Person habe mich nie entschließen können, an das Vorhandensein einer so merkwürdigen Krankheit zu glauben."

„Allerdings haben Sie hervorragende Männer der Wissenschaft auf Ihrer Seite," sagte Lothar. „Aber wer weiß, ob man nicht nach hundert Jahren mehr als die Hälfte jener Leute, die man nach dem heutigen Stande der Rechtspflege und der Wissenschaft nur ins Gefängniß schicken kann, in besonderen Heilanstalten behandeln wird!"

„Ein solches Zeitalter der reinen Menschlichkeit wird meiner Meinung nach schon um deswillen niemals kommen können, weil die gefittete menschliche Gesellschaft sich nicht des wirksamsten Vertheidigungsmittels gegen ihre Feinde entäußern darf. Mag ein Raubmörder mit klarem Verstande oder in zeitweiligem Wahnsinn gehandelt haben, jedenfalls ist es für die Gesellschaft eine unabweisliche Pflicht der Selbsterhaltung, ihn nicht nur dauernd unschädlich zu machen, sondern auch das zur Abschreckung leicht bereite Nachahmer nothwendige warnende Beispiel an ihm aufzustellen. Mag der einzelne dadurch vielleicht auch hier und da härter betroffen werden, als er es verdiente, jedenfalls hat die Justiz ihre Aufgabe erfüllt, wenn ihr Spruch die Gesammtheit vor weiterem Schaden bewahrte. Die reine, vollendete Gerechtigkeit, die allezeit ein haarscharfes Gleichgewicht zwischen Schuld und Sühne herzustellen weiß, ist eben nichts als ein schöner Traum, der hier auf Erden auch nach weiteren zehntausend Jahren seiner Verwirklichung nicht viel näher gekommen sein wird als heute."

„Ich vermag Ihnen nicht zuzustimmen, Herr Regierungsrath, und wenn ich es vermöchte, so würde ich mich sicherlich niemals zu einem Werkzeug solcher Justiz hergeben. Eine Gesellschaft, die sich zu ihrer Erhaltung lediglich auf eine nach dem Recht des Stärkeren zugeschnittene Handhabung ihrer Strafgesetze angewiesen sähe, würde der Erhaltung überhaupt kaum noch werth sein. Je mehr die Wissenschaft erst einmal dahin geführt, zu erkennen, wo die viel umstrittene Grenze zwischen Krankheit und Verbrechertiegt, so werden sich unsere Gesetze und die Urtheile unserer Richter unverzüglich dieser Erkenntniß anzubequemen haben. Einst schlimm man Pestkranke und Aussätzige an abgelegene Orte, um sie dort ihrem Schicksal zu überlassen, denn man meinte, kein besseres Mittel zum Schutze der Gesammtheit gegen die Gefahr der Ansteckung zu besitzen. In mittelalterlichen Zeiten erkannt man in dem nämlichen Zwecke gute und schlechte Arzneien für die Unglücklichen, die von einer ansteckenden Krankheit ergriffen worden waren. Und heute — nun, heute ist man zu der Einsicht gekommen, daß das einzige wirksame Vertheidigungsmittel in den Bemühen zu suchen ist, den Unheil bringenden Keimen, die vielleicht immer im Boden, im Wasser, in den Lüften schlummern, die Möglichkeit der Entwicklung zu nehmen. Man findet, daß es leichter sei, dem Ausbruch einer Seuche vorzubeugen, als ihr einmal ausgebrochene zu bekämpfen. Warum sollte man nicht in Bezug auf Verbrechen und Verbrecher nach gleichen Wandlungen der Ansichten zu demselben Endergebniß gelangen? Warum sollte man nicht auch hier das Hauptgewicht auf die Vorbeugemittel legen, wenn man nun erst mit Sicherheit die verderblichen Keime kennengelernt hat, die es zu tödten gilt?"

Mit einer Empfindung stetig wachsenden Erstaunens hatte Marie den — anscheinlich an den Regierungsrath gerichteten — Worten Lothars gelauscht. Sie erkannte den schweigsamen Vetter, der sich fast nie an den lustigen Tischgesprächen in seinem Elternhause betheiligte, kaum noch wieder, wie er da mit einer unverkennbaren aus dem tiefsten Herzen quellenden Wärme seine idealistischen Anschauungen vertrat. Obgleich seinen Eltern und seinen Geschwistern hatte ihr bis zu diesem Augenblick für Lothars Uebertritt in die richterliche Laufbahn jedes Verständniß gefehlt. Sie hatte fast daran gewöhnt, ihn im Stillen ebenso wie die anderen als eine eigensinnige Schrulle zu betrachten, — und jetzt trat dämmerte ihr unter der Wirkung seiner Worte eine Ahnung auf von den edlen und ernsten Beweggründen, welche die anscheinend so unbegreifliche Handlungsweise dieses verschlossenen Mannes bestimmt haben mochten. Und es stieg in ihrem Herzen auf wie ein schmerzliches Verlangen, ihn so weiter sprechen zu hören und einen noch tieferen Einblick zu gewinnen in das Gedankenleben, das er selbst vor seinen nächsten Angehörigen sonst so ängstlich verborgen hielt. Sie wartete dem Regierungsrath anfrichtig dankbar gewesen, wenn er ihn durch weiteren Widerspruch gereizt oder einige von den hundert Fragen an ihn gerichtet hätte, die ihr selber auf der Seele brannten.

Aber ihr Kavalier konnte natürlich nichts von solchem Verlangen ahnen, und es war begreiflich, daß er sie wiederum im Gegentheil durch solche akademische Erörterungen gelangweilt glaubte.

„Ich sehe wohl, mein lieber Herr von Brenckendorf," sagte er ablenkend, „daß wir in dem kurz bemessenen Zeitraum einer Ballpause schwerlich zu einem Einvernehmen gelangen würden. Und wir sind ja auch ein wenig von unserem ursprünglichen Thema, dem Bilderdiebstahl im Museum nämlich, abgekommen. Ich muß gestehen, daß ich bei der ersten Kunde von dem Ereigniß aufrichtig verwundert war, wie etwas derartiges bei dem großen Aufsichtspersonal überhaupt hatte geschehen können."

„Auch die größte Aufmerksamkeit und Gewissenhaftigkeit der Beamten wird das Vorkommen solcher Fälle niemals ganz ausschließen," erwiderte Lothar. „Ich für meine Person bin überzeugt, daß den bedauernswerthen Mann, in dessen Besitz das winzige von Euchsche Gemälde hing, gar kein ernstlicher Vorwurf treffen kann. Da ihm die Beobachtung mehrerer Räume obliegt und da er sehr häufig von Besuchern mit Fragen in Anspruch genommen wird, wäre es unbillig, zu verlangen, daß er jeden einzelnen Punkt der ihm anvertrauten Räume beständig im Auge behalte. Und ein einziger unbewachter Augenblick war für den Dieb zu hinreichend, einen Gegenstand von so geringem Umfange unter seinem Ueberrock oder Mantel verschwinden zu lassen."

„Und besitzt das Kunstwerk wirklich einen so bedeutenden Werth?"

„Die Museumsverwaltung hat es vor kurzem für zwölftausend Mark erstanden; aber es ist nach dem Urtheil Sachverständiger nicht zweifelhaft, daß manche Liebhaber gerade für diese

weiterlich ausgezeichnete und ausgezeichnet erhaltene „Madonna im Rosenbag“ einen viel höheren Betrag gezahlt haben würde.“

„Der Dieb muß also in gewissem Sinne Kenner gewesen sein!“

„Ohne Frage! Auf den ersten Blick hat das Bildchen so wenig Bestechendes, daß ein Laie sicherlich eine andere Wahl getroffen haben würde.“

„Und der Aufseher hat gar nichts Verdächtiges wahrgenommen?“

„Mikiss, das einen Anhalt zu Nachforschungen in einer bestimmten Richtung ergeben hätte.“

„Aber man verhaftete doch noch in der Vorhalle des Museums einen Menschen, der als verdächtig bezeichnet wurde?“

„Es geschah infolge eines Mißverständnisses, dessen Aufklärung alsbald erfolgte. Eine junge Dame, welche in dem das fragliche Kabinett anstoßenden Oberlichtsaale mit dem Kopieren eines Rubens'schen Gemäldes beschäftigt war, hatte dem Galeriediener sofort nach der Entdeckung des Diebstahls die Mitteilung gemacht, daß ihr ein ärmlich anscheinender Mensch durch sein anscheinend zwecklos Umherstreifen und durch seine merkwürdig verstörten, irren Blicke aufgefallen sei. Der Betreffende hatte sich angeblich erst wenige Minuten früher entfernt, und die Malerin eilte darum mit dem vor Bestürzung fast sinnlosen Beamten und mit einem ganzen Haufen rasch zusammengeströmter Neugieriger in die Eingangshalle hinab. Dort sah sie wirklich den Gesuchten noch im Gespräch mit zwei anderen Museumsdienern stehen; ihr Anruf aber, den Verdächtigen festzuhalten, wurde in der allgemeinen Aufregung auf einen andern bezogen, und ehe sich der Irrtum aufgeklärt hatte, war der zuerst Bezichtigte verschwunden.“

„Und trotzdem sind Sie der Ansicht, Herr Assessor, daß keine Spur des Diebes vorhanden sei? Erscheint denn dieser Verschwundene nicht schon um seines Verschwindens willen verdächtig genug?“

„Nein! Ein Zufall hat es übernommen, ihn zu entlasten, ohne daß er selber gewußt hätte, daß er es getan. Beim Verlassen des Museums, das nach der übereinstimmenden Bekundung der beiden Thürhüter in durchaus ruhiger und unauffälliger Weise erfolgt war, hatte dieser Unbekannte das Mißgeschick gehabt, seinen Geldbeutel zu verlieren, und einer der beiden Beamten, die den Fund gemacht hatten, war ihm nachgeeilt, um ihn zurückzurufen. Wäre er inzwischen der Dieb gewesen und hätte er das Bild also unter seinen Oberkleidern verborgen gehalten, so ist doch wohl tausend gegen eins zu wetten, daß er der Aufforderung zur Umkehr nicht ohne weiteres Folge geleistet, sondern viel eher sofort die Flucht ergriffen haben würde. Und selbst angenommen, daß er in unglaublicher Frechheit die Stirn gehabt hätte, mit seinem Raub die Innenräume des Museums noch einmal zu betreten, wie sollte er es angefangen haben, während eines minutenlangen Gespräches vor den Blicken der Galeriediener zu verheimlichen, daß er etwas unter dem Mantel versteckt hatte? Die beiden Männer erklärten bei ihrer Vernehmung aufs bestimmteste, ein solches Benehmen hätte ihnen unmöglich entgehen können, und sie weisen die Vermutung, daß der Verlierer des Geldbeutels der Dieb der von Engelken Madonna gewesen sei, mit aller Entschiedenheit zurück.“

„Wenn aber sein Gewissen rein war, warum hatte es der Mann denn so eilig, sich zu entfernen, als er von der Entdeckung des Diebstahls Kenntnis erhielt? Jeden andern hätte doch sicherlich schon die Neugier zurückgehalten.“

„Selbstverständlich würde auch ich mir diese Frage vorgelegt haben, wenn nicht die Aussagen der beiden erwähnten Thürhüter ihre entlastende Beantwortung enthalten hätten. Die Beamten hatten sich nämlich, wie dies durch die Umstände geboten war, zuvor von dem Inhalt des gefundenen Geldbeutels unterrichtet, und da derselbe nur aus zwei Fünfpfennigstücken, dem Pfandschein über eine versetzte Uhr und einem werthlosen Pferdebahnfahrschein bestand, muß es ziemlich begreiflich erscheinen, daß den Verlierer die Scham, seine Armuth geoffenbart zu sehen, zu eiligem Rückzug veranlaßte. — Trotz aller dieser Umstände indessen, welche mich bestimmen, der vermeintlichen Wahrnehmung der jungen Malerin sehr wenig Gewicht beizulegen, würde es mir von großem Werthe gewesen sein, die Persönlichkeit des Mannes festzustellen. Aber meine Bemühungen, ihn durch die Organe der Polizei ausfindig zu machen, sind bisher ohne Erfolg geblieben. Des auf dem Pfandscheine angegebenen Namens vermag sich keiner der beiden Thürhüter mehr zu erinnern, und da ich einen meiner innersten Ueberzeugung nach ganz unschuldigen Menschen doch nicht steckbrieflich verfolgen lassen kann, werde ich wohl dem Zufall überlassen müssen, ob ich jene Bekanntschaft machen werde oder nicht.“

Die dröhnenden Schläge eines in Festjaal aufgestellten chinesischen Tam-Tams zeigten die Beendigung der Espzaufe an, und man erhob sich eilig von den kleinen Tischen, um zu der bevorstehenden Quadrille rechtzeitig am Platze zu sein.

Auch Polthar, welcher selbst nicht zu tanzen beabsichtigte, zog sich sofort mit einer verabschiedenden Verbeugung zurück, um den Baare, deßen Gesellschaft er so lange genossen hatte, volle Freiheit zu lassen.

Marie hätte ihn wohl jetzt gern noch durch ein freundliches Wort zurückgehalten, aber wie ihre Bejahungen sich nun einmal gestaltet hatten, wagte sie ein solches Wort nicht. In einer Schüchternheit, die ihr sonst ihm gegenüber ganz fremd gewesen war, hatte sie sogar nicht einmal den Muth, zu ihm anzusehen, während sie am Arm des Regierungsraths in den Festsaal zurückkehrte; seine Worte aber beschäftigten ihre Gedanken und noch unter dem Rauschen der Musik und inmitten des lauten Geschwirrs lebhafter Unterhaltung. —

Die Mazurka kam heran, und Engelbert, der sich auch nach dem Essen ausschließlich der Gräfin Hainrich gewidmet hatte, ließ seine Bitte nicht vergeblich auf sich warten. Mit festem Druck legte er seinen muskelschwellenden Arm um ihre schlanke Gestalt, und so kraftvoll und sicher leitete er sie durch den Wirbel der Tanzenden dahin, daß sie kaum den Boden zu berühren meinte, und daß ein Gefühl wonniger Sicherheit über sie kam. Und nachdem sie sich einige Sekunden lang schweigend dem Genusse des berauschenden Vergnügens hingegeben hatten, so Arm in Arm zu ruhen und sich gleichsam allein zu wissen inmitten des bunten, geräuschvollen Menschengewimmels, begann Engelbert seiner Tänzerin allerlei kühne, leidenschaftliche, herzhaftmige Worte in das Ohr zu flüstern. Hier, wo sie ihm nicht entkommen und ihn nicht zurückweisen konnte, sprach er zu ihr, wie er nie zuvor gesprochen hatte. Der scherzhaft übermüthige Klang, den bis dahin selbst seine Liebesversicherungen gehabt hatten, war ganz aus seiner Stimme geschwunden; er sprach ernsthaft, aber in raschen, abgebrochenen, sich überstürzenden Worten wie jemand, der aus dem Schlafe oder im Fieber redet. Er sagte, daß ihr jeder Pulsschlag seines Blutes gehöre, daß er nie eine andere geliebt habe oder lieben werde als sie, daß sie ihm zu eigen werden müsse um jeden Preis, und gelte es, eine Welt in Trümmer zu legen. Er ließ ihr nicht Zeit zu antworten oder abzuwehren. Je stürmischer er ihr Herz an dem seinigen klopfen fühlte, desto wilder schien ihn die Raserei seiner Leidenschaft zu erfassen, und Marie ließ den schrankenlosen Gluthstrom seiner Rede über sich ergehen wie einen Sturm von Naturgewalten, den man sich bengen muß, weil es unmöglich ist, ihm zu entfliehen.

Zuletzt hämmerte und wirbelte es in ihren Schläfen ebenso sehr von der Erregung, welche Engelberts Worte hervorriefen, als von der übermäßigen Anstrengung des Tanzes. Willenlos und nur durch ihres Tänzers stählerne Kraft aufrecht erhalten, lag sie in seinem Arme, ihr blondes Haupt neigte sich wie das Blüthenköpfchen einer verschmachtenden Pflanze, und sie hatte nicht einmal die Kraft, es zu erheben, als sie fühlte, wie seine brennenden Lippen einmal und noch einmal ihre Stirn streiften.

Jetzt hämmerte und wirbelte es in ihren Schläfen ebenso sehr von der Erregung, welche Engelberts Worte hervorriefen, als von der übermäßigen Anstrengung des Tanzes. Willenlos und nur durch ihres Tänzers stählerne Kraft aufrecht erhalten, lag sie in seinem Arme, ihr blondes Haupt neigte sich wie das Blüthenköpfchen einer verschmachtenden Pflanze, und sie hatte nicht einmal die Kraft, es zu erheben, als sie fühlte, wie seine brennenden Lippen einmal und noch einmal ihre Stirn streiften.

Von einer letzten Anstrengung nur vermochte sie zu flüstern:

„Laß mich — ich bitte Dich!“ — Dann schlossen sich unwillkürlich ihre Augen, weil sich ihr plötzlich der ganze Saal in ein kreisendes und lohendes Feuermeer zu verwandeln schien.

Ihrer Bitte ungeachtet, tanzte der Dragoneroffizier wohl noch zwei Minuten lang fort; denn erst ließ er die halb Ohnmächtige aus seinem Arm in einen Sessel gleiten, und mit der Umsicht- und Rücksichtlichkeit einer kräftigen, durch ritterliche Uebungen und soldatische Strapazen gestählten Natur forderte er eine andere Dame zum Tanze auf, ohne sich auch nur die flüchtigste Erholung zu gönnen.

Für Marie aber bedurfte es einer langen Zeit, ehe ihre raschen Athemzüge und das ungestüme Wogen ihres Blutes sich gesänftigt hatten. Sie hörte inzwischen kaum, was in ihrer Nähe gesprochen wurde, und erst als die Musik verstummt war, ließ die Klang ihres Familiennamens, der da irgendwo in der Nachbarschaft laut geworden war, ihre Theilnahme für die Vorgänge in ihrer Umgebung wieder etwas rege werden.

Mehrere Offiziere mit ein Herr in bürgerlicher Kleidung

hatten sich da, drei oder vier Schritte von ihr entfernt, zu einer kleinen Gruppe vereinigt, und sie führten ihre Unterhaltung so laut, daß Marie gezwungen war, von dem Gegenstand derselben Kenntniß zu nehmen, wenn sie nicht ihren Platz verlassen wollte.

„Wenn er ein Schwindler ist, so ist er doch wenigstens als solcher ein Genie," sagte der Herr in Civil. „Sein Aufenthalt in Berlin zählt erst nach Wochen, und er hat heute schon eine Kundschaft, die ihn in wenig Jahren zu einem steinreichen Manne gemacht haben wird. Vor drei Tagen traf ich in seinem Wartezimmer die beiden Gräfinnen Kosadini und den Fürsten Hadegg, gestern vormittag aber sah ich ihn Vorübergehen sogar einen königlichen Wagen vor seinem Hause halten. Kann man diesem Zahnarzt, der nicht einmal einen Doktortitel hat, danach nicht mit Sicherheit prophezeien, daß er als Millionär und Geheimer Hofrath endigen wird?"

Marie wußte, daß von ihrem Bruder die Rede sei, und sie hatte die peinliche Empfindung, als ob sie sich zu der unwürdigen Rolle einer Horcherin hergebe; trotzdem aber zwang sie eine unsichtbare Gewalt, auf ihrem Sessel zu verharren.

„Der Mann hat einen Glück gehabt," meinte einer der Offiziere als Erwiderung auf die Worte des ersten Sprechers. „Er hatte von drüben her eine Empfehlung an den amerikanischen Gesandten, und der Zufall wollte, daß er die Tochter desselben innerhalb acht Tagen von einem quälenden Mundübel befreite, an welchem die größten Chirurgen seit einem halben Jahre erfolglos herumkurirt hatten. Ist es da ein Wunder, wenn der Amerikaner und seine Gemahlin überall, wo sie hinkommen, mit dem Brustton der Ueberzeugung das Lob des neuerstandenen Tausendkünstlers singen?"

„Aber für einen Schwindler halte ich ihn trotz alledem," mischte sich ein anderer schnarrend ein. „Meine Mama, die seit zwanzig Jahren mit ihrem Hofrath Bauer vollkommen zufrieden gewesen war, hatte natürlich neuerdings auch keine Ruhe mehr, bis sie dem großen Manne ihre kleinen Leiden vorgetragen hatte. Ich mußte sie begleiten, denn Herr Brendendorf behandelt ja als echter Grandseigneur nur in seinem eigenen Hause. — Na, und ich sage Ihnen, meine Herrschaften — ich war einfach baff, als ich mir die Bude dieses Zahnarztes ansah. Echte Gobelins, orientalische Teppiche, Pariser Bronzen, Originalgemälde von Achenbach und Knaus — enfin, fürstlich! — Und dabei taxire ich den ganzen Mann auf etwa dreißig Jahre! — Wenn er schon als Anfänger solche Aufwendungen machen kann, so mag er ja meinetwegen ein Genie von einem Schwindler sein, aber ein Schwindler ist er doch unbedingt."

Marie von Brendendorf erbebte vor Scham und Zorn. Sie war nahe daran, aufzuspringen und selbst auf die Gefahr hin, sich eines groben Verstoßes gegen die Schicklichkeit schuldig zu machen, die Ehre ihres so schmählich verdächtigten Bruders zu vertheidigen. Da sah sie, daß Engelbert in seiner stolzen männlichen Schönheit und seiner unverwüstlichen, strahlenden Heiterkeit an die kleine Gruppe herantrat, und in ihrem Antlitz leuchtete es auf, denn nun war sie ja sicher, daß Wolfgang auf der Stelle die Genugthuung erhalten würde, auf welche er wenigstens im Hause seiner Verwandten nach solchem Angriffe einen gerechten Anspruch hatte.

Sie fürchtete nur, daß man bei Engelberts Annäherung das Thema abbrechen könnte; aber ihre Besorgniß erwies sich rasch als unbegründet.

„Wissen Sie auch, Herr Kamerad," wandte sich der letzte Redner lachend an den Dragoner, „daß ich Sie vor ein paar Tagen in unserem Regimentskasino allen Ernstes gegen einen ganz tollen Verdacht in Schutz nehmen mußte?"

„Da bin ich in der That neugierig," meinte Engelbert sorglos, „ich habe zwar manche Sünde auf dem Gewissen und ermangle durchaus des Ruhmes, den ich haben sollte; aber daß man mich unter Kameraden in Schutz nehmen müßte, hätte ich allerdings nicht für möglich gehalten."

„Na, der dicke Trenck behauptete nicht mehr und nicht weniger, als daß Ihr Namensvetter, der Chatalan von einem Zahnarzt, der neuerdings die ganze Welt von sich reden macht, eben nicht bloß ein Namensvetter, sondern ein ganz naher Verwandter Ihres Hauses sei, der sich nur gegen entsprechende klingende Belohnung dazu verstanden habe, den Adel abzulegen."

Erschreckt und in ängstlicher Spannung blickte Marie, die glühenden Wangen hinter dem Fächer verbergend, auf ihren Vetter. Engelbert dachte etwas nervös an seinen Schnurrbart; aber auf seinem lächelnden Gesicht lag nicht der leiseste Schatten einer Verlegenheit.

„Ach — sehr gut — wirklich sehr gut!" erwiderte er mit überzeugender Unbefangenheit. „Wie Ihnen aufrichtig versichern, Herr Kamerad! — Habe auch schon von dem Menschen reden hören! — Also ein Charlatan ist er? — — Und das ist ganz gewiß?"

Als hätte man ihr hinterrücks einen Peitschenhieb versetzt, sprang Marie auf. Sie wollte und durfte nichts weiter hören. Aber als sie sich hastig zum Gehen wandte, fiel ihr Blick auf Lothar, der in demselben Augenblick aus einer Fensternische hervorgetreten war. Seine Brauen hatten sich finster zusammengezogen und eine tiefe Falte lag zwischen ihnen. Es war kein Zweifel, daß er geradewegs auf die kleine plaudernde Gruppe zuschreiten wollte. Mehr einer Eingebung der Herzensangst als einem klarbewußten Gedanken folgend, trat ihm Marie hindernd entgegen.

„Lothar!" sagte sie leise und bittend, „was willst Du thun?"

Er hatte ihre Nähe offenbar nicht geahnt, und es war ihr anzusehen, wie er bei ihrem unerwarteten Anblick erschrak.

„Du bist hier, Marie? — Und Du hast gehört —?"

Daß man meinen Bruder verleumdete und verlenmdete, ja! Ich mußte es wohl schweigend anhören, denn ich bin ein Mädchen! Aber Du, Lothar, was willst Du thun?"

„Was meine Pflicht ist! Ich werde die Verleumder Lügen strafen."

„Auch Deinen eigenen Bruder, Lothar?"

„Auch ihn!" erwiderte er ohne Zögern, und es war ein Ausdruck von Strenge auf seinem Gesicht, welcher ihr Furcht einflößte. „Soll ich mich zum Hetzershelfer einer Erbärmlichkeit machen, nur weil es mein Bruder ist, von dem sie ausgeht?"

Marie warf einen raschen, scheuen Blick nach der kleinen Gruppe hinüber. Nein, wenn man so roh und heiter aussahen, so liebenswürdig tächeln konnte, wie es Engelbert in diesen Augenblick that, dann konnte man unmöglich mit Absicht und Bewußtsein eine Erbärmlichkeit begangen haben. Trotz ihrer heftigen Erregung eine gelassene Miene erzwingend, legte Marie ihre Hand auf den Arm Lothars.

„Komm'! sagte sie. „Führe mich in den Speisesaal! — Es ist hier so unerträglich heiß!"

Er rührte sich nicht von der Stelle, und er sah sie mit einem Ausdruck an, vor dem sie wieder ihren Willen die Augen niederschlagen mußte.

„Du hast also den Wunsch, daß das, was soeben dort gesprochen wurde, ohne Berichtigung bleibe?" fragte er mit tiefem Ernst.

„Ich will jedenfalls nicht, daß es zum Anlaß eines ernsten Zwistes zwischen Dir und Deinem Bruder werde. Eine öffentliche Beschämung wie diese könnte Engelbert Dir niemals vergeben."

Um die Mundwinkel Lothars zuckte rasch verschwindend ein bitteres Lächeln.

„In Deiner Sorge um die Anwesenden vergissest Du, was mir dem Abwesenden schuldig sind. Oder möchtest Du Deinem Bruder wirklich eine unverdiente Beschimpfung widerfahren lassen, nur um Deinen Vetter eine wohlverdiente Beschämung zu ersparen?"

Trotzig hob Marie das Köpfchen. Das war wieder der hochmeisterliche Ton, den sie nicht ertragen konnte — nicht ertragen wollte, wenn auch vielleicht nur deshalb, weil er sie jedesmal so unadömlich empfinden ließ, daß sie im Unrecht sei.

„Und wenn es so wäre — welche Pflicht gebiete Dir, weniger nachsichtig zu sein als ich? Ich weiß, daß Wolfgang höchstens ein mitleidiges Lächeln für das Gerede dieser männlichen Klatschbasen haben würde, und daß ihm nichts weniger erwünscht sein kann als ein öffentliches Vergreifen um seinetwillen."

„Es ist möglich, daß er nach solchen Erwägungen handeln würde, wenn er hier wäre; aber er ist nicht hier, und als sein Freund habe ich kein Recht, anderen Geboten zu folgen als denen der Kameradschaft und der Ehre."

„Auch auf die Gefahr hin, Dich selber einem recht häßlichen Verdacht anzusetzen?"

„Einem häßlichen Verdacht — ich?" fragte er in offenem Erstaunen.

„Ja, denn es giebt sicherlich viele, die der Meinung sind, daß ein Bruder den anderen niemals ohne zwingendste Noth und auch dann nicht anders als unter vier Augen demüthigen soll — es giebt sicherlich auch viele, die nach einem solchen Auftritt überzeugt sein würden, Du hassest längst einen verborgenen Groll

gegen Deinen Bruder gehegt und nur auf die Gelegenheit gewartet, ihm mit der Miene des unbestechlichen Biedermannes den empfindlichsten Schlag zu versetzen."

„Und diese Ueberzeugung — auch Du würdest sie theilen, Marie?"

Sie antwortete ihm nicht, und nachdem er vielleicht eine halbe Minute lang vergebens auf ihre Erwiderung gewartet hatte, sagte er in einem ganz veränderten, höhlich fremden Ton: „Wünschest Du noch jetzt, daß ich Dich in einen kühleren Raum geleite?"

Bewirrt und unsicher stützte sie zu ihm auf; aber da er ihr nun mit einer Bewegung seinen Arm bot, legte sie die Hand hinein und verließ an seiner Seite den Saal. Sie hatte ihr Ziel erreicht; aber es war gewiß nicht Genugthuung, was sie darüber empfand. Die Wirkung ihrer Worte bedrückte und beunruhigte sie, und nur zu gerne hätte sie jetzt die Antwort nach geholt, welche sie ihm vorhin schnöde geblieben war. Aber sein Schweigen und seine ernste, verschlossene Miene raubten ihr den Muth dazu.

(Fortsetzung folgt.)

Die Berliner Elektricitätswerke.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Gustav Schubert. Mit Zeichnungen von E. Thiel.

„Das Neue dringt herein mit Macht."
(Schiller, „Teil".)

Wind ꝛc.) in Elektricität umsetzt. Sie ist mit Recht die „Königin" aller Maschinen genannt worden und hat schon, obgleich sie erst am Anfange ihres Triumphzuges und ihrer völkerbeglückenden Wirksamkeit steht, unermeßlichen Segen verbreitet.

Ueber der Eingangspforte der Centralstation der Berliner Elektricitätswerke in der Markgrafenstraße, in welche wir unsere Leser eingetreten bitten, müßte das Dichterwort stehen:

„Unergründlich ist das Wirken,
Unerforschlich ist die Kraft."

Aus den Maschinenräumen tönt uns dumpfes Rollen und Summen entgegen. Hier arbeiten in den größten bis jetzt für diese Zwecke verwendeten Maßstabe neun Kessel mit je 180 bez. 200 Quadratmeter Heizfläche; der dadurch erzeugte Dampf treibt mit 3200 Pferdekräften die Dynamomaschinen. Bei jeder derselben (vergl. die Abbildung S. 366) spielt sich folgender Vorgang ab: zehn feststehende, wie die Speichen eines Rades gestellte, dicke Eisenstäbe, sogenannte „magnetische Schenkel", werden von einem Eisenring, auf welchem sich eine eng gewundene Kupferleitung (Spirale) befindet, mit großer Geschwindigkeit (80 bis 100 Umdrehungen in der Minute) umkreist. Die dadurch in den Kupferdrähten, sachgemäß „Anker" genannt, erzeugte Elektricität wird mittels kunstreicher Vorrichtungen, sogenannter „Bürsten", aufgefangen und durch Kabel weiter geleitet. Gleich dem Wasser, das von einem Sammelpunkte aus in Röhren nach allen Seiten vertheilt wird, strömt die Elektricität von der Centralstation durch weitverzweigte Kabelnetze nach den Orten ihrer Bestimmung; da der elektrische Strom aber stets einen Kreislauf beschreibt, so kehrt er nach verrichteter Arbeit in geschwächtem Zustand durch eine zweite Leitung an den Ausgangspunkt zurück.

Ein sehr wichtiger Theil der Anlage ist der Schaltapparat mit dem Schaltbrett, denn von hier aus läßt sich die Regelung des Stromes bewerkstelligen und nach Wunsch und Bedürfniß eine einzelne Leitung ein- oder ausschalten; die angebrachten Meß-Apparate ermöglichen dabei eine genaue Feststellung der Spannungshöhe in den Hauptheilen der Leitung, während andere sinnreiche Vorrichtungen die Rotation prüfen und den Betrieb nach allen Seiten hin kontrolliren. Sollte der kaum denkbare Fall eintreten, daß alle diese Vorrichtungen und Apparate versagten, so würde durch ein selbstthätiges Zerschmelzen einer Bleiverbindung die Leitung augenblicklich unter

Herstellung der Dynamomaschinen.

einen Anschwung, wie er auf keinem Gebiete menschlichen Schaffens und Ringens beobachtet werden kann, hat während des letzten Jahrzehntes die Anwendung der Elektricität genommen, seiner wunderbaren Naturkraft, in deren Zeichen unsere Zeit steht. Wohl ist die Elektricität selbst keine neue Entdeckung. Als älteste bekannte Quelle derselben darf die Reibung gelten; über die Eigenschaften geriebenen Bernsteins (Elektron) schrieb schon der griechische Philosoph Thales von Milet um das Jahr 500 v. Chr., und später wurde die geheimnißvolle Kraft auch an dem Glase nachgewiesen, welche Entdeckung wieder zur Unterscheidung der Harz- (negativen) und Glas- (positiven) Elektricität führte. Angeregt durch die oft geschilderten Froschschenkelversuche des Italieners Galvani (1789), entdeckte Volta (1800) die Kontakt- oder Berührungs-Elektricität, welche sich auf die durch gegenseitige Berührung zweier verschiedener Metalle, bez. Metalle und Flüssigkeiten, hervorgerufene chemische Wirkung gründet und in den der Telegraphie und Galvanoplastik dienenden Batterien zu höchster Leistungsfähigkeit gelangt. — Hiermit schien die Ausbeutung dieser Naturkraft auf lange Zeit abgeschlossen zu sein. Da wurde 1866 fast gleichzeitig von zwei Gelehrten, Wilhelm Siemens in Berlin und Wheatstone in London, noch ein anderes Mittel der Elektricitäts-Erzeugung, ein wirklich unerschöpflicher Brunnen, aufgefunden, die dynamo-elektrische Maschine, das ist eine Maschine, welche mechanische Kraft (Dampf, Wasser,

brochen und die etwa überschäumende Naturkraft sofort in Fesseln gelegt werden.

Von großer Bedeutung ist die Frage: welche Gefahren sind mit der Anwendung der Elektricität verknüpft?

Man hat zum Messen der bewegenden elektrischen Kraft als Einheit das „Volt" (Abkürzung für Volta) angenommen. Ströme von einer geringen Anzahl Volt, etwa 40 bis 100, sind dem menschlichen Organismus unschädlich, hochgespannte Ströme dagegen, von 5000 bis 10 000 Volt, wie sie in Amerika zur Verwendung kommen, erweisen sich nach den dort gemachten Erfahrungen für Menschen und Thiere todbringend. In der Technik herrscht nun das Bestreben vor, mit starken Strömen zu arbeiten, und zwar aus verschiedenen Gründen, als deren hauptsächlichster die billige Herstellung der Anlagen zu nennen ist. Die Sachlage läßt sich durch folgendes Beispiel annähernd verdeutlichen: Ein Wasserstrom wird mit einem gewissen Druck durch ein Rohr von 10 Centimeter Durchmesser gepreßt, um, am Ziele angekommen, das Triebrad einer Maschine zu bewegen. Dieselbe Arbeit würde geleistet, wenn das Wasser mit doppeltem Drucke durch ein Rohr von 5 Centimeter Weite getrieben würde, in letzterem Falle erfordert aber die Anlage natürlich weniger Kosten. Aehnlich verhält es sich bei der Bewegung durch Elektricität. Ein elektrischer Strom von 1000 Volt braucht einen verhältnißmäßig dünneren Draht als ein solcher von 100 Volt, und letztere Elektricitätsmenge müßte durch eine entsprechend stärkere und dickere Leitung fließen, um dieselbe Arbeit wie jener Strom von 1000 Volt zu leisten.

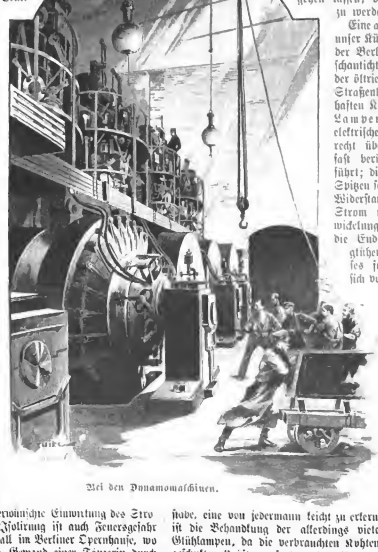
Die Berliner Elektricitätswerke arbeiten im Gegensatz zu den New-Yorker Anlagen mit niedrigen Spannungen (100 bis 140 Volt); sie machen insolgedessen theurere Anlagen nothwendig, gewähren aber den vom menschlichen Standpunkte aus hoch zu veranschlagenden Vortheil, daß sie Gesundheit und Leben nicht gefährden können.

Elektrische Kabel erfordern eine mit peinlicher Sorgfalt durchgeführte und bewachte Isolirung, welche wie bekannt durch Umhüllung der Leitungsdrähte mit harzgetränkten Stoffen, Porzellanträger u. s. f. erzielt wird; eine solche Isolirung verhindert Stromverluste und macht jede schädliche oder unerwünschte Einwirkung des Stromes unmöglich. Bei tadelloser Isolirung ist auch Feuersgefahr ausgeschlossen, und jener Unglücksfall im Berliner Opernhause, wo das mit Metallfäden durchwobene Gewand einer Tänzerin durch einen elektrischen Funken in Brand gesetzt wurde, ist nur auf eine unsachliche Beschädigung der Drahtumhüllung zurückzuführen. Neuerdings leitet man den Strom durch Kupferschienen, die unter dem Straßenpflaster oder den Bürgersteigen (vgl. die Abbildung S. 367) in eigens dazu angefertigten Cementkästen oder Eisenröhren liegen.

Mit der Dynamomaschine ist der Ruf: „Mehr Licht!" vollständig verstummt, denn mit ihr blitzte in den meisten Kulturländern jenes herrliche Licht auf, das unsere Bewunderung stets von neuem wachruft. Keine andere irdische Lichtquelle kann mit den elektrischen Strahlen wetteifern.

In der deutschen Hauptstadt, welche der berühmte amerikanische Elektriker Edison bei seinem Besuche im vorigen Jahre die „am besten beleuchtete Stadt" nannte, kommen zwei elektrische Beleuchtungsarten zur Anwendung: die nach dem Patente Edisons hergestellte Glühlampe und die Bogenlampe. Die Glühlampe besteht aus einer luftleeren Glaskugel, in welcher sich ein hinumgewundener Kohlenfaden befindet. Der elektrische Strom dringt sich, einen großen Widerstand überwindend, mit verstärkter Gewalt hindurch und versetzt den Faden in glühenden Zustand. Das hin durch erzeugte Licht hat eine goldene, wohlthuende Färbung, ist mild, gleichmäßig und erfüllt seinen Beruf überall da, wo dem Auge die Aufgabe gestellt wird, scharf zu sehen und zu unterscheiden. Deshalb hat sich das Glühlicht in Schreibstuben, Lesezimmern, am Familientische und in Räumen, wo feinere technische Arbeiten angefertigt werden, schnell eingebürgert und beliebt gemacht.

Da die Edisonlampen in jeder Stellung gleichmäßig wirken, so erblicken wir sie in den mannigfachsten künstlerisch ersonnenen Formen als Blüthen, Früchte, Kelche, Guirlanden, Bouquetts 2c., dem Auge stets Entzücken, Behagen und Freude bereitend. Daß sich die Theater solche Wirkungen nicht entgehen lassen, braucht wohl kaum gesagt zu werden.



Bei den Dynamomaschinen.

Eine andere Beleuchtungsart hat unser Künstler durch die Feidung der Berliner Schloßbrücke veranschaulicht. Welch ein Zauberlicht wirft der elektrisirende, traurig flackernde Straßenlaterne bis zu der sonnenhaften Klarheit der Bogenlicht-Lampen! Bei diesen wird der elektrische Strom durch zwei fest recht übereinander stehende, sich fast berührende Kohlenstäbe geführt; die Luftschicht zwischen den Spitzen setzt dem Durchgang großen Widerstand entgegen, sodaß der Strom unter starker Wärmeentwickelung einen Bogen bildet und die Enden der Leiter in weißglühenden Zustand versetzt. Dieses sonnengleiche Licht eignet sich vortrefflich zur Beleuchtung von Plätzen, Straßen, Brücken, Hafenanlagen, Fabrikälen, Unterrichtsräumen, Theatern, Bahnhöfen, Marktballen, Schlachthöfen 2c. Einen besonderen Vortheil gewährt es dadurch, daß es alle Farben unverändert wie bei Tageslicht erscheinen läßt. Die Pflege dieser Lampen beschränkt sich auf die tägliche Erneuerung der Spitzen, bezw. der ganzen Kohlenstäbe, eine von jedermann leicht zu erlernende Arbeit. Schwieriger ist die Behandlung der allerdings viele Monate andauernden Glühlampen, da die verbrauchten Kohlenfaden nur von technisch geschulten Kräften ersetzt werden können.

In den schon geschilderten Vorzügen des elektrischen Lichtes treten noch andere wichtige Umstände hinzu: es entwickelt keine Kohlensäure, verschlechtert nicht die Luft und schont die Athmungsorgane, während Gas, Kerzen, Petroleum- und Oellampen lästig und schädlich sind. Das elektrische Licht erzeugt auch weniger Wärme, doch darf dieser Vorzug nicht überschätzt werden, denn die von der Edisonlampe ausströmende Wärme ist recht fühlbar, wenn sie auch hinter derjenigen zurückbleibt, welche von einer Gasflamme verbreitet wird. Obgleich die letztere stündlich nur 2 Pfennig kostet, so wird sie doch von dem elektrischen Licht, das jetzt mit etwa 3½ Pfennig berechnet wird, allmählich verdrängt werden, um so sicherer, als die Verwaltung der Berliner Elektricitätswerke das Bestreben zeigt, die Preise möglichst herabzusetzen.

Berlin hat bis jetzt fünf Centralstationen (Markgrafenstraße,

Mauerstraße, Friedrichstraße, Spandauerstraße und Schiffbauerdamm). In diesen arbeiten Dampfmaschinen mit einer Gesammtleistung von 8000 Pferdekräften; durch ein über den Hauptheil der Stadt verbreitetes Leitungsnetz von etwa 150 Kilometern Länge werden jetzt schon 90000 Lampen, jede zu 16 Kerzen, gespeist.

Sinnreich ist die Vorrichtung für die Verbrauchsberechnung. In der Wohnung eines jeden Abnehmers sind nämlich zwei durch Gewichte getriebene Uhren aufgestellt, von denen nur eine mit der Leitung in Verbindung steht; der Gang dieses Werkes wird nun durch elektromagnetische Anziehung während der Arbeitsleistung aufgehalten und verlangsamt, so daß sich später aus dem Unterschiede der Zeigerstellung beider Uhren die verbrauchte Elektricitätsmenge berechnen läßt.

Den mächtig aufstrebenden Berliner Elektricitätswerken ist die Lösung großer Aufgaben vorbehalten, denn wir stehen erst am Anfange einer neuen Zeit, und ein Blick in die Zukunft scheint uns eine Märchenwelt zu öffnen. Läßt sich doch der an seinem Ziel angelommene Strom nicht allein in Licht, sondern auch in Bewegung umsetzen, so daß damit der Menschheit eine neue unversiegliche Kraftquelle erschlossen ist! Bei der Kraftübertragung, einem wichtigen Zweige der Elektricitätsverwendung, wird durch den Strom eine sogenannte sekundäre Dynamomaschine, ein Elektromotor, in Drehung versetzt und als Arbeitskraft verwendet. Die Vortheile und Bequemlichkeiten, welche diese bietet, haben ihr bereits in vielen amerikanischen Städten eine weite Verbreitung im häuslichen und gewerblichen Leben verschafft.

Kabellegung in einer Straße Berlins.

Die Maschine, welche keine behördliche Genehmigung, sehr geringen Raum, eine geringe Fundirung und keine Rohrleitung erfordert, deren Betrieb keine Gefahr und Belästigung verursacht, die sich jederzeit von jedem Orte aus augenblicklich in oder außer Thätigkeit setzen läßt, wird in Wohnhäusern und Wirthschaftsräumen zum Betriebe von Aufzügen, Nähmaschinen, Ventilatoren, Pumpen, Bringmaschinen, Eismaschinen, Drehbänken, Bohrmaschinen, Blasebälgen, Schleifsteinen, Drucker und Lithographenpressen, überhaupt zu allen Vorrichtungen, welche einer bewegenden Kraft bedürfen, werthvolle Verwendung finden.

Die Einführung elektrischer Eisenbahnen, deren Schienennetze sich jenseit des Oceans täglich weiter ausbreiten, ist für Berlin nur eine Frage der Zeit; die neue Maschine schont das Straßenpflaster, ist sparsam, beansprucht wenig Raum, trotzt allen Einflüssen der Jahreszeiten, arbeitet geräuschlos und verbraucht vom Augenblicke des Stillstandes an keine Kraft mehr. Die elektrische Eisenbahn scheint daher berufen, mit der Zeit allen anderen Verkehrsmitteln den Rang abzulaufen.

Die Wirkung der Elektricität auf Metalle und Flüssigkeiten eröffnet der Elektrotechnik und der Chemie ein unabsehbares Arbeitsfeld, Bleicherei und Färberei finden in dem elektrischen Strom einen mächtigen Förderer, Häute lassen sich in kurzer Zeit mit Hilfe der Elektricität gerben; die für die Großstadt so verhängnißvollen Abwässer können durch den elektrischen Strom zersetzt und geklärt werden. Jene wunderbare Kunst, die Galvanoplastik, welche die Aufgabe hat, Gegenstände mit einer dünnen Kupfer-, Silber-, Gold- oder anderen Metallschicht zu überziehen, wird zu erhöhter Thätigkeit angeregt.

Dem Jahrtausende alten Verfahren der Metallgewinnung durch Feuer erwächst in der Elektricität ein mächtiger Gegner, fast mühelos werden jetzt damit Metalle aus Erzen und Salzen geschieden oder behufs chemischer Untersuchung in ihre Bestandtheile zerlegt. Hoch wichtig ist das von Thomson erfundene elektrische Schweißverfahren: man beseitigt die zu schweißenden Metallstücke aneinander, leitet den Strom durch die Berührungsstellen, dieser erzeugt starke Glühhitze, ein Hebeldruck, und die beiden Stücke sind zu einem Ganzen verbunden. Das Verfahren eignet sich vortrefflich zur Herstellung von Kesseln ohne Naht, wodurch der Einsetzdruck ein unschätzbarer Vortheil gewonnen und die Sicherheit des Dampfbetriebes erhöht wird. Durch seine überall hinzuführende Leuchtkraft, Wärmeentwickelung und wunderbare Einwirkung auf Nerven, Muskeln ꝛc. stellt sich der dynamoelektrische Strom in den Dienst der medizinischen Wissenschaft. Radirungen, Zeichnungen ꝛc. lassen sich mittels der Elektricität leicht und billig vervielfältigen, wodurch der Verbreitung verbundenen Kunstsinnes kräftig Vorschub geleistet wird.

Jones „Metall der Zukunft", das Aluminium, bewirkt in seinen nur durch den elektrischen Strom ermöglichten Verbindungen mit unedlen Metallen wahre Wunder, und fast möchte man sagen, der bisher vergeblich gesuchte Stein der Weisen sei in der Dynamo-Elektricität gefunden, denn durch das geheimnißvolle Schaffen dieser Naturkraft entstehen Rubin und Korund.

„Das Neue dringt herein mit Macht!"

Ueberwältigt von diesem Gefühl verlassen wir die Berliner Elektricitätswerke; wir sehen in ihnen den vorgeschobenen Posten einer neuen Zeit.

Die elektrische Beleuchtung der Brücke

Zeichnung

chloßbrücke in Berlin.

Der Schlaf.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

I. Der lange Schlaf. — Sagen und Mysterien.

Seit vielen Jahrhunderten ist der 27. Juni ein „Loostag“ ersten Ranges, für die Wettervorpheten wichtiger als Falbs kritische Tage; denn nach altem Volksglauben zeigt er für volle sieben Wochen das Wetter an: regnet es an diesem Tage, so wird es sieben Wochen lang fortregnen und die Erntezeit für den Landwirth höchst ungünstig sein. Diese Bauernregel hat ohne Zweifel viel dazu beigetragen, daß die Legende von den Siebenschläfern, denen der 27. Juni in deutschen Volkskalendern geweiht ist, eine so große Verbreitung und sozusagen Berühmtheit erlangt hat. Die Beziehungen der Siebenschläfer zur Meteorologie sind in Wirklichkeit von einer sehr lustigen Beschaffenheit; eher dürfte das Studium dieser Legende für die Geschichte der volksthümlichen Naturkunde von Bedeutung sein, denn es führt uns nicht allein in das Reich der Phantasie, die so viele Kaiser, Könige, Ritter und holde Jungfrauen bei Elfen und Zwergen im Bergeschoß schlummern läßt, sondern es zwingt uns unwillkürlich zum Nachdenken über die sonderbarsten Lebensräthsel.

Zur Zeit, als Kaiser Decius im römischen Reiche regierte, so läßt sich der Inhalt der Legende kurz zusammenfassen, wurden die Christen verfolgt, und der Kaiser begab sich selbst nach Ephesus, um dort die Verfolgung zu leiten. Unter denen, die sich weigerten, den heidnischen Göttern zu opfern, befanden sich auch sieben edle Jünglinge: Achilleides, Diomedes, Eugenius, Stephanus, Probatius, Sabbatius und Cyriacus, Diener im Palaste des Kaisers. In ihrer Bedrängniß flohen sie aus der Stadt und verbargen sich in der Höhle des Berges Anchilus. Als Decius ihren Zufluchtsort ausgekundschaftet hatte, befahl er, den Zugang zu der Höhle mit großen Steinen zu verschließen, „daß sie lebend begraben sein und in jenem Kerker elend sterben.“ Aber der gnädige und gütige Gott ließ sie einen sanften Tod erleiden, indem sie schon vor der Ankunft des Kaisers in einen tiefen Schlaf verfielen.

Nach etwa zweihundert Jahren, zur Regierungszeit des Kaisers Theodosius, da man in Ephesus den Märtyrertod der sieben Jünglinge längst vergessen hatte, wollte ein begüterter Mann, dem der Berg gehörte, einen Stall für sein Vieh erbauen und ließ die Steine am Eingang der Höhle wegräumen. Da flößte Gott den Heiligen in der Höhle ein neues Leben ein. Sie erwachten, setzten sich aufrecht und begrüßten einander, wie sie gewohnt waren, denn sie sahen kein Zeichen, aus dem sie schließen konnten, daß sie so lange wie todt gelegen hätten; ihre Kleider waren noch in demselben Zustande wie zuvor, und ihre Leiber waren frisch und blühend. Daher glaubten sie, daß sie nur vom Abend bis zum Morgen geschlafen hätten, und sie waren in Angst und Sorge, daß der Kaiser Decius sie suchen lasse. Einer von ihnen entschloß sich indessen, in die Stadt zu gehen, um Brot zu kaufen. Er fand Ephesus verändert, auf allen Thoren glänzte das Kreuz, und er meinte, er habe den Verstand verloren. Als er mit der alten, in der Stadt nicht mehr gebräuchlichen Münze das Brot bezahlen wollte, wurde er verhaftet, und erst der Bischof, den er zu seinen Genossen in der Höhle führte, erkannte das Wunder Gottes. Selbst der Kaiser eilte von Konstantinopel herbei und ging zur Höhle, wo ihm die Heiligen mit strahlendem Antlitz entgegenkamen. Nachdem sie ihn aber gesegnet, legten sie ihre Häupter nieder auf die Erde und entschliefen und gaben ihren Geist auf nach dem Befehle Gottes. Der Kaiser ließ das Gewölbe mit Gold und kostbaren Steinen schmücken und über der Höhle eine große Kirche erbauen. —

Diese Legende, deren Inhalt im Laufe der Zeit manche Zusätze erhalten hat, ist eine der ältesten in der christlichen Kirche, denn sie wird schon in einem Vorgänger des Bädeker, in dem Reisebüchlein „Theodosius de situ terrae sanctae“, welches zwischen 520 und 530 für Besucher des Gelobten Landes verfaßt wurde, erwähnt; es heißt an einer Stelle desselben: „In der Provinz Asien ist der Stadtbezirk Ephesus, wo sich die sieben schlafenden Brüder befinden und zu ihren Füßen das Hündchen Viricanus.“

Aber nicht nur die Christen kannten diese Sage, auch Mohammed erzählt sie, wenn auch in zerrissener Form, im Koran, wobei er auf die verschiedenen Darstellungen eingeht, indem er mit den Worten schließt: „Einige sagen: drei waren ihrer, und ihr vierter war ihr Hund; andere sagen: fünf waren ihrer, und ihr sechster war ihr Hund, kalbend über das Geheime; andere sagen: sieben waren ihrer, und ihr achter war ihr Hund. Sprich mein Herr weiß am besten ihre Zahl, nur wenige sollen es wissen. — Und sie verblieben in ihrer Höhle dreihundert Jahre, denen noch hinzugefügt wurden neun. — Sprich: Gott weiß es besten, wie lange sie dort blieben.“

Die Siebenschläfer oder die „Männer der Höhle“ und ihr Hund Kitmir werden bei den Mohammedanern als Schutzpatron der Schiffahrt verehrt und ihre Zeichen auf Schiffen eingeschnitten.

Gegen das Ende des 8. Jahrhunderts wird ähnliches aus Deutschland im Warnefrieds Langobardengeschichte erzählt: „Im äußersten Norden dieses Landes,“ heißt es darin, „am Ufer des Oceans schlafen in einer Höhle unter einem gewaltigen Felsen sieben Männer seit unbestimmter langer Zeit. Ihre Leiber sind jedoch unversehrt, wie auch ihre Kleider, und sie werden daher von den barbarischen Völkern jener Gegend verehrt. Auch den Schwunde zu mehren, müssen es Männer sein. Als jemand aus Habsucht einen von ihnen seiner Kleidung berauben wollte, da verdorrten ihm die Arme, durch welche Strafe die andern von einem solchen Wagniß abgeschreckt wurden.“

Auch bei anderen Völkern finden wir Sagen vom langen Schlaf. Im Talmud wird von Chone Hamagel erzählt, er habe einen Mann verspottet, der einen Johannisbrotbaum pflanzte, da dieser erst nach 70 Jahren Früchte trage. Chone Hamagel schlief darauf ein, und ein Felsen zog sich um ihn herum, unter welchem er 70 Jahre ungesehen in den Armen des Schlafes ruhte. Als er erwachte, pflückte der Enkel des Baumpflanzers die Früchte, und als er in sein Haus kam, fand er hier seinen Enkel als Herrn, da sein Sohn längst gestorben war. Er gab sich zu erkennen, fand aber keinen Glauben und sehnte sich nach dem Tode, der ihn auch bald darauf erreichte.

Auch Griechenland kannte berühmte Schläfer. Endymion erhielt von Zeus ewiges Leben in Gestalt eines ewigen Schlummers. In seiner Höhle besucht ihn alnächtlich seine Geliebte, die Mond-göttin Selene. Von Epimenides auf Kreta wird erzählt, daß er einst von seinem Vater ausgeschickt wurde, um ein verirrtes Schaf zu suchen. Er legte sich in einer Höhle nieder und verschlief hier 57 Jahre, und als er erwachte, suchte er das Schaf weiter; denn er glaubte, nur eine Nacht geschlafen zu haben. Er fand das Schaf nicht, aber er war glücklicher als Chone Hamagel; denn sein Bruder, der inzwischen ein Greis geworden war, erkannte ihn wieder, und Epimenides wurde als ein Liebling der Götter verehrt.

Sind alle diese Sagen der Alten nur Schöpfungen der Phantasie, oder liegen ihnen irgendwelche wirkliche Thatsachen zu Grunde? Man hat sie verschiedenartig gedeutet. Sehr beachtenswerth sind die Studien, welche J. Koch in seinem Werke „Die Siebenschläferlegende“ (Leipzig, Karl Reißner) veröffentlicht hat. Die Siebenschläfer, bei den Mohammedanern Schutzheilige der Schiffahrt, sollen seiner Ansicht nach an die phönicischen Kabiren erinnern, die bei diesem seefahrenden Volke gleichfalls die Schiffe beschützten und deren achter Bruder Esmun oder der Roslalap war. Dieser göttliche Erfinder der Medizin, der die Kunst selbst, selbst die Todten wieder zu erwecken, hat neben der Schlange auch den Hund als sein Attribut, und unter seinen Heilmitteln befand sich auch der Schlaf. Manche gingen in die Heilgrotten des Aeskulap, um durch den Tempelschlaf Heilung zu erlangen. War dieser Schlaf immer ein natürlicher oder wurde er künstlich von den Priestern erzeugt? Der Schleier, der über den medizinischen Mysterien aller Völker ruht, ist ja kaum gelüftet, und vieles war in alten Zeiten wohl bekannt, was in unseren Tagen neu erscheint.

Auffallend ist es gewiß, daß uns die Forschung über die Schlaf-Legenden zum Gott der Medizin führt! Wir wollen daraus keine Schlüsse ziehen, aber wir wollen noch länger bei allerägrauen Religionen verweilen, um noch übrerraschendere Thatsachen zu erfahren.

Im 2. Jahrhundert v. Chr. trat in Indien Patanjali mit einer Lehre auf, welche die Bekenner des Brahma zu einer besonderen Art von Gottesdienst aufforderte. Die Inder, welche an die Seelenwanderung glaubten, fürchteten die Wiedergeburt.

* Die Einzelheiten, Namen der Märtyrer, des Berges, die Dauer der Zeit schwanken bei spätern Schriftstellern.

dieser Strafe gleich galt; denn nur der Sünder, dessen Seele nicht zur Gottheit, zu der Weltseele zurückkehren durfte, mußte noch einmal die Wanderung durch das Pflanzen- und Thierreich antreten. Der Eingang in Brahmas Schooß konnte hier nur durch den gänzlichen Sieg des Geistigen über die Materie, durch die Ertödtung aller sinnlichen Triebe und Leidenschaften erworben werden. Darum wurden auch von den Brahmanen die härtesten Bußübungen erdacht, darum heißt es in ihren Lehren: „Wer einen Blinden gleich nicht sieht, einen Tauben gleich nicht hört, dem Holze gleich ohne Empfindung ist, von dem wisse, daß er die Ruhe erreicht hat.“ Die Askese der Jader spielte schließlich in den religiösen Selbstmord; in den Fluthen des Ganges oder unter den Rädern des Götterwagens suchten die Frommen ihr Heil.

Patandjali erklärte nun diese strengen Bußübungen als thörichten Wahn und stellte die Lehre von der „Joga“ auf. „Joga“ bedeutet die gänzliche Versenkung, Versenkung in das höchste Wesen durch die Kraft des Geistes und gleichmäßig durch die Nasenlöcher aus- und einhauchen. Nachstimmende. Dieses mußte aber auf eine besondere Art ausgeführt werden. „Der sich der Versenkung Widmende,“ schreibt Humboldt, „soll in einer menschenfernen reinen Gegend einen einsamen, nicht zu hohen und nicht zu niedrigen, mit Thierfellen und Opfergras bedeckten Sitz haben, Hals und Nacken unbewegt, den Körper im Gleichgewicht halten, den Odem hoch in das Haupt zurückziehen und gleichmäßig durch die Nasenlöcher aus- und einhauchen, nirgends umherblicken, seine Augen gegen die Mitte der Augenbrauen und die Spitze der Nase richten und den geheimnißvollen Namen der Gottheit „Om“ aussprechen.“

Dann kommt Ruhe über ihn; dann schwindet ihm das Bewußtsein und das Gefühl, und seine Seele kehrt zu Brahma zurück.

Unser Jahrhundert, welches in so vielen Beziehungen früheren Zeiten Geistes- und Nervenkunde erkannte, versteht auch die Folgen der Joga zu deuten. Diese Andachtsübung muß den Jogin in einen ähnlichen Zustand versetzen, in welchen so viele von uns verfallen, wenn sie einen blitzenden Knopf unverwandt ansehen, in den seligsamen Zustand, der nicht Wachen und nicht Schlaf ist, aber mit dem letzteren so viel Aehnlichkeit besitzt, daß er mit dem Namen „Hypnose“ (vom griechischen Worte Hypnos: der Schlaf) bezeichnet wird. Und in der That zeitigte die Yogalehre in Indien allerlei Blüthen des Hypnotismus, die selbst die Leistungen unserer nach Tausenden zählenden Magier und Hypnotiseure überbieten.

Im Dabistan, einem persischen Werke über die Religionssekten in Indien, heißt es an einer Stelle:

„Bei den Yogins findet man den Gebrauch, sich lebendig begraben zu lassen, wenn eine Krankheit sie befällt. Sie gewöhnen sich, mit offenen Augen den Blick starr auf die Mitte der Augenbrauen zu richten, bis ihnen die Gestalt eines Mannes erscheint; erscheint dieselbe ohne Hand, Fuß oder sonst ein Glied, so berechnen sie daraus, innerhalb wie vieler Jahre, Monate oder Tage ihr Leben zu Ende gehen werde. Sehen sie die Gestalt ohne Kopf, so wissen sie, daß ihnen nur noch ein sehr kurzes Leben beschieden ist, und dann lassen sie sich lebendig begraben.“

Dieses geschah nun in der Weise, daß die Yogins durch Unterdrückung der Athmung und Fixiren der Gesichtsthätigkeit sich in einen dem Winterschlafe der Thiere oder der kataleptischen Starre ähnlichen Zustand versetzten. Die fanatischen Yogins betreiben dies noch in unserer Zeit gewissermaßen als Gewerbe, indem sie sich gegen Belohnung zur Buße für andere lebendig begraben lassen, um nach einigen Tagen oder sogar Wochen wieder ausgegraben zu werden und ins Leben zurückzukehren. Diese Fälle, welche Brandt zuerst gesammelt und zu deuten versucht hat, sind so bekannt, daß ein ausführliches Eingehen auf dieselben überflüssig erscheint. Sie lehren uns aber, daß der unnatürliche Schlaf schon in ältesten Zeiten den Menschen bekannt war, daß er ihnen Veranlassung zu Sagen- und Mythenbildung gab, daß er in den Dienst der Gottesandacht gestellt wurde, weil er alles Ungewöhnliche räthselhaft und darum übersinnlichen Ursprungs zu sein schien.

Während aber die Dichter den Stoff verarbeiteten und die Legenden in ein poetisches Gewand kleideten, wie dies nach Goethe in seinem West-östlichen Divan gethan hat, kam allmählich die Zeit, wo auch die Wissenschaft sich mit der Erscheinung des unnatürlichen Schlafes näher befassen sollte.

II. Berühmte Langschläfer.

Wer an die Möglichkeit eines ungewöhnlich langen Schlafes nicht glauben wollte, der mußte zu allen Zeiten durch die immer und immer wiederkehrenden Berichte von Fällen der Schlafsucht von seinem Zweifel geheilt werden. Die medizinische Litteratur kennt eine ganze Anzahl solcher Fälle, von denen wir an dieser Stelle nur einige wiedergeben.

Einer der größten Schläfer war Samuel Chilton, gebürtig aus Tiverton bei Bath. Er war Handarbeiter, 25 Jahre alt, nicht seit, aber muskulös; er hatte dunkelbraunes Haar. Im Jahre 1694 schlief er ein und verschlief einen ganzen Monat, dann wachte er auf und ging wie gewöhnlich an seine Arbeit; während seiner Schlafzeit nahm er von den Speisen, die man ihm aus Lager setzte, und hatte seine normalen Entleerungen, ohne jedoch zu erwachen. 1696 schlief er wieder ein und schlief diesmal 17 Wochen lang, und während der letzten 6 ob er gar nichts. Leider ist dabei nicht einmal die Gewichtsabnahme des Körpers festgestellt worden. Im Jahre 1697 schlief Samuel Chilton wieder, und der Schlaf dauerte diesmal 6 Monate; in dem Berichte von Dr. Oliver wird aber gar nichts davon erwähnt, wie es mit der Nahrungszufuhr Chiltons bestellt war. Wir erfahren nur, daß man mit ihm allerlei ungewöhnliche und selbst grausame Versuche angestellt habe, um festzustellen, ob er wirklich keinen Schmerz empfinde oder nur ein Betrüger sei. Chilton gab keine Schmerzensäußerungen von sich und hatte nach den Erwachen keine Erinnerung an die mit ihm vorgenommenen Proben.

Aehnliche Krankengeschichten hat auch Macnisch in seinem Buche „Der Schlaf in allen seinen Gestalten“ zusammengestellt. Er erzählt von einem Schlafsüchtigen, der 8 Tage lang keine Nahrung genoß, und von einem anderen, der 3 Wochen lang schlief und während dieser Zeit keinen Bissen Essen zu sich nahm, keinen Tropfen trank, der durch nichts auch nur für einen Augenblick erweckt werden konnte, während sein Schlaf ruhig und natürlich schien. Weiter wird noch ein polnischer Soldat erwähnt, der vor Schrecken erstarrte und 20 Tage lang ohne Nahrung blieb.

Dr. Jarrold behandelte einen 41jährigen Mann wegen eines Anfalls von kataleptischer Starre, die 8 Tage lang anhielt. Der Arzt hatte den Kranken aufgegeben, denn der Puls war kaum fühlbar und die Athemzüge, die sehr oberflächlich waren, traten in je 45 Sekunden ein. Nach acht Tagen erwachte aber der Mann, der bis dahin nichts genossen hatte, verlangte ein Beefsteak und genoß vor den Augen des Arztes eine reichliche Mahlzeit.

Es wäre jedoch müßig, eine Geschichte der berühmten Schläfer aus früheren Zeiten zusammenzustellen. Die Berichte sind sehr unzuverlässig; Fälle von Schlafsucht wechseln in ihnen ab mit Erzählungen von Scheintodten, langen Ohnmachtsanfällen u. dergl. Ja, es steht darunter selbst nicht ein europäischer Yogin, der sozusagen nach Belieben „sterben“ konnte, um wieder zu erwachen. Braid berichtet diesen seltsamen Fall mit folgenden Worten des Dubliner Arztes Dr. Cheyne:

„Oberst Townsend konnte nach Belieben sterben, d. h. aufhören zu athmen, und durch bloße Willensanstrengung oder sonstwie wieder ins Leben zurückkommen. Er bat mich, in ihn, den Versuch einmal anzusehen, daß wir schließlich nachgeben mußten. Alle drei fühlten wir erst den Puls; er war deutlich fühlbar, obwohl schwach und fadenförmig, und das Herz schlug normal. Er legte sich auf den Rücken zurecht und verharrte einige Zeit regungslos in dieser Lage. Dr. Baynard legte seine Hand auf das Herz des Obersten und Herr Skrine hielt ihm einen kleinen Spiegel vor den Mund. Ich fand, daß die Spannung des Pulses allmählich abnahm, bis ich schließlich auch bei sorgfältigster Prüfung und bei vorsichtigstem Tasten keinen mehr fühlte. Dr. Baynard konnte nicht die geringste Herzzusammenziehung fühlen und Herr Skrine sah keine Spur von Athemzügen auf dem breiten Spiegel, den er vor den Mund des Patienten hielt. Dann untersuchte jeder von uns nacheinander Arm, Herz und Athem, konnte aber selbst bei der sorgfältigsten Untersuchung auch nicht das geringste Lebenszeichen an ihm finden. Wir besprachen lange, so gut wir es vermochten, diese überraschende Erscheinung. Als wir aber fanden, daß der Mann immer noch in demselben Zustande verharrte, schlossen wir, daß er doch den Versuch zu weit geführt habe, und waren schließlich überzeugt, daß er wirklich todt sei, und wollten ihn nun verlassen. So verging eine halbe Stunde. Gegen 9 Uhr früh, als wir

weggehen wollten, bemerkten wir einige Bewegungen an der Leiche und fanden bei genauerer Beobachtung, daß Puls und Herzbewegung allmählich zurückkehrten. Der Mann begann zu athmen und leise zu sprechen. Wir waren alle aufs äußerste über diesen unerwarteten Wechsel erstaunt und gingen nach einiger Unterhaltung mit ihm und untereinander von dannen, von allen Einzelheiten des Vorgangs zwar völlig überzeugt, aber ganz erstaunt und überrascht und nicht imstande, eine vernünftige Erklärung dafür zu geben."

Während der Oberst in jüngeren Jahren sich in diesen Zustand ohne sichtlichen Schaden versetzen konnte, wurde ihm dieser Versuch im späteren Alter verderblich; denn nachdem er von einem solchen freiwilligen Tode erwacht war, versiel er dem wirklichen Tode, aus dem es kein Erwachen giebt.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts brachten Aerzte, die in fernen Kolonien thätig waren, die Nachricht von einer Schlafkrankheit, die ziemlich häufig unter den Negern in Westafrika, auf den Antillen und in Mittel- und Südamerika vorkommt. Man nannte sie die Schlafsucht. Ihr Verlauf wird in folgender Weise geschildert:

„Bevor der Kranke in Schlaf verfällt, fühlt er sich niedergeschlagen und schwach. Bald hat der Kranke keinen Appetit, bald verspürt er Heißhunger, seine Schwäche nimmt immer mehr zu und es wird ihm immer schwieriger, Bewegungen auszuführen. Hierauf stellt sich ohne Fiebererscheinungen ein taumelnder Gang ein, die Theilnahme an der Umgewelt geht verloren, die Sinne trüben sich, und während der Puls langsamer wird, tritt ein tiefer Schlaf ein. Der Kranke sucht eine möglichst platte Lage auf dem Boden einzunehmen, von da ab macht er aus eigenem Antriebe keine Bewegungen und reagirt nur schwach oder gar nicht auf äußere Reize. Während der Puls immer langsamer wird, der Kranke abmagert und seine Haut eine erdfarbene Erblassung annimmt, tritt nach etwa 2 bis 3 Monaten fast regelmäßig der Tod ein. Obwohl Hunderte von diesen Schlafsuchtfällen beobachtet und viele Sektionen gemacht worden sind, ist das Wesen der Krankheit räthselhaft geblieben."

Die meisten verbürgten Fälle, die in neuerer Zeit in civilisirten Staaten beobachtet wurden, erwiesen sich als Theilerscheinungen anderer Krankheiten, die einen ungeübten Beobachter leicht zu der Annahme verleiten können, daß er einen Schlafsüchtigen vor sich habe. Unnatürliche Schlaferscheinungen kommen bei Erkrankungen des Nervensystems, namentlich aber bei der Hysterie vor. Es ist seit geraumer Zeit bekannt, daß Hysterische durch äußere Reize einen schlafartigen und der Starre ähnlichen Zustand verfallen, aus dem sie nitmnter schwer zu erwecken sind. Aber die Hysterischen, die ja auch zum Nachtwandeln neigen, verfallen auch von selbst in Schlafkrankheit. Diese kann die verschiedensten Formen annehmen; in leichteren Fällen ist sie nur ein Halbschlummer: die Kranken erwachen von Zeit zu Zeit und verborgen ihre natürlichen Bedürfnisse, oder sie schlafen fortwährend, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, und dieser Schlaf kann mehrere Tage andauern. Sehr selten geht der Schlaf in völlige Lethargie, in den sogenannten hysterischen Scheintod über. In diesem Zustande ist der Athem selten und kaum merklich, der Puls kaum fühlbar, der Stuhl wochenlang angehalten. Fälle, wo solche Zustände mehrere Tage dauerten, sind nicht selten, und selbst solche sind verbürgt, deren Dauer sich auf Monate erstreckte.

Auch die Starrsucht, Katalepsie, die oft auf hysterischer Grundlage entsteht, kann von Unerfahrenen mitunter als Schlafsucht gedeutet werden; in älteren Berichten wird oft die Starrsucht mit der Schlafsucht verwechselt.

Diese Leiden hat es zu allen Zeiten gegeben; schon bei den ältesten medizinischen Schriftstellern werden sie erwähnt. Wir haben gesehen, in welcher Weise sie und die Erscheinungen der Hypnose zu Mythenbildungen und religiöser Schwärmerei Anlaß gegeben haben. Sie bilden auch heutzutage ein Gebiet, auf dem sich die sensationsflüchtige Phantasie flüchtet. Solche Krankengeschichten werden gern erzählt und gedruckt, und der Arzt wird die Ausbreitung einer neuen Schlafkrankheit, für die leicht irgend ein Name gefunden wird, verkündigt. Geht dann die Forschung der Sache auf den Grund, so entpuppt sich vielfach die Krankheit, wie dies bei einigen Fällen der jetzt so viel besprochenen Anna der Fall war, als Typhus, Entzündung der Gehirnhäute, so erkennt man in den berühmten Schläfern der Neuzeit Hysterische und andere Nervenkranke. An gut beobachteten Fällen reiner Schlafsucht, wie sie aus älteren Berichten volksthümlich geworden sind, scheint es in der neueren medizinischen Litteratur zu fehlen.

Flammenzeichen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von **E. Werner.**

(Fortsetzung.)

Das hätte ich mir wirklich nicht träumen lassen, Ihnen hier zu begegnen, Durchlaucht," sagte Schönau. „Es hieß ja, Sie würden in diesem Sommer gar nicht nach Rodeck kommen, und Stadinger, den ich vorgestern sprach, wußte noch keine Silbe von Ihrer bevorstehenden Ankunft."

„Stadinger hat auch Ach und Weh geschrieen, als ich ihm so unvermuthet in das Haus fiel," versetzte der junge Fürst. „Es fehlte nicht viel, so hätte er mich aus meinem eigenen Schlosse hinausgeworfen, weil ich meinem Telegramm auf dem Fuße folgte und noch nichts in Ordnung war. Aber die Hitze in Ostende wurde nachgerade unerträglich, ich hielt es nicht mehr aus an dem sonnendurchglühten Strande und bekam eine unwiderstehliche Sehnsucht nach meinem kühlen, stillen Waldschlößchen — Gott sei Dank, daß ich der Hitze und dem Lärm dieses Badelebens entronnen bin!"

Seine Durchlaucht geruhte, in diesem Falle nicht die Wahrheit zu sagen. Fürst Egon war schleunigst vom Strande der Nordsee hierhergeeilt, um einer gewissen „Nachbarschaft" theilhaftig zu werden, von der er zufällig erfahren. Stadinger hatte bei einem Bericht, in welchem er um Erlaubniß bat, einige Veränderungen in Rodeck vornehmen zu dürfen, erwähnt, daß die betreffenden Einrichtungen bereits in Ostwalden bestanden, wo Frau von Wallmoden gegenwärtig weile. Zu seiner Ueberraschung traf drei Tage später statt der erwarteten Erlaubniß sein junger Herr in höchsteigener Person ein, der auf diese Nachricht hin nichts Eiligeres zu thun gewußt hatte, als seine sämmtlichen Reise- und Sommerpläne über den Haufen zu werfen. Auch der Oberforstmeister schien nicht an den erwähnten Vorwand zu glauben, denn er bemerkte etwas spöttisch:

„Dann wundert es mich in der That, daß unser Hof so lange in Ostende ausblieb. Der Herzog und die Herzogin sind ja dort, auch Prinzessin Sophie mit einer fürstlichen Nichte, einer Verwandten ihres verstorbenen Gemahls, wie ich hörte."

„Ja, mit einer Nichte!" Egon wendete sich plötzlich um und sah den Sprechenden an. „Herr Oberforstmeister, Sie wollen mir auch einen Glückwunsch aussprechen, ich sehe es an Ihrem Gesichte! Wenn Sie das aber thun, so fordere ich Sie hier mitten im Walde und auf der Stelle."

„Nun, Durchlaucht, ich beabsichtige mir keineswegs eine Forderung auf den Hals zu ziehen," versetzte Schönau lachend. „Aber die Zeitungen sprechen doch bereits ganz offen von einer bevorstehenden oder bereits vollzogenen Verlobung, die besonders in den Wünschen der fürstlichen Damen liegen soll."

„Meine allergnädigsten Tanten wünschen manches," sagte Egon kühl, „ihr allerungehorsamster Neffe ist nur bisweilen anderer Meinung als sie, und das war leider auch diesmal der Fall. Ich kam nach Ostende auf höchsten Befehl, nämlich auf eine Einladung des Herzogs, die ich nicht ablehnen konnte, aber die Lust dazu hatte mir durchaus nicht und ich durfte meine Gesundheit doch nicht so leichtsinnig preisgeben. Ich spürte bereits die ersten Anzeichen eines Sonnenstiches, der unfehlbar ausgebrochen wäre, und da entschloß ich mich noch rechtzeitig —"

„Selbst auszubrechen!" ergänzte der Oberforstmeister. „Das sieht Ihnen ähnlich, Durchlaucht, aber uns können Sie sich auch auf eine dreifache allerhöchste Ungnade gefaßt machen."

„Möglich, ich werde das in der Einsamkeit und Schwermuth meiner Verbannung tragen. Uebrigens beabsichtige ich" — der junge Fürst nahm eine sehr feierliche Miene an — „mich in diesem Sommer

ganz meinen Gütern zu widmen, besonders meinem Rodeck. Es soll da ein Umbau stattfinden. Stadinger hat mir bereits darüber geschrieben, aber ich hielt eine persönliche Besichtigung doch für nothwendig."

„Wegen der Schornsteine?" fragte Schönau verwundert. „Stadinger meinte, die Kamine im Schlosse hätten im Winter geraucht und er wolle einen neuen Schornstein bauen."

„Was weiß denn Stadinger davon!" rief Egon, ärgerlich darüber, daß sein alter „Waldgeist" ihm schon wieder mit seiner unbequemen Wahrheitsliebe dazwischen kam. „Ich habe sehr großartige Verschönerungspläne — ah, da sind wir schon am Ziel!"

Er setzte sein Pferd in schärferen Trab und der Oberforst-

„Da bin ich!" sagte er in seiner gewohnten formlosen Art. „Ich brauche mich wohl nicht erst anmelden zu lassen bei meiner Frau Schwägerin, obgleich sie mich und mein Haus in Acht und Bann gethan zu haben scheint. Weshalb bist Du nicht mitgekommen, Regine, als Adelheid vorgestern nach Fürstenstein fuhr? An den Vorwand, den sie mir in Deinen Namen vermeldete, glaube ich natürlich nicht, und nun bin ich in der Hitze zwei Stunden lang geritten, um mir eine Erklärung auszubitten."

Regine reichte ihm die Hand. Sie hatte sich äußerlich nicht verändert in den sechs oder sieben Monaten, sie war noch dieselbe kraftvoll derbe Erscheinung mit ihrem entschiedenen Auftreten; aber die frühere trotz aller Derbheit doch so gewinnende Heiterkeit

Photographie im Verlage der Photographischen Union in München.

Angelehriger Zögling.

Nach einem Gemälde von Carl Voß.

meister folgte seinem Beispiel, denn Oswalden lag in der That vor ihnen. Der große Umbau, mit dem der verstorbene Wallmoden es zu einem Prachtsitze umschaffen wollte, war allerdings unterblieben; aber das alte, epheuumrankte Schloß mit den beiden Seitenthürmen und dem schattigen, wenn auch ein wenig verwilderten Park hatte etwas ungemein Malerisches. Die jetzige Herrin beabsichtigte, wie man hörte, eine Veränderung so wenig wie einen Verkauf. Für eine Erbin des Stahlbergschen Vermögens kam es auch in der That nicht darauf an, ob sie einen Landsitz mehr oder weniger zu ihrer Verfügung hatte.

Die Herren vernahmen bei ihrer Ankunft, daß Frau von Wallmoden im Park, Frau von Eschenhagen dagegen in ihrem Zimmer sei. Der junge Fürst ließ sich bei der Dame des Hauses melden, während der Oberforstmeister zunächst seine Schwägerin aufsuchte, die er seit dem Winter nicht gesehen hatte. Er schritt nach ihrer Wohnung und trat ohne weiteres bei ihr ein.

in ihrem Wesen war verschwunden. Wenn sie es auch um keinen Preis zugab — man sah es doch, wie sie darunter litt, daß ihr einziger Sohn, dem bis dahin der Wille und die Liebe seiner Mutter das Höchste gewesen waren, sich ihr so vollständig entfremdete.

„Ich habe nichts gegen Dich, Moritz," versetzte sie. „Ich weiß es ja, daß Du mir die alte Freundschaft bewahrt hast trotz allem, was man Dir und Deiner Tochter anthat; aber Du mußt doch einsehen, daß es mir peinlich ist, wieder nach Fürstenstein zu kommen."

„Etwa wegen der aufgehobenen Verlobung? Darüber kannst Du Dich füglich trösten. Du hast es ja damals selbst gesehen und gehört, wie gemüthlich Toni die Sache nahm. Sie gefiel sich in der Rolle eines Schutzengels entschieden besser als in der einer Braut, und sie hat inzwischen ja auch einige Male brieflich versucht, Dich umzustimmen, ebenso wie ich. Leider hatten wir beide keinen Erfolg damit."

„Nein, aber ich weiß Eure seltene Großmuth zu schätzen.“

„Seltene Großmuth?“ wiederholte Schönau lachend. „Nun ja, es mag nicht gerade häufig vorkommen, daß die ehemalige Braut und der ehemalige Schwiegervater ein gutes Wort einlegen für den durchgegangenen Bräutigam und Schwiegersohn, damit ihm und seiner Herzallerliebsten endlich der mütterliche Segen zutheil wird. Aber wir sind nun einmal so erzogen in unseren Gesinnungen, und überdies haben wir beide eingesehen, daß der Willy eigentlich jetzt erst ein vernünftiger Mensch geworden ist, und das hat — ja, ich kann Dir nicht helfen, Regine — das hat einzig und allein die kleine Marietta zustande gebracht.“

Frau von Eichenhagen verzichte die Stirn bei dieser Bemerkung; sie fand nicht für gut, darauf zu antworten, sondern fragte in einem Tone, der deutlich verrieth, daß sie das Gespräch über diesen Gegenstand abzubrechen wünschte:

„Ist Toni angekommen? Ich erfuhr von Adelheid, daß sie in der Stadt sei, aber täglich zurückerwartet werde.“

Der Oberforstmeister, der inzwischen Platz genommen hatte, lehnte sich behaglich in seinen Stuhl zurück.

„Ja, sie ist gestern wiedergekommen — aber in doppelter Auflage. Sie hat sich nämlich jemand mitgebracht, von dem sie behauptet, er solle und müsse ihr künftiger Ehegemahl werden, und er behauptet das ebenfalls mit solcher Bestimmtheit, daß mir wirklich nichts anderes übrig blieb, als Ja und Amen zu sagen!“

„Wie? Toni ist wieder verlobt?“ fuhr Frau von Eichenhagen überrascht auf.

„Ja, diesmal machte sie das aber allein ab, ich mußte keine Silbe davon. Du weißt ja, sie hatte sich damals in den Kopf gesetzt, sie wolle nun auch ganz übermäßig geliebt werden und die nöthige Romantik dabei genießen. Das scheint Herr Lieutenant von Walldorf denn auch besorgt zu haben. Er hat, wie sie mir mit höchster Genugthuung erzählte, vor ihr auf den Knieen gelegen und erklärt, er könne nicht ohne sie leben, sie hat ihm eine rührende Versicherung gegeben, und so weiter! Ja, Regine, es geht heutzutage nicht mehr, die Kinder noch am Gängelband zu führen, wenn sie heirathenswerth sind, sie bilden sich ein, das Heirathen sei ihre Sache allein, und da haben sie wirklich nicht so unrecht.“

Die letzte Bemerkung klang sehr anzüglich, aber Regine überhörte sie vollständig. Nachsinnend wiederholte sie:

„Walldorf? Der Name ist mir ganz fremd. Wo hat Toni denn den jungen Offizier kennengelernt?“

„Er ist ein Freund meines Sohnes; der ihn bei seinem letzten Besuche als Gast mitbrachte. Infolge dessen stramm sich auch die Bekanntschaft mit seiner Mutter an, die Toni auf einige Wochen zu sich einlud, und da ist denn das Verloben und Verloben vor sich gegangen. Ich habe im Grunde nichts dagegen einzuwenden. Hübsch ist Walldorf, lustig und bis über beide Ohren verliebt; ein wenig flott und leicht scheint er allerdings auch zu sein, aber das wird sich geben, wenn er eine vernünftige Frau bekommt. Die Musterknaben sind gar nicht mein Geschmack, die sind die allerschlimmsten, wenn sie erst einmal wild werden, das haben wir an Deinem Willy gesehen. Also wird Walldorf das haben wir an Deinem Willy gesehen. Also wird Walldorf im Herbste seinen Abschied nehmen, denn zur Lieutenantsstrapaz paßt meine Tochter nicht; ich werde dem jungen Paare ein Gut kaufen, und zu Weihnachten ist die Hochzeit.“

„Das freut mich, um Tonis willen,“ sagte Frau von Eichenhagen mit aufwallender Herzlichkeit. „Du nimmst mir eine Last vom Herzen mit dieser Nachricht.“

„Ja mir lieb,“ nickte der Oberforstmeister; „aber nun solltest Du meinem Beispiele folgen und einem gewissen anderen Brautpaar auch eine Last vom Herzen nehmen. Sei vernünftig, Regine, und gieb nach! Die kleine Marietta ist brav geblieben, trotzdem sie beim Theater war, alle Welt giebt ihr und ihrem Auf das beste Zeugniß, Du brauchtst Dich Deiner Schwiegertochter nicht zu schämen.“

Regine erhob sich plötzlich und stieß mit einer heftigen Bewegung ihren Stuhl zurück.

„Ich bitte Dich ein für allemal, Moritz, mich mit solchen Zumuthungen zu verschonen. Ich bleibe bei meinem Worte. Pfiffikus kennt die Bedingung, unter der allein ich nach Burgsdorf zurückkehre; wenn er sie nicht erfüllt, bleibt es bei der Trennung.“

„Er wird sich hüten!“ meinte Schönau trocken. „Die Frau und die Hochzeit aufzugeben, nur weil sie seiner Frau Mutter nicht recht ist — solche Bedingungen erfüllt man überhaupt nicht.“

„Du drückst Dich ja recht liebenswürdig aus!“ rief Frau von Eichenhagen gereizt. „Freilich, was wißt Ihr Männer von der Sorge und Liebe einer Mutter, von der schwierigen Tandaleisi der Kinder! Ihr seid allesammt undankbar, rücksichtslos, selbstsüchtig —“

„Oho, dergleichen Ausfalle verbitte ich mir im Namen meines Geschlechtes,“ fiel der Oberforstmeister ebenso hitzig ein. Verlohnte aber besann er sich und lenkte ein:

„Wir haben uns seit sieben Monaten nicht gesehen, Regine, da brauchen wir uns wirklich nicht gleich am ersten Tage wieder zu zanken, das können wir später abmachen. Lassen wir also vorläufig Deinen widerspenstigen Majoratsherrn bei Seite und sprechen wir von uns! Wie gefällt es Dir in der Stadt? Du siehst nicht gerade sehr zufrieden aus.“

„Ich bin außerordentlich zufrieden,“ erklärte Regine mit großer Bestimmtheit. „Was mir fehlt, ist nur die Arbeit, ich bin den Müßiggang nicht gewohnt.“

„So schaffe Dir eine Thätigkeit! Es steht ja nur bei Dir, wieder an die Spitze eines großen Hauswesens zu treten —“

„Fängst Du schon wieder an?“

„Nun, ich meinte diesmal nicht Burgsdorf,“ sagte Schönau mit seiner Reitgerte spielend. „Ich meinte nur — Du sitzest doch ganz allein in der Stadt, und ich sitze auch allein in Fürstenstein, wenn Toni heirathet — das ist sehr langweilig! Wie wäre es denn — nun, ich habe Dir das ja schon einmal auseinandergesetzt, damals wolltest Du nicht, vielleicht hat Du Dich jetzt eines Besseren besonnen — wie wäre es denn, wenn wir bei dieser doppelten Heirath das dritte Paar abgäben?“

Frau von Eichenhagen sah finster zu Boden und schüttelte den Kopf.

„Nein, Moritz, ich bin jetzt weniger als je in der Stimmung, zu heirathen!“

„Schon wieder ein Nein!“ rief der Oberforstmeister aufgebracht. „Das ist nun der zweite Korb, den Du mir giebst! Erst wolltest Du mich nicht, weil Dir Dein Sohn und Dein geliebtes Burgsdorf an das Herz gewachsen waren, jetzt, wo Du siehst, daß Du sich alle beide ohne Dich behelfen, willst Du mich wieder nicht, weil Du nicht in der Stimmung bist. Stimmung gehört überhaupt gar nicht zum Heirathen, nur etwas Vernunft; aber wenn man die Unvernunft und der Starrsinn in hochsteigener Person ist —“

„Du wirbst ja in einer recht schmeichelhaften Weise um mich,“ unterbrach ihn Regine, nun auch in voller Entrüstung. „Das würde eine friedliche Ehe werden, wenn Du schon als Freier so auftrittst!“

„Friedlich würde sie nicht, aber langweilig auch nicht,“ erklärte Schönau. „Ich glaube, wir hätten sie beide aus. Noch einmal, Regine — willst Du mich, oder willst Du mich nicht?“

„Nein! Ich habe keine Lust, eine Ehe ‚anszuhalten‘!“

„So laß es bleiben!“ rief der Oberforstmeister wüthend, indem er aufsprang und nach seinem Hute griff. „Wenn es Dir so großes Vergnügen macht, immer und ewig nein zu sagen, so thue es; aber Willy heirathet doch, und da thut er recht, und jetzt werde ich bei seiner Hochzeit den Brautführer machen, nur um Dich zu ärgern!“

Damit stürmte er fort, ganz außer sich über diese erneute Abweisung, und Frau von Eichenhagen blieb in einer ganz abnormen Stimmung zurück. Sie hatten sich richtig wieder gezankt bei dem ersten Wiedersehen und dem zweiten Morde, sie konnten nun einmal nicht lassen von dieser fremdartigen Gewohnheit.

Inzwischen befand sich Fürst Adelsberg bei Frau von Walldorf im Parke. Er hatte sie dringend gebeten, ihm Spaziergang nicht zu unterbrechen, und nun schritten sie durch den Schatten der mächtigen Bäume dahin, im Kühlen, grünen Dämmerlicht, während draußen auf den Wiesen noch heiße Sonnenglut lag.

Egon hatte die junge Frau nicht wiedergesehen seit dem Tode ihres Gemahls; der formliche Beileidsbesuch, den er damals abgestattet hatte, war von Eugen Stahlberg im Namen seiner Schwester angenommen worden, und gleich darauf hatten die Geschwister die Stadt verlassen. Adelheid trug selbstverständlich noch die Witwentrauer, aber ihr Begleiter glaubte sie nie so schön gesehen

zu haben wie heute in dem losen blütenen Schwarz, in dem Kreppschleier, unter dem das blonde Haar schimmerte. Sein Blick streifte immer wieder dies schöne, blonde Haupt, und immer wieder sorgte er sich, was denn eigentlich mit diesem Mädel vorgegangen sei, daß es so ganz anders erschien als sonst.

Auch Egon hatte die Frau, an deren Seite er jetzt dahinschritt, bisher nur in jener kühlen, flutzen Maske gekannt, die sie ihm und der Welt gegenüber so unnahbar gemacht hatte. Jetzt war diese Kälte geschwunden, er sah und fühlte es, aber er vermochte nicht, den seltsamen Zug zu enträtseln, der an ihre Stelle getreten war. Die junge Witwe konnte doch unmöglich so tief und schwer um einen Gatten trauern, der ihr im Alter so fern stand und der, selbst wenn er jung gewesen wäre, ihr mit seiner nüchternen, kalt berechnenden Natur nie die Liebe hätte geben können, welche die Jugend verlangt. Und doch lag über ihrer ganzen Erscheinung der Ausdruck eines geheimen Leidens, eines stummen, aber schwer getragenen Wehs. Woher stammte denn nur dieser rätselhafte Zug, dieser feuchte Schimmer in den blauen Augen, die jetzt erst die Thränen hervorgerufen zu haben schienen?

„Mir ist es immer, als könnte da einmal Gluth und Leben aufstrahlen und die Schneeregion in eine blühende Welt verwandeln!“ hatte Fürst Adelsberg einmal halb im Scherze ausgerufen. Jetzt vollzog sich diese Wandlung, langsam, fast unmerklich, aber dieser weiche, bald schmerzliche Zug, der den früheren strengen Ernst verdrängte, dieser trümmerliche Blick gaben der jungen Frau einen Reiz, der ihr bisher bei all ihrer Schönheit gefehlt hatte — die Anmuth!

Das Gespräch berührte anfangs nur gleichgiltige Dinge, man tauschte die üblichen Fragen und Erkundigungen aus; Egon erzählte einiges, was während des Winters bei Hofe und in der Stadt vorgefallen war, und brachte dann auch hier bieselbe Erklärung seiner plötzlichen Ankunft vor, indem er von der unerträglichen Hitze in Ostende und seiner Sehnsucht nach der kühlen stillen Waldesein samkeit sprach. Ein flüchtiges Lächeln, das um die Lippen seiner Begleiterin zuckte, verriet ihm jedoch, daß sie dem Vorwande ebenwenig glaubte wie der Oberforstmeister, und daß die betreffende Zeitungsnachricht auch bereits zu ihr gedrungen war. Er ärgerte sich unbefriedigt darüber und sann eben nach, wie er hier, wo er doch nicht zu offen sein durfte, den Irrthum aufklären könnte, als Adelheid plötzlich fragte:

„Werden Sie diesmal allein in Rodeck bleiben, Durchlaucht? Im vergangenen Sommer hatten Sie ja einen — Gast dort.“

Ueber das Gesicht des jungen Fürsten flog ein Schatten, er vergaß die Verhöhnungsgerüchte und seinen Aerger darüber bei dieser Erinnerung.

„Sie meinen Hartmut Rojanow?“ versetzte er ernst. „Er wird schwerlich kommen, er ist gegenwärtig in Sicilien, aber war es wenigstens noch vor zwei Monaten. Seitdem habe ich keine Nachricht von ihm und weiß nicht einmal, wohin ich ihm schreiben soll.“

Frau von Wallmoden beugte sich nieder und pflückte einige Blumen, die am Wege standen, während sie leise bemerkte:

„Ich glaubte, Sie ständen in lebhaftem brieflichen Verkehr miteinander.“

„Das hoffte ich auch bei unserer Trennung und an mir liegt die Schuld nicht, aber Hartmut ist mir in der letzten Zeit ein vollständiges Räthsel geworden. Sie waren ja Zeuge davon, welchen glänzenden Erfolg seine ‚Arduna‘ bei uns davontrug, seitdem hat sich das an verschiedenen Bühnen wiederholt, das Werk siegt im Sturme, wo es nur erscheint, und der Dichter entreißt sich all diesen Triumphen, flüchtet förmlich vor seinem aufsteigenden Ruhme und verbirgt sich vor aller Welt, auch vor mir — das begreife, wer es kann!“

Adelheid hatte sich wieder emporgerichtet, aber ihre Hand, welche die eben gepflückten Blumen hielt, zitterte leise, während sich ihre Augen wie in zitzmlicher Spannung auf den Sprechen richteten.

„Und wann hat Herr Rojanow Deutschland verlassen?“ fragte sie.

„Im Anfang des Dezember. Er war kurz vorher auf einige Tage nach Rodeck gegangen, unmittelbar nach der ersten Aufführung seines Werkes. Ich hielt das für eine Laune und gab nach, da erschien er urplötzlich bei mir in der Stadt, mit einem Aussehen und in einer Stimmung, die mich geradezu erschreckten, und kündigt mir seine Abreise an, hört auf keine meiner Bitten, hält keiner Frage stand, sondern bleibt dabei, daß er fort müsse, und geht auch wirklich wie im Sturmwinde! Es vergingen Wochen, ehe ich überhaupt wieder etwas von ihm hörte, und seit dem gab er mir bisweilen Nachricht, wenn auch selten genug, aber ich wußte doch wenigstens, wo er sich befand, und konnte ihm antworten. Er war einige Monate lang in Griechenland, bald hier, bald dort, dann ging er nach Sicilien, aber jetzt bleiben die Nachrichten aus und ich bin in der größten Unruhe.“

Egon sprach mit mühsam verhaltener Erregung. Man sah es, wie nahe ihm die Trennung von dem so leidenschaftlich geliebten Freunde ging. Er ahnte nicht, daß die junge Frau an seiner Seite ihm die Lösung des Räthsels hätte geben können. Sie wußte, was Hartmut jetzt so umtrieb von Land zu Land trieb, was ihn zurückhandern ließ vor dem gefeierten Dichternamen, der einen geheimen, aber unerhörten Makel trug. — Es war der erste Nachricht von ihm, die sie hörte, seit jener verhängnißvollen Nacht in Rodeck, die ihr alles enthüllt hatte.

„Dichter sind eben anders geartet als gewöhnliche Menschen,“ sagte sie, während sie langsam einer der Bänken zuschritte. „Sie haben bisweilen das Verrecht, unbegreiflich zu sein.“

Der junge Fürst schüttelte unglaubig und krauzig den Kopf.

„Nein, das ist es nicht, das stammt aus ganz anderen Quellen! Ich ahnte ja längst, daß in Hartmuts Leben irgend etwas Dunkles, Räthselhaftes liegt, aber ich habe dem nie nach gefurscht, denn er vertrug auch nicht die leiseste Berührung dieses Punktes und verschloß sich hartnäckig, auch vor mir. Es ist, als stehe er unter einem Verhängniß, das ihm nirgends Ruhe und Frieden gönnt und plötzlich, wenn man es längst gebannt glaubt, wieder hereinbricht. Den Eindruck habe ich aufs neue empfangen, als er in dieser wilden Verstörtheit von mir Abschied nahm — es war unmöglich, ihn zu halten! Aber Sie ahnen es nicht, wie er mir fehlt! Mehr als zwei Jahre lang hat er mich vervollmt, mit seiner Nähe, mit all den Gaben seiner reichen, feurigen Natur, die er verschwenderisch ausstreute. Jetzt ist mir alles öde und farblos geworden, und ich weiß oft nicht, wie ich das Leben aushalten soll ohne ihn.“

Sie waren schon gebieben, denn sie hatten die Grenze des Parkes erreicht. Vor ihnen lagen grüne Wiesen im Sonnenglanz und drüben stiegen die Höhen des Waldgebirges empor. Adelheid hatte schweigend zugehört, während ihr Blick sich träumerisch in die Ferne verlor; jetzt aber wandte sie sich plötzlich um und streckte ihrem Begleiter die Hand hin.

„Ich glaube, Sie können ein sehr anspornender Freund sein, Durchlaucht. Herr Rojanow hätte Sie nicht verlassen sollen, vielleicht hätten Sie ihn gerettet vor diesem — Verhängniß!“

Egon glaubte seinen Sinnen nicht trauen zu dürfen. Der warme, aus dem Herzen kommende Ton, der Blick, in dem eine Thräne funkelte, diese ganze beinahe leidenschaftliche Theilnahme an seinem Schmerze überraschte ihn ebenso sehr, als sie ihn entzückte. Er ergriff stürmisch die dargebotene Hand und drückte heiß und fest seine Lippen darauf.

„Wenn mich irgend etwas trösten kann über Hartmuts Entfernung, so ist es Ihre Theilnahme,“ rief er. „Sie erlauben mir doch, das Recht des Nachbars geltend zu machen und bisweilen nach Ostwalden zu kommen? Verlassen Sie mir das nicht, ich bin ja ganz einsam in Rodeck und ich kann so einzig und allein —“

Er hielt plötzlich inne, denn er fühlte doch, daß ein solches Geständniß jetzt noch nicht am Platze sei, und es verletzte auch, er sah es deutlich. Die junge Frau zog ihren rasch ihre Hand und trat zurück; mit einem Augenblickes halte es bedurft, um sie wieder in das kalte „Nordlicht“ zu verwandeln.

„Um der Hitze und dem geräuschvollen Badeleben in Ostende zu entrinnen,“ ergänzte sie kühl. „Das sagten Sie wenigstens vorhin, Durchlaucht.“

„Es war ein Vorwand,“ erklärte der junge Fürst ernst. „Ich verließ Ostende nur, um gewissen Gerüchten, die sich an meinen dortigen Aufenthalt knüpften und sogar in die Zeitungen ihren Weg fanden, ein für allemal ein Ende zu machen. Sie waren vollkommen grundlos, soweit ich dabei in das Spiel kam — ich gebe Ihnen mein Wort darauf, Excellenz.“

Er hatte schonmehr die Gelegenheit ergriffen, um den Irrthum aufzuklären, den er gerade an dieser Stelle um keinen Preis dulden wollte, aber der Eindruck entsprach nicht seinen Erwartungen.

Frau von Wallmoden hatte sich wieder in ihre frühere Unnahbarkeit gehüllt und ließ ihn seine Uebereilung büßen.

„Wozu denn diese feierliche Erklärung, Durchlaucht? Es waren ja nur Gerüchte, und ich begreife es ebenso vollkommen wie Ihre anderen Gutsnachbarn, daß Sie sich vorläufig noch die Freiheit Ihrer Entschlüsse wahren wollen. Doch ich glaube, wir müssen nach dem Schlosse zurückkehren; Sie sagten ja, mein Schwager Schönau sei gleichzeitig mit Ihnen gekommen, und ich möchte ihn doch begrüßen."

Egon verneigte sich zustimmend und war gehorsam bemüht, während des Rückweges einen möglichst gleichgültigen und harmlosen Ton anzuschlagen, er sollte ja hier nichts anderes als der „Gutsnachbar" sein. Im Schloßhofe ergriff er den ersten besten Vorwand, um sich zu verabschieden, der auch sofort angenommen wurde, jedoch nicht, ohne daß eine Einladung zum Wiedersommen hinzugefügt worden wäre, und das war für jetzt die Hauptsache.

„Verwünschte Uebereilung!" murmelte er, als er davonsprengte. „Jetzt werde ich wieder so fern als möglich gehalten, vielleicht auf Wochen. Sobald man dieser Frau nur einen Schritt näher kommen will, starrt einem wieder das Eis entgegen. Aber —" hier leuchtete das Antlitz des jungen Fürsten auf — „aber dies Eis beginnt doch endlich zu schmelzen, ich sah und hörte es an diesem Ton und Blick, da heißt es geduldig sein — der Preis ist es schon wert, daß man ausharrt!"

Egon von Adelsberg ahnte es nicht, daß jener Blick und Ton, auf den er seine Hoffnungen baute, einem anderen galt, und daß man nur von diesem anderen hören wollte, wenn man ihm selbst die Erlaubnis zum Wiederkommen gab.

Der Juli war erst zur Hälfte vorüber, aber die Welt, die eben noch im tiefsten Frieden zu liegen schien, wurde plötzlich aufgeschreckt aus ihrer Ruhe. Am Rhein war ein Blitz aufgestammt, dessen grelles, unheimliches Leuchten bis zum Meere und zu den Alpen zuckte, im Westen stand schwer und drohend ein Kriegsgewitter, und bald hallte der Kriegsruf durch das ganze Land.

Auch in Süddeutschland brach es herein wie ein Sturmwind, riß die Männer aus ihren Lebenskreisen, änderte alle Verhältnisse und stürzte alle Pläne und Berechnungen um. Was vor acht Tagen noch behaglich und sicher im gewohnten Geleise dahinschritt, das wurde jetzt von diesem Sturme ergriffen und fortgerissen.

Zu Fürstenstein, wo die Tochter des Hauses ihre Verlobung feierte, mußte sie zugleich Abschied nehmen von ihrem Bräutigam, der zu seinem Regimente abging. Zu Waldhofen, wo man Willibald zu einem längeren Aufenthalt erwartete, erschien dieser plötzlich in stürmischer Eile, um Marietta wiederzusehen in den wenigen Tagen, die ihm noch bis zu seiner Einberufung vergönnt waren. In Ofwalden rüstete sich Adelheid zur Abreise, um ihren Bender, der bereits unter den Fahnen stand, noch einmal in die Arme zu schließen. Fürst Adelsberg hatte schon auf die ersten Nachrichten hin Rodeck verlassen und war nach der Stadt geeilt, wo er gleichzeitig mit dem Herzog eintraf. Die Welt schien auf einmal ein ganz anderes Gesicht bekommen zu haben und die Menschen mit ihr.

In Waldhofen, in dem kleinen Gärtchen des Doktorhauses, stand Willibald und sprach lebhaft und eindringlich zu dem Großvater seiner Braut, der vor ihm auf der Bank saß und nicht ganz einverstanden schien mit dem, was Willy ihm auseinandersetzte.

„Aber, lieber Willy, das ist ja eine Ueberstürzung ohnegleichen," sagte er kopfschüttelnd. „Ihre Verlobung mit Marietta ist noch nicht einmal veröffentlicht, und jetzt wollen Sie sich Hals über Kopf trauen lassen! Was wird die Welt dazu sagen?"

„Die Welt findet alles erklärlich im Augenblick der jetzigen Verhältnisse," entgegnete Willibald, „und um äußere Rücksichten können wir uns überhaupt nicht kümmern. Ich muß in den Krieg, und da ist es meine Pflicht, Mariettas Zukunft zu sichern, für alle Fälle. Ich ertrage den Gedanken nicht, daß sie nach meinem Tode jemals die Bühne wieder betreten oder von der Gnade meiner Mutter abhängig sein könnte; das Vermögen, deinen Erbe ich dereinst werden sollte, ist in den Händen meiner Mutter, die ausschließlich darüber verfügt. Ich besitze nur das Majorat, das, wenn ich falle, an eine Seitenlinie übergeht, aber unser Familiengesetz sichert der Witwe des früheren Majoratsherrn ein reiches Witthum. Ich will meiner Braut, wenn es mir nicht vergönnt sein sollte, aus dem Kriege heimzukehren, wenigstens den Namen und die Lebensstellung geben, auf die sie ein Recht hat — ich kann mich ruhig in das Feld ziehen, wenn das nicht alles zuvor geordnet ist."

Er sprach ruhig, aber mit voller Bestimmtheit. Der blöde, unbehilfene Willibald war nicht wiederzuerkennen in diesem jungen Manne, der so klar die Verhältnisse überschaute und seine Wünsche so entschieden vertrat. Er hatte freilich eine Schule der Zaghaftigkeit durchgemacht in den letzten sechs Monaten, wo er gar auf sich allein gestellt war und seine Festigkeit im Kampfe mit der Mutter vorwährend erproben mußte, und er hatte etwas gelernt in dieser Schule, das sah man. Auch sein Aeußeres erhöhte männlicher, vortheilhafter als sonst, er war, wie der Oberst meister sich ausdrückte, jetzt erst zum Menschen geworden!

Doktor Volkmar konnte solch feiner Beweisführung nicht widerschließen; er wußte am besten, daß Marietta, wenn der Krieg ihr den Verlobten nahm, wieder schutzlos und mittellos dastand, und auch ihm sank eine Last vom Herzen, wenn er ihre Zukunft gesichert wußte. Er gab daher die Einwendungen auf und fragte nur:

„Was sagt Marietta dazu? Ist sie einverstanden?"

„Gewiß, wir haben das schon gestern abend, gleich nach meiner Ankunft, beschlossen. Ich sprach ihr natürlich nicht von Versorgung und Witthum, denn sie wäre außer sich gewesen, wenn ich den Fall meines Todes so ausführlich erörtert hätte, aber ich stellte ihr vor, daß sie, wenn ich verwundet werden sollte, als meine Frau sofort, ohne Umstände und Begleitung zu mir eilen und bei mir bleiben könnte, und das entschied. — Wir wünschen so ohnehin nur eine stille Hochzeit gefeiert haben."

Sein Gesicht verdüsterte sich bei den letzten Worten und der Doktor sagte seufzend:

„Jawohl, wir hätten wohl alle keine Neigung gehabt, ein großes Fest zu feiern, wenn das Brautpaar ohne den Segen der Mutter vor den Altar treten muß. Haben Sie denn auch wirklich alles versucht, Willy?"

„Alles!" versetzte der junge Majoratsherr ernst. „Glauben Sie, daß es mir leicht wird, an einem solchen Tage meine Mutter zu entbehren? Aber sie hat mir keine Wahl gelassen, so muß ich es denn tragen. Ich werde also sofort die nötigen Schritte thun und habe in Voraussicht dessen bereits meine Papiere mitgebracht."

„Und Sie glauben, daß eine Verbindung in wenig Tagen möglich ist?" fragte der Doktor zweifelnd.

„In jetziger Zeit gewiß, die Förmlichkeiten sind auf das Nothwendigste beschränkt und alle Weitläufigkeiten aufgehoben, wo eine schleunige Trauung zu ermöglichen, wo es gewünscht wird. Sobald Marietta meine Frau ist, begleitet sie mich nach Berlin und bleibt dort, bis mein Regiment abgeht. Dann kehrt sie zu Ihnen zurück, bis zur Beendigung des Feldzuges."

Volkmar stand auf und reichte ihm die Hand.

„Sie haben recht, es ist wohl das Beste unter diesen Umständen. — Nun, mein kleiner Sinzypopf, Du willst also wirklich so geschwind heiraten, wie Dein Bräutigam es wünscht?"

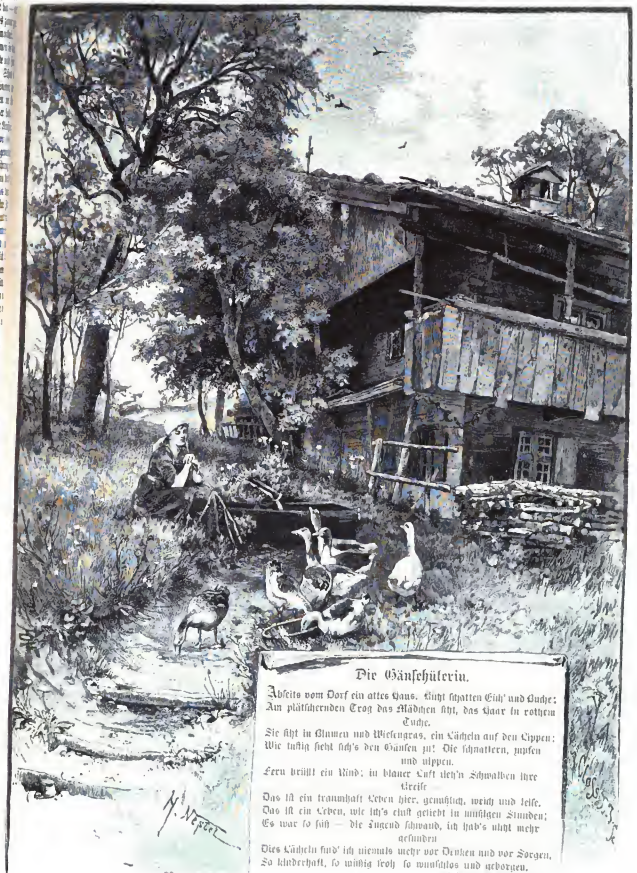
Die Frage war an Marietta gerichtet, die soeben in den Garten trat. Ihre blassen Wangen zeigten noch die Spuren von vergossenen Thränen, aber trotzdem war es ein glückseliger Ausdruck, mit dem sie in Willibalds Arme flog.

„Ich bin jede Stunde bereit, Großpapa," sagte sie innig. „Der Abschied wird uns leichter werden, wenn wir uns ganz angehören, und Du willigst ein, nicht wahr?"

Der alte Herr blickte halb schmerzlich, halb freudig bewegt auf das junge Paar, das sich so unmittelbar vor der Trennung noch vereinigen wollte, dann sagte er ergriffen:

„Nun, so heiratet denn in Gottesnamen! Ich gebe Euch aus dem Grunde des Herzens meinen Segen!"

Es wurde nun rasch das Nötige besprochen. Die Trauung sollte sobald als möglich, selbstverständlich in aller Stille und Einfachheit stattfinden, und Willibald wollte noch heute nach Fürstenstein, um dem Oberforstmeister, der ihm ganz mit der alten Herzlichkeit die Wiedervereinlohung seiner Tochter gewährt hatte, den eben gefaßten Entschluß mitzuteilen. Dann ging Doktor Volkmar, um einen Krankenbesuch zu machen, und Willy blieb mit seiner Braut allein. Sie hatten sich so lange nicht gesehen, und jetzt lag die Zukunft so schwer und drohend vor ihnen! Aber die nächsten Stunden und Tage gehörten ihnen noch, und in diesen Gedanken waren sie trotz alledem glücklich.



Die Gänsehüterin.

Abseits vom Dorf ein altes Haus. Licht schatten Eich' und Buche;
Am plätschernden Trog das Mädchen sitzt, das Haar in rothem Tuche.

Sie sitzt in Blumen und Wiesengras, ein Lächeln auf den Lippen:
Wie lustig sieht sich's den Gänsen zu! Die schnattern, zupfen und plippen.

Fern brüllt ein Rind; in blauer Luft sieh'n Schwalben ihre Kreise —
Das ist ein traumhaft Leben hier, genußlich, weich und leise.
Das ist ein Leben, wie ich's einst gelebt in müßigen Stunden;
Es war so süß — die Jugend schwand, ich hab's nicht mehr gefunden!

Dies Lächeln fand' ich niemals mehr vor Denken und vor Sorgen,
So kinderhaft, so müßig froh, so mühelos und geborgen.

Victor Blüthgen.

In ein halblautes Geplauder vertieft, bemerkten sie es nicht, daß die Thür des Hauses geöffnet wurde und jemand mit langsamen, etwas zögernden Schritten den Hauptgang entlang kam. Erst das Rauschen eines Frauenkleides auf dem Kies des Bodens machte sie aufmerksam, und plötzlich sprangen beide auf.

„Meine Mutter!“ rief Willy im freudigen Schreck, legte aber gleichzeitig den Arm um Marietta, als wollte er sie schützen vor einer etwaigen Kränkung, dann das Gesicht der Frau von Eschenhagen, die einige Schritte entfernt stehen geblieben war, erschien hart und finster und in ihrer Haltung lag nichts, was auf Versöhnlichkeit deutete. Ohne das junge Mädchen zu beachten, wandte sie sich ausschließlich an ihren Sohn.

„Ich hörte von Adelheid, daß Du hier seist,“ begann sie in einem ziemlich herben Tone, „und da wollte ich mich doch erkundigen, wie es jetzt in Burgsdorf steht. Hast Du für eine Vertretung gesorgt während Deiner Abwesenheit? Man weiß ja nicht, wie lange der Feldzug dauert.“

Der freudige Ausdruck in den Zügen des jungen Majorastherrn verschwand — er hatte doch auf eine andere Begrüßung gehofft bei diesem unerwarteten Erscheinen der Mutter.

„Ich habe nach Möglichkeit Vorsorge getroffen,“ versetzte er. „Der größte Theil meiner Leute ist allerdings einberufen, auch der Inspektor mußte in diesen Tagen fort, und ein Ersatz ist in jetziger Zeit nicht zu beschaffen. Die Arbeiten werden daher aufs Nothwendigste beschränkt und der alte Mertens wird die Oberaufsicht führen.“

„Der Mertens ist ein Schaf!“ sagte Regine mit der alten Derbheit. „Wenn der die Zügel führt, geht es drunter und drüber in Burgsdorf. Da wird wohl nichts anderes übrig bleiben, als daß ich selbst hingehe und nach dem Rechten sehe.“

„Bie, Du wolltest —?“ rief Willibald; aber seine Mutter schnitt ihm ohne weiteres das Wort ab.

„Denkst Du, ich werde Dein Hab und Gut zugrunde gehen lassen, während Du im Felde stehst? In meinen Händen ist es sicher aufgehoben, das weißt Du; ich habe lange genug das Regiment geführt, und das werde ich auch jetzt thun, bis Du wieder zurückkommst.“

Sie sprach noch immer in dem harten, kalten Tone, als wollte sie jedes wärmere Gefühl ausschließen; aber jetzt trat Willy, seine Braut noch im Arme, dicht vor sie hin.

„Um mein Hab und Gut sorgst Du Dich, Mama!“ sagte er vorwurfsvoll. „Das willst Du in Deine Obhut nehmen; aber für das Beste und Liebste, was ich besitze, hast Du kein Wort und keinen Blick? Bist Du wirklich nur gekommen, um mir zu sagen, daß Du nach Burgsdorf gehen willst?“

Um die Lippen der Frau von Eschenhagen zuckte es, ihre herbe Zurückhaltung wollte nicht mehr standhalten bei dieser Frage.

„Ich kam, um meinen einzigen Sohn noch einmal zu sehen, ehe er in den Krieg, vielleicht in den Tod geht!“ sagte sie mit schwerzlicher Bitterkeit. „Ich mußte es von anderen hören, daß er gekommen sei, um von seiner Braut Abschied zu nehmen. Zu seiner Mutter kam er nicht! Und das — das konnte ich doch nicht ertragen!“

„Wir wären gekommen!“ rief der junge Majoratsherr, „wir hätten vor der Abreise noch einen letzten Versuch gemacht, dein Herz zu gewinnen. Sieh Mutter, hier ist meine Braut, meine Marietta — sie wartet auf ein freundliches Wort von Dir.“

Regine warf einen langen Blick auf das junge Paar, und wieder zuckte es schmerzlich in ihrem Gesichte, als sie sah, wie Marietta sich scheu und doch zuversichtlich an die Brust des Mannes schmiegte, in dessen Schutz sie sich jetzt so sicher wußte. Die mütterliche Eifersucht bestand einen letzten, schweren Kampf, aber endlich gab sie sich überwunden. Frau von Eschenhagen streckte dem jungen Mädchen die Hand hin.

„Ich habe Dich einmal gekränkt, Marietta,“ sagte sie halblaut, „und habe Dir damals wohl auch unrecht gethan; aber dafür hast Du mir meinen Jungen genommen, der bis dahin nichts anderes kannte und liebte als seine Mutter, und der nun nichts anderes kennt und liebt als Dich — ich glaube, wir sind quitt.“

„O, Willy liebt seine Mutter nicht weniger als früher!“ versicherte Marietta eifrig. „Ich weiß es am besten, wie er unter der Trennung gelitten hat.“

„So? Nun, dann werden wir uns wohl vertragen müssen um seinetwillen!“ versetzte Regine mit einem Versuch, zu scherzen, der aber nicht recht gelang. „Wir werden uns in der nächsten Zeit rechtschaffen ängstigen um ihn, wenn wir ihn draußen im Felde wissen — da wird es Sorge und Kummer genug geben. Was meinst Du, Kind? Ich glaube, wir tragen es leichter, wenn wir uns zusammen ängstigen.“

Sie breitete die Arme aus, und in der nächsten Sekunde lag Marietta schluchzend an ihrer Brust. Auch in den Augen der Mutter schimmerte eine Thräne, als sie sich niederbeugte, um die künftige Tochter zu küssen, dann aber sagte sie in den alten unbefehlshaberischen Tone:

„Geweint wird nicht! Kopf in die Höh', Marietta, ein Soldatenbraut muß tapfer sein, merke Dir das!“

„Eine Soldatenfrau,“ verbesserte Willibald, der mit leuchtenden Augen dabei stand. „Wir sind soweit übereingekommen, uns noch vor dem Ausmarsch trauen zu lassen.“

„Nun, dann gehört Marietta aber von rechtswegen nach Burgsdorf,“ erklärte Regine, die sich kaum überrascht zeigte von den Entschlüssen ganz in der Ordnung zu finden schien. „Eine Einwendung, Kind! Die junge Frau von Eschenhagen hat in Waldhyson nichts mehr zu suchen, anstatt wenn sie bei ihrer Großvater zum Besuch ist. Oder fürchtest Du Dich vielleicht vor der grimmigen Schwiegermutter? Nun, ich meine, Du hast es den da“ — sie wies auf ihren Sohn — „einen himmelweiten Spaß selbst wenn er nicht zu Hause ist. Er wäre imstande, seine eigenen leibhaften Mutter den Krieg zu erklären, wenn sie seine kleine Frau dabeim nicht auf Händen getragen hat.“

„Das wird sie thun, ich weiß es!“ rief Willy ein. „Wenn meine Mutter erst einmal ihr Herz öffnet, dann thut sie es auch weit!“

„Ja, jetzt kannst Du schmeicheln,“ sagte Frau Regine mit einem strafenden Blick. „Also Du kommst mit nach Dein künftigen Heimath, Marietta. Um die Wirthschaft brauchst Du Dich nicht zu kümmern, das ist meine Sache, solch ein kleines Ding kann zu überhaupt nichts angreifen in der Landwirthschaft und ich leide es auch nicht, daß mir jemand dreinredet. So lange ich in Burgsdorf bin. Wenn ich wieder fortgehe, ist das eine andere Sache; aber ich sehe es schon kommen, daß der Willy Dir Dein lebetang wie eine Prinzessin halten wird. — Meinetwegen, wenn er nur heil und gesund zurückkommt!“

Sie streckte jetzt auch ihrem Sohne die Hände entgegen, und die beiden hatten sich vielleicht noch nie so warm und herzlich umarmt wie heute.

Als sie eine Viertelstunde später alle drei in das Herrenhaus traten, fanden sie dort mit dem Oberforstmeister zusammen, der förmlich zurückprallte beim Anblick seiner Schwägerin. Aber weidete sich redlich an seiner Ueberraschung.

„Nun, Moritz, bin ich noch die Unvermutet und der Stern sinn in höchsteigener Person?“ sagte sie, ihm die Hand bietend, aber Schinau, der den vor acht Tagen erhaltenen Korb noch nicht vermunden hatte, hielt die seinige zurück und brummte nur einige Unverständliches, aus dem man ungefähr entnehmen konnte, es habe ziemlich lange gedauert, bis die Vermutt zum Durchbruch gekommen sei. Dann wandte er sich an das junge Paar.

„Also nun soll schleunigst drauf los geheirathet werden? Doktor Bolkmar, dem ich begegnete, sagte es mir soeben, und der kam ich her, um mich als Brautführer anzubieten. Das ist nun wohl nicht mehr nöthig, da die Frau Mutter zur Stelle ist.“

„O, Du bist uns deshalb ebenso herzlich willkommen. Onkel.“ rief Willibald.

„Nun ja, so als Nebenperson bei einer Hochzeit kann ich allenfalls noch verwendet werden,“ grollte der Oberforstmeister mit einem anzüglichen Blick auf seine Schwägerin. „Also zur Heirath vor der Trommel! Das muß man sagen, Willy, Du bist aus Deinem nüchternen Burgsdorf mit Siebenmeilenstiefeln hineingewandert in die Romantik, und Dir gerade hatte ich das am wenigsten zugetraut. Uebrigens ist meine Tonk jetzt auch ganz verliebt auf das Romantische; sie und Wolldorf hatten neulich Lust gehabt, auch so mit Dampf zu heirathen vor den Standesamtsch; aber das habe ich mir verbeten, denn bei uns liegen die Verhältnisse ganz anders, und ich habe keine Lust, jetzt schon einsam dazustehen wie ein Kanz.“

Er blickte wieder mit grimmigem Ausdrucke zu Frau von Eschenhagen hinüber; aber diese trat jetzt zu ihm und sagte herzlich:

„Grolle nicht, Moritz, wir haben uns ja auch immer wieder vertragen, wir wollen auch diesmal den Streit vergessen. Du

…"Wir werden …
… um Ihr, wenn …
… es Tropp und …
… Ich glaube, wir …
…ungsplan."

…Der Oberfeldmeister besann sich noch einen Augenblick, dann …
…ihre Hand, die …
…aus, und in …
…ihren Hände …
…erzhaft.

…"Das sehe ich," bestätigte er. "Und nun gewöhnt Du …
…ie vielleicht das verwünschte Reinsagen ganz ab, Regine — …
…ch in einem anderen Punkte!"

Kopf in die …
…m, merke Dir …
…wirrende Wahr…
…r sind beide …
…ein zu haben."
…rdete aber sofort …
…die sich kaum …
…nnerz zu …
…die Arme um …
…chen, sagte …
…n flüchtig D…
…Ja. Ich …
…Gemahl."

Er stand auf und richtete sich zu seiner ganzen Höhe empor, …
…ik. Er war …
…ng zu ändern …
…nden getrauen …

…e schlanke, jugendliche Gestalt sah in der Leutnantsuniform …
…verrätlich aus, und Stadinger musterte sie mit bewunderndem …
…licken.

…"Ganz prächtig!" versicherte er. "Es ist eigentlich schade, …
…ß Durchlaucht nicht von Berufs wegen Soldat sind!"

…"Meinst Du? Nun, trotzdem bin ich doch jetzt mit Leib …
…und Seele dabei! Der Dienst im Felde wird freilich hart sein, …
…nd ich werde mich erst daran gewöhnen müssen; aber es …
…chadet nichts, wenn man sich auch einmal im Bann einer strengen …
…Pflicht weiß."

…"Nein, Durchlaucht, bei Ihnen schadet das nun schon gar …
…nichts," meinte Stadinger mit seiner entschieden Aufrichtigkeit. …
…Wenn Durchlaucht so fabelhaft im Orient herumziehen mit einer …
…großen Seefahrtsyacht und einer ganzen Herde von Elefanten, oder …
…wenn Sie in Ostende dem allerhöchsten Hof durchgehen, weil Sie …
…durchaus nicht heiraten wollen, dabei kommt doch nichts weiter …
…heraus als —"

…"Als Dummheiten!" ergänzte der junge Fürst verständnißvoll. …"Stadinger, eines werde ich im Felde schwer vermissen — …
…Deine unendliche Grobheit! Du willst mir noch eine letzte Moralpredigt halten, ich sehe es an Deinem Gesicht, ersparе mir das …
…und grüße mir lieber die Zenz, wenn Du heimkommst. Sie ist …
…doch jetzt in Rodeck?"

…"Ja, Durchlaucht, jetzt ist sie da!" erklärte der Alte mit scharfer Betonung.

…"Natürlich, weil ich nach Frankreich marschiere! Aber gieb Dich nur zufrieden, ich werde als ein wahres Muster von Vernunft und Tugend zurückkommen, und dann — dann heirathe ich auch."

…"Wirklich?" rief Stadinger freudig überrascht. "Wie wird sich der allerhöchste Hof freuen!"

…"Es kommt darauf an!" frottete Egon. "Möglicherweise zoge ich den allerhöchsten Hof in Entsetzen mit meiner Verlobung und ziehe meiner allergnädigsten Tante Sophie Krämpfe damit zu. Sieh nicht so dumm drein, Stadinger, Du begreifst das doch nicht; aber ich erkenne Dir ausdrücklich, Du während des ganzen Feldzuges den Kopf darüber zu zerbrechen. Doch nun geh', und wenn wir uns nicht wiedersehen sollten — bewahre Deinem Herrn ein gutes Andenken!"

Stadinger legte sein Gesicht in die allergrimmigsten Falten, um die aufsteigenden Thränen zu verbergen, aber das gelang ihm nicht.

…"Wie können Durchlaucht nur so reden!" brummte er. "Soll ich aber Mann etwa allein auf der Welt bleiben und sie nicht mehr sehen, so jung, so schön und so lebenskünftig? Das überlebe ich nicht!"

…"Und ich habe Dich doch rechtschaffen geärgert, mein alter Waldgeist!" sagte der junge Fürst, ihm die Hand reichend. "Aber Du hast recht, man muß an den Sieg und nicht an den Tod denken, und wenn beide zusammenkommen, dann ist das Sterben auch nicht schwer."

Der Alte beugte sich auf die Hand seines Herrn nieder und eine Thräne fiel darauf.

…"Ich wollte, ich könnte mit!" sagte er halblaut.

…"Das glaube ich," lachte Egon, "und Du würdest Dich gar nicht schlecht ansehmen als Soldat trotz Deiner eisgrauen Haare. Aber jetzt haben wir Jungen anzuretten und Ihr Alten bleibt zu Haus. Leb' wohl, Stadinger!" — er schüttelte ihm herzlich die Hand — "ich glaube gar, Du weinst? Du solltest Dich schämen! Fort mit den Thränen und den trüben Ahnungen! Du wirst mir noch manchmal den Text lesen."

…"Das gebe Gott!" seufzte Peter Stadinger aus Herzensgrunde. Er blickte noch einmal mit nassen Augen in das jugendliche, lebensfreudende Antlitz, das ihm so heiter und hoffnungsvoll zulächelte; dann ging er traurig mit gesenktem Kopfe. Es sträubte es doch jetzt erst ganz, wie sehr ihm seine junge Durchlaucht ans Herz gewachsen war.

Der Fürst warf einen Blick auf die Uhr. Er mußte zu einem seiner Vorgesetzen, sah aber jetzt, daß fast noch eine Stunde an der bestimmten Zeit fehlte, und so griff er denn nach den Zeitungen und vertiefte sich in die neuesten Depeschen und Berichte.

Da ließ sich ein rascher, lauter Schritt im Nebenzimmer hören; Egon sah erstaunt auf: so pflegten die Diener nicht aufzutreten, und Besuche wurden ja stets gemeldet. Dieser Besuch bedurfte freilich keiner Anmeldung, das wußte die ganze Dienerschaft, ihm sprangen alle Thüren auf im Hause des Fürsten Rodeberg.

…"Hartmut! Du bist es!"

Egon stürzte in freudiger Ueberraschung dem Eintretenden entgegen und warf sich an seine Brust.

…"Du bist wieder in Deutschland und ich habe keine Ahnung davon? Du Böser, der mich zwei volle Monate lang ohne Nachricht ließ! Kommst Du, um mir Lebewohl zu sagen?"

Hartmut hatte weder die Begrüßung noch die stürmische Umarmung erwidert, stumm und finster ließ er beides über sich ergehen, und als er endlich sprach, verrieth auch sein Ton nichts von der Freude des Wiedersehens.

…"Ich komme geradeswegs vom Bahnhof. Ich hoffe kaum, Dich noch zu finden, und doch hängt für mich alles daran."

…"Aber weshalb hast Du mir denn nicht Dein Kommen gemeldet? Ich schrieb Dir ja unmittelbar nach der Kriegserklärung! Du warst doch damals noch in Sicilien?"

…"Nein, ich reiste ab, als der Krieg unvermeidlich zu werden schien, und habe Deinen Brief nicht mehr erhalten — ich bin seit acht Tagen in Deutschland."

…"Und erst jetzt kommst Du zu mir?" sagte Egon vorwurfsvoll.

Rojanow beachtete den Vorwurf nicht, sein Auge haftete auf der Uniform des Freundes, und es lag etwas wie verzehrender Neid in diesem Blick.

…"Du stehst bereits im Dienst, wie ich sehe," sagte er hastig. …"Ich bedauschunge gleichfalls, in die deutsche Armee einzutreten."

Egon mochte alles andere eher erwartet haben als eine solche Eröffnung. In grenzenloser Ueberraschung trat er einen Schritt zurück.

…"Zu die deutsche Armee? Du, der Rumäne?"

…"Ja, und deshalb komme ich zu Dir; Du wirst mir den Eintritt ermöglichen!"

…"Ich?" fragte der Fürst, dessen Verwunderung immer höher stieg. …"Ich bin ja jetzt nichts weiter als ein junger Offizier! Wenn es Dir wirklich Ernst ist mit diesem seltsamen Vorhaben, mußt Du Dich an eine der zuständigen Kommandostellen wenden."

…"Das habe ich ja bereits gethan an verschiedenen Orten, sogar in Eurem Nachbarstaate habe ich es versucht, aber man will einen Fremden nicht aufnehmen. Man fordert alle möglichen Papiere und Ausweise, die ich nicht besitze, und quält mich mit endlosem Fragen und Forschen, überall tritt mir Argwohn und Mißtrauen entgegen, niemand will meinen Entschluß begreifen."

…"Offen gestanden, Hartmut, ich begreife ihn auch nicht," sagte Egon ernst. …"Du hast stets eine tiefe Abneigung gegen Deutschland zur Schau getragen. Du bist der Sohn eines Landes, dessen höhere Kreise nur französische Bildung und Sitten kennen, das mit all seinen Neigungen ausschließlich auf seiten Frankreichs steht, da ist das Mißtrauen bei Freunden doch wohl erklärlich. Aber warum wendest Du Dich nicht an den Herzog persönlich, um Deinen Wunsch durchzusetzen? Du weißt, wie sehr er für

den Dichter der ‚Arivana' eingenommen ist, es kostet Dich nur eine Andeutung, die er Dir jederzeit gewähren wird, und ein Befehl von ihm hebt jede Schwierigkeit und gestattet jede Ausnahme."

Rojanows Blick sank zu Boden und seine schon so umdüsterte Stirn verfinsterte sich noch mehr, als er erwiderte:

„Ich weiß es, aber gerade dort kann ich nichts erbitten. Der Herzog wurde mir dieselbe Frage stellen wie alle die andern, ihm darf ich die Antwort nicht schuldig bleiben, und die Wahrheit — kann ich ihm nicht sagen."

„Auch mir nicht?" fragte der junge Fürst, indem er zu ihm trat und die Hand auf seine Schulter legte. „Warum bestehst Du so stürmisch auf dem Eintritt in unser Heer? Was sucht Du eigentlich unter den deutschen Fahnen?"

Hartmut strich mit der Hand über die Stirn, als wollte er dort etwas fortwischen, dann antwortete er schwer und dumpf:

„Die Erlösung — oder den Tod!"

„Du kehrst zurück wie Du gegangen bist, als ein Räthsel!" sagte Egon kopfschüttelnd. „Damals hast Du mir jede Erklärung verweigert, soll ich auch jetzt Deine Geheimnisse nicht erfahren?"

„Schaffe mir die Aufnahme in das Heer und ich sage Dir alles!" rief Rojanow in fieberhafter Erregung. „Gleichviel unter welchen Bedingungen, nur schaffe sie mir! Aber sprich nicht mit dem Herzog, nicht mit einem der Generale, sondern wende Dich an eins der untergeordneten Kommandos. Dein Name, Deine Verwandschaft mit dem regierenden Hause machen Dein Fürwort möchtig. Man wird den Fürsten Adelsberg kein Nein zur Antwort geben, wenn er selbst einen Freiwilligen anmeldet."

„Aber man wird ihm dieselbe Frage stellen wie Dir. Du bist Rumäne —"

„Nein, nein!" rief Hartmut leidenschaftlich aus. „Wenn ich es Dir denn doch bekennen muß — ich bin ein Deutscher!"

Die Wirkung dieser Erklärung war nicht so groß, als Hartmut gefürchtet haben mochte. Der Fürst sah ihn wohl einen Augenblick lang betroffen an, dann aber entgegnete er:

„Das habe ich bisweilen geahnt. Wer eine ‚Arivana' in deutscher Sprache dichten konnte, der verdankt diese Sprache nicht bloß seiner Erziehung, der ist verwachsen mit ihr. Aber Du führst den Namen Rojanow —"

„Den Namen meiner Mutter, die einer rumänischen Bojaren-Familie angehörte. Ich selbst heiße — Hartmut von Falkenried."

Der eigne Name klang so seltsam fremd in seinem Ohre, er hatte ihn ja seit langen Jahren nicht ausgesprochen, aber auch Egon stutzte dabei.

„Falkenried? So hieß ja der preußische Oberst, der damals in geheimer Sendung aus Berlin kam! Siehst Du in irgend einer Beziehung zu ihm?"

„Es ist mein Vater!"

Der junge Fürst blickte mitleidig auf seinen Freund, denn er sah, wie furchtbar schwer diesem das Geständniß wurde. Er fühlte wohl, daß hier ein Familiendrama verborgen lag, und zu zartfühlend, um weiter zu forschen, fragte er nur:

„Und Du willst Dich nicht als Sohn Deines Vaters, nicht als einen Falkenried bekennen? Damit stände Dir ja jedes preußische Regiment offen."

„Nein, damit wäre es mir verschlossen für immer — ich bin von zehn Jahren aus dem Kadettenhause entflohen."

„Hartmut!" Es lag ein Ausdruck des Entsetzens in dem Ruf.

„Nun, hältst Du das etwa auch für ein todeswürdiges Verbrechen wie mein Vater? Du freilich bist in der Freiheit aufgewachsen und hast keine Ahnung von dem eisernen Zwange, der in diesen Kasernen herrscht, von der Tyrannei, mit der man unter das Joch eines blinden Gehorsams gebeugt wird. Ich konnte das nicht ertragen, mich drängte es gewaltsam zur Freiheit und zum Licht. Ich hab, ich bestürmte meinen Vater, vergebens, er hielt mich fest an der Kette — da zerriß ich sie und entfloh mit meiner Mutter."

Er stieß das alles mit einem wilden, verzweiflungsvollen Trotze hervor, aber sein Auge haftete beinahe angstvoll auf dem Gesicht seines Zuhörers. Der Vater mit seinen starren Ehrbegriffen verdammte ihn, aber der Freund, der ihn vergötterte, der mit seiner leidenschaftlichen Begeisterung für ihn und seinen Genius alles bewunderte, was er that, der mußte doch die Nothwendigkeit seines Schrittes begreifen. Doch dieser Freund schwieg, und in dem Schweigen lag sein Urtheil.

„Also auch Du, Egon?" In dem Ton des Fragenden, der minutenlang vergebens auf Antwort gehofft hatte, lag eine tiefe Bitterkeit. „Auch Du, Egon, der mir so oft sagte, daß nichts den Flug eines Dichters hemmen darf, daß er die Bande sprengen muß, die ihn am Boden halten? Das thun ich und das hättest Du auch gethan."

Der junge Fürst richtete sich mit voller Entschiedenheit empor.

„Nein, Hartmut, da irrst Du denn doch. Ich wäre niemals einer strengen Schule entlaufen — dem Waffendienste mit!"

Da war es wieder, das herbe Wort, das schon einmal den Knabe gebört hatte: „Dem Waffendienst entlaufen!" Es traf ihn auch jetzt das Blut in die Stirn.

„Warum wurdest Du nicht Offizier?" fuhr Egon fort. „Du wirst das ja sehr früh in Deiner Heimath! Nach einigen Jahren kommst Du dann den Abschied nehmen, in einem Alter, wo das Leben erst beginnt, dann warst Du frei — mit Ehren!"

Hartmut verstummte: das hatte ihm auch der Vater entgegnet, aber er wollte eben nicht warten und sich beugen. Die Schranke hinderte ihn und er warf sie einfach nieder, unbekümmert darum, daß er auch Pflicht und Ehre damit niederwarf.

„Du weißt nicht, was damals alles auf mich einstürmte: entgegnete er gepreßt. „Meine Mutter — ich will sie nicht anklagen, aber sie ist mein Verhängniß geworden. Der Vater hatte sie schon in meinen Kinderjahren von ihr getrennt, ich hielt sie todt, da trat sie auf einmal wieder in mein Leben und riß mich an sich, mit ihrer heißen Mutterliebe, mit ihren Verheißungen von Freiheit und Glück. Sie allein hat jenen unseligen Wortbruch verschuldet —"

„Welchen Wortbruch?" fiel Egon erregt ein. „Hatten Sie etwa schon den Eid geleistet?"

„Nein, aber ich hatte meinem Vater das Wort gegeben, zurückzukehren, als er mir eine letzte Unterredung mit der Mutter gestattete —"

„Und statt dessen entflohst Du mit ihr?"

„Ja!"

Die Antwort klang kaum hörbar, und dann folgte eine lange Pause. Der junge Fürst sprach kein Wort, aber in seinem offenen sonst so sonnigen Antlitz malte sich ein tiefer, bitterer Schmerz, der bitterste seines Lebens, dann in dieser Minute verlor er den so leidenschaftlich geliebten Freund.

Hartmut nahm endlich wieder das Wort, aber er blickte nicht auf dabei.

„Du begreift es jetzt, warum ich den Eintritt in das Heer um jeden Preis erzwingen will. Jetzt, wo der Krieg ausbricht, kann der Mann sühnen, was der Knabe gefehlt hat. Dahin vertieft sich Sicilien schon auf die ersten bedrohlichen Nachrichten hin und flog wie im Sturme nach Deutschland. Ich hoffte, fort zu den Waffen eilen zu können, ich ahnte ja nichts von all den Hindernissen und Schwierigkeiten, die man mir bereitet, aber Du kannst sie beseitigen, wenn Du für mich eintrittst."

„Nein, das kann ich nicht!" sagte Egon kalt. „Nach dem, was ich soeben erfahren habe, ist das unmöglich!"

Hartmut erbleichte und trat mit einer heftigen Bewegung dicht vor ihn hin.

„Du kannst nicht? Das heißt — Du willst nicht!"

Der Fürst schwieg.

„Egon!" — es lag ein wildes, stürmisches Flehen in dem Tone — „Du weißt, ich habe nie eine Bitte an Dich gerichtet, es ist die erste und letzte, aber jetzt bitte, beschwöre ich Dich um dieser Freundschaftsideale. Es ist die Erlösung von dem Verhängniß, das mich seit jener Stunde verfolgt, die Versöhnung mit meinem Vater, die Versöhnung mit mir selbst — Du mußt mir helfen!"

„Ich kann nicht," wiederholte der junge Fürst tieferust. „Die Zurückweisung, die Du erfahren hast, mag Dich schwer treffen, ich glaube es, aber sie ist nur gerecht. Du hast mit Deinem Vaterlande, Deinen Pflichten gebrochen, und das läßt sich nicht so ohne weiteres wieder zusammenknüpfen, wenn man andern Sinnes geworden ist. Du entflohst dem Waffendienste — Du der Sohn eines Offiziers — jetzt verschließt der Waffendienst sich Dir und Du mußt es tragen!"

„Und das sagst Du mir so ruhig, so kalt?" rief Hartmut außer sich. „Siehst Du denn nicht, daß es sich für mich um Leben und Tod handelt? Ich habe meinen Vater wiedergesehen damals in Rodeck, als er an das Sterbebett Waldmedens mich

Er hat mich zerschmettert mit seiner Verachtung, mit den furchtbaren Worten, die er mir in das Antlitz schleuderte. Das war es, was mich fortrieb aus Deutschland, was mich ruhelos von Ort zu Ort jagte! Aber seine Worte gingen mit mir und schufen mir das Leben zur Hölle. Ich habe den Kriegsruf wie eine Erlösung begrüßt, ich wollte kämpfen für das Vaterland, das ich einst von mir stieß, und nun schließt sich mir die Thür, die sich allen, allen öffnet. Egon, Du wendest Dich ab? Nun, dann bleibt mir nur noch ein Weg!“

Er wandte sich mit einer jähen, verzweiflungsvollen Bewegung nach dem Tische, wo die Pistolen des Fürsten lagen, aber dieser stürzte auf ihn zu und riß ihn zurück.

„Hartmut! Bist Du wahnsinnig?“

„Vielleicht werde ich es noch! Ihr foltert mich zu alle dis zum Wahnsinn!“

Es lag eine grenzenlose Verzweiflung in den Worten. Auch Egon war bleich geworden und seine Stimme bebte, als er sagte:

„Ehe es dahin kommen soll — ich werde versuchen, die Aufnahme bei einem Regimente zu verschaffen!“

„Endlich! Ich danke Dir!“

„Versprechen kann ich Dir allerdings nichts, denn der Herzog muß jetzt gänzlich aus dem Spiel bleiben, da er nichts erfahren darf. Er geht auch morgen schon nach dem Kriegsschauplatz ab. Vernimmt er später, daß Du in seiner Armee dienst, so sind wir mitten im Sturm des Krieges, und einer vollendeten Thatsache gegenüber fragt man nicht so eingehend nach dem Wie und Warum. Aber es wird immerhin einige Tage dauern, ehe die Entscheidung erfolgt — willst Du so lange mein Gast sein?“

Der junge Fürst hätte das sonst als selbstverständlich angenommen und wäre außer sich gewesen bei einer Weigerung seines Freundes; jetzt fragte er, und Hartmut fühlte, was in dieser Frage lag.

„Nein, ich bleibe überhaupt nicht in der Stadt,“ versetzte er. „Ich gehe zu dem Rodecker Förster und bitte Dich, mir dorthin Nachricht zu senden, in wenigen Stunden kann ich ja wieder hier sein.“

„Wie Du willst. Du gehst also nicht nach dem Schlosse?“ Hartmut sah ihn mit einem langen, schmerzlichen Blicke an. „Nein, in die Försterei. Leb' wohl, Egon!“

„Leb' wohl!“

Sie schieden, ohne Händedruck, ohne ein verneres Abschiedswort, und als die Thür hinter ihm zufiel, da wußte es auch Hartmut, daß er den Freund verloren, der ihn bis dahin vergöttert hatte. Auch hier vernrtheilt und ausgestoßen — er mußte sie furchtbar büßen, die alte Schuld!

Plauderstündchen.
Nach einem Gemälde von Fr. Prölß.
Photographie im Verlage der Photographischen Union in München.

In Oswalden war die Schloßherrin jetzt allein; sie hatte von ihrem Bruder die Nachricht erhalten, daß er sich bereits auf dem Marsche befinde und daß das geplante Wiedersehen der Geschwister unterbleiben müsse. Adelheid hatte infolgedessen ihre Abreise nach Berlin verschoben, um noch der Trauung Willibalds und Marietlas beizuwohnen, die in aller Stille und nur in Gegenwart der nächsten Verwandten stattfand. Unmittelbar darauf war das neue Ehepaar nach Berlin gereist, wo Willy sofort in sein Regiment eintreten mußte; seine junge Frau wollte die wenigen Tage bis zum Ausmarsch noch in seiner Nähe bleiben und dann nach Burgsdorf gehen, wo sich ihre Schwiegermutter bereits befand.

Es war in den Vormittagsstunden, als Fürst Adelsberg am Schlosse von Oswalden vorfuhr. Er war für heute beurlaubt worden, um noch einiges „Nothwendige“ zu ordnen, aber diese Nothwendigkeit führte ihn nicht nach Rodeck, sondern nach Oswalden; er kam, um Abschied zu nehmen von Adelheid, die er seit jenem ersten Besuche nicht wiedergesehen hatte.

Als sein Wagen in den Schloßhof einbog, kam ihm der Priester des benachbarten kleinen Wallfahrtes mit dem Sakrament und in Begleitung des Meßners entgegen. Er hatte offenbar einem Schwerkranken die letzte Oelung gespendet — eine ernste Mahnung in ernster Zeit, und der Fürst erkundigte sich beim Aussteigen sofort, wem der traurige Besuch gegolten habe. Er erfuhr, daß es einer der Beamten sei und daß die Schloßherrin angenblicklich bei dem Kranken weile, man wolle ihr aber sofort den Besuch melden.

In dem Empfangszimmer, wohin man ihn gewiesen hatte, schritt Egon unruhig auf und nieder. Er kam, um sich Gewißheit zu holen, ohne die er nicht hinausziehen zu können meinte in den Kampf auf Leben und Tod, und dieser Kampf mußte es rechtfertigen, wenn er einer Frau, die noch die Weltenthrone trug, jetzt schon mit solchen Wünschen nahte. Es sollte ja noch keine Werbung sein, nur eine Hoffnung wollte er mit sich nehmen, jene Hoffnung, die bei dem letzten Zusammensein so hell und beglückend in ihm aufgeflammt war, als Adelheid eine so warme Theilnahme bei seinem Schmerze um den fernen Freund zeigte. Er ahnte nicht, daß er sich in einem verhängnißvollen Irrthum befand.

Aber trotzdem lag ein Schatten auf den sonst so heiteren Zügen des jungen Fürsten. Es war nicht der Abschied, der ihn bekümmerte, er ging in den Kampf mit der glühenden Begeisterung, der seinen Zwiespalt der Jugend, die nur von Siegen träumt und alle trüben Ahnungen weit von sich wirft. Er träumte ja überdies noch von einem künftigen Glück, das er jetzt sich sichern wollte. Da öffnete sich die Thür und Frau von Wallmoden trat ein.

„Ich bitte um Verzeihung, daß ich Sie so lange warten ließ, Durchlaucht,“ sagte sie nach der ersten Begrüßung. „Man hat es Ihnen wohl mitgetheilt, daß ich bei einem Sterbenden war.“

„Ich hörte es bei meiner Ankunft,“ versetzte Egon, der ihr entgegengeeilt war. „Ist der Fall wirklich so schwer?“

Ueber dem „Walde“ lag ein düsterer, wolkenumschleierter Himmel, der von Zeit zu Zeit einen Regenschauer herabsandte. An den Höhen hingen graue Nebel und in den Baumwipfeln brauste der Sturm. Es war ein herbstlich rauher Tag, mitten im Hochsommer.

„Lieber! Der arme Tanner! Er war früher Hauslehrer bei einer Familie in der Umgegend, hat aber wegen einer schweren Erkrankung seine Stellung aufgeben müssen. Auf Verwendung meines Verwandten, des Oberforstmeisters, übertrug ich ihm das Ordnen und Aufstellen der Bibliothek meines verstorbenen Gatten, die nach Ostwalden geschafft wurde, denn man hoffte, daß er sich bei dem leichten Amte und in der kräftigen Waldluft vollends erholen würde. Er war so dankbar dafür und erzählte mir noch gestern, wie glücklich seine Mutter darüber sei, daß er, als noch nicht ganz wiederhergestellt, vom Dienste befreit bleibe und nicht in den Krieg zu ziehen brauche. Da überfällt ihn heut morgen ein Blutsturz, und jetzt sagt mir der Arzt, daß der Arme höchstens noch eine Stunde zu leben habe. Es ist furchtbar, wenn ein junges Leben sich so rettungslos verblutet!"

„Und das wird doch in den nächsten Wochen bei Tausenden geschehen!" rief Egon. „Sie waren also selbst bei dem Sterbenden?"

„Auf seinen Wunsch. Er wußte, wie es mit ihm stand, und da wollte er mich noch einmal sprechen, um mir eine Bitte für seine alte Mutter ans Herz zu legen, die mit ihm ihre einzige Stütze verliert. Ich habe ihm darüber beruhigt, aber das war auch alles, was ich zu ihm vermochte."

Man sah es der jungen Frau an, wie sie der Vorgang an dem Sterbebett erschüttert hatte, und auch Egon empfand ein tiefes Mitgefühl bei der Erzählung.

„Ich komme, um Abschied zu nehmen," sagte er nach einer kurzen Stille. „Wir rücken übermorgen aus, und da konnte ich es mir nicht versagen, Sie noch einmal aufzusuchen. Glücklicherweise fand ich Sie noch, denn wie ich höre, wollen auch Sie fort."

„Ja, nach Berlin, das einsame Ostwalden ist so abgelegen, und in dieser Zeit der fieberhaften Erwartung will man doch möglichst im Mittelpunkte der Nachrichten und Verbindungen sein. Ich habe mich ja auch um einen Bruder zu sorgen, der unter den Fahnen steht!"

Wieder trat eine kurze Pause ein, und der junge Fürst wollte eben an die letzte Bemerkung anknüpfen, um das zur Sprache zu bringen, was ihm am Herzen lag, als ihm Frau von Wallmoden mit einer Frage zuvorkam, die anscheinend gleichgültig und doch mit leise bebender Stimme gestellt wurde.

„Bei Ihrem letzten Besuche waren Sie ja so in Sorge. Durchlaucht, über das Ausbleiben der Nachrichten von Ihrem Freunde. Hat er Ihnen jetzt ein Lebenszeichen gegeben?"

Egon sah zu Boden und der Schatten, der während des Gespräches gewichen war, legte sich wieder schwer und düster über seine Züge.

„Ja!" erwiderte er kalt. „Rojanow ist wieder in Teufsland."

„Seit der Kriegserklärung?"

„Allerdings, er kam —"

„Um mit in den Kampf zu ziehen! O, ich wußte es!"

Der Fürst blickte sie in höchster Betroffenheit an.

„Sie wußten das, Excellenz? Ich glaubte, Sie hätten Hartmut nur als Rumänen und nur durch mich gekannt."

Ueber die Wangen der jungen Frau floß eine dunkle Glut, sie fühlte es, wie verräterisch der Ausruf gewesen war, aber sie faßte sich rasch.

„Ich lernte Herrn Rojanow erst im letzten Herbste kennen, als er Ihr Gast in Rodeck war," antwortete sie fest; „aber seinen Vater kenne ich seit langen Jahren, und dieser — ist darf wohl annehmen, Durchlaucht, daß Sie alles wissen, was geschehen ist?"

„Ja, jetzt weiß ich es!" sagte Egon mit schwerer Betonung. „Nun wohl, Oberst Falkenried war ein naher Freund meines Vaters und verkehrte oft in unserem Hause. Ich hatte freilich nie von einem Sohne gehört und hielt den Oberst für kinderlos, bis zu jener furchtbaren Stunde in Rodeck, am Todestage meines Vaters. Da erfuhr ich die Wahrheit und wurde Zeuge der Begegnung zwischen Vater und Sohn."

Der junge Fürst athmete auf bei dieser Erklärung, die ihr eben erwachende unheimliche Ahnung wieder verscheuchte.

„Dann begreife ich allerdings Ihre Theilnahme," entgegnete er. „Oberst Falkenried ist in der That zu beklagen."

„Nur er?" fragte Adelheid, befremdet durch den herben Ton der letzten Worte. „Und Ihr Freund selbst?"

„Ich habe keinen Freund mehr, ich habe ihn verloren!" rief Egon in leidenschaftlichem Schmerze aus. „Schon was er mir vor zwei Tagen gestand, riß eine tiefe Kluft auf zwischen uns, und was ich jetzt weiß, das trennt uns für immer."

„Sie urtheilen sehr hart über das Vergehen eines Siebzehnjährigen — er muß ja damals fast noch ein Knabe gewesen sein."

Es lag ein tiefer Vorwurf in den Worten der jungen Frau, aber der Fürst schüttelte heftig den Kopf.

„Ich spreche nicht von jener Flucht und jenem Wortbruch, obgleich sie schwer genug wiegen bei dem Sohne eines Offiziers, aber was ich gestern erfuhr — ich sehe, Sie wissen das Schlimmste noch nicht, gnädige Frau, und wie sollten Sie es auch wissen! Erlassen Sie mir diesen Bericht."

Adelheid war bleich geworden und ihre Augen hafteten starr und angstvoll auf dem Sprechenden.

(Fortsetzung folgt.)

„Rembrandt als Erzieher."

Ideen eines niederdeutschen Idealisten.

Von Johannes Proelß.

Rembrandt als Erzieher" tauchte der Titel eines Buchs, das vor kurzem erst erschienen, schon viel von sich reden gemacht und — obgleich nach Gedankengang und Vortrag keine leichte Lektüre — bereits die neunte Auflage erlebt hat.* Ein Buch über Rembrandt, gelehrte Untersuchungen über einen all bekannten Maler — und eine solche Wirkung: da muß ein allgemeines zeitgenössisches Interesse im Spiele sein. Wohl ist der Titel geeignet, Neugierde bei litterarischen Feinschmeckern zu erwecken, er klingt räthselhaft, Ueberraschung verheißend: das geht nicht zur Erklärung der überraschenden Theilnahme, die das Buch findet. „Rembrandt als Erzieher" und — „von einem Deutschen"? Was soll diese Betonung einer Selbstverständlichkeit, und wieso ist Rembrandt ein Erzieher? Ein Maler ist kein Pädagog. Von Dichtern läßt sich das eher sagen. Rousseau — Goethe — Tolstoi — sie haben pädagogische Romane geschrieben; Herder, Schiller, Lessing stellen Ziele auf für die Erziehung des Menschengeschlechts. Und in übertragenem Sinne wirkt jeder Dichter erzieherisch. Aber ein Maler? Haben wir nicht gelernt, ein guter Mater werde nicht Gedanken und Ideen darstellen, sondern Bilder schaffen, die unmittelbar ein Stück Leben wiedergeben, das er mit besonderer Empfindung seinen malerischen Werthes erkannt und erschaut hat? Und ist nicht Rembrandt gerade solch ein Maler? Obwohl — sein Beispiel, die Art, wie er aufgefaßt und gemalt hat, sie können auf neue Künstlergenerationen belehrend und befeuernd wirken, wie dies allbereits in verschiedenster Weise, namentlich während des letzten Jahrhunderts geschehen ist. Solch vorbildliches Wirken eines alten Meisters ist aber wohl kaum gemeint. Die Erziehung hat nicht die Kunst, sondern das Leben zum Zweck.

Ueberdrücken wir Rembrandts Schaffen: die „Anatomie", die „Nachtwache", seine lebensvollen Bildnisse, seine realistischen Darstellungen aus der Erdenwallfahrt des Erlösers; erfassen wir diese genialen Gemälde und Radirungen in ihrem innersten Kern, der uns stets etwas eigenthümlich Schönes offenbart als Blüthe eines tiefernsten, ins Wesen der Dinge sich bohrenden Wahrheitsdranges, vielleicht daß hier uns die Lösung des räthselvollen Titelwortes wird! Wie er selber uns aus seinem bekanntesten Selbstporträt

* „Rembrandt als Erzieher." Von einem Deutschen. Leipzig, Verlag von C. L. Hirschfeld. 1890.

entgegenlacht, sein blühend Weib, die fröhliche Saskia, auf dem Knie, bei schäumendem Pokal unschuldiger Festlust hingegeben, das läßt sich in der That deuten als ein feuerkräftig „Gaudeamus", welches herausfordernd in unsere nachdenkliche, schier überernste Zeit von feinen Lippen herüberklingt. Sein „guter Samariter" kann den Zug unserer Zeit zur Bethätigung von Milde und Barmherzigkeit im Dienst des öffentlichen Wohles bestärken. So manchen seiner Darstellungen aus der Sphäre gedrückten Menschenthums und düsterer Lebensenge, die aus der inneren Helle seines theilnehmenden Gemüths ein verklärend Licht erhielten, das sich mit dem gegebenen Düster künstlerisch zu jenem Helldunkel verschmolz, das für seine Art zu schauen und zu schaffen so bezeichnend ist, auch ihnen ist ein lebendiger Bezug zur Gegenwart zu entnehmen: die Mahnung, daß es kein Dunkel des Lebens giebt, wo das Licht der Sonne nicht hindringt, und daß der Schatten es ist, der die Wohlthat des Lichts erst recht fühlbar macht. Aber alle diese Beziehungen ergeben doch kaum hinreichenden Stoff für 300 dichtgedruckte Seiten Text über Rembrandts Beruf zum Erzieher, nicht genügenden Anlaß, daß gerade in unseren Tagen „ein Deutscher" offenbar für alle seine Mitdeutschen den ernst-heiteren Meister von Amsterdam anstraft als Erzieher, und keine Erklärung für die Wirkung solcher Beschwörung.

Und doch kündigt dieser vielbentige Titel eine Schrift an, die nichts mehr und nichts weniger will, als die Grundsätze aufstellen für ein großes reformalorisches Selbsterziehungswerk der gesammten deutschen Nation. Die Zeit nach einem Thronwechsel gleicht nicht darum nur dem Frühlingstreiben in der Natur, daß in ihr die Hoffnung regiert auf Erfüllung so mancher Wünsche, die sich in der Zeit vorher nicht herzuwagen, auch ein Sprießen und Sprossen von frischer Triebkraft ist für sie charakteristisch. Unkraut und feuchtverheißender Keim schießt gleich fröhlich empor, und auch der zukunftkühne Schöpfung träumt von einer Blütheutreue, die einst goldene Früchte tragen soll: so bringt jeder Tag in solcher Zeit neue Reformvorschläge, neue „Blütheutränme". Ach, das wenigste davon sieht seinen Herbst und besteht in den Tagen der Ernte!

Zu den Schriften, die das Bewußtsein erzeugt hat, daß wir in eine Aera von Reformen getreten sind, die den inneren Ausbau unseres Deutschen Reichs im Schutze gesicherten Friedens bezwecken, zählt auch unser Buch. Aber während die Reformschriften, die seit dem Ableben des ersten Hohenzollernkaisers Kunde gaben von Hoffnungen und Wünschen im Volke, fast alle politischer oder volkswirthschaftlicher Natur waren und irgendwie im Zusammenhang standen mit den Fragen der Sozialpolitik, stellt diese eine das dem sozialistischen entgegengesetzte Prinzip, das der individuellen Freiheit, in den Vordergrund der Betrachtung und erwartet von seiner Pflege das Heil der Zukunft des Vaterlandes.

Der Unterschied ist wohl jedermann klar. Während der Sozialismus nach dem Prinzip der Gleichheit durch gemeingültige Einrichtungen, Gesetze und Vorschriften, die den Einzelwillen auch in den persönlichsten Angelegenheiten dem Willen der Gesammtheit unterwerfen, das Glück der Menschheit herbeiführen will, beruht der Individualismus auf der Ueberzeugung, daß alle höhere Offenbarung menschlichen Könnens und Wollens, alles echte Glück auf der Freiheit der Persönlichkeit beruht: im Denken, Fühlen und Handeln sich selbst zum Ausdruck zu bringen, gemäß dem Goethe'schen Spruche:

„Volk und Knecht und Ueberwinder,
Sie gestehn's zu jeder Zeit,
Höchstes Glück der Erdenkinder
Ist nur die Persönlichkeit!"

Diese Ueberzeugung zum Lebensgrundsatz erhoben, im Lehren und Lernen, in Kunst und Wissenschaft, in Staat und Gesellschaft, dies heißt Individualismus. Für eine Wiedergeburt von deutscher Art und Kunst im Geiste des Individualismus einzutreten zu Nutz und Vortheil des inneren Glücks und der geistigen Macht der Deutschen, dies ist der Zweck dieses Buchs. Die stärkste Hilfe dabei erwartet es von der Kunst. Und zu diesem Werke der Selbsterziehung und Selbstbefreiung ruft der ungenannte Verfasser den Meister Rembrandt Harmensz van Rhn aus der Schattenwelt des 17. Jahrhunderts in der Gegenwart Bann als segenspendenden Schutzpatron. Warum einen Holländer? Und einen Maler? Warum nicht Goethe? Oder Lessing? Oder Uhland?

Jeder dieser drei großen deutschen Männer hat auf seine Art in Kunst und Leben sich als Vertreter und Verfechter jenes Individualismus bewährt, über dessen Verfall der Verfasser klagt und von dem die Geschichte uns lehrt, daß alle Blüthe unseres Wissens und Geisteslebens in ihm seine Wurzel hatte. Alle drei stehen unseren Geisteskämpfen, unseren Denken und Empfinden doch wahrlich näher als der bereits bei Lebzeiten vereinsamte große Maler Alt-Hollands! Die Ueberzeugung des Verfassers, daß vornehmlich die niederdeutschen Volkselemente Beruf und Kraft haben, aus sich heraus in unseren Tagen die allgemeine Wiedergeburt des deutschen Volksthums zu einem zukunftskräftigen Individualismus zu bewirken, giebt die Antwort auf diese Frage. Das Niederdeutschthum sei die noch ungebrochene Reserve deutscher Ursprünglichkeit. Diese Ueberzeugung verleiht dem Buche seine höchst eigenthümliche, oft zum Widerspruch reizende, immer wieder aber auch fesselnde Physiognomie. In ihr wurzeln auch die mancherlei Irrthümer, Meinungen und Schrullen, welche die schöne Wahrheit umwuchern.

Während andere Verfechter des Individualismus in Deutschland die Ursachen seines Niedergangs einestheils vor allem in der ungeheuren Anspannung aller Kräfte beim großen Werke der Begründung des Reichs und seines Ausbaus zur wehrhaften Vormacht des Weltfriedens, andernlheils in der Inanspruchnahme der Volkskeele durch die wirthschaftlichen Reformarbeiten und Kämpfe erblickt haben, findet unser „Rembrandtianer" die Hauptursache in den Zuständen moderner Bildung und ihrer „nivellierenden und atomisirenden", das heißt gleichmacherischen und auflösenden Strebungen.

„Es ist nachgerade zum öffentlichen Geheimniß geworden," so beginnt seine Anklage, „daß das geistige Leben des deutschen Volkes sich gegenwärtig in einem Zustande des langsamen, einige meinen auch, des rapiden Verfalls befindet. Die Wissenschaft zerstiebt allseitig in Specialismus (Erforschung von Einzelheiten): auf dem Gebiete des Denkens wie der schönen Literatur fehlt es an epochemachenden Individualitäten; die bildende Kunst, obwohl durch bedeutende Meister vertreten, entbehrt doch der Monumentalität und damit ihrer besten Wirkung; Muster sind selten, Musikanten zahllos." Architektur und Kunstgewerbe befinden sich auf einer beständigen Hetzjagd, ohne dabei zu einem eigenen neuen deutschen Stil zu gelangen. Der gesammten Bildung der Gegenwart macht der „Deutsche" den Vorwurf, daß sie eine „historische, alexandrinische, rückwärts gewandte" sei. Nicht neue Werthe zu schaffen, sei ihre Sorge, sondern alte Werthe zu registrieren. Diese einseitige wissenschaftliche Bildung, deren höchster Stolz die natur wissenschaftliche Objektivität, die mikroskopisch exforschte Einzel erscheinung sei, lasse bereits viele unbefriedigt. Sie blicken aus nach neuen Bildungsidealen. Es sei im deutschen Geistesleben ein Drängen unverkennbar, das an der Stelle des wissenschaftlichen, zergliedernden eine künstlerische zusammenfassende Weltanschauung zu gewinnen suche.

„Gegenüber dem Niedergang der herrschenden wissenschaftlichen Bildung einerseits und dem Aufgang einer kommenden künstlerischen Bildung andererseits liegt es nahe, nach den Mitteln zu fragen, um beide Vorgänge möglichst zu fördern, zu regeln, klar abzuwickeln. Das deutsche Volk ist in seiner jetzigen Bildung überreif; aber im Grunde ist diese Ueberreife nur Unreife . . . Ueberkultur ist thatsächlich noch roher als Unkultur. Hier haben also ewaige neue erzieherische Faktoren einzusetzen: und zwar werden sie gerade entgegengesetzt wirken müssen wie die bisherige oder gewöhnliche Erziehung: das Volk muß nicht von der Natur weg, sondern zu ihr zurückgezogen werden. Durch wen? Durch sich selbst. Und wie? Indem es auf seine eigenen Urkräfte zurückgreift."

Als Grundtage dieser Urkräfte des Deutschthums wird nun, der geschichtlichen Wahrheit gemäß, der Individualismus gepriesen. Er sei die tiefste Seite des deutschen Wesens. Er verlange ein Wirken und Schaffen gemäß der eigenen Natur des Einzelnen, von innen heraus. Er sei der geschworene Feind der Schablone, der mechanischen Bildung, der Reflexion. Er setze das Gemüth und die Seele in ihre Rechte wieder ein und lehre den nüchternen Verstand, sich bescheiden. „Der Instinkt treibt die gegenwärtigen Deutschen ganz richtig, wenn sie anfangen, mehr auf künstlerische als auf wissenschaftliche Ziele auszuschauen; aber eben dieser Instinkt sollte sich jetzt zum vollen Bewußtsein erhöhen und zur

lebendigen That verwirklichen. Deutschland, das auf dem Gebiete der militärischen und sozialen Reform allen anderen europäischen wie außereuropäischen Staaten voranging, sollte dies nun auf dem Gebiete der künstlerischen wie geistigen Reform thun; und es kann es nur thun, wenn es sich theoretisch und praktisch zu dem bekennt, was der Inhalt seines Seins, der Inhalt der Kunst, der Inhalt der Welt ist: Individualismus." Dieser hatte die rechte Mitte zwischen dem überspannten, im Allgemeinen sich verlierenden Idealismus früherer Tage und dem am Stoff klebenden, geistlosen Spezialismus der Gegenwart. Die Erziehung zum Individualismus habe aber die Willensfreiheit des Einzelnen der persönlichen Willkür zu entziehen und der Volksindividualität, dem Nationalcharakter und dem Nationalbedürfnis anzupassen.

In solchem Sinne habe der Einzelne die Vergangenheit der Nation auf sich wirken zu lassen. Aus der Geschichte müßten ihm zu die Ideale für die eigene Gegenwart erwachsen. „Deutschland soll seine Ideale den Zeiten und seine Zeiten den Idealen anpassen." „Die heutigen Deutschen, deren Großväter eine ideale und deren Väter eine historische Bildung besaßen, haben aus den Bildungsergebnissen der beiden vorhergehenden Generationen die Summe zu ziehen, indem sie sich „historische Ideale" wählen." Die Geistesheroen eines Volkes seien seine berufenen Erzieher. „In politischen Zeiten wird man auf politische Helden, in künstlerischen Zeiten auf künstlerische Helden hinsehen müssen; immer aber wird es darauf ankommen, in diesen Männern nicht das Vorübergehende, ihre spezielle Leistung, sondern das Bleibende, ihre innere Gesinnung nachzuahmen." Als solch ein historisches Ideal, als solch ein künstlerischer Held wird uns Rembrandt empfohlen. Daher das Wort: Rembrandt als Erzieher.

Dieser niederdeutsche Künstler in seiner überragenden, in sich abgeschlossenen Persönlichkeit, in seiner großartigen Unabhängigkeit und unwillkürlichen Volkstümlichkeit, könne mit seinem Vorbild als Gegengift dienen gegen das deutsche „Schulmeisterthum". Nicht nachgeahmt solle er werden in seiner Kunstübung, sondern seine Kunstgesinnung solle auf die deutschen Künstler, auf die Gebildeten, das Volk Deutschlands als Beispiel wirken. Seine Kunst wie sein Charakter wüchsen von innen heraus, entwickelten sich nach den Gesetzen seiner Natur, darin sollten wir's ihm gleich thun. „Kein Künstler hat weniger Tradition in sich wie er, und kein Volk lenkt so sehr unter der Last der Tradition wie die Deutschen; dadurch ist er ein vorbildein ihr Befreier." Das Publikum solle jene Eigenschaften eines unentwegten Individualismus und einer unentwegten Selbststreue an den Künstlern nicht nur dulden, es solle sie fordern; vor allem aber sollte der so ungemein knorrige Künstlerkopf Rembrandts ihm als eine Mahnung vor Augen stehen, den hohen Werth der Künstlerischen Einzelseele unter allen Umständen zu beachten, zu schätzen, anzuerkennen. Nicht das, was der Markt und die herrschenden Zeitströmungen von ihm verlangen, solle der Künstler schaffen, sondern das, wozu ihn sein innerstes Herz treibt; darauf beruhe sein künstlerisches Seelenheil. Daß Rembrandt dafür aber ein so hervorragendes Muster sei, erkläre sich vor allem daraus, daß seine ungebundene Individualität der erhobte Ausdruck war des Volkscharakters, der ihn gebildet. „Starke Persönlichkeit erwächst nur aus starkem Stammesgeist und dieser nur aus starkem Volksgeist; die Betriebsamkeit, Freiheitsliebe, Gemüthstiefe, Schlichtheit des holländischen Charakters spiegelt sich in Rembrandts Werken mehr als irgendwo." Den provinzialen Charakter seiner Malerei stellt der Verfasser den Deutschen von heute als Muster auf. „Das edle Gefühl der Stammeseigenthümlichkeit ist den Deutschen über ihrer politischen Zerfetzung vielfach abhanden gekommen; . . . dann ist ein Stück Volksthum verloren gegangen, das wieder erobert werden muß." Vor allem durch die Kunst. Der rechte Künstler könne nicht lokal genug sein. Den Schattirungen der Natur habe die Kunst zu folgen. Auch die Städte, Landstriche haben ihre Individualität. Eine rechte Kunst könne nur aus dem mannigfach nüancirten und doch in sich einheitlich verbundenen Volkscharakter entstehen. Jeder landschaftlichen Eigenart entspreche eine besondere Kunstübung. In den heimathlosen Millionenstädten dagegen würden Kunst und Künstler schnell verzehrt, aber selten erzeugt. „Das allentwegte Jagen nach Gewinnst, welches an solchen Orten herrscht, ist höheren Interessen nicht förderlich; und eine Kunstpflege, die nur Modesache, ist nicht einmal zu wünschen; auch wurde es sicher besser vermieden, daß einzelne sittliche Schattenseiten des millionenstädtischen Lebens auf künstlerischem Wege noch mehr in Unklarheit kommen, als es ohnedies schon der Fall ist." In einem späteren Kapitel werden diese Gedanken mit direkter Beziehung auf das Berlin der Gegenwart näher ausgeführt. Der Geist kühler Nüchternheit, der hier einst in Nicolai gegen Goethe sich aufgelehnt habe, habe auch in der Reichshauptstadt von heute die Oberherrschaft. Den übermächtigen Einfluß Berlins auf das geistige und künstlerische Leben von Altdeutschland, den es durch seine politische Stellung erlangt hat, bezeichnet unser Buch daher als unheilvoll.

Es ist hier nicht der Ort, auf die Ausführung dieser nur kurz skizzirten Grundgedanken des Werkes näher einzugehen. Unsere Aufgabe war, die Ziele desselben klar und kurz zu kennzeichnen; auch für solche, denen das Buch selbst zu gelehrt geschrieben ist. Dies ist es in hohem Grade. So sehr es gegen das Professorenthum zu Felde zieht, so wenig verleugnet es seinen Ursprung aus der Gelehrtenstube. Es eifert gegen die moderne Sucht, zu citiren; wenn ich aber die in ihm enthaltenen Citate auf 100 schätze, so ist diese Schätzung gering. Es hat kein Genüge daran, den Geist des Autors klar zu entwickeln, die Form des Ausdrucks will auch „geistreich" sein. Seine Ausführungen, daß die ganze Vornehmen im Volksthum ihren besten Rückhalt hätten, sind alle ausschließlich für die „Vornehmen" gedacht und geschrieben, als daß sie echt volksthümlich wirken könnten. Vor allem aber ist es der vielfach bemerkbare Kampf gegen berühmte Gelehrte und Dichtung, der — an die Art Schopenhauers und Dühring erinnernd — dem Buche zum Nachtheil gestaltet, daß der Verfasser selbst ein Mitbürger der deutschen Gelehrtenrepublik ist. Obgleich gerade den Weltsinnigen ankämpfend — er führt dabei das schöne Goethesche Wort an: „Es ist unbedingt ein Zeichen von Wahrheitssinn, überall in der Welt das Gute zu sehen" —, entwirft er in Gunsten seiner Zukunftsideen von den Kunst- und Geistesleistungen der Gegenwart ein zu düster gefärbtes Bild. Namentlich unterschätzt er die Popularisirung des Wissens und der Kunst; sie ist doch erst die Voraussetzung, an die sich seine Hoffnungen knüpfen, und die Masse des Volkes für seine Ideale zu gewinnen.

Um der großen Gesichtspunkte willen, die er aufstellt und verfolgt, sind diese vielen Abschweifungen von der Hauptsache und der Wahrheit zu bedauern. Im besonderen schwächt seine ungesunde Hervorhebung der Vorzüge und Verdienste des niederdeutschen Volkscharakters — so lesens- und beachtenswerth viele dieser Aeußerungen auch sind — das großnationale Grundstreben ab, das seinen Reformplänen doch innewohnt. Diese Einseitigkeit verleitet ihn sogar dazu, die Herkunft von Lessing für das niederdeutsche Friesland in Anspruch zu nehmen, ohne weiteren Anhalt, als daß die Endung „ing" bei friesischen Familiennamen häufig ist. Ueberhaupt gestattet er sich in Bezug auf die Herkunft bedeutender Menschen die seltsamsten Sprünge. Einmal zieht er aus dem Wohnort eines Zugewanderten Schlüsse auf seinen Stammescharakter und bei anderen verfolgt er die Abkunft bis in weit zurückliegende Jahrhunderte. Obgleich er sich immer wieder genöthigt sieht, die Oberdeutschen Schiller und Goethe heranzuziehen, wenn er geschichtliche Zeugen braucht für seine begeisterten Ansichten über den Werth des individualistischen Prinzips in Kunst und Leben, so verlegt er doch die eigentliche Heimath des Individualismus nach dem deutschen Norden, nach „Niederland".

Dies Parteinehmen ist ein großer Fehlgriff. Freuen wir uns, daß der Boden für seine Anregungen zur Belebung des hohen Kulturprinzips überall in Deutschland gut gepflegt und fruchtbar ist. Der Hauptmangel des Buchs aber ist, daß seine Forderungen nicht in Einklang gebracht sind mit den Gesetzen des technischen und politischen Fortschritts, die unserer Zeit ihren Charakter geben. Wer gegen Freizügigkeit in Sachen der Bildung eifert, wer den innewohnenden Drang nicht einsieht, den all die Errungenschaften moderner Verkehrsentwickelung dem Leben, der Kunst wie der Wissenschaft bringen, der steht der Gegenwart — trotz allen wohlbegründeten Reformdranges — in vielem als Romantiker gegenüber. Auch die Freizügigkeit, die Verkehrsfreiheit werden den von innen heraus schaffenden Künstler zugute kommen. Wäre die Individualität Dürers etwas ein, weit er nach Italien und nach Holland zog? Oder gewann sie dadurch nicht vielmehr ein recht an Kraft und Klarheit wie an Einsicht in die eigenen Ziele? Wir halten's in dieser Beziehung mit Gottfried Keller, dem oberdeutschen Dichter, der aber von sich selbst gesagt hat, daß seine Entwickelung ohne seinen Aufenthalt und seine Reisen in

Erſte Lorbeeren.
Nach einem Gemälde von Luigi Bechi.

Nordbeutschland nicht zu denken sei. Als bei Beginn des Eisenbahnwesens Justinus Kerner im „Stuttgarter Morgenblatt“ ein Klagelied hatte ertönen lassen über die Gefahren, welche der Poesie vom Zeitalter des Dampfes drohen, da fand der starke Geist des Zürichers die folgende zukunftsfrohe Erwiderung:

„Was deine alten Pergamente
Von tollem Zauber kund dir thun,
Das sei ich durch die Elemente
In Geistes Dienst verwirklicht nun.

Ich seh' sie leuchens glüh'n und sprühen.
Stahlschimmernds dauern Land und Stadt,
Indeß das Leben schwindend pulsen
Und fingen wieder Muße hat.

Und wenn vielleicht in hundert Jahren
Ein Lustschiff hoch mit Griechenwein
Durch's Morgenrot'n kühn' hergefahren —
Wer möchte da nicht Fährmann sein?

Dann hög' ich mich, ein fes'ger Zecher,
Wohl über Bord, von Kränzen schwer,
Und gröle langsam meinen Becher
Hinab in das verlaß'ne Meer.“

Der echte Individualismus braucht keinen Kulturfortschritt zu fürchten; er wird vielmehr jeden stets seinen eigenen Zwecken nutzbar zu machen wissen. Er bedarf nicht der Spaltung in Oberdeutsch und Niederdeutsch; „das ganze Deutschland soll es sein“, heißt es auch hier.

Blätter und Blüthen.

Noch einmal von den Schußwunden in künftigen Kriegen. Zur Vervollständigung unseres Artikels in Halbheft 5 möchten wir an dieser Stelle noch der Arbeiten derjenigen Aerzte gedenken, welche zuerst die Erklärung der durch Flintenkugeln verursachten Zerstörungen im menschlichen Körper gegeben haben und an deren Ergebnisse die Versuche von Prof. Bruns sich anschließen. Busch und Koster waren es, welche zuerst die explosionsartige Wirkung der Natschüsse durch den hydraulischen Druck zu erklären versuchten. Das größte Verdienst gebührt aber auf diesem Gebiete Dr. Reger, Stabsarzt am Kadettenhause zu Potsdam. Durch Versuche über die Temperatur der Geschosse stellte er zuerst unwiderleglich fest, daß die Erwärmung derselben im Körper — entgegengesetzt den bisherigen Annahmen und Berechnungen — keineswegs den Schmelzpunkt erreicht, daß die Uniformung derselben also auch nicht durch Schmelzung, sondern durch mechanische Stauchung entsteht. Indem er ferner Versuche mit dem Manometer anstellte, erbrachte er den vollgültigen Beweis, daß der hydraulische Druck die Ursache der explosionsartigen Zerstörung sei. Auf Grund des Nachweises, daß die Größe dieses hydraulischen Druckes, somit auch die Größe der zerstörenden Wirkung der Geschosse außer von dem Flüssigkeitsgehalte des getroffenen Körpers auch von der Geschwindigkeit und Belastung, besonders aber von der Größe der Angriffsfläche des auftreffenden Geschosses abhängig, und namentlich auf Grund der Beobachtung, daß gerade die sich im Körper vollziehende Stauchung und Abplattung des Bleigeschosses die Hauptursache der gewaltigen Zerstörung bei Nahschüssen bildet, während ein sich nicht uniformendes Geschoß (Kupfer, Stahl) diese „unbeabsichtigte“ Nebenwirkung nur in bedeutend geringerem Grade zeigt, trat derselbe schließlich warm für Herabsetzung des Kalibers und Einführung eines sich nicht oder nur wenig uniformenden Geschosses und ist in bejahendem Sinne für die Lorenzschen Compressionsgeschosse als eine Forderung der Humanität ein. Die großen Vorzüge dieser Geschosse hat unter anderen namentlich auch B. v. Beck, der frühere Generalarzt des XIV. Armeecorps, durch ausgedehnte Versuchsreihen überzeugend nachgewiesen. Von Oberstlieutenant Rohr erfunden und von Lorenz, dem Besitzer der deutschen Metallpatronenfabrik in Karlsruhe, wesentlich vervollkommnet, stellen die jetzt eingeführten „Mantelgeschosse“, deren Mantel allerdings bei mehreren Nationen nicht mit dem Kern verlötet ist, einen Fortschritt dar, der durchaus deutsches Verdienst ist.

Eine Gedenktafel für Friedrich Hofmann. Eine einfache, würdige Feier wurde am 17. April zu Ilmenau begangen. Es galt, den Vorabend des Geburtstages Friedrich Hofmanns, des vor fast zwei Jahren daselbst verstorbenen, weltberühmten und weithin bekannten Dichters, des „Veteranen der Gartenlaube“, festlich zu begehen. Einer der Freunde des Heimgegangenen, Sanitätsrath Dr. Peller, hatte, um seiner warmen Verehrung für den Todten Ausdruck zu geben, namentlich aber um das Gedächtniß für Hofmann Lebenden zu erhalten, eine Tafel gestiftet, welche an dem Hause befestigt wurde, in welchem der Verewigte bei seinem oft wiederkehrenden Aufenthalt zu Ilmenau stets Absteig genommen hat. Die Inschrift lautet, entsprechend der Bezeichnung, die in vertrautem Kreise Hofmann sich beizulegen pflegte:

Hier wohnte und starb
der Alte
der Dichter
Friedrich Hofmann.
Im Jahre 1888.

Nachdem die Weihepsalmen einen Choral gebildet hatte, ergriff Herr Superintendent Lincke das Wort, um in kurzer, bewegter Ansprache den Verewigten zu feiern und seines menschenfreundlichen, gütevollen Herzens, seiner treuen vaterländischen Gesinnung zu gedenken. Er schloß mit Hoffos Wort: „Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht!“

Der Vortrag der beiden Lieder „Das treue deutsche Herz“ von Otto und „Studentjen“ von Franz Abt durch einen Männerchor schloß die schlichte Erinnerungsfeier. Den vielen Freunden und Besuchern der grünenden Bergstadt sei noch mitgetheilt, daß die Gedenktafel sich am Hause des Eisenacher Luther, schräg gegenüber dem neuen Postgebäude in der Schloßstraße, befindet; allen Verehrern Hofmanns aber, daß in nicht allzu ferner Zeit die Errichtung eines Hofmann-Denkmals auf dem Friedhof zu Ilmenau devorsteht. — b.

Angeschrigter Zögling. (Zu dem Bilde S. 373.) Es muß doch auch von Vogel, Grammatik und Arithmetik etwas verstehen, das Herrensöhnchen, das gehört zum guten Ton und ist einmal so Sitte. Also muß der würdige Beichtvater des gräflichen Hauses das schwierige Amt übernehmen, dem Jungen neben den Lehren des Glaubens auch noch die Anfangsgründe der Wissenschaft beizubringen, denn weit umher ist der geistliche Herr der einzige Vertreter der höheren Gelehrsamkeit. Und es scheint auch, als ob er das bisher sollte. Denn sein vornehmer Zögling zeigt nicht die mindeste Neigung für seinen Gedankenaustausch; er hat ein nur mit guimmütigem Lächeln verständnißlos in's Gesicht, verständnißloses für seine Weisheit und verständnißloses für seine fürchterliche Erregung, als wollte er sagen: „Warum denn so heftig? Es thut doch gar nichts, wenn ich das nicht behalte!“

Und wenn wir genauer zusehen, so können wir uns über den Standpunkt des Jungen nicht einmal so sehr wundern. Die üppige Umgebung des Reichthums, die ihn umschmeichelt, läßt den Glauben an die Nothwendigkeit ernster Arbeit nicht in ihm aufkommen. Das weiche Kissen auf das er seine Füße legt, der bequeme Stuhl, in den er sich zurücklehnt, sie sind ein Sinnbild seines Daseins — also wozu sich noch anstrengen? Er kennt den Ernst des Lebens noch nicht und will ihn nicht kennen; es ist ja so lustig auf der Welt! Freilich, Lesen muß man vor, daß der Ernst doch einmal an ihn herantreten werde, da mag er ihm gerade so hilflos gegenüberstehen wie den logischen Entwickelungen seines Lehrmeisters, aber das pergnügliche Lächeln wird verschwinden sein von den weichlichen Lippen!

Häusliche Gesundheitspflege. Die Gesundheitspflege im Hause umfaßt ein weites Gebiet, das leider noch zum großen Theil einer zu bestellenden wilden Acker bildet, auf dem recht viel Unkraut üppig gedeiht. In der öffentlichen Gesundheitspflege, für welche der Staat und die Gemeinde sorgen, vollzieht sich der Fortschritt ungemein rasch; hier hinkt die medicinische Wissenschaft die schönsten Siege, und die geringer gewordenen Sterblichkeitsziffern so vieler Städte beweisen zur Genüge, daß die ernst mit diesen Kosten verknüpften neuen Einrichtungen wirklich Nutzen gestiftet haben und den gesundheitliche Fortschritten immer sicherer werden.

Der alte Zopf hängt aber noch der häuslichen Gesundheitspflege nach und ist, worüber sich heute noch alle Schäfer- und Ammenmährchen gerichtet. Der Unterschied läßt sich leicht an Beispielen zeigen. Wer auf der Straße verunglückt, der erhält, wenn nicht augenblicklich Arzt zur Stelle ist, von dem durch einen Samariterverein ausgebildeten Schutzmann eine sachkundige Hilfe — in den meisten Häusern wird noch das verderbenbringende Mittel angewandt und die Familie steht rathlos einem Blutenden gegenüber. Wer anstecknden Krankheiten sieht es oft noch schlimmer aus. Durch Unwissenheit wird viel Schaden angestiftet, werden die Familienmitglieder und die nächste Umgebung Gefahren ausgesetzt. Der Staat erläßt weise Gesetze, beaufsichtigt die Schulen und Fabriken sowie der Verkehr, die Gemeinde ordnet das Wohnungswesen, sorgt für kanalisiren u.; alles dies bleibt aber nur eine halbe Arbeit, wenn der Bürger nicht auch das Seinige zur Einsämmung der Krankheiten beitrügt.

Die häusliche Gesundheitspflege läßt sich leider nicht so schnell und glatt ordnen wie die öffentliche. „Mein Haus ist meine Burg, und in ihm will ich leben, wie es mir gefällt.“ Die häusliche Gesundheitspflege kann nur durch die unermüdliche Verbreitung zweckmäßiger Kenntniß gefördert werden. Wenn das, was die Wissenschaft errungen hat, auch zum Gemeingut des Volkes geworden ist, dann wird sich diese bessern; wer mit jetzt von der Wiege bis zur Bahre nicht ganz darauf eingerichtet, in diesem Sinne ist die Verbreitung von Gesundheitsregeln dringend wünschenswerth, und neben ausführlichen Büchern, die nicht jedermann sich, sind auch kurze Zusammenstellungen, die sich leicht zum Aufhängen einrahmen, am Platze. Diesen Weg hat der Verein für häusliche Gesundheitspflege in Berlin eingeschlagen, indem er zunächst unter dem Titel „Häusliche Gesundheitsregeln“ drei Tafeln herausgab (Verlag von Julius Springer in Berlin), welche die „Pflege des Kindes im ersten Lebensjahr“, die „erste Hilfe bei Unglücksfällen“ und „Verhaltungsmaßregeln bei ansteckenden Krankheiten“ behandeln. Mögen dieselben in reichlichem Maße den erhofften Nutzen stiften.

Ernte der Lorbeeren. (Zu dem Bilde S. 385.) Der Künstler führt uns in die „Glocteria“ — so heißt im Volksmund das Gemäuerbett zwischen dem Römischen und Neapolitanischen — und läßt uns in das Innere einer Glocteriawohnung blicken, wo Menschen und Federvieh vertraulich wie in Noahs Arche beisammen hausen. Ein Kind mit Storchbein den piepsenden Hausgenossen zum nächtlichen Unterschlupf, und es gehört gewiß zu den Obliegenheiten unserer kleinen Hausmütterchens, die Küchlein jeden Abend sorglich in ihre Steen zu betten. Auch der gewerbte Oelzweig, der, am Palmsonntag gebrochen und vom Pfarrer eingesegnet, das ganze Jahr über vor Krankheit, Wetter und Hagelschlag Schutz verleiht, darf an der Wand nicht fehlen.

Das fleißige Kind lehnt an der geschnitzten Lade und lauscht wohlgefällig dem Spiel des kleinen Freundes, während die geschickten Finger

hoch nicht aufhören, den Faden zu drehen und die Spindel zu wenden. Der Junge begreift, daß das bessere Theil erwählt; ungestört kann er sich der Welt von Musik und Poesie hingeben, die in seinen Augen träumt. Das Vieh, das er zur Weide treiben soll, mag sich ruhig draußen vertun, indeß er der dankbaren Zuhörerin auf der „Giaramella“ die lehrreichsten Weisen übt.

Und der feinen ländliche Improvisator braucht vielleicht an die schöne große Stadt Neapel, von der sie ihm erzählt haben, daß er dort mit seinen Talenten eines Tages sein Glück machen könnte. Nicht einmal an das Fest von Piedigrotta, das alljährlich die Volkssänger aus Stadt und Land zusammenströmen, um unter Zechen und Schmausen die ganze Nacht hindurch im Wettstreit ihre neuen Lieder vorzutragen, bis das Schönste mit dem Preise gekrönt wird und von da an den Mund des Volkes übergeht. Das steht fest, daß auch unser kleiner Künstler sich eines Tages dort auszeichnen wird; alsdann wird er sich in seinem Triumphe auch der kleinen Freundin erinnern, die ihn zuerst durch ihren Beifall ermuntert hat, und er vermehrt gewiß seinen Preis dann, ihr ein schönes Paar Ohrgehänge von Korallen zu schenken, wie es alle ihre Freundinnen tragen und worauf es ihr vorzüglich auch zu fehlen scheint.

Wenn es aber wahr ist, daß ein Lächeln aus lieblichem Munde für den Sänger der schönste Preis ist, so hat unser kleiner Freund seinen Lohn schon jetzt dahin.

J. R.

Das Reisen in der guten alten Zeit. Nirgends hat sich der Umschwung der Zeiten so gründlich bemerken wie mit Bezug auf das Reisen und die Einrichtungen und Vorkehrungen, die dazu gehören. Die gelbe Postkalesche aus unserer Väter Zeit und der fixige Eilenbahnwagen scheinen ganz verschiedenen Jahrhunderten anzugehören. In welcher Weise aber unsere Urväter die Reisen betrieben, darüber geben uns z. B. aus dem siebzehnten Jahrhundert die zahlreichen Reisebücher Aufschluß, die uns noch erhalten sind. Die damaligen Räder heißen Zeiller, Hentzner, Ehrenberg, Zingerling, und ihre Werke waren weit in lateinischer Sprache abgefaßt, da der Reisende der Lateinischen sich bedienen mußte, um sich ausdrücken zu können. Doch gab es auch Gesprächsbücher in arrhichtendem Sprachen zum praktischen Gebrauch für die Reisenden, die sich in fremden Landen mit den einheimischen verständigen wollten. Ein solches Reisebuch lange damals auch für die religiösen Bedürfnisse. Daßelbe von David Fröschel enthielt freilich nicht weniger als 28 Gebete und 36 Reisehymnen mit Melodien, sowie eine Anzahl von Versen, um zu gewissen Tageszeiten, z. B. beim Aufstehen, Reisen, Schlafengehen und Aufbrechen, sich damit nach der Maßgabe das Gemüth zu eine andächtige Stimmung zu versetzen.

Aus diesen Reisebüchern erfährt man auch, welches die damals übliche Reisevorrüstung war. Selten nahm man mehr mit, als was sich in einem kleinen Felleisen oder Mantelsack unterbringen ließ, denn das Gepäck erschwerte das Reisen sehr, da nicht überall sogleich Wagen oder Pferde zu haben waren und der Reisende einen Träger nehmen oder kreckenweise selbst sein Gepäck tragen mußte. An Wäsche hielt man drei oder vier Oberhemden, ebensolche Unterhemden, Nachthemden und Mützen, auch Nachtmützen nebst einigen Paar Strümpfen, an Schuhwerk ein Paar Schuhe vom Corduan oder anderem weichen Leder und ein Paar Stiefel mit Saffianmanschetten. Mantelsäcken kam vom Regenwetter für ausreichend. Der Reisezaug bestand aus Mänteln, Jacken mit doppelten Aermeln, Regenmantel mit Kapuzz und langen bis an die Knie reichenden Gamaschen. Außerdem wird von den Handbüchern zur Reiseausrüstung gerechnet ein Reisezeug, „Reisezeug“ genannt, das aus einem Messer, einer Gabel, zum Schutze gegen die Kälte, Hand- und Feuermaßen, Staubbrille, Handspiegel, Wachstuch, Eibechtel, Kreide, Nadel, Zwirn, Kompaß, Taschenbuch, Tintenmeute zum Schreiben und Abertaffen, Falender, Tagebuch, Reisehandbuch, Salzung und Gebetbuch, eine kleine Reiseapotheke mit den gebräuchlichen Mitteln bei Unpäßlichkeiten, schmerzenden Füßen, erfrorenen Gliedern, Seekrankheit, Biß von Schlangen, Skorpionen und tollen Hunden. In fröhliches Reisehandbuch findet sich eine ganze Blumenlese von oft sonderbaren Heilmitteln, die damals beim Volk im Schwange waren.

Leute aus den besseren Ständen reisten damals zu Pferd aber zu Wagen; zu Fuß zu reisen galt weder für anständig noch für rathsam. Der englische Reisende Moryson, der zu Anfang des 17. Jahrhunderts die meisten Länder Europas und Kleinasiens bereist hat, warnt sehr nachdrücklich vor Fußreisen:

„Wer nicht die Mittel besitzt, um mit Anstand zu reisen, bleibe lieber zu Haus und bereise die Welt auf der Landkarte; denn Leute, die aus Sparsamkeitsrücksichten zu Fuß reisen, schaden damit nur ihrem Ansehen, da sie sich ihre Reisegesellschaft nicht wählen können, sondern auf die armen Wanderschaaren angewiesen sind, in deren Gesellschaft sie weder ihr Wissen bereichern, noch ihren Verstand bilden können. Gewöhnlich die Last ihres eigenen Körpers zu schleppen, sind sie auch viel leichter Erkrankungen ausgesetzt und lassen daneben Gesahr, von wilden Thieren, Räubern oder ihren eigenen Gefährten angegriffen zu werden. Ich kann weiß dehaupten, daß alle Marbthaten, welche sich in Deutschland auf der Landstraße ereignen, gegen Fußreisende verübt werden. Wenn Leute von guter Herkunft und Erziehung zu Fuß reisen, bedarfen sie eines um so viel längeren Aufenthaltes in den Gasthäusern zur Erholung von Strapazen und brauchen auf diese Weise nicht allein beinahe ebensoviel, als wenn sie Pferde oder Wagen benutzt hätten, sondern sind auch kaum in der Lage, ihren Geldvorrath vor ihren Reisegefährten zu verheimlichen, und wenn diese bedürftig sind, kommt es selbst bei den sonst so ehrlichen Deutschen häufig genug vor, daß sie einen Anschlag gegen den Fußreisenden planen, zu dessen Ausführung die Einsamkeit der ausgedehnten Waldungen benannt Gelegenheit bietet. Zudem ist es für einen Mann von Bildung eine bittere Mebzin, sich nach den Strapazen der Fußreise in den Wirthshäusern schlecht behandelt zu sehen, zumal in Deutschland, wo die Fremden nach ihrer äußern Erscheinung und ihrem selbstbewußten oder bescheidenen Auftreten taxirt und Fußreisende insgemein geringschätzig behandelt werden. Schließlich macht auch die Einsamkeit des Weges, der Mangel an Erschatten das Fußreisen in Deutschland sehr langweilig. Ich für mein Theil habe für die beste Art des Fußreisens die, wenn ein Mann sein Pferd an der Hand führt und es nach Gefallen beiteigen kann.“ — Heutzutage denkt man über das Fußreisen anders: man sieht darin eine die Gesundheit fördernde Uebung des Körpers, die ja im Abendsport zu den höchsten Leistungen sich erhebt; man hat andererseits ein damals unbekanntes Naturgenußmittel und giebt sich gern bei einsamer Wanderung dem Genuß der landschaftlichen Reize hin. Freilich, wo man auch wandern mag, in der Nähe erblickt man immer eine Reisestation und hat die frohe Aussicht, sich demnem im Eisenbahnwagen von seinen Strapazen zu erholen und durch die Gegenden im Fluge dahinzureisen.

Kinkels Gedicht an Gerda. Zu Halbheft 7 dieses Jahrgangs der „Gartenlaube“ veröffentlichten wir „Nachgelassene Gedichte Gottfried Kinkels“, auf Grund der uns dafür Ueberlassungung gegebenen Versicherung der Wittwe des verstorbenen Dichters machten wir dabei die Angabe, daß außer einem einzigen, dort in der Einführung näher bezeichneten nach keines der Gedichte irgendwo gedruckt sei. Nun stellt es sich leider heraus, daß doch noch ein weiteres, nämlich das sehr unserer Reihe, welches anfängt „Ich stand an Deinem Grab in bangem Weinen“, schon veröffentlicht ist, und zwar im Jahrgang III (1863) des von Paul Heyse herausgegebenen „Deutschen Dichterbuches“. Wie sichen nicht an, dies nachträglich zur Kenntniß unserer Leser zu bringen.

Kleiner Briefkasten.

(Anfragen ohne volle Namensangabe werden nicht berücksichtigt.)

B. Z. in P. Sie wünschen, daß wir an die Leser der „Gartenlaube“ die Frage richten, „in welcher Gegend man mit bescheidenen Mitteln etwa 3000 „ eine Heimath für gemeine Thiere, und zwar in einem Lande, wo keine Thierquälerei mit dem tatholischen Religion nicht ausgerottet werden kann“. Wir erfüllen diesmal Ihr Gesuch und werden Ihnen einige Antworten vermuthe zutreffen.

R. M. in C. Das uns angekündigte Exemplar der „L. Z.“ ist uns bis jetzt nicht zugegangen.

C. M. in Leipzig. In Ihrer Bemerkung „in den Bäckerstock gerunden“.

M. K. in Eisenheim. Ihr Einsendung der Bemerkungen über Bandwurmmittel ist uns nicht zugegangen. Ihr Vorschlag, die Bandwurmmittel nur Aerzten zu verabfolgen, ist gut, doch dürfte sich in Beds „Buch vom gesunden und kranken Menschen“.

A. B. in Hamburg. Die Bücher, Verzeichnis zur Jugendpflege Ein und unseren Artikel in Halbheft 7 hinreichend haben, hat auch selbst einen vorzüglichen Artikel über „Jugendschrift“ verfaßt, der demnächst in zweiter Auflage Arnsmann und Leipzig.

R. Voigtländer erschienen ist.

P. L. in Frankfurt. Das Stück mit dem Gesellenprozeß gehörte Thema ist „Der Meister von Palmyra“ von Adolf Wilbrandt. Das Stück ist im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger erschienen und eine zweite Auflage über Jubiläum und Gedenktage finden Sie in Halbheft 20 des Jahrgangs 1877 bei der „Gartenlaube“.

W. F. D. in Wien. Die werden Ihren Wunsch gern erfüllen, wenn Sie unsere Wiederholung unserer Adresse und die Bemerkung, daß Sie bereits Abonnenten sind, hinzufügen.

H. St. in Krumstadt. Nichtig ist: „Das Frohlein Hermine“.

Frau Hermine in K. Sie sind eine „ausgezeichnete Abonnentin“ unseres Blattes. Sie werden es und alle nicht verübeln, wenn wir uns die ungeloste Anfrage erlauben. Das Sie nicht mehr auf so jung sind, gestehen Sie uns die Erlaubung noch nicht gemacht haben, daß eine solche Probe, wie Sie sie anstellen möchten, nur das Leben kostet und nicht verlängert. Ihre Frage ist Vorliebsache: erlauben Sie Ihre „Herzensbe“ um einen Gegenstand, den Sie sie ein Geb, stellen Sie ein, Herzchen mit ihr, und schließen Sie aus der Antwort auf ihre Treue und Anhänglichkeit. Aber all das giebt keine Gewähr und keine Sicherheit. Denn wenn es so leicht wäre, meine Freundschaft zu erkennen, dann gäbe es wohl viel weniger falsche und viel weniger — enttäuschte Freunde auf der Welt!

M. in Mainz. Wir können Ihnen nur rathen, sich auf keine Geheimmittel einzulassen. Sondern sich an einen tüchtigen praktischen Arzt zu wenden.

K. H. in O. Ist die betreffende Stelle der Verordnung, des Verordnungsblattes verwiesen worden, so teilt § 89, 4 der „Deutschen Gebrerordnung“ in kraft, wonach das bei der Bewerbung um die Berechtigung zum einjährigen freiwilligen Dienst vorgeschriebene Zeugniß der Reife für die Prima von einem Gymnasium, einer Realschule 1. Ordnung oder einer solchen gleichgestellten Lehranstalt im Bereich mit je einem Lehrerzeugnisse nachzuweisen worden kann, wenn „aus der Art des Besuches und der Leistungen in derselben hinreichendes Bewußtsein eines gründlichen Verständnisses des zugestellten Stoffes in den Hauptfächern des Unterrichts erlangt worden ist. Die Stelle aber nach Erwerb der Berechtigung und zwischen ihr und dem Eintritt in den Dienst zurückkommt werden, in welche die Verordnung nach § 89, 9 der Z. d. G. nur dann verliehen gehen, wenn die bezeugene praktische Handlung, während der Dienstzeit Verletzung in die zweite Klasse des Soldatenstandes zur Folge gehabt hätte. Das ist aber bei einer Körperverletzung, für welche das bürgerliche Gericht nur Geld oder Gefängniß zu erkennt, nicht der Fall.

Für unsere Knaben und Mädchen empfehlen:

Herausgegeben von Julius Lohmeyer.

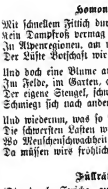
Jahresabonnementspreis des 8. Heftes, Band VII (Preis des Heftes 40 Pfg.):

Karl Bertsch, Erzählung aus Sumatra von E. von Bactus. Mit Illustr. von A. v. Kösler. — Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst in Preußen. Von Werner Hahn. Mit Illustr. von M. Knötel. — Wie Vater, die in England aufgewachsen sind. Ein heiteres Märchen aus dem Englischen. Mit Zeichn. von Fedor Flinzer. — Manchmal auf Bäumen. Mit Illustr. von Johannes Gehrts. — Hans, der Kaufmann. Von Anna Frantzel. Mit Illustr. von Fedor Flinzer. — Einem vom Seehunde. — Knabenmärchen, Gottfried M.

Allerlei Kurzweil.

Bilderräthsel.

Aufgabe.



Die Buchstaben dieser Figur sind so zu ordnen, daß — ohne das Fragezeichen — die senkrechte Reihe eine Landzunge an der deutschen Ostseeküste und die wagerechte Reihe eine Stadt in Afrika nennt. Darauf ist das Fragezeichen so durch einen bestimmten Buchstaben zu ersetzen, daß die Senkrechte einen Vulkan und die Wagerechte einen Wind bezeichnet.

A. St.

Homonym.

Mit schnellem Fittich durchfliegt wie die Welt,
Kein Dampfroß vermag uns zu hasten,
Zu Abwechslungen, an nordischen Belt
Der Lüfte Botschaft wir tragen.

Und doch eine Blume auch, zart und klein,
Im Felde, im Garten, am Hanne,
Der eigene Steugel, schwach und fein,
Schmiegt sich nach anderer Laune.

Und wiederum, wie so schwankend, schlicht,
Die schwersten Lasten wir tragen,
Wo Menschenschwachheit tritt ans Licht,
Da müssen wire fröhlich wagen.

E. Kornrumpf.

Zifferräthsel.

(Die durch Striche angedeuteten, fehlenden Worte ergeben ein Sprichwort.)

A. „Warum in — Welt, Freund Klaus,
Siehst du denn so verdrießlich aus?"

B. „Ich wollte schreiben ein Gedicht,
Doch finde ich den — nicht!"

A. „Es —, sei nur nicht gleich ergrimmt,
Wohl gar für deinen Schatz bestimmt?"

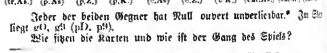
B. „Gewiß, doch hätt' ich nuß nicht gedacht,
Daß ein Gedicht so — sich macht!"

Oskar Leede.

Schachaufgabe Nr. 4

Von E. Kuhle.

Der Spieler in Mittelhand verliert Grand mit Schwarz auf folgende Karte:



(tr.As.) (p.As) (p.Z.) (p.K.) (c.As) (c.Z.) (c.K.) (car.As.) (car.Z.) (car.K.)

Jeder der beiden Gegner hat Null ouvert unverliebar.* In Die sieht sich (ssD, ppD).

Wie sitzen die Karten und wie ist der Gang des Spiels?

* Nach der Allg. Deutsch. Skatordnung geht Grand immer über Null ouvert.

Auflösung des Anagramms mit Akrostichon auf S. 356:

Lima, Eisen, Orontes, Nektar, Altona, Regen, Dekan, Tennis, Dattel, Adria, Bischer, Ilolde, Nowaden, China, Israel. — Leonardo da Vinci.

Auflösung der Schachaufgabe Nr. 3 auf S. 356:

1. D g 2 — e 2 K f 6 — g 5 A)
2. D e 2 — h 5! K e 5 — f 6 a) b)
3. D h 2 — h 8 † K beliebig
4. S c 6 oder b 8 h matt.

a) 2. . . . . 17 — f 6.
3. S f 6 — e 8 d 2 — d 6 (d b)
4. b f 4 — e 6 matt.

b) 2. . . . . f 7 — f 6
3. S f 4 — d 5 f 6 — f 5
(and S g 2 und b g 8 †)
4. b d 6 — f 7 matt.

A) 1. . . . . K f 6 — g 7
2. D e 2 — e 5 K g 7 — h 6!
3. D e 5 — g 5 (d c) — g 6
4. S oder D matt.

a) 2. . . . . K g 7 — f 6 (d
3. D e 5 — h 8 K beliebig
4. S oder D h 8 matt.
b) 2. . . . . f 7 — f 6 (d
3. D e 5 — f 7 (g 6) † beliebig
4. S oder D matt.

Auf 1. . . . . g 6 — g 5 folgt 2. S d 6 — e 8 † nebst 3. D e 2 — e 6 matt.

Scherzrebus.

Auflösung des Rösselsprungs auf S. 356:

Geh' nicht von mir, laß Deine Hand in meiner —
Das Herz des Menschen ist ein seltsam Ding.
Wer weiß, ob man so leicht sich wiederfindet,
Sobald man einmal voneinander ging!
Geh' nicht von mir — am wenigsten im Groll,
Von einer Wolke trüb' die Stirn umgraut:
Im Unmuth just muß man besonnen bleiben,
Bis rein der Himmel wieder blaut.

R. Homerling.

Auflösung des Logogriphs auf S. 356:

Ungemüthlich — Ungemüthlich.

Auflösung der Charade auf S. 356:

Briefmarke.

Auflösung des Akrostichons auf S. 356:

Professor Bock's Kleine Gesundheitslehre. Ein Volksbuch in neuer Bearbeitung.

In dem unterzeichneten Verlage ist erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

Kleine Gesundheitslehre.

Zum Neunenlernen, Gesunderhalten und Gesundmachen des Menschen.

Von Professor **Dr. Carl Ernst Bock.** Siebente Auflage, bearbeitet von **Dr. Max von Zimmermann.**

Preis in elegantem Ganzleinenband 1 Mark.

„Bock's Kleine Gesundheitslehre" ist in den meisten Buchhandlungen zu haben. Wo der Bezug auf Hindernisse stößt, bestelle man unter Beifügung von 1 Mark und 20 Pf. für Porto in Briefmarken direkt bei der

Verlagshandlung von **Ernst Keil's Nachfolger** in **Leipzig.**

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wurde in Leipzig

Halbheft 13. 1890.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1890. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Madonna im Rosenhag.

Roman von Reinhold Ortmann.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung.)

Marie fühlte, daß es nach der vorangegangenen Unterredung keine Brücke mehr gab über die Kluft, welche sie für immer von Lothar schied. Aber wenn er ihr Verhalten auch verdammen mußte, so sollte er sich wenigstens nicht in dem Glauben von ihr trennen, daß es ihr Wunsch gewesen sei, ihn geflissentlich zu beleidigen.

Als sie in den leeren Speisesaal eine Weile stumm auf und nieder gegangen waren, sagte sie zaghaft:

„Vielleicht hast Du meiner letzten Aeußerung eine falsche Deutung gegeben, Lothar. Es war nicht meine Absicht, Dich zu kränken."

„Was hätte Dich auch dazu veranlassen sollen?" erwiderte er ruhig. „Sei versichert, daß ich Dir durchaus nicht zürne und daß ich vielmehr von ganzem Herzen wünsche, der Pfad, für welchen Du Dich am Kreuzwege entschieden hast, möge in Wahrheit der Pfad zum Glück gewesen sein."

Eine heiße, unnennbar schmerzliche Empfindung, für deren Ursache sie selber sich keine Rechenschaft zu geben vermochte, drängte ihr die Thränen in die Augen. Sie mußte den Kopf ganz von ihm abwenden, um ihm ihre plötzliche Bewegung zu verbergen. Ihre Stimme aber klang vielleicht nur noch härter und fremder in dem Bemühen, eine gelassene Festigkeit zu erheucheln.

„Ich verstehe Dich nicht, wie es uns vielleicht überhaupt versagt ist, einander recht zu verstehen. Welcher Kreuzweg ist es, von dem Du sprichst, und welcher Pfad, für den ich mich entschieden haben soll?"

Die schöne Geschichte. Von C. Stuchlik.
Photographie im Verlage der Photographischen Union in München.

„Ich würde Gefahr laufen, Dich von neuem unwillig zu machen, wenn ich Dir darauf anführlich Antwort gäbe; denn ich habe für die Ehrlichkeit meiner Gesinnung in diesem Augenblick eben keine besseren Beweise als bei allen früheren Gelegenheiten. Aber wie oft wir einander auch mißverstanden haben mögen, Marie — die Beweggründe, welche Dich hinderten, gegen Engelbert Partei zu ergreifen, sie wenigstens verstehe ich vollkommen, und Du siehst, daß ich sie geachtet habe trotz der Freundschaft, welche mich mit Deinem Bruder verbindet. Vielleicht hülfst Du Dich nach dieser Erklärung ohne weiteres überzeugt, daß Deine vorige Anklage mich nicht zu kränken vermochte."

Der ruhige Ton, in welchem er gesprochen, hatte ihr gewiß keinen Anlaß dazu gegeben, und doch empfand Marie seine Worte wie einen Ausdruck der bittersten Verachtung. Sie hatte sich vor ihm gedemüthigt, indem sie gewissermaßen seine Verzeihung erbeten hatte, und nun rächte er sich trotzdem an ihr, indem er sie unzweideutig fühlen ließ, daß er die unedlen, selbstsüchtigen Gründe ihres Benehmens mit voller Klarheit durchschaut habe. Und so jämmerlich eigensüchtig und feige erschienen ihr selber diese Gründe, daß davor der ganze bestrickende Zauber in nichts

zerstob, welcher Engetherts glänzende Persönlichkeit umgab. Hastig hatte sie Lothar das glühende Antlitz zugewandt, und wenn sie jetzt der leisesten Bewegung in seinen Zügen, nur einem warmen Aufleuchten in seinen Augen begegnet wäre, so hätte sie ihm vielleicht halb willenlos wie einem vertrauten Freunde alles bekannt, was an Widersprüchen, Zweifeln und herben Selbstvorwürfen ihr Herz bewegte. Aber seine unerschütterte Ruhe, seine ernste, gelassene Freundlichkeit umgaben ihn wie mit einem Panzer, und sie fühlte sich völlig entmutigt und zugleich im Bewußtsein ihrer Ohnmacht zu zornigem Trotz aufgestachelt. Sie blieb plötzlich stehen und ließ ihre Hand von seinem Arm herabgleiten.

„Du mußt in der That viel Theilnahme für mich hegen, da Du so scharfsichtig zu beobachten wußtest,“ sagte sie mit einem unverhohlenen Spott, der ihn nothwendig tief verletzen mußte. „Nun wohl, ich bekenne offen, daß Du richtig gesehen hast. Ja, ich verzeihe Deinem Bruder, was er vorhin gethan hat — ich verzeihe es ihm, weil — nun, weil ich ihn liebe! — Bist Du mit diesem freimüthigen Geständniß zufrieden?“

Aber obwohl ihre letzten Worte eine Frage enthalten hatten, wartete sie doch die Antwort auf dieselbe nicht ab. Noch ehe sie zu Ende gesprochen hatte, brach ihre Fassung zusammen, und es erfaßte Marie zugleich ein so namenloses Grauen vor all der bunten, geräuschvollen Pracht rings um sie her, daß sie Lothar jäh den Rücken kehrte und wie ein gehetztes Wild aus den glänzend erhellten Gesellschaftsräumen hinweg in das nächtlich stille zweite Stockwerk emporflüchtete.

Mit mürrischem Verschlafenen Gesicht begegnete ihr Cillys Kammerzofe auf dem Gange vor ihrem Zimmer.

„Mein Gott, wie versteht das gnädige Fräulein aufstehen! Ist dem gnädigen Fräulein nicht wohl?“

„O, es ist nichts — ich fühle mich nur etwas angegriffen,“ brachte Marie, die ihre Thränen nicht länger zurückzuhalten vermochte, mühsam hervor. „Wenn man — nach mir fragt, so sagen Sie, ich — ich hätte mich bereits zur Ruhe begeben. Gute Nacht!“

Sie warf die Thür ihres Stübchens hinter sich ins Schloß, streifte mit hastigen zitternden Händen den duftigen Ballstaat, der sie vor ein paar Stunden noch mit so unschuldiger Freude erfüllt hatte, von ihrem Leibe und löschte die beiden Kerzen auf dem Armleuchter so eilig aus, als müßten mit dem Lichte auch die quälenden, gespenstern Gedanken verschwinden, welche sie aus dem fröhlichen Festestrauchen hinaufgetrieben hatten in ihre Einsamkeit.

Sie hörte nach einer Weile die Wagen davonrollen, welche die Gäste des Generals heimwärts führten, sie hörte in ihrer Nähe das Geräusch geöffneter und wieder geschlossener Thüren, und sie hörte auch die wohlbekannte, klangvolle Stimme Engetherts, der seiner Schwester mit einem munteren Scherzwort gesegneten Morgenschlummer und liebliche Träume wünschte.

Dann wurde es todesstill in dem vornehmen Hause, das der Verwaisten die verlorene Heimath ersetzen sollte. Wohl alle seine Bewohner ruhten nach der durchschwärmten Nacht sanfter und fester als sonst in den Armen des Schlummers, und keines von ihnen sah den grau und trüb hereindämmernden Morgen — nur Mariens thränenmatte Augen starrten immer noch weit geöffnet in das Leere.

„Wollen Sie mir noch immer nicht erlauben, einen Arzt zu holen? — Ich fürchte doch, daß dies eine ernstliche Krankheit ist.“

Joseph Hudeth war es, der diese Worte gesprochen hatte. Er stand neben der schlechten eisernen Bettstatte seiner Wirthin und sah aus eingesunkenen, dunkel umschatteten Augen mit einem Blick namenloser Angst auf das todtenhafte alte Gesicht, über welches die düster brennende Küchenlampe nur eine matte Helligkeit breitete. Er war eben nach Haus gekommen, und die seltsame, unheimliche Veränderung, die sich seit dem Morgen in dem Antlitz der Greisin vollzogen, hatte seinen Fuß festgebannt und seinen Lippen jene Aeußerung höchster Sorge erpreßt.

Langsam und offenbar mit Mühe erhob die Alte die knochige Hand, um das vom Schweiß verklebte weiße Haar aus der runzligen Stirn zu streichen. Vielleicht mußte sie erst ihre Gedanken sammeln, um den Inhalt seiner Worte völlig zu verstehen.

„Eine ernstliche Krankheit?“ murmelte sie. „Unsinn! Es ist gar nichts! Und wenn Sie mir mit einem Doktor kommen, so werden Sie sehen, daß ich noch kräftig genug bin, ihn die Treppe hinunterzuwerfen! So ein Quacksalber brächte es allenfalls dazu fertig, mich wegen eines lumpigen Schnupfens auf den Kirchhof —“

Ihre Rede wurde von einem Hustenanfall unterbrochen wie immer, wenn sie anhaltend und in einiger Erregung sprach. Joseph Hudeth bemerkte wohl, daß es nicht mehr derselbe Husten war, der ihn des Nachts hatte aus seinem unruhigen Schlummer auffahren lassen. Er war heiser und krasslos und bereitete ihr entsichtlich die furchtbarste Pein. Auch war er von einem Rasseln und Keuchen begleitet, das sein Hudeth einen besonders schauerlichen Klang hatte, weil er es nie zuvor aus einer menschlichen Brust vernommen.

Rathlos und von Angst geschüttelt stand er da, den Hut noch immer in der Hand haltend und seine Augen von einem Ende des kahlen Küchenraumes zu dem anderen sendend, als müßte ihm von da her eine Eingebung kommen, was er zu thun habe, um das Schrecklichste abzuwenden.

„Ach — diese Schmerzen!“ stöhnte die Alte, als sie wieder nothdürftig zu Athem gelangt war. „Es ist, als ob mir da drin was zerrissen wäre! Aber es hat nichts zu sagen. Der Tod — der Tod ist das noch lange nicht.“

Sie hatte so oft und mit so viel Gleichmuth von ihrem nahen Ende gesprochen, daß die Zuversicht, mit welcher sie jetzt einem glücklichen Ausgang ihrer Krankheit entgegensah, trotz des beängstigenden Augenscheins einige Wirkung auf Hudeth hatte.

„Gewiß nicht, Frau Haberland!“ sagte er mit einem kleinen Anlaufnehmen. „Wer möchte denn auch gleich an das Schlimmste denken!“

Sie verzog das Gesicht zu einer Grimasse, die vielleicht ein höhnisches Lächeln sein sollte.

„Das Schlimmste? — Na, das Schlimmste wäre es nun wohl nicht! — Aber das ist ja alles dummes Gerede! — Kochen Sie mir lieber eine Tasse Brustthee, wenn Sie sich schon nützlich machen wollen. Die Tüte liegt oben rechts im Schrank und der Kandis ist in dem Tassenkopf daneben.“

Mit hastiger Bereitwilligkeit schickte sich Hudeth an, ihren Befehlen zu willfahren. Aber er verstand sich schlecht auf der artige häusliche Verrichtungen, und es währte lange, ehe er das Gewünschte zur Zufriedenheit der Alten fertiggestellt hatte. Soweit der immer wiederkehrende schreckliche Husten es ihr gestattete, ertheilte sie ihm die erforderlichen Anweisungen und schalt ihn wegen seiner Ungeschicklichkeit, wie wenn er ihr Diener oder ein unreifer Knabe gewesen wäre.

Geduldig und ohne auch nur eine Miene zu verziehen, ließ er ihre unwirschen Reden über sich ergehen. In heimlich demüthiger Haltung näherte er sich endlich mit dem dampfenden Tranke ihrem Lager.

„Richten Sie mich auf!“ stöhnte sie. „Ich weiß nicht, was das ist; aber ich habe ein Gefühl, als ob mir das Kreuz entzweigebrochen wäre.“

Er legte seinen Arm um ihren Nacken und stützte sie so sorglich und zart, wie nur ein liebevoller Sohn seine Mutter hätte stützen können. Trotzdem war die Kranke unzufrieden.

„Wollen Sie mir denn die Knochen zerdrücken?“ murrte sie. „Die Manner haben nun 'mal keine Hand für so was — sie tangen überhaupt zu nichts anderem als dazu, die Weiber unglücklich zu machen. — So — nun reichen Sie mir die Tasse; aber gehen Sie acht, daß nichts verschüttet wird!“

Er drachte das Gefäß an ihre Lippen, und sie versuchte zu trinken. Aber schon nach dem ersten Schluck schüttelte es sie wie ein heftiges Fieber, und sie stieß den Arm des Studenten unsanft zurück.

„Es will nicht hinunter,“ ächzte sie, „stellen Sie die Tasse weg! — Am Ende geht es auch ohne den Thee vorüber.“

Sie sank auf das Kissen zurück, und während sich Hudeth bemühte, ihrem Kopfe eine möglichst bequeme Lage zu geben, fiel es ihm auf, wie merkwürdig weiß und spitz ihre Nase geworden war.

„Kann ich denn sonst gar nichts für Sie thun?“ fragte er; denn auf seinen Vorschlag bezüglich des Arztes wagte er nicht mehr zurückzukommen.

Die Alte machte eine verneinende Bewegung, und er ließ

sich auf eine Ecke des harten Holzsitzes nieder, der zwischen dem Bett und dem mit Wachsleinwand überzogenen Tische stand. Wohl eine Viertelstunde verging, ohne daß er auch nur gewagt hätte, sich zu rühren; dann meinte Frau Haberland plötzlich:

„Ich will versuchen, zu schlafen. Aber Du wirst hier bleiben, nicht wahr?“

Es bereitete ihm einen gyssen Schrecken, daß sie ihn mit „Du“ anredete, denn nun im Fieberwahn konnte ihr ja ein solcher Irrthum begegnen. Aber er weilte sich trotzdem, sie zu versichern, daß er nicht von der Stelle weichen werde, so lange seine Anwesenheit ihr erwünscht sei. Die Alte murmelte etwas Unverständliches und kehrte das Gesicht gegen die Wand. Da die Hustenanfälle sich nicht wiederholten, meinte Hudeth, sie sei wirklich eingeschlafen, und rückte sich auf seinem Stuhle geräuschlos in eine etwas weniger unbequeme Lage. Ohne eine andere lebendige Gesellschaft als diejenige des schwer kranken Weibes, von qual vollster Angst durchwühlt und unlustig, irgend etwas zu ihrem Bestande oder zur Erleichterung ihrer Leiden zu thun, starrte er unverwandt in das kleine röthliche Flämmchen der unangenehm rußenden Lampe. Das Fener in dem Küchenofen, auf welchem er den Thee bereitet hatte, war wieder erloschen, und ein unangenehmes Kältegefühl schlich ihm erstarrend durch die Glieder. Er dachte daran, sein Bild aus dem Nebenzimmer zu holen und sich mit der Betrachtung desselben, deren er ja niemals müde werden konnte, die Stunden dieser entsetzlichen Nacht zu verkürzen. Aber wie er einmal einen zaghaften Versuch machte, leise von seinem Sitz aufzustehen, bewegte sich die Alte unruhig und stieß abgebrochene Worte aus, die er für eine Mahnung an sein Versprechen nahm. So gab er seine Absicht auf, zog die dünnen Schöße seines Rockes über die frostbebenden Knie und stierte von neuem in das Licht der Lampe, das ihn vielleicht nur darum so unausdrücklich anzog, weil seine leise zitternden Bewegungen die Täuschung erwecken konnten, daß es etwas Lebendiges sei.

Wenn er nur ein Gläschen Branntwein gehabt hätte! Nur wenige Tropfen von dem herrlichen, wundertätigen Getränk, das Vergangenheit und Gegenwart wie durch das Machtwort eines Zauberers in nichts versinken ließ und die köstlichsten Zukunftsbilder vor die Seele gaukelte. Er kannte ja die Wirkung dieses Lebenselixirs jetzt schon gut genug! Der Maurer, welcher ihm in dem verpesteten Kaffeeloch das Haus mit dem beigeben Hundehäuser zugeschworen hatte, war ihm ein Wohlthäter geworden, dem er im Grunde seines Herzens täglich von neuem dankte. Nicht, daß er eigentlich ein Trinker geworden wäre, wie es sein Vater war — o nein, der bloße Gedanke an diese Möglichkeit hatte ihn zu mit Grauen und Entsetzen erfüllt! Aber wenn er sich so durch das Gewühl der Straßen wand, unter dem breiten Rande seines Hutes hervor unausgesetzt nach rechts und links spähend, ob noch immer niemand Miene mache, ihn zu ergreifen — von jedem ungewöhnlichen Geräusch hinter seinem Rücken zu Tode erschreckt und oft von sinnloser Angst geschüttelt, wenn flüchtige Bekanntschaft ihn in einer vorübergehenden Dame die Malerin aus dem Museum vermuthen ließ — dann konnte er doch zuweilen der Versuchung nicht widerstehen, in irgend einer abgelegene Schenke einzutreten und einen seiner wenigen Groschen für ein Gläschen Branntwein zu opfern. Jeder andere hätte nach dem Genuß einer so geringen Menge wohl kaum eine flüchtige Anregung seiner Lebensgeister gespürt; aber Hudeth' Körper besaß eine so geringe Widerstandsfähigkeit gegen das hinterhältige Gift des Alkohols, daß die wenigen Tropfen stets hinreichend waren, ihn aufs neue in jenen Zustand geistiger und körperlicher Spannkraft zu versetzen, dem er das Gelingen seiner verwegenen Rachethat gegen die grausame menschliche Gesellschaft ausschließlich zu verdanken hatte.

Dann konnte er sich dreist unter die geschäftige Menge mischen, erhobenen Hauptes konnte er die neugierigen Blicke erwidern, die sich auf ihn richteten — ja, es konnte ihm sogar ein eigenthümlich prickelndes Vergnügen bereiten, mit seinem Aermel den Mantel eines Schutzmannes zu streifen und sich an der gleichgiltigen Miene des Mannes zu ergötzen, der ihn unbehelligt seiner Wege ziehen ließ, obwohl er sich mit einem einzigen Griff die Belohnung von tausend Mark hätte verdienen können, welche man auf die Fest nahme des Gaterziehebs ausgesetzt hatte.

In solchen Stunden hatte er wieder Pläne und Hoffnungen für die Zukunft, und nur in solchen Stunden war er imstande, an seinem Werke über die Brüder von Ende zu arbeiten, an dessen Erfolg sich ja alle diese lustigen Pläne knüpften.

Warum hatte er nur gerade heute abend der Versuchung widerstanden, heute, wo eine so gewaltige Anforderung an die Ausdauer seines Körpers und an die Spannkraft seines Geistes gestellt wurde? Mit Freuden hätte er alles, was er besaß, für ein Glas des elendesten Fusels hingegeben. Er begriff mit einem Male, was seinen unglücklichen Vater aus dem häuslichen Jammer heraus immer und immer wieder so unbezwinglich in das Wirthshaus gezogen hatte, bis der letzte Kreuzer draufgegangen war. Wahrhaftig, er war sehr ungerecht gewesen, wenn er all diese Jahre hindurch stets nur mit Grauen und unsäglicher Verachtung an den halb verthierten Mann im Armenhause hatte denken können! —

Die Mitternachtsstunde ging vorüber. In einem dumpfen, schwermüthigen Hindurchen, das zwischen Wachen und Schlafen die unalvolle Mitte hielt, zählte Hudeth die Schläge der Viertel stunden, welche in unendlichen Zwischenräumen die Thurmuhr der Dankeskirche verkündete. — Jetzt wieder — eins — zwei — drei! Dreiviertel auf zwei! — Wie grauenhaft lang war diese Nacht! Ihm war, als könnte er ihr Ende nimmer erleben.

Das Drahtgeflecht der eisernen Bettstelle knirschte. Die Kranke hatte sich bewegt, und als er sich hastig umwandte, sah er ihr gerade in die weitgeöffneten, brennenden Augen, die in den fleischlosen Höhlen eines Todtenkopfes zu liegen schienen.

„Bist Du dabei gewesen, als Deine Mutter starb?“ fragte sie, und Hudeth hatte Mühe, die Stimme wieder zu erkennen, die jetzt mit eigenthümlich röchelnden und pfeifenden Nebenlauten aus ihrer Kehle kam.

„Nein,“ sagte er, „aber Sie sollten jetzt nicht an Tod und Sterben denken, Frau Haberland! Der Schlummer hat Sie recht erquickt, nicht wahr?“

„Ich habe nicht geschlafen, — dazu ist ja nachher noch Zeit genug! — Also Du warst nicht dabei? — Nun, mein Sohn wird auch nicht dabei sein, wenn seine Mutter stirbt!“

„Ihr Sohn, Frau Haberland? Sie haben einen Sohn und haben doch nie von ihm gesprochen? — Wollen Sie, daß ich ihn von Ihrer Krankheit in Kenntniß setze?“

„Nein! — Ich will ihn nicht sehen — nie mehr — nie mehr! Denn er ist ein undankbarer, herzloser Mensch!“

Er wußte ihr nichts zu antworten, und es blieb wieder eine Weile still, dann sagte die Alte:

„Hole das Buch her, das im Schrank unter den Handtüchern liegt! Du kannst mir etwas vorlesen!“

Hudeth erhob sich sofort, und er fühlte erst jetzt, wie steif und fast empfindungslos seine Glieder geworden waren. Er mußte minutenlang suchen, che er das Verlangte fand, so sorg sam war es unter Geschirr und Wäsche versteckt. Als er nun mit dem Buche an den Tisch trat, erkannte er, daß es derselbe dickleibige Foliant war, bei dessen Lesen sich seine Bürthin stets so ungern hatte überraschen lassen. Er schlug den schweren, schweinsledernen Deckel auf und sah mit Ueberraschung das Titel blatt einer alten, in gewaltigen Lettern gedruckten Bibel.

„Du wunderst Dich, nicht wahr?“ meinte die Alte, als hatte sie seine unausgesprochenen Gedanken errathen können. „Nu, fromm bin ich auch nicht, — wenigstens nicht, was die Leute so nennen! — Und es geht ja auch am Ende keinen was an, ob ich fromm bin oder nicht! — Schlage mal die Stte auf, wo der Brief liegt, und lies mir den Spruch vor, der da steht. Ich habe ihn mit Waschblau angestrichen.“

Hudeth that schweigend nach ihrem Begehren. Das zusammengefaltete Blatt von der Form und dem Aussehen einer amtlichen Zustellung lag bei dem ersten Kapitel des Buches Ruth, die Stelle aber, welche Frau Haberland mit einem dicken, halb verwischten blauen Rande umgeben hatte und welche er ihr jetzt mit seiner leisen, traurigen, eintönigen Stimme vorlas, lautete:

„Rede mir nicht darein, daß ich dich verlassen sollte und von dir umkehren. Wo du hingehest, da will ich auch hingehen; wo du bleibest, da bleibe ich auch, dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott! Wo du stirbst, da sterbe ich auch, da will ich auch begraben werden. Der Herr thue mir dies und das, der Tod muß dich und mich scheiden!“

„Der Herr thue mir dies und das, der Tod muß mich und dich scheiden!“ wiederholte die Alte, und es war eine bestimmende

In der [illegible]
Nach einem [illegible]

Photographie von Franz Hanfstaengl Kunstverlag A.-G. in München.

lerie.

F. Brütt.

Feierlichkeit in der Art, wie sie langsam mit ihrer röchelnden, fast versagenden Stimme diese Worte sprach.

„Soll ich weiter lesen?“ fragte Hudeth, als wieder eine geraume Zeit unter tiefem Schweigen verstrichen war.

„Ist nicht nöthig! - - Das ist mir immer das Liebste gewesen in dem ganzen Buch. — Es paßt so gut - - ja, es paßt, als wenn es für mich geschrieben wäre! Rede mir nicht darein, daß ich dich verlassen sollte' - - na, er hat mir freilich nicht darein geredet, denn er war herzlich froh, wenn er ein Obdach fand, ein Bett und einen Teller mit Essen, sobald sie ihn einmal aus dem Kasten ließen! Aber der Junge, der verdammte, herzlose Junge, hat er mir nicht schon von seinen Schuljahren her immerfort in den Ohren gelegen, ich sollte mich von dem Alten scheiden lassen, weil er nicht einen Taler haben wollte, der im Gefängniß saß? Als wenn er ihn nicht das Leben gegeben, nicht manche liebe Nacht an seinem Krankenbette gewacht und nicht rechtschaffen für ihn gearbeitet hätte, bis der dreimal verfluchte Tischler Ede ihn herum kriegte — Gott weiß, wie! - - Darf ein Sohn seinen Vater verwünschen und ausspucken wie vor einer Kröte, wenn er seinen Namen nennen hört? Na, wie er das wieder einmal that — es war an seinem Konfirmationstage und er kam eben aus der Kirche, da schlug ich ihn mit dem hölzernen Löffel, den ich gerade in der Hand hatte, auf den Mund, daß das Blut aufspritzte - - und seitdem ist er fort. - - Ein Ballettänzer ist er geworden, und ich hätte ja manches Mal hingehen können, mir seine Luftsprünge anzusehen, ohne daß er eine Ahnung davon gehabt hätte. Aber ich hatte mir's zugeschworen: blind will ich werden, wenn ich das thue! - - Und kein Stück soll er haben von meinen Sieben sachen! - - Du bist ein rechtschaffener Mensch, wenn Du auch schon im Gefängniß gesessen hast — und Dir soll alles gehören - - auch das Sparkassenbuch mit meinem Kopfkissen — und die Bibel — hörst Du? — die Bibel auch - - und — ach — was ist das — - August — August —“

Nicht ein einziges Mal hatte sie gehustet, trotz ihres anhaltenden Sprechens — nun aber kam es mit einem Mal — klanglos, erstickend, wie wenn sich ihr aus dem Innern der Brust ein fremder Körper in die Luftröhre gedrängt hätte. Hudeth sprang auf und beugte sich über sie herab. Sein Herzschlag pochte und das Entsetzen verzerrte seine Züge. Die knochigen Hände der Alten lösten sich, als ob sie nach einer Hilfe, nach einem Beistand suchten, - - sie würgte und dachte - - und dann quoll plötzlich ein Strom hellen, schaumigen Blutes aus ihrem Munde.

Unfähig, ein Glied zu bewegen oder auch nur die Lippen zu einem Schrei zu öffnen, starrte Hudeth auf das Fürchterliche. Und so stand er noch immer in regungslosem Grauen, als das Blut längst aufgehört hatte zu fließen, als sich der alte, hagere Leib gereckt und gestreckt hatte wie zu einem langen Schlafe und als es wie ein Riß über die weit geöffneten Augen gegangen war, die seelenlos und verglast nach der grauen, schmutzigen Zimmerdecke stierten. — So stand er noch immer, als er längst die Gewißheit gewonnen hatte, daß er nun der einzige Lebende in diesem Raume sei. -

Vom Thurm der Dankeskirche schlug es halb drei. Die schwelende Lampe auf dem Küchentische brannte noch düsterer als zuvor, denn der Petroleumvorrath in dem kleinen Glasbehälter war fast erschöpft. Unten auf der Straße gröhlte ein Betrunkener ein wüstes Lied, und in der tiefen Stille hörte man auch die Stimme des Nachtwächters, der ihm zur Ruhe verwies. —

Als Hudeth an den Tisch trat, um die Lampe vollends aus zutöschen, fiel sein Blick auf die Bibel und auf das amtlich aussehende Schriftstück, welches die Alte neben ihren Lieblingsfrund gelegt hatte. Fast mechanisch faßte er es auseinander. Da stand oben am Kopfe in Druckschrift:

„Der Direktor des Zuchthauses zu Sonnenburg.“ Und darunter von einer gleichgültigen, ausdrucksleren Kanzleischrift:

„Es diene Ihnen zur gef. Kenntnißnahme, daß Ihr Mann, der wegen schweren Diebstahls im wiederholten Rückfalle zu fünfzehn Jahren Zuchthaus verurtheilte und bis dahin in der hiesigen Strafanstalt interniert gewesene Schlosser August Haberland, am 21. dss. Mts. an der Lungenschwindsucht verstorben und gestern auf dem Sträflingskirchhof begraben worden ist. - Bezüglich des Nachlasses, welcher aus verschiedenen Kleidungsstücken und einer kleinen, durch Ueberarbeit erworbenen Sparsumme besteht, wird Ihnen demnächst weiteres eröffnet werden.“

Das Schreiben trug den Poststempel des vorgestrigen Tages. Die Empfängerin hatte es also vorgezogen, jene weiteren Eröffnungen nicht mehr abzuwarten. - -

„Wo du hingehest, da will ich auch hingehen; wo du bleibst, da bleibe ich auch - -“ las Hudeth unwillkürlich auf der von Waschdlan umränderten Stelle. Er sah sich noch einmal nach der Leiche um, und das fahle, faltige Todtengesicht erschien ihm jetzt minder schrecklich als zuvor.

Wohl war es nur das harte, unschöne Antlitz eines armen, alten, in Kummer und Arbeit ergrauten Weibes aus dem Volke, aber der ehemalige Student meinte etwas von dem verklärenden Schimmer der Liebe darauf zu sehen — jener Liebe, die stärker ist als die Noth und mächtiger als der Tod. — —

Und jetzt fand er auch den Muth, mit seinen Fingerspitzen sanft die gebrochenen Augen der alten Frau zu schließen, ehe er sich im Nebenzimmer angekleidet auf sein Lager wacht.

Noch kämpfte der junge Tag mit den Schatten der Dämmerung, als Joseph Hudeth nach vorsichtiger Beobachtung seiner nächsten Umgebung auf die Straße hinaustrat. Statt des auffallenden grauen Ueberrockmantels, den er noch dem Tage des Gaterichtsbesuches überhaupt nicht mehr angelegt hatte, trug er einen dünnen, abgeschabten Sommerüberrock; mit der Linken aber umklammerte er in ängstlichem Druck den ledernen Henkel des kleinen Handkoffers, welcher seine Habe und sein kostbares Geheimniß barg.

Unschlüssig blickte er nach rechts und links, dann aber schlug er die Richtung ein, welche ihn dem Centrum des erwachenden Berlins entgegenführte. Wohin er ging, er wußte es nicht. Sein Weg hatte kein Ziel und kein Ende; ins Unbestimmte, Nebelhafte führte er hinaus, — vielleicht noch einmal in einen Hafen kurzer, trügerischer Ruhe, vielleicht auch in jenen tiefen, nie gemessenen Abgrund, aus welchem keine Wiederkehr ist an das Licht des Tages.

Niemand aus der Nachbarschaft sah ihn gehen, — niemand kümmerte sich um ihn — spurlos verschwand er in den ungeheuren Getriebe der vom nächtigen Schlummer erstehenden Millionenstadt.

Als Marie von Brenkendorf nach jener unglücklichen Ballnacht ihr Stübchen aufgeschlt hatte, da war es ihr als unabänderlich erschienen, daß der nächste Tag etwas Außerordentliches bringen müßte — eine Lösung und Klärung, und wäre es auch um den Preis all ihrer Hoffnungen und Wünsche.

Aber das Außerordentliche, auf welches sie sich bereitet hatte, war nicht geschehen. Ja, sie selber würde kaum imstande gewesen sein, es herbeizuführen, auch wenn sie die Entschlossenheit und die Kraft des Willens dazu besessen hätte.

Wohl erwachte sie am folgenden Morgen mit der Gewißheit, daß sie eine Erklärung von Engelbert fordern müsse. Aber als sie dann bei ihrem Eintritt in das Frühstückszimmer sah, daß sein Platz leer war, als sie ohne ihre Frage aus einer obfituosen Aeußerung Cillys erfuhr, daß ihn dienstliche Pflichten schon vor einer Stunde abgerufen hätten und daß er vielleicht nicht einmal zum Mittagessen wiederkommen würde, da athmete sie doch wie in tiefer Erleichterung auf und dankte in ihrem Herzen dem Zufall, welcher die unvermeidliche Auseinandersetzung wenigstens noch um einige Stunden hinausgeschoben hatte.

Und jenes Andere, vor dem sie sich noch viel mehr gefürchtet hatte: ihre erste Wiederbegegnung mit Lothar, sie ging so ruhig und unaufhaltig vorüber, als wäre ihr Gespräch in der verflossenen Nacht nichts anderes gewesen denn ein häßlicher Traum. Er empfing sie mit derselben Verbeugung, die an jedem Morgen seine Erwiderung auf ihren Gruß gewesen war, und wenige Minuten nach ihrem Eintritt ging er mit dem Bemerken, daß er im Moabiter Zuchthause zu thun habe, aus dem Gemache. Niemand konnte auf den Gedanken kommen, daß es Marienus Erscheinen gewesen sei, welches ihn vertrieben habe, — auch den schärfsten Beobachter würde kein Anlaß zu der Vermuthung gegeben worden sein, daß zwischen ihnen über Nacht irgend etwas anders geworden sei als zuvor.

Unter der Nachwirkung der nächtlichen Strapazen mußte es begreiflich erscheinen, daß eine rechte Lebhaftigkeit und Frohlichkeit im Hause des Generals heute nicht aufkommen wollte, und Mariens Blässe, ihre Wortkargheit und Zerstreutheit bedurften darum kaum einer besonderen Erklärung. War doch selbst Cilly, die sich sonst mit einigem Stolz ihrer Unverwüstlichkeit rühmte, heute sehr still und von einer eigenthümlichen Weichheit des

Wesens, die zu ihrer gewöhnlichen Spottlust in merkwürdigem Gegensatze stand. Fast noch zärtlicher als sonst schloß sie sich an Marie an, und ganz gegen ihre Gewohnheit, diese Zeit des Tages zu einer Spazierfahrt oder zu Besuchen bei bekannten und befreundeten Familien zu benutzen, richtete sie heute an ihre Base die gern erfüllte Bitte, ein Stündchen mit ihr zu musiciren.

„Willst Du singen?“ fragte Marie; aber Cilly schüttelte entschieden ablehnend das Köpfchen.

„Wir wollen überhaupt spielen, wenn es Dir recht ist. Ich fühle, daß ich heute gar keine Stimme haben würde.“

„Vielleicht die Ouverture zur „Diebischen Elster? — Das ist ja wohl Dein Lieblingsstück?“

„Nein — nein! — Etwas Ernstes — Getragenes — Schwermüthiges! Da — den Trauermarsch von Chopin! — Warum sollten wir nicht auch einmal Grabesmusik machen können?“

Eine solche Wahl sah den sonstigen Neigungen ihres lebensfrohen Wesens allerdings so wenig ähnlich, daß ihr Marie mit einiger Ueberraschung in das ernsthafte Gesichtchen sah. Doch Cilly that, als ob sie diesen verwunderten Blick nicht bemerkte, und setzte sich mit einer gewissen Feierlichkeit auf ihrem Stuhl zurecht.

„Du bist doch damit einverstanden, daß ich den Part nehme?“ sagte sie. „Diese schauerigen Todtenglockentöne sind ja gerade das Schwierigste an dem ganzen Stück.“

Ihre plötzliche Begeisterung für Chopins schwermuthsvolle und doch von so wundersamen Klängen himmlisch süßen Trostes durchzitterte Tondichtung hinderte das Töchterchen des Generals indessen nicht, einige Male empfindlich daneben zu greifen und mit den strengen Gesetzen des Taktes hier und da in merklichen Zwiespalt zu gerathen. Sie hatten kaum mehr als die Hälfte gespielt, als sie plötzlich die Hände von den Tasten sinken ließ.

„So traurig ist dieser Trauermarsch gewiß noch niemals zu Gehör gebracht worden,“ sagte sie, und ein Thränchen von dem alten Uebermuth leuchtete schon wieder in den dunkeln Augen auf. „Wir sind ja nun nahezu eine Viertelstelle auseinander.“

„Laß uns noch einmal beginnen!“ schlug Marie vor. „Du mußt etwas besser zählen.“

„Zählen?! — O Du prosaische Künstlerin! — Diese Kirchhofsmusik sollte der natürliche Ausdruck meiner gegenwärtigen Stimmung sein, all mein Herzeleid wollte ich in sie ausströmen lassen, — und Du, Du verlangst von mir, ich solle zählen! Wahrhaftig, ich glaube, Du hast mir meinen ganzen, schönen Kummer verleidet!“

Und sie schlang beide Arme um den Hals der erstaunten Marie, schmiegte die Wange an ihr weiches, lichtblondes Haar und flüsterte ihr ins Ohr:

„Du bist der Nacht habe ich ja meine erste und einzige Liebe im zarten Alter von kaum vier Monaten zu Grabe getragen!“

Trotz des traurigen Inhalts dieser vertraulichen Mittheilung und trotz ihrer eigenen Niedergeschlagenheit mußte Marie lächeln.

„Wirklich, Cilly? Und Du bist ganz sicher, daß sie nicht etwa nur scheintodt ist?“

„Nein, Theuerste, dazu ist keine Hoffnung! Sie ist ganz todt — mausetodt, — da hilft kein Jammern mehr und keine Reue. Wie ich den armen Prinzen gestern abgefertigt habe, bleibt ihm gar nichts anderes übrig, als sich innerhalb zweimal vierundzwanzig Stunden entweder eine Kugel vor den Kopf zu schießen oder sich bis über beide Ohren in ein anderes weibliches Wesen zu verlieben. Für mich aber ist das Ergebniß ja in beiden Fällen so ziemlich dasselbe.“

„Meine Cilly! — Aber man muß Dir das Zugeständniß machen, daß Du das Unvermeidliche mit Würde trägst.“

„Nicht wahr? — Alle unglücklich Liebenden könnten sich ein Beispiel an mir nehmen! Doch ich bitte mir aus, daß Du mich darum nicht für gefühllos hältst! Als ich heute morgen aufwachte, hatte ich da drinnen wirklich so eine unbestimmte Empfindung von gebrochenem Herzen, und wenn ich mich nicht vor Ehrfurcht gescheimt hätte, würde ich ohne Zweifel sogar bittere Thränen vergossen haben. — Während des Frühstücks ist es dann allerdings langsam besser geworden.“

„Ein drolliges Heilmittel — in der That. Und weißt Du auch, meine liebe Cilly, daß ich unsern gestrigen Unfall jetzt als großes Glück für Dich ansehe?“

Mit halb verlegener und halb schelmischer Miene sah die fragte zu ihr auf.

„Wirklich? Etwa, weil er mir die Anszeichnung verschaffte, Deinen Herrn Bruder wieder zu sehen?“

„Nein, nicht deshalb! Aber er ist doch wohl die Veranlassung gewesen, daß Du — um mich Deiner eigenen Worte zu bedienen — in dieser Nacht Deine erste und einzige Liebe zu Grabe getragen hast?“

„Ja, — das heißt: ein wenig poetische Uebertreibung mußt Du natürlich der gehobenen Stimmung zu gute halten! Wenn ich sage „meine erste Liebe“, so rechne ich eben den Litteraturprofessor so wenig als den kleinen Fähnrich von Nachtig, der mein erklärter Kavalier in der Tanzstunde war; und wenn ich sage „meine einzige“, so will ich damit noch nicht gerade etwas verschworen haben.“

Sie sprach ganz eifrig, halb im Ernst, halb im Scherz, Marie aber zog die zierliche, geschmeidige Elfengestalt fester an sich und erwiderte herzlich:

„Nun wohl, Prinz Lamoral ist Dir in Wahrheit nicht mehr gewesen, als der Litteraturprofessor und der Fähnrich, über deren Anbetung Du Dich heute so leichten Sinnes lustig machst. Und doch würdest Du Dich vielleicht entschlossen haben, seine Gattin zu werden, wenn er sich vor dem häßlichen Ereignis vom gestrigen Abendritt um Deine Hand beworben hätte. Das Unkenntniß Deiner eigenen Empfindungen würdest Du Dich einem Mann zu eigen gegeben haben, dessen gesellschaftlicher Rang und dessen glänzende Erscheinung Dich vielleicht bestochen hatten, den Du aber sicherlich niemals geliebt hast.“

Die lustige Cilly schonte nachdenklich vor sich hin.

„Wie weise Du doch zu sprechen weißt, Mariechen! Und wahrscheinlich hast Du recht! Aber ich gebe Dir mein Wort, daß ich allen Ernstes glaube, ihn zu lieben. Erst als sich mein Herzeleid heute während des Frühstücks so rasch verflüchtigte, und als ich mir mit meinem Chopinschen Trauermarsch und meinen falschen Griffen mit einem Mal so ungeheuerlich komisch vorkam, merkte ich, daß es doch wohl nichts Rechtes damit gewesen sei. Doch das ist eigentlich eine recht entmuthigende Erkenntniß. Romane in aller Welt soll man denn nun in einem solchen Fall ersehen, ob es wirklich und wahrhaftig die echte, wahre, einzige Liebe ist? Man kann doch nicht immer eine so lebensgefährliche Probe daraus machen wie die, welche Prinz Lamoral so schlecht bestanden hat!“

„Die rechte Liebe bedarf solcher Proben nicht, Cilly! Wenn Dich nicht der bloße Gedanke, den Gegenstand Deiner Neigung für immer zu verlieren — ja, der Schatten einer Sorge, von ihm verkannt oder mißachtet zu werden, mit namenlosem, maussprechlichen Weh erfüllt, wenn Du nicht mit tausend Freuden bereit bist, jedes, auch das schwerste Opfer zu bringen, nur um dies Aeußerste, Schmerzlichste von Dir abzuwenden, dann darfst Du sicher sein, daß es nicht Liebe war, was Du empfunden.“

„Nun, ich will mir's merken — für den Fall, daß ich's überhaupt noch einmal fertig bringen sollte, Wahlpflaffen an einem Manne zu finden! — Doch genug von diesen schwermüthigen Geschichten! Jetzt spielen wir etwas Lustiges — das Lustigste, was wir haben!“

Marie wittsahrte ihr auch diesmal; aber jetzt lag die Schuld an ihr, wenn sie mit ihrem Spiel nicht immer im Gleichklange blieben. Und nicht das im Grunde so harmlose Herzenserlebniß der Freundin war es, das ihre Gedanken hartnäckig von den Noten abzog, sondern der Klang ihrer eigenen Worte, die ihr im Ohre nachtönten, wie wenn sie aus einem fremden Munde gekommen wären.

„Der Schatten einer Sorge, von ihm verkannt oder mißachtet zu werden —“, wie in aller Welt hatte sich gerade diese Aeußerung auf ihre Lippen drängen können? Sie war ein halb unbewußter Ausfluß ihres innersten Empfindens gewesen, das unterlag keinem Zweifel, aber gerade deshalb wollte sie ihr selber nun um so erstaunlicher und fremdartiger erscheinen. Es gab ja nur einen einzigen Menschen, von dem sie fürchten mußte, daß er sie verkannt habe und sie verachte; aber jener Eine war nicht der Mann, den sie liebte, er war nicht einmal ihr Freund, sondern er war ihr ein beinahe Fremder, der sie abstieß, und den sie fürchtete, seitdem sie ihn so schnell entschlossen gesehen hatte, um der Wahrheit willen selbst seines eigenen Bruders nicht zu schonen.

Doch Cilly in ihrer plötzlich wieder erwachten Munterkeit und Lebhaftigkeit hielt ihrer Base nicht Zeit, sich dem Grübeln über das Räthsel, das ihre Brust bewegte, lange hinzugeben. Sie gab Marie nicht für eine Minute frei und wich auch nicht von ihrer Seite, als

Engelbert kurz vor Beginn der Tafel nach Hause zurückkehrte. An dem Essen nahmen einige höhere Offiziere als Gäste theil, und es war nicht sehr verwunderlich, wenn die fast ausschließlich auf militärische Angelegenheiten bezügliche Unterhaltung dem Dragonerlieutenant wenig Zeit ließ, sich einem Gespräch mit den beiden jungen Damen zu widmen. Nach aufgehobener Tafel wurde er zu einer Spielpartie herangezogen, und für die späteren Abendstunden war er zu einem von Kameraden veranstalteten Liebesmahl geladen. So hatte Marie vergebens nach einer Möglichkeit gesucht, ihn unbelauscht und ungestört zu sprechen.

Allerdings war Engelbert sonst in dem Bemühen, eine Gelegenheit zu solcher verstohlenen Zwiesprache herbeizuführen, vielleicht geschickter und erfinderischer gewesen als gerade heute, wo sich bei ernstem Willen ein geeigneter Vorwand für ihn doch wohl hätte erfinnen lassen. Dafür aber, daß er ein Alleinsein mit Marie etwa gefliſſentlich vermieden hätte, daß sich in seinem Benehmen irgendwelch ebenjeneing ein Anhalt — und als er ihr beim Fortgehen Gutenacht sagte, traf sie für eine flüchtige Sekunde ein ebenso begehrlicher und glühender Blick wie gestern bei der tollen Mazurka, an die sie noch immer nicht ohne schamhaftes Erbeben und ohne einen peinigenden Groll über ihre eigene Schwäche zurückdenken konnte.

Nun endlich fand Marie die lang ersehnte schickliche Gelegenheit, sich unauffällig zurückzuziehen. Aber als sie allein war, fiel ihr die Erinnerung an die Ereignisse der Nacht doch mit verdoppeltem Gewicht auf die Seele, und sie war bitter unzufrieden mit sich selbst. Niemals gewöhnt, nach einer beschönigenden Umschreibung für ihre eigenen Fehler zu suchen, schalt sie sich feige, weil sie einem festen und durch ihre schwesterliche Pflicht unweigerlich gebotenen Vorsatz untreu geworden war. Wohl hatte sie im Verkehr mit Engelbert unwillkürlich einige Zurückhaltung beobachtet; aber sie hatte ihm doch durch kein Wort und keine Miene gezeigt, daß er sie tief beleidigt habe, sie hatte ihm ihre Hand gereicht wie sonst und hatte sich nicht von ihm abgewendet, als sie seinen verwegenen, vielsagenden Blick auf sich ruhen fühlte.

„Das alles ist ja nur um seinetwillen geschehen!“ wollte eine Stimme in ihrem Herzen ihr zuflüstern, aber Marie klammerte sich nicht an diese naheliegende Entschuldigung, sondern war ehrlich genug, sie vor sich selber als eine Lüge zu bezeichnen.

„Nein, auch wenn ich mit ihm allein gewesen wäre, würde ich nicht die Kraft gefunden haben, jene Erklärung von ihm zu fordern!“ sagte sie sich mit schmerzlicher Beschämung, und mit tiefem Bangen fügte sie die Frage hinzu: „Was aber soll nun werden?“

Ja, was sollte nun werden? So wie der heutige Tag würde auch der nächste und der übernächste verlaufen; mit jeder weiteren Stunde des Zaudern würde es ihr schwerer und schwerer werden, Genugthuung für ihren Bruder zu fordern, bis es endlich völlig unmöglich geworden war. Freilich, es wußte ja niemand, daß sie eine Zeugin seiner Beschimpfung gewesen sei — niemand außer Lothar, und der Gedanke, daß er sie an Wolfgang verraten könnte, benruhigte sie nicht für einen einzigen Augenblick. Aber sie gewann keine Erleichterung aus dieser Gewißheit seines Schweigens. Denn daß er sich mit dem Verrath an seiner Freundschaft gewissermaßen zu ihrem Mitschuldigen gemacht hatte, war ja um den Preis seiner Achtung geschehen; nicht eine Uebereinstimmung der Gesinnung, sondern ein geringschätziges Mitleid hatte ihn zu ihrem Bundesgenossen gemacht — sein Schweigen war eine Demüthigung, ein stummer und doch unerträglich beredter Ausdruck seiner Verachtung!

War ihre Liebe für Engelbert denn wirklich so heiß und tief, daß sie um ihretwillen Tag für Tag die Last dieser klaglichen Erkenntniß weiterschleppen mochte? Ach, wenn sie nur eine Antwort gehabt hätte auf diese immer wiederkehrende Frage! Jetzt, wo sie seine schöne, ritterliche Erscheinung nicht vor sich sah, wo sie den Klang seiner volltönenden, einschmeichelnden Stimme nicht vernahm, hatte sie wahrlich nicht den Muth, sich selbst mit einem feendigen, rückhaltlosen „Ja“ zu bejahen. Noch immer fühlte sie etwas von dem Nachzittern des jüdischen Schreckens, der sie durchzuckt hatte, als sie in dieser Nacht ihren Vetter Lothar die Erklärung gegeben hatte, daß sie seinen Bruder liebe. War das wirklich nur die sprode Scham des jungfräulichen Herzens gewesen, das sich wider Willen sein kostbares Geheimniß entreißen ließ, oder hatte sie in jenem Augenblick unter der unbarmherzigen Klarheit, die von dem gesprochenen Wort ausgeht, erkannt, daß jenes Geständniß eine Unwahrheit, daß ihre Liebe eine Täuschung gewesen sei wie Cillys Neigung für den Prinzen von Waldburg?

Nein, sie durfte nicht daran denken, daß es so sein konnte. Und es war ja auch unmöglich! Hatte sie Engelberts heiße Liebesworten denn nicht mit Entzücken gelauscht? Hatte sie denn nicht mit wonnigem Erschaudern seine brennenden Lippen auf ihrer Munde gefühlt? Wenn sie jetzt außer stande war, die Seligkeit jener Augenblicke durch die Erinnerung von neuem wachzurufen, so konnte nur eine vorübergehende Verstimmung ihres ganzen Wesens, nicht ein Erkalten oder Erlöschen ihrer Liebe die Schuld daran tragen, und nur aus dieser Verstimmung war es wohl auch zu erklären, wenn sie so heftig vor dem Gedanken erschrak, daß das erste Gespräch unter vier Augen, welches sie nach jener Ballunterhaltung über ihren Bruder mit Engelbert führen würde, nothwendig entweder einen Bruch oder ein öffentliches Bekennen ihres Herzensbündnisses im Gefolge haben müßte. Ihre weiblichen Würde war sie es ja ohnedies schuldig, dies letztere von ihm zu fordern, aber sie wußte nicht, ob es die Verlobung mit Engelbert oder der Bruch mit ihm war, was ihr in diesen Stunden qualenden Zweifels als das Fürchterlichste erschien.

Was sie auch thun mochte — das eine wie das andere konnte sie unglücklich machen, und zu dem einen wie zu dem anderen gebrach ihr der Muth. Daß sie ihren Bruder von ganzem Herzen liebte, daß eine Kränkung, welche ihm widerfuhr, sie selbst aufs schmerzlichste traf — niemals hatte sie es deutlicher empfunden als gerade jetzt; aber sie besaß dessenungeachtet ebenso wenig die Entschlossenheit, mit ihrer eigenen Person für ihn einzutreten, als zu ihm zu eilen und ihm alles zu beichten. Spätestens morgen vielleicht oder nach einer kleinen Anzahl von Tagen — wollte sie ihm ja gerne recht bekennen, was sie an ihm gesündigt hatte — jetzt aber mußte sie Zeit gewinnen — Zeit, um zur Klarheit zu gelangen über sich selbst und um den Weg zu finden, welchen sie einschlagen durfte, ohne ihr eigenes Lebensglück zu zerstören.

Als sie am nächsten Morgen das Frühstückzimmer betrat, hatte sich die Zahl der Gedecke um eines vermindert. Lothar erschien nicht, und man hatte ihn offenbar auch gar nicht erwartet. Niemand erwähnte seiner, und obwohl sich ihre Gedanken unausgesetzt mit ihm und mit den muthmaßlichen Gründen seines Fortbleibens beschäftigten, wurde Marie es doch niemals über sich gebracht haben, eine Frage nach ihm zu thun. Doch als sie nachher mit Cilly allein war, duldete es sie nicht länger in dieser Ungewißheit, und scheinbar beiläufig, doch mit stockender Stimme, erkundigte sie sich nach dem Assessor.

„So weißt Du gar nicht, daß er heute in aller Gottesfrühe ausgezogen ist?“ fragte Cilly verwundert. „Gestern im Laufe des Tages hat er sich in Moabit eine eigene Wohnung gemiethet, und am Abend hat er uns ohne viele Umstände das Quartier aufgekündigt. Der Weg, den er täglich zu machen hatte, um sich mit seinen geliebten Verbrechern zu unterhalten, war ihm wohl zu unbequem, und außerdem störte ihn die Geselligkeit, die zu seinem Entsetzen in unserem Hause gepflegt wird. Mit der ihm wunderungswürdigen Offenheit, die ihm nun einmal eigenthümlich ist, erklärte er gestern abend in unserer Gegenwart den Beschluß, an unserem Tische über Abendgesellschaften, Bälle, Gymnastik und musikalischen Thee für die sinnbestörtesten Vergeudung von Zeit und Kräften, und er sei entschlossen, sich von diesem hohlen Treiben viel entschiedener fernzuhalten, als es ihm unter unserem Dache möglich wäre. Nun, es hat keines von uns den Versuch gemacht, ihn mit Bitten und Thränen zum Bleiben zu bewegen. Ein wie guter Mensch er auch ist, ihre steife, er mit seiner pedantischen Schwerfälligkeit doch überall im Wege.“

Bei ihrem eisigen Geplauder hatte sie kaum beachtet, daß Marie plötzlich das Gesicht abgewendet und sich sehr angelegentlich mit den Notenheften auf dem Flügel zu schaffen gemacht hatte, und sie fand es auch durchaus nicht auffällig, daß ihre Base das Gespräch sehr rasch auf einen anderen Gegenstand lenkte. Ihr Bruder Lothar war ja eine so uninteressante Persönlichkeit! — Wie lebhaft würde sich wohl ihre Verwunderung gesteigert haben, wenn sie gesehen hätte, daß in Mariens Augen die heißen Thränen schimmerten — Thränen der Beschämung, des Zornes und des unerklärlichen Kummers. Sie wußte ja besser als alle anderen Bewohner des Hauses, weshalb Lothar von Berneck durf sich eine andere Heimstätte gesucht hatte! —

(Fortsetzung folgt.)

Das Passionsspiel zu Oberammergau.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten

Schilderung von **Max Haushofer.** Mit Zeichnungen von **Fritz Bergen.**

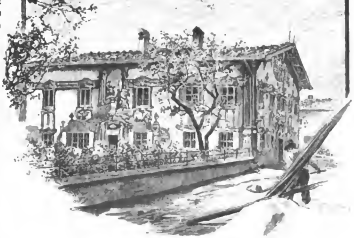
Dem höchsten Gipfel des Deutschen Reiches, der weit ins Land hinaus grüßen den Zugspitze, liegt eine ausgedehnte waldreiche Berglandschaft vorgelagert, aus welcher ein klargrüner Alpenfluß, die Amper oder Ammer, in zahllosen Windungen durch unbeschreiblich einsame Waldthäler hinausfließt in die weite Spiegelfläche des Ammersees. Während andere Alpenströme neben sich Raum lassen für verkehrreiche Straßen und belebte Ortschaften, ist das Ammerthal auf meilenlange Strecken eigentlich nur menschenleeres Waldschlauch. Erst in seinem oberen Theile öffnen sich weite grünende Wiesenflächen, in welchen die Ortschaften Unter- und Oberammergau und Graswang liegen, überragt von mattenreichen waldgekrönten Bergen. Der Zugang zu diesem Thalboden führt aber nicht durch das untere Thal des Flusses, sondern aus dem benachbarten breiten Loisachthale her über ein bewaldetes Joch.

Von den Ortschaften dieses Thalbodens hat sich das Dorf Oberammergau einen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt steigenden Ruf erworben als Heimstätte des großartigsten Volksschauspiels.

Oberammergau liegt dort im Ammerthale, wo dessen Landschaft aus den Hohalpen in die Vorberge übergeht. So sieht man nach Süden zu, thaleinwärts, schon recht ansehnliche felsige Berge; nach Norden aber wird die Gegend zur barmlosen Hügellandschaft. Die Lage ist immerhin schon so gebirgig, daß der rauhe und lange Winter nur spärlichen Landbau gestattet. So waren die Ammergauer genöthigt, sich nach einem Nebenerwerb umzusehen, der ihnen das Wenige, was von der rauhen Bergnatur geboten ward, ergänzen sollte. Sie fanden einen solchen Nebenerwerb in der Holzschnitzerei, welche sie seit etwa hundert Jahren zu achtbarer Höhe brachten. Fast in jedem Hause sieht man Schnitzerwerkstätten. Die erste Anregung zur Ammergauer Holzindustrie sollen übrigens schon im zwölften Jahrhundert die Mönche eines benachbarten Stiftes gegeben haben. Eine besondere Ausbildung hat auch in der That das Schnitzen größerer Holzfiguren für kirchliche und weltliche Zwecke gefunden; daneben werden Kinderspielsachen, Möbel und Nippzeug geferligt. Ehedem gingen die Schnitzer selbst mit ihrer Ware hausirend im Lande umher; jetzt lassen sie sich den Absatz von einigen größeren Verlegern besorgen.

Der künstlerische Zug, den die Bevölkerung des Ortes dadurch erhielt, äußert sich indessen in der Bauweise des Dorfes nur wenig. Schön geschnitzte Holzarchitektur findet man nicht; dafür sind die Häuserfronten mitunter ganz artig bemalt, wie z. B. das Haus des Bürgermeisters, das unsere Abbildung zeigt. Einen weit glänzenderen Ausdruck hat dieser künstlerische Zug in dem Passionsspiele gefunden, welches während der letzten Jahrzehnte wirklich zu einer Weltberühmtheit geworden ist.

Das Ammergauer Passionsspiel ist eine ganz einzig in ihrer Art dastehende Erscheinung der Kulturgeschichte, eine gleichzeitige Bethätigung religiöser und künstlerischer Triebe aus des Volkes breitester Schicht heraus. Die Entwickelungsgeschichte dieses Spiels hängt zusammen mit den schon im frühen Mittelalter in den christlichen Ländern üblichen geistlichen Schauspielen, welche Mysterien genannt wurden, da sie die Geheimnisse der christlichen Religion versinnlichen sollten. Solche geistliche Spiele wurden namentlich an hohen Kirchenfesten aufgeführt; sie waren von Geistlichen gedichtet und geleitet; ihr erhabenster und zugleich beliebtester Inhalt war das Leiden Christi. So weit später die Reformation die Geister in gährende Aufregung brachte, kamen, besonders in den Städten, diese geistlichen Schauspiele außer Brauch und erhielten sich nur in der Einsamkeit der Alpenthäler. Hier aber wurden sie zu einer Art Laiengottesdienst, bei welchem in einer der kindlichen Welt anschaulichen Mischung religiöse Erbauung, künstlerische Anregung und sittsame Unterhaltung sich vereinigten. Während die Greuel des Dreißigjährigen Krieges unser



Das Haus des Bürgermeisters.
Mit Fresken, Christus vor Pilatus darstellend.

Zum Harderobegang.

deutsches Vaterland verwüsteten, ward im Waldthale der oberen Ammer der Anfang dieser Spiele gemacht. Es war im Jahre 1633; eine todbringende Seuche hauste im Thale, und die Mönche des benachbarten Klosters Ettal, die geistlichen Seelenwächter der Ammergauer, veranlaßten diese zu einem Gelübde, alle zehn Jahre die Leidensgeschichte Christi darzustellen. Die Klosterherren sorgten auch für die Dichtung, für die Musik und den Theaterbau, und die erste Aufführung fand 1634 statt.

Die Dichtung soll dazumal, dem verwilderten Zeitgeschmack entsprechend, manche roh burleske Züge enthalten haben; aber sie läuterte sich im Laufe der Zeit, und das fromme Spiel ward von den Thalbewohnern, treu ihrem Gelübde, alle zehn Jahre wiederholt.

Am Anfang unseres Jahrhunderts wehte ein kühler Luftzug durch das bayerische Staatswesen, der manche alte Einrichtung hinwegfegte. Auch das Ammergauer Passionsspiel wäre ihm beinahe zum Opfer gefallen; denn als die Ammergauer im Jahre 1810 um die obrigkeitliche Erlaubniß zur Aufführung ihres Passionsspieles baten, wurde ihnen dieselbe versagt. Da machten sich einige wackere Ammergauer Männer auf, um als Vertreter ihres Dorfes nach München zu wandern und da beim hohen geistlichen Rathe sich die Erlaubniß zu holen. Hier scheinen sie noch übler behandelt worden zu sein als von ihrer heimischen Polizeibehörde; man drohte ihnen sogar mit polizeilicher Ausweisung aus München. Und die Klosterherren von Ettal waren auch nicht mehr da, um sich ihrer Ammergauer anzunehmen; denn das Kloster war schon seit Jahren aufgehoben.

In dieser Nothlage wandten sich die Ammergauer an den König Max Joseph selbst. Der leutselige Herrscher hatte einen klareren Blick für die Lebensfragen seines Volks als manche seiner bureaukratischen Gewalthaber; er zeigte sich den Ammergauern geneigt, und sie erhielten wirklich die Erlaubniß zu ihrem Passionsspiele; dieselbe ward ihnen, nachdem sie schon abgezogen waren, noch nachgeschickt.

Daß indessen die bisherigen Aufführungen manches Anstößige enthielten, war den braven Ammergauern von niederen und höheren Behörden genugsam gesagt worden; und es galt nunmehr, eine zeitgemäße Umgestaltung des Textes vorzunehmen.

Das war eine schwere Aufgabe; denn wie sollten die tüchtigen Bauern und Holzschnitzer auf einmal dramatische Dichter und Regisseure werden? Aber einer der vormaligen Ettaler Mönche, ein Doktor Ottmar Weiß, half ihnen über die Schwierigkeit weg. Er verwandelte die schwülstigen gereimten Verse des Textes in eine klarere Prosa und beseitigte allerhand schwere Allegorien, insbesondere aber die Teufel, welche vordem eine wichtige Rolle in dem Spiele innegehabt hatten. — Der so entstandene Text gewann einfachere, menschlichere Gestalt. Er geht von dem Grundgedanken aus, die Ereignisse der alttestamentlichen Geschichte als prophetische Vorbilder des Erlösungswerkes Christi in die eigentliche Passion zu verflechten und so den Zuhörern vor Augen zu führen, wie alles, was vor Christus geschehen sei, nur ihn vorbereiten sollte. Die alttestamentlichen Ereignisse aber wurden als lebende Bilder in die dramatisch gegebene und gespielte Leidensgeschichte des Erlösers verflochten. Und damit eine erklärende Verbindung zwischen diesen lebenden Bildern und dem Drama gegeben werden könnte, wurde ein begleitender und erklärender Chor geschaffen. Eine Musik zu dem ganzen Spiele schrieb der Ammergauer Dorfschullehrer Dedler.

So ward die Umgestaltung vollendet und im Jahre 1811 das Spiel zum ersten Male in seiner neuen Form aufgeführt. Seit dem Jahre 1820 fanden die Vorstellungen in jedem Jahrzehnt in ununterbrochener Reihenfolge statt. Bis zu der Verstellung des Jahres 1830 war der Kirchhof zugleich Platz für das Theater gewesen, in genannten Jahr aber wurde das Theater auf einer Wiese neben dem Dorfe errichtet, wo es auch jedenfalls eine bessere Stätte hat.

Heute noch wird aber das Spiel nicht bloß als eine Sache der Ehre und des gemeindlichen Nutzens aufgefaßt, sondern als die Erfüllung eines frommen Gelübdes der Vorfahren. Nur Gemeindeglieder von Oberammergau dürfen mitspielen; die Begeisterung und das Talent für das Spiel pflanzen sich in den Familien fort. Wie mächtig dieses Spiel in die ganze Lebenshaltung der Dorfbevölkerung eingreift, ist wohl schon daraus zu erkennen, daß von den etwa 1500 Einwohnern ungefähr die Hälfte an dem Spiele betheiligt ist, theils als Schauspieler, theils als Statisten, Kassirer, Aufseher, Theaterzimmerleute, Dekorationsmaler und dergleichen.

Es konnte nicht fehlen, daß der rastlos vorwärts eilende Zeitgeist während der letzten Jahrzehnte an dem Ammergauer Passionsspiele manches änderte. Die Hauptsache: der fromme Eifer der Ammergauer und der erhebende Grundcharakter des Spieles, blieb glücklicherweise erhalten. Was im Jahre 1860 der um seine Gemeinde treu besorgte Pfarrer Daisenberger durch seine poetische Umdichtung am Texte veränderte, hat jenem Grundcharakter nicht geschadet. Auch die Musik ist bisher die alte geblieben. Die Vorstellungen im Jahre 1870 wurden durch den Krieg jäh unterbrochen; damals gestand es, daß selbst der Darsteller des Christus zur Fahne musste. Was in den letzten Jahrzehnten gründlichst umgestaltet wurde, das sind seine Einrichtungen, die sich auf den Verkehr nach Ammergau, auf Unterkommen und Bewirthung beziehen. Jetzt führt ja der eiserne Schienenweg unter der Ettaler Straße vorüber; eine Reihe von Gasthöfen in Ammergau und den benachbarten Orten sind für den immer mächtiger anschwellenden Zufluß der Passionsgäste eingerichtet; die Bewohner von Oberammergau selbst haben alles gethan, was in ihren Kräften stand, um die zuströmenden Menschenmassen beherbergen zu können. Der Wirthscomfort hat sich in dem stillen Waldthale ausgebreitet; und für den, dessen Zeit drängt, ist es heute möglich, am frühesten Morgen von München aufzubrechen, das ganze Spiel anzusehen und abends wiederum in München zu sein.

Die Stellung eines lebenden Bildes.

(Vertreibung aus dem Paradies.)

Aber nun treten wir die Fahrt selber an.

Es ist ein sonniger Morgen im Frühling; ein mächtiger Sonderzug trägt uns aus der Halle des Münchener Bahnhofes in die Hochebene hinaus. Flimmernd hangen im Süden, von leichten Morgenwolken überflogen, die Schneefelder der Alpen. Station um Station wird durchfahren; dann taucht der entzückende Spiegel des Starenberger Sees vor uns auf. Heute lassen wir ihn links liegen mit seinen Villen und seinen gleich Schmetterlingen auf der lichten Fläche umhergaukelnden Segelbooten. Wir durcheilen auf den rastlosen Rädern die Moränenlandschaft südwestlich vom See, sehen in weiter Ferne traumhaft den Ammersee schimmern und immer mächtiger die Alpenkette vor uns aufsteigen. Dann erschliesst sich zur Rechten in bezaubernder Schönheit der Staffelsee, von der Wettersteinkette überragt, und der Zug donnert hinunter in den weiten düsteren Kessel des Murnauer Moores. In der nächsten Viertelstunde schon sind wir rings vom Banne des Hochgebirgs umfangen; Kaltgrün schießt uns ein Alpenstrom, die Loisach, entgegen. Bald wird das weitere Thal zur engen Schlucht, und wo diese wieder zu einem grünen Kessel sich öffnet, liegt Oberau, die Station für Ammergau. Mit ihrem ganzen Riesenstrotze schauen die Wände des Wettersteingebirges herein, überall Schnee an den Flanken tragend.

In Oberau ist ein internationales Treiben. Eine ganze Wagenburg harrt hinter dem Bahnhofe. Und nun, wenn der Zug seine Massen entladen hat, rasselt es von dannen wie eine wilde Jagd, mit Geschrei und Peitschenknall. Während die Wagen eine schöne, erst seit ein paar Jahren in die felsige Berglehne gebaute Kunststraße hinaufrollen, wandern Scharen von Fuß gängern die alte, jetzt nicht mehr befahrene Straße über den Ettaler Berg hinauf, die ehedem der berüchtigste Marterweg für Roß und Wagen war. Wo dieser Straßenzug seinen höchsten Punkt erreicht, liegt in grüner Thalweitung das alte Stift von Ettal. Das Kuppeldach des mächtigen Kuppelbaues, der einst begonnen ward, um ein Seitenstück der Gratskirche zu werden, giebt dem ganzen Bau einen metallenen Charakter. Weltwärts führt der Blick in die herrliche Bergeinsamkeit des obersten Ammerthales, wo hinter schöngeformten schroffen Felsbergen menschenleere Joch-

Die Stellung eines lebenden Bildes.

(Vertreibung aus dem Paradies.)

Ich Bergen
Oberammergau
94

übergänge nach Tirol hinüberführen und wo eines der Prachtschlösser König Ludwigs des Zweiten, der Lindenhof, thront. Unsere Straße aber führt uns nach Norden, unter weißgrauen Felswänden hin, dann in einen weiten grünen Thalkessel. Und ehe wir's vermuthen, stehen wir zwischen den ersten Häusern von Oberammergau. Das allererste derselben ist die zierliche Villa, welche sich Frau Wilhelmine von Hillern, die bekannte Schriftstellerin, hier auf einem niedrigen Felshügel erbaut hat.

Wir heißen uns zunächst, uns ein bescheidenes Unterkommen für eine Nacht zu suchen. Da wir früh an der Zeit sind und die Ammergauer reichlich für Wohnungen gesorgt haben, ist das nicht schwer; bedenklicher mag die Frage für solche werden, die erst am späten Abend vor einem Spieltage eintreffen. Gespielt wird immer an Sonntagen und, soweit es wegen übertriebenen Besuchs nöthig ist, auch an Wochentagen, außerdem noch an einigen anderen Wochentagen.

In den Nachmittagsstunden vor den Spieltagen entwickelt sich in der Hauptstraße ein äußerst lebhaftes Treiben (s. unser Bild S. 401). Die Passionsgäste aus allen Kulturländern der Welt schlendern hier durcheinander; zwischen elegant gekleideten Amerikanerinnen und Russinnen drängen sich die schlichten Pilger durch, die in ihrer bäuerlichen Tracht aus der Umgebung gekommen und auf dem Stroh der Massenquartiere untergebracht sind. Und Wagen auf Wagen rollt heran, um seine Menschenlast abzuladen; Rossegestampf und Peitschenknall, das Rufen der Kutscher und die Fragen der Gäste; Posthornklänge auf der Gasse, Posaunenstöße eines Orchestermitgliedes aus einem Hause; Glockengeläute und Rädergerassel: all das bildet ein etwas verworrenes, aber keineswegs ungemüthliches Konzert in der standbuntkälterten heißen Luft. Von der schwindelnden Höhe des steilen „Kofels", der mit seiner zäh aufgebauten nackten Felspyramide die westliche Thalwand bildet, schaut ein schimmerndes Kreuz auf das bunte Treiben herab.

Am Morgen eines Spieltages wird es früh lebhaft in Oberammergau. Glockengeläut und Böllerschüsse geben der Feststimmung Ausdruck; von Süden und Norden kommen noch Fuhrwerke und Fußwanderer, die in grauender Morgenfrühe

aufgebrochen sind. Wir wandern nach dem Theater, das am nördlichen Ende des Dorfes steht. Die „Gartenlaube“ hat es bereits früher, Seite 665 des vorigen Jahrgangs, beschrieben. Es ist ein umfangreicher Bretterbau mit festgefügtem Balkengerüst und umfaßt fünftausend amphitheatralisch ansteigende Sitzplätze. Die nächstwärtigen höheren Sitzreihen enthalten die theueren bedeckten Plätze; näher der Bühne zu und niedriger liegen die unbedeckten Plätze; sie sind wohlfeiler und werden meist von dem Landvolk eingenommen. Für Fürstlichkeiten ist eine besondere Loge mit Vorzimmer und allen möglichen Bequemlichkeiten versehen hergerichtet worden. Zehn große Ausgänge führen unmittelbar ins Freie, um den Zuschauerraum bei einem etwaigen Unglücksfall in kürzester Zeit entleeren zu können, während ein Krankenhaus und eine Feuerwehrstation in der Nähe des Passionsspielhauses selbst den ängstlichsten Gemüthern Beruhigung gewähren dürften. Das ganze Theater ist eben erst neu gebaut worden, unter der Leitung des Obermaschinenmeisters Lautenschläger vom Münchener Hoftheater. Durch diesen Neubau wurde der Raum vergrößert, die Dekorationen wurden sitzgerecht, das bühnentechnische Zubehör brauchbarer. Auch die Beleuchtung des Spielraumes, die bei den früheren Aufführungen recht mangelhaft war, ist wesentlich verbessert worden. Man erhellt die Panoramadekoration durch regulirbares Tageslicht und unterstützt die Wirkung durch künstliche Beleuchtung der theilweise durchsichtigen Dekorationsstücke.

Ebenso geht die Verwandlung der Bilder rascher vor sich und die ganze Maschinerie, namentlich das Flugwerk für die Himmelfahrt Christi, hat mannigfache Verbesserungen erfahren. Das Orchester ist tief gelegt wie beim Bayreuther Wagnertheater. Hinter der Bühne liegen die Garderobe- und Requisitenräume, in welche unserem Künstler ebenfalls ein Blick verstattet worden ist (s. Bild S. 398).

Die Bühne ist eine weitläufige Einrichtung, an das altgriechische Theater erinnernd. Sie besteht aus einem zweiundvierzig Meter breiten Proscenium, welches sowohl für den Chor, als auch für die Schauspieler berechnet ist. Hinter diesem Proscenium, in der Mitte desselben, befindet sich ein kleinerer gedeckter Theaterbau, in welchem die lebenden Bilder und ein Theil der eigentlichen Handlung ihre Stätte haben. Zur Rechten und zur Linken desselben sieht man in die Straßen von Jerusalem; an diese schließen sich wiederum rechts und links zwei schmale Gebäude, die Paläste des Annas und des Pilatus, jedes mit einer Freitreppe nach dem Proscenium herab. Diese Paläste fügen sich wieder an Bogengänge an, welche dem Chor zum Ein- und Austritte dienen.

Durch eine solche Gesammteinrichtung ist eine große Mannigfaltigkeit und reiche Gliederung des Bühnenraumes gegeben. Einzelne Theile der Handlung spielen auf der Mittelbühne, andere rückwärts in den Straßen; wieder andere auf dem Proscenium, und einzelne endlich, wie die Verhandlungen vor Annas und vor Pilatus, auf den Freitreppen der erwähnten Paläste (s. Bild S. 405). Die Mittelbühne besitzt Dekorationen und Coulissen; über das Ganze aber sieht der Zuschauer von den höheren Plätzen aus die grünen Matten und Wälder der Oberammergauer Berge hereinschauen.

Diese Gestaltung der Bühne entspricht in vorzüglicher Weise dem ganzen geistigen Aufbau des Passionsspieles. Dasselbe beruht auf dem Grundgedanken, die eigentliche Leidensgeschichte Christi, von dem Einzuge in Jerusalem bis zur Auferstehung, mit alttestamentlicher Ereignissen derart in Verbindung zu bringen, daß jedem Hauptmomente der Leidensgeschichte als Einleitung ein oder zwei lebende Bilder aus dem Alten Testamente vorangehen, um zu zeigen, wie jene Hauptmomente in früheren Ereignissen ihre Vorbilder haben. Die Aufgabe des Chores ist es, diesen Zusammenhang zu erklären, auf jeden einzelnen Theil der dramatischen Handlung vorzubereiten. Dabei erfüllt aber dieser Chor noch eine andere Aufgabe. Er ist es, welcher den ganzen Passionsspielen einen eigenthümlichen Ton eines Lyrismus verleiht, durch welchen es zwar an dramatischem Leben verliert, aber weit mehr an Würde und Weihe dazu gewinnt.

Die Kreuzabnahme.

Lassen wir nun das Spiel seinen Anfang nehmen.

In dem von sinnigem Werken gefüllten Zuschauerraume wird es still; die einfache und würdige Ouverture, von Anmergauer Musikern punktlich ausgeführt, beginnt. Wie sie zu Ende ist, tritt aus den Coulissengängen an den Seiten der Bühne der Chor, etwa fünfundzwanzig Männer und Mädchen in antikem Priestergewande. „Schutzgeister“ nennt das Volk hier kömmlicherweise die Gestalten dieses Chores; sie tragen weiße Tuniken, darüber faltenreiche goldverbrämte Mäntel von verschiedenen Farben, Diademe auf den Haupteln. Ihre Bewegungen sind ernst und gemessen.

Nach einem vom Chor gesungenen Prolog erhebt sich der Vorhang der Mittelbühne; als lebende Bilder erscheinen zuerst die Vertreibung von Adam und Eva aus dem Paradiese; dann ein leeres Kreuz mit anbetenden Frauen und Kindern. Auch der Chor sinkt anbetend nieder; nachdem das lebende Bild verschwunden ist, wischt sich in den Gesang des Chores, von rückwärts erschallend, das Hosianna, das dem in Jerusalem einziehenden Christus zu gesungen wird. Der Chor leitet jede der siebzehn „Vorstellungen“, aus welchen das ganze Passionsdrama besteht, ein; er schließt in geschlossenen Bogen vor der Mittelbühne, während deren Vorhang geschlossen ist, und lost sich zurücktretend in zwei Hälften auf, wenn der Vorhang aufgezogen wird.

Und nun quillt aus den Straßen Jerusalems der scheinbar endlose Zug, welcher den Heiland geleitet, jubelnd und Palmzweige schwingend. Wir sehen Christus selbst, von der Eselin hereingetragen, eine würdevolle und edle Erscheinung; wir sehen ihn, wie er die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel vertreibt und die Tische der Wechsler umstürzt.

Nun folgen, streng an die Darstellung der Evangelien sich haltend, die Ereignisse in mächtiger Steigerung: die Anschläge

Während der Kreuzigung vor dem Theater.

des Hohen Rathes gegen Christus; der Abschied zu Bethania; der letzte Gang nach Jerusalem; das Abendmahl und die Stiftung des Mahles des Neuen Bundes. Der Verräther Judas verläßt das Abschiedsmahl; gleich darauf sehen wir ihn in das Synedrium eintreten und seinen Meister für dreißig Silberlinge an die Pharisäer verkaufen.

Ergreifend ist die folgende Vorstellung: Christus auf dem Oelberge in seiner bittern Todesangst, der Judaskuß und die Gefangennahme.

Hiermit schließt die erste Abtheilung. Vier Stunden, von acht Uhr morgens bis zwölf Uhr mittags hat sie gewährt; eine Ruhepause von anderthalb Stunden bietet Gelegenheit, die Lebenskraft durch Speise und Trank zu erfrischen.

So wirklich auch das Treiben während dieser Pause sein mag: man kommt sofort wieder in die rechte Stimmung, wenn man nach derselben das Theater wieder betritt und nun in fast athemloser Spannung den Ereignissen der Leidensgeschichte weiter folgt.

Wir sehen den Messias nun vor Annas und Kaiphas geführt, von letzterem des Todes schuldig erklärt, von Petrus verleugnet, von den Dienern verspottet und mißhandelt; dann Judas, dem hohen Rathe seinen Verrätherlohn hinwerfend und in wilder Verzweiflung in den Tod gehend.

Dann wird Christus vor Pilatus, vor Herodes geführt, zu Pilatus zurückgesendet, gegeißelt und mit Dornen gekrönt.

Der Gang zum Kreuze und die Begegnung mit Maria erschüttern die Herzen der Tausende; stärker noch die Kreuzigung selbst, die letzten Worte des Gekreuzigten und sein erhabenes Ende.

Noch folgt die wundervoll in lautloser Stille gegebene Kreuzabnahme, endlich die Ruhe Christi im Grabe und die Auferstehung. Mit einem Hallelujagesange schließt das Passionsspiel.

Es ist eine der merkwürdigsten und ergreifendsten Leistungen, welche durch das Zusammenwirken aller edlen Künste, durch die schlichte Frommigkeit eines einfachen Bergdorfes, durch die treue und ausdauernde Hingebung begeisterter Menschen hier der Welt dargeboten wird.

Daß den Ammerganern ihr Passionsspiel einen Weltruf verschafft hat, daß jedes Passionsjahr ihnen mit den Tausenden von Besuchern einen mächtig anschwellenden Strom irdischen Reichthums zuführt: es ist ihnen gewiß nicht gleichgültig; aber dieser irdische Erfolg steht ihnen doch erst in zweiter Reihe. Als erstes gilt ihnen — und das kann man jeder Einzelheit des Ganzen entnehmen — die Erfüllung des Gelübdes ihrer Väter, das Gewußtsein, einer Idee zu dienen, welche ihnen heilig ist und welche von Geschlecht zu Geschlecht fortlebt, allen theuer und selbst für die ruhelosen Weltkinder des Jahrhunderts rührend und groß.

Zu den Straßen von Oberammergau.

Der Schlaf.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

III. Warum schlafen wir?

Was ist der Schlaf? Warum schlafen wir? Das sind sehr naheliegende Fragen, die sich der Mensch seit uralten Zeiten gestellt hat, auf die er aber bis auf den heutigen Tag eine befriedigende Antwort nicht geben konnte. Die Erscheinungen des natürlichen Schlafes sind uns wohl bekannt, wir wissen, daß der tiefe traumlose Schlaf mit dem völligen Erlöschen der Aufmerksamkeit verbunden ist; unsere Sinnesorgane sind in ihm gegen schwächere äußere Reize, die wir selbst im Zustande der Schläfrigkeit noch deutlich wahrnehmen, unempfindlich, die willkürlichen Bewegungen hören auf, und ebenso erlischt die Fähigkeit, Vorstellungen logisch zu verknüpfen, Gedanken zu bilden. Doch nur ein Theil des Organismus stellt im Schlaf seine Thätigkeit ein, physiologische Vorgänge, die von der Aufmerksamkeit nicht abhängen, vollziehen sich mit noch größerer Regelmäßigkeit als im wachen Zustande: unser Herz arbeitet und das Blut kreist in den Adern, wir athmen, unser Körper bildet Wärme, die chemischen Prozesse erleiden keinen Stillstand, wenn sie auch von denen, die sich im Wachsein vollziehen, verschieden sein dürften. Das Gefühl der Erholung und Erquickung, welches auf den Schlaf folgt, läßt auch die Annahme berechtigt erscheinen, daß zu dieser Zeit gerade die aufbauenden Vorgänge, welche die Ernenerung des Organismus herbeiführen, vorwiegend walten. Das Organ, welches im Schlafe in erster Linie ruht und sich erholt, ist aber das Gehirn, das Organ der geistigen Thätigkeit. Wir könnten somit den Schlaf als die in regelmäßigen Fristen wiederkehrende Ruhe des Gehirns ansehen. Daß sie unumgänglich zur Erhaltung der Gesundheit nöthig ist, weiß jedermann; denn wenn wir den Schlaf durch fortwährend neue Reize anhaltend verscheuchen, so tritt endlich eine schwere Schädigung des Gehirns ein.

Warum aber müssen wir schlafen? Die Frage läßt sich nach dem heutigen Stande der Wissenschaft etwa wie folgt beantworten:

Während unser Organismus wacht, während wir arbeiten und denken, werden in uns Zersetzungsprodukte gebildet, welche aus dem Körper ausgeschieden werden müssen, wenn er leistungsfähig bleiben soll. Die Anhäufung dieser Stoffe verursacht Ermüdung, und man hat sie darum „Ermüdungsstoffe" genannt. Sind sie in größeren Mengen vorhanden, so stören sie auch die Thätigkeit des Gehirns, setzen seine Erregbarkeit herab und zwingen es zur Ruhe. Der Schlaf tritt alsdann ein. Während desselben werden nun neue Ermüdungsstoffe gar nicht oder nur in geringen Mengen gebildet, der Organismus hat somit Zeit, die vorhandenen angehäuften Stoffe auszuscheiden. Ist dies geschehen, so hat sich der Körper erholt und wir erwachen erquickt und gestärkt.

Der berühmte Physiologe W. Preyer, welcher diese Deutung des Schlafes aufstellte, hat namentlich auf die Milchsäure als einen hervorragenden Ermüdungsstoff hingewiesen. Insofgedessen wurden vielfache Versuche mit der Milchsäure angestellt, um dieselbe auf ihre schlafverursachende Wirkung zu prüfen. In der That stellten sich nach Darreichung derselben sowohl bei Menschen wie bei Thieren Schläfrigkeit und Schlaf ein, aber nicht in allen Fällen, ebenso häufig erwies sich das Schlafmittel als unwirksam. Preyer hat jedoch von Anfang an darauf hingewiesen, daß wir die Ermüdungsstoffe, welche der Körper erzeugt, erst sehr wenig kennen, und daß erst nach dieser Richtung hin Vorarbeiten gemacht werden müssen.

In der That scheinen die neuesten Ergebnisse der Forschung viel zum Ausbau jener Erklärung des Schlafes beizutragen. Es sind in den letzten Jahren unter den Zersetzungsprodukten Stoffe bekannt geworden, die den Körper äußerst stark beeinflussen.

Wir wußten längst, daß gewisse Pflanzen äußerst starke Gifte erzeugen, denen auch bestäubende Wirkung zukommt; es sind dies die Alkaloide, eine Gruppe von chemischen Verbindungen, von denen das Morphium als das bekannteste erwähnt sein mag, das Morphium, welches wie eine Reihe anderer Mittel einen künstlichen Schlaf hervorruft. Bis vor kurzem war es nicht bekannt, daß auch der thierische Körper ähnlich wirkende Stoffe erzeuge. Da fand man sie in den Leichen und verwendeten Substanzen und nannte sie „Leichengifte" oder „Ptomaine". Die Bahn für die Untersuchungen war geebnet, und man fand ähnliche Gifte in dem Speichel und Urin gesunder Menschen, man fand in Fleische die sogenannten Leukomaine, welche mehr oder weniger stark die Nervencentren beeinflussen und Ermüdung und Schläfrigkeit hervorrufen. Diese Entdeckungen bieten wesentliche Stützen für die erwähnte Lehre vom Schlafe; derselbe wäre demnach durch eine Art von Selbstvergiftung hervorgerufen, und die Ruhe, welche er gewährt, wäre dazu bestimmt, den Körper von den schädlichen Stoffen wieder zu befreien.

Durch diese Auffassung wird vieles erklärt. Wir begreifen, warum der Schlaf eine periodische Erscheinung ist, aber in der Dauer der Perioden so wechselnd; wir begreifen, warum es einen festen und minder tiefen Schlaf giebt; es kommt ja auf die Grade der Selbstvergiftung an. Aber der Begründer der Lehre selber warnt vor zu eiligen Schlüssen; ein Mann der strengen Forschung will er nicht geistreiche Vermuthungen aufstellen, sondern verlangt beweisende Thatsachen — und solche entscheidende Versuche fehlen noch zur Stunde. So müssen wir gestehen, daß wir im Augenblick selbst das Wesen des natürlichen Schlafes nicht erklären können, um wie viel schwieriger muß darum die Deutung der krankhaften Erscheinungen desselben sein!

Wir möchten aber von der Erwähnung dieser Erklärungsweise nicht scheiden, ohne eines Begleiters des Schlafes, des Traumes, zu gedenken. Soweit es möglich war, Versuche anzustellen, ergeben sie, daß der Traum in einer falschen Auslegung von Sinneseindrücken besteht. Für das Träumen giebt es keine Regel, kein Gesetz. Unsere Auffassung dürfte einiges Licht in das Dunkel der Traumwelt werfen.

Das Gehirn ist die Centralstation des Körpers und es zerfällt selbst in eine Anzahl von Centren, welche gewisse Verrichtungen ausüben müssen. Von der richtigen Beschaffenheit dieser Centren hängt auch unser gesundes Denken ab. Es ist erwiesen, daß z. B. Erkrankungen einer Partie des Gehirns Störungen der Sprache hervorrufen. Die Ermüdungsstoffe bekämpfen sozusagen diese Centren, aber nach und nach werden die Ermüdungsstoffe im Schlafe ausgeschieden; nach und nach werden die Centren im Gehirne frei, aber nicht alle mit einem Schlage: das eine schlummert noch tief, das andere ist bereits erregt: so werden gewisse Vorwahrgenommen und in dem unvollständig arbeitenden Gehirn zu der wirren Traumerscheinung verarbeitet.

IV. Alpdrücken und Nachtwandeln.

Unter den Träumen, die uns in dem unvollkommenen Schlaf befallen, giebt es auch quälende, die bei häufiger Wiederkehr sogar einen krankhaften Zustand bilden. Schon in den ältesten medizinischen Schriften finden wir den „Alp" erwähnt, jenen Traum, der von dem Gefühl des Erstickens begleitet ist. Der Aberglaube hat sich dieser oft wiederkehrenden Traumerscheinung bemächtigt und sie als das Werk eines Kobolds, eines Gespenstes gedeutet, das uns in der Nacht auffucht. Die Hexenprozesse bewiesen uns, daß dieser Aberglaube kein harmloser war, sondern Verwüstung zu dem Glauben an den Verkehr mit Teufeln rc. gab. Früher be schäftigten sich die Aerzte viel mit dem Alpdrücken. In dem 1833 erschienenen Werke von M. Strahl „Der Alp, sein Wesen und seine Handlung" wird eine ganze Reihe von sonderbaren Träumen erzählt und in den Litteraturverzeichnis werden gegen 150 Schriften über den Alp aufgeführt. Man warf auch in früheren Zeiten alle möglichen ähnlichen Erscheinungen in einen Topf zusammen und fand gerade in den krankhaften Träumen, im Nachtwandeln, in Epilepsie, Hysterischer rc. ein Gebiet, auf dem die Phantasie sich nach Belieben austummeln konnte. Und doch war es nicht schwer, die Ursache des Alpdrückens durch Versuche festzustellen.

Der vom Alp Befallene träumt, daß er erstickt. Die Ursache dieses Gefühls ist ein außerordentlich verschiedene und hängt von dem Bildungsgrade des Träumenden ab. Vielen erscheint wirklich ein schwarzes Gespenst, ein Kobold oder Elf, und legt sich ihnen auf die Brust; andere sehen und fühlen, wie ein häßliches Thier, eine schwarze Katze oder ein zottiger Hund, sich auf ihre Herzgrube lagert; andere endlich haben nur die Vorstellung, daß ihr Athem stocke, ihr Herz stillstehen drohe, und alle empfinden Qualen der Todesnoth. Ist aber die Beklemmung aufs höchste

gestiegen, so wacht der Gequälte auf; der Alp wird abgeschüttelt, und manche greifen nach dem Puls, um zu sehen, ob sie noch leben.

Börner hat in den fünfziger Jahren genaue Beobachtungen über das Alpdrücken angestellt. Zunächst wählte er jugendliche Personen, die offenkundig daran litten. Während sie fest und ruhig schliefen, schob ihnen Börner die Decke sanft über das Gesicht, wobei er den Mund ganz und die Nasenlöcher nur zum größten Theil bedeckte. Dadurch wurde die Athmung erschwert, und die Folgen davon zeigten sich alsbald dem Beobachter. Die Schlafenden machten tiefe, langgedehnte Athemzüge; man sah, wie der Brustkorb angestrengt arbeitete, das Gesicht sich röthete, die Halsadern anschwollen; später klopften und ächzten die Träumenden, um endlich unter einer heftigen Bewegung zu erwachen. Jetzt gaben sie Auskunft über ihre Empfindungen; ein wüster Traum hatte ihnen den lebenden Alp auf der Brust vorgespiegelt.

Im weiteren Verlauf wurden neue Versuche mit 20 Personen gemacht, die bis dahin niemals an Alpdrücken gelitten hatten. Die meisten von denselben kannten die Alpgeschichte aus Erzählungen, und die Decke über dem Gesicht genügte ihnen entweder den echten Alp oder ein ähnliches die Brust beklemmendes Hinderniß vor. Aber auch bei denjenigen, denen die Geschichte nicht bekannt war, kam, durch die Athemnoth verursacht, ein dem Alp ähnliches Traumbild zustande, immer hat sich bei ihnen etwas auf die Brust niedergelassen. Die Abweichungen von dieser Regel waren sehr selten. Die eine der Versuchspersonen träumte, sie sei von einem wilden Thiere außer Athem gehetzt, und zwei andere hatten nur das Gefühl von Angst, Athemnoth und Bewegungslosigkeit, ohne daß ein Traumgesicht sich ausgebildet hätte.

Die Versuche Börners werfen auch ein Licht darüber, wie die Träume entstehen. „Der Charakter, den der Träumende dem Alpwesen beilegte, hing meist von dem Gegenstande ab, dessen er sich zur Bedeutung des Gesichtes bediente. Auch, namentlich solches von etwas rauher oder pelziger Beschaffenheit, gab stets die Vorstellung von einem behaarten Thiere, welche infolge einer ganz logischen Schlußfolge zustande kam. Der Träumende fühlt nämlich, daß etwas früher nicht Dagewesenes sich auf seine Athmungsorgane lagert. Daraus folgt, daß dieses Etwas mit selbständiger Bewegungsfähigkeit ausgestattet, also ein Thier sein muß. Die Gehörsnerven nehmen aber etwas Zartharariges wahr, folglich muß das Thier ein mit weicher Wolle oder weichem Haar versehenes, also etwa ein Pudel, eine Katze sein. Der ziemlich gleichmäßige Athtramm hat sonach nichts Auffallendes; er hat eine deutliche äußere Veranlassung, aus der er gebildet wird."

Die abenteuerlichen Gehirnspiele des Traumes haben ihre ernsten Seiten. Es ist hier nicht der Ort, zu erwägen, welche Rolle die Traumdeutung in früheren Zeiten gespielt hat und welche Bedeutung sie noch heute bei ungebildeten Völkern hat. Tausende und Abertausende von Menschen sind Träumen zu Opfern gefallen, und der berüchtigte König Mtesa im inneren Afrika ließ infolge seiner Träume Hunderte seiner Waganda hinrichten. Wir möchten hier nur einer anderen Eigenthümlichkeit des Traumes erwähnen, der Fälle, wo er über den eigentlichen Schlaf hinausdauert und Menschen zu Handlungen hinreißen kann.

Zwischen Schlaf und Wachen giebt es einen länger oder kürzer dauernden Zustand, die Schlaftrunkenheit, in welchem die Verbindungsfaden mit der Außenwelt beim Einschlafen noch nicht vollständig abgelöst, beim Erwachen noch nicht vollständig wieder angeknüpft sind. „Die Sinne sind in ihm noch wach oder schon erwacht," sagt der Gerichtsarzt J. L. Casper, „aber sie sind umhüllt vom Nebel der Traumgebilde; der Schlaftrunkene sieht und hört, aber er sieht selbstgeschaffene Gespenster statt der wirklichen Gegenstände; er glaubt einen Schuß fallen, von dem er gerade träumte, während nur ein Stuhl umfiel. Er reagirt in gewohnter logischer Folge, die bekanntlich auch im tiefsten Traum fortdauern kann, da die Muskelthätigkeit im Schlafe nicht gehemmt ist, auf die gesetzwidrigste Weise. Der berühmte Fall des Bernard Schidmaidzig, der im Traume ein fürchterliches weißes Gespenst auf sich zukommen sieht, halb erwacht mit seiner Axt darauf einschlägt und seine Frau tödtet; der junge Mann, der an ängstlichen Träumen litt, zumal in mondhellen Nächten, der in einer solchen, da sein Vater aufstand und er die Thür knarren hörte, aufsprang, seine Doppelflinte nahm und den Vater durch die Brust schoß; der Mensch, der, bedrückt von einem Traum, worin er mit einem Wolf kämpfte, den neben ihm schlafenden Freund mit einem Messerstich tödtete; Tanlosz Hausirer, der einen Stockdegen bei sich trug, auf der Landstraße eingeschlafen war und, von einem Vorübergehenden aufgeweckt, seinen Stockdegen zog und den Fremden tödlich verletzte — diese und ähnliche ältere Fälle geben traurige Belege dafür, daß auch die schrecklichsten Thaten im Traumleben der Schlaftrunkenheit verübt werden können."

In neuerer Zeit hat sich, Dank der schärferen Beobachtung, die Zahl der wundersamen im Traume vorgenommenen Handlungen vermindert, und wie verbürgte Fälle von Langschläfern selten geworden sind, so hört man auch weniger von jenem räthselhaften Zustand, der als Schlaf- oder Nachtwandeln bekannt ist und früher nicht nur in Romanen eine bedeutende Rolle spielte.

Was man vor Jahrzehnten selbst bei Gerichten für möglich hielt, bewesit beispielsweise der Fall des nachtwandelnden Knechtes in Halle. Er verliebte sich in ein Mädchen, und beide versprachen sich die Ehe. Aber ein anderer Liebhaber des Mädchens erregte seine Eifersucht. Eines Nachts stand der Knecht auf, stieg aus seinem Dachfenster, ging über die Dächer bis zum Fenster des benachbarten Hauses, stieg durch dasselbe hinein in die Kammer und ermordete das schlafende Mädchen mit dem Messer, das er mitgenommen hatte. Auf demselben Wege ging er wieder zurück. Bei der Untersuchung stellte er den Vorfall wie einen Traum dar, den er gehabt habe. So leicht dürfte heute ein Mord aus Eifersucht sich nicht entschuldigen lassen!

Man hat den Schlafwandelnden außerordentliche Befähigungen zugesprochen; ihr Geist sollte in dem eigenthümlichen Zustande besonders geschärft sein, und Dank dieser Verschärfung der Sinne und des Geistes sollte der Nachtwandler an den gefährlichsten Abgründen klettern, auf den schmalsten Stegen gehen, weite Sprünge vollführen, ohne sein Ziel zu verfehlen. Schon Johannes Müller hat an Stelle dieser wunderbaren eine einfachere Erklärung der beim Schlafwandeln beobachteten Thatsachen gegeben. Der Schlafwandler vollführt vieles, weil er die Gefahr, die ihm droht, nicht bemerkt, aber er ist gegen die Gefahr nicht gefeit, und er kann ebensogut im Augenblicke des Erwachens wie noch im Schlafe aus dem Fenster stürzen, wenn ihn sein dunkler Drang dorthin getrieben hat.

Die medizinische Litteratur kennt nur wenige gut beobachtete Fälle von Schlafwandel. Sie entstehen die Krankheit der romanhaften Färbung, die ihr verliehen wurde.

C. Binz berichtet über einen von ihm behandelten und geheilten Fall, der mit Alpdrücken verbunden war.*

Es handelte sich um einen durchaus gesunden, mit raschem Einschlafen und bei Abwesenheit der schädlichen Ursachen mit festem Schlaf begabten jungen Mann von lebhaftem Temperament. So weit eine Rückerinnerung möglich, waren seine Vorfahren, Verwandten, wie auch die lebenden Familienmitglieder frei von irgend welchem psychischen Leiden oder auch nur nervösen Anlagen. Außer den gewöhnlichen Kinderkrankheiten hatte jenem jungen Mann nie etwas gefehlt. Seit den Jahren der Reife litt er entweder an Alpdrücken oder an Schlafwandeln bis etwa zu seinem 35. Lebensjahre. Ersteres trat in den schreckhaftesten Formen auf; dem Bildungsstandpunkte des Kranken angemessen allerdings nicht in der Form eines lebenden Alpwesens, sondern stets als ein fürchterliches Erstickungsgefühl. Das Schlafwandeln zeigte sich als Aufstehen im Bett, mit Aufsprechen mehr oder weniger zusammenhängender Worte, als Aufstehen vom Lager und Umherlappen im Zimmer, als Ankleiden und Zusammenraffen von anderntags zu gebrauchenden Gegenständen und endlich einmal als geschicktes Klettern auf einen vom Monde matt beleuchteten, 6 Fuß hohen Porzellanofen, von welchem seine junge Frau den Schlafirrwer herunterholte. Beim Erwachen blieb meistens keine Erinnerung an ein Traumbild übrig. Zuweilen waren während des Vorganges die Augen offen; wurde Licht gemacht, so erfolgte das Erwachen in kürzester Frist. Die Folgen dieser Zustände bestanden in Ermüdung und Abgeschlagenheit während des Tages und in einer wohlberechtigten Furcht vor jeder kommenden Nacht, denn es stand nichts im Wege, daß der Schlafwandelnde auch einmal seinen Weg durch ein Fenster auf

* Real-Encyclopädie der Heilkunde. Urban und Schwarzenberg, Wien. Bd. XVII. S. 368 u. ff.

das Straßenpflaster nehmen würde. Das waren die Gründe, weshalb wiederholt ärztliche Hilfe aufgesucht wurde, aber ohne jeglichen Erfolg, weil man anfangs der merkwürdigen Verschiedenheit der Ursachen nicht auf die Spur kam. Erst die von Binz verordnete genauere Selbstbeobachtung der Patienten in Betreff der Ursachen der Anfälle stellte fest, daß diese in folgendem bestanden: 1. Anhaltne gewisser Speisen (namentlich Kartoffeln und Käse) am Abend, oder 2. in angestrengtem geistigen Arbeiten während der späten Abendstunden, oder 3. in einem weiten Marsch zur selben Zeit.

Sämmtliche krankhaften Zustände hörten von dem Tage an auf, wo dem Leidenden die Ursachen seines Uebels klar wurden und er dieselben sorgfältig vermied. So hat der Mann nach der jüngsten Veröffentlichung von Binz 20 Jahre in voller Gesundheit verlebt. Eine Tochter des Geheilten hat dagegen den Hang zum Schlafwandeln geerbt.

Der Schlafwandel steht auf der obersten Stufe jener Störungen des Schlafes, die sich in leichten Formen als Reden, Lachen und Weinen im Schlaf darstellen, die sich zum Albdrücken und endlich zum Umhergehen im Schlaf steigern können. C. Fallenstein.

Flammenzeichen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von C. Werner.

(Fortsetzung.)

Ich bitte Sie, Durchlaucht," begann Adelheid wieder, „mir die Wahrheit, die volle Wahrheit zu sagen. Sie erwähnten, daß Rojanow zurückgekehrt sei, um in unser Heer einzutreten. Ich habe das geahnt, erwartet, denn es ist das einzige, womit er die alte Schuld sühnen kann. Steht er bereits unter den Fahnen?"

„Soweit ist es zum Glück nicht gekommen, und das hat mir eine schwere Verantwortung erspart," sagte Egon mit einer grenzenlosen Bitterkeit. „Er meldete sich bei verschiedenen Regimentern, wurde aber überall zurückgewiesen."

„Zurückgewiesen? Weshalb?"

„Weil er sich nicht als Deutscher bekennen durfte, und weil dem Fremden, dem Ausländer, ein sehr berechtigter Argwohn entgegenstand. Man muß in jetziger Zeit vorsichtig sein, damit sich in die Reihen unserer Armee keine — Spione eindrängen."

„Um Gotteswillen, was meinen Sie damit?" rief Adelheid, die jetzt zu ahnen begann, um was es sich handelte. Egon sprang in furchtbarer Erregung auf und trat an ihre Seite.

„Wenn Sie es denn doch erfahren wollen, gnädige Frau, so hören Sie! Hartmut kam zu mir und verlangte, ich solle meinen Einfluß geltend machen, um ihm den Eintritt in eines unserer Regimenter zu verschaffen. Ich weigerte mich anfangs, aber er wußte mein Versprechen zu erzwingen mit einer Drohung, die schwerlich ernst gemeint war. Ich hielt Wort und verwandte mich bei einem der höheren Offiziere, dessen Bruder Sekretär bei unserer Gesandtschaft in Paris und mit derselben zurückgekommen ist. Dieser Herr war zugegen bei meinem Besuch, er stutzte bei dem Namen Rojanow, erkundigte sich näher nach dem Betreffenden und machte uns darauf Enthüllungen — ich kann das nicht aussprechen! Ich habe Hartmut getieft wie nichts auf der Welt, habe ihn fast vergöttert, ich ließ mich von dem Flitter seines Genius mit emporreißen, und nun erfahre ich, daß der seines Freund, der mir alles war, ein Elender ist, daß er und seine Mutter in Paris Spionendienste geleistet haben — vielleicht wollte er das auch in den Reihen unserer Armee!"

Er legte die Hand über die Augen, und es war etwas Erschütterndes in dem Schmerze des jungen Mannes, dem sein Freundschatsideal so erbarmungslos zertrümmert war. Auch Adelheid hatte sich erhoben, und ihre Hand, mit der sie sich auf die Lehne des Sessels stützte, zitterte, während sie fragte:

„Und was haben Sie, was hat er darauf geantwortet?"

„Rojanow, meinen Sie? Ich habe ihn nicht wiedergesehen und werde es auch nicht, ich will mir und ihm das ersparen. Er ist augenblicklich in der Nodeder Försterei und erwartet dort meine Antwort; ich habe ihm in drei Zeilen mitgetheilt, was ich erfuhr, ohne eine Bemerkung oder sonst ein Wort hinzuzufügen. Er hat den Brief vermuthlich schon erhalten und wird ihn hinreichend verstehen."

„Allmächtiger Gott, das treibt ihn in den Tod!" fuhr Adelheid auf. „Wie konnten Sie das thun? Wie konnten Sie den Unglücklichen ungehört verdammen?"

„Den Unglücklichen?" wiederholte der Fürst schneidend. „Hatten Sie ihn wirklich dafür?"

„Ja, denn ich höre die entsetzliche Beschuldigung nicht zum ersten Male. Auch sein Vater hat sie ihm bei jener Zusammenkunft ins Antlitz geschleudert."

„Nun also, wenn der eigene Vater ihn anklagt —"

„Der tiefbeleidigte, tieferbitterte Mann! Er kann kein freies Urtheil haben; aber Sie, der Freund Hartmuts, der ihm so nahe stand, Sie mußten für ihn eintreten und ihn vertheidigen!"

Egon blickte halb fragend, halb erstaunt auf die erregte Frau.

„Das scheinen Sie thun zu wollen, Excellenz," sagte er langsam. „Ich kann es nicht, denn es ist zu vieles in Hartmuts Leben, was den Verdacht bestätigt, er erklärt mir alles, was mir bisher räthselhaft schien, und es sind ganz bestimmte Vorgänge, auf die sich die Anklage stützt —"

„Gegen seine Mutter! Sie ist von jeher das Verhängniß, das Verderben ihres Sohnes gewesen; aber er kannte das schmachvolle Gewerbe nicht, zu dem sie herabgesunken war, er lebte ahnungslos an ihrer Seite. Ich sah es, wie er zusammenbrach, als der Vater das furchtbare Wort aussprach, wie er sich aufbäumte dagegen in Todesangst. Das war Wahrheit, das war die Verzweiflung eines Mannes, der schwerer getrafft wird, als er je geschlt hat. Jene Flucht, jener unselige Wortbruch waren ihm jetzt den Glauben derer, die ihm am nächsten stehen; aber wenn der Vater und der Freund ihn verdammen, ich glaube an ihn. Es ist nicht wahr, er ist nicht schuldig!"

Die junge Frau hatte sich in ihrer stürmischen Erregung hoch aufgerichtet, ihre Wangen glühten, ihre Augen flammten, und Ton und Worte hatten jene hinreißende Leidenschaft, die nur die Liebe kennt, wenn sie das Geliebte vertheidigt. Egon stand unbeweglich und sah sie an. Da war es, das Erwachen, vor dem er so oft gezittert hatte, jetzt strahlte Gluth und Leben auf, und aus dem Eismeer stieg eine blühende Welt empor — aber es war ein anderer, der sie geweckt hatte.

„Ich wage nicht zu entscheiden, ob Sie recht haben, gnädige Frau," sagte der Fürst nach einer schmerzlangen Pause tonlos. „Ich weiß nur eins, mag Hartmut schuldig oder unschuldig sein, er ist beneidenswerth selbst in dieser Stunde!"

Adelheid zuckte zusammen, sie verstand die Hindeutung, und war los sentte sie das Haupt vor diesem schmerzlich vorwurfsvollen Blick.

„Ich kann, um Abschied zu nehmen," bob Egon wieder an. „Ich wollte freilich eine Frage, eine Bitte an diesen Abschied knüpfen — das ist jetzt vorbei! Ich habe Ihnen nur noch Lebewohl zu sagen."

Adelheid bob die Augen, in denen jetzt heiße Thränen standen, wieder zu ihm empor und reichte ihm die Hand.

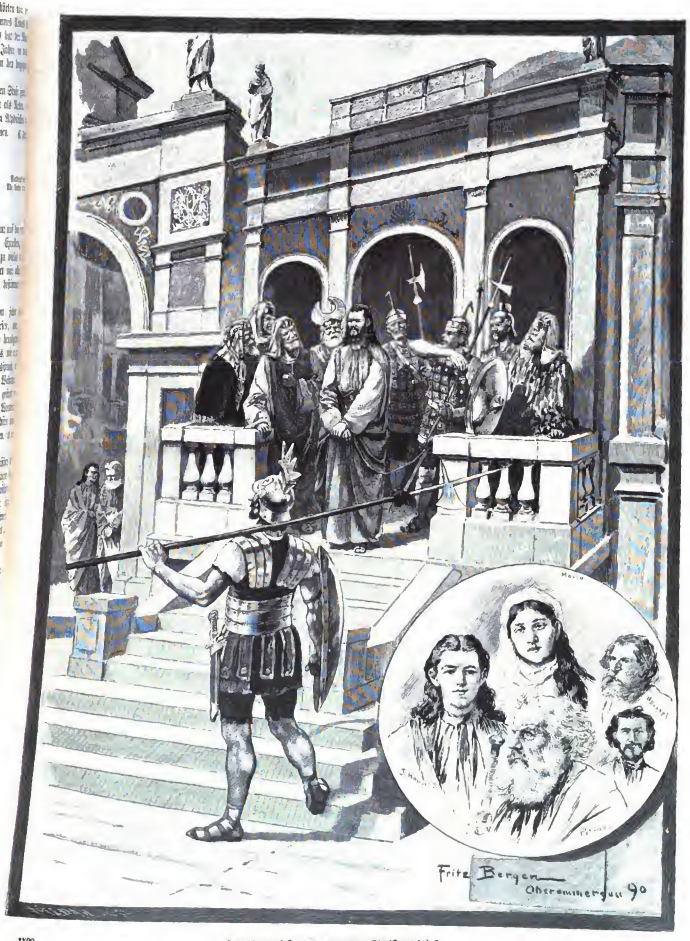
„Leben Sie wohl! Der Himmel nehme Sie in seinen Schutz bei dem Kampfe!"

Aber der Fürst schüttelte nur stumm das Haupt. „Wie soll ich damit, jetzt noch?" stieß er endlich mit unzweifelbarer Bitterkeit hervor. „Ich möchte am liebsten — nein, sehen Sie mich nicht so bittend an, ich weiß es ja jetzt, daß ich mich in einem verhängnißvollen Irrthum befand, und ich werde Sie nicht quälen mit einem Geständniß; aber, Adelheid, ich wäre gern gefallen, hätte ich mir damit den Blick und Ton erkaufen können, den Sie vorhin für einen anderen hatten — leben Sie wohl!"

Damit drückte er noch einmal ihre Hand an seine Lippen und eilte fort. —

Der Sturm war im Laufe des Nachmittags heftiger geworden, er wühlte in den Wäldern, tobte um die freien Höhen und jagte die Wolkenzüge am Himmel immer wilder dahin. Auch auf jener Waldhöhe, die im letzten Herbste eine so inhaltschwere Begegnung zweier Menschen gesehen hatte, stürmte es mit voller Gewalt, aber der Mann, der dort so einsam an dem Stamme eines Baumes lehnte, schien das nicht zu fühlen, denn er stand unbeweglich mitten in diesem Toben.

Hartmuts Antlitz war todtenbleich, aber es lag eine starre, unheimliche Ruhe darin, und das todernde Feuer der dunklen



1900

Aus dem Oberammergauer Passionsspiel.

Christus vor den Hohenpriestern.

Zeichnung von Fritz Bergen.

12

Augen war erloschen, während das Haar schwer und feucht auf die Stirn fiel. Der Sturm hatte ihm den Hut vom Kopfe gerissen, er hatte es nicht bemerkt, so wenig wie den Regenschauer, der ihn durchnäßte. Nach stundenlangem Umherirren im Walde hatte er sich endlich an diesem Orte wiedergefunden, wohin ihn halb unbewußt eine Erinnerung zog — es war der rechte Ort für sein Vorhaben.

Die mit so fieberhafter Spannung erwartete Nachricht war endlich eingetroffen: kein Brief, nur einige Zeilen, ohne Anrede und mit der Unterschrift „Egon, Fürst Adelsberg“ — aber in diesen kurzen Zeilen lag für den, der sie empfing, die Vernichtung. Für immer ausgestoßen und geächtet, auch von dem Freunde gerichtet, ohne auch nur gehört zu werden — das Verhängniß erfüllte sich furchtbar an dem Sohne Zalikas!

Das Krachen eines mächtigen Astes, der unter dem Drucke des Sturmes brach und dann sausend niederstürzte, weckte Hartmut aus seinem dumpfen Brüten. Er war nicht einmal aufgesahren dabei, sondern wandte nur langsam den Kopf nach der schweren Last, die dicht neben ihm niederfiel; nur einen Fuß breit seitwärts, dann hätte sie ihn getroffen und vielleicht in einem Augenblick all der Schmach und Qual ein Ende gemacht: aber so leicht ging es nicht mit dem Sterben. Solch ein Geschick traf nur den, der das Leben liebte, — wer es von sich werfen wollte, der mußte das schon mit eigener Hand thun!

Hartmut nahm seine Flinte von der Schulter und stellte sie mit dem Kolben auf den Boden; dann legte er die Hand auf die Brust, um die geeignete Stelle zu suchen. Noch einmal blickte er hinauf zu dem umschleierten Himmel mit den gährenden Wolkenmassen und hinab zu dem kleinen dunklen Waldsee mit der trügerischen Oede, über deren Moorgrund sich die Nebel zusammenballten wie einst in der Heimath. Dort waren sie ihm erschienen, die lockenden, winkenden Irrlichter, er war den Flammenzeichen der Tiefe gefolgt, und nun zogen sie ihn rettungslos hinab, nun gab es kein Aufsteigen mehr zu der Höhe, wo andere, lichte Zeichen strahlten. Ein Schuß in das Herz, und alles war zu Ende!

Er wollte die Flinte ansetzen, da hörte er seinen Namen rufen, aber es war ein Ruf der Todesangst, eine schlanke Gestalt in dunklem Regenmantel stürmte vom Waldesrande her auf ihn zu, und die Waffe entfiel seinen Händen, denn er sah in das Antlitz Adelheids, die, an allen Gliedern bebend, vor ihm stand.

Es vergingen Minuten, ohne daß eines der beiden sprach. Hartmut war es, der sich zuerst faßte.

„Sie hier, gnädige Frau?“ fragte er mit erzwungener Ruhe. „Sie sind bei diesem Unwetter im Walde?“

Die junge Frau blickte auf die Waffe nieder, die zu ihren Füßen lag, und schauderte zusammen.

„Die Frage möchte ich an Sie richten,“ erwiderte sie.

„Ich war auf der Jagd, aber es ist kein Wetter heute zum Jagen, und ich wollte eben meine Flinte entladen, um —“

Er vollendete nicht, denn der schmerzlich vorwurfsvolle Blick, der ihn traf, sagte ihm, daß die Lüge hier umsonst war, — er brach ab und sah finster vor sich nieder. Auch Adelheid gab es auf, die Unwissende zu spielen, in ihrer Stimme bebte noch die ganze Todesangst, als sie rief: „Herr von Falkenried — allmächtiger Gott, was wollten Sie thun?“

„Was jetzt vollbracht wäre ohne Ihre Dazwischenkunft,“ sagte Hartmut herb. „Und glauben Sie mir, gnädige Frau, es wäre besser gewesen, wenn der Zufall Sie fünf Minuten später hergeführt hätte.“

„Es war kein Zufall! Ich war in der Rodecker Försterei und hörte, daß Sie schon seit Stunden fort seien; da trieb mich eine entsetzliche Ahnung, Ihnen zu folgen und Sie hier zu suchen, ich hatte beinahe die Gewißheit, daß ich Sie an dieser Stelle finden würde.“

„Sie suchten mich? Mich, Ada?“ Seine Stimme wagte stürmisch auf bei der Frage. „Woher wußten Sie denn, daß ich in der Försterei war?“

„Durch den Fürsten Adelsberg, der heute vormittag bei mir war. Sie haben einen Brief von ihm erhalten?“

„Nein, nur eine Nachricht,“ entgegnete Hartmut mit zuckenden Lippen. „In den kurzen Zeilen war auch nicht ein einziges Wort an mich persönlich gerichtet, sie brachten mir im Geschäftston eine Mittheilung, die der Fürst für nothwendig hielt — ich verstand sie vollkommen.“

Adelheid schwieg; sie hatte es ja gewußt, daß ihn das in den Tod treiben würde. Langsam trat sie mit ihm in den Schutz der Bäume, denn es war kaum möglich, sich auf der freien Höhe zu behaupten in diesem Sturmestoben; nur Hartmut schien das nicht zu empfinden.

„Sie kennen den Inhalt jenes Schreibens, ich sehe es,“ begann er wieder, „und somit auch, was damals in Rodeck geschehen ist; aber glauben Sie mir, Ada, was ich empfand in dem Augenblick, als Sie mir staulen in dem geisterhaften Schimmer, der jene furchtbare Nacht durchstrahlte, als es mir klar wurde, daß ich vor Ihnen in den Stand niedergeworfen war — das hätte selbst meinen Vater befriedigt, das hat alles gerächt, was ich je an ihm gesündigt habe!“

„Sie thun ihm unrecht,“ entgegnete die junge Frau ernst. „Sie sahen ihn nur in der starren, eisernen Unerbittlichkeit, mit der er Sie von sich stieß. Ich sah ihn anders, als ich nach Ihrem Verschwinden zu ihm kam. Da brach er zusammen in wildem Schmerz, da ließ er mich einen Blick thun in das Herz eines verzweifelten Vaters, der seinen Sohn über alles geliebt hat. Haben Sie seitdem keinen Versuch gemacht, ihn zu überzeugen?“

„Nein, er würde mir so wenig glauben wie Egon. Bestenfalls hätte mein Tod auf dem Schlachtfelde ihm und Egon die Augen geöffnet; wenn ich jetzt falle durch eigene Hand, so werden sie nur die Verzweiflungsthat eines Schuldigen darin sehen und werden mich noch im Grabe verachten!“

„Nicht alle!“ sagte Adelheid leise. „Ich glaube an Sie, Hartmut, trotz alledem!“

Er sah sie an, und mitten durch die düstere Hoffnungslosigkeit seiner Seele stammte etwas auf von der alten Glut.

„Sie, Ada? Und das sagen Sie mir an dieser Stelle, wo Sie mich verwarfen? Damals wußten Sie noch nichts —“

„Und eben deshalb graute mir vor dem Manne, dem nichts heilig war, der kein Gesetz kannte als seinen Willen und seine Leidenschaft; aber jene Winternacht, da ich Sie zu den Füßen Ihres Vaters sah, zeigte mir, daß Sie mehr einem Verhängniß als einer Schuld erlagen. Seitdem weiß ich, daß Sie das unselige Erbübel der Mutter von sich werfen können und müssen. Raffen Sie sich auf, Hartmut! Der Weg, den ich Ihnen damals zeigte, ist noch offen, ob er zum Leben oder zum Tode führt — er führt aufwärts.“

Hartmut schüttelte finster das Haupt.

„Nein, das ist vorbei! Sie ahnen nicht, was mein Vater mir angethan hat mit jenen furchtbaren Worten, was mein Leben seitdem gewesen ist. Ich — lassen Sie mich schweigen darüber, das begreift ja niemand, aber ich danke Ihnen für Ihren Glauben an mich, Ada — damit gehe ich leichter in den Tod!“

Die junge Frau machte eine rasche, angstvolle Bewegung nach der Waffe, die noch zu seinen Füßen lag.

„Um Gotteswillen! Nein, das dürfen Sie nicht!“

„Was soll ich denn noch im Leben!“ stieß Hartmut mit furchtbarer Heftigkeit hervor. „Meine Mutter hat mir ja ein Brandmal aufgedrückt, mit dem ich gezeichnet bin wie mit einem glühenden Eisen, und das schließt mir jeden Weg zur Sühne, zur Rettung. Ich bin geächtet, ausgestoßen aus den Reihen meines Volkes, so selbst der ärmste Bauer kämpfen darf; das Recht, das man nur dem elendesten Verbrecher weigert, wird mir versagt, denn ich bin nichts anderes in Egons Augen. Er fürchtet ja, daß ich auch an meinem eigenen Bruder zum Verräther, zum — Spion werden könnte!“

Er schlug außer sich beide Hände vor das Antlitz und das letzte Wort erstarb in einem Stöhnen. Da fühlte er, wie eine andere Hand sich leise auf seinen Arm legte.

„Das Brandmal erlischt mit dem Namen Rojanow. Werfen Sie ihn von sich, Hartmut! Ich bringe Ihnen, was Sie vergebens zu erreichen suchten — den Eintritt in das Heer!“

Hartmut fuhr auf und blickte sie mit unglaubigem Staunen an.

„Unmöglich! Wie können Sie —?“

„Nehmen Sie diese Papiere,“ unterbrach ihn Adelheid, in dem sie eine Brieftasche hervorzog. „Sie lauten auf Joseph Tanner, neunundzwanzig Jahre alt, schlank, mit dunkler Gesichtsfarbe, schwarzen Haaren und Augen. Sie sehen, es trifft alles zu — darauf hin wird man einem Freiwilligen den Eintritt nicht weigern.“

Sie reichte ihm die Tasche, um die sich seine Rechte mit krampfhaftem Griffe schloß, als sei es der kostbarste Schatz.

„Und diese Papiere?“ fragte er, noch immer zweifelnd.

„Gehören einem Todten! Sie wurden mir freilich zu einem

anderen Zwecke übergeben, aber der Todte bedarf ihrer nicht mehr, er wird es mir verzeihen, wenn ich einen Lebenden damit rette."

Hartmut riß die Briefstasche auf. Der Wind riß ihm fast die Blätter aus der Hand und nur mit Mühe vermochte er ihren Inhalt zu entziffern, während die junge Frau weiter sprach:

„Joseph Tanner hatte ein kleines Amt in Oftwalden, da traf ihn heut morgen ein Blitzstrahl, die Folge einer nur scheinbar überwundenen Krankheit — er hatte nur noch Stunden zu leben und übergab mir die letzten Grüße und Andenken für seine Mutter. Die arme Frau wird alles erhalten, jeden Brief, jedes Blättchen, das ihr ein Erinnerungszeichen sein kann, die amtlichen Papiere habe ich genommen — für Sie. Wir betrauben ja niemand damit, für die Mutter, der sie jetzt gehören, sind sie werthlos. Ein strenger Richter nennt das vielleicht Betrug, aber ich nehme ihn freudig auf mich, Gott wird ihn verzeihen und das Vaterland!"

Hartmut schloß die Briefstasche und barg sie auf seiner Brust, die sich unter einem tiefen, tiefen Athemzuge hob. Dann richtete er sich empor und strich die regenfeuchten Locken von der hohen Stirn, jener Stirn, die er von dem Vater hatte, das einzige Erotheit Adelkindes, das auch in diesem Augenblick wieder wie damals beim Schein der zuckenden Blitze eine unverkennbare Aehnlichkeit schuf.

„Sie haben recht, Ada," sagte er. „Zu Worten kann ich Ihnen nicht danken für das, was Sie mir geben, aber ich werde es zu verdienen suchen."

„Das weiß ich! Leben Sie wohl und — auf Wiedersehen!"

„Nein, das wünschen Sie mir nicht!" sagte Hartmut düster. „Der Kampf kann mich wohl vor mir selbst entführen, vor meinem Vater und Egon nicht, denn sie würden es nie erfahren, wenn ich am Leben bliebe, und dann wäre der alte Makel wieder da. Aber wenn ich falle, dann sagen Sie ihnen, wer unter fremdem Namen in fremder Erde ruht, dann glauben sie Ihnen vielleicht und nehmen wenigstens von meinem Grabe den Fluch ihrer Verachtung."

„Sie wollen fallen?" fragte Adelheid mit schmerzlichem Vorwurf. „Auch wenn ich Ihnen sage, daß Sie damit mich zum Tode betrüben?"

„Dich, Ada?" rief er aufflammend. „Traut Dir jetzt nicht mehr vor meiner Liebe, vor dem Verhängniß, das uns zu einander zog? Ich hätte das höchste Glück besitzen können, denn Du bist ja frei, jetzt nahst es mir nur für einen einzigen, flüchtigen Augenblick und entschwebst dann wieder zu unerreichbarer Höhe wie die Sagengestalt meines Werkes, die Deinen Namen trägt. Gleichviel, es ist mir doch genaht und einmal, zum Abschiede, werde ich es wohl umfangen dürfen."

Er zog sie an sich und drückte einen Kuß auf die Stirn der Geliebten, die in ausbrechendem Weinen ihr Haupt an seine Schulter lehnte.

„Hartmut, versprich mir, daß Du den Tod nicht suchen willst!"

„Nein, aber er wird mich zu finden wissen! Leb' wohl, meine Ada!"

Er riß sich los und eilte fort. Adelheid blieb zurück, über ihrem Haupte brauste es, die mächtigen Baumwipfel ächzten und schwankten, der Sturm sang fort und fort sein wildes Lied; aber dort im Westen durch einen Riß der Wolken flammte es plötzlich gluthrotb. Es war nur ein einziger Augenblick, nur ein einziger verlorener Strahl der niedergehenden Sonne, aber er traf leuchtend die Waldhöhe und den Forteilenden, der sich noch einmal umwandte und einen letzten Gruß zurückwinkte. Dann dalte sich das jagende Sturmgewölk wieder zusammen und der Strahl erlosch — der letzte Flammengruß des sinkenden Gestirnes.

Der röthlich flackernde Schein des Kaminfeuers beleuchtete das Innere eines kleinen, einsam gelegenen Häuschens, das früher einem Bahnwärter zur Wohnung gedient hatte und jetzt als Feldwache für den Vorpostendienst eingerichtet war. Einen behaglichen Eindruck machte der Raum gerade nicht mit seinen kahlen, rauchgeschwärzten Wänden, der niedrigen Decke und den kleinen, nothdürftig verwahrten Fenstern; die mächtigen Holzscheite, die in dem plumpen steinernen Kamin loderten, verbreiteten jedoch eine hinreichende und sehr willkommene Wärme, denn draußen war es bitter kalt und die ganze Landschaft lag im Schnee des Winters begraben. Die Regimenter, die hier lagen, hatten es kaum besser als ihre Kameraden vor Paris, obgleich sie zu der Südarmee gehörten.

Soeben traten zwei junge Offiziere ein, und der eine, der die Thür noch in der Hand hielt, rief dem Vorausschreitenden lachend zu:

„Bücken Sie sich gefälligst, Herr Kamerad, Sie könnten uns sonst den Thürbalken mitnehmen, denn unsere Villa ist etwas dankfälliger Art, wie Sie sehen!"

Die Warnung war nicht ganz grundlos, denn die hünenhafte Gestalt des Gastes, eines preußischen Reserveoffiziers, stand durchaus nicht im Einklang mit der niedrigen Thür. Er kam indeß glücklich hindurch und schaute sich in den vier Wänden um, während sein Begleiter, der die Uniform eines süddeutschen Regimentes trug, forfuhr:

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen einen Platz in unserem ‚Salon' anbiete, der in Anbetracht der Verhältnisse gar nicht so übel ist; wir haben es schon schlimmer gehabt während des Feldzuges. Sie suchen also Stahlberg? Er ist mit meinem Kameraden draußen bei den Vorposten, wird aber voraussichtlich bald zurückkehren. Eine Viertelstunde werden Sie sich allerdings noch gedulden müssen."

„Mit Vergnügen," versicherte der Preuße. „Ich erfehe wenig ſtens daraus, daß Eugens Verwundung wirklich so unbedeutend ist, wie er berichtete. Ich suchte ihn im Lazarett und hörte, daß er einen Besuch bei den Vorposten macht. Da war aber voraussichtlich morgen schon weiter rücken, so wollte ich dies Zusammentreffen doch nicht unbenutzt verstreichen lassen und suchte ihn hier auf."

„Die Verwundung ist in der That nur leicht, ein Streifschuß am Arm, der schon in voller Heilung begriffen ist, aber immerhin noch einige Zeit dienstunfähig machen wird. Sie sind bekannter mit Stahlberg?"

„Allerdings, und überdies verwandt durch die Vermählung seiner Schwester. Ich sehe, daß Sie sich meiner nicht mehr erinnern. Durchtannt, so muß ich Ihnen wohl meinen Namen nennen: Witty bald von Eichenhagen. Wir sahen uns im vergangenen Jahre "

„In Fürstenstein!" fiel Egon von Adelsberg lebhaft ein. „Gewiß, jetzt erinnere ich mich Ihrer vollkommen, aber es ist merkwürdig, wie die Uniform verändert, ich erkannte Sie wirklich im Anfange nicht."

Er streifte mit einem halb verwunderten Blick den einfachen unbehelfsmäßigen „Kranzhusen", der ihm so lächerlich erschienen war und sich jetzt als eine der stattlichsten militärischen Erscheinungen zeigte. Es war allerdings nicht nur die Uniform, die Wirklichkeit so verändert hatte; was die Liebe begonnen, das hatte das Kriegsleben, das Herumstreifen aus den gewohnten Umgebungen und Verhältnissen vollendet. Der junge Majoratsherr war nicht bloß, wie sein Onkel Schyman sich ausdrückte, zum Menschen, sondern zum echten, rechten Manne geworden.

„Unsere damalige Begegnung war nur sehr flüchtig," hob der Fürst wieder an. „Aber trotzdem erkannten Sie mir wohl, daß ich Ihnen meinen Glückwunsch ausspreche. Sie sind verlobt "

„Ich glaube, Sie befinden sich im Irrthum, Durchlaucht," unterbrach ihn Witzbald mit einiger Verlegenheit. „Ich wurde Ihnen in Fürstenstein allerdings als der künftige Sohn des Hauses vorgestellt, aber "

„Das hat sich geändert," ergänzte Egon lächelnd. „Ich weiß es, denn der Kamerad, von dem ich vorhin sprach, ist Lieutenant Waldorf, glücklicher Bräutigam der Baronesse Schönau. Meine Worte bezogen sich auch auf Fräulein Maricetta Voltmar."

„Gegenwärtig Frau von Eichenhagen."

„Was? Sind Sie bereits Ehemann?"

„Seit fünf Monaten. Wir ließen uns unmittelbar vor dem Ausmarsch trauen, und meine Frau befindet sich bei meiner Mutter in Burgsdorf."

„Dann also meinen Glückwunsch zur Vermählung! Aber eigentlich, Herr Kamerad, sollte ich Sie zur Rede stellen über den unverantwortlichen Rand, den Sie an der Kunst begangen haben. Bitte, melden Sie Ihrer Frau Gemahlin, so viel ich hier im Felde höre, trauere die ganze Stadt noch immer in Sack und Asche um ihren Verlust."

„Ich werde nicht verfehlen, obgleich ich fürchte, daß die Stadt jetzt nicht viel Zeit zu einer solchen Trauer hat. — Ah, da scheinen die Herren schon zurückzukommen, ich höre Eugens Stimme!"

Draußen vor der Thür ließen sich in der That Stimmen hören, und gleich darauf traten die Erwarteten ein. Der junge Stahlberg begrüßte mit einem Ausruf der freudigsten Ueberraschung den Verwandten, den er während des ganzen Feldzuges nicht gesehen hatte, obgleich sie beide in denselben Armeecorps dienten. Er trug den Arm noch in der Binde, sah aber sonst ganz wohl und munter aus. Eugen besaß nicht die Schönheit seiner Schwester

und ihm fehlte auch jener Zug entschlossener Willenskraft, den nur die Tochter von dem Vater geerbt hatte. Der Sohn verrieth in seinem Aeußeren wie in seinem Auftreten eine mehr weiche und liebenswürdige als kraftvolle Natur; trotzdem glich er der Schwester sehr, und das mochte auch wohl den Grund zu der Vertraulichkeit gelegt haben, in welcher er mit Egon von Adelsberg verkehrte. Sein Begleiter, ein hübscher junger Offizier mit kecken, blitzenden Augen, trat jetzt auch heran, und der Fürst übernahm die weitere Vorstellung.

„Ich will nicht fürchten, daß die Herren blutig aneinander gerathen, wenn ich die gegenseitigen Namen nenne," sagte er scherzend. „Genannt müssen sie doch einmal werden, also: Herr von Eichenhagen — Herr von Waldorf."

„Gott bewahre! Ich wenigstens bin die Friedfertigkeit selbst!" rief Waldorf lustig. „Herr von Eichenhagen, ich freue mich, den Vetter meiner Braut kennenzulernen, und nun so mehr, als er sich bereits in den heiligen Ehestand begeben hat. Wir hätten es Ihnen gern nachgemacht und auch eine Heirath vor der Trommel geschlossen, aber mein Schwiegervater setzte seine grimmigste Miene auf und erklärte: Erst liegen und dann heirathen! Nun, das Erste haben wir seit fünf Monaten muntterbrochen besorgt, und wenn ich wieder nach Hause komme, werde ich mir schleunigst das Zweite ausbitten."

Er schüttelte dem ehemaligen Verlobten seiner Braut freundschaftlich die Hand und wandte sich dann zu dem Fürsten.

„Wir haben Ihnen etwas mitgebracht, Durchlaucht, was wir da draußen aufgegrissen haben. — Ordonnanz von Rodeck, vortreten vor dem durchlauchtigsten Herrn Lieutenant Fürsten Adelsberg!"

Die Thür öffnete sich, und trotz der einbrechenden Dämmerung erkannte der Fürst doch das durchfurchte Gesicht und das eisgraue Haar des Eintretenden. Er fuhr auf.

„Alle guten Geister — der Peter Stadinger!"

Es war wirklich der leibhaftige Stadinger, der vor seinem jungen Herrn stand, und er mußte wohl auch den anderen Offizieren nicht ganz fremd sein, obgleich sie ihn zum ersten Male sahen, denn sein Erscheinen wurde mit allgemeinem Jubel begrüßt.

„Nun wollen wir aber vor allen Dingen Licht machen, um den alten Waldheist Seiner Durchlaucht ordentlich anzuschauen!" rief Waldorf, indem er zwei Kerzen anzündete und sie mit komischer Feierlichkeit dicht vor dem Alten aufstellte. Egon lachte.

„Du steht, Stadinger, welch eine vielgenannte und vielbesprochene Persönlichkeit Du hier bist. Nun laß Dich auch in aller Form vorstellen: hier, meine Herren, Peter Stadinger, bekannt durch seine unerreichte Grobheit und seine erschütternden Moralpredigten. Er meint wahrscheinlich, daß ich ohne beides überhaupt nicht bestehen kann, und will mir auch hier im Felde die Befriedigung dieser freundlichen Gewohnheit verschaffen. Hoffentlich fällt auch für Sie einiges ab, meine Herren, — nun lege los, Stadinger!"

Aber der Alte, anstatt dem Befehle nachzukommen, umschloß mit beiden Händen die Rechte seines jungen Herrn und sagte in herzerschütterndem Tone: „Ach, Durchlaucht, wie haben wir uns in Rodeck um Sie geängstigt!"

„Nun, das war vorläufig noch ganz höflich," meinte Egon Stahlberg; der Fürst aber nahm eine strafende Miene an.

„So? Und deshalb hast Du Dich wohl schleunigst auf die Beine gemacht und läßt in Rodeck alles drunter und drüber gehen? Ich hätte Dir eine stolche Pflichtvergessenheit gar nicht zugetraut!"

Stadinger sah ihn ganz verblüfft an.

„Aber ich kam ja auf Befehl, Durchlaucht haben mir ja geschrieben, ich sollte mich aufmachen und den Lois aus dem Lazareth abholen, Sie wollten für die Reise und alles sorgen. Heute mittag bin ich angekommen und habe den Buben auch soweit ganz munter gefunden; in acht Tagen, meint der Doktor, könnte ich ihn mitnehmen, und dann hätte es keine Noth mehr mit der Heilung. Aber was Durchlaucht an dem Lois und an den anderen Rodeckern gethan haben, die mit im Felde stehen, das ist gar nicht zu sagen — vergelt's Gott tausendmal!"

Egon zog ärgerlich seine Hand zurück.

„Herr Lieutenant, heißt es jetzt, merke Dir das, ich bitte mir meinen militärischen Titel aus. Und was soll das überhaupt heißen, daß Du jetzt, wo ich eigens auf Deine Grobheit rechne, sanftmüthig bist wie ein Lamm und uns eine Rührungsscene vorspielst? Das verbitte ich mir! — Der Lois, meine Herren, ist nämlich der Enkel dieses alten Waldteufelses, ein braver, anstelliger Bursche; aber er hat eine Schwester, die noch viel ansehnlicher ist. Leider schickt dieser unvernünftige Großvater sie regelmäßig fort, wenn ich in Rodeck bin. Warum ist die Zenz nicht mitgekommen? Du hättest auch daran denken können, sie mitzubringen."

Das half endlich gegen die ebenso ungewöhnliche als heimtückische Sanftmuth Stadingers und gegen seine Rührung. Er richtete sich stramm auf und versetzte mit seiner alten Derbheit:

„Ich glaubte, Durchlaucht hätten hier im Kriege keine Zeit mehr, sich mit solchen Dummheiten abzugeben."

„Aha, jetzt kommt es!" sagte der Fürst leise zu Waldorf, der neben ihm stand, laut aber fuhr er fort:

„Da irrst Du Dich sehr, man verwirbert vollständig in den Kriegsleben, und wenn ich wieder nach Haus komme —"

„Dann haben Durchlaucht ja versprochen, endlich zu heirathen" erinnerte der Alte im nachdrücklichsten Tone und rief damit ein lautes Gelächter der jungen Offiziere hervor. Auch Egon stimmte ein, aber sein Lachen klang etwas gezwungen, ebenso wie seine Antwort.

„Ja, ja, versprochen habe ich es allerdings; aber ich habe mir die Sache inzwischen anders überlegt. In zehn Jahren werde ich Dir Wort halten, oder vielleicht auch in zwanzig, aber eher nicht."

Darüber gerieth Stadinger, der trotz des Befehls um keinen Preis der Welt den Titel Lieutenant gebraucht hätte, weil das in seinen Augen eine Herabsetzung der Fürstlichkeit war, begreiflicher weise in helle Entrüstung und ließ seinem Grolle freien Lauf.

„Habe ich es mir doch beinahe gedacht! Wenn Durchlaucht wirklich einmal einen vernünftigen Gedanken haben, dann hält das nicht vierundzwanzig Stunden vor, und dann hochseliger Herr Vater haben doch auch geheirathet, und heirathen muß der Mensch über kurz oder lang einmal, und dem Heirathen hören die Dummheiten von selbst auf —"

„So, jetzt ist er im Zuge, nun lassen Sie sich etwas vorpredigen, meine Herren," sagte Egon, und die jungen Offiziere, denen das ein köstlicher Spaß war, stachelten dem auch wirklich den armen Stadinger so lange, bis er allen Respekt verlor und sich im vollen Glorienschein seiner Grobheit zeigte.

Nach einer Viertelstunde machten Wildhad und Eugen Stahlberg Anstalt, aufzubrechen. Sie traten zu dem Fürsten, um sich zu verabschieden, und dieser fragte:

„Sie rücken also morgen schon weiter?"

„Mit Tagesanbruch; wir marschiren nach R., wo Generalmajor von Falkenried mit seiner Brigade steht. Es wird freilich noch einige Tage dauern, ehe wir hinkommen, denn die ganze Gegend zwischen hier und R. ist noch vom Feinde besetzt und wir werden uns den Weg erst freimachen müssen."

„Dann sage aber dem General, Willy, daß ich in spätestens acht Tagen nachkomme," fiel Eugen Stahlberg ein. „Es war schlimm genug, daß ich so lange hier zurückbleiben mußte eines Schusses wegen, der gar nicht der Rede werth war. In der nächsten Woche aber werde ich mich gesund, der Doktor mag sagen, was er will, und gehe dann unverzüglich wieder zu meinem Regimente ab, hoffentlich noch vor der Einnahme von R."

„Dann müssen Sie sich in der That beeilen," sagte Egon, „denn wo General Falkenried steht, pflegt der Widerstand nie lange zu dauern, das haben wir hinreichend erfahren. Er ist zu mit seinen Leuten immer vorau, immer der erste beim Sturm und hat schon Unglaubliches ertragen. Es scheint, als ob es ihr ihn gar keine Unmöglichkeiten gäbe."

„Er hatte aber auch das Glück, überall an die Spitze gestellt zu werden," warf Lieutenant Waldorf ein. „Jetzt soll er wieder R. nehmen, während wir hier Gott weiß wie lange festsitzen, und er wird es nehmen, daran ist gar kein Zweifel, hat es vielleicht schon genommen. Die Nachrichten kommen ja jetzt nur auf Umwegen, so lange der Feind zwischen uns steht."

Er erhob sich, um den beiden Herren das Geleit bis vor die Thür zu geben, während der Fürst zurückblieb. Am Kamin stehend, blickte er mit verschränkten Armen in das Feuer, und dabei hatte sein Gesicht einen Ausdruck, der nicht im Einklange stand mit dem Uebermuth, der er eben noch gezeigt hatte. Ernst, ja düster schaute er in die zuckenden Flammen, und der Schatten wollte noch nicht aus seinen sonst so sonnig heiteren Augen weichen. Egon schien die Anwesenheit Stadingers ganz vergessen zu haben; erst als dieser sich mit einem Räuspern bemerklich machte, fuhr er auf.

„Ah, Du bist noch da? Grüß' mir den Lois und sage ihm, ich käme morgen selbst, um einmal wieder nach ihm zu sehen. Abschied brauchen wir ja nicht zu nehmen, da Du einstweilen noch hier bleibst. Du hast wohl nicht gestaunt, daß es so lustig

Vor dem Heirathsvermittlungsbureau.
Nach einem Gemälde von Aug. Heyn.

bei uns zugeht? Ja, man macht sich das Leben leicht, wenn man jeden Tag darauf gefaßt sein muß, es zu verlieren."

Der Alte stand vor seinem jungen Herrn und blickte ihm scharf in die Augen, dann sagte er halblaut:

„Ja, lustig waren die Herren schon, und Durchlaucht sind der lustigste von allen, aber — trotz sind Sie doch nicht!"

„Ich? Was fällt Dir ein! Warum soll ich denn nicht froh sein?"

„Ich weiß nicht, aber merken thue ich es doch," beharrte Stadinger. „Sonst, wenn Durchlaucht von Fürstenstein kamen oder in Rodeck mit dem Herrn Rojanow alles mögliche anstellten, da sahen Sie ganz anders aus und lachten ganz anders, und eben, als Sie in das Feuer blickten, da war es, als ob Durchlaucht etwas recht Schweres auf dem Herzen hätten."

„Bleib' mir vom Leibe mit Deinen Beobachtungen!" rief Egon ärgerlich, dem sein alter „Waldgeist" wieder einmal sehr unbequem wurde. „Denkst Du vielleicht, daß wir immer so ausgelassen sind? Wenn man fortwährend das blutige Kriegsspiel vor Augen hat, kommen doch auch ernste Gedanken, sollt' ich meinen!"

Dagegen ließ sich nichts einwenden, und Stadinger schwieg auch, aber täuschen ließ er sich nicht. Er wußte ganz genau, daß bei seiner jungen Durchlaucht etwas nicht in Ordnung war und daß sich hinter diesem so zur Schau getragenen Uebermuth etwas anderes verbarg. Da trat Lieutenant Walldorf wieder ein, ließ aber die Thür hinter sich offen.

„Nur hier herein!" rief er dem Draußenstehenden zu. „Da ist eine Ordonnanz vom siebenten Regiment mit einer Meldung. Nun, hören Sie denn nicht, Ordonnanz? Sie sollen eintreten!"

Die Wiederholung des Befehls klang sehr ungeduldig. Der Soldat, der bereits auf der Schwelle stand, hatte dort gezögert und sogar eine jäh zurückweichende Bewegung gemacht, als wollte er wieder in das Dunkel zurücktreten. Jetzt gehorchte er; aber er hielt sich dicht an der Thür, so daß sein Gesicht im Schatten blieb.

„Sie kommen von den Vorposten drüben am Kapellenberge?" fragte Walldorf.

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!"

Egon, der sich gleichgültig umgewendet hatte, zuckte zusammen beim Klange dieser Stimme. Er that hastig einen Schritt vorwärts und blieb dann, wie sich plötzlich besinnend, stehen, aber sein Blick heftete sich mit einem beinahe entsetzten Ausdruck auf den Sprechenden. Es war, soweit man im Halbdunkel unterscheiden konnte, ein noch junger, hochgewachsener Soldat, im groben Mantel des Gemeinen, den Helm auf dem kurz geschnittenen schwarzen Haar. Er stand stramm und unbeweglich da und erstattete vorschriftsmäßig seine Meldung. Nur seine Stimme hatte einen eigenthümlich dumpfen, bald erstickten Ton.

„Vom Herrn Hauptmann Saffelt!" meldete er. „Wir haben einen Verdächtigen aufgegriffen, als Bauer verkleidet, aber wahrscheinlich von der Gegenpartei, der sich in die Festung stehlen wollte. Was er Schriftliches bei sich hatte —"

„Kommen Sie doch näher," befahl Walldorf ärgerlich. „Man hört ja nicht ordentlich!"

Der Soldat gehorchte und trat zu den Offizieren. Das Licht fiel jetzt grell und scharf auf seine Züge, aber dies Gesicht zeigte eine fahle unheimliche Blässe, die Zähne waren zusammengebissen und der Blick hob sich nicht vom Boden.

Egons Hand umklammerte krampfhaft den Griff seines Säbels, er zwang gewaltsam den stürmischen Ausruf zurück, der sich auf seine Lippen drängen wollte, während Stadinger mit weitaufgerissenen Augen den Mann anstarrte, der jetzt fortfuhr:

„Was er Schriftliches bei sich hatte, war nicht von Belang, enthielt aber Andeutungen, die er wohl mündlich ergänzen sollte. Der Herr Hauptmann meint, wenn er streng verhört würde, wäre es vielleicht herauszubekommen, und sagt an, ob er den Gefangenen hier ablisfern kann oder ihn nach dem Hauptquartier schicken muß."

Die Meldung war weder auffallend noch ungewöhnlich. Es kam öfter vor, daß man Verdächtige aufgriff, die Einfahrmine versuchte immer wieder neuen, Verkehr mit der Festung anzuknüpfen, unterhielt ihn vielleicht auch wirklich, trotz aller Wachsamkeit der Belagerer, aber Fürst Adelsberg schien erst nach Athem ringen zu müssen, ehe er die Antwort gab:

„Ich lasse den Herrn Hauptmann bitten, den Gefangenen hierherzuschicken. Wir werden in zwei Stunden abgelöst und marschiren geradeswegs nach dem Hauptquartier. Ich werde da Weitere übernehmen."

„Hoffentlich ist der Kerl zum Sprechen zu bringen, wenn man ihm ernstlich zu Leibe geht," meinte Walldorf. „Er war nicht der erste, dem das Herz in die Schuhe fällt, wenn man ihm das Standrecht klar macht. Nun, wir werden ja sehen."

Der Soldat stand da und wartete auf seine Entlassung; kein Muskel zuckte in seinem Gesicht, aber er hob das Auge nur immer nicht vom Boden. Egon hatte sich jetzt gefaßt, er bewahrte auch seinerseits die fremde Haltung, aber er fragte in den kurzen Tone des Befehlens:

„Sie sind beim siebenten Regiment?"

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!"

„Ihr Name?"

„Joseph Tanner."

„Einberufen?"

„Nein, Freiwilliger."

„Seit wann?"

„Seit dem dreißigsten Juli."

„Sie haben also den ganzen Feldzug mitgemacht?"

„Zu Befehl!"

„Es ist gut, bringen Sie dem Herrn Hauptmann die Meldung."

Der Soldat machte vorschriftsmäßig kehrt und entfernte sich. Walldorf, der sich wohl ein wenig über dies Examen gewundert, aber kein Gewicht darauf gelegt hatte, blickte ihm nach und zuckte achselzuckend: „Die da draußen am Kapellenberge haben es in allerschlimmsten. Tag und Nacht keine Ruhe, angestrengt bis zur äußersten, und dabei werden sie noch oft genug zur Arbeitsleistung bei den Pionieren kommandirt. Da arbeiten die armen Burschen in dem hartgefrorenen Boden, daß ihnen der Schweiß in Strömen von der Stirn rinnt und die Hände bluten. Da sind unsere Leute doch besser dran!"

Er trat in den anstoßenden Raum, um einen Gefreiten für die Bewachung des zu erwartenden Gefangenen zu bestimmen, und ihm die nöthigen Anweisungen zu geben. Egon aber riß das Fenster auf und lehnte sich hinaus, — ihm war, als müsse er ersticken. Da vernahm er hinter sich die Stimme Stadingers, gedämpftem Tone, der aber gleichwohl den größten Schrecken verrieth:

„Durchlaucht!"

„Was giebt es?" fragte er, ohne sich umzuwenden.

„Aber haben Durchlaucht denn nicht gesehen —?"

„Was denn?"

„Die Ordonnanz, die eben hier war — das war ja der Herr Rojanow, wie er leibt und lebt!"

Egon sah, daß hier Geistesgegenwart noth that: er wendete sich um und sagte kalt: „Ich glaube, Du siehst Gespenster."

„Aber, Durchlaucht —"

„Unsinn! Es ist allerdings eine flüchtige Aehnlichkeit vorhanden, die auch mir auffiel, deshalb wollte ich den Namen des Mannes wissen. Du hörst ja, daß er Tanner heißt."

„Aber es war doch der leibhaftige Herr Rojanow," rief der unerschütterliche Stadinger, dessen scharfe Augen sich nicht täuschen ließen. „Nur die schwarzen Locken fehlen und die Platze, dennoch Art — auch seine Stimme war es!"

„Bleib' mir vom Leibe mit diesem Unsinn!" fuhr Egon heftig auf. „Du weißt es doch, daß Herr Rojanow in Sicherheit ist, und nun willst Du ihn hier in einer Ordonnanz vom siebenten Regiment wiederfinden! Das ist doch mehr als lächerlich!"

Stadinger schwieg. Es war allerdings lächerlich und unmöglich, was er da vorbrachte, und darum war der junge Fürst auch ungnädig; er nahm es übel, daß man einen gemeinen Soldaten mit seinem Freunde verwechselte. Freilich, der heroische Rojanow, der das Befehlen so aus dem Grunde verstand und in Rodeck die ganze Dienerschaft durcheinander gejagt hatte, und die Ordonnanz, die von dem Lieutenant Walldorf angefahren wurde, weil sie nicht laut genug sprach, das waren zwei himmelweit verschiedene Dinge. Nun war nicht die Stimme gewesen wäre!

„Also, Durchlaucht meinen —?" fragte der Alte, der jetzt doch schwankend geworden war.

„Ich meine, daß Du ein alter Geisterseher bist!" sagte Egon milder. „Ich in Dein Quartier und schlafe die Meile aus, hörst Du? Du findest Dich überall Aehnlichkeiten — gute Nacht!"

Stadinger gehorchte und verabschiedete sich. Er hatte zum Glück Joseph Tanner, der überhaupt nur wenige Wochen in Di

salden gewesen war, nicht gekannt, und die Begegnung hatte zu so in Schrecken versetzt, daß ihm die mühsam verhaltene Aufregung seines Herrn vollständig entging. Aber er blieb bei seinem Kopfschütteln — wunderlich war die Geschichte doch!

Als der Fürst sich allein sah, begann er stürmisch im Zimmer auf und nieder zu schreiten. Also war es doch erzwungen worden, was er dem einstigen Freunde versagt hatte! Joseph Tanner! Er erinnerte sich noch deutlich des Namens, der ihm damals in Ostwalden genannt worden war, und er wußte jetzt, welche Hand Hartmut die Reihen der Armee geöffnet hatte, die sich einem Rojanow verschlossen. Was vollbringt die Liebe einer Frau nicht, die den Geliebten um eden Preis entführt sehen will! Sie hatte ihn selbst hinausgesandt n die Todesgefahr, um ihn dem Leben und sich zu retten.

Die Eifersucht stieg heiß und wild auf in den Herzen Egons ei diesem Gedanken, und damit hob auch jener furchtbare, noch immer nicht überwundene Argwohn wieder drohend sein Haupt empor. Wollte Hartmut wirklich nur sühnen in diesem Kampfe? War seine Anwesenheit bei den Vorposten nicht eine Gefahr, für die man die Verantwortung trug, wenn man sie verschwieg?

Da tauchte vor dem jungen Fürsten das bleiche, düstere Antlitz des Fremdes auf, der ihm über alles theuer gewesen war und der bei dieser Begegnung eine Folterqual ausgestanden haben mußte, wie man sie sich peinigender nicht denken kann. Er kannte am besten Hartmuts unbändigen Stolz, und dieser Stolz bengte sich jetzt Tag für Tag in den Staub, in einer tief untergeordneten Stellung. Er hatte es gehört: da draußen an Kapellenberge arbeiteten sie oft, daß ihnen trotz der Eiseskälte der Schweiß in Strömen von der Stirne rann und die Hände bluteten. Das that der verwöhnte, gesteierte Rojanow, dem vor einem Jahre man diese Zeit eine ganze Stadt ihre Bewunderung zu Füßen gelegt, den das Fürstenhaus mit Auszeichnungen überschüttet hatte, that es freiwillig, während der Sieg seines Dichterreks ihm die reichsten Mittel zu Gebote stellte — und er war doch der Sohn des Generals Falkenried!

Egons Brust hob sich unter einem tiefen, aber befreienden Athemzuge. Das gab ihm endlich langsam den verlorenen Glauben zurück, davor entflohen die quälenden Zweifel. Die alte Knabenschuld Hartmuts wurde jetzt gesühnt, und das andere, Schreckliche war die Schuld der Mutter allein, nicht die seine.

Es war gegen neun Uhr abends, als Fürst Adelsberg sein Quartier verließ, um sich zu dem kommandirenden General zu begeben. Er folgte dabei keinem dienstlichen Befehl, sondern einer Einladung, denn der General war mit seinem verstorbenen Vater eng befreundet gewesen und hatte für den Sohn während des ganzen Feldzuges eine väterliche Fürsorge gezeigt. Wohl hätte Egon viel darum gegeben, heut abend allein bleiben zu dürfen, denn die Begegnung mit Hartmut hatte ihn im tiefsten Inneren erschüttert, aber die Einladung des Vorgesetzten ließ sich nicht ausschlagen, und im Kriege durfte man seinen Stimmungen keine Rechnung tragen.

Als der junge Fürst in das Haus trat, begegnete ihm auf der Treppe einer der Adjutanten, der es sehr eilig hatte und nur etwas von schlimmen Nachrichten fallen ließ, die Fürst Adelsberg wohl von dem Kommandirenden selbst hören würde. Kopfschüttelnd stieg Egon die Treppe hinauf.

Der General war allein, er schritt im Zimmer auf und nieder, in sichtbarer Aufregung und mit einer Miene, die in der That nichts Gutes verhieß.

„Da sind Sie ja, Fürst Adelsberg!“ sagte er, beim Eintritt des jungen Offiziers stehen bleibend. „Ich kann Ihnen leider keinen guten Abend versprechen, wir haben Meldungen erhalten, die uns wohl allen die Lust zum Beisammensein gründlich verderben.“

„Ich hörte soeben eine Andeutung davon,“ versetzte Egon. „Was ist denn vorgefallen, Excellenz? Die Depeschen von heut mittag tauteten ja durchweg günstig.“

„Ich besitze die Nachrichten auch erst seit einer Stunde. Sie haben ja selbst den Verdächtigen, den unsere Posten aufgriffen, im Hauptquartier abgeliefert. Wissen Sie, was er bei sich trug?“

„Allerdings, Hauptmann Salfeld sandte es mir zugleich mit dem Gefangenen, und ich war auch der Meinung, daß dieser die schriftlichen Mittheilungen, die sehr vorsichtig gehalten waren, mündlich ergänzen sollte; man hatte offenbar mit der Möglichkeit gerechnet, daß sie in unsere Hände fallen könnten. Der Mann wollte freilich nichts gestehen, er sollte hier aber sofort ernstlich verhört werden.“

„Das ist auch geschehen. Der Mensch war feig, und als er sah, daß ihm die Kugel drohte, rettete er sich mit einer Enthüllung, an deren Wahrheit leider nicht zu zweifeln ist. Sie erinnern sich, daß in einem der Schriftstücke davon die Rede war, man könnte im äußersten Falle das heldenmüthige Beispiel des Kommandanten von N. nachahmen.“

„Ja, unbegreiflicherweise, denn die Festung steht doch unmittelbar vor der Uebergabe! General Falkenried hat ja gemeldet, daß er morgen schon einzuziehen hofft.“

„Und ich fürchte, er wird Wort halten!“ rief der General heftig. Egon sah ihn betroffen an.

„Sie fürchten, Excellenz?“

„Ja, denn es handelt sich um ein Bubenstück, einen Verrath ohnegleichen. Man will die Festung übergeben und dann, wenn die Besatzung abgezogen ist und die Unsrigen eingerückt sind, die Citadelle in die Luft sprengen.“

„Um Gotteswillen!“ fuhr der junge Fürst entsetzt auf. „Kann General Falkenried benachrichtigt werden?“

„Das ist es eben, ich fürchte, das wird nicht möglich sein. Ich habe sofort Warnungen abgesandt, auf zwei verschiedenen Wegen, aber unsere gerade Verbindung mit N. ist abgeschnitten, der Feind hält die Verpässe besetzt, die Nachrichten müssen weite Umwege machen und können nicht rechtzeitig zur Stelle sein.“

Egon schwieg in äußerster Bestürzung. Die Päße waren in der That gesperrt durch feindliche Streitkräfte. Eichenhagens Regiment sollte den Weg ja erst frei machen, und das konnte Tage dauern.

„Wir haben alle Möglichkeiten erwogen,“ hob der General von neuem an, „aber es bleibt kein Ausweg, nichts als die schwache Hoffnung, daß die Uebergabe sich auf irgend eine Weise verzögern könnte. Doch Falkenried ist nicht der Mann, sich hinhalten zu lassen, er wird den Abschluß erzwingen und dann ist er verloren, und Hunderte, vielleicht Tausende mit ihm.“

Er nahm wieder seinen Gang durch das Zimmer auf, und sah es, wie nahe dem sonst so eisernen Manne das Schicksal der Bedrohten ging. Auch der junge Fürst fand rathlos da; auf einmal aber durchzuckte ihn wie ein Blitzstrahl ein Gedanke, er richtete sich empor.

„Excellenz!“

„Nun?“

„Wenn es möglich wäre, trotzalledem eine Depesche über die Bergpäße zu senden — ein tüchtiger Reiter könnte im Nothfall bis morgen vormittag in N. sein, er müßte freilich auf Tod und Leben jagen.“

„Und mitten durch die Feinde hindurch! Thorheit! Sie sind doch auch Soldat und müssen sich sagen, daß das nicht denkbar ist; nicht eine halbe Meile käme der Tollkühne vorwärts, er würde rettungslos niedergeschossen.“

„Und wenn sich nun ein Mann fände, der dennoch den Versuch machte? Ich kenne einen solchen Mann, Excellenz.“

Der General zog unwillig die Brauen zusammen.

„Soll das etwa heißen, daß Sie selbst Lust haben zu diesem nutzlosen Opferlode? Das müßte ich Ihnen verbieten, Fürst Adelsberg. Die Tapferkeit meiner Offiziere weiß ich zu schätzen, aber zu solchen unmöglichen Unternehmungen gebe ich sie nicht her.“

„Ich spreche nicht von mir,“ erklärte Egon ernst. „Der Mann, den ich meine, steht beim siebenten Regiment und ist augenblicklich auf Vorposten am Kapellenberge. Er war es, der mir den Gefangenen anmeldete.“

Der General war nachdenklich geworden, aber er schüttelte ungläubig den Kopf.

„Ich sage Ihnen, daß es unmöglich ist, indessen — wie heißt der Mann?“

„Joseph Tanner.“

„Gemeiner?“

„Ja, aber freiwillig eingetreten.“

„Sie kennen ihn also näher?“

„Ja, Excellenz, er ist vielleicht der beste Reiter in der ganzen Armee, unerschrocken bis zur Tollkühnheit und fähig genug, in solchem Falle mit der Umsicht eines Offiziers zu handeln. Wenn die Sache überhaupt zu erzwingen ist, so erzwingt er sie.“

„Und Sie glauben — befehlen läßt sich ja so etwas nicht, es ist im Grunde nur eine Verzweiflungsthat — Sie glauben, daß der Mann freiwillig diesen Auftrag übernehmen würde?“

„Ich bürge dafür.“

„Dann allerdings kann und darf ich nicht Nein sagen, wo so viel auf dem Spiele steht. Ich werde Tanner sofort herbeordern.“

„Darf ich ihm selbst den Befehl überbringen?“ fiel Egon rasch ein. Der General stutzte und sah ihn forschend an.

„Sie wollen das persönlich thun? Weshalb?“

„Um Zeit zu sparen. Der Weg, den Tanner nehmen muß, führt am Kapellenberg vorüber; ehe er nach dem Hauptquartier und wieder zurückkommt, vergeht eine Stunde.“

Dagegen ließ sich nichts einwenden, aber der General mochte fühlen, daß hier noch etwas Besonderes zu Grunde lag. Der erste beste Gemeine unternahm schwerlich eine Tollkühnheit, die ihn geradezu dem Tode in die Arme trieb, aber der alte Krieger forschte nicht weiter, er fragte nur: „Sie stehen ein für den Mann?“

„Ja!“ erklärte der junge Fürst fest und ruhig.

„Gut, dann übernehmen Sie es selbst, ihn zu unterrichten. Aber noch eins: er muß eine Begleitbedeckung haben, wenn er wirklich unsere jenseitigen Posten erreichen sollte, denn jeder Augenblick kann verhängnißvoll werden, wo es sich um Minuten handelt.“

Er trat zum Schreibtisch und warf einige Zeilen auf ein Papier, das er dem Fürsten reichte.

„Hier ist das Nöthige, und hier die Depesche an Falkenried. Ich bringe mir sofort Nachricht, ob Tanner eingewilligt hat?“

„Sofort, Excellenz!“

Egon nahm das Papier in Empfang, verabschiedete sich und eilte nach seinem Quartier, wo er Befehl gab, augenblicklich sein Pferd zu satteln. Fünf Minuten später war er bereits auf dem Wege.

Der Kapellenberg, der ursprünglich wohl einen anderen Namen führte, aber von den Deutschen regelmäßig so genannt wurde, weil er ein Kirchlein trug, war eine nur mäßige, zum theil bewaldete Anhöhe, der letzte weit vorgeschobene Ausläufer der Berge, die sich an dieser Seite hinzogen. Er bildete hier die Grenze der deutschen Truppenstellung, und in den einzelnen Gehöften, die zerstreut an seinem Fuße lagen, befand sich eine Kompagnie vom siebenten Regiment, deren Dienst mit Recht als der härteste und gefahrvollste galt.

Die Kapelle lag öde und einsam, halb begraben in dem tiefen Schnee; Priester und Meßner waren längst geflüchtet und das kleine Gotteshaus selbst trug überall die Spuren der Zerstörung, denn heiße Kämpfe hatten um diese Höhen getobt. Mauern und Dach standen zwar noch, aber ein Theil der Decke war eingestürzt und durch die zertrümmerten Fenster pfiff der Wind. Dahinter ragte der in Eis und Schnee starrende Wald auf, und das Ganze lag im ungewissen Lichte des Halbmondes, der eben jetzt an dem schwer umwölkten Himmel sichtbar wurde und seinen geisterhaften Schein auf die Umgebung warf, um nach einigen Minuten wieder zu verschwinden.

Es war eine eisige Winternacht wie damals in Rodeck, und wie damals röthete eine dunkle Gluth den Horizont; aber hier strahlte kein Nordlicht in geheimnißvoller Schönheit, die Gluth, die dort im Norden loderte, gab Zeugniß von den Kämpfen, die noch überall in der Umgegend flatkandten, sie entstammte den in Brand geschossenen Dörfern und Gehöften, den furchtbaren Flammenzeichen des Krieges, deren Widerschein den Himmel färbte. Ein einsamer Posten stand hier, das Gewehr im Arm, Hartmut von Falkenried. Sein Auge hing an dem flammenden Horizonte, die düsteren Wolkenmassen schimmerten dort blutigroth, und von Zeit zu Zeit stob ein Regen von glühenden Funken aus dem wallenden Rauch, der über der Erde lagerte. Dort Gluth und Flammen, und hier Eis und Nacht! Die Kälte, die schon während des Tages scharf gewesen war, wurde jetzt zu einem Eishauche, in dem alles Leben zu erstarren schien und der den einsamen Posten bis ins Mark durchschauerte. Freilich, er war nicht der einzige, der diesen schweren Dienst leisten mußte, aber seine Kameraden waren nicht wie er verwöhnt durch einen jahrelangen Aufenthalt im Orient, in der Sonnenluft Siciliens. Hartmut hatte seit seinen Knabenjahren keinen nordischen Winter mehr durchlebt, ihn wurde diese Kälte verhängnißvoll, die das Blut in seinen Adern in Eis zu verwandeln schien.

Langsam schlich die tödliche Mattigkeit heran, die nicht der Vorbote des Schlafes ist, sie machte die Glieder bleischwer und zog die Augenlider gewaltsam nieder. Wohl kämpfte der Bedrohte dagegen mit aller Willenskraft, er versuchte sich aufzuraffen und zu bewegen, und es gelang auch für Augenblicke, aber immer wieder nahte jene Erschöpfung, deren Ende er kannte. Sollte es ihm nicht einmal beschieden sein, von einer Kugel zu fallen?

Hartmuts Blick wandte sich wie hilfesuchend nach dem Überbleibsel des zerstörten Gotteshauses. Freilich, was waren ihm Kirche und Altar! Er hatte den Glauben längst von sich geworfen, ihn gehöhnt mit dem Tode nur die ewige Nacht an, und das Leben hatte ihm doch noch alles geben können, wenn die Sühne vollzogen war, den Besitz der Geliebten, den Ruhm des Retters, vielleicht auch die Versöhnung mit dem Vater. Es sollte nicht sein! Er hatte anszuhalten auf seinem Posten und auf den ruhmlosen Tod zu warten, der da aus dem eisigen Dunkel herbeischtich, die Pflicht gebot es — und er hielt aus!

Da wurden in einiger Entfernung Schritte und Stimmen laut, die immer näher kamen; sie rissen Hartmut aus der Betäubung, die schon seine Sinne zu umschleiern begann. Er warf sich gewaltsam empor und machte sein Gewehr schußbereit, denn es waren seine Kameraden, die nahten. Was sollte das? Die Stunde der Ablösung war ja noch nicht da! Aber schon nach wenigen Minuten stand ein Unteroffizier mit einem Mann vor ihm.

„Ablösung! Befehl vom Hauptquartier, durch einen Offizier überbracht!“ so lautete die Auskunft. Die Ablösung wurde abgezogen und die Stelle Hartmuts nahm ein vierschrötiger Bauernsohn ein, den die Kälte nicht viel anzufechten schien. Hartmut wollte sich dem Unteroffizier anschließen, da trat von der andern Seite der Offizier selbst auf ihn zu.

„Lassen Sie den Unteroffizier vorangehen, ich habe mit Ihnen persönlich zu sprechen, Tanner. Folgen Sie mir!“

Es geschah. Fürst Adelsberg, der den Posten nicht zum Zeugen des Gespräches machen wollte, trat in die Kapelle, wohin Hartmut ihm folgte. Das matte Mondlicht, das durch die Fenster fiel, zeigte auch hier im Innern überall Verwüstung und Zerstörung. Die eingestürzte Decke hatte einen Theil der Bestuhlung zerschmettert; nur der Altar stand noch unversehrt in seiner Nische.

Egon war bis in die Mitte des Raumes geschritten, dort blieb er stehen und wandte sich um.

„Hartmut!“

„Herr Lieutenant?“

„Laß das, wir sind allein!“ sagte der junge Fürst. „Ich glaubte nicht, daß wir uns so wiedersehen würden.“

„Und ich hoffte, es würde mir erspart bleiben,“ entgegnete Hartmut dumpf. „Du kommst —?“

„Vom Hauptquartier. Ich hörte, daß Du den Posten auf dem Kapellenberge bezogen hättest, das ist ein furchtbarer Dienst in solcher Nacht.“

Hartmut schwieg. Er wußte, daß ohne diese Dazwischenkunft der Dienst sein letzter gewesen wäre. Egon blickte ihn unruhig an; trotz des ungewissen Lichtes sah er doch, wie erstarrt und erschöpft der Mann war, der sich jetzt an eine der Säulen lehnte, als brauchte er eine Stütze.

„Ich kam, um Dir einen Auftrag zu überbringen, dessen Uebernahme allerdings in Deinen freien Willen gestellt ist,“ begann er wieder. „Die Sache gilt für beinahe unmöglich und ist es auch vielleicht für jeden andern. Du hast den Muth dazu, das weiß ich, es ist nur die Frage, ob Dir nach all den Anstrengungen nicht die Kraft versagt.“

„Nein, eine Viertelstunde der Erholung und Erwärmung wird mir die Kraft zurückgeben. Um was handelt es sich?“

„Um einen Ritt auf Tod und Leben! Du sollst eine Nachricht über die Bergpässe tragen, mitten durch die Feinde — noch Nacht.“

„Nach der Festung?“ rief Hartmut zusammenzuckend. „Der steht ja —“

„General Falkenried mit seiner Brigade! Er ist verloren, wenn ihn die Nachricht nicht erreicht — wir legen die Rettung in die Hand seines Sohnes.“

Hartmut fuhr auf. Fort waren auf einmal Erstarrung und Erschöpfung, mit einer fieberhaften Heftigkeit faßte er den Arm des Fürsten.

„Ich soll meinen Vater retten? Ich? Was ist geschehen? Was soll ich thun?“

„Höre mich an: der Gefangene, den Du mir heute selbst angemeldet hast, hat uns furchtbare Enthüllungen gemacht. Es handelt sich um einen Verrath. Die Festung soll nach der Uebergabe in die Luft gesprengt werden, sobald die Besatzung in Sicherheit ist und die Unsrigen eingezogen sind. Der General hat sofort Anordnungen abgefaßt; aber sie werden zu spät eintreffen, da sie meine Umwege machen müssen. Dein Vater denkt morgen schon einzuziehen, er muß vorher gewarnt werden, und dazu giebt es nur

eine Möglichkeit. Die Nachricht muß über die Bergpässe, die vom Feinde besetzt sind, auf diesem Wege kann sie im Nothfalle morgen vormittag zur Stelle sein, aber der Weg —"

„Den kenne ich," fiel Hartmut ein. „Mein Regiment hat ihn erst vor vierzehn Tagen gemacht, als wir hierhermarschierten. Die Pässe waren ja damals noch frei."

„Um so besser! Du mußt natürlich die Uniform ablegen, die Dich verräth."

„Ich wechsle nur Mantel und Helm. Werde ich überhaupt angehalten, so bin ich doch verloren; es handelt sich einzig darum, daß ich im Vorbeijagen nicht erkannt werde. Wenn nur ein tüchtiges, ausdauerndes Pferd zu schaffen ist."

„Das ist bereits zur Stelle, ich habe meinen Araber, meinen Sadi mitgebracht. Du kennst ihn ja und hast ihn oft geritten. Er fliegt wie ein Vogel, und in dieser Nacht soll er sein Meisterstück leisten."

Die Reden wurden in stürmischer Eile gewechselt, jetzt zog der Fürst die Papiere hervor, welche er im Hauptquartier erhalten hatte.

„Hier ist der Befehl des kommandirenden Generals, der Dir alles zur Verfügung stellt, sobald Du unsere Posten erreicht hast, hier die Depesche. Gönne Dir noch eine halbe Stunde der Erholung, sonst reicht Deine Kraft nicht aus und Du brichst auf dem Wege zusammen."

„Glaubst Du, daß ich jetzt noch Ruhe und Erholung brauche?" rief Hartmut aufstammend. „Jetzt breche ich sicher nicht zusammen, es müßte denn unter den Kugeln der Feinde sein! Ich danke Dir, Egon, für diese Stunde, in der Du mich endlich, endlich freisprichst von dem schmählichen Verdacht!"

„Und in der ich Dich in den Tod hinaussende!" sagte der Fürst leise. „Wir wollen uns die Wahrheit nicht verhehlen — es wäre ein Wunder, wenn Du glücklich durchkämst."

„Ein Wunder?" Hartmuts Blick streifte den Altar, den der matte, zitternde Mondesstrahl erhellte. Er hatte längst das Beten verlernt, und doch stieg in diesem Augenblick ein heißes, stummes Angstgebet zum Himmel empor, zu der Macht, die Wunder thun kann: „Nur so lange, bis ich den Vater und die Seinen gerettet habe, nur so lange schütze mich!"

Schon in der nächsten Sekunde richtete er sich auf. Es war, als habe Egon mit seiner Nachricht glühende Lebenskraft in die Adern des Mannes gegossen, der eben noch der Kälte und der Erschöpfung zu erliegen drohte.

„Und nun laß uns hier Abschied nehmen!" flüsterte Egon. „Leb' wohl, Hartmut!"

Egon breitete die Arme aus und Hartmut stürzte an seine Brust. In dieser Umarmung versank alles, was trennend zwischen ihnen gestanden hatte, die alte heiße Liebe brach wieder mächtig hervor, zum letzten Male, denn sie fühlten es beide, daß sie sich nicht wieder sehen würden, daß dies ein Abschied für immer war. —

Kaum eine Viertelstunde später jagte ein Reiter davon. Der schlanke Araber flog, so daß seine Hufe kaum den Boden zu berühren schienen; in rasendem Galopp ging es vorwärts, über den schneebedeckten Boden, durch eisstarrende Wälder, über gefrorene Bäche — hinein in die Bergpässe!

(Schluß folgt.)

Zwei neu entdeckte schwäbische Tropfsteinhöhlen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten

Geschildert von **Karl Gußmann.** Mit Zeichnungen von **A. Schmierer.**

Hallt! klang's da nicht hohl?" rief einer der Arbeiter. Man hob die Lampe ab, welche von der Wand herabhing und das Dunkel des gewaltigen Höhlenraumes, in dem die Arbeiter beschäftigt waren, nur nothdürftig erhellte.

Ein paar kräftige Schläge mit dem Pickel, die scheinbare Felswand splitterte in klingende, silberweiße Stücke, aus schwarzgähnender Oeffnung drang urplötzlich ein starker Luftstrom, der die Lichter auszulöschen drohte, und — die schweifte Höhle des hohlenreichen Schwaben war gefunden.

Wie diese Wanderer werden künftig dem Gebirgsthal der schwäbischen Alb zuwandern, das sich zwischen der bezeichneten Zeit und dem stolzen Gemeinwesen breit ins Neckarthal öffnet, dem reizvollen Lenninger Thal! Noch saubere Dörfer geht's an der rauschenden Lauter hin, bis die felsbewaldeten Berge sich weiter und näher zusammenschieben und das Thal dicht über dem wundervoll gelegenen Gutenberg in der machtigen Felsschlucht der „Bühl" seinen Abschluß findet. Links von diesem Felde, im kurzen schluchtartigen Tiefenthal, zeigt sich dem Wanderer oben am weißen Felsenkamm die Oeffnung der Gutenberger Höhle. Prächtiger Weg führt durch den grünen Buchenwald in langsamer Windung zum Portal.

In der ersten Halle, dem schon vorher bekannten „Doppenloch", sind das Auge an der überaus lieblichen Thatsache; dann geht's ans Einschlagen zur zweiten Halle, dem Fundorte zahlreicher Fossilien und steinzeitlicher, roher Werkzeuge, für die Kenntniß des ältesten Menschen von hervorragender Bedeutung. Fünfzehn Meter unter dem Boden der ersten Halle, der die ganze Breite der Höhle bis zur Böschung ausfüllte, lag die felsharte Masse mit den eingebauenen Knochenresten, zum Theil 3 m hoch und 2 m breit; und gerade als man mit der Förderung dieses Schapes beschäftigt war*, erfolgte jener Durchschlag, der zur Fortsetzung der Höhle führte.

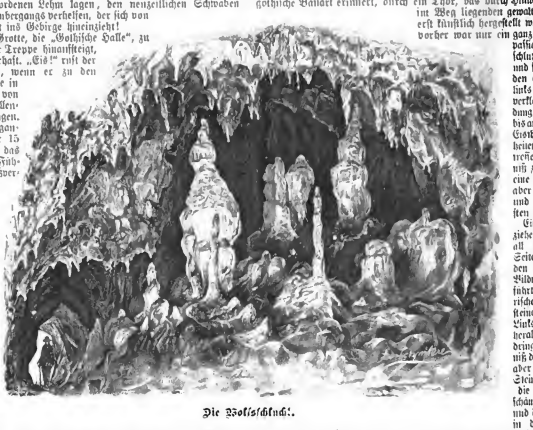
So wandten also die Nachkommen der grauen Vorzeit, deren gewaltige

Gutenberg.

* Im Dezember 1884. Die Ausgrabungen waren von Medizinalrath Dr. Hedinger-Stuttgart und Pfarrer H. Gußmann-Gutenberg unternommen.

Jahre hier in glänzendem Email aus dem Jurastein starren, die Riesenhirsche, die Bärenschen, die Höhlenbären und -löwen und wie all die Ungethüme hießen, deren Ueberreste kreuz und quer, zerklaubten und gerwollten im Feingewordenen Lehm lagen, den neuzeitlichen Schwaben zur Auffindung des Jahrgangs verhelfen, der sich von da bis jetzt 200 m weit ins Gebirge hineinzieht!

Schon die dritte Grotte, die „Wolfsche Halle" zu welcher man auf einer Treppe hinaufsteigt, ist in der That zauberhaft. „Ei!" ruft der Besucher unwillkürlich, wenn er zu den Gebilden aufschaut, die in schimmernder Weiße von den Wänden der kapellenartigen Halle herabhängen. Aber die Wärme (vergangenen Winter immer 15 Grad) und wohl auch das überlegene Lächeln des Führers, der solchen Wissverständnisses gewohnt ist, belehren ihn sogleich eines Besseren. Da drängt es sich sinthartig aus der losen Felsnische hervor; dort in der Höhe droben baut sich die zierlichste, stilvollste Kanzel heraus; rückwärts, wo die weißen Bildungen mit gelblichen vermischt sind, deigt's kannartig empor zu einer Oberkammer, die sich aber nur vermittels einer Leiter und auch so nur unbequem erreichen läßt.



Die Wolfsschlucht.

Auf dem Boden, der aus Lehm, mit Kies gemischt, besteht, erheben sich die wunderlichsten Zapfen und Zinken, große und kleine, schlanke und gedrungene, zumeist ebenfalls die Formen des Eises aufs täuschendste nachahmend. Einig geht der weitere Aufbau dieser Stalagmiten vor sich; das alte Sprichwort „gutta cavat lapidem non vi, sed saepe cadendo" (— nicht durch Gewalt, aber durch unaufhörliches Fallen höhlt der Tropfen den Stein) hat hier seine Geltung verloren; der aus der Decke fallende Tropfen hohlt den Stein nicht, sondern baut ihn auf, und wenn's auch Jahrhunderte wahren mag, bis ein solcher Kunstsaulchen fertig ist, die Natur wird nicht müde, und Tropfen um Tropfen setzt der kaum sichtbaren Kalkkörperchen ab, die sich in Ringe anlagern in allseitig dem Kreisrund um die beibehaltene Mittelröhrung annähernd. Manchmal finden solche Ringe auf der Spitze des Gebildes, oft aber auch an einer Seite an einander, jüngere den mittleren, ältesten, schimmernden „Jahresringe", wenn man diesen Ausdruck auf die dichten und doch steilig wachsenden Steine anwenden darf. Uebrigens geht jene schematische Art der Bildung nicht immer vor sich, wenn das Schneewasser in den Boden einsickert; im Sommer ist die Höhle fast durchweg trocken und luftig. Wir verlassen die „Gothische Halle", die in der That einigermaßen an gothische Bauart erinnert, durch ein Thor, das durch Hinwegräumen eines im Weg liegenden gewaltigen Felsblocks erst künstlich hergestellt werden mußte — vorher war nur ein ganz enger, kaum passierbarer Durchschlupf vorhanden — und stehen gleich vor den ersten Säulen links die gewaltig verkleinerte Nachbildung eines Gletschers, bis aufs schimmernde Eisdach alle Einzelheiten eines solchen treffend, im Verhältniß zum anderen eine kleine Gruppe aber zum Schauen und Ueberschauen gebrängt.

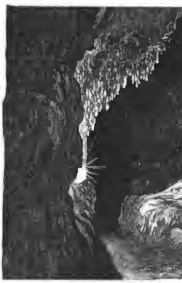
Ein lang sich hinziehender Gang, aber all an Decke und Seitenwänden mit den wundervollsten Bildungen bedeckt, führt in die „Mystische Halle". Ein steinernes Märchen! Links stürzt sich herab aus unbekannbarlicher Finsternis der „Wasserfall", aber zu starrem Stein erstarrt sind die schneeweißen, schäumenden Wogen und die breite Fluth, in die der prachtvolle Sturz wallend ausläuft. Rechts sind an der Felswand die wundersamsten Figuren aufgebaut, ein unerschöpflicher Reichthum an Formen, vom waschen Stalaktiten bis zum feinsten Gitterbruchen, bis

Eingang in die Klamm.

In der Klamm.

meisterhaftesten Filigranarbeit, die der Bezeichnung der Grotte als der „mauischen" volle Berechtigung verleiht. Auch hier ist der Boden mit Tropfsteinen bedeckt, nur in zusammenhängender, wie zusammengebackener Form. Wahrscheinlich ist die merkwürdige Masse, die den Boden gänzlich überdeckt, abgelesen von der starken Säule, an welcher das Geländer angebracht ist, als eine Verstürzung von oben herab anzusehen; es läßt sich so denken, wenn die Stalaktiten Jahr um Jahr neue Schichten ansetzen und nach innen in die Breite wachsen, daß dann infolge der Gewichtszunahme schließlich eine Ablösung von der Felsdecke erfolgen muß. So ist denn auch in verschiedenen Theilen der Höhle die Oberflächenheit der Wölbung eine ganze Anzahl von Tropfsteingebilden zum Vorschein gekommen, die sichtlich erst von der Decke herabhingen, bevor sie durch ihr eigenes Gewicht losgerissen in die Tiefe stürzten. Von diesen sind ja die eigentlichen Stalagmiten, die vom Boden emporwachsen, auch in einer Schicht. Ueber die Treppe, am „Uebergangsbalkon" vorbei, in der „Grotte des Gletschergeistes" vorüber, geht's in die fünfte Halle, wo sich der Weg nach links in einen weiteren Gang verliert, dessen Ende noch nicht ausgegraben ist, und nach rechts hinab zur sechsten Halle, an der Spindelpforte (jene, gläsige Tropfsteine in Spindelform) und an einem aus dem Gebirgsinnern heraus vorgebauten, noch von einer Menschen Auge geschauten Wasserfturz vorüber. Von da an steigen die Felsen riesenhaft empor, und zugleich öffnet sich wie der Eingang zur Unterwelt in enger Tiefe die „Klamm", ein ungeheurer Felsriß:

wald, der die ganze Masse des Gebirges auseinanderreißt, oben theilweise ausgefüllt mit gewaltigen Blöcken, die zwischen den Wänden eingeklemmt den kühnen Eindringling drohen zu zerschmettern drohen. Unwillkürlich athmet der Wanderer auf, wenn er durchs Thor der „Klamm" hindurch gewachsenen, über mannsgroßen Stalagmiten menschenähnlich, gespenstisch starr entgegenragen, da war die anfängliche Empfindung unwillkürlich doch so eine Art „Grusel", das sich aber sogleich in eine Freude und Wohlgefallen verwandelte, als der unsichere Kerzenschein allmählich die einzelnen Schönheiten aus der ewigen Finsterniß hervorzog. Sind's in der Gutenberger Höhle glänzendweiße Tropfsteinwände und -röhren, eisig, schneeartig, so ist hier alles trockenweiß, den Wänden eines neugegypsten Zimmers zu vergleichen, alle Ritzen mit „Mondmilch" gefüllt, jener bröckerigen Kalkausscheidung, die heute noch vom Volk vielfach als wahres Heilmittel eifrigst gesucht und aufgewandt wird, überall am Boden und an der Decke die bizarrsten Formen, partienweise an Bilder von türkischen Kirchhöfen erinnernd, einzelne Säulen klingend und tönend wie Glocken — kurz, eine Zauberwelt im kleinen, die in ihrer Art ebenso überwältigend ist wie die großen Räume der erst beschriebenen Höhle! Auch hier mag's sein, daß sich noch eine Fortsetzung und Gebirge hinein findet; bis jetzt ist's nicht der Fels, sondern weicher Höhlenlehm, der dem weiteren Vordringen Halt gebietet.



Die „Mauritsche Halle".

In dieser Annahme wird man auch auf der nahen Albrechtshöhe durch die Thatsache bestärkt, daß sich auf der ursprünglich nicht durch einen Wasserlauf, sondern wohl durch Einsenkungen entstanden ist, wie sie sich durch den Einfluß unterirdischer Hohlräume zu bilden pflegen. Die hier vorhandene Einsenkung zieht sich bis zu einem eine halbe Stunde entfernten Hochmoor hin und endigt vollständig erst in der Nähe des Randeckermoores, eines jetzt erloschenen vulkanischen Kraters von beträchtlicher Ausdehnung (1 km Durchmesser).

Der Fels, in welchem die „Wolfsschlucht" sich öffnet, ist zur Zeit des Schneeganges mit einem besonderen Reiz ausgestattet; da klingt sich ein Wasserfall gerade über den grottenförmigen Eingang herab, so daß der Besucher hinter dem Wasserschwall sich und durch ihn in die Tiefe blickt.

Treten wir aus all der unterirdischen Pracht, die wir nun gesehen haben, wieder heraus an das Licht des Tages und stehen wir wieder draußen im hellen Sonnenschein und schauen hinab zum schmucken Wildbad hinter dem gebreiten Dörflein, dessen Glocke melodisch heraufsingt, so überkommt's uns beim Gedanken an die soeben zurückgelegte Wanderung unter der Erde wie in längst vergangenen Tagen, wenn uns die Großmutter das Märchen erzählte vom versunkenen Schloß und vom verwunschenen Königssohn.

Es ist, als ob Uhland das neue Wunder seines heimischen Schwabenlandes im Geist geschaut hatte als sein Dichtermund sang:

„Ich weiß nit eine Grotte,
Gewölbt mit Bergkrystalle,
Die ist von einem Worte
Begabt mit seinem Halle;
Was jemand spracht, was je
Ertönt in ihr zu Glocken-
Klang."

Die „Gothische Halle".

Karawanen und Wüstenreisen.*

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Dr. A. E. Brehm.

Im Saume der Wüste, unter einer dichten Palmengruppe, steht ein kleines Zelt. Rings um dasselbe liegen in bunter Reihe, wallartig geordnet, Kissen und Ballen. Im Innern des Zeltes befinden sich Reisende, welche mittels einer Nilbarke hierher gelangt sind und deabsichtigen, einen weiten Bogen des von nun an klippen- und stromschnellenreichen Nils abzuschneiden, also die von letzterem theilweise umfluthete Wüste zu durchziehen.

Es ist um die Mittagszeit. Die Sonne steht fast senkrecht über dem Zelte an dem wolkenlosen, lichtblauen Himmel und ihre sengenden Strahlen werden durch die sperrigen Wedel der Palmen kaum gehindert, drückende Gluth liegt auf der Ebene zwischen Strom und Wüste und die Luftschichten über dem erhitzten Boden wogen und flimmern, daß jedes Bild sich verzerrt und verschleiert.

Ein Reiterzug, von der Wüste her kommend, taucht am Rande des Gesichtskreises auf und wendet sich, ohne nach dem landeinwärts liegenden Dorfe einzulenken, geradewegs dem Zelte zu. Dunkelbraune, ärmlich gekleidete, in lange und weite, eher graue als weiße Burnusse gehüllte Männer steigen, unter den Palmen angelangt, von ihren mageren, jedoch nicht unedlen Pferden. Einer von ihnen nähert sich dem Zelte und tritt mit der Würde eines Königs in dasselbe. Es ist das Oberhaupt der Kameltreiber (Scheich el Djemali), welchem wir, die Reisenden, Botschaft gesandt haben, um uns durch seine Hilfe mit den erforderlichen Führern, Treibern und Kamelen zu versehen.

„Heil mit Euch!“ sagt er beim Eintreten und legt grüßend seine Hand auf Mund, Stirn und Herz.

„Mit Dir, o Scheich, Heil, die Gnade Gottes und sein Segen!“ ist unsere Antwort.

„Groß war mein Sehnen, Euch zu sehen, o Fremdlinge, und Eure Wünsche zu vernehmen,“ versichert er, nachdem er auf dem Polster neben uns und zwar zu unserer Rechten, auf dem Ehrenplatze, sich niedergelassen hat.

„Möge Gott, der Erhabene, Dein Sehnen vergelten, o Scheich, und Dich segnen!“ erwidern wir seine Rede und befehlen unseren Dienern, ihm, früher noch als uns selbst, eine frisch angezündete Pfeife und Kaffee zu reichen.

Halbgeschlossenen Auges labt er seinen sterblichen Leib durch den Kaffee, seine unsterbliche Seele durch die Pfeife; in dichte Wolken hüllt er sein ausdrucksvolles Haupt. Fast lautlose Stille herrscht im Zelte, welches der Wohlgeruch des köstlichen Tjebeli-tabaks durchduftet und leichter, unbeschwerlicher Rauch durchzieht, bis wir endlich glauben, die beabsichtigten Verhandlungen beginnen zu dürfen, ohne uns der Unhöflichkeit schuldig zu machen.

„Wie ist Dein Befinden, o Scheich?“

„Der Spender alles Guten sei gepriesen! — wohl, Dir zu dienen. Und wie steht es um Dein Wohlsein?“

„Dem Herrn der Welt sei Ruhm und Ehre; ich befinde mich ganz wohl!“

Und so geht es noch eine Weile fort. Neue, fast endlose Höflichkeitsbezeigungen werden gegenseitig ausgetauscht; dann endlich gestattet die allseitig bindende Gebräuchlichkeit, geschäftliche Angelegenheiten zu behandeln.

„O Scheich, ich will mit des Allerbarmenden Hilfe diese Wüstenstrecke durchreisen.“

„Möge Allah Dir Geleit geben!“

„Bist Du im Besitze von Trabern und Lastkamelen?“

„Ich bin's! Befindest Du Dich wohl, mein Bruder?“

„Der Erhabene sei gelobt! es ist so. Wie viel Kamele kannst Du mir stellen?“

Anstatt einer Antwort auf diese Frage entwickelt nur zahllose Rauchwolken dem Munde des Scheich, und erst nach Wiederholung unserer Worte legt der Mann für einige Augenblicke die Pfeife zur Seite und spricht wiederholt:

„Herr, die Anzahl der Kamele der Beni Said kennt nur Allah; ein Sohn Adams hat sie noch nie gezählt!“

„Nun wohl, so sende mir fünfundzwanzig Thiere, darunter sechs Trabet. Anderdem bedarf ich zehn große Schläuche.“

Der Scheich raucht von neuem, ohne zu reden.

„Wirst Du sie mir senden, die gewünschten Thiere?“ wiederholen wir dringlicher.

„Ich werde es thun, um Dir zu dienen; allein ihre Besitzer stellen hohe Preise!“

„Und welche?“

Mindestens das Vierfache der üblichen Löhne und Miether wird gefordert.

„Aber Scheich, erschließe Dich Allah, dem Erhabenen! Das sind Forderungen, welche Dir niemand bewilligen wird!“

„Gott, der Allerthatenreiche, sei gepriesen und sein Gesandter gesegnet! Du irrst, mein Freund: der Kaufmann, welcher dort hier lagert, hat mir das Doppelte geboten von dem, was ich verlange; nur meine Freundschaft zu Dir ließ mich so geringe Forderung stellen.“

Vergeblich scheint alles Feilschen, vergeblich jede weitere Verhandlung. Frische Pfeifen werden gebracht und geraucht, neue Höflichkeitsbezeigungen ausgetauscht, der Name Allahs auf beiden Seiten gemißbraucht, Wohl und Befinden gegenseitig aufs genauste festgestellt, bis endlich die erlernte Sitte der angebotenen wocht und der abendländische Reisende die Geduld verliert.

„So wisse, Scheich, daß ich im Besitze eines Geleitsbriefes des Khedive und ebenso eines des Scheich Soliman bin; hier sind beide: was forderst Du jetzt noch?“

„Aber Herr, wenn Du einen Geleitsbrief seiner hohen Herrlichkeit besitzest: warum forderst Du nicht das Haupt Deines Sklaven? Es steht Dir zu Diensten, ihm zu befehl. Deine Wünsche nehme ich auf meine Augen, auf mein Haupt. Du befiehlst, Dein Sklave wird gehorchen. Die Preise der Regierung kennst Du ja. Das Heil Allahs über Dich; morgen früh sende ich Dir Männer, Thiere und Schläuche.“

Aber nicht am andern Morgen, wie versprochen, erschienen die gemietheten Treiber und Thiere, sondern erst in den Nachmittagsstunden fanden sie sich allmählich ein, und nicht am nächsten Morgen, sondern frühestens um die Zeit des Nachmittagsgebetes des folgenden Tages konnte an den Aufbruch gedacht werden. „Bukra inschallah“ — morgen, so Gott will — ist die Losung, und sie widersteht jedem Machtgebote. In der That giebt es noch viel zu thun, vieles zu regeln, vieles zu ordnen, manches instand zu setzen, bevor die Reise angetreten werden kann.

Um das Zelt entwickelt sich ein buntes, lebendiges Bild. Zwischen den Gepäckstücken bewegt sich die Schar der ausgedorrten Söhne der Wüste. Wenig fördernde Geschäftigkeit, aber unglaubliches Geschrei und Gelärm bezeichnen ihr Thun und Treiben. Die wallartig geordneten Gepäckstücke werden auseinandergezerrt, einzeln aufgehoben, gewogen, hinsichtlich des Gewichtes wie rücksichtlich ihres Umfanges geprüft, mit anderen verglichen, umverwählt und verworfen, zusammengeschleppt und wieder getrennt. Jeder Treiber sucht den anderen zu übertrüben, jeder für seine Thiere die leichteste Ladung zu gewinnen; alle lärmen und toben, schreien und schelten, schwören und fluchen, bitten und vermünschen, und wenn man sich endlich wegen der Ladung zur Genüge oder zum Ueberdruß gezankt und gestritten hat, ist erst das Vorspiel zu Ende.

Nach Friedensschluß beginnt man, mitgebrachte Dattelblattfasern zu Stricken und Seilen zu drehen; hierauf umschnürt man in sinnreicher Weise Kisten und Ballen, bildet Oesen und Oehre, um je zwei Gepäckstücke auf dem Sattel des Thieres ebenso rasch verbinden als lösen zu können, bessert noch eiligst bereits fertig mitgebrachte Tragnetze, die bestimmt sind, die kleineren Packe in sich aufzunehmen, mühdürftig aus und wendet sich sodann einer genauen Prüfung der verschiedenen großen und kleinen Schläuche zu, um auch an ihnen noch zu arbeiten und zu flicken und endlich sie mit stinkendem, aus Kolocynthensamen bereitetem Thieröle äußerlich einzuschmieren. Schließlich unterzieht man an der Sonne getrocknetes Fleisch einer nochmaligen Besichtigung, füllt einige Ledersäcke mit Kaffeebrie oder Durra, andere mit Holzkohlen, spült die Schläuche oberflächlich aus, versieht auch sie mit frischem Strome entnommenem Wasser und beschließt die langwierige Arbeit mit einem allseitig wiederholten, aus tiefster Brust hervorgestoßenen „Et hamdu lillahi“ — Gott sei Dank!

* Aus dem im Verlage der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart soeben in Lieferungen erscheinenden Buche „Vom Nordpol zum Aequator. Populäre Vorträge von Dr. A. E. Brehm.“ Mit Illustrationen von R. Friese, C. Mützel, Fr. Specht u. a.

Alle diese Vorbereitungen hat der Chabir oder Führer der Karawane zu leiten. Je nach deren Bedeutung nimmt er eine mehr oder minder hohe Stellung ein; unter allen Umständen aber muß er sein, was sein Titel besagt: ein Kundiger des Weges und der obwaltenden Verhältnisse. Erprobte Erfahrung, Redlichkeit, Klugheit, Muth und Tapferkeit sind Bedingnisse zu seinem schweren, nicht selten gefährlichen Amte. Er kennt die Wüste wie der Schiffer das Meer, ist kundig der Gestirne, in jeder Oase, an jedem Brunnen der Reiseſtrecke daheim, in dem Zelte jedes Beduinen- oder Wanderhirtenhäuptlings willkommen, verſteht allerlei Mittel gegen Beſchwerden und Gefahren des Rittes anzugeben, vermag Schlangenbisse und Skorpionenſtiche unſchädlich zu machen, führt die Waffen des Kriegers wie die des Jägers mit gleicher Geſchicklichkeit, iſt mit einem Worte das unentbehrliche Haupt des vielgliedrigen Körpers, welcher die Wüſte durchwandert.

Viktor Reßler.

Nach einer Photographie von Karl Bellach in Leipzig

Zur geſegneten Stunde, um die Zeit des Nachmittagsgebetes, tritt der Führer vor Reiſende und Treiber, um zu verkünden, daß alles zum Aufbruche bereit ſei. Nach verſchiedenen Seiten hin ſtürmen die brannen Männer, um ihre Kamele einzufangen, herbeizuholen, zu belaſten. Mit äußerſtem Widerſtreben gehorchen die ahnungsvollen Thiere, denen eine Reihe ſchwerer Tage in grellen Farben vor der Seele zu ſtehen ſcheint. Brüllend, kreiſchend, knurrend, ſtöhnend laſſen ſie ſich, durch unnachahmliche Gurgellaute ihrer Herren und einige gelinde Peitſchenhiebe aufgefordert, auf die zuſammengebogenen Beine nieder; brüllend fügen ſie ſich darein, die ihnen zugedachte Laſt auf den höckerigen Rücken zu nehmen; brüllend erheben ſie ſich wieder, nachdem ſie beſrachtet ſind. Nicht wenige verſuchen durch Schlagen und Beißen der Verbindung ſich zu erwehren, und es gehört in der That die unerſchöpfliche Geduld ihrer Treiber dazu, um ſo widerhaarige Geſchöpfe zu bändigen. Sobald alle Tragthiere ihre Laſt erhalten haben, treten ſie ihre Wanderung an.

Nunmehr bringt man auch die wohlgeſattelten Traber herbei. Jeder Reiter beſteigt auf und an dem hohen, mutdigen, über dem Höcker ſitzenden Sattel die ihm unentbehrlichſten Reiſegeräthſchaften und Waffen und ſchickt ſich an, ſein Reitthier zu beſteigen, eine für den Neuling nicht ganz leichte Arbeit.

Wir unſererſeits ſchwingen uns mit der Behendigkeit eines Eingeborenen in den Sattel, ſpornen durch Zuchtelu mit der Peitſche unſer Reitthier an, halten es mittels eines feinen Naſenzaunes gebührend im Zügel und eilen hinter dem Führer her. Bald iſt die voraus gezogene Laſtkarawane überholt, bald jede Spur der letzten menſchlichen Anſiedelung verſchwunden: nach allen Seiten erſtreckt ſich, endlos ſchreitend, die Wüſte.

Ringsum ſcharf begrenzt, bedeckt ſie, ein ungeheures, eigenartiges Reich, den größten Theil Nordafrikas, vom Rothen Meere bis zum Atlantiſchen, vom Mittelmeere bis zur Steppe, Länder in ſich faſſend, fruchtbare Landſtriche anſichtießend, tauſendfaltig abwechſelnd, und im weſentlichen doch immer und überall ſich gleichend, mindeſtens ähnelnd. Nenn- bis zehnmal überbietet dieſes Wunderreich an Flächeninhalt unſer geſammtes Vaterland, reicht bis hiermal das Mittelländiſche Meer. Kein Sterblicher hat es durchforſcht, allörtlich durchwandert; aber jeder Erdgeborene, welcher es betrat und auf Strecken hin durchzog, iſt im tiefinnerſten Herzen ergriffen worden von ſeiner Größe und Erhabenheit, ſeinem Zauber oder ſeinen Schrecken.

Die Wüſte iſt wirklich und wahrhaftig „El Bahhr bela maa“ — das Meer ohne Waſſer — ein Gegenſtück des Meeres. Sie iſt dieſem nicht unterthan wie die übrige Erde: in ihr erfindet die Macht des belebenden und erhaltenden Elementes. „Waſſer umfängt ruhig das All“: — die Wüſte allein umfängt es nicht. Ueber die ganze Erde tragen die Winde des Meeres Geſandten, die Wolken, aber dieſe erſterben vor der Gluth der Wüſte. Selten, daß man in ihr ein leichtes, kaum erſichtlich werdendes Dunſtgebilde, ſelten, daß man auf einem Pflanzenblatte in der Morgenfrühe den feuchten Hauch der Nacht wahrnimmt. Sind in ihr doch Morgen- und Abendroth nur ein Dufthauch, welcher, kaum geboren, wieder verſchwindet. Allüberall aber, wo das Waſſer zur Herrſchaft gelangt, verwandelt es auch die Wüſte in Fruchtland, möge daſſelbe ſo dürftig ſein, als es wolle. Der Sand für ſich allein iſt es eben nicht, welcher Wachsthum der Pflanzen verwehrt, ſondern einzig und allein die ſtarre, ſengende Gluth, welche ihn durchſtrahlt.

Arm, unendlich arm iſt die Wüſte, todt aber iſt ſie nicht, mindeſtens nicht für diejenigen Menſchen, welche das Leben in ihr aufzuſuchen und aufzufinden wiſſen. Wer die Wüſte als todte Einöde auffaßt, irrt ebenſo wie der, welcher ſie als Heimath des Löwen anſieht. Sie iſt zu arm, als daß ſie Löwen ernähren könnte, aber reich genug, um Tauſenden von anderen Thieren Unterhalt zu gewähren.

Als ein urbildlich geſtaltetes Wüſtenthier darf man die Gazelle nennen. Obwohl durchaus ebenmäßig gebaut, erſcheinen doch Kopf und Sinneswerkzeuge faſt zu groß und die Glieder allzu zart, beinahe gebrechlich. Aber dieſer Kopf umfaßt in ſeiner Schädelhöhle ein Gehirn, welches zu einer unter Wiederkäuern ungewöhnlichen Klugheit und demgemäß auch zu geiſtiger Beweglichkeit befähigt, und dieſe Glieder ſind wie aus Stahl gebaut, ungemein kräftig und federnd, ſo daß ſie höchſte Beweglichkeit und unermüdliche Ausdauer ermöglichen. Wer die Gazelle nur in der Gefangenſchaft, im engen Raume geſehen hat, iſt nicht imſtande, ſo beurtheilen, wie ſie in der Wüſte auftritt. Welche Beweglichkeit, Gewandtheit und Anmuth entfaltet gerade ſie in ihrer Heimath! Wie ſehr verdient ſie von dem Morgenländer und zumal dem Wüſtenbewohner als Sinnbild weiblicher Schönheit gewählt zu werden! Auf ihr ſandfarbenes Gewand wie auf ihre unvergleichliche Beweglichkeit und Schnelligkeit vertrauend, ängſt ſie mit den klaren Lichtern feſt, aufſcheinend ſorglos auf Kamele und Reiter. Ohne durch die herauziehende Karawane ſich beunruhigt zu zeigen, äſt ſie weiter. Von dem blühbenbedeckten Mimoſenſtrauche nimmt ſie eine Knoſpe, einen ſaftigen Schößling, zwiſchen der ſchneidigen Halfa findet ſie ein zartes Halmchen. Mehr und mehr nähert ſich ihr der Reiſezug. Sie erhebt den Kopf, lauſcht, wittert, ängſt wiederum, ſchreitet einige Schritte vor und verfährt wie früher. Urplötzlich ſchnellen die ſedernden Läufe den Boden, und dahin eilt ſie, ſo raſch, ſo behend, ſo gewandt, ſo anmuthig, als ſei ihr die faſt unerreichbare Bewegung um Spiel und Scherz. Ueber die ſandige Ebene jagt ſie mit flugähnlichen Sätzen. Erdfrei ſcheint ſie geworden zu ſein, ſo überraſchend ſchön iſt ihr

Lauf; ein Gedicht der Wüste scheint sich in ihr verkörpert zu haben, so bestrickend wirkt ihre unvergleichliche Zierlichkeit und Schnelle. Wenige Minuten fortgesetzten Laufes entziehen sie jeder Gefahr, welche ihr von solchen Feinden drohen könnte; denn vergebens müßt sich selbst der beste Trabet, ihr nachzukommen, nicht einmal ein einzelner Windhund vermag sie einzuholen. Bald mäßigt sie ihre Eile; noch einige Augenblicke, und wiederum steht und ängt sie wie früher. Rastlustig läßt sie den neugierigen Reiter, welcher sie ernstlich zu verfolgen beginnt, herankommen und vorsichtig entzieht sie sich zum zweiten, dritten Male dem Bereiche seiner tödlichen Waffe, bis sie endlich, erschreckt, die weiteren Gefahr mühelos entrinnt. Länger flüchtet sie und zeigt erscheinen Lodt und Glieder, mehr und mehr verschwimmen die Umrisse, verschwindet sie auf der sandigen Fläche, und endlich verschmilzt sie gänzlich mit ihr, so daß es scheinen will, als habe sie sich aufgelöst wie ein Dufthauch.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüthen.

Viktor Neßler. (In dem Bilde S. 417). Aus Straßburg kommt die Trauerkunde, daß daselbst am 28. Mai Viktor Neßler, der komponist des „Trompeter von Säkkingen", dessen neuestes Werk „Die Rose von Straßburg" erst kürzlich seine erste Aufführung erlebt hat, gestorben ist. Neßler ist ein treuer Sohn der Reichslande; dort hat er das Licht der Welt erblickt, dort den größten Theil seines Lebens verbracht, an sie knüpfte sich seine letzte Vorliebspflung. Am 28. Januar 1841 zu Baden-Baden bei Schlettstadt im Elsaß geboren als Sohn eines Pfarrers, sollte er wie sein Vater den Beruf des Theologen ergreifen. Aber ein früh entwickelter Trieb zu musikalischem Genießen und musikalischem Schaffen, der durch eine heiße Jugendliebe zu unwiderstehlicher Gewalt emflammt wurde, brachte ihn in einen ernsten Zwiespalt mit dem Vater und mit dem Beruf, den dieser ihm zugedacht hatte.

In Straßburg bestand damals das sogenannte „Sternenkränzel", ein elsässischer Gesangverein, in welchem der junge Neßler nicht bloß eifrig mit sang, sondern der ihm auch Gelegenheit gab, mit der Geliebten zusammenzutreffen und seine Erstlingskompositionen aufzuführen, die bereits ihn begeisterl hatte. Der Beifall, den er für seine Leistungen erntete, ermuthigte ihn zu Höherem, und eines Tages sahen die Bürger von Straßburg Neßlers Namen auf dem Theaterzettel neben. Ein Sindengenosse Neßlers, der stud. theol. Edm. Fedrer, der als junger Prediger später in St. Dié starb, hatte einen die Jugendliebe Neßlers IV. behandelnden Opernlext gedichtet und Neßler hierzu die Musik geschrieben. Die Oper „Fleurette" wurde im Stadttheater zu Straßburg mehrere Male unter großem Beifall aufgeführt. Selbstverständlich blieb dieses Werkmmmig dem Dekanat der theologischen Fakultät nicht verborgen. Hierüber fand man es, daß zwei Theologen es gewagt hatten, ein solches weltliches Werk gemeinschaftlich zu ersinnen. Die beiden Missethäter sollten von der hohen Schule verwiesen werden. Als aber Neßler freiwillig schied, wurde dem Dichter das Verweilen gestattet.

Nun ergab sich auch der Vater Neßlers in das Unvermeidliche; nur noch wenige Monate blieb der junge Tondichter in Straßburg, um von den Komponisten und Dirigenten Ludwig Liebe zu lernen, dann siedelte er im Juni 1861 nach Leipzig über, um dort unter der Leitung von Moritz Hauptmann, Moscheles, David, Reinecke, Bonsdorf, Langer und Jadassohn seine musikalische Ausbildung zu vollenden.

In Leipzig mußte sich Neßler erst mit Musikunterrichtsstunden durchhelfen, später aber übernahm er die Leitung der Männergesangvereine „Merkur" und „Sängerkreis", und die für diese Vereine von ihm komponierten Chorlieder verschafften ihm bald den Ruf eines begabten Musikers. Er erhielt 1871 die Chor- und Musikdirektorstelle an dem Leipziger Stadttheater, welches Amt er im Jahre 1879 mit dem eines ersten Musikdirektors am Carolatheater vertauschte. Ein Jahr später übernahm er die Leitung des aus acht Leipziger Vereinen zusammengesetzten „Leipziger Sänger bundes", in welcher Stellung er bis zum Jahre 1884, wo er wieder nach Straßburg übersiedelte, verblieb.

Die schwere Kriegszeit, welche über das Elsaß 1870 hereinbrach, erfüllte Neßler mit banger Sorge, denn in dem belagerten Straßburg war auch jenes Mädchen mit ihren Eltern eingeschlossen, das Neßler schon in der frühesten Jugendzeit begonnen hatte mit der das ingeistige Band seiner Braut geworden war. Wie es dauerte noch lange, bis es das Ziel seiner Sehnsucht, die Verbindung mit der Geliebten, erreichte. Denn Schwierigkeiten aller Art stellten sich dem Komponisten entgegen. Die Eltern der Braut wollten eine Heirath nicht zugeben, und mit den Kompositionen wollte es auch nicht recht voran gehen. Es waren allerdings 1878 die romantische Oper „Dornröschens Brautfahrt" und etwas später die Oper „Assen der Größe", weiter die Einalter „Am Alexandertag" und „Der Nachtwächter" erschienen und diese unter Laube am Leipziger Stadttheater mehrmals aufgeführt worden, allein sie hatten nicht den Erfolg, welchen Neßler erhofft hatte. Auch „Irmingard" wurde in Leipzig zwar freundlich aufgenommen, erfüllte aber ebenfalls nicht ganz die jugendlichen Komponisten Träume. Immerhin durfte er es jetzt, 1872, wagen, mit seiner Werbung hervorzutreten, und sein eigener greiser Vater konnte das Paar in der Straßburger Münsterkirche.

Einen entscheidenden Wendepunkt in Neßlers Leben brachte das Jahr 1879. Sein „Rattenfänger von Hameln", zu welchem Friedrich Hofmann nach der Dichtung von Julius Wolff das Textbuch schrieb, schlug glänzend ein, in raschem Fluge ging er über alle deutschen Opernbühnen. Neßler hat in diesem Werke zum ersten Mal sein Streben durchblicken lassen, eine deutsche Spieloper, ein Mittelding zwischen der großen Oper, der italienischen Oper und dem Wagnerschen Musikdrama, zu schaffen. Wenn ihm dies nun auch nicht sofort gelang, so ist er doch in seinen folgenden Schöpfungen „Der wilde Jäger" (1882 gleichfalls von Friedrich Hofmann) und „Der Trompeter von Säkkingen" (1884, Text von Bunge) seinem Ziele bedeutend näher gerückt; was aber den äußeren Erfolg anbelangt, so war dieser bei der letzten Oper ein so bedeutender, daß er die kühnsten Hoffnungen des Komponisten übertraf.

Noch erschien (1887) die Oper „Otto der Schütz", die an durchschlagender Wirkung allerdings mit dem „Trompeter" sich nicht messen kann. Auch unserm Neßler weiter gearbeitet an seiner eigenen Besserung und an der Erreichung des Zieles, das er sich gesteckt hatte. Wie schon erwähnt ist die letzte Schöpfung seiner Muse, „Die Rose von Straßburg" (Text von Fritz Ehrenberg), vor kurzem, am 1. Mai d. J., am kgl. Hoftheater in München zur ersten Aufführung gelangt und hat dort, wie wir hören, einen freundliche, wenn auch keine begeisterte Aufnahme gefunden. Die Reise nach München aber ist für Neßler verhängnißvoll geworden. Kaum konnte er die Heimath wieder erreichen, so sehr reigerte sich e diesen Tagen bei ihm ein Herz- und Nierenleiden — und ihm ist er erlegen, ein Bürgermeister Mann, dem noch so manches Schöne zu schaffen hatte gegönnt sein können, erlegen.

Zu der Bildergalerie. (Zu dem Bilde S. 392 und 393.) Sonntag Mittag um zwölf Uhr — die günstigste Zeit zum Besuch der berühmten Gemäldegalerie! Denn da sieht man doch „etwas", während der Sonntag früher auch bei dieser Besichtigung durchaus „nichts" zu sehen gewesen wäre. Denn da ist Andachtsandrang, Gedränge, und wer hier ein schädigen reichlich die vielen hübschen Toiletten und Uniformen, das neue Durcheinander, in dem man sich so heimisch fühlt. Denn in der Bildergalerie wie anderwärts bleibt eben doch der „Mensch dem Menschen das Interessanteste".

Ja, so leben wir gleich an der verständigen Mutter im Vordergrund, welche dieses spiegelblanke Parkett als die geeignetste Lauffläche für ihre Kleine erkennt. Völlig hingenommen von ihrem Entzücken und gänzlich ungestört von den Bildern eingenommen, beobachtet sie strahlend, wie gewandt das Töchterlein in seinem weißen Mäntelchen sich dreht und um sein eigenen lieben Achsen zu bewegen versteht. Ja, die Erziehung muß unter in der Welt stattfinden, wenn etwas Rechtes daraus werden soll!

Nicht weit davon, wie hoch interessant! . . . Dort steht Tuchlaub vor der Kopie, welche sie zu bestellen gewünscht, das Gericht beinahe auf Lebensdauer — Tuchlaubsch sind etwas langsichtig — und hält mit genauem Ohr, was der Maler zur Erklärung beizufügen hat. Hinter beiden, stramm aufgespflanzt, der Adjutant, der hat auch in Gedanken seine Kritik des Bildes erlaubt und unverwandt genau davon beschaut, als ihm über die durchlauchtigste Schulter schielnd und

Die große Staffelei im Mittelgrund verdeckt die weitere Aussicht, sonst möchte sich sein Blick doch einmal bedauernd verirren, nach den lieblichen blonden Weibchen, das dort am Arme des kunstgelehrten Gatten steht wie die Lilie neben einem wettergrauen Baumstrunk. Die Augen des Herrn Professors vertiefen sich in die Seiten des Katalogs, wo einst sonst Zahlenreihen Kolonnen von verschiedener Schwärze besetzen, da ihnen sind voll gewissenhaften Glaubigkeit auf ein Bild gerichtet, welches sie vorher als sehr klassisch bezeichnet wurde. Arme Lilie! . . .

Viel besser zusammen passen Anschauungen und Lebensalter des biedermännlichen Ehepaars, das hier einmal seinen Sonntag nach Art der vornehmen Leute zubringen will.

„Jesses, Jesses, wie ma nur solchenes Zeug machen kann," seufzt vernehmlich ihre Hattung, er aber entgegnet voll Hochachtung: „Ja schon, was mögen aber allein die Rahmen kost'n!"

Einen Blick tiefster Verachtung schleudert auf die beiden von seinem hohen Standpunkt herunter der Portierbursch, der durch Sammelrad und weichen Filzhut seine Zugehörigkeit zur Künstlerzunft unwiderleglich darthut. Er arbeitet gerade an seiner zwanzigsten „heiligen Nacht", und in manchen Augenblicken ist es ihm zweifelhaft, ob er oder Rubens das Bild eigentlich gemacht hat. Seine Fähigkeiten waren so bedeutend, aber unglückliche Umstände haben ihre Entwicklung leider verhindert!

Und wo ist denn nun, fragst du, lieber Leser, der Mensch, welcher in stillem Gemüth und hoher Andacht diese geweihte Stätte durchwandelt, gerührt daraus zum Alltagsleben zurückkehrt? Ja er ist der gute Philister in der Stadelei, der sein ewiges Gesicht grundsetzlich nach der Weisungen des Katalogs empvrrichtet, oder aber der alte Herr im Hinter grunde, auf dessen hoher Stirn Gedanken zu wohnen scheinen, der auf merksam durch sein Glas ein bestimmtes Bild betrachtet? Wir wollen das Beste hoffen . . . oder da fällt unser Blick zuletzt noch in den Saal und wir sehen, welch ein geringschätziges Gesicht der alte Aufseher auf alle die Herrschaften hervor macht, indem er langsam seine Zeit nimmt! . . . Kommen am Ende die wirklichen Besitzer der Galerie doch vor 9 Uhr?! . . .

Ein Jahrbuch der Natur. Ein unbefehlerhibler Zauber liegt in dem Wechsel der Jahreszeiten unserer gemäßigten Zone. In strengem Ernst zieht an uns das organische Leben in allen seinen Erscheinungen vorüber. Leben und Tod, Schlummer und Erwachen fesselt das Auge und regt den Geist zur Beobachtung an. Auch die Natur hat ihren Kalender, ihre hohen Feste und ihre Trauerzeiten, und ein großer Theil unserer menschlichen Feste hängt mit diesen Naturerscheinungen zusammen. Die große Masse des Volkes vermag jedoch nur die Hauptercheinungen festzuhalten, den Einzelheiten kann sie nicht folgen; denn scheinbar zu groß ist die Zahl derselben. So beschränkt sich ein jeder auf die Beobachtung derjenigen

Erscheinungen, die seinem Berufskreise am nächsten liegen. Dadurch geht aber der große Vortheil verloren, den uns ein allgemeines Ueberblick über alle Naturerscheinungen bietet. Naturforscher, welche die Wissenschaft vollsthümlich darzustellen suchten, waren darum von jeher bestrebt, das heimische Naturleben im Kreislauf des Jahres in diesen Allgemeinheit der großen Masse der Naturfreunde vorzuführen, und wir verfügen über einige treffliche Werke, welche diesen Zweck erfüllen, wie z. B. die unvergleichlichen „Vier Jahreszeiten" von Roßmäßler. Bis jetzt fehlte jedoch eine Darstellung dieses anziehenden Stoffes nach den Monaten. Sie ist nicht so leicht zu geben, denn die Natur hält sich nicht immer an die Termine des gedruckten Kalenders; die Jahreszeiten treten bald früher, bald später ein, und die Blüthezeit der Pflanzen, die Wanderzüge der Vögel, die Erscheinungen des Lebens in dem großen Heere der Insekten lassen sich nicht in engen Kalendergrenzen bestimmen. Man muß bei einer solchen Arbeit einen Kompromiß zu schließen suchen zwischen dem freieren Walten der Naturkräfte und den festen Schranken des bürgerlichen Jahres. Daß dies trotz aller Schwierigkeiten möglich ist, beweist uns ein neues Werk von Dr. Karl Ruß „Das heimische Naturleben im Kreislauf des Jahres. Ein Jahrbuch der Natur" (Berlin, Robert Oppenheim). Es ist sogar gelungen ein immerwährender Kalender, in welchem alle Aufgaben verzeichnet sind, in unserer Heimath während der einzelnen Monate im Pflanzen- und Thierreich sich ereignet, und in dem auch die menschliche Thätigkeit im Zusammenhang mit der Natur: Jagd, Vogelfang, Forstwirthschaft, Fischerei, Thierzucht, Gärtnerei ꝛc. berücksichtigt wird. Ein solches Werk ist das recht in der Zeit, wie Lütcrower es hier thun. Dr. Karl Ruß ist in seinen Leistungen, ein Praktikus, für das ihm ein jeder Naturfreund dankbar sein muß, und das als echtes Volksbuch in jeder Familie mit Nutzen verwendet werden kann.

Vor den Kehrbesen-Absormmillungsbureau. (Zu dem Bilde S. 409.) Soll sie ihn thun, den letzten Schritt über die verhängnißvolle Schwelle? Noch einmal sieht das frische, gesunde Bauernmädchen und überlegt — es will ihr doch nicht der richtige Weg scheinen.

Ein hübscher Bursch dadrinn ist ihr Schatz gewesen, und sie hat ihn gern gehabt, sonst wäre sie ja wahnsinnig. Und er ist er zu den Soldaten gekommen und sie ist in einen Dienst gegangen — und wie sie ihm aus den Augen war, da hat er sie vergessen und ist heimgekehrt mit einer fremden Braut. Zu bitterem Unmuth aber hat die Marie ihm zustimmungen wollen und ihn gelacht, daß sie sich nichts um ihn und seine Untreue kehrt und auch wieder einen haben kann, wenn sie einen will. Und so ist sie der leichtsinnigen Person Gehör gegeben, die ihr in einem fort in den Ohren gelegen hat, was sie für ein feines Schönes und Reiches wüßte, daß alle nur auf ihr Bestes gesinnt, „Herrn Schreiber", der immer für alles haarklein nachsieht. Die Marie ist ihr gefolgt bis vor die Thür des Bureaus, aber jetzt, im letzten Augenblick, bricht die vernünftige Ueberlegung noch einmal sich Bahn in ihr und — sie schämt sich. Eifrig, mit verstörtestem Lächeln tuckt die „Agentin", sie dangt um ihre „Provision", glaubt sie doch, keinen sicherern Verbündeten in ihrem Tage Werk zu haben. In den wenigen Minuten, die sie an die Reihe kommt — es ist eben ein Herr drinnen, ein ältlicher Junggeselle, und die heirathslustige Nähterin an der Thür horcht aufmerksam, was er für Angaben zu machen hat über seinen Stand und sein Vermögen, was es ihn sonst noch angeht, wer obliegt: die glatte Junge der Verführerin oder der tüchtige Sinn einer unverdarbenen Natur. Hoffen wir, daß es bei letztere sei! —

Eine Eisenbahn unter dem Polarkreise. Hoch im Norden von Schweden, schon jenseit des Polarkreises, findet sich auf unseren Karten der Eisenbergdistrikt Gellivara bezeichnet. 40 km. nach anderen Angaben 360 bis 580 m hoch und etwa den Raum einer deutschen Grafschaft einnehmend, barrt hier ein ungeheurer Schatz von reinem Eisenerz der Bergung durch die menschliche Hand. Kein kunstreicher Schacht, kein Stollen ist hier zu erforderlich; es braucht einfach so gesprengt zu werden. Tage lang gegraben zu werden. Man hat berechnet, daß die Tonne an Ort und Stelle nur auf etwa 2 Mark zu stehen kommt. Für deutschen Eisenstein zahlt man gegenwärtig etwa 9 bis 14 Mark.

Zur Hebung und Verwerthung jener Schätze hatte eine englische Aktiengesellschaft eine Eisenbahn zu bauen unternommen, die sich in einer Länge von 192 km von dem schwedischen Hafenplatze Lulea an der nördlichsten Ausbuchtung des Bottnischen Meerbusens im Thale des Luleaflusses hinauf vorschiebt bis zum Gellivara erstreckt und die Beförderung der Erze vom Fundorte unmittelbar auf die Seeschiffe in großen Massstabe zu vermitteln bestimmt ist. Es ist deabsichtigt, die „Lulea-Ostenbahn" an zwei weiteren nicht minder bedeutenden Erzbergen, dem Kirunavara und dem Luosavara, vorbei über das 850 Fußgebirge durch norwegisches Gebiet bis zum tief eingebuchteten Ofoten Fiord am Atlantischen Ocean weiterzuführen — von Meer zu Meer.

Neuerdings ist nun aber die englische Gesellschaft in Geldverlegenheit geraten und hat den Bau vor seiner Vollendung einstellen müssen. Unterhandlungen behufs Uebernahme der Bahn auf den schwedischen Staat sind für den auf schwedischem Gebiet liegenden Theil im Gange, und ohne Zweifel wird Norwegen seinerseits das ihm zugehörige Stück erwerben, so daß die Fertigstellung der ganzen Bahnstrecke im Laufe der Zeit nicht in Frage steht.

Strohdächer. Wasser, Dampf, Sand-, Jute-, Sonnenhüte ꝛc. — das kennen wir alle, die Reihe ist aber noch lange nicht zu Ende. Auch auf der Erde und noch nicht nachgedacht worden ist und wohl auch nicht nachgedacht werden wird. Unter den Bädern nehmen sie aber eine so eigenartige Stellung ein, daß sie mindestens erwähnenswerth sind. Wir folgen in dieser Beschreibung den Mittheilungen, die Ludwig v. Hörmann in seinem trefflichen Werke „Die Jahreszeiten in den Alpen" (Innsbruck, Berlag der Wagnerschen Univ.-Buchhandlung) darüber giebt.

Die Bauern, besonders die Eisschänder, halten sehr viel auf die Heubader. Für besonders heilsam gilt das frische kurze Gebirgsheu, das zwar muß es nach „Bremsenluft" sein. Deshalb trifft man die übrigens höchst einfachen Vorrichtungen zu dieser Kur häufig hoch oben auf luftigen Höhen, so z. B. in der nach Pölö gehörigen Alpenhütte auf dem Schlern (2561 m). An einem Balken ihrer niederen Decke hält ein Anschlagzettel, welcher folgende Badeordnung enthält:

„Benachtung 1. Das derjenige, der auf das Heu geth sich fleißig den Koth abstehrelt. 2. Das derjenige, der von Heu hinaufgeheth sich fleißig das Heu abschlittelt. 3. Das jeder nicht von Bals gebirtige, welcher eine ganze oder halbe Woche im Heu liegt, 30 Kreizer zahlen muß.

Unterz. Heilsbader."

Um die Kur zu gebrauchen, wird eine Grube in den Heu gemacht, in welche sich der Badende nach innehmen, der sie's nun ein Kurgast oder der eigens bestellte „Badreiber", deckt ihn bis an den Hals zu. Auch während des Heubades muß immer genug gegenwärtig sein, um dem Leidenden beizustehen, damit bei seinen bedrohliche Erscheinungen den körperlichen Funktionen, namentlich des Herzens, einstellen. Wenn der Betreffende vollständig in Schweiß ist, wird er „ausgegraben" und vom Badreiber abgetrocknet; er selbst wäre vor Mattigkeit nicht imstande, es zu thun. Ankleiden kann er sich dann selbst. Er liegt in den Stadeln ab und auf Kopf. Wie schnuppig und zerwühlt davon das Heu gegen Ende der „Saison" aussieht, läßt sich denken. Die Heubäderkur ist übrigens nicht ganz ungefährlich. So wurden im August 1886 in dem Heubad zu Mühlen zwei „Badegäste" abmudung und dem glühend heißen Bergsin herausgezogen, was auf eine starke Störung der Lebensfunktionen deutet, da es sich hier nicht um eine jener Salzwohnungen handelt, die bekanntlich nicht gefährlich sind.

Ueber Gemüthsbildung. Auch mißgünstige Nachbarn können unseren deutschen Volke Treue des Gemüthes ein, und wer daran zweifeln möchte, den würden die deutschen Volksliedern aller Zeiten und unsere ganze Literatur eines besseren belehren müssen. Der rastlose Drang, die Unruhe, das hastige Vorwärtsstreben unserer Gegenwart rückt leicht die edelsten nahe, daß unser Gemüthsleben verkümmert werden könnte, und es ist begreiflich, daß sich Stimmen erheben, welche ein Hinwirken auf die Bildung des Gemüthes für nöthig halten.

Friedrich Kirchner hat in einer kleinen Schrift diese Frage angeregt. Er spricht darin von verschiedenen Arten des Gemüthes. Ein flaches Gemüth ist derjenige, welcher für höhere Interessen wenig Sinn hat, sich wohl über dies und jenes freut, aber für nichts begeistert. Ein tiefes Gemüth zeichnet sich durch Sammlung aus; durch jedes Ereignis wird es daher bis in seine Grundfesten erschüttert. Lust und Leid klingen länger in ihm nach, denn sie berühren mit allem Ernst Erlebtes in Beziehung gebracht. Ein kindlich Gemüth hat der einfache, reine Mensch, der die Verhältnisse, Personen und Sachen wie ein Kind auffaßt. Ein edles Gemüth adelt alles um sich her, auch das Gemeine; ein großes Gemüth zeigt sich groß im Handeln und Dulden; beide Male wird es getrieben von dem Drange, sich groß, das heißt bewundernswerth zu zeigen. Ueber die Bedeutung des Wortes „gemüthlich" gehen die Ansichten wieder aus einander. Wir kannten einen namhaften Dichter und Denker, welcher Gemüthlichkeit für die Gabe erklärte, sich durch jede Lumperei behaglich zu fühlen. Kirchner meint, man könne eine Person oder Sache gemüthlich, welche durch eine gewisse Anmuth einen Hauch von Behaglichkeit um sich verbreitet, also unser Gemüth anspricht. Ein gemüthlicher Mensch wird durch Scherz und Ernst angeregt; weit er auf alles eingeht, läßt sich leicht begeistern mit ihm verkehren. Augenmüthlich sind die Leute, bei denen Verstand, Wille oder Geschäftigkeit das Gefühlsleben erdrückt haben, pedantische Gelehrte, zudringliche Fanatiker und raftlose Geschäftsleute.

Die erste Aufgabe der Gemüthsbildung soll nach Kirchner darin bestehen, daß Gemüth eine verwiegend heitere Grundstimmung zu geben, das heißt, Mißstimmung von Frohsinn und Gleichmuth. Daraushin soll die leibliche und geistige Erziehung wirken. Allerdings läßt sich der Einwand nicht widerlegen, daß Stimmungen vom Temperament und von der Konstitution abhängig sind und daß dagegen weder gymnastische Uebungen, noch verdeckende Gemüthsbildung durchdringen zu wirken vermögen. Die Pflege der Künste, der Musik, der Dichtkunst und auch der schönen Natur und das Gemüth ist eine unbestreitbare, aber das Hauptgewicht wird mit Recht auf das Familienleben gelegt. Die Familienliebe, die Liebe zu den Eltern und Geschwistern, die Anhänglichkeit an das Heimathhaus, die Treue gegen Personen und Sachen, Sitten und Bräuche, das Vorbild der Eltern, die sich dem Wohle aller widmen, das nährt den Familiensinn und kräftigt das Gemüthsleben.

Vieles kann den Menschen anerzogen werden, aber für vieles ist ihm auch die Anlage angeboren. Das gilt besonders für unsere Theilnahme an dem Geschick anderer. Neben dem selbstsüchten Triebe entsteht zugleich das Mitgefühl. Aber Vorbild, Belehrung, Lektüre und Entfaltung der Phantasie sind hier wichtige Hilfsmittel. Mitleid mit Armen und Kranken, Unterdrückten und Geknechteten, mit Bekümmerten aller Art. Mitleid auch mit den Thieren: vor diese himmliche Tugend ins Herz der Kinder pflanzt, der bereitet ihnen für die Zukunft ein Kapital, welches reiche Zinsen selbstlaser Liebe trägt."

Gewiß ist der Kampf gegen Verflachung des Gemüthes in engen und weiten Kreisen durchzukämpfen. Wer dem deutschen Volke seine Gemüthstiefe raubt, der verpflanzt es aus den Zaubergärten, in denen die schönsten Früchte unserer großen Geister reifen, in eine Wüstenei, in welcher nur der Wirbelwind der Gewinnsucht, der egoistischen Bestrebungen, des rohen und raffinirten Genusses und Tandels den Staub aufjagt, der die schönsten Denkmäler der Vergangenheit begräbt.

Kleiner Briefkasten.

(Anfragen ohne volle Namensangabe werden nicht berücksichtigt.)

G. T. in Mortitzwun (Nordamerika). Besten Dank für Ihre freundliche Zuschrift und die beiden Gedichte. Wenn wir auch die letzteren nicht abdrucken können, sind sie uns doch ein erfreulicher Beweis, daß Ihre Liebe zum alten deutschen Vaterlande auch in der neuen Heimath lebendig geblieben ist.

Irene Wittekow. Leider nicht geeignet.

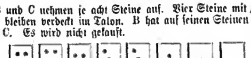
K. in Hamburg. Sehr verwechseln Sie auf unseren Artikel „Die Wahl des Berufes" Seite 274 des Jahrgangs 1880 der „Gartenlaube".

Allerlei Kurzweil.

Dominoaufgabe.

A, B und C nehmen je acht Steine auf. Vier Steine mit zusammen 21 Augen bleiben verdeckt im Talon. B hat auf seinen Steinen 20 Augen mehr als C. Es wird nicht gekauft.

A hat:



A setzt Doppel-Drei ans und gewinnt dadurch, daß er die Partie bei der fünften Runde mit an Eins sperrt. B muß bei den ersten drei Runden passen. A und C können stets aussetzen. C behält vier Steine mit zusammen 13 Augen. Der Stein, den B aufsetzt, hat 8 Augen.

Die Summe der Augen auf den 10 gesetzten Steinen beträgt 74. Welche Steine lagen im Talon? Welche Steine behielt C?
Wie war der Gang der Partie?

A. St.

Doppelzogoraph.

I.

Es hat mit einem Doppel-l
Gar manchen schon der Welt entrückt,
Wiewohl mit einem Doppel-l
Es viele Leute hoch entzückt.

II.

Ich bin mit einem Doppel-l
Ein Edelstein von schönem Farbenglanz,
Jedoch mit einem Doppel-l
Ertönte ich zu unsrer Ahnen Tanz.

Oscar Leede.

Buchstabenräthsel.

Daß meine Stimme lieblich sei
Mir d, wird niemand sagen;
Wohl denn doch, der mit i mich wahrt
Bis zu den spätsten Tagen!

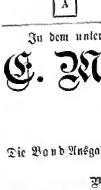
Emil Root.

Zifferräthsel.

1 2 3 4 trägt es sich jeder Mann,
4 3 2 1 schlägt's jedes Roß wohl an.

E. Kornumpf.

Auflösung der Aufgabe auf S. 388:



1. Helo, 3. Helka,
2. Oran, 4. Ockan.

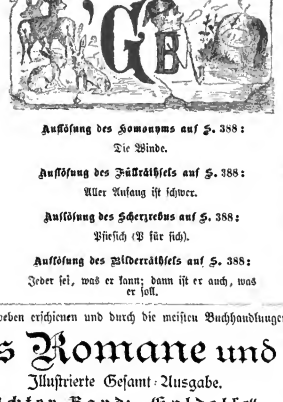
✱	✱	m	10	e	✱	✱
✱	i	11	✱	9	u	✱
✱	12	l	✱	i	8	✱
1	✱	e	✱	u	✱	7
✱	2	l	✱	g	6	✱
✱	e	3	✱	5	t	✱
✱	✱	e	4	l	✱	✱

Silbenräthsel.

Ries, Ameisen, Fisch, Ast, Heros, Ire, Brom, Aida, Rade, Mais, Bude, Gent, Hunger, Adam, Mark, Art, Eisrich.

Durch Verschieben — nicht Umstellen — der Buchstaben sind aus obigen 17 Wörtern 18 neue zu bilden. Die Endbuchstaben der letzteren nennen, rückwärts gelesen, eine epische Dichtung.

Bilderräthsel.



Auflösung des Homonyms auf S. 388:

Die Binde.

Auflösung des Fülräthsels auf S. 388:

Aller Anfang ist schwer.

Auflösung des Scherzreßs auf S. 388:

Pfiesich (P für sich).

Auflösung des Bilderräthsels auf S. 388:

Jeder sei, was er kann; dann ist er auch, was er soll.

Fülräthsel.

Die Sternchen und Ziffern sind so durch Buchstaben zu ersetzen, daß die wagrechten Reihen (in anderer Folge) Wörter von folgender Bedeutung ergeben: 1. eine schöne alte Universität in Italien, 2. eine der schönsten Städte in Bayern, 3. eine Gebirgsaufnahme, 4. einen griechischen Maler, 5. ein nützliches Thier der europäischen Wasser, 6. den Vornamen eines berühmten deutschen Malers, 7. einen deutschen Dichter. — Bei richtiger Lösung nennen die Buchstaben, welche für die Ziffern gesetzt werden sind, einen Roman von Gustav Freytag.

Schieberäthsel.

Ries, Ameisen, Fisch, Ast, Heros, Ire, Brom, Aida, Rade, Mais, Bude, Gent, Hunger, Adam, Mark, Art, Eisrich.

Durch Verschieben — nicht Umstellen — der Buchstaben sind aus obigen 17 Wörtern 18 neue zu bilden. Die Endbuchstaben der letzteren nennen, rückwärts gelesen, eine epische Dichtung.

Aufgabe.

Die Buchstaben dieser Figur sind so zu ordnen, daß in den drei wagrechten und den drei senkrechten Reihen ohne Sterne Wörter von folgender Bedeutung entstehen: 1. Opfer, 2. Held der griechischen Sage, 3. Stadt an der Elbe, 4. biblischer Name, 5. Name aus der griechischen Sage, 6. Nebenfluß der Donau.

Auflösung der Skataufgabe Nr. 4 auf S. 388.

Die übrigen Karten sind so vertheilt: Stein: ♠K, ♠7, ♥A, ♥K, ♥Z, ♦K, ♦Z, ♣9, ♣8, ♣7, ♣6, ♣5, ♣4, ♣3, ♣2.
Vorhand: ♠W, ♥W, ♥Z, ♦K, ♦9, ♦8, ♦7, ♣A, ♣K, ♣W, ♣Z.
Hinterhand: ♠9, ♠8, ♠6, ♥10, ♥9, ♥8, ♥7, ♦A, ♦W, ♦Z, ♣10.

Das Spiel nimmt folgenden Verlauf:

1. ♥7, ♥10, ♥W		6. ♦9, ♦Z, ♦7
2. ♥9, ♥W, ♥K		7. ♦8, ♦Z, ♦7
3. ♥Z, ♦K, ♦9		8. ♦8, ♦10, ♦W
4. ♦K, ♦K, ♦9		9. ♦7, ♦W, ♦9
5. ♦9, ♦Z, ♦8		10. ♦7, ♦9, ♦7.

In dem unterzeichneten Verlage ist soeben erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

E. Marlitt's Romane und Novellen.

Illustrierte Gesamt-Ausgabe.

Achter Band: „Gold-Else".

Der Band Ausgabe von E. Marlitt's illustrierten Romanen und Novellen erscheint **vollständig in 10 Bänden** zum Preise von je

3 Mark elegant geheftet, 4 Mark elegant gebunden.

Vierteljährlich ein Band. Bis jetzt erschienen: Band 1 bis 8.

Inhalt: Bd. 1. „Das Geheimniß der alten Mamsell". — Bd. 2. „Das Heideprinzesschen". — Bd. 3. „Reichsgräfin Gisela". — Bd. 4. „Im Schillingshof". — Bd. 5. „Im Hause des Kommerzienrates". — Bd. 6. „Die Frau mit den Karfunkelsteinen". — Bd. 7. „Die ewige Frau". — Bd. 8. „Goldelse". — Bd. 9. „Das Entenhaus". — Bd. 10. „Thüringer Erzählungen" (Inhalt: „Amtmanns Magde", „Die zwölf Apostel", „Der Blaubart", „Schulmeisters Marie").

☞ Auch in 75 Lieferungen zum Preise von 40 Pf. zu beziehen. (Alle 14 Tage eine Lieferung.) Bis jetzt erschienen: Lfg. 1 bis 60. ☜

Bestellungen werden jederzeit in beinahe allen Buchhandlungen angenommen. Wo der Bezug auf Hindernisse stößt, wende man sich direct an die

Verlagshandlung von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

Halbheft II. 1890.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1890. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Madonna im Rosenhag.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von Reinhold Ortmann.

(Fortsetzung.)

Wie eine unschätzbare Wohlthat empfand Marie die eigenartigen Zerstreuungen, welche ihr die nächsten Tage brachten.

Ein großes, gesellschaftliches Ereigniß war es, das seine Schatten voranswarf — ein Ereigniß, welches ganz danach angethan war, den Sinn und die Zeit der jungen Damen anschließlich in Anspruch zu nehmen.

Eine furchtbare Ueberschwemmung hatte die östlichen Theile des Landes heimgesucht, hatte grauenhafte Verwüstungen angerichtet, Tausende und Abertausende ihrer geringen Habe beraubt und ihnen auf Jahre hinaus die Möglichkeit genommen, von dem verschlickten und versandeten Boden aufs neue die Mittel zur Erhaltung ihres Daseins abzuringen.

Wohl lieferten die minder hart betroffenen Ortschaften der so schwer geprüften Provinzen sofort die herrlichsten und erhebendsten Beweise werkthätiger Menschenliebe, wohl leisteten die Staatsbehörden an erster, schleuniger Hilfe alles, was ihre verfügbaren Mittel ihnen gestatteten, und der Landesherr selbst spendete ohne Zögern aus seinen Privatmitteln eine sehr bedeutende Summe. Aber das alles war nicht viel mehr, als eine Rettung der Obdachlosen, der Umgekommen und Frierenden vor dem unmittelbaren Verderben — eine wirkliche, nachhaltige Hilfe vermochten bei der unabsehbaren Größe des Elends solche Beträge nicht zu gewähren. Dazu bedurfte es einer Aufwendung von Millionen, und ein einziger lauter Hilferuf hallte durch die ganze gesittete Welt, um diese Millionen zu beschaffen.

So weit das geschriebene und das gedruckte Wort über die bewohnte Erde zu dringen vermochte, thaten sich überall die Herzen auf wie die Hände. Und der Geldschrank des Reichen wie das magere Beutelchen des Armen — die sicher versteckte Kassette des Geizigen wie die Sparkasse des Kindes — sie alle spendeten ihr Scherflein zu der großen Liebesgabe, die man den Heimgesuchten reichte.

Daß die Hauptstadt des Reiches die Führung der großen Wohlthätigkeitsbewegung übernehmen mußte, war bei der Lage der Verhältnisse von vornherein selbstverständlich, und wenn bei einem solchen einmüthigen Zusammenschlagen aller warmfühlenden Herzen auch von irgend welchen Unterscheidungen nach Rang und Stand nicht die Rede sein konnte, so erkannte man doch neben der Betheiligung an den allgemeinen Sammlungen, bei denen der Name eines Fürsten oft neben denjenigen eines schlichten Handwerkers zu stehen kam, in den einzelnen Gesellschaftskreisen

Emin Pascha.
Nach der neuesten Aufnahme in Sansibar.

die mannigfaltigsten und verführerischsten Mittel, um seinen Freunden, Bekannten oder Standesgenossen in irgend einer angenehmen Form noch eine weitere Opergabe zu entlocken.

Die Zeitungen wimmelten von Anzeigen der verschiedenartigsten Wohlthätigkeitsfeste; eine der großartigsten Veranstaltungen aber mußte ohne Zweifel der Bazar werden, welchen ein aus Mitgliedern der höheren Aristokratie bestehender Ausschuß ins Leben zu rufen gedachte. Bereitwillig hatte man den großen, prächtig ausgestatteten Festsaal eines neu erbauten Ministeriums für den menschenfreundlichen Zweck zur Verfügung gestellt, und in allen Familien, welche ein Recht hatten, sich der vornehmen Welt Berlins beizuzählen, war man wochenlang geschäftig, zu seinem Theile nach Kräften mitzuarbeiten an dem großen und in diesem besonderen Falle zugleich so vergnüglichen Werke der Barmherzigkeit.

Auch in das Haus des Generals von Brenckendorf hatte der Aufruf des Ausschusses eine nicht geringe Aufregung getragen. Man rechnete ja nicht nur auf den Reichthum Seiner Excellenz, für eine erhebliche Besteuer zur Ausstattung der Verkaufstische, sondern man bewarb sich auch mit besonderem Eifer um die thätige Mitwirkung der beiden jungen Barvoiselen. Cilly galt seit ihrer Einführung in die Gesellschaft als eine der reizendsten und eigenartigsten Schönheiten der Berliner Aristokratie, und ihr schlankes blondes Bäschen hatte rasch eine kaum geringere Zahl von Bewunderern gefunden.

Da aber die Anziehung des Bazars hauptsächlich in der Schönheit und Liebenswürdigkeit der vornehmen Verkäuferinnen bestehen sollte, so wollte man auf die Damen des Generals von Brenckendorf unter keinen Umständen verzichten, und wenn auch Marie anfänglich gezögert hatte, ihre Zusage zu ertheilen, so war bei Cillys Begeisterung für die Idee an eine wirkliche Absage doch nicht zu denken gewesen. Allmählich hatte der Eifer und die Freudigkeit, mit welcher ihr übermüthiges Bäschen die Sache behandelte, denn auch auf Marie ansteckend gewirkt, und sie strändte sich nicht mehr dagegen, daß Cilly sie vom Morgen bis zum Abend mit Berathungen, Besorgungen und Plänen für den Wohlthätigkeitsbazar in Anbruch nahm.

Da die Veranstaltung dem kaufkräftigen Publikum durchaus etwas Eigenartiges, noch nicht Dagewesenes bieten sollte, so hatte man sich nach vielen vergnügten Vorstandssitzungen und nach Verwerfung zahlreicher anderer Vorschläge dahin geeinigt, daß die Verkäuferinnen nicht — wie sonst bei derartigen Anlässen — im Gesellschaftsanzug, sondern kostümirt erscheinen sollten, und zwar in den heimischen Trachten der verschiedensten Völker und Volksstämme der Erde. Des Kopfzerbrechens, welches dadurch den jungen Damen bereitet wurde, war freilich kein Ende; aber mit Hilfe einiger Modekünstler, die sich der großen Sache gern zur Verfügung gestellt hatten, wurden alle Schwierigkeiten in verhältnißmäßig kurzer Zeit glücklich überwunden und sogar das nahezu beispiellose Ergebnis erreicht, daß fast alle Betheiligten mit der ihnen zugefallenen Rolle leidlich zufrieden waren.

Cilly sollte sich danach für die beiden Bazartage in eine dunkelängige, heißblütige Spanierin verwandeln, während Marie mit ihrer schönen, hochgewachsenen Gestalt und ihrem prächtigen tiefschwarzen Haar aufs vollkommenste alle äußerlichen Erfordernisse für das ihr zugedachte Freiersmädchen besaß. Mit der Beschaffung der Gewänder aber, die natürlich so echt und so kostbar als möglich sein mußten, da die Sorge, von einer erfinderischen Nebenbuhlerin überstrahlt zu werden, beständig wie ein drohendes Gespenst vor den Augen jeder der hohen Evastöchter schwebte, waren die Mühen und Anstrengungen, welche man ihnen auferlegte, noch keineswegs erschöpft. Von den Veranstaltern war die Anregung ausgegangen, daß die auf dem Verkaufstisch jeder jungen Dame prangenden Schätze die Erzeugnisse des Landes darstellen sollten, in dessen Tracht die Verkäuferin gekleidet war, und wenn auch in dieser Hinsicht die Grenzen des Zulässigen ziemlich weit gezogen wurden, leicht es doch Nachdenken, Zeit und Geld genug, die zahlreich einlaufenden Geschenke entsprechend zu vertheilen und das Fehlende durch eigene Einkäufe in angemessener Weise zu ersetzen.

Der gute Wille der Jugend aber und die reichen Hilfsquellen, welche gerade dieser glücklichen Jugend fast unversiegbar zu Gebote standen, halfen auch die letzten Hindernisse überwinden. Cilly verfügte am Tage vor der Eröffnung des Bazars über einen wahrhaften Schatz von Fächern, Seidenmantillen und köstlichen kleinen Kunstwerken in Eisen und Silber; Marie aber durfte sicher sein, manchen freigebigen Liebhaber für ihren Bedarf nach friesischer Art geklöppelter Spitzen und für die zierlichen Schmuckgegenstände aus Gold und Silberfiligran zu finden, welche ein Hofjuwelier dem Bazar zum Geschenk gemacht hatte.

Die ganze Familie des Generals von Brenckendorf hatte für den Vorabend des Eröffnungstages eine Einladung zur Tafel bei dem Generallieutenant Grafen Heinrich, und die jungen Damen waren eben im Begriff, sich zur Anlegung des Gesellschaftszuges auf ihre Zimmer zu begeben, als der Diener den Rittmeister von Boretius meldete, welcher in einer überaus dringenden Angelegenheit um Gehör bitte.

„Das kann nur unseren Bazar betreffen," meinte Cilla, „denn Boretius ist ja die Seele des Ganzen. Natürlich müssen wir erfahren, um was es sich handelt."

Der trotz seiner jungen Jahre ziemlich wohlbekannte Ulanenoffizier war ganz außer Athem vor Erregung, und die Ruhlosigkeit malte sich trotz des verbindlichen Begrüßungslächelns deutlich auf seinem Gesicht, daß Cilly ihn sogleich mit der Frage empfing, welche Hiobspost er denn zu überbringen habe.

„Ach, meine Herrschaften," seufzte Herr von Boretius, „im Grunde sind in der schanderhaftesten Verlegenheit von der Welt. Wir haben wir uns von dem ersten unter den lebenden Poeten einen schwungvollen Prolog dichten lassen, mit welchem das Eröffnungskonzert eingeleitet werden sollte, — eine Hofschauspielerin hat sich acht Tage lang bemüht, unserer verehrten Gräfin Hilgers die richtige Betonung beizubringen, die Programme sind seit vorgestern auf Seidenatlas mit Goldfranzen gedruckt, und was geschieht? Vor einer Stunde läßt die verehrte Gräfin an den Vorstand die bindige Mittheilung gelangen, sie sei wegen einer hochgradigen Erkältung zu ihrem Bedauern außer stande, sich überhaupt an dem Bazar zu betheiligen, geschweige denn einen Prolog zu sprechen. Natürlich eilte ich augenblicklich zu der abtrünnigen Gräfin. Aber man hätte eher Berge versetzen als den Sinn der jungen Dame ändern können. Wäre sie wirklich nur erkältet gewesen, ja, hätte sie überhaupt nur an irgend einer körperlichen Krankheit gelitten, so würde ich mir wohl die Ueberredungskunst zugetraut haben, sie trotzdem auf das Podium zu bringen. Aber die Kammerzofe, welche beauftragt war, mich von dem Allerheiligsten ihrer Herrin fernzuhalten, ließ sich durch meine dringlichen Bitten zum Verrath des großen Geheimnisses bewegen. Das Kystüm, welches die Schneiderin heute abgeliefert hat, ist gänzlich mißglückt, und die Gräfin soll beim Anprobieren erklärt haben, so möge vielleicht eine Hottentottin im Hochzeitsstaat, niemals aber eine Grotzierin aussehen. Als ich das vernahm, strich ich natürlich ohne weiteres die Segel. Um eine junge Dame in einer Toilette, welche sie selber für unkleidsam hält, vor ein großes Publikum zu bringen, muß man andere Zwangsmittel besitzen, als sie mir zu Gebote stehen. Erzathen Sie nun, meine verehrten Herrschaften, welches Anliegen ich auf meinem verzweifelten Herzen trage?"

Er hatte sich mit seiner Erzählung zwar vornehmlich an die Generalin gewendet; aber die hilfesuchenden Blicke, welche er zwischendurch zu Cilly hinübergeworfen, hatten diese längst errathen lassen, in welcher Absicht er gekommen war. Sie war denn auch mit der Antwort auf seine letzte Frage sehr rasch bei der Hand.

„Sie suchen einen Lückenbüßer, nicht wahr?" meinte sie etwas schadenfroh. „Aber ich fürchte, daß Sie wenig Erfolg haben werden, Herr Rittmeister! Wer möchte es wagen, eine so stolze Schönheit wie die Gräfin Hilgers ersetzen zu wollen?"

Herr von Boretius neigte in drolliger Zerknirschung das Haupt.

„Ich weiß sehr wohl, mein gnadiges Fräulein; eine wie großartige That edelmüthiger Selbstverleugnung ich Ihnen da zumuthe. Es ist gewiß keine Kleinigkeit, wenn diejenige, welche in erster Linie hätte in Betracht kommen müssen, jetzt gewissermaßen nur als Hefzerin in der Noth eintreten soll. Aber ich beschwöre Sie: denken Sie an unsere Lage und an die armen Ueberschwemmten, für die wir uns ja alle opfern!"

„Mein Gatte ist leider nicht anwesend," mischte sich nun auch die Generalin ein, „und wenn er auch in Anbetracht des wohlthätigen Zweckes gegen die Mitwirkung meiner Tochter als Verkäuferin keine Einwendungen erhoben hat, so weiß ich doch wirklich nicht, Herr Rittmeister, ob er einem solchen öffentlichen schauspielerischen Auftreten seine Zustimmung ertheilen würde."

„Aber ich bitte, Excellenz — von Schauspielerei kann da doch wohl kaum die Rede sein. Sämmtliche an dem Konzert Mitwirkenden gehören der Gesellschaft an und die Eintrittskarten sind ausschließlich in unseren Kreisen verkauft worden. Man könnte ebensowohl einen Hofball ein öffentliches Vergnügen nennen."

„Aber der Name der Gräfin Hilgers bleibt auf dem Programm — nicht wahr?" fragte Cilly, der die Ratlosigkeit des armen Rittmeisters sichtlich einiges Vergnügen machte.

„Allerdings — es wird sich nicht ändern lassen," gab er kleinlaut zu. „Die Dinger sind ja nun 'mal fertig, und in zu kurzer Zeit können neue nicht mehr hergestellt werden. Doch wird dem Vortrage natürlich eine entsprechende Ankündigung vorangehen, und man wird nicht verfehlen, das Verdienstliche solcher Stellvertretung gebührend zu betonen."

In diesem Augenblick trat der General in das Zimmer, und nachdem er von den Anliegen des Rittmeisters unterrichtet worden war, fragte er in seiner gewohnten verbindlichen Weise:

„Welchen Umfang hat das Gedicht, das hier in Frage kommen würde?"

Herr von Borelius zog die Niederschrift aus der Tasche.

„Einen ganz mäßigen, Excellenz! Acht Strophen zu je zehn Versen! Es enthält eine ergreifende Schilderung der Katastrophe sowie des Elends, welches sie im Gefolge gehabt hat, und schließt mit einem feurigen Aufruf an die Mildthätigkeit der Mitmenschen. Schon beim Lesen wird man bis zu Thränen gerührt."

„Um so größer müssen demnach auch die Anforderungen sein, welche es an die Vortragskunst der Sprecherin stellt. Das Talent meiner Tochter aber dürfte schwerlich ausreichen, ihr die Erlernung dieser Kunst innerhalb weniger Stunden zu ermöglichen, und Ihr Wunsch, mein lieber Herr Rittmeister, ist außerdem schon deshalb unerfüllbar, weil wir für den heutigen Abend zu einem Essen geladen sind, bei welchem meine Tochter aus ganz besonderen Gründen keinesfalls fehlen darf. Nicht einmal zum bloßen Auswendiglernen würde ihr da die erforderliche Zeit verbleiben."

Der bedauernswerthe Rittmeister blickte in tiefster Niedergeschlagenheit auf seine Papierrolle.

„Dann habe ich allerdings keine Hoffnung mehr! Der Protzog wird ganz ausfallen müssen! — Es ist jammerschade um das herrliche Werk, und der berühmte Dichter wird außer sich sein, um so mehr, als wir ihn schon mit ganz besonderer Feierlichkeit eingeladen haben."

„Versuchen Sie doch Ihr Heil bei irgend einer hervorragenden Schauspielerin! Diese Damen wissen solche Aufgaben ja in kürzester Zeit zu bewältigen."

„Unmöglich, Excellenz, leider ganz unmöglich! Das Konzert würde durch die Mitwirkung einer Berufskünstlerin sein Gepräge vollständig verlieren."

Man gab ihm keine Antwort, und das war ein Zeichen, daß seine Sendung hier als beendet angesehen werde. Schon hatte er der Generalin seine Abschiedsverbeugung gemacht, als Marie, die sich bis dahin ganz still verhalten hatte, mit merklicher Zaghaftigkeit sagte:

„Wenn Ihre Verlegenheit wirklich so groß ist, Herr Rittmeister, und wenn Sie ganz sicher sind, einen besseren Ersatz nicht mehr zu finden, so will ich meine geringen Talente dem guten Zweck gern zur Verfügung stellen."

Die Wirkung ihrer Worte war begreiflicherweise bei allen Anwesenden diejenige einer sehr lebhaften Ueberraschung. Herr von Borelius aber verstand sich gut auf seinen Vortheil: ehe noch ein anderes zum Worte gekommen war, verstehrte er Marie in Ausdrücken überschwenglichsten Entzückens der ewigen Dankbarkeit des Ausschusses, des Publikums und sämmtlicher Ueberschwemmten. Ehe sie noch recht wußte, wie ihr geschah, hielt Marie die inhaltsschwere Rolle bereits in der Hand.

Es hatte nicht einmal den Anschein, als würde der General durch den überraschenden Entschluß seiner Nichte unangenehm berührt. Mit einem kleinen Lächeln begütchwünschte er den Rittmeister scherzend zu seinem Erfolge, und auf Mariens schüchterne Bitte, daß er es übernehmen möge, ihr Ausbleiben bei dem Grafen und der Gräfin Hainried zu entschuldigen, beruhigte er sie durch die Versicherung, daß er ihr volle Verzeihung erwirken werde.

Die „ganz besonderen Gründe", welche Cillys Erscheinen bei dem Essen zu einem so unerläßlichen machten, mußten also für Marie wohl keine Geltung haben. —

Als sich der Rittmeister von Borelius mit erhobenem Haupte und strahlendem Antlitz entfernt hatte, gab Cilly, während sie die Verwandte in den zweiten Stock hinauf geleitete, ihrer Verwunderung lauten und lebhaften Ausdruck:

„Natürlich wird Du einen ungeheuren Triumph feiern, denn ich glaube, Du hast ja allen Talent, was Du nur unternimmst; aber Du mußt schon verzeihen, daß ich mich von meinen Erstaunen trotzdem noch immer nicht erholen kann. Es gehört doch wirklich eine gewisse Selbstverleugnung dazu und jedenfalls jedenfalls beidenmäßig viel Muth."

„Vielleicht aber leitete mich bei meinem Anerbieten weder das eine noch das andere," erwiderte Marie; „es war der plötzliche Entschluß des Augenblicks, und was könnte es helfen, wenn er mich jetzt reute!"

Daß der Wunsch, unter einem sichhaltigen Vorwand dem Essen bei dem künftigen Kriegsminister fernbleiben zu können, wohl den wesentlichsten Antheil an jener plötzlichen Entschließung gehabt hatte, gestand sie ihrer Base freilich nicht ein. Hätte sie doch sich selber gern davon überzeugt, daß es nicht so sei, und daß die Bekommenheit und das Unbehagen, mit welchen sie bisher dem heutigen Abend entgegengesehen hatte, ihre Ursache in irgend etwas anderem als in einem leisen Nachzittern jener eifersüchtigen Regungen gegen die junge Gräfin Hainried gehabt haben müßten.

Auf einem Ruhebett in ihrem Zimmer liegend, las sie das Gedicht, das in der That von hohem dichterischen Schwunge und von unleugbar mächtiger Wirkung war. Das Zagen vor der Schwierigkeit ihrer Aufgabe, das sie unter dem ersten Eindruck hatte überkommen wollen, verschwand bald vor der anfrischigen Begeisterung, mit welcher sie sich in dieselbe vertiefte. Von dem kühnen Gedankenfluge und der packenden, bilderreichen Sprache des Dichters fortgerissen, vergaß sie sehr schnell das verschmähte Abendessen und die kokette Gräfin.

Achtlos und halb unbewußt rief sie „Herein!", als nach Verlauf einer halben Stunde an die Thür ihres Zimmers geklopft wurde, — und sie richtete sich erst in Verwunderung und leichtem Erschrecken empor, als sie Engelbert über die Schwelle treten sah.

Er schien ernster als sonst, und auch die gewohnte Sicherheit und siegesgewisse Zuversicht waren nicht in seinen Mienen.

„Außerordentliche Umstände können wohl einmal einen kleinen Verstoß gegen das Herkommen entschuldigen," sagte er, einer erstaunten Frage Mariens zuvorkommend. „Du darfst überzeugt sein, daß ich diesen Besuch die allernachsichtigste und glaubwürdigste Deutung geben werde, wenn wirklich irgend eine Spitznase etwas von demselben bemerkt haben sollte."

Marie hatte sich rasch erhoben, und ohne jede Verlegenheit stand sie ihm gegenüber.

„Ich denke, Du wirst aus der Ursache dieses Besuches vor niemand ein Geheimniß zu machen brauchen," sagte sie, und ihre Erwiderung klang stolz und zurückhaltend, wie wenn sie zu einem Fremden spräche. Und doch schien es heute keineswegs erforderlich, ihn durch ihre Haltung an einer der gewöhnlichen Aeußerungen seiner leidenschaftlichen Zärtlichkeit zu hindern. Engelbert war hart neben der Thür stehen geblieben, und er wirbelte an seinem Schnurrbart viel eher wie ein verlegener und unbeholfener Jüngling denn wie ein stürmischer und rücksichtsloser Liebhaber.

„Du hast einen Vorwand gesucht, um uns nicht zu den Hainrieds begleiten zu müssen," fuhr er, ihre stolze Bemerkung unbeantwortet lassend, fort. „Man hat Dir also gesagt, um welche Absichten es sich da handelt?"

„Ich verstehe Dich nicht, Engelbert! Besondere Absichten — bei einem Abendessen? — Nein, man hat mir von nichts derartigem gesprochen!"

Der Offizier zeigte sich sehr unangenehm überrascht.

„Wirklich nicht? Und es wäre in der That nur diese alberne Bazargeschichte gewesen, welche Dich veranlaßt, daheim zu bleiben?"

„Nichts anderes als das! Aber vielleicht hast Du die Freundlichkeit, mir mitzutheilen, was mir allem Anschein nach von den anderen verschwiegen worden ist. Vermuthlich war dies doch die Veranlassung Deines Besuches."

Engelbert antwortete nicht sogleich. Augenscheinlich hatte er da einen kleinen Kampf mit sich selber zu bestehen, und die Augen des jungen Mädchens, die so ernst und unbeugsam fragend auf ihn gerichtet waren, setzten ihn unverkennbar in eine Verwirrung, wie sie Marie nie zuvor an ihm wahrgenommen hatte.

„Was Dir verschwiegen worden?“ brachte er endlich mit einem nur halb gelungenen Versuch, seinen gewöhnlichen leichten Ton anzuschlagen, hervor. „Ich wäre vielleicht nicht gekommen, wenn ich nicht geglaubt hätte, daß Du bereits unterrichtet seiest. Es giebt eben Fälle, in denen man am besten thut, zunächst die Thatsachen selber sprechen zu lassen.“

Aufrichtiges Erstaunen prägte sich in Mariens Zügen aus. Seine Andeutungen und räthselhaften Umschreibungen mußten ihr in Wahrheit völlig unverständlich sein.

„Du hast eine seltsame Art, meine Neugierde rege zu machen,“ sagte sie, „das klingt ja in der That, als wäre da etwas Außerordentliches im Werke und als hätte ich Grund, mich auf schlimme Neuigkeiten gefaßt zu machen.“

Draußen ging eine Thür, und man hörte die tiefe Stimme des Generals, der nach seinem Sohne fragte. Seine bisherige Zurückhaltung plötzlich aufgebend, trat Engelbert rasch auf Marie zu. „Ach, wozu sollen wir davon reden, ehe es nöthig ist!“ flüsterte er. „Von dem Verhängniß, dessen Lauf man nicht aufzuhalten vermag, wird man ja immer noch früh genug erfahren. Sei gewiß: wenn es noch ein Mittel giebt, das Verhaßte abzuwenden, so werde ich sicherlich nicht zögern, mich desselben zu bedienen. Und was auch immer kommen mag, jedenfalls mußt Du mir glauben, daß ich nur Dich geliebt habe, nur Dich allein liebe und in alle Ewigkeit lieben werde, meine theure, angebetete Marie!“

Er hatte sie an sich gerissen und sie zweimal heiß und stürmisch geküßt, ehe sie in ihrer Ueberraschung die Kraft gefunden hatte, sich gegen sein Beginnen zu sträuben. Dann war er ohne ein weiteres Wort, ohne Gruß und Abschied, aus dem Zimmer geeilt, und Marie hörte seinen sporenklirrenden Schritt draußen auf dem Gange verhallen.

Mit einem aus Bestürzung, Beschämung und Unwillen gemischten Empfinden lauschte sie diesem Klange, unfähig, über das eben Erlebte sogleich zu voller Klarheit zu gelangen. So wie sich Engelbert jetzt von ihr entfernt hatte, pflegt man sich von derjenigen, die man liebt, doch nur zu trennen, wenn es einen Abschied für das Leben gilt, — und das gewaltsame Hervorbrechen seiner bis dahin angesichtsheimlich mit schwerer Selbstüberwindung zurückgedrängten Leidenschaft im Verein mit den dunklen Hinweisen auf ein Verhängniß, dessen Lauf er nicht mehr aufzuhalten vermöge, mußten sie in der Befürchtung bestärken, daß irgend ein Unglück, ein geheimnißvolles, furchtbares Unglück drohend über ihrem Haupte schwebe.

Aber sie zerbrach sich vergebens den Kopf, um über die Natur dieses Unglücks zu einer Vermuthung zu gelangen, die ihr selber halbwegs glaubwürdig erschienen wäre.

Sie dachte daran, daß er vielleicht vor einem Zweikampf stände, dessen Ausgang ein tödlicher sein könnte; doch wenn auch seine letzten Aeußerungen mit einer solchen Annahme wohl in Einklang zu bringen waren, — was konnte ein Duell Engelberts mit ihrer Anwesenheit bei der Hainriedschen Gesellschaft zu thun haben?

Wenn es sich aber nicht um eine Gefahr handelte, welche dem Leben Engelberts drohte — um was nur konnte es sich sonst handeln? — Für einen Augenblick wohl dachte Marie an die Gräfin Hainried, an die Huldigungen, welche Engelbert ihr dargebracht, und an die Gunstbeweise, durch welche die Tochter des künftigen Kriegsministers ihn in so augenfälliger Weise ausgezeichnet hatte. Doch der häßliche, mißtrauische Gedanke verschwand noch schneller, als er gekommen war. Selbst der Glaube an die tollste und abenteuerlichste Möglichkeit hätte ja mehr innere Berechtigung gehabt als dieser unwürdige Zweifel. Wäre es auszudenken gewesen, daß Engelbert in erbärmlicher und ehrloser Wandelbarkeit die Stirn haben sollte, seine Schwüre zu brechen und durch die Anknüpfung eines neuen Bandes einfach zu vernichten, was zwischen ihm und seiner jungen Verwandten geschehen war, — so konnte es doch unmöglich seine Absicht sein, der tödlichen Kränkung auch noch den grausamen Hohn hinzuzufügen! Vielleicht ließ sich an die Möglichkeit glauben, daß ein Mann feige genug sein konnte, schimpflichen Verrath an einem Mädchen zu begehen, ohne das Herz zu einer offenen und rückhaltlosen Erklärung zu finden, — aber nimmermehr konnte ein solcher Mann den traurigen Muth haben, mit dem Bewußtsein des begangenen Verraths im Herzen noch einmal von der Ewigkeit seiner Liebe zu sprechen und sich noch einmal das Recht einer Zärtlichkeit zu nehmen, auf die nur der künftige Gatte Anspruch erheben darf.

Nein, was auch immer geschehen konnte, und von wie furchtbarer Beschaffenheit das Unbekannte, Unbegreifliche sein mochte, dessen Herannahen Marie nach diesem seltsamen Auftritt in ahnungsvollem Bangen deutlich und immer deutlicher zu fühlen meinte, — an eine Treulosigkeit Engelberts durfte sie nicht glauben, ohne sich zugleich eines schweren Unrechts gegen ihn schuldig zu machen und ohne zu ihrer eigenen Qual zu gestehen, was an Lebensmuth und gläubigem Vertrauen auf den Edelsinn der Menschen in ihrer Seele lebte.

Bis in die Tiefen ihres Wesens erschüttert, von Sorgen und Zweifeln gepeinigt und vielleicht am meisten von einer immer wieder erwachenden Regung der Unzufriedenheit mit ihrem eigenen Verhalten gequält, war Marie wahrlich in wenig geeigneter Stimmung für die Erfüllung der Aufgabe, welche sie da aus Mitleid mit der Verlegenheit des Rittmeisters von Boretius auf sich genommen hatte. Aber es handelte sich um die Erfüllung einer Pflicht, vor der es kein Entrinnen mehr gab, und mit entschlossenem Zusammenraffen ihrer starken Willenskraft verhielt sich Marie immer aufs neue in den Vorstand und den Geist der schönen Gelegenheitsdichtung, wie vollständig auch ihre Theilnahme an dem großartigen Wohlthätigkeitsfest geschwunden war und wie oft auch trotz der redlichsten Bemühens ihre Gedanken weit hinweg flogen zu ganz anderen Dingen.

Lauter, herzlicher, langanhaltender Beifall war den letzten Versen der ergreifenden Dichtung gefolgt, und diejenigen, welche sich in der unmittelbaren Umgebung des freudestrahlenden Dichters befanden, schüttelten ihm glückwünschend die Hände. Er war sehr niedergeschlagen gewesen, als man ihm mitgetheilt hatte, daß die Sprecherin des Prologes nur wenige Stunden gehabt habe, um sich mit demselben vertraut zu machen, nun aber erklärte er mit stolzer Bescheidenheit, daß seine kühnsten Erwartungen durch den meisterhaften Vortrag weit übertroffen worden seien und daß die Wirkung des Gedichtes mehr als zur Hälfte auf die Rechnung der talentvollen jungen Dame gesetzt werden müsse.

Zu der That hatte Marie die niederdrückende Befangenheit von welcher sie angesichts der hundertköpfigen, glänzenden Zuhörerschaft ergriffen worden war, rasch überwunden, die glutvolle Wärme der Dichtung hatte sie schon nach den ersten Versen heiß und ungestüm mit sich fortgerissen, und ohne jedes feere theatralische Pathos, doch desto eindringlicher und zu Herzen gehender hatte ihre schöne, wohltautende Stimme den mäßig großen Raum erfüllt. Als sie am Arme des Herrn von Boretius in ihren einfachen weißen Gewande von dem kleinen Podium herabtrat, machte sie die freudige Erregung über das Gelingen des kühnen Wagstückes, welche ihre zarten Wangen lebhafter röthete, so hold selig und lieblich, daß ein Murmeln der Bewunderung durch die Reihen der aristokratischen Versammlung ging und daß der noch einmal mit vermehrter Wärme hervorbrechende Beifall sicherlich viel weniger der Kunst der Sprecherin als ihrer siegreichen Schönheit galt.

Zu dem Nebenzimmer, wohin Boretius unter vielen über schwenglichen Lobeserhebungen Marie geleitete, sah es bunt genug aus. Nicht nur die vornehmen Dilettantinnen, welche in dem Konzert mitwirken sollten, sondern auch die kostümirten Verkäuferinnen hatten sich dort versammelt, und es schwirrte, flüsterte und kicherte in freudiger, erwartungsvoller Spannung wie hinter den Coulissen einer großen Bühne, auf welcher ein glänzendes Ausstattungsstück in Scene gehen soll.

Cilly von Brendendorf, die nie zuvor so reizend ausgesehen hatte wie in ihrer koketten spanischen Tracht, eilte auf ihre Base zu und küßte sie auf beide Wangen.

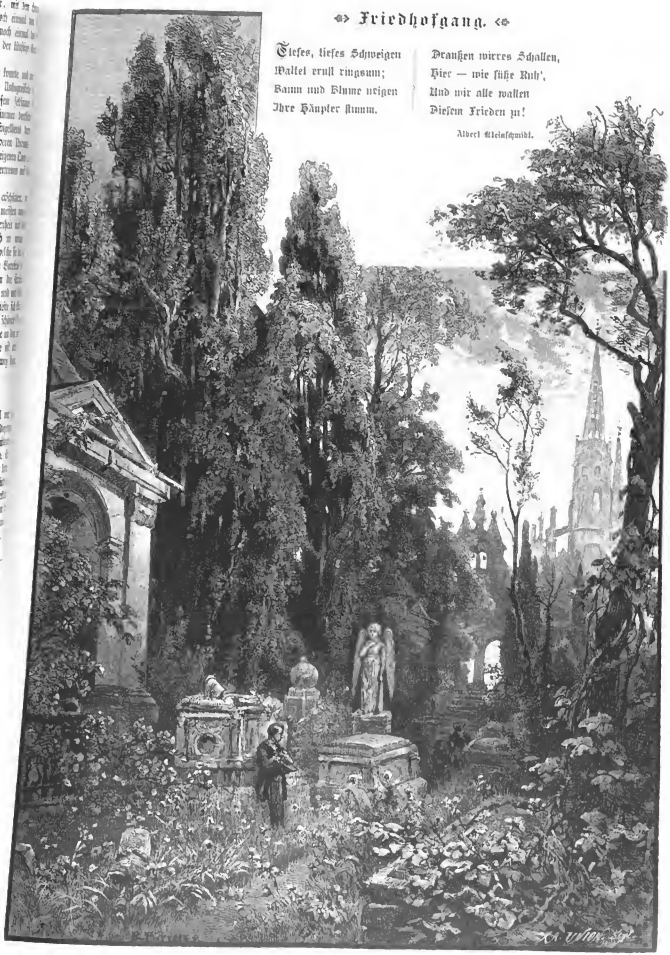
„Ich habe an der Thürspalte gestanden und habe alles gehört,“ rief sie. „Tausend Glückwünsche zu Deinem großartigen Erfolg! Ich glaube, wenn Du heute abend die Julia im Schauspielhause spielen müßtest, es kostete Dich nicht mehr als eine halbe Stunde der Vorbereitung.“

Friedhofgang.

Tiefes, tiefes Schweigen
Waltet ernst ringsum;
Baum und Blume neigen
Ihre Häupter stumm.

Draußen wirres Schallen,
Hier — wie süße Ruh',
Und wir alle wallen
Diesem Frieden zu!

Albert Kleinschmidt.



„Sie haben in der That ein bewunderungswürdiges Talent, Fräulein von Breudendorf," sagte die Gräfin Hainried, welche neben Cilly gestanden hatte. „Als mir Engelbert gestern abend von Ihrem Vorhaben sprach, bezweifelte ich aufrichtig, daß es möglich sei, es zur Ausführung zu bringen."

Sie hatte mit vollkommenster Höflichkeit gesprochen, aber in dem Blick, der ihre Worte begleitete, war ein unverkennbarer Ausdruck boshaften Spottes. Stolz und kalt sah ihr Marie in das Gesicht.

„Viel zu viel Anerkennung für eine so unbedeutende Leistung!" sagte sie trocken, und zu Cilly gewendet, fügte sie hinzu: „Es ist wohl Zeit, daß ich mich für den Bazar umkleide. Wolltest Du mir nicht ein wenig behilflich sein?"

„Gewiß, mein Herz! Trüben in dem Zimmerchen liegt alles bereit, und Chérielle ist auch da, um uns zur Hand zu gehen."

Marie hätte unter solchen Umständen des Beistandes ihrer Base für den Kleiderwechsel wohl kaum bedurft; aber sie gab sie doch nicht frei, und noch ehe sie mit ihrem Anzug ganz zu Ende gekommen war, schickte sie die Zofe mit einigen Dankesworten nach Hause.

Während sie vor dem Spiegel mit dem Ordnen ihres Kopfputzes beschäftigt war, fragte sie scheinbar gleichmüthig:

„Die Gräfin Hainried bediente sich einer recht vertraulichen Ausdrucksweise, als sie von Deinem Bruder sprach. Ist sie wirklich so eng mit ihm befreundet?"

„Das will ich meinen!" lachte Cilly ahnungslos. „Und Du willst mich doch wohl nicht im Ernst glauben machen, daß Du noch nichts gemerkt hättest? Sie sind ja seit gestern mit einander verlobt!"

Todtenbleich und mit gleichsam versteinten Zügen starrte Marie ihr eigenes Bild aus dem Spiegel entgegen. Es war gut, daß sie Cilly den Rücken zuwandte, denn diese Veränderung in ihrem Aussehen hätte auf der Stelle zur Verräterin ihres Geheimnisses werden müssen.

„Verlobt?" wiederholte sie, als ihren Stolz zu trotziger Gegenwehr zusammenraffend und doch vor dem fremden Klang ihrer eigenen Stimme erschreckend. „Und das ist wirklich wahr?"

„Gewiß ist es wahr! Wie sollte ich dazu kommen, Dir ein Märchen zu erzählen! Schon auf unserer Abendgesellschaft war es so gut wie ausgemacht, und gestern wäre das Verlöbniß bereits öffentlich verkündet worden, wenn nicht Engelbert gewünscht hätte, daß man den Geburtstag der Gräfin, der am fünften des nächsten Monats ist, dafür wähle. Ich war offen gestanden anfänglich nicht sehr entzückt, denn die Gräfin und ich, wir waren niemals sehr enge Freundinnen. Aber sie ist jetzt sehr nett gegen mich, und am Ende macht Engelbert doch eine vortreffliche Partie."

„Eine vortreffliche Partie!" klang es wie mit schneidendem Hohn in Mariens Herzen nach. In diesem Augenblick fühlte sie etwas wie wirklichen Haß gegen ihre anmuthige junge Verwandte, die mit dem reizendsten Kinderlächeln im Tone eines Bangniers von der Verlobung ihres Bruders sprechen konnte. Ein unsäglicher Ekel erfaßte sie vor dem bunten Flittertupp, in welchen sie sich da gehüllt sah, und sie erhob die Hände, als ob sie ihn wild von ihrem Leibe reißen wollte. Er war ja Trug und Lüge wie alles um sie her, und sie war dieses Lügenleben satt, o, satt bis zur Verzweiflung!

Aber sie wollte nicht zeigen, wie tödlich sie verwundet, wie schimpflich sie gedemüthigt worden sei. Ihre Hände sanken wieder herab, und ihr Antlitz war kalt und gefaßt, als sie sich gegen Cilly wandte.

„Ich habe Engelbert vorhin nicht gesehen. Wird er den Bazar heute nicht besuchen?"

„Ohne Zweifel! Nur der Dienst kann es sein, der ihn noch fernhält. Aber wie blaß Du bist, mein Lieb! Die Aufregung von vorhin hängt an, nachzuwirken. Willst Du nicht ein wenig Roth auflegen?"

„Nein! Ich denke, es wäre der Maskerade genug. Und ich bin fertig. Wenn es Dir beliebt, wollen wir zu den anderen gehen." — —

Das kurze Eröffnungskonzert war vorüber. Die verführerisch geschmückten Verkäuferinnen hatten ihre Plätze eingenommen, und unter den Klängen der Musik strömte die Schar der geladenen Gäste in den prächtig herausgeputzten Saal. Ein königlicher Prinz, der im besonderen Auftrage und in Vertretung des Hofes erschienen war, ließ sich an der Spitze des glänzenden Zuges von zwei Vorstandsmitgliedern an den einzelnen Verkaufsständen vorüberführen, fast überall mit einigen freundlichen Worten verweilend und hier und da gegen blinkende Goldstücke irgend eine nette Kleinigkeit einkaufschend.

Auch vor Mariens Platze blieb er artig grüßend stehen.

„Wenn meine Augen mich nicht betrügen, ist die schöne Friesin nur eine Verwandlung jenes holden Genius der Vorhergkeit, der uns vorhin so tief zu rühren wußte," sagte er. „Baronesse von Breudendorf — so man mich recht berichtet hat. Eine Tochter unseres vortrefflichen Generals?"

„Nicht eine Tochter, Hoheit, — nur eine entfernte Verwandte," erwiderte Marie ohne jede Befangenheit und mit einem Ausdruck, als gelte es, eine entwürdigende Vermuthung zu berichtigen. Ein leichtes Erflammen matte sich auf dem Antlitz des hohen Herrn und fast unwillkürlich wandte er den Kopf nach dem General, der kaum zwei Schritte weit hinter ihm stand. Dieser aber lächelte verbindlich und heiter wie immer, und der Prinz fuhr, indem er aufs Gerathewohl einen der kleinen Schmuckgegenstände aus Silberfiligran vom Tische nahm, mit unverminderter Hoheitswürdigkeit fort:

„Das hohe Töchterchen des treuen Friesenlandes wird umgestalten, dies als ein Zeichen der Erinnerung zu behalten. Es wird mich jedenzeit an eine der reizendsten Erscheinungen und an einen der erlesensten künstlerischen Genüsse gemahnen."

Der Adjutant legte einige Goldstücke in die kleine Schale, und der Prinz setzte seinen Rundgang fort. Zu dem Verkaufstisch Mariens aber flogen viel neidische Blicke hinüber, denn zu so schmeichelhaften Aeußerungen hatte sich der erlauchte Herr noch keiner anderen Dame gegenüber herbeigelassen.

Und es war nur eine natürliche Folge dieser Auszeichnung, daß sich auch die Käufer zu ihr mit besonderer Lebhaftigkeit drängten. Der Inhalt des kleinen Geldschälchens vermehrte sich rasch, obwohl der Ernst und die gemessene Zurückhaltung der jungen Verkäuferin nicht ganz den heiteren Gepflogenheiten solcher Veranstaltungen entsprachen.

Ein Herr in gewählter Civilkleidung, der feinen schönen, dunkellockigen Künstlerkopf sichtlich mit demselben Stolze trug wie seinen auffallend reichen Schmuck an Orden und Ehrenzeichen, trat mit dem Anstand eines Fürsten an ihren Tisch.

„Ich hatte die Ehre, dem gnädigen Fräulein vor Beginn des Konzerts vorgestellt zu werden: — Konstantin Rainer, Direktor des Schillertheaters, wenn Baronesse sich nicht mehr erinnern sollte."

Marie neigte das Köpfchen. Sie hatte den Schauspieler wohl erkannt.

„Selbst auf die Gefahr hin, für unbescheiden zu gelten, kann ich es mir nicht versagen, Ihnen den Zoll meiner Bewunderung zu Füßen zu legen," fuhr Rainer fort. „Die deutsche Bühne hat wahrlich Grund, sich bitter zu beklagen, daß ein so ungewöhnliches Talent ihr für immer entzogen bleiben wird."

Er schrieb das lebhafte Aufsprühen in Mariens eben noch so milde blickenden Augen lediglich dem Eindruck zu, welchen die Anerkennung eines so gefeierten und vielumschwärmten Mannes nothwendig auf sie hervorbringen mußte, und der Sternenhimmel auf seiner Brust schien das Licht der elektrischen Glühlampen noch stolzer und triumphierender zurückzuwerfen.

„Sie glauben Sie in der That, daß ich nicht ganz ohne schauspielerische Begabung sein würde?" fragte Marie mit einer gewissen Spannung, den Theaterdirektor als den ersten von allen Künstern einer Unterhaltung wiedrigend. „Oder wünschen Sie nur, mir etwas Artiges zu sagen?"

Konstantin Rainer legte die Rechte auf das Herz — eine Bewegung, die seine schön gefurchte Hand nicht minder zur Geltung brachte als den haselnußgroßen Solitär an seinem kleinen Finger.

„Wer eine so unbegrenzte Ehrfurcht vor der Würde seiner Kunst empfindet wie ich, mein gnädiges Fräulein, der ist sicherlich wenig geneigt, ihren Namen zu erlogenen Schmeicheleien zu mißbrauchen. Auf meine Ehre: wären Sie nicht die Baronesse von Breudendorf, sondern die Tochter eines kleinen Beamten oder einer armen Wäscherin und würden Sie sich nur für die Dauer eines einzigen Jahres meiner Leitung anvertrauen, so wollte ich Sie einer Charlotte Wolter ebenbürtig machen."

„Ein kühnes Versprechen, mein Herr! Und wenn ich nur Lust hätte, Sie beim Wort zu nehmen?"

Konstantin Rainer stutzte ein wenig; aber er war nicht der Mann, sich durch einen Scherz verblüffen zu lassen.

„So würde ich glücklich sein, Ihnen beweisen zu dürfen, daß ich kein Freund leerer Worte bin!“ erwiderte er mit galanter Verbeugung. „Und Sie, mein gnädiges Fräulein, würden wohl den Stand verlassen, nicht aber den Rang, denn Sie wären ohne Zweifel sehr bald eine Fürstin im Reiche Thaliens.“

Zu der angenehmen Gewißheit, daß keine seiner Phrasen die Probe auf ihre Ehrlichkeit zu bestehen haben würde, hätte er sich ohne Zweifel zu noch schwunghafteren Versicherungen verstiegen, wenn nicht eine plötzliche Veränderung in den Mienen und in dem Benehmen der jungen Dame dem Gespräch alsbald ein Ende bereitet hätte.

An dem mächtigen Jupiterhaupte des Schauspielvirtuosen vorbei starrte Marie mit weit geöffneten Augen nach der Mitte des Saales; in ihren Mundwinkeln zuckte es, obwohl sie die Lippen fest zusammenpreßte, und ihre Brust hob sich stürmisch, als hätte sie mit einer jähen Athemnoth zu ringen.

Unwillkürlich hatte sich Rainer umgesehen, da er aber in dem bunten Bazargewühl durchaus nichts sonderlich Auffälliges wahrzunehmen vermochte, fühlte er sich durch dies plötzliche, offenkundige Vergessen seiner Anwesenheit ein wenig verletzt und zog sich mit einigen wohlklingenden Worten, die zu seinem vermehrten Verdruß ganz unbeachtet blieben, zurück.

Mariens heißer Blick aber folgte unverwandt jeder Bewegung des schlanken Dragoneroffiziers, der in Gesellschaft mehrerer Regimentskameraden den Saal betreten hatte, um sich mit sorglosester Heiterkeit in das farbenreiche Gewoge zu drängen. Sie sah, wie Engelbert seinen Vater flüchtig begrüßte und wie er dann nach wacher Umschau zu der Gräfin Hainried trat. Was er sprach, konnte sie freilich nicht vernehmen; aber die Art, wie er die Hand der üppigen Schönheit küßte, wie er sein Haupt zu ihr neigte und seine Augen in die ihrigen senkte, ließ den Inhalt seiner Worte gut genug errathen.

Und es währte lange, ehe er diese Unterhaltung beendet hatte. Vielleicht war es nur der muntere Zuruf seiner Schwester, der ihn halb wider seinen Willen dazu nöthigte. Wenigstens war sein Auftreten viel weniger sicher und sein Blick viel unfreier, als er nun zwischen den Verkaufstischen dahinschritt, mit zandernder Langsamkeit dem Platze Mariens näher kommend.

Sie war darauf gefaßt, daß er umkehren würde, ohne mit ihr gesprochen zu haben; denn es schien ja fast undenkbar, daß er den Muth besitzen würde, jetzt vor sie hinzutreten. Aber wenn es ihn auch sichtlich nicht geringe Ueberwindung kostete, ihr Auge in Auge gegenüberzustehen, wenn er auch auf seinem peinlichen Wege wiederholt ausscheinend unschlüssig verweilte, endlich sah sie seine hohe, ritterliche Gestalt doch vor sich, straff und aufrecht wie immer und sogar mit dem gewohnten, liebenswürdig leichtsinnigen Lächeln auf den Lippen.

Er war ohne Zweifel willens, sie mit irgend einer lustigen Artigkeit zu begrüßen, aber Marie hatte die Qualen der letzten Stunde in der Erwartung dieses einzigen, unausbleiblichen Augenblicks wahrlich nicht ertragen, um nun, da er endlich gekommen war, eine Fortschung der schnuppischen Komödie zu dulden.

Seiner Anrede zuvorkommend, stand sie, die klaren, ernsten Augen fest auf sein lächelndes Antlitz gerichtet:

„Man erzählt mir, Du feiest im Begriff, Dich mit der Gräfin Hainried zu verloben. Ist das die Wahrheit?“

Engelbert drehte an seinem Schnurrbart und das Lächeln verschwand. Rasch und verlegen um sich blickend, erwiderte er alt flüsternd:

„Wie können wir hier von solchen Dingen sprechen! Ich bitte Dich inständig, liebste Marie —“

„Wird es Dir so schwer, mir mit einem einfachen Ja oder Nein zu antworten? Ich verlange ja nur zu wissen, ob es die Wahrheit ist!“

Ob sie ihre Stimme wirklich nun ein Geringes erhoben hatte, oder ob es Engelbert in seiner Verlegenheit nur so erschien, jedenfalls hatte er die peinliche Empfindung, daß die Blicke der ganzen Umgebung auf ihn und sie gerichtet seien.

„Nun denn, wenn Du es durchaus hören willst — ja, es die Wahrheit!“ stieß er zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor. „Aber ich denke nicht daran, mich auf weitere Erklärungen einzulassen, wenigstens nicht an einem so unpassenden Orte.“

Er wollte sich hastig abwenden: aber er konnte damit ihre Antwort nicht verhindern, die ihn aufzucken ließ, wie wenn man ihn vor all diesen Hunderten ins Gesicht geschlagen hätte.

„Es ist mir um Deine Erklärungen nicht zu thun, denn ich habe des feigen, erbärmlichen Lüge nachgerade genug aus Deinem Munde vernommen!“

An den nächsten Tischen wenigstens mußten diese Worte unfehlbar gehört worden sein. Mit jenem geschärften Auffassungsvermögen, das sich in der höchsten Bedrängniß einzustellen pflegt, nahm Engelbert wahr, wie in der Nachbarschaft das muntere Geschwirr der Stimmen plötzlich verstummte. Es flimmerte ihm vor den Augen und es zuckte ihm in den Fäusten, als ob er irgend etwas zerreißen, zerdrücken, niederschmettern müßte. Aber er hatte doch Geistesgegenwart genug, zu bedenken, daß nur durch eine rasche, glückliche Eingebung dem unerhörten Skandal noch vorzubeugen sei.

Hart an den Tisch Mariens zurücktretend, neigte er sich verkraulich zu ihr hinüber und sagte laut genug, um ringsum verstanden zu werden: „Wenn Du Deine Rolle am Abend der Aufführung nur halb so natürlich spielst, werden wir uns um den Erfolg wahrlich nicht zu sorgen brauchen.“

Er hatte versucht, sie dabei unter den Bann seines funkelnden, gebieterischen Blickes zu zwingen; aber seine Macht über sie war zu Ende. Für einen Augenblick wohl hatte sein verwegener Schachzug Marie in einen Zustand regungslosen Erstaunens versetzt; dann aber flammte die heiße Entrüstung hoch auf in ihren Wangen wie in ihren Augen.

„Elender!“ rief sie, ihrer selbst nicht mehr mächtig, und dann, als keine ihr plötzlich das Bewußtsein des Ungeheuerlichen, das sie gethan hatte, eilte sie, in Thränen ausbrechend, dem Ausgang des Saales zu.

Voll Erstaunen und Theilnahme näherte sich ihr in dem Nebenraum, wo noch vom Konzert her die Sesselreihen standen, ein ahnungsloses Mitglied des Ausschusses.

„Mein gnädiges Fräulein — um Gotteswillen — ist Ihnen etwas widerfahren? Fühlen Sie sich nicht wohl?“

Marie fuhr mit dem Taschentuch über die Augen und rang danach, ihre Fassung wiederzugewinnen.

„Wenn ich Sie bitten dürfte, mir meinen Mantel zu verschaffen — und eine Droschke! — Ich muß nach Hause fahren!“

Der Herr fragte nicht weiter. Er ging hinaus, um ihren Auftrag auszuführen. Marie aber, die halb ohnmächtig in einen der Sessel gesunken war, sprang in der nächsten Minute einen weichen Arm liebkosend an ihrem Halse und einen warmen Athem an ihrer Wange.

„Mariechen, mein Liebling, was soll das bedeuten? Sage mir um alles in der Welt: was hat man Dir gethan?“

Cilly war es, die ihr gestolpt war und die sich nun mit aufrichtigster, zärtlichster Theilnahme über die Gebrochene neigte. Aber wie süß und schmeichelnd ihr auch die Stimme ihrer Base an das Ohr klingen mochte, Marie hörte es doch noch von derselben Stimme in ihrem Herzen widerhallen: „Am Ende macht er doch eine vortreffliche Partie!“ Und Cilly war ihr nur eine Feindin wie alle die anderen.

„Was man mir gethan hat?“ wiederholte sie, sich fast unsanft von der vertraulichen Umschlingung losmachend. „Frage Deine ritterlichen Brüder, wenn es Dich wirklich danach verlangt, es zu erfahren! Und bemühe Dich nicht weiter um mich — ich bitte Dich darum! Ihr sollt Euch künftig um meinetwillen so wenig Zwang auferlegen, wie Ihr es meines Bruders wegen thut! Es war thörichte Verblendung, daß ich wähnte, es könnte jemals Gemeinschaft sein zwischen Euch und uns!“

Bestürzt und ohne Verständniß blickte Cilly auf die Erzürnte. Ihre munteren Augen schimmerten feucht von aufsteigenden Thränen.

„Wenn Du mir nur erklären wolltest, was das alles heißen soll! Habe ich Dich irgendwie gekränkt, so bitte ich Dich um Verzeihung: aber ich schwöre Dir zugleich, daß es ohne mein Wissen geschehen sein muß!“

Der Herr vom Ausschuß erschien mit Mariens pelzgefüttertem Mantel auf der Schwelle. Bei Cillys Anblick zögerte er, näher zu treten, doch Marie streckte ihm die Hand entgegen.

„Ich danke Ihnen! Vielleicht haben Sie die Güte, mich bei Herrn von Boretius zu entschuldigen und zu veranlassen, daß

mein Tisch von einer der anderen Damen mit übernommen wird. Ich bin leider außer Stande, auf meinen Platz zurückzukehren."

„Noch einen Augenblick, Herr Baron!" fügte Cilly mit raschem Entschluß hinzu. „Auch mir muß eine Vertreterin beigestellt werden; denn ich werde meine Cousine selbstverständlich begleiten!"

Sie hatte ihre Worte durch einen herzlich bittenden Blick auf Marie unterstützt, doch diese blieb unerschütterlich.

„Du darfst die Verlegenheit der Herrschaften nicht ohne Noth vermehren," sagte sie kühl, „und mein Unwohlsein ist wirklich nicht so bedeutend, daß es eine Begleitung nothwendig machte."

Die Zurückweisung war so unzweideutig, daß Cilly sich nicht wohl einer noch schärferen Ablehnung in Gegenwart des Dritten aussetzen konnte. Aber sie zeigte sich trotzdem ganz gegen ihre sonstige reizbare Art weder unfreundlich noch gekränkt.

„Wenn Du es wünschest, werde ich bleiben; aber sobald ich eine Gelegenheit finde, fortzukommen, eile ich zu Dir."

Marie blieb ihr die Erwiderung schuldig. Sie nahm den Arm des Barons und ließ sich zu der Droschke hinunter führen. Die Fahrt bis zur Viktoriastraße schien ihr fast unendlich, und die verwunderten Mienen der Dienerschaft bei ihrer vorzeitigen Heimkehr bereiteten ihr unerträgliche Pein. Die Thür ihres Zimmers hinter sich verschließend, entledigte sie sich des kostbaren Kostüms und packte die Kleider und Gebrauchsgegenstände, welche sie bei ihrem Einzuge in das Haus des Generals mitgebracht hatte, in ihren Koffer. Die Arbeit nahm nicht allzuviel Zeit in Anspruch; aber bei jedem Geräusch, das draußen vernehmbar wurde, horchte Marie doch ängstlich auf, als fürchtete sie, daß eine ihrer Verwandten ihr gefolgt sein könnte, um sie aufzusuchen und sie an der Ausführung ihres Vorhabens zu hindern.

Doch ihre Besorgniß erwies sich als unbegründet. Niemand kam, sie zum Bleiben zu bewegen, und niemand trat ihr hindernd in den Weg, als sie in einem einfachen Straßenkleide zum letzten Male die Treppen des Hauses hinabstieg, in welchem sie eine zweite Heimath zu finden gehofft hatte.

Um alles unnöthige Aufsehen bei der Dienerschaft zu vermeiden, hatte sie den verschlossenen Koffer in ihrem Stübchen zurückgelassen, und sie schlug nun zu Fuß die Richtung nach dem Brandenburger Thor und nach der Wohnung ihres Bruders ein.

(Fortsetzung folgt.)

Stanley im dunkelsten Afrika.

Jahrelang umgab ein undurchdringliches Dunkel das Schicksal der kühnen Forscher, welche in die Waldeswildnisse des tropischen Afrika ausgezogen waren, um Emin Pascha und der Handvoll Leute, die mit ihm in der Provinz Aequatoria geblieben waren, Hilfe und Rettung zu bringen. Endlich, nach Jahren, waren von ihnen Nachrichten eingetroffen, und die Heimkehrenden wurden mit Jubel an den Grenzen Deutsch-Ostafrikas begrüßt. Aus Briefen und kurzen Mittheilungen der Befreier und des Befreiten sind im Laufe von Wochen und Monaten einzelne Stücke aus jenem Afrikazuge bekannt geworden, welcher, was die Größe der überstandenen Gefahren, die Fülle der erduldeten Leiden, die Bitterniß der Enttäuschungen betrifft, zu den tragischsten, was die Tragweite der gemachten Entdeckungen anbelangt, zu den denkwürdigsten aller Afrikazüge gezählt werden muß. Leider begrüßte die Welt die Heimkehrenden mit getheilten Empfindungen; denn die jüngste Unternehmung Stanleys war keine reine Hilfs- und keine reine Forschungsexpedition. Wohl waren die Helden, welche mit der wilden Natur und kriegerischen Stämmen rangen, bestrebt, den Schleier von dem dunkelsten Theile des dunklen Welttheiles zu reißen, wohl waren ihre Herzen von dem edlen Gefühl geleitet, einem Häuflein Hilfloser Rettung zu bringen, — aber die Wissenschaft und die Menschlichkeit waren nicht die einzigen Triebe, welche sie zu Thaten anspornten. Koloniale Pläne, politische Erwägungen bildeten gleichzeitig die Richtschnur des Unternehmens, und wie die Politik die Menschen trennt, so beeinflußt sie auch unser Urtheil. Der Ruf: „Hie Stanley, da Emin!" erscholl bereits, bevor man mit bestimmter Klarheit erfuhr, daß die beiden Helden nicht in einem herzlichen Einvernehmen den weiten Weg von den Quellen des Nils, von dem schneebedeckten Muzongebirge bis zur Küste des Indischen Oceans zurücklegten. Bald später in die öffentliche Meinung durch weitere eingeflossene Mittheilungen lichter, konnte dieser Gegensatz nicht ausgeglichen, obwohl es auch auf das Verhältniß der beiden hervorragenden Männer zu einander ein klares Licht zu werfen vermochte.

Stanley und seine Offiziere.

Dr. Parke. Nelson. Stanley. Stairs. Mounteney Jephson.

Mit um so größerer Spannung harrte man des Stanley und Emin die Geschichte des Tages, den Fall der Aequatoria im Zusammenhange erzählen würden. Emin hat seine Zeit gefunden. Bücher zu schreiben, im Dienste Deutschlands wirkt er wieder im Innern Afrikas. Inzwischen ist nun Stanleys neues Werk, das so lang erwartete, erschienen. „Im dunkelsten Afrika. Aufsuchung, Rettung und Rückzug Emin Paschas, Gouverneurs der Aequatorialprovinz" * tauft der Titel. Durch die ausführlichen Mittheilungen Stanleys wird der Gegensatz zwischen ihm und Emin nicht gemildert. Im Gegentheil, wir erfahren, daß der Bruch zwischen beiden ein vollständiger ist, der nicht nur politische Erwägungen ihn verantwortet haben, sondern der auch der Gegensatz der Charaktere, grundsätzliche Verschiedenheiten

* Die autorisirte deutsche Ausgabe erscheint bei F. A. Brockhaus in Leipzig. Sie umfaßt zwei Bände mit etwa 140 Abbildungen und 3 großen Karten.

der Anschauung, persönliche Kränkungen mitgewirkt haben, um die Kluft zu erweitern. Leider hat bis jetzt nur der eine Theil gesprochen, und darum ist die Streitfrage keineswegs aufgehellt.

Wie aber auch die Verhältnisse in Wirklichkeit beschaffen sein mögen, die Gestalt Emins kann durch die Anklagen Stanleys nicht verkleinert werden, sie bleibt diejenige, wie sie uns aus den früheren Mittheilungen Felkins, Junkers und Schweinfurths, aus den eigenen Briefen Emins bekannt ist. Emin bleibt für uns, was er uns war. Er ist kein General, das wußten wir längst; aber er ist muthig und unerschrocken, ein Mann der rastlosen Arbeit, ein Mann, dessen Herz auch für den Neger schlägt, ein Mann, den Afrika braucht; er ist, um einen treffenden Ausdruck zu gebrauchen, „ein Kolonist, der ein rechter Mensch ist".

Der Niamgosi oder vordeerste Mann der Kolonne.

Und Stanley? Wenn er im englischen Interesse gewirkt hat, so darf uns das billigerweise nicht befremden. Das steht aber auch fest, daß er unbekümmert um Gefahren und die schlimmsten Entbehrungen den Bedrängten Hilfe bringen wollte, daß er mit eiserner Entschlossenheit die übernommene Aufgabe zu vollbringen bestrebt war. Auch er hat Großartiges geleistet in der Art, wie er litt und wie er stritt, um die Vorräthe an Pulver zu unserem tapferen Landsmann nach Aequatoria zu bringen.

Lassen wir darum, wenn wir den Leser in das neueste Werk Stanleys einführen sollen, für jetzt den politischen und persönlichen Streit bei Seite, betrachten wir Stanley als Führer, als Forscher! Das ist erkenntlicher, trotz der Tragik, mit welcher die betreffenden Seiten des spannenden Werkes gefüllt sind. Greifen wir die Ereignisse heraus, deren Schauplatz die düsteren Wälder im Herzen Afrikas bilden!

Am 28. Juni 1887 hatte die Marschkolonne am Ende der Dörfer von Jambuja Halt gemacht.

„Welches ist der Weg, Führer?" fragte Stanley den „Niamgosi", den wahrscheinlich kolossen Mann der ganzen Kolonne — denn es ist ein höchst erhebendes Gefühl, die Spitze des Zuges zu bilden. Der Mann trug einen griechischen Helm wie Achilles.

„Dieser hier, der nach Sonnenaufgang führt," erwiderte er.

„Wie viele Stunden sind es bis zum nächsten Dorfe?"

„Das weiß nur Gott!" antwortete er.

„Kennst Du kein Dorf oder Land in jener Richtung?"

„Nicht ein einziges; wie sollte ich auch?" war die Entgegnung.

Das war alles, was der Klügste von der Mannschaft wußte.

„Nun denn, vorwärts in Gottes Namen! Möge Gott stets mit uns sein! Halte Dich an jeden Pfad, der am Flusse entlang führt, bis wir eine Straße finden."

„Bismillah!" erscholl das Echo der Pioniere, die Trompeten der Andier bliesen das Signal „Vorwärts", und kurz darauf verschwand die Spitze der Kolonne in dem dichten Gebüsch an den äußersten Grenzen der Lichtung von Jambuja.

Das war am 28. Juni, und bis zum 5. Dezember, also 160 Tage, ist die Vorhut durch Wald, Busch und Dickicht marschirt, ohne je ein Stück freies Land zu erblicken. „Eine afrikanische Straße," schreibt Stanley, „ist meist ein Fußpfad, welcher durch das Besckreiten in der trockenen Jahreszeit eine außerordentliche Glätte und die Härte des Asphalts bekommt. Da die Eingeborenen im Gänsemarsch, einer hinter dem andern, zu marschiren pflegen, ist der Weg nur 30 cm breit. Ist der Pfad alt, so gleicht er einer gewundenen schmalen Gosse, die in der Mitte mehr als an den Seiten ausgetreten ist, da das Regenwasser hindurchgeströmt ist und sie etwas ausgespült hat. Ein gerader Weg würde im Durchschnitt um etwa ein Drittel kürzer sein als der Pfad, auf welchem die Eingeborenen zu marschiren pflegen. Das ungefähr hofften wir zu finden, als wir aus dem Thore des verschanzten Lagers bei Jambuja marschirten, weil es uns auf vier früheren Expeditionen ins Innere von Afrika stets gelungen war, einen solchen Pfad Hunderte von Meilen zu verfolgen. Wir marschirten, eine Kompagnie nach der andern, im Gänsemarsch. Jede Kompagnie hatte ihre Fahnen, ihren Trompeter oder Trommler, sowie eine bestimmte Zahl von Ueberzähligen,

„Emin Pascha ist angekommen!"

Unsere Leser wissen, daß Stanley seine Truppe nach Jambuja, einer Reihe von Dörfern am Aruwimi, dem Nebenflusse des Kongo, gebracht hatte. Von hier wollte er nach dem Albertsee vordringen und hatte durch Boten, die von der Küste abgesandt wurden, Kawalli am Südende des Sees Emin Pascha als den Vereinigungspunkt bezeichnet.* Tippu-Tib, der bemalte Araberhäuptling, hatte versprochen, 600 Träger zu stellen. Bevor aber diese beschienen waren, brach Stanley mit einer Vorhut von 389 Mann mit 357 Gewehren und einer Schnellfeuerkanone sowie dem zerlegbaren Boote nach dem Albertsee auf, um baldigst erste Hilfe zu bringen. Major Barttelot sollte mit der Nachzug folgen.

* Vgl. auch die Karte Seite 17 dieses Jahrgangs.

während 50 ausgesuchte Leute als Vorhut vorausmarschirten, mit Haumesser und Axt zu handhaben, die jüngeren Bäume zu fällen, von den Stämmen einen handbreiten Streifen Rinde abzuschälen*, die Blätter und Sprossen des Rotangs zu durchbauen, alle den freien Durchzug der Hunderte von beladenen Trägern hindernden Zweige zu entfernen, Bäume für den Uebergang über Klüfte zu fällen und nach Bewältigung des Tagemarsches aus Buschwerk und Zweigen Schirme oder Bomas (Dornverhaue) und das Hüttenlager zu bauen. Die Vorhut muß den Pfad auffinden oder, wenn keiner zu finden ist, die schmalste Stelle des Dickichts wählen und sich sofort durchbohren, da es augenscheinlich ermüdend ist, mit einer schweren Last auf dem Kopfe in der erhitzten Atmosphäre still zu stehen. Findet sich kein dünneres Dickicht, dann geht es irgendwo hindurch, so unbarmherzig die Stelle auch erscheinen mag; die Leute müssen tüchtig darauflos hacken, sonst entsteht unter den ungeduldigen Trägern hinter ihnen ein unheilverheißendes Murren."

Aber die Bezeichnung Wald genügt uns nicht, um die Schwierigkeiten des Marsches zu verstehen. Afrika hat verschiedene Wälder: trockene lichte Wälder im Osten, wo die Bäume ohne Unterholz, mit spärlichem Land behangen, schattenlos weit auseinander stehen — der innerafrikanische Urwald am Aruwimi und oberen Kongo ist anders beschaffen. Einige Ausgänge aus Stanleys Schilderung desselben mögen uns in seine düsteren Hallen einführen:

„Man denke sich das ganze Frankreich und die Iberische Halbinsel besetzt mit Bäumen von 6—50 m Höhe, glatten Stämmen, deren Blattkronen sich so nahe befinden, daß sie sich untereinander verwickeln und den Anblick des Himmels und der Sonne verhindern. Bäume, die bald wenige Centimeter, bald über einen Meter dick sind. Alsdann laufen von einem Baum zum andern Taue von 5—40 cm Durchmesser, welche die Form von Schlingen und Festons, eines lateinischen W und eines schlecht geschriebenen lateinischen M haben oder sich in großen dichten Kreisen wie endlose Ankondaschlangen um die Stämme ringeln, bis sie die höchste Spitze erreicht haben. Laß sie üppig blühen und Blätter treiben und sich mit dem Blattwerk der Bäume vereinigen, um die Sonne zu verbergen, laß von den höchsten Zweigen die Taue zu Hunderten bis nahe auf den Erdboden, mit ausgefransten Enden, welche die Luftwurzeln der Epiphyten (Schmarotzerpflanzen) repräsentieren, herabfallen und schlanke Ranken mit offenem Faserwerk an den Enden wie Troddeln herabhängen! Arbeite alles gehörig durch einander, so wirr wie möglich und von einem Zweig zum andern, ohne irgendwelche Rücksicht auf die Bestandtheile, und pflanze an jeder gabelförmigen Stelle der Bäume und auf jeden horizontal stehenden Ast kohlartige Baumflechten von der größten Art, mit breiten spreuförmigen Blättern, welche die Eisenatenohr Pflanze** darstellen, sowie an andern Stellen Orchideen und Gruppen vegetabilischer Wunderwerke, drapiert mit den viel vorkommenden Farnen! Nunmehr bedecke Baum, Ast, Zweig, Schlingengewächs mit Moos wie mit einem grünen Pelz! Wo der Wald kompakt ist, braucht man nur noch den Boden dicht mit dichem Ebryninngesträuch, Amomum und zwerghaftem Gebüsch zu bepflanzen. Wenn aber, wie es häufig vorkommt, der Blitz die Krone eines stolzen Baumes abgeschlagen und das Sonnenlicht hereingelassen, wenn er einen Baldrieseu ließ zu den Burzeln hinab zerspliltert hat und der Stamm verdorrt, wenn ein Wirbelsturm einige Bäume entwurzelt hat, dann schießen eine Menge junger Stämme im Wettlauf um Luft und Licht in die Höhe, drängen sich, brechen sich, stehen sich und ersticken sich gegenseitig, bis das Ganze ein undurchdringliches Dickicht bildet. — —

„Um das geistige Bild des unbarmherzigen Waldes zu vollenden, muß der Erdboden noch dick mit halbfertigem Humus aus vermoderten Blättern, Stecken und Zweigen bedeckt sein; alle zwei Meter sollte ein gestürzter Riese liegen, eine dünstende Mischung von verwesenden Fibern, abgestorbenen Generationen von Insekten und lebenden Ameisenkolonien, halb verborgen unter der Masse von Reben und umgeben von dem Blattwerk einer Menge junger Bäumchen, langer Epheuranken und viele Meter hoher Rotangpalmen; und jeden Kilometer müßte ein schlammiger Fluß, ein stagnierender Bach oder flacher Tümpel kommen, bedeckt mit Wasserlinsen, Lotus- und Lilienblättern und einem fettigen, grünen Schaum, der aus Millionen von Pflanzenkeimen besteht. Völkere dann diese angehenere Waldgegend mit unzähligen Elementen von Volksstämmen, die untereinander im Kriege sind, bis 80 Kilometer von einander getrennt inmitten der zu Boden gestürzten Bäume, zwischen denen sie Paradiesvögel, Bananen, Maniok, Bohnen, Taback, Kolokasien, Kürbisse, Melonen u. s. w. gepflanzt haben, leben und, um ihre Thüre unzugänglich zu machen, jedes Vertheidigungsmittel angewandt haben, welches die Kunst und das Leben im Walde den Wilden in die Hand gegeben hat. Sie haben Holzsplitter eingegraben und schlau unter scheinbar zufällig dort liegenden Blättern verborgen, nicht nur auf ihren Pfaden, sondern auch an der Seite von Baumstämmen, wodaß der Eindringling, wenn er mit dem nackten Fuße darauf tritt, sich denselben durchbohrt und entweder an dem auf die Holzspitze gebrachten Gift stirbt oder Monate lang lahm bleibt. Sie haben die Pfade aufgethürmt und mit den großen Bäumen Verhaue hergestellt, hinter denen sie mit Köchern voll vergifteter Pfeile und mit Feuer gehärteten und mit Gift bestrichenen hölzernen Speeren im Hinterhalte liegen.

„Der Urwald, d. h. das alte, vom Menschen noch nicht berührte und seit den frühesten Zeiten sich überlassen gebliebene Waldthum, ist leicht von demjenigen Theil zu unterscheiden, der früher oder später einmal den Menschen Schutz gewährt hat. Die Bäume sind höher und gerader und haben einen kolossalen Umfang. Man findet sich öfter Durchgänge, wo der Marsch weniger Schwierigkeiten bietet und das Hinderniß unabänderlich in Arum, Pfirmiss und Amomum besteht. Der Grund ist fester und kompakter, und es befinden sich an solchen Stellen die Lieblingslagerplätze der ganz wilden Nomaden. Wenn die Pflanzen und kleinen Büsche ausgehauen werden, hat man einen luftigen, kühlen Waldcamp, in dem sich angenehm leben läßt." — —

Wild giebt es wohl in diesem Walde, aber man sieht es nicht, denn der Lärm der Karawane verscheucht es. Auf die Jagd zu gehen, ist gefährlich, denn wer sich hier verirrt, der ist verlorenes verloren, der Wald giebt nichts wieder heraus, wie das Wasser hinter dem Kiel des Schiffes schließt er sich hinter den Verlorenen. Vögel hört man überall, aber sie sitzen unerreichbar auf dem Dache eines 15 Stockwerke hohen Hauses. Zahllos sind die Insekten, mit deren Beschreibung man ganze Bücher füllen könnte, die aber auch zahllose Plagen über den Wanderer bringen. „Tiefe großen und kleinen Bienen, die Wespen, die Heere von Motten zur Nachtzeit, die Haus-, Tsetse-, Bienfliegen, Mücken und Schmetterlinge bei Tage, die riesenhaften Käfer, welche, durch das Licht im Zelte angezogen, durch die Dunkelheit daherfliegen, wirbelnd gegen die Leinwand stießen, in ihrem Zorn, immer größerem Brummen, von einer Seite nach der andern getrieben wurden und schließlich mit larmender Wuth sich auf mein Buch oder mein Gesicht stürzten, als wollten sie aus irgend einem Grunde Rache an mir nehmen; dann die Schwärme von Ameisen, welche auf meinen Teller marschirten, in meine dünne Suppe liefen und über meine Bananen krochen, die Hornissen, welche von Dämonen unterstrangen und sich mit aus den Augen oder die Stirn setzten, die Eidechsen, deren schrilles Zirpen einen noch verrückter machte, als die hysterischen heulenden Affen taten. Der Paschia (Emin) behauptet, diese Stämme zu hören, ich gestehe aber, ich habe ihnen so viel Schaden wie möglich zugefügt."

Da gab es kleine Bienen, deren belebteste Angriffspunkte Augen, Ohren und Nasenlöcher waren, kleine Käfer, die durch ihre Nadelstiche hatten schlimmen können und, durch ein Vergrößerungsglas betrachtet, besonders auf das Peinigen des Menschen eingerichtet zu sein schienen. „Selbstverständlich waren auch unsere alten Freunde, die Moskitos, in zahllosen Scharen auf den geeigneten Lichtungen. Wenn wir aber bei Tage von Ameisen und unzähligen Arten von Insekten gebissen und gestochen wurden, was, wie jeder zugeben wird, ebenso schlimm ist, als ob man mit Messern zu peitscht wurde, so hatte auch die Dunkelheit ihre Unruhe, Schrecknisse und Aengste. In der Stille der Nacht, wenn die ganze Karawane im Schlummer lag, wurde plötzlich jeder von einer Reihe von Explosionen erweckt. Allnächtlich wurde ein großer Baum vom Blitze getroffen und war die Gefahr vorhanden, daß die Hälfte des Lagers von den fallenden Stämme zermalmt wurde. Das Rauschen der Aeste während eines Sturmes war wie das tiefe der Brandung und das Rollen der Wogen am Strande. Wenn es regnete, vermochte keine Stimme im Lager sich Gehör

* Zeichen für die Nachfolgenden, damit sie den Weg finden.

** Großblätterige Farnkräuter, die auf Baumästen wachsen und Elefantenohren ähnlich sehen, weshalb sie von Schweinfurth Platycerium elephantotis benannt wurden.

verschaffen; es war wie ein Kataraki mit seinen tosenden Wasserfällen. Fast jede Nacht fiel plötzlich ein abgestorbener Baum krachend, berstend und rauschend und schlug mit einem die Erde erschütternden Getöse auf den Boden auf."

Dichter, mit Nebeln verhüllt, mit dichtem Gebüsch am Ufer erwachsen, war auch der Strom, der anfangs in dieser Waldeinsamkeit als Wegweiser diente. Das zerlegbare Boot und einige Kanoes bildeten die Wasserabtheilung der Karawane, der Rest zog zu Lande. Der schlimmste Feind, dem Stanley in diesem Walde begegnete, war der Hunger. Jede Banane, jedes Huhn mußte theuer gekauft oder erkämpft werden. Die Leute wurden, wenn sie einzeln auf Nahrungsmittelsuche ausgingen, von den im Hinterhalte liegenden Eingeborenen angegriffen, mit vergifteten Speerspitzen oder von den vergifteten Pfeilen verwundet, und manche erlagen trotz sorgfältigster Pflege nach Tagen und Wochen im schrecklichen Starrkrampf den gefährlichen Wunden. Die anderen waren von den Rückfalen und der schlechten Nahrung erschöpft — und immer war noch das Ende der Wildniß unabsehbar. Am 1. September 1887 war man damit beschäftigt, das Boot über Land zu befördern, um eine Stromschnelle zu umgehen. Da stürzte der europäische Diener Stanleys herbei und schrie: „Herr, o Herr, Emin Pascha ist angekommen!"

„Emin Pascha?"

„Ja, Herr! Ich habe ihn in einem Kanoe selbst gesehen. Seine rothe Flagge, gerade wie die unsrige (die ägyptische), ist am Heck aufgezogen. Es ist ganz gewiß, Herr!"

Bittere Täuschung! Man war mit Manjema*, Sklavenjägern der Araber, zusammengekommen und näherte sich einer ihrer Ansiedelungen. Der Führer derselben hieß Ugarowa, früher war er als Uledi Zeldiener des Entdeckers der Nilquellen, J. Speke's, gewesen.

Stanley wurde von dem Araberhäuptling freundlich empfangen; er rückte weiter ins Innere vor, wo sich etwa 20 Tagemärsche weit eine zweite Kolonie unter Befehl des Arabers Kilonga Longa befinden sollte. 56 Inwaliden mußten bereits in den Lager Ugarowas zurückgelassen werden. Die Vorhut begegnete wirklich einer Abtheilung der Leute Kilonga Longas und erfuhr, daß sie nur etwa fünf Tagemärsche von der Burg der Sklavenjäger entfernt sei, daß aber dazwischen ein völlig unbewohntes Land liege. Und man hatte schon so lange gehungert! Kapitän Nelson, einer der weißen Offiziere Stanleys, litt an Geschwüren und 52 Neger waren invalid, zu Skeletten abgemagert.

Da wurde beschlossen, daß die Kranken unter Befehl Nelsons in einem Lager am Flusse bleiben, die Gesunden aber Kilonga Longa zu erreichen suchen sollten, um dann den Geschwächten Nahrungsmittel zu bringen.

„Man hätte," schreibt Stanley über das Lager Nelsons, „keinen düstereren Ort auswählen können, als diese Terrasse. Rundherum von Felsen umschlossen, war sie von den dunkeln, vom Flußrande bis zur Höhe von etwa 185 m aufsteigenden Waldungen eingeengt und von dem unaufhörlichen Tosen umgeben, welches der kochende wirbelnde Strom und die beiden sich gegenseitig an Getöse überbietenden Wasserfälle verursachten. Die Phantasie schaudert bei dem Gedanken an die hilflose Lage der Verkrüppelten, die verdammt waren, mitzuhalten zu sein, jeden Augenblick das schreckliche Geräusche erzürnten, in unverständlicher Wuth dahinstürmenden Gewässer und den eintönigen, anhaltenden Donner der fallenden Wassermassen zu hören, die springenden, rollenden und im ewigen Kampfe um die Herrschaft sich überschlagenden Wellen zu beobachten, wie sie von der unaufhörlichen Kraft der dahinschießenden Strömung in weit auseinandergerissene weiße Schaumfetzen zerfetzt wurden, und auf die dunklen unbarmherzigen Wälder hinabzublicken, welche sich flußaufwärts und rundherum ausdehnen und beständig in ihrem langweiligen Grün dastehen und über vergangene Zeiten, Jahrhunderte und Generationen trauern. Man denke sich dann die Nacht mit ihrer greifbaren Finsterniß, dem tiefschwarzen Schatten der bewaldeten Hügel, dem ewigen wüthenden Getöse, dem unaufhörlichen Aufruhr der Kataraki, den unbestimmten Gestalten, welche Nervosität und Furcht schaffen, dem Elend, welches die Einsamkeit und die beraushleichende Besorgniß vor dem Verlassenwerden hervorruft, und man wird sich die wahre Lage dieser armen Leute vergegenwärtigen können."

Und nicht besser war es mit denjenigen bestellt, welche nach Kilonga Longa am 7. Oktober um 6½ Uhr morgens im Leichenträgerschritt aufgebrochen waren. „Als ich die armen Burschen betrachtete," erzählt Stanley, „wie sie ermattet sich weiter schleppten, schien es mir nur einiger Stunden zu bedürfen, um ihr Schicksal zu besiegeln. Noch einen, vielleicht zwei Tage, dann würde das Leben entschwinden. Wie sie mit den Augen das wilde Dickicht nach den rothen Beeren des Phrynium, den hochrothen länglichen herben Früchten des Anomum durchsuchten! Wie sie sich auf die faden Bohnen des Waldes stürzten und nach seinen Schätzen von Schwämmen stierten! Kurz, in dieser schweren Noth, in welcher wir uns befanden, wurde nichts zurückgewiesen, außer Blättern und Holz."

Freudenlage waren es, wenn die Fouragiere hier oder dort verlassene Hütten entdeckten und in ihnen etwas Vorrath gefunden wurde. Ein paar Bananen oder Tassen Mais für den Mann — das bedeutete den Aufschub des Todes. Zu Kilonga Longa waren einige Boten vorausgesandt worden; jetzt mußte auch das Boot zurückgelassen werden unter Oxhut Uledis, des kühnen Steuermanns Stanleys auf dessen Kongofahrt durch den dunklen Welttheil. Langsam rückte Stanley vorwärts, der Weg durch das Dickicht führte jetzt bergan und die Ermatteten mußten mit klopfendem Herzen steile Hänge ersteigen, sich fortwährend Bahn hauend. „O, es war ein trauriger, ein mannsprechlich trauriger Anblick, so viele Männer blindlings durch den endlosen Wald sich arbeiten zu sehen, einem Weißen folgend, dessen Ziel niemand kannte und von dem die meisten glaubten, daß er es selbst nicht wüßte. Sie befanden sich schon jetzt in einer wirklichen Hölle des Hungers. Auch kein armer Esel, den ich aus Sansibar mitgebracht hatte, zeigte Symptome, daß es mit ihm zu Ende gehe. Seit dem 26. Juni jeden Tag Arum und Amomum waren keine passende Nahrung für einen zierlichen Esel aus Sansibar, und ich erschoß ihn deshalb, um seinem Elend ein Ende zu machen. Das Fleisch wurde so sorgfältig getheilt, als wenn es das kostbarste Wildpret gewesen wäre, da die wilde, halbverhungerte Menge der Disciplin zu trotzen drohte. Als das Fleisch in unparteiischer Weise vertheilt worden war, entstand eine Prügelei wegen des Fells. Die Knochen wurden ergriffen und zerschlagen, die Hufe stundenlang gekocht, und von meinem treuen Thier blieb nichts übrig als das vergossene Blut und die Haare; eine Schar Hyänen hätten nicht gründlicher mit demselben aufräumen können."

Die fünf Tagemärsche waren längst vorüber und von den Manjema keine Spur zu sehen. Endlich am 16. Oktober brachen die Pioniere durch ein Dickicht von Amomum und stießen auf eine Straße. Und siehe da, an jedem Baum war das besondere Zeichen der Manjema, eine Entdeckung, welche von der Spitze der Kolonne bis zum letzten Mann der Nachhut von allen wiederholt und mit frohlockendem Jubel aufgenommen wurde. Noch eine Nacht im Walde, dann begegnete man den Bewohnern der Niederlassung, und zwischen schönstehenden Feldern mit Mais, Reis, süßen Kartoffeln und Bohnen suchten die Hungernden in Kilonga Longas Lager Zyoto ein.

Anfangs wurde die Karawane Stanleys freundlich empfangen. „Nur uns selbst," schreibt er, „erhielten wir drei Ziegen und zwölf Körbe Mais, bei deren Vertheilung jeder Mann sechs Kolben erhielt. Sie deuten uns zu zwei Mahlzeiten, nach denen viele wie ich sich neu belebt und erfrischt gefühlt haben müssen. In den ersten Tagen unseres Aufenthalts in Zyoto litten wir beträchtlich an Mattigkeit. Die Natur giebt uns entweder Hunger und nichts zu essen oder bereitet uns ein Fest und beraubt uns jeglichen Appetits. An diesen zwei Tagen hatten wir reichlich Reis und Pilau sowie geschmortes Ziegenfleisch gegessen und in sogedessen begannen wir an allerlei Beschwerden zu leiden. Die Kauwerzeuge hatten ihre Funktion vergessen, die Verdauungsorgane wollten die Leckerbissen nicht annehmen und schienen in Unordnung zu sein."

Die Freundlichkeit der Manjema wurde jedoch abgekühlt, als sie bemerkten, daß Stanley nicht die von ihnen gewünschten Stoffe und Perlen besaß, da diese zum Theil im Lager bei Kapitän Nelson zurückgeblieben, zum Theil auf dem Marsche verloren gegangen waren. Sie verkannten die Lebensmittel immer theurer,

* Die Manjema bewohnen das Land östlich von Nyangwe am oberen Kongo oder dem Lualaba. Von den Arabern unterworfen, leiden sie jetzt die Bedrückungen derselben bei der Verwüstung anderer Gebiete in Innerafrika.

und die ausgehungerten Sansibaris trennten sich zunächst von ihrem persönlichen Besitz, von ihren Hemden, Turbanen, Ueberkleidern, Westen, Messern und Gürteln; dann opferten sie für ein paar Maiskolben ihre Munitionstaschen, Ladestöcke, Haumesser und endlich die Remingtongewehre. „Wir waren also," ruft Stanley aus, „nachdem wir den schrecklichen Leiden des Hungertodes und dem Schaden, den die vielen wilden Stämme uns hätten zufügen können, entgangen waren, in drohender Gefahr, die Sklaven der arabischen Sklaven zu werden."

Um das Schlimmste zu verhüten, griff Stanley zu abschreckenden Mitteln; ein Sansibarite, der überführt worden war, daß er ein Gewehr entwendet und verkauft hatte, wurde aufgeknüpft. Diese Maßregel stellte die Disciplin wieder her, und die Entschlossenheit machte auch auf die Manjema den gewünschten Eindruck. Aber erst am 26. Oktober konnte der Offizier Mountenay Jephson mit 40 Sansibaris und 30 Manjemasklaven, die genügende Lebensmittel trugen, den Marsch zum Entsatz Nelsons antreten. Auf bereits gebahntem Wege, der von Leichen und Gerippen der verhungerten Karawanenmitglieder bezeichnet war, ging er rasch zurück.

Die Station Lilonga Longas.

„Sobald es am 29. Oktober Tag wurde," heißt es in seinem Berichte an Stanley, „brach ich auf, da ich entschlossen war, Nelson an diesem Tage zu erreichen und die Frage zu entscheiden, ob er noch am Leben sei. In Begleitung von nur einem Mann befand ich mich bald meinen übrigen Leuten weit voraus. Als ich mich dem Lager Nelsons näherte, überkam mich eine fieberhafte Ungeduld, sein Schicksal zu erfahren, und ich drang rasch vor, durch Fluß und Bach, über Aier und Sumpf, über welche sich unsere verhungernden Leute mit den Abtheilungen des Bootes langsam und mühsam weiter gearbeitet hatten.

Als ich von dem Hügel in Nelsons Lager hinabkam, hörte ich keinen weiteren Laut als das Aechzen zweier Sterbenden in einer nahen Hütte; der ganze Platz hatte das Aussehen des Verlassenseins und der Trauer. Ich ging leise um das Zelt herum und fand Nelson dort sitzen; wir schüttelten uns die Hand, dann wandte der arme Bursche sich ab und seufzte und murmelte etwas über seine sehr große Schwäche. Das Aussehen Nelsons hatte sich sehr verändert; er sah matt und hager aus und hatte tiefe Ringe um die Augen und Linien am Mund. Er erzählte mir von seiner Sorge, als ein Tag nach dem andern verstrich und keine Hilfe kam; endlich war er zu der Ueberzeugung gekommen, daß ihm etwas passirt sei und wir gezwungen gewesen seien, ihn zu verlassen. Er hatte hauptsächlich von Früchten und Schwämmen gelebt, die seine beiden Jungen ihm täglich brachten. Von den 56 Mann, die Sie bei ihm gelassen haben, waren nur 5 übrig, und von diesen lagen 2 im Sterben. Alle übrigen waren desertirt oder umgekommen."

Bonny (einer der weißen Offiziere Stanleys) brachte die Geretteten in die Niederlassung der Manjema nach Zswiu, wo Kapitän Nelson sich allmählich erholte, so daß er später allmählich weiteren Strapazen des Zuges theilen konnte.

Nachdem Stanley die Kranken unter Ohlui Dr. Parke und das Boot bei Kilonga Longa zurückgelassen hatte, trat er mit der geschmälerten Mannschaft den Weitermarsch an. Er gelangte jetzt in das Land der Balesse, das sich durch eine eigenthümliche Bauart der Dörfer auszeichnet. Auf den ersten Anblick scheinen diese Dörfer ein langes mit schrägem Dach versehenes Gebäude zu sein, welches genau dem First des Daches entlang in der Mitte durchgeschnitten ist, und es sieht aus, als ob beide Hälften des Hauses 6 bis 9 Meter zurückgeschoben und dann an den inneren Seiten mit Brettern bekleidet und mit niedrigen Thüren versehen worden seien, welche die Eingänge in die verschiedenen Gemächer bilden. Der Marsch durch den Wald des Balesse bot neue Schwierigkeiten. Die nachfolgende Schilderung möge uns darüber belehren:

Rettung des Kapitäns Nelson und der Ueberlebenden im Hungerlager.

„Eine weitere Eigenthümlichkeit des Balesselandes ist der Zustand seiner Waldlichtungen, die zum Theil sehr ausgedehnt sind, einen Durchmesser bis zu 2½ km haben und sämmtlich überall mit den Ueberresten, Trümmern und Stämmen des Urwaldes bedeckt sind. In der That läßt sich eine Lichtung der Balesse mit nichts besser vergleichen, als mit einem das Hauptdorf umgebenden mächtigen Verhau, über welchen der Reisende sich einen Weg zu suchen

hat. Tritt man aus dem Schatten des Waldes heraus, so
rührt der Pfad anfänglich vielleicht 30 Meter dem Stamme eines
großen Baumes entlang, wendet sich dann im rechten Winkel
einen Meter längs eines starken Astes
und führt darauf einige Schritte über
den Erdboden, bis man vor einem
gefällten dicken Baume von 1 Meter
Durchmesser steht, über den man hin-
wegklettern muß, um sich im nächsten
Augenblicke dem ausgedehnten Geäst
eines weiteren Baumriesen gegenüber
zu finden, durch welches man kriechen,
gleiten und sich winden muß, um festen
Fuß auf einem Zweige zu bekommen.
Aus dem Geäst gelangt man auf den
Stamm, worauf man eine halbe Wen-
dung nach rechts macht, dem an Stärke
zunehmenden Baum entlang geht, bis
man einen auf und über den ersten
hinweg gefallenen Stamm zu erklettern
hat, dem man nach einer halben Wen-
dung nach links aufwärts folgt, bis
man die Höhe von 6 Metern über dem
Erdboden erreicht hat. Zwischen dem
Geäste in dieser Höhe muß man vor-
sichtig, kaltblütig, überlegt und nerven-
stark sein. Unter mißlichem, gefähr-
lichem Balanciren setzt man den Fuß
auf einen Zweig und steigt dann vor-
sichtig von der steilen Höhe herab, bis
man etwa 2 Meter vom Erdboden ist,
von wo man wieder auf einen andern
allmählich dünner werdenden Ast springt,
um ihn bis zur Höhe von 6 Metern
zu verfolgen. Darauf geht es wieder über einen Baumriesen, dann
nach dem Erdboden hinab und auf diese Weise stundenlang weiter
in der heißen brennenden Sonne und der dumpfen, dunstgefüllten Atmosphäre der Lichtung, bis der Schweiß in Strömen aus den Poren fließt. Dreimal bin ich bei diesen schrecklichen gymnastischen Uebungen nur mit genauer Noth dem Tode entgangen. Ein Mann blieb nach dem Falle auf der Stelle todt, mehrere andere erhielten fürchterliche Verletzungen. Und doch ist der Uebergang über den Verhau für den fast nackten Fuß nicht so gefährlich wie für den Stiefel, namentlich am frühen Morgen, wenn der Thau noch nicht getrocknet ist, und nach einem Regenguß oder wenn die Vorhut die Stämme mit schmierigem Thon beschmutzt hat. Ich bin innerhalb einer Stunde sechsmal gefallen. — Das Dorf steht im Mittelpunkt der Lichtung. Wir haben uns oft, wenn wir zu der Zeit, um welche wir das Lager aufzuschlagen pflegten an einer Lichtung einkamen, deßhalb wünscht, dann aber oft noch anderthalb Stunden gebraucht, um das Dorf zu erreichen. Es ist ein selbstsamer Anblick, eine mit schweren Lasten beladene Karawane über dieses Wrack eines Waldes, über die mit Stämmen bedeckte Lichtung und die Flüsse, Moräste, Wasserzüge und Gräben schreiten zu sehen, die oft 6 bis 7 Meter unter einem zu passirenden dünnen, nur 15 Centimeter starken, gleichsam eine Brücke bildenden glatten Baum liegen, von dem die Rinde herabgefallen ist. Einige Leute stürzen, andere taumeln, einer oder zwei sind bereits gefallen, einige befinden sich in der Höhe von 6 Metern, andere kriechen auf dem Erdboden unter den Bäumen hindurch; viele dringen durch ein Gewirr von Aesten, dreißig Mann oder mehr stehen auf einem einzigen geraden, dünnen Stamm, etliche sind wie Schildwachen auf einen Zweig postirt und wissen nicht, wohin sie sich wenden sollen. Alles das wird aber noch viel beschwerlicher und viel gefährlicher, wenn aus hundert Richtungen die todbringenden Pfeile der im Hinterhalt verborgenen Eingeborenen herumfliegen, die, Gott sei Dank, nicht sehr zahlreich waren. Wir waren so vorsichtig, daß dies nicht oft vorkam, obwohl wir selten eine dieser schrecklichen Lichtungen haben verlassen können, ohne daß diesem oder jenem der Fuß durch ein spitzes Holzstück verletzt oder der eine oder andere gelähmt worden war."

Gefangener Zwerg.

Die Zwerge im Vergleich zu Casalis Diener Giolli.
Nach einer am Albertsee aufgenommenen Photographie.

In dem Distrikt Ibwiri erreichte die Karawane zunächst die Grenze der Verwüstungen der Manjema und fand reichliche Lebensmittel. Gestärkt trat sie den Weitermarsch an und stand bald dar auf auf der Spitze eines Berges, von dem sie über das grüne Dach des grausamen Waldes nach dem Grasstande, den gesegneten Weiden von Aequatoria, hinüber blickte. Frohen Muthes stiegen alle von dem Berge Pisgah ins Thal, in einigen Tagen mußte ihre bittere Noth ein Ende erreichen, und wahrlich, am 5. December stießen sie auf ein Dorf mit runden Hütten, deren spitze Dächer

mit Gras bedeckt waren. Dieser Anblick versetzte alle in ungestüme Freude, und ein Bursche aus dem Zuge stürmte vorwärts und küßte das dürre Gras. Dann zerstreuten sich einige Leute, und einige kehrten mit frischen grünen Grasbüscheln zurück und wanden von den im Lager Zurückgebliebenen mit derselben Freude begrüßt wie die Taube mit dem Oelzweige vom Vater Noah und seiner Familie!

Am 13. Dezember endlich erreichte die Karawane den Rand eines Hochplateaus, zu dessen Füßen sich das ersehnte Ziel ihrer Reise, der Albertsee, ausbreitete. Aber eine Enttäuschung ward ihr zu Theil — Emin Pascha, der zu Befreiende, war nicht da! Stanley entschloß sich, da er den weiteren Landmarsch nach Wadelai mit seiner erschöpften Mannschaft nicht wagte, das Boot aber bei Kilonga Longa zurückgelassen hatte, zu dessen Station zurückzukehren und sein Fahrzeug herbeizuholen. Für alle Fälle wurde unterwegs in dem fruchtbaren Bezirke Ibwiri das Fort Bodo, das „Friedensfort", angelegt. Dann ging es abermals vorwärts nach dem Albertsee, und hier erfolgte endlich — am 29. April 1888 — das erste Zusammentreffen mit Emin.

Stanley hatte nun dem „Gerechten" drei Vorschläge zu unterbreiten, die sich in der Kürze dahin zusammenfassen lassen: 1) Emin und seine Truppen verlassen mit Stanley die von Aegypten aufgegebene Provinz, ziehen hinab nach Sansibar und kehren von da nach Kairo zurück; wollen sie aber in der Aequatorprovinz bleiben, so mögen sie dies auf ihre eigene Verantwortung thun. 2) Emin übergiebt seine Provinz an den Kongostaat und tritt selbst in dessen Dienste. 3) Emin Pascha macht mit seinen Soldaten Eroberungen für die britisch-afrikanische Gesellschaft.

Zur unangenehmen Ueberraschung Stanleys ging aber Emin auf keinen dieser Vorschläge ein, sondern berief sich einfach auf die Entscheidung seiner Leute, deren Schicksal er auch ferner zu theilen gesonnen sei. So ging denn der schon genannte Monnteney Jephson mit Emin nach diesem Provinz ab, um dort diese Entscheidung einzuholen. —

Die in Jambuja zurückgelassene Nachhut Stanleys war inzwischen nicht eingetroffen, und Stanley entschloß sich, noch einmal den Weg durch den Wald nach Jambuja zurückzulegen, um die Hauptvorräthe zu holen.

Auf dem bereits gebahnten Wege drang er rasch bis Banalja, wenige Tagemärsche oberhalb Jambuja, vor, wo er die Trümmer der Nachhut fand und erfuhr, daß Major Bartelot von einem Stlaven Tippu-Tibs erschossen worden war. Er ordnete die Nachhut frisch und brach zum dritten Male nach dem Albertsee auf.

In den von den Stlavenjägern ausgeplünderten Distrikten trat noch einmal das furchtbare Gespenst der Hungersnoth an die vielgeprüfte Expedition heran. Das geschah im Dezember 1888 in der Nähe des Zusammenflusses des Ihuru und des Dui.

In den Bananenpflanzungen von Ngwesha ließ Stanley jeden Mann genügenden Mundvorrath mitnehmen, um damit Fort Bodo zu erreichen, bei welchem von der Expedition Felder bestellt worden waren. Alles lief verhältnißmäßig gut ab. Man bestand Kämpfe mit den Eingeborenen, schlug sie aber immer zurück; auch einige Zwerge wurden gefangengenommen und sagten unter anderem aus, daß man in einigen Tagen eine herrliche Bananenpflanzung erreichen werde. Stanley ahnte nicht, wie verhängnißvoll die Aussage der Zwerge für ihn werden sollte. Er erfuhr es erst am 8. Dezember. Bald nachdem das Zelt des Hauptquartiers aufgeschlagen und das aus blattreichen Pflanzen bestehende Unterholz etwas ausgerodet war, beobachtete Stanley einen jungen Burschen, welcher wankte. Er ging zu ihm und fragte ihn nach der Ursache, worauf er zu seiner Ueberraschung erfuhr, daß Schwäche infolge Mangels an Lebensmitteln der Grund seines schwankenden Ganges sei. „Habt Ihr denn Eure ganzen fünftagigen Rationen schon aufgegessen?"

Nein, er hatte sie fortgeworfen, weil die gefangenen Zwerge gesagt hatten, daß sie in einem Tage eine Pflanzung erreichen würden, die wegen ihrer Bananen, der „größten in der Welt", berühmt sei.

Nachforschungen im Lager ergaben, daß mindestens 150 Leute dasselbe gethan hatten und nun nichts mehr besaßen. Man war wieder in einem Hungerlager. Ngwesho war nur $19\frac{1}{2}$ Marschstunden entfernt. Am 9. Dezember morgens brachen darum etwa 200 Mann nach den Bananenpflanzungen auf, nachdem sie für die 130 Personen im Lager etwa 200 Pfund Mehl zurückgelassen hatten.

Tage vergingen und die Forageirer kehrten nicht zurück.

Die Leute sahen jämmerlich aus. Stanley öffnete die Kiste mit europäischem Proviant und vertheilte Butter und sonderbare Milch zur Verbesserung der Mehlsuppe, je einen Topf Butter und Milch für 130 Personen, die sich nach dieser Mahlzeit im Walde zerstreuten, um Beeren und Pilze zu suchen. Einige verirrten sich und wurden vermißt, andere starben im Lager.

„Nachts auf meinem Lager," schreibt Stanley, „beunruhigte mich der Gedanke an die Abwesenden; aber wie unangenehm die Oede, daß ein schreckliches Unglück — sie konnten sich im Walde verirrt haben und vor Hunger zusammengebrochen sein, ehe sie die Bananenpflanzung erreicht hatten — sich ereignet habe, und sein mochte, ich konnte nicht umhin, auch die dunkelsten Aussichten zu berücksichtigen und das Schlimmste zu erwarten, um womöglich die Ueberbleibsel der Expedition zu retten, damit die Nachricht an den Pascha und durch ihn eines Tages an die Civilisation gelange. Ich malte mir aus, daß die ganze Mannschaft in diesem Lager umgekommen sei, wie der Pascha einen Monat und dann andern sich wunderte, was aus uns geworden sei, wie wir in diesem unbekannten Winkel des großen Waldes verwundeten und verwesten, jedes Zeichen an den Bäumen verwuchs und jede Spur von uns innerhalb eines Jahres verwischt sein würde, so daß unser Begräbnißplatz auf ewige Zeiten unbekannt bleiben würde. In der That schien es mir, als ob wir gerade solchem Schicksale stetig entgegengetrieben würden. Da waren ungefähr 200 Mann, welche ohne Lebensmittel 55 km weit gingen, um solche zu suchen. Nicht 150 von ihnen würden den Ort erreichen, die übrigen würden sich wie die Madi* auf den Boden werfen, um zu warten und von den andern zu betteln, falls diese etwa zurückkehren sollten. Und wenn den 50 Tapferen ein Unglück zustieß, wie dann? Einige werden einzeln von den Zwergen niedergeschossen, die übrigen im ganzen von den größeren Eingeborenen angegriffen. Die Leute haben keinen Führer, sie zerstreuen sich, verlieren den Kopf, verirren sich und werden einer nach dem andern von den Speeren der Wilden niedergemacht. Während wir warten und ewig warten auf Leute, die nicht wiederkehren können, flechten die meinigen erst zu zweien, sechsen, zehnen, zwanzigen, bis alles vorüber ist, wie ein erlöschendes Licht. Nein, es muß irgend etwas geschehen. — —

„Bonnin (der oben genannte Offizier Stanleys) erbot sich, mit 10 Mann im Lager bei den Vorräthen zu bleiben, wenn ich ihm und die Leute Lebensmittel für zehn Tage, die Zeit, welche wir fort zu sein beabsichtigten, zurücklassen würde. Das Material, um eine dünne Brühe für eine so kleine Zahl auf zehn Tage zu bereiten, war nicht schwer zu finden. Wir maßen eine halbe Tasse voll Maismehl pro Kopf für 13 Mann und zehn Tage und zählten 4 Milchbiskuits pro Mann und Tag ab; außerdem ließen wir ihnen noch einige Büchsen mit Butter und sonderbarer Milch zur Verbesserung der Mehlsuppe zurück. Für diejenigen, welche nicht gewillt oder nicht imstande waren, uns zu den Bananen zu folgen, vermochten wir nichts zu thun. Was eine kleine Besatzung von 13 Mann viele Tage unterhalten konnte, würde das Leben von 50 Leuten nicht retten, die schon so schwach waren, daß nur eine große Menge des leicht verdaulichen Bananenmehls sie möglicherweise noch erhalten konnte.

„Am Morgen des 15. Dezember musterten wir alles, was im Lager noch am Leben war. Der Manjema-Aufseher Sedi meldete, daß von seinen Leuten 14 nicht imstande seien, sich zu bewegen; Kibyobora berichtete, daß von seiner Abtheilung nur sein kranker Bruder nicht gehen könne, und bei Frudi war nur sein Weib und ein kleiner Knabe zu schwach für den Marsch. Die Expedition mußte 43 Personen zurücklassen, die der Aufklärung nahe waren, wenn nicht innerhalb 24 Stunden Lebensmittel herbeigeschafft wurden. Einen hoffnungsvollen Ton anschlagend obwohl das Herz mir fast brach, sagte ich ihnen, sie sollten guten Muthes sein, ich würde die Abwesenden aufsuchen, die sich vermuthlich vollspeisten. Höchst wahrscheinlich würde ich ihnen unterwegs begegnen, in welchem Falle sie den ganzen Weg zum Lager zurück springen sollten. „Betet inzwischen für meinen Erfolg. Gott allein kann euch jetzt helfen!"

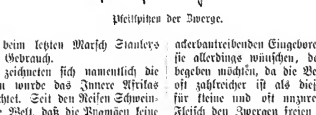
* Eingeborene aus der Aequatorialprovinz, die Emin Stanley als Träger mitgegeben hatte.

Noch eine furchtbare Nacht im Walde; dann stieß man am 16. Dezember auf die heimkehrenden mit großem Haufen grüner Früchte beladenen Fouragierer, und nachdem der erste Hunger gestillt worden war, eilte man zurück in das Hungerlager, wo die Erschöpften willkommen geheißen worden, wie mir Sterbende die Hand willkommen heißen können, welche sie retten will.

Es war im Januar 1889, als Stanley zum dritten Male am Albertsee eintraf; aber Emins Schicksal hatte sich inzwischen ganz anders entfaltet, als man noch vor 8 Monaten hatte annehmen können. Die Aegypter hatten gemeutert, Emin und Jephson verhaftet, und obwohl der Einbruch der Mahdisten den Gefangenen die Freiheit wiederbrachte, so hatte doch Emin über keine Provinz und keine Truppen mehr zu verfügen. Nunmehr blieb nichts anderes mehr übrig als der Rückzug nach Saufibar. Emin war „gerettet", aber von den wichtigen, vielleicht wichtigsten Nebenzwecken der Stanleyschen Unternehmung war keiner erreicht.

* * *

Wenn die Bewohner des offenen Landes, der Grasebene, sich nur bei der ersten Begegnung den Fremden feindlich gegenüberstellen und dann, von der furchtbaren Wirkung der Feuerwaffen belehrt, sich vor den Mächtigeren beugten, verhielten sich die Stämme des Waldes ganz anders. Bei den wiederholten Zügen der Karawane durch die Waldwildnisse hatten sie bald in Erfahrung gebracht, daß sie, da ihnen die Wildniß genau bekannt war, vor den Fremden im Vortheil seien. Sie konnten ihre vergifteten Pfeile aus dem Versteck abschießen, sie konnten einzeln Dahinziehende überrumpeln und niedermachen und machten von dieser Kriegslist gerade beim letzten Marsch Stanleys durch den Wald den ausgiebigsten Gebrauch.



Pfeilspitzen der Zwerge.

Zu hinterlistigen Ueberfällen zeichneten sich namentlich die Zwerge aus. Seit uralten Zeiten wurde das Innere Afrikas als die Heimath der Zwerge betrachtet. Seit den Reisen Schweinfurths im Monbuttulande weiß die Welt, daß die Pygmäen keine Sagengestalten sind. Schweinfurth hat den Zwergstamm der Akka entdeckt, die vermuthlich entfernte Verwandte der Buschmänner in Südafrika sind. Zwergstämme sind auch in Westafrika im Aschantilande, in dem Kongobecken als Waldnomaden gefunden worden, und man nimmt an, daß sie den Rest einer Urbevölkerung Afrikas bilden. Ihre Lebensweise ist überall die gleiche. Sie leben von der Jagd, benutzen vergiftete Pfeile, nomadisiren im Walde. Auch die Zwergstämme, denen Stanley begegnete, zeigen dieselben Charakterzüge, wie dies die nachfolgenden Stellen aus den Schilderungen Stanleys darthun:

„Zerstreut unter den Balesse zwischen Ityoto und dem Berge Biegah im Lande zwischen den Flüssen Ngaiju und Ituri, einer Region, welche etwa zwei Drittel so groß ist wie Schottland, leben die Wambutti, die auch Batua, Atka und Basungu genannt werden. Diese Leute sind Nomaden von weniger als normaler Größe, Zwerge oder Pygmäen, leben in dem ungelichteten Urwalde und ernähren sich von Wild, das sie sehr geschickt zu fangen verstehen. Ihre Größe ist verschieden, von 90 cm bis 1,4 m. Ein ausgewachsener männlicher Zwerg wiegt 40 kg. Sie schlagen ihre Dorflager in der Entfernung von 3—5 km im Umkreise um einen Stamm der ackerbautreibenden Eingeborenen auf, von denen die meisten schöne kräftige Leute sind. Um eine große Lichtung haben sich vielleicht 8, 10 oder 12 getrennte Gemeinden dieser kleinen Leute niedergelassen, die insgesammt 2000—2500 Seelen zählen mögen. Mit ihren Waffen, kleinen Bogen und Pfeilen, deren Spitzen dick mit Gift beschmiert sind, und Speeren, jodien sie Elefanten, Büffel und Antilopen; außerdem graben sie Gruben und bedecken sie in geschickter Weise mit leichten Stoden und Blättern, worauf sie Erde streuen, um die unten drohende Gefahr den ahnungslosen Thieren zu verbergen. Sie stellen schuppenartige Bauwerke her, deren Dach an einer Ranke hängt, und breiten Nüsse oder reife Bananen darunter aus, um die Schimpansen, Paviane und sonstige Affen hineinzulocken, worauf bei der geringsten Bewegung die Falle zufällt und die Thiere gefangen sind. Längs der Fährten der Zibethkatzen, Banditisse, Ichneumone und kleiner Raubthiere stellen sie Bogeneallen auf, welche dieselben beim eitigen Durchschlüpfen festhalten und erdrosseln. Außer dem Fleisch des gefchlachteten Wildes benutzen sie die Haut, um Schilde herzustellen, den Pelz und das Elfenbein; ferner fangen sie Vögel der Federn wegen, sammeln Honig im Walde, bereiten Gift und verkaufen alles an die größern Eingeborenen für Bananen, süße Kartoffeln, Tabak, Speere, Messer und Pfeile. Der Wald würde bald von Wild entblößt sein, wenn die Zwerge sich nicht auf wenige Quadratmeilen um die Lichtungen beschränkten; sobald das Wild spärlich wird, sind sie daher gezwungen, nach andern Niederlassungen weiterzuziehen.

„Sie leisten übrigens den ackerbautreibenden größer gewachsenen Klassen der Eingeborenen noch weitere Dienste. Sie sind vorzügliche Kundschafter und ermöglichen durch ihre bessere Kenntniß in den Wirrsalen des Waldes, rasch Nachrichten von dem Herannahen von Fremden zu erhalten und ihren angesessenen Freunden Mittheilung davon zu machen. Sie sind alle gewissermaßen freiwillige Posten, welche die Lichtungen und Ansiedelungen bewachen. Jeder Pfad, gleichviel nach welcher Richtung er geht, führt durch ihr Lager; ihre Dörfer beherrschen jeden Kreuzweg. Gegen fremde Eingeborene, welche angriffslustig sind, würden sie sich mit ihren größern Nachbarn vereinigen, und sie sind als Feinde keineswegs zu verachten. Wenn Pfeil dem Pfeil, Gift dem Gift und Verschlagenheit der Verschlagenheit gegenübersteht, dann wird vermuthlich diejenige Partei gewinnen, der die Zwerge beistehen. Ihre kleine Gestalt, bessere Waldmannskunst und größere Behendigkeit würden sie zu sehr starken Gegnern machen, und das sehen die ackerbautreibenden Eingeborenen sehr gut ein. Manchmal dürften sie allerdings wünschen, daß die kleinen Leute sich sonstwohin begeben möchten, da die Bevölkerung der nomadischen Gemeinden oft zahlreicher ist als diejenige der Niederlassung und letztere für kleine und oft unzureichende Gegengaben an Pelzen und Fleisch den Zwergen freien Zutritt zu ihren Bananenhainen und Gärten lassen muß. Mit einem Wort, keine Nation der Welt ist frei von menschlichen Schmarotzern; die Stämme des centralafrikanischen Waldes haben viel von diesen kleinen wilden Leuten zu ertragen, welche sich an die Lichtungen heften und ihren Nachbarn schmeicheln, wenn sie gut genährt werden, sie aber sonst durch ihre Expressungen und Räubereien bedrücken.

„Die Zwerge stellen ihre Wohnungen, niedrige Bauwerke in Gestalt eines der Länge nach durchschnittenen eiförmigen Körpers mit einer Thür von 60 bis 90 cm Höhe an jedem Ende, roh in einem Kreise auf, dessen Mittelpunkt sie für die Residenz des Häuptlings und seiner Familie, sowie als gemeinsamer freier Platz reservirt ist. Etwa 100 m vor dem Lager befindet sich auf jedem Pfade ein Schilderhaus, das gerade groß genug für zwei der kleinen Leute ist und auf den Weg hinausblickt.

„Es giebt unter diesen Zwergen zwei Nationen, die sich an Hautfarbe, Form des Kopfes und charakteristischen Gesichtszügen durchaus unähnlich sind. Ob die Batua die eine und die Wambutti die andere Nation bilden, wissen wir nicht, jedoch unterscheiden sie sich ebensosehr voneinander wie der Türke von dem Skandinavier. Die Batua haben längliche Köpfe, lange, schmale Gesichter und röthliche kleine, nahe zusammenstehende Augen, die ihnen einen mürrischen, ängstlichen und zänkischen Blick geben. Die Wambutti haben ein rundes Gesicht, gazellenartige, weit voneinander entfernte Augen, hohe Stirn, die ihnen den Ausdruck unverhüllter Offenheit giebt, und sind von dunkelgelber Elfenbeinfarbe. Die Wambutti bewohnen die südliche, die Batua die nördliche Hälfte des geschilderten Distrikts und dehnen sich auf beiden Ufern des Semliki und östlich vom Ituri, südöstlich bis zu den Waldern von Awamba aus.

„Das Leben in den Waldddörfern ähnelt demjenigen der ackerbautreibenden Klassen. Die Weiber verrichten alle Arbeit, indem sie Brennholz und Lebensmittel sammeln, kochen und den Transport der Güter der Gemeinde übernehmen, die Männer jagen und kämpfen, rauchen und besorgen die Politik des Stammes. Einiges

Wild ist stets im Lager, außerdem auch Pelze, Federn und Häute. Sie fertigen Fischnetze und Fallen für kleineres Wild an. Die Knaben müssen sich stets mit Bogen und Pfeil üben, da wir niemals eins der Zwergendörfer passiert haben, ohne mehrere ganz kleine Bogen und Pfeile mit abgestumpften Spitzen zu sehen; auch scheinen sie reichlichen Gebrauch von den Aexten zu machen, da die Bäume ringsumher viele Zeichen tragen, die nur von dem Probieren der Aexte herrühren konnten. Ferner fanden wir in jedem Lager einen Baum mit Einschnitten von mehreren Zoll Tiefe, sowie etwa 450 m von dem Lager eine Anzahl rautenförmiger Einschnitte auf der einer über den Weg liegenden Wurzel eines Baumflammes, die uns jedesmal anzeigten, daß wir uns einem Dorfe der Wambutti-Zwerge näherten."

* * *

Das sind nur einige Proben aus der Fülle der eigenartigsten Erscheinungen, welche uns Stanleys Werk aus dem centralafrikanischen Wald am Aruwimi mitbringt. Nicht minder merkwürdig sind die Abschnitte, die uns mit den Völkern des Graslandes bekannt machen und in denen das schneebedeckte Mondgebirge, Ruwenzori, der „Wolkenkönig", geschildert werden. Der Naturforscher und der Geograph werden das neueste Werk Stanleys mit demjenigen Interesse verfolgen, wie sein berühmtes Buch in dunklen Welttheil". Die große Masse der Leser werden die zahlreichen Abenteuer, die Kämpfe und Gefahren fesseln, und die Kolonialpolitiker wird vieles über das Verhältniß Stanleys zu Emin daraus erfahren. Leider ist diese Seite des Buches, und für sich in unseren Tagen die spannendste und wichtigste, keineswegs eine Glanzseite desselben; denn wir erfahren darnach, daß, ganz abgesehen von den verschiedenen politischen Differenzen, persönliche Gegensätze die beiden hervorragenden Männer in solchen Zwiespalt versetzt haben, so daß der Gerettete zuletzt bedauerte, daß dem Retter angeschlossen zu haben, und sogar bei den Missionären am Victoriasee zurückbleiben wollte!

Stanley hofft selbst, daß alles, was in seinem Werke vorkommt, Emin Pascha berichtet ist, „dem hohen Begriffe von unserem Charakter nicht den geringsten Abbruch thun werde. Es ist aber unmöglich, zu verkennen, daß die Haltung seines Buches mit diesem Ausspruch schwer in Einklang zu bringen und eher geeignet ist, Emins Größe in den Augen Europas zu verdunkeln. Uns Deutschen ist diese Haltung nur ein Grund mehr, an der Bewunderung für unseren großen Landsmann standhaft festzuhalten, bis er selbst einst auftreten wird, um wie einst seine Provinz gegen seine Feinde so seinen Namen gegen die Angriffe seines Befreiers zu vertheidigen.

Flammenzeichen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß.)

Roman von **E. Werner.**

Der nächste Tag brachte klares Frostwetter, aber die Kälte hatte einigermaßen nachgelassen und die Sonne schien hell herab. In dem Quartier des Fürsten Adelsberg besonden sich Eugen Stahlberg und Waldorf, von welchen der letztere heute dienstfrei war, wenn auch gezwungenermaßen. Er war gestern bei der Rückkehr von der Feldwache auf dem eisglatten Boden gestürzt und hatte sich eine Verletzung der Hand zugezogen, die ihn hindere, heute morgen mit seiner Kompagnie anszurücken, wie Egon es gethan hatte. Die Herren warteten auf ihren fürstlichen Kameraden, der bald zurückkehren mußte, und unterhielten sich inzwischen damit, Peter Stadinger zu necken, der heute pflichtschuldigst bei seinem Herrn erschienen war und nun gleichfalls wartete.

Die jungen Offiziere wußten noch nichts von der Nachricht, die man gestern im Hauptquartier erfahren hatte, sie waren daher in bester Laune und gaben sich alle mögliche Mühe, auch jetzt wieder Stadingers vielgerühmte Grobheit hervorzurufen. Aber das wollte heute nicht glücken; der Alte blieb wortkarg und verschlossen, er fragte nur immer wieder, wann denn Durchlaucht zurückkäme und ob es ein ernstes Gefecht sei, zu dem Durchlaucht ausgeritt wäre, bis Waldorf endlich die Geduld verlor.

„Ich glaube, Stadinger, Sie wachten den Fürsten am liebsten ein und nähmen ihn mit nach Ihrem bombensicheren Rodeck," sagte er ärgerlich. „Die Aengstlichkeit müssen Sie sich hier im Kriege abgewöhnen, merken Sie sich das!"

„Und überdies ist der Fürst heute nur auf Rekognoscirung," fiel Eugen ein. „Er macht mit seinen Leuten vom Kapellenberge aus nur einen kleinen Spaziergang in die benachbarten Thäler und Schluchten, um festzustellen, wie es da eigentlich aussieht. Man wird vermuthlich nur einige Liebenswürdigkeiten mit den Herren Franzosen austauschen und sich dann höflich zurückziehen, die Unhöflichkeiten folgen erst in den nächsten Tagen."

„Aber geschossen wird doch auch dabei?" fragte Stadinger mit so angstvoller Miene, daß die beiden Offiziere laut auflachten.

„Ja, geschossen wird auch dabei," bestätigte Waldorf. „Sie scheinen eine heillose Angst vor dem Schießen zu haben und sind doch weit genug davon."

„Ich?" Der Alte richtete sich tiefbeleidigt auf. „Ich wollte, ich könnte mit dabei sein!"

„Wohl um Ihre vielgeliebte Durchlaucht zu schützen? Das würde sich der Fürst verbitten. Sie würden ihm am Rockschoße festhalten und fortwährend rufen: ‚Nehmen Sie sich in acht, Durchlaucht, da kommt eine Kugel!' Das müßte sich köstlich ausnehmen!"

„Herr Lieutenant," sagte der Alte so ernst, daß der Spottlustige verstummte, „das sollten Sie doch einem alten Jäger nicht anthun, der früher oft genug den Gemsen nachgestiegen ist und geschossen hat, wo er kaum einen fußbreit Raum zum Stehen hatte. Mir ist nur heute so schwer und angst zu Muthe — ich wollte, der Tag wär' erst vorbei!"

„Nun, es war mir nicht schlimm gemeint," begütigte Eugen. „Wir glauben es Ihnen schon, Stadinger, Sie sehen nicht aus wie jemand, der sich fürchtet. Aber mit Ihrer ‚ahnungsvollen' Stimmung bleiben Sie uns vom Leibe, darauf giebt man nichts mehr, wenn man so und so viele Male im Kugelregen gestanden hat. Wenn wir glücklich wieder daheim sind, komme ich mit meiner Schwester nach Ostwalden, und dann wollen wir auch ganz Nachbarschaft mit Rodeck halten. Der Fürst liebt sein altes Waldnest ja so sehr! — Und nun lassen Sie Ihre grämliche Miene fahren, da kommt er ja schon zurück!"

In der That vernahm man draußen auf der Treppe einen raschen Schritt; der Alte athmete erleichtert auf, aber es war nur der Bursche Egons, der in der geöffneten Thür erschien.

„Nun, kommt Seine Durchlaucht?" fragte Waldorf; aber Stadinger ließ dem Manne keine Zeit zur Antwort. Er hatte einen Blick auf sein Gesicht geworfen, nur einen einzigen, und plötzlich faßte er mit krampfhaftem Griffe seine Hand.

„Was ist's? Wo — wo ist mein Herr?"

Der Bursche zuckte traurig die Achseln und deutete stumm auf das Fenster; die beiden Offiziere eilten bestürzt dorthin, aber Stadinger nahm sich keine Zeit dazu. Er stürzte hinaus, die Treppe hinunter, in das Gärtchen, das sich vor dem Hause befand, und sank dort mit einem lauten Aufschrei in die Kniee vor der Bahre, die zwei Krankenträger soeben niedersetzten und auf welcher eine jugendliche Gestalt ausgestreckt lag.

„Still!" sagte der Arzt, der den traurigen Zug begleitet hatte und jetzt herantrat. „Beherrschen Sie sich, der Fürst ist schwer verwundet!"

„Das sehe ich!" keuchte der Alte. „Aber nicht tödlich — nicht wahr, nicht tödlich? — Sagen Sie es doch nur, Herr Doktor!"

Er blickte zu dem Arzte auf mit so verzweiflungsvollem Flehen, daß dieser nicht das Herz hatte, ihm die Wahrheit zu sagen. Er wandte sich zu den beiden Offizieren, die jetzt auch herbeieilten und ihn mit leisen, angstvollen Fragen bestürmten.

„Eine Kugel in der Brust," antwortete er ebenso leise. „Der Fürst verlangte, nach seinem Quartier gebracht zu werden, und wir haben bei der Herschaffung alle mögliche Sorgfalt angewendet, aber es geht doch schneller zu Ende, als ich dachte."

„Also tödlich?" fragte Waldorf.

„Unbedingt tödlich!“ Der Arzt gab den Krankenträgern, die ihre Last eben wieder aufnehmen wollten, um sie in das Haus zu tragen, einen Wink, davon abzustehen.

„Lassen Sie! Der Fürst scheint seinem Diener noch etwas sagen zu wollen, und hier handelt es sich nur noch um Minuten.“

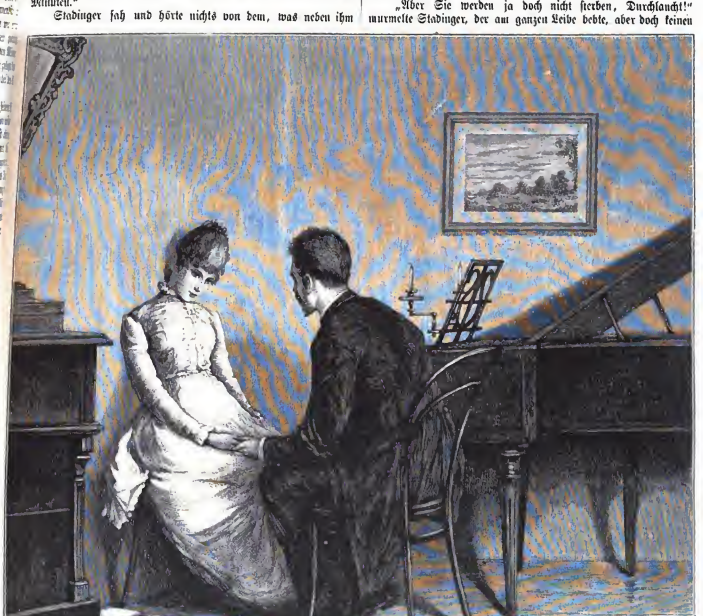
Stadinger sah und hörte nichts von dem, was neben ihm verhandelt wurde, er sah nur auf seinen Herrn. Egon schien bewußtlos zu sein, das blonde Haupt war matt zurückgesunken, die Augen geschlossen, und unter dem Mantel, mit dem man ihn bedeckt und der sich etwas verschoben hatte, wurde die geöffnete blutgetränkte Uniform sichtbar.

„Durchlaucht!“ flehte der Alte der Warnung des Arztes eingedenk halblaut, aber in einem herzzerreißenden Tone. „Sehen Sie mich doch an, reden Sie doch zu mir! Ich bin's ja, der Stadinger!“

Die bekannte Stimme fand den Weg zu dem Ohre des Schwerverwundeten; er schlug langsam die Augen auf und ein mattes Lächeln flog über seine Züge, als er den Alten erkannte, der neben ihm kniete.

„Mein alter Waldgeist,“ sagte er leise, „dazu mußtest Du herkommen!“

„Aber Sie werden ja doch nicht sterben, Durchlaucht!“ murmelte Stadinger, der am ganzen Leibe bebte, aber doch keinen Blick von seinem sterbenden Herrn verwandte. „Nein, nicht sterben — gewiß nicht!“



Unterbrochener Unterricht.

Nach einer Zeichnung von D. Pantuzzi.

„Meinst Du, daß das so schwer ist?“ sagte Egon ruhig. „Gestern — Du hast ganz recht gesehen — da war mir schwer ums Herz, jetzt ist es leicht. Grüße mir mein Rodeck und meine Wälder und — sie auch, die Schloßherrin von Oswalden.“

„Wen? Frau von Wallmoden?“ fragte Stadinger, fast entsetzt über diese Wendung.

„Ja — bringe ihr meinen letzten Gruß — sie soll bisweilen an mich denken!“

Die Worte kamen mühsam, abgebrochen von den Lippen, die bereits ihren Dienst zu versagen schienen, aber sie ließen doch keinen Zweifel über die Bedeutung dieses Grußes. Eugen war aufgefahren, als er den Namen seiner Schwester hörte, und beugte sich jetzt über den Sterbenden. Dieser sah noch den Bruder Adelheids, er erkannte die Züge, die den ihren so ähnlich waren, und wieder flog jenes Lächeln über sein Antlitz. Dann legte er ruhig und matt das blonde Haupt an die Brust seines alten „Waldgeistes“, und die schönen sonnigen Augen schlossen sich für immer.

Es war ein kurzer, schmerzloser Todeskampf, fast ein Entschlummern. Sladinger regte sich nicht, gab keinen Laut von sich, denn er wußte, daß das seinem jungen Herrn wehethun würde, den er als Kind auf den Armen getragen hatte und der nun in seinen Armen den letzten Athemzug that. Als es aber vorbei war, da brach auch die Fassung des Alten zusammen, er warf sich verzweiflungsvoll über den Todten und weinte wie ein Kind.

—

Auch drüben, jenseit der Bergpässe, leuchtete die klare, helle Wintersonne dem neuen Erfolge, den die siegreichen deutschen Truppen errungen hatten. Die Verhandlungen mit dem Kommandanten von R. waren zum Abschluß gebracht, die Festung übergeben. Soeben zog die kriegsgefangene Besatzung ab, während ein Theil der Sieger bereits eingerückt war.

Auf dem Hauptplatze der tiefer gelegenen Stadt hielt General Falkenried mit seinem Stabe, gleichfalls im Begriff, nach der Festung aufzubrechen. In dem Sonnenschein sah man die Helme und Gewehre der Mannschaften blitzen, die den Weg zur Citadelle hinaufzogen und denen immer neue Abtheilungen folgten. Falkenried hatte noch verschiedene Befehle ertheilt, jetzt setzte er sich an die Spitze seiner Offiziere und gab das Zeichen zum Aufbruch.

Da kam von der Hauptstraße her in rasendem Galopp ein Reiter angejagt, das edle Thier, das er ritt, war mit Schweiß und Schaum bedeckt und die Weichen bluteten von den scharfen Sporen, die es immer wieder angestachelt hatten, wenn ihm die Kraft zu versagen drohte. Aber auch das Gesicht des Reiters war entstellt von dem Blute, das unter dem um die Stirn gewundenen Tuch niederrieselte. Wie vom Sturm getrieben flog er heran, so daß alles aus seinem Wege floh, erreichte den Platz und sprengte mitten durch die Offiziere auf den General zu.

Aber wenige Schritte vor dem Ziele erlag die Kraft des Thieres, es stürzte zusammen. Doch in demselben Augenblick sprang der Reiter auch aus dem Sattel und eilte stürmisch auf den Oberbefehlshaber zu.

„Vom kommandirenden General!“

Falkenried suchte zusammen beim ersten Worte, er hatte das vom Blute entstellte Antlitz nicht erkannt, er sah nur, daß der Mann, der so auf Tod und Leben daherjagte, eine dringende Botschaft bringen mußte, erst beim Klange dieser Stimme blitzte eine Ahnung der Wahrheit in ihm auf.

Hartmut schwankte und legte einen Augenblick die Hand an die Stirn — es schien, als wollte er wie sein Roß zusammenstürzen, aber er raffte sich gewaltsam wieder auf.

„Der General läßt warnen — es wird Verrath geplant, die Festung fliegt in die Luft, sobald die Besatzung abgezogen ist — hier ist die Depesche!“

Er riß ein Papier hervor und reichte es Falkenried. Die Offiziere waren aufgesahren bei der entsetzlichen Nachricht und umdrängten ihren Befehlshaber, als erwarteten sie von ihm die Bestätigung des Unglaublichen, aber sie hatten einen seltsamen Anblick. Ihr General, dessen eiserne Ruhe sie alle kannten, der nie die Fassung verlor, selbst wenn das Unerhörteste herechnehen mochte, er war todtenbleich geworden und starrte den Nebenden an, als sei ein Gespenst vor ihm aus dem Boden emporgestiegen, während er das Papier noch unerösfnet in der Hand hielt.

„Herr General — die Depesche!“ mahnte halblaut einer der Adjutanten, der den Vorgang so wenig begriff wie die anderen. Aber das war genug, um Falkenried zur Besinnung zu bringen. Er riß die Depesche auf und durchflog sie, und jetzt war er wieder der Soldat, der nichts kannte als seine Pflicht.

Mit lauter, fester Stimme gab er seine Befehle, die Offiziere sprengten davon, Kommandorufe und Signale wurden in allen Richtungen laut, und wenige Minuten später sah man bereits, wie die nach der Festung hinaufziehende Abtheilung zum Stillstand kam, während die abrückende Besatzung ebenso plötzlich Halt machte. Jetzt erscholl auch droben auf der Citadelle das Alarmzeichen. Weder Freund noch Feind wußte, was das bedeuten sollte, es sah ja aus, als wollte man den eben erst eroberten Platz sofort wieder räumen, aber die Befehle wurden mit gewohnter Schnelligkeit und Pünktlichkeit ausgeführt, die Bewegungen vollzogen sich trotz der Eile in vollster Ruhe, und die Truppenmassen wandten sich wieder nach der Stadt zurück.

Falkenried hielt noch auf dem Platze, Befehle ertheilend. Meldungen empfangend und mit dem Blick alles überwachend und leitend. Aber er fand doch eine Minute Zeit, sich zu seinem Sohne zu wenden, dem er bis dahin noch kein Zeichen des Erkennens gegeben hatte.

„Du blutest — laß Dich verbinden!“ sagte er.

Hartmut schüttelte heftig den Kopf.

„Später, erst muß ich den Rückzug, die Rettung sehen.“

Die furchtbare Erregung hielt ihn in der That aufrecht, er schwankte nicht mehr, sondern folgte mit fieberhafter Spannung jeder Bewegung der Truppen. Falkenried blickte ihn an, dann fragte er: „Auf welchem Wege kamst Du?“

„Ueber die Bergpässe.“

„Ueber die Pässe?“ rief der General. „Dort steht ja der Feind!“

„Ja — dort steht er.“

„Und Du kamst doch auf diesem Wege?“

„Ich mußte, sonst wäre die Nachricht nicht rechtzeitig hier gewesen. Ich bin gestern abend erst fortgeritten.“

„Das ist ja ein Heldenstück ohnegleichen! Mann, wie haben Sie das zustande gebracht?“ rief einer der höheren Offiziere, der soeben eine Meldung gebracht hatte und die Worte hörte.

Hartmut schwieg, er hob nur langsam den Blick zu seinem Vater empor. Jetzt scheute er nicht mehr diese Augen, die er so lange gefürchtet hatte, und was er darin las, sagte ihm, daß er auch hier freigesprochen war.

Aber selbst die äußerste Willenskraft hat ihre Grenze, und diese war jetzt erreicht bei dem Manne, der soll Uebermenschliches geleistet hatte. Das Antlitz des Vaters war das letzte, was er sah, dann legte es sich wie ein blutiger Schleier vor seine Augen, er fühlte es wieder heiß und feucht über seine Stirn rinnen, und dann wurde es Nacht um ihn und er sank zu Boden.

Da ertönte ein Schlag, unter dessen Gewalt die ganze Stadt erbebte und erzitterte. Die Citadelle, deren Umrisse sich eben noch so scharf und klar von dem blauen Himmel abgehoben hatten, wurde urplötzlich zu einem Krater, der Gluth und Verderben ausspie. In den berstenden Mauern dort oben schien sich die ganze Hölle auszuthun, ein Regen von Stein- und Felstrümmern erhob sich hoch in die Luft, um dann zerschmettert niederzusinken, und alsbald züngelte und lohte es überall auf in dem riesigen Trümmerhaufen und aus dem Rauch und Qualm loderte eine mächtige Feuersäule zum Himmel empor — ein grauenhaftes Flammenzeichen!

Die Warnung war noch in letzter Stunde gekommen. Es hatte trotzalledem Opfer gefordert, denn was noch im unmittelbaren Bereich der Citadelle sich befand, das war zerschmettert oder schwer verwundet, aber im Vergleich mit dem unabsehbaren Unglück, das ohne jene Warnung gesehehen wäre, konnten die Verluste für gering gelten. Der General mit seinen Offizieren und fast allen seinen Truppen war gerettet.

Falkenried hatte sofort mit gewohnter Umsicht und Thatkraft alle Maßregeln getroffen, welche die entsetzliche Katastrophe verhüten. Er war überall, und seinem Eingreifen, seinem Beispiel gelang es auch, den in vollster Siegesfreude von dem Verrath überraschten Mannschaften die Ruhe wiederzugeben. Erst als der Befehlshaber seine Pflicht gethan hatte, trat der Vater in seine Rechte.

In einem der nahegelegenen Häuser, wohin man ihn getragen hatte, als er zu Boden sank, lag Hartmut noch immer bewußtlos. Er sah und hörte den Vater nicht, der mit einem der Aerzte an seinem Lager stand, die Betäubung hielt ihn schwer und tief umfangen. Falkenried blickte eine Weile stumm nieder auf das bleiche Antlitz mit den geschlossenen Augen, dann wandte er sich an den Arzt.

„Sie halten also die Wunde nicht für tödlich?“

Der Arzt zuckte mit bekümmerter Miene die Achseln.

„Die Wunde selbst nicht, aber die furchtbare Ueberanstrengung bei diesem Ritt auf Tod und Leben, der starke Blutverlust, die eisige Kälte der Nacht — ich fürchte, Herr General, Sie müssen sich auf alles gefaßt machen.“

„Ich bin auf alles gefaßt!“ sagte Falkenried ernst, dann kniete er nieder und küßte den Sohn, den er vielleicht nur wiedergefunden hatte, um ihn zu verlieren; und ein paar heiße Thränen fielen auf die todtenblassen Züge.

Aber es war dem Vater nicht lange vergönnt, bei seinem Kinde zu bleiben, er mußte wieder hinaus. Schon nach wenigen Minuten erhob er sich, empfahl dem Arzte nochmals die äußerste Sorgfalt und ging dann.

Auf dem Platze war der Stab des Generals und ein Theil der anderen Offiziere zusammengetreten und wartete auf den Befehlshaber. Dieser befand sich, wie sie wußten, augenblicklich bei dem Verwundeten, der die Warnung überbracht hatte und den niemand kannte, aber man hatte erfahren, daß er über die Bergpässe gekommen war, durch das vom Feinde besetzte Gebiet, daß er einen Ritt gewagt hatte, den ihm keiner nachthun in der ganzen Armee, und als der General endlich erschien, umdrängte ihn alles mit Fragen.

Falkenried war tiefernst, aber das Starre, Düstere, das sein Antlitz sonst immer zeigte, war gewichen und hatte einem Ausdruck Platz gemacht, den seine Umgebung zum ersten Male sah. In seinen Augen schimmerte es noch feucht, aber seine Stimme klang fest und klar, als er antwortete:

„Ja, meine Herren, er ist schwer verwundet, und vielleicht war es sein Todesritt, mit dem er uns allen die Rettung brachte. Aber er hat uns Mann und Soldat seine Pflicht gethan, und wenn Sie seinen Namen wissen wollen — es ist mein Sohn, Hartmut von Falkenried!“

Das alte Herrenhaus von Burgsdorf lag friedlich und behaglich im hellsten Sonnenglanze. Es hatte vor kurzem seinen Herrn empfangen, der fast ein Jahr lang fern gewesen und nun nach beendigtem Feldzuge in die Heimath und zu seiner jungen Gattin zurückgekehrt war.

Das große Gut mit seiner ausgedehnten Wirthschaft hatte nicht gelitten unter dieser langen Abwesenheit, denn es war in sicherer Obhut geblieben. Die Mutter des Gutsherrn war in ihre alten Rechte getreten und hatte mit gewohnter fester Hand die Zügel geführt bis zu der Rückkehr ihres Sohnes; jetzt legte sie diese Zügel feierlichst wieder in seine Hände und bestand trotz aller Bitten und Vorstellungen darauf, Burgsdorf zu verlassen und in ihre Stadtwohnung überzusiedeln.

Augenblicklich stand Frau von Eschenhagen auf der Terrasse, deren breite, steinerne Stufen in den Garten hinabführten, und sprach mit Wildibald, der sich an ihrer Seite befand. Dabei ruhte ihr Blick mit unverkennbarem Wohlgefallen auf der kraftvoll männlichen Erscheinung ihres Sohnes, die durch die jetzt so gewohnte militärische Haltung noch stattlicher wurde. Sie mochte wohl selbst fühlen, daß aus dem jungen Gutsherrn etwas Anderes und Besseres geworden war, als sie mit ihrer Erziehung zustande gebracht hatte, aber zugegeben hätte sie das um keinen Preis.

„Also Du willst bauen?“ fragte sie, „Ich habe es mir beinahe gedacht. Das alte schlichte Haus, in dem ich und Dein Vater so lange Jahre gewohnt haben, ist natürlich nicht gut genug für Deine kleine Prinzessin, die muß mit allem nur möglichen Glanze umgeben werden! Meinetwegen! Das Geld hast Du ja dazu, Du kannst Dir die Geschichte allenfalls erlauben, und mich geht sie, Gott sei Dank, nichts mehr an.“

„Stelle Dich doch nicht so grimmig an, Mama,“ sagte Wildibald lachend. „Wenn man Dich hört, sollte man meinen, Du seiest die schlimmste aller Schwiegermütter, und wenn ich es nicht schon wüßte durch Mariettas Briefe, so sehe ich doch jetzt täglich, wie Du sie verwöhnst und auf Händen trägst.“

„Nun ja, man spielt auch in seinen alten Tagen noch manchmal gern mit hübschen Puppen,“ versetzte Regine trocken, „und Deine Frau ist solch ein zierliches Püppchen, das nur zum Spielen taugt. Bilde Dir nur ja nicht ein, daß sie jemals eine tüchtige Gutsfrau wird. Ich habe das im ersten Augenblick gesehen und sie deshalb gar nicht an die Wirthschaft heranzulassen.“

„Und da hast Du recht gethan,“ fiel der junge Gutsherr ein. „Die Arbeit und die Wirthschaft sind meine Sache, meine Marietta soll sich damit nicht plagen; aber glaube mir, Mama, es lebt und schafft sich ganz anders, wenn solch ein süßer kleiner Singvogel einem Muth und Lust zur Arbeit in das Herz singt.“

„Junge, ich glaube, Du bist noch immer verrückt,“ sagte Frau von Eschenhagen mit ihrer alten Derbheit. „Ist es erhört, daß ein vernünftiger Mensch, ein Ehemann und Gutsbesitzer so von seiner Frau spricht? ‚Süßer kleiner Singvogel‘! Das hast Du wohl von Deinem Busenfreunde, dem Hartmut, der Euch allen als ein so großmächtiger Dichter gilt? Da hast ihm ja schon in der Jugend alles nachgemacht.“

„Nein, Mama, das ist wirklich meine eigene Poesie,“ versetzte gutmüthig sich Willibald. „Gedichtet habe ich überhaupt nur einmal in meinem Leben, an jenem Abende, wo ich Marietta wiedersah in Hartmuts ‚Krivana‘. Das Gedicht fiel mir jetzt, als ich meinen Schreibtisch ordnete, wieder in die Hände, und ich gab es Hartmut mit der Bitte, es ein wenig zu ändern, denn merkwürdigerweise wollte sich die Geschichte nicht reimen und mit dem Versmaß war ich auch nicht recht zustande gekommen. Weißt Du, was er mir antwortete? ‚Mein lieber Willy, Dein Gedicht ist sehr schön, was die Empfindung betrifft; aber laß das Dichten doch lieber bleiben! Solche Verse sind wirklich nicht anzuhalten, und Deine Frau läßt sich scheiden, wenn Du sie in dieser Weise anfingst!‘ — So urtheilt mein ‚Busenfreund‘ über meine poetische Begabung!“

„Das geschieht Dir recht, was hast Du Dich als Landwirth mit Versen abzugeben!“ rief Regine ärgerlich. Da wurde die Thür des Eßzimmers geöffnet, ein Köpfchen mit krausen dunklen Locken wurde sichtbar und eine nedische Stimme fragte:

„Ist es erlaubt, die gestrengen Herrschaften in ihren hochwichtigen landwirthschaftlichen Gesprächen zu stören?“

„Komm nur heraus, Du Kobold,“ sagte Frau von Eschenhagen; aber die Erlaubniß war überflüssig, denn die junge Frau flog bereits in die offenen Arme ihres Mannes, der sich zärtlich zu ihr niederbeugte und ihr etwas in das Ohr flüsterte.

„Fangt Ihr schon wieder an?“ schalt die Mutter. „Es ist wahrhaftig nicht mehr anzuhalten in Eurer Nähe!“

Marietta wendete nur den Kopf, ohne sich aus den Armen loszumachen, die sie noch immer festhielten, und sagte schelmisch:

„Wir feiern ja jetzt erst unsere Flitterwochen nach der langen Trennung, und Du mußt es doch aus eigener Erfahrung wissen, wie man sich dabei benimmt, gelt, Mama?“

Regine zuckte die Achseln. Ihre Flitterwochen mit dem seligen Eschenhagen waren freilich anderer Art gewesen.

„Du erhieltest vorhin einen Brief von Deinem Großvater, Marietta,“ sagte sie abbrechend. „Hast Du gute Nachrichten?“

„Die allerbesten! Großpapa ist ganz wohl und freut sich sehr darauf, im nächsten Monat nach Burgsdorf zu kommen; aber er schreibt, daß es in diesem Sommer recht still sei in der Umgegend von Waldhofen. Seit Rodeck seinen Herren verloren hat, seit dem Tode des jungen Fürsten ist dort alles verödet und verschlossen, Eswalden liegt gleichfalls ganz vereinsamt, und in Fürstenstein wird es auch leer und still werden. Toni heirathet ja in vierzehn Tagen, und dann ist der Onkel Schönau ganz allein.“

Die letzten Worte wurden mit einer gewissen Betonung gesprochen, und es war ein ganz eigenthümlicher Blick, den die junge Frau ihrer Schwiegermutter dabei zusandte. Diese achtete aber nicht darauf, sondern bemerkte nur: „Ja, es ist ein merkwürdiger Einfall von Hartmut und Adelheid, hier in den Föhrenwäldern in einer kleinen gemietheten Villa die ersten Wochen ihrer Ehe zu verleben, während ihnen das große Schloß von Ostwalden und die sämmtlichen Stahlbergischen Landsitze zur Verfügung stehen.“

„Sie wollten wohl noch gern in der Nähe des Vaters bleiben,“ meinte Wildibald.

„Nun, in dem Falle hätte Falkenried Urlaub nehmen und zu ihnen gehen können. Gott sei Dank! Der Mann lebt förmlich auf, seit die furchtbare Bitterkeit von ihm genommen ist und er seinen Sohn wieder hat. Ich weiß es am besten, wie schwer ihn damals die Flucht des Jungen traf, den er insgeheim vor götterte, während er ihm nur Strenge zeigte und nur Gehorsam forderte. Freilich, was Hartmut getrieben hat bei seinem nächtlichen Ritt, mit dem er den Vater und seine Truppen rettete, das möchte wohl mehr aus als einen unsinnigen Knabenstreich, den im Grunde nur die Mutter verschuldet hat.“

„Aber wir kommen um all die Hochzeitsfeierlichkeiten in der Familie,“ schmollte Marietta. „Willy und ich mußten uns in aller Stille trauen lassen, weil der Krieg ausbrach, und jetzt, wo der Krieg glücklich beendet ist, machen es Hartmut und Ada genau ebenso.“

„Mein Kind, wenn man solche Dinge durchgemacht hat wie Hartmut, dann vergeht einem die Lust zu Festlichkeiten,“ sagte Frau von Eschenhagen ernst. „Ueberdies ist er noch nicht völlig

Das Ulmer Münſter in ſeiner Vollendung.

Nach einer Photographie von Karl Herrlinger in Ulm.

wiederhergestellt. Du sahst es ja, wie bleich er noch war bei der Trauung. Adelheids erste Vermählung ist allerdings glanzvoller gefeiert worden, ihr Vater bestand darauf trotz seines leidenden Zustandes, und die Braut war in ihrer Atlasschleppe und ihren Spitzen und Diamanten eine wahrhaft königliche, wenn auch kalte Erscheinung. Jetzt freilich sah sie anders aus, als sie mit ihrem Hartmut vor den Altar trat, in dem einfachen weißen Seidenkleide und dem duftigen Schleier! So habe ich sie überhaupt noch niemals gesehen im Leben! Der arme Herbert! Er hat nie die Liebe seiner Frau besessen."

„Wie kann man eine so alte Excellenz im Diplomatenfrack lieben! Ich hätte es auch nicht gekonnt," rief Marietta vorlaut; aber da kam sie übel an bei der Schwiegermutter, die das Andenken ihres Bruders hoch in Ehren hielt.

„Du wärst wohl auch nie in diese Nothwendigkeit gekommen," versetzte sie gereizt. „Um Dich hätte ein Mann wie Herbert von Wall modern schwerlich geworben, Du kleines, übermüthiges Ding —"

Sie kam nicht weiter in ihrer Strafpredigt, denn der kleine Uebermuth hing bereits an ihrem Halse und schmeichelte:

„Nicht böse, Mama! Ich kann doch nicht dafür, daß mir mein unbiplomatischer Willy lieber ist als alle Excellenzen der ganzen Welt — und Dir ist er es auch, gelt, Mama?"

„Du Schmeichelkätzchen!" sagte Regine mit einem vergeblichen Versuche, ihre strenge Miene festzuhalten. „Du weißt es recht gut, daß man Dir nicht böse sein kann, und hier in Burgsdorf wird nun wohl eine Parforcewirthschaft anfangen, wie sie noch nicht dagewesen ist. Augenblicklich schämt sich Willy noch etwas vor mir, aber wenn ich erst fort bin, ergiebt er sich Dir auf Gnade und Ungnade."

„Mama, hältst Du denn noch immer fest an dem Gedanken?" fragte Willibald vorwurfsvoll. „Jetzt willst Du gehen, wo alles Liebe und Frieden zwischen uns ist?"

„Gerade jetzt gehe ich, damit es Frieden bleibe! Rede mir nicht darein, mein Sohn! Ich muß nun einmal die Erste sein da, wo ich lebe und schaffe. Das willst Du jetzt auch sein, also taugen wir nicht mehr zusammen, und Deine kleine Prinzessin wird auch nicht böse darüber werden. Bis jetzt hatten wir genug zu thun mit der Angst und Sorge um Dich, und man zankt sich nicht, wenn man jeden Tag von neuem für den Sohn und Mann zittern muß. Nun ist das vorbei, und ich bin doch noch zu sehr vom alten Schlage, um mich in die Jugend finden zu können. Macht, was Ihr wollt, aber in meinem Hause muß es nach meinem Kopfe gehen, und deshalb ziehe ich fort."

Sie wandte sich um und ging in das Haus, während der junge Gutsherr ihr mit einem halb verdrückten Seufzer nachblickte.

„Vielleicht hat sie recht," sagte er leise; „aber sie wird sich unglücklich fühlen bei dem Alleinsein und ohne die langgewohnte Thätigkeit. Sie hält die erzwungene Ruhe nicht aus, ich weiß es. Du hättest sie doch auch bitten sollen, zu bleiben, Marietta!"

Die junge Frau legte das krauslockige Köpfchen an die Schulter ihres Mannes und sah schelmisch zu ihm auf.

„O nein, ich thue etwas Besseres. Ich sorge dafür, daß die Mama nicht unglücklich wird, wenn sie von uns geht."

„Du? Wie willst Du denn das anfangen?"

„Ganz einfach — ich verheirathe die Mama."

„Aber Marietta, was fällt Dir ein?"

„O Du kluger Willy, hast Du wirklich gar nichts gemerkt?" lachte Marietta auf; es war das alte, silberhelle Lachen, womit sie ihn schon damals in Waldhofen so berückt hatte. „Du ahnst also gar nicht, weshalb der Onkel Schönau in so grimmiger Laune war, als wir ihn vor drei Tagen in Berlin trafen, und weshalb er durchaus nicht nach Burgsdorf kommen wollte, obgleich wir ihn dringend einluden? Die Mama tut ihn nicht ein, weil sie einen neuen Heirathsantrag fürchtete, er verstand das, und darum war er so wüthend. Ich wußte schon längst Bescheid; schon damals, als die Mama zu uns nach Waldhofen kam und er ihr so bitter vorwarf, daß sie ihn nur als Nebenperson bei einer Hochzeit verwenden wollte, merkte ich, daß er gern die Hauptperson wäre. — Willy, jetzt machst Du aber ein köstliches Gesicht! Jetzt sieht Du gerade wieder so aus wie im Anfange unserer Bekanntschaft."

Der junge Gutsherr sah in seiner grenzenlosen Ueberraschung allerdings nicht sehr geistreich aus. Er hatte nie an die Möglichkeit gedacht, daß sich seine Mutter wieder vermählen konnte, und nun vollends mit ihrem Schwager! Aber es leuchtete auch ihm ein, daß dies ein ganz vorzüglicher Ausweg wäre.

„Marietta, Du bist unendlich klug!" rief er, voll Bewunderung seine Frau anstaunend, die das mit höchster Genugthuung hinnahm.

„Ich bin noch viel klüger, als Du glaubst," triumphirte sie, „denn ich habe die Sache wieder in Ordnung gebracht. Ich machte mich an den Onkel Schönau und gab ihm zu verstehen, daß, wenn er jetzt nochmals Sturm liefe, die Festung sich wohl ergeben würde. Er brummte zwar gewaltig und meinte, er habe genug davon und wolle nicht wieder zum Narren gemacht werden; aber er überlegte sich die Sache schließlich doch. Vor einer Viertelstunde kam er an, ich durfte der Mama aber nichts davon sagen und — da ist er!"

Sie wies auf den Oberforstmeister, der soeben auf die Terrasse trat und die letzten Worte hörte.

„Ja, da bin ich!" bekräftigte er; „aber gnade Gott der klugen Frau, wenn sie mich hinters Licht geführt hat, auf ihre Verantwortung allein bin ich gekommen. Sie wird Dir wohl Bescheid gesagt haben, Willy, wie es mit uns steht, das heißt, mit mir, denn Deine liebe Mutter ist natürlich wieder unvernünftig, eigensinnig, starrköpfig, wie sie das gewöhnlich ist — aber heirathen will ich sie doch."

„In Gottes Namen, Onkel, wenn sie Dich nur will!" rief Willibald, der doch nicht umhin konnte, diese Schilderung seiner Mutter von seiten eines Freiers etwas sonderbar zu finden.

„Ja, das ist eben die Frage," sagte Schönau bedenklich, „aber Deine Frau meint —"

„Ich meine, daß wir keine Minute mehr verlieren dürfen," fiel Marietta ein. „Die Mama ist in ihrem Zimmer und ohne nichts von dem Ueberfall. Willy und ich bleiben im Hintergrunde, und im allerschlimmsten Falle greifen wir auch in das Gefecht ein. Vorwärts Onkel, vorwärts Willy!"

Und fran Marietta von Eschenhagen schob mit ihren kleinen, zierlichen Händchen den stattlichen Oberforstmeister und ihren riesigen Ehegemahl ohne weiteres vorwärts; sie ließen sich auch ganz geduldig schieben und Schönau brummte nur:

„Merkwürdig, das Kommandiren verstehen sie alle, groß oder klein — das ist ihnen angeboren!"

Regine von Eschenhagen stand am Fenster ihres Zimmers und blickte hinaus auf ihr geliebtes Burgsdorf, das sie in wenigen Tagen verlassen wollte. So sehr sie auch von der Nothwendigkeit dieses Entschlusses überzeugt war, leicht wurde er ihr nicht. Die kräftige, rastlos thätige Frau, die dreißig Jahre lang an der Spitze eines großen Hauswesens gestanden hatte, empfand ein Grauen vor der Ruhe und Unthätigkeit, die ihrer warteten. Sie hatte dies Stadtleben ja bereits kennengelernt bei jener ersten Trennung von ihrem Sohne und sich grenzenlos unglücklich darin gefühlt. Da öffnete sich die Thür und der Oberforstmeister trat ein.

„Moritz, Du bist es?" fuhr Regine überrascht auf. „Das ist vernünftig, daß Du doch gekommen bist."

„Ja, ich bin immer vernünftig," sagte Herr von Schönau sehr anziehlich. „Du hattest zwar nicht die Gnade, mich einzuladen, aber ich wollte mir doch persönlich Deine Zusage für Tonis Hochzeit holen. Du kommst doch mit Deinen Kindern nach Fürstenheim?"

„Gewiß kommen wir, aber wir waren alle überrascht von dieser Eile. Du wolltest dem jungen Paare doch erst ein Gut kaufen, und das geht sonst nicht so über Hals und Kopf."

„Nein, aber geheirathet muß trotz alledem werden. Unsere Herren Krieger sind etwas anspruchsvoll geworden nach ihren Heldenthaten. Waldorf erklärte mir nach der Rückkehr kurz und bündig: ‚Papa, Du hast mir beim Abschiede gesagt: Erst siegen und dann heirathen! Nun habe ich gesiegt und nun heirathe ich und warte nicht länger. Der Gutskauf hat Zeit, die Hochzeit aber nicht, denn die ist das Wichtigste!' Und da Toni gleichfalls von dieser Wichtigkeit durchdrungen war, so blieb mir nichts übrig, als den Hochzeitstag anzusetzen."

Frau von Eschenhagen lachte.

„Ja, die Jugend ist schnell bei der Hand mit dem Heirathen, und sie hat doch Zeit zum Warten."

„Das Alter aber nicht!" fiel Schönau ein, der nur nach einem Anknüpfungspunkte suchte und sich schleunigst dieser Aeußerung bemächtigte. „Hast Du Dir die Geschichte nun endlich überlegt, Regine?"

„Welche Geschichte?"

„Nun, unsere Heirath. Hoffentlich bist Du jetzt in der Stimmung dazu."

Regine wandte sich etwas verletzt ab.

„Du liebst es, mit der Thür ins Haus zu fallen, Moritz. Wie kommst Du denn so plötzlich darauf?"

„Was, das nennst Du mit der Thür ins Haus fallen?“ rief der Oberforstmeister entrüstet. „Vor fünf Jahren habe ich Dir den ersten Antrag gemacht, vor einem Jahre den zweiten, jetzt komme ich zum dritten Male, und Du hast noch nicht genug Zeit zur Ueberlegung gehabt? Ja oder nein? Wenn Du mich jetzt wieder fortschickst, komme ich nicht wieder, verlaß Dich darauf, und dann hole die ganze Freierei der Kuckuck!“

Regine antwortete nicht, aber es war nicht Unentschlossenheit, die sie zögern ließ. Auch diese derbe, unwichtige Natur trug ein Stück Poesie tief im Herzen, die Liebe zu dem Manne, der einst ihr Gatte hatte werden sollen, zu Hartmut von Falkenried. Als er eine andere heimführte, da hatte sie freilich auch einem anderen die Hand gereicht, denn sie war nicht geschaffen, ihr Leben mutterlos zu vertrauern; aber dasselbe bittere Weh, das sich damals in dem Herzen des jungen Mädchens gregt hatte, als es vor den Altar trat, machte jetzt wieder auf in dem Herzen der alternden Frau und schloß ihr die Lippen. Doch das dauerte nur wenige Minuten, dann warf sie entschlossen den Erinnerungstraum von sich und streckte ihrem Schwager die Hand hin.

„Nun denn, ja, Moritz! Ich will Dir eine gute und treue Frau sein!“

„Gott sei Dank!“ rief Schönau, mit einem tiefen Athemzuge, denn er hatte dies Zögern für die Vorbereitung zu einem dritten Korbe gehalten. „Das hättest Du eigentlich schon vor fünf Jahren sagen können, Regine, aber besser spät als gar nicht. Endlich sind wir so weit!“

Und damit schloß der beharrliche Freier die nun doch noch errungene Lebensgefährtin herzlich in die Arme. —

Es war ein heißer Sommertag und selbst im Walde fühlte man etwas von der Sonnengluth, die draußen auf Wiesen und Feldern flimmerte. Auf dem Waldwege, unter den hohen Föhren, schritt eine kleine Gesellschaft dahin, General Falkenried mit Sohn und Tochter, die ihm bei dem Besuche, den er in Burgsdorf abstatten wollte, noch eine Strecke das Geleit gaben.

Falkenried war freilich ein anderer geworden, als er in den letzten zehn Jahren gewesen war. Der Krieg, der trotz aller Siege und Triumphe so manchem der Zurückgekehrten verhängnißvoll wurde und ihn vor der Zeit altern ließ, schien für ihn ein Verjüngungsmittel gewesen zu sein. Wohl waren das weiße Haar und die tiefdurchfurchten Züge geblieben als unverwischbare Zeugen einer bitteren, schweren Zeit, aber diese Züge hatten doch wieder Leben, die Augen wieder Feuer gewonnen, und man sah es jetzt auf den ersten Blick, daß der Mann kein Greis war, sondern noch in der Fülle der Kraft und des Lebens stand.

Der Sohn Falkenried war in der That noch nicht völlig wiederhergestellt, das verrieth sein Aeußeres. Ihn hatte das Kriegsleben nicht verjüngt, er war im Gegentheil älter, ernster geworden, und das noch immer so bleiche Antlitz, die breite, dunkelrothe Narbe auf der Stirn redeten von einer schweren Leidenszeit. Die an sich nicht allzuschwere Kopfwunde war durch den starken Blutverlust, durch die Ueberanstrengung bei dem nächtlichen Ritte und die eisige Kälte so gefahrdrohend geworden, daß man anfangs alle Hoffnung aufgab und es monatelanger Pflege bedurfte, um Hartmut dem Leben wiederzugeben. Aber in dieser Leidenszeit war auch der alte Hartmut, der Sohn Zatikas mit ihrem wilden Blute und ihrem zügellosen Lebensdrange, zu Grunde gegangen. Es schien, als wäre mit dem Namen Rojanow, den er für immer von sich geworfen hatte, auch das unselige Erbtheil der Mutter begraben. Die dunklen, dichten Locken fingen dem erst wieder an, zu wachsen, aber um so deutlicher trat die hohe, machtvoll gewölbte Stirn hervor und damit auch die Aehnlichkeit mit dem Vater.

Die junge Frau an seiner Seite dagegen blühte in der vollen Schönheit der Jugend und des Glückes. Wer sie früher gesehen hatte in ihrer stolzen Kälte, ihrer eisigen Unnahbarkeit, der hätte sie kaum wiedergefunden in dieser schlanken, blonden Erscheinung, in dem einfachen, lichten Sommerkleide, mit dem Sträußchen eben erst gepflückter Waldblumen in der Hand. Das Lächeln und den Ton, mit dem sie zu dem Gatten und dem Vater sprach, hatte Frau von Wallmoden freilich nie gekannt, das hatte erst Ada Falkenried gelernt.

„Nun aber nicht weiter!“ sagte der General, stehen bleibend. „Ihr habt den ganzen Rückweg zu machen, und Hartmut darf sich noch nicht allzuviel zumuthen, der Arzt verlangt dringend, daß er sich noch schont.“

„Wenn Du nur wüßtest, Vater, wie niederdrückend es ist, immer noch als Kranker zu gelten, wenn man längst schon wieder Kraft und Leben in sich fühlt,“ warf Hartmut unmuthig ein. „Ich bin wirklich kräftig genug —“

„Um das eben erst Gewonnene wieder aufs Spiel zu setzen,“ ergänzte der Vater. „Geduldig zu sein hast Du noch immer nicht gelernt, aber zum Glück weiß ich Dich unter Adas Aufsicht, und sie ist streng in diesem Punkte.“

„Ja, wenn Ada nicht gewesen wäre, gäbe es wohl überhaupt nichts mehr zu schonen,“ sagte Hartmut, mit einem Blick inniger Zärtlichkeit auf seine Gattin. „Ich glaube, es stand ziemlich hoffnungslos mit mir, als sie zu mir kam.“

„Die Aerzte wenigstens gaben mir keine Hoffnung, als ich die Depesche absandte, die Ada zu Dir rief. Du verlangtest in der ersten Minute des Bewußtseins nach ihr, zu meiner grenzenlosen Ueberraschung, denn ich ahnte nicht, daß Ihr Euch überhaupt kanntet.“

„War Dir das vielleicht nicht recht, Papa?“ fragte die junge Frau, lächelnd zu dem Vater aufblickend, der sie an sich zog und einen Kuß auf ihre Stirn drückte.

„Du weißt am besten, was Du mir und Hartmut bist, mein Kind! Ich danke Gott, daß ich ihn unter Deiner Pflege zurückfassen konnte, als ich weiter mußte. Und Du hattest auch recht, als Du ihn jetzt bestimmtest, hierzubleiben, obwohl der Arzt ihn fortschicken wollte. Er muß erst wieder heimisch werden im Vaterlande, muß die Heimath erst wieder verstehen und lieben lernen, der er so lange entfremdet war.“

„Erst lernen?“ fragte Ada vorwurfsvoll. „Was er Dir und mir heute vorlas, das zeigt doch wohl, daß er es längst schon gelernt hat, wenn seine jetzige Dichtung auch eine andere Sprache redet, als die wilde, flammensprühende ‚Arivana‘.“

„Ja, Hartmut, Dein neues Werk ist etwas werth,“ sagte Falkenried, seinem Sohne die Hand reichend. „Ich glaube, das Vaterland wird noch einmal Ehre erleben an meinem Jungen, auch in Friedenszeiten.“

Hartmuts Augen leuchteten auf, während er den Händedruck erwiderte. Er wußte, was dies Lob im Munde seines Vaters bedeutete.

„Und nun lebt wohl!“ rief der General, seine Schwiegertochter noch einmal zum Abschied küssend. „Ich fahre von Burgsdorf sogleich nach der Stadt, aber in einigen Tagen sehen wir uns wieder. Lebt wohl, Kinder!“

Als er zwischen den Bäumen verschwunden war, traten Hartmut und Ada den Rückweg an, der sie an dem Burgsdorfer Weiher vorüberführte. Sie blieben unwillkürlich stehen und blickten auf das stille, kleine Gewässer, das in seinem Kranze von Schilf und Wasserrosen so lenchtend im Sonnenscheine lag.

„Hier habe ich so oft die Knabensünde mit Willy getrieben,“ sagte Hartmut leise, „und hier entschied sich mein Schicksal, an jenem verhängnißvollen Abende. Ich weiß es erst jetzt voll und ganz, was ich meinem Vater anthat in dieser unseligen Stunde.“

„Aber Du hast es doch ganz und voll gut gemacht,“ erwiderte Ada, indem sie ihr Haupt an die Schulter des Gatten lehnte. „Auch vor der Welt ist es ausgetöscht, das zeigt Dir die Bewunderung und Anerkennung, die Dich und den Vater von allen Seiten überströmte, als es bekannt wurde, wer die Heldenthat vollbracht hatte.“

Hartmut schüttelte ernst und düster den Kopf.

„Es war eine Verzweiflungsthat, kein Heldenthum. Ich glaubte nicht, daß sie gelingen werde, niemand glaubte es; aber selbst wenn ich gelallen wäre, hätte ich mit mit jenem Mitt durch die Feinde die vertorene Ehre zurückerobert. Das wußte Egon, und darum legte er die Rettung in meine Hand. Als wir damals Abschied nahmen, in der eisigen Winternacht, in den zerschossenen Mauern des kleinen, halb zerstörten Gotteshauses, da fühlten wir es wohl, daß es ein Abschied für immer war, aber wir glaubten beide, ich würde das Opfer sein, denn ich ging ja einem beinahe gewissen Tode entgegen. Das Schicksal hatte es anders beschlossen, es führte mich wie mit Geisterhand mitten durch Gefahren, denen ich nach menschlicher Voraussicht erliegen mußte, bis zu meinem Feinde, und fast in derselben Stunde sief Egon! — Du brauchst die Thränen nicht vor mir zu verbergen, Ada, ich bin nicht eifersüchtig auf den Todten. Ich habe ihn ja so geliebt, wie er — Dich liebte.“

„Einen brachte mir seinen letzten Gruß,“ sagte die junge Frau, der die heißen Thränen im Auge standen, die sie aufzugs dem Gatten nicht hatte zeigen wollen. „Und auch Stadinger schrieb mir, nun den Auftrag seines sterbenden Herrn zu erfüllen.

Ich fürchte, der Alte überlebt ihn nicht lange, sein Brief klang, als wäre er völlig gebrochen."

„Mein armer Egon!" Man hörte dem Tone Hartmuts an, wie tief und schmerzlich ihn die Erinnerung durchbebte. „Er war so voll sonniger Heiterkeit und Lebensfreude, so ganz geschaffen, Glück zu empfangen und zu geben. Wellleicht wärst Du an seiner Seite glücklicher geworden, Ada, als mit Deinem wilden, stürmischen Hartmut, der Dich noch oft genug quälen wird mit all den finsteren Schatten seines Wesens."

Ada blickte, noch mit der Thräne im Auge, lächelnd zu ihm auf.

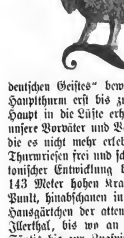
„Ich liebe aber nun einmal diesen wilden, stürmischen Hartmut und will kein anderes Glück, als sein Weib zu heißen!"

Wald und See ruhten in trämmender Mittagsstille. Grün und dunkel standen die alten Föhren, leise flüsterte das Schilf am Ufer und auf dem Wasserspiegel tanzten Tausende von funkelnden Funken. Darüber aber wölbte sich die strahlende Himmelsbläue, in die der Knabe einst hatte hinaufsteigen wollen, den Falken gleich, von denen sein Geschlecht den Namen führte, immer höher, der Sonne entgegen! Sie strahlte auch jetzt dort oben in leuchtender Pracht — das mächtige, ewige Flammenzeichen des Himmels!

Das Ulmer Münster in seiner Vollendung.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten

Von Dr. B. Pfleiderer.



Ich muß hinauf, hinauf auf deine Höhen und mein Herz lüften auf deinem majestätischen Kranze." So klang es aus Fr. Daniel Schubarts Dichterbrust, wenn er während seines Ulmer Aufenthaltes 1775 77 an dem Münster der Stadt vorüberging, in dessen damaliger noch so ruinenhafter Gestalt er „die heitigen Spuren deutscher Kraft und deutschen Geistes" bewunderud erkannte und dessen unvollendeter Hauptthurm erst bis zu 205 Fuß (59 Meter) sein schwarzgraues Haupt in die Lüfte erhob! Was würde der Mann, was würden unsere Vorväter und Väter, alte die in letzter Zeit Heimgegangenen, die es nicht mehr erleben durften, sagen, sähen sie jetzt den Ulmer Thurmriesen frei und schlank emporschießen in wunderbarer architektonischer Entwicklung bis zur Spitze und könnten sie von dem 143 Meter hohen Kranze des Helms, dem höchsten bestiegbaren Punkt, hinabschauen in die Gassen, in die verstohlenen grünenden Hausgärtchen der alten Stadt und hinaus ins weite Donau und Illerthal, bis wo an hellen Tagen die Berge der Alpen, vom Säntis bis zur Zugspitze, im blauen Dufte fern herübergrüßen!

Vollendet! Das Wort schließt eine fünfhundertdreizehnjährige Baugeschichte ein, eine lange Flucht von Jahren der Arbeit, des Stillstands, der Verherrung, des Todesschlafes und endlich des herrlichen Wiederauferstehens des Ulmer Münsters, wie der Dichter Ed. Paulus davon singt:

„Das Wunder, das wir kaum geahnt im Liede,
Darf nun verstehend in den Himmel streben."

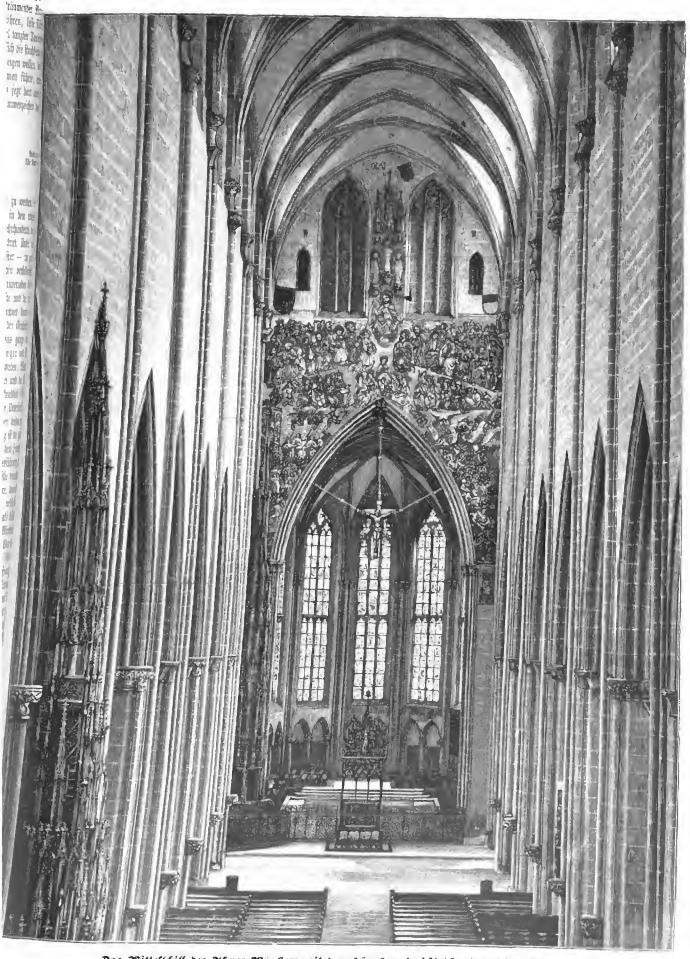
Folge mir, geneigter Leser, in die altersgraue Vorzeit, in jenes 14. Jahrhundert, da man noch keine gedruckten Bücher kannte, aber um so gewandter und freudiger die Waffen gebrauchte, da die aufstrebenden Städte mit den Landesfürsten erbitterte Kämpfe führten, und doch, von dem tiefgewurzelten idealen Sinne des Mittelalters getragen, die gewaltigste aller Künste mächtig blühte und gepflegt wurde: die Baukunst. Schon standen oder stiegen empor die glänzenden Rathedralen, mit welchen die Bischöfe und Erzbischöfe der Kirche ihre Sitze verherrlichen wollten und für welche ihre reichen Mittel flossen: die Münster zu Freiburg und Straßburg, der Dom zu Köln (gegründet 1248), sämmlich in dem herrschenden gothischen Stil erbaut. In Ulm, der Freien Reichsstadt, welche damals ihre 20 000 bis 25 000 Einwohner zählte und nicht mehr, war kein solcher Sitz eines Kirchenfürsten, aber ein starker muthiger Bürgersinn, welcher beim allgemeinen Aufwärtsstreben der Stadt auch sein großes Gotteshaus haben wollte, sogut wie die Bischofsstädte, und am 30. Juni 1377 den Grundstein dazu legte. „Wir haben," sagt ein Kunsthistoriker, „im Ulmer Münster die großartigste Schöpfung des deutschen Bürgerthums des Mittelalters"; und wir dürfen hinzusetzen, daß die große Einfachheit der inneren und äußeren Anlage ohne Querschiff aus diesem Ursprung uns erklärlich, ja mehr noch, uns werth und lieb wird. Das Machtvolle, Gediegen-Einfache, Selbstbewußte, das in seiner massigen Wucht und ruhigen Hoheit des Pierathes nicht bedarf, dies ist der Hauptfeindruck des Ganzen, wenn wir von dem Hauptthurm zunächst absehen.

Es waren auch die Zeiten nicht mehr zur Entfaltung der ganzen Pracht des frühen Mittelalters. Bereits begann der ganze Stand der Dinge in den Grundfesten gelockert zu werden, und es stand die neue Zeit an die Pforte, welche in dem ungeheuren Umschwunge des nächstfolgenden, des 15. Jahrhunderts, der das Mittelalter zu Grabe trug, ihre Herrschaft antrat. Unter dieser Zeitlage und bei häufigem Wechsel der Baumeister — im ganzen sind es zehn — ging der Bau in Ulm immerhin verhältnißmäßig rasch vor sich statten. Wir können hier große Bauperioden bis zum Stillstand des Werkes unterscheiden. Die erste und die dritte sind die produktivsten, schöpferischen; sie sind bezeichnet durch zwei große Namen, welche als leuchtende Sterne in der Geschichte der Architektur glänzen und deren Klang durch das ganze deutsche Land geht, dessen Stolz sie sind: Ulrich Enfinger und Matthäus Böblinger. Beide sind geborene Schwaben, Württemberger aber ihr Ruf ging damals über den Rhein und die Alpen.

Der große Ulrich Enfinger trat urkundlich 1392 in Ulm Dienste, als der Chor des Münsters mit dem Unterbau der beiden Seitenthürme (Chorthürme) — das Werk der beiden ersten Baumeister — schon fertig stand. Seine Schöpfung ist die ganze Anlage des ursprünglich dreischiffigen Langhauses mit dem Hauptthurm. Er selbst brachte nur die unteren Theile zur Ausführung, indem das Amt des „Kirchenmeisters" sich in seiner Familie forterbte auf den Schwiegersohn und Enkel Hans und Kaspar Kun, dann den Sohn und Enkelsohn, Matthäus und Moritz Enfinger, welche die Bauführung im 15. Jahrhundert leiteten. Aber als fortdauernde Erbhinterlieb Ulrich, der 1399 die Bauleitung am Münsterthurm zu Straßburg übernahm und 1419 dort starb, den Plan des Hauptthurms bis zum Viereck, dessen erstes Drittel er selbst ausführte.

Der außerordentlich geniale Entwurf dieser Hauptzierde des Ulmer Münsters gehört Ulrich von Enfingen. Darum ist auch die Verwandtschaft des Straßburger mit dem Ulmer Thurm so in die Augen fallend. Auf breiter Grundlage mit weit vorspringenden Hauptpfeilern steht dieser aufwärts. Das Problem der Entwicklung, der architektonischen Auflösung der Massen erscheint in vollendetster Weise gelöst. Wo an den Kölner Domthürmen die Vertikale, d. h. die Richtung nach oben ganz einseitig vorherrscht, zeigt sich hier die Längsrichtung durch die wagerechten Brustwehren der drei Stockwerke des Viereckes angenehm unterbrochen. Das große Fenster, das hier statt der Rose in die Fassade eingesetzt ist, dringt den Zug nach oben dagegen wieder aus entschiedenste zur Geltung. Und diesem Riesenfenster — von der Glasmalerei „Martinsfenster" benannt — wie den oberen ist jenes leichte Stabwerk vorgelegt, welches man auch am Straßburger Thurm findet und welches die inneren Oeffnungen mit einem zauberhaften, phantastisch wirkenden Netzwerk überspinnt. Der ganze Thurm ist von reichster Fülle ausschmückender Pflanzenornamente der Spätgothik überzogen. „Kein Thurm der Welt, einschließlich St. Stefan zu Wien und die Kölner Thürme, zeigt einen so verschwenderischen Reichthum und so unvergleichliches Ornamentil wie der Ulmer, er ist der Thurm der Thürme." In die weit vorspringenden Pfeiler am Fuß ist eine gewölbte Portalhalle eingelegt, welche den mit Statuen und

Helmspitze mit beiden Kreuzblumen.



Das Mittelſchiff des Ulmer Munſters mit dem Jüngſten Gericht über dem Chorbogen.
Nach einer Photographie von Karl Herrlinger in Ulm.

Reliefs geschmückten Eingang zum Dom bildet, „vielleicht die schönste Vorhalle der Welt", wie ein Kenner bezeugt. So ist auf dieser unten breiten massigen Anlage die wundervolle Zuspitzung des Thurms begründet, welche die Hand des anderen der genannten großen Meister vorgezeichnet hat, des Matthäus Böblinger.

In einer Kapelle des Ulmer Münsters befindet sich, der Originalriß, worauf Ulrichs Viereck durch Achteck und Helm zur Vollendung gebracht ist. An der Stelle, wo Ulrichs Sohn Matthäus den Bau stehen ließ, sind die Worte geschrieben: „da hat angefangen zuo machen an dem duoren (Thurm) zuo ulm mathe(us) Böblinger." Und weiter oben am Schluß des Vierecks: „da hat uffgebert zuo buowen an dem duoren mathe(us) Böblinger." Der ganze Thurm ist aber darüber angezeichnet bis zur Spitze. — Es waren fast 60 Jahre nach Ulrich Enzingers Tod, als Meister Matthäus Böblinger, der Erbauer der Eßlinger Frauenkirche, von dort 1477 nach Ulm berufen ward an den Münsterbau, nachdem er schon zuvor dorthin gearbeitet hatte. War ihm nur ein kleines Stück, das letzte Drittel des Vierecks, am Thurm auszuführen beschieden gewesen, als er spätestens 1494 nach Eßlingen zurückkehrte*, so hinterließ er doch die Durchführung jenes Enzingerschen Originalrisses, nach welchem fast vier Jahrhunderte nachher der Ulmer Thurm ausgeführt steht.

Böblingers Abgang bezeichnet die Wende des Jahrhunderts. Große Umwälzungen warfen ihre Schatten voraus. An ein Weiterbauen war nicht zu denken. Die vierte, letzte Bauperiode ist der Erhaltung des Vorhandenen gewidmet. Aus der dreischiffigen Kirche machte Burkhard Engelberg eine fünfschiffige. Die schlanken Rundsäulen und köstlichen Sterngewölbe, wodurch er das eine Seitenschiff jedenfalls theilte, sind weltbekannt, die schönsten Zierden des Innenbaues, die sich unvergänglich erhielten, während das Innere sonst vom 16.—19. Jahrh. vielfach seiner Kunstschätze beraubt, an den bemalten Wänden übertüncht ward und das unvollendete Aeußere düster zum Himmel starrte, wie auch unsere Ansicht aus dem Jahre 1666 es zeigt, auf welcher wir den zur Jahresfeier der Grundsteinlegung veranstalteten Festzug erblicken. Doch ward der Bau mit rührender Sorgfalt gehütet von der Bürgerschaft Ulms, welche ihr Münster seit dem Uebertritt der Stadt zur Reformation als den einzigen protestantischen der großen deutschen Dome ehrt und gebraucht.

Da brach der neue deutsche Frühling herein seit den Freiheitskriegen von 1813. In der wiedererwachenden Liebe für das Mittelalter, für die altdeutsche Kunst erstieg das deutsche Volk die erste Sprosse seiner Wiedergeburt.

Auch in der indessen dem Königreich Württemberg zugefallenen alten Reichsstadt Ulm regte sich dieser Geist. Durch die Bemühungen des dort gegründeten „Vereins für Kunst und Alterthum", durch die Vereinwilligkeit der Ulmer städtischen Körperschaften, für das ehrwürdige Denkmal ihrer alten Größe etwas zu thun, kam der Gedanke der Ulmer Kunstfreunde, unter denen besonders der spätere württembergische Landeskonservator und Oberstudienrath Dr. K. D. Haßler zu nennen ist, zu That und Leben. Am 21. August 1844 ward in aller Stille das Werk der Restauration begonnen. Das Ziel dachte man sich damals hoch genug zu stellen in der Rettung der dem Verfall entgegengehenden Theile, in der Ergänzung des Nöthigsten, in der Einfügung der fehlenden Strebebögen von der Hauptschiffwand zur äußeren Mauer der Seitenschiffe herab.

Mit der Ausführung der letzteren (1856—70) schuf sich der erste Baumeister der Restauration, Karl Ferdinand Thrän, sein größtes Denkmal. Diese majestätischen Bogen, welche der Besucher Ulms jetzt den Seiten des riesigen Gebäudes entlang bewundert, sind mit 18,4 Metern Spannweite die mächtigsten, welche ein deutscher Dom aufweist, und auf ihrem Fuß ruhen die 21 Meter hohen Belastungspyramiden in herrlicher Flucht hintereinander. Dem zweiten Baumeister der Restauration, Ludwig Schen, fällt die Ausführung des reizvollen äußeren Chorumganges und der beiden Chorthürme von 86 Metern Höhe zu, diese wie jener im Baustyl angelegt und vorbereitet. — Schon 1857 äußerte der kunstsinnige Friedrich Wilhelm IV. von Preußen gegen den genannten Dr. Haßler erstmals, „man solle nicht bloß an die Restauration des Münsters, sondern auch an den Ausbau des Thurmes denken". Das Königswort fand Widerhall in allen deutschen Herzen. Wir müssen hier dankbar gedenken, wie viel die württembergische Königshaus, das Hohenzollernhaus und die ganze deutsche Nation durch Gaben und Spenden an dem Werk gethan haben. Es bedurfte aber in Ulm selbst einer thatkräftigen, weitblickenden Persönlichkeit, welche mit organisatorischem Geschick alle Kräfte auf das höchste Ziel, den Ausbau des Hauptthurmes zusammenzufassen verstand. Das ist der Oberbürgermeister der Stadt seit 1863, von Heim. Der Baumeister dazu wurde Professor August Beyer gesunden, dem Schüler von Josef Gwelcher seine Berufung nach Ulm vorschlug. Wir bringen unsern Lesern das Bild Beyers, welcher durch Vollendung des Thurmes nach dem erwähnten alten Böblingerschen Plan einen unvergänglichen Ruhmeskranz sich uns Haupt geflochten hat.

Wir sehen nun das Achteck, von vier zierlichen Treppenthürmchen flankirt, sich auf dem Viereck erheben und darüber in 6 Stockwerken die Pyramide in glänzendster Verjüngung. Sie, des einförmigen Vierpasses, d. h. eines sich gleichmäßig wiederholenden, in eine viereckige Umfassung eingefetzten Maßwerks wie bei den Thurmhelmen von Freiburg, Köln, Regensburg ꝛc. halte der alte Meister in seinem Entwurf in mehreren Stockwerken übereinander hohe luftige Fenster mit Bogenmaßwerk vorgesehen, deren Spitzen in Wimpergen über die Seitenzinnen hinausschießen. Diese umgeben nun Stockwerk für Stockwerk mit einem Kranz von zauberhafter Wirkung, die ihresgleichen an keinem Thurm der Welt hat! Die obere Abbildung auf Seite 447 macht dies deutlich. Sie zeigt eben den eigenartigen Schmuck der Pyramide, das Herausstreten der ausgeschweiften Wimpergen, deren letzte Spitze noch fehlt.

Wo sonst die acht Rippen der Thurmpyramiden die gleichmäßig sich wiederholenden Krabben zeigen, werden die Thurmecke, welche jetzt das Fest der Einweihung und künftig ihr Patronat, nach Ulm führt, mit Statuen das Wunderwerk dieses Helms beschauen, wo alles in Fülle und Abwechslung so frei und sicher nach oben steigt — ein kleinern Blüthengebilde von Knospen und Zweigen umrankt, von der großen Kreuzblume bekrönt, über welcher die kleinere in harmonischer Verjüngung zur himmelragenden Spitze überleitet.

Wie schön ist das Wagniß gelungen, das immer in der Anfangsberechnung der großen Kreuzblume auf die Höhe ihrer Standorts liegt! Diese kolossale Steinarbeit aus vier Stücken, deren Durchmesser 3 Meter, deren Gesammtgewicht 700 Centner beträgt*, sieht nun von oben herab so zierlich und leicht drein, wie eine Blumenkrone, dennoch kräftig genug, um der Thurmsilhouette eine schöne wellenförmige Auslabung zu geben.

Aber noch schwieriger als dies Meisterstück unseres Thurmvollenders war die Aufgabe Beyers, den ganzen leicht hingezeichneten Riß Böblingers überhaupt in die Ausführung zu übersetzen. Die hervorragende technische Leistung, die hierin liegt, werden die Fachmänner zu würdigen wissen. Wir erwähnen hier gelegentlich der Verstärkungsbauten von unten auf, welche der Tragkraft wegen auszuführen waren, ehe nur an einen Aufbau zu denken war, ferner daß Professor Beyer mit richtigem Gefühl die Verhältnisse des Originalrisses dahin abänderte, daß das Achteck etwas niedriger (32 Meter), der Helm ziemlich höher (59 Meter) gehalten ward, wodurch der Thurm selbst statt auf 151 auf 161 Meter Höhe vom Boden der Vorhalle aus kam (von der Linie des Platzes aus gegen 162 Meter). So ist er der höchste künstlerische Thurm der Welt geworden, die Kölner Domthürme um 5 Meter überragend. Es sollte dadurch erreicht werden und ist erreicht worden, daß der Ulmer Helm nicht die Fehler so mancher theilt, von unten sich zu sehr zu verkürzen und zu tief im Achteckskranz drinnen zu stecken. Neiu, frei und mit mächtigem Ruck springt er vom Absatz weg; schlank und kühn, in leichter Einziehung und harmonischer Verjüngung schießt er hinauf und reißt unser entzücktes Auge mit. Aber unser Meister hat noch etwas Weiteres gethan. Er hatte den überaus glücklichen Gedanken, die Hinaufführung einer Wendeltreppe durch die Pyramide von der Frauenkirche in Eßlingen, die ja Böblingers Werk ist, herüberzunehmen und hier in großerem Stil durchzuführen. Und so erhebt sich denn vom Boden der Pyramide (zu welchem die Seitenwendeltreppen führen), freistehend auf acht Tragebogen, ein steinerner Treppencylinder mit Fenstrechen

* Die Sage führt das Herabfallen zweier Steine aus dem Steingewölke während des Gottesdienstes als ersten Anlaß seines Weggangs, seiner „Flucht" an.

* Unsere Abbildung giebt eine Aufnahme der vor der Versetzung im Münster aufgestellten Helmspitze mit beiden Kreuzblumen und Knopf wieder.

und steigt mitten empor bis zur Höhe von 143 Metern, wo der Austritt auf eine Kranzplattform gestattet ist. Nirgends ist ein Hohenpunkt solcher Ausblick durch eine Thurmpyramide zu finden; man glaubt Zeppelin zu träumen, wenn man von der festen Warte dieser überaus kühnen Treppe aus durch die luftigen Fenster des Helms schaut und sich erinnert, daß man nicht am Erdboden, sondern von einem 162 Meter hohen Springpunkt aus über der Menschenwelt diese Wanderung macht.

Uebrigens ist diese Treppe mit den Pfeilern und Rippen des Helms durch kühngeschwungene Bogen verspannt, die sich in 3 Stockwerken übereinander wiederholen. Man erhält bei dem Durchblick den Eindruck einer himmelanstrebenden Halle. Und oben erst! Wie viele werden es der Reihe nach nicht wagen, auf diesen letzten Kranz zu treten, und von denen, die, wie der Schreiber dieser Zeilen schon so manchesmal, oben stehen und so jäh und senkrecht in die Tiefe sehen, wird nicht mancher ein leises Grauen empfinden neben der stolzen Freude? Ueber uns erhebt sich das letzte ganz massive Stockwerk der Pyramide mit 18 Metern Höhe, in dessen schmaler Rinne eine mächtige eiserne Stange steckt oder vielmehr oben aufgehängt ist, die unten, wo sich die Höhlung erweitert, ein 12 Centner schweres Gewicht trägt. Durch beides soll die ganze Thurmspitze gegen Schwankungen bei starkem Sturme eine Versteifung erhalten. Sicherlich wird künftig diese Thurmbesteigung in Ulm zum Merkwürdigsten und Kühnsten gehören, womit ein Besucher der Stadt, die dieses nun vollendete großartige Kunstdenkmal zu besitzen das Glück hat, seine Münsterwanderung beschließen und krönen kann. Und dann wird er lächelnd herabblicken auch auf den „Ulmer Spatz", den der Ulmer Humor nach Vollendung der hinten Zierdeckung wieder auf den Dachfirst zu setzen sich nicht nehmen ließ; ein Ulmer Gesellschaft hat das neue Exemplar getriebener Arbeit mit Vergoldung gestiftet; der alte Vogel", wie er ursprünglich genannt ist, sollte einfach den Zielpunkt der Stadt bedeuten! Und hinaufblickend zur sonnenvergoldeten Spitze wird der Wanderer auch an des alten Kirchenmeisters Töchterlein denken — ihr Vater soll Böblinger gewesen sein — von welcher die Sage geht, daß Kaiser Maximilian II. einen Kuß von ihr verlangt habe. Da sprach sie: „Ja, droben auf des Thurmes Spitze könnt Ihr ihn haben." Und heute, wo diese Spitze vollendet ist, wäre sie noch sicher, daß die heißeste Liebe sich da nicht hinaufwagen würde? — Es ist etwas Großes, Hochbefriedigendes, daß bei diesem ganzen Thurmaufbau, welcher alles in allem fast das jetzt zu Ende gehende Jahrzehnt (1882 bis 90) in Anspruch nahm, kein einziges Menschenleben durch Unglücksfall zu Grunde gegangen ist, wo doch die Bauhütte 100—120 Mann betrug und die jahrelange Arbeit in solcher Höhe an und für sich des Gefährlichen genug hat. Es wirft diese Thatsache ein Licht auf die rühmliche Sorgfalt und Vorsicht der Bauleitung, auf die vollbewußte Sicherheit, mit der Prof. Beyer die ganz riesigen und schwierigen Gerüste Stockwerk für Stockwerk aufeinander zu thürmen verstand, welche schon allein eine bauliche Merkwürdigkeit sind. Noch werden diese Gerüste, mit Ausnahme der Pyramidenspitze, die freigelegt wird, einige Jahre den kühnen Bau verschleiern. Erst mit der Ergänzung fehlender Einzeltheilen, wie z. B. des reichen Achteckskranzes, können dieselben allmählich abgebrochen werden. Auch im Innern der Kirche ist mit der Bemalung der Gewölbe an den Seitenschiffen erst begonnen worden und noch manches unvollendet, manches nöthig und geplant, wozu das bevorstehende Fest die fernere opferwillige Theilnahme der Nation erwecken möge! Dennoch wird der Eindruck überwältigend sein für jeden, der durch das große Hauptportal mit der erwähnten herrlichen Vorhalle — welches zum ersten Male seit 10 Jahren bei diesem Fest wieder dem allgemeinen Gebrauch übergeben wird — in die neue Thurmhalle eintritt und von hier aus durch den 17,50 Meter hohen Spitzbogen den Blick durch die majestätische Halle bis zu dem im Zauberlicht schwimmenden

Pyramidenstück.

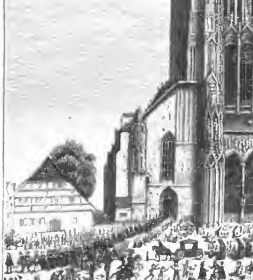
Chorallarbild von Martin Schaffner.

Chor schweifen läßt! Die Wirkung des ganzen, allerdings sehr einfach gehaltenen Innenraums (s. unser Bild S. 445) ist eben infolge dieser Einfachheit eine ungetheilt mächtige und weihevolle, was durch die vortheilhaften Raumverhältnisse unterstützt wird. Die harmonische Gleichheit der 5 Schiffe mit zusammen 48,75 Metern (je 15 Meter im Lichten) wiegt die Höhe des Mittelschiffs von 41,6 Metern wohlthätig auf, während beim Kölner Dom die überragende Höhe des Mittelschiffs mit fast 44 Metern nahezu der Gesammtbreite von 45 Metern gleichkommt und die Seitenschiffe mit 19 Metern Höhe verhältnißmäßig niedrig erscheinen gegen 20,35 Meter der Ulmer.

Die Länge des Münsters im Lichten beträgt 123,75 Meter (Köln 119 Meter), wobei auf das Langhaus allein 75,50, auf die lichte Thurmhalle 17,50, auf den Chor 30,75 kommen. Das Münster zu Straßburg hat 30 Meter Mittelschiffshöhe. Der Flächeninhalt in Ulm beträgt im Lichten nach Abzug der Pfeiler etwa 5100 Quadratmeter, was dem Raum für 28—30000 Personen gleichkommt (Köln 6200 qm durch das Querschiff, Straßburg 4160, St. Stefan 3200, Freiburg 2960).

Indem der Besucher durch den herrlichen Säulenwald der Seitenschiffe das Auge schweifen läßt und am 3. Pfeiler linker Hand im Mittelschiff die Kanzel mit dem geschnitzten Kanzeldeckel des jüngern Zürn (1510), am 7. rechter Hand das Relief der Grundsteinlegung bemerkt, zieht es ihn hinauf zum Chor. Als dessen Wächter steht links das 10 Fuß hohe Sakramentshäuschen aus den siebziger Jahren des 15. Jahrhunderts, dem späteren der Kirnberger Lorenzkirche ebenbürtig, ja an Reinheit der Formen überlegen — „gegossener Stein", wie die Alten bewundernd sagten. Vom Triumphbogen hängt ein riesiger Kruzifixus herab, in der Hütte nach einem früher dem Münster gehörigen alten Original fürstlicher Zeit (jetzt in der alten Klosterkirche Wiblingen) geschnitzt, ein Geschenk der Ulmischen Garnisonsgemeinde an das Münster zum Lutherjubeljahr 1883. Ueber diesem Hängekreuz breitet sich an der Triumphbogenwand ein erst seit 1880 wieder aufgedecktes altes Freskogemälde aus, „Das jüngste Gericht", das unsere Innenansicht zeigt, ein Werk aus dem Jahre 1470, welches sich durch seine Riesenausdehnung (es bedeckt 136 Quadratmeter, zählt nicht weniger als 213 Köpfe und die Christusfigur ist 3½ Meter hoch) den größten Darstellungen dieser Art zur Seite stellt, aber durch innere Vorzüge der lebendigen Gruppirung und Individualisirung alle überragt.

Aber die größten Kunstschätze birgt der Chor des Münsters. Die Verühmtheit des Dreisitzes und großen Chorgestühls von Jörg Zürlin d. ä. (1469 bis 1474/75) mit seinen unvergleichlichen Büsten von 7 Sibyllen und 7 heidnischen Weisen und Dichtern hat längst die ganze Welt durchzieht. Ebenso auch der Ruf der beiden gemalten Fenster von Hans Wild vom Jahre 1480 mit dem Stammbaum Christi ꝛc. Indessen besitzt das Münster aus [illegible] lungen von Ulmern wie den Familien Bürglen, Daumer, [illegible] Dieterich, Wieland im Chor und Seitenschiff neue Glasmalereien, die zu den besten gehören, welche die Neuzeit aufzuweisen hat. Je fader vielfach die neuen Glasmalereien sich in der Farbe geben, desto mehr ist die glückliche Nachahmung der Alten in den neuen Ulmer Fenstern hervorzuheben, die Gluth und Harmonie, die Tiefe der Farben, welche hier von den Münchener Anstalten (Kunstanstalt Zettler) erreicht ist. Die wunderbare Kunst der Glasmalerei war lange wie verloren. Ihr Wiederentdecker ist der Münchener Siegmund Frank (1[illegible] bis 1847), welcher in [illegible] mals die Münchener Glasmalereianstalten schuf, aus denen eine Erneuerung der [illegible] lichen Kunst hervorging. [illegible] Ulm selbst rührt sich die [illegible] Dominikaner Jakob Sprinzinger seinen Sohn [illegible] nennen, welcher 1442 [illegible] 1491 der gefeierte Glasmaler des Bolsterdoms war und dort begraben liegt. Es ist [illegible] nur eine Sage, daß [illegible] Jacobus Allemannus [illegible] Geld der alten Glasmalerei erfunden habe, dessen mondscheinartig-[illegible] zarten Glanz man [illegible] gebildig bis heute wieder zu erreichen trachtet. Wie diese Sage beizeugt immerhin, wie es mit solchen Dingen zugehen mochte, und wir wollen sie erzählen: Der Bruder Jacobus war eben mit Glasbrennen vom Schmelzofen [illegible] beschäftigt, als ihm ein silberner Gewandknopf auf eine in den Schmelze befindliches Glasplatte fiel. In diesem [illegible] gentlich wurde er zu [illegible] nem Able abgeruten. Als er wiederkam, sah er [illegible] jener Stelle das schönste Kunstgebilde sich entgegenleuchten, das aus Erz und schwefelsaurem Zink der hergestellt wird. Es kam aber [illegible] nachweislich schon [illegible] Griesinger vor.



Eigentliche Abbildung des Schönen und Verühmten Tempels oder Münsters In der Kön. Reichs Stadt Ulm

Das Ulmer Münster im Jahre 1666.
Mit dem Festzug am 30. Juni 1666.

Größere Beachtung [illegible] bisher verdienen die Oelgemälde, welche das Ulmer Münster besitzt; vor allen die unzweifelhaft echten Bilder aus Martin Schaffners bester Zeit. So wenig wir Sicheres von diesem Meisters Geburts- oder Todesjahr und seiner Heimath wissen, so kommt er doch 1521—1535 urkundlich in Ulm vor. Sie geben unsern Lesern die Ansicht des Chorallars (Schaffneraltars, S. 447). Es ist ein sogenannter Sippenaltar, d. h. [illegible] plastische und bildliche Darstellungen die heilige Sippe, d. i. den weiteren Familienkreis der Maria nach der Legende, zum Gegenstand haben. Demnach zeigt der Altarschrein die heilige Anna und Maria mit Kind, hinter diesen die drei Männer der ersteren (Cleophas, Salome, Joachim, den Vater der Maria) und dann den heiligen Joseph. Die Flügelgemälde führen uns die Sippe der beiden ersteren vor, Maria Cleophä mit ihrem Gatten Alphäus und Kindern, den zukünftigen Aposteln Jacobus dem älteren ꝛc. ꝛc. Es sind köstliche Verherrlichungen deutschen Familienlebens, voll Anmuth und Grazie. Die Kindlein [illegible] auf dem Schoße oder zu Füßen der Mütter mit Steckenpferd und

ABC-Täfelchen, die Väter sehen zu und haben die charaktervollen Porträtköpfe der Stifter. In gewisser Hinsicht noch bedeutsamer ist das Abendmahl in der Altarstaffel, das so merkwürdig an Lionardos bekanntes Bild anklingt und zeigt, daß Schaffner Italien gesehen hat, wie denn Thorwaldsen bei Anblick desselben ausrief: „Der muß zu Lionardos Abendmahl gesehen haben!“

Tausende unserer Leser werden, bis diese Blätter in ihre Hand kommen, gelegentlich des bevorstehenden Festes vom 28. Juni bis 1. Juli d. J. mit dem Strom der Gäste die Hallen des Münsters durchwandelt und die genannten wie noch viele andere Kunstschätze desselben, besonders auch noch in der Sakristei, betrachtet haben. Die Klänge des Mendelssohnschen „Elias“, von einem Chor von dreihundert Sängern und entsprechendem Orchester im Münster ausgeführt, werden majestätisch widerhallen; das Festspiel, von Ulmer Bürgern dargestellt, wird die Hauptepochen der Geschichte der Stadt und des Münsterbaues am Auge vorüberführen, und der große historische Festzug von 1500 Theilnehmern wird den Glanz der alten Reichsstadt neu aufleben lassen. Aber die wenigen, welchen es vergönnt war, an der feierlichen Versetzung des Schlußsteins des Thurmes auf der schwindelnden Höhe des Gerüsts theilzunehmen, werden die Ueberzeugung lebenslang in sich tragen, daß die erhabene Weihe dieses Augenblicks alles, was festesglanz zu bieten vermag, weit hinter sich läßt.

Prof. August Beyer, Münsterbaumeister.

Eine stille andächtige Gemeinde, versammelten wir uns am Abend des 31. Mai um den Meister und die Werkleute auf der schwindelnden Höhe der obersten Plattform des Gerüstes, aus welcher eben noch die äußerste Spitze des vollendeten Thurmes herausstrat, nun nun bald frei in die Lüfte zu ragen. Lichter Abendsonnenschein übergoldete das weite Land und die Häuser der Stadt tief unten, aus deren Giebelfenstern wehende Tücher zu uns heraufgrüßten, indeß vom Thurme die deutsche und die württembergische Fahne herabwallten. Auf dieser Höhe, wußten wir, wird keiner mehr stehen, kein Auge den sonnenbeglänzten, sturmumtobten, majestätischen Giebel je wieder aus dieser Nähe grüßen! Wir waren alle durchdrungen von der Größe des Augenblicks, durch welchen in die Geschichte Ulms, des evangelischen Gotteshauses und der deutschen Kunst ein neues unvergängliches Blatt eingefügt worden sollte.

Da klangen die Glocken des Domes herauf zu uns. Die am Morgen von den Geistlichen und den bürgerlichen Kollegien der Stadt unterzeichnete Urkunde von Pergament, welche besagt, daß

„im Jahre des Heils 1890 . . . am 31. Mai abends 6 Uhr der Schlußstein zum Hauptthurm dieses Münsters aufgesetzt und damit 513 Jahre nach der Grundsteinlegung dies größte Gotteshaus in deutschen Landen glücklich vollendet worden“ —

wird in die Höhlung des vorletzten Steins, welcher dem Thurmknopf zur Unterlage dient, eingelegt und vermauert — und langsam senkt sich dieser herab auf denselben. Ein frommer Segensspruch zuerst; dann klingt unser dreifacher Jubelruf hinaus in die Lüfte, dem Könige als dem hohen Förderer und Protektor, dem Baumeister mit seinen Gehilfen als dem ruhmreichen Vollender des großen Werkes! Und in feierlichen Accorden des Chorals „Nun danket alle Gott“ scholl es vom Thurmkranz unter uns nieder, der harrenden Menge zur frohen Kunde, was droben geschehen!

Schulschluß und Ferien.

Skizze aus dem Familienleben von **Hans Arnold.**

Die „großen Ferien“ nahten auf den schweren Flügeln dumpfer Sommerhitze, die erfahrungsmäßig nie hartnäckiger, schattenloser und anhaltender ist als in den letzten drei Wochen vor Schulschluß, nun sich ebenso erfahrungsmäßig mit dem ersten Ferientage in kalte, regnerische und ruftreundliche Witterung zu verwandeln — gleichsam, als hätte die Mutter Natur mit der weisen und mächtigen Schulbehörde den Grundsatz gemeinsam in Pacht, daß man den Kindern das Leben so sauer zu machen habe, als es irgend angehen will!

In zahlreichen Familien, welche große Städte bewohnen, macht sich um diese Zeit eine innere Gährung bemerklich! Väter suchen nach brauchbaren Vorwänden, um die Ihrigen auf eine möglichst erträgliche Insel zu bannen und mit dem beruhigten Bewußtsein, daß sie vier Wochen lang nicht davon weg können, selbst krank und fret die Welt nach allen Himmelsrichtungen zu durchstreifen.

Mütter beginnen, die Sommer- und Herbstgewänder ihrer Nachkommenschaft mit mißtrauischen Blicken auf Schönheit und Dauerhaftigkeit zu prüfen, und werden in vielen kritischen Lebensabschnitten meist nur mit einem über die Hand gezogenen Strumpf gesehen, den sie auf die wichtige Frage hin: „stopfen oder an stricken?“ zweifelhaft betrachten.

Die Kinder wagen sich vor der gelösten Censur- und Versetzungsfrage — im westlichen Deutschland mit den großen Ferien zusammenfallend — noch nicht zu freuen, da ihnen bei jedem Nachlassen in ihrer armen, kleinen Sisyphusarbeit die furchtbare Drohung entgegengeschleudert wird: „Wer sitzen bleibt, darf nicht mitreisen und bekommt Privatstunden während der Ferien.“ „Und es sollen Fälle vorgekommen sein, wo Eltern wirklich so entmenscht waren, ihre Kinder nicht mitzunehmen,“ versicherte Paul Langer seine Geschwister, als die obige Frage zur Verhandlung kam.

Dr. Langers waren übrigens fest entschlossen, dies Jahr in die Sommerfrische zu gehen, und nur das Wo und Wie bedurfte noch der Feststellung. Hausvater und Hausmutter schworen jeder auf ein anderes Reisehandbuch, und der Streitruf „hie König — hie Becker!“ spaltete vorläufig die Familie in zwei feindliche Lager.

Die Schweiz mit ihren himmelhohen Bergen und blauen Seen lockte unwiderstehlich, und endlich war der Riesenentschluß gefaßt, daß man vollzählig diesen Aufenthalt wählen würde — und zwar unter Mitnahme des Dienstmädchens, da Frau Langer aus Sparsamkeitsrücksichten überall ihr Wirthschaftsbuch mit hinschleppen mußte und der furchtbaren Frage: „Was kochen wir morgen?“ in keiner Lage des Lebens zu entgehen bestimmt war.

Für die arme Hausfrau war daher der Zustand der Seligen im Paradiese vor allem an die Bedingung geknüpft, daß man daselbst nie vorher eine Ahnung haben dürfte, was auf dem Mittagstisch erscheinen werde — viel weniger denn eine bohrende Verantwortlichkeit im Innern fühlen, ob der Braten zu sehr „durch“ sei — ein Vorkommniß, welches den sonst milden und gütigen Hausvater mit Blitzesschnelle in einen wütenden Tyrannen zu verwandeln pflegte.

Ehe an die Ausführung des großen Reiseplans gegangen wurde, waren aber wie gesagt noch die Schulprüfungen und ihre Ergebnisse abzuwarten. Langers sahen sich demgemäß vor die süße und ehrenvolle Aufgabe gestellt, in den letzten drei Tagen vor der Abreise zu mehreren, verschiedenen Stunden sich durch den Augen- und Ohrenschein zu überzeugen, ob man nicht besser thäte, sich das Schulgeld für Paul, Karl, Elli und Anna baar wieder herauszahlen zu lassen, — oder ob das wochenlange Eintrichtern bestimmter Fragen und Antworten am Prüfungstage auch die gewünschten Erfolge haben werde.

Die Mütter hatte bereits einen lebhaften Vorgeschmack der zu erwartenden Freuden gehabt, indem Paul und Anna zu öffentlichem Hersagen je einer Dichtung von ihren verschiedenen Lehrern bestimmt waren.

Paul schnatterte daher seit vier Wochen bei jeder Gelegenheit, beim Essen, beim Schlafengehen, beim Aufstehen, sowie er der Mutter ansichtig wurde, los: „Uns eigale ayant chanté tout l'été“ und setzte jedem Versuch, ihn zu dramatischer Auffassung des Gedichts von der „Grille, die den ganzen Sommer gesungen hatte“, zu bringen, einen dumpfen Widerstand entgegen, der wenigstens darüber beruhigte, daß er zu dem dornenvollen Pfade des Schauspielers keine Neigung zeigen werde. — Anna hatte ein kindlich belehrendes Zwiegespräch zwischen zwei Bäumen vorzutragen

und begrüßte auch täglich die Mutter beim Frühstück mit der wenig schmeichelhaften Anrede:

„Du alte Tanne im dunkeln Kleid,
Du sollteſt dich ſchämen zur Frühlingszeit!“

Der große Tag des „Mädelexamens“, wie die Brüder ſich ausdrückten mit männlicher Verachtung des niederen Standpunkts, auf dem die Geleyſamkeit der höhern Töchterſchule in ihren Augen ſtand, war herangekommen. Die jungen Damen legten eine betrübend aufs Aeußerſte gerichtete Geſinnung an den Tag, indem beide viel aufgeregter darüber waren, ob die blauen Kleider gut ſaßen und die Schleifen an den Zöpfen auch die richtige Abſchattirung dazu zeigten, als darüber, ob die Pruſiſchen Kriege und die amerikaniſchen Städte — die beiden Bildungszweige, über die kein Schulmädchen von der letzten bis zur erſten Klaſſe hinauskommt! — auch in den Köpfen ſaß ſen.

Die Mutter war mißgeſtimmt, da das Examen die Rückſichtsloſigkeit begann, nachmittags um drei Uhr ſtattzufinden, zu einer Tageszeit, in welcher der normale Menſch ſich mit Bewußtſein und Genuß dem Verdauungsgeſchäfte anheimgiebt und zu nichts weiter Neigung hat, als ſich aufs Sofa zu legen und bei einem Schmöker die Welt und ihre Sorgen auf eine halbe Stunde zu verabſchieden.

Statt deſſen mußte die Hausfrau unmittelbar nach dem letzten Biſſen ſich mit Hut und Tuch bekleiden und in wahrer Bratenhitze mit ihren fieberhaft aufgeregten Töchtern nach dem Schulhauſe wandern, wo bereits eine Schar hüpfender, ſchnatternder, langzöpfiger Mädchen vor der Hausthür ſtand und mit jenem prüfenden Blick die gegenſeitige Toilette muſterte, ohne den auch erwachſenere Damen ſchwer aneinander vorbeikommen können!

Oben angelangt, fand die Mutter zu ihrer Empörung und Beſchämung, daß ſie von der zum Zuhören eingeladenen Elternſchaft „die erſte“ war, ein Zuſtand, der merkwürdigerweiſe für jeden Menſchen das Gefühl einer gewiſſen Blamage in ſich ſchließt, wogegen „der letzte“ ſich immer einigermaßen vornehm vorkommt, — ein ſeeliſcher Vorgang, der ebenſo räthſelhaft als unbeſtreitbar iſt!

Ein Tiſch, mit Handarbeiten bedeckt, zeigte zur Beſriedigung unſerer Hausfrau, daß ſie von der zum weiblichen Geſchlecht angewieſenen Beſchäftigungen noch nicht im Wuſte der Geleyſamkeit erſtickt waren, und ihre Frende wäre noch größer geweſen, wenn ihr nicht Anna ein graubraunes, räthſelhaftes Gewebe mit ſchönem Selbſtgefühl als „mein Strumpf“ vorgeſtellt und ſogar ſich nicht entblödet hätte, eine Karte mit dem auf dieſe Weiſe recht gebrandmarkten Familiennamen an dem furchtbaren Werk zu befeſtigen. Als Erſtgekommene wurde die Mutter auf einen der allgemeinen Unkenntlichkeit ausgeſetzten Platz in dem etwas dumpfen, heißen Raum genöthigt und ſah daſelbſt wohl zwanzig Minuten lang regungslos und ſchmorend einer Reihe leerer Bänke gegenüber, indem ſie ſich geradezu tödlich langweilte und ſich beſtändig innerlich erbittert ausrechnete, wie gut und leichtlich ſie in dieſer Zeit hätte Siesta halten können!

Endlich gab der Klingelton das Zeichen zum Beginn der „Vorſtellung“, die jungen Damen erſchienen paarweiſe, verlegen kichelnd, und nahmen ihre Plätze ein. Die beiden Schweſtern unſerer Familie Langer gehörten zum Glück derſelben Klaſſe an und waren die zunächſt Examinirten.

Die Mutter hatte nun den Hochgenuß, das Gedicht von der „alten Tanne“ mit wechſelndes der Abwechslung wieder zu hören, daß Elli, von Schüchternheit übermannt, gänzlich unhörbar flüſterte und die Verſammlung in lebhafter Spannung darüber erhielt, ob die Schillerſche „Bürgſchaft“ oder „Gott grüß Euch, Alter, ſchmeckt das Pfeifchen?“ beklommire — ein Zweifel, der auch noch ungelöſt blieb, als Elli mit einem Taufjubeltuttir von etwas unbändiſcher Richtung der Oeffentlichkeit ſie ſeit heut Lebewohl gejagt hatte.

Das nun folgende Examen in der Erdkunde war für die Mutter ebenfalls kein glückliches Zuſtand! Der drohende Zeigefinger des lehrenden Fräuleins kehrte von den Mägen ihrer Töchter, auf die er bei jeder Frage gerichtet war, leer und unverrichteter Sache zurück, — ja, nicht genug damit, — Anna ſuchte ſogar zweimal zu zeigen, daß ſie Beſcheid wiſſe, und als ſie auf dieſe Andeutungen hin mit einem ermuthigenden: „Nun, Aennchen?“ zum Bewerthen ihrer Kenntniſſe aufgefordert wurde, ſchwieg ſie gänzlich und tief es ewig unaufgeklärt, warum ſie ſich ſo tapfenkühn der furchtbaren Möglichkeit des Gefragtwerdens ausgeſetzt habe!

Das einzige Mal, wo Frau Langer die Stimme einer ihrer Töchter vernahm, war, als Elli auf die beſcheidene Anfrage: „Welcher bekannte Held war in Kuſtrin gefangen?“ mit feſter Sicherheit die überraſchende Antwort gab: „Columbus!“, in geringfügiger Irrthum, den das gewandte Fräulein mit einer ſchnellen und unbefangenen „ganz recht — Friedrich der Große in einen Treffer erſter Güte umzuwandeln wußte.

Die Mutter, auf ihrem bevorzugten Platz, wünſchte fortgehend, daß ſie die Erde verſchlänge, da ſie die Kritik ſämmtlicher Bekannten fürchtete, — eine Beſorgniß, die darum recht unbegründet war, weil alle Eltern nur auf ihre eigenen Pantas, Emmys oder Elſe achteten und hinterher beim beſten Willen nichts darüber hätten berichten können, was die Töchter anderer Leute gewußt oder in dieſem Fall nicht gewußt hatten!

Die Prüfung ging ſolchergeſtalt ruhmlos für die Familie Langer zu Ende, und als die Mutter mit ihren beiden jungen Damen den Heimweg antrat, that ſie als einzige Kritik den vernichtenden Ausſpruch: „Wie gut, daß der Papa nicht mit war!“ eine Wahrheit, der ſich der betreffende Papa nachher aus voller Seele anſchloß, indem er auf den Bericht der Mutter nach einem roher Männerart bemerkte: „Es iſt mir übrigens ganz einerlei! Angſte, ob die Mädel etwas lernen — wenn ſie eine gute Tanzlochen können, ſo mögen ſie meinetwegen ſagen: ‚Der Cid iſt in Preußiſch Eylau geboren und in Muskowip erzogen worden — daranf kommt es nicht an!“

Die Prüfung der Söhne hatte naturgemäß ernſter genommen werden müſſen, doch da ſich dieſelbe für die in Frage kommenden Klaſſen nur auf ein Deklamatorium beſchränkte und die entſcheidende Thatſache, daß ſowohl Paul wie Karl — letzterer allerdings als neunundzwanzigſter unter einunddreißig Schülern! — verſetzt ſeien, bereits auf geheimnißvollem Wege durchgeſickert war, ſo konnte man dieſem großen Akt mit heiterer Ruhe entgegenſehen.

Die Kleiderfrage der namentlos glatt gebürſteten jungen Männer war ja auch viel leichter zu entſcheiden! Paul wußte allerdings im letzten Augenblick durch das ganze Haus, um alle Schuhbücher und ſogar die Speiſekammer aufzuwühlen und einen dunkelblauen Shlips zu ſuchen, den er verlegt hatte, und Karl vergaß ein paar ſtille, aber bittere Zähren über einen Riſſel, deſſen Schnitt ihm die ſchimpfliche Bezeichnung „Mädelſack“ eingetragen hatte. Aber im großen und ganzen wurde die Sache doch weniger wichtig behandelt, und die Eltern — bei den Jungen gingen beide Eltern mit! — begaben ſich in gehobener Stimmung nach dem Turnſaal des Gymnaſiums, wo das Deklamatorium ſtattzufinden hatte.

Die Szene eröffnete dasſelbe mit ihren rührenden Liedervorträgen und dem Geſang: „Der Mai iſt gekommen, die Bäume ſchlagen aus“ — eine Zeitverwechſelung, welche in der Glut des Auguſtmorgens allerdings nicht zu ſtrenge genommen werden durfte!

Dann betrat ein beſeligter Abiturient, der ſchon wußte, daß ihm die Mutteranſtalt der Schule nichts mehr anhaben konnte, freien Blicks die erhöhte Rednerbühne und donnerte eine nur mäßig verunſtaltete Vorübersetzung des ſpartaniſchen Einſetzigkeit und ein ebenſo begeiſtertes Lobtied auf die periſteiſche Hochbildung, die auch dies Gymnaſium durchwebe, in den Zuhörerkreis, zugleich die Verſicherung abgebend, daß die Studentenzeit vom erſten Semeſter an für ihn und ſeine Genoſſen nur eine Gelegenheit zu erſternem Fleiß und unanſhörlichem Arbeiten ſein werde — ein kühner Ausſpruch, der von den Bänken mit ſäuerlichem Lächeln und unhörbar überzeugt angehört wurde.

Als erſte Frucht der periſteiſchen Bildung trat nun unſer Paul mit der wochentang eingeübten Dichtung von der Grille und der Ameiſe auf die Bretter, die ihm heute die Welt bedeuteten, und ſing auch ganz friſch an, bis etwa zur Hälfte, wo das rauhe Gedicht mit ihm plötzlich mitten durchzuknicken ſchien, er bis unter die Haarwurzeln erröthete und einen wilden, flehenden Blick in die Menge warf.

Ein freundlicher Mitſchüler übertieferte ihm übrigens im brüllenden Flüſterton das verhängnißvolle Fehlwort, und ſomit durfte der Mundgenuß nun ohne weitere Unterbrechung zu Ende gehen.

Die Mutter konnte ſich aber, die Paul mit fürſtlichem Anſtand von ſeinem erhobten Standpunkt herabſtieg, eines leiſen, mißbilligenden Kopfſchüttelns an ſeine Adreſſe nicht erwehren, da ihr die bei handigen künſtlichen Uebungen der letzten Wochen angeſichts dieſes Ausfalls als recht überflüſſig erſchienen wurden.

Karl war einer ähnlichen Probe überhoben. Da er nur, wie er zu Hauſe triumphirend erzählte, „ſoko mit ſechzig andern“ ein Lied vortrug, ſo war nicht anzunehmen, daß er ſo betrübend falſch ſingen werde, an ſämmtliche ſechzig Solijten zu übertönen.

und das „Ade, du mein lieb Heimathland“ ging denn auch glänzend und glatt vorüber.

Einige erheiternde Zwischenfälle fehlten dem großen Tage nicht. Daß dem Wilhelm Tell beim Verkünden seines Vorhabens

„Nach seine Rechnung mit dem Himmel, Vogt,
Fort muß du, deine Uhr ist abgelaufen!“

die Stimme vom dräuenden Baß zu quietschender Kindlichkeit umschlug, nahm der Sache viel von ihrem unheimlichen Charakter. Der „Die Kronicke des Zbiklus“-Vortragende machte sich des kleinen Versehens schuldig, in tiefverwegtem Ton zu verkünden:

„Er sieht, schon kann er nicht mehr sehn,
Die nahen Stimmen forchthar krähn!“

eine Leistung, die bei der Schwierigkeit der Ausführung ein verwundertes Gefühl in der Brust der Hörer weckte.

Jetzt traten zwei Oberertianer auf, von denen der eine sich durch einen kugelrunden, schwarzen Krauskopf auszeichnete und zu allgemeiner stürmischer Heiterkeit von seinem Gesichten angeredet wurde: „O König, schöner König mit deinem goldnen Haar“ — eine Mißachtung der Thatsachen, die allerdings dem tragischen Inhalt des Gedichts von armen König Enzio einen drolligen Beigeschmack verlieh, der den Verfasser gewiß recht schmerzlich berührt hätte.

Noch stärkere Zumuthungen an die Einbildungskraft der Hörer wurden aber gestellt, als zwei muntere Sekundaner sich als Elisabeth und Maria Stuart in den bekannten lebhaften Zank einzulassen hatten. Und als der eine in seinem Frächzen in die Kniee sank und von den andern beschuldigt wurde, daß er durch seine Schönheit und Gesellschaft in der Männerwelt doch unverantwortlich viel Schaden angerichtet habe, — da brach minutenlang ein so tosender Jubel los, wie er kaum je eine Maria Stuart lebhafter gefeiert haben dürfte, wenn ihr auch vielleicht eine weniger heitere Färbung des Beifalls angenehmer gewesen wäre!

Wie alle Freuden der Erde, so nahm auch diese ein Ende! Der Obertehrer, ein zweiter Paris, der statt der Aepfel die Zeugnisse in Händen hielt, hatte das Urtheil über die Häupter seiner Untergebenen gerufen — Karl und Paul waren versetzt!

Diese Thatsache ist für Eltern und Kinder ja stets beglückend, obwohl sie, bei Licht besehen, zunächst die gänzlich unbeschäftigten, lobenden Ferien ohne Aufgaben und sodann die massenhafte Anschaffung neuer Schulbücher nach sich zieht. Während nämlich Schiller, Goethe, Homer, Shakespeare und andere gewöhnliche Sterbliche die angenehme Eigenschaft besitzen, daß ihre Werke jahraus, jahrein dem Wechsel der Moden Trotz bieten, haben der unsterbliche Plötz, der gesegnete Ostermann und der brave Daniel die berechtigte Eigenthümlichkeit, mit rasender Schnelle zu „veralten“ und bei jeder Klasse einer neuen Ausgabe zu bedürfen, zu daß in Elternherzen der schmerzliche Seufzer auftleigt, ob nicht ihr Inhalt von dauerhafterem Stoff gemacht werden könnte. Selbst Lesebücher „veralten“ von Jahr zu Jahr und können nicht von vorgerückten Geschwistern geerbt werden, ob wohl nach vielfacher Erfahrung die Schüler und Schülerinnen nach der Auffassung des beschränkten Elternverstandes gerade so gut nach einer Ausgabe von 1875 lesen lernen könnten, als nach der „neuesten“ und „allerneuesten“.

Doch das ist nun nicht zu ändern, und wie andere Leute, so finden sich auch Langers mit Würde in das Unvermeidliche und freuen sich der Thatsache, nun wieder auf ein Jahr der bangen Frage „Ihen bleiben oder nicht?“ überhoben zu sein, einer Frage, welche Söhne nur durch ihre Kindheit zu begleiten — bei Töchtern dagegen erst nach der Einsegnung entscheidende Wichtigkeit zu erlangen pflegt.

Da diese ernste Angelegenheit nun abgethan war, so konnte sich die Mutter mit ganzer Seele dem Packen des Frachtkorbes zuwenden, eine Beschäftigung, in die sie nur durch das kleinste Mund des Hauses unterbrochen wurde, welches alles, was zu Reisezwecken dienen sollte, als ostbar aufzufassen geneigt war und von der Hausfrau durch beständige eintönige Zurufe: „Nicht in den Mund!“ an diesem unheilvollen Beginnen gehindert wurde.

Die größeren Kinder brachten voll Eifer allerhand geschleppt, was sie für die Reise unbedingt zu brauchen bethenerten.

Die beiden Puppen wurden, ohne Rücksicht auf ihre Gliedmaßen, auch glücklich mit eingestopft, ebenso eine Schachtel Bleisoldaten. Als aber Paul mit einem Schild von etwa zwei Metern Länge und entsprechender Breite antrat und ohne diesen nicht over Wochen leben zu können behauptete, schien es doch an der Zeit, den übermäßigen Ansprüchen Einhalt zu thun; der Judaicerschild blieb zurück und ebenso die Steinsammlung, da die letztere der Leichtigkeit des Frachtgepäcks nicht eben förderlich erschien.

Nachdem der umfangreiche Korb als solider Zugvogel den Weg in die wärmere Zone der Schweiz vorausgelegen war, nahte für die Familie selbst der Reisetag. Der Vater, dessen kurz bemessene Urlaubszeit bedächtiges Eintheilen derselben benöthigte, machte sich bereits vorher von der Familie los, da er es sich mit Recht nicht allzu wieblich dachte, mit fünf Kindern unter zwölf Jahren zu reisen.

Als unsere Hausmutter am Morgen mit ihrer etwas verdrießlichen Küchenfee und allen Kindern reisefertig dastand, überzählte sie mit Feldherrnblick das Handgepäck. Da nämlich die genommenen Rundreisebillette kein Freigepäck gestatteten, so mußte alles, was eine große Familie auf der Reise und in den ersten Tagen am neuen Aufenthaltsort etwa gebraucht, „auf Händen“ getragen werden, ein Verfahren, welches nur für zu schönen weiß, der es „Schanderndo selbst erlebt“. Die Gepäckstücke erreichten die erstaunliche Zahl elf ohne das Traglind, welches als einjähriges Menschenwesen doch vollberechtigt war, ebenfalls als Handgepäck zu gelten.

Die elf Gegenstände, beginnend bei der Rolle mit Regenschirmen und endend bei dem Korbe mit gewärmten Milchflaschen, wurden nun zu übersichtlicher Vertheilung gruppirt; da aber beständig einer noch etwas hinzubrachte oder wegnahm, so gestaltete sich dieses Bild etwa wie die Figuren in einem Kaleidoskop. Besonders ein kleiner, grauer Koffer zeichnete sich durch beständiges, tückisches Verschwinden aus, so daß der Ruf: „Wo ist der graue Koffer?“ mit solcher Regelmäßigkeit erklang wie der Schlag einer Kuckucksuhr.

Jetzt wurden nach dem Spruch: „Ein jeder Stand hat seine Last“ den einzelnen Mitgliedern der Familie ein oder mehrere Stücke zugetheilt. Die Jungen, die es erniedrigend für ihre geschlechtliche Stellung fanden, überhaupt etwas zu tragen, erlagen im ersten Augenblick schon unter dem Gewicht jedes, auch des kleinsten Päckchens, das ihnen zugemuthet wurde, und mußten erst durch die höchste Autorität: „Ihr habt wohl schon lange keine Prügel mehr gekriegt?“ auf den Weg der Manneszucht zurückgeführt werden.

Zu zwei Droschken wurde nun die Familie mit allen Sachen hoch aufgethürmt; allein die Ueberfüllung der Gefährte hatte die betrübende Wirkung, daß unterwegs mehrere Stücke Gepäck, darunter natürlich der boshafte graue Koffer, herausfielen, so daß man halten und unter dem Ausstoßseufzer der Kinder: „Wir kommen zu spät!“ das Entrollte wieder holen mußte.

Man kam ertaunlicherweise doch noch rechtzeitig an und fand, daß einem Fünfzigpfennigstück, welches in die Hand eines wohlstandig ohnmugsloß dabei dreinschauenden Schaffners wanderte, ein Coupé für sich allein, in dem man nun, wie sich mit Leichtigkeit berechnen ließ, etwa anderthalb Stunden lang reisen würde.

Die schon vor der Abfahrt saß zu Tode erschöpfte Mutter besand sich aber noch immer in qualvoller Verfassung, da das Dienstmadchen einen Theil des Handgepäcks mit in der andern Wagenklasse hatte und beständige Zweifel die Seele der Hausfrau zerwühlten, ob die verhängnißvolle Zahl elf auch stimmte. Infolge dessen wurde auf jeder Station mit Wagenwechsel der Zettel mit dem Verzeichniß der Sachen wie das Aufgebot in der Kirche abgelesen, ein Verfahren, welches die Reise zu einer beständigen Hetzjagd gestaltete, da zum Zugwechsel gewöhnlich nur zehn Minuten Zeit war.

Die Kinder waren zuerst noch artig genug! Sie hatten ein segensreiches Spiel alter Karten mit und spielten auf Pauls Tornister „Tod und Leben“, während das Kleine ein Biskuit unparteiisch in seinen Mund, über sein Gesicht und seine Kleider vertheilte und in dieser Beschäftigung vollstes Genügen zu finden schien.

Nach dem dritten Male Umsteigen aber, und nachdem der Korb mit den Eßwaren infolge der an ihn gestellten ungeheuren Anforderungen fast geleert war, begann die Reisenungezogenheit in ihrer furchtbarsten Gestalt Platz zu greifen. Man war zum Ueberfluß noch mit einigen schwer zu beklagenden Mitreisenden in ein Coupé gekommen, deren einer, augenscheinlich ein Handlungsdiener mit einer lawn-tennis-Mütze, der gern für einen Lord gehalten sein wollte, beim Erblicken der Kinderschar und des eben heftig schreienden Nesthatchens sah in Beinkämpfe verfiel und der

verlegenen Mutter solche giftigen Blicke zuwarf, als wenn Kinder überhaupt etwas Verwerfliches, schreiende Kinder aber eine ganz ausgesuchte Niederträchtigkeit wären.

So kam man bis Luzern, wo die Alpenkette in ihrer ganzen Schönheit sich vor den Blicken der Fremden aufthat und die Mutter, in großer Besorgniß vor der deneuen Theuerung große Gasthöfe, ihre Angehörigen in eine kleine, furchtbare Rauchkneipe führte, bei Ueberreichung der Rechnung für das ungenießbare Futter aber trotzdem faft ohnmächtig wurde, da dieselbe ihre kühnsten Erwartungen um das Dreifache ungefähr überstieg und die Kinder beständig laut und leise verscherten, sie wären nicht satt geworden! —

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Emin Pascha. (Zu dem Bilde S. 421.) Schicksale, wie Emin Pascha sie erlebt hat, gehen auch an dem wetterhärtesten Manne nicht spurlos vorüber. Das zeigt die Vergleichung unseres heutigen Bildes von Emin mit demjenigen, welches wir vor zwei Jahren (Jahrg. 1888, S. 621) unseren Lesern verlegen konnten. Die Züge des Paschas sind ernster geworden, und deutliche Furchen auf Stirn und Schläfen verrathen die ausgestandenen körperlichen und seelischen Leiden. Aber dieses Antlitz zeugt nach wie vor für die unerschütterliche Thatkraft und den hohen Forschersinn des Mannes, der an der Spitze einer deutschen Unternehmung jetzt aufs neue den Zunren des schwarzen Erdtheils zugezogen ist, aus dem er kaum unser so eigenthümlichen Umständen „gerettet" worden war.

Ueber die ganze civilisirte Welt schreitet jetzt Stanleys Buch „Aus dem dunkelsten Afrika", von dem wir unseren Lesern in diesem Halbheft Kunde geben; ein Buch, das mancherlei Lobsprüche auf den Pascha von Aequatoria enthält, aber auch schwere Angriffe auf ihn, der sich nicht so ohne weiteres nach dem Herzen Stanleys und seiner englischen Auftraggeber retten lassen wollte. Man wußte schon lange, daß solche Dinge in dem Buche stehen würden, und am besten wußte es gewiß derjenige, dem sie die Tadel gilt. Aber Emin Pascha hat es bis jetzt vorgezogen, zu schweigen; noch ist ihm die That wichtiger als das Wort, und während sein amerikanischer Rivale sein umfangreiches Werk schrieb, traf er, der kaum von seinem schweren Unfall Genesene, bereits die Vorbereitungen zu einem neuen Zuge in das Innere — wohin, das hüllt sich vorderhand noch in undurchdringliches Dunkel.

An Gelegenheit zur Niederlegung seiner Vertheidigung hätte es Emin Pascha nicht gefehlt. Die „Gartenlaube" hatte sich sofort an ihn gewandt und ihm ihre Spalten zu einer Schilderung seiner Erlebnisse und Erfahrungen zur Verfügung gestellt. Leider aber hat ihn erst seine Krankheit, dann sein rascher Wiederaufbruch daran verhindert, sich selbst von dem Anerbieten der „Gartenlaube" Gebrauch zu machen. Er schrieb uns aus Bagamoyo, 1. April 1890:

„Zu Beginne, eine neue Expedition ins Innere Afrikas zu leiten, wird es mir kaum möglich sein, mich schriftstellerischen Arbeiten zu unterziehen, da mich nur die durch ziemlich langen Aufenthalt in Afrika gewonnenen Resultate zu verarbeiten. Ich muß deshalb zu meinem Leidwesen das mich als alten Leser der „Gartenlaube" sehr erfreuende Anerbieten einer Veröffentlichung meiner Erfahrungen ablehnen. Wollen Sie mir jedoch gestatten, Ihnen ihn und wieder einen Reisebrief aus dem Innern zu senden, so will ich das gern thun, ohne mich jedoch an bestimmte Termine zu binden. Genehmigen Sie u. s. w. Dr. Emin Pascha."

Demnach dürfen wir also, wenn auch nicht in unmittelbarster Zukunft, so doch in einiger Zeit interessanten Mittheilungen des berühmten Afrikaforschers in den Spalten der „Gartenlaube" entgegensehen.

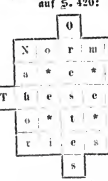
Unsere ebbaren Pilze. Jedes Jahr liest man in Zeitungen Nachrichten von Erkrankungen und Todesfällen infolge des Genusses von giftigen Pilzen. Jedes Jahr werden bei dieser Gelegenheit Warnungen erlassen und Vorschläge zur Ueberwindung des Mankels gemacht; wir besitzen eine ganze Literatur von „Pilzkundern" und „Pilzführern", und trotzdem kehren die Unglücksfälle immer wieder. „Und doch ist es so leicht, giftige Pilze von ebbaren zu unterscheiden," meint noch heute so manche Hausfrau, „man braucht ja nur einen silbernen Löffel in die gekochten Pilze einzurühren! Wird er schwarz, so ist das Gericht giftig." Unzählige Male wurde dieses Mittel als ganz und gar unzuverlässig bezeichnet (vergl. „Gartenlaube" 1885, S. 563). Aber trotzdem giebt es noch unzählige Menschen, die es anwenden und fest daran glauben.

Freilich, das einzige Mittel, welches uns wirklich vor der Vergiftung schützt, ist nicht so einfach, obwohl es sich in die wenigen Worte: „Je ebbaren Pilze genau kennenlernen!" zusammenfassen läßt. Wer Pilze sammelt, kauft oder kocht, muß diese Kenntniß besitzen, sonst kann er leichtfertigerweise das Leben seiner Nächsten gefährden. Von dem Bewußtsein dieser Pflicht sind viele noch lange nicht durchdrungen. Ich kenne Hausfrauen, die in der Küche Vortreffliches leisten, infolge ihrer Schulbildung aber kaum die Merkmale des Champignons oder des Steinpilzes kennen. Sie kochen auch Pilze und vertrauen dabei dem Wissen des Sammlers oder Verkäufers. Am ersten und am ganzen leiden sie dabei keinen Schaden; denn die Landbevölkerung und die Marktweiber kennen in der Regel die ebbaren Arten aufs genauefte. Es giebt aber keine Regel ohne Ausnahme — und wenn man bedenkt, wie oft unerfahrene Kinder auf die Pilzjagd geschickt werden und was für Personen manche Korb- des Marktgeschäftes wegen, so wird es uns nicht wundern, daß so oft Vergiftungen infolge des Pilzgenusses vorkommen. Aus diesem Grunde machen wir unsere Hausfrauen, die der Küche vorstehen, ganz besonders auf die Pflicht, ebbare Pilze genau kennenzulernen, aufmerksam machen. Gerade aber zubereitet wird nur der Pilz, den man genau als ebbaren kennt; alles andere wird zurückgewiesen: das sollte ein feststehender Grundsatz in der Küche sein. Das Kennenlernen verursacht allerdings Mühe, aber so überaus schwierig ist es nicht. Es wird von den Hütereinen des nützlichen Herbes durchaus nicht verlangt, daß sie sich in die Geheimnisse der Pilzkunde vertiefen. Sie sollen in dieser nur ebenso bewandert sein wie in der Fleischkunde. Ob sie wissen, woraus ein Muskel besteht, oder nicht, ist ganz gleichgültig, aber sie müssen auf den ersten Blick Rindfleisch vom Schweinefleisch, oder eine Taube von einem Rebhuhn unterscheiden können. Ebenso einfach ist die Forderung, die eine Pilzart von der andern unterscheiden zu können. An der Schule haben wir es nicht gerne, alles müssen wir es nachholen durch Selbststudium.

Für einige der am häufigsten vorkommenden ebbaren Pilze hat die „Gartenlaube" Seite 514 des Jahrgangs 1889 nützliche Winke gegeben. Außerdem giebt es eine große Zahl von Handbüchern der Pilzkunde; als die zweckmäßigsten aber erscheinen uns diejenigen, welche in kurzer bündiger Form das Nothwendige enthalten und vor allem gute naturgetreue Abbildungen bringen. Ein solches Büchlein ist das beste Pilzbrevier für den Hausbalt. Es haben wir z. B. einen verdächtigen, aus nicht bekannter Pilz vor uns: wir sehen die Abbildungen der ebbaren Pilze in unserem Büchlein durch, und finden wir den Verdächtigen darin nicht — so werfen wir ihn weg. Sein Name und seine übrigen Eigenschaften können uns gleichgültig sein, er ist eben nicht ebbar.

Auf ein solches Büchlein, das bereits in zweiter Auflage vorliegt, möchte ich nun die Leser und namentlich Lehrerinnen aufmerksam machen. Es verdient unbedingt ein Plätzchen neben dem „Kochbuche", und es wird in allen fraglichen Fällen die beste Auskunft geben. Der Titel desselben lautet: „Unsere ebbaren Pilze in natürlicher Größe dargestellt und beschrieben mit Angabe ihrer Zubereitung von Dr. Justus Roth" (Leipzig, Verlag der B. Lampeschen Buchhandlung). Wir lernen in demselben nur unsere ebbaren Pilze kennen und zwar in trefflichen „Porträts", denen sozusagen lediglich das „Signalement", die Beschreibung ihrer äußeren Eigenschaften, beigegeben ist. Nur ein Giftpilz findet sich in dieser empfehlenswerthen Gesellschaft: es ist der giftige Knollen- oder Gichtschwamm, der in seinem Jugendzustande nun den edlen Champignon leicht verwechselt werden kann und dem die „Warnenlaube" im Jahrg. 1885, S. 249 wegen seiner Gemeingefährlichkeit einen besonderen Artikel gewidmet hat.

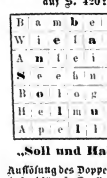
Auflösung der Aufgabe auf S. 420:



1. Norma. 4. Rabor.
2. Theseus. 5. Oreste.
3. Riesa. 6. Minuta.

Auflösung des Zifferräthsels auf S. 420: Bart — Trab.

Auflösung des Zickzackräthsels auf S. 420:



„Soll und Haben."

Auflösung des Doppelsoggrophs auf S. 420: I. Duell, Duett, II. Spinett, Spinett.

Auflösung des Buchstabenräthsels auf S. 420: Fröhde — Fischte.

Auflösung des Bilderräthsels auf S. 420: Werkzeug will gebraucht sein.

Auflösung des Schieberäthsels auf S. 420:

Riesa, Meise, Risch, Last, Hero, Sir, Ebro, Maid, Arad, Emin, Jebu, Tegen, Thun, Gera, Damm, Ar, Karte, Strich. Die Endbuchstaben ergeben, rückwärts gelesen:

Hermann und Dorothea.

Auflösung der Dominoaufgabe auf S. 420:

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

Halbheft 15. 1890.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1890. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Ein Mann.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von **Hermann Heiberg.**

1.

In seinem schönen Haus am Schwanenweg in Kiel saß der Kaufmann John Ericius und sah die eingegangene Morgenpost durch. Der Gehilfe, der sie ihm überbracht hatte, stand an der Thür, seiner Befehle harrend. Er mußte die Briefe, nachdem der Geschäftsherr sie eröffnet, gelesen und mit den ihm nothwendig scheinenden Bemerkungen versehen hatte, in das am Hafen gelegene Comptoir der Firma bringen, wo sie die weitere, geschäftsmäßige Erledigung fanden. So geschah es jeden Tag. Nur die kritzelnde Feder des Alten unterbrach die lautlose Stille. Etwas Athembeschwerendes durchwehte den Raum, gefördert durch die schweren Möbel und dichten Vorhänge, die übergroße Ordnung und die gleichsam starrköpfige Gediegenheit aller vorhandenen Gegenstände.

In dem breiten Gesicht des Schreibenden mit dem runden, eigensinnigen Kinn und den kalten, den Dingen auf den Grund gehenden Augen war nur der Verstand ausgeprägt. In dieser Stunde war er der ausschließliche Herrscher, dem sich alles, was etwa von weicheren Gemüthsregungen in der Brust des Mannes schlummern mochte, bedingungslos unterordnete.

Vogel im Hanfsamen. Nach einem Gemälde von O. Beggrow-Hartmann.

Photographie im Verlage der Photographischen Union in München.

John Ericins war der reichste Mann in Kiel, wohl einer der reichsten im ganzen Norden. Sein Vermögen konnte sich mit dem der Millionäre messen, die in Hamburg ihre Privatpaläste an der Alster und Elbe besaßen. Er war auch Mitglied des Magistrats, Vorsteher einer großen Anzahl von Vereinen und machte ein großes und vielbeneidetes Haus.

Aber so liebenswürdig er als Wirth sein konnte, so kurz und bündig zeigte er sich im Geschäftsverkehr.

„Ich will das und das von Dir, dafür bezahle ich Dich. Thust Du dagegen Deine Pflicht, so giebt's zwar keine artigen Mienen und kein Lob, aber Du hast die Anwartschaft, bei mir vorwärts zu kommen. Bist Du aber eine faule Nuß, so werfe ich Dich einfach weg!" So lauteten seine Grundsätze.

„Hier, Rathef!" rief an dem heutigen Tage Herr Ericins, erhob das starkköpfige Haupt mit den strengen Zügen, schob die durchgesehenen Briefe in die Mappe und hielt sie dem eilfertig sich nähernden jungen Mann hin. „Wenn Herr Richard Tromholt heut vormittag ins Comptoir kommt, lasse ich ihn bitten, sich sofort hierher zu begeben. Es war verabredet, daß ich um elf Uhr im Bureau am Hafen sein sollte, und daß wir uns dort sprechen wollten. Ich wünsche ihn aber hier zu empfangen. Verstanden?"

Der Gehilfe entfernte sich, und John Ericins vertiefte sich wieder in seine Geschäfte, die seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen schienen.

Er hatte sich vor nunmehr zwanzig Jahren mit einer Dame aus altem Adelsgeschlecht verheirathet, die ihn, den älteren Mann, nicht nur um seines schon damals bedeutenden Vermögens willen, sondern aus wirklicher Neigung den vielen andern Bewerbern, die ihre eigenartige Schönheit anlockte, vorgezogen hatte, und noch heute in ihren vierzigsten Jahr war Frau Susanne Ericins, geborene Gräfin von Tolk, eine Erscheinung, deren Anblick Männerherzen in eine unruhige Bewegung zu versetzen imstande war.

Von den beiden Töchtern, die dieser Ehe entsprossten, war die ältere, Susanne, äußerlich das verjüngte Ebenbild der Mutter, die jüngere, Dina, noch ein halbes Kind, in dem sich Schönheit und Anmuth knospend zu regen begannen.

Der vielbeschäftigte Kaufmann hatte für die Erziehung seiner Kinder wenig Zeit übrig, so er, der kurz und gemessen in seinen Geschäftsräumen schaltete, vor dessen Strenge die Angestellten zitterten, war im häuslichen Verkehr von einer gewissen Schwäche gegen die Wünsche und Launen seiner Kinder, deren Erziehung im übrigen von der Mutter musterhaft geleitet wurde, nicht ganz freizusprechen. Insbesondere kam diese Nachgiebigkeit Susannen gegenüber in einer für die Entwickelung dieses außerordentlich selbständig angelegten Charakters nicht vortheilhaften Weise zur Geltung. Aber eben die Eigenschaften, die sie von ihm selbst geerbt hatte, und denen er so große Erfolge verdankte, machten sie zu seinem Liebling, den zu verpönen ihm eine förmliche Ethohung war. Es gab keinen Wunsch, den er ihr nicht erfüllte, keine Absonderlichkeit, die er an ihr nicht entschuldigte, sogar gut fand, und die männliche Entschiedenheit ihres Wesens, weder durch bittere Erfahrungen noch durch die reifere Ueberlegung des Alters gebeugt und gebändigt, neigte nur zu sehr zum Außergewöhnlichen; ein Ueberschuß von Kraftgefühl, dem der enge Kreis von anregender Geselligkeit und häuslicher Beschäftigung lange nicht genügte, machte sich in allerlei Vergnügungen nach Männerart, in Reiten, Fahren, Segeln und Jagen Luft. Besonders den letzteren Sport betrieb Susanne mit Leidenschaft.

Ein Stündchen nach Rathefs Entfernung meldete der Diener den Ingenieur Herrn Richard Tromholt.

„Ah, Sie! Schon da? Ganz gut! Bitte!" stieß John Ericins ohne besondere Höflichkeitsbezeigungen kurz heraus und wies, fast ein wenig herablassend den Kopf neigend, auf einen Stuhl. Aber ehe noch Richard Tromholt, ein junger Mann von vornehmer Haltung und ernsten, gescheiten Gesichtszügen, seiner artigen, wenn auch etwas steifen Verbeugung irgend was hinzufügen konnte, fuhr John Ericius fort:

„Ich hat Sie, hierher zu kommen, Herr Tromholt, da ich wegen einer unerwarteten geschäftlichen Veranlassung in einer Stunde verreisen muß und mir die Zeit durch das Hin und Her zu sehr verkürzen würde. Ich bleibe mehrere Tage, vielleicht eine Woche fort, möchte aber nicht, daß Sie Ihre Abreise verschieben. Ich denke, wir sind ja auch mit allem so weit in Ordnung. Es würden nur noch zwei Punkte zu erörtern sein: die Länge der Zeit, zu der wir uns gegenseitig verpflichten wollen, und die Gewinnstheiligung, die Ihnen nach Ihrem Schreiben" — hier zuckte John Ericins etwas hastig in den Papieren herum, die auf dem Tischlagen, und überflog das bald gefundene Schriftstück — „nicht hoch genug erscheint. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen. — Aber halt — lesen wir noch einmal den Anstellungsvertrag durch! — Also Paragraph eins —"

Zu dem Besitz, der den Gesammtnamen „Limforden" führte, gehörten außer dem gleichnamigen Hauptgute das von großen Torfmooren umgebene Vorwerk „Trollheide", ferner verschiedene Seen und ein ausgedehntes Waldgebiet. Auf Trollheide war die Torftecherei fabrikmäßig in größtem Stil geplant. Die Seen sollten nach einem neuen System trocken gelegt und in der Forsten Holzschneidereien eingerichtet werden, alles nach der Vorschlägen des Herrn Richard Tromholt und den von ihm ausgearbeiteten Plänen. Auch sollte dieser mit dem Titel eines Direktors die Oberleitung der ganzen unter dem Namen „Ericiuswerke in Limforden" ins Handelsregister eingetragenen Anlage übernehmen.

Das alles war längst besprochen und führte zu keinen weiteren Erörterungen. Anders war es mit den Gehaltsbedingungen und dem Gewinnantheil des neuen Direktors, worüber sich, da die beiden Herren doch etwas verschiedene Standpunkte vertraten, eine längere und von seiten des Herrn Ericius etwas schroff und heftig geführte Verhandlung entspann. Die Ruhe und Festigkeit, mit welcher der junge Ingenieur seine Sache vertrat, ohne sich dazu die oft beinahe versetzende Schroffheit des Kaufmanns in ringen beirren zu lassen, machten nicht weniger Eindruck auf Ericius als die umfassenden geschäftlichen Kenntnisse, die er bei der Begründung seiner Ansprüche an den Tag legte.

„Das ist mein Mann," dachte Ericius vergnügt bei sich, allein es war nicht seine Art, so rasch nachzugeben und seine Zufriedenheit merken zu lassen. Immer wieder suchte er die Gründe Tromholts zu bekämpfen und zu erschüttern, endlich jedoch mußte er sich überzeugen, daß er in ihm seinen Mann gefunden habe. Man fand eben im Begriff, eine vollständige Einigung zu erzielen, als die Verhandlungen plötzlich unterbrochen wurden.

Die Thür zu dem Geschäftszimmer wurde stürmisch geöffnet, und auf die herrische Frage des Kaufmanns: „Wer stört uns?" Ich bin für niemand zu sprechen!" antwortete eine fröhlich unbefangene Stimme: „Ich, Papa, ich!" und ins Zimmer trat hastigen Schrittes, und ohne sich um das Verbot zu kümmern, Fräulein Susanne Ericius. Eine Jagdflinte in der Hand, das Haar in Unordnung, die Wangen gerötet und die Augen blitzend, war sie eine packende Erscheinung und weckte in Richard Tromholt ein unruhig heißes, ihn bisher unbekanntes Gefühl von Interesse und Bewunderung. Eine leichte Röthe überzog auch Susannens schönes Gesicht bei dem Anblick des Fremden, aber in demselben Augenblick — war es Verlegenheit oder Achtlosigkeit — entglitt die Flinte ihrer Hand. Rasch sprang Tromholt hinzu, um die Waffe mit den Händen aufzufangen — jedoch im Nu entlud sich durch einen nicht aufgeklärten Zufall der noch im Lauf steckende Schuß und traf Tromholt, der sich unter einem schier wahnsinnigen Schmerzensschrei nach den Augen griff, ins Angesicht. Mark erschütternde Töne drangen durch das Haus und vermischten sich mit den Lauten des Schreckens aus dem Munde Susannens und ihres entsetzt emporschnellenden Vaters.

2.

Die Abendsonne durchglühte die Heide, über die zwei Personen, ein Mann und eine Frau, langsam dahinschritten. Der Horizont brannte in einem düster rothen Licht, das von der gegen den Abendschatten kämpfenden Helle des früh am Himmel aufgestiegenen Mondes in seltsam ergreifender Schönheit abstach. Mit seinem metallischen Glanze durchleuchtete er die Gegend, soweit das Auge reichte: die Felder, Moore, Wiesen und endlos langen

Heidestrecken, die, gleichsam in summer Schwermuth versunken, dalagen.

Nun zog eine Schar Krähen durch die Luft gen Westen, um bald hinter einem mit langen, zahlen Stämmen emporstrebenden Walde zu verschwinden. Eine traumhafte Stille ringsum, bis plötzlich auf einer nebem dem Heidewege liegenden, von Knieden einsam und dunkel eingefchloffenen Wiefe ein hohlfchwarzer Hund ein lautes Gebell erhob und wie toll einem unfichtbaren Gegenftande nachjagte. Und dann ein lauter, die Abendenhe unheimlich unterbrechender fchriller Pfiff. Das Thier hielt in feinem Lauf inne, fpitzte die Ohren und verharrte unfchlüffig.

„Pfeife noch einmal, Richard!“ ließ fich die Stimme einer Frau vernehmen.

Der Mann an ihrer Seite that, wie fie wünfchte. Der Hund aber fetzte fich, ftatt dem Rufe zu folgen, von neuem in Bewegung und verfchwand wie ein immer kleiner werdender dunkler Schatten in der Gegend des Gehöftes, zu dem auch die beiden Spaziergänger, Richard Tromholt und feine Schwefter, ihre Schritte lenkten.

Ueber dem Abhang einer hell beleuchteten Wiefe erhoben fich auf weißfandigem Grunde fchlankgewachfene, düftere Tannen, die wie drohende Wächter vor der hinter dem Gehöft nach Weften fich ausdehnenden, endlofen Torfheide emporragten, und etwas weiter zur Linken — ein Vorwurf für einen Maler — fpielte eben das Mondlicht auf einer Moorlache mit ftahlweißen, unbeweglen Lichtern.

Nach einer vierlefttündigen Wanderung gelangten die Fußgänger an einen allmählich aufsteigenden Weg. Als fie die Höhe erreicht hatten, hemmte nichts mehr die weite Fernficht. Sie blieben, unwillkürlich gebannt von dem Eindruck, der fich ihnen bot, ftehen und ließen die Augen umherfchweifen.

Vor ihnen ein Thalgrund, zur Linken endlofe Flächen, die mit Hunderttaufenden dem Boden abgewonnener Torfabfchnitte bedeckt waren. Durch diefe Moorflachen zogen fich zahllofe, mit Waffer angefüllte Gräben und von dem Monde befchienene, kleine, glitzernde Seen, die fich von der fchwarzen Erdfarbe fchroff abzeichneten. Einzelnes verftümmeltes Gefträuch tauchte hier und dort auf: daneben aber, und fo weit das Auge reichte, faft nnan nur mit Heidekraut befetztes, nach der Bearbeitung warlendes Moorgrund.

Im Thal zur Rechten lag, umgeben von bearkerten, grauen, braunen und violett fchimmernden Aeckern und vom Herbft noch wenig berührten Wiefen, der Oftdorf Trollheide, deffen weiß angeftrichenes Hauptgebäude unter fchwarzen Tannen, dunklen Buchen und Eichen geifterhaft hervorfchaute.

Zu meilenweitem Umkreife nach Nord, Süd, Oft und Weft war's neben einigen Bauernkaten die einzige menfchliche Anfiedelung.

Weit ab von der großen, belebten Welt befand fich diefes zu Limforden gehörige Gütchen mit feinen Moorftrichen, und Monate konnten vergehen, bevor einmal ein fremder Menfch in die Gegend kam. Das Hauptgut Limforden lag faft eine halbe Tagereife entfernt von Trollheide und war dagegen von einer ftrotzenden Fruchtbarkeit. Herrliche Wiefen, Aecker, Waldungen und Seen wechfelten miteinander ab, und die Ausbewirkung diefer letzteren hatte Richard Tromholt vor nun faft drei Jahren auf Grund feines Vertrages mit Ericius in Angriff genommen.

Seit fechs Wochen befand fich der Direktor auf Trollheide, um nach dem Rechten zu fehen und für die unter Aufficht eines bewährten Beamten ftehenden Torfftechorbeiten neue zweckmäßige Anordnungen zu treffen.

Der Direktor nahm feinen Aufenthalt das Jahr über theils hier, theils auf Limforden. Vom frühen Morgen bis zum fpäten Abend war er unausgefetzt thätig und hatte während der drei Jahre nicht ein einziges Mal Urlaub von Ort feines Schaffens länger als auf wenige Tage verlaffen. Nie wichen Ernft, Ruhe und Befonnenheit von ihm, obgleich faft kein Tag verging, an dem nicht unter den nach vielen Hunderten zählenden Arbeitern eine Widerwärtigkeit zu fchlichten war.

Arbeit, nur Arbeit! Und nach der Arbeit ein einfames Ausruhen bis zum wiederbeginnenden Tageslicht.

Wohl mancher ware in diefer freudelofen, faft jeder geiftigen Anregung entbehrenden Abgefchiedenheit zum fchwermüthigen Grübler geworden, aber Tromholt befaß einen Willen, der alles überwand.

Nicht einmal feine Schwefter Bianca von Gunar hatte er gerufen. Sie aber war gekommen, weil fie fühlte, daß er nur aus Rückficht eine Einladung an fie unterlaffen habe. — —

Endlich gelangten die Gefchwifter durch ein weitgeöffnetes, eifernes Gitterthor auf den Gutshof. Der Weg dahin führte durch Wiefen, der Hof war umgeben von einem reichen, kunftvoll gearbeiteten Gitter, und bevor man an das unter den hohen Parkbäumen hervorragende Herrenhaus gelangte, fchritt man durch zierlich gehaltene Gartenanlagen und ging vorüber an den weit läufigen Wirthfchaftsgebäuden und Arbeitshäufern.

Das Gutsgebäude glich einem englifchen Landhaus; gefällige, helle Farben und nette Ausfchmückung verliehen ihm einen vornehmen Anftrich.

Die Geftwifter begaben fich in das Haus. Bevor fie fich aber im Speifezemach zum Abendeffen niederließen, traten fie noch einmal aus dem Gartenzimmer und warfen einen Blick in den Park.

Vor ihnen lag thalabwärts ein breiter, weit fich hinziehender Rafen, der von alten, mächtigen Tannen wie von hohen, dunklen Wänden umfchloffen war.

Am Ausgang des Parks aber breitete fich eine große, vom Abendthau benetzte Wiefe aus, die, vom Monde befchienen, wie eine filberglitzernde Eisfläche nebem dem Schwarz der Fichten erfchien.

Das einfache Mahl, zu welchem Tromholt und feine Schwefter fich hierauf niederfetzten, verlief wortlos. Nachdem es beendet war, und der Diener die Speifen abgetragen hatte, lehnte fich Bianca, eine große, fchlankgewachfene Frau von kaum achtundzwanzig Jahren mit einer eigenthümlich bleichen, aber keineswegs ungefunden Gefichtsfarbe und großen, fchwarzen Augen, in ihren Seffel zurück und fchaute ftumm auf ihren Bruder. Er hatte es fich in feinem zur Seite gerückten Stuhl bequem gemacht und faß, nachdenklich und langfam den Rauch einer Cigarre von fich ftoßend, da.

Richard Tromholt befaß eine gewaltige Erfcheinung, feine Haltung war vornehm, die breite Bruft verriett ungewöhnliche Kraft, und das Auge blickte ernft und milde zugleich aus dem dunklen Geficht. Freilich nur das eine; das andere hatte er damals durch die Unvorfichtigkeit von Sufanne Ericius verloren.

Er war der einzige Sohn eines Hamburger Staatsbeamten. Sein Vater hatte in der Hanfeftadt den Poften eines Syndikus innegehabt, war aber fchon im fünfzigften Jahre geftorben. Auch feine Mutter, eine geborene Venezianerin, hatte Tromholt, der urfprünglich Kaufmann gewefen und dann fich für die Ingenieurwiffenfchaft entfchieden hatte, früh verloren.

Seine Schwefter Bianca war fpäterhin zu Verwandten nach Thüringen gegangen, hatte dort ihren Gatten, den Major von Gunar, kennengelernt, war aber fchon nach fünfjähriger Ehe Witwe geworden. —

Es blieb lange ftill in dem Gemach. Endlich brach Bianca das Schweigen und fagte:

„Wie alt bift Du eigentlich, Richard?“

„Neunundzwanzig Jahre.“

„Schon neunundzwanzig? Da müßteft Du eigentlich aus Heirathen denken.“

Tromholt fchüttelte den Kopf. „Bei den Zielen, die ich mir geftecft habe, kann ich daran nicht denken.“

„Wie Du redeft! Willft Du hier denn Dein Lebenlang vereinfamen? Wie denkft Du eigentlich über Deine Zukunft? Schon geftern fragte ich Dich, und Du gabft mir keine Antwort.“

„Ich will zehn Jahre hier bleiben,“ erwiderte Tromholt, die Worte langfam betonend. „Drei davon find verftoffen. Dann muß ich fo viel verdient haben, daß ich mein eigener Herr, daß ich unabhängig bin, und dann — dann —“

„Dann?“

„Ach, was weiß ich!“ fties Richard ein wenig rauh heraus. „Mein Richard!“ mahnte Bianca mit milder Güte und einem unbefchreiblich herzlichen Ausdruck in den Zügen.

Nun hob er den bisher gefenkten Blick, und ihre Augen trafen ich mit einem Strahl inniger Zuneigung.

„Du fagteft, Bianca? Verzeih, ich war mit meinen Gedanken abwefend.“

„Ja, Richard! Es ift etwas, das Dich drückt! Willft Du Dich mir nicht anvertrauen?“

Luft

Nach einem [illegible] Bau

Photogravure von Franz Hanfstaengl Kunstverlag A.-G. in München.

T.

n G. Jau.

Tromholt bewegte den Kopf wie ein Mensch, der sich lange nach einer Aussprache gesehnt hat.

„Gut denn! Höre!“ sagte er.

Bianca setzte sich aufrecht in ihrem Stuhl und winkte dem Diener Ole, der eben die Fensterladen geschlossen und das Feuer im Kamin geschürt hatte, sich zu entfernen. „So, lieber Richard, nun sind wir ganz ungestört.“

„Du weißt — als damals das Unglück geschehen war,“ — hob Richard Tromholt an, — „bestand der alle Ericius darauf, daß ich in seinem Hause bleiben und dort gepflegt werden sollte. Es blieb auch wohl zunächst nichts anderes übrig; aber auch meine späteren Einwendungen scheiterten an seinem Widerspruch und noch mehr an dem seiner Tochter Susanne, die ich bei jener traurigen Gelegenheit zum ersten Male gesehen hatte. Eine liebevollere Pflege, als sie mir dort im Hause wurde, hätte mir selbst von Dir nicht werden können.

Susanne selbst sah ich nur selten, obwohl sie sich täglich nach meinem Befinden erkundigen ließ. Wenn sie persönlich bei mir erschien, so geschah es nur auf ganz kurze Zeit, immer in großer Toilette. Sie sagte dann etwa folgendes: ‚Wie geht's Ihnen, mein lieber Herr Tromholt? Ich bitte jeden Tag den Himmel, daß er Sie gesund machen möge! Besser? O, das macht mich sehr glücklich. Ich will mich Ihnen heute zeigen. Finden Sie, daß mir diese Robe gut steht? Ich denke mir, daß Sie einen besonders guten Geschmack besitzen. Daß Sie gut, sehr gut sind und schlechten, unvorsichtigen Menschen nichts nachtragen, habe ich ja genügend erfahren. Und daß ich Sie nicht so oft besuche, wie ich gerne möchte, daran ist meine Mutter schuld. Sie findet, daß es sich nicht paßt. Sie wissen doch, Herr Tromholt, daß wir in einer Welt leben, in der das Natürliche, Vernünftige stets in der Aschenbrödelecke stehen muß.‘

Diese Ungezwungenheit und dieser Freimuth der Sprache machten einen großen Eindruck auf mich, wenn ich auch sonst Susanne Ericius zu den Oberflächlichen zählen zu müssen glaubte, bis — bis —“ Tromholt brach ab.

„Nun, Richard?“ knüpfte Bianca nach einer kurzen Pause rücksichtsvollen Schweigens an.

„Wenige Tage bevor ich von dem Arzte entlassen werden sollte, trat sie wiederum eines Mittags in mein Zimmer und sagte: ‚Ich höre von dem Doktor, Herr Tromholt, daß Ihre Reise unmittelbar bevorsteht. Da drängt es mich, Ihnen noch einmal zu sagen, wie mich das Geschehene schmerzt, und nochmals von Ihnen zu hören, daß Sie mir meine Unvorsichtigkeit nicht nachtragen.‘

‚Sie wissen es doch, mein Fräulein. Habe ich Ihnen je auch nur durch eine Miene einen Vorwurf gemacht —‘ Sie unterbrach mich.

‚Nein, Sie suchten mich sogar zu trösten! Sie vertauschten in Ihrem Edelmuth die Rollen; kein Mensch konnte großmüthiger handeln. Und da dem so ist, wollte ich Ihnen erklären, daß mir kein Gegendienst, kein Opfer für Sie zu groß ist. Vermag ich irgend etwas für Sie zu thun, so sagen Sie es mir! Keinen Augenblick werde ich zaudern, selbst dem höchsten Anspruch nach Umfang meiner Kräfte gerecht zu werden.‘

Ich kann Dir nicht sagen, was da in meinem Herzen vor ging, welche Wünsche in meiner Brust aufstiegen, aber ich bezwang mich und sagte nach kurzem Zögern:

‚Sicher sind Sie sich der Tragweite Ihres Angebots nicht bewußt, mein Fräulein! Wenn ich Sie wirklich beim Wort hielte?‘

‚Sie zweifeln?‘ rief das schöne Mädchen stürmisch und mit leuchtenden Augen. ‚Ich bitte, stellen Sie mich auf die Probe!‘

Diese Worte, der Ausdruck, mit dem sie gesprochen wurden, vollendeten die Täuschung, der ich mich in diesem Augenblick hingab, und drängten mich zu einem Entschluß.

‚Wohlan!‘ rief ich und griff nach ihren Rechten. ‚Werden Sie mein Weib!‘

Aber kaum hatte ich gesprochen, als Susanne Ericius, wie von einem Schlage betäubt, den Kopf zurückwarf und ihre großen Augen mit einem Ausdruck höchsten Schreckens auf mich richtete.

Auch rang sie vergeblich nach Worten. Ich sah, sie liebte mich nicht, aber in ihrem Innern ging ein gewaltiger Kampf vor sich. Ich senkte den Kopf und sagte:

‚Ihr Schweigen, Ihr Staunen ist Antwort genug. Richard Tromholt giebt Ihnen Ihr Wort zurück; verzeihen Sie ihm, daß er so zu Ihnen zu sprechen wagte!‘

Nun aber richtete sie sich empor. In ihr Gesicht trat ein Ausdruck edler Entschlossenheit, den ich nie vergessen werde, und mit anedrucksvoller Betonung sagte sie: ‚Ich schwöre hier, daß ich Ihr Weib werden will, wenn Sie Ihren Wunsch wieder holen. Ich werde Sie lieben lernen, denn ich achte wohl niemand höher auf der Welt als Sie. Aus Achtung entsteht Liebe, sie ist der Urgrund des höchsten menschlichen Gefühls. Nun entscheiden Sie, Herr Richard Tromholt!‘

Ich sah, wie sie vor der Entscheidung bebte, aber ich sah auch, daß es ihr heiliger Ernst war mit ihren Worten. Und da da —“

„Und da?“ drängte Bianca, als ihr Bruder den Kopf sinken ließ und schwieg.

„Nun ja, Du weißt ja, was ich entgegnen mußte. Ich erwiderte: ‚Ich verzichte, Susanne Ericius. Es sei denn, daß Sie eines Tages zu mir kommen und mir sagen: Ja, jetzt liebe ich Dich!‘ Und weiter: ‚Ich selbst werde nie eine andere lieben. Sie aber sind frei.‘

Sie erwiderte nichts, sondern ließ sich langsam in einen Stuhl gleiten und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, und ihre Schwester Dina trat ein.

Dieser Zwischenfall trennte uns. Am Nachmittag desselben Tages erhielt ich von Susanne einen Brief. Es standen nur die Worte darin:

‚Innigen Dank, mein edler, unvergleichlicher Freund! Verzeihen Sie, daß ich Ihnen nun auch noch diesen großen Schmerz bereitete. S. E.‘

Das war das Ende!“ schloß Tromholt.

„Und Du liebst sie, liebst sie noch und hast nie wieder von ihr gehört?“ fragte Bianca, tief ergriff von ihres Bruders Erzählung.

Tromholt beantwortete nur den letzten Theil der Frage. „Doch,“ sagte er, „heute.“

„Heute? — Und was?“

„Dieses hier,“ entgegnete Tromholt mit gepreßter Stimme, indem er aus der Seitentasche seines Rocks einen Brief hervorzog und ihr hinreichte. „Lies!“

Sie griff eifrig nach dem Gebotenen und entfaltete es.

„Die Verlobung unserer ältesten Tochter Susanne mit dem kaiserlichen Lieutenant zur See, Herrn Grafen Leo von Ahlar, beehren wir uns hierdurch anzuzeigen.

John Ericius und Frau,
geb. Gräfin von Tolk.“

„A—h!“ rief Bianca langgezogen.

Tromholt aber bedeckte das Gesicht mit den Händen. Ein leiser Ton entrang sich seiner Brust, während sich die Hand seiner Schwester in zärtlicher Theilnahme auf sein Haupt legte.

* * *

In der Nacht nach dieser Unterredung wurde Richard Tromholt durch einen Lärm auf dem Gutshofe geweckt. Rasch sprang er aus dem Bett, kleidete sich nothdürftig an, öffnete vorsichtig die Fenster seines nach dem Hof liegenden Schlafgemaches und spähte hinaus.

In demselben Augenblicke stieß eine weibliche Gestalt bis an die Mauer des Hauses und suchte sich hier in dem Dunkel zu verstecken. Als sie aber den vorgebeugten Körper des Direktors bemerkte, tastete sie zitternd nach seiner Hand und flüsterte: „Um Gotteswillen, schützen Sie mich, Herr!“

„Was ist?“ forschte Tromholt leise und hielt die dargebotene Rechte fest.

„Peter Jeppe — der Täne — er ist betrunken und zerrt mich auf dem Flur an sich. — Wir saßen noch spät beim Spinnen, und dann wollte ich ins Wirthschaftshaus hinübergehen. Ich lief von ihm fort, er hinter mir her, packte mich, riß mich los und schrie. Nun fiel er — ich weiß nicht, ob liegen geblieben ist. — Ich fürchte mich. O Herr! Lassen mich ins Herrenhaus oder geleiten Sie mich zurück!“

„Ja, bleibe hier stehen, rühre Dich nicht. Ich komme mit er Laterne — gleich — und führe Dich."

Nach diesen Worten trat Richard rasch zurück, und das ende Mädchen schob sich in das Dunkel einer nahestehenden flanze.

Als Tromholt bald darauf aus dem Hause heraustrat, sah Peter Jeppe, einen starken Menschen mit rothen Haaren, der bereits wiederholt durch seine Rohheiten bemerkbar gemacht tte, an der Mauer entlang schleichen.

Mit raschen Schritten war Richard an seiner Seite, und in chtem Augenblick faß seine nervige Hand dem Burschen im Nacken.

„Elender, bist Du schon wieder betrunken und stellst den Mädchen nach? Ich will Dich lehren, Ruhe halten. — Komm r hervor, Grete, er soll Dir nichts anhaben."

Damit stieß Tromholt den plötzlich Ernüchterten, der sich ihnekirschend unter seiner Faust duckte, vor sich her, bis sie nes der Arbeitshäuser erreicht hatten. Hier zog er die Glocke, nd bald darauf erschien der Aufseher mit erschrockener Miene in r Thür.

„Hier! Sperren Sie den Menschen in sein Zimmer ein!" fahl Tromholt. „Morgen früh um acht Uhr soll er ins Comptoir ommen, da werde ich das Weitere bestimmen."

Der Mann nickte, und Peter Jeppe folgte, einen drohenden lick auf Grete werfend, dem Aufseher ins Haus. Richard aber achte das noch vor Furcht zitternde Geschöpf nach dem Frauenebäude. Nach Art dieser Leute nickte sie nur leicht, bog sich nickend herab und verschwand, ohne ein Wort zu sagen.

Eben wollte auch Richard sein Lager wieder aufsuchen, als abermals ein lauter Lärm ihn nach dem jüngst verlassenen Arbeiterhaus zurückführte. Er sah schon von fern Peter Jeppe und den Aufseher in einem wilden Handgemenge. Der letztere wehrte sich wie verzweifelt, aber der rothe Däne war ihm über und bearbeitete ihn mit den Fäusten. Als jedoch Richard hinzusprang und ihn fassen wollte, ließ er sein Opfer plötzlich los und entfloh. Am Thurm wandte er sich noch einmal um und schrie mit heiserer Stimme:

„Paßt auf! Wenn Euch der rothe Hahn auf dem Dache sitzt, wißt Ihr, wer's gewesen ist!"

Inzwischen hatte sich der Aufseher, Claß Lelschläger, wieder erhoben und war hinlend und sich das Blut von der Stirne wischend, auf seinen Herrn zugetreten.

„Er überfiel mich im Flur," hub er, bevor noch Richard fragen konnte, an, „preßte mich gegen die Wand und drohte, mich zu tödten, wenn ich ihn einsperre. Als ich auf Ihren Befehl verwies, packte er mich um den Leib, warf mich auf die Erde und nahm dann Reißaus. Nun eilte ich ihm nach und faßte ihn an der Kehle. Er aber gewann die Oberhand, stieß mich vor die Brust und — —"

„Ja, ja, ich sah, Claß!" unterbrach Richard des Keuchenden Rede und legte die Hand besänftigend auf seine Schultern. „Hoffentlich hat er Dir nichts zerschlagen. Leg Dich nieder! Morgen sprechen wir weiter. Wir werden überlegen, wie wir ihn unschädlich machen. Es soll gleich in der Frühe einer zum Hardesvogt nach Limfjorden, damit die Gendarmerie benachrichtigt wird." —

Als sich Richard und Bianca am folgenden Morgen beim Frühstück zusammenfanden, forschte Frau von Gynar ängstlich nach den Vorgängen der Nacht und gab, als ihr Bruder berichtete, ihrer Besorgniß Ausdruck. Tromholt aber schüttelte leichthin den Kopf.

„Ach, das ist nichts. Die da drohen, sind nicht zu fürchten," entgegnete er. „Auch wird ihm schon morgen die Landpolizei auf den Fersen sein. Für die Nacht werde ich Wächter ausstellen, auch die Hunde sollen losgemacht werden — — Aber was ist das?" unterbrach er seine Rede, als sein Blick auf die Aufschrift eines Briefs fiel, den ihm der eintretende Diener überreichte. Der Inhalt des Schreibens lautete:

„Herrn Direktor Richard Tromholt,

Trollheide.

Ich beabsichtige, am fünften mit meiner ganzen Familie für die Dauer von vierzehn Tagen in Limfjorden einzutreffen, möchte Sie daher ersuchen, Ihre Inspektion in Trollheide zu unterbrechen und an diesem Tage zurück zu sein. In meiner Begleitung wird sich meine Frau, meine Tochter Susanne und Graf Ulzlar, mein künftiger Schwiegersohn, befinden. Hauptsächlich wegen des letzteren habe ich mich zu der Reise entschlossen. Näheres darüber mündlich.

Hochachtend
John Ericins."

Richard verharrte lange unbeweglich, bevor er das Wort nahm. „Nun hatte ich mir ein so herrliches Zusammenleben mit Dir ausgemalt, Bianca," stieß er endlich heraus und erhob den Blick zu seiner ihn gespannt beobachtenden Schwester. „Jetzt ist auch diese Hoffnung zerstört!"

„Was ist dem? Was ist, mein lieber Richard?" drängte Bianca.

„Hier! Lies!" entgegnete der Mann und schob seiner Schwester das Schreiben hinüber. Ein Ausruf der Befremdung drang auch aus ihrem Munde: „Was hat das zu bedeuten, Richard? Wie räthselhaft ist der Schluß! Und — wie peinlich für Dich, mit — ihr — ihr zusammenzutreffen! Findest Du es zart, daß sie dieser Reise zugestimmt hat?"

„Viele Fragen auf einmal," murmelte Tromholt etwas schroff. Aber dann gleich wieder liebenswürdig einlenkend, fuhr er fort: „Ja, räthselhaft, und nichts konnte mir ungelegener kommen. Was Du aber von Susanne gesagt hast, — einmal müssen wir uns doch wieder gegenüberstehen, früher oder später. Auch ist eine lange Zeit vergangen seit damals — fast drei Jahre, da verwischt sich manches — —."

Tromholt sprach nicht weiter, er erhob sich, trat ans Fenster und schaute mit zerstreuten Blicken hinaus ins Freie.

Ein Stündchen später wanderte Richard durch das Gut, sah in die Arbeitshäuser, hörte die Berichte der Beamten und ritt nachher in Begleitung seiner Schwester auf die Torfmoore.

Hundertunddreißig Arbeiter waren hier beschäftigt. Maschinen dampften. Eben wurden riesige Flußkähne beladen, die stromabwärts bis ans Meer fuhren, wo ihr Inhalt von Dampfschiffen weiter befördert wurde.

Die Bekleidung hoch aufgetrieft, standen die Leute meistens im Wasser und arbeiteten; an vielen Orten ließ sich die Schicht wie Lehm abgraben, und es war erstaunlich, mit welcher Schnelligkeit die Gebäckern mit den scharfen Spaten vorwärts kamen. Die Dampfmaschinen pumpten das Wasser da, wo es bei der Arbeit hinderte, aus den Tümpeln und Lachen, und in Oefen, die wie große Ziegelbrennereien aussahen, wurden die Torfstücke zu Hunderttausenden getrocknet. Heideland, — Torfmoor, soweit man zu sehen vermochte. Kein Strauch, kein Baum! Ein Todtenlager! Aber darauf thätige Menschen, die aus den erstarrten Gebilden doch wieder das Material zogen, um prasselnde Flammen zu wecken. Mit vielen Arbeitern sprach Richard Tromholt. Sein Gedächtniß war erstaunlich, seine Güte und Fürsorge für jeden dieselbe.

Bevor die Geschwister ihren Weg zurücknahmen, trat ein alter Mann mit einem langen, stark gekräuselten Bart und Haaren, die ihm unter der haubenartigen Mütze bis auf die Schultern herabfielen, auf Richard Tromholt zu und sagte: „Erlauben Sie, Herr Direktor, daß ich morgen mit dem Frachtboot nach Mückern fahre? Sie wissen, meine Tochter Ingeborg hält Hochzeit. Ich kehre übermorgen mit dem leeren Kahn, den Jonas Price führt, zurück."

Richard besann sich einen Augenblick, dann entgegnete er: „Ja, natürlich, Peter Erbe! Und wenn's Euch recht ist, wollen wir zusammen fahren. Ich möchte das Fest mitfeiern."

„Wie? Sie wollen? Welche Ehre, Herr Direktor!"

„Ja, und auch meine Schwester wird, wenn Ihr's erlaubt, sich anschließen," ergänzte Tromholt, den Dank abwehrend, und nickte dem Alten freundlich zu. „Sorgt, daß alles hübsch glatt ist, wenn wir einsteigen. Punkt neun Uhr fahren wir ab. Nicht wahr, dann geht das Boot?"

„Jawohl, jawohl, Herr Direktor!" rief der Alte, dessen Gesicht strahlte, den sich entfernenden Geschwistern nach.

Als sie zurückritten, sagte Richard zu Bianca: „Es ist Dir doch recht, daß wir den kleinen Ausflug machen? Du wirst Freude an der schönen Stromfahrt haben. Drei kleine Stunden sind wir unterwegs, Mückern liegt an einer tief in das Land einschneidenden Bucht der Nordsee. Es ist ein reizendes, kleines Städtchen, und die Familie des Bräutigams und die Freunde des Alten, der mein bester und zuverlässigster Beamter ist, werden Dir gefallen. Der Schwiegersohn ist Seemann, er fährt auf seinem eigenen Schiff. Die Tochter von Peter ist ein ungewöhnlich

hübsches Mädchen. Sie hat eine gute Erziehung genossen und war längere Zeit als Wirthschafterin hier auf dem Gute thätig. Wenn jemals ein weibliches Wesen mir neben Susanne Ericius hätte eine Neigung einflößen können, so wäre sie es gewesen." —

Am nächsten Morgen ritten die Geschwister an den kleinen Hafenplatz, wo Peter Elbe wartend dastand. Er hatte über seinen schwarzen, langen Festrock eine Seemannsjacke gezogen und half ihnen beim Einsteigen in das große Strombovt. Sie fuhren wohl eine Stunde durch die Heide, ohne daß sich außer einigen Wandervögeln etwas Lebendiges sehen ließ. Es lag ein blauverschwommener Nebel über der Landschaft, der, wie Richard erklärte, von dem Rauch eines meilenweit sich erstreckenden Heidebrandes herrühren mußte. Dem mit Schlinggewächsen und Moosen überwucherten Grund des Strombetts entstieg ein scharfer erdiger, aber nicht unangenehmer Duft, sobald sich die Ruder einmal tiefer einsenkten. Dann und wann begegneten sie leeren Fahrzeugen, die den Weg zu den Ericiusschen Werken zurücknahmen. Die Ruderknechte, die blau und weiß gestreifte Hemden und, wie Peter Elbe, haubenartige Mützen auf dem Kopf trugen, grüßten ehrerbietig. Bisweilen rief Richard ein fragendes Wort hinüber, und die Antwort erfolgte in dem Plattdänisch, das jene sprachen.

Später ward das Bild der Landschaft freundlicher. Herbstschmetterlinge und Libellen schwebten über der Ebene, und die Sonne, die an Kraft gewonnen hatte, warf wundervolle Lichter über das weite Gefilde.

Endlich langten die Reisenden in Müdern an. An dem Hafen standen schwatzende Schiffsknechte, Arbeiter, alte Leute, Seevolk, meist in Hemdärmeln. Hier und dort ward ein Schiff angeladen, Ketten rasselten, der Pfiff einer Dampfpfeife ertönte, dunkler Rauch wälzte sich aus den Schornsteinen. Theer- und Seegeruch erfüllte die Luft; überall eifriges Leben. Müdern hatte lange Straßen mit schmucken, kleinen Häusern. In allen Fenstern standen Blumen, und fast vor jedem Haus befand sich eine Bank. Wohlhabenheit machte sich bemerkbar, wohin man sah, und große Sauberkeit erfreute das Auge.

Als Richard mit seiner Begleiterin das Haus des Kapitäns Larsen, des Bräutigams, erreicht hatte, wurden sie von diesem, seiner Braut und seiner Mutter, einer alten Frau, die eine Mämmerntüte auf dem Kopf trug, aufs herzlichste empfangen. Der Bräutigam war ein starker, unterseter Bursch, dem die Uniform eines Kapitäns nicht übel zu Gesicht stand. Seine wetterharten Züge hatten eine unverkennbare Aehnlichkeit mit denen seiner Mutter, doch feßte ihnen der Ausdruck treuherziger Güte, der aus den dunklen Augen der Alten sprach und vereint mit dem silbergrauen Haar die Härten ihrer eigenartigen, fast männlichen Erscheinung angenehm ausgleich.

Ein geradezu überraschendes Bild aber bot Peter Etbes Tochter, die schon seit geraumer Zeit hier bei der Alten wohnte. Bei ungewöhnlicher Größe und schlankem Wuchs entbehrte ihre Erscheinung doch nicht der Anmuth, und ihre Züge hatten einen überaus edlen Charakter. Sie schien indessen mit ihrem Herzen wenig bei der bevorstehenden Hochzeit zu sein und begegnete ihrem Bräutigam mit so gezwungener Freundlichkeit, daß es Bianca auffiel und sie ihren Bruder nicht ohne Besorgniß darauf aufmerksam machte.

Richard hatte sich eben den Dankzagungen für ein reiches Geschenk, das er mitgebracht hatte, entwunden und gab seiner Freude über das zierliche Häuschen Ausdruck. Eine tadellose Sauberkeit herrschte in den kajütenartig niedrigen, aber hellen Zimmern. Bunte Tassen standen auf Schränken und Kommoden, deren glatte Flächen die blankgeputzten Messinggeräte wiederspiegelten, und von dem Braun der getäfelten Wände, des gebohnten Fußbodens und der alten, durch den Gebrauch dunkelbtigenden Möbel hoben sich die schneeweiß bematten Paneele unter den blumenbesetzten Fensterbänken reizvoll ab.

Nachdem alle Platz genommen, ward ein reichliches Frühstück aufgetragen, zu dem die Männer einen hellen Branntwein tranken. Das Hauptmahl sollte erst später nach der kirchlichen Trauung im sogenannten „Schifferhaus", einer öffentlichen Herberge, stattfinden.

„Es ist zu klein bei mir —" erklärte die Alte, indem sie wohlgefällig mit der Hand über ihre braunseidene Schürze strich. „Und ich hab' ja ein paar Schilling. Da kommt's nicht drauf an."

Nach einer kleinen Stunde, die in munterem Gespräch verfloß und namentlich durch Peter Elbes frohe Laune gewürzt ward, erhob sich die Braut, um sich anzukleiden, und auch der Kapitän entfernte sich für einige Zeit, nachdem er noch die Gäste in einen kleinen, schmucken, hinter dem Hause gelegenen Garten geführt hatte. Während die Zurückbleibenden dort plauderud auf- und abschritten, — etwa ein halbes Stündchen mochte verflossen sein, — kam das Hausmädchen in höchster Aufregung herbeigelaufen und fragte die Alte, ob sie nicht wisse, wo Fräulein Ingeborg sei.

Diese Frage erweckte zunächst keine Besorgniß; als aber das Mädchen wiederholte, die Braut sei verschwunden, man suche sie vergebens im Haus und in der Nachbarschaft, da ergriff die Alte und ihre Gäste eine große Unruhe. Bianca wechselte mit ihrem Bruder einen überraschten und erschrockten Blick, und eben, als sie alle sich ins Haus begeben wollten, stürzte ihnen Larsen, bleich vor Erregung, mit einem Zettel in der Hand, entgegen. Ein Unbekannter, hinrichte er, habe ihn soeben überdracht. Und mit bebender Stimme wiederholte den entsetzt aufhorchenden Gästen Larsen das Geschriebene, das lautete:

„Ich habe Mücken verlassen. Ich kann Dir nicht angehören. Verfolge mich nicht, es wäre vergeblich! J. E."

3.

Richard und Bianca waren nach Trollheide zurückgekehrt. Der alte Peter hatte auf der Rückfahrt dagesessen wie ein Steinbild, unbeweglich und in sich gekehrt, und nur ab und zu mit trostlos finsterem Blick die Augen auf die oden, weiten Heideflächen gerichtet, an denen sie mit schnellem Ruderschlag vorüberflogen.

Jedem Zuspruch war er ausgewichen. Es sei diese Verbindung sein Herzenswunsch gewesen, hatte er wimmernd hervorgestoßen. Nun sei alles todt. Was aus seiner Tochter werden solle, die allein in die Welt hinausgegangen sei? Vielleicht würde er sie nie wiedersehen! Und die Schande! Mit welchen Worten würden die Leute in Müdern in Zukunft von ihr reden!

So hatte es denn Richard aufgeben müssen, den Alten zu trösten, zumal er mit seinen eigenen Sorgen genug zu thun hatte.

Peter Jeppe war, wie ihm bei seiner Rückkehr berichtet wurde, von den Gendarmen zwar nicht eingefangen worden, doch hatten sie seine Spur in dem Umgegend entdeckt und hofften, ihn demnächst dingfest zu machen. Das beruhigte Richard zunächst, doch bestand er darauf, daß seine Schwester ihn begleite, als er zwei Tage später, dem Wunsch des Herrn Ericius entsprechend, nach Linsorden übersiedelte. Mancherlei Bedenken, die sich namentlich auf das Zusammenleben mit der Familie Ericius bezogen, hatten in Bianca den Wunsch rege gemacht, in Trollheide zu bleiben und dort die Rückkehr ihres Bruders abzuwarten. Als ihr Richard jedoch erklärte, daß er in seinem eigenen Haus wohne und sie als sein Gast dort von den Ericius völlig unabhängig sei, gab sie ihren Widerstand nicht nur auf, sondern richtete sich nach dem Wunsch ihres Bruders entsprechend, darauf ein, die ganze noch übrige Zeit ihres Besuchs auf dem herrlich gelegenen Hauptgut zuzubringen und nicht wieder nach Trollheide zurückzukehren.

Die Geschwister hatten, da der Herbst noch immer milde, fast sommerlich warm war, in einem offenen Wagen Platz genommen. Ein eigener Zauber war über der scheinbar so unveränderlichen und doch so wechselnde Bilder bietenden Landschaft ausgebreitet. Eine solch traumbefangene Stille lag über der weiten, von dem blauüberschleierten Horizont begrenzten Ebene, so wundervoll waren die Farben, ein so wunschloses Genügen schien die Erde und die auf ihr lebenden Geschöpfe zu durchdringen, und ein solcher Friede erfüllte zuletzt die Seele, daß in Bianca fast das Verlangen auftieg, nie wieder in die große Stadt zurückzukehren, sondern in dem Umgange mit der Natur die künftige Daseinsbefriedigung zu suchen.

Am Spätnachmittag langten Richard und Bianca in Linsorden an. Schon während der letzten Wegstunde hatte sich der Charakter des Landes allmählich verändert, überraschend jedoch trat ihnen dieser Wechsel erst jetzt, da sie die Grenze des Gutes erreicht hatten, entgegen. Eine von Ueppigkeit strotzende Natur löste die unfruchtbaren Flächen ab. Was Linsorden so eigenartig schön machte, waren die überall von Buchen- und Eichenwald umgebenen ungewöhnlich großen Wiesenabschnitte. Die Gebüsche auf den sie einfriedigenden Wällen waren im Lauf der Jahrhunderte allmählich zu Bäumen herangewachsen, deren stolz und trotzvoll emporstrebende Stämme diese weitläufigen Flächen wie in Dienst der Ruhe und der Schönheit bestellte Wächter umstanden. Je näher sie dem Gutshof kamen, desto mehr wuchs Biancas Entzücken.

Deutscher Fels in deutschen Wogen
Den die Brandung klagend schlug
Dem der Stamm der, uns entwendet,
Eine andre Fahne trug:
Wieder bist du wiedergewonnen
Unserm Reiche zugethan,
Perle kaiserlicher Krone,
Helgoland, du Wogenbraut!

Als man einst dich uns entrissen,
Lag in Schmach Germania!
Heute steht die große Mutter,
Wieder stark und glänzend da
Sammelt die gerundten Lande
Doch nicht mit dem Schwert allein!
Auch in friedlichem Triumphe
Zohn sie in die Heimath ein.

Franz Hein.

Helgoland.
Zeichnung von Franz Hein.

Wie ein von der großen, geräuschvollen Welt abgeschiedener und noch in dem festigen Behagen des Friedens und ungetrübten Glückes ruhender Erdenfleck erschien diese Gegend dem Auge.

In imposanter Stattlichkeit erhob sich im Hintergrund eines großen, von weitläufigen Wirthschaftsgebäuden flankierten Hofs das aus grünen Parklanlagen auftauchende Herrenhaus, ein altes, schloßartiges Gebäude, einst der Stammsitz der gräflichen Familie Tolk, von der es Ericius seiner diesem Geschlecht zugehörigen Gattin zutiefe erworben hatte.

Das Haus des Direktors befand sich unter mächtigen Kastanienbäumen versteckt neben dem des Oberinspektors, eines Herrn von Alten, inmitten eines hübschen, kleinen Gartens.

Hunde bellten, neugierige Mädchen und Knechte erschienen in den Thoren der Scheunen und Ställe, vorüberzogehende Arbeiter zogen die Mützen, die eben zum Melken abkahrenden Dirnen, nebeneinander sitzend auf offenen Wagen, unter denen blankgeputzte Milcheimer schaukelten, grüßten mit kurzer Kopfneigung, und endlich hielt der Wagen vor dem Haus des Direktors. Ole, Tromholts Diener, sprang hinab, in der Thür erschien Mariesen, die alte Wirthschafterin, und Richard führte seine Schwester in die für sie im ersten Stockwerk hergerichteten Gemächer.

Während sie sich's dort bequem machte, suchte er seine eigene, im Erdgeschoß liegende Wohnung auf. Aber er glaubte seinem Auge nicht trauen zu sollen, als er beim Eintritt — Ingeborg, die Tochter von Peter Elbe, vor sich sah.

„Sie, Sie, Fräulein Ingeborg?“ rief er, seinem ungemessenen Erstaunen Ausdruck verleihend.

„Ja, ich! Verzeihung, Herr Direktor!“ erwiderte das schöne Mädchen, mit scheuden Augen zu ihm aufblickend, und wäre vor ihm ins Knie gesunken, hätte er sie nicht daran gehindert.

„Weiß jemand außer der Alten, daß Sie hier im Hause sind?“ fragte Richard, rasch die Sachlage überdenkend.

„Ich hoffe nicht!“ entgegnete Ingeborg. „Ich kam gestern nacht auf Umwegen hierher, weckte Mariesen und sagte ihr alles.“

„Sie haben also nicht, wie angenommen wurde, das Dampfschiff benutzt?“

„Nein, Herr Direktor! Ich wünschte nur, Larsen von meiner Spur abzulenken.“

Einen Augenblick schwieg Richard Tromholt, dann sagte er, voll warmherziger Theilnahme in Ingeborgs Zügen forschend: „Sie fliehen den Kapitän nicht?“

„Nein, ich hasse ihn!“ fließ das Mädchen hervor.

„Wäre es aber dann nicht richtiger gewesen, Sie hätten ihn und die Ihrigen von Ihrem Entschluß früher in Kenntniß gesetzt? Haben Sie nicht bedacht, welch furchtbaren Herzenskummer Sie Ihrem Vater durch Ihre Flucht bereiten würden?“

„Ich, — ja — mein Vater, mein guter, alter Vater!“ flüsterte Ingeborg, indem sie stöhnend das Haupt sinken ließ.

Ihr Schmerz that Richard weh, darum gelangte er, auf weitere Aufklärung verzichtend, zu einer schnellen Entscheidung.

„Jeden Augenblick,“ sagte er, sie beruhigend, „können meine Schwester, der Oberinspektor und andere Leute vom Gute hier eintreten. Wir wollen deshalb zunächst nur ins Auge fassen, was jetzt für Sie zu thun ist, und das Vergangene auf sich beruhen lassen. Ich werde für Sie eintreten, Ingeborg, auch wenn ich die Gründe Ihrer Handlungsweise nicht kenne. Wollen Sie sich ganz meiner Führung überlassen?“

Ihr stummer Blick sagte ihm, wie sie ihm für sein Vertrauen dankte, und wie sie's erwidern wollte. Ja, mehr noch als Dank und Vertrauen sprach aus diesem Blick, etwas, das Richard nicht verstand oder nicht verstehen wollte.

„Abgetan,“ sagte er, „dann reisen Sie noch heute von hier fort, und zwar nach Hamburg, und begeben sich in das Haus meiner Schwester, der Frau von Gunar, die in einigen Wochen dahin zurückkehrt. Daß es Ihnen an nichts fehlen wird, dafür werde ich sorgen. Später werden wir weiter sehen. Vielleicht können Sie bei ihr bleiben, ich hoffe es. Sonst aber müssen wir uns nach einem Hause umschauen, in dem Sie Beschäftigung und Erwerb finden. Ist's recht so, Fräulein Ingeborg?“

Ohne Antwort zu geben, beugte sich das Mädchen tief zu Tromholt herab und drückte die Lippen auf seine abwehrenden Hände.

„Noch eins zu meiner Beruhigung,“ fuhr er, sie sanft emporrichtend, fort: „Ist er schlecht, kein Ehrenmann, der Kapitän?“

„Falsch ist er und roh! Ich wußt' es lange und war auch, daß ich nie die seine werden könne. Aber die Furcht vor seiner Rache, die Scham und die Sorge um meinen Vater, der ihm so zugethan war, lähmten mir den Muth, zu sprechen. Er versaß ich alles andere und that, was Sie wissen.“

Die Erinnerung überstandener Qual machte Ingeborg aufs neue erzittern. „Armes Kind!“ sagte Richard, indem er ihr die Hand über den Scheitel strich. „Aber nun gehen Sie zu alten Mariesen, niemand sonst darf Sie hier sehen. Inzwischen spreche ich mit meiner Schwester, besorge alles Nöthige, und den Abend wach können Sie abreisen. Leben Sie wohl, vergessen Sie das Vergangene und blicken Sie vertrauensvoll in die Zukunft!“

Er drückte ihr die Hand, dann entfernte sie sich nach einem langen Blick auf Richard durch eine Hinterthür, während dieser zu seiner Schwester emporstieg. —

* * *

Bianca war, wie Richard auch nicht anders vorausgesetzt hatte, einverstanden, Ingeborg bei sich aufzunehmen. Die letztere hatte Limforden bereits verlassen, und Tromholt — es war gegen Mittag des folgenden Tages — bereitete sich vor, Herrn Ericius und dessen Familie zu empfangen.

Eine prächtig geschmückte Ehrenpforte war errichtet worden; allerlei sonstige Empfangseinrichtungen zu treffen, hatten sich die drei obersten Verwaltungsbeamten ebenfalls nicht nehmen lassen. Da zu Limforden ein großes Kirchdorf gehörte, so waren auch der Pastor, die Lehrer, die Schultinder und viele Dorfbewohner erschienen und hatten am Thoreingang sich aufgestellt.

Aber als Richard kurz vor dem erwarteten Eintreffen der Herrschaften mit Bianca über den Hof schritt, kam ihm Aksen, mit dem er in einem besonders vertraulichen Verhältniß stand, unter allen Anzeichen größter Bestürzung entgegen, hielt ein Papier in der Hand und zeigte dem durch seine Haltung dem ruhigen Tromholt den Inhalt einer eben eingetroffenen Depesche.

„Gutsverwaltung Limforden. Mein Mann plötzlich verschieden. Reise vorläufig verschoben. Weiteres schriftlich. — Frau John Ericius.“

Diese Nachricht traf Richard wie ein vernichtender Schlag: für Minuten stand er wie gelähmt; das warf all' seine Pläne übern Haufen. Was sollte nun aus dem begonnenen Werke werden? Was aus ihm selbst?

Am Nachmittag, nachdem die erste Bestürzung sich gelegt hatte und alle zu der Empfangsfeierlichkeit Herbeigeeilten zu ihren Beschäftigungen zurückgekehrt waren, wanderte Richard, um die quälenden Gedanken loszuwerden, mit seiner Schwester hinaus an die Seen, deren Trockenlegung nicht mehr fern war. Hunderte von Arbeitern waren auch hier beschäftigt. Die Dampfpumpen schöpften das Wasser aus und leiteten es in die Abzugskanäle, die ganze Gegend hallte wieder vom Lärm ihrer Thätigkeit. Auf dem Rückweg besuchten die Geschwister gleichzeitig die Holzschneidereien, die Richard als sein erstes, eigenstes Werk besonders am Herzen lagen. Auch hier herrschte ein unruhig bewegtes Leben. Das schnurrte und stöhnte und stampfte und pustete — die Wonne der Arbeit!

Wie lange noch? dachte Richard. Ja, die Pflicht, die Arbeit, die waren's, die ihn aufrecht gehalten hatten bei jeder Sorge und die das Weh in seiner Brust übertäubt hatten. Und nun, was nun? Bald würde es vielleicht still sein hier, todtenstill — hier und überall, nur nicht in seinem Herzen. — —

Die schwerwüthigsten Gedanken bewegten Tromholt, und Biancas liebevolles Zureden vermochte nicht, sie zu zerstreuen. Voll der trübsten Ahnungen kam er nach Haus. Er verbrachte eine schlaflose Nacht, und als er am nächsten Morgen unter den verschiedenen Schreiben, welche ihm die Post gebracht hatte, auch eines mit dem Poststempel „Kiel“ und den Schriftzügen der Frau Ericius auf der Adresse vorfand, glaubte er seine schlimmsten Befürchtungen erfüllt. Mit einer Art dumpfer Ergebung löste er das schwarze Trauersiegel und las den Inhalt:

„Geehrter Herr Direktor Tromholt!

Nach Empfang dieser Zeilen bitte ich Sie, sofort abzureisen und auch diejenigen Herren, die meinem Mann das letzte Geleit geben wollen, zu bitten, unverzüglich aufzubrechen. Für Sie privatim und zunächst im engsten Vertrauen füge ich hinzu, daß

in dem Testament meines verstorbenen Gatten Bestimmungen getroffen sind, die von großer Bedeutung für Sie, aber auch für mich sind.

Darüber mich mit Ihnen bei Ihrer Hierherkunft persönlich auszusprechen, ist natürlich gleichzeitig mein Wunsch und verstärkt die Bitte, daß Sie meinem Rufe gütigst Folge leisten mögen.

Ergebenst
Susanne Ericius
geb. Gräfin von Tokk."

Noch während sich Richard mit seiner Schwester über den authmaßlichen Inhalt der letzten Willensbestimmungen des verstorbenen Herrn Ericius unterhielt, ließ sich Herr von Atten, der Oberinspektor, bei ihnen melden.

Atten war ein unverheiratheter Mann von etwa fünfundvierzig Jahren mit einem großen, flachgedrückten Kopf, einigen Schmarren über der Backe, forschenden, etwas Leuchtendes in sich bergenden Augen und einem kräftigen blonden Bart. In seinen Bewegungen lag Ruhe, aber er besaß einen sehr beweglichen Geist, der ihn verführte, häufig übereilige Urtheile über Personen und Verhältnisse zu fällen. Seine Laune und arbeitsthätige Unverdrossenheit waren sprichwörtlich. Immer sah man ihn mit seiner kurzen Pfeife zu Fuß oder zu Pferde unterwegs, und wie Richard Tromholt schien er einen gegen jeden Eindruck von außen gefeiten Körper zu besitzen.

„Ich störe nicht, gnädigste Baronin? Und auch Sie nicht, lieber Tromholt? Ich wollte mich noch mit Ihnen wegen unserer Abreise besprechen, da ich ausgerechnet habe, daß wir gegebenen Falles schon am Spätnachmittage in Kiel eintreffen können. Ich lasse dann morgen früh um fünf Uhr anspannen." —

Richard war damit einverstanden. Während sie noch die Abfahrtszeit der Züge studirten, wurde er in einer hänslichen Angelegenheit von Marieken, der alten Hausschätterin, abberufen, und Atten blieb allein mit Bianca. Eine leichte Verlegenheit beherrschte für die ersten Augenblicke beide, dann sagte Atten, von dem früheren Thema abspringend, gleichsam als ob es ihn dränge, einem Gedanken, der ihn lange beschäftigt hatte, endlich Ausdruck zu geben: „Sie glauben nicht, wie gütlich ich bin, daß Sie sich entschlossen haben, noch einige Wochen, hoffentlich" — hier verneigte er sich lächelnd — „den Herbst und ein Stück des Winters in Umforden zu bleiben. Es ist trostlos, wenn man mit sich selbst ganz allein umgehen muß."

„Ich sollte meinen, daß eine, wie ich höre, so ausgezeichnete Gesellschaft einen nie ermüden könnte. Das beweist eine unzufriedene Natur!" scherzte Bianca und rückte sich bequem in ihrem Schaukelstuhl zurecht.

Atten schmunzelte, dann sagte er: „Sie irren, meine gnädige Baronin. Ich bin langweilig wie ein altes Thorbrett, wenn ich mir selbst Besuche mache. Ich habe freilich Ihren vortrefflichen Herrn Bruder, aber er schießt sich doch auch bisweilen völlig ab und ist dann unnahbar, ganz abgesehen davon, daß ihn das Geschäft oft Wochen lang fern hält. Nein, nein! Es ist ein ungemessenes Glück, daß Sie unsere liebende Sonne werden wollen, jetzt, hoffentlich noch oft, vielleicht für immer! Das heißt, wer weiß, ob die Erben des seligen Herrn Ericius uns nicht sämmtlich das Ausweisungsdekret zustellen. Davor schützt uns auch die Anwesenheit der schönsten und liebenswürdigsten Frau nicht."

Bianca lachte, aber sie wehrte ab; sie nahm solche Artigkeiten nicht ernsthaft.

„Im Gegentheil," erwiderte sie, „ich bin die Unterhaltungsbedürftige, und wenn ich mich entschließe, eine Zeit lang hier zu bleiben, so geschieht es in der selbstsüchtigen Erwartung, daß ich mich hier besser unterhalte als in Hamburg, meinem einsamen Witwensitz, und daß die Herren das Ihrige dazu beitragen, mich wieder lachen zu lehren."

„Würde ich außerordentlich gern übernehmen!" scherzte Atten. „Aber jetzt, jetzt, meine Gnädige, an dem Grabe des Herrn Ericius solche Gedanken auch nur fassen, ist einer frommen Seele unmöglich."

„Aufrichtig, dieser Spott gefällt mir nicht!" wandte Bianca kopfschüttelnd ein. „Herr Ericius war doch Ihr Vorgesetzter, ein tüchtiger Mann und — "

„Wohl, meine Gnädige, das letzte ist wahr! Aber bedingt das denn Liebe?"

„Nein, aber — Pietät, ein pietätvolles Gedächtniß. Ueber Todte soll man nur Gutes sagen."

„Hm! — hm!" stieß Atten heraus. „Wir wollen einmal ganz unbefangen sprechen, nicht als angelernte Kulturmenschen, die sich meistens etwas vorgaukeln, sondern als ehrliche Naturkinder. Der verstorbene Herr John Ericius war mir über die Maßen zuwider. Er ging einher und trat auf, als ob er über die Welt zu herrschen habe. Ich bin überzeugt, wenn der liebe Gott einmal zu uns herniederstiege, er würde bescheidener auftreten. Alle Menschen sah Herr Ericius eigentlich als seine Diener an, legte dabei im allgemeinen verzweifelt wenig Lebensart an den Tag und glaubte, wenn er zahle, zahle, zahle, seinen verdammten Mammon hinwerfe, daß er dann der beste und vortrefflichste unter den Sterblichen sei. Natürlich! Solche Art Menschen werden angestaunt und bewundert, weil die Welt sich nur allzugern beherrschen und knechten läßt, weil die Menschen meist ohne Spur von eigenem Rückgrat unbetastigen und deshalb vor Erstaunen darüber, daß andere ein solches besitzen, ehrerbietigst mit der Nase den Boden berühren."

„Nun ja!" warf Bianca ein. — „Das ist doch auch etwas. Sie gestehen selbst zu, daß der Verstorbene ein Rückgrat besaß, das heißt, daß er ein Mann war. Fordert das nicht zum Respekt heraus?"

„Diesen habe ich ihm nie verweigert, meine gnädige Baronin. Bitte, unterscheiden Sie wohl! Ich sagte nur, er sei mir zuwider gewesen und ich könne deshalb über seinen Tod keine Thränen vergießen, ich wolle nicht etwas heucheln, was nicht in mir sei. — Und ferner: ein Mann kann fest, gerecht, ernst, besonnen und weise sein, aber er braucht nicht zu verleugnen, daß er ein Mensch ist. Sehen Sie Ihren Bruder Richard an! Der ist ein Mann, das Ideal eines Mannes!"

Biancas Augen leuchteten. Es war ihr eigenster Gedanke, dem Atten mit diesem Urtheil über ihren Bruder Ausdruck verlieh; und ein Mann, ein starker, zielbewußter Mann war auch Atten bei all seiner zur Schau getragenen Weltverachtung.

Eben trat Tromholt wieder ins Gemach und das Gespräch ward unterbrochen. Aber Richards Mienen waren nicht heiter.

„Schon wieder eine Unglücksbotschaft," sagte er; „der rothe Zeppe spukt hier in der Gegend, und die Gendarmen können ihn nicht erwischen; es scheint, daß er irgendwo einen Schimpfwinkel gefunden hat. Nach Trollheide hat er einen Brandbrief geschickt, und am Ende führt er seine Drohung doch noch aus, wenn man ihm nicht scharf auf die Finger sieht. Vielleicht hat er's gar auf Umforden abgesehen und sucht nur unsere Wachsamkeit zu täuschen und abzulenken. Ich weiß wirklich nicht, ob ich Dich hier lassen darf, Bianca, so allein, wenn wir nach Kiel reisen."

„Oho, Richard!" widersprach Bianca. „Du kannst mir doch sehr wenig Muth zu!"

„Für alle Fälle könnte ich ja hier bleiben!" warf Herr von Atten eifrig ein. „Unter den Leidtragenden bin ich zudem entbehrlich."

„Nein, Atten, Sie müssen sich anschließen. Das erfordert der Anstand und Ihr eigenes Interesse," entgegnete ihm Tromholt ernst. „Aber wir könnten — — "

„Etwa eine Leibgarde für mich errichten, Kanonen aufpflanzen und den großen Belagerungszustand über das Gut aussprechen?" unterbrach ihn scherzend Bianca. „Nein, meine Herren, ich danke Ihnen für Ihre Besorgniß um mein Leben, aber ich bin groß genug, mich selbst zu schützen, und die schlechte Meinung, die Sie von meinem Muth zu haben scheinen, macht es mir geradezu zur Pflicht, Ihnen das Gegentheil zu beweisen. Reisen Sie glücklich und kehren Sie mit guten Nachrichten wieder, ich halte inzwischen den Platz — oder," fügte sie nach einer Pause nicht ohne einen leisen Anflug von Koketterie hinzu, „ich reise mit, um nie wiederzukommen."

„Alles, nur das nicht!" rief Atten in einem Ton, der zwischen Scherz und Ernst schwankte, „da fügen wir uns lieber Ihrem Willen!"

„Schon!" stimmte jetzt auch Richard, seine Besorgnisse unterdrückend, zu. „Wir werden ja überdies kaum länger als zwei Tage ausbleiben."

Dann entfernte er sich mit Atten, um insgeheim doch einige Vorkehrungen für Biancas Sicherheit zu treffen.

(Fortsetzung folgt.)

Helgoland.

Eine überraschende Kunde hat der 17. Juni 1890 dem deutschen Volke gebracht. An diesem Tage ward der zwischen der deutschen und der englischen Regierung vereinbarte Vertrag im Deutschen Reichsanzeiger veröffentlicht, der ein Zusammenhang mit der Regelung jener mannigfach sich kreuzenden und stoßenden kolonialen Interessen auf dem Boden Ostafrikas die Abtretung der Insel Helgoland von England an Deutschland, vorbehältlich der Genehmigung des englischen Parlaments, ausspricht.

Es ist hier nicht der Ort, über das Verhältniß von Werthen und Gegenwerthen, die in jenem Vertrage gegen einander ausgespielt werden, ein Urtheil zu fällen. Der Streit der Meinungen darüber wird fortdauern, bis Thatsachen, greifbare Ergebnisse ihn zum Schweigen bringen. Es ist auch hier nicht der Ort, über das, was der deutsche Reichstag oder das englische Parlament dazu sagen wird, Betrachtungen anzustellen, umsoweniger, als das endgültige Ja oder Nein vielleicht schon gefallen ist, bis diese Blätter in die Hände unserer Leser gelangen. Denn wenn auch

So lautet der alte Wahlspruch von Helgoland, den wir zugleich als Probe der Sprache hierherſetzen, und höchstens der Oberdeutsche, schwerlich aber der Niederdeutsche wird der Uebersetzung bedürfen:

„Grün ist das Land,
Roth ist die Kant,
Weiß ist der Sand;
Das ist das Wappen
Vom Heiligen Land'."

Nur etwa 64 km von der Elbmündung bei Cuxhaven und 87 km von der Mündung des Nordostseekanals bei Brunsbüttel liegt der merkwürdige, sagenumwobene Fels, senkrecht aus der See emporsteigend zu einer Höhe von 28 bis 56 Meter, ein braunrother Thonstein von harter Beschaffenheit, 1600 Meter in der Länge und an der breitesten Stelle 500 Meter messend, das sogenannte „Oberland". Ihm vorgelagert ist an der südlichen Seite ein sandiges Vorland, das „Unterland", und mit

OBERLAND
UNTERLAND
Kartoffel Allee
Kartoffel Allee
Die Saupt-Kuhle
Die Saupt-Kuhle
Mittelbank
Nordhorn
Südhorn
Hengst
Mittelbank
Nordhorn
Südhorn
Hengst
Mittelbank
Nordhorn
Südhorn
Hengst

Andreasen Siemens, Hilfe — er war es, der Mitte der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts die Insel zum Seebad erhob, und welche Bedeutung diese Gründung hat, ergiebt sich daraus, daß, ungerechnet die vorübergehend anwesenden Besucher, in den letzten Jahren stets zwischen acht und zehn tausend Menschen als Badegäste auf der Insel weilten. Für solche Blüthe aber findet man die Erklärung, wenn man erfährt, daß Helgoland im Spätherbst und Winteranfang eine höhere Durchschnittstemperatur besitzt als Nizza und Meran! Lange Jahre besaß das Seebad Helgoland allerdings auch eine Anziehungskraft weniger gesunder Art — eine Spielbank, die 1830 gegründet und erst 1877 wieder aufgehoben wurde.

Dies die wirthschaftliche Geschichte von Helgoland. Und die politische? Auch sie ist bald erzählt, wenigstens wenn wenn wir uns an die wirklich beglaubigte Geschichte halten wollen. Um den Vorzug, schon von Tacitus als die Insel mit dem heiligen Horn der alten germanischen Erdgöttin Herthagenannt zu werden, muß sich Helgoland mit Rügen streiten; denn die Gelehrten sind noch nicht einig, welche von beiden der alte Römer im Auge gehabt habe.

Dann werfen die unthätigen Fahrten der christlichen Glaubensboten auf den weltabgeschiedenen Fleck ein kurzes Streiflicht. Wir vernehmen von Kirchen, die gebaut und wieder zerstört wurden, wir hören vom Friesenkönig Ratbod, der auf der Insel vor Pipin von Heristal und das Jahr 700 Zuflucht findet. Vergebens bemüht sich der heilige Willibrord, den alten Helden zur Taufe zu bewegen; wie von dem Sachsen Wittekind, so erzählt auch von Ratbod die Sage, daß er, schon einen Fuß im Wasser, die Frage gethan habe, wohin denn seine Vorfahren gekommen seien. „In die Hölle!“ lautete der kurze Bescheid des Priesters. „Dann will auch ich nicht in den Himmel kommen!“ Sprach's und starb ungetauft, und nach mehr als tausend Jahren fanden sie auf der Höhe des „Moderbergs“ an der Südspitze der Insel ein Grab mit dem Skelett eines Mannes, eine Bronzewaffe zur Linken und an jeder Seite einen goldenen Spiralring. Und es hieß, es sei das Grab Ratbods, des Friesenkönigs.

Im Mittelalter spielte Helgoland eine wichtige, wenn auch keineswegs rühmliche Rolle als ein Hauptseeräubernest. „Es ist ein Ort allen Schiffern ehrwürdig, besonders aber den Seeräubern,“ sagt schon der alte Adam von Bremen im 11. Jahrhundert, der uns die erste ausführlichere Schilderung der Insel giebt, und er knüpft die merkwürdige Behauptung daran: „Woher sie auch den Namen empfangen hat, daß sie ‚Heiligland‘ heißt!“ Das erinnert an den neapolitanischen Banditen, der die Madonna um Gelingen für seinen nächsten Raubmord anflehte. Nun, die Seeräuber, unter denen der Störtebeker der berüchtigste ist, fanden ihre Meisterin in der mächtigen Hansa, die Insel wurde wie das Küstenland von ihnen befreit, aber sie ging den Hansestädten in einem langwierigen Besitzstreit mit den Herzögen von Schleswig (Gottorp) wieder verloren. Die Herzöge von Gottorp verloren sie wieder (1714) an Dänemark, Dänemark wieder an England (1807), und vom Kieler Vertrage 1814 bis zum 17. Juni 1890 befand sich das vielumstrittene Eiland auch in völkerrechtlich anerkanntem Besitze des britischen Reichs. Albion sandte seine Gouverneure, benutzte die Insel auch einmal während des Krimkriegs als günstig gelegenen Werbeplatz (vergl. „Gartenlaube“ 1855) und beließ sie im übrigen, wie wir bereits gesehen haben, in ihrer alten Eigenart. Es verlangte von der heute etwa auf die Zahl von 2200 Seelen sich belaufenden Bewohnerschaft keine Soldaten, kein Geld, schuf vielmehr noch eine erkleckliche Summe von zuletzt 3300 Pfd. St. jährlich zu, und wenn der eine und der andere Helgoländer zu der britischen Marine sich anwerben ließ, so war das angeborene Lust und eigener freier Wille.

Brandung an der Felsenwand auf Helgoland.

Mit diesem Stillleben zwischen Badegästen und Schellfischzahn dürfte es nun freilich, wenn die Insel dem Deutschen Reiche angegliedert wird, ein Ende haben. Aber ein anderer, ein schwererer Schatten schwebt über dem grün-roth-weißen Eiland. Eine dunkle Kunde will davon wissen, Helgoland habe einst mit Schleswig zusammengehangen. Und wenn es auch mit dem angeblichen früheren Zusammenhang der Insel mit dem heutigen Festland wenigstens in unserer Periode der Erdgeschichte nichts auf sich hat, jene merkwürdig ausgezackten, unterwühlten, zerrissenen Felsbildungen, diese Buchten, Thürme, Säulen, Thore an der Küste, wie deren unsere Abbildungen zeigen, reden eine bedenkliche Sprache.

Zwölfhundert Meter von der Ostspitze des Unterlandes entfernt liegt die Düne, auch sie war einst durch einen Steinwall mit der Insel verbunden. Der Wittklipp, ein weißer Gipsfelsen, schützte den Steindamm vor dem Anprall der Wogen. Aber da kam ein Nordweststurm und das Meer brach den Fels, den die Bewohner geschwächt hatten, weil sie die Gipsbrocken gut verkaufen konnten, und 9 Jahre später trat die verhängnißvollste Katastrophe ein, die Helgoland erlebt hat: am Weihnachtsabend 1720 durchbrachen die Fluthen auch den Steinwall und rissen die Düne auf ewig los vom Mutterlande. Wer sieht dafür, daß nicht eines Tages ein anderer Sturm das Unterland begrabe, daß nicht die rastlose Nagearbeit der Wellen einst ihr Ziel finden werde, weil nichts mehr da ist, daran sie ihren scharfen Zahn üben könnten, und daß nicht einst über der Stätte, da vordem der rothe Fels zum Himmel ragte, die Fische des Meeres sicher sich tummeln werden, weil niemand mehr da ist, der sie benutznütze?

Die Frage ist leider nicht ganz unberechtigt. Man hat die Insel genau beobachtet wie einen Kranken, hat sie gemessen und wieder gemessen und den Fortschritt des Zerstörungswerkes in Formeln zu bringen versucht, und man hat ihr schließlich herausgerechnet, wie viele Jahre sie noch zu leben hat.*

Unsere Karte zeigt das Ergebniß dieser Messungen und Beobachtungen. Auf derselben bedeutet das schwarz Ausgefüllte die in 44 Jahren, 1845 bis 1889, untergegangenen Felstheile, das mit sich kreuzenden Strichen Gezeichnete aber die Zunahme des Unterlandes. Nimmt man an, daß die Zerklüftung des Felsens in demselben Maße fortschreite, wie es sich aus dieser Zeichnung und aus anderen Berechnungen ergiebt, so erhält man als die muthmaßliche Lebensfrist der Insel rund ein Jahrtausend! Als zwar zeigt es sich, daß nicht des Meeres Brandung allein es ist, was an dem Mark der Insel zehrt, — dies ist vorwiegend nur an der Westseite der Insel der Fall — sondern auch die an Felsrand sich ansammelnden wasserigen Niederschläge üben in Verein mit der Kraft des Frostes ihre unwiderstehliche Sprengwirkung aus. Das ist der Feind, der vornehmlich den Osten der Insel bedroht.

Also müßten wir heute die Insel begrüßen als eine todgeweihte Braut? Müßten wir zusehen, wie uns der willkommene Gewinn wieder unter den Händen zerrinnt, unaufhaltsam, unerbittlich Jahr um Jahr?

Fast scheint es so! Aber die Politik kennt keine Sentimentalitäten, sie ist ein Handelsgeschäft und fragt nur danach, was ein Gegenstand jetzt und auf absehbare Zeit werth ist — auf tausend Jahre hinaus hat noch kein Staatsmann gerechnet. Wie war denn vor tausend Jahren Geschichte? Wie wenig steht noch von dem, was damals groß und stark schien!

Heute ist Helgoland die Insel, welche die Einfahrt in die Elbe und damit den Nordostseekanal, d. h. die Verbindung zweier Meere, die Insel, welche die Weser und den einen unseren zwei großen Kriegshäfen, Wilhelmshaven, beherrscht. Heute ist es der Punkt, der in unserem Besitze uns tausendfältigen Nutzen, in feindlichem uns vielfachen Schaden, in neutralem uns allerlei Unbequemlichkeiten bringen kann. Sollten wir darauf verzichten, weil es diese Rolle in achthundert oder tausend Jahren vielleicht nicht mehr wird spielen können?

Noch ist auch die Frage nicht beantwortet, ob es den hochgesteigerten Mitteln der neuzeitlichen Ingenieurkunst nicht gelingen sollte, das Dasein des Meerfelsens oder wenigstens einzelner Theile dauernd zu sichern. Das Deutsche Reich hat ganz andere Ursache als England, diese Frage mit allem Ernste in die Hand zu nehmen. Dann mögen auch ängstliche Gemüther sich der Zuversicht hingeben, daß auch nach tausend Jahren noch das „Heilige Land" mit schwarz-weiß-rother Flagge den Seefahrer grüßen, daß der späteste Nachfahre noch an seinem Strande sich in der belebenden Woge erquicken und von seiner grünen Höhe das Auge auf dem wunderbaren Leuchten des ewigen Meeres ruhen lassen wird.

* Vgl. Dr. Emil Lindemann, „Die Nordseeinsel Helgoland" (Berlin, 1889, Verlag von August Hirschwald). S. 3 ff.

Schulschluß und Ferien.

Skizze aus dem Familienleben von **Hans Arnold.**

(Schluß.)

Der Dampfer „Germania" nahm unsere Gesellschaft freundlich auf. Wie es bescheidenen Ferienreisenden geziemt, bestieg man die zweite Klasse und hatte sich eben daselbst häuslich einzurichten begonnen, als der erschreckende Zuruf: „Weg da — es chimmt a Vieh!" alles emporfahren ließ. Wirklich nahmen ein cholerisch aussehender Tschi nebst einem sanften Kalbe neben der Familie Langer Platz, entschieden in der Absicht, auch eine Vergnügungsreise zu machen, wenn auch vielleicht mehr zum Vergnügen des sie erwartenden Fleischers als zu ihrem eigenen!

Der Tschi brüllte die ganze Zeit tief und laut in langgezogenen Tönen, was recht nervenerschütternd wirkte und nur den einen Vortheil hatte, daß er das Wimmern des Jüngsten übertönte, welches sich wie alle kleinen Kinder auf Reisen unsäglich unglücklich fühlte und alle ihm sonst eigene philosophische Ruhe eingebüßt hatte.

Mit Eindruch der Dämmerung erreichte man den Ort, der für die nächsten vier bis fünf Wochen den Vorzug haben sollte, Langers zum Aufenthalt und zur Erholungsstätte zu dienen. Die unbesehen gemiethete Wohnung erwies sich trotz dieser Dollkühnheit als sehr hübsch und freundlich, und der erste Eindruck des Landaufenthalts war ein durchaus ammuthender.

Daß die Zimmerthüren unglaublich niedrig waren und die Decken nahe über den Häuptern der Einwohner schwebten, konnte unsere Hausfrau mit verhaltnißmäßiger Gemüthsruhe ertragen, da sie klein von Gestalt war, ihre Kinder ebenfalls noch nicht „das Maß" hatten und man überdies mit Zuversicht darauf rechnete, die Ferien großentheils unter Gottes freiem Himmel zu verleben.

So ergriff man denn ganz wohlgemuth Besitz von den neuen Quartier.

Paul und Kart erwiesen sich allerdings sofort als Störenfriede, indem sie schon in der Ankunftsminute die Mutter von beiden Seiten am Kleide zogen und flehten, heute abend noch im See baden zu dürfen, ein unsinniges Verlangen, welches mit der ihr gebührenden sittlichen Entrüstung zurückgewiesen wurde: „Ihr seid wohl verrückt?"

Nach diesem Bescheid langweilten sich beide Jungen sofort bis zur Verzweiflung und verlangten zu wissen, was sie denn überhaupt hier machen sollten, — eine Frage, die sich das Familienschaltenden düster vor die Seele der Mutter stellte.

Die Köchin, die draußen in dem ihr gewiesen Raum das Kläschchen für das Kleine zu wärmen hatte, lobte wie ein Vogel unter, denn die Bauart des Ofens war eine ihr fremde, und sie frug sich und alle andern beständig in den höchsten Tönen, wie man denn in diesem Ofen kochen sollte! Der Verstellung, daß doch Generationen schon hier gekocht und geschmaust hätten, setzte sie ein verächtlich ungläubiges Gesicht entgegen und war allem Anschein nach fest entschlossen, sich und der Hausfrau nach Kräften das Leben in der Schweiz zu verbittern. Jeder Hinweis auf die Schönheit der umgebenden Natur wurde von der Köchin mit empfindungsloser Gleichgültigkeit hingenommen, da ihr ein heimischer Viergarten mit dem dazu gehörigen Schlosser, Tischler oder Weichensteller viel ammuthender war als Alpen und See.

Die ersten Tage im neuen Aufenthaltsorte gingen äußerlich und innerlich ziemlich wolkenlos vorüber. Das Wetter war warm und klar und die Kinder konnten durch Spaziergänge und Spiele im

Freien leicht beschäftigt werden. Als drohender Feind des häuslichen Friedens stellte sich nur ein Einwohner des benachbarten Gasthofs zum „Goldenen Stern“ dar. Dieser Mann, ein wohlwollender Brite, der wegen seines behäbigen blühenden Aeußeren von den Jungen ungalant, aber bezeichnend „das Beefsteak“ genannt wurde, hatte ein Ruderboot auf die Dauer gepachtet und schnte sich beständig nach einem Opfer, das sich von ihm in den See hinaus rudern ließe.

Nachdem Karl und Paul dies einmal erfahren hatten — den Mädchen war Rudern in handelnder und leidender Form als etwas Unweibliches ein für allemal streng untersagt worden! — strebten ihre Seelen nur noch nach diesem lebensgefährlichen Vergnügen, und sie schmeichelten und redeten so lange mit zweideutigen Blicken um den forschenden Gutenmann herum, bis dieser ihre stumme Bitte verstand und fortan täglich mehrmals durch die Frage: „Wollen Ihre Knaben mit mir wandern?“ die Mutter in die mangenehmste Lage brachte, die wie Scylla und Charybdis seinen Answog zutieß!

Sagte sie ja, so verandte sie sich auf zwei Stunden jedes Seelenfriedens, da sie während dieser Zeit ihre wilden, unbändigen Söhne unter der Obhut eines ganz Fremden auf den Wogen schaukelnd wußte und bei jedem Wölkchen am Himmel schon innerlich wiederholte:

„Es rast der See und will sein Opfer haben!“

Sagte sie nein, so saßen Paul und Karl als gemißhandeltes Eigenthum einer überängstlichen Mutter zornig und mürrisch in der Stube, wiesen jede andere vorgeschlagene Zerstreuung mit dem überraschenden Vergleich zurück, sie sei „langweilig wie die Pest!“ — und verwünschten die Ferien, die Schweiz und die ganze Welt in längeren Selbstgesprächen.

Frau Langer zählte demgemäß schon die Tage, bis das „Beefsteak“ die heimischen Gestade wieder aufsuchen würde.

Die Mädchen waren leichter zu beschäftigen. Sie errichteten Kaufladen im Garten und hatten überdies eine tief zu beklagende junge Katze entdeckt, mit der sie Zeit und Weile vergaßen und die sie in liebendem Wettstreit um ihren Besitz schon zu über zwei Dritttel ihrer natürlichen Länge ausgezerrt hatten.

Soweit ging alles gut und schön — da überzog sich eines Morgens der Himmel und traf die unverkennbaren Anstalten, sich auf ein dauerhaftes Regenwetter einzurichten. Die Berge verschwanden langsam, aber sicher hinter dicken Nebelschleiern, der Dorfweg weichte zu einer braunen, zähen Crême auf, die in liebender Anhänglichkeit sich jeder Schuhsohle anheftete, und die einzige Staffage der Landschaft waren Regenschirme.

Nun begann für die Mutter eine Zeit, die wahrlich an Schrecken nichts zu wünschen übrig ließ! Ihre Unterkunft bestand aus zwei Schlafzimmern, einem Wohnzimmer und einem Bodenraum. Zu einem Schlafzimmer schlief zwei Drittel des Tages das kleine Kind, welches bei jedem lauten Geräusch jammernd emporzufahren und dann ungefähr anderthalb Stunden zu schreien pflegte. Die vier großen Kinder mußten daher leise und doch heiter beschäftigt werden, eine Aufgabe, die für die Hausfrau recht erholend und stärkend zu nennen war.

Die beiden ersten Tage hatten die Kinder ohne Pause den Regen beobachtet und mit der ganz unbegründeten Behauptung: „Es läßt nach!“ sich in jedem unbewachten Augenblick ins Freie begeben, Regenspritzflaschen und Erdspuren mit ins Haus bringend, welche die Köchin, drohend mit einem Scheuerlumpen hinter ihnen herstürzend, wieder zu verwischen bestrebt war.

Als aber das Wetter mit vollster Entschiedenheit auf seinem Sturzsinn beharrte und die Kinder sich „geben“ mußten, traten wahrhaft unerträgliche Zustände ein. Eine furchtbare Epidode bildete ein altes, tief verstimmtes Pianino, auf dem einen ganzen Tag über abwechselnd eins der Vier in Tonen jubelte und klagte — in angenehmer Abstufung von dem Herausfuchen des unterbliebenen „Kommt ein Vogel geflogen“ bis zum fröhlichen Ausklatschen mit beiden Händen zugleich, oder dem melodischen Hinaufgleiten eines Fingers vom tiefsten Baßton bis zum quiekenden, klappenden Sopran der höchsten Noten. Das war ganz wunderhübsch und, wie man sich denken kann, für die Mutter eine wahre Erquickung, um so mehr, da sie beständig durch: „Mutter, hör' doch!“ zu ungeheitter Aufmerksamkeit und Hingabe an den Kunstgenuß ermuntert wurde.

Elli und Anna hatten zum Ueberfluß in diesen schrecklichen Tagen noch eine Freundin, welche zuerst unter dem allgemeinen Namen „die Polin“ gegangen war und den unerklärten Zauber alles Ausländischen auf die Kindergemüther ausgeübt hatte. Beide Mädchen verlangten tagelang mit stürmischer Leidenschaft nach der „Polin“, die nicht ordentlich Deutsch konnte und einen unaussprechlich schönen Namen hatte.

Durch diplomatische Kunstgriffe und Bemühungen gelang es endlich der Mutter, den Umgang mit der Polin anzubahnen, die sich leider aber als ein „Blender“ erwies und nach wenigen Tagen von den Freundinnen ebenso heftig verabscheut als vorher geliebt wurde.

Die Polin hatte die Eigenthümlichkeit, alles übelzunehmen und vom gemeinsamen Spiele etwa jede Viertelstunde weinend wegzurennen — leider aber immer nach zehn Minuten wieder zurückzukommen und großmüthig ihre Verzeihung zu verkünden. Die Potenzmutter, welche glücklicherweise kein mochte, in diesen Regentagen eine Zuflucht für ihre beschäftigungslose Sascha zu finden, lagerte diese gänzlich auf Langers ab, so daß unsere arme Hausfrau die Travestie der Schillerschen Glocke ungefähr auf sich anwenden konnte:

„Sie zählt die Häupter ihrer Lieben, und sieh, es sind statt sechse — sieben!“

Während die Mutter entzagungsvoll am Fenster saß, Strümpfe stopfte, in den Regen sah und sich fragte, wie sie so wahnwitzig habe handeln können, ihre beaume angenehme Stadtwohnung für schweres Geld mit diesem traurigen Aufenthalt zu vertauschen, wurde sie in ihrem Nachdenken beständig durch Meldungen der jungen Damen unterbrochen: „Die Sascha kratzt mich, die Sascha will nach Hause gehen, die Sascha läßt mich nicht mitspielen,“ wobei Frau Langer nach den ungerechten Forderungen der Gastlichkeit immer noch der entsetzlichen Polin zum Schein Recht geben mußte, während ihre ganze Seele danach lechzte, sie durch ein paar Ohrfeigen unheilbar in ihrem Nationalstolz zu verwunden und auf Nimmerwiederkehr nach Hause zu jagen.

Die Jungen fühlten sich auch ziemlich unglücklich. Zuerst hatten sie im Besitz zweier Gasballons, einem Abschiedsgeschenke des „Beefsteaks“, die Unzumst des Wetters vergessen und die bunten Bälle beständig zum Fenster hinausfliegen lassen. Da durchschmitt plötzlich ein Jammergeschrei Karls die Luft: der Faden, der seinen blauen Ballon hielt, war der leitenden Hand entglitten, und der Treulose stieg hoch empor und entschwand den Blicken seines heulenden Besitzers, wahrscheinlich des Landaufenthaltes überdrüssig, was ihm Frau Langer von ganzem Herzen nachfühlen konnte.

Karls Thränen vermischten sich infolge dieses betrübenden Ereignisses zwei Tage lang mit dem Regen draußen, und er saß, mit bis zur Unkenntlichkeit verschwollenen Augen, am Fenster und sah dem entflohenen Inwet nach, als könnten seine Blicke es zurückholen. Paul rastete währenddem in der etwas schadenfrohen Empfindung „ich habe meinen noch!“ mit seinem rothen Ballon durch die Zimmer und hatte die schöne Gewißheit, daß die niedrige Stubendecke etwaigen Fluggelüsten desselben erfolgreich „Halt!“ gebieten würde.

Aber noch am zweiten Tage fing der rothe Ballon auf räthsel hafte Weise an, sich zu verkleinern, und schrumpfte vor den Augen des entsetzten Paul immer mehr zusammen, bis er schließlich aus seiner strahlenden, aufgeblähten Herrlichkeit sich in ein schwarzrothes, fattiges Bentelchen verwandelt hatte, dessen altersschwaches Aussehen jeden Versuch, es zum Fliegen zu ermuntern, als unvernünftige Grausamkeit erscheinen ließ.

Wohl gelang es der Mutter, mit Anbietung aller Lungenkräfte, den zusammengeschrumpften Ballon wieder etwas von seiner früheren Fülle zu geben, aber seine Flugfähigkeit war dahin und blieb es, trotzdem die Mutter mit rührender Geduld sich immer neuen Wiederherstellungsversuchen unterzog.

Dies bildete ziemlich die einzige Zerstreuung und Abwechselung für die Hausfrau während ihres Sommeraufenthaltes, indessen der Gatte mit leichtem Gepäck und frohem Sinn eine Streifour durch die Welt unternahm und jubelnde Karten aus fröhlicher Reisegesellschaft mit herzlichem Gruß an Frau und Kind entsendete.

Man wird es unter diesen Umständen der Hausfrau nicht allzusehr verargen dürfen, wenn sie, als 14 Tage in dieser Art herumgegangen waren, sich mit allen Fibern ihrer Seele nach einem Vorwand zu sehnen begann, um in die Mutter, in die Stadt, mit einem Wort — in all das zurückzukehren, was sie so fremdig und erwartungsvoll verlassen hatte. Nach drei Wochen an dem regengepeitschten See auszuhalten, schien ihr fast

unmöglich — die Tage wurden immer kürzer, die melancholischen Abende, an denen die Kinder nicht zu Bett gehen wollten, immer länger — und wenn sich die Doktorin nicht geschämt hätte, so wäre sie lieber heut als morgen in die Heimath zurückgekehrt.

Nachdem man gestern schon zu der tödlichen Thätigkeit der Schreibspiele gegriffen und Pauls Ordinarius es sich zehnmal hatte gefallen lassen müssen, daß sein Steckbrief mit „Nase blau, Hände gelb, besondere Kennzeichen: wacklig“ und ähnlichen geistreichen Bemerkungen unter donnerndem Beifall der jeweiligen Verfasser ausgestellt worden war, hatte die thatenlose Ungezogenheit den höchsten Grad erreicht.

Erst prügelten und zankten sich alle Kinder ohne jeden ersichtlichen Grund, und dann verfielen sie auf den nicht minder unerfreulichen Zeitvertreib, das kleinste Geschwisterchen so lange zu küssen, bis dieses in dinder Wuth um sich schlug und sich jedem, der ihm mit zärtlichen Absichten nahte, in Haare und Augen einkrallte — ein unfreundliches Benehmen, zu dem die Mutter noch herzlos bemerkte, „sie könnte es dem Kinde keinen Augenblick verdenken!“

Frau Langer griff schließlich zu dem Auskunftsmittel, daß sie ihre sämmtlichen großen Kinder beiderlei Geschlechts unerbittlich mit dem Ausbogen von Unterröckchen für das Jüngste beschäftigte, ein Zweig der Thätigkeit, der die Jungen natürlich in ihren eignen Augen aufs tiefste herabwürdigte und von ihnen dementsprechend ausgeübt wurde.

Während Karl seine Arbeit nicht zu deren Vortheil mit Wuththränen besenchtete, nähte Paul buchstäblich mit geballten Fäusten und fädelte bei jedem zweiten Stich die Nadel aus, in den Pausen fürchtbare Drohungen gegen alle ausstoßend, die es je weiter sagen würden, daß er genäht hätte; denn ein Tertianer ließe es sich doch zehnmal lieber nachsagen, daß er Straßenraub getrieben, als daß er ein Unterröckchen ausgebogt hätte!

Die Drohung: „Du wirst gleich wieder nähen!“ blieb infolge dieses Nachmittags noch lange von unschätzbarem pädagogischen Werth für Karls moratische Ausbildung.

Die Spannung unter den Familiengliedern hatte unter diesen Verhältnissen den höchsten möglichen Grad erreicht; und wie es zu geschehen pflegt, so sollte auch hier die mit Zündstoff angefüllte häusliche Atmosphäre plötzlich und verderblich sich entladen.

Das Wetter war immer trostloser geworden, der Barometer sank so tief, daß man gar nicht begriff, wie er es anfing, nicht schon unten zu seinem Gehäuse herauszufallen, und die Kinder wurden immer ungebärdiger, je weniger ihre Lebensgeister sich in freier Luft austoben konnten. —

Das Haus, in dem unsere Ferienreisenden wohnten, diente in seinem Erdgeschoß als Telegraphenbureau, ein Umstand, der glühendes Interesse bei den Kindern erregte nebst dem sehnlichen Wunsch, einmal auch im Telegraphiren sich versuchen zu dürfen.

Das Heiligthum war ihnen aber streng verschlossen, und der Beamte, der das geheimnißvolle Ticken des Apparates zu deuten und zu leiten hatte, blieb immer unsichtbar. Er verrieth seine Anwesenheit nur, indem er bei zu lärmenden Spielen der Kinder laut und zornig gegen seine Zimmerdecke pochte.

Dieser Vorgang übte auf Elli und Anna ungeahnte die Wirkung aus, die ein herabstoßender Weih auf eine Hühnerschar hervorzubringen pflegt — sie rannten ängstlich kreischend in eine Ecke und saßen dann gewöhnlich ein paar Stunden still verschüchtert da. Die Jungen dagegen trieben bald einen gewissen Sport damit, den Telegraphenmann so lange zu ärgern, bis er klopfte, ein artiges Spiel, welches seinen Reiz auch durch die Wiederholung nicht verlor.

Ein Sonntag brach für die schwergeprüfte Familie herein, der alle seine Vorgänger durch Regen und Wind beschämte. Eiskalte Luftströmungen zogen durch das ganze Haus, und die beherrschende Empfindung in dieser Sommerfrische war heut nur die Sehnsucht nach einem steifen Grog und einem Fußbad.

Das Kleine hatte sich erkältet und mieste ohne Aufhören, was es wie alle kleinen Kinder jedesmal als persönliche Beleidigung auffaßte und worüber es bitterlich weinte. Elli hatte eine Fensterscheibe eingeschlagen und konnte sich, in einer Anwandlung von Gefühlsdusselei, nicht über die Vollständigkeit der mütterlichen Verzeihung beruhigen. Mit martender, zäher Ausdauer frug sie ohne Aufhören: „Mutter, bist Du auch wirklich wieder gut?“ eine Art von Gewissenhaftigkeit, über welche die Mutter viel ärgerlicher wurde als über die Fensterscheibe, und welche ihr zuletzt die Versicherung: „Ja, ich bin gut!“ in einem Tone entlockte, der besser zu „halt' den Mund!“ gepaßt hätte. — Anna hatte sich in den Finger geschnitten und schrie nach Heftpflaster und alter Leinwand, die Jungen besaßen ein Blaserohr — woher, wußte kein Mensch! — und schossen mit Thonkugeln auf lebende und todte Gegenstände. Zum Ueberfluß kam die ewig beleidigte Sascha schon nach dem ersten Frühstück und wollte ein Kinderbrod wieder haben, das sie ihrer Freundin geboten hatte, und das nun in allen Winkeln mit besonderer Ausdauer gesucht wurde — kurz, es war ein recht behaglicher Zustand.

Indeß die Mutter mit dem Fuß den Kinderwagen hin und her schob und mit der Hand Annas Finger kunstgerecht verband, ertönte plötzlich aus der anderen Stube ein lautes Geschrei, und ehe die Mutter noch Zeit fand, aufzuspringen und sich über die Ursache des Lärms aufzuklären, wurde die Thür stürmisch aufgerissen, Sascha stürzte im Sonntagskleide, in Thränen aufgelöst, ins Zimmer und mit dem zornigen Ruf: „Ich hasse meiner Mama!“ zur andern Thür wieder hinaus, während allerliche Todtenstille im Nebengemach auf düstere, dramatische Vorgänge zu deuten schien.

Ein vorsichtiges und leises Thürenklappen belehrte die Mutter, daß ihre Herren Söhne sich durch den zweiten Ausgang entfernt hatten, folglich wohl Ursache haben mochten, den mütterlichen Blitz zu scheuen. Karl und Paul waren sich wirklich höher Thaten bewußt, indem sie die Polin mit einer Thonkugel an der linken Hand verwundet hatten, und der Androhung eingedenk, daß dem ersten Schaden am lebenden Inventar ihnen das Blaserohr weggenommen werden sollte, entfernten sie sich nun geräuschlos, und der mütterlichen Zorn ertönte ungehört zu lassen. Thatendurstig, wie die Langeweile so oft werden läßt, durchspähten sie das Haus und machten sich durch glückliche Rippenstöße und Mienenspiele auf die herrliche Gelegenheit zum Ausüben von Dummheiten aufmerksam, die sich ihnen darbot.

Der Telegraphenmann war einem sonntäglichen Vergnügen nachgegangen und hatte in unbegreiflichen Leichtsinn den Schlüssel in der Thür zu seinem Allerheiligsten stecken lassen! Die beiden Brüder näherten sich dem Gemach, zögernd wie Blaubarts Gemahlin — aber wie bei dieser, so siegte auch hier die Neugier — und mit der gegenseitigen Versicherung: „Wir wollen's uns blos mal ansehn!“ verschwanden Karl und Paul in dem Telegraphenbureau und wurden nicht mehr gesehen!

Die Mutter, welche nie Ruhe hatte, wenn sie die Jungen tat und noch weit weniger, wenn sie sie nicht sah, horchte und spähte indeß besorgt zum Fenster hinaus. Eine halbe Stunde nach der andern verging, ohne daß die sonst so geräuschvollen Brüder ihre Anwesenheit irgendwie kundgegeben hätten, und niemand wollte sie gesehen haben.

Alle gewöhnlichen Zufluchtsorte waren schon durchsucht worden, auch „der Hermann“, ein befreundeter Eingeborener, der immer einen Tag als „ganz nett“ besucht, den nächsten als „furchtbar frech“ in Acht und Bann gethan war, wußte nichts vom Verbleib der beiden Backern zu berichten.

Jedes vorbeifahrende Boot vernahm die Mutter Herzklopfen in dem Gedanken, ihre Söhne könnten eine Luftfahrt auf eigner Faust unternommen haben! Elli und Anna durchmaßen unter langgezogenen Rufen nach den Brüdern den ganzen Ort — aber alles war und blieb vergeblich.

Als nun gar die Vesperstunde hereinbrach, welche sich stets als das unfehlbarste Mittel erwies, die Söhne des Hauses unter lautem Geschrei nach „Schnitten“ aus den entferntesten Winkeln der Erde herbeizulocken, und sich trotzdem nichts sehen und hören ließ, begann sich die Mutter einer getinden Verzweiflung zu überlassen, die in einem Thränenstrom und halblauten Verwünschungen gegen jeden Landaufenthalt und diesen im ganz Besonderen Ausdruck suchte und fand.

Während so die Stimmung drinnen dem trüben Wetter draußen glich, Elli und Anna sich um die Mutter mit der reizenden Trostgründen beschäftigten: „Vielleicht sind die Jungen ins Wasser gefallen!“ — vielleicht hat sie ein Zigeuner gestohlen!“ und sogar das kleine Geschwisterchen, vom allgemeinen Jammer verschüchtert, stumm und betrübt am Daumen lutschte, öffnete sich plötzlich die Thür, und mit dem eigenthümlichen Bewußtkommensgruß „au — zum Donnewetter!“ trat der Vater ins Zimmer.

Die Nordspitze von Helgoland.

Aus „Unser Vaterland. Küstenfahrten an der Nord- und Ostsee." Verlag von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Er hatte es sich allerliebst gedacht, ganz unerwartet bei den Seinigen einzutreffen, aber wie die meisten Ueberraschungen, so schien auch diese unter einem unglücklichen Stern geboren. Zunächst wurde der Vater selbst überrascht, und zwar, indem er beim Betreten der Schwelle den Kopf mit großer Heftigkeit gegen die für so hochgewachsene Leute nicht berechnete Thür stieß, was den obigen Ausruf und eine schon etwas herabgeminderte Fröhlichkeit zur Folge hatte. Sodann fand er seine Lieben erstens nicht vollzählig und zweitens in Thränen schwimmend vor und empfing den stets sehr widerlichen Eindruck, daß er zu ungelegenster Stunde gekommen sei.

Die allerdings etwas unüberlegte Frage, welche die Mutter an den vor fünf Minuten mit dem Dampfer angekommenen Hausherrn richtete — wie sie sie im Augenblick an jeden gerichtet hätte! — „hast Du die Jungen nicht gesehen?“ hatte bei dem Doktor die männlich unweiche Antwort zur Folge: „Spricht doch nicht solchen Unsinn, mein Kind! Woher soll ich denn die gesehen haben?“ wodurch sich der Augenblick des Wiedersehens recht unfreundlich anließ.

Der Vater sah sich nun aus seiner erwarteten Gestalt als hocherfreuende Ueberraschung und Hauptperson in die Nebenrolle eines Suchenden gedrängt und begann, mit einigem Knurren das Haus ebenfalls nach Paul und Karl zu durchstöbern.

Ein vorsichtig polterndes Geräusch aus der Stube im Erdgeschoß, welches bei der Frage des Doktors „wer wohnt denn da?“ sofort in verdächtiger Weise verstummte, veranlaßte den Frager zu einem sofortigen kräftigen Donner an die von innen verriegelte Thür mit dem den Jungen wohl bekannten Zuruf: „Wollt Ihr wohl sofort aufmachen?“

Daraufhin näherten sich äußerst zögerude Schritte, der Riegel wurde langsam zurückgeschoben, und den eindringenden Eltern bot sich der entsetzensvolle Anblick, wie Karl eben mit seinem Alpstock in dem kunstvollen Getriebe des telegraphischen Apparats bohrte, um ein von ihm ersichtlich angerichtetes Unheil auf diese wunderbare Art wieder gutzumachen.

Beim Anblick des Vaters schien erst die ganze Größe des begangenen Verbrechens im Bewußtsein der Brüder aufzudämmern, und sie brachen in ein zweistimmiges, wehklagendes Geheul aus. Karl flüchtete mit seinem Alpstock, der den Vater im Augenblick ganz handgerecht erschien, in die äußerste Ecke des Gemaches, während Paul kurz entschlossen das Fenster aufriß, hinaussprang und durch ein klatschendes Geräusch den Ohren der Zurückbleibenden die angenehme Thatsache vermittelte, daß er im Sonntagsanzug auf die aufgeweichte Gartenerde gefallen sei. In einem dieser Voraussetzung entsprechenden Zustande wurde er denn auch, nachdem Karl bereits den gerechten Zorn seines natürlichen Vorgesetzten fühlbar geschmeckt hatte, im Garten aufgefunden, und zwar durch den Hausknecht des Gasthofs, in dem Sascha wohnte. Dieser Seudbote brachte einen Brief an Frau Langer und betraute Paul mit einem boshaften „na, frei Dich nur!“ mit der Abgabe desselben. Paul betrat denn nun zitternd, seine Rücken- und Seitenansicht vorsichtig verbergend, das Wohnzimmer. Die Mutter betrachtete ihn durch bohrend und richtete, ohne seinem stumm hingehaltenen Empfehlungsschreiben vorläufig irgend welche Beachtung zu schenken, die peinliche Aufforderung an ihn: „Dreh' Dich doch einmal herum!“

Paul sah sich solchergestalt in der schmerzlichen Lage, seine beschädigte Toilette einer unnachsichtlichen Kritik aussetzen, die denn auch in einer das Mutterherz wesentlich erleichternden Tracht Prügel kräftigen Ausdruck fand. Während nun in jeder Ecke des Zimmers ein Verbrecher schluchzte und der Vater beständig das schwierige Exempel im Kopf auszurechnen suchte, was die Wiederherstellung eines Telegraphenapparates etwa kosten könnte, öffnete die Mutter den Brief, den man über dem Strafvollzug fast vergessen hätte.

Das Schreiben rührte von Saschas Mutter her und enthielt den unwillkommenen und überraschenden Satz: „Ihr neunjähriger Sohn hat meine Tochter angeschossen! Ich werde die Polizei benachrichtigen!“ Der Vater sank wie ein gelöstes Rohr auf einen Stuhl.

„Ihr scheint ja hier recht artig geworden zu sein!“ bemerkte er mit schneidender Ironie.

In der folgenden peinlichen Pause warf Karl noch das letzte Fünkchen in die explosionsbereite Atmosphäre, indem er, als einzige Erwiderung und Entschuldigung auf die gegen ihn geschleuderte Anklage, es sehr übelnahm, daß er in dem Brief als „neunjähr“ bezeichnet war, und wiltkundt erklärte, er wäre zehn Jahre!

Daß nach diesem Brief und allem, was dazu gehörte und vorangegangen sein mußte, der Vater das gegensreiche Geschäft des Durchprügelns wieder aufnahm und noch eine ganze Weile fortsetzte, wird jeder Freund der erziehungsbedürftigen Jugend nur verstehen und billigen.

Nach erfolgter Abstrafung wurden Karl und Paul ordnungslos zu Bett gejagt; Elli und Anna aber, die sich tugendhaft an auffälliger Vortrefflichkeit brüsteten und kleine Seitenbemerkungen über die unartigen Brüder machten, mußten vom Vater die wieder schlagende Erkundigung vernehmen: „Ihr wollt wohl auch was haben?“ — ein Anerbieten, welches trotz seiner allgemein gehaltenen Form doch verständlich schien.

Zornig und verstimmt warf sich der Hausherr in die fein harte Sofaecke.

„Das fängt ja hübsch an!“ bemerkte er bitter. „Dazu bin ich zwei Tage früher vom Berner Oberland weggegangen! Sei jetzt wenigstens so gut, Auguste, und sorge für ein ordentliches Essen — ich bin seit heute morgen unterwegs und habe noch kein Mittagbrot gehabt!“

Diese an sich ja durchaus berechtigte Forderung gab der armen Auguste einen Stich ins Herz! Man urtheile! Es war Sonntag nachmittags — noch dazu „der Sonntag“ der Köchin, die, aufgeputzt wie ein Pfingst—röslein, unter dem Regenschirm und Schutz des Hausknechts vom „Goldenen Stern“ vor zwei Stunden abgewandert war — und der Fleischer hatte „nicht geschlachtet“, was dem betreffenden Kalbe gewiß sehr angenehm, für die augenblicklichen wirthschaftlichen Verhältnisse aber recht unvortheilhaft sich erwies.

Die Mutter sah sich demgemäß genöthigt, erröthend einzugestehen, daß sie kein Fleisch erlangen könne, und der ob dieser Enttäuschung fast weinende Vater mußte eine Stunde später sich an Eierkuchen, Pellkartoffeln und Butterbrot laben — eine Erquickung, die ihn zu der beißenden Bemerkung veranlaßte, daß er sich „satt“ allerdings anders dächte.

Das Ergebniß aller dieser Erlebnisse zog der Doktor, indem er unnachsichtlich erklärte, er reise morgen wieder ab, und die Seinen hätten ihm in längstens drei Tagen zu folgen — ein Bescheid, den die Kinder, trotz aller ausgestandenen Langeweile, schluchzend, die Mutter aber mit innerlicher Erleichterung aufnahm.

Eine leise Hoffnung, daß der Vater sich — ein schon öfter dagewesener Vorgang! — seinen Aerger ausschlafen würde, trog diesmal!

Der Doktor, dem man bei seiner unerwarteten Ankunft der einzige lange Bettsteele des Hauses zurecht gemacht hatte, war auf eine Matratze von eigenthümlichem Bau gerathen, die, an beiden Seiten abfallend, sich in der Mitte zu einem festen, runden Hügel aufbeulte, so daß der ermüdete Hausvater durchschnittlich alle zehn Minuten nach rechts oder links herumterollte — ein Zustand, dem selbst der ihn naturgemäß begleitende Traum von einer Rigibesteigung keinen besonderen Reiz zu verleihen vermochte.

Wie gerädert stand der Doktor am nächsten Morgen auf. Ein Hausherr, der nicht geschlafen hat, ist immer etwas Unangenehmes und wird von den Seinen nach dem alt bewährten Grundsatz behandelt: „Und im Kreise schen umgeht er den Leu“. Nach allen Vorbergegangenen aber war der Vater heute ein geradezu furchtbares Naturschauspiel, und es hätte der ortsbehördlichen Besorgnis wegen des zerstörten Telegraphenapparates, selbst Herstellung der Reisekasse ganzlich erschöpfte, nicht bedurft, um todeuden Ernst zu entfesseln. Da der Doktor in dieser nicht ungerechtfertigten Empfindung nun aufgeregt und schelteud durch alle Zimmer jagte, dabei aber immer wieder die niedrige Thür vergaß und sich noch dreimal furchtbar an den Kopf stieß, sich demgemäß noch immer mehr in Wuth steigerte, so war es schließlich bei aller dem Familien oberhaupt gezollten und gebührenden Liebe und Hochachtung ein erleichtertes Gesicht für seine Frau, als der keuchende Dampfer ihn davon trug. Der Trennungsschmerz wurde so durch die Gewißheit gemildert, daß man in einigen Tagen wieder beieinander sein werde.

Und so wurde es!

Mit kaum verhehlter Freude ob des unerwarteten Abschlusses der Sommerfrische packte die Mutter den Frachtkorb zum zweiten

Male, und selbst die Thatsache, daß die boshafte Sonne am Abschiedsmorgen hell, heiß und strahlend über dem wundervollen See funkelte, vermochte kein Reuegefühl über die beschlemmte Heimkehr in die Stadt bei unserer Haushrau hervorzurufen. Die Kinder, wie Kinder sind, waren auch getröstet und freuten sich auf die heimischen Spielsachen — die Köchin auf ihren Schlosser — und alles war befriedigt.

Als das Ehepaar am ersten Abend nach der Heimkehr wieder vereinigt in seinem behaglichen Wohnzimmer und bei dem gemütlichen, wohlbekannten Theegeräth saß, rieb sich der Vater vergnügt die Hände: „Was meinst Du, Alte," bemerkte er, „Ost, Nord, Süd, West — daheim ist das Best! Nicht wahr?"

„Ja, ja!" stimmte seine Frau bei und legte dann so recht aus tiefstem Herzen hinzu: „Ach, wie freue ich mich auf die nächste Sommerreise! Da reise ich alle Morgen aus der Schlafstube in die Wohnstube und abends wieder zurück! Das ist die beste und billigste Ferienerholung für eine Mutter von mehreren Kindern!"

„Nun, das kannst Du ja haben!" sagte der Doktor großmüthig.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ferdinand Raimund.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß unser allgemeiner Zustimmung in einer Großstadt ein Denkmal für einen heimischen Dramatiker errichtet wird, den man fast gar nicht mehr spielt und der nur noch die Erinnerung an eine theatralische Glanzzeit bedeutet. Diese Erscheinung tritt in der Grundsteinlegung zum Denkmale Ferdinand Raimunds zu Tage, die am 1. Juni in A., dem bunderttiefen Geburtsorte des Dichters, zu Wien stattfand. Zwar stehen noch die nöthigen Gedanken, ein Wettbewerb der Bildhauer steht erst bevor, und so bedeutet jene Grundsteinlegung nur eine symbolische Handlung: Raimund ergreift Besitz von seinem Platze vor dem „Deutschen Volkstheater". Aber schon darin liegt eine schwerwiegende Bedeutung, denn es wird anerkannt, daß Raimund eine der stolzen Säulen des Wiener Theaterwesens war, daß er es verdient hat, eine Ehrung in Stein und Erz zu erfahren, und daß das zehn lebende Geschlecht ihn tief verpflichtet ist für sein Schaffen und Wirken als Volksdichter. Niemand bestreitet Raimunds Bedeutung als Reformator unserer heimischen Bühne, aber man feiert ihn nur wie einen Begriff, nicht wie einen leibhaftigen Dramatiker, der seine Stücke für das wirkliche Theater geschrieben hat.

Die und da bringt eine Wiener Bühne eine von Raimunds dramatischen Arbeiten, und bei Gelegenheit der Grundsteinlegung ist die eine und die andere derselben vor die Rampen gekommen; aber ein lebendiges Glied in der Bethätigung unserer Schauspielkunst ist Raimund schon längst nicht mehr — seine Schöpfungen sind nicht mehr recht, wie man Raimund darstellt, wie anderen kann, wie man ihn spielt. Ein umgestalteter Geschmack, eine neue Zeit mit neuem Streben und neuen Forderungen, sie haben uns ihm entfremdet, und wir blicken zu ihm empor wie zu einem ehrwürdigen Ahnherrn, dessen hohes Verdienst uns nicht darüber zu täuschen vermag, daß er eine andere Sprache redet als wir.

Trotz alledem ist es eine ehrliche, aufrichtige Pietät, von welcher die Wiener gegen Raimund erfüllt sind, eine Pietät, zu der sie vollauf Grund und Ursache haben, weil Raimund ein für allemal festgestellt hat, welch reiche poetische Quellen aus dem Wesen des Oesterreichers sich hervorlocken lassen, weil er den Mitlebenden wie den Enkeln einen Schatz aufgedeckt hat, in welchem Edelgestein von wertvollster Art und in kaum überschbarer Menge eingebettet liegt. Und nicht nur Zauberkraft stimmt uns anerkennungsvoll für Raimunds Andenken, sondern auch die wehmüthig bedauernde Erkenntnis, daß die Nachfolger Raimunds nicht in wünschenswerther Weise an ihn angeknüpft haben, daß man so lange nur seine Schwächen ins Auge faßte, bis man verlernt hatte, sich für seine hellen Vorzüge zu ermärmen. Heute hat man sich eines besseren besonnen, heute gilt auf theatralischem wie auf jedem anderen künstlerischen Gebiete der Grundsatz, aus den verschiedensten Strömungen das Vorhandene herauszusuchen und zu verwenden. Wir finden in manchen Texten von Raimunds Dichtung ein nachahmenswerthes Muster, aber da Raimund nicht eigentlich Schule gemacht hat und seine Stücke gerade in ihren dezeichnendsten Wendungen einem überwundenen Geschmacke entsprechen, ist der thatwarme Zusammenhang des bedeutenden Dichters mit der Gegenwart unserer Bühne so ziemlich verloren gegangen.

Raimund stützte sich, bei der Lebendigkeit seiner Begabung wurde, Johann Nestroy (1802 bis 1862), eine Art von örtlichem Aristophanes, ein Bühnenschriftsteller und Schauspieler von bitterscharfer Art, voll derben Spottes, voll rücksichtslosen Hohnes, gestreckt bis in die Fingerspitzen, aber ein arger Cumpler, dem selbst sein Talent, welches sich die Gunst der Wiener, die bei aller Gemütlichkeit immer einen ausgesprochenen Hang für Ironie, ja für Selbstironie bewiesen haben. Als Raimund gegen Ende seines Lebens von einem Zuschauerhaß besagt wurde, warum er kein neues Stück für das Leopoldstädter Theater schreibe, gab er zur Antwort: „o wär' schad', wenn ich noch etwas schreiben möchte. Ich bringe nicht mehr durch; jetzt ist der Nestroy obenan! Ich hab' keine letzten Stücke gesehen. Ja, 's ist wahr, so viel Spaß hab' ich mich voir er, aber — ich möcht' doch solche Stücke nicht geschrieben haben! Aber sie machen jetzt Furore, meine Stücke haben neben ihnen keinen Platz mehr, und ich selber — ich auch mich neben dem Nestroy. Na, machen wir halt Platz!"

Greller Gegensätze als Raimund und Nestroy lassen sich allerdings kaum entnämen.

Jener beschwört Schutzgeister, die im gegebenen Augenblicke den Menschen retten, befreien, erlösen, die seine Geschicke lenken und wenden — Nestroy glaubt höchstens an die losen Geister, die in den Erdenklumpen Platz wohnen, er schlägt aller Schwärmerei, aller Begeisterung ein Schnippchen; für die Ideale hat er ein hämisches Lächeln, man hört eine scharfe Geissel durch die Luft sausen, wenn er sich vernehmen läßt: „Ich soll etwas für die Nachwelt thun? Was hat die Nachwelt für mich getha?"

Die Kränkung darüber, daß er sichtlich an Geltung verlor, soll mit dazu beigetragen haben, Raimund in den Tod zu treiben. Bekanntlich hat Raimund in der Blüthe des Mannesalters als Selbstmörder geendet.

Geboren am 1. Juni 1790 in Wien, starb er am 5. September 1836 in Pottenstein, einem romantisch gelegenen Dorfe Niederösterreichs. Nach dem er genügend worden war, die Lehrlingszeit als Zuckerbäcker durch zumachen, konnte er seiner Lust am Theater nicht länger widerstehen und ging mit achtzehn Jahren frohgemuth unter die wandernden Komödianten. Anfänglich erzang er keine Erfolge; ein Sprachfehler, den er nach und nach durch eiserne Beharrlichkeit überwand, bereitete ihm erhebliche Schwierigkeiten; auch wurde er nicht richtig beschäftigt, indem in Rollen sacher bienenzwängt, für die er nicht geeignet war. Bon 1817 an gehörte er der Leopoldstädter Bühne in Wien an, und hier fand er Gelegenheit, als Charaktermaler Triumphe zu feiern. Er glänzte in jener halb rührenden, halb komischen Art, welche sich zu einer Meisterschaft hinmhilcheit herausgebildet hat und noch jetzt von einigen Künstlern gepflegt wird. Der große Tragöde Heinrich Anschütz erzählt in seinen Lebenserinnerungen:

„Ich verdanke Raimund eine Reihe unvergeßlicher Erinnerungen. Raimund war der wahre Humorist. Ueber ihn konnte man in demselben Athemzuge lachen und weinen. Noch erinnere ich mich, wie ich im Ludwig Devrient einer Vorstellung von Bauer als Millionär beiwohnte. Devrient war ganz Auge und Ohr, und bei der Darstellung der Scene, wo das hohe Alter einritt, war mein Nachbar so ergriffen, daß er in die Worte ausbrach: Der Mann ist so wahr, daß ein so unsterblicher Mensch wie ich ordentlich mitfriert und leide' . . ."

Die Zeitgenossen wußten ihn als Darsteller zu schätzen. Seine schrift stellerische Thätigkeit begann 1823 mit der Bühnenbearbeitung des Zaubermacher auf der Zauberinsel". Von da an war er eifrig als Dramatiker thätig. Er schrieb noch „Der Diamant des Geisterkönigs", „Das Mädchen aus der Feenwelt, oder: Der Bauer als Millionär", „Moisasurs Zauberfluch", „Die gefesselte Phantasie", „Der Alpenkönig und der Menschenfeind", „Die unbedankbare Verwandten" und „Der Verschwender" (1835).

Mit diesen Stücken wurzelte er wohl noch im Zauberer, Geister- und Feenwesen, welches damals die Wiener Bühnen beherrschte, aber trotz der Zugeständnisse, welche er nothgedrungen den herrschenden Neigungen machen mußte, schwang er sich doch empor über das Durchschnittsmaß der übrigen Dramatiker, welche ihn umgaben; er bleibt in das mit poesen hasten Schellen behangene Zauberzewand gehunde, sinnliche Lehren, weise Ermahnungen. In erster Linie handelte es sich ihm darum, zu erbauen, daß Gott und Gut allein nicht glücklich machen, wenn Herzensgüte und Seelenruhe mangeln, ja, daß in den meisten Fällen der Reichthum Unglück und Verderben mit sich führe.

Dieses Thema zu behandeln, wird er nicht müde, es begegnet uns in den verschiedensten Formen, unter den verschiedensten Verhältnissen. Raimund steht des Theater als den Schauplatz für erzieherische Strebungen an. Im „Verschwender" legt er Nachdruck auf den Rathschlag, der Mensch möge im Glücke nicht übermüthig werden. In „Der Alpenkönig und der Menschenfeind" wendet er sich mit Heftigkeit gegen die Bosthaftigkeit, die an seinen Mitmenschen durchaus nur Schlechtes entdecken will, und daß Raimund dies thut, daß uns uns so auffällliger, als im übrigen durch sein Wesen ein tief melancholischer, ein entlagender Zug geht, eine weh wüthige Klage über die Nichtigkeit und Flüchtigkeit alles Irdischen. Raimund besaß ein Weltweiser, der mandmal in den humoristischen des Hanswurstes schlüpfte und seine Weisheit hinter Phantasterei und bunter Fabulieren verbarg und, um es mit dem Publikum nicht zu verderben, den einen zuliebe einen Purzelbaum schlug, der anderen wegen die lustigen Scherzen aus „Lumpazi und einer Nacht" herausschwor, ehe er einen seiner Erlahrungssätze verkündete oder seiner Entrüstung über die niedrigen Leidenschaften der Menschen Worte lieh.

Wollen wir bis aus Ende seines Lebenslaufes denen wichtigste Begebenheiten hervorheben, so müssen wir sagen, daß er auch außerhalb Oesterreichs als Darsteller in hohem Maße geehrt wurde. In München, Hamburg, Berlin rc. fand er reichsten Beifall. Im Jahre 1834 tauste er sich zwischen Venitz und Gmünden in Niederösterreich an; zwei Jahre später wurde er dort von seinem Hofhunde in die Hand gebissen. Der Hund mußte als wuthverdächtig erschossen werden, und Raimund, von schrecklichen Befürchtungen neplagt, schoß sich eine Kugel vor den Kopf.

Daß er zur Schwermuth hinneigte, geht aus seinen Stücken zu Genüge hervor; wenn er in „Der Alpenkönig und der Menschenfeind" gegen die Hypochonder Front machte, so darf man annehmen, daß er sich auf solche Art von seinen eigenen überaus trüben Stimmungen dichterisch befreien wollte. Der melancholische Grundzug seines Jnnenlebens gelangt nirgends so deutlich zum Ausdrucke wie in den berühmt und volksthümlich gewordenen Liedern „Es leb' denn wohl, du stilles Haus" aus „Der

Abenteuer und der Menschenfeind", „Ein' Aschen! Ein' Aschen" und „Brüderlein sein, Brüderlein fein" aus „Der Bauer als Millionär", endlich in dem Hobel-Couplet aus dem „Verschwender". Wenn Raimund unablässig mit übermenschlichen Mitteln arbeitet und seine Leute nicht selbst ihres Glückes Schmiede sein lässt, sondern Feen und ähnliche Gestalten zu gütigen oder bösartigen Lenkern ihrer Geschicke macht, so ist er in solchem Zusammenhange mit kindlichen Vorstellungen nicht er selbst, und er ist es auch nicht, wo er die hochtrabenden, in fast unfreiwilligen Zoten sich bewegenden Reden der zauberisch begabten Förderer und Feinde des Menschen mit geradezu läppischen Lokalscherzen vermengt. Er hat sich dagegen offen bar auf sich besonnen, wenn er die weiche, im Halbdunkel wabende Entsagungsstimmung, das schmerzliche Abschiednehmen mit den Schauplätzen des Lebens zum Gegenstande von Gesängen macht, die man nicht so leicht vergisst, wenn man sie einmal gehört hat. Valentin, des „Verschwenders" Flötweg ehemaliger Diener, der den verarmten Gebieter gutwillig bei sich aufnimmt, begleitet das Hantieren in seiner Tischlerwerkstätte mit einem solchen Liede, das für Raimund bezeichnen der ist als die Handlung seiner Stücke oder der Charakter seiner Figuren:

„Da freuen sich die Leut' herum
Oft um den Werth des Glücks,
Der eine heißt den andern dumm,
Am End' weiß keiner nig.
Das ist der allerärmste Mann,
Der andre viel zu reich,
Das Schicksal theilt den Hobel an
Und hobelt's beide gleich.

Die Jugend will halt stets mit G'walt
Zu allem glücklich sein,
Doch wird man nur ein bissel alt,
Da sind'i man sich schon d'rein.
Oft zankt mein Weib mit mir, o Graus!
Das bringt mich nicht in Wuth,
Da klopf' ich meinen Hobel aus
Und denk', Du brummst mir gut.

Ferdinand Raimund.

Zeigt sich der Tod einst mit Verlaub
Und zupft mich: Bruderl komm,
Da sterl' ich mich im Anzug taub
Und schau' mich gar nicht um.

Doch sagt er: Lieber Taumsack
Mach' keine Umständ', geh'!
Da treg' ich meinen Hobel hin
Und sag' der Welt Adje!" —

In den Liedern Raimunds wohnen rührende Einfachheit und Schlichtheit, gesundes Empfinden, eine für den täglichen Gebrauch zurechtgelegte Philosophie, welche den Hörer mit echt poetischer Kraft gefangen nehmen. Durch eine Wolkenlücke von hergebrachten Märchen-Fetzelang und Extradi-Scherz bricht sich mit hehrer Gewalt die mächtige dichterische Empfindung Bahn. Braucht man doch nur daran zu erinnern, wie in „Der Bauer als Millionär" der „Jugend" von dem Baron Wurzel sich verabschiedet und das „Hohe Alter" ihn zu sich in Besitzstand nimmt, wie jene verschwindet, dieses aber es sich heimisch macht und Wurzel lächelnd zum Greise wird — die Sprache literarisch nur wenige dramatische Szenen aufzuweisen, die sich an packenden Eindrücken damit messen können.

Wenn Wien nunmehr den ersten Schritt gethan hat, Ferdinand Raimund in Textual zu lesen, so erhielt es eine Bücherei, welche Raimund bietet, verdorben sein, was sie nur noch ausnahmsweise wurden — wir müssen doch zugeben, daß heutzutage keines Stücke gab wie „Der Bauer als Millionär", „Der Verschwender", „Der Alpenkönig und der Menschenfeind", einer der drei großen Dramatiker war, welche Oesterreich bisher besessen hat. Die beiden anderen heißen Franz Grillparzer und Ludwig Anzengruber.

Leo. Gest.

* Dies ist die Fassung des vielgelesenen Liedes nach Raimunds eigener Niederschrift, welche Kranzmayer sämmtlichen Werken, herausgegeben von Gustav Emich (Wien, Verlag von Carl Konegen) zu Grunde legt. In derselben Ausgabe findet sich auch das Bildnis Raimunds in Aquarell nach einem Gemälde Daffingers, welchem unser Holzschnitt nachgebildet ist.

Madonna im Rosenhag.

Roman von Reinhold Ortmann.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung.)

Ein glücklicher Zufall fügte es, daß Wolfgang nicht beschäftigt war, als ihm der Besuch Mariens durch seinen Diener gemeldet wurde. In der herzlichen Art seiner Begrüßung verrieth sich nicht die leiseste Empfindlichkeit darüber, daß sie seit dem halb unfreiwilligen Besuche in Cillys Begleitung seine Wohnung nicht wieder betreten hatte. Mit einem munteren Scherzwort führte er sie in sein Arbeitszimmer, und mit einer zärtlichen Bewegung strich er über ihr weiches, goldblondes Haar, als sich Marie dort wollüstig und stürmisch in seine Arme warf.

„Steht es so, mein armer Liebling?" fragte er voll inniger Theilnahme, wenn auch ohne jeden Anflug von Ueberraschung, „hat man Dir da draußen ein Leid angethan?"

Als hätte der weiche Klang seiner Stimme sie schmerzlich getroffen, richtete Marie sich auf und versuchte, sich zu fassen.

„Nein, Wolfgang, ich verdiene nicht, daß Du mir so liebevoll und brüderlich entgegenkommst," sagte sie. „Du sollst mich schelten und sollst mir bittere Vorwürfe machen! Um Dich habe ich ja zehnfach alles verdient, was mir widerfahren ist!"

Er legte seinen Arm um ihre bebende Gestalt und geleitete sie zu dem Sofa, auf welchem er sich an ihrer Seite niederließ.

„Es soll Dir im voraus von Herzen verziehen sein, meine liebe Marie! Wollte der Himmel, daß nie eine größere Sünde auf Erden begangen würde als die, deren Du Dich gegen mich schuldig gemacht haben magst!"

„Du kannst eben nicht ahnen, wie elendes und wie feig, wie erbärmlich feig ich gehandelt habe. Ich habe Dich verleugnet und verrathen, ich habe schweigend geduldet, daß man Deine Ehre antastete — ja, ich war schlecht genug, Deinem Freunde hinderend in den Weg zu treten, als er die Verleumder zur Rechenschaft ziehen wollte!"

Es war, als ob sie von einem leidenschaftlichen Verlangen erfaßt wäre, sich selbst anzuklagen, als ob sie sich nicht genug thun konnte in dem Bestreben, ihm das Verdammenswerthe ihres Thuns im grellsten Lichte zu zeigen. Aber Wolfgang ließ sich durch die Rücksichtslosigkeit dieser Selbstbezichtigung nicht beirren. Ernster zwar, doch noch immer mit jener milden Freundlichkeit, die seinem mannhaften Antlitz so wohl anstand, neigte er sich zu ihr herab und sagte, indem er ihre Hand ergriff:

„Wie übel muß man Dir mitgespielt haben, mein Schwesterchen, wenn Du darüber so hart und ungerecht werden kannst gegen Dich selbst! Sieh, es würde mir gar nicht schwer fallen, Dir zu antworten: was Du auch immer an mir gefehlt haben magst, es ist freudig verzeihen, auch ohne daß Du mir's beichtest! Aber ich weiß, daß ich Dir damit keinen Dienst erweisen würde. Nicht so sehr auf meine Vergebung kommt es ja an als darauf, daß Du Dir selbst verzeihst, und dazu ist ein offenes Bekenntniß sicherlich der beste Weg. Nur daß ich Dir dabei ein wenig zu Hilfe komme, wirst Du mir erlauben. Vielleicht erraathe ich viel mehr, als Du vermuthest."

Betroffen und wie von einer schmerzlichen Befürchtung erfaßt, sah sie zu ihm auf.

„Mann hat Dir also erzählt —? Lothar hat mich zu seiner eigenen Rechtfertigung bei Dir verklagt?"

Verneinend schüttelte Wolfgang den Kopf.

„Niemals hat Lothar anders als mit dem Ausdrucke der Achtung und Freundschaft von Dir gesprochen. Aber der Wortlaut Deiner Anklage macht es mir leicht, auf die Natur des Vergehens zu schließen. Man hat in Deiner Gegenwart von mir geredet, ohne zu ahnen, daß Du meine Schwester seist — man hat mich ein wenig verlästert, mich vielleicht einen Schwindler oder dergleichen genannt, und Du hast dazu geschwiegen — das ist alles, nicht wahr?"

„Nein, es ist nicht alles, Wolfgang, obwohl es auch so schon schlimm genug wäre! Aber ich habe mehr gethan als das! Ich habe Lothar zurückgehalten, als er seiner Freundespflicht Genüge thun wollte — mit dem Aufgebot aller Mittel, ja, fast gewaltsam habe ich ihn daran gehindert."

Ein Früchtchen.
Nach einem Gemälde von E. Klimsch.

„So? — Und warum hast Du das gethan?“

Marie blickte starr vor sich hin.

„Weil ich einen andern schonen wollte, den ich damals hoher stellte als Dich. Weil Engelbert von Brenckendorf es war, den das Eingreifen Lothars am härtesten getroffen haben würde.“

Beinahe tonlos war diese Erklärung von ihren Lippen gekommen. Voll warmen Mitleids ruhte Wolfgangs Blick auf ihrem bleichen Gesicht; aber erst nach einem kleinen Schweigen sagte er mit ruhigem Ernst: „Das war Grund genug, Marie! Auch wenn ich minder schuldig daran wäre, daß Du jener Verfuchung ausgesetzt werden konntest, würde ich kein Recht haben, Dir zu zürnen. Auch Stärkere als wir sind unterlegen in dem Zwiespalt zwischen Pflicht und Liebe.“

„Liebe?“

Eine Welt von Schmerz und Bitterkeit lag in dem Ausdruck, mit welchem sie das Wort wiederholte. Dann verbarg sie plötzlich das Gesicht in den Händen, unfähig, sich länger zu beherrschen.

Sacht und liebkosend, fast mit der Zartheit eines Vaters legte Wolfgang seinen Arm um ihren Nacken.

„So viel von mir, Marie! Du hast vor allem Dein Herz erleichtern wollen von der vermeintlichen Schuld, und ich habe Dich nicht daran gehindert. Nun aber laß uns vor Die sprechen und von dem Unrecht, das man Dir gethan hat! Du hast recht gehandelt, daß Du zuerst zu mir gekommen bist!“

„Zu wem hätte ich auch sonst gehen sollen? Bist Du denn nicht der einzige Freund, den ich auf der Welt besitze?“

„Der aufrichtigste jedenfalls, mein liebes Schwesterchen! Aber nun wirst Du mir ohne Rückhalt alles sagen, nicht wahr?“

„Ja — alles!“ bestätigte sie mit festem Entschluß, und eine wie grausame Aufgabe es auch für sie sein mochte, vor einem anderen von ihrem kurzen Liebesträumen und von dem kläglichen Erwachen zu sprechen, welches demselben gefolgt war, so nahm sie doch mit trotzigem Muthe die neue Demüthigung auf sich, welche für sie in diesen Bekenntnissen lag. Ohne ihre mädchen haften Empfindungen zu schonen, berichtete sie alles, was sich seit ihrem ersten Besuche im Hause des Generals zwischen ihr und Engelbert zugetragen hatte; sie verschwieg nichts und sie suchte nichts zu verteufchen oder zu entstellen.

„Nun weißt Du alles!“ schloß sie ihre Beichte, nachdem sie auch den kurzen Auftritt auf dem Bazar geschildert hatte, „und nun ist es an Dir, mir zu sagen, was jetzt geschehen wird.“

Gegen die Polster des Sofas zurückgelehnt, hatte Wolfgang ihr zugehört, ohne sie zu unterbrechen.

„Was jetzt geschehen wird? — Nun, ehe wir davon sprechen, ist es an mir, Dir ebenfalls ein kleines Geständniß abzulegen. Wirst Du mir zürnen, wenn ich Dir sage, daß ich seit Lothars letztem Besuche diese schmerzliche Stunde mit voller Sicherheit vorausgesehen habe?“

Mit großen, erstaunten Augen wandte sich ihm Marie zu. Ein dunkles Roth stieg ihr langsam in die Wangen.

„Also hat er dennoch den Angeber bei Dir gemacht? — O, das ist schändlich! — schändlich!“

„Ich vermag in dem, was Lothar gethan hat, wahrhaftig nichts Schändliches zu erblicken, Marie! Er hat gewiß nicht spionirt; aber Du und Engelbert, Ihr habt es ihm wahrscheinlich sehr leicht gemacht, Euer Geheimniß zu erraten. Und daß er dann mit seiner Entdeckung zu mir kam, geschah vollends in der rechtschaffensten Absicht von der Welt. Er wußte, daß der General zu Eurer Vereinigung niemals seine Zustimmung geben würde, und er wußte auch, daß Engelbert nicht der Mann wäre, sich einem väterlichen Machtwort mit Festigkeit und Entschiedenheit zu widersetzen. Und weil er bei dieser Kenntniß der betheiligten Personen das Ende Deines Romans nur zu gut voraussah, wandte sich Lothar an mich, um meine brüderliche Einmischung zu fordern. Ich sollte Dich warnen und sollte meinen ganzen Einfluß aufbieten, Dich zum Verlassen des Hauses zu bewegen.“

„Mich zum Verlassen des Hauses zu bewegen — ja, das glaube ich gern! — Und was hast Du ihm darauf geantwortet?“

„Ich habe ihm geantwortet, daß ich von der Berechtigung seiner Besorgnisse zwar vollkommen überzeugt sei, daß ich mich aber jeder Einwirkung auf Dein Thun und Lassen enthalten würde, so lange Du die Mittel besäßest, Dich selbst zu schützen. Du bist ja kein Kind mehr, und ich habe drüben in Amerika gelernt, die persönliche Freiheit hochzuhalten. Ein kleiner Kummer, den wir der eigenen Thorheit zu danken haben, ist jedenfalls leichter zu ertragen und viel heilsamer für unser künftiges Leben als der willkürliche Eingriff eines anderen in unser ganzes Recht der Selbstbestimmung.“

Vielleicht klangen seine Worte zu wohl überlegt und zu kühl verständig, als daß sie auf Mariens schmerzlich erregtes Gemüth hätten eine wahrhaft wohlthuende Wirkung ausüben können. Sie sah eine Weile still vor sich hin, ehe sie mit leisem Kopfschütteln widerte: „Es wäre wohl auch unsinnig gewesen, denn ich hätte Dir ja sicherlich nicht geglaubt, was ich meinen eigenen Augen nicht ohne weiteres glauben wollte. Doch es ist müßig, von dem zu sprechen, was unter anderen Umständen hätte geschehen können. Nur das, was jetzt geschehen wird, sollte uns kümmern.“

„Gewiß! Und ich meine, es wird uns nicht viel Kopfzerbrechens machen, darüber ins Reine zu kommen. Natürlich bleibst Du jetzt bei mir.“

„Du mißverstehst mich, Wolfgang! — Nicht mein künftiges Schicksal ist es, das mir Sorge macht, und eine andere Art von brüderlichem Beistand hatte ich von Dir erwartet. Muß ich fürchten, daß Du ihm mir verweigerst?“

„Welch ein Zweifel, Marie! — Doch was verlangst Du, bei ich thue? Soll ich hingehen, von dem Vetter Engelbert zu fordern, daß er seine Verlobung mit der Gräfin Hainried aufsehe, um Dir sein Versprechen zu halten und Dich zum Altar zu führen?“

„Niemals! Wenn er mich jetzt auf den Knieen anflehte, seine Gattin zu werden, so würde ich keine andere Antwort für ihn haben als einen Ausdruck des Widerwillens und der tiefsten Verachtung.“

„Genau so habe ich es erwartet! — Aber da Du keinen Anspruch mehr erhebst auf seine Liebe und auf seine Hand, welche andere Genugthuung ließe sich dann noch von ihm verlangen?“

Ein Ausdruck naiven Erstaunens trat auf ihr Gesicht.

„Und das kannst Du fragen? — Du, der deutsche Edelmann und ehemalige Offizier, kannst mich, ein Mädchen, danach fragen?“

„Soll ich ihn etwa auf Degen oder Pistolen fordern in den abgeschmackten Wahn, daß eine Nichtswürdigkeit durch eine Narrheit wieder gut gemacht werden könnte? Nein, mein liebes Schwesterchen, gegen eine flotte Schlägermensur mit Binden und Bandagen habe ich zwar im Grunde wenig einzuwenden; ein Zweikampf mit tödlichen Waffen aber und zwischen Männern, die über die Studentenjahre hinaus sind, ist ein verbrecherischer Unsinn, der für vernünftige Leute unseres Schlages gar nicht erst in Frage kommen sollte. Würdest Du Dich denn getrost stellen oder Deine Ehre für wiederhergestellt erachten, wenn Du mir morgen mit durchschossener Stirn vor Dir liegen sähest?“

Obwohl er die letzten Worte in einem fast scherzenden Ton gesprochen hatte, wirkte das Bild, das sie vor Mariens Phantasie heraufbeschworen, doch so furchtbar und erschreckend auf sie ein, daß sie ihm in tiefer Beschämung beide Hände entgegenstreckte.

„Vergieb mir, Wolfgang! Die Vorstellung, daß Du Genugthuung fordern würdest, war mir bis zu diesem Augenblick so selbstverständlich erschienen, daß ich mir der Herzlosigkeit dieser Zumuthung wahrhaftig nicht bewußt geworden war. Aber Du hast recht: die Gesetze der Ehre sind zu grausam, als daß man ihnen immer und überall Genüge thun dürfte.“

Sie war aufgestanden, doch Wolfgang nahm ihre Hand und zog sie sanft auf den Sitz zurück.

„Die Gesetze der Ehre? — Verstehen wir uns denn noch immer so wenig, meine liebe Marie? Ist die Welt, in der man Dir so schmähe mißpielen konnte, auch heute noch die Welt Deiner Ideale? Hat Dich selbst diese harte Schule nicht zu lehren vermocht, wieviel Herzlosigkeit, Feigheit und schnöde Selbstsucht sich auch hinter all dieser blinkenden Ritterlichkeit und hinter dem stolzen Gepränge mit fleckenlosen, adligen Wappenschildern zu bergen weiß?“

„Könnte es Dir denn Genugthuung bereiten, Wolfgang, wenn es so wäre?“

„Genugthuung — nein! Dazu war der Preis, den Du für diese Erfahrung zu zahlen hattest, denn doch zu hoch! Aber daß Du nur mit Hilfe mancher herben Enttäuschung aus dem unheilvollen Zwiespalt zu erlösen sein würdest, in welchem ich Dich bei meiner Rückkehr traf, das, meine liebe Marie, war mir allerdings von vornherein nicht zweifelhaft.“

„Ich verstehe Dich nicht mehr, Wolfgang! Aus einem Zwiespalt, von dem ich selber nicht das Geringste bemerkte?“

„Würden wir Menschen denn so oft geradeswegs in unser Unglück rennen, wenn wir rechtzeitig bemerkten, auf einer wie verderblichen Bahn wir uns befinden? Und glaube mir, mein Liebling: Du warst bedenklich nahe daran, Dich in der absichtlich gewählten Einsamkeit Deines elenden Stübchens bei Deinen stetcht bezahlten Malereien in ein tief unglückliches Dasein hineinzuleben. Nicht durch Deine Schuld — denn Du warst eben erzogen worden für eine Gesellschaft, die da meint, über der großen Menge der Menschen zu stehen, und die sich darum das Recht nimmt, diese Menge zu verachten. Alle Deine Gedanken und Lebensanschauungen wurzelten in dem Boden dieser Erziehung, und wie wohlthätig auch eine angeborene Herzensgüte Deinen aristokratischen Hochmuth dämpfen mochte, er war darum doch in nur zu entschiedener Ausprägung vorhanden. Du schütteltest den Kopf und siehst mich beleidigt an — Du glaubst mir also nicht! Nun wohl, so gieb mir ehrliche Antwort auf einige ehrliche Fragen: Warum machtest Du gerade das geringste und unvollkommenste Deiner Talente für den Broterwerb nutzbar, wenn nicht in dem hochmüthigen Irrthum, daß es Dir nicht anstehe, Dich gleich der ersten besten Bürgerstochter in der abhängigen Stellung einer Erzieherin oder eines Wirthschaftsfräuleins durch die Welt zu schlagen? Warum gabst Du Dir so wenig Mühe, Deine Entreißung über die von mir getroffene Berufswahl zu verhehlen, und warum lehntest Du es ohne Besinnen ab, meinen Hausmeyen vorzustehen? — Sieh, ich erinnere Dich gewiß nicht an diese Dinge, um Dir einen Vorwurf daraus zu machen, denn Du dachtest und handeltest eben nur, wie Du es von Kindheit auf gelehrt worden warst. Aber Du mußt mir glauben, daß es mich aufrichtig schmerzte, Dich in so geschäftlicher Verblendung zu wissen. Wer sich völlig unabhängig von den Menschen fühlt, der mag es ja wagen dürfen, sie ungestraft zu verachten. Wer aber mitten im großen Strome dahintreibt, allen Stürmen preisgegeben und stündlich darauf angewiesen, nach der Hand eines lieben Nächsten zu haschen, um sich an ihr mit genauer Noth über Wasser zu halten, der hüte sich vor der Hoffahrt als vor der verderblichsten aller Thorheiten. Ob er sich den Haß oder den Spott der anderen zuzieht, in jedem Falle wird er sehr bald unglücklich und einsam sein. Was die Menge an den Großen und Mächtigen ehrfurchtig anstaunt und bewundert, das erscheint ihr bei ihresgleichen nur zu oft verdammenswerth oder verächtlich — und ihresgleichen ist ihr jeder, der mit der gemeinen Noth des Lebens zu ringen hat wie sie. Den Hochmuth des Fräuleins von Brenckendorf, das in einer wappengeschmückten Equipage dahinsaust, mag sie vollkommen begreiflich finden — für den Hochmuth des Fräuleins von Brenckendorf aber, das sie mühselig um das tägliche Brot arbeiten sieht, würde sie sicherlich nur Hohn und offenkundige Geringschätzung haben.“

„Und warum, wenn Du dies alles erkanntest, warum hast Du es mir nicht schon damals gesagt?“

„Weil Dir meine Worte nicht den geringsten Eindruck gemacht haben würden, liebste Marie! — Wenn es ein Mittel gab, Dich vor so verkehrten und verbitterten Dasein zu bewahren, so war es einzig der Versuch, Dir die Welt Deiner Träume und Wahnbilder einmal im nüchternen Lichte der Wirklichkeit zu zeigen, Dich durch eigene Erfahrung zu überzeugen, daß Lauterkeit des Charakters und Größe der Gesinnung mit adliger Abstammung so wenig nothwendig verbunden sind als Ehrlosigkeit und feige Schwäche mit niedriger, rathloser Herkunft. Wie die Dinge sich jetzt gestaltet haben, muß ich freilich zugeben, daß es ein gefährlicher Versuch war und daß ich vielleicht besser gethan hätte, ihn nicht zu wagen.“

Verständnißlos starrte ihn Marie an; dann aber ergriff sie mit einer heftigen Bewegung seinen Arm.

„Ein Versuch, den Du unternommen hast, Du? — Ja, um Gotteswillen, was soll denn das heißen?“

„So ist Dir niemals eine Ahnung gekommen, wem Du die freundliche Einladung des Generals zu danken hattest? So hast Du nie etwas Auffälliges in der plötzlich erwachten Theilnahme unserer lieben Verwandten gefunden?“

Wie von einem furchtbaren Schlage getroffen, senkte Marie das Haupt.

„Sage mir alles, Wolfgang!“ bat sie mit matter Stimme. „Jetzt darfst Du mir nichts mehr verschweigen!“

Und er berichtete ihr in der That getreulich von seinem einzigen Besuche bei dem General und von dem seltsamen Vertrag, welcher damals zwischen ihnen geschlossen worden war.

„Hättest Du Dich in jenen Kreisen dauernd wohl befunden, meine liebe Marie, so würdest Du aus meinem Munde nie erfahren haben, welche Bewandtniß es mit der liebevollen Fürsorge Seiner Excellenz für die Tochter des armen Jugendfreundes hatte. Meine Rechnung wäre dann einfach falsch gewesen, und im Anblick Deines Glückes hätte ich die Erkenntniß meines Irrthums wahrlich leicht verschmerzt. Jetzt aber mußt Du freilich zu allem anderen auch noch diese Enthüllung in Kauf nehmen. Du mußtest erfahren, weshalb ich mich meines Adels entäußerte und weshalb Engelbert von Brenckendorf es wagen durfte, mich vor seinen Freunden zu verleugnen.“

Er war offenbar einer wohlüberlegten Absicht gefolgt, aber es hatte ganz den Anschein, als ob die Wirkung seiner Mittheilungen eine wesentlich andere sei, als er es erwartet hatte. Marie war todtenbleich geworden, und als er sich nun aufs neue ihrer Hand bemächtigte, lag dieselbe eiskalt in der seinigen. Wolfgang wartete ruhig auf ihre Erwiderung, obwohl Minuten vergingen, ehe sie, all ihre Kraft sichtlich mühsam zusammenraffend, sagte:

„Du hast es gewiß gut mit mir gemeint, und das Opfer, welches Du mir gebracht hast, ist viel größer, als ich es um Dich verdient habe. Ich danke Dir dafür: aber Du siehst nun wohl selber ein, daß es besser gewesen wäre, den Versuch zu unterlassen. Du hattest eben nicht daran gedacht, eine wie unwürdige Rolle ich in den Augen des Generals und seiner Angehörigen spielen mußte, nachdem ich infolge solcher Abmachung in sein Haus gekommen war, — Du hattest die Demüthigungen nicht vorausgesehen, die mir unter solchen Umständen früher oder später unfehlbar beschieden sein mußten, und — doch genug, es könnte den Anschein gewinnen, als ob ich Dir Vorwürfe machen wollte, und das ist sicherlich nicht meine Absicht. Noch einmal: ich danke Dir — auch für Deine Offenheit! Und nun: adieu — für heute!“

In lebhaftester Ueberraschung hielt Wolfgang noch immer ihre Hand.

„Du willst fort — jetzt? — Und die Genugthuung, welche ich Dir verschaffen sollte?“

Sie sah ihn fest an, und es war ein eigenthümliches Leuchten in ihren Augen.

„Ich selbst werde sie mir nehmen, Wolfgang — besser und vollständiger, als irgend ein Beschützer es an meiner Stelle könnte.“

„Aber Du wirst mich zuvor in Dein Vertrauen ziehen, nicht wahr? Und von nun an wird mein Haus Deine Heimath sein?“

Ohne Antwort zu geben, wandte sich Marie zum zweiten Mal mit Nein antworten muß. Es ist gewiß nicht Hochmuth, der mich heute dazu bestimmt.“

„Aber der Grund? Du mußt doch irgend eine Ursache haben für solche Weigerung?“

Ein schwaches, wehmüthiges Lächeln huschte über ihr Gesicht.

„Wellecht habe ich keine traurigere als der kleine Vogel, der sich vor dem neuen Käfig fürchtet, nachdem er dem alten entronnen ist. Ich weiß, Du wirst mich nicht mißverstehen! Und Du wirst mir auch künftig gestatten, mich an Dich als an meinen einzigen Freund zu wenden, wenn ich des Schutzes bedürftig bin. Ohne Groll wirst Du mir Deine Hand zum Abschied reichen, auch wenn meine Ablehnung Dich ein wenig gekränkt hat — nicht wahr?“

„Wie sollte ich Dir grollen, mein Liebling! Aber es will mir nicht in den Sinn, daß ich Dich so von mir gehen lassen soll! So sage mir wenigstens, was Du zu beginnen gedenkst!“

„Und wenn ich darüber nun mit mir selber noch nicht ganz im reinen wäre? Würdest Du nicht begreifen, daß ich dann vor allem Zeit gewinnen muß, darüber nachzudenken?“

„Ich fürchte, meine liebe Marie, Du bist in diesem Augenblick nicht ganz aufrichtig gegen mich. Aber ich will nicht in Dich dringen, mir ein Vertrauen zu schenken, das Dir nicht von Herzen kame. Daß Du nichts Verwerfliches unternehmen wirst, dessen bin ich ja — Gott sei Dank! — gewiß.“

„Vielen wird es vielleicht in der That verwerflich erscheinen, Wolfgang — und auch Du wirst es möglicherweise nicht billigen. Aber Du hast mir vorhin das Recht der Selbstbestimmung zu gestanden, und es kann Dich nicht kränken, wenn ich nach meinen letzten Erfahrungen nicht zum zweiten Mal einen anderen über mein Schicksal verfügen lassen möchte."

Die Zurückhaltung, welche sein Benehmen lag, that Wolfgang sichtlich weh; aber auch er ließ nichts von Gereiztheit in seinen Worten durchklingen, als er der Schwester die Hand zum Abschied reichte.

„Man muß nicht von der Minute erzwingen wollen, was nur die Stunde gewähren kann," sagte er zwischen Ernst und Scherz. „Die Hauptsache ist doch, daß wir einander jetzt ganz verstehen und uns, wie ich denke, nicht so leicht wieder verlieren werden. Nur eines noch: wo habe ich Dich künftig zu suchen? Denn daß Du in das Haus des Generals nicht mehr zurückkehrst, ist doch wohl selbstverständlich?"

„Ich hoffe, für die nächsten Tage ein Unterkommen bei Fräulein Engelhardt zu finden, und ich gebe Dir natürlich Nachricht, sobald ich meine Wohnung verändern sollte."

„Dann bin ich beruhigt! — Viel Glück denn auf Deinen Weg, mein liebes Schwesterchen!"

Er geleitete sie bis an die Ausgangsthür der Wohnung und kehrte dann in sein Arbeitszimmer zurück, um vom Fenster aus der Davoneilenden mit den Blicken zu folgen, so lange er ihre schlanke Gestalt im Menschengewühl der volkreichen Straße zu unterscheiden vermochte.

„Was sie nur vorhaben mag!" sagte er mit einem Kopfschütteln vor sich hin. „Mit der Malerei wird sie es ja schwer lich noch einmal versuchen. Doch gleichviel, was sie auch immer beginnen mag, sie wird dem Namen Brenkendorf in meinem Sinne gewiß keine Schande bereiten!"

Noch kämpften draußen über dem Hausermeer der Riesenstadt die letzten nächtigen Schatten mit dem matten Licht des anbrechenden Wintertages, als ein halbwüchsiger, mürrisch und verschlafen aussehender Kellnerbursche an die Thür des Gasthofzimmers klopfte, welches man dem letzten, erst gegen Mitternacht angekommenen Fremden zugewiesen hatte. Es mochte in Anlides „Hotel" nicht Sitte sein, eine besondere Aufforderung zum Eintritt abzuwarten, denn noch ehe von drinnen ein Laut vernehmlich geworden war, schob sich der Junge über die Schwelle. Er trug ein Buch unter dem Arme, das genau so schmierig und abgegriffen aussah wie jeder andere Gegenstand in diesem gastlichen Hause, und mit einem verdrießlichen Gebrumme, das vielleicht einen Morgenruß darstellen sollte, warf er es klatschend auf den Tisch.

Der Fremde, welcher durch das Klopfen nicht aus seinem tiefen Schlummer geweckt worden war, fuhr erst bei diesem Geräusch in die Höhe. Seine dunklen Augen, die fast geisterhaft aus dem hageren und im grau-gelben Morgenlichte wahrhaft leichenfahlen Antlitz leuchteten, starrten den schmutzigen Burschen sekundenlang wirr und verständnißlos an.

„Das Bild? — Ich habe das Bild nicht! — Wer sagt, daß ich es habe?" kam es von seinen Lippen. Der beängstigende Traum, aus welchem er emporgeschreckt worden war, mochte noch die Herrschaft behaupten über seine Gedanken. Aber der Kellnerbursche fand nichts Auffälliges in dem sinnlosen Geschwatz eines Schlaftrunkenen.

„Hier ist von keinem Bild die Rede," brummte er. „Sie sollen sich bloß in das Fremdenbuch einschreiben! Es wurde gestern abend vergessen."

„Ja — so —, in das Fremdenbuch!" wiederholte Hydey, nun endlich zur Besinnung kommend. Mit einem Ruck warf er das schwere, einen eigenthümlich modrigen Geruch ausströmende Deckbett von sich und griff nach seinen Kleidern.

„Wünschen Sie auch Kaffee?" fragte der Junge, der ihm mit stumpfer Gleichgiltigkeit zusah. „Und wollen Sie das Zimmer für die nächste Nacht behalten?"

„Nein, das eine so wenig als das andere! Ich befinde mich nur auf der Durchreise hier und ich muß mich beeilen, weiterzukommen."

Er hatte seinen Anzug nothdürftig beendet und trat an den Tisch, auf welchen der Kellner das schmierige Fremdenbuch geworfen hatte.

„Man muß sich also wirklich einschreiben?" fragte er. „Die Polizei kümmert sich täglich darum?"

„Und ob sie sich darum kümmert! Aber zum Kaffeetrinken haben Sie doch wohl noch Zeit genug! Mit welchem Zug wollen Sie denn fahren?"

Hydey hatte die Feder in den fast völlig eingetrockneten schlammigen Inhalt des Tintenfasses getaucht und starrte nun auf die kleinen schwarzen Klümpchen, die an der rostigen Spitze hängen geblieben waren, als hätte er niemals etwas Merkwürdigeres gesehen.

„Wie sonderbar das doch ist!" murmelte er, die letzten Worte des Burschen ganz überhörend. „Man weckt die Leute um diese Fremdenbuches willen aus dem Schlafe und begnügt sich dann mit dem ersten besten Namen, den sie hineinschreiben. Schon Sie — und er that einige kaltche, kreischende Federzüge — „da steht de meinige; aber wer leistet Ihnen Gewähr dafür, daß es die richtige ist?"

Der Bursche las, indem er ihm über die Schulter blickte:

„Julius Patek, Kaufmann aus Budapest."

Dann zuckte er gleichmüthig mit den Achseln.

„Mir ist es natürlich ganz einerlei, ob Sie Patek oder Schultze heißen. Einer, auf den eine Belohnung ausgesetzt werden Sie doch wohl nicht sein."

Hydey zog den Hals zwischen die Schultern und fuhr mit der Feder in den verstaubten Tintenfaße herum.

„Und wenn ich nun doch so einer wäre?" platzte er mit einem kleinen Schweigen heraus wie jemand, der vergebens gekämpft hat, ein Wort zu unterdrücken, das sich ihm immer wieder auf die Zunge drängte. „Sie würden es bitter bereuen, mich nicht festgehalten zu haben, wenn Sie später etwas derartiges erfahren, nicht wahr?"

„Ah, Dummheiten!" brummte der Junge, indem er sein Buch wieder unter den Arm nahm. „Also keinen Kaffee?"

„Nein! Was habe ich für das Zimmer zu zahlen?"

„Fünfzehn Groschen, und wenn Sie kein Frühstück nehmen, zwei Mark! An den Gästen, die nichts verzehren, ist uns wenig gelegen."

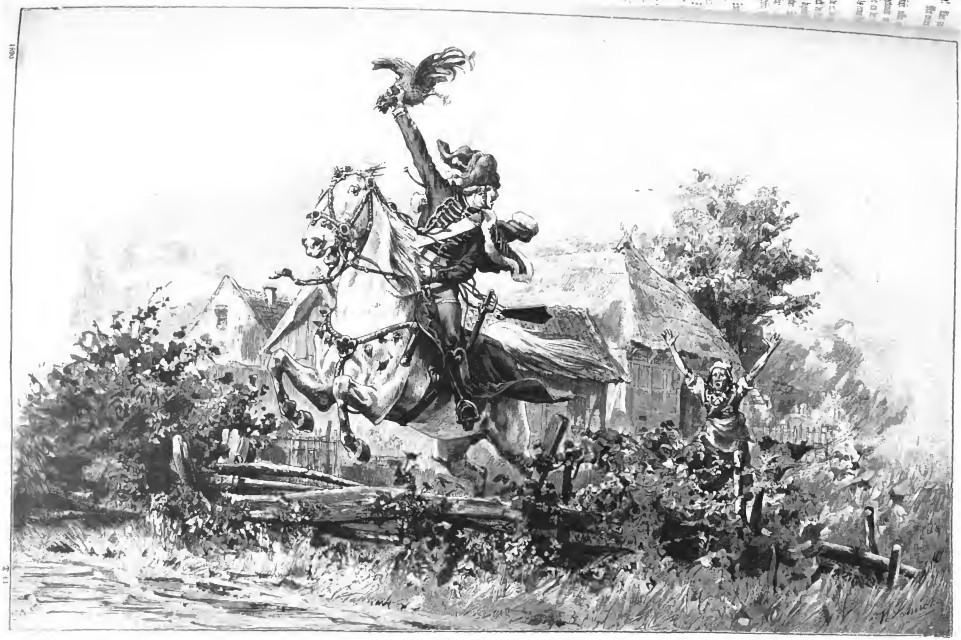
Hydey zahlte; aber nachdem der Junge ohne Dank und Gruß das Zimmer verlassen hatte, stand er eine Weile mit gesenktem Kopfe und schlaff herabhängenden Armen da, wie wenn ihr Muth und Widerstandsfähigkeit plötzlich ganz abhandengekommen wären.

„Das war das zwölfte Hotel!" murmelte er. „Wie langes werde ich täglich ein anderes finden — wie lange noch?"

Draußen auf den Treppen wurde es lebendig. Der Wirt rief schellend nach dem Kellner, und eine leichte Weiberstimme fuhr in schrillen Fistettönen dazwischen. Hydey nahm Gesicht und Hände mit kaltem Wasser und machte sich reisefertig. Außer dem Handköfferchen führte er jetzt noch ein kleines, flaches, viereckiges Packet mit sich, das sehr sorgfältig in Packpapier eingeschlagen und mit Bindfaden umschnürt war. Eine Weile schien er in Versuchung, es zu öffnen, als aber der Lärm draußen immer lebhafter wurde und einmal sogar eine Hand, offenbar aus Versehen, nach der Thürklinke seines Zimmers griff, knüpfte er die schon gelöste Schleife wieder zusammen und nahm das Packet unter den Arm.

Feuchtkalt schlug ihm die rauhe Morgenluft entgegen, als er auf die Straße hinaustrat, und ließ ihn in seinem dünnen Ueberröckchen frösteln erschauern. Er hatte es sichtlich eilig, aus der Nähe des Hauses fortzukommen, in welchem er übernachtet hatte, und erst in der breiten, zu schier unendlicher Länge ausgestreckten Frankfurter Straße, durch welche um diese Morgenstunde ganze Scharen von Arbeitern mit ihren unvermeidlichen Blechkannen zogen, mäßigte er die Hast seiner Schritte.

Es kostete ihm jetzt durchaus keine Ueberwindung mehr, in ausgetretenen Stufen zu einem jener Keller hinabzusteigen, aus deren niedrigen, kaum über dem Pflaster sichtbaren Fenstern eine so perpetuirte Atmosphäre auf die Straße zu strömen pflegt. Nur er hatte den Kaffee im Hotel nur verschmäht, weil er sich allzugemach daran gewöhnt hatte, einen kräftigeren Morgentrunk zu sich zu nehmen. Eine Frau von schier ungeheuerlichen, schwammigen Körperformen, die hinter dem Schänktisch stand, füllte ihm das Glas mit dem verlangten Branntwein; aber sie hielt es am Griff fest, bis ihr Hydey die Bezahlung zugeschoben hatte.



Glücklicher Fang. Von Werner Schuch.

Holzschnitt nach dem gleichnamigen Bilde aus den „Studienmappen deutscher Meister. Herausgegeben von Julius Lohmeyer. Verlag von C. T. Wiskott in Breslau.“

„Noch einen?“ fragte sie nachher, aber er schüttelte ablehnend den Kopf.

„Später vielleicht, wenn ich wiederkomme, mir meinen Koffer abzuholen, denn ich möchte Sie bitten, ihn mir bis zum Abend aufzubewahren, Frau Wirthin.“

Die kleinen Augen des dicken Weibes musterten ihn nicht ohne Mißtrauen.

„Können Sie mir auch versprechen, daß wir keine Scherereі davon haben werden? Da hängen sie einem einen Prozeß wegen Hehlerei an den Hals und schleppen einen vors Kriminal, man weiß nicht wie!“

„Sie dürfen ohne Sorge sein, Frau Wirthin! Ich habe heute morgen meine Wohnung verlassen und muß mir eine andere suchen. Soll ich dabei meine Habseligkeiten beständig mit mir herumschleppen?“

„Na, dann schieben Sie das Ding nur hier hinter den Tisch. Es wird's ja wohl keiner wegnehmen.“

Hudeb wollte sich für ihre Gefälligkeit bedanken; aber er kam nicht mehr dazu, denn über die steile Kellertreppe herab polterten mit wüstem Lärm zwei Männer, die trotz der frühen Stunde augenscheinlich bereits ziemlich stark betrunken waren. Sie hielten sich an den Schultern umfaßt, und während der eine mit voller Lungenkraft, aber mit heiserer, mißtönender Stimme ein Soldatenlied brüllte, schrie der andere selbstbewußt und befehlend in den Keller hinein:

„Wir feiern heute unsern Geburtstag, und wer nicht mitfeiert, der ist ein Lump — ein Lump, sage ich! — Heda, schöne Frau! — Cognac aufgefahren, aber vom feinsten! — Und für die ganze Bande! Ich bezahle alles — wozu hatten wir denn in der Lotterie gewonnen — nicht wahr, Gottlieb?“

„Ja, wozu — hätten wir — denn — in der Lotterie gewonnen!“ stammelte der andere, der kaum noch auf den Füßen stehen konnte. „Halt — dageblieben! — Wer da — deserkirt, der — der kommt in den Ka — Kasten!“

Die letzten Worte galten dem unglücklichen Hudeb, der einen Versuch gemacht hatte, mit seinem Päckchen an den beiden Trunkenbolden vorüber die Kellertüre zu gewinnen. Der freigebige Gewinner aber hatte ihn mit beiden Fäusten an den Schultern gepackt und drückte ihn gegen den Schänktisch, daß dem Wehrlosen fast der Athem verging.

„Lassen Sie doch den Mann los!“ bat die Wirthin, die eine gewisse Theilnahme für den Fremden mit den verstörten, klugen Zügen zu empfinden schien. „Er hat Ihnen ja nichts zu Leide gethan.“

„Und wir thun ihm auch nichts!“ meinte der erste Sprecher. „Aber er soll mit uns ein Glas auf unsere Gesundheit trinken — das können wir verlangen, nicht wahr, Gottlieb?“

„Ja, das können wir verlangen!“ bestätigte der andere mit schwerer Zunge. „Und wer uns nicht Bescheid thut, dem schlagen wir alle — alle Knochen entzwei!“

Dabei fuchtelte er mit den Armen in der Luft herum, und seine kleinen, tückischen Augen bohrten sich in Hudeb' blasses Gesicht. Ein Erschaudern der Furcht und des Entsetzens lief diesem plötzlich über den Leib, denn nun erkannte er in dem Sprechenden jenen Strolch, welcher ihm vor einer Reihe von Wochen in der Friedrichstraße so drohend gegenübergetreten war. Und er ergab sich bereitwillig in alles, was man von ihm verlangte. Zweimal leerte er auf die Gesundheit der beiden Gesellen unter ihrem rohen Gelächter sein Cognacglas, und er würde vielleicht den Rausch und dem Keller nicht mehr gefunden haben, wenn die trennen Freunde nicht plötzlich ohne eigentliche Veranlassung in einen heftigen Streit miteinander gerathen waren und ihre Aufmerksamkeit vollgedeckten von ihrem Opfer abgewendet hätten. Diese günstige Fügung benutzte Hudeb zur Flucht. Das verschnürte Päckchen fest an sich drückend, flog er die Treppe empor. Oben aber mußte er sich wohl eine Minute lang am Thürpfosten festhalten, weil sich alles in einem tollen Wirbeltanze vor seinen Augen drehte, und weil er die beängstigende Empfindung hatte, daß er zu Boden stürzen müßte, sobald er die Stütze fahren ließe.

Doch der heftige Schwindelanfall ging vorüber, und wenn auch mit unsicheren, schwankenden Schritten, so konnte Hudeb doch nach einer Weile die Straße hinabgehen, ohne geradezu die gefährliche Aufmerksamkeit der in hellen Haufen daherkommenden Schulkinder auf sich zu ziehen.

Trotzdem war er berauscht, wie er es nie zuvor gewesen war, mehr noch als an jenem verhängnißvollen Vormittag, da er die Wirkung des wundersamen Gistes zum ersten Male in seinem Gehirn und in seinen Nerven gespürt hatte. Und der Rausch war ihm nicht eine Wohlthat wie sonst, wo er in den Vergessen seiner verzweifelten Lage gesucht hatte. Statt der rosigen, hoffnungsfreudigen Stimmung, die ihm der feurige Trank sonst wohl zu erwecken vermocht hatte, regte sich in seinem Innern heute ein dumpfer Groll — eine still glimmende Wuth, die vielleicht ein leiser Hauch zur verzehrenden Flamme emporlodern lassen konnte — ein unbestimmter, nagender Haß, dem es nur an Ziel und Richtung fehlte, um sich in Thaten umzusetzen.

Vor der Anschlagsäule an einer Straßenecke blieb er stehen, zwecklos und absichtslos nach der Art der Berauschten, lediglich weil er andere dort stehen sah, die den Inhalt eines großen Zettels studirten. Die Polizeibehörde hatte eine Belohnung von dreihundert Mark ausgesetzt für die Ergreifung eines Raubmörders, auf den man seit Wochen vergebens fahndete. Etwas ihm die Buchstaben ein wenig vor den Augen flimmerten, las Hudeb doch mit wachsender Aufmerksamkeit den Wortlaut der Bekanntmachung. Die Beschreibung des an einem alten Geldverleiher verübten Verbrechens ließ ihn trotz der grausigen Einzelheiten vollständig kalt; aber in seinem Herzen erwachte eine merkwürdige Theilnahme für den unbekannten Mörder, der zu vielleicht auch ein Gehetzter und Verfolgter gewesen war wie er selbst, ehe die Verzweiflung ihn zu dem Letzten, Aeußersten getrieben hatte. Er mochte sich wohl gleich ihm in den elendesten Wirthshäusern und Gasthöfen umhergetrieben haben, bis der letzte Pfennig seiner Barschaft verzehrt war, bis man ihn mit Fußtritten aus der Straße hinausgeworfen, ihn verhöhnt und mißhandelt hatte, obwohl er doch ein Mensch war wie die anderen und Hunger, Kälte, Schmerz empfand wie ein Mensch.

War es denn wirklich etwas so Ungeheuerliches, ein Mörder zu werden, wenn man einmal auf dieser letzten Stufe angekommen war, da, wo der Jammer anfängt, sich in Wahnsinn zu wandeln? Gab es nicht der überflüssigen Schmarotzer genug, die zu Beseitigen viel eher ein Verdienst war als ein Verbrechen? Welchen Nutzen hatte denn die Menschheit zum Beispiel von diesem ganzen Modegeck, der da hart an seiner Seite stand, der goldenen Stockknopf an das spitze Kinn gedrückt und die matten, wässerigen Augen mit einem Ausdruck schlaffer Neugier auf das rothe Blatt geheftet? Hudeb konnte den brennenden Blick nicht mehr von den verlebten Zügen des Menschen wegwenden. Die fade, süßliche Fliederduft, der von dessen parfümirten Haaren und Kleidern ausging, vernrsachte ihm ein fast unerträgliches Nauschagen. Er haßte den Menschen um dieses widerwärtigen Duftes willen, und es zuckte ihm in den Fäusten wie von unwiderstehlichem Verlangen, ihn zu erwürgen.

Vielleicht regte sich in dem geschniegelten Herrn eine unbewußte Ahnung von den fürchterlichen Gedanken, die in dem Hirn seines Schabigen, hier blickenden Nachbarn ihr Wesen trieben; vielleicht auch hatte der heiße Athem des ehemaligen Studenten seinen Hals gestreift; denn er wandte sich plötzlich kurz um, sah Hudeb mit einem scharfen Blick an und ging dann seines Weges, ohne das Plakat bis zu Ende zu lesen.

„Gut, daß er fort ist!“ murmelte der Geächtete, schwer aufathmend wie einer, der großer Gefahr entronnen ist, „gut, daß er gegangen ist, so lange es Zeit war!“

Andere Neugierige kamen und drängten ihn zur Seite. Die polizeiliche Kundmachung seinem Gesichtskreis entrückt war, das er gedankenlos die Anzeigen der Theater und Vergnügungslokale. Plötzlich aber rüttelte ein Name, auf den er da gestoßen war, alle seine Lebensgeister aus ihrem dämmernden Traumzustande auf.

„Schillertheater,“ wiederholte er halblaut für sich selber, „heute: Kean oder Leidenschaft und Genie. Morgen und übermorgen: dieselbe Vorstellung. Sonntag: Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück. Vorher: Die Geschwister, Schauspiel von Goethe. Marianne: Fräulein Marie von Breitendorf als erstes Auftreten.“

Der Name „Marie von Breitendorf“ war mit fetten, auffallenden Buchstaben gedruckt. Der Direktor versprach sich offenbar einige Anziehungskraft von demselben.

Und Hudeß starrte auf diesen Namen, als schösse derselbe alles in sich ein, was auf dieser Welt noch Werth und Bedeutung für ihn hatte. Und eine fast wunderbare Veränderung ging in seinem Aeußeren vor. Seine zusammengesunkene Gestalt hatte sich gehoben und gestrafft, seine fahlen Wangen brannten in heißer Gluth. In all der grausamen Angst und Noth, die ihn seit dem Tode der Alten unablässig verfolgt hatte, war ja die Gestalt seiner schönen, vornehmen Zimmernachbarin nicht für einen einzigen Augenblick aus seinem Geiste verdrängt worden. Nur immer verklärter, immer überirdischer und herrlicher hatte sie sich seiner Einbildung dargestellt — immer schwärmerischer war seine Sehnsucht geworden, noch einmal den weichen Klang ihrer Stimme zu hören, noch einmal ihre strahlenden Augen und den goldigen Schimmer ihres Haares zu sehen.

Fast unwillkürlich preßte er van Ecks Gemälde, das ihn jetzt auf seinen irren Wanderungen durch die Stadt nicht für die Dauer einer Sekunde mehr verließ, inbrünstiger an seine Brust. Es war ihm ja längst zur unumstößlichen Gewißheit geworden, daß zwischen dem Madonnenideal des frommen Niederländers und zwischen Marie von Brenckendorf eine wundersame Aehnlichkeit bestehe. Nicht nur in seinen wilden nächtlichen Träumen, sondern auch in jenem neuerdings immer häufiger wiederkehrenden Zustande, wo sich ihm bei hellem Tage und bei sonst ganz klarer Besinnung merkwürdige Phantasiegebilde in die Wahrnehmung der ihn umgebenden Wirklichkeit drängten, schmolzen ihm oft die Madonna im Rosenhag und das schöne, lebendige Mädchen völlig in ein einziges Wesen zusammen, und in solchen Augenblicken war es schon mehr als einmal geschehen, daß er deutlich zu sehen meinte, wie über das Antlitz der gemalten Gottesmutter ein wohlbekanntes, gütiges Lächeln glitt, und wie ihre Lippen sich öffneten, um wohlbekannte, süße Laute zu flüstern. —

Als wäre durch ein Wunder all seine sonstige Schüchternheit und Scheu vor den Menschen von ihm genommen worden, ging Hudeß geradeswegs in das Bureau des Schillerthealers, um die Adresse des Fräuleins von Brenckendorf zu erfragen. Ohne auch nur für die Dauer einer Minute in seinem Entschlusse wankend zu werden, suchte er dann die ihm bezeichnete Wohnung auf. Es war ein stilles, altes Haus am Büschingsplatz, das er betrat. Niemand begegnete ihm, während er in den zweiten Stock emporstieg, und von den beiden Thüren, welche dort auf den Treppenflur mündeten, war die eine halb geöffnet. Man mußte in diesem Hause wenig Furcht haben vor Dieben und anderen unberufenen Eindringlingen, wenn man so sorglos zu Werke ging.

An der geschlossenen Thür war ein Porzellanschild mit der Aufschrift: Paul Dipke, Schneidermeister; auf der andern Seite aber fand sich weder ein Schild noch eine Karte.

„Hier ist es!“ sagte Hudeß laut, ohne doch für diese Gewißheit einen greifbaren Anhalt zu haben. Er wollte nach dem Glockenzuge greifen, aber er ließ die ausgestreckte Hand wieder sinken. Jetzt, wo er seinem Ziel so nahe war, gebrach es ihm plötzlich an Muth, auch noch den letzten kleinen Schritt zu wagen.

Minutenlang stand er unentschlossen, da ging über ihm im dritten oder vierten Stock eine Thür und zwei Männer kamen in lautem Gespräch die Treppe herab. Die alte Furcht, durch sein Benehmen Mißtrauen und Aergwohn zu erregen, kam wieder über Hudeß. Wollte er den Nahenden unverdächtig erscheinen, so mußte er jetzt entweder herzhaft läuten oder sich unverrichteter Sache entfernen. Zu dem einen wie zu dem anderen aber fehlte ihm die Kraft des Entschlusses, und so wußte er denn ohne viel Ueberlegung den einzigen Ausweg, der ihm außer diesen beiden Möglichkeiten blieb, indem er — ohne zu klingeln, — durch die halb geöffnete Thür auf den dunkeln Vorplatz der Wohnung schlüpfte.

Die beiden Männer gingen vorüber, ohne seiner ansichtig zu werden. Hudeß aber verhieß seinen Schlupfwinkel nicht wieder; denn er hatte den Klang einer Stimme vernommen, deren süßer Wohllaut ihn mit unbeschreiblichem Wonnegefühl durchschauerte und der ihn urplötzlich die ganze übrige Welt völlig vergessen ließ.

Hinter einer der drei Zimmerthüren, die auf den Gang ausmündeten, mußte sich Marie von Brenckendorf befinden, und wie er den Oberkörper ein wenig gegen die erste derselben vorneigte, verstand Hudeß sogar mit voller Deutlichkeit, was sie sprach. Er dachte nicht daran, daß es unanständig sei, die Unterhaltung anderer zu belauschen, und er horchte ja auch gar nicht, weil es ihn danach verlangte, fremde Geheimnisse zu erforschen. Er wollte sie nur sprechen hören, wollte nur den melodischen Wohlklang ihrer Stimme in sich hineinsaugen mit unendlichem Behagen. Was sie sprach, galt ihm gleich. Mochte sie ihrer Aufwärterin eine Weisung ertheilen oder mochte sie die Rolle hersagen, welche sie demnächst zu spielen gedachte, — das eine würde ihn in nicht geringeres Entzücken versetzt haben als das andere.

Und er mochte wirklich meinen, daß es sich nur um eine Stelle aus einem Theaterstück handle, da er sie sagen hörte:

„Einen fremdlicheren Empfang? — Nun, es mag sein, daß ich Dich höflicher oder demüthiger hätte begrüßen können in Erinnerung an die Wohlthaten, welche ich im Hause Deiner Eltern genossen habe. Aber es ist besser, daß Du mich gleich ihnen für eine Undankbare und Unwürdige hältst, als daß Du Deine kostbare Zeit in nutzlosen Bekehrungsversuchen vergeudest. Ich habe nicht erwartet, daß meine Verwandtschaft sich weiter um mich kümmern werde, und — ehrlich gesprochen, Lothar — ich habe es noch viel weniger gewünscht! Ich fordere keine Rücksichten mehr, so wenig als ich gesonnen bin, welche zu üben.“

Wie stolz sie zu sprechen wußte, wie königlich selbstbewußt! Nie hatte Hudeß sie in einem ähnlichen Tone reden hören, selbst damals nicht, als sie den Trompeter von Säkkingen bemalte und ihn um seine Meinung über ihre kleinen selbständigen Kunstleistungen befragte.

(Fortsetzung folgt.)

Hauschronik.

Wie das Mäuschen hoch auf den Baum sich schwingt
Und Jubel über die Gärten singt!

Sein Weibchen schlüpft im Gebüsche sacht,
Wo man am besten Heimath macht,

Und freut sich an jedem Halm zum Nest,
Weil's gar so heimlich sich bauen läßt.

Schaut tief dann hinein und mit tiefem Sinn,
Und morgen liegt's erste Eilein drin.

O selige Freude am ersten Kind!
Bald fünf! und wie schön sie gesprenkelt sind!

Dich denk' ich, du herziger Segen du,
Zwölf Tage lang mit mir selber zu.

Zwölf Tage — und unter ihr regt sich's schon,
O Mutternamme, du süßer Ton!

Du winziges Elternkind, du kleins!
Noch eines, dann zwei noch und wieder eins.

Sieh, Vater, sie tragen die Schnäbelein dar,
Die Mutter lehrt sie das Alten gar.

O emsiges Ringen, wie leichst du zart
Die Lissen, am eigenen Mund gespart!

Schon Feder um Feder im Flaum sich regt,
Fast ganz, wie's Vater und Mutter trägt.

Zwölf Tage kaum aus dem Ei geschlüpft,
Da sind sie auch schon vom Nest gehüpft.

Nun flattert's und schwirrt in die Freiheit aus,
Und das ist die Chronik vom ganzen Haus.

H. H. Fischer.

Deutsche Originalcharaktere aus dem achtzehnten Jahrhundert.

Friedrich Freiherr von der Trenck.

Wir haben vor uns eine der merkwürdigsten Lebensgeschichten aus einem an Abenteuern und romanhaften Begebenheiten so reichen Jahrhundert! Der Held dieser Geschichte hat sie selbst geschrieben als ein Lehrbuch für Menschen, die wirklich unglücklich sind oder noch guter Vorbilder für alle Fälle zur Nachfolge bedürfen. Und vor dieser Lebensgeschichte, welche im Jahre 1787 zu Berlin in 3 Bänden erschienen ist (ein Abdruck auch in der Kollektion Spemann, Band 44), sehen wir das Bild des Mannes selbst, des Freiherrn von der Trenck, aber nicht in der Offiziersuniform, nicht als schmucken Kriegsmann in frischer kräftiger Jugend; nicht um der eigenen Eitelkeit zu schmeicheln, hat er dies Bild zeichnen lassen, sondern um uns die schwerste Märtyrerstation seines Lebens vorzuführen. Da sehen wir ihn im Sträflingsgewande, das handbreite Eisen um den Hals, an welchem die Kettenlast hing, die er Tag und Nacht mit einer Hand in die Höhe halten mußte, weil sie die Nerven am Halse klemmte, einen eisernen breiten Ring um den Leib, einen Ring an der Mauer, an welchem er angeschmiedet war, Ringe um beide Oberarme, die rückwärts mit Ketten an das Halseisen geschlossen waren, einen großen Ring am rechten Fuß, in welchen dreifache leichtere Ketten zusammenliefen, die aber einen ungeheuren Druck ausübten. Und zu Füßen des so gemarterten Gefangenen sehen wir einen Leichenstein, in welchen ein Todtenkopf eingehauen war und der Name Trenck. (Vergl. Bild und Anmerkung S. 481.)

Zehn Jahre lang hat der Unglückliche diese grausame Pein erduldet.

Und wer war dieser Freiherr von der Trenck, den des Großen Friedrichs Ungnade so grausam bestrafte?

Er war am 16. Februar 1726 in Königsberg geboren, wo sein Vater als Generalmajor der Kavallerie lebte; seine Mutter war eine Tochter des Hofgerichtspräsidenten von Derschau, seine Onkel waren Minister und Generale. Der junge Friedrich war ein Wunderkind von erstaunlichem Gedächtniß; er kannte seinen Cicero, Cornelius Nepos, Virgil und viele Kapitel der Heiligen Schrift auswendig. Er besaß eine seltene Arbeitskraft. Schon mit 13 Jahren bezog er die Universität und hörte juristische Kollegien, dabei auch Physik, Mathematik und Philosophie. Im sechzehnten Jahre hielt er eine öffentliche Rede und zwei Disputationen im Universitätsoratorium. Dabei schlug er sich tapfer; er hatte mehrfache Duelle. Ein Verwandter seiner Mutter, Generaladjutant des Königs, kam 1742 nach Königsberg, prüfte den jungen Mann und schlug ihm vor, nach Berlin zu reisen und dort in die Armee einzutreten. Er that es, wurde von dem König Friedrich II., dem er schon in Königsberg als einer der begabtesten Jünglinge der Universität vorgestellt worden war, gnädig empfangen und erhielt alsbald als Kadett die Uniform einer bevorzugten Truppe, der Garde du Corps. Der Dienst in dieser Truppe, welche der ganzen Armee die Manöver lehrte, war überaus schwer: alle Versuche, die der König mit der Kavallerie machen wollte, wurden hier geprobt, man sprang über Gräben anfangs von drei, zuletzt von sechs Fuß, auch wenn einige Leute dabei die Hälse brachen. Der König rief Trenck schon nach drei Wochen einmal zu sich, prüfte sein Gedächtniß, legte ihm 50 Soldatennamen vor, die er innerhalb fünf Minuten auswendiglernte, ließ ihm einen Brief in französischer und einen in lateinischer Sprache anfertigen, mit dem Bleistift eine Gegend aufnehmen und ernannte ihn dann zum Offizier. Im 18. Jahre schon erhielt er die Aufgabe, der schlesischen Kavallerie die neuen Manöver zu lehren. Der König machte ihn auch mit seiner gelehrten Umgebung bekannt: der junge Mann durfte mit Maupertuis, La Mettrie, Poellnitz verkehren.

Doch allzu früh sollte er des Königs Gunst verscherzen. Anlaß dazu gab folgende Geschichte: eine der zwei noch unverehelichten Schwestern des Königs sollte sich mit dem Kronprinzen von Schweden vermählen. Der Gesandte von Stockholm sollte die Charaktere der beiden, Amalie und Ulrike, prüfen und danach die Wahl entscheiden. Doch Amalie hatte dies erfahren. Als eifrige Calvinistin wollte sie nicht zum lutherischen Glauben der schwedischen Königsfamilie übergehen; sie schlug daher der Schwester einen „Charaktertausch“ vor, und beide führten diese Komödie mit vielem Erfolg durch. Die sanfte Amalie spielte die Stolze, Hochmüthige, Launenhafte und Ulrike nahm eine ihr ganz fremde Miene der Sanftmuth und Bescheidenheit an. Der schwedische Gesandte ging in die Falle: Ulrike wurde Königin von Schweden. Amalie aber suchte für den Königsthron, an den sie sich selbst gebracht hatte, Ersatz in einer leidenschaftlichen Liebe.

Bei den Hofseierlichkeiten hatte es sich begeben, daß den jungen Trenck, der als wachthabender Offizier zugegen war, der Goldstanzen seiner Schärpe von einem Spitzbuben abgeschnitten wurden. Das erregte einiges Aufsehen; man sah sich den junger Offizier näher an und bemerkte, daß er jugendliche Schönheit besaß hochgewachsen, gegen sechs Fuß groß, dabei von kräftiger Gestalt und blühender Gesichtsfarbe war. Auch eine vornehme Dame bemerkte dies und sagte ihm: mit einem vielsagenden Blick, sie werde ihn über seinen Verlust zu trösten suchen. In seinen Memoiren nennt Trenck diese vornehme Dame nicht: aber es war bald ein offenes Geheimniß, daß es die Prinzessin Amalie, des Königs Schwester, war. In wenig Tagen war Trenck der glücklichste Liebhaber derselben, und außer dem Liebesglück erschloß sich ihm auch die fürstliche Schatulle mit so reichen Spenden, daß er bald der glänzendste Offizier der Garde du Corps war.

Der Feldzug von 1744 unterbrach diesen Liebestraum. Der Krieg in Böhmen war nicht glücklich; es kam zu keinem ernsten Zusammenstoß, aber die leichten Truppen der Feinde thaten großen Schaden. Dem jungen Trenck gelang es, bei einer soldatischen Abenteuer, bei dem er sich noch dazu sehr unvorsichtig benahm, so daß er nur durch einen glücklichen Zufall gerettet wurde, 22 Gefangene zu machen und Fouragewagen ins Lager zu bringen.

Nach Berlin zurückgekehrt, war er unvorsichtiger als früher in seinem Verkehr mit der Prinzessin. Es gab allerhand Klatschereien und Trenck mußte einen Offizier zur Rede stellen und sich mit ihm schlagen. Dem König konnte das Verhältniß nicht gehen bleiben, gleichwohl mußte er sich den Anschein geben, als wisse er nichts davon, weil sonst die Würde des Königshauses darunter gelitten hätte, denn er konnte Trenck nicht zur Rechenschaft ziehen ohne die Prinzessin mit bloßzustellen; aber er wollte durch harte Behandlung den jungen Offizier fühlen lassen, daß er die königliche Gnade verscherzt hatte. Für die kleinsten Disciplinarvergehen erhielt er unverhältnißmäßig schwere Arreststrafen. Bei alledem erkannte der König die soldatische Tüchtigkeit Trencks an. Der Feldzug von 1745 machte dieser als Adjutant des Königs mit, betheiligte sich an den Schlachten von Hohenfriedberg und Soor, mit gewohnter Tapferkeit und erhielt, ein 19jähriger Jüngling, nach der ersteren den Orden pour le mérite. Doch der stille Groll, den der König gegen ihn im Herzen trug, sollte neue Nahrung erhalten durch einen Zwischenfall, der ihm die Treue Trencks verdächtig erscheinen ließ.

Dieser hatte einen Vetter im österreichischen Lager, es war der der berüchtigte Pandurenobrist Franz von der Trenck, ein tapferer, wilder Soldat, aber ein grausamer, bösartiger Mann, der mehrfach Proben einer wahren Bestienwuth gegeben hatte, dem im Krieg nichts heilig war, der weder Kirche noch Altar, weder Frauen noch Kinder schonte. Dieser, eben so geizig wie reich, besaß in Slavonien ausgedehnte Besitzthümer. Gegen Räuberbanden, die sich an der Grenze Slavoniens und der Türkei umhertrieben, hatte er dort aus seinen Vasallen ein Streifcorps gebildet, das er im Jahre 1740 wesentlich verstärkt und der Kaiserin Maria Theresia für den Krieg mit Preußen und Frankreich zur Verfügung gestellt hatte; er nahm in dies Corps ohne weiteres Bedenken auch Jene der gefangenen Banditen auf, und als diese sich einmal gegen ihn auflehnten, begann er, jeden vierten Mann niederzuschießen und dann rechts und links wie ein Wahnsinniger einzuhauen, bis alle um Gnade flehten.

Dieser wilde Vetter hatte unsern Friedrich das Jahr vorher zum Universalerben eingesetzt und verkehrte mit ihm in ritterlicher Weise; er schickte ihm einmal, als er erfuhr, daß Friedrich im Scharmützel sein Pferd verloren, zwei Pferde zum Ersatz. Die Feinde des preußischen Offiziers setzten hier den Hebel ein, ihn aus der Gunst des Königs zu verdrängen; sie verfaßten falsche Briefe, die ein sehr vertrauliches Verhältniß zwischen den beiden

abgründet.

zu bezeugen schienen. Das streifte an Landesverrath, wie das Verhältniß zur Prinzessin an Hochverrath. König Friedrich beschloß, den jungen Trenck auf längere Zeit unschädlich zu machen, ließ ihn verhaften und, ohne Kriegsgericht, durch eine Husarenescorte auf die Festung Glatz bringen. Merkwürdigerweise hatte der Vetter Franz fast um dieselbe Zeit das gleiche Schicksal: er wurde beschuldigt, in der Schlacht bei Soor das preußische Lager geplündert, das Zelt- und Silbergeräth des Königs mit fortgeschleppt zu haben, statt den Preußen in den Rücken zu fallen und so ihren Sieg zu hindern. So wurde er vor ein Kriegsgericht gestellt und in einen langwierigen Prozeß verwickelt.

Die Schilderungen, welche uns Trenck von dem Leben in der Festung Glatz entwirft, zeigen die damaligen militärischen Verhältnisse Preußens in einem eigenthümlichen Lichte: die große Mehrzahl der Offiziere ist bei den Fluchtversuchen, welche Trenck unternimmt, mit im Komplott, und zwar durch Geld bestochen, denn seine hohe Gönnerin war nach wie vor von größter Freigebigkeit und sie stand mit ihm durch Vermittelung eines Offiziers in Verbindung. Eine Erklärung für diesen auffälligen Mangel an Disciplin mag man darin suchen, daß die meisten Offiziere der Garnison zur Strafe von den Feldregimentern dorthin versetzt und daher unzufrieden und mißvergnügt waren.

Drei höchst abenteuerliche Versuche, aus der Festung zu entkommen, machte der verwegene Arrestant mit Hilfe befreundeter Offiziere; aber erst der dritte sollte ihm glücken. Das erste Mal durchschnitt er, nachdem vorher in der Stadt Glatz eine Zusammenkunft verabredet worden war, mit einem scharfen gemachten Federmesser drei dicke eiserne Stangen, weitere fünf mit einer Feile, die ihm ein Offizier verschafft hatte; dann schmitt er sein ledernes Fellessen in Riemen, nähte diese mit einem aufgelösten Zwirnstrumpf zusammen, nahm sein Bettlaken zu Hilfe und ließ sich von erstaunlicher Höhe glücklich herunter. Die Nacht war finster; alles ging nach Wunsch; da mußte er durch die Senkgrube einer öffentlichen Kloake wandern: hier blieb er stecken, konnte nicht weiter mit dem Aufgebot aller Kräfte und lief zuletzt der Schildwache auf der Schanze zu, sie möchte den Kommandanten melden, der Trenck stecke hier und könne nicht fort. Der Kommandant, General Fouqué, ließ ihn möglichst lange in der tragikomischen Lage, bis er dann herausgezogen und, mit Schmutz bedeckt, in sein Gefängniß zurückgeführt wurde.

Noch abenteuerlicher und fast unglaublich erscheint die Geschichte des zweiten Fluchtversuchs. Der Platzmajor kam in Trencks Gefängniß, begleitet von seinem Adjutanten, unterhielt alle Winkel und ließ sich mit Trenck in eine Unterredung ein. Auf Trencks Frage, auf wie lange ihn der König verurtheilt habe, erwiderte der Major, ein Verräther des Vaterlandes, der mit dem Feinde korrespondirt, habe keine bestimmte Zeit der Strafe; er müsse auf die Gnade des Königs rechnen. Da riß Trenck ihm den Degen von der Seite, sprang zur Thür hinaus, warf die erschrockene Schildwache die Treppe hinunter, stürzte mit dem Degen in der Faust auf die gerade unter dem Gewehr stehende Wache am Stockhausthore zu, hieb rechts und links um sich, verwundete vier Mann, lief mitten hindurch, sprang auf die Brustwehr des Hauptwalls und von der gewaltigen Höhe hinunter, ohne sich Schaden zu thun; ebenso sprang er von dem zweiten niedrigeren Wall hinab. Niemand hatte ein geladenes Gewehr, niemand wollte nachspringen. Aber bei einem Außenwerk trafen ihn die Schildwachen entgegen. Die eine verwundete er; als er aber über die Palissaden springen wollte, blieb er mit dem Fuße zwischen denselben stecken. So wurde er festgehalten, mit Kolbenstößen mißhandelt und in sein Gefängniß zurückgebracht.

Endlich gelang es Trenck, einen der wachthabenden Offiziere, einen Lieutenant von Schell, ins Komplott zu ziehen. Infolge eines Mißverständnisses glaubten sie, daß die Sache verrathen sei; da machte sich Lieutenant Schell alsbald mit Trenck auf den Weg, um an die äußersten Außenwerke zu kommen. Jetzt aber begegnet ihnen ein Major, sie springen den Wall hinunter, der hier nicht sehr hoch war, doch Schell verletzt sich den Fuß und kann nicht weiter. Trenck trägt ihn auf seinen Schultern fort. Die Lärmkanone ertönt . . . doch ein trüber Nebel verhüllt Stadt und Festung und kommt den Flüchtlingen zu statten. Trenck watet durch die Neiße, sein Freund hält sich an seinem Haarzopfe fest. Hier in der Richtung nach Schlesien hin sucht niemand die Deserteure. Sie gehen nun eine halbe Stunde die Neiße entlang, bis sie die nächsten Dörfer hinter sich haben; dann bemächtigen sie sich eines Fischerkahns, kommen so aus andere Ufer und nach mancherlei Gefahren und Abenteuern glücklich nach Braunau in Böhmen.

Die weiteren Fahrten der beiden Flüchtlinge, die ohne alle Mittel in einem kläglichen Aufzug durch die österreichischen Lande und dann durch Polen wanderten, hat Trenck in einem Tagebuche aufgezeichnet; es sind Abenteuer, wie sie in keinem Schelmen- und

---

Dem obenstehenden Bilde, das wir kalsmikirt wiedergeben, hat Friedrich von der Trenck selbst folgende „Erklärung" beigefügt:

a. Das handbreite Eisen um den Hals, worin die ganze Kettenlast hing und die ich Tag und Nacht mit einer Hand in die Höhe halten mußte, weil die Last die Nerven am Halse kemmte.

b, und c. Zwei Schellen über dem Ellenbogen, welche hinterwärts mit einer Kette am Hutaeisen befestigt waren.

NB. Diese habe ich nicht 4 Wochen getragen. Sie wurden mir abgenommen, da ich krank ward.

d. Ein eiserner breiter Ring um den Leib, wo in h eine Kette befestigt war, die bei g auf der Handstange auf und ab lief.

e und f. Die zwei Handschellen, welche so, wie sie hier gezeichnet sind, an einer zwei Schuh langen, einen Zoll dicken eisernen Stange angeschmieden waren, so daß ich nur die Spitzen der Finger zusammenbringen konnte.

i. Ein eiserner Ring in der Mauer, an welchem ich angeschmiedet war.

k und m. Dreifache leichtere Ketten, die alle in einem großen Ringe in i an rechten Fuße zusammenkamen und eine ungeheure Last verursachten.

n. Mein Lieblingsitz, auf dem ich sitzen konnte.

o. Mein Wässerling.

p. Mein Leichenstein mit dem eingehauenen Todtenkopfe und meinem Namen Trenck. Unter diesem sollte ich begraben werden, nachdem er mir 10 Jahre lang zum Beite gedient hatte.

Vagabundenroman in bunterer Fülle wuchern können. In Thorn mußte Trenck, nach einem Zusammenstoß mit preußischen Werbern und Stadtsoldaten, seinen Reisegefährten zuletzt zurücklassen und allein nach Elbing wandern, wo er endlich seine Mutter traf, die ihn aus allen Verlegenheiten riß. Er hatte 169 Meilen durchwandert und beim Antritte seiner Wanderschaft nicht mehr als 4 Gulden in der Tasche gehabt. Gleichwohl hatte er nicht gebettelt und nicht gestohlen, aber Ungemach und Hunger in reichem Maße erdulden müssen.

Einige Zeit später finden wir Trenck, der inzwischen mancherlei Schicksale erlebt hatte und einmal auch bereits auf dem Wege nach Ostindien gewesen war, in russischen Diensten als Hauptmann im Tobolskischen Dragonerregiment wieder. Um seine Mutter und seine Geschwister zu sprechen, bat er sich die Gnade aus, 140 Kranke von Krakau auf der Weichsel nach Danzig und von da ab mit russischen Schiffen nach Riga geleiten zu dürfen. In Elbing angekommen, eilte er nach Ermland, um dort seine Verwandten zu sprechen. Da wurde er in einem Grenzdorfe in unliebsamer Weise von den Bauern angegriffen. Es waren kurz vorher Preußen im Dorfe gewesen und hatten einen Bauernsohn als Rekruten fortgeschleppt. In seinem blauen russischen Dragonerrock wurde Trenck für einen Preußen gehalten. Man fiel mit allerhand Mordprügeln über ihn her, sein Bedienter hatte sich mit den Pistolen in einen Backofen verkrochen; nur der Wirth und ein auf Urlaub befindlicher Jäger halfen ihm, sich des Angriffs erwehren. Doch man hatte ihm das Nasenbein zerschlagen; sein Kopf, seine Augen waren verschwollen; er brauchte acht Tage, um sich anstreifen zu lassen.

Weit verhängnißvoller in seinen Folgen war ein anderes Abenteuer Trencks. In Danzig, wo er wieder zu seinen Kranken gestoßen war, machte er die Bekanntschaft eines preußischen Offiziers, mit dem er öfter spazieren ritt. Auch sein Bedienter bekannte sich mit dem Bedienten desselben. Wie war Trenck erstaunt, als ihn sein Bedienter eines Tages vor dem Thor locken, dann gefangennehmen, in einen Wagen werfen und in preußische Hände liefern wolle! Trenck erfuhr selbst durch weitere Nachforschungen das Räuber und rüstete sich zur Gegenwehr. In der Vorstadt Langfuhr war ein Wirthshaus auf preußischem Grund und Boden: dort sollten nach Werbeunteroffiziere, nur mit ihren Säbeln bewaffnet, hinter dem Thore auf Trenck lauern und ihm sogleich in die Arme fallen. Zwei Unteroffiziere waren bereiten und sollten ihn dann weiter befördern. Trenck brauchte, um den ganzen Anschlag zum Scheitern zu bringen, nur die Einladung zum Spazierritt auszuschlagen, die seitens des verrätherischen Offiziers an ihn erging; doch das war nicht seine Art und Weise, er wollte den Verräther an Ort und Stelle entlarven. Sechs Russen ließ er sich dem Wirthshause gegenüber im Korn verstecken, sie sollten auf den ersten Schuß ihm mit gespannten Hahn zu Hilfe eilen. Am Tage selbst erhuhr er noch, daß auch der preußische Resident Reimer mit Postpferden dort hinausgefahren sei. Auf den Wunsch des Lieutenants war Trenck vom Pferde gestiegen; als sie dem Wirthshause sich näherten, lag Reimer am Fenster und rief heraus: „Guten Morgen, Herr Hauptmann, herein, herein da, soeben ist das Frühstück fertig!“ Trenck antwortete, er habe keine Zeit, und wollte weiter vorwärts. Da faste sein Begleiter ihn am Arm, um ihn hineinzuschieben. Doch Trenck riß sich los, gab ihm eine Ohrfeige und sprang seinen Pferden zu. Da drangen die Preußen aus dem Thore mit Geschrei auf ihn los: er schoß auf den ersten seine Pistole ab, — das Zeichen für die Russen, aus dem Korn hervorzubrechen. Die Preußen liefen davon, doch wurden ihrer vier gefangen und auf Befehl Trencks mit Stockprügeln traktirt. Obgleich Trenck sonst ins Haus kurzte, entwischte der Resident doch durch die Hinterthür und ließ dem Verfolger nur seine weiße Perücke zurück. Dann zog Trenck seinen Degen und forderte den verrätherischen Lieutenant auf, sein Leben zu vertheidigen, doch dieser war so bestürzt, daß er sich nicht zu vertheidigen wagte; er schop alle Schuld auf den Residenten. Nun nahm Trenck einen russischen Korporalsstab und prügelte den Verräther, so lange er konnte. Er ließ ihn übel zugerichtet zurück und rief ihm zuletzt zu: „Schurke, jetzt erzähle Deinen Kameraden, wie der Trenck Straßenräuber zu züchtigen weiß!“

Dieser Vorfall wurde natürlich dem König Friedrich berichtet und trug nicht wenig dazu bei, dessen Erbitterung gegen Trenck aufs höchste zu steigern. Der Dragonerhauptmann ging indeß mit seinen Kranken zu Schiffe. Eine für ihn gefahrliche Landung bei Pillau wußte Trenck mit der Pistole in der Hand zu verhindern. Am folgenden Tage lief das Schiff glücklich in den Hafen von Riga ein.

In Moskau wurde Trenck der Gunstling des englischen Gesandten Lord Hyndford und von demselben bei Hofe und der Kaiserin vorgestellt; er verfertigte ein Gedicht auf ihren Krönungstag, wofür er einen goldenen Degen im Werthe von 1000 Rubeln erhielt. Auch durch Zeichnungen und Ingenieurarbeiten machte er Glück. Noch mehr Glück aber hatte er bei den Frauen. Eines der schönsten Mädchen, das im Alter von 17 Jahren einen 60jährigen russischen Minister heirathen sollte, der 300 Pfund wog, verliebte sich in ihn; sie traf sich öfters insgeheim mit ihm und wünschte sehnlichst, Trenck möchte sie doch von dem verabscheuten Bräutigam erretten, sie entführen. Doch die Flucht aus Moskau war unmöglich; die Hochzeit des Mädchens mit dem ungeliebten Hofmanne fand statt mit aller Pracht. Von St. Petersburg aus, wohin sich das Ehepaar begeben wollte, hofften die Liebenden entfliehen zu können, da raffte ein früher Tod die schöne junge Weib dahin. Eine der ersten Hofdamen, die Kanzlerin B., schließt darauf Trenck in ihr Herz, und durch ihre Gunst wird er in alle Geheimnisse der Politik eingeweiht: sie enthüllte ihm eine Intrigue des preußischen Gesandten, die ihm — es handelte sich nun eine Zeichnung der Festung Kronstadt — für eine Anklage wegen Landesverraths zugezogen hätte.

Als Trenck dieser Gefahr entgangen war, erfuhr er, daß sein Vetter Franz auf den Spielberge in Brünn gestorben sei und die unter der Bedingung zum Erben eingesetzt habe, daß er seinem anderen Herrn als dem Hause Oesterreich dienen werde. Auf den Rath seiner Freunde, nicht ohne inneren Widerwillen, entschloß er sich nach Wien zu reisen. Er nahm seinen Weg über Petersburg, Stockholm, Kopenhagen, mußte bei der Fahrt nach Holland in Gothenburg Anker werfen und benutzte den neunmägigen Aufenthalt, reichen Geld den Bewohnern der öden Felseninsel zu spenden, hatte in Amsterdam Händel mit einem Harpuniver, dem er mit seinem Säbel die rechte Hand abhieb, und traf im Jahre 1750 in Wien ein. Aber er hatte dort kein Glück; seine Erbschaft wurde ihm durch alle erdenklichen Plackereien verleidet. Der Bater des Baudnerfährers hatte ihn schon dem eigenen Sohne substituirt für die ungarischen Güter, dieser selbst aber ihn zum Universalerben eingesetzt, ohne auf jenes frühere Testament Rücksicht zu nehmen. Friedrich wollte sich mit dem Onkel ihm vermachten Gütern begnügen und auf die Universalerbschaft verzichten, weil sie an die Bedingung geknüpft war, daß er katholisch werde und österreichische Dienste nehme; doch die Kaiserin erklärte, er dürfe nichts von der Trenckschen Masse sich aneignen, wenn er nicht die Bedingungen im Testament des Vetters erfüllt habe. Sie wurde er in einer möglichst äußerlichen Form katholisch und erhielt eine Rittmeisterstelle bei dem Cordonascher Kürassierregiment in Ungarn. Er hatte wegen seiner Erbschaft 63 Prozesse führen müssen und von den großen Reichthümern seines Vetters behielt ihm zuletzt nur 63 000 Gulden.

Als Trencks Mutter 1754 gestorben war, begab er sich zur Regelung seines Nachlasses nach Danzig. Hier aber widerfuhr ihm das verhängnißvolle Unglück seines Lebens: er fiel in die Hände der Preußen. Als er sich zur Abreise anschickte und eben auf einem schwedischen Schiff einschiffen wollte, wurde er mitten in der Nacht überfallen und durch ein Kommando von 30 Husaren nach Berlin geführt. Ein Verkennder hatte dem König hinterbracht, Trenck plane einen Anschlag auf ihn; das Gerücht maßlos die Summe der Verschuldungen Trencks gegen Preußen und den König, so daß der letztere die strengste Strafe für geboten hielt.

In Berlin wurde Trenck aufs genauste untersucht und ausgeforscht; man nahm ihm sein Geld und seine Werthsachen und brachte ihn in das Staatsgefängniß von Magdeburg. Allen Offizieren war bei Androhung strengster Strafe von dem König der Befehl ertheilt, ihn aufs schärfste zu bewachen, und diese übertrieben natürlich die Strenge. Zwar wurde der Gefangene nicht gleich mit zwei Ketten belastet, die wir schon geschildert haben, doch litt er furchtbar an Hunger; die kleine ihm zugemessene Ration Brot genügte ihm nicht entfernt, da er ein starker Esser war. Das Gefängniß, in welchem sich Trenck zuerst befand, war zwar nicht 80 Fuß unter der Erde, wie er selbst in seinen Memoiren angiebt, aber es war immerhin in einer unterirdischen Kasematte angebracht. Uebrigens

war es keineswegs ganz dunkel, obschon der Gefangene weder Himmel noch Erde sehen konnte.

Wieder begann er seine Fluchtversuche und arbeitete an einem unterirdischen Gang, welcher ihn in eine benachbarte Kasematte führen sollte, deren Thür stets offen stand. Der König erhielt, daß Trenck mit einigen Soldaten im Einverständniß stehe, ließ einen derselben hinrichten, den andern gassenlaufen, und für Trenck sollte ein eignes Gefängniß hergerichtet werden. Dieser fuhr zunächst mit seinen unterirdischen Minirarbeiten fort, da dieselben nicht verrathen worden waren; doch als er eben den Ziel nahe war, wurde er in das neue Gefängniß gebracht, wo er jene erdrückende Kettenlast tragen mußte. Die neue Zelle war feucht; das Wasser tropfte von der Decke, er stand ungefähr sechs Monate mitten im Wasser — und doch tist seine Gesundheit nicht darunter. Er machte fortwährend neue Fluchtversuche, doch ohne Erfolg — nur fand er später ein Mittel, sich von seinen Ketten zu befreien, die er rasch wieder anlegen, wenn die Wächter kamen. Man trieb die Grausamkeit soweit, ihn nicht schlafen zu lassen; alle Viertelstunden wurde er durch die Schildwachen aufgeweckt. Das ging so vier Jahre hindurch.

Einen seltsamen Gefängnißfort hatte Trenck sich zurechtgemacht: ähnlich wie Silvio Pellico in seinem Gefängniß eine Spinne, so hatte Trenck sich eine Maus abgerichtet; aber auch das Thierchen wurde ihm nicht gelassen. Der Inspekteur des Gefängnisses, welcher Kunde erhalten hatte von diesem lebendigen Spielzeug, ließ es ihm fortnehmen.

Ab und zu, wenn es ihm gelungen war, die nachhabenden Offiziere zu gewinnen, schlte es ihm nicht an Schreibmaterial und Licht, ja sogar Bücher wurden ihm zugesteckt. Aber auch ohne diese Hilfsmittel entwarf er ganze Reden, Fabeln, Gedichte und Satiren, trug sie mit lauter Stimme vor und prägte sie seinem Gedächtnisse ein, so daß er nach seiner Freilassung imstande war, gegen zwei Bände solcher Arbeiten aus dem Kopfe niederzuschreiben. Auch gelang es ihm, in die zinnernen Trinkbecher Verse und Zeichnungen mit Hilfe eines gewöhnlichen Nagels einzugraben. Prinzessin Amalie hatte ihren Freund nicht vergessen; sie schickte ihm große Summen zu, wonit er die Offiziere der Garnison bestach, und wieder war ein Fluchtplan der Ausführung nahe, als der Gefangene selbst sie durch thörichte Ruhmredigkeit vereitelte. So wurde er von jetzt ab nur strenger bewacht als früher. Erst am 24. Dezember 1763 erschloß sich ihm die Pforte seines Kerkers, in welchem er 9 Jahre, 5 Monate und einige Tage gesessen hatte. Maria Theresia, welche einen jener Becher zu Gesicht bekommen hatte, in welchen er einen Weinberg eingravirt, der an die Geschichte des Naboth erinnerte, nahm lebhaften Antheil an dem Gefangenen. Möglich, daß nach Abschluß des Hubertusburger Friedens sich diese Verwendung wirksamer erwies als früher. Die unglückliche Prinzessin Amalie hatte keine Kosten gescheut, um die österreichischen Minister zu gewinnen; in Thränen und Trauer hatte sie die erst letzten Jahre zugebracht.

Nach diesem großen Märtyrerthum seines Lebens hatte Trenck noch genug kleinere Leiden zu erdulden. In Wien war er eine Zeit lang Gefangener durch die Intrigiren derjenigen, welche über die Verwaltung der Erbschaft seines Vetters nicht Rechenschaft geben wollten. Er wurde sür bald wahnsinnig erklärt und erst als Kaiser Franz I. selbst den Gefangenen besucht hatte, um sich von seinem Geisteszustand zu überzeugen, wieder freigelassen. Zum Major ernannt, begab er sich nach Aachen, wo er 1765 die Tochter des Bürgermeisters heirathete. Hier beschäftigte er sich eifrig mit publicistischen Arbeiten, wechselte selbst Briefe mit Kaiser Josef II., dem er mancherlei Vorschläge sür seine Reformen machte, schrieb ein Epos „Der macedonische Held“, gab eine Zeitschrift „Der Menschenfreund“ heraus, die in Oesterreich verboten wurde. Er ließ sie dann eingehen, um seine Gönnerin Maria Theresia nicht zu ergürnen. In den Jahren 1774 bis 1777 machte er große Reisen in Frankreich und England; er wurde mit Franklin bekannt, der ihm in Amerika eine glänzende Laufbahn verschaffen wollte. Doch aus Liebe zu seiner Frau und seinen Kindern ging er auf diese Vorschläge nicht ein. Er hatte inzwischen ein einträgliches Geschäft mit ungarischen Weinen betrieben; aber durch eine Betrügerei englischer Kaufleute und Beamten verlor er wieder den ganzen Gewinn, hatte auch sonst viele Verdrießlichkeiten mit Fürsten und Fürstendienern, so daß er, nach 16jährigem Aufenthalt in Aachen, sich zurück nach Oesterreich wandte.

Um so mehr gab er sich wieder seiner schriftstellerischen Thätigkeit hin, die unter dem Schutz der Kaiserin Maria Theresia stand. Diese zeigte sich fortwährend als seine Wohlthäterin und setzte auch seiner Frau ein Jahrgehalt aus. Auch zu mehreren vertraulichen diplomatischen Sendungen wurde er verwendet. Da starb Maria Theresia, und damit sanken auch die Hoffnungen auf eine glänzende Stellung, die Trenck an die Gunst und Gnade der Kaiserin gekniipft hatte, ins Grab.

Er zog sich dann auf sein Gut Zwerbach bei Mötk zurück, mit dessen Bewirthschaftung er sich ohne sonderlichen Erfolg beschäftigte. Dagegen gab er seine Prosawerke und seine Gedichte heraus, die ihm einen bedeutenden Ertrag abwarfen. Im Jahre 1787 wurde er von König Friedrich Wilhelm II. in Berlin und vom ganzen preußischen Hofe in so liebenswürdiger Weise empfangen, daß er in seinen Aufzeichnungen nicht Worte genug finden kann, um seine Freude darüber auszudrücken. Das Bild, das er von dem neuen König entwirft, ist jedenfalls das schmeichelhafteste, das je von diesem Monarchen gezeichnet worden ist. Auch Prinzessin Amalie sah er wieder, die Geliebte seiner Jugend, deren Liebe seines Lebens Unglück geworden war. Sie verspracb, für seine Kinder zu sorgen; aber bald darauf starb sie, als ob sie nach diesem Wiedersehen in der Welt nichts mehr zu suchen gehabt hätte.

Seine in deutscher Sprache erschienene Lebensbeschreibung machte Trenck zu einem berühmten Manne, sie wurde fast in alle Sprachen übersetzt. Ueberall sah man Trencks Bildniß. Im Wachsfigurenkabinette des Palais-Royal zu Paris sah man ihn in Wachs im Gefangenenkittel mit allen seinen Ketten. Auf dem Théâtre d'Audinot wurde ein Stück gegeben, dessen Held er war und das den Titel führte: „Der Baron von Trenck oder der preußische Gefangene“.

Einen unruhigen Kopf, einen Märtyrer fürstlicher Gewaltherrschaft, wie er es war, mußte die revolutionäre Bewegung alsbald in ihre Kreise ziehen. Er scheieb Betrachtungen über die französische Revolution 1791, obschon er in Oesterreich sein Wort gegeben hatte, nichts mehr zu schreiben. Als Gefangener wurde er nach Wien gebracht, zwar nach sieben Tagen wieder freigelassen, aber mit dem Verluste seiner Pension bestraft. Gegen Ende desselben Jahres kehrte er nach Frankreich zurück in der Hoffnung, die damaligen Machthaber würden ihn mit offenen Armen empfangen, doch er täuschte sich; man kümmerte sich anfangs wenig um ihn; er lebte in einem Zustand des Mangels und der Entbehrung. Und die Revolution, die wie Saturn ihre eigenen Kinder verschlang, hatte auch keine Gnade für diejenigen, die in andern Ländern als Apostel der Freiheit aufgetreten waren. Und so begab sich das Unglaubliche, daß Trenck, zeitlebens ein Opfer fürstlicher Willkür, sein Leben auf dem Schaffot enden mußte, das die Männer der Freiheit errichtet hatten.

Trenck war ein Ausländer und deshalb verdächtig; man hielt ihn für einen Sendling des Königs von Preußen, und so lernte er nach den preußischen und österreichischen Gefängnissen auch noch ein französisches kennen: in St. Lazare sperrten ihn die Schreckensmänner ein. Es war die Blüthezeit des Schreckens, kurz vor Robespierres Sturz. Bestimmte Anklagepunkte konnte man gegen Trenck nicht vorbringen; er wurde in die Gefängnißverschwörungen verwickelt und auf das Blutgerüst geschickt wie hundert andere, unter dem Vorwande, eine Verschwörung zu seiner Befreiung und zum Sturze der Republik angezettelt zu haben. Am demselben Tage wie Andrè Chénier, der gefeierte königlich gesinnte Dichter, wurde er hingerichtet, am 25. Juli 1794: er zeigte sich so standhaft wie seine Schicksalsgenossen. Zur Hinrichtung schreitend, sagte er zu der Menge, die ihn neugierig umstand: „Was wundert Ihr Euch? Das ist nur eine Komödie à la Robespierre!“ Drei Tage darauf folgte ihm dieser aufs Schaffot. Trencks Unstern wollte, daß er als eines der letzten Opfer des blutigen Regiments fiel.

So endete das Leben eines Mannes, dessen Schicksale so merkwürdig sind, daß kaum die Phantasie eines Romandichters sie wunderbarer hätte erfinden können. Er war ein Mann von Geist und Muth, aber vaterlandslos, den Lockungen des Vortheils und der Leidenschaft zugänglich — und das mag einigermaßen aussöhnen mit der seltenen Grausamkeit, mit der das Schicksal ihn behandelt hat. Er trug das Gepräge des Abenteurers — abenteuerlich war sein Leben und sein Tod.

Rudolf v. Gottschall.

Blätter und Blüthen.

Ein unterseeisches Torpedoboot. Seit der menschliche Erfindungsgeist den Torpedo in den Seekrieg eingeführt hat, ist er auch nicht müde geworden, an der Lösung einer zweiten Aufgabe zu arbeiten, die dem Torpedo erst seine volle Wirksamkeit sichern würde, an dem Bau eines unterseeischen Bootes, das imstande wäre, sich unsichtbar und unerreichbar mit seiner furchtbaren Sprengladung an das feindliche Schiff heranzumachen. Schon der erste Erfinder einer torpedoähnlichen Vorrichtung, der Amerikaner David Bushnell, baute 1776 ein steuerbares Unterseeboot, um mit dessen Hilfe seine pulvergefüllten und durch ein ablaufendes Uhrwerk entzündbaren Minengefäße an die hölzernen Schiffskörper des Feindes anzuschrauben. Aber seine Erfindung blieb ohne Erfolg, und auch alle später ähnlichen Versuche scheiterten hauptsächlich daran, daß die unterseeischen Boote bei ihrem verderblichen Thun selbst zu großer Gefahr ausgesetzt waren, als daß Vortheil und Nachtheil im richtigen Verhältniß gestanden hätten. Noch im Jahre 1864 gelang es einem solchen unterseeischen Boote, ein Kriegsschiff zu vernichten, aber das Boot ging selbst mit zu Grunde. So sind in den Marinen der heutigen Großstaaten nur überseeische Torpedoboote in Verwendung, denen man eben durch ihre Form, ihre Schnelligkeit, ihren Anstrich ꝛc. möglichst diese von den Vortheilen des Unterseebootes zu verleihen sucht.

Spanisches Torpedoboot auf der Reede vor Anker.
Zeichnung von Willy Stöwer.

In letzter Zeit ist nun aber ein spanischer Marineoffizier mit einem neuen Versuche der Lösung hervorgetreten. Er hat ein Boot von der Gestalt einer Cigarre gebaut, das 24 Meter in der Länge und stark 3 Meter in der Breite mißt, und das durch 2 Schrauben vorwärtsbewegt wird. Zum Betrieb der Schrauben dient eine elektrische Batterie, die zugleich auch die Explosion des Sprengstoffes bewirkt. Drei Personen genügen zur Bedienung des Bootes, doch kann es im Nothfalle deren fünf aufnehmen. In der Mitte der Oberfläche befindet sich die Oberschiffskuke, darunter die Kammer des Kommandanten, der imstande ist, von seinem Platze aus das Steuer und alle anderen Vorrichtungen zu regieren. Schließt man nun die Luke, so schießt sich ein Geschoßhalter mit Zündspitze aus dem Bootskörper heraus, und mit dieser Spitze berührt das untergetauchte Boot den feindlichen Schiffskörper — die Explosion erfolgt.

Geheimniß des Erfinders und der spanischen Marineverwaltung ist die Zusammensetzung des Sprengstoffes, der stark genug sein muß, den feindlichen Panzer zu sprengen, und doch dem eigenen Boote nichts zu leide thun darf, und der Wechselwirkung, welcher letzteres zum Sinken bringt und seine Unterwassertiefe regelt.

Vielleicht, daß es jetzt gelungen ist, alle Schwierigkeiten zu überwinden, wenigstens sollen die bisher gemachten Versuche die günstigsten Ergebnisse geliefert haben. Denn auch aus Frankreich wird berichtet, daß im Hafen von Cherbourg kürzlich Proben mit einem unterseeischen Boote stattgefunden hätten, die nicht minder Beweise einer erstaunlichen Leistungsfähigkeit erbracht haben sollen. Daß die deutsche Marineverwaltung ein scharfes Auge auf diese Fortschritte der Technik hat, wissen wir aus kurzen Zeitungsnotizen über die in den einzelnen Häfen vorgenommenen Manöver und Versuche, wenn auch über die Einzelheiten derselben wenig in die Oeffentlichkeit dringt.

Das Oberammergauer Passionspiel. Unser Artikel über das Oberammergauer Passionsspiel in Nummer 15 bedarf nach Anderungen, die inzwischen eingetreten sind, in einigen Punkte der Berichtigung. Es ist nicht mehr zutreffend, daß man „am frühesten Morgen von München aus-fahren, das ganze Spiel ansehen und abends wiederum in München sein kann". Denn die Generaldirektion der kgl. bayer. Staatseisenbahnen hat den eigens wegen der Passionsspiele eingelegten Zug von München aus wieder einsehen lassen infolge von eigenthümlichen Mißverstehn der Oberammerganer Gemeinde, welche nun demjenigen, der am Vorabend des Spiels in Oberammergau eintreffen ist, den sicheren Besitz eines Billets in der Vorstellung — auch eines vorausbestellten — erwirbt. Ebenso erhält man nämlich sein Billet direkt die Vermittelung des Quartiervereins, was die Benutzung eines Quartiers, also ein Uebernachten voraussetzt; oder man hat sich ein Billet vorausbestellt; dann muß man es sich in den Kassenstunden des Vorabends abholen, weil am Spieltag selbst von morgens 6 Uhr ab auch diejenigen bestellten Billette mitverkauft werden, die bis dahin noch nicht erhoben sind. Da nun aber wohl wenige die Reise nach Oberammergau auf gut Glück unternehmen werden, ob sie wohl auch einen Platz bei den Spielen erhalten, die meisten vielmehr unter allen Umständen sicher gehen wollen, so ergiebt sich, daß der Freiverkauf von Billetten am Spieltage für die Fremden thatsächlich bedeutungslos ist. Nur mit großem Bedauern geben wir unsern Lesern von diesen Anordnungen Kunde. Denn sie werfen ein den Geist, der die Oberammergauer und ihr Passionsspiel beherrscht, ein trübendes Licht. In der Seele thut es weh, zu sehen, wie ein häßlicher Spekulationstrieb auch über jene entlegenen Dörfer gekommen ist und die schönen Quell ihrer wunderbaren Kunstleistung getrübt hat.

Glücklicher Fang. (Zu den Bilde S. 477.) Unsere Leser wissen aus wiederholten Hinweisen in der „Gartenlaube" von dem vorzüglichen Prachtwerk „Aus den Staten unsrer deutschen Meister", herausgegeben von Julius Lohmeyer. Verlag von C. T. Bisher, Berlin. Heute sind wir nun in der Lage wieder eine bildliche Probe daraus vorzulegen, und zwar aus der Mappe des als Maler des Krieges und Reiterleben wohlbekannten Berner Schuch. Ein leckerer Bissen aus der Armee Friedrichs des Großen hat im schneidigen Ritt durch den Bauernhof mit kühner Griff einen stolzen Hahn an der Gurgel gepackt — da — ein fürchterender Weibchen hinter ihm wirft sich in das heftere Kriegen des gewürgten Hahns, aber schon sind auch der Schimmel mit seiner Reiter über den halbgestürzten Zaun. Der stolze Beherrscher des Hofes hat das Nachsehen — das lehrt Kriegsrecht einer kampfverwilderten Zeit. Denn solcher Zeiten pflegen nicht niemals zu Sanftmuth und Schonung des fremden Eigenthums erzogen, besonders nicht, wenn dies fremde Eigenthum — ebbar war. —

Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen. C. Falkenhorst, der Leiern unserer „Gartenlaube" durch zahlreiche Reisiel wohlbekannt ist, hat sich die Aufgabe gestellt, durch seine Bibliothek (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft) in bündiger gemeinverständlicher Form die neuesten Errungenschaften der geographischen Forschung dem weitesten Leserkreis darzubieten. In den Reiseberichten der Forscher ist allerdings das ausführliche Gedächtniß jener Ereignisse nachgewiesen; leider sind aber diese Werke zu umfangreich und auch nicht immer verständlich für den Laien. In der Bibliothek sollen die Darstellungen kurz und klar gehalten sein. Es wird die Eroberung des kaum durchforschten Meeresgrundes für das gedankenvolle Kabel, die kulturfördernden Werke, es werden die Anfänge der unterseeischen Schiffahrt, die ersten Versuche der Luftschiffahrt behandelt werden. Auch die Bestrebungen, die auf das Erschließen fernerer Länder für die Kolonisation und die Anknüpfung von Handelsbeziehungen gerichtet sind und durch welche die Geschichte unserer Expeditionen vielfach den Interessenkampf der Zivilisierten der Entdeckungen an die Seite gestellt wird in welchen die Neue Welt mit dem Ruhm glänzenden und blutigen Thaten erfüllt wurde, werden eingehende Besprechung erfahren werden. — Es sind zwölf Bändchen zu je 200 Seiten mit zahlreichen Illustrationen und Karten in Aussicht genommen, von denen sechs dem dunkeln Weltteil gewidmet sind: „Emin Paschas Vorläufer im Sudan", „Emin Pascha, Gouverneur von Aquatorial-Afrika", „Henry M. Stanleys Forschungsreisen im Kongo und Nil", „Auf Bergesriesen Deutsch-Afrikas", „Deutsche Pioniere, Geschichte der Gründung einer deutschen Kolonie", „Durch die Wüsten und Steppen des dunkeln Weltheils". Eine Abteilung ist Prschewalskis Reisen in Centralasien gewidmet; zwei, „Weltentdecker und Weltumsegler", „Amerikanische Pionierfahrer und Staatengründer", sind Inhaltschriften zur Feier der Entdeckung von Amerika. Anderthalben sind sich Abhandlungen über die Erforschung der Meere, über Nordpolfahrten und Luftfahrten. Die vorliegenden Hefte, in denen „Emin Paschas Vorläufer im Sudan", vor allem Gordon, geschildert werden, lassen durch klare volksthümliche Darstellung, durch illustrierende Bildnisse, Bootskarten, Landschaften, charakteristische Gruppenbilder, durch die geschmackvolle äußere Ausstattung bei wohlfeilem Preis den Anspruch, den die Sammlung erhebt, in der Hausbibliothek Platz zu erhalten, als vollkommen berechtigt erscheinen.

Spanisches Torpedoboot, vor dem feindlichen Geschwader unterschwind.
Zeichnung von Willy Stöwer.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

Halbheft 16. 1890.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1890. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Ein Mann.

(1. Fortsetzung.)

Roman von Hermann Heiberg.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

4.

Im Arbeitszimmer des verstorbenen John Ericins saßen sich die Witwe und Richard Tromholt gegenüber wie zwei Menschen, von denen der eine gebeugt und des Rathes bedürftig, und der andere in ehrlichem Eifer bemüht ist, einen solchen nach bester Einsicht zu ertheilen.

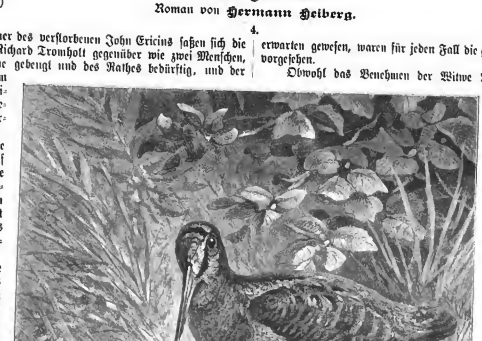
Kurz vorher hatte Richard Tromholt auf Wunsch der Wittwe das Testament durchgelesen und hatte nun auch die ihn selbst betreffende Stelle des letzten Willens kennen gelernt.

Der Verstorbene hatte ihm darin das glänzendste Zeugniß seines Vertrauens ausgestellt, indem er ihm die Ordnung seines Nachlasses im Verein mit dem langjährigen Prokuristen des Hauses, einem Herrn Karl Acht, übertrug und es der Entscheidung dieser beiden Generalbevollmächtigten anheimstellte, ob das Geschäft in Kiel veräußert oder für Rechnung der Familie weitergeführt werden sollte. Bezüglich der Limfordener Werke war diese Entscheidung sogar Richard allein überlassen.

Wie es von dem gewiegten Geschäftsmann nicht anders zu erwarten gewesen, waren für jeden Fall die genauesten Bedingungen vorgesehen.

Obwohl das Benehmen der Wittwe Richard keinen Zweifel darüber ließ, daß sie sich diesen Bestimmungen nicht etwa nur zwangsweise, sondern mit demselben Vertrauen, das ihr verstorbener Mann ihm bezeigt hatte, unterwarf, ja daß sie in ihrer dermaligen hilflosen Lage auf ihn als auf ihre treueste, festeste Stütze blickte, mußte er sich angesichts der großen Verantwortung, die es zu übernehmen galt, doch eine Bedenkzeit erbitten, ehe er sich für das eine oder das andere entschied.

Bezüglich Limfordens zwar stand Tromholts Entschluß, wenn irgend möglich den Betrieb der dortigen Werke fortzusetzen, fest; was jedoch die Kieler Firma betraf, so schwankte er noch, und jedenfalls mußte er seine endgültige Entscheidung von einer genauen Einsicht in die Geschäftsbücher und einer Rücksprache mit Herrn Acht, seinem Mitbevollmächtigten, abhängig machen. Diesen verhinderte



Waldschnepfe.
Zeichnung von F. Specht.

ein Unwohlsein, der heutigen Verhandlung persönlich beizuwohnen. So konnte Richard der Witwe zunächst nur seine Wünsche und Hoffnungen, sowie sein redliches Bestreben aussdrücken, alles, was in seiner Kraft stehe, zu deren Erfüllung beizutragen.

Sie dankte ihm dafür in bewegter Weise, und da hiermit der geschäftliche Theil des Gespräches für heute erledigt war und er auch seinen persönlichen Mitgefühl bereits Ausdruck verliehen hatte, stand Richard im Begriff, sich zu verabschieden, als Frau Ericius in bittender, vertraulicher Art ihre Hand auf seinen Arm legte. „Noch eins, Herr Tromholt," sagte sie, und man sah ihr an, daß es ihr nicht leicht wurde, den Gegenstand, auf den jetzt die Rede kommen sollte, zu berühren. „Etwas, das mein verstorbener Mann bei der Niederschreibung seines letzten Willens nicht mehr zu berücksichtigen vermochte, obwohl es ihm im Geist viel beschäftigt hat und auch der Grund unserer beabsichtigten Reise nach Limforden war — es betrifft den Bräutigam meiner Tochter Susanne, meinen künftigen Schwiegersohn, den Grafen Uglar." — Bei der Nennung dieses Namens zuckte Tromholt unwillkürlich zusammen, aber wieder legte sich die Hand der Witwe beschwichtigend auf seinen Arm, als ob sie ihm durch diese Bewegung Abbitte leisten wollte für den Schmerz, den ihre Worte ihm bereiten mußten.

„Graf Uglar hatte die Absicht und hat sie noch, von der Marine auszuscheiden, seinen Wohnsitz in Limforden zu nehmen und sich an der wirthschaftlichen Leitung des Guts zu betheiligen. Wie denken Sie darüber, Herr Tromholt? Es ist die Mutter, die Sie fragt."

Tromholt schwieg eine Weile. Trotz der letzten Worte weckte das Mitgefühl mit Blitzesschnelle eine Reihe so trüber und bitterer Vorstellungen in ihm, daß er nicht gleich darauf antworten konnte. Es lag nicht in seiner Art, zuerst an sich selbst zu denken. Er sah zunächst die Stellung Attens, seines Mitarbeiters und Freundes, aufs schwerste bedroht, wenn der Graf sich in die Gutsverwaltung mischte, und dann — dann erst dachte er an die Qual, die es ihm selbst bereiten würde, so in ihrer, in Susannens Nähe leben, sie täglich sehen, Zeuge ihres Glückes und des Glückes seines Mannes sein zu müssen, den sie ihm vorgezogen hatte. Es ging schier über seine Kraft, und doch kämpfte er gegen diese Schwäche, schämte er sich eines Gefühls der Eifersucht, das in ihm aufgestiegen war.

Es konnte Frau Ericius, die angstvoll seiner Antwort harrte, nicht verborgen bleiben, wie sich seine Stirne bei diesen Gedanken verfinsterte. „Er liebt sie noch," sagte sie sich, „aber er wird sich beherrschen."

Und wie schwer es ihm ward, verrieth der Ton seiner Stimme. Sie hatte einen fremden, heiseren Klang, als er erwiderte: „Es ist mir ja unmöglich, gnädige Frau, ein Urtheil darüber abzugeben, ob Ihr künftiger Herr Schwiegersohn die für eine solche Thätigkeit erforderlichen Eigenschaften besitzt. Ohne mir an seinen Fähigkeiten den geringsten Zweifel zu erlauben, glaube ich doch bemerken zu müssen, daß die Bewirthschaftung eines so ausgedehnten Landbesitzes wie Limforden einen Mann erfordert, der vor seiner Anstrengung zurücksichtet und mit der nöthigen Entschiedenheit des Charakters eine Kenntniß der Geschäfte verbindet, wie sie sich eben nur durch längeres theoretisches und praktisches Vorstudium erwerben läßt. Einen solchen Mann besitzen wir in Herrn von Atten. Daß dieser sich einer Einmischung, deren innere Berechtigung nicht klar am Tag liegt, willig fügen werde, muß ich, wie ich ihn kenne, bezweifeln. Andererseits ist er aber ein so treuer, eifriger und ziebewußter Beamter, daß ich seinen Verlust, noch dazu im gegenwärtigen Augenblick, schwer beklagen würde."

„Ich weiß, ich weiß," fiel hier Frau Ericius ein, „und mein seliger Gatte wußte es. Deshalb standen ihm Attens Verdienste höher als gewisse Zuträgereien von anderer Seite, und es würde weder seinen, noch meinen Ansichten entsprechen, wenn man Atten aus seiner Stellung verdrängen wollte. Auch mir wäre es lieber gewesen, allein der Dienst zur See ist mit Reisen oft von Jahresdauer verbunden, und ich kann es weder ihm, noch Susannen verdenken, wenn ihnen solche Aussicht für die Ehe wenig erfreulich scheint." Sichtbar tastete eine schwere Sorge auf dem Gemüth der Sprecherin, wieder berührte sie Tromholts Arm, als sie in weichem, fast bittendem Ton fortfuhr:

„Herr Tromholt, da wir, wie ich hoffe, nunmehr Verbündete fürs Leben sein werden, gewähren Sie mir eine Bitte, wie ich sie nur allein an Sie zu stellen wage, und die Ihnen zugleich beweisen möge, wie weit mein Vertrauen, meine Hochschätzung zu Sie geht. Ich glaube nicht, daß Graf Uglar die Eigenschaften von denen Sie sprachen, besitzt, eine trübe Ahnung sagt mir das Gegentheil. Wachen Sie über ihm, Herr Tromholt, verhüten Sie, daß er, wenn er dort ist, was ich nicht hindern kann, seinen Neigungen durchführt und einen Einfluß zu gewinnen strebt, der schädlich werden kann. Drängen Sie Zerwürfnissen vor, lassen Sie sich selbst nicht in Ihren Entschlüssen beirren und denken Sie, was Sie thun, thun Sie es für mich — für meine Kinder thun. Wollen Sie? — Dank! Dank! — Leben Sie wohl!"

Sie entfernte sich rasch, ohne Weiteres abzuwarten; bestreben ihr doch sein Händedruck die Erfüllung ihrer Bitte. Richard Tromholt aber stand in tiefster Bewegung da. Es war die schwerste Aufgabe, die ihm je zugemuthet worden. War sie nicht zu schwer selbst für seine Mannesschultern? — Doch nicht daran dachte er jetzt, als er sich von der ersten Bestürzung einigermaßen erholt hatte. Ein Gefühl schmerzlicher Enttäuschung kam über ihn, daß die Susanne verschmäht hatte um eines Mannes willen, dem die Mutter jetzt schon mißtraute, und eine dumpfe Ahnung, daß sie ihn verschmäht haben könnte um einen, der ihrer nicht werth war, der das Herrliche, das ihm das Glück in den Schoß warf, noch einmal zu schätzen wußte! —

Das erzählte Gespräch fand am Tage nach der Verlobung des Herrn John Ericius statt, bei der Tromholt den Grafen nur flüchtig gesehen und von ihm den Eindruck eines Kavaliers empfangen hatte.

Ein Wiedersehen von tiefster Bedeutung stand ihm am folgenden Tag bevor, dasjenige mit Susanne. Drei Jahre waren vergangen, seit sie sich zuletzt gegenübergestanden hatten, den Jahren aufreibender Arbeit, eine lange Zeit, und doch nicht lang genug um zu vergessen.

Mit seiner ganzen Willenskraft hatte sich Tromholt gerüstet, als er den Gang nach der Villa am Schwanenweg, wo er heute mit den übrigen Trauergästen speisen sollte, antrat; mit Grauen hatte er alle Erinnerungen, die sich ihm aufdrängten, zurückgewiesen, und als er nun in den Salon trat und Susanne, sich von ihrem Bräutigam trennend, lebhaft auf ihn zuschritt und seine Hand ergriff, da wich alles Blut aus seinen Wangen und strömte zurück nach dem Herzen. Sie war noch schöner geworden, aber auch ernster, gemessener sand er sie, als sie nun auf ihn zutrat, die Hand ausstreckte und mit einem gleichsam Verzeihung suchenden Blick und fast demüthig die ersten Sätze an ihn richtete.

Starke Besangenheit zitterte durch ihre Begrüßungsworte. „Eine schmerzliche Veranlassung ist es, die uns zusammenführt. Ich weiß, was Sie meinem Vater waren, wie er Sie schätzte und wie Sie sein Vertrauen verdienten. Ich danke Ihnen in unser aller Namen für die treuen Dienste, die Sie ihm geleistet haben und seinen Hinterbliebenen noch leisten wollen. Er war ein Mann der That, wie Sie. Darf ich hoffen, daß Sie in der Erfüllung dieser Pflichten die Befriedigung gefunden haben wie er? Darf ich hoffen, daß es Ihnen stets wohl ergangen ist, daß Sie — —"

Sie stockte, das Wort „glücklich" wollte nicht über ihre Lippen. Nein, er war nicht glücklich, sie sah es. Auch Richard schwieg, und die Pause wäre für beide Theile zu peinlich geworden, wenn nicht in diesem Augenblick Susannens Schwester Dina und Graf Uglar hinzugetreten wären, um auch ihrerseits den Gast zu begrüßen. Mit ammuthigem Eifer wandte sich Susanne an ihren Bräutigam, um ihm Herrn Tromholt vorzustellen, aber der Graf unterbrach sie mit der Bemerkung, daß die Bekanntschaft des Herrn Direktors — er betonte das Wort — schon gemacht habe. Damit sprach er mit diesem einige Worte in dem höflichen, aber kühlen Ton, in dem große Herren mit ihren Untergebenen zu verkehren pflegen.

Da sich jetzt auch weitere Gäste hinzudrängten und der Diener gleichzeitig meldete, daß das Essen aufgetragen sei, nahm Susanne den Arm ihres Bräutigams, und Tromholt suchte die Herrin des Hauses auf, an deren Seite er Platz zu nehmen hatte. Herr von Atten sah Dina zu, er hatte nicht mehr Zeit gefunden, mit Tromholt ein Wort zu wechseln.

Das Mahl verlief mit jenem Ernst, den die Veranlassung bedingte. Richard, obwohl er sich tehpaft mit der Hausfrau unterhielt, beobachtete heimlich das Brautpaar. Der Graf war von zuvorkommendster Liebenswürdigkeit Susannen gegenüber, und sie

Galanterie zugeflüsterten Worten.

Es war kein Zweifel, sie liebe ihn.

Als am Abend dieses Tages Alten abreiste und Trombolt, der Zeuge denn die Geschäfte noch einige Tage in Ziel zurückhielten, ihm das Geleite zur Bahn gab, sagte der erstere: „Nun, wie gefällt Ihnen der Graf, Trombolt?“

„Ich habe noch keinen bestimmten Eindruck von ihm,“ erwiderte Trombolt ausweichend. „Seine Art ist weltmännisch, und er scheint nicht ohne Verstand zu sein.“

„Na, das wäre doch etwas,“ spottete Alten. „Aber wenn das nicht ein Exzimpp ist, will ich nicht Alten heißen! Haben Sie den Lauerudden Zug in seinem Auge nicht bemerkt? Und diese herablassende Art, mit uns zu verkehren? Gefährlich ist der Bursch, verlassen Sie sich auf mich! Der wird uns noch lehren, wer Herr und wer Diener ist! Uebrigens, ist es denn richtig, daß er nach Limforden ziehen und den Marinedienst verlassen will? Eine entsetzliche Aussicht!“

Richard schwankte, ob er Alten schon jetzt nähere Mitteilung über sein Gespräch mit der Witwe und über die testamentarischen Bestimmungen des verstorbenen Erichs machen sollte. Er entschloß sich nach einigem Zögern, auch Blancas wegen, dazu, ihm wenigstens das Nothwendigste zu unterbreiten. Nachdem dies geschehen war, wurde er Alten vor Unvorsichtigkeiten, zu denen ihn sein heftiges Wesen nur allzuleicht hinreißen könnte. „Wir beide,“ sagte Trombolt, indem er dem Scheidenden, der ihm nicht ohne Bewegung zugehört hatte, die Hand drückte, „müssen jetzt fester denn je zusammenhalten, alles hängt davon ab. Zähmen Sie Ihre Spottlust, Alten! Wir werden beide davon Gewinn haben! Wir müssen fortan wie Brüder zusammenhalten!“

„Ich schlage ein,“ rief Alten mit leuchtenden Blicken. „Und damit ich den Titel verdiene, Trombolt, auf daß wir wirklich wie Brüder verbunden seien, was sagen Sie dazu, wenn ich Ihre Schwester heirathe? Vorausgesetzt natürlich, daß sie mich nimmt!“

Trombolt lachte ausweichend. „Sie sind unverbesserlich, lieber Freund. Leben Sie wohl und grüßen Sie mir Bianca! Ich komme bald nach.“

In diesem Augenblicke setzte sich der Zug in Bewegung und Alten konnte einer gewissen Enttäuschung nicht Herr werden, daß Trombolt seine wenn auch halb im Scherz gesprochenen, aber eigentlich anders gemeinten Worte nicht ernsthafter aufgenommen hatte.

5.

Etwa um dieselbe Zeit, während das Vorstehende sich in Kiel am Schwanenweg zutrug, schritt ein Mann, der unverkennbar dem Seemannsstand angehörte, über die Adolfbrücke in Hamburg. Es war der Kapitän Larsen aus Mücken, der mit seinem Schiff nach der Hansastadt gekommen war und eben eine Ladung nach Batavia angenommen hatte.

Als er sich zu den Arkaden wandte, um dort in einem nah dem Wasser liegenden Wirthslokal einen Trunk zu sich zu nehmen, wurde sein Blick plötzlich durch eine weibliche Erscheinung gefesselt. Er stutzte, weil er seinen Augen nicht trauen zu dürfen glaubte, und blieb mit dem Ausdruck höchster Spannung stehen. Aus einem in den Arkaden liegenden Laden trat ein junges Mädchen heraus und nahm, ohne sich umzuschauen, ihre Schritte gegen den Jungfernstieg.

Larsen eilte ihr so schnell, wie er vermochte, nach, ging, als er in ihre Nähe gelangt war, scheinbar ohne sie zu beachten, vorüber, forschte aber genau in ihrem Angesicht, wandte sich dann plötzlich um und rief mit erregter Stimme: „Du! Du! Ingeborg Elde!“

Vom Entsetzen ergriffen eilte Ingeborg vorwärts, und nur der eine Gedanke beherrschte sie, auf welche Weise es ihr gelingen könne, sich aus dieser unerwarteten, furchtbaren Gefahr zu befreien.

Aber es lag nicht in Larsens Absicht, freiwillig sich wieder entgehen zu lassen, was ihm der Zufall so unerwartet in die Arme getrieben hatte.

„Ich verlange, daß Du mir Rede stehst!“ zischte er, nach dem er sie wieder eingeholt hatte. Und um sie zu täuschen und kein Aufsehen zu erregen, setzte er mit schmeichelnder Haltung und Miene hinzu: „Komm! Drüben am Jungfernstieg ist eine Bank! Ich will Dich ja nur sprechen, und was auch das Ende sei: ob Du mit mir gehst oder Deinem Worte untreu wirst, das Du mir gegeben hast.“

Aber Ingeborg Elde antwortete nicht; in raschem Lauf und immer geradeaus blickend, setzte sie ihren Weg fort, und jetzt so stürmisch und mit so ausgesprochener Angst, daß die Blicke der Vorübergehenden sich auf sie richteten.

„Geh langsam, mach kein Aufsehen!“ — flüsterte Larsen, noch immer sich beherrschend. Und „antworte! Einer Antwort bin ich doch wohl werth?“ fügte er, schon erregter, hinzu, als sie noch immer that, als sei er Luft für sie.

„Nochmals!: Antworte!“ schrie der Mann endlich außer sich vor Wuth. „Keinen Schritt weiche ich von Dir, bevor Du mir nicht Rede gestanden hast!“

In diesem Augenblick hatten sie den dem innen Wall gegenüberliegenden Hafenplatz der Dampfschiffe erreicht, die nach der Uhlenhorst fahren, und ohne Besinnen, nur dem Trieb ihrer Angst gehorchend, flüchtete Ingeborg auf das eben sich zur Abfahrt rüstende Boot.

Larsen schwankte einen Augenblick, ob er ihr folgen sollte, dann that er's, und da er einsah, daß er mit Gewalt nichts über sie vermochte, trat er mit verstellter Miene dicht an sie heran und sagte in mildem, unterwürfigem Ton: „Ingeborg! Ich bitte Dich bei unserer einstigen Liebe, antworte nur auf meine einzige Frage: Weshalb bist Du entflohen? Was hat ich Dir? — — Verzeih, daß ich so hart auf Dich einfrank! Es war doch nur die Aufregung, der Zorn über Deine Kälte. Du weißt, was Du mir angethan hast! — Nun, Ingeborg?“ —

In dem Gesicht des Mädchens rührte sich keine Muskel. Wie vordem, den Blick geradeaus gerichtet, floß sie auf die andere Seite des Boots, wo schon einige Leute standen. Es fehlten nur wenige Minuten zur Abfahrtszeit.

Wieder zauderte Larsen, da er sah, daß einige junge Männer, denen sein Benehmen aufgefallen war, sich neben Ingeborg stellten.

Allein sein Zorn, sein durch ihren Trotz nur noch gesteigertes Begehren überwog alle Vorsicht, und eben, als das Zeichen zur Abfahrt ertönte, trat er aufs neue auf sie zu.

Sein Gesicht glühte, die Adern auf seiner Stirn waren hoch angeschwollen und das blitzende Auge war thiunlichlarsen wie das eines wilden Thieres. Er sah aus wie einer, dem kein Mittel zu schlecht ist, um sein Ziel zu erreichen.

Schon wichen die jungen Leute zur Seite, und „Komm mit mir!“ befahl er Ingeborg aufs neue.

Aber da, als die Matrosen die Brücke schon weggezogen hatten und das Boot, dessen Maschine sich langsam in Gang setzte, ab stießen, faßte sie einen verzweifelten Entschluß. Mit einem Sprung war sie auf der Brüstung und, ehe die Matrosen und der ihr nacheilende Larsen es verhindern konnten, drüben auf dem Landungssteg.

Larsen wollte ihr folgen, aber die Matrosen hielten ihn auf, und, zähnefnirschend vor Wuth und Enttäuschung, blickte er der rasch Dahinfliehenden nach. — —

* * *

Als Ingeborg nach einer Stunde auf Umwegen das Haus der Baronin erreichte, war sie noch so erregt, daß ihr die Glieder bebten. Auf dem ganzen Weg glaubte sie sich von Larsen verfolgt und sie war durch das Vorgefallene so eingeschüchtert, daß sie mehrere Tage lang nicht wagte, die Wohnung zu verlassen. Sie wußte, ihr früherer Verlobter werde alles aufbieten, ihren Aufenthalt in Erfahrung zu bringen.

Ingeborg Elde und Klaus Larsen kannten sich seit ihrer Kindheit, die sie beide in Mücken, wo ihre Eltern als Nachbarn und gute Freunde lebten, verbracht hatten. Etwa um dieselbe Zeit hatte Ingeborg die Mutter, Klaus seinen Vater verloren, und wie das freundschaftliche Verhältniß zwischen dem alten Peter Elde und der Witwe Larsen durch diesen beiderseitigen Verlust nur noch mehr gefestigt wurde, so betrachteten sie auch ihre Kinder mehr und mehr als zueinander gehörig trotz der großen, sich früh äußernden Verschiedenheit ihrer Anlagen. Inge borg war ein ernstes, schüchternes Kind, Klaus ein derber, gewaltthätiger Junge, und wenn jene auch ohne mütterliche Leitung der angeborenen Richtung ihres Charakters treu blieb, so war der Mangel einer strengen väterlichen Zucht für diesen von den schad lichsten Folgen. Früh hatte sich Klaus Larsen daran gewöhnt,

den Beschützer der kleinen Ingeborg Elbe zu spielen, er vertrat mit kräftiger Faust ihre Partei, wo immer es unter den Kindern Zank und Streit gab, und Ingeborg ließ sich das gern gefallen, ja, es schmeichelte ihrer Kindeseitelkeit, den starken, muthigen Burschen zum Ritter zu haben. Allein aus dem Recht des Beschützers, das sie ihm einräumte, leitete er schon früh auch ein künftiges Besitzrecht her.

Schon als die Kinder noch zusammen spielten, dachten die Alten, wenn sie des Abends auf der Bank saßen: „Aus den beiden muß einmal ein Paar werden!“ Bald aber dachten sie's nicht nur, sondern sie sagten sich's, und mit der Zeit wurde es zu einem bindenden Vertrag zwischen ihnen, an dem sie mit der ganzen Zähigkeit ihres Alters und Standes festhielten, blind gegen alle Hindernisse, die sich ihrem gemeinsamen Wunsch etwa in den Weg stellen mochten.

So standen die Dinge, als Klaus Larsen seine erste Seereise antrat. Um diese Zeit erkrankte eine Verwandte von Ingeborgs Mutter, welche in Kopenhagen lebte, und erbat sich Ingeborgs Besuch zu ihrer Pflege und Gesellschaft, wogegen der alte Elbe nichts einzuwenden hatte. Der erst nur auf kurze Zeit berechnete Besuch verlängerte sich, Ingeborg verbrachte mehrere Jahre im Haus der Tante, wie man jene in der Familie nannte, und erhielt dort eine Erziehung, die weit über ihren Stand hinausging.

Gleichzeitig mit Larsen kehrte sie nach Mücken zurück, blühend und kraftvoll in ihrer äußeren Erscheinung und mit Lebensanschauungen, die von denen in ihrem Vaterhaus wesentlich abwichen, wenn auch die Liebe zu ihrem Vater und ihr kindlicher Gehorsam nicht darunter gelitten hatten. Nur diesen Gefühlen der Pietät verdankte es Larsen, daß sie jetzt, dem Drängen der beiden Alten mehr als Larsens stürmischer Werbung nachgebend, seine Braut wurde.

Indessen er sich zu einer zweiten Reise anschickte, ging sie, gleichsam zur Vorbereitung für ihren künftigen Beruf, nach Limforden zur Miethilfe bei der Wirthschaft und dort sah sie zum ersten Male Richard Trombolt. Sie sah ihn und liebte ihn. Nun erst erkannte sie die Kluft, die sie von Larsen trennte, allein es war ihr Verhängniß, daß sie diesem nur um so sicherer in die Arme trieb. An eine Erwiderung jenes Gefühls, dessen überwältigender Stärke sie sich selbst erst nach und nach bewußt wurde, von seiten Trombolts wagte sie nicht zu denken. Mit dem scharfen Blick aller Liebenden hatte sie rasch erkannt, daß sein Herz einer anderen gehöre, aber auch abgesehen davon stand er in ihren Augen viel zu hoch über ihr, als daß sie je hoffen konnte, die Seine zu werden. Die achtungswolle Güte, mit der er ihr begegnete, vermehrte unter solchen Umständen nur ihre Seelenqual, ihr Stolz gebot ihr, zu fliehen vor dem, zu dem ihr Herz sie hinzog, und als nun, gerade da dieser Kampf widerstrebender Gefühle am heftigsten tobte, ein Brief von Mücken eintraf, der ihr Larsens Rückkehr nach bestandenem Steuermannsexamen meldete und sie schleunigst dorthin rief, da jener nun ein eigenes Schiff erworben hatte und der Hochzeit kein Hinderniß mehr im Weg stand, da hielt sie dies für einen Wink der Vorsehung, dem sie gehorchen mußte, und reiste entschlossen, wenn auch mit angstvollen Empfindungen von Limforden ab. Der innere Kampf hatte ihre Kraft erschöpft, und mit einer Art stumpfsinniger Ergebenheit ließ sie die Ereignisse ihren Lauf nehmen.

Allein sie hatte sich doch zuviel zugetraut. Larsen, dessen brutal sinnliche Natur jetzt, da er dem Ziel seiner Wünsche so nahe stand, groß zu unverhüllt hervortrat, empörte sie durch seine zudringliche Zärtlichkeit um so mehr, als immer noch das Bild Trombolts vor ihrer Seele schwebte.

Da geschah es, daß Ingeborg, als sie eines Abends spät vom Besuch einer Freundin heimkehrte und ihr Weg sie durch eine in die Hauptstraße von Mücken einmündende Lindenallee führte, die mißverständliche Zeugin einer Scene wurde, die sie mit Grausen und Abscheu erfüllte. Aus einer Laube an dem von Gärten begrenzten Weg drang nämlich ein lebhaft geführtes Flüstergespräch an ihr Ohr und vernahm sie, da sie deutlich ihres Bräutigams Stimme unterschied, einen Augenblick stillzustehen. Sie vernahm, daß Larsen einer anderen, in der sie an der Stimme eine längst auf leichtsinnige Wege geratene Schulfreundin erkannte, zärtliche Liebesworte zuflüsterte und sie der Fortsetzung des früher begonnenen Liebeshandels versicherte, auch wenn Ingeborg sein Weib werde.

Sie hörte nichts weiter, ein Schauder ergriff sie vor der Verdorbenheit des Menschen, dem sie in wenigen Tagen angehören sollte, und sie irrte einen Theil der Nacht planlos am Meeresstrand umher, entschlossen, eher zu sterben, als das über sich ergehen zu lassen.

Der Gedanke an ihren Vater allein hielt sie noch von der Ausführung solchen Entschlusses zurück. Als aber die Ereignisse unaufhaltsam ihren Lauf nahmen, der Tag der Hochzeit herankam und mit ihm Trombolt, da, im letzten Augenblick, wo sie sich zu der Kirchfahrt schmücken sollte, bäumte sich ihre beleidigte Weiblichkeit auf und bestimmte sie, alle anderen Gefühle zurückzudrängen, zur Flucht.

Wohin aber sollte sie sich wenden, um der Verfolgung zu entgehen? In ihrer namenlosen Verwirrung, ihrer völligen Fassungslosigkeit sah sie außer dem Tod nur ein Asyl: bei Trombolt! Er würde sie beschützen, das wußte sie, und er würde sie auch verstehen und entschuldigen, wenn sie ihm alles gestand. Alles Nein, alles durfte sie ihm nicht gestehen, aber doch die Gründe ihrer Losreißung von Larsen. Er allein auf der Welt auch konnte ihr helfen, und so flüchtete sie sich denn, alle anderen Bedenken niederkämpfend, zu ihm. —

Inzwischen hatte Larsen, anstatt, wie es vor seiner Ernennung mit Ingeborg seine Absicht gewesen war, Hamburg am nächsten Tage wieder zu verlassen, nicht gerruht, bis es ihm gelungen war, die verlorene Spur des Mädchens wieder ausfindig zu machen.

Am sechsten Tage nach der erwähnten Begegnung brachte die Post einen Brief, der Ingeborg in eine neue furchtbare Aufregung versetzte.

„Ich liege im Hotel zum Englischen Hause in der Admiralitätstraße hoffnungslos, vom Arzte aufgegeben, daniederr. Mein Mitleid beinahe mich, damit ich Dich noch einmal vor meinem Ende sehe!

Klaus Larsen.“

Mehrere Stunden verflossen, ehe sich Ingeborg zu einem Entschluß aufzuraffen vermochte. Endlich siegte das Mitleid und sie entschied sich zum Gehen. —

In Limforden war inzwischen ein Schreiben aus Kiel eingelaufen, in dem Frau Ericius neben anderen nicht unwichtigen Dingen mitgetheilt hatte, daß Graf Uxlar sich endgültig entschlossen habe, künftig in Limforden seinen Wohnsitz zu nehmen und daß der Hochzeit, sobald dies schicklicherweise mit dem traurigen Vorfallen zu vereinbaren sei, stattfinden werde. Da Uxlar schon in wenigen Tagen seinen Austritt aus der Marine bewirkt haben würde, habe sich das Brautpaar entschieden, nach dem Gute zu reisen, um sich seine künftigen Wohnräume anzusehen und einen Ueberschlag zu gewinnen, was etwa an Mobiliar und sonstiger Einrichtungsgegenständen anzuschaffen sein werde. Gleich mit dem Frühlingsanfang solle dann die Uebersiedelung stattfinden, und Frau Ericius bitte sämmtliche Betheiligte, ihrer Tochter und Uxlar möglichst in allem Vorschub zu leisten. Im übrigen erwarte sie Richard baldmöglichst in Kiel behufs weiterer Rücksprache.

„Also die ganze Generalität wird ihr Stand-mariier hier bezeichnen! Na, das wird ja fortan ein paradiesisches Leben werden!“ — stieß Atten heraus. „Ich sehe schon alles vor mir! Der Graf wünscht dies und wünscht das, der Graf ist schlechter Laune, der Graf sindet, glaubt, meint, erwartet, befiehlt — hurra, der Graf wird die Tarantel unseres Daseins werden, und wir werden jeden Tag die Zeitungen studieren, ob etwa ein Nachtwächterposten in Buxtehude oder anderwärts in der dunklen Welt frei geworden ist. — Und Sie, Trombolt, werden natürlich ganz ruhig bleiben! Aber passen Sie auf, zuletzt werden auch Sie den Spaten ins Moor stoßen, drüben die Dampfoenliie pfeifen lassen, welche Melodie sie wollen, und rufen: ‚Ich danke, ich danke, ich danke! Sucht euch das Lustthier eurer Launen anderswo!‘ — Wahrhaftig, wenn mir der alte Besserwisser Ericius nicht gar zu zuwider gewesen wäre, jetzt könnte ich beten, daß er wieder auferstehen möge —“

Atten stockte plötzlich und mußte mit einer Mischung von Ernst und Humor die Züge Biancas, die bei den beraihschlagenden Männern saß. Dann fuhr er in seiner lebhaften Weise fort: „Ah, meine gnädige Frau, Sie schelten wieder! Ja, Sie schelten! Ich seh's an Ihren unmuthig zuckenden Nasenflügeln, die sich immer im Halbkalt bewegen, wenn ich einen nach Ihrer Ansicht strafwürdigen Einfall habe! Aber ich kann nicht dafür. Mozart kann ich nicht für Gold erklären. Und fragen Sie nur Seine Hochwohlgeboren Herrn Direktor Richard Trombolt, ob er sich der kommenden Dinge freut!“

Richard und Bianca lachten, aber ehe sie antworten konnten, ward von der alten Maricken eine Depesche für den ersteren gebracht. Dieselbe kam aus Hamburg und lautete in dänischer Sprache:

„Kommen Sie, ich beschwöre Sie, sofort Hotel Englischen

Photogravüre im Verlage der Photographischen Union in München.

Am Kamin.

Nach einem Gemälde von Paul Höcker.

Hof. Larsen hier. Hält mich gefangen, will mich mit aufs Schiff schleppen. Jugeborg."

Richard sprang auf. „Auch das noch!" rief er, und den andern die Depesche übergebend, eilte er hinaus, um mit seinem Diener die das Nähere wegen seiner schleunigen Abreise zu besprechen.

Am nächsten Morgen fuhr Richard Trombott trotz gerade dringlicher Geschäfte ab und empfahl seine Schwester der Fürsorge Attens.

Zwischen diesen beiden hatte sich ein sehr warmes Verhältniß entwickelt. Ihre Vertraulichkeit wuchs durch das öftere Zusammensein, sie ergänzten sich gegenseitig, und der Wunsch, einander ganz anzugehören, lag für beide nahe, und doch wagte sich keines mit seinen Gedanken heraus.

Bianca erwartete das befreiende Wort von Atten, und da dieser, der sich in seiner Stellung nicht mehr sicher fühlte und vermögenstos war, sich über allgemeine Andeutungen, die er zur Vorsicht noch meist in ein scherzhaftes Gewand kleidete, nicht hinausstrante, so blieb sie, wenn sie auch an seiner Neigung nicht zweifeln konnte, doch unsicher über deren innere Wahrheit.

Als sie am folgenden Tage, nachdem Atten seine Geschäfte erledigt hatte, beim Mittagessen beisammen saßen, sagte Bianca:

„Fast hätte ich's vergessen! Es war schon lange mein Wunsch, einmal das Innere des Herrenhauses drüben in Augenschein zu nehmen. Ist das möglich?"

Atten bejahte bereitwillig. „Wenn's Ihnen genehm ist, gehen wir nach dem Kaffee hinüber. Ich schicke gleich zum Rastellan, daß er die Fenster öffnet, damit Sie nicht von der dumpfen Luft beschwert werden."

„Ich danke! Ist etwas Sehenswerthes darin?"

„Na, nicht allzuviel! Der Besitz gehörte ursprünglich der Familie Tolk, die ihn an Herrn Ericins mit allem, was drum und dran war, verkaufte."

„Ah! Dann getraf'st's mich doppelt, hineinzugucken," erklärte Bianca lebhaft. „Für solche alte Familienstüte habe ich eine ungemessene Schwärmerei. Wenn ich Geld hätte, würde ich mir einen solchen Besitz kaufen. — Sagen Sie übrigens, Herr von Atten, giebt's hier gar keine Nachbarn? Mit wem wollen die Utlars denn überhaupt verkehren?"

„Gewiß! Allerdings! Im nächsten Umkreise nach Osten und Norden befinden sich sehr schöne Güter. Da wohnen die Grafen Estrupp und Kollund, die Familien von Eyben und von Scheele und ganz in unserer Nähe auf seinem prachtvollen Schloß der jetzt eben von seinen Reisen zurückgekehrte Graf Esbern Snarre. Ihn kennenzulernen, würde Sie jedenfalls interessieren. Ein nicht gewöhnlicher Mensch und liebenswürdiger Egoist! Lassen Sie sich von Ihrem Herrn Bruder vom Grafen Esbern Snarre erzählen! Er kennt ihn sehr genau. Ich sah ihn bis jetzt nur zweimal flüchtig."

Bianca bewegte halb zustimmend, halb abwehrend den Kopf. „Die Tage meines Hierbleibens sind gezählt," erwiderte sie. „Wenn Richard wieder eintrifft, muß ich mich doch endlich zur Heimreise rüsten."

„Wie, Sie denken wirklich daran?" rief Atten erschrocken. „Nein, nein, das darf nicht geschehen, ich — —" er stockte, blieb eine Weile stumm und nachdenklich und schlug dann im feierlichen Ton: „Zunächst also werden Sie das alte Schloß besichtigen. Es soll natürlich, wie man das von einem so alten Erbsitz erwarten kann, auch nicht an einem Hausgeist. Passen Sie auf, daß er Sie nicht festhält!"

„Das wird ja immer interessanter," lachte Bianca.

Das Limforder Herrenhaus war ein nicht nach einem ein heitlichen Plan aufgeführter Bau, sondern stellte sich als eine im Laufe der Jahrhunderte vielfach veränderte und erweiterte und jedes rechten äußeren und inneren Zusammenhanges entbehrende Gruppe von Gebäuden dar. Es war mehr altertümlich als schön, und in ersterer Beziehung fesselte der ringsum eingeschlossene große Schloßhof, der einen kunstvoll in Sandstein ausgemeißelten Brunnen und eine ganz eigenartig ausgestattete Kapelle besaß, über deren Eingang sich das alte Tolkische Wappen befand.

Als Atten und Bianca im Mittelbau, den sogenannten corps de logis, die steinerne Doppeltreppe emporstiegen, flammte die letzte über die schönen Verhältnisse des Treppenhauses, die hohen, mit Stuck bedeckten Wände und Deckengewölbe.

„Ah! Das ist ja königlich!" rief sie.

„Ja wohl," spottete Atten, „aber wer hat etwas davon? Die schönen Räume stehen öde und verlassen, und ob Graf Ulstar gerade der Mann ist, sie mit neuem Leben zu erfüllen, scheint mir doch sehr zweifelhaft. Die alten Ritter sind todt, es zieht nach Moder überall. Sehen Sie zum Beispiel hier!" — und er führte sie durch mehrere, mit altertümlichem Hausrath spärlich ausgestattete Zimmer, in denen vergilbte Familienbilder hingen — „da hängen sie, die edlen Grafen und ihre hochgeborenen Damen!"

Endlich traten sie in einen oval gedachten Saal mit hoher gewölbter und bemalter Decke, von der ein verstaubter, mehrfarbiger Kronleuchter herniederhing. Das übrige Mobiliar bestand aus zwei Stühlen mit altem gestickten Seidenüberzug, die sich an den beiden entfernteren Punkten der Ellipse gegenüberstanden.

„Hier wohnt der Schloßgeist," scherzte Atten. „Bitte, nehmen Sie gefälligst auf jenem Stuhl Platz, ich werde mich auf jenen verfügen, und nun bringen Sie sich tief herab, legen Sie Ihr Ohr an die Wand und horchen Sie, was er Ihnen sagt! Es soll, wie die Sage geht, von tiefer Bedeutung sein, und die Hauptsache ist, daß Sie ihm richtig antworten, wär's selbst mit seinen eigenen Worten. Sie brauchen Ihre Antwort nur gegen die Wand zu flüstern, das Echo trägt sie weiter, denn es ist ein Echoseal, in dem wir uns befinden. Das Echo trägt nie! Glauben Sie ihm unbedingt, es ist die Stimme des Geistes!"

Und nun stellte sich Atten wie ein Beschwörer hin, streckte die Arme zur Decke empor und sprach mit feierlichem Ton: „Erhabener Geist, der Du in diesen Räumen throne, in die Herzen der Menschen siehst und ihnen durch die Wand Dein Orakel verkündest, erhöre uns, sei uns gnädig!"

Bianca, sehr betroffen durch diese Einleitung, hatte schon ihren Platz eingenommen, und Atten eilte zu dem seinigen.

„Sind Sie bereit, gnädige Frau?" fragte er.

„Ja," erwiderte sie.

„Und auch in der nothwendigen feierlichen Stimmung?"

„Gewiß!"

Es entstand eine Pause.

Eine eigenthümliche Stimmung kam über Bianca von Gunar. Dieser hallenartige, abgeschlossene, mit einer eigenthümlich dumpfen warmen Luft erfüllte Raum, in den eben die Spätsonne ihre letzten Strahlen warf, gab ihr ein Gefühl des Alleinseins und erfüllte sie zugleich mit einer seltsam unbestimmten Sehnsucht.

Gedanken an die Trennung von Limforden, die ihr bevorstand, der für sie stets einsame Aufenthalt in Hamburg, die Zukunft, die Erinnerung an die angenehmen Stunden, die sie mit Atten in diesen Wochen verlebt hatte, beschäftigten ihr Inneres und machten sie weich und liebebedürftig.

„Mit Verlaub, Frau Baronin!" rief Atten. „Hat er noch nicht gesprochen?"

„Kein Wort."

„Und hören Sie auch deutlich?"

„Sehr gut!"

„Also jetzt, am besten wär's, Sie wiederholten gleich die Worte!"

Bianca lauschte, es klang erst wie ein Brausen durch die Wand, und dann vernahm sie deutlich die Worte:

„Bianca von Gunar, ich liebe Sie."

Ihr Herz pochte, doch zwang sie sich zu einem Scherz. „Der Geist?" rief sie hinüber. „Wie seltsam! Lieben denn Geister?"

„Nicht der Geist," klang es zurück. „Ich liebe Dich! Ich liebe Dich!"

Hierauf blieb alles still.

„Gegen die Wand müssen Sie die Antwort flüstern," ermunterte Atten drängend.

Er horchte schier athemlos, aber alles blieb still.

„Haben Sie auch nichts gehört?" fragte er wieder, und „Sie wollen nicht hören!" setzte er mit weicher Stimme hinzu.

Eine Fliege summte durch den Saal, Atten hörte das laute Schwirren ihrer Flügel, bis es verklang, und jetzt ging ein Sausen durch die Wand, und endlich ihre Stimme, die das Echo ihm zurug:

„Kann die Wand von Liebe sprechen?
Hart und spröde ist ihr Stein;
Aus dem Herzen muß es brechen,
Soll es wahre Liebe sein."

Attens Züge hellten sich auf, und während ein seliges Erwarten in seine Augen trat, gab er nach kurzem Besinnen zurück:

„Nein, mein Mund sprach diese Worte,
Und die Wand sprach sie nur nach,
Und da er des Herzens Pforte,
War es Wahrheit, was er sprach!"

Eine Weile blieb drüben alles still, dann klang es von neuem an das Ohr des athemlos Horchenden:

„Nicht im flücht'gen Eclospiele
Thun sich wahre Liebe kund,
Kühnen Muthes stimmt ihr zum Ziele,
Keinen Mittler braucht ihr Mund."

„Wirklich?" rief Alten stürmisch, und selige Freude blitzte aus seinen Zügen. Am liebsten wäre er gleich aufgesprungen und zu ihr hinübergestürmt, allein er bezwang sich. Halb Kleinmuth, halb der Wunsch, das anmuthige Spiel noch eine Weile fortzusetzen, trieb ihn, die folgenden Worte wieder an die Wand zu richten:

„Lieb', die sich mit Kühnheit drücket,
Kam zu Fall oft dicht am Ziel —"

aber da stockte er, die Reime waren ihm ausgegangen. Schlagfertig antwortete die Stimme drüben:

„Wen's nach ihrem Glück gelüstet,
Fragt nach der Gefahr nicht viel."

Jetzt vermochte sich Alten nicht länger zu beherrschen. Aufspringend wandte er sich um.

Da stand Bianca von Gunar am entgegengesetzten Ende des Saales, und auch sie hatte ihr schönes, glückstrahlendes, von tiefer Röthe übergossenes Antlitz ihm zugewandt, ihr Athem ging heiß, ihr Körper zitterte vor verhaltener Erregung; und durch den einsamen Saal fluthete das Abendlicht und wob eine Glorie um ihre Gestalt.

Mit wenigen Schritten war er bei ihr, er wollte sich vor ihr niederlassen, aber sie zog ihn zu sich empor. „Ich liebe Dich," klang es fast gleichzeitig von seinen und von ihren Lippen, und mit einem Glückskreis zog er sie in seine Arme.

— —

6.

Reichlich vierzehn Tage nach dem Vorerzählten kehrte Richard Tromholt nach Linsforden zurück. Nur ein Brief war während dessen zwischen ihm und den Zurückgebliebenen gewechselt worden. Bianca hatte Richard ihre Verlobung angezeigt, und der letztere in der Entgegnung seiner unverhohlenen Freude Ausdruck verliehen.

„Was ich alles Unerfreuliches erlebt habe, werde ich Euch mündlich mittheilen," hatte er hinzugefügt, „Ihr werdet bei meinem Bericht glauben, daß ich Euch den Inhalt eines Romans erzähle."

Diese Mittheilungen hatten die Verlobten in die größte Spannung versetzt und machten es begreiflich, daß sie es kaum erwarten konnten, den mündlichen Bericht Richards zu hören, der jetzt seiner Schwester und Alten gegenübersaß.

„Wie ich Euch schon andeutete," begann er, „hatten sich kurz vor Ericius' Tode starke Geschäftsverluste eingestellt, die auch wohl nicht zum wenigsten dazu beigetragen haben, des Kranken Zustand zu verschlimmern. Frau Ericius wußte davon nichts und erfuhr erst die Thatsachen aus meinem Munde bei Gelegenheit meiner ersten Anwesenheit in Kiel.

Aber damit ist nur über einen kleinen Theil des Geschehenen berichtet. Es war mir bei meinen Besprechungen mit Acht, einem anscheinend ruhigen und ehrbaren Manne, schon sehr verdächtig, daß er die von mir verlangte Nachzählung der Barmittel in Geld und Papieren zu verzögern suchte. Einmal hatte er die Schlüssel nicht zur Hand, und am folgenden Tage, als wir den von ihm angefertigten Abschluß nochmals durchgingen und ich hinwarf, ich könnte den Abschluß nur unterzeichnen, wenn ich selbst in die Barbestände Einsicht genommen hätte, suchte er abermals Ausflüchte.

Endlich gab er, sichtlich schwankend, nach und öffnete den Eisenwandschrank. Ich begab mich nun an die Durchsicht, fand auch alles, wie es verzeichnet war, und wollte ihm schon meinen Argwohn abbitten, sein eigenthümliches Wesen auf seinen körperlichen Zustand oder auf eine bedeutungslose Sonderbarkeit schieben, als ich endlich an die überschriebenen Packete kam, in denen sich die Bestände an Werthpapieren befinden sollten.

Acht holte diese Bündel hervor und warf leicht hin, ich wolle wohl nicht jedes einzelne durchzählen. Der Bestand sei genau auf den Umschlägen verzeichnet.

Einen Augenblick besann ich mich, weil ich ihm kein Mißtrauen zeigen wollte, dann aber, mich meiner Verantwortlichkeit erinnernd, bestand ich auf einer genauen Prüfung.

Während ich eins der Packete aufschnürte, entfernte sich Acht mit den Worten: ‚Verzeihen Sie, bitte, einen Augenblick, ich bin gleich zurück!'

Ich nickte zerstreut und mit einem Bitte, lassen Sie sich durchaus nicht stören!' begab ich mich an die Untersuchung."

Tromholt machte eine Pause und lehnte sich in seinen Stuhl zurück, und dann hörten die in athemloser Spannung ihm Zuhörenden die folgenden dumpf hervorgestoßenen Sätze:

„Man hat Acht seitdem nicht wiedergesehen. Man meint, daß er sich das Leben genommen hat. In den Packeten aber fand ich nichts weiter als werthloses Papier, und Frau Ericius besitzt heute außer der Herrschaft Linsforden — wohl soviel wie nichts!"

„Mensch, Sie scherzen!" — „Richard, um Gotteswillen!" drang es zu gleicher Zeit aus dem Munde Altens und Biancas.

„Ja, ja!" bestätigte Richard Tromholt. „Die Firma muß liquidirt werden, und nur wenn wir besonderes Glück haben, kann jeder zu dem Seinen kommen! Aber für Linsforden fehlt das Betriebskapital, und da die begonnenen Unternehmungen eben erst Erträge abzuwerfen beginnen, so ist Frau Ericius jedenfalls in einer bedenklichen Lage und wird möglicherweise nur unter großen Einschränkungen leben können."

Tromholt hielt inne, und eine längere Pause trat ein, während der jedes seinen Gedanken nachhing.

Alten und Bianca dachten auch an das von ihnen unter so gehobenen Erwartungen eingegangene und nun vielleicht aussichtslos sich gestaltende Bündniß ihrer Herzen. Altens gegenwärtige Lebensstellung war möglicherweise in Frage gestellt, denn es blieb zweifelhaft, ob Linsforden nicht verkauft werden mußte.

Endlich nahm Alten das Wort und sagte mit schwerer Stimme: „Was meinen Sie, was nun werden soll, Tromholt?"

„Ja, lieber Freund," entgegnete Tromholt, erhob sich und ließ die beim Nachsinnen unwillkürlich emporgezogenen Schultern herabfallen, als ob sie durch einen Druck von oben herabgepreßt würden, „ich weiß es zur Stunde selbst nicht. Sie können sich ja denken, wie viele Gedanken auf mich einstürmen und wie schwer es ist, das Für und Wider abzuwägen. Wir haben es mit vier verwöhnten und erwerbsunfähigen Personen zu thun, der Wittwe, den zwei Kindern und dem Grafen Utzlar, der unglücklicherweise schon seinen Abschied genommen hat und den starke Einbildungen bezüglich Linsfordens beherrschen. Wenn hier die Werke nicht wären, würde ich vielleicht versuchen, das Kieler Geschäft für die Familie fortzusetzen. Aber ohne Acht, der, bis er zum Spekulanten und Diebe ward, ein ausgezeichneter Kaufmann war, traue ich mich doch nicht, allein eine mir so fern liegende Sache zu übernehmen. Ich müßte auch Geld und Kredit anschaffen, und diese brauchen wir für Linsforden dringend.

Geht alles gut, so können die Werke eine neue Silberader für die Ericius'sche Familie werden, aber viele, viele Jahre sind nöthig, zumal da eigene Mittel nicht mehr zur Verfügung stehen. Linsforden mit allem, was drum und dran hängt, zu verkaufen, ist ein dritter Plan, aber vielleicht fast der schlechteste im jetzigen Augenblicke. Ich weiß es nicht!

Dabei liegen die Dinge so, daß gegenwärtig nicht einmal das Nothwendigste vorhanden ist. Die Familie hat Ansprüche, das Schloß soll hergerichtet werden, da Utzlar in vier Monaten heirathen will —"

Hier unterbrach Alten Tromholts Rede. „Schloß einrichten? Heirathen? Sind die Leute wahnsinnig?" rief er, stockte jedoch plötzlich, seines eigenen Liebesglückes gedenkend.

Tromholt aber sagte nichts und ließ sich in einer dunkleren Ecke des Gemaches nieder.

„Mein armer, lieber Bruder!" stieß Bianca in tiefem Mitgefühl heraus und trat Richard näher. Ihre Hand legte sich auf seine Schulter und blieb darauf ruhen.

Richard wehrte ihr mit sanfter Bewegung und trat wieder an den Tisch zurück. „Ich habe Euch noch nicht von Hamburg berichtet," sagte er, sich aufraffend. „Nicht minder traurig ist, was ich dort erlebte. Ich erzwang mir den Eintritt in das Innere des Hotels, in dem der Schmerz, der Larsen, Angehörn Ethe duchfäblich gefangen hielt. Unter dem Vorgeben, er liege im Sterben und wolle sie nur noch einmal sehen, hatte er sie dorthin getockt, ihr dann aber gleich erklärt, er werde sie mit aufs Schiff nach Batavia nehmen.

Dem Hotelbesitzer und den Angestellten hatte er vorgespiegelt, sie sei seine Schwester und wahnsinnig. Man möge auf ihre Reden nicht hören und, falls sie Lärm während seiner Abwesenheit mache, darauf nicht achten. Seine biedere, Vertrauen erweckende Miene und Sprache hatten den Besitzer gefänglich, und so fand ich denn das arme Geschöpf, das einen der Kellner bestochen hatte, das Telegramm an mich abzusenden, in einem geradezu unbeschreiblichen Zustande.

In derselben Stunde nahm ich sie mit und schrieb auf einen Briefbogen, den ich in einen Umschlag steckte: „Ich, Richard Trumbolt von Limforden, nahm Fräulein Jngeborg Elde in meinen Schutz und warne Sie, das Mädchen in irgend einer Weise ferner zu belästigen. Sollten Sie meiner Mahnung keine Folge leisten, so werde ich die Gerichte um Hilfe anrufen und behalte mir vor, dieses auch noch zu thun, wenn Sie von Ihrer Reise zurückkehren.“

„Und ist sie wieder in meiner Wohnung?“ fragte Bianca, die diesem neuen Bericht mit wahrer Angst zugehört hatte. Auch Alten sprach auf Trumbolt ein und forschte voll Theilnahme nach den Vorgängen.

„Nein! Ich habe Jngeborg zu Frau Ericius gebracht, dieser alles mitgetheilt und als einen Beweis ihrer Freundschaft gefordert, daß sie das Mädchen wie eine Hausgenossin aufnimmt, bis sie auch über sie einen Entschluß gefaßt haben werde. Natürlich schien Graf Ulzlar diese Sache sehr überflüssig zu finden und legte ein großes Wohlgefallen über mein Erfinden an den Tag.“

„Ja, ja! Dieser Graf Ulzlar!“ stieß Alten heraus. „Jch könnte diesem hochmüthigen, pomadisirten Fuchs den Hals umdrehen, so verhaßt ist er mir. Eins nur begreife ich nicht: wie konnte sich ein Mädchen wie Susanne Ericius in einen solchen Menschen verlieben!“

Bianca winkte ihrem Verlobten zu, nicht weiter zu reden; sie wußte, wie ihr Bruder unter der dadurch wieder geweckten Erinnerung litt.

Aber Richard sagte mit einem traurigen, zustimmenden Blick: „Sie haben recht, Freund! — Ich sah auch schon zweimal Thränen in ihren lieben, schönen Augen, deren Anblick mich zu sagbar schmerzte — — —“

(Fortsetzung folgt.)

Zur Jubelfeier der Buchdruckerkunst.

Von Eduard Grosse.

Zum zweiten Male in diesem Jahrhundert begehen wir eine Feier, welche die Theilnahme aller Gebildeten finden wird, denn sie berührt nicht nur die Angehörigen eines Landes oder Standes, sondern sie berührt die gesammte Menschheit. Diese Feier gilt der Buchdruckerkunst, deren Erfindungsjahr man etwas will kürzlich auf das Jahr 1440 festgesetzt, die hiernach gerechnet also 450 Jahre im Dienste der Menschheit gestanden und segensreich gewirkt hat. Es dürfte überflüssig sein, die Wohlthaten aufzuzählen, welche wir der Erfindung Gutenbergs verdanken. Jedermann weiß, daß dieselbe sofort im Dienste der Wissenschaft, Kultur und Aufklärung stand, daß sie in diesem Dienste groß ward und mächtig auf die geistige Entwickelung der Menschheit einwirkte. Ihr verdanken wir zum großen Theil unsere geistigen und gesellschaftlichen Freiheiten, den hohen Stand unserer Wissenschaften, die Blüthe unseres Jndustrie- und Gewerbslebens.

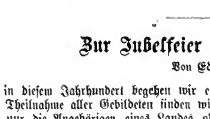


Abbildung 1. Holztafeldruck.

Die früheren Jubelfeste, die schon in den Jahren 1740 und 1840 gefeiert wurden, waren leider noch von wenig erbaulichen Streitigkeiten über den zeitlichen Vorrang der Erfindung umschwirrt, was heute und in Zukunft nicht mehr der Fall sein kann. Andere Nationen machten der deutschen die Ehre streitig, den Erfinder der Buchdruckerkunst zu den Ihren zählen, die das Kind ihres Landes nennen zu dürfen. So wurden noch und neben einander der Holländer Koster, der Jtaliener Castaldi und Luttenberg der Böhme von ihren Landsleuten als Erfinder hingestellt. Dem vermeintlichen Erfinder Koster errichteten die Holländer sogar zwei öffentliche Denkmäler und begingen zu dessen Ehre im Jahre 1821 eine Gedenkfeier. Gegen diese Entstellung der geschichtlichen Wahrheit erhoben sich aber deutsche Gelehrte, und der Federkrieg ward mit den schärfsten Waffen geführt. Alle erreichbaren Urkunden wurden hervorgesucht, von leichtfertigen Männern Urkunden gefälscht, von der ehrlichen Partei die Fälschungen mit Aufwand großen Scharfsinns wieder nachgewiesen, und endlich, nach jahrelangem Ringen, ward der guten deutschen Sache ein glänzender Sieg erfochten. Nicht wenig förderte diesen Sieg ein holländischer Geschichtschreiber selbst, Dr. A. v. d. Linde, welcher mit offener Unparteilichkeit prüfte und schließlich das mit Fälschungswuth umhüllte Märchen von Erfinder Koster, Castaldi und auch vom böhmischen Kuttenberg dahin verwies, wohin es gehört, in die Welt der Hirngespinste.

Doch nicht nur die Ausländer, sondern auch die Deutschen trugen möglichst zur Verwirrung der geschichtlichen Thatsachen bei. Gutenberg selbst hat sich bekanntlich auf keinem seiner Druckerzeugnisse als Erfinder der Buchdruckerkunst oder als Drucker eines Buches genannt. Dieses fast unbegreifliche Schweigen kann den Fälschern ungemein zu statten, da es auf dies Werk leicht war, dem rechtmäßigen Erfinder seinen Ruhm zu entreißen und den Ehrenkranz einem andern zuzuerkennen. Den ersten dahingehenden Versuch machte bereits ein Enkel des Gutenbergschen Geschäftstheilhabers Fust, welcher im Jahre 1509 behauptete, sein Großvater Johann Fust sei der eigentliche Erfinder der Buchdruckerkunst. Diese Lüge ging nicht nur in andere Schriften über, sondern sie reizte auch den Straßburger Drucker Johann Schott, seinen Großvater Mentel, welcher einer der ältesten Buchdrucker gewesen sei, gleichfalls als Erfinder hinzustellen. Hieraus entwickelte sich die Sage, Mentels Diener Gensfleisch sei nach Mainz entflohen und habe dort den Mentelsche Erfindung im Verein mit Gutenberg ausgebeutet.

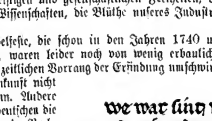


Abbildung 2. Aus der Heidelberger Liederhandschrift.

Auf Grund dieses Mentelschen Märchens entstand ein Streit über den Vorrang zwischen den Städten Straßburg und Mainz. Den Pseudoerfinder Mentel mußten die Straßburger allerdings aufgeben, dafür suchten sie sich jedoch zu entschädigen, indem sie Ansprüche auf Gutenberg geltend machten. Dieser scheint seine Jugendjahre thatsächlich in Straßburg verlebt zu haben, vielleicht wurde er sogar da geboren, wie einige Forscher nicht abgeneigt sind, anzunehmen. Wahrscheinlich hat er in Straßburg auch schon den Gedanken seiner Erfindung gefaßt, vielleicht schon die ersten Versuche unternommen. Ob jedoch die Erfindung dort zur Reife gediehen, ist zweifelhaft.

Eine Thatsache steht auf jeden Fall unerschütterlich fest, nämlich die, daß Gutenberg und kein anderer der Erfinder der

Buchdruckerkunst ist. Dies wird von vielen seiner Zeitgenossen, sowohl von Deutschen wie auch Italienern und Franzosen einstimmig bestätigt; ebenso, daß die Buchdruckerkunst in Mainz erfunden wurde. Alle Versuche, die Erfinderehre einem andern zuzuerkennen, haben nur zur schärferen Prüfung des Urkundenmaterials und dadurch zur unanfechtbaren Anerkennung Gutenbergs geführt. Niemand wird in Zukunft mehr wagen, ihm und seinem Volke die Ehre der Erfindung streitig zu machen.

Wenn als Erfindungsjahr 1440 angegeben wird, so geschieht das, wie schon angedeutet, mit einer gewissen Willkür. Die Erfindung Gutenbergs lag nicht in einem Monate, auch nicht in einem Jahre fertig vor, sondern sie erforderte zu ihrem allseitigen Ausbau eine ganze Reihe von Jahren, und man wäre demnach ebenso berechtigt, jedes andere Jahr zwischen 1440 und 1450 als Erfindungsjahr anzugeben. Thatsache ist, daß die Erfindung im Laufe dieser zehn Jahre vollendet wurde. Wie dies geschah, mit welchen Hindernissen, welchen Anstrengungen, welcher peinlichen Geldnoth Gutenberg zu kämpfen hatte, müssen wir aus den Umständen mehr errathen, als daß uns urkundliche Aufklärung würde. Es ist eine eigenthümliche Ironie des Schicksals, daß der Mann, welcher Papier und Pergament mit Hilfe des Bleibuchstabendrucks mittheilsam machte, welcher das tausendjährige Mittel des Weltverkehrs schuf, von tiefem Schweigen umhüllt in das Grab sank, über seine Erfindung, seine Riesenleistung selbst keinen aufklärenden Buchstaben hinterließ und der Nachwelt als ein verschleiertes Bild erscheint, umhüllt vom Nebel vierhundertjähriger Zeitferne. Doch daß er den Kampf aller Erfinder gegen die Mißgunst der Verhältnisse geführet, daß er ein sorgenschweres Leben durchmessen hat, ist ziemlich zweifellos. Er war der Vater eines großen Gedankens, der ihm zum Schmerzenskinde wurde, ihn unablässig verfolgte und zur That trieb, zur That, die ihm wohl Unsterblichkeit sicherte, ihm während seiner Lebenszeit jedoch auch manche sorgenvolle Stunde bereitete.

Ueber die eigentliche Erfindung Gutenbergs sind noch vielfach irrige Meinungen verbreitet. Er erfand nicht die Kunst des Buchdrucks, der mechanischen Schriftvervielfältigung überhaupt, sondern er erfand nur eine brauchbare, vollkommene Art dieser Vervielfältigung. Bücher und Bilder wurden schon lange vor Gutenberg gedruckt, doch nur von Holzplatten und ohne Anwendung einer geeigneten Presse. Gutenberg vervollkommnete die Technik, indem er erstens bewegliche, zusammensetzbare Lettern erfand und zweitens eine Presse, mit deren Hilfe schneller und schöner gedruckt werden konnte als mit Anwendung des alten Reibverfahrens.

Der Holztafeldruck, von dem Abbildung 1 eine Probe zeigt, bot nur ein sehr beschränktes Hilfsmittel, und umfangreiche Bücher mußten durch Abschreiben vervielfältigt werden. Diese mühsame Art der Vervielfältigung genügte wohl in der früheren Zeit des Mittelalters, als die Nachfrage nach Büchern weniger stark war, aber sie genügte nicht mehr, als mit Anbruch des humanistischen Zeitalters ein neuer Geist durch das wissenschaftliche Leben stutzte. Das junge Geschlecht verlangte nach Belehrung, nach billigen, guten Büchern. Ein praktisches Vervielfältigungsverfahren war Bedürfniß geworden, die Erfindung desselben wurde vom Zeitgeist gefordert, und es schlug nur noch der Mann, welcher technischen Scharfsinn mit glücklichem Erfindergabe vereinigte, um die Forderung zu erfüllen.

Dieser Mann erstand in Gutenberg. Der Grundgedanke, den er zur Ausführung brachte, lag ziemlich

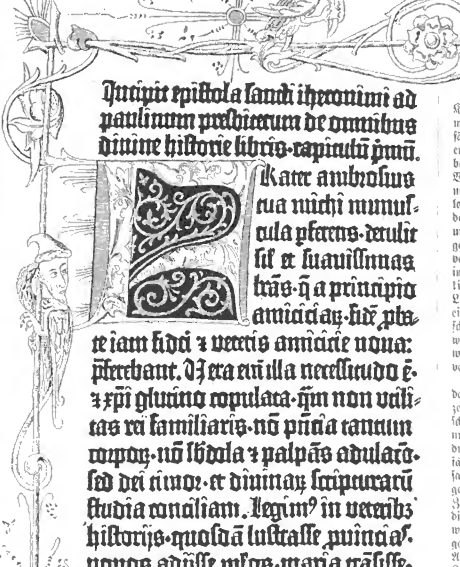


Abbildung 3. **Anfang der 42zeiligen Bibel.**

nahe. Neben dem Holztafeldruck war nämlich auch der Stempeldruck bekannt; man schnitt auch schon einzelne Zeilen in Holz und druckte diese als Ueberschriften; ferner ist nachgewiesen, daß die Schönschreiber einzelne Anfangsbuchstaben in die Handschriften eindruckten und dann ausmalten, so, daß sogar gewöhnliche Schrift

mit Buchstabenstempeln gedruckt wurde. Der Schritt vom Stempeldruck zum beweglichen Typensatz war kein großer, ein flüchtiger Gedankenblitz konnte dahin führen. Es war nur nöthig, die Buchstabenstempel, welche vorher einzeln gebraucht wurden, zu einem Wort, zu Zeilen, endlich zu ganzen Seiten zusammenzusetzen und dann auf einmal abzudrucken. Damit war jedoch die Buchdruckerkunst noch nicht vollständig erfunden. Im Gegentheil, die technische Ausarbeitung der Erfindung mußte erst beginnen, und diese Aufgabe, vor welcher der Erfinder jetzt stand, war viel schwieriger, als man gewöhnlich annimmt.

Die ersten Versuche mit roh zugefügten Stempeln und Holztypen hatten nur den Zweck, Gutenbergs Glauben an die Durchführbarkeit seines Gedankens zu stärken. Vollendete Druckarbeiten konnte er damit unmöglich ausführen. Wahrscheinlich ist er auch schon nach den ersten Versuchen von den Holztypen abgegangen und hat zu dem beständigeren, zweckmäßigeren Metall gegriffen. Gewiß ist, daß schon die ersten Bücher mit Metalltypen gedruckt sind.

Abbildung 4. **Aus ältester Zeit einer Buchdruckerei.**

Das Holz eignet sich überhaupt nicht zum Typendruck; es ist zu sehr der Veränderung durch Feuchtigkeit und Wärme unterworfen und verzieht sich leicht.

Außerdem hätten Holztypen ungeheure Herstellungskosten verursacht. Beim Satz der 36zeiligen Bibel waren z. B. zu einer Seite ungefähr 1800 Typen erforderlich, zu zwei Seiten 3600 bis 4000, darunter einige hundert kleine a. Wollte Gutenberg nur zwei Seiten auf einmal drucken, so brauchte er also schon einige hundert a, zu weiteren zwei Seiten, welche sich während des Druckens im Satz befanden, ebensoviel. Nun wird man einen Mann, welcher genügend technischen Scharfsinn besaß, um die Buchdruckerkunst zu erfinden, gewiß nicht für so einsichtslos halten, daß er die vielen hundert a alle einzeln geschnitten habe. Man wird annehmen dürfen, daß er einige a als Modell geschnitten und die anderen hiernach in Formen gegossen habe. Ferner würde es wohl auch kaum möglich sein, Holztypen von der peinlichen Gleichmäßigkeit anzufertigen, welche unbedingt nöthig ist, wenn der Satz ebenmäßig und in geraden Zeilen auslaufen soll.

Diese peinliche Gleichmäßigkeit der Typen war wohl die Hauptschwierigkeit, welche Gutenberg zu überwinden hatte und nach mancherlei Mühen auch überwand. Nur dann, wenn die Typenlegel mit geometrischer Genauigkeit zu einander stehen, ist es möglich, mit ihnen ganze Seiten gleichmäßig zu setzen. Ferner erfand

Johannes Gutenberg.

Nach „Baldow, Encyklopädie der graphischen Künste"

Gutenberg die Druckerpresse, welche allerdings anfänglich ziemlich einfach gebaut war, wie Abbildung 4 und 5 erkennen lassen; sodann die Druckerschwärze und alle Hilfswerkzeuge, welche zur Ausübung des Setzens und Druckens dienen. Dabei arbeitete er seine Erfindung zu einer technischen Vollkommenheit aus, die in Erstaunen setzt.

Die Schrift, nach der Gutenberg seine Bibeltypen schnitt, war die damalige gültige Schönschrift des Mittelalters, welche besonders beim Schreiben der Missalen oder Messbüchern angewendet wurde. Dabei kam Gutenberg die Form der mittelalterlichen Schrift sehr zu statten, welche sich zur typographischen Nachbildung bedeutend besser eignete, als unsere jetzige Schreibschrift, wie der Faksimiledruck Abb. 2 eines Gebetes Walthers von der Vogelweide aus der Pariser, jetzt Heidelberger Liederhandschrift erkennen läßt, deren Buchstaben ziemlich senkrecht stehen. In den sorgfältig geschriebenen Missalen sowie auf Totendrucken wurde die Schrift noch schöner und gleichmäßiger ausgeführt, sodaß Gutenberg sie fast so benutzen konnte, wie er sie geschrieben vorfand. Unser Faksimile eines Totendruckes (Abb. 1) zeigt denselben Schriftcharakter wie die Gutenbergschen Bibeldrucke. Mit der Schrift nahm er auch die farbige Rand- und Initialverzierung aus den Schönschriften mit in den Buchdruck herüber, welche anfangs noch durch Handmalerei, später dagegen durch Mehrfarbendruck hergestellt wurde. —

Man weiß über die Lebensgeschichte des Erfinders so wenig, daß man nicht einmal sein Geburtsjahr angeben kann. Auch über seine Kindheit und seine Jüngtingsjahre ist nichts bekannt. Eine willkürliche Annahme verlegt seine Geburt in die Jahre 1396 oder 1398, doch fehlt dafür jeder geschichtliche Beweis. Die erste Nachricht über Johann Gutenberg erhalten wir 1430, in welchem Jahre seine Mutter eine Erbschaft für ihn ordnete, wahrscheinlich aus Grund einer Vollmacht Gutenbergs, der sich außer Landes befand, da er in Parteikämpfe verwickelt gewesen war und Mainz flüchtig verlassen hatte.

Abbildung 5. **Buchdruckerei des 16. Jahrhunderts.**

Metall-Letter.

Das Mainzer Patrizergeschlecht der Gensfleisch, dem Gutenberg entstammt, gehörte zu den geldprägenden Münzgewerken der Stadt Mainz. Gutenbergs Großvater war Bürgermeister gewesen, sein Vater wird 1410 in den Einnahme- und Ausgabebüchern als Rechenmeister genannt, scheint sich jedoch mit der Bürgerpartei verfeindet zu haben und befand sich mit seinen Verwandten 1429 an der Spitze der Patrizier, welche den Bürgervater im offenen Aufruhr gegenüberstanden. Die Patrizer

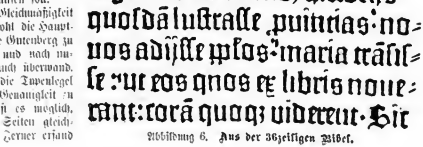


Abbildung 6. **Aus der 36zeiligen Bibel.**

unterlagen und wurden gezwungen, die Stadt zu verlassen, mit ihnen auch die Familie Gutenberg. Im Jahre 1430 erhielt Johann Gutenberg die Erlaubniß zur Rückkehr, scheint davon aber keinen Gebrauch gemacht zu haben, denn 1434 befand er sich in Straßburg, verwickelt in einen Prozeß gegen seine Vaterstadt. Diese hatte die Verpflichtung, an Gutenberg eine jährliche Rente zu zahlen, kam ihrer Verpflichtung jedoch nicht nach, was bald jener klagbar wurde.

Bereits um diese Zeit muß sich Gutenberg mit technischen Arbeiten beschäftigt haben und ein angesehener Künstler und Erfinder gewesen sein, dessen Kenntnisse von seinen Mitbürgern geschätzt waren. So viel geht wenigstens aus den Straßburger Prozeßakten hervor, welche 1740 aufgefunden und 1760 veröffentlicht wurden, leider aber 1870 bei der Beschießung Straßburgs zu Grunde gingen. Der Inhalt des am 12. Dezember 1439 entschiedenen Prozesses bezieht sich auf einen Rechtsstreit, welchen die Brüder Klaus und Georg Dritzehn als Erben ihres verstorbenen Bruders Andreas Dritzehn gegen Gutenberg angestrengt hatten.

Angenommen, daß der Johann Gutenberg des Straßburger Prozesses derselbe ist, welcher die Buchdruckerkunst erfand, so läßt sich doch aus den Akten kein sicherer Schluß darauf ziehen, daß die „Kunst und Afentur“ (Künste und Unternehmungen), um welche der Prozeß sich dreht, wirklich mit der Buchdruckerkunst zusammenhängen, da die Betheiligten während der Verhandlungen offenbar bestrebt waren, das geschäftliche Geheimniß nicht zu verrathen. Doch kommen in den Zeugenaussagen Worte wie „Blei“, „Drucken“, „Presse“ und „Form“ vor, woraus einzelne Forscher schließen, daß man es mit typographischen Arbeiten zu thun habe, während andere dieser Annahme widersprechen und überhaupt die Echtheit der Gerichtsakten anfechten. Wahrscheinlich wird die ganze Sache nie aufgeklärt werden, besonders da die Akten selbst seit 1870 nicht mehr vorhanden sind, fernere Prüfungen derselben auf ihre Echtheit also nicht stattfinden können.

Von 1439 an verstummen die Nachrichten über Gutenbergs Thätigkeit eine Zeitlang gänzlich. Was über seinen Aufenthalt ferner Auskunft giebt, sind nur noch Aktenstücke, die sich auf Geldangelegenheiten beziehen; so eine Urkunde von 1441, in welcher Gutenberg als Mitbürge für eine verkaufte Rente genannt ist; dann eine Urkunde von 1442, aus welcher hervorgeht, daß Gutenberg gegen ein Darlehn von 80 Pfund Straßburger Pfennigen seine jährliche Rente von 10 Gulden verpfändete.

Im Jahre 1448 tritt Gutenberg wieder in Mainz auf. Am 6. Oktober 1448 erhält er von Reinhard Brömser v. Rüdesheim und Henne v. Rodenstein wieder ein Darlehn von 150 Gulden, für welches ein Verwandter von ihm Bürgschaft leistet. Dieses öftere Aufnehmen von Darlehen konnte wohl beweisen, daß der von Haus aus begüterte Gutenberg inmitten seiner Erfindertätigkeit stand, die Geldsummen wahrscheinlich für technische Versuche verausgabte und vielleicht schon sein ererbtes Vermögen zu demselben Zweck gepfert hatte. Dies wird auch von alten Schriftstellern bestätigt. So erzählt z. B. der Graf v. Zimmern in der Chronik über die Mainzer Erzbischöfe: „Unter der Regierung dieses Erzbischofs (1435 bis 1459) war die edele Buchdruckerkunst zu Mainz in der Stadt erfunden durch einen habebaften reichen Bürger daselbst, Hannes Gudenberger genannt, der alle seine Güter und sein Vermögen darauf verwenden that, bis er es zu wegen bracht.“

Ohne Zweifel wird um jene Zeit, d. h. um 1448 bis 1450, Gutenbergs Erfindung in der Hauptthesen bereits ausgebildet vorgelegen und greifbare Ergebnisse geliefert haben, denn nur so ist es erklärlich, daß der Erfinder einen Geldmann zu gewinnen vermochte, welcher ihm ein für jene Zeit sehr bedeutendes Kapital zur Verfügung stellte. Dieser Geldmann war der Mainzer Bürger Johann Fust, angeblich ein Goldschmied.

Mit ihm schloß Gutenberg 1450 einen Vertrag, nach welchem sich Fust verpflichtete, gegen 6% Zinsen 800 Gulden zur Herstellung der Typen, der Pressen und des Werkzeuges herzuleihen, sowie ferner jährlich noch 300 Gulden für Lohn, Miethe ꝛc. zu zahlen, wogegen er Miteigenthümer aller hergestellten Druckachen war. Als Deckung für sein Kapital erhielt er die Typen und Werkzeuge zum Pfand. Der Vertrag wurde am 22. August 1450 geschlossen; mit diesem Tage beginnt also die praktische Ausübung der Buchdruckkunst und damit deren eigentliche Geschichte.

Jahre mögen vergangen sein, bevor Gutenberg mit seinen Gehilfen die vielen Bleitypen und all die anderen Hilfsmittel in derjenigen Vollkommenheit hergestellt hatte, welche sie zeigen mußten, um so vollendet schöne Druckwerke damit hervorbringen zu können, wie die Gutenbergbibeln sind, besonders die 42zeilige. Auch können die 800 Goldgulden nicht entfernt zur Beschaffung der Werkzeuge genügt haben, denn wir wissen von Zeitgenossen, daß schon damals Buchdruckereieinrichtungen sehr kostspielig waren. In der That schoß Fust schon nach zwei Jahren zu der ersten Summe weitere 800 Gulden vor, unter ließ es dagegen, jährlich die vertragsmäßig festgesetzte Summe von 300 Gulden zu zahlen.

Nachdem das Werkzeug fertiggestellt war, begann der Druck des ersten Buches. Man nimmt an, daß dies ein Donat, d. h. eine lateinische Grammatik, gewesen sei, was nicht unwahrscheinlich ist, da der Erfinder gewiß einen geringwerthigen Druck als Gegenstand des ersten Versuchs auswählte. Ob er diesen Donat jedoch mit Fust zusammen druckte, ob vielleicht schon vor seiner Verbindung mit Fust, ist unbestimmt. Dagegen ist gewiß, daß er mit Fust den Druck einer Bibel begann, des ersten nachweislichen Druckwerks. „Und im Jahre unseres Herrn, da man schrieb 1450, welches ein goldenes Jahr war, begann man zu drucken, und das erste Buch, welches man druckte, war die lateinische Bibel, und sie ward gut einer groben Schrift gedruckt wie die, mit welcher man jetzt Meßbücher druckt;“ so erzählt die im Jahre 1499 gedruckte Chronik der Stadt Köln, so bestätigen auch andere gleichzeitige Nachrichten.

Nun kennt man jedoch zwei Bibeln, deren Druck man Gutenberg zuschreiben könnte. Das thun auch einige Forscher, während andere annehmen, daß nur die eine, die sogenannte 42zeilige Bibel, von Gutenberg gedruckt sei, dagegen die andere, die 36zeilige, von seinem ehemaligen Gehilfen Pfister, welcher sich in Bamberg als selbständiger Drucker niedergelassen hatte. Keine der beiden Bibeln enthält eine Angabe des Druckers oder des Druckjahres, und man kann daher nur von der Schrifteigenthümlichkeit und anderen Umständen auf ihre Urheber schließen. Die 42zeilige Bibel wird fast einstimmig Gutenberg zugeschrieben. Dagegen ist über den Urheber der 36zeiligen (vgl. Abbildung 6) viel gestritten worden, doch neigen die neuesten Forscher bereits der Ansicht zu, daß dieselbe, als die ältere der beiden Bibeln, gleichfalls aus der Werkstatt Gutenbergs hervorgegangen sei.

Die von Gutenberg und dem Geldmann Fust gedruckte 42zeilige Bibel (Abbildung 3) gilt als Meisterstück vollendeter Druckkunst und liefert den Beweis, daß die Buchdruckerkunst sofort in mustergültiger Reife und Abrundung vor die Welt trat.* Die Bibel sollte auf Pergament gedruckt werden, daneben wurden jedoch auch Papierexemplare mit hergestellt, denn solche finden sich 21 unter den noch vorhandenen 30 Gutenbergbibeln. Nach zeitgenössischen Aussagen druckten Gutenberg und Fust täglich 300 Bogen, wahrscheinlich die Höhe einer Auflage. Da nun um jene Zeit von gutem Papier, auf welches die Bibel gedruckt ist, das Ries 6 Pfund 8 Schillinge kostete, so würde zur Bibel bei 300 Exemplaren Auflage allein für 1200 Gulden Papier nöthig gewesen sein. Unmöglich konnten die Druckausgaben von dem Fustschen Gelde mit bestritten werden, und man kann daher nur annehmen, daß Gutenberg die Pergament- und Druckkosten zum großen Theile selbst getragen habe. Auf jeden Fall wachsen die Ausgaben im Laufe der Zeit zu bedeutlicher Höhe an, ohne daß irgendwelche geschäftliche Einnahme erzielt wurde.

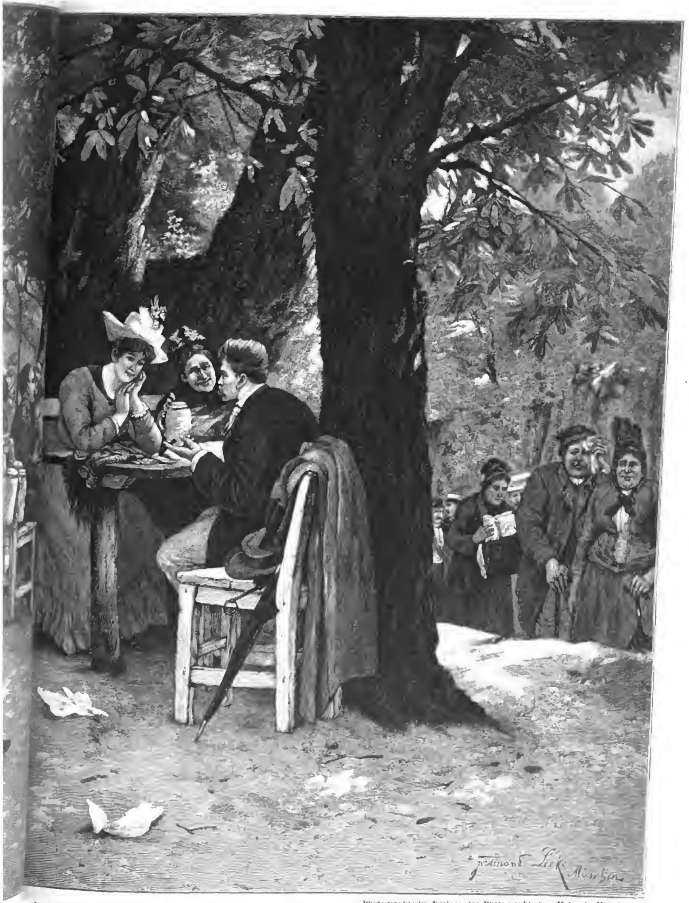
Fust als rechnender Geschäftsmann mochte daher wohl mißtrauisch gegen Gutenbergs Erfindung werden und das ganze Unternehmen bedenklich finden. Er hatte sich ohne Zweifel nur darum betheiligt, um Geld zu verdienen, und jetzt hatte er bereits 1500 Gulden in das Geschäft gesteckt, ohne Hoffnung auf baldige Einnahmen zu haben, ohne nur Zinsen für das Kapital zu erhalten. Fünf Jahre lang hatte Gutenberg mit seinen Gehilfen gearbeitet, und noch war kein Exemplar der Bibel fertiggestellt.

Endlich wurde Fust ungeduldig, verlangte sein Kapital mit dazu berechneten Zinsen und Zinseszinsen in Höhe von 2020 Gulden

* Um aus unserer Abbildung 3 ein richtiges Bild von dem wirklichen Aussehen des dargestellten Abschnittes zu gewinnen, muß man sich die farbige Ausmalung hinzudenken. Die Ausmalung ist in den Farben Grün, Blau, Roth und Gold ausgeführt, das Anfangs-Z zeigt außerdem noch eine Vitafüllung. Die drei über dem letzteren stehenden Zeilen sind roth.

Der Auguſtiner in München

Nach einem Gemälde von Fritz Stahl.



Photographie im Verlage der Photographischen Union in München.

München.

Ed. Seele.

zurück und strengte im November 1455 gegen Gutenberg gerichtliche Klage an. Dieser wendete gegen Fusts Klage ein, daß die Zinszahlung wohl in schriftlichen Vertrag festgesetzt, ihm früher aber durch mündliches Versprechen von Fust erlassen worden sei, und daß letzterer überdies den Vertrag selbst schon gebrochen, da er ihm die ausbedungenen 300 Gulden jährlich nicht gezahlt habe. Der Prozeß endete schließlich damit, daß Fust wohl mit seiner Forderung der Zinsen abgewiesen, Gutenberg aber verurtheilt wurde, Rechnung abzulegen und das Kapital zurückzuzahlen.

Was nun weiter geschehen ist, berichtet das „Helmaspergersche Instrument", welches die Eigenthümlichkeit des Prozesses enthält, nicht mehr. Man nimmt an, daß Fust von seinem Pfandrechte Gebrauch gemacht und die verpfändete Buchdruckerei an sich genommen habe. Da er jedoch auch den theilweise fertigen Bibeldruck mit pfänden konnte, oder ob er sich vielleicht mit Gutenberg über gütlich geeinigt hat, ist mindestens sehr zweifelhaft. So viel steht fest, daß Fust mit dem Gutenbergschen Gehilfen Peter Schöffer, den er als technischen Leiter beibehielt, die Buchdruckerei weiterführte, das angefangene Bibelwerk beendete und das Geschäft im Laufe der Zeit mit großem Glück und Geschick vergrößerte und zum bedeutendsten seiner Zeit erhob. Peter Schöffer erwies sich sowohl als tüchtiger Buchdrucker, wie auch als begabter Zeichner und gewandter Schriftschneider. Gutenberg hatte die Typen noch in Bleimatrizen gegossen, Schöffer dagegen führte im Jahre 1459 eine Verbesserung ein. Er schnitt oder stach die Buchstaben auf Stahlstempel, schlug diese vertieft in Kupferplatten und goß die Typen in diese Kupfermatrizen ab, wodurch ein schärferes Schriftbild entstand. Fust erkannte bald, welche technische Kraft er an Schöffer besaß, und um ihn ganz an sein Geschäft zu fesseln, nahm er ihn als Theilhaber auf und gab ihm seine Tochter zur Frau.

N principio erat verbum: & verbum erat apud deum: & deus erat verbum. Hoc erat in pncipio apud deum. Omnia p ipsū facta sūt: & sine ipso factū est nihil. Quod factum est in ipso vita erat: & vita erat lux hominū

Abbildung 7. Aus der Mentelschen Bibel.

Aus der Fust-Schöfferschen Druckerei ging im Jahre 1457 das „Psalterium" hervor, ein Druckwerk von seltener Vollendung und Schönheit, in welchem zuerst der Mehrfarbendruck angewendet wurde. Denn in den Bibeldrucken waren die farbigen Anfangsbuchstaben und Verzierungen noch mit der Hand gemalt. Außerdem ist das Psalterium noch insofern merkwürdig, als es das erste Druckwerk ist, welches die Angabe des Druckers und Druckjahres enthält. Der Schluß desselben lautet in deutscher Uebersetzung:

„Vorliegendes Buch, der Psalmen, durch die Schönheit der Hauptbuchstaben geschmückt und mit unterschiedenen Rubriken hinlänglich versehen, ist durch die kunstreiche Erfindung des Druckens und der Buchstabenverzeugung ohne Feder so ausgeführt und zur Ehre Gottes mit Fleiß zustande gebracht worden durch Johann Fust, Bürger zu Mainz, und Peter Schöffer aus Gernsheim im Jahre des Herrn 1457, am Vorabende des Mariä-Himmelfahrtstages."

Ueber Gutenbergs weitere Schicksale finden sich in den nächsten Jahren keine urkundlichen Nachrichten vor. Es ist möglich, daß er Mainz verließ und sich wieder nach Straßburg wendete, vielleicht daß er auch durch Verpflechtungen den Straßburger Bürgers Johann Mentel dahin gezogen wurde, um diesem eine Druckerei einzurichten. Mentel hat sich später als unternehmender Buchdrucker hervor und machte Fust empfindliche Konkurrenz. Er war auch der erste, welcher eine vollständig ausgebildete Antiquaschrift in den Buchdruck einführte. Mit dieser druckte er seine Bibel von 1463, von welcher Abbildung 7 eine Probe zeigt.

Gutenberg scheint sich bald wieder nach Mainz gewendet zu haben, wo er eine neue Buchdruckerei einrichtete und mehrere Jahre betrieb. Das hierzu nöthige Geld soll ihm ein vermögender Mainzer, Dr. Konrad Humery, gegen Sicherstellung durch die Schriften und Pressen vorgeschossen haben. Aus dieser Druckerei ging neben mehreren kleinen Drucken 1460 ein Riesenwerk hervor, das „Katholicon", ein damals beliebtes, eigenartiges grammatikalisches Wörterbuch, man konnte sagen ein Konversationslexikon des Mittelalters, verfaßt von Johannes Balbus aus Genua. Dieses Werk umfaßt zwei Bände groß Folio, 373 Blatter, von denen jedes zweispaltig mit kleiner Schrift gedruckt ist. Am Ende ist gleichfalls ein Schlußwort angefügt, ähnlich wie bei Schöffer Psalter, jedoch ohne Nennung des Druckers; es lautet auf deutsch:

„Unter dem Beistand des Allerhöchsten, auf dessen Wink die Zungen der Kinder beredt werden, und der oft den Kleinen offenbart, was er den Weisen verbirgt, ist dieses treffliche Buch Katholicon im Jahre der Menschenwerdung des Herrn 1460 in der guten Stadt Mainz, angehörig dem ruhmreichen deutschen Volke, welches die Gnade Gottes mit so hohem Geistesschärfe und freiem Gnadengeschenk den andern Völkern vorzüglichen und zu rühmt zu machen für würdig gehalten hat, nicht vermittelst des Rohrs, Griffels oder der Feder, sondern durch der Formen wundervolles Zusammenpassen, Verhältniß und Ebenmaß der Typen gedruckt und vollendet worden."

Einige Jahre nach der Herausgabe des Katholicon kam über Mainz eine böse Zeit der Verwüstung. Zwischen Adolf von Nassau und Erzbischof Diether brach offener Kampf aus, welcher letzteren, eroberte am 28. Oktober 1462 die Stadt Mainz und ließ sie durch seine Scharen plündern. In diesem Kriegssturm wurde die Fust-Schöfferschen Druckerei zerstört und konnte erst nach zwei Jahren wieder in Betrieb gesetzt werden. Die arbeitslosen Gehilfen wanderten zum Theil aus und trugen die neue Kunst in alle Länder. Die Gutenbergsche Druckerei dagegen blieb so ziemlich verschont. Dennoch vertrieb Gutenberg Mainz und siedelte nach Eltville über, der Residenz des neuen Erzbischofs Adolfs von Nassau. Dieser ernannte Gutenberg 1465 „für die ihm und seinem Stift geleisteten willigen Dienste" zum Hofdienstmann und schützte ihn durch die large Besoldung von 20 Malter Korn, zwei Fudern Wein und jährlich einem neuen Kleid vor den äußersten Nahrungssorgen. Welcher Art die Dienste gewesen sind, die Gutenberg dem Erzbischof geleistet hat, wissen wir nicht, doch scheint sich die Belohnung keineswegs auf die Erfindung der Buchdruckkunst zu beziehen, sondern auf persönliche Dienstleistungen.

Nun war auch die irdische Pilgerzeit des vielgeprüften, nach vielen Erfindern bald abgelaufen. Ein letztes Schriftstück vom 24. Februar 1468 enthält die Erklärung, daß der Erzbischof des Dr. Konrad Humery im Besitz der Druckerei des verstorbenen Johann Gutenberg gelassen habe. Auf Grund dieser Urkunde nimmt man 1468 als das Todesjahr Gutenbergs an, allerdings wieder mit dem Vorbehalt, daß die fragliche Urkunde echt ist. Die Ueberlieferung erzählt ferner, daß Gutenberg in seinen letzten Lebensjahren infolge der Ueberanstrengung seiner Augen erblindet gewesen sei; doch ist auch diese Nachricht nicht erwiesen.

Im ganzen schwebt das Bild des Mannes, dem die Welt eine der größten Erfindungen verdankt, in nebelhafter Ferne. Hätte er seinen Namen auf einem Druckwerke genannt, so wäre aller Streit und aller Zweifel gehoben. Warum er dies nicht that, ist und bleibt eins der großen Räthsel, die dem merkwürdigen Mann in seinem ganzen Thun umgeben. Man hat nach Erklärungen für sein räthselhaftes Schweigen gesucht und glaubt annehmen zu können, daß er sich deshalb nicht als Drucker und Verleger nannte, weil er tief verschuldet war und seinen Gläubigern durch Namensnennung keine Handhabe zu Pfändungen bieten wollte. Ist diese Annahme richtig, so hat Gutenberg allerdings eines der herbsten Erfinderlose gezogen. Nachdem er sein Vermögen dem großen Gedanken geopfert hatte, um ihn zur That zu machen, durfte er sich nicht einmal als Vater dieser That nicht einmal als Schöpfer eines Druckwerkes und als Erfinder der vielgepriesenen Buchdruckerkunst nennen. Seine Nachkommen konnten sich in den Erfolgen, welche dem Meister gehörten, nicht er, der verschuldete, von seinen Gläubigern verfolgte Gutenberg musste seinen eigenen Namen verleugnen, musste den Ruhm desselben auf seine Druckwerke unterdrücken, um diese nicht als Pfandgut an die Gläubiger ausliefern zu müssen! Und dabei vries ihn sein Zeitgenosse Wimpheling als den „glücklichen Johannes, durch dessen Erfindung Deutschland in allen Landen Preis und Lob erntet!"

Die Eroberung von Mainz durch Adolf von Nassau hatte, wie oben schon gesagt, die Zerstreuung der dortigen Druckergehilfen zur Folge. Gewaltsam aus der Stadt vertrieben,

fühlten sich diese zugleich ihres Eides der Verschwiegenheit entbunden, und ohne Rücksicht auf ihre früheren Arbeitgeber unternahmen sie in allen Ländern, wohin sie das Schicksal geworfen hatte, die Gründung von Buchdruckereien. So verbreitete sich die junge Kunst im Fluge durch ganz Europa. Bereits 1465 wurde sie in Italien eingeführt, 1468 in der Schweiz, 1470 in Frankreich, 1474 in den Niederlanden, 1475 in Spanien, 1477 in England, 1483 in Skandinavien, 1490 in Dänemark ꝛc. Am Ende des Jahrhunderts gab es nicht weniger als 910 Buchdruckereien.

Die Druckwerke, welche von der Erfindung der Buchdruckerkunst bis zum Jahre 1500 hergestellt wurden, pflegt man „Inkunabeln“ oder „Wiegendrucke“ zu nennen. Die Zahl derselben ist größer, als man vielfach annimmt. Van d. Linde berechnet die noch vorhandenen Bücher und Flugschriften auf mehr als 30 000 selbständige Werke, wozu noch eine große Zahl kommt, die uns nicht erhalten geblieben sind. Rechnet man eine durchschnittliche Auflagehöhe von 500 Exemplaren, so kann man annehmen, daß bis zum Jahre 1500 mindestens insgesammt 15 Millionen Bücher mit Hilfe der neuerfundenen Buchdruckerkunst hergestellt und wohl auch verbreitet waren. Die antiquarisch werthvollsten derselben sind natürlich die von Gutenberg herrührenden, vor allem die 36- und die 42zeilige Bibel. Von ersterer sind bis jetzt 9, von letzterer etwa 30 mehr oder minder vollständige Exemplare bekannt, die in verschiedenen Bibliotheken aufbewahrt werden. So Exemplare der 36zeiligen Bibel in Wolfenbüttel, Jena, Leipzig, Stuttgart, Wien, Paris, Althorp (Lord Spencer), London, Antwerpen. Exemplare der 42zeiligen Bibel liegen in Aschaffenburg, Klein-Bautzen, Berlin, St. Blasien (Schwarzwald), Leipzig, Erfurt, Frankfurt a. M., Fulda, Mannheim, München, Rebdorf an der Altmühl, Trier, Wien, London, Althorp, Paris, Petersburg und Rom.

Die Preise, welche heute für Gutenbergbibeln gezahlt werden, schwanken je nach dem Schmuck der Anfangsbuchstaben und der Sauberkeit der Exemplare zwischen 50 000 bis 80 000 Mark. Das Pergamentexemplar der Klemmschen Sammlung — jetzt Buchgewerbemuseum in Leipzig — kostete 66 000 Mark; ein Papierexemplar der 42zeitigen Bibel wurde 1868 in London für 52 960 Mark verkauft, ein Pergamentexemplar des Brauers Perkins in London 1873 für 78 000 Mark. Hätte Gutenberg vor 450 Jahren das Kapital zur Verfügung gehabt, welches jetzt die Büchervliebhaber für ein einziges seiner Druckwerke bezahlen, so hätte er seine Erfindung sorgenlos zur höchsten Vollkommenheit ausbauen können und wäre nicht gezwungen gewesen, um die Theilnahme eng herziger Geldleute zu betteln und schließlich von den Almosen eines Bischofs zu leben.

Originalgestalten der heimischen Vogelwelt.*

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Thiercharakterzeichnungen von Rodolf und Karl Müller.

4. Deutsche Hinterwäldler.

a. Waldschnepfe. (Mit Abbildung Seite 485.)

Die Jagd ist eine gute Schule für die Beobachtung des Lebens der Thiere, und wir verdanken diesem Sport die Entdeckung vieler verborgenen Züge. Von unseren braven Hühnerhunden war es die leichtfüßige, gewandt schleichende Bella, die uns gar oft vor die Werkkammer der Schnepfe, dieses Waldvogels mit dem versteckten Wesen und Wandel, brachte. Bella überraschte manchmal die Schnepfe so sehr, daß diese sich mit gesträubten Federn, aufgerichteten Schwanze, hängenden Flügeln und mit aufgepflanztem Schnabel zischend wie eine erboste Ente dem Hunde entgegenstellte. Gewöhnlich aber schlich sich der Hund, von der Schnepfe unbemerkt, an den Lagerplatz. Wir, denen an der Beobachtung des Wandels der geheimnißvollen Waldschwester viel gelegen war, nahlen uns, wenn der Hund verstand, mit der größten Behutsamkeit und forschten bald den Gegenstand unseres Interesses aus.

Da lag nun oft die Entdeckte, im Gefieder täuschend ähnlich dem Waldbodenlaube, wie ein todtes Wesen an der Erde, den Schnabel seitwärts nach dem Boden gedrückt, mit schlaff herabhangenden Köpfe. Das war die Lage der Ruhe. Oder der Vogel war dem Ernährungsgeschäfte, den sogen. Bohren, so emsig hingegeben, daß er nichts zu hören und zu sehen schien.

Den langen Tastschnabel bei jedem wackeligen Schritte auf den Boden vorstoßend, macht die Schnepfe mit gekrümmtem Rücken und losem Federkleide lebhaft den Eindruck eines am Stabe sich bewegenden alten Weibchens. Dabei stechen die großen dunklen Augen des viereckigen Kopfes, der bald nickend, bald vorstoßend sich bewegt, hervor. Plötzlich biegt sich die obere Kinnlade zangenartig und der Schnabel schickt sich an, Blätter und Gemülle des Waldbodens emsig und behende umzuwenden. So thut die Schnepfe, wenn sie Kerfen in jeder Form und Gewinn über dem Boden sucht. Doch nun senkt sich auf einmal das rührige Tastwerk tiefer und tiefer in die Erde, um sodann mit den Schneiden des Oberkiefers ein ruckweises Zittern zu beginnen. Dies schreckt er und dort einen Regenwurm aus den Gängen empor, der, geschickt von den leuchtenden, wachen Augen der Schnepfe entdeckt, mit der lebendigen Greifzange gepackt und verschlungen wird. Ich gleich darauf bereitet das Thier uns noch einen viel merkwürdigeren Anblick seiner Ernährungsart. Tief bis zur äußersten Ecke der Mundspalte ist wieder der Schnabel in den Boden gebohrt, und der Vogel arbeitet mit sichtlicher Anstrengung in der Erde. Mit einem Mal fährt er rückwärts und schnellt den Schnabel mit solcher Heftigkeit heraus, daß das Thier sich förmlich überschlägt und auf den Rücken fällt. In dem Schnabel und Schnabel mit solcher Heftigkeit heraus, daß das Thier sich förmlich überschlägt und auf den Rücken fällt. In dem Schnabel unter dem Bohrknopfe der oberen überstehenden Kinnlade zappelt ein Regenwurm, die Beule des Erdbohrens, die sogleich verschlungen wird.

Die merkwürdige Einrichtung dieses Tast- und Greifschnabels erweckte zuerst unsere Aufmerksamkeit, als wir an einigen geschossenen Schnepfen wiederholt sahen, daß sich die obere Kinnlade beim Todeskrampfe in einem starken Bogen nach oben krümmte. Der Schnabel besteht aus vielen großen langgestreckten Knochenzellen; von der Mitte an bis zur Spitze kann der Oberkiefer mittels eines starken Muskelpaares nach oben und das knopfartig übergreifende Ende etwas nach unten gebogen werden, so daß der ganze Schnabel in der oben beschriebenen Form einer Greifzange erscheint. Die Kinnladen führen viele feine Nerven, welche sich in der Schnabelhaut verzweigen und hierdurch den Schnabel zum vorzüglichen Tastwerkzeuge gestalten. Mit diesem unermüdet, wie beschrieben, das Thier den moderigen Waldboden nach den Gängen und Kammern der Würmer und derlei, findet dieselben kraft eines feinen Gefühls und ergreift den gefundenen Gegenstand, so daß er hinter den vorgreifenden Bohrknopf der Spitze des Oberschnabels zu liegen kommt. Nachdem die Muskelvorrichtung diesen sodann gewaltsam in dem weichen Boden gehoben und dadurch den Bohrgang erweitert hat, schnellt der Vogel sich mit um so größerer Kraft rückwärts, je tiefer im Erdreich er die Beute gepackt hat.

Aber wenden wir weiter unsere Blicke der eigenthümlichen Leibesbildung des Vogels zu! Zuerst fällt die Gestaltung seines Kopfes auf. Das Auge hat eine ungewöhnlich hohe Stellung weit zurück am Hinterkopfe. Dies rührt von der sonderbaren Verschiebung des Kopfknochengerüstes her, infolge deren die Stirn sehr hoch erscheint und auch die Ohren nicht wie bei den übrigen Vögeln hinter den Augen, sondern dicht unter denselben stehen. Auch auf die Stellung des Genicks wirkt diese Verschiebung, indem

* Vergl. „Gartenlaube“ 1880, Halbheft 8.

der Hinterkopf mit dem Halswirbelgerüste einen spitzen Winkel bildet, wonach die Richtung des Schnabels mehr nach unten als gerade aus geht. Ein so sonderbares, auffallendes Aussehen diese Einrichtung der Schnepfe verleiht, insofern der Schnabel beim Gang und Fluge senkrecht nach unten gerichtet ist, ein so großer Vortheil bei dem Ernährungsgeschäfte ist damit verbunden, denn der Vogel kann den Schnabel mit dem Hebel des Halses vermöge der senkrechten Stellung zum Boden um so leichter und nachhaltiger anwenden.

Einer eingehenden Beschreibung der Färbung bedarf es nicht. Es genügt, wenn wir uns die Zeichnung des Federkleides in seinen dunkelsten Stellen schwarz, in den mittelstarken und feineren Wellenformen mehr oder weniger dunkelbraun, in den helleren Schattirungen braun und graugelb denken. Der in der Größe einer Haustaube gleichende Vogel erscheint wegen seines kurzen, von den Flügelspitzen fast ganz bedeckten Schwanzes kürzer, als er in Wirklichkeit ist, ein Umstand, der dem Vordertheile mit dem 7 cm langen Schnabel und dem großen, eckigen Kopfe noch mehr Auffallendes verleiht.

Und in Wahrheit, das Aeußere sowohl als das Betragen geben dem Vogel ein eigenthümliches Gepräge, das an Anziehungskraft noch gewinnt durch die Heimlichkeit und Abgeschiedenheit seines Lebens. „Hinterwäldler" haben wir die Schnepfe benannt, und ein solcher ist sie in der That. In ihrem über fast ganz Europa, den hohen Norden ausgenommen, über Mittelasien und Nordafrika sich erstreckenden Verbreitungsgebiet erweist sie sich als echter Waldvogel. Die tiefen, einsamen Gebirgswaldungen in unserem Vaterlande zieht sie jedem anderen Aufenthalte vor. Hier ist sie das im dämmerigen Verstecke der Dickichte oder des Unterholzes vereinsamt ein geheimnißvolles Wesen treibende Thier, der unbestritten interessanteste Gegenstand der sogenannten niederen Jagd, ja für uns Weidmänner das aufregendste Wildgeflügel. Sie eröffnet nach der Einförmigkeit des Winters den Reigen der Frühlingsjagd. Ein unbeschreiblich süßer Zauber überkommt den Jäger beim ersten Ruf der Singdrossel, die sich im Wehen der erwachenden Natur in den heimischen Forst geschwungen, oder bei den jauchzenden Rufen eines Krauichzuges hoch in den Lüften; denn mit den ersten Klängen dieser Frühlingsboten mischt sich die Erinnerung an den romantischen Reiz der Schnepfenjagd, und in der Brust jedes echten deutschen Jägers erlöst es lebhaft: „Ouli — da kommen sie!"

Die Kenntniß des Familienlebens unseres Vogels liegt noch sehr im Dunkel. Verbände der Jäger und der Forstmann mit seinem Jagdeifer gleichzeitig auch stets einen regen Trieb nach Erforschung des Lebens unserer Waldthiere, dann wäre schon das Dunkel mehr gelichtet. Ofsenbar ist es, daß die Schnepfe im Bergleich mit anderen nahestehenden Vögeln beim „Aten" ihrer Brut eigenartig genug verfährt. Sie fütterl die zartbeflaumten Kleinen anfangs aus dem Schnabel, erst später wirft sie die Atzung den Jungen, wie der Storch und Reiher, vor. Ebenso eigenthümlich weiß das Schnepfenpaar die Brut aus dem Bereiche drohender Gefahr zu entführen. Die unselbständigen Jungen trägt die alte Schnepfe fliegend im Schnabel davon, größere, aber noch nicht flügge Nachkommenschaft wird zwischen die „Ständer" (Beine) geklemmt und so durch die Luft getragen. Dabei lassen die Alten durchdringende pfeifende Angstrufe hören, die man sonst nicht vernimmt.

Neuerdings begegnet man der Angabe, die Schnepfe verbinde sich selbst zerschossene Gliedmaßen, besonders die Füße. Thatsächlich verhält sich die Sache aber, wie wir in unserem Werk „Thiere der Heimath" näher ausgeführt haben, folgendermaßen. Der verletzte Vogel hebt den kranken Fuß und zieht ihn an den Leibe unter die Bauchfedern ein oder legt sich aufrukend nieder, wobei der Fuß unter die Federn kommt. Diese kleben fest, der „Schweiß" (das Blut) gerinnt und beim Aufstehen oder bei der Trennung des Fußes vom Leibe gehen die anklebenden Federn los und legen sich allmählich rund um die Umgebung der Wunde. Werden leicht vorkommenden Aufstößen schweißt die Wunde auch, und neue Wundfedern gesellen sich zu den alten, und zwar in verschiedener Lage, so daß eine Art Gestecht entsteht. Zur Bildung eines solchen natürlichen Verbandes ist gar keine Schnabelhilfe nöthig, es formt sich alles von selbst. Eine Baumkrone (Alnus arborea) und neuerdings ein Kanarienvogel, der das eine Bein gebrochen hatte, haben uns dies in der Gefangenschaft zur Genüge klar gemacht. Also zu einem geschickten Chirurgen können wir doch unsere Waldschnepfe nicht stempeln.

Die Schnepfe brütet in einer flachen Mulde frei im Bodenlaub des Waldes, ohne immer auf eine leichte Bedeckung durch Gesträpp und Farnkraut Bedacht zu nehmen, so hingedrückt und fest daß man sie fast berühren kann. Schon anfangs Juni sind der jungen Schnepfen flügge. Dann „streichen" sie bis Ende Juli mit den Alten in der Morgen- und Abenddämmerung auf den Brutplätzen in Gebirgswaldungen umher, bei welchen Ausflügen der alten Männchen laut balzen. Diese Balzlaute — die wie „Pi—Quak" klingen — kündigen eine zweite Brut an, aus welcher wahrscheinlich die thatsächlich in Menge vorkommenden kleineren und etwas abweichend von den größeren Exemplaren gefärbten, sogenannten „Doru"- oder „Steinschnepfen" hervorgehen. Die männlichen Schnepfen allein lassen diese Balzrufe in der Luft hören, während die Weibchen in der Regel still im Holze fliegen und den vorbeistreichenden Männchen nur mit pfeifenden Lauten antworten, zuweilen aber auch fliegend, von den hitzigen Männchen verfolgt, zwitschernde Töne vernehmen lassen. Die in der Luft beim Strüche vorfallenden Kämpfe — das sogenannte „Stechen" — sind Raufereien der eifersüchtigen Männchen, die sich mit Schnabelhieben und Zehen unter Pfeiflauten oft stark zusetzen, so daß die Federn stieben.

Es liegt ein romantischer Zauber in dem Jagen der Schnepfen im Frühjahr, und leidenschaftlich folgt der deutsche Jäger seinem erwachenden Jagdeifer in das rauschende Waldrevier, das von den melodischen Rufen der heimgekehrten Drosseln und dem glöckchenhellen Liede des Rothkehlchens erschallt.

Madonna im Rosenhag.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von Reinhold Ortmann.

(Fortsetzung.)

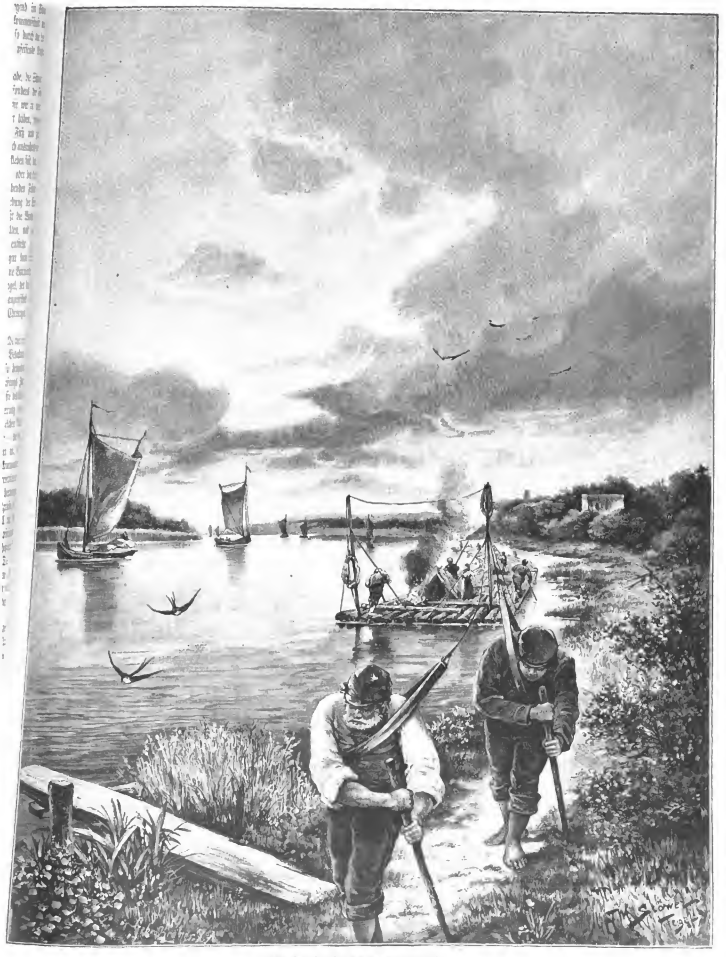
Hubert kam, je inniger er den so lange entbehrten süßen Klang von Mariens Stimme auf sich wirken ließ, doch endlich zu der Einsicht, daß es sich um etwas anderes handeln müsse, als um das Studium einer Rolle; denn nun antwortete eine hohe, ruhige Männerstimme, welche ganz gewiß nicht die Stimme eines Schauspielers war:

„Nicht auf mich oder auf meine Angehörigen sollst Du Rücksicht nehmen, Marie, aber auf Dich selbst, auf Deinen Ruf und Deine Zukunft. Ich habe Deinen Namen auf den Anschlagzetteln eines Theaters gelesen und —"

„Und es hat Dich mit tiefem Entsetzen erfüllt, nicht wahr — obwohl Du doch sonst so frei bist von kleinlichen Vorurtheilen?" fiel sie ihm ins Wort. „Jugendwuth ist also auch für Dich die Grenze, über welche man einen adeligen Namen, Deinen Namen wenigstens — nicht tragen soll?"

„Du mißverstehst mich, wie Du mich leider schon mehr als einmal mißverstanden hast. Ich schätze die Schauspielkunst keineswegs gering, und ich würde mir nicht das Recht nehmen, Dich zu warnen, wenn es eine reine, heilige Kunstbegeisterung wäre, die Deinen Entschluß bestimmt hat — wenn Du einem unwiderstehlichen inneren Zwange gehorchtest, wie ihn wohl das Genieempfinden mag — ja, wenn Du auch nur eine Aussicht hättest auf jene rauschenden und berauschenden Erfolge, die wenigstens für flüchtige Stunden über die Bitterniße und Erniedrigungen eines Schauspielerinnendaseins hinwegtäuschen können."

Hubert athmete rascher; sein lauschendes Ohr lag fast an der Spalte der schlecht schließenden Thür, denn nun plötzlich war eine leidenschaftliche Theilnahme an dem Zuthall der Unterredung, die da drinnen stattfand, über ihn gekommen. Wer war der unsichtbare Sprecher, der es wagen konnte, seiner Madonne solche Dinge zu sagen? Aber wer es auch sein mochte, und woher immer sich seine Rechte schrieben — jedenfalls war es



Das Treideln auf der Havel.
Zeichnung von B. Stöwer.

gewiß, daß er ihn schon nach diesen Worten haßte, bitterlich, unversöhnlich, tödlich haßte!

Sekundenlang war es drinnen still. Konnten die Beleidigungen des Unverschämten ihr wirklich solchen Eindruck gemacht haben? Fürchtete sie sich vielleicht gar vor ihm, daß sie es nicht wagte, ihm nach Gebühr zu erwidern? O, wenn er ihr nur hätte ein Zeichen geben können, daß sie einen Beschützer in der Nähe habe, einen Freund, der bereit war, das Aeußerste zu thun, wenn es ihr zum Heile dienen konnte!

Da — nun endlich sprach sie, aber sie sprach mit gedämpfter Stimme, unsicher und beinahe zaghaft.

„Von alledem also soll ich Deiner Meinung nach nichts be sitzen! Nicht einmal das bescheidene Talent, das wenigstens die Möglichkeit eines Erfolges offen ließe! Nun wohl, vielleicht hast Du recht! Aber wenn es weder die Begeisterung für die Kunst noch der unwiderstehliche Drang des Genius war, was mich zum Theater geführt hat, so muß es wohl eine andere, schwerwiegende Veranlassung gewesen sein — ein Beweggrund, der mächtiger und zwingender war als jene."

„Und kannst Du zweifeln, daß ich ihn errieth — in dem selben Augenblick errieth, als ich Deinen Namen auf dem Komödienzettel las? Nicht um der Kunst willen und nicht um Dir aus eigener Kraft Dein Leben zu gestalten, thatest Du diesen verhängnißvollen Schritt, sondern Du thatest ihn, um eine unerhörte Beleidigung auf unerhörte Weise zurückzuzahlen — Du thatest ihn, weil Du wußtest, daß Du meinen Vater und sein Haus nicht empfindlicher treffen könntest als mit diesem Schlag."

„Und dürftest Du mit mir rechten, wenn dies die Wahrheit wäre? — Ja, man hat mir im Hause des Generals von Brendendorf, unter seinen Augen wie unter den Deinigen, eine unerhörte, eine tödliche Beleidigung zugefügt, und da niemand seine Hand erhoben hat, den Schimpf zu rächen, den man einem vertrauenden, wehrlosen Mädchen angethan hat, wer wollte es mir wehren, um selbst Vergeltung zu üben? Es ist ja nichts Unrechtes, kaum etwas Unweibliches, was ich damit thue. Ich denke nicht daran, Euren Weg zu kreuzen, und ich werde Euch gewiß nicht hindern, mich zu verlengnen, wie Ihr meinen Bruder verleugnet habt."

„Aber Du weißt sehr wohl, daß von solcher Verleugnung nicht die Rede sein konnte, nachdem Du nicht nur den Besuchern unseres Hauses, sondern fast der ganzen Berliner Gesellschaft als eine nahe Verwandte meines Vaters bekannt geworden bist. Herr Constantin Rainer, der Dir allem Anschein nach so bereitwillig den Weg auf die Bühne seines Theaters geebnet hat, wußte gut, wo dabei der Vortheil für ihn liegen würde. Am Tage Deines ersten Auftretens werden das Parkett und die Logen des Schiller theaters ohne zweifel überfüllt sein von jenen guten Bekannten, die an dem Ungemach ihrer lieben Freunde einen noch viel fröhlicheren Antheil nehmen als an ihrem Glück. Mit eigenen Augen wird jeder einzelne sich überzeugen wollen, daß die Schauspielerin, welche ihren Namen mit gespreizten Buchstaben in den Zeitungen und an den Straßenecken bekannt machen ließ, dieselbe Baronesse Marie von Brendendorf ist, der man noch vor wenig Wochen in den vornehmsten Salons von Berlin seine Huldigungen dargebrachte. Man wird flüstern und kichern, und die Geschichte von einem peinlichen Vorgang auf dem großen Wohlthätigkeitsbazar wird in hundert neuen Wendungen und mit hundert neuen Erläuterungen von einem hämischen Munde zum andern gehen. Und mein Vater, mein Bruder, meine Schwester, sie werden während der folgenden Tage und Wochen in tausend unschuldigen Fragen, tausend harmlosen Anspielungen unzählige von jenen schmerzhaften Nadelstichen empfangen, die unerträglicher sind als ein tief gehender Schwertstoß. Was könnte ihnen da alles Verleugnen und Beschönigen frommen? Du wirst Deine Rache haben, grausamer und vollständiger, als irgend ein Mann sie statt Deiner nehmen könnte."

„Soll ich Mitleid haben mit denen, die ohne Mitleid waren für mich? Ihr Hochmuth hat mich in den Staub getreten — sollte es mich nicht freuen, sie gerade in ihrem Hochmuth getroffen zu sehen?"

„Nein, es sollte Dich nicht freuen, Marie," klang es ernst und fest zurück, „und ich weiß, daß es Dich im Grunde Deines Herzens unmöglich freuen kann. Deine Vergeltung träfe ja die Unschuldigen härter als die Schuldigen. Engelbert ist in seinen Leichtsinn fest genug gewurzelt, um die kleinen vergifteten Pfeile der Bosheit und der hämischen Schadenfreude leicht von sich abzuschütteln, meine arme Schwester aber wird schwer von ihnen zu leiden haben, um so schwerer, als sie Dich anfrichtig liebt."

„Du weißt Dich Deiner Aufgabe mit meisterlichem Geschick zu entledigen, Lothar. Dein Vater hätte keine Sache wahrlich keinem besseren Anwalt übertragen können."

„Ich bin nicht gekommen, um meines Vaters Sache wahrzunehmen, Marie! Er weiß von meinem Hiersein so wenig als meine Geschwister, und sie werden durch mich nie davon erfahren. Was mein Bruder Dir angethan, hat auch mich mit Groll und Verachtung gegen ihn erfüllt, und ich würde keinen Finger rühren, Dich an der Ausübung Deiner Rache zu hindern, wenn nicht derselbe Schlag, welcher jene verwunden soll, Dich selber vernichten könnte. Der Weg, den Du gehen willst, ist ein Weg ins Verderben; denn die Welt der Coulissen wird niemals die Deinige werden können — niemals! Dein Bruder hat es oftgenug erlebt, Dir hindernd entgegenzutreten, wie ich es von ihm verlangte, und ich zweifle nicht, daß er es aus den rechtschaffensten Beweggründen gethan hat. Ich aber hielt es trotzdem für meine Pflicht, Dich zu warnen, weil ich Dir so gern all das herbe Leid ersparen möchte, das Du im Begriff bist, über Dich heraufzubeschwören!"

War es der ungestüme Schlag seines eigenen Herzens, das Sausen des Blutes in seinen Ohren, das Hndeh verbinderte, ihre Erwiderung zu verstehen? Oder hatte sie wirklich so leise gesprochen, daß er ihre Worte nur wie ein undeutliches Gemurmel vernahm? Er war in einer unbeschreiblichen, verzehrenden Aufregung, in einem Zustande, der von völliger Sinnlosigkeit wahrlich sich kaum noch unterschied. Seine durch den Brannweinrausch beschränkte Denkfähigkeit und seine Unkenntniß der vorangegangenen Ereignisse hatten ihn von dem belauschten Gespräch nur soviel mit Gewißheit begreifen lassen, daß Marie von Brendendorf eine tödliche Beleidigung angethan worden war und daß ihr Bruder sie hindern wollte, Vergeltung für dieselbe zu üben. Das allein wäre schon mehr als hinreichend gewesen, um dem gährenden Groll in seinem Innern eine bestimmte Richtung zu geben. Aber es war noch etwas anderes da, das seine sonst so scheue, furchtsame Natur auftlachte bis zur Raserei: Das war der warme, herzliche, ja, fast zärtliche Klang, den die letzten Worte des Unbekannten gehabt hatten, — das war die blitzartig durch sein blutüberfülltes Gehirn zuckende Vermuthung, daß jener nur danach trachte, Marie ihrer Kunst abwendig zu machen, um sie für sich selber zu gewinnen.

Es kam ihm nicht zu klarer Erkenntniß, daß es Eifersucht leidenschaftliche, wilde, unbezähmbare Eifersucht sei, welche ihn de packte und schüttelte wie einen Fieberkranken das beginnende Delirium; er war ja überhaupt nicht mehr imstande, irgend etwas zu erkennen oder zu erwägen. Selbst die Schärfe seiner Sinne schien eine erhebliche Einbuße erlitten zu haben; denn obwohl er noch immer angestrengt lauschte, vermochte er doch nur noch einzelne, abgerissene Worte zu verstehen. Der Unbekannte war es, der jetzt fast ausschließlich sprach. Er mochte Marie die Gefahren, die Bitternisse, die unausbleiblichen Enttäuschungen schildern, denen sie sich aussetzte, wenn sie auf ihrem Entschluß beharrte — und daß sie ihm so geduldig lauschte, daß sie ihn kaum ein einzigesmal mit leisem Einwurf unterbrach, erfüllte Hndeh mit der wahnsinnigen Angst, der andere könnte ihren Widerstand wirklich besiegen, könnte sie wirklich gefügig machen für seine schändlichen Wünsche.

Aber endlich — nach einer Zeit, deren Dauer der Harrende nicht zu schätzen vermochte, weil sie ihn in seiner abgemessenen Spannung eine nimmer endende Ewigkeit dünkte, — hörte er doch Marie sagen:

„Bringe mich nicht länger, Lothar! — Es ist unmöglich, ich kann nicht mehr zurück. — Und ich will es auch nicht. Daß mich also unangefochten den Weg gehen, für den ich mich entschieden habe. Führt er mich wirklich in das Verderben, so wird Dein Gewissen doch jetzt beruhigt sein. Du hast mich ja gewarnt, und es war mein eigener Wille."

„Du bist unwiderruflich entschlossen, am Sonntag aufzutreten?"

„Unwiderruflich!"

„Und Du willst mir nicht einmal die schwache Hoffnung lassen, daß Du inzwischen noch anderen Sinnes werden könntest, willst mir nicht gestatten, morgen oder übermorgen wiederzukommen, um Deine letzte Meinung zu hören?"

„Nein! Es wäre nichts als die nutzlose Wiederholung einer peinlichen Scene, die uns beiden nur schmerzliche Eindrücke hinterlassen kann. Ich habe mit der Vergangenheit gebrochen, und ich möchte durch nichts und durch niemand mehr an diese Vergangenheit erinnert werden."

„Ah!" athmete Hudeß auf. „Nun muß er ja gehen!"

Aber der Unbekannte ging noch nicht, wenn er auch offenbar bis hart an die Thür getreten war. Nach einer sekundenlangen Pause sagte er:

„Ich ahnte freilich nicht, Marie, daß mein Anblick Dir so sehr verhaßt sei. Muß Dir diesen ehrlichen Warnungen nur darum einen so unbequemen Trotz entgegensetzen, weil sie aus meinem Munde kommen?"

Da klang es heftig wie aus einem schmerzgequälten Herzen, das nicht länger die Kraft der Selbstbeherrschung besitzt, zurück:

„Frage mich nicht, Lothar! Laß Dir genug sein an dem, was Du von mir gehört hast! Ich will nicht gezwungen sein, Dich für meinen Freund zu halten — ich will nicht — ich will nicht! — Glaube immer, daß ich Dich hasse! Wenn wir jetzt als Feinde scheiden, scheiden wir doch wohl für immer!"

„Ja, für immer, Marie! — Aber Freund oder Feind — ich werde handeln, wie meine Pflicht es mir gebietet."

Die Thür knarrte und Hudeß hatte eben noch Zeit, sich in den dunkeln Winkel neben dem Schrank zu flüchten, denn ein breiter Strom hellen Tageslichtes fiel jetzt auf den Vorplatz heraus. Und inmitten dieses Lichtes, das Hudeß' nach der langen Finsterniß geblendeten Augen wie überirdischer Glanz erschien, sah er die hohe, schlanke Gestalt seiner Madonna, das blonde Köpfchen tief gebeugt wie in bitterem Weh. Er sah, daß sie eine rasche Bewegung machte, als wollte sie den Davoneilenden halten, und daß sie dann plötzlich mit händeringen Schluchzen das Gesicht in den Händen verbarg. Sein Athem stockte; etwas Eiskaltes rieselte ihm über den Rücken herab. Er hatte keinen Gedanken mehr, ein wildes Rauschen, Sausen und Klingen war vor seinen Ohren, und mit Anstrengung riß er die Augen auf, weil es sich plötzlich wie ein blutrother Schleier vor ihnen ausbreitete.

Eine dunkle, schattenhafte Gestalt ging mit festen, langsamen Schritten an seinem Versteck vorüber — das war er, ihr Feind, ihr Verfolger, ihr Peiniger — der Mann, den er hatte wie keinen sonst auf der Welt. Die Hände des Studenten ballten sich zu Fäusten, alle seine Muskeln strafften sich, und es überkam ihn ein Gefühl riesenhafter körperlicher Kraft.

„Tödte ihn!" klang es ihm ins Ohr. „Tödte ihn!" Und alles, was er jetzt mit Blitzesschnelligkeit that, schien viel weniger eine Bethätigung seines eigenen Willens zu sein, als der blinde Gehorsam gegen eine unbekannte, furchtbare Macht, welche schrankenlose Gewalt über seinen Geist und seinen Körper gewonnen hatte.

Kaum zwei Sekunden, nachdem sich die Thür des Zimmers aufgethan hatte, hielt er das Heft seines geöffneten Taschenmessers mit brennenden Fingern umklammert; — noch einmal schien es, als wollte die Kraft ihm versagen, ehe das Entsetzliche geschah; — dann aber ein Ruck, ein Sprung, ein heiserer, unartikulirter Schrei — und noch ehe Lothar von Brendendorf seinen Fuß hatte auf die erste Treppenstufe setzen können, fuhr die hoch geschwungene Faust mit der blinkenden Waffe auf seine Schulter nieder.

Aber die grauenhafte Absicht des Unzurechnungsfähigen wurde nicht erreicht. Lothar hatte das verdächtige Geräusch hinter seinem Rücken vernommen. Blitzschnell wandte er sich um, und wenn es auch zu spät war, dem Mörder in den Arm zu fallen und den Stoß zu verhindern, so konnte er denselben doch mit der schwingend erhobenen linken Hand auffangen, fast gleichzeitig mit der kraftvollen Rechten den Hals des Angreifers packend.

Beinahe lautlos hatte sich der verhängnißvolle Zusammenprall vollzogen; nur das Messer war mit schwachem, metallisch klingendem Aufschlagen zu Boden gefallen. Hudeß stierte mit irr blickenden, verglasten Augen in das Gesicht seines Todfeindes; seine Fähigkeit zu denken schien völlig erloschen; er machte so wenig einen Versuch, Widerstand zu leisten, als zu entfliehen.

Da trat Marie auf die Schwelle ihres Zimmers, bleich, mit thränenmassen Augen und einer jungfräulichen Madonna jetzt vielleicht wirklich ähnlicher als je. Sie hatte nichts von Hudeß' unheiler Erbsinnmischt gesehen, sie sah nur, daß Lothar die hinfällige, gebrechliche Gestalt mit eisernem Griff gefaßt hielt, und mit einem Ausdruck unwilligen Erstaunens rief sie ihm zu:

„Was soll das bedeuten? — Willst Du etwa meinen Besuchern auf solche Weise den Zutritt zu mir verwehren?"

„Deinen Besuchern?" fragte er zurück, und die Erregung, in welche der Vorfall ihn versetzt haben mußte, verrieth sich nicht in seiner Stimme. „So kennst Du diesen Menschen? — Und Du hattest ihn erwartet?"

„Wäre ich irgend jemand Rechenschaft darüber schuldig? Aber ich bitte Dich allen Ernstes, diesem abscheulichen Auftritt ein Ende zu machen. Die Zahl meiner Freunde ist nicht so groß, daß ich ruhig zusehen könnte, wie man den aufrichtigsten und uneigennützigsten von ihnen auf der Schwelle meiner Wohnung mißhandelt und beschimpft."

In demselben Augenblick, da sie den Meuchelmörder ihren Freund genannt, hatte Lothar ihn freigegeben.

„Gehen Sie!" sagte er kurz und hart. „Dort hinab! — Mag Ihnen denn ein anderer das Handwerk legen!"

Und Hudeß gehorchte, wie er wahrscheinlich auch jedem anderen Befehl gehorcht haben würde. Stumm, gebeugt, mit kraftlos herabhängenden Armen, ohne sich auch nur ein einziges Mal nach Marie umzusehen, schlich er die Treppe hinunter.

„Bleiben Sie, Herr Hudeß!" rief Marie bahlaut, indem sie eine Bewegung machte, als ob sie ihm nacheilen und ihn zurückhalten wollte. Aber mit ausgestrecktem Arm hinderte Lothar sie daran, weiter zu gehen.

„Mag der Elende Dein Freund gewesen sein bis zu diesem Augenblick — jetzt ist er es nicht mehr! Denn, wie Du mich auch hassen magst, Marie, Du wirst darum nicht Gemeinschaft haben wollen mit Banditen und Meuchelmördern."

Sie sah mit starrem Blick in sein auffällig erbleichendes Gesicht.

„Was sagst Du da, Lothar? Aber es ist ja nicht möglich!"

Stumm deutete er mit der Rechten auf das am Boden liegende Messer. Ein Ausdruck des Entsetzens rang sich von Mariens Lippen. Sie beugte sich nieder, um die Waffe aufzuheben; aber schon im nächsten Augenblick schleuderte sie sie wieder von sich, wie wenn sie ein ekelhaftes Gewürm in den Fingern gehalten hätte. Mit allen Anzeichen des furchtbarsten Schreckens stürzte sie auf Lothar von Brendendorf zu.

„Blut! — Blut! — Um Gotteswillen, Lothar! Du bist doch nicht verwundet?"

„Nicht so sehr, als es in Deines ehemaligen Freundes Absicht gelegen haben mag," gab er ruhig zurück. „Ich fing das Messer auf, und der Stoß, der für meine Brust bestimmt war, streifte mir nur die Hand."

Er hatte vorhin bei Mariens Erscheinen die Linke in die Tasche seines Ueberrocks gesteckt. Jetzt, da er das ungläubige Entsetzen auf ihrem marmorblassen Antlitz sah, zog er sie heraus, um sie von der Wahrheit seiner beruhigenden Versicherung zu überzeugen. Das verletzte Glied war mit Blut überströmt, und aus der tiefen, klaffenden Schnittwunde quoll noch immer ungehemmt der purpurne Lebensstaft.

Marie schrie nicht auf und sie wurde nicht ohnmächtig, aber sie erfaßte mit beiden Händen den gesunden Arm Lothars.

„Du darfst nicht gehen! — Ich lasse Dich so nicht fort! — Deine Hand muß verbunden werden — wir müssen einen Arzt holen, — o, ich beschwöre Dich, bringe mich nicht zur Verzweiflung, indem Du gehst!"

Es war nichts mehr von Haß und Feindschaft in ihrer Stimme, in ihren Augen, die mit so heißem leidenschaftlichen Flehen die Sprache der Lippen unterstützten. Doch Lothar machte sich mit sanfter Gewalt aus ihren Händen frei, und indem er die blutende Hand wieder in der Tasche verbarg, sagte er mit ernster Bestimmtheit:

„Die Wohnung einer jungen Dame ist nicht der rechte Ort für solche Hilfeleistung. Ich danke Dir für Dein Anerbieten, aber die kleine Schramme hat nichts zu bedeuten und sie wird mir auf der nächsten Sanitätswache noch früh genug verbunden

werden. — Lebe wohl, Marie, — da es nun einmal zwischen uns nicht mehr heißen kann: Auf Wiedersehen!“

Sie streckte die Arme aus, um ihn zu halten.

„Lothar!“ rief sie mit bebender Stimme, als er den ersten Treppenabsatz hinabgestiegen war. Aber der Assessor hatte sie nicht mehr gehört, oder er wollte sie nicht mehr hören. Sein Schritt verhallte unten auf dem Hausflur. Marie aber lehnte das blonde Haupt an den Thürpfosten und starrte dumpf und thränenlos auf ihre gefalteten Hände nieder, unbekümmert darum, daß irgend ein neugieriger Hausbewohner nur den Kopf herauszustecken brauchte, um sie so zu erblicken.

In dem getäfelten Speisezimmer der Villa des Generals von Brenckendorf standen sich am Vormittag des folgenden Tages die beiden Brüder gegenüber. Vor zehn Minuten erst war Lothar gekommen und er hatte eine geraume Weile warten müssen, bis Engelbert sich ihm zu der gewünschten Unterredung unter vier Augen zur Verfügung stellen konnte. Doch obwohl sie nur wenig Worte gewechselt hatten, schien sich bereits eine recht unbehagliche Stimmung über ihr Gebaren gelegt zu haben. Engelbert, der schon in vollständigem Dienstanzuge war, lehnte ziemlich nachlässig an dem großen Speisetisch, die Hände über dem Gefäß seines Säbels zusammengelegt und mit gerunzelter Stirn auf die Fußspitzen seiner Reiterstiefel herabblickend. Lothar stand ruhig und aufrecht vor ihm; er trug die verbundene linke Hand in einer schwarzseidenen Schlinge und unter seinen Augen lagen Schatten wie bei jemand, der einen empfindlichen Fieberanfall noch nicht ganz überstanden hat.

„Du mußt mir schon gestatten, die ganze Angelegenheit etwas sonderbar, um nicht zu sagen: lächerlich, zu finden,“ meinte Engelbert, der ein wenig mit der Erwiderung auf die letzten Worte Lothars gezögert hatte. „Von wem, wenn man fragen darf, hast Du denn den Auftrag erhalten, mich so in aller Form zur Rede zu stellen?“

„Ich nehme mir das Recht dazu als Dein älterer Bruder und als Zeuge der Beleidigung, welche Du einer Dame angethan hast.“

„Nun gut, ich will diese Berechtigung nicht weiter prüfen, denn es liegt mir gar nichts daran, eine dramatische Scene hervorzurufen. Aber Du verwechselst die Thatsachen, mein Lieber! Wenn von einer Beleidigung die Rede sein kann, so war nur ich es, der sie erfuhr. Dein Schützling hat mich auf dem Wohlthätigkeitsbazar in Gegenwart zahlreicher Personen auf eine unter wohlerzogenen Leuten geradezu unerhörte Weise beschimpft.“

„So war ihre Kritik Deiner Handlungsweise eine unbe rechtigte? So hatte sie keinen Grund, Deine Verlobung mit der Gräfin Hainried als eine von Dir begangene Ehrlosigkeit zu behandeln?“

„Nein, wahrhaftig, dazu hatte sie keinen Grund!“ fuhr der Offizier auf, einen keineswegs fremdlichen Blick auf den unbequemen Frager werfend, „und ich möchte niemand rathen, es ihr nachzuthun. Bin ich denn dafür verantwortlich zu machen, daß sie sich in romanhafter Ueberspanntheit irgend welche unmöglichen Dinge in den Kopf gesetzt hat? Müßte ich sie etwa nothwendig heirathen, weil ich mir einige kleine verwandtschaftliche Vertraulichkeiten gegen sie herausgenommen hatte?“

„Ich weiß nicht, was Du darunter verstehst, Engelbert, aber ich fürchte, Du ziehst zu Deiner Bequemlichkeit die Grenzen weiter, als es einem Manne von Ehre gestattet ist. Marie hatte sich unter den Schutz dieses Hauses gestellt und sie durfte darum von den Mitgliedern desselben die allerzarteste Rücksichtnahme fordern.“

„Ach, bleibe mir doch gefälligst mit solchen moralischen Gemeinplätzen vom Leibe! Es ist wirklich komisch, wenn ein Stubenhocker, der die Frauen kaum aus der Entfernung kennt, sich anmaßt, Anweisungen über den Verkehr mit dem schönen Geschlecht zu ertheilen. Als wenn unseren jungen Damen an der zarten Rücksichtnahme etwas gelegen wäre! Sei versichert, daß ihnen ein flotter Bursche, der sich gelegentlich im Vorbeigehen einen Kuß stiehlt, ohne dabei gleich an Altar und Standesamt zu denken, tausendmal lieber ist als ein langweiliger Geselle, der vor lauter Ansicht und Verehrung gar nicht bemerkt, daß sie junge Mädchen sind. Ich bin kein Fährwich mehr, daß ich darüber von Dir Belehrungen annehmen möchte.“

„Das sind Anschauungen, die Du ohne Zweifel in Deinem Verkehr mit Damen vom Theater und vom Circus gewonnen hast und die dort auch ihre Berechtigung haben mögen. Dachte Du, Marie von Brenckendorf mit demselben Maße zu messen?“

„Bah! Im Grunde ist eine wie die andere, und Du bist ja jetzt den Beweis dafür, daß der Unterschied wirklich kein so bedeutender war. Die Disketion verbietet mir natürlich, Einzelheiten zu erzählen; aber Du darfst mir glauben, daß ich bei meinen kleinen Freundinnen aus der Manège nicht bereitwilligem Entgegenkommen gefunden habe als hier.“

Lothar that einen Schritt auf ihn zu; in seinem Gesicht zuckte es, und seine Stimme hatte eine tiefere Färbung angenommen, als er sagte:

„Das lügst Du! Und Dein Verhalten verdient in Wahrheit keine andere Bezeichnung, als Marie sie ihm gegeben hat.“

Engelbert fuhr aus seiner nachlässigen Stellung auf; sein Gesicht hatte sich bis über die Stirn hinauf gerötet, und er stieß mit seinem Säbel auf den Boden, daß die Gläser im Schrank erklirrten.

„Kein Wort mehr!“ rief er mit dröhnender Stimme. „Ich kann mir Deine Verrücktheiten lange gefallen lassen, weil Du nun einmal mein Bruder bist. Aber jedes Ding hat seine Grenze, und ich rathe Dir, meine Geduld und meine gute Laune nicht gar zu sehr in Anspruch zu nehmen!“

„Was geht hier vor? — Ein Streit? — Und obendrein in solchem Ton? Wollt Ihr die Dienerschaft zu Zeugen Eurer Zwistigkeiten machen?“

Mit diesen Worten hatte der General die Thür des Nebenzimmers geöffnet. Aber obwohl ihm nun Engelberts Heftigkeit den unmittelbaren Anlaß zum Einschreiten gegeben haben konnte, schienen sich doch seine vorwurfsvollen Fragen viel weniger an diesen als an Lothar zu richten. Und Lothar war es denn auch, der ihm Antwort gab:

„Ich fürchte, Vater, daß der Dienerschaft hier im Hause bereits Gelegenheit zu viel unerfreulicheren Beobachtungen gegeben worden ist.“

„Was heißt das? Willst Du nicht die Güte haben, Dich etwas deutlicher auszudrücken? Hast Du uns etwa nur darum das lang entbehrte Vergnügen Deines Besuches gemacht, um mit Deinem Bruder Händel zu suchen?“

„Es hat wirklich sehr stark den Anschein, Papa,“ mischte sich jetzt Engelbert ein. „Ich möchte um alles in der Welt wissen, wie Lothar dazu kommt, sich zum Ritter einer Dame aufzuwerfen, die früher bloßwenig Vortheile für ihn an den Tag gelegt hat, und die außerdem in dem Zahnreißer einen viel berufeneren Beschützer hätte als in ihm.“

„Das ist allerdings auch mir einigermaßen räthselhaft; aber ich wünsche nicht, in Erörterungen solcher Art hineingezogen zu werden. Die Person, von welcher da die Rede zu sein scheint, ist für mich nicht mehr vorhanden, und ich bitte mir aus, daß in meiner Gegenwart nicht weiter von ihr gesprochen wird.“

„Danach bliebe mir nur übrig, mich ohne weiteres zu entfernen. Lediglich um von ihr zu sprechen, kam ich hierher, und die kindliche Ehrfurcht machte es mir unmöglich, Vater, Dir auf Dein letztes Verbot hin zu antworten, wie ich es unter anderen Umständen für meine Pflicht halten müßte.“

„Ich erhebe keinen Anspruch auf eine Ehrfurcht, die sich so sonderbar verklausulirt. Was hast Du an meinem Verhalten auszusetzen? — Nun?“

Der General war in größerer Erregung, als er sie sonst zu zeigen pflegte, selbst wenn er heftig gereizt worden war. Lothar aber sagte mit Nachdruck, indem er ihm fest und gerade in die Augen sah:

„Es erscheint mir als eine recht bequeme, aber sehr wenig ritterliche Art, Dich der Verantwortlichkeit für gewisse Dinge zu entziehen! Du mußt mir die Offenheit dieser Erklärung verzeihen; nur auf Deinen ausdrücklichen Wunsch habe ich sie abgegeben.“

„Unerhört!“ stieß Engelbert zwischen den Zähnen hervor, indem er von neuem rasselnd mit seinem Säbel aufstampfte.

Der General warf ihm einen mahnenden Blick zu und wandte sich dann in dem veränderten Ton einer spöttlichen Höflichkeit gegen Lothar:

„Du hast mich nachgerade daran gewöhnt, in Deinen liebenswürdigen Aufrichtigkeiten nichts Ueberraschendes mehr zu finden; aber daß ich von Dir eine Belehrung über Ritterlichkeit empfangen soll, ist mir doch neu. Wie große Hochachtung ich auch vor Deiner juristischen Gelehrsamkeit habe, auf diesem Gebiet hatte ich Dich keineswegs für sachverständig."

„Mit solchen Spöttereien, lieber Vater, ist der Sache, die gegeben hatte, so ist dies Verlöbniß eben als ungültig zu betrachten. Es muß rückgängig gemacht werden, und in Marieus Händen wird dann die Entscheidung liegen, ob sie auch jetzt noch einem Manne angehören will, der ihr Vertrauen auf eine so unrühmliche Weise zu täuschen vermochte."

Engelbert hatte während dieser klaren, in einem fast geschäftsmäßig kühlen Tone gegebenen Darlegung sein Unbehagen hinter allerlei stummen Gebärden eines mitleidigen Erstaunens zu verbergen gesucht. Als Lothar geendet hatte, zog er die Schultern in die Höhe und ging, seinem Bruder den Rücken wendend, zum

Das ist die Zeit der Rosenpracht.

Nach einem Gemälde von Fr. Armin.

zu vertreten ich entschlossen bin, so wenig gedient als mit Engelberts übel angebrachter Heftigkeit. Es handelt sich weder um meine juristische Gelehrsamkeit, noch um mein Verständniß für Fragen der sogenannten Standesehre. Es handelt sich einfach um die Erfüllung einer Pflicht, zu deren Anerkennung es wahrlich nicht erst meines Eintretens hätte bedürfen sollen."

„Das ist rund und bestimmt, aber leider nicht ganz deutlich; denn ich habe, offen gestanden, noch immer keine Ahnung von dem eigentlichen Zweck Deines feierlichen Gebahrens."

Desto weniger wird, wie ich hoffe, Engelbert über diesen Zweck im unklaren sein. Er ist durch Worte und Handlungen bemüht gewesen, Marie an seine Liebe glauben zu machen; er hat das Geständniß ihrer Gegenliebe empfangen, und er war somit nicht nur nach den Ehrbegriffen unseres Standes, sondern auch denjenigen aller anständigen Leute verpflichtet, sie zu heirathen. Wenn er trotzdem ein Verlöbniß mit einer anderen Dame eingehen konnte, ohne daß Marie ihm seine Freiheit wieder-

Fenster, als wollte er damit andeuten, daß es unmöglich sei, auf solche Zumuthungen überhaupt zu antworten. Statt seiner erwiderte der General:

„Ich weiß nicht, wie Du dazu kommst, mich für die alberne Liebelei Engelberts, von der ich natürlich keine Ahnung hatte, mitverantwortlich zu machen. Ich billige sein Benehmen in dieser Sache durchaus nicht, und er wird mir bezeugen, daß ich ihm nach jenem abscheulichen Auftritte bei dem Bazar mein Mißfallen ganz unzweideutig zu erkennen gegeben habe. Damit aber ist die Sache für mich erledigt, und ich denke, sie könnte es auch für uns alle sein. Hätte Marie nach Engelberts Verlobung ihre vermeintlichen Rechte und Ansprüche in irgend einer angemessenen Form zur Geltung zu bringen versucht, so hätte man ja allenfalls daran denken können, einen Ausgleich herbeizuführen — innerhalb gewisser Grenzen natürlich! — Sie hat es jedoch vorgezogen, sich und uns durch einen öffentlichen Skandal bloßzustellen, und hat mich damit gezwungen, aufs entschiedenste jede

weitere Berührung mit ihr oder mit ihrem Bruder abzulehnen. Ich wiederhole, daß eine Ehrvergessene, die meinen Familiennamen über die Bretter einer Komödienbühne schleift, für mich nicht mehr vorhanden ist, und daß ich, soweit meine Macht reicht, jedem meiner Angehörigen verbieten muß, mit ihr direkt oder durch Mittelspersonen in irgend welche Beziehung zu treten. Wie ich danach über Deine höchst — nun, sagen wir höchst idealen — Forderungen denke, brauche ich Dir wohl nicht weiter auseinander zusetzen."

„Und Du, Engelbert? Hast auch Du mir nichts weiter in dieser Sache mitzutheilen?"

„Nein, nicht das Mindeste! Es sei denn, daß ich Dir den guten Rath geben möchte, Dich bei Deinem Schützling um den Platz zu bewerben, auf den ich selber zu meinem Bedauern verzichten muß."

Er hatte den Kopf halb nach ihm umgedreht und in einem leichten, spöttischen Tone gesprochen, aber als er jetzt dem Blick Lothars begegnete, ließ ihn der unverkennbare Ausdruck tiefer Verachtung, der auf dem Gesicht und in den Augen seines Bruders lag, unwillkürlich verstummen. Auch der General schien mit der herzlosen, verletzenden Art seines jüngsten Sohnes nicht ganz einverstanden zu sein, denn er zog die Brauen zusammen und räusperte sich vernehmlich. Es gab ein kleines, unbehagliches Schweigen zwischen den Dreien: dann sagte Lothar, ohne die höhnische Aufforderung Engelberts einer Erwiderung zu würdigen:

„Ich muß den Zweck meines Besuches damit wohl als erledigt betrachten. Du wirst es verzeihlich finden, Vater, wenn ich nach diesem traurigen Verlauf unserer Unterredung entschlossen bin, meinen Fuß nicht mehr über die Schwelle Deines Hauses zu setzen."

„Wie? Du kündigst mir die Freundschaft? Um dieser koketten Person, um dieser hergelaufenen Komödiantin willen?"

Es war der plötzlichen Erregung des Generals anzumerken, wie unerwartet ihm die Erklärung Lothars gekommen war und wie empfindlich sie ihn getroffen hatte. Doch in den Mienen des Assessors präge sich die eiserne Ruhe eines unerschütterlichen Entschlusses aus.

„Marie ist weder das eine noch das andere, Vater," entgegnete er, „aber ihre Tugenden und Fehler haben mit meinem Verhalten nichts zu schaffen. Ich fühle mich nur außer Stande, vor den Augen der Welt die Formen brüderlichen Verkehrs zu beobachten einem Manne gegenüber, der jeden Anbruch auf die Achtung anständiger Leute verwirkt hat, und —"

„Unverschämter!" brauste der Dragoneroffizier auf, indem er Miene machte, auf ihn loszustürzen; doch der General rief mit starker Stimme dazwischen:

„Ruhe! Nicht gerührt! — Seid Ihr denn alle beide des Teufels, daß Ihr es wagt, Euch in meiner Gegenwart in solcher Weise aufzuführen? Wenn Ihr nun einmal nicht Frieden halten könnt, so geht Euch meinetwegen aus dem Wege! Aber ich bitte mir's ernstlich aus, daß jeder neue Skandal vermieden werde. Und ein beispielloser Skandal wäre es, wenn Du wirklich daran dächtest, Lothar, wegen dieser verwünschten Geschichte die Beziehungen zu Deinen Angehörigen in auffälliger Weise abzubrechen. Du weißt, daß wir der Familie Haimreich nur mit Mühe eine halbwegs zufriedenstellende Erklärung für den Vorfall auf dem Bazar und für seine Folgen zu geben vermochten. Ein Zerwürfniß zwischen uns, dessen eigentliche Ursache man bald errathen haben würde, wäre ganz danach angethan, alle meine Bemühungen zu vereiteln."

„Trotzdem muß ich thun, Vater, was mein Gewissen mir vorschreibt. Ich kann den Treubruch und die Ungerechtigkeit, deren man sich hier gegen ein argloses Mädchen schuldig gemacht hat, nicht dadurch stillschweigend gutheißen, daß ich in der alten Weise mit Euch verkehre. Glaubt Ihr Euch berechtigt, Marie künftighin als nicht mehr zur Familie gehörig zu betrachten, so faßt mich immerhin dieses Schicksal theilen. Ich stehe mit meiner ganzen Ueberzeugung auf ihrer Seite, nicht auf der Eurem!"

Das ohnedies stets so rosige Antlitz des Generals hatte sich tief dunkel gefärbt. Eine rasche Entgegnung, vielleicht ein begütigendes oder gar bittendes Wort schien ihm auf den Lippen zu schweben; aber die Gegenwart Engelberts, der durch ein recht deutliches Gebärdenspiel seine Verwunderung über die Langmut des Vaters zu erkennen gab, mochte ihn daran hindern, es sich zuzugestehen. Er legte sein Gesicht vielmehr plötzlich in jene hochmüthig stolzen Falten, welche die Offiziere der ihm unterstehenden Regimenter als unheilverkündend besonders fürchteten, und sagte in einem gänzlich veränderten Ton:

„Danach ist es allerdings überflüssig, daß wir noch weiter miteinander verhandeln. Du bist großjährig und meiner Unterstützung nicht bedürftig. Wenn es Dir also angemessen erscheint, Dich von uns loszusagen, so habe ich weder die Macht, noch auch länger den Wunsch, Dich daran zu hindern. — Guten Morgen!"

Er drehte sich kurz um und ging zur Thür des Arbeitszimmers. Als er dieselbe bereits geöffnet hatte, rief er noch einmal scharf und befehlend zurück:

„Engelbert! — Ich wünsche auf der Stelle mit Dir zu sprechen!"

Es klang wie ein militärisches Kommando, und der Dragoneroffizier gehorchte ohne Widerstreben, obwohl der feindselige Blick welchen er im Gehen auf seinen Bruder warf, etwas wie eine drohendes „Auf später!" zu enthalten schien.

Lothar war allein, und wie ein Schatten tiefer Traurigkeit legte es sich über sein Antlitz, als er zum letzten Mal die Umgebung betrachtete, an welche sich so viele traute Erinnerungen seiner Jünglingsjahre knüpften. Dieser Abschied vom Elternhause mochte ihm doch ungleich schwerer und schmerzlicher sein, als er noch soeben seiner ganzen Haltung nach den Anschein gehabt hatte. Aber in der zaudernden Langsamkeit, mit welcher er nun dem Ausgange zuschritt, war doch nichts von Reue über das was er gethan hatte.

Schon hatte er sich draußen von dem Diener den weiten Mantel, dessen er sich wegen des gebrauchsunfähigen Armes zu dienen mußte, um die Schultern hängen lassen, als Cilly ihn nacheilte und sich ganz dicht gegen ihre sonstige Art zärtlich an seine Seite schmiegte.

„Ich habe alles gehört, Lothar," flüsterte sie, während der Diener sich sofort zurückzog, „alles, und ich leide Dir von ganzem Herzen Abbitte für jedes Unrecht, das ich Dir jemals in meinen Gedanken zugefügt habe. Wie muthig bist Du ihnen entgegengetreten, wie mannhaft und edel!"

Er lächelte ein wenig, und es war überraschend, wie sehr dies kleine, rasch verschwindende Lächeln sein Gesicht zu verschönen vermochte.

„Es freut mich, daß ich Deine Zustimmung habe, liebe Cilly, wenn ich auch Deine Bewunderung ablehnen muß. Und es ist mir lieb, daß ich noch Gelegenheit finde, Dir Lebewohl zu sagen."

„Also Du gehst wirklich fort? Und Du willst nie, nie wieder zu uns kommen?"

„Ich darf nicht wiederkommen, Cilly, so lange die Umstände fortbestehen, die mich jetzt nöthigten, so unfreundlichen Abschied zu nehmen."

„Ich kann Dir keinen Vorwurf daraus machen, denn es ist schändlich, wie sich Engelbert gegen die arme Marie benommen hat. O, ich vermag Dir nicht zu sagen, wie ich diese Briefe Hainreich jetzt verabscheue, denn sie ist mit ihren Koketterien nur allein schuld, und ich bin überzeugt, daß sie sich gar keine Mühe gegeben hatte, ihn mit ihren Herzenskünsten einzufangen, wenn sie nicht bemerkt hätte, daß Marie ihn liebte. Aber ich zeige sie auch kein freundliches Gesicht mehr; sie soll schon merken, daß ich alles durchschaut habe."

Die hellen Thränen funkelten in den sonst so lustigen Augen und es war nicht daran zu zweifeln, daß es ihr wirklich zu vom Herz war, wie sie sprach. Liebkosend streichelte Lothar mit der gesunden Rechten über ihr lockiges dunkles Haar.

„Ich habe auch noch eine Bitte an Dich," fuhr Cilly fort, „eine große Bitte, die Du mir nicht abschlagen darfst, wenn Du mich nur ein klein wenig lieb hast. Ich lebe schrecklich unter der Vorstellung, daß Marie mich im Einverständniß mit Engelbert glaubt, und daß sie mich nun ebenso haßt und verachtet wie ihn. Natürlich habe ich ihr gleich, sobald ich ihren Aufenthalt erfuhr, einen langen Brief geschrieben und sie um ein Zusammenkunft gebeten. Aber der Brief ist uneröffnet zurückgekommen mit ein paar Zeilen, die so kühl und so fremd waren,

als wenn sie gar nicht von ihr berührten. Woher soll ich nun en Muth nehmen, zu ihr zu gehen? Und doch muß ich sie prechen, es koste, was es wolle. Sie darf mich nicht für schlecht nd herzlos halten, und sie darf auch nicht zum Theater gehen, wo sie gewiß nur neuen Kummer erfahren würde. Nun sollst Du ein gutes Wort für mich einlegen, Lothar! Du bist jetzt ihr Beschützer, und wenn Du ihr nur recht eindringlich vorstellst, wie schuldlos ich an der ganzen Geschichte bin und wie lieb ich sie noch immer habe, so wird sie sich gewiß nicht mehr weigern, mich u empfangen."

Um die Lippen des Assessors zuckte es, als er erwiderte:

„Du bist leider in einem gewaltigen Irrthum, meine liebe Lilly! Ich besinde mich Marie gegenüber in derselben Lage wie Du, und keiner wäre weniger geeignet, bei ihr den Fürsprecher zu machen, als ich. Die Thür ihrer Wohnung ist mir für immer verschlossen, und ich habe nicht den mindesten Anspruch darauf, ür ihren Beschützer zu gelten."

„Steht es so zwischen Euch?" fragte Lilly verwundert. „Das hätte ich nach Deinem vorigen Auftreten wahrlich nicht erwartet. Nun gut, dann bleibt mir nur noch ein einziger Weg, zu ihr zu gelangen, und ich werde ihn einschlagen, wie sauer es mich auch ankommen mag."

„Und darf ich nicht erfahren —"

„Nein, nein, Lothar! Es ist besser, wenn ich das auf meine eigene Hand und meine eigene Gefahr unternehme. Du brauchst übrigens keine Sorge zu haben; denn die Gefahr dabei ist wohl nicht allzu groß. — Und nun, auf Wiedersehen! Denn das klingt doch wohl besser als das traurige Lebewohl!"

Sie drückte ihm hastig die Hand, weil sie einen sporen klirrenden Schritt in der Nähe gehört hatte, und drängte ihn mit sanfter Gewalt zum Gehen. Dann huschte sie behend auf ihr Zimmer, da sie nicht die geringste Neigung fühlte, nach diesem Gespräch mit Lothar ihrem Bruder Engelbert zu begegnen.

Sie war fertig zum Ausgehen gekleidet, als sie eine halbe Stunde später in das Zimmer der Generalin trat.

„Ich möchte ein wenig frische Luft schöpfen, liebste Mama! Du hattest doch höflichst nicht die Absicht, gerade heute mittag Besuche mit mir zu machen?"

Ihre Excellenz befand sich eben inmitten einer überaus wichtigen Berathung mit der rothwangigen Beherrscherin der Küche, und des Verhandlungen zu bedeutsamer Art ließ sie sich nicht gerne stören. So gab sie ihrem Töchterchen nur durch einen stummen Wink zu erkennen, daß sie nichts gegen den beabsichtigten Spaziergang einzuwenden habe, und Lilly schlüpfte eilig hinaus, froh, dem Zwang einer Nothlüge entronnen zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Heim für Auswandrerinnen in Boston.

Die lange beschwerliche Seereise ist überstanden, das Schiff ankert im Hafen der großen Stadt, und verwirrt blickt der Fremde um sich. Wohl ihm, wenn Freunde ihn erwarten, wohl ihm, wenn er weiß, wohin er seine Schritte lenken soll, wenn nicht sogleich Noth und Elend sich an seine Fersen heften! Wie aus langer Kerkerhaft befreit, betreten die Auswanderer aus dem Zwischendeck den amerikanischen Boden; manche hatten kaum eine Vorstellung von dem, was ihrer „drüben" wartete, von den Enttäuschungen, von der mühsamen Arbeit, durch welche eine neue Lebensstellung errungen werden muß. Es ist unglaublich, in welcher Unwissenheit, mit welchem Leichtsinn oft die Auswanderung unternommen wird, und die amerikanische Regierung, welche in den letzten Jahren die Gesetze für die Aufnahme der Einwanderer verschärfte, erweist damit nicht nur dem eigenen Lande, sondern auch den fremden Ankömmlingen in großen und ganzen einen Dienst, so hart das Verfahren in einzelnen Fällen erscheinen mag.

Es ist noch nicht lange her, da geschah es, daß ein Landmädchen von kaum achtzehn Jahren in Boston landete. Eine Freundin, die „drüben" einen guten Dienst gefunden, hatte ihr geschrieben, daß sie schon viel Geld nach der Sparkasse getragen habe. Der armen Marie, deren Eltern sich waren und die auf dem Gutshofe in der Heimath nur 20 Mark jährlich verdiente, klang die Erzählung der Freundin wie ein wundersames Märchen. Sie war gesund, sie konnte arbeiten, warum sollte sie nicht auch ihr Glück versuchen? Ihr kleines Erbtheil reichte zur Ueberfahrt — nun war sie wirklich in Boston angekommen! Nun sie herrschte verwirrendes Gedränge; sie hoffte, die Freundin würde sie erwarten, aber ach! die hatte den schlecht adressirten Brief gar nicht bekommen, den Wohnort derselben wußte Marie nicht mehr anzugeben. Rathlos, verlassen stand sie in dem fremden Lande, dessen Sprache sie nicht verstand, hilflos einem ungewissen Schicksale preisgegeben. Da redet sie eine ältere Dame mit herzlichen Worten an. Wohl verstehn sie den Sinn derselben nicht, aber sie faßt Muth, wie sie in die freundlichen Augen blickt, und bald ist eine Droschkenfahrt zur Stelle, die ihr sagt, daß gute Menschen für sie sorgen, sie in die Hand nehmen, sie unterrichten und ihr eine Stelle verschaffen wollen. Marie ist vor unbekannem Elend gerettet, ihre Zukunft sicher gestellt!

Was ich hier mitgetheilt habe, ist keine bloße Erzählung; solche Hilfe in großer Noth ist nicht nur ein glücklicher Zufall, der unter Tausenden eine treffen mag. Alles, was an der armen Marie geschehen ist, wird auch andern Mädchen geboten.

Seit 24 Jahren besteht in Boston der Verein der „Young Women's Christian Association", der „Christliche Frauenverein", der es sich zur Aufgabe gemacht hat, solchen allerstehenden Mädchen unter dem Auswandererschwarm eine Heimstätte zu bieten und ihre Unterbringung in geeigneten Stellen zu vermitteln. Er besitzt ein Haus, das mit seinen verschiedenen Abtheilungen ein ganzes Geviert einnimmt und doch steht größerer Ausdehnung bedarf. Dieses Haus enthält eine Schule zur Ausbildung weiblicher Dienstboten, die vom vollendeten sechzehnten Jahre an Aufnahme finden und sechs Monate hindurch im Kochen, Anrichten, Waschen, Plätten, Servieren, Nähen, Flicken, kurz in allen häuslichen Arbeiten unterrichtet werden. Die ersten vier Wochen bilden eine Probezeit, welche über Befähigung und guten Willen der Zöglinge entscheidet, sie dann entweder weiter unterrichtet oder entlassen werden. Wohnung, Kost, Unterweisung sind völlig frei; die besseren Schülerinnen können sich sogar durch ihre Dienste 2 bis 10 Dollar monatlich erwerben. Mit der Anstalt ist eine Agentur verbunden, die auch für nicht im Hause ausgebildete Mädchen Stellen vermittelt und sich längst einen so guten Namen erworben hat, daß während der Durcausstunden ihre Räume immer von Arbeitgebern und Arbeitnehmern gefüllt sind.

In Abendklassen ertheilen tüchtige Lehrerinnen solchen Mädchen und Frauen, welche Verlangen nach größerer geistiger Ausbildung haben und den Tag über anderwärts beschäftigt sind, Unterricht im Englischen, Französischen, Deutschen, Buchführen, Singen, in Stenographie, im Gebrauch der Schreibmaschine, Schönheiten, alles für einen kaum nennenswerthen Betrag. Eine große Turnhalle unter der Leitung einer erfahrenen Lehrerin bietet in körperlichen Uebungen Förderung der Gesundheit — ein großer Segen für manche junge Arbeiterin, welche den ganzen Tag stehende Beschäftigung hat. Viele, die sonst in keiner Beziehung zur Anstalt stehen, genießen den Vortheil dieser Turnstunden und manche andere den der guten, billigen Mahlzeiten im geräumigen Eßsaal.

In einem solchen Hause kann die unerfahrene Ausländerin Aufnahme finden. Die Vorsteherin desselben findet sich in den Schiffen und den Eisenbahnwagen angelegentlichen; an den Landungsplätzen sind gütige Frauen bereit, hilfsbereit Ankömmlinge in Empfang zu nehmen. Die Stewardeß („Wirthschafterin) des Dampfers weiß von ihnen. Die Fremde braucht nur nach der Dame zu fragen, deren Zeichen ein blaues Band ist mit den aufgedruckten Buchstaben und Worten „Y. W. C. A. — Travellers' Aid", und sie wird sofort die nöthige Auskunft erhalten.

Die meisten deutschen Mädchen freilich werden in New-York landen; aber wenn sie vorher an „Young Women's Christian Association, Travellers' Aid Department, Berkeley St. Corner Appleton, Boston, Mass." schreiben, den Namen des Schiffes, auf dem sie fahren, angeben und gleich nach ihrer Ankunft in New-York mit der Bahn nach Boston weiter reisen, so empfängt die fremdliche Dame mit dem blauen Bande sie dort am Bahnhofe. In dem Falle jedoch, daß sie sich aus irgend einem Grunde dort verspäten sollten, braucht die junge Deutsche nur die aufgeschriebene Adresse einem Droschkenkutscher zu zeigen. Die meisten sind gute Freunde und Gönnern des Vereins und liefern die Fremde, selbst wenn sie keine Geldmittel mehr hat, an die Vorsteherin des Hauses ab.

Und welch ein behagliches Heim sie dort findet! Helle, freundliche Zimmer mit buntlen Möbeln und weiße Gardinen an den Fenstern; Blumen und Bilder bringen die Bewohnerinnen selbst zum Schmuck hinein. Man könnte meinen, ein solches Zimmer müsse saß zur Verwöhnung führen, da die meisten Mädchen später im dienenden Verhältnis kaum ein gleich gutes bekommen werden; aber die hübsche Umgebung soll gerade den Sinn für Ordnung und Sauberkeit fördern. Auch Bäder finden sind vorhanden; eine gute Bibliothek mit Lesezimmer steht der Benutzung offen, ein großer Saal vereinigt alle Mitglieder zu freien Konzerten, Vorlesungen und geselliger Unterhaltung. Der wesentlichste Dienst aber wird der deutschen Auswandererin dadurch erwiesen, daß sie drei Monate hindurch unentgeltlichen Unterricht in der englischen Sprache erhält.

Der Verein öffnet seine Pforten allen protestantischen Mädchen, die Aufnahme suchen, ohne einen Unterschied zwischen den hier so vielfach sich abzweigenden Sekten zu machen; er breitet eine schützende Hand über sie, lehrt sie Tüchtiges leisten, weist sie auf den Weg der Arbeit und durch denselben auf den des Glückes und der Zufriedenheit.

Agnes Burchard, Bebringhon.

Vom X. deutschen Bundesschießen in Berlin.

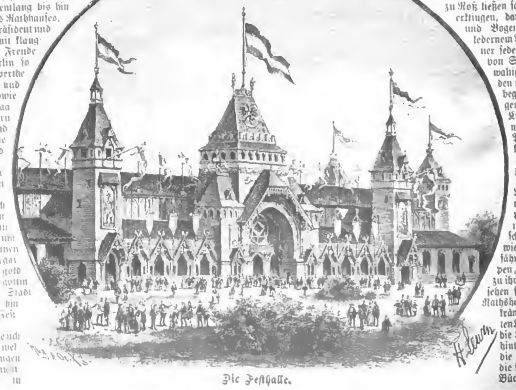
Tausende fleißiger Hände regten sich in Berlin während der ersten Juliwoche, um die Stadt in ein Festgewand zu kleiden, Fahnen und Banner in allen möglichen Farben und Zusammensetzungen wehten lustig flatternd von Dächern und Giebeln, von Fenstern und Balkonen herab, vielfach waren die Vorderseiten der Häuser mit Guirlanden aus frischem Grün und Tannen reizig geschmückt, und von Wappenschilden und Transparenten grüßte manch wohlmeinend und kernig Sprüchlein die fremden Schützen, die zum X. deutschen Bundesschießen in Berlin eingetroffen waren. Zum ersten Male war es, daß der neugeeinten Deutschen Reichs Hauptstadt ein derartiges Fest in seinem Weichbilde feiern sah, andere Städte, zuletzt noch Frankfurt a. M., waren bisher vorangegangen, an anderen Orten hatten in friedlichem Wettkampfe fröhlich die Büchsen gehallt und hatte die prunkvolle deutsche Bundesfahne nicht nur die Schützen aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes, sondern auch viele fremde Gäste um sich vereint; diesmal um war der locende Ruf von Berlin ergangen, und wohl an zehntausend Schützen, die Mehrzahl mit ihren Angehörigen, waren ihm gefolgt und hatten den gastlichen Boden der Kaiserstadt an der Spree betreten.

Empfang der Schützen auf dem Bahnhof Friedrichstraße.

Und herzlich war das Willkommen, welches ihnen allerseits entgegen scholl, auf den Bahnhöfen wie auf den Straßen, an öffentlichen Stätten und bei privaten Vereinigungen; aus ehrlichem Herzen drang der Jubel, der die fernen Gäste, besonders die aus Amerika, bei ihrem feierlichen Einzuge durch Berlins Sieges- und Ruhmesthor begrüßte, der sich fortpflanzte die via triumphalis entlang bis hin zum festlich geschmückten Rathhause, wo des Festes Ehrenpräsident und der Stadtvertreter mit klangreichen Worten die Freude ausdrückte, daß Berlin so viele liebe und werthe Söhne des eigenen und weiteren Heimathlandes sowie uns befreundeter Staaten in seinen Mauern beherbergen dürfe. Und diese Freude, sie setzte sich voraussichtlich bis Festtages, der am Sonntag den 6. Juli, das Fest erreichte und den durch ein Spalier von Turnerabtheilungen dahin sich entwickelnden mit Prunk aus den prunkvollen Schützen des Umzuges in Farben der goldstrahlenden Sonnenpracht und faßt die ganze Stadt durchwallend bis hin zum herrlichgelegenen Festplatze der Tiergarten.

Endlos lang dehnte sich dieser Festzug aus, welcher in drei Abtheilungen zerfiel, in die der nicht deutschen Schützen in den historischen Zug und in die Abtheilung der zahlreichen berittenen Schützenvereine. Eröffnet wurde er durch einen Reichsherold in dem gelbfarbenen Ueberwurf der schwarze Reichsadler, das heilige Stoff unwallte Roß geführt von zwei Pagen mit dem Berliner Bären auf der Brust, andeutend, daß Berlin die Schützen zu gastlicher Einkehr geladen. Hoch zu Pferde folgten mehrere Marschälle der Schützen, in deren einer das alte sturm- und lanzenzerfetzte Schützenbanner der Berliner Gilde trug, und diesem Zuge und Feldzeichen schloß sich zu Fuß die Ehrenmitglieder der Gilde an, stumm und ernst, nur den Klängen der Musik marschirend, als mächtig auf den Paradeplatz.

Jetzt ertönte laut und schmetternd der „Fanfare Dusk“ und im Winde flatterten die Siegesbanner der großen Republik so weit das Treffen in vielen endlosen Wagen sich nahen ward die Indianerschützen aus New York, ihnen folgten die übrigen deutsch-amerikanischen Schützen, darauf die Gäste deren Freudengekommenen, die Italiener und Belgier, die Schweizer und Norweger, die Ungarn und Schweden, die Holländer und Russen. Nun erschien die Spitze des von Architekten Hoffmann entworfenen und vom Bildhauer J. Kassiak künstlerisch kräftig gestalteten Festzuges, der die Entwicklung des Schützenwesens vom 15. bis 19. Jahrhundert darstellte und der durch die Fülle seiner höchst interessanten Gestalten, durch die heitere Farbenpracht, die Mannigfaltigkeit der Costüme und die Abwechslung in Verwendung der Verkehrsmittel immer von neuem überraschte und zur Bewunderung hinriß. Zwanzig in altdeutsche Tracht gekleidete Trompeter und Pauker zu Roß ließen schmetternde Fanfaren erklingen, dann folgte Armbrust- und Bogenschützen einher, mit ledernem Wamms und mit feinerer federgeschmückter Kappe, von Stadtknechten mit gewaltigen hölzernen Schilden und schweren Lanzen begleitet, im Zug Springer und Seiltänzer, Gaukler und Kurzweilige, Narren mit Pritsche und Schellenkappe, schließlich ein von Mordern umringelter Planwagen. In das Zeitalter der Landsknechte versetzte uns die nächste Gruppe, unter Trommel- und Pfeifenklang erscheinen sie, die Feinde wie Freund oft gleich schrecklichen trutzigen Kriegsherr, und im Gefolge zu ihrem vermögenen Adel stehen die edelsten Rathsherren und mit Reichskränzen geschmückten ernsten Knaben, in ihrer Mitte die Hauptpreisbüchse und hinter ihnen marschirend die Armbrustschützen, die sich schon eine Stadt Büchsenschützen wähnen.



Die Festhalle.

Vom X. deutschen Bundesschießen in Berlin:
Festwagen mit der Berolina vor dem Rathhaus.
Zeichnung von O. Gerlach.

Die schnelle Ausdehnung der Berthold Schwarz'schen Erfindung im siebzehnten Jahrhundert verkleinerte die dritte Gruppe; um ein vierspänniges Geschütz, auf dessen Lafette ein Tatar mit Bogen, Spieß und Köcher Platz genommen hatte, reihten sich Bedienungsmannschaften mit Artilleriefahne, Trommler und Pfeifer, Pionniere und Schiffauerweiser, Jagdknechte mit helleuden Rüden und Pürschgeräthe, und daß auch stets die Rathsherren an fröhlichen Schützenfesten theilgenommen, zeigte der von Fuhrknechten umringte Wagen mit den Rathsnamen in dunkler spanischer Tracht. Die Gruppe des militärischen, des achtzehnten Jahrhunderts eröffneten Jagdhornbläser zu Pferde, in braunem Schritt parabirten Grenadiere in blauen Tuchuniformen, auf dem Kopf die hohe Bärenmütze, eine vierspännige Haubitze deutete auf die Entwicklung des Artillerie-, ein Zug Pioniere auf die des Ingenieurwesens hin; daß aber auch trotz der Friedericianischen Siege die Schützenverbindungen blühten, bewiesen mehrere Schützenzüge mit Schützendirektor und Schützenmeister, auf den gepanderten Häuptern die breitkrempigen Dreimaster. Den Anfang unseres Jahrhunderts, die vielbespottete Biedermeierzeit, bestie der nächste und zugleich letzte Zug mit einer Fülle komischer Figuren dar, den goldbetreßten Schützenhauptleuten und ihren Adjutanten, den Offizieren und Fähndrichen sowie den dichtändigen Schützenbrüdern mit schweren Epauletten und uniformirten Federhüten.

Hatten diese Gruppen die allseitigste Aufmerksamkeit erregt, so wurden sie doch noch durch die nun nahenden Festwagen übertrumpft; dieselben stellten eine Versinnbildlichung derjenigen deutschen Städte dar, in denen bisher ein Bundesschießen stattgefunden hatte, und zwar sollte jeder Wagen jene Zeit zum Ausdruck bringen, in welcher die in Betracht kommenden Städte ihren geschichtlichen Höhepunkt erreicht hatten. Den Anfang machte der von den sieben Kurfürsten umringte und von vier Helden gezogene Wagen der Stadt Frankfurt a. M., unter goldurchwirktem Baldachin die Frankfurta thronend, ihr zu Füßen Frankfurts edelster Sohn, Wolfgang Goethe, in strahlender Jugendschönheit, vorn auf dem Wagen ein Herold mit dem alten Stadtbanner, hinten Raths- und Kaufherren, den ausgebreiteten Handel Frankfurts andeutend. Bremen galt der zweite Wagen; in Gestalt eines Hansischiffes aus den dreißzehnten Jahrhundert war er errichtet, am Steuer saß die Bremensia, schützend standen zum Vorderkastell trutzige Recken mit kirrenden Kettenpanzern, andere Bewaffnete umrissen den Wagen, an welchen bedrangenden Matthaun sich drei weibliche Figuren lehnten, Europa, Asien und Afrika darstellend. Von fern schon kündigte den nunmehrförmig gebauten Wagen der Stadt Wien die vielzackige Spitze des Stephansthurmes an, am Flagschriet ruhte das Donauweibchen, unter einem herrlichen Thronhimmel saß die Windvona im Maria Theresia-Ornat, ihr zu Füßen stand Prinz Eugen, vor den gefesselt mehrere gefangene Türken lagen. Hannover galt der nächste Wagen in Form eines gothischen Burgthores, mit der Hannovera im Vordergrunde und Heinrich dem Löwen vor dem Burgeingange. Zu freundlichem Grün prangte der Wagen Stuttgarts, auf einem Bergsitz stehend schmeichte ein Knabe eine Bürgerkrone, unter einer Laube saßen Mädchen und Buben von der Arbeit aus, den Abschluß bildete die Stuttgartia, in zu Füßen standen Herzog Eberhard und Graf von Berlichingen begleitet von Ritter Hans, den Speer umklammernd den Schwaben die auf den sie herniederblickenden Hasen Jagd machten. Dabei ward durch ein Abendblatt verkündet, daß Wien der Bestimmungsort des Festzuges sei, und Abends 7 Uhr setzte sich der Zug in Bewegung und langte gegen vier Uhr nachmittags auf dem Festplatze an.

Der Gabentempel.

Rechten, das Steuerruder geleitet von der als Bet gelleichten Düsseldorfia, während in der Mitte des Schiffes junge Kunstschüler in der Tracht der vergangen Jahrhunderts wacker zechten. Im Vordergrunde des Münchener Wagens stand das Münchener Kindl, den Bierkrug erhebend, hinter ihm saß man Albrecht Dürer und Peter Vischer, unter einer Lorbeerlaube saß die Monachia, den Rückstig des Wagens hatten jodelnde Oberbayern eingenommen. Der Wagen der Stadt Leipzig zief die Erinnerung an die Freiheitskriege wach; an der Spitze thronte im Empire-Kostüm die Lipsia, um einen Christian, der, um auf die Bedeutung Leipzigs für die Wissenschaft und den Buchhandel hinzuweisen, mit einem sackelschwingenden Genius, einer Eule und dem Buchhändlergruß geschmückt war, standen als Repräsentanten der Universität vier Poeten in Amtstracht; begleitet wurde der reichmalerische Wagen von Bergschützen aus dem Jahre 1815 und Lützower Jägern. Den von drei Schimmeln gezogenen Germania-Wagen rit ein Musikcorps in der Tracht der Tragoner von Anspach-Baireuth voran; auf blumigem Felsen stand in voller Haltung Germania und reichte dem unten an Felsen weidenden Hermann, dem Cheruskerfürsten, die Kaiserkrone dar. Während den Banner des Schützenbundes wehte, ragte hinten auf Eiche empor die in ihren zwölf Wappen aller Bundesstaaten trug. Den Schluß bildete der Wagen der Stadt Berlin mit der Berolina, vor ihr die Große Kurfürst, Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große, zu deren Füßen Soldaten ruhten, über welche eine Friedensgöttin die Friedenspalme breitete; Derfflinger und Zieten, Seydlitz und Blücher sprengten neben dem von Pagen und Kriegern gebrieten Gefährt einher.

Hinter den einzelnen Wagen schritten in kürzeren und längeren Zwischenräumen mit ihren Musikcorps und Fahnen die zum Fest erschienenen Schützenvereine, immer aufs neue von den Menschenmassen, die wie festjubelnd lebende Mauern den Weg einsäumten, jubelnd begrüßt und mit Blumen bedacht. Vor dem Rathhause, vor welchen Tribünen für die Vertreter der Stadt, für die Ehrenjungfrauen und Ehrengäste aufgeschlagen waren, hatte sich der Zug, und die Bundesfahne wurde unter feierlicher Ansprache dem Oberbürgermeister Bernhus, Herrn v. Forckenbeck, im Namen des Festzug- und nächsten Bundesschießens übergeben; mit herzlichen Worten übernahm der Oberbürgermeister die Fahne und hieß alle Schützen freudig willkommen, die dokumentirt in sein den Schluß der Ansprache lebendes Hoch auf Kaiser und Reich einstimmten. Hierauf setzte sich der Zug von neuem in Bewegung und langte gegen vier Uhr nachmittags auf dem Festplatze an.

Ein großes Stück vom Centrum, da selbst auch von den Vorstadten entfernt, dehnte sich derselbe in einer Größe von 120 Morgen aus, den Bilderstyl, Baudow dicht benachbart.

Schon von weitem kündete er sich durch tosenden Lärm, durch Musik und den scharfen Knall der Büchsen an, und sobald ihn der Blick erreichen, erschaute man sich an einem buntschen, frühlschaffenden Bilde, den luftigen Bauten, den bunten Bäumen, den hohen, mit Tannenreisig umwundenen Masten, den schmucken Ehrenpforten und den eigenartigen Zelten und Buden, die ein kleine Stadt für sich bildeten und besonders Jugend

Die Ehrengabe des Kaisers.

„Tripelallianz" auf dem Schützenfestplatz.

Stadtverordneter Karl Pieritz, Festpräsident des X. deutschen Bundesschießens.

betaßen, in welche zumeist der Hauptstrom der Schaulustigen sich ergoß. Zum eigentlichen Fest- oder sagen wir besser Schützenplatze gelangte man einige hundert Schritt weiter durch eine massige Hauptpforte, im Stile eines trutzigen mittelalterlichen Burgthores mit Thürmen und Zinnen, mit Fallgatter und Gitterfenstern gehalten, und im Einklange hierzu, wenigstens was den Unterbau anbelangt, stand im Mittelpunkte des Platzes der von demselben Erbauer, dem genialen, durch eigenartige Entwürfe rasch bekannt gewordenen Baumeister B. Schring errichtete Gabentempel, der sich auf wuchtigem, als Wachtraum gedachtem, festungsartigem Mauerwerk erhob, von Hermen und Atlanten getragen, von langgedehnter Kuppel bedeckt, auf welcher eine schwebende ammuthige Fortuna thronte. Die Wände dieses von vier Kunstpavillons umgebenen zierlichen Tempels waren von Glas, und hinter ihnen gleißte und glitzerte, flimmerte und funkelte es von den kostbarsten, aus edelsten Metallen und in schönsten Formen gefertigten Ehrenpreisen, Bowlen und Humpen, Römern und Bechern, Krügen und Pokalen, Vasen und Schalen; in ihrer Mitte stand der Ehrenpreis des Kaisers, eine herrliche silbergetriebene Kanne mit Diana und Hirschgeweih, auf einem Untersatze von rothem deutsch-afrikanischem Marmor.

Links von diesem Gabentempel, in welchem zweimal am Tage die Vertheilung der Preise erfolgte, dehnte sich die mächtige Festhalle aus, von der unsere Zeichnung ein anschauliches Bild giebt. Sie ist von Cremer und Wolffenstein in einer Längsfront von 150 und einer Tiefe von 50 Metern erbaut und bietet für sechstausend Personen Raum.

Am äußersten Ende des Platzes lag, an 250 Meter lang, die Schießhalle, welche 120 Stände enthielt, von denen jeder 12 Schützen Raum gewährte. Den Bestimmungen der deutschen Bundesschießen gemäß wurde nur freistehend aus freier Hand geschossen; unsichtige und strenge Vorschriften regelten den Verkehr in den Schießständen, um Unglücksfälle und „Mogeleien", wie sie früher sich zuweilen ereignet hatten, zu verhüten. Dicht bei der Schießhalle erhob sich das Schießhaus, in welchem der Zwangs-, Fest- und Schießansschuß ihr Heim besaßen.

Nach der Vogelwiese zu hatten die auf den Festplatz zugelassenen Bauerteien, fünf an der Zahl, ihre Schaustätten aufgeschlagen; auf der Vogelwiese selbst mit ihren Jahrmarktsbelustigungen aller Art entfaltete sich während der Festwoche Tag für Tag das lustigste und ausgelassenste Leben. Bei schäumendem Maßkrug und derbendem Wein saßen die Bewohner der deutschen Stämme mit den fremden Gästen beisammen, alte Freundschaften wurden erneuert und neue geschlossen, neben dem Oberbayer in der Lodenjacke saß man den elegant gekleideten Deutsch-Amerikaner, neben dem Meraner Schützen den Italiener mit seinem Barsagliersbut, neben dem gemüthlich plaudernden Wiener den des Deutsche radebrechenden Holländer. Ein bewegender Zug der Brüderlichkeit und Zusammengehörigkeit ging durch all' diese Scharen, aus deren Munde man immer wieder das Lob Berlins wie seiner Einwohnerschaft vernehmen konnte und wie wohl sich die Schützen in den Mauern der Reichshauptstadt fühlten. So darf man denn hoffen, daß sich das X. deutsche Bundesschießen würdig seinen Vorgängern angeschlossen hat und daß Berlins Gäste sich gern der Tage erinnern, die sie an der Spree erlebt haben, und auch gern wieder hierher ihre Schritte lenken werden. Sie sollen dasselbe herzliche Willkommen finden!

Paul Lindenberg.

Karawanen und Wüstenreisen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Dr. **A. E. Brehm.**

(Fortsetzung und Schluß.)

Vollkraft, Empfänglichkeit und Gefühl verlangt die Wüste von jedem Menschen, welcher sie erkennen, bis zu einem gewissen Grade in ihr heimisch werden will. Wer Reisebeschwerden, wie sie solche bereitet, nicht zu ertragen vermag, wer ihre Sonne fürchtet, vor ihrem Sande sich scheut, möge sie meiden. Der Tag in der Wüste ist auch bei reinem Himmel, bei ruhig heiterer Luft, ja selbst bei kühlendem Hauche aus Norden, eine schwere Zeit. Fast plötzlich, beinah ohne Dämmerung, tritt er seine Herrschaft an. Nur in der Nähe des Meeres oder großer, die Wüste durchströmender Flüsse sammt die Morgenröthe ihm zum Gruße den östlichen Himmelsrand mit Purpur ein; inmitten weiter Sandebenen tritt mit dem ersten Roth im Osten auch die Sonne hervor. Sie erhebt sich über der Sandebene wie eine Feuerkugel, welche nach allen Seiten hin ihre Hülle sprengen zu wollen scheint. Mit ihrem Erscheinen ist die Morgenfrische dahin. Unmittelbar nach ihrem Aufgange stimmern Himmel und Erde in Lichtüberfülle; eine unbeschreibliche Gluth strömt von der Sonne aus und prallt vom Sande zurück. Jede Stunde mehr steigert Licht und Gluth, und gegen beide giebt es kein Ausweichen, kein Entrinnen.

Die Karawane ist mit dem ersten Sonnenstrahl aufgebrochen und zieht lautlos dahin. Weitaus schreiten die Lastkamele, federnden Ganges deren Treiber neben, hinter ihnen her; im vollen Trabe eilen die Reitkamele, ihren Kräften entsprechend ungleich, an jenen vorüber und dem Reisezuge voraus. Vorwärts geht es mit ungeminderter Eile. Alle Augenblicke scheinen zu knacken unter den Stößen, welche die haltenden Reitthiere verursachen. Sengend brennt die Sonne hernieder, stechend dringt sie durch alle Kleider, so viele deren zum Schutze gegen sie auch übereinandergehängt werden mögen. Unter der dichten Hülle rieselt der Schweiß über den ganzen Körper, unter der leichteren der Athem und Beine verdunstet er, sowie er auf die Haut tritt. Die Zunge klebt am Gaumen. „Wasser, Wasser, Wasser!" ist der einzige Gedanke dessen, welcher solche Beschwerden noch nicht zu ertragen gelernt hat. Aber das Wasser ist aufgalt in eisernen Behältern und Flaschen in den landesüblichen Schläuchen verschafft, Tage nach einander in der vollen Gluth und auf dem Rücken der Kamele befördert worden und daher mehr als lauwarm, übelriechend, dick, braun von Farbe und, weil durchdrungen von dem Leder- und Kolokynthenbeergeschmack, auch übelschmeckend, ekelerregend. Solches Wasser gewährt keine Labung, sondern vermischt um neue Beschwerden, selbst peinliche Leibschmerzen, macht daher die Begierde nach irgend einem Getränke nur noch brennender. Aber es läßt sich ebensowenig verbessern als ersetzen. Sein durchdringender Geschmack und Geruch spotten aller Versuche, es in Gestalt von Kaffee oder Thee, oder mit Wein oder Branntwein vermischt, zu genießen, unvermischter Wein oder Branntwein aber vermehren nur den brennenden Durst und die erdrückende Hitze. Der Zustand des Reisenden wird qualvoll, noch bevor die Sonne in Mittagshöhe steht, und die Qual nimmt in demselben Maße zu, in welchem das Wasser sich verschlechtert. Aber sie muß ertragen werden und wird ertragen. Wenn auch der Abendländer an Schlauchwasser sich nie gewöhnt: an die anfänglich unerträgliche Hitze gewöhnt er sich bald, an die Beschwerden des Rittes nun so eher, je mehr er mit seinem Reitthiere zusammenwächst.

Gegen Mittag wird gerastet. Ist eine Niederung in der Nähe, so findet sich in ihr wohl eine schirmförmige Mimose, deren dünnes Blätterdach spärlichen Schatten bietet; erstreckt sich unabsehbar die sandige Fläche vor den Reitern, so bilden vier in den Sand gestoßene Lanzen und die zwischen ihnen ausgespannte Wolldecke ein dürftiges Schattendach. Aber glühend ist der Sand, welcher zum Lager werden muß, heiß und drückend die Luft, welche man athmet; Mattigkeit und Schlaffheit bemächtigen sich selbst der Eingeborenen, um wie viel mehr des Nordländers. Man ersehnt Ruhe, ohne sie zu finden, Erquickung, ohne sie zu genießen. Von dem überaus hellen Lichte und der flimmernden Luft geblendet, schließt man die Augen; von der sengenden Hitze gequält, von dem brennenden Durste gepeinigt, wälzt man sich schlaflos auf seinem Lager. Bleiern schleichen die Stunden.

Der Lastzug schwankt langsam vorüber und entschwindet dem Auge in einem dunstigen Lustsee, auf welchen wogenden Wellenschichten die Kamele zu schweben scheinen. Noch immer verweilt man in derselben Lage, leidet man unter denselben Beschwerden. Die Sonne hat die Mittagshöhe längst überschritten; aber noch wie vor sendet sie ihre glühenden Strahlen mit gleicher Stärke hernieder. Endlich, in den Spätnachmittagsstunden, bricht man von neuem auf. Und wiederum ein Ritt, daß die rasche Bewegung einen beinah kühlenden Luftzug entgegenführt, bis die Lastkarawane wieder in Sicht kommt und bald darauf erreicht wird. Singend schreiten die Kamelführer hinter ihren Thieren einher. Einer von ihnen trägt das Lied vor; die übrigen schließen jeden einzelnen Vers mit regelmäßig wiederkehrendem Endreime.

Wenn man die Mühsal erwägt, welche ein Kameltreiber auf Wüstenreisen zu erleiden hat, wundert man sich freilich, daß man ihn singen hört. Vor Tagesanbruch beind er sein Lasttier, nachdem er mit ihm einige Handvoll gehopter Durradörner, beider einzige Nahrung, getheilt hatte; während des ganzen langen Tages schritt er, ohne einen Bissen mehr zu genießen, höchstens an stinkendem Schlauchwasser zeitweilig sich erlabend, hinter seinem Thiere einher; die Sonne sengte seinen Scheitel, der glühende Sand verbrannte seine Sohlen, die heiße Luft trocknete seinen schwindsüchtig tiefenden Leib; ihm blieb keine Zeit, zu ruhen, zu rasten; er mußte vielleicht noch einige seiner Thiere umladen, eines oder das andere, welches ihm durchgegangen war, wieder einfangen — und dennoch singt er jetzt seine Lieder. Das wirkt die Nacht der Wüste.

Wenn die Sonne zur Rüste geht, scheinen sich die Glieder dieser angedörrten Wüstenkinder neu zu frischen; denn auch sie

gleichen in allem und jedem ihrer erhabenen Mutter, der Wüste. Mit ihr erglühen sie um die Mittagszeit, mit ihr erblühen sie zur Zeit der Nacht. Sobald die Sonne sich neigt, spinnt ihre Dichtergabe goldene Träume noch im Wachen aus. Der Sänger preist wassererreiche Brunnen, Palmengruppen um sie her und dunkle Zelte unter ihnen; er grüßt ein braunes Mädchen in einem der Zelte, welches ihm den Gruß des Heiles spendet, rühmt ihre Schönheit, vergleicht ihre Augen mit denen der Gazelle, ihren Mund mit einer Rose, deren Blüthenhülle als Worte in der Muschel seines Ohres zu Perlen sich reihen, und verschmäht ihrethalben des Sultans ersiegbarere Tochter. Seine Genossen aber mahnen ihn, noch höhere Sehnsucht zu empfinden, und richten deshalb fort und fort seine Gedanken auf den Propheten, „welcher unsere Sehnsucht, unser Verlangen stillt."

Wer sie zu schildern vermöchte, die Nacht in der Wüste, ein Dichter müßte er sein von Gottes Gnaden! Wer wäre imstande, auch wenn er sie selbst erlebt, durchwacht, durchschwelgt, durchträumt hat, ihre Schönheit zu beschreiben! Nach des Tages Gluth ist sie die milde, vergeltende, versöhnende Spenderin unsagbaren Wohl- und Hochgefühls, die frieden- und freudenbringende Zeit. „Leila", die sternhelle Nacht der Wüste, Leila ist dem Araber mit Recht der Inbegriff alles Hohen und Herrlichen. Leila nennt er seine Tochter; mit den Worten „meine sternenhelle Nacht" schmeichelt er kosend seiner Geliebten; „Leila, o Leila" fügt er seinen Gedichten als klingenden Endreim bei. In nie geahnter Reinheit und Helle leuchten die Gestirne am dunklen Himmelsdome, das Licht der nächsten ist fähig, schwache Schatten auf hellen Grund zu werfen. Mit vollen Zügen athmet der Mensch die reine, frische, kühlende, erquickende Luft; mit Entzücken läßt er sein Auge von einer Sonne zur anderen schweifen. Mehr und mehr scheint das Licht der Sterne zu ihm sich herabzusenken; der Geist bricht die ihn an den Staub kettenden Fesseln und hält Zwiesprache mit anderen Welten. Kein Laut, kein Geräusch, nicht einmal das Zirpen einer Heuschrecke, unterbricht feierlich sein Sinnen und Denken. Die Großartigkeit und Erhabenheit der Wüste wird ihm erst jetzt erkennbar, ihr unsäglicher Frieden zieht ein in sein Herz.

Nach leiblicher und geistiger Erquickung, wie die Nacht der Wüste sie bietet, trägt sich die Beschwerde des folgenden Tages leichter, so viele Ueberwindung es auch kosten mag, das stündlich mehr und mehr sich verschleichende Wasser zu trinken. Wirkliche Ruhe, ungetrübtes Behagen bringt aber doch erst der Aufenthalt am Wasserbrunnen. In der Oase, am Brunnen wird der Tag zum Feste, der Abend zu harmlos heiteren Feier, die Nacht zur wirklich erlabenden Ruhezeit. —

Zur Entstehung der Oase ist eine beken- oder thalartige Einliefnung der Gegend nothwendige Bedingung, weil ohne sprudelnden Quell, mindestens ohne künstliche Brunnen ein reicheres Pflanzenleben undenkbar ist und Wasser in der Wüste einzig und allein im Hochgebirge oder in den tiefsten Niederungen gefunden wird. Wie in so mancher anderen Hinsicht das Meer des Sandes dem wogenden Weltmeere gegenübersteht, so sind auch seine Inseln Gegenstücke der Eilande der Wasserwüste. Das Wasser tritt entweder als Quelle zu Tage oder findet sich doch in geringer Tiefe unter der Oberfläche. Sein Reichthum wie seine Beschaffenheit bedingen das Gepräge der Oase. In den wenigsten Niederungen quillt reines, kühles Wasser hervor. Die meisten Quellen sind salzig, eisen- oder schwefelhaltig, sehr häufig auch warm und deshalb vielleicht großentheils heilkräftig, keineswegs aber immer trinkbar oder der Fruchtbarkeit förderlich. Frisches Nasengrün tritt wohl keine einzige hervor. Aber nur unter besonders günstigen Umständen tritt das Wasser überhaupt zu Tage; in den meisten Fällen sickert es in Felsenspalten hervor. Die meisten Quellen sind tropfenweise zusammen und muß mindestens zeitweilig künstlich gehoben werden. Und auch da, wo es quillt, verrinnt es, wenn der Mensch nicht nachhilft, es sammelt und beredmend vertheilt, in der Regel wieder nach kurzem Laufe im Sande. Gleichwohl ruft es unter allen Umständen erfrischendes, in solcher Einöde doppelt willkommenes Leben wach.

Um den fließenden Quell hatte, lange bevor der Mensch erschien, um Besitz zu nehmen, eine grüne Pflanzenschar sich angesiedelt. Wer vermag es zu sagen, wie sie entstand? Vielleicht war es der Sandsturm, welcher Samen streute, die hart am Quell keimten, grünten, wuchsen, blühten und wiederum Samen trugen, und so über das ganze Thal sich verbreiteten. Von dem Menschen wurde es sicherlich nicht beyklanzt; denn die Mimosen, welche die Hauptbestandtheil der grünen Decke bilden, sieht man auch in bisher noch brunnenlosen Niederungen einzeln, zu zehn, zwanzig zu einem kleinen Haine vereinigt. Sie allein schon sind hinreichend zum Leben wachzurufen in der Wüste: sie grünen, blühen und duften — und wie frisch, wie golden, wie balsamisch! In ihrer freundlichen Schatten ruht die Gazelle; aus ihren Wipfeln klingen die Lieder der wenigen gefiederten Sänger der Wüste. Ihre fastigen Blätter inmitten der starren Kalkmassen, der schwarzen Granitkegel und des blendenden Sandes thun dem Auge fast wie Maiengrün; ihre Blüthen wie ihr Schatten erlaben die Seele. In größeren, wassererrichen Oasen hat der Mensch ihnen die Palme gesellt und damit der Wüstensiedelung neuen Zauber verliehen. Die Palme ist hier alles in allem: die Königin der Bäume, den Menschen an den kleinen Fleck Erde fesselnde, die edelsten Fruchtspenderin, die von der Sage umrankte, vom Liede umklungene Nährpflanze, der Baum des Lebens. Was wäre die Oase ohne Palme? Ein Zelt ohne Dach, ein Brunnen ohne Wasser, ein Gedicht ohne Worte! Ihre Früchte nähren den Wanderer; oder selbsthaften Siedler, befriedigen selbst den feuerschlürfenden Gesandten seines Herrn und Gebieters; ihre Stämme, ihre Blätter, ihre schlanken Blätter liefern ihm Gebälke, Geräthe, Matten, Körbe, Säcke, Seile und Stricke. Im Sande der Wüste ist würdigt man ihren vollen Werth, ihre ganze Bedeutung; in Sande der Wüste wird sie zum verständlichen Sinnbilde der arabischen Dichtung, welche wie sie oft unfruchtbaren Boden entstammt, wie sie kräftig, immer sich gleichbleibend, emporwächst, die Höhe zuströbt und in ihr erst ihre süßen Früchte bringt.

Mimosen und Palmen sind die Charakterbäume aller Oasen, fehlen also auch denen nicht, welche so viele Quellen oder Brunnen besitzen, daß man Gärten und Felder anlegen konnte. Hier beschränken sie sich, gleichsam auf Vorposten gegen den andringenden Wüstensand gestellt, auf die äußere Umrandung der Wasserinsel, wogegen das Innere der letzteren anspruchsvolleren, weniger dürftigeren Pflanzen eingeräumt wurde. In der Nähe der Quellen oder am Brunnen breiten sich oft reizende Gärtchen aus, in denen man fast alle Fruchtarten Nordafrika's anbaut. Hier klettert die Rebe, glüht die Orange im dunklen Laube, öffnet die Granate ihren rothen Mund, breitet die Banane ihre Wedelblätter, reift die Melone durch die Gemüsebeete, vollenden Feigenbäume und Oelbaum, vielleicht sogar Feigen-, Aprikosen- und Mandelbäume das Bild der Fruchtbarkeit. Weiter entfernt drohen sich Felder aus, auf denen mindestens Kafferhirse, günstigen Falles Weizen, ja selbst Reis gebaut wird.

In so reichen Oasen hat der Mensch feste Wohnsitze gegründet, wogegen er in den ärmeren Niederungen nur zeitweiliger, mehr oder weniger regelmäßig erscheinender Gast sein darf. Das Dorf oder Städchen der Oase ähnelt im wesentlichen den des benachbarten Fruchtlandes, denn es hat wie dieses seine Metzger, seine Kaufhallen und Kaffeehäuser; die Menschen aber sind Kinder eines anderen Geistes als die Bauern oder Städtebewohner des Nil- oder Küstenlandes. Obwohl meist verschiedenen Stammes haben sie doch einerlei Sitte und Gewohnheit angenommen. Die Wüste hat sie aus- und umgeprägt. Ihre hagere Gestalt, ihr scharfgeschnittenes Züge, die unter buschigen Brauen liegenden blitzenden Augen lassen auch sie sofort als Söhne der Wüste erkennen; ihre Sitten und Gewohnheiten bezeichnen sie noch schärfer, als solche. Sie sind anspruchslos, strebsam und genügsam, gastfrei, offen, ehrlich und treu, aber auch selbstbewußt, reizbar und jähzornig, zu Raub und anderer Gewaltthat geneigt, ähnlich den Beduinen, obwohl sie diesen weder im Guten noch im Bösen gleichkommen. Eine in ihrem Wohnorte einziehende Karawane ist ihnen eine willkommene Erscheinung, der Reisende ihrer Ansicht nach aber zu Zoll und Abgabe verpflichtet.

Von solchen Oasen weit verschiedene Raststorte sind die Niederungen, in denen sich nur hier und da ein stets ersiegender Brunnen befindet. Die arabischen Wanderhirten, welche aus ihre Schoppen, sind zufrieden, wenn er ihnen und ihren Herden für einige Monate, oder auch nur Wochen, nothdürftig Trinkwasser gewährt: die hier rastende Karawane darf froh sein, wenn sie ihren Bedarf im Laufe einiger Tage deckt. Gewöhnlich ist der Brunnen ein tiefer Schacht, dessen Wände eher Wasser ausschwitzen als in tiefentden Adern zur Tiefe senden.

Unsagbar arme Menschen sind die Wanderhirten, welche hier ihre Zelte aufschlagen, so lange ihre schwachen Ziegenherden Nahrung finden; ihr „Kampf ums Dasein“ ist nichts anderes als eine einzige Kette von Mühsal, Entbehrung und Noth. Ein langes, dunkles Tuch aus Ziegenwolle, in seiner Mitte über ein einfaches Gerüst gelegt, mit seinen beiden Enden an den Boden geheftet, hinten durch ein Stück aus demselben Zeuge, vorn durch eine Matte aus Palmenblättern geschlossen, bildet ihr Zelt, die Brautgabe der Frau, an welcher sie vom achten bis zum sechzehnten Jahre sammelte, spann und wob; aus einigen Matten, welche als Lagerstätten dienen, einer Granitplatte und dazu gehörigen Reibsteinen zum Zerkleinern des eingetauschten Getreides, einer flachen Thonplatte zum Rösten der Fladen, zwei bauchigen Töpfen, einigen Ledersäcken und -Schläuchen, einer Axt und mehreren Lanzen besteht der ganze Hausrath; eine Herde von zwanzig Ziegen gilt als reicher Besitz der Familie.

Aber diese Leute sind ebenso brav als arm, ebenso liebenswürdig als wohlgestaltet, ebenso gutmüthig als schön, ebenso freigebig als anspruchslos, ebenso gastfrei als ehrlich, ebenso sittenrein als gläubig.

Beim Eintreffen einer Karawane versammelt sich die ganze Bewohnerschaft solcher zeitweiligen Siedelung. Der Aelteste tritt hervor aus ihrer Mitte und spendet den Gruß des Friedens; alle übrigen heißen die Fremdlinge willkommen. Dann bietet man das köstlichste, welches diese begehren: frisches Wasser, bietet alles, was man besitzt, und bietet es mit würdevoller Fremdlichkeit, die Gabe weder aufdrängend noch unwillig gewährend. Gierig schlürfen die Reisenden in langen Zügen das erquickende Naß: ungestüm drängen sich auch die Kamele zu der Tränkstelle, obwohl sie aus Erfahrung wissen könnten, daß sie erst entlastet, gefesselt und auf die Weide gesandt zu werden pflegen, bevor man ihnen gestattet, nach vier- bis sechstägiger Entsagung wiederum einmal ihren Durst zu löschen. Man spendet auch am Brunnen keinen überflüssigen Tropfen, giebt ihnen daher zunächst das etwa noch vorhandene Schlauchwasser zum besten und tränkt sie erst, nachdem man alle Schläuche wieder gefüllt hat, mit mehr Rücksicht auf den vorhandenen Wasservorrath als ihr Bedürfniß. Nur an reichlich wasserhaltigen Brunnen stillt man ihr maßlos scheinendes Verlangen und sieht dann, nicht ohne Heiterkeit, wie sie schlürfen, ohne einmal dabei anzuziehen, und dann mit absonderlichen, unsichönen, durch ihre Fesseln bedingten Sätzen der nicht minder ersehnten Weide zueilen, um ihrem augenblicklich wie eine halbvolle Tonne tönernden Magen auch Speise zuzuführen.

Für Reisende und Lagerbewohner aber bricht ein wahrer Festtag an. Erstere finden frisches Wasser, vielleicht sogar Milch und Fleisch zur Würzung der ersehnten Rast und Ruhe; letztere heißen jede Unterbrechung ihres in guten Tagen gleichmäßig sich abspinnenden Lebens willkommen. Einer der Karawanenführer hat im nächsten Zelte das beliebteste Tonwerkzeug der Wüstenbewohner, die Tambura oder fünfsaitige Zither, aufgefunden und versteht es meisterhaft, seinen einfachen Gesang zu begleiten. Der Klang lockt die Töchter des Lagers hervor, und schlanke, schöne Frauen und Mädchen drängen sich fragend um die fremden Männer, heften ihre dunklen Augen auf sie und ihre Habseligkeiten, erkundigen sich ungeziert nach diesem und jenem. Wappne Dein Herz, Fremder: diese Augen möchten es sonst in Brand setzen! Sie sind schöner noch als die der Gazelle; aber auch die Lippen unter ihnen beschämen die Korallen, die blendenden Zähne dazwischen die Perlen, welche Du diesen braunen Töchtern der Wüste etwa reichen könntest! Und nunmehr will alles zu Klang und Dichtung werden. Um den Zitherspieler ordnen sich Gruppen zum Tanze, weiche Hände begleiten taktschlagend Zithertöne, Liedesworte und den ebenmäßig wogenden Tanz.

Solche Rast labt Leib und Seele. Gestärkt und ermuntert setzt die Karawane ihre Reise fort; und wenn die Tage nichts Schlimmeres bringen als Sonnenbrand und Gluth, Durst und Ermattung, erreicht sie ungeschwächt auch den zweiten, dritten Brunnen und endlich das Ziel der Reise, die erste Ortschaft jenseit der Wüste. — Doch leicht veränderlich, gleichwie die erdumgürtende Fluth, ist auch das Meer des Sandes. Auch in ihm toben Stürme, welche seine Schiffe brechen und verderbenbringende Wellen dahinrollen. In der Zeit, in welcher der monatelang wehende Nordwind mit südlichen Luftströmungen im Kampfe liegt oder diesen die Herrschaft gänzlich abgelerten hat, sieht der Reisende urplötzlich den Sand lebendig werden, zu mächtigen, ebenso hohen als dicken Säulen sich aufthürmen und diese nun bald langsamer, bald schneller über die Ebene wirbeln. Die Sonnenstrahlen verleihen ihnen zeitweilig den blutigen Schimmer von Feuersflammen, wo gegen sie bald wieder farblos, bald schauerlich dunkel erscheinen; der bewegende Sturmwind schwächt und verstärkt sie, trennt sie und vereinigt zwei oder mehrere von ihnen zu einer einzigen, bis zu den Wolken ragenden Sandhose. Wohl möchte der Abendländer Bewunderung des großartigen Schauspiels laut werden lassen; die ängstlichen Blicke und Worte seiner Begleiter aber lähmen ihn die Zunge. Wehe der Karawane, welche von solchem rasenden Wirbelsturme erreicht wird! Sie darf froh sein, wenn das Leben der Menschen und Thiere erhalten bleibt! Und wenn die Sandmassen, ohne Schaden zu bringen, an dem Reisezuge vorüberrasen: ungefährdet ist letzterer doch nicht, denn jenen Sandhosen folgt in der Regel der „Sammum“ oder „Giftsturm“ nach.

Das Weber-Denkmal in Eutin. Von Paul Peterich.
Nach einer Photographie von Alb. Giesler in Eutin.

Keineswegs steigert sich dieser in der Wüste unter allen Umständen gefürchtete Wind immer zum Sturme; nicht selten vielmehr weht er kaum bemerklich, und dennoch macht er manches Mannesherz erzittern. Wohl hat man fast schrankenlos über ihn gefabelt, so viel aber entspricht der Wahrheit, daß dieser Wind unter Umständen jeder Karawane in hohem Grade gefährlich werden kann.

Anzweifelt beginnt der Wind, den der Eingeborene mindestens einen, oft mehrere Tage vorher ahnt und weissagt, um Mitternacht seine Schwingen zu regen, gewöhnlicher um die Mittagszeit. Ohne Uhr vermag niemand diese Zeit zu bestimmen; denn der Nebel ist inzwischen so dicht geworden, daß er die Sonne vollständig verschleiert und trübe Dämmerung über die Wüste bringt, in welcher alle Gegenstände bereits in kurzer Entfernung verschwimmen. Leise, kaum fühlbar regt sich endlich die Luft. Es ist kein Wehen, nur ein Hauchen, welches man wahrnimmt. Aber dieser Lufthauch ist glühend heiß, dringt durch Mark und Bein, verursacht dumpfen Kopfschmerz, erschlafft und beängstigt. Dem

ersten Hauch folgt wahrnehmbareres Wehen, gleich glühend, gleich erlöschend wie früher. Einzelne kurze Stöße brausen heulend dahin.

Jetzt ist es höchste Zeit, zu lagern. Dies zeigen auch die Kamele an. Keine Peitsche bringt sie vorwärts. Angsterfüllt legen sie sich nieder, strecken den Hals lang vor sich, drücken ihn auf den Sand und schließen die Augen. Ihre Treiber entlasten sie eiligst, erbauen rasch aus den Gepäckstücken einen Wall, häufen alle Schläuche übereinander, um die dem Winde preisgegebene Fläche zu verringern, decken auch noch etwa vorhandene Matten über sie, hüllen sich so dicht als möglich in ihre Kleider ein, feuchten den nun das Haupt gewundenen Theil derselben an und suchen hinter dem Gepäck Zuflucht und Schutz. Dies alles geschieht mit Hast und Eile; denn der Sandsturm läßt nun nicht lange mehr auf sich warten.

Den einzelnen Stößen folgen anhaltendere; diese verschmelzen miteinander, und wenige Minuten später rast der Sturm einher. Es braust und tönt, pfeift und heult in den Lüften, rauscht und tobt in dem Sande des Bodens, knistert, knallt und kracht in dem Lager, wo die Breiter der Kisten zerplatzen. Die herrschende Schwüle nimmt fortwährend zu und steigert sich bis zur Unerträglichkeit, entzieht dem in Schweiß gebadeten Leibe die Feuchtigkeit, verursacht auch auf allen Schleimhäuten Risse,' welche zu bluten beginnen, legt die nach Wasser lechzende Zunge wie ein Stück Blei in den Mund, beschleunigt den Pulsschlag und krampft das Herz zusammen. zerreißt endlich auch die Haut, in deren Ritzen der rasende Sturm sofort seinen Sand wirft, und schafft dadurch neue Qualen. Die Söhne der Wüste beten und ächzen, der Abendländer stöhnt und klagt.

In der Regel währt das ärgste Toben des Sandsturmes nicht lange: eine, zwei, drei Stunden nur, so wie bei uns zu Lande das Gewitter, dem er entspricht. Mit seinem Ermatten legt sich der Staub und klärt sich die Luft, tritt auch wohl eine Gegenerwärmung aus Norden auf; die Karawane ordnet sich wieder und zieht weiter. Währt der Sammum aber einen halben oder ganzen Tag, so bringt er oft Tod und Verderben.

Von solchen Stürmen rühren die mumienhaften Leichen her, welche man an den Karawanenstraßen findet. Der Sturm, welcher die Unglücklichen getödtet hat, begräbt sie auch, indem er sie mit Sand überschüttet; letzterer entzieht dem Leichname so rasch alle Feuchtigkeit, daß er, anstatt zu verwesen, eindorrt und zur Mumie wird. Ueber sie wirft der eine Wind neuen Sand, von ihr entfernt ein anderer die bergende Decke. Dann streckt der Leichnam eine Hand, einen Fuß, sein Gesicht dem Reisenden entgegen, und einer der Kamelreiter folgt der Mahnung des Todten, tritt zu ihm heran, wirft wiederum Sand über ihn und zieht weiter mit den Worten: „Schlafe, Knecht Gottes, schlafe im Frieden!"

Solche Stürme sind es auch, welche in der Seele der Ueberlebenden Traumbilder der Fata Morgana wecken. So lange der Mensch mit voller, ungeschwächter Kraft und mit gesunden Sinnen seines Weges zieht, stellt sich ihm die Luftspiegelung wohl als eines der beachtenswerthesten Naturschauspiele, nimmermehr aber als Fata Morgana dar. Während der heißen Jahreszeit entsteht in der Wüste um die Mittagszeit, von neun Uhr vormittags bis drei Uhr nachmittags, tagtäglich das „Meer des Teufels". Eine graue, seeartige, richtiger noch einer überschwemmten Gegend ähnelnde Fläche gestaltet sich auf jeder pflanzenlosen Ebene in einer gewissen Entfernung vor dem oder um den Reisenden, wogt und wallt, flimmert und schimmert, läßt alle thatsächlich vorhandenen Gegenstände sichtbar bleiben, erhebt sie aber scheinbar bis zur Höhe ihrer oberen Schicht und spiegelt sie nach unten wieder. In der Ferne dahinziehende Kamele oder Pferde erscheinen wie gewalte Engeleu auf Wolken schwebend, und wenn man ihre Bewegungen unterscheiden kann, sieht es aus, als ob sie jedes ihrer Beine auf ein Dunstpolster setzten. Das ganze Wunder beruht auf dem Gesetze, daß ein Lichtstrahl, welcher durch ein ungleiches Mittel fällt, gebrochen wird, es muß daher geschehen, wenn die untersten Luftschichten durch Rückstrahlung des erhitzten Sandes ungleich ausgedehnt werden. Kein Araber verhüllt sich beim Anblick der Luftspiegelung sein Gesicht, wie einbildungsvolle Reisende ihren gläubigen Lesern vorgetischt haben; keiner legt selbst der von ihm gern gebrauchten Bezeichnung „Meer des Teufels" einen tieferen Sinn unter. Wenn aber als Folgen eines Sandsturmes Angst, Entbehrung, Ermattung und Noth den Reisenden heimsuchen und schwächen und inmmehr die Luftspiegelung sich zeigt, dann kann sie Fata Morgana werden, indem die krankhaft gereizte Einbildungskraft solche Bilder sich gestaltet, welche mit dem heißesten Wunsche des Augenblicks, der Sehnsucht nach Wasser und Ruhe, im innigsten Einklange stehen. Auch mir, der ich die Luftspiegelung hundertmal beobachtet habe, ist sie einmal zur Fata Morgana geworden. Das geschah, als ich nach vierundzwanzigstündigem qualvollen Durste das „Meer des Teufels" vor mir flimmern und glitzern sah. Da glaubte ich freilich auch den heiligen Nilstrom und Boote mit geblähten Segeln, Palmenwälder und Haine, Gärten und Landhäuser vor mir zu sehen. Aber da, wo vor meinen krankhaften Sinnen ein Palmenwald grünte, sah mein gleich mir verschmachtender Gefährte Segelboote, und da, wo ich Gärten zu erkennen vermeinte, spiegelten sich seiner Seele traumhafte Wälder vor. Und alle Trugbilder verschwanden, sowie wir uns mit zufällig uns besserem Wasser erquickt hatten, und nur der graue Nebelsee blieb immer noch sichtbar.

Das „Meer des Teufels" dreitet sich wohl vor jedem Reisenden aus, welcher eine Wüstenstrecke der Nilländer durchzieht; nicht jeder aber erschaut eines der lebendigsten Bilder, welches die Wüste gestaltet. Am äußersten Rande des Gesichtskreises, vollkommen von der Luftspiegelung gehoben und duftig verschleiert, tauchen Reiter auf, welche wudeschnelle Rosse zügeln, nahen sich wie und brausen endlich, ihre bis dahin geschonten Reitthiere zu vollem Laufe antreibend, gegen die Karawane heran. Ich bin ihnen stets gern begegnet, den hageren, stilvoll gekleideten Männern; denn ich habe auch in ihnen und ihren Rossen die Einbeldigter der Wüste und ihrer Kinder zu erkennen geglaubt. Als getreuer Sohn der Wüste ist er mir erschienen, der Beduine, als ihr und sein Spiegelbild das Roß, welches er reitet. Denn auch er ist ernst und furchtbar wie der Tag, freundlich und milde wie die Nacht der Wüste. Treu seinem gegebenen Worte, unverbrüchlich gehorsam dem Gesetze und der Sitte seines Stammes, würdevoll in seinem Auftreten, erhaben in seiner Ausdrucksweise, unübertroffen im Entsagen, Entbehren, empfängtlich wie kaum ein anderer Mensch für Mannesthaten, Ruhm und Ehre, nicht minder für das goldene Märchennetz, in welches seine gefallungsreiche Dichtergabe so wunderbar prächtige Bilder einzuweben, so lieblich duftige Blüthen einzuranken weiß, ist er doch auch wieder listig und verschlagen dem Feinde gegenüber, willenloser Sklave seiner Gröstheiten, wirdelos in seinem Verlangen, niedrig und gemein in seinem Fordern, gierig im Genießen, mahlos in seiner Grausamkeit, furchtbar in seiner Rache. Heute als adeliger Gastfreund morgen als drohend heischender Bettler, jetzt als stolzer Räuber, und ein anderes Mal als erbärmlicher Dieb: kurz, wechselvoll und veränderlich wie die Wüste selber tritt er dem Fremden entgegen.

In allen Wüsten, welche, mindestens dem Namen nach, unter der Herrschaft des Khedive von Aegypten stehen, spielen die Beduinen heutzutage bei weitem nicht mehr die Rolle, welche sie dort in früheren Zeiten gespielt haben oder gegenwärtig noch in Arabien und in den Ländern Nordwestafrikas spielen. Zwischen ihnen und der ägyptischen Regierung sind bindende Verträge abgeschlossen worden, welche jene verpflichten, Karawanen unangefochten durch ihr Gebiet ziehen zu lassen. Raubanfälle inmitten der Wüste zählen daher zu den seltensten Ereignissen, und ein Zusammentreffen mit Beduinen erregt auch aus dem Grunde wenig Besorgnisse, als die Söhne der Wüste in der Regel die Besitzer der gemieteten Kamele sind; gleichwohl lieben es die auf den alten Gewohnheiten hängenden wirklichen Herren der Wüste, wenigstens den Schein einer gewissen Oberherrlichkeit zu wahren, und es ist wohlgethan, vor Antritt der Wüstenreise feiles Geleit von irgend einem angesehenen Häuptlinge zu fordern.

Je weiter man mit der Wüste vertraut wird, um so weniger empfindet man ihre Mühsalen und Beschwerden. Demungeachtet bringen doch erst die letzten Stunden der Wüstenreise die höchsten Wonnen. Wenn das erste Palmendorf des bebauten Landes, wenn das Silberband des heiligen Stromes wiederum vor dem Auge liegt, sind diese Stunden gekommen. Mit neuer Kraft streben die Kamele vorwärts, ihren ungeduldigen Reitern noch viel zu langsam. Da klingen diesen freundliche Grüße entgegen. Das Dorf am Nil ist erreicht. Aus allen Hütten hervor drängen sich, die Männer zu bewillkommnen, Männer und Frauen, Greise und Kinder. Jeder beeifert sich, hilfreiche Hand, labende Erquickung zu bieten. Zuerst spendet man Wasser, frisch im Strome geschöpftes, köstliches Wasser; dann bringt man herbei, was man gerade besitzt.

um Leib und Seele zu laben. Um das errichtete Lager bewegen sich neugierige Menschen, fragewütige Männer und Frauen, tanzlustige Mädchen und Jünglinge. Tamboura und Tarabuka, Zither und Trommel des Landes, laden zum Reigen; tanzende Mädchen erfreuen Fremde und Einheimische. Selbst das Kreischen der Schöpfräder vom Strome, vormals tausendmal verwünscht, wird heute zur klangvollen Weise. Der Abend bringt neue Genüsse. Auf federndem kühlen Rubebette behaglich gelagert, trinkt der Abendländer mit dem Eingeborenen um die Wette Palmwein, den Nektar des Landes, und Zither- und Trommelschall, taktmäßiges Stampfen und Händeklatschen der tanzenden Jünglinge und Mädchen begleiten das köstliche Trinkgelage. Endlich fordert die weiterschreitende Nacht ihre Rechte. Tamboura und Tarabuka verstummen, der Reigen endet. Einer der ermüdeten, ge- und übersättigten Reisenden nach dem andern sucht die Matte, und nur die Wellen des Stromes murmeln noch und flüstern.

Blätter und Blüthen.

Das Denkmal Karl Maria von Webers in Dresden. (Mit Abbildung S. 513.) Ist es zu viel, wenn man sagt, Weber sei heute noch der volksthümlichste aller deutschen Komponisten, volksthümlicher fast als Mozart, jedenfalls als Beethoven und Wagner? Wo ist heute eine Opernbühne, die nicht „Freischütz“ und „Preciosa“ unter ihren stehenden Vorrath von Stücken zählte, wo ist die Festhalle, die nicht von den Klängen der „Jubelouverture“ widerhallt, wo ist das deutsche Tanzvergnügen, dem nicht schon die „Aufforderung zum Tanz“ in den Füßchen gepickelt hätte? Wer hätte nicht fröhlich mitgesungen „Das ist Lützows wilde verwegene Jagd, Hurrah!“ und den fröhlichen Hochzeitsreigen „Wir winden Dir den Jungfernkranz“?

Gewiß, jeder Deutsche, selbst wenn er gar nicht musikalisch wäre, kennt den klang- und anmuthreichen Meister. Und wenn dieses Verwachsen sein mit dem Leben des Volkes noch nicht Dank genug ist an den Sproßen der dieser köstlichen Musikbegabung, der jede nach Dresden auf den Theaterplatz hört sein Denkmal seit 30 Jahren, von Rietschels Meisterhand entworfen (vergl. „Gartenlaube“ 1862, S. 93), und der gehe nach dem kleinen Städtchen Eutin in dem oldenburgischen Fürstenthum Lübeck, wo seit dem 1. Juli d. J. in einem Eichenhain ein zweites Denkmal des Helden der Töne steht, ihm gewidmet von seinen verwandtschaftlichen Landsleuten. Denn hier in Eutin ist Karl Maria von Weber am 18. Dezember 1786 geboren.

Unser Bild zeige dem Leser dieses nen enthüllte Kunstwerk. Auf einem fünf Meter hohen Granitblock steht die Büste des Meisters in Bronze und um sie herum gruppirt sind die Figuren des Schützen, des schlanken Mädchens, das eine Lyra in den Armen hält und den Blick gen Himmel richtet. Lustig in die Welt blickende unsicrcnde Kindergestalten befinden sich auf der Rückseite des Sockels. Auf beiden Seiten des Denkmals aber weisen die Masken der Tragödie und der Komödie auf den ernsten und heiteren Charakter von Webers dramatischen Schöpfungen hin.

Ein jugendlicher Künstler ist der Verfertiger des Denkmals, Paul Peterich, im weiteren Sinn ein Landsmann des Komponisten, geboren in Schwaben bei Lüdeck, ein Schüler Schapers und erst 26 Jahr alt. Eine hohe Belohnung muß ihm die unermüdliche Ausdauer sein, mit der noch vor 5 Jahren war seine Arbeitsstätte nicht das Atelier des Bildhauers, sondern die Drechslerwerkstatt. Es war eine rührende Scene bei der Enthüllung, als die feierlich zum Feste geladenen Eltern des Bildhauers ihrem Sohn, der so Schönes hatte schaffen dürfen, nun den Dank seiten dem Künstler ein Lohn, mehr werth noch als die Bewunderung der Menge!

Die Kriegergräber bei Metz. Die deutschen Vereine von Metz und Umgegend, 30 an der Zahl mit rund 4000 Mitgliedern, haben eine Vereinigung gebildet, welche es sich zur Aufgabe macht, jährlich am 15. August alle im Bereiche des Metzer Kreises gelegenen Kriegergräber und Denkmäler mit frischem Schmuck zu versehen und daran anschließend auf dem Schlachtfelde eine Gedenkfeier mit Rede und Gesang zu begehen. Außerdem sollen Geber gesammelt werden, um die dauernde Erhaltung der Gräber und Denkmale auch dann zu sichern, wenn der Staat ausreichende Mittel hierfür einst nicht mehr bewilligen sollte. Mitglied der Vereinigung kann jedermann durch Zahlung eines Jahresbeitrags von mindestens 1 Mark werden. Auswärtige erwerben sich hierdurch das Recht, an Zusammenkünften, daß ein von ihnen bestimmter Gast jährlich einmal von seinen der Vereinigung nachgesehen und über dessen Zustand Auskunft erteilt werde. Die Vereinigung will übrigens auch ohne Gegenleistung allen Anfragen von Angehörigen und Freunden hier ruhender Krieger nachkommen, insbesondere auch jährliche Mittheilungen aus der Heimath eingegangene Kränze auf den Gräbern der Betrauerten niederlegen.

Die der Vereinigung mitgetheilten Adressen Angehöriger sc. werden in das Gräberverzeichniß eingetragen, auch zur Kenntniß der mit der Unterhaltung der Kriegergräber derzeit beauftragten Behörde gebracht werden, insoweit hieraus ein Bedürfniß für die Vereinigten voraussetzlichen ist. Des weiteren sammelt die Vereinigung Erinnerungen noch lebender Mitstreiter und Augenzeugen aus den Kämpfen um Metz, welche zur Bereicherung der Kriegsgeschichte dienen können, sowie die hierüber erschienenen Berichte und Abhandlungen, endlich Zeichnungen vom Schlachtfelde; die Bücher werden der Bibliothek, die Handschrift dem Museum in Metz einverleibt.

Schriftsachen sind an den Vorstand der „Vereinigung zur Schmückung und fortdauernden Erhaltung der Kriegergräber und Denkmäler bei Metz“ und Gelder an deren Kassirer, Rendant Jonas in Metz, zu richten.

Alles und Neues für die Reisegelt. Die lang hinausgereckten Ländergebiete zwischen dem Kanal und dem Schwarzen Meer, zwischen den Alpen und dem Nordseegebirge, oder Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Scandinavien, die Schweiz, Belgien, die Niederlande, Luxemburg, Dänemark und Skandinavien zusammengenommen — das ist das gewaltige Reisegebiet des „Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen“ und der mit ihm verbundenen Bahnen, welches uns in den vom Verein herausgegebenen Verzeichniß zusammengestellbarer Fahrtscheinhefte und der beigegebenen Uebersichtskarte zur Augen geführt wird. Der Reisenlustige findet die Hauptbahnen dieser Länder in einen 228 Hauptabschnitte und 550 Nebenabschnitte zerlegt, in der, Kilometer zu Kilometer verfolgt, nach Gefallen zu einer kleineren oder größeren Fahrt in die blaue Ferne zusammenstellen kann.

Von der bisherigen Begrenzung der Fahrten auf Rundreisen im engeren Sinn ist, nachdem dies bereits früher für das Deutsche Reich geschehen war, allgemein Abstand genommen; aber wie leither muß die ganze Reise Kreise von mehreren 100 Kilometer bekommen. Die Zusammenstellung der Hefte schnitte zu einem Heft kann jetzt nach Wunsch des Reisenden auf dreierlei Weise erfolgen: entweder als Hin- und Rückfahrt für die gleiche Strecke, die also mindestens 300 Kilometer lang sein muß, oder wie früher als Rundreise, aber auch theils als Hin- und theils als Rückfahrt, theils als Rundfahrt, mit der einzigen Einschränkung, daß ein und dieselbe Strecke nie mehr als zweimal befahren werden darf. — Wie früher, kann der Reisende die liebige Abschnitte erster und zweiter Klasse oder auch zweiter und dritter Klasse in einem Hefte vereinigen lassen; nie aber Fahrscheine erster und dritter, oder erster, zweiter und dritter Klasse.

Viele, theilweise neue Reiseverbindungen sind mit besonderer Rücksicht auf den Touristen- und Badeverkehr aufgenommen. An besonders schönen Punkten, oder wo sich sonst Gelegenheit oder auch die Noth wendigkeit ergiebt, sind Zumpfschiffsregelungsarbeiten, und wo es nicht anders geht, Umwinde- und Straßenbahnstationen mit aufgenommen. — Eine dankenswerthe Neuerung haben die preußischen Staatsbahnen eingeführt: die sogenannten Abstechersscheine, mittels deren man unterwegs oder vom Endpunkt der Reise aus Abstecher nach solchen Orten machen kann, die nicht in den Kreis der zusammengestellten Hefte aufgenommen oder lediglich Zwischenstationen eines Abschnittes sind. Will z. B. jemand Celle besuchen, so wird er sich von Lehrte aus einen „Ergänzungsschein“ nach Celle und zurück geben lassen; er braucht dann nicht wie bisher eine besondere Fahrkarte zu lösen. Der Ergänzungsschein ist natürlich gleich bei der Bestellung des Reisehefts mit anzunehmen.

Wer mit seiner Zeit und mit seinem Gelde haushalten muß, wird gut thun, sich bei Reisen von 300 Km einmal gemessener Entfernung darüber zu unterrichten, ob die Gültigkeitsdauer einer Rückfahrkarte zu erlangen. Derartige Karten werden nicht nach allen gelegenen Plätzen ausgegeben und haben den zweifachen Vortheil, daß man, allerdings bei beschränkter Gültigkeit und nur einmaliger Fahrtunterbrechung hin und zurück, 25 Mile Gepäck frei hat und in der Regel doch noch weniger für die Fahrkarte selbst bezahlen muß. Eine Reise breiter Klasse von Münster i. W. nach Eisenach über Kassel und zurück, direkte Entfernung 322 Km, kostet mit Fahrscheinheft, gültig 45 Tage, aber ohne Freigepäck, 22 Mark 20 Pfennig; eine Rückfahrkarte, 5 Tage gültig, mit Gepäck berechnet, nur 19 Mark 40 Pfennig, kann also mit 5 Tagen beginnen kann, dem wird die Wahl nicht schwer sein.

Krankenbeförderung auf den Eisenbahnen. Das Reisen ist — der Regel nach — nur für Gesunde. Daher können auf den deutschen Eisenbahnen solche Personen, welche wegen einer sichtbaren Krankheit den Mitreisenden lästig fallen, von der Fahrt ausgeschlossen werden — es sei denn, daß sie ein ganzes Coupé — ein „Abtheil“ — bezahlen. Noch schlimmer sind jene Unglücklichen dran, welche wegen dauernden Siechthums an das Bett gefesselt sind. Reisen in die Bäder, in Krankenheil anstalten, überhaupt zum ersehnten Ort zum andern kommt für sie nur in besonders hierzu eingerichteten Wagen in Frage, und mit Dank sind die Einrichtungen zu begrüßen, welche eigens zur Beförderung von solchen Kranken getroffen sind. Auf den preußischen Staatsbahnen sind Kranken wagen nach Art der Salonwagen vorhanden, die mit Betten und allem zur Krankenbeförderung Nöthigen versehen sind. Derartige Wagen sind auf den Stationen Altona, Köln, Erfurt, Wiesbaden, Hannover und Berlin, Stettiner Bahnhof, aufgestellt; sie werden auf Wunsch aber auch auf jeder andern preußischen Staatsbahnstation zur Verfügung gehalten. Für die Benutzung sind vorstehende 12 Fahrscheine I. Klasse zu lösen.

Wer sich diese Ausgabe nicht gestatten kann, dem wird für die Hälfte des Preises auch ein geeigneter Gepäck- oder Güterwagen oder auch ein Personenwagen III. oder IV. Klasse ohne Sitzbretter eingeräumt; in diesem Falle hat jedoch der Kranke für das erforderliche Bett, sowie für Stühle, Tessel und alle sonstigen Krankenbedürfnisse selbst zu sorgen. Zwei Begleiter sind frei.

Solche Einrichtungen verdienen unsomehr Anerkennung, als, wie die „Gartenlaube“ in ihrem Artikel „Gesundheitspflege und Eisenbahnverkehr“ (Jahrgang 1889, S. 434) nachgewiesen hat, im Eisenbahnverkehr noch mancherlei andere Forderungen der Hygiene nicht erfüllt sind.

Im Augustinerkeller zu München. (Zu dem Bilde S. 496 u. 497.) Ein schmaler Zuschnitt lagert über der bayerischen Hauptstadt. Da gehen es in langen Wallfahrtszügen hinauf nach den schattigen Höhen, wo die reine Luft so wohltig umweht den Bäumen herabsteht und ein Trunk vom Faß weg, wie ihn der Kaiser nicht besser haben könnte, Gaumen und Herz aufs herrlichste erquickt.

An kunstlosen hölzernen Tischen sitzt die Bevölkerung bunt durcheinander. Die Gewohnheit des Kellergehens verringt sich der Bier

Zeiten alle Stände, und voll vergnügter Gemüthsruhe sitzen der hohe Beamte, der Offizier, der berühmte Künstler mit ihren Damen zwischen den einfachen Arbeiter- und Handwerkerfamilien. Kein roher Ausruf, kein häßliches Wort stört den Frieden der allgemeinen Erholung; das Münchener Volk besitzt ein sicheres Schicklichkeitsgefühl und dank denselben herrscht hier alles in vollkommensten Behagen. Die beiden Damen im Mittelgrund, Mutter und Tochter, könnten auch ohne den Schutz des jungen Doktors hier sitzen, dessen Gegenwart freilich den Reiz des Kellers für die hübsche Kleine wesentlich zu erhöhen scheint. Und es ist immer gut, einen Herrn zu haben, denn die Kellnerin, das „Fräulein" mit der blonden Haarfülle, ist sehr hartherzig für alleinstehende Damen, nicht minder für grämliche alte Junggesellen, deren einer hinter ihrem Rücken erbost mit dem Deckel klappert, während sie huldvoll lächelnd mit dem jungen Künstler schalkert. Der flug ist, holt sich keine Maß selbst, das thun die Studenten im Hintergrund nicht minder als die Professoren oder der eben im Schweiß seines Angesichts mit der dicken Gattin anrückende Bürger, dessen Seele nach einem frischen Trunk lechzt.

Daß ihn hier jeder zu demselben Preise haben kann wie in seiner eigenen Behausung, daß es ihm anstandslos freisteht, sein Abendessen — kaltes Fleisch, oder auch nur ein Stück Brot — mitzubringen, das erklärt einerseits den völligen Mangel an Bequemlichkeit, welcher von dem richtigen Münchener als „Gemütlichkeit" empfunden wird; andererseits ist es aber ein Umstand von hoher wirthschaftlicher Bedeutung, denn wenn die ganze Bevölkerung einer Großstadt abends ohne Metzgersmund Butt und Behagen im Freien genießen kann, so sind die Fesseln davon für Gesundheit und gute Laune gewiß noch anzuschlagen. Und deshalb hat München alle Ursache, sich seiner „Keller" zu freuen — sie gehören zu den besten Eigenthümlichkeiten der alten Isarstadt!

Br.

Das Treideln auf der Havel. (Zu dem Bilde S. 501.) Nicht überreich an Reizen ist der Strom, den unser Bild dem Leser vorführt. Aber in der Nähe der größeren Städte, Potsdam, Spandau, da belebt sich der Spiegel der breithinströmenden Havel mit allerlei Fahrzeug, und malerische Bilder erscheinen dem Blick.

Dem linken Stromufer entlang führet der sogenannte „Treidelweg", eine Einrichtung, die in anderen Gegenden unseres deutschen Vaterlandes unter dem Namen „Leinpfad" bekannt ist. Da sieht man fast täglich gedrückte Männergestalten langsam dahinschreiten: an einer Leine, die an einem um die Brust geschlungenen Gurt befestigt ist, ziehen sie lange Holzstöße hinter sich her, mit einem derben Knüppel sich stützend und nachhelfend, die Treidler.

Es ist ein genügsames, hartgewöhntes Volk; einfache Strohhütten auf den mächtigen Flößen sind ihre Wohnung und schwer ist ihre tägliche Arbeit — wird sie ja doch in vielen Gegenden längst nicht mehr von Menschen, sondern von Pferden besorgt. Aber des Treidlers Leben ist darum nicht ohne Kleidstücke. Vor seinem Strohzelte kocht er sich sein einfaches Mahl, und wenn der Abend gekommen ist, da werfen die Flammen seines „Herdleuers" breite Feuerschalen über den glatten Spiegel des Stroms und lustige Klänge tönen herüber an das schwiegende Ufer, Musik, Gesang und fröhliches Schwatzen.

Sie kommen von weit her, die Oder herab, durch den Finowkanal in die Havel, und versorgen die Bauhöfe mit dem Holz ihrer Flöße.

Wenn aber der nahende Winter das Treidelt verbietet, dann suchen sie sich zu Hause andere Beschäftigung, bis mit dem neuen Frühjahr das die mühselige Fahrt nach dem südreichen Havellande wieder beginnt.

Die Sterblichkeit gehört zu den kleinen Beweisen des menschlichen Lebens, mit denen man wenig Federlesens macht und die einfach zu den werthlosen Dingen gerechnet werden. Und doch ist die Sterblichkeitsziffer eine der großartigsten. In Birmingham werden täglich 37 Millionen Sterlandeln hergestellt; die übrigen Fabriken in England liefern täglich ungefähr 19 Millionen; in Frankreich werden ungefähr 20, in Deutschland und anderen Ländern 10 Millionen täglich verfertigt. So kann man sehen, wie in der Natur so auch in der Industrie durch seine Masse eine große Rolle spielen. Die kleine Sterlandel ist für Arbeiter, Fabrikanten und Kaufleute so wichtig wie die riesigen Lokomotiven und Kanonen.

Kleiner Briefkasten.

(Anfragen ohne vollständige Angabe von Namen und Wohnung werden nicht berücksichtigt.)

A. W. und **R. Sch. Steudernitz, Ohio.** Die Zeitschrift eignet von Beginn an Weihnachten, Ostern und Pfingsten einen Festschrift heraus, der bei den Abonnenten so beliebt ist, daß wir ihn beibehalten werden. Der Preis ist 1 Mark. Der Jahrgang 1879 ist bereits vergriffen.

F. in St. Sie wünschen zu wissen, wo die früheren so beliebten „Neuen Berliner Theateralmanach" hin sind, da Sie ihn gern wieder haben möchten. Wir können Ihnen leider keine Auskunft geben, da wir selbst vergeblich nach dem „Neuen Theateralmanach" gesucht haben. Vielleicht wenden Sie sich an die Redaktion der „Berliner Modenzeitung", Berlin, S. W. Charlottenstraße 79, welche ja auch Theaterberichte bringt.

Ernst Ziegler, Berlin. Ihre Anfrage eignet sich zur Beantwortung durch den Briefkasten nicht. Lassen Sie sich gefl. durch einen Buchhändler Werke der gewünschten Art ansehen und wählen Sie dann selbst.

„Do lo is richi!" Universitätsprofessoren bedürfen während der gesetzlichen Ferienzeit keines Urlaubs, doch wissen die ordentlichen Professoren dem Lehen der Ihre, Schüler Vorsitzende machen; Privatdozenten beziehen keines Urlaubs, doch haben sie den Vorteil, dass Anzeige zu erstatten. — Beurens- und Universitätsrente der Universitäten haben es jeder andere Staatsbeamte in und außerhalb der Ferienzeit zu Reisen oder sonstigen Zwecken Universitätsferien beziehen. Für ist und eine Vertretung nachzuweisen. Wie oft und unter welchen Umständen derselbe erteilt wird, hängt von den jeweiligen örtlichen Verhältnissen ab.

H. W. in Rudolstadt. Es ist Ihr Brief nicht nur nicht angekommen, einen Brief, welchen rechter ist, mittels gezeichneter Konstruktion in drei gleiche Teile zu teilen, haben wir die Unmöglichkeit der Lösung ist schon lange bekannt. Ferner Ihren Tausch folgt. Ihr auch keine Hochschule einen Preis auf die Lösung des Problems der Dreiteilung eines Winkels legen kann.

Französische Abonnentin in Tours. Der Ausdruck „Böhmische Trauben" kann sich nach dem neuen „Deutschen Wörterbuch" von Moriz Heyne schon in Einzelnen dem Verständnis eröffnen. Er bedeutet nichts anderes als unbekannte, fremdartige Dinge, denn die Deutschen kannten die böhmischen Trockenen jetzund und unverständlich. Vielleicht hat sich bald der Ausdruck „böhmische Dörfer" neben den von den „Böhmischen" gesetzt, seitdem sich in durchaus gleicher Bedeutung.

W. Sch. in Altenburg. Die englischen Unterrichtsbriefe von Toussaint-Langenscheidt, die Sie durch jede gute Buchhandlung beziehen können, scheinen Ihren Wünschen wohl zu entsprechen. Sie können daraus etwas Lichtiges lernen, wenn Sie Fleiß und Ausdauer besitzen.

A. A. in New-York. Nicht verwendbar.

H. R. in Duisburg. Ihre Anfrage ist so allgemein gehalten, daß wir eine bestimmte Beantwortung derselben können nicht zu geben vermögen.

M. L. in L. Ein druckfertig verfertigter Vortrag über Feuerwehr für gebildete Zuhörer, der viele beherzige Sätze enthält, wurde uns von einem Fachmanne zu Gebote gestellt. Wir haben uns mit Herrn Buchhändler Liebermann in Erfurt, Verlag der Kürschner'schen Buchhandlung J. G. Liebermann in Erfurt, in Verbindung gesetzt, und ist derselbe bereit, den Vortrag zu verlegen.

P. M. v. G. C. in Berlin u. M. S. in Chemnitz. Wir bitten um Angabe Ihrer genauen Adresse, damit wir Ihnen brieflich antworten können.

Allerlei Kurzweil.

Hieroglyphen.

Die Bilder stellen den Anfangsbuchstaben ihres Namens dar. Die Vocale sind dem Sinne nach hinzuzufügen.

Arithmetische Aufgabe.

Nach der Regel des Dominospiels, daß nur Feldergleichen von gleicher Augenzahl an einander kommen, bilde aus vier Dominosteinen nebenstehende Figur. Das Eckfeld links oben hat doppelt soviel Augen als das rechts unten; ebenso hat das Eckfeld rechts oben doppelt soviel Augen als das links unten. Alle vier Steine haben zusammen 24 Augen. Welche Steine werden benutzt?

Kreuzrätsel.

Die Buchstaben dieser Figur sind so zu ordnen, daß die vier langen senkrechten und die übrigen wagerechten Reihen bezeichnen:

1) einen der größten Ströme Mitteleuropas,
2) eine Giftschlange,
3) einen griechischen Mathematiker und Philosophen,
4) eine bekannte Weltreisende.

Anagramm.

Lust, Leid, Drache, Narbe, Lena, Nadel, Agnes, Este, Ballon, Odenne.

Nach dem Hinzufügen je eines Buchstabens ist aus jedem der obigen Wörter ein neues Wort zu bilden und zwar sollen die hinzugefügten Buchstaben einen ebenen Satz nennen. Die Wörter bedeuten: 1. einen Vogel, 2. eine Stadt in Ostindien, 3. eine Raubkatze, 4. eine Stadt in der Rheinprovinz, 5. ein Gebirge, 6. einen Prophezeten, 7. einen Fluß in Asien, 8. ein Negergetränk, 9. einen biblischen Namen, 10. eine bekannte höhere Lehranstalt in Paris.

A. St.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

Halbheft 17. 1890.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1890. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Ein Mann.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(2. Fortsetzung.)

Roman von Hermann Heiberg.

Auf der Treppe seines Schlosses Snarre stand in der Frühe Graf Tycho Esbern-Snarre und schaute hinab auf den Gutshof, von dem eben Arbeitswagen, Gutsknechte und Mägde sich in Bewegung setzten. Fast überall, wohin das Auge sich wandte, war Thätigkeit; Arbeitspferde mit widerstrebend schleppendem Gang wurden aus dem Stall gezogen, eine Heerde Schafe setzte sich eben, von einem Schäferhunde zu Paaren getrieben, in Bewegung, Kühe, die ein Hirtenbube mit lautem Peitschenknall lenkte, folgten. Brüllen und Meckern der Thiere durch einander, Bewegung und Leben, bis alles der Ordnung sich gefügt hatte und zuletzt nur ein weißer Spitzhund, seinen Einbindungen durch abstandsweises Bellen Ausdruck verleihend, mitten auf dem Hofe stehen blieb.

„Morten! Morten!“ rief der Graf, ins Schloß zurücktretend, und ein alter Mann mit kahlem, unbeweglichem Gesicht, aber trotz der strengen Züge mit freundlichen Augen und ehrerbietiger Miene trat in eine große, von der Frühsonne beschienene Halle, brachte auf einer silbernen Platte eine dampfende Kaffeekanne von demselben Metall und begab sich mit einem „Zu Befehl, Herr Graf!“ an den Frühstückstisch, an dem er die letzten Anordnungen traf.

Graf Snarre, ein Mann von zierlichem Wuchs mit einem blonden Henri quatre und einem sehr aristokratischen Aeußern, das auch in der Kleidung zum Ausdruck gelangte, nahm Platz und durchschnitt mit einer gewissen angenehmen Umständlichkeit ein Stück Landbrot, ließ sich von Morten den heißen, feinen aromatischen Duft ausströmenden Kaffee einschenken und griff dann nach Eiern, die in einer goldverzierten Schüssel auf grobkörnigem Salz lagen.

Während er die Schale eines derselben mit einem Löffel zerschlug, fragte er: „Was giebt's Neues, Morten?“ — und „Nun, was giebt's Neues, seitdem ich fort war?“ wiederholte er, als jener nicht gleich antwortete.

„Viel und wenig, Herr Graf!“ erwiderte Morten und drehte nach seiner Gewohnheit den Hals mit rascher Bewegung zur Seite. Es machte den Eindruck, als ob ihn ein schmerzliches Nervenzucken dazu veranlasse. Vielleicht war's wirklich so.

„Ostern hörte ich, daß die neuen Herrschaften auf Linfoden eingetroffen seien, Graf Ugiar mit seiner jungen Frau.“

„So! so! Und was sonst?“

„Ich wüßte nichts, Herr Graf.“

„Gut also, dann gehe! Vorher bringe mir aber noch Feldstock und Handschuhe und Cigarren aus der großen Kiste, die auf meinem Schreibtisch steht!“

Nach diesen Worten neigte Graf Snarre leicht den Kopf und griff nach der eben von einem anderen Diener gebrachten Zeitung, in die er sich vertiefte, während er den Rest des Frühstücks zu sich nahm.

Als Graf Snarre eine halbe Stunde später auf seinem gewohnten Morgenspaziergang eben das Weichbild des Gutshofes überschritten hatte, hörte er Pferdetrappeln und sah, als er das Auge erhob, Richard Tromholt vor sich.

Das Burschenschaftsdenkmal in Jena. Von Prof. Donndorf.
Nach einer Photographie von Hofphotograph E. Braunsteck in Jena.

„Ah, Herr Direktor Trombolt! Willkommen auf Snarre! Und so früh? Was verschafft mir die Ehre, denn ich darf wohl annehmen, daß Sie mich besuchen wollen?“

Trombolt neigte zustimmend den Kopf. „Allerdings, Herr Graf, ich wollte mir die Erlaubniß nehmen, Ihnen aufzuwarten! Aber ich sehe, daß ich augenblicklich störe. Ich bitte, lassen Sie sich nicht aufhalten! Mit Ihrer Genehmigung reite ich aufs Gut und warte, bis Sie Zeit für mich haben.“

„Wohl, ganz recht!“ gab Graf Snarre zurück. „Aber nur insofern, als meine Rappen mit dem Ihrigen nicht Schritt halten können und der schon so heiß ist, daß es besser scheint, Sie bleiben im bisherigen Tempo! Ich folge Ihnen unmittelbar! Also, ich bitte, auf Wiedersehen in einer Viertelstunde!“

Nach diesen Worten winkte er ihm freundlich mit der Hand, und Trombolt setzte sein Pferd wieder in Trab.

Eine Stunde später saßen sich Graf Snarre und Richard gegenüber, und es war nur natürlich, daß der inzwischen bekannt gewordenen veränderten Verhältnisse der Ericiusschen Familie und des jungen Ehepaars in erster Linie gedacht ward.

„Ich hörte jüngst bei meiner Anwesenheit in Kiel von Ihrem thatkräftigen und erfolgreichen Eingreifen, lieber Direktor! Vom Himmel ist der Familie ein Mann wie Sie gekommen. Nun, und wie steht alles? Limfornden wird nicht verkauft? Sie arbeiten weiter, und — die ganze Familie wird nach dem Gute ziehen?“

„Zunächst nur Graf Ulxlar mit seiner Gemahlin, die schon eingetroffen sind,“ entgegnete Richard. „Später hat Frau Ericius die Absicht, zu folgen. Sie gedenkt den schönen Besitz in Kiel zu verkaufen, und es ist recht so!“

„Und sonst bleibt alles, wie's war? Wie geht's Herrn von Alten? Ich hörte, daß er sich mit Ihrer Frau Schwester verlobt hat, und sage Ihnen meinen besten Glückwunsch. Bleibt er auf Limfornden?“

Richard zuckte die Achseln. „Eigentlich komme ich seinetwegen, aber ohne sein Wissen, Herr Graf. Ich sehe voraus, daß seines Aufenthalts dort nicht mehr lange sein wird unter den neuen Verhältnissen. Und kurz und gut: ich wollte mir die Anfrage erlauben, ob Sie nicht für Alten eine Stellung hätten.“

Graf Snarre dachte einen Augenblick nach, rückte den zierlichen Körper und drehte an dem blonden Schnurrbart. Dann, ohne eine unmittelbare Antwort zu ertheilen, sagte er:

„Man möchte viele Maulbeerbäume haben, um allen zum Plätzchen zu verhelfen. — Wann würde Herr von Alten zur Verfügung stehen, und — denkt er schon an Heirathen?“

„Ja, sobald er eine gesicherte Stellung hat. Unter dem Grafen auf Limfornden zu bleiben, — ich muß ihn beipflichten, — wird unmöglich sein. Alten ist einmal nicht kommfromm, sondern wie ein Rassepferd, das gelegentlich ausschlägt.“

„Ich hätte Limfornden gelassen, wenn's zu haben gewesen wäre,“ warf der Graf hin. „Dann hätte alles beim alten bleiben können.“

Hierauf erwiderte Trombolt nichts. Er redete nicht gern über Dinge, die nicht spruchreif waren.

Plötzlich fuhr der Graf fort: „Und Sie, lieber Direktor, wollen unter allen Umständen bleiben? Für Sie hätte ich jeder zeit eine Verwendung.“

Trombolt blickte fast ein wenig überrascht empor. „Ich bleibe!“ entgegnete er kurz, fast etwas rauh und dadurch weitere Fragen abschneidend. Nun war's an dem Grafen, Trombolt defrendet anzubinden, aber er forschte nicht weiter, ging auf ein anderes Thema über und sagte:

„Die junge Gräfin soll schon, sehr schön sein und mit liebenswürdiger Offenheit Eigenartigkeit verbinden. Ich bin sehr begierig, sie kennenzulernen.“

Trombolt zuckte unmerklich zusammen.

„Ja, — eine ungewöhnliche Frau!“ gab er kurz bestätigend zurück. „Uebrigens haben die Herrschaften die Absicht, Ihnen ehestens ihre Aufwartung zu machen. Auch meine Schwester würde sehr glücklich sein, Ihre Bekanntschaft machen zu dürfen, Herr Graf. Freilich wird sie zunächst auf den Vorzug verzichten müssen, da sie nach Hamburg zurückgekehrt ist.“

„In der That? Sehr liebenswürdig, sehr ehrend!“ rief Snarre mit weltmännischer Verbindlichkeit. „Da möchte ich mir einen Vorschlag erlauben: Kommen Sie übermorgen alle zu mir zum Essen! Ich bin ein Feind jeder überflüssigen Förmlichkeit und verzichte daher besonders gern auf jeden vorhergehenden feierlichen Besuch!“

„Ich werde nicht verfehlen, Ihre gütige Einladung zur Kenntniß der Herrschaften zu bringen, Herr Graf,“ erwiderte Trombolt. „Ich für meinen Theil nehme dankend an. Vielleicht überlegen Sie in zwischen mit Ihrer gewohnten Güte, ob für Herrn von Alten als Ihren Besitzungen ein Posten frei oder zu schaffen ist. Ich kenne aus meinen Erfahrungen bestätigen, daß es einen pflichttreueren Mann nicht giebt.“

Graf Snarre lächelte und sah Trombolt mit einem eigenen Ausdruck in den Augen an. Dann sagte er mit großer Wärme:

„Nun, ich werde sehen! — Uebrigens ein erstaunlich selbstloser Mann sind Sie doch, Herr Trombolt; immer denken Sie nur an die andern, an sich selbst zuletzt. Ich möchte sagen, Sie kommen fast kaum zum Bewußtsein, viel weniger zum Genuß Ihres Daseins.“

Richard Trombolt schüttelte den Kopf. „Doch, Herr Graf! Ich finde, daß thätige Menschenliebe und Pflichterfüllung glücklich machen. Ich übe sie indessen aus innerer Nothwendigkeit, ein Verdienst ist nicht dabei.“

„Und ein Weiberfeind sind Sie zudem. Es ist das einzige, was ich nicht begreife!“ fiel Snarre ein. „Für mich ist der Welt ohne Frauen ein Land ohne Sonne, Lust und Wald. Haben Sie nicht schon ähnliches empfunden?“

Trombolt antwortete nicht; er machte nur eine ausweichende Bewegung. Wenige Minuten später trennten sich die Herren.

7.

„Du warst heute nicht ganz im Recht Herrn von Alten gegenüber, Lex,“ sagte die junge Frau Susanne einige Tage später zu ihrem Manne, als sie zusammen um die Nachmittagsstunde den Kaffee einnahmen. „Ich wollte es Dir noch sagen.“

Sie sah in ihrer Jugend und schlanken Schönheit, angethan mit einem weißen Sommerkleid, ohne jeglichen Schmuck bezaubernd aus. „Ends's morgen gutzumachen, ich bitte Dich!“ fuhr sie mit liebenswürdiger Eindringlichkeit fort. „Wir sollen doch nie ihm leiden und müssen Eintracht halten. Was meinst Du, wenn wir zum Herbst Frau von Gunar einluden, dann kann sich das Brautpaar sehen. Ich gönn's ihnen von Herzen.“

Den Grafen Ulxlar, der mit ausgestreckten Beinen in einem Schaukelstuhl mehr lag als saß, schien der Vorschlag nicht sehr gewehm. „Wir sind selbst kaum recht warm hier, und Du denkst schon an Gäste; das ist nicht sehr schmeichelhaft für mich,“ erwiderte er, den Rauch seiner Cigarette kunstvoll zu gruchten Ringen gestaltend. „Warum müssen es denn aber gerade die Verwandten unserer Untergebenen sein, die Braut dieses Alten, der mir überdies im höchsten Grad zuwider ist, fortwährend der Standesgenossen gegen mich herauskehrt und dabei vergißt, daß er nichts weiter ist als mein Gutsinspektor? Und Du nennst noch Partei für ihn wie für den andern. Das ist so einer Deiner kleinbürgerlichen Züge, Susanne, die Du Dir abgewöhnen mußt. Wenn die Gräfin Ulxlar Gäste empfängt, so wählt sie ihre Gesellschaft unter Standesgenossen. Graf Snarre zum Beispiel gefällt mir ausnehmend, ein Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle.“

„Und eben nur Edelleute hättst Du Dir gleichberechtigt“ entgegnete Susanne, in ihrem Stolz verletzt: „Alten, trotz seines Adels, ist es Dir nicht, weil er eben arbeitet, arbeitet für uns, für Dich. Ich aber, weit entfernt, mich meiner bürgerlichen Abkunft zu schämen, fühle mich gehoben, einer Familie anzugehören, welche die Arbeit groß gemacht hat, und nur nach seinen Leistungen schätze ich den Mann.“

„Da kommt ich Dir wohl sehr klein vor? Du bist ausnehmend artig heute, Susanchen.“

Susanne überhörte diese in spottischem Ton hingeworfene Bemerkung. „Sieh Dir doch den Grafen Snarre an,“ fuhr sie, sich ereifernd, fort. „Er ist ein Edelmann, aber er arbeitet, für sich, für seine Interessen allerdings. Und keine geringeren Männer sind in meinen Augen Herr von Alten und Richard Trombolt, die sich in unserem Dienst abmühen.“

„Und denen wir,“ ward der Graf hitzig ein, „das wenige verdanken, was von unserem großen Vermögen noch übrig geblieben ist.“

„Lex!“

„Nun ja! Wer hätte gedacht, daß Euer Prokurist, der ja auch Euer vollstes Vertrauen besaß, der auch so eine Art Jugendspiegel war wie dieser Trombolt, Richard Trombolt, wie Du ihn vertraulich nennst, sich als gemeiner Dieb und Betrüger entlarven

würde? Wenn das die beiden anderen nicht sind, muß besser, aber nicht übelnehmen darfst Du mir, nach den Erfahrungen, die ich gemacht habe, wenn ich ihnen auf die Finger sehe, ja Du sollest mich darin unterstützen, anstatt mir jeden Tag Anweisung zu geben, wie ich mich ihnen gegenüber zu verhalten habe."

„Leo!" rief die Gräfin abermals entrüstet. „Du, Du wagst es, einen Richard Tromholt — —?"

„Nun ja," unterbrach er die vor Erregung Stockende, „einen Richard Tromholt, wenn Du darauf bestehst, daß ich ihn bei seinem Vornamen nenne, ihn so gut wie die anderen! Uebrigens weißt Du, daß Du in neuerer Zeit etwas oft von dem Direktor sprichst? Wenn ich überhaupt eifersüchtig werden könnte auf solche Leute — — — eine verächtliche Handbewegung schloß den Satz.

„Auf solche — — Leute?" — — Susanne hielt inne, das Blut, das ihr noch eben in die Wangen getreten war, wich jäh zurück. Sprach sie wirklich so oft und so warm von Tromholt, daß ihr Gatte solchen Verdacht auch nur im Scherz äußern konnte? Ja, er hatte recht, und mehr noch, als sie von ihm sprach, dachte sie in der letzten Zeit an ihn.

Nicht das Mitleid mit ihm, dessen Leben sie einst durch ihren Uebermuth gefährdet hatte, den sie verschmäht hatte, obwohl er sie liebte, nicht der Dank für das, was er für sie und die Ihrigen in unermüdlicher, aufopfernder Sorge gethan, nicht das allein war's, was sie an ihn denken ließ, nein, bald unbewußt verglich sie ihn mit dem, um den sie ihn verschmäht, an seinem Charakter, seiner Persönlichkeit sogar maß sie die des eigenen Gatten.

Jener war ein Mann, ein Mann im edelsten Sinne des Wortes, und was war Uplar? Der Schleier, der ihr Auge, ihre Sinne einst verhüllt und ihr Uplar in seiner weltmännischen Sicherheit als einen Mann nach ihrem Geschmack hatte erscheinen lassen, war längst gefallen. Aus dem vornehmen Kavalier hatte sich nur zu bald der hochmüthige Aristokrat, der blasierte Genußmensch, der die Arbeit als Nebensache ansah, ja in manchen Augenblicken sogar der rohe Egoist herausgeschält. Sie hatte sich von ihm geliebt gestaltet, und mehr und mehr kam sie zu der beschämenden Erkenntniß, daß sie ein Opfer der Berechnung geworden war. Sie kämpfte gegen diese Erkenntniß mit ihrem ganzen Stolz, sie wollte es nicht zugeben, suchte sich selbst darüber hinwegzutäuschen, und da stand immer wieder er vor ihr, er, Richard Tromholt!

„Bist Du fertig?" fragte der Graf. „Ist der Traum zu Ende?"

„Zu Ende — ja, ich glaube —." Sie sprach es fast tonlos vor sich hin.

„Du bist ja ganz tragisch, Samichen," spottete Uplar, „es muß wohl ein schwerer Traum gewesen sein. Pah, Träume sind Schäume, und die Wirklichkeit hat recht." Und indem er die Cigarette wegwarf, aus sie zutrat und den Arm um ihre Hüfte schlang, fuhr er in schmeichelndem Ton fort: „Komm, setz Dich zu mir und laß uns plaudern! Oder wollen wir ausfahren? Du siehst, ich bin zu allem bereit."

„Leo," flüsterte sie, „Leo, ich möchte fort von hier!"

„Ja wohin denn, Kind? An die Riviera, nach Monte Carlo, da denk' ich mir's jetzt auch lustiger als hier. Aber was willst Du, unsere Masse gestaltet's nicht. Dein unvergleichlicher Direktor giebt uns kein Geld dazu."

„Nicht dorthin," sagte sie abwehrend. „Fort, an einen anderen Ort, wo Du eine Stellung, eine Thätigkeit findest, die Deinen Anlagen entspricht."

„Ja, Närrchen, was soll ich denn anfangen anderswo? Einem Uplar taugt nicht jedes Geschäft. Hier sitzen wir ja ganz bequem. Geh, laß doch die Grillen!"

„Es ist mehr als eine Grille, Leo," erwiderte sie, „ich fühle es, mein Lebensglück hängt davon ab, daß Du wieder ein Amt, eine Stellung, eine feste Thätigkeit findest. Der Müßiggang hier zerstört unser Glück."

„Der Teufel auch, wo denn?" rief Uplar, dessen Geduld zu Ende ging.

„Gleichviel wo, bei der Armee, und wenn das nicht sein kann, dann in Gottes Namen bei der Marine!"

Jetzt verlor Graf Uplar alle Fassung, er fuhr sie fast rauh zurück. „Also bei der Marine?" brach er hervor, „damit ich Jahre lang auf der See herumfahre, während Du mit Deinem Direktor das Gut besorgst! Der Gedanke ist nicht übel, wahrhaftig nicht übel für eine junge Frau, die drei Monate verheirathet ist. Ein richtiger Operettengedanke, den ich der strengen Bürgertugend einer geborenen Ericius, einer Schwärmerin für die Arbeit, kaum zugetraut hätte. Darauf also läuft es hinaus, Dein schönes soziales Programm?"

Susanne war fassungslos, Thränen traten ihr in die Augen, Thränen der Scham und der Empörung. Da drang ein wilder Lärm vom Gutshof herauf, Menschen sprangen durcheinander, sie riefen nach Tromholt, nach dem Direktor, und „Feuer! Es brennt!" scholl es dazwischen. Uplar sprang empor und verließ eilends das Zimmer.

Es brannten draußen zwei Gebäude, Tromholts Wohnhaus und eines der großen Arbeitsanwesen. Auf Uplars hastige Frage nach der Ursache ward ihm aus der Mitte der erregten Masse die Antwort, man vermuthe, es sei der rothe Peter Jeppe von Trollheide gewesen, der den Brand angestiftet habe.

Da es sich um zwei ziemlich weit auseinanderliegende Gebäude handelte, waren die für die Löschung zu treffenden Anstalten doppelt schwer zu bewerkstelligen, auch thaten die in den Brunnen gelegten Schläuche keine ausreichenden Dienste.

Als Leo auf Tromholt zutrat, der noch bleich von der Aufregung, aber mit größter Ruhe seine Anordnungen zur Rettung des Arbeitshauses traf, empfing er von diesem auf seine Fragen nur sehr kurze Antworten.

Ja, als dann gegen ein Balken im Dachstuhl sich löste, herabfiel und einen gefahrbringenden Feuerregen in die Höhe trieb, eilte Tromholt ohne Entschuldigung fort, nur nach den in das Haus eingedrungenen Arbeitern zu sehen.

Die Folge war, daß Uplar mit einem Ausdruck verbissenen Zornes in den Mienen zurückkrat. Er, er war doch der Herr auf Limsorden, und Tromholt behandelte ihn wie irgend einen Beliebigen. Vernunft und Einsicht, die ihm sagen mußten, daß in einer solchen Lage Empfindlichkeit über die Vernachlässigung einer Form wahrlich nicht am Platze sei, daß es sich um die wichtigsten Dinge, um Rettung von Menschenleben und Eigenthum, handelte, kamen nicht zur Geltung. Des Mannes Gedanken richteten sich auch gar nicht auf das Unglück, sondern nur die Uebergehung nahm von ihm Besitz, wie er Tromholts Platz einnehmen und womöglich diesen Anordnungen durchkreuzen könnte.

Als Mieten, der mit Hilfe von Arbeitern einen Schlauch in den See gelegt hatte, eilend herangelaufen kam, rief ihn der Graf mit herrischer Stimme an. Er mußte seinen grenzenlosen Aerger und Unmuth an jemand auslassen, und dieser war ihm gerade der rechte.

„Es ist unglaublich, daß dergleichen vorkommen kann!" hob er an. „Bei genügender Aufsicht in den Arbeiterhäusern erscheint es doch unmöglich, daß am hellen Tage ein Strohb sich einschleicht und einen Brand anstiftet!" —

„Sie wollen gütigst Ihre Vorwürfe an die dafür verantwortliche Person richten, Herr Graf! Ich bin Oberinspektor für die Gutsangelegenheiten; mit den Werken und Arbeitshäusern habe ich nichts zu thun. Die Aufsicht übrigens in den denkbar besten Händen —

Ach, Tromholt, ein Wort! Können wir den Schlauch nun an legen?" wandte er sich dann an Richard, als dieser, das Gesicht entstellt von Ruß und Qualm, eben herantrat.

Das schlug nun dem Faß völlig den Boden aus.

„Ich muß bitten, daß Sie sich einer geziemenden Sprache befleißigen!" knirschte Uplar. „Das um zunächst! Das Weitere werden Sie morgen hören!"

Damit wandte er sich ab, richtete seine Schritte nach dem Hause von Tromholt und ertheilte, um seinem Drange nach Autorität Luft zu machen, hier Anordnungen, die sich entweder von selbst verstanden oder als zwecklos erwiesen. —

„Was giebt es denn?" fragte Tromholt und blickte Alten im höchsten Grade überrascht an. Die Muskeln in Altens Gesicht zuckten und seine Hände hatten sich unwillkürlich geballt. Er berichtete erregt, was geschehen war.

Als er geendigt hatte, schüttelte Tromholt mit einem Ausdruck schmerzlichen Unwillens den Kopf. Nichts war zu bezeichnend für Uplars Charakter als dieser Vorgang.

Im weiteren Verlauf des Abends traf Hilfe vom Gutshof Snarre ein, auch der Graf erschien in einem Zweigespann und begab sich, nachdem er von Tromholt und Alten erfahren hatte, daß jegliche Gefahr vorüber sei, ins Schloß.

„Sagen Sie, ich bäte um Verzeihung, wenn ich so spät störe, aber ich möchte mich doch nach dem Befinden der Frau Gräfin

Vollmondnacht im Schlangrund
Zeichnung von Kaufhöfer.

schgrund.

uschner.

erkundigen!“ — erklärte er dem Diener, der sich verbeugte und davonceilte.

Graf Snarre mußte recht lange im Vorzimmer warten, bevor ihm ein Bescheid wurde. Die Herrschaften hatten sich ihre Wohngemächer in dem hinteren Bau eingerichtet, von dem man auf den Park und seitwärts nach dem Gutshof sah. Der Vorderbau mit der großen Treppe enthielt jetzt die Gesellschaftszimmer und wurde für gewöhnlich nicht bewohnt.

Als nach dem Fortgang des Dieners Ruhe eintrat, hörte Graf Snarre nebenan deutlich die von diesem abgestattete Meldung und des Dieners Entfernung durch die Thür nach dem Flur.

Er erwartete nun, daß Ulzlar ihm sogleich selbst öffnen und entgegeneilen würde, aber alles blieb zunächst still. Zuletzt drang jedoch heftiges Sprechen an sein Ohr, und sogar einzelne Sätze wurden deutlich vernehmbar:

„Ich kann doch mit meinen verweinten Augen nicht erscheinen. Empfange Du den Grafen!“ —

„Ach, Albernheiten! Raffe Dich auf!“

Snarre hätte sich nach dieser Zeugenschaft bei einem ehelichen Zwiste nur zu gern entfernt, er schwankte auch, ob es nicht am richtigsten sein würde, wieder zu gehen. Aber während er noch überlegte, bald aufstand und dann doch wieder abwartend sich nieder ließ, öffnete Ulzlar mit einem „Pardon, Pardon, hochverehrter Herr Graf!“ die Thür und erging sich in vielen Entschuldigungen.

„Nein, nein, ich habe Ihre Verzeihung einzuholen, daß ich störe“ — entgegnete Snarre artig. „Mich leitete aber aufrichtige Theilnahme für die gnädige Frau, die natürlich das unerfreuliche Ereigniß sehr erregt haben wird.“

Der Zufall wollte es, daß in diesem Augenblick der Diener erschien und den Herrn des Hauses im Auftrage des Herrn Trombholt bat, sich herabbemühen zu wollen. Seine Anwesenheit sei erforderlich.

Da Ulzlars Eitelkeit dadurch geschmeichelt ward, fragte er den Gast mit einem Blick, ob er ihn entschuldigen wolle.

„Aber so ernste Dinge gehen doch vor!“ rief Snarre zuvor kommend und ehe Ulzlar mit Worten anheben konnte. „Ich bitte Sie dringend, der Aufforderung Folge zu geben, und leise, mit Ihrer Erlaubniß, der gnädigen Frau Gesellschaft, wenn sie mich empfangen will.“

„Meine Frau ist unpäßlich und hat sich zurückgezogen, Herr Graf. Indessen werde ich sehen, ob sie Sie dennoch empfangen kann. In jedem Fall bitte ich, daß Sie Platz nehmen! Gleich bin ich wieder zu Ihrer Verfügung.“

Nach diesen Worten verbeugte sich Graf Ulzlar und eilte fort.

Kaum waren einige Minuten verstossen, als die Thür zum Nebengemach sich aufthat, und Susanne erschien. Ihre Augen trugen deutliche Thränenspuren. Sie trat rasch und trotz des hilflosen Ausdruckes, der ihr holdes Angesicht noch mitleiderregen der erscheinen ließ, entschlossen auf Snarre zu und sagte zu seinem ungemessenen Erstaunen:

„Als ich jüngst bei Ihnen war, Herr Graf, zeigten Sie mir in den kurzen Stunden unseres Zusammenseins eine warme Antheil nahme und betheuerten, daß es Sie danach verlangte, dieselbe zu bethätigen. Nun, ich brauche einen Freund, der schweigen, rathen und für mich handeln kann. Wollen Sie dieser Freund sein und mit der That beginnen in diesem Augenblick?“

„Gnädige Frau! Frau Gräfin!“ rief Snarre mit deutlich ausgeprägter Ueberraschung. „Ja, gewiß!“ fuhr er fort, ergriff des schönen, tief erregten Weibes Hände und lüßte sie ehrfurchtsvoll. „Ich bitte, sprechen Sie! Was es sei, Sie finden mich bereit, für Sie zu handeln.“

„Nun,“ kam es zitternd aus dem Munde der Frau, „so hören Sie! Ich will mich von Ulzlar trennen, unter allen Umständen wieder trennen. Ich ersticke unter den unnatürlichen Verhältnissen, ich sterbe, sterbe, — ich kann nicht mehr —“

Mit immer höher gesteigerter Besorgniß hörte Graf Snarre, was Susanne sprach. Aber er erging sich in keinen Fragen und Ausrufen, sondern gab ihr nur in ruhigem Tone Antwort.

„Ist Ihr Entschluß unumstößlich?“ fragte er. „Leitet Sie nicht nur eine heftige vorübergehende Erregung? Sie begreifen, daß ich um Ihretwillen frage, meine gnädige Frau. Es ist ein Schritt von so großer Tragweite, daß der Freund auch die Pflicht hat, seine Bedenken zu äußern.“

„Nein, nein, nein!“ rief Susanne stürmisch und hart. „Alles ist überlegt. Mein Entschluß ist unabänderlich!“

„Wohl! Was soll ich thun?“ fragte Snarre. „Soll ich Sie nach Kiel geleiten? Darf ich Ihnen einen Aufenthalt in meinem Schlosse anbieten? Meine Tante, die Gräfin Snarre, die gestern bei mir eingetroffen ist, wird sich eine besondere Freude daraus machen, Sie unter ihren Schutz zu nehmen. Entscheiden Sie!“

„Ja, nehmen Sie mich zunächst mit sich! Von dort werde ich sogleich meiner Mutter schreiben. Ich will Ulzlar nicht wieder sehen! Ich will nicht! Alles ist aus zwischen uns! Er hat mir in unwürdiger Weise behandelt, er hätte mich geschlagen ohne Ihr Dazwischenkommen.“

Die Augen der Frau waren groß und weit und ihre Mienen verstört. Empörung, Zorn und Scham wirkten solcher gestalt auf sie ein, daß ihr ganzer Körper bebte und die Arme sich nachträglich wie zu einer Abwehr erhoben.

Graf Snarre war sprachlos für Augenblicke, aber rasch sie wieder fassend sagte er:

„Wohl, so kommen Sie gleich, gnädige Frau! Mein Zuhewagen steht noch angespannt. Ich biete Ihnen meinen Schutz, und niemand soll es wagen, Sie aufzuhalten. Dennoch aber wollen wir jedes Aufsehen zu vermeiden suchen. Ich geleite Sie hinab bis zum Park. Dann gehen Sie voraus; am Ausgang warten Sie. In zehn Minuten bin ich dort.“ —

Noch schwankte Susanne einen Augenblick. Blitzschnell zogen die Gedanken durch ihr Gehirn. Sie sah ihre Mutter vor sich, das Bild ihres Vaters stieg vor ihr auf, Kiel mit seinen Bewohnern, die reden und verdammen würden. Auch Ulzlar, ihr Mann, Alten und — Trombholt —

Trombholt! Wie würde er triumphieren, daß sie sich nun ihr Glück betrogen! Aber nein, nein, gerade er würde der mildeste gerechteste, gütigste sein. Er war ja ein Mensch, ein wahrhaftiger, alles verzeihender Mensch!

Und so legte denn die Frau entschlossen ihren Arm in den des Grafen Esbern Snarre und schritt über den Flur die Treppe hinab.

Vom Hofe herüber drang eben noch das Gerüsch der thätigen Arbeiter, Brandgeruch erfüllte die Luft, und die Qual, welche das Innere der Frau erfüllte, ward erhöht durch die Gedanken an das, was drüben geschehen war. — — —

* * *

Als Ulzlar nach einer Abwesenheit von fast einer halben Stunde wieder ins Schloß trat, das Wohnzimmer offnete und sich vergeblich nach seiner Frau und Snarre umsah, trat ihm der Diener entgegen.

„Meine Frau, die Gräfin — der Graf Snarre — wo sind sie?“ fragte er verwundert.

„Die gnädige Frau ist mit dem Herrn Grafen Snarre gegen den Park zu gegangen, und eben hörte ich von dem Aufseher Peter, daß — sie in dem Wagen des Herrn Grafen abgefahren seien. Er hat sie einsteigen sehen. Ich glaubte, der Herr Graf wüßten —“

„Bist Du toll?“ rief Ulzlar erbleichend. „Meine Frau nach Snarre — —“

Aber er sprach nicht weiter, beherrschte sich und eilte in den Hof hinab. Seine mit Absicht vorsichtig angestellten Ermittelungen ergaben, daß der Graf beim Herrenstall gesehen worden sei und da der Kutscher nicht anwesend war, sich selbst auf den Bock seines Wagens geschwungen habe. Er hätte zurückgelassen, sein Diener solle später mit den Knechten und den Spritzen nachfolgen.

Nun war also wohl kein Zweifel mehr! Susanne hatte sich mit Graf Snarre auf und davongemacht, und die Veranlassung war, er, Ulzlar, selbst gewesen! Einen solchen Schritt hatte der Mann doch nicht für möglich gehalten! Ja, einen Augenblick glaubte er, es müsse sich alles wieder gutmachen lassen. Aber wenn er sich diese Wendung vergegenwärtigte, was geschehen war, schwand jeder Zweifel. Sie hatte sich von ihm losgesagt für immer!

Was war nun zu thun? Ulzlar mochte, wolle sich anfänglich die Folgen nicht ausdenken! Und dann redete doch seine berechnende Natur auf ihn ein und schuf Vorstellungen, die ihm die Dinge in einem veränderten Licht erscheinen ließen. Wenn Susanne wirklich gehen wollte, wohlan! Aber sie sollte ihn entschädigen. Er würde Abstandsgeld verlangen! Und sobald alles sich abgewickelt hätte, würde er eine andere und eine reichere Frau finden! Was er hier nicht in seinen Voraussetzungen schmählich betrogen worden?

Aber wenn man sich weigerte, ihm Entschädigung zu zahlen, oder die Möglichkeit dafür nicht vorhanden war? Ulzlar mußte,

daß nur durch Arbeit, Sparsamkeit und Fleiß Limjorden und Trollheide allmählich eine sichere Rente abwerfen konnten. Die leiter Firma war noch gebunden, selbst der Erlös aus dem Verkaufe des Hauses konnte keineswegs ganz in den Händen der Witwe bleiben.

Sehr peinlich war Ulrar anfänglich der Gedanke, daß Einzelnen bezüglich dieses Verwürfnisses in die Oeffentlichkeit dringen könnten. Susanne würde erklären, er habe sie mißhandelt. Aber auch das war ihm schließlich gleichgültig. Er würde leugnen! Und zu verwundern war es nicht, daß er sich hatte hinreißen lassen! — Sie hatte wieder in rücksichtsvollster Weise Trotzkopf's Partei genommen, als er ihr von dem Zwischenfall berichtete, und auch ganz auf Ottens Seite gestellt. Noch mehr! Sie hatte mit schmerzbewegter Stimme ihm ein Bild seiner selbst vorgehalten und noch einmal die Forderung gestellt, dem Müßiggang zu entsagen, Limjorden zu verlassen und wieder in die Marine einzutreten. Falls dies an sich ausgeschlossen sei, möge er sich zu einem Besuch unmittelbar an den Kaiser wenden und die Gründe für seine Bitte darlegen.

Zuletzt hatte sie sich vor ihm in die Höhe gereckt und gerufen: „Ich glaube, einen Mann geheirathet zu haben, der — der, daß —"

Da hatte er sie unterbrochen und ihr in besinnungsloser Heftigkeit ein vor Zorn ersticktes: „Schweige, ich befehle es!" — zugerufen, und als sie ihm erwidert, sie sei seine Sklavin, hatte er sie am Arme gepackt und ihr mit Gewalt den Mund verschlossen. Er war außer sich in diesem Augenblick, er hätte sie vielleicht geschlagen, wenn Snarre nicht gekommen wäre. Aber er hatte es nicht gewagt: das Aeußerste, was ihr ein Recht zur Trennung gegeben hätte, war nicht geschehen, und die Gesetze waren streng in diesem Punkt. Das Recht war auf seiner Seite, und wenn er nicht wollte — — — Ah! Dieser Snarre, er hatte nicht übel Lust, ihm eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Aber Geduld, eine Ueberreitung, er würde seine Rache schon nehmen. So sann Graf Ulrar, während er eine Flasche Bordeaux trank und einige Zigaretten rasch in Dampf verwandelte.

Schließlich legte er sich schlafen. Sein letzter Gedanke war, es sei in der That nichts unverständiger, als sich vor der Zeit aufzuregen. Er wollte die Dinge an sich herantommen lassen und seine Bedingungen stellen, und wenn die Familie Ericins diese erfüllte und darüber zu Grunde ging, was scheerte ihn das? Sie hatte es so gewollt. Es gab nur einen berechtigten Standpunkt in der Welt, den des Egoismus. Alles übrige war Thorheit!

8.

Die Nachricht von Susannens Flucht erweckte in Richards Brust nicht das feindige Gefühl, das man von einem Manne hatte erwarten können, der den Gegenstand seiner wenn auch hoffnungslosen Liebe aus solchen Fesseln befreit sieht.

Wie sie sich von ihnen losgerissen hatte, war ihm ein Räthsel, und dann, was half's ihm, daß sie frei war? Der Hoffnung, sie selbst zu besitzen, hatte er längst entsagt. Daß sie ihn nicht lieben konnte, hatte sie ihm mit genügender Deutlichkeit erklärt und bewiesen, und das Recht, sich ihren Freund zu nennen, das er als natürlichen Entgelt in Anspruch genommen, auch das hatte sie ihm nun geraubt.

Daß sie den Entschluß zur Flucht, wenn auch plötzlich, so doch nur auf Grund einer Reihe schwerster Erfahrungen gefaßt haben könne, war ihm klar; um so tiefer kränkte es ihn, daß sie nicht ihn, den einzigen Menschen, von dem sie wissen mußte, daß er jederzeit für sie einzutreten bereit war, sondern einen Fremden, den sie kaum erst kennengelernt, den Grafen Snarre, zum Vertrauten gemacht hatte, und bei aller Hochschätzung, die er sonst für den Grafen empfand, konnte er ein Gefühl brennender Eifersucht nicht unterdrücken. Hatte sie geflüchtet, daß er ihr Vertrauen mißbeuten könnte? — An all die anderen zarteren Beweggründe, die Susanne veranlaßt haben konnten, sich in ihrer Herzensnoth nicht an ihn zu wenden, dachte der sonst so kluge Mann in seiner ersten Erregung nicht.

Er sagte sich nur, daß all seine Mühe, ihr zu dienen und denn nicht ihr Gatte, so doch der erste nach diesem, ihr Freund zu sein, umsonst gewesen, daß er ihr nichts war als eben ein Diener, den man bezahlte wie die anderen. So hatte es der alte Ericins gehalten, und sie war seine richtige Tochter. Wozu sich länger plagen um einen Preis, der doch nie zu erringen war!

Selbst die Arbeit brachte ihm nicht mehr den gewohnten Trost. Er sah Vergangenheit und Zukunft im dunkelsten Licht, und die durch den Bruch entstandene Geschäftsstörung, die mancherlei Sorgen und Wirrnisse, die das Ereigniß mit sich brachte, lenzen nur dazu bei, seine trübe Stimmung noch mehr zu verdüstern. Vergebens suchte ihn Otten aufzuheitern. Er sprach von Aufgabe seiner Stellung, er war matt, zum Tode müdt.

Als aber dann Frau Ericins, der ihre Tochter von Schloß Snarre aus die Katastrophe und deren Veranlassung in einem ausführlichen Brief gemeldet hatte, sich schriftlich an ihn wandte, um seinen Rath und Beistand in der bereits eingeleiteten Scheidungsklage zu erbitten, gewann er plötzlich wieder neues Leben und sein altes Pflichtgefühl regte sich.

* * *

Susanne und Graf Snarre waren sich durch die besonderen Verhältnisse in wenigen Stunden näher getreten als sonst Menschen in Wochen und Monden, und die Nachwirkung der ungeheuren Erregung über das Geschehene und das Vertrauen, das die junge Frau in ihren Beschützer setzte, ließen sie in den ersten Tagen ihres Aufenthaltes auf dem Schloß kaum einmal zu dem Gedanken gelangen, daß ihr Verweilen daselbst trotz der Anwesenheit der Verwandten des Grafen, der alten Gräfin Snarre, sich mit den herkömmlichen Auffassungen in Widerspruch befinden könnte. Als sie endlich nach einem Aufenthalt von einigen Tagen ihrem Wunsche Ausdruck gab, nach Kiel zurückzukehren, machte ihr Graf Snarre die Mittheilung, daß Trombolt ihm geschrieben habe, er werde nach wiederholter Rücksprache mit Ulrar nach Snarre kommen, um über das Ergebniß seiner auf Wunsch der Frau Ericins gepflogenen Verhandlungen mit ihm zu berichten.

Bevor aber Trombolt eintraf, hatte Snarre eine Unterredung mit Susanne, die ihn über ihre Stellung zu Trombolt, Susanne aber über des Grafen Gesinnung für sie aufklärte.

Die Gräfin Snarre hatte sich wegen eines leichten Unwohlseins nach dem Abendessen zurückgezogen, und Snarre war neben seinem schönen Gast um so lieber allein zurückgeblieben, als er unter dem Eindruck stand, daß dann Susanne leichter zu dem vertraulichen Ton des ersten Tages zurückkehren werde. Ihre Schönheit, ihr ungekünstelles Wesen, ihre ernste Liebenswürdigkeit hatten wie mit einem Zauberschlage eine starke Neigung für sie in seinem Innern geweckt, und die sich ihm durch die Verhältnisse anbrängende Zurückhaltung machte ihn nur noch unruhiger und leidenschaftlicher.

Bisher fand er für seine Hoffnungen wenig Ermunterung. Susanne sah ihm, wenn sie mit ihm sprach, mit jener ruhigen Unbefangenheit, die jedes andere Gefühl als das eines freundschaftlichen Vertrauens ausschließt, in die Augen. Trotzdem drängte es ihn heute, sich ihr in anderer Weise zu nähern.

„Wie denken Sie sich die Zukunft, verehrte Frau Gräfin?" hub er nach einer kurzen Einleitung an. „Werden Sie in Kiel bleiben, oder haben wir, wenn auch später, Aussicht, Sie in Limforden wiederzusehen? Ich muß gestehen —" hier stockte Snarre und veränderte den Ton seiner Stimme, „daß ich mir nicht ausdenken mag, Sie nun ganz wieder missen, von den Rechten der Freundschaft, die Sie mir eingeräumt haben, keine Vortheile mehr ziehen zu sollen."

Susanne, welcher der veränderte Ton nicht entging und die aus den letzten Worten die Absichten Snarres ahnen mochte, erwiderte mit einem Anflug von Schwermuth:

„Nach Limforden werde ich, auch wenn alle jetzt noch bestehenden Hindernisse beseitigt sind, schwerlich zurückkehren. Es sind weniger die peinlichen Erinnerungen der jüngsten Zeit, die mir den Aufenthalt dort verleiden, als die Gegenwart eines Mannes, dessen Anblick wie ein schwerer Vorwurf auf meine Seele drückt, eines Mannes, dem ich viel Leids angethan habe, ohne daß er dadurch in seinen großmüthigen Bemühungen für mein Wohl im geringsten zu erschüttern gewesen wäre, dessen Freundschaft, ja dessen Achtung ich nun aber für immer verloren zu haben fürchte."

„Ich verstehe nicht ganz," sagte Snarre, befremdet aufblickend. „Ich meine Trombolt," fuhr Susanne freimüthig fort. „Ich fühle, daß er das erste Anrecht hatte, von mir in einer so wichtigen Lebensfrage, wie sie mein Verwürfniß mit Graf Ulrar ist, ins Vertrauen gezogen zu werden. Ich habe es unterlassen, obwohl ich weiß, daß ihn die Ungehung seiner Person schwer kränken

muß, daß er die Gründe, die mich dazu bewogen, bei aller Vorurtheilslosigkeit, die sonst sein Wesen kennzeichnet, kaum richtig würdigen wird. Es war ein Gefühl der Scham, des Trotzes, das mich hinderte, ihn, gerade ihn in die grausamen Enttäuschungen einzuweihen, die diese Ehe mir bereitet hat. Und doch hätte ich es thun sollen, thun müssen, es bedrückt mich, daß ich es unterließ."

Sie schwieg in einer Art von schmerzlicher Verwirrung, und es entstand eine peinliche Pause.

„Ich begreife, Frau Gräfin," hub Snarre endlich an.

„Sie sagten?" unterbrach ihn Susanne hastig, wie aus einem Traum erwachend.

„Daß es für Sie peinlich ist, einem Mann von so hochachtbarer Gesinnung, wie es Herr Tromholt ist, Grund zu einem Mißverständniß gegeben zu haben, und doch glaube ich, daß er sicherlich über jede kleinliche Auffassung Ihrer Handlungsweise erhaben ist. Tromholt ist ein Mann, der alles begreift und mit seiner edlen Seele auch alles verzeiht."

„Ja, er ist ein seltener Mann," fiel Susanne mit fast stürmischer Wärme ein, dann aber legte sie die Hand über die Augen und fuhr schwermüthig sinnend fort: „Und doch, Herr Graf, giebt es etwas, das auch er nicht begreifen wird, wie — wie ich es selbst kaum begreife" — —"

Susanne machte eine Bewegung, als ob sie einen Gedanken zu verscheuchen strebe, und sprach dann in ruhigem Tone weiter:

„Doch zu etwas anderem! Ich sehe, daß ich mich in Kiel werde einzurichten haben, obschon mir nach dem Vorgefallenen nichts schwerer sein kann, als dorthin zurückzukehren. Das ist's ja auch, was mich neben allem Uebrigen so sehr bedrückt. Ich werde keine Heimath mehr haben — —"

Susanne brach abermals ab und starrte vor sich hin.

„Und das Haus Ihres Freundes," wagte Snarre, dem der Augenblick für seine Werbung günstig schien, zu sagen, „das Haus, das Ihnen eine Zufluchtet bot, die es Ihnen heute und immer bietet: dieses mein Haus — und das Ihrige, wenn Sie so wollen — vermöchte es nicht, Ihnen die Heimath zu ersetzen?"

Er suchte bei seinen Worten ihr Auge, sie aber sah ihn groß an und erwiderte mit ruhigem Ernst und einer Bestimmtheit, die ihn verwirrte: „Ich schwieg schon vorher, Graf Snarre, als Sie von einer Entbehrung sprachen, die Sie erleiden würden, wenn ich fortginge. Auch jetzt möchte ich lieber einer Antwort ausweichen. Sie wissen, daß ich Ihnen für Ihre Güte, namentlich für das zarte Wie Ihrer freundschaftlichen Hilfe von ganzem Herzen dankbar bin, und daß ich nicht zu den Naturen gehöre, die Menschen nur benutzen und sie nach Laune wieder abschütteln. Aber ich bitte, beschweren Sie mein Gemüth nicht durch neue Erregungen. Ich ergreife die Hand des Freundes," — Susanne betonte das Wort — „und möchte sie halten dürfen fürs Leben!"

Sie streckte ihm ihre Rechte entgegen und erbat durch ihre Blicke, was sonst noch ihr Mund sprechen wollte. Und da beugte sich der Mann mit fast demüthiger Unterwerfung herab, berührte leise mit seinen Lippen ihre Hand und verließ langsamen Schrittes das Gemach.

* * *

„Wer ist da?" klang's schroff aus Richard Tromholts Munde.

„Peter Elbe aus Trollheide!" erwiderte die alte Marieken schüchtern und zog sich zurück.

Nun trat der alte Mann mit dem langen Haar und der Jacke mit den silbernen Knöpfen in Richards Arbeitszimmer. Er sagte nichts, er verbeugte sich und blieb an der Thür stehen wie ein lebloses Bild.

„Was ist? Gottes oder Böses auf Trollheide? Es giebt genug von dem letzteren hier!" stieß Tromholt heraus und winkte dem Alten, sich niederzulassen.

„Nein, — nichts in Geschäften, Herr!" gab der Alte mit zitternder Stimme zurück. „Ich komme in persönlichen Angelegenheiten. Dieser Tage war ich in Wiedern — "

Er stockte.

„Nun, laßt hören, Peter Elbe!" gab Tromholt milder zurück und lehnte sich tiefer in den Stuhl. Ein kleiner Vogel zwitscherte in seinem Bauer; auf den Fensterbänken lag der Sonnenschein, und etwas Friedliches war ausgebreitet in dem Raum, in welchem der Mann mit dem vorgewölbten Herzen saß.

„Herr — Herr —" kam es bebend aus des Alten Munde. „Wo ist meine Tochter Ingeborg? Mein altes Herz ist müde. Ich bin am Ende!"

Nun ahnte Tromholt alles, was geschehen war. Er erhob sich langsam, stellte sich vor seinen Untergebenen hin, legte die Hand auf seine Schultern und sah ihm mit traurigen Blicken an. „Glaubt Ihr an Gott, Peter Elbe?" fragte er weich.

„Ja, Herr! Ich glaube an Gott, und ich glaube auch, daß er alles Böse strast. Mag der Mensch noch so geheime Wege einschlagen, es giebt einen hellen Tag, der bringt's ans Licht."

„Ihr seid ein alter Mann, ein braver Mann!" sagte Tromholt. „Aber Ihr habt die Augen eines Blinden. Kommt, setzt Euch! Ich weiß, was Ihr wollt. Antwort soll Euch werden, ohne daß Ihr fragt. Ich will Euch die Beschämung ersparen."

Und nachdem sich Peter Elbe, ohne daß diese Worte Eindruck auf ihn gemacht zu haben schienen, finsteren Blicks und fin. Kappe in den Händen hin und herzerrend, niedergelassen hatte, fuhr Tromholt: „Ihr kommt, um mit mir zu hadern! Euer Herz ist voll Zorn und Hitze, und am liebsten wäret Ihr wie ein unbesonnener Knabe mir an die Brust gesprungen, um Rechenschaft von mir zu fordern für das Schicksal Eures Kindes. Ihr hörtet auf die Stimme der Menge, die lästert und hetzt, und weiß sie im Durchschnitt gemein ist, glaubt Ihr, alles sei Schmutz auf dieser Welt. Aber es giebt auch reine, ungetrübte Bäche mit hellem Wasser. Ihr fragt, wo Eure Tochter Ingeborg ist. Uebergabt Ihr mir Euer Kind, so Ihr Euch an mich wendet? Nein! Wie kommt Ihr also zu solcher Frage? Hört! Ihr redetet ihr zu, den Kapitän zu heirathen, obwohl Ihr wissen konntet, daß sie ihn nicht liebe; aber Ihr dachtet an Euch, nicht an sie. Weil's Euch Wunsch war, sollte es für sie Gebot sein! Euch selbst trifft die Schuld an dem, was geschehen — nein, halt! Ich rede jetzt! Nachher könnt Ihr sprechen.

Im letzten Augenblick, da sie wußte, daß Larsen ein Schurke sei, entfloh sie. Sie fürchtete ihn und Euch. Sie fürchtete ihren Vater, hört Ihr, bei dem sie doch alles finden sollte, was ihr Herz trösten konnte. Sie ging nicht aufs Schiff. Sie kam in derselben Nacht auf Umwegen nach Limforden, sie vor wie wieder und wieder Schütze mich, hilf mir!' Ich sagte: ‚Wie viel Herzeleid bereitet Du Deinem alten Vater!' Da weinte sie bitterlich. Und doch vergingen sie, daß ihr Vater nichts erfahre! Sie fürchtete sich! Ich sag's noch einmal!"

Und nun erzählte er dem Alten alles, was inzwischen mit seiner Tochter geschehen war bis auf den Tag, da er sie aus Larsens Händen befreit und im Hause der Frau Ericius unterzebracht hatte.

„So, nun sprecht Ihr, Peter Elbe! Aber vorher noch eins! Das Mädchen hat sich unter meinen Schutz gestellt, und Niemand, auf sie hadt Ihr so lange verwirft, bis Ihr sagt: ‚Ja, Herr, ich trug auch Schuld. Und ich will's wieder gutmachen!'"

Der alte Elbe stand eine Zeit lang sprachlos und ließ den greise, zitternde Haupt auf die Brust sinken. Als er's wieder erhob, standen schwere Thränen in seinen Augen, und schluchzend klang es aus seinem Mund: „Können Sie es mir vergessen, Herr Direktor!"

„Ja, ich kann's, und noch mehr!" erwiderte Tromholt mild, indem er ihm die Hand, nach der Elbe schüchtern gezaudert hatte, reichte. „Ich fühle und fühlte mit Euch, und wenn Ihr nicht selbst zu mir gekommen wäret, wäre ich zu Euch gekommen und hätte trotz Euerer Tochter Bitten und Verbot Euch alles gesagt. Nur die Arbeit, die Sorgen und Lasten hier ließen mich nicht dazu gelangen."

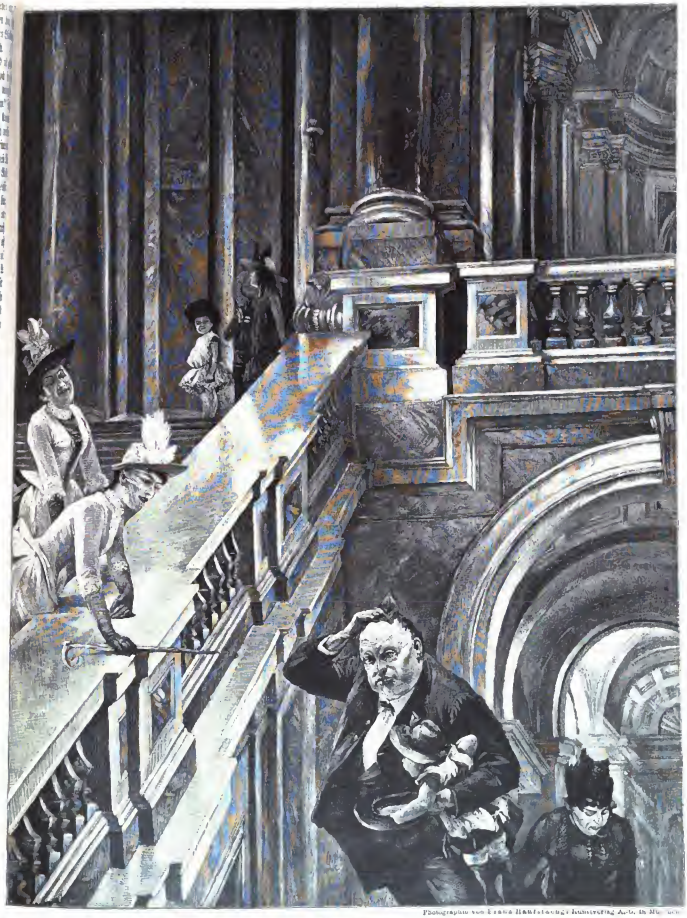
Noch lange saßen die beiden Männer beisammen. Als sie sich trennten, war's Nachmittag geworden. Dann hielt der Wagen vor der Thür, und Tromholt fuhr nach Snarre.

Draußen an der Grenze des Parks begegnete ihm Graf Ulrich der eine Cigarre rauchte und mit seinem Stock auf die jungen Erlenbüsche hieb, die am Ufer rande des Baches standen. Er winkte, wenn Tromholt fuhr, und grüßte, wenn auch ein wenig die Farbe wechselte, wie ein wohlwollend aufgelegter Gebieter seinen Diener grüßt.

Bald waren sie sich aus den Augen entschwunden. Als Richard in Snarre anlangte, stand der Graf zufällig auf der Freitreppe vor der Thür und futterte die Tauben. Sobald er des Gastes ansichtig wurde, trat er ihm höflich entgegen und geleitete ihn nach seinem Arbeitszimmer, das mit der anstoßenden Bibliothek die ganze rechte Seite des Schlosses von der Halle aus einnahm.

„Nun, was bringen Sie?" fragte er gespannt, nachdem Tromholt sich niedergelassen und die ihm angebotene Cigarre angezündet hatte. „Ich bin außerordentlich begierig!"

Tromholt aber sagte: „Ich hoffe eigentlich, von Ihnen aber



Photographie von Franz Hanfstaengl Kunstverlag A.-G. in München

Zur Galerie.

Nach einem Gemälde von Klein-Chevalier.

vielmehr durch Sie Neues von der Gräfin zu hören, die wohl zweifellos Nachrichten von ihrer Mutter erhalten hat. Bei uns stehen die Dinge wie vordem. Graf Ulrlar besteht auf seiner Forderung, die, wie die Verhältnisse liegen, unerfüllbar ist. Frau Ericius hat mich zwar mit unbeschränkter Vollmacht, die Verhandlungen zu führen, ausgerüstet, allein — —"

Tromholt stockte in einiger Verlegenheit.

„Könnten Sie denn im Nothfall die Summe sofort anschaffen?" fragte der Graf, für den Tromholt nach Susannens Bekenntnissen ein Gegenstand ganz besonderen Interesses war.

„Nein! Wir haben sie nicht," entgegnete Tromholt kurz.

„Und was ist nun Ihre persönliche Ansicht in der Sache?"

„Wenn die Gräfin will, muß das Opfer gebracht werden —"

„Recht so!" entgegnete Snarre, „und wenn — wenn —"

Er unterbrach sich, zog an seinem Schnurrbart und sah Tromholt an, als ob er ihm weiterhelfen solle.

„Sie meinen, Herr Graf?"

Snarre hätte gern gesagt: „Verfügen Sie über meine Kasse!" Aber das Gespräch mit Susanne hatte ihm seine frühere Unbefangenheit geraubt, und sein zartgefühl sträubte sich gegen einen Vorschlag, der hätte mißdeutet werden können.

Um so angenehmer war er überrascht, als Tromholt, nunmehr das Schweigen brechend, anhob: „Erlauben Sie mir einmal ein offenes Wort, Herr Graf! Würden Sie gegebenenfalles helfen, Frau Susanne von dem Burschen zu befreien, der drüben in Limfordsen noch immer den Herrn spielt und seine Laune in Ermangelung eines besseren Gegenstandes an den Parkbüschen auslässt, die er mit seinem Spazierstock bearbeitet?"

„Ja!" rief Graf Snarre lebhaft, indem er aufsprang und dicht vor Richard hintrat. „Befreien will ich sie so bald wie möglich. Aber eines, Tromholt, versprechen Sie mir: die Gräfin darf nie etwas davon erfahren, daß ich es war, der die Summe vorstreckte, niemals, verstehen Sie? Unter dieser Bedingung steht Ihnen das Geld heute noch zur Verfügung, und ich verzichte ein für allemal auf Kapital und Zinsen."

Tromholt war über die rückhaltlose Gewährung seiner kaum angedeuteten Wünsche ebenso überrascht wie erfreut, aber das Geld als Schenkung für Susanne entgegenzunehmen, dagegen sträubte sich sein Inneres doch.

Er setzte dies auch dem Grafen mit ruhigem Ernst auseinander, behielt sich bezüglich eines Anlehens seine Entschlüsse vor und bat schließlich, der Graf möchte ihn bei Susannen anmelden lassen, mit der er vor ihrer Abreise nach Kiel, die, wie der Graf ihm mitgetheilt, schon am nächsten Tag stattfinden sollte, Rücksprache nehmen müßte.

Snarre beeilte sich, seine Bitte zu erfüllen, und da der abgeschickte Diener mit der Nachricht zurückkehrte, die Frau Gräfin befände sich im Park, so ging er selbst, sie von Tromholts Anwesenheit zu benachrichtigen.

Richard blieb indessen in des Grafen Zimmer, betrachtete die Bilder an den Wänden ohne tieferes Interesse und war so ganz seinen Gedanken hingegeben, daß er Susannens Eintreten überhörte.

Nun wandte er sich um.

Wie schön sie war! „Sei mein Weib!" hätte er ihr auch jetzt wieder zurufen mögen, sei mein, und ich will alles vergessen, denn mein Leben hat kein anderes Ziel, als dich!" Aber er bemeisterte sich, ihre Antwort von damals kam ihm wieder in den Sinn, und je heftiger die Bewegung war, in die ihn ihr Anblick versetzte, desto kälter und förmlicher war die Verbeugung, mit der er sie nun begrüßte.

Susannen entging Tromholts tiefe innere Bewegung nicht.

„Sie wollten mich sprechen, Herr Tromholt," begann sie mit bebender Stimme, „und Sie erfüllen damit nur meinen eigenen Wunsch, ein Bedürfniß, das ich lange schon empfand und dem ich vielleicht früher hätte Ausdruck verleihen sollen."

Tromholt verbeugte sich abermals, diesmal fast noch gemessener.

„Tadeln Sie, was ich gethan habe? Begreifen Sie meine Handlungsweise?"

„Nein, ich tadle sie nicht, Frau Gräfin. Ich begreife alles vollkommen."

Tromholts Mienen veränderten sich nicht, als er dies sagte, nichts rührte sich in seinem Gesicht.

„Es sind geschäftliche Angelegenheiten, derentwegen Sie mich zu sprechen wünschten, wie mir Graf Snarre sagte. Vor allem aber drängt es mich, Ihnen zu danken mit tief bewegtem Herzen, daß Sie, mein unvergleichlicher Freund, sich abermals meiner annehmen. O, ich bitte — sehen Sie mich nicht so ernst, so strenge an! Ich weiß alles, was Sie sagen wollen, und habe auch eins ein Wort, das Sie besänftigen, das Sie versöhnen muß."

Tromholt wurde es schwer, sich dem Eindruck dieser rührenden Sprache zu entziehen, aber er hatte sich vorgenommen, der, die ihn nicht lieben konnte, auch nicht durch eine Miene zu nahetreten, daß noch etwas von den alten Gefühlen in seiner Brust lebe.

„Sie sind so gütig, wie Sie stets waren, Frau Gräfin. Ich danke Ihnen für Ihre Worte. — Erlauben Sie, daß ich zu dem Geschäftlichen berühre! — Graf Ulrlar besteht trotz meiner Verhandlungen auf der geforderten Summe. Das Geld werde ich beschaffen. Ich fand jemand, der es darlehnsweise herzugeben will. Es fragt sich jetzt nur, und das ist der Hauptzweck meines Kommens, ob Sie, ob Ihre Frau Mutter damit einverstanden sind."

Susanne war in einen Stuhl gesunken. Ein Heer widerstrebender Gefühle bewegte ihre Brust. Sie hörte kaum, was er sagte, und als er geendet hatte, brachen die Thränen flutheu aus ihren Augen.

„Gnädige Frau, Frau Gräfin!" rief Tromholt, von seiner Bewegung gegen seinen Willen fortgerissen.

„Es ist nichts," erwiderte sie sanft, seine Hand ergreifend, „denken Sie nicht böse von mir, Tromholt, ich bitte Sie darum, ich kann alles ertragen, nur den Verlust Ihrer Achtung nicht!

Sie sah ihm mit einem so flehenden Blick in die Augen, daß es ihm bis in die Seele drang.

Einen Augenblick kämpfte Tromholt, dann sagte er weich, aber in demselben Ton der bisherigen Zurückhaltung: „Glauben Sie, Frau Gräfin, in dieser für uns beide ernsten Stunde: ich bin derselbe, der ich war, seitdem ich Ihnen zum ersten Male gegenüberstand, und werde es bleiben. An meiner Achtung, meiner Freundschaft zweifeln Sie nie! Alles andere aber ist ausgelöscht ein für allemal, und obgleich es unzart erscheinen mag, dies zu berühren, ich sage es, weil ich will, daß unsere Freundschaft frei von falscher Sentimentalität sei. Was Sie auch thun und beschließen, ich achte Ihre Gründe wie Ihre Handlungen, und mein aufrichtigster Wunsch ist, daß sie zu Ihrem Glück dienen. Was in meiner Kraft steht, will ich thun, Sie glücklich zu machen. Sie schulden mir keinen Dank dafür, denn daß ich es thun darf, das — das eben ist mein Glück, auf jedes andere habe ich verzichtet.

Wundern Sie sich nicht darüber, auch ich habe ein Herz, und leicht ist mir der Verzicht nicht geworden.

Aber mein Wille ist stark, stärker als das schwache Herz, und er hat es bezwungen. Und nun, Frau Gräfin, nach diesem Bekenntniß lassen Sie uns scheiden, ohne Unmuth, ohne Groll in ruhiger, wunschloser Uebereinstimmung. Meine Sorge soll sein, daß Sie Ihre volle Freiheit so schnell wie möglich wieder erlangen, und dann, dann hoffe ich, werden für Sie wieder glückliche, heitere Tage zurückkehren. Niemand kann es aufrichtiger wünschen als ich."

Seine Stimme bebte bei den Worten, er vermeinte sich niederdrücke noch einmal die Lippen auf ihre Hand und entfernte sie rasch, während Susanne wie vernichtet zusammenbrach.

* * *

Tromholt hatte den Grafen Snarre nicht mehr gesprochen, er war sofort nach der Unterredung mit Susannen nach Limfordsen zurückgekehrt. Er befand sich in einer ungeheuren inneren Erregung. Die Scene hatte ihn mehr angegriffen, als er sich gestehen wollte; der übernatürliche Zwang, den er seinen Gefühlen auferlegt hatte, rächte sich an ihm, und all seine Willenskraft konnte ihn nicht vor der Erkenntniß schützen, daß er Susannen liebe, mehr denn je, und daß alle seine Bemühungen, diese Liebe zu bekämpfen, vergeblich sein würden, wenn er nicht eine Trennung herbeiführte. Aber sein Entschluß, jedes fernere Zusammentreffen mit ihr zu vermeiden, war nicht durchführbar, so lang er in ihrem Dienst stand. Darum wollte er der Qual ein Ende machen und sobald das letzte Geschäft besorgt, sobald sie frei war, Limfordsen für immer verlassen, sich fern von ihr, in fremdem Land eine neue Stellung gründen.

Wie diese Angelegenheit am schnellsten zu ordnen sei, darüber sann er jetzt nach, und er mußte sich gestehen, daß die einfachste Lösung eben in der Annahme des Geldes liege, das Snarre in so großmüthiger Weise angeboten hatte. Allein diese einfachste Lösung war ihm gerade die peinlichste. Des Grafen erregtes Wesen, als er ihm das Angebot gemacht hatte, kam Tromholt

...un wieder in den Sinn. Was konnte Saarre veranlaßt haben, ...as berechtigte ihn dazu, eine solche Summe an eine Anigabe zu ...enden, die nicht die seinige war? Des Grafen vornehme Gesinnung, ...ine bekannte Galanterie reichten nicht hin, Tromholt dieses Räthsel zu erklären. Es mußte etwas anderes sein, und nichts lag näher als ...e Annahme, daß der Graf selbst Absichten auf Susannens Hand habe.

Ob sie ihm wohl ein Recht dazu gegeben hatte? — Nein, ...as war nicht möglich, aber — er hatte ihr vom ersten Tag ihrer ...ekanntschaft an große Aufmerksamkeit erwiesen, er hatte sich an ...nem Tag, an welchem der Bruch mit Ulstar stattfand, man ...nnte wohl sagen, just zur rechten Zeit, als ob er gerufen wäre, ...Limfordens eingefunden. — Des Brandes wegen? Wohl möglich, ...er thatsächlich war sie unter seinem Schutze entflohen, hatte ...nter seinem Dach eine Zuflucht gefunden, seine Gastfreundschaft ...enossen. Immer klarer wurde es Tromholt, der sich dieser Waffe ...gen seine immer wiederkehrende Schwäche selbstquälerisch be...ente, daß zwischen den beiden ein wenn auch noch unausgesprochenes Einvernehmen bestand, und daß er auch hier nur ein Werkzeug war, anderer Pläne zu fördern.

Ein großer Schmerz, eine blinde Eifersucht überkam ihn bei dem Gedanken. Auch Susannens Benehmen, ihre Erregung bei seinem Anblick, ihre scheinbare Zerknirschung und die Mitte, die Demuth, mit der sie ihm begegnet war, schienen ihm jetzt eine Absicht zu verbergen — Haß gegen sie beide regte sich in seiner Brust.

Lange konnte indessen eine solche feindselige Stimmung bei Richard Tromholt nicht anhalten. Bald genug siegten die Vernunft und sein Edelsinn. Die Vernunft sagte ihm, daß eine Verbindung Saarres mit Susannen allerdings der beste und sicherste Ausweg aus allen Wirrnissen, ja daß sie das einzige Mittel sei, nach den schweren Schicksalsschlägen, welche die Familie Ericius betroffen hatten, deren Ansehen in jeder Beziehung wiederherzustellen und die letzte große Unternehmung des verstorbenen Ericius vor dem Untergang zu bewahren. Er konnte dem Charakter, der Thatkraft und der ritterlichen Gesinnung des Grafen Saarre seine Anerkennung nicht versagen. Saarre war zudem sehr reich und seit lange bemüht, seinen Besitz auf praktische Weise zu vergrößern. Wie, wenn der Graf Limforden kaufte? Dann war ja alles in der besten Ordnung, Ulstar abgefunden und er, Tromholt, frei! Allen konnte seine Stellung behalten und Bianca heimführen. Alle waren sie glücklich, und er, nun, er würde sein Glück in einer neuen selbständigen Thätigkeit finden, soviel als ihm eben vom Schicksal beschieden war, gleichviel wo!

(Fortsetzung folgt.)

Vollmondfest im Fetischgrund.

(Zu dem Bilde S. 529 u. 531.)

Nicht weit vom deutschen westafrikanischen Schutzgebiet Togo liegt Aschanti, jenes Negerreich, in welchem trotz der vielfachen Berührungen mit europäischen Händlern und christlichen Missionaren der Fetischglaube in voller Blüthe steht. Als wir vor kurzem die Bismarckburg im Akeilland schilderten, konnten wir schon darauf hinweisen, daß auch in Togo Fetischpriester und priesterinnen das große Wort führen, daß auch dort berühmte heilige Orte wie z. B. Peresu vorhanden sind, und daß man überall geheiligte Stätten, Fetischhaine ꝛc. finden. Der Maler Franz Leuschner führt uns in seinem Bilde, das wir heute den Lesern der „Illustrirten Welt“ bieten, an einen solchen geheiligten Ort, an den Fetischgrund am Südfuße in der Landschaft Game.

Was uns zunächst beim Anblick dieses Bildes fesselt, das ist die Natur, die eigenartige Landschaft, der üppige tropische Wald, gegen den das Häuflein Menschen am Flußufer völlig verschwindet. Nicht jeder von unsern Lesern wird diese Landschaft sich zu denken verstehen, und darum möchten wir gleich einige erklärende Worte über Zeit und Ort voranschicken:

Wir haben hier einen winterlichen Wald, eine afrikanische Winterlandschaft vor Augen. Die regenlose Trockenzeit herrscht gerade; auf den Ebenen und an den Berghängen, wo sich die Savannen (Grasebenen) ausdehnen, ist alles verdorrt unter den sengenden Strahlen der Sonne, die Pflanzenwelt schläft, bis sie der Regen wieder zu neuem Leben erweckt. An den Flußufern aber, die zwar bedeutend zusammengeschrumpft sind, doch immerhin, von unterirdischen Quellen gespeist, fpärlich zum Meere rinnen, ist der Boden feucht genug, um Bäumen und Sträuchern auch in der Trockenzeit die belebende Feuchtigkeit zuzuführen. Nur einige wenige Bäume haben ihr Laub abgeworfen und stehen mit kahlen Aesten da, weil auch sie in ihrem Lebenslauf einer Ruhepause bedürfen; die meisten aber grünen immerfort und gedeihen in der ewigen Wärme und der ewigen Feuchtigkeit üppig und schnell wie in einem Treibhause. Diese günstigen Wachsthumsbedingungen zaubern an den Flußufern Riesenlianen hervor, welche wie Galerien sich über die Wasserrinnen wölben. Mitten in einem solchen Wasbe ist unser Fetischgrund gelegen.

Man genießt hier noch einen verhältnißmäßig frischen Ueberblick, denn der Grund ist eine Lichtung, welche der Zahrer eine Negerrandpflanzung fand. Das Dorf wurde verlassen, die leichten Hütten wurden von den Insekten und Würmern zerfressen; sie vermoderten bald und der Wald nahm wieder die ihm entrissene Bodenstrecke für sich in Anspruch. Junges Unterholz sproßt überall empor, und bald wird auch dieser Grund ebenso ungangbar sein wie die benachbarte Wildnis.

Den Anfang derselben erblicken wir rechts auf unserm Bilde. Der nun diese Zeit kaum ½ Fuß tiefe Sto kommt träge aus einem dunklen Tunnel geflossen. Dringen wir weiter in diesen Spalt hinein, so finden wir, daß der Fluß wohl eine Viertelmeile lang in einem wirklichen Tunnel sich den Weg bahnt. Hohe Ufer und mächtige Baumstämme bilden seine Wände und die feste Decke ist im Laufe der Zeiten aus den Trümmern des Waldes entstanden; Baumriesen fielen altersmorsch quer über den Fluß, dazwischen lagen sich Aeste und Zweige, und so bildete sich eine Brücke, welche durch das Blattwerk verflochtener wurde, darauf fielen welke Blätter und verwesten und vermoderten jahraus jahrein, bis der Fluß vom Walde überwölbt wurde und so zu sagen unterirdisch zu Thale rann.

Der Sto kommt von den Agomebergen, und nachdem er die Küstenebenen durchflossen hat, verliert er sich in den Küstensümpfen von Bagida; während der Regenzeit schwillt er mächtig an und überschwemmt die benachbarten Niederungen. Jetzt ist sein Uferschwemmungsboden trocken und auf dem weichen Flußlande am Fuße eines Seidenwollbaumes hat sich ein frisch angezündetes Feuer eine Negerschar niedergelassen.

Die Sonne ist bereits untergegangen und der Schein der in diesen Breiten nur wenige Minuten dauernden Dämmerung erleuchtet noch magisch die Wipfel der Bäume, während im Waldgrunde bereits die Nacht andricht. Ueber dem Walde aber steigt der blasse Vollmond empor, und ihm gilt der festliche Tanz, zu dem sich die Neger rüsten.

Der schwarze Sohn Afrikas ist ein Heide, dem die Natur von Geistern belebt erscheint. Die Leute des Ewe-Stammes, zu die es sich hier handelt, glauben zwar an ein höchstes Wesen, welches „Mawu“ heißt; dieser Hauptgott ist wie der Zan Kompume der nahen Aschanti der Schöpfer der Welt. Aber er steht so hoch über den Menschen, daß diese gar nicht wagen, an ihn zu beten, ihn anzurufen; denn sie sagen sich, Mawu sei viel zu heilig und habe viel wichtigere Dinge zu thun, als daß er sich um so winzige Wesen wie die Menschen kümmern könnte. Auch ist er so liebenswürdig, auch einmal Opfer von ihnen anzunehmen, da er ja doch viel reicher ist als alle Menschen zusammen. Es giebt aber außer Mawu noch eine ganze Anzahl untergeordneter Götter, Fetische, welche „Ebrö“ heißen und gern die Vermittlerrolle zwischen Mawu und den Menschen spielen. Leider sind nicht alle diese Ebrö, welche in besonderen Flüssen, Bächen oder den Bergen wohnen, gute; neben Engeln gibt es in der Glaubenslehre der Neger auch böse Dämonen, die haßerfüllter Natur sind, und viele Opfer verlangen. Zu dem Kampf mit diesen bösen Geistern, in der Furcht vor Zauberern und Hexen bringt der Neger sein Leben dahin, ja diese Teufel stellen auch der Seele des Gestorbenen nach, wenn sie nach Verlassen des Körpers die weite Reise zu Gott unternimmt. Darum wird auch nach dem Tode vornehmer Leute in den Negerdörfern mehrere Tage lang ein fürchterlicher Lärm gemacht, um die Teufel zu vertreiben. Der Mond spielt in diesen Vorstellungen auch eine hervorragende Rolle, und die Beraufschlagungen, durch welche den bösen Geistern aus der Nähe der menschlichen Wohnungen fortgescheucht werden, sollen gerade an Voll- und Neumondtagen am wirkungsvollsten sein. An diesen Tagen halten darum die Priester feierliche Umzüge in den Dörfern, wobei die Einwohner sie durch einen wahren Höllenlärm unterstützen. Nun sind die Bösen vertrieben, die Luft ist rein und die Bevölkerung kann sich der ungetrübten Freude hingeben.

Singen, Tanzen und Trinken, das sind überall die Hauptvergnügen, die auf den Festprogrammen aller Völker stehen, und um dieses Programm auszuführen, zieht die Negerschar, sei es mit einem freien Platz vor dem Dorfe, sei es an einen Ort, der einem guten Feuer gewesen ist. An berauschenden Getränken fehlt es nicht im dunklen Weltheil; im Westen liefert die Oelpalme den Palmwein, und die Luft zum Tanzen ist dem Afrikaner angeboren. Er ist darin unermüdlich, und selbst Karawanenführer tanzen oft die Nacht durch und begnügen sich mit zwei Stunden Schlaf.

Die Lieder, die bei solchen Festen vorgetragen werden, sind mehr als prosaisch, und viele Barden begnügen sich mit geistreichen Augenblicksdichtungen, wie „Der Mond scheint hell“ oder „Das Schaf ist groß“. Und die Musik, bei der die Trommel als das Hauptinstrument gilt — nun, sie ist eben afrikanisch.

Aber wirkungsvoll können die Negerlänze werden, und die Scene, die sich, wenn die Geister reger werden, in unserem Festschrunde abspielen wird, können wir uns denken!

Düster ragt die schwarze Waldmauer, während der Mond die Wipfel der Bäume mit silbernem Licht übergießt, Myriaden von Glühwürmern durchspielen die Luft; stiller Friede herrscht in der Natur, im Festschgrunde aber erreicht die Tanzlust den Höhepunkt; die Männer bilden einen äußeren, die Frauen einen inneren Ring, Fackeln werden geschwungen, die Pauke dröhnt und ein rasender Rundtanz beginnt, ein wahrer Hexensabbath, erleuchtet vom rothen Schein des Feuers und von dem weithin leuchtenden Funkenschauer der Fackeln. So geht es fort, bis die Nacht ihr Recht verlangt und die Tänzer müde heimwärts ziehen. Das Vollmondfest ist zu Ende; verlassen ist wieder der Fetischgrund, in dem jetzt die Nachtgeister schweben.

Zur 75jährigen Jubelfeier der deutschen Burschenschaft.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Georg Winter.

Das fröhliche und doch zugleich ernste Fest, welches in diesen ersten Augusttagen die alten und jungen Burschenschafter aller deutschen Universitäten in dem anmuthigen Musensitze an der Saale, dem poesieumwobenen Jena, begehen, ist nicht nur für das deutsche Universitätsleben von Bedeutung, es ist zugleich ein nationales Erinnerungsfest für das ganze deutsche Volk. Das geistige Leben an den deutschen Hochschulen ist zu allen Zeiten in gewissem Sinne ein Spiegelbild des deutschen Volkslebens gewesen; alle großen geistigen Bewegungen, von Huttens und Luthers Tagen bis auf unsere Zeit, sind entweder unmittelbar von den deutschen Hochschulen ausgegangen oder haben doch in ihnen einen lebhaften Widerhall, gleichsam den geistigen Brennpunkt gefunden. Niemals aber ist das in höherem Maße der Fall gewesen als in jener großen Entwickelungs- und Erziehungsperiode, deren das deutsche Volk bedurfte, ehe es sich zur nationalen Einigung hindurchrang, in den Jahrzehnten nach den Freiheitskriegen, da der von den Regierungen mit Hohn zurückgewiesene und mit allen Mitteln der Gewalt niedergehaltene nationale Einheitsgedanke trotz aller Bedrückungen in den Besten des Volkes fortlebte und erstarkte und so die feste ideale Grundlage wurde, auf welcher der größte Staatsmann unseres Jahrhunderts den Behren Bau der deutschen Reichseinheit errichten konnte, indem er den im Volke lebenden idealen Kräften den festen Rückhalt der staatlich-politischen Macht hinzugesellte. Daß an dieser Vorbereitungsarbeit, an dieser Erweckung und Erhaltung des nationalen Gedankens der vor nunmehr 75 Jahren auf der Hochschule zu Jena gegründeten deutschen Burschenschaft ein hervorragender Antheil gebührt, daß in ihr das von den bestehenden Gewalten mit rücksichtsloser Strenge verfolgte nationale Einheitsstreben die hauptsächlichste Zufluchtsstätte fand, wird heute von keinem gerecht urtheilenden Geschichtschreiber mehr geleugnet. Nur über Maß und Bedeutung dieses Verdienstes der in den Burschenschaften zusammengefaßten studierenden Jugend Deutschlands kann jetzt noch Meinungsverschiedenheit obwalten. Während mancher eifrig schwärmerische Verehrer der burschenschaftlichen Bestrebungen geneigt ist, das dereinst inmitten der Anspannung des Kampfes um den nationalen Gedanken gesprochene kühne Wort: „Die Geschichte der deutschen Burschenschaft ist die Geschichte des deutschen Volkes“ vollkommen wörtlich zu nehmen, fehlt es auf der andern Seite auch heute noch nicht an solchen, welche in der leidenschaftlichen Theilnahme der studierenden Jugend an der Frage über Sein oder Nichtsein der deutschen Einheit nur ein Ueberschreiten der den akademischen Kreisen gezogenen Grenzen erblicken, welche nur das Ueberschwängliche der in ihrem Grundtriebe edlen und idealen Bewegung wahrnehmen wollen und daher mehr oder minder geneigt sind, in der alten Burschenschaft einen Bund von radikal politischen Verschwörern zu sehen.

Scheidler als Student.
Nach einem der „Arminia“ gehörigen Bilde.

Ohne alle Frage aber muß es doch jetzt, da wir auf die Gründung der deutschen Burschenschaft als auf ein längst vergangenes Ereigniß zurückblicken, da wir die Einheitsentwickelung von ihrem verwirklichten Zielpunkte bis zu ihrem Ausgange übersehen können, möglich sein, zu einer gerechten geschichtlichen Auffassung über die Bedeutung der Burschenschaft für die Entwickelungsgeschichte des deutschen Nationalbewußtseins zu kommen. Zu diesem Zwecke müssen wir den Leser bitten, sich mit uns die Hauptcharakteinnungen dieser Geschichte des nationalen Gedankens zu vergegenwärtigen.

Kein anderes der neuzeitlichen Kulturvölker hat einer so langen und kampferichen Erziehung bedurft, um zur staatlichen Einheit zu gelangen, als das deutsche. Wohl hatte die Zerrissenheit und Ohnmacht des einst in der alten Kaiserzeit so mächtigen Vaterlandes schon lange vor dem Beginne unseres Jahrhunderts einzelne erleuchtete Geister mit Scham und Entrüstung erfüllt. Schon im 17. Jahrhundert hatte Samuel von Pufendorf in patriotischem Schmerze die deutsche Reichsverfassung für ein des großen Volkes unwürdiges „Monstrum“ erklärt. Aber das Sehnen nach einer Besserung dieses Zustandes war doch eben nur in wenigen vorhanden; die Masse des Volkes hatte sich durch jahrhundertelange Gewöhnung in die Ohnmacht und Zerstückelung des Gesammtvaterlandes hineingefunden. Es fehlte ihr vor allem an einem gemeinsamen geistigen Besitzthum, nachdem die große Errungenschaft Martin Luthers in kleinlichen theologischen Zänkereien verzettelt worden war. Erst im 18. Jahrhundert erwachte das zertretenen und von allen anderen Nationen als Spielball der Politik benutzten Volke in der reichen Blüthe der Litteratur jenes gemeinsame Besitzthum, das ihm gemangelt hatte. Zu gleicher Zeit aber bildete sich in dem von einem genialen Herrscher geleiteten preußischen Staate der Grundstock einer staatlichen Macht, an die sich eine nationale Entwickelung hätte anlehnen können.

Die beiden Grundelemente einer solchen, ein großer, gemeinsamer geistiger Besitz und die Machtmittel eines kräftig sich regenden Staatswesens, waren vorhanden, aber sie fanden noch nicht die gemeinsamen Berührungspunkte, die ein Zusammenwirken hervorermöglichen können. Wohl regte sich auf beiden Seiten eine Ahnung von der innere Zusammengehörigkeit, von dem nationalen Kern, welcher beiden gemeinsam sei. Der junge Goethe äußerte, durch die großen Heldenthaten Friedrichs sei der deutschen Litteratur erst ein nationaler Lebeninhalt gegeben worden, und lebhaft schildert er in seinen Lebenserinnerungen die Begeisterung, welche in weiten Kreisen seiner Vaterstadt für den großen Preußenkönig herrscht. „Wir waren Fritzisch gesinnt; denn was ging uns Preußen an?“ In diesen Worten liegt doch ohne Frage eine Ahnung der Erkenntniß, daß worden war, dem neuerwachenden geistigen Leben keine Beachtung und Theilnahme gewidmet, aber in seiner Schrift „Ueber die deutsche Litteratur“ vergleicht er sich selbst mit Moses, der nur von ferne das gelobte Land habe schauen dürfen, und spricht die Zuversicht aus, daß nach ihm eine Zeit kommen werde, in der es auch den deutschen Volke vergönnt sein werde, Großes und Edles auf litterarischem Gebiete zu leisten. Daß diese Zeit, als er dies niederschrieb, bereits längst angebrochen war, hat er nicht geahnt. Zum ersten Male erscheint uns hier jener tragische Zug in unserer nationalen Entwickelung, daß die beiden großen Grundfaktoren derselben, die nationale geistige Bewegung und die in der Bildung begriffene politische Macht, unverstanden nebeneinander hergehen.

Den großen, wenn auch sehr unfreiwilligen Dienst, eine erste Annäherung dieser beiden Wurzeln der deutschen Einheit zu ermöglichen, hat Napoleon I. dem deutschen Volke geleistet. Der frevelhafte Plan einer auf der Vernichtung des Unterdrückung der einzelnen Nationalitäten aufgerichteten Weltherrschaft rief einen nationalen Gegenschlag hervor, welchem der gewaltige Ausbruch der geistig sittlichen Kräfte des Volkslebens erlegen ist. Die furchtbare Schmach der Fremdherrschaft vertieft der bisher rein litterarisch geistigen Bewegung die Fähigkeit, sich in eine ausgesprochen politische zu verwandeln. Aus dem gemeinsamen litterarischen Besitz wurde ein stark ausgeprägtes, klar erkennbares Nationalbewußtsein.

welches jetzt zum ersten Male die Massen des Volkes ergriff. In einem leidenschaftlichen Kampfe voll innerer Kraft und Wahrhaftigkeit wurden die schmählichen Fesseln der Fremdherrschaft gebrochen. In diesem heiligen Kampfe erwachte das Bewußtsein der nationalen und politischen Zusammengehörigkeit ganz Deutschlands zu einer Kraft und Stärke, die sich nie mehr völlig unterdrücken ließ.

Die Kämpfer aber, die zum heiligen Streite hinauszogen, meinten in denselben nicht bloß die Unabhängigkeit des engeren Vaterlandes von fremder Willkürherrschaft zu erringen, sondern auch die innere Selbständigkeit und staatliche Einheit des Gesammtvaterlandes. Indem sie ihr Alles, Gut und Blut, einsetzten für die gemeinsame Sache, glaubten sie, gestützt auf die Versprechungen der Fürsten, denen sie ihre Selbständigkeit wiedererringen halfen, sich ein Anrecht darauf erworben zu haben, an den staatlichen Angelegenheiten des geeinten Vaterlandes selbstthätigen Antheil zu nehmen. Hatte doch der große Kampf selbst gezeigt, was eine lebendige Theilnahme aller an den Geschicken des Vaterlandes vermöge. Niemals vielleicht im Verlaufe der ganzen Weltgeschichte war die Macht sittlicher Ideen in so greifbarer Gestalt zu Tage getreten, als in diesem heiligen Kriege. Mußten die, die ihn geführt hatten, nicht glauben, daß auch die Fürsten aus den Erfahrungen der Vergangenheit eine Lehre ziehen und einsehen würden, daß ein wahrhaft nationaler Staat in gewaltigen äußeren Gefahren nur bestehen könne, wenn er getragen sei von der lebendigen Theilnahme der Gesammtheit?

Mit froher Zuversicht kehrten die Kämpfer in die Heimath zurück, hoffnungsvoll und gespannt harrten sie der Lösung der großen, die Zukunft des deutschen Volkes entscheidenden Frage, welche soeben auf dem Wiener Kongresse verhandelt wurde. Und welches war die Antwort auf jene Frage? Nur zu schnell ward es vergessen, daß die großen kriegerischen Erfolge der ungestümen Begeisterung verdankt wurden, mit der sich das ganze Volk wie Ein Mann erhoben hatte. In den Kreisen der hohen Diplomatie, in der Fürst Metternich die alles beherrschende Stellung einnahm, gewöhnte man sich sehr bald an eine spöttische Verkleinerung jener Volksbegeisterung. Nicht sie, die vielmehr nur geschadet habe, sondern der Gehorsam des Heeres gegen die angestammten Fürsten habe den großen Erfolg gezeitigt. Sehr bald erscholl das Metternichsche Wort von der „verruchten Idee einer deutschen Einheit“. Mit Recht ging ein Sturm der Entrüstung durch das ganze Volk, als das Ergebniß der Wiener Verhandlungen bekannt wurde. Hoch und niedrig, die Besten des Volkes, waren einig in dieser Empörung. Der alte Blücher fluchte und wetterte auf die „verfluchten Diplomaten“, die alles wieder verdorben hätten, was das gute deutsche Schwert geschaffen habe. Die Entrüstung der treuen Patrioten war nur zu berechtigt. „Man muß es gestehen,“ so urtheilt Heinrich von Sybel in seinem großen Geschichtswerke über die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I., „niemals ist einem großen, mit frischem Siegeslorbeer gekrönten Volke eine kümmerlichere Verfassung auferlegt worden, als es damals dem deutschen Volke durch die Bundesakte geschah. Die mächtigen Gedanken, welche Preußens Wiedergeburt und damit Deutschlands Befreiung vorbereitet hatten, waren hier in ihr Gegentheil verwandelt.“ Der nationale Einheitsgedanke, der soeben erst im Kampfe mit der Fremdherrschaft mit ursprünglicher Gewalt erwacht war, wurde von den deutschen, zunächst nur für ihre Gebiete und Rechte besorgten Fürsten zurückgewiesen, ja, wo er sich zeigte, verdächtigt und verfolgt. Aufgabe des deutschen Volkes mußte es sein, ihn zu bewahren und trotz aller Verfolgungen und Bedrückungen in faßbarer und durchführbarer Form den Nachkommen zu überliefern.

Die Gründer der Burschenschaft „Arminia auf dem Burgkeller“.

Nach einem der „Arminia“ gehörigen Bilde von C. Bräunlich.

Diese schwierige und große Aufgabe, ohne deren Lösung die dereinstige Verwirklichung der nationalen Einheit selbst mit den größten Machtmitteln niemals gelungen wäre, ist es, der sich die deutsche Burschenschaft von Anbeginn an mit vollem Eifer und voller Begeisterung gewidmet, an deren Lösung sie unter den schwierigsten Verhältnissen, unter der drohendsten Gefährdung des persönlichen Daseins jedes einzelnen, in hervorragendster Weise mitgewirkt hat. Durch die Begründung der deutschen Burschenschaft wurde dem nationalen Gedanken in den Kreisen eine Stätte bereitet, die dereinst berufen sein sollten, als Lehrer, Geistliche,

Aerzte und Richter des Volkes thätigen Antheil an seinen Geschicken zu nehmen. Vergegenwärtigen wir uns, wie diese Gründung sich vollzog, wie die Burschenschaft der Aufgabe, die sie sich bei ihrer Begründung stellte, gerecht wurde.

Die studierende Jugend Deutschlands hatte, so sehr auch sie gleich dem deutschen Volke vorher in kleinstaatlicher Sonderthümelei begriffen war, doch sogleich beim Beginn des großen Befreiungskampfes mit heiligem Eifer zu der nationalen Sache gestanden. Alle Spaltungen und Parteiungen waren vergessen; nicht bloß an den Hochschulen des preußischen Staates, in welchen die Wogen der Begeisterung am höchsten schlugen, sondern auch an denen der Kleinstaaten, deren Fürsten zum Theil noch mit dem korsischen Eroberer verbündet waren, strömten die Studenten in hellen Scharen den Fahnen zu, welche zur Vertreibung und Besiegung der Fremdherrschaft entrollt wurden. Zu Jena trat mehr als die Hälfte aller Studierenden dem Lützowschen Freicorps und anderen mit größter Schnelligkeit sich bildenden Freiwilligenscharen bei. Mitten im Feldlager hielten sie an ihren akademischen Gebräuchen fest und sangen wohl am Vorabend der Schlacht mit andächtiger Begeisterung die weihevollen Klänge des Landesvaters. Hier lernten sie in ernster Stunde die Unterordnung der Persönlichkeit mit allen ihren Interessen und Bestrebungen unter eine große, gemeinsame Sache. Alle waren sie erfüllt von dem frohen und stolzen Bewußtsein, eine große Zeit mit durchlebt, an ihrem Theile mitgewirkt zu haben an einer großen und heiligen Aufgabe.

Von solchen Gesinnungen durchdrungen, kehrten sie in die Universitäten, in die Hörsäle zurück. Hier aber fanden sie sich plötzlich von dem alten Treiben, das sie in den großen vergangenen Stunden für überwunden gehalten hatten, umgeben, hier fanden sie wieder jene alten Landsmannschaften, welche, auf dem Grundsatz der engeren Landesangehörigkeit der Mitglieder beruhend, so recht ein Abbild der Zerklüftung und Zerspaltung des Volkes waren. Noch herrschten die alten, rohen Sitten, der Pennalismus und die Renommisterei, das traurige Erbtheil vergangener Jahrhunderte, in denen unter dem politischen Elend der Nation auch in der studierenden Jugend ein freier Gemeinsinn sich nicht hatte entwickeln können. Zetzt aber war in dem großen einheitlichen Gefüge des Heeres, welches den Fremdherrscher zu Boden geworfen hatte, jener Geist der Spaltung überwunden, das Gefühl der Zusammengehörigkeit im Volke mächtig geweckt worden. Mußte das nicht auch auf das akademische Leben zurückwirken? Durfte in jener großen Zeit der alte Geist der Zerfahrenheit bestehen bleiben, wie er in den bisherigen geselligen Vereinigungen der Hochschulen seinen Ausdruck gefunden hatte?

Diese Eindrücke waren es, welche auf die aus dem Felde Zurückkehrenden mit zwingender Gewalt einstürmten. Sie wurden durch die politischen Enttäuschungen, die man erntete, verstärkt. Der Gegensatz zwischen den Idealen, für welche man gekämpft hatte, und der Wirklichkeit, welche man im staatlichen wie im akademischen Leben vorfand, war zu schroff, als daß er nicht zu einem Versuch der Ausgleichung, zu dem Bestreben, die Wirklichkeit dem Ideale entsprechend umzuwandeln, hätte führen müssen. Diesem Bestreben verdankte die Burschenschaft ihre Entstehung.

Die Mehrzahl der aus dem Felde zurückkehrenden Studierenden verschmähte es, in die alten landsmannschaftlichen Verbindungen, denen sie zum Theil vor ihrem Auszuge in den Krieg angehört hatten, wieder einzutreten: sie wollten den Sinn für ein gemeinsames Vaterland, das Streben, diesem mit allen Kräften zu dienen, wie sie es im Felde bewährt hatten, in ihr akademisches Leben mit hinübernehmen. Zu diesem Zwecke wurden zunächst die von Jahn mit Recht so warm empfohlenen körperlichen Uebungen auch auf der Hochschule beibehalten: es bildete sich noch im Winter 1814/15 eine „Wehrschaft", eine Art akademischen Landsturmes, der die im Felde erlangten körperlichen Fertigkeiten zu bewahren und nicht allein durch Turnen, sondern auch durch Exercieren, Schießen, Anlegen von Schanzen und sämtliche kleine Gefechtsübungen zu pflegen bestimmt war. Der Wunsch der eifrigsten dieser Jünglinge ging aber dahin, für diese Bestrebungen eine feste Ordnung zu finden, die, wenn möglich, die ganze Studentenschaft umfassen sollte. Eine kleine Zahl von ihnen, sämmtlich aus dem Felde zurückgekehrte Freiwillige, meist Lützower Jäger, trat zu diesem Zwecke mit den Leitern der vier in Jena bestehenden Landsmannschaften, von denen drei mehr oder weniger zu den neuen Bestrebungen hinneigten, in Verbindung, sie entwarfen eine Satzungsentwurf für die neue Vereinigung, die den Namen „Burschenschaft" führen sollte, und erließen endlich am 10. Juni 1815 einen öffentlichen Aufruf an alle ehrenwerthen Jenenser Studenten, sich am 12. Juni vormittags 9 Uhr auf dem Markte zu Jena zu versammeln. Von den 11 Unterzeichnern dieses Aufrufs, die man als die eigentlichen Begründer der Burschenschaft ansehen kann, nennen wir den stud. Karl Horn aus Neustrelitz, der noch im Jahre 1858 dem 300jährigen Jubiläum der Universität Jena als ehrsamer Pastor beiwohnte und dort eine begeisterte und begeisternde Rede über das, was die Burschenschaft von 1815 Hohes und Heiliges erstrebte, gehalten hat, ferner Heinrich Riemann und den späteren Professor Schneider aus Gotha, von denen freilich heute keiner mehr unter den Lebenden weilt. Am 12. Juni fand dann, wie angekündigt, die große Studentenversammlung statt, welche, von 113 Theilnehmern besucht, den Grund zu der Jenenser Burschenschaft legte. Die Landsmannschaften Vandalia, Thuringia und Franconia, die den Beschluß gefaßt hatten, sich aufzulösen, erschienen zum letzten Male mit hochgehaltenen Fahnen, die sich dann später zum Zeichen der Auflösung senkten. In feierlichem Zuge bewegten sich die Versammelten vom Marktplatze durch die Saalgasse, das Saalthor und über die Brücke zum Gasthause „Zur Tanne". Hier wurde zum ersten Male das Arndtsche Bundeslied „Sind wir vereint zur guten Stunde", zu dem stud. theol. Hanisch die schöne, seitdem immer und immer wieder gesungene Melodie komponirt hatte, angestimmt und dann nach einer begeisterten Ansprache Horns die Gründung der Jenenser Burschenschaft vollzogen, die entworfene Verfassung vorgelesen und angenommen. Als Sinnbild der Vereinigung wurden die Farben Schwarz-Roth-Gold gewählt. Sie sollten hinfort das Banner werden, um das sich alle Anhänger des nationalen Gedankens Jahrzehnte hindurch geschaart haben. Zum ersten Male erklang dann das ergreifende deutsche Einheitslied „Was ist des Deutschen Vaterland", zu dessen Arndtschen Texte der stud. theol. Cotta aus Ruhla die Melodie komponirt hatte. Den Schluß bildete ein erster allgemeiner burschenschaftlicher Kommers mit feierlichem Landesvater.

Seit den Augusttagen von 1883 steht, von Professor Donndorf in Stuttgart gefertigt, auf dem Eichplatze zu Jena das Denkmal, welches diesem erhebenden Abschnitt deutscher Geschichte gewidmet ist. Auf hohem Sockel, an welchem die Widmung und die Bilder von Horn, Riemann und Schneider angebracht sind, erhebt sich überlebensgroß, aus carrarischem Marmor, die Gestalt eines Burschen in der Tracht der Gründungstage.

Was politisch auf dem Wiener Kongresse durch das Uebel wollen der von Metternich geleiteten Diplomatie vereitelt wurde, eine Einigung für die große gemeinsame Sache des Vaterlandes, hier in Jena gelang es, in engerem Rahmen zwar, aber getragen von der jubelnden Zustimmung der Theilnehmer. Die Absichten und Bestrebungen der Begründer der Burschenschaft gingen ohne alle Frage auf hohe und ideale Ziele: auf gründliche wissenschaftliche und sittliche Ausbildung, Reform des akademischen Lebens im Sinne einer freien Gemeinsamkeit; über allem aber schwebte die große Idee des gemeinsamen Vaterlandes, in diesen Dienste alle durch die akademische Reform erreichten Erfolge verwerthet werden sollten, ohne daß man dabei zunächst an ein unmittelbares Eingreifen in das staatliche Leben gedacht hätte. Vielmehr galt es vor allem, die Mitglieder der neuen Vereinigung während ihres akademischen Lebens mit dem Geiste der Stifter zu erfüllen, Verständniß für den nationalen Gedanken in ihnen zu erwecken, damit sie dereinst, wenn sie ins praktische Leben eingetreten wären, alle ihre Kräfte und Fähigkeiten in zielbewußtem Dienste für das Vaterland aufwenden könnten.

Daß dieses Vaterland, um für alle Zeiten vor der Wiederkehr schwachvoller Fremdherrschaft gesichert zu sein, eine einheitliche, alle Kräfte zu seinem Dienste vereinigende Gestaltung erhalten müsse, galt dabei trotz der bitteren Erfahrungen, die man soeben auf dem Wiener Kongresse machte, als selbstverständliche Voraussetzung. In welcher Weise diese Voraussetzung verwirklicht werden sollte, darüber waren die Mehrzahl oder wohl sämmtliche Begründer der Burschenschaft, die diese Verwirklichung als Ziel aufstellten, ebenso im Unklaren wie die anderen Patrioten, die in dem Streben nach dem Ziel mit ihnen einig waren. Nur daß es anders werden müsse als bisher, darüber war man einig. Den meisten schwebte wohl als Ziel der nationale Einheitsstaat vor, aber die nothwendige Folge desselben, die Thatsache, daß derselbe nur durch eine

Vernichtung der Einzelstaaten erreicht werden könne, machte man sich so wenig klar, daß diese „Unitarier“ sicher in Entrüstung gerathen wären, wenn man ihnen zugemuthet hätte, sich ihrem Ziele zunächst durch Entthronung ihrer Landesfürsten zu nähern. Aus dieser Unklarheit über den Weg zum Ziele wird man aber der studierenden Jugend gewiß keinen Vorwurf machen dürfen. Theilte sie dieselbe doch mit den gereiften Männern der Zeit, selbst mit denen, welche sich berufsmäßig mit politischen Fragen beschäftigten. Noch hielt die staatsrechtliche Lehre mit ganzer Schroffheit an dem starren Begriff der vollen landesherrlichen Hoheit fest. Danach konnte es nur einen Einheitsstaat oder einen rein völkerrechtlichen Bund der in voller Selbständigkeit verharrenden Einzelstaaten geben. Einen Staat über Staaten, einen zusammengesetzten Staat, kurz den Bundesstaat kannte man noch nicht, obwohl er, wenn auch in namenlos verrotteter und verworrener Gestalt, schon in den Formen des alten Reiches bestanden hatte. Eben diese Form aber hatte, ihre Fehler für ihr Wesen haltend, dereinst Samuel von Pufendorf für ein Monstrum erklärt!

Die Frage der Zukunft schien also zu lauten: Einheitsstaat oder Bund der vollkommen selbständig verbleibenden Einzelstaaten? Da der letztere mit dem erwachten Einheitsbewußtsein unvereinbar erschien, so war es erklärlich, daß die meisten Verehrer des nationalen Gedankens der Lehre vom Einheitsstaate anhingen. Was alsdann mit den Einzelstaaten werden solle, vollends gar, wie in dem Einheitsstaate der verhängnißvolle Dualismus zwischen Preußen und Oesterreich überwunden werden solle, diese Frage sich zu stellen, daran dachten die Begründer der deutschen Burschenschaft ebensowenig wie die sonstigen politischen Führer der Nation. Diese Frage zu beantworten, die Theorie des zusammengesetzten Bundesstaates gleichsam wieder zu entdecken, das war die Aufgabe des nächsten Geschlechts, die Aufgabe, welche mit der der Erziehung des Volkes zur Einheit zusammenfiel.

Einstweilen war es bei aller Unklarheit über die Wege zum Ziel doch schon von großer Bedeutung, daß dieses Ziel selbst nicht mehr bloß von einzelnen geahnt, sondern von einer großen Vereinigung der Besten der deutschen Jugend klar und scharf aufgestellt war, daß diese Vereinigung danach strebte, in ernster wissenschaftlicher und sittlicher Selbstzucht sich zur Mitarbeit an der Erreichung dieses Zieles vorzubereiten. Denn daran kann doch heut kein Zweifel mehr sein: nicht in dem, was die Burschenschaft als Studentenverbindung selbsthandelnd leistete, liegt ihre eigentliche Bedeutung für die Geschichte des deutschen Volkes, sondern in dem erziehlichen Einfluß, den sie auf ihre Mitglieder ausübte, in dem Geiste, mit dem sie ihre Mitglieder in der Studentenzeit durchdrang und den diese mit hinübernahmen ins praktische Leben, in welchem sie die Ideen zu verwirklichen strebten, die sie in der Universitätszeit in sich aufgenommen hatten. Aus der Burschenschaft ist ein großer Theil der Männer hervorgegangen, die dann die Lehrer, Erzieher und Führer ihres Volkes auf dem Wege zur staatlichen Einheit geworden sind. In diesem Idealismus, mit dem die Burschenschaft den nationalen Gedanken hochhielt, hegte und pflegte, liegt ihr größtes, ihr unbestreitbares Verdienst.

Die Ideen der neuen Vereinigung fanden begeisterte Zustimmung und schnelle Verbreitung, nicht bloß in Jena, sondern auch an den andern deutschen Hochschulen, wo ihnen zum Theil schon durch die Bestrebungen des Turnvaters Jahn vorgearbeitet worden war. In Jena umfaßte die Burschenschaft sehr bald wirklich den größten Theil der Studentenschaft, die alten Landsmannschaften lösten sich, wie wir sahen, auf: eine Zeit lang hat es in der That in Jena außer der Burschenschaft keine studentische Vereinigung gegeben. Die akademischen Behörden wie der hochherzige, nationalund freigesinnte Großherzog Karl August, der große Freund Goethes, duldeten die Burschenschaft nicht nur, sondern sahen ihr Wachsen und Gedeihen besonders gern. Denn sehr bald machte sich der sittlich ideale Einfluß derselben auf das akademische Leben deutlich bemerkbar. Das gesellige Leben wurde zugleich edler und freier, das wissenschaftliche Streben der Studenten, ihre Ehrerbietung und Verehrung gegen ihre akademischen Lehrer wuchsen zusehends. Und Karl August wäre der letzte gewesen, der den nationalen Gedanken, der in der Burschenschaft lebte, mit Mißtrauen betrachten oder gar hätte unterdrücken wollen, wie das sehr bald die anderen deutschen Regierungen, namentlich Metternich, von ihm verlangten. War er doch der erste unter den deutschen Fürsten, der seinem Volke das Versprechen einer freisinnigen Verfassung voll und ganz erfüllte!

So konnte sich die Burschenschaft zunächst frei und ungehindert entwickeln, so konnte sie sich auf die andern Hochschulen verbreiten, so konnte schon zwei Jahre nach ihrer Gründung der Gedanke auftauchen, der erstreben Einheit der gesammten Jugend der deutschen Hochschulen einen äußeren Ausdruck zu geben und so wenigstens an einem Punkte des deutschen Lebens die ideale Einheit zur Wirklichkeit. Es ist bekannt, daß das in dem viel berufenen und mit Unrecht verdächtigten großen Wartburgfeste, das von einem Zeitgenossen als „ein Silberblick deutscher Geschichte und als ein Blüthendurchbruch unserer Zeit“ bezeichnet wurde, geschah.

In der That war es ein Fest voll idealen und nationalen Schwunges, voll hingebender Begeisterung für das gemeinsame Vaterland, das hier auf der altehrwürdigen Burg gefeiert wurde. Mit voller Absicht hatte man gerade diesen Ort und gerade den 18. Oktober für die Feier ausgewählt. Erblickte man doch mit Recht in der Wartburg eine geheiligte Stätte großer nationaler Erinnerungen. Hatte doch hier dereinst zur Zeit der ersten Blüthe der deutschen Nationallitteratur der kunstsinnige Landgraf Hermann von Thüringen die Edelsten und Besten der Dichter- und Sängerschar um sich vereinigt, hatte doch hier drei Jahrhunderte später der große Reformator eine Zufluchtsstätte gefunden, von dem die größte befreiende Geistesthat der neueren deutschen Geschichte ausgegangen ist. Hier wollten sich die Burschen der deutschen Hochschulen zusammenfinden, um die Erinnerung an jene befreiende Geistesthat feierlich zu begehen. Den 18. Oktober aber hatte man gewählt als Gedächtnißtag an die befreiende Völkerschlacht bei Leipzig, in der Deutschlands Stämme zum ersten Male seit langer Zeit zu einem großen Zweck vereinigt sich in deutlich ausgeprägtem Einheitsbewußtsein gefunden hatten.

So kamen sie denn in den Tagen vor dem 18. Oktober 1817 aus allen Theilen Deutschlands, besonders zahlreich natürlich aus dem nahe gelegenen Jena, zusammen, die frischen, begeisterten Burschen der deutschen Hochschulen, um ein echt vaterländisches Fest zu begehen. Metternich scheitlich und die von ihm beeinflußten reaktionären Regierungen, die jedes Streben nach nationaler Einigung mit finsterem Haß beobachteten, standen dem Feste voll Mißtrauen gegenüber; sie hatten eifrig versucht, den Großherzog Karl August zu einem Verbot desselben zu veranlassen.

Aber der hochherzige Fürst war weit entfernt davon, sich diesem Ansinnen zu fügen. Im Gegentheil, er gab nicht nur die erbetene Erlaubniß, er beauftragte die Behörden, der akademischen Jugend vertrauensvoll sämmtliche Räume der Wartburg zur Verfügung zu stellen, er ließ für das Festmahl seine Fischteiche öffnen und schenkte sogar zu den geplanten Freudenfeuer Holz aus seinen Forsten und eine Summe Geldes zur Bestreitung der Kosten.

Und wahrlich, sie verdienten das Vertrauen, welches der edle Fürst ihnen schenkte! Das Fest verlief in voller Ordnung und durchaus würdig. Hochangesehene Lehrer der Jenenser Hochschule wie der Hofrath Fries und der große Naturforscher Oken waren mit herübergekommen, um an der Feier theilzunehmen. Der letztere hat in seiner Zeitschrift „Isis“ berichtet, daß alle Anwesenden durch das Erhebende und Großartige der Feier zu Thränen gerührt wurden. Am Morgen des 18. Oktober bewegte sich der stattliche Zug, die Studierenden der verschiedenen Hochschulen zu zwei und zwei ohne jede landsmannschaftliche Gliederung, von der Stadt hinauf zur altehrwürdigen Feste. Dort wurde im großen Wartburgsaale, nachdem die Versammelten den Choral „Ein' feste Burg ist unser Gott“ gesungen hatten, von dem mit dem Eisernen Kreuze geschmückten stud. theol. Riemann eine patriotische Festrede gehalten, die, voll vaterländischer Begeisterung, alle Anwesenden zu jubelndem Beifall hinriß. Darauf sprachen noch Oken und Fries anerkennende und ermunternde Worte zu der akademischen Jugend. Dann löste sich die Versammlung im Burghofe auf. Am Abend wurde auf dem der Wartburg gegenüberliegenden Wartenberge ein Freudenfeuer angezündet, um das sich die Festtheilnehmer in froher Jugendlust gruppirten. Hier war es dann, wo noch am späten Abend, nachdem die Jenenser Professoren und die Mitglieder des Festausschusses sich bereits entfernt hatten, von einigen wenigen Festgenossen unter Führung des Berliner Studenten Maßmann in Erinnerung an die Verbrennung der päpstlichen Bannbulle durch Luther jenes von schäumendem Jugendübermuthe eingegebene Autodafé veranstaltet wurde, in welchem eine Reihe von politischen Schriften reaktionären Inhalts, darunter solche von Kotzebue, Schmalz und Kamptz,

ferner ein Schnürleib, ein „Pracht-, Prahl- und Patentzopf“ und ein großmächtiger Korporalstock verbrannt wurden. Dabei sangen die Burschen die Verse:

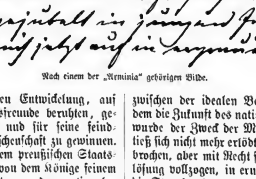
„Zuleyt nun rufet Pereat
Den schuft'gen Schmalzgesellen
Und drei Mal Pere-, Pereat,
So fahren sie zur Höllen!
Auf, auf, mein deutsches Vaterland,
Ihr Brüder, reichet Euch die Hand
Und schwört: So woll'n wir's halten!“

Die ganze Scene hatte sich ohne Bewußtsein des Festausschusses abgespielt. Sie war mehr die Eingebung jugendlicher Unbesonnenheit als ein Ausfluß revolutionärer Gesinnung. Mit dem großen Wartburgfeste, das in der Hauptsache vorüber war, hatte sie so gut wie nichts zu thun. Aber sie sollte für die Theilnehmer des Festes von verhängnißvoller Bedeutung werden, wenn auch die Folgen nicht unmittelbar zu Tage traten. Vor allem mußten sich die verhöhnten Verfasser der verbrannten Schriften beleidigt fühlen, und nur zu leicht gelang es, die dem patriotischen Streben der Jünglinge so wie so schon mißtrauisch gegenüberstehenden Regierungen davon zu überzeugen, daß, was das Werk weniger Unbesonnener gewesen war, kennzeichnend für das ganze Fest, für die ganze burschenschaftliche Bewegung sei. Der Grund oder vielmehr der Vorwand war gegeben, um diesen für ihr Vaterland mit überschwänglender Begeisterung erfüllten Jünglingen aus ihrem patriotischen Bestreben den Vorwurf revolutionärer Gesinnung zu machen. Mit immer wachsendem Mißtrauen betrachtete namentlich Metternich das zunehmende Ansehen und die stetig fortschreitende Ausbreitung der Burschenschaft. Aber noch war es ihm nicht gelungen, den preußischen Staat, der eben in der Zeit der Fremdherrschaft durch die großen inneren Reformen Steins und Hardenbergs den Grund zu einer neuen, freieren Entwickelung, auf der die Hoffnungen aller echten Vaterlandsfreunde beruhten, gelegt hatte, für seine rückschrittliche Politik und für seine feindseligen Absichten gegenüber der deutschen Burschenschaft zu gewinnen. Noch erhoffte alle Vaterlandsfreunde von dem preußischen Staatskanzler, daß er für die Verwirklichung der von dem Könige seinem Volke verheißenen Verfassung kräftig Sorge tragen, dem nationalen Gedanken zum wenigsten nicht feindselig gegenüberstehen werde. Die Verbindung der nationalen geistigen Bewegung mit den Machtmitteln des preußischen Staates schien sich in nächster Zeit vollziehen zu sollen.

Fritz Reuter.

Da wurde am 23. März 1819 der russische Staatsrath v. Kotzebue von dem unzweifelhaft mit der Burschenschaft in Verbindung stehenden Studenten Karl Ludwig Sand ermordet. Es war die verbrecherische, verhängnißvolle That eines einzelnen, eines von idealer Schwärmerei zu verirrtem Fanatismus gelangten Jünglings, der durch die Ermordung des verhaßten, als der russischen Spionage verdächtig angesehenen Vaterlandsfeindes eine heilige Pflicht gegen das Vaterland zu erfüllen meinte. Ohne alle Frage war die Mordthat, welche übrigens dem Ermordeten eine Bedeutung beilegte, die der nichtig oberflächliche Mann nie besessen hatte, ebenso unklug als sittlich verwerflich. Aber die Burschenschaft als solche hatte unzweifelhaft nicht das Mindeste damit zu thun. Nicht allein hatte Sand, ehe er die unselige That verübte, seinen Austritt aus der Burschenschaft erklärt, sondern die von ihm hinterlassenen Papiere lassen auch deutlich erkennen, daß er seinen Entschluß dem Freundeskreise nicht kund gegeben hatte. Nur etwa dem Führer einer radikalen Richtung innerhalb der Burschenschaft, der eine kleine Minderheit bildenden „Unbedingten“, den Docenten Dr. Karl Follen, dessen Einfluß auf die Gesammtburschenschaft keineswegs ein hervorragender war, mag er andeutende Mittheilungen gemacht haben. Von einer weitverzweigten Mitwisserschaft oder gar Verschwörung kann jedenfalls keine Rede sein. Wohl aber wußte sich Metternich den Anschein zu geben, als glaube er an eine solche. Vielleicht ist er wirklich in seiner gespensterseherischen Furcht vor den „Umtrieben“ der Burschenschaft zu der jedenfalls verkehrten Ansicht von der Theilhaberschaft und Verantwortlichkeit der letzteren für die That gelangt. Sicher ist, daß er diese Gelegenheit benutzte, um die andern deutschen Regierungen von der Gefährlichkeit der burschenschaftlichen Bestrebungen zu überzeugen.

Diesmal gelang es ihm zu seiner Freude auch bei Preußens Friedrich Wilhelm III. befahl alsbald seiner Landeskindern, die Universität Jena zu verlassen, und ließ sich dann von Metternich durch die sogenannten Karlsbader Beschlüsse (August 1819) an seligen Angedenkens zu hervorragender Theilnahme an den verhängnißvollen Verfolgungen wegen „demagogischer Umtriebe“ verleiten, welche Jahre, ja Jahrzehnte lang das deutsche Volksleben vergiftelen und zu Untersuchungen gegen die besten Männer des Volkes einen Arndt und Jahn, führten. Die deutsche Burschenschaft aber wurde vor Jahre nach ihrer Gründung aufgelöst, die Theilnahme an burschenschaftlichen Bestrebungen mit schwere Strafe, vor allem mit Ausschluß von jeder amtlichen Stellung in den deutschen Staaten bedroht. Es war der schwerste Schlag der gegen den Verband des nationalen Gedankens geführt werden konnte. Denn er vernichtete die Anfänge eines zweiten Annäherung



Nach einem der „Reminia“ gehörigen Bilde.

zwischen der idealen Bewegung der Geister und dem Staate, an dem die Zukunft des nationalen Gedankens beruhte. Aber voll erreicht wurde der Zweck der Maßregel doch nicht. Der nationale Gedanke ließ sich nicht mehr ertödten. Die Form der Burschenschaft wurde zerbrochen, aber mit Recht sangen die Burschen, als sie die gebotene Auflösung vollzogen, in ernster Wehmuth und doch in festem Vertrauen die Strophen des eben damals auftauchenden Binzer'schen Liedes:

„Das Band ist zerschnitten,
War schwarz, roth und gold,
Und Gott hat es gelitten,
Wer weiß, was er gewollt.

Das Haus mag zerfallen,
Was hat's denn für Noth?
Der Geist lebt in uns allen,
Und unsre Burg ist Gott“

Der Geist, der die Burschenschaft beseelt hatte, lebte in der That in ihren Mitgliedern fort, und auch als eigentliche Vereinigung erhielt sich die Burschenschaft bald wieder, wenn auch im geheimen, auf.

Wir Nachlebende, die wir uns der Segnungen des geeinigten Vaterlandes erfreuen, können uns kaum noch in die Zeit zurückversetzen, da es wie in dem auf die Karlsbader Beschlüsse folgenden Jahrzehnt für Hochverrath galt, von einem einigen deutschen Vaterlande zu reden. Wie viele haben nicht gleich Fritz Reuter ihr nationales Streben mit jahrelanger Festungshaft oder mit Auswanderung in die Fremde büßen müssen, von der Benachtheiligungen in der amtlichen Laufbahn ganz zu schweigen! Um so mehr aber ziemt es uns Nachlebenden, jenen für ihr Ideal begeisterten Jünglingen und Männern ein ehrendes Andenken zu wahren, die auch in dieser trüben Zeit den nationalen

Gedanken gehegt und gepflegt und daran gearbeitet haben, ihn im deutschen Volke zu bewahren und zu verbreiten, ja die trotz aller herben Enttäuschungen, die ihnen der preußische Staat bereitet hatte, an dem nationalen Berufe desselben doch nicht irre wurden, sondern in ihrer Mehrzahl eine Einigung Deutschlands unter preußischer Spitze anstrebten. Die tüchtigsten Elemente der erbkaiserlichen Partei der Paulskirche sind aus der Burschenschaft hervorgegangen.

Aber bekanntlich brachte auch das trotz aller Irrthümer doch in seinem Streben und in seinen Idealen große Jahr 1848 der nationalen Bewegung noch nicht den starken Rückhalt der politischen Machtmittel des preußischen Staates. Zu auch noch nach der Ablehnung der deutschen Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. trat noch einmal, zum dritten Male jener tragische Zug unserer nationalen Entwickelung, das unverstandene Nebeneinander, ja das schroffe Gegeneinander der beiden Grundelemente der staatlichen Einigung zu Tage. Der große Staatsmann, der berufen war, den nationalen Gedanken, das Ideal der alten Burschenschaft zu verwirklichen, Bismarck, fand am Anfange seiner Laufbahn, als hochkonservativer Junker verschrieen und verketzert, im schroffen Gegensatz zu der jetzt nicht mehr von der Burschenschaft allein getragenen nationalen Bewegung. Es ist schon wiederholt ausgesprochen worden, daß in der Geschichte fast jede neue große Idee erst dann zu voller Durchführung gelangt, wenn sich ein anfänglicher Gegner derselben an die Spitze ihrer Anhänger stellt, die erst von ihm bekämpfte Idee schließlich zu der seinigen macht und sie für seine Zwecke verwerthet. So war es auch hier. Bei dem tiefgewurzelten Mißtrauen der Staatsregierungen gegen die Vertreter der liberalen Idee wäre diese sicher nicht so schnell und leicht zur Durchführung gekommen, wenn sich nicht ein konservativer Mann gefunden hätte, welcher ihre unschätzbare Bedeutung erkannt hätte. In dem seit lange und noch heute lebhaft geführten Streite, ob die deutsche Einheit durch die thatkräftige Genialität des einen Mannes oder durch die nationale und liberale Bewegung im Volke herbeigeführt worden ist, haben wieder einmal wie so oft beide Parteien recht und beide Parteien unrecht. Wie weder die Burschenschaft noch die von ihr vertretene Idee allein die Einheit Deutschlands je begründet haben würde, ebenso wenig würde dazu der starke Wille eines einzelnen, wenn auch noch so genialen Staatsmannes ausgereicht haben, wenn ihm nicht durch jene ideale Bewegung der Geister der Boden geebnet worden wäre. Und darum gebührt, ebenso wie dem großen Staatsmanne, jenen Männern Dank und verehrungsvolle Anerkennung, die in trüber Zeit mit unentwegtem Sinn auf das Ziel wiesen, welches wir heute erreicht haben.

Unter diesem Gesichtspunkt ist es auch nicht schwer, die Frage zu beantworten, welche seit der Gründung des Deutschen Reiches so oft aufgeworfen worden ist, die Frage, welches denn jetzt die Aufgabe der deutschen Burschenschaft sei, nachdem das vornehmste Ziel, welches sie sich bei ihrer Gründung gesteckt hatte, wenn auch in anderer Form, als sie es gedacht hat, erreicht sei. Es hat nicht an Stimmen gefehlt, welche der Burschenschaft anriethen, jetzt, nachdem ihr Zweck erreicht sei, sich freiwillig aufzulösen, da ihr weiteres Bestehen eben zwecklos sei. Es will uns das ungefähr ebenso vorkommen, als wenn man einer Armee, die soeben einen großen Sieg erfochten, einen vollen Erfolg errungen hat, als wenn man etwa der deutschen Armee nach dem Siege von Sedan hätte zurufen wollen: du hast deinen Zweck erreicht, dein Gegner ist besiegt, nun lege die Waffen nieder und löse dich auf! Die einfache Folge wäre gewesen, daß die Franzosen den eben errungenen deutschen Sieg wieder rückgängig gemacht hätten.

Nein! Gilt es früher, den nationalen Gedanken zu erwecken, die Mitglieder der Burschenschaft zur Mitarbeit an seiner Verwirklichung zu erziehen, so gilt es jetzt, das unter schweren Kämpfen Errungene zu bewahren! Die Aufgabe, ein erworbenes Gut zu bewahren, ist ebenso schwierig, ebenso wichtig als die, das Gut zu erwerben.

August von Binzer.
Nach einem der „Reminia“ gehörigen Bilde.

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.“

Ist es denn so ganz ausgeschlossen, daß der mühsam errungenen nationalen Einheit dereinst in neuen auswärtigen und inneren Erschütterungen neue Gefahren drohen? Ist es da nicht von der höchsten Bedeutung, die deutsche Jugend, auf der die Zukunft des Vaterlandes beruht, mit jener bewußten nationalen Gesinnung und Begeisterung zu erfüllen, die sie, wenn sie ins Leben eintritt, befähigt, alle ihre Kräfte zum Dienste des gemeinsamen Vaterlandes zu verwerthen? Wie wir die Hauptbedeutung der alten Burschenschaft eben in ihrer erziehlichen Wirksamkeit gesehen haben, so sehen wir die Aufgabe der jetzigen Burschenschaft darin, ihre Mitglieder zu echt nationalgesinnten Männern zu erziehen, die, gleichgültig, welcher bestimmten Parteirichtung sie sich dereinst anschließen wollen, gewillt und befähigt sind, alle persönlichen und Parteiinteressen dem Wohle des Ganzen unterzuordnen, dafür zu sorgen, daß dem Volke inmitten des Widerstreites der Parteien das köstlichste Gut nicht verloren gehe, welches ein Volk besitzen kann: die Freude am Vaterlande!

In dieser Gesinnung mögen die alten und jungen Burschenschafter in Jena das Erinnerungsfest an große, kämpfereiche Tage der Vergangenheit begehen; in diesem Sinne mögen sie sich an den Kämpfen der Vergangenheit begeistern für die hohen nationalen Aufgaben, welche dem gegenwärtigen Staate gebieterisch gestellt sind. In dieser Hoffnung rufen wir ihnen ein herzliches „Glück auf“ zu ihrem Jubelfeste zu.“

Madonna im Rosenhag.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von Reinhold Ortmann.

(Fortsetzung.)

Mit Zagen setzte Cilly eine Viertelstunde später die Pfortnerglocke des vornehm dreinschauenden Hauses in Bewegung, dessen erstes Stockwerk Wolfgang Brenckendorf bewohnte. Die bequeme Treppe konnte unmöglich die Schuld an dem ungestümen Herzklopfen tragen, welches die junge Dame beim Emporsteigen befiel, und als sie schon an der Schwelle der Eingangsthür stand, war es deutlich auf ihrem hübschen Gesicht zu lesen, wie hart sie gegen die Versuchung, noch jetzt umzukehren, kämpfen mußte. Aber sie wußte ihre Beklommenheit tapfer zu überwinden, und mit ziemlich fester Stimme äußerte sie dem Diener, welcher ihr die Thür des großen Wartezimmers geöffnet hatte, ihren Wunsch, sogleich bei seinem Herrn gemeldet zu werden.

„Herr Brenckendorf ist leider augenblicklich beschäftigt,“ gab der Mann höflich zur Antwort, „und ich bin streng angewiesen, mich bei der Anmeldung der Herrschaften genau an die Reihenfolge ihres Erscheinens zu halten. Wollen Sie die Güte haben, einstweilen Platz zu nehmen?“

Das klang nicht sehr ermuthigend, und der Gedanke, daß sie hier vielleicht Viertelstunden lang im Wartezimmer sich langweilen sollte, hatte für die verwöhnte Cilly etwas geradezu Empörendes. Sie sah sich um und gewahrte in einer Ecke des Gemaches einen

* Von dem Fest selbst gedenken wir unseren Lesern in einer späteren Nummer ein Bild zu geben.

bescheiden aussehenden älteren Mann, der seiner ganzen Erscheinung nach wohl für einen Werkführer aus einer Fabrik oder für einen kleinen Handwerksmeister zu halten war. Vielleicht würde Wolfgang gar daran denken, auch diesen noch vor ihr abzufertigen! Aber es war unmöglich, daß sie das geschehen ließ!

Sie entnahm ihrem zierlichen Täschchen eine Karte und reichte sie dem Diener.

„Sagen Sie Herrn Brenckendorf, daß ich ihn nicht als Patientin, sondern in einer wichtigen und unaufschiebbaren Privat angelegenheit zu sprechen wünsche. Er wird dann gewiß eine Möglichkeit finden, mich sofort zu empfangen."

Der Mann entfernte sich mit einer artigen Verbeugung, und wenige Minuten später trat Wolfgang wirklich auf die Schwelle.

„Guten Tag, verehrte Cousine!" sagte er in französischer Sprache, nachdem er sich mit raschem Blick überzeugt hatte, daß sie nicht allein waren. „Sie wünschen mich auf der Stelle zu sprechen? Ist etwas so Ungewöhnliches geschehen?"

Jetzt, wo sie ihm Auge in Auge gegenüberstand, fühlte sich Cilly doch sehr verlegen. Sie fand es im Grunde sehr unartig, daß ihm die einfache Thatsache ihrer Anwesenheit nicht Veranlassung genug war, sich ihr ohne weiteres zur Verfügung zu stellen, aber sie suchte vergebens nach einer Erwiderung, welche geeignet war, ihn dies fühlen zu lassen.

„Etwas Ungewöhnliches? — Nein!" brachte sie nur in sichtlicher Verwirrung hervor. „Aber ich glaubte dennoch — mein Besuch — der Zweck meines Kommens — es handelt sich natürlich nicht um mich, sondern um Marie — um Ihre Schwester, Wolfgang."

„Um Marie? — Ist sie krank — oder droht ihr eine Gefahr?"

„Krank ist sie nicht, wie ich hoffe! Aber eine Gefahr droht ihr allerdings, eine große, schreckliche Gefahr! — Sie haben vielleicht keine Zeit, die Ankündigungen der Theater in den Tagesblättern zu lesen —"

Ein kleines gutmüthiges Lächeln zeigte sich auf seinem Gesicht.

„Ist es das? Und darum sind Sie zu mir gekommen, liebe Cousine? — Nun wohl, solche Selbstverleugnung macht Ihrem Herzen wahrhaftig alle Ehre, und ich danke Ihnen aufrichtig dafür. Aber die eiserne Ordnung meiner Sprechstunden darf ich darum nicht durchbrechen. Werden Sie großmüthig genug sein, eine Viertelstunde auf mich zu warten?"

Wehe demjenigen, der Cilly noch vor einer Stunde prophezeit hatte, daß sie auf eine so unerhörte Zumuthung eingehen würde! Und wirklich war ihre erste Regung auch jetzt ein Verlangen, ihm ohne ein Wort der Erwiderung, nur mit einem niederschmetternden Blick, den Rücken zu kehren. Doch als sie das Gesicht zu ihm erhob, wollte ihr der niederschmetternde Blick durchaus nicht gelingen. Und zu ihrem eigenen Verdruß klang es kaum ein wenig schmollend, als sie nach kurzem Zaudern sagte:

„Können Sie mir denn nicht wenigstens den Mann da draußen opfern? Er sieht gar nicht aus, als ob er Ihnen Schätze einbringen würde."

Obwohl der, von dem sie sprach, die Laute der fremden Sprache sicherlich nicht verstand, neigte sich Wolfgang doch näher an Cillys Ohr, während er ihr flüsternd antwortete:

„Gerade deshalb darf ich mich keiner Rücksichtslosigkeit gegen ihn schuldig machen, denn er würde eine Vernachlässigung naturgemäß viel schmerzlicher empfinden als die anderen. Aber ich habe auch noch andere Gründe, liebe Cousine, denen Sie Ihre Beistimmung gewiß nicht versagen werden. Dieser arme Mann kommt, um mich wegen seines leidenden Kindes zu befragen, seine Wohnung ist eine gute halbe Meile von der meinigen entfernt, und er muß die ganze Mittagspause, die ihm in der Fabrik gewährt wird, seinem Kinde zum Opfer bringen. Wollen Sie da noch immer, daß ich ihn ohne Noth Viertelstunden lang hier im Vorzimmer warten lasse?"

„Nein!" sagte Cilly mit Bestimmtheit. „Kümmern Sie sich nicht weiter um mich und vergeben Sie mir, daß ich so kindisch ungeduldig war. Sie abrufen zu lassen."

Wolfgang antwortete ihr nur mit einem freundlichen Blick und kehrte in sein Operationszimmer zurück, den Arbeiter im Vorübergehen ein paar warm klingende Worte zurufend. Cilly hatte sich auf einen Stuhl ganz in der Nähe ihres schlichten Gesellschafters niedergelassen. Der Mann mit dem ehrlichen, vieldurchfurchten Gesicht und den derben, schwieligen Händen war ihr plötzlich ein Gegenstand ganz besonderer Theilnahme geworden und nachdem sie ihn eine kleine Weile schweigend betrachtet hatte, überwand sie ihre mädchenhafte Befangenheit sogar so weit, ein Gespräch mit ihm zu beginnen.

„Sie haben ein krankes Kind," fragte sie, „das sich in Herrn von — in Herrn Brenckendorfs Behandlung befindet?"

Ohne besondere Ueberraschung blickte der Angeredete auf und ergriff mit Lebhaftigkeit die Gelegenheit, seinem Herzen Luft zu machen.

„Ja, so ist es!" erklärte er, „und mein August läge längst auf dem Kirchhof, wenn der Herr mich nicht gehalten hätte."

In einiger Verwunderung schüttelte Cilly den Kopf. Ihr Vetter war doch nur ein Zahnarzt, und sie hatte noch nie gehört, daß ein solcher durch seine Kunst Menschenleben gerettet hätte. Mit theilnehmender Freundlichkeit erkundigte sie sich nach des Leiden des kleinen Angust, und nun vernahm sie in breitester Ausführlichkeit, daß das Kind durch ein schweres Knochenleiden im Unterkiefer am Essen gehindert und dem Hungertode nahe gewesen sei, als Brenckendorf es allen hoffnungslosen Prophezeiungen berühmter Aerzte zum Trotz durch einen sinnreichen Apparat seiner eigenen Erfindung gerettet habe.

„Ach, Fräulein, das ist ein Mann!" sagte er, und die Thränen der Dankbarkeit schimmerten hell in seinen Augen. „Fürsten und Prinzen müssen zu ihm kommen; bei uns armen Leuten aber, draußen in der Sandstraße, ist er wohl zwanzig Mal gewesen, und er hat es niemals eilig gehabt wie die anderen Aerzte, die am liebsten die Thürklinke gleich in der Hand behalten. Ach, und wenn er so dasaß und sich mit unserem August zu schaffen machte, immer liebevoll, immer geduldig, wie ungeduldig und starrköpfig sich der auch in seinen Schmerzen anstellen mochte, dann hat er uns oft im Stillen beschämt, mich und meine Alte, die wir als des Jungen leibliche Eltern viel weniger sanft und geduldig mit ihm gewesen waren. Und wie sein Gesicht glänzte, als August zum ersten Mal wieder was Festes essen konnte — ich sage Ihnen, Fräulein, die Hände hätten wir ihm küssen mögen! Ja, das ist ein Mann!"

Dem Töchterchen des Generals klopfte das Herz noch ungestümer als vorhin auf der Stiege. Sie fühlte sich glücklich und beschämt, als hätten die Lobpreisungen dieses einfachen Mannes ihr selber gegolten. Ja, wenn ein Zahnarzt solche Wunder verrichten konnte, dann hatte sie am Ende doch eine unzutreffende Vorstellung von seinem Beruf gehabt, und es kam ihr mit einem Male gar nicht mehr lächerlich vor, zu denken, daß ein Brenckendorf den Leuten falsche Gebisse machte.

Der Arbeiter wurde durch den Diener in das Sprechzimmer gerufen, und eine geraume Weile verging, ehe er daselbst wieder verließ. Dann führte Wolfgang selbst seine junge Verwandte in das Gemach, das sie von ihrem ersten unfreiwilligen Besuche her noch so gut kannte. Er wollte sich noch einmal entschuldigen, aber durch eine bittende Gebärde brachte sie ihn schon nach den ersten Worten zum Schweigen.

„Nichts mehr davon, Vetter Wolfgang, wenn Sie mich nicht aufs neue in Verlegenheit bringen wollen. Es wäre ja geradezu unverzeihlich gewesen, wenn Sie vorhin meinen thörichten Verlangen nachgegeben hätten."

Ritterlich artig, doch ohne jede unpassende Vertraulichkeit bat er sie zum Niedersitzen ein, und der feine Takt, mit welchem er sich gegen sie benahm, machte ihr das Vorbringen ihres Anliegens viel leichter, als sie selbst es vorher zu hoffen gewagt hatte.

Mit ernster Miene hörte er ihr zu, als sie ihm wiederholte, was vorhin schon Lothar aus ihrem Munde vernommen hatte. Sie wollte Marie sprechen um jeden Preis, sowohl um sich das Herz der Freundin zurückzugewinnen, als auch, um sie noch in der letzten Stunde ihrem Vorhaben eines öffentlichen Auftretens abwendig zu machen.

„Und warum sollte sie nicht öffentlich auftreten?" fragte Wolfgang, da Cilly geendet hatte. „Nur durch eine solche Feuerprobe kann sie darüber belehrt werden, ob sie wirklich Talent zur Schauspielerin besitzt oder nicht."

„Sie würden also am Ende gar nichts Außerordentliches darin finden, wenn Marie eine berufsmäßige Schauspielerin würde?"

„Ganz und gar nicht — sofern sie nur die genügende Begabung dazu besitzt. Ja, ich muß bekennen, daß ihr Entschluß mich mit der lebhaftesten Freude erfüllt hat."

„Mit der lebhaftesten Freude? — Ach, das ist unmöglich!“

„Gewiß! Das Leben unter dem Theatervölkchen, und wäre es auch nur von kurzer Dauer, ist sicherlich besser als irgend eine andere Schule dazu angethan, mein Schwesterchen von allem aristokratischen Hochmuth und von allen Brenkendorfischen Vorurtheilen gründlich zu befreien. Da hat man seinen eigenen Stolz und schaut mit dem Lächeln mitleidiger Ueberlegenheit auf alle die kleinen Sterblichen herab, die da meinen, sich auf ihre Geburt, auf ihren Reichthum oder auf ihre Gelehrsamkeit etwas einbilden zu können. Und gerade, weil in der eigenthümlichen Selbstüberschätzung dieses Standes etwas so ungeheuer Lächerliches liegt, wird Marie — wie ich von ihrem klaren Blick und von ihrem offenen Sinn mit Sicherheit erwarte — endlich das rechte Verständniß für die Lächerlichkeit jeglichen Hochmuthes, er nenne sich nun Künstlerstolz oder Standesbewußtsein, gewinnen.“

Cilly schaute vor sich nieder. Sie fühlte sich getroffen; aber sie war doch nicht beleidigt, und es drängte sich ihr nicht wie sonst eine trotzig spöttische Erwiderung auf die Lippen.

„So hatten Sie gewiß auch mich für recht hochmüthig?“ fragte sie plötzlich, die dunklen Augen zu Wolfgang erhebend. Er lachte ein wenig und zuckte mit den Achseln.

„Unsere unerlaubte Vertraulichkeit ist eine so flüchtige geblieben, verehrte Cousine, daß ich mich jedes Urtheils enthalten möchte. Und überdies — was kann Ihnen daran gelegen sein?“

„Das ist deutlich!“ meinte sie, indem sie sich erhob. „Aber vielleicht thun Sie mir dennoch ein wenig unrecht. Man braucht wohl nicht nothwendig erst unter die Schauspieler zu gehen, um sich von seinen Vorurtheilen heilen zu lassen. — Doch — um den eigentlichen Zweck meines Hierseins nicht zu vergessen — Sie werden sich also bei Marie für mich verwenden?“

„Ich werde es versuchen! Aber wenn die ablehnende Haltung meiner Schwester, wie ich vermuthe, nicht so sehr aus Groll und Mißachtung als aus dem Wunsche entspringt, nicht Unfrieden zu stiften zwischen Ihnen und Ihren Angehörigen, so werden meine Bemühungen wahrscheinlich von geringem Erfolge sein.“

Cilly warf den Kopf zurück und schürzte die frischen Lippen.

„Sagen Sie ihr in diesem Falle, das sei eine überflüssige Sorge! Meine Angehörigen werden inzwischen kläglich erfahren haben, wie wenig ich ihr Verhalten gegen Marie gutheiße. Sie werden mir also schreiben, nicht wahr?“

„Wie Sie es befehlen, verehrte Cousine!“

Sie machte eine kleine Bewegung, als ob sie ihm zum Abschied die Hand reichen wollte, da er sich aber gar so förmlich verbeugte, zog sie dieselbe wieder zurück und that ein paar Schritte nach der Thür. Doch auf dem halben Wege blieb sie wieder stehen:

„Warum nennen Sie mich denn immer ‚verehrte Cousine‘, und nicht einfach ‚Cilly‘? Sind Sie mir auch böse von — nun, von neulich her? Kann ein Mann wirklich so nachtragend sein?“

„Aber ich denke gar nicht daran, Ihnen böse zu sein,“ versicherte Wolfgang aufrichtig. „Meine Bemerkungen über einen Ihrer besten Freunde mußten Sie ja in der That reizen.“

Sie wandte das Köpfchen mit einer raschen Bewegung, als ob sie ihm haftig erwidern wollte, daß Prinz Lamvral längst aufgehört habe, einer ihrer besten Freunde zu sein. Aber jene unerklärliche Scheu, deren sie noch immer nicht ganz Herrin geworden war, mochte sie im letzten Augenblick daran hindern, es auszusprechen. Ihren Blick auf ein Kleines, an keineswegs auffälliger Stelle befindliches Wandbrett heftend, sagte sie vielmehr ganz unvermittelt: „Was für ein merkwürdiges Buch haben Sie da? — Ist es erlaubt, es anzusehen?“

Er hatte den bezeichneten Gegenstand von seinem Platze genommen und vor sie hin auf den Tisch gelegt.

„Ein Album für Photographien,“ sagte er, „die Erinnerungsgabe eines amerikanischen Freundes.“

Dies Album hatte in der That sicherlich nicht seinesgleichen; denn der obere Deckel bestand in der Hauptsache aus einem Stück gewöhnlichen, an der Oberfläche fast verkohlten Holzes. Aber er war von einer prächtig gearbeiteten Umrahmung aus massivem Golde umgeben und trug in seiner Mitte einen Lorbeerkranz aus demselben kostbaren Stoffe.

„Wie sonderbar!“ meinte Cilly kopfschüttelnd. „Knüpft sich an dies halb verbrannte Holz etwa eine eigene Geschichte?“

„Es stammt aus den Trümmern des ‚Grand Hotel‘ in Chicago, das vor etwa Jahresfrist ein Raub der Flammen wurde. Die Tochter meines Freundes und ich, wir waren zufällig die letzten, welche das brennende Gebäude lebend verließen. Zum Gedächtniß an diese Fügung überraschte der Vater mich mit dem eigenartigen Geschenk.“

Er schien wollens, das Buch nach dieser Erklärung wieder an seinen Platz zu bringen; doch Cilly legte in demselben Augenblick ihre Hand darauf und öffnete den Deckel.

Da stand auf dem ersten weißen Blatte in den festen Zügen einer Männerhandschrift in englischer Sprache:

„Dem todesmuthigen Lebensretter meines einzigen Kindes als ein winziges Zeichen meiner unauslöschlichen Dankbarkeit

Norbert Stanhope.“

„Darum also waren Sie zufällig der letzte, welcher das brennende Gebäude verließ?“ fragte Cilly, und in dem Blick, welcher Wolfgangs Antlitz traf, war ein Leuchten freudigen Stolzes. „Sie wissen Ihre Großthaten sehr bescheiden zu umschreiben, Vetter Wolfgang.“

„Es war wirklich nicht so weit her mit dieser Großthat,“ erwiderte er treuherzig, während seine Wangen sich höher röthelten. „Uns einem sehr gesunden Schlafe erwachend, sah ich mich in jener Nacht von undurchdringlichen Rauchmassen umgeben und fühlte mich dem Erstickungstode so bedenklich nahe, daß ich ohne viel Zaudern und Ueberlegen nach dem nächsten rettenden Ausgang suchte. Aber es ist schon unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht ganz leicht, sich in einem amerikanischen Riesenhotel zurecht zufinden, um wie viel weniger, wenn dies Hotel an allen vier Ecken bis zum Dach hinauf in Flammen steht. So geriet ich denn sehr gegen meinen Willen statt in das Treppenhaus in ein Gemach, auf dessen Fußteppich ich eine anscheinend leblos hingestreckte weiße Gestalt erblickte. Hätte ich sie nun etwa da liegen lassen sollen? Ich denke, es giebt keinen Menschen in der ganzen Welt, der damals etwas anderes gethan hätte als ich, indem ich die leichte, weiße Gestalt in meine Arme nahm und sie gleichzeitig mit mir selber zu retten suchte. Sie sehen also, daß ich mich keineswegs wie die Helden in den Jugendschriften todesverachtend in Rauch und Flammen gestürzt habe, um ein Menschenleben dem Tode zu entreißen, sondern daß die Sache sich ganz einfach und natürlich zugetragen hat.“

„Und Herr Norbert Stanhope — ist es etwa jener sogenannte Bonanzakönig, von dem man öfters in den Zeitungen liest?“

„Allerdings, es ist derselbe.“

„Sie müssen sehr ansehnliche Freundschaften gehabt haben jenseit des Oceans!“

„Mr. Stanhope wurde mein Freund erst infolge jenes nächtlichen Abenteuers; denn bis dahin hatte er wohl kaum etwas von meinem Dasein geahnt. Ich lag noch an meinen Brandwunden im Krankenhause daniedet, als mir dies Album überreicht wurde. Es enthält sinnige Blätter und auf jedem Blatte lag eine Tausenddollarnote; Mr. Stanhope hatte mich fürstlich belohnen wollen. Nun, ich machte ihm natürlich nach meiner Wiederherstellung einen Besuch, um mich für das Album zu bedanken und das Geld zurückzugeben. Und was mich sogleich zu dem viel verkannten Manne hinzog, war der feine Takt, mit welchem er es ohne weiteres annahm und sich wegen seines Mißgriffs entschuldigte. Auch er mochte Gefallen an mir finden, und so geschah es denn, daß ich bald ein täglicher Gast seines Hauses wurde und mir allgemach sogar das Recht erwarb, mich Mr. Norbert Stanhopes Freund zu nennen.“

Cilly hatte das Widmungsblatt umgeschlagen. Vor ihr lag die meisterlich ausgeführte Photographie einer jungen Dame von großer Schönheit.

„Ah,“ sagte sie mit einem Anflug lebhaftester Ueberraschung, „ist dies das Mädchen, dem Sie das Leben retteten?“

„Ja, liebe Cousine, Miß Viktoria Stanhope.“

„Und da der Vater Ihr Freund ist, werden Sie sie natürlich heirathen!“

Mit einer merkwürdigen, anscheinend durch nichts begründeten Heftigkeit hatte sie diese Worte hervorgestoßen. Wolfgang aber schüttelte mit einem gedankenvollen Blick auf das Bildniß der schönen Amerikanerin den Kopf.

„Nein, das werde ich nicht,“ sagte er, „wenn ich auch nicht leugnen will, daß ich mich eine Zeit lang recht ernstlich mit dieser Hoffnung getragen habe; denn Miß Viktoria ist ebenso gut und liebenswürdig, als sie anmuthig ist.“

Kind, und dieses Wunder aller weiblichen Tugenden hat Ihnen doch nicht etwa einen Korb gegeben?"

„Ich darf es nicht dazu kommen, weil ich vorsichtig genug war, rechtzeitig zu bemerken, daß die Tochter des unermeßlich reichen Bonanza-Königs nicht die Frau sein konnte, die mir geeignete Gattin sei. Eine nach Millionen berechnete Mitgift würde ich niemals angenommen haben und aus meinen eigenen Mitteln hätte ich ihr nicht die Existenz jener Fürsten und Grafen des Lebens gewähren können, an welche sie so sehr gewöhnt worden war, daß sie nur mit dem Heimathschein, ein Adjektiv zu bringen, darauf hatte der Prinz kommen."

Und diese Thatsache unzweifelhaft sehr recht daran, solchen Erwägungen Worte zu schenken," persiflirte Cilly mit drolliger Mittheilsamkeit und zugleich mit einem etwas verdächtigen Eifer. „Ein Arzt muß eine Gattin haben, welche Verständnis besitzt für seinen schweren Beruf, — eine Frau, welche voll Theilnahme all sein Leid, Kranken, wenigstens ihn die armen und unglücklichen unter ihnen."

„Aber, theuerste Cousine, ich bin ja gar kein Arzt," fiel ihr Wolfgang mit einem Anflug gutmüthigen Spottes, hinter welchem sich seine Bewegung indessen nur noch mühsam verbarg, in die Rede, „und unter den Leuten, welche zu mir kommen, um sich kalte Umschläge anlegen zu lassen, pflegen nur sehr selten Damen mich Ungluckliche zu sein. Meine zukünftige Gattin, da wir doch nun einmal von dieser sehr unbestimmten Persönlichkeit reden, wird noch dieser Richtung hin keiner wenig Besorgnisse zur Verhaftung ihres Theilnahme haben."

„Warum vermuthen Sie sich so angelegentlich, Ihre guten Lehren von mir zu verbergen? Ich weiß, daß Sie nicht bloß wahrsagen, und Handschriften behandeln, denen man eben lange Rechnungen machen kann, sondern daß Sie auch edlere Dinge thun, — haben Sie denn den kleinen August vergessen, den Sie durch Ihre ärztliche Kunst am Leben erhalten haben?"

„Das Dummerchen will, wie kommen Sie zu dieser unbegründeten Voraussetzung? Der gute Mensch Krause hat doch nicht etwa Ihnen mit Wohlwollen geschwatzt?"

„O, bei mir nichts Erhebliches von Ihnen erzählt, Vetter Wolfgang!"

„Dann bin ich ihm allerdings sehr verbunden; aber ich werde mir es doch entschieden ausbitten, daß er hinter dem Rücken Ihnen Komödie vorspielt, und sich unterstehen, die mir Dankbarkeit und Hochachtung gebührt, in Ihren Augen lächerlich machen zu wollen!"

„Nein, mein verehrtes Fräulein Base, nicht das ist es, was ich von meinem dankbaren Patienten Krause erwarten! Aber soll ich Ihnen einmal ein Bild von meinem Ideal entwerfen?"

„O bitte! Ich bin ja ausnehmend neugierig!"

„Nun wohl! Gestatten Sie mir, Ihnen [illegible]

[illegible]

[illegible]

[

Leipziger Sommergartenleben zu Großvaters Zeiten.
Zeichnung von A. Langhammer.

Doch nun ist es ja überwunden, das und alles andere, was mich beunruhigt und gequälgt hat in dieser häßlichen Zeit! Nun bin ich Dein, und ich will mir recht schaffen Mühe geben, Deinem Ideal so nahe zu kommen, als es einem schwachen Menschenkinde nur immer möglich ist!"

Nicht länger vermochte Wolfgang an sich zu halten. Die etherhafte, schmiegsame Gestalt zärtlich an sich drückend, verschloß er ihr die süßen Lippen, die so herzig plaudern konnten, mit einem langen, durstigen Kuß. —

Erst nach einer geraumen Weile kam ihnen die Erinnerung an die unerbittlichen Forderungen des Lebens und an den ernsten Widerstand, welcher sich ihnen unzweifelhaft entgegenstellen würde. Aber diese gewisse Aussicht hatte für Wolfgang so wenig etwas Niederdrückendes und Entmutigendes wie für Cilly.

„Wir werden einen Kampf bestehen müssen, mein Liebling," meinte er, „aber wir haben keine Ursache, uns vor ihm zu fürchten. Ich fühle mich stark genug, um in der Vertheidigung solchen Besitzes selbst gegen einen kommandierenden General Sieger zu bleiben."

„Wie sollte er auch widerstehen können, wenn er von zwei Seiten gleichzeitig angegriffen wird!" fügte Cilly in strahlender Heiterkeit hinzu. „Meine Aufgabe wird es sein, die feindliche Stellung auszukundschaften und mit kleinem Geplänkel den Hauptschlag vorzubereiten. Ist dann aber meiner Ueberzeugung nach die Stunde der Entscheidung gekommen, dann werde ich Dich rufen, und Du versprichst mir feierlich, daß nichts in der Welt Dich hindern wird, unverzüglich zu kommen, und wärest Du auch eben im Begriff, dem Schah von Persien einen Zahn zu plombieren."

„Ich lasse ihn sitzen! Sei versichert, mein Herz, daß ich ihn sitzen lasse!"

Cilly schlang ihre Arme noch einmal um seinen Hals, dann aber flog sie behend wie ein Kätzchen zur Thür.

„Auf Wiedersehen! Auf frohes, glückliches Wiedersehen! — Und Du darfst mich nicht hinaus begleiten, hörst Du? Du müßten wir ja aus Furcht vor Ueberraschung einen so frostigen Abschied von einander nehmen wie damals, als ich Dir so gerne — doch nein, ich sage es nicht, denn Du könntest sonst gar zu eingebildet werden! — Und noch eins: wenn Du mir Deiner Schwester wegen schreibst, mußt Du mir auch die Adresse des kleinen August mittheilen! Er steht von heute an unter meinem besonderen Schutze; denn im Grunde ist er doch an allem schuld!"

„Wenn es so ist, dann hat mir dieser arme kleine Patient das großartigste Honorar gezahlt, das ich je empfangen habe und empfangen werde. Ich werde in seiner Schuld bleiben, auch wenn es mir gelingt, ihm seine ganze Gesundheit wiederzugeben."

Ein letzter Gruß, ein letzter zärtlicher Blick; dann schloß sich die Thür des Operationszimmers hinter dem Tüchterchen des Generals.

Der Direktor Konstantin Rainer war kaum jemals in schlechterer Laune gewesen als nach dieser Generalprobe zur „Minna von Barnhelm", die heute abend im Schillertheater zum ersten Male aufgeführt werden sollte. Publikum und Kritik hatten in der letzten Zeit eine sehr verdrießliche Zurückhaltung gegen seine Kunstanstalt beobachtet, und er bedurfte dringend eines großen, durchschlagenden Erfolges, um in dem scharfen Wettbewerb mit den anderen hauptstädtischen Bühnen wieder einen gewissen Vorsprung zu gewinnen. Gerade auf die heutige Vorstellung hatte er große Hoffnungen gesetzt, und es war begreiflich, daß ihn die Erkenntniß, sich in der künstlerischen Leistungsfähigkeit einiger Hauptdarsteller empfindlich getäuscht zu haben, in eine nichts weniger als seelige Stimmung versetzte. Mit finster gefurchter Stirne ging er dröhnenden Schrittes an der Bühnenrampe auf und nieder, und die beiden Unglücklichen, denen in solchen Fällen stets die leidvolle Aufgabe zufiel, dem Zorn des Gewaltigen als Blitzableiter zu dienen, der Inspicient und der Souffleur, hatten bereits eine ganze Fluth unverdienter Vorwürfe stillschweigend über sich ergehen lassen müssen.

Nun trat der gefürchtete Beherrscher des Schillertheaters mit einem tiefen Seufzer an den kleinen Regietisch, der vor der ersten Seitencoulisse stand, und setzte die Glocke auf demselben schallend in Bewegung.

„Fertig zur Probe für die ‚Gefchwifter'!" tönte seine klangvolle Stimme über den weiten Bühnenraum hinweg. „Ist Fräulein von Brendendorf etwa noch immer nicht da?"

Zu mürrisch gereiztem Tone mußte er diese Frage zum zweiten Mal vernehmen lassen, ehe ihm von Marie Antwort kam. Sie hatte in dem dunkelsten und abgelegensten Winkel hinter der Coulissen gesessen, weil sie sich ebenso sehr vor den wohlgemeinten Rathschlägen ihrer neuen Berufsgenossen als vor deren diesen Vertraulichkeiten fürchtete. Konstantin Rainer begrüßte sie nur mit einem leichten, herablassenden Neigen des olympischen Haupts und mit einem kurzen:

„Gut! — Wir fangen also an!"

Dann trat er an das auf der rechten Seite der Bühne aufgestellte Pult, um die ersten Worte des Wilhelm, dessen Rolle er selbst übernommen hatte, zu sprechen. Es war bewundernswürdig, mit welcher Schnelligkeit und mit wie sicherer Beherrschung der Ausdrucksmittel er sich aus dem mißvergnügten und sorgenvollen Theaterdirektor in den still zufriedenen, ruhig ernsten Geschäftsmann zu verwandeln wußte. Marie, die wieder um einen Schritt in die Coulisse zurückgetreten war, verwandte während seines ersten Monologes keinen Blick von ihm und folgte mit ängstlicher Spannung seinem beredten Gebärdenspiel. Bei allen früheren Proben hatte Rainer nach der Gewohnheit berühmter Schauspieler seine Rolle nur flüchtig hingesprochen und sich meistens beschränkt, seinen Partnern ihre Sichtworte anzugeben. Heute zum ersten Mal spielte er den Wilhelm wirklich so, wie er ihn am Abend zu geben gedachte, und er ahnte sicherlich nicht, eine wie eigenartige Wirkung dieser Wechsel auf die junge Debütantin alle Bis zu dieser Stunde war die Gestalt des Mannes, von dem sie nach der Vorschrift des Dichters mit so zärtlicher Wärme zu sprechen, von sie so süße Geständnisse hingebender Liebe zu machen hatte, nicht viel mehr gewesen als ein schattenhaftes Gebilde ihrer eigenen Phantasie, — und keine Regung mädchenhafter Scham hatte sie gehindert, den ganzen Reichthum ihres Empfindens in die Worte ihrer Rolle ausströmen zu lassen. Nun aber war das mit einem Mal ganz anders geworden! Zu greifbarer, lebendiger Gestalt, als ein Mensch von Fleisch und Blut stand jener Wilhelm ihr plötzlich gegenüber, und die Züge, welche er trug, waren wahrlich nicht die Züge, die ihre Einbildungskraft ihm gegeben hatte. Eine Beklommenheit, gegen die sie sich vergebens zu wehren suchte, bemächtigte sich ihrer, eine unerklärliche zagende Scheu, unter deren peinlichem Druck sie ihr erstes Stichwort verpaßte, ohne es zu bemerken.

Erst als Rainer sich in unwilliger Kopfbewegung gegen die Coulisse wandte und mit einem nicht mißzuverstehenden Blick und erhobener Stimme seinen letzten Satz wiederholte, wurde sie sich ihres Fehlers bewußt; aber die Befangenheit, mit der sie jetzt ihre Auftrittsscene spielte, konnte dadurch natürlich nicht verringert werden. Durch wiederholtes Räuspern und Achselzucken gab der Direktor seine Unzufriedenheit zu erkennen; aber er unterbrach den Fortgang der Probe mit keinem Wort, bis nach der Scene zwischen Marianne und Fabrice seine Stimme plötzlich dröhnend vom Regietische her erklang: „Nein, das ist nicht auszuhalten! Man erkennt Sie ja gar nicht wieder, mein Fräulein! Ich muß Sie dringend bitten, sich die Sache nicht gar zu leicht zu machen! Den ganzen Auftritt noch einmal!"

Schweigend gehorchte Marie dem barschen Befehl, obwohl der rücksichtslose Tadel in Gegenwart so vieler neugieriger Zuhörer ihr die Thränen in die Augen getrieben hatte. Rainers Kopfschütteln bewies, daß er auch jetzt keineswegs befriedigt sei, und da Marie dies Kopfschütteln sehr wohl gesehen hatte, wurde sie nun noch ängstlicher und unsicherer als zuvor.

Dann kam die letzte, entscheidende Scene, welche sie mit ihrem selber zu spielen hatte, dies wunderbar zarte, unschuldsvolle Liebesgeständniß eines Mädchenherzens, das sich nur dunkel der Natur seines eigenen Empfindens bewußt ist. Konstantin Rainer gab seinen Wilhelm in dieser Scene unübertrefflich; aber je mehr sich vor Mariens Augen die Grenzen zwischen Schein und Wirklichkeit verwischten, desto weniger vermochte sie Herrin zu bleiben über jene spröde, mädchenhafte Scheu, durch welche sie schon während der früheren Auftritte verhindert worden war, ihre ganze Seele in die Worte des Dichters zu legen. Als ihr Partner nach der Vorschrift seiner Rolle in stürmisch hervorbrechender Zärtlichkeit und Glückseligkeit die Weinende in seine Arme riß und sie mit der ganzen Leidenschaft eines wirklichen Liebhabers an seine Brust drückte, sagte Marie einen unbezwinglichen, innerlich Antriebe und stieß ihn fast heftig zurück.

Ganz verdutzt blickte ihr Rainer in das von wahrhaftigen Thränen überströmte Gesicht; dann aber schlug er mit der Hand auf den Tisch und rief so laut, daß alle auf der Bühne Anwesenden es nothwendig hören mußten:

„Ja, mein Fräulein, wenn Sie glaubten, daß hier Komödie gespielt würde wie in einem Mädchenpensionat, so hätten Sie wahrhaftig nicht zum Theater gehen sollen! Wir wollen die Scene wiederholen; aber ich bitte Sie dringend, nun endlich etwas mehr aus sich herauszugehen, als es Ihnen bisher gefällig war."

„Es ist unmöglich," sagte sie leise, „ich habe meine Kräfte überschätzt — ich kann dies nicht spielen."

Die Stirn des Direktors furchte sich tiefer; aber er schlug sofort einen sehr höflichen und sehr kalten Ton an:

„Sie können nicht?" sagte er, die Arme über der Brust verschränkend. „Das ist sehr überraschend! Und warum können Sie nicht, mein Fräulein?"

„Ich vermag Ihnen den Grund nicht zu nennen; aber ich bitte Sie von ganzem Herzen: erlassen Sie es mir, heute abend aufzutreten!"

„Sie müssen eine seltsame Vorstellung von dem Geschäftsgange und von der Ordnung an einem Theater haben, daß Sie mir in letzter Stunde ein solches Ansinnen stellen können. Natürlich kann von solcher Eselandtz nicht die Rede sein. Wir werden zu Ende probiren und Sie werden spielen, wie es Ihre Pflicht ist. Den Luxus derartiger Launen werden Sie sich vielleicht gestatten dürfen, wenn Sie einmal die erste Liebhaberin an einem Hoftheater sein werden."

„Aber ich habe nicht mehr den Ehrgeiz, es zu werden," rief Marie, durch die gaffenden Gesichter der herumdrängenden Genossen aufs äußerste gepeinigt, in heller Verzweiflung. „Ich fühle es, daß ich keine Schauspielerin bin und daß ich es niemals sein werde! Sie haben kein Recht, das Unmögliche von mir zu fordern."

Das Antlitz des berühmten Künstlers schien gleichsam zu erstarren in seiner eisernen Ruhe.

„Wir wollen doch sehen, mein Fräulein, ob ich nicht das Recht dazu habe. Ich empfehle Ihnen, nach Ihrer Heimkehr den von Ihnen unterschriebenen Vertrag durchzusehen."

„Wenn Ihnen dieser Vertrag wirklich die Macht geben sollte, mich zu zwingen, so werden Sie aus Barmherzigkeit auf ihre Ausübung verzichten. Noch einmal beschwöre ich Sie: geben Sie mich frei!"

„Die Erkenntniß Ihrer Unfähigkeit kommt Ihnen leider zu spät. Sie werden sich erinnern, daß ich es an wohlgemeinten Warnungen nicht fehlen ließ, als Sie mich mit ebenso flehentlichen Bitten um Aufnahme in meine Gesellschaft bestürmten. Damals hatte ich herzlich wenig Lust, Ihnen zu willfahren; aber ich war leichtsinnig genug gewesen, auf dem Bazar mein Wort zu verpfänden, und die Welt weiß, was Konstantin Rainers Wort bedeutet. Nun habe ich mich wochenlang mit Ihnen abgemüht, Ihr Auftreten ist seit acht Tagen angekündigt, und ich muß unabänderlich darauf bestehen, daß Sie Ihren Verpflichtungen gewissenhaft nachkommen."

Eine namenlose Bitterkeit quoll in Mariens Herzen auf, als sie daran dachte, wie ganz anders damals Rainer zu ihrem Verlaufsfisse gesprochen hatte; aber sie fühlte doch, daß er in seinem Rechte sei, und sie war auch zu stolz, sich noch weiter durch nutzlose Bitten zu demüthigen.

„Gut," sagte sie, ihre Thränen trocknend und das gesenkte Köpfchen mit festem Entschluß erhebend, „ich werde heute abend spielen; doch ich fürchte, daß ich nicht die Kraft dazu haben werde, wenn diese Probe noch länger währen soll."

Der Direktor zuckte mit den Achseln und sah auf seine Uhr.

„Meinetwegen!" warf er nachlässig hin. „Gehen Sie nach Haus und bemühen Sie sich, etwas ruhiger zu werden. In diesem Zustande würden Sie wohl ohnedies blutwenig lernen."

Ohne sie zu grüßen, wandte er ihr den Rücken und ging davon. Die jugendliche Naive des Schillertheaters, welche Marie bisher keines Blickes gewürdigt hatte, eilte jetzt mit allen Anzeichen zärtlichster Theilnahme auf sie zu. Sie mochte wohl in der letzten Viertelstunde erkannt haben, daß von dieser Nebenbuhlerin keine Gefahr zu besorgen sei. Aber die brillantengeschmückte Hand, die sie ihr mit einem süßlich ermuthigenden Wort entgegen streckte, blieb unberührt. Marie von Brenckendorf dankte nur mit einem stummen Neigen des Köpfchens und verließ raschen Schrittes die halbdunkle Bühne.

Gedemüthigt und beschämt, mit niedergeschlagenen Augen, als dürfte sie niemand mehr gerade ins Antlitz sehen, eilte sie ihrer Wohnung zu. Wohl hatte sich ihre Erregung gesänftigt; aber die ruhigeren Erwägungen, denen sie jetzt Gehör geben mußte, waren wenig geeignet, die trüben Schatten aus ihrer Seele zu verscheuchen. Sie mußte ja dem Direktor fast Dank dafür wissen, daß er ihrer Bitte um eine sofortige Entlassung nicht Gehör gegeben hatte. Die bescheidene Gelbschnmme, mit welcher sie nach Berlin gekommen war und welche sie während der letzten Jahre fast unberührt erhalten hatte, war jetzt für den Miethzins und die Einrichtung ihrer kleinen Wohnung fast draufgegangen. Die von Rainer bewilligte Monatsgage, welche seiner eigenen Versicherung nach für eine Anfängerin außergewöhnlich hoch war, mußte sortan hinreichen, alle ihre Lebensbedürfnisse zu bestreiten. Ihr Fortfall würde sie in die peinlichste Nothlage versetzt haben; denn es stand unumstößlich fest in ihrem Herzen, daß sie ihres Bruders Beistand nuter keinen Umständen annehmen dürfe.

Sie fühlte sich tief unglücklich unter dem zermalmenden Druck dieser Erkenntniß. Alle ihre Nachgedanken waren ja längst verflogen, und nur wie an etwas völlig Unbegreifliches erinnerte sie sich noch an ihren kurzen, thörichten Wahn, daß ihr an der Seite Engelbrechts von Brenckendorf die Blume des Glückes erblühen könnte. Sie empfand das Ende des phantastischen Traumes jetzt viel mehr als eine Befreiung denn als eine Schmach, und um so schwerer mußte sie unter dem Bewußtsein leiden, sich freiwillig in eine Sklaverei begeben zu haben, die ihr nach den heutigen Erfahrungen fürchterlicher erschien als jede andere. Was bedeutete die schwerste und mühseligste Arbeit ums tägliche Brot neben dieser entwürdigenden Preisgebung ihrer Seele, neben diesem widerwärtigen Gaukelspiel mit den reinsten und heiligsten Empfindungen ihres Herzens!

Und als ob es nicht genug sei an den quälenden Vorwürfen ihres eigenen Gewissens, klangen ihr auf diesem Heimwege unaufhörlich Lothars warnende und bittende Worte im Ohre nach. Er wußte ja nicht, wie nahe daran er gewesen war, mit seiner treuherzig schlichten Beredsamkeit, mit der unwiderstehlichen Sprache seiner klaren, guten Augen all ihren trotzigen Stolz zu brechen; er wußte ja nicht, welchen schweren Kampf sie bestanden hatte, um endlich doch noch die Kraft zu dem harten, abweisenden Wort zu finden, das ihn für immer aus ihrer Nähe verbannte!

Für immer! Irgend etwas in ihrer Brust krampfte sich mit herbem, fast körperlichem Schmerz zusammen, wenn sie daran dachte, daß er nie mehr kommen würde, ihr seine Hand zu bieten, daß sie nie mehr den Klang seiner Stimme vernehmen würde, die ihr bei jenem letzten Besuche so mahnend ernst und doch so wundersam warm in das Herz gedrungen war. Sie konnte es nicht bereuen, ihn vertrieben zu haben, denn sie hatte ja nur gethan, was — wie sie meinte — eine grausame, unabweisliche Pflicht ihr gebot. Nur daran durfte sie nicht denken, daß ihn auf ihrer Schwelle eines Meuchelmörders Waffe getroffen und daß sie diesen Elenden ihren Freund genannt hatte! Daß Lothar ihr grollte, sie mußte es ja ertragen; aber daß er sie nun sicherlich von Grund seiner Seele verachtete, das war die martervollste von allen Qualen, welche sie in diesen unglückseligen Tagen bestürmten. Wie zu ihrer eigenen Reinigung bemühte sie sich jetzt, jedes seiner Worte in ihrem Gedächtniß wachzurufen. Jetzt glaubte sie an seine Ungerechtigkeit und Bösartigkeit, jetzt, da es zu spät war, es ihm zu sagen jetzt, da es keine Brücke mehr gab über den klaffenden Abgrund, der sie von ihm trennte! —

Todmüde und mit heftig schmerzenden Schläfen erreichte Marie ihre Wohnung. Die stumpfe Gleichgültigkeit in dem häßlichen Gesicht der Aufwärterin berührte sie fast wie eine Wohlthat. Diese wenigstens wußte nichts von ihrer Erniedrigung und nichts von der brennenden Scham, mit welcher das Bewußtsein seiner Erniedrigung ihre ganze Seele erfüllte.

„Ich habe da draußen auf dem Gange soeben einen komischen Fund gemacht, Fräulein," rief die Frau, welche es in ihrem Stumpfsinn nicht beachtet hatte, daß Marie wie gebrochen auf das Sofa niedergesunken war; „der Himmel mag wissen, wie sich das Ding da hinter den Schrank verirrt hat!"

Ohne Theilnahme erhob Marie den Kopf. Sie sah, daß es ein kleines, anscheinend sehr altes Bild war, was die Aufwärterin

in der Hand hielt, und sie gab sich nicht die Mühe, es genauer zu betrachten.

„Der vorige Miether der Wohnung wird es vergessen haben, Frau Pahler," sagte sie müde, „wir wollen uns später bemühen, seine Adresse zu erfahren, damit es ihm zurückgegeben werden kann."

„Na ja, ich stelle es einstweilen hier vor den Spiegel. Staat könnten wir ohnedies nicht damit machen. Es war lose in alles zerrissenes Papier gewickelt; ich habe es zwar schon sauber abgeseift; aber es bleibt darum doch eine scheußliche alte Schmiererei."

Sie ging hinaus, und Marie hörte wie im Traum, daß sie draußen in der Küche geräuschvoll mit Tellern und Gläsern wirthschaftete. Nicht ein ermüdender Schlummer, doch etwas wie eine stumpfe Betäubung legte sich allgemach auf ihre Sinne, und auch das that ihr wohl. Denn es brachte doch immerhin, was sie jetzt am meisten ersehnte: Empfindungslosigkeit und Vergessen!

Sie wußte nicht, wie lange sie so gesessen hatte, als plötzlich ein ungewöhnlich lauter und schriller Klang der Wohnungsglocke dem dämmernden Traumzustande ihres Geistes ein Ende machte. Brummend schlürfte die Aufwärterin über den Gang nach vorn, um zu öffnen. Ein kurzer Wortwechsel, der nicht länger währte als eine halbe Minute, ließ sich vernehmen; dann wurde die Thür des Zimmers ungestüm aufgestoßen, und eine schlotterige Gestalt, deren gräßlich verzerrtes Antlitz kaum noch etwas Menschliches hatte, stürzte mit erhobenen Armen vor Marie in die Knie.

„Heilige Madonna, sei mir gnädig!" rang es sich heiser und keuchend von den leichenblassen Lippen. „Bitte für mich — bete für mich — breite Deine Arme über mich, wenn die schwarzen Teufel kommen und mich packen wollen! — Sieh, ich habe es Dir dargebracht, Dein Bild, Dein göttliches Bild! — Mit Gefahr meines Lebens habe ich es ihnen entrissen, für Dich — für Dich! — Ich habe Dich ja erkannt in Deiner Verkleidung, ich lache über die Verblendeten, die den himmlischen Glanz nicht sehen um Dein göttliches Haupt. Und die Rosen — hier sind sie — da — dort — überall! Heilige Madonna im Rosenkranz nimm mich in Deinen Schutz!"

Sein Oberkörper neigte sich vornüber und seine Stirn stieß dumpf auf den Fußboden auf.

„Allmächtiger Gott, ein Verrückter!" schrie die Aufwärterin, welche bis dahin sprachlos auf der Schwelle der offenen Thür gestanden hatte. „Kommen Sie, Fräulein, kommen Sie, ich holen die Polizei!"

Aber Marie fühlte sich nicht. Auch sie war durch das Entsetzen gelähmt worden beim Anblick des Unseligen, der in unbegreiflichen Muth hatte, sich noch einmal in ihre Nähe zu drängen, auch sie hatte beim Beginn seiner wirren Rede das Verlangen gehabt, zu entfliehen und um Hilfe zu rufen. Doch bis bejammernswerthe Aussehen des Unglücklichen, der unbeschreiblich angstvolle, flehende Blick seiner tief eingesunkenen Augen hatte in die Lippen verschlossen. Und nun wurde das Mitleid in ihr Seele mächtiger als die Furcht.

„Nein, Frau Pahler," sagte sie, „wir brauchen die Polizei nicht, wir brauchen nur einen Arzt. Ich kenne diesen Herrn und weiß, daß ich nichts von ihm zu befürchten habe. Er ist wirklich wahnsinnig, aber er ist sicherlich schwer krank. Darum eilen Sie uns eine ärztliche Hilfe zu beschaffen!"

„Und Sie wollen unterdessen mit ihm allein bleiben? Du lieber Gott, Fräulein, was haben Sie für Muth! Ich thäte ich nie und nimmermehr!"

„Aber so gehen Sie doch!" drängte Marie. „Je schneller Sie zurückkehren, desto eher wird diese entsetzliche Lage ein Ende haben!"

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Meyringen und die Aareschlucht.

Von Karl Born. Mit Abbildungen von R. Büttner.

Prustend und keuchend windet sich das Dampfroß mit seinem langen Schweif von Wagen den Berg hinauf, die Paßhöhe des Brünig zu gewinnen. Morgens früh haben wir das herrliche Luzern am Vierwaldstättersee verlassen, sind, um diesen auch richtig zu genießen, zu Schiff nach Alpnach Stad gefahren und haben erst dort die Bahn bestiegen, die in ununterbrochener Linie Luzern mit dem schönen Berner Oberland verbindet. Zu Fuße haben wir das liebliche Unterwaldner Ländchen durcheilt und seine Reize vielfach besprochen; — nun ein Pfiff, und „Brünig" schallt's aus dem Munde des Schaffners.

„Zwanzig Minuten Aufenthalt. Restauration am Bahnhof!"

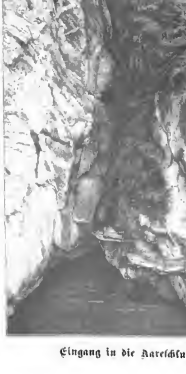
Flugs sind mein Freund und ich zum Wagen hinaus, um unserer Kehle irgend ein Labsal zu verschaffen; haben wir doch schon mehr als zwei Stunden den edlen Gerstensaft entbehren müssen!

Aber welches Unerhörte ereignet sich da! Gebannt vom Anblick, der sich uns bietet, bleiben wir stehen. „Schau," ruf' ich aus, „da drüben das Rosenlaui mit den gigantischen Wetterhornern, dem silberschimmernden Wellhorn und dem prächtig blauen Gletscher!"

„Wirklich ganz nett," sagt er, — und „magnifique", „beautiful" tönt's rings um uns herum von den Zungen der verschiedensten Erdensöhne und -töchter — „aber nun zum Frühschoppen!"

Bald darauf geht's mit dem Zug bergab weiter; der steilen Thalwand entlang hat moderne Eisenbahntechnik der Fahrt den Weg geebnet; nur noch einige Minuten; schon kommen wir durch lieb liche Baumgärten an reizenden Holzhäuschen vorbei, und nun hält der Zug vor dem schmucken Bahnhof Meyringen. Noch getröstener Verabredung senden wir unsere beschiedenen Gepäckstücke nach dem Hotel „Reichenbach" voraus und machen uns alsbald an die Besichtigung des lieblichen Dorfes. Wir überschreiten die Hauptstraße, an der heimelige Wohnhäuser mit Schnitzereien und anderer Oberländer Zudringlichkeit in den zum Verkaufe eingerichteten Erdgeschossen mit schmucken Ökographien wechseln, und biegen in die malerische Dorfgasse ein, die mit ihrem ländlichen Hintergrund, gebildet von den Wasserfällen des Mühle- und Stybaches, geradezu einzig in ihrer Art ist. Wir besichtigen die Kirche und den von ihr getrennt stehenden Thurm, der noch aus uralter Zeit stammt, beschauen von dem Dorf die zerfallene Burg Resti, wandern dann von dort weg unsere Schritte enges durch das liebliche Thälchen nach dem gastlichen Hotel „Reichenbach" zu lenken. Etwa 400 m oberhalb desselben stürzt der aus dem Rosenlaui kommende Reichenbach zum ersten Male mit fürchterlichem Getöse in die Tiefe, auf seinem Wege ins Thal noch eine ganze Anzahl von größeren und kleineren Fällen bildend, von denen besonders der unterste durch seine Schönheit weltberühmt geworden ist. Noch mehrere Wochen fallen weiter thalabwärts von den Flühen, wie ganz Schreier sich dem Auge bietend, vom Winde schaukelnd hin und her bewegt.

„Wahrhaftig," ruft mein Begleiter aus, „Meyringen ist nicht denn Lauterbrunnen"; es ist „lauter Bach"!



Eingang in die Aareschlucht.

Der Schräibach.

Bald haben wir die rauschende Aare, die ihre sandigen Fluthen in wohlgeregeltem Bett pfeilschnell dem Brienzersee zuführt, überschritten, und nach einigen Augenblicken landen wir wohlbehalten unter der Pforte unseres Hotels. Kein Dutzend schwarzbefrackter Kellner mit langweiligen nichtssagenden Gesichtern schwärmen herum, uns fast die Zehen abzutreten; dafür heißen uns des Wirthes schmucke Töchter um so herzlicher willkommen. — „Gottlob!“ sagt mein Freund, „sind wir nicht in einem Haus, in dem man vor lauter Luxus, Parkettboden, Aufzügen, Kronleuchtern ꝛc. alles hat, nur keine Idee von Ausruhen und Gemüthlichkeit!“

„Ja, deß bin ich auch froh, aber wer kommt denn da die Treppe herunter? Ist das nicht unser Freund, der Doktor, der Geologe?“ Jetzt ist unser Kleeblatt erst vollzählig!“

„Das trifft sich ja herrlich! Nun mach' ich den Cicerone und führe Euch ein wenig herum —“

„Schon alles gesehen!“ rufen wir leichthin im Bewußtsein unserer vorigen Leistungen in Naturgenuß, „kommst längst zu spät!“

„Aber das ist ja rein unmöglich in der kurzen Zeit; habt Ihr denn die Aareschlucht schon gesehen?“

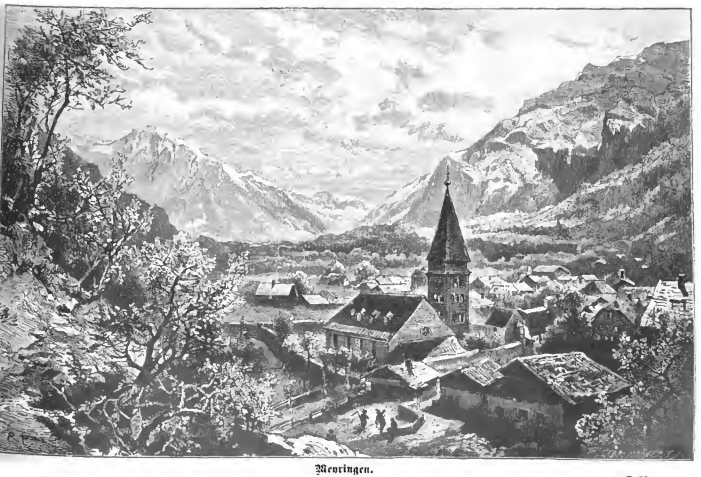
„Was? Aareschlucht! Wird mir was Rechtes sein!“

„O,“ sagt er, „einzig, großartig, kolossal!“

„Na also, nach dem Essen wollen wir hingehen! Erst die Pflicht, dann das Vergnügen!“

Und nun setzen wir uns gemüthlich zu Tisch und lassen uns

Das Känzeli.



Meiringen.

von dem Tosen des nahen Wasserfalls die herrlichste Tafelmusik machen; dann Siesta auf dem schattigen Balkon, eine feine Havanna — Herz, was willst du noch mehr?

„Doch nun voran,“ mahnt unser Doktor, „zehn Minuten und wir sind am Ort!“

Absatz ficken wir lustig drauf los. „Nach der Aarschlucht“ verklindet an der Hauptstraße eine gewaltige Tafel mit riesigen Buchstaben, damit kein Vorüberkommender das Wunder zu schauen versäume. Den Weg der Aare entlang aufwärts gehend, dringen wir zwischen Erlen und Weidengebüsch vorwärts, der Dinge harrend, die da kommen sollen.

Plötzlich versperrt uns ein etwa 100 m hoher Felsenriegel, quer durchs Thal gelagert, jeglichen Ausweg. Nirgends ist ein Durchgang zu erblicken, auch führt kein Pfad drüber hinauf. Erstaunt sehen wir unserm Doktor an.

„Was ist denn das? Wo geht's hinaus, und wo kommt denn da die Aare her? Es ist ja nirgends die Spur von einem Loch zu erblicken!“

„Nur immer drauf los!“ ermuthigt uns der Freund, und bald stehen wir vor einem mächtigen Felsenthor, das den Einblick in eine finstere, verworrene, felsfam gewundene Schlucht eröffnet. Himmelhoch erheben sich die nackalten Wände, oben überhängend und sich beinahe berührend, nur spärlich von Grün überkleidet. Das ist der Eingang zur Aareschlucht; mit einem geheimen Schauder betreten wir eine eiserne Galerie, die auf in den Felsen eingelassenen Sitzen ruht und schon die wohende Aare unter sich hat.

Nach einigen Schritten klafft uns ein gähnender Schlund entgegen. Schwärzliche, sonderbar gestaltete und vom herabträufelnden Wasser schlüpfrig gewordene Flußwände starren uns an, so weit unsere Augen reichen, in der Tiefe sich in einem undentwirrbaren Chaos verlierend. Wie die Zähne eines Krokodils, rachens greifen die vorspringenden Felszacken ineinander, so nahe, daß unsere Ellbogen sie beiderseitig berühren können und der schmale Pfad die ganze Breite ausfüllt, und so hoch und überhängend, daß unser Auge keinen Ausweg findet und wir glauben, sie müßten über uns zusammenstürzen.

Dazu toben etwa 5 m unter dem Steg mit fürchterlichem Gebrüll die tiefdunklen Wasser der Aare. Unheimlich qualli es hier unter einem ganz unterfressenen Felsen hervor; die schwarzen Wasserfetze; dort reißt sie ein wilder Strudel mit sich nieder auf den Grund, um sie einige Schritte weiter unten das graufe Spiel von neuem beginnen zu lassen.

„Na, was sagt Ihr jetzt dazu?“ schreit unser Doktor mit Aufbietung aller seiner Stimmmittel. — Wir verstehen ihn kaum und schütteln in stummer Bewunderung nur den Kopf; das großartige Schauspiel hält alle Sinne gefangen.

„Das ist ja die reine Pforte der Unterwelt,“ wage ich endlich zu sagen. „Die Schauer des Styx kann ich mir nicht fürchterlicher vorstellen.“

„Da soll die Aare noch mehr denn 50 Fuß tief sein, behaupten die Leute, und Kleine Enge nennen sie den Ort,“ entgegnet unser Cicerone.

„Langend und bangend in schwebender Pein“ gehen wir weiter: da öffnet sich die Schlucht ein wenig, die Felswände treten auf etwa 20 Schritte auseinander und prangen, von Moos und allerlei Pflänzchen bewachsen, in lieblichem Grün; auch einige seltenere Vögel haben sich hier eingenistet.

Immer vorwärts! Noch einmal treten die Flußwände auf eine längere Strecke ganz nahe zusammen und bilden die „große Enge“; doch sind wir nicht mehr so ängstlich; der Mensch gewöhnt sich an alles. Dann wird die Schlucht wieder weiter bis an ihr Ende.

Gleich hinter der „großen Enge“ stürzt von der linken Felswand der „Schrädbach“ in weitem Bogen in die Aare, eine angenehme Abwechslung in das Einförmige der starren Steinwände bringend. Auf der gleichen Seite mündet hoch über dem Aarespiegel eine vom Wasser längst verlassene Schlucht ein, die der Volksmund deshalb auch als „trockene Lamm“ bezeichnet.

Bereits haben wir mehr denn 1200 m zurückgelegt, und noch hat die Schlucht ihr Ende nicht ganz erreicht. Doch gemächer wir schon den Ausblick auf die sonnigen Matten von Innertkirchen, hoch überragt von der schneeigen Spitze des Rigidhorns. Der Weg geht nun vermittelst Treppen etwas in die Höhe zurück, sog. „Kränzeln“, mit welchem Namen man eine etwas vorspringende Stegabtheilung bezeichnet, und von hier wieder abwärts, um an der Mündungsstelle, der „finstern Schlauche“, sein Ende zu erreichen. Diese „Schlauche“, die früher auch dem Abfluß des Wassers diente, war vor Anlegung der Galerie, welche beiläufig die hübsche Summe von 36 000 Mark kostete, der einzige Weg, auf dem man zum Aarespiegel der großen Schlucht herniedersteigen konnte. Da wir es nun vorziehen, nicht den gleichen Weg zurück zu gehen, nehmen wir den Aufstieg über das mässenhaft herumliegende halbrecherische Geröll durch dieses finstere Loch, fürwahr, ein ganz Stück Arbeit!

Endlich gelangen wir auf die Höhe dieses Thalriegels, de „Kirchet“ genannt, und sagen mit Schillers Taucher:

„Es freue sich, wer da athmet im rosigen Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich!“

Auf der breiten Straße, die von Meyringen zur Grimsel führt, zu unserem Hotel zurückkehrend, bohren wir unsern Doktor an mit der Frage, wie wohl diese Schlucht entstanden sein möchte.

„Zu grauen Vorzeiten,“ so beginnt er, „erstreckten sich gletscher dis weit ins Land hinaus. Auch durchs Aarthal ging einer bis über Bern hinunter. Als dieser nun wie alle anderen mit der Zeit ins Schmelzen kam und allmählich verschwand, blieb hier oberhalb des „Kirchet“ das Thalbecken mit Wasser gefüllt, weil ihm zunächst der Abfluß fehlte. Dasselbe erhielt von der Gletschermasse des Finsteraarhorns immer neuen Zufluß, infolgedessen das überstiessende Wasser seinen Weg irgendwo über diesen Hügel nehmen mußte; solcher Wasserrinnen lassen sich mehrere nachweisen. Eine zufällig vorhandene, bedeutend weichere Gesteinschicht wurde von den Fluthen leichter angegriffen, und so ist die ganze Schlucht durch Jahrtausende lang fortgesetztes Waschen und Reiben der Aare entstanden. Kühne Männer unternahmen es, dieses Wunder der Welt zugänglich zu machen, indem sie an Seilen und Balken in der Luft schwebend die eisernen Träger in die Felswand einsetzten, über die nun der Wanderer auf sicherem Pfade dahinschreitet.“

So darüber weiter plaudernd, gelangen wir bei dem freundlichen Dörfchen Willigen auf den Saumpfad, der ins Rosenlaui führt, und statten, denselben verfolgend, dem herrlichen oberen Reichenbachfall einen Besuch ab. Welch ein Anblick! Wie eine Rakete steigt der mächtige Wasserstrahl zuerst mehrere Meter hoch in die Luft, um in Millionen Tropfen aufgelöst in die jähe Tiefe zu stürzen. Vom Wirbelwind entführt, schweben die Wassertröpfchen wieder aufwärts, in den Strahlen der Sonne sich zu Myriaden funkelnder Edelsteine verzauberud. Es ist ein Bild, für das kein Maler Farben und kein Dichter Worte findet.

Den Saumpfad herab kommen Reisende aller Nationen. Damen auf gesatteten Pferden und Maultieren, Touristen mit leichten Ranzel auf dem Rücken, Führer und Träger mit ihrem schwer bepackten hölzernen „Raf“, ein buntes, fröhliches Durcheinander.

Wir ziehen es nun vor, uns in unser Gasthaus zurückzuziehen. Bereits ist der Nachmittag zu Ende gegangen; unser Gemüth ist nach so vielen Eindrücken der Ruhe bedürftig. Lustwandelnd ergehen wir uns im schattigen Park, das Erlebte uns noch einmal im Geiste vorüberziehen lassend oder lebhaft miteinander besprechend. — —

Schon küßt die scheidende Sonne mit goldenen Strahlen die eisigen Firnen; langsam erblaßt das feurige Roth; die dunkle Nacht hält leise ihren Einzug in das liebliche Thal.

Um den kühlen Abend und die herrliche Luft zu genießen, haben wir uns noch auf der Veranda niedergelassen. Vom Dorf herüber schimmern die traulichen Lichter; das Gewässel der Kühe und Reisewagen ist verstummt. Drüben leuchten die Felle des Alpbachs, vom magischen Lichte bengalischen Feuers beschienen, einigemale in feenhaftem Schimmer aus der Dunkelheit auf, um uns noch im Traume wie Gebilde eines Märchenlandes zu erscheinen.

Neue Ausichten für die Luftschiffahrt.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Dr. H. J. Klein.

Hundert Jahre sind vergangen, seit zum ersten Male ein Mensch sich in die Lüfte erhob — dennoch befindet sich die sogenannte Luftschiffahrt noch immer im Zustande der Kindheit. Ueber uns breitet sich der schrankenlose Luftocean aus, breiter als das Meer, zugänglich zu jeder Zeit und durchschwommen von zahllosen lebenden Wesen; aber das Vordild, welches uns die Natur zur Bekerrschung des Luftreichs im fliegenden Vogel gegeben hat, konnte vom Menschen bis jetzt nicht nachgeahmt werden, ja selbst die Mechanik des Vogelflugs war lange genug völlig dunkel. Unsere heutige Luftschiffahrt hat sich nicht den Vogel zum Vordilde genommen, sondern den Fisch: der Zufall, welcher die Gebrüder Montgolfier auf den Verwendung eines mit warmer, leichter Luft angefüllten Ballons brachte, blieb Herrscher, denn alle späteren Versuche kammerten sich an die Form des Ballons.

Indessen giebt es eine gewichtige Thatsache, welche beweist, daß der Mensch sich hiermit schwerlich auf dem richtigen Wege befindet. Die Natur nämlich, die große Lehrmeisterin, in deren Anordnungen sich allenthalben ein dem unsrigen unendlich überlegener Verstand, ja eine göttliche Weisheit ausspricht, hat für die Geschöpfe der Luft die Schwimmblase nicht gewählt, sondern letztere nur den Thieren des Wassers verliehen. Dies ist ein deutlicher Fingerzeig, welcher uns belehrt, daß diese Blase — also auch der mit leichtem Gase gefüllte Ballon — für die Bewegung durch die Luft ungeeignet ist und unter allen Umständen verworfen werden muß. Ob wir die Gründe für dieses Eingeständnisses sämmtlich kennen oder nicht, ist völlig Nebensache, der Umstand, daß die Natur das Prinzip der Ballonfahrt für die Thieren der Luft nicht anwendet hat, ist ein ganz ausreichender Beweis dafür, daß dasselbe hier ungeeignet ist. Will man also in Bezug auf die Luftschiffahrt zu wirklichen Fortschritten gelangen, so muß man zur Natur zurückkehren und den Vogelflug studieren. Der fliegende Vogel kehrt uns, daß es möglich ist, das Luftmeer ebenso vollkommen zu beherrschen wie den Wasserozean. Unsere Luft- und Seeschiffe sind nichts anderes als mehr oder weniger unvollkommene Nachahmungen des Gesetzes, welches dem Bau des Fisches zu Grunde liegt; unsere Luftschiffer müssen ihr Vordild im fliegenden Vogel suchen. Diese einfache Wahrheit ist in der That auch schon ausgesprochen worden, ja, man braucht nicht auf die alte Sage von dem Griechen Dädalus zurückzugreifen, um Leute zu treffen, welche es unternommen haben, mit künstlichen Flügeln zu fliegen. Der Erfolg war bis jetzt freilich ein klägicher, allein, so darf man fragen, wie viele Menschen mögen wohl im Wasser umgekommen sein, ehe es dem ersten gelang, schwimmend über einen Strom zu setzen?

Aus jüngerer Zeit ist unter den Flugkünstlern der Belgier de Groof zu nennen, der vor ungefähr 16 Jahren in England Versuche anstellte. Nach dem Vordilde der Fledermaus hatte er zwei riesige Flügel von 37 Fuß Länge und 4 Fuß Breite angefertigt, außerdem noch einen 18 Fuß langen Schweif, und das Ganze war so angebracht, daß de Groof Flügel und Schweif mit Hilfe eines Triebwerkes bewegen konnte. Von dem Luftschiffer Simmons hieß es sich, er einem langen Seile befestigt, mit emporwenden und fuhr aus einer hundert Fuß Höhe bequem und sicher zur Erde herab. Durch diesen Versuch klüger gemacht, unternahm der Mann einen zweiten Flug in ähnlicher Weise, wobei er zerschmettert herabstürzte. Dieser üble Ausgang kann nicht Wunder nehmen, denn jede neue Erfindung zeigt in ihrer ersten Ausführung Mängel an, bei dem Luftfluge bedeutet aber jeder Mißerfolg den Tod desjenigen, der das Wagestück unternommen hat.

Der erste, welcher sich wissenschaftlich mit den Bedingungen des Fliegens beschäftigte, ist der neapolitanische Professor Borelli gewesen, von dem im Jahre 1680 zu Rom ein für die damalige Zeit vortreffliches Werk „Ueber die Bewegung der Thiere“ erschien. Er erklärte den Flug für eine zusammengesetzte Bewegung aus schnell wiederholten Stößen durch die Luft; ein Fliegen des Menschen hält er für völlig unmöglich, weil es menschenan den dazu nöthigen Brustmuskeln fehle.

Eine fernere wichtige Unterschung über das Fliegen stellte 1781 der berühmte Mathematiker Nikolaus Fuß in Petersburg an. Aus derselben ergab sich, daß ein kräftiger Flieger, der nur sein eigenes Gewicht zu tragen hat, wohl imstande ist, durch die Kraft seiner Flügel mit immer größerer Schnelligkeit sich zu einer bedeutenden Höhe zu erheben, sowie daß ihm nach einem anhaltenden und lebhaften Flügelschlage Geschwindigkeit genug übrig bleibt, um auch ohne sichtbare Bewegung der Flügel eine Zeitlang wagrecht in der Luft fortzuschweben.

Später hat Dr. J. H. Pettigrew über das Fliegen der Vogelflug fortgesetzt und nachgewiesen, wie die Geschwindigkeit und Steigkraft des Vogels von der Schnelligkeit des Flügelschlages und der Größe des Schlagwinkels abhängt. Praktischen Erfolg haben jedoch alle diese Untersuchungen nicht gehabt, weil man sich bis in der Anschauung an den Grundsatz hielt, die todte Luft durch die Steigkraft eines mit leichtem Gase angefüllten Ballons tragen zu lassen. Zur Fortbewegung des Ganzen in wagrechter Richtung hat man sich dann in neuester Zeit einer Luftschraube bedient, die durch einen elektrischen Motor in Umdrehung versetzt wurde. Das berühmteste Luftschiff dieser Art ist der von den Franzosen Renard und Krebs erbaute Ballon, welcher mit einer Geschwindigkeit von 6 Metern in der Sekunde die Atmosphäre durchschnitt und aber richtiger für kurze Zeit durchtrieb.

Bei dieser Lage der Dinge kommt nun ein ausgezeichneter Mathematiker, Professor von Miller-Hauenfels, mit neuen Untersuchungen über das Fliegen und bezeichnet in seiner Schrift „Der mühelose Segelflug der Vögel und die fegelnde Luftschiffahrt als Endziel hundertjährigen Strebens“ das mit Segeln und Luftflügeln versehene, weiter unten beschriebene Luftschiff als das wahrscheinliche und beste Mittel zum Schnellverkehr von Personen und Gütern. Dieser Ausspruch ist ein sehr bemerkenswerther, und Professor v. Miller ist sich dessen wohl bewußt. Er stützt sich indessen auf physikalisch-mathematische Unterschungen des Vogelflugs, die ihn zu dem Ergebnisse führten, daß beim Segelfluge der Vögel gar keine Schwerearbeit geleistet wird und deshalb die genaue Nachahmung dieser Flugart der sogenannten Luftschiffahrt für den Verkehr im großen den Sieg über alle andern Ideen und Versuche, welchen unterhalb unserer Atmosphäre anzuhaften, sichern muß, besonders da die Theorie keine Grenze bezüglich der zu fordernden Lasten sieht.

Freilich zeigen unsere Vögel im ganzen nur eine beschiedene Größe, und man konnte den Einwurf machen, daß in der Natur bei den großen Gebern offenbar schon an der Grenze des Möglichen angelangt sei und der schwerere Strauß seine Flügel gar nicht zum Fliegen gebrauche. Dieser Einwurf ist ohne allen Zweifel ein sehr gewichtiger, dem gegenüber theoretische Gegenansicht leicht genug wiegen dürften. Aber es ist sehr wahrscheinlich, daß die Grenze, wo die Größenverhältnisse in der Vogelwelt nicht deshalb verhältnißmäßig so eng gezogen sind, weil darüber hinaus die mechanischen Bedingungen des Fluges sich ungünstiger gestalten, sondern nur, weil alsdann Futter der nothwendig werdenden großen Flugthiere die betreffenden Thiere nicht leicht zahlende Schlupfwinkel und nur schwer genügende Nahrung finden würden. In einer früheren Entwickelungsperiode der Erde wurde in der That die Luft von wahrhaften Ungeheuern durchschwirrt, deren versteinerte Reste die Pallontologie beschreibt.

Den Grund seiner Unterschungen kommt Professor v. Miller-Hauenfels zu einer Reihe von Folgerungen bezüglich des Luftflugs mit Maschinen, die sehr bemerkenswerth sind. Zunächst betont er, daß der Mensch immer, der Segelvogel den größten Theil seiner Zeit auf die feste Erde angewiesen ist, daher müsse sich jener für Luftfahrten so einrichten wie dieser, d. h. er müsse ein Fahrzeug wählen, welches schwerer ist als die verdrängte Luft. „Das langdauernde Verlewnen dieser einfachen Wahrheit,“ sagt er, „und der überaus langsame Durchbruch, welcher sie leider anhaftet, weil man bis in die neueste Zeit dem unglücklichen Wahne huldigte, ausschließlich nur der Ballon mit Auftrieb habe für den Menschen das Geschäft des Vogels zu lösen, tragen die Schuld, daß die Luftschiffahrt während einer Zeit, wo Industrie und Verkehr mächtig erblühende Forschernie machen, ein Jahrhundert lang fast auf dem gleichen Standpunkte stehen blieb, auf dem überhaupt sich heute der Ballon mit Auftrieb ganz andere Anhaben habe, als größere Ruhlasten in derrächtliche Fernen zu tragen. Es ist allerdings recht gut erdacht und sehr verlockend, einen mit leichtem Gase gefüllten Ballon mit dem Luftschiffzeug derart in Verbindung zu bringen, daß die todte Last nahezu oder gänzlich aufgehoben und die zu bewegende oder Nutzlast lediglich als die für den Segelflug selbst nothwendige Belastung ausgenützt wird. Allein wer sich wir wieder einen Blick auf die Vorbilder in der Natur, die stets unsere Lehrmeisterin bleiben soll, weil aus ihren Einrichtungen und Vorzeichnungen überall die höchste Weisheit hervorleuchtet! Nicht der Vogel ergiebt eine ähnliche, mit einem dünneren Medium als die Luft erfüllte Blase unumgänglich nothwendig, so hätte sie die Natur gewiß damit ausgestattet. Deshalb glaube ich, daß die Bestrebungen, die Luftschiffahrt für den Großverkehr nutzzustalten, in dem gänzlichen Verzicht desselben auf den Ballon gipfeln werden.“

Was den Einsegelflug anbelangt, so glaubt Prof. v. Miller Hauenfels, daß derselbe niemals größere Bedeutung gewinnen und höchstens einmal als Sport dienen werde. Ohne sich hierbei lange aufzuhalten, giebt er den Entwurf eines Luftschiffes mit Segeln, welches bei seinen mäßig flachende Segel jowie Luftflügel Luftschrauben besitzt, die durch eine Dampfmaschine getrieben werden. Wegen der Einzelheiten muß ich den Leser auf die Schrift von Miller Hauenfels verweisen, da dieselben hier schwer auseinanderzusetzen wären; es mage nur hervorgehoben werden, daß ein tüchtig Fuß an Re stehenden Modell nach der Berechnung Lechners für 25 Personen eine Segelfläche von 29 Metern Länge und Spannweite, ein solches für 10 Personen em Flugdach von 18½ Metern Länge und Spannweite erfordert. Der Berechner ist in seinen Vorschlägen sehr bedantsam; wohl ist er von der Richtigkeit seiner rechnungsmäßigen Einwickelungen überzeugt und sagt selbst: „Die Sache ist vollkommen reif für die Versuche, und da die Hilfsmittel der Wissenschaft, wenn sie echte Wege von nicht Tadnu sind, auch zeigen können, so wird sie es auch bald für die Einführung sein“; aber er meint dennoch, daß die Proben zu machst an einem gut gebauten Modelle angestellt werden sollten, an welchem man auf Grund der gemachten Wahrnehmungen jo lange Abänderungen zu treffen hätte, bis dessen Flug tadellos erscheine. Die ganze Maschinerie, die man wohl als einen fliegenden Drachen bezeichnen kann, ist nämlich nicht einfacher, und der eigentliche Gleitflug erfordert nur wenig Höhe, die einen steilen Abfall besitzt, ihren Abflug nehmen, an einer ähnlichen Höhe muß sie landen. Das macht wohl die Versuche etwas kostspielig, ist aber für die Ausführung kein zu großes Hinderniß, so wenig ein solches bei der Dampfschiffahrt dadurch entsteht, daß man von einer Brücke aus oder im Kahn seine Schiffe anlegen muß, oder daß bei der Eisenbahn darin zu finden ist, daß der Dampfwagen nicht jeden Reisenden unmittelbar vor dessen Haushür abliefert. „Alles in allem genommen,“ sagt v. Miller-Hauenfels, „kann man sich wohl kaum der Ueberzeugung verschließen, daß wir hier vor einem Verkehrsmittel stehen, welches, was die Schnelligkeit betrifft (20 bis 30 Meter in der Sekunde), ja selbst in ökonomischer Beziehung und gerade in dieser, dem Eisenbahnwerkehre und der Wasserschiffahrt ernstlich Konkurrenz zu machen angethan ist. Es ist selbst nicht unwahrscheinlich, daß man eins mit Benutzung pelagischer Inseln für Brennstoffvorräthe den Ozean wohlleicht und schneller überfliegen als durchfurchen werde.“

Das sind weite Ausblicke, und Prof. v. Miller verhehlt sich nicht, daß die Schwierigkeiten für die reife Saat zaudern werden, daß allerdings zuletzt die Wahrheit siegen, aber der Verlauf der gewöhnliche sein dürfte: zuerst Achselzucken über den tücherischen Phantasten, der dem Aether gleich die Lust durchsegeln wolle, und zuletzt Bewunderung irgend eines Auslänbers, der die Sache in Schwung bringen werde. Hoffen wir, daß sich diese Annahmen nicht bewahrheiten, sondern daß sich auch unter uns Deutschen Leute finden, welche zur Eroberung des Miller-Hauenfelsschen Gedankens hilfreiche Hand bieten. Das ist auch der Grund, weshalb wir die Ausführungen des gelehrten Grazer Mathematikers, so weit dies allgemein verständlicher Form geschehen konnte, dem großen Leserkreise dieses Blattes vorzuführen unternahm. Natürlich kommt alles auf die Ausführung an, denn wenn irgend wo, so gilt hier das Gebiet der Luftschiffahrt die alte Wahrheit: „Probieren geht über Studieren!“

Das „Schachdorf“ Ströbeck.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Der Schachthurm.

Wer von der alten Bischofstadt Halberstadt aus mit der Eisenbahn einen Ausflug in den Harz, z. B. nach Vernigerode, unternimmt und seine Blicke nach Nordwesten hin schweifen läßt, wird schon nach wenigen Minuten einen Kirchthurm entdecken, dessen dunkle Spitze aus der im Norden vom Huywalde begrenzten Ebene hervorragt. Bald tauchen einzelne Häuser empor, und jetzt wird ein stattliches Dorf sichtbar, das in der Nähe der Eisenbahn von Süden nach Norden am Abhange einer mit Birken bestandenen Anhöhe, den sogenannten Hackenberge, sich hinzieht.

Es ist das Dorf Ströbeck, welches, einzig in seiner Art, sein Jahrhunderten eines großen Rufes sich erfreut, nicht nur in unserm deutschen Vaterlande, sondern weit darüber hinaus in allen civilisierten Ländern diesseit und jenseit des Oceans. Zwar ist weder ein berühmter Staatsmann oder Gelehrter aus seinen Mauern hervorgegangen, noch sind blutige, männervertilgende Schlachten auf seinen Gefilden geliefert worden, aber noch heute wird jahraus jahrein in dem sonst so friedlichen Dorfe wader gekämpft und viele Schlachten werden geschlagen, Schlachten — auf den 64 Feldern des schwarz-weißen Schachbretts. So ist es von alters her gewesen, so wird es hoffentlich lange noch bleiben! Ströbeck ist auf der ganzen Welt das einzige Dorf, wo das edle Schach gepflegt und von alt und jung, von Männlein und Fräulein getrieben wird; und von jeder haben die Ströbeder ihren Ruf als tüchtige Schachspieler zu wahren und zu mehren gewußt.

Schon von Kindesbeinen an wird das „königliche Spiel“ erlernt, zwar nicht in der Schule, wie man früher irrthümlich annahm, sondern daheim unter der Leitung der Eltern und Geschwister; wohl aber findet alljährlich zu Ostern nach Beendigung der Schulprüfung unter den Augen des Predigers und der Lehrer, sowie des Ortsvorstandes ein Schachturnier der Kinder statt, und die aus denselben als Sieger hervorgehenden drei Knaben und drei Mädchen erhalten in Ströbed angefertigte Schachbretter mit der Inschrift: „Zur Belohnung des Fleißes“.

Ströbeck hat seinen Männer- und Frauenschachklub, und der im Gasthof „Zum Schachspiel“ einkehrende Wanderer kann des Sonntagnachmittags die biederen Ströbecker mit ernsten Mienen bei einer „Partie“ sitzen sehen und, wenn er selbst des Spieles kundig ist, wohl auch einen Gang mit ihnen wagen. Aber wehe, wenn er nicht sattelfest ist! Er wird er in den Sand getreckt und unter dem Schmunzeln des Gegners und der Zuschauer „matt gesetzt“.

Diese sonntäglichen Partien sind neben dem Kartenspiel gewissermaßen die Erholung von den Beschwerden und Mühen des alltäglichen Berufes; denn die Bewohner des etwa 1250 Seelen zählenden Dorftreiben fast alle Ackerbau und erfreuen sich bei dem ertragreichen Boden mehr oder minder einer gewissen Wohlhabenheit. Daher machen denn die Dorf sehr häufig auch einen freundlichen und stattlichen Eindruck; die Wohnhäuser und die Wirthschaftsgebäude sind massiv und in gutem Zustande die Straßen gepflastert und sauber gehalten. Ungefähr in der Mitte des Dorfes, an der Westseite, steht die Kirche, deren Westenfahne ein Schachbrett zeigt, während die Schule im Nordosten dicht am sogenannten „Markt“ liegt, dessen Südseite von dem „Gasthof zum Schachspiel“ begrenzt wird. An der bei diesem Gasthof nach Westen vorüberführenden Straße erblickt man einen kleinen, aus Sandstein erbauten und mit Ziegeln gedeckten, viereckigen Thurm, den sogen. „Schachthurm“, der in der Geschichte Ströbecks, wie wir unten sehen werden, eine wichtige Rolle spielt, und noch heute zu den Sehenswürdigkeiten Ströbecks gehört. Ein zweiter in vieler Hinsicht so bedeutender Ort ist natürlich Post- und Telegraphenstation und Sitz eines Arztes.

Zu Ströbeck zum „Harzer Schachbunde“ gehört, so wird seit 1850 alle fünf Jahre daselbst ein großer Schachkongreß in den letzten Tagen des Juni abgehalten; und auch dieses Jahr eilten von nah und fern die Jünger und Meister im Schach herbei, um in dem berühmten „Schachdorf“ im Turnier eine Lanze zu brechen.

Der geneigte Leser wird nun fragen: Wie kommt es, daß gerade in Ströbed das Schachspiel eine so große Verbreitung gefunden hat und alt in seinen Kreis gezogen hat? And diese wohlberechtigte Frage läßt sich leider nicht mit Sicherheit antworten, da die Geschichte über den Ursprung des Schachspieles in Ströbeck keinen Aufschluß giebt; nur die Sage berichtet uns zwei Begebenheiten, die wir nach den von der Lehrer Karl Elis im Jahre 1843 herausgegebenen „Ausgefaßten historischen Nachrichten von Ströbeck“ hier wiedergeben:

„Dem Bischof Arnulf von Halberstadt wurde im Jahre 1011 von Kaiser Heinrich II. ein vornehmer Staats- und Gefangenschaftsgenosse, der Graf Gunzelin, überwiesen, damit er ihn, ohne daß es jemand erfahre, in dem alten Thurm von Ströbeck, der noch jetzt im nördlichen Theile des Dorfes steht, so lange gefangen halte, bis ihm weitere Befehle darüber zugehen würden. Vielleicht sollte der Gefangene auch durch ein großes Lösegeld die Kriegskosten vermindern helfen. Die Bauern mußten ihm immer abwechselnd bei ihm Wache halten, und da sie glimpflich mit ihm umgingen, so unterhielt er sich freundlich mit ihnen, schnitzte aus Langerweile Schachfiguren, fertigte ein Schachbrett an und ward, um sich die Zeit besser vertreiben zu können, nun der Lehrer im Schachspiel, worin er Meister war. Mit Lust und Liebe ergriffen die Bauern dieses Gegenspiel, ein so schönes Spiel zu erlernen, und bald konnte man in Dorfe kein anderes Spiel mehr. Als der Graf nach längerer Zeit wieder in Freiheit gesetzt wurde, schenkte er den Bauern sein Schachspiel.“

Eine andere Ueberlieferung ist folgende: „Als Bischof Burchhard II. auf seinem Zuge gegen die Wenden im Jahre 1068 einen vornehmen Wenden gefangen nahm, ließ er ihn in den Ströbecker Zinnger sperren und den Wenden bekannt machen, daß er ihn so lange gefangen halten werde, bis sie die Freiheit bedingungen erfüllt und ein ansehnliches Lösegeld geschickt hätten. Dieser vornehme Wende lehrte den Ströbecker das Schachspiel und verkürzte sich dadurch die unausgesetzte Zeit seiner Gefangenschaft. Nach Unterwerfung der Wenden hielt der Bischof mit einem vornehmen Ritter, das Lösegeld für den Wenden betrug

Das Schachturnier in Ströbeck.
Zeichnung von H. Lüders.

Seit dieser Zeit haben die Strobecker das Recht, jedem neuen Landesherrn, der ihren Ort berührt, auf freiem Felde auf einem Tische eine Partie Schach anbieten zu dürfen, was sie bisher auch immer gethan haben. Friedrich Wilhelm der Große Kurfürst fand bei seiner Durchreise ein Vergnügen daran, die ländlichen Schachkünstler zu prüfen, und er fand mehr als er suchte, weshalb er dem Dorfe das noch jetzt als kostbarer Schatz im Gemeindehause aufbewahrte, mit Elfenbein ausgelegte Schachbrett verehrte. Auf der einen Seite dieses Schachbrettes sind die 64 Felder des Schachspiels, auf der andern die des Kurierspiels, welches, eine Art komplizierten Schaches, 82 Felder und für jeden Spieler 8 Steine mehr enthält. Auf dem Rande des Schachbrettes sieht man Ströbeck in erhabener Arbeit mit der Umschrift:

„Daß Serenissß. Churfürstliche Durchlaucht von Brandenburg und Fürst von Halberstadt, Herr Friedrich Wilhelm u. l. w. dieses Schach- und Courierspiel am 13. Mai 1651 dem Flecken Ströbeck aus sondern Gnaden verehret und bei ihrer alten Freiheit zu schützen zugesaget, solches ist zum ewigen Gedächtnis hier aufgezeichnet.

Paul Langenstrasß. B. Valentin Riecke, Richter. Andreas Bartels, Baur. Meiß. Hans Jissen. B. Valentin Langenstrasß, Richter. Hans Hartmann, Baur. Meiß. Renovatum Anno 1744. M. Heinrich Wilke me fecit."

Die dazu gehörigen Figuren waren sehr werthvoll, und zwar der eine Theil von Silber, der andere von Silber mit Vergoldung; diese sind sie aber nicht mehr vorhanden, da sie durch Verleihen an auswärtige Dorfschaften zu Halberstadt verloren gegangen sein sollen.

Auch ein anderer Fürst, Herzog Ludwig Rudolf von Braunschweig-Lüneburg, der im vorigen Jahrhundert regierte, spielte gern mit den Strobeckern eine Partie Schach, so bei Gelegenheit der Vorstellung einer Braunschweig-Lüneburgischen Prinzessin nach Blankenburg a. H., wo er mit dem Schulzen Sültig von Ströbeck spielte, hinter dem sein achtjähriger Sohn stand und das Verkommen des „Bauern mit Rat!" bei einem unvorsichtigen Zuge rief. Der Herzog wurde aufmerksam darauf und sagte zu seinem Söhnchen, ihm unter seiner Aufsicht ersehen und zu einem richtigen Gesichte ausbilden.

So hat im Laufe der Jahre das Schachspiel in Ströbeck sich ausgebreitet und bei dem regen Interesse, das man ihm entgegenbringt, den Vorrang unter den übrigen Spielen behauptet. Die Strobecker sind auch in der Theorie bewandert und haben sich die moderne, internationale Spielweise angeeignet, ein für die Betheiligung an auswärtigen Turnieren nicht zu unterschätzender Vortheil." So möge denn das edle Spiel in uns einzigen „Schachdorfe" fortblühen und als ein von den Vorfahren übergekommenes Erbe immer in Ehren gehalten werden!

* Wer das Ströbecker Schachspiel genauer kennenzulernen wünscht, für den gebe wir auf S. 548 eine der Turnieraufgaben.

Blätter und Blüthen.

Gottfried Keller †. Ein Jahr ist es her, seit alle „Gartenlaube"-den Züricher Meister zu ihrem 70. Geburtstage begliickwünschen konnte (siehe Jahrgang 1889, S. 471). Bald danach befiel ihn ein schweres Leiden, dem er nunmehr, am 15. Juli, erlegen ist.

Ein Zufall wollte es, daß uns gerade in diesen Tagen von einem alten Freunde und Mitarbeiter der „Gartenlaube" einige Erinnerungen an Gottfried Keller mitgetheilt wurden, die wir unsern Lesern — als ein Wort des Gedächtnisses an des Dichters Grabe — nicht vorenthalten möchten. Der Brief lautet:

Während meines Aufenthaltes in Zürich trat ich Gottfried Kinkel nahe. Eines Tages erhielt ich von ihm ein Billetchen mit der Aufforderung, nach Zollikon, einem Dorfchen am See, in ein gewisses Wirthshaus, das einen guten Weinmost habe, zu kommen.

Ich trat Kinkel dort mit einem kleinen Mann, der mich unter großen Brillengläsern mit tiefblickenden scharfen braunen Augen nicht sehr freundlich anfah, wobei Kinkel auf seine Weise heimlich lachte.

„Das ist Gottfried Keller, der Dichter, Staatsschreiber, Poet und Züricher," stellte mir Kinkel den Kleinen vor.

Ich muß darauf ein so unglückliches Gesicht gemacht haben, daß beide lachten.

„Der mit den Leuten von Seldwyla'?" kam es unwillkürlich über meine Lippen.

„Ja, der mit den Leuten von Seldwyla' und dem ‚Grünen Heinrich',“ bestätigte Kinkel — „aber nun Gotteswillen, leiser Sie still" — fügte er hinzu — „wenn Sie das hier so laut aussprechen, werden wir von den Seemuswohnern die Meisen hin alle drei malkasirt."

So lernte ich Gottfried Keller, den von mir so hoch verehrten schweizer Novellisten, kennen.

Meine Vorstellung, die ich von der persönlichen Erscheinung des Dichters hatte, erlitt durch die Wirklichkeit einen argen Stoß.

Ich hatte mir — mit welchem Recht, weiß ich allerdings nicht — Gottfried Keller vorgestellt als einen hohen schlanken Mann mit einem melancholischen Malerkopf, und jetzt stand vor mir da ein Männchen mit einem Spitzbäckchen, einem Entengesicht und einem großen Busch schwarzer Haare hinter einer kahl werdenden Stirn! Ich konnte mich nur allmählich daran finden, in dieser kleinen dunkeln kobaldartigen Erscheinung den großen Schriftsteller zu sehen.

Keller sprach an diesem Nachmittag wenig, er war überhaupt karg mit dem Wort — was er sagte, war vernünftig und treffend; nur eines sieht mir bei ihm auf: daß die Rede auf den Weinbau, so konnte man glauben, daß man in ihm einen erfahrenen Weinbergbesitzer vor sich hatte, sprachen wir von der Abdämmung des Sees, so erwies sich Keller hierin derartig kundig, als ob er das Ingenieurfach gründlich studiert hätte, und so zeigte der Meister der Novelle in allem, worauf das Gespräch fiel, eine außerordentliche Kenntnis der Wirklichkeit der Dinge. Literarisches berührte an diesem Tage unsere Unterhaltung nicht.

Wir gingen, als es kühler wurde, am See entlang zur Stadt zurück, und Meister Gottfried wandelte mit kleinen Schritten einsilbig und still dahin; er hielt die Augen stets gesenkt, nur wenn ein hübsches Mädchen vorüber kam, blickte er lebhaft auf. Er schien das instinktiv zu bemerken.

Ich sah Keller längere Zeit nicht — da traf ich ihn wieder in der Touballe. Er saß am sogenannten Professorentisch mit Johannes Scherr und Kinkel. Diesmal wollte Scherr mich heran und bei Keller mich Keller vor, der so etwas von „Lampenfieber" bei Begegnungen bekam" kannte.

An diesem Tage ward ich Zeuge einer Meinungsäußerung Kellers, die mich in hohem Grade überraschte und die für die Leser unserer „Gartenlaube" so interessant sein dürfte, daß ich nicht umhin kann, die Worte Meister Gottfrieds, welche ein besonderes Streiflicht auf seine stets nicht besonders milde Denkungsart hinsichtlich unserer neueren Literatur werfen, nach treuem Gedächtnis Ihnen mitzutheilen. Kinkel machte einen Spaß über das Anwachsen „der Schriftstellerei aus Dauerweibern" und spielte hierbei höchst ungalant auf die Heterinnen des Kapitols an.

„Was, Geschmarr" fuhr da Keller heftig auf — „es ist wahr — es schreiben viele." Fürwte er in seiner breiten und harten Züricher Mundart — „und sie werden die Männer bald ins Gedränge bringen — aber, daß ist eben der Teufel, sie können was. Da will ich Euch eine Geschichte erzählen, wie es mir hierher gegangen ist."

Ich hörte einmal einen gewissen Autor entschieden auf die Materie schimpfen — er schrieb selbst Romane" — setzte Keller mit einem verhaltenen Lächeln hinzu. „Wenn man derartig gegen jemand losgeht, was etwas an der niedergedonnerten Person sein, dachte ich mir und ich an einen Baum von dem Gartenlande" kommen. Es stand die Geschichte: „Nun, ich hatte", fuhr Keller fort nachdenklich fort, „nicht allein diese Geschichte, sondern auch noch manche andere von ihr gelesen, und zwar den A bis Z, und habe seine Langeweile verspürt, im Gegentheil, ich hab das Frauenzimmer, die Martini, bewundert. Das ist ein Haq und ein Kindy der Erzählung, ein Schwung der Stimmung und eine Gemüt der Darstellung besser, was sie sieht und fühlt — ja, wie sie das sonst bekommen wir alle das nicht fertig. Wir wollen nur nicht ungerecht sein und der Schwächen wegen, die sie auch hat, ihr das wegstreiten! — Und dann noch eins!" sprach Keller in großem Ernste weiter — „es ist ein Fehler, diesen Frauenzimmern, die so viel Unterschiedliche Männer haben, ein hohes Ziel, diese Person besitzt ein tüchtiges Freiheitsgefühl und sie empfindet wahren Schmerz über die Unvollkommenheit in der Stellung der Weiber. Aus diesem Drang heraus schreibt sie. In allen Romanen, die ich von ihr gelesen habe, war immer das Grundmotiv eine unverdiente, Frauenjammer an der ihr ungerechterweise verweigerten Stellung zu verhelfen, ihre Befreiung von irgend einem Druck, damit sie menschlich frei dastände — und hierin besitzt die Person, die Martini, eine Kraft, das durchführen zu können, eine Macht der Rede, eine Schärfe, eine Folgerichtigkeit in der Entwickelung ihrer Geschichten, daß ich Respekt vor ihr bekommen habe." — Hierauf sprach Martini mit Lob, Keller die für ihn so ungewöhnlich lange Rede. „In dem Frauenzimmer hat etwas von dem göttlichen Funken, und das erkennen alle an, die einen Herzens sind, vorab die Jugend."

„O, ich habe kein reines Herz," ließ Kinkel darauf in komischem Tone verlauten, während Scherr bei unserem Disput sich ausschwieg. Keller schien für lange Zeit all seine Beredsamkeit erschöpft zu haben denn er sprach den Nachmittag kein Wort mehr.

Mich aber überraschte es in hohem Grade, Gottfried Keller, den in seiner ganzen Charakteranlage nach für einen Gegner der Emanzipierung der Frauen halten mußte und der sich überhaupt im Leben wie in seinen Dichtungen das Weib am häuslichen Herd war, als einen so warmen Vertheidiger der Martini auftreten zu sehen.

Ein Denkmal Victor Hugos. Die deutsche Presse ist am diesjährigen Tage, da Victor Hugo ist zu ehren. In Frankreich ist das Gegenstück der Fall. Kein Dichter ist bei Lebzeiten so gefeiert worden wie Victor Hugo, dem „größten aller Menschen" wollte man ein Denkmal errichten, wie seiner seltenen Größe würdig sein sollte. Bald nach seiner mehr als fürstlichen Leichenfeier begann man eine Sammlung für dies Monument ins Leben zu rufen, auch bald 100 000 Franken ein; doch dann geriet die Sammlung ins Stocken. Nun höre Bedeutung für sie war es, daß eine Victor Hugo-Ausstellung im Hause des verstorbenen Dichters während der großen Weltausstellung des vorigen Jahres trotz der wohlfeilsten Eintrittspreise Tausende machte. Die Summe für das Denkmal wurde um 100 000 Franken vermehrt durch den Ertrag, der aus dem Verkaufe verlorener Werke des Dichters. Doch das reicht noch lange nicht für ein würdiges Denkmal, dessen Sockel mit bronzenen Sinnbildern geschmückt werden soll. Für billigste Notwendigkeit belauft sich auf 200 000 Franken und noch ist der Aussicht, daß diese Summe zusammenkommt. Das bewegliche Volk der Franzosen ist sehr leicht begeistert, sehr leicht...

Zur Galerie. (Zu dem Bilde S. 525.) Da, in all Sommer vergnügen will verdient sein! Nicht bloß das nötige Kleingeld dazu nein, auch das Vergnügen selbst verlangt manchen Schweißtropfen, und vollendes der ländliche Bauer, der seinen Kindern auch ihren Anteil an der geselligen Erholung gönnen will, muß sich mit einem ausgiebigen Vorrath von Selbstlosigkeit und Opfermut wappnen.

Da leigen sie die schöne breite Treppe zum Festsaal herauf, die wackere Schlächtermeister und seine bessere Hälfte, und damit's dabei nicht ohne unterirdische Aufsicht bleibe, haben sie auch das derzeitige Töchterchen gleich in das Korsett hineingenommen. Freilich, es ging zu

...nischen langsam, als die kleinen Kinderlüstchen eine der schönen breiten Transissusen und die andere erklettern sollten, und es waren der Susen o viele! „Heinrich, trag sie!“ lautet darum die kurze Entscheidung der tatlichen Gattin, die sich natürlich in ihrem schönen Sonntagsgewand mit derlei „Hausgeschäften“ Unterweisungen nicht befassen kann.

Und der gereizte Heinrich, der an seinem eigenen Gewicht gerade genug zu tragen hatte, fügt sich vielleicht mit innerem, jedenfalls aber ohne äußeres Widerstreben in das Unabänderliche und nimmt den kleinen Familienkoth huzuvog unter den Arm, ohne auf besser Ersehen mit ...ierischer Anmuth in Haltung und Bewegung allzuviel Rücksicht zu nehmen. Im Augenblick hat unser seiner tropfenden Stirn nur ein Gedanke Raum: „Ach, wenn wir nur erst oben wären!“ Und doch ist sein Martertrieg noch nicht zu Ende — denn von der Ebene des großen Saales geht's erst noch vereint recht steil hinauf zu den beschaderierten Höhen der Galerie. Armer Heinrich!

Heinrich Krufes „Seegeschichten“ haben seinerzeit durch Frische, Lebenswahrheit und eine Marinemalerei, welche sich von allen grell aufgetragenen Farben fernhielt, vieles Beifall gefunden. Auch die „Gartenlaube“ brachte zwei dieser Seegeschichten, „Das große Schiff“ und „Die Empfangstage“ im Jahrgang 1872. Neuerdings ist eine zweite Sammlung dieser feinen Dichtungen (Stuttgart, Cottasche Buchhandlung Nachfolger) erschienen, welche alle Vorzüge der ersten zeigt. Der Dichter hat sich für seine mehr technische Darstellung den alten Homer zum Muster genommen; wogegen sind seine Muse überschwänglich, wenn sie auch Sturm und Meer noch so unheimlich toben läßt; überall gewinnt ihr der einfachste, aber bezeichnende Ausdruck. Nur setzt sie oft kräftige Lichter auf, wie sie dem Theorieliebhaber zu Gebote stehen, der sich in unseren neuen Genren und in den Seegeschichten eines Marryat und seiner Nachahmer einwickelt hat. Ueberall zeigt sich die genaueste Kenntniß der Schiffsarbeit und aller ihrer Kunstausdrücke, welche indeß wie gewaltsam verdeigezeret werden, sondern nur gelegentlich dazu dienen, der Darstellung lebhaftere Farbe zu geben.

Die umfangreichste Seegeschichte ist „Der Kaiskommier“; sie umfaßt ein abenteuerlich bunnes Leben diesseit und jenseit der Oceans; sie beginnt mit der Schilderung eines Schiffbruchs, den ein prächtiges amerikanisches Schiff, die „Cornelia“, erlebe; ein reicher Kaufmann in Boston hatte es gebaut und zu Ehren seiner brünnlichen Tochter „Cornelia“ genannt:

„Alles vom Besten! so hieß für den Schiffsbaumeister die Weisung. Zwei Jahr' wurde gelloyft und gehämmert am mächtigen Schiffe, Bötches, ein Wunder der Werft, dastand auf dem Stapel, bis daß es endlich die Taufe betam von der brünnlichen Tochter des Rheders, Die „Cornelia!“ rief, am Buge die Flasche zerschlagend, Und so lief majestätisch der Rumpf in die schaumenden Wogen, Bald auch waren die Masten gesetzt, und man schmückte das Schiff aus So sorglätig, als ob die „Cornelia“ leber die Meere sie, Hätte Ihr doch es gefallen, noch ehe die Wogen zerschellten! Eine Kajüte, so groß, wie der Wirtus im Dorfe der Tanzlaal, Strahlend von Marmor und Spiegeln und Gold.“

Das Schiff, vom Ganges glücklich zurückgekehrt, scheitere, als der Lotse sich schon ganz geborgen wähnte und schimmerte, auf der Reede von Spiekerooge:

„Tiefer und tiefer schon grub in den Sand sich der mächtige Kiel ein, Auf ihn drückte nicht nur die gewaltige Last der Fregatte, Sondern die Ladung zugleich, und das Wasser begann schon zu sinken. Schiff und Ladung verloren! so dachte der Lotse mit Seufzen, Und schon stürmt der Kap'tän auf Deck: „Auswerfen die Ladung!“ Kreischt er verzweifelt. Man wirft auch Ballen auf Ballen geschäftig Ueber den Bord, doch ohne das riesige Schiff zu erleichtern; Denn schon krackt es und neigt sich und schwankt mit den ragenden Masten

Und schlägt hin und her auf dem wohlgekuperten Kiele.
Wollten gefaßt!“ kommandirt der Kap'tän. Drei mächtige Föhren Waren zusammengefügt zum Bau der gigantischen Maschine, Unter den Bord hinter der Kiel kuglig gerundet ist wie nirgend Großmast Und ihm folgen dann bald mit geringerer Mühe die andern. Alles versucht der Kap'tän, was nur ein erfahrener Seemann Thun kann, um sich zu retten, doch alles ist völlig vergebens. Siehe, da rennt der Kap'tän, Mitarbeiter des Schiffes, schon lange Sprachlos fast vor Wuth und Verzweiflung, in seine Kajüte Und kommt wieder herauf wahnsinnigen Blickes. Er hatte Einen Revolver in jeglicher Hand. So sucht er den Lotsen, „Wo, wo steckt er, der Hund? Ich schieß' ihn nieder!“ so rief er, Und will lief er umher, und zitternd verkroch sich der Lotse Hinter den Ballen von Reis, die grade geholt aus dem Raume; Aber man sieht zum Glück dem Kap'tän in die Aume von hinten, Und mein Lotse, von Furcht vor dem Tod und von Angst des Gewissens Lebhos fast, ließ nun nicht länger sich halten im Schiffe, Sprang vom Bord und lann mit Schwimmen und Waten aus Ufer.“

Gleiche Anschaulichkeit, wie die Schilderung dieses Schiffbruchs, welche wir als Probe mitheilen, zeigt die Erzählung der Abenteuer des Kaufmannes Sey und Land, welche sie gemeinsam auf einer Insel des Oceans. In den Paradiesesgefilden des gefegneten Strandes vom „Adelaide“ spielt die Erzählung, welche diesen Namen trägt: sie giebt uns ein Bild von der grausamen Menschenjagd britischer Kolonisten und der furchtbaren Rache der Wilden. „Das Mischkumm“ erzählt uns von der Heldenthat eines jungen Seekadetten, welcher wegen seiner Zartheit und anscheinenden Schüchternheit diesen Namen führt; „Nzel und Frieda“ ist eine Liebesidylle auf einer Kahnfahrt, die mit warmen Farben geschildert ist. Unter den übrigen Seegeschichten finden sich manches Anekdotenhafte; auch desgegen wir ein paar keinen Erzählungen, die mit der See nichts zu thun haben, eine drolligen Legende und ein paar schmerzigen Schulgeschichten; doch lies ist wahr, natürlich, dem Leben entnommen und mit gesundem Humor dargestellt.

†

Leipziger Sommergartenleben zu Großvaters Zeiten. (Zu dem Bilde S. 537.) Leipzig vor siebzig Jahren mit etwa 40000 Einwohnern und das heutige Leipzig mit einer Bevölkerung von mehr als dreimalhunderttausend Menschen — welche Gegensätze! Und doch war das damalige Leipzig nicht minder berühmt als das heutige. Seine Lage und seine geschichtliche Bedeutung, sein Handel und seine Universität, seine feingebildeten, aber thatkräftigen Bürger und seine schönen Frauen hatten ihm einen Ruf verliehen, der weit über Deutschlands Grenzen hinausging. Was eine besondere Zierde dieses alten Leipzigs aber galten die vielen schönen Gärten, die ihm mit Recht den Namen einer Gartenstadt einbrachten und auf welche die reichen Handelsherren mit hoher Befriedigung blickten. Einer derselben, der Boseche (später Reimersche) Garten — die jetzige Königstraße ist darauf erwachsen — begegnete sogar einen Dichter zu den Versen:

„Mein Liebchen ist wie Boseus Garten,
Ein auserlesenes Blumenbeet,
Das hier und da viel tausend Arten
Vollkommner Schönheit in sich hält,
Ein Anzug vieler Sittenleute,
Ein Meisterstück von Kräften —“

Das Kriegsjahr 1813 hatte nur vorübergehend die Pracht dieser Gärten schädigen können. Reichendachs (später Gerhards) Garten, Lohrs (später Keils) Garten, Breites Winergarten rc. gewannen wieder europäische Berühmtheit. Manche dieser Privatgärten waren im Laufe der Zeit in öffentliche Gärten umgewandelt worden, in deren Vierhighäusern sich die Leipziger nach Herzenslust vergnügten.

Wie es in einem solchen Garten vor etwa siebzig Jahren aussah, das zeigt uns deutlich unser Bild. Schattige Lauben, in denen kleine Gesellschaften, ungestört von den übrigen, traulich beieinander sitzen konnten, waren in Menge vorhanden, so im „Großen Kuchengarten“, den einst Goethe besungen hatte, auf der „Fruttenburg“, wo früher das Fischerstechen abgehalten wurde und auf deren vorderer Wiese sich 1823 der berühmte Schützer Kolter zuerst sehen ließ.

Der Trank man auch die berühmte Gose. Sonst begnügte man sich mit Weißbier und dunkelm einfachen Bier, dem sogenannten „Rakter“; aber Ende der zwanziger Jahre wurden bereits die ersten Lagerbiere, namentlich Lützschener, verschenkt, und bald nachher gab es sogar „Bayerisches Bier“, das aus Nürnberg eingeführt wurde. Jünger und Frauen liebten das einfache Bier mit „Musik“, d. h. mit gerieselnem Brot und Zucker. Der Handwerksstand erlustigte sich im „Bolshörnchen“ und in der „Alten Burg“, die gewöhnlich die „Blaue Mütze“ genannt wurde, weil der Wirth stets eine blaue Mütze trug und eine Woche nach dem Einzuge seines Nachfolgers auffing, zum Zeichen, daß an dem betreffenden Tage Kongreß stattfinde.

Nicht selten verkehrten auch Studenten dort und dann gab es öfters eine regelrechte Prügelei. In Schlegnitzens (später Kupfers) Kaffeegarten, wie in Reichards Garten verkehrte gewöhnlich Publikum. Hier liefen auch öfters Prager Musikanten ihre heiteren Weisen erklingen. Vornehmere Konzerte fanden im „Kuchengarten“ und Donnerstags im „Hotel de Prusse“ statt.

Das Wasserbad, das früher vom feineren Publikum weniger besucht wurde, kam auch mehr und mehr in Aufnahme. Gleich am Eingange, wo sich jetzt das Restaurant Bonorand befindet, war eine Bude, in der man im Sommer schon früh um 4 Uhr Thee, Kaffee, Chokolade, Gefrorenes rc. bekommen konnte. Die Wirthin der „Eisbude“ hieß im Volksmunde die „Kalte Mutzen“, bei ihr verkommelte sich so manche Welt. Am Frühjahre 1824 erhielt sie einen Nebenbuhler in dem Schweizerbäcker Knüsch, dem der Rath erlaubte, eine zweite Eisbude, das „Schweizerhäuschen“ während des Sommers einzurichten. Ein Jahrzehnt später begann man das Rosenthal allmählich zu dem schönen Parke umzugestalten, der heute der Stolz aller Leipziger ist. —

Die großen Leipziger Gärten haben der Neuzeit zum Opfer fallen müssen. Prachtvolle Spaziergänge zieren aber jetzt die Stadt, und außer dem Rosenthale hat man die schönen Laubwälder von Leipzigs Umgegend in reizender Abwechslung verbunden, dem gegenwärtigen Geschlechte zu Nutz und Frommen. Mag immerhin das Alte stürzen, wenn Besseres an seine Stelle tritt!

Sitz.

Kleiner Briefkasten.

(Anfragen ohne vollständige Angabe von Namen und Wohnung werden nicht berücksichtigt.)

A. E. am kleinen Kästchen zu Schieflen. Die „Gartenlaube“ warnt doch oft genug vor all diesen Geheimmitteln. Auch das von Ihnen genannte ist Schwindel!

Fr. L. D. Die einzigartigen Glanzfarben sind nicht verwendbar. Die erste Zeit eine Reihe von Nebenblumen zu, welche das Anlagen des Solo noch begründeter erscheinen lassen, als die dyabolistische Lösung. Die zweite Anlage beruht auf einem Spreizgrunde. Auch mit Herabsetzen des Stabs, also Mittelraum, welcher nur in ganz besonderen Spielreihen vorkommt. Für die Anlagen der „Gartenlaube“ sind die Bestimmungen der Kampf. Zweifel. Einen Glanzbeweis aufgenommen.

N. H. in Detmold. Thatsächlich ist die Form „Sprütze“, wenn man auf die ältesten Formen des Wortes zurückgeht, die richtigere. Indessen hat sich die Schreibung „Spritze“ so sehr eingebürgert, daß es eine unverzeihliche Affektation gegen den Gebrauch ist, wenn man heute noch „Sprütze“ schreiben will.

Nr. 12 in Magdeburg. Ohne Gewähr. Nur werden Sie in diesem Falle darauf gefaßt sein müssen, daß man Sie erst einer gerichtlichen Prüfung unterwerfen, ehe man Sie ist anstellt.

A. M. in Aachen. Jahrg. 1. Nr. 21. 6. Die Nummer „Allgemeine deutsche Sprachverein“ hat am 15. Oktober 1885 eine Preisaufgabe gestellt, deren Wortlaut folgender war: „Wie können Reinheit und Reichthum der deutschen Schriftsprache durch die Mundarten gefördert werden?“ Ohne Zweifel ist das die Veranlassung, welche Sie nennen. Alle Bemerken übrigens, daß die Entscheidung über die eingereichten Bearbeitungen längst (seit 6. Oktober 1886) getroffen ist.

Abonnent, Genua. Ihre Anfrage ist schwer zu beantworten. Sie fragen uns, ob sich die Worte des Verdenden Goethe: „Mehr Licht!“ auf die Religion oder auf die sonstige Weltanschauung oder vielleicht nur auf das Tageslicht in seinem Sterbezimmer bezogen. Aber woher wollen wir das wissen? Goethe selbst hat keinen „Kommentar“ zu seinen Werken mehr gegeben, und noch schlimmer wird die Sache dadurch, daß ein Zeuge sogar behauptet, Goethe habe unmittelbar vor seinem Ende überhaupt nichts gesagt. Sollen wir Ihnen Worte deuten, die vielleicht gar nicht gesprochen worden sind?

M. M. in T., Provinz Hannover. Besserer Versuch und Heier! Wir bitten Sie inständig in Ihrem und unserem Interesse, schicken Sie uns keine Gedichte mehr! Sie sind ein vortrefflicher Patriot, aber kein entsprechender guter Dichter.

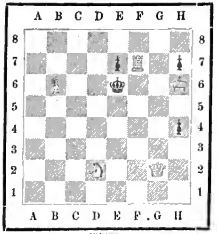
Allerlei Kurzweil.

Schachaufgabe Nr. 4.

2. Aufgabe für das Lösungsturnier in Ströbeck am 30. Juni 1890.*

Von **A. Bülschke** in Halberstadt.

SCHWARZ

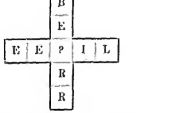


WEISS

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

* Im Anschluß an unseren Artikel „Das Schachbrett Ströbeck" auf S. 344 dieses Halbheftes bringen wir die obenstehende interessante Aufgabe.

Aufgabe.



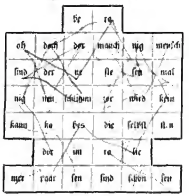
Die Buchstaben dieser Figur sind so zu ordnen, daß die wagerechte Reihe ohne das Fragezeichen eine Stadt in Hannover und die senkrechte ein Getränk nennt. Wird hierauf an Stelle des Fragezeichens ein bestimmter Buchstabe gesetzt, so bedeutet die wagerechte Reihe ein Organ des Menschen und die senkrechte ein Nagethier. St.

Logogriph.

Du findest mich hoch oben in den Bergen,
Den Herden dies' ich Nahrung mannigfach;
Setz' einen Laut mir vor: den häufigsten Schergen
Fiel ich zum Opfer in der Zeit der Schmach;
Aus Ende wohl ein „e": in heißer Zone
Weg' hoch in Lüften ich die Blätterkrone.

Oskar Wilda.

Rösselsprung.



Scherzbilderräthsel.

Trennungsräthsel.

Vereint hat man's wohl schon empfunden
Im Hinblick auf vergnügte Stunden;
Sieht man jedoch, den treu man wähnen
Ob großen Glückes sollt', in Thränen,
Und fragt man ihn, warum er weint,
Spricht er getrennt, was eins vereint!

Emil Root.

Homonym.

Mit „die" such's nuner den Waffen,
Mit „das" am Strome, am Fluß,
„Die" hat's mit dem Feinde zu schaffen,
„Das" stemmt sich entgegen dem Fluß.

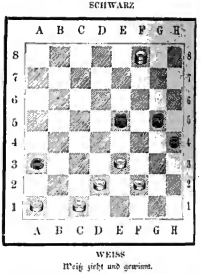
E. Mornrumpf.

Auflösung der arithmetischen Aufgabe auf S. 516:

Damespielaufgabe.

Von **Dr. E. S. Freund.**

SCHWARZ



WEISS

Weiß zieht und gewinnt.

Auflösung des Kreuzräthsels auf S. 516:

1) Weichsel, 2) Stechapfel, 3) Pythagoras, 4) Bosporus.

Auflösung des Anagramms auf S. 516:

1. Storch, 2. Delhi, 3. Charade, 4. Brettner, 5. Alpen, 6. Dunkel, 7. Ganges, 8. Satz, 9. Ablativ, 10. Sorbonne. — Die hinzuzufügenden Buchstaben ergeben: „Champignon"

Auflösung der Hieroglyphen auf S. 516:

Die Tugend der Geduld lernt man am besten in der Schule der Leiden.

Professor Bock's Kleine Gesundheitslehre. Ein Volksbuch in neuer Bearbeitung.

In dem unterzeichneten Verlage ist erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

Kleine Gesundheitslehre.

Zum Kennenlernen, Gesunderhalten und Gesundmachen des Menschen.

Von Professor **Dr. Carl Ernst Bock.** Siebente Auflage, bearbeitet von **Dr. Max von Zimmermann.**

Preis in elegantem Ganzleinenband 1 Mark.

„Bock's Kleine Gesundheitslehre" ist in den meisten Buchhandlungen zu haben. Wo der Bezug auf Hindernisse stößt, bestelle man unter Beifügung von 1 Mark und 20 Pf. (für Porto) in Briefmarken direkt bei der

Verlagshandlung von **Ernst Keil's Nachfolger** in **Leipzig.**

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

Halbheft 18. 1890.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1890. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Ein Mann.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(3. Fortsetzung.)

Roman von **Hermann Heiberg.**

Graf Uplar, der sehr gespannt auf den Ausgang der Verhandlungen in Snarre war, ließ Tromholt, als derselbe nach Limfjorden zurückkehrte, sogleich zu sich bitten. Nochmals versuchte es Tromholt, des Grafen Forderung herabzustimmen, aber das Ergebniß war nur eine heftige Auseinandersetzung, infolge welcher der Graf Tromholt im höchsten Zorn die Thüre wies und letzterer erklärte, den Grafen mit Gewalt aus Limfjorden entfernen zu lassen. Unter dem Eindruck dieses Auftritts schrieb Richard noch am gleichen Abend nach Kiel an Frau Ericius und meldete ihr seine Ankunft dort für den folgenden Tag. Er wollte ihr alles klarlegen, auch aus Snarres Anerbieten — das hielt er für seine Pflicht — kein Geheimniß machen und, indem er ihr die freie Wahl der Entscheidung ließ, die Sache zu Ende führen. Ausdrücklich betonte er in dem Brief, daß ihm aus verschiedenen Gründen eine Besprechung unter vier Augen und ohne weitere Zeugen erwünscht wäre. Er fürchtete sich vor einer neuen Begegnung mit Susanne, die, wenn ihn der Graf recht berichtet hatte, morgen gleichfalls in Kiel eintreffen mußte. Und noch eine weitere Absicht verband er mit dieser Reise.

Die alte Wirthschafterin in Trollheide war gestorben und der dadurch freigewordene Posten eignete sich um so mehr für Ingeborg, als diese mit den dortigen Verhältnissen schon von früher her vertraut war. Demgemäß wollte er das Mädchen, das sich immer noch in Kiel im Haus der Frau Ericius aufhielt, von dort abholen und selbst in die neue Stellung einführen. Und dann, so sagte er sich, war für sie alle gesorgt, er konnte ruhig im Bewußtsein vollster Pflichterfüllung sein Amt niederlegen; ein Lebensabschnitt ging für ihn zu Ende, ein neuer, noch ungewisser konnte beginnen, aber gleichviel, er hatte seiner Ueberzeugung genügt wie ein Mann, er fühlte die Kraft, ihr auch ferner zu folgen.

Frau Ericius, auf welche die Ereignisse der letzten Zeit schwer gewirkt hatten, glaubte in Tromholts Entschluß, seine Stellung auf den Limforder Werken aufzugeben, ein neues Glied in der Kette von Unglücksfällen erblicken zu müssen, von denen die Familie in so rascher Aufeinanderfolge heimgesucht worden war. Und doch konnte sie, als eine feinfühlende Frau, seinen Ausführungen nicht widersprechen, zumal sie die tieferen Beweggründe, die Tromholt leiteten, wohl ahnte. Das Angebot Snarres wies sie nach kurzer Rücksprache mit ihrer Tochter entschieden zurück. „Alles andere lieber als diese drückende Verpflichtung!“ hatte Susanne

Deutschlands merkwürdige Bäume: Die Eiche bei Kraun.
Nach einer Photographie von H. Harrlett in Flensburg.

gesagt, und Richard mußte sich mit Beschämung bekennen, wie schweres Unrecht er ihr mit seinem Verdacht gethan hatte. Allein seinen Entschluß vermochte auch diese Einsicht nicht mehr zu erschüttern. Was den Gutsverkauf betraf, so sah die Witwe wohl ein, daß die Weiterführung des großartigen Betriebs ohne Trowbolts Hilfe für sie eine Unmöglichkeit sei, zugleich war ihr die Fremde an dem einstigen Familienbesitz durch die Erinnerung an die letzten Ereignisse völlig verleidet. Auch sie war müde, und so hatte sie, wenn Graf Snarre den Kauf zu angemessenen Bedingungen einging, gegen Trowbolts Vorschläge auch in dieser Richtung nichts mehr einzuwenden.

Nachdem sich Richard von der Witwe mit einem Händedruck, dessen warme Erwiderung ihm mehr als alle Dankesworte bezeugte, was er ihr gewesen war, verabschiedet hatte, stieg er zu Jngeborg empor, die im oberen Stock ein Zimmerchen bewohnte. Er traf sie mit Dina und sah sich von beiden aufs herzlichste begrüßt. Zwischen den beiden Mädchen hatte sich in der kurzen Zeit ihres Zusammenlebens ein überaus inniges Verhältnis gebildet, und als Dina nun hörte, daß er gekommen sei, ihr die Freundin zu nehmen, gab sie ihrem Kummer Ausdruck. Jngeborg, welcher der Abschied gleichfalls nicht leicht wurde, hatte alle Mühe, sie zu trösten. Aber so angenehm der Aufenthalt im Hause der Frau Ericius für Jngeborg auch gewesen und so gütig die Aufnahme war, die sie dort gefunden hatte, widerstrebte es ihr doch, das fremde Gastrecht ohne Gegenleistung länger zu genießen. Sie sehnte sich nach einer Thätigkeit, wie sie sich ihr in Trollheide bot, und nur der Gedanke, daß Larsen sie dort aufs neue mit seiner gewaltthätigen Zudringlichkeit verfolgen könnte, machte ihr bang. Allein in dieser Hinsicht beruhigte sie Trowbolt, der seine letzten Pläne vor dem Mädchen noch geheim hielt, und so ersuchte sie noch am gleichen Abend, nachdem sie ihre Habseligkeiten zusammengepackt und sich von der Familie verabschiedet hatte, mit ihrem Beschützer nach Limfjorden zurück.

9.

Graf Snarre hatte sein Möglichstes gethan, Susanne zu bewegen, daß sie ihre Abreise noch einige Tage aufschiebe, und auch seine Tante hatte sich dieses Bemühungen angeschlossen, aber Susanne bat, nicht in sie zu dringen. Jhr Benehmen war seit der Unterredung mit Trowbolt so verändert, daß es den Hausgenossen auffallen mußte; sie war ernster, stiller als zuvor, und vergebens mühte sich Snarre, ein Lächeln auf ihre Züge zu rufen, vergebens mühte er sich auch, zu erraten, was zwischen ihr und Trowbolt vorgefallen sein möchte.

Mit ruhigem Ernst reichte sie ihm beim Abschied die Hand, und aus ihren Dankesbezeigungen sprach wohl warmes Gefühl, aber auch nicht mehr, nichts, was seine Hoffnungen irgend hätte ermuthigen können, ja, selbst seine Begleitung hatte sie abgelehnt.

Snarre war zornig bald über sich, bald über Trowbolt, er suchte sich in dem Schmerz über Susannens Kälte die ganze Angelegenheit aus dem Kopf zu schlagen, aber die Folge war, daß er sich nur immer leidenschaftlicher in die schöne Frau verliebte, immer ernster über die Mittel nachdachte, sie ganz zu besitzen.

Gleich nach Susannens Abreise hatte er einen Boten zu Trowbolt nach Limfjorden geschickt, von dort aber die Nachricht erhalten, daß der Direktor in Geschäften nach Kiel gereist sei. Nun erwartete er voll Ungeduld Trowbolts Zurückkunft, und er stand schon im Begriff, selbst nach den Werken hinüberzureiten, als sich der Heimgekehrte bei ihm melden ließ.

„Ah, mein verehrtester Herr Direktor!“ rief Graf Snarre mit sichtbarer Freude. „Ich bin sehr glücklich, Sie zu sehen, ja, ich muß sagen, ich stand schon mit dem Fernrohr auf meinem Schloßthurm und schaute nach Jhnen aus! Nun, ich hille, was bringen Sie Neues? Nehmen Sie gütigst Platz! Sie waren in Kiel?“

Trowbolt nickte.

„Ja, Herr Graf! Ich komme mit viel Neuem, und da Sie in erster Linie daran betheiligt sind, gestatten Sie, daß ich Jhre Aufmerksamkeit dafür in Anspruch nehme. Um zunächst kurz die Sachlage zu erortern: Sie hatten mich bezüglich Jhres neulichen großmüthigen Angebots um Verschwiegenheit gegenüber jedermann und besonders gegenüber den Damen Ericius ersucht. Leider war es mir nicht möglich, dieses Versprechen in seinem ganzen Umfang zu erfüllen.“

„Ah!“ machte Snarre und seine Züge verfinsterten sich.

„Es mußte sich mir,“ fuhr Trowbolt fort, „nachdem ich mit von dem ersten Erstaunen über Jhr Gebot erholt und die Sache näher überlegt hatte, die Frage aufdrängen, ob ich nun denn diesen einem Geschenk gleichkommenden Anerbieten allein auf meine Verantwortung annehmen dürfe, -so lange noch irgend eine Möglichkeit vorhanden war, die bestehenden Wirrnisse in anderer Weise zu lösen, ob ich nicht verpflichtet sei, diejenigen, die mich mit ihrem Vertrauen beehrten und denen das Geschenk zugute kam, davon in Kenntnis zu setzen. Nun, Herr Graf, Pflicht und Gewissen sagten mir, daß die Unterlassung einer solchen Mitteilung einem Vertrauensmißbrauch viel schwererer Art gleichgekommen wäre, als Sie ihn in dem Bruch meines Schweigens erblicken mögen. Pflicht und Gewissen sagten mir ferner, daß ich erst mit allen Mitteln die Möglichkeit einer andern Lösung suchen und, nachdem ich sie gefunden, nicht der Gräfin Susanne, obwohl sie die Nächstbetheiligte ist, aber doch ihrer Mutter, der Witwe Ericius, von Jhrem Angebot vertrauliche Mitteilung machen und ihr die freie Wahl des immerhin einzuschlagen den Weges überlassen müsse. Und so habe ich gehandelt.“

Der Graf hatte der überzeugenden Sprache Trowbolts nicht entgegenzusetzen.

„Sie haben recht gethan wie immer,“ sagte er ohne Zögern, „Aber nun, wofür hat sich die Dame entschieden?“

„Frau Ericius,“ erwiderte Trowbolt, „glaubt unter ihr empfundenem Dank für solche Güte Jhr großherziges Anerbieten dennoch ablehnen zu müssen, Herr Graf. Sie hat sich überzeugt, daß Fran Susanne ein solches niemals annehmen würde, und hält eine Verheimlichung der Sache für ebenso wenig angängig Jhrer Tochter ausgeprägter Unabhängigkeitsliebe würde sich dagegen auflehnen. Ich theile diese Ansicht, so, bin schon kurz und unserer Unterredung — wie ich offen bekennen muß — zu der selben Einsicht gelangt. Wir griffen, um den Wünschen der Gräfin schnell und sicher zu entsprechen, zu einem Mittel, das sich bei bald genug als ein unausführbares herausstellte. Wer irrte mehr einmal? — Ich komme aber nun mit einem andern von Jhnen ursprünglich angeregten Vorschlage, hochgeehrter Herr Graf, und diesem bitte ich freundlich Gehör schenken zu wollen.

Es ist mir doch schließlich klar geworden, daß es nur einen Weg giebt, um all der vorhandenen Schwierigkeiten Herr zu werden, und er besteht in dem Verkauf der Ericiusschen Besitzungen. Ich bitte deshalb, Sie fragen zu dürfen, ob Sie Limfjorden und Trollheide erwerben wollen, und bin beauftragt, im besahenden Fall sofort mit Jhnen abzuschließen. Daß Sie ein solches ja vortheilhaftes Geschäft machen, dafür bürge ich Jhnen. Jch genügendes Betriebskapital vorhanden, so kann der Besitz schon in wenigen Jahren eine Goldgrube werden.

Die genaueren Nachweise vermag ich Jhnen jederzeit vorzulegen: alle auf die Werke bezüglichen Papiere: die Abschätzungen und Ertragsberechnungen liegen vor, und bei den letzteren ist mit der größten Vorsicht verfahren worden. Jm allerschlechtesten Falle werden Sie mit Jhrem Gelde sechs Prozent machen, wahrscheinlich aber ist, daß sich der Gewinn dauernd auf das Doppelte stellen wird.“

Snarre nickte mit dem Kopf. Alles, was Trowbolt soeben gesprochen, hatte seinen Ohren sehr wohl geklungen. Die Verbindung von Limjorden und Trollheide paßte in seine Pläne, und sie würde — es sagte ihm das ein unbestimmtes, sicheres Gefühl — seinen geheimen Wünschen nützlich sein.

„Jch danke Jhnen für Jhre Mitteilungen,“ entgegnete er — die guten Eindrücke, die er empfangen hatte, als kluger Geschäftsmann äußerlich verbergend — „und will Jhnen gern gestehen, daß auch in mir inzwischen wegen der Hergabe des Geldes Bedenken aufgestiegen sind. Betrachten wir also diesen Punkt als erledigt! — Was nun den Ankauf von Limfjorden anbetrifft, so möchte ich, bevor ich eine Meinung äußere, mich über zwei sehr wichtige Punkte unterrichten. Erstens: wie viel fordern Sie, und zweitens — werden Sie, Herr Direktor Trowbolt, den Werken auch ferner Jhre Thätigkeit widmen?“

Snarre schaute Trowbolt bei diesen Worten mit großer Spannung an und erhob sich dann, um nach einer neuen Cigarre zu greifen und auch Trowbolt eine solche anzubieten.

Und während der blaue Rauch durch das hohe, mit schweren Seidentapeten ausgeschlagene Gemach schwebte und den Weg durch die geöffneten Fenster nahm, sagte Trowbolt mit seiner ernsten, vertrauenerweckenden Miene:

„Der Preis der Gesammtbesitzungen stellt sich mit Aktiven

und Passiven auf rund eine halbe Million Thaler, Herr Graf. Was meine Person anbetrifft, so möchte ich zurückstreten. Jeder andere geschäftskundige Mann kann jetzt — nachdem die ersten schweren Jahre vorüber sind — die Werke ebensogut leiten wie ich und ist wesentlich billiger zu haben. Ich hatte die Absicht, Ihnen im Fall der Uebernahme Herrn von Alten zu empfehlen. Mich leiten dabei in keiner Weise verwandtschaftliche Rücksichten, obgleich ich ihm natürlich alles Gute wünsche, sondern lediglich die Interessen des künftigen Besitzers. Sie werden übrigens, wie ich hervorheben möchte, die Verwaltungskosten noch sehr einschränken können, Herr Graf, und wenn Sie — ich bitte um Verzeihung! — meinen Vorschlägen folgen wollen, bin ich sicher, Sie werden den Ankauf nie bereuen!"

„Ich es unbesehenden, nach den Gründen Ihres mich allerdings sehr überraschenden Entschlusses zu fragen, Herr Direktor? Nicht Neugierde treibt mich, sondern aufrichtige Theilnahme für Sie. Ich muß Ihnen bekennen, daß ich die Erwerbung der Besitzungen ohne Sie niemals ins Auge gefaßt habe. Gerade Ihre ungewöhnlichen Fähigkeiten und die Sicherheit, daß die Dinge unter Ihrer Leitung einen durchaus erwünschten Fortgang nehmen würden, ließen den Gedanken in mir aufsteigen, dem ich ja Ihnen gegenüber auch früher schon Ausdruck verlieh."

Diese Frage brachte Trombolt in große Verlegenheit, was dem scharf beobachtenden Blick Snarres nicht entging. Richard zögerte mit der Antwort, die Lüge widerstrebte ihm, und die volle Wahrheit zu sagen, konnte er sich doch auch nicht entschließen. Endlich, da er fürchten mußte, sein Schweigen könnte von dem Grafen mißdeutet werden, vielleicht sogar den ganzen Kauf in Frage stellen, erwiderte er mit einer Offenheit, die ihn immerhin schwere Ueberwindung kostete:

„Die Gründe, die mir den Aufenthalt in Limforden unmöglich machen, sind rein persönlicher, von dem Gang der Werke völlig unabhängiger Natur; sie Ihnen des näheren auseinanderzusetzen, hieße ein Geheimniß preisgeben, das nicht mir allein gehört. Die Erinnerung an ein sehr ernstes, für mein Leben entscheidendes Ereigniß verleidet mir den Ort; ich kann sie bei aller Thätigkeit nicht abstreifen. Lange habe ich dagegen gekämpft, eine Zeitlang glaubte ich, ihrer Herr geworden zu sein, allein sie lebt wieder, sie würde mich anfreiden, wenn ich ihr nicht entflöhe. Was ich suche, ist Vergessen, und das kann ich, wenn überhaupt, nur in einem fremden Land, in neuen Verhältnissen, in einer andern Lebensstellung finden. Forschen Sie nicht weiter, Herr Graf, lassen Sie sich an diesen Andeutungen genügen, die ich Ihnen gebe und auch Ihnen nur, um jeden Zweifel zu beseitigen, als ob irgend welche andere, vielleicht geschäftliche Gründe meinen Entschluß beeinflußt hätten."

Snarre horchte hoch auf. Hatte ihm nicht Susanne dasselbe oder doch etwas Aehnliches gesagt, als er sie nach ihren Plänen für die Zukunft gefragt hatte? Ja, sie hatte unverhohlen auf Trombolt als den Mann hingewiesen, dessen Nähe ihr eine Quelle bittern Selbstvorwurfs sei, den sie gegen ihre bessere Ueberzeugung gekränkt, dessen Achtung sie verscherzt zu haben fürchte. Er erinnerte sich noch genau jedes Wortes, er entsann sich der seltsamen Veränderung in Susannens Wesen nach ihrem letzten Gespräche mit dem Direktor, und es ward ihm klar, daß zwischen ihr und Trombolt irgend welche Beziehung bestehen müsse, und daß Trombolts Entschluß damit zusammenhänge. Er ahnte etwas von einem hochherzigen Verzicht, zu dem eben nur dieser Mann fähig war, und wie er ihn dafür bewunderte, so sagte ihm seine vorurtheilsfreie Einsicht, daß er ihm auch zu Dank verpflichtet sei, daß die Frucht dieses Verzichts ihm, Snarre, zugut komme.

„Trombolt!" sagte er plötzlich unter dem Eindruck dieser Gefühlsmischung — „Erlauben Sie, daß ich das Herr' weg lasse und Ihnen die Hand reiche als Ihr Freund! — Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen! Folgen Sie Ihrem Drang, der nur ein edler sein kann! Ich laufe die Werke und das Gut, und wenn es Ihnen draußen in der Welt einmal, was nie eintreten möge! fehlgeht gehen sollte, so erinnern Sie sich, daß Ihre Stelle frei ist, und daß Sie mir jederzeit willkommen sind!" — —

Vier Tage nach dieser Unterredung trafen bereits Graf Snarre und Trombolt in Kiel ein und schlossen bei dem Advokaten Justizrath Rendtorff den Kaufvertrag über Limforden und Trollheide ab. Nach den geschäftlichen Auseinandersetzungen hatte Frau Ericins die Herren zu Tische eingeladen. Trombolt fehlte wegen eines leichten Unwohlseins ab, aber Snarre erschien und sah bei dieser Gelegenheit Susanne nach längerer Zeit zum ersten Male wieder. Ihre Begegnung hatte einen sehr herzlichen Charakter. Doch blieb Susanne während des ganzen Essens ernst, obwohl der Graf alle seine Liebenswürdigkeit entfaltete und besonders Frau Ericins ganz für sich einzunehmen wußte.

Er erzählte von seinen Erlebnissen und Reisen in einer eigenthümlichen und von der Vortragsweise der meisten anderen Menschen abweichenden Art, war voll guter Laune und erhob gegen Schluß der Tafel das Champagnerglas, indem er die Bitte aussprach, es möge der Familie gefallen, ihn demnächst in Snarre mit einem Besuch zu beehren, damit die gut begonnene Freundschaft mit dieser Begegnung nicht ihr Ende erreicht habe. Seine Tante, die Gräfin, sei äußerst begierig, auch die gnädige Frau und Fräulein Dina kennenzulernen, und wolle zu diesem Zweck ihren Aufenthalt in Snarre verlängern.

Am andern Tage traten die Betheiligten nochmals zu einer geschäftlichen Rücksprache zusammen, und es wurde die Abrede getroffen, über den geschehenen Verkauf zunächst völliges Still schweigen zu beobachten, damit nicht Ulzlar, wenn er davon erfahre, seine Ansprüche erhöhe. Auch wurden die Einleitungen zu der unmittelbar vorzunehmenden Scheidung zwischen den Ehegatten am folgenden Tage vom Justizrath getroffen und Ulzlar ward von letzterem vorläufig verständigt, sich unverzüglich in Kiel wegen der damit verbundenen Förmlichkeiten einfinden zu wollen.

Vierzehn Tage später hatte Trombolt sich bereits von allen Beamten, Arbeitern und sonstigen Insassen Limfordens und Trollheides, wofelbst Ingeborg von ihm in ihre neue Stellung ein geführt worden war, verabschiedet und seiner Schwester in Hamburg die frohe Nachricht verkündet, daß Alten in seine Stelle getreten sei und ihrer Vermählung nichts mehr im Wege stehe.

Gesegnet von allen, die ihn kannten, betrauert, fast beweint von seinen Untergebenen, ging er von dannen und verließ seiner seits schweren Herzens die Schöpfungen, die unter seiner thatkräftigen und umsichtigen Leitung sich so vortheilhaft entwickelt hatten. Der letzte Gruß, den die Familie Ericins erhielt, kam aus dem hohen Norden, wohin sich Trombolt vorläufig gewandt hatte.

„Ich bleibe zunächst drei Jahre fort," hatte er seiner Schwester gesagt, „und wenn Du nichts von mir hörst, denke, daß es mir gut geht! Leb' wohl! Ich weiß, Dir wird glücklich werden!"

10.

Reichlich ein Jahr nach den vorstehend geschilderten Ereignissen saß Dina Ericins vormittags in der inzwischen von ihrer Mutter bezogenen neuen Wohnung am Düsternbroker Weg und vollendete eben einen Brief mit den laut gesprochenen Worten „Gezeichnet: Dina Ericins." Sie lachte tustig, dann las sie alles, was sie geschrieben hatte, noch einmal durch und fügte — bis weilen sehr zweifelhaft bezüglich der Richtigkeit und mehr nach Gutdünken als nach Regeln verfahrend — einige Interpunktionszeichen hinzu. Der Brief aber lautete folgendermaßen:

„Meine furchtbar nette Emma!

Endlich, endlich komme ich dazu, Dir den versprochenen Brief zu schreiben! Aber Du glaubst nicht, wie viel ich nun die Ehren hatte, und wie oft ich mich daran zupfte wegen der Schande, ein so schlechter Kerl gegen Dich zu sein! Aber gewiß, nun geht's los, und ich erwarte, daß Du genau ausphorcht, Du ungewöhnlich prachtvolles Mädchen! Erfahre denn, daß in Kiel im Grunde ganz und gar nichts passirt, daß hochstens die an den Kriegsschiffen aufgehängte Wäsche einmal bei starkem Ostwind stärker flattert als gewöhnlich — und o Emma, süßes Kind, daß mich's Dir gestehen, lange kann ich diese Wäsche nicht mehr aushalten! Auf den Düsternbroker Wege die Bellevue begegnen einem morgens nur der leere Pferdebahnwagen und nachmittags immer dieselben unausstehlichen Menschen, und in der Holstenstraße riecht es meistens so nach Käse, — ich weiß nicht, guter Kakadu, weshalb es gerade immer nach Käse riecht! — daß ich es nicht ertragen kann. Da war es denn zunächst eine artige Einrichtung des Himmels, daß mein Geburtstag kam, an dem denn so auch Du Deine zierlichen Schwingen regtest und mir Deine Zeilen mit den allerliebsten beiden Tinten flecken sandtest. Daß Du übrigens noch auf dem alten Standpunkt der Briefschreiberei stehst, Anreden macht, wie „Meine furchtbar nette Dina", Grüße zum Schluß bestellst (Du, dies Grußbestellen kann ich, kann ich, kann ich nicht mehr aushalten) und Tintenkleye entschuldigst, finde ich — getinde ausgedrückt — empörend. Doch nun wieder zu meinem Geburtstag, ungedultiges Mädchen! —

In der Brautheit.

Nach einem Gemälde v. Spitzer

Photogravüre im Verlage der Photographischen Union in München

Brautzeit.

Von E. Spitzer.

Von Mama bekam ich ein prachtvolles Sommerkostüm, Kleid, Jacket, Sonnenschirm, Handschuhe, alles in den Farben zusammenpassend, ferner ein Armband, das ich mir schon seit den Zeiten Noahs gewünscht hatte, und einige reizende Nippes nebst Geld. Von Schanne, geschiedener Gräfin von Uxlar, einstens äußerst melancholisch, kopfhängerisch und durchschnittlich mausfleblich, jetzt aber wieder nett, flott und lebenslustig, zwei Geselschaftsvögel in einem entzückenden Käfig. Höre, furchtbar nette Emma, ein Paar solcher Thiere müßten alle Ehelente im Zimmer haben, damit sie sehen, wie sich ein vermähltes Paar noch nach einundachtzig Jahren benehmen soll. Sie sind von einer Liebenswürdigkeit mit einander, die Amor und Psyche beschämen könnte. Nun, waren Amor und Psyche etwa nicht musterhaft zärtlich, unwiffendes Kind? Am Tage darauf machten wir einen Ball beim Oberpräsidenten mit, wo wir auch den berühmten Grafen Esbern-Snarre trafen. Du weißt, den enorm reichen Gutsbesitzer aus Nordschleswig, der unsere Limforder Besitzungen vor einem Jahre gekauft hat und zu dem Susanne damals sich vor Uxlar flüchtete. Er mag, glaube ich, die geschiedene Gräfin sehr gern, wenigstens zeichnete er sie vielfig aus, aber er sit auch famos. Höre, Du: den würde ich auch heirathen, sofort, ohne Bedenken, plötzlich!

Wir sollten schon im vorigen Herbst nach Snarre zum Besuch, da wollte die gnedige Susanne nicht. Nun hat uns der Graf, der übrigens einige Male bei uns zu Besuch war, nach unserer Badereise — wir gehen nach Föhr — eingeladen, und ich glaub', es wird was daraus. Der Ball verlief prachtvoll, fünfzehn Bonnets bekam ich beim Cotillon, aber mein neues Barège war hellig, völlig, völlig hin. Also dreimal hin! —

Mama geht es jetzt wieder sehr gut; nach allen Aufregungen, die nach Papas Tode eintraten, ist es nicht zu verwundern, daß sie sehr angegriffen war.

Unsere Wohnung ist himmlisch, Blick auf den Hafen, alles sehr bequem und macht sich bei Gesellschaften äußerst elegant. Ich habe mein Zimmer nach hinten links; rechts residirt Sanuchen, wie der abscheuliche Uxlar mein schönes Schwesterlein immer nannte. Sanuchen fährt auf dem Wasser, malt, spaziert, liest, musizirt und ist — ich wiederhole es — zwar viel ernster als früher, aber doch ein lieber, drolliger Kerl. So, nun weiß ich nichts mehr. Schreibe „postwendend", wie der alte Acht bei Papa immer sagte, und bewühe Dich, so vollkommen zu werden, wie es einer Person angemessen ist, welche die Ehre hat, Freundin genannt zu werden von

gezeichnet
Dina Ericins.

Postscriptum (NB. Jedes vernünftige Mädchen in der Welt macht ein Postskriptum). Ingeborg Elbe hat mir mehrmals geschrieben. Ich freue mich diebisch, sie in Trollheide aufzusuchen. — Direktor Trombull ist augenblicklich in Island, hat in Kopenhagen ein großartiges Exportgeschäft angefangen."

Was Dina Ericins in dem vorstehenden Briefe ihrer Freundin geweidet hatte, bestätigte sich, und auch ihre Voraussetzung traf zu, daß die Familie nach Snarre gehen werde. Mitte August, vierzehn Tage nach der Rückkehr von Föhr, befanden sich alle drei auf dem Gute des gastlichen Grafen.

An demselben Tag war in Limforden ein Brief von Richard Trombull aus Kopenhagen eingelaufen. Während sich Herr von Atten und seine junge Frau noch über dessen im allgemeinen erfreulichen Inhalt unterhielten, traf der alte Peter Elbe schier athemlos und in größter Erregung mit der Nachricht bei ihnen ein, daß seine Tochter Ingeborg seit gestern von Trollheide verschwunden und trotz aller Nachforschung weder dort, noch in der nähren Umgebung zu finden sei. Seine letzte Hoffnung sei gewesen, dieselbe möge nach Limforden gefloben sein, da sie schon seit einiger Zeit durch die Nachricht von Larsens Rückkehr in große Angst versetzt wäre. Nun aber könne er nur einen neuen Gewaltstreich des Kapitäns als die Ursache ihres plötzlichen Verschwindens vermuthen, zumal dieser, wie er, Peter Elbe, erfahren, geschworen habe, sich an dem Mädchen rächen zu wollen. Atten war selbst tief bekürzt, da ihm sein Schwager vor seiner Abreise das Wohl des Mädchens noch ganz besonders ans Herz gelegt hatte, aber er verbarg die eigene Sorge, um den Atten, den Schmerz und Angst ohnehin ganz kopflos gemacht hatten, nicht noch mehr aus der Fassung zu bringen. Vielmehr sprach er ihm Muth zu, und beide machten sich sofort auf den Weg, um mit Hilfe der Behörden die Spur der Vermißten weiter zu verfolgen.

Die Ursachen dieses räthselhaften Verschwindens waren folgende:

Ingeborg wußte seit acht Tagen, daß Larsen wieder in Kiel sei. Eine beständige Unruhe quälte sie seitdem, das unheimliche Gefühl einer ihr drohenden Gefahr. Bis dahin jedoch war alles ruhig geblieben. Da, während die Arbeiter und auch ihr Vater draußen in den Mooren beschäftigt waren und sie selbst in ihren Stübchen an dem auf den Garten gehenden Fenster saß, hörte sie plötzlich draußen eine flehende Stimme: „Ingeborg!" Er war es, der unter den Bäumen stand, aber ehe er noch ein weiteres Wort sagen konnte, hatte sie, von namenlosem Entsetzen erfaßt, das Fenster zugeschlagen, die Hausthür verriegelt und sich auf den obersten Boden des Hauses geflüchtet, von wo sie durch eine Dachluke den weiteren Unternehmungen des Kapitäns mit steigender Angst zusah.

Larsen, der vergeblich an der Thür gerüttelt und seinen Ruf erst demüthig flehend, dann immer zorniger wiederholt hatte, schrie zuletzt das Fenster ein. „Nun, kommst Du?" rief er noch mals, „oder soll ich zu Dir kommen?"

Sie sah sich verloren, in seiner Gewalt, wenn er sein Vorhaben durchführte. Nur eine Rettung noch gab es für sie. „Nun gut; ich komme," rief sie hinunter, und dann blitzschnell die Treppe hinabeilend, öffnete sie eines der nach dem Hof gehenden Fenster, schwang sich hinaus, erreichte glücklich den Boden und eilte nun mit Sturmesseile dem Hauptgebäude des Gutes und, als auch dort alles öd und verlassen war, weiter durchs Thor, auf dem Fahrweg den Mooren zu. Gott sei Dank, da stand ein Wagen!

„Retten Sie mich!" schrie Ingeborg, auf den Fuhrmann zustürzend.

„Guten Abend, Fräulein Elbe! Wohin denn so eilig?" bud dieser an. Es war kein anderer als der rothe Jeppe, den man eben, da ihm die Brandstiftung schließlich doch nicht sicher nachzuweisen gewesen war, aus längerer Untersuchungshaft entlassen hatte.

Während er sprach, reichte er ihr scheinbar gutmüthig die Hand hin, in die sie vertrauend und nur auf ihre Rettung bedacht einschlug.

„Fahren Sie mich nach den Mooren!" hauchte sie, „aber schnell, ehe — —" In diesem Augenblick stürzte jedoch Larsen, durch einen Pfiff Jeppes aufmerksam gemacht, herbei. „Halte sie nur fest, Jeppe!" schrie er schon von fern. Ingeborg sah zu spät, daß sie in eine Falle gerathen war; ein sehr ungleiches Ringen begann, denn der Mann war stärker als sie und unsipanne mit eisernem Griff ihre Handknöchel.

„Nur ruhig!" höhnte Jeppe, als sie verzweifelt um Hilfe schrie, „das Schreien nützt Ihnen nichts!" Und im nächsten Augenblick hatte ihr Larsen ein Tuch um den Mund gebunden und ihre Hände zu knebeln. Nun schleppte er die völlig Wehrlose in den Wagen hinein, Jeppe sprang auf den Bock, und davon ging's in sausendem Galopp.

Ueber die Moorheide goß eben die Abendsonne ihre letzten Strahlen und gab der Gegend ein tief melancholisches Gepräge. Aus einem Wiesenkumpf am Wege ertönte das Quaken der Frösche, dazwischen ein heimliches Zirpen kleiner in dem Grase und Moose verborgener Geschöpfe. Leichte Dämmerung lag wie ein zarter Nebelrauch zwischen dem silbernen Monde und der schimmernden Erde. Der stille Friede der Natur stand in seltsamem Gegensatz zu dem in rasender Hast dahinrollenden Fuhrwerk und den von Angst oder Leidenschaft bewegten Herzen seiner Insassen.

Nachdem sie eine Stunde gefahren waren, ließ Larsen halten, löste das Tuch, das er um Ingeborgs Mund geschlungen hatte, und redete auf sie ein.

„Zu kurzer Zeit sind wir am Heideburg," bud er an. „Wir kehren dort ein, und ich will mit Dir reden ohne Zeugen. — Ich habe mir zwei Fragen an Dich, und hast Du sie beantwortet, gebe ich Dich frei. Vorher aber verpfände mir Dein Wort, daß Du niemand willkeiten wirst, was geschehen ist, weder denen im Wirthshaus, noch Deinem Anhang in Trollheide."

Ingeborg log da mit ihren großen, schmerzbewegten Augen wie ein Schlachtopfer. Am liebsten hätte sie dem Menschen, der es nun zum zweiten Male gewagt hatte, sie wie ein Thier zu knebeln, ein Messer in die Brust gestoßen. Sie faßte ihn mit der ganzen Kraft ihrer Seele, aber sie setzte die Knabeil über ihr beifördrängendes Blut und sagte mit finsterem Blick:

„Schwören Sie mir, daß Sie Ihr Wort halten — dann will ich thun, was Sie fordern."

„Ich halte mein Wort, eines Schwurs bedarf es nicht. So, ich löse Dir die Hände. Setze Dich zu mir auf den Sitz und gieb

Die das Ansehen, als reiften wir als gute Kameraden!“ Und weich fügte er hinzu: „Ich bitte Dich, Ingeborg, thu', wie ich Dir sage, und vertraue mir! Du sollst Dich nicht in mir täuschen!“

Ingeborg hatte von dem Augenblick an, da ihre Bande gelöst waren, nur den einen Gedanken — Flucht! Sie wußte, was sie von Larsens Versprechungen zu halten hatte, und daß auch bei den Bewohnern des einsamen Heidekrugs, selbst wenn es ihr gelang, sich diesen heimlich anzuvertrauen, auf Hilfe schwerlich zu rechnen war. Zu ihr aber stand es fest, daß sie lieber sterben als sich der rohen Gewalt Larsens fügen wollte. Sie suchte seine Wachsamkeit zu täuschen, indem sie scheinbar seinen Worten Vertrauen schenkte und auf seine Vorschläge einging. Wie er sich nun aber während des Weiterfahrens zu dem kutschierenden Jeppe vorbeugte, um ihn zu einer Beschleunigung der bisher eingehaltenen Gangart der Rosse zu veranlassen, benutzte sie diesen Augenblick, um sich mit tollkühnem Sprung von dem Fuhrwerk herabzuschwingen. Sie stürzte zu Boden, raffte sich auf, und noch ehe Jeppe die Pferde zügeln und der wild emporschnellende Kapitän abspringen konnte, war sie schon in den dichten Nebel, der jetzt weithin die Heide bedeckte, verschwunden.

Nur eine kurze Strecke war ihr Larsen nachgeeilt, dann stand er, die völlige Aussichtslosigkeit weiterer Verfolgung einsehend, still, ballte die Faust und schrie ihr nach in den wogenden Nebel: „Das bezahlst Du mir, Ingeborg Elbe! Ein drittes Mal sollst Du mir nicht entweichen!“

Dann kehrte er bebend vor Wut zu Jeppe zurück und fuhr mit ihm nach dem Heidekrug. In seiner maßlosen Erregung überhäufte er den Dänen mit Vorwürfen und Beschuldigungen, und darüber geriethen die beiden Spießgesellen in einen heftigen Streit, von dessen Lärm noch lange die Wände des einsamen Gehöfts widerhallten.

Inzwischen rannte Ingeborg wie ein gehetztes Wild über die Heide; erst ziel- und planlos, dann, wie sie glaubte, die Richtung nach Trollheide einschlagend.

Freilich ängstigte es sie, daß plötzlich der Mond verschwand, der Abend gleich einem dunklen Leichentuch hernieder sank und bald nur noch der Instinkt ihre Schritte lenken mußte. Sie hoffte, in kurzer Zeit einen Landweg zu erreichen, der nach Trollheide führte, und wenn sie zu diesem gelangte, war alles gut.

Aber während sie nun dahinlief, sank plötzlich ihr Fuß tief in den Erdboden. Sie war auf einen Streifen sogenannten wandernden Moorlandes gerathen. Sie zog den Fuß mühsam wieder heraus, änderte die Richtung, wollte zurück, aber immer weicher wurde unter ihren Füßen der Grund, und plötzlich sank sie tief — an die Hüften in die tückische schwarze Erde.

Ein Schrei wahnsinniger Angst drang durch die Nacht, ein furchtbarer Schrei, daß zwei in der Nähe hockende Krähen mit lautem Gekrächze aufflogen.

Ingeborgs Bemühungen, sich wieder herauszuarbeiten, ließen sie nur immer tiefer einsinken. So blieb ihr, als sie endlich doch auf etwas Festes stieß — es mochte wohl der Stumpf einer alten, im Moor begrabenen Eiche sein — nichts übrig, als regungslos auf dem so gewonnenen Stützpunkt zu verharren, mit der schwachen Hoffnung, daß der Instinkt ihr eine Hilfe schicke.

Und der Abend senkte sich immer tiefer herab, die Nacht kam; kühle Luft umwehte ihre Stirn; auf ihre Brust drückte die schwere Moorerde wie Centnerlast, und ihr über alle Maßen erregtes Gehirn schuf ihr die entsetzlichsten Vorstellungen. Im Moor versinken! Vielleicht nach langen, langen Stunden Erlösung! Aber auch eben nur vielleicht! Hier wohnten keine Menschen, ihr Ruf verhallte in der Oede. — Und dann blitzte doch wieder ein Schein von Hoffnung in ihr auf. — War sie nicht eben noch auf festem Grunde gewesen, war nicht plötzlich die Erde gewichen? Würde sie nicht, durch das helle Tageslicht unterstützt, die Möglichkeit gewinnen, sich aus dem fürchterlichen Zustande zu befreien?

Aber konnte sie die Nacht überleben? Bisweilen war's ihr schon, als ob die Lunge den Dienst versagte, und ein Gefühl von Schwere hatte sich ihrer Glieder bemächtigt, als sei Blei hineingegossen. Ja, das Schicksal war gegen sie! Es wollte ihr Verderben!

Die Unglückliche erhob die Augen zum Himmel. Der Mond noch immer hinter den aufgestiegenen Wolken versteckt, und nur — und dort schimmerte ein Stern, gleichsam furchtsam, aus dem Dunkel hervor. Ein scharfer, modriger Geruch peinigte das gequälte Weib; eine grenzenlose Abspannung ohne Schlaf bemächtigte sich ihrer — und nun — nun fuhr gar ein harter, rauher Stoßwind daher und schnob und pfiff über Heide und Moor. — Es rasselte und stöhnte in der Luft, als ob böse Geister losgelassen wären.

„Barmherziger Gott! Erbarme dich meiner!“ Ingeborg schrie's durch Wind und Sturm und wußte doch, daß keine Wunder mehr geschehen. Und durch ihr Gehirn ging alles in rasendem buntem Wechsel. Das Bild ihres Vaters stieg vor ihr auf — Larsen — Erieius — ihre verstorbene Tante, viele Einzelheiten ihres Lebens — zuletzt Tromholt. Gewiß, wenn er auf Limfjorden geblieben wäre, der Schurke hätte nicht gewagt, sich ihr zu nahen. — Tromholt, Tromholt! Er würde sicher herbeieilen, wenn er wüßte, daß sie hier unter entsetzlichen Qualen dem Tode verfiel. — Ja — Tod! Du — du — — Nun fegte der Wind wieder und löste ihr Haar und wirbelte Staub auf, der in ihre Augen flog. Und die Arme waren gefangen, und wenn sie sie hervorzog, war's ihr, als ob sie tief und tiefer sinke. — Zuletzt vorher die Besinnung, während über ihr in der Luft abermals die unheimlichen schwarzen Vögel krächzten. —

11.

In Snarre saßen die Herrschaften beim Abendessen. Der Graf hatte es an nichts fehlen lassen, seinen Gästen den Aufenthalt möglichst angenehm zu machen, und die Gräfin Snarre, eine alte Dame von vornehmem Ansehen, mit dunklen Augen und weißem, unter einem schwarzseidenen Spitzenhut, das sie stets trug, silbern hervorschimmernden Haar, unterstützte ihn dabei in liebenswürdigster Weise. Zwischen ihr und Fran Ericius fanden sich manche Berührungspunkte aus früherer Zeit, die den Verkehr zwischen ihnen besonders lebhaft machten; Dina gab sich der Freude hin, das Landleben, für welches sie immer geschwärmt hatte, endlich in vollen Zügen genießen zu dürfen, und nur Susannens Wesen war in dem Jahr, das seit ihrer Trennung von Graf Ulstar vergangen war, womöglich noch ernster und gemessener geworden. Graf Snarre mußte sich zu seiner großen Enttäuschung überzeugen, daß sie seinen zärtlichen Bemühungen, sie anzuheitern, nur ein zerstreutes Ohr lieh, oft in plötzliche Träumerei versank und bei aller Höflichkeit, die sie ihm als Gast schuldig war, die Unterhaltung der beiden älteren Damen der seinigen vorzuziehen schien. Diese Wahrnehmung verstimmte ihn um so mehr, als er gerade auf Susannens Anwesenheit in Snarre all seine Hoffnung gesetzt hatte. Eine um so aufmerksamere Zuhörerin fand er an Dina, die auf seine Neckereien und Vergnügungsvorschläge bereitwillig einging und verständnißvoll bemüht war, das einsilbige Wesen der Schwester durch ihre lustige Plauderhaftigkeit wieder gutzumachen. Ihr gelang es auch wirklich, den Mißmuth, der sich Snarres bemächtigen wollte, zu besiegen. Susannens Ueberraschung in kurzer Zeit zu bannen; ihr drolliges Wesen belustigte ihn ungemein, so daß er darüber Susannens Zurückhaltung mehr und mehr vergaß und sich ganz dem Zauber des sonnigen Humors ihrer Schwester hingab.

Eben da die Unterhaltung in lebhaftes Fluß kam, wurde Alten gemeldet. Nachdem alles Nachforschen nach Ingeborg auf Limfjorden vergeblich geblieben, war er nach Snarre hinübergeritten, hatte aber schon auf dem Gutshof zu seiner Enttäuschung erfahren, daß Ingeborg auch hier, wie er bei ihrem freundschaftlichen Verhältniß zu Dina einen Augenblick gehofft hatte, nicht anwesend sei.

Die Nachricht von dem Verschwinden des Mädchens erregte natürlich auch in diesem Kreis die allgemeinste Besürzung. Graf Snarre war bereit, die zu Ingeborgs Wiederauffindung zu unternehmenden Schritte aufs wirksamste zu unterstützen, ja, auf Dinas inständige Bitte entschloß er sich sogar, selbst mit den Suchenden aufzubrechen, um der Freundin womöglich heute noch eine beruhigende Nachricht über das Los Ingeborgs zu bringen.

„Ich werde kein Auge zuthun, bis Sie zurück sind, Herr Graf!“ rief sie ihm noch nach, als er mit Alten und Elbe, die ihre wdmiden Pferde hier zurückließen, den eigenen Wagen bestieg und in die Nacht hinausfuhr. Sie hatten beschlossen, zu nächst nach Trollheide und von da nach Mückern zu fahren, um zu sehen, ob an einem dieser beiden Orte nicht inzwischen eine Kunde von der Verschwundenen eingetroffen sei, die ihren fernereu Nachforschungen die Richtung wies. Aber schon in Trollheide erfuhren sie, daß der Doktor von Mückern gleich nach Elbes Fortgang angefahren sei und die Nachricht gebracht habe, daß das Mädchen schwerkrank in Heidcrug liege, wohin man denn auch auf seine Anordnung das nöthige Bettzeug geschickt habe. Als er am Morgen, so habe der Doktor erzählt, sehr früh von

Fußwinkel, wo er die Frau des Amtsvorstehers entbunden habe, nach Mädchen zurückgefahren sei, habe er schon aus den Moorstrichen verzweifelte Schreie wie von einem Sterbenden gehört; darauf sei er mit seinem Knecht sofort der Stelle zugeeilt, habe aber bei dem tiefen Nebel und da jetzt plötzlich alles wieder ganz still geworden, nicht gleich finden können, was es sei, und sei erst nach längerem Suchen auf Jngeborg Elbe gestoßen, die bis unter die Arme im Moraste gesteckt und kein Zeichen von Leben mehr gegeben habe. Die Arbeit, sie aus dieser Lage zu befreien, sei keine leichte gewesen, endlich sei es ihnen aber doch mit eigener Lebensgefahr gelungen; sie hätten dann Jngeborg auf den Wagen getragen und nach dem zunächst gelegenen Heidekrug gebracht, wo sie unter der Pflege der Wirthsleute im heftigsten Fieber liege, demnach auch über die Art, wie sie in solche Gefahr gerathen, nicht die mindeste verständliche Angabe machen könne. Doch sei aus ihren Fieberphantasien zu schließen, daß Larsen und der rothe Jeppe, den man wieder habe laufen lassen, die Hand dabei mit im Spiel gehabt haben, und es sei dies um so wahrscheinlicher, als die beiden am Abend vorher mit einem Wagen ganz erhitzt im Heidekrug angekommen, dort in Streit gerathen und spät in der Nacht wieder abgefahren seien.

Jm übrigen habe der Doktor gemeint, das starke Mädchen werde sich von dem Anfall schon wieder erholen, man möge sie nur ruhig drüben lassen, ihr das Nöthige, das er selbst mitnehmen wolle, hinüberschicken und abwarten, bis ihr Zustand die Ueberführung nach Trollheide gestatte.

Mit diesem Trost kehrte Snarre zurück, während der alte Elbe es sich nicht nehmen ließ, sofort nach dem Heidekrug zu seinem kranken Kinde zu eilen. Herr von Alten begleitete ihn dorthin, nachdem er Bianca entsprechende Botschaft gesandt hatte.

* * *

Es war dunkle Nacht. Draußen am Himmel schoß gedankenschnell eine Sternschnuppe durch die nuendlichen Räume. Auf den Feldern und Wiesen und Mooren lag's wie unheimliches Grauen; die Ruhe der Natur hatte etwas Furchterregendes, als müßte plötzlich alles sich verwandeln, die Stille tobender Gewalt weichen, der Himmel sich verfinstern, die Sterne verschwinden und der Sturm hereinbrechen über die von zitternden Ahnungsschauern ergriffene Erde.

Bisweilen nahm wirklich der Wind einen stoßweisen Anlauf, verfing sich mit unheimlichem Rauschen in den Weiden am Uferrand der Moorlachen und stürmte durch die kahlen, gespensterhaft um das Heidewirthshaus aufragenden Bäume. Und wenn er wieder innehielt, ging's erst wie leises Beben durch die Natur, und dann war's, als ob sie zuckend den Athem anhielte, das Entsetzliche, das noch kommen werde, erwarsend.

Zuletzt brach's wirklich los. — Ein Gewitter entlud sich, erhellte meilenweit die Gegend mit seinen Blitzen, und in dem fahlen, elektrischen Lichte glichen die Regenfäden einer straff gespannten Riesenharfe.

Die Flut müßte sich ein in die Felder und Moore, füllte die Tümpel und Ausschiefen und knickte die letzten Halme auf der nackten, armseligen Flur.

Drinnen im Heidewirthshaus aber lag in einem Hinterzimmer Jngeborg Elbe und schrie wie von Furien gepeinigt durch die Nacht, wollte aus dem Bett und zurück in das Mooryrab, aus dem sie wie durch ein Wunder errettet worden war.

Die Wirthin, eine hagere Frau mit strohgelbem Haar, großen wasserblauen, bunnen, aber guten Augen und langen, mageren, knochigen Händen, saß, vom Wachen erschöpft, neben der Kranken und rührte sich auch dann kaum, wenn jene ihre Fieberphantasien laut austobte. Sie war müde zum Umfallen, und nach Art dieser Leute nahm sie das Schrecklichste eben nur als etwas Unabänderliches, und ihre Gedanken gingen mehr auf ein „sanftes Ende" als auf Genesung.

„So wat steit wy de Nersen un grippt an't Hart", hatte ihr Mann gesagt, der auf der anderen Seite des Hauses in einem kleinen, viereckigen, kahlen Raume mit kleinen Fenstern ohne Vorhange sich niedergelegt hatte. Er schlief, als gäbe es weder Unwetter draußen, noch einer Sterbenden Wehnut in seiner Nähe.

Endlich schlummerte auch die Frau ein. Die durch Bleigewichte herabgezogen, sanken ihre Lider; sie würde diesem Naturtrieb erlegen sein, selbst wenn Kanonen draußen ihre Schlünde geöffnet hätten.

Jn ihrem Bett jedoch richtete sich Jngeborg Elbe auf, suchte ihre Gedanken zu sammeln und schaute mit irren Augen um sich.

Und da öffnete sich die Thür und es erschien Larsen mit seinem furchtbaren Gesicht, — und als sie unter dem Leuchten des Blitzes entsetzt den Blick vorwandte, stieg er neben ihrem Bett auf den Fußboden empor, streckte die Arme aus und suchte sie zu umfangen. Und da schrie die Fieberkranke so fürchterlich auf, daß die Bauern wieder erwachten.

Nun erhob sich das Weib, drückte mit ausdruckslosem Gesicht die Kranke tief in die Kissen, ging in die Küche, holte Wasser und benetzte der Fiebernden Stirn, Wangen und Schläfen. Auch feuchtete sie ein Handtuch an und legte es der Stöhnenden in den Nacken. Und nachdem dies geschehen, trat sie ans Fenster und spähte hinaus, bis ein jäher Blitz, der das Gemach erhellte, die mit einem unwillkürlichen Schreckensruf Zusammensahrende zurücktrieb. Es brüllte der Donner und heulte der Sturm und dem Weibe schauderte es; sie schob den Stuhl hinter das Bett der Kranken, dehnte die Glieder, gähnte, zog ein Tuch dicht über Kopf und Augen und schlief von neuem ein. —

Allen und Peter Elbe hatten Mühe, sich Einlaß in das einsame Gehöft zu verschaffen, denn die Wirthsleute waren mißtrauisch, und erst nachdem sie sich genau über die Personen des späten Ankömmlinge vergewissert hatten, öffneten sie ihnen das Thor. Jngeborg war jetzt etwas ruhiger geworden, und Allen ließ Peter Elbe, der von Schmerz überwältigt an dem Lager seiner Tochter lautlos zusammengesunken war, bei ihr und sah, nachdem er noch besohlen hatte, daß der Arzt von Mücken am morgen in Limforden selbst näheren Bericht über den Zustand des Kranken erstatte, etwas beruhigter nach dem Gute zurück, wo Bianca in großer Angst seiner harrte.

Am kommenden Tage fand sich auch der Doktor dort ein und erzählte ausführlich, wie und wo er Jngeborg gefunden habe. Bianca wohnte diesem Gespräch bei, und als der Arzt, ein Mann, der, unter dem Seevolk aufgewachsen, auch das Aussehen eines Seemannes besaß und durch auffallend blondes Kopf- und Barthaar und hellblaue Augen den Bewohner des Nordens verrieth, geendigt hatte, erbot sie sich sogleich, selbst nach dem Heidewirthshaus zu fahren und nach Jngeborg zu sehen.

Diesem Vorschlag stimmte der Doktor, in aufrichtiger Sorgum die Kranke, lebhaft zu und empfahl sich mit dem Versprechen, jeden anderen Tag nach der Leidenden zu sehen.

Zum Glücke erwiesen sich seine weiteren Besuche bald als überflüssig. Nach wenigen Tagen schon hatte die Kranke sich unter Biancas Pflege soweit erholt, daß sie nach Trollheide gebracht werden konnte, wo ihre Besserung rasche Fortschritte machte.

Die Nachrichten, die über Jngeborgs Befinden eintrafen, wirkten sichtlich erheiternd auf die Stimmung in Schloß Snarre. Rauentlich gewann Dina, welcher der Kummer um die Freundin am nächsten gegangen war, rasch ihren früheren Frohsinn wieder und wurde nicht müde, des Grafen Kavalierdienste in Anspruch zu nehmen.

Das Leben, das Graf Snarre seinen Gästen bereitete, war das denkbar angenehmste. Morgens richtete sich jeder nach seinen Bequemlichkeit ein und nahm das erste Frühstück in seinem Zimmer. Das zweite aber fand an gemeinsamer Tafel statt, und bei dieser Gelegenheit wurden die Pläne des Tages besprochen.

Um das Mißverhältniß in der Anzahl von Herren und Damen auszugleichen, lud Graf Snarre Bekannte aus der Umgegend zu mehrtägigem Besuch ein, sorgte für stete Abwechselung und hielt namentlich darauf, daß sich abends fast immer ein gemischter Kreis zusammenfand. Um zwölf Uhr morgens ward das zweite Frühstück, um halb fünf Uhr das Mittagessen aufgetragen; um neun Uhr folgte Thee und ein Nachtmahl, und vor zwölf Uhr ging man selten zur Ruhe. Niemals aber übte Graf Snarre Zwang auf seine Gäste aus. Wollte der eine oder andere sich ausschließen, so war ihm dies durchaus freigestellt, und es kam auch einigemale vor, daß die alte Gräfin und Frau Ericius abends nicht mehr erschienen.

Dina konnte sich kein größeres, kein „himmlischeres" Vergnügen denken, als vormittags auszureiten. Wenn sie die gesattelten und den Erdboden mit den Hufen scharrenden Pferde vor dem Schloß erblickte, klopfte ihr das Herz, und wenn gar Graf Snarre sich ihr anschloß oder sie ein bischen „pachtete", wie sie sich ausdrückte, war sie überglücklich. Es kam ihr trotzdem gar nicht in den Sinn, daß sie irgend einen Eindruck auf ihn machen könnte, da ihre schöne, lange Schwester auf der Welt war. Aber warum sollte nicht von den Huldigungen, die jener zugedacht waren und von ihr — Dina ahnte wohl, warum — verschmäht wurden, ein Stückchen für sie abfallen!

Vom Schäferlauf in Markgröningen: Das Wassertragen.
Zeichnung von E. Lenenberger.

12.

An einem Vormittag der zweiten Woche nach dem Eintreffen der Familie Ericius machte sich Alten, um geschäftliche Angelegenheiten mit dem Grafen zu ordnen, nach Snarre auf den Weg. Seine Frau sollte auf des letzteren Wunsch später nachfolgen. Es waren Aufzeigen wegen sehr bedeutender Bretterlieferungen aus Hamburg eingegangen, und ein Zwischenhändler wünschte in Anbetracht des ungewöhnlich großen Postens eine Ermäßigung des angesetzten Preises. Auch hatte ein Geschäftsmann in Finnen wegen Lieferung von einigen Millionen Trollheder Torf angefragt, und es schien vielleicht erforderlich, mit diesem persönlich zu verhandeln.

Graf Snarre, der einen stark ausgeprägten Erwerbssinn besaß, nahm dergleichen Meldungen stets mit sehr willigem Ohr auf.

Als Alten auf den Schloßhof von Snarre fuhr, sah er vor der Schloßtreppe zwei gesattelte Reitpferde, die der Stallknecht tanzlam auf und ab führte, und nun eben trat Graf Snarre mit Tina Ericius aus der Halle heraus.

„Ah, lieber Direktor!“ rief der Graf freundlich, als er Altens ansichtig wurde. „Ich hole Ihre Verzeihung ein, daß ich gegen unsere Abrede nicht gleich zu Ihrer Verfügung sein kann. Bitte, machen Sie sich's in der Bibliothek bequem, Morten wird Frühstück auftragen — gestatten Sie, daß ich nach der Rückkehr mit Ihnen über unsere Geschäfte plaudere. Ich muß“ — dieses Wort betonte Snarre und sah lächelnd auf Tina, die mit erwartungsvollen Augen dastand — „mit Fräulein Ericius nach der Kegler Höhe reiten. Sie will's, sie hat's befohlen, und da ist nichts, nichts zu machen!“

Mit einem schelmischen Seitenblick belohnte das junge Mädchen Snarres artige Rede, auf welche Alten mit einem verbindlichen: „Ich bitte gehorsamst, Herr Graf,“ erwiderte. Und nun fügte auch Tina eine von einem warmen Händedruck begleitete Entschuldigung wegen der durch sie hervorgerufenen Aenderung der Abrede hinzu.

Als jene fortgeritten waren, ersuhr Alten von Morten, daß Susanne wegen einer Unpäßlichkeit das Zimmer hüten müsse, und daß sie am heutigen Tage vielleicht überhaupt nicht erscheinen werde.

Inzwischen trabten Graf Snarre und Tina über den gutenthaltenen Landweg ihrem Ziele zu. Das Mädchen sah mit ihren gesunden Farben reizend aus. Die Freude an dem Ausflug strahlte aus ihren Augen und Mienen, und je schärfer die Thiere ausholten, desto größeres Vergnügen legte sie an den Tag.

„Ah!“ rief sie. „Reiten, Reiten ist himmlisch! — Ich möchte schon deshalb immer auf dem Lande leben!“

Bei diesen Worten ging ein lebensfrühender Athem aus ihrem Munde, und ihre leichten, elastischen Bewegungen verriethen die Gesundheit ihres Körpers und die unverdorbene Fröhlichkeit ihrer Seele.

Snarre sah auf seine vergnügte Nachbarin und fühlte sich in besonderer Weise von ihr angezogen. Und weil er das Bedürfniß fühlte, ein längeres Gespräch zu beginnen, schlug er vor, das Tempo zu mäßigen und die bereits warm gewordenen Thiere im Schritt gehen zu lassen.

„Sie würden aber doch mancherlei entbehren —“ begann er, an das früher Gesagte anknüpfend — „wenn Sie den Aufenthalt in der Stadt gegen das Land verlauschten. Rechte Abwechselung kann nur jener bieten, und ich denke mir, daß eben Sie sich nicht in einem einförmigen und geräuschlosen Leben glücklich fühlen würden.“

„Doch — wenn ich liebe Menschen um mich hatte, wäre mir jeder Ort recht. Nur einigen kleinen Liebhabereien vermag ich nicht zu entsagen; die kann ich nicht entbehren. Ich liebe leidenschaftlich Hunde, Apfelsinen und, recht lange in einem weichen, warmen Bette zu schlafen.“

Snarre lachte über diese sonderbare Zusammenstellung laut auf, aber dies Durcheinander und die kindliche Art, in der es vorgebracht wurde, machten ihm außerordentliches Vergnügen.

„So? Also das würde genügen?“ forschte er neckend. „Welche Hunderasse, wenn ich bitten darf — und welche Apfelsinen?“

„Ich schwärme für Teckel — und die Apfelsinen müssen in Messina, gleich links auf dem Berge der Glückseligen, gewachsen sein.“

„Hm! —“ machte Snarre, sichtlich belustigt. „Und wie müßten die Menschen aussehen? Welche Eigenschaften wären an ihnen erforderlich?“

„Natürlich müssen sie,“ ging's rasch aus Tinas Munde, „in erster Linie gut und lustig sein und, wenn möglich, auch hübsch. Ich kann mir nicht helfen: für häßliche Menschen vermag ich mich nun einmal nicht zu begeistern.“

„Da werden Sie also Ihre Frau Schwester sehr lieb haben?“

„Ja — ! Nicht wahr, sie ist sehr hübsch, die verfluchte Ulyar?“ platzte Tina drollig heraus.

„Wie Sie das sagen! Ich sehe schon, daß Ihnen sehr viel Kobolde im Nacken sitzen. Man muß sich vor Ihrem Spott hüten!“

„Nein!“ entgegnete Tina treuherzig. „Ich mag niemand wehethun, und wenn ich einmal jemand liebhabe, wie zum Beispiel die arme Ingeborg Elbe, bringe ich ihm gern jedes Opfer.“

„Bewidersewirth also, von Ihnen geliebt zu werden!“

Tina bewegte verlegen den Kopf und suchte mit der Reitgerte ihrem Fuchs eine Fliege zu verscheuchen. Dann sagte sie:

„Nein — ich glaube nicht, denn ich bin sehr anspruchsvoll. Ich gebe alles, was ich zu geben vermag, aber ich verlange auch viel!“

„Eigentlich ganz in der Ordnung!“

„Ja, so sollte man meinen. Aber ich sah's doch bei Susannen, wie schwer es ist, daß Menschen zusammenpassen. — Ich begreife nicht, daß sie Ulyar nicht schon früher durchgebrannt ist.“

Dies Wort befremdete Snarre, und doch fand er, daß es ganz zu Tina passe. In der Anwendung solcher durchlöcherten Redensarten, die sie auf den Bällen von den Studenten gehört haben mochte, lag noch etwas Unverdorbenes, das ihn anzog. Aber er sagte doch: „Das ist kein hübsches Wort, mit Verlaub, Fräulein Tina!“

„Nein! Ich's auch nicht!“ — gab sie kurz und harmlos zurück. „Mama schilt fortwährend, daß ich noch — wie sie sagt — kindhaft bin. Ich möchte manches gern abstreiten, aber ich habe so wenig Talent zu gewissen Tugenden. Danke übrigens, Herr Graf, daß Sie mich ein wenig erziehen! Von Ihnen mag ich's gern hören.“

„Das ist ja eine große Schmeichelei für mich! Ich sind eigentlich unter dem Eindruck, daß Sie nur Ihrer Schwester zu liebe mit nach Snarre gekommen seien.“

Tina sah den Grafen mit großen Augen an. „Der verflossenen Ulyar zuliebe —?“ stieß sie dann mit spitzen Munde und mit ihren reizenden Schmollippen heraus. „Ne — ich kam doch, weil — weil —“

„Nun?“

„Weil Sie uns alle in so liebenswürdiger Weise eingeladen haben und weil . . .“ Jetzt errötete sie.

„Weil —?“ fragte Snarre eindringlich und im Augenblick ganz bezaubert von dem Wesen des Kindes.

Tina zuckte die Schultern und hielt die Augen gesenkt. Es stand darin: „Bitte, frage mich nicht!“

Nun ritten sie eine Weile stumm neben einander her. Aus dem Gebüsch der Wälle drängten sich die anmuthig gefärbten Blüthen des Geißblatts, und zahlreiche schon zur Hälfte aufgesprungene Haselnüsse kämpften sich aus den grünen Kelchen hervor. Ein Rothkehlchen saß auf einem schwankenden Zweige, und zwischen dem Laub haschchen sich mit zankenden Zwitschern andere kleine Vögel.

Da der Weg eben eine Biegung machte, befanden sich Snarre und Tina hier gleichsam abgeschlossen von der Welt. Die hohe Hecke verhinderten einen freien Blick über die Gegend.

Jetzt hob Snarre wieder an und sagte: „Sie äußerten vorhin, daß Sie gute und lustige Menschen besonders lieben. Ich kenne zwei Personen, von denen ich weiß, daß Sie beiden sehr zugethan sind, und die doch sehr ernste Namen sind. Also die fröhliche Laune muß nicht allein den Ausschlag geben!“

„Nun, und wen, Herr Graf?“

„Trumholt und Ingeborg Elbe.“ —

„Ja, Sie haben recht. Aber eben diese Eigenschaft entdeckte ich auch an ihnen. Freilich —“

„Freilich?“

„Beide haben Ursache, ernst zu sein. Wenn die Verhältnisse anders liegen würden, wären sie auch gewiß lebensfroher. Trumholt liebte meine Schwester, und sie ließ ihn ablaufen — ob da brauche ich wieder einmal einen so häßlichen Ausdruck; verzeihen Sie! — und Ingeborg Elbe — na, bei der ist's doch auch etwas mit dem Herzen. Der Larsen muß ein gräßlicher Mensch sein!“

Snarre, der absichtlich dem Gespräch diese Wendung gegeben hatte, hörte die ersten, aber kaum die letzten Worte, nickte mit dem Kopfe und sagte dann, gleichsam nur um etwas zu erwidern:

„Und Ihre Schwester hat ihre Ablehnung nie bereut — glauben Sie?“

„Ja, ich weiß nicht; ich werde aus Susanne nicht recht klug," gab Dina trotzig zurück. „Neuerdings" — um stockte sie, da sie sich der Bedeutung ihrer Worte bewußt wurde — „neuerdings kommt's mir so vor, als ob sie — ob sie — " Und dann fügte sie mit fast kindlicher Auflehnung hinzu: „Ach, das kann ich Ihnen ja nicht so sagen."

„Beshalb nicht, da mich doch alles, was die Ihrigen betrifft, sehr lebhaft berührt, Fräulein Dina?"

„Nun ja — ich meine — ich glaube, daß Susanne jetzt bereut, daß sie Trowbolt nicht geheirathet hat, daß sie ihn — jetzt — obgleich — "

„Sie wollen mir nicht alles sagen?" forschte Snarre und griff, da in diesem Augenblick zufällig Dinas Fuchs mit den Vorderbeinen stolperte und den Stand der Landstraße hoch auf wirbelte, dem Pferde mit rascher Bewegung in den Zügel.

Aber durch diesen zwischenfall ward das Gespräch unterbrochen, und es fand sich später keine rechte Gelegenheit, es wieder auf das Gebiet vertraulicher Eröffnungen zurückzuführen.

Snarre aber sah bestätigt, was er gefürchtet hatte: Susanne war mit ihren Gedanken bei Trowbolt, und er hatte nichts von ihr zu hoffen. —

Als Snarre und Dina auf das Gut zurückkehrten, wurde dem ersteren mitgetheilt, daß Frau von Atten schon eingetroffen sei und sich mit den übrigen Damen zu Susanne begeben habe, die Herren aber im Billardzimmer bei einer Partie beschäftigt seien.

Morten hatte jedoch noch etwas anderes mitzutheilen, und dies erregte den Grafen im höchsten Grade. Aus Trollheide war die Nachricht eingetroffen, daß der alte Elde mit Larsen in Mäckern zusammengetroffen sei, und daß zwischen ihnen ein Kampf auf Leben und Tod stattgefunden habe. Elde liege schwer verwundet danieder, und sein Zustand gebe zur größten Besorgniß Veranlassung.

Snarre schüttelte mißmuthig den Kopf. Immer war etwas, jeden Tag! Seitdem er die Ericusschen Besitzungen übernommen hatte es kaum eine Woche gegeben, in der Atten nicht über Widerspenstigkeit oder Krankheit der Arbeiter, Beschädigung und dadurch hervorgerufenen zeitweiligen Stillstand der Maschinen, Ungelegenheiten bei den Frachtverladungen, geschäftliche Verdrießlichkeiten mit der Kundschaft oder sonstige Unliebsamkeiten zu berichten gehabt hatte.

Freilich, das war einmal nicht anders in großen Geschäftsbetrieben, aber Snarre stand doch bisweilen unter dem Eindruck, als ob er besser gethan hatte, sich auf die ganze Sache nicht einzulassen. Zudem wurden seine eigentlich und ursprünglich damit verbundenen Zwecke nicht erreicht!

Durch das Gespräch mit Dina war's ihm nun beinah zur Gewißheit geworden, daß Susannens Liebe zu erwerben ein ganz vergebliches Bemühen sein werde.

So kam er denn in recht gedrückter Stimmung zu Tisch, die noch verstimmert wurde, als sich Susanne auch für den übrigen Theil des Tages entschuldigen ließ. Die Fröhlichkeit in dem kleinen Kreise war künstlich, es, es ruhte ein so ungemüthlicher Druck auf der Gesellschaft, daß Alten nach Tisch und nach Erledigung seiner Geschäfte mit dem Grafen Bianca besuche zog und ihr zuflüsterte, sie möge ein Kopfweh vorschützen, damit sie sich entfernen könnten.

„Eine verdammt hochmüthige Art ist einmal diesen Hochgebornen eigen und von ihnen unzertrennlich —" stieß er, seiner leichtbereiten scharfen Kritik nachgebend, heraus. „Snarre macht mich fast verantwortlich, daß der alte heißblütige Elde Larsen an die Kehle gesprungen ist, auch benutzte er die Gelegenheit, sich über die fortwährenden Verdrießlichkeiten', die ihm die Werke bereiteten, auszulassen. Wenn ich nicht auch gute Nachrichten in der Tasche gehabt hätte, würde er mir womöglich schon heute einen Vierspänner zur Verfügung gestellt haben, um anderweitig mein Glück zu versuchen."

Aber Bianca redete ihrem leicht aufbrausenden Manne zu: „Ueberall ist etwas, Lieber! Beruhige Dich! Morgen wirst Du die Dinge in einem anderen Lichte ansehen, und wer weiß, was den Grafen beschäftigt! Vielleicht hängt's mit Susanne zusammen! Ja, ich glaube es fast. — Denke also, Du seiest gar nicht gemeint, und nimm die Sache unverjüngt. — Im großen und ganzen wußt Du doch einräumen, daß der Graf in Anbetracht der Standesvorurtheile, in denen er aufgewachsen ist, ein unbefangen denkender und liebenswürdiger Mann ist. Er giebt sich, wie er ist, und hat niemals Hintergedanken."

Aber Alten bestand doch auf seinem Willen. „Glaube mir, Bianca, es ist besser, wir gehen! Ich kenne den Grafen. Gerade, weil ihm möglicherweise diese Dinge beschäftigen, möchte er mit sich allein sein. Wenn wir gehen, ziehen sich die übrigen schon vor den Abendessen zurück, und das entspricht seinen Wünschen."

Und so geschah's denn, wie Alten wollte, und Graf Snarre machte auch nur äußerlich Einwendungen.

* * *

Zu Snarres Freude war Susanne schon am nächstfolgenden Tage wiederhergestellt und schien sogar an guter Laune gewonnen zu haben. Die nächste Zeit verlief in augenehmster Weise, und gegen Ende der Woche entsprachen Susanne und Dina auch einer Einladung Attens zu einem Besuch in Trollheide, wohin sich derselbe wegen der eingetretenen Vorkommnisse begeben hatte. Die Ericusschen Damen kannten den Besitz eigentlich nur vom Hörensagen und waren sehr gespannt, das frühere Eigenthum ihres Vaters kennenzulernen. Dina ward noch von dem besonderen Wunsch geleitet, ihre arme, inzwischen aus dem Heidewirthshaus nach Trollheide hinübergeschaffte Freundin Ingeborg wiederzusehen. Deren Zustand war indessen noch immer derart, daß man ihr das in Mäckern vorgefallene hatte verheimlichen müssen.

Graf Snarre benutzte die Abwesenheit der jungen Damen, um selbst in die Umgegend zu fahren und eine Anzahl befreundeter Familien zu einem Balle einzuladen. Mit einem solchen wollte er Susanne und Dina überraschen. Er hatte deshalb auch den Wünschen seiner Gäste ein bereitwilliges Ohr geliehen, und es war die Abrede getroffen, daß die Rückkehr am Spätnachmittage des zweiten Tages erfolgen und der Graf die Damen aus Linsvorden abholen sollte.

Alles verlief nach Abrede. Mit einem Vierergespann fuhren Susanne und Dina morgens in der Frühe nach Linsvorden ab und machten sich, nach einem dort eingenommenen Frühstück, in Begleitung Biancas nach Trollheide auf den Weg.

Als sie durch die sonnenbeleuchtete Herbstlandschaft fuhren, wurden Biancas Erinnerungen an ihren Bruder sehr lebhaft; sie erzählte auch viel von ihm und den damaligen Ankenthalt, und Susanne hörte ihrem Bericht mit größter Aufmerksamkeit zu. Neben dem Bedürfniß, über Richard zu sprechen, leitete Bianca heute einmal der Wunsch, den Eindruck ihrer Worte auf Susanne zu beobachten, und sie erreichte, was sie beabsichtigte.

Kurz vor Mittag und noch vor Ankunft der Damen in Trollheide trat eine unerträglich schwüle Luft ein. Am Himmel thürmten sich dunkle Wolkengebilde auf, und ein heißer Wind hub in kurzen Absätzen über die langgedehnten Moorstrecken.

Da Bianca einen stärkeren Regeniedergang fürchtete, hieß sie den Kutscher möglichst schnell fahren, und es gelang auch, Trollheide ohne Fährlichkeiten zu erreichen.

Alten stand bei ihrer Ankunft auf dem Hofe und schwenkte ein weißes Tuch:

„Willkommen, willkommen in Trollheide, meine sehr verehrten Damen!" rief er fröhlich. „Ihr Erscheinen vertreibt mir einem Schlage alle Trübsal. Bitte, die Zimmer im Hause sind in stand gesetzt, und das Essen wird sogleich aufgetragen werden. — Der Himmel? Nein, der thut uns heute nichts, denke ich. Ich rechne sogar sehr darauf, daß wir am Nachmittage auf die Moore hinausfahren, und Frankein Elde — allerdings, es geht etwas besser, wenigstens so gut, daß sie für kurze Zeit Menschen sehen kann. — Hoffi sehr auf Ihren freundlichen Besuch."

Nach dem Mittagessen begaben sich die Damen zunächst zu Ingeborg. Das Wiedersehen mit der Kranken, die matt und bleich im Lehnstuhl saß, war ein sehr bewegtes.

Dina ward durch das veränderte Aussehen der Freundin so ergriffen, daß ihr wiederholt Thränen in die Augen traten. Es schien, als sei das arme Mädchen völlig gekürzt; von der schönen Ingeborg war nur der Schatten zurückgeblieben.

Noch immer stand Larsens Bild wie ein Schreckgespenst vor ihrer Seele, ja neuerdings trat es sogar zeitweise wie lorver hast vor ihr Auge, sodaß sie plötzlich laut aufschrie und nach Hilfe für sich und ihren Vater begehrte. Diese Anfälle schrieben sich von dem Tag ihres ersten auf Anrathen des Arztes unternommenen Ausganges her. Nur wenige Schritte hatte sie ohne Begleitung im Garten gemacht, als sie bleich und zitternd zurück

kehrte, ohne indessen einen Grund für diese plötzliche Beunruhigung angeben zu können. Doch war sie seitdem durch kein Zureden mehr zu bewegen gewesen, das Haus zu verlassen, und ihre durch furchterregende Vorstellungen gehobene Seelenangst kehrte wieder, sobald sie allein war.

Daß Larsen sich jetzt noch in der Gegend befinde, hielten die Gutsleute, soviel sie auch sonst dem gewaltthätigen Kapitän zutrauten, einstimmig für eine Unmöglichkeit. Der rothe Jeppe war von den Gendarmen bald nach dem Anschlag auf Jugeborg gefaßt worden, hatte erst alles geleugnet, dann aber sich als das unschuldige Opfer von Larsens Verführung hingestellt und dessen Versteck in Mückern dem Gericht verrathen. Dort wäre dieser auch zweifellos festgenommen worden, hätte nicht des alten Branskopfs Elbe eigenmächtiges Eingreifen die Vorsicht der Gendarmerie durchkreuzt und Larsen in dem Augenblick aus der Schlinge befreit, als sie sich eben um seinen Hals zusammenzuziehen drohte. Nun hatte aber Larsen auch den Alten, aus dessen noch immer kräftigen Fäusten er sich durch einen Messerstich gelöst, auf dem Gewissen, und die Strafe, die auf diese That stand, war eine weit schwerere, als er sie für sein erstes Verbrechen zu gewärtigen hatte. Seine Spur war seitdem verloren; zwar hatten die Behörden Beschlag auf sein Schiff gelegt und sein Signalement nach den benachbarten Hafenplätzen, wo er etwa fremden Dienst hätte suchen können, gesandt, aber trotzdem zweifelte niemand daran, daß es dem geriebenen Fuchs doch noch gelungen sei, sich ein Loch offen zu halten, und daß er jetzt wohl schon weit draußen auf hoher See schwimme, um nicht so bald wieder in sein Vaterland zurückzukehren.

Jugeborgs Angst aber erklärte der Arzt für eine Folge der furchtbaren Nervenerregung, die sich ihrer in jener Nacht im Moor bemächtigt hatte. Nur mit der Zeit und unter dem Einfluß einer anderen Umgebung werde sie sich legen.

Wer aber in Jugeborgs Herz hätte sehen können, der wäre wohl zu anderen Schlüssen gekommen. Sie hatte einen guten Grund für ihre Angst, den sie jedoch, da sie von den jüngsten Ereignissen in Mückern nicht unterrichtet war, aus Besorgniß für ihren Vater den andern verschwieg. —

Larsens Leidenschaft für das Mädchen war durch das Mißlingen seiner Anschläge nur gesteigert, ja bis zur Raserei entfacht worden. Nachdem er einmal den Weg der Gewaltthat betreten hatte und, von den Gerichten verfolgt, als Geächteter herumirrte, bebte er auch vor dem Aeußersten nicht mehr zurück. Das Mädchen war sein Eigenthum, ihm von Jugend auf zugesprochen, daran klammerte er sich mit der ganzen Zähigkeit seines Charakters, und daß ein anderer ihm dieses Eigenthum rauben könnte, erhöhte ihm nur dessen Werth und erfüllte ihn mit namenlosem Ingrimm. Sein Schiff, sein Vermögen konnten sie ihm nehmen, aber sie nicht. Er mußte sicher in ein anderes Land, einen andern Welttheil, ja, das wollte er, aber nicht ohne sie, nicht, wenn sie hier lebend zurückblieb. Daß ein anderer sie, sie einen anderen lieben könnte, der Gedanke kam wie ein Blitzstrahl sein arbeitendes Gehirn erleuchtet. Lange hatte er über die erst kaum begreifenen Gründe ihrer Entfremdung von ihm nachgegrübelt; seine Untreue konnte ihr verrathen worden sein, wohl; aber dieser Umstand war in seinen Augen nicht bedeutend genug, um ihre plötzliche Flucht am Hochzeitstag zu erklären. Er vergegenwärtigte sich noch einmal die Ereignisse dieses Tages und da erkannte er die Wahrheit. Waren denn nicht an jenem Morgen mit dem alten Elbe der Direktor von Limforden und dessen Schwester als unerwartete und ungebetene Gäste zu Mückern im Hause seiner Mutter eingetroffen, hatten sie nicht Blicke mit einander gewechselt, sonderbare Blicke, die er damals nicht verstand und auch nicht weiter beachtete, und hatte nicht während eines Gesprächs über das Seemannsleben, in das ihn, Larsen, der Direktor verstochten, Jugeborg ihre Flucht bewerkstelligt? — Ja, so war es, und das alles war ein abgekartetes Spiel zwischen ihnen gewesen, seine Wachsamkeit zu täuschen, ein Spiel, dem sogar der alte Elbe, der seines gegebenen Worts gern auf irgend eine Weise quitt geworden wäre, nicht fern stand. Auch über die Richtung ihrer Flucht hatten jene ihn getäuscht, zu Tromholt nach Trollerde war sie geflohen; natürlich, sie kannte ja den Weg dorthin oder nach Limforden, sie hatte ihn früher schon gemacht, früher — ja — und von daher kam ihre Entfremdung. Wie hatte er, Larsen, nur so blind sein können! Tromholt hatte sie ihm entrissen, Tromholt liebte das Mädchen, und sie liebte ihn lange schon. Er wollte sie zurückerobern, gefiel natürlich dem alten Elbe, und weil es in Limforden, wo sie Wirthschafterin und Tromholt Direktor gewesen war, doch nicht wohl anging, deshalb hatte dieser jetzt den Posten ausgegeben und war ins Ausland, nach Kopenhagen, gereist. Auch das war nur eine Komödie, um ihn, Larsen, zu täuschen. Jugeborg wartete nur, bis jener kommen würde und sie hinüberbotte als sein Weib. Nun glaubte er, alles zu durchschauen, aber lange genug war er das Opfer ihres Betrugs gewesen, ein grimmiger Haß erfüllte ihn gegen Tromholt und Elbe, selbst gegen Jugeborg, ein Haß, der seine Begierde nach ihrem Besitz nur noch heftiger anfachte.

(Fortsetzung folgt.)

Markgröningen und der Schäferlauf.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ein Volksfestbild von **Paul Lang.** Mit Zeichnungen von **E. Leuenberger.**

Es hat allhieß gemeine Stadt Marggröningen vor andern und alleinig von uralt und urdenklichen Zeiten an das gnädigste Spezial-Privileginm, daß alle Schäfere dieses hochlöblichen Herzogthums alljährlich auf den Feyertag Bartholomäi allhier eine Zusammenkunft halten und dabei dem gewohnlichen Lauff abwarten, auch ihre Meister- und Leggelder gebührend entrichten müssen. Bei welchem Lauff Stadt wegen denjenigen Schäfer, der nach dem vorgeschlechten Zihl den Hammel eritens erreichet, dieser ohnentgeltlich zukommt, denen Schäferinnen aber ettich Ehlen Barchet oder sonst etwas dafür zu verlauffen und ein Seckel zu verlauffen angeschaffet, sofort nachmals ein freyer Tanz auf öffentlicher Gassen anzustellen erlaubt, und endlich noch denen ältesten Meistern etlich Dutzend Nestel präsentiert werden . . . welch alles altem Herkommen gemäß Stadt wegen aus dem Burgermeister Amt bestritten wird."

Also steht in dem „Saal- und Lagerbuch" der Stadt Marggröningen, einem 583 Blätter umfassenden Schweinslederband, der von Johann Eberhard Pauli, einem Vorfahren des bekannten freisinnigen Theologen, 1751/54 „mit Fleiß zusammengetragen" worden ist, auf Blatt 318 verzeichnet. Wenn ich aber den freundlichen Leser heute einlade, mit mir nach Marggröningen, dem uralten schwäbischen Landstädtchen, zu pilgern, so geschieht das nicht zu dem Zweck, daß wir miteinander in vergilbten Urkunden blättern, so trauherzig sie abgefaßt sein mögen, sondern wir wollen uns die Stadt selbst, wie sie heutzutage besteht, und ihr Fest, den „Schäferlauf", wie er in der Gegenwart abgehalten wird, miteinander ansehen.

Wir steigen auf der Eisenbahnstation Asperg (zwischen Bietigheim und Ludwigsburg) aus. Den massig aufgebauten Boden Asperg mit seinem über Schubarts Kerkerzelle neu aufgerichteten Wässerthurm lassen wir zur Rechten liegen und befinden uns, nachdem wir die Stadt Asperg durchschritten haben, in einer behaglichen, fruchtbaren, ziemlich ebenen Landschaft. Zur Rechten begleitet uns ein niedriger Höhenzug, der als westlicher Ausläufer des Asperges allmählich sich abdacht, um dort, wo die sast bis auf die letzte Spur verwischten Trümmer der „Schillerhöhe" liegen, noch einen steilen Vorsprung gegen das Glemsthal zu bilden.

Es ist frühmorgens im Spätsommer, am 24. August. Das Getreide ist eingeheimst, und neben dem Stoppelfeld, oder, wo

mit dem alten Lagerbuch zu reden, dem „Stupfelfeld", gedeihen die herbstlichen Futtergewächse.

Zur Linken haben wir Wiesen, durch welche der erlenumbuschte Lendelsbach sich der Gleims zuschlängelt. Die Gegend athmet behäbigen Frieden; sie ist fast zu anspruchslos, als daß man sie träumerisch nennen könnte. Es ist die echte Hirtenland schaft; wir befinden uns mitten in der Idylle.

Die Straße, die sonst nicht zu den betretensten des Schwabenlandes gehört, wiewohl der Postwagen täglich dreimal zwischen Markgröningen und Asperg hin- und herfährt, ist heute ungewöhnlich belebt. Die Schäfer im landesüblichen „blauen Hemd", die Schäfermädchen in weißem Mieder, weißer Schürze und vielgefälteltem grünem, rothem oder blauem Wollrock schreiten singend oder plaudernd die gerade Straße dahin. Sie haben das erste Anrecht auf das Fest, das zu Ehren der Treue eines ihrer Berufsgenossen gefeiert worden ist, wie wir später erfahren werden. Neben ihnen bewegen sich in größeren oder kleineren Gruppen die biederen Landleute der näheren oder ferneren Umgebung: der unternehmende landeskundige Metzger, der Bauer, den nebelspaltenden „Dreimaster" auf dem würdigen Haupt, in straffgespannten, gelben hirschledernen Hosen; die Bäuerin im Sonntagsstaat mit der Haube und den langflatternden breiten Bändern. Auch der vornehmere Städter, der weiter her kommt, „das Volk zu studieren", oder vielleicht, wie Richard Weitbrechts „Stadtjompfer" — das Volk zu „genieren", ist nicht daheimgeblieben.

Nach etwa fünfviertelstündiger Wanderung haben wir „Gröningen in der Mark", wie die Stadt zum Unterschied von andern gleichnamigen Orten genannt wird, erreicht. So wehrhaft, wie Merians Kupferstich vom Jahre 1643 die Stadt darstellt, sieht sie heutzutage nicht mehr aus. Doch ragen die beiden, übrigens nicht ausgebauten Thürme der geräumigen gothischen Stadtkirche würdig über die Dächer empor, die sich im Eirund um sie her lagern. Die Häuser haben sich in festlichen Schmuck, in Tannenreis und Heidekrautgewinde gekleidet. Durch beschiedene, doch nicht drückend enge Gassen führt unser Weg auf den Marktplatz, wo das hochgiebelige, mit einem fast verschwenderischen Reichthum von Eichenbalken aufgeführte Rathhaus unsere Blicke fesselt.

Hier nimmt gegen elf Uhr vormittags die eigentliche Festlichkeit ihren Anfang. Schäferjünglinge und Schäfermädchen sammeln sich auf dem Rathhaus. Zuvächst werden aus einer milden Stiftung zehn Neue Testamente unter sie vertheilt. Ansonsten ist die christlöbliche Ordnung, daß die Schäfere von dem Rathaus aus mit Fahnen, Trommeln und Pfeifen in einer wohleingerichteten Procession in die Kirchen ziehen zur Anhörung der ihnen besonders zu haltenden Predigt unter obrigkeitlichem Präsidio".

In alten Zeiten wurde statt der Verlösung der Neuen Testamente das Leggeld von „neuen Schäferen" entrichtet, nämlich so lange noch Markgröningen die „Hauptlade" oder der Vorort der Schäferzunft so ziemlich für alle Städte und Bezirke des württembergischen Unterlandes war. Dies ist aber nicht mehr der Fall, da im Jahre 1828 die Schäferzunft sich aufgelöst hat. Ihr Vermögen ist an die Stadtpflege Markgröningen übergegangen, von welcher demgemäß auch die Kosten der allgemeinen festlichen Veranstaltungen bestritten werden.

Der Graf hat und schmeichelte und bot dem Knecht viel Geld.

Betrachten wir uns nun die „wohleingerichtete Procession", welche sich zu ordnen beginnt, etwas näher im einzelnen! Voran schreiten die Trommler und eine Abtheilung der Feuerwehr mit Fahnen. Eine Stadt wie Markgröningen, welche zwar von größeren Feuersbrünsten verschont blieb, aber im Jahr 1634 also ausgeplündert worden ist, daß mehr als die Hälfte der Häuser nach dem Dreißigjährigen Krieg in Trümmern lag, wird den Werth dieser neuzeitlichen Einrichtung wohl zu schätzen wissen. Es folgen die „Festreiter", von welchen einer auf dem Festplatz außerhalb der Stadt seine Rolle zu spielen hat. An dem Festreiter bemerken wir, wie übrigens auch bei andern Festgästen, die „Nestel" in gelben, rothen, grünen, blauen Farben.

Die „Nestel", dünne, lange, bunte Bänder, aus Schafleder geschnitten, oder auch aus Floretseide oder Baumwolle gestochten, sind das Wahrzeichen des Schäferlaufs, wenn man auch jetzt kein „Koller" und keine „Schnallenschuhe" mehr damit zu knüpfen hat. Trägt doch auch der steinerne Herzog, der dort auf der Brunnensäule des Marktplatzes steht, neben dem Herrschersstab in seiner Rechten zahraus zahrein seine Nestel, welche lustig im Winde flattern. — Den „Festreitern" folgt die Musik. Daß sich ohne Sang und Klang ein Volksfest und vollends ein Schäferfest gar nicht denken läßt, versteht sich von selbst. Am Gasthaus „Zur Krone" ist ein Gemälde angebracht, allwo drei Musikanten auf Dudelsack, Klarinette und Flöte muntere Weisen blasen, indeß sich im Hintergrund Hirt und Hirtin im Reigen drehen. Unsere Musikanten sind, seitdem sich vor noch nicht gar langer Zeit die Neuerung anläßlich eines Stuttgarter Schützenfestes bewährt hat, mit einer besonderen Tracht ausgestattet, welche der bekannten Bezinger oder auch der Steinlachthaler Volkstracht ähnelt.

Nunmehr kommen die zum Feste besonders eingeladenen „Ehrengäste und die Mitglieder der Kollegien". Hier bemerken wir den Oberamtmann von Ludwigsburg oder den Stellvertreter, den er entsendet hat. „Von Ludwigsburg!" — Früher war Markgröningen selbst eine Oberamtsstadt, wie denn in seiner vortrefflichen „Geschichte der vormaligen Oberamtsstadt Markgröningen" gleich auf dem Titelblatt und auch sonst nachdrücklich der Welt zum Bewußtsein bringt. Die Wunde schmerzlicher Erinnerung, daß Markgröningen eine Oberamtsstadt gewesen ist — sie ist vielleicht jetzt noch nicht ganz vernarbt! — Hier bemerken wir den Stadtschultheißen, der uns einen Blick in das „Staat- und Lagerbuch" verstattet hat; hier den Stadtpfleger, der das Jahr über die im Eigenthum der Stadt befindlichen Festkleidungen verwahrt und bei den Anordnungen zu würdiger Begehung des Bartholomäustages alle Hände voll zu thun hat. Hier scheiten die Männer vom Gemeinderath und vom Bürgerausschuß, die das Fest seit den Tagen ihrer Kindheit schon so oft mitgefeiert haben.

Hinter ihnen folgt die Schäfermusik. Sie stimmt den „Schäfermarsch" an, welcher, wenigstens nach Hendys Versicherung, auf das Gemüth des echten und gerechten Markgröningers den selben Zauber ausübt wie der Kuhreigen auf das Herz des Schweizers. Die rührend einfache Weise theilen wir am Schlusse unseres Artikels mit.

Nun zwei Kronenträger. Der Schäferbursche und das Schäfermädchen, welche aus den Wettkämpfen des Tages als

Sieger und Siegerin hervorgehen, sind berechtigt, für diesen Tag eine messingene, mit rothem Tuch ausgefütterte Krone zu tragen.

Hierauf die älteren Schäfer, welche sich am Wettkampf des Tages nicht betheiligen, mit Fahnen, Schippen (Hirtenstäben) und denjenigen Preisen, welche, abgesehen von der „Krone", den glücklichen Siegern zutheil werden sollen. Diese Schäfer führen in ihrer Mitte den bekränzten Preishammel und das ebenfalls festlich geschmückte Preismutterschaf, denen wir hernach auf dem Festplatz wieder begegnen werden.

Jetzt aber naht die Hauptsache, die „springenden Schäfer und Schäferinnen", d. h. die etwa 25 Burschen und ebensoviele Mädchen, welche beim Wettlauf um die verschiedenen Preise ringen. Nur wer Schäfer beziehungsweise Schäferin ist, oder wenigstens einen Schäfer seinen Vater nennt, hat das Recht, bei den Wettspielen sein Jahrhundert in die Schranken zu fordern.

Nun folgen die Lateinschüler — Markgröningen hält seit alten Zeiten etwas auf klassische Bildung — dann wieder zwei Preisträger, welche die für die „Wasserträgerinnen" bestimmten Preise an Stangen oder Rechen tragen. Alsbald erscheinen auch die wassertragenden, mit ihren „Gölten" (hölzernen Eimern) ausgestatteten Jungfrauen.

Endlich die „Sacklaufer", von denen noch die Rede sein wird. Dann der Kriegerverein. Eine zweite Abtheilung der Feuerwehr schließt die „wohleingerichtete Procession" ab, welcher wir nunmehr als „Volk" im allgemeinen uns anreihen.

Wir ziehen in die eine Anzahl denkwürdiger Alterthümer in ihren Hallen bergende Stadtkirche, welche den Namen des heiligen Bartholomäus trägt.

Lassen wir während des Orgelspiels uns die Sage künden, welche der Volksmund vom geschichtlichen Ursprung des Festes zu berichten weiß!

Es war einmal ein Graf zu Gröningen, der hatte einen Schafknecht namens Bartholomäus. Dieser Knecht ward bei dem Grafen verleumdet, daß er Schafe aus der Herde heimlich verkaufe und das Geld für sich behalte. Um die Treue des Knechtes zu erproben, zog der Graf fern über Land und kam, als Metzger verkleidet, nach einiger Zeit zurück. Er ging zu Bartholomäus hinaus auf das Feld und wollte sehen, ob er für Geld und gute Worte Schafe von ihm bekäme. Er bat und schmeichelte als Händler, bot viel Geld und griff, da der Knecht auf den Handel nicht eingehen wollte, nach einem Stück der Herde. Da ergrimmte der Knecht und schlug den frechen Metzger mit seinem Schäferstecken. Nun gab sich der Graf zu erkennen, lobte die Treue seines Dieners, schenkte ihm einen Hammel und befahl, daß an seinem Namenstag die Schäfer alle Jahre ein Fest der Freude und der Erinnerung an diese That feiern sollten.

Das ist die Geschichte „vom treuen Barthle". —

Inzwischen hat, nachdem einige Verse eines Kirchenliedes gesungen worden sind, der zweite Geistliche der Stadt die Kanzel betreten. Er knüpft an das an, was die heilige Schrift von der Hirtentreue oder vom Laufen in den Schranken und vom Erlangen des Kleinods sagt, und hält eine Predigt, für welche schon der alte Heyd den Rath giebt, daß sie nicht allzulang sein solle! Es ist inzwischen Mittag geworden!

Von der Kirche aus bewegt sich der Festzug in der oben erwähnten Ordnung auf den Festplatz. Dieser liegt vor dem „oberen Thor" und ist ein ebenes, abgeräumtes Stoppelfeld. Landschaftlich betrachtet, ist er recht gut gewählt: im Süden erblickt man das Schloß Solitude, östlich den Asperg. Besonders malerisch ist der Blick gegen Westen über das tiefeingeschnittene Glemsthal auf waldige Anhöhen, an welche sich vereinzelte Bauernhöfe schmiegen. Südöstlich hat man die Stadt vor sich, aus welcher besonders das weit ausgedehnte Lehrerinnenseminar und Waisenmädchenhaus hervortritt.

Am westlichen Ende des Stoppelfeldes ist eine mit Tannenreis, Blumen, Heidekraut, Obst, Feldfrüchten, buntem Tuch (Blaugeb) sind die Stadtfarben) recht hübsch geschmückte Tribüne errichtet, auf welcher das „obrigkeitliche Präsidium" Platz nimmt. Nördlich und südlich ziehen sich hier lange Bankreihen für das zuschauende Volk hin.

Auf diese Weise ist eine Rennbahn, ungefähr 25 Schritte breit und 260 Schritte lang, hergestellt. Auf der Ackerkante stehen noch die Stoppeln, auch macht sich da und dort eine Distel breit, was für die nackten Füße, welche diese Rennbahn durchmessen sollen, dem Vergnügen ein Körnlein Salz beimengt. An der Mitte der Bahn ragt ein Kletterbaum mit einem farbigen grünen Kranz und verschiedenen aus Kleidungsstücken 2c. bestehenden Gaben, welche dem unverdrossenen Uebersteiger jetzt schon lockend winken.

Oestlich wird der Anfang der Rennbahn mit einer ein Schafbild tragenden Standarte bezeichnet. Hier sammeln sich die „springenden Schäfer und Schäferinnen" und entledigen sich ihres Schuhwerks. Zuerst kommen die Mädchen an die Reihe. Der Festleiter giebt, indem er ein weißes Tuch schwenkt, das Zeichen, daß der Lauf beginne, und sagt den Läuferinnen voraus in die Tribüne zu. Welche der Läuferinnen zuerst das Ziel, nämlich der Tribüne befestigten hölzernen Widderkopf berührt, setzt sich dort für sie bereitliegende Krone aufs Haupt und hat den ersten Preis, das Mutterschaf, gewonnen. Die übrigen vier oder fünf Preise — Kleidungsstücke — werden an die der Reihe nach zum Ankommenden der etwa 20 Wettläuferinnen vertheilt.

Ganz ähnlich gestaltet sich der Wettlauf der Schäferburschen. Hier ist ein Hammel der erste Preis. Manchmal giebt es Streit auch Streitigkeiten zu schlichten. Als ich etliche Tage vor dem letzten Feste nach Markgröningen kam, weidete ein Münchingen Schäfer auf dem Stoppelfeld. Er erzählte mir, vor Jahren sei er auch einmal weltgelaufen und vorn dran gewesen, aber zu letzten entscheidenden Augenblick von einem tückischen Mitbewerber am Rockzipfel erfaßt und zu Fall gebracht worden. — Bösen Münchinger, solches kommt auch anderswo vor als nur am Stoppelfeld! —

Friedlich beschließt übrigens diesen Theil der Festlichkeit ein gemeinsamer Tanz der wettlaufenden Paare.

Eigenartiger ist das „Wasserlaufen" der Mädchen. Die Mädchen nehmen einen mit Wasser gefüllten Kübel auf den Kopf und laufen, ohne das Gefäß zu berühren, dem Ziel, einer gegen am Ende der Rennbahn aufgestellten Kufe, zu. Bei dieser Gelegenheit gilt es, nicht bloß flink zu sein, sondern auch mit riesiger Sicherheit seine eigene Person und den Kübel im Gleichgewicht zu halten. Die erste Jungfrau, welcher es gelingt, ihren Kübel, ohne daß sie Wasser verschüttet hat, in die Kufe zu leeren, bekommt wiederum einen ersten Preis gewonnen. Und so noch etliche andere der Reihe nach.

Nun folgen die Belustigungen für die männliche Schuljugend: das Sacklaufen oder Sackhüpfen, das wohl allerwärts bekannt ist. Es ist an die Stelle des früher üblichen Hahnentanzes getreten, wobei es darauf ankam, daß von einem tanzenden Paare ein auf einen hohen Pfahl gestelltes Glas Wasser geschickt herumtergenommen wurde. Rüstige Kletterer holen sich im Schweiß ihres Angesichts — zuweilen brennt am 24. August die Sonne recht heiß auf das Stoppelfeld, zuweilen wird aber auch das Fest gründlich verregnet — ihre Preise vom Kranze des Kletterbaums.

Endlich geht der Zug in die Stadt zurück, woselbst in den Rathhausfaale und in den verschiedenen Herbergen die zum bereits brechenden Abend lustig getanzt wird, während die Gassen und Gäßchen munteres Jahrmarktstreiben erfüllt. — Wir haben uns reichlich Zeit und Gelegenheit, uns leiblich zu stärken und zu etwas aus der alten Geschichte Markgröningens, von den Grafen von Calw, den Welfen, den Hohenstaufen, in deren Besitz die Stadt früher war, von den Grüningern und den Schüsselburgern vom Reichsadler und von der Reichssturmfahne, welche die Stadt bis heute im Wappen führt, erzählen zu lassen. Oder wir können die eine und andere bauliche Merkwürdigkeit, die Stadtkirche mit ihren Chorstühlen und ihren alten Grabmälern, das Rathhaus mit seinen Eichenbalken und seiner künstlichen Uhr, die Dutzende der frühgothischen Spitalkirche im Garten des 1297 gegründeten Heiliggeistspitals besichtigen.

Das ist Markgröningens „Schäferlauf", welcher urkundlich bis ins 15. Jahrhundert hinauf nachzuweisen ist, indem in den Spitalrechnungen vom Jahr 1443 erwähnt wird.

Das Fest hat noch liebe Wurzeln im Volksgemüth, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß es gegenüber früheren Zeiten, da die württembergischen Herzoge und ihre Gemahlinnen die Festtage mit ihrem Besuch beehrten — 1444 Graf Ludwig, Eberhard im Bart — und da eine einzige vornehmere Markgröninger Familie 70 — sage und schreibe siebzig — Festgäste beherbergte, an Glanz und Bedeutung verloren hat.

Vielleicht könnte das Fest belebt und veredelt werden, wenn man sich entschließen würde, mit dem „Kauf“ eine dramatische Aufführung zu verbinden.

Ich meine, die Geschichte „vom treuen Barthle“ wäre ein dankbarer Stoff für ein Volksschauspiel! Wer wagt sich daran? —

Schäfermarsch.

Noch einmal die „Rettung Ertrinkender“.

Mit der Rettung Ertrinkender hat sich die „Gartenlaube“ vor etwas weniger als Jahresfrist (vergl. Jahrgang 1889, S. 621) befaßt. Wir haben damals das weitverbreitete und treffliche Büchlein, den „Leitfaden für Samariterschulen“ von Prof. Dr. Friedrich von Esmarch unsern Lesern empfohlen und diejenigen Rettungsverfahren erwähnt, die in demselben als die zweckmäßigsten angeführt werden. Die Veröffentlichung unseres Artikels hat einen nurverwarteten Erfolg gehabt. Wir haben erfahren, daß diese Verfahren, welche wohl in den meisten Samariterschulen nach dem Leitfaden gelehrt werden, nicht die zweckmäßigsten sind. Der Stellvertreter des Oberkommandirenden vom Hamburger Armee-Corps, Herr Haus Müller, welcher lange Zeit als Schwimmlehrer beim Militär wirkte, eine Reihe von Jahren auf den Hamburgischen Staatsbadeanstalten zur Rettung Ertrinkender angestellt gewesen ist und der ohne jedes Hilfsmittel bereits etwa 200 Personen vom Tode des Ertrinkens gerettet, hat uns eine ganze Reihe beherzigenswerther Angaben gemacht, wie man in zweckmäßigster und sicherster Weise Ertrinkende retten soll. Indem wir im Interesse der Lehrer an den Samariterschulen mittheilen, daß Professor von Esmarch, welchem wir die Ausführungen des Herrn Müller vorgelegt haben, auf Grund derselben in der nächsten Auflage seines Leitfadens Aenderungen anbringen wird, müssen auch wir die Mittheilungen des genannten Sachverständigen dankbar anerkennen und erachten es als unsere Pflicht, dieselben zum allgemeinen Nutzen an dieser Stelle bekannt zu geben.

In dem leitenden Artikel der „Gartenlaube“ ist der Rath gegeben worden, den Ertrinkenden beim Haarwuchs zu fassen. Auch Herr Müller hat im Anfange seiner Thätigkeit nimmer versucht, diese Rettungsart anzuwenden, ließ aber, nachdem er das Unzweckmäßige derselben eingesehen hatte, sehr bald davon ab. Sie muß schon darum verpönt werden, weil der zu Rettende dabei beide Hände frei behält und den Retter erfassen kann, was ja gerade verhindert werden soll. Man muß den Ertrinkenden derart fassen, daß ihm der Gebrauch der Arme und Hände unmöglich gemacht wird. Auf die Frage: Wie führt man eine Rettung aus, welche für beide Betheiligte die größte Sicherheit bietet? — giebt unser Gewährsmann folgende Antwort:

„Da Schnelligkeit des Retters eine der wichtigsten Forderungen ist, so suche man, wenn es die örtlichen Verhältnisse gestatten, durch flachen Kopfsprung“ der Unfallstelle möglichst schnell näher zu kommen, achte aber darauf, daß man nicht stromaufwärts zu schwimmen braucht, da dies unnütze die Kräfte des Retters in Anspruch nimmt. Man laufe lieber erst am Ufer stromaufwärts über die Unfallstelle hinaus, so daß man beim Durchschwimmen des Stromes sich ohne Nachtheil etwas abwärts treiben lassen kann. Den Ertrinkenden nähere man sich von der Rückseite, lasse mit der eigenen linken Hand unter dessen linken Arm hindurch nach dem rechten Handgelenk und drücke den Ergriffenen an sich heran. Hierauf schwimme man auf dem Rücken dem Lande zu, wiederum den Fluß schräg durchquerend, damit man nicht gegen den Strom kämpfen muß. Den Geretteten drückt man während dieser ganzen Zeit an sich heran, wodurch dieserlei Vortheile sich ergeben: erstlich behält man die rechte Hand vollständig frei, kann dieselbe also beim Schwimmen mit benutzen; alsdann ragen nur die beiden Gesichtsflächen der Betheiligten aus dem Wasser, nicht aber der ganze Kopf des Geretteten, wie beim Erfassen der Haare. Beide Körper sind demnach beinahe vollständig im Wasser, werden also mehr von diesem getragen, so daß für den Retter lediglich die Arbeit der Vorbewegung bleibt. Ferner kann der Retter beim etwaigen Wildwerden des Gerretteten von diesem nicht gefaßt werden, weil derselbe sich nicht umdrehen kann. Versucht er dies nach rechts, so ist ihm dies unmöglich, weil man sein rechtes Handgelenk festhält, will er sich nach links umdrehen, so drückt man einfach seine, des Geretteten, linke Schulter fester an die eigene.“

Zu unserem vorstehenden Artikel wurde auch der Gefahr gedacht, welche den Retter bedroht, wenn er von dem Ertrinkenden gefaßt wird, und behauptet, daß es Tollkühnheit sei, jemand zu ergreifen, der noch mit den Wellen kämpft, man solle warten, bis er ruhig werde. Hierzu bemerkt uns Herr Müller:

„Wenn des Tollkühnheit ist, so hätte ich dies bei den meisten meiner Rettungen besessen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß Ertrinkende, sobald sie mit den wilden Bewegungen aufhören, oft ganz plötzlich im Wasser verschwinden, und dann sind sie schwieriger wieder aufzufinden und zu retten. Deshalb soll man also zögern, wenn man sich die Rettung erleichtern kann?

Ein großer Theil der Ertrinkenden sinkt aber während des verzweiflungsvollen Kampfes im Wasser immer tiefer, und je mehr der Ertrinkende in die Tiefe geräth, desto heftiger werden die Bewegungen. Soll man nun hier auch warten, bis er ruhig wird? Es dürfte dann manchmal schon zu spät sein! Also ein Ertrinkender wird erfaßt, sobald man ihn erreicht. Gelingt es nicht sofort, ihn richtig zu fassen, so läßt man ihn los und faßt ihn aufs neue.

Man wird mir wohl erwidern wollen, daß man einen Ertrinkenden doch nicht loslassen könne, wenn man von ihm festgehalten wird. Aber trotzdem kann man dies. Die meisten Menschen sind der Meinung, daß beide verloren sind, wenn der Retter vom Ertrinkenden „gefaßt“ wird. Dies ist jedoch noch lange nicht der Fall, wenn Ruhe und Besonnenheit auf seiten des Retters vorhanden sind. Man benutze einfach die festhaltende Thatsache, daß jeder Ertrinkende nach oben strebt und sofort sinkt, wenn es nach unten geht. Also, man schwimme nach unten und — der Ertrinkende läßt ganz bestimmt los. Auf diese Weise habe ich mich schon häufig von einem Ertrinkenden losgemacht, wenn ich so „tollkühn“ gewesen war, ihn zu fassen, ehe er besinnungslos war. Die Versuche, den Ertrinkenden richtig zu fassen, wiederholt man nun so lange, bis es endlich gelingt, und dies geschieht sicher, wenn man Ausdauer besitzt.“

Nach dieser Art zu verfahren ist es auch möglich, zwei Personen zugleich zu retten, vorausgesetzt, daß sie „ruhig“ sind, indem man die zweite Person mit dem freien rechten Arm ergreift, dann allerdings auch ohne Mitbenutzung beider Arme zu schwimmen gezwungen ist. Ueber einen solchen Fall einer Doppelrettung theilt uns unser Gewährsmann folgendes mit:

„Ein Schwimmer wollte einem in Gefahr befindlichen Nichtschwimmer Hilfe leisten, wurde aber von demselben gefaßt und konnte nun nichts ausrichten. Beide kämpften im Wasser, der eine, um sich frei zu machen, der andere, um sich festzuhalten. Ich sprang ins Wasser, schwamm zu ihnen, hob die mittlerweile etwa zwei Fuß gesunkenen Kämpfer an die Oberfläche, vermochte jedoch nicht, sie zu trennen. Hierauf faßte ich den Schwimmer bei den Haaren, zog ihn daran unter Wasser, worauf er von dem Nichtschwimmer und dann auch von mir losgelassen wurde und

* Nach ist derjenige Vorführung, bei welchem der Körper schräg ins Wasser dringt nur einige Fuß tief unter der Oberfläche kommt und durch die Kraft des Sprunges selbst wieder an die Oberfläche gelangt und auch noch vorwärts getrieben wird.

schleunigst an Land schwamm. Gleichzeitig hatte der Nichtschwimmer aber mich am Bein gefaßt, weshalb ich noch weiter nach unten schwamm, selbstverständlich losgelassen wurde und nunmehr den Nichtschwimmer richtig faßte und schließlich rettete. Trotz der vermeintlichen Schwierigkeit bei dieser unthätigen Rettung war die „Todtsinnheit" hier in eben dem Maße angebracht, als wenn man nur mit einem Menschen zu thun gehabt hätte. Nur immer besonnen, so wird jede Rettung gelingen! Mir kam in diesem Falle der Glücksumstand zu statten, daß der eine in Gefahr Befindliche nach seiner Befreiung vom andern selbst nach dem Lande schwimmen konnte. Aber selbst, wenn es zwei Nichtschwimmer gewesen wären, würde ich mit genau ebenso gehandelt haben; d. h., da es unmöglich ist, zwei „wilde" Menschen zu gleicher Zeit zu retten, so müßte man diese erst trennen, den einen nach dem Lande bringen, dann zurückkehren, um zu versuchen, auch noch den andern zu retten. Ist dies ohne Erfolg, nun, dann hat man gethan, soviel man konnte, und besser, nur ein Leben verloren, als zwei oder gar, mit dem des Retters, drei!"

Herr Müller schließt seine Ausführungen:

„Es ist zwar vortheilhaft, sich im Retten nach einer leichten, bestimmten Manier zu üben, aber man mache bei eintretenden Fällen sich darauf gefaßt, die Rettung trotz entgegenstehender Hindernisse auszuführen, selbst wenn diese unüberwindlich scheinen. Hier ist dann Geistesgegenwart und rasche Entschlüssung am Platz. Ich könnte ausgeführte Rettungen bekannt geben, bei denen mich die Zuschauer für verloren hielten und bei denen alle Theorie von dem Verhalten des Menschen im Wasser — — grau war. Die Erfahrung ist daher auch beim Retten der beste Lehrmeister.

Das Bewußtsein, einen Ertrinkenden retten zu können, und zweckentsprechendes Handeln im Wasser leisten die sicherste Bürgschaft für das Gelingen der Rettung. Es ist einfach unmöglich, daß der Retter ertrinken kann — vorausgesetzt, daß ihm nichts Außergewöhnliches zustößt, — solange er Geistesgegenwart besitzt und es nur mit einem, selbst einem wild um sich schlagenden Menschen zu thun hat.

Würde das Schwimmen die Verbreitung schon gefunden haben, die ihm eigentlich gebührt, so würden Unglücksfälle im Wasser zu den Seltenheiten gehören; denn einestheils kommen die Betroffenen häufiger tobt sich besser, anderntheils wären im Nothfalle mehr Schwimmer vorhanden um die in der Gefahr des Ertrinkens Schwebenden zu retten. Solange aber das Schwimmen nicht Allgemeingut der Menschheit ist, ist es die Aufgabe der Schwimmer, ihren Mitmenschen die Wohlthaten und Vortheile desselben vor Augen zu führen. Mercki dankenswerth ist darum das Bestreben der Schwimmvereine, durch jährlich stattfindende Wettschwimmen und Schwimmfeste das größere Publikum für das Schwimmen zu gewinnen, wie auch diese Vereine den Söhnen unbemittelter Eltern unentgeltlichen Schwimmunterricht ertheilen lassen. Die Schwimmvereine haben sich hauptsächlich in den letzten zwanzig Jahren stark vermehrt.

Was die Thätigkeit der Samariterschulen anbelangt, so erwähne ich daß in Hamburg ein Verein besteht, — wohl der einzige seiner Art in Deutschland — welcher ähnliche Zwecke verfolgt. Derselbe führt den Namen „Samitäts- & Schwimmverein Hamburg" und hat sich die Aufgabe gestellt, seine Mitglieder im Schwimmen, Tauchen, Retten ꝛc. ꝛc. soweit auszubilden, daß sie imstande sind, mit Sicherheit, ohne Gefahr für ihre eigene Person, einen in Wassergefahr befindlichen Menschen selbst in schwierigen Fällen retten zu können. Gleichzeitig erhalten die Mitglieder dieses Vereins monatlich mündliche Belehrungen durch den Vereinsarzt Dr. med. Doering zu Hamburg über die erste Hilfeleistung bei entstandener Scheintodten, wobei die erforderlichen Handgriffe praktisch an Mitgliedern geübt werden. Die Bildung ähnlicher Vereine in anderen Städten kann wohl zu empfehlen."

Madonna im Rosenhag.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von Reinhold Ortmann.

(Schluß.)

Als Marie nach der Entfernung der Aufwärterin den Blick in das Zimmer zurückwandte, sah sie, daß Hudeh sich wieder aufgerichtet hatte. Sein Antlitz war ganz dasjenige eines Todten, und seine graue Blässe erschien doppelt unheimlich in der Umrahmung durch das wirre, dunkle Haar.

„O, sie werden kommen," sagte er leise wie im Ton einer geheimnißvollen Mittheilung, „mir ist es, als hörte ich schon ihre heranschleichenden Tritte. Aber ich fürchte mich nicht mehr, denn ich bin unter Deinem Schutz."

„Sie haben hier in der That nichts zu besorgen, Herr Hudeh," entgegnete Marie, mit muthiger Kraft ihr Grausen überwindend; „aber erkennen Sie mich denn nicht? — Ich bin Ihre ehemalige Nachbarin, Marie von Brenckendorf."

Ein Lächeln, ein schwärmerisch verzücktes Lächeln huschte um seine blutlosen Lippen.

„Ja, ich kenne Dich, Marie," flüsterte er, „denn Du bist meine Zuflucht gewesen und meine Hilfe in der höchsten Noth. Deine Engel breiteten ihre Flügel über mich, als ich meine Hand ausstreckte nach Deinem Bilde, sie schlugen die Augen der Wächter mit Blindheit und nahmen ihnen die Kraft, mich zu halten. Ergreift ihn!' riefen sie mir nach. ‚Haltet ihn, den Dieb!' Aber ihre Blicken. Wie hätte mir auch ein Leid geschehen können, da ich Dich unter meinem Mantel trug!"

Er sprach bald zu Marie, bald zu dem Bilde vor dem Spiegel; aber seine letzten Worte waren undeutlich und lallend, wie wenn ihn selbst die Kraft zu reden allgemach verließe.

„Stehen Sie auf!" bat Marie dringend, von der furchtbaren Enthüllung, die ihr aus seinen wirren, schwärmerischen Phantasien geworden war, mit neuem Entsetzen erfüllt. „Sie haben meine Gastfreundschaft in Anspruch genommen und ich verweigere sie Ihnen nicht. Aber Sie müssen nun auch thun, um was ich Sie ersuche. Sie sind krank und dürfen sich nicht aufregen! Sind Sie imstande, ohne Hilfe das Sofa zu erreichen?"

„Krank!" murmelte er, indem er sich mit äußerster Anstrengung erhob und taumelnd die wenigen Schritte bis zu dem Ruhebette that. „Nein, ich bin nicht krank! — Aber der Böse war hinter mir — der Böse in der Gestalt eines Weibes, jenes schrecklichen Weibes aus dem Museum. O, ich sah es wohl, daß es mich verfolgte, kreuz und quer durch alle Straßen. Wohin ich ging, immer war es hinter mir, das schreckliche Gesicht. Und ein Schatten war neben dem Weibe, ein unrichtbarer, schwarzer Schatten, der streckte seine Riesenarme nach mir aus und würgte mich — würgte mich — o, er wußte wohl, daß ich den Talisman nicht mehr besaß, der mich beschützte. Und aus den Ritzen des Pflasters rings um mich her züngelten gelbe Flammen, große feurige Räder drehten sich in der Luft, und es war ein Brausen und Zischen und Donnern wie am Tag des Gerichts. Da rief mir eine Stimme vom Himmel: ‚Wohin geht Du, Verbluteter?' — Bei ihr — bei Marie ist die Rettung — die Rettung — und — die — Gnade —"

Seine Rede endete in einem Röcheln, seine Augen schlossen sich und sein Kopf fiel schwer auf die Lehne des Sofas nieder.

„Barmherziger Gott, er stirbt — stirbt in meinem Zimmer!" dachte Marie, „und ich habe niemand, der mir beisteht!"

Sie wagte kaum, sich von ihrem Platze zu rühren, aus Furcht, daß das Geräusch den Kranken aus der Betäubung wecke und seine schrecklichen Phantasien von neuem heraufbeschwören könnte. Minute auf Minute verharrte sie regungslos, bis endlich draußen die Stimme der Aufwärterin laut wurde, die mit der rasch gefundenen Aerzte zurückkehrte. Der letztere trat sofort an den Kranken heran, prüfte seinen Puls, seinen Herzschlag und richtete unterdessen einige kurze Fragen an Marie. Mit einem Kopfschütteln wandte er sich endlich dem Sofa ab.

„Der Patient liegt in tiefer Bewußtlosigkeit," sagte er, „und um die eigentliche Ursache seines Zustandes festzustellen, müßte ich ihr viel genauer untersuchen. Aber ich hatte diese Untersuchung für überflüssig, denn — ich muß mich offen aussprechen, mein Fräulein — seine Lebensgeister sind unzweifelhaft im Erlöschen."

Marie fühlte, wie ihre Kniee zitterten; aber sie war doch noch stark genug, den Arzt ihr Erschrecken zu verbergen.

„Sie glauben also, daß — daß er sterben muß?"

„Ein Erschöpfungszustand wie der seinige spottet aller ärztlichen Kunst. Ob eine Krankheit des Gehirns oder lang andauernde Entbehrungen oder vielleicht auch — wie gewisse Anzeichen mich vermuthen lassen — eine hochgradige Alkoholvergiftung diese Erschöpfung herbeigeführt haben, vermag ich wie gesagt nach oberflächlicher Untersuchung nicht festzustellen. Jedenfalls ist es am gerathensten, sich jeglichen Eingriffs zu enthalten. Die größte Wohlthat, die man dem Unglücklichen noch gewähren kann, ist die, ihm ein sanftes, unbewußtes Hinüberschlummern zu vergönnen."

„Und man kann nichts zu seiner Erleichterung thun — kann keinen Versuch machen, ihn zu retten?"

Der Arzt zuckte mit den Achseln.

„Ich habe Ihnen denjenigen Vorschlag gemacht, welchen die Menschlichkeit mir eingiebt. Alle Belebungsmittel, die ich der Leidenden einflößen könnte, eine bloße Umbettung oder gar die Beförderung an einen andern Ort würden ihn wahrscheinlich aus seiner wohlthätigen Ohnmacht wecken und neue, vielleicht sehr analvolle Delirien zur Folge haben. Wenn Sie jedoch darauf bestehen, daß wir versuchen —"

„Nein, nein,“ unterbrach ihn Marie hastig, „nur nicht diese furchterlichen Reden! — Aber meine Lage, Herr Doktor, ist eine überaus peinliche. Die Kranke ist mir fast ein Fremder, ich kenne seine Verhältnisse nicht, und wenn er nun in meiner Behausung stirbt, so bin ich vollkommen rathlos, denn ich stehe eben ganz allein.“

„Hat denn der Kranke gar keine Angehörigen, welche man benachrichtigen und herbeirufen könnte?“

„Ich weiß es nicht; aber ich glaube kaum, daß ihm hier Verwandte leben. Er führte meines Wissens stets ein sehr stilles und eingezogenes Dasein!“

Der Arzt wiegte bedenklich den Kopf.

„Hum, dann ist es doch vielleicht besser, wenn ich seine schleunige Ueberführung nach der Charité veranlasse. Es ist zwar eine Grausamkeit gegen den Aermsten; aber da er ohnedies hoffnungslos verloren ist, muß die Rücksicht auf Sie doch wohl allem andern vorangehen.“

In begreiflicher Furcht vor den Folgen dieses entsetzlichen Abenteuers fühlte sich Marie gedrängt, ihm ihre Zustimmung zu seinem letzten Vorschlage auszusprechen; da aber fiel ihr Blick zufällig auf das kleine unscheinbare Bild vor dem Spiegel, auf das himmlisch milde Antlitz der Maria im Rosenhag. Und sie dachte daran, daß jener Unselige in seinen wirren Wahnvorstellungen die gnadenreiche Gottesmutter für ihr eigenes Abbild gehalten — daß er in seiner höchsten Verzweiflung, in seiner letzten furchtbaren Noth zu ihr geflüchtet war im Vertrauen auf ihre Barmherzigkeit und Güte. — Nein, was auch immer über sie kommen mochte, sie hatte nicht die Kraft, dies Vertrauen zu täuschen und den Sterbenden von ihrer Schwelle zu jagen.

Linie 4
Hauptbahnhof
Theodor-Heuss-Platz
Systemwechsel
Domshof
Brill
Hauptbahnhof
Theodor-Heuss-Platz
Systemwechsel
Domshof
Brill
Linie 4

Verantwortung hin anzuhalten, auf seinem planlosen Umherwandern durch die Straßen fast eine Stunde lang verfolgt, und sie hatte endlich festgestellt, daß er in dieses Haus — in Dein Haus, Marie — eingetreten sei. Und sie gab mir aufs neue eine eingehende Beschreibung seiner äußeren Erscheinung — eine Beschreibung, welche mich nicht länger zweifeln lassen konnte, daß er kein anderer sei als jener Hudeß, der mich vor Deiner Thür menschenscheu überfiel und dem ich unklug genug seine Freiheit ließ, weil Du ihn Deinen Freund genannt hattest. Einen Mörder aber kann man doch wohl auch eines Diebstahls fähig halten. Ich glaube jetzt, daß er der Räuber des Madonnenbildes ist, und ich bin entschlossen, seine schleunige Verhaftung herbeizuführen mit allen Mitteln, welche mir zur Verfügung stehen. Das allein ist es, Marie, warum ich noch einmal hier bin. Nur wenige Fragen habe ich an Dich zu richten. Vor allem: Ist der Mann, von dem ich sprach, heute in der That bei Dir gewesen?"

„Und wenn ich mich nun weigerte, darauf eine Antwort zu geben?"

„Das wirst Du nicht thun, Marie; denn es giebt ein Gesetz, welches Dich dazu zwingen kann."

„Und würdest Du — Du dieses grausame Gesetz gegen mich in Anwendung bringen?"

„Ich habe geschworen, meine Pflicht zu thun. So lange ich nur ein aussinnendes Werkzeug der Gerechtigkeit bin, giebt es für mich keinen Unterschied der Person."

Marie richtete sich hoch auf. Ihre Schwäche und ihre Befürzung waren überwunden, aus ihren Augen leuchtete das Feuer einer unbeugsamen Entschlossenheit.

„Und wenn er nun noch immer bei mir wäre, so würdest Du ihn verhaften — nicht wahr?"

„Gewiß, ich müßte ihn verhaften!"

„Wie Du ihn auch fändest?"

„Wie ich ihn auch fände!"

„Nun wohl! — Er ist nicht bei mir — er hat mich längst wieder verlassen."

„Und Du weißt nichts von seinem Aufenthalt — nichts von seiner Schuld?"

„Nichts!"

„Marie!" — Sein Athem ging schwer. „Um Deinewillen flehe ich Dich an: sage mir die ganze Wahrheit!"

„Ich sagte, was ich sagen mußte!"

Er that einen Schritt vorwärts, vielleicht um seine Bitte zu wiederholen und um ihr einen noch innigeren Nachdruck zu geben. Er mußte jetzt durch die offene Verbindungsthür einen Theil des Nebenzimmers übersehen können, und in der Erkenntniß der Gefahr wollte ihm Marie mit ihrem eigenen Körper den Ausblick verwehren. Aber es war zu spät. Ein Ausschrei, so schmerzlich, so verzweiflungsvoll, wie sie ihn aus der Brust dieses ernsten, ruhigen Mannes nimmer zu hören erwartet hätte, kam von seinen Lippen, und indem er mit ausgestrecktem Arm auf das Bild unter dem Spiegel deutete, lief er fast weinend:

„Allmächtiger Gott, Marie, was hast Du gethan?"

„Was ich gethan habe? Nun wohl, sich selbst — und verhafte mich mit ihm, wenn Deine Pflicht es Dir gebietet!"

Sie ergriff seine Hand und zog ihn in das Zimmer hinein.

Da stand, zu seiner ganzen Größe aufgereckt, Hudeß neben dem Ruhebette. Ein Ausdruck herzzerschneidender Seelenangst war auf seinem Gesicht.

„Sie kommen! — Sie kommen! — Heilige Maria, bitte für mich! — Gnade! — Gnade!"

Er warf die Arme in die Luft und stürzte wie ein gefällter Baum zu Boden.

Tief erschüttert war Lothar für einige Sekunden unbeweglich geblieben, dann aber beugte er sich nieder, hob die leichte Gestalt des Unglücklichen auf und legte sie behutsam wieder auf das Sofa nieder.

„Er stirbt!" sagte er leise. „Geh' hinaus, Marie!"

Aber sie ging nicht. An den Thürpfosten gelehnt, blickte sie unverwandt nach dem Ruhebett hinüber, an dessen Kopfende Lothar auf dem Fußboden kniete, die Hand des Studenten in der seinigen haltend und ihn tiefernst in das verwüstete Antlitz schauend.

„Gnade! — Heilige — Maria — bitte — für — mich!" klang es noch einmal leise wie ein Hauch durch die tiefe Stille des Gemaches, dann reckte sich die elende Gestalt auf dem Lager ein wenig aus, — der qualvoll gepreßte Ausdruck verschwand all gemach aus ihren Zügen, und ein Seufzer gleich einem Aufathmen namenloser Erleichterung entfloh den dunklosen Lippen.

Lothar legte die Hände des Todten übereinander und [illegible] ihm mit sanftem Druck die Augen.

„Gott sei Dir gnädig!" sagte er leise. Dann richtete er [illegible] auf. Mariens Blick begegnete dem seinigen.

„Du mußt fort!" erklärte er, einen Schritt auf sie zutretend.

„Geh' zu Deinem Bruder, Marie!"

Und da sie zaudernd stehen blieb, ohne sich zu regen, wiederholte er noch dringender:

„Geh' zu Deinem Bruder — ich bitte Dich darum! — Sie hier noch zu thun ist, magst Du getrost mir überlassen!"

Wohin waren all ihr Stolz und ihre trotzige Widerstandskraft gekommen! Gehorsam ging sie in das Nebenzimmer, um sich zum Ausgehen anzukleiden. Als sie nach wenig Minuten zurückkehrte, stand Lothar in tiefem Sinnen vor dem Bilde der Madonna im Rosenhag. Bei dem Geräusch ihrer Schritte wandte er sich nach ihr um, und eine mächtige Bewegung spiegelte sich in seinen sonst so ruhigen Zügen. Aber er bezherrschte sich sofort, und seine Stimme klang kaum verändert, als er — Marie zu Thür geleitend — sagte:

„Zur vollen Aufklärung dieses tragischen Kriminalfalles mag man Deines Zeugnisses nicht entrathen können. Aber Du sollst nicht gezwungen sein, es vor mir abzulegen. Unter den obwaltenden Umständen wird man die Angelegenheit auf mein Verlangen ohne Zweifel sogleich einem anderen Richter übertragen."

Marie reichte ihm ihre Hand, und indem sie die schönen, [illegible] Thränen schwimmenden Augen voll zu ihm aufschlug, erwiderte sie leise: „Aber Du wirst es nicht verlangen, Lothar! Denn vor Dir werde ich bekennen, was ich zu bekennen habe!"

Schweigend, lange Sekunden lang standen sie Hand in Hand, noch in tiefster Seele erschüttert von der düsteren Majestät des Todes, dessen mächtiges Flügelrauschen sie über ihrem Haupte vernommen und doch mit einem schüchtern emporkeimenden, wunderseligen Glücksgefühl im Herzen.

Und ob sie dann auch ohne ein lautes Wort des Abschiednehmens gingen, — sie mußten es doch, daß sie einander nach dieser Stunde nimmermehr würden verlieren können.

Zu einem Berliner Abendblatte fand sich am ziemlich auffallender Stelle folgende Mittheilung:

„Eine eigenartige Ueberraschung brachte den Besuchern des Schillertheaters die Vorstellung am letzten Sonntag. Die Direktion hatte das erste Auftreten einer sehr interessanten Debütantin angekündigt, einer jungen Dame, deren Name aus Anlaß eines unliebsamen Vorkommnisses auf dem großen Bazar für die Aermsten schwemmten neuerdings in der vornehmen Gesellschaft Berlins vielfach genannt worden war. Die Logen und Ränge des Theaters hatten sich denn auch mit einer besonders auserlesenen und eleganten Zuhörerschaft gefüllt, und es ging eine Bewegung nicht geringen Erstaunens durch das Haus, als Herr Direktor Konstantin Arnau, von seinen Uhr von der Bühne herab dem Publikum mittheilte, daß ihm Fräulein Marie von Brenckendorf unmittelbar vor Beginn der Vorstellung und ohne Angabe genügender Gründe benachrichtigt habe, es sei ihr unmöglich, ihren Verpflichtungen nachzukommen und die Marianne in den „Geschwistern" zu spielen. Nur der liebenswürdigen Bereitwilligkeit des Fräulein Helmuth die Partie noch in letzter Stunde zu übernehmen, habe er es zu danken, daß ihm die Aufführung des Stückes überhaupt möglich sei. — Unsere bewährte jugendliche Naive entledigte sich denn auch mit Glanz ihrer Aufgabe und wurde von dem dankbaren Publikum sowohl für ihre prächtige Leistung als für ihre ebenso willige Hilfsbereitschaft mit Beifall überschüttet. In den Zwischenakten gab es im Foyer und in den Logengängen begreiflicherweise allerlei abenteuerliche Vermuthungen und Gerüchte über die Natur der Umstände, durch welche Fräulein v. B. am Auftreten verhindert worden sein könnte. Die Diskretion verbietet uns, Näheres darüber mitzutheilen, aber wir dürfen immerhin als gutverbürgte Neuigkeit verrathen, daß gestern im Hause des bekannten Zahnarztes Brenckendorf, welcher trotz seines bürgerlichen Namens der leibliche Vater der jungen Dame ist, die Verlobung derselben mit ihrem Vetter, dem Gerichtsassessor v. B., stattgefunden hat. Der glückliche Bräutigam wird sich nun allerdings dazu verstehen müssen, [illegible] durch den Vertragsbruch seiner Braut verwirkte bedeutende Ge-

Digitized by Google

hufe an Herrn Direktor Rainer zu zahlen, aber er dürfte diese Rothwendigkeit kaum sonderlich schmerzlich empfinden, da er ja das Glück hat, einen sehr begüterten Herrn, den kommandirenden General v. B., seinen Vater zu nennen. Den reizendsten Zug in diesem kleinen Familienlustspiel bildet jedenfalls der Umstand, daß der Herr Assessor ein sehr naher Verwandter desjenen Dragonerlieutenants ist, welchen man aus Anlaß seiner viel bemerkten Bazarscene in Verbindung mit seiner schönen Base zu nennen pflegte."

Schon mit der ersten Morgenpost hatte der General von Brenckendorf nicht weniger als fünf Exemplare dieses im schönsten Zeitungsstil geschriebenen Artikels erhalten. Die liebenswürdigen Absender hatten sich zwar nicht genannt, aber der General zweifelte keinen Augenblick, daß sie in den Reihen seiner besten Freunde zu suchen seien. Gegen Mittag jedoch war ihm das bedeutsame Blatt zum sechsten Mal und diesmal nicht durch den Briefträger überreicht worden. Der Generallieutenant Graf Hainried hatte es in eigener Person auf den Schreibtisch Seiner Excellenz niedergelegt, und zwischen den beiden hohen Militärs war von vornherein kein Mißverständniß darüber gewesen, daß diese mit einer gewissen Feierlichkeit vollzogene Handlung einer höflichen Kriegserklärung gleichzuachten sei. Und weltmännisch höflich wie die Einleitung hatte sich auch der weitere Verlauf und der Abschluß ihrer Unterredung gestaltet. Der General von Brenckendorf hatte durchaus nichts gegen eine Lösung der zwischen seinem Sohne Engelbert und der Gräfin Helene Hainried bestehenden Beziehungen einzuwenden gehabt, und er hatte mit einer äußerst verbindlichen Miene die Versicherungen des innigsten Bedauerns entgegengenommen, welches der Generallieutenant für seine eigene Person natürlich über diese traurige Nothwendigkeit empfand. Er hatte beim Abschied sogar mit freundschaftlicher Wärme dem Wunsche Ausdruck gegeben, daß die Damen des Generallieutenants, welche schon in diesen Tagen einen Erholungsaufenthalt im Süden nehmen sollten, recht angenehme und glückliche Reise haben möchten, — und erst als sich dann die Thür hinter seinem Besucher geschlossen, hatte er das unglückliche Blatt wüthend zerknittert und eine eben angezündete Cigarre zwischen den Fingern zerbrochen, als sähe er in ihr den Verfasser jenes Artikels oder eine andere, in diesem Augenblick vielleicht noch bitterer gehaßte Persönlichkeit.

Der Generallieutenant Graf Hainried aber stieß beim Verlassen des Hauses auf den Oberst von Herzogenstein, den persönlichen Adjutanten Seiner Majestät, als derselbe eben im Begriff war, durch die Gartenthür der Villa einzutreten. Die beiden Offiziere begrüßten sich höflich und der Oberst sagte mit einem bedeutsamen Lächeln und mit vorsichtig gedämpfter Stimme:

„Ich gratulire aufrichtig — Excellenz!"

Graf Hainried lächelte ab, aber mit einer Miene, die gut verrieth, wie angenehm ihn der Glückwunsch berührte.

„Das wäre etwas voreilig, lieber Oberst! Noch sind wir nicht so weit —"

„O, ich bin gut unterrichtet; es giebt keine bessere Quelle als die meinige. Majestät selbst hatten die Gnade, mich einzuweihen."

„Das Vertrauen Seiner Majestät macht mich natürlich über alle Maßen glücklich; aber ich muß bekennen, daß ich die hohe Auszeichnung, welche mir da zugedacht worden ist, nicht ohne eine Regung des Bedauerns annehmen kann. Brenckendorf ist ein so ausgezeichneter Soldat . . ."

„Aber er ist unmöglich geworden, Herr Graf, ganz unmöglich. Und überdies wird es an einem Pflaster für die Wunde nicht fehlen. Im Vertrauen gesagt, Seine Majestät hat ihm eine ungewöhnlich hohe Ordensauszeichnung zugedacht — die erste Klasse des Rothen Adlers."

„Ah, das ist allerdings eine königliche Belohnung seiner treuen Dienste! Doch ich halte Sie auf, mein lieber Herr Oberst! Auf Wiedersehen!"

„Auf baldiges Wiedersehen, Excellenz! Heiß der Himmel — es ist ja ein allerhöchster Auftrag, aber ich wünschte doch, daß ich erst um eine Viertelstunde älter wäre!" —

Aufrecht und straff, mit stolz erhobenem Haupte, begrüßte der General von Brenckendorf seinen neuen Besucher. Seine Miene war kalt und gefaßt; aber es war die Gefaßtheit eines Mannes, welcher bereit ist, den Todesstreich zu empfangen.

* * *

Die Generalin und ihre Tochter hatten sich eben zu einem Besuch gerüstet, als der Herr des Hauses in das Zimmer trat.

„Es thut mir leid, daß Ihr auf den Spaziergang oder was Ihr sonst vorhabt, verzichten müßt," sagte er mit vollkommener Ruhe; „aber es ist hohe Zeit, die Vorbereitungen zur Reise zu treffen. Wir fahren morgen mit dem Frühzuge nach Groß Hagenow."

„Wie? Nach Groß-Hagenow? Auf das Land?" fragte Ihre Excellenz in maßlosem Erstaunen. „Jetzt — mitten im Winter?"

„Es läßt sich nicht ändern," erklärte der General mit einer Bestimmtheit, welche seine Angehörigen kannten. „Ich glaube, der Schlag würde mich treffen, wenn ich nur noch einen einzigen Tag inmitten dieser jämmerlichen Lügengesellschaft zubringen sollte. Packt die Koffer, sage ich Euch! Ich lechze danach, die ehrlich dummen Gesichter unserer Bauern wiederzusehen!"

Fassungslos war die Generalin in einen Sessel gesunken.

„Nein, es ist ja nicht möglich! Was, um Gotteswillen, ist denn geschehen?"

„O, nichts von besonderer Bedeutung! Zwei kleine Ueberraschungen, von denen Ihr die eine schon heute aus den Zeitungen erfahren könnt, während die andere erst in einigen Tagen zum Behagen unserer guten Freunde bekannt werden wird. Lothar hat sich mit einer Theaterprinzessin verlobt —"

„Mit Marie?" fiel ihm Cilly fast jubelnd ins Wort, und selbst der streng verweisende Blick ihres Vaters schenkte das freudige Aufleuchten nicht von ihrem Gesicht. „O, es kann ja keine andere sein als Marie!"

„Lothar hat sich mit einer Theaterprinzessin verlobt," wiederholte der General mit vermehrtem Nachdruck, „und er hat es für angemessen gehalten, mich diese hübsche Neuigkeit zuerst aus den Spalten eines Klatschblattes erfahren zu lassen. Zum anderen: man hat mir den Abschied gegeben!"

„Den Abschied?" Die beiden Damen riefen es wie aus einem Munde. Das war allerdings eine Neuigkeit, die ihnen wie ein Märchen klingen mußte.

„Ja! Wenn auch nicht gerade mittels blauen Briefes wie einem überschuldeten Lieutenant. Aber es kommt im Grunde auf eins hinaus. Ich werde also aus Gesundheitsrücksichten um Entlehnung von meinem Kommando bitten, der amtsmüde Kriegsminister von Neckenstein wird mein Nachfolger werden, und auf dem Ministersessel wird unser ausgezeichneter, trefflicher Freund Hainried Platz nehmen, der ehrliche Mann, der an diesen Dingen natürlich so unschuldig ist wie Dein Bolognesershündchen."

„Ist es möglich? Ist es möglich?" jammerte die Generalin. „Und nun sollen wir nicht einmal morgen mehr das Essen bei dem österreichischen Botschafter mitmachen?"

„Nein! Wir werden mit englischem Abschied verschwinden, wie es gestalteten Größen ziemt. Mir graut vor der Theilnahme unserer lieben Freunde und vor ihren zärtlichen Erkundigungen nach dem Stande meiner erschütterten Gesundheit!"

Ihre Excellenz ergab sich seufzend in das Unabänderliche.

„Dann muß ich wenigstens die Köchin heute nach Groß Hagenow voranschicken. Wir können uns doch nicht morgen am Tische des Oberverwalters beköstigen lassen!"

„Entscheide diese wichtige Angelegenheit ganz nach Deinem Ermessen, meine Liebe," erwiderte der General mit leisem Spott, „ich werde unterdessen die Anordnungen für die Erledigung der laufenden Dienstgeschäfte während meines Urlaubs treffen. Wenn Engelbert kommt, so sagt ihm, daß ich ihn zu sprechen wünsche. Und sorgt mir vor allem, daß die Abreise nicht irgend welcher Hindernisse wegen verschoben zu werden braucht! Ich habe einen Ekel vor allem, was mich hier umgiebt!"

„Mein armes, armes Kind!" klagte die Generalin fast weinend, als sie mit Cilly allein war. „Gerade diese Saison ließ sich so lustig für Dich an. Wie viel Bälle hättest Du noch mitmachen können und wie viel ausgezeichnete Mahlzeiten! — Und jetzt sollst Du auf das Land! Es ist eine furchtbare Grausamkeit!"

Cilly aber lachte fröhlich auf und umschlang den Nacken der Betrübten, so weit es bei dem Umfange desselben möglich war.

„Nein, es ist reizend, Mama, es ist himmlisch, und ich freue mich darauf wie ein Kind! Das Schönste aber ist doch, daß Marie und Lothar ein Paar werden sollen — ich könnte mich rein auf den Kopf stellen vor Vergnügen."

„Cilly! Cilly!" rief Ihre Excellenz entsetzt. „Wenn das

Dein Vater gehört hätte! — Hast Du denn nicht gesehen, daß diese That Lothars ihn bis ins Herz getroffen hat?"

„Nein, Mamachen, davon habe ich wirklich nichts bemerkt. Glaube mir, im Grunde ist's ihm ganz lieb so, wenn er sich das auch vielleicht heute und morgen selber noch nicht gestehen mag. Wenn man bei strotzender Kraft wegen erschütterter Gesundheit seinen Abschied nehmen soll, muß man wohl ein wenig knurrig und verbissen sein; aber ich wette, nach kaum drei Monaten ist der Papa zu der Erkenntniß gekommen, daß es doch im Grunde viel lustiger und behaglicher sei, den Gutsherrn auf Groß-Hagenow zu machen. Und dann, meine liebe, theure, einzige Herzensmama — dann wird sich auch alles andere finden!"

Sie küßte die verwundete Herzensmama schallend auf den Mund und flog in ihr Zimmer, um mit eilender Feder einige kleine Briefchen zu schreiben: ihre überströmenden, jubelnden Glückwünsche für Lothar und Marie und zehn kurze Zeilen für Wolfgang Brenckendorf:

„Der Kriegsschauplatz ist verlegt: aber der veränderte Boden macht uns den Sieg gewiß. Wir haben Wind und Sonne für uns, da kann's nicht mehr fehlen! Morgen früh geht's mit Sack und Pack nach Groß-Hagenow. Wenn ich Dir nicht binnen heut und einem halben Jahre telegraphirt habe: Komm! — so muß ich wohl inzwischen gestorben sein. Und dazu fühlt sich durchaus nicht aufgelegt

Deine seelenvergnügte Cilly."

Während die Generalin sorgenvoll überlegte, was man bei einer so überstürzten Uebersiedelung zur ungünstigsten Jahreszeit morgen im Herrenhause zu Groß-Hagenow wohl werde auf den Tisch bringen können, sang und jubilirte es hell wie Lerchen gezwitschere durch das Haus:

„Mein Fluß ist so tief, keine Mauer so hoch,
Wenn zwei sich nur gut sind, sie finden sich doch!"

— — — —

Hirsch todt! Nach einem Gemälde von C. F. Deiker.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

alles wieder glatt und eben, wie sich's gehört. Seitdem ist keine Woche vergangen, daß wir nicht alle vier einen Abend oben bei Wolfgang gemütlich verplaudert hätten, und ich versichere auf Ehre: wenn ich früher in Marie verliebt war, so habe ich heute einen beinahe ehrfürchtigen Respekt vor ihr. Das ist die rechte Frau für Lothar, und das Herz geht einem auf, wenn man die beiden so im Stillen beobachtet. Sie ist aufgeblüht wie ein Rösslein, und in Lothar werdet Ihr den alten Brummbären und Stubenhocker auch schwerlich wiedererkennen."

Der General hustete und beschäftigte sich sehr augetegentlich mit seinem Teller. Cilly aber fragte anscheinend ganz unbefangen: „Und Wolfgang? Du unterhältst jetzt also freundschaftlichen Verkehr mit ihm?"

„Gewiß! Ist ja trotz seiner demokratischen Schrullen ein prächtiges altes Haus, und es weiß ohnedies schon die ganze Welt, daß wir Vettern sind. Stößt sich aber niemand mehr daran, auch nicht unter den Kameraden! Halb Berlin hebt ihn wegen seiner Geschicklichkeit in den Himmel, und das Gold kann er nun so mit Scheffeln messen. Er hat mich übrigens beauftragt, meinen verehrten Eltern die schönsten Empfehlungen und meinem lieben Schwesterchen die herzlichsten Grüße auszurichten."

Der General schwieg noch immer, aber er sah gar nicht so böse aus, daß man dies Schweigen hätte für ein schlimmes Zeichen nehmen müssen. Das Thema wurde dann nicht weiter berührt; aber als Engelbert am nächsten Tage von Eltern und Schwester in dem eleganten Landauer des Gutsherrn zur Bahnstation begleitet wurde, sagte der alte General plötzlich:

„In drei Wochen feiern wir ja den Geburtstag der Mama; wenn Du Deinen Bruder dazu mitbringen willst, Engelbert, so soll er mir herzlich willkommen sein."

„Das ist ein Wort, Vater! Seit gestern liegt mir's auf dem Herzen, ohne daß ich den Mut hatte, damit herauszuplatzen. Aber — eines muß ich doch auf jede Gefahr hin sagen: allein — allein kommt er nicht!"

„Nun, so soll er mit seiner Braut kommen! Ich denke, es ist Platz genug im Schlosse!"

Obwohl sie im offenen Wagen fuhren und obwohl rechts und links auf den Feldern die Tagelöhner an der Frühlingsbestellung waren, sprang Cilly doch aus den Polstern auf, um sich dem General an die Brust zu werfen.

„O Du Herzenspapa! — Aber ich wußte es ja, hier draußen würde sich alles finden!"

* * *

An dem nämlichen Tage empfing Wolfgang Brenckendorf ein Telegramm, welches nichts weiter enthielt, als das einzige Wörtchen: „Komm!" — und wenn es auch nicht gerade ins Schach von Persien war, den er im Stich lassen mußte, so mußte es ihm doch einige seiner vornehmsten Kunden sehr übel, daß sich gerade heute sein Agent so dringenden und unaufschiebbaren Angelegenheit plötzlich eine Reise anzutreten.

Der Empfang, welchen er auf Groß-Hagenow fand, war zwar ein wenig steif und kühl, doch von verbindlichster Höflichkeit und auch Beendigung der fast einstündigen Unterhaltung, welche der General in seinem Arbeitskabinett mit dem Besuche hatte, schien auch der Berlichingen ein wesentlich wärmerer geworden zu sein. Jedenfalls hatte Seine Excellenz nichts dagegen einzuwenden, daß Cilly ihrem Vetter ohne weitere Begleitung den Park und die Gewächshäuser zeigte, und als sich der Jahnarzt am Abend verabschiedete, sagte der Gutsherr von Groß-Hagenow beim letzten Händedruck:

„Was bleibt mir altem Manne anderes übrig, als mich beschenken zu geben! Auf frohes Wiedersehen denn, mein lieber Sohn!"

* * *

Während im festlich erleuchteten Speisesaale des Schlosses Groß-Hagenow die Gläser der Gäste aneinander klangen auf das Glück der beiden Brautpaare des Hauses Brenckendorf, trieb der laue Frühlingswind sein Spiel mit den jungen Grashalmen auf einem schmucklosen Grabe. Weder Kreuz noch Stein nannte den Namen desjenigen, welchen man vor Monaten da unten gebettet hatte. Nur ein schwarzes Stäbchen war am Kopfende des Hügels in die Erde gesteckt, und es trug neben einer Zahl die Buchstaben J. H. — Nichts war da, was die Erinnerung an den armen Studenten aus Galizien auch nur für eine kurze Frauen Zeit hätte wacherhalten können im Gedächtnis der Menschen: die Spur seines Daseins war vertilgt und ausgelöscht, als hätte er niemals unter den Lebenden gewandelt.

Der Arm der irdischen Gerechtigkeit hatte ihn nicht mehr erreicht, um zu strafen, was er verschuldet. Er war vor einen Richter gerufen worden, von dem wir nicht wissen, wie schwer oder die Sühne bemißt für unser Irren und Fehlen.

Das nur wissen wir, daß die kleinen Wiesenblumen auch über dem Haupte des Sünders blühen und daß die Natur, ihre sehnsüchtig süße Weise singt auch in dem Busch, der auf seinem Grabe sprießt.

Volksheilstätten für Lungenkranke.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Dr. med. **Karl Driver.**

Unter allen Krankheiten der Menschheit, die verheerendsten Seuchen nicht ausgenommen, giebt es keine, an welcher jahraus jahrein so viele Menschen zu Grunde gehen, als die Lungenschwindsucht. Nun hat der berühmte „Bacillenvater" Robert Koch in Berlin unumstößlich nachgewiesen, daß die alleinige Ursache dieser Krankheit der sogenannte Tuberkelbacillus ist, ein schlankes Stäbchen (bacillus = Stäbchen) von etwa fünf tausendstel (0,005) Millimeter Länge, so daß ein solches erst bei mindestens dreihundertfacher Vergrößerung in einem guten Mikroskope mit gefärbt sichtbar zu werden anfängt.

Dieser Bacillus ist es, der die Lungenschwindsucht veranlaßt, in der Lunge des Kranken sich stark vermehrt und mit dem Auswurfe hinausbefördert wird. Und dieser Auswurf der Lungenkranken nun ist die hauptsächlichste Quelle der Gefahr für andere; denn wo dem Bacillus einige Wochen Ruhe zur Ansiedelung gelassen werden, wo er ferner ein geeignetes Nährmaterial für sich vorfindet, da richtet er große Verwüstungen an und ist äußerst schwer oder nie wieder zu vertreiben. Ich will hier nicht weiter auf Fragen eingehen, die eingehlig noch nicht erledigt sind, so z. B. auf welche Weise der Auswurf ansteckend wirkt: ob dadurch, daß er vertrocknet, sie stäubt und „eingeathmet" sich in den Lungen ansiedelt und die Schwindsucht hervorruft — eine Annahme, die durch ihre Einfachheit verlockend erscheint und von der Koch'schen Schule auch zu der übrigen gemacht worden ist, gegen die aber eine Menge schwerer Bedenken von gewichtiger Seite vorgebracht wird, — oder ob die Bacillen in trockenem oder feuchtem Zustande durch zufällige, meist auch kleinste Wunden der Haut oder der Schleimhäute der Nase, des Mundes oder auf dem Wege der Lymphgefäße an den Ort gelangen, wo sie festen Fuß fassen — auf diese und andere Fragen ist hier nicht der Platz, näher einzugehen. Doch bleibt von der Beantwortung derselben die Thatsache unberührt, daß der bacillenhaltige Auswurf Lungenkranker der Hauptträger der Schwindsuchtskeime ist und deshalb unter allen Umständen so schnell und so gründlich wie möglich vernichtet werden muß. Niemand will ich nur noch darauf hinweisen, daß die Milch wohl wie das Fleisch schwindsüchtiger (perlsüchtiger) Kühe, wie besonders erster, wohl gar nicht so selten den Ausgangspunkt der menschlichen Schwindsucht bilden. Es ist nämlich nachgewiesen worden, daß die Milch von perlsüchtigem Rindvieh in 55 Prozent aller Fälle Schwindsuchtsbacillen enthielt. Wir sollen daraus die Lehre ziehen, nie rohe Milch zu genießen, sondern nur gekochte, langeres Kochen tödtet die Bacillen in der Milch unfehlbar, aber den Nährwerth der letzteren herabzusetzen.

Alsbald nach der Entdeckung, daß die Lungenschwindsucht durch einen besonderen Spaltpilz hervorgerufen wird, glaubte eine Menge berühmter und unberühmter Aerzte, daß es nun das wichtigste sei, nach einem besonderen Heilmittel dagegen auf die Suche zu gehen, entweder um mit demselben die Bacillen im Innern des menschlichen Körpers unmittelbar zu tödten oder doch wenigstens die Gewebszellen oder die Gewebsflüssigkeit derartig zu verändern,

muß dieselben für die Tuberkelbacillen keinen geeigneten Nährboden mehr abgeben. An und für sich ist eine solche Ansicht und die aus derselben gezogene Schlußfolgerung ja nicht ganz unlogisch; haben wir doch gegen eine Reihe von Krankheiten, welche nachweislich ebenfalls durch Ansteckung infolge Berührung oder Ausdünstung entstehen, ein entsprechend geartetes Heilmittel, z. B. gegen das Wechselfieber Chinin, gegen den akuten Gelenkrheumatismus das alicylsaure Natron rc. Aber der Erfolg, den diese Heilmethode mit den Hunderten von Mitteln, vom benzoësauren Natron und Arsen angefangen bis zum Creosot und zur Einathmung überhitzter Luft, gegen die Schwindsucht aufzuweisen hat, ist mindestens gleich Null, wenn sie nicht, was wahrscheinlicher ist, sogar schädlich wirkt. „Die arzneiliche Behandlung der Lungenschwindsucht hat vollständig Bankerott gemacht", urtheilt Professor Gerhardt-Berlin.

Trotzdem bricht sich die Ansicht, daß die Lungenschwindsucht eine heilbare Krankheit ist, immer mehr Bahn, dank den Erfolgen, welche hauptsächlich die besonders für Schwindsüchtige eingerichteten Heilanstalten in immer steigendem Maße aufzuweisen haben. Eine Statistik der letzten in der Heilanstalt zu Reibolds grün behandelten 2000 Fälle von wirklicher bacillärer Lungenschwindsucht tieferte folgendes Ergebniß: auf 100 Kranke entfallen geheilt 13,66%, bedeutend gebessert (d. h. sie verließen die Anstalt zu früh) 28,02%; gebessert (d. h. meist zu spät gekommen und zu früh abgereist) 28,60%, ungebessert 25,20%, gestorben 4,52%; also 70,28% thatsächliche Erfolge, welche sich noch ganz wesentlich vermehren und befestigen ließen, wenn die Kranken sofort nach den ersten Anzeichen der Erkrankung eine Heilanstalt aufsuchten und lange genug darin verblieben. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß mindestens 75% aller Schwindsüchtigen vor einem frühzeitigen Tode bewahrt und wieder in ihrem Berufe arbeitsfähig werden könnten, wenn dieselben zeitig einer Heilanstalt für Lungenkranke übergeben würden und lange, etwa 3 Monate, in derselben verweilten. Diese Ueberzeugung drängt sich immer weiteren Kreisen auf, besonders auch den Führern in der ärztlichen Wissenschaft. Während sein meinem ersten Artikel in der „Gartenlaube" (vergl. Seite 562 des Jahrg. 1882) manches Jahr verging, ohne daß viel mehr als die eine oder andere Zustimmung zu meinem Vorschlage der Errichtung von Volksheilstätten für Lungenkranke sich kundgab, scheint die Sache jetzt in Fluß zu kommen und durch die dennoch Hände in die richtigen Bahnen geleitet zu werden. Die Beschaffung der nöthigen Geldmittel spielt auch hier wieder wie so oft eine Hauptrolle.

In Berlin war schon vor mehreren Jahren bei den städtischen Behörden der Gedanke angeregt worden, durch Errichtung besonderer Anstalten für Tuberkulöse zu sorgen. Die Frage wurde der städtischen Deputation für Gesundheitspflege vorgelegt (30 Mitglieder) und von dieser einem Unterausschuß von Sachverständigen zur Berathung übergeben. Dieser Ausschuß hatte nun der Deputation für Gesundheitspflege folgende Erklärung vorgeschlagen: „Mit Rücksicht auf die große und voraussichtlich zunehmende Zahl der chronischen Brustkranken, welche in die städtischen Kranken- und Siechenanstalten aufgenommen werden müssen, ist die Errichtung einer besonderen Heil- und Pflegeanstalt für Lungenkranke in der Umgebung der Stadt dringend wünschenswerth."

Erst am 22. Oktober 1889 kam dieser Vorschlag zur Beschlußfassung vor die städtische Deputation für Gesundheitspflege, und merkwürdigerweise wurde in derselben fast einstimmig beschlossen, die ganze Angelegenheit auf etwa ein Jahr zu vertagen. Als Grund hierfür wurde angegeben einmal die Rücksicht auf die großen anderweitigen gesundheitlichen Aufgaben, welche die Stadt Berlin in der nächsten Zeit zu erfüllen habe, sodann die Ansicht der in dem Unterausschuß anwesenden Aerzte, daß die Zahl der Ansteckungen mit Schwindsuchtsgift im Verhältniß zu der großen Anzahl Lungenkranker doch eine ganz außerordentlich geringe sei. Ein dem Ausschuß angehöriger Oberarzt eines der größten Berliner Krankenhäuser habe geltend gemacht, daß er tausend und mehr Tuberkulöse behandelt habe, ohne je einen vollständig sicheren Fall von Ansteckung festgestellt zu haben.

So werthvoll dieses Geständniß gerade für die Sonderheilanstalten für Lungenkranke ist, und so sehr diese Erfahrung mit meiner eigenen übereinstimmt, so wenig berührt diese Begründung den Kern der Angelegenheit. Denn es sollen nicht Volksheilstätten für Lungenkranke gebaut werden, um die Gesunden vor Ansteckung zu bewahren — das erzielt man viel billiger und einfacher durch die Vernichtung des tuberkulösen Auswurfes — sondern um die von der Tuberkulose Befallenen zu heilen. Obgleich nun auch in gut geleiteten allgemeinen Krankenhäusern Besserungen vorkommen — nach Angabe des oben erwähnten Krankenhausoberarztes bis zu 32,7% — so besteht in solchen Krankenhäusern doch der große Uebelstand, daß Lungenkranke nicht gern lange in denselben behalten werden. Nach dem Geständniß eines andern Berliner Krankenhausleiters werden den von akuten Leiden wie Typhus, Lungenentzündung und andern befallenen, aber durchweg heilbaren und der ärztlichen Fürsorge während der verhältnißmäßig kurzen Dauer ihres Leidens weit bedürftigeren Kranken gegenüber die Lungenschwindsüchtigen mehr oder weniger vernachlässigt und, weil sie den nöthigen Platz für Schwerkranke wegnehmen, zu zeitig entlassen. Daß es da bald wieder beim alten sein wird, ist ja selbstverständlich, und es verringert sich damit der Prozentsatz der dauernd Geheilten bis auf ein verschwindendes Maß.

Von der städtischen Deputation für Gesundheitspflege auf ein Jahr zurückgestellt, wurde die Frage der Errichtung von Schwindsuchtsheilstätten für Unbemittelte vom Geheimen Rath Professor Leyden in der Sitzung des „Vereins für innere Medizin" vom 20. Januar dieses Jahres wieder vor einer andern, lediglich ärztlichen Hörerschaft auf die Tagesordnung gebracht, um eine lebhafte Erörterung hervorzurufen. Leyden gesteht ebenfalls, daß mit Arzneimitteln gegen die Schwindsucht nichts auszurichten sei, sondern daß der Schwerpunkt der Behandlung in dem hygieinisch-diätetischen Verfahren zu suchen sei, jenem Verfahren, welches den Körper zu kräftigen und widerstandsfähig zu machen bestrebt ist, damit er die Krankheitserreger nach und nach zu überwinden und auszuscheiden befähigt wird. Ferner gesteht er, daß nur die Tuberkulösen in den vorgeschrittenen Krankheitsstufen und mit schweren Nebenerkrankungen in Hospitälern behandelt werden können und sollen, daß aber die Mehrzahl der Tuberkulösen in den gewöhnlichen Krankenhäusern nicht in solcher Weise behandelt werden können, welche geeignet ist, die überhaupt erreichbaren Erfolge bei ihnen auch wirklich zu erzielen. Die Behandlung der Tuberkulösen in besonderen Heilanstalten sei ein wesentlicher Fortschritt der Neuzeit. Auch bespricht er dann die Ansteckungsgefahr der Schwindsucht und ist ebenfalls der Ansicht, daß die selbe in gut geleiteten Anstalten mit Sicherheit vermieden werden könne. „Nach Beseitigung dieser Bedenken," sagt er, „steht die Anstaltsbehandlung wieder in vollstem Ansehen, woran sich der Wunsch knüpfen muß, die Vortheile einer solchen Behandlung einer größeren Zahl dieser unglücklichen Kranken zugänglich zu machen, und zwar entspricht es den großen menschenfreundlichen Bestrebungen unserer Zeit, diese Vortheile nicht bloß wie bisher den besser gestellten Ständen, sondern auch den weniger begüterten Gesellschaftsklassen zugänglich zu machen."

Am Schlusse seiner Rede kommt er darauf zurück, daß es zweckmäßig und erfolgreich sein würde, wenn von ärztlicher Seite die Anregung zur Errichtung solcher Heilanstalten in der Umgebung Berlins, in welcher es gewiß an den geeigneten Räumlichkeiten nicht fehle, in die Hand genommen würde.

An diesen Vortrag schloß sich in den folgenden Sitzungen vom 3. und 20. Februar eine Besprechung, aus welcher zunächst leider zu ersehen war, daß, trotzdem Berlin durch seine neueren hygieinischen Einrichtungen zu einer sehr gesunden Stadt geworden ist, in welcher die Sterblichkeit der Bevölkerung vom Jahre 1875 bis 1885 von 29,7‰ auf 24,3‰ heruntergegangen ist, doch die Tuberkulose sich in Bezug auf ihre tödlichen Ausgänge in nichts gebessert habe; im Gegentheil starben im Jahre 1876 219, im Jahre 1885 aber 283 auf das Tausend der Gestorbenen an Schwindsucht, das heißt in einem Jahre in Berlin allein 1472 Personen. Und was sagte im Laufe der Verhandlung einer der Redner? „Was thun wir im allgemeinen der tuberkulösen Erkrankung gegenüber? Wir lassen es so gehen, wie es Gott gefällt . . . Durch die Einrichtung von Heilstätten für Tuberkulose wird man dem Elend der Armuth entgegenarbeiten und den Kranken für sich, für seine Familie und für den Staat erhalten."

Ein anderer Redner meinte: „Vor der Entdeckung des Tuberkelbacillus ist die Ansteckungsgefahr unterschätzt worden, jetzt wird sie überschätzt. Alle für dieselben beigebrachten Gründe sind rein theore-

tischer Natur." Und ein anderer forderte, man solle die Kranken nicht nach dem Süden verschicken, weil sie im Eisenbahnwagen und in den Gasthöfen meist ein recht trauriges Dasein führten. Schließlich gelangte folgender Antrag zur Annahme: „Der Verein für innere Medizin beauftragt seinen Vorstand, sich mit den Vorständen anderer Vereine in Verbindung zu setzen, um die Gründung von Heilanstalten für Schwindsüchtige in der Nähe von Berlin zu bewerkstelligen." Damit ist diese wichtige Angelegenheit in guten Händen.

Ich habe den Verlauf der Verhandlung im Berliner „Verein für innere Medizin" zuerst geschildert, da diese die letzte Kundgebung in dieser Beziehung ist und aus der Hauptstadt des Deutschen Reiches kommt. Vorher schon hatte Professor Finkelnburg aus Bonn in der Generalversammlung des Niederrheinischen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege am 2. Dez. 1889 zu Düsseldorf einen Vortrag gehalten: „Ueber die Errichtung von Volksheilsanatorien für Lungenschwindsüchtige", in welchem derselbe ebenfalls, anschgend von der Auflösigkeit aller gegen die Lungenschwindsucht neuerdings empfohlenen Mittel und von der erschreckend großen Verbreitung der Schwindsucht in Rheinland und Westfalen, wo zwischen 18,4 % bis 61 %, in einigen Berufsklassen, z. B. unter den Appreteuren in Crefeld, bis zu 92 % aller Todesfälle auf die Tuberkulose treffen, für die Errichtung von Volksheilstätten für Lungenkranke lebhaft eintritt. Auch Professor Finkelnburg betont die Ungefährlichkeit des Tuberkelparasiten gegenüber gesunden Menschen mit ungeschädigten Organen, die Unzulänglichkeit, ja geradezu Kärglichkeit der den unbemittelten Lungensüchtigen Deutschlands gewidmeten Krankenhausspflege, beweist diese seine Behauptung durch Zahlen, welche feststellen, daß im ganzen Deutschen Reiche auf je 100 Todesfällen in die allgemeinen Krankenhäuser nur 4 % Lungenschwindsüchtige kamen, und verlangt am Schlusse seiner lehrreichen und vom edelsten Geiste getragenen Rede ein thatkräftiges Vorgehen in erster Reihe seitens der Gemeindeverwaltungen, insbesondere der größeren Städte, und der Krankenkassenvereine, denen größere Verwaltungsverbände, die Provinzial- und die Staatsbehörden zum Vortheil des Gemeinwohls mithelfend zur Seite stehen müßten. Erst nach einem thatkräftigen Vorgehen dieser berufenen Vertretungen öffentlicher Fürsorge sei bestimmt zu erwarten, daß auch die Privatwohlthätigkeit einem so menschenfreundlichen Unternehmen ihre Unterstützung zuwenden werde. Noch auf einen besonderen Punkt in der Rede Professor Finkelnburgs möchte ich hier aufmerksam machen. Er weist nämlich den zu errichtenden Anstalten für unbemittelte Lungenkranke noch einen erziehlichen Zweck zu, indem er annimmt, daß durch die mit Strenge durchgeführte Gewöhnung ihrer Pfleglinge an vorsichtige Behandlung des Auswurfes — und, wie ich hinzufügen möchte, an natürliche Lebensweise, an Luft und gesunde Kost — allmählich eine Aufklärung und eine Erziehung weiterer Volksschichten außerhalb der Anstalten zur richtigen Pflege lungensüchtiger Kranken sich ergeben werde. Anstatt zu Ansteckungsherden der Krankheit zu werden, dürften diese Anstalten im Gegentheile Ausstrahlungspunkte einer geregelten Verhütung der Ansteckungsgefahr auch im Familienleben werden.

Nur einen Monat später, am 3. Januar 1890, hielt der — von dem Kehlkopfleiden des Kaisers Friedrich her bekannte — Professor Dr. Schrötter in Wien im „Wissenschaftlichen Klub" daselbst einen Vortrag „Ueber die Tuberkulose und die Mittel zu ihrer Heilung". Er weist zunächst darauf hin, daß in Wien durchschnittlich täglich 15 Menschen derselben zum Opfer fallen, was im Jahre etwa 5500 macht, also an sich und im Verhältniß zur Zahl der Todesfälle überhaupt viel mehr als in Berlin. Wien ist recht eigentlich eine Schwindsuchtsstadt, in ihr fallen — statt $^1/_7$ wie anderswo — $^1/_4$ aller Menschen, also 25 % der Schwindsucht zum Opfer, und selbst die Wiener Aerzte nennen die Schwindsucht die „Wiener Krankheit". Besonders in den Armen- und Arbeitervierteln haust dieselbe schrecklich. Ferner huldigt auch Schrötter wie wohl zur Zeit mit Recht alle erfahrenen Forscher der Annahme, daß sich der schwindsüchtige Mensch zur Zeit der Ansteckung unter ganz besonders günstigen Bedingungen zur Aufnahme der kleinen Lebewesen, also in einer zeitweilig besonders gesteigerten Empfänglichkeit befunden habe. Also auch Schrötter kommt ohne die Annahme einer angeborenen oder ererbten besonderen Veranlagung nicht aus. Besonders neigt er — das sei hier nur nebenbei bemerkt — der Ansicht zu, daß viele Erkrankungen an Schwindsucht in vorgerückterem Alter von einer aus der frühesten Kindheit herstammenden, aber Jahre lang ohne alle äußere Zeichen bestehenden tuberkulösen Entartung der Lymphdrüsen ausgehen, woraus wir den Schluß zu ziehen haben, daß Kinder auf denen der Verdacht ruht, mit tuberkulösen (skrophulösen) Drüsenherden behaftet zu sein, ganz besonders reichlich ernährt und der sorgfältige Abhärtung widerstandsfähig gemacht werden müsse. Dies gilt besonders für die Zeit der Entwickelung.

Nachdem Schrötter sodann noch einige Worte über die notwendigen Vorbeugungsmittel gesprochen und der Vernichtung des Auswurfstoffe Erkrankter das Wort geredet hat, gelangt er zu der Beantwortung der Frage: „Was haben wir nun aber mit den einmal erkrankten Individuum zu thun? Ist die Tuberkulose heilbar?"

„Glücklicherweise unzweifelhaft ‚ja'," lautet die Antwort. Aber Tausende von Mitteln und Verfahrungsweisen sind als sichere Heilmittel gepriesen worden, keins hat dem vorurtheilsfreien, aber parteiischen Prüfen der Wissenschaft standhalten können . . .

„Eines aber hat sich unter allen Umständen als sicherstes Heilmittel erwiesen, nämlich die möglichste Hebung der Ernährung und Kräftigung des Organismus, und um diese zu erzielen, der reichlichste Aufenthalt in reiner Luft mit allen Anregungen, welche durch eine solche auf unsern Körper gegeben sind. In diese Bahn müssen wir somit unsere ganzen Bestrebungen lenken." Und nun kommt er ebenfalls zu dem Schlusse, daß es nothwendig sei, für die 3400 mittellosen Schwindsüchtigen Wiens, welche die allgemeinen Krankenhäuser bevölkern, eigene Heilanstalten zu errichten, während man es den Wohlhabenden überlassen könne, nach dem Rathe ihrer Aerzte Kurorte oder Sonderheilanstalten für Lungenkranke aufzusuchen. Die Kosten der Errichtung solcher Pflegestätten für unbemittelte Lungenkranke können nicht in Betracht kommen, wo es sich um das Wohl von Tausenden handele, von denen dem Staate eine große Menge erhalten werden könne. Auf dem Südende der englischen Insel Wight, in Underclif, bestehe seit 21 Jahren eine solche für 20 unbemittelte Kranke bestimmte, in einer überaus reichen Weise ausgestattete Anstalt. Die Sterblichkeit in derselben betrage nur 3,8 %. Auch in Wien sei ein Verein in der Gründung begriffen, der sich zur Aufgabe stelle, Gleichgesinnte herbeizurufen um die nöthigen Mittel aufzubringen. An der Spitze desselben stehen die Direktoren der 3 größten Krankenanstalten Wiens.

Soweit Schrötter.

Es war mir eine große Genugthuung, den geneigten Lesern in kurzem Auszuge die Ansichten dreier so hervorragender Gelehrter an drei verschiedenen Universitäten mittheilen zu können. Noch mehr Genugthuung gewährt es mir, daß es überall Aerzte sind, welche die Anregung zu einem so durchaus menschenfreundlichen Werke öffentlich gegeben haben.

Gemeinsam heben alle drei Redner hervor:

a) Die Tuberkulose ist zwar ansteckend, aber ihre Ansteckungsfähigkeit wird bei weitem überschätzt.

b) Die Tuberkulose ist heilbar, aber nicht durch eines der hundert gegen dieselbe angepriesenen Mittel, sondern nur durch dauernden Aufenthalt in reiner Luft und Kräftigung des gesammten Organismus.

c) Das wird am besten erreicht in Sonderheilanstalten für Tuberkulöse, die aber durchweg nur den Bemittelten zugänglich sind; deshalb

d) ist es nothwendig, Volksheilstätten für unbemittelte Lungenkranke in der Nähe der großen Städte zu errichten.

Möge die fast gleichzeitig von drei Seiten ausgegangene Anregung auf fruchtbaren Boden fallen!

Wer meinem Berichte aufmerksam bis hierher gefolgt ist und auch meinen Artikel in Nr. 34 der „Gartenlaube" von 1887 gelesen hat, dem muß es aufgefallen sein, daß keiner der drei angeführten Redner dafür eingetreten ist, solche Anstalten im Gebirge zu errichten. Dies wird verständlich auf dem Zwecke, den dieselben verfolgen. Es sollen die allgemeinen Krankenhäuser der großen Städte von den Schwindsüchtigen entlastet und letztere in möglichster Nähe derselben in besonderen Anstalten untergebracht werden. Da empfiehlt es sich allerdings schon der bedeutend vermehrten Kosten wegen nicht, die Schwindsuchtsheilanstalten für Unbemittelte weit ab von den Städten im Gebirge zu errichten. Sodann aber ist nicht zu verkennen, daß die unsere

theoretischen Erwägungen, nach denen zur Heilung von Schwindsucht nur reichliche Ernährung und reine Luft nöthig sein sollen, der Errichtung von Gebirgsheilanstalten nicht förderlich sein können. Und doch wird in wenigen Jahren nach Inbetriebsetzung der Niederungsheilanstalten für Lungenkranke ganz genuß ein gründlicher Wandel der Ansichten stattfinden, wenn man erst durch die Erfahrung und durch Zahlenanweise gefunden haben wird, wie viel weniger Besserungen und Heilungen in denselben zu erzielen sind, als in Gebirgsheilstätten. Angenommen auch, das Waldgebirge enthalte nichts in sich, was in besonderer Weise auf die Besserung einer schwindsüchtigen Lunge wirkt: weder der geringere Atmosphärendruck, noch die größere Dünne der Einathmungsluft, weder die große Menge des in der Luft enthaltenen Ozons, noch die durchweg günstigeren Grundwasserverhältnisse, weder die stärkere Besonnung im Winter, noch der größere Schutz gegen starke Luftströmungen zu allen Jahreszeiten, weder die größere Kühle der Luft im Sommer, noch die größere Beständigkeit des Klimas im allgemeinen, noch sonstige günstige klimatische Umstände seien einzeln oder in ihrer Gesammtheit ausschlaggebend für die vorzüglichen Erfolge der Waldgebirgsheilanstalten; zugegeben ferner, der Begriff der Sicherheit gewisser Orte gegen Tuberkellose sei hinfällig und zur Heilung von Schwindsucht nur die dauernde Einathmung reinster Luft und reichliche Ernährung vonnöthen, so frage ich: wo in aller Welt giebt es reinere Luft, verbunden mit größerem Schutz gegen etwaige Unbilden der Witterung, als im waldreichen immergrünen Gebirge, und wo entwickelt sich ein solch riesiger Appetit und infolge dessen ein solch rascher Neuaufbau des Lungengewebes Körpers wie eben dort? Wie oft habe ich es nicht erlebt, daß selbst Schwerkranke von der ersten Stunde des Aufenthaltes in der Gebirgsanstalt an einen Appetit entwickelten, über den sie sich so freuten, daß sie dies Ereignis telegraphisch der besorgten Mutter mittheilten, die seit Monaten sich vergebens abmühte, dem Kranken ihre mit eigener Hand bereiteten kräftigen Speisen und Leckerbissen aufzunöthigen! Bei minder schwer Kranken tritt ein solcher Appetit ohne Ausnahme sofort ein. Man soll die Einrichtung von Heilanstalten für unbemittelte Lungenkranke in der Umgebung großer Städte um keinen Preis hindern. Aber man vergesse nicht, bewaldete Höhen zur Anlage zu wählen, wenn sie nahe genug liegen. Denn ich bin aus fast zwanzigjähriger Erfahrung mit Dr. Bolland in Davos der noch durch keine stichhaltigen Gründe widerlegten Ansicht, daß es nicht allein darauf ankommt, wie, sondern insbesondere wo der Lungenkranke behandelt wird, und daß bei uns Beiden gestellter Auswahl eines Ortes immer und unter allen Umständen einer geschlossenen Heilanstalt im Waldgebirge der Vorzug zu geben ist. Den Höhenanstalten für Lungenkranke gehört nach wie vor die Zukunft.

Das Kleinod des Fichtelgebirges.

Eine Erinnerung an das Bergfestspiel auf der Luisenburg bei Wunsiedel.

Mit Zeichnungen von **H. Gerlach.**

Der Dichter und Regisseur.

Im Herzen des Fichtelgebirges liegt ein Städtchen, dessen Namen in den letzten Tagen öfter genannt wurde als sonst vielleicht in Jahren. Der gebildete Deutsche kennt es allenfalls als Geburtsort unseres größten Humoristen. „Ich bin gerne in dir geboren, du kleine aber feine Stadt," sagt Jean Paul einmal von seinem Wunsiedel, und er wiederholt: „Ich bin gerne in dir geboren, Städtchen am langen, hohen, hohen Gebirge, dessen Gipfel wie Adlerhaupter zu uns niedersehen! Deinen Bergthron hast du verschönert durch die Bergstufen zu ihm." — Der „Bergthron" Wunsiedels aber ist die Luisenburg, die sich in dunklem Fichtengewande unmittelbar hinter dem Städtchen in nordwestlicher Richtung erhebt.

Dieser Granitberg ist das herrlichste Kleinod des Fichtelgebirges, ja man darf kühn behaupten, der deutschen Mittelgebirge überhaupt; er steigt vor uns in schönen Linien auf, aber wir nehmen nichts Besonderes an ihm wahr, nur ein geheimnißvolles Weben wie von Geistern der Sage scheint über seinem düsteren Grün zu wallen. Da tritt du in sein Waldesdunkel, und eine Welt von Wundern thut sich vor deinem staunenden Auge auf! Ein gewaltiges Felsenchaos, so wild, so wirr, daß es aller Beschreibung spottet, bannt plötzlich deinen Blick! Kein Geringerer als der große Goethe schrieb in seinem 71. Jahre von der Luisenburg, daß ihm „dessengleichen auf allen Wanderungen" — und er war viel und weit gewandert — „niemals wieder vorgekommen." Immer neue Wunder, immer neue Reize begegnen dir, wenn du nun weiter vordringst: da blickt aus einer dunkeln Felsengrotte gleißend Gold hervor — du wähnst, es sei ein Traum, und blickst nochmals genauer hin; und siehe, es ist wirklich so: hell leuchtet Goldesschimmer! Unwillkürlich denkt man an das Wort Mephistos im Faust:

„Herr Mammon selbst erleuchtet den Palast."

Der nüchterne Naturforscher jedoch weiß dir zu erklären, daß dieses goldige Leuchten herrührt von den perlschimmerlig aneinandergereihten wasserklaren Zellen des Goldmooses, des zierlichsten aller Moospflänzchen, dem die Fähigkeit zukommt, das Tageslicht in so merkwürdigem Goldglanze zurückzustrahlen. Ueberhaupt findet sich die kleine Welt der Moose in entzückender Mannigfaltigkeit und Schönheit auf den Felsblöcken der Luisenburg. Das ehrwürdige Urgestein ist überall mit wunderbaren Teppichen belegt, auf deren smaragdenem Grunde hellgraue, tief braunschwarze, zu zuweilen lebhaft rothe Farben, alle von Moosarten herrührend, eingewebt sind. Die „Moosgrube" nennt sich auch ein schöner Felsengang, der auf unserer Abbildung (S. 574) sich zeigt.

Doch wir können nicht alle Herrlichkeiten unseres Berges anführen, es würde Seiten füllen, wenn wir auch nur die ausgezeichnetsten Stellen namhaft machen wollten. „Eine Beschreibung der Luisenburg, die einen klaren Begriff von diesem in seiner Art einzigen Felsenhaine gäbe, ist selbst für den begabtesten Stilisten eine Sache der Unmöglichkeit", so urtheilt schon Ludwig Storch, der im Jahre 1860 die Luisenburg für die „Gartenlaube" schilderte. Wir wollen heute noch einen Blick auf die Geschichte dieser Bergwildniß werfen!

Uralt wie sein Gestein ist der Ursprung der Sagen des Berges. Sind ja überhaupt „in dem Innern des Fichtelgebirges die geheimen Sagendehälter wie die Wasserkammern, von denen aus das Land im Norden und Osten, im Süden und Westen gesättigt wird". Salomo und Karl der Große, der Heiland und der Teufel, alle sollen sie hier gewesen sein. Da finden wir „Dundenschüsseln" wie auf dem „Kreuz", einem der höchsten Punkte der Luisenburg, — der Volksmund nennt hier diese rundlichen Vertiefungen in den Felsenflächen „Teufels Raiserschüsseln"; von Kobolden, Nymphen, Walen (goldsuchenden und goldmachenden Dämonen) geben noch Chroniken aus dem vorigen Jahrhundert reichlich Kunde. Folgt man den Spuren der Geschichte, so tritt uns die Luisenburg als Sitz eines Raubritternestes entgegen, das, damals „Losburg" geheißen, im 13. oder 14. Jahrhundert von den Männern aus Eger zerstört wurde. Nur durch eine List gelang es, so weiß der Chronist zu berichten, der Burg beizukommen: die Mannen von Eger kleideten sich wie Trompetknechte

des Raubritters, und der Burgvogt ließ sie ein in dem Wahne, es seien seines eigenen Herrn heimkehrende Leute.

Jahrhunderte lang lagen dann Mauerrümmer und Felsen, ein wirres Labyrinth, durcheinander, selten von einem kühnen menschlichen Fuße besucht, aber lange Zeit hindurch Wohnung von Füchsen und Luchsen. Nur ein Tag im Jahre war's, der die Wunsiedler massenweise herauflockte, und eine Stelle, die sie besonders anzog und vereinte. Dieser Tag war der in die Mitte des Juli fallende St. Margarethentag, und diese Stätte eine riesige Granitplatte, die Bühne für ein seltsames Volksvergnügen, dessen wir heute gedenken müssen, da wieder dramatische Bilder durch die Luisenburg dahinziehen. Auf jener Granitplatte wurden nämlich lateinische, von Lehrern des Wunsiedler Lyceums verfaßte Schauspiele durch Schüler der Anstalt aufgeführt. Die Stadtkammer verwilligte Geld, es wurden Hütten gebaut; auch laß das nur wunniedlich Deutsch verstehende Publikum auf den zerstreuten Granitblöcken umher und stärkte die von ihren lateinischen Anstrengungen sich erholenden Schauspieler mit Wurst, Schinken und Bier. Zuletzt belustigte man sich fichtelgebirgisch auf eigene Faust, so daß der klassisch begonnene Tag schließlich doch noch zum richtigen Volksfeste ausschlug. Noch 1764 wurde der St. Margarethentag auf die angegebene Weise gefeiert. Sonst aber blieb es einsam und leer an der Stätte; es war dort nicht recht geheuer nach dem Glauben des Volkes, und so blieb man lieber weg. — Dies wurde anders am Ende des vorigen Jahrhunderts. Eine Gesellschaft wackerer Wunsiedler Bürger, an deren Spitze der von hohem Gemeinsinn erfüllte Stadtphysikus Schmidt stand, machte es sich zur Aufgabe, die Wunderwelt des Berges zu erschließen und heiterer lebensfroher Geselligkeit zu übergeben. Die unwirthliche Felsenwildniß wurde durch diese Männer, wie Goethe sagt, „passirbar und an einzelnen beschaulich gemacht", und dankbar feierten nun am 20. Juli die Enkel den hundertsten Jahrestag der Erschließung der „Luxburg", wie man damals noch den Berg benannte. Wie kam aber dieß schauerlich großartige Felsenwildniß der Luxburg zu einem so lieblich schönen Namen „Luisenburg"? — Es war in den Frühlingstagen des Jahres 1805, da weilte in dem nahen Alexandersbad der König Friedrich Wilhelm III. und seine von allen Deutschen hochverehrte Gemahlin Luise. Die Königin Luise stand damals 29 Jahre alt, in der höchsten Blüthe ihrer wagehalsigen milden Schönheit, deren Zauber kein Herz in ihrer Nähe sich entziehen konnte. Es ist Thatsache, daß selbst alte Leute, aus dem Volke, bei ihrem Anblick vor Entzücken weinten und jedermann sie eine fast abgöttische Verehrung zollte, die durchaus nichts Gemachtes an sich hatte, sondern der nothwendige Herzenserguß all derer war, mit hoheit Würde verbindene hohe Schönheit war. Jener Aufenthalt in Alexandersbad waren Tage hohen Genusses für die Königin, vielleicht die glücklichsten ihres Lebens, der Silberblick desselben, unter welchem die Nacht dieser ausstieg. Es war das Jahr vor der Schlacht bei Jena und Auerstädt, in der die Macht des preußischen Staates unter den Tritten des korsischen Eroberers zusammenbrach. Und der Königin Luise war es nicht mehr beschieden, den neuen Tag, der auf die Nacht folgte, noch zu erleben.

Damals aber, in der Idylle von Alexandersbad, ahnte man noch nichts von solchem unsäglichen Unheil. Ein Freudentag leihte sich an den andern: die Hochgesinnte lebte in einem dauernden Wonnerausch. Alles, was Füße hatte, eilte in das grüne Thal der Waldnaelle, eine Massenwanderung der preußisch fränkischen Bevölkerung zum allgemeinen Freudenfeste. Die Königin sehen und ihr zujauchzen, galt den treuen Menschen für das höchste Glück. Greise und Greisinnen mußten herbeigeführt werden, um der hohen Frau einen zärtlichen Blick zuwerfen, ein Segenswort zurufen zu können; Mutter trugen ihre Kinder meilenweit, um ihnen die geliebte Landesmutter zu zeigen.

Darf es uns Wunder nehmen, daß da die Schöpfer der neuen Anlagen in der Luxburg auf den Gedanken kamen, ihr schönes Kleinod mit dem geliebtesten Namen, den sie kannten, zu taufen? Und so geschah's; als der Hof am 15. Juni dem schönen Fleck Erde einen Besuch abstattete, da trat ein Chor weißgekleideter Mädchen aus der am Wege gelegenen, jetzt „Klingenhöhle" benannten Grotte und verkündete den königlichen Gästen, daß der Berg von nun an „Luisenburg" heißen werde.

Doch nun zu der Gegenwart und ihrer festlichen Feier! Den Mittelpunkt derselben bildete ein von Reallehrer Ludwig Hahn verfaßtes Bergfestspiel „Die Vosburg"*. Es läßt den Berg selbst seine Geschicke in großen Zügen erzählen. Der großartige Felsenschauplatz belebte sich mit dramatischen Bildern, durch die sich der einheitliche Gedanke hindurchzieht, daß der Fluch, der auf dem Berge infolge der dämonischen Macht des Goldes lastete, durch die reine Weiblichkeit einer hohen Frau wieder gesühnt wird. So wurde die Feier der Luisenburg-Eröffnung zugleich zu einer nationalen Huldigung für die hochverehrte Königin. Der Erfolg war ein unbestrittener, durchschlagender, und nur darf den Lorbeerkranz, welcher dem Verfasser am Schlusse der Vorstellung über reicht wurde, als einen wohl verdienten bezeichnen; denn der Dichter hat auch das mühevolle Amt des Regisseurs auf seine Schultern genommen und nicht bloß alle Rollen den Mitspielenden persönlich einstudiert, sondern auch von seinem Arbeitszimmer aus den Gang des ganzen Stückes gelenkt.

Aber welch eine Bühne diente auch dem Stücke zum Schauplatz! Die herrlichste, die je eines Menschen Auge geschaut hat! Unter den rauschenden Aesten gewaltiger Tannen und Fichten harrt die Menge wartungsvoll der Dinge, die da kommen sollen, vor den mächtigen Felsenbau der moospewachsenen Felsen, die, vier Stockwerk übereinander aufgethürmt, den „Max Josephsplatz" der Luisenburg umgeben. Eine weihevolle Stimmung liegt über dem Ganzen. Himmelstrebende Granitmassen bilden die Coulissen, geheimnißvolle Gänge und Schluchten entdeckt das spähende Auge mehr und mehr, und über all dem rankt sich spinnenartig das dunkelgrüne Gezweige der schwindligen Bäume, das Tageslicht nur gedämpft hindurchlassend. Bricht sich aber ein heller Sonnenstrahl durch das Gezweige Bahn, dann erscheint die Bühne in dem Zauber einer unvergleichlichen Verklärung.

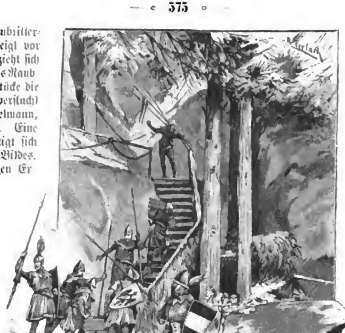
Die Moosgrube.

Hornsignale und Kampfgetöse tönen vom Fuße des Berges

* Das Festspiel ist auch im Druck erschienen (Wunsiedel, Buchdruckerei von Ad. Beer).

zur Bühne herauf; die alte Raubritterwelt, die Zeit des Faustrechtes steigt vor uns auf. Ein grauser Mord vollzieht sich vor unseren Augen! Trotzfrechte des Raubritters auf Losburg tragen Benefitte die Burgtreppe hinauf. Sterbend verblutet der Erschlagene, ein fränkischer Edelmann, den Raubritter und seine Burg. Eine bange, düstere Stimmung bemächtigt sich der Gemüther beim Anschauen dieses Bildes. Aber bald macht sie einer freudigen Erregung Platz!

Eine ganze Flucht kleiner lustiger Gnomen ergießt sich allmählich aus dem Innern des Berges. Erst einzeln, dann immer zahlreicher kommen sie aus allen Löchern, Klüften, Spalten eilig hervor, die bunten Gestältchen in rothen, blauen, gelben Kapuzen, langen lichten Bärten, in Schurzfell und Bluse, hüpfend und springend; neckische Bilder entwickeln sich, immer von neuem das Auge fesselnd. Der Gnomenkönig Alberich, eine majestätische Erscheinung, kündet neues Unheil an: die bittersten Feinde der Alben, die Walen, auch Benedicter geheißen, nahen. Die Alben werden zu treuer Wachsamkeit aufgerufen und verschwinden, wie sie gekommen sind: der Berg saugt sie eiligst wieder ein.



Der Zug der Raubritter auf die Losburg.

Nachdem die Feinde, die „düstern Wächter in der Erde Schoß", ihre verführerische Macht auch an schlichten Landleuten geübt, mit teuflischer Gewandtheit in die Herzen frommer Wallfahrer die Gier nach Gold und sinnlicher Lust pflanzend, nachdem Greuel über Greuel auf die Schultern des Berges sich gehäuft, vollzieht sich der Fluch: das Raubnest geht in Flammen auf, der Berg liegt öd und wüst, von Menschen scheu gemieden. —

Da naht die Zeit der Entsühnung!

„Es kam von Norden hergezogen
Ein Stern so hehr, so mild, so klar,
Wie keiner je am Himmelsbogen
Der Heimath aufgegangen war:

Da, als Luise, du erschienen,
Da ward gelöst der Zauberbann.
Vor deinen engelgleichen Mienen
Der alte Fluch in nichts verrann."

Zum heutigen Feste will wiederum sie erscheinen, die Deutschland seinen guten Engel nennt, will die Fahne mit einem selbstgestickten L., welche sie in jenen Tagen von 1805 den Wunsiedlern geschenkt, von neuem weihen.

Hoch oben tritt die Hehre aus einer Felsengrotte in der Haltung, wie das bekannte Richtersche Bild sie darstellt. Vom hohen Fels segnet sie den Berg, seine Quellen, seine Lüfte und schreitet majestätisch langsam unter den Klängen einer leisen, lieblich feierlichen Musik herab, besteigt den von Alben errichteten Thron und empfängt die Huldigungen der Wunsiedler, die sich vor der hohen, lösmiglichen Gestalt in tiefer Ehrfurcht neigen.

Gar manches Auge sah man feucht werden bei dieser erhebend würdevollen Feier.

Nachdem die Königin die Fahne gesegnet, nachdem die Bürger ihr gelobt, „treu zu stehen zum großen Vaterland in Glück und Noth", stimmt die Musik „Deutschland, Deutschland über alles" an; Betanen mit Fahnen der verschiedenen deutschen Bundesstaaten, zweihundert Mädchen sammeln sich auf der Bühne; Nordteutschland und Süddeutschland, sinnbildlich durch einen preußischen und einen bayerischen Soldaten dargestellt, reichen sich vor dem Throne brüderlich die Hand; und im vollen Chor, auch von den Zuschauern begeisterungsvoll mitgetragen, braust der vaterländische Gesang durch den herrlichen Raum!

Das Spiel ist nunmehr zum Schlusse gelangt.

Rasch bildet sich ein überaus farbenprächtiger Festzug, der sich in wunderbaren Linien die Felsenstege empor und wieder herabwindet bis zum „Gesellschaftsplatz" der Luisenburg, wo die Alben zum Abschluß des Zuges noch einen trefflich eingeschulten Huldigungsreigen vorführen.

Denksprüche von D. Sanders.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Spruch und Edelstein.

Die Wahrheit und der Diamant
Sind an sich werthvoll; doch erkannt
Wird meist ihr Werth erst und begriffen,
Wenn sie, von Künstlerhand geschliffen,
In rechte Fassung sind gebracht.
Hell funkelnd strahlt dann der Brillant
Und jeder preiset seine Pracht.
Ein Spruch, der jedem leuchtet ein,
Ist eben solcher Edelstein.

Urtheil nach dem Erfolg.

Man fragt nicht viel bei deinen Thaten,
Ob Gutes du gewollt, wenn sie sind schlecht gerathen.

Vater und Sohn (israelitisch).

Des Vaters wird mit Segen oder Fluch gedacht
Nach dem, was Böses oder Gutes hat der Sohn vollbracht.

Ruhm.

Ruhm, der dir folget, erfreut; doch er peinigt
dich, wenn du ihm nachjagst.

Liebe und Eifersucht.

Sind Lieb' und Eifersucht ein Schwesternpaar,
Sind's Stiefgeschwister doch nur, das ist klar!
Ungleicher könnten nicht die Väter von den zwein,
„Vertrauen" der und dieser „Mißtrau'n" sein.

Blätter und Blüthen.

Vermißten-Liste. (Fortsetzung von Seite 667 des Jahrg. 1889.)

206) Tiefdenkunneer bittet eine Mutter um Nachrichten über ihren Sohn, den Schlossergehilfen Paul Haag, geb. Joseph Paul, welcher am 18. April 1868 zu Erlangen in Bayern geboren ist. Haag begab sich 1881 nach Philadelphia, wo ihn noch im Jahre 1887 Briefe unter der Adresse Joseph Paul, 828 Palm-Str. erreichten. Der an diese Adresse im September 1887 gerichtete Brief seines Vormundes kam als unbestellbar zurück. Einem seiner Briefe nach hatte der Beweggrund die Absicht, zur See zu gehen.

207) Der Seemann Fidor Reinhard Staberow, geb. am 8. März 1824 zu Thaeand in Sachsen, schrieb zum letzten Male aus Greenock, wo er sich im August 1876 auf das Schiff „Arabia" (Kapitän Alexanfoeth) als zweiter Steuermann verdungen hatte, um nach Quebec zu fahren. Weiteren eingezogenen Mittheilungen zufolge soll Staberow am 18. Januar 1879 das Schiff „Alice", auf welchem er als Only Mate angestellt war, in New-York verlassen haben, woselbst er 338 Peace Steeet gewohnt hat. Alle bisher angestellten Nachforschungen nach dem Verbleib Staberows sind erfolglos geblieben.

208) Der Schuhmacher Karl Illmer, geb. im Jahre 1827 zu Bistrih in Siebenbürgen, wanderte nach Bukarest aus, von wo er im Jahre 1872 die letzte Nachricht gab.

209) „Eine alte arme Mutter verzehrt sich in Sehnsucht nach ihrem Sohne," dem Tischler Philipp Heinrich Wagner, geb. am 22. Aug. 1809 in Kochemerkloppen (Reg.-Bez. Wiesbaden). Wagner hat in Wiesbaden gelernt und war dann als Geselle in Bruchsal, Weingarten (Baden), Nordhausen, Wiesbaden, Luntlingen und Triberg thätig. Aus Triberg (Baden) kam noch im Jahre 1884 Nachricht, die die heute die letzte geblieben ist.

210) Eine mittellose Frau mit 4 unerzogenen Kindern sucht ihren Mann, den Tagarbeiter Heinrich Teichert, geb. am 1. September 1850 zu Kruttwig, Kr. Fordlaub in Schlesien. Teichert gab das letzte Lebenszeichen Mitte September 1888 von Rehin (Reg.-Bez. Potsdam) aus, wo er als Ziegelarbeiter Stellung hatte.

211) Am 9. Mai 1887 schrieb der Tapezier Ferdinand Dürauer, welcher am 7. Oktober 1883 zu Wien in Oesterreich mit der Ennis gedient ist, aus Firmen in Mainz, daß er nach Metz oder Paris gehen wolle. Dieaner hat leidem nicht wieder geschrieben und ist auch durch die Bemühungen des österreichisch-ungarischen Konsulats in Paris nicht aufzufinden gewesen.

212) Ein hochbetagter Vater bittet inständigst um Nachrichten über seinen Sohn. Tesleide, Hugo Emil Edmund Dähn, geb. am 1. Mai 1852 zu Roda bei Zimenau in Thüringen, wanderte nach Brasilien aus. Seine ersten Briefe kamen aus Rio Grande do Sul, Rio de Janeiro re. Seit 1882 fehlt jegliche Nachricht über ihn. Das deutsche Konsulat zu Rio Grande konnte den Aufenthalt nur mittheilen, daß Dähn 1877 in dortigen Hospital krank darniedergelegen habe, und das deutsche Konsulat zu Paranagua hat festgestellt, daß der Verschollene etwa im Jahre 1886 noch wohl in S. Joao de Trimupho aufgehalten habe, dann aber weggegangen und voraussichtlich in Curityba gestorben worden sei.

213) Seit Dezemb. 1887 fehlt jeder Nachricht von Heinrich Friedrich Carl Joachim Möller, geb. am 14. März 1861 zu Kieg bei Neustadt in Mecklenburg, seines Zeichens Schlächter; Möller befand sich im Juni 1887 auf St. Vincent, einer der capverdischen Inseln, wohin er als Oberheizer mit dem Postdampfer „Leipzig" gekommen war, am 26. Dezemb. desselben Jahres hielt er sich in Bremerhaven auf, von wo er einige Tage nachher wahrscheinlich nach London abgereist ist.

214) Der Maurer Gustav Robert Bosse, geb. am 18. Dezemb. 1850 zu Braunschweig, hat im Juni 1887 seine Wohnung in Groß-Zschocher b. Leipzig verlassen, um nach Leipzig auf Arbeit zu gehen, ist aber nicht wieder nach Hause zurückgekehrt. Bosse ist durch eine Flechte an der rechten Backe kenntlich.

215) Louise Dorothea Lütt, geb. am 19. Febr. 1823 zu Ludwigslust in Mecklenburg, war am Himmelfahrtstage des Jahres 1854 oder 1855 anläßlich des Todes ihres Bruders in Butzow (Meckl.) anwesend und soll dann mit einem Bauunternehmer von Cöslin ausgewandert sein. Alle Nachforschungen nach der Verschollenen sind vergeblich gewesen.

216) Der Agent Joseph Heger, geb. zu Klabawa bei Pilsen in Böhmen am 15. Oktob. 1861, schrieb aus Sidney, daß er am 4. Juli 1888 mit einer Anzahl Eingeborener, welche ihm am selben Tag von einem Bekannten namens Lumminghan zugeführt werden sollten, nach Deutschland zurückreisen gedenke. Heger aber ist bis jetzt weder in seiner Heimath angekommen, noch ist sonst wieder etwas von ihm vernommen worden.

217) Der Feuerversicherungsdirektor Gustav Franz Stöckert, geb. am 4. Oktob. 1855 zu Bugermünde, wird seit dem Jahre 1884 vermißt. Der letzte Wohnort Stöckerts war Lübeck, die letzte Kunde von ihm kam im April 1884 von Hamburg.

218) Josef Sudler, geb. am 26. Septb. 1858 zu Tiefenbach (Gemeinde Prichowitz), war Maler und hielt sich zuletzt in Riga auf. Er wollte am 2. Jan. 1882 von Bremen aus nach St. Jago (Südamerika) fahren. Das sind die letzten sparlichen Nachrichten, welche Mutter und Geschwister noch von dem Verschollenen empfangen haben.

219) Der Musikinstrumentenmacher Felix Max Siegel, geb. zu Taucha bei Leipzig am 4. Aug. 1857, hat sich, nachdem er im Januar 1881 von Braunschweig nach seinem Geburtsort zurückgekehrt war, am 5. März desselben Jahres dort wieder abgemeldet, um auf die Wanderschaft zu gehen. Seitdem ist von Siegel, um dessen Verbleib sich die Mutter ängstigt, nichts wieder gehört worden.

220) Der am 12. April 1864 zu Hamburg geborene Otto Heinr. Franz Leitte ist im März 1881 nach New York und weiter nach St. Louis, Mo. abgereist und hat sich im August 1883 bei den Jowcsieren Hevold u. Pöttel und siedelte dann nach New Orleans über, wo er von Jan. bis März 1884 bei Herrn Bierhorst in Arbeit stand. Später begab er sich nach Mac Lean, von wo im August 1884 die Nachricht kam, daß er beabsichtige nach New-Orleans zurückzukehren.

221) Sebastian Eduard Sellms, geb. am 13. Dezemb. 1847 zu Hamburg, ging 1868 nach New York und später nach Savannah in Georgia, wo er laut eigenen Mittheilungen im Dezemb. 1883 noch als Beamter eines Materialwarenladens (180 St. Julian und 179 Bryanst.) lebte. Schon im Jahre 1884 blieben alle an Sellms gerichteten Briefe unbeantwortet. Einem Schreiben des deutschen Konsuls nach soll Sellms nach Colorado übergesiedelt sein.

222) Im Jahre 1867 machte sich der Kellner Carl Gustav Hermann Jähnig, geb. am 14. Oktob. 1845 zu Beiersdorf (Oberlausitz), auf, um nach Hamburg zu gehen. Einer Mittheilung der Polizeibehörde in Hamburg zufolge hat sich Jähnig im Juli 1867 von dort entfernt, der letzte Aufenthalt desselben ist nicht zu ermitteln gewesen. Die letzte Nachricht des Verschollenen bittet ihren Sohn um Heimkehr oder wenigstens um Nennung seines Aufenthaltsortes.

223) Seit dem Jahre 1883 werden vermißt die Geschwister Schulz: Adelheid Cornelia, geb. am 14. Juni 1869 zu Barschau, und Herm. Paustine, geb. am 22. März 1872 ebendaselbst.

224) Der Schmiedegesell August Albert Thie, geb. am 6. Oktob. 1823 zu Forsthaus Polte bei Bittkau an d. Elde, brachte seine Jahre zu Jahre 1866 nach Magdeburg und ging im Jahre darauf nach Wolfenbüttel (Braunschweig), von wo er Ende 1875 das letzte Mal schrieb. Thie war in Melbourne Besitzer eines Pianoplatzes.

Im Glaspalast zu München. Als vor zwei Jahren nach Schluß der so glänzend verlaufenen Internationalen Ausstellung die Räume des Künstlerfestes laut wurde, München sei als Kunststätte derartig berühmt, um seinen jährlichen „Salon" zu haben, da gab es viele, die bedenklich den Kopf schüttelten und ein großes Fiasko weissagten. Sie sind heute, wo der alte Glaspalast zum zweiten Male seine Thore zur „Jahresausstellung" öffnet, glänzend widerlegt, denn jetzt steht auch die Fülle und den Werth des darin Angesammelten die Thatsache fest, daß München die erste Kunststadt Deutschlands ist, wodurch der bewerbe Staat in seiner Fürsorge für die Kunst nicht überall die Unterstützung gefunden hat, die er verdient hätte.

Aber die Münchener Kunst ist bereits selbständig geworden, auch sie es ihren Vertretern gelungen, ein so gutes Verhältniß zum Auslande herzustellen, daß eine überraschende Anzahl fremdstämmiger, italienischer, amerikanischer, niederländischer und skandinavischer Bilder und Studturen einging. Nirgends in Deutschland ist zur Zeit ein solcher Ueberblick über das ganze internationale Kunstgebiet möglich als in dieser Jahresausstellung, sie enthält eine solche Fülle von vorrefflich geordneten Werken der verschiedensten Meister, daß es schwierig wird, sich zurechtzufinden. Ein hoch gelegenes künstliches Licht fällt von oben auf, unterdem aber und eine bewußte Rücksehr von den Absonderlichkeiten der Helligkeitsmaler, von den sozialistischen Tendenzbildern zu dem einfach Schönen und Erfreulichen. Eines Hauptzugstückes, dessen Namen auf allen Lippen weilte, entbehrt die Ausstellung, daß sie dadurch sich in jedem Saal Anziehungspunkte, mehrere immer neue Gruppen in Bewunderung sesseln. München kann mit großer Genugthuung auf dies Unternehmen blicken, das nicht nur den allgemeinen durchschnittenden Freundeinstrom vergrößern hilft, sondern zugleich in glücklicher Weise die Bedeutung und Eigenart der Hauptstadt des zweiten deutschen Bundesstaats bezeichnet.

Auch hierin zu bemerken, daß auch dieses Jahr wieder eine Reihe von künstlerisch ausgestatteten Veröffentlichungen des Buch- und Kunsthandels die Münchener Jahresausstellung zum Mittelpunkt haben. Wir nennen die „Ausstellungsgebefte" der Zeitschrift „Die Kunst für Alle" (München Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vormals Friedrich Bruckmann) die „Münchener Jahres-Ausstellung von Kunstwerken aller Nationen" (Münchener Kunst- und Verlagsanstalt Dr. E. Albert u. Ko.); welche überraschend dieses gewirkt haben, daß auch eine große Tagesseitung, die „Allgemeine Zeitung" ihren Lesern in besonderen Kunstbeilagen bildliche Proben aus dem Glaspalast mitgetheilt hat.

Deutschlands merkwürdige Bäume. Die Eiche bei Lenz, (in dem Bilde S. 549.) Es ist eine stolze Gesellschaft, die da auf einer Wiese nahe bei dem Dorfe Kramm zwischen Goldberg und Liegnitz in Schlesien beisammen steht. Es sind 6 mächtige Eichen, die auf unserem Bilde sichtbar sind; diejenige aber, welche im Vordergrunde steht, ist die älteste und stärkste. Neun Meter mißt sie im Umfange, und wie viele Jahre schon über sie hinweggebraust sind, wie oft der Blitzstrahl sie heimgesucht hat, das verkündet uns die vielfach zerrissene und zerspaltene Rinde. „Mehr als tausend Jahre" soll sie zählen — so geht es im Sakramund und so berichtet eine kleine Inschrift an dem Baume:

„Wohl mehr als tausend Jahre steht ich schon;
Ich sah bereinst das Deutsche Reich erstehn;
Ich sah im Jahre sechs es wiederum vergehn.
Seitdem ich jüngst gesehn sein frisches Auferstehn,
Möcht' ich um keinen Preis es nochmals sehn im Untergehn.
Tod malte Gott — Leinen ew'gen Thron!"

Schönau, im August 1871.

Die älteste der alten Sechs.

Freilich, ob der begeisterte Dichter und der willige Glaube des Volkes sich nicht zu hoch verstiegen haben, muß zweifelhaft erscheinen. Denn nach den Aufsichen eines Fachmannes, welche der Leser im „Barteinale Kalender" von 1887 auseinandergesetzt findet, sind Eichen von 600 Jahren mindestens ebenso selten wie Menschen von 100 Jahren.

Wie dem aber auch sein mag, ein gut Stück Geschichte schaut wohl diesem knorrigen Gesse und Greywege auf den Menschen der Gegenwart herunter. Und es ist geschichtlicher Boden, auf dem die Eichen von Kramm

Schlußauftritt des Bergfestspieles auf der Luisenburg.
Zeichnung von O. Gerlach.

lieben. Hier war es, wo der alte Bücher einst am 26. August 1813 mit seinen Preußen und Russen die Franzosen in die vom Regen hoch angeschwollene Wistenke Reiße und Katzbach trieb.

Eine hübsche Sage aber erzählt, vor einigen Menschenalternt habe auf der Wiese eine noch weit gewaltigere Eiche gestanden, die „Sieben Kätzer-Eiche". Und zwar habe sie ihren Namen darum getragen, weil einst in Kriegszeiten eine Frau mit sieben Kätzern in dem hohlen Stamme Zuflucht gefunden habe.

Ein eigen Haus. (Mit Abbildungen.) In immer dichteren Massen drängt die Industrie die Menschen zusammen auf verhältnißmäßig engen Raum. In einem drei-, vier- oder fünfstöckigen Häuserblocke mit ebenso hohen Neben- und Hintergebäuden ohne Luft und Licht wohnen oft so viel Menschen als in einem ganzen Dorfe. Und die mangelhaftesten und ungesundesten unter den Wohnungen in diesen Miethskasernen nehmen oft diejenigen ein, die schon den Tag in Fabrikräumen Arbeitssälen zubringen oder in enger dunkler Amtsstube ihren täglichen Lohn erwerben müssen, Fabrikarbeiter und untergeordnete Beamte.

Menschenfreundliche Großindustrielle haben bereits diese Wohnungsnoth für ihre Arbeiter zu mildern, die Gesetz- und Wohlfahrtspolitzei hat durch gesetzliche Vorschriften die schlimmsten Uebelstände abzustellen gesucht. Genossenschaften aus den Kreisen der Arbeiter oder der kleinen Beamten selbst haben sich gebildet, um durch der-

Haus für eine Familie

einte Kraft zu ermöglichen, was dem einzelnen auszuführen nicht vergönnt war: die Beschaffung eines eigenen bescheidenen Heims, einer ausreichenden gesunden Wohnung.

Man unterschätze nicht den Werth des eigenen Hauses! Er ist nicht nur ein äußerst sicher, gesundheitlicher und unterstellter Natur, er greift auch hinüber in das Gebiet des Sittlichen.

Wohl ist es deutsames, seine Ersparnisse in Sparkassen, Zinstragenden Papieren oder Hypotheken anzulegen, wohl bedeutet das eigene Haus das Aufgeben eines Theils seiner Vortheile, welche das Freizügigkeitsgesetz dem Arbeiter sichern sollte, wohl kann der steine Baustoff eine Fesselung seiner Beweglichkeit sein, wenn

Grundriß des Erdgeschosses.

Grundriß des Obergeschosses.

stärkende, sittlichende Kraft stromt von solchen Gedanken aus! Wie viel herrlicher duften die Blumen vor dem eigenen Fenster!

Doch was soll's mit den Lobpreisungen des eigenen Heims? Es kann nicht jeder Hausbesitzer sein! — So wird man uns entgegenhalten mit einem guten Schein von Recht. Und es ist wahr: alle werden das lockende Ziel nicht erreichen können. Aber mehr, viel mehr, als es heute noch der Fall ist. Bereits ist die Bewegung auf vielen Seiten im Gange, auch die „Garten-laube" hat schon wiederholt sich in den Dienst dieser wirklich guten Sache gestellt (vgl. beispielsweise Jahrgang 18 des Jahrg. 1887), und sie begrüßt jeden weiteren Versuch, der in dieser Richtung gemacht wird, mit aufrichtiger Freude.

Ein solcher ist neuerdings wieder in die Oeffentlichkeit getreten. Der Bauwerker Georg Aker hat eine Gruppe von 15 „Arbeiter-Häusern zum billigen Bauen für Arbeiter und kleine Familien" zusammengestellt und herausgegeben (Gera, Verlag von Karl Rauch): beginnend bei der einfachsten Anlage — das Häuschen, welches unsere Abbildung darstellt, kostet mit seinem 40 □ m Baufläche und Akers Voranschlag 3000 Mark, ausschließlich Bauplatz und Garten — führt es die verschiedenen Formen vor, in reichen billige, dabei aber gesunde und wohnliche Häuschen für eine oder auch zwei oder vier Familien hergestellt werden können.

Wie wir sehen, enthält schon die einfachste Anlage alles, was bei den schiedenen Ansprüchen erfordert werden kann, eine große Wohnstube von 15 □ m Flächenraum und eine Küche im Erdgeschoß, einen Vorrathsraum unter der Treppe, zwei Kammern und einen Vorraum im Obergeschoß. Besonderen Werth legt Aker auf die Anlage der Feuerung. Gewöhnlich räthselhaften verlangen die Trennung von Küche und Wohnstube; andererseits aber kann man einer sparsamen Haushaltungskasse auch nicht zumuthen, daß sie im Winter für zwei Feuerungen aufkomme, für die Heizung der Wohnstube und das Kochfeuer in der Küche; deshalb ist die Feuerung so angebracht, daß das Herdfeuer zugleich die Wohnstube heizt. Damit aber dann im Sommer die natürliche Hitze der letzteren nicht auch durch das Herdfeuer gesteigert werde, ist eine Einrichtung vorgesehen, welche es ermöglicht, den Ofenrohren der Küche vollständig von der Stube abzuschließen.

Möge das verdienstliche Werkchen, das bereits die dritte Auflage erlebt hat, vielen, denen an der Beschaffung eines eigenen bescheidenen Heims gelegen ist, ein sicherer Führer sein, mögen es namentlich, der so genannten Wohnungsnoth der ärmeren Klassen zu steuern, die Liebe zu eigenem Herd, die Freude an den häuslichen Genüssen und dem reichen Glück der Familie zu erhöhen!

In der Brautzeit. (Zu dem Bilde S. 552 und 553.) Wie so Glück in dem kleinen Raum eines Zimmers! Wie viel ist gegessen und wie viel winkt in nächster und in ferenerer Zukunft! Zu süßer Danken verlieren nähr die Braut an ihrer Aussteuer, neben sie über der Stuhl gebreitet prangt schon das heimde vollendete Hochzeitskleid-Schrank und Koffer aber ruhen reiche Schätze an allerlei Linnenzeug darüber sie einst als waltende Hausfrau gebieten soll im eigenen Heim. Ueber den rosigen Bildern ihrer Phantasie, über dem emsigen Werk mit kunstreichen Finger und über dem Plaudern der Nähmaschine, an der alte Bese, des Hauses mannigfaltigen Rüstzeug, der Großmutter Tochter die Brautausstattung näht, wie sie einst vor Jahren dem Kind selbst Kleidchen verfertigt hatte — über all dem hat das leise Mädchen den leisen Schritt überhört, der hinter ihr über den Teppich glitt.

Ihre Gedanken, die den Geliebten sein in der Ferne, als Sage in einem Briefe, und manchen, manchen elend, überall Trost und Hilfe suchen wähnen, sie sind noch von keiner Ahnung durchzuckt, daß er ihr in nächster Nähe, daß er ihr in nächster Nähe, daß er ihr in nächster Nähe

en unter dem Wagen angebrachten Dynamomaschinen leitet. Die Vorrichtung besteht aus einem beweglichen, durch eine Feder an den Kupferdraht angedrückten Arme, der sogenannten Kontaktstange, deren Ende mit einer Rolle versehen ist, welche dem Vorbeigleiten des Stroms auf dem Drahte entnimmt. Die Rolle ist mit einer tiefen Rille versehen, damit sie Berührung mit dem Kupferdrahte nicht verloren gehe.

Von dem elektrischen Strome werden nun die zu zehn Wagenradsätze gehörenden Dynamomaschinen in Umlauf gesetzt. Da die Umdrehungszahl bei diesen Dynamos anscheinlich groß gewählt wird und erheblich höher ist als die der Radachse, so muß noch eine Uebersetzung ins Langsame erfolgen, wozu Zahnräder verwendet werden. Die bisher in Gebrauch genommenen Wagen haben je zwei elektrische Motoren, deren eben 10 Pferdekräfte sind.

Die elektrischen Wagen haben sich sehr schnell die Gunst des Publikums errungen und sind durchweg voll besetzt. Bei einbrechender Dunkelheit erstrahlt das Innere der Wagen in Lichte von fünf Glühlampen. Die Probefahrt am 21. Juni vertief so vorzüglich, daß sofort nach deren Beendigung die polizeiliche Erlaubnis zur Betriebseröffnung ertheilt werden konnte. Das Anfahren der Wagen geschieht unmerklar, das Fahren ist geräuschlos, stoßfrei und rasch; besondere Anerkennung fand vor wiederholt gefeierte Beweis, daß es möglich ist, den Wagen bei voller Geschwindigkeit, wenn auch augenblicklich mit Hilfe des Stromumkehrhebels und der Bremsen anzuhalten. Nachmittags um 1 Uhr wurde der regelmäßige Betrieb mit drei Wagen eröffnet, und bis abends 10 Uhr waren bereits etwa 2500 Personen befördert.

Welch goldene Zeiten werden aber erst für den elektrischen Bahnbetrieb anbrechen, wenn es sich bethätigt, daß der langsährige Traum der Elektrotechniker, „Elektrizität unmittelbar aus der Kohle zu gewinnen", nunmehr in Erfüllung gehen soll? Wie amerikanische Blätter berichten, ist die Lösung vor kurzem gelungen, und die erforderlichen Einrichtungen sollen so einfach sein, daß sie gar nicht einmal den Namen einer Maschine beanspruchen können. Dann genügt ein Ofen von der Größe eines Stubenofens — und fort geht's, ohne Draht, über Berg und Thal. Vorläufig gilt für uns allerdings noch das Dichterwort: „Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube!"

Polizeikommen über die Gründung des Deutschen Reichs. Wenige Monate nur trennen uns noch von dem zwanzigsten Jahrestage der Gründung des Deutschen Reiches. Das großartige Ereignis ist tausendfältig gefeiert worden in Rede und Gedicht, und ein erhabenes Denkmal hort auf der grünen Höhe des Niederwalds liegt in Stein und Erz vor den spätesten Geschlechtern Kunde von der überwältigenden Macht der Bewegung, welche die Erneugenschaft der Jahre 1870 und 1871 in den Gemüthern des deutschen Volkes wachrief.

Die Germania auf dem Niederwald ist das botzeste, das gewaltigste, das markenschütternste Siegesdenkmal geschaffen — eine große Zeit. Aber sie ist nicht das einzige! Allüberall drängte die gehobene Freudenstimmung über das Gewonnene zu einem sichtbaren Ausdruck. Von dem weithin das Land beherrschenden Standbild bis zur schlichten Gedenktafel an Baum oder Fels, an Haus oder Kirche ist ein weiter Abstand; und doch will es uns scheinen, als ob diese letztere mit dem Herzen in engerer Beziehung des nachwachsenden Geschlechtes sprächen und nicht minder ergreifend sür die Tiefe der Empfindung unter den Zeitgenossen von damals zeugten, als die großartigen Schöpfungen der Kunst, zu denen die führenden Männer der Nation die erzgegossenen Sprüche erkoren haben. Anderschreibenen, oft vielleicht kunstlosen Denkmälern, der ohne jeden andern Antrieb rein aus der Tiefe der mächtig berührten Volksseele gestossen sind, sie enthalten dem wahrheitsinnigen Auge des Geschichtsforschers oft mehr als die Kundgebungen mehr oder weniger offizieller Kreise.

Auf Seite 576 dieses Heftes ist die Kirche in der alten Eiche bei Krany abgebildet.

Solche Zinschriften haben wir im Sinne, wenn wir uns heute an alle unsere Leser mit der Bitte wenden, uns „Stimmen des Volkes über die Gründung des Reiches" sammeln zu helfen, die wir dann zum 18. Januar 1891 in der „Gartenlaube" der Oeffentlichkeit übergeben können. Andeutlich bemerken wir, daß die Inschriften an größeren künstlerischen Denkmalern hier bei Seite bleiben sollen; selbstverständlich sollen auch einzige kurze Bemerke wie „Gedenkt zum Andenken an die Aufrichtung des Deutschen Reiches" hier bereit sein. Das angeführte Beispiel zeigt am besten, was wir suchen. — Wir bitten, in der Abschrift des Textes, in der Bezeichnung des Gegenstandes, welcher die Inschrift trägt, sowie in allen etwa sonst zu machenden Angaben über Verfasser oder dergl. so recht genau zu sein, damit keine Irrthümer sich einschleichen.

Allen aber, die uns bei dem ausgedehnten Werke thatkräftig sein werden, im voraus schon unseren herzlichen Dank!

Die Redaktion.

Eine deutsche Kolonialmünze. Unsere obenstehenden Abbildungen zeigen die erste deutsche Kolonialmünze, welche auf Rechnung der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft hat des bevorstehen vom deutschen Kaiser verliehenen Rechts dazu die königliche Münze in Berlin geprägt worden ist. Es ist ein aus fast reinem Kupfer hergestelltes Geldstück, etwas größer als unser Einmarkstück. Auf der einen Seite trägt es im Ring um den Reichsadler in lateinischen Buchstaben die Inschrift „Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft" und die Jahreszahl 1890, auf dem von einem Lorbeerkranz umrandeten Innenraum der andern Seite in arabischer Schrift die Worte: „Die Deutsche Gesellschaft".

Von diesen „Kupferpesas" gehen 64 auf eine Rupee. Da die letztere nach dem heutigen Silberpreis etwa den Werth von 1 Mark 75 Pfennig hat, so würde unsere Kolonialmünze ungefähr 2½ Pfennig gelten.

Den Kupferpesas sollen in einigen Monaten noch silberne Rupees folgen, die in der Größe ungefähr unserem Zweimarkstück entsprechen werden. Dieselben werden, im Unterschied von den Reichsmünzen, den Kopf des Kaisers Wilhelm II. nicht unbedeckt, sondern mit dem Garde du Corps-Helm bekleidet zeigen.

Die erste deutsche Kolonialmünze.

Hirsch todt! (Zu dem Bilde S. 569.) Hirsch — Schweißhund — das edelste Wild des deutschen Waldes — der edelste Hund des deutschen Jägers! C. F. Deiker, der berühmte Düsseldorfer Jagdmaler, zeigt uns heute den Schluß einer Art von Hirschjagd, die früher ausschließlich im Hannöverschen betrieben wurde, die aber jetzt auch aber mit dem Schweißhunde, einer spezifisch hannoverschen Rasse, auch in einige andere Hirschreviere verpflanzt worden ist — das „Lauciren" des Festhirsches.

Der hannoversche Schweißhund ist mittelstark, rothbraun, ohne weiße Abzeichen, im Gesicht schwarz gedrannt und muß die Eigenschaft haben, sowohl auf einer gelaufenen Hirschfährte um Meilen nachzuziehen und dieselbe selbst dann zu halten, wenn sie durch die frischeren eines Rudels führt, als besonders auch nach 24 Stunden noch die Schweißfährte eines kranken Stückes „auszuarbeiten" und dem Jäger zu helfen, dasselbe zur Strecke zu bringen.

Angust ist es, das Gewerb ist „verreckt und gesegt", und jetzt beginnt das weidgerechten Jägers schönste Zeit, die Jagd auf den Feisthirsch.

Ein starker Hirsch hält zu Felde, aber er tritt so früh aus und hält so früh wieder zu Holze, daß der eine die frische Fährte zeigt, daß er draußen gewesen ist. So schlau ist aber der alte Bursch, daß er bei Mondschein sich hütet, das Feld anzunehmen. Da heißt es, den Hirsch zu bestätigen. Das ist eine uralte Weidmannskunst oder, wie der mittelhochdeutsche Ausdruck will, „Jagelist". Söllmann, der Schweißhund, wird „zur Fährte gelegt", er hält sie bis zu einer Frischendichtung. Hier wird er „abgetragen" (nicht mit dem Mantelsack hinüber von der Fährte gezogen), die Fährte wird „verdrochen", d. h. ein frischer Fichtenbruch auf dieselbe gelegt und dann mit dem Hunde die Dichtung „anschlagen", um zu sehen, ob der Hirsch in derselben stehen geblieben ist. Söllmann fällt aber keine Fährte weder an — der Hirsch ist bestätigt.

Einige Stunden später werden Jäger auf den Wechseln weit von einander („verloren") angestellt, die aber erhälft den besten Posten, auf dem Rückwechsel, dem, wo der Hirsch die Dichtung angenommen hat. Der Jäger umschlägt mit Söllmann die Dichtung noch einmal, um sich zu vergewissern, ob der Hirsch auch stehen gebieben ist, dann legt er den Schweißhund wieder zur Fährte und beide verschwinden im dichten Gebüsch.

Der Hund liegt fest im Riemen und giebt dem Jäger vorwärts. Hin und her geht's durch die Fichten — endlich hat der Hirsch „gehrenzt" oder „ans dem Bette aufgethan" — aus der edle Wild ist nicht weiter aus dem schützenden Buschwerk, sondern zieht in derselben immer — langsam, aber sicher folgt ihm am Riemen Söllmann. Da aber steht vor der Dichtung mit gespannter Büchse in aufgeregter Erwartung — es ist so still um dich her, kein Zaut schlägt an dein Ohr — höchstens kreischt einmal ein Häher — ein Eichkätzchen hüpft über den Weg oder ein Gobhähnchen schlüpft durch das Fichtengesäst — kein Laut — nichts verräth, daß da auf Hirschjagd bist.

Da — was ist das? — ein leises Sreifen an den Büschen — langsam hebt sich die Büchse, das Herz droht vor Aufregung zu zerspringen — alles wieder still, du hörst nur das Klopfen in deinem Herzen. Drei lange, bange Minuten — wieder streift es an den Büschen, die Zweige knacken — und „hait recht, Söllmann! schon' dich! schone!" vont es leise aus der Dichtung zu dir herüber. Der Hirsch ist dem Rande der Pflanzung entlang gekommen — dicht hinter ihm folgt der Jäger mit dem Hunde.

Wieder ist eine lautlose Stunde verstrichen, die heiße Mondstagssonne brennt dir auf den Scheitel — die Aufmerksamkeit läßt schon nach — da vielleicht schleicht sogar der Gedanke sich in dein Jägerherz: wenn der Hirsch doch erst herauf wäre, selbst wenn's auf einer andern Steile hatte — da, ganz unerwartet, plötzlich stieg 80 Schritt von dir ein rothes Etwas aus den Fichten — du siehst die Umrisse in der Ueberraschung, der Aufregung nur verschwommen — ein starkes Geweih — die Büchse ist am Backen — kein Ton hörst du, kein Nerven — Knall — Pulverdampf — Augenblick! Du siehst den Hirsch in hoher Flucht in der Luft sich erheben, dann stürmt er durch Ginster und Schmielen in weitem Lahbreis nun dich herum — jetzt wird er langsamer — du siehst den Schweißfleck dicht hinter dem Blatte — er bleibt stehen — wie jubelt's in deiner Brust — das Geweih, der Kopf wird dir zu schwer, er sinkt ihm tief herab zur Erde — — dein Hund freundet sich, verbellt dich, er zusammen, der König der Wälder, und das Horn des Jägers, das die Genossen ruft, singt ihm den lustigen Grabgesang. Karl Brandt.

Jändlich — sittlich! In den jüdischen Distrikten von Indien werden neuerdings die bisherigen Telegraphenleitungen durch Bieger aus Eisen oder Stein ersetzt, weil sich eigenthümliche Anzuträglichkeiten sür die ersteren herausgestellt haben. Sie wurden nämlich massenweise von den großen Ameisen an- und durchgenagt, andererseits zeigten die Affen eine besondere Vorliebe dafür, sie zu ihren Turnübungen zu benützen, und erschütterten bei dahingehenden Versuchen in ihren Wipfeln die Drähte, daß die Telegraphenleitung den ländlichen Verhältnissen „angepaßt" werden, wie so viel anderes in Indien, das in seiner Mischung von Naturzuständen und englischer Kultur ein höchst merkwürdiges Gesammtbild darbietet.

Kleiner Briefkasten.

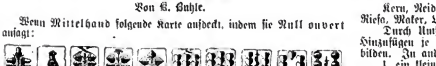
G. P., Cassel. Wenn Ihr Bruder sich im ganzen fünf Jahre in den Vereinigten Staaten vom Nordamerika aufgehalten und sich dort das naturalisiren lassen, so hatte er unter die Bestimmungen des Vertrags zwischen dem Norddeutschen Bund und den Ver. Staaten vom 22. Februar 1868, wonach er den Rechten der Staat sich erfreuen und erkannte Strafen unbedürftig bleiben.

C. Sch., in Hannover. Angenehme Mahl schon haben wir bekannt gegeben, daß wir uns auf briefliche Fragen unter keinen Umständen einlassen können. Wenn Ihnen die bisher gelungen Mittel zu Mittel angegeben mußten, so müssen Sie sich eben an einen andern Arzt oder praktischen an eine Universitätsklinik wenden.

Allerlei Kurzweil.

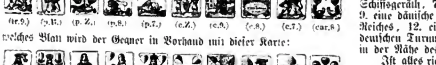
Skataufgabe Nr. 5.
Von C. Buhle.

Wenn Mittelhand folgende Karte aufdeckt, indem sie Null ouvert anfagt:



(e.7.) (g.B.) (g. Z.) (g.K.) (g.7.) (e.Z.) (e.K.) (e.8.) (e.7.) (car.8.)

welches Blatt wird der Gegner in Vorhand mit dieser Karte:



(g.B.) (g.K.) (e.B.) (e.D.) (e.K.) (e.As) (g.As) (g.D.) (g.7.) (car.7.)

am richtigsten ausspielen, damit der Spieler sicher gewonnen wird, und wie ist bei fehlerloser Spielführung der Gang des Spiels, wenn weder g (g.) noch s (car.) im Skat liegt?

Homonym.

Sieh' ich vor dir,
So magst du mich nicht wissen;
Stehst du vor mir,
So schlägt dir das Gewissen.
Oskar Leede.

Rätsel.

Aus'res Haupt gebt einem Fisch,
Daß aufs Neu' entsteht ein Fisch.

Trennungsrätsel.

Was du vereint durchschreitest
Beim Eintritt in dein Haus,
Führt dich mit wen'gen Schritten
Getreunt ins Nachbarhaus.
Emil Root.

Buchstabenrätsel.

Ein Mann ist's, der durchdringt die Weiten
Des unermeßnen Weltenalls,
Er kennet all die Herrlichkeiten
Des sternenklaren Himmelsballs.
Und wirst du noch ein Zeichen setzen:
Ein Kund'ger ist's, dem Ersten gleich,
Doch will die Jung' er nur ergötzen,
Die feine Küche ist sein Reich.
Ernst Korunnpf.

Anagramm mit Akrostichon.

Kern, Reid, Lied, Scheide, Ansel, Lineal, Ried, Acker, Silene, Ilex, Riese, Moker, Lupine, Loker, Lateran.

Durch Umstellen der Laute ist aus jedem dieser Wörter nach Hinzufügen je eines Buchstabens als Anfangslaut ein neues Wort zu bilden. In anderer Reihenfolge bezeichnen die neuen Wörter:

1. ein kleines Reptil, 2. einen Nebenfluß vom Rhein, 3. einen Ivfchen und 4. einen österreichischen Dichter, 5. eine Art der Stimme, 6. Schiffsgeräth, 7. eine Stadt in Oberitalien, 8. einen biblischen Name, 9. eine dänische Insel, 10. einen Titel, 11. eine Provinz des russischen Reiches, 12. einen Fluß in Norddeutschland, 13. einen Förderer des deutschen Turnwesens, 14. eine Landschaft in Südtalien, 15. eine Stadt in der Nähe des Besuv.

Ist alles richtig gefunden, so nennen die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter einen Roman von W. v. Hillern.
A. St.

Auflösung der Schachaufgabe Nr. 4 auf S. 548:

1. T f 7 — f 5 K e 6 — f 5! 1. . . . . K e 4 — d 5!
2. D g 2 — d 5 † K beliebig 2. D g 2 — b 7 † K beliebig
3. D d 5 — g 5, f 3 oder 3 d 2 — e 4 3. D b 7 — d 5, e 5 oder T f 5 — f 4 matt.

Bemerkung: Nach den Regeln der Strödecker Schachspielgesellschaft kann der 1. Zug in einem Zuge nicht nach e 5 gelangen; wenn Schwarz auf 1. . . . K e 4 — d 5 2. D g 2 — d 5 † mit e 7 — e 5 antworten darf, dann ist die Aufgabe unlösbar.

Bilderrätsel.

Auflösung der Aufgabe auf S. 548:

Auflösung der Pamelpielaufgabe auf S. 548.

1. a 1 — b 2 1. D e 5 — a 1
2. f 2 — g 3 2. K e — d 4 ††
3. d 7 — c 5 3. d 4 — c 4 †
4. e 1 — d 2 4. D a 5 — e 1
5. D f 8 — h 6 5. D e 1 matt.
6. D h 6 — c 1 † und hat gewonnen, da sämmtliche Stücke des Gegners eingeschert sind.

Auflösung des Logogryphs auf S. 548:

Alm, Palm, Palme.

Auflösung des Scherzbilderrätsels auf S. 548:

Weizenfeld.

Auflösung des Trennungsrätsels auf S. 548:

Vorfreude — Vor Freude.

Auflösung des Rösselsprungs auf S. 548:

Der beste Mensch wird manchmal irrig,
Kein Liebespaar kann immer lieben —
Die schönsten Rosen selbst sind dornig,
Doch schlimm sind Dornen ohne Rosen.
Sodenstedt. (Mitgetheilt von Schachfreund Sodenstedt.)

Auflösung des Homonyms auf S. 548:

Die Wehr — das Wehr.

Soeben ist erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

Gartenlaube-Kalender für das Jahr 1891.

Sechster Jahrgang. 15 Bogen 8°. Mit zahlreichen Illustrationen.
Preis in elegantem Ganzleinenband 1 Mark.

Aus dem reichen Inhalte des „Gartenlaube-Kalenders" für das Jahr 1891 heben wir hervor:

Des Lebens Jahr. Gedicht von Anton Chorn. — **Aus meinen vier Pfählen: Fliedchen.** Erzählung von W. Heimburg. Mit Abbildungen von B. Claudius. — **Wie Doktor Wächter ein berühmter Mann wurde.** Humoreske von J. von Türow. Mit Abbildungen von R. Lewin. — **Warum die Leute nicht heirathen.** Novelle von Hans Arnold. Mit Abbildungen von R. Bergen. — **Eine dunkle Affaire. Eine Schwalbengeschichte.** Von A. Schniber. Mit Abbildung von O. Greiner. — **Gewisses über gesunde und kranke Füße.** Von Dr. E. Closter. — **Die kritischen Tage des Jahres 1891.** Von Rudolf Falb. — **Ein Rückblick auf die Tagesgeschichte.** Von Schmidt-Weißenfels. Mit zahlreichen Abbildungen. — **Stanley — Emin und — Deutschland.** Mit Abbildungen. — **Pflanzenwanderungen. — Humoristisches in Wort und Bild. — Reiche und mannigfaltige Blätter und Blüthen. — Statistische Notizen aus den verschiedensten Gebieten — Haus-, land- und forstwirthschaftliche Rathschläge. — Reiches und ausführliches Kalendarium mit Marktverzeichniß. — Post- und Telegraphentarife. — Genealogische Nachrichten. — Münz- und Maß-Vergleichungs-Tabellen. — Kleine Mittheilungen der verschiedensten Art.**

Zum sechsten Male erscheint der „Gartenlaube-Kalender", welcher sich von Jahr zu Jahr eine größere Anzahl neuer Freunden erworben hat, sodaß er den meisten Abonnenten der „Gartenlaube" nicht mehr fremd ist. Der neue Jahrgang zeichnet sich durch besonders reichen Inhalt und geschmackvolle Ausstattung vortheilhaft aus und kann allen Gartenlaube-Lesern, überhaupt jedem Liebhaber eines gediegenen, nützlichen und unterhaltenden Buches zu billigem Preise zur Anschaffung empfohlen werden.

Die früher erschienenen Jahrgänge 1886—1890 des „Gartenlaube-Kalenders" sind zum Preise von je 1 Mark ebenfalls noch zu haben. Bestellungen wolle man der Buchhandlung übergeben, welche die „Gartenlaube" liefert. Bestellanmeldungen erhalten den „Gartenlaube Kalender" in den meisten Buchhandlungen, oder gegen Einsendung von 1 Mark und 20 Pf. (für Porto) in Briefmarken direkt franko von der

Verlagshandlung von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

Halbheft 19. 1890.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1890. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Sonnenwende.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von **Marie Bernhard.**

1.

Wenn Dir nicht wohl zu Muthe ist, hättest Du die Gesellschaft ablagen lassen sollen, Hedwig!"

„Was Dir einfällt! Jetzt, im letzten Augenblick, viermundfünfzig Personen — — und das ganze Essen fix und fertig! Ueberdies fühle ich mich körperlich wohl, mir thut nichts weh — nur seelisch — ich weiß nicht recht, wie ich Dir's schildern soll! Als ich soeben in den Spiegel sah, fand ich mich angegriffen aussehend, was mir unangenehm war unserer Gäste wegen, und nun bestätigst Du es mir auch noch."

„Der Wahrheit gemäß! Nun sei aber auch vernünftig und sage mir, was Dir eigentlich fehlt!"

„Weiß ich es denn? Es ist mir so eigenthümlich beklommen zu Sinn, mir tastet ein Alp auf der Seele, das Athmen macht mir Mühe. Wenn ich nicht wüßte, daß Du mich wieder auslachst, Robert, dann würde ich sagen —"

Der Gemahl hob beschwörend seine beiden Hände auf.

„Um Gotteswillen, Kind, doch nur keine von Deinen sogenannten — Ahnungen!"

Die zarte Blondine senkte geknickt und ergebungsvoll das Haupt.

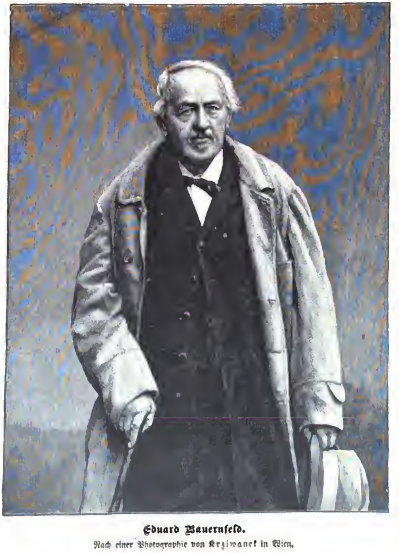
„Ja, Robert! Thu' mit mir, was Du willst, aber ich habe wieder meine Ahnungen!"

Er warf einen empörten Blick nach der hohen gemalten Zimmerdecke empor, von der die vielarmigen Kronleuchter mit heiter brennenden Kerzen herabhingen.

„Was soll ich mit Dir thun — wie?" Er trat nahe an sie heran und hob mit dem Zeigefinger ihr Kinn in die Höhe, um ihr in die Augen zu sehen. „Vernunft predigen? Ist bereits hundertmal ohne den leisesten Erfolg geschehen! Ja und Amen zu diesen Thorheiten sagen? Da müßte ich kein aufgeklärter Mann sein! Dich schelten? Dazu habe ich Dich zu lieb und Du thust mir zu leid, denn Du quälst Dich ohnehin schon genug mit den unsinnigen Geschichten ab!"

„Unsinnigen Geschichten? Robert! Wenn Du ehrlich sein willst . . . hat meine Ahnung mich betrogen, damals, als meine arme Mutter so plötzlich starb, die wir vor kaum acht Tagen gesund und frisch verlassen hatten? Und das Unglück bei Deinem Vetter — den Trauerfall bei Deinen Verwandten in England . . . wer war es, der alles das kommen sah?"

„Aber, gutes Kind, es geschehen alle Tage traurige Dinge in der Welt, leider Gottes! Und in einer großen, weitverzweigten Familie, wie die unsere es ist, kann nicht immer alles so glatt und schön sich abwickeln. Und weil Du nun ein kleines nervöses Persönchen bist und ein paar Mal bei dieser



Eduard Bauernfeld.
Nach einer Photographie von Krziwanek in Wien.

nichtswürdigen Gedankenlesserei, die der Böse holen mag, ein passendes Medium abgegeben hast, darum bildest Du Dir nun ein, sowie irgend eine Erscheinung von Blutarmuth und hochgradiger Nervosität bei Dir auftritt, es müsse nothwendigerweise ein Unglück geschehen, welches Du als moderne Kassandra zu verkünden hättest. Stirbt dann irgend ein Mensch aus unserem nach Hunderten zählenden Bekanntenkreise oder eine Firma macht Bankerott oder es entspinnt sich irgendwo eine fatale Liebesgeschichte . . ."

„Nein, Robert, jetzt schweigst Du! Du bist geradezu beleidigend!"

„Daß ich nicht wüßte! Wenn zwei seit zwölf Jahren verbundene Eheleute einander nicht die Wahrheit sagen wollen, wer in der Welt hätte sonst ein Recht dazu?"

„Es ist gut! Mit Dir ist nicht zu streiten, das hätte ich wissen müssen, es war eine Dummheit von mir, überhaupt über dies Thema mit Dir zu reden. Ich wollte, ich würde mich irren!"

„Ich auch!" bemerkte er trocken. „Und nun Deinen Arm, liebste Kassandra — beschauen wir uns einmal unsere Salons!"

Diese waren in der That des Beschauens werth, denn ein feiner Geschmack waltete darin. Nichts hob sich aufdringlich hervor, jedes einzelne Stück stand im Einklang mit dem Ganzen, und dies war das Verdienst der anmuthigen blonden Frau, die jetzt langsam in ihrem goldgrün schillernden Seidenkleide am Arm ihres Gemahls durch die geräumigen Gemächer dahinwandelte; aber der Bankier Robert Weyland war auch nicht ohne Ruhm dabei — er verdiente das Geld zu all den hübschen Dingen.

„Es sieht gut aus bei uns!" sagte der stattliche Herr und sah sich vergnügt in seinem Rauchzimmer um.

„Ja — — nur — die fremden Elemente heute abend — es wird mir ganz sonderbar bei uns vorkommen —"

„Ach, das halbe Dutzend Ulanen —"

„Und Conventius —"

„Ah so, der neue Prediger! Ja, da werden 'mal die jungen Mädchen Augen machen! Gieb acht, übermorgen, am Sonntag, ist kein Platz in der ganzen großen Lukaskirche zu bekommen und eine hübsche Zuhörerschaft wird er haben!"

„Ja, er ist aber auch eine wundervolle Erscheinung. Man vermuthet eher alles andere als einen Prediger in ihm! Für meine junge Damenwelt ist überhaupt heute der Tag der Ueberraschungen — sie bekommen ja auch Delmont zu sehen!"

„Da werden sie sich, fürchte ich, auch mit dem Sehen begnügen müssen! Der Mensch redet ja nichts, vollends nicht mit jungen Mädchen; er macht von dem Vorrecht berühmter Künstler, launenhaft, wortkarg und unliebenswürdig zu sein, den ausgiebigsten Gebrauch — aber damit gerade hat er die Weiberchen alle an der Angel . . . es ist ja so interessant, sich von seinen finsteren Augen augrollen zu lassen! Was mag er alles denken! Was mag durch seine Seele stürmen! Welche wilden Phantasien mögen ihn begeistern — ich wette, er hat heute doch noch mehr Erfolg als Conventius!"

„Das bringt schon sein Stand mit sich! Ich bitte Dich, ein Maler — fährt nicht ein Wagen vor? Ich hoffe, es wird Annie sein!"

„Hast Du sie gebeten, früher zu kommen?"

„Wie immer! Sie ist mein bestes gesellschaftliches Element, klug und heiter — stets bereit, sich und andere zu unterhalten — bildhübsch — und so herzensgut . . ."

„Ja, ja, ich weiß! Auf diese neunzehnjährige Annie Gerold werde ich mit meinen zweiundvierzig Jahren doch noch eifersüchtig sein müssen!"

„Unsinn, Robert! Wenn ich Dir nun aber sage, daß meine bösen Ahnungen heute abend gerade, ich weiß selbst nicht wie, mit Annie zusammenhängen —"

Weiter redete Frau Weyland nicht, denn hinter dem Thürvorhang fragte eine weiche Altstimme:

„Anmelden, Christoph? Wozu? Ich bin doch die erste und hier zu Hause!"

„Ja, mein Herz, du bist Du!" Und Frau Hedwig schloß das schlanke, weißgekleidete Mädchen zärtlich in die Arme.

Annie Gerold sah sich mit ihren leuchtenden braunen Augen wohlgefällig um.

„Sehr hübsch! Möchten nur alle die Leute, die geladen sind, ebenso fein!"

„Na — einen guten Anfang hätten wir ja!" schmunzelte Herr Weyland.

„Bin ich das?" gab Annie wohlgemuth zurück. „Das schön, fahren Sie, bitte, nur so fort! Wie findet Du mein Kind Hedwig?" Sie that, als stände sie auf einer Drehscheibe. „Fein, nicht wahr? Eigentlich wollte ich eine blaßblaue Schärpe über dieser weißen, aber Thea wollte nicht, und Du weißt, Dr. giebt allemal den Ausschlag in Toiletten- und andern Fragen."

„Sie hat recht gehabt, Kind! Wie geht es ihr heute?"

Das jugendstrahlende Gesicht wurde plötzlich ernst und besorgt.

„O, nicht gut — leider! Sie hat große Schmerzen und muß die ganze vergangene Nacht wieder gewacht haben, ich sah es an den tiefen Schatten, die sie um die Augen hat. Und ich habe ahnungslos geschlafen bis an den hellen Morgen!"

„Liebchen, Du hättest ihr ja doch nicht helfen können!"

„Doch! Ein paar Mal, wenn ich zufällig aufgewacht war und darauf bestand, bei ihr zu bleiben, hat sie es geleitet, daß ich neben ihrem Bett saß und ihre armen Hände streichelte, die immer vor Schmerz zuckten, und dann las ich ihr stundenlang aus ihrem geliebten Hegel vor, — sie behauptete, das thäte ihr gut!"

„Eine so gelehrte Lektüre!"

„Ja, aber ich verstehe alles ganz gut, weil Thea es mir erklärt. Sie leidet wie ein Held. Herzlos komme ich mir vor, mich herauszuputzen und auf Gesellschaft und Tanz zu gehen, während meine einzige Schwester sich so quält. Warum das edle, kluge, gute Geschöpf so leiden muß . . . darüber werde ich nie hinwegkommen, und wenn ich alle philosophischen Systeme der Welt verstünde!"

Frau Hedwig ergriff sanft die Hand des jungen Mädchens.

„Aber es ist doch nicht schlimmer mit Theklas Zustand geworden? Was sagt denn der Arzt?"

„Der kommt sehr oft und giebt sich alle Mühe, aber er kann nicht helfen; solange sie lebt, ist sie krank. Und wenn ein Witterungswechsel bevorsteht, geht es ihr jedesmal schlechter; ich denke, wir bekommen bald Frühling!"

Herr Weyland tachte laut auf.

„Aber Annie, wo denken Sie hin! Heute früh hingen bei uns noch die Eiszapfen am Dach, und wir hatten fünf Grad Kälte."

„Das war heute früh — der Lenz kommt rasch — ich denke immer" — sie wiederholte es beinahe träumerisch — „wir bekommen bald Frühling!"

Drunten fuhren die Wagen vor und die Gäste huschten die breiten, mit weichen, tiefrothen Decken belegten Treppenstufen empor. Oben füllten sich die Säle mit geschmückten Gestalten; es war viel Jugend vertreten, namentlich viel hübsche weibliche Jugend.

Aber die jungen Mädchen hatten Kummer, einen großen, ernsten Kummer. Vor kurzem waren die Dragouer, die so fromm in F . . . . . gestanden hatten, kommandirt worden, die netten, lustigen, fixen Dragouer mit ihren freundlichen, hellblauen Waffenröcken und ebenso freundlichen, wenn auch nicht immer hellblauen Augen, . . . und statt ihrer waren nun Ulanen gekommen. Das sollte eine „schneidige Waffe" sein, und die jungen Damen wiederholten sich das Wort recht oft zu ihrem Trost; es klang so gut, „eine schneidige Waffe!" Aber, ach Gott, die lieben, reizenden Dragouer! Man war so gut Freund mit ihnen gewesen, man hatte so angenehme Beziehungen angeknüpft, . . . und nun aus, Aus und vorbei! Heute hatten Herr und Frau Weyland die Aufmerksamkeit, ihren Gästen eine kleine, ansertionne Probe der neuen Truppen anzustichen, . . . einen Rittmeister und fünf oder sechs Lieutenants. Weylands hatten immer so nette Boen, das mußte man ihnen lassen. Nun konnte man sich ein vernünftiges Urtheil bilden.

Die junge Damenwelt stand, wie eine lichte Frühlingsguirlande anzusehen, in einer breiten Fensternische und redete eifrig durcheinander. Es war ja von der größten Wichtigkeit, sich unter den Ulanen, den neuen Sternen am Gesellschaftshimmel von F. etwas zurechtzufinden, und da war einer, welcher die Aufmerksamkeit der Mädchen ganz besonders in Anspruch nahm; merkwürdigerweise war gerade er allein in Civil erschienen.

Von den schweren Falten des halb zurückgeschlagenen bronzefarbenen Sammetvorhangs hob sich der lichtblonde aristokratische

Männerkopf mit den ebenmäßigen, feinen Zügen wirkungsvoll ab. Der stattliche Ulan, der neben dem Herrn im schwarzen Gesellschaftsanzug stand, sah an dessen Seite fast unbedeutend aus. Die zwei sprachen lebhaft miteinander — der Offizier machte oft eine Bewegung mit seiner behandschuhten Rechten, setzte das Monocle ein, ließ es wieder herabfallen — der andere bewahrte seine ruhigstolze Haltung und ließ seine Blicke ernst über die glänzende Versammlung hingleiten, während er ab und zu ein Wort erwiderte.

„Er sieht aus wie ein Fürst!“ flüsterte es in der Mädchenschar.

„Eine echt aristokratische Erscheinung!“

„Warum er nicht in Uniform erschienen ist?“

„Schöner kann er auch als Ulan nicht aussehen!“

„Habt Ihr denn gehört, heute soll ja auch der neue Prediger an der Lukaskirche hier sein, Papa sagt, er wird eine Koryphäe!“

„Prediger? Gnade Gott, wer den zum Tischnachbar bekommt! Na — die Langeweile, ich danke!“

„Ist Delmont noch nicht erschienen?“

„Nein, er ist noch nicht da! Am Ende kommt er gar nicht. Er soll ja so menschenscheu sein, und nur weil Herr Wentland seit Jahren sein Bankier ist und ihm viele Dienste erwiesen hat, ließ er sich bereit finden, hierher zu kommen.“

„Sein neuestes Bild soll himmlisch sein, ich brenne auf die Eröffnung der Ausstellung.“ —

Hier schritt der Herr des Hauses mit dem schönen, aristokratischen Mann, den die jungen Mädchen eben so überschwänglich bewundert hatten, an der Gruppe vorüber zu Annie Gerold hin und sagte laut genug, daß die Damenwelt es verstehen konnte:

„Sie gestatten, liebe Annie, daß ich Sie mit Ihrem Tisch nachbar bekannt mache: Herr Reginald von Conventius, neu angestellter Prediger unserer Kirche zu St. Lukas.“

Die Wirkung dieser Worte war eine großartige. Beinahe betäubt vor Staunen, Schreck, Enttäuschung sahen alle die hellen und dunkeln Mädchenaugen auf Herrn Wentland zurück, dann auf seinen Begleiter, als sei das, was sie eben gehört, nur ein schlechter Witz gewesen, und als müßte noch eine Aufklärung nachkommen. Aber als gar nichts weiter erfolgte wie eine höfliche, kleine Unterhaltung Annies mit dem zukünftigen Tischnachbar, da tönte sich der Jammer.

„Das also —“

„Unglaublich!“

„Wie ist es nur möglich, daß ein Mann mit dem Gesicht und der Figur Prediger werden konnte!“

„Vielleicht war er arm!“

„Aber sein Name — der hätte ihm doch überall geholfen, vorwärts zu kommen. Habt Ihr wohl gehört: Reginald von Conventius!“

„Ein reizender Name!“ —

Wieder steuerte der Gastgeber auf die Nische zu, diesmal aber von einem ganzen Schwarm von Herren begleitet — die Massenversorgung zu Tisch sollte beginnen. Es waren die Ulanen dabei, dann einige Assessoren, Kanzleute, junge Aerzte, die den Damen schon bekannt waren. Eine unwillkürliche, leichte Bewegung entstand in der Damengruppe, als einer der Ulanen, eine flotte Erscheinung mit einem zierlichen Bärtchen, als Lieutenant von Conventius vorgestellt wurde. Verschiedene Köpfe drehten sich nach dem schönen Blonden zurück, der mit Annie Gerold sprach; es war, als wünschte man, einen Vergleich zu ziehen. Der sindige Lieutenant sah dies kleine Manöver sofort, er lachelte, drückte ein wenig die Augen zusammen und sagte mit einer leichten Bewegung nach der betreffenden Seite hin: „Mein Vetter!“

Bei Weylands war alles von sprichwörtlicher Pünktlichkeit. Das Essen war auf acht Uhr angesagt, jetzt war die Uhr halb neun vorüber, die Gäste schienen vollzählig versammelt — auf wen oder auf was wartete man denn noch?

Frau Hedwig bemühte sich, heiter und unbefangen auszusehen und recht fröhlich zu plaudern, aber sie hatte das sichere Gefühl, daß ihr das alles mißlang. Sie hob die Augenbrauen und sah fragend zu ihrem Gatten hinüber: sollte man nicht doch auftragen lassen? Herr Weyland hatte ein kleines ungeduldiges Fältchen auf der Stirn, aber er schüttelte den Kopf. Also warten! Frau Hedwig wünschte, der Abend wäre erst vorüber; ihre trüben Ahnungen verließen sie nicht, und wenn sie daran dachte, bis zwei, drei Uhr morgens fortgesetzt Komödie spielen zu müssen, ihren Gästen zuliebe, dann wurde es ihr eiskalt vor Schreck.

„Sie erwarten noch jemand?“ fragte eine ältere Dame, deren helles, auffallendes Seidenkostüm mit ihrem Aeußeren durchaus nicht im Einklang stand, den Hausherrn.

„Allerdings — und doch werden wir uns ohne den Herrn zu Tisch setzen müssen, wenn er nicht bald erscheint. Die Ungenauheit ist eine Frau wird immer unsdrucksvoller . . . ah! Da kommt er!“

Herr Weyland machte der Dame in der jugendlichen Toilette eine abschiednehmende Verbeugung und ging einem Herrn entgegen, der eben unter die Thür trat. Die Dame hob neugierig ihr an einem langen, schwarzen Stiel befestigtes Lorgnon an die Augen, und sie ließ es davor, denn es tohte schon der Mühe, sich diesen schlanken Mann mit der trotzigen Stirn und dem darüber fallenden schwarzbraunen Haar anzusehen, wie er dem Hausherrn die Hand schüttelte und seine mächtigen, gebieterischen Augen wie einen Blitz, der rasch erlosch, über die Versammlung flammen ließ.

„Wer kann denn das sein? Liebe, wissen Sie es vielleicht?“ fragte sie, zur Frau eines Journalisten gewendet, die doch eigentlich verpflichtet war, jedermann zu kennen. Zum Glück entsprach diese den an sie gestellten Anforderungen.

„Das ist der Maler Delmont, sein ganz kurzer Zeit hierher als Professor an unsere Akademie berufen — man sagt, er habe die Ausstellung mit einem wunderschönen, ganz überwältigenden Gemälde beschickt —“

„Ann — — wer ihn ansieht, kann es ihm schon zutrauen. Anziehend genug sieht er aus, obschon nicht gerade liebenswürdig!“

Und wenig liebenswürdig war allerdings die Miene, welche Professor Delmont zeigte, als er jetzt von Herrn Weyland der Dame, die seine Tischnachbarin werden sollte, vorgestellt wurde. Er hatte einen flüchtigen Blick auf sie geworfen, dann die Augen gesenkt und so, mit einem Gesicht, das von kalter Höflichkeit wie überfroren schien, ein paar herkömmliche Redensarten mit ihr ausgetauscht. Und sie war doch ein hübsches Mädchen, diese brünette Hertha Kreutzer, etwas kokett und herausfordernd dreinschauend freilich und ein wenig gepudert — sie wurde leicht errötet beim Weintrinken und Tanzen — aber so hochfein gekleidet, wenn auch ein wenig dekolletirt, und so gut frisirt . . . lauter gebrannte schwarze Löckchen, die alle wie gedrechselt saßen. —

„Meine Herrschaften, ich bitte, zu Tische!“ — „Ah!“ — Allgemeine Bewegung — die Thürflügel weichen weit zurück — zahlreiche Arme krümmen sich — zahlreiche zarte Händchen legen sich hinein — vorwärts!

Da saß nun die Gesellschaft an der von Silber, Lichtglanz, Blumen und Fruchtpyramiden strotzenden Tafel. Frau Hedwigs ahnungsvoller Blick überflog das Ganze — alles in Ordnung — die Schlacht konnte beginnen! —

„Sehen Sie doch, bitte, die hübschen Tischkarten!“ Hertha Kreutzer reichte ihrem Herrn die ihrige hin, in der stillen Erwartung, er werde ihre niedliche Hand dabei bewundern, die sie zur Feier des Tages mit fußbestoßener Lilieumilch gewaschen hatte. „Aber — ich vergaß — Sie verachten gewiß solch' kleine Malereien auf Karten und dergleichen.“

„Ich verachte nichts, mein Fräulein, als absichtliche Fälschung der Natur! Weiß oder roth gefällig, gnädiges Fräulein?“

„Roth, bitte, und etwas Soda hinzu — danke sehr! Ist es wahr, Herr Professor, daß wir auf der Ausstellung ein Gemälde von Ihnen werden bewundern können?“

„Ja, es ist eins von mir da! Ob Sie es bewundern werden, lasse ich dahingestellt.“

„O, natürlich! Sicher ein Meisterwerk!“

Seine dichten, schwarzen Brauen schoben sich so unmuthig zusammen, daß sie einander berührten. Das hatte er nun davon! Warum war er gekommen? Er hätte es ja im voraus wissen können, daß er gezwungen sein würde, dades Geschwätz anzuhören! Diese albernen, kokketten, heiratssüchtigen Mädchen! Diese jungen Gänse! Wie ihre dummen Bemerkungen ihn ärgerten, ihre dünnen, hoch hinaufgeschraubten Stimmchen sein empfindliches Ohr quälten!

Von seiner linken Seite sagte eine dunkle, ein wenig verschleierte Stimme:

„Was das ist, sich langweilen — sehen Sie, Herr Prediger, das kenne ich wahrhaftig nicht! So lange ich lebe, habe ich das noch nie empfunden — ich denke, es muß das Verdienst meines Vaters und meiner Schwester sein, die mich lehrten, mich immer

zu beschäftigen und aus allem etwas zu ziehen, sei es, was es sei: eine Nutzanwendung — ein Beispiel — ein Vergnügen — oft auch einen guten Witz. Ich habe jederzeit etwas, was mir zu denken, zu überlegen oder zu lachen giebt!“

Delmont wendete sich langsam um, — er hatte seine linke Nachbarin bisher weder bemerkt, noch sich ihr vorstellen lassen, eine Unterlassungssünde, die ihm jetzt erst fühlbar wurde, die er aber im Augenblick nicht gutmachen konnte, ohne das Gespräch nebenan zu unterbrechen.

Die junge Dame hatte sich ganz von ihm abgewendet, er sah nur ihre schöne, geschmeidige Gestalt in einem mattweißen, enganliegenden Kleide, einen leuchtend zarten Nacken, dessen wundervolle Form das braune, hoch emporgenommene Haar völlig frei ließ. Dies Haar wies hier und da einen schwachen goldenen Reflex auf, es war mit einem schmalen Kamm von edler, altdeutscher Arbeit festgesteckt und hatte weiter keinen Schmuck. Die Augen des Herrn, zu dem das Fräulein sprach, hafteten mit offener Bewunderung auf seiner Nachbarin. —

„Wollen Sie mir den Gegenstand Ihres Bildes nicht verrathen, Herr Professor?“ fragte wieder die dünne, durchdringende Kinderstimme neben Delmont.

Er drehte sich wie eine Puppe zu seiner Dame herum.

„Nein!“ Dann, sich besinnend, wie schroff das geklungen haben müsse, fügte er hinzu: „Sie werden ja bald sehen, mein Fräulein!“

„Ah so! Es soll eine Ueberraschung sein?“ —

„Ja — eine Ueberraschung!“ —

„Ihr Herr Vater beschäftigt sich viel mit Ihnen, Fräulein Gerold?“ fragte Reginald von Conventius auf der andern Seite.

„Er that es bis zu seinem Tode — vor vier Jahren wurde er uns genommen!“ Die Sprecherin, an Selbstbeherrschung gewöhnt und keinen Augenblick vergessend, daß Ort und Gelegenheit jeden Gefühlsausbruch ausschlossen, konnte es doch nicht verhindern, daß es leise um ihren schönen Mund zuckte — sie athmete tief auf.

„Es kommt mir vor, als müßte jeder Mensch, der meinen Vater nicht gekannt hat, dies als einen Verlust beklagen — Sie werden vielleicht darüber lächeln, es unbegreiflich finden, Herr von Conventius.“

„Keins von beiden, mein Fräulein! Denn mit meiner Mutter ist es mir ganz ebenso ergangen.“

„Und sie ist auch todt?“

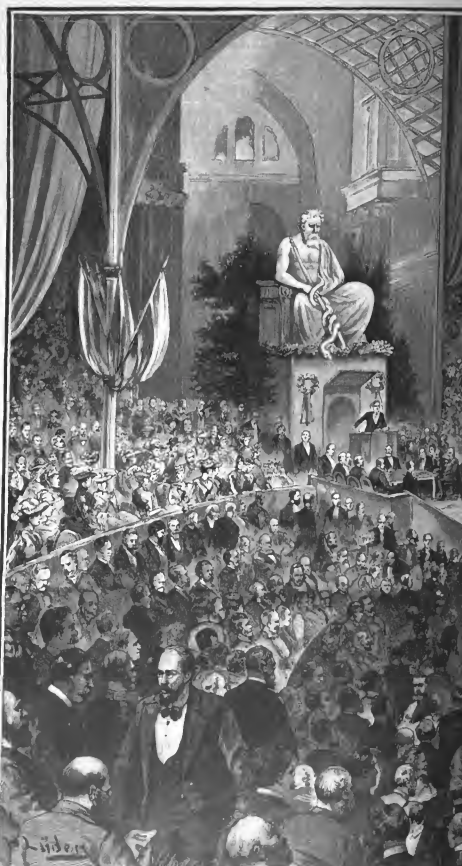
„Auch todt!“ kam es wie ein trauriges Echo zurück.

Die beiden, von Leid und Lust, von Lachen und Heiterkeit umringt, sahen einander verständnißvoll in die Augen; es gab schon ein gemeinsames Band zwischen ihnen.

Conventius hatte seine gesellige Formen und ließ keine seiner Pflichten außer acht, er goß aufmerksam Annies Glas voll, hob ihr den herabgefallenen Blumenstrauß auf und hatte nichts vom Geistlichen an sich — dagegen alles vom Weltmann.

„Man hat mir gesagt,“ begann Annie von neuem, „Sie würden am nächsten Sonntag zum ersten Male in der Lukaskirche predigen — ist das wahr?“

„Jawohl; es ist eine schöne alte Kirche mit bewunderns-



Die feierliche Eröffnung des X. internationalen Kongr
Zeichnung von

werther Akustik und einer prachtvollen Orgel — ich bin gleich am Tage nach meiner Ankunft hingegangen und habe meinen Vorgänger im Amt reden hören."

Gedanken eine Zeitlang so umspinnen, daß sie eine eruente Anrede ihres Tischnachbars überhörte und nun verwirrt zusammenschrak, als sie ihres Versehens innewerd.

„Ich sprach von der Psyche dort," sagte er und deutete auf ein reizendes Köpfchen in schönstem Marmor, das von einer hohen schwarzen Säule an der gegenüberliegenden Wand zu ihnen herübersah, „die ist eine liebe Bekannte von mir!"

„O — so waren Sie in Neapel?"

„Gewiß! Und Sie auch?"

„Nein, ich nicht! Aber meine Schwester hat eine sehr ernste und große Hinneigung zu der Kunst, sie hat eine solche auch in mir zu wecken verstanden, und wir besitzen beide ein paar große Mappen mit Bildern, die schon eine ganz anständige Sammlung ausmachen — darunter befindet sich auch die Psyche."

Sein Blick ging vergleichend und prüfend zwischen dem Marmorbild und Annie hin und her. In der Art, wie das feine Köpfchen sich an den Hals ansetzte, in der Haltung des Nackens und in der einfach anmuthigen Anordnung des Haars lag eine augenfällige Aehnlichkeit.

Annie sah dies Vergleichen und verstand es auch — eine zarte Röthe trat ihr ins Gesicht, und ihre breiten, sanftgeschweiften Augenlider senkten sich; sie war Weib genug, sich zu freuen, und sie fand es taktvoll von ihm, daß er schwieg und seinen Beobachtungen nicht in einer Schmeichelei Ausdruck verlieh.

„Waren Sie lange in Italien?" fragte Annie, und nun konnte sie wieder aufsehen.

„Fast ein ganzes Jahr, — dann in Spanien, Griechenland, Südfrankreich, Konstantinopel."

Ihrem Mienenspiel merkte er das Staunen an, das dieser Bericht in ihr erregte: ein Geistlicher, und so weite, lange Reisen!

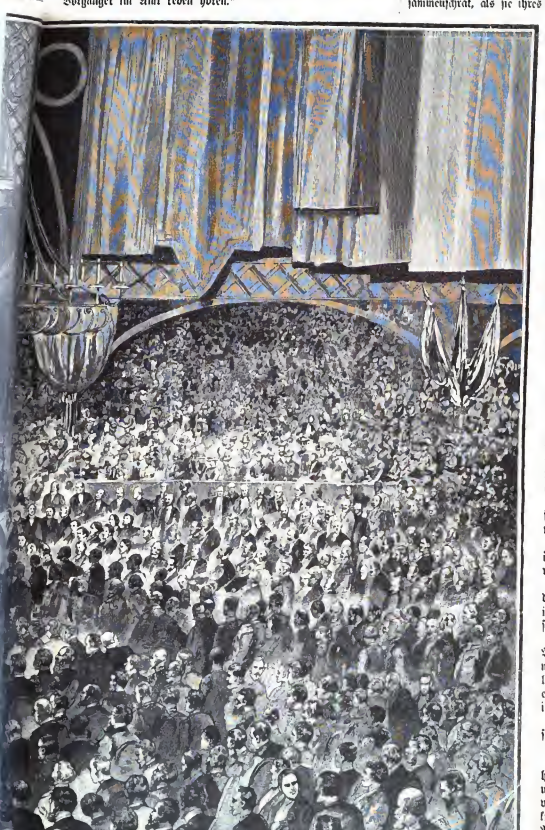
„Ich ging auf Wunsch meines Vaters überall hin — er hoffte, ich würde in der weiten, schönen Welt lernen, zu vergessen . . . nein, nein, es war kein Herzenskummer, den man in mir zu ersticken strebte."

„Den Tod Ihrer Mutter wohl?" fragte Annie leise.

Er schüttelte ernst den Kopf.

„Auch das nicht! Es war ein harter Schlag, als sie mir genommen wurde, aber er traf mich nicht unvorbereitet — sie war hoffnungslos krank seit Jahren. Was ich auf Reisen vergessen und aufgeben lernen sollte, war mein Beruf, den ich gegen den Willen meines Vaters und der ganzen Familie ergriffen und, wie Sie sehen, trotz allem festgehalten habe!"

Aus seinen Augen brach ein siegesgewisser Glanz hervor, der ihn noch viel schöner erscheinen ließ, und Annie Gerold wollte ihm eben antworten, als eine fremde Stimme zu ihrer Rechten erklang: „Sie gestatten, gnädiges Fräulein, daß ich, wenngleich spät, eine versäumte Pflicht nachhole und mich Ihnen vorstelle: Karl Delmont, Maler."



Den Kongresses in Berlin am 4. August 1890.

üders.

Annie Gerold dachte sich den Klang der Stimme, die sie neben sich hörte, hinein in die Lukaskirche.

„Wie er wohl sprechen wird?" Diese Frage hielt ihre

Annie hatte sich einmal in der Stille über den unhöflichen Nachbar gewundert, ihn flüchtig von der Seite angesehen, gefunden, daß er ein anziehendes Gesicht habe, und sich dann weiter nicht um ihn bekümmert. Jetzt sah sie ihm gerade in die Augen, in diese machtvollen, zwingenden Augen, die alles in Besitz zu nehmen schienen, was sie überhaupt der Mühe des Anschauens für werth hielten.

„Ich bin spät gekommen und gehe nicht in die Gesellschaft, daher sind mir fast sämmtliche Anwesenden fremd; Sie würden mich verpflichten, wenn Sie mich mit Ihrem Nachbar bekannt machen wollten, meine Gnädigste!“

„Herr von Conventius — Professor Delmont.“

Die beiden Herren verneigten sich höflich gegen einander.

„Wir sind Leidensgenossen, Herr Professor,“ sagte Conventius verbindlich, „beide fremd noch in F., beide bemüht, festen Fuß zu fassen. Ich will hoffen, daß die Eindrücke, welche Sie bisher hier empfingen, ebenso freundlich und wohlthuend sind wie die meinigen.“

„Mir würde es schwer werden, irgend welche Eindrücke zu verzeichnen, denn bis zur Stunde habe ich hier noch gar keine empfangen.“

Dies „bis zur Stunde“ wurde ein wenig schärfer betont. Ueber das Haupt des jungen Mädchens hinweg trafen sich die Blicke der beiden Männer und blieben ein paar Sekunden in einander haften.

„Leben Sie so zurückgezogen?“ fragte Annie.

„Ganz und gar; es wird Ihnen vermuthlich als eine Sonderbarkeit erscheinen, daß ich nie Reisebekanntschaften mache, außer solchen allerflüchtigster Natur.“

„Das befremdet mich nicht so sehr. Wer jahrelang auf Reisen lebt wie Sie — es ist das einzige, was mir Herr Weyland über Ihr Leben zu sagen wußte — bei dem muß, so denke ich mir, der Sinn für Reisebekanntschaften sich allgemach abstumpfen und endlich ganz in den einen Zweck, der die weiten Fahrten veranlaßte — in dem Beruf aufgehen!“

„Sie haben ganz richtig geurtheilt: ich lebe nur meiner Kunst.“

„Weylands sprachen mir von einer Orientreise.“

„Ja — ich bin in Persien, Indien, Arabien gewesen, . . . dann in Aegypten . . . dann ging's auer durch Afrika zur Insel Madeira, wo ich wartete, bis ein Schiff kam, das mich nach Portugal herüberbrachte; von da nach Spanien, Frankreich — ein Stück Oberitalien und Schweiz — ein halbes Jahr in Ungarn und Oesterreich . . . nun, und das ist alles!“

Annie brach in ein lustiges Lachen aus.

„Wirklich? Also das ist alles! Ich sollte meinen, es wäre gerade genug! Wie einfältig ich mir vorkomme zwischen zwei so weitgereisten Herren — denn Herr von Conventius hat gleichfalls ein sehr schönes Stück Welt gesehen, ich aber kenne nur unsern Rhein, den Harz und ein Ausschnittchen der Alpen. Ach, und dabei bin ich so reisedurstig, daß ich manchmal denke, es bestellt mich ein wahres Fieber. Meine Schwester will immer, ich solle mich einer besonderen Familie anschließen und eine weite, schöne Reise unternehmen, aber sie selbst ist krank und könnte nicht mit mir kommen, und ich hab' es bis jetzt nicht übers Herz bringen können, sie zu verlassen!“

Ihr Antlitz war jetzt Delmont voll zugewendet, Schönheit und Jugend leuchtete ihm daraus entgegen — über allem aber ein Zug von Seelengüte, der diesen Zügen erst den rechten Adel verlieh. — —

— — — — — — — — — — — —

„Also, meine Gnädigste,“ sagte in diesem Augenblick der Lieutenant von Conventius am andern Ende der Tafel zu seiner Dame, einer aufgeweckt aussehenden Blondine. „Sie wünschen von mir einigen Aufschluß über die Familie Derer von Conventius? Dies Vertrauen ehrt mich in der That, und ich entspreche Ihrem Wunsch um so lieber, als ich mir später die Freiheit zu nehmen gedenke, Sie um einen kleinen Gegendienst zu ersuchen. Soll ich Ihnen die ganze Stammtafel hersagen?“

„Um Gotteswillen!“ wehrte das Fräulein ab.

„Nun,“ begann der Lieutenant lachend, „daß unser Urahn, Reginald Convent, woraus später Conventius entstand, im zwölften Jahrhundert aus Schottland einwanderte und in Deutschland festen Fuß faßte, kann ich Ihnen nicht ersparen. Auf diesen alten Knaben sind wir nämlich sehr stolz, denn er hat viel für die spätern Geschlechter gethan, unter anderem ein feudales, altes Schloß — zu seiner Zeit war's freilich ein neues — in Böhmen erbaut, das heute noch steht und dann und wann als Sprößlinge der Familie, soweit man ihrer habhaft werden kann, in seinen Mauern versammelt. Auf Ihren Befehl, mein Fräulein, übergehe ich sämmtliche Nachkommen dieses Ehrenmannes bis zu dem älteren Bruder meines verstorbenen Vaters, Reginald von Conventius — in dieser Linie heißt jeder älteste Sohn Reginald — welcher Großgrundbesitzer in der Mark, Kammerherr Ihrer Hoheit der Prinzessin Mathilde, Ritter hoher Orden, mit einem Wort, ein echter Edelmann, eine Zierde des Staats und ein vortrefflicher Unterthan ist. Er beging die Thorheit, sich in eine junge Dame zu verlieben, die ihm in allen Stücken ebenbürtig war, überdies eine blonde Schönheit von großem Reichthum . . . nur von sie . . . ich bitte Sie sehr, mich nicht mißzuverstehen, . . . ich fromm! Sie werden mir sagen, das sei die holdeste Blüthe der Weiblichkeit — ich weiß das wohl, — aber doch! Hier hat sich diese Thatsache gerade nicht segensreich erwiesen. Die Eltern meines Onkels war mehr in Kirchen und Wohlthätigkeitsanstalten als daheim zu treffen, das gesellige Leben und Treiben war ihr ein Greuel, sie strebte aus aller Kraft, ihren Gatten demselben zu entziehen und zu ihrer Richtung zu bekehren. Er, seinerzeit ganz toll in sie verliebt und keiner Warnung guter Freunde, welche die hochgesteigerte Frömmigkeit der jungen Gräfin kannten, zugänglich, wollte von einer Aenderung seiner Lebensweise, von Buße und Bekehrung nicht das mindeste wissen, und das Ende vom Liede war, daß das Verhältniß vollständig eskalirte und jeder der beiden Eheleute seinen eigenen Weg einschlug. Ich bin der letzte, der das hübsch findet, aber dergleichen kommt leider oft im Leben vor und hat, außer für die zwei Betheiligten, weiter keine Folgen. Hier sollte es anders sein; ein einziges Kind, ein Sohn, Reginald, war dieser Ehe entsprossen, schön und klug, ein Prachtjunker, der ganze Stolz und die Hoffnung seines Vaters. Körper und Geist hielten gleichen Schritt bei der Entwicklung, glänzende Zeugnisse — Verbindungen — aller Name — alles, wie am Schnürchen! Der Alte, der seinerzeit ein berühmter Gardeoffizier gewesen war, stolz und schneidig vom Wirbel bis zur Zehe, konnte die Zeit kaum abwarten, den Sohn in denselben Uniform zu sehen . . . allein wer beschreibt sein Entsetzen, als dieser Sohn ihm mit all der ruhigen Festigkeit, die seine Mutter ihrem Gatten stets gezeigt hatte, erklärte, er fühle nicht die mindeste Neigung für den Soldatenstand, dagegen eine leidenschaftliche Liebe für den Predigerberuf, weshalb er gedenke, Geistlicher zu werden. Zuerst hielt sein Vater dies für einen schlechten Witz und lachte darüber — aber das Lachen sollte ihm bald vergehen! Bitten, Drohungen, Vorstellungen, Wuthausbrüche, Thränen, das Aufgebot der ganzen Familie, Aussicht auf Fluch und Enterbung . . . alles das prallte ab an dem eisernen, unerschütterlichen Willen dieses damals blutjungen Menschen, der einfach erklärte, sein Beruf ginge ihm allein an, es sei eine lieferste Sache damit, von der alles abhinge — er wisse genau, dies sei sein Beruf und kein anderer, und er müsse der inneren Stimme, die ihn dazu treibe, folgen, komme es wie es wolle, allen weltlichen Verhältnissen zum Trotz. Der Alte beschwor ihn, noch zu warten, erst zu reifen, die Welt zu sehen und kennenzulernen — der Sohn gab nach und reiste. Er schrieb gute, inhaltreiche Briefe, kam heim, drückte seiner sterbenden Mutter die Augen zu und verkündete dem in athemloser Spannung auf seinen Entschluß harrenden Vater ganz gelassen und in ehrerbietigster Haltung, daß sich an seinen Absichten, sich dem Berufe des Geistlichen zu widmen, auch nicht das Geringste geändert habe. Neue Scenen — neue Wuthausbrüche — Jammer über Jammer — Familienräthe — Elend und Thränen . . . nun, Sie sehen ja, mein gnädiges Fräulein, wozu das alles bei meinem Vetter Reginald geführt hat: da sitzt er am andern Ende der Tafel als wohlbestallter Prediger an der St. Lukaskirche!“

Das junge Mädchen hatte in großer Spannung zugehört. Jetzt bog sie den Kopf weit vor, um den schönen, blonden Helden dieser Erzählung durch das Gewirr der Flaschen, Gläser, Blumen und Silbersachen sehen zu können.

„Nun — und sein Vater?“ fragte sie dann.

Der Offizier zuckte die Achseln.

„Was will er machen? Den einzigen Sohn, der ihn sonst nie eine trübe Stunde bereitet hat, nur um deswillen zu verstoßen und zu enterben, weil er statt Offizier Pfarrer geworden

ist — das hat der alte Herr denn doch nicht übers Herz gebracht. Er grollt und schmollt und ist ganz aus dem Geleise gekommen, denn den Gardeobersten kann er nicht verschmerzen, und wenn's sein Reginald zuhmal zum Generalsuperintendenten bringt! —

So, mein gnädiges Fräulein, das wäre die Lebensgeschichte . . . meines Vetters . . . darf ich nun um meine Belohnung bitten?"

„Halt, halt, noch nicht!" wehrte die schelmische Blondine ab. „Wo bleibt denn Ihr eigenes Lebenslänschen? Das ist doch gewiß auch sehr interessant!"

„Dieses bietet nicht viel des Bemerkenswerthen, soll daher thunlichst abgekürzt werden: Mein Vater, Onkel Reginalds jüngerer Bruder, war ein flotter Soldat — wohl etwas zu flott . . . mit einem Wort, er quittierte den Dienst und ging, die Empfehlung eines Freundes in der Tasche, nach den Azoren, wo besagter Freund einen reichen Vetter besaß. Seine Braut, eine junge Oesterreicherin, ließ er sich nachkommen, als er sich dort eine gesicherte Stellung erworben hatte, und so genieße ich wenigstens den Vorzug, sehr romantische und phantastische Kindheitserinnerungen zu besitzen, denn meine ersten acht Lebensjahre brachte ich auf den Azoren zu, von Schwarzen gewiegt, von Palmenwedeln gefächelt, von leuchtenden Kolibris und handgroßen, buntschillernden Schmetterlingen umflattert, von zahmen Hausschlangen, die zutraulich bei uns aus- und einschlüpften, naspielt. Da meiner Mutter das Klima nicht bekam, siedelten wir nach Europa über. Ich wurde in aller Eile ein wenig zurechtgestutzt — was meinen Lehrern mindestens eine ebenso peinliche Aufgabe war als mir selber — und dann in ein Kadettenhaus gesteckt. Das war denn nun freilich dort ein anderes Leben als auf den Azoren, und es spielten sich viele Austritte mit mir als Mittelpunkt ab, die jetzt in der Erinnerung humoristisch wirken, aber als Erlebnisse weniger erheiternd waren. Meine Eltern behielt ich nicht lange mehr, und es fiel nun meinem Onkel Reginald die Pflicht zu, für mich zu sorgen. Daß er dies mit Vergnügen that, kann ich nicht behaupten; man hatte mich ihm als einen kleinen Satan geschildert, ein tropisches Gewächs ohne jede Zucht und Kultur, und da mich mein Onkel gleich sehr hart anfaßte, so hätte das bei meinem angeborenen Trotz leicht eine sehr böse Geschichte abgeben können, wäre nicht mein Vetter Reginald gewesen. Von dem Wechsel, der ihm zu Gebote stand, gebraucht er kaum ein Drittel für sich, er konnte also seiner Neigung zum ausgezeichnetsten Wohlthun ungehindert die Zügel schießen lassen. Nun — er fand eben, auch mir könnte er wohlthun, und ich kann sagen, er hat an mir gehandelt wie ein Bruder . . . nein, hundertmal besser, als was leibliche Brüder oft gegeneinander handeln sieht. Auch jetzt, da wir beide hier fremd hergekommen sind . . . er hat mir's angeboten, mit ihm in einem Hause zu wohnen, er oben und ich unten, und ich weiß nur zu gut, was er sich dabei denkt und was er damit bezweckt! — Ich bin zu Ende, mein Fräulein!"

„Vielen Dank!" sagte die Blonde freundlich. „Sie haben sehr hübsch erzählt, und wenn jedermann von Ihrem Herrn Vetter das wüßte, was ich weiß, so würde er allen noch tausendmal interessanter erscheinen, als es jetzt schon der Fall ist, und die Lukaskirche würde die Andächtigen nicht fassen. — Um was aber wollten Sie mich denn bitten?"

Der Lieutenant sah sie etwas besorgt von der Seite an.

„Um einige Aufklärung in betreff der jungen Dame dort drüben, die neben meinem Vetter sitzt. Ich fragte schon zuvor eine ihrer Freundinnen nach ihr, erhielt aber eine ziemlich unfreundige und kurze Antwort."

„Ach, das ist nichts als purer Neid, glauben Sie ja kein Wort davon!" platzte Hedwig Rainer — so hieß das blonde Mädchen — ziemlich ungestüm heraus. Und sie schilderte dem aufhorchenden Lieutenant Annie und Thea so warm und herzlich, daß ihr fast der Athem ausging.

„Das muß ja eine höchst anziehende Familie sein, diese Geralds!" sagte Lieutenant von Conventius endlich, als seine Nachbarin schwieg. „Kann man denn dort auch gelegentlich einen Besuch machen?"

„Gewiß kann man das! Geralds sind ungemein gastfrei und geben in jedem Winter ein paar Gesellschaften, bei denen auch getanzt wird. Nur schade — — für dies Jahr ist es zu spät!"

„Das wird den Kameraden sehr leidthun! Parsifal war Feuer und Flamme für Fräulein Gerold!"

„Parsifal? Wer ist das?"

„Entschuldigen Sie! Es plaudert sich so ungezwungen und angenehm mit Ihnen, Fräulein Rainer, daß ich in der Einbildung lebte, wir seien alte Bekannte! Also der ursprüngliche Name dieses Kameraden — der dort links sitzt mit dem martialischen rothen Schnauzbart — ist Thor von Hammerstein. Er ist übrigens trotz seiner grimmigen Mienе ein kaumsonnes Geschöpf und schlechten Witzen gegenüber ziemlich wehrlos. Der dortige bewegliche Kamerad rechts drüben ist der Lieutenant Grünblich, er muß seines Namens wegen viel ausstehen, hat aber Haare auf den Zähnen und kann sich seiner Haut wehren." — —

Die Stimmung rund um die Tafel wurde immer belebter, man unterhielt sich gut, und die Ulanen, die alle neben hübschen Mädchen untergebracht waren, fanden, daß die Weylands ein reizendes Haus machten und daß es schon der Mühe lohne, sich demselben zu widmen. Freilich fanden sie es in der Stille etwas wunderlich, daß gerade das unstreitig schönste Mädchen der ganzen Gesellschaft zwischen zwei Civilisten gesetzt worden war — anziehende, geschiedte Männer ohne Zweifel, die sich auch mit Ehren sehen lassen konnten — aber man hätte diese entzückende Erscheinung von Rechts wegen einem Ulanen zutheilen müssen!

Unter der Wirkung des Weines, der verschiedenen Tischreden und der aufmunternden Blicke ihres Mannes fühlte auch Frau Hedwig Weyland die Bürde ihrer „Anmungen" minder schwer als zuvor. Sie versuchte es, sich selbst recht ernstlich anzuschelten. Alles um sie her war so hell, so fröhlich und festlich, und sie wollte ihre Zeit mit dunklen Grübeleien verderben? Robert hatte recht, sie müßte zu klug für solche Thorheiten sein! Nicht weit von ihr saß ihr Liebling, Annie Gerold, und unterhielt sich lebhaft mit einem Herrn, der ihr Antlitz mit Aufmerksamkeit schmeichelte. Nun ja! Dafür hatte sie, Frau Weyland, ihr auch die zwei bedeutendsten Männer aus der ganzen Gesellschaft zu Tischnachbarn ausgesucht! Sie und Pfarrer Conventius waren ohne Zweifel die beiden prächtigsten Erscheinungen an dieser von hübschen Menschen so reich umgebenen Tafel. Aber auch Professor Delmont sah vorzüglich aus! Wo hatte denn sie, Hedwig Weyland, bei dem Anstandsbesuch Delmonts ihre sonst so guten Augen gehabt? Das war ja ein auffallend hübscher Mann, zumal wenn er wie eben jetzt lachte und seine mächtigen Augen so wunderbar glänzten! Freilich — damals bei dem Besuche hatte er gar nicht gelacht! —

Eben jetzt, wie Frau Weyland ihn schärfer ansah, verwandelte sich sein Gesicht von neuem — ein glückliches Leuchten dämmerte in seinen Augen auf und verklärte das ganze Antlitz, dem die tief in die Stirn fallenden dichten braunen Haare etwas von dem Ausdruck eines gezähmten Löwen gaben. Dann wieder, als hätte eine harte Hand allen Jugendglanz und allen Frohsinn von diesen Zügen hinweggewischt, waren sie plötzlich wieder wie kalter Marmor, aus dem die großen Augen mit dem eigenartigen Räthselblick schauten.

Und angesichts dieses raschen Wechsels schoß der beobachtenden Frau heiß und jäh wieder dieselbe unerklärliche Angst zum Herzen, die sie den ganzen Abend hindurch bekämpft hatte und jetzt fast ganz verjagt zu haben glaubte. Sie hätte aufspringen, hinreißen, Annie bei der Hand fassen und mit ihr irgend wohin flüchten mögen, sie kam sich selbst unverantwortlich vor, daß sie dem jungen Mädchen gerade diese Nachbarschaft gegeben hatte. Freilich, sie hatte es gut gemeint; was wußte sie denn von Delmont? Daß er sich einen großen Namen gemacht hatte, daß er für einen berühmten Künstler galt — sie hatte gedacht, das würde Annie anziehen — und in der That — so schien es — sie hatte ihren Willen! —

„Nach Tisch — was thut man da?" hatte Delmont soeben gefragt.

Und Annie hatte lachen müssen.

„Was man da thut? Komische Frage, nicht wahr, Herr von Conventius? Professor Delmont muß an den Ufern des Ganges und des Nils jeden Begriff einer stilgerechten Abendgesellschaft in Deutschland verloren haben. Was soll man denn nach solchen Essen anderes beginnen als tanzen?"

Sein Gesicht wurde finster.

„Dann sind Sie uns beiden also verloren!" sagte er kurz. „Ihnen beiden? Sie tanzen auch nicht, Herr Professor? Gar nicht? Nicht einmal die solideste Française?" In ihrem Ton klang eine ehrliche Enttäuschung mit.

„Ich und Française tanzen! Eine schöne Rolle würde ich dabei spielen! Ich glaube, es ist fünfundzwanzig Jahre her, seit ich zuletzt getanzt habe!"

„Fünfundzwanzig Jahre! Das ist doch nicht möglich! Wie alt können Sie denn damals gewesen sein?“

„Nun — vielleicht dreizehn- oder vierzehnjährig — dann hat der Tanz für mich aufgehört!“

Es klang so herb, daß Annie fast erschreckt ihm ins Antlitz blickte. Sie begnügte es in diesem Augenblicke als einen willkommenen Ausweg, daß hinter ihr der aufwartende Diener mit einer Schale Eis erschien. „Wahrhaftig, jetzt geht schon der Nachtisch herum! Sind wir wirklich schon mit dem ganzen Essen fertig?“ sagte sie, um rasch über die Verstimmung hinüberzuleiten, welche aus dem letzten Worte Delmonts gesprochen hatte.

Sie hob ihr gefülltes Champagnerglas gegen Frau Hedwig, die gerade zu ihr herübersah, mit einem strahlenden Ausblick, der sagen wollte: „Ich bin Dir dankbar, Liebste, und unterhalte mich vortrefflich!“

Die ältere Freundin verstand diesen Blick, sie lächelte und nickte wieder, aber sie unterdrückte einen Seufzer, als sie ihr Glas an die Lippen setzte und Annie Gerold zutrank.

2.

Vor dem Gerolshein Hause, einem stattlichen Gebäude älterer Zeit, reich mit Schnitzwerk und alterthümlichen Zieraten versehen, hielt ein Miethwagen.

Sofort öffnete sich eines der Fenster im Oberstock und eine Stimme fragte in die Nacht hinaus: „Sind Sie das, Fräulein?“

„Ja, Elise! Ist denn der Lamprecht nicht da?“

„Gewiß, er baßelt ja schon unten am Hausthor herum, das Schloß ist wieder 'mal verquollen!“

Besagtes Hausthor wich jetzt mit vernehmlichem Gekrarre zurück, und in seinem Rahmen erschien die Gestalt eines grauhaarigen Mannes in schlichter, dunkler Dienertracht, der ein hellbrennendes Laternchen in der Hand hielt und vorsichtig über das schlüpfrige Straßenpflaster schritt. Der Wind hatte umgesetzt, vom sternlosen, wolkenverhangenen Himmel fielen große Tropfen, die Luft war eigenthümlich still und weich.

„Hier, nimm meine Cotillonsträuße, lieber Lamprecht — bitte, laß keinen fallen, acht müssen es sein! Da ist mein Fächer — die Tanzkarte — das Mouu — jetzt komme ich selber! Aha! Hab' ich's nicht gesagt: wir bekommen Frühling?“

Annie blieb mitten auf der dunklen, nassen Straße stehen, warf den Kopf hintenüber und sah wie verzaubert zu dem lichtlosen Nachthimmel empor.

„Um Gotteswillen, Fräulein Anniechen! Wollen Sie sich den Tod holen? Hier auf der siichdunklen Straße, im zerlassenen Schnee, Punkt Glock drei Uhr!“

Eben holte eine Kirchenuhr in unmittelbarer Nähe zu drei tiefen, dröhnenden Schlägen aus.

Mit einem hörbaren Athmen wandte sich die junge Dame um.

„Komme schon! Dir ist auch nicht wohl, wenn Du nicht mit mir schelten kannst! So — nun leise, leise! Halt' meine Sträußchen fest! Da wären wir drinnen! Hast Du schon Licht für mich angezündet im Wohnzimmer?“

„Was sich Fräulein Anniechen bloß denken! Fräulein Thekla sind ja noch auf und warten —“

„Meine Schwester? Was? Gar nicht zu Bett gewesen?“

„Gar nicht!“

Annies Brust hob sich in einem leisen Seufzer.

„Dann hat sie gewiß wieder böse Schmerzen — und ich — und ich — so, Lamprecht, nun geh', da ist der Mantel, die Tücher! Gieb die Blumen her — gut' Nacht, grüß' Deine Frau! — Was möchtest Du noch haben?“

„Haben?“ murmelte der Greisknyf, der sich Annies Mantel über den Arm legte und mit einem halb bewunderuden, halb vorwurfsvollen Blick das reizende junge Geschöpf in dem weißen Kleide musterte. „Nichts will ich haben! Aber daß ich nicht 'mal zu hören bekomme, wie es denn nun gewesen ist bei Weylands, daß ich doch der Agathe sagen kann: „sie hat sich amüsirt“ — oder: „sie hat sich nicht —“

„Ach so! Nimm mir's nicht übel, ich dachte an Thea! Sag' Deiner Frau, es war wunderschön; es war — ich — morgen, morgen! Gute Nacht!“

Sie gab dem Alten mit einem freundlichen Nicken den Abschied, dann schlich sie auf den Zehen nach der Thür des Zimmers, um zu lauschen.

„Vögelchen — Du?“ kam eine müde Stimme von drinnen.

„Ja, liebste Thea!“ Und wirklich so leicht und rasch wie ein Vogel huschte das junge Mädchen ins Zimmer. — Dicht von den Damen „die Wohnstube“ genannt, war trotz seiner Größe und Höhe ein äußerst behaglicher Raum mit seiner dunklen Eichentäfelung, welche die halben Wände bedeckte, mit den breiten, tiefen Fensternischen, in denen, um ein paar Stufen erhöht, Nah- und Arbeitstische, sowie einige Blumenständer mit schönen Blatt- und Topfpflanzen Platz hatten, mit der prachtvollen, altertümlichen „Kredenz“, in deren Fächern es von kostbarem Porzellan und Krystall, von Silber- und Glasgefäßen glitzerte, mit seinen schweren, gediegenen Möbeln, die von ehrwürdigen Zeiten redeten. In der Mitte des Zimmers stand ein großer Eichentisch auf massiven Kugelfüßen, drüber hing eine große Ampel an sechs Kupferketten. Sie brannte sehr hell und zeichnete in das ernste, dunkelgehaltene Gemach eine helle Lichtinsel hinein. Auch den hohen breiten, mit tiefrothen Portieren belegten Lehnsessel traf voller Lampenschimmer, ebenso das Leidensgesicht, das in den Kissenlag, wachsweiß, mit bläulich gefärbten Augenlidern, glanzlosschwarzen Haaren und übernatürlich großen Augen. Als sie Annie erblickten, wie sie klug und lebhaft aufblickten, wie keinem Schmerz erzählen zu wollen — desto mehr sprach doch der Mund, der beständig von einem gequälten Zug umgeben war. Eine durchsichtige Hand lag auf der weichen türkischen Decke, die über die Kniee der Kranken gebreitet war, neben dem Sessel lehnte ein hoher Krückstock mit gevolstertem Griff.

Annie warf all ihre Blumen auf den Tisch und beugte sich über das blasse Gesicht, das sie mit ihren beiden jungen warmen Händen streichelte.

„Thea, Thea! Da bin ich wieder! Wie geht Dir's?“

„Kleiner Schelm, Du willst jetzt natürlich, ich soll sagen: Gut, da ich Dich wieder habe! Aber das kann ich doch nicht — Du hast Dir ja auch ein für allemal feierlich solche Mädchen lügen verboten! Wie soll es mir gehen? Es war recht schlimm — eine Zeitlang, die Schmerzen sehr arg, danach führten die Nerven einen ganz tollen Tanz auf, aber die letzten Tropfen, die Heilbucher mir verschrieben hat, thaten mir wirklich gut, ich konnte doch wieder lesen, und Du weißt, dann sind wir oben Gegner mir war die letzten Stunden ganz leidlich zumuthe, nur an Schlaf wäre ohnehin kein Gedanke gewesen, darum blieb ich sicher auf. So! Dies leidige Thema wäre abgethan! Jetzt kommt unser Vergnügen! Du siehst ja keine Spur müde aus, und ich komme Dich, Du mußt Dich immer erst ausplaudern. Also sag' Dich dahin und erzähle!“

„Das Neueste, Thea! Wir bekommen Frühling! In aller Ernst!“

„Wirklich?“ — In den klugen Augen wachte etwas Schelmisches auf, das aber rasch verlosch. „Nun aber — Deinen Bericht!“

„Zuerst eine Frage: Findest Du, Thea — aber Du mußt ganz, ganz aufrichtig sein wie immer! — daß ich heute . . . daß ich heute . . . Du brauchst nicht zu lachen — besonders häßlich aussehe? Häßlicher als sonst?“

Thekla blickte verwundert auf. Ihre junge Schwester kniete vor ihr; schlank hob sich die weiße Lichtgestalt von dem dunklen Hintergrund des Eichengetäfels ab, die schönen Hände spielten unruhig mit den über den Tisch hingestreuten Blumen, die Augen, in denen eine seltsam lebhafte Erwartung glänzte, hingen in selbstvergessener Spannung an Theklas Antlitz.

Diese überlegte das reizvolle Bild mit ihrem prüfenden Blick.

„Ja!“ sagte sie dann kurzweg.

Ein halb unterdrückter Jubellaut antwortete ihr. „Also wirklich! Siehst Du, das freut mich aber!“

„Ja — ich sehe! Und warum freut's Dich so besonders?“

„Ach — nun — weißt Du, ich bin heute ein bißchen sehr gefeiert worden — noch mehr als früher! Die beiden interessantesten Herren von der ganzen Gesellschaft hat mir Hedwig zu Tisch nachbarn gegeben, und Du kannst Dir denken, da hieß es natürlich wieder gleich, ich hätte sie angelockt, und die anderen Mädchen besprachen und beneideten mich — das natürlich machte mir keine Freude . . .“

„Was also sonst?“

Annie wurde verlegen und senkte die seidenen Wimpern.

„Ich . . . aber Thea, ich sagte Dir doch, man hat mich ausgezeichnet — mit den Hof gemacht — all die neuen Damen waren da — sieh nur die vielen Cotillonsträuße! Ich bin ja doch jung, mir machte es Spaß —“ sie stockte und verwirrte sich immer mehr — „ich möchte wissen, warum Du mich so ansiehst?“

„Weil Du mir nicht alles sagst!“

„Ich — Dir? Aber ich will Dir ja alles sagen!“

„Schön! Zunächst: wer waren diese beiden interessanten Tischnachbarn?“

„Ach, Dich hätten sie auch interessirt! Mein Kavalier war Herr von Conventius, der neue Prediger an der Lukaskirche! Ich gehe hinein, wenn er seine Antrittspredigt hält, ja, Thea, ich thu' es wahr und wahrhaftig, Du kannst dazu sagen, was Du willst!“

„Ich sage gar nichts dazu!“

„Ebenfalls bildschön?“

„Nein!“

„Auch Kavalier von den feinsten Manieren? Gewandt? Humoristisch?“

„Nein.“

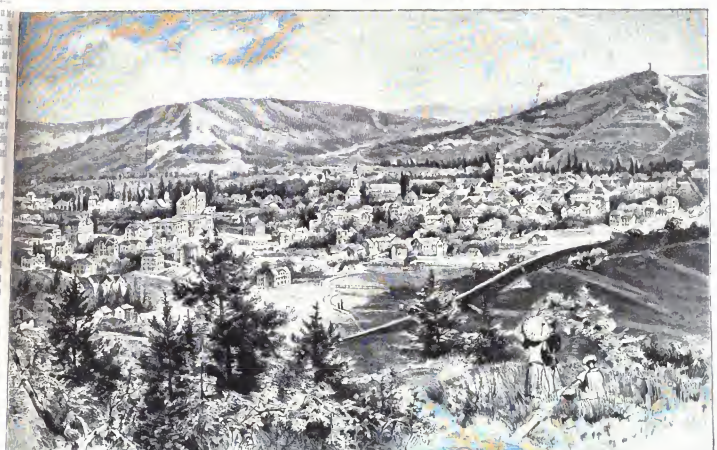
„Also ein unangenehmer Mensch?“

„Nein, . . . nicht unangenehm!“

Eine Pause entstand. Die Hand der älteren Schwester strich mechanisch über die feinen Haare des Teppichs auf ihrem Schoße, die Hand der jüngeren zerzupfte die Blumen.

„Die armen Dinger! Alle an Draht geschnürt!“ hieß es dann, und Annie griff ein kleines Sträußchen von weißem Flieder und dunkeln Veilchen aus den andern heraus und wickelte behutsam den Draht davon los.

„Morgen ist das alles verdorben! Hast Du nicht Wasser hier, Thea? — Danke!“



Jena. Zeichnung von R. Pärtner.

„Gar nichts? Also dann erst recht! Ein bildschöner Mann, groß, schlank, blond, recht wie der Abkömmling eines alten Adelsgeschlechtes; und das ist er auch; sein Vetter, ein fideler Lieutenant, mit dem ich den Cotillon tanzte, hat es mir erzählt, und wie er aus Liebe zu seinem Beruf, aus Ueberzeugungstreue sich mit seiner ganzen Familie überworfen und fast mit seinem Vater entzweit habe, der mit Gewalt einen Offizier aus ihm machen wollte. Ist das nicht edel, nicht bewunderungswürdig? Und dabei keine Spur von einem finsteren Eiferer — ein Weltmann von feinsten Manieren, gewandt und dabei gediegen in der Unterhaltung, sogar humoristisch — ich wollte, ich könnte Dir sein Gesicht beschreiben!“

„Schon gut, Vögelchen! Und der andere?“

„Der andere? Ah so, den Lieutenant von Conventius meinst Du! Der ist ganz hübsch und lustig, sieht aber seinem Vetter gar nicht ähnlich.“

„Den meine ich überhaupt nicht! Dein zweiter Nachbar bei Tisch.“

„Mein zweiter Nachbar? Professor Delmont!“

„Der hier neu an der Akademie angestellt ist? Von dem die Zeitungen soviel Aufhebens machen?“

„Ja!“

Sie holte aus der Kredenz eine schöne, schlanke, kleine Vase in Form einer Lilie, goß Wasser aus Theklas Glas hinein und setzte mit sorgsamer Hand das Sträußchen von Veilchen und weißem Flieder in den Lilienkelch.

Als sie von ihrem Werk aufsah, begegnete sie dem ruhig und aufmerksam auf sie gerichteten Blick ihrer Schwester.

„Wünschest Du noch etwas, Thea?“

„Nein, mein Kind!“

„Dann möchte ich doch schlafen gehen, mich überkommt eine plötzliche Müdigkeit; Du mußt doch endlich auch zur Ruhe! Wollen wir gehen?“

„Gewiß wollen wir. Zünde die kleine Lampe für uns an und lösch' die Ampel aus. — So ist's recht!“

Sie warf einen raschen Seitenblick auf die übrigen Blumen, die vergessen und halb verschmachtet auf dem Tisch umherlagen, und erhob sich mit Hilfe Annies, welche die gebrechliche Gestalt liebevoll stützte und mit einem Arm umfaßt hielt, während sie sie sorgsam über die Schwelle leitete.

Die beiden Schwestern bewohnten zwei luftige, nebeneinander liegende Schlafzimmer; ein gemeinsamer Aufenthalt in einem Raum verbot sich dadurch, daß Annie oft spät heimkam und Thekla sich zuweilen früher zurückzog, oft auch in der Nacht vor Schmerzen

nicht schlafen konnte und Licht anzündete, um zu lesen oder Medizin zu nehmen.

Die Verbindungsthür stand wie immer so auch jetzt offen. Schweigend geleitete Annie die Kranke, half ihr rasch und geschickt beim Entkleiden und küßte sie dann zur Gutenacht. Etwas wie Unentschlossenheit und hilflose Verlegenheit malte sich in den ausdrucksvollen Zügen des jungen Mädchens, während sie, ohne ein Wort zu sprechen, die gewohnten Handreichungen leistete. Auch Thekla blieb stumm, sie hatte die Augen gesenkt und vermied es, ihre Schwester anzublicken.

„Willst Du die Lampe brennend behalten, Thea?"

„Nein, lösch' sie nur aus!"

„Gute Nacht, liebste Thea, schlaf' wohl!"

„Du auch, Kleine!"

Und jetzt wurde es ganz still. Thekla lag regungslos, mit weitoffenen Augen, und starrte in den Lichtstreif, der sich durch die Thür des Nebenzimmers ein Stück in ihr Gemach hineinschlich; dann und wann huschte ein flüchtiger Schatten drüber weg — Annie, die geräuschlos hin- und herging und einzelne Stücke ihrer Gesellschaftskleidung verwahrte.

Sonst war das immer anders gewesen nach solch' einem Fest — ganz anders! Da hatte Annie drüben im Wohnzimmer schon des Plauderns und Lachens kein Ende finden können, und Thekla mußte wiederholt mahnen, endlich zur Ruhe zu gehen. Aber dazu kam es noch lange nicht — die jüngere Schwester hatte dann immer noch auf der Bettkante der älteren gesessen und von neuem angefangen, zu berichten, so drollig und hübsch, daß Thekla oft ihre mütterlichen Pflichten vergaß und das „Kind" in Gottes Namen erzählen ließ, . . . es war so reizend, ihr zuzuhören! O, sie hatte oft mit Feuereifer von diesem und jenem Herrn gesprochen, sich ihrer Triumphe gefreut — hatte sie doch schon mehr als einen Bewerber ausgeschlagen! — und begeisterte Schilderungen wie heute die von Conventius waren bei Annies lebhaft empfänglicher Natur gar nichts so Seltenes. Ein so seltsames Ausweichen aber und Verstummen war bisher noch nie dagewesen. Sollte — —

Und Theklas wandernde Gedanken, gleich ausgeschickten Vögeln um ihr Nest flatternd, das ihnen plötzlich fremd erscheint, tauchten weit, weit rückwärts in ihre eigene aufdämmernde Kindheit und sahen, wie wenn es eine ganz andere Persönlichkeit wäre, das kleine, bleiche, verkümmerte Mädchen auf seinem hohen Polsterstuhl sitzen, oder auf dem Ruhebett liegen, immer, immer mit Schmerzen und ohne Mutter! Die hatte das Kind nie gekannt, sie war von ihm gegangen, als es erst wenige Monate zählte, aber es kam kaum dazu, sich nach ihr zu sehnen — der Vater war ja da! Er hob und trug seine Kleine, er reichte ihr die Medizin und den Wein, er schnitt ihr das Fleisch zurecht, erzählte ihr Märchen und spielte mit ihr, und seine Hand war frauenhaft weich und behutsam wie die einer Mutter, seine Stimme immer sanft, wenn er zu dem Kinde sprach, seine Augen stets voll Liebe, wenn sie auf ihm ruhten. Den „gelehrten Gerold" nannten ihn die Leute und wunderten sich, daß er, der einzige Sohn eines reichen, alten Patrizierhauses, sich nie zu einem Brotstudium entschlossen hatte — er würde sicher ganz Hervorragendes geleistet haben. Er hatte sich nur den Doctor juris erworben und sich dann mit der Rechtswissenschaft nur noch gelegentlich abgegeben — Philosophie und Sprachen, die alten wie die neuen, waren seine Steckenpferde, und wer Gelegenheit fand, ihn in eingehende Gespräche wissenschaftlichen Inhalts zu verflechten, der mußte über die Fülle von Kenntnissen staunen, die er hier vereinigt fand. Gerold ging sehr selten aus, empfing aber gern und häufig Besuche und konnte, sobald er sich mit diesen in interessante Fragen vertieft hatte, so anziehend und inhaltreich reden, daß seine Gäste Zeit und Stunde darüber vergaßen und nicht selten die Thurmuhr der nahen Lukaskirche Mitternacht schlug, ehe man sich entschließen konnte, aufzubrechen.

Seine kleine Tochter unterrichtete der Doktor selber, „nach eigenster Methode", wie er lächelnd zu sagen pflegte. Thatsache war, daß das Kind bei dieser Methode erstaunlich rasch vorwärts kam, obgleich der Vater es eher zurückhielt, als antrieb; aber ein glühender Lerneifer, gepaart mit ungewöhnlicher Begabung und dem leidenschaftlichen Wunsch, dem Vater Freude zu machen, hob den jungen Geist siegreich über alle Schranken hinweg, die der gebrechliche Körper ihm zu ziehen drohte. So kam es, daß Thekla „des gelehrten Gerold gelehrte Tochter" wurde, daß sie Lateinisch lernte und Griechisch trieb, daß sie sich allgemach in philosophischen Systeme vertiefte und mit ihrem ursprünglich scharfen und dann vortrefflich geschulten Geist des Vaters junges „Amannensis" ward, wie er sie zu nennen liebte, sein bester Freund und Gehilfe, ja zuweilen, worauf sie nusäglich stolz war, sein Ratgeber. Denn Gerold verschmähte es durchaus nicht, etwas zuzugestehen, daß ein gewisses Ahnungsvermögen, feinfühliges Tasten und Finden weit mehr Frauen- als Männersache sei, und daß seine Tochter ihn auf solchem Gebiet zuweilen übertreffe.

In dies gelehrte Stillleben, dies Arbeiten und Streben zu zweien fiel urplötzlich wie ein zündender Blitz aus wolkenlosem Himmel Geroldss unsodernde Leidenschaft für ein junges, schönes und reiches Mädchen, das er im Hause eines seiner wenigen Freunde flüchtig kennengelernt hatte. Völlig umsonst, daß er sich an sein ergrauendes Haar, seine fünfzig Jahre, seine erwachsene Tochter erinnerte, daß er sich die Unmöglichkeit, dies junge blühende, lebensfrohe, vielumworbene Geschöpf für sich, den so viel älteren Mann, zu gewinnen, mit grausamer Schärfe vorhielt — umsonst, daß er es vermied, sie wiederzusehen, sogar, eine höchst unerhörte Thatsache, sich von seiner kranken Tochter trennte, um eine Reise zu machen und zu vergessen, — daß er sich wie ein Schwimmer in den reißenden Strom mit einer Art von Verzweiflung in seine Arbeiten stürzte. Die Leidenschaft hatte ihn gepackt und ließ ihn nicht los, er fühlte, er müße zu Grunde gehen, wenn er nicht Gewißheit habe, und sei es die schmerzlichste. — — Aber das vollständig Unerwartete geschah: der einsame, gelehrte Witwer, der alternde Mann hatte es dem reizenden jungen Wesen angethan, alle Bitten und Vorstellungen, alle Warnungen vor der stillen Häuslichkeit, der übersstudierten Tochter, dem bedenklichen Altersunterschiede fruchteten nichts, Elinor bestand fest auf ihrem Willen und legte mit hellen Freudentränen in den wundervollen, leuchtenden Augen ihre Hand in die des überglücklichen Verlobten.

Die Art, wie Gerold seiner Tochter Thekla beichtete, die Worte, die er ihr damals sagte, voll felsenfesten Vertrauens in ihren Charakter, in ihre Liebe zu ihm, voll innigster Vaterzärtlichkeit — nie würde die Tochter das vergessen bis ans Ende ihres Lebens! Sie that alles, was sie konnte, sich der hohen Meinung, die der Vater von ihr hegte, werth zu zeigen, sie brachte der zukünftigen Mutter, die kaum so alt war wie sie selbst, Freundlichkeit und guten Willen entgegen — mehr konnte sie nicht!

Wie sie aber das schöne, liebliche Geschöpf zum ersten Mal sah, als es befangen über die Schwelle ihres Zimmers trat und ihr mit einem bittenden Blick die Hand hinhielt, da wurde ihr wie mit einem Zauberschlage die Gewalt klar, die ein solches Glückskind selbst über einen Mann, wie ihr Vater es war, auszuüben vermochte — da griff sie nach dem schüchtern entgegengestreckten Händchen, drückte sprachlos ihr Gesicht dagegen und brach in eine Fluth von Thränen aus. So fanden sich gleich beim ersten Male diese beiden grundverschiedenen Naturen zu einander, so hielten und behielten sie sich bis zum Scheiden.

Wie einen ganzen Strom goldigsten Sonnenscheins ergoß Elinors Wesen seinen eigenartigen Zauber über das ernste, stille Patrizierhaus; von dem Herrn dieses Hauses und seiner Tochter, von den jetzt häufigeren Gästen bis zu den Bediensteten, Elinors ehemaliger Wärterin Agathe, jetzt Wirthschafterin, und dem alten Diener des Geroldschen Hauses Lamprecht, die sich nach kurzer Frist zu einem zufriedenen Paar verbanden — da war keiner, welcher der jungen Frau nicht blindlings ergeben gewesen wäre. Ihr glockenreines Lachen, ihre helle Stimme belebte Haus und Garten, Flur und Treppen.

Sie hatte die landläufige Töchterschulbildung genossen und zeigte, trotz großer Fassungsgabe, keine besondere Lust, ihre Kenntnisse noch irgendwie zu vermehren. „Ich bin ja meinem Richard klug genug!" sagte sie zuweilen lachend. Und in der That — sie war ihm klug genug, mit ihrem raschen Geist, ihrer lebendigen Auffassung, dem glücklichen Humor und jener prudelnden Einbildungskraft, die von trockenem Wissenstram wenig wissen will, dagegen das Gemüth wie ein frischer Bergwind erquickt und allen Dingen im Alltagsleben einen eigenthümlichen Hauch von Poesie zu geben weiß. Oft ließ sich die junge Frau gutmüthig mit ihrer geistigen Trägheit necken und lachte selbst am heitersten mit — die wenigsten nur wußten, daß es nicht nur Bequemlichkeit war,

die sie an den Stätten ihres Gatten scheinbar wenig Antheil nehmen ließ! Sie wollte Thekla das einzige Recht, das diese voll und ganz genoß, das der geistigen Gemeinschaft mit ihrem Vater, nicht entziehen, da sie das Herz des geliebten Mannes schon ohnehin zu eigen hatte. Sie fuhr aus, machte Einkäufe und Besuche oder las sich eine Freundin ein, nahm wohl auch ein hübsches Buch vor, während die beiden miteinander lasen und diskutirten, um dann, schön und hell wie ein Maientag, in das Studirzimmer zu treten und sich mit einem Sturm von Zubel und Zärtlichkeit begrüßen zu lassen. Sie verstand es, aus allem etwas zu machen, das unbedeutendste Erlebniß anmuthig oder witzig zu schildern; dabei blieb ihr Gemüth rein und ihr Herz weich, nie kam ein hartes oder liebloses Urtheil aus ihrem Munde. Unmöglich, sie nicht zu lieben — unmöglich, die drei Jahre voll ungetrübten Sonnenscheins zu vergessen, die sie dem Hause gebracht hatte.

Ihr Töchterchen Annie, Zug um Zug ihr Ebenbild, zehte schon ein Jahr und gab durch sein Dasein der schönen, jungen Mutter einen neuen Reiz, als eine Typhusepidemie ausbrach und im ganzen Hause ein einziges Opfer forderte.

Sie litt nicht lange, sie starb, wie man mit rascher Hand eine Blume knickt, die eben in vollem Prangen ihren köstlichen Kelch erschlossen hat — aber die sie zurückließ — —

„Gut, daß Du von all dem Jammer keine Ahnung hast!“ dachte Thekla Gerold und starrte mit heißen Augen auf den Lichtstreifen, der eben wieder durch Annies vorüberhuschende Gestalt verdunkelt wurde. Der unglückliche Gatte war in einen trostlosen Zustand gerathen; er konnte das Kind in der ersten Zeit nicht sehen, das ihn mit den Augen der Entschlafenen anlachte, er konnte lange den Ton des feinen Stimmchens nicht hören, das ganz so glücklich auflauchzen konnte, wie die Mutter es verstanden hatte, er wollte auch seinen Zuspruch, sein Trosteswort hören. Ach, wo blieb nun die vielgerühmte Macht der Wissenschaft, wo die stolze sieghafte Kraft seiner Philosophen? Sie waren alle, alle machtlos, ihm zu helfen, sie konnten sein wundes Herz nicht heilen und ihm seinen Liebling nicht zurückgeben!

Er wäre gern gestorben, aber . . . erst zögernd, dann lauter und bestimmter sagte er sich's: „Das darfst du nicht — was würde aus dem Vögelchen werden?“

„Das Vögelchen“ — so hatten sie Ellinor genannt, so nannten sie auch die Kleine, wenn sie in ihrem kurzen, weißen Röckchen die dunkeln langen Treppen heruntergeflattert kam und sich mit einem hell zwitschernden Laut dem Vater in die Arme warf. Das Kind liebte den stillen, traurigen Vater abgöttisch, und dieser konnte schließlich nicht anders — er mußte diese Liebe erwidern! Gewiß, Thekla war gut und behütete das Kind wie ihren Augapfel, aber sie war so ernst, und ein Kind, gar dies Kind, das Kind dieser Mutter, brauchte Freude! Die mußte der Vater ihm verschaffen, und er that es, soviel in seinen Kräften stand. Sein „Amanuensis“ stand ihm getreulich bei. Als der Vater gefragt hatte: „Willst Du es übernehmen, Thekla, das Kind mit mir zusammen zu erziehen?“ da hatte sie ein feierliches „Ja“ gesprochen, und sie ordnete sich in allem ihrem Vater unter. Er putzte die Kleine heraus wie ein Prinzeßchen — Thekla schüttelte insgeheim den Kopf dazu, sagte aber kein Wort, und es kam die Zeit, da sie dem Vater recht gab, wenn er behauptete, das Vögelchen sei auch darin seiner Mutter echtes Kind, daß es keine Spur eitel sei. Es freute sich des neuen schönen Kleidchens, weil das Kleidchen schön war, nicht aber, weil es ihm besonders gut zu Gesicht stand, es spielte mit dem kleinen abgegrissenen Gummiball ebenso gern wie mit der kostbaren Pariser Puppe, es hatte immer soviel zu thun und zu denken in seinem lustigen kleinen Köpfchen, und es hatte sich den ganzen Tag zu freuen und den Vater zu streicheln und zu küssen und Thekla zum Lachen zu bringen mit seinen drolligen Kinbereinfällen . . . wo hätte das Vögelchen wohl die Zeit hernehmen sollen, um eitel zu werden? —

Es wurde sinst, es wurde sechs Jahre alt, es sollte bald sieben werden — ein kräftiges, schön entwickeltes Kind. Thekla fand in der Stille, nun sei es höchste Zeit, daß es anfange, etwas zu lernen. Sie selbst hatte in dem Alter schon fließend lesen und schreiben können. Allein der Vater wünschte es nicht. Vögelchen sollte seine Kindheit herrlich genießen. Das that es denn auch und jubelte und lachte im Garten und kollte mit Agathe und dem ehrbaren Lamprecht und mit den kleinen Freunden und Freundinnen, daß es im ganzen Hause einen lauten Widerhall gab. Endlich fing der Vater doch an, seine Annie zu unterrichten, aber es wurden andere Lehrstunden als damals bei Thekla. Diese hatte haarscharf aufgemerkt, faßte jede Sache mit gleichem Eifer an, wollte lernen, lernen um jeden Preis. Annie aber hatte ihre Lieblingsstunden, ihre ausgesprochenen Neigungen — was nicht zu ihrem Gemüth, zu ihrer Phantasie sprach, das ließ sie ganz kalt, sie lernte es wohl, dem Vater zuliebe, aber es blieb gleichsam ein todtes Kapital in ihr — sie war auch hierin ihrer Mutter echtes Kind!

Der „gelehrte Gerold“ sah es — und sah es mit Freude! Hatte er an einer studierten Tochter genug, oder rührte ihn die Absichtlichkeit, die das Kind in allen Stücken mit der geliebten Frau hatte, so tief?

Gerold lebte mit beiden Töchtern auf seine Weise: Thekla war recht eigentlich das Kind seines Geistes — Annie das seines Herzens, und doch theilte er jedem von beiden mit! Auch in religiöser Beziehung hatte er es mit den Töchtern verschieden gehalten. Während er Thekla allmählich in die freie, seine Luft der philosophischen Gedankenhöhen hinaufgeführt, sie zu scharfem, logischem Denken erzogen und einen Freigeist aus ihr gemacht hatte, der alles hinnahm, wie es eben kam, als eine unerbittliche Nothwendigkeit, war es ihm ein unabweisliches Bedürfniß gewesen, Annies Kinderhändchen allabendlich zum Gebet zu falten, sie hinaufschauen zu lehren zu dem Gott, den ihre Mutter in ihrem reinen Sinn gesucht und gefunden, dem sie so unendlich oft für ihr Glück gedankt und der ihr geholfen hatte, das Scheiden zu ertragen.

So lebten diese drei Menschen ihr Leben, vereint in innigster Liebe und doch in den Grundelementen durchaus von einander verschieden, — der Vater gewissermaßen als Vermittler zwischen den beiden Töchtern stehend, welche die schärfsten Gegensätze darstellten. Und so ging es, bis Annie fünfzehn Jahre alt war. Da sanden sie eines Abends — es war wenige Tage nach Annies Konfirmation — den Vater in seinem Lehnsessel todt, friedlich und heiter anzusehen, und das lebensgroße Bildniß seiner Ellinor, das ihm gegenüber hing, lächelte auf den stillen Schläfer herab.

Das Herz sei nicht so ganz in Ordnung gewesen, erklärte der Hausarzt — aber an ein so rasches Ende hatte wohl niemand gedacht, niemand als der Verstorbene selbst. —

Die zurückgebliebenen Töchter fanden sich in ihrem tiefen, großen Schmerz noch inniger zusammen als bisher. Annie in ihrem Jammer war ganz fassungslos, und Thekla, obschon bis ins innerste Herz hinein wund, raffte sich gewaltsam empor, um die junge Schwester zu trösten. Sie hatte ihren Vater gehabt, jetzt hatte sie Annie, für die sie leben wollte!

Und Annie schloß sich, nachdem der erste heftige Schmerz ausgelobt hatte, immer mehr der ernsten, um mehr als zwanzig Jahre älteren Schwester an, begehrte immer mehr theilzunehmen an ihren Arbeiten, und das Trauerjahr, das den fröhlichen Verkehr des Hauses theils verbot, theils beschränkte, leitete die Schwestern so unaufhaltsam aneinander, daß Annie unwillkürlich nach Ablauf der Trauerzeit einen andern Maßstab an ihre Altersgenossen legte, sie mit Thekla zu vergleichen begann. Sie löste und lockerte das Band allmählich da, wo sie nicht fand, was sie suchte, ernstes geistiges Streben und lauterste Wahrheit — und sie knüpfte da an, wo ihr beides begegnete.

Sie hatten ein wunderschönes Zusammenleben geführt, die beiden Schwestern, und eben der Umstand, daß sie, so verschieden sie in Alter, Aussehen und Lebensweise voneinander waren, doch alles und jedes theilten, gab ihrem engen Verkehr einen eigenen Reiz, eine immer neue Frische. —

Heute schien Annie nicht geneigt, zu theilen, und das machte Thekla traurig. Es gab so vieles, was Annie genoß und was die ältere Schwester nur vom Hörensagen kannte: Bälle und Damenkaffees, Eislauf und Waldpartien, Reitfeste und Spaziergänge. Auf alles dies hatte sie von jeher verzichten müssen, und es hatte Zeiten gegeben, da auch die „gelehrte“ Thekla Gerold, die Philosophin, heimlich bittere Thränen vergossen und eine brennende Sehnsucht empfunden hatte nach jenen Freuden, die sie nie genießen sollte.

Nun, das war freilich lange her, sie hatte es seitdem gelernt, ihre Bücher als ihre vertrautesten Freunde zu lieben, denen sie zahllose schöne und erhebende Stunden verdankte; jetzt begehrte sie für sich selbst nichts mehr von Lebensfreude und Genuß. Aber für Annie, die das Dasein eines wirklichen jungen Mädchens

führte, umschwärmt und gefeiert und dennoch gegen Verlachung und hohles Scheinwesen geschützt — da erwartete und verlangte sie viel, und oft hatte sie in der Stille gesonnen, wie wohl der Mann beschaffen sein müsse, den sie — Thekla — ihres Lieblings für werth halten würde. Ach, ihre sorgende mütterliche Liebe würde ihn ja nicht ausruhen können, aber sie konnte warnen, zu oder abreden, loben und tadeln . . . Annie war ja so lieb, so kindlich, unterwarf sich so gern dem Urtheilsspruch ihrer klugen Thea! —

Konnte der schräg in ihr Zimmer fallende Lichtstreifen sie blenden? Was war es, das ihre Augen feucht werden ließ?

Jetzt erlosch das Licht nebenan, tiefe Finsterniß umfing sie. Wer nun schlafen könnte, fest und traumlos! Das junge Geschöpf nebenan würde es können — welches Bild es doch mit hinübernehmen mochte in seinen sanften Schlummer? Die Schwester wußte es nicht, sie war ja ausgeschlossen — heute zum ersten Male! — Wer Ihr! Die tiefe, drohende Stimme vom Sankt Lukasthurm war Theklas älteste Freundin, die hatte dem kranken Kinde schon vor langen, langen Jahren den Weg durch die endlosen Nächte gewiesen. Sie hatte sich seitdem üben können im Wachen und Leiden; die gleichmäßigen Athemzüge, die aus dem benachbarten Zimmer kamen, hatten sie zuweilen eingewiegt — wer konnte sagen, wie lange sie dieselben noch hören würde?

Ein leichtes Rascheln nebenan — Theklas scharfes Ohr unterschied einen leisen Fußtritt, der sich näherte — dann eine flüsternde Stimme: „Thea, bist Du noch wach?“

„Ja, Vögelchen! Warum schläfst Du nicht?“

„Ich kann nicht! Es kommt mir so unrecht vor, wie ich heut' zu Dir gewesen bin! Dir nicht auch?“ Hier tastete eine suchende Hand über Theklas Bett, und zwei weiche Arme legten sich gleich darauf im Dunkel der Nacht um Theklas Nacken. „Ich hab' Dir ja immer und immer alles gesagt, und ich will es auch heute — wenn ich nur wüßte — ein tiefer, beklommener Seufzer hob die junge Brust — „wie ich Dir sagen soll, was ich selbst nicht recht verstehe. Gut, daß es wenigstens dunkel ist — im Geist seh' ich ohnehin deutlich genug, wie Du mich fragst mit Deinen großen, allwissenden Augen. So wie jetzt ist mir noch nie zumuthe gewesen — traurig und auch wieder glücklich dabei — und so, wie mir heute ein einziger gefallen hat . . . ach Gott, was ich rede! „Gefallen“ ist gar nicht das Wort dafür! Weißt Du, wie Werther sich darüber aufregt, als ihn jemand fragt, ob ihm Lotte „gefiele“! Thekla — Du denkst jetzt gewiß, es ist dieser schöne Prediger, der mich so beschäftigt — “

„Nein, mein Kind, das denke ich nicht!“

„Wie klug bist Du doch, und wie genau kennst Du mich! Sieh, daß ich dem Prediger sehr gefiel, das merkte ich gleich, freut mich auch dadurch, denn er hat mir einen bedeutenden Eindruck gemacht. Ob ich dem — dem — andern gefiel, das weiß ich eigentlich gar nicht“ — wieder ein langer Seufzer — „er sah so finster und verschlossen aus, da that er mir leid und ich dachte: ob der wohl lachen kann? Ob du ihn wohl zum Austhauen bringst? War das unrecht, Thea? Ich wollte ja nichts Schlimmes, dachte noch nichts weiter, nur, ob es mir gelingen könnte, ihn heiter zu machen. Ich denke, das war nicht kokett — nein, Thea?“

„Ich meine nein, Annie!“

„Und es gelang mir so ganz! Du hättest es nur sehen sollen! Ein ganz anderer Mensch ist er geworden — und was er mir alles erzählt hat! Aber das will noch nichts sagen . . . Die andern Herren werden uns alle Besuch machen, Thea, in den nächsten Tagen, und er hat kein Wort davon gesagt. Nun die kommen wir ja auch Frühling, und dann geht er gewiß wieder auf Reisen, und es kann sein, daß man mich nicht wiedersieht. Ja — das wollt' ich Dir gern noch sagen, Thea! Bist Du noch böse?“

„Böse bin ich überhaupt nicht gewesen, Kleine!“

„Aber enttäuscht und betrübt?“

„Das muß ich zugeben!“

Annies Lippen fanden im Finstern der Schwester Gesicht und preßten sich ungestüm dagegen.

„Mein Närrchen, mein liebes! Nun ist alles, alles wieder gut, ich weiß in Dir Bescheid, das ist die Hauptsache! Warten wir alles weitere ab! Mit dem Nimmerwiedersehen wird es ja wohl so schlimm nicht sein, wenn jemand in derselben Stadt an der Akademie eine Professur hat und man einander gehmmal zum Mosal in denselben Kreisen begegnen kann.“

„O nein, er sagt, er besucht gar keine Gesellschaften!“

„Nun, er hat doch die heutige besucht.“

„Ja — das war eine Ausnahme.“

„Solche Ausnahmen werden des öfteren vorkommen — vielleicht bekomme' ich diesen Vogel Phönix dann auch noch einmal zu sehen!“

„Siehst Du, Thea, das ist schlecht von Dir! Jetzt machst Du Dich lustig über mich!“

„Bahrhaftig nicht, Liebchen!“

„Und ein Vogel Phönix ist er durchaus nicht! Ich hab' es ja im Gefühl, Dir würde er gar nicht gefallen!“

„So? Das sollte mir leid thun!“

„Bist eher Conventius! Der ist ganz ein Mann für Dich!“

„Vielen Dank! Wir werden ja sehen! Aber jetzt rasch ins Bett, Kind, oder ich mache Dir eine Scene!“

„Und Du hast mich wieder lieb?“

„Am liebsten von allen Menschen — ist Dir das genug Du anspruchsvolle, verzogene Prinzessin?“

„Ja, gerade genug, Thea! Gute Nacht! Ach, wenn Du doch schlafen könntest!“

„Ich glaube, ich kann Dir, zum ersten Male in Deinem Leben, diesen Wunsch zurückgeben!“

„Ach, wenn ich auch nicht schlafen kann! Ich habe soviel zu denken!“

Damit huschte es wieder auf lautlosen Füßchen davon, und Thekla wandte zufrieden ihr Haupt nach der andern Seite. Gottlob, „ihr Kind“ gehörte ihr noch!! —

(Fortsetzung folgt.)

Die 75jährige Jubiläumsfeier der deutschen Burschenschaft in Jena.

„Und in Jena lebt sich's dene, Bin in selber dort gewesen,
Und in Jene lebt sich's gut, Echos Semester wonigstens ihr“

So lange zwar nicht, aber doch manchen herrlichen Tag meiner zu schnell verrauschten Studentenzeit! Unsere alles ausgleichende Zeit hat auch dem Studentenleben auf den meisten Hochschulen seinen Rimbus genommen, es hat seine goldene Freiheit und Ungebundenheit aufopfern müssen, und Bethendlichen, wie sie im Kommersbuch, dieser verjüngten Geschichte des deutschen Studententhums, fortleben, gehören heutzutage zu den Seltenheiten des akademischen Lebens. Nur an den kleineren Universitäten, in Jena vor allen, lebt die „alte Burschenherrlichkeit“ in unverjüngtischer Weise vor, von der auch ein goldener Strahl auf uns „Füxen“ fiel, die weder zu Corps noch Burschenschaft Farbe bekannten.

Das fremdhische Jena, das „liebe närrische Nest“, wie Goethe — das „kleine Athen“, wie Karl V. es nannte, ist noch heute mit seinen Studenten eng verwachsen. Während diese in anderen Universitätsstädten im Strom des täglichen Lebens verschwinden, sind sie in Jena ein Theil des Hausbesitzes, von dem der alte Fuchenmann, der Königl des Stadtrathes, herabblickt, noch in Bährheit die Beherrscher der Stadt. Der Jenenser „Philister“ betrachtet die Spritzfahrten, Kneipleben, Fackelzüge, Mensuren und Kommerse seiner Studenten als ein Stück Lebensgeschichte, seine Stadtmu, die „Philister“, betrachtet es als sich ihre Lebensaufgabe, einen Herrn „Doktor“ zu bemuttern, und die „Philine“, die blondes, braunes oder schwarzes Töchterlein, spielt ihre schönste Rolle als Chrysinngfrau bei den Fröhlichkeiten des Bender Studio. Unter solchen Verhältnissen ist es kein Wunder, wenn das alte Jena tief in die Herzen eingeschrieben ist und in der Erinnerung der „Alten Häuser“, wie beim Herrn Pastor in „Hanne Nüte“, noch fortlebt, wenn ihre Scheitel längst kahl geworden sind wie der Zenzig. Das Wahreichen Jenas.

Wir haben das wieder recht deutlich gesehen, als wir den 4. August gen Jena pilgerten, um dem 75jährigen Burschenschaftsjubiläum, das vom 4. bis 6. August festlich in Jena begangen wurde, beizuwohnen. Zu der besonders errichteten „Festhalle“, die mit grünen Tannenreisern, Fahnen, sinnreichen Abzeichen, Blumenguirlanden u. s. w. reichlich geschmückt war, fand am Abend des 4. August die erste Begrüßung der Festtheilnehmer statt. Da fanden sie sich wieder, die alten Bursichen, die seitdem der Beruf des Lebens in alle Welt zerstreut hatte. Ihr Haar war ergraut, Bauch und Mütze verbleicht, aber das Herz noch frisch und das Auge noch so klar wie einst, da die neue Mütze beim ersten feierlichen „Landvater“ vom Schläger durchbohrt ward.

Aber auch ganz Jena hatte ein Festgewand angethan. Von allen Häusern wehten die Fahnen, glänzten die Wappen der Burschenschaften und grüßten grüne Guirlanden. In erster Linie ist der Stätten zu gedenken, auf denen sonst die Burschenschaften tanzten. Festlich prangte der alte „Burgkeller“ mit dem ungemüthlichen bilderreichen Armineniimmer.

Bilder von der Jubiläumsfeier der deutschen Burschenschaft in Jena.
Zeichnung von O. Gerlach.

der sich so traulich an die alte, spitzgiebliche Stadtliche anlehnt. Der Burgkeller wurde 1546 erbaut und hat eine große Vergangenheit. In dem eigenartigen Renaissancebau herrscht einst der hochherzige sächsische Kurfürst Johann Friedrich der Großmüthige, als er 1547 von Karl V. mit einem spanischen Heer durch Jena geführt wurde, mit seinen Söhnen über die Gründung einer Universität daselbst. Hier tanzten später die „Burgkellerianer“, ehe eine Stiftung der Burschenschaft in Burschenschaften eingetreten war. Festlich prangte auf der Lamsdorfer Flur unmittelbar an der Brücke die alte „Tanne“, in welcher sich einst die Gründung der deutschen Burschenschaft vollzogen hat. Festlich prangten auch die neuen Kneiphäuser, das reizende Germanenhaus am Markt und das prächtige Tennisvereinshaus am Löbder Graben. Auch das alte Karzer hätte gewiß gestlagt, wenn es nicht zumal seinen historischen Baudgenossen niedergerissen geworden wäre.

Am 5. August versammelten sich die Burschen am Vormittag auf dem Marktplatz, der immer der Ort öffentlicher Scenen aus dem Studentenleben gewesen ist. Hier werden die Fackeln niedergeworfen, hier werden Versammlungen abgehalten, und in der guten alten Zeit mußte sich das ehrsame Rathhaus gar manchesmal gefallen lassen, daß vor seinen Augen eine regelrechte Mensur ausgemacht wurde. In des „Raides Zeile“, einem winkeligen, abwechselnden Bierlokal, hauptsächlich aber auf dem freien Marktplatze saßen die Füchse, Brandfüchse und Burschen unter den alten Herren, um sich bei „Exe“ und „Grolle“, dem Weiß- und Rothwein von Jenas Bergen, für den Festzug zu stärken. Auch das Denkmal Kurfürst Johann Friedrichs des Großmüthigen hatte Festschmuck erhalten. Der gute „Hannefriede“ trug einen Eichenkranz, und das Schwert, das schon manchen vorwitzigen Finger dünnen durchbohren mußte, war mit Tannenreisig geziert. Vom Markt bewegte sich der Festzug nach dem Eichplatz, auf welchem Domdorfs Burschenschaftsdenkmal steht. Hier bildeten die Burschenschafter eine schöne Gruppe um das Denkmal, vor dem Rechtsanwalt Dr. Harmening aus Jena, ein alter Armine, eine kernige Ansprache hielt, die mit einem Hoch auf die Burschenschaften schloß. Der Anblick, der sich hier den Zuschauern bot, war ein prächtiger. Hatten doch die Burschenschaften aller Hochschulen ihre Vertreter entsandt, Berlin, Greifswald, Königsberg, Halle, Straßburg, Gießen, Göttingen, Freiburg, Erlangen, Marburg, München, Bonn, Leipzig, Breslau, Kiel, Heidelberg, Rostock, Tübingen, Würzburg, ja sogar die Oesterreicher (Wien, Prag, Innsbruck) waren im Festzuge vertreten. Voran ein ein Herold, dem drei Chargierte der Jenaer Arminia, Teutonia und Germania im Wichs zu Pferde folgten. Dann kamen die liebreizenden Ehrenjungfrauen, die am Burschenschaftsdenkmal Kränze niederlegten, Musikcorps, und nun die lange Reihe der alten und jungen Musensöhne. Sie boten zum Theil im Schnürrock, den Sammetharet mit der wallenden Straußfeder, der weißen Lederhose, den „Kanonen“ mit Sporen und dem blanken Paradeschläger einen malerischen Eindruck, den unser Hauptbild festzuhalten gesucht hat.

Vom Eichplatz ging es über den Markt nach der „Fellwalk“, wo allgemeine „Frühschoppen“ abgehalt eine feuchtfröhliche Stimmung und die akademischen Bürger und ihre Gäste brachte. Manches kostige Wort wurde vom Stapel gelassen, manche begeisterte Ansprache gehalten, auch das Oberhaupt der Stadt Jena, Oberbürgermeister Singer, ließ sich nicht nehmen, den Gefühlen, welche Jena für die Studentenschaft und insbesondere die Burschenschaft hegt, beredten Ausdruck zu verleihen. Am Nachmittag folgte die Ausführung eines poetischen „Festspiels“ mit lebenden Bildern und Gesängen von Prof. Naumann, das eine Geschichte der Burschenschaft in dichterischem Gewande bot. Die verkörperten lebenden Bilder stellten die Gründung der deutschen Burschenschaft in der „Tanne“, das große Wartburgfest, die Auflösung der Burschenschaften durch Barbarossa im Kyffhäuser, die Wacht am Rhein und eine Apotheose der burschenschaftlichen Geistes dar. In der Dichtung des Herrn Reichs-Schneider in Berlin findet sich manches markige Wort, das als ein schöner Beweis dafür gelten kann, wie die jüngern Burschenschafter sind den alten den rechten, edlen Ausdruck für „Ehre, Freiheit, Vaterland“ finden wissen. Am Abend sind der eigentliche Festkommers in der Festhalle statt, der wieder durch Festlieder, ernste, begeisterte Ansprachen und launige „Bierreden“ ausgezeichnet wurde. Dazu hatten insbesondere auch der Deutsch-Oesterreicher in warmen Worten gedacht wurde, bedauert und besonderen Erwähnung. Die „alte Burschenherrlichkeit“ feierte einen wieder ihre schönsten Triumphe. Am Samstag zur „Tanne“ und überdies eine Marmorrelief mit der Inschrift: „Hier wurde die deutsche Burschenschaft gegründet, 12. Juni 1815“ enthüllt.

Ein fideler Frühschoppen am Markt in der „Zeile“, Auszüge in die reizende, romantische Umgebung Jenas und ein gemüthliches Beisammensein mit einem Jubiläumsliedsingchen, bei dem auch das „Philisium“ zu ihrem Rechte kamen, bildeten den Abschluß des schönen Festes am 6. August. Die alten und jungen Burschenschafter, die sich nun wieder daheim sind, werden sich dieser Tage noch in freudigen Herzen erinnern. Ist doch durch das Band, das die deutschen Burschenschaften umschlingt, wieder neu gekräftigt worden. Und aber die deutsche Burschenschaft in der Gesinnung des deutschen Gesellschaftes zu bedauern hat, so ist bereits von anderer Seite in der „Burschenschaft geschildert worden. Das Jubiläumsfest bekräftigt die Wahrheit des alten Liedes:

„Allein das alte Burschenherz
Kann nimmermehr erkalten,
Im Ernste wird wie hier im Scherz
Der rechte Sinn stets walten.
Die alte Schale nur ist fern,
Geblieben ist uns doch der Kern,
Und den laßt fest uns halten.“

Hermann Pilz.

Die Ostjaken.*

Von **Alfred Edmund Brehm.**

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten.

Leicht und mühelos ist gegenwärtig und wohl noch auf Jahrhunderte hinaus der Kampf ums Dasein, welchen der Mensch in Sibirien zu bestehen hat, leicht und mühelos namentlich in den von der Natur überreich begabten Gefilden im Süden des Landes, nicht allzuhart und schwer aber auch in jenen Gegenden, welche wir als eine eisige Wüste, als unwirthliche Einöde zu betrachten gewohnt sind. Wohl tritt im hohen Norden Westsibiriens das Klima dem Menschen rauh und streng entgegen; wohl weigert sich hier die in geringer Tiefe unter ihrer Oberfläche für ewig erstarrte Erde, nährende Frucht zu bringen, aber auch hier schüttet die Natur gütig ihr Füllhorn aus, und was das Land versagt, gewährt das Wasser. In unseren Augen mag der in jenen Breiten seit Jahrhunderten ansässige Mensch arm und elend erscheinen, in Wahrheit ist er weder das eine noch das andere. Auch der Ostjake gewinnt sich seine Bedürfnisse; auch er ungiebt sein Dasein mit dem beglückenden Reizen, denn seine Heimath schenkt ihm mehr, als er zum Leben bedarf.

Es mag sein, daß der Stamm der Ostjaken, der zu der finnischen Völkerfamilie gehört, in früheren Zeiten zahlreicher gewesen ist als gegenwärtig; ein Volk nach unseren Begriffen aber hat er wohl nie gebildet. In einzelnen Theilen des von ihm besiedelten oder wenigstens von ihm durchwanderten Gebietes soll die Einwohnerzahl stetig abnehmen, in anderen dagegen in geringem Grade sich vermehren; von erheblichem Belang scheint aber weder die Zu- noch die Abnahme zu sein. Man rechnet hoch, wenn man den Gesammtbestand auf fünfzigtausend Köpfe anschlägt. — Alle am Irtisch und oberen, beziehungsweise mittleren Ob hausenden Ostjaken wohnen in festsitzenden, sehr einfachen, aus russischen ähnlichen Blockhäusern, und nur hie und da trifft man zwischen diesen bereits eine höhere Gesittungsstufe anzeigenden und weglichen Wohnungen auch einmal auf ein Birkenrindenzelt, „Tschum“ genannt, wogegen dieses am unteren Ob nirgendwo vorherrscht und, wie erklärlich, die alleinige Behausung der wandernden Rentiherschirten ist. Fast, wenn auch nicht vollständig in Einklange damit steht, daß die in festsitzenden Dörfern lebenden Ostjaken der russisch-katholischen Kirche angehören, wogegen die in Tschum hausenden ihrem uralten Glauben noch gegenwärtig treu sind. Mit der Annahme des Blockhauses und des Christenthums geht ebenso Hand in Hand, daß die im mittleren Ob- und unteren Irtischgebiete ansässigen Ostjaken nicht allein ihre Kleidung bis zu einem gewissen Grade mit der des benachbarten russischen Fischers vertauscht, sondern im Umgange mit diesem auch viel von seinen Sitten und Gewohnheiten angenommen, von den übrigen dagegen verloren, zum Theil auch die Reinheit ihres Stammes eingebüßt und eigentlich nichts weiter behalten haben als ein unveräußerliches Merkmale des Stammes, die Sprache, sowie vielleicht noch die dem ganzen Volke gemeinsame Geschicklichkeit, Ausdauer und — harmlose Gutmüthigkeit. Ich beschränke meine Betheiligung im wesentlichen auf diejenigen Ostjaken, welche ihren alten Glauben, ihre alten Sitten bis heute festgehalten haben.

* Aus dem im Verlage der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart soeben in Lieferungen erscheinenden Buche „Vom Nordpol bis zum Aequator. Populäre Vorträge von Dr. A. E. Brehm. Mit Illustrationen von A. Friese, O. Mutzel, Fr. Specht u. a.“

Von einem ostjakischen Stammesgepräge ist schwer zu reden, dasselbe zu beschreiben, noch schwieriger. Die Leute sind hinsichtlich ihrer Gesichtsbildung, der Färbung ihrer Haut, ihres Haares und ihrer Augen ungemein verschieden; ihre Rassenangehörigkeit, also ihr Mongolenthum, ist keineswegs immer so leicht wahrzunehmen, und wenn man wirklich einmal glaubt, bestimmte, durchschnittlich gültige Merkmale festgestellt zu haben, wird man durch eine Anzahl anderer Angehöriger des Stammes belehrt, daß denselben eines Falls eine unbedingte Gültigkeit zugesprochen werden darf.

Die Ostjaken sind mittelgroß, durchschnittlich schlank gebaut, ihre Hände, Füße und Glieder überhaupt verhältnißmäßig. Ihre Gesichtsbildung steht gewissermaßen zwischen der anderer Mongolen und der der nordamerikanischen Indianer in der Mitte; die brauen sind klein, nicht auffallend, aber stets merklich schief gestellt, die Backenknochen nicht wesentlich vorgedrängt, die unteren Theile des Gesichtes gegen das stets schmale und spitzige Kinn zu aber so zusammengedrückt, daß das ganze Gesicht winkelig erscheint und, da auch die Lippen scharf geschnitten sind, bei vielen, zumal bei Kindern oder Frauen, zu einem wahren Katzengesichte wird, obgleich die Nase im ganzen wenig abgeplattet ist. Das reiche, schlichte, aber nicht straffe Haar ist gewöhnlich schwarz oder tiefbraun, seltener lichtbraun und noch seltener blond gefärbt, der Bart schwach, jedoch nur infolge der Gewohnheit junger Stutzer, denselben sich auszurupfen, die Augenbrauen sind stark, oft buschig. Die Hautfärbung endlich steht an Weiße der eines viel an frischer Luft, Wind und Wetter sich bewegenden Europäers kaum nach, und der gelbliche Schein, welchen sie in der Regel zeigt, kann ich fast gänzlich verwischen.

Ueber die Sprache der Ostjaken vermag ich kein Urtheil zu fällen, kann daher nur sagen, daß sie in zwei, auch dem Ohre des Fremden deutlich erkennbare Mundarten zerfällt, von denen die am mittleren Ob herrschende sehr wohllautend, wenn auch etwas gedehnt und singend klingt, wogegen die am unteren Ob gebräuchliche, wohl infolge der hier allgemein üblichen Gewohnheit aller Ostjaken, sich mit Vorliebe des weicheren Samojedisch zu bedienen, in rascherem Flusse, obwohl noch immer mit deutlicher Abgrenzung der Silben, gesprochen wird.

Während die christlichen Ostjaken, wie bereits bemerkt, die Tracht der Russen nachahmen und die Frauen nur dadurch von denen der russischen Fischer abweichen, daß sie ihre Kleider an vielen Stellen mit bunten Glasperlen verzieren, verwenden die heidnischen Stammesangehörigen unseres Völkchens ausschließlich die Decke und die Haut des Renthieres zu ihrer Kleidung und gebrauchen Felle anderer Thiere nur ausnahmsweise zum besonderen Schmucke der Renthier- oder, wie die Russen sagen, der Hirschpelze. Die Kleidung besteht aus einem bis über die Kniee herabreichenden, eng anliegenden Pelze mit anhängender oder doch dazu gehöriger Kapuze und angenähten Fausthandschuhen, Lederhosen, welche bis unter das Knie herabreichen, und Lederstrümpfen, welche oberhalb des Kniees befestigt werden. Der Pelz ist bei Frauen mit Säumen, welche aus verschiedenfarbigen, kleinen, viereckigen, kurzhaarigen Pelzstückchen mühsam zusammengesetzt werden, unten auch regelmäßig mit einem breiten Besatze aus Hundepelz, bei Männern mindestens mit letzterem versehen, auch stets mit der Kapuze versehen; die Lederstrümpfe bestehen aus sehr vielen verschiedenfarbigen, geschmackvoll zusammengesetzten Streifen aus dem Felle der Läufe des Renthieres und einem plumpen Schuh. Ein breiter, meist mit metallenen Knöpfen besetzter Ledergurt, an welchem das Messer hängt, schnürt den Pelz des Mannes zusammen; ein buntes, mit langen Fransen besetztes Kopftuch, welches im Sommer anstatt der Kapuze getragen wird, fällt über den Pelz der Frau herab.

Um sich zu schmücken, steckt die Ostjakin soviele einfache Messing-, im allergünstigsten Falle Silberringe an alle Handfinger, als die inneren Glieder derselben zu tragen vermögen, hängt sich außerdem eine mehr oder minder reiche Kette aus Glasperlen um den Hals und sehr schwere, aus Glasperlen, Drahtwindungen und Metallknöpfen zusammengesetzte quastenartige Ohrgehänge an die Ohren und flicht endlich ihre Haare in zwei tief herabfallende, aus Wollenschnüren strickartig gedrehte Zopfhüften ein. Letzteres thut auch der ostjakische Stutzer, wogegen der vernünftige Mann nur gewöhnlich sein Haar lang, aber lose trägt.

Einfacher noch als die Kleidung, aber ebenso zweckmäßig wie sie ist die Wohnung des Ostjaken, der Tschum, die kegelförmige, mit Birkenrinde umflochtene, bewegliche Hütte des Fischers wie des Wanderhirten. Zwanzig bis dreißig dünne, geglättete, oben und unten zugespitzte, vier bis sechs Meter lange Stangen, von denen zwei gegen das obere Ende hin mittels eines kurzen Stricks vereinigt werden und allen übrigen als Stützpunkt dienen, bilden, im Kreise aufgestellt, das Gerüst, fünf bis acht nach dem Mantel des Kegels geschnittene, aus kleinen Stücken vorher gefochter und dadurch geschmeidig gemachter Birkenrinde zusammengesetzte Tafeln die äußere Umkleidung, eine vom Winde abgekehrte, mit einer anderen Rindentafel verschließbare Oeffnung die Thür der Hütte, deren Kegelspitze stets unbedeckt bleibt, um dem Rauche freien Abzug zu gestatten. Von der Thür an in gerader Richtung zur entgegengesetzten Seite des Tschums verläuft ein Gang, in dessen Mitte das Feuer angezündet wird; über ihm befindet sich, aus zwei wagerecht angebundenen Stangen hergestellt, ein Trockengerüst, an welchem auch der Kochkessel aufgehängt wird. Rechts und links von dem Gange decken Bretter oder wenigstens Matten den Boden und dienen als Lagerstege sowie als Abschluß der Lagerstätten, deren Kopfende gegen die Wand sich richtet. Aus Riedgrasbündeln gefertigte Matten, langhaarige, weiche Renthierfelle und mit Renthierhaaren oder getrocknetem Wassermoose gestopfte Kissen stellen die Lagerstätten, Pelze die Decken her; ein Mückenzelt, unter welches im Sommer die ganze Familie kriecht, schützt die Schlafenden wirksamer als das am Eingange des Tschums bestandig brennende, mit Weidenreisern unterhaltene Schmauchfeuer gegen die gestigelten Unholdgeister. Ein Koch-, ein Thee- und ein Trinknapf, Mulden, Lederfäcke zur Aufbewahrung des Mehles und hartgebackenen Schwarzbrotes, kleine verschließbare Truhen zur Unterbringung der werthvollsten Habseligkeiten, insbesondere auch des Theegeschirrs, ein Beil, ein Bohrer, Lederschaber, ein muldenartiges Räthäkchen, Bogen, Armbrust oder Gewehr, Schneeschuhe, sowie verschiedene Fangwerkzeuge vollenden den Hausrath; die Stelle des in den Hütten der christlichen Ostjaken selten fehlenden Heiligenbildes vertritt ein Hausgöhe.

Gegen den Winter, seine Kälte und seine Stürme sucht man den Tschum durch eine außen übergebreitete, aus dem Leder abgetragener Pelze zusammengenähte Decke oder noch besser dadurch zu schützen, daß man einen zweiten Mantel aus Birkenrindentafeln über den ersten breitet.

Ist der Tschumbesitzer Fischer, so sieht man außen vor dem Tschum Trockengerüste zum Aufhängen der Netze und solche zum Dörren der Fische, sehr sauber gearbeitete, ungemein leichte und kunstvolle Kasten, mehrere mühbewerkstelligte kleine Boote und sonstige Fischereigeräthe; ist er auch Jäger, dann allerlei Fangwerkzeuge, Stellbogen und als Selbstschüsse wirkende Armbrüste; ist der Tschumwirth Renthierhirt, dann mehrere sorgsam gearbeitete Schlitten nebst dazu gehörigem Geschirr und einem auch für ihn unentbehrlichen Boote.

Jeder Ostjake ist des Fischfangs kundig, fast jeder auch Jäger oder Fallensteller, nicht jeder aber Wanderhirt. Renthiere besitzen, bedeutet unter unserem Völkchen ebensoviel als wohlhabend sein, einzig und allein von der Fischerei leben müssen, das Gegentheil. Pferde und Rinder sieht man in sehr geringer Anzahl zwar auch in einzelnen ostjakischen Niederlassungen, aber nur in denen des mittleren Strongebiets, Schafe und vielleicht sogar eine Katze werden hier ebenfalls dann und wann gehalten; die eigentlichen Hausthiere der Ostjaken aber sind Renthier und Hund. Ohne sie, zumal ohne Renthier, vermeint der wohlhabende Mann nicht leben zu können; und sie allein ermöglichen ihm thatsächlich das, was er Freude des Daseins nennt.

Nach der Anzahl der Renthiere schätzt der Ostjake den Besitz eines Menschen, in den Renthieren sieht er seinen Reichthum, sein Glück. Daher verliert er nicht allein dieses wie jenen, wenn die würgende Seuche seine Herden vernichtet, sondern noch weit mehr: Ansehen und Rang, Selbstbewußtsein und Zuversicht, ja seinen Glauben, seine Sitten und Gewohnheiten, sich selbst.

„So lange die Seuche unsere Herden noch nicht heimsuchte," sagte uns der Gemeindevorsteher Mamen, der verständigste Ostjake, welchen wir kennengelernt haben, „lebten wir frendig und waren wir reich; seitdem wir unsere Renthiere verloren, werden wir allgemach zu armen Fischern; wir können ohne sie nicht bestehen, ohne sie nicht leben!"

Arme Ostjaken! — mit diesen Worten ist euer Geschick ausgesprochen. Schon gegenwärtig sind die einst nach Hunderttausenden

zählenden Rentiere auf fünfzigtausend zusammengeschmolzen, und nach wie vor, alljährlich fast, wütet der Würgengel unter den geweihtragenden Herden.

Das nordasiatische Rentier ist ein von dem lappländischen wesentlich verschiedenes Geschöpf; es ist nicht allein größer und stattlicher, sondern auch ein Haustier im besten Sinne des Wortes; dort, in Lappland, ein ewig widerstrebender, mit erschütterndem Unwillen unter das Joch des kleinen Mannes sich beugender, unablässig auf Wiedererlangung der Freiheit bedachter Hirsch, hier in Sibirien ein folgsames, williges, an den Menschen hängendes, ihm vertrauendes Tier. Freilich weiß der Ostjake auch vortrefflich mit ihm umzugehen. Er behandelt es zwar nicht mit der Zärtlichkeit, mit welcher er den Hund hätschelt, aber im ganzen doch auch nicht unfreundlich und nur sehr ausnahmsweise derb oder roh. Abweichend von dem Lappen, verzichtet er darauf, es zu melken, spannt es aber dafür viel regelmäßiger ein als dieser, denn es muß ihn und seine Familie, den Tschum sammt Zubehör und alle übrigen auf der Wanderung zu bewegenden Lasten im Sommer wie im Winter von einer Stelle zur anderen befördern, wogegen es der Lappe nur im Winter zum Ziehen benutzt. Das Fleisch des geschlachteten Thieres dient zur Nahrung, die Knochen und Gewehe liefern allerlei Geräthschaften, die Sehnen Zwirn zum Nähen der Kleider, Haut und Fell diese selbst und was sonst noch aus Leder gefertigt wird; selbst die Hufe finden Verwendung. Mit dem Rentier fährt der Ostjake, auf seinem leichten Schlitten sitzend, im Sommer wie im Winter von Ort zu Ort, mit ihm zur Brautschau, zu Festlichkeiten, zur Jagd, zum Begräbniß seiner Freunde; mit ihm fährt er seine Todten zur letzten Ruhestätte; das Rentier schlachtet und verpreßt er, um seine Gäste und seine Todten zu ehren; in seine Felle hüllt er die letzteren wie sich selbst. Gewiß, er kann ohne das Rentier nicht bestehen, nicht leben!

Kaum minder wichtig als seine geweihtragende Herde ist ihm sein zweites Haustier, der Hund. Ihn besitzt, ihn hegt und pflegt nicht allein der Wanderhirt, sondern jeder Ostjake überhaupt, der Fischer ebenso gut wie der Jäger, der seßhafte wie der umherschweifende Mann. Der ostjakische Hund gehört zwei verschiedenen, hauptsächlich jedoch nur hinsichtlich der Größe von einander abweichenden Rassen an. Ob unsere Liebhaber ihn schön finden würden, vermag ich nicht zu sagen; ich meinestheils muß ihn schon aus dem Grunde für schön erklären, weil er, mit alleiniger Ausnahme der Färbung, noch alle Merkmale des wilden Hundes besitzt. Am meisten kommt er mit unserem Spitz überein, er ist aber gewöhnlich größer als dieser, nicht selten so groß, daß er kaum oder nur wenig hinter dem Wolfe zurücksteht; auch sein schlankerer Bau zeichnet ihn vor dem Spitze aus. Der Kopf ist gestreckt, die Schnauze mittellang, der Hals kurz, der Leib lang, die Gliederung schlank, der Schwanz mittellang, das erfahrene Auge schief geschlitzt, das kleine, spitzige Ohr aufrecht gestellt, das Fell außerordentlich dicht und lang, die Färbung verschieden, vorherrschend reinweiß oder weiß mit tiefschwarzer, gewöhnlich höchst regelmäßiger Abzeichnung an beiden Seiten des Kopfes einschließlich der Ohren, auf dem Rücken und an den Seiten, sonst auch wolfs-, mäuse- oder fahlgrau, gewässert und gewellt, nicht aber gestreift. Die schwachbuschige Fahne wird stets hängend oder ausgestreckt, niemals gerollt getragen und die Aehnlichkeit mit einem Wildhunde dadurch wesentlich vermehrt.

Der stetige und innige Umgang mit dem Menschen hat den Ostjakenhund zu einem überaus gutmüthigen Thiere gemacht. Er ist wachsam, aber nicht bissig, muthig, aber nicht streitsüchtig, treu und eifrig, aber nicht fremdenfeindlich und hitzig; mit einem Worte, wenn auch nicht gerade unfreundlich dem Fremdling entgegentretend, nähert er sich ihm vertrauensvoll, sobald er ihn mit seinem Herrn reden hört oder in den Tschum eintreten sieht.

In keiner Weise verwöhnt, giebt er sich, so gern er auch den Platz im Tschum mit seinem Herrn oder seiner Herrin theilt, doch, ohne Mißbehagen zu bekunden, Wind und Wetter aus, wirft sich ohne Bedenken in das kalte Wasser des Stromes und schwimmt schnurgerade über breite Arme desselben oder trabt den Zuge durch die Tundra unter dem Schlitten dahin, an welchen er angefesselt wurde, und ob der Weg auch durch Sumpf und Morast, durch Zwergbirkengestrüpp oder Wasser führe, klug umgeht, verschmitzt, findig und beherzt, weiß er sein Leben behaglich zu gestalten und sich in allen Lagen desselben zu freuen. Im Tschum liegt er entsagungsvoll neben ihm sonst erwünschter Speise; außerhalb der Hütte seines Herrn wird er zum naschhaften und diebischen Diebe; im Zwergbirkengestrüpp der Tundra trabt er gleichmüthig unter dem Schlitten einher, im glatten Moraste oder auf sonstigen guten Wege aber stellt er sich, alle Viere von einander, auf den Schlittenkufe und läßt sich fahren; auf der Jagd begleitet er seinen Herrn als treuer und nützlicher Gehilfe; dem Fremdling aber schnappt er die Beute vor den Augen weg und verzehrt dieselbe mit einer so harmlosen Behaglichkeit, daß man den Scheltne doch nicht böse sein kann; beim Hirtendienste entwickelt er sich als aller Eigenheiten und Unarten des Rentieres kundig, aber niemals ist er so verlässig wie unser Schäferhund, gestattet sich im Gegentheile eigenes Urtheil und leistet seine Dienste nur dann ohne Weigerung, wenn ihm dies unbedingt nöthig zu sein scheint.

Der Hund des Ostjaken wird als Spielkamerad, als Wächter des Tschums, als Hüter der Herden und als Zugthier verwendet, jedoch auch nach seinem Tode noch benutzt. Vor den Schlitten gespannt man ihn nur im Winter, legt ihm dann aber ein so ungeschicktes Geschirr auf, daß er schon nach wenig Jahren lendenlahm umherhinkt. Nach dem Tode muß er sein treuliches Fell hergeben, ja viele Ostjaken halten offenbar nur deshalb eine so unverhältnißmäßig große Anzahl von Hunden, um jedesmal im Winter über deren Felle verfügen zu können.

Zu gleichem oder ähnlichem Zwecke dienen wohl auch verschiedene, dem Reste entnommene Säugethiere und Vögel, wie besondere Füchse, Bären, Enten, Krähen, Kraniche, Schwäne u., welche man in oder vor dem Tschum des Fischers wie des Wanderhirten angekettet sieht. So lange solche Thiere jung sind, behandelt man sie freundlich und pflegt sie sorgfältig, sobald sie aber erwachsen und gut von Fell oder Federn sind, weicht man sie dem Tode, verpreßt, was gegessen werden kann, und verwendet außerdem Fell und Federn, verhandelt namentlich das erstere zu oft erstaunlich hohen Preisen.

(Schluß folgt.)

Ein Mann.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von **Hermann Heiberg.**

(4. Fortsetzung.)

Von seinem Versteck in Mücken aus hatte Larsen durch seine Spione ein wachsames Auge auf Trollheide und erfuhr manches von dem, was dort vorging, so auch, daß der Arzt Ingeborg, sobald ihre Kräfte es gestatteten, einen Wechsel des Aufenthalts verordnet habe. Darin erblickte seine Eifersucht einen neuen Betrug, an dem nun auch noch der Arzt theilnahm, und das bestätigte ihm bis zur Gewißheit seinen schon vorher gefaßten Argwohn. Nach Kopenhagen wollte sie, zu Tromholt, aber ehe das geschah, sollten sie und Tromholt und der alte Elbe sterben durch seine Hand. In solcher Stimmung hatte er einen Brief an Ingeborg geschrieben, und in solcher Stimmung war dann später der Zusammenstoß mit dem alten Elbe in Mücken erfolgt, der Larsen von dort vertrieb. Den Brief aber hatte einer von des Kapitäns Hetzern Ingeborg, da sie ihren ersten Ausgang aus der Krankenstube machte, geschickt in die Hände gespielt, und weil darin, wenn sie es wagte, Trollheide anders als in Larsens Begleitung zu verlassen oder auch nur ein Wort von dem Brief selbst den andern zu verraten, nicht nur ihr, sondern auch Tromholt und ihrem alten Vater mit der Tod gedroht ward, deshalb schwieg sie.

„Flieh mit mir," so schloß dieser Brief, „mit mir, der um Dich alles vertoren, der Dir aber verzeiht und Dich heißer liebt denn je. Aber wie zum Vergeben bin ich auch bereit zur Rache. In Deiner Hand liegt mein Geschick und das Deine, das Deines Vaters und jenes Elenden, der Dich mir rauben will. Entscheide Dich, aber glaube nicht, daß Du mich noch einmal täuschen kannst."

Daß das ihr aufgezwungene Schweigen Ingeborgs Seelenqual steigerte bis zum halben Wahnsinn, war nur zu natürlich. Unterdessen wirkte die Anwesenheit der Gäste und besonders Dinas

1890

Ein Kampf in den Wolken.
Zeichnung von W. Gräbheim.

75

sichtbar beruhigend auf sie, und seit ihrer Krankheit hatte sie nicht so wohl ausgesehen wie an diesem Tag. Während Bianca und Susanne in Altens Begleitung einen Gang nach den Mooren machten, blieb Dina mit der Freundin allein in deren Stübchen zurück und suchte durch ihr lustiges Geplauder die letzten Spuren des Kummers auf Ingeborgs Zügen zu verscheuchen. Alle ihre Erlebnisse, seit sie sich zuletzt gesehen hatten, gab Dina in ihrer drolligen Weise zum besten. Es war dabei viel, sehr viel vom Grafen Snarre die Rede und auch von Susanne und Richard Tromshalt.

Nachdem Dina lange geplaudert und Ingeborg ihr sinnend zugehört hatte, trat die erstere ans Fenster und rief: „Sieh doch, wie wunderschön es draußen ist! Wollen wir nicht einen Gang ins Freie machen?“ Die Natur lag in den tiefen, satten Farben des Frühherbstes, die Sonne warf goldene, gaukelnde Lichter durch das Gezweig der Bäume auf den grünen Rasen, Vögel haschten sich zwitschernd und pfeifend in dem Geäst.

„Ja, herrlich!“ rief Ingeborg, die mit vollen Zügen die Düfte, die ihr wohlthaten, einsog.

„Aber warum sehen wir das alles durchs Fenster? Laß uns doch in den Garten gehen, nur ein paar Schritte, ich führe Dich und spiele die Wärterin. Komm, Ingeborg!“ Dina glaubte damit dem Arzt, der ihr geklagt hatte, wie schwer Ingeborg zum Ausgehen zu bewegen sei, einen Dienst zu leisten. „Komm, Ingeborg, thu's mir zu lieb!“ flehte sie, den Arm der Freundin in den ihrigen legend, und zu Dinas nicht geringer Genugthuung ließ sich Ingeborg nach kurzem Zögern zu dem Gang bewegen.

Sorgsam leukte Dina die Schritte durch den stillen Garten; Ingeborg war wie geblendet von der Fülle des Lichts, berauscht von dem starken, tangentwöhnten Hauch, den die ganze Schöpfung um sie her ausathmete. Aber als nun, wie sie um die Ecke des Hauses bogen, ein kühlerer Luftzug ihnen entgegenwehte, übertief ein leises Frösteln den Körper der Genesenden.

„Du friersk!“ rief Dina. „Wie leichtsinnig auch, daß Du nicht ein Tuch umgelegt hast, und daß ich, Deine Wärterin, nicht daran gedacht habe! Aber wart', ich hole es Dir rasch. Bleib nur, lehne Dich hier an den Baumstamm, ich bin im Augenblick wieder bei Dir, und dann setzen wir uns auf die Bank dort.“ Ingeborg machte eine abwehrende Bewegung, aber schon war Dina, uns Haus zurücklenkt, unter den Bäumen verschwunden.

Ingeborg war allein, sie stützte sich an den dicken Stamm einer alten Buche, eine große Ermattung war plötzlich über sie gekommen, sie hatte nicht einmal die Kraft, Dina nachzurufen, daß sie bei ihr bleibe, denn langsam sühlich sich wieder das alte Bangen beklemmend an ihr Herz heran. Vor ihr in nicht allzugroßer Entfernung dehnte sich die Heide, die den Garten von den Feldern abschloß; von dorther sollten Alten und die Damen kommen, welche Dina zu überraschen gedachte. Aber niemand zeigte sich in der weiten, von einem zitternden Dustgespinst verhüllten Ferne.

Da raschelte etwas im Gebüsch — Ingeborgs Sinne verwirrten sich. Träumte sie oder sah sie, erkannte sie wirklich die Gestalt des Mannes, der da aufstandte, über die Heide sprang und auf sie, die regungslos dem Schrecklichen entgegensah, zueilte? Es war nicht Larsen und doch war er's, er hatte nur durch Abnahme des Bartes sein Gesicht entstellt, auch die seemännische Kleidung mit der eines gewöhnlichen Landarbeiters vertauscht, und jetzt glühten seine wilden Raubthieraugen dicht vor ihrem Gesicht, sein linker Arm umschlang sie, hob sie, die in einer Art von Starrkrampf lag, vom Boden empor. Glutheißh traf sein Athem ihre Wangen, wie er jetzt auf sie einredete: „Ingeborg, ich kann und will Dich nicht lassen! Folge mir gutwillig, ich kann nicht länger hier warten, und ohne Dich gehe ich nicht. Du hörst mich. Du schweigst? Wohl, so trag' ich Dich fort, und keiner“ — dabei schwang er ein Messer — „soll Dich mir lebend wieder entreißen!“

Mit Riesenkraft preßte er sein Opfer an sich und eilte mit ihm der Heide zu.

Aber schon hatte Dina zurück, ihr Hilfegeschrei, als sie den Vorgang von ferne sah, tief die Arbeiter von den Schennen herbei, von verschiedenen Seiten kamen sie eilig vereinzelt und dann in Scharen gelaufen, und dieweil Larsen, vor der Heide angelangt, einen Augenblick stutzte, waren die vordersten schon so nahe heran, daß sie ihm trotz seiner Wehrlichkeit erkannten.

Da wandte sich der Mann, und es schien einen Augenblick, als ob er ihnen allen standhalten und um die Beute mit ihnen kämpfen wollte auf Leben und Tod, da er die Unmöglichkeit, sie weiter zu schleppen, einsah. Doch der Selbsterhaltungstrieb verstärker — mit einem wilden Schrei bohrte er das gegen die Verfolger erhobene Messer plötzlich in Ingeborgs Brust. „So bleibe denn!“ rief er, den blutbesleckten Stahl zurückziehend, „nun weiß ich wenigstens, daß Du keinem anderen mehr gehörst!“ Damit ließ er die Bewußtlose niedergleiten, schwang sich über die Hede und floh. Indeß die anderen ihm nachsetzten, warf sich Dina auf jetzt aufkreischend über die Freundin.

13.

Nach diesen wechselvollen Ereignissen waren fast zwei Jahre verstrichen. Die Hoffnungen, die jeder einzelne für sich selbst oder für die ihm nächststehenden Personen gehegt hatte, waren entsprechend der Unberechenbarkeit, mit der das Schicksal seine Wege geht, nicht in Erfüllung gegangen, und es schien auf keinerlei Aussicht vorhanden, daß durch die Zeit irgend eine Aenderung eintreten werde.

Graf Snarre hatte das Vergebliche seiner Bewerbung um Susannens Hand eingesehen, ohne daß sie gewöhnlich gewesen wäre. Dinas Prophezeiung wahr zu machen, indem sie ihn einen förmlichen Korb gab. Er war anfangs selbst erstaunt über diese friedliche, fast schmerzlose Lösung einer Angelegenheit, die einer Zeitlang seine Gedanken so stark beschäftigt hatte. Was er für eine große Leidenschaft, von der das Glück seines Lebens abhing, gehalten hatte, war nicht viel mehr als ein flüchtiges Strafgefühl gewesen; gekränkt und geschürt durch die Umstände, die Verschiedenheit ihrer beiderseitigen Charaktere, war es schließlich aus Mangel an weiterer Nahrung in sich selbst zusammengesunken, und was unter der Asche einstiger Flammen vorglimmte, war nur ein Gefühl aufrichtiger Freundschaft. So schien es dem Grafen jetzt. Je wie weit diese Erkenntnis mit seiner wachsenden Freundschaft für Dina, deren feisches, munteres Wesen dem seinigen mehr zusagte, zusammenging oder gar davon beeinflußt wurde, darüber hatte er sich zunächst keine Rechenschaft ab. Immerhin war ihm Susannes Wesen ein Räthsel, für das er, trotz mancher Anbeutung, die sie selbst und Dina ihm gegeben hatten, keine Lösung fand. Daß er, der Graf Esbern Snarre, der reiche, geistvolle, vielumworbene Kavalier sich beinahe der Gefahr ausgesetzt hatte, von einer Dame, der er seine Huldigung dargebracht hatte, der er seinen Namen zu geben gewillt gewesen war, eine ablehnende Antwort zu erhalten, daß es eine solche Dame überhaupt gab, erschien ihm fast unbegreiflich und ernüchterte ihn trotz allem mit einem Gefühl des Verdrusses und der Beschämung. So fest er sich auch vornahm, nicht mehr über die Ursache nachzugrübeln, immer wieder kam er mit seinen Gedanken darauf zurück; unwillkürlich verdoppelte er nach die Sorgfalt, die er von jeher auf seine äußere Person verwendet hatte, allein es fehlte ihm jetzt an Menschen, an denen er die Wirkung hätte erproben können.

Bald nach der Familie Ericius war auch die Gräfin, seine Tante, etwas verstimmt über das Mißlingen des Heirathsplanes, dessen Förderung ihr Besuch gegolten hatte, abgereist, und nun gefälle mit bei dem Grafen zu allem anderen noch ein Gefühl der Verlassenheit und Langeweile, wie er es nie zuvor empfunden zu haben glaubte.

Solch übler Laune war auch der Ueberreiter, mit dem Herr von Alten seiner neuen Stellung gerecht zu werden strebte, auf die Dauer nicht gewachsen, im Gegentheil, er verschärfte sie noch. Thatsächlich mochte der neue Direktor selbst fühlen, daß er sich für die Gutsverwaltung besser eigne als für die selbständige Leitung von Werken, wie sie in Limfjorden theils schon bestanden, theils noch im Entstehen begriffen waren. Eine Folge dieser Selbsterkenntnis mochte es sein, daß er in übertriebener Gewissenhaftigkeit den Grafen mit einer Menge meist unliebsamer Berichte über Kleinigkeiten belästigte, während er ihm andererseits wieder zu rasch und selbständig verfuhr. Daraus ergaben sich Meinungsverschiedenheiten, die nicht selten zu heftigen Auseinandersetzungen führten.

Mehrmals stand Alten im Begriff, dem „hochmüthigen Aristokraten und Besserwisser“, wie er den Grafen nannte, sein Amt vor die Füße zu werfen, und die ruhiger und nüchterner denkende Dina hatte Mühe, den leicht Gereizten von einem so unverschämten Schritt zurückzuhalten. Graf Snarre seinerseits bereute mehr und mehr den voreiligen, jetzt völlig zwecklos gewordenen Ankauf von Limfjorden, von welchem er nur Widerwärtigkeiten hatte.

Ja, wenn Tromholt geblieben wäre, da lägen die Dinge

ganz anders! Immer wieder mußte er an ihn denken. Es hieß, daß es ihm sehr gut gehe, daß er durch glückliche Bodenspekulationen sogar schon ein reicher Mann geworden sei. Wenn der Graf sich anzudenken versuchte, wie er wohl die Werke auf gute Art wieder loskriegen könnte, verfiel er immer auf Trowholt; das wäre der rechte Mann dazu, und sicher stünden ihm jetzt auch die nöthigen Mittel zur Verfügung.

Einige Monate noch hatte sich Graf Snarre zurückgezogen mit sich und der Welt auf seinem Landsitz aufgehalten, dann hatte er, kurz entschlossen, all den Verdrießlichkeiten ein Ende gemacht, seine Koffer gepackt, oder vielmehr von der sorgsamen Hand des in alle Launen seines Herrn eingeweihten alten Kammerdieners packen lassen, und war abgereist, hinaus in die Welt. Ihn vor langste nach Abwechslung, er mußte andere Menschen, andere Gesichter und Verhältnisse sehen, nur so ließ sich das gestörte Gleichgewicht seiner Seele wiederherstellen.

Vor seiner Abreise hatte er der Familie Exicius in Kiel einen Abschiedsbesuch gemacht, und dabei hatte er Dina, die über den plötzlichen Entschluß beinahe ihre fröhliche Laune verlor, bald im Scherz das Versprechen gegeben, ihr und durch sie der Familie von Zeit zu Zeit briefliche Nachricht über sein Befinden, seine Eindrücke und Erlebnisse zukommen zu lassen. Dieses Versprechen hatte er auch wirklich gehalten; verschiedene Briefe waren inzwischen aus allen Weltgegenden an Dinas Adresse gelangt, sie waren meist in satirisch heiterem Plauderton gehalten und wurden regelmäßig ebenso erwidert. Der letzte, der Dina die größte Freude bereitete, meldete des Grafen baldige Heimkehr.

Aber selbst auf der Reise vermochte der Graf die Geschäftssorgen, die er nun einmal auf sich geladen hatte, nicht ganz abzuwälzen; Alleres Berichte folgten ihm überall hin, sie wußten ihn, wenn auch auf den größten Umwegen, zu finden. Selten war ihr Inhalt ein angenehmer, meist bezogen sie sich auf Dinge, deren Erledigung Eile gebot, und die der Graf unerledigt ge lassen hatte. Diese ewigen „Molestien", wie Snarre sich ausdrückte, verleideten ihm jeden Genuß, und fester denn je entschlossen, der Sache bei der ersten sich bietenden Gelegenheit ein für allemal durch Verkauf der Werke — und wäre es selbst mit Verlust — ein Ende zu machen, trat er die Heimreise an.

Er war schon über ein Jahr fort gewesen, und da ihn der Rückweg über Kopenhagen führte, so wollte er nicht versäumen, Trowholt dort aufzusuchen. Er hatte ihm diese Absicht sowie die Zeit seiner Ankunft mitgetheilt und war aufs angenehmste überrascht, im Gasthofe bereits ein Schreiben Trowholts vorzufinden, in welchem dieser seinerseits um die Erlaubniß bat, dem Herrn Grafen die erste Aufwartung machen zu dürfen. Solche Aufmerksamkeit schmeichelte Snarres Eitelkeit, wie denn überhaupt dieser Zug seines Wesens stärker als je in manchen kleinlichen Einzelheiten zu Tage trat.

Ein heller Anzug brachte zwar seine zierliche Gestalt in vortheilhaftester Weise zur Geltung, aber Schnitt und Farbe verriethen die Vorliebe für die Uebertreibungen der herrschenden Mode. Der Aufenthalt in London und Paris und sein dortiger Verkehr mit der vornehmen Gesellschaft waren nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben, er legte noch mehr als bisher Werth auf Aeußerlichkeiten: die zahlreichen, kostbaren Kleidungsstücke und Toilettengegenstände, die vielen Kämme, Bürsten, Seifen, Pomaden und Parfüms, welche der Kammerdiener Morten eben aus den Koffern packte, legten dafür Zeugniß ab. Morten selbst trug eine neue reiche Livree mit Snarres Wappen.

Die Begrüßung der beiden Herren war eine überaus herzliche. Trowholts treffliches Aussehen überraschte den Grafen. Sein Gesicht zeigte eine frischere Farbe, sein Auge blickte weniger ernst als damals, da Snarre ihn zuletzt gesehen hatte.

Auch die Stimme klang frischer und heiterer, als er ausrief:

„Ja, dem Himmel sei's gedankt, mir geht es soweit ganz nach Wunsch! Ich habe mit meinen Gedanken, nordische Erzeugnisse nach Deutschland auszuführen, einen ungewöhnlichen Erfolg gehabt. Schon wird der dritte große Speicher für mich gebaut; in meinem Bureau arbeiten gegenwärtig über zwanzig Leute, und im ganzen Norden bis nach Hammerfest hinauf sind meine Vertreter thätig. Auch hatte ich das Glück, sehr vortheilhaft zu spekuliren, so günstig, daß ich durch einen einzigen Grundverkauf schon bald nach meiner Niederlassung hier ein bedeutendes Kapital erwarb. Zudem habe ich in Kopenhagen einen äußerst angenehmen geselligen Verkehr."

„Sie führen also ein eigenes Hauswesen?" bemerkte Snarre, aufrichtig erfreut über diese guten Nachrichten.

„Allerdings! Bald nach dem Tode des alten Etbe, der, wie Sie ja wissen, an den Folgen des ihm durch Larsen beigebrachten Messerstichs starb, nahm ich seine Tochter Ingeborg zu mir. Sie war von jener tödlichen Wunde nur wie durch ein Wunder gerettet. Auf Trollheide, wo sie alles an den schrecklichen Vorfall erinnerte, wollte sie nicht bleiben, auch gebot ihr Zustand dringend eine Luftveränderung; mein Schwager Allen fand bald eine andere Hilfe, und ich war, obwohl das arme Geschöpf bis heute die Nachwirkungen ihrer Krankheit nicht ganz überwunden hat, froh, eine so zuverlässige Persönlichkeit um mich zu haben. Daß ich auf Vorurtheil und Geschwätz der Welt nichts gebe, wissen Sie, Herr Graf."

„So — so —?" machte Snarre überrascht, „bei Ihnen be findet sich das junge Mädchen? Ja, das sieht Ihnen nun wieder ganz ähnlich. Sie vortrefflichster der Menschen."

„Ich bitte, ich bitte, Herr Graf —"

„Nein, Trowholt —" betonte Snarre halb freundschaftlich, halb in seiner aristokratisch herablassenden Weise und Trowholt ohne das Wort „Herr" anredend. „Sie sind ein seltener Mensch, und deshalb nahm ich auch den Weg über Kopenhagen. Es trieb mich, Sie wieder zu sehen und, da unter Ihrer Hand eigentlich alles gelingt, Sie auch zu bitten, mir mit Rath und That beizustehen."

„Ich Ihnen helfen, Herr Graf?" erwiderte Trowholt lächelnd und sich bei den wiederholten Schmeichelreden höflich verneigend. „Jndessen! Ich bitte, ganz über mich zu verfügen —"

Snarre streifte die Asche einer inzwischen angestochten Cigarre ab und neigte bestiedigt den Kopf.

„Ich möchte die Exiriusschen Werke wieder verkaufen!" sagte er dann kurz und ohne Einleitung. „Haben Sie nicht Lust, dieselben zu übernehmen, lieber Trowholt?"

„Die Werke verkaufen?" — Trowholt sah Snarre groß an, seine Achtung vor ihm schien durch diese Erklärung nicht gerade zu wachsen. „Darf ich fragen, verzeihen Sie, Herr Graf, was Sie zu diesem mich aufs äußerste überraschenden Entschlusse bewegt? Von meinem Schwager Allen hörte ich doch nur Gutes —"

Snarre unterbrach Trowholt: eine leichte Wolke flog bei Nennung von Allens Namen über sein Gesicht.

Dies entging Trowholt nicht, und schon stieg die Befürchtung in ihm auf, daß inzwischen ein ernstliches Zerwürfniß zwischen den beiden eingetreten sei.

„Da ist mir zu viel kleiner Krimskrams, und ich habe zu viel Aergerniß," erklärte Snarre. „Ich nahm damals an, daß ich wenig oder nichts von Limfjorden und Trollheide hören würde. Jeden Monat eine Uebersicht und Abrechnung, so hatte ich's bei meinen übrigen Besitzungen. Aber der Teufel weiß, womit ich gequält werde! Widerspenstigkeit des Personals, Krankheit, Einfluß der Witterung auf die Arbeiten, Stillstand der Maschinen, Ausbesserungen, unzünftige Marktverhältnisse, Verfall der Arbeiter häuser, Vermuthrennungen, Streit zwischen den Beamten, Zahlungsunfähigkeit der Abnehmer — und so weiter und so weiter! Nein, liebster Trowholt, das ist wohl für einen Trowholt, aber nicht für Graf Snarre! Allo, was meinen Sie? Oder wenn Sie nicht selbst Lust haben, — Sie brauchten mir nichts dar aus zugahlen, ich würde nur den üblichen Zins verlangen — wissen Sie mir nicht einen Käufer?"

Trowholt sah eine Weile vor sich hin, dann warf er den Kopf zurück und sagte:

„Nein, Herr Graf, ich kann nicht. Ich bin hier gebunden, das Zwiel ist der Feind jeder gesunden Entwickelung. Aber wenn's Ihr Ernst ist, vielleicht überlassen Sie meinem Schwager den Besitz pachtweise, ich trete nöthigenfalls als Bürge für ihn ein."

Aber dieser Vorschlag paßte Snarre durchaus nicht, und so wenig verhehlte er seine Abneigung gegen den Plan, daß er ziemlich abweisend den Kopf schüttelte.

Nach einer kurzen Pause nahm der Graf das Gespräch wieder auf. „Aus Ihrem Vorschlage, lieber Trowholt," erklärte er mit fast plumpem Freimuthe, „würde weder etwas Gutes für Ihren Schwager, noch für Sie, noch für mich entstehen. Offen gestanden, wir haben uns beide bezüglich der Fähigkeiten Allens, einer solch verwickelten Sache vorzustehen, geirrt. Ihr Schwager ist, abgesehen von seinen sonstigen liebenswürdigen Eigenschaften, fleißig, ehrlich und gewissenhaft, aber ihm fehlt die rechte Uebersicht, die nöthige Fähigkeit zu einer planmäßigen Leitung und vor allem

Nach dem Leb...
Gemälde von ...

Photographie im Verlage der Photographischen Union in München.

die Ruhe und Besonnenheit, die einen Trombolt auszeichneten. Wir passen auch sonst nicht zusammen, wir sind zu verschiedene Naturen, und ganz unumwunden gesprochen, wenn ich Besitzer von Linsdorben bleiben sollte, wäre unser Zusammensein doch nicht von Dauer. Ich habe Veranlassung, zu glauben, daß auch Herr von Alten mit mir nicht zufrieden ist und sich nach einer Veränderung sehnt. Will er seinen früheren Posten als Gutsinspektor wieder übernehmen, habe ich nichts dagegen. Als solcher paßt er, und unser Verhältniß wird dann auch wieder ein anderes, besseres."

Trombolt hatte in deutlicher Bewegung den schwarzen Bart gestrichen; es regte sich in ihm bei der Liebe, die er für Alten empfand, etwas wie Unmuth gegen Snarre, der denselben in so schonungsloser Weise preisgab. Aber das war doch nur vorübergehend. Er mußte zugeben, daß Snarres Auseinandersetzungen eine anerkennenswerthe Aufrichtigkeit bekundeten, die dem Manne zur Ehre gereichte und der einmal beschehenen Sachlage durchaus angemessen war. Künstliche Verhältnisse soll man nicht aufrecht erhalten wollen, und daß Alten als Durchgänger sich nicht immer im Zaum zu halten verstand, das wußte Trombolt.

Er ging deshalb vorläufig nicht weiter auf den Gegenstand ein, sprach nur in höflicher Weise sein Bedauern aus, daß der Graf seine Voraussetzungen bezüglich Altens nicht bestätigt gefunden habe, und schloß mit dem Versprechen, daß er sich die Sache überlegen und darauf zurückkommen werde.

Snarre schien durchaus befriedigt, er war es stets, wenn er keinen Widerspruch fand; und seine Hochachtung vor Trombolt wuchs.

Am Schluß ihrer sich nun Allgemeines drehenden Unterhaltung fragte Snarre nach Ulstar. „Fräulein Dina, mit der ich recht fleißig Briefe wechsle und die mir erst heute wieder geschrieben hat, weiß nichts von ihm. Haben Sie zufällig Kunde, wo er sich aufhält?"

„Ja," entgegnete Trombolt einfach. „Seit drei Monaten steht er bei mir in Diensten und macht sich — gut."

„Graf Ulstar bei Ihnen in Diensten?" Snarre riß die Augen weit auf und machte ein Gesicht, als ob er glaubte, Trombolt habe einen Scherz gemacht.

Ueber Trombolts Angesicht zog ein liebenswürdiges Lächeln.

„Ich begreife, Herr Graf," entgegnete er, „daß Sie sich darüber wundern. Ich muß gestehen, daß ich vor zwei Jahren jeden andern Gedanken hätte fassen können als den, dem Grafen Ulstar in solcher Weise die Hand zu reichen. Aber vor der Noth schweigt selbst die Empörung. Er war in einer furchtbaren Lage, und zuletzt ohne seine Schuld. Nachdem er — wie das bei einem so ungewöhnlich leichtsinnigen Menschen wie Ulstar vorherzusehen war — das ihm von der Familie Ericius ausgezahlte Vermögen verthan hatte, suchte er zu arbeiten. Er mußte! Seine gewissenlosen Pläne, sich lediglich durch eine reiche Frau wieder emporzurichten und sich ein arbeitsloses Genußleben zu verschaffen, waren mißlungen. Die Gesellschaft bleibt sich doch mitunter noch treu, man wies ihm ziemlich allgemein die Thür. Nachdem er als Agent bei einer Versicherungsgesellschaft Stellung gefunden hatte, erkannte er und verlor diesen Posten wieder. Später war er in einem Weinhandlung in Hamburg beschäftigt, und hier lernte er einen sehr verkommenen und völlig erwerbslosen Menschen kennen, der ihm den Vorschlag machte, mit ihm nach Kopenhagen zu gehen und da selbst ein ebensolches Institut zu gründen. Allein das Unternehmen scheiterte an dem Mangel genügender Betriebsmittel. Als die Dinge schief zu gehen anfingen, machte der ‚gute Freund' noch rasch alles vorhandene Material zu Geld, suchte mit der gemeinsamen Kasse das Weite und ließ den Kompagnon in einem kläglichen Zustand zurück. Da suchte dieser mich auf und bat, von allem und jeglichem entblößt, um Unterstützung. Ich habe kaum etwas ähnliches von Elend und Jammer gesehen. Tagelang konnte ich den Anblick nicht vergessen. Da schwieg alles andere in mir, und selbst auf die Gefahr hin, von der Ericiusschen Familie wegen dieses Schrittes falsch beurtheilt zu werden, gab ich ihm Arbeit und Verdienst."

„Trombolt!" rief Snarre aufspringend und die Hand seines Gastes ergreifend, „Sie sind ein herrlicher, ein großartiger Mensch! Ich bewundere, ich beneide Sie. Ach, was gäb' ich darum, Ihnen gleichen zu können!"

Er sprach die Wahrheit. Wie klein kam sich der glänzende Aristokrat in diesem Augenblick neben dem schlichten, bürgerlichen, alle Lobsprüche bescheiden ablehnenden Manne vor, der einzig in treuer Pflichterfüllung gegen sich und andere das Glück fand, das Graf Snarre vergebens in den Zerstreuungen der Welt suchte. Wie arm war er gegen ihn!

„Was hören Sie von den Ericius?" fragte der Graf plötzlich, und es war zweifelhaft, ob er mit dieser Frage die trüben Gedankenreihe vertrieb oder fortsetzte.

„Nichts, gar nichts, Herr Graf!" erwiderte Trombolt kopfschüttelnd ablehnend, „ich habe keine unmittelbaren Beziehungen zu der Familie mehr, und auch von Alten habe ich keinerlei Nachricht über sie."

Einen Augenblick sah der Graf Trombolt, dessen Augen für unter seinem Blick senkten, scharf an, dann brach er das Thema, das jenem peinlich schien, ebenso unvermittelt, als er es begonnen hatte, wieder ab und fragte nach Larsens Schicksal. Auch von ihm mußte Trombolt nichts, seine Spur schien verloren, ohne Zweifel hatte er über dem Ocean ein sicheres Versteck gefunden, das ihn dem Arm der Gerechtigkeit für immer entzog. Noch eine halbe Stunde unterhielten sich die beiden Herren über allgemeinere Gegenstände, dann trennten sie sich für heute, nachdem Trombolt noch den Grafen für den andern Tag bei sich zu Tisch geladen und diese die Einladung angenommen hatte.

* * *

In dem nach dem Hafen liegenden Wohngemach der Familie Ericius saß acht Tage später Susanne um die Mittagszeit neben ihrer Mutter.

Die beiden Damen waren mit Handarbeiten beschäftigt, die Dina, einen Brief in der Hand bewegend, ins Zimmer kam: „Neuigkeiten!" rief sie lustig, „das Allerneueste, und rathet nur, woher!"

Susanne war bei dem ungestümen Eintritt ihrer Schwester erschrocken zusammengefahren. Wie es jetzt oft geschah, waren ihre Gedanken weit abgeschweift von der zierlichen Sticknadel mit der sich ihre Hände mechanisch beschäftigten. Eine leichte Röthe flog über ihr bleiches Gesicht, während ihr Blick erwartungsvoll auf das Schreiben gerichtet war, das Dina mit geheimnißvoller Miene noch immer wie eine Fahne schwenkend emporhielt.

„Nun, woher denn?" rief Frau Ericius an, „von Ingeborg Etde — oder — von dem Grafen Snarre? Das sind ja die beiden Menschen, die Dich am lebhaftesten in Anspruch nehmen."

„Von Ingeborg? — Nein! Die läßt, seit sie in Norwegen ist, selten etwas von sich hören! Auf zehn eingehende, ausführliche, höchst zärtliche Briefe von meiner Hand kommt kaum zwei von der ihrigen, aber —"

Hier entfaltete Dina ihren Brief und begann ihn den andern vorzulesen:

„Mein liebes verehrtes Fräulein!

Daß ich diesen Brief, an meinem Schreibtisch in Snarre sitzend, an Sie richte, wird zur Folge haben, daß eine Unmuthsfalte auf Ihrer schönen Stirn erscheint. Sie halten ein Recht zu erwarten, daß ich nach so langer Abwesenheit und bei meinem uneradschaftlichen Verhältniß zuerst Sie und die Ihrigen der meiner Rückkehr begrüßen und auf dem Düsterbroker Weg vorsprechen würde. Aber kennen Sie den Wunsch, den Drang, das Bedürfniß sich bis zuletzt aufzusparen? So erklären Sie sich, ich bitte, abgesehen von einigen andern Gründen, mein Verhalten! Den ersten Brief aus Snarre jedoch empfangen Sie, und ich spreche die Wahrheit, wenn ich Ihnen sage, daß ich es kaum erwarten kann, mich wieder einmal anders als nur schriftlich von Ihnen necken und hänseln zu lassen. Sie erinnern sich, wie Sie mich verhöhnten, weil ich auf meiner Schweise mich weder entschließen konnte, einen Elefanten, noch ein Dromedar zu besteigen. Ich füge hinzu, daß ich meinen Kopf darauf setzte, mich pariserisch in Paris zu kleiden, daß ich, abgesehen von Ihnen und den Ihrigen, die Menschen im allgemeinen mittelmäßig ertrüglich und überhaupt das Dasein nicht sehr lebenswerth finde. Ich sende Ihnen zur Erhärtung meiner ersten Behauptung meine Photographie, und ich weiß, ohne zu sehen und zu hören, daß Sie alle Schaden Ihres Spottes über dieselbe ausgießen werden. Aber von Ihnen mag ich das! Nehmen Sie die Erklärung, daß ich eine förmliche Sehnsucht danach habe, mich von Ihnen auslachen zu lassen. Wenn es der verehrten Familie Ericius gerechtfertigt ist — und es würde mich das sehr glücklich machen — so erscheine ich in etwa acht Tagen und bringe Ihnen als Geschenk eine ausgestopfte Giraffe mit. Ich hoffe, daß Sie die Kleinigkeit annehmen und als Miniaturnippes auf Ihren Schreibtisch stellen werden. Immer in gleicher Verehrung und Bewunderung Ihres

ebenswürdigen Eigenschaften, auch mit der Bille, mich den Ihrigen als ergebenste Dienerin zu empfehlen, bin ich

Ihr ergebener Tycho Snarre."

„Furchtbar nett und lustig! Nicht wahr, Mama? Was sagst Du, Susanne?" rief Dina nach Schluß der Vorlesung.

Susanne, die wie ein schönes, bleiches Madonnenbild dasaß, schwieg sanft.

„Ja, Dina, Graf Snarre ist ein moderner Mensch mit all den guten Eigenschaften und Fehlern, die einmal zu einem solchen gehören. In erster Linie hat er trotz aller seiner Standesvorurteile, seiner Selbstheide und einer gewissen Unsterglichkeit, die ihm eigen anhaften wird, doch einen guten, ritterlichen Zug, und dieser ist ihm und denen, die auf seinen Umgang und Verkehr angewiesen sind, immer über alles fort. Ich freue mich, daß Du ihn zum Freund gewonnen hast, vielleicht, und ich wünsche es Dir von Herzen —" hier veränderte sich Susannens Gesicht und nahm einen liebenswürdig neckischen Ausdruck an — „wird er Dir bald noch etwas anderes und mehr sein!"

„Aber Susanne," eiferte Dina, nun ganz von Purpur übergossen. „Wie kannst Du nur so reden! Wenn der Graf Dich hörte, sein Standesgefühl müßte sich entsetzlich gekränkt fühlen. Ein Graf Esbern-Snarre kann mindestens auf eine Gräfin, wenn nicht auf eine Prinzessin Anspruch erheben, und Du glaubst, er könnte sich zu einer so kleinen Person, wie es Fräulein Dina Ericins ist, mit anderen als rein freundschaftlichen Absichten herablassen? Was würden seine hohen Ahnen dazu sagen! Es gäbe ja eine förmliche Revolution in ihren Gräbern, so sie sich alle umgedreht hätten! Und weißt Du denn, ob das genannte Fräulein Ericins überhaupt geneigt wäre, ihre goldene Freiheit für eine neunzackige Grafenkrone hinzugeben? O, da kennst Du diese junge Dame doch sehr schlecht, sie hat auch ihren Stolz, und sie wird ihre bürgerliche Freiheit verheidigen bis zum letzten Blutstropfen."

Frau Ericins und Susanne lächelten über Dinas Rede, und namentlich die erstere sah ihre Tochter mit einem freundlichen Blick an.

Zu Dina schien sich Susanne noch einmal versöhnt zu haben, aber Dina war weniger wählerisch, als ihre Schwester es gewesen war, und, wenn auch bei geringerer Tiefe, liebenswürdiger und lebensfroher. Wie ein Sonnenstrahl glitt sie durchs Haus. Trat etwas Unliebsames an sie heran, wurde sie rasch damit fertig; mit unnötigem Grübeln und Kopfhängen gab sie sich nicht ab. Gegenwartig ward sie besonders durch ihre stillen Hoffnungen betebt. Wenn sie auch wie alle Liebenden Zweifel hegte, ob Graf Snarre ihr gleiche Empfindungen entgegenbringe, so hat dies doch ihren Glücksgefühl keinen Abbruch. Täuschte sie sich, so blieb Zeit genug, sich dem Schmerz dieser Enttäuschung hinzugeben. —

Kaum nach Verlauf einer Woche traf der von ihr ersehnte Brief des Grafen ein. „Ich komme morgen zu und werde mir erlauben, Ihnen bereits mittags meinen Besuch zu machen. Vergessen Sie nicht, recht liebenswürdig zu sein gegen Ihren u. s. w." So lautete sein Inhalt.

14.

Inzwischen hatten sich in Limfjorden recht unliebsame Dinge zugetragen.

Am Tage der Abreise des Grafen von Snarre saß Alten mit tief herabgehangenem Haupt in dem einstigen Arbeitszimmer seines Schwagers Tromholt und starrte finsteren Blickes vor sich hin. Er unterbrach erst sein stummes Grübeln, als Bianca, die ein wenig an Körperfülle zugenommen hatte, aber fast noch schöner geworden war und an diesem Tage besonders anziehend aussah, das Gemach betrat.

„Nun, mein armer Freund," hub sie an und legte, mit theilnehmendem Blick auf ihn zuretend, ihre Rechte auf sein Haupt. „Friert noch immer der Aerger in Dir? Ich bitte Dich, wirf die Erinnerung an das Geschehene von Dir! Laß uns unser Augenmerk auf die Zukunft richten!"

Alten hörte, was seine Frau sprach, aber zunächst erwiderte er nichts.

„Ah, wie ich diesen hochmüthigen Aristokraten hasse!" rief er dann plötzlich, sprang empor und maß mit aufgeregten Schritten das Zimmer. „Wie mir überhaupt die ganze Brut zuwider ist, obgleich ich — Gott sei's geklagt — vermöge meiner Geburt zu ihr gehöre! Aber meine Brettern erkannten das Merkmal des Adels in der Gesinnung. Vornehmes Denken und Handeln, Gerechtigkeit, Menschlichkeit war ihr Wahlspruch. Unter solchem Beispiel bin ich aufgewachsen. Diese Gesellschaft jedoch glaubt schon viel zu thun, wenn sie dem Bürgerlichen oder dem weniger gut gestellten Standesgenossen ein gezwungenes Lächeln schenkt. Nicht einen Augenblick kann ein solcher Mensch vergessen, daß er der hochgeborene Graf ist, nie kommt ihm auch nur der Gedanke, daß ein anderer ihm gleichwerthig oder gar mehr sein könnte als er. Ein ritterlicher Zug, sagst Du und sagen andere, soll in Snarre stecken? Ja, wenn man anbetend vor ihm im Staube liegt, wenn seiner Eitelkeit geschmeichelt wird, dann zeigt sich etwas Menschliches, Gutherziges in ihm; wenn sein schlauer Instinkt, nicht sein kleiner Verstand, es ihm räth, dann streut er Wohlthaten aus, aber nur — nur, um desto reichlicher zu ernten. Nein, nein, liebe Bianca, ein sehr gewöhnlicher Bursche ist er, fast ein Zwillingsbruder von Uptar, nur stärker gefirnißt. Alles eine Sorte! Ich möchte mal sehen, wie er sich aussähme, wenn er wie jener ein Habenichts wäre! Aber alle lassen sich von ihm blenden. Selbst Dein Bruder Richard —"

Hier unterbrach Bianca, die den Aufgeregten nicht durch Widerspruch hatte reizen wollen, ihren Mann und sagte milde: „Du irrst, Konrad! Richard sieht wohl des Grafen Schwächen, aber er rechnet mit ihnen, da er seiner eigenen gedenkt. Du aber übertreibst in Deinem Zorn. Snarre hat wirklich gute Eigenschaften, aber Ihr paßt einmal nicht für einander, und wo die Zuneigung fehlt, da nutzt es nichts, Pakte schließen zu wollen. Sei nicht böse, lieber Mann, aber Dein Benehmen war keineswegs besonnen, viel weniger weise. Snarre ist doch einmal Dein Vorgesetzter, und viel mehr hättest Du erreicht, wenn Du, statt so maßlos heftig zu werden, ruhig Deinen Standpunkt erörtert hättest. Ich möchte den sehen, der solche Ausfälle gutwillig hinnähme und dessen Vornehmheitsfreiheit nicht durch solche Grobheiten gereizt würde. Du sagtest ihm fast dasselbe, was Du hier eben wie ein Feuer und Dampf ausspeienber Krater von Dir gestoßen hast. Ich bitte Dich, lieber Mann, kommst Du etwas anderes erwarten, als daß er Dir Deine Stellung kündigte? Ich gestehe, ich muß seine Mäßigung bewundern, die bewirkte, daß er trotz seiner Empörung nicht mehr sagte als: „Sie wissen in Ihrem Zorne nicht, was Sie sprechen. Dem trage ich Rechnung und will mich als Entgegnung nur auf die Erklärung beschränken, daß ich unsern Vertrag als gelöst ansehe. Das Nähere wird Ihnen von Schloß Snarre aus zugefertigt werden!"

„Ja! Ja! Von Schloß Snarre aus zugefertigt werden!" wiederholte Alten mit dunkelrothem Kopf, statt auf seiner Frau verständige Reden einzunehmen. „Das ist ja eben jenes empörende Bonobenherab. O, es thut mir leid, daß ich ihm meine Ansicht nicht noch viel deutlicher gesagt habe!"

„Konrad, Konrad!?" rief Bianca kopfschüttelnd. „Wenn ich Dich nicht kennte, wenn ich nicht wüßte, daß Du bei ruhigem Nachdenken stets gerecht und vorurtheilsfrei bist, ich könnte an Dir zweifeln. Was Du ihm ins Gesicht schleudertest, konnte jemand, der Ehrgefühl besitzt, nicht ruhig hinnehmen, und deshalb fand ich in des Grafen Haltung eine gewisse Hoheit. Er trug den Umständen Rechnung, er hielt dessen eingedenk, daß er Dich gereizt hatte, daß Du erregt wurst, nicht wußtest, was Du sprachst — er nahm Rücksicht auf mich — kurz, er beherrschte sich, obgleich er vor Erregung bebte und Blässe sein Angesicht bedeckte. Sich beherrschen aber heißt, ein Mann sein. Darum ist Richard ein Mann, und Du wärest ihm in allem gleich, wenn Du Dich bezähmen gelernt hättest und Dich gewöhnen könntest, wie er die Dinge mit dem Auge des Philosophen anzusehen. Ich bitte Dich, zürne mir nicht, Konrad, daß ich so zu Dir rede. Es ist die Liebe, die aus mir spricht. Laß uns sinnen, wie wir jetzt unser Leben einrichtet! Das erste wird sein, daß Du nach Kopenhagen reisest und mit Richard Dich berebest."

Diesmal erwiderte Alten nichts. Er stellte sich ans Fenster und schaute sinnend hinaus. Eben fuhren zahlreiche Wagen mit frisch geschnittenen Brettern und Bohlen vorüber. Sie kamen von den Dampfsägen und nahmen den Weg nach der Eisenbahnstation, damit ihr Inhalt von dort nach südlichen Plätzen verladen werde.

Alten beneidete in seiner gedrückten Seelenstimmung die Arbeiter um ihr Loos. Wenig Ansprüche erhoben, wenig Bedürfnisse haben, hieß glücklich sein! Neue sah in seinem Herzen, schwere Sorgen reckten ihr Haupt empor, und alles, alles schien ihm schwarz und dunkel, jetzt und in der Zukunft. — —

Während sich Alten in solcher Weise in seinen Unmuth verbiß, verlebte Graf Snarre sehr vergnügte Tage in Kiel. Man hatte ihn wie einen lieben, langjährigen Freund im Ericinsschen Hause empfangen, und es schien ganz selbstverständlich, daß er schon vom zweiten Frühstück an sich nicht mehr von der Familie trennte. Frau Ericius begünstigte, theils aus wirklicher Vorliebe für Snarres Person, theils auch von dem Wunsche beseelt, einen so überaus angesehenen Mann als Schwiegersohn für ihre Tochter zu gewinnen, seine Neigung für Dina, und auch Susanne, so sehr sie die wögliche Trennung von ihrer Schwester bedauerte, hatte keinen tebhaftern Wunsch als eine Vereinigung beider. Eine offene Unterredung mit dem Grafen hatte ihr Verhältniß gleich am ersten Tage geklärt und die Gefühle freundschaftlichen Vertrauens in ihnen von neuem befestigt. Die alte Wahrheit, daß durch mündlichen Austausch die Herzen sich am besten anschließen, hatte hier wieder ihre Bestätigung gefunden.

Wohl hatte sich bei seiner erneuten Begegnung mit der schönen Frau, die einst, wenn auch nur kurze Zeit, eine so große Rolle in seinem Leben gespielt hatte, in des Grafen Brust die verletzte Eitelkeit wieder geregt; es war wie das Zucken einer alten, lang vernarbten Wunde, die sich unter bestimmten Witterungseinflüssen wieder fühlbar macht. Selbst einer leichten Verlegenheit vermochte der Weltgewandte nicht ganz Herr zu werden. Sie aber, wohl abwend, was in ihm vorging, kam ihm mit so unbefangenem, herzlichem Vertrauen entgegen, daß seine erste bittere Empfindung bald den Gefühlen aufrichtiger, freundschaftlicher Theilnahme und wunschloser Bewunderung Platz machte.

Es war ein tiefer Blick, den sie ihn in ihr Gemüthsleben thun ließ, in die Vergangenheit, die wie eine lange Reihe schwerer, selbstverschuldeter Irrthümer hinter ihr lag, deren Folgen sie nun tragen mußte, so gut es eben ging. Blind, nur dem Gesetz ihrer Laune folgend, war sie an dem Glück, wo es sich ihr in seiner reinsten und edelsten Verkörperung darbot, achtlos vorbeigegangen, ja sie hatte es trotzig beiseite gestoßen, um einem Idol nachzujagen, das sich, wie sie es erhascht hatte, als ein schillerndes Nichts entpuppte; und auch dann noch, als sie es in seiner Nichtigkeit erkannt, hatte sie sich aus Trotz und Eigensinn daran geklammert, unbekümmert um die warnende Stimme in der eigenen Brust, um das Weh, das sie sich selbst und andern damit bereitete, bis ihr endlich die Enttäuschung die Augen öffnete, da es zu spät war. Zu spät — einen Augenblick hatte sie es selbst kaum zu fassen vermocht, sie hatte gehofft, es müsse sich das Unrecht, das sie andern zugefügt, wieder gut machen lassen, aber es war zu spät, und das war die letzte, schmerzlichste Enttäuschung. Das Glück, das sie einst verschmäht hatte, dessen vollen Werth sie jetzt erst erkannte, das höchste Glück, das einem Weib bestimmt ist, ihr war es auf ewig verloren, sie hatte keinen Anspruch mehr darauf.

Sie war wieder frei, das war das einzige, was sie nach hatte erreichen können, und vor ihr lag die Zukunft nicht grau und trüb, nein, freundlich klar wie eine Herbstlandschaft mit sanft abgetönten Licht, das die Augen nicht blendet, sondern nur um so deutlicher die Ziele erkennen läßt, denen man zustrebt.

„Eine Sühne der Vergangenheit," so schloß Susanne, „soll diese Zukunft für mich sein. Was mißen Reue und Selbstvorwürfe? Sie bringen das Verlorene nicht zurück. Aber im freudigen, selbstlosen Wirken und Sorgen für das Wohl anderer liegt eine Quelle der Zufriedenheit, jenes wunschlosen Glückes, das keine Enttäuschung kennt. Mir diese Quelle immer voller und reicher zu erschließen, das, Herr Graf, ist fortan mein Beruf. Es ist ein schwer, oder Beruf, und wenn Sie mich darin unterstützen wollen, so reichen Sie mir die Hand zu einem Bund uneigennütziger Freundschaft."

„Gern und von ganzem Herzen!" rief Snarre, indem er Susannens Hand ergriff und gerührt an die Lippen zog.

Der letzte Rest kleinlicher Eitelkeit schwand vor dieser Entsagungskraft, die er bewunderte, beneidete, ohne sich je zu ihr aufschwingen zu können. Ein Gefühl der Beschämung überkam ihn bei ihren Worten wie jüngst in Kopenhagen, als er vor Trowhotl stand. Trowhotl — sollte er es sein, nun den sie trauerte, den sie verschmacht und zu spät erst in seinem wahren Werth erkannt hatte, sollte er das verlorene Glück sein, das sie beiseite gestoßen? — Ja, es war kein Zweifel. Trowhotl allein wäre dieser Frau würdig gewesen, er war ein Nebenbuhler, vor dem selbst ein Graf Snarre neidlos zurücktreten mußte. Ihn verlangt zu heben, das war freilich ein Irrthum, der einer Sühne werth war.

So dachte Snarre in diesem Augenblick, aber das Gespräch Dinas unterbrach seine Grübeleien, und da nun Susannens freundliches Kopfnicken, als sei sie durch eine Beschäftigung gerufen, das Gemach verließ, war ihm die Unterhaltung liebenswürdigen Mädchens nun so willkommener, als er sie gerne allzulange dem für ihn demüthigenden Eindruck solcher Gespräche wie das eben geführte hingab, sondern seinen Wesen nach einer leichteren Lebensauffassung zuneigte.

Dina stand noch unter dem Eindruck, den die Lobsprüche auf sie gemacht hatten, welche Graf Snarre ihr entgegenbrachte.

„Zunächst, liebster Herr Graf, muß ich eine Bitte aussprechen Dank gegenüberstehen," hub sie scherzend, aber bei einem Tone, der ihre freudige Rührung nicht verbergen, an. „Sie hier — wenn's Ihnen gefällig ist. Ich liebe so sehr den Blick auf den Hafen, auf die Ufer und die Kriegsschiffe — wie weiß, Sie mögen auch den Exerzirplatz am offenen Fenster — wünschen Ew. Erlaucht lieber in den Garten zu gehen und mit der kleinen bürgerlichen Ericius zu plaudern?"

Snarre lachte und schüttelte den Kopf. „Darf ich Ihnen entgegnete er, „was Sie so stumm macht, ohne daß man etwas bemerkt, was Sie so bewegt und wofür Sie mir eigentlich danken? Sind's die Kleinigkeiten, die ich Ihnen mitgebracht habe?"

„Kleinigkeiten? Das Pantherfell, das chinesische Schachbrett, der Federfächer, der indische Schmuck, die seidenen Stoffe und weiter und so weiter? Es ist wirklich, als ob Sie beabsichtigt hätten, einen Bazar im Ericius'schen Hause zu veranstalten." Aber nun ernsthaft, Erlaucht" — hier steckte Dina mit einer bezaubernden Ausdrut Snarre die Hand entgegen — „ich bin Ihnen laufendmal, ich habe mich ganz unbeschreiblich über die Sachen gefreut! Es ist wahrlich zu viel, Sie haben auch nur Ihre Güte tief beschämt."

„Wenn ich Ihnen wirklich eine Freude bereitet habe, bin ich der Zweck erreicht," erwiderte der Graf, beschieden ihrem Dank ausweichend. „Und wissen Sie wohl," fuhr er fort, „daß seit Tag vergangen ist, an dem ich mich des dringende Bedürfnisses hatte, mich mit Ihnen zu beschäftigen?"

„Nein!" entgegnete Dina kurz und mit drolligem Ernst.

„Nein?! Sie zweifeln?"

„Ja! Sie bilden es sich vielleicht ein, aber offen gesprochen, ich vermag es schon deshalb nicht zu glauben, weil Sie gar keinen Beweise dafür gegeben haben. Alle zwei Monate hatten Sie einmal geschrieben. Ach, da fällt mir ein, ich muß der Mutter Ericius doch ein paar Worte gönnen!' dachten Sie, und wirklich kritzelten auf dem Papier häufig nichts anderes als: ‚Todmüde, gestern von Moskitos, verhungert wie eine Kirchenmaus, verdurstet wie ein versiegter Brunnen, kann ich Ihnen heute nur einen herzlichen Gruß senden. Nächstens Ausführlicheres von Ihrem ergebenen Graf Snarre.' Aber Ausführlicheres kam nicht; nicht ein Wort über die schönen Gegenden, die Sie durchreist, die merkwürdigen Bekanntschaften, die Sie gemacht haben. Und das nennen Sie, mit jemand beschäftigen, Erlaucht?"

„Bevor ich Ihnen, meine vortreffliche und verehrte liebe Dame, genannt Fräulein Dina Ericius, antworte, gestatten Sie mir die Frage, weshalb Sie mich stets ‚Erlaucht' nennen? Warum nennen Sie mich nicht schlichtweg Snarre, und —"

„Es geht nicht, Herr Graf!"

„Es geht nicht? Weshalb — wenn ich fragen darf?"

„Weil es unser schönes, freundliches Verhältniß stören würde. Sehen Sie aufrichtig, Erlaucht, Sie hören ihn ja so gern, diesen Titel, sind stolz darauf, und offen gestanden, dieser Stolz gefällt mir ganz gut an Ihnen. Alle Vertraulichkeit in Ehren, alle die Etikette darf man bei Ihnen nie ganz verunschaffigen, wenn sich Ihre Freundschaft erhalten will. Sie sind der Mann, mit den angeborenen Kammerherrnsichtsfeklärungen. Ich bin sicher, Sie würden selbst dem Tod im letzten Augenblick mit der artigsten Höflichkeit begegnen und ihm zurufen: ‚Keineswegs, Sie, Herr vom Knapperben, bevor Sie mir das Lebenslicht ausblasen, gütigst, daß ich noch das letzte Tüpfelchen in meinem Testament auf ein i setze. Ich flehe dann gleich ganz ergebenst um Verzeihung zu Ihren Diensten!' Würde dann der Tod erwidern: ‚Bitte ganz gehorsamst, Herr Graf! Wollen Sie noch durchaus nach Belieben verfahren! so würden Sie sich an

Rücksicht sogar beeilen, mit Ihrem i-Punkt fertig zu werden und ihm in die Unterwelt zu folgen. Wehe aber, wenn der Sensenmann Ihnen zurufen würde: „Keine Redensarten, vorwärts!“ Dann würden Sie noch im letzten Todeskampf sich emporrichten und mit hochmüthig zugekniffenen Augen, gerümpfter Nase und schnarrender Stimme ihm entgegnen: „Sie scheinen zu vergessen, Herr, Herr — wie heißen Sie doch gleich, Sie mit der Rippenweste? — daß Sie die Ehre haben, mit Sr. Erlaucht, dem Grafen Esbern-Snarre auf Snarre zu sprechen. Ich muß sehr bitten!“ Und der Tod, sich besinnend, würde unterthänigst die Kniekochen zusammenschlagen, sich verneigen und eine Entschuldigung stammeln — das heißt, wenn's nach Ihrem Willen und Ihren Anschauungen ginge, Herr Graf!“

Snarre lachte laut auf und sah dem schelmisch plaudernden und ihn nicht nurichtig kennzeichnenden Mädchen wohlgefällig in die Augen. Er mochte ihre Art gar zu gern, und so sehr ihm Susannens Ernst gefallen hatte, so fand er das neckische Wesen dieses frischen Naturkindes doch viel anziehender.

(Fortsetzung folgt.)

Von den Leichenfeldern des Waldes.

Ein Bild aus dem Zerstörungsgebiet der „Nonne“.

Von **Arthur Achleitner.** Mit Zeichnungen von **Fritz Bergen** und **K. Federer.**

„. . . Den Bäumen nimmt der Herbst das Laub,
Der Tod im Walde 1881 . . .“
Lenau.

Die Liebe des Deutschen zum deutschen Walde ist mit ein Stück germanischer Stammesart, sie hat, so weit die deutsche Zunge klingt und Sangesbrüder wohnen, poetischen und klangreichen Ausdruck gefunden in dem herrlichen Liede „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben!“ Poeten und Tondichter preisen des deutschen Waldes Schönheit, sie pflanzen mit flammender Begeisterung in die junge Volksseele die Liebe zum götterge-weihten Hain, die mit dem Menschen wächst, groß wird und so lange währen wird, als es deutsche Wälder giebt.

Leider ist eine Zeit des Jammers für den deutschen Wald herangebrochen, eine Zeit der Vernichtung stolzer Baumriesen auf Flächen, die das Auge kaum mehr abzuschätzen vermag. Wo Jahrhunderte hindurch über allen Gipfeln Ruh' gewesen, dröhnt dumpf der Axtschlag, ein Massenmorden herrlicher Waldungen hat begonnen, bedungen und erzwungen durch die vernichtende Thätigkeit des Fichtenspinners, auch „Nonne“ genannt, des Schreckens aller Forstleute.

Wohl hat es Nonnenraupen und -schmetterlinge zu allen Zeiten gegeben, aber seit der Mitte der fünfziger Jahre war ein so entsetzliches Massenauftreten dieses Waldverwüsters nicht mehr zu verzeichnen. Damals traten die Waldungen Ostpreußens bis nach Rußland hinein schwer; jetzt, fünfunddreißig Jahre später, haben wir ein Nonnenjahr zu verzeichnen, das zunächst Bayerns Waldungen gräßliches Unheil zufügt. Die stolzen schönen Bestände an Fichten und Kiefern auf der oberbayerischen Hochebene vom „Bayerischen Meere“, dem Chiemsee, herauf bis an die schmucken Anlagen Münchens und die Forste und Wildparke in nächster Umgebung der bayerischen Hauptstadt, dann die Waldungen in Niederbayern, der Oberpfalz und Schwaben sind jäh von den Nonnen überfallen worden und dem Untergange geweiht. Ein Wehschrei ganzer Völkerstämme dringt durch die Lande, vom Lech und der bergfrischen Ilar, von den tosenden Gebirgsflüssen und Sturzbächen des Hochlandes, aber auch schon zittert der Klageruf über die blaue Donau und vom Norden herab, vom meerumschlungenen Schleswig-Holstein, von Oldenburg und Schlesien kommt die Trauerkunde, daß auch die dortigen mächtigen Forsten der Vernichtung anheimgefallen sind.

Die Nonne.*
Zeichnung von K. Federer

Wer je dem geheimnißvollen Rauschen der wie im Traume flüsternden Bäume lauschte, die Wunderwelt des Bergwaldes, die Majestät der mächtigen Forste auf sich wirken ließ und all die Größe und Schönheit in sich aufnahm, dem mußte sich das Herz zusammenkrampfen bei der Kunde, daß auf Meilen in der Runde der ganze sattgrüne Kiefern- und Fichtenbestand rettungslos verloren sei durch die Gefräßigkeit eines einzigen Waldverwüsters. Der Liebe für den deutschen Wald zunächst ist es zuzuschreiben, daß in den Weherufe sich sofort die bittersten Vorwürfe mischten, einander folgender mehrmaliger Häutung ist die nun ausgewachsene Raupe (b) bräunlichgrün, mit blauen und rothen Warzen, und trägt auf dem zweiten Ring einen schwarzen, hinten blau, seitlich weiß gesäumten Fleck. Anfang Juli heigt die Raupe wieder den Baum hernieder, sucht sich einen passenden Riß in der Rinde und verpuppt sich dort, sich mit losen Fäden befestigend (c). — Kurze drei Wochen, und der schöne Falter sprengt die Hülle und fliegt im Tageslicht. Der Nonnenschmetterling hat seine hübsch gezeichnete, schwarzweiße Flügel und rosafarbigen, schwarzgeringelten Hinterleib. Das Weibchen (d1 und d2) ist bedeutend, um gut 1½ cm größer als der männliche Falter (d3), welch letzterer sich durch seine schönen buschigen, doppelt gekämmten Fühler sofort kenntlich macht.

* Unsere Abbildung führt die „Nonne“ vom Anfange ihres Daseins an in den verschiedenen Stufen ihrer Entwicklung vor. An dem Kiefernstamme sitzen die eben aus dem gemeinsamen Einelte geschlüpften Räupchen (a). Sie erscheinen zu Anfang des Mai, winzig kleine, schwarze Dingerchen, die nun netzmeise zwei bis drei Tage lang auf ein und demselben Flecke sitzen bleiben und im Frühjahrssonnenschein sehr rasch wachsen. Diese Raupenhäufchen nennt man „Spiegel“, ihre Vernichtung heißt in der Jägerzprache das „Spiegeln“.

Nach dieser ersten Ruhepause gleich beim Eintritt in die Welt kriechen die schon bedeutend größer gewordenen Raupen den Baum hinan und beginnen an dessen Nadeln ihre verderbliche Thätigkeit. Nach rasch auf-

daß man das Unheil nicht in etwas durch rechtzeitig getroffene Maßnahmen gemindert habe. Was die bayerische Forstverwaltung zu hören bekam anläßlich dieses Unglückes, das vorwiegend den Staat getroffen hat, läßt sich nicht einmal andeuten. Allein was ist menschliches Können und Wollen höherer Gewalt gegenüber! Den Milliarden von Nonnen hätten auch alle Forstleute der Welt nicht den Raubeinfall verwehren können. Zudem haben sich alle Versuche gegen das Massenauftreten der Schmetterlinge als wirkungslos erwiesen.

Holzhauer in dem von der Nonne zerstörten Walde.

Ich will versuchen, den Eindruck eines Ganges durch den Hauptherd der Nonnenverwüstung, den Ebersberger Park an der Bahnlinie München-Rosenheim, zu schildern.

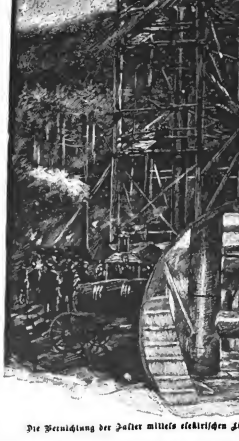
Wer in Kirchseeon, dem Sitze einer Anstalt zum Kyanisiren der Lärchenschwellen (eine vom Engländer Kyan erfundene Beizmethode, welche den Eisenbahnschwellen große Dauerhaftigkeit verleiht), die Bahn verläßt, wird verwundert auf das frische Grün der angrenzenden Bestände blicken, das in nichts eine Waldkatastrophe ahnen läßt.

Allein dort an der Straße, die forsteinwärts die Höhe hinanzieht, sind Soldaten des bayerischen Eisenbahnbataillons mit der Aufrichtung von Telephonstangen beschäftigt, und weiter unten wird die Waldbahn ausgesteckt, die in wenigen Wochen an 10 000 Tagwerk geschlagenes Holz zur Hauptbahn führen soll.

Die blanken Telephonstangen werden zum Führer in das Nonnengebiet, ein schmales Sträßlein biegt auf der Berghöhe ab, durch einen Wildzaun abgesperrt. Roth- und Rehwild mag dieses Parkthor abhalten, die vom Forstamt vorgezeichnete Grenze zu überschreiten, die gefräßige Nonne nicht. Schon erscheinen einzelne Fichten sonderbar weißlich, wie mit Mehl bespritzt, über das schmutziges Wasser gegossen wurde. Am Baumstamme sitzen die Falter wie angeklebt, doch noch vereinzelt. Wir haben das Parkthor hinter uns und wandern unter klatschendem Regen die tiefausgefahrene Straße quielschenden Fußes weiter. Ein schmaler Waldweg, links und rechts eingefaßt von kolossalen Baumriesen! Schon macht die Färbung stutzen, die Wipfel sind nicht grün, sondern rostbraun — dann aber baumabwärts nichts als dürre, abgestorbene Aeste, von weißen Flechten behangen, zum Himmel gestreckten Armen gleich, von denen das Gewand wallend herabhängt. Wie es so eigen durch diese unzähligen Bäume tropft!

Der Regen träufelt ohne Hinderniß von der Krone hindurch auf den Boden, der besäet ist mit abgestorbenen Nadeln; kein Kraut mehr im grünen, erquickenden Behang, sondern gelbweißlich oder schmutziggrau, und so der Stamm bis herab zur Wurzel! Bei näherem Zusehen ergiebt sich, daß Hunderte und Tausende der Faltern Stamm und Aeste belagern. Der Landregen zwingt augenblicklich das Insektenvolk zur unfreiwilligen Ruhe, aber trockene warme Luft macht es schwirren, und in weißen Wolkenschwärmen zieht es wäldermordend weiter. Es erfüllt bei regnerischer Witterung auch der auf einem Hügel aufgestellte „Exhaustor", der statt „Ausschöpfer" eigentlich „Einhaucher" genannt werden sollte, seinen Zweck als Nonnenfänger nicht. Ein seltsamer Anblick, dieser rothbehaubte Exhaustor, dem zur Seite zwei Lokomobilen, eine zur

Erzeugung des elektrischen Lichts und eine zur Hervorbringung des starken Luftstroms, stehen. Das viereckige Gerüst, das den Reflektor des elektrischen Lichtes und den Trichter des Exhaustors trägt, sieht einer Guillotine ähnlich, und im Grunde genommen ist der „Einhauchen“ auch ein Werkzeug, um die Verbrecher in Massen umzubringen. Wenn der Lichtstrahl der elektrischen Bogenlampe — die früher in einer Höhe von 25 Metern angebracht war, jetzt nach mehrmaligen Versuchen auf 8 Meter Höhe heruntergesetzt ist — das Waldesdunkel bei gutem Wetter erhellt, schwirren die Milliarden von Schmetterlingen in unheimlichen Schwärmen hervor und theils unmittelbar auf die Lichtgarbe, theils auf



Die Vernichtung der Falter mittels elektrischen Lichtes und Exhaustors.

das von der Lokomobile erzeugte Rauchgebilde zu. Aber nicht immer gelingt das Maffeneinfangen, nur jene Schwärmer, die vom Luftzug des „Einhauchers“ erwischt werden, verschwinden in dem weiten Hafse des Apparates und werden unten in Säcke gestampft und vernichtet. Man glaubt, mit solchen Versuchen an 100- bis 200 000 Falter während einer Nacht von ½9 abends bis 2 Uhr früh vernichten zu können.

In der That soll der Exhaustor noch die beste Vertilgungswirkung besitzen, während zahlreiche andere Vorschläge ohne praktische Bedeutung sind. So will der eine im Walde große mit Honig und Aepfelmus bestrichene Tücher als Fangmittel ausgebreitet wissen, ein anderer will die Schmetterlinge durch Steinkohlentheerrauch vernichten, ein dritter empfahl, mehrere Regimenter mit Vogeldunstgewehren auszurüsten und den Nonnen militärisch entgegenzurücken. Unter Leitung des Chefs der bayerischen Forstverwaltung, Ministerialrath v. Gaughofer, haben in einzelnen Revieren Versuche mit Waldeuchtfeuern und „Nonnenlichtern“ (Zündfackeln) stattgefunden, von denen letztere sich als praktischer erwiesen, da das intensive Licht die Schmetterlinge aus den höchsten Beständen anlockt, ohne daß die Luft wie bei den Leuchtfeuern besonders erwärmt wird. Um aber die zu Tausenden herbeifliegenden Thiere zu fangen, muß eine große, mit Klebestoff bestrichene, durchscheinende Leinwandfläche aufgespannt werden. Alle diese Maßnahmen sind eben Versuche, die endgültig nicht abgeschlossen sind. Glücklicherweise scheint die Natur selbst als beste Helferin bei der Vernichtung der Nonnen auftreten zu wollen. Man hat beobachtet, daß der Durchfall (eine bekannte Raupenkrankheit) viele Raupen vernichtete, und thatsächlich konnte man vielfach den üblen Geruch verfaulenden Gewürmes wahrnehmen. Ein anderer Beobachter hat eine Menge getödteter Puppen gefunden, welchen Schlupfwespen entschlüpften. — Verlassen wir den Exhaustorhügel, so gelangen wir nach kurzer Wanderung durch eine junge, völlig abgeforstete Kultur zum Forsthaus „Diana“; abseits von demselben stehen drei Blockhütten, in welchen zu je 60 Mann die Holzarbeiter kampiren. Für gebirgleriſche Bedürfnisse bieten die Hütten genügende Bequemlichkeit, und die jeweils schichtfreien oberländler Holzer kochen inzwischen den knäftigen „Rehel“ (Schmarrn, Mehlspeise), der lange vorhält und eben warme Kost ist, indeß die Arbeiter aus anderen Gegenden sich an Speck und Fleischspeisen halten. Während im Forstrevier der Park über 400 Holzhacker arbeiten, ist im bedeutend größeren Revier zu Ebersberg eine ganze Armee von Holzknechten in vollster Thätigkeit, den Wald dem Erdboden gleich zu machen.

„Der Tod lost im Walde!“ klagt Lenau. Ein ächzend Sterben ist es auch, wenn ein Baumriese nach dem andern prasselnd stürzt und dumpf am Boden aufschlägt. Wie eine Staubwolke wirbelt es dann empor zum trüben Himmel, die Nonnen verlassen den gefällten Baum, nachdem sie ihn gemordet. Ein düsteres, ernst stimmendes Bild! Auch die munteren Sänger verlassen den Forst, nur Meisen piepsen noch zuweilen in einem Gerümme, wo die Holzfäller noch nicht zu schlagen begonnen haben. Auf den neuerrichteten Telephonlinien haben sich ganze Schwärme von Schwalben niedergelassen, vielleicht hat Mutter Natur sie dorthin kommandirt.

Von seiten der Regierung ist ebenso wie vom Generalkomitee des Landwirthschaftlichen Vereins alles aufgeboten worden, eine Verminderung des Insektes herbeizuführen; bis Anfang August waren hiefür 31 000 Mark zu Versuchen ausgegeben. Im Vorjahre haben die Maßnahmen zur Verminderung der Nonne allein im Ebersberger Park 4000 Mark gekostet, und trotzdem ist gerade dieser mächtige Forst verloren. Ueber die Frage, ob fahlgefressene Föhren- oder Fichtenbäume lebensfähig bleiben und die Nadeln wieder wachsen, wenn nicht im nächsten Jahre abermaliger Raupenfraß eintritt, wird viel verhandelt und eine endgültige Beantwortung ist wohl nicht gefunden. Daß der Ebersberger Park niedergelegt wird, könnte füglich als eine Verneinung obiger Frage betrachtet werden.

Inzwischen kommen die Hiobsposten auch von den Gegenden am Auwerfee, dem Main und aus dem Hochland selbst, und noch ist kein Ende dieser Landplage abzusehen. Möge es gelingen, ihrer Herr zu werden, den „Tod, der im Walde tost“ zu vertreiben und neues Leben und Grünen zu schaffen!

Eduard Bauernfeld.

(Mit Bildniß Seite 581.)

Nachdem er fast neunzig Jahre gelebt und fast siebzig Jahre literarisch geschaffen, ist Eduard Bauernfeld am 9. August d. J. dahingegangen. Er hatte bis über die Schwelle des Patriarchenalters hinaus sich die geistige und körperliche Rüstigkeit in so hohem Maße bewahrt, daß man kaum mehr daran dachte, auch er werde der Natur den unvermeidlichen Zoll entrichten müssen. Das Selbstverständliche hat sich nun vollzogen, und es mutet uns merkwürdigerweise wie etwas Verwunderliches an — uns Wiener nämlich, die wir uns gewohnt hatten, den aufrechten Greis wie ein ewiges Wahrzeichen deutsch-österreichischen Schriftthums leibhaft unter uns wandeln zu sehen.

Bauernfeld, geboren in der österreichischen Hauptstadt am 13. Januar 1802, hat dem Theater mehr als hundert dramatische Werke geschenkt;

iede edeulische Gattung, von der Tragödie in Versen auf dem Umwege über die artistisch-manische Satire bis zu dem leichtest beschwingten Lustspiele moderner Gattung. Daneben lieferte er Erinnerungen, Epigramme, dramaturgische Abhandlungen, Romane, und als Ueberseher brang er in Shakespeare ein und schulte an Boz-Dickens seinen Humor. Recht alles, was er hervorbrachte, ist gleichvortrefflich; wer so viel schafft, thut oft einen Fehlgriff. So kommt es, daß auf seiner Rechnung Erfolge und Niederlagen einander an Zahl schier die Wage halten. Aber ein großer Theil seiner Schriften weist bleibenden Werth auf, nicht nur als dichterische Bethätigung an und für sich, sondern auch als Beitrag zur geistigen Entwicklungsgeschichte seines Vaterlandes. Ganz und gar kann er nur verstanden werden aus der Kultur und Politik Oesterreichs heraus. Er fühlte sich stets als Deutscher und betonte dieses Bewußtsein, wo sich ihm Gelegenheit bot, oder richtiger, wo er sie herbeiziehen konnte. Dabei hing er an der Scholle, auf welcher er geboren und emporgewachsen war, und so eindringlich er das Metternichsche „System" bekämpfte, das in seiner Jugend schwer auf ihm lastete, so beredt er die Fehler, Verirrungen und Sünden der Heimath geißelte — sie war ihm allezeit theuer, er konnte sich nicht von ihr losreißen, er brachte es nicht über sich, das Beispiel mancher österreichischen Schriftsteller des Vormärz zu befolgen: den österreichischen Staub von seinen Schuhen zu schütteln und auszuwandern. Es waren keine persönlich selbstsüchtigen Gründe, welche ihn zum Ausharren veranlaßten, denn sein Staatsbeamtenthum — er war damals bei der Lotteriedirektion angestellt — nahm er nie sehr ernst, und Weib und Kind, welche andere fesselten, hat er, der als alter Junggeselle gestorben ist, nicht besessen.

Im Jahre 1844 wurde sein historisches Schauspiel „Ein deutscher Krieger" zum ersten Male gegeben. Die österreichische Censur bewies daran die ganze Planlosigkeit ihres Thuns. Sie gestattete 1849 die Aufführung in einer Festvorstellung zu Ehren Radetzkys, dem der deutsche Einheitsgedanke wahrlich sehr ferne lag; einundzwanzig Jahre später, 1870, verbot sie es an mehreren Kronyubiläen. Weder Bauernfeld in seinen Lebenserinnerungen über die Erfahrungen berichtet, welche er mit der Censur gemacht hat, bildet überhaupt ein merkwürdiges Kapitel. Sein „Großjährig", eine Art Prolog zur Revolution, wurde 1846 zur Vorstellung am Burgtheater zugelassen. Nächstes Gönnerschaft war die Ursache. So durfte im Hause des Kaisers schärfste Kritik an der Bevormundung des Volkes, an Erzherzog Ludwig, dem damals allmächtigen Prinzen, und an dem Minister Grafen Kolowrat unter einem leichten, durchsichtigen Mäntelchen geübt werden. Auch der „Neue Mensch", ein lustspielhafter Epilog zur Revolution, wurde am Burgtheater dargestellt. Solche Zulassung erklärt sich keineswegs aus vorurtheilsloser Auffassung, sondern aus jenem Mangel an leitenden Grundsätzen, der sich leicht geltend macht, wo Gewalt und Willkür aus einer Ueberstürzung in die entgegengesetzte verfallen. Damals wußte das Publikum verstehen, zwischen den Zeilen zu lesen und zu hören, der Dichter wußte, um eine nach „oben" mißliebige Wahrheit zu verhindern, die Kunst der „Anspielungen" handhaben, das Lieblingsbeil in den Schleier der Harmlosigkeit hüllen. Die Wiener jubelten im Jahre 1846, als der Komiker Beckmann als „Schmerl" (lies: „Schmerling") unter der Weste ein schwarz-roth-goldenes Band hervorzog und flüsternd fragte: „Was ist das Deutschen Vaterland?" Und sie verstehen deutlich ihr Verbündnis, als in diesem Stücke dem jungen Hermann — er ist Redakteur des österreichischen Volk — gesagt wurde: „Sie sind im Mannesalter und lassen sich am Gängelbande leiten; Sie besitzen reiche und blühende Länderein, die unter fremden Händen verwildern. Sie haben Unterthanen, die man verwahrlost und unterdrückt; Sie sind ein Diener, ein Knecht, wo Sie Herr und Gebieter sein könnten! . . . Und deutsch wie ein Jüngling und der Mann war auch Bauernfeld der Greis. Im Jahre 1870 veröffentlichte er eine satirische Dichtung, welche vom Drama nichts als die äußere Form angenommen hatte: „Die Vögel, oder: die Freiheit in der Luft, oder: der Ausgleich". Darin spricht er die Aufgabe des Vaterlandes begeistert aus: „Oe-Reich werde, was dein letztes, schönstes Ziel! Deutsch-Oesterreich!"

Selbst in der nüchternsten Skizze von Bauernfelds Wesen — wie sie in der ersten Stunde nach seinem Tode sich einem formen mag — muß betont werden, daß Bauernfeld eine doppeltes Antlitz besaß. Auf der einen Seite beschäftigte er sich — unter Anwendung des landesüblichen Lustspielarsenals — harmlos und gutmüthig mit dem kleinen Gesindel des Salons, des Kuroctels, des alltäglichen Lebens — auf der andern Seite trat er als angespitzter politische Persönlichkeit auf. In der Privatdasein wie in seine schriftstellerische Bierkamerik griff die Polizei allezeit bestimmend ein. In das Frankfurter Parlament gewählt, brauchte er ihm gewordene Mandat nicht auszüben, weil er plötzlich erkrankte. Ein anderes Mal handelte er als Volksvertreter ohne Auftrag, auf eigene Faust. Der Absolutismus, der es verstand, jenes recht patriarchalisch auszuruhen, ließ manches Gesichtnig zu, das heutzutage undenkbar wäre. So konnte sich Bauernfeld, seinen Reichen dem direktionsdspunkt mit 400 Gulden Jahresgehalt, in der Tasche, der Hoffnung — er kennzeichnet die damaligen Zustände selbst als „gemüthliche Anarchie" — in Begleitung des Dichters Anastasius Grün (Graf Anton Auersperg) in die Hofburg begeben, dort, ohne zur Audienz gemeldet zu sein, eine Unterredung mit Erzherzog Franz Karl, dem Vater Kaiser Franz Josefs, begehren und — erhalten. Der kleine Beamte durfte dem Erzherzog die Bitte vortragen, Kaiser Ferdinand möge eine Verfassung verleihen, zu mit dem Versprechen einer solchen verließ er das Haus des Kaisers.

Der naiven Seite seines Wesens sind es in Stücken Ausdruck wie „Bürgerlich und Romantisch", „Das Liebesprotokoll", „Das Tagebuch", „Oelene", „Das letzte Abenteuer" ꝛc. Für politische Glaubensbekenntnisse wählte er, wie schon hervorgehoben, zu mitverhüllten Mantel zum Theil als Gefäß. Nirgends aber hat er sich so kräftig Luft gemacht in seinem Ingrimm gegen das Metternichsche Oesterreich wie in der zweibändigen Schrift „Die Freigelassenen. Eine Bildungsgeschichte aus Oesterreich". Das Motto lautet vielsagend: „Wir alle leben vom Vergangenen und gehen von Vergangenem zu Grunde". Nicht unbewußt läßt er hier die Meinung des Verfassers erraten, daß ein Volk, geradeso wie der einzelne, an den Sünden der Väter schwer zu tragen habe.

Sollen wir kurzweg sagen, in welchem seiner Stücke die ganze Eigenart des Dramatikers Bauernfeld sich uns am schärfsten ausgeprägt scheint, so müssen wir sein „Aus der Gesellschaft" nennen. Da die Bauernfeld die Vorzüge des Bürgerthums gegen die überkommenen Fehler des Geburtsadels ins Feld, ohne doch dabei zu vergessen, daß er für das Burgtheater schreibt, dessen Logen durchweg von der Aristokratie besetzt sind; und so wendet er sich nur gegen jene Adeligen, welche hinter der Zeit zurückstehen und sich entehren, daß sie hinter ihrer Standesgenossenschaft als ehedem, und er führt den anderen, den richtig gedachten und entwickelten Adel in einem Prachtexemplar vor, in dem Grafen Lübbenau, der — über alle Schranken sich kühn hinwegsetzend — in bürgerliche Nagda Werner heirathet und auf die ihm gestellten Vorhalte erwidert: „Ich denke, ich habe Muth genug für zwei beide". — Das selbst der alte Graf Federn hat bei aller Kleinlichkeit, Beschränktheit und Schwachhaftigkeit einen Zug von Ritterlichkeit, welcher den streitbaren Verehrer des Stückes mildert.

In den letzten Jahren übte Bauernfeld Witz und Ironie in scharfen Stachelversen. Was er noch für die Bühne verfaßte, hatte nichts zu Kampf, nichts mit Angriff zu thun. Auf dem Sterbebette beschäftigte er sich mit einem Lustspiele „Die Hilfsköpfe". Ob es gut ist oder nicht — jedenfalls darf man begierig sein, zu erfahren, was der Spätreife dem Dichter gezeitigt hat. Als Ueberraschungen hat Bauernfeld so viele stehen lassen. Glaubte er selbst sich schon verloren, so fand er sich von neuem wieder empor. Im Januar 1888 veröffentlichte er ein Gelegenheitsgedicht, in welchem er unter anderem wehmüthig äußert:

„. . . seit gestern zählt' ich volle Sechsundachtzig.

Und da hat man keine Schreibelust mehr."

Acht Monate später trat er mit dem Trauerspiele „Aktivator" hervor. Im Alter von 26 Jahren hatte er zum ersten Male Mißbrauch, den „unsteten Helden und Frauenliebling", zur Hauptperson eines Dramas gemacht; dieses blieb Bruchstück, und fünfzig Jahre später führt er es aus; aber die Arbeit genügte ihm nicht, und so vollbrachte er zum undenklich Jahre nach der ersten Fassung die — wie er sich ausdrückt — „hoffentlich letzte Bearbeitung nach einem neuen Plan" . . . Itzt alles dings ist's vorbei. Das Schlußtalent eines Lebens voll Bewegung und voll fruchtbarer Emsigkeit ist beendet. Bauernfelds Hand wird keine Feder mehr führen, aber das Erbe, welches er hinterläßt, wird noch kommenden Geschlechtern erzählen, wie reich dieser Mann gewesen ist.

Ferd. Gross.

Helgoland — Deutsches Land.

Es ist ein seltener Fall in unserer Zeit, daß ein Stück europäisches Land nicht infolge eines blutigen Waffengangs, sondern lediglich durch freie diplomatische Vereinbarung aus dem Besitze des einen Staates übergeht in den eines andern. Der hochbedeutsame Vorgang, die Uebergabe der Insel Helgoland seitens Englands an Deutschland, hat sich in den Tagen des 9. und 10. August dieses Jahres abgespielt mit dem ganzen Ernst und der Würde, wie sie einem solchen Akte beute zukommen. Helgoland ist seit von Rechtswegen das, was es auch unter englischer Herrschaft thatsächlich gewesen — deutsches Land.

Schon bei dem ersten Bekanntwerden des deutsch-englischen Abkommens, in welchem die Abtretung Helgolands an Deutschland vorbehältlich der Genehmigung des britischen Parlamento ausgesprochen war, hat die „Gartenlaube" — wie sie zuversichtlich glaubt, im Sinne aller ihrer Leser — der hohen Freude und Genugthuung des deutschen Volkes über diese friedliche Wiedergewinnung eines verloren gegangenen Stückes deutscher Erde Ausdruck gegeben. Es bleibt ihr heute nur noch die Aufgabe, die Festlichkeiten kurz zu schildern, unter denen das „Grüne Eiland" in den Verband des Deutschen Reiches aufgenommen wurde, und von denen unsere Abbildungen die hervorragendsten Züge festzuhalten bestimmt sind.

Noch am Abend des 8. August wußte man auf der Insel nicht genau um welche Stunde die Uebergabe erfolgen würde. Nur, daß der folgende Tag, der Sonnabend, für die Förmlichkeit ausersehen sei, das wußte man, und daß der erste Sonntag des deutschen Helgolands ihm den Besuch seines Kaisers bringen nach dem Auf der ganzen Insel herrschte geschäftiges Treiben; im Konversationshause des Seebades rüstete man sich für die Festmahlzeiten, und der Fremdenzustrom war ein ungemeiner. Sogar fast zu groß für die beschränkten Räume, die zur Verfügung standen.

Schon herrschte völlige Dunkelheit, da wurden an den äußersten Enden Plakate angeheftet, in welchen der englische Gouverneur Barkly den Bewohnern der Insel Mittheilung machte, daß am 9. August nachmittags 1½ Uhr der Vertreter des deutschen Kaisers, der Staatssekretär v. Boetticher, eintreffen würde, um von Helgoland Besitz zu ergreifen. Er forderte die Beamten und Einwohner auf, sich zu der angegebenen Zeit an der Landungsbrücke einzufinden und dort den Minister zu empfangen.

Und so geschah's. Zur vorgeschriebenen Stunde erschienen in Stadt der Insel die deutsche Korvette „Victoria" und der Aviso „Pfeil", beide Schiffe umjubelt von der Insel und bald nach 3 Uhr brachte ein Boot den „Pfeil" die deutschen Beamten an die Landungsbrücke. Da kam unter

dem Minister der Korvettenkapitän Geißler, der künftig die militärische und die maritime, und der Geheimrath Wermuth, der die bürgerliche Verwaltung der Insel führen soll, und mit ihnen verschiedene andere höhere Beamte. Nach kurzer Begrüßung ging es sofort hinauf nach dem Oberlande, nach dem Garten des Gouverneurs, wo englische Matrosen die Ehrenwache hielten. Der englische Gouverneur verliest den Artikel des Vertrags, in welchem die Abtretung Helgolands an Deutschland ausgesprochen ist, Staatssekretär von Boetticher übernimmt mit einer kurzen Ansprache die Insel in die deutsche Verwaltung — kaum hat er geendigt, wird neben der britischen Flagge die deutsche gehißt. Hochrufe und der Gesang „Deutschland, Deutschland über alles" begrüßen sie, und beide Wimpel flattern einträchtig nebeneinander bis Sonnenuntergang; dann werden sie beide eingezogen, die englische, um nicht wieder emporzusteigen. Die Vertreter beider Staaten aber halten sich inzwischen im Konversationszelte zu einem festlichen Mahle zusammengefunden, friedliche Tischreden geben der Bedeutung dieses friedlichen Besitzwechsels geziemenden Ausdruck und feiern die vertragschließenden Souveräne — dann aber verläßt der englische Gouverneur die Insel unter dem Donner der Geschütze von den beiderseitigen Kriegsschiffen, sein Amt auf Helgoland ist zu Ende.

Das war der amtliche Theil der Uebergabe. Am andern Morgen hat sich das Bild verändert. Noch in der Nacht ist ein stattliches deutsches Geschwader auf der Höhe von Helgoland eingetroffen. Als die Sonne emporsteigt, da umlagern acht Panzerschiffe und verschiedene andere große deutsche Kriegsfahrzeuge nebst der Torpedoflotille die Südseite der Insel. Ober- und Unterland haben ihre Nacht ein Festgewand von Kränzen und Fahnen angelegt, am Ausgang der Landungsbrücke ist an schlanken Flaggenmasten die riesige Willkommenschrift aufgehängt: „Helgoland grüßt Dich, Kaiser!" Schon von Tagesanbruch an haben die Kriegsschiffe Marineabtheilungen ausgeschifft, Abtheilung auf Abtheilung, die stramm, in ihrer kleidsamen Tracht so prächtig anzuschauenden Offiziere der Marinetruppen fahren sie hinauf nach dem auf dem Oberlande befindlichen Paradeplatze; schließlich sind's im ganzen an 3000 Mann, mehr als die Insel Einwohner hat. Immer schaltet, fesselnder wird das Bild. Das Seebataillon mit seinem Musikcorps nimmt an der Landungsbrücke Aufstellung und bildet Spalier.

Eine neue Bewegung. Die Helgoländer Jungfrauen, die den Kaiser begrüßen wollen, nähern sich der Brücke. Es sind fünfzehn bildhübsche junge

Die Uebergabe der Insel im Garten des Gouverneurs.

Der Kaiser betritt Helgoland.

Mädchen in ihrer ebenso eigenartigen als kleidsamen Tracht. Den Kopf bedeckt eine bunte, perlengestickte, kleine Mütze nach Art der altdeutschen Schaube, von dem Rande derselben fällt eine breite weiße Spitze über Stirne und Kopf, das Antlitz reizvoll umrahmend. Ein faltiger seidener Rock läßt hinten das grellrothe, mit gelber Borde eingefaßte Unterkleid frei. Ein helles buntfarbiges Tuch bedeckt die Schultern, an den aufgebauschten Aermeln spielen große silberne Anhängsel. Der Hals trägt einen silbernen Schmuck, einer breiten Brosche gleich, in der Herzen und kleine Fische durch eine Fülle filigranartig gebildeter Figuren zusammengefaßt sind, meist ehrwürdige Familienerbstücke von hundertjährigem Alter.

Es ist zehn Uhr geworden, ein schöner Sonntagmorgen lagert über der Insel und den Tausenden der Harrenden. Da plötzlich, wie mit

einem Zauberschlage, geht über die Toppen der deutschen Kriegsschiffe der Flaggenschmuck, die Kanonen des ganzen Geschwaders öffnen ihre Schlünde, ein Donnern und Dröhnen, als ob die Welt untergehen sollte! Es ist der Gruß der Flotte an ihren Kaiser, der auf der „Hohenzollern" heranDampft, gefolgt von der „Irene", die den kaiserlichen Bruder, Prinz Heinrich, trägt, und von zwei Torpedobooten. Er nimmt die Flottenparade ab, dann umfährt auch die „Hohenzollern" wie Tags zuvor die „Victoria" die Insel, und endlich, eine Stunde nach jenem Geschützgruß, löst sich von der kaiserlichen Jacht ein von 12 Matrosen gerudertes Boot, es nähert sich der Landungsbrücke, alles nimmt seine Plätze ein und setzt sich in Position, die Truppen präsentiren, Musikklänge, Hurrahrufe — der Kaiser hat die Brücke betreten und schreitet dem Lande zu.

Da wird ihm eine sinnige Huldigung. Aus der ihn umgebenden Menge der Empfangenden, der Beamten, die ihre Meldungen erstatten, der Helgoländer Bürger, die ihren neuen Landesherrn begrüßen, tritt auf einmal die anmuthige Gestalt eines Mädchens: es ist die Sprecherin der Helgoländer Jungfrauen, Fräulein Buse, und unter schlichten herzlichen Gedichtworten überreicht sie dem Kaiser ein kleines Wunderwerk aus Binnen — eine kunstvolle Nachbildung der Insel, ihrer Häuser, Thürme, Felder, des umgebenden Meeres ꝛc. — alles aus Binnen. Sie bittet ihn, er möge auch dem kleinen Eiland und jüngsten Theilchen seines Reichs Schutz und Gunst angedeihen lassen. Tausend reicht er ihr die Hand, und jetzt neue Hurrahrufe, neue Musikfanfaren und noch einmal donnender Geschützdonner — Kaiser Wilhelm II. hat den Fuß auf den neugewonnenen Boden Helgolands gesetzt!

Das Aufziehen der Kaiserstandarte auf Helgoland.

Zeichnung von H. Lüders.

Sofort geht's hinauf nach dem Oberlande. Ein beinahe lebensgefährliches Gedränge entsteht, denn die Straßen von Helgoland sind eng und eine einzige Treppe führt vom Unterlande hinauf nach der Felsenplatte. Bei dem Leuchtthurme hat das Militär ein Viereck gebildet, umgeben von einer tausendköpfigen Menge und alsbald beginnt der Gottesdienst unter freiem Himmel. Es ist die Einleitung und Vorbereitung zu dem feierlichsten Akte der Einverleibung, der Verlesung der kaiserlichen Proklamation an die Helgoländer. Der Kaiser begrüßt darin seine neuen Unterthanen, die „auf friedlichem Wege in das Verhältniß zum deutschen Vaterlande zurückgekehrt sind, auf welches die Geschichte, die Lage und die Verkehrsbedingungen der Insel hinweisen," und die „durch Gemeinschaft des Stammes, der Sprache, der Sitten und Interessen den deutschen Brüdern von jeher nahe gestanden haben." Er sichert ihnen und ihren Rechten seinen Schutz und seine Fürsorge zu, eine wohlwollende und nachsichtige Berücksichtigung und möglichste Erleichterung des Ueberganges, indem das lebende Geschlecht von der Erfüllung der allgemeinen Wehrpflicht im Heer und in der Flotte befreit bleiben soll. „Mit Genugthuung," so schließt die Proklamation, „nehme ich Helgoland in den Kranz deutschen Inseln wieder auf, welcher die vaterländische Küste umgiebt. Möge die Rückkehr zu Deutschland, die Theilnahme an seinem Aufstreben, seiner Unabhängigkeit und Freiheit Euch und Eueren Nachkommen zu dem Segen gereichen! Das walte Gott!"

Als der Minister von Boetticher die Proklamation zu Ende gelesen hatte, da glaubte man, der ganze Akt sei nun vorüber. Aber es kam noch einmal trat der Kaiser vor und hielt selbst noch die folgende Ansprache:

„Kameraden der Marine! Vier Tage sind es her, daß wir in denkwürdigen Tag der Schlacht von Wörth feierten, an dem uns meinem hochseligen Großvater von meinem Herrn Vater der Befehl übertragen wurde, die Truppen des neuen Deutschen Reiches gegen Frankreich zu führen. Heute nach 20 Jahren verleihe ich diesem Tage noch ein Stück deutschen Landes, ein deutsches Band, das wieder ein, wie Kampf und ohne Blutvergießen, wie ein Bollwerk zur See zu werden, den deutschen Herden sichern ein Schutz- und Trutzbund für unsere Kriegsschiffe, ein Hort und Schutz für die deutsche Meer gegen jeden Feind, den es einfallen sollte, auf den Fetzen sich zu pflanzen. Ich begreife hierin den Besitz von diesen Inseln, dessen Bewohner mich ersucht habe, und ich hoffe zum Frieden hoffen, daß meine Soldaten und daneben unserer Marine gehören werde."

Unter dem Salut der Inselbatterien und sämmtlicher Schiffe gab der Befehl des Kaisers vollzogen. (Siehe unsere folgende Abbildung).

Jetzt übersiedelt eine Abordnung der Helgoländer dem Kaiser, gleichfalls als Ausdruck auf dessen Proklamation, eine Dankesadresse; die Helgoländer „blicken in Zukunft der Zeit entgegen, welche mit der vom Kaiser ausgesprochenen feierlichen Besitzergreifung der Insel beginnt. Dann zerstreuen sich das Volk, soweit das bei der räumlichen Beschränkung der Insel möglich ist; Kaiser Wilhelm aber versammelt im Gouvernementshause eine auserlesene Gesellschaft, darunter auch die Aeltesten der Helgoländer, die seelischen Trinksprüche folgen sich rasch, denn des Kaisers Zeit ist gemessen. Ein Viertel vor fünf Uhr, ziemlich genau wie Stunden nach der Landung, dampfte die „Hohenzollern" wieder ab, der große Tag des deutschen Helgolands ist vorüber.

p. f.

Blätter und Blüthen.

Ein Jubiläum. Kein Morgenständchen und keine Tafelmusik, keine Abordnungen und keine Adressen, keine Festreden und Festartikel bezeichnen das Jubiläum, das wir im Sinne haben. Derjenige oder vielmehr diejenige, welche im Mittelpunkte aller dieser Huldigungen stehen müßte, hat längst die Augen geschlossen, und menschliche Ehren erreichen sie nicht mehr. Aber in der Stille soll der Gedenktag doch gefeiert werden mit ein paar Zeilen der „Gartenlaube", und er soll nicht unvergessen bleiben in der großen Schar ihrer Leser; denn diese Leser sind in erster Linie berufen und befugt, mitzufeiern.

Es sind jetzt genau 25 Jahre her, seit E. Marlitt ihre erste Novelle in der „Gartenlaube" veröffentlicht hat; es war die Nummer 36 des Jahrgangs 1865, in welcher „Die zwölf Apostel" erschienen, denen dann sofort 1866 der große Roman folgte, welcher den Ruhm der Marlitt auf einem Schlage unerschütterlich begründete, die „Goldelse".

Die Marlitt war nicht eigentlich von jener fabelhaften Fruchtbarkeit, die jetzt so häufig auch gute Talente nur allzu rasch erschöpft; nenn größere Romane und vier kleinere Erzählungen sind in dem Zeitraum von 22 Jahren aus ihrer Feder geflossen. Selbst in der illustrirten Gesammtausgabe, die gegenwärtig erscheint und beinahe abgeschlossen vorliegt, 10 hübsche Bände; der neunte Band „Das Entenhaus" enthaltend, ist in diesen Tagen ausgegeben worden, so trifft der wohlendet kinterlassene, von verständnißvoller Hand in ganzen Reihe durch ein Spiel des Zufalls zusammen mit dem Gedenktag des Erstlingserfolges.

=

Vom X. internationalen medizinischen Kongreß in Berlin.

Mit Abbildung S. 584 und 585.) Berlin fand wohl während der ersten Augusttage im Zeichen der Schlange, jener Schlange, welche sich um den Stab Asklaps windet und mit so langen Augen ihre beiden Jünglein pflegen läßt, deren eines Prophylaxie und deren anderes Therapie redet.

Eine hochansehnliche Versammlung weilte in seinen Mauern, wie man es alten ehrwürdigen sah. Nicht der Zahl nach allein, obwohl man 5600 Aerzte einschrieb in die Listen der Theilnehmer; etwa die Hälfte waren Deutsche, unter den übrigen aber waren die Vereinigten Staaten von Nordamerika allein mit 623, Rußland mit 421, England mit 353, Oesterreich mit 139 vertreten, und auch Australien, China, Japan, die Gestade der Korbillieren, Mexiko, das Kapland und nicht zu vergessen Frankreich, welches dem menschenfreundlichen Zwecke die alle politische Empfindlichkeit überwindende, Thränen aufpreßende Mogelsahne. Auf der ganzen Schlachtreihe wies zum X. medizinischen Kongreß freudig zusammengeströmten Volkes verrichte ein so hingebendes, begeistertes und aufrichtiges Ringen nach Wahrheit, ein so uneutwegtes Streben nach Vervollkommnung des Wissens und Könnens, daß jeder einzelne gleichsam geadelt wurde von der großen menschlichen Idee, in deren Dienste er stand.

So fühlte sich die Stadt hochgeehrt durch die Gäste, deren friedliche und menschenfreundliche Arbeiten zur Ausbreitung des Wissens und zum Heile der Menschheit in den einzelnen 18 Sektionen sich zusammenbrachen in den Morgenstunden die festigen Mauern, welche bei ihren Kollegen wieder zu Schülern wurden, zusammenführten. Etwa siebenhundert anzemeldete Vorträge hielten Asklaps Jünger, die übrigens theilweise recht alte Herren waren, in Athem, und die medizinische Ausstellung mit ihren wunderbaren Präzisionsinstrumenten und Präparaten und technischen Erfindungen auf dem Verbandsinstrumentarium auf dem Gebiete der Arzneimittel nahm die Zeit in Anspruch, welche die Sektionen ihnen etwa freigelassen hatten. Dabei stand noch manches andere auf dem Programm der edlen Gäste: so die Besichtigung von Krankenhäusern, Bindeanstalten und Irrenhäusern, Arbeitshäusern, Schlachtviehmärkten und Kanalisationsbauten, auf welchen Gebieten Berlin unbestritten mit die erste Stelle unter allen Weltstädten einnimmt; erstreut es sich doch infolge seiner Musteranstalten einer verhältnißmäßig sehr geringen Sterblichkeitsziffer.

Damit aber auch die anmuthige Weiblichkeit — außer den acht anwesenden Aerztinnen wohnten etwa dreißighundert Damen in der Rolle von Gattinnen, Töchtern oder Schwestern dem Kongreß bei — ihre Rechnung fände, sahen wir Bälle, Ausflüge in die noch immer nicht hinreichend gewürdigte schöne Umgebung Berlins, Sammellokale in der Regel erscheinenden Festgeistes angesagt, an deren Besitz wie an dem kleinen gastlichen Heimathsgute im Kampfloch man die Aerzte auf der Straße erkannte. Wir fanden die „Schlangenmenschen", wie sie der Berliner Volkswitz getauft hat, in allen Tonen, gewöhnlich truppweise in der Nähe von Stangsdämmen, das Berliner Straßenleben beobachtend oder in offenen Droschken Rundfahrende. Ein wahres Babel von Sprachen war die Reichshauptstadt geworden und die lateinischen Namen gräßlicher Begriffe bildeten oft das einzige Bolapük der verschiedenbrachigen Gelehrten. Der Landarzt, der junge Streber, der Geheime Sanitätsrath mit grauem Haar, der schwerthärtige Militärarzt, der medizinische Forscher, das sind alles Typen, welche man mit einem Schlage Scharfsinn an den umherwandelnden Aerzten zu unterscheiden vermag.

Alle Theilnehmer aber, die Damen und Ehrengäste eingeschlossen, vereinigten sich bei den allgemeinen Versammlungen, deren erste, diesenige, welche am 4. August den Kongreß eröffnete, der Künstler in unserem Bilde festgehalten hat. Der Schauplatz war der große Cirkus Renz, und dies kann niemand wunderlich erscheinen, der bedenkt, daß Hippokrates, der Vater der Medizin, zu deutsch „Rosebändiger" heißt. Aber abgesehen davon hätte man in Berlin keinen herrlicheren, einschließlicheren, weihevolleren Raum finden können als diesen, sonderbar dazu namhafter Künstler ihn für diesen Zweck hergerichtet hatte. Neben der vor einem nischenartigen Bau aufgestellten Rednerbühne erhob sich der vortrefflich gemalten Ansicht des Hauptgaals aus den Thermen des Caracalla eine von Blattpalmen und Blumenkronen gezierte Tribüne, auf welcher sich zu Beginn der Sitzung die Präsidenten und die Vorstände der Kongreßgebäude, Bureaux und Ausschüsse, sowie die Ehrenmitglieder, die Vertreter der Regierung und der Stadt Berlin, die Ehrengäste und die Vertreter der auswärtigen Regierungen, die Vertreter der Universitäten und Akademien, die Vertreter der Presse und die Beamten des Kongresses, die Vorsitzenden der Sektionen und ihre Schriftführer, die Vorstände der Ausstellungen und die Vertreter der Gemeinde Berlin niederließen. Ueber ihnen hing das Bildniß Kaiser Wilhelms I., des Protektors des Kongresses, und zu beiden Seiten desselben die Porträts der Kaiserin Augusta und des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, welche beide dem Kongreß ihr Protektorat zugesagt hatten. Ein Kranz von Lorbeer und Eichenlaub umschloß das Bildniß des Kaisers, und Lorbeerbäume standen zu beiden Seiten der Tribüne, auf welcher sich die Vertreter der Reichsregierung, des Kultusministeriums, der Universitäten, der Akademien, der Stadt Berlin, der Ehrengäste und der auswärtigen Regierungen niederließen. Ueber ihnen hing das Bildniß Kaiser Wilhelms I., des Protektors des Kongresses, und zu beiden Seiten desselben die Porträts der Kaiserin Augusta und des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, welche beide dem Kongreß ihr Protektorat zugesagt hatten. Ein Kranz von Lorbeer und Eichenlaub umschloß das Bildniß des Kaisers, und Lorbeerbäume standen zu beiden Seiten der Tribüne, auf welcher sich zu Beginn der Sitzung die Präsidenten und die Vorstände der Kongreßgebäude, Bureaux und Ausschüsse, sowie die Ehrenmitglieder, die Vertreter der Regierung und der Stadt Berlin, die Ehrengäste und die Vertreter der auswärtigen Regierungen, die Vertreter der Universitäten und Akademien, die Vertreter der Presse und die Beamten des Kongresses, die Vorsitzenden der Sektionen und ihre Schriftführer, die Vorstände der Ausstellungen und die Vertreter der Gemeinde Berlin

Allerlei Kurzweil.

Scherzbilderräthsel.

Buchstabenräthsel.

Als Stolz der Hausfrau kennt man mich.
Lieg' ich im Spind fein säuberlich;
Am Platz bei falschem Wort und Treiben
Bin ich, wollt Ihr mich kopflos schreiben.

Emil Root.

Homonym.

Mit „der" ein König in weitem Bezirke,
Mit „die" eine Tochter von hohem Gebirge,
„Der" braucht zur Reise selten den Fuß,
„Die" bringt alle Tage Alpengruß.

Zifferräthsel.

Wenn zwischen Holz und Rinde
Sich dent 1 2 3 4,
3 4 2 1 geschwinde
Dient dann als Stütze dir.

Doppelräthsel.

Die Buchstaben dieser Figur sind so zu ordnen, daß jowohl die vier Buchstaben jedes Quadrats als auch die der vier Doppeldiagonalen bekannte Wörter ergeben. Die Quadrate bezeichnen: links, einen weiblichen Vornamen, unten, eine Stadt in Ungarn, rechts, eine italienische Insel, oben, einen römischen Kaiser. — Die Doppeldiagonalen bedeuten: 1—4, ein Buch der Bibel, 2—7, eine als Heilmittel verwendete Pflanze, 3—6, einen Gott der Babylonier, 5—8, eine Stadt in der Schweiz.

A. St.

Kapselräthsel.

Ein kurzes Wort will ich dir geben —
Ein jeder braucht's zum Unterhalt,
Es hat nicht Geist, es hat nicht Leben,
Und dennoch alltzeit es viel galt.
Nicht Füße hat es, um zu gehen,
Und dennoch geht's von Hand zu Hand,
Nicht vor dem Grenzpfahl bleibt es stehen,
Rastlos läuft es von Land zu Land.
Die Weisen es als Glück dir preisen,
Und doch bringt Glück es nimmermehr,
Du kannst die Welt mit ihm bereisen,
Doch läßt das Herz es öd' und leer.
So sehr sein Werth wird auch gepriesen,
Es hat nicht und es giebt nicht Geist,
Es zählet zu der Erde Riesen,
Doch gilt als geistlos, wer es preist. —
Und wirst du seine Laute trennen
Und füllst den leeren Raum ein „du",
Dann kann ein Wörtlein ich dir nennen,
Das jedem noch gebracht die Ruh.
Ein Kränklein ist es, das hilft tragen
Dir auch des Lebens schwerste Last,
Nicht seufzen wirst du und nicht klagen,
Wenn du es zum Begleiter hast.
Du brauchst's in schwerer Arbeit Tagen,
Du brauchst's, wenn elend du und siech,
Ja selbst das Glück wirst du ertragen
Viel leichter, wenn's zum Herzen stieg.
Ein Riese ist es, wie das Erste,
Nicht hat's der Unmuth, nicht der Zorn,
Es trägt der Lasten allerschwerste
Und schützt dadurch vor manchem Dorn.

Ernst Kornumpf.

Logogriph.

Fahrzeug mit 1,
Ein Fisch mit b;
Ein Sänger war's
Vormals mit d.

Auflösung des Anagrammes mit Akrostichon auf S. 580:

Anker, Udine, Seidl, Eidechse, Ismael, Gallien, Eider, Nektar, Fischer,
Resina, Kaiser, Kanker, Kyrilien, Falster, Taramel.
Aus eigener Kraft.

Auflösung der Skataufgabe Nr. 5 auf S. 580:

Der Gegner in Vorhand kann aus der Vergleichung seiner Karten mit der aufgelegten Karte des Spielers entnehmen, daß der letztere auf 9 niemals gestochen werden kann, wenn es der Vorhand unmöglich ist, ihre Eichelkönige (♣K, ♠K) abzuwerfen. Dagegen ist es dem Spieler selbst kaum auf 8 zu fangen, wenn Vorderhand die übrigen sechs Schlagkarten in der Hand hat. Gleichwohl würde es lebhaft, wenn Vorhand sofort ♣ aus 9 herausspielte, wollte, denn, wenn es ist im Skat liegen, könnte Hinterhand alle weiteren, weniger der langen Schellen der Eicheln abwerfen, und der Spieler muß dann gewinnen. In dieser Möglichkeit anhaltschießen, muß daher Vorhand zuerst den ♣K vorspielen, um dann kann der Freund in Hinterhand nicht mehr darüber im Zweifel sein, daß der Spieler noch auf ♣ zu fangen ist, und wird jeder beide ♠ und ♥ und ♣ abwerfen. Wenn alles so ist, so nimmt das Spiel folgenden Verlauf:

1. ♣K, ♣9, ♣J,	5. ♥D, ♥Z, ♠9,
2. ♣D, ♣Z, ♣K,	6. ♥K, ♥9, ♠J,
3. ♣9, ♣Z, ♠D	7. ♥9, ♥8, ♠Z,
4. ♣9, ♣8, ♠K	8. ♥7, ♥7, ♠9,

9. ♠7, ♠8 +

Auflösung des Zifferräthsels auf S. 580: Ohrenbe.

Sternbilderräthsel.

Von A. Weirelbaum.

Auflösung des Homonyms auf S. 580:

Gericht.

Auflösung des Räthsels auf S. 580:

Aal — Wal.

Auflösung des Trennungsräthsels auf S. 580:

Eingang — Ein Gang.

Auflösung des Buchstabenräthsels auf S. 580:

Astronom — Gestronom.

In dem unterzeichneten Verlage ist soeben erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

E. Marlitt's Romane und Novellen.

Illustrierte Gesamt-Ausgabe.

Neunter Band: „Das Eulenhaus".

Die Band-Ausgabe von **E. Marlitt's** illustrierten Romanen und Novellen erscheint **vollständig in 10 Bänden** zum Preise von

3 Mark elegant geheftet, 4 Mark elegant gebunden.

Vierteljährlich ein Band. Bis jetzt erschienen: Band 1 bis 9.

Inhalt: Bd. 1. **„Das Geheimniß der alten Mamsell".** — Bd. 2. **„Das Heidprinzesschen".** — Bd. 3. **„Reichsgräfin Gisela".** — Bd. 4. **„Im Schillingshof".** — Bd. 5. **„Im Hause des Kommerzienrates".** — Bd. 6. **„Die Frau mit den Karfunkelsteinen".** — Bd. 7. **„Die ins Frau".** — Bd. 8. **„Goldelse".** — Bd. 9. **„Das Eulenhaus".** — Bd. 10. **„Thüringer Erzählungen"** (Inhalt: „Wimmanns Magd", „Die zwölf Apostel", „Der Blaudart", „Schulmeisters Marie").

☞ Auch in 75 Lieferungen zum Preise von 40 Pf. zu beziehen. (Alle 14 Tage eine Lieferung.) Bis jetzt erschienen: Lfg. 1 bis 67. ☜

Bestellungen werden jederzeit in beinahe allen Buchhandlungen angenommen. Wo der Bezug auf Hindernisse stößt, wende man sich direkt an die

Verlagshandlung von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

Halbheft 20. 1890.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1890. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Sonnenwende.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(1. Fortsetzung.)

Roman von **Marie Bernhard.**

3.

Als die Thurmuhr von Sankt Lukas die vierte Morgenstunde schlug, bog ein einsamer Wanderer um die scharfe Ecke, welche die gewaltige alte Kirche, ein Denkzeichen aus dem vierzehnten Jahrhundert, hier bildete, und blieb vor dem Hauptportal stehen.

Es fiel kein Regen mehr, allein die Wolken hingen so tief, als wollten sie sich jeden Augenblick von neuem entladen. Eine lichtlose, stille Märznacht! Nur von den Dächern rieselte und tropfte es, sonst unterbrach kein Laut die tiefe Ruhe. Der Mann war in einen dunklen Mantel gewickelt und hatte einen breitrandigen Hut tief in die Stirn gesetzt; er schob ihn jetzt ein wenig zurück, um unbehindert die Kirche ansehen zu können, deren gewaltiger Bau nur wie eine dunkle, drauende Masse vor ihm lag. Wie weisende Finger hoben die Eckthürme sich gen Himmel, und ein leichter Nachtwind, der sich eben aufmachte, erzeugte oben in den Schallröhren ein seltsames, fernes Klingen. Der Mann im Mantel umging die Kirche und blickte die Straße hinab, die sich rechts von ihm ausdehnte; der „Holländer Weg“ hieß sie, und gleich das dritte Haus darin war ein stolzes Gebäude aus alter Zeit, reich mit Schnitzwerk und allerlei sonderbarem Zierat versehen. Der Wanderer sah daran hinauf, als erwartete er von dorther irgend eine Botschaft, er wandte sich dann wieder zu der Kirche zurück und ließ seine Blicke hin- und hergehen — endlich drehte er sich hastig ab und ging mit beschleunigten Schritten über den Lukasplatz durch die nächstliegenden Straßen und über eine Brücke hinweg, unter welcher der breite Fluß, noch halb in eisigen Banden gefangen, in starrem Schweigen ruhte. Nur hier und da waren die Schollen voneinander geborsten, und mit leisem Gurgeln drängten sich dunkle Wasser dazwischen, unaufhaltsam schiebend und treibend, still geschäftig und rastlos bei ihrem Werk. — Das Haus, bei welchem der eilig Ausschreitende endlich stehen blieb, lag ein wenig abseits von den andern, gleichsam von der breiten, schönen Straße auf Vorposten gestellt; es war auf einer leichten Anhöhe erbaut, hatte einen hübschen Garten hinter sich und mußte im Sommer, seiner freien, erhöhten Lage wegen, einen schönen Blick bieten

Das IV. deutsche Sängerbundesfest in Wien: Die Gruppe „Germania“.
Zeichnung von F. Aybkowski.

über die Vorstadt hinweg, über grüne Gärten und Anlagen bis zum Fluß hinüber und der bläulichen Kette des Gebirges, an dessen Fuß sich die ernsten dunklen Waldungen der königlichen Forsten schmiegten.

Im ersten Stock dieses Hauses waren mehrere Fenster auffallend hell erleuchtet, und namentlich eines von ganz ungewöhnlicher Breite und Höhe warf ein leuchtendes Viereck von Licht und Glanz auf den Boden, den jetzt der Fuß des einsamen Mannes betrat.

Er öffnete mit einem Hausschlüssel das Thor und durchschritt einen hohen, behaglich erwärmten und beleuchteten Treppenflur, welcher verschiedene Thüren zur Rechten und Linken und im Hintergrunde eine breite Doppeltreppe aufwies, von einem schön geschwungenen Geländer aus gußeisernen Ranken und Blumen begrenzt.

Hier stieg er empor und trat durch eine Thür zur Rechten in einen sehr großen weiten Raum, der die ganze Tiefe des Hauses einnahm und dessen Höhe zwei Stockwerke maß. Das einzige Fenster nahm fast die ganze Vorderwand für sich in Anspruch — von ihm, trotzdem es von innen verhängt war, fiel jener helle Glanz in die tiefe Nacht hinaus.

Trotz seiner Größe war dieser Raum gut durchwärmt und strahlend beleuchtet durch zahlreiche Wandlampen und eine Krone, die an starken bronzirten Ketten von der Decke niederhing. In einem prächtigen, mit buntem Marmor ausgelegten Kamin loderte ein helles Feuer, und das Knacken der Holzscheite mischte sich mit dem leisen, schwirrenden Ton, mit welchem die Gasflammen in ihren Glaskelchen sangen.

Ueberall an den Wänden hingen herrliche Gobelins, schwere, schillernde Stoffe aus Brokat, Sammet und Seide; Ritterrüstungen, Standarten und hohe, allerthümliche Banner in allen Ecken, dazwischen wundervolle Spiegel in Barockrahmen; tiefe Sessel in den verschiedensten Formen und Farben standen umher, kunstvoll geschnitzte Gläser, zart wie ein Hauch, schweres metallenes Trinkgeräth, getriebene Schilder, Waffen jeder Gattung, — und, regellos vertheilt, Staffeleien, große und kleine, mit Landschaften, Porträts, Entwürfen bestellt; auf einem niedrigen Tisch, der trotz seiner Größe federleicht auf Rollen ging, lagen dick gefüllte Skizzenmappen und lose Blätter, Kartons, Reißbretter, Kohlenstifte — das ganze malerische Durcheinander eines Künstleratelliers, schön und reich in jeder seiner Einzeltheilen, geschmackvoll in der scheinbar mühelosen, zufälligen Art seiner ganzen Anordnung.

Auf dem Fell eines riesigen Eisbären, dessen ausgestopfter Kopf mit unheimlicher Lebendigkeit den Rachen aufriß, lag ein mächtiger schwarzer Neufundländer, mit weißem Brustfleck und weißen Vorderfüßen. Köstlich hob sein seidenglänzendes, leicht gelocktes Schwarz sich von dem blendenden Weiß des Eisbären ab, und über beides zuckte der unruhige Feuerschein und warf rothe Reflexe hierhin und dorthin.

Der Hund hatte beim Oeffnen der Thür den mächtigen Kopf, der zwischen den Tatzen lag, erhoben und ein leises bewillkommnendes Knurren ausgestoßen.

Jetzt hielt er sich offenbar nur mit Mühe auf seinem Platz; die schönen, ausdrucksvollen Augen unablässig auf den Eintretenden geheftet, mit dem buschigen Schweif in immer kürzeren Zwischenräumen den Boden klopfend, wartete das gut geschulte Thier mit Ungeduld auf den kleinsten Wink seines Herrn, der ihm eine andere Begrüßung gestattete.

Vorläufig blieb dieser Wink aus; wie ein Träumender stand Dehmont inmitten seines Ateliers, er sah sich darin um, als erblickte er es zum ersten Male, er vergaß, Hut und Mantel abzulegen, und unter den zusammengezogenen Brauen starrten seine großen, dunkelgrauen Augen jetzt unverwandt auf die Arabesken des Smyrnateppichs, welchen sein Fuß betrat.

Endlich raffte er sich auf, athmete tief, warf den Mantel auf den nächststehenden Sessel, den Hut rechts auf den Boden und rief mit halblauter Stimme:

„Ego!“

Sofort sprang der Neufundländer empor und war in drei Sätzen bei ihm. Wie ein treuer Freund den andern zum Willkommen umarmt, so legte das Thier, aufrecht stehend, seine Pfoten auf die Schultern seines Herrn und drückte seinen klugen Kopf unter einem leisen Freudengewinsel an dessen Brust.

„Schön, Alter, schön! Jetzt genug! Ich will aus Feuer!“

Er zog mit einer raschen Bewegung den Tisch mit den Mappen und Skizzen nahe zu sich heran und warf sich in einen breiten niedrigen Lehnstuhl dicht am Kamin. Der Hund hatte ihm aufmerksam zugeschaut, jetzt begann er gleich einer sorgsamen Hausfrau aufzuräumen; er faßte den Hut seines Herrn behutsam mit den Zähnen und trug ihn in eine Ecke auf eine Polsterbank, ebenso die Handschuhe und den Regenschirm, dann streckte er sich wohlgefällig zu Delmonts Füßen hin und sah von Zeit zu Zeit erwartungsvoll zu ihm auf . . . er wußte es ja genau, sein Herr würde schon, nach seiner Gewohnheit, mit dem treuen Gefährten zu reden anfangen.

Wie viele einsam lebende Menschen hatte auch der Deutsche die Eigenthümlichkeit, Selbstgespräche zu halten, meist laute, ja geradezu schreiende Sätze, die für einen Zuhörer — hätte er einen gehabt — schwerlich einen Sinn besessen haben würden. Frau Kramm, seine Haushälterin, von Natur redselig, klagte sehr über die große Schweigsamkeit ihres Herrn und meinte zu ihrer Nachbarin, da der sie sich des öfteren für ihre erzwungene Enthaltsamkeit entschädigte: „Und wenn er überhaupt einmal spricht, dann ist es noch am ehesten mit dem unvernünftigen Vieh!“ — Mit dieser Bezeichnung that aber Frau Krämer dem wackeren Neufundländer entschieden Unrecht; derselbe war durchaus kein „unvernünftiges Vieh“, vielmehr so begabt und feinfühlig, wie man es selbst bei Hunden dieser feinen und klugen Rasse selten antrifft. Dämon hatte ihn von der dritten Woche seines Daseins an aufgezogen, sich selbst jeder Mühe und Unbequemlichkeit, welche die Wartung eines jungen Hundes mit sich bringt, unterzogen und in der That in seinem „Ego“ eine Art von Freund gewonnen, ein „anderes Ich“, das seinen Herrn so gut kannte wie niemand sonst, das alles was dieser ihm zu sagen hatte, anhörte, ohne zu widersprechen oder etwas auszuplaudern, das jede Stimmung verstand und würdigte, nichts vergaß, aber auch nichts nachtrug und mit zu erschütternder Liebe und Treue an seinem Beschützer hing. Des waren nicht zu unterschätzende Vorzüge, und bei Frau Krämer war es offenbar Eifersucht, wenn sie dieselben nicht anerkannte. Die biedere Frau gestand es überhaupt häufig, daß sie für ihr Theil aus ihrem Professor nicht klug werde. Auf der einen Seite von einer wahrhaft erstaunlichen Mäßigkeit und Anspruchslosigkeit, entwickelte er auf der andern eine Verschwendung, die ihr, die einer „verständigen Frau“, unbegreiflich erschien — miethete die ganze Haus sammt Garten, wie es stand, auf ein Jahr, um höchstens zwei bis drei Zimmer darin zu bewohnen, — wurde mit hereinbrechender Dämmerung sein Atelier, sowie sein Eßer- und Schlafgemach glänzend erleuchtet zu haben, gleichviel, ob er darin sei oder nicht — es könne ihm ja einfallen, unerwartet heimzukommen, und dunkle, kalte Räume seien ihm ein Greuel, ließ diese Lichtfluth zuweilen bis gegen den hellen Morgen brennen, ohne daß außer ihm selber ein einziger Mensch etwas davon hatte — lauter Dinge an, die, nach Frau Krämers Urtheil, schlechterdings alles Gerümpel waren und in den Trödelkram gehörten, handelte nie, sondern bezahlte Ausnumern, ohne eine Miene zu verziehen. Dabei trank er im Verlauf des ganzen Tages höchstens zwei Gläser Wein, rauchte selten eine Cigarette, spielte nicht Karten, hatte fast nie Besuch, und von weiblichen Wesen hatte Frau Krämers wachsames Auge bisher nur eine alte Frau aus dem Volk mit einem prächtigen Charakterkopf und ein paar kleine, drei- bis vierjährige Mädchen erblickt, die auf einem Gemälde Schneeglöckchen feilboten. Ein fetterer — ein unbegreiflicher Herr! Wenn sie — Frau Krämer — ihm etwas hoch hatte tragen halte, hörte er eigentlich nie zu, sondern unterbrach sie fast immer im zweiten Satz: es sei gut, sie möge das einstellen, wie sie wolle. Nur seinen bestimmt ausgesprochenen Wünschen ist behalf zu sehen, alles übrige war ihm gleichgültig. Ein schlechter Mensch konnte er doch nicht sein, denn er liebte Thiere und liebte Blumen; dies letztere war auch eine seine kostspieligen Leidenschaften, stets mußten Vasen und Schalen mit Blumen gefüllt in seinem Atelier wie im Wohnzimmer stehen, und seine herrlichen Blattpflanzen pflegte er eigenhändig.

Auch jetzt hob sich seine Hand wie mechanisch zu dem bereits Gesims des Kamins empor und griff in eine Majolikaschale, die bis zum Rande mit duftenden Blumen gefüllt war; sie stammten aus dem Treibhause — natürlich! wie sollte es im März anders sein! — Von den Maiblümchen, Tazetten und Krokus hinweg tastete seine Hand sich weiter, fast war's, als ob er etwas suchte.

da! Ein paar weiße Flieder dolden und zwei kleine Veilchensträuße blieben in seiner Rechten hängen, und nun brachte er sie, wohl in Zerstreuung, an seine Lippen. Der Duft war schwach, kaum merklich, aber ein träumerisches Lächeln ging über das Gesicht des Mannes hin und blieb in den Augen stehen. — Vor ein paar Stunden, da war er, ziel- und zwecklos durch die geschmückten Räume des Weylandschen Hauses irrend, wie getrieben von einer unseren Unruhe, wieder in den Tanzsaal gekommen, wo ein geübter Spieler an dem schönen Blüthnerschen Flügel saß und harten, dröhnenden, unsäglich taktmäßigen Rhythmen einen Wiener Walzer herunterdrosch. Die Jugend tanzte Cotillon, und der Professor Delmont, war immer wieder nun diesen Tanzsaal herumgeirrt und war eingetreten, um zuzuschauen, und wieder fortgegangen, weil es ihm widerwärtig war, zu sehen, wie so viele Arme — meist waren es uniformirte — sich um die eine, begehrteste Tänzerin legten und sie immer von neuem lächeln und sich verneigen und danken mußte.

Und da war er mit einem raschen Entschluß zu der hübschen, noch emporgethürmten Pyramide mit den Blumensträußen getreten — was kümmerte es ihn, ob die Zeit dazu jetzt schon war oder nicht! — und hatte mit raschem Griff dasjenige, welches ihm von den niedlichen Sträußchen das schönste schien, herausgesucht, war auer durch den Saal auf sie, die mit ihrem flotten Tänzer, dem schlanken Ulanenlieutenant, lachte, zugegangen und hatte gesagt: „Wenn ich auch kein geübter Tänzer bin — das Recht jedes eingeladenen Gastes, mir hier ein Sträußchen zu holen, darf ich mir doch nicht nehmen lassen. Wollen Sie diese Blumen von mir annehmen und mir dafür eine Extratour schenken?“

Und sie, mit einem frohen, überraschten Lächeln zu ihm aufsehend, meinte: „Ja — watzen Sie denn? Ich dachte, Sie thäten das überhaupt nicht!“

„Sonst nicht — seit vielen Jahren nicht — wollen Sie aber nicht die Ausnahme getten lassen?“

„Mit Freuden!“

Und er, der das Tanzen einen schreienden Unsinn genannt, er, der seit undenklichen Zeiten keinen Fuß dazu gerührt hatte — da flog er über das glatte Parkett hin, seine schöne, weißgekleidete Tänzerin im Arm. Er sah auf das glänzende, mußbraune Haar herab, dessen gefiederte Löckchen unter dem Hauch seines Mundes leise erbebten. Wie sie reizend war, auch beim Tanz! Ihm fiel eine Strophe aus einem Gedicht ein, das er einmal irgendwo gelesen:

„Wie eine Blume lag sie mir im Arm,
Die sich im Abendwinde wiegt und schmiegt!“

Zögernd nur gab er sie frei; er wurde unwillig, wenn er dachte, sie sollte den tanzen Cotillon hindurch mit diesem Ulanen-Offizier, der so durchtriebene Augen machen und so herzlich lachen konnte, vereint sein. Und sie lachte gern, hatte ein so liebliches, goldtöniges Stimmchen, das ansteckend wirkte! Hatte sie doch ihn, der das Lachen fast verlernt zu haben meinte, mit ihrer kindlichen Fröhlichkeit angesteckt, daß er sich selbst kaum wiedererkannte! Fast reute es ihn, nicht den ganzen „Unsinn“, womit er den Cotillon meinte, als ihr Tänzer mitgemacht zu haben! Lächerlich! Er und Cotillon tanzen! Vor kleinen kokketten Gänschen in die Kniee sinken und nach emporgeworfenen Taschentüchern springen und sich Schneebälle von Papierschnitzeln ins Gesicht werfen lassen und was sonst der albernen Geschmacklosigkeiten mehr waren; er wäre sich reif fürs Narrenhaus vorgekommen, er hätte sich das selbst kaum jemals verzeihen können. Nun, der lustige Ulanenlieutenant hatte auch herzlich wenig von seiner Tänzerin, sie wurde ihm jede Minute entführt, und er sah ihr jedesmal ganz kläglich nach! —

Allgemach war auch der Cotillon beendet worden, die geplünderte Pyramide wurde von einem Bedienten hinausgetragen, die jungen Damen zerstreuten sich hierhin, dorthin, es wurden ihrer immer weniger, — die Herren setzten sich noch im Rauchzimmer beim Bier fest. Delmont stand, eine Cigarette zwischen den Lippen, an der Thür, die zum Hausflur führte und die, der in den Zimmern herrschenden Hitze halber, fast ganz geöffnet war. Eine Dame nach der andern kam die mit Decken belegte Treppe, welche nach der Garderobe führte, herab, in Mantel und Kappe vermummt, auf trippelnden Füßchen, schwatzend, lachend, — endlich auch sie, das süße, junge Gesicht von einem weißflockigen Seidenschawl wie von einer Sommerwolke umhüllt, beide Hände voller Blumen, aber nicht plaudernd und scherzend, sondern ernsthaft vor sich hinschauend, ganz in Gedanken! Sie schrak heftig zusammen, als er ihr „Gute Nacht“ wünschte, und antwortete sichtlich bestangen. Dann war sie fort, und die ganze übrige Gesellschaft dünkte ihm unglaublich gleichgültig — er drückte dem Gastgeber die Hand, sagte der Hausfrau ein paar verbindliche Worte und ging hinaus in die dunkle und stille Märznacht, die urplötzlich einen Frühlingshauch mit sich brachte — einen ganz seltsamen, herzbeklemmenden Frühlingshauch. —

„Ja, ja,“ sing der Professor halblaut an, und Ego hob den Kopf und hörte zu, „gesteh' dir's nur ehrlich: es ist so! Hätt' nichts, es mit einem andern Namen nennen zu wollen! Hast oft gefürchtet, es könnte noch einmal so kommen — nun ist's mit einem Mal da!“ — Seine Stimme verlor sich in ein undeutliches Gemurmel, eine Zeitlang war in dem großen, weiten Raum nur das traulich schwatzen der Flammen im Kamin und das feine Singen des Gases zu vernehmen. „Wir haben kein Recht auf sie, Ego! Hörst Du? Kein Recht überhaupt auf das, was man Glück und Liebe nennt . . . wir nicht!“ Ego sah mit treuen, verständnisvollen Augen in die ausgeregten Züge seines Herrn — er hatte sich halb erhoben und stützte seinen Kopf tiefsinnend gegen Delmonts Knie. „Wenn die Leute das hörten, würden sie sagen: wozu braucht du auch Glück und Liebe? Du hast ja deine Kunst, die kann dir Ersatz sein für alles! Man darf nicht zuviel vom Schicksal fordern! Meine Kunst, jawohl! Wir haben uns nicht ganz umsonst glühend um sie beworben, uns halbtodt um sie gequält! Sie giebt uns Begeisterung — Trost — und Brot — Ehre — Ansehen — aber auch Glück, volles, wirkliches Menschenglück, Ego? — aber auch Liebe?“

Des Professors Hand ruhte jetzt auf dem Kopf des Hundes. Er hatte sich vorgeneigt und starrte in das Feuer. Immer hatte er das geliebt — eine seiner frühesten Räuberinnerungen galt den Augenblicken, da er als ein kleines Knäbchen vor der halboffenen Ofenthür gekauert und die spielenden Flammen beobachtet hatte . . . da waren ihm allerlei verworrene Gedanken gekommen . . . Bilder, wie es sein müßte, wenn er erst groß und berühmt sein würde und ein Mann — — jetzt war das alles eingetroffen, er sah da, mit Gold, Ehren und Ruhm überhäuft, er war an Fürstenhöfen empfangen und von Künstlern ausgezeichnet worden, zu denen er als Jüngling nur in scheuer Bewunderung aufzublicken gewagt hatte, — — in seinem hohen, weiten Prachtgemach saß er da, ein Künstler von Gottes Gnaden, ein Mann, der sich aus eigener Kraft zu der hochragenden Stufe, auf der er stand, emporgeschwungen hatte; es umgaben ihn die Meisterwerke seiner Hand — Schönheit, wohin das Auge blickte, — aber er war einsam, kein häusliches Glück blühte ihm, kein leichter, weiblicher Schritt, kein herziges Kinderlachen tönte durch den hallenden Raum, nur die Flammen knisterten, und in ihnen zeigte sich ihm ein Bild, ein grausiges Bild. So oft er auch schon gewähnt, es vergessen zu können, es stieg immer wieder vor ihm auf, um ihn mit bangem Entsetzen zu erfüllen, das Bild einer alten Schuld, das ihn seit seiner Jugend von Land zu Land jagte, ruhelos, friedlos, das ihn trotz aller seiner Erfolge zu keinem Lebensgenuß kommen ließ, ihm den gefüllten Becher vom Munde zog.

Ein Frösteln überlief ihn; er wandte sich rückwärts, wo auf einem breiten Gerüst in der Tiefe des Ateliers sein neuestes Werk, an dem er noch arbeitete, aufgestellt war: Karawane bei Kuforai in der Libyschen Wüste.

Wohl nur ein Künstler vom Schlage Delmonts, ein Mater, der sich durch seine geniale Auffassung und seine unvergleichlichen Beleuchtungseffekte Weltenruhm erworben hatte, konnte es wagen, ein Bild von dieser Ausdehnung mit verhältnißmäßig so unbedeutender Staffage zu schaffen. Denn die Karawane war Nebensache. So lebensvoll auch die Gruppe der Kameltreiber, der in weite, weiße Mäntel gehüllten Europäer, der brannen Araber anzusehen war, wie sie geschäftig nach längerer Rast zum Aufbruch rüsteten, während die Kamele noch halb aufgezäumt am Boden lagen, — die Hauptsache war doch die Wüste, die sich todt und kahl in weißflimmerndem Grau erstreckte, weit, unabsehbar weit, baumlos, strauchlos, eine unendliche Einöde. Am äußersten Rande des Horizonts zuckte es fahl röthlich auf, eine erste Ankündigung der Sonne, über dem ganzen Bilde aber lag ein blasser Dämmerschein, ein seltsam unirdisches Halblicht, das die Mienen wie Schatten und die hingedehnte Weite doppelt trostlos erscheinen ließ.

Auch Ego hatte sich zurückgedreht und musterte das Wüstenbild und darauf seinen Herrn, als wollte er sagen: ich erinnere mich!

Delmonts Hand glitt herab vom Kopf des Hundes; die Augen immer noch halb rückwärts gewendet, zog er ein Blatt Kartonpapier und einen Zeichenstift zu sich heran. Jetzt legte er das Blatt auf seine Kniee und setzte den Stift an — dazu murmelte er halb unwillig: „Nur die Hand!“

So wie sie ihm vorschwebte — nein, wie er sie in diesem Augenblick greifbar deutlich vor sich sah wie alles, was ihm einen starken Eindruck machte, so gab er die Form dieser schönen Mädchenhand mit raschen, festen Strichen auf dem Papier wieder. Sie hatte den Künstler entzückt und den Menschen begeistert, diese weiße Hand mit ihren ruhigen, vornehmen Linien — es lag so viel Charakter darin! Sie hatte keinen Ring getragen, nur einen prachtvollen, altertümlichen Armreif, den ihr Vater einmal für schweres Geld von einem Augsburger Raritätenhändler erstanden hatte. Delmont hatte den Reif bewundert, aber auch das feine, runde Handgelenk, das er umschloß! Da waren sie beide, der Armreif und die Hand, wie sie neben ihm auf dem Tisch gelegen hatten, regungslos und doch belebt!

Der Stift fuhr unruhig auf dem Papier hin und wider, es war, als hätte er Leben bekommen und trachtete nun danach, selbständig etwas zu leisten . . .

„Nur den Umriß des Kopfes!“ stützte der Künstler vor sich hin, abermals zu seiner eigenen Entschuldigung.

Und es kral mit überraschender Schnelligkeit das feine Köpfchen auf dem zierlichen Halse auf, die reizende Biegung des Nackens, an den die goldigen Löckchen sich schmiegten. Weiter nichts! Das Haupt war ganz abgewendet, nicht einmal das Profil war zu sehen, wie wenn das Mädchen sagen wollte: „Was geht ich dich an? Und was geht du mich an?“

Dieser gebieterische Stift! Dies brennende Verlangen, dem stummen, weißen Papier noch mehr zu sagen! Und endlich . . . was war's denn? Er wollte sich nun in der Künstlersprache zu reden, „von einem Eindruck befreien“. — Vielleicht — ganz traute er der Sache nicht! — aber vielleicht „befreite“ er sich wirklich; immerhin konnte er's versuchen!

Da fuhr es wie ein elektrischer Strom in den herrischen, nugeduldigen Stift, und rasch, rasch wie durch Zauber, kam etwas Wunderschönes auf den Karton, ein feines, edles Profil, hinter dem zierlichen Ohr eine köstliche, voll erblühte La France-Rose, die sich in das seidenweiche Haar schmiegte — dann noch einmal der verlebte Kopf, fast ganz dem Beschauer zugewendet, das süße, lächelnde Gesicht, die leuchtenden, klugen Augen, zum Sprechen getreu.

Ego hatte sich hoch emporgerichtet und sah seinem Herrn über die Schulter — seine ernsten Augen schienen zu fragen: „Was thust Du da? Wer ist dies?“

Sentzend, wie nach überstandener Mühsal, ließ der Künstler seine Hand sinken; er mußte sich gelungen geben, das fühlte er, denn von einem „befreienden Eindruck“ war nichts in ihm zu verspüren — im Gegenteil!

Gut, er war sich klar über sich selbst! Aber das war alles — weiter sollte und durfte nichts folgen. Wie ein fest entschlossener Mann, der ein schweres Opfer auf sich nehmen muß, stand er auf, öffnete ein breites Geheimfach seines Arbeitstisches, legte das Blatt mit den Zeichnungen zu unterst hinein und häufte Papiere, Skizzen, Kartons darüber, schloß ab, steckte den Schlüssel zu sich, zündete ein paar Kerzen auf einem Armleuchter an und stellte das Gas ab. Im Nu lag der mächtige Raum im tiefsten Dunkel, nur im Kamin gaben die langsam verglimmenden Holzblöcke eine rothe gedämpfte Glut, und die drei Kerzenflämmchen warfen einen ungewissen Schimmer auf die zunächstliegenden Gold- und Brokatstoffe, denen ein schwaches metallisches Funkeln entlockt wurde. Der Kunsthändler war aufgestanden, er dehnte seine prächtigen Glieder und gähnte laut.

„Ja, Ego, komm', wir wollen zur Ruhe gehen!“

Der Professor wandte sich noch auf der Schwelle zurück und sah nach seinem Arbeitstisch: das Geheimfach war gut abgeschlossen.

Aber wie er eine halbe Stunde später in seinem Schlaf in seinem Bett lag, da kam der Traumgott zu ihm und schloß das Geheimfach seines Herzens wieder auf und zeigte ihm Annie Gerold aufs neue, liebreizend und lebensvoll. Da sagte er ein paar halblaute, zärtliche Worte im Schlaf, und Ego, der zu seinen Füßen hingestreckt lag, fuhr in die Höhe und hob den Kopf, wachsam in die dunkle Nacht hinausspähend — er mußte, es nahte sich etwas Fremdes, Ungewohntes, — ein Schmerz für seinen Herrn . . .

4.

Ich werde es doch thun müssen!“ sagte der Marschallstimme Fritz von Conventius in gedehntem, elegischem Ton. Von ihm und der Umgebung, in der er sich befand, war wenig zu sehen, — derartig verfinsterten dicke Wolken von Tabaksrauch die Luft. Es war eine lange Pause in der Unterhaltung eingetreten, die durch diese Bemerkung des Gastgebers unterbrochen wurde.

„Thun? Was?“ knurrte der Baß des Rittmeisters Thor von Hammerstein dazwischen. Er war noch unsichtbarer als sein Kamerad Conventius, da er es in der Kunst, die riesigsten Ringelwolken von sich zu blasen, entschieden am weitesten gebracht hatte; zuweilen theilte er mit seiner großen Hand den Rauch und man konnte für einen Augenblick sein dickes, rundes Gesicht mit dem brandrothen Schnauzbart und den verquollenen Augen sehen.

„Nun — eben, — zur Antrittspredigt meines Vetters Reginald in die Lukaskirche gehen.“

„Donnerwetter!“ fuhr der Lieutenant Gründlich heraus und die braun und weiß gefleckte Hühnerhündin des Gastgebers, die unter dem Tisch in einen tiefen Schlaf versunken gewesen, begleitete den Fluch mit einem schmerzlichen Geheul. — Der Lieutenant hatte ihr in seiner Erregung unversehens einen Fußtritt gegeben.

„Na, so nehmen Sie sich doch aber in acht, Gründlich! Sie ruhig, Julchen, der Onkel hat's nicht gern gethan!“

„Sie müssen wirklich mehr an die Beine Ihrer Nebenmenschen denken, Gründlich!“ fiel Thors Baßstimme dazwischen; er hatte seine langen Beine so weit wie möglich von sich gestreckt und ebenfalls sein Theil abbekommen.

„Nebenmenschen ist wunderschön gesagt, Parsifal!“ ereiferte sich Conventius. „Quittire dankend in Julchens Namen, — sie nannte bei ihrer hochgradigen Intelligenz allerdings mit manchem Menschen auf. So, sprich dich, Julchen, sei gutes Thier, — hat dich der schwere Reiterei so arg getreten?“ Die Hündin hielt die Pfote hoch und reichte sie dem Lieutenant hin wie eine Kind, das sich von seiner Mutter trösten lassen möchte. „So, — so — g — t! Alles in Ordnung, Alte, nicht wahr? Ich bitt mir's aus, Gründlich, daß Sie ein andermal etwas leiser treten! Wir halten Sie sich denn überhaupt so kräftig zu verwundern?“

„Und das fragen Sie noch? Erlauben Sie mal, — wer Sie freiwillig in die Kirche gehen . . .“

„Ich habe Ihren Verstand überlastet, mein Guter! Ich war der einfältigen Meinung, Sie müßten hierfür eine Art von Verständniß enthalten! Parsifal, was sagst Du?“

Der Angeredete, wieder gänzlich von Rauch verdeckt, hustete erst noch ein paar kräftige Züge und griff dann nach einem Weinglase, das vor ihm stand und seine beliebte „Mischung“ enthielt: Cognac und Portwein, halb auf halb.

„Na,“ kam es endlich brummend heraus, „hingehen muß Du wohl!“

„Ich soll'?“ es denken! Und Ihnen, Gründlich, würde es durchaus nichts schaden, wenn Sie mich begleiteten! Denken Sie denn, mein Vetter hält Predigten wie eine Wassersuppe?“

„Ihr Vetter ist ein schöner Mensch — aber — na, was anderes wird er auch nicht zu predigen wissen wie die übrigen!“

„Und ich sag' Ihnen, er ist ein schneidiger Mensch, der Fritz und Leben in Gottes Wort zu bringen versteht — abgesehen davon, daß er sonst noch ein famoser Kerl ist und ich ihm so vieles verdanke. — Wo haben Sie denn übrigens jemals Gelegenheit gehabt, etwas vom Predigen zu sehen und zu hören in dem Lande . . .“

„Aha! Sehen Sie, unseres Gefäß, das Sie sind, das war Ihnen die Kirche gut genug. Pfui! Und dabei haben Sie Ihren edlen Namen zum Trotz, nicht 'mal die Sache gründlich betrieben, denn Sie sündigen allein durchs Leben!“

„Schleichen? Ich? Bei meinem schneidigen Tritt?“

„Jawohl, schneidig! Mein Julchen wird an diesen Tritt noch lange denken! Wo ist die Cousine geblieben?“

Gründlich zog die Schultern hoch.

Die Rückkehr des Sultans vom Selamlik.
Zeichnung von H. Lüders.

„Weiß ich's? Sie nahm nachher einen Gutspächter — war ein nettes Mädel —"

„Der Pächter?"

„Dummheiten! Ja, und seitdem hab' ich sie nicht mehr wiedergesehen."

„Gründlich, Sie sind ein gründlicher Don Juan! Und eben um dieser an sich verfluchten Eigenschaft willen sollten Sie uns, Thor und mich, schlankweg übermorgen in die Lukaskirche begleiten —"

„Was?" fuhr der lange Rittmeister aus seinem Phlegma auf. „Ich soll auch mitkommen? Könnte mich grämen!"

„Weil," fuhr Conventius unbeirrt mit erhobener Stimme fort, „eine ganze Anzahl sehr hübscher und junger Mädchen sich ohne Zweifel zu eben dieser Antrittspredigt in eben diese Lukaskirche begeben wird und Ihre profanen Augen Gelegenheit zu gründlichen Studien bekommen dürften. Wenn dabei noch ein Stückchen Moral in Ihrem verstockten Busen Wurzel fassen sollte . . . welch' ein Triumph für meinen Vetter! Meine neulichen Cotillontänzerin, diese reizende Annie Gerold, — ich weiß nicht, Parsifal, ob Du Dich ihrer noch erinnerst — eine kastanienbraune Haarfarbe — weißes Kleid — La France-Rosen — und —"

„Ja doch! Zum Donnerwetter, ich erinnere mich! Nun also, nach' weiter!"

„Die kommt also bestimmt auch hin, sie hat es mir selbst gesagt!"

„Hm! hm!" machte der Rittmeister und starrte ganz tiefsinnig in sein leeres Glas. „Predigt er sehr lange — Dein Vetter?"

„Na, einschlafen wirst Du nicht, mein lieber Alter, bei solcher Augenweide! Die Blumenmädchen, die Deinen klugen Namensvetter in der Wagnerschen Oper umgaukeln, können es sicher nicht mit dem hiesigen Damenflor aufnehmen! Also Du kommst?

Mit Weltgunde bin ich zu zweit'n!

Und Sie, Gründlich?"

„Na, ich weiß noch nicht, werde mir's überlegen!" Der Lieutenant stand auf, gähnte herzhaft und dehnte seine etwas dürren Gliedmaßen, wobei er von einem Fuß auf den andern trat — mit einiger Vorsicht, um Julchen nicht aufs neue zu beschädigen.

„Was — Sie gehen schon, Gründlich?" brummte Thor. „Am Ende komme ich auch mit Ihnen; hast Du noch Stoff vorräthig, Conventius?"

Der Angeredete nahm eine Flasche vom Tisch und hielt sie gegen das Licht. „Der Portwein ist hin, Du hast ihn bis auf den letzten Tropfen durch Deine unersättliche Gurgel rinnen lassen! Aber Cognak ist noch zu haben!"

„Danke schön! Ich komme lieber ein andermal wieder, wenn Du frische Zufuhr hast. Wo sind Deine Cigarren hingekommen?"

„Dicht vor Dir auf dem Tisch stehen sie!"

„Kunststück, bei dem Qualm was zu sehen! Auf Wiedersehen denn übermorgen in der Lukaskirche."

„Man wird sich kurios genug da drin ausnehmen!" Gründlich zog sich, während er dies sagte, den Waffenrock zurecht und langte nach seinem Paletot. „Und übrigens, was das schöne Mädel betrifft, diese junge Gerold, so fürchte ich, unsere Waffe hat verflucht wenig Aussichten bei ihr, — sie sah neulich heillos vergnügt aus zwischen den zwei Civilisten, die sich, wie mir's schien, beide etwas angesengt hatten."

„Unsinn!" murrte Thor dazwischen.

„Sie meinen, wenn eine so herzstürmende Persönlichkeit wie die Ihrige, noch dazu in der Montur, in die Schranken tritt, verschwindet alles einfarbige Tuch wie Schnee an der Sonne. Ich weiß doch aber nicht, lieber Haumenstein! Dies junge Fräulein hat eine ganz erstaunliche philosophische und klassische Bildung erhalten, ihr Vater war ein Stockteehrter, die alte Schwester, mit der sie lebt, liest ihren Kant und Schopenhauer wie unsereins die Fibel. Haben Sie von diesen Herren je etwas gehört?"

„Gründlich, lassen Sie ihn in Frieden! Sie sind ja heillos genau auf dem Laufenden!"

„Halte ich für meine Pflicht, Bester! Bei einem schönen Mädchen muß unsereins stets wissen, woher und wohin. Adieu denn!"

Die beiden griffen nach Säbel und Kopfbedeckungen und verließen klirrend und rasselnd die „Bude".

Der junge Conventius ging ein paar Mal gedankenvoll auf und nieder, ließ sich dann nachtäglig auf seinen Klaviersessel fallen und schlug leise mit der rechten Hand auf den Tasten Lobengrins Erzählung an:

„Zu fernen Land, unnahbar euren Schritten —"

Allmählich kam auch die Linke dazu, die herrliche Melodie schwoll an, wurde immer vollklingender und mächtiger. Der Lieutenant war ein vielseitig begabter Mensch: er zeichnete sehr hübsch, hatte viel Sprachtalent und spielte gut Klavier — zumeist nach dem Gehör, denn er war sehr sorglos in der Pflege seiner Gaben und viel zu bequem, sich eine große Technik anzueignen.

Inzichen hatte sich, da die Thür zum Schlafzimmer geschlossen war, in den entferntesten Winkel zurückgezogen und saß nun dort mit still ergebenem Gesicht. Sie liebte die Musik gar nicht, wußte aber, daß Heulen ihr nicht gestattet war und unmachschicklich zu schmerzhaftem Zerren an ihren lang herabhängenden Zöpfen bestraft wurde.

Jetzt klopfte es leise an die Thür und das rothe, runde Gesicht eines Burschen wurde sichtbar.

„Bitt' um Verzeihung, Herr Lieutenant, aber Frau Lehmann ist hier — Herr Pfarrer möchte gern den Herrn Lieutenant sprechen und fragt an, ob es hier oder oben genehm wär."

Der Lieutenant warf einen raschen Blick auf das mit blauem Rauch erfüllte Zimmer, die geleerten Gläser und Flaschen, die Cigarrenreste auf dem Tisch, die Lampe, die wie in einem Dunstkreis brannte, und erwiderte:

„Ich lasse grüßen und würde in zwei Minuten oben sein."

Er ging hastig in sein Schlafzimmer, warf den Hausrock ab und tauchte Kopf und Hände in eine große Waschschüssel; und dem er dies Manöver prustend und schnaufend mehrmals wiederholt und sich mit einem groben Tuch getrocknet hatte, trat er vor den Spiegel, zog den Rock wieder an, band die Krawatte fester und strich sich das Haar zurecht. Dann schnellte er nachdrücklich

„Kruschewsky, Du lüftest hier gehörig, oder gehörig — verstanden? Wenn ich herunterkomme, und ich rieche noch ein Atom von kattem Tabak, so dreh' ich Dir das Genick um!"

Mit dieser menschenfreundlichen Ermahnung stieg der Lieutenant, von Julchen begleitet, die Treppe hinan.

Eine freundliche alte Frau mit einem guten, gütigen Gesicht, unter einer schneeweißen Haube öffnete ihm die Thür — Frau Lehmann, Reginalds Amme, die ihr heimathliches Dorf, ihr Kinder und Enkel verlassen hatte, um ihren Liebling in der großen fremden Stadt nicht ganz allein zu lassen. — Die beiden Frau und die Lehmann, konnten einander gut leiden und lachten sich freundlich an.

„Gehen Sie nur gleich hinein, Herr Lieutenant, er ist vorn und wartet auf Sie! Mein Gott, Sie sehen ja so rosig aus im Gesicht — Sie werden doch nicht krank sein?"

„Bewahre, liebe Frau Lehmann! Ich bin bloß aus Versehen erröthet. Sie wiederzusehen! Komm', Julchen!"

Das helleerleuchtete, sauber aufgeräumte und von Blumenduft durchzogene Zimmer, das der Ulan jetzt betrat, stand im schärfsten Gegensatz zu der „Bude", die er soeben verlassen hatte. Die gediegene Möbel standen an den Wänden umher, ein großer heller Teppich bedeckte den Fußboden; über dem Sofa hing das lebensgroße Brustbild einer sehr schönen blonden Frau, der Reginald auffallend ähnlich sah.

Er hatte mit einem Buch neben der Lampe am Tisch gesessen und reichte seinem Vetter freundlich die Hand.

„Guten Abend, Fritz! Setz' Dich! Kann' ich Dir etwas zu rauchen und zu trinken anbieten? Nein? Nun, wie Du willst! Guten Abend, Julchen!"

Die wohlerzogene Hühnerhündin hatte dem Pfarrer ein Pfötchen hingereicht, und er schüttelte sie ihr wie einer guten Freundin.

„'s ist doch höllisch genüthlich bei Dir, Reg!" sagte der Lieutenant mit einem tiefen Athemzug, indem er sich behaglich in seinem Sessel dehnte.

„Höllisch ist für einen Geistlichen nicht ganz kommentmäßig, Fritz!" sagte der Pfarrer lachend. „Und warum, wenn Dir's bei mir so gefällt, kannst Du Dir nicht unten die selbe Gemüthlichkeit schaffen?"

„Das leiden schon die Kameraden nicht, denen ist am wohlsten, wenn angerauchte Cigarren und Karten und Gläser und Bierpfeifchen bunt durcheinander gemengt sind. Du hast im ganzen wenig Besuch."

„Bitte sehr! Soeben habe ich einen gehabt, noch dazu einen wichtigen.“

„Damenbesuch?“ fragte der Lieutenant gespannt.

„Nein, Du frivoler Mensch, nichts so Zartes! Wie sollte ich wohl auch dazu kommen?“

„Geh' Dich nur erst als wohlbestallter Seelsorger an der Lukaskirche fest, und Du sollst sehen, wie Dir die anmuthigen Beichtkinder zufliegen werden! Ein hübscher Kerl wie Du — ag', sieht Du denn nie in den Spiegel?“

„Natürlich, Fritzchen! Allein — ich kann nicht sagen, daß mich das, was ich da zu sehen bekomme, sehr entzückt! Ich bin ersteus nicht mein eigener Geschmack — und dann —“

„Nun?“

„Ich denke, das, was den Damen gefällt, ist ein ganz anderes Genre, als das meinige. — das interessante, fesselnde, ein wenig Mystere, das ihnen halb Furcht einflößt, sie doch und unwiderstehlich anzieht . . .“

„Sieh, was der geistliche Herr für Studien auf diesem Gebiet macht!“ lachte der Vetter. „Solch' ein Gesicht, wie Du es da beschreibst, paßt zu Zug für Zug auf diesen Maler, den Professor Delmont, den wir neulich bei Weylands sahen.“

Die Augen der beiden Vettern trafen sich einander, und der Offizier merkte zu seinem ungemessenen Erstaunen, daß der Herr Pfarrer verlegen war — seinem raschen Begriffsvermögen dämmerte etwas wie eine Ahnung auf, und frisch entschlossen steuerte er geradeswegs auf das Ziel zu.

„Deine schöne Tischnachbarin von Weylands wird sicher Deine Ansicht nicht theilen. Du weißt, ich war ihr Cotillontänzer — sie hat kein einziges Wort über Delmont zu mir gesagt, dagegen ich angelegentlichst nach Dir erkundigt!“

„Wirklich? Hat sie?“

„Ja — und daß sie bestimmt zu Deiner Antrittspredigt kommen will. Du wirst sie da wohl alle wiedersehen, die lieben kleinen Mädchen vom neulichen Abend. Wird es Dich nicht verwirren, all diese neugierigen Aeuglein auf Dich gerichtet zu sehen?“

„Nein, Fritz! Ich habe dann an Wichtigeres zu denken als an Mädchenaugen!“

Der Ulan ließ sich nicht so leicht irremachen.

„Ja, aber dieses Fräulein Gerold hat denn doch ein Paar ausgesuchter Augen im Kopf. Wetter noch eins! Wenn die so brennend und freundlich dreinsehen . . . 's wird einem doch Angst und bange um die linke Gegend herum! Die Kameraden wollen allesamt Visite schneiden — die Geralds sollen ein sehr hübsches Haus machen, haben auch viel Vermögen — schade, daß die Saison vorbei ist!“

„Ich habe mir auch vorgenommen, dort meinen Besuch zu machen!“

Conventins hatte den Blick niedergeschlagen und spielte mit der Quaste an der Tischdecke.

„Den Mann hat's!“ dachte der Lieutenant und musterte seinen Vetter mit einem ganz neuen Interesse. „Geh' einer den Duckmäuser an! Ist noch nicht recht warm hier geworden und verliebt sich stottweg in das schönste Mädchen, das uns hier vor die Augen gekommen ist! Gut, daß ich das weiß! War selber auf dem besten Wege, mich gehörig aufeugen zu lassen. Na, davon kann natürlich jetzt gar keine Rede mehr sein! Regi hat die Vorhand, und wir blasen in aller Stille zum Rückzug. Was der geistliche Herr für einen ausserlesenen Geschmack entwickelt! Ein schönes Paar giebt das ab! Sie wird doch kein Märchen sein und dieses Prachtexemplar von einem Menschen zurückweisen? Er hat sie mit diesem Professor im Verdacht, und wenn ich mich recht besinne, wie angelegentlich die zwei mit einander redeten, trotzdem er eigentlich Hertha Kreutzer, das kleine Affengesicht, zur Dame hatte . . . dummes Zeug! Warten wir's ab! Jedenfalls liege ich mich als liebenswürdiger Vetter in Reginalds Namen auf die Lauer!“

Bißartig waren diese Gedanken durch des jungen Mannes Sinn gegangen, während er ganz gesetzt erwiderte:

„Du wirst sehr wohl darau thun, bei Geralds Besuch zu machen. Fräulein Annie liebt ihre ältere Schwester schwärmerisch, und da diese Dame Geist und große Kenntnisse besitzen soll, dürftest Du ihr besser gefallen und mehr Eindruck auf sie machen als unsere gesammte Ulanenpracht!“

Reginald machte eine Bewegung, die sagen zu wollen schien, daß ihm daran nichts liege, und es trat eine kurze Stille ein, die Fritz endlich mit den Worten unterbrach:

„Du sprachst von einem Besuch —“

„Ja, ja, ganz recht. Entschuldige, Fritz! Es war der Grund, weshalb ich Dich herausbitten ließ — und nun hatte ich ganz vergessen —“

Welch ein Neuling in der Verstellungskunst! Der schöne, stattliche Mann war verlegen wie ein Kind; es gehörte wahrlich nicht viel Menschenkenntniß dazu, in seiner Seele zu lesen!

„Also, vor einer Weile war der Gefängnißdirektor Marner hier, ein verständiger, gescheiter Mann; wir hatten eine sehr lange Unterredung miteinander, und da Du besonders für diesen Zweig meines Berufs Interesse gezeigt hast, so wollte ich Dir mittheilen, was ich heute erfahren habe.“

„Nur zu, Freundchen! Ich kann es nicht leugnen, daß es zunächst die profane Empfindung der Neugier ist, die mich beherrscht — wie nämlich Du, vor dem ich im übrigen alle Hochachtung habe, Dich einer Angabe, die doch soviel Gewandtheit und Seelenkunde erfordert, gewachsen zeigen dürftest!“

„Ja — darauf bin ich selbst neugierig!“ entgegnete der Prediger ruhig. „Jedenfalls werde ich thun, was in meiner Macht steht.“

„Hat Dich der Direktor mit Deinen neuen Pflichten als Gefängnißpredigter bekannt gemacht?“

„Gewiß! Er hat mir gesagt, wann allgemeine Andachten gehalten werden, und wer dazu zugelassen wird, wer nicht. Er hat mir in allgemeinen Zügen ein Bild des Sinnes und des Geistes, der unter diesen meinen neuen Pflichtbefohlenen herrscht, entworfen — zu Dir im Vertrauen gesagt, Fritz: mein Vorgänger im Amt hat sich's ungeheuer bequem mit seiner Aufgabe gemacht, er hat fast alles, was ihm unangenehm war — und dies war sehr viel, wie ich Dir kaum zu sagen brauche — von sich abgeschüttelt und ist eigentlich nur dem Namen nach Gefängnißgeistlicher gewesen. Nach des Direktors Aussage, die mir frei von Uebertreibung zu sein schien, muß eine unglaubliche Rohheit und Verwilderung unter diesen verkommenen Menschenkindern Platz gegriffen haben.“

„Armer Reginald! Diese Bande wird Dir schwer zu schaffen machen! Ich bitte Dich um alles, laß einmal Deine liebenswürdige Milde und Duldsamkeit beiseite und geh' mit den Kerlen schneidig ins Zeug; droh' ihnen mit Höllenstrafen und ewiger Verdammniß, mit jüngstem Gericht und Teufeln, daß ihnen die Haare zu Berge stehen! Hast Du denn viele schwere Verbrecher?“

„Leider ja! Einbrecher und Diebe, Falschmünzer, Brandstifter — wir leben in einer bösen Zeit! Ein Fall namentlich, von dem mir der Direktor sprach . . .“

„Was ist das für ein Fall? So etwas reizt mich ganz ungemein!“

„Das wußte ich! Also, es liegt schwerer Raubmord vor. Der Thäter, ein gewisser Schönfeld — er hat oft andere Namen angenommen, in Berlin nannte er sich Hetler, in London Deals, glaube ich — ist ein Mensch gefährlichster Sorte und steht im allerdringendsten Verdachte, das Oberhaupt einer ganzen, wohlorganisirten Bande zu sein, die in verschiedenen großen Städten ihr Unwesen treibt — Anarchisten, Umsturzmänner der schlimmsten Art. Der Mensch, der den Einbruch eines gebildeten Mannes im oberflächlichsten Sinn machen soll, verweigert hartnäckig jede Auskunft über seine Mitschuldigen, leugnet aber die That selbst keinen Augenblick, was ihm freilich auch nichts helfen würde, da er unmittelbar nach derselben am Ort des Verbrechens selbst ergriffen wurde und seine Urheberschaft zweifellos erwiesen ist. Er behauptet, die Unthat ganz allein vollführt zu haben, eine Aussage, die durch verschiedene klar am Tage liegende Umstände offenbar zur Lüge gestempelt wird. Er hat sie beschworen, aber natürlich einen Meineid geleistet, von dem Bestreben beseelt, nicht den Angeber zu spielen. Die Geschworenen konnten nicht anders als ihn zum Tode durch Henkershand verurtheilen — jetzt ist das Gnadengesuch — nicht auf Antrieb des Verbrechers — an Se. Majestät abgegangen, ich fürchte aber, es wird abschlägig beschieden. Er selbst soll völlig mit dem Gedanken vertraut und zufrieden sein, einen so schimpflichen Tod erleiden zu müssen, und eine Verlängerung seines Daseins weder erwarten noch wünschen. Den Aerzten, die ihn beobachteten, in der Vermuthung, es könne Irrsinn vorliegen oder während der That zeitweilige Geistesstörung

stattgefunden haben, hat er kurz und trocken erklärt, sie möchten sich nicht weiter bemühen — er sei ebenso richtig und klar im Geist wie die Herren selbst, er habe damals genau gewußt und wisse auch jetzt, was er gethan habe und welche Folgen sein Verbrechen nach sich ziehe. Wirklich sind seine Antworten, insofern sie nur seine eigenen Angelegenheiten betrafen und seine Helfershelfer ganz aus dem Spiel ließen, von einer derartigen Folgerichtigkeit und Sicherheit gewesen, daß von irgend welcher Entschuldigung durch Krankheit nicht entfernt die Rede sein konnte."

„Hat er keine Angehörigen, von deren Einfluß auf ihn etwas zu erwarten wäre?"

„Eine einzige Schwester, eben die, welche das Gnadengesuch für ihn eingereicht hat. Sie lebt in Ungarn, die Geschwister sind seit langen Jahren außer allem Zusammenhang, die Frau hat eine zahlreiche Familie, lebt in beschränkten Verhältnissen und ist nicht in der Lage, hierherzukommen, um ihren Bruder zu sehen. Sie traut sich überdies nicht den geringsten Einfluß auf ihn zu, auch hat er erklärt, sie keinesfalls wiedersehen zu wollen, es hätte gar keinen Sinn, sie kommen zu lassen."

„Hat er die That aus Noth begangen?"

„Allem Anschein nach nicht aus persönlicher Noth gerade. Es ist den Richtern, so kurz und vorsichtig der Verbrecher auch in seinen Antworten war, zweifellos klar geworden, daß er Aufwieglern und Volksverderbern in die Hände gefallen und, vermöge seiner nicht weggeleugneten Begabung, seiner Bildung und eines gewissen zwingenden Einflusses seiner ganzen Persönlichkeit, ein höchst gefährliches Werkzeug dieser Leute geworden ist. Er besitzt nicht unbedeutende kaufmännische Kenntnisse, hat in jungen Jahren mehrfach in Comptoiren gearbeitet und stand nicht ganz ohne Mittel da, als er die That beging."

„Wer war es denn, den er gemordet hat?"

„Eine sehr reiche, sehr hartherzige alte Dame, vom bösartigsten Geizteufel besessen, ein Wesen, das niemand liebte und dessen einziger Genuß darin bestand, Schätze zusammenzuscharren, wobei die Wahl der Mittel ihr ganz gleichgültig war. Sie hat Wucher der schlimmsten Art getrieben und ist mehrmals nahe daran gewesen, mit dem Strafgesetzbuch in allernächste Berührung zu kommen. Schönfeld behauptet, durch ihre Beseitigung eine gute That vollbracht und die Welt von einem Scheusal befreit zu haben. Es thäte ihm nur leid, ihr Geld nicht in Sicherheit gebracht und ‚wertheilt' zu haben, wie es seine Absicht gewesen wäre. Es scheint, daß seine Spießgesellen mit einem Theil des Raubes das Weite gesucht und ihn, der bei den Werthpapieren beschäftigt war, noch rechtzeitig gewarnt haben. Er war aber gerade dabei, eine Anzahl von Schuldverschreibungen, meist mittelloser Leute, die er aus dem feuerfesten Geldschrank hervorgeholt hatte, zu zerreißen, glaubte wohl auch die Gefahr nicht so nahe und verließ sich auf seine große Gewandtheit . . . es half ihm aber alles nichts, man faßte ihn, als er im Begriff war, aus einem Hinterfenster zu klettern — er feuerte noch zwei Schüsse aus seinem Revolver ab, verwundete einen der verfolgenden Polizisten schwer, den andern leicht und wurde nach einer verzweifelten Gegenwehr überwältigt und schwer gefesselt davongeführt."

„Donnerwetter!" Der Lieutenant schlug mit der Faust auf den Tisch, sprang auf und fing an, ganz erregt im Zimmer auf- und abzulaufen. „Wie der Kerl es noch verstanden hat, sich förmlich mit einem Nimbus von Heldenthum zu umgeben! Schade, nicht für sich selbst, sondern für andere! Mordet einen alten Geizhrachen, an dem die Welt keinen Pfifferling verliert! Je reißt die Schuldscheine armer Leute, damit die nicht noch unerträglicher in die Patsche gerathen! Will seine Gefährten um keinen Preis nennen! 's liegt so was von Großartigkeit in all dem! Ja, zum Teufel — wenn diese Exzlauille —"

„Wenn ich Dich bitten dürfte, Fritz! Wär' Dir's nicht möglich, etwas weniger zu fluchen?"

„Ach so! Das kommt davon, Regi, daß Du im gewöhnlichen Leben so gar nichts von einem Pfaffen, wollte sagen Predigthast! — Nimm's nicht übel, daß ich dazu aus vollem Herzen Gott sei Dank sage! Solche Leute, die mit der Miene von Heiligen unter uns profanem Volk herumwandeln, sind mir ein Greuel. Aber genug davon! Dieser Kerl, dieser Schönfeld! Und das Galgenfrüchtchen sollst Du nun mit geistlichem Zuspruch erbauen?"

„Ich soll, und ich werde es — trotzdem er als einzige Bitte an den Direktor den Wunsch ausgesprochen hat, man möge ihn mit der Geistlichkeit verschonen!"

„Eine hübsche Aufgabe für Dich, Freund und Vetter! Ich möchte diesen Schönfeld, alias Heller, alias Deaks, wohl kennen lernen! Fast wollte ich, ich wäre an Deiner Stelle!"

Der Prediger mußte lächeln.

„Ob dabei etwas Vernünftiges herausköme?"

„Weiß ich nicht! Himmtische Freuden würde ich ihm nur in Aussicht stellen, vielmehr die ausgesuchtesten Qualen, die nur solcher niederträchtiger Satansbraten —"

„Fritz!"

„Ja, ja, ich mäßige mich schon, obgleich diese Sache ein gewisse Derbheit in der Bildersprache entschieden begünstigt. Nu sag' mir nur noch: wie lange hat denn der Kerl noch zu leben?"

„Das wußte selbst der Direktor so genau nicht! Vielleicht zwei Monate — vielleicht auch drei!"

„Und wann wirst Du ihm Deinen ersten Antrittsbesuch abstatten, mein Lieber?"

„Zu künftiger Woche — er ist jetzt heiser, erkältet, und der Arzt behandelt ihn! ich will erst warten, bis er gesund ist."

„Hm! Und Du kannst mich nicht vorhin mitnehmen — als — als sagen wir: als Deinen geistlichen Beistand?"

„Fritz, Fritz! Zu solch einem Posten steht Dir, fürchte ich, nicht mehr als alles!"

Der Lieutenant sah etwas unruhig aus.

„Nun — ich will Dir was sagen — ein Heiliger bin ich natürlich nicht . . . aber für einen so ganz hartgesottenen Sünder brauchst Du mich darum doch nicht zu halten. Ich hab' Dich schon immer 'mal unter vier Augen sagen wollen — was brauchen denn schließlich die Kameraden zu wissen, wie man über solche Dinge denkt? Man braucht darum noch lange nicht . . . Du wirst's ja wissen, Regi, wie ich's so eigentlich meine!"

Und mit diesem unvollkommenen Glaubensbekenntniß schüttelte Fritz von Conventius, der immer verlegener geworden war, seinem geistlichen Vetter heftig die Hand, drehte sich auf dem Absatz herum, pfiff nach Julchen und verließ mit raschen Schritten das Zimmer.

Reginald sah ihm eine kleine Weile nach und lächelte versonnen, dann nahm er sein Buch auf und versiefte sich von neuem in seine Lektüre.

(Fortsetzung folgt.)

Sängertage in der Kaiserstadt Wien.

Mit Zeichnungen von E. Zyblikiewicki.

Glänzend ist es verlaufen, das IV. deutsche Sänger-Bundesfest in Wien; es hat die Erwartungen der Wiener wie diejenigen der Gäste weit übertroffen. Nur allein ist die Theilnahme der fremden Sänger eine viel größere gewesen, als man vorausgesetzt hatte; denn man war auf etwa 10 000 Gäste gerüstet, und es sind wohl mehr als 15 000 deutsche Sangesbrüder gekommen. Die in dem Prater auf der sogenannten „Feuerwerkswiese" erbaute Sängerfesthalle hatte einen Fassungsraum für 20 000 Menschen; sie hätte aber doppelt so groß sein müssen, um alle Einkaufsbegehrenden aufzunehmen.

Diese Sängerfesthalle, vom Architekten und Stadtzimmermeister Hermann Otte entworfen und errichtet, bildete den gelungensten Holzbau, den wir jemals zu sehen Gelegenheit hatten. Trotz der riesigen Spannweite — die Länge betrug 160 Meter, die Breite 56 Meter und die Mittelhöhe 23 Meter — konnte der Architekt doch auf Säulenstützen verzichten, so daß die Decke frei und in schöner Bogenlinie über den ganzen Raum sich wölbte. Das Ganze erhielt dadurch trotz seiner gewaltigen Ausdehnung ein freundliches, luftiges, leichtes Gepräge. Glücklicherweise hatte der Baumeister in der Festhalle auch eine

Die Sängerhalle von der Südseite.

Das Innere der Sängerhalle während der ersten Aufführung.

Die Sängerhalle von der Ostseite.

ausgezeichnete Akustik erzielt. Denn wenn die Schönheit der Verhältnisse und die Zweckmäßigkeit der Einrichtung ganz des Erbauers Verdienst waren, so wäre es nicht seine Schuld gewesen, wenn sich die Schallwirkungen in dem Riesenraume ungünstig gestaltet hätten. Die Gesetze der Akustik sind eben heute noch nicht genau festgestellt.

Die Tribüne für die Sänger, welche terrassenförmig angelegt war, gab für etwa 8000 Menschen Raum, und so viele haben sich sicherlich auch auf dem Podium vereinigt, als es galt, die Gesammtvorträge unter der Leitung Eduard Kremsers und Franz Mairs zur Aufführung zu bringen. Die Wirkung dieser großen Aufführungen war eine überwältigende, berauschende; sie ergriff Tausenden von Sängern, welche dem Taktstock des Dirigenten zu gehorchen wussten, und den beiden Chormeistern selbst im gleichen Maße wie Ehre. Unsere Abbildung zeigt die Sängerhalle während einer solchen Aufführung um der großen Tribüne und der gegenüberliegenden Hofloge; und als verbindenden Schmuck hat unser Zeichner die Motivsäulen des „Gesangs“ verwendet, welche sich neben derjenigen der „Musik“ über dem Haupteingang der Festhalle erhob. Die beiden Gestalten waren von dem Bildhauer Hans Pandl nach den Angaben des Erbauers der Festhalle entworfen und ausgeführt worden.

Trotz der großartigen Vorbereitungen und des gewaltigen

Aufwandes an Arbeit, Mühe und Geld — die Festbauten allein haben nahezu 70000 Gulden gekostet — wollten wenige Tage vor dem Beginne der Feier viele noch nicht recht an das Zustandekommen echter Festesfreude glauben. „Die Zeiten sind zu schlecht!" „Die sommerliche Hitze hält die meisten Leute von Wien fern", solches und ähnliches konnte man reden hören. Doch diejenigen, welche in den gastfreundlichen, deutschen Sinn der Wiener festes Vertrauen setzten, haben sich nicht getäuscht.

Am Tage von Mariä Himmelfahrt (15. August) hat das Sängerfest seinen glorreichen Anfang genommen, und schon die großartige Betheiligung an dem feierlichen Einzug hat anfjeden Unbefangenen einen geradezu erhebenden Eindruck gemacht. Nachdem die Eisenbahnlinien noch im Laufe des Vormittags Hunderte und Tausende von Sängern und Sangesfreunden nach Wien gebracht hatten, welche man theils zu Fuß, theils im Fiaker, im Omnibus und in der Tramdahn durch die Straßen ziehen sah, legte die Stadt ihr Werktagsgewand beiseite und kleidete sich in feierlichen Flaggenschmuck. Der Himmel schien dem Unternehmen seine volle Gunst zu schenken; denn nachts hatte ein heftiger Regen die glühende Hitze der Vortage abgekühlt, die Sonne lachte freundlich und milde, der ganze Himmel strahlte helle Freudigkeit.

Nachmittags um 2 Uhr begann die Aufstellung des Festzugs bei dem neuen Rathhaus, und der Bundesvorstand, Rechtsanwalt Dr. Bech von Nürnberg, übergab das Banner des deutschen Sängerbundes der Stadt Wien, damit es „leuchte und flattere in der herrlichen Stadt als ein Zeichen des ungetrübten Bundes, das alle deutschen Sänger, alles Volk deutscher Nation vereinigt!"

Dankend übernahm der Bürgermeister von Wien, Dr. Prix, die Bundesfahne, und als dann zwei Wiener Frauen, die Gattin des Herrn Dr. Prix und Frau Anna Geitler, das Banner unter sinnigen Worten mit Widmungsschleifen zierten, die erste im Namen der Frauen und Mädchen Wiens, die zweite im Namen der Wiener-„Frauen und Mädchen Ortsgruppe des Deutschen Schulvereins", da war der Jubel ein unbeschreiblicher. Die Theilnehmer am Festzuge bedurften dieser gehobenen Festesstimmung, denn es war keine Kleinigkeit, den ermüdenden Marsch vom Rathhause bis in den Prater, der fast vier Stunden wandte, wohlgemuth zu bestehen. Eine materielle Stärkung fehlte leider den meisten: die Gasthäuser in der Nähe des Rathhauses waren schon einige Stunden vor Abmarsch des Zuges — ausverkauft. Doch die Mühen und Anstrengungen des Tages werden vergessen werden, der erhebende Eindruck, welchen die herzliche, jubelnde Begeisterung von seiten der Wiener hervorgerufen hat, wird in der Erinnerung fortleben!

Denn zu einem wahren Triumphzuge des deutschen Sangesgeistes hat sich dieser Marsch in den Prater gestaltet. Die ganze Breite der Ringstraße war dicht gefüllt von Männern und Frauen, welche in nie erlahmender Begeisterung die fremden Sänger mit Hochrufen empfingen. Der Zug ging an Baumreihen vorüber, hinter welchen die majestätischen Paläste emporragten, und die Bekränzung der Fenster, daß auf breiten Ringstraße die Fühlung zwischen Wienern und Fremden, zwischen Festtheilnehmern und Zuschauern, niemals verloren gehen konnte, war durchaus wohl gegründet. Man muß vielmehr den Behörden dafür Dank wissen, daß sie die Durchzug durch die innere Stadt verboten haben; denn abgesehen davon, daß viele Unglücksfälle in den engen Gassen des alten Wiens unvermeidlich gewesen wären, hätte sich auch der Festesjubel bei solchem Platzmangel unmöglich so großartig entfalten können, als es wirklich geschehen ist. Man sah fast kein Haus, von dessen Fenstern nicht freundliche Grüße winkten, und auch die Fenster der öffentlichen Gebäude, z. B. diejenigen der Hof-Museen, waren mit Zuschauern dicht besetzt. Ja selbst von dem Gerüste des im Bau begriffenen neuen Hofburgtheaters wurden Tücher geschwenkt, und von dem Triumphbogen des Burgthores, welchen die majestätischen Paläste emporragten, und die Bekränzung der Fenster, daß auf breiten Ringstraße die Fühlung zwischen Wienern und Fremden, zwischen Festtheilnehmern und Zuschauern niemals verloren gehen konnte, war durchaus wohl gegründet. Man muß vielmehr den Behörden dafür Dank wissen, daß sie den Durchzug durch die innere Stadt verboten haben; denn abgesehen davon, daß viele Unglücksfälle in den engen Gassen des alten Wiens unvermeidlich gewesen wären, hätte sich auch der Festesjubel bei solchem Platzmangel unmöglich so großartig entfalten können, als es wirklich geschehen ist. Man sah fast kein Haus, von dessen Fenstern nicht freundliche Grüße winkten, und auch die Fenster der öffentlichen Gebäude, z. B. diejenigen der Hof-Museen, waren mit Zuschauern dicht besetzt. Ja selbst von dem Gerüste des im Bau begriffenen neuen Hofburgtheaters wurden Tücher geschwenkt, und von dem Triumphbogen des Burgthores, welchen

Festwagen der „Austria". **Festwagen der „Vindobona".**

neun Theile der ehemaligen Bastei, grüßten zahlreiche Wiener ihre deutschen Gaste.

Die Ordnung, welche die Bevölkerung bewahrte, war mustergültige, ohne daß man es nothwendig gehabt hätte, Schranken zu ziehen, ohne Anwendung von Militär, ja fast ohne Polizei, die erst im letzten Augenblick auftrat, um für den Festzug Raum zu schaffen.

Da Makart nicht mehr am Leben ist und unser Jahrhundert keinen zweiten Farbenzauberer seines Ranges besitzt, konnte der Sängerfestzug nicht eine gleiche Augenweide werden, wie die Makarts Huldigungsfestzug zu Ehren der Silbernen Hochzeit des österreichischen Kaiserpaares geboten hat. Aber jedenfalls war es ein glücklicher Gedanke der Veranstalter, den von Rud. Weyr entworfenen Eisenbahnwagen aus dem Makartschen Festzug auch dieses Jahr zu verwenden. Derselbe eröffnet, mit vier prachtigen Pferden bespannt und mit blumengezierten weiblichen Gestalten geschmückt,

die unabsehbare Reihe der unzähligen Sängervereine und -bünde, von denen einzelne ihre eigenen Musikkapellen, alle ihr. Standarten und Fahnen mit sich führen. Einzelne Bundesabzeichen sind so schwer, daß sie im Fiaker gefahren werden müssen, andere werden von Fahnenjunkern buchstäblich im Schweiße ihres Angesichtes getragen. Man kann sogar die liebenswürdige Scene beobachten, daß ein freundlicher Sangesbruder dem geplagten Fahnenträger, welcher keine Hand frei hat, die perlenden Tropfen von der Stirn wischt! Große Heiterkeit erregen der Berliner Bär, der Nürnberger Trichter und die unter grünweißen Sonnenschirmen gehenden 14 Sänger aus Wurzen. Ein Herold und sechs Knappen reiten dem Wagen der „Vindobona“ voraus, der mit wunderschönen Frauen besetzt ist. Nicht minder reizvoll aber sind die Insassen der Wagen „Austria“ und „Germania“. Beim Nahen der südteutschen Sänger erhöht sich der Jubel der Bevölkerung, und er

Bierhalle zur „Sängertoni“.
Wein- und Bierhalle zum „Minnesänger“.

zeigt auf die Spitze, als die Amerikaner mit ihrem Sternenbanner heranmahen. „Ein Hoch der schönen Stadt Wien!“ ruft einer der Gäste, und ein vieltausendstimmiges Echo beantwortet den liebevollen Gruß. Helle Bewunderung erwecken — beim Wagen „Germania“ — die alten Deutschen, die in glaubwürdigster Weise Gestalten aus dem Nibelungenliede verkörpern.

Der herzlichsten Huldigung hat sich auch der Bürgermeister zu erfreuen, welcher im Galawagen der Stadt Wien dahinfährt. Eine lange Reihe von Fiakern, fast durchwegs mit weißen Pferdchen bespannt, schließt sich an den städtischen Galawagen an; einzelne Herren pflücken von der Verzierung ihres Wagens Rosen und werfen sie in die Menge — ein steiner Zug, der den herzlichen Charakter der Wiener kennzeichnet! Den Schluß machen die Prunkwagen der Wiener Vereine; besonderen Beifall finden das „Donauweibchen“ und das Sechsgespann des Wiener Männergesangvereins. Derselbe macht vor der Tyer Halt, um dem Direktor Zahn, der auf der Loggia den Zug mitansieht, seine Huldigung darzubringen.

Sechs Sicherheitswachleute zu Pferde schließen den Zug ab, dessen Vorbeimarsch fast volle drei Stunden gedauert hat, und dessen letzte Glieder erst um 8 Uhr in die Sängerfesthalle des Praters gelangen.

Der trinkbare „Sängerwein“, d. i. dort unten beim „Minnesänger“ fließt, und der edle Schwechater Stoff, der bei der „Sängertoni“ geschenkt wird, erfrischen gar rasch die müden Glieder. Unser obenstehendes Bildchen vereinigt die Darstellung der beiden Augenblicksgasthäuser, welche wahrscheinlich schon wieder vom Erdboden verschwunden sein werden, wenn diese Zeilen in die Hände des Lesers gelangen. Ein sichtbares Andenken aber wird uns in dem Gemälde erhalten bleiben, welches der volkstümliche Wiener Künstler J. M. Kupfer „Sängertoni“ gemalt hat und von welchem der Bierschank des Festplatzes seinen Namen ableitet. Kupfers „Sängertoni“ wird zwar wohl niemals so populär werden wie Kaulbachs „Schützenliesel“, sie ist aber doch ein recht flottes, naturwüchsiges und dabei anmuthiges Frauenzimmer.

Selbstverständlich vereinigte noch an selben Abend die Festhalle, auf deren Galerie sämmtliche Banner und Fahnen aufgestellt wurden, viel tausend sangesfreudiger Gäste, die in immer höher schwellender Begeisterung deutsche Lieder erklingen ließen und sich schließlich zu einem weihevollen Vortrage der österreichischen Volkshymne vereinigten. Große Wirkung machten die Worte des amerikanischen Vertreters, der mit seiner mächtigen Stimme den Riesenraum ganz erfüllte. Und seinen Höhepunkt erreichte der Festesjubel, als das Telegramm verlesen wurde, in dem Herzog Ernst von Sachsen-Coburg Gotha, einer der deutschesten unter den deutschen Fürsten, den Sängerbund begrüßte und seine Zuneigung für denselben ausdrückte.

Der zweite Festtag war vornehmlich künstlerischen Zwecken gewidmet. Am Vormittag hielten die Chormeister Kremser und Mair ihre Proben ab und stellten durch ihre künstlerische Gewissenhaftigkeit gar hohe Ansprüche an die Ausdauer und Geduld der Sänger. Daß ein achttausendstimmiger Chor nicht achtzig Mal stärker und voller klingt als ein hundertstimmiger, daß die Wirkung nicht in gleichem Maße sich verstärkt, als die Zahl der Sänger zunimmt, ist eine alte Erfahrung. Trotzdem war die Wirkung eine eigenartig große, und jeder Theilnehmer würde es wohl sehr bedauern, wenn er diesen seltenen Genuß verabsäumt hätte.

Zu dem allgemeinen Sängerkriege, der sich an die Gesammt-Aufführung anschloß, bestanden zwar die Deutschen, insbesondere die Königsberger, sehr ehrenvoll; den Sieg aber erfang sich doch der Wiener Männergesangverein, dessen echt österreichische Innigkeit und Herzlichkeit im künstlerischen Vortrage unerreicht bleibt. Auch die österreichische Militärmusik feierte (unter Komzaks Leitung) große Triumphe. Die ernsten Vorträge fanden allgemeine Anerkennung und die volksthümlichen Weisen entfesselten rauschenden Beifall.

Ein feierlicher Kommers beschloß den zweiten Festtag. Wie durch Zauber waren ein Theil der Bänke wieder in Tische verwandelt, und bei Speise und Trank ergnickten sich die Kehlen. Den Gastgebern zur Ehre ertönte wiederum die „Volkshymne“, den deutschen Gästen zuliebe das „Heil Dir im Siegerkranz“, und zur allgemeinen Freude „Das deutsche Lied“. Durch die feierliche Begrüßungsrede des Bürgermeisters Dr. Prix, welcher das Deutschthum Wiens betonte und die österreichischen Deutschen mit den Gliedern einer großen Familie verglich, die sich ein eigenes Heim gegründet haben — durch diese Rede hat der zweite Festtag eine erhöhte Bedeutung erhalten.

Der dritte Festtag fiel mit dem Sonntag zusammen und brachte Menschenmassen in den Prater, wie sie derselbe seit mehr als einem Jahrzehnt nicht mehr gesehen hat. Der zweiten Haupt-Aufführung, die nicht minder würdig verlief als ihre Vorgängerin, wohnte der Erzherzog Carl Ludwig als Vertreter des Monarchen bei, welcher letztere außerdem den Sängern telegraphisch seinen kaiserlichen Gruß entbieten ließ. Auch die Erzherzoge Wilhelm und Rainer, der Ministerpräsident Graf Taaffe, der Kultusminister Dr. Baron v. Gautsch, der Handelsminister Marquis Bacquehem und der Justizminister Graf Schönborn waren zur Begrüßung der Sänger erschienen. Der Bundesvorstand, Dr. Beck aus Nürnberg, brachte in einer bedeutsamen Rede ein Hoch aus auf den Kaiser Franz

Joseph, der zu Napoleon die stolzen Worte gesprochen: „Sire, ich bin ein deutscher Fürst!“ Dieser Ansprache folgte unbeschreiblicher Jubel, der sich abends beim Kommerse stürmisch erneuerte, als der Wiener Bicebürgermeister Dr. Borschke hervorhob, daß man am Vorabend von des Kaisers sechzigstem Geburtstag stehe. Der Reichsrathsabgeordnete Dr. Weilsot sprach einige markige Worte zu Ehren des deutschen Kaisers. Ein dreifach donnerndes Hoch erfüllte die Halle, und mit nicht minder herzlicher Begeisterung als die österreichische Volkshymne wurde das „Heil Dir im Siegerkranz“ gesungen.

Der vierte und letzte Festtag endlich war eine große Freude. Die Sänger hatten ihren Beruf vergessen, der Tag gehörte ganz der Geburtstagsfeier des Kaisers Franz Joseph. Die mächtige Halle war ihres Bannerschmuckes schon zum Theil entkleidet und auf dem Festplatz waren die schaulustigen Wiener in der Minderzahl, während sich die Sänger im nahen Parke der land- und forstwirthschaftlichen Ausstellung an der herrlichen Festbeleuchtung ergötzten. Den würdigen Abschluß aber fand das Sängerfest am Abend dieses Tages, als die Ottesche Riesenhalle von den Klängen der Volkshymne erdröhnte, die unter heißen Segenswünschen für den Kaiser aus zwanzigtausend Kehlen emporstieg.

Gerhard Rembey.

„Deutsche Art geht über alles.“

Ein Nachklang vom deutschen Sängerbundesfest in Wien.

Das war einmal, wie wenn es wieder klang
Aus eines Wunderhornes tiefsten Tiefen,
Wie wenn erwacht der Töne Meister riefen
In stegesfreud'gem Auferstehungsdrang! —
Das war ein Singen nicht der Lust allein,
Der leichten, die, was flüchtig sie geboren,
Im Wechselspiel des Lebens giebt verloren:
Es war des Schönen ew'ger Wiederschein!

Du hast bereitet dir ein leuchtend Fest,
Des Nachklang nimmer wieder wird verhallen
In ihnen, die du sahst so freudig wallen
Aus Nord und Süd, vom Ost und fernen West —
Germania, du sahst sie all mitsammen
In einem Glauben, einer Liebe Brunst.
Genährt, gesäugt durch deine Himmelskunst,
Die stets dir stuhd die reinsten Opferflammen.

Und du, o Stadt der Minne, Stadt des Weins,
Du Hort allzeit des edlen Sängerthumes,
Den goldnen Blättern deines alten Ruhmes
Hast zugethan du heute wieder eins. —
Ob auch schon fern, dir bin ich ewig nah;
O daß mein Lied dich recht zu preisen wähnte,
Es klänge fort von Pregels nord'scher Küste
Hinüber bis zur blauen Adria.

Was hast du uns nicht gastlich-froh beschert! —
In deinem Haus, in deinen wonn'gen Auen,
In deinen holden, wundersel'gen Frauen
Fand ich so manchen alten Spruch bewährt. —
O hätt' er selber es an uns gewahrt,
Der große Sänger solcher Augenfreude,
Noch hent rief Walter von der Vogelweide:
„Gott über alles geht dort deutsche Art.“

Karl Hüdiger.

Ein Mann.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(5. Fortsetzung.)

Roman von Hermann Heiberg.

Als Graf Snarre am Abend dieses Tages in seinen Gasthof zurückgekehrt war und sich zu Bett begeben hatte, vermochte er nicht gleich einzuschlafen. Dinas Bild drängte sich in seine Gedanken, und er ging ernsthaft mit sich zu Rathe, ob er nicht gleich am andern Morgen bei Frau Ericius um die Hand ihrer jüngeren Tochter anhalten sollte. Es war bei einem Manne wie Snarre natürlich, daß er trotz seiner starken Leidenschaft noch einmal alles, was für und gegen diese Verbindung sprach, in kühle Ueberlegung zog. Eine Bürgerliche zu heirathen, war ihm im Grunde genommen keineswegs erwünscht. Er fürchtete zwar nicht, daß die Welt es an schuldiger Achtung vor seiner Gemahlin fehlen lassen würde, aber die meisten seiner Standesgenossen würden sich doch stets erinnern, daß die Gräfin Esbern-Snarre eine Ericius gewesen. Snarre würde vermöge seines Reichthums und seines Namens sogar ein Recht gehabt haben, die Hand nach einer Dame fürstlichen Geblüts auszustrecken. Der Verkehr mit dem Hofe würde ihm sicher bei einer Ehe mit Dina abgeschnitten, ein solcher in seinen Kreisen mindestens erschwert werden. Daß Dinas Mutter allen schleswigholsteinischen Adel enthusmmte, glich den Mangel nicht aus. Dinas Jugend und Schönheit blieben die einzigen Anziehungspunkte. — Aber wollte er denn, fragte sich Snarre wieder, eine Heirath um anderer willen schließen, oder sich um seiner selbst willen vermählen?

Das Endergebniß aller seiner Ueberlegungen lief doch darauf hinaus, daß er Ernst machen wollte, wenigstens in dem Augenblicke konnte er sich nicht denken, daß er ohne dieses Ringe und liebenswürdige Geschöpf würde leben können. Fade, unbedeutend erschienen ihm alle anderen jungen Damen seiner Bekanntschaft. Es waren Marionetten in seinen Augen, nichts anderes. —

Auf den folgenden Tag war ein großes Fest beim Oberpräsidenten angesagt, und auch Snarre, der diesem und einigen andern hervorragenden Persönlichkeiten der Stadt seinen Besuch gemacht hatte, war dazu geladen.

„Ich freue mich,“ begann Dina nach Tisch, „daß wir heute abend etwas Abwechslung haben. Ich werde mich sehr schön mit den herrlichen Blumen anschmücken, die Sie die Freundlichkeit hatten, mir zu senden. Ist es wirklich möglich, dergleichen zu Kiel zu erhalten?“

„Nicht in Kiel, meine liebenswürdige und genügsame Freundin, sondern in Berlin,“ entgegnete Snarre lächelnd.

„Ja, natürlich, das hätte ich mir selbst sagen können! Sie müssen immer einen besonderen Zauberstab in Bewegung setzen. Erlaucht. Wie glücklich muß man sein, stets ein Tüchchen dieses dich!“ mit sich in der Westentasche herumzutragen!“

„Jedenfalls recht beschwerlich, wenn zutreffend,“ entgegnete Snarre launig. „Aber ich muß doch beides bestreiten.“

„Beides bestreiten? Ich bitte! Ich verstehe nicht —“

„Erstens, daß ich einen Zauberstab überhaupt besitze, und ferner, daß mich sein Besitz besonders glücklich mache. Wie Ihr Menschen sind etwas abgestumpft, so sehr wir uns gegen diese Erkenntniß sträuben. Sie freuen sich zum Beispiel auf die Gesellschaft beim Oberpräsidenten, ich empfinde solche Einladungen als eine Bürde.“

„Jawohl, weil Sie zu viel verlangen, weil Sie ohne jede besondere Beachtung sich nicht behaglich fühlen. Ihnen, Erlaucht, müßte einmal etwas wirklich Schweres in den Weg treten. Sie die stille Wasserfläche Ihres Gemüthes müßte ein Stein hineinfallen, damit Sie den Gegensatz kennenlernten.“

„Glauben Sie, ich erhöbe mich nur morgens von meinem Lager, um aus den Händen festlich geschmückter Pagen Geschenke der Glücksgötter entgegenzunehmen? Sie irren! Augenblicklich beschäftigt mich zum Beispiel eine Angelegenheit in sehr unerfreulicher Weise. Ich finde gar keinen Ausweg.“

„Schlagen Sie das Auskunftslexikon für alle Stände in zwanzig Bänden, herausgegeben von Dina Ericius, unverheiratheter Bürgerstochter, auf, da wird Ihnen Antwort.“

Photographie im Verlage der Photographischen Union in München.

Der erste Schritt.

Nach einem Gemälde von Rob. Beyschlag.

Snarre lachte. „Gut, heißen Sie mir die Limforder Werke verkaufen. Die sind es, die mir Alpdrücken machen. Ich habe nichts als Unannehmlichkeiten davon — verzeihen Sie, das bedeutet keineriei Vorwürfe gegen die jüngigen Besitzer — und jetzt, da Herr von Alten mich verlassen wird, bin ich erst recht ratlos!“

„Herr von Alten wird Sie verlassen? Mag er nicht mehr auf Limforden sein?“ stieß Dina mit naiver Lebhaftigkeit heraus.

„Er mag wohl, aber ich mag ihn nicht!“ warf Snarre etwas hochmüthig hin.

„Haben Sie Unfrieden gehabt?“

„Allerdings!“

„Dann sind Erlaucht sicher der schuldigere Theil! — Bitte um Verzeihung für diese unbescheidene Rede —“ fügte Dina rasch hinzu, als sie sah, daß Snarre ihre Worte durchaus nicht so gutgelaunt aufnahm, wie sie es erwartet hatte. Snarre vermochte in der That eine leichte Verstimmung nicht zu beherrschen und sagte etwas schroff:

„Weshalb, meine schöne Gnädige, nehmen Sie ohne weiteres, ohne Eindlick in die Verhältnisse an, daß ich der Schuldigere bin? Sie scheinen wirklich zu glauben, ich besäße nur eine gewisse äußerliche Wohlerzogenheit und wollte in Wirklichkeit nichts von der Moralthehre wissen, die uns vorschreibt, unseren Nebenmenschen auch menschlich zu begegnen!“

„O nein, Erlaucht. Aber da Sie meine scherzhafte Aeußerung so ernsthaft nehmen, so gestatten Sie mir, ernsthaft darauf zu antworten. Mir stehen ja keine erheblichen Erfahrungen zur Seite, aber die Natur gab mir, glaube ich, gesunden Blick und Einsicht genug in das, was sich mir im Leben entgegengestellt hat. Wenn ich sagte, Sie seien schuld, so war es nur in dem Sinn gemeint, als ich überzeugt bin, daß nicht die geschäftlichen Angelegenheiten allein zu einem Zerwürfniß Veranlassung gaben, sondern daß Alten durch die überlegene Art versetzt worden ist, mit der Sie ihm begegneten. Einen Tadel ohne diese Beimischung hätte er ruhig hingenommen!“

Snarre sah mit Erstaunen auf das kleine Mädchen, das in so wohlgesetzter Rede ihm abermals so richtig schilderte. Aber diesmal war er nicht verletzt, ja, seine an Gereiztheit streifende Empfindlichkeit war verschwunden. Er fühlte, daß Dina einen guten Einfluß auf ihn auszuüben vermöge, und er lehnte sich keineswegs dagegen auf, von ihr eine Zurechtweisung zu empfangen, sich durch sie zu veredeln. Die Wendung des Gespräches gab ihm auch Veranlassung zu einem raschen Entschluß. Ohne Besinnen sah er Dina mit festem, warmem Blick ins Auge und sagte: „Fräulein Dina, beantworten Sie mir einmal aufrichtig eine Frage: Sind Sie mir ein wenig gut?“

Sie sah ihn ruhig und mit treuherzigem Blick an. „Ja,“ entgegnete sie dann. „Ich bin Ihnen gut, aber nicht dem Grafen Ebbern-Snarre, Erlaucht, wie er sich auf den Pariser Photographien zeigt.“

Nach diesen Worten verbeugte sie sich mit einer die Peinlichkeit des Gespräches gütlich aufhebenden nedischen Grandezza und — huschte ans dem Zimmer.

Snarre aber schaute ihr nach und bewegte sinnend den Kopf. „Ja, liebt mich nun das verteufelte kleine Frauenzimmer, oder — oder — liebt sie mich nicht? Der Knäuel werde aus den Fraueu klug!“ murmelte er. —

Die Gesellschaft beim Oberpräsidenten machte ihn nicht klüger in dieser Frage. Wie immer bei solchen amtlichen Festlichkeiten, zu denen fast nur die Spitzen der Behörden geladen sind und bei denen jeder peinlich darauf bedacht ist, seiner Würde nichts zu vergeben, ging es auch hier ziemlich steif und langweilig her. Dem Grafen war zudem, als dem vornehmsten der Gäste, die Ehre zu Theil geworden, die Dame des Hauses zu Tisch zu führen, und so war er gerade während des Mahles, also während desjenigen Theils des Festes, der am leichtesten die Gemüther etwas aufthauen und sie den Zwang der vorgeschriebenen Förmlichkeiten abstreifen läßt, von Dina, die sich in einem Kreis junger Offiziere herrlich zu unterhalten schien, getrennt.

Vergebens suchte er aus der Ferne auch nur einen freundlichen Blick zu erhaschen: Dina schien, ganz der Unterhaltung mit ihren Nachbarn hingegeben, seine Anwesenheit völlig vergessen zu haben, und als die Tafel endlich aufgehoben wurde, entschwand sie ihm in den Wogen des Tanzes, während er sich mit der Präsidentin an einem Whisttisch niederließ.

Als es ihm später gelang, der Entschwundenen doch noch habhaft zu werden, machte er ihr aus seiner Verstimmung ihre Gleichgültigkeit kein Hehl. Wie erstaunte er aber, als in die großen Kinderaugen, die sonst so fröhliche Blitze schossen, einem Ernst aufstahlen, den er ihnen nie zugetraut hatte! Und wie ganz anders klang die Stimme, als sie ihm antwortete:

„Sie fragten mich heute nachmittag, ob ich Ihnen gut sei, Herr Graf! Ich erwiderte mit einem ‚Ja‘. Da sprach aus Ihrer Mensch, nicht der Graf Snarre, der als selbstverständlich nimmt, daß er stets siegen muß, wenn er darauf ausgeht. Diese ehrliche Antwort nicht genügend? Hundert Augen beobachten uns, die nichts lieber erspähen möchten als etwas Häßliches, wie ihren Voraussetzungen sich Deckendes, also in diesem Falle: Der Snarre ist täglicher Gast im Ericiusschen Hause, und das hat den etwas sehr Aufsallendes und wirft doch ein sehr eigenthümliches Licht auf die Frau Ericius. Ja, Herr Graf, so urtheilen die Menschen, wir haben Beweise dafür! — War da ein Ausländer mit Blicken am Platze, ja, war es nicht weise gehandelt für alle, ich sage, alle Theile, daß ich that, wie geschehen? Sie können nichts einbüßen — Sie haben nichts zu verlieren, wohl aber die Frau Ericius. Und nun zürnen Sie mir nicht, daß ich das alles so offen gesagt habe, nicht wahr, lieber Herr Graf?“

„Zürnen? Nein, nein, mein liebes, theures Mädchen!“ erwiderte Snarre sortgerissen. „Wahrlich, man kann bei Ihnen in die Schule gehen und lernen, viel lernen. Und sehen Sie, Ihr Dasein hat gerade Gesinnung, sie sind es ja, Fräulein Dina, die mir Sie neben all Ihren anderen Vorzügen so —“

Aber Dina unterbrach den Grafen und sah ihn freundlich bittend, ja sogar ein wenig ängstlich an. „Bitte nicht!“ fiel sie ihrem Auge geschrieben.

Zufällig trat in diesem Augenblick der Herr des Hauses zu Snarre zu, um sein Urtheil über eine Havanacigare einzuholen, und so wurden sie ohnehin getrennt.

15.

Das große Schreibpult, vor dem Richard Tromholt in seinem Comptoir bei der Zollbude in Kopenhagen saß, war bedeckt mit Schriften, Briefen und Papieren, und in drei Nebenräumen saß man zahlreiche Arbeiter mit emsig keilenden Federn. Telegramme wurden gebracht und sofort beantwortet. Agenten und andere Geschäftsleute strömten aus und ein, im Flur stand die Thür mit einen Augenblick still. Ein erstaunlich reges Hin und Her zur Börsenzeit!

Das Geschäft von Richard Tromholt blühte in ungemeiner Weise. Daß ein Mann immerhalb weniger Jahre sich emporzuschwingen verstanden hatte, gar ein fremder, überall selbst die sehr thätigen Geschäftsleute Kopenhagens. Nur ein Mensch, der mit besonderen Fähigkeiten ausgestattet war, vermochte so rasch zu solchen Erfolgen zu gelangen.

Tromholt schickte sich, da er noch Geschäfte auswärts zu erledigen hatte, eben an, das Bureau zu verlassen, als ihn der Uplar um eine Unterredung bitten ließ, die er ihm sofort gewährte. In dem Mann, der gleich darauf in gedrungener, sichtbar verlegener Haltung die Schwelle des Gemachs überschritt, hätte man wohl kaum den tollen Uplar von einst wiedererkannt, so groß war die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war. Er war größer, viel mehr, als es die wenigen Jahre, die seit seiner Trennung von Susannen verflossen waren, erwarten ließen, sein Haupthaar hatte sich gelichtet, und der blonde Vollbart, der sein Gesicht umrahmte, war schon vielfach von grauen Fäden durchzogen. Aus diesem Gesicht aber hatte die Spur überstandener Leiden jeden Zug des früheren Hochmuths völlig verdrängt, ernst und schwermüthig blickten die blauen Augen in die Welt, die ihnen einst des Begehrenswerthen nicht genug zu bieten gehabt hatte. Der Seelenkenner aber konnten trotz dieser Zeichen des äußeren Verfalls die Spuren einer sittlichen Erhebung nicht entgehen, welche die Erscheinung des Mannes in dem schlichten, aber von peinlichster Sauberkeit zeugenden Anzug veredelten.

Ueber die Schicksale, welche diese Wandlung vollbracht hatten, sind wir durch die Mittheilungen, welche Tromholt dem Grafen Snarre, als dieser sich nach Uplar erkundigte, gemacht, in allgemeinen unterrichtet, doch bedarf sein Bericht einer Ergänzung

Nachdem seine Scheidung von Susanne Ericius gerichtlich vollzogen war, hatte Graf Ulzlar, im Besitz der nicht unbedeutenden Abfindungssumme, die ihm der Prozeß eingetragen, zunächst das Leben in vollen Zügen genossen. Daß seine neuen Heirathspläne an der Zurückhaltung der adligen wie der bürgerlichen Gesellschaft scheiterten, machte ihm wenig Verdruß. An guten Freunden, die seine Orgien theilten, fehlte es ihm trotzdem nicht; warum sollte er, kaum erst von einem lästigen Joch befreit, sich gleich wieder an eine Kette, und wär's auch eine goldene, schmieden? Dazu war's noch Zeit, wenn seine Mittel zu Ende gingen. Wenn ihm die spießbürgerliche Gesellschaft hier den Rücken kehrte, was lag daran? Von ihr hatte er so wie so genug, die Welt war groß und die Menschheit nicht überall von so kleinlichen Vorurtheilen befangen wie im engeren Vaterland. Er ging auf Reisen, und bald sprach man an den glänzendsten Sammelpunkten internationaler Geselligkeit von der Verschwendung und den galanten Abenteuern des tollen deutschen Grafen. Die Heirathsgedanken hatte er darüber ganz vergessen, es war ja noch Zeit! Allein einem Leben, wie es Graf Ulzlar führte, hätten auch weit bedeutendere Mittel als die, welche er besaß, auf die Dauer nicht genügt: um die immer größer werdenden Lücken zu decken, griff er zum Spiel. Eine Zeitlang bewährte sich dieses Auskunftsmittel aufs trefflichste, die Glücksgöttin zeigte sich ihm über die Maßen gewogen, um sich sodann, wie das ihre Gewohnheit ist, ebenso hartnäckig von ihm abzuwenden, als sie seiner allzu kühnen Werbung fatt geworden war; und schneller, als er es je vermuthet, kam der Augenblick, wo Graf Ulzlar bleich, mit nervös zuckenden Gesichtsmuskeln an dem grünen Tisch vor den letzten Banknoten stand und mit starrem Blick den Sprüngen der kleinen Kugel folgte, von welcher es abhing, ob er im nächsten Augenblick ein Bettler wurde.

Er war es schon genannt Zeit, als er noch immer in derselben Stellung verharrte. Die kleine Kugel hatte ihren Kreislauf unzählige Male begonnen und vollendet, und von ihren Launen hatte er jetzt, da er das grüne Tuch nur mehr mit gedachten Einsätzen belegte, nicht das geringste mehr zu befürchten. Der Croupier mußte ihn schließlich darauf aufmerksam machen, daß er in solch passiver Rolle den andern Spielern im Wege stehe. Schwankenden Schritts wie einer, der eben aus einem wüsten Traume erwacht ist, verließ er den Saal. Draußen begrüßte ihn das bunte, schwirrende Leben, seine Freunde und Freundinnen gingen oder fuhren in schimmernden Karossen an ihm vorüber, sie kannten ihn nicht oder grüßten ihn nur flüchtig; die er anreden wollte, wichen ihm aus.

Jetzt wäre es Zeit gewesen, aber jetzt war es zu spät. Der Graf hatte jetzt anderes zu thun, als aus Heirathen zu denken. Zunächst machte er alles, was er noch an Kostbarkeiten besaß — und es war nicht mehr viel — zu Geld, um dieses der kleinen Kugel, die lustig, unbarmherzig darüber wegsprang, in den Weg zu werfen. Dann dachte er ernstlich daran, allen fernern Launen des Zufalls mittels einer anderen kleinen Kugel ein Ende zu machen. Er stand vor dem Laden eines Waffenhändlers, in den Anblick der dort ausgestellten Ware vertieft, als ihm ein älterer, vorzüglich gekleideter Herr, der ihm längst, ohne daß Ulzlar es bemerkt hatte, gefolgt war, sachte von hinten auf die Schulter klopfte und dabei mit sanfter, flüsternder Stimme die Worte sprach: „Nicht hier, Herr Graf!“

Als Ulzlar sich erschrocken umwandte, lüftete jener mit einer höflichen Verbeugung den Hut und fragte, indem er eine reich gefüllte Banknotentasche hervorzog, in derselben artigen Weise: „Mit welcher Summe kann ich Ihnen dienen?“

Ulzlar, der, durch den Undank seiner Freunde verbittert, allen Glauben an die Uneigennützigkeit der Menschen verloren hatte, war von dieser Frage des ihm völlig Unbekannten aufs höchste überrascht. Die Todesgedanken, denen er sich eben noch hingegeben hatte, schwanden beim Anblick der gefüllten Börse wie Nebel vor der Sonne.

„Wie, Sie wollten?“ rief er freudig erstaunt.

„Unter einer Bedingung, Herr Graf!“ erwiderte der Fremde.

„Und die wäre?“ fragte Ulzlar hastig. Er war im voraus bereit, jede zu erfüllen, die der Herr an ihn stellen würde, sofern er ihn nur instand setzte, den Kampf mit der kleinen Kugel aufs neue aufzunehmen.

„Daß Sie unverzüglich von hier abreisen, um zunächst wenigstens nicht wiederzukehren,“ war die nachdrücklich betonte Antwort des Unbekannten.

„Was berechtigt Sie, mein Herr, diese Forderung an mich zu stellen?“ brauste nun Graf Ulzlar auf.

„Ihr eigener Vortheil, die genaueste Kenntniß Ihrer dermaligen Verhältnisse,“ erwiderte der andere, ohne sich im geringsten durch die Heftigkeit des Grafen beirren zu lassen. „Ich weiß, daß Sie keinen Franken mehr besitzen, noch von irgend welcher Seite in absehbarer Zeit einen nennenswerthen Zuschuß zu erwarten haben. Was wollen Sie hier, Herr Graf? Der Anblick des Spiels, an dem Sie sich zu betheiligen nicht mehr in der Lage sind, kann Sie nur aufregen und zu Entschlüssen führen, die ich aufs tiefste bedauren würde. Ein längerer Aufenthalt würde überdies unangenehme Auseinandersetzungen mit dem Wirth Ihres Gasthofs zur Folge haben, denen ich durch Bezahlung Ihrer Rechnung und Einlösung Ihrer Koffer vorzubeugen bereit bin, sofern Sie meinem wohlgemeinten Rath folgen wollen. Sie sind Fremder, Herr Graf, einer alten, hochangesehenen Familie entstammt, es kann Ihnen bei Ihren Beziehungen in der Heimath nicht schwer fallen, die Verlegenheit Ihrer augenblicklichen Lage zu überwinden, und wenn Sie in einer späteren Saison wiederkehren, um den jetzt so ungleichen Kampf gegen die Bank, deren Vertreter ich bin, mit neuen Kräften zu beginnen, so werden Sie mir für meinen guten Rath danken, und ich werde es vielleicht bereuen, Ihnen denselben gegeben zu haben. Was ich Ihnen sonst biete, ist, soweit es eben in unserer Macht steht, eine Entschädigung für die großen Summen, die Sie an uns verloren haben, zu gewähren. Und nun bitte ich Sie, mir das Ziel Ihrer Reise zu nennen, damit ich Ihr Gepäck rechtzeitig zur Bahn schaffen lassen und Ihnen das Billet lösen kann. Darf ich bitten, wohin?“

„Nach Berlin,“ erwiderte Ulzlar; er wußte selbst nicht, warum gerade dorthin, er sagte es mehr aus einem unbewußten Triebe als aus Ueberlegung, er fühlte nur, daß jener Mann einen Einfluß auf ihn übte, ähnlich dem der kleinen Kugel, in deren Dienst er stand; daß er ihm unbedingt gehorchen müsse. Erst während der Fahrt kam er zum vollen beschämenden Bewußtsein dessen, was mit ihm vorgegangen war.

So kehrte Graf Ulzlar in die Heimath zurück, und nun begann für ihn jener Kampf ums Dasein, der ihn nach verschiedenen Niederlagen nach Kopenhagen und als einen Hilfesuchenden zu Tromholt geführt hatte.

Aber — und das wußte zur Stunde selbst Tromholt nicht — die eigene Noth allein war es nicht, die Ulzlar zu diesem für seine Besserung und sittliche Läuterung entscheidenden Schritt getrieben hatte.

Nach dem Zusammenbruch seines letzten Unternehmens suchte ihn ein schwerer Rückfall in jene Krankheit heim, die schon den Verlust seiner Stellung als Versicherungsagent herbeigeführt hatte und die im Grunde nur eine Folge des jähen Wechsels seiner Lebensverhältnisse gewesen war. Während er nun so im Spital lag und den Tod als eine Erlösung herbeisehnte, hatte sich ein mitleidiges Geschöpf seiner erbarmt und ihn durch treue, selbstlose Liebe und Pflege dem Leben wiedergegeben. Es war dies eine arme Wärterin, deren Bekanntschaft er in der ersten Zeit seines Aufenthalts in Kopenhagen gemacht hatte, die ihn liebte, aber seinen Bewerbungen, von deren Ehrlichkeit sie nicht überzeugt war, stets widerstanden hatte, und die nun, da er hilflos und von allen verlassen auf dem Krankenbett lag, nicht nur ihre Ersparnisse opferte, sondern auch ihren bisher unbescholtenen Ruf zu seiner Rettung in die Schanze schlug. Und als Graf Ulzlar, nach schweren Fieberträumen zum ersten Male wieder zur Besinnung gelangt, die Augen aufschlug, da war das erste, was sein Blick traf, die Gestalt jenes Mädchens, die einem Schutzengel gleich, über sein Lager gebeugt, dasaß. Nicht anders erschien sie dem Kranken in den nun stets länger währenden Pausen, als das Fieber von ihm wich und er krastlos, seines Wortes mächtig, ihre Gestalt vor sich sah. Wie ihm nun aber bei fortschreitender Genesung die ganze Größe des Opfers zum Bewußtsein kam, das Agnes ihm gebracht hatte, da durchdrang ihn, vielleicht zum ersten Male, das Gefühl einer Abscheulichkeit, die einzulösen fortan der einzige Zweck seines neugewonnenen Lebens sein sollte. Nun wußte er, daß dieses Leben eine Pflicht für ihn sei, und aus der anfangs nur flüchtigen Neigung wurde eine tiefe, starke Liebe.

Auf dieser Grundlage allein konnte sich eine so wesentliche Wandlung, wie sie mit Ulzlar vorgegangen war, mit Gewähr für die Dauer vollziehen, und seine Liebe war es auch, die ihm den Gang zu Tromholt, den schwersten, den er je gethan, damals wie heute ermöglichte. Wozu ihn die eigene Noth nie vermocht hätte, das

vollbrachte die Sorge für eine andere, für Agnes, der er in ernster Stunde gelobt hatte, sie, sobald er nur eine auskömmliche Lebensstellung gefunden habe, vor Gott und den Menschen zu seiner Frau zu machen.

An der verzeihenden Großmuth Tromholts zweifelte Utlar längst nicht mehr, und doch überwältigte ihn die einfache Art, mit der jener, den Dank ablehnend, seine Bitte erfüllt hatte. „Was ich für Sie thue," hatte Tromholt gesagt, „ist nicht mehr als eine natürliche Pflicht; ich reiche meinem Nächsten, den ich verstehen lehe, die Hand, daß er sich daran emporrichte. Lassen wir das Vergangene vergangen sein! Wir Menschen sind nur zu oft das Ergebniß der Verhältnisse, in denen wir aufgewachsen sind, und erst durch mancherlei Prüfungen gelangen wir zu der Erkenntniß unserer wahren Natur; dem einen kommt sie früher, dem andern später. Danken Sie mir dadurch, daß Sie Ihren Entschlüssen treu bleiben, und was in meiner Kraft steht, soll gern geschehen. Sie auf der betretenen Bahn weiter zu fördern."

Von seinen Beziehungen zu Agnes, von seinen Heirathsabsichten hatte Utlar damals nicht zu sprechen gewagt; die Stellung, die ihm Tromholt in seinem Geschäft anwies, schützte ihn zwar vor Noth, aber an eine Erfüllung seines Gelöbnisses konnte er vorläufig nicht denken, ja, er mußte sich gestehen, daß er als völliger Neuling in kaufmännischen Dingen der ihm übertragenen einfachen Arbeit beim redlichsten Willen kaum gewachsen sei. Immerhin aber mußte er befürchten, daß Tromholt, von anderer Seite über seine, Utlars, Beziehungen zu dem Mädchen unterrichtet, sie in falschem Lichte ansehen werde. Darum hatte es ihn längst gedrängt, sich auch hierüber unumwunden mit seinem Prinzipal auszusprechen, und er hatte es bisher nur unterlassen, weil eben die Hoffnung auf Erfüllung seiner Wünsche eine so geringe war.

Nun aber bot sich ihm durch einen günstigen Zufall die Aussicht auf eine Stellung in seinem früheren Beruf. Durch die Admiralität war ihm ein Schreiben zugegangen des Inhalts, daß die japanische Regierung für ihre noch junge Kriegs-Marine tüchtige, mit der Technik unseres Seewesens vertraute Leute suche, wobei sie insbesondere auf solche Werth lege, die bereits in der deutschen Marine gedient hätten und aus irgend welchem, ihre dienstliche Befähigung nicht beeinträchtigenden Grund ihren Abschied genommen hätten. Da Utlar zu diesen gehöre, so werde ihm unter Mittheilung der näheren Bedingungen anheimgegeben, sich um eine der ausgeschriebenen Stellen zu bewerben, auch eintretenden Falles eine Empfehlung in Aussicht gestellt.

Graf Utlar athmete auf, als er das Schreiben las, aber seine Freude erhielt eine starke Einschränkung, als er von den Bedingungen, von welchen die Anstellung abhängig gemacht war, Kenntniß nahm. Da stand in erster Linie, daß die Kosten der Ueberfahrt wie auch die der ersten Ausrüstung von dem Bewerber selbst zu tragen seien. Und das war es, woran alle Pläne, die Utlar an dieses Schreiben geknüpft hatte, zu scheitern drohten, es sei denn, daß sich jemand fand, der ihm die nicht unbedeutende Summe vorstreckte.

Aber wer sollte das thun? Der Graf, der aus einer gänzlich unbemittelten Seitenlinie der Utlars stammte, besaß auch nicht einen einzigen Verwandten, der, wär's auch nur der Ehre des Namens wegen, das Opfer für ihn gebracht hätte. Mit seinen einstigen Freunden und Kameraden hatte er keinerlei Beziehungen mehr, auch wären sie, wenn je geneigt, kaum in der Lage gewesen, ihm zu helfen. Agnes' Ersparnisse waren durch die Kosten der Krankheit und der darauf folgenden arbeitslosen Zeit verschlungen worden. Wohin er auch die Blicke richtete, er stand allein, niemand war, der ihm helfen konnte und wollte, als eben Tromholt, der Mann, den er am liebsten gehaßt. „Was in meiner Kraft steht, Sie auf der betretenen Bahn weiter zu fördern, soll gern geschehen," hatte Tromholt gesagt, und die Worte gaben Utlar den Muth, sich auch in dieser Angelegenheit, von der das Lebensglück zweier Menschen abhing, vertrauensvoll an Tromholt zu wenden.

So trug er ihm jetzt in offener Weise die Geschichte seiner Liebe und das Anliegen vor, das er auf dem Herzen hatte, und Tromholt, der erst nicht ohne Ueberraschung, dann mit wachsender Theilnahme seinen Worten zugehört, schließlich auch genaue Einsicht in die ihm vorgelegten Papiere genommen hatte, täuschte auch diesmal sein Vertrauen nicht.

„Ich will mir die Sache überlegen," sagte er, „auch noch Erkundigungen einziehen und Ihnen dann sobald wie nur möglich Näheres mittheilen. Ist alles in Wirklichkeit so, wie es sich hier auf dem Papier ausnimmt, so hoffe ich, daß der Entscheid gütig ausfallen wird.

Und noch eines, auch Ihre Braut möchte ich gern kennen lernen, Herr Graf, nicht als ob ich Ihrer Wahl mißtraute, sondern aus aufrichtiger Bewunderung für das treffliche Mädchen. Gestatten Sie, ich bitte, Fräulein Agnes von mir und bereiten Sie sie zu meinem Besuch vor! Wer ein solches Herz besitzt, der ist nicht arm."

Nicht ohne Rührung hatte Tromholt die letzten Worte gesprochen, und als ob er sich dieser schämte, ging er nun plötzlich in den Geschäftston über, indem er, auf die Uhr blickend, fortfuhr: „Jetzt aber rufen mich dringende Pflichten, ich werde Ihr Harren gelegenheit darüber nicht vergessen, seien Sie gutes Muthes! Wir sprechen bei nächster Gelegenheit mehr davon. Gott behüte Sie, Herr von Utlar!"

Mit einem warmen Händedruck war Utlar verabschiedet worden, ehe er noch seinem Dank anders als durch einige abgerissene Sätze Ausdruck zu verleihen vermocht hatte. Aber was sollte denn überhaupt möglich, in Worten auszudrücken, was in seiner Brust vorging? —

16.

Tromholt kehrte an diesem Abend nach Erledigung seiner Geschäfte nicht, wie es sonst seine Gewohnheit war, sogleich nach Haus zurück, sondern begab sich, nachdem er im Telegraphenamt noch einige Depeschen aufgegeben, auf den sogenannten Stambrenen, einen sich an der Hafenbucht bis nach dem Badeort Klampenborg entlang ziehenden herrlichen Spazierweg. Er hatte das dringende Verlangen, nach langer Zeit einmal wieder frische Luft in vollen Zügen einzuathmen.

Es war ein wundervoller Abend, und der Anblick, der sich ihm bot, als er über das Gebiet des inneren Hafens hinausgekommen, war unbeschreiblich schön.

In tiefer, leuchtender Bläue lag das Meer vor ihm. Ein kräftiger Wind schuf auf der weiten Fläche in wechselnder Laune und in entzückender Mannigfaltigkeit schneeschäumende Wellen. Bald hoben sich nur ihre schaumbedeckten Köpfe, bald kamen sie mit ihren langgestreckten, silbernen Leibern breit heranrauschend brachen sich mit murmelndem Gelöse oder lösten sich — kraftloser als ihre Vorgänger — in der Fluth sanft auf. Rauschen und Singen, ruheloses Wandern, Werden, Wachsen und Vergehen, alles über der großartigen Fläche mit ihren prachtvollen Farben der ausgespannte Himmel im reinsten, von dem Licht der Sonne durchfluthetem Blau! Tromholt blieb stehen und lauschte begeheimnißvollen Musik der Wogen, die sich am Strande brachen. Stets dieselben räthselhaften Töne und doch dem Ohre immer wieder neu! Selbst den stärksten Anprall der See brachen die sandigen, hellschimmernden Ufer. Nun eben glaubte man, eine Riesenwelle müsse von dem Lande Besitz nehmen, es niederreißen in das fröhliche, durchsichtige, schäumende Naß, aber die Erde eben noch magnetisch die Fluth an ihre Brust ziehend, stieß sie im Augenblick ihres übermächtig jauchzenden Einzugs mit stolzer Kraft von sich, und wie beschämt lösten sich die aus Millionen Tropfen bestehenden Gebilde, wichen mit gleichsam sich sanft unterwerfender Ergebung zurück und machten, gebrochen in ihrer Kraft, neuem brausend heranstürmenden Wassern Platz. Oft flogen weiße Möven kreischend vorüber oder tauchten ihre schneigen Flügel in das auf- und abwogende Meer, und nun eben erschienen, einer Flottille gleichend, zahllose Segel in ungleichen Abständen auf der offenen See, ihren Ziele zusteuernd. Schiffe aus aller Herren Ländern! Eine gewaltige Heerstraße von Dreimastern, Schonern, Kuttern und Dampfschiffen, deren schwarze Rauchfahnen zeitweilig die Linien des Horizonts verhüllten, erschloß sich dem Auge.

Endlich erinnerte sich Tromholt der Zeit und wandte sich wieder langsam der Stadt zu.

Der frische Athem der See hatte Lust und Sehnsucht in ihm geweckt. In rascher Reihenfolge lösten sich die Gedanken an Susannens Bild stieg vor ihm auf, Alten und Bianca wurden ihm, nach Limfjorden zu kommen, nach langer Zeit Wiedersehen zu feiern. Er beschloß auch, sich aufzumachen, einige Tage auf der Lande zu bleiben, andere Eindrücke zu gewinnen, frische Kraft zur Arbeit zu sammeln und wieder einmal von einem warmen Hauch der Liebe berührt zu werden.

Unter den ihn beherrschenden Vorstellungen blieb Tromholt stehen, reckte sich und streckte die Arme aus wie ein Mensch, der nur in solcher Weise seiner starken Empfindungen Herr werden kann. Ustars Erzählung hatte ihn seltsam weich gestimmt. War dieser bei all seiner Armuth nicht fast reicher als er, Tromholt, mit allem, was er erreicht hatte? Er hätte ihn beneiden können, wäre für dieses Gefühl überhaupt Raum in seiner Brust gewesen. In seinem Herzen brach's auf. Alles, was er einst gewollt und ersehnt hatte, nahm wieder Gestalt an. Immer nur allein im Dienst der Arbeit und Pflichterfüllung zu sein, das lähmte!

Der Morgen brach täglich an, der Abend schloß ihm die Augen, ohne daß er für sein Gemüth und Herz etwas eingesammelt hatte. War das alleiniger Zweck und Inhalt des Lebens? Freilich, ein weibliches Geschöpf gab's auch für ihn in Kopenhagen, das ihn zärtlich liebte, das schon zitterte, wenn es seine Schritte hörte, mit helleren kreischenden Lauten vermischtes Stimmengebraus bekundeten, daß das wilde Treiben dort seinen Einzug gehalten. Die Luft war schwül und drückend, noch mit den widerlichen Mißdünsten des Tages durchsetzt, und Tromholt eilte umsomehr, aus dieser Atmosphäre herauszukommen, als die Stunde, da er zu Haus beim Abendbrot erwartet wurde, längst vorüber war und er von der Sorge, in die sein längeres Ausbleiben die empfindliche, leicht erregbare Ingeborg versetzen mußte, schädliche Folgen für deren Gesundheit befürchtete.

An den geöffneten Fenstern einer zur ebenen Erde gelegenen Taverne vorüberschreitend, hörte er sich plötzlich beim Namen rufen, und, unwillkürlich stillstehend, warf er einen Blick in das Innere des mit dichtem Tabaksqualm erfüllten Raumes. Bei der trüben Beleuchtung vermochte er jedoch nicht viel mehr als ein Durcheinander verschwommener Gestalten zu erkennen, von denen

Merkwürdiger Fall.

Zeichnung von Franz O'Stückenberg.

das kaum etwas anderes dachte, als ihn zu ersuchen, einen guten Blick von ihm zu erhaschen: Ingeborg Ethe. Aber er konnte diese Liebe nicht erwidern, wie sie's verdiente, ja, er durfte sie, um unbefangen zu bleiben, nicht einmal bemerken. Nur zu wohlbekannt mit den Qualen, die mit einer starken Neigung verbunden sind, fühlte er mit ihr und mußte doch wie ein Ahnungsloser neben ihr einhergehen.

Ingeborg besaß im Grunde alles, was ein Weib einem Manne begehrenswerth macht. Schön, edelgesinnt und tugendhaft, verband sie mit einem kräftigen Willen ein weiches Gemüth. Aber er liebte sie nicht mit jenem Gefühl, das nicht fragt nach den Gründen, das ein Weshalb nicht kennt, das sich dem andern Theil nach geheimnißvollen Gesetzen zuwendet wie die Welle dem Strande. Zu solcher Weise liebte er nur eine einzige, Susanne. Und diese Liebe war sein Verhängniß. Wie ein zweites Ich wohnte sie in seinem Inneren, und erst mit der Scheidestunde vom Leben, das wußte er, konnte die Erinnerung an sie ihm entschwinden. —

Als Tromholt die Stadt erreichte, war die Dämmerung bereits hereingebrochen, in dem engen Straßengewirr des Hafenviertels, durch das ihn sein Weg führte, war es dunkel und öde, die Laternen waren noch nicht angezündet, und nur aus den zahlreichen Matrosenkneipen und sonstigen Vergnügungslokalen niederen Schlags fiel hier und dort ein trüber Lichtschein auf das feuchte schlüpfrige Pflaster; schrille Musikklänge, dumpfes, hin und wieder

sich nur eine, die eines Seemanns in verlumptem Anzug mit rohem, aufgedunsenem Gesicht, deutlicher abhob. Der Mann schien eben von seinem Sitz aufgesprungen zu sein.

Einen Augenblick besann sich Tromholt, wo er diese Züge, die ihn mit überraschtem, drohendem Ausdruck anstarrten, schon gesehen haben konnte. Da ihm sein Gedächtniß jedoch nicht rasch genug den gewünschten Anhalt bot, so setzte er, überzeugt, sich getäuscht zu haben, seinen Weg fort, und seine voraneilenden Gedanken beschäftigten sich wieder ausschließlich mit der seiner harrenden Ingeborg.

Er sah daher nicht und konnte auch nicht sehen, wie hinter ihm jene Gestalt vorsichtig auf die Straße heraustrat und, nach dem sie sich eine Weile schen nach allen Seiten umgesehen hatte, dicht an die Häuser geschmiegt, schleichenden Ganges seinen hallenden Schritten folgte. Als Tromholt eben, den Weg zu kürzen, in eine noch engere und dunklere Seitengasse einbog, folgte ihm jener in raschem Lauf bis zur Ecke, um sodann wieder, lauernd wie ein zum Sprung bereites Raubthier, hinter ihm herzuschleichen.

Ohne eine Ahnung von seinem unheimlichen Verfolger zu haben, schritt Tromholt weiter, und schon war er am Ende der engen Gasse, an einer Stelle, wo dieselbe auf beiden Seiten von hohen, finsteren Mauern begrenzt wurde, angelangt, als plötzlich zwei starke Fäuste rücklings seine Kehle faßten und ihn, ehe er's hindern konnte, zu Boden rissen.

Der harte Ausschlag konnte ihm einen Augenblick die Besinnung, und wie er, zu sich kommend, aufspringen wollte, war es schon zu spät. Der andere hatte sich auf ihn gestürzt, ihm das Knie auf die Brust gestemmt und umschnürte ihm den Hals so fest, daß er zu ersticken vermeinte. Ueber ihm funkelten aus wuth verzerrtem Gesicht zwei Augen, die eher einem Tiger als einem Menschen anzugehören schienen.

„Larsen!“ stöhnte Trombolt, der nun seinen Gegner erkannte.

„Ja, Larsen!“ höhnte dieser. „Kennst Du mich noch? Hab' Dich auch gleich wiedererkannt. Kein Wunder, wir sind ja alte Bekannte, schon von Mückern her, von meiner Hochzeit, haha! Mit dem Alten hab' ich schon abgerechnet, heut ist's an Dir! Hast mich wohl nicht so nah vermuthet, dachtest, ich sei wohl aufgehoben drüben überm Ocean und Du könntest nun in Ruhe Deines Raubes genießen. Verrechnet, Bursche! Treiben war ich zwar, ja, aber ich hab' meine Sache schlecht gemacht das letzte Mal, sieh, und das ließ mir keine Ruhe, das trieb mich wieder herüber. Jetzt mach ich's besser; erst sollst Du's erfahren und dann die Dirne, denn das ist sie durch Dich!“

„Mörder, feiger Meuchelmörder!“ kam es stoßweise aus Trombolts Brust. Nicht die Furcht vor dem Tod, aber die Schmach, wehrlos durch die Hand dieses Elenden, den er im offenen Kampf zerschmettert hätte, sterben zu müssen, die Sorge um Ingeborg, die er von dem selben Schicksal bedroht sah, war es, was ihn am meisten peinigte und ihn eine letzte verzweifelte Anstrengung machen ließ, sich den Händen Larsens zu entwinden. Allein es war vergebens. Die zunehmende Athemnoth hatte die Kraft seiner Muskeln gelähmt, und schon hatte Larsen die Hand, in der ein Messer blitzte, zum tödlichen Stoß erhoben, als er plötzlich mit einem Wuthschrei von seinem Opfer abließ.

Aus dem Dunkel der Nacht war eine dritte Gestalt aufgelauscht, die seinen Arm bei Seite schlug und ihm das Messer zu entwinden suchte; gleichzeitig hörte man in der Ferne den Schritt einer Polizeipatrouille. Aber Larsens Wuth ließ ihm jede Vorsicht vergessen, er bedachte nicht, daß er es nunmehr mit zwei Gegnern zu thun hatte, und der Ausgang des Kampfes konnte nicht mehr zweifelhaft sein, da nun auch Trombolt, wieder im Vollbesitz seiner Kraft, seinem Retter zu Hilfe kam. Larsen wurde trotz seiner verzweifelten Gegenwehr entwaffnet, gefesselt und der inzwischen herbeigeeilten Wachmannschaft übergeben.

„Der Mensch,“ sagte Trombolt zu dem Führer derselben, „der mich hier hinterrücks in meuchelmörderischer Absicht über fallen hat, ist ein gefährlicher, von den deutschen Gerichten längst wegen Mordes verfolgter Verbrecher. Bringen Sie ihn zur Wache, ich werde selbst nachfolgen und meine Angaben dort niederlegen. Ohne das Dazwischentreten dieses Mannes wäre ich verloren gewesen, ihm allein verdanke ich mein Leben.“ Bei den letzten Worten wandte er sich an den unbekannten Retter, dessen Züge ihm die Dunkelheit bisher verborgen hatte.

„Wie! Sie sind es, Herr Trombolt?“ rief dieser, aus der Menschengruppe vortretend, die sich unplötzlich, man wußte kaum, woher sie gekommen war, an der Stelle versammelt hatte. „Wahrlich, dann war es kein Zufall, der mich hierher geführt hat, sondern die Vorsehung selbst!“

„Graf Uglar, Sie?“ rief jetzt auch Trombolt, aufs höchste erstaunt.

Uglar neigte das Haupt. „Ich kam von meiner Braut, wir hatten von der Zukunft gesprochen, in die mir Ihre heutigen Worte einen so hoffnungsreichen Ausblick eröffneten, und von Ihnen, unserem Wohlthäter. Da, wie ich auf dem Heimweg an der Gosse vorbeikomme, höre ich ein Stöhnen wie von einem Sterbenden, ich eile zu der Stelle, von woher die Töne zu kommen scheinen, und — nun, Sie wissen das übrige. Ich hatte keine Ahnung, wem ich beispring, nun aber weiß ich, daß ich das Werkzeug einer höheren Macht war, die meine Schritte lenkte.“

„Haben Sie Dank!“ sprach Trombolt, indem er ihm tief ergriffen die Hand drückte. „Aber, was ist Ihnen? Sie bluten, Sie sind verwundet?“

„O, nichts Erhebliches, ich muß mich wohl geschnitten haben, da ich dem Schurken das Messer entwand; es wird vorübergehen,“ meinte Uglar, den Schmerz, den er jetzt erst empfand, gewaltsam beherrschend.

Aber Trombolt ließ sich dadurch nicht beruhigen. „Nein, nein,“ sagte er, „es ist eine starke Blutung.“ Und sich an die Umstehenden wendend, bat er den einen, einen Wagen, den andern, Wasser und Verbandzeug herbeizuschaffen. Alle drängten sich, seinem Wunsche nachzukommen, er selbst wusch Uglar die Wunde aus und verband sie, so gut es eben ging; dann führte er ihn zu dem Wagen, der am andern Ende der Gasse bereit stand, ließ mit ihm zu einem Wundarzt und von da zur Wohnung des Grafen. Erst als dieser, regelrecht verbunden und zwar tief seufzend und durch den Blutverlust geschwächt, aber doch auf dem Ausspruch des Arztes außer jeder ernstlichen Gefahr zu sein, lag, verließ er ihn, um zunächst Agnes, den Grafen Bruno in schonender Weise selbst von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen und dann auf der Polizeiwache die näheren Angaben behufs gänzlich Larsens zu machen, der dort dumpf vor sich hinbrütend mit gefesselten Händen in einem Winkel hockte und jede Auskunft verweigerte. Der höhere Beamte, der sich, von der Wichtigkeit des Falles benachrichtigt, gleichfalls dort eingefunden hatte, befahl hierauf sofort die Abführung Larsens in das Gerichtsgefängniß.

Als Trombolt endlich, nachdem alle diese Angelegenheiten erledigt waren, sich seiner Wohnung näherte, sah er schon von weitem Ingeborg am offenen Fenster, bereit auch ihm auszuhalten.

Da es bei Trombolts ungewöhnlichem Ordnungssinn dieser niemals vorgekommen war, daß er ohne Benachrichtigung aber Grundangabe sich verspätet hätte oder ausgeblieben wäre, hatte sie Ingeborg, deren Leben und Denken überhaupt nur auf ihn sich richtete, einer furchtbaren Unruhe hingegeben.

Im Geschäft, wohin sie das Mädchen geschickt hatte, wußte man weiter nichts, als daß der Chef sich wegen einer Schiffsladung, die morgen in aller Frühe gelöscht werden sollte, an den Hafen begeben habe, von dort aber nicht, wie es sonst seine Gewohnheit war, nach dem Bureau zurückgekehrt sei. Mit dem Hafen war es vor allem, was in irgend einer Beziehung zum Seemannsberuf stand, verbunden sich für Ingeborg die trübsten Vorstellungen. Fast immer tauchte zu bestimmten Zeiten die Schreckgestalt Larsens vor ihrer erregten Phantasie auf, sie hatte eine dunkle Angst, daß er wiederkehren würde, plötzlich, unerwartet, wenn er etwa daß sie lebte, und von dort, von der See wieder zu kommen. Daß sein Haß Trombolt nicht weniger als ihr selbst galt, fühlte sie instinktiv, und sie zitterte für ihn mehr als für sich selbst. So wuchs denn ihre Angst von Stunde zu Stunde. So oft unter ein Schritt hallte, riß sie den Gedot des Arztes und der beruhigenden Einsprache des Mädchens zum Trotz das Fenster auf und bog sich, ihre schwache Gesundheit dem schädlichen Einfluß der Nachtluft schonungslos preisgebend, weit hinaus, um zu sehen, ob er es sei. Dieser Zustand hatte sich nach wiederholten Entäuschungen bis zum Fieberdelirium gesteigert, so daß das Mädchen sie mit Gewalt hindern mußte, das Haus zu verlassen und ihn, die sie bereits im seinem Blut schwimmen sah, zu Hilfe zu eilen.

Ueber all diese Vorgänge hatte Hansine, das Hausmädchen Trombolt hastig unterrichtet, während er die Treppe emporeilte und nun trat ihm auf dem Flur Ingeborg selbst, nach zitternd vor Erregung, mit glänzenden Augen und lebhaft gerötheten Wangen entgegen. Trombolt erkannte nun zu gut das Trügerische dieser blühenden Farben, und als Ingeborg nun sprachlos in überwallendem Gefühl seine Hände ergriff und ihn mit einem Blick anschaute, in dem die Freude, ihn wieder zu haben, noch mit der Angst um sein Leben kämpfte, da vermochte er für nichts liebevollen Worten und drängte sie mit schonender Gewalt in das Zimmer, wo die Lampe auf dem gedeckten Tisch brannte und den freundlichen Eindruck stiller Häuslichkeit über den Raum verbreitete, der noch kurz vorher der Schauplatz so wilder Seelenkämpfe gewesen war.

Indem Trombolt an dem Tisch Platz nahm, überlegte er, ob es klug wäre, Ingeborg schon heute von dem Geschehenen in Kenntniß zu setzen, oder ob er damit nicht eine spätere Zeit zu warten sollte, wo ihre Nerven sich etwas beruhigt hätten. Aber während er sich noch auf eine Ausrede geschäftlicher Natur besann, bemerkte er, daß Ingeborg durch dieses Mittel nicht zu beruhigen sei, daß es vielmehr ihre Qual nur steigere. Obwohl er seiner Anzug sorgsam von allen Spuren des Kampfes gesäubert hatte, schien sie doch einen Theil des Vorgefallenen mittels jenes Ahnungsvermögens, das bei erregbaren Personen in ihrer Lage oft der Charakter des Hellsehens annimmt, zu erraten, ja, sie sagte es gerade heraus: „Sie sind ihm begegnet? Er ist da? O, ich wußt' es ja, daß er kommen würde, der Elende! Er wird mir

ruhen, bis er mich getödtet hat, mich und alle, die ich — die mich beschützen. O, sagen Sie, ob er Ihnen etwas angethan hat, dieser — — — Doch nein, Sie sind ja hier, sind gesund, unverletzt, Sie leben, und es war wohl nur meine thörichte Angst, die mich so Schreckliches ahnen ließ!"

Nun konnte auch Tromholt mit der Wahrheit nicht länger zurückhalten. „Nein, es war nicht thörichte Angst, Ingeborg," sagte er, „Sie haben das Richtige errathen. Larsen ist hier —"

Mit einem Ausrufe sprang Ingeborg empor. Tromholt aber drückte sie mit sanfter Gewalt auf den Stuhl zurück. „Er ist in Kupenhagen," wiederholte er, „aber sein Verlangniß hat ihn hierhergeführt, Sie haben nichts mehr von ihm zu besorgen." Und nun erzählte er ihr das Nähere, wie ihn Larsen überfallen und wie er, durch Ulslar gerettet, den Verbrecher den Gerichten übergeben habe, deren Sorge es sein werde, ihn für alle Zukunft unschädlich zu machen.

Ingeborg hatte während dieser Erzählung mehrmals die Farbe gewechselt, und als Tromholt geendet hatte, da löste sich die Stimmung ihres Gemüthes in einem heißen Thränenstrom. Laut schluchzend schmiegte sie empor. „O mein Retter!" rief sie. „Gott sei gepriesen, daß er Sie aus den Händen dieses Teufels befreit hat!"

Tromholt sprach tröstend auf die Erschütterte ein. „Beruhigen Sie sich, Ihre Gesundheit ist solchen Anstrengungen nicht gewachsen. Sie schaden sich, Ingeborg, und ich verdiene nicht solch überschwänglichen Dank."

Er zog die Widerstrebende empor, sie schwankte, er mußte den Arm um sie schlingen, einen Augenblick ruhte sie an seiner Brust, und ihr feuchtes Auge tauchte sich, jetzt von fast überirdischem Glanz erhellt, tief in das seine.

„Nein, nein," flüsterte sie mit gebrochener Stimme. „Und wenn ich daran sterben müßte, ich bin so glücklich — so glücklich —"

Ein jäher Hustenanfall erschütterte den zarten Körper, kraftlos und todesbleich sank das Haupt zurück. Tromholt rief erschreckt nach Hansine, er selbst trug die Kranke auf den Armen nach ihrem Lager, der Arzt mußte gerufen werden, er befürchtete einen Blutsturz, und die ganze Nacht saß Tromholt im Nebengemach, angstvoll den schweren Erstickungsanfällen lauschend, von denen Ingeborg heimgesucht wurde und die jeden Augenblick das Schlimmste befürchten ließen. Erst gegen Morgen trat eine leichte Besserung ein, und nun suchte auch Tromholt die Ruhe auf, deren er nach den vorhergegangenen Geschehnissen so bedürftig war.

17.

Die geschilderten Ereignisse machten es Tromholt in der nächsten Zeit unmöglich, den Plan einer Reise nach Limfjorden zur Ausführung zu bringen. Aber auch die Nachrichten, die er von dort erhielt, waren keine erfreulichen; das Verhältniß zwischen Alten und Snarre verschlimmerte sich von Tag zu Tag, und Bianca gab ihrer Besorgniß für die Zukunft gegen den Bruder unverhohlenen Ausdruck. Sie erbat seinen Besuch, sobald es nur immer möglich sei.

Ingeborgs Zustand war seit jenem Abend ein höchst bedenklicher, der nach der Ansicht des Arztes ebensowohl noch Monate sich hinschleppen, als zu einer plötzlichen Katastrophe führen konnte. Ulslar befand sich auf dem Weg der Genesung, aber es war zu befürchten, daß ein paar Finger der verletzten Hand steif bleiben würden. Um so mehr fühlte sich Tromholt verpflichtet, für die Zukunft des Menschen, ohne dessen Dazwischentreten er sicherlich ein Opfer von Larsens Rachsucht geworden wäre, sorgend bedacht zu sein. Seine verschiedenen Besuche bei dem Kranken hatten ihn auch in nähere Berührung mit dessen Braut Agnes gebracht, und er hatte sich dabei in einer jedes fernere Mißtrauen ausschließenden Weise von dem ehrbaren Charakter, dem treuen, selbstlosen Wesen des Mädchens überzeugt, das Ulslar zu seiner Frau machen wollte. Darum that Tromholt jetzt auch alle Schritte zur Verwirklichung jener japanischen Pläne, an deren Werth er nach den eingezogenen Erkundigungen nicht länger zweifeln konnte, und er dachte daran, auch den Grafen Snarre für diese Sache, wie überhaupt für Ulslars ferneres Schicksal zu interessiren und seine Großmuth zu Gunsten seines gebeugten Standesgenossen in Anspruch zu nehmen.

Zu all den Sorgen um andere gesellte sich für Tromholt in dieser Zeit auch noch eine, die ihn selbst betraf. Er fühlte eine zunehmende Abschwächung der Sehkraft seines gesunden Auges, so, daß gewisse Anstrengungen im Lesen und Schreiben, wie sie das Geschäft mit sich brachte, trat oft plötzlich eine völlige, wenn auch stets wieder vorübergehende Abstumpfung des Sehnerves ein. Der Arzt, den er über solche Erscheinungen befragt, hatte mit Bedenken nicht zurückgehalten und ihm unbedingte Schonung des angegriffenen Organs empfohlen, wenn anders er sich nicht der Gefahr aussetzen wolle, blind zu werden. Blind! Welch' ein furchtbarer Gedanke! Aber wie vertrug sich die empfohlene Schonung mit dem rastlosen Geist dieses unermüdlich schaffenden Mannes, der nur in der Arbeit das Ziel seines Lebens sah!

Tromholt hatte einen eine Besprechung mit einigen Geschäftsfreunden auf seinem Bureau, als Hansine, das Dienstmädchen, ganz bestürzt und noch athemlos vom schnellen Gehen bei ihm eintrat.

„Herr, Herr!" rief sie. „Es steht schlimm mit Fräulein Elbe. Ich bin fortgelaufen, es Ihnen zu sagen, der Husten ist wieder gekommen und die Athemnoth, und es ist, als ob sie ersticken wollte."

Tromholt erschrak heftig.

„Eilen Sie sogleich zum Doktor Lyxup," befahl er, „und bitten Sie ihn, sich so schnell wie irgend möglich zu Fräulein Elbe zu bemühen. Ich werde bald folgen."

Dann sprach er, gewaltsam die Gedanken dem Nächstliegenden wieder zuwendend, in gewohnter Ruhe und Sachlichkeit mit den Herren, verständigte sich mit ihnen über die in Frage kommenden Gegenstände, gab noch verschiedene Anweisungen in den Bureaux und nahm dann — es war inzwischen Mittag geworden — eilend den Weg nach Hause.

Er fand bei seinem Eintritt die Dienstboten in großer Erregung. Sie theilten ihm mit, daß der Arzt sich sehr besorgt geäußert und versprochen habe, gegen Abend wiederzukommen. Tromholt ging, tiefbewegt durch diese traurige Wendung in Ingeborgs Befinden, sinnend in seinem Zimmer auf und ab und ließ endlich, um seiner Unruhe Herr zu werden, die Kranke fragen, ob er sie besuchen dürfe.

Er sah sie auch auf Augenblicke und war erschrocken über die Veränderung, welche sich in so kurzen Stunden in ihrem Aussehen vollzogen hatte. Die Farbe ihres Angesichts, seit der Krankheit in Trollheide immer bleich und durchsichtig, war nun kreideweiß, und ein röthelnder, mit großer Reizbarkeit verbundener Husten erschwerte ihr das Sprechen.

„Meine arme Freundin," stieß Tromholt hervor und verhüllte dichter das Fenster des Gemaches, da das Licht, scharf hereindringend, Ingeborgs Augen anzustrengen schien. „Kann ich irgend etwas für Sie thun?"

Ingeborg Elbe richtete einen matten, dankbaren Blick auf Tromholt und schüttelte sanft das Haupt. So viel lag auf ihrem Herzen, so viel hatte sie ihm zu sagen! Ihr ahnte, daß sie das Krankenzimmer nicht wieder verlassen werde, und furchtbare Qualen zogen durch ihre Brust.

Tromholt wußte, was in ihr vorging. Er wäre gern in ihrer Nähe geblieben, allein er fürchtete, die Bewegung, in die sie sein Anblick versetzte, möchte ihr schädlich sein, und so wandte er sich nach kurzem Aufenthalt wieder zum Gehen.

„Ich sende Ihnen eine zuverlässige und in der Krankenbehandlung erfahrene Pflegerin," sagte er, die weiße, magere Hand der Kranken ergreifend und eine Weile in der seinen haltend. „Und nun denken Sie an nichts als an Ihre Gesundheit. Sie müssen wieder lebensfrisch werden, Ingeborg, und Sie werden es auch gewiß. Ich habe keinen innigeren Wunsch als den, Sie wieder kraftvoll und fröhlich zu sehen."

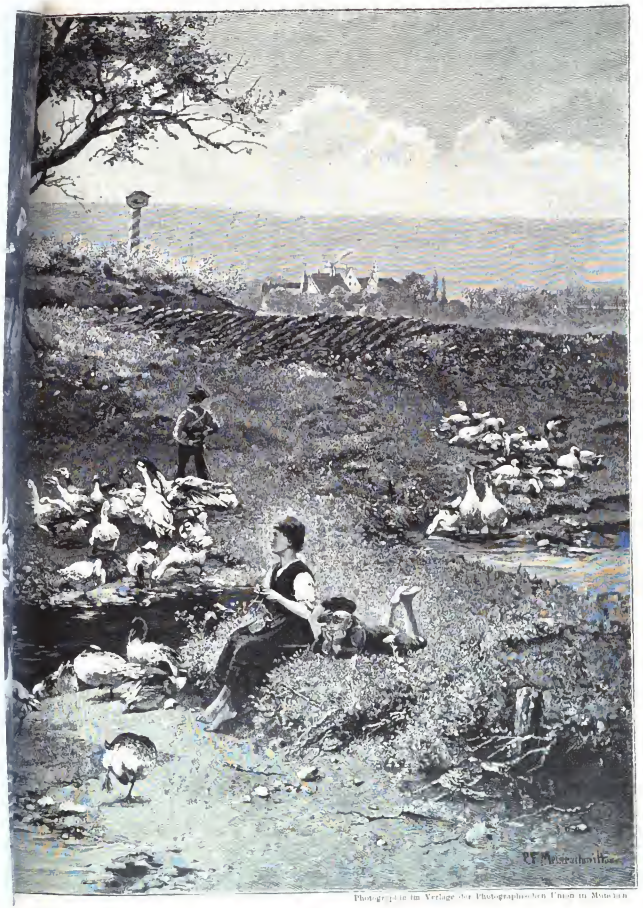
Ein heißer Thränenstrom löste sich bei diesen Trostworten aus Ingeborgs Augen. Der ganze furchtbare Schmerz, der ihr Inneres durchwühlte, kam zum Ausdruck. Tromholt aber neigte tiefbewegt das Haupt und entfernte sich.

Als er in sein Zimmer zurückkehrte, fand er einen an seine Privatadresse gerichteten Brief von seinem Schwager Alten vor, dessen Inhalt seine Sorgen abermals vermehrte.

Alten meldete, daß Bianca sich einen sehr schmerzhaften Gelenkrheumatismus zugezogen habe und unfähig, ein Glied zu bewegen, im Bette liege. Ferner theilte er mit, daß Graf Snarre ihm auf seine sämmtlichen letzten Berichte, die wichtige und zugleich rasch zu erledigende Anfragen enthielten, mit keiner Silbe geantwortet habe, und daß er, abgesehen von der Aufregung über diese „bodenlose Rücksichtslosigkeit", infolge dessen gar nicht wisse,

Die Reise.

Nach einem Gemälde von Meisterich



Photogravüre im Verlage der Photographischen Union in München

eſe.

Neſſerſchmitt.

was er thun solle. Er habe schon nicht übel Lust gehabt, Snarre die ganze Geschichte turzweg vor die Füße zu werfen, und würde seine Absicht wohl auch ausgeführt haben, wenn nicht Blancas Zustand ihm Rücksicht auferlegt hätte. Limsorden sei ihm nachgerade verhaßt. Den Gedanken, dort in irgend einer Weise ferner thätig zu sein, habe er nunmehr endgültig aufgegeben. Zum Schluß hieß es, aus Kiel seien Nachrichten eingelaufen, denen zufolge man jeden Tag die Verlobung von Dina Ericius mit Snarre erwarte. Snarre würde das Mädchen im höchsten Grade in seinem Rufe schädigen, wenn er nicht Ernst machte. „Aber passen Sie auf, Trombolt! Im letzten Augenblick besinnt sich die mit ihrem lächerlichen Hochmuth weit über Gott und Menschen stehende Erlaucht doch und läßt das bürgerliche Fräulein sitzen!“

Am Abend desselben Tages begab sich Trombolt, den diese Mittheilungen tief erregten und beschäftigten, zur Ablösung seiner schweren Gedanken in ein Weinhaus, wo er Freunde zu treffen und das er hänfiger zu besuchen pflegte; gegen elf Uhr kehrte er nach Hause zurück.

Er fand die Mädchen nicht mehr vor, in Jugeborgs Zimmer aber war Licht, und er nahm deshalb an, daß die Wärterin bei der Kranken wache.

Wiederholt betrat er das Speisezimmer, an das zur Linken im gleichen Flügel Jugeborgs Wohn- und Schlafzimmer stießen, und horchte, ob sich nebenan etwas rühre. Dann begab er sich in seine zur Rechten belegenen eigenen Räume, ließ aber absichtlich die Thür nach dem Speisezimmer offen, um für den Nothfall bei der Hand zu sein.

Da seine Gedanken noch allzu lebendig waren, entzündete er eine Lampe und ließ sich in einem Lehnstuhl nieder. Er nahm eine Zeitung zur Hand und vertiefte sich in ihren Inhalt; endlich aber überfiel ihn doch die Müdigkeit, und zwar solchergestalt, daß er in dem Sessel fest einschlief.

Wohl eine Stunde mochte er so geruht haben, als er plötzlich durch ein Geräusch aufgeweckt ward. Rasch sprang er empor, rieb sich die Augen und schaute um sich. Seine Blicke richteten sich unwillkürlich auf das Speisegemach, woher das Geräusch gekommen war, und da sah er zu seinem Schrecken — ja, es war keine Täuschung — aus dem Dunkel hervorschimmernd eine weiße Gestalt auf der Erde liegen.

Im Nu ergriff er die Lampe und eilte hinein.

Vor ihm, nahe dem Speisesofa neben einem Stuhl, lag lang ausgestreckt Jugeborg Elbe. Offenbar hatte sie sich mit einer bestimmten Absicht von ihrem Lager erhoben und war hier, von Schwäche überwältigt, zusammengesunken.

Trombolt ließ sich zunächst, ohne nach der Wärterin zu rufen, zu ihr herab, hob und stützte sie und horchte voll Sorge und Unruhe nach dem Schlage ihres Herzens. Noch schien geringes Leben in ihr zu sein, und wirklich öffnete sie in diesem Augenblick die Lider, sah ihn mit tiefen und angstvoll flehenden Blicken an und flüsterte seinen Namen. Während er gütig und zärtlich auf sie einsprach, drückte sie ihm ein kleines Packet in die Hand und flüsterte mit sterbender Stimme:

„Noch einmal innigsten Dank für alles, alles Gute! — Mein Mensch, ein Gott waren Sie für die arme Jugeborg. — Dieses hier — Briefe von Dina Ericius, lesen Sie — sie werden Ihnen das Glück bringen, ich weiß es, das Sie bisher entbehrten, und dieser Gedanke erleichtert mir den Tod. — Leben Sie wohl, mein einziger unvergleichlicher Freund!“ Und von neuem schlossen sich ihre Lider — wie todt fiel sie zurück.

„Mein Kind, mein armes, liebes Mädchen!“ rief Trombolt in ungeheurem Seelenschmerz. Er hoffte, daß vielleicht doch nur eine neue Ohnmacht sie überfallen habe, und suchte sie höher aufzurichten. Als aber alle Versuche, sie ins Leben zurückzurufen, ohne Erfolg blieben, da lief er Jugeborg sanft zurückleiten und eilte ins Schlafgemach. Er fand hier zu seiner Ueberraschung keine Wärterin, sondern Hansine, die in einem Stuhl eingeschlafen war und erst bei wiederholtem Rütteln zu sich kam.

Aber als Trombolt mit ihr zurückkehrte, war alles vorüber.

Trombolt und Hansine hoben die Entschlafene empor, betteten sie auf ihr Lager und stellten brennende Kerzen ringsum. Nachdem das alles geschehen, hieß der Mann die Magd sich entfernen. Er aber saß bis zum Morgengrauen bei der Entschlafenen, und ruhelos irrten die Gedanken durch sein sorgenschweres Haupt. Er dachte, was ihm Jugeborg Elbe gewesen war, wie sie an ihm bis zum letzten Athemzug in treuer, aufopfernder Liebe gehangen hatte, und es ergriff ihn ein bitteres Gefühl der Trauer darüber, daß es ihm nicht gegeben war, diese Liebe so zu erwidern, wie sie es verdient hätte.

Seltsames Geschick! Für sie, deren stumme Qual er täglich mit ansah, die ihm mit ihrer ganzen Seele ergeben war, konnte er nichts anderes als Gefühle warmer Freundschaft finden, während sein Herz mit allen Fasern an der hing, die ihn nicht lieben konnte, die ihn verschmäht hatte. Nun fiel sein Blick auf das Packet Briefe, das er noch immer in der Hand hielt, Jugeborgs letztes Vermächtniß an ihn. Was mochten sie enthalten? — Mechanisch griff er einen aus dem Bündel heraus und las, er war mit halbem Verständniß und dann mit wachsendem Interesse, während ein Zug tiefster Rührung über sein Gesicht flog. Der Brief lautete:

„Meine einzige Jugeborg!

Draußen scheint die Sonne so warm und herrlich, als ob ihr vom Schöpfer eine Belohnung für regen Diensteifer ausgesetzt sei. Du weißt, meine Herzensfreundin, daß solches Wetter die Seele freudig stimmt und daß man Flügel nehmen möchte, um in die schöne Welt hinaus zu fliegen, wenn das bei den vorhandenen Jagdrevieren nicht gar zu gefährlich wäre. Als Trappe oder sonst ein großes, seltenes Thier herabgeschossen zu werden, erkläre ich nun eigentlich nicht für das Endziel meiner Wünsche. Nein, ganz gewiß nicht. Also, wie gesagt, die Sonne hat sich wundervoll herausgeputzt und macht mir Freude, und in dieser gehobenen Stimmung setze ich mich auf den bekannten mit den bunten Papagei bestickten Schreibsessel, um endlich Deine Zeilen zu beantworten. Mein Gott, Herzenskind, wo war ich denn eigentlich stehen geblieben, und was wollte ich Dir doch alles erzählen? Man sollte sich Notizen machen, bevor man sich ans Briefschreiben begiebt. Niemals sollte man unterlassen, empfangene Briefe vor der Beantwortung noch einmal durchzulesen, um zu sehen, mit welchen Gegenäußerungen man den Briefschreiber erfolgreich ärgern oder entzücken kann. Sodann wäre zu berichten über eigenes inneres und äußeres Dasein, also über Hoffnungen, Freude, Schmerz, Liebe, Zahnweh, Halsweh und Freundschaft. Ferner über Bälle, drückende Stiefel, langweilige Visiten, angiftende Bücher, Klavierspiel und Dienstbotenverdruß. Bei Liebe und Freundschaft, gute Jugeborg, fällt mir ein, daß Graf Snarre und immer hier ist und mich in unerlaubter Weise verzehrt. Daß ich öffentliches Aergerniß errege, ist sicher, ich sehe bereits manches Fräulein mit neidgelbem Augesicht an mir vorüberschreiten, ihr Gruß ist steif und herablassend, als sei ich in meinem Lebenswandel höchst ladelnswerth, als sei ich ein kokettes sündiges Geschöpf, das mit vollen Segeln dem Abgrund entgegentreibt. Du fragst in Deinem letzten Brief, wie weit das lustig ernste Spiel zwischen mir und dem Grafen gediehen sei. Darauf, mein verehrtes Fräulein, kann ich Ihnen keine Antwort geben. Ich halte Snarre bei seinen vielen guten Eigenschaften, die mich zu ihm hinziehen, für veränderlich, unsichtssig und von augenblicklichen Bonnenlaunigkeitsstimmungen recht sehr abhängig, also vielleicht ist alles doch nur Strohfeuer. Dann geht die kleine Ericius in eine stille Ecke und weint sich aus, und wenn sie sich ausgeweint hat, weiß sie sich sagen: auch ein Mädchen soll sich in ernsten Lebensverhältnissen als ein Mann zeigen und so gut es geht in das Unabänderliche schicken — aber, mein Herzenskind, schnell wird's mit dem Weinen nicht vorbei sein — — — — da hast Du mein Bekenntniß!

Hier ist noch solch ein in Zweifeln, aber in weit schwerere Zweifeln seinen Kopf abends in das Bettkissen drückendes Geschöpf, es heißt Susanne, einstige Ustax, geborene Ericius. Ja Dir das deutlich zu machen, muß ich Dir eine kleine Geschichte erzählen. Also höre:

Es war einmal ein stolzes Burgfräulein, das goldene Spangen und eine Schleppe trug, so lang wie der Schweif eines schimmernden Kometen. Aber sie hatte ein tamisches, hoffährtiges Gemüth und dächte sich eine Brunhild gegenüber den Männern. Den sie mit ihrer Hand beglückte, der sollte ein Muster seiner Gattung sein, stark und weich, klug und schwärmerisch, stolz und unterwürfig, vornehm von Stand und doch schlicht bürgerlich in seinem Auftreten, kurz ein Mann, der die verschiedensten Eigenschaften in sich vereinigte. Sie sah wohl ein, daß ein solcher, wie ihr Herz ihn begehrte, wie sie allein ihn ihrer werth hielt, auf dieser Erde schwer zu finden sein dürfte, ja nach und nach hatte sich der Gedanke in ihr festgesetzt, daß es kaum möglich sei, ihn zu finden.

Und als nun der Richtige, der, welcher ihrem Ideal, soweit es eben menschenmöglich war, entsprach und wenigstens die hervorragendsten dieser Eigenschaften in sich vereinte, wie durch eine höhere Schickung plötzlich vor ihr stand und zu ihr sprach: „Ich liebe Dich, werde mein Weib!“ da wollte sie's nicht zugeben, daß der Rechte sei, und eben weil ihr Herz sie im stillen schon zu ihm hinzog und sie fühlte, daß er bereits eine Macht über sie erlangt hatte, sträubte sich ihr trotziger Sinn gegen solchen Zwang und sie wies ihn zurück.

Nach Jahren aber, da sie noch immer im stillen jenes Namens gedachte und sich mit aller Macht gegen den Gedanken wehrte, der ihr oft wie ein heimlicher Vorwurf vor die Seele trat, kam ein anderer, der von den vorerwähnten Eigenschaften keine oder doch nur die eine, uebensächliche, der vornehmen Geburt besaß. Wie der nun vor sie hintrat und mit falscher, berückender Stimme dasselbe, nur in anderer blumenreicherer Rede sprach, da — obwohl oder gerade weil alle, die es gut mit ihr meinten, sie warnten, und auch weil sie glaubte, des ihrem Stolz so peinlichen Gedankens an jenen ersten Freier damit am schnellsten ledig zu werden, da sagte sie „Ja“ und nahm ihn.

Aber es zeigte sich bald, daß sie eine Perle gegen einen tiefel, einen nichtigen, nur äußerlich und sehr oberflächlich geschliffenen Kiesel hingegeben hatte, und sie warf auch den Kiesel wieder weg. Da erkannte sie erst recht den Werth jener Perle, die zwar nicht ausdringlich an Glanz, aber doch ein echtes, festbares Kleinod war, und einen Augenblick hoffte sie auch jetzt noch, jene wieder erringen zu können. Allein es war ein schöner Wahn. Der Mann, den sie damals verschmäht hatte, war gerade so stolz, wie sie selbst es gewesen, seine Liebe war erloschen, und ihre Reue kam zu spät. Seit sie das erkannt hat, will sie von den Männern, die sich noch immer um ihre Gunst bewerben, nichts mehr wissen und verzehrt sich in heißer, ohnmächtiger Sehnsuchtsqual nach dem einen, den sie für immer verloren. Für immer! Sie kann es noch nicht ganz fassen, und es giebt Augenblicke, wo sie beim tiefsten Geräusch zusammenfährt und zittert und meint, er müsse sein, der da komme und vor sie hintrete, um ihr das zu wiederholen, was er ihr damals gesagt — o wie ganz anders würde sie ihm jetzt antworten! — oder wo sie voll und blaß wird und ihre Augen leuchten, wenn der Postbote einen Brief bringt und sie glaubt, er komme von ihm, während er doch von Dir kommt, seine süße Jugeborg, und kein Sterbenswörtchen von ihm enthält. Ich glaube, manchmal ist sie sogar ein bißchen eifersüchtig auf Dich, mein liebes Herz. Aber sieht Du, so geht es den Burgfräulein, wenn sie zu stolz sind. Es ist eine recht traurige Geschichte, und sie thut mir herzlich leid, die arme — — jetzt hätt' ich bald ihren Namen verrathen, und es ist doch nur ein Märchen, das ich Dir da erzählt habe. Aber nun zu etwas Lustigerem — —“

Trotzholt las nicht weiter, eine heiße Blutwelle drängte ihm gegen das Auge und ließ die zierlichen Schriftzüge zu einem wirren Bilde verschwimmen, sein Herz schlug mächtig, er mußte die Hand, die den Brief hielt, darauf pressen, und ein Rausch des Glücks kam über ihn, ein Gefühl, wie er es nie in seinem Leben empfunden hatte, der späte Lohn für die Qual langer Jahre, er schämte sich dessen fast im Anblick der Todten, die mit verärtetem, friedlichem Gesichtsausdruck dalag, als theilte sie auch noch dieses Glück mit ihm. Ihr hatte er es zu danken, das also war er letzte, höchste Beweis ihrer Liebe, die sie im Tod noch für ihn bekundete. Trotzholt drückte einen Kuß auf die kalte, starre Hand und benetzte sie mit seinen Thränen, Thränen des Glücks und der Trauer, den ersten, die er seit lange geweint.

18.

Am Tage nach dem Ball beim Oberpräsidenten trat Suarre, es war eine Stunde vor dem Mittagessen die Ericinsche Wohnung betrat, Frau Ericius und Dina nicht zu Hause. Der Diener berichtete, daß die beiden Damen Besuche machten, daß aber Frau Susanne sich im Wohnzimmer befinde. Suarre kam dies nur recht gelegen. Er hatte sich inzwischen überlegt, ob er nicht Susanne zur Vertrauten seiner Absichten auf Dina machen und sie bitten sollte, die Gesinnungen ihrer Schwester in dieser Richtung näher zu erforschen. Aber dann war ihm aufs Herz gefallen, daß etwas Unzartes darin liegen könnte, gerade diejenige, der er einst selbst ziemlich deutlich gleiche Absichten in Bezug auf ihre Person zu erkennen gegeben hatte, in dieser Sache um Rath zu fragen.

Bei diesen Zweifeln wäre es ihm eigentlich lieber gewesen, der Zufall hätte die Dinge weiter getrieb. Es ging ihm wie allen schwankenden Menschen, sie möchten gern etwas erreichen und gelangen doch zu keinem Handeln. Endlich entschloß er sich, bei Susannen einzutreten, statt sich, wie er einen Augenblick erwogen hatte, in den Garten zu begeben und Dinas Rückkunft dort zu erwarten.

Susanne saß auf ihrem gewohnten Platz am Fenster. Der Zug schmerzlichen Entsagens, den Suarre in letzter Zeit so oft auf ihrem Antlitz bemerkt hatte, war einer freundlichen Milde gewichen, das eindringende Morgenlicht verlieh dem sonst bleichen Gesicht eine frischere Farbe und von dem hellen Hintergrund hoben sich die Formen ihrer Gestalt in gereifter Schönheit ab. „Es ist etwas Madonnenhaftes an ihr,“ dachte Suarre, als sie ihm freundlich lächelnd Guten Morgen bot und ihn mit einer Geberde voll ruhiger Anmuth zum Sitzen einlud.

„Ich freue mich, Sie in so guter Stimmung zu finden,“ sagte er, ihren Gruß erwiderud. „Man sieht, Sie haben fröhliche Gedanken, ich beneide Sie darum. Schade daß wir nicht tauschen können!“

„Ihre Voraussetzungen bezüglich meiner Laune treffen zu, Herr Graf,“ erwiderte sie ihm, den heiteren Ton des Gesprächs trotz seiner nachdenklichen Miene festhaltend. „Das kommt wohl davon, daß ich nicht wie Mama und Dina, die heute etwas angegriffen aussehen, auf dem Ball beim Präsidenten gewesen bin. Sollte die Nachwirkung dieses großen Ereignisses auch auf Ihr Gemüth einen Schatten geworfen haben? Oder was sonst veranlaßt Sie zu dem Wunsch, mit mir tauschen zu können? Uebrigens ein Gedankenaustausch gehört ja keineswegs ins Gebiet der Unmöglichkeiten, und wenn ich Ihnen damit einigen Trost spenden kann, soll mich's freuen. Was bedrückt Sie, Herr Graf? Darf man's wissen?“

„Ja,“ bestätigte Suarre in schier kläglichem Ton, „es sind die Nachwirkungen vieler anderer aufregender Dinge, nicht nur des gestrigen Balls, die mich bedrücken. Kennen Sie, gnädige Frau, jenes Gefühl des Unbefriedigtseins, jenen Drang nach einem Etwas, das unsere Gedanken trotz aller Gegenwehr ausschließlich in Anspruch nimmt, sie bald in die hellen Farben der Hoffnung, bald in die düsteren des Verzagens, der Unsicherheit, ja selbst des Grams taucht und uns in diesem raschen Wechsel von Stimmungen und Empfindungen der Fähigkeit eines kühnen Entschlusses völlig beraubt?“

„O ja, ja; ich kenne ihn, diesen Zustand!“ flüsterte Susanne, über deren Gesicht bei des Grafen Worten ein Schatten der Wehmuth gelogen war, mehr für sich, als in Erwiderung auf seine Rede. Zum Glück hatte der Graf, der den Kopf gesenkt hielt und seinen Gedanken nachhing, nichts davon gehört. Susanne fand Zeit, ihre Gemüthsbewegung zu beherrschen, und in den früheren Ton zurückfallend, erwiderte sie nun laut: „Ein Zustand, wie Sie ihn schildern, Herr Graf, ist mir wohl, wenn ich nicht irre, aus Büchern bekannt, ich bezweifle aber doch, ob die Bezeichnung, die er dort findet, auch für Ihre Gemüthsstimmung paßt. Neiu, nein, ich täusche mich wohl, Sie sind nicht verliebt, Herr Graf, Sie haben nur, wie Dina sagt, zu viele weiche Bettkissen, daran scheuern Sie sich die Gedanken wund.“

Susanne lachte bei den Schlußworten.

„Aus Ihrem Lachen,“ bemerkte er etwas gereizt, „schließe ich, daß Sie Fräulein Dina beistimmen. Es scheint bei Ihnen allen ein unantastbares Evangelium, daß es mir zu gut geht und daß ich deshalb Verdruß empfinde. Sie glauben doch sicher nicht, Frau Gräfin, daß äußeres Wohlleben alles ist, dessen der Mensch bedarf? Seltsam, die Wohlthabenden erkennen sich niemals der Theilnahme ihrer Mitmenschen, ihre körperlichen und geistigen Schmerzen sind belanglos. Sie haben ja Geld! Das ist die ausreichende Arzenei für alle Leiden, körperliche und geistige. Aber kommen wir einmal zur Sache, gnädigste Gräfin! Ich habe sehr das Bedürfniß, Ihnen mein Herz auszuschütten.“

„Bitte, sprechen Sie, Herr Graf!“ entgegnete Susanne, deren Gesicht einen ernsten Ausdruck angenommen hatte. „Was immer es auch sei“ — sie betonte ihre Worte merklich, — „seien Sie überzeugt, daß ich es in dem von Ihnen gewünschten Sinne auffasse.“

„Wohl!“ sagte Suarre, rückte ein wenig näher und faßte Susannens Hand, die sie ihm mit einer leichten Verlegenheit ließ.

„Ich möchte von Ihnen hören, ob Sie glauben, daß Fräulein Dina mich liebt, und ob Sie meinen, — beachten Sie wohl, — daß sie in diesem Fall mit mir glücklich werden würde?“

„Wie seltsam, daß Sie diese letzte Frage hinzufügen, Herr Graf!“ entgegnete Susanne, ohne über die Eröffnung eine sonderliche Ueberraschung zu zeigen. „Sie scheint mir schwerer zu beantworten als die erste, die ich unter Umständen bejahen möchte. Sie sind beide sehr verschieden. Dina ist gut bürgerlich gearket, ich wähle absichtlich diesen Ausdruck; Sie, Herr Graf, sehen einmal — es ist dies das natürliche Ergebniß Ihrer Erziehung und Ihrer gesellschaftlichen Stellung — alles in einem — verzeihen Sie — etwas einseitigen Lichte an.“

„Gerade weil Fräulein Dina mir stets denselben Vorwurf macht, der Mensch doch aber nicht über seinen eigenen Schatten springen kann, kommen mir Bedenken,“ erwiderte Snarre. „Aber glauben Sie mir, der bürgerliche Hochmuth ist nicht weniger groß als der unsrige, und doch erscheint er den Leuten als etwas vollkommen Berechtigtes. Manche treten schon von vornherein dem Adeligen mit steifer Kopfhaltung entgegen. Weshalb? Sie sagen, Du trägst ein „von“ vor Deinem Namen, aber ich bin doch besser als Du!“

„Ich kann Ihnen darin nicht ganz Unrecht geben und finde dies auch tadelnswerth, obwohl der erste Anlaß dazu doch wohl von der anderen Seite ausgegangen ist. Es sind die bösen Beispiele, die hier die guten Sitten verdarben.“

Snarre sprang von dem Thema ab, er wußte, er würde Susanne nicht überzeugen, auch wünschte er, nicht allzuweit von seinem Ziele abzuschweifen, obgleich er im Grunde recht enttäuscht war, daß Susanne die Frage einer Heirath zwischen ihm und ihrer Schwester so überaus gelassen aufgenommen hatte. Es entging seiner Empfindlichkeit nicht, daß sie die Ehre einer solchen Verbindung für eine gegenseitige schätzte, ohne im geringsten seine hohe Geburt und die geopferten Ueberlieferungen seines Hauses dabei in Betracht zu ziehen. Doch überwand er rasch diesen Rückfall in alte, eben gerügte Vorurtheile und sagte ganz unbefangen:

„Und was ist nun Ihre Meinung in der Hauptfrage? Glauben Sie, daß ich das liebe, kleine Mädchen fragen darf, einen Wort zu gewärtigen?“

Susanna reichte ihm die Hand. „Sie sind besser, als Sie sich manchmal den Anschein geben, es zu sein. Wenn es Ihnen recht ist, will ich im Vertrauen mit Dina sprechen. Diese erbeten schon sagt Ihnen, wie sehr die Erfüllung Ihrer Wünsche den meinigen entspricht.“

„Nehmen Sie aufrichtigen Dank, gnädigste Gräfin,“ sagte Snarre freudig erleichtert. „Ich sehe Ihr Anerbieten als ein großes Geschenk an, das ich Ihnen nie werde vergelten können. Und Fräulein Dina glücklich zu machen, ist mein redlicher Wunsch. Ich leugne nicht, daß sie einen guten Einfluß auf mich übt, ich Mensch hat eine Doppelnatur. Ich erkenne die meine, die schon etwas. In meiner Jugend ließ man mich eben immer in einen einzigen Spiegel schauen, und da sah ich allein selbst, die Welt gruppirte sich um mich, nicht ich war ein des Ganzen. Daß dem in Wirklichkeit nicht so ist, davon ich bei meiner jüngsten geschäftlichen Unternehmung täglich legenheit, mich in einer Weise zu überzeugen, die mir das nicht gerade erheitert und einen Ausbruch schlechter Laune legentlich wohl verzeihlich macht. Allen ist nicht mein Wort habe das gleich erkannt, und nur aus Rücksicht auf Schwager und seine Frau habe ich ihm die Stellung Aber es geht nicht länger so, am liebsten wäre ich ihm sammt den Werken los. Na, wenn Trumholt noch da wäre!“

Snarre schwieg plötzlich. Es war das erste Mal, daß Trumholts Name von ihm genannt wurde, und die schmerzliche Wirkung, die er auf Susanne hervorbrachte, konnte ihm nicht entgehen.

„Doch wozu jetzt von Geschäften reden!“ fuhr er dann rascher Uebergang fort; „also es bleibt dabei, liebe Frau Gräfin. Sie legen ein gutes Wort für den bösen Aristokraten bei kleinen Bürgerin ein?“

„Gewiß, ich halte Wort, Herr Graf. Sie hören bald von mir,“ entgegnete Susanne und in ihren Mienen kam die Heiterkeit ihrer Gesinnung zum Ausdruck. (Schluß folgt.)

Karl Peters.

Im Jahre 1883 lebte in London ein deutscher Privatgelehrter, ein Doktor der Philosophie, Karl Peters, der in der Millionenstadt volkswirthschaftlichen Studien oblag. Er nahm einen regen Antheil an den Berichten, welche über die neue koloniale Bewegung in seiner Heimath durch die Presse veröffentlicht wurden, mußte aber mit Bedauern wahrnehmen, daß die in solchen Dingen erfahrenen Engländer über den Mangel an Unternehmungsgeist und Thatkraft bei den Deutschen spotteten.

Andererseits konnte er sich aber der Erkenntniß nicht verschließen, daß die Engländer zu ihrem absprechenden Urtheile eine gewisse Berechtigung hatten. Gab es damals doch in Deutschland noch genug einflußreiche Männer, welche meinten, es genüge, das Volk zunächst über koloniale Fragen nur aufzuklären, um später erst, im 20. Jahrhundert, mit der praktischen Kolonisation zu beginnen.

Peters dachte anders, und, von dem Drange erfüllt, seine Anschauungen über die kolonialpolitische Aufgabe Deutschlands zur Geltung und womöglich zur praktischen Ausführung zu bringen, begab er sich nach Berlin. Dort aber belächelte man in maßgebenden Kreisen den jugendlichen Eifer des noch nicht dreißigjährigen Heißsporns und nahm seine Vorschläge nicht zur ernst. Aus England hatte er einen fertigen Kolonisationsplan mitgebracht, nach welchem er über den Sambesi, Schire und Nyassasee nach Mittelafrika vordringen wollte. Als nun die Regierung seine Eingabe, in welcher er seine Pläne auseinandergesetzt und um staatliche Forderung gebeten hatte, unbeantwortet ließ, setzte er sich mit Leuten von kolonialreundlicher Gesinnung in Verbindung, und es gelang ihm schließlich, eine „Gesellschaft für deutsche Kolonisation“ ins Leben zu rufen, welche den Zweck verfolgen sollte, auf dem Hochplateau von Südafrika deutsche Ackerbaukolonien zu gründen, was sich aber sehr bald als unausführbar erwies. — Trotz dieses Mißerfolges gewann Peters später den Vorstand seiner Gesellschaft zur Entsendungen in Ostafrika. Er erhielt den Auftrag, nach Niagara, welches Stanley in seinen Werken so sehr gepriesen hatte, zu reisen und dort Land für deutsche Kolonisten zu erwerben.

Die Aufgabe war nicht so leicht, denn die Engländer und der Sultan von Sansibar hätten nimmer zugegeben, daß Bestrebungen der Deutschen gelegen, wenn ihnen dieses bekannt geworden wäre. Die Erwerbungen mußte darum im geheimen vorbereitet werden. Dazu kam, daß man über geringe Mittel verfügte. Die „Gesellschaft für deutsche Kolonisation“ hatte mit Mühe 65 000 Mark zusammengebracht; das war gerade genug, um eine größere Expedition nach Ostafrika auszurüsten, aber doch aller Erfahrung nach zu wenig, um damit eine Kolonie zu begründen. Peters trat jedoch nicht zurück.

Er und seine Begleiter suchten die öffentliche Meinung auf falsche Spur zu leiten, gaben vor, daß sie nach Westafrika abgedampft seien, um dort zu reisen in Wirklichkeit unter angenommenen Namen nach Sansibar. Sie erschienen dort am 4. November 1884 und gaben sich Sansibar gegenüber als Mitglieder einer wissenschaftlichen Expedition aus.

„Vor drei bis vier Monaten werden Sie nicht abreisen können,“ sagte ein bekannter deutscher Kaufmann in Sansibar zu Peters, indem er ihm die Schwierigkeit der Ausrüstung einer Karawane zu bedenken gab. Peters reiste aber bereits am 9. November nach Saadani ab. Freilich war die Ausrüstung so mangelhaft, daß er sein Leben auf das Spiel setzte; aber nur ein rascher Entschluß konnte ihn in diesem Falle von Erfolg begleiten. Schon am 17. Dezember kehrte er hocherfreut schon nach Bagamoyo zurück; aber er hatte 14 Wertträge mit Negerfürsten und, was das Wichtigste, die deutsche Flagge gehißt hatte, und ein Gebiet so groß wie das Königreich Bayern, war für Deutschland gesichert!

Dies war die erste That Peters' auf afrikanischem Boden.

Nachdem er nach Berlin zurückgekehrt war, erhielt er den kaiserlichen Schutzbrief für seine Erwerbungen und sandte eine Anzahl von Expeditionen aus, welche verschiedene Gebiete unter

Karl Peters.
Nach einer Photographie von Carl Günther in Berlin.

deutsche Kolonialherrschaft brachten, die jetzt an Stelle der „Gesellschaft für deutsche Kolonisation“ trat. Dieser fieberhaften Thätigkeit in Ausdehnung des Gebietes setzte die internationale Festsetzung der Interessensphären ein Ende und die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft konnte sich endlich

und Süden von Niagara unter die Oberhoheit der „Deutschen

Verwaltung und Ausbeutung des Gebietes widmen. — Peters und seine Beamten hatten in dieser Beziehung weniger Glück. Bei der Uebernahme der Zollverwaltung in den Häfen brach der Araberaufstand aus und Bismarck wurde zur Wiederherstellung der Ruhe und Herbeiführung geordneter Zustände vom Deutschen Reiche als Kommissar nach Deutsch-Ostafrika gesandt. Peters selbst wandte sich einer anderen Aufgabe zu.

Er übernahm die Führung der deutschen Expedition zur Rettung Emin Paschas. Ohne Zweifel trug er sich dabei mit neuen Plänen für die Erweiterung des deutschen Kolonialbesitzes in Ostafrika. Er wollte Uganda und die Aequatorprovinz dem bereits Erworbenen angliedern oder wenigstens dem ausschließlichen Einflusse Englands entreißen — aber die Zeit des Flaggenhissens war vorüber, afrikanische Besitzfragen sollten nicht mehr auf afrikanischem Boden, sondern zwischen den Kabinetten in Europa entschieden werden, und so waren Peters' Kämpfe fruchtlos. Der Expedition legten zuerst die Engländer Schwierigkeiten in den Weg; Peters wußte sie aber schließlich zu überwinden.

Endlich konnte er den Tana aufwärts marschieren — er schlug sich tapfer durch das Land der Massai durch; lange Zeit war er wie Stanley ganz verschollen, und man erinnert sich, wie sich monatelang die Nachricht von seinem Tode behauptete. Nach vielen Mühen kam er endlich in die Nähe der Aequatorprovinz, mußte aber hier erfahren, daß Emin bereits abgezogen war; dann wandte er sich nach Uganda; aber was er hier auch zur Befestigung der Stellung des Christenkönigs Mwanga gethan, welche Verträge er auch abgeschlossen haben mag — er handelte nicht im Sinne der deutschen Politik, welche Uganda England überließ. Unter diesen Umständen konnte die letzte Expedition Peters' keine direkten praktischen Erfolge haben.

Als Führer und Afrikaforscher hat sich aber Peters ausgezeichnet bewährt. Mit geringen Kräften hat er das erreicht, was von vielen als unmöglich dargestellt wurde, und vor allem bewiesen, daß der Weg über das Massailand zum Entsatze Emins besser war als die von Stanley gewählte Kongoroute.

Als er vor Jahresfrist todt gesagt wurde, sind auch seine Gegner seinen Verdiensten um die Gründung der deutsch-ostafrikanischen Kolonie gerecht geworden. Freilich ist die Sturm- und Drangperiode der kolonialen Thätigkeit bei uns vorüber; die Grenzen unserer Kolonie sind festgestellt. Die Aera einer ruhigeren ausdauernden Arbeit hat begonnen und dieses schwierige Werk wird viele Kräfte erfordern. Hoffen wir, daß Karl Peters, der nach seiner Heimkehr dem Kaiser persönlich Bericht über seine Thätigkeit abstattete, auch unter diesen neuen Verhältnissen Gelegenheit finde, seine Erfahrung und Thatkraft zum Besten des Vaterlandes zu verwenden.

Lindenberg und seine Strohhutindustrie.

Mit Zeichnungen von H. Kaufmann.

Wie alle jene Gewerbe, welche sich in den Dienst der Mode gestellt haben, ist auch die Strohhutindustrie nervös und launenhaft. Ja, sie ist es um so mehr, als auch das jeweilige Wetter einen oft ganz unberechtigten Einfluß ausübt. Nach einigen Sonnentagen im zeitigen Frühjahr kommen die Aufträge nur so in die Fabrikkomptoire hereingeschneit, und wenn dann einige Regentage folgen, werden sie nur zu häufig mit demselben Eifer wieder zurückgenommen, als ob es nie mehr aufhören wurde, zu regnen.

Diese unsicheren Zustände sind wohl die Ursache, daß sich die Strohhutverzeugung hauptsächlich in den Großstädten festsetzte. Der Fabrikant muß in engster Fühlung mit der modemachenden „Fashionable" Welt bleiben, und nur die großen Verkehrsmittelpunkte gestatten ihm, die Vortheile des guten Wetters möglichst schleunig auszunützen und die Nachtheile der schlechten zu verringern. Dresden, Breslau, Köln, Frankfurt, Berlin, Hamburg, Stuttgart sind die Hauptorte der deutschen Strohhutindustrie.

Aber es kommt auch das Entgegengesetzte vor. Im Erzgebirge, im Schwarzwald, im schlesischen Gebirge und besonders im bayerischen Allgäu finden wir weitabgelegene Ortschaften, in welchen Strohhüte in großen Mengen erzeugt werden. Man verfertigt hier ziemlich viel Stapelsachen, d. h. vielbegehrte Hutformen, die sich meist einer besonderen Kleidsamkeit rühmen dürfen. Es sei hier nur an zwei solcher Stapelformen erinnert, die eine ganze Reihe anderer Hutmoden überdauert haben und die daher wohl jeder Dame bekannt sein werden: es ist das die Pamelaform und der Florentiner Schäferhut. Aber auch die launenhaften Moden lassen immer gewisse Typen erkennen, für welche ein größerer, länger andauernder Absatz vor aussichtig ist. Das sind, neben den Männer und Kinderhüten, welche weniger in der Modeschwelle, die Artikel, welche für die Herstellung abseits der Verkehrsmittelpunkte geeignet sind. — Der weitaus bedeutendste aller Strohhutorte ist Lindenberg im Allgäu, welches heute den Lesern im Bilde vorgeführt wird.

Wo sich die Vorberge der Alpen nach dem Bodensee herabsenken, unweit Lindaus, liegt der farbene freundliche Marktflecken mit seinen vielen neuen, hübschen, meist aus Holz gebauten Häusern auf einer rauhen, gegen Norden offenen Hochebene ausgestreut. Das Klima damit in solchen Höhenlagen die Bewohner beinahe die Hälfte des Jahres an den wärmenden Ofen bannt, und auch hier wie überall unter ähnlichen Verhältnissen hat man schon zu Urväterzeiten eine gesellige Arbeit ergriffen, um sich damit über die langen Winterabende hinwegzuhelfen. Ursprünglich fertigte man hier nur ein grobes Geflechte, das zu großen Schutzhüten verwahrt wurde, wie sie die Bauern gern zur Erntezeit tragen: die Strohhutverzeugung bildete eben nur eine Nebenbeschäftigung der Bewohner. Heute aber ist Lindenberg einer

der wichtigsten Erzeugungsorte für Strohhüte und als solcher weltbekannt geworden. Es zählt etwa 30 größere und kleinere Strohhutfabriken (im ganzen besitzt das Allgäu deren etwa 45, welche sich außer Lindenberg auf die Ortschaften Goßholz, Scheidegg, Heimenkirch, Oberstaufen, Simmerberg und Opfenbach vertheilen), und man spricht davon, daß im Vorjahre allein von Lindenberg aus über zwei Millionen Menschen unter den Strohhut gebracht worden sind; wenn wir in Betracht ziehen, daß etwa 8 Monate lang an 800 Stroh hutnähmaschinen unaufhörlich schnurren und surren und 66 hydraulische Pressen Stroh hüte ausformen, so dürfen wir diese Zahl eher als zu niedrig ansehen. Das kleine Lindenberg nimmt unter rund 1500 bayerischen Postorten etwa die 80. Stelle ein, was bei seiner Einwohnerzahl von nur 2200 einen riesigen Verkehr bedeutet.

Die auffällig rasche und eigenartige Entwickelung Lindenbergs fällt mit zwei wirthschaftlichen Vorgängen zusammen, welche sich ihrem Wesen nach schroff gegenüberstehen. Der eine war die Ende der siebziger Jahre erfolgte Zollerhöhung auf ausländische Strohhüte, der andere da gegen eine wichtige Erweiterung des Welthandels durch die Einfuhr chinesischer Strohgeflechte. Einerseits war England, welches allein als Einführer von Strohhüten in Frage kam, sehr bald auf unserem deutschen Strohhutmarkt durch die Zölle unmöglich geworden, andererseits aber hätte unser eigenes Gewerbe die Vorliebe des deutschen Volkes für den Strohhut nicht befriedigen können, wenn nicht die Herren Zopfträger weit hinten in Asien mit ihren unglaublich billigen Geflechten zu Hilfe gekommen wären. Allgäu, Schwarzwald und Erzgebirge zusammen können mit ihren etwa 310000 Flechtern in einem Winter nicht die Menge liefern, welche in Shanghai in einer einzigen Woche nach Europa verfrachtet wird. Die menschenüberfüllten Provinzen Petschili, Schantung und Honan im Nordosten Chinas liefern das Geflecht in Mengen, als wenn es dort fertig wüchse, nach den Verrathsplätzen, von wo es meist als Ballast sieben Meere durchschwimmt; und etwa sieben Mal wechselt es den Besitzer, ehe es sich in Hutform auf dem Kopf einer Schönen in einem europäischen Spiegel erblickt. Trotz dieses Wanderns von Hand zu Hand aber ist es immer noch so billig, daß kein europäisches Geflechte, es sei denn das allergeringste, im Preise mit dem chinesischen in den Wettbewerb eintreten kann. Man hat berechnet, daß ein chinesischer Flechter unmöglich mehr als 10 Pfennige den Tag verdient, und dabei glauben diese Leute doch noch, daß sie in einem „himmlischen Reich“ wohnen.

Unsere Flechter haben durch die Einfuhr aus China leider schwere Einbußen in ihrem Verdienst gehabt, aber dennoch überwiegt der wirthschaftliche Vortheil bei weitem den Nachtheil. Der Strohhut würde niemals ohne China der große Volksartikel geworden sein, der er heute ist. Das unschöne und auch ungesunde Kopftuch der Frauen aus dem Volke ist fast die Sommerzeit mehr und mehr zurückgetreten, die Magd auf dem Feld, die Holerin auf dem Markt schmückt sich nun einem billigen Stroh hut, und auch die Handwerker, die im Freien arbeiten, wie die Landleute machen mehr und mehr Gebrauch davon; sie arbeiten ja sonst schon im Schweiße ihres Angesichts und warum sollte sie diesen Schweiß noch nunmehr vermehren, wo ihnen die Strohhutindustrie so billige „Sonnenschützer“ zur Verfügung stellt.

Lindenberg, welches meist billige und mittlere Sorten erzeugt, hat einen großen Vortheil aus der Chinaeinfuhr gezogen; denn etwa 70% aller jetzt hier verarbeiteten Geflechte sind von schlitzäugigen Mongolen gefertigt worden. — Wir wollen einen unserer sommerlichen Kopfbedeckung auf ihrem Werdegang begleiten! Bevor beim Aussäen des Getreides, welches das Stroh liefern soll, muß auf die zukünftigen Strohhutpreise Rücksicht genommen werden. In Italien und der Schweiz hat man es dabei gar nicht auf die Körnerfrucht abgesehen, man schneidet den Halm schon vor der Reife des Kornes ab, das giebt dann feine, einen feineren und widerstandsfähigeren Strohhalm als das grobe ausgereifte Chinastroh. Das Flechten selbst ist eine gleichförmige Arbeit, eine Art Klöppeln, ohne Klöppelsack, bei der sich die Fäden nach oder statt nach unten nähren. Der Muster, die durch Zusammenarbeiten von matten und glänzenden, naturfarbigen und gefärbten Strohhalmen und durch eigenthümliche Flechtweise hergestellt werden können, giebt es eine Unzahl. Unter 2000 Mustern führt der Reisende eines halbwegs großen Geschäftshauses mit sich. In Lindenberg selbst wird wenig mehr geflochten, nur hie und da sieht man noch ein Großmütterchen hinter dem Ofen ihre „Boschen“ flechten, während im Erzgebirge und Schwarzwald die Flechtstuben mit ihren lebhaften Gesprächen, der großen Geselligkeit den „langen Nächten“ und dem Uebermuth der zuschauenden jungen Burschen ihre ganze eigenthümliche Poesie bis auf den heutigen Tag bewahrt haben. — Auf das Flechten folgt das Bleichen und Färben des Strohes, so weit es diese Prozesse nicht schon angestochten durchgemacht hatte. Die Farben geschieht in der Weise, daß man das Stroh in einem Kessel mit Zusatz der Farbstoffe so lange kocht, bis es den richtigen Ton erhalten hat. Das Bleichen aber erfolgt auf zweierlei Art. Die eine wird dem unser obenstehendes Bildchen vorführt, schlechthin. Es ist die sogenannte „Schwefel- oder Naturbleiche; die Strohhüte werden wie das Leinengarn auf den Rasen gebreitet, zur Zeit zu Zeit begossen, und die Sonne übt ihre bleichende Kraft. Diese Bleiche aber sucht man neuerdings durch eine chemische Behandlung zu ersetzen und nennt das dann die „englische“ Bleiche.

Naturbleiche.

Verrathslei.

Wenn wir von der Seide absehen, so dürfte kaum ein Gewebestoff zu finden sein, welcher leuchtendere Farben annähme als das Stroh; wie in einem tropischen Urwald schimmern die leuchtet's in einem Strohhutmagazin; freilich bleibt der feinfarbene Bleichhut dem sommerlichen, schmetterlingartigen Kleide, das der Strohhut haben soll, am treuesten; aber sein Glanz ist ein sehr vergänglicher, und aus diesem Grunde werden gefärbte Strohhüte wahrscheinlich nie wieder vom Markt verschwinden.

Zum Nähen der Strohhüte an der überaus rasch arbeitenden Strohhutnähmaschine gehört ein sehr geübtes Augenmaß und eine

rasche, kunstfertige Hand. Die Näherin näht zuerst mit der Hand einen sogenannten „Butzen“ aus dem Ende eines Gesteckstückes. Dieser bildet meist die Mitte des Hutdeckels, und um ihn herum wird nun an der kahlen auf und niederschießenden Nadelstange Reihe an Reihe genäht bis zum äußersten Rand des Hutes. Die Hand der Näherin muß sehr geschickt das Zusühren des Gesichts leiten, welches sie von einem seitwärts stehenden drehbaren Gestelle abwickelt, und dabei hat sie fortwährend den entstehenden Hut zu wenden und zu drehen, um auch die vorgeschriebene Form herauszubekommen. Nur auf Augenblicke unterbricht die Näherin das Nähen auf der mit nervösem Zittern wie rasend arbeitenden Maschine und stülpt den fertigen Theil des Hutes über eine Holzform, die den zukünftigen Hut darstellt, um sich auf diese Weise zu versichern, daß sie die Maße richtig eingehalten hat. Je verwickelter die Form, desto schwieriger ist das Nähen. Da müssen oft Ausladungen des Kopfes oder des Randes mit sogenannten Einlegern „herausgeholt“ werden. Besonders schwierige Formen werden theilweise oder auch ganz mit der Hand genäht.

Eine große Erfindungsschaft ist es, daß auch für die Strohhutfabrikation die Nähmaschine dienstbar gemacht werden konnte. Die Arbeiterinnen sind dadurch einer mühseligen Sticheleі enthoben, die ihnen nur zu oft die Finger blutig gemacht hat.

Zum Appretiren der Strohhüte, welches nunmehr folgt, wird ausschließlich Gelatine verwendet. Weiße Strohhüte werden, um eine möglichst helle Farbe zu gewinnen, geschwefelt. Zu dem Ende bringt man die Ware nach der Appretur in den Schwefelkasten, die Hüte werden auf einen Rost gebreitet, unter welchem in einem ausgehöhlten Stein Schwefelblüthe verbrannt wird. Je nach der Beschaffenheit der Ware dauert das Schweseln längere oder kürzere Zeit.

Dem roh genähten Hut fehlen selbstverständlich noch die feinen, gefälligen Linien und Schweifungen. Diese giebt man ihm an den Ziehformen und den hydraulischen Pressen. Die ersteren sind gußeiserne, hohle Hutköpfe, die durch Stichflammen dauernd in einem heißen Zustand erhalten werden. Man zieht die Hüte über diese heißen Formen und bringt sie dann in die ebenfalls erhitzte Preßform, die in die Presse eingelegt wird. In den Hut legt sich ein Gummibeutel, der auch annähernd eine Hutform darstellt, die Presse wird geschlossen, und nun wird mittels eines Druckwerks Wasser in den Gummibeutel gepumpt. Dadurch wird der Hut ausgetrieben, und bald darauf verläßt er „blank und eben“ den metallenen Kern. Bei dieser Behandlung, die ihrer Natur nach mit dem Plätten zu vergleichen ist, muß der Hut bald feucht und bald trocken sein, sie erfordert gleichermaßen viel Uebung und ist schwieriger, als es hier nach dieser flüchtigen Beschreibung erscheinen mag.

Jetzt kommt der äußere Schmuck. Die Garnierer innen nehmen sich nun des Hutes an, doch betrifft das meist nur Männer- und Kinderhüte, das Garnieren der Damenhüte ist ja ein eigenes weitverbreitetes Gewerbe, bei welchem die persönlichen Wünsche noch eine große Rolle spielen und das wohl nie eine großindustrielle Umformung zu fürchten hat.

Neuerdings sind die Bänder der Strohhüte zu einem aus gesprochenen Modeartikel geworden, die männliche Jugend schenkt ihnen nicht weniger Aufmerksamkeit wie z. B. dem Shlips. Und warum auch nicht? Ein schmuckes gemütertes oder doch farbiges Hutband kommt noch ganz anders zur Geltung als etwa ein schwarzes, und die Jugend hat ja das schöne Vorrecht, sich zu schmücken und Lebensfreude zur Schau zu tragen.

Der Strohhut ist ein leichter Patron, in verpacktem Zustande gehört er zum sogenannten „Sperrgut“ d. h. zu demjenigen, welches bei geringem Gewicht einen unverhältnißmäßig großen Raum ein nimmt; da ist es denn kein Wunder, wenn man auf dem Weg von der Station Röthenbach hinauf nach Lindenberg häuserhoch aufgethürmten Kistenfuhren begegnet, die sich in lustigem Tempo dahinbewegen, als gälte es eine Spazierfahrt. Auch die Postwagen sind oft hochbeladen mit Schachteln, die meistens „pressante“ Waren enthalten, welche als Frachtgut zu spät kommen würden.

Der Versand geht nicht nur nach Orten Deutschlands und der benachbarten Länder, sondern auch außerhalb Europas, wo immer es den Schutz gegen eine heiße Sonne gilt, ist das Linden berger Fabrikat begehrt.

Ein großes Bedürfniß für das Lindenberger Strohhutgewerbe ist die Herstellung eines Schienenwegs, welcher den Marktflecken mit der 1½ Stunden entfernten Eisenbahnstation Röthenbach verbindet. Bereits sind auch durch einen eigens hiefür gebildeten Ausschuß bei der bayerischen Regierung die einleitenden Schritte gethan worden. Mögen diese Bemühungen von einem guten Erfolge gekrönt sein; denn es ist gewiß, daß eine solche Bahnverbindung Lindenberg sowohl als den benachbarten Ortschaften zu einem lebhaften Aufschwung verhelfen würde.

Heiße Tage.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Erinnerungen aus der Schlacht bei Noiseville am 31. August 1870.

Klar und thatfrisch brach der 31. August 1870 an, strahlend hob der feurige Sonnenball sich über dem Horizont empor und taufte That und Hügel in Purpurglanz. Lachend und leuchtend breiteten die grünen Fluren und Rebenhügel Lothringens sich vor unseren Blicken aus, als herrschte tiefer Frieden und als sollten die Glocken der umliegenden Ortschaften jeden Augenblick ein Feiertagsgeläute beginnen.

Vor uns auf dem östlichen Rande des Moselthales erhob sich in guter Kanonenschußweite neben dem altersgrauen Schlosse Grimmont trotzig das große Fort von Metz „St. Julien“ und weiterhin im Südwesten Bellecroix.

Eine feierliche Stille lagerte über der Landschaft, jene Stille, die Gegenden eigen zu sein pflegt, in denen große Kämpfe statt gefunden haben. Kein Vogel erhebt dort seinen Gesang, in den Ortschaften regt sich kein Laut, der auf gewerbliche oder land wirthschaftliche Thätigkeit schließen ließe, selbst das Hundegebell ist verstummt, die Viehherden sind verschwunden und der Haushahn kündigt nicht mehr den nahenden Morgen mit lautem Rufe an.

Der Kampf bei Colombey-Nouilly am 14. August hatte diese Gegend in Schweigen gehüllt; nur vorübergehend wurde dasselbe durch das Rasseln anrückender Artillerie oder den flüchtigen Hufschlag einzelner Kavalleriepatrouillen unterbrochen.

Auf den Bivouacplätzen unserer herrschte bei uns mit dem ersten Sonnenstrahl emsige Thätigkeit. Geschäftig lockten die Mannschaften ihren Kaffee in offenen Kochgeschirren an den lustig qualmenden Küchlöchern; schmeckte der edle Trank dann auch etwas räucherig, was schadete das, es war eben „Mokka à la guerre“. Wasser- und Holzkommandos marschirten ab und kamen an, und die Fouriere bereiteten die Vertheilung der Tagesrationen vor.

Bei unserem Bataillon herrschte eine besonders lebhafte Thätigkeit. Excellenz von Bentheim, unser Divisionskommandeur, wollte die an diesem Tage nicht auf Vorposten befindlichen Bataillone sehen; zu ihnen gehörten auch wir, und da hieß es denn blitz und blank erscheinen. Ein jeder wollte vor den beliebten Kommandeur so viel wie nur möglich „glänzen“, deshalb diese Ameisenthätigkeit; es blitzte und funkelte denn auch an Gewehren, Helmen und Knöpfen ꝛc. mit den Thautröpfchen im Grase um die Wette; endlich rückten wir zur Paradeaufstellung ab.

Auf die Minute galoppirte Excellenz mit seinem Stabe heran, die Ehrenbezeigungen wurden erwiesen und mit einiger Verwunderung sahen wir den General mit seinem Gefolge statt nach dem rechten Flügel der Aufstellung geradeswegs auf unsere Fahne zureiten. Diese, deren Schaft in den heißen Kämpfe am 14. August durch eine feindliche Kugel zerschmettert worden war, trug noch die erste künstliche Bandage, ein paar fingerdicke Eisenstäbe mit einem Strick fest über die Bruchstelle geschnürt. Unmittelbar vor der Fahne hielt der General, und den Helm abnehmend, rief er mit weithin tönender Stimme: „Vor dieser Fahne nehme ich meinen Helm ab, brave Dreiundvierziger!“

Einen Augenblick hielt das ganze Gefolge entblößten Hauptes vor dem präsentirenden Bataillon, ein Augenblick höchster Anerkennung für dasselbe, dann nahm die Parade ihren Verlauf; nach derselben schwenkten die Bataillone zum großen Quarré ein, der Feldgottesdienst begann.

Unter Hinweis auf den mörderischen Kampf und glänzenden Sieg am 14. sprach unser Divisionspfarrer ergreifende Worte und schloß mit einem Gebete für die braven Gefallenen, die ihre ferne Heimath, die Ihrigen nicht wiedersehen sollten, sowie um Trost und Ergebung in den Willen des Allmächtigen für die Hinterbliebenen und die an ihre Schmerzenslager gefesselten Verwundeten. Es war eine tiefernste und ergreifende Feier, die auf einen jeden sichtlichen Eindruck machte. Waren doch so viele liebe Kameraden am 14. August im heiligen Kampfe für König und Vaterland aus unseren Reihen gerissen worden und hatten ihr Leben freudig verblutet, in der Gewißheit, einen entscheidenden Sieg mit erringen zu haben!

Wir rückten nach unserem Lagerplatze ab, doch nicht lange sollte unsere gehobene Stimmung, unsere Ruhe dauern; Bazaine erinnerte uns sehr bald an die rauhe Wirklichkeit und den Zweck unserer Anwesenheit vor den als uneinnehmbar gerühmten Werken der stolzen Festung.

Die zweite Division befand sich in leichtem Gefecht mit dem Gegner, auch wir gingen vor. Das Feuer verstummte jedoch bald und dichte Rauchwolken zeigten uns an, daß die Söhne des sonnigen Frankreich mit allem Ernst an das Mittagsessen dachten. Trotzdem verblieben wir in der Gefechtsstellung.

Es war vier Uhr nachmittags geworden, eine Zeit, in der die Besatzung der Festung Metz und die Truppen Bazaines gern „anzufangen“ pflegten, und mit Spannung sahen wir dem Kommenden entgegen, als sich plötzlich das Fort St. Julien uns gegenüber in eine weiße Rauchwolke hüllte; sausend und zischend stob die erste Salve, wohl aus allen Geschützen des Forts, heran und fast gleichzeitig eröffnete die feindliche Infanterie ihr Feuer gegen unsere Division bei Noisseville, Servigny, Poix und Failly. Unter dem Schutze dieses Feuers setzten sich die feindlichen Kolonnen gegen unsere Stellung in Bewegung.

Ein furchtbarer Kampf entspann sich nun. Bazaine wollte mit seiner Uebermacht den Durchbruch nach Nordost erzwingen, um nach Sedan zu entkommen; wäre ihm dieser gelungen, weiß Gott, wie der Krieg geendet hätte. Unserer, der ersten Division war hauptsächlich die ehrenvolle Aufgabe geworden, diesem Vorhaben einen wirksamen Riegel vorzuschieben. Immer neue Massen stürmten gegen die von uns besetzten Ortschaften heran, doch unerschüttert hielten die schwachen Besatzungen ihre Stellungen. Salve auf Salve krachte den gegnerischen Kolonnen entgegen und ein sprühendes Schnellfeuer knatterte ohne Unterbrechung. Unsere Artillerie war mit etwa 10 Batterien zwischen Servigny und Poix aufgefahren und unterhielt ein wahres Schnellfeuer gegen die Angreifer. Trotzdem des vierten französischen Armeecorps rückten trotzdem unaufhaltsam gegen die genannten Orte heran, welche je von zwei Bataillonen des 1. und 41. Regiments besetzt waren. Doch vergebens waren alle Anstrengungen, der feindliche Angriff scheiterte gänzlich. Das mit tödlicher Sicherheit abgegebene Schnell- und Salvenfeuer der Königsberger Grenadiere und Musketiere ließ die Stürmenden keinen Boden gewinnen und richtete namenlose Verheerungen unter ihnen an. Jeder Erfolg war diesem mit maschinenartiger Sicherheit abgegebenen Feuer gegenüber unmöglich.

Zur Unterstützung der Vorbesatzungen ließ General von Bentheim im entscheidenden Augenblicke das zweite Treffen, Ostpreußisches Grenadierregiment Nr. 3 und 1. Jägerbataillon, vorgehen. Dieser wie auf dem Exerzierplatze ausgeführte Stoß traf den Gegner unerwartet, seine schon ermatteten Truppen zogen sich unaufhaltsam zurück.

Unser Bataillon — das 1. des 43. Regiments — hatte gleich zu Anfang des Kampfes den Befehl erhalten, zur Deckung der Artillerie Aufstellung zu nehmen. Wer sich je in einer solchen Stellung befunden hat, weiß, welche Bedeutung sie für die Truppe und den einzelnen Mann hat. Während die Kameraden im lebhaften feindlichen Kampfe ihre Kraft mit dem Gegner messen, im Bereiche des feindlichen Feuers muthatig dazustehen, erfordert keinen geringen Grad von Selbstbeherrschung und Nerven von Stahl, denn man hat Muße genug, Berechnungen darüber anzustellen, ob und wo die herausfausende Granate in die Kolonne einschlagen und wer ihr zum blutigen Opfer fallen wird. Es gehört dazu hoher moralischer Muth und eine Mannszucht, wie sie, Gott sei Dank, der deutschen Armee eigen und in Fleisch und Blut übergegangen ist.

Auch unsere Leute fühlten die Wucht der gesahlichen Lage, besonders die jungen Mannschaften, doch bald siegte der heitere Jugendmuth, und die in jeder Truppe vorkommenden „Komiker, die immer anfangen“ und denen der Humor nie fehlt, machten auch hier bald ihre Kraftscherze bei heranfausenden Granaten zu. „Kopp weg!“ oder „Karl, bud di, Steen kömmt“ ꝛc. Endlich bei hereinbrechender Dunkelheit erhielten auch wir den Befehl zum Vorgehen und mit kräftigem Hurrah schwärmten unsere Schützenzüge dem abziehenden Gegner nach. Das Bataillon ging zwischen Servigny und Noisseville im Vallièresgrunde vor, während der dritte Schützenzug links davon, als Flankendeckung des Bataillons, gegen Noisseville avancirte.

Nur ein matter Dämmerschein herrschte noch, als wir uns durch ein großes Rebenfeld gegen Noisseville hin durchzuwinden suchten. Immer tiefer sank die Nacht herab, das Feld lag schwarz wie Tinte vor uns, wir machten Halt und stellten unsere von einzelnen Rotten abgegebenes Feuer ganz ein. Vom Dorfe blitzte noch dann und wann ein Gewehrschuß auf, und ein scharfsam Pfiff beschrieb das Geschoß jedesmal einen hohen Bogen über uns fort. Ein Witzbold sprach sofort das gelügte Wort aus: „Die Franzosen wollen Löcher in die Nacht schießen, damit es ein wenig heller werde.“

Endlich stellten auch unsere Gegner das Feuer ein. Aus von Servigny, wo unser zweites und Füsilierbataillon in Gemeinschaft mit der ersten Brigade in Thätigkeit waren, knatterte es ausgesetzt das Gewehrfeuer herüber, und von unserem Bataillon hörten wir uns dem Vallèresgrunde einige Salven heftig krachen.

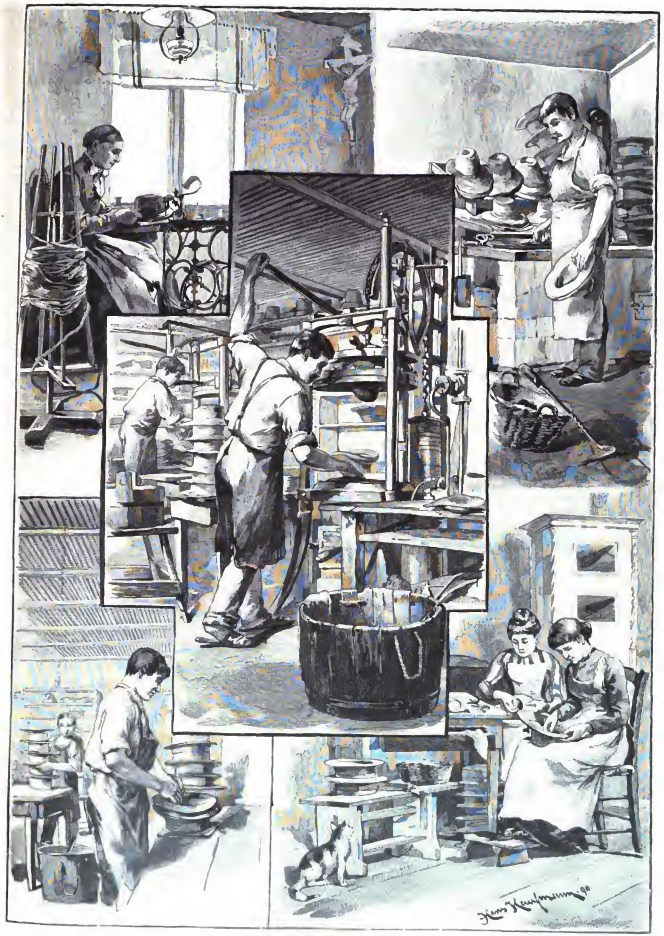
Vor uns herrschte eine unheimliche Ruhe, der Nachtwind rauschte und rannte, flüsterte und zischelte in dem Laube der Weinstöcke, schlief ein und begann im Augenblick wieder sein heimliches Flüstern. Ein leises Knarren der Rebstöcke an den Pfählen war wohl durch den Wind verursacht. Wir strengten unser Sehvermögen an, um etwas in dieser Dunkelheit zu erkennen, doch vergebens, nur unmerklich hob der Himmel sich von dem Rebengelände ab, uns schmerzten die Augen vor Anstrengung, sehen konnten wir aber trotzdem nichts. Und dennoch — waren unsere hochgradig angespannten Nerven nur daran schuld, oder war es Wirklichkeit — schien etwas in der Dunkelheit vorzugehen, das sich unseren Blicken entzog. Das Rauschen, Knarren und Flüstern in den Weinstöcken schien eigenthümlich zugenommen zu haben, während der Wind an Stärke abnahm. Wieder setzte der Wind etwas stärker ein, es knackte und rauschte vor uns, auch als der Luftzug aufhörte. Da durchzuckte den ganzen Schützenzug wie ein elektrischer Schlag die halblaute Warnung des Zugführers: „Achtung!“ Jeder glaubte in demselben Augenblicke eine eigenthümliche Bewegung in den Weinstöcken bemerkt zu haben, krampfhaft umfaßte jeder Faust das schußfertige Gewehr. Da knistert's und rascheln's in den Büschen und klingt wie verhaltenes Keuchen hervor, dann „Los“ es heran, regt' hundert Gelenke zugleich“. „Dreißig Schritt, Schnellfeuer!“ donnert das Kommando des Zugführers, und die letzten Silben werden schon vom Prasseln der Schüsse verschlungen. Ein Wuthgeheul und Schmerzgeschrei mischt sich mit unserem Salvenartigen Feuer, eine schwarze langgestreckte Masse erhebt sich im Feuerschein der Schüsse über die Weinstöcke, doch nur einen Augenblick, die Wirkung unseres Feuers ist zu furchtbar! Der taucht die Masse wie eine verrinnende Woge in der Finsterniß unter, und das Geräusch brechender Weinstöcke zeigt uns den wilden Rückzug der Gegner an.

Leise rauschte der Nachtwind, und flüsternd schwangen sich schwebten die Ranken der Weinstöcke über den Gefallenen.

Bald rief uns ein Hornsignal zum Bataillon, mit dem wir bis zur Höhe östlich von Servigny zurückgingen.

Es war eine für die Jahreszeit recht kalte Nacht, der 31. August zum 1. September 1870, dichte Nebel stiegen auf und hüllten Himmel und Erde bald in eine Dunstmasse. Mein Bataillon brachte infolge der Nähe des Gegners, welcher Noisseville noch besetzt hielt, die Nacht unter dem Gewehr zu, jeden Augenblick bereit, den Kampf mit dem etwa hervorbrechenden Gegner aufzunehmen.

Feuer durften nicht angezündet werden, und wir froren um so mehr, als niemand mehr einen Schluck „Liebesskimmel“ in der



Bei der Nähmaschine.
An der Ziehform.

An der Presse.

Appretur.
Garnieren.

Strohhutfabrikation in Lindenberg.

Zeichnung von Hans Kaufmann.

Feldflasche hatte. Gerauchi durfte ebensowenig werden, um das Aufflammen der Zündhölzchen zu vermeiden. Ein etwas bysshafter Muskelier meinte freilich, das Verbot wäre ergangen, damit der Duft des edlen „Vorpostenkanasters“ den Franzosen unseren Standpunkt nicht verrathe.

Unter diesen Umständen erwarteten wir mit Ungeduld den Morgen. Endlich zeigte sich im Osten ein rothlicher Streifen am Horizonte, der Tag brach an, für viele von uns zum letzten Male. . .

Kaum begann die Sonne den dichten Nebel etwas zu zerstreuen, als unser Regiment den Befehl erhielt, zum Angriff auf Noisseville vorzugehen und es zu nehmen. Unser Bataillon bildete das erste Treffen, als zweites folgte das Füsilier und zweite Bataillon. Rechts von uns ging noch das erste Bataillon vom Regiment „Kronprinz“ 1. Ostpreußisches Nr. 1 und links das 4. und 44. Regiment, das letztere gegen die neben Noisseville an der Chaussee gelegene Brauerei vor. Schnell hatten die Bataillone Treffenabstand genommen und wir marschierten den Ballieres grund hinab, um möglichst unbemerkt hervorzubrechen.

Als wir etwa in der Höhe von Noisseville angekommen waren, erfolgte das Signal: Schützen schwarmen! Im Laufschritt ging's den südlichen Abhang der Schlucht empor; vor uns lag das uns vom vergangenen Abende wohlbekannte Rebenfeld, dahinter Noisseville.

Schon seit einiger Zeit hatte unsere Artillerie ein heftiges Feuer gegen das Dorf eröffnet, unausgesetzt sausten die Granaten durch die Luft über uns hinweg und schlugen krachend in die Gebäude, nur sehr schwach wurde dieses Feuer von feindlicher Seite erwidert.

Ohne zunächst einen Schuß abzugeben, stürmten wir so schnell als möglich durch die Weinranken hindurch und näher an das Dorf heranzukommen. Auch von dort her fielen nur ganz vereinzelte Gewehrschüsse. Sollte man unsere Annäherung bei dem noch immer nicht gefallenen Nebel und zwischen den hohen Weinstocken noch nicht bemerkt haben?

So schnell, als es uns möglich war, hatten wir uns nun dem Dorfe bis auf etwa vierhundert Schritte genähert, als ein wildes Gewehrfeuer gegen uns eröffnet wurde, dessen Schüsse meistens zu hoch gingen. Wir nahmen nun das Feuer ebenfalls auf; da unsere Gegner aber gedeckt standen und aus den Häusern heraus, hinter Barrikaden rc. hervorfeuerten, so wurde das Feuer unserseits zunächst nur von einzelnen Schützengruppen unterhalten.

Obgleich bei unseren Leuten schon mehrere Verwundungen vorgekommen waren, trieb der Humor doch seine Blüthen.

„Du,“ ruft ein Muskelier seinem Freunde zu, „heute ist Prüfungsschießen nach Kopfscheibe, man hübich rausgeschossen!“

„Na ob,“ erwidert der Angerufene, „man ohne Sorge!“

Dabei feuerten beide so kaltblütig, als ständen sie thatsächlich auf dem Scheibenstande und nicht im heftigen Kugelregen einem erbitterten Gegner gegenüber.

Bis jetzt hatte die Artillerie der Forts geschwiegen. Nachdem der Nebel aber gänzlich gefallen war, nahm auch sie das Feuer auf. Ein dumpfer Donner erschütterte plötzlich die Luft, und vom Fort St. Julien sauste mächtig heran. „Granate!“ rufen die Führer der Schützenzüge, einen Augenblick danach erfolgt unter schneidendem Zischen ein dröhnender Schlag, so furchtbar, daß der Boden erbebt und zu schwanken scheint; vor uns in geringer Entfernung werden Erde und Steine hoch emporgeschleudert. Die nächsten Schützengruppen haben sich platt zu Boden geworfen, eine Sekunde athemloser Spannung vergeht, dann kracht's, als ob der Erdball voneinander gerissen wäre, eine Garbe von Feuer, Pulverdampf und Erde schießt hausshoch empor, und mit ohrzerreißendem Pfeifen fahren die Sprengstücke der Granate schwersten Kalibers auseinander. Diesesmal ging die Gefahr ohne blutige Opfer vorüber.

Inzwischen war unser Bataillon an die Schützenlinie herangerückt, nun hieß es weiter: Schützen avancieren! Vorwärts ging's, sprungweise, sich niederwerfend und feuernd, eine dämonische anscheinend ordnungslose lange Kette. Rechts und links pfiffen und zischten die feindlichen Geschosse, immer öfter; je näher wir herankamen, ließ sich der dem Ohre des Soldaten bekannte knadende Ton der einschlagenden Geschosse hören, und lautlos oder mit einem unterdrückten Schmerzenslaut sanken die Getroffenen zusammen. Die Lage war sehr ernst geworden; noch einmal hielten wir vor dem Dorfe am Rande eines Wiesenkreuzes und feuerten in knieender Stellung. Jedes Fenster, jede Schießscharte und jede hier mündende Dorfstraße wurden unter ein vernichtendes Feuer genommen. Der kurze Doppelschlag der Tambours klang heraus uns im zweivierteltakt, wie eine Feuerwelle rückte das Bataillon mit zur Attake rechts genommenem Gewehr heran; der Tag ist des blutigen Dramas begann!

Wie ein bisher geschlossener Vorhang zogen die Schützen sich rechts und links auseinander, um dem anstürmenden Bataillon Platz zu machen, und schlossen sich ihm an. Ein donnerndes Hurrah, sich immer erneuernd, erschütterte die Luft und übertönte das Knattern der Schüsse, wie eine Lawine stürzte die Sturmkolonne gegen das Dorf an. Ein wüthendes Feuer raschte uns entgegen, aus Fenstern, Dach und Kellerluken, aus Schanzen und hinter Verhauen hervor. Simmerwirrend war das Knattern der Schüsse, das Rasseln der Trommeln und die dröhnenden Hurrahs der Stürmenden. Aber die verzweifeltste Gegenwehr war hier vergebens; in kürzerer Zeit, als das Niederschreiben dieser Zeilen erfordert, waren die ersten Verhaue erreicht, eingerissen oder übersprungen, wobei unsere Leute, ebenso wie in nachfolgenden Kämpfen eine herkulische Kraft entwickelten.

Ein mörderischer Kampf Mann gegen Mann entbrannte nun in der Dorfstraße, die Besitzung und der Schrecken war bei den Franzosen deutlich im Gesicht geschrieben, aber auch eine ausgesuchte Wuth funkelte in ihren Augen. Ein Kampf auf Gewehrkolbe, wo der Athem der Kämpfenden sich mischt, hat etwas Furchtbares. Durch den ersten Anprall wurden unsere Gegner zurück und zum Theil in die Häuser gedrängt, jedes Haus wurde zur Festung, die besonders genommen werden mußte. Das Knattern der Schüsse mischte sich mit dröhnenden Axtschlägen und Kolbenstößen, womit Thüren und Fenster eingeschlagen wurden, das Klirren springender Fenster mit dem Prasseln des an einigen Stellen aufschlagenden Feuers; Pulverdampf, Rauch und Staub verschlangen jetzt die Kämpfenden. Ein nicht minder erbitterter Kampf tobte gleichzeitig in den mit hohen Mauern umgebenen Gärten des Dorfes, die förmliche Forts bildeten und erstürmt werden mußten. Von dem Muthe der Verzweiflung wehrten sich die Franzosen. Trotz den hartnäckigen Widerstand hinter Thüren und Mauern heraus, sie unsere Leute aber erbittert, und jeder Widerstand war vergebens, endlich erlahmte derselbe; mit finsteren Blicken, aneinandergedrängt, ergaben sich diejenigen, welche noch kampffähig und nicht getödtet waren.

An eine Ordnung war bei einem solchen Kampfe bald nicht mehr zu denken; jeder Offizier oder Unteroffizier führte mit den um ihn befindlichen Mannschaften den Kampf auf eigene Faust. So war auch der dritte Schützenzug gleich im Anfange des Dorfgefechtes vom Bataillon abgesprengt worden und in eine Nebenstraße gekommen, die, wie es schien, hinter einer Reihe von Gebäuden herumführte und vollständig unbesetzt war. Im Laufschritt ging's die Straße entlang, über eine aus Karren und Hausgeräth hergestellte, aber unbesetzte Straßenbarrière hinweg, um wieder auf den Kampfplatz zu kommen.

In kurzer Zeit hatten wir eine breite Hauptstraße erreicht, die nach Westen das Dorf verließ und nach Nouilly führte; wir befanden uns also ziemlich im Rücken der Dorfbesatzung. Es verging kaum so viel Zeit, um uns zurechtzufinden, als wir schon heran waren. Auf der Straße weiter hinab stand im Dorfe ein starker feindlicher Unterstützungstrupp; unser Erscheinen in seinem Rücken brachte bei demselben eine nicht geringe Verwirrung hervor, die sich wesentlich steigerte, als unsere ersten Schüsse krachten. Blitzschnell aber hatte, wie wir bemerkten, das Bemühen der Offiziere, Ordnung zu schaffen, Erfolg, und im Laufschritt mit gefälltem Gewehr stürmte die Kolonne heran. Wir feuerten, was die Läufe hergeben wollten, was konnten wir aber, ein schon am 14. August zusammengeschossener Zug, der auch heute wieder eine Anzahl Leute verloren hatte, hier machen! An ernsten Widerstand unsererseits war nicht gut zu denken. Wir zogen uns deshalb schnell bis zu dem erwähnten Verhau zurück und nahmen hinter demselben Deckung; die Gegner folgten, und es entspann sich ein heftiges Feuergefecht. Eben wollten wir, der Uebermacht weichend, weiter zurückgehen, als ein Hurrah in der Dorfstraße vor den Häusern erdröhnte, hinter denen wir uns befanden. Es mußte dort eine größere Abtheilung unseres Bataillons gefechtet vorwärts. Hielten unsere Gegner nun noch Stand, dann mußten sie abge-

hnitten werden; dieses exkrementh, sogen sie sich, so schnell sie ge ommen waren, zurück, wir ungefähr dahinter her, konnten sie her nicht mehr erfassen.

In der Straße, welche in der Richtung auf Nonilly ausmündete, trafen wir mit Mannschaften unserer zweiten Kompagnie sammen, vereint mit diesen ging's nun den Abziehenden nach. Ohne zu halten, stürmten diese davon gegen den genannten Ort n. Ihnen weiter zu folgen, war nicht rathsich, wir hätten uns mit zwischen zwei Feuer gebracht, denn schon zogen Abtheilungen, welche aus den Garten von Noiffeville vertrieben waren, über das eld, die wir nun unser Feuer nahmen.

Endlich waren aus Dorf und Garten die Gegner hinausgeworfen, und wir glaubten, nun würde das Fort St. Julien ein Feuer gegen uns eröffnen, um uns zu verjagen. Nun mußehender Seite schien man etwas Achtliches zu erwarten, denn ir rückten den Ort und zogen uns hinter denselben zurück. Das Fort aber schwieg, und der vollständige Rückzug des ganzen rten französischen Armeecorps trat ein, wodurch auch die übrigen Corps veranlaßt wurden, den Rückzug gegen Metz anzutreten.

Wir besetzten das Dorf wieder und hatten nun Muße, die mancherlei Folgen des Kampfes zu betrachten. Es sah in den Straßen und Häusern entsetzlich aus, unsere Verluste waren bedeutend, aber weit überwiegend war unser Feind an den Gefallenen die französische Uniform vertreten.

Zwei charakteristische Vorkommnisse mögen hier noch ihren Platz finden.

Während des Kampfes sah sich ein Unteroffizier plötzlich allein einer Anzahl Franzosen gegenüber. Kurz entschlossen rechnet er aus, daß es besser gethan sei, dem Bataillone einen tüchtigen Vertheidiger durch geschickten, wenn auch nothgedrungen etwas be schleunigten Rückzug zu erhalten, als sich in einen ungleichen Kampf einzulassen, dessen Ausgang nicht zweifelhaft war. Dem Gedanken folgt die That; doch unerwartet sperrt eine Mauer seinen Weg, die Verfolger sind dicht hinter ihm her. Als guter Turner sucht er entschlossen mittelst Klimmzuges die Mauer zwischen sich und seine Verfolger zu bringen; schon athmet er auf, daß die Höhe der Mauer ist erreicht, da, hilf Himmel! fühlt er sich an einem Fuße festgehalten und herabgezerrt. Doch ein verzweifelter Kampf und der Franzose steht mit einem erbeuteten preußischen Kommißstiefel triumphirt am Fuße der Mauer, während der bisherige Träger dieser Trophäe ihm von der anderen Seite der Mauer ein vergnügtes „bon voyage, cher camarade" zuruft und schleunigst seine Kompagnie zu gewinnen sucht. —

Als nach dem Abzug der Franzosen ein alter Mann mit weißem Haar aus einem Keller aufstauchte und unter Thränen sein in Brand gerathenes Häuschen zu löschen versuchte, war er im Nu von einer Anzahl Musketiere umringt, die ihm die Löscharbeit abnahmen. In kurzer Zeit war jede Gefahr beseitigt und mit kräftigem Händedruck verabschiedeten sich die Löschmannschaften von dem Greise, seine französischen Dankworte mit einem gemüthlichen: „Schon gut, Aterchen, hat gar nichts zu sagen" abwehrend.

E—r.

Blätter und Blüthen.

Die Rückkehr des Sultans vom Selamlik. (Zu dem Bilde S. 617) Zu dem, was der Fremde in Konstantinopel zuerst sieht, wohin ihn auch der unermüdlichste Fremdenführer soll gewaltsam treibt, gehört der Selamlik, d. h. der alle Freitage, den türkischen Sonntage, stattfindende Zug des Sultans zu irgend einer Moschee. Dieser Kirchgang ist das Großereignis ja zugleich der alle acht Tage wiederkehrende Paradetag der gesammten Garnison von Konstantinopel, und wenn auch die Theilnahme des Publikums nach unsern Begriffen keine lebhafte genannt werden kann, so sind doch immer Tausende von Zuschauern versammelt, die in bunten Gruppen unter der dichten Reihe des Militärs sich aufstellen oder die Hügel und Höhe in der Nähe besetzen. Die Fremde an öffentlichen Anlagen und die Neugierde scheint unter den türkischen Schönen nicht minder verbreitet zu sein als anderswo. Sie gehen zwar an der Seite der Verschleierung des Gesichts nicht ab, doch hat man oft Gelegenheit, in die meist schön geschwungenen, melancholisch und doch wieder lindlich dreinblickenden Augen zahlreicher Frauen zu sehen, die an den Abhängen und Böschungen der Wege hocken.

Der jetzige Sultan Abd ul Hamid II. bewohnt nicht die glänzenden Paläste an den Ufern des Bosporus, sondern den ziemlich weit an den Hügeln hinaufliegenden Yldiz Kiosk. Weiß und glänzend liegen in den weiten Parkanlagen zahlreiche Gebäude, aber eine starke Mauer umgiebt das Ganze, und wer nicht ein hoher Würdenträger ist, wird schwerlich hineingelangen.

In unmittelbarer Nähe, etwas tiefer, liegt die Moschee Hamidie auf einem wundervollen Platze, blendend weiß sich von dem tiefblauen Himmel abhebend. Sie wird für den Selamlik vom Sultan bevorzugt und gewährt auch in ihrer Umgebung den besten Platz für das militärische Schauspiel.

Lange bevor die Ankunft des Großherrn beginnt, ziehen in langen Zügen die Truppen der Garnison heran, die Fremde eine hochinteressante Sammlung militärischer Typen. Die Uniformen nähern sich im Schnitt sehr der europäischen, nur der Fez, der von Generalen wie von Gemeinen gleichermaßen getragen wird, ist das nationale Abzeichen. Die Truppen, die in und um Konstantinopel liegen, sind wohl die besten des Reiches, und insbesondere ist ihr Aussehen ein kriegerisches und Achtung gebietendes, wenn auch bei näherem Zusehen die „Provenienz" nicht weit her ist.

Vor dem Thore des Palastes versammeln sich die Generale und in einem unmittelbar daran gebauten Pavillon die höheren Civilbeamten, die Mitglieder der fremden Gesandtschaften, sowie Fremde, die durch irgend eine Empfehlung Zutritt erhalten haben. Es werden Thee, Kaffee und vorzügliche Cigaretten herumgereicht, und man genießt auf diese Weise das Schauspiel auf die denkbar angenehmste Art.

Bevor der Sultan den Palast verläßt, erscheint in prächtigen und reichgeschirrten, aber leider geschlossenen Wagen eine Anzahl Damen des Palastes, man sieht nur eine Woche von Tüll und die und da ein blitzendes Auge. Sie sind umringt von Eunuchen, meist riesenhaften Negern in schwarzem Gehrock, gleichen Beinkleidern, weißer Weste und Lackstiefeln, während ein glänzend gekleideter Stallmeister vorausreitet. Sobald der Sultan selbst erscheint, ertönt ein Signal, und in weiten Umkreise ziehen die Truppen ihrem Gebieter den Gruß zu. Unter präsentirtem Gewehr und mit gezogenen Klingen stehen die riesigen Gestalten da, während feierlich und gemessen der offene Wagen mit dem Beherrscher der Gläubigen vorüberzieht.

Die die weißen Linien hat Abd ul Hamid nichts Beweisliches und Lebhaftes in seinem Wesen. Leise neigt er das Haupt, mehr mit den Augen als mit der Bewegung des Kopfes grüßend; dennoch macht es den Eindruck, als wenn er alles sähe oder wenigstens alles zu sehen bemüht wäre. Häufig sieht der vielgenannte Held von Plewna, der greise Osman Pascha, ihm im Wagen gegenüber — neben dem Herrscher zu sitzen, bedeutet wohl die höchste Vorsicht.

Die religiöse Uebung oder der Gottesdienst währt nur etwa zwanzig Minuten, dann öffnet sich ein Fenster in der Moschee, von wo aus der Sultan den Vorbeimarsch der Truppen abnimmt. Zu dieser vorüber, zu besteht der Herrscher meist einen andern Wagen, um, selbst kutschirend, in schnellerer Gangart zurückzukehren. Das letztere ist eigentlich der interessanteste und, wenn man will, exheiterndste Theil des Schauspiels. Sämmtliche nicht in der Front stehenden Offiziere und Generale schließen sich der Equipage des Sultans an, und man kann sich kaum eines Lächelns erwehren, wenn man die leibhaftigen und zum Theil wohlbeleibten Herren sich bemühen sieht, mit den trabenden Pferden Schritt zu halten. Schweißtriefend und erschöpft langen sie oben am Thore des Palastes an, um noch einen tief ergebenen Gruß dem Herrscher nachzusenden; dann ist das Stück zu Ende. H. L.

Etwas von „Wohnenlied". Ueber den Ausdruck „Das geht über Wohnenlied" haben sich schon viele und darunter sehr gelehrte Leute die Köpfe zerbrochen. Binder im „Sprüchwörterschatz der deutschen Nation" meint, der Spruch beziehe sich auf ein altes schweizerisches Sprüchlein, das in den allerhärtesten Ausdrücken über die Sittenverderbniß der damaligen Geistlichkeit loszog. Bückernagel dagegen behauptet, unter dem „Wohnenlied" seien alte deutsche Lieder zu verstehen, die mit dem Kehrreim schlossen: „Nun geh mir aus den Wohnen", und die also die Aufforderung enthielten, sich zu trollen. Eine neue und gar nicht unglaubliche Deutung giebt Trinkl in der „besonderen Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg". Er nimmt an, daß bei den früher viel verbreiteten, meist am Dreißigjährigen gejeierten Wohnenfeß auch Lieder gesungen worden seien, die, dem Wesen dieser aus den komischen Saturnalien entsprungenen Lustbarkeit entsprechend, zu Derbheit und Ausgelassenheit das Menschenmöglichste geleistet hätten. Der Leser, der vielleicht eine der biblischen Darstellungen eines solchen Wohnenfestes mit seinem Wonnekönig und seiner Wonnekönigin zu Gesicht bekommen hat, wird dies gerne glauben. Wenn nun heute einer sagt: „Das geht über Wohnenlied", so heißt das: „Der ist das Aergste noch übersoffen".

Wie ab übrigens der Ausdruck ist, mag man daraus entnehmen, daß schon in einem Fastnachtsspiel des 15. Jahrhunderts die Worte sich finden

„Tieser Sach bin ich faſt müd.
Es iſt mir über Wohnenlied."

Und als dem Herzog Christoph von Württemberg, welcher von 1550 bis 1568 regierte, der Stadtbaumeister von Stuttgart einen Entwurf zur Ueberwölbung des die Stadt mit üblen Dünsten durchdringenden Nesenbaches vorlegte und dabei die merkwürdige Aeußerung that, das Wasser habe die natürliche Tendenz, bergauf zu fließen, da schrieb der Herzog an den Rand: „Das wäre doch über Wohnenlied". Und der Herzog hat recht.

Die Sitten der guten Gesellschaft sind nicht immer so einfach, daß es für jemand, der noch nicht Gelegenheit hatte, gesellschaftliche Erfahrungen zu sammeln, stets leicht wäre, das Richtige zu treffen. Bei den verschiedenen Völkern und in den verschiedenen Ländern weichen die bei den gleichen Gelegenheiten üblichen Bräuche und Formen oft weit von einander ab, so daß es verlohnen kann, das gerade Gegentheil — und nicht einmal eine Wanderung in die Fremde braucht man anzutreten: im eigenen Vaterlande sind nach der Eigenart der Stämme und Gegenden die

geselligen Formen grundverschieden, ja sie ändern sich vielfach schon, wenn man aus den Städten nur in die benachbarten Orte kommt. Da giebt es denn gerade für diejenigen, die am häufigsten benutzt sind, Verstöße gegen das Anstandsgefühl zu vermeiden, der Sitte zu genügen, und die Redaktionsvorrespondenz der „Gartenlaube" könnte von ergötzlichen Verlegenheiten berichten.

Eine junge glückliche Braut fragte seit Monate vor ihrer Hochzeit an, welchen Platz an der Seite ihres Bräutigams sie bei der Trauung einzunehmen habe — an der rechten oder an der linken Seite; sie „für verständigen" Bräutigam behaupte: an der rechten, als der Ehrenseite, ihre Mutter aber: an der linken, um schon mit dem Platze die Stellung der Frau ihrem Gatten und Herrn gegenüber anzudeuten. Ein junger Norddeutscher fragte ganz empört kurz an: „Ist es erlaubt, Spargeln mit den Fingern zu essen? Das ist ja unhöflich!" Und eine Leserin neugebackene Hausfrau verlangte Entscheidung, ob sie ihr Dienstmädchen mit „Du" oder „Sie" anreden solle.

Wir wollen diesen Dreien den Gefallen thun, ihre Fragen an der Hand eines hübschen Buches von Marie Calm, das den Titel „Die Sitten der guten Gesellschaft" (Stuttgart, K. Engelhorn) führt, kurz zu beantworten. Der vorsorglichen und etwas chrgeizigen Braut giebt Marie Calm den Trost, daß die Braut in den meisten Gegenden bei der Trauung an der rechten Seite des Bräutigams stehe; eine feste allgemeingültige Regel aber giebt es nicht, und man thut deshalb gut, sich vorher nach dem besonderen Brauch der Gegend zu erkundigen. Sie — das steht vielleicht bei dem Geistlichen, der die Trauung vollziehen soll — zu erkundigen. — Der Spargelfreund mag sich beruhigen: die Sitte erlaubt es allerdings, die köstlichen Stangen mit den Fingern zu essen. Der Gebrauch stammt aus England, wo man die langen dünnen Spargeln nicht ißt, sondern nur aussaugt. Andere dicken, fleischigen Gemüsearten, die spargeln, die man wirklich verspeist, gestatten auch die Benutzung der Gabel und selbst des Messers. — Die „Dienstmädchenfrage" löst unsere Beraterin mit der energischen Erklärung: „Die Herrin wird das Mädchen mit ‚Sie' anreden und nicht mit dem ‚Du', das noch in vielen Häusern Sitte ist und welches, da das frühere familienhafte Verhältnis nicht mehr damit verbunden ist, das Mädchen unter die Botterin stellt, die uns nun ein Anrecht anspricht und die wir doch ‚Sie' nennen."

Wir möchten glauben, daß selbst gesellschaftlich Bewanderte noch manches Belehrende in dem anziehend geschriebenen Buche finden dürften, wenigstens Takt und Erfahrung bei älteren Personen in die Lage setzen, sich sach gram erscheinen lassen. Vor allem aber möge das junge Volk, das eben erst in die Gesellschaft eingetreten ist oder eingeführt werden soll, sich die Nachsichtige einer erfahrenen und feinfühligen Dame gefallen lassen; es führt dabei nur gut, lernt manches, was es noch gar nicht näher beachtet hat, und — spart sich Pein und unliebsame Briefe an die gefälligen, aber auch recht viel beschäftigten Redaktionen!

***

Der Ehrenthurm für Friedrich Fröbel auf dem Kirchberg bei Oberweißbach in Thüringen, dessen Bau der „Thüringer Waldverein" in die Hand genommen und zu dessen Förderung auch die „Gartenlaube" ihre Stimme erhoben hatte (vgl. Jahrgang 1885, Nr. 48), ist nunmehr fertig gestellt und am 27. Juli feierlich eingeweiht worden. Der Thurm ist massiv aus Bruchsteinen ausgeführt, von rechteckiger Grundform, unten mit einem zweistöckigen Anbau nach Osten, der Kellerraum und Schutzzimmer bietet. Auf 18½ Meter Höhe leitet ein Steinbau zu dem offenen Aufsatz, welcher ein auf allen Seiten mit Fenstern versehenes, geschütztes und doch die Aussicht in keinerlei Weise behinderndes Zimmer bildet. Ueber dem Eingang zum Thurme aber ist ein Medaillonbildnis Friedrich Fröbels in die Mauer eingelassen, ein Werk des Bildhauers Hercher in Rudolstadt, während der Thurm selbst von dem Architekten Roth in Rudolstadt entworfen und ausgeführt worden ist. Weich schöne und beherrschende Lage der Thurm hat, davon kann sich der Leser am besten eine Vorstellung machen, wenn er den Jahrgang 1887 zur Hand nimmt und dort das Bildchen S. 785 betrachtet. Es zeigt ihm das Pfarrhaus von Oberweißbach, die Geburtsstätte des Vaters der Kindergärten, und darüber emporragend den Berg, welchen Fröbel so gern erstieg, sich von seiner Kuppe aus am Anblick der aufgehenden Sonne oder an der köstlichen Fernsicht zu laben.

Dem „Gartenlaube-Kalender" für 1891 auf den Weg. Sie haben eigentlich etwas Grausames, diese Kalender, die uns neue Jahre vor uns herumführen, ehe noch das alte hinuntergeklommen, die gleichsam einen neuen Rock vor uns ausbreiten, den man sich anziehen soll, eh noch der alte abgetragen ist. Ich muß gestehen, ich betrachte den jeweils neuen „Gartenlaube Kalender", der nun seit Jahren regelmäßig in im August auf meinem Schreibtisch sich einnistet, immer zuerst mit gemischtem Gefühle. Sapperlament — da liegt er schon wieder vor Dir, der Bote des neuen Jahres, und Du wolltest doch noch so viel thun im alten — und dann schwirrt mir der Kopf vor der Menge von Unterhaltungsstoffen und halbfertigen Leistungen, die mir alle auf einmal einfallen, wenn ich das rosige Bändchen mit seinem goldgeprägten Titel und der — ich weiß nicht, ist es richtig in oder nur Schmerzhafte Einbildung — besonders deutlich leuchtenden goldenen Jahreszahl sehe, die immer nun etwas größer wird. Also faß mit Widerstreben gingen auch diesmal die Finger daran, den farbigen Kalender aufzuschlagen und einen in den Büchern zu blättern. Möchte wette ist nur aber doch die Erinnerung lebendig geworden, daß ich das vorige Jahr auch so dasaß und blätterte und in Gedanken eine Art Selbstparade abhielt, und daß ich dabei unversehens ins Lesen gerathen war — ich hatte mich, ehe ich mir's selber recht bewußt geworden war, so in „Onkel Lees Verlobungsreise" vertieft, daß darüber der Rest jener in meinem Zimmern ganz stille wurde, weil niemand mehr da war, der ihm zuhörte. Mit merklich gesteigertem Interesse betrachte ich schon auch den „Einmaleinsmännlein"; er wird mir so wohl ähnlich angenommen Stündchen gewahren, wie sein nicht minder frischer aufsonnenvoller Vorfahre. Und richtig, während ich so die Blätter unter dem Zaunen der meinem Gesicht vorüberfausen lasse und bald ein lustiges Bildchen, bald ein brauchbare Notiz entdecke, da fällt mir auf einmal der alt vertraute Ton Weihnachtsglocken ins Ohr: er liegt unter derselben Ueberschrift, der ich den vorigen Jahre her ein so freundliches Gedenken bewahre: „Aus meinen vier Pfählen". Und ich lese und lese fort — das „Rückkehren" in Heimburg und die anderen Erzählungen von Hans Arnold und Emma Throw, merke mir auch manchen Artikel zum Späterlesen — denn es soll gewordene zugesichert — dann klappe ich das rothe Büchlein zu mit unverkennbarer Befriedigung: die jüngst noch so vorwurfsvoll leuchtende Jahreszahl hat ihre Schrecken für mich vollständig verloren; nicht mehr gräulich mahnt sie mich, sondern mit behaglichem Vergnügen betrachte ich den stattlichen Boden eines neuen Jahrganges — ich war in ausgezeichneter Stimmung.

Nun denn, pass der „Gartenlaube Kalender" an mir gethan hat, so möge er an Tausenden denselben! Und komm! sei ihm ein herzlich Willkommen! — mitgegeben auf seinen Weg!

H. L.

Für einen Volksdichter. Wohl manche unserer Leser erinnert noch des Lebenobildes des „märkischen Hans Sachs" im Jahrgang 1886 der „Gartenlaube". Dort war erzählt von einem braven Dreschflegel, an Freienwalde, der nach Art Roth und Arnuth hindurch den schlichten Ton der Dichtung in seiner Brust bewahrte, dem ein treues Weib zur Hausfrau ward, die seinem Namen zu einem hohen Klange verhalf mit ihrem Dichterwalde — dem Namen Karl Weise, Freilich, irdische Schätze hat sich der schlichte Handwerksmann weder mit seinen Versen noch mit seinen fleißigen Hände Arbeiten errungen. Schon damals, als seines Lebens erschien, sollte es zugleich dazu dienen, dem schwer mit des Daseins Nöthen ringenden Manne einen Nothpfennig für das nahende Greisenalter zu erwerben.

Und so wendet sich nun auch heute wieder ein aus dem Kreise des Handwerkerstandes hervorgegangener Anschauung mit der Bitte um Gaben an das deutsche Volk, insbesondere an die Stammesgenossen in Verewigten, um einerseits dem Dichter, der inzwischen am 31. März 1888 gestorben ist, ein würdiges Grabdenkmal, andererseits der Wittwe Besserung von der drückenden Noth des Lebens zu verschaffen. Um die letzteren Zwecke wirken zu können, bedarf es eines recht ansehnlichen Kapitals, wie Briefe, und es bleibt nur noch zu erwähnen, daß die Spenden zu dem Vorsitzenden des Handwerkervereins zu Freienwalde a. d. O., Herrn Gustav Kramer, entgegengenommen werden.

Kleiner Briefkasten.

O. F. in Mannheim. Sie finden die einschlägigen Bestimmungen in der Zeitschriftenordnung, § 6 und 8, schreiben vor, daß Heimathschein, Aufenthaltsort und Verfasserwohnung Mitwirkungsrechtigten nur für die Dauer der ihnen bewilligten Zeitschrift gewährt sind. Entlassung aus der Reichsangehörigkeit aber th. d. Ausgewanderten, Auswanderungsvertrag, darf nach § 27, 1 nicht erfolgt werden. „Verbrechensfrei" wird nicht vor Alter vom vollendeten 17. bis zum vollendeten 20. Lebensjahre bestimmt, wenn nicht in der Absicht nachhinken, um sich der Dienstpflicht im Heere oder in der Marine zu entziehen.

P. G. in Leuben. Die „Laubwiese" haben ihren Namen nicht etwa von der Laubwiesel, sondern von einem Lord Laubwiesel, der der kunstsinnigen Königin von London für seinen Freiheitskampf bereiten half. Ob dieser Lord derselbe Lord der englischen Admiralität ist, auf dessen Namen Lord 1778 die neu entdeckten Inseln in der Südsee setzte, darüber schweigt leider die Geographie, jedenfalls aber kann die Mutmaßung Sie in der Ansicht der Landeskunden ebenso darthun dürfen, als die Abstammung der Seeadelsgeschlechter.

Richard M. in München. Auflösung „Schlüsselrätsel". Ihrer Ansicht Sie an gewissen Ihrer Adresse, damit wir Ihnen brieflich antworten können.

Auflösung des Doppelräthsels auf S. 612:

8 7

	N	E			
	O	R			
1					6
	E	L		E	L
2	A	S		A	B
					5
	E	A		„	2–7: Aby.
	E	A		„	3–6: Tuch.
				„	5–8: Bern.
	3		4		

Linkes Quadrat: Erin,
unteres „ Rind,
rechtes „ Elbe,
oberes „ Nerv:

Diagonale 1–4:

Auflösung des Sternbildrätsels auf S. 612:

Die Namen der Thierkreisbilder liefern die zur Lösung des Räthsels nothigen Buchstaben, man muß nur immer den zu dem in vierten Buchstaben des betreffenden Namens, der durch die über dem Thierbilde befindliche römische Zahl angedeutet ist. Sind diese Buchstaben festgestellt, so ergiebt beim Sieben unter den Bildern begonnen und, von Stern zu Stern in Verbindungslinien folgend, stets der durch das Bild markirte Buchstabe abgeleitet. Man erhält dann die Worte: Die Bilder des Himmels.

Die Sternbilder heißen: Bildner, Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe, Jungfrau, Wage, Skorpion, Schütze, Steinbock, Wassermann und Fische.

Auflösung des Buchstabenrätsels auf S. 612: Leimwand — Firmung.

Auflösung des Homonyms auf S. 612: Der Aar — der Ar.

Auflösung des Zifferrätsels auf S. 612: Post — Stab.

Auflösung des Kapselrätsels auf S. 612: Geld, Gemüth.

Auflösung des Logogriphs auf S. 612: Barke — Barbe — Beere.

Auflösung des Scherzbilderrätsels auf S. 612: Kommerz.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

Halbheft 21. 1890.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1890. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Sonnenwende.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(2. Fortsetzung.)

Roman von **Marie Bernhard.**

5.

Es ist zu ärgerlich! — Wenn man nur wüßte, was man thun soll!“ Annie Gerold stand im Wohnzimmer, halb gegen das Fenster gekehrt, und sprach diese Worte in etwas unmuthigem Ton.

„Ein Ausspruch voll tiefster Lebensweisheit!“ ließ sich Thekla vernehmen, die in ihrem Armstuhl am Tisch saß, ein Tablett mit sehr starkem Kaffee und vier übereinander gestapelte Bücher neben sich. „Kind, wenn jeder wüßte, was er thun soll — wirklich soll von Rechts und Gewissens wegen, meine ich! — es stünde anders um die liebe Menschheit! — Darf man denn fragen, worauf im besonderen Dein tiefer Ausspruch Bezug nahm?“

„Ich sollte lieber Nein sagen, denn ich weiß im voraus, Du lachst mich aus, aber am Ende ist das ja nichts Neues mehr! Also in zwanzig Minuten ist's Zeit, in die Kirche zu gehen — Du weißt, heute hält Conventus seine Antrittspredigt — ich bin noch im Morgenrock und weiß beim besten Willen nicht, welches Kleid ich anzuziehen habe, weil das Wetter alle fünf Minuten ein anderes Gesicht macht. Soeben schien noch ganz hell die Sonne, und jetzt ist sie fort und der Himmel hängt voll grauer Wolken. Da! Es fängt richtig an zu regnen!“

Thekla nahm einen Schluck Kaffee, wischte sich über den Mund und lachte; ihre klugen Augen funkelten spöttlustig.

„O — also eine Toilettenfrage! Wie schwer macht es doch der liebe Herrgott seinen Kindern, sich ihm in einem schicklichen Gewande zu nahen! Zwar heißt es: vor Gott sind wir alle gleich, und an die Augen seiner Mit-Christen wird ja doch keiner beim Kirchgang denken —“

„Pfui, Thekla! Du weißt recht gut, daß es mir nicht ganz einerlei ist, wie ich aussehe, es sei, wo es sei! Und nun habe ich das schöne neue Kostüm — es gefiel Dir ja selbst, und Du fandest, es stehe mir hübsch! — und nach dem Gottesdienst werden sicher hier die Damen Besuch machen ... wenn Du Dich in meine Lage versetzen möchtest —“

Thekla drehte bedächtig eine Schnitte gebutterter Rosinenmilch in der Hand.

„Hm! Ein bißchen viel von mir verlangt! Ich war nie hübsch wie Du — und wenn ich mich recht zurückbesinne, war ich eigentlich auch nie jung — ich glaube, ich bin als Spinnstrexende, grübelnde, häßliche alte Jungfer auf die Welt gekommen!“

Annie machte eine rasche Bewegung, als wollte sie ihre Schwester umarmen und ihr einen Kuß geben — aber sie unterdrückte diese Kundgebung. Sie wußte, Thekla konnte kein Mitleid ertragen. „Wenn die Leute einen doch nur damit verschonen wollten!“ pflegte sie zu sagen. „Tiefer als über den Rand der Lippen geht es doch kaum einem einzigen — möchten sie doch ihr landläufiges Mitleid lieber in Thaten umsetzen, damit ließe sich eher etwas anfangen!“

Der erste Leseunterricht. Nach einem Gemälde von F. Defregger.
Photographie von Franz Hanfstaengl Kunstverlag A.-G. in München.

Da Annie im Augenblick keine That einfiel, die ihre Schwester gewürdigt hätte, zuckte sie leicht die Achseln und sah wieder rathlos zum Fenster hinaus.

Die andere hatte die rasche Bewegung der jungen Schwester recht gut gesehen und ihre Bedeutung errathen, sie wiegte lächelnd den Kopf hin und her.

„Ja, so ein richtiger Vorfrühlingstag, der lässt nicht mit sich spaßen, der treibt es kraus und bunt, wie's ihm durch den Sinn fährt, mit Hagelschauern, Schneegestöber, schmeichelnden Sonnenstrahlen und Regengüssen — seht zu, wie Ihr es macht, Ihr dummen, kleinen Menschenkinder, ich treibe mein Wesen, unbekümmert um Euren Firlefanz. Hm, hm! Die neue Toilette sieht Dir wirklich anstaltend gut zu Gesicht . . . die Ulanen nicht zu vergessen! Nun, Vögelchen, ich werde Dir 'mal etwas sagen! Kann ich mich auch nicht in Deine Gefühle hineinversetzen, so will ich einmal im Sinn unseres lieben Vaters reden — das wird mir um ein gut Theil leichter. Was meinst Du wohl, was würde er bei einer Gelegenheit wie diese zu Dir sagen?"

Annie drehte sich plötzlich zurück, freudige Erwartung in jedem Zug ihres jungen Antlitzes; zwei reizende Grübchen waren darin aufgetaucht. „Nun?" sing sie gespannt.

„Kindchen, man ist nur einmal jung, man bleibt auch nicht immer hübsch! Versage Dir niemals eine Freude, wenn sie ohne Gewissensbisse zu haben ist! Bis zur Lukaskirche ist's keine halbe Meile, schöne Kleider sind leicht zu ersetzen, sollten sie verdorben werden . . . lieber Himmel, die Damenschneider wollen auch leben!' — So würde der Vater sprechen. Bist Du zufrieden? — Schön! Und nun, Vögelchen, flieg' aus!"

Das Vögelchen flog nun doch noch der Nedurein dankbar um den Hals und dann zur Thür hinaus; draußen hörte man es eifrig: „Agathe! Agathe!" rufen.

Auf Thekla's scharfgeschnittenen Leidensantlitz erschien ein wehmüthiges Lächeln; sie beendete ihr Frühstück, schob das Tablett zurück und vertiefte sich in eines ihrer Bücher. Wie gewöhnlich vergaß sie darüber alles um sich her und sah nicht einmal empor, als die Thür nach einer Weile hastig geöffnet wurde und ihre junge Schwester, schon wie ein Frühlingstag, eintrat.

„Nun, Thea?"

„Siehst Du, Kind, ich habe auch so eine Art von Morgenandacht!" Sie sah noch immer in ihr Buch. „Ich schlief nicht gerade sehr süß in dieser Nacht und überlegte mir fortwährend eine Sache, die mir schon seit lange im Kopf herumgeht — und nun finde ich es hier im „Helmholtz" bestätigt, daß ich wirklich noch keines von den dümmsten Frauenzimmern bin, die auf unserer Erde wachsen — unser Vater würde sich wieder über das freuen, was er Ahnungsgabe bei seinem Amanuensis nannte! Helmholtz sagt nämlich . . ."

Aber Annie konnte wirklich nicht mehr hören, was Helmholtz sagte — denn gerade jetzt setzten mit volltönigem Getön die Glocken von Sankt Lukas ein; Agathe, ein frisches, grauhaariges Weiblein, erschien in der Thür, ein in Sammet gebundenes Gesangbuch und einen seinen Regenschirm in den Händen, und rief:

„So — aber nun ist es allerhöchste Zeit, Vögelchen! Sie läuten schon. Nein, wie der Anzug sitzt, und wie die Farbe zu Gesicht steht — und da bricht auch eben wieder die liebe Gottessonne durch! Hier, Annie, und bet' auch schön mit für Deine alte Agathe! Ich gehe, den Salon sein herrichten, wir kriegen ja heute Herrenbesuch!"

„Ja so!" — Thekla legte den „Helmholtz" beiseite und kam in die Wirklichkeit zurück. „Laß Dich schnell noch ansehen, Kind! Sehr hübsch! Seh' Dich nicht auf den Präsentirteller, damit Du nicht unheilige Nebengedanken in Deinen Brüdern erweckst! Adieu — und, wenn Du kannst, gieb auch ein bischen auf die Predigt acht, ich möchte doch wissen, was dieser nagelneue Gottesstreiter, zumal er ja auch unser Haus mit seinem Besuch beehren will, dem versammelten Volk erzählen wird!" —

Annie liebte es nicht, wenn Thekla in diesem ironischen Ton von religiösen Dingen sprach, und diese that sich häufig genug zwang an. Heute hatten sie aber das neue Frühjahrskostüm und die Ulanenlieutenants zum Spott gereizt, und sie konnte ihre satirische Ader nicht verschließen.

Und doch that sie Annie unrecht, wenn sie wähnte, diese betrachte die Kirche als Nebensache. Annie hatte eine unbesangene, kindliche Freude an der Thatsache, daß sie hübsch war, sie wählte ihre Kleidung nicht willkürlich, sondern mit Geschmack und Bedacht, es machte ihr Vergnügen, eine neue, kleidsame Toilette anzuziehen, aber darum war sie noch lange keine eitle Modenärrin. Und wie sie jetzt im hellen Sonnenschein langsam über den großen Lukasplatz hinschritt, hatte sie ihren Anzug und ihr Aussehen gänzlich vergessen und war mit ihren Gedanken einzig bei dem, was sie heute zu hören bekommen sollte: der Antrittspredigt Reginalds von Conventius. Wie er wohl sprechen — was er sagen würde? Sie dachte es sich unendlich schwer, zu einer ganz fremden Gemeinde zu reden, und aus verschiedenen Aeußerungen des Geistlichen, deren sie sich aus ihrem neulichen Gespräch entsann, hatte sie entnommen, daß auch er sich der Schwierigkeit seiner Aufgabe wohl bewußt sei und es überaus ernst mit seinem Beruf nehme. Tief in Gedanken ging sie einher, während die feierlichen Glockenklänge über ihrem Haupt durch die milde Luft zogen.

So sah sie der, welcher eben jetzt von der entgegengesetzten Seite auf den Lukasplatz zukam — er wollte nicht zur Kirche, er war auf einem einfachen Morgenspaziergang begriffen — weiter nichts. Sein Hund war bei ihm, und das kluge Geschöpf stutzte, als es seinen Herrn stutzen sah. Quer über den von eben gefallenem Regen nassen Asphalt, in dem der jetzt leuchtend blaue Himmel sich spiegelte, kam Annie Gerold in ihrem knapp sitzenden, gewählten und dabei einfachen Kostüm von steingrauem Tuch, einer großen, breitgerandeten Hut mit kostbaren silbergrauen Federn auf dem mahlbraunen Haar, das schöne, frische Antlitz leicht geneigt, die Augen gesenkt, ihr in Sammet gebundenes Gesangbuch in der Hand.

„Ego! Zu mir!" Ein scharfer Pfiff begleitete den Ruf und riß die schöne Kirchgängerin jählings aus ihren Gedanken.

Der Neujunddänder hatte auskundschaften wollen, was seinen Herrn so zusammenfahren machte; er war ohne weiteres über den Platz getrabt und hatte Miene gemacht, die junge vertiefte Dame freundschaftlich zur Aufmerksamkeit zurückzurufen.

Das war nun ohnehin geschehen, und Ego zwang geborsam zurück und hob fragend seinen Kopf zu dem Gebieter empor. „Was nun?"

Ja — was nun? Ausweichen hätte ungezogen ausgesehen — ein ritterlicher Gruß vielleicht — stummes Weitergehen. — Da stand er schon dicht vor ihr und hielt den Hut in der Hand.

„Haben wir Sie erschreckt, Gnädigste? Es thut mir sehr leid! Bitt' um Verzeihung, Ego!"

Das schöne Thier senkte reumüthig tief den Kopf und winselte leise.

„Es thut nichts!" Annie legte ihre Hand auf Egos Mähne und lächelte seinen Herrn an. „Ich war nur so ganz mit meinen Gedanken bei — bei —" Sie stockte; es wollte ihr doch gar zu merkwürdig klingen, wenn sie geschlossen hätte: beim Prediger Conventius.

„Sie gehen zur Kirche?"

„Ja! Haben Sie denn vergessen? Heut' hält ja Pfarrer Conventius seine Antrittspredigt — sehen Sie, welche Menschenmenge in die Kirche strömt! Ich dachte, Sie wollten auch dorthin, Herr Professor!"

„Ich? Nein — ich hatte nicht die Absicht . . . und wenn ich sie jetzt habe . . . würden Sie mir gestatten, mit Ihnen zu gehen?"

„Ich habe nichts zu gestatten, das Gotteshaus gehört uns allen!"

„Aber nicht wir alle gehören ihm!"

Sie sah ihn forschend mit ihren schönen, klugen Augen an.

„Sie gehen nie in eine Kirche?"

„Sehr oft, — um die Bauten und die Malereien kennen zu lernen."

„Zu keinem andern Zweck?"

„Nein! Bisweilen hätte ich sehr das Verlangen, eine gediegene, ernstgemeinte Predigt zu hören, — aber ich kann nicht willkürlich jagen: heut' ist Sonntag, heut' ist die Kirche geöffnet, heut' will ich Dich erbauen lassen! Ich muß die Stimmung dazu in mir fühlen. Die kommt über mich, unvermittelt, unpünktlich, unabhängig von Ort und Zeit! Oft ist es ein gewaltiger Natureindruck, zuweilen ein menschliches Wesen, oft ein sich ganz unbedeutendes Ereigniß, das den fast leidenschaftlichen Wunsch in mir wachruft: jetzt eine feurige und überzeugte Predigt zu hören, die alles das sagt, was Du dunkel in Deinem Innern

empfindest, — jetzt einen Ausdruck für das, was sich in Deiner Seele emporringt, . . . über den klugen und frommen Priester, der mir solches in solcher Stimmung geben konnte, — den habe ich bisher noch nie gefunden."

„Vielleicht finden Sie ihn heute!"

Annie sagte es rasch und erröthete gleich darauf, — mußte er nicht denken, sie wünsche nichts sehnlicher, als seine Begleitung?

„Es ist nicht unmöglich, — sogar wahrscheinlich, nach allem, was man mir von diesem Mann gesagt hat."

„Nun, — und Ihre jetzige Stimmung?"

Sie waren der Kirche ganz nahe gekommen, man hörte die Orgel brausen. Mit seinen mächtigen Augen sah Delmont das junge Mädchen an, zwang sie gleichsam, still zu stehen und seinen Blick zu erwidern.

„Manche ich Ihnen wirklich noch zu sagen, daß die Stimmung plötzlich da ist? Ich sagte Ihnen, sie hinge oft von einem Naturereigniß, oft von einer geringfügigen Begebenheit, zuweilen von einem menschlichen Wesen ab. Das letztere aber ist sehr, sehr selten. Glauben Sie, daß ich zu jedem reden würde, wie ich jetzt zu Ihnen gesprochen habe? Ich bin menschenscheu, verdüstert und verschlossen — man hat es Ihnen ohne Zweifel von mir gesagt, und man hat recht gehabt. — Sie wissen, wie es kam, daß die Stimmung urplötzlich da ist: die Stimmung, die Ihnen vielleicht ein sehr unwürdiger Trieb ist, ein Gotteshaus zu betreten; ich kann aber nicht anders. Sie sollen mich kennen, wie ich bin! Darf ich nun noch bitten, daß Sie meine Begleitung annehmen?"

Als Antwort neigte sie stumm das Haupt — ihre junge Seele bebte in einem neuen, seltsamen Empfinden. Sie hatten die untersten Stufen, die zu dem geöffneten Portal führten, betreten; langsam stiegen sie aufwärts und betraten nun nebeneinander das Gotteshaus. —

Ein voller Strom gewaltiger Orgelmusik brauste ihnen entgegen. Ein Bekannter des Conventionellen Hauses, ein berühmter Orgelspieler, hatte, der Antrittspredigt des neuen Geistlichen zu Ehren, seinen nur kurz bemessenen Aufenthalt in F. verlängert, um dem feierlichen Akt eine doppelte Weihe zu geben. Hier und da hatte sich das Gerücht dieses hervorstehenden musikalischen Hochgenusses herumgesprochen, und so hatten sich nicht nur die höhern Gesellschaftsklassen, die einen Aristokraten gern auf der Kanzel sehen, nicht nur neugierige junge Mädchen, die einen schönen Mann bewundern, nicht nur gesetzte, verständige Leute, die wirklich als Gemeindemitglieder den neuen Seelsorger kennenlernen wollten — — es hatten sich auch Musikprofessoren, Pianisten, Kritiker, Organisten in stattlicher Anzahl eingefunden, kurz, wie ein Zeitungsberichterstatter seinem Nachbar ins Ohr flüsterte, „es hatte sich ein äußerst gewähltes und zahlreiches Publikum versammelt und man erkannte die Lukasskirche kaum wieder, da der letzte Prediger sich mehr und mehr unbeliebt gemacht und das Publikum wahrhaft aus dem Tempel hinausgepredigt hatte."

Annie Gerold schritt wie jemand, der seinen Weg genau kennt, durch die dichtbesetzten Reihen, sie nickte dem Küster, als einem alten Bekannten, zu und gab ihm einen Wink mit den Augen, den er sogleich verstand. Er schloß eine kleine Seitenbank auf, die, fast ganz hinter einem der mächtigen Pfeiler verborgen, den Blick auf die Kanzel gewährte, die auf der Bank Sitzenden aber fast gänzlich der Beobachtung der übrigen Kirchenbesucher entzog.

Hier hinein gingen das junge Mädchen und der Maler wie zwei Zusammengehörige; Annie machte sich aber keine Gedanken darüber, wie ihre Bekannten wohl diese ihre Begleitung deuten würden; ein wunderbares Gemisch von Glück und Bestürzung wogte in ihrem Innern, und dazu war sie mit aller Kraft bestrebt, ihre Seele voll dem zuzuwenden, um deswillen sie heute hierhergekommen war.

So versteckt auch das Plätzchen der beiden lag, — unbemerkt waren sie doch nicht bis dahin gekommen. Aus der Gruppe von Offizieren, die nach der Mitte der Kirche hin Unterkunft gefunden hatten, kam ein flüchtendes Geräusch — jemand unter ihnen hatte seinen Schleppsäbel etwas unsanft gegen den mit Fliesen ausgelegten Fußboden gestoßen und dazu ein nicht zeitgemäßes „alle Hagel!" vor sich hingemurmelt. Fritz von Conventins war's, dem der Aerger über das „unerhörte Glück, das dieser Mensch, der Maler, hatte," in den Hals stieg, und der, auf Thur von Hammersteins leises: „Was ist?" nur eine bezeichnende Kopfbewegung nach den beiden machte, die soeben um eine Ecke verschwanden.

Parsifal hatte sie nun richtig auch noch gesehen und stieß im tiefsten Baß einen Laut des Unwillens heraus, der ihm von seinem Kameraden Gründlich die geflüsterte Frage eintrug: „Thor. Sie waren wohl noch niemals in einer Kirche?"

Professor Delmont saß neben Annie Gerold auf der schmalen Kirchenbank, es war ihm unendlich wohl. Die hohe, schöne Kirche, die, in ganz reinem gothischen Stil erbaut, Verhältnisse von großer Formenschönheit aufwies, die prachtvolle Bachsche Fuge, die sich unter den Händen des vortrefflichen Spielers wie ein kunstvoll gegliedertes Bauwerk vor ihm emporhob — die Nähe des reizenden Mädchens, die Abgeschiedenheit des Platzes, alles wirkte eigenartig erhebend und besänftigend zugleich auf sein empfindliches Innenleben; die „Stimmung", von der er soeben zu Annie gesprochen, hatte ihn noch nie so völlig in Fesseln geschlagen wie eben jetzt. Vergessen waren seine Vorsätze vom neulichen Abend, vergessen alles, was ihn gequält und beunruhigt hatte; schon Annies unerwarteter Anblick allein hatte genügt, ihn mit einem Schlage jung und fast heiter zu stimmen wie in jener Abendgesellschaft bei Weylands — jetzt kam noch die Einwirkung des Gotteshauses, der schönen Musik dazu, um eine Begeisterung in ihm zu wecken, wie er sie in seinem ganzen Leben noch nicht gefühlt zu haben meinte. Es trug ihn wie mit Flügeln empor, — Motive, Bilder, Ideen drängten sich in seinem Geist, er fühlte sich erfinderisch und schaffensfreudig wie kaum in den Tagen seiner ersten schwärmerischen Jugend — und wehrlos gab er sich dem Zauber gefangen, der dies Feuer in ihm entzündet hatte.

Durch die spitzbogigen Fenster mit buntem Glase sah die Sonne herein — ein schräger Strahl schlich sich über Annies kastanienfarbenes Haar und tönte es mit Goldlichtern ab; er flimmerte auf dem weißen Halse und zitterte in den tanzen, dichten Wimpern, die tief gesenkt blieben und dem schönen Gesicht einen so süß träumerischen Ausdruck gaben. O junges, blühendes Leben!! —

Es war eine kraftvolle, metallisch klingende Stimme, die jetzt in die weite Kirche hinaustönte, und der Sprecher da oben auf der Kanzel, hoch und schlank und schön, sah nicht zaghaft aus und nicht verlegen, nein, freudig und zuversichtlich, ein echter „Streiter Gottes"!

Die Damen reckten die Köpfe, um ihn besser zu sehen, es ging eine Bewegung durch die Menge, wie wenn der Wind über ein volles Aehrenfeld hinfährt. Unter den Uniformen murrte einer: „Jammer und Schade! Was für einen Gardeoffizier hätte der abgegeben!" — Dann kam eine lauttose Stille. —

Und wieder die metallene, kraftvolle Stimme:

„Wo der Herr nicht das Haus baut, da arbeiten umsonst, die daran bauen. Wo der Herr nicht die Stadt behütet, da wachen die Wächter umsonst."

Dies Wort, einem der Psalmen entnommen, war der Text der Predigt.

Wie er sie ausführte? Groß und leicht und frei, in schlichtester Weise — wie ein Mensch, der zu Menschen spricht! Wie er voll Dank und voll Zuversicht in diese Stadt, in dies Haus gekommen sei, wie er es ihnen allen heute danke, daß sie ihn aufgesucht hatten an der neuen Stätte seines Wirkens, wie ihn eine ernste, gehobene Freudigkeit erfülle, nun er sein Arbeitsfeld bestellen, den Platz, den Gott ihm angewiesen, ausfüllen könne nach bester Kraft. Er bat sie alle, die hier versammelt seien, ihn zu hegen bei seiner Aufgabe, ihm Vertrauen und guten Willen entgegenzubringen; und dann bat er Gott, das Haus zu bauen, die Stadt zu behüten, auf daß ihre Wächter nicht umsonst wachten. Sie alle, die heute hier beisammen seien, könnten helfen, das Haus zu bauen, durch Eintracht, durch werkthätige Liebe, durch wahres Bekennen, dem Nächsten zu nützen. In einfachen und doch so beredten Worten bob er hervor, welch' köstliches Ding es sei um ein gut gebautes Haus, um eine wohlbehütete Stadt — köstlich, und doch, wie selten zu finden! Er eiferte nicht in heftiger Rede gegen die heutige Zeit — er war aber traurig und meinte, es sei unfaßbar schwer, mit den Waffen des Glaubens zu kämpfen, jetzt, wo der Unglaube gewissermaßen schon in der Luft liege, wo Kinder und Unmündige mit sogenannten „freien Ansichten" genährt würden, wo die seltenen Ausnahmen, die sich den Gottesglauben noch gerettet hätten, sich gar schämten, denselben laut zu bekennen, weil

König Gram b

Nach einem Gem

Braut S

und See

Braut Signe.

land Seeße.

sie den Muth nicht besäßen, sich auf diesem halb verlorenen Posten zu behaupten. Von dem Glück und der unerschütterlichen Zuversicht, die gerade ein fester Gottesglaube zu verleihen imstande sei, kam er wieder auf den Ausgangspunkt seiner Rede zurück: „Helft, ach helft mir, das Haus zu bauen! Steht mir bei, die Stadt zu behüten!“ — —

Das letzte Gebet war gesprochen. Das letzte Amen verhallt — nun setzte ein gut geschulter, dreistimmiger Kinderchor mit einem schönen, einfachen Kirchenlied ein. Wie Jubel klangen die hellen, jungen Stimmen, und durch die weit geöffneten Thürflügel des Gotteshauses flutete ein breiter Strom freudigsten Sonnenscheins.

Annie Gerold hob die Wimpern, an denen schwere Thränen hingen, zu ihrem Nachbar empor; er hatte ein schönes, ernstes Lächeln auf seinem Gesicht und sah ihr tief in die Augen.

„Haben Sie Dank!“ sagte er leise. „Sie waren es, die mich hierhergeführt, und ich kann diese Stunde niemals vergessen. Sie hatten recht, als Sie meinten, mir könnte heute das begegnen, wonach ich lange vergebens gesucht. Ich habe heute den Ungen und frommen Priester gefunden, von dem ich Ihnen sprach, und ich habe mich selbst wiedergefunden und den Glauben an meine Zukunft und mein Glück.“

Er drückte ihr leise die Hand, dann wandte er sich ab und verlor sich unter der hinausstrebenden Menge; Annie wartete noch eine Weile, bis das Gedränge sich abgeschwächt hatte. Als sie vor das Portal trat, sah sie Cyo regungslos mitten auf dem Lukasplatz liegen, den Augen Blick unverwandt auf die Kirchenthüren gerichtet. Als er Annie gewahrte, wedelte er leicht mit dem Schweif, zum Zeichen, daß er sie wiedererkenne, zugleich rief ein leiser, wohl bekannter Pfiff ihn ab. Professor Delmont war aus einer der Seitenthüren getreten und ging jetzt, von Cyo begleitet, davon, Annie aber sah sich plötzlich von verschiedenen Freundinnen und Herren umringt, die alle lebhaft auf sie einsprachen:

„Wie hat Ihnen denn die Predigt gefallen, gnädiges Fräulein?“

„Ich dachte, er würde poetischer sprechen!“

„Gerade gewählt oder elegant war es nicht, aber es ging doch zu Herzen, sollte ich meinen!“

„Ich fand es sehr hübsch!“

„Nein, zu komisch daß ein solcher Mensch Pfarrer geworden ist! Und mit dem Gesangnüpreediger hat's wirklich seine Richtigkeit — weißt Du das auch schon, Annie?“

„Ich höre, er soll jetzt einen zum Tode Verurtheilten vorzubereiten haben!“

„Schrecklich! Gräßlich! Nein, das glaube ich nicht!“

„Schönen guten Tag, meine Damen und Herren!“ ließ sich die Stimme des Lieutenants von Conventins hören. „Nun, lassen Sie meinen Vetter nur noch am Leben, er kömmt am Ende noch so mancherlei Gutes wirken! Daß Sie ihn gleich unter der Kirchenthür zerzausen, finde ich nun nicht reizend. Fräulein Gerold geht es genau ebenso wie mir, ich lese es ihr an den Mienen ab. Habe die Ehre, meine Gnädige! Werde mir in zwei Stunden die Freiheit nehmen, mit ein paar Kameraden bei Ihnen vorzusprechen. Empfehle mich bis dahin!“

Die Offiziere nahmen die Hacken zusammen und grüßten rechts und links; dann zerstreute sich die ganze Gesellschaft vor der Kirche. — — — — — — — — — —

Thekla Gerold wartete mit einem guten zweiten Frühstück auf ihre Schwester; sie war eigentlich verstimmt, es hatte sich so schön studiert und gelesen heute; trotz der schlecht verbrachten Nacht war ihr Geist hell und ihre Auffassung besonders rasch, das ward ihr nicht alle Tage zu Theil. Oft hing sich ihr kranker Körper wie ein unerträgliches Bleigewicht an sie und hemmte den Aufschwung ihres Geistes. Nun kam die biedere Agathe und riß sie ohne weiteres aus ihrem schönen Verkehr mit Helmholtz, Hartmann und anderen großen Geistern heraus, erinnerte sie, daß das Vögelchen bald aus der Kirche kommen werde und daß sie beide etwas essen müßten, daß Fräulein Thekla noch nicht Toilette gemacht habe, was doch unbedingt nothwendig sei, denn man erwarte ja Besuch, und drüben wäre schon alles in schönster Ordnung.

Mit einem schweren Seufzer und einem recht ungnädigen Gesicht packte Thekla ihre Bücher zusammen. Frau Agathe Lamprecht sah sie bloß von der Seite an und sagte kein Wort weiter; sie kannte ihre Leute. Wenn Fräulein Gerold so aussah wie eben jetzt, dann hatte sie ihren „gelehrten Turnus“, wie Agathe das nannte, und wünschte alles, was kein Buch war, ins Pfefferland. Schweigend half die getreue Alte der gebrechlichen Gestalt aus dem Morgenkleid heraus und in ein schwarzes Seidengewand hinein, das einfach im Schnitt, aber vom besten Stoff war mit einem Kragen von wunderschönen Brabanter Spitzen geschmückt war. Agathe brachte noch eine prachtvolle Brosche, aus einer riesigen Opal bestehend, der einzige Schmuck, den Thekla trug, „weil er wie ein Menschenantlitz seinen Ausdruck wechsele“.

„Nun, alter Oberhofzeremonienmeister! Sind Sie mit mir zufrieden?“ Die gelehrte Dame musterte ihr Konterfei in Spiegel mit humoristischem Behagen. „Die Herren Ulanen werden eine unbändige Freude an mir erleben. Ich sehe aus wie ein kranke Chinese, der sich aus Versehen in eine europäische Damentracht hineinverirrt hat. Daß man sich auf seine alten Tage nicht mehr Ruhe gönnen darf und sich zum Narren machen muß wie ein abgerichteter Affe!“

Solche Aufstassungen gönnte sich die Kranke nur vor Agathens Ohren, das Vögelchen bekam nie etwas davon zu hören. Sie hatte es übernommen, für das Kind zu sorgen, ihm ein angenehmes Dasein, wie es seiner Jugend und Schönheit zukam, zu sichern, und sie liebte Annie zärtlich, ... folglich gab sie sich zu allen Dingen her, die der sogenannte gute Ton und die Gesellschaft von ihr verlangten, gab kleine und große Feste, nahm Visiten entgegen und verkehrte mit einer Menge von Leuten, die ihr im Grunde der Seele so gleichgültig waren, als lebten sie auf dem Sirius. Das Vögelchen bekam höchstens dann und wann eine sarkastische Kundrung zu hören, nie aber eine Klage, daß alle diese Dinge sie Thekla nur eine Last, eine unangenehme Unterbrechung ihrer Studien wären.

„Fräulein sehen wohl und sehr gut aus!“ sagte Frau Lamprecht, von dem Bestreben beseelt, die Laune ihrer Dame zu wenig aufzubessern.

„Die Venus von Milo ist nichts dagegen!“ spottete Thekla. „Nun rasch zurück ins Speisezimmer, ich denke, die Kleine ist schon zurückgekommen!“

So war es in der That, und auf den ersten Blick gewahrte Theklas scharfe Augen, daß „ihrem Kinde“ irgend etwas Auffallendes begegnet sein mußte. Sie hatte Annie selten so schön gesehen, und nun steckte ihr zum Ueberfluß Agathe noch zwei herrliche, eben aufgeblühte purpurrothe Rosen an die Brust — „Kammerath hat sie für Vögelchen gebracht, sie waren soeben im Gewächshause aufgebrochen.“

Die Alte ging, mit einem letzten bewundernden Blick auf die Kleinod; die Schwestern waren allein, Annie sagte kein Wort und sah glücklich lächelnd vor sich hin, Thekla betrachtete sie kopfschüttelnd und begann nach einer kleinen Weile in sanftem Tone:

„Iß und trink jetzt, Kleine, Du hast später keine Zeit dazu.“

Annie trank gehorsam von dem spanischen Wein und aß ein belegtes Brötchen in die Hand.

„Wie schön die Sonne scheint!“ sagte sie träumerisch.

„Ja, das thut sie, und noch dazu über Gerechte und Ungerechte. Könntest Du es vielleicht über Dich gewinnen, mir einiges über die Predigt mitzutheilen?“

Das junge Mädchen fuhr verwirrt empor und errötheten bis unter die Stirnlocken. „Ach, Thekla, nein, was Du von mir denken mußt! Es war wundervoll in der Kirche, Conventinal ist so wahr, so einfach, so schön gesprochen, ich wollte, Du wärst dabei gewesen!“

„Ich auch!“ pflichtete Thekla bei. „Schon, um festzustellen, ob es nur die Predigt allein war, die Dich so ungewöhnlich bewegt hat!“

„Ich? Ungewöhnlich bewegt? Nicht daß ich wüßte!“

„Nicht? Entschuldige doch! Ich dachte, Leute, die eben aus der Kirche kommen, sprächen die lauterste Wahrheit!“

Statt der Antwort lief Annie auf die Schwester zu, umschlang sie mit beiden Armen und drückte ihr warmes, rosiges Gesichtchen an die fahle Wange der Kranken. Thekla fühlte das heftige Schlagen des jungen Herzens, und eine weiche, mildthätige Stimmung bemächtigte sich ihrer; sie küßte Annie zärtlich auf Stirn und Augen.

„Kleines, liebes Vögelchen, macht es Dich denn so sehr glücklich?“

Annie nickte nur, dann aber löste sie sich rasch aus der Umarmung und begann von Reginalds Predigt zu erzählen, sie

ausführlich und sehr begeistert. Thekla hörte aufmerksam zu und ab dann und wann durch beifälliges Nicken ihre Zustimmung zu erkennen.

„Der Mensch ist ein Wunder!“ rief sie, als Annie geendet, Aristokrat und Geistlicher — und doch vernünftige, menschliche Instinkte! Sieh, sieh! Den möchte ich kennenlernen!“

„Das wirst Du ja!“ Annie fühlte zu ihrem Aerger, daß sie errötete. „Er will bei uns Besuch machen. Vorläufig kommen heute die Ulanen!“

„Niemand sonst?“

„Nein!“

„Hm!“

Eine knappe Stunde später schlug der würdige Lamprecht die Salonportieren zurück und meldete den Damen, daß die Herren Rittmeister Thor von Hammerstein und Göben, sowie die Herren Lieutenants von Conventius und Gründlich um die Ehre bäten, ihre Aufwartung machen zu dürfen; dazu überreichte er die Karten auf silbernem Teller.

„Wir lassen bitten,“ sagte Thekla und sonderte sofort mit einem geübten Blick aus den vier neuen Gesichtern dasjenige heraus, das ihr am zusagendsten erschien: ein frisches, junges Antlitz, klar, mit einem flotten Bärtchen und übermütig blitzenden Augen.

„Wenn das der Conventiussche Vetter ist — der Bursch gefällt mir!“ dachte sie.

Und: „Alle Wetter, die gelehrte Schwester!“ dachte er. „Was sie für gescheite Augen im Kopf hat!“ Laut sagte er dazu: „Ich müßte eigentlich vor Ihnen eine heillose Angst empfinden, meine Gnädigste — aber nun ich Sie sehe, gestehe ich ehrlich: nein, ich habe keine!“

„Mir außerordentlich erwünscht! Leute mit Angst sind mir nicht angenehm; aber warum ist sie Ihnen denn geschwunden?“

„Sie sehen zu klug aus, um nicht auch menschlich gut zu sein!“

„Wenn Sie mich vermitteln einer feinen Schmeichelei fangen wollten, Herr von Conventius, so erfahren Sie hiermit, daß es Ihnen bald gelungen ist!“

„Bloß bald? Denken Sie sich, ich hatte auf mehr gerechnet!“

„Da kennen Sie meine Schwester schlecht!“ rief Annie belustigt dazwischen. „So leicht gewinnt man die nicht! Der Weg zu ihrem Herzen führt durch ihren Verstand, und da dieser unbewöhnlich scharf ist, so kann man sich wirklich etwas darauf einbilden, wenn man ihr zusagt!“

„Damit haben Sie selbst sich die feinste Schmeichelei gesagt!“

„Mümichen! Schwestern zählen gar nicht mit; ich hab' es überhaupt nicht nöthig gehabt, mir Theas Liebe zu erwerben — sie selbst hat mir's erzählt, dieselbe wäre einfach da gewesen mit dem Augenblick, als mein Vater mich ihr als kleines, neugeborenes Kind zum ersten Male in die Arme legte.“

„Das stimmt!“ nickte Thekla, und sie empfand jetzt noch das warme aufwallende Zärtlichkeitsgefühl, das sie durchströmt hatte, als sie damals die weiche, kleine, hilflose Last an ihr Herz gedrückt hielt.

Indeß hielten die Herren von Hammerstein und Göben Umschau in dem weiten, schönen Salon mit der blumigen Seidentapete, den Ebenholzmöbeln, dem prachtvollen Konzertflügel und Smyrnateppich. Alles gediegen und großartig, von Reichthum und Geschmack redend. In den Wandnischen schöne Büsten und Statuen, an der größten Wandfläche eine vortreffliche Kopie des Guido Renischen Helios in Originalgröße, in den Ecken große, kunstvoll geschnitzte Gestelle, mit Mappen, Bildern und Photographien gefüllt.

Und die Eigenthümerin all dieser Herrlichkeiten — die Haupteigenthümerin, denn die kranke Schwester zählte doch wohl hierbei nicht recht mit — paßte ausgezeichnet als reizendes Bild in den Rahmen, der sie ihrer umgab. In jugendlicher Anmuth und Schönheit, die um so reizvoller wirkte, da sie sich völlig unbefangen gab, plauderte und lachte sie mit den Herren, wußte auch den schweigsamen, phlegmatischen Thor, den ruhigen Göben geschickt ins Gespräch zu ziehen und parirte Gründlichs Witze so schlagfertig, daß dieser immer unternehmender wurde. Wetter noch eins — was für ein prächtiges Mädel! So die richtige Offiziersfrau — denn das bißchen Schwägerisserei und Klugkoten, das sie hier bei der gelehrten Schwester angenommen hatte, das würde man ihr schon bald abgewöhnen, wenn man sie erst einmal als Stern ersten Ranges auf den Kasinobällen, Korsofahrten und Reitpartien hatte!

Fritz von Conventius mußte innerlich lachen, wie jeder der drei Kameraden sich auf seine Art „ins Zeug legte“, um dieser schönen Annie Gerodt zu gefallen. „Kinder, bemüht Euch nicht,“ hätte er ihnen zurufen mögen, „Hände weg! Das ist nichts für Euch! Die Trauben hängen ein bißchen zu hoch — die habe ich für meinen Vetter Reginald bestimmt!“

Und in diesem Sinn belheiligte sich, zu der drei andern heimlicher Verwunderung und Freude — denn mit Recht hielten sie ihn für den anziehendsten unter ihnen! — Lieutenant Fritz nicht im geringsten an dem galanten Treiben seiner Freunde; ganz ruhig und gesetzt hatte er seinen Stuhl an Theklas Sessel herangeschoben und unterhielt sich mit ihr, das heißt nur von solchen Dingen, über die er gut unterrichtet war. Spielte sie hie und da auf Gegenstände an, die ihm fern lagen, so sagte er in seiner treuherzigen Art sofort:

„Nehmen Sie mir's schon nicht übel — davon verstehe ich aber nichts!“ und brachte es durch diese Ehrlichkeit dahin, daß er der gefürchteten Dame außerordentlich gut gefiel. Gottlob — ein Mensch, der nicht mehr vorstellen will, als er wirklich ist, und der in Dingen, mit denen er sich ernstlich beschäftigt hat, doch seinen Mann steht!

Von Hedwig Rainer sprachen sie, der niedlichen blonden Tischnachbarin des Lieutenants bei jener Weyhandschen Gesellschaft, und Thekla nannte sie ein gutes, liebenswürdiges Kind, „keine gezierte Gans, wie so viele von den jungen Mädchen, die mit Annie verkehrten. Wissen Sie, Herr von Conventius,“ schloß sie lachend, „mir will scheinen, das wäre eine Frau für Sie!“

„Danke vielmals! Für jetzt will mir das noch nicht so ganz scheinen — man soll aber niemals etwas in Zukunft verschwören! Wie es scheint, liegen heute hier die heimlichen Heirathspläne in der Luft.“

„So? Machen Sie denn auch welche?“

„Sie können ganz ruhig sein“ — Fritz schob sich vertraulich etwas näher an Theklas Sessel heran — „ich sorge nicht fürs Regiment, obgleich das vielleicht unkameradschaftlich von mir ist. Nein, ich habe da so meine stillen, sehr edlen und sehr selbstlosen Pläne, und man kann gar nicht wissen, ob ein gütiges Schicksal dieselben nicht am Ende doch begünstigt“ — — hier stockte der Sprecher, wurde nachdenklich, sah mit seines Geistes Auge Annie Seite an Seite mit Delmont in die Kirche treten und auf der versteckten Bank Platz nehmen und schloß innerlich mit den Worten: „Dieser verteufelte Maler!“ — —

„Unsere zwei offiziellen Hausbälle sind schon vorüber,“ sagte Thekla Gerold, als die Ulanen nach einer Weile Abschied nahmen, „vielleicht darf ich aber die Herren bitten, uns gelegentlich einmal zu einer kleinen, zwanglosen Gesellschaft mit nachfolgendem Tänzchen zu beehren?“

O ja, sie durfte bitten! Die Herren waren so liebenswürdig, eifrig zuzustimmen, und maßen schon jetzt das spiegelnde Parkett des Saales mit tanzlustigen Blicken. Welch netter Einfall von dem Blaustrumpf, ihnen ein solches Vergnügen in Aussicht zu stellen! —

„Sie können auch einmal ohne Einladung kommen!“ flüsterte Thekla dem Lieutenant von Conventius zu und freute sich über sein freundliches dankendes Kopfnicken. Und dieser Begünstigte erhielt jetzt auch einen Händedruck — nicht nur von der „alten Schwester“ — nein, auch Annie legte ihre Rechte freundlich in die seine . . . wie konnte sie es ahnen, daß der Schelm in diesem Augenblick dachte: „Wart' Du nur! Bist Du erst meine Cousine geworden, dann küss' ich Dich auch!“ — —

6.

Der Gesangunterdirektor Warnow, ein untersetzter Mann mit grausprenkelem Haar und Backenbart, eine goldgefaßte Brille über den gescheit und verständig schauenden Augen, stand, an seinen Schreibtisch gelehnt, in seinem Arbeitszimmer und sah nachdenklich auf den großen, kahlen, an zwei Seiten mit regelmäßigen Baumreihen bepflanzten Gesangunßhof, der augenblicklich ganz unbelebt war. Nur ein junger Gehilfe des Schlächters ging träge im Wasserstiefeln, einen Eimer in der Hand, zu dem im äußersten linken Winkel des Hofes gelegenen Brunnen, von dessen Handhabe ein paar Krähen mit heiserem Krächzen emporflogen und sich in den lichtgrauen Aprilhimmel verloren.

Dem Direktor gegenüber stand Reginald von Conventius, den Hut in der Hand, wie jemand, der im Begriff ist, auf-

zubrechen; die beiden Herren hatten sich nach längerem Gespräch von den Stühlen erhoben, aber Warnow zögerte sichtlich noch, irgend einen Entschluß zu fassen.

„Also Sie wollen es durchaus? Durchaus?“ Er hatte die Angewohnheit, das letzte Wort eines Satzes zu wiederholen.

„Ich halte es für meine Pflicht!“ entgegnete Conventius ruhig.

„Pflicht! Jawohl! Aber, mein bester Herr Pfarrer, Sie könnten sich dieselbe wesentlich erleichtern. Erstens: ich könnte Sie begleiten — könnte Sie etwa als einen höheren Regierungsbeamten einführen, der die Vollmacht und auch die Neigung habe, dem Gefangenen, falls er sich willfährig zeige, einige Erleichterungen zukommen zu lassen . . . zukommen zu lassen —“

Reginald machte eine abwehrende Bewegung.

„Nein, bester Herr Direktor, nein! Ich halte diesen Weg, trotz der unzweifelhaft guten Absicht, die Sie leitet, nicht für den richtigen. Bedenken Sie doch nur, ich bitte Sie: ein Geistlicher — ein Diener Gottes, der sich mit Unwahrheiten, gleichviel von welcher Idee dabei geleitet, bei einem Gefangenen einführt!“

„Ja, aber auch bei welchem Gefangenen!“ eiferte der Direktor dazwischen. „Sie müssen die Eigenart dieses Menschen bedenken — Sie müßten ihn kennen, um über ihn urtheilen zu können. Das ist ja kein gewöhnlicher frecher Einbrecher und Mörder — ich sage Ihnen ja, dieser Schönfeld gehört einer gefährlichen Sorte an, er ist mit einer gewissen Bildung überfirnißt, hat viel gelesen, drückt sich gut aus, faßt seine böse That, so widersinnig Ihnen das klingen mag, von einem gewissen idealen Standpunkt auf — als ein Verdienst, das er sich um die Menschheit erworben — Menschheit erworben —“

„Ich weiß dies alles, geehrter Herr Direktor, Sie haben es mir selbst gesagt. Ich erkenne auch mit Dankbarkeit Ihre gute Absicht an, mir meine schwierige Aufgabe erleichtern zu wollen. Aber da Sie sich so eingehend mit der Eigenart dieses Verbrechers beschäftigen, muß ich Sie schon herzlich bitten, auch der meinigen gerecht zu werden! Ich kann auch in dieser Angelegenheit nichts anderes sagen, nichts anderes thun, als daßjenige, was die Richtschnur meines ganzen Lebens ist, was meinem Handeln jederzeit den Stempel aufdrücken soll: die Wahrheit!“

Der Direktor sah den Redenden mitleidig an und seufzte. „Sie werden, denken Sie an mein Wort, in sehr schwere Lagen gerathen, Herr von Conventius, wenn Sie es sich wirklich zum Gesetze machen, immer und überall die Wahrheit zu sprechen.“

„Ich gebe das zu — aber ich bleibe meinem Grundsatz treu: nichts verschweigen, nichts feige beschönigen — die Wahrheit über alles!“

„Es gab eine Zeit, da dachte ich ebenso wie Sie — Sie sind noch jung und muthig . . . kommen Sie erst zu meinen Jahren, meinen Erfahrungen, da wird sich manches anders gestalten! Aber für jetzt — wollen wir also hinübergehen — also hinübergehen?“

„Wenn ich Sie bitten darf!“

Warnow drückte auf den Knopf der elektrischen Leitung.

„Remmler soll sich bereit halten!“

Die Herren durchschritten ein Vorzimmer und einen Hausflur und betraten den Hof; hier gesellte sich ein kräftiger, untersetzter Mann in mittleren Jahren mit einem ernsten, stillen Gesicht zu ihnen. Er trug einen kurzen, rauhhaarigen Flausrock und hatte einen gewaltigen Schlüsselbund in den Händen.

„Remmler, dies ist unser neuer Herr Pfarrer, Baron von Conventius.“

„Bitte, bitte, Herr Direktor, lassen Sie den Baron beiseite!“ Remmler nahm die Mütze ab, machte eine linkische Verbeugung und warf einen Blick unverhohlener Bewunderung auf den hochgewachsenen blonden Mann an seiner Seite.

„Zu Nummer 58!“ sagte der Direktor.

Der Schließer sonderte rasch einen der Schlüssel aus dem Bunde heraus und schritt den Herren voran auf über den langen Hof nach einem Seitenflügel, zu dem eine Außentreppe führte.

„Auf Wiedersehen, lieber Herr Pfarrer! Ich gehe nun zurück!“ Warnow schüttelte dem Geistlichen die Hand.

„Remmler, Sie bleiben ganz in der Nähe — Herr von Conventius wird ohne Zweifel sehr bald wieder da sein!“

Die beiden stiegen die Stufen vollends hinan und schritten einen langen, halbdunklen Flur, der an jeder Seite dicht mit Thüren besetzt war, hinunter. Wo dieser Flur ein Knie machte, bogen sie rechts ab und Remmler setzte seinen Schlüssel in eine ziemlich niedrige Thür ein, die sich mit einigem Geräusch öffnete; der Schließer ließ den Geistlichen eintreten und blieb in gebückter Haltung wartend unmittelbar neben der Pforte stehen.

Das Wort „Gefängniß“ hat für den Unbefangenen immer etwas Unheimliches. Man weiß es ganz genau, daß es unmenschliche Verließe, in denen die Gefangenen ohne Licht und Luft mit Ketten belastet, auf verfaultem Stroh liegen, lange schon nicht mehr giebt — aber der Begriff des Düstern, Schauerlichen zwängt sich unwillkürlich auch heute noch mit dem Wort „Kerker“ auf.

Der Anblick, der sich dem Eintretenden bot, deckte sich nun im mindesten mit dieser Auffassung.

Das mäßig große Zimmer war weder unfreundlich noch ungesund; eine gewisse kahle Nüchternheit in der Ausstattung war genommen, war nichts dagegen einzuwenden. Es erhielt durch reichendes Licht durch ein breites, allerdings recht hoch angebrachtes, stark vergittertes Fenster, die Temperatur darin war weder kalt noch dumpfig, in der Nähe des Fensters stand ein fester, einfacher Tisch mit Schreibgeräth und Material zu Flechtarbeiten, ein Strohmatte bedeckte den Fußboden, im Hintergrund befand sich das eiserne Bettgestell und ein Holzstuhl. Von diesem erhob sich beim Eintritt des Fremden ein schlanker, mittelgroßer Mann mit sehr kurzgeschorenem, graugesprenkeltem Haar und Bart und mit gewöhnlich tiefliegenden blauen Augen und fragte, mit höflicher Verneigung: „Sie wünschen, mein Herr?“

Ton, Blick und Gebärde, alles entsprach so vollkommen den Anforderungen der „guten Welt“, daß Conventius, trotz der vorbereiteten Rede des Direktors, innerlich stutzig wurde; einen Raubmörder und Einbrecher, der zum Tode verurtheilt war, hatte er sich wahrlich anders vorgestellt!

„Ich wünsche,“ sagte Reginald, dicht an den Gefangenen herantretend und ihm die Hand bietend, „Sie kennenzulernen und ebenso von Ihnen gekannt zu werden. Mein Name ist Conventius, ich bin Geistlicher an der Pfarrkirche zu Sankt Lukas und mit der Seelsorge der hier Wohnhaften betraut!“

Er hatte sich in der Stille auf einen heftigen Zornesausbruch und Widerspruch des Verbrechers gefaßt gemacht; aber nichts derartiges geschah.

Schönfeld nahm die dargereichte Hand nicht und trat einen Schritt zurück. „Hat Ihnen Herr Direktor Warnow nicht gesagt,“ begann er langsam, „daß ich den dringenden Wunsch ausgesprochen habe, mit allem geistlichen Zuspruch verschont zu werden?“

„Ja — er hat es mir gesagt!“

„Nun? Und? — Zwingt Ihr Beruf oder irgend ein Befehl von ‚oben herab‘ — ich meine die weltliche Obrigkeit — Sie, mir dennoch, gegen meinen Willen, Ihre amtlich beschworenen Heilswahrheiten mitzutheilen? Dann beklage ich Sie!“

„Das ist nicht nothwendig. Mich zwingt nichts und niemand auf der Welt, als mein eigener, freier Wille!“

„So?“ Schönfeld trat wieder einen Schritt zurück und musterte den Geistlichen von Kopf bis zu Fuß. „Dann kaufen Sie sich sagen, daß ich, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, auch noch im Besitz meines eigenen, freien Willens und entschlossen bin, denselben bis aufs äußerste geltend zu machen! Man kann mich einpferchen, mich quälen, mich tödten . . . aber keine Macht der Welt soll mich zwingen, solange ich lebe, den sogenannten ‚Trost der Religion‘ in mich aufzunehmen oder auf alles, was mir in diesem Sinn vorgepredigt wird, ein Wort zu erwidern!“

„Das verlangt man auch nicht von Ihnen!“

„Wozu wären Sie denn hierhergekommen?“

„Ich sagte es Ihnen ja schon: vorerst, um Sie kennen zu lernen, um von Ihnen gekannt zu werden! Glauben Sie, mir wäre mein Gott, alles, was meine Seele Theuerstes und Heiligstes kennt, nicht tausendmal zu schade, um es einem Menschen zum Zugeben, der es mit Spott und Hohn oder mit Gleichgiltigkeit und Mißachtung aufnimmt? Sie sagen, keine Macht der Welt soll Sie zwingen! Das glaube ich Ihnen und spreche das gleiche. Die Macht aber, die Sie zwingen wird, ist nicht von dieser Welt, hat nichts mit ihr zu schaffen und ist doch stärker als alles, was diese Welt hervorzubringen vermag. Das habe ich Ihnen erwidern wollen. Ehe ich jetzt gehe, noch eins! Sie haben den Direktor angedeutet — wenn auch sehr verstreckt! — Sie hätten einen Wunsch . . . wollen Sie mir nicht nennen?“

„Glauben Sie, mich mit der Erfüllung dieses Wunsches für Ihren Himmel zu loben?“

Conventius antwortete nicht, aber in sein schönes und edles
esicht trat ein Ausdruck so tiefen, lebendigen Mitleids, daß der
efangene unwillkürlich betroffen wurde; fast schien es, als schämte
sich seiner schlimmen Frage. Es trat eine kurze Stille ein —
außen kämpfte ein matter Sonnenstrahl mit den schweren Wolken,
n durchzudringen.

„Wunsch!“ fing Schönfeld endlich wieder an. „Sie sind
wiß der Meinung, ein Mensch wie ich könnte nur einen einzigen
unsch haben!“

„Ich habe mir noch gar keine Meinung über Sie gebildet!“

„Das wird nicht mehr lange auf sich warten lassen; es wäre

„Es wäre Ihnen wohl als Psychologe interessant, Bekenntnisse eines Raubmörders, der nur zehn Schritt von der sogenannten Ewigkeit entfernt ist, zu sammeln? O ja, meine Lebensgeschichte würde einem geschickten Schriftsteller ganz schätzbares Material liefern. Auch wäre ich noch eher bereit, jemand meine Schicksale zu erzählen, als ihm die Sorge für meine Seele in die Hände zu legen. Seelsorger! Was für ein unsinniges Wort! Wie kann denn ein anderer Mensch für meine Seele sorgen, wenn ich selbst das Kunststück nicht einmal zustande gebracht habe?“

„Aus eigener Kraft wird er das auch niemals können.“

„Die göttliche Gnade muß in ihm wirksam sein — so meinen

Die Karlsbrücke in Prag nach dem Einsturz am 4. September 1890.

Nach einer Momentaufnahme.

ja auch nicht groß zu verwundern, wenn Sie sich einbildeten,
Herr Pfarrer, ein Mensch, dessen Leben verwirkt ist, wünsche
vor allen Dingen seine Begnadigung! Ich aber sage: um keinen
Preis! Hören Sie wohl? Um keinen!! Ich werde froh sein,
wenn die eke und schale Tragikomödie, die man Leben nennt,
einmal zu Ende geht, so oder so — ich würde keinen Finger
rühren, mein Dasein zu verlängern; ich habe dies auch den
Richtern, dem Präsidenten, dem Staatsanwalt und meinem Vertheidiger gesagt. Ich bin in allen Punkten geständig und verschmähe es durchaus, den Weg, der zur Gnade führen könnte, zu beschreiten. Die Herren haben mir erwidert, daß dies den Stand der Dinge wesentlich verschlimmere . . . das ist mir gerade recht, ich will es nicht anders haben. Sollten Sie irgend welchen Einfluß, hohe Verbindungen oder dergleichen besitzen, — machen Sie nichts von alledem zu meinen Gunsten geltend: ich will sterben!“

Der schlanke, feingebaute Mann schien die verkörperte Willenskraft, während er sprach, — er war sehr blaß geworden, seine Nasenflügel bebten, aus den tiefliegenden Augen sprühte es.

Reginald war ergriffen. „Welch' ein Leben muß das gewesen sein!“ sagte er leise, mehr zu sich selbst sprechend.

Sie doch, nicht wahr? Es ist doch schade, daß unsereins niemals etwas davon zu spüren bekommt; sie ist wohl nur für die auserwählten Werkzeuge Gottes vorhanden, nicht wahr?“

Reginald warf den Kopf zurück.

„Es ist offenbar Ihre Absicht, mich von hier zu vertreiben, denn Sie müssen sich sagen, daß der Ton, in dem Sie von meinem Beruf zu mir sprechen, auf mich ungefähr ebenso wirken muß, als wenn Sie meiner Mutter ins Gesicht schlügen. Der großen und ernsten Sache, um die es sich handelt, geschieht kein Schade damit — die hat wahrlich schon mehr erduldet und steht höher, als daß solche Pfeile einer verbitterten Seele sie erreichen könnten! Sie können also nur mich persönlich beleidigen wollen, und ich habe Ihnen nichts zu leide gethan!“

„Nicht Sie persönlich will ich beleidigen und an der Wiederkehr hindern, sondern den Geistlichen — mit einem solchen mag ich nichts zu schaffen haben!“

„Wohl aber er mit Ihnen! Und so werden Sie auch meine Wiederkehr nicht hindern können; für heute ist es genug. Und Ihr Wunsch?“

Es malte sich etwas wie Ueberraschung und Verlegenheit in

Schönfelds Zügen, als der Geistliche auf den Wunsch zurückkam; er that, als wäre ihm die Angelegenheit schon gleichgültig geworden.

„O — es ist — Sie werden sich unendlich verwundern, daß ich gerade einen solchen Wunsch hege — auch fragt es sich sehr, ob Sie, Herr Pfarrer, oder der Direktor ihn wir erfüllen wollen. Ich habe nämlich . . . ich war nämlich . . . schon als Kind war ich ein leidenschaftlicher Blumenfreund, und in allen Lebenslagen habe ich daran festgehalten; es ist zum Erstaunen, nicht wahr? Wie gut Sie Ihre Gesichtszüge in der Gewalt haben — Sie lachen nicht einmal und sehen auch nicht erzürnt aus. Und es ist doch das Widersinnigste, was man sich denken kann: ein Dieb und Todtschläger, ein Verbreiter gefährlicher Ansichten, ein Verbrecher, dessen sich die civilisierte menschliche Gesellschaft auf gewaltsame Weise entledigen will . . . und das Zarteste, Lieblichste, Unschuldsvollste, was die Natur hervorzubringen imstande ist: die Blume! — Aber ich war ja nicht immer ein Raubmörder; es gab Zeiten in meinem Leben, wo ich geachtet und geehrt dastand und kein Mensch mir meine Blumenliebhaberei beanstandete; wie soll sie nun durch meinen weitern Lebensgang in mir ausgelöscht sein? — Man findet solche wunderliche Neigungen übrigens des öftern: rohe Kriegsmenschen lieben häufig kleine Kinder, schwere Verbrecher schwärmen für Musik — ich bilde keine Ausnahme!"

„Ihr Wunsch soll erfüllt werden!" sagte Reginald ruhig. „Es fragt sich nur, ob hier" — er warf einen Blick auf das Zimmer — „Blumen überhaupt gedeihen können!"

„Mein Fenster hat ziemlich lange Morgensonne, und wenn ich einen Stuhl heranschiebe, reiche ich gerade mit ausgestrecktem Arm hinauf!" Schönfeld sagte es eifrig, mit einem überredenden Lächeln.

„Gut also! Wünschten Sie sonst noch etwas? Bücher?"

Das schneidend sarkastische Lächeln erschien wieder auf dem Gesichte des Gefangenen.

„Sehr verbunden! Die Lektüre, die mich ausschließlich während der letzten Jahre beschäftigt hat, dürften Sie mir schwerlich verschaffen können und wollen: revolutionäre Schriften, Umsturzideen und gefährliche Neuerungen enthaltend, — Jakobinerthum! Solche geistige Nahrung kann ich hier nicht verlangen, — und den Walter Scott, den ich als jünger Mann sehr liebte, hat der Direktor nicht!"

„Ich besitze ihn und werde Ihnen zunächst ein paar Bände zuschicken! Adieu für heute!"

Reginald machte eine verabschiedende Bewegung und wandte sich zum Gehen. Der Gefangene verneigte sich stumm und begleitete ihn bis zur Thür das Geleit; während der paar Schritte schien es, als ob er noch etwas sagen wollte — ein Entschluß schien ihm aufzusteigen, aber auch wieder zu erlöschen; er preßte die Lippen übereinander und blieb still. —

Draußen im Flur nahm Nemmler den Geistlichen in Empfang und führte ihn über den Hof; der Direktor ließ sich nicht blicken, und Reginald wußte ihm in seiner Seele Dank dafür, daß er ihn nicht sofort ausfährlich bei ihm erkundigte, wie die Unterredung mit dem Gefängniß verlaufen sei.

(Fortsetzung folgt.)

Die Frauen und der ärztliche Beruf.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Professor Dr. Hermann v. Meyer.

Soll man die Frauen zum Studium der gelehrten Berufsarten zulassen und ihnen die Berechtigung zur Ausübung derselben ertheilen?

Trotzdem diese Frage in manchen Staaten thatsächlich schon gelöst ist, wird doch noch in den verschiedensten Kreisen darüber hin und her gestritten, wobei neben ruhigen Ueberlegungsgründen eine Fülle von unklaren Vorstellungen, vorgefaßten Meinungen und Gefühlsauffassungen sich, verwirrt und verwirrend, durcheinander drängt, sodaß es demjenigen, welcher nicht zunächst bei der Frage betheiligt ist und doch über dieselbe unverrichtet zu sein wünscht, fast unmöglich gemacht ist, eine klare Einsicht in das zu gewinnen, um was es sich dabei eigentlich handelt.

Namentlich ist es das ärztliche Fach, welches in diesem Streite der Geister vor allen andern in den Vordergrund tritt, weil diesem studierende Frauen sich am meisten zuwenden, und weil gerade bei diesem Fache viele Gründe für und gegen seine Wahl durch Frauen geltend gemacht werden können. Man findet das Studium und die Ausübung der Medizin durch Frauen vorzugsweise besprochen und dabei von manchen Seiten begeistert befürwortet, von anderen Seiten aber aufs schroffste angefeindet, daneben wohl auch mit mehr oder minder guten Witzen lächerlich gemacht. Die ganze Angelegenheit ist aber eine zu ernste und wichtige, als daß sie durch Schwärmerei, Schroffheit oder Hohn könnte entschieden werden; sie verlangt eine ruhige Würdigung unter gebührender Berücksichtigung der verschiedenen Unterfragen, welche in ihr enthalten sind.

Der deutsche Reichstag wird in seiner nächsten Sitzungszeit Gelegenheit haben, sich ebenfalls mit der Erwägung dieser Frage zu beschäftigen, denn der „Deutsche Frauenverein Reform", dessen Sitz in Weimar ist, hat an denselben eine Petition gerichtet, worin die „Zulassung des weiblichen Geschlechtes zur Ausübung des ärztlichen Berufes, wie solche heute in den meisten Kulturstaaten bereits Thatsache geworden", verlangt und im Anschlusse daran die Forderung gestellt wird, „das medizinische Studium auf deutschen Universitäten dem weiblichen Geschlechte zugänglich zu machen."

Auch der Vorstand des „Allgemeinen deutschen Frauenverbandes" in Leipzig hat an die Landtage aller deutschen Staaten ein ähnliches Gesuch gerichtet.

Wenn ich es nun unternehme, in diesen Zeilen mich über diese Frage zu äußern, so kann ich für meine Befugniß hiezu den Umstand geltend machen, daß meine langjährige Thätigkeit als Professor der Anatomie an der Universität Zürich, an welcher bekanntlich Frauen zum Studium zugelassen sind und zahlreich von dieser Vergünstigung Gebrauch machen, mir reichliche Gelegenheit gegeben hat, Beobachtungen und Erfahrungen zu sammeln.

Ehe auf einzelnes eingegangen werden kann, wird es indessen nöthig sein, zu untersuchen, ob denn der Wunsch und das Bestreben der Frauen, die gelehrten Berufsarten und insbesondere die ärztliche Praxis in ihren Thätigkeitskreis hereinzuziehen, eine Berechtigung besitzt.

Die Antwort lautet: Ja! Es muß wohl kaum davon erwähnt werden, in welch unglücklicher Lage sich alleinstehende Personen befinden, welche darauf angewiesen sind, sich durch eigene Thätigkeit ihren Unterhalt zu erwerben. Das ihnen zunächstliegende Auskunftsmittel einer Stellung als Haushälterin, Gesellschafterin oder Erzieherin ist sehr schwierig zu erlangen, weil der Andrang zu solchen Stellungen ein außerordentlich großer ist. Eberso darf sich solchen, welche sich in Seminarien ausbilden und den Lehrberuf zuwenden, im ganzen nur wenig Aussicht darauf, eine gesicherte Zukunft zu gewinnen; denn auch auf diesem Felde ist der Wettbewerb bereits ein sehr scharfer. Selbstständigen und lohnenden Wirkungskreis im Gebiete der Musik, der Malerei oder anderer Künste zu finden, ist aber nur ganz wenigen vergönnt, welche besondere Veranlagung in einer dieser Richtungen zeigen.

Unter diesen Verhältnissen kann es gewiß nicht Wunder nehmen, wenn solche, die in sich die nöthigen geistigen Kräfte fühlen, daran denken, eine Laufbahn in einem der höheren Gelehrtenberufe zu suchen. Daß hierbei vorzugsweise und fast ausschließlich der ärztliche Beruf ins Auge gefaßt werden muß, ist selbstverständlich, weil einerseits die theologische und die juristische Laufbahn für Frauen sogut wie gar keine Aussicht bieten, und weil andererseits schon viele Frauen in den allerdings bescheidenen ärztlichen Thätigkeiten von Pflegeschwestern, Zahnärzten oder Hebammen sich mit Erfolg bewegen. Ja, wenn man nur einen Blick auf die ungeheuer schwierige und verantwortungsvolle Aufgabe der Krankenpflege im Kriege wirft, so wird man der deutschen Frauen das Zeugniß nicht versagen können, daß sie wenigstens in dieser Rolle als ärztliche Hilfskraft sich geradezu mit Ruhm bedeckt haben.

Wenn demnach das Geschlecht der Frauen nach einem wohlberechtigten Eintritt in den Berufskreis der Aerzte Verlangen trägt, so ist dieses Verlangen nicht nur durch den Wunsch nach einer auf eigenen Kräften beruhenden Lebensstellung hinlänglich begründet, es ist auch in Wirklichkeit nur eine leicht verständliche Folgerung aus der bereits bestehenden Thätigkeit von Frauen innerhalb des Gebietes des ärztlichen Wirkens.

Nun drängt sich aber doch die Frage auf und sie ist auch von vielfach gestellt worden, ob die Durchführung dieser Bestrebungen sich mit der staatlichen Ordnung vertragen könne. Bekanntlich haben bisher wenigstens die deutschen Staatsbehörden sich nur ablehnend verhalten, indem theils die Universitäten den Frauen den Zutritt zum Studium verweigerten, theils die Prüfungsbehörden angewiesen waren, Frauen, auch wenn sie ein gehörtes Studium durchgemacht und das Doktorexamen bestanden hatten, die für die Aufnahme in den ärztlichen Stand nothwendigen Prüfungen nicht abzunehmen. Letzteres hatte zur Folge, daß diesen Frauen die ärztliche Praxis nur unter dem Schutze der „Gewerbefreiheit" mit nicht unbedeutenden Einschränkungen und Hemmungen gestattet war.

Den Staat als solchen geht eigentlich nur die zweite dieser Anfragen an, und um sie beurtheilen zu können, muß man sich zuerst darüber klar werden, welchen Zweck und welche Bedeutung die ärztlichen Prüfungen eigentlich haben. Die Staatsverwaltung nimmt mit ihnen einer Verpflichtung gegen das Publikum nach, indem sie nur solchen, welche entsprechende Kenntnisse aufweisen können, die Ausübung eines so verantwortungsreichen Berufes, wie der des Arztes es ist, gestattet. Würde aber die Verantwortlichkeit der Staatsverwaltung dem Publikum gegenüber eine größere sein, wenn sie einer Frau, die in der Prüfung sich über die nöthige wissenschaftliche Ausbildung ausweisen kann, diese Befugniß ebenfalls gewähren würde — namentlich wenn sie eine, wenn auch gehemmte Praxis bei bestehender „Gewerbefreiheit" doch nicht hindern kann? Sicher nicht!

Freilich ist aber die Zulassung zur ärztlichen Praxis in Deutschland aus verschiedenen Gründen auch noch von anderen Bedingungen als dem abgeschlossenen Studium abhängig, insbesondere von dem Besitze eines deutschen Reifezeugnisses und von dem Besuche einer deutschen Universität für den größten Theil der Studienzeit. Da nun aber der Nachweis für beides den für eine ärztliche Prüfung sich meldenden Frauen unter den jetzigen Verhältnissen unmöglich ist, so wird ihnen schon darum der Zutritt zur Prüfung zu verweigern sein, ohne daß diese Zurückweisung gegen sie in ihrer Eigenschaft als Frauen gerichtet ist. Hier sind also allerdings noch manche Abklärungen nothwendig, ehe der Eintritt von Frauen in den ärztlichen Stand mit der staatlichen Ordnung, wie sie zur Zeit in Deutschland besteht, verträglich sein wird.

Allein diese Frage, ob und auf welche Weise sich die Berechtigung der Frau zum ärztlichen Beruf in die augenblicklich gültige Staatsordnung einfügen lasse, ist, obwohl nicht unwichtig, doch meist als nebensächlich behandelt worden. Viel eindringlicher hat man darüber verhandelt, ob die Zulassung der Frau zum medizinischen Studium nicht aus Gründen des Anstands und der Sittlichkeit zu verurtheilen sei. Gewichtige Stimmen, insbesondere auch aus akademischen Kreisen, haben die Besürchtung geäußert, daß die beständige gleichzeitige Betheiligung junger Männer und jugendlicher weiblicher Wesen an dem akademischen Unterricht, deren enges Zusammensein in den Hörsälen, bei den praktischen Uebungen und den botanischen Ausflügen der guten Zucht schädlich sein könnten und namentlich die nöthige Aufmerksamkeit auf den Gegenstand des Studiums stören müßten. Es wird ferner die Ansicht ausgesprochen, daß Frauen nicht die erforderlichen geistigen Anlagen für ein ernstes Studium hätten und im besten Falle nur sehr mittelmäßige Aerzte werden könnten. Es wird gelteud gemacht, daß die ganze körperliche Organisation der Frauen ihnen das Ertragen der mit der ärztlichen Praxis verbundenen Anstrengungen nicht gestatte. Und endlich wird in Uebereinstimmung mit gewissen Stimmen aus dem Publikum versichert, daß die andauernde Beschäftigung mit der Anatomie, dem Operationswesen und der Krankheitslehre ganz unweiblich sei und nothwendig zur Verrohung führen müsse.

Es ist beachtenswerth, daß solche Auseinandersetzungen nur von Universitäten kommen, an welchen sich keine weiblichen Studierenden befinden und welche sich überhaupt ablehnend gegen die Aufnahme von solchen verhalten. Die Erfahrungen an Hochschulen, welche weiblichen Studierenden Zutritt gewähren, haben aber alle diese Befürchtungen und die daraus sich stützenden Einwände gegen das Frauenstudium als unhaltbar erkennen lassen; Lehrer sowohl als Studenten dieser Universitäten konnten, auch wenn sie an und für sich keine große Vorliebe für weibliche Studierende hatten, doch keine Nachtheile oder Uebelstände finden. Meine eigenen langjährigen Erfahrungen sowie diejenigen meiner Fachgenossen haben von der gefürchteten Störung der Ordnung und des Ernstes im Studium niemals etwas bemerken können; im Hörsaal und in den praktischen Kursen herrschte stets ruhiger Anstand, und die Studenten verkehrten mit ihren Kolleginnen stets taktvoll. Die Studentinnen wahrten in ihrer ganzen Erscheinung und in ihrem Benehmen eine durchaus gebildete Haltung und zeigten weder emanzipirtes noch blaustrumpfiges Wesen; in Bezug auf Ernst und Erfolg im Studium aber waren die meisten als mustergültig zu bezeichnen, und namentlich zeichneten sich viele derselben in den praktisch-anatomischen Aufgaben durch feine und sänderliche Arbeit sehr vortheilhaft aus. Von verschiedenen unserer Schülerinnen haben wir auch später erfahren, daß sie sich mit großem Erfolge in der Praxis bewegen, also doch wohl den damit verbundenen Anstrengungen gewachsen sind.

Mehrfach ist die Frage aufgeworfen worden, ob es nicht vielleicht, da denn doch einmal weibliche Wesen sich dem Studium zuwenden, angemessen sein dürfte, für sie besondere Vorlesungen halten zu lassen oder besondere Hochschulen zu errichten. Damit wäre aber mittelbar eine Aufmunterung zum Studium gegeben, welche gewiß kein Wohlmeinender bei den dermalen noch sehr unbestimmten Ansichten auf eine beleidigende Laufbahn auf sein Gewissen nehmen möchte. Außerdem sträuben sich die studierenden Frauen selbst dagegen, wie die von einer derselben gegen mich gethane Aeußerung beweist: „Man soll sehen, daß wir ein regelrechtes Studium durchmachen wie alle Aerzte, und wir dürfen uns nicht nachsagen lassen, daß wir uns in einem Hinterstübchen die Sache haben populär zurechtschneiden lassen."

Wie gezeigt, lassen sich also die gegen eine Zulassung der Frauen zum medizinischen Studium ins Feld geführten Einwände nicht aufrecht erhalten. Die Erfahrung hat andererseits gelehrt, daß weibliche Aerzte in der That eine erfolgreiche Thätigkeit zu entfalten vermögen, wie sich dies insbesondere in England und Nordamerika beobachten läßt. Die Folgerung erhellt schon hieraus von selbst. Nicht nur gebührt den Frauen das Recht, sich in staatlich anerkannter Form dem ärztlichen Berufe widmen zu dürfen, sondern sie werden auch, wenn sie, wie sich von selbst ergeben wird, vorzugsweise den Frauen- und Kinderkrankheiten ihre Aufmerksamkeit zuwenden, sogar eine sehr willkommene Ergänzung des ärztlichen Personals bilden. Mit allem Ernst müssen hier insbesondere die Frauenkrankheiten betont werden. Es ist eine schmerzliche, aber unwiderlegliche Thatsache, daß eine unverhältnißmäßig große Zahl von Frauen einem dauernden Siechthum verfällt, weil natürliche weibliche Scheu sie davon abhielt, sich bei Zeiten an einen männlichen Arzt zu wenden. Die Frau als Arzt der Frau — sie könnte hier unberechenbaren Segen stiften!

Aus der Welt schaffen läßt sich die Bewegung nicht mehr; sie ist eine in der Entwickelung der bürgerlichen Stellung der Frauen begründete und von diesen selbst angeregte. Jedes unmittelbare Eingreifen würde den natürlichen Entwickelungsgang nur stören, und eine Aufmunterung wäre daher ebenso wenig am Platze, wie auch eine Bekämpfung erfolglos bleiben wird.

Als das richtigste Verfahren erscheint demnach sicher das, daß man in voller Anerkennung ihrer Berechtigung den Frauen, welche die Frage selbst angeregt haben, es überläßt, auch die Lösung selbst zu finden, und daß man ihnen dafür alle Hilfsmittel, welche zu einer günstigen Lösung führen können, rückhaltlos zur Verfügung stellt. Ist etwas Gesundes an der Sache, so ist diesem damit alle Gelegenheit gegeben, sich naturgemäß zu entwickeln. Sind dann unverkennbare Erfolge erreicht und erweisen sich diese nützlich für die bürgerliche Gesellschaft, dann wird man auch auf anderer Seite genöthigt sein, mit denselben zu rechnen. Ist dagegen die Frage in ihrer jetzigen allgemeinen Fassung verfehlt, so wird sie in sich zerfallen, ohne daß behandelt werden darf, daß sie gewaltsam unterdrückt worden sei. Berufenerem Persönlichkeiten wird es aber darum auch künftig nicht benommen sein, ihrem Drange nach Wissen und Wirken nachzugehen. —

Wenn in dem obigen die Ansicht aufgestellt wurde, daß den dem Studium sich zuwendenden Frauen die Hilfsmittel zur Durchführung ihres Versuches nicht zu verschließen seien, so ist damit ausgesprochen, daß es zweckmäßig sei, ihnen auch den Zutritt zu den Universitäten nicht zu verwehren. Wenn man ihnen jedoch diesen gestattet, so ist es dringend zu empfehlen, die Auf-

nahmebedingungen nicht zu niedrig zu stellen, so daß nur solche, welchen es wirklich Ernst mit dem Studium ist, denselben zu entsprechen vermögen. Wird die Aufnahme gar zu leicht gemacht, so ist damit die Gefahr der Eindrängung unpassender Elemente gegeben, welche nur imstande sind, die Sache in Verruf zu bringen. Die schweizer Universitäten haben in dieser Beziehung sehr unangenehme Erfahrungen machen müssen, indem die gar zu leicht gewährte Immatrikulation von den weiblichen Mitgliedern eines fremdländischen politischen Auswanderervereins, welche weder Befähigung noch Neigung für das Studium hatten, zur Erwerbung der Aufenthaltsbewilligung mißbraucht wurde. Die Ueberfüllung mit derartigen unpassenden Elementen brachte zwar keine unmittelbaren Nachtheile durch Störung der guten Zucht in den Unterrichtsstunden, aber sie wurde doch als eine dem akademischen Verkehr anhängende fremdartige Masse hemmend und lästig und brachte so wirklich studierenden Frauen in eine falsche Stellung. Namentlich hatte auch Zürich sehr unter diesen Verhältnissen zu leiden, so daß man es als Wohlthat empfand, als eine aus dem Heimathlosen jener Auswanderer kommende Verfügung die schlimmen Elemente entfernte. Durch diese Erfahrung belehrt, hat man denn auch in Zürich die Aufnahmebedingungen verschärft, allerdings immer noch nicht in dem Grade, wie es in allseitigem Interesse zu wünschen wäre.

Norwegische Jagdskizze.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Eugen Friese. Mit Abbildungen von Gustav Wendling.

Der Rentierjäger Bjarne.

Ich besaß einen lieben Freund, einen ausgezeichneten Jäger, der mir oft von einer Jagd auf Rentiere sprach, die er dereinst auf einer Reise in Norwegen mitgemacht habe.

Von den Todten soll man nur Gutes reden! Aber — der Himmel verzeihe mir die Sünde! — der gute Alte hat mich furchtbar belogen. Er erzählte, wie er im Boote mit den norwegischen Jägern über den Fjord gefahren, wie sie am andern Ufer von den Genossen erwartet und mit fröhlichem Jagdrufe empfangen worden seien. Dann sei man nach kräftigem Imbiß und Trunk hinausgezogen zum fröhlichen Jagen, ganz wie bei uns. Nach kurzer Wanderung habe man das Jagdgebiet erreicht gehabt, die Schützen seien angestellt worden, und „das Treiben auf Rentthiere“ habe begonnen. Wie das Auge des alten Freundes in jugendlichem Feuer leuchtete, — wie er die beiden Hände vor Eifer emporstreckte, so lang die Arme reichten, um sie, zu Fäusten geballt, donnernd auf die Tischplatte fallen zu lassen, die sich unter der Wucht derselben (oder unter der Wucht der Lüge?) zu biegen schien. Der Leser erlaube mir, ihn selbst sprechen zu lassen:

„Da stand ich nun in einer Einöde, gegen die unsere Tucheler Heide ein Wiener Café genannt werden kann. Kahle Granitwände rechts und links, und ich mitten drinnen wie in einer Schüssel, die nach den anderen Seiten, nach vor- und nach rückwärts, sanft ausläuft. Es war ein Engpaß, in den sie uns postirt hatten, ein gezwungener Weg von dem Hochfirst zu den niedriger gelegenen Trakten; — durch diese hohle Gasse mußten sie kommen! Und sie kamen! — prasselnd, donnernd ein Wald von unförmlichen Schaufelgeweihen. Der Grund erschien unter ihren Hufen zu wanken, polternd stürzte Steingerölle von der Höhe mir entgegen, und dahinter gleich ein Eskadron, die zum Angriff vorgeht, die zottigen Hälse der Rentthierheerde.

Ich hatte nur Zeit, mich an die Granitwand des Engpasses zu drücken, dann waren sie heran, nein, vorüber! — und ich hatte gefeuert — zweimal gefeuert, und zwar auf den stärksten Bock, den ich mir unter allen ausgesucht hatte. Vor Scham hätte ich in die Erde sinken mögen, er stürzte mir unter dem Feuer. Was würden die Norweger zu dem Lügner sagen, der in seiner Heimath ein berühmter Jäger sein soll.

Aber hier lagen Schmalthaare, dort Schweiß — beiden Seiten der Flucht, und dann — Hauptmann, so vergesse es im Leben nicht! — war der Bock keine fünfzig Schritte vom Anschuß zusammengebrochen!“ —

Das war der Augenblick, wo die wuchtigen Fäuste des alten Freundes zur Tischplatte niedersanken und ich in meinem Innern einen Schwur that, dereinst wie er einen Rentthierbock zu strecken. Dann wurde zum Schluß als Bekräftigung des Ganzen, gewissermaßen als Beweismittel für die Wahrheit der Jagdgeschichte, das mächtige, noch nicht abgezogene Geweih gezeigt, und die verehrte Gattin meines Freundes knüpfte daran an, welche entsetzliche Mühe es gekostet habe, dasselbe unversehrt in die Heimath zu befördern. Da man nämlich noch weich mitgenommen habe, so sei es für sämmtliche Mitreisende eine Qual gewesen, in seiner Nähe zu weilen, — es habe gar abscheulich gerochen. — —

Nun war ich selbst auf einer Reise in Norwegen, und ich konnte mich nicht mehr enthalten, meinem werthen Gastfreund B., der mich so liebenswürdig aufgenommen hatte, die Geschichte des Landsmännischen Nimrods zu erzählen. Freund B. lächelte etwas spöttisch, was sonst nicht seine Art war, sagte aber nichts, wir beim meinte nur, ich würde das Vergnügen ja vielleicht noch aus eigener Anschauung kennenlernen.

Und so kam es auch. Eines Tages klopften wir an die Thüre der Behausung eines Rentthierjägers, der uns als guter Führer auf einer Hochfeldspürsche empfohlen war. Die Hütte lag in einer zerklüfteten Gebirgsschlucht, durch die der Gletscherbach tosend seine Wasser zu Thal schickte, in traniger, vegetationsloser Umgebung — aus roh über einander geschichteten Baumstämmen gezimmert. An langen Bindfäden, die an den kahlen Holzwänden getriebenen Pflöcken befestigt waren, hingen fleischdünne Streifen Rentthierfleisch und Fische, der Wintervorrath des Jägers, der ihn von der Sonne und der Luft gedörrt wurde. Ich dachte mit Genugthuung an unsere mitgenommenen Vorräthe, die uns instand setzten, diese schrecklichen, nordischen Genüsse entbehren zu können.

Längere Zeit schon hatten wir unsere Anwesenheit in der erwähnter Weise kundgethan, ohne damit irgend ein Lebenszeichen im Hause wachzurufen, bis uns endlich ein schlürfender Schritt von dem windschiefen Stallgebäude her zum Umsehen veranlaßte. Es war eine überaus traurige Figur, die sich uns nahte: die ein

Schulter tiefer als die andere, der Oberkörper vornüber gebeugt; dazu hinkte die Gestalt, indem sie den einen Fuß wie erlahmt nachschleppte; das war unser neuer Wirth, der berühmte Rentierjäger. Das einzige, was mir an dem verkrüppelten Menschen Interesse einflößte, war das stahlhelle Auge in dem runzligen, abschreckenden Gesicht: in ihm bekundete sich Energie und Spannkraft in merkwürdigem Gegensatz zu der verwitterten äußeren Hülle.

Nachdem uns Bjarne — so hieß der Mann — seinen Willkomm geboten hatte, folgten wir ihm in das räucherige, sonst aber reinliche Innere der Hütte. Während wir dem Führer unser Gepäck abnahmen und aus demselben die zu unserer Verpflegung nöthigen Lebensmittel herauskramten, konnte ich nicht umhin, meine Bedenken

Meine ideale Anschauung von der Rentierjagd, genährt durch die Erzählung des verstorbenen Freundes, schrumpfte mehr und mehr zusammen. Das traurige Aeußere unseres Wirths war nur zu sehr geeignet, meine Jagdleidenschaft zu dämpfen. Erst als er von seinen überraschenden Erfolgen erzählte, erwachte dieselbe wieder von neuem: er hoffe, noch in diesem Jahre das nennte Hundert Rentiere voll zu machen. Ich stelle danach eine nach dem Eingangs Erzählten wohl begreifliche Frage, wieviel der Thiere er wohl auf Treibjagden geschossen habe.

Freund B. lachte laut heraus. Er verdolmetschte Bjarne meine Worte, und nun nahm auch dieser an der Heiterkeit theil.

„Rentiere treiben?“ sagte er. „Ebenso gut kannst Du auch

Die Hütte Bjarnes.

hinsichtlich der Leistungsfähigkeit unseres Wirths auf der Jagd auszusprechen; ich war der Ansicht, der Mann sei doch zu allem, nur nicht zum Ertragen von Jagdstrapazen geschaffen.

Bald wurde mir die erste Belehrung über Rentierjagd und Rentierjäger zu Theil. Ich erfuhr, daß gedachter Sport zum Anstrengendsten und Aufreibendsten auf diesem Gebiete gehöre. Beweis dafür sei unser Wirth selbst. Das Nächtigen unter freiem Himmel, im besten Falle in den einsamen Steinhütten auf dem Hochfield, dann die Jagd selbst, das lange Kriechen über Schneefelder und Hochmoore, um an das scheue Wild heranzukommen, das alles seien Dinge, die man ungestraft selbst dem festesten Körper nicht zumuthen dürfe.

Und unser Wirth gab uns danach, als wir bei einem Glase Toddy, einer Art Grog aus Branntwein, Wasser und Zucker, saßen, die Bestätigung der Worte meines Freundes. Er erzählte, wie er früher ein gerader, straffer Bursch gewesen sei, stark wie ein Bär und ausdauernd wie kein anderer weit und breit. Erst habe er die Jagd zum Vergnügen betrieben; dann aber sei sie sein Gewerbe geworden, und damit hätte ihn der Rheumatismus überfallen und den einst so geraden Körper krummgezogen wie eine Latsche auf dem Hochgebirge. Wenn er nun auch oftmals keine Lust mehr verspüre zur Jagd, er müsse hinaus trotz seines Reißens, um nicht zu verhungern.

Adler treiben. Das Hochfield, auf dem das Rentier seinen Stand hält, gleicht der unendlichen Luft. Da ist's nicht möglich, es einzukreisen, man müßte denn Hunderttausende von Treibern und Schützen aufbieten. Und selbst dann würde es nicht gehen, weil das Rentier, wie die Gemse, noch sicher über Schneehalden und Hochmoore wandert, wo kein Mensch mehr fußen kann; die Pürsche, das Anschleichen ist die einzig mögliche Jagdart.“

Jetzt wurde es mir klar: an den seligen Freund war der Versuchen in Gestalt seines unvergleichlichen Erzählertalents herangetreten. Ich legte den Gemsß, den er mir mit seiner Rentierjagdbeschreibung bereitet hatte, gegen meinen Zorn über die Täuschung in die Wage und verzieh ihm aufrichtig.

Nachdem ich so meine gänzliche Unbekanntschaft mit den Lebensgewohnheiten und der Jagdart des Rentieres eingesehen hatte, ließ ich mich gern von meinen Gefährten über die einschlägigen Dinge belehren.

Die Jagd auf Rentiere ist wohl, was Anstrengung und Entbehrungen betrifft, weit über die Gemsjagd zu stellen. Wenn auch das Steigen in den Alpen und der hohen Tatra ermüdend genug ist, so findet man zur Nachtzeit meistens ein Unterkommen in einer Sennhütte; jene Gebirge sind eben bereits kultivierter. Auf den skandinavischen Hochfjelds heißt es, die Nahrung mit

sich tragen und die Nächte an der Grenze der Schneeregion unter freiem Himmel und beschafften in einer jener Steinhütten verbringen, die vom Standinavischen Alpenklub in entfernenswerther Weise für Touristen errichtet worden sind, in anderen Baumaterial roh aufeinander geschichtete Granitblöcke bilden, und durch deren bloße Fug breite Fugen der Wind wie aus einem Blasbalge pfeift. Am Nachmittage des Tages unserer Ankunft bei Bjarne waren wir durch die enge Felsschlucht und endlich auf Ziegenpfaden nach dem Fjeld aufgestiegen. Gegen Abend, als über den Tagesgestirns und [illegible]

nur noch die Wüste kenn[illegible]

B. rief mich herein.

Bjarne hatte in einer Ecke der kleinen

angezündet und bereitete in einem

Wasser, um den unvermeidlichen Toddy herzustellen. [illegible]

mich nach unseren Nachtlager um. Unweit der Thür lag ein

Haufen halbvermoderten Strohs, das war alles; von irgend

einem Stück Möbel keine Spur! Der innere Raum der [illegible]

war ein Ganzes. Die rohen Steinwände, deren Fugen m[illegible]

Vor dem Schuß.

Thälern bereits dunkle Schatten lagen, erreichten wir den Kamm der Hochebene, die noch vom Licht der niedergehenden Sonne beschienen wurde. Ein Alpenglühen habe ich in den skandinavischen Alpen nie beobachten können, dafür bin ich oft entzückt gewesen über die wunderbare Pracht der Farben, welche über den Fjord- und Gebirgslandschaften liegen. Sind sie doch zu Zeiten satter, wechselvoller, als der Süden sie uns zeigt. Es wirkt hier auf Schritt und Tritt der Gegensatz von Fels und Meer, zwischen der üppigen Vegetation der Fjords und den darüber liegenden ungeheuren Gletscherfeldern.

Als wir die einsame Steinhütte an dem Rande des unübersehbaren Hochmoors erreicht hatten, blieb ich noch lange draußen stehen und gab mich ganz dem Zauber des eigenartigen Landschaftsbildes hin: eine einzige, von braunen Heidekraut überspinnene Fläche, aus der kahle Felsblöcke hervorragten, dazwischen aber grüne, saftige Flecken von einer Lebhaftigkeit der Farbe, wie wir sie an der Patina auf kupfernen Bedachungen bewundern; endlich im Hintergrunde weiße Streifen in den Rinnen einer allmählich ansteigenden Felsmauer, deren Kamm ein einziges, großes Schneefeld bildet, darüber das rosige Licht des niedergehenden Moos verstopft waren, zeigten kein Fenster, das Licht fiel durch die Thür herein. Kein Herd, kein Rauchfang! Der eigene Dampf des feuchten Reisigs belästigte Augen und Lungen, bevor wir herzlich froh waren, als Bjarne endlich den Kessel absetzte und Torferde über die glimmenden Scheite warf, um die Glut zu ersticken.

Unser Abendbrot bestand aus Toddy, steinharten Roggenzwieback und einem Stück Wurst. Wir mußten sparsam mit unseren Vorräthen umgehen, weil wir nicht wußten, wie lange unsers Bleibens auf dem Hochfjeld sein würde. Frühzeitig streckten wir die müden Glieder auf dem Stroh aus, bedeckten uns mit unseren Mänteln und schliefen bald ein; das heißt, wenn man einem Zustand den Namen „Schlaf“ beilegen darf, in welchem man so ziemlich alles sieht und hört, was um einen her vorgeht. Mir entging kein Schnarchlaut des Alten, keiner der unterdrückten Flüche meines Gefährten, die der unliebsamen Schar von Mücken galten, welche in dem Stroh lange genug gehungert haben mochten und jetzt über uns herfielen, als wollten sie sich an vierzehn Tage sättigen.

Ich stand endlich leise auf und ging hinaus, wo ich mich neben

der Thür auf einen Stein setzte und in die Nacht lauschte. Wohl eine Stunde mochte ich so zugebracht haben, ein leises Frösteln zog durch meinen Körper, als ich plötzlich einen langen, klagenden Pfiff hoch über mir vernahm. Der Laut wiederholte sich; ich erriet den Urheber, es war ein Regenpfeifer, der seine lustige Morgenpromenade machte. Gleichzeitig fühlte ich meine Schulter berührt. Bjarne stand neben mir und hielt mir einen Becher Toddy entgegen. Wieder der unvermeidliche Toddy! — aber ich nahm und trank ihn; denn es war ja das einzige Warme, was ich heute zu erwarten hatte.

Eine halbe Stunde darauf befanden wir uns auf der Wanderung über das Hochfeld, ohne Weg und Steg in der Richtung, wo ich bei Tage die schneegekrönten Bergriesen gesehen hatte. Ueber Steingeröll, durch Moräste, Sümpfe und hohes, verfilztes Heidekraut führte uns Bjarne. Es war zum Erstaunen, wie der lahme, schief verkrüppelte Mensch noch ausdrücken konnte, sodaß wir Mühe hatten, ihm auf dem überaus mühseligen Marsch zu folgen. Endlich, — im Osten hellte sich's bereits mehr und mehr auf — machten wir in einer Bodenvertiefung Rast. Zuerst wurde der phosphorescirende Schein der Gletscherfelder deutlicher sichtbar, dann traten die Bergkuppen erkennbar hervor, und endlich floß ein bleifarbenes Licht über die Landschaft, die sich in ihrer schaurigen Oede in unabsehbare Fernen hinstreckte.

Bjarne wandte sich an meinen Gefährten.

„Schlecht Wetter giebt's!" sagte er, „Regen oder Schnee, je nachdem der Wind sich dreht. Kommt das erste, dann ist's mit unserer Jagd am Ende!" — Damit stand er auf und winkte uns, ihm zu folgen.

Vorsichtig, in halbgebückter Haltung ging es weiter. Wir ließen jetzt die Schneefelder links und wandten uns etwa parallel mit denselben nach einem großen Busch, dessen grüne Farbe bereits deutlich gegen das braune Heidekraut abstach. Wir mochten uns demselben bis auf etwa zweitausend Schritte genähert haben, als Bjarne plötzlich stehen blieb und die Rechte uns Halt gebietend zurückstreckte. Dabei wurde seine Gestalt zusehends kleiner, er sank allmählich in sich zusammen, was wir richtig dahin deuteten, er sehe Wild vor sich; — wie er, so thaten auch wir.

Endlich lagen wir alle drei lang am Boden.

„Reuthiere vor uns! — sechs an der Zahl," flüsterte der Normann. „Im Moor lagern sie, das Leitthier steht oben am Rande."

Ich fragte B., was Bjarne gesagt habe. Er übersetzte mir die Worte, wurde aber sofort von jenem unterbrochen.

„Pst! — spricht nicht, sondern folgt mir jetzt!"

Unser Führer wollte fort, aber mein Reisegefährte bedeutete ihn, noch einen Augenblick zu verweilen. Er holte seinen vortrefflichen Feldstecher aus dem Etui, hob sich auf den Knieen und blickte durch das Glas, worauf er es kopfnickend mir gab. Ich folgte seinem Beispiel und konnte gleich danach einen Ausruf der Bewunderung nicht unterdrücken, der dem scharfen Auge des Norwegers galt. Ich hatte mir daheim auf die Schärfe des meinen etwas eingebildet, hier hatte mich dasselbe jedoch gänzlich im Stiche gelassen.

Das Renthier ändert die Farbe der Decke nach der Jahreszeit. Während dieselbe zur Frühlingszeit fahlgrau erscheint und von dem schmutzigen, schmelzenden Schnee kaum unterschieden werden kann, wachsen im Winter viele weiße Haare dazwischen. Jene fahle, graue, ins Bräunliche gehende Färbung macht es dem Thiere leicht, sich in dem braunen Heidekraut, in den Morästen und auf dem dunklen Gestein zu verbergen. Anfänglich sah ich selbst durch das Glas nur das Leitthier mit seinem mächtigen zackigen Geweih. Dasselbe stand ziemlich einsamen Posten auf einem weit überragenden Punkt unbeweglich da. Erst nach längerem Suchen gelang es mir, das Rudel zu finden, welches, aus fünf Stücken bestehend, mitten im Moor ruhte und sich jedenfalls der angenehmen Beschäftigung des Wiederkäuens hingab.

Bjarne hatte mit einem Blick die Sachlage erkannt und danach seinen Plan eingerichtet. Auf allen Vieren, die Büchsen vorsichtig neben uns herschiebend, wandten wir uns nach rechts. Mehrere hundert Schritt mochten wir so vorwärts gekommen sein, als der Normann geradewegs auf das Wild zuhog; wir folgten seinem Beispiel. Indem ich ein wenig meinen Kopf hob, sah ich in gerader Richtung vor uns mehrere große Felsblöcke über dem Heidekraut. Gelang es uns, diese, unbemerkt von dem Leitthier, zu erreichen, so waren wir in guter Büchsenschußweite von dem ganzen Rudel.

An den Boden gepreßt gleich dem Indianer, der den Feind in der Prairie beschleicht, krochen wir weiter, jetzt einer hinter dem andern in einer Linie — Bjarne voran. So gelangten wir glücklich hinter jene Deckungsmittel und machten nun auf einen Wink unseres Führers die Büchsen schußfertig. Letzterer zog mich nach rechts, während er B. von dem er wußte, daß er bereits wiederholt Renthierjagden mitgemacht hatte, bedeutete, um die linke Ecke der Felsen seinen Schuß abzugeben.

Es war verabredet, daß ich zuerst feuern sollte, und zwar auf das Leitthier. — In der Gewohnheit der Reuthiere liegt es, nach dem ersten Schuß, ehe sie sich der Gefahr ganz klar werden und fliehen, erschreckt auf derselben Stelle, auf der sie gelegen haben, aufzuspringen und stehen zu bleiben, sodaß die andern Jäger gut Zeit haben, ihre Seele eine Kugel anzubringen, was bei dem lagernden Wild insolge der gleichmäßigen Farbe ihrer Decke und der Umgebung äußerst schwierig ist. Um ganz sicher zu gehen, hielt Bjarne mich anfänglich zurück, damit er zuvor selbst noch Ausug hatte. Zoll um Zoll schob er sein verwettertes Gesicht hinter dem Stein vor, plötzlich aber schnellte er wie eine Feder empor, riß die Büchse an die Backe, und im nächsten Augenblick knallte sein Schuß über die einsame Heide.

„Jerf!" Das war das einzige Wort, womit Bjarne uns sein Thun erklären wollte; dann rannte er sprunstreichs nach dem Moor hinunter, sodaß wir Mühe hatten, ihm zu folgen.

Die Renthiere waren verschwunden wie von der Erde verschlungen. Während wir uns an sie heranpürschten, waren sie, unbemerkt von uns, flüchtig geworden, und die Ursache, die unsere Jagd mißglücken gemacht hatte, hob eben der Normann in Gestalt eines schwarzen Thieres aus einem Gewirr von kaum fußhohen Zwergbirken empor. Es war ein Vielfraß, den seine Kugel niedergestreckt hatte, ein stattlicher Bursche von wohl drei Fuß Länge — das von den norwegischen Jägern besteßhafte Raubthier. Vor ihm hatten die Renthiere die Flucht ergriffen.

Der Vergnügteste von uns war Bjarne; bekam er doch neben dem Preis für das schöne Pelzwerk noch die Staatsprämie, die auf den Kopf des Jerfs gesetzt ist. Als ich das verhältnißmäßig kleine Thier betrachtete, wollte es mir nicht recht in den Sinn, daß dasselbe imstande sein sollte, ein Renthier zu schlagen; allein ich wurde von meinen Gefährten eines andern belehrt.

Neben kleinerem Wild, als Schneehühnern und Alpenhasen, fällt der Vielfraß selbst Elenthiere nud auf den Säters weidendes Vieh an, indem er seinen Opfern an den Hals springt und ihnen die Gurgel zerreißt. Bei der Unvirthlichkeit der Gegenden, in denen er sich aufhält, bei seinen scharfen Sinnen ist es selbst den gewandtesten Jägern sehr schwer, seiner habhaft zu werden. Man fängt ihn in starken Drahtschlingen oder in verschiedenen Arten von Holzfallen, in die man ein Aas als Köder legt. Bjarne zeigte uns später in seiner Behausung mehrere solcher Fallen, die zum Theil Aehnlichkeit mit unsern Klappfallen zum Marderfang hatten, nur daß sie, der Körpergröße des zu fangenden Thieres entsprechend, auch größer waren.

Ich sollte keine Renthiere mehr zu Gesicht bekommen! Für heute hatte die Jagd selbstredend ein Ende, weil keine Aussicht vorhanden war, das einmal flüchtig gewordene Rudel von neuem anzupürschen. Außerdem bestätigte sich Bjarnes Ansicht über das Wetter. Dichte Nebelmassen thürmten sich über dem Hochfeld, sie verwandelten sich in Regen, und wir mußten froh sein, nach einer überaus beschwerlichen Wanderung über das schlüpfrige Gestein, bis auf die Haut durchnäßt, die Hütte unseres Führers noch vor Abend zu erreichen.

Da das schlechte Wetter anhielt, stiegen wir zum Fjord hinab und dampften schon am nächsten Tage weiter. Wir hofften, später von Christiania aus Gelegenheit zur Renthierjagd zu haben, es wurde uns dieselbe auch von seiten der liebenswürdigen Bekannten meines Freundes B. geboten, allein wieder machte uns der Regen einen Strich durch die Rechnung. Es war mir nicht beschieden, ein stolzes Schaufelgeweih als Jagdbeute mit in die Heimath zu bringen. Nun, dafür hatte ich doch die Genugthuung, daß über mein Reisegepäck kein Mitreisender die Nase rümpfte!

Die Hochzeit von Sanct Wolfgang.

Mit Abbildung von Hugo Gnug.

Ballade von Heinrich Stieglitz.

Im Frosthauch starrt die Winterszeit.
Dreikönigstag ist nicht mehr weit.
Rings steigt der Alpen steiler Wall
Als wie ein Harnisch von Krystall.

Am Dorf Sanct Wolfgang, dicht am See,
Schallt aus dem Wirthshaus froh Juchhe.

Der See liegt, hart gefroren zu,
Im trüger trüber Todesruh.

Im Feuien drauss feiert's Stein und Bein,
Im Tanzsaal schwebt der Hochzeitsreihn.

Im Myrthen strahlt das Hochzeitspaar;
Frohlockend ruft der Gäste Schar:

„Die Nacht ist klar, manch Sternlein brennt,
Wir bringen euch noch heim nach Gschwend.

Der See ist zu, drum sei heut Nacht
Auf ihm der Brautlauf frisch vollbracht."

Bataleig' und Fiedel sind verstummt.
Sie zünden helle Fackeln an,
Im Schleier hüpft die Braut voran.

Kein Tropfen Wein mehr blinkt im Krug,
Von dannen stäubt und schwirrt der Zug.

Wo sonst die Fluth spült um den Kahn,
Glänzt weithin die krystallne Bahn.

Auf die verschneite Fläche wagt
Die Schar sich lachend, unverzagt.

Nach Brautlaufart, zu Zwein und Zweien,
Geht's wirbelnd auf den See hinein:

Die Scholle klirrt, die Kruste bricht,
Im Gischt verzischt der Fackeln Licht.

Weh, wie viel rosige Lebensgluth
Verlischt in eisig nächtiger Fluth!

Wie glänzen die Sterne
Im Strahl der Lichter rosig —
Auf der bereiften Ebne Grund
Der Schein sich bricht und spiegelt bunt.

Heiß auf den Schnee, der hoch sich häuft,
Das Hoch der Fackeln schmelzend träuft.

Der Mond im gelben Nebelflor
Klimmt traurig hinterm Berg hervor.

Im Uebermuth sie tanzen nun
Mit schwerbeschlagnen Tagelöhnen.

Von unten, Gott, welch schriller Klang!
Im Eise quillt der Wasser Drang.

Es knistert, gurgelt, surrt und klingt,
Die weite Spalte klafft und springt.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ein Mann.

Roman von Hermann Heiberg.

(Schluß.)

Als Suarre am Abend dieses Tages in seinen Gasthof zurückkehrte, fand er ein Schreiben von Alten vor. Darin bat dieser dringend, ihm doch auf seine verschiedenen Briefe endlich eine Antwort zu ertheilen, er könne ohne nähere Anweisung nicht vorwärts kommen, die Hände seien ihm durch des Grafen Schweigen gebunden. Durch diesen Brief ward Suarre in den heftigsten Unmuth versetzt, seine gereizte Stimmung richtete sich aber diesmal weniger gegen Alten, als gegen die „ganze Limforder Affaire", wie er sich auszudrücken pflegte. Diese ewige Belästigung reizte ihn; keine Woche verging ohne eine Anzahl Zuschriften, und wenn er sie, wie das häufig genug geschah, nach flüchtiger Durchsicht zerstreut bei Seite legte, so folgte gleich eine Mahnung oder die Meldung, aus dem vorgeschlagenen Geschäft sei nichts geworden, weil die Weisungen des Herrn Grafen nicht rechtzeitig eingetroffen seien.

Auf Altens wiederholte, gutgemeinte Bitte, ihm die Entscheidung und auch die Verantwortung zu überlassen, war er trotzdem nicht eingegangen — das ließ sein herrschsüchtiger Sinn nicht zu.

Nach der Durchlesung des ersten Briefes, der seine Gedanken wieder auf Tromholt gelenkt hatte, entfaltete Suarre ein anderes schwarzumrandetes Schreiben. Es war die Anzeige von Ingeborg Stiles Tod. Ein neuer Verdruß! Suarre wußte, wie Dina mit der Verstorbenen zusammen hatte, wie nah ihr der Verlust ging. Die Heimkunft, ihr von Liebe zu sprechen, war also jetzt der denkbar ungeeignetste. Und doch mußte die Sache zu einem Ende kommen! Er fühlte selbst, daß er nicht länger in Kiel bleiben könne, ohne Dina in schlimmes Gerede zu bringen, er wußte, daß die Menschen schon jetzt über die lange Ausdehnung seines Besuchs sprachen, Dinas Worte auf dem Ball beim Oberpräsidenten kamen ihm wieder in den Sinn. Indem war seine baldige Abreise auch der Geschäfte wegen nöthig. Brieflich waren die Dinge nicht zu erledigen. Durch dieses viele Für und Gegen und Hin und Her gereizt Suarre in eine so unbehagliche Stimmung, daß er zuletzt beschloß, gleich am nächsten Morgen in aller Frühe zu reisen, und zwar nicht nach Limfjorden, sondern geradeswegs nach Kopenhagen zu Tromholt. Der allein konnte ihm die lästige Sache vom Hals schaffen; bei der Familie Ericius wollte er sich brieflich entschuldigen. Wie peinlich dieser Schritt nach den Erklärungen, die er Susannen gegeben hatte, dort wirken müsse, daran dachte er zunächst nicht. Allen Unbequemlichkeiten thumlicht aus dem Wege zu gehen, war nun einmal ein ausgeprägter Zug in seinem Charakter.

Als Frau Ericius am folgenden Morgen beim ersten Frühstück Suarres Schreiben eingehändigt wurde, vermuthete sie eine Einladung oder irgend eine kleine Ueberraschung. „Nee, liebes Kind, ich habe meine Brille nicht zur Hand!" hub sie gutgelaunt an, und Dina ergriff freudig das ihr dargereichte Blatt, dessen Schrift sie über den Tisch hinüber erkannt hatte, und begann, die mit der gewohnten Förmlichkeit verfaßte Einleitung laut vorzulesen, während ihre lustigen Augen bereits weiter über den Inhalt hinschweiften. Plötzlich aber ließ sie das Blatt in den Schoß sinken, stieß einen leisen Schrei aus, und schwere Thränen rollten ihr über das eben noch so übermüthig lustige Gesicht.

„Was ist geschehen?" riefen Frau Ericius und Susanne zugleich, indem sie auf Dina zueilten und den Brief, der die unerwartete Veränderung hervorgebracht hatte, aufhoben. Und Susannens Züge nahmen einen ernsten, schmerzlich überraschten Ausdruck an, als sie das Schreiben durchflog. Die plötzliche Abreise Suarres, die gewundenen Erklärungen, mit denen er ihre Nothwendigkeit darzuthun, sich gewissermaßen zu entschuldigen suchte, machten auf Mutter und Tochter einen gleich peinlichen Eindruck, zu, die letztere konnte nach ihrem vertraulichen Gespräch von gestern in diesem Schritt nur einen Vorwand zum endgültigen Rücktritt erblicken. Ernste Zweifel an der Ehrenhaftigkeit und Zuverlässigkeit von Suarres Charakter stiegen nun plötzlich in ihr auf, und sie war, bei allem Mitleid mit Dina, innerlich froh, daß sie von der Aufgabe, mit welcher der Graf sie betraut hatte, jener gegenüber noch nichts hatte verlauten lassen. Es hätte dies den Schmerz und die Enttäuschung des armen Kindes in diesem Augenblick nur noch vermehrt, und Susanne beschloß auch in Zukunft das Geheimniß für sich zu behalten. Doch dies sollten sie und die Mutter sich übersagen, daß nicht das wenigstens sonderbare Betragen Suarres allein Dinas Thränen verschuldet hatte.

Es war der Tod Ingeborgs, dessen Suarre in seinem Brief nur beiläufig als eines der Familie wohl schon bekannten Ereignisses unter Bezeigungen seiner Theilnahme Erwähnung that. Er ergriff Dinas Herz so mächtig, daß sie das andere Leid, das ihr der Graf anthat, darüber fast vergaß oder doch nicht in seiner ganzen Bitterkeit empfand. Auch Frau Ericius und namentlich Susanne erfüllte diese Nachricht mit tiefer Trauer.

Digitized by Google

Die Hochzeit von Sanct Wolfgang.
Zeichnung von Hugo Engl.

Geradezu außer sich über den Verlust der treuesten Freundin aber blieb Dina. Kein noch so lauter Zuspruch der Ihrigen vermochte sie zu trösten, und als wenige Stunden später die offizielle Trauerbotschaft mit näherer Angabe von Zeit und Ort der Beerdigung auch im Ericiusschen Hause eintraf, da war das erste, was über Dinas Lippen kam, der noch von Schluchzen unterbrochene Ausruf:

„Ich reise nach Kopenhagen, ich muß Ingeborg die letzte Ehre geben!“

Keine Gegenvorstellung vermochte sie von diesem Entschluß abzubringen, und schließlich hielten es Frau Ericius und Susanne für das beste und tröstlichste, Dina ihren Willen zu lassen, Trombolt sofort telegraphisch davon zu benachrichtigen, ihm die Zeit von Dinas Ankunft zu melden und ihn zu bitten, für entsprechende Unterkunft besorgt zu sein.

So reiste denn Dina am nächsten Morgen nach Kopenhagen, ohne eine Ahnung, daß der Graf gleichfalls dort sei, da dieser sein Reiseziel nicht angegeben hatte.

Sie wurde von Trombolt am Bahnhof empfangen und begrüßt.

„Haben Sie Ingeborgs Brief erhalten?“ fragte er. „Es war das letzte, was sie schrieb. Ich hatte ihn in der ersten Bestürzung überlesen, fand ihn am Tag nach ihrem Tod auf dem Schreibtisch, von ihrer schon zitternden Hand an Sie adressirt, und habe ihn sofort der Post übergeben. Es wird wohl ein Abschiedsbrief sein. Sie sehen daraus, daß Ingeborg Ihnen bis zum letzten Athemzug treue Freundschaft hielt.“

Dina hatte diesen Brief in Kiel nicht mehr erhalten, er mußte nach ihrer Abreise dort eingetroffen sein. Sie war von neuem tiefbewegt.

Nach dem ersten schmerzlichen Gedankenaustausch geleitete Trombolt Dina in die von ihm bestellten Zimmer ihres Gasthofes und bat beim Abschied um die Erlaubniß, ihr später noch einmal dort aufwarten zu dürfen. Er wußt dabei hin, daß er sich vor Eintreffen ihrer Depesche bereits mit dem Grafen Snarre für den Abend verabredet, diesen aber bisher nicht wiedergesehen habe, um ihm, wie es jetzt geschehen sollte, von ihrem Eintreffen Kenntniß zu geben.

„Snarre?“ rief Dina und wechselte so auffallend die Farbe, daß Trombolt darüber erschrak. „Ich denke, er ist nach seinen Gütern gereist? Seit wann ist er hier? Wie lange bleibt er, ich bitte?“

In athemloser Hast kamen diese Fragen aus Dinas Mund. Da Trombolt wußte, wie sehr sie sich für Snarre interessirt hatte, schrieb er ihre Erregung diesem Umstand zu und berichtete der Wahrheit gemäß, daß Graf Snarre am gestrigen Abend eingetroffen sei und einige Tage zu bleiben gedenke.

„Graf Snarre weiß also nichts von meinem Hiersein?“ stieß Dina mit der früheren Unruhe heraus. „Ich muß gestehen, ein Zusammentreffen mit ihm wäre mir sehr peinlich — so peinlich, daß ich am liebsten gleich wieder abreisen möchte —“

„Peinlich? — — Ah so!“ fügte Trombolt hinzu, dem bereits eine Vermuthung aufstieg, wie die Dinge lagen.

Eine Pause trat ein. Trombolt wußte nicht, wie er sich verhalten sollte, und Dina bedauerte, daß sie sich zu solchem Gefühlsausbruch vor ihm hatte hinreißen lassen. Sie gewann allmählich ihre Haltung wieder, und jetzt nur noch von dem einen Gedanken beherrscht, die wahren Gründe der plötzlichen Abreise Snarres kennenzulernen, ergänzte sie ihre Rede und sagte, indem sie Trombolt mit einem bittenden und Vertrauen einhohlenden Blick anschaute:

„Wenn ich sagte, daß eine Begegnung mit dem Grafen mir peinlich wäre, Herr Trombolt, so ist dies eigentlich nicht völlig richtig. Aber, da Sie wohl erkennen, daß die Nachricht von seinem Hiersein mich sehr bewegt, so erweisen Sie mir den Freundschaftsdienst und sagen Sie mir offen und ehrlich nach Ihrer besten Ueberzeugung: ist Ihnen bekannt, ob den Grafen so wichtige Geschäfte plötzlich aus Kiel forttrieben, daß keine Möglichkeit vorlag, uns Adieu zu sagen? — — Nun, lieber Herr Trombolt?“ schloß Dina, als sie sah, daß er mit der Antwort zögerte.

„Ich kann Ihnen Ihre Frage leider nicht unbedingt genau beantworten, Fräulein Dina!“ entgegnete Trombolt ernst. „Was der Graf mit mir zu verhandeln hatte, trug keinen so eiligen Charakter. Aber andere Angelegenheiten mögen vielleicht vorliegen, von denen ich nichts weiß. Erlauben Sie mir die Frage, ob Sie vermuthen, daß Graf Snarre nach einem Vorwand suchte, um sich rasch von Kiel zu entfernen?“

„Ja!“ gab Dina erröthend, aber bestimmt zurück. „Sie alle waren nicht wenig enttäuscht, daß er nach einem solchen kurzen Wochen andauernden Verkehr — fast täglich war der Graf in unserer Gesellschaft, ja in unserem Haus — sich in solcher Weise verabschiedete.“

Ueber Trombolts Gesicht zog ein Zug von ehrlicher Entrüstung. Er erinnerte sich der Worte Attens, der ihm geschrieben hatte, Snarre werde das kleine bürgerliche Mädchen, wenn's dazu komme, doch sitzen lassen! Aber obwohl ihm Dinas Worte wie Prophezeiung zu bestätigen schienen, wollte er solchen Verdacht ohne bessere Beweise doch zunächst nicht aufkommen lassen und sagte daher:

„Graf Snarre ist bisweilen etwas unberechenbar, aber in seinem Herzen hat das nichts zu thun. Ich glaube, Sie schließe, die Sie ziehen, Fräulein Dina, sind nicht leichte, und um darüber so bald wie möglich Klarheit zu gewinnen, rathe ich Ihnen, Sie den von der Ericiusschen Familie stets befolgten Grundsatz unumwundener Offenheit und sprechen Sie selbst mit dem Grafen!“

„O nein, nein, Herr Trombolt. Es giebt Dinge, die zarter Natur sind, daß Offenheit sie nur verschlimmert. Zudem, sich der Graf gedrängt, zu sprechen, gut, aber ich — so sag's noch einmal — möchte am liebsten sogleich wieder verreisen, so dringend es mich verlangt, Ingeborg noch den letzten Liebesdienst zu erweisen.“ Dina wollte weiter reden. Aber sie vermochte es nicht; heiße Thränen traten ihr erstickend in die Augen.

„Und doch ist es möglich, daß Sie sich irren, Fräulein Dina!“ besänftigte Trombolt und drückte dem Mädchen voll herzlicher Theilnahme die Hand. „Nicht wahr?“ bitte er in sanftem Ton fort, „Sie lieben den Grafen? Und wenn auch seine Gefühle für Sie nicht zu beurtheilen vermag, — daß der innere Kern in ihm gut ist, daß er Ihre Liebe trotz seiner etwas schwankenden Natur verdient, — dafür möchte ich meine Hand ins Feuer legen. Sie, gerade Sie, Fräulein Dina, sind die rechte Frau für ihn. Durch Sie würde er alles, was Unglückes noch an ihm hängt, Sie würden ihn ganz vergessen machen, daß er Graf Snarre ist. Aber in dem Grunde gute, brave Mensch würde zurückbleiben. Trotzen Sie, daß wie so manches sonst im Leben, auch ein solches Verhältniß erstritten werden muß. Rechten Sie nicht mit ihm, selbst wenn er Ihnen wehgethan hat. Jedenfalls hören Sie ihn erst, ehe Sie ihn verdammen.“

„Ah, wie Sie sprechen, und wie wohl mir Ihre Worte thun, wie sie mir das fast verlorene Vertrauen zurückgeben. Sie sind vortrefflichster Mann, der nur darauf bedacht ist, Freude zu stiften. Segen um sich zu verbreiten!“ rief Dina stürmisch. „Haben Sie Dank! Und ich will Ihren Rath befolgen, ich fühle jetzt, daß er der richtige ist.“

19.

Ingeborg Elde war in die Erde hinabgesenkt worden, und Dina Ericius und Graf Snarre saßen sich im Gasthof in der ersteren Zimmer gegenüber. Eben hatte Trombolt, ein in Anspruch nehmendes Geschäft vorschützend, das Gemach verlassen und dadurch den beiden Gelegenheit gegeben, sich zu aussprechen.

Am Abend vorher waren sie sich nicht begegnet, Dina hatte Trombolt vor seinem Fortgange gebeten, sie bei dem Grafen zu entschuldigen. Sie sei von den Eindrücken der Todesnachricht zu sehr ergriffen, auch von der Reise sehr abgespannt und wolle sich deshalb bald zurückziehen. Beim Begräbniß hatten sie sich nur aus der Ferne begrüßt, das Trauerbegängniß verlangte absolut eine ernste Zurückhaltung.

„Ich hätte wahrlich nicht gedacht, daß wir uns nach so kurzer Zeit in Kopenhagen wiedersehen würden,“ begann Snarre mit etwas künstlicher Leichtigkeit. „Jedenfalls gestatten Sie mir zu nächst, Ihnen zu erklären, weshalb ich so rasch und ohne persönlichen Abschied reisen mußte.“

Dina schüttelte den Kopf. „Nein, Herr Graf, lassen wir lieber Vergangenes ruhen! Sie werden Ihre Gründe gehabt haben, und ich achte dieselben, trotz unserer — ich gestehe es — starken Enttäuschung."

„Ich möchte aber, da Enttäuschung sich leicht mit Mißstimmung verbindet, Ihnen gern eine Erklärung geben, mein hochverehrtes Fräulein. Daß Sie mir zürnen, fühle ich trotz Ihrer rücksichtsvollen Worte heraus. Und nicht wahr? Wir wollen doch eine, ehrliche Freunde bleiben, Mißverständnisse sollen uns nicht trennen?"

Diesmal antwortete Dina nicht. Sie zuckte nur mit ernster Miene die Achseln.

„Sagen Sie mir, welche Gründe schoben Sie mir im Gegensatz zu den von mir schriftlich angegebenen unter, Fräulein Dina? Ich bitte Sie!"

Einen Augenblick besann sich Dina, dann erwiderte sie mit etwas größerer Zuvorkommenheit im Blick und Ton:

„Da Sie mich fragen, will ich's nicht länger verschweigen, Herr Graf. Ich nahm an, Sie hätten einen Vorwand gebraucht, um plötzlich Ihnen lästig gewordene Beziehungen abzubrechen. Sie sind Herr Ihrer Schritte, aber ich finde, Sie hätten eine andere Form wählen können. Empfanden Sie Furcht, Undehagen? Glaubten Sie, wir würden Sie von Ihren Entschlüssen zurückhalten?"

Durch diese Rede ward Snarre äußerst betroffen, er erkannte erst die ganze Tragweite seines Benehmens und erschrak vor den möglichen Folgen einer so tiefgehenden Kränkung, die er nicht vorhergesehen hatte. Daher klang auch ein besonders warmer, überzeugender Ton durch seine Worte, mit denen er, ohne das formell Unrichtige seines Verhaltens zu bestreiten, den in der That unverdienten Vorwurf zu entkräften suchte.

„Ich gebe Ihnen mein Wort als Edelmann, daß Sie sich täuschen, Fräulein Dina. Nur etwas Wahres liegt in Ihren Worten, daß nämlich ein gewisses Unbehagen mir den Entschluß zu der plötzlichen Reise ohne Abschied eingab. Erstanden Sie, daß ich mich, da nun einmal die Dinge gegen meinen Willen sich so gestaltet haben, offen über alles aussprechе.

Als ich an jenem Abend nach meinem letzten Besuch, da ich Sie zu sehen nicht das Glück hatte, den Gasthof betrat, fand ich dort die gewohnten ärgerlichen Briefe aus Limforden vor. Herr von Atten verlangte eine Antwort auf geschäftliche Fragen, und diese ihm zu ertheilen, war schriftlich nicht möglich. Es drangte mich infolgedessen, so bald wie irgend angängig, mit Tromholt Rücksprache zu nehmen, mit welchem ich seit längerer Zeit wegen des Verkaufs der Werke unterhandle. Eine Aussprache mit ihm mußte meinen Auseinandersetzungen mit Atten vorhergehen. Deshalb beschloß ich, zunächst nach Kopenhagen zu reisen. Nachdem ich die Limfordener Briefe gelesen, entsattelte ich die Zeiten, die Fräulein Elbes Tod meldeten, und ich begriff, daß Sie, Fräulein Dina, dadurch in eine sehr gedrückte Stimmung gerathen würden. Der natürliche Takt verbot mir unter solchen Umständen, mit Ihnen über die Dinge zu sprechen, die mir sehr am Herzen liegen. Ich aber war nicht mehr imstande, ferner so ohne Aussprache neben Ihnen herzugehen, und ich wußte, Ihre Frau Schwester, die ich ins Vertrauen gezogen hatte, würde es aus gleichen Gründen jetzt vermeiden, Ihnen von meinen Wünschen zu reden. Deshalb zog ich es vor, mich zu entfernen, und folgte dabei lediglich einer — ich gestehe es — etwas selbstsüchtigen Laune. So, nun wissen Sie alles! Wenn Sie sich, und ich habe zahlreiche Beweise dafür, wie gut Sie sich in die Stimmung anderer Menschen hineinzuversetzen vermögen, in meine Lage denken, werden Sie — ich hoffe es — nicht zu scharf mit mir ins Gericht gehen."

Snarre brach rasch ab und beobachtete den Eindruck, den seine Worte auf Dina machen würden. Aber es war nicht der, den er erwartet hatte.

Dina war sichtbar nicht befriedigt durch seine Erklärung, blickte, das Haupt bewegend, ins Leere und erhöhte durch ihr Schweigen Snarres Unruhe.

„Sie schweigen! Sie glauben, daß ich Ihnen etwas verhehle, Fräulein Dina?" begann er wieder und richtete einen bittenden, fast flehenden Blick auf das Mädchen.

„Ja, Herr Graf! Ich glaube, es war noch etwas anderes im Spiel, das Sie mir und vielleicht sich selbst verhehlen. Daß Sie uns nicht absichtlich kränken wollten, nehme ich als erwiesen an, aber gerade daß Sie es unbewußt thaten, daß Ihnen" — hier stockte Dina und erröthete tief — „Ihr Herz nicht eine andere, zartere Form eingab, uns — wie Ihr Verhalten in einer jedes Mißverständniß ausschließenden Weise zu erklären, das — —"

„Das? Fräulein Dina!" rief er drängend, da sie aufs neue stockte.

„Das beweist mir, daß eben der kühle Verstand, ja sogar die flüchtige Laune eine stärkere Sprache bei Ihnen spricht, als das Herz, und daß das letztere in allen Fällen unterliegen muß, wo die ersteren sich einmischen, und das" — wieder unterbrach sich Dina und Thränen zitterten in ihren Augen, als sie schloß: „das — schnitt mir ins Herz, Herr Graf —"

„Dina!" rief Snarre, indem er ihre Hände, die sie, um ihm ihre Thränen zu verbergen, vor das Gesicht geschoben, ergriff und mit Küssen bedeckte — „Dina, mein süßes, süßes Kind! Sag', hast Du mich lieb und glaubst Du, daß es die Sprache des Herzens ist, wenn ich Dich frage: Willst Du die Meine sein, mein Weib, mein guter Kamerad fürs ganze Leben? Willst Du, Dina?" — und er sank in übermächtiger Bewegung vor ihr auf die Kniee.

„O, stehen Sie auf, ich bitte Sie, Herr Graf!" flüsterte Dina aufs höchste verwirrt, indem sie ihm mit abgewandtem Blick ihre Hände zu entziehen suchte.

Aber er preßte sie nur um so fester an sich. „Nicht mehr Herr Graf, nenne mich nicht so, Dein bester Freund ist es, der vor Dir kniet, und von diesem Augenblick an Dein Bräutigam, wenn Du ihn erhörst. O, wende Deine Augen nicht fort, laß mich die Thränen, die meine Schuld ihnen entlockt und die mir doch ein Beweis Deiner Liebe sind, wegküssen! Dina, ich flehe Dich an, sprich, willst Du mein sein?"

Da wendete sie ihr Haupt, unter Thränen lächelnd, glückstrahlend ihm zu. „Ja, ja —" klang es von ihren Lippen, und das Wort riß ihn vom Boden empor, selig zog er die nicht mehr Widerstrebende an seine Brust und drückte heiße Küsse auf ihre Lippen.

* * *

Zu Tromholt ins Comptoir trat am Vormittag des nächstfolgenden Tages Graf Snarre. Zu seinem Angesicht spiegelten sich die Eindrücke des Geschehenen lebhaft wieder. Fröhlich strahlende Augen verriethen, welch glückliche Empfindungen ihn beherrschten. Mit herzlicher Wärme verkündete er Tromholt seine Verlobung.

„Jawohl, Tromholt," sagte er, „wo zwei Menschen glücklich werden, da müssen Sie das Ihrige mit dazu beitragen. Seit gestern weiß ich, wie Sie bei meiner Braut für mich eingetreten sind; ohne Ihren freundlichen Zuspruch wäre sie gleich nach meiner Ankunft vor mir geflohen, und wenn sich die Mißverständnisse inzwischen so rasch und befriedigend geklärt haben, so danke ich das Ihnen. — Doch jetzt, mein hochverehrter Freund, zu anderen Dingen! Da ich meiner mir voraussgereisten Braut versprochen habe, baldmöglichst nach Kiel zurückzukehren — und Sie begreifen, wie sehr mich danach verlangt — was thun wir mit den Limforder Werken? Ich will sie jetzt um so eher und unter allen Umständen veräußern. Ich bitte, helfen Sie mir! Sehen Sie, ich habe einen Plan, der, wie ich glaube, uns allen dienen kann. Bilden wir eine Aktiengesellschaft! Ich will für eine Zeitdauer von fünf Jahren eine Zinsgarantie von fünf Prozent übernehmen, das macht bei einer halben Million Thaler fünfundzwanzigtausend Thaler, also während fünf Jahren hundertfünfundzwanzigtausend Thaler. Mit dieser und nöthigenfalls mit der doppelten Summe will ich mich selbst, wenn Sie sich zur Uebernahme der obersten Leitung verstehen, als Aktionär betheiligen, und mein Aktienbesitz soll, abgesehen von meiner sonstigen Haftbarkeit, als Bürgschaft dienen und bei einer Bank zu Gunsten der Aktionäre niedergelegt werden. Ich will nur nichts mehr mit der Verwaltung zu thun haben — nichts, gar nichts mehr von den Werken hören und sehen als den jährlichen Rechenschaftsbericht. Sie können dann auch Ihren Schwager, Herrn von Atten, mit dem ich, wie Sie wohl erfahren haben, inzwischen schwer anzugleichende Meinungsverschiedenheiten hatte, dort verwenden. Ich möchte ihn natürlich nicht brotlos machen und will auch gleich

bemerken, daß ich unter allen Umständen mich umgesehen haben würde, ihm etwas Einträgliches zu verschaffen. Schon die Rücksicht auf Sie und Ihre von mir sehr verehrte Frau Schwester würde mich dabei geleitet haben. Nun, Tromholt, was meinen Sie?"

Tromholt, der Snarre bisher ruhig zuhörend gegenübergesessen hatte, war während der letzten Sätze aufgestanden und langsam auf- und abgegangen.

„Es ist eines," erwiderte er, „was mich Ihr Anerbieten in Betracht zu ziehen zögern läßt, Herr Graf. Sie legen besonderes Gewicht auf meine Person, ich aber — " bei den folgenden Worten blieb Tromholts Miene durchaus unverändert, während Snarre erschrocken zusammenfuhr — „werde schon deshalb mich nicht betheiligen können, weil es neuerdings mit meinem Auge sehr schlecht steht und ich genöthigt bin, mich einer Operation zu unterwerfen, deren Erfolg sehr zweifelhaft, die aber nach dem Ausspruch der Aerzte das einzige Mittel ist, mich vor völliger Erblindung zu bewahren. Ja, ja, lieber Herr Graf, ich darf mich dieser Erkenntniß nicht länger verschließen, und was dann? Vielleicht, hoffentlich kann ich auch ferner noch mein hiesiges Geschäft fortsetzen, aber die Verantwortung für Limforden und Trollheide zu übernehmen, ist unmöglich, obgleich sie mir an sich nahe stehen, da ich der Schöpfer des Gedankens bin und das allerlebhafteste Interesse an dem Gedeihen habe. Sie verstehen das, nicht wahr?"

Und ehe noch Snarre seiner Bestürzung Ausdruck zu geben vermochte, fuhr er fort:

„Ich sollte aber denken, Ihr Plan ließe sich auch ohne mich ausführen, und da nun so greifbare und, wie ich gestehe, das Zustandekommen sehr erleichternde Vorschläge von Ihnen gemacht sind, denke ich, daß hiesige Kapitalisten nicht mehr zögern werden. Die Sache ist gut, der Absatz ist gesichert und in stetem Steigen begriffen, auch die Seen sind nunmehr sämmtlich trocken gelegt und für die Bepflanzung reif. Der Ertrag wird bei günstiger Ernte bereits im nächsten Jahr ein sehr erheblicher sein, also alle Aussichten liegen günstig. Warum sollten die Banken zögern? Lassen Sie es meine Aufgabe sein, das Geschäft mit ihnen zu Ende zu führen. Ich kenne ja die Dinge dort und hier sehr genau. Sie sollen von mir briefsich über den Gang der Verhandlungen auf dem laufenden erhalten werden, und wenn ich, wie es meine feste Absicht ist, demnächst noch vor der entscheidenden Operation, für die man mir den Kieler Professor Völkers empfohlen hat, nach Limforden komme, die Meinigen noch einmal, vielleicht zum letztenmal zu sehen, so hoffe ich, Ihnen den glücklichen Abschluß melden zu können."

Snarre machte ein überaus befriedigtes Gesicht und in seine kleine, exzitokratische Gestalt trat eine lebhafte Bewegung. Etwas beschäftigte ihn jedoch noch. „Und was wird aus Alten?" wandte er zögernd ein.

„Sorgen Sie nicht für Alten," erwiderte Tromholt, „er soll kein Hinderniß für Ihre Entschlüsse bezüglich Limforden sein. Ich werde meinen Schwager hier in meinem Geschäfte anstellen, ja, ich muß dies unbedingt, wenn ich mein Auge auch nicht verlieren sollte. Auch in diesem günstigsten Fall werde ich in Zukunft jede meine Sehkraft übermäßig anstrengende Thätigkeit vermeiden müssen. Aber ganz ohne Geschäft kann ich nicht leben, auch wenn mir meine materiellen Mittel dies erlaubten; stillsitzen vermag ich nicht und mein Geist muß Bewegung haben, auch wenn es für immer Nacht vor meinen Augen werden sollte. Da ist mir denn Alten ein willkommener, ja geradezu ein unentbehrlicher Führer!"

Snarre hörte stammend zu. Welch eine Kraft der Entsagung und zur Unterwerfung in das Unvermeidliche besaß dieser Mann! Er überwand das Schweigen durch seine Willensstärke.

20.

Nach Snarres Abreise war Tromholt ganz von der Beschäftigung mit Ingeborgs Nachlaß und der ihm von dem Grafen übertragenen Angelegenheit in Anspruch genommen. Rascher, als er dies selbst gehofft hatte, führte er die letztere zu einem befriedigenden Ende, dank dem großen Ansehen und Vertrauen, dessen er in der Geschäftswelt Kopenhagens sich erfreute. Alptar schwamm nach einem ergreifenden Abschied von dem Manne, dem er das Leben gerettet hatte, um ein neues von ihm zu empfangen, mit der ihm von der Abreise angekannten Ungeduld bereits auf hoher See. So stand denn auch Tromholts Reise nach Limforden und Kiel kein Hinderniß mehr im Wege. Die Aerzte, welche ihm die Besragung ihres dortigen berühmten Fachgenossen empfohlen hatten, riethen dringend, nicht länger mit dem entscheidenden Schritt zu zögern, und er selbst fühlte es, daß Eile noththue.

Der starke, zielbewußte Mann befand sich in einer unbeschreiblichen Stimmung. Zum erstenmal in seinem Leben wankte und schwankte er in seinen Entschlüssen bezüglich dessen, was für ihn der nächsten Zukunft zu thun sei. Herz und Vernunft, Pflicht und Liebe stritten in ihm den schwersten Kampf, über dessen Ausgang er sich selbst nicht klar wurde.

Einestheils konnte er nach dem Inhalt der Schriftstücke, die Ingeborgs letztes Vermächtniß an ihn bildeten und die er immer und immer wieder in sein Gedächtniß zurückrief, kaum länger zweifeln, daß Susanne ihn liebe, sich in heimlicher Sehnsucht nach ihm verzehre und daß sie, wenn auch zu stolz, den ersten Schritt zu thun, doch einer Werbung von seiner Seite freudigen Herzens zustimmen würde. Oder war es möglich, daß Dina sich täuschte und Ingeborg getäuscht hätte? — Nein, nein, ihre Briefe und die nun hinzugegangene Freundin trugen unverkennbar den Stempel unmittelbarster Beobachtung. Und wie hätte ihn Ingeborg in der Todesstunde zum Mitwisser eines Geheimnisses machen können von dessen Wahrheit sie nicht selbst völlig überzeugt war, sie, die ihm damit das größte Opfer darbot, das ein Weib dem Manne, den sie liebt, zu bringen vermag!

Sein eigenes Herz sagte es ihm selbst tausendmal: „Du bist es ja ihr, sie liebt dich! Verlängere nicht ihre Qual und die deine! Lange genug habt ihr beide in gegenseitiger Entsagung gelitten, euch ferne von einander in stummem Gram verzehrt. Nun winkt euch das Glück, das höchste, das ihr erkennt!"

Wie gerne wäre er der Stimme des Herzens gefolgt, hätte nicht Vernunft und Pflichtgefühl ihren Einspruch dagegen erhoben! Dürfte er bei dem Entsetzlichen, mit dem ihn die Zukunft vielleicht bedrohte, ihr Leben jetzt noch an das seinige, an das eines Blinden fesseln? Würde sie nicht, wenn sie jetzt auch diesen Einwand nicht gelten ließ und seine Werbung annahm, später, wann das Gefürchtete wirklich eintrat, den Schritt doch bereuen, und würde selbst sich nicht bittere Vorwürfe zu machen haben, wenn er ein freiwilliges Opfer hinnahm, Vorwürfe, die ihm sein ohnehin hartes Los noch schwerer erträglich machen würden? Konnte ihr jetzt noch das Glück an seiner Seite bieten, das sie nach ihrer Ansicht verdiente?

Solche Fragen beantworteten Pflicht und Vernunft mit einem grausamen Nein! Freilich, es kam dazwischen auch noch eine andere Stimme zum Wort, die Stimme der Hoffnung. Wenn die Operation gelänge, wenn das Gesichtete nicht einträte, dann, ja dann! Aber diese Stimme klang nur schwach und schüchtern. — —

So trat Tromholt die Reise an. Der vorläufige Entschluß zu dem er gekommen war, ging dahin, erst in Limforden das Geschäft zum Abschluß zu bringen, einige Tage bei den Seinigen dort zu verweilen und sich dann in Kiel, ohne Susanne wiedergesehen und gesprochen zu haben, der Operation zu unterziehen, von deren Erfolg alles Weitere abhing.

Er hatte den Grafen Snarre und Alten von seiner Ankunft telegraphisch benachrichtigt und traf daher den ersteren, hochbefriedigt über den Gang, den die Dinge genommen hatten, gutfalls in Limforden.

Die ersten Tage seines Aufenthalts dort waren einer eingehenden Besichtigung der Werke gewidmet, die Tromholt in bestem Stand fand, sowie der Inventuraufnahme, dem Verkehre mit den Kaufliebhabern, kurz allem, was auf eine rasche, alle Theile befriedigende Erledigung dieser dem Grafen wie ihm selbst gleich sehr am Herzen liegenden Angelegenheit hinzielte. Nachdem dies erreicht war, kehrte der Graf nach Schloß Snarre zurück und Tromholt blieb bei Alten in Limforden.

Das Glück, den lang entbehrten Bruder und Schwager wieder bei sich zu haben, die frohe Aussicht, bald ganz mit ihr vereinigt zu sein, verjüngten Bianca und ihren Gatten in überaus gehobene Stimmung; der letztere vergaß darüber sogar den in seinem Herzen angehäuften Groll gegen Snarre und seine

Bilder aus dem oberen Donauthal.
Zeichnung von A. Stieler.

gewohnten sarkastischen Weise dem Schwager gegenüber Ausdruck zu geben. Nur die Sorge um die nächste Zukunft, die Gefahr, der Richard entgegenging, warf einen Schatten über dieses glückliche Zusammensein. Auch auf Tromholt wirkte der Aufenthalt im Altenschen Familienkreis überaus wohlthuend, der Zwist in seinem Innern beruhigte sich, und eine vertrauliche Aussprache mit Bianca, wobei er der Schwester von Ingeborgs Verwächtniß Kenntniß gab, brachte in ihm den Entschluß zur Reise, nun doch noch einmal im Ericiusschen Hause vorzusprechen, bevor er den schweren Gang antrat, der ihn vielleicht in ewige Nacht hüllte. Er wollte Susanne, zu der ihn sein Herz mit so heißer Sehnsucht hinzog, wenigstens noch einmal vor „des Lichtes ewigem Schwinden" sehen.

Von Bianeas und Altens Segenswünschen begleitet, reiste er einen Tag vor dem für die Operation festgesetzten nach Kiel ab.

* * *

Im Ericiusschen Hause hatte sich inzwischen etwas zugetragen, von dem Tromholt keine Ahnung haben konnte. Während Dina bei der Beerdigung Ingeborgs in Kopenhagen weilte, war jener Brief, den Ingeborg für Dina hinterlassen und Tromholt nach Kiel abgesandt hatte, dort eingetroffen. Susanne, die, wie auch ihre Mutter, in einiger Besorgniß um Dina war, da diese allein ohne jeden Schutz die Reise unternommen hatte, und die nun begierig auf eine beruhigende, ihre glückliche Ankunft dort meldende Nachricht wartete, nahm diesen Brief dem Postboten aus der Hand und, überzeugt, daß es der so sehnlich erwartete sei, vielleicht auch in der Hoffnung, er werde etwas auf Tromholt Bezügliches enthalten, öffnete sie ihn, ohne näher auf die Adresse zu sehen.

Nun hatte Susanne zwar gleich nach dem Lesen der ersten Zeilen Ingeborgs Handschrift und damit ihren Irrthum erkannt, allein sie sah auch ihren eigenen Namen in Verbindung mit dem Tromholts des öfteren wiederkehren, und so, von einer heißaren Unruhe und der Begierde, etwas von Tromholt zu erfahren, beherrscht, vergaß sie alle Bedenken über die Berechtigung ihres Thuns und las den für ihre Schwester bestimmten Brief.

Er war mit schwacher, zitternder Hand geschrieben und lautete:

„Meine geliebte Dina!

Wenn Du diese Zeilen erhältst, wird die, welche sie geschrieben hat, zu der ersehnten Ruhe eingegangen sein, die sie in diesem Leben nicht finden konnte; denn es ist mein Wille, daß dieser Brief erst, wenn ich die Augen für immer geschlossen habe, in Deine Hände gelangt. Ich fühle, daß der Augenblick nicht mehr fern ist, ich sehe ihm ohne Furcht und Schrecken entgegen, der Tod naht sich mir als ein Erlöser von schwerer Qual. Und doch möchte ich auch mit diesem Leben versöhnt in jenes andere, bessere hinübergehen. Wenn ich daher allen, die mir hier Böses gethan haben, von ganzem Herzen verzeihe, wie viel mehr muß mir daran liegen, denen, die mir Wohlthäter und Freunde waren, ein dankbares Gedächtniß zu hinterlassen!

Was ich hier Gutes genossen, das danke ich in erster Linie Herrn Richard Tromholt, in dessen Haus ich eine schützende Zuflucht gefunden habe und ein sanftes Sterbelager zu finden hoffe, ihm, dessen Liebe ich nicht werth war, und der mir doch sein reiches, großmüthiges Herz erschloß, wie ein Bruder für mich sorgte, — und sodann Dir, deren Freundschaft mir treu blieb bis ans Ende und mir so manche Stunde des Leidens gemildert hat.

Euch beide möchte ich so gern glücklich wissen, Tromholt und Dich. Du, Dina, hast ein reines, frohes Gemüth. Möchtest Du den Mann finden, der seine Schätze zu würdigen weiß und Dich so glücklich macht, wie Du's verdienst, wie ich es wünsche! Und Du wirst ihn finden, ich weiß es, ich ahne es, Sterbende sind hellsichtig. —

Aber Tromholt? Er ist ein Mann der strengen Pflichterfüllung, eine edle, starke Natur, die, wo sie sich verkannt glaubt, sich entsagend auf sich selbst zurückzieht, ihre Qual gewaltsam beherrscht und das Glück, wenn es sich bietet, zu haschen verschmäht. Was kann ich für ihn thun, ich, das schwache Weib, für ihn, den starken, zielbewußten Mann! Manche schlaflose Nacht hab' ich darüber nachgedacht, vergebens, und erst der nahe Tod hat mir die rechte Antwort auf meine Frage gegeben. Ja, ich kann es, und es ist meine Pflicht, es zu thun, selbst wenn ich damit das Geheimniß, das mir die Freundschaft auferlegt, breche und damit einen Treubruch begehe gegen Dich. Ja, gegen Dich, Dina! Höre meine Beichte und verzeihe mir, wenn Du kannst, verzeih' Deiner sterbenden Freundin, die Dich so sehr geliebt hat, Dich und — —. Doch höre:

Tromholt liebt Susanne seit dem Augenblick, da er sie zum ersten Male sah, und keine noch so bittere Erfahrung, kein noch so tiefes Weh, das sie ihm angethan, hat diese Liebe je zu vernichten vermocht, auch nur abzuschwächen vermocht. Sein Herz gehört ihr, sicher sich nur nach ihr und wird ihr gehören, so lange es schlägt. Ein Mann wie Tromholt kann nur einmal lieben! Bleibt diese Liebe unerwidert, wie er es von der seinen glaubt — denn der Schein, Dina, täuscht auch die Stärksten — so trägt er die Wunde immer in der Brust mit sich herum, und eben weil er die Blutung nach außen durch seinen starken Willen abdämmt, so verblutet sich sein Herz langsam nach innen! O, meine geliebte Dina, weißt Du, wie weh das thut? —

Ich weiß es, ich sah, wie er um sie litt. Ob er gleich seine Qual wie ein Held verbarg, ich sah sie und ich belauschte das erlösende Wort, das diese Qual beschwört hätte, besaß es in Deinen Briefen, Dina, und durfte es mich aussprechen. Ich durfte nicht, nein, aber auch meinen eigenen Herz sträubte sich dagegen, es auch Augenblicke, wo ich, von schwerer Selbstsucht befangen, seine Liebe verwünschte und die, der er sie geweiht, darum beneidete. Aber diese Selbsterkenntniß liegt in der Todesstunde wie eine schwere Schuld auf meinem Gewissen, Dina, ich darf, ich kann sie nicht mit hinübernehmen ins Jenseits, wenn mir der ewige Richter das vergeben soll.

Soll Tromholt sich noch länger in stummem Schmerze verzehren, da Susanne, wie Du mir schreibst, ihn wieder liebt, und — wie konnte es auch anders sein! — mit derselben ungestillten Sehnsucht nach ihm verlangt? Sollen sie beide für die Zukunft unglücklich sein, weil ihnen diese Liebe gegenseitig ein Geheimniß ist? Nein, Dina, das kann, das darf nicht sein, das will der Himmel nicht, Du selbst mußt es begreifen, und mir ist es in diesen Schmerzenstagen zur unumstößlichen Gewißheit geworden. Wie eine Erleuchtung von oben, vor der jede irdische Verpflichtung weichen muß, kam es über mich, ihr will ich folgen, ihr allein, und wenn der Tod seine Hand nach mir ausstreckt, dann will ich Tromholt Deine Briefe, die ihm das Geheimniß von Susannens Liebe enthüllen, als mein letztes Vermächtniß in die Hand legen.

Und nun, liebe Dina, hab' ich mein Herz vor Dir ausgeschüttet, ich weiß, Du verzeihst mir.

Meine Kräfte schwinden, der Husten kehrt wieder, meine Hand vermag die Feder nicht länger zu halten, es ist das Letzte, was sie in diesem Leben geschrieben.

Leb' wohl, Theure, Liebe, weine nicht um mich! Mir ist wohl! Seid glücklich, alle, alle, und gedenket zuweilen in Liebe

Eurer Ingeborg."

Susanne hatte die Schlußworte dieses Briefes nicht mehr gelesen. Bei der Stelle über Dinas Briefe an Ingeborg, die das Geheimniß ihrer Liebe enthielten, war ihre anfängliche Ergriffenheit einem jähen Ausbruch der Scham und des alten Trotzes gewichen. Sie hielt sich von Dina für verraten, der Ingeborg und Tromholt gedenkmüthigt. Was Ingeborg von Tromholts Liebe zu ihr schrieb, hielt sie für nicht mehr als einen Akt des Mitleids, ein Almosen, das sie nicht begehrt hatte. Ein unbändiger Zorn gegen Dina, Ingeborg, Tromholt, ja gegen sich selbst ergriff sie, alle Reue und Sehnsucht war vergessen, sie war wieder ganz die alte, stolze, trotzige Susanne von damals, welche die Perle, die sich ihr darbot, mit Füßen trat und nach dem Kiesel griff.

Mitten in diese innere Erregung hinein kam Dinas Billet von ihrer Verlobung mit Snarre, von einem Brief des letzteren begleitet, der die Genehmigung der Familie für sein und Dinas Vorgehen in höflichster Form nachsuchte und dabei auch auf sein früheres Gespräch mit Susanne Bezug nahm. Frau Ericius war so erfreut über dieses nach dem jüngsten Zwischenfall kaum mehr erwartete Ereigniß, daß sie darüber die Zeichen nervöser Unruhe in den Benehmen ihrer älteren Tochter völlig überah. Nur vermochte sich Susanne in der ersten Zeit nach Dinas Rückkehr soweit zu beherrschen, daß sie dieser mit einer flüchtigen Entschuldigung Ingeborgs Brief übergab, ohne ihre Kenntniß des

zuhalts zu erwohnen. Selbst Dina bemerkte in ihrem jungen Glück nicht die Wolken, die über der Stirn ihrer Schwester lagen, die Kälte ihrer Gleichgültigkeit, die Gefliſſentlichkeit, mit der ſie ihr und dem Grafen auswich und ſich oft tagelang in ihr Zimmer einſchloß.

Von Tag zu Tag erwartete Dina Trombolts Ankunft; nur die Trauer um Ingeborg konnte ihn noch ihrer Anſicht zu lange zurückhalten, ſie hatte gehört, daß er in Limſorben ſei, nun mußte er doch bald kommen! Und die kindliche, glückliche Dina träumte bereits von einer Doppelhochzeit. Es wurde ihr ſchwer, ihr Geheimniß für ſich zu behalten, es nicht wenigſtens anſpielungsweiſe ihrem Bräutigam, namentlich aber Suſanne ſelbſt, zu verrathen, und gerade dieſer gegenüber wurde es ihr ſchließlich, da Trombolt immer nicht kam, zu ſchwer. Sie konnte nicht umhin, die Möglichkeit ſeines Beſuchs unter Hinweis auf Ingeborgs Brief mit allerlei ſchelmiſchen Bemerkungen anzudeuten.

Da erſt kam Suſannens lang verhaltener Unmuth zum vollen Ausbruch. Sie machte Dina die heftigſten Vorwürfe über ihre Rückſichtsloſigkeit, nannte ihre Behauptungen ſchnöde Lügen und ging ſo weit, von ihr zu verlangen, daß ſie ſofort an Trombolt ſchreibe, das Mißverſtändniß aufkläre und ihm mittheile, ſie, Dina, habe ſich getäuſcht, ja voreilig gerthellt, er möge ihren thörichten Mittheilungen an Ingeborg, ſoweit ſie ſich auf Suſannens Gemüthszuſtand bezögen, keinen Glauben beimeſſen und ſich von ihnen namentlich nicht zu Schritten hinreiſſen laſſen, die ihm nur ſchwere Enttäuſchung bereiten würden.

Das aber war auch Dina zu viel. Anfänglich eingeſchüchtert durch die Maßloſigkeit von Suſannens Anklagen, gerieth ſie bei dieſer letzteren Zumuthung ſelbſt in leicht begreifliche Erregung. Sie hatte das Beſte gewollt und ſah nun ſich und die verſtorbene Freundin in dieſer Weiſe verunglimpft. Das war zu viel, das ging über ihre Geduld, und in gereiztem Tone wies ſie Suſannens Vorwürfe zurück. Sie nahm keinen Anſtand, ihr ins Geſicht zu ſagen, daß ſie ſich nicht getäuſcht habe, daß das, was ſie Ingeborg geſchrieben, keine Lüge, ſondern Wahrheit ſei, von der ſie kein Wort zurücknehme, die ſie auch den heftigſten Widerſprüchen Suſannens zum Trotz aufrecht erhalte.

Die Leidenſchaftlichkeit der beiden Schweſtern hatte ihren Höhepunkt erreicht, als Trombolts Beſuch genehmigt wurde.

„Nein, nein,“ rief Suſanne, „ich kann, ich will ihn nicht ſehen! Empfange Du ihn, Du biſt's ja, die ihn gerufen hat, nicht ich! Nun ſich zu, wie Du mit ihm fertig wirſt, und wenn Du mich den Muth haſt, ihm offen Deinen Irrthum zu bekennen, ſo mag ihn meine Abweſenheit davon überzeugen, daß es nicht wahr iſt, wenn Du behampteſt, ich gräme mich um ihn und er dürfe nur kommen und mir ſeine Liebe als ein Almoſen anbieten, wie man's aus Mitleid einer Bettlerin darreicht. Nein, nein, ich will kein Almoſen von ihm!“

Und was auch Dina thun mochte, die Erregte zu beruhigen, ihren unſinnigen Verdacht zu widerlegen und ſie zu beſchwören, dem alten Freund des Hauſes gegenüber wenigſtens die äußere Form zu wahren, Suſanne hörte nicht mehr auf ſie und verließ eilends durch eine Seitenthür das Gemach, um ſich in ihrem Zimmer einzuſchließen.

Trombolt hatte im Gange noch die Stimme Suſannens vernommen, ohne jedoch den Sinn der Worte, die ſie haſtig herausgeſtoßen wurden, zu verſtehen; nun ſo mehr überraſchte es ihn, Suſanne bei ſeinem Eintritt in das Gemach nicht dort zu finden, auch empfing ihn nicht die Spur ſtürmiſcher Erregung in Dinas Zügen, als ihm dieſe mit einem traurigen Lächeln auf den Lippen und thränenumflorten Augen entgegenkam und ihm herzlich die Hand drückte.

Eine dunkle Ahnung kam jogleich über ihn. „Was iſt geſchehen?“ fragte er. „Iſt Ihre Frau Schweſter krank, oder Ihre Mutter — den Grafen habe ich noch heute geſehen — oder was ſonſt kann Ihnen ſo großen Kummer bereiten?“ Und da Dina ſchwieg, fuhr er eindringlicher fort: „Verhehlen Sie mir nichts, Fräulein Dina! Was iſt vorgefallen? Ich fehe es wird Ihnen ſchwer, mir's zu ſagen. Ich hörte die Stimme Ihrer Frau Schweſter, ſie klang zornig und aufgeregt. Warum? — Betrifft es mich, meinen Beſuch? — O bitte, ſprechen Sie, ſagen Sie mir die volle Wahrheit, auch wenn —“

Er vollendete den Satz nicht, aber unwillkürlich preßte er die Hand aufs Herz, immer deutlicher wurde in ihm das Vorgefühl einer ſchweren Enttäuſchung, die ihm bevorſtand, er empfand es wie einen ſtechenden Schmerz in der Bruſt.

Dina ſah ihn mit mitleidsvollem Blick an. „Ja, Herr Trombolt,“ begann ſie endlich, „es iſt ein großes Unglück geſchehen. Zwar Mama iſt geſund, ſie wird es bedauern, nicht hier zu ſein, und mein Bräutigam desgleichen, aber Suſanne — Suſanne — ach, Sie haben es ja ſchon errathen —“

„Was iſt Frau Suſannen?“ fragte Trombolt haſtig; noch ſträubte ſich ſein Herz, an das Schreckliche zu glauben, daß ſeine Ahnung ſich beſtätigen ſollte.

„Suſanne,“ erwiderte Dina ſtockend — „ſie iſt nicht mehr hier — iſt im Zorn fortgegangen, da Sie kamen. Ich muß Ihnen einen großen Schmerz anthun, Herr Trombolt, einen Schmerz, den ich mit ganzer Seele theile, um ſo mehr, als ich es bin, die ihn verſchuldet hat. Gott weiß, daß ich nur das Beſte gewollt habe! Suſanne hat durch einen Zufall von Ingeborgs letztem Brief Kenntniß bekommen, ſie weiß, was ich der Freundin über ſie geſchrieben, weiß, daß die betreffenden Briefe durch Ingeborgs Vermächtniß in Ihren Händen ſind. Und darüber iſt ſie außer ſich, ſie hält ſich für verrathen, betrogen, vor Ihnen gedemüthigt. Ihr gekränkter Stolz hat jedes beſſere Gefühl in ihr erſtickt, jedes vernünftige Urtheil getrübt. Sie glaubt nicht an Ihre Liebe, meint, Sie wollten ſie ihr jetzt nur aus Mitleid wie ein Almoſen darbieten. Sie verlangt, daß ich meine Mittheilungen an Ingeborg widerrufe, ſie für eine Lüge erkläre. Und doch weiß ich, daß ſie wahr ſind, auch wenn ſie ſelbſt es nicht zugeben will. Ihr Stolz iſt eben ſtärker als alles andere und — ich fürchte — er wird es bleiben, bis es zu ſpät iſt, bis wie ſchon einmal die Reue nachkommt. O, verzeihen Sie mir das Weh, das ich Ihnen zugefügt habe, und vergeben Sie, wenn Sie können, auch meiner Schweſter, die ſich ſelbſt am tiefſten unglücklich macht.“

Bei dieſen Worten floſſen Thränen über Dinas Geſicht. Trombolt aber, ſo groß auch ſein Schmerz war, beherrſchte ſich gewaltſam, um den ihrigen nicht zu verſchärfen, und mit ruhiger, nur von einem leiſen Hauch der Trauer durchzitterter Stimme erwiderte er: „Wie könnte ich Ihnen zürnen, Fräulein Dina, da doch die Theilnahme, die Sie an meinem Schickſal nehmen, ſo deutlich aus Ihren Worten, Ihren Thränen ſpricht! Auch gegen Ihre Frau Schweſter liege ich keinen Groll, ſo ſehr ich das Mißverſtändniß beklage, deſſen Opfer ſie iſt. Denn nicht in der Abſicht, die ſie vorausſetzt, bin ich hierher gekommen. Mag, was Sie Ingeborg Elde geſchrieben haben, auf einer Täuſchung beruhen oder nicht, es war gut gemeint, ich danke Ihnen dafür und der Entſchloſſenen, die mir damit noch in der Todesſtunde etwas Gutes thun wollte. Aber nimmermehr hätte mich das veranlaßt, heute um die Hand Ihrer Frau Schweſter zu werben, geſchweige denn ihr die meinige in dem Sinne anzubieten, den ihr gekränkter Stolz mir zutraut. Die Gründe, die mich davon abhielten, liegen in meiner Geſinnsheit. Die Beſorgniß um ſie hat mich nach Nizi geführt; ich habe den Profeſſor Böttcrs wegen meines Augenleidens zu Rathe gezogen, und da der Arzt, die er mir vorſchlägt, mich veranlaßt hat, die vielleicht einen längere noch nicht beſtimmbare Zeit von jedem Verkehr mit den Menſchen ausſchließen wird, ſo wollte ich nicht an dieſem Haus vorüber gehen, ohne Sie, Ihre Frau Mama und — ja ich geſtehe es, vor allem auch Frau Suſanne noch einmal zu ſehen.“

„Um Gotteswillen, Herr Trombolt, Ihr Auge?“ rief Dina, völlig niedergeſchmettert über dieſe Nachricht, die ihr Graf Snarre bisher ſchonend verſchwiegen hatte.

„Beruhigen Sie ſich!“ beſänftigte Trombolt. „Ja, es handelt ſich um mein Auge, und ich ſelbſt bin ſchuld, daß ſich ſein Zuſtand durch die Anſtrengung, die ich ihm zumuthete, in einer Weiſe verſchlimmert hat, die vielleicht einen operativen Eingriff nothwendig macht. Ich ſage „vielleicht“, denn alles Weitere hängt vorerſt noch von dem Ermeſſen des Arztes ab. Und nun leben Sie wohl, empfehlen Sie mich Ihrer Frau Mama und berichten Sie ihr, wie ſehr ich es bedauere, ſie nicht angetroffen zu haben! Grüßen Sie auch Frau Suſanne und ſagen Sie ihr, daß ſie ſich getäuſcht habe und daß ſie mir nicht zürnen möge, wie auch mein Herz frei von allem Groll iſt. Leben Sie wohl, Fräulein Dina!“

21.

Mit langsamen, schleppenden Schritten, das Haupt voll schwerer, trüber Gedanken, begab sich Trowbolt zunächst in seinen Gasthof und von da zur bestimmten Stunde in die Klinik, wo ihm der Arzt nach eingehender Untersuchung erklärte, daß die Operation schon in den nächsten Tagen vorgenommen werden müsse, sollte sie noch irgend welche Aussicht auf Erfolg haben.

Indessen verbrachte Susanne in der selbstgewählten Einsamkeit ihres Zimmers analoglle Stunden. Ihrem Austritt mit Dina war eine große Abspannung gefolgt. Auf dem Sofa hingestreckt, drückte sie ihr Gesicht in das Kissen und ließ ihren Thränen freien Lauf. Und — seltsam — es war, als ob diese Thränen allen Groll in ihrer Brust lösten, langsam, ganz allmählich kehrte ihr die ruhige Besinnung und damit ein brennendes Gefühl der Scham über ihr Betragen zurück, das sich bald zu marternden Selbstvorwürfen steigerte. Solcher Wechsel war in ihrer leidenschaftlichen Natur nur zu begründet. So lange sie die Regungen des gekränkten Stolzes in ihrer Brust verschlossen hatte, schärfte sich ihr Stachel mehr und mehr, bis es schließlich zu dem erwähnten Ausbruch kam. Nun der vorüber war und sie ihrem Zorn Luft gemacht, sich gerächt hatte, nun brach auch wieder ihre bessere, edlere Natur durch, der Schleier, den die Erregung über ihr Auge gewoben hatte, sank, und mit peinlicher Deutlichkeit erkannte sie nun erst die ganze Tragweite dessen, was sie gethan.

Hatte sie ein Recht, einen Grund, Trowbolt, den Mann, der sie einst geliebt hatte, diesen ganzen Leben eine Reihe von schweren Opfern um Dienst ihrer Familie gewesen war, dem sie selbst so viel verdankte, in dieser verletzenden Weise zu behandeln? — Nein, nein, sagte die wiedergekehrte bessere Einsicht. Es war ein grosses, bitteres Unrecht, das sie dem Mann, dem sie so viel Vergangenes abzubitten hatte, damit anthat, und es ließ sich noch gutmachen. Er war dennoch bei ihrer Schwester; wenn sie jetzt hinabeilte, jetzt gleich! — Aber wieder erlahmte die beleidigte Stolz ihr Haupt. War er denn nicht gekommen, ihr seine Hand anzutragen aus Großmuth, weil man ihm gesagt, sie liebe ihn — sie, die ihn einst verschmäht, bettle jetzt um seine Gunst? Würde ihm ihre Flucht, ihr plötzliches Wiederkommen nicht als eine Bestätigung dieser falschen Zusammensagen erscheinen und ihn nur noch mehr in seinem großherzigen Entschluß bestärken? Denn die Großmuth allein, die beschämende Großmuth war es, die ihn hergeführt hatte, nicht die Liebe, die war sicher lang erloschen! Hatte er ihr nicht selbst deutlich zu verstehen gegeben, daß treue anhoperende Freundschaft fernerhin das einzige Gefühl sei, das ihn mit ihr verbinde, damals auf Schloß Snarre, als sie in des Grafen Zimmer die erste zeugenlose Unterredung nach ihrer Trennung von Upsar mit ihm gehabt, als sie, ihrer Empfindungen kaum mächtig, eine Bitterde vor ihm sand? Ja, damals hatte er sie so schwend, als es ein Mann von seinem Charakter vermochte, aber doch mit aller Bestimmtheit zurückgewiesen. Seitdem war von seiner Seite nichs geschehen, was auf eine Sinnesänderung hindeutete. Ein Mann wie Trowbolt blieb seinen Entschlüssen treu. Ohne Abschied war er von ihr gereist — und in der langen Zeit bis heute kein Wort, kein Lebenszeichen von ihm und Ausnahme des wenigen, was sie durch Ingeborgs Briefe an Dina erfahren!

Nein, er liebte sie nicht mehr, und wenn es tausendmal wahr sein mochte, was Dina der Freundin geschrieben und er nun durch diese wiedererfahren hatte, sie wollte es leugnen vor ihm und aller Welt bis zum Tod, sie wollte ihm beweisen, daß ihre Charakterstarke der seinigen ebenbürtig sei, und wenn sie darüber zu Grunde ging.

So bekämpfte der Stolz die Ratschläge des Herzens. Und wenn es doch die Liebe war, die ihn zu ihr trieb, wenn es nur ähnliche Zweifel wie jetzt die übrigen waren, die ihn so lange fern gehalten hatten? Was dann? War es nicht das Glück ihres Lebens, das sie mit eigener Hand für immer zerstörte? —

In solchem Zwiespalt der Gefühle verging Stunde um Stunde. Minder und Schwester pochten zu verschiedenen Malen an die verschlossene Thür, vergebens, Susanne nahm nicht Speise noch Trank, ihr grauste vor jedem trostenden, theilnehmenden Zuspruch der Ihrigen; eine Nacht verging, ohne daß der Schlaf ihre Pein milderte, und sie wünschte den Tod herbei, daß er sie erlöse von der selbstgeschaffenen Qual dieses Zustands.

Da, am frühen Morgen, klopfte es wieder. Es war Dina. „Susanne," flehte sie, „komm, verzeih mir, wenn ich Dir wehgethan habe. Mama ist sehr besorgt um Dich, und ich — und da ist ein Brief für Dich von — von Herrn Trowbolt, glaub' ich. O lies ihn, er zürnt Dir nicht. Wenn Du wüßtest, was ihn bevorsteht, Susanne!"

Und jetzt sprang die verschlossene Thür auf. Was stand in denn bevor? — Susanne riß fast den Brief ihrer Schwester aus der Hand, sie eilte aus Fenster, lüftete die dasselbe verhüllenden Vorhänge, daß das Morgenlicht bell einströmte, und las:

„Kiel, Hotel Germania, den —

Verehrte Frau Gräfin!

Ein beklagenswerthes Mißverständniß hat mich gestern des Glücks beraubt, Sie zu sehen. Ich habe dasselbe Ihrem Fräulein Schwester schon bis zu einem gewissen Grad aufgeklärt, aber das habe ich ihr nicht alles gesagt, und es drängt mich in diesem Augenblick, jede, auch die letzte Spur eines Zweifels zu beseitigen, der Ihr Herz noch mit unverdienter Bitterkeit gegen mich erfüllen könnte. Ja, Frau Gräfin, ich bin zu Ihnen gekommen in dem Glauben, daß Ihr Herz mir in anderem Sinn zugethan sei. Jene Glaube, den eine treue, nun heimgegangene Seele in mir erweckt hat mich wohl berauscht und mit einem Glück erfüllt, wie ich es nie empfunden, noch je mehr zu empfinden gehofft hatte; allerdings hat mein Gewissen doch nicht so betäubt, daß ich der ernsten Ueberlegung und Selbstprüfung nicht, wenn auch mit großem Schmerz auf den wirklichen Besitz dieses Glücks verzichten müßte, selbst wenn es sich mir darbote. Ich habe Sie geliebt, Frau Gräfin, ich Sie zuerst gesehen habe, und niemals ist dieses Gefühl meiner Brust erkaltet, nie, was auch geschehen möge, wird es mir erlöschen. Und doch hätte ich, selbst wenn Sie mich wiedergeliebt hätten, auf Ihre Hand verzichten müssen, — weil ich Ihr Glück nicht an das eines Blinden ketten durfte.

Noch bin ich das zwar nicht ganz, aber schon die nächsten Stunden werden darüber entscheiden, ob ich je wieder das Licht der Sonne erblicken werde. Ich gehe dem Augenblick mit Ruhe entgegen, weil ich ihn seit lange kommen sah, und doch hat erst in der letzten Stunde mein Gefühl überwunden und der sehnende Wunsch, Sie noch einmal zu sehen, ehe mein Auge vielleicht für immer erlischt, Ihr Bild mir hinüberzunehmen in die lange Nacht, die mir bevorsteht; der Wunsch ist es allein gewesen, der mich zu Ihr Haus geführt hat.

Es sollte nicht sein, und so sage ich Ihnen auf diesem Blatt ein letztes Lebewohl. Denken Sie meiner wenigstens ohne Groll, wie ich Ihrer stets nur in Liebe gedacht habe und solange mein Herz schlägt, gedenken werde.

Richard Trowbolt"

Mit einem Aufschrei ließ Susanne das Blatt aus ihrer Hand sinken. „Blind! Blind durch meine Schuld!" schluchzte sie. „Also bab' ich gethan, welch edles Herz hab' ich gekränkt!" und zweifelt schlug sie die Hände vor das thränenüberströmte Gesicht.

Dina, die ihre Schwester wanken sah, eilte herbei, sie zu stützen und zu beruhigen.

Allein von einem plötzlichen Entschluß beseelt, sprang Susanne jetzt empor. „Laß mich," rief sie. „Ich muß zu ihm; zu ihm! Und sich aus den Armen der Schwester gewaltsam freimachend, griff sie nach Hut und Mantel und eilte hinaus, die Treppe hinab, auf die Straße.

„Ins Hotel Germania!" rief sie, als gerade ein leerer Wagen vorüberfuhr, dem Kutscher zu, und wenige Sekunden später war sie dahin unterwegs. Es gab auch keine Unruhe mehr in ihr. Der alte feste Wille war ausgeprägt in ihren Zügen, der inzwischen war entschieden, der Stolz besiegt und statt seiner nur das ernste, unwiderstehliche Verlangen in ihrer Brust zurückgeblieben. Trotzdem hielt sie sehen, ihm zu sagen, daß sie ihn liebe, ihn zu bitten, daß er ihr vergebe und sie hinnehme als sein Weib, daß sie mit ihm trage, was die Zukunft auch bringen möge.

„Herr Trowbolt aus Kopenhagen?" fragte Susanne nach der Ankunft im Gasthof.

„Ist wohl schon fortgegangen," lautete des Portiers Antwort, während er auf das Schlüsselbrett guckte.

Susannens Herz stockte.

„Nein, der Herr ist noch oben," ertönte eine andere Stimme, die eines hinzutretenden Kellners. „Nummer achtzehn, gnadige Frau, eine Treppe!"

Suſanne ſtieg empor. Oben angelangt, zauderte ſie zwar noch einen Augenblick, die Hände aufs Herz preſſend, als ob ſie die Blutwellen, die ſich dagegen drängten, zurückhalten wollte — dann aber ein feſtes Klopfen — von innen ein lautes „Herein!“ — und ſie ſchritt über die Schwelle.

* * *

Trombolt, der bei Suſannens Eintritt aufrecht im Zimmer ſtand und bei ſeiner Kurzſichtigkeit die Eintretende nicht ſofort erkannte, ſtreckte bei dem Ton der ihm bekannten Stimme unwillkürlich die Hand nach dem Tiſche aus. Zu ihren Mienen aber ſpiegelte ſich ein Ausdruck wieder, als ob ein angſtvoll Flehender vor ſeinem Herrn erſcheine und durch ſtumme Blicke im voraus Nachſicht für ſein Kommen erbitte. Und dennoch war ſie es, die ſich zuerſt wieder mir geführt, nun, Trombolt, ſtehe ich vor Ihnen und ſage: Können Sie mir vergeben, wollen Sie mich als Ihr Weib, welches das Glück mit Ihnen theilen, die Sorge mit Ihnen tragen will? Was andern ſchwer, läſtig erſcheinen mag, wird mir ein Leichtes ſein, nichts auf der Welt hat einen gleichen Anſpruch auf mein Wollen und Können und, Trombolt —“ hier erſtickte Suſannens Stimme unter der Gewalt ihrer Erregung.

Nun aber war's auch mit Tromholts Kraft vorbei. Wenn ihn ſchon die Rührung bei ihren leidenſchaftlichen und doch im Ton ſo demüthigen Worten erfaßt hatte, nun übermannte ihn das Gefühl, daß er bebend die Worte ſtammelte: „O, genug, genug, Du Unvergleichliche, die Du da bittelt, wo Du das höchſte Glück zu gewähren kamſt, wo Du das Höchſte für mich gethan haſt, was ſelbſtvergeſſene Liebe zu thun vermag. Du fürchteſt,

Schloß Kronborg bei Helſingör.

Zeichnung von Karl Saltzmann.

ſagte und auf ſeine in höchſter Ueberraſchung hervorgeſtoßene Frage: „Wie, iſt's möglich? Sie ſind es, Frau Gräfin, Sie hier, bei mir?“ leiſe zwar, aber doch mit feſtem, beſtimmtem Ausdruck erwiderte:

„Ja, ich bin es, Trombolt, und ich begreife, daß Sie mein Kommen überraſchen muß, ja, ich dürfte mich ſelbſt nicht wundern, wenn Sie mir darob zürnten, da ich kein anderes Recht und keinen anderen Grund dafür anzuführen weiß, als daß ich dem Drang meines Herzens gehorchte, der ſtärker war als alle Bedenken, die ein ſolcher Schritt erwecken muß.

Die Qual, die mein Inneres zermarterte, noch ehe ich Ihren Brief in Händen hielt, wäre ſchon genügend, dieſen Schritt zu rechtfertigen. Nun ich aber den letzten, jeden Zweifel zerſtörenden Beweis Ihrer Liebe erhalten habe, der mich erkennen ließ, welch ein edles großes Herz ich gekränkt, da ließ es mir keine Ruhe mehr.

Als Sie kamen, ſah ich in dieſem Schritt nur einen Akt der Großmuth, einer edlen Regung, deren eben nur Sie fähig ſind, aber nicht einen freien Trieb des Herzens, und darum ſtieß ich vor Ihnen. Ich wußte nichts von Ihrem Leiden, Trombolt, nichts von dem Schweren, das Ihnen bevorſteht. Nun aber, da ich es weiß und da ich auch weiß, daß es die alte Liebe, die Sie zu daß ich Dir zürne für Deine große That, Du edle Seele, daß Du kamſt zu dem, der ſo lange nicht den Muth fand, zu Dir zu eilen? Aber, glaube mir, meine theure Suſanne, nicht Mangel an Liebe war's, was mich Dir fernhielt, nein, nur ein Uebermaß desſelben Gefühls, das Dich heute zu mir trieb. — Suſanne! Suſanne! Endlich, endlich halte ich Dich in meinen Armen und genieße den unnennbaren Zauber des Glückes, Dich zu beſitzen, Dich mein eigen zu nennen. Nun ich Dich halte, kehrt neue Hoffnung, neue Zuverſicht in mein verzagtes Gemüth zurück. Das iſt die rechte Stimmung, die der Arzt verlangt. Komm, Geliebte, begleite mich, damit Du bald erfährſt, daß alles glücklich verlaufen!“

So vereint ſchritten ſie hinaus. Und Richard Trombolt zitterte nicht unter dem Inſtrumente des Arztes. Mit ruhiger Faſſung hielt Suſannens Hand die ſeine umſchloſſen; eine feſtigende Kraft ſtrömte von ihr auf ſeine Nerven herüber, während das entſcheidungsvolle Werk vollbracht ward. Und als alles vorüber, als Suſanne nach vierzehn Tagen den Scheidenden in einem Wagen aus der Klinik abholte, da fanden ſie einander in dem ſtürmiſchen Ueberwallen glückstrunkener Empfindungen an die Bruſt, und aus dem geretteten Auge des Mannes ſtrömten heiße Thränen der Liebe und namenloſer Dankbarkeit gegen das Schickſal. —

Der „Eiserne Berg".

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von R. v. Schweiger-Lerchenfeld. Mit Zeichnungen von L. Benesch.

Unter allen nordischen Gottheiten hat keine die Einbildungskraft nachhaltiger erregt als Thor, der „Donnerer" in den finsteren Wolken, welche über die schwarzbraune Heide jagen. Er war der gefürchtetste unter den Asen und überragte sie alle an Stärke. Die Verkörperung dieser Stärke waren der Kraftgürtel „Megingjarder" und der Hammer „Mjölner" — der Zermalmer. Mit diesem Hammer hatte Thor das Geschlecht der Riesen und deren König Thrym erschlagen. Der Mjölner war das Werk der schmiedekundigen Zwerge Brok und Sindri. Ein anderes Paar kunstfertiger Zwerge waren Durin und Dvalin, welche — wie in der Herwararsaga erzählt wird — dem König Smafurlami das Schwert „Tyrfing" geschmiedet hatten. Es führte nie einen falschen Hieb; so oft es gezückt wurde, mußte ein Menschenleben zu Grunde gehen.

So besteht seit den Zeiten des Anfdämmerns menschlicher Erinnerungen ein ursächlicher Zusammenhang zwischen dem Eisen und der Stärke einerseits und zwischen dem Eisen und den Kobolden der Tiefe andererseits. Die Kunst der letzteren kam zunächst den Göttern zu gute, alsdann den Menschen; denn noch im Mittelalter glaubte das Volk, daß man für Eisenklumpen, welche man vor die Oeffnungen der Zwergklüfte legte, tags darauf herrlich geschmiedete Schwerter erhalte.

Die Ueberlieferungen von der Gewinnung der Metalle in deutschen Gauen in ältester und urältester Zeit beziehen sich in erster Linie auf die Alpen. In dem Hochzuge der Tauern, dem Grenzgebirge zwischen den Ländern Salzburg und Kärnten, und im steierischen Hochlande reicht jene Betriebsamkeit in eine Zeit zurück, welche weitab von allen geschichtlich feststehenden Kulturanfängen liegt. In den Tauern wurde Gold, im Hochlande der Steiermark Eisen gewonnen, beides bereits von den Kelten, welche eine große Vorliebe für den Bergbau hatten. Erben dieser Reichthümer wurden nachmals die Römer. Zu ihrer Zeit war neben dem steierischen „Erzberg" noch eine zweite Oertlichkeit wegen ihrer Ausbeute an Eisen berühmt: Caudaticae, das jetzige Hüttenberg in Kärnten. Zwischen diesen beiden Oertlichkeiten und der Donau einerseits, sowie zwischen ihnen und der Handelsstadt Aquileja am Nordende des Adriatischen Meeres andererseits zog die „Eisenstraße", welche Julius Cäsar hatte anlegen lassen. Der Konsul Petronius rühmt die Messer aus norischem Eisen, und in einer der Oden des Horatius heißt es: „Quas neque Noricus deterret ensis" — „welche selbst das norische Schwert nicht schreckt" ...

Es ist merkwürdig zu beobachten, wie der Menschen Thun an uralte Gepflogenheiten und Bezeichnungen sich festettet. So nennt man noch immer den Weg, der von Hieflau im Thale der Enns über den Markt Eisenerz, am Erzberg vorüber, nach den frischen Thalgründen der Mur verläuft, „die Eisenstraße". Die Bergbantegenden, die Sagen und Märchen aber, von welchen der „Eiserne Berg" im steierischen Hochlande umrankt ist, reichen über das Mittelalter nicht hinauf. Auch die geschichtliche Ueberlieferung, soweit sie urkundlich festgestellt ist, setzt den Betrieb der Eisenausbeute weit später an, als es den Thatsachen entspricht. Eine Inschrift an einer steinernen Säule am Westhange des Erzberges verkündet: „Als man zählte Nach Christi Geburth 712, hat Man diesen Edlen Erzberg zu bauen angefangen."

Es soll nun erzählt werden, was am steierischen Erzberg und in dessen Bereiche alles zu sehen ist. Die Schienen der „Rudolfsbahn", welche die wilde Durchklüftung des Enntschtales, die man „das Gesäuse" nennt, durchziehen, senden bei der Station Hieflau einen Flügel nach dem Hochgebirgskessel von Eisenerz. In Hieflau melden sich die ersten Anzeichen der Betriebsamkeit, welche weiter unten geschildert wird: Hochofenflammen und geschmolzenes Metall. Alsdann geht es in die Enge des Seitenthales hinein. Wo dieses zu einem Kessel sich erweitert, ist ein Wunder zu schauen. Ungeheuere Mauern von Felsmassen stehen im Umkreis und mitten zwischen ihnen ragt, durch Seitenäste des Thales förmlich von seiner Umgebung losgelöst, ein Bergkoloß auf. Er ist theils kahl, theils mit Fichten bestanden und sinkt sich auf der Westseite in vielfachen künstlichen Terrassen ab. Ueber seinen Scheitel glühen die weißen Kalkgipfel in den Flammen der Sonne, in der Tiefe rauschen lebendige Wasser, das Auge erfreut sich an Farbenschmelz von allerlei Blumen, um das Ohr summen die geheimnißvollen Regungen einer unsichtbaren Thätigkeit.

Das ist der Erzberg. Er erhebt sich 1534 m über den Meeresspiegel, etwa 780 m über die Thalsohle bei dem Markte Eisenerz. Der Fremde, welcher in diese Gegend ohne entsprechende Vorkenntnisse eintritt, weiß nicht, daß er es hier mit einem „eisernen Berge" im wahren Wortsinne zu thun hat. Der Berg wird sozusagen vom Fuße bis zum Gipfel abgebaut. An der westlichen Seite und im unteren Theile des Gehänges, welches gänzlich entwaldet ist, wird auf zahlreichen übereinander sich abstufenden Terrassen das Erz wie in einem Steinbruche gewonnen. Es wird hier „Tagbau" betrieben. Höher oben, in der Zone zwischen 1100 und 1500 m, erfolgt die Erzgewinnung durch Grubenbetrieb. Die Erze sind Spatheisensteine, die fast 40 Prozent reines Metall enthalten. Von dem unerschöpflichen Reichthume an Erz bekommt man den richtigen Begriff, wenn man erfährt, daß

Alte eisenerzene Schmiedearbeiten im Museum zu Eisenerz.

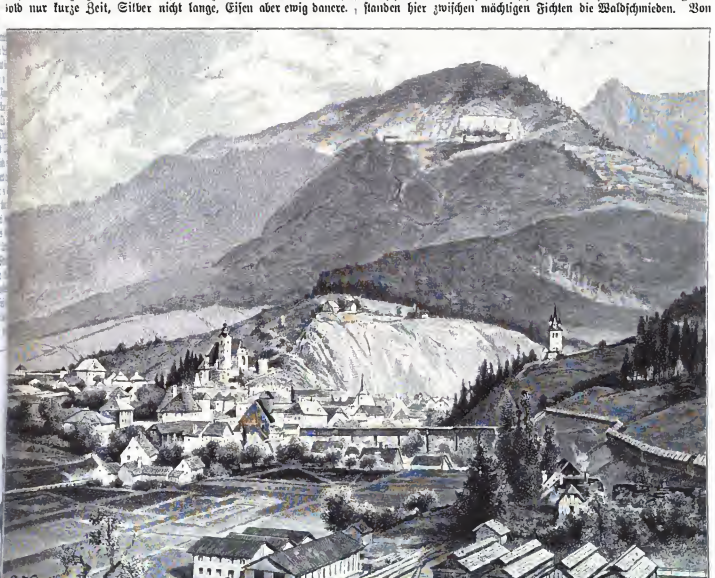
beispielsweise das sogenannte „Weingartnerlager" auf der Westseite des Berges eine muthmaßliche Länge von 1000 m und eine Mächtigkeit von 150 m hat. Obwohl

r Erzberg in guten Jahren eine Exzausbeute von mehr als 5 Mil-onen Metercentnern (1 Metercentner = 100 Kilogramm) liefert, ll nach einer sorgfältigen Berechnung ein Versiegen des Berg-gens im nächsten — Jahrtausend (!) nicht zu befürchten sein.

Wenn dem so sein sollte, würde sich eine von den vielen agen, die auf den Erzberg sich beziehen, bewahrheiten. Ein nhold, den einst in der Vorzeit mehrere Leute dieses Thales ngst gemacht hatten, wurde gezwungen, seine Freilassung mit gend einem Geschenke zu erwirken. Er bot einen goldenen Fuß, n silbernes Herz und einen eisernen Helm und bemerkte, daß old nur kurze Zeit, Silber nicht lange, Eisen aber ewig dauere.

die in den seligen Gründen des tirolischen Erzschlandes in der Erinnerung lebendig geblieben sind. Die Zwerge, die Drachentödter und minniglichen Saugesmeister, die verfallenen Burgen und versteinerten Rosengärten und manches andere beschäftigen dort zwischen den Rebenranken am Eschufer nachhaltiger die Einbildungskraft als der Felsencirkus, der den norischen Eisenberg umklammert.

Wer indeß mit offenen Augen wandert, wird auch hier mancherlei Wahrnehmungen machen. Von den herkömmlichen Bergsagen abgesehen, eröffnet der Einblick in diese Betriebsamkeit weite Ausschau in die rauhe nordische Welt. Schon in uralten Zeiten standen hier zwischen mächtigen Fichten die Waldschmieden. Von



Die Löwaldskirche

Der Schichtlthurm.

Eisenerz und der Erzberg.

Die Leute wählten den Helm, worauf der Gefangene nach dem Erzbezug wies: dort sei Eisen für ewige Zeiten ... Eine andere Sage berichtet über einen Kampf der Riesen mit den Göttern in dieser Bergwildniß. Als jene bereits gewaltige Felsmassen aufgethürmt hatten, schleuderten die Götter einen ungeheueren Eisenklumpen auf die Erde. Er fiel dorthin, wo sich jetzt der Erzberg erhebt.

Wer im Thalkessel von Eisenerz steht, empfindet nichts von dem Zauber, der sich anderwärts in den Alpen durch allerlei Dinge romantischer Natur kundgiebt. Man wird hier nicht von dem Widerschein der weißen Eisfelder geblendet wie auf den Hohen Tauern, in deren Krystallmassen die Traghilder des Gold durfies sinken; man sieht dort nicht unter den Einwirkungen märchenhafter Geschehnisse, die vom Dufte des Südens verklärt sind wie beispielsweise die Gestalten des deutschen Heldenliedes, ihren Essen flamme es in die menschenleere Wildniß hinaus. Spuren von Stollen und Gasslochern werden am Erzberge nicht vermißt. In den Forsten, zu denen jetzt der Donner aufsteigender Dynamitmassen heranschallt, geht der germanische Waldgeist um. Auf der Höhe des Erzberges, wo ein Seitenweg der „Erzstraße" vom Sattel des Prebuhl gegen den Erzgraben herüberzieht, brütet die Stille des Urwaldes, unterbrochen vom Gerieselt heller Quellen zwischen Moos und Farndickicht im Innern des finsteren Gestämmes. Eine geheimnißvolle Dämmerung verhüllt die Tiefen, aus denen das Gold zu Tage gefördert wird; unter Hammergedröhn und Flammenbrunst wird das Eisen geboren. Roth wie die Gluth in den Essen war der Bart Thors, und rothes Gelock flatterte um das Haupt Wielands, der bei Mimir — dem Urahn der Schmiede — das Eisen kommen lernte ...

Der Kaiserlich.

Beyor man den Erzberg besteigt, ist der Spaziergang zu empfehlen, der über den malachitgrünen Erzbach auf die Höhe führt, wo der sogenannte „Schichtthurm“ steht. Die Glockenschläge seiner Uhr verkünden den Knappen Beginn und Ende der Arbeit („Schicht“). Von der mäßig hohen Aussichtsstelle überschaut man die grauen Dächer von Eisenerz, die drei Ausäßungen des Thalkessels, die gewaltigen Felsmauern des Reichenstein im Süden, des Pfaffenstein und der Griesmauer im Osten und der Seemauer im Norden. An die letztere schlagen die Wellen des einsamen, für den Beschauer durch einen vorliegenden Waldrücken verdeckten Leopoldsteinersees an.

Am fesselndsten aber ist der Anblick des Erzberges, den man vom Fuße bis zum Gipfel überschaut. Auf den Abbauterrassen ist ein Wimmeln wie in einem Ameisenhaufen. Zwischen „Aufbrüchen“ und „Erzlmauern“ laufen die Schienen der Arbeitsbahnen, in hölzernen Rinnen kollern die Erze zu Thal. In der Luft ist ein immerwährendes Summen und Knistern, denn die Entfernung ist groß genug, um den durch die Emsigkeit der Arbeiter hervorgerufenen Lärm bis auf geringe Schallwirkungen abzudämpfen.

Dann plötzlich ändert sich das Bild. Fast flucht artig verschwinden die Arbeiter hinter Schutzmauern und in Stollen. Der ganze Berg erscheint wie ausgestorben. Mit Verwunderung schaut der Gast auf die nun menschenleeren Abbauterrassen und kann sich die spukhafte Veränderung nicht deuten. Da mit einem Male schießen Rauchwolken aus dem Berge — zwei, drei, vier . . . da und dort — es folgt Knall auf Knall und krachlin rollt der Donner, von den ehernen Mauern der Felsen zurückgeworfen. Das Niederprasseln der vom Berge abgesprengten Trümmer hört sich — aus der Entfernung mischen vernommen — kaum stärker als ein Knistern an. Nachdem alle Dynamitminen aufgeflogen sind, belebt sich der Abbauort wieder mit den vielen Hunderten von geschäftigen Gestalten. Standen wir dicht neben den Arbeitern, so würden wir gewahren, wie ein Mann vorsichtig die Sprengörter untersucht. Das ist der „Pafführer“, dem die Sorge für die richtige Wirkung der Minen obliegt. Ist die Nachschau vorüber, dann beginnt das „Abrenken“, das Abtragen und Zerkleinern der zersprengten Felsbrocken.

So geht es fort und fort von früh bis abend. Allerdings findet der Tagbau nur in der besseren Jahreszeit statt, während der Betrieb in den Stollen das ganze Jahr hindurch nicht unterbrochen wird. Diese Stollen liegen, wie schon erwähnt, hoch oben im Erzberge.

Wir wollen sie nicht bloß aus der Entfernung ins Auge fassen, sondern ihnen näher treten. Wir steigen also von dem Platze, wo der Schichtthurm steht, wieder nach Eisenerz hinab und den jenseitigen Abhang hinan. Gleich zu Beginn halten wir an. Was uns hierzu veranlaßt, ist eine kastellartige Erhöhung über dem Markt und auch das Bauwerk, das sich hier erhebt — die Oswaldkirche — hat mehr von einer Trutzburg als von einem Gotteshause. Es

Herstellung des Bohrloches für die Sprengmine.

von einem herrlichen Rost ton überhaucht — der Kunstverständige nennt ihn „Patina“ — und von altehrwürdigen bröckeligen Wallmauern mit vorspringenden Rundthürmen umschirmt. Ueber die Brustwehr hinauf ragen die Wipfel von Fichten, an den Wallmauern glänzen die gilblichen Blüthenteller des Hohnwonder. Wunderzame Lichter flimmern auf der sonnbeschienenen Trift, die sich weithin zu Füßen erstreckt. Wer aber auf mehr als Blumen und

Die Barbarakapelle, das Bild der „Bruderlade“ und Knappen in der „maximilianischen“ Bergtracht

im warmen Hauche gaukelnde Falter achtet, im Weben des Windes über murmelnden Wassern und begläuzten Laubdächern dem Wandel der Erscheinungen nachspürt, wird auf diesem Platze vor der Oswaldikirche seine Rechnung finden. Vielleicht stand vor Zeiten hier ein Tempel der Noriker, von einem Fichtenhaine umgürtet, in dessen Düster die Schatten von Wichteln und Bergmännlein hupften. Alsdann vergegenwärtige man sich, wie ein halbes Jahrtausend nach dem Wiederbeginn der Betriebsamkeit auf dem Erzberg Deutschlands erster Kaiser aus dem Hause Habsburg von derselben Höhe in das herrliche Hochthal hinausschaut und die Erbauung eines Gotteshauses anordnet. Im Jahre der Entdeckung Amerikas war dieses Heiligthum in Flammen aufgegangen. Ein anderer großer Habsburger — Maximilian I. — verfügte den Wiederaufbau der eingeäscherten Kirche. Es ist dieselbe, welche man jetzt vor sich hat.

Die Oswaldikirche ist ohne Zweifel das kunstgeschichtlich bedeutsamste Wahrzeichen von Eisenerz. Unser Sinn aber hängt an anderen Dingen ... Wir steigen im Fichtenschatten höher hinan. Die erste Etappe ist abermals ein kleines Gotteshaus — die „Barbarakapelle", wo zu Zeiten ein wunderlicher Aufzug zu sehen ist. Am Tage des Patronatsfestes versammeln sich unter den dunkeln Wipfeln, welche über das kleine Heiligthum Schatten breiten, seltsame Gestalten. Es sind Knappen in der alten historischen Bergmannstracht, welche die „maximilianische" genannt wird: weißer Kapuzenrock, schirmlose Bergmütze, Grubenleder, grüne Strümpfe und Bergschuhe. Im Inneren der Kapelle aber wird ein Schaustück seltener Art verwahrt. Es ist das sogenannte „marianische Wunder": eine Erzstufe, auf der durch den Uebergang von Flinz in Braueisenstein ein täuschendes Bildniß der Gottesmutter entstanden ist, von einem Glorienscheine und einem bandartigen Streifen, dessen Schattirungen Schriftzeichen gleichen, umgeben. Die Wunderstufe wurde 1669 im Dorotheastollen aufgefunden. —

Bald lichtet sich der Wald. Es geht auf guter Straße, in der Folge auf Steigen höher hinan, an Baracken und Arbeitsplätzen vorbei. Zuletzt stehen wir auf der Höhe neben dem Gewerkshause und schauen nun auf das Treiben auf und zwischen den Staffeln der Abbauterrassen hinab. Das Krumpenthal zu Füßen ist von Sonnenflittern erhellt, über den vorliegenden dunklen Höhenrücken ragt die ungeheuere, roth angegluthte Zackenkrone des „Kaiserschilds".

Einfahrt in den Förderstollen.

Tausend Hände durchwühlen den eisernen Berg, theils dort unten im Lichte der Sonne, theils neben uns in den dunklen Verließen der Stollen. Wer in einen der letzteren einfährt, bekommt in der trübe flackernden rothen Beleuchtung der Grubenlampen mitunter eines jener schneeweißen, flimmernden Wunderwerke der ewigen Nacht zu sehen, welches man „Eisenblüthe" nennt: zarte Kalksteingebilde, die aus verwitterten Spatheisensteinfalten hervorwuchern.

Auf dem Gipfel des Erzberges setzt wieder Wald an, der die ganze Ostseite desselben bedeckt. Die Fahrstraße, welche dort in Windungen zur Jochhöhe des Prebichl sich emporwindet, zieht fast durchwegs im Schatten dichten Gestämmes dahin. Auf der höchsten Spitze des Berges steht, wie es sich für diesen eisernen Hochaltar der Alpen geziemt, ein ehernes Christusbild, das der Liebling dieses Bergvolkes, Erzherzog Johann, am 27. Mai

Abbauterrassen am Erzberg.

1823 hat aufrichten lassen. Es ist ein Gußstück aus dem Gußwerke Mariazell, fünfhundert Kilogramm schwer. Die Figur hat Ueberlebensgröße; das Kreuz ist von Lärchenholz. Vor diesem Kreuzbilde versammeln sich am Tage Johannis des Täufers die Vorderuberger Knappen in der erwähnten maximilianischen Bergtracht. Unterhalb der Kreuzhöhe, auf dem Waldhange der Offseite des Berges, hallen die schrillen Pfiffe von Lokomotiven über das tief eingesenkte Thal hinweg. Bis in diese Höhe herauf reicht also die durch den Dampf gekennzeichnete Betriebsamkeit! Die vollgefüllten „Hunde" der Erzförderbahn rollen auf den Schienen über die Höhe des Joches hinweg in das jenseitige Thal, wo in langer Reihe die Hochöfen von Vorderuberg stehen. Es flammt und rauscht, und die rothe Eisenglutt quillt in die Gußbecken. So erfährt das Erz seine erste Verwandlung: das Roheisen wird ausgeschieden und nach den nahen Hüttenwerken gebracht, aus denen alsdann Fabrikate aller Art in die weite Welt wandern. Das Museum zu Eisenerz bewahrt Proben alter Eisenerzer Schmiedearbeit, deren künstlerisch zierliche Formen geradezu mustergültig genannt werden können.

Noch müssen wir einer Oertlichkeit gedenken. Hoch über den Abbauterrassen erhebt sich zwischen rothbraunen Trümmerhalden und einzelnen Fichten eine Plattform, welche „der Kaiserstuhl" genannt wird. Hier pflegte Kaiser Maximilian I., wenn er in der umliegenden Hochberge jagte, zur Rast sich einzufinden. Auf der Plattform des „Kaiserstuhls" stand bis vor kurzem die Eingangs erwähnte Säule mit der steinernen Urkunde, welche den Beginn des Bergbaues — wohl nach langer Unterbrechung während der Wirren der Völkerwanderung — im Jahre 712 verneldet. Aus bergschlechten Gründen mußte kürzlich die Säule entfernt und an einem benachbarten Abhange untergebracht werden. Der „Kaiserstuhl" erhält indeß nicht nur durch die menschliche Betriebsamkeit und die Erinnerung an einen edlen Fürsten eine Weihe; sie ist ihm auch durch die Stimme des Dichters gegeben. Denn auf der Säule, die bislang den Platz zierte, liest man die Klopstockschen Verse:

„Hier steh' ich,
Rund um mich ist alles Nacht!
Und Wunder alles!
Mit tiefer Ehrfurcht schau'
Ich die Schöpfung an,
Denn du,
Namenloser, erschufest sie."

Blätter und Blüthen.

Albert Bürklin †. Am 8. Juli d. J. starb zu Karlsruhe der Oberingenieur a. D. Albert Bürklin, einer unserer bedeutendsten Volksschriftsteller; durch den weitverbreiteten „Kalender des Lahrer hinkenden Boten" drangen seine Erzählungen und Schwänke, seine Jahresüberschriften der Weltbegebenheiten überallhin, wo die deutsche Zunge klingt. Von Bürklin ist ferner auch die Idee zur Gründung von sogenannten „Fechtschulen", wie sie noch jetzt in Deutschland im Süden und im Norden bestehen, wenn auch nicht ausgegangen, so doch zuerst literarisch vertreten worden — das Reichswaisenhaus in Lahr ist bekanntlich die erste Frucht dieser Idee und Bürklin also sein Mitbegründer. Baden, das engere Heimathland des Verstorbenen, kannte ihn dann noch als vortrefflichen Eisenbahnmechniker und liberalen Abgeordneten seiner zweiten Kammer.

Albert Bürklin.

Bürklin, als Sohn des nachmaligen Geh. Finanzraths Christian Ludwig Bürklin am 1. April 1816 zu Offenburg in Baden geboren, begann seine literarische Thätigkeit mit dem „Kanzleiralh", der 1856 erschien, fünf Auflagen erlebte und noch nach dreißig Jahren in einer neuen Bearbeitung Beifall fand. Der Kanzleiralh ist eine dem Karlsruher Leben entnommene fündige Figur des Volksschriftstellers Bürklin geblieben: höchste bürgerliche Ehrenhaftigkeit, gluthender Patriotismus, im ganzen durchaus moderne Denkungsart, dazu eine Dosis Spießbürgerlichkeit und Gedrücktheit, die sich aus der Vermögenslage des Wackeren herleitet, machen diesen Charakter zu einem aufverordentlich liebenswürdigen und werden ihm für die Zukunft sogar eine Art kulturgeschichtlicher Bedeutung verleihen, denn er ist der Typus des ehrenhaften kleinen Beamtenthums.

Mit seiner im Jahre 1861 erschienenen größeren Erzählung „Toni und Madlein" betrat dann Bürklin das Gebiet der Dorfgeschichte, auf welchem damals Berthold Auerbach und seine zahlreichen Nachahmer unumschränkt herrschten. Bürklin eiferte jedoch nicht Auerbach nach; er wollte für das Volk schreiben, nicht für die Gebildeten Stoffe aus dem Volksleben behandeln. Es sind meist die bekannten und oft benutzten Gestalten, die Bürklin seinen Lesern vorführt: das ländliche Liebespaar, er arm, sie reich, der starre Hofbauer, sein überwitziger Sohn, der edle Schulmeister, der hünerische Barbier, der großmüthige Holzhändler ꝛc.; die Geschichte nimmt auch, von einem in Holland spielenden ziemlich eigenartigen Zwischenspiele abgesehen, den gewöhnlichen Verlauf; doch zeigt Bürklin eine so genaue Kenntniß der Volksseele und weiß den Volston durchweg so gut zu treffen, daß sein Werk noch jetzt im eigentlichen Volke viel gelesen wird.

Zum wirklich bedeutenden Volksschriftsteller wuchs Bürklin erst nach und nach empor, leidem er mit dem im Verlag von J. H. Geiger (Moritz Schauenburg) in Lahr erscheinenden altbekannten „Kalender des hinkenden Boten" in Verbindung gerieten war. Das geschah im Jahre 1858, und an zwanzig Jahre hat der nun Verbordene die Redaktion des Kalenders in der Hauptsache selbständig geführt, selber zahlreiche Beiträge für ihn geschrieben und denen anderer Mitarbeiter vielfach seinen oder den dem Kalender angemessenen Charakter aufgeprägt. Der Werth von Bürklins Schöpfungen beruht zum großen Theil auch darauf, daß sie aus dem modernen Leben in seiner ganzen Breite herausgegriffen sind. Man kann fast sämmtliche geistige Bewegungen der jüngsten Tage in Bürklins Erzählungen wiedergespiegelt finden. In erster Linie war es ihm um die Festigung des Reichsgedankens im deutschen Vaterlande zu thun, um die Ausgleichung von Nord und Süd, und da hat er vielleicht mehr gewirkt als mancher, der in der Oeffentlichkeit viel darum gepriesen wurde. Niemals hörte Bürklin auf, für Aufklärung und Menschlichkeit zu wirken, für engherzige Spießbürgerthum und die Dunkelmänner zu bekämpfen, ohne das Volksthum aber, wo es war anging, zu befehden, und es zeigt sich bei ihm eine Seitigkeit des Interesses, die wirklich zu bewundern ist. Und damit hat er sich ein Anrecht auf dauerndes Gedächtniß erworben.

Adolf Bartels.

Der Einfluß der Kaltbrücken Zug. (Zu dem Bilde S. 653.) Namentos ist die Unglück und furchtbar sind die Verheerungen, welche die entfesselten Wasserfluthen über einen Theil unseres Vaterlandes in wenig verbrochener Folge haben: aus Sachsen, Böhmen, vom Rhein und von der Donau sind Unglücksposten über Unglücksposten in unseren Zeichnen; reiche Gefilde sind in Wüsten verwandelt, kleinere Besitzthümer vernichtenden Strömen angeschwollen, in deren Fluthen Menschen und menschliche Eigenthum begraben wurden; in der Schweiz und in Böhmen ist das Unglück nicht minder groß. Prag, die alte Königsstadt unserer Ueberschwemmung des Moldau entsetzlich gelitten, ganze Stadtviertel standen unter Wasser, die Bewohner mußten fliehen, man konnte ihnen kaum die nothwendigsten Lebensmittel zuführen, und in Noth hatte ihre äußerste Grenze erreicht und in Böhmen ist das Unglück noch

warmvoglaste schreibt man wunderthätige Heilung von mancherlei Gebresten zu, und Scharen frommer Wallfahrer pilgern alljährlich zu dieser Stelle.

Es ist noch zweifelhaft, wie viele Menschen durch den Einsturz am frühen Morgen des 4. September ihren Tod gefunden haben. Vorläufig weiß man von drei Todten. Der fünfte, sechste und siebente Bogen sind weggestürzt, die Fundamentpfeiler aber scheinen unverletzt und ragen aus den Wellen empor.

Hoffentlich gelingt es, das zerstörte Bauwerk in aller Schöne wieder herzustellen und so der Stadt das nationale Symbol vergangener Herrschergeschlechter zu erhalten.

König Gorm befreit seine Braut Kinge. (Zu dem Bilde S. 648 und 649.) Baumbach, der anmuthige Sänger der Spielmannslieder, hat ein Epos gedichtet, worin er die Geschichte von der Werbung Horands um Hilde, die Tochter König Hagens, erzählt — in freier Umformung der Stoffe, die uns im Gudrunlied erhalten sind. Wie Baumbach das lieb, singt er bei schicklichen Gelegenheiten dazu, dramatisch bewegte Bilder ein, wie sie dem Tode und der Stimmung entsprechen. Ein solches Lied hat unseren Künstler zu seinem Gemälde begeistert. Hildburg singt es den Königskinde Hilde, in dessen jungfräulicher Seele eben die Liebe zu dem kecken Recken Horand aufzusprießen begonnen hat. Es ist ein Lied von dem König Gram, dem ein gelehrmäßvoller Spiegel die treue Braut, Signe, des Finnlandkönigs Tochter, im Bezaubergschmeid und Brautgewand an eines Feenbett sein zeigt:

Da sprach sein Wort der König Gram,
Das Steuer er zu Handen nahm,
Gen Mitternacht, gen Finnenland
Ward schnell das Drachenschiff gewandt:

Hei, wie es flog im Winde!

Der Finnenkönig saß im Saal
Bei seiner Tochter Hochzeitmahl.
Schön Signe saß so blaß und bleich
Und neben ihr im Kleide reich

Der Fürst der wilden Sachsen.

Da trat ein alter Mann herein,
Den hüllten Graufhundsfelle ein.
Er sang am Gtab gebückt einher,
Als ob er siech und müde wär',
Und faß am Eingang nieder.

So Meth als Wein in Strömen rann,
Und wüster Lärm im Saal begann,
Manch einer von Bewußtsein schied,
Ein jung'scher Sänger sang ein Lied,
Das klang wie Rabenkrächzen.

Da nahm das Saitenspiel zur Hand
Der fremde Mann im Wolfsgewand
Und sang ein Lied voll Klang und
Gluth,
Von Frauentreu und Mannesmuth,
Schön Signe saß und lauschte.

Und wie vom Regen neu belebt
Die welke Blüthe sich erhebt,
So hob das schöne Haupt die Braut,
Von heißen Thränen hell bethaut,
Und spähte nach dem Sänger.

Da warf der Fremde von sich schnell
Die Kappe fammt dem rauhen Fell.
Hei, wie den bleichen Mädchen
Zu Boden schlug der König Gram
Mit seinem guten Schwerte!

Schön Signe von dem Hochsitz sprang,
Der König sieh die Braut umschlang,
Und aus dem Hochzeitsaal im Flug
Sein starker Arm die Jungfrau trug
Zum Drachenschiff am Strande."

Aus dem oberen Donauthal. (Zu dem Bilde S. 665.) Dort, wo bei Fridingen die Donau in ihrem ersten Laufe die Wasser der Berge in sich aufnimmt, hellt sich bem jugendlichen Ueberschäumen des jetzt schon stattlichen Flusses ein bedeutendes Hinderniß entgegen: es ist dies der steilabfallende südöstliche Rand der Schwäbischen Alb, durch welchen hochragende Juraklastiefen sich die Gewässer in vielgewundenem und tiefeingeschnittenem Thal bahnen weiteren Weg zu nehmen haben. Der hier erschlossene Theil des oberen Donauthals ist eine der reizvollsten Gegenden unseres deutschen Vaterlandes und bietet eine unvergleichliche Fülle landschaftlicher Schönheiten. Die zerklüfteten Felsen der Alb erheben sich aus dem Schmuck prachtvoller Laubholzwäldder zu bedeutender Höhe und sind vielfach mit Schlössern und Ruinen gekrönt, während tief unten das Wasser der Donau in seinem engen Bette wildschäumend über mächtige, moosbewachsene Steinblöcke dahinbraust. Schon vom Eingang der Thalschlucht glänzt und hoch oben das Lupbergische Schlosschen Bronnen entgegen, welches, auf steilem Felsenriff erbaut, nur durch eine Zugbrücke mit der nahen Höhe verbunden ist. Eine kecksche Felsnadel erhöhet sich den trutzigen Thurm, aus dem kleinen, noch erhaltenen Ritterhaal des Schlosses, dessen Fenster, so wie der dem gründämmernden Abgrund gelegen, einen Ausblick über die vielzerrittenen Felsmassen der näheren Umgebung bis zu den ferneren Alpen gestatten.

Die Wände treten nun immer näher zusammen, prachtvoller Buchenwald nimmt uns auf, bis sich nach etwa zweistündigem Wandern die Schlucht öffnet und aus einer Thatmulde das Kloster Beuron mit seinen stattlichen Gebäuden in weithegbeschender Einsamkeit uns entgegenblickt. Die schöne Stiftskirche, noch heute ein sehr besuchter Wallfahrtsort, zeigt in sehr guten Freskogemälden die Sage von der Stiftung des Klosters und die Bildnisse seiner Patrone und Wohlthäter. Die Klostergebäude sind jetzt wieder mit Mönchen (Benediktinern) besetzt.

Von Beuron zieht sich die Straße über eine gedeckte Brücke auf das linke Ufer der Donau. Bald erscheint rechts auf großartiger Felsenhöhe, von starrenden Klippen umgeben, die stattliche Bergfeste Wildenstein. Ein abgetrumpftes Felsenriff trägt auf besonderem Grundmauern ein Thor, von welchem eine Zugbrücke über einen gähnenden Abgrund den Zugang zu der Burg ermöglicht, und staunend betrachten wir die riesigen Mauern und Thürme dieses Edelsitzes, welcher in allen seinen Eingetheilen ein wohlerhaltenes Bild mittelalterlicher Befestigungsbauten bietet. Ein bis zur Sohle der Donau hinabreichender Zwinger, eine Mühle und ein Zeughaus machen in Verbindung mit der natürlichen festen Lage das Schloß geradezu uneinnehmbar. Von der gothischen Burgkapelle führen ein jetzt verschmierter Gang unterirdisch zu Thal. Im Hauptgebäude, dessen Räume sammt dem Rittersaal noch erhalten sind, befanden sich die Wohngemächer des jetzt ausgestorbenen Geschlechts der Herren von Wildenstein, der Erbauer dieses durch alle Stürme des Mittelalters mannhaft behaupteten Schlosses.

Unterhalb von Wildenstein, nach einer wiederholten Krümmung des Flusses, eröffnet sich ein prachtvolles Panorama: von beiden Seiten treten teilweise aufsteigende Felswände bis an die Thalsohle heran und eine der großartigsten der ganzen Felsmassen zur Linken des Flusses trägt das alte fürstenbergische Schloß Werenwag mit seinen stattlichen Giebeln und Thürmen, welches mit seinen altertümlichen Innenräumen und Einbauten, die ganz ursprünglich erhalten sind, mit dem dazu gehörenden Gutshof und ausgedehntem Grundbesitz einer der schönsten Edelsitze des Landes genannt werden muß. Wobei an dem Dorfe Hausen mit der stattlichen Ruine Wagenburg und einer großen gegenüberliegenden Felsenhöhe wählt man die Donau ihre grünen Fluthen thalabwärts. Manche stattliche Ruinen wie Gutenstein, Falkenstein und Dietfurth liegen noch an ihren Ufer, und ihrem Laufe folgend, gelangen wir auf schöner, den Felsen abgerungener Kunststraße mit unseren Lesern über Thiergarten nach dem Orte Laig, von wo an die Felsmassen zurücktreten und der Fluß durch flachere Gefilde der „Burg Sigmars" zufließt, der ebenso hübschen wie malerischen Stadt Sigmaringen.

M. Stieler.

Schloß Kronborg. (Zu dem Bilde S. 669.) Bei der dänischen Stadt Helsingör, an der Seelle, wo der Sund am schmalsten ist und die Küsten von Seeland und Schweden bis auf vier Kilometer einander sich nähern, liegt das stolze Schloß, das unsere Abbildung dem Leser zeigt. Vor mehr als 300 Jahren, 1577 bis 1585, von König Friedrich II. erbaut und hoch befestigt, diente es lange Zeit dazu, die Gefährdung des Sundzolls mit seinen Kanonen zu unterstützen und einem etwaigen Gegner die Durchfahrt zu verwehren. Heute freilich ist das Schloß als Festung ohne Bedeutung, und der Sundzoll, der in früheren Jahren für Dänemark rund 7½ Millionen Mark abwarf, ist 1857 um das hübsche einmalige Abmindern von annähernd 70 Millionen Mark abgelöst worden. So ist das „Schloß am Meere" zur prosaischen Kaserne geworden und nur die geschichtliche Erinnerung und schattenhafte Sagen erhalten ihm einen Schein seiner einstigen Bedeutung. Auf der „Terrasse vor dem Schlosse bei Helsingör" läßt Shakspeare den Geist des ermordeten Dänenkönigs vor seinem Sohne Hamlet erscheinen und tief unten in den Kasematten sitzt Holger Danske, Dänemarks Schutzgeist, von dem Andersen uns erzählt und der hervorleben wird, wenn das Vaterland in Gefahr schwebt. Dem Reisenden aber, der heute Kronborg besucht, dem zeigt der Kastellan wohl auch die Zimmer, in denen der englische Königin Karoline Mathilde, Christians VII. Gemahlin, gefangen saß, weil sie des fränkischen Einverständnisses mit den Aerzte und Kabinettsminister Struensee bezichtigt ward.

Es sind keine freundlichen Bilder, welche Geschichte und Sage aus Kronborgs Mauern hervorzaubern. Wer aber von ihren Schauern sich erholen will, der steige hinauf auf das platte Dach des südwestlichen Schloßthurmes: da wird ihn die prachtvolle Aussicht über den Sund und hinüber nach der schwedischen Küste, wie landwärts über Seeland hinweg weiter erfrischen und das Erleben auf See zurückführen in die lebenswarme und lebensfrohe Gegenwart.

Unsere literarischen Beziehungen zu Holland haben wir kürzlich in einem kleinen Artikel auf Seite 323 unter dem Titel „Literarisches Freienverkehr" gekennzeichnet. Wir haben dort die Thatsache berühren müssen, daß von dem Romane „Frauenzimmer" von C. Vermeer, lange ehe er vollendet vorlag, in Holland bereits drei uneelaubte Uebersetzungen undzwar schlechte Uebersetzungen erschienen. Es will uns scheinen, als ob den Holländern nun doch selbst das Gewissen schlage über diese Art von „Import in deutschen Kultur". Wenigstens können wir nur so die Auslassung verstehen, welche sich in dem „Arnhemsch Courant" findet. Das Deutsche übersetzt, lautet die Auslassung des holländischen Blattes folgendermaßen:

„Schon öfters ist darüber geklagt worden, daß gewisse Verleger freiwen, holländische Romane ohne Nennung des Verfassers übersetzen und dieselben für sich oder in Zeitschriften herausgeben. Daß sie dafür den niederländischen Schriftstellern kein Honorar bezahlen und auch nicht um ihre Erlaubniß fragen, ist so schlimm nicht. Das Honorar wieder doch nicht viel zu bedeuten haben, und wer wieder wohl die Erlaubniß verweigern, wenn es sich um eine Mustergestaltung handelt? Aber der Name konnte doch wenigstens genannt werden!

„Jetzt sehen wir aber zu unserer größten Verwunderung, wie eine deutsche Schriftstellerin, die auch in unserem Lande nur lobend genannt wird, einen gelungenen Namen über einen Roman heilt welcher vorzüglich in der Zeitschrift „Nederland" steht, die laut Titelblatt „nur Originalbeiträge von niederländischen Schriftstellern" enthält. In „Onkel Loos Verlobungsring" giebt Fräulein B. Heimburg Wort für Wort den Inhalt von „Dit de natuurschoop van oom Frederik" von J. Kunst wieder, welche Geschichte in „Nederland" zu lesen ist. Nur die Namen der Personen sind geändert, Leo heißt Friedrich, Helena von Roland heißt Mina Wisser ꝛc.

„Das Unerhörte bei der Sache ist aber das: während Herr J. Kunst seine Novelle in die Mailserung 1890 von „Nederland" aufnehmen ließ, hat Fräulein Heimburg die Unverschämtheit gehabt, ihr Plagiat in den „Gartenlaube"-Kalender von 1889, welcher im Spätsommer 1888 erschien, aufnehmen zu lassen.

„Man kann bald sagen, wie das möglich ist?"

Ja, das wäre allerdings unerhört, wenn Fräulein Heimburg im Spätsommer 1888 eine im Mai 1890 erschienene Geschichte des Herrn J. Kunst abgeschrieben hätte! Das wäre mehr als „wierte Dimension"!

Nach unserem Dafürhalten hat der ehrenwerthe Herr Verfasser des Artikels in dem „Arnh. Courant" einen guten und löblichen Witz gemacht, indem er mit seiner Ironie seinem weniger ehrenwerthen Herrn Landsmann J. Kunst zu verstehen gab, daß es doch nicht ganz passend sei, das literarische Hab und Gut seines Nächsten so „offen vorzutragen". Wir aber annehmen aus der ganzen Geschichte mit Vergnügen die Thatsache, daß „Onkel Loos Verlobungsring" dem Herrn J. Kunst recht gut gefallen hat, sonst hätte er sich wohl nicht die Mühe gegeben, die Heimburgsche Novelle in einen „Originalbeitrag eines niederländischen Schriftstellers" zu verwandeln.

Allerlei Kurzweil.

Schachaufgabe Nr. 5.

Von **Max Zeigl** in Wien.

SCHWARZ

WEISS

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Homonym.

Schreibt sich mein Wort am Anfang klein,
Schließt es viel Elend in sich ein,
Schreibt sich's am Anfang groß, so ist
Es nöthig dir zu jeder Frist. Oskar Leede.

Kombinationsaufgabe.

Durch Umstellen der Buchstaben ist aus je zwei Wörtern ein neues Wort zu bilden. Auf diese Weise wird aus:

1. Dee* + Nithe — eine Ordnung der Amphibien,
2. Was + Tondern — ein Wochentag,
3. Linde + Seine — ein bekannter Ort in der Schweiz,
4. Lunge + Raub — ein deutsches Land,
5. Sonne + Trost — ein schwedischer Feldherr,
6. Barren + Zunge — ein österreichischer Dramatiker,
7. Leiden + Denke — ein europäischer Staat,
8. Glis + Ruben — eine bekannte Legirung aus drei Metallen,
9. Ruf + Semele — eine elektrische Erscheinung.

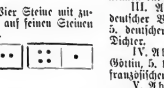
Die Anfangsbuchstaben der neun Wörter nennen einen Waldbaum.

* Dee ist ein Fluß in Schottland. A. St.

Domnoaufgabe.

A, B, C und D nehmen je sechs Steine auf. Vier Steine mit zusammen 6 Augen bleiben verdeckt im Talon. C hat auf seinen Steinen 8 Augen mehr als D, aber 17 Augen weniger als B.

A hat



A setzt Doppel-Vier aus und gewinnt dadurch, daß er die Partie bei der fünften Runde mit Blank-Vier sperrt. B, C und D müssen bei der dritten Runde passen. C behält auf seinen Steinen 14 und D auf den seinen 18 Augen übrig. — Die Summe der Augen auf den 14 Steinen der Partie beträgt 96.

Welche Steine lagen im Talon? Welche Steine besitzten B und C? Wie war der Gang der Partie? A. St.

Logogriph.

Mit J für kurzen Zeitenraum
Bin ich der Menschheit nur verliehen.
Gleich einem goldnen Frühlingstraum
Sah manchen mich vorüberziehen.

Wohl dem, der bis ans kühle Grab
Mit T mich treu im Herzen hegte,
Den ich als fester Wanderstab
Durchs Leben zu geleiten pflegte.

Mit J verleih' ich Kraft und Glanz —
Doch bin vergänglich wie die Blume;
Mit T, ein hehrer Strahlenkranz,
Erglänz' ich zu des Eigners Ruhme.

Oskar Leede.

Buchstabenräthsel.

Mit I bin ich ein fein Gebäck,
Ein süßer Leckerbissen,
Mit L bin ich ein würdig Weib,
Das Jugend längst muß missen.

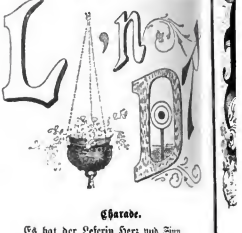
Ernst Kornumpf.

Räthsel.

Einen Platz vor jedem Gaste
Nimmt es bei der Tafel ein;
Mehr als gut ist's ohne Füße,
Ja, das Beste kann's nur sein!

Emil Noot.

Scherzbilderräthsel.

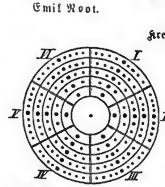


Charade.

Es hat der Leserin Herz und Sinn
Die erste eingenommen,
Das Lieblingsthema zumeist ich bin,
Wenn Mädchen zusammenkommen;
Die letzten zwei sind ein schlimmer Ort
In Rheinlands reichen Bezirken;
Es rauchen zahllose Essen dort,
Und fleißige Hände wirken;
Das Ganze müßest du nie versorgt
Dem Armen, den das Geschick geschlagen.

Oskar Bilse.

Kreisräthsel.



In den sechs kreisförmigen Abtheilungen dieses Kreises sind an Stelle der Punkte Buchstaben zu setzen, so daß Wörter von folgender Bedeutung entstehen:

I. Abtheilung: 1. Buchstabe, 2. Himmelsgegend, 3. italienische Dichter, 4. Planet, 5. Zinngrube. Die von innen nach außen gelesenen Mittelbuchstaben nennen eine ergiebige Säure.

II. Abtheilung: 1. Buchstabe, 2. Fisch, 3. Himmelskörper, 4. deutsches Fürstenthum, 5. Name mehrerer lyrischer Könige. Die Mittelbuchstaben nennen ein Negerreich am Niger.

III. Abtheilung: 1. Buchstabe, 2. europäische Residenzstadt, 3. deutscher Virtuose und Komponist, 4. Person aus Schillers „Fiesko", 5. deutscher Bildhauer. Die Mittelbuchstaben nennen einen englischen Dichter.

IV. Abtheilung: 1. Buchstabe, 2. Vogel, 3. Landbaum, 4. griechische Göttin, 5. berühmter Afrikareisender. Die Mittelbuchstaben nennen einen französischen Schriftsteller.

V. Abtheilung: 1. Buchstabe, 2. Wahrheitsversicherung, 3. Insel, 4. italienische Provinz, 5. Tempel im alten Athen. Die Mittelbuchstaben nennen eine Stadt in Serbien.

VI. Abtheilung: 1. Buchstabe, 2. Stadt in der Schweiz, 3. weiblicher Vorname, 4. Gattung der Aale, 5. berühmter italienischer Maler. Die Mittelbuchstaben nennen eine Blume.

Ist alles richtig gefunden, so bezeichnen die Buchstaben des innern Ringes ein deutsches Drama und die Mittelbuchstaben der Wörter des äußern Ringes nennen dessen Verfasser. A. St.

Soeben ist erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

Gartenlaube-Kalender für das Jahr 1891.

Sechster Jahrgang. 15 Bogen 8°. Mit zahlreichen Illustrationen.

Preis in elegantem Ganzleinenband 1 Mark.

Der **Gartenlaube-Kalender 1891** enthält Novellen und Erzählungen von **W. Heimburg, Hans Arnold** u. A., belehrende und unterhaltende Beiträge beliebter Autoren, Illustrationen von bedeutenden Künstlern.

Die früher erschienenen Jahrgänge 1886—1890 des **Gartenlaube-Kalenders** sind zum Preise von je 1 Mark ebenfalls noch zu haben. Bestellungen auf den „Gartenlaube-Kalender" wolle man der Buchhandlung übergeben, welche die „Gartenlaube" liefert.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

Halbheft 22. 1890.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1890. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Sonnenwende.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(3. Fortsetzung.)

Roman von **Marie Bernhard.**

Auf der Straße wogte es in fröhlichem Durcheinander; die Sonne war vollends hervorgekommen und lockte die Menschen ins Freie. Linde Aprilluft wehte, der lichtgraue Himmel zeigte große blaue Stellen, und an allen Straßenecken boten arme Kinder ganze Büschel von Schneeglöckchen und Veilchen aus.

In ernsten Gedanken schritt Reginald seines Weges. — So war nun das vielbesprochene erste Begegnen mit dem Raubmörder vorüber, und er hatte seines Amtes mit keinem Wort walten können. Freilich, darauf hatte er gefaßt sein müssen. Würde es ihm aber überhaupt gelingen, diese mit Ungtauben und Trotz gepanzerte Seele aufzuthauen, ehe sie an die Schwelle des Jenseits gelangte? Allzuviel Zeit blieb ihm nicht mehr! Den Geistlichen überschauerte es kalt. Rund um ihn soviel keimendes, strotzendes Leben, ein Drängen und Treiben, ungestüm, unaufhaltsam, dem Licht, der Sonne entgegen . . . und dort sollte ein Menschendasein gewaltsam beseitigt werden, weil es hieß: Du schadigst Deine Mitmenschenbrüder — es ist kein Raum für Dich auf Erden! —

Und es konnte nicht ganz verderbt, nicht ganz entartet sein, dies Dasein! Es hatten gute Keime sicherlich auch in ihm geschlummert und nur das, was die Menschen die „Verhältnisse",

Eilgut.

Nach einem Gemälde von E. Unger.

Photographie von Franz Hanfstaengl Kunstverlag A.-G. in München.

den „Zeitgeist“ nennen, was so unGreifbar und doch so mächtig ist, das hatte ihn gepackt und festgehalten, den hatte er nicht zu widerstehen vermocht. — Sein Kopf war doch nicht klar, seine Bildung nicht reif genug gewesen, das Wahre vom Falschen zu sondern, die schlechte Gesellschaft der wüsten Schreier kam dazu, die da abdrechen, stürzen wollen um jeden Preis, ohne die Mittel zu wissen, wieder aufzubauen, Leute, die unter dem Deckmantel der Aufopferung oft die schmeßeste Selbstsucht, die verwerflichste Gier verbergen . . . und so war es denn um ihn geschehen! —

Etwas im Blick, im Ton dieses Mannes war es, das Reginald Muth machte, obschon er sich keines einzigen einleuchtenden Wortes entsinnen konnte. Aber es mußte werden — mußte! Diese Seele — er wollte nicht ermatten, um sie zu ringen, zu kämpfen, wie Jakob einst mit Gott! Wie? Er fühlte so starke Gewalten in seinem Innern, sein ganzes Sein war durchglüht von hoffnungsfreudiger Zuversicht — und es sollte ihm nicht gelingen, diese halbverlorene Seele zu sich hinüberzureißen, zu retten aus dem wüsten Chaos von Hohn und Zweifel zu einem festen ruhigen Aufblick, einem festen gläubigen Stammeln zu dem allgewaltigen Einen, der Millionen kranken Herzen Heil und Hilfe ist? — „Ist Gott für mich — wer kann wider mich sein?“ Mitten im alltäglichen Menschengetümmel kam das glaubenskräftige Bibelwort über ihn mit stolzer Wonne, und er hob sein Haupt hoch, und seine Augen leuchteten.

So kam es, daß er zwei Damen übersah, die ziemlich dicht an ihm vorüberstreiften, und erst, als er halblaut seinen Namen nennen hörte, wandte er sich rasch um.

Frau Hedwig Weyland war's, Arm in Arm mit Annie Gerold, die sich freundlich nickend zu ihm, der erschreckt mit gezogenem Hut stehen geblieben war, zurückwandte und ihm lachend die Hand bot.

„Wo waren Sie mit Ihren Gedanken, lieber Herr von Conventius, daß Sie uns beide so ganz und gar übersahen? Sie erinnern sich wohl Fräulein Geralds von unserer Gesellschaft her?“

O ja — er erinnerte sich! Das schöne und kluge Gesicht, das es ihm, eigentlich auf den ersten Blick, angethan hatte, sah unter dem großen, malerischen Rubenshut mit den nickenden Federn rosig und glücklich in die Welt. Dem jungen Geistlichen schlug plötzlich das Herz bis in den Hals hinauf, als er mit einem Blick die wundervolle Erscheinung umfaßte, die einen vollen Strauß von Schneeglöckchen an der Brust trug — ein Gemüs des Lenzes!

Frau Weyland schüttelte ihm die Hand — gleich kam auch Annies schmales Händchen zum Vorschein und legte sich zutraulich einen Augenblick in seine Rechte.

„Ich habe meine Strafe schon dahin, daß ich die Damen nicht gesehen habe. Bitte, verzeihen Sie es mir! Gnädiges Fräulein, Sie haben hoffentlich nicht gedacht, ich hätte mein Versprechen, Ihnen einen Besuch abzustatten, vergessen, weil ich bisher nicht kam?“

„Nein, ich dachte es nicht!“ gab Annie freundlich und unbefangen zur Antwort. „Ich wußte ja, Sie hatten Wichtigeres zu thun!“

„Wichtigeres nun schon nicht!“ Halb unbewußt fuhr ihm das Wort heraus — es verwirrte ihn ein wenig . . . und doch! Aug' in Auge mit Annie Gerold kam es ihm wirklich so vor, als gäbe es für ihn nichts Wichtigeres als sie in der ganzen weiten Welt!

„Nun, lieber Herr Pfarrer, das will etwas bedeuten bei Ihrer Berufsthätigkeit und den vielen ernsten Pflichten, die eine Amtsübernahme mit sich bringt!“ kam ihm Frau Weyland zuhilfe. „Wäre meine Annie nicht sotch' kluges Persönchen, sie könnte sich viel auf Ihre Aeußerung einbilden. Nun holen Sie uns aber schleunigst den verabsäumten Besuch nach, sonst machen Ihnen die lustigen Ulanen das Leben gar zu schwer — die haben nämlich Haus Gerold in eine Art Belagerungszustand versetzt. Wie ist es denn, Annie — hat eigentlich auch Dehmont bei Euch Besuch gemacht?“

„Nein!“ Annie hatte die Augen gesenkt und zupfte an ihren Schneeglöckchen.

„Nicht? Das ist doch ein wunderlicher Heiliger! Ich denke soeben zu ihm, weil wir im Begriff sind, ein neuestes Kunstwerk zu bewundern: wir sind auf dem Wege zum Museum. Begleiten Sie uns dorthin, Herr von Conventius?“

„Es thut mir sehr, sehr leid“ — Reginalds Blick und Miene bewiesen vollauf, wie ihm dies Bedauern von Herzen kam — „aber ich habe einem Herrn vom Kirchenkollegium um diese Zeit meinen Besuch zugesagt!“

Er ertappte sich auf dem unchristlichen Wunsch, der Herr vom Kirchenkollegium möchte im Pfefferland sein. „Vielleicht kann ich noch später hinkommen und die Damen im Museum treffen; ich fürchte aber, es läßt sich nicht thun. Jedenfalls, gnädiges Fräulein, nehme ich mir sehr bald die Ehre, bei Ihnen vorzusprechen!“

„Ja, bitte, kommen Sie, Herr von Conventius — meine Schwester und ich werden uns sehr freuen!“

Annie sagte es beinah' herzlich und reichte dem Pfarrer zum neuem die Hand. Gern hätte sie ihm von den Lieben und schönen Eindruck gesprochen, den seine Predigt ihr hinterlassen habe — die Straße schien ihr aber ein zu ungeeigneter Ort dazu.

„Adieu, lieber Herr Pfarrer, und es wäre kein Unglück, wenn Sie sich auch bei uns einmal sehen ließen,“ sagte Frau Hedwig mit einem schalkhaften Lächeln. „Robert und ich würden uns gleichfalls sehr freuen!“

„Gewiß, sehr gern, meine gnädige Frau, Sie wissen ja —“

„Natürlich weiß ich, lieber Freund! Am Mittwoch empfangen wir, es ist da meistens ganz zwanglos und gemütlich; meine junge Fremdin hier, die fast immer dabei ist, kann es mir bestätigen — nicht wahr, Annie?“

„Ja, liebste Hedwig! Du und Dein Mann, Ihr habt des Talent, es den Gästen bei Euch so heimisch zu machen, daß man es ganz vergißt, zum Besuch gegangen zu sein!“

„Nun sehen Sie, wie das Mädel zu schmeicheln versteht! Also auf Wiedersehen, Herr von Conventius!“

„Den Mann hat's!“ dachte die scharfsichtige Frau Weyland ebenso, wie Vetter Fritz von den Ulanen es feinerzeit gethan hatte. Der Ausdruck, wenn er Annie ansah — wenn sie zu ihr sprach! Förmlich verklärt! Ein so guter, edler und klarer Mensch, dabei wunderschön, vermögend und mit einer großartigen Zukunft vor sich! Hm! — —

„Annie!“

„Ja, liebster Schatz!“

„Conventius ist doch ein prächtiger Mensch!“

„Das ist er! Mich hat lange nichts so erhoben und innerlich gefestigt, wie neulich seine Predigt!“

„Der wird noch einmal Hofprediger, verlaß' Dich darauf!“

„Das glaube ich auch; und, was das beste ist, er wird das nicht seinem allen adligen Namen und seinen hohen Verbindungen verdanken, sondern sich selbst!“

„Und wie schön er ist!“

„Wunderschön — ja! Sieh' einmal, Thea würde mich auslachen, und wer weiß auch, ob sie mich so recht verstände — Du kannst ich's aber sagen, Du weißt, wie es gemeint ist von mir diesen Conventius könnte ich liebhaben, so recht treu und herzlich schwärmen, und von Herzensgrund, und könnte ihm vertrauen wie einem ganz alten, erprobten Freund, — ja, streng genommen, ist ihm das alles eigentlich jetzt schon, trotz unserer kurzen Bekanntschaft! Ist es die herrliche Predigt gewesen oder ist es sein Gesichtsausdruck, sein ganzes Wesen: ich könnte ihm ohne weiteres folgen, ihm blindlings glauben und ihm eine große Gewalt über mich einräumen. Was meinst Du — wie kommt das wohl?“

Frau Weyland sah in das offene Gesichtchen, in dem so redliches Nachsinnen zu lesen war, und sie sagte sich innerlich, daß Reginalds Ansichten, trotz dieser schmeichelhaften Meinung, nicht besonders gut standen. Ein Mädchen, das einen Mann liebt, auch ihrer selbst unbewußt, äußert sich anders.

„Das ist wohl das Geheimniß, das man Sympathie nennt, Annie! Und dann, es läßt sich nicht leugnen, daß Conventius' Persönlichkeit entschieden für die meisten Menschen etwas ungemein Gewinnendes und Fesselndes, abgesehen davon, daß sie ganze Art, wie er seinen Beruf ergreifen und ausgefaßt hat, unendlich für ihn spricht.“ —

Die beiden Damen waren jetzt in der Nähe des Museums angelangt. — Der großartige, weitläufig angelegte Bau mit seinem von korinthischen Säulen getragenen Portikus und der breiten grauen Marmortreppe zog viele Besucher an — von allen Seiten strömten Menschen herzu; Bekannte blieben stehen und begrüßten einander, lebhaftes Geplauder und Lachen ertönte, dazwischen das Klipp-klapp der Offiziersſabel, die gegen die Steinstufen anschlugen.

Am Fuß der unterſten Treppenſtufe lag ein wunderschöner, großer Neufundländer, behaglich hingeſtreckt, mitten im Weg-

Sonnenschein, und blinzelte mit träger Gleichgültigkeit in das vorüberfluthende Menschengetümmel.

Annie Gerold spürte ein eigenthümliches Zucken durch ihren ganzen Körper. „Ego!“ rief sie halblaut.

Das Thier wandte rasch den Kopf, erhob sich und kam zur Begrüßung herangetrabt, indem es sich gegen Annies Kniee drängte und sich von ihrer Hand streicheln ließ. Seine klugen Augen wanderten zum Museum empor, dann wieder zu der jungen Dame zurück. „Geh' nur hinauf — Du findest ihn oben!“ schien der ausdrucksvolle Blick zu sagen.

„Woher kennst Du diesen prächtigen Hund, Annie?“ fragte Frau Weyland, indem sie dem Thiere liebkosend über den Kopf fuhr, was Ego sich gnädig gefallen ließ.

„Ja — ließst Du! Das ist eine ganz neue Bekanntschaft von mir! Nicht wahr, er ist schön?“ rief das junge Mädchen, die Antwort umgehend.

Sie stiegen langsam die vielen Stufen hinan.

„Annie,“ flüsterte Frau Hedwig, als sie in den riesengroßen, in zahlreiche Nischen abgetheilten Saal getreten waren. „Augen rechts! Da stehen Deine Verehrer, die Ulanen, mit ein paar jungen Damen; wenn Du ein ganz klein wenig geschickt Dich hatten wolltest, dann hättest Du in zwei Minuten Deinen ganzen Hofstaat um Dich herum und könntest hier einhergehen wie eine junge Fürstin mit Gefolge.“

„Ach nein! Um Gotteswillen nicht — komm rasch vorbei!“ stieß Annie etwas ungeduldig heraus — ihr war es gerade um die Ulanen zu thun!

„So — nun wäre die Gefahr vorüber! Aber Kind, warum wolltest Du eigentlich nicht? Zum Beispiel, Conventius ist doch sehr nett!“

„Ja, er ist nett — ein ganz besonderer Günstling von Thea — sie sagt, er wolle nicht mehr bedeuten, als was er wirklich sei: ein flotter, hübscher Offizier von gewisser Geistesschärfe und leidlicher, aufpruchstoser Bildung. Aber, Hedwig — mit einem halben Dutzend Ulanen zusammen Bilder ansehen — für einen Menschen, dem es wirklich Ernst mit dem Anschauen und der zudem verpflichtet ist, von allem wirklich Hervorragenden Thea einen vernünftigen Bericht zu liefern! Du weißt es, sie ist nicht ganz leicht zufriedenzustellen, und wenn ich will, daß sie durch meine Augen sieht, muß ich mich gehörig zusammennehmen.“

„Ich gebe Dir ganz recht, Liebchen. Verliefen wir uns also!“

Dies sollte den Damen nicht ganz leicht gemacht werden; es gab gar zu viele Bekannte zu begrüßen, Hände zu schütteln, Verbeugungen zu machen, Fragen zu beantworten. Aber Annie, die von einer großen innern Unruhe getrieben wurde, eilte rastlos weiter, mit ihren fragenden, ungeduldigen Augen in jede Nische spähend, die Bilder alle überfliegend. Frau Hedwig war in gewisser Weise enttäuscht; sollte dies Umherjagen, dies flüchtige, oberflächliche Anschauen das ernste Studium bedeuten, von dem ihre junge Freundin ihr gesprochen hatte?

„Was sucht Du eigentlich, Annie? Auf diese Weise werden wir gar nichts sehen!“ Es half nicht viel, das Mädchen hielt es keine Minute auf ein und derselben Stelle aus. Frau Weyland hatte den Katalog in der Hand und blätterte nach, wenn sie irgend Zeit dazu fand.

„Welchen Vorwurf hat eigentlich Professor Detmouts Bild?“ fragte sie jetzt. „Ich bin wahrhaftig in den letzten Tagen nicht einmal dazu gekommen, den Katalog vorher durchzusehen, was ich sonst immer zu thun pflege; aber vorgestern war Diner bei meiner Schwägerin, das sich sträflich lange ausdehnte, und gestern hatte, wie Du weißt, mein Helenchen Geburtstag — vormittags feierliche Bescherung, nachmittags Kindergesellschaft; hätest Du mir nicht so liebenswürdig geholfen, zum Tanz zu spielen, wäre ich kaum vom Klavier fortgekommen! — Also, jetzt Detmout! Sehen wir einmal im Verzeichniß nach.“

„Ach nein — bitte — laß!“ wehrte Annie hastig ab. „Ich finde sein Bild ohne das heraus, verlaß Dich darauf. Ich habe mir's vorgenommen!“

„Soso!“ entgegnete Frau Weyland trocken und ließ sich gelassen weiterziehen.

In einer links gelegenen, ziemlich geräumigen Nische stand sich das Publikum in auffallender Weise; die beiden näherstehenden Freundinnen sahen zuerst gar nichts, soviel Köpfe schoben sich davor. Annie erhob sich auf die Fußspitzen und bog sich seitwärts, dann wandte sie sich mit einem tiefen Athemholen zu Frau Weyland und sagte: „Dort ist es!“

„Wirklich?“ erwiderte diese und sah dem Mädchen in das plötzlich erblaßte Gesicht. „Weißt Du das so genau? Wenn wir nur mehr herankämen! Da wendet sich der dicke alte Herr mit seinen Töchtern eben zum Gehen; jetzt rasch, Annie! Schlüpfe durch — so! Meinst Du das große Gemälde? Laß einmal sehen, richtig: Karl Detmout: ‚Der Engel des Herrn!‘“

Ja — — der Engel des Herrn! Eine lebensgroße, einsame Gestalt, in einem weißen herabfließenden Gewande, scharf sich abhebend von einem duftig verklärten goldigen Licht, das in einem seltsamen Gegensatz zu dem Flammenschwert stand, welches der Engel mit der Rechten gefaßt hielt, wie bereit, es hoch emporzubeben; von ihm ging ein dämonisches Leuchten aus, es war, als zuckte und zitterte ein lebendiger Blitz hin und wider, er warf einen breiten Feuerschein auf das weiße Gewand des Cherubs — es lag eine blendende, unglaublich packende Farbenwirkung in diesem mit förmlicher Leuchtkraft gemalten Flammenschwert.

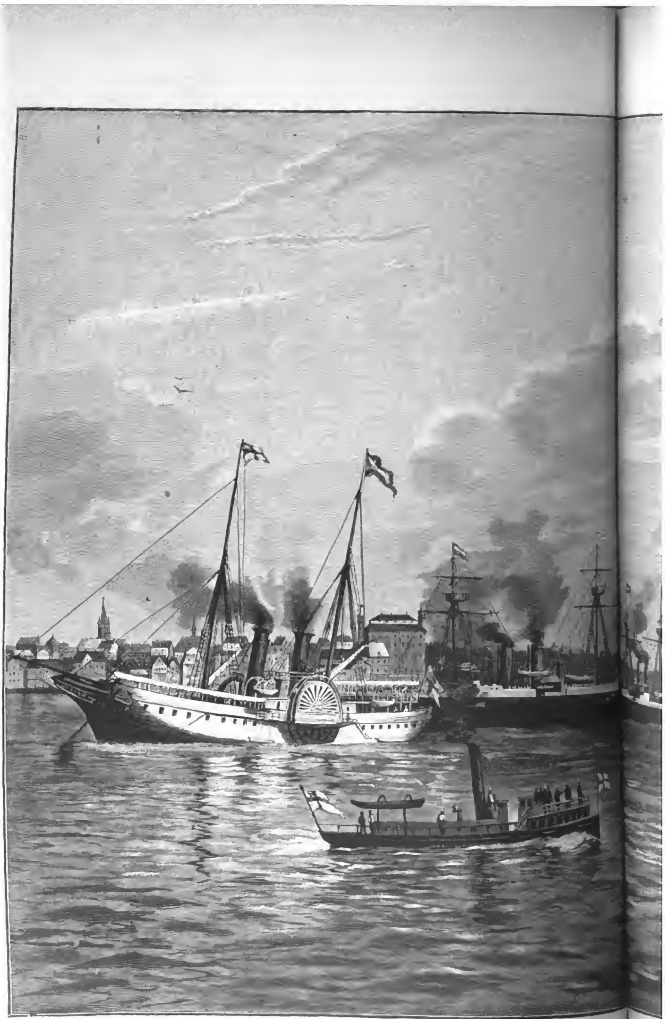
Viele Beschauer fanden sicher, daß dies, abgesehen von der hohen Kunst, mit der das ganze Bild gemalt war, der einzige Effekt war, den es hervorrief. Denn statt eines ernsig majestätischen Halbgottes, der gebieterisch die sündigen Menschen aus dem Paradiese treibt, statt eines strafenden Richteranliges sah ein schönes, schwermüthiges Menschengesicht aus dem Rahmen des Bildes heraus. Eine Welt voll Trauer und Erbarmen sprach aus den unergründlichen, blauschwarzen Augen; es war, als umfaßten sie die ganze Menschheit, die nach diesem einen Paar sündigen und büßen sollte; als sahen sie all den unendlichen Jammer und die zahllosen Leiden und Thränen auf Erden und wünschten überzufließen vor schmerzlichem Mitleid. Auch um die Lippen lag ein Zug rührender Trauer, und die linke Hand hing schlaff nieder in einer Gebärde der Hilflosigkeit, die sagen zu wollen schien: „meine Rechte wird sich erheben und ich werde dem Gebot Gottes gehorchen — aber mein Herz zittert und weint um euch — ihr Armen, ihr Armen!“ —

Hinter den beiden Damen wurden bewundernde Ausrufe laut; aus weich verschiedenartigen Menschen auch ein solches Kunstausstellungspublikum zusammengesetzt ist — den großartigen Eindruck dieses Gemäldes konnte sich kein einziger entziehen. Die geradezu meisterhafte Technik, die hier so ganz in den Dienst der alles beherrschenden Idee gestellt war, die beinahe greifbar zu nennende Gestaltung der Form erfüllte die Kunstkenner und Kritiker mit heller Begeisterung. Die Mehrzahl der Beschauer ließ unbesangen das schöne Ganze auf sich wirken — alle aber kamen darin überein, „man könne stolz darauf sein, den Schöpfer eines so genialen Werkes Mitbürger zu nennen — die Kunst-Akademie werde sortan einen neuen Aufschwung nehmen — und der Ruf und Ruhm, der diesem Künstler vorangegangen sei, habe diesmal nicht übertrieben!“

Frau Hedwig Weyland, durch ihren sehr kunstliebenden und kunstverständigen Gemahl geschult, war keineswegs genug, das Bild nach mehr als einer Richtung zu bewundern, aber sie hatte gar nicht die rechte Ruhe, sich in das tiefsinnige Werk zu versenken; immer wieder irrte ihr Blick von dem Gemälde zu ihrer jungen Freundin ab, die offenbar ganz wettentrückt, ganz hingenommen von einem gewaltigen Eindruck, vor dem „Engel des Herrn“ stand.

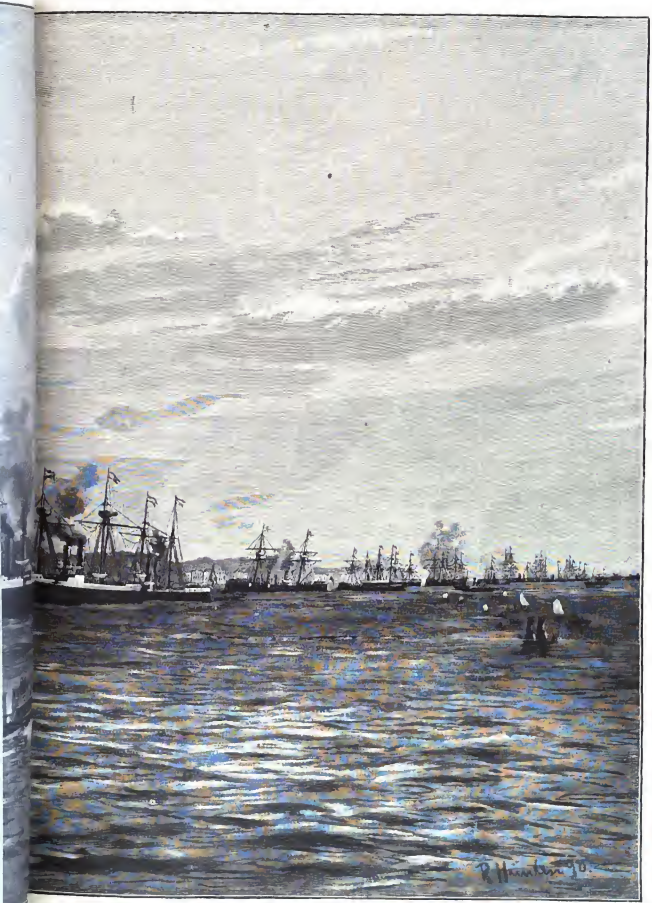
„Es ist gar kein Zweifel,“ sagte sich Frau Weyland, „sie liebt diesen Mann!“ Und mit diesem Gedanken legte sich zugleich wie ein Alp die alte böse Ahnung, die sie an jenem Gesellschaftsabend so unablässig verfolgt hatte, ihr auf die Brust und nahm ihr Freude und Genuß an allem, was sich ihr hier Schönes bot. — —

Hedwig Weyland war schon als Kind das gewesen, was man eine kleine „Seherin“ nennt; sie hatte allerlei phantastische und merkwürdige Träume, sie wandelte bei Mondschein mit geschlossenen Augen einher und fühlte sich vom Lichtwechsel stets stark beeinflußt — sie tas gern Geschichten, in denen das Uebernatürliche, Unerklärliche eine Rolle spielte, und merkte auf viele Dinge, die alle andern Menschen unbeachtet ließen. Die gesunde Lebenskraft ihres elterlichen Hauses, sowie eine verständige ärztliche Behandlung bewahrte sie vor Hysterie und schlimmen nervösen Erscheinungen . . . immer aber, auch nach ihrer Verheirathung mit einem durch und durch praktisch und aufgeklärt gesinnten Mann, haftete ihr ein Hang an, sich grübelnd in Gebiete



Hohenzollern. Das Schloß zu Kiel. Stationsjacht. Kaiser Franz Jos

Die Flottenschau bei



Prinzessin Stephanie. Tiger. Irene. Schutzgeschwader. Manövergeschwader.

September 1890.

zu vertiefen, die gleichsam das Zwischenreich bildeten, jenseit des klar ergründenden Verstandes lagen, von den meisten Menschen als „Unsinn“ kurz abgefertigt und verspottet, von andern unklar empfunden, aber nicht offen anerkannt, von einigen wenigen als wichtiger Bestandtheil des Empfindungsdaseins betrachtet wurden. Frau Hedwig hatte ein brennendes Interesse für den Hypnotismus, sie erwies sich bei gelegentlichen Versuchen als ein vortreffliches Medium, und nur der ernste Machtspruch ihres Gatten, der behauptete, sie schade ihrer Gesundheit mit „solchem Zeug“, vermochte es, sie an einer eingehenden Beschäftigung mit dieser plötzlich in die Mode gekommenen Richtung zu verhindern. Robert Weyland behauptete scherzend, wäre er nicht gewesen, dann würde seine Frau längst als Somnambule hochberühmt, vielleicht sogar als Staatsgefährlich in sichern Gewahrsam gebracht worden sein . . . die hübsche, blonde Frau ließ ihn ruhig spötteln und lachen. Es war ihr aber durchaus nicht wohl bei ihrer seltsamen Begabung, und sie hatte mehr als einmal lebhaft gewünscht, feinerlei Ahnungen, Vor- und Anempfindungen und übliche Zustände zu kennen, denn sie trübten ihr sonst so glückliches Dasein, umsomehr, als niemand in ihrem ganzen Freundeskreise den wunderlichen Zustand, in welchem sie sich oft halb wachend, halb träumend befand, begreifen konnte, sie daher alle ihre Gefühle und Erfahrungen auf diesem Gebiet streng in sich zu verschließen gewöhnt war. — Mit Annie hatte sie, so hoch sie deren Verstand hielt — vielleicht eben darum — auch nie darüber gesprochen. Annie war so heiter, klug und offenherzig — „klar und durchsichtig wie ein Thautropfen,“ sagte Frau Weyland von ihr — warum sollte sie ihre glückliche Jugend trüben, indem sie ihre Gedanken in einen Kreis lenkte, über dem ein so ungewisses, düsteres Halbdicht lagerte? Zudem hatte Annie Gerold eine sehr scharfsinnige Schwester, die derartige Dinge bald durchschaut und sich jede Beeinflussung ihres „Vögelchens“ in diesem Punkt sehr entschieden verbeten haben würde. — Und gerade die schöne, reiche und verwöhnte, die glückliche und begabte Annie, Frau Hedwigs Liebling, war es, die sie jetzt so beunruhigte! Mit einer Bestimmtheit, für die es durchaus keine Handhabe gab, die sich aber um keinen Preis wegstreiten und leugnen ließ, fühlte . . . nein, wußte die junge Frau, daß ihrer geliebten jungen Freundin ein Unheil nahe, daß der Mann, dem ihr Herz sich widerstandslos ergeben, ihr zum Schicksal — zum traurigen Schicksal! — werden würde, und daß es kein Mittel gäbe, um dies abzuwenden! — Und vermöge dieser verhängnißvollen Feinfühligkeit wußte auch Frau Hedwig, ohne sich umzuwenden, wer plötzlich hinter sie getreten war; es hätte der leisen Bewegung im Publikum, des Flüsterns, Nannens und Aneinandertretens gar nicht bedurft — sie fühlte — er war gekommen!

Professor Delmont trat dicht neben Annie Gerold, und diese schrak heftig zusammen, wendete ihm ihr süßes, blasses, ergriffenes Gesicht zu, und so standen sie beide Auge in Auge, abgesondert, denn die Menge war vor dem Schöpfer des Bildes achtungsvoll zurückgewichen, und der „Engel des Herrn“ sah aus seinen wunderbaren Augen, die alles wissen und alles betrauern, auf sie herab.

Delmont las augenblicklich in Annies Zügen den großen Eindruck, welchen sein Gemälde auf sie hervorgebracht hatte, und ein stolzes Lächeln trat in sein Antlitz, es war kein Dünkel, sondern ein schöner, männlicher Stolz, der ihn gut kleidete.

„Wollen Sie mit mir kommen? Darf ich Ihr Führer sein?“ fragte er mit gedämpfter Stimme, und sie neigte glücklich und befangen ihr schönes Köpfchen; wie damals in der Kirche versank wieder um sie her die ganze Welt, als sie an seiner Seite die Nische verließ. Nach Hedwig Weyland sah sie sich kein einziges Mal um; sie hatte sie vergessen.

Die junge Frau hatte das kommen sehen und seufzte tief auf; viel zu sehr mit Annies Geschick beschäftigt, um sich persönlich gekränkt zu fühlen, sah sie den beiden nach und beschloß, gleich nach Hause zu gehen, da ihr der ganze Genuß an der Gemäldeausstellung verdorben war.

Wie sie sich jetzt dem Ausgang zuwandte, trat ihr Fritz von Conventius, der Ulanenlieutenant, entgegen. Dieser unternehmende junge Herr hatte sich von seinen Kameraden getrennt, um Frau Hedwig Rainer, seiner einstigen Tischnachbarin beim Weylandschen Fest, die mit einer gemüthlich anskehenden Mama gerade des Wegs daherkam, ein wenig den Hof zu machen. Das junge Täubchen sah so frisch und niedlich aus, daß es eine Herzensfreude war, sie zu sehen; ein freudiges Roth stieg in ihre Wangen, als sie der Mama den flotten Kavalier vorstellte, und dieser, dem schönen Bewußtsein, daß ihre Hedwig fünfzigtausend Thaler Vermögen habe und nach ihrem Belieben wählen könne, lächelnd den hübschen Offizier ganz wohlwollend an und hatte gar nichts dagegen, daß er sich den Damen widmete. Das geschah denn auch eine ganze lange Zeit zu allseitigem Vergnügen, und als sie sich endlich von Mutter und Tochter verabschiedete, war ihm der scherzhafte Ausspruch Thekla Gerolds, diese Hedwig Rainer sei die richtige Frau für ihn, schon bedeutend näher gerückt. Annie hatte er von weitem mit Frau Weyland gesehen, wunderbarerweise und ohne Herrenbegleitung . . . aber jetzt eben . . . bog sie dort mit um eine Ecke und war der hochgewachsene Herr an ihrer Seite nicht dieser Professor Delmont?

Der Ulan strengte seine Augen an, es war doch wohl ein Irrthum, die Entfernung war ziemlich bedeutend! — aber da kam ja Frau Weyland allein ihm entgegen, die würde ihm Aufklärung geben können.

„Meine gnädigste Frau, ich schätze mich glücklich! Darf ich mich nach Ihrem und der werthen Ihrigen Befinden erkundigen?“

„O danke, wir sind alle ganz wohlauf! Sie wollten sich etwas fragen, Herr Lieutenant?“

„Was ich für ein ausdrucksvolles Gesicht haben muß!“ dachte Fritz etwas verdutzt. Laut sagte er:

„Ja — hm — allerdings — Sie waren doch, wenn ich mich nicht irre, in Fräulein Gerolds Gesellschaft, meine Gnädige —“

„Ganz recht! Sie ist mir aber von Herrn Professor Delmont entführt worden!“

„Also doch! Dieser Mensch hat einen verblüffenden Dusel!“ sagte sie, und mein armer Reginald — Verzeihung! — ich bin ein Begriff, eine ungeheure Dummheit zu sagen.“

„Ach nein, Herr Lieutenant!“ Frau Weyland sah ganz treuherzig zu ihm in die Höhe. „Sie meinen Ihren Vetter, den Pfarrer von Sankt Lukas, nicht wahr? Nun, wir trafen ihn, ehe wir hierhergingen, er konnte uns nicht begleiten, hatte eine Zusammenkunft mit einem Herrn vom Kirchenkollegium —“

„Daß den der Teufel hole!“ brach der heißblütige Lieutenant los. „Verzeihung, gnädige Frau! Aber wenn Sie wüßten — ich habe da so mein stilles Plänchen — Reginald ist ja ein bescheidener Mensch, nur eben ein wenig weltfremd, versteht nicht drauf zu laufen . . . ich hatte mir's hübsch gedacht, ihm etwas die Wege zu ebnen —“

„Ich auch!“ fiel die junge Frau ein. „Selten hat ein Mann mir mehr Sympathie eingeflößt als Ihr Vetter, und ich denke nun er wäre imstande, ein großes Glück — Annie zu besitzen hatte ich für ein großes Glück! — vollauf zu würdigen. Aber, Herr Lieutenant, auch wenn wir beide in dieser Sache Dundesgenossen würden, es ist schon zu spät!“

„Auch wenn ich einen dritten und sehr wichtigen Genossen dazu werben könnte — Fräulein Thekla Gerold? Stellen Sie sich vor, daß diese geistreiche Dame mich, Fritz Conventius, mit ihrem Gefolgsmann Wohlwollen bechrt —“

„Ich hörte davon, Sie sind ja nächstens überall der Bevorzugte, bester Herr Lieutenant, auch bei Rainers scheinen Sie eine gute Nummer zu haben. Aber selbst wenn Thekla unsern Plan billigte, sie würde schwerlich die Hand dazu bieten, sie würde ihrer jüngere Schwester nicht beeinflussen wollen, selbst wenn sie es könnte. Und Annie wäre in so wichtigen Dingen auch von niemand zu lenken, sie wird, darauf möchte ich schwören, nur ihren eigenen Herzen folgen — und dies hat bereits gesprochen!“

Fritz von Conventius starrte ganz erschrocken nach der Gegend hin, in welcher Annie mit dem Professor verschwunden war.

„Sie meinen also wirklich?“

„Ja, ich meine wirklich!“ bestätigte sie nachdrücklich.

Das offene Gesicht des Lieutenants nahm einen so bestürzten und traurigen Ausdruck an, daß Hedwig Weyland ihn in ihren Herzen einen lieben Menschen nannte. Schweigsam und entmuthigt, jeder in tiefen Gedanken, verließen die beiden Bundesgenossen das Ausstellungsgebäude.

Indessen schritt Delmont an Annie Gerolds Seite als „Führer“ dahin. Wie alle Menschen, die von einer Sache viel verstehen und die Schwierigkeit der Erlernung und Ausübung einer Kunst sofern sie sich überhaupt „erlernen“ läßt, ermessen, urtheilte Delmont sehr milde und einsichtsvoll über seine Berufsgenossen. Die Mäuswisser und die Halbgebildeten, das sind die schlimmsten Tadler;

e näher ein Künstler selbst der Vollendung in seinem Schaffen steht, um so nachsichtiger wird er andere beurtheilen, die noch auf den untersten Stufen der Ruhmesleiter sich befinden.

Einige Herren und Damen aus dem Publikum folgten den Zweien in einer geringen Entfernung beharrlich nach, um die Ausdrücke des berühmten Malers zu hören und später zu verbreiten; sie wunderten sich, wie vieles er lobte, und zwar nicht ihm in gnädig herabtassender Weise, sondern ganz sachlich, oft mit warmem Eifer oder offenbarer Freude. Annie, obgleich künstlerisch nicht unwissend, besaß doch nicht immer einen genügend zeübten Scharfblick, um Detmont jedesmal zu verstehen, und sie sprach das stets offenherzig aus. Wenn der Professor vor einem zwei Hände großen Bildchen, das einen schmalen Streifen Wasser, zwei Kühe, ein halbzerfallenes Hüttchen und ein paar windverzauste Bäume anwies, in helles Feuer gerieth und es ein Kleinod nannte, so konnte Annie nicht begreifen, was er daran sah, und er mußte ihr deutlich machen, wie köstlich die Luft gemalt, wie schön die Fernsicht, wie fein bemessen die Abstimmung der Farben sei, das fahle Grün der Bäume, das spiegelnde Blaugrau des stehenden Wassers, die buntgefleckten Körper der beiden Kühe. Sah sie seine Belehrung ein, erwachte das Verständniß für dasjenige, was er ihr zu erklären suchte, in ihr, so hatte sie eine kindliche Freude daran, dies zuzugestehen, womöglich selbst neue Reize eines Bildes zu entdecken, von welchem sie vor kurzem erklärt hatte: „Das sieht unbedeutend aus, daran finde ich nichts!“ Zuweilen hob sie etwas als schön hervor, was er mit seinen scharfen Malerangen für das gerade Gegentheil ansah, und sagte er ihr das, dann konnte Annie Gerold lachen, so herzlich, ungezwungen und ansteckend, daß er mit einstimmen mußte. Wie sie ihn umwandelte, wie sie ihn zung machte und glücklich! Von seinem eigenen Gemälde sprachen sie nicht. Es wäre dem Mädchen unpassend erschienen, ihn hier von der Wirkung zu sprechen, die es auf sie hervorgebracht, auch hätte sie diese schwerlich in Worte kleiden können; gerade so, wie sie Reginald von Conventins nicht für die Predigt zu danken vermocht hatte, die doch in ihrem Herzen einen so lauten Widerhall erweckte. Detmont war ganz glücklich, daß ihm Annie nicht mit Schmeicheleien kam, es hätte ihm den vollkommen ausgeglichenen und reizvollen Eindruck ihrer Persönlichkeit getrübt; er hatte nur beim Beginn ihrer gemeinsamen „Kunstreise“ zu ihr gesagt: „Ich kam natürlich nicht in jene Absicht, um mein Bild zu sehen und zu hören, was man darüber sagte,“ worauf sie ihm sachlich unterbrochen hatte: „Das konnte ich mir denken!“ — „Sondern,“ beendigte er seinen Satz, „weil ich Sie mitten in den Menschengedränge erkannt hatte und gern mit Ihnen sprechen wollte!“

Ach, Annie Gerold war glücklich, so glücklich! Sie ging wie auf Wolken, sie dachte nicht an Zeit und Stunde, nicht an die Menschen und ihr kleinliches Thun. Wie er sie ansah, wenn er zu ihr sprach, es durchschauerte sie! Sein Blick glüht schmeichelnd und liebkosend über ihr junges Antlitz, und seine gedämpfte Stimme klang so weich. „Ich gehöre Dir, Dir ganz allein! Ich bin nur für Dich da!“ schienen Blick und Stimme zu sagen.

Und als sie dann, leider, leider! doch endlich bemerken mußte, wie der große Saal immer leerer wurde, und mit heimlichem Schreck die späte Stunde feststellte, da hatte er ihre Hand genommen und gestagt, wann er sie besuchen dürfe; es klang sehr bedenklich, ganz und gar nicht wie eine gewöhnliche Höflichkeitsfrage. Und sie erinnerte sich, daß er ihr erzählt hatte, wie er des Vormittags am besten malen könne, und wie zumal jetzt, in den lichten Frühlingstagen, diese Stunden ihm die liebsten seien; und sie hatte die Zeit zwischen fünf und sechs Uhr des Nachmittags genannt, er hatte zugesagt und seinen Ego gepfiffen, dem klugen, treuen Thier, und dann hatten sie Abschied von einander genommen im hellen, funkelnden Sonnenschein, unter dem klarblauen Lenzhimmel, der sich über ihnen wölbte, weit, weit, unermeßlich wie ein großes, wunderbares, unergründliches Glück.

An all das dachte Annie — traumhaft — herzbefangen — wie sie, leise vor sich hinsächelnd, den Heimweg antrat.

(Fortsetzung folgt.)

Herbstfarben

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Es ist müßig, zu streiten, welche der Jahreszeiten am schönsten sei. Sie sind alle schön, jede hat ihre besonderen Reize. Wenn wir aber vom ästhetischen Standpunkt die Landschaftsbilder in den jahraus jahrein wechselnden Kleidern betrachten, so dürfte in dieser Hinsicht der Herbst den Preis davontragen.

Im Herbst schreidet die Pflanzenwelt von uns und ihr Abschied gestaltet sich zu einem förmlichen Feste. Die Blumen sind verblüht, dafür aber erglüht jedes Blatt in wechselvollen Tinten, und namentlich unser Laubwald erscheint in einer Farbenpracht, mit der sich selbst die der tropischen Waldungen nicht messen kann.

Ich will dem Leser ein Bild, das ihm ohne Zweifel aus eigener Anschauung bekannt ist, in Erinnerung zurückrufen.

Vor meinem Fenster erheben sich bewaldete Höhenzüge. Der mittlere ist mit gemischtem Walde bestanden. In Sommer ist er sozusagen ein langweiliger Berg, eine einförmige grüne Masse, in der selbst ein geübtes Auge einzelne Bäume nicht zu erkennen vermag. Anders im Herbst.

Der Grundton des Bergwaldes ist jetzt braunroth geworden. Er wird durch die vollen Kronen der Rothbuche gebildet, die eigentlich erst jetzt ihren Namen verdient. Auf diesen Teppich hat der Herbst wundervolle Muster gestickt. Aus den braunrothen, wolkenartig sich übereinander anstürmenden Massen treten hellere Farben hervor.

Dort tragen Eschen Kuppeln, die Weißbuchen, die noch im großen und ganzen grün, aber an der Spitze der Zweige bereits gelb gefärbt sind. Hoch oben am Berge züngeln ein paar Birkel wie gelbe Flammen empor, es sind die schlanken, bereits ganz entlaubten Birken; an anderen Stellen werden erdbeen sich einige abgerundete, schwefelgelbe Kuppen, die Kronen der Ahorne mag neben ihnen sticht hell brennend wie Feuergluth der purpurrothe Gipfel einer Vogelkirsche hervor. Die Eichen sind noch grün, aber erst jetzt kommt ihre zerrissene vielzackige Krone zur trostvollen Geltung.

Dieses bunte und doch harmonische Bild wird von den dunkelgrünen Tannenwäldern zur Rechten und zur Linken und oben von dem klaren blauen Himmel eingerahmt, während unten der Wiesengrund noch in frischem Grün prangt und die Erle am Bache nicht die geringste Verfärbung zeigen.

Der Wald liegt im Sterben, aber für uns hat er erst in diesem Augenblick Leben gewonnen, denn wir sehen jetzt nicht mehr eine einzelne grüne Laubmasse, sondern Gruppen ausgeprägter Baumgestalten.

Das Schauspiel der herbstlichen Verfärbung des Laubes tritt nicht überall in derselben Schönheit auf; es wird durch die Mischung der Arten und Formen in einem Waldbestande bedingt. In Europa sind die Rothbuche und Donaueiche wegen ihrer herbstlichen Pracht berühmt.

Leider ist diese Herrlichkeit nur von kurzem Bestande; bald kommen die ersten Fröste und die kalten Nordwinde; das bunte Gewand der Bäume wird von den Zweigen gerissen und die dürren Blätter tanzen im Winde und werden zu unscheinbaren braunen Haufen zusammengeweht.

Etwas länger dauert die Verfärbung des Laubes in Nordamerika am Lorenzstrome und an den kanadischen Seen. Hier ist der Reichthum der gemischten Wälder an Arten und Formen bedeutend größer und die Farben sind gründender und mannigfaltiger. Eine Stromfahrt im Herbst gleicht in jenen Gebieten einer Fahrt durch ein Feenland, und keine andere Waldlandschaft der Welt kann in dieser Hinsicht mit der nordamerikanischen sich messen.

Bei uns in der Ebene und in den Hügellandern kommt der Wald in herbstlichen Farben zur Geltung, die niederen Sträuche und Stauden verschwinden gegen die Pracht der hohen Bäume, und die Wiesen bieten nur ein mattes Bild.

Dort aber, wo es keine Bäume mehr giebt, in den artischen Gebieten und im Hochgebirge, welches über die Baumgrenze emporragt, ist der Herbst nicht minder schön und entfaltet Reize, von denen die sommerlichen Besucher der Berge kaum eine Ahnung haben.

Unten in den Thalgründen,“ schildert Anton Kerner von Marilaun den Herbst im Hochgebirge, „welche tiefen des hiesigen Standes der Sonne auf weite Strecken schon im Schatten liegen, bleibt der Boden ununterbrochen weich bereift, während oben auf den südlich sich abdachenden Bergeshöhen mit dem ersten Sonnenblick auch die nächtlichen Reife schwinden und zugleich milde Lüfte über die Gehänge wehen. Schneehühner sowie Schwärme der über Alpenwälder ziehenden, hier zu kurzer Rast weilenden Wandervögel sind geschäftig, die Beeren von dem in großer Zahl die Halden überziehenden niedern Strauchwerke abzupicken; die Falter aber, welche im Sommer um die großen Alpenblumen-so geschäftig waren, sind verschwunden; hier und da erdeben sich noch einzelne bleiche Stabisten und die dunklen Aehren des spät blühenden norwegischen Knöterichs, alles übrige ist schon in Frucht übergegangen und der Blüthenreigen ist abgeschlossen. Und dennoch machen die Gehänge jetzt den Eindruck sommerlicher Fluren, die mit ungezählten Blüthen geschmückt sind. Das sommergrüne Laub der niederen Stauden und Kräuter und insbesondere der verzweigten buschigen und teppichbildenden Sträucher gewinnt eben während dieser kurzen Zeit rothe, violette, gelbe Farbentöne, welche den lebhaftesten Blüthenfarben an Schmelz und Leuchtkraft nicht nachstehen. Am auf fallendsten treten die sommergrünen Heidelbeergewächse und eine Art von Bärentrauben hervor. Während die Blätter der Moosbeere einen violetten Farbenton annehmen, fleiden sich die Heidelbeeren in tiefes Roth und die Alpenbärentraube in weißlich sichtbaren Scharlach. Die herbstlich gefärbten Blätter dieser letzteren Pflanze zeigen überhaupt das schönste Roth, das an irgend einem Landtheile im Herbst beobachtet wird, noch viel feuriger als jenes der nordamerikanischen Reben und des Essigbaumes, und wenn das Land dieser Bärenraube auf einem Berggrate von den schief einfallenden Sonnenstrahlen durchleuchtet wird, so glaubt der tiefer unten stehende Beobachter Stromtanzflammen aus dem Boden hervorzüngeln zu sehen. Auch die Blätter zahlreicher nicht holziger Gewächse, so namentlich der alpinen Geranien und des Alpenbaldrichkrautes, färben sich vor dem

Wellen am Saume und längs der Nerven und nehmen sich von fern wie rothe, violette und scheckige Blüthen aus. Das Farbenspiel in der Alpenregion wird noch dadurch wesentlich gehoben, daß es zu dreisen Flächen mit dunklen Tönen nicht steht. Die Zahl der immergrünen Gewächse ist dort eine verhältnißmäßig große, und insbesondere erhalten mehrere jener Arten, welche beständiglaub austreiben, ihr grünes Laub unter der lange dauernden winterlichen Schneedecke bis in die Vegetationsperiode des nächsten Jahres. Die Bestände aus Legföhren, die Gestrüppe der Alpenrosen, die Gruppen der schwarzfrüchtigen Rauschbeere und die schimmernden Teppiche aus der immergrünen Bärentraube bringen mit ihren dunkelgrünen Farben eine gewisse Ruhe in das bunte Gewirr."

Das reizende Schauspiel der Verfärbung des sommergrünen Laubes in der alpinen Region erstreckt sich in der Regel nur auf 14 Tage. Dann lösen sich die bunten Blätter von den Zweigen und Zweigleln ab, und bald breitet sich eine dichte, bleibende Schneelage über das Hochgebirge aus. „Die Kämme, Halden und Mulden, auf welchen kurz vorher noch feuriges Roth und helles Gelb zwischen den dunklen Legföhren und Alpenrosen ausflammte, heben sich jetzt mit blendendem Weiß vom winterlichen Himmel ab."

Den Tropen fehlt die Pracht der Laubverfärbung. Der Herbst dauert dort überhaupt nur eine kurze Zeit. Auf die Regenzeit folgt in raschem Uebergang der lengende Winter und die meisten laubwerfenden Bäume verfärben sich nicht, ihre Blätter fallen noch grün von den Zweigen.

Wenn uns der Anblick der herbstlich geschmückten Wälder und Berglandschaften mit Entzücken und Bewunderung erfüllt, so ruft der gleichzeitig ausklingende Laubfall wehmüthige Stimmungen in unserer Seele hervor.

„Ein Herbsttag gießt über uns das Verständniß des Scheidens aus," sagt Roßmäßler, aber er fügt gleich hinzu: „das Scheiden ist eine erschütternde Stärkung für das sittliche Gemüth." Das Bild des Vergehens, welches uns der Herbst darbietet, ist schon darum nicht trostlos, weil wir in ihm den Knospenbilder, den Vater des kommenden Lenzes erblicken. So singt auch Homer:

„Wutthiger Tydeussohn, was fragst Du nach meinem Geschlechte?
Folgen sich doch, wie die Blätter am Baum, die Menschengeschlechter:
Welkende streun auf die Erde der Wind und andere neue
Bildet der knospende Wald im wiedergeborenen Frühling.
Ebenso wächst ein Menschengeschlechts und das andere schwindet."

Unter allen Eindrücken, die der Wechsel der Jahreszeiten hervorruft, ist der des Herbstes, des Laubfalles, der Landverfärbung, sicher der nachhaltigste, und dem Wanderer durch Berg und Thal bietet gerade der Herbst die schönsten Naturgenüsse. Das wissen viele und schieben ihre Reise lieber über die heiße Sommerzeit hinaus.

Wenige, welche dann die Pracht des Herbstes genießen, wissen es jedoch von den inneren Vorgängen in den Pflanzen, welche sie verursacht, Rechenschaft abzulegen. Und doch ist die Kenntniß der Ursachen der Erfärbung des Laubes dazu angethan, dem wechselvollen Bilde, das in unseren Augen sich entfaltet, einen besonderen Reiz zu verleihen.

Der Haushalt einer Pflanze ist nach weisen wirthschaftlichen Regeleingerichtet. Unnöthige Ausgaben werden in ihm vermieden. Vornarum an die Pflanzen beim Abschnitt der Vegetationsperiode die Nothwendigkeit herantritt, ihr Laub abzuwerfen, so sucht sie alles Brauchbare aus den Blättern zu retten. Es tritt alsdann von den Blättern ein Massenaustwanderung der brauchbaren Stoffe nach den Zweigen und Wurzeln ein, wo sie bis zum Wiedererwachen der Pflanze aufbewahrt werden. Außer den Eiweißstoffen, den Kohlehydraten wandert auch der grüne Farbstoff, das Chlorophyll, aus und an seiner Stelle bleiben kleine gelbe Körnchen in den Blattzellen zurück. Diese bewirken alsdann die Gelbfärbung des Herbstlaubes.

In vielen Fällen aber muß diese Massenauswanderung der brauchbaren Stoffe vor dem Sommerwachse geschützt werden. Viele Pflanzen bilden zu diesem Zwecke einen Farbstoff, der von den Forschern Anthokyan (Blumenblau) genannt wird. Das Anthokyan ist blau, aber dem Säuren wird es roth und bei geringen Beimengungen von Säuren violett. Während der Auswanderung der Stoffe im Herbst wird nun in den Blättern gewisser Pflanzen das Anthokyan als schützende Decke ausgebreitet und schimmert je nach der Zusammensetzung der Blattsäfte in blauer, violetter und violetter Farbe; dazu gesellen sich die übriggebliebenen gelben Körnchen, die Rückstände des ausgewanderten Chlorophylls, die, wenn sie in geringen Mengen vorhanden sind, mit dem Anthokyan Orangefarbe geben.

Fällt schließlich ein welkes Blatt zu Boden, so sind in ihm die werthvollen Stoffe mehr vorhanden, die Pflanze hat nun ein todtes Gebilde abgeworfen.

Das Erglühen des Herbstwaldes ist somit kein Zeichen des Todeskampfes. Der Dichter mag darin den Tod erblicken, der Forscher weiß vielmehr eine kraftvolle Aeußerung des Lebens nach. Dies erhöht unsere Freude an dem Anblick der herbstlichen Natur; in dem schönen Farbenglanz sehen wir nicht den Tod, sondern das sanfte Einschlummern. Die Farbenpracht ist nicht das letzte Aufflammen einer verlöschenden Lampe, sondern das Abendroth im Pflanzenleben, auf welches bald der strahlende Morgen und der heilige Tag, der Frühling und der Sommer folgen müssen. Das Anthokyan finden wir, wenn die Knospen im ersten Frühjahr hervorwieder. Die jungen Blättchen sind vielfach zuerst roth oder violett gefärbt, auch sie sind mit einer schützenden Decke gegen die zerstörende Kraft des Sonnenlichtes versehen. Erst wenn sie erstarken, entledigen sie sich derselben und prangen in frischem Grün. E. F.

Die ersten Emigranten und ihre Schicksale.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Eduard Schulte.

Am 18. Juli 1789 erhielt der Kommandant von Valenciennes, Graf Estherhazy, ein in französischen Diensten stehender Offizier aus einem benachbarten ungarischen Hause und mit der französischen Königsfamilie persönlich befreundet, spät abends die Aufforderung, sich auf dem Postamt einzufinden. Als er dieser Weisung nachkam, traf er den eben aus Paris angelangten jüngsten Bruder des Königs, den Grafen von Artois, an, und Briefe von der Hand Ludwigs XVI. und Marie Antoinettens wiesen ihn an, Sorge zu tragen, daß der Graf, seine Söhne und seine Begleiter ungefährdet die Landesgrenze erreichen könnten. Wenige Tage vorher, am 14. Juli, hatte die Erstürmung der Pariser Bastille die Reihe der Gewaltthätigkeiten der Revolutionszeit eröffnet, und der König hatte seinem Bruder, der als Führer des hochmüthigen Hofadels in der Hauptstadt besonders verhaßt war, zu dessen eigener Sicherung den Befehl gegeben, das Land so lange zu verlassen, bis der Unwille gegen ihn sich gelegt habe. Am folgenden Tage kamen auch die Söhne des Grafen von Artois, der Herzog von Angoulême und der Herzog von Berry, in Valenciennes an. Mit ihnen und den Begleitern berieth sich der Graf, wohin er sich wenden solle, und er beschloß, sich zunächst nach Brüssel zu begeben. Esterhazy versah die Reisenden mit einer berittenen Schutzwache und begleitete den Grafen von Artois bis zur Grenze. Dieser sagte gleichmüthig: „In drei Monaten kommen wir wieder."

In Brüssel stellte sich Artois der Regentin der damals österreichischen Niederlande, des heutigen Belgiens, vor, der mit dem Herzoge von Sachsen-Teschen vermählten Erzherzogin Marie Christine. Diese befragte ihren Bruder, den Kaiser Joseph II., wie sie sich gegen die Fremden zu verhalten habe. Der Kaiser fürchtete Unzuträglichkeiten von dem Aufenthalte des Grafen und verlangte, daß er Brüssel verlasse. Der Graf reiste darauf in langsamen Tagereisen südwärts durch die Schweiz, und nachdem er sich vergewissert hatte, daß sein Schwiegervater, der König von Sardinien, ihn aufnehmen werde, ließ er sich in Turin nieder. Seine Gemahlin, seine beiden Söhne und einige Herren und Damen des hohen französischen Adels nahmen dort ebenfalls ihren Aufenthalt. Nach ihnen kamen viele andere Franzosen. Man führte drohende Reden gegen die Machthaber in Paris. Ehe der französische Gesandte in Turin, bemerkte mit Unruhe, daß die Franzosen sich gegenseitig anfreyten und in Drohungen überträten. Ebenso wie der sardinische Hof fing er an, ihre Gegenwart als unbequem zu empfinden. Er meldete nach Paris, daß der Graf von Artois viele Berathungen mit seinem Haushofmeister habe, denn das Geld sei knapp; der Hofhalt des Grafen bestand aus zweinndachtzig Personen.

Mit dieser Wanderung des Grafen von Artois beginnt die französische Emigration, und des Grafen Beurtheilung der politischen Lage, sein Verhalten und seine Schicksale schon bis zu dieser Augenblicke sind für die Emigranten unter dem Hofadel gleicher vorbildlich. Er und seine Freunde und Genossen meinten, man habe die Schreier in Paris und Versailles nicht rechtzeitig zur Ruhe verwiesen; es sei nothwendig, daß man das bald nachholt, damit der Aufenthalt in der Fremde sich nicht auf halbe Jahre erstrecke. Er und die Seinigen wurden zugleich lästige Gäste, denn sie waren unruhig, anspruchsvoll und nur für eine kurze Reise mit Geld versehen, und ihre Haltung zu den Vorgängen in Frankreich mußte den Fürsten und Staatsmännern, in deren Ländern sie sich niederließen und die mit den Behörden des mächtigen Nachbarlandes keine Weiterungen haben wollten, unbequem und bedenklich sein.

Von der unbedingten und ausschließlichen Berechtigung der Königsmacht und der Adelsprivilegien, wie sie sich bis dahin entwickelt hatten, fest überzeugt, genußsüchtig, leichtlebig, oberflächlich, unbelehrbar, selbstbewußt und mißtrauisch, war der Graf von Artois das Oberhaupt und der vornehmste Vertreter jener Emigranten, die für Frankreich, für die königliche Sache und für sich selbst

zum Verhängniß wurden. Er hauptsächlich hat die Lehre ausgebildet, daß man nicht Frankreich bekämpfe, wenn man die Regierungen bekämpfe, welche unrechtmäßigerweise dort bestanden.

Dem Satze, daß die Emigration ein Fehler gewesen sei, darf man gewiß den anderen entgegenstellen, daß es geratener war, auszuwandern, als sich guillotinieren zu lassen. Aber wer auswanderte, betrat einen mißlichen Weg, wenn er die fremden Mächte zu einem Kriege gegen Frankreich aufstachelte und gegen die vaterländischen Heere stritt. Selbst ein Bürgerkrieg, von dem für seine und des Königs Vorrechte eintretenden Adel allein ausgefochten, konnte der Sache, für welche dieser Adel eintrat, nicht so unheilbaren Schaden bringen wie die Verbindung mit dem Auslande. Freilich ist es leichter, aus der Kenntnis der Ereignisse nachträglich in kühler Erwägung eine solche Lehre zu ziehen, als es für den Grafen Artois und seine Gesinnungsgenossen war, dieser Lehre nicht entgegenzuhandeln: die überkommene Stellung und Lebensanschauung trieb sie einmal auf diesen Weg.

Der Graf von Artois betrachtete sich, da sein älterer Bruder, der Graf von Provence, erst im Juni 1791 Frankreich verließ, zunächst als den geborenen Leiter der französischen Politik im Auslande, und sein Beirath war der starrsinnige und verblendete Calonne, der frühere Finanzminister. Von Turin aus, auf Reisen durch Italien und Deutschland, durch Zusammenkünfte mit den Monarchen von Oesterreich und Preußen, und seit dem Juli 1791 von Koblenz aus suchte er einen Feldzug verbündeter Herrscher gegen das neue Frankreich zustande zu bringen, damit dort, mit Ludwig XVI. oder auch ohne ihn und selbst gegen ihn, das alte Königthum und die alten Adelsvorrechte wiederhergestellt würden. Daß Frankreich an Oesterreich und Preußen den Krieg erklärte — es geschah im April 1792 — war nicht zum geringsten Theile die Schuld des Grafen Artois. Enttäuschungen und Demüthigungen, die ihm die fremden Höfe bereiteten, die Geldverlegenheiten, die ihn fast beständig drückten, die Mahnungen Ludwigs XVI. und die Bitten der Königin, sich ruhig zu verhalten und die ihnen drohenden Gefahren nicht zu vermehren, machten ihn nicht besonnener und vorsichtiger. Kein Emigrant hat so verderblich auf das Schicksal des Königspaares und auf den Gang der Dinge in Frankreich eingewirkt wie der Graf von Artois, und als er im Jahre 1814 aus England nach Frankreich zurückkehrte, war er unter den Bourbonen derjenige, auf den am meisten der Vorwurf paßte, daß sie „nichts gelernt und nichts vergessen“ hätten.

Weniger unbesonnen als der Graf von Artois war dessen älterer Bruder, der Graf von Provence, der ebenfalls nach Koblenz kam und nun, im Wetteifer mit Artois und auf das Vorrecht des Aelteren gestützt, in die Parteileitung mit eingriff. Obwohl er in jenen Jahren alle Einbildungen der Emigranten theilte, lernte er in enthehrungs- und erfahrungsreicher Verbannung die Menschen und Dinge richtiger schätzen, so daß er, im Jahre 1814 auf den französischen Thron als Ludwig XVIII. berufen, wenigstens den übertriebensten Ausschreitungen seiner ehemaligen Genossen entgegenzutreten wußte und überhaupt mehr Herrschergaben entfaltete als seine Brüder.

Der dritte Leiter der Emigration, und zwar der militärischen, ist der Prinz von Condé, der unter den hervorragenden Emigranten am meisten Kriegserfahrung hatte. Er war mit seinem Sohne, dem Herzog von Bourbon, und mit seinem Enkel, dem Herzog von Enghien, auch erst in Turin und hielt sich dann meist in Worms auf.

Träumerei.
Nach einem Gemälde von George v. Boeklin.
Photographie im Verlage der Photographischen Union in München.

Die Versuche dieser Prinzen, von Turin aus eine Erhebung königlich gesinnter Bauern und der dem Könige treu gebliebenen Regimenter zu bewirken, hatten geringen Erfolg. Dagegen blieben ihre Aufforderungen, daß waffenfähige Adlige zu ihnen stoßen und Soldaten zu ihnen desertieren möchten, nicht wirkungslos, und auf eine erste Emigration derer, die sich im Auslande in Sicherheit zu bringen suchten, folgte eine zweite, die man die „ehrenhalber“ oder zur Vertheidigung von Thron und Altar unternommene nannte. Außer dem Hofadel und adligen und bürgerlichen Soldaten gehörten zu ihr auch viele Geistliche, welche die sie zu Staatsdienern erklärende Verfassung nicht beschwören wollten, und Mönche und Nonnen, die man aus ihren Klöstern vertrieben hatte; der Umlauf der Assignaten, jenes Papiergeldes, das Zwangskurs haben sollte und dessen Werth beständig sank, und die willkürliche Festsetzung der Getreidepreise veranlaßten zahlreiche Geschäftsleute, Länder aufzukaufen, wo Handel und Wandel besser geschützt und gesichert waren. Die zunehmende Auflösung der öffentlichen Ordnung, die Machtlosigkeit der ordentlichen Gerichte, die Möglichkeit, gemeine Rachsucht und Habsucht dadurch zu befriedigen, daß man auf aristokratische oder freiheitsfeindliche Gesinnung denunzierte, um dann den Denunzierten verhaftet zu sehen und von der Einziehung und dem Verkauf der Güter desselben selber Nutzen zu haben, vergrößerte von Woche zu Woche die Zahl der Auswanderer.

Hatten die ersten Emigranten gemeint, daß der Aufenthalt in der Fremde eine Art Vergnügungsreise von einigen Monaten sein werde, so nahm man nun die Sache ernster und richtete sich auf eine längere Abwesenheit ein. Belief sich die Zahl der Emigranten, die im Sommer 1789 auswanderten, auf Hunderte, so zählte man im folgenden Jahre schon Tausende; man rechnet, daß im Herbst 1791 täglich durchschnittlich 75 Reisewagen mit Emigranten Paris verließen. Im November 1791 wurde die Zahl der Emigranten amtlich auf mehr als 200000 geschätzt.

Dem Zuge der Emigranten hätte das Königspaar, wenn es auf dem Wege zur Ostgrenze keine treuen Truppen mehr vorfand, mit seinen Kindern sich gern angeschlossen, aber bekanntlich wurde es, nachdem es Paris heimlich und unbehelligt verlassen hatte, am 21. Juni 1791 in Saint-Menehould erkannt, in Varennes angehalten und nach Paris zurückgeführt. Einige Monate früher waren zwei Tanten des Königs, Töchter Ludwigs XV., noch glücklich über die Grenze gekommen, freilich erst, nachdem sie unterwegs vielfach belästigt und zwölf Tage gefangen gehalten worden waren.

Anfangs legten die Behörden der Auswanderung keine Hindernisse in den Weg, verlangten auch keine Pässe, und es galt dann nur, dem rohen und unbersonenen Eingreifen des Pöbels zu entkommen, der hier und da die Reisenden als Aristokraten festhielt. Im November 1791 aber wurde auf die Anstimmung bewaffneter Landesangehöriger an den Grenzen Todesstrafe gesetzt, und seit dem März 1792 durfte niemand das Land verlassen, ohne mit einem Passe versehen zu sein. Meinte die Behörde, Grund zum Mißtrauen zu haben, so verweigerte sie den Paß. Wie die Dinge einmal standen, wurde nun die Ausstellung der Pässe von höheren und niederen Beamten zu Erpressungen benutzt. Man knüpfte die Bewilligung eines Passes an Geldzahlungen, und es kam vor, daß ein Paß 10000 Franken kostete. Es wurde Sitte, in allerlei Werkleidungen über die Grenze zu gehen, wie denn der Graf von Provence als Diener seines Beschleisters gekleidet entkam. Frau von Staël, die sich in jenen Jahren in der Schweiz aufhielt, rettete eine Anzahl von ihren bedrohten Freundinnen in Paris, die ihres vornehmen Namens wegen auf keine Pässe rechnen durften, auf folgende Weise: sie suchte in der Schweiz eine Frau, deren Signalement dem einer bestimmten Freundin ungefähr glich, und bestimmte sie durch Geschenke, mit einem schweizer Passe nach Paris zu reisen. Dort lieferte die Schweizerin den Paß an die betreffende Freundin ab, und diese konnte nun, indem sie den Paß als den ihrigen vorwies, als angebliche Schweizerin ungehindert Paris und Frankreich verlassen. War sie in der Schweiz in Sicherheit, so wandte sich die Schweizerin in Paris an den dortigen Vertreter ihrer Heimath und ließ sich, weil sie den ersten Paß verloren habe, einen zweiten ausstellen, mit dem sie dann nach der Schweiz zurückkehrte. Auswanderungslustige Damen, welche allein standen oder, um die Entdeckung zu erschweren, ohne die männlichen Mitglieder ihrer eigenen Familie oder getrennt von ihnen reisen wollten, verfielen auf folgendes Auskunftsmittel: sie wandten sich an Ausländer, namentlich an Schweizer, und gewannen sie gegen Entgelt dafür, daß sie sich mit ihnen in bürgerlicher Eheschließung zum Schein verheiratheten. Ein solches junges Paar suchte dann um einen Reisepaß nach, und die Behörden verweigerten diesen einem Ausländer und seiner Frau nicht, nachdem sie sich durch Einsicht in das die Eheschließung bekundende Aktenstück überzeugt hatten, daß das nachsuchende Paar wirklich verheirathet, die französische Frau also unmöchte die Bürgerin eines anderen Staates war. Der Mann brachte hierauf mit Hilfe des Passes seine angebliche Frau über die Grenze und kehrte nach Paris zurück, um sich mit einer anderen Frau, die sich seiner Behilfe bedienen wollte, wieder trauen zu lassen und dasselbe Spiel zu wiederholen. Ein Schweizer, der diese Art von Paßbeschaffung geschäftsmäßig und mit beträchtlichen Einnahmen betrieb, wurde erst abgefaßt, als er sich auf einem der Pariser Standesämter zu seiner achtzehnten Eheschließung anmeldete.

Weitere Gesetzesbestimmungen gegen die Emigranten blieben nicht aus. Im Oktober 1792 wurde die Rückkehr nach Frankreich bei Todesstrafe verboten, und selbst Kinder, welche über zehn Jahre alt waren, sollten wie erwachsene Emigranten abgenetheilt werden. Die Güter der Emigranten wurden eingezogen. Ihre im Lande gebliebenen Frauen, Kinder und sonstigen Verwandten sollten getödtet werden, und wenn dieses Gesetz auch nicht überall zur Ausführung kam, so sind ihm doch Hunderte zum Opfer gefallen. Selbst die Absendung von Geld, ja nur von Briefen an Emigranten hat wiederholt die Hinrichtung der Absender zur Folge gehabt. Schuldner durften ihren Verpflichtungen gegen Emigranten bei Todesstrafe nicht nachkommen. Im März 1793 wurde nmgekehrt der Tod denjenigen Emigranten angedroht, welche nicht zurückkehrten, und seit dem Oktober 1794 sollte die Thatsache der Emigration die Ehe ohne weiteres aufheben.

Die Länder, wohin sich der Strom der Auswanderer ergoß, waren besonders die Nachbarländer, die Schweiz, Italien, England, Belgien, die Niederlande und Deutschland; Bern und Turin, Rom und Venedig, London und Brüssel, Koblenz und Trier, später auch Hamburg beherbergten in den ersten Jahren die zahlreichsten Emigrantenkolonien. Aber auch die übrigen europäischen Länder wurden aufgesucht, ferner die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Kanada, Persien, Indien und sogar Siam. Die reichsten Familien traf man in London und Brüssel, die Mittel in Koblenz, Mainz und Worms, die ärmeren Leute, die in früheres Gewerbe oder Handwerk nun in der Fremde betrieben meist in der Schweiz, weil die Lebensmittel damals dort am billigsten waren. Die Geistlichen, Mönche und Nonnen gingen in der Regel nach den überwiegend katholischen Ländern, wo denn Italien etwa 2000, Spanien etwa 3000 Personen geistlichen Standes aufnahm.

Nur wenige Emigranten hatten noch rechtzeitig Gelegenheit gefunden, ihr Vermögen zu Gelde zu machen und ganz oder zu einem erheblichen Theile mit in das Ausland zu nehmen. Die meisten waren auf die Gastlichkeit und Mildthätigkeit ihrer bereits versehenen Schicksalsgefährten und der Fremden, dann auch auf den eigenen Erwerb angewiesen. Viele, die anfangs in Reichthum oder doch ohne Entbehrung gelebt hatten, gerieten früh oder später in große Bedrängniß, weil die eigenen Mittel nicht vorhielten, Gastlichkeit und Mildthätigkeit erlahmten oder sich erschöpften und die eigene Erwerbsthätigkeit nicht lohnend war. In nach Italien und Spanien geflüchteten Welt- und Klostergeistlichen, zunächst auf die Unterstützung durch ihre geistlichen Brüder und Schwestern angewiesen, litten, da ihrer gar zu viele kamen, mit wenigen Ausnahmen Mangel. Einer Minderzahl von besser zugten Emigranten gelang es, in fremden Hof-, Staats- und Kriegsdiensten ein Unterkommen zu finden, wie z. B. der Herzog von Richelieu russischer Offizier und Verwaltungsbeamter wurde, er zeichnete sich im Kriege gegen die Türken aus und erwarb sich Verdienste um das Aufblühen von Odessa. An österreichischen Höfe und in der österreichischen Armee fanden Emigranten namentlich lothringischer Abkunft Anstnahme, weil das aus Lothringen stammende Herrscherhaus sie begünstigte.

Die glänzendste, an Hoffnungen und Einbildungen reichste Zeit verlebte die Emigration während der ersten Monate ihres Aufenthalts in Koblenz. Der Kurfürst und Erzbischof von Trier, ein sächsischer Prinz und Oheim der königlichen Brüder von Frankreich, gewährte dort als Landesherr seinen beiden Neffen, den Grafen von Provence und Artois, eine königliche Gastfreundschaft und räumte ihnen das Schloß Schönbornlust bei Koblenz als Wohnung ein. Die beiden Grafen theilten ihre Zeit zwischen dem, was sie Regierungsgeschäfte nannten, und zwischen Vergnügungen aller Art. Die Anwesenheit der Gräfin von Provence verhinderte den Grafen nicht, ihrer Chrendame, der ehrgeizigen trotz ihrer achtunddreißig Jahre noch immer schönen Frau von Balbi zu huldigen; sie, nicht die Gräfin, war der Mittelpunkt seines Hofes. Wenn sie abends von ihrem Dienst bei der Gräfin in ihre in demselben Schlosse gelegene Wohnung zurückkehrte, fand sie dort den Grafen und eine auserlesene Gesellschaft von Herren und Damen schon vor; mit der diesen kreisten damals eigenen Unbefangenheit erneuerte sie dann, ein munteres Gespräch führend, vor aller Augen ihre Toilette vom Kopf bis zu Fuß. Der Graf von Artois, dessen Gemahlin in Turin geblieben war, hatte die Frau von Polastron zur Freundin, und die beiden Höfe, deren jeder unter den Emigranten seine Anhänger hatte, intriguierten gegen einander. Man stritt sich bereits um Aemter und Ehrenstellen, sogar um die Ministerien, die man bei nach dem siegreichen Einzuge in Paris zutheilen lassen wollte. Der Prinz von Condé hatte, obwohl sein Enkel schon neben ihm die Waffen trug, an seinem Hoflager in Worms und später im Felde auch noch eine Freundin, eine Prinzessin von Monaco. Gesellschaften und Feste, Konzerte und Bälle, Liebeshändel, Kartenspiel und Duelle füllten die Zeit der Emigranten aus, und der Uebermuth der jungen Edelleute stellte die Geduld der Einwohner nicht selten auf eine harte Probe.

Durch Besuche und Gesandtschaften bei den mächtigsten Höfen erreichten die Grafen, daß ihnen in den ersten Jahren für ihren Unterhalt, für ihre Diplomatie und für ihr Heer ansehnliche, wenn auch nicht zureichende Mittel zuflossen. Die Kaiserin Katharina II. von Rußland gab im ganzen vier Millionen Franken; andere

Fürsten zahlten ebenfalls entweder einmalige Beiträge oder Jahrgelder; reiche Franzosen gaben ihr Vermögen her, wie Calonne das seinige, das nach Millionen zählte. Außerdem wurde bei Fürsten, Bankiers und Privatleuten geborgt. Im Jahre 1792 veranschlagten die Prinzen 25 300 000 Franken, wovon der Hofhalt und die Diplomatie 1 300 000, das Heer 19 Millionen beanspruchte; der Rest wurde durch die Kosten des Uebermittelns und Wechselns von Geldanweisungen und darum Gelde verschlungen. Die größere Hälfte dieser Summe war geliehen. Selbst die Herstellung von falschen Assignaten, welche die Prinzen als einen erlaubten Akt der Nothwehr gegen die Einziehung der Güter in Frankreich ansahen und eifrig betreiben ließen, half ihnen nicht auf. Im November 1792 wurde der Graf von Artois, der spätere König Karl X., zu Maestricht in Schuldhaft genommen. Die Schulden wurden erst nach der Rückkehr der Bourbonen auf den Thron und auch dann nicht vollständig bezahlt.

Das Emigrantenheer, das sich in der Stärke von 20 000 Mann um die Grafen und um den Prinzen von Condé am Rhein sammelte, erwies sich als wenig brauchbar. Es gab zu wenig kriegserfahrene Führer, zu wenig gemeine Soldaten, zu viele Offiziere und endlich zu viele Offiziersaspiranten, die, ohne Offizierstellen erhalten zu können, doch den Anspruch auf solche erhoben und sich nur murrend und knirschend darein fügten, vorläufig Gemeine zu sein. Die jungen Edelleute prahlten und paradierten und frenten sich der Lorbeeren, die sie im Felde erringen würden; dabei wurden sie unbotmäßig, daß binnen acht Monaten zweihundert von ihnen durch förmliche lettres de cachet, Verhaftsbriefe, wie man sie früher für die Bastille ausstellte, auf Ehrenbreitstein gefangen gesetzt wurden. Die Truppen wurden bei Beginn des Feldzuges im Sommer 1792 in drei Heereskörper getheilt, welche sich, geführt vom Prinzen von Condé, dem Herzog von Bourbon und den beiden Prinzen, den in Frankreich einrückenden österreichischen und preußischen Heeren anschlossen. Der Feldzug war nicht sehr rühmlich für diese deutschen und französischen Verbündeten, auch nicht für die von ihnen bekämpfte Armee Frankreichs, obwohl diese Siegerin blieb. Von den Emigranten kamen nur wenige ins Gefecht; wer von ihnen den französischen, seit dem September 1792 republikanischen Truppen in die Hände fiel, wurde erschossen.

Die Emigranten litten durch Mangel an Nahrung und Kleidung, durch Regengüsse und Nachtwachen, durch Anstrengungen und Krankheiten dermaßen, daß ihr Heer, als es, von den Republikanern verfolgt, nach ungeheuren Verlusten wieder nach Deutschland kam, dem nicht unähnlich sah, welches zwanzig Jahre später aus Rußland zurückkehrte. Von den deutschen Städtern und Bauern gehetzt und bedroht, tödteten manche Emigranten sich selbst. Die Truppenkörper lösten sich gegen Ende des Jahres 1792 auf. Einige Regimenter gingen in holländische Dienste. Condé behielt noch einige Tausende um sich, die erst in österreichische, dann in russische und endlich in englische Dienste traten und deren letzte Reste auf Malta und in Portugal für England stritten. Nur ein kleiner Bruchtheil dieser militärischen Emigration sah die Heimath wieder.

Das siegreiche Vordringen der republikanischen Heere vertrieb die Emigranten, welche sich in den deutschen Rheinlanden und in Belgien niedergelassen hatten, weiter in das mittlere und nördliche Deutschland und nach England, und die Mittellosen und Mittellosgewordenen unter ihnen, deren Zahl sich im Laufe der Jahre vermehrt hatte, schlugen sich durch, wie es eben ging. Viele sahen sich gezwungen, ihre letzten Habseligkeiten von Werth, wie goldene und silberne Geräthe, Juwelen und Spitzen, zu veräußern. Sie mußten noch froh sein, wenn die städtischen und städtischen Behörden, die es mit den Machthabern in Frankreich nicht verderben wollten, oder die der Fremden überdrüssige einheimische Bevölkerung sie nicht von Ort zu Ort trieben. Wie schwer diese Verfolgungen, Entbehrungen und Demüthigungen von den am meisten davon betroffenen Familien des hohen Adels empfunden wurden, wird erst ganz verständlich, wenn man sich der Stellung erinnert, welche diese Familien im alten Frankreich einnahmen. Der hohe Adel hatte trotz des Erstarkens der ihn mehr und mehr einengenden französischen Königsmacht immer noch Vorrechte, die ihm wenigstens in Aeußerlichkeiten eine fürstliche Stellung gaben. Ein französischer Herzog dünkte sich einem deutschen Herzoge, etwa dem von Braunschweig, ein französischer Marquis einem deutschen Markgrafen, etwa dem von Baden, mindestens ebenbürtig, wenn nicht überlegen. Daß auf manchen französischen Adelsgütern die Bauern nachts die Froschteiche peitschen mußten, damit die Frösche den Schlaf der Herrschaft nicht störten, ist keine Fabel. Die hohe französische Gesellschaft galt auf dem Festlande als die erste und tonangebende, und in der Verfeinerung der Lebensgenüsse war sie vielleicht die anspruchsvollste und verwöhnteste. Kein Wunder, daß diese Gesellschaft den Gegensatz von Einst und Jetzt bitter schmerzlich empfand!

In Hamburg, das wegen seiner Entlegenheit von den Kriegsschauplätzen eine mit Vortheile aufgesuchte Zufluchtsstätte bot, sah man eine Gräfin von Neuilly einen Laden mit Modewaren, fertiger Wäsche und Parfümerien einrichten. Ein Marquis von Romans und eine Gräfin von Asfeld legten gemeinsam eine Weinhandlung an. Ein Herr von Milon übernahm die Küche in einem großen Gasthofe. Einige vertriebene Geistliche verkauften gedruckte Lieder und sangen sie auf den Straßen, auf die Mild thätigkeit der Zuhörer bauend. Zwei Edelleute, Ritter des Ludwigskreuzes, vermiethten sich als Hafenarbeiter. Eine Frau von Tessé, aus dem Hause Noailles, war noch bemittelt genug, um nicht weit von Hamburg eine große Milchwirthschaft einzurichten, ein Erwerbszweig, worin dann noch eine größere Zahl von ärmeren Schicksalsgefährten und -Gefährtinnen beschäftigt wurde. In Erlangen war ein Herr von Bienzwilke Kommissionär, ein Herr von Mailly Buchdrucker, und ein Herr von Coigneux lernte die Schuhmacherei. In Bamberg hielt eine Marquise von Guillaume ein Kaffeehaus, und die Schönheit ihrer Tochter lockte zahlreiche Gäste an. In London sah man als bezahlte Komödianten Herren auftreten, die ihren Stammbaum bis zu den Kreuzzügen zurückführten. Eine Marquise von Chabannes hielt dort eine Kleiderhandlung, und eine Gräfin von Boisgelin gab Klavierstunden. Anderswo war eine Gräfin von Périgord Lehrerin, eine Marquise von Vivien Näherin, eine Frau von Lanuarinière Stopferin, eine Marquise von Jumilhac Wäscherin und eine Herzogin von Guiche Krankenwärterin. Fertigkeiten und Beschäftigungen, die als Liebhabereі in glücklicheren Tagen die Mußestunden ausgefüllt hatten, wurden jetzt, zur Meisterschaft ausgebildet, zu einer Erwerbsquelle. Die Damen fertigten und verkauften Stickereien, Putzwaren, Papparbeiten, Malereien und Haararbeiten. In einigen Städten erleichterten Vereinigungen der Ortsangehörigen den Verkauf dieser Handarbeiten, wie z. B. in London, wo überhaupt für die Emigranten viel geschah, ein großer Bazar dafür eingerichtet und mit erheblichem Gewinn verwaltet wurde. Hochadlige Herren waren Fechtlehrer, Tanzlehrer, Köche, Liqueurfabrikanten, Buchhalter oder Hausirer. Nicht immer waren die Beschäftigungen, denen die Emigranten sich hingaben, „eingestehbar". Es gab einige Leute unter ihnen, die sich von Paris aus dafür gewinnen ließen, ihre Schicksalsgefährten zu beobachten und über sie zu berichten, also Spionendienste zu thun. Andere fertigten, dem Vorgange der Prinzen folgend, Assignaten, und von den Damen in London, Brüssel, Rom und Koblenz waren einige „Verkäuferinnen von Küssen". Gingen manche Emigranten zu Grunde, blieben Streit und Mißmuth unter ihnen nicht aus, so konnte man doch noch häufiger beobachten, daß sie sich durch freundliches Zusammenhalten und Frohmuth ebenso sehr auszeichneten wie durch Genügsamkeit und Findigkeit. Die altfranzösische Lebenslust bewährte sich und behauptete ihr Recht; das eigene Leid suchte man hinwegzuscherzen und hinwegzuspotten, man klagte nicht, und die Leidenden suchte man zu erheitern.

Die Jakobiner in Paris empfanden es als eine Genugthuung, wenn sie den früheren Gutsunterthanen adliger Familien davon Nachricht geben konnten, daß die einst so anspruchsvolle Herrschaft zu gewöhnlichen und erniedrigenden Dienstleistungen gezwungen sei. Von vielen einst angesehenen Emigranten lannte man freilich den richtigen Namen nicht, und ihre Spur ging verloren; manche verheimlichten ihren Namen selbst vor ihren Landsleuten und führten einen angenommenen; zuweilen erfuhr man erst nach ihrem Tode, wer sie gewesen waren.

Denksprüche von P. Sanders.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Todesscheu.

„Leben, o köstliches Glück!“
Jubelt es hier; doch zurück
Tönet von dort es: „O Tod!
Keiler aus Elend und Noth!“

Aber auch elend, wie sehr!
Trennt man vom Leben sich schwer,
Bangt vor dem Ende des Seins
Oder dem Ende des Scheins.

Der gute Stil.

„Wie schreib' ich einen guten Stil?“
So fragt den Meister der Geselle.
„Kein Wort zu wenig, keins zu viel
Und jedes an der rechten Stelle.“

Die wahrhaft Jungen.

„Wer sind die wahrhaft Jungen?“ Das sind die Alten,
Die trotz der Jahre Zahl sich jung erhalten.

Ohne Scheu.

Ohne Scheu durchregnen läßt
Der sich, der schon ganz durchnäßt.

Der Böse.

Der Kohle gleicht ein böser Mensch, drum
von ihm dich halt'
Die Kohle brennt dich, wenn sie heiß, und schwärzt
dich, wenn sie kalt

Unrecht auf beiden Seiten (russisch).

Unrecht, Kür, hast du,
Daß du fraßest die Kuh;
Doch ist der Kuh ihr Recht geschehn,
Was braucht sie in den Wald zu gehn:

Weisheits- und Thorenschule.

Unglück ist die Weisheitsschule;
Doch der Mensch ist solch ein Thor,
Daß er schon seit Adams Zeiten
Zieht die Thorenschule vor.

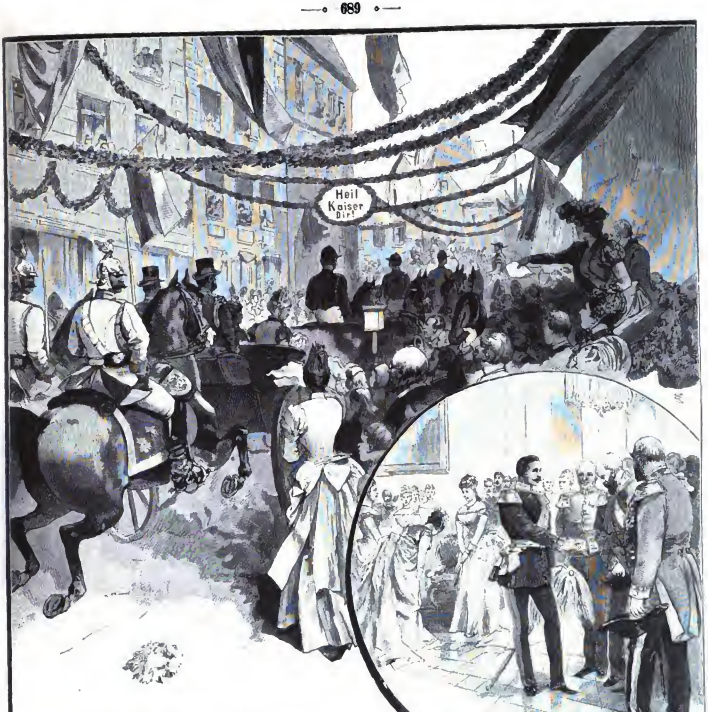
Die Kaisermanöver in Schleswig-Holstein.

Schilderung von **Werner Fröhlich**. Zeichnungen von **H. Lüders** und **E. Bussetti**.

Landungsmanöver bei elektrischer Beleuchtung.

Die Kaisertage sind verrauscht, doch in den Herzen des schleswig-holsteinischen Volkes wird noch lange die Erinnerung fortleben an diese kurze, aber herrlich schöne Zeit. Man kann wohl, ohne Widerspruch zu finden, den achttägigen Kaiserbesuch in der nennenswerthesten Landmark des Deutschen Reiches ein geschichtliches Ereigniß nennen. Schleswig-Holstein hat lange im Schmollwinkel gestanden; man konnte es nicht verwinden, daß durch die politischen Ereignisse der sechziger Jahre eine dem Volkswillen entgegengesetzte Wandlung für das Land herbeigeführt wurde, daß der angestammte Fürst, der Herzog von Schleswig-Holstein-Augustenburg, nicht die Regierung der Herzogthümer übernahm und daß diese eine preußische Provinz wurden. Wohl haben Schleswig-Holsteins Söhne auf den blutigen Gefilden von Mars la Tour, Gravelotte, Sedan und Le Mans ihre Treue gegen Deutschland bewiesen, wohl haben sie dem neuerstandenen Deutschen Reiche aufrichtigen Herzens zugejubelt und sich allmählich ausgesöhnt mit der Neuordnung der staatlichen Verhältnisse, aber ein Rest von Partikularismus blieb noch zurück, die Erinnerung an den Herzog Friedrich lebte fort in dem Herzen des angelsächsischen Stammes, der sein Recht gekränkt wähnte. Heute ist das anders geworden. Die unverwüstliche Liebe und Verehrung, welche unser Volk dem Herzog Friedrich zollte, es hat sie übertragen auf dessen anmutige, liebreizende Tochter, „das Muster einer deutschen Fürstin und Frau“, welche jetzt den deutschen Kaiserthron ziert.

Als die Kunde in unser Land kam, daß in diesen Tagen das Kaisermanöver des 9. Armeecorps auf den denkwürdigen Düppeler Höhen und auf der Insel Alsen, der Perle Schleswig-Holsteins, stattfinden und daß die Kaiserin demselben beiwohnen



Einzug der Kaiserin in Flensburg.

zum ersten Male die Staaten betreten werde, wo ihre Ahnen geherrscht und gewirkt haben, da regten sich Wochen und Monate vorher geschäftige Hände zu einem würdigen Empfange des jungen Landesherrn und seiner Gemahlin, der Tochter des Landes.

Vorher aber, am 3. September, ward als Einleitung zu den Flensburger Manövern im Kieler Hafen eine Flottenparade abgehalten, wie sie in deutschen Gewässern, was die Größe und Anzahl der Kriegsschiffe betrifft, bisher noch nicht erlebt worden war. Mit dem deutschen Geschwader hatte sich das aus drei Kriegsfahrzeugen bestehende österreichische Geschwader vereinigt. Unser großes Bild S. 680 u. 681 veranschaulicht die Paradestellung dieser imposanten Flotte. Voran die Jacht „Hohenzollern“, neben ihr die „Grille“, die frühere Kaiserjacht, auf welcher sich jetzt das Hauptquartier des kommandirenden Admirals befindet. Nun folgen die mächtigen, schmucken österreichischen Kriegsschiffe „Kaiser Franz Joseph I.“, „Kronprinzessin Stephanie“ und der Aviso „Tiger“, ihnen schließt sich die Kreuzerkorvette „Irene“ an mit dem Prinzen Heinrich als Kommandant an Bord. Dann kommt das Schulgeschwader, daneben in gleicher Linie das Manövergeschwader, vor letzterem das Kadettenschulschiff „Niobe“ und die Schiffsjungenschulschiffe „Rover“, „Luise“ und „Ariadne“, deren Zöglinge jetzt

Empfang im Schloß Gravenstein.

zum ersten Male vor ihrem Kaiser in Parade standen; hinter dem Schulgeschwader lag die Torpedoflottille.

Gegen acht Uhr früh salutirte die ganze Flotte die vom Großmast der „Hohenzollern“ wehende Kaiserstandarte, und gegen neun Uhr verließ der Kaiser die „Hohenzollern“, um auf der Stationsjacht die Schiffe der vereinigten Geschwader zu umfahren. Den Augenblick, in welchem er das österreichische Panzerschiff „Kaiser Franz Joseph I.“ passirt, hat der Zeichner unseres Bildes festgehalten.

Ein herrlicher klarer Tag begünstigte dieses großartige, glänzende Schauspiel, zu welchem Tausende von Fremden nach Kiel zusammengeströmt waren.

Nachmittags verließ die gesamte Flotte, welcher die „Hohenzollern“ mit dem Kaiser an Bord vorausgesegelt, den Kieler Hafen, um nach Flensburg zu fahren.

Landungsbrücke an der Flensburger Föhrde.

Von den schleswigschen Städten nimmt Flensburg durch seinen Reichthum, durch seine großen gewerblichen Anlagen, durch seine ausgedehnten Handelsverbindungen ohne Frage den ersten Platz ein und behauptete denselben auch in anderer Beziehung während der Kaisertage: Stadtverwaltung und Bürgerschaft hatten in edlem Wetteifer ein farbenprächtiges Bild geschaffen und der Stadt einen geschmackvollen und großartigen Schmuck angelegt. Aber nicht Flensburg allein, auch die übrigen Städte und Flecken, welche den Kaiserbesuch erwarteten, wie Sonderburg, Gravenstein, Glücksburg und Augustenburg, hatten Ehrenpforten errichtet, ihre Häuser mit Fahnen, Wappenschildern und Kränzen verziert, grüne Laubgewinde über die Straßen gezogen, während hohe, flaggentragende Maststämme eine via triumphalis bildeten. Selbst die Landbevölkerung wollte nicht zurückbleiben, sondern auch ihre Freude an dem Besuch des verehrten Herrscherpaares durch ein äußeres Zeichen an den Tag legen; überall auf den Landwegen sah man hohe Ehrenpforten, bekränzte und beflaggte Häuser auch in den kleinsten und ärmlichsten Dörfern.

Endlich war der 4. September angebrochen, die Vorbereitungen waren beendet und alles war zu einem festlichen Empfange des Herrscherpaares vollendet. Tausende und Abertausende Fremder und Einheimischer flutheten durch die Straßen Flensburgs. 150 Kampfgenossen- und Kriegervereine der Provinz hatten 4000 Mitglieder entsandt, welche mit flatternden Fahnen Aufstellung auf dem vier Kilometer von der Stadt entfernten Paradefeld nahmen.

Kaiser Wilhelm traf auf der „Hohenzollern“ am Morgen des 4. September zuerst an der Landungsbrücke ein, empfangen von dem Oberbürgermeister Tovsbin und mehreren höheren Beamten, und begab sich zu Wagen nach dem Manövergelände. Wenige Minuten später kam die Kaiserin in ihrem Salonwagen auf dem herrlich verzierten und geschmückten Staatsbahnhofe an, wo sie mit ihrer Schwester, der Herzogin Karoline Mathilde von Schleswig-Holstein Glücksburg, den von sechs Rappen gezogenen Wagen bestieg, der sie gleichfalls nach dem Paradefelde führte. Ein unbeschreiblicher Jubel durchbrauste die Straßen, als die junge Kaiserin, gefolgt von ihrer Leibgarde und der in besonderem Wagen fahrenden Prinzessin Irene von Preußen, sichtbar wurde; die auf den Bürgersteigen aufgestellte, vieltausendköpfige Menschenmenge begrüßte die geliebte Herrscherin mit brausenden Zurufen; aus den vollbesetzten Fenstern wehten Tücher und ergoß sich ein fortwährender Blumenregen.

Um 10 Uhr setzte sich der Kaiser, einen prächtigen Trakehner Rappen reitend, an die Spitze einer glänzenden Suite von Fürsten, deutschen und fremdherrlichen Offizieren, um die Front der Regimentskolonnen aufgestellten 9. Armeecorps abzureiten, während die Kaiserin, die Prinzessinnen und Hofdamen ihm zu Wagen folgten. Dann begrüßte er die an der Nordseite des Paradefeldes aufgestellten Krieger- und Kampfgenossenvereine und nahm in der Mitte des Paradefeldes mit seinem Gefolge Stellung, worauf die endlosen Kolonnen ihren Vorbeimarsch begannen, voran die Infanterie, dann Kavallerie, Artillerie und Train.

Damit hatte die Kaiserparade ihr Ende erreicht und unter nicht endenwollenden Hurrah- und Hochrufen kehrte das Kaiserpaar nach der Stadt zurück, um im festlich geschmückten Rathhause an von der Stadtverwaltung angebotenes Frühstück einzunehmen, zu welchem auch der inzwischen eingetroffene Generalfeldmarschall Graf Moltke theilnahm.

Das Hoflager wurde nach dem dem Herzog Ernst Günther von Schleswig-Holstein gehörenden Schlosse Gravenstein verlegt.

Der kleine gleichmanige Flecken an der Flensburger Föhrde, seit etwa 10 Jahren Badeort, ist einer der anmuthigsten Punkte der an Naturschönheiten überaus reichen schleswig-holsteinischen Küste. Das Schloß ist mit dem dazugehörigen Gutsfelde seit der Jahre 1725 im Besitze der Herzoge von Augustenburg. 1757 brannte es nieder, wurde aber 1758 wieder aufgebaut, doch nicht in der alten Pracht, und ist seitdem auch nur gelegentlich von der früher in Augustenburg residirenden herzoglichen Familie bewohnt worden. 1864 hatte der kommandirende General der verbündeten Armee, Prinz Friedrich Karl von Preußen, während des deutsch-dänischen Krieges hier sein Hauptquartier aufgeschlagen.

Schloß Gravenstein war während der siebentägigen Kaisermanöver als Sitz des kaiserlichen Hoflagers der Mittelpunkt des reichen, sich jetzt entfaltenden Lebens. Hier wurde am 4. September das Paradedinner gegeben, zu welchem sämtliche Stabsoffiziere des 9. Armeecorps, etwa 240 Personen, zugezogen waren. Am 5. September folgte das Diner für die Provinz, an dem die gesamte schleswig-holsteinische Ritterschaft, der Provinzialausschuß sowie die höchsten Beamten der Provinz theilnahmen, und am Abend ließen vor dem Schlosse im Park 150 Sänger der Flensburger Gesangvereine ihre Lieder zu Ehren ihres Landesherrn ertönen.

Den Schluß der offiziellen kaiserlichen Festlichkeiten bildete das Marinediner am 6. September, zu welchem die höheren Marine-

Feldgottesdienst auf dem Herzenshügel.

Offiziere Einladungen erhalten hatten. Unter den rauschenden Klangen des von 1000 Musikern und Spielleuten ausgeführten Zapfenstreiches ging der Tag zur Rüste.

Am anderen Morgen wurde es schon früh im Schloßpark lebendig. In langen Zügen marschirten die im Sonnenlichte blitzenden Bataillone zum Feldgottesdienste heran und bildeten um den Herzenshügel die weite Runde. Eine feierliche Stimmung lag über dem kriegerischen Bilde, das sich in den grünen Anlagen des herrlichen Parkes dem Auge darbot, und in lautloser Stille

lauschte die Menge den eindringlichen, schlichten Worten, welche der Oberpfarrer Hofmann aus Altona von der Spitze des Herzogshügels aus zu seiner militärischen Gemeinde sprach: „Du Volk in Waffen und du Volk im Bürgerkleid! Euch alle hat ein unvergeßlich Kaiserwort begrüßt. So sei's auch heute wohlgesonnen. Auch hier zu Lande ein Volk deutscher Art, ein Bruderstamm von altbewährter Treue! Zum ersten Male seit seiner Thronbesteigung taucht dem Kaiserpaare der meerumschlungenen Lande Wogengruß. An seiner Heimath Hügeln hängt des Volkes Herz, zu diesem Herzensbügel heut' der ganzen Lande Herz. Wo es in ungestammter Liebe der Enkelin Herzogs Christian August huldigend zu Füßen liegt, da schlägt es auch dem Enkel Kaiser Wilhelms jauchzend entgegen. An diesem Altar auf dem Herzensbügel sei ein Gelübde eines heiligen Herzensbundes erneut: Schleswig-Holstein auf ewig eins und ungetheilt in deutscher Treue, so bleibe es fortan stammverwandt dem Kaiserhause, dem Vaterlande!"

großentheils aus Freiwilligen bestehenden schleswig-holsteinischen Armee mit den weit überlegenen dänischen Truppen erfolgte, von dem gesamten 9. Armeecorps angegriffen und nach einer erfolgreich ausgeführten Schwenkung des linken Flügels von seiner Verbindung mit dem Norden abgeschnitten und nach Sundewitt und Alsen gedrängt. Nach beendetem Gefecht trennte sich das Armeecorps. Das Nordcorps wurde nun bei den im Sundewitt sich abspielenden Manövern von der 18. Division dargestellt, unterstützt von dem aus 8 schweren Panzerschiffen, der Kreuzerkorvette „Treue", 3 Avisos und einer Torpedodivision zusammengesetzten Manövergeschwader, während das angreifende Südcorps von der 17. Division gebildet wurde, welcher zwei Torpedodivisionen beigegeben waren. Das Nordcorps unter dem Generallieutenant von Scherff war, wie erwähnt, nach dem Gefecht bei Bau zurückgegangen nach der Insel Alsen. Das Südcorps unter dem Generallieutenant Fink von Finkenstein war dem zurückweichenden Feinde gefolgt und

Der Uebergang der 18. Division über den Sund von Sonderburg nach Düppel.

Dem Feldgottesdienst folgte am Nachmittage das von den Provinzialständen dem Kaiserpaare angebotene und angenommene Festmahl im Kurhause zu Glücksburg, und hier war es, wo der Kaiser, dem Zuge seines Herzens folgend, jenen Toast ausbrachte, dessen freudiger Widerhall bis in die fernsten Gegenden des deutschen Vaterlandes drang, jenen Toast, in welchem er der deutschen Frauentugend huldigte, indem er die eigene Gattin als Sinnbild derselben feierte. „Das Band," sagte er, „welches mich mit dieser Provinz verbindet und dieselbe vor allen anderen Provinzen meines Reichs an mich kettet, das ist der Edelstein, der an meiner Seite glänzt, Ihre Majestät, die Kaiserin. Dem hiesigen Lande entsprossen, das Sinnbild sämtlicher Tugenden einer germanischen Fürstin, danke ich es ihr, wenn ich imstande bin, die schweren Pflichten meines Berufes mit dem freudigen Geiste zu führen und ihnen obzuliegen, wie ich es vermag."

Nun begann die ernste Arbeit, die Vorbereitung des Friedens für den Krieg. Dem diesjährigen Kaisermanöver lag die Idee zu Grunde, daß eine feindliche Armee von Jütland kommend Flensburg bedrohte. Am 5. September wurde diese feindliche Armee, durch einige Abtheilungen Infanterie, Kavallerie und eine Batterie dargestellt, in dem Gelände bei Bau, woselbst vor nunmehr 42 Jahren der erste Zusammenstoß der jungen, ungeübten, hatte auf den historischen Düppeler Höhen eine feste Stellung eingenommen.

Die Düppeler Höhen, welche in ihrem höchsten Punkte, der Düppeler Mühle, 68 m über dem Meeresspiegel sich erheben, fallen ostwärts allmählich zum Alsisunde, südwärts steiler zum Wenningbund, nordwestlich steil und etwa 30 m tief zu einem breiten Grunde ab, der vom Dorfe Düppel ostwärts nach Oster-Düppel und von dort nordwärts zum Alsisunde sich zieht, in den er zwischen Lillemölle und Surlücke mündet.

Am 8. September morgens ging nun das Nordcorps von Alsen aus zum Angriffe über. In unglaublich kurzer Zeit wurden von dem 9. Pionierbataillon die 13 Bataillone Infanterie unterhalb der Stadt Sonderburg in Pontons über den Alsisund gesetzt unter fortwährendem Geschützfeuer der Batterien des in vortrefflicher Stellung auf den Höhen stehenden Südcorps. Nach der Ueberführung des Nordcorps auf das Festland wurde ein Bajonettangriff auf die Düppelstellung gemacht, aber zurückgewiesen. Nunmehr griff die Flotte ein. Acht der größten Panzerschiffe unserer Marine, sowie eine Kreuzerkorvette fuhren in den Wenningbund, sie legten sich mit ihren Breitseiten in geringer Entfernung vom Lande vor die Düppeler Höhen und eröffneten mit ihren schweren Geschützen eine stundenlang währende gewaltige Kanonade auf das Südcorps. Im Schutze dieses Feuers verliehten

1700 Marinesoldaten unter der Führung des Kontreadmirals Schröder eine Landung, um dem Feinde in die Flanke zu fallen und dem angreifenden Nordcorps Hilfe zu schaffen. Bis an die Brust im Wasser stehend, mit hoch empor gehaltenen Gewehren gingen die Matrosen an Land, warfen die zur Vertheidigung des Ufers befehligte Infanterie und erstürmten die Höhen, während jetzt das Nordcorps gleichzeitig tambour battant vorging und in raschem Anlauf das Südcorps aus der festen Stellung zurückwarf.

Am folgenden Tage verfolgte das Nordcorps den zurückgeworfenen Feind unter stetem Gefecht bis nach Gravenstein und versuchte hier die Apenrader Chaussee zu erreichen, um nach Norden zu entweichen. Allein nach stündigem lebhaften Kampfe erhielt das Südcorps auf seinem linken Flügel bedeutende Verstärkung, welche es ihm ermöglichte, nunmehr seinerseits zum Angriff überzugehen und allmählich wieder Boden zu gewinnen. Das 15. Husarenregiment ging, unterstützt von einem Bataillon Infanterie, über den Ekensund nach der Halbinsel Broacker, wobei die Pferde durch den Ekensund schwammen, während die Husaren in Booten übergesetzt wurden. Dieses Detachement benutzte in bemerkenswerther Weise den linken Flügel des zurückgehenden Nordcorps durch mehrere mit großer Kraft ausgeführte Angriffe der wegen des bezügen Geländes zu Fuß kämpfenden Husaren, infolgedessen das Nordcorps jetzt auf die am Tage vorher eingenommene Düppelstellung zurückweichen mußte. Die Flotte konnte an diesem Tage ihr nicht an dem Gefechte betheiligen, weil sich die Landarme immer weiter vom Wasser entfernte. Die dem Südcorps beigegebenen beiden Torpedodivisionen versuchten indessen am Tage, sowie in der darauf folgenden Nacht einen Angriff auf das Manövergeschwader aber jedesmal abgeschlagen wurde, letzterer mit Hilfe des elektrischen Lichtes, welches eine Ueberrumpelung verhindert.

Das letzte Gefecht am 10. September wurde vor Tagesanbruch um 4 Uhr morgens durch einen heftigen Angriff des Südcorps eröffnet. Auch hier wurde mit Anwendung des elektrischen Lichtes das vom Angreifer besetzte Gelände taghell erleuchtet und dadurch jede Bewegung desselben, die Zahl der angreifenden Truppen, die Waffengattung dem Vertheidiger bemerkbar gemacht. Nach mehrmaligen zurückgewiesenen Angriffen wurden endlich vom rechten Flügel des Südcorps mit dem Bajonnetthe erste Schanzen erstürmt und das Nordcorps aus der ganzen Düppelstellung geworfen.

Damit hatte das Manöver sein Ende erreicht. Der Kaiser, welcher sich in der Kritik lobend über die Leistungen des 9. Armeecorps ausgesprochen hatte, verließ um 5 Uhr nachmittags auf der Jacht „Hohenzollern“ die Sonderburger Föhrde, nachdem er am Tage vorher das schleswig-holsteinische Füsilierregiment Nr. 86, welches seine besondere Zufriedenheit erworben hatte, vor dem Gemaalsin verliehen und dem Regiment den Namen „Königin“ gegeben hatte.

Auf schwankem Boden.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von **W. Heimburg.***

So stehe ich denn einmal wieder in dem niedrigen Zimmer des alten Gasthauses zur „Rothen Forelle“, dem ersten „Hotel“ in der kleinen thüringischen Stadt, und schaue über die einsame, wohlbekannte Straße mit dem holperigen Pflaster und der Reihe alter einstöckiger Häuser, denen man dem Pfingstfest zu Ehren neuen Anstrich gegeben hat. Ich sehe den Brunnen mit seinen drei immer fließenden, krystallklaren Wasserstrahlen; der kleine eiserne Ritter auf der schmucklosen Säule, der diese Strahlen entquellen, mit St. Martinus, der besondere Schutzheilige des Städtchens. Es hat sich nichts verändert, aber auch nichts, und die Linde vor der Thür des Gasthauses hat heut wieder ebensoviele junggrüne Blätter wie damals, als ich im Schatten des ehrwürdigen Baumes zum ersten Male aus der Extrapost stieg, um meinen Fuß auf Borndorfer Gebiet zu setzen.

Zu beiden Seiten des mächtigen Hausthores bemerkte ich vorhin Maien, mit rothen Schleifen verziert, und auch, just wie damals, auf dem altersbraunen Flügel einen rothen Theaterzettel. Wäre mir nicht statt des alten weißköpfigen Wirthes ein frischer junger Mann mit neumodischer Höflichkeit entgegengetreten, wahrhaftig, ich hätte meinen können, es sei noch einmal der Pfingstsonnabend des Jahres 1867 erschienen, der lange, lange vergessen ist von den meisten Menschen, nur von mir nicht — und von einer andern auch nicht.

Ich wende mich um, denn das rothbäckige Zimmermädchen ist eingetreten und fragt, ob Madame irgend etwas wünsche, vielleicht Kaffee; der Kuchen sei auch eben aus dem Backhause gekommen.

„Danke, nein! Aber Sie können mir gewiß dieses Billet in die Pfarre tragen, liebes Kind? Recht bald, wenn es möglich ist. Sagen Sie auch der Frau Pfarrerin, sie solle nicht etwa ihre herunter kommen, ich sei stinker als sie und wolle nur ein wenig Toilette machen, dann käme ich. Das Billet ist nur, damit sie nicht erschrickt.“

Das hübsche Mädchen sieht mich, indem es mir den Brief aus der Hand nimmt, ganz verwirrt an. „Madame meinen die Frau Oberpfarrerin Steinkopf?“ fragt es dann.

„Ja, versteht sich! Doch, bitte, geben Sie mir den Brief zurück, ich habe es mir anders überlegt. Bestellen Sie einfach, Fräulein Martha möchte doch einmal herunter kommen, wenn ihre Zeit es erlaubt.“

„Ein Fräulein?“ fragt das Mädchen.

„Ja, Fräulein Steinkopf.“

„Es ist kein Fräulein in der Pfarre.“

„Meine Gute! Sie sind wohl nicht von Borndorf?“

„Nein, Madame, aber ich diene seit einem Jahre hier in der Forelle' und kenne alle Leute in Borndorf. Nein, ein Fräulein ist nicht in der Pfarre.“

„Schicken Sie mir, bitte, den Wirth herauf!“ rufe ich ärgerlich; und sie verschwindet.

Der überhöflichste junge Mann, der sein gelbes strähniges Haar wie der Oberkellner irgend eines ersten Berliner Hotels frisiert hat, was so gar nicht zu dem kleinen „Forellenhotel“ passen will, wedelt ins Zimmer und fragt, womit er der „gnädigen Frau“ dienen könne.

„Ich vermag mich nicht mit Ihrem Zimmermädchen zu verständigen,“ sage ich, „ich will, daß man in die Pfarre hinaufschicke, um dort eine Empfehlung von mir zu bestellen: ich lasse Fräulein Martha Steinkopf bitten, so bald als möglich mich hier zu besuchen.“

„Gnädige Frau, leider ist der Befehl unausführbar, denn — hm —“

„Ist das Fräulein etwa verheirathet?“ frage ich erstaunt.

„Gnädige Frau verzeihen — hm — gnädige Frau ist vielleicht verwandt mit Oberpfarrers — nicht? Oder nahe bekannt? hm —“

„Aber, Gott im Himmel, so reden Sie doch!“ rufe ich gereizt. „Ist sie todt? Nein? — Nun, es kann doch kein Mensch

* Die Vollendung des angekündigten Romanes „Eine unbedeutende Frau“ hat sich durch Krankheit der Verfasserin verzögert. Derselbe wird nunmehr bisher in Heft 1 des nächsten Jahrganges zu erscheinen beginnen. Inzwischen stellt uns die Verfasserin die hier folgende feinsinnige Novelle zur Verfügung, welche wir diesen Verehrern gewiß nicht minder freundlich aufgenommen werden wird.

verschwinden aus diesem Nest, und um von Zigeunern gestohlen werden zu können, ist sie schon zu groß!“

„Verzeihen gnädige Frau — Fräulein Martha Steinkopf — sie hieß ja aber gar nicht so — ist mit — etwa ein Jahr mag es sein — ist davongelaufen, einfach davongelaufen.“

Ich winke ihm Schweigen. „Ich danke Ihnen, Herr Wirth, ich erfahre das Nähere in der Pfarre selbst. Danke!“

„Und die Frau Oberpfarrerin — gnädige Frau gestatten doch, daß ich das noch bemerke — sollen, wie sich die Leute erzählen, tiefsinnig geworden sein darüber. Sie sollen kaum ein Wort mehr sprechen und —“

einen Brief seine Antwort erhalten, und die äußeren Zeichen der alten Freundschaft unterblieben schließlich. Aber als ich nun wieder häuslich geworden war auf Rachnitz, gaukelte mir eines Tages so verführerisch der Gedanke vor, Elisabeth zu überraschen, nun einmal wieder wie früher so oft das Pfingstfest in ihrem Hause zu verleben, daß ich ihn auszuführen beschloß — und nun?

Eine Thräne nach der andern drängte sich mir aus den Augen, und das eine wußte ich genau, ich konnte sie so nicht wiedersehen; ich wollte nach einer Rücksprache mit dem Oberpfarrer, den ich morgen, sobald der Gottesdienst vorüber war, hierher zu bitten beschloß, um näheres zu erfahren, wieder abreisen.

Eine Ueberraschung.

Nach einem Gemälde von J. Schmitzberger.

„Ich danke Ihnen,“ unterbreche ich ihn hastig, „schicken Sie mir Kaffee!“

Er sieht mich verdutzt an und geht.

Aus dem kleinen Stübchen ist plötzlich aller Sonnenschein gewichen und die Luft schwer und dumpf geworden, oder ist's mir nur so? Ich sitze im Lehnstuhl und schaue die entsetzlich grüne Tapete an, klar denken kann ich noch nicht. Die Bildnisse des Landesfürsten und seiner Gemahlin an der Sofawand tanzen vor meinen Augen, und der alte Kaiser Wilhelm schüttelt den Kopf. — Herr Gott, ich kann's ja noch immer nicht fassen — meine Elisabeth tiefsinnig! Das sanfte stille Geschöpf, die gute treue Gefährtin der Mädchenzeit! Und das Kind gestohlen! — —

Seit vier Jahren hatte ich Elisabeth nicht wiedergesehen. Damals war sie an unserer Küste in einem kleinen holsteinischen Seebade gewesen mit Mann und Kind, und welch ein reizender Backfisch war aus diesem Kinde geworden! Ich hatte glückliche Stunden mit ihnen verlebt; später waren noch manchmal Briefe zwischen uns hin und her geflogen; aber dann wurde ich nachlässig, große Reisen hatten mich verhindert, meine alten, liebgewordenen Korrespondenzen wieder aufzunehmen, ich hatte auch wohl einmal auf

Draußen hatte sich indessen der Himmel bezogen, drohendes Rollen verkündete ein Gewitter. Bald regnete es, und mehr als das; bei uns zu Hause sagt man: „Es pollscht in Strom.“ — Das Mädchen bringt endlich den gewünschten Kaffee, legt auch das Wochenblatt daneben. Es giebt so Augenblicke, wo man vor heftiger Erschütterung gar nichts fühlt, wo man thun und handeln kann, als wäre einem nichts Furchtbares zugestoßen. Ich trinke ruhig eine Tasse Kaffee, und am Fenster sitzend lese ich in dem Wochenblatt:

„Sonntag, den 5. Juni
Hoftheater in Byrndorf
Große Vorstellung zum Benefiz
des Herrn Theaterdirektors von Braunowsky
Faust
eine Tragödie.“

Seltsam! Als ich an jenem Maitag 1867 zum ersten Male hier war, wurde auch „Faust“ gegeben, denke ich und fühle so etwas wie Schwindel bei den Erinnerungen, die mich bestürmen. Unaufhörlich strömt der Regen hernieder; das Dienstmädchen ist wieder hereingekommen und ich starre in das Wetter hinaus.

„Wünschen Madame Theaterbillets zu nehmen? Es ist morgen des Direktors Benefiz. Thun Sie es doch, Madame," bittet das Mädchen, „ich glaube, der Truppe geht es schlecht. Eine ist dabei, die sitzt immerfort und weint; sie ist, seit sie hier angekommen sind, noch nicht aus der Stube gewesen, nur einmal abends. Immer ist sie da oben," sie deutet mit dem Finger nach der Decke, „und gestern hat sie geschrieen, daß ich es hier unten hören konnte, und als ich 'nauskomme, da liegt sie dem Direktor zu Füßen und bittet ihn, — und er ist böse, ach so böse."

Das alles dringt fast unverständlich in meine Ohren. Ich nehme sechs Mark heraus und erhalte eine Menge rother Zettel dafür. Das Mädchen bedankt sich, als ob ihr etwas geschenkt worden sei, und geht. Ich greife noch einmal zum Wochenblatt. Hinter „Margarethe" steht der Name der Darstellerin nicht, er ist durch drei Punkte ersetzt; unten auf dem Zettel steht: „Margarethe: Fräulein Koriusla, engagirt am herzoglichen Hoftheater und nur noch kurze Zeit bei hiesiger Truppe."

Ich muß den Namen Koriusla schon einmal gehört haben! Dann ertappe ich mich dabei, daß ich zur Decke emporsehe; dort oben, ja, ich glaube, es war die nämliche Stube, wo damals —. Mit aller Gewalt zwinge ich mich, klar zu werden, meine Erinnerungen, die sich mit der Gegenwart verwirren, zu ordnen, und während ich in die Dämmerung hinausblicke und das Rauschen des Regens zugleich mit der wonnig duftenden Luft in das Gemach zieht, da steht sie plötzlich greifbar deutlich vor mir — die Vergangenheit:

Pfingsten 1867! Endlich war ich imstande, der Einladung Elisabeths zu folgen; ich that es nun so lieber, als ich wußte, daß sie Trost und Anregung nöthig hatte wie das liebe Brot und die frische Gottesluft. Unsere Bekanntschaft stammte aus der Pension; sie, eine stille, zarte Natur, schloß sich innig an das wilde Mädchen da oben von der Nordsee an. Wie unser Wesen, so war auch unsere Auffassung der Dinge verschieden. Sie, zu tiefer Sentimentalität geneigt, leicht verletzlich, aus einer sehr frommen Familie stammend, kannte kein höheres Verlangen, als Diakonissin zu werden, womöglich an einem Kinderkrankenhause, denn Kinder, besonders die zarten, die immerfort gehütet werden müssen, liebte sie unsagbar, während mein Sinn nach einem großen Rittergute stand, natürlich auch nach dessen Besitzer und — seiner Zeit nach einer wohlgefüllten Kinderstube mit wenigstens sieben Kleinen. Ich dachte mir es herrlich, so recht herumwirth schaften zu können, über Mägde und Diener zu herrschen, meine wilden Jungen mit dem spanischen Röhrchen in Zucht zu halten und an der Seite meines Mannes in die Felder zu fahren, um den Stand der natürlich immer vorzüglichen Ernte, denn ein echter, rechter Landwirth mußte er sein, zu bewundern.

Elisabeth war Rheinländerin und sprach so „lieb" nach meinen Begriffen, daß ich ganz entzückt zuhörte, wenn sie mit ihrem „mir" und „als einmal" anhub. Dafür lachte sie zuweilen still über mein ehrliches Holsteiner Platt, aber nur so lange, bis ich ihr einmal etwas von Klaus Groth — ich glaube, es war das rührende Gedicht „Min Jehann" — vorlas und übersetzte.

Als wir eingesegnet waren und aus der Anstalt entlassen wurden, kam die Trennung. Sie ging in den schwesterreichen Familienkreis nach Bonn zurück — ihr Vater war ein höherer pensionirter Offizier; ich in die Einsamkeit unseres Gutes. Wir schrieben uns fleißig. Dann kam einmal — der Brief hatte sich mit dem meinigen, der die Kunde meiner Verlobung enthielt, gekreuzt — die Nachricht von ihr, daß sie in ein Diakonissenstift zu Berlin eingetreten sei und sich sehr glücklich in ihrem Berufe fühle. Zu meiner Hochzeit kam sie und stand im Kreise der geputzten Brautjungfern in der Kirche schier fremdartig anzuschauen mit dem schlichten schwarzen Kleide, das ihr Beruf vorschrieb. Das liebe Gesichtchen, umrahmt von der Diakonissenhaube, sah so engelhaft zufrieden aus, daß ich mich meines irdischen Glückes rausches beinahe schämte.

„Sag, min oll leiw Deern," fragte ich, als sie mich umarmte und beglückwünschte, „bist Du denn nu glücklich un tofreden mit Din Los?"

„LiebAnnchen, frag mit so, Du mußt's ja sehen," war ihre Antwort. „Sehr glücklich bin ich, sehr, und ich wünsche Dir ebensolch so viel Glück, wie's der liebe Gott nur geben kann."

Das waren für lange Zeit die letzten Worte; ihr stilles Gesicht nichte mir noch einmal mild freundlich zu aus dem Schwarm der Gäste, als ich abends an meines Mannes Seite unter Musik, Hurrah und Fackelglanz vom väterlichen Hofe fuhr, um in den weiten Räumen von Schloß Racknitz als Herrin zu walten.

Als ich nach zwei Jahren, eine tieftrauernde Wittwe, allein in dem alten Schlosse saß, kam unter vielen, vielen andern Schreiben, die trösten wollen und es doch nicht können, auch ein Brief von Elisabeth. Es war der einzige unter allen, der mich zum Weinen brachte, bis jetzt hatte ich noch keine Thräne gefunden. Sie schrieb, daß sie meinen ungeheuren Verlust um so tiefer zu fühlen vermöge, als auch sie jetzt mit ganzem Herzen einen Mann liebe, dem sie in einiger Zeit angetraut werden würde.

„Es bringt mich die Liebe zu ihm Dir näher wie je, Anna," hieß es unter anderm, „könnte ich Dir nur den Trost verschaffen, den sein Wort zu geben vermag! — Sobald wir in unserem einfachen Hilfspredigerhäuschen eingerichtet sind, mußt Du kommen, Anna; versprich es mir!"

Es vergingen aber Jahre, ehe ich diesen Besuch ausführte. Ich sollte meinen Gram überwinden lernen, ward in der Welt umhergeschleppt und legte damals vielleicht den Grund zu meinem Nomadenleben, das ich bis jetzt mit Vorliebe führe, denn Ruhe habe ich eigentlich nicht wieder gefunden seit den Tode meines Mannes. Im Sommer regierte ich Racknitz, das mir zugefallen war, und im Winter war ich mit einer Gesellschaftern bald in Florenz, bald in Rom, in London oder Paris; ja, sogar Petersburg war so wenig sicher vor mir wie Konstantinopel oder Athen. Trotzdem blieb ich von Elisabeths Leben unterrichtet. Ich wußte, daß ihr Mann mittlerweile Oberpfarrer geworden war, daß sie in das altehrwürdige Pfarrhaus in Borndorf übergesiedelt seien unter Glockengeläut und über blumenbestreute Wege, und daß in den weiten altwälerlichen Stuben sich drei Blondköpfchen tummelten, die das größte Entzücken meiner kleinen heiligen Elisabeth ausmachten.

Da war ich auch mal wieder zu Pfingsten in Racknitz gelandet, irgendwo her — ich glaube, von den italienischen Seen. Meine Koffer waren noch nicht ausgepackt, ich hatte eben den Inspektor über Erntekussichten gehört und war im Begriff, in meinem kühlen Wohnzimmer einen langen Schlaf zu thun, als mir das Stubenmädchen einen Brief brachte, der am Morgen schon angelangt war.

„Verehrte Frau!" begann der von kräftiger Männerhand niedergeschriebene Brief. „Da meine arme Elisabeth zum Schreiben noch immer nicht fähig ist, so beauftragt sie mich — wir nehmen an, daß Sie wieder in Ihrer Heimath sind — Ihnen mitzutheilen, daß wir in der Zeit vom 15. bis 25. Dezember unsere drei lieben Kinder an der Diphtheritis verloren haben! Gottes Hand ruht schwer auf uns, Er allein weiß, weshalb Er uns dies reiche Erdenglück wieder genommen hat. —"

Weiter las ich nicht. Ich steckte den Brief in die Tasche meines Reisekleides, sagte meiner Wirthschafterin und den Damen Bescheid, daß ich abermals fortmüße, wünschte meiner die Hinderungenden Gesellschafterin vergnügte Feiertage und fuhr nach Bedarf einer halben Stunde, mit dem Nöthigsten versehen, zur nächsten Bahnstation, wo ich den Schnellzug noch glücklich erreichte, der mich wieder in die Richtung führte, woher ich heute früh gekommen war.

Am Pfingstsonnabend, mittags, stand ich vor der Postthüre des kleinen Städtchens, in dem mich die Eisenbahn in Stich ließ, so daß mir nichts weiter übrig blieb, als mit Extrapost zu reisen, wenn ich überhaupt noch heute Borndorf erreichen wollte. Diese Fahrt und alles, was sich daran reihte innerhalb der nächsten Tage, ist mir bis in die kleinsten Einzelheiten deutlich im Gedächtniß geblieben. Der Weg stieg durch herrlichen mit langarmen Buchen gemischten Tannenwald langsam bergan, die Sonne strömte auf dem Waldboden, die Luft war duftig nach einem warmen Regen und der Himmel leicht bewölkt. Es schien alles dem Feste entgegen zu jubeln und zu jauchzen, und das mochte auch wohl der Postillon auf dem Bocke denken, der sich auf den morgenden Tanz freute, denn er blies schier übermüthig und in ganz grimmigen Tönen:

„Du hast ja die schönsten Augen —"

Ich habe es nie vermocht, jemand im Frohsein zu stören durch meine trübe Stimmung; heute aber wurde es mir fauer, diese Musik anzuhören. Als dann jedoch die lustige Melodie mit auffreizender Nachmittagsschwüle anfing in eine melancholische über zugehen und „Es ist bestimmt in Gottes Rath" mich thatsächlich bis zum Weinen brachte, da bat ich den Mann, lieber immerwährender Die Töne stummten mir noch in den Ohren, als wein Wagen über das Pflaster des Städtchens rollte, in dem es nach Kuchen und Maiengrün duftete, und vor der Thür der „Rothen Forelle" hielt

Ich nahm mir kaum Zeit, das Zimmer anzusehen, das der alte Wirth mir durchaus zu zeigen wünschte; ich fragte nach dem Pfarrhaus von St. Martin und wurde in eine Straße gewiesen, die im letzten Abendsonnenschein fast vor mir aufstieg. Ja, da schauten richtig zwei ehrwürdige alte Thürme über die Dächer hinweg, und eben begann das Pfingstgeläute. Die scheuenden, jagenden Mädchen vor den Hausthüren, die jungen Burschen, welche die Maien festmagelten zur Seite der Steinbank, hörten auf mit ihrer Hantierung und horchten einen Augenblick auf die mächtigen Zungen der Glocken; schier betäubend schwirrten in dieser Nähe die Klänge in mein Ohr. Nur die blondköpfigen Kinder lärmten weiter in der Vorfreude des morgenden Festtages. Ich hielt eine der hübschesten kleinen Dirnen am Zopf fest.

„Kennst," hat ich, „führe mich nach dem Pfarrhause!" — Das liebe Ding sprang eifrig vor mir her, und in wenigen Minuten hatte ich das der Kirche gegenübergelegene Haus erreicht. Eine hohe dunkelbraune Hausthür mit blitzenden Messingklopfer, die steinernen, fein gemeißelten und mit Figuren aus der biblischen Geschichte geschmückten Einfassungen der Fenster und Thüren, sowie der schiefe Oberstock von Fachwerk, mit dem ebenso schiefen Erkerlein daran, in dessen Gebälk Sprüche und Daten eingegraben waren, ließen das hohe Alter des Hauses erkennen.

Ich trat ein. Ein angenehmer Flur empfing mich, die Schelle rasselte übertönt durch den Raum, und gleich darauf erschien eine alte Frau; sie trat aus der nach dem Garten zu liegenden Küche.

„Die Frau Pfarrerin ist nach dem Kirchhof gegangen," antwortete sie auf meine Frage nach ihrer Herrschaft, „und der Herr Pfarrer studieren im Garten seine Predigt für morgen."

Da ich den Pfarrer nicht stören wollte, ließ mich die Alte in Elisabeths Zimmer treten. Es wurde mir auf einmal ganz beklommen; machte es der starke Fliederduft, der einer großen Vase voll Blüthen entquoll, oder die leise einbrechende Dämmerung in dem unbekannten Raum, oder die kleinen getragenen Kleidungsstücke, die dicht vor mir auf dem Tische ausgebreitet lagen und einen Geruch ausströmten, wie er lange nicht geöffneten Kleiderspinden eigen ist — ich weiß es nicht. Mir erschienen diese kleinen, entschieden erst kürzlich wieder geordneten Sachen hier ganz graufig; gleichwohl hingen meine Blicke wie gebannt an den Gegenständen; ich vermochte noch deutlich die Flecken auf einem abgeschabten Sammethöschen, das verblichene Blau der Schleife des Säuglingskleides und die zerrissene Kittelschürze mit einem Tintenkleks zu erkennen; daneben Spielzeug: zerbrochene Thierchen, Puppen u. s. w. Dazu der Duft verwelkter Cypressenkränze, vermengt mit einem der frischen Blumen, denn in dem Puppengeschirr hatte eine Hand, wie Kinder es zu thun pflegen, mit Wiesenblumen „Kochen" gespielt. Der gelbe feste Stengel der Maßliebchen lag da zierlich als goldgelbe Butter servirt auf einem winzigen Teller, und die weißen Blätter schwammen in der kleinen mit Wasser gefüllten Terrine als Reissuppe.

Mich schauderte es förmlich. Ich ging, unfähig, den Anblick länger zu ertragen, zum Fenster hinüber und öffnete es, indem ich die stille Straße hinabsah, auf der Elisabeth kommen sollte.

Sie muß sehr krank sein, sagte ich mir, sehr krank! Und das Mitleid kam über mich mit erschütternder Gewalt. Ich meinte, die lieben Blondköpfchen aus den Ecken des spukhaften Zimmers anlauchen zu sehen, lächelnd, rosig — und sah dann wieder kleine weiße todtstarre Gesichter unter Blumen hervorlugen, die kein noch so heißes Gebet wieder tächeln machen konnte. Gott hatte mir viel verzagt, ich hatte gemurrt und gewirrt, aber besser — nie ein Kind besitzen, als es trotz allen Betens und Ringens begraben zu müssen, machtlos der finstern Gewalt gegenüber, ob man gleich das eigene Herzblut opfern möchte, um das süße Leben zu erhalten. Es muß übermenschliches Leid sein! — Ich bekam plötzlich Angstzustände in dieser Umgebung. Schon im Begriff, nach der Küche zu flüchten, sah ich eine schwarze Frauengestalt durch die Dämmerung auf der Straße daherkommen.

Gottlob, es ist Elisabeth!

Sie trat gleich darauf in die Stube; das Mädchen hatte ihr von einer „Fremden" gesagt.

„Anna?" klang ihre Stimme. „Ja, ich wußte gleich, Du bist es — aber bitte, komm hinaus, das ist nichts für Dich —. Du, verzeihe nur — Kathrine ahnte nicht "

Und im Wohnzimmer küßte sie mich, und als sie mein blasses Gesicht sah, da tröstete sie mich mit der alten süßen Stimme.

„Armes liebes Aennchen, das kannst Du ja nicht verstehen, und das drüben ist auch nur für mich da." Und noch einmal schlang sie die Arme um meinen Hals und begann zu schluchzen, ward aber ihrer Bewegung sofort Herr.

„Laß uns gar nicht davon sprechen," flüsterte sie, und ihre klaren Augen sahen ganz starr aus, „hörst Du, ich bitte Dich; gar nicht davon sprechen, denn das kann ich nicht ertragen."

Und mit einer Fassung, über die ich erstaunen mußte, ging sie den Pfirschen der Hausfrau nach, der ein lieber Gast unverhofft geworden ist; aber sie war doch anders wie sonst, die Bewegungen gewaltsam, das Auge unstät, und bei einer Anrede fuhr sie erschreckt auf.

Im Gartenhause war der Tisch gedeckt; zum ersten Male sah ich Elisabeths Gatten. Es war ein großer, ernster, traurig blickender Mann, an den Schläfen stark ergraut, um den Mund einen milden Zug. Mit seiner Frau ging er so zart und sorgsam um, als sei sie ein Kind. Er dankte mir für mein Kommen, aber vermied es vollständig, die Veranlassung desselben zu berühren. Elisabeth redete kaum ein Wort. Ich brachte endlich das Gespräch in Fluß, indem ich von meinen Reisen erzählte, und fand in ihm einen vorzüglichen Kenner Roms; er hatte mehrere Winter als Reisebegleiter zweier Prinzen dort zugebracht.

Wir hatten wohl bis zehn Uhr im Dunkeln gesessen und die wundervolle Kühle der Mainacht genossen, als sich die Stimme der Köchin vom Hause her vernehmen ließ: „Frau Pfarrer!"

Elisabeth erhob sich sofort und ging hinüber. Ich saß allein mit dem Manne, dessen Kopf sich nach der Richtung gewendet hatte, in der seine Frau verschwunden war.

„Sie hat sich sehr verändert, nicht wahr?" fragte er.

„Ja!" sagte ich und schluckte an meinen Thränen.

Es ist hart, was uns getroffen hat," fuhr er fort, „aber noch Härteres droht, wenn Elisabeths Zustand so bleibt. Es muß etwas geschehen, das sie aus diesem Zustande völliger Willenslosigkeit aufrüttelt; der Arzt sagte mir, es sei die höchste Zeit. Sie macht ganz unsinnige Geschichten. Ihre Hausfrauenpflichten erfüllt sie zwar still und musterhaft wie immer, aber sie spricht nie mehr ein Wort über ihre verlornen Lieblinge, sie weicht einer gemeinschaftlichen Erinnerung mit mir förmlich aus, und dabei treibt sie einen ganz kindischen Verkehr mit den Andenken an sie. Jetzt, ich weiß es ganz genau, jetzt sitzt sie zwischen all den kleinen Sachen, die den Kindern gehörten, und stachelt ihren Schmerz in gewaltsamer Weise auf. Es ist gerade, als ertappe sie sich auf einer schweren Sünde, wenn sie sich einmal unbewußt hin reißen läßt, dem Leben seinen Zoll zu zahlen. Neulich, zum Beispiel, schleppte ich sie mit in die Kirche, wo ein berühmter Orgelspieler ein Konzert gab auf der schönen alten Bachorgel. Sie liebt Musik; ich sah es ihr an, sie vergaß ihr Leid unter diesen Klängen; etwas von dem weichen süßen Ausdruck, den ich so liebe an ihr, erschien auf dem Gesichte, und dann — er stockte. —. „Ich hatte nur kurz einmal meinen Blick gewandt," fuhr er fort, „da hörte ich mitten in einer wunderschönen Stelle das scharfe Klappen unserer Emporenthür und — sie war verschwunden. Ich eilte ihr nach und fand sie hier, in ihrem Zimmer, das Gesicht in einem Kleidchen ihres Jüngsten geborgen, mit bebenden Gliedern und heißen Thränen sich anklagend, daß sie auch nur einen Augenblick vergessen konnte!"

„Aber," fragte ich ergriffen, „wo ist Elisabeths Ergebenheit in den Willen Gottes geblieben?"

Eine Weile schwieg er; „Frau Anna," sagte er endlich, „welcher Mensch hat nicht einmal gezweifelt an einem gütigen barmherzigen Gott? Wie viele giebt es, die ausgerichts solcher Prüfungen imstande sind, zu sprechen: Dein Wille geschehe, Herr, ich murre nicht! Es ist so oft menschlich, daß sie fragt: Warum gabst Du, um wieder zu nehmen?" — Haben Sie nicht Aehnliches gefragt, als Sie am Sarge Ihres Mannes standen, der Ihnen in früher Jugend entrissen wurde?"

„Ja!" gestand ich ehrlich zu.

„Nun habe ich ihr gesagt, sie sei noch leider als viele. Sie hat liebe Geschwister; eines von ihnen, ihren jüngsten Bruder, will ich zu Johanni in mein Haus nehmen, er soll das hiesige Gymnasium besuchen. Sie hat viele Freunde in der Stadt, die sie durch ihr liebliches, kindliches Wesen gewann; wir fühlten es so recht in den Schmerzenstagen. Und sie hat doch auch mich," setzte er leise hinzu.

Es klang rührend bescheiden, was er zuletzt sagte.

Das Mo

Nach einem G

Photographirt im Verlage der Photographischen Union in München.

Modell.

Franz Simm.

Er brach ab. Eben schritt ihre dunkle Gestalt daher. Sie hatte einen merkwürdig leichten Gang, man hörte kaum ein Streifen unter ihren Fuß knirschen.

„Dein Zimmer ist bereit, Anna," sagte sie.

„Das ist ja schön, Elisabeth," erwiderte ich, „aber ich muß nothwendig noch einmal in das Gasthaus, um meine Sachen zu holen, und da bitte ich mir Deine Begleitung aus — am liebsten wäre es mir, Ihr kämet beide mit."

„Ich bitte, mich zu entschuldigen, aber Hermann, nicht wahr? Hermann, Du —"

Er war bereit, und bald gingen wir mit einander die Straße hinauf. Die Nacht hatte so etwas Festliches heute, es roch nach den frischen Maien, ein wunderbarer Mondenschein lag wie Silberduft über dem Städtchen und den Bergen jenseit desselben, die Brunnen plätscherten leise und irgendwo ward eine Harmonika gespielt.

„Ach, wie wär's möglich dann —"

sang eine helle Mädchenstimme.

Unter der Linde meines Gasthofes saßen alle Bänke voll Menschen und die Bierseidel klapperten dazu; ein ganzes Rudel Jenenser Studenten, deren bunte Käppchen im Lichte der Laterne aufleuchteten, sangen da ihre Lieder, eine ausgelassene Gesellschaft. Auch zwei Damen bemerkte ich darunter, und ich erinnere mich, wie ich mich nach der einen nochmals umwandte; — es war eine schlanke jugendliche Frau, die eine förmliche Krone von mattblondem Haar auf dem Haupte trug; sie stand mit untergeschlagenen Armen am Stamme des Baumes; es lachte alles an ihr, der rothe Mund und die großen dunklen Augen. Der hübsche Student vor ihr mochte ihr eben etwas sehr Angenehmes gesagt haben, als er ihr zutrank.

Ich war stehen geblieben. Menschliche Schönheit, solche wirklich überraschende Schönheit hat mich immer zur Bewunderung hingerissen. Sie bemerkte wohl mein Anstaunen, denn diese großen schwarzen Augen flammten plötzlich drohend zu mir herüber und ein verächtlicher Zug legte sich um ihren Mund. Dann nahm sie ein Glas vom Tische und trank langsam, ihre Blicke jetzt wieder auf den Studenten richtend.

„Sind wir nicht zur Heerlichkeit geboren"

— begann der Chorus, während ich, mich nur schwer von dem fesselnden Bilde trennend, in die Hausdiele trat. Der Pfarrer war längst in die völlig leere Wirthsstube gegangen; er wolle dort auf mich warten, hatte er gesagt.

Ich suchte ihn auf und versprach ihm, so rasch als möglich zurückzukommen; dann begann ich oben mit thunlichster Eile meine Siebensachen, deren ich noch wenig ausgepackt hatte, mit Hilfe des Studenmädchens zusammenzurämen.

„Sagen Sie," versuchte ich das Mädchen auszufragen, „wohnt die schöne blonde Frau hier im Hause — die da unten bei den Studenten steht? — Sie ist wohl eine von den Schauspielerinnen?"

„Hm! — Die!" sagte das Mädchen verächtlich: „ich begreife nicht, daß der Herr die Leute im Hause behält. Ihr Mann ist ja ziemlich ordentlich, aber sie, sie denkt, weil sie Frau Direktorin ist, sie kann nur befehlen; und außerdem verträgt sie sich nicht mit ihrem Mann, es ist ein Leben wie zwischen Hund und Katze. Madame können froh sein, daß Sie hier hinauskommen, oben darüber wohnt die Gesellschaft; der Lärm ist entsetzlich, man glaubt manchmal, der Mann schlägt sie gleich todt."

Als ob die Wahrheit des Gesagten sofort bestätigt werden sollte, flogen plötzlich da draußen auf dem Gange Schritte vorüber, denen Männerstritte nachpolterten, und gleich darauf schallte der Angstschrei einer weiblichen Stimme über mir, dem ein schwerer Fall folgte. — Gott weiß, ich habe nie danach getrachtet, in Streitereien meiner Mitmenschen mich einzumengen, aber hier hatte ich keinen freien Willen, es war, als ob mir die Schönheit des jungen Weibes es angethan hätte. Ich lief über den Flur, die Treppe hinauf; — unten mochte man nichts gehört haben, niemand kam, auch war es jetzt still geworden. Schon wollte ich umkehren, da erblickte ich in dem flimmernden Lichte einer kleinen Oellampe, die trübselig auf einem Wörtchen als Flurbeleuchtung diente, dicht vor mir auf der obersten Stufe ein Kind.

Es saß im Hemdchen da, ein paar dicke Thränen auf den vollen Bäckchen und doch lachend mit seinem kleinen rothen Mund und aus einem Paar wunderbar schwarzer Augen. Das Geschöpfchen mochte drei und ein halbes Jahr alt sein, das ich da anschaute, als sähe ich ein Wunder. Ich habe viele reizende Kinder gesehen; in Spanien kleine Wesen, wie sie Murillo malte, blonde englische Köpfchen, die etwas Ueberirdisches an sich hatten, und einmal ein Zigeunerkind, das so schön war, daß ich es zu liebsten seinen Eltern abgekauft hätte — so etwas Lieblichtes aber wie hier vor mir hatte ich doch noch nicht erblickt.

„Papa meine Mama haut," sagte es lächelnd, und erschrack schmiegte es sich im selbigen Augenblick an mich, als da drinnen eine heftige Männerstimme anhub:

„Ich bitte Dich nur um Eines, Tosca, reize mich nicht mehr durch Reden auf! Du weißt, ich habe Dich wahnsinnig lieb, aber wenn Du mich zur Eifersucht aufstachelst, so kenne ich mich nicht mehr! Es ist genug davon gewesen in der letzten Zeit; um des Kindes willen laß ab von Deinem Treiben, ich ertrage es nicht —"

Es hatte zuletzt ganz weich geklungen.

Eine Gegenantwort mochte gekommen sein, obgleich ich nichts vernommen hatte, denn jetzt hat der Mann schluchzend: „Tosca, das wirst Du nicht thun, Du wirst mich nicht verlassen, Du kannst es ja nicht!"

Ich stand ziemlich rathlos da. „Geh zu Deiner Mutter, Kleine!" bat ich, „Du erkältest Dich hier, es ist kalt." Ich sie suchte die Aermchen abzustreifen, um mich frei zu machen, da erhob sie ein klägliches Geschrei. Im Augenblick wurde die Thür geöffnet, und die Frau stand vor mir. Das Haar hing ihr wirr um den Kopf, das weiße Gesicht war auf der linken Seite blutgeröthet, und der zierliche Spitzenbesatz am Aermel schien zerrissen.

„Ihre Kleine bringe ich Ihnen, Madame," sagte ich gehobt, „sie saß an der Treppe und hatte leicht hinabstürzen können."

„Danke sehr, die fällt nicht," erhielt ich zur Antwort, „sie kennt auch unsere Thür." Und indem sie das Kind an sich riß, verschwand sie mit einem kurzen: „Bemühen Sie sich nicht weiter" in der Thür ihrer Stube, die sie krachend hinter sich zuwarf.

Ich entschuldigte mein längeres Ausbleiben unten bei meinem Gastfreund, der still noch auf derselben Stelle im Wirthszimmer meiner harrte; und vom Hausknecht begleitet, trateu wir den Rückweg an. Die Herren Studenten unter der Linde waren jetzt nach dem Gartensaal übergesiedelt, denn der Nachtwächter machte den Gesang draußen, den Bürgern zuliebe, unterbrochen haben. Nur einer stand noch da und starrte zu ein paar erleuchteten Fenstern im Dachgeschoß empor wie verzaubert.

Ich schlief in dieser Nacht wenig; die Nachtigallen hatten es im Garten fast gar zu eifrig mit dem Singen, auch war ich über müdet von der langen Eisenbahnfahrt der letzten fünf Tage. Ich dachte nach über die beiden Menschenpaare, in deren Leben ich heute einen Einblick gethan hatte; das eine im Frieden und Segen geordneter Verhältnisse, das andere auf schwankenden Boden, umhergeworfen wie ein Schiff im Sturm, heute hier, morgen dort, und beide unglücklich. Es waren seine Pflichtgedanken, die mich beschäftigten, ich gelsche es offen; das Leben zieht uns oft gewaltsam ab von dem, was wir eigentlich thun sollten: es giebt nichts Widerspenstigeres als Gedanken, sie lassen sich nicht ablenken von dem Gegenstand, den sie just erfaßt haben, und jemehr man ihrer Herr zu werden sucht, desto störrischer sind sie. — Erst gegen Morgen schlief ich ein und verschlief — o Schande! — die Predigt Ich glaube, es war erst Uhr, als Elisabeth vor mir stand in ihren tiefschwarzen Kleide und mich dreißig Jahre.

„Warum weckest Du mich nicht?" fragte ich.

„Sei froh, daß Du schlafen kannst, Anna; was verstehst Du auch?"

„O, ich habe die Kirche und meine Morgenandacht versäumt, und das in einem Predigerhause!"

Sie antwortete nicht. Wie in unserer Mädchenzeit begann sie mir zu helfen beim Anziehen, und ich ließ es geschehen. Mit derselben leichten Hand kämmte sie mir das Haar aus.

„Ja, Lieschen," seufzte ich, „if hew all gryfe Haar da mit kürchen. Kind, wir sind ja eigentlich noch jung: was sind dreißig Jahre!"

Sie schüttelte den braunen Kopf. „O, ich bin so alt geworden seitdem, Anna."

„Ja, Du thust so, es ist aber unrecht, Elisabeth."

„An Jahren nicht, aber hier!" Sie zeigte auf ihr Herz.

„Mit sotes Kind! Bist Du denn Deinem Mann nicht ein bischen mehr gut?"

Sie sah mich ängstlich an. „Wir verstehen uns nicht mehr, Anna, er kann mich ja auch nicht mehr verstehen. Aber sprich nicht mehr davon, sprich nicht davon —"

Ich hielt sie fest. „Ja, sprechen wir gerade davon! Wenn Du noch einen Funken Freundschaft für mich besitzest, so stehe mir jetzt Rede und Antwort! Weshalb glaubst Du, daß Ihr Euch nicht mehr versteht, Elisabeth?“

„Er hat die Kinder kaum vermißt!“ stieß sie heftig hervor, „er liebte sie nicht, er duldete sie nur; sie störten ihn — —“

„Um Gotteswillen, Elisabeth, wie ungerecht macht Dich der Schmerz!“ rief ich entsetzt.

„Nein, Anna, nein, nicht ungerecht; es ist leider die Wahrheit.“

„Elisabeth, bitte, sage, woraus Du das schließt.“

Sie zögerte noch ein Weilchen, dann begann sie stockend, mit fast heiserer Stimme: „Die beiden Jüngsten waren den Tag vorher begraben, aber der Junge war noch gesund. Ich hatte ihn in den Garten geschickt, damit er soviel als möglich ins Freie käme, um dem Ansteckungsstoff im Hause zu entgehen. Es war ein ungewöhnlich lebhaftes Kind. Ich stand am Küchenfenster und sah zu, wie er auf dem Rasen umher tollte; es war sonst den Kindern verboten, aber ich dachte heute nicht daran, ich hatte nur die Hände geballt und alles war bei mir ein Gebet: ‚Lieber Gott, laß mir den Einzigen, laß ihn mir!‘ — In Hermanns Studierstube, Du weißt, sie liegt nach dem Garten, hatte es schon ein paarmal an die Scheiben geklopft — ich glaube, Hermann arbeitete, er konnte arbeiten, er mußte vielleicht — dann rief er hinaus: ‚Johannes, sei still, augenblicklich gehorcht Du!‘

Ich weiß nicht, was dem sonst so folgsamen Kinde einfiel — war es ein unbewußter Abscheu von seinem jungen liebkosenden Dasein, war es schon Fieber, was hinter der kleinen Stirn raste — er stand einige Sekunden still, um dann auf die Schaukel los zu stürzen und mit einer Heftigkeit zu schaukeln, daß ich vor Angst, er könnte sich mit dem bald hoch in die Luft fliegenden, bald am Boden dahin sausenden Brettchen überschlagen, hinausseilte, um ihn zur Ruhe zu mahnen. Als er mich über den Grasplatz daherlaufen sah, schrie er: ‚Hussa, Mama, jetzt fliege ich in den Himmel, ganz hoch, ganz hoch!‘ — ‚Johannes!‘ rief ich angstvoll, aber da stand Hermann schon hinter mir, griff erst nach den Streben der Schaukel und dann nach dem Kind. — Ich sehe noch die großen Bananagen unter dem Pelzmützchen, die sich mit Thränen gefüllt hatten, und die Angst in dem kleinen Gesicht.

‚Hermann!‘ schrie ich, ‚schlage ihn nicht, schlage ihn heute nicht!‘ Aber es war zu spät — das gezüchtigte Kind — die Schläge waren nicht einmal stark gewesen — lag plötzlich mir bewußtlos mir in den Armen. Ich war hingekniet mit ihm auf den feuchten Rasen, und endlich sagte es leise: ‚Mama, ich habe so Kopfschmerzen,‘ und dabei griff es nach seinem Häkchen, und dann“ — Elisabeth hatte die Hände vor das Gesicht geschlagen und mir den Rücken zugewandt — „dann ward es krank, und —“

Was sie noch sagte, ging in einem Schrei, so weh und jammernd, unter, daß ich alles verstand, daß ich sie in beide Arme nahm und mit ihr, die wie außer sich an meiner Brust schluchzte, weinte.

„Elisabeth,“ sagte ich endlich, „Du weißt, wer sein Kind liebt, der züchtigt es. Er hat ja nur die kleine Unart strafen wollen. Sieh —“

„Das,“ stieß sie hervor, „das hat er mir auch gesagt, aber Du weißt nicht, wie das war. Diese Veränderung in dem lieben Gesichtchen, diese großen angstvollen Blicke — was hatte er denn gethan, der kleine Kerl? Wild war er gewesen, wie Knaben es sind. Du kannst es nicht wissen, Anna, wie die Augen der Kinder blicken, wenn ihnen unrecht geschieht, so fragend, so todtraurig. Das letzte auf Erden war ein Schmerz, der ihm angethan ward, weil er gejubelt und gelacht hatte! Ich kann seitdem kein Kind mehr weinen hören, ich bin wie von Sinnen, wenn eins geschlagen wird, und ich habe Hermanns Hand von der kleinen Leiche hinweggestoßen wie außer mir. Ich weiß, ich bin anders wie sonst, aber man hat mich erst dazu gemacht — —“

So schluchzte sie fort, als brächte heute erst der ganze wahnsinnige Schmerz hervor. „Es ist eine Scheidewand zwischen ihm und mir auf ewig!“ schrie sie. „Gott erbarme sich meiner, aber so kann ich nicht weiter leben!“

Ich fand kein Wort des Trostes; sie erwartete es auch nicht. Sie drückte mir die Hand, und mit einem leise geflüsterten „Laß es genug sein!“ verließ sie das Zimmer.

Beim Mittagessen ward kein Wort gesprochen; Elisabeth verschwand nach Tisch in ihr Zimmer, der Pfarrer ging in die Kirche, und auch ich nahm das Gesangbuch und schritt hinüber zum Gotteshause. Ein junger Diakonus predigte vor etlichen Kindern und alten Mütterlein. Alles, was gehunde Füße hatte, war draußen in den Wäldern, um Pfingsten zu feiern. Ich entschloß mich, etwas umher zu schlendern nach dem Gottesdienst, und führte auch meinen Entschluß aus. Es hat für mich immer einen unsäglichen Reiz gehabt, in so kleinen alten Städten auf Entdeckungsreisen auszugehen; zudem litt es mich kaum in dem Hause.

Die Straßen lagen unter der strahlenden Pfingstsonne wie ausgestorben; ich ging so hindurch, ohne nachzudenken: wohin? Hier und da saßen einige alte Leute auf der Bank vor den Häusern und genossen das Fest auf ihre Weise. Einige breitere, hübschere Straßen durchwanderte ich, fremde mich über altertümliche Häuser, stand dann sehr erstaunt vor dem stillen, jetzt unbewohnten Fürstenschloß, hinter dem sich weite Gärten auszubreiten schienen, und fragte einen Jungen, ob man im Schloßgarten spazieren gehen dürfe.

„Ei ja, soviel Sie wollen!“ war die freundliche Antwort, der auch noch die Beschreibung des Weges folgte, und so kam ich endlich durch einige ganz enge Gäßchen zu einer prachtvollen Lindenallee, in welcher, wie es mir schien, die ganze Jugend Vorndorfs umherstobte, und sah nicht weit von mir die geöffnete Pforte des fürstlichen Gartens, an der die verständige Verordnung auf einer Tafel angebracht war, daß Kinder und Hunde nur in Begleitung Erwachsener eintreten dürfen.

Große, sehr vernachlässigte Rasenplätze breiten sich da aus; ein kleiner rascher Gebirgsbach durchströmt den Park. Dichte Boskette blühender Gebüsche, in deren Schatten verlockende Ruhesitze sich bieten, und vor allem wundervolle hohe Bäume, die einen köstlichen erfrischenden Schatten spenden, machen diese Schöpfung vergangener Zeit zu einem wahrhaft vornehmen Garten.

Kein Mensch hier. Neben einer der Queralleen stand ein Wegweiser mit der Aufschrift: „Zum fürstlichen Hoftheater“.

Ich verfolgte diesen Weg, und bergab steigend kam ich zu einem weiten Platz, auf dem ein baufälliges Miniaturtheater stand. Sämtliche Thüren und Fenster waren geöffnet, und ein alter Mann sege wahre Standwolken heraus.

Ach, heute abend sollte ja „Faust“ gegeben werden!

Ich faßte den Entschluß, hinzugehen, denn solche Wandertruppen haben immer etwas Komisches für mich. Elisabeth wird es recht sein, überlegte ich, sie ist ja am liebsten ganz allein.

Ich fragte den Alten, ob er Billette verkaufe.

„Nein,“ war die Antwort; aber zufällig sei die Frau Direktorin da; wenn ich nur hier gleich an die Thür klopfen wolle. — Ich war nämlich eingetreten in das dumpfe Gebäude und stand einer Thür gegenüber, die nach dem Bühnenraume führen mußte.

Auf mein Pochen kam keine Antwort; ich klinkte die Thür auf und fuhr erschreckt zurück. Der Bühnenraum lag in völliger Dämmerung, nur durch eine offene Luke über den Soffiten zuckte ein einziger blendender Sonnenstrahl. Hier stand die Gestalt, die Schönheit von gestern abend; ihre lichte Gestalt hob sich grell aus dem Halbdunkel; die schwarzen Augen sprühten aus dem weißen Gesicht zu einem schlank gewachsenen Studenten hinüber, der, vor ihr stehend, mir den Rücken zuwandte. Wie ein feuriges Schwert lag zwischen ihnen der scharf begrenzte Sonnenstrahl, in dem Millionen Stäubchen tanzten.

Leise und schnell drückte ich die Thür wieder zu und verließ das Haus; ich athmete erst auf, als mich draußen die reine warme Luft umfing. Alles Blut war mir zum Herzen geströmt, als hätte ich da drinnen einen Spuk gesehen und könne mein Grauen nicht bemeistern. Und jetzt — ich stand unwillkürlich still — trat dort ein Herr aus der Allee, das Kind, das ich gestern gesehen hatte, an der Hand führend. Es war zierlich in Weiß gekleidet, und die langen blonden Haare trugen blaue Schleifen.

Ich hatte das Gesicht, als ob ein Unglück im Anzug sei, aber — uns Himmelswillen, was gingen mich jene wildfremden Menschen an und ihr hänsliches Leben und Treiben? Diese Ansicht verhinderte mich indessen nicht, mich immer wieder nach dem Kinde umzuschauen. Das hatte ebenfalls sein Köpfchen auf dem Rücken, und als ich ihm eine Kußhand zuwarf, machte es sich von dem Vater los und setzte mir einen reizend ungeschickten kleinen Knix hin, der seine scheinbare Lieblichkeit nur noch erhöhte.

Auf großen Umwegen kam ich wieder nach Hause, just zur Abendessenzeit. Elisabeth kam mir im Garten entgegen. „Arme Anna, Du langweilst Dich gewiß,“ sagte sie traurig, „wenn ich nur wüßte —“

„Ach, sei doch gut, Lieschen, ich bin auf köstlichen Entdeckungsreisen gewesen.“

Wir saßen schweigend im Garten; ich brachte das Gespräch auf unsere Jugend. „Weißt Du noch, Lüttje Elisabeth, wie Du Plattdütsch lernest?“

Sie nickte. „Ich kann das Gedicht auch noch, Anna,

„At wull, wie weern noch lleen, Jehann,
De meer de Welt so groß,“

sagte sie; „ich habe mich einmal damit abgequält, es ins Hochdeutsche zu übersetzen, aber es gelang mir nicht.

„Mitünner inne Schummerntid
Denn ward mit so to Math,
Denn löppt mit langs den Rägg so hitt,
As domals bi den Sot' (Brunnen).

Ach ja, die Kinderzeit, Anna, sie ist heilig wie das Kind selbst.“

Sie schwieg, denn ihr Mann kam daher.

Erst heute abend achtete ich auf das Verhältniß der beiden zueinander, erst während des schweigenden Mahles fiel es mir mit Centnerlast aufs Herz: wie nahe und doch wie weit sind sich die beiden! Fast ängstlich mied sie es, ihn anzuschauen, während er ihre Blicke suchte. Sie hatte jede Aufmerksamkeit für ihn, die er, wie es schien, gewöhnt war; sie mischte ihm den Thee, sie strich ihm die Brötchen, sie antwortete auch auf seine Fragen, aber es war fast automatenhaft. Er schüttete wiederholt stumm seinen Kopf, indem er sich bemühte, mit mir auf irgend eine Weise Unterhaltung zu machen. Es war wie gestern auch, nur auffälliger, nachdem ich Elisabeths Beichte gehört hatte.

Als es hatb elf Uhr schlug, fand ich es genug der Marter, die ich ausgestanden, und erhob mich, um Gute Nacht zu sagen. Da kam im Mondenschein, der glänzend weiß auf dem kiesbestreuten Weg lag, die Kathrin dahergelaufen, so rasch, wie ich es ihren alten Füßen nicht mehr zugetraut hätte.

„Herr Pfarrer —“ sie konnte die Worte kaum finden, „Herr Pfarrer, Sie möchten rasch in die ‚Forelle‘ kommen, der eine Schauspieler hat seine Frau erstechen wollen! Ach, Herr Pfarrer, laufen Sie doch nur — ehe sie stirbt!“

Eilig strebt er hinweg. Ich saß starr neben Elisabeth da und wußte, als wäre ich dabei gewesen, den Hergang der ganzen Geschichte. Jedes Wort hatte ich dazu nennen können, jede Einzelheit der That. „Das arme Kind!“ rief ich, der Kleinen gedenkend.

Dann war ich aufgesprungen und wollte dem Haufe zueilen.

„Ein Kind, Anna?“ fragte Elisabeth und hielt mich am Arme. „Hat die Frau ein Kind?“

„Ja, ein Mädchen, ein liebes kleines Geschöpf.“

„Und die Mutter stirbt?“ forschte sie athemlos weiter.

„Ich weiß ja nicht, Elisabeth; ich will nachsehen.“

„Warte, ich komme mit Dir —“

Nach ein paar Minuten langten wir vor der „Forelle“ an. Eine Unmenge Menschen stand dort und gaffte zu den Fenstern des Hauses empor, Leute, von der Pfingstfreude angeheitert, mit grünen Zweigen an den Hüten und erhitzten Gesichtern, Mütter, mit kleinen Kindern auf dem Arm, und junge Mädchen in hellen Kleidern, die vom Tanzsaal herumgelaufen waren. Alle wollten sie das Unglaubliche hören, womöglich auch sehen. „Der Oberpfarrer ist vorhin 'nangegangen,“ hörten wir sagen, „und der Bürgermeister — die Polizei auch —“

Unter der Linde, zu der wir uns jetzt mühsam durchgekämpft hatten, saß eifrig redend ein ganzer Kreis älterer Männer; aus den Fenstern des großen Tanzsaales, der nach dem Garten zu lag, zogen die wiegenden Klänge eines Walzers in die warme traumwindumfuhte Luft hinaus und übertönten das Klappern der Kegelkugeln. — Endlich waren wir im Hausflur; nur ein Polizeidiener stand da, der uns den Eintritt verweigern wollte, dann aber, als er Elisabeth erblickte, zur Seite trat.

„Sie ist schon todt, Frau Oberpfarrerin,“ sagte er.

„Wo ist das Kind?“ war Elisabeths Frage.

„Das Kind wird wohl bei den Schauspielerinnen sein auf Nummer sieben; die sind ja alle mit hergelaufen vom Theater.“

„Geschah das Unglück im Theater?“ forschte ich.

„Ja, Madame, mitten auf der Bühne — er hat da, glaube ich, was zu spielen gehabt mit 'nem Messer —.“

Elisabeth eilte jetzt die Treppe empor und öffnete, ohne erst anzuklopfen, die Thür von Nummer sieben. Ich werde den Anblick nie vergessen! Ein dunnes Talglicht auf einem Porzellanleuchter erhellte nothdürftig das ziemlich große Zimmer, und da saßen und standen wohl sechs bis sieben Frauenspersonen, meist Theaterkostüm, mit Gesichtern, die unter der Schminke erblichen waren.

Frau Marthe, sie wußte es dem Aeußern nach sein, hielt das Kind auf dem Schoß; die andern, die jedenfalls zum Ensemble gehört hatten, in wunderlich zusammengestoppelten altdeutschen Kostümen, schienen das Schreckliche noch immer nicht glauben zu wollen — ich sah nie so entsetzte Gesichter.

„Ist das die Kleine der verstorbenen Frau?“ fragte Elisabeth.

Die alte Person in ihrer Matronenhaube fing statt der Antwort an, zu schluchzen. Das Kind, durch die verstörten Gesichter ängstlich geworden, begann leise zu weinen.

„Ist der Mann wirklich der Mörder?“ fragte die kleine Frau an meiner Seite, ohne die Augen von dem blonden Geschöpfchen abzuwenden.

„Ja!“ lautete die einstimmige Antwort.

„Er gab den Valentin,“ sagte ein junges Mädchen. „Er hatten nach dem ersten Akt einen so argen Wortwechsel; er behauptete, sie habe immerfort mit einem Studenten geliebäugelt. Ich sah es ja auch, er saß mit zwei oder drei andern in der Prosceniumsloge. Sie hat's ja immer so gemacht, und der Direktor war so eifersüchtig wie Othello.“

„Ja,“ bestätigte eine andere, „schon vor ein paar Wochen in E., da dachten wir, er schießt sie todt. Nun wird er in Zuchthaus kommen.“

„Wenn nicht Schlimmeres —“ schluchzte Martha.

„Ja, der wird hingerichtet —“ klang es förmlich schaurig aus einer Ecke.

Der Aufschrei einer andern machte die schreckliche Prophetie verstummen.

„Nein,“ vertheidigte eine dritte, „sie hat ihn soweit gebracht. Meiner Seel', ich will's beschwören — ich —“

„Hat der unglückliche Mann oder die Frau Verwandte? unterbrach Elisabeth das Hin- und Herreden.

„Nicht 'ne Katze gehört zu denen.“

„Was wird aus dem Kinde?“ klang abermals Elisabeths Stimme.

„Ja, das wissen wir auch nicht.“

Und jetzt erhob Frau Martha ihre dünne kranke Stimme und wollte der Todten einen Nachruf halten, der uns entsetzte; so schwerer Beschuldigungen voll waren schon die ersten Worte.

„Schweigen Sie,“ sagte Elisabeth ernst, „wir sind allesamt Sünder, steht in der Bibel; vielleicht erinnern Sie sich des Wortes noch aus Ihrer Kinderzeit.“

Sie stand jetzt plötzlich dicht vor der verblüßten Frau und nahm ihr ohne weiteres das Kind aus dem Arm. „Komm!“

„Zu meiner Mama,“ weinte die Kleine und legte doch ihre Aermchen zutraulich um den Hals und das Gesichtchen mit den schlaftrunkenen Augen an die Wange meiner Elisabeth.

„Ja, zu Deiner Mutter,“ tröstete sie. Als sie sich zur Thür wandte, trat der Pfarrer ein. Er sah seine Frau an wie eine Erscheinung.

„Elisabeth,“ sagte er stockend.

„Ich behalte es,“ klang es leise und fest.

„Komm heraus mit ihm, der Vater will Abschied nehmen.“

Die Thür fiel hinter uns zu. Da stand auf dem Hausflur umgeben von zwei Polizisten und dem Gendarm, ein großer schlanker, noch junger Mann, dem die Haare an der feuchten Stirn klebten, mit todtenblichen Zügen.

„Jenseits Sie sich nicht um das Kind,“ sprach Elisabeth mild, „ich will es getreulich pflegen, wenn Sie es mir lassen wollen.“

Die Augen des Mannes hefteten sich auf die sanften Züge der Frau, als forschten sie, wem er seinen einzigen Schatz auf dieser Welt jetzt anvertrauen sollte.

„Es ist die Frau Oberpfarrerin, Sie können froh sein,“ flüsterte ein Polizist ihm mitleidig zu.

Da flog es wie ein erlösender Schein über das starre Gesicht. Er riß das weinende Kind in seine Arme und küßte es, als wollte er es ersticken, und als er es Elisabeth wiedergab, sagte er kaum verständlich: „Gesegne es Ihnen Gott, daß Sie Erbarmen haben mit dem Kinde eines Mörders und einer Ehrlosen!“

Es war, als rüttelten diese Worte mich wieder wach, denn bis jetzt hatte ich das alles mit angesehen wie im Traume — „Elisabeth!“ sagte ich.

Es war still geworden; die Schritte des Gefangenen und seiner Wächter verhallten; nur sie, der Pfarrer und ich standen noch auf dem Flur. Sie antwortete nicht, sie band sich ein Tuch

ab und hüllte das Kind hinein, das schon im Nachtkleidchen war; ihr Mann sah regungslos zu.

„Nun komm!“ bat sie.

Wir gingen hinunter. Die Menge war hinter dem Armen dreingelaufen, der nach dem Rathhause geführt wurde; unsere Straße lag still und menschenleer.

Was mochte in dem Herzen des Mannes vorgehen, der da neben mir schritt? Elisabeth war voraus; so leichtfüßig ging sie durch den klaren Moudenschein, als trüge sie keine Bürde. Wir langten vor dem Hause an; er trat hinzu und öffnete seiner Frau die Thür. „In Gottes Namen dein!“ hörte ich ihn sagen.

(Fortsetzung folgt.)

Hugo Thimig,

der Truffaldino des Wiener Burgtheaters.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Kein Beruf scheint leichter als der des Komikers. Sowie sich die lustige Person auf der Bühne nur zeigt, kommt ihr die lachlustige Stimmung der Zuschauer aufmunternd entgegen. Und nicht umsonst trug der Spaßmacher seit aus aller Herren Ländern von allerhöher den Namen des Leibgerichtes der Bevölkerung mit sich fort: aus England stammte Jack Pudding, aus Frankreich Jean Potage, aus Italien Signor Maccaroni, aus den Niederlanden Pickelhering und Stockfisch, aus dem Reich Hans Wurst, aus der österreichischen Hauptstadt gelegentlich gar noch Hans-Pfuntzen (Blutwurst) oder Hans-Carminadel (Carbonnade) — denn nichts wundet der Menge besser als Schwänke und Possen. Die Menschen wissen jedem Dank, der sie rechtschaffen aufsetzert. Derzhaller, immer und überall wirksamer Humor wird nun freilich leichter gewürzt als zum besten gegeben; denn mit Ort und Zeit wandelt sich der Geschmack, verfeinern sich die Ansprüche der Hörer, und dauernder Erfolg wird auch im Dienst der heiteren Muse nur denjenigen zutheil, der es so ernst als möglich nimmt mit seiner fröhlichen Aufgabe. Das erfannte schon der erste große Wiener Hanswurst, Joseph Stranitzky, der, gut zwei Menschenalter vor der Begründung des Burgtheaters durch Kaiser Joseph, der Reichshauptstadt — 1708 — ein stehendes deutsches Theater beschied und dabei die denkwürdige Losung ausgab: „Die Bühne soll so heilig sein wie der Altar und die Probe wie die Saffisei.“ Seine Lehre und sein Beispiel blieb unvergessen, und der Volksbühne wie auf dem Burgtheater behaupteten sich nur solche Humoristen in der Gunst der Wiener, die glückliche Naturanlagen in strenger Künstlerarbeit übten und immer erquicklicher entfalteten. Keiner der Trefflichen, die von Prehauser und Raimund bis auf Martinelli und Girardi als Volksschauspieler, von La Roche und Fichtner bis auf Baumeister und Gallisch als Gesellschaftsspieler, Behagen und Frohsinn um sich verbreiteten, ist über Nacht geworden, was er war oder ist: jeder hat sich unverdrossen und mühsam Schritt für Schritt Geltung und Stellung erobern müssen.

Nicht anders erging es einem Dresdener Kind, Hugo Thimig, der in verhältnißmäßig jungen Jahren die Herzen der Wiener gewann. Auch ihn schuf die Natur selbst zur „lustigen Person“: er versteht es, munter zu sein und munter zu machen. Allein seine schönsten Erfolge dankt er, vielleicht mehr noch als seiner angeborenen, unversieglichen Laune, raftlosem Fleiße, unablässigem Studium, sein hat er sich aus bescheidenen Anfängen rasch zum würdigen Nachfolger von Beckmann und Meixner, aus einem Schüler des Burgtheaters zu einem Meister aufgeschwungen, dessen Namen neben den ersten der alten und neuen Garde in Ehren besteht. So viel auch ein freundliches Geschick für ihn gethan: sein Bestes vollbrachte doch nur die eigene, tapfer anstrebende Kraft.

Schon im Elternhause sah er, wie viel man mit redlichem, stetigem Bemühen leisten könne. Sein Vater, ein gelernter Handschuhmacher, hatte in seiner wackeren Frau eine werkthätige Gefährtin gefunden; dank ihrer Einsicht und Sparsamkeit kamen die beiden allmählich aus den engsten Verhältnissen zu behaglicher Wohlhabenheit. 1854 wurde Hugo Thimig als letztes von vier Geschwistern, ein Spätling, geboren. Eine sonnige Kindheit war dem Kleinen vergönnt; der Vater war ein kenniges Original, dessen geselige Talente ihn zum willkommenen Gast in jedem Kreise machten; die Mutter, schlichtern und ceremoniell im Verkehr mit Fernerstehenden, war daheim mit allen „Humoren“ des Alten innig verwachsen. So hörte unser Künstler viel von Herzen lachen von Jugend an. Die Gesundheit des Kindes ließ zu wünschen übrig, und deshalb kam der kränkelnde Kleine zu einem Landpfarrer, bei dem er von seinem zehnten bis dreizehnten Jahre blieb. Der sabulierende Sinn des Knaben, der sich schon hier mit einer Welt des Scheines umgab und die Söhne des Hauses und einige Mitpensionäre zu Darstellern seiner verwegenen Phantasien heranzog, fand wenig Verständniß bei dem braven Pastor, den ein unheilbares Uebel hart und zornig gemacht hatte. Dieser ersten Leidensschule folgte als zweite eine Lehrlingszeit in einem großen Dresdener Materialwarengeschäft. Ein unbesiegbarer Drang nach freier, künstlerischer Thätigkeit erfüllte das Gemüth des Jungen; nicht umsonst hörte er zu Hause von den großen Zeiten der Dresdener Bühne, von den Namen Burmeister, Devrient und Dawison schwärmen; er schaute zu den Theaterleuten wie zu höher gearteten Geschöpfen hinauf und lief oft im Sturmschritt durch wegabschneidende Quergäßchen, nur um von einem sicheren Posten aus die ganze nichtige Größe eines Dritten oder Vierten der Hofbühne heranwogen zu sehen. Den Gedanken, sich selbst dem Theater zuzuwenden, getraute sich der Knabe aber damals noch nicht zu fassen. Die Eltern empfanden indessen Mitleid mit seinen Berufsschmerzen; nach anderthalbjähriger Haft unter dem Schurzfell durfte er die Handelsschule besuchen. Und hier fand er in einem trefflichen, titerarisch wohlgebildeten Lehrer, Dr. Semmler, den Führer, der ihm eine neue Welt erschloß. Als kundiger Mentor las er mit seinen Zöglingen das „Verbrechen des Krieg“ von Kleist. Und wenn der junge Thimig da auch zum ersten Male durch eine Rollenbesetzung getraut wurde, weil ihm der Schreiber Licht und nicht der Dorfrichter Adam zugetheilt wurde: von Stund' an war er entschlossen, Schauspieler zu werden. Die Eltern wurden, durch allerlei mimischen Schabernack seit seiner frühesten Kindheit erzogt, von seiner Erklärung nicht allzusehr überrascht. Gleichwohl hielten sie ihm mit mildem Ernst die Gefahren des Standes, wie sie dem ehrenfesten Bürgerthum aus der Ferne sich darstellen, vor; zugunterletzt gaben sie dem geliebten Sohn aber mit gemischten Gefühlen der Besorgniß und des heimlichen Stolzes ihren Segen auf den neuen Weg und bewahrten ihn überdies fürsorglich vor allen Entbehrungen, die sonst wohl die Anfängerschaft mit sich bringt.

So trat er denn eines Tages klopfenden Herzens in das Stadiezimmer seines Ideals, des Dresdener Charakterkomikers Ferdinand Dessoir, und der Bitte, ihn als Schüler anzunehmen; dabei muß der ängstliche Novize nicht den Eindruck eines Himmelstürmers gemacht haben: als er aber versicherte, daß er die Unzulänglichkeit seiner Begabung wohl kenne und sich schon mit der Erreichung eines bescheidenen Lustspielerfolges begnügen wolle, donnerte ihm Dessoir die Worte entgegen: „Unsinn! Nur über Leichenhanten umgepilgerter Kollegen führt der Weg beim Theater empor!“

„Nun gut,“ lautete die elegisch gesenfzte Erwiderung, „dann also über Leichenhanten!“

Dessoir fand an dem naiven Humor dieser Antwort so viel Gefallen wie später ihn an der Bühnenkeit seines neuen Jüngers.

„Ich kann Dich nur lehren, was Du auf der Bühne vermeiden, was Du dort thun sollst, kann Dich nur die hohe Gott lehren,“ meinte Dessoir eines Tages. Und nun galt es ernstlich zu schwimmen, denn die Brandung des Repertoires warf ihn auf „Kunstreisen“ bis Ende April 1873, also in sechseinhalb Monaten in Bautzen, Kamenz, Zittau und

Hugo Thimig als Truffaldino.
Nach einer Photographie von Otto Schmidt in Wien.

Freiberg in allen Fächern herum. Thimig spielte Liebhaber, komische Rollen, Väter, Helden und Naturburschen bei Schienang „mit gleicher Ueberzeugung“; er tanzte und sang, wie es gerade — in den großen Schrader Zugend auch von diesem — verlangt wurde, und bewies sich in all diesen Leistungen so anstellig und eifrig, daß er dem Direktor Schienang vom Breslauer Stadttheater wegengagirt wurde. In der schlesischen Hauptstadt sehe damals noch Karl v. Holtei, ein müder, kranker Mann; der jugendliche Komiker erregte aber den Anschein des allen Kemmers bermothen, daß dieser im Dingelstedt als „reif für das Burgtheater“ empfahl. Das Fürwort des greisen Meisters wirkte. Dingelstedt entrod den ahnungslosen Thimig zu sich in das Hotel; dort empfing er ihn in einer seiner beliebten Ministerposen.

„Sind Sie nicht älter?“ fragte er endlich, nachdem er eine Weile prüfende Blicke aus „ainden Augendeckeln“ auf den zagenden Besucher gerichtet hatte; jeder weiteren, saumselig gewagten Einzahnung bereitete er jedoch ein jähes Ende mit der zweiten „Verblüffungsfrage“: „Sind Sie Frack- oder Mantelschauspieler?“

„Herr Hofrath,“ erwiderte der schlagfertige Künstler, „in den Kleidern, die mir von der Direktion geliefert werden, spiele ich am liebsten.“

Dingelstedt lachte und lud Thimig 1874 zu einem Probegastspiel an das Burgtheater, wo er sich aufs glücklichste einführte. Zu Laut der Jahre bewährte er sich als „Frack- und als Mantelschauspieler“ so glänzend, daß er 1881 das Decret als wirklicher Hofschauspieler und vor Jahresfrist, dank Förster und Alfred Berger, einen lebenslänglichen Vertrag erhielt, dessen Bedingungen wohl bewiesen, daß sein Zweier unter dem künstlerischen Nachwuchs von der Theaterleitung wie vom Publikum höher geschätzt wird als Hugo Thimig.

Verdient hat mehr Künstler all diese Anerkennung so redlich und reichlich, daß ihm niemand seine Ehren und Erfolge mißgönnt. Mit edler Bescheidenheit hat er nach seinem Eintritt in das Burgtheater begonnen, von vorne an zu lernen und „umzulernen“. Im künstlerischen und freundschaftlichen Verkehr mit den Besten des Burgtheaters hat er sich in die Ueberlieferungen dieser Musterbühne eingelebt und über dem Studium der trefflichen Vorbilder von Hartmann, Scheve, Meixner ꝛc. niemals vergessen, er selbst allein zu sein. An die größte wie an die kleinste seiner Aufgaben tritt er mit gleicher Liebe und Laune heran. Begabung und Fleiß halten gute Kameradschaft bei ihm und ihr seiner Bund bestätigt ihn, sich im klassischen und im modernen Lustspiel gleichermeise hervorzuthun. Im deutschen Schwank sind seine schlechtesten Liebhaber, seine dummen Offiziersburschen, seine derben und dänlichen Spießbürger allen guten Geistern der „Fliegenden Blätter“ ebenbürtig, in der Kunst der Maske zumal wetteifert er mit den besten Eingebungen von Oberländer und Busch. Für das moderne Pariser Konversationsstück bringt unser geschmeidiger Sachse die überschüssige Champagnerlaune mit. Und noch viel andere Hummre sind ihm gefällig; als Shakespearespieler brachte Thimig hinter seinen anderen zurückzutreten, sein Junker Christoph Bleichenwang in „Was Ihr wollt“ mit seinen trübseligen Räuschen und tenowmüthigen Rundgesängen, mit seinem kranken Lachen und seiner gänzlichen Feigheit ist schlauweg klassisch; sein Feldentleichter-Schaul in „Heinrich IV.“ behauptet sich neben der Meisterschöpfung von Karl La Roche; sein Gracioso in Calderons „Arzt seiner Ehre“, wie in Lopes „König und Bauer“ ist so unendlich mehr sein Schmock in den „Journalisten“. Die Bocksprünge des Satyrs im „Kyklops“ des Euripides fallen ihm nicht schwerer als die mundartlichen Scherzreden seines sächsischen Landsmannes Schmidkuh in „Robert und Bertram“.

Man sollte denken, daß dieser weitumschriebene Kreis bedeutenden Aufgaben den Ehrgeiz eines Künstlers befriedigen sollte. Allein so gern sich Thimig als Episodist mit seinen bis ins Kleinste und Feinste ausgeführten Miniaturen dem Gesammtbilde, dem berühmten Ensemblespiel des Burgtheaters unterordnet, bisweilen lockt es ihn doch, zu versuchen, wie weit er imstande sei, ein ganzes Stück allein auf seinen Schultern zu tragen. Das erste Mal erfuhr er zu seiner Freude, daß seine Kraft und seinen Aufgaben gewachsen sei, als ihm Wilbrandt die Bauernrolle in Gogol's „Revisor“ zutheilte. Besser als jeder Lobspruch zeugt für dies Leistung die Thatsache, daß ein namhafter russischer Kritiker, Boborukin, der auf der Durchreise zufällig das Burgtheater besuchte, Thimigs Charakterkunst für die beste Verzegenwärtigung dieses Typus erklärte, die man überhaupt noch gesehen, den Darsteller selbst aber lobeshendings für einen Russen hielt. Seinen fürstlichen Triumpf spielte Thimig aber mit seinem Trufaldino aus, dem venezianischen Harlekin in Goldonis „Diener zweier Herren.“ Der Held dieser italienischen Volkskomödie ist ein Schelm aus Berzamo, der sich aus Hunger und Hablucht gleichzeitig zwei Herren verdingt, für die er vollauf zu thun hat. Dabei richtet er in seiner Geistesgegenwart und Verlegenheit soviel Verwirrung an, daß er von jeder geprüfgelt wird, bei beiden nicht satt zu essen bekommt und zuguterletzt keinen anderen Profit davonträgt — „wenn's einer ist.“ — als ein Kummerlachen, das seine Frau wird. Dieser bluturme Teufel war all seine Schminken und Streichen blieb nebenbei ein echter schwarzhaariger Stammbaum zurück, denn in Wahrheit ist dieser venezianische Franzose der unmittelbare Abkömmling der verschmitzten Sklaven der attrischen Komödie. ein Bursche, dem man trotz all seiner Frechheit und Verlogenheit nicht dauernd grollen kann, da er uns immer wieder durch seine naive Unverschämtheit beluftigt, durch seine närrischen Einfeden zu vollen Stücklein entwaffnet. Seit Schröders Zeiten hat die deutsche Bühne immer wieder versucht, gerade diese Goldonische Posse, gleichsam als Musterstück des alten Stegreifspiels, in den festen Beland ihres Repertoires aufzunehmen, dem Trufaldino wirft weit mehr als durch die vorschriftsmäßigen Worte des Bühnentextes durch seine zahnmännischen Zwischenspiele, durch seine Balletsprünge und Turnerkünste. Thimig ist sich mit wahrhaft genialer Schöpferkraft dieser Aufgabe bewußt; er wollte mit dem großen Arlechino Socchi wetteifern, zugleich aber die strenge künstlerische Maß festhalten, welches die vornehmste deutsche Bühne auch der ausgelassensten Faschingslaune vorschreibt. Und dank der feinen Mischung seines überspruedelnden Temperaments und seiner feinen künstlerischen Zucht gelang es ihm wirklich, Hausvaters Künstlerbühne in den Burgtheaterthimmel hinüberzuretten. Er wagte es, dem übermüthigen Bengel eine körperliche Gelenkigkeit und Springfreudigkeit zu geben, deren wenig zum Seil- und Gretekünstler unterschiedet. Im Kostüm hielt er pietätvoll das Abzeichen des Bergamasker Bauern, das Hasenfellwamms um Hm, bei, während er das bunstscheckige Harlekinsgewand weiter zweckmäßig verschlichte in das, was es vielleicht immer andeuten sollte: das gestickte Jäcklein eines armen, lustigen Hans Dampf. Der allem steht Thimig Trufaldino aber sein ganzes Herz: „ich kroch in seine Haut,“ scherzte er einmal, „als wenn es meine eigene werden sollte, und rette die verwegensten Uebertölpelungen so ernst und wahr, als ob mein Lebensglück davon abhinge, suchte naiv und überzeugt zu sein und wirkt dadurch als parodistischen Streitlichter, die den Darsteller Lügen strafen, als seine Rolle.“ Jahrhundertealte halbvergessene Ueberlieferungen volkshümlichen, wälschen und deutschen Komödie hat Thimig wieder wiederbelebt und als modernster wohlgeschulter Schauspieler versüßt. In venezianische typische Maske in eine lebenswahre und warme, intensive bestimmte Persönlichkeit umgewandelt. Kein Zweifel, daß diese seltene Thimigs einen Gipfel der neueren deutschen Schauspielkunst bezeichnet. Zu Lebender hat Thimig in der Heimath oder in Italien den „Diener zweier Herren“ vorgespielt, und wir glauben nicht, daß ihm irgendwer seinen Trufaldino, von dem Bild und Wort kaum eine Vorstellung geben können, nachspielen wird.

Anton Bettelheim.

Die Ostjaken.

Von Alfred Edmund Brehm.

(Fortsetzung.)

Dem Wollen des Menschen fügt sich hier wie überall der Hund, aber der Mensch muß sich den Bedürfnissen des Rennthieres fügen. Diese Bedürfnisse, nicht der Wille oder die Laune des Hirten, bestimmen das Wanderleben des umherschweifenden Ostjaken. Mit Beginn der Schneeschmelze zieht er langsam dem Gebirge zu; mit Beginn der Mückenplage steigt er an den Wänden der Berge aufwärts oder mindestens zu den Rücken der Hügelzüge empor; mit dem Aufhören der Qual, welche freilich auch die freien Höhen nicht gänzlich verschont, kehrt er allmählich wieder in die Tiefstundra zurück, um hier, womöglich in der Nähe seines heimathlichen Stromes, den Winter zu verbringen. Dies ist der Kreislauf, welchen er in jedem Jahre zurücklegt, falls nicht das Unglück über ihn hereinbricht, die entsetzliche Seuche ihn heimsucht.

Noch bevor der kurze Sommer einzieht in seine unwirthliche Heimath, noch bevor das erste Beben des Frühlings sich regt, in einer Zeit, in welcher die starke Eisdecke noch unerschüttert liegt auf dem gewaltigen Strome, seinen Zuflüssen und allen den unzähligen Seen der Tundra, bringen die Rennthiere ihre Kälber; es gilt deshalb mehr als je, einen Platz aufzusuchen, welcher auch jetzt den Alttieren wie den Kälbern gedeihliche Weide bietet. Zu diesem Zwecke wandert unser Hirt nicht den tiefsten Thälern, sondern im Gegentheile den Höhen zu, von deren Kämmen der tobende Wintersturm so viel als möglich den Schnee weggeweht hat, und schlägt hier seinen Tschum an der geeignetsten Stelle auf. Tage, wochenlang verweilt er hier, bis die freigelegte Aesung thierlechte ringsum überall aufgezehrt worden ist und auch die breite Huf des Thiers, welcher den Schnee wegräumt, um zu ihr von diesem bedeckten Weide zu gelangen, nichts mehr zu Tage fördert. Dann erst bricht er von neuem auf und wendet sich einer näheren Stelle zu, welche ähnliche Vorzüge besitzt wie die erste. Auch sie verläßt er nicht früher, als bis er wiederum Weidemangel verspürt; deunoch erfreut er sich einer Zeit, welcher die gute nennen darf. Die Herden weiden jetzt in dicht geschlossenen Trupps; unter den Hirschen, deren Geweihe eben erst zu sprossen begonnen haben, herrscht tiefster Friede; die Kälber werden von den sorgsamen Alttieren nicht aus den Augen gelassen; die Herde zerstreut sich weder, noch entfernt sie sich weit aus der Nähe des Tschums, als der laute Hirtenruf ertönt, welcher sie gegen Sonnenuntergang zurückruft. Nachts zwar umschleicht sie der gierige Wolf, welchen der Winter vom Gebirge herabtrieb in die Tiefstundra, aber die muthigen Hunde halten scharfe Wacht und wehren dem Räuber; unser Hirt sorgt sich dabei ebenso wenig um den Wolf wie um den Winter, welcher in wie alle hochnordischen Völker als die beste Jahreszeit betrachtet

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Die noch sehr kurzen Tage werden rasch länger und die Nächte immer kürzer; die Gefahren für seine wehrlosen Herdenthiere also geringer. Der Strom wirft seine winterliche Decke ab, mit den in den Steppen des Südens erwärmten Fluthen strömen laue Winde durch das Land; ein Hügelrücken nach dem andern wird schneefrei, und hier wie im Thale, wo die jungen Knospen üppig schwellen, finden die wetterharten Thiere reiche Weide; die Tiefsundra ist zu einem Paradiese geworden in den Augen unseres Hirten. Doch nur kurze Zeit währt sein und seiner Herdenthiere behagliches Leben, die rasch sich hebende und immer länger, immer wärmer strahlende Sonne schmilzt auch in den flacheren Thälern den Schnee, auf den breiten Seen das Eis, thaut selbst die Oberfläche der gefrorenen Erde auf und ruft neben den ersten harmlosen Kindern des Frühlings — Milliarden quälender Mücken, zudringlicher Bremsen zum Leben wach. Nunmehr beginnt die Wanderung wirklich; jetzt zieht der Hirt, in kurzen Tagemärschen zwar, aber doch eilig dem Gebirge zu.

Sobald der Nachtthau trocken geworden ist auf Moosen, Flechten, Gräsern und jungen Blättern der Zwergsträuche, brechen die Frauen den Tschum ab, welchen sie gestern erst errichtet haben, und bepacken die Schlitten. Währenddem jagt der Hirt auf seinem leichten, mit vier kräftigen Hirschen bespannten Schlitten der zerstreut äsenden oder weidestatt in Gruppen gelagerten Herde zu, treibt die Thiere zusammen und nach der Lagerstelle, auf welcher seine Familiengenossen bereits zum Empfange gerüstet sind. Ein dünnes Seil, welches die Rentthiere nur selten zu überspringen wagen, in den Händen haltend, bilden sie einen Kreis um die Herde; der Hirt begiebt sich, die Fangschlinge in der Rechten, mitten unter die Thiere, wirft den erwählten Hirschen fast unfehlbar die Schlinge um Hals oder Geweihe, fesselt sie, schirrt und spannt sie ein, befiehlt, daß alle übrigen entlassen werden, befreigt wiederum seinen Schlitten und fährt in der Wegrichtung davon. Alle übrigen Schlitten, gelenkt von den Mitgliedern der Familie, folgen ihm in langer Reihe nach; auch die gesamte freie Herde setzt sich blökend und grunzend und bei jedem Schritte eigenthümlich knackend in Bewegung; die Hunde endlich umspringen, beständig bellend und die zum Umherschweifen geneigten Thiere zusammenhaltend, den ganzen Zug, können es aber doch nicht hindern, daß einzelne Rentthiere seitwärts abschwenken und zurückbleiben. Mehr und mehr breitet sich die Herde aus; malerisch schmückt sie alle Höhen umher; von besonders belebter Lust festgehalten, verweilt sie truppweise hier und da, bis der Hirt mit seinem Adlerblick den ganzen Umfang wahrnimmt, seitlich ausbiegt, in weitem Bogen die Säumigen umfährt und durch das Machtwort seiner Stimme oder durch die Hunde den vorausgezogenen Genossen nachreibt. Neues, allgemeines Grunzen, lauteres Bellen der Hunde — und dahin wogt die wieder geschlossene Schar, ein wahrer Wald von Geweihen.

Die Sonne neigt sich; die Zugthiere ächzen und stöhnen mit lang aus dem Halse hängender Zunge: es wird Zeit, ihnen Ruhe zu gönnen. In geringer Entfernung, neben einem der zahllosen Seen, hebt sich ein flach gewölbter Hügel; ihm wendet der Hirt sich zu; auf der Höhe desselben bringt er sein geweihtragendes Gespann zum Stehen. Ein und der andere Schlitten langt dort an; die freie Herde erscheint ebenfalls, begiebt sich jedoch sofort auf die Weide, und die entschirrten Zugthiere folgen nach. Die Frauen wählen eine geeignete Stelle zur Errichtung des Tschums, stellen die Stangen im Kreise auf und umkleiden sie mit dem Rindenmantel; der Hirt aber geht mit seiner zum Gebrauche fertigen Wurfleine unter die Herde, wählt sich kundigen Auges einen jungen feisten Hirsch und wirft ihm die Schlinge über. Vergeblich versucht der Rentthirsch sich zu befreien, er muß dem Jäger bis in die Nähe des inzwischen aufgestellten Tschums folgen. Ein Beilhieb auf den Hinterkopf wirft das Opfer zu Boden, ein Messerstich ins Herz endet sein Leben. Zwei Minuten später ist das Thier bereits gehäutet, aufgebrochen und kunstlerig ausgeweidet; eine Minute darauf tauchen alle rasch versammelten Familiengl ieder die in Streifen zerschnittene Leber in das in der Brusthöhle zusammengeflossene Blut und das „blutige Mahl" beginnt. Im Kreise um den noch lebenswarmen Hirsch hockend, schneiden sich die Schmausenden Rippen oder Stücke von den Rücken- und Schenkelmuskeln ab; die Lippen röthen sich, ein und der andere Blutstropfen fließt an ihnen herab, über Kinn und Brust; die Hände färben sich ebenfalls, beschmieren, triefend von Blut, auch Nase und Wangen, und blutige Gesichter starren dem verwundeten Fremdling entgegen. Die Hunde aber sitzen lauernd hinter den Essenden und schnappen die abgenagten Knochen auf, welche man ihnen zuschleudert. Sättigt erhebt sich ein Mahlgenosse nach dem andern, wischt sich die blutige Hand am Moose ab, reinigt das Messer in gleicher Weise und begiebt sich sodann in den Tschum, um hier behaglich zu ruhen. Die Hausfrau aber füllt den Kochkessel mit Wasser, legt sodann so viel Fleisch von dem halb ausgegessenen Thiere in den Kessel, als dieser fassen kann, und zündet Feuer an, um den Nachtimbiß zu bereiten.

Währenddem hat der Hirt sein Obergewand abgeworfen und sich selbst so dem Feuer genähert, daß die Flamme mit voller Wirkung gegen den entblößten Oberleib strahlen kann. Er fühlt sich höchst behaglich und denkt an neuen Genuß. Ein wundertischer Kauz, welcher in seiner Gesellschaft dem Gebirge zuzieht, ein Deutscher seines Herkommens, hat ihm nicht allein Tabak, ein wahrhaft entsetzliches Kraut allerdings, aber ein sehr kräftiges Kraut, sondern auch einen großen Bogen Zeitungspapier geschenkt. Von diesem reißt er bedächtig ein viereckiges Stück ab, dreht es zu einer kleinen spitzigen Tute zusammen, füllt diese mit dem Tabak, knickt sie in der Mitte, und das Pfeifchen ist fertig, brennt auch einen Augenblick später trefflich und riecht so vorzüglich, daß seine Gattin die Nüstern weitet und nach demselben Genusse verlangt, auch ihren Wunsch sofort erfüllt sieht. Reihum wandert das Pfeifchen, und jedes Familiengl ied erfreut sich der Labung.

Doch im Topfe beginnt es zu brodeln; die Abendkost ist fertig geworden und alle „erheben die Hände zum lecker bereiteten Mahle". Dann tritt der Hirt vor die Thür des Tschums, stößt mit langgezogenen Lauten einen weithallenden Ruf aus, versammelt durch ihn für heute zum letztenmal die unruhige Herde und kehrt befriedigt in den Tschum zurück. Hier hat unterdessen die Frau das Mückenzelt aufgeschlagen, und wenige Minuten später weckindet lautes Schnarchen, daß die ganze Familie den Schlaf der Gerechten gefunden hat.

Am nächsten Morgen beginnt derselbe Tageslauf, und so geht es weiter, bis die Höhen des Gebirges längeres Rasten und Verweilen auf einer und derselben Stelle gestatten. Der oben sehr zeitig fallende Schnee mahnt bereits im Angst zur Rückkehr, wiederum beginnt die Wanderung und führt, jetzt nur langsamer und gemächlicher, Hirt und Herden noch der Tiefe zurück.

Mit dem Schwinden des Eises beginnt auch die Thätigkeit der ostjakischen Fischer am Strom. Viele dieser Fischer arbeiten im Solde der oodt in Gemeinschaft der Russen, andere verhandeln nur einen Theil des Ueberschusses ihres Fanges an diese und fischen auf eigene Rechnung. Unmittelbar nach dem Eisgange stellen die einen ihren Tschum neben den Fischerhütten der Russen auf oder besiehen die andern ihre hart am Strome gelegenen Sommeransiedelungen, Blothäusser einfachster Banart. Da, wo ein Fluß in den Strom mündet, sperrt man ihn durch einen Zaun, welcher nur einen Durchgang enthält; bei tieferem Wasserstande stellt man Reusen und legt Grundangeln: außerdem fischt man nur mit dem Zugnetze und Schleppnetze.

Riege Thätigkeit herrscht auf allen Fischplätzen, wenn es guten Fang giebt. Ueber der Oeffnung des Zaunes hocken auf schwankendem Gerüst halberwachsene Jungen, eher Knaben als Männer, und sehen scharf in die trüben Fluthen unter sich, um zu erfahren, ob Fische einlaufen in das von ihnen gehaltene, den Durchgang schließende Netz, heben dasselbe von Zeit zu Zeit mit der gefangenen Beute auf und entleeren seinen Inhalt in ihre kleinen Boote. Die Männer fischen auf einer Saubdank gemeinschaftlich mit dem Zugnetze oder auf seichteren Stellen des Stromes mit dem Schleppnetze. Nachmittags oder gegen abend kehren die Fischer heim und theilen jeder Haushaltung ihr Maß von der Beute zu. Am nächsten Morgen beginnt die Wirksamkeit der Frauen. Einzeln oder in Gruppen hocken sie um große Fischhaufen, jede mit einem Brett und einem scharfen Messer ausgerüstet, um die Fische zu entschuppen, auszunehmen, zu theilen und auf lange, dünne Stöcke zu spießen, welche dann an den Trockengerüsten zum Dörren aufgehängt werden. Geschickt und sicher geführte Schnitte öffnen die Bauchhöhle des Fisches und trennen seine seitlichen Muskeln von der Wirbelsäule, einige Handgriffe mehr die Leber und die übrigen Eingeweide von Kopf und Gerippe und den werthvolleren Seitentheilen des Leibes. Eine Leber nach der anderen gleitet über die schirfenden Lippen; denn die Frauen sind noch nüchtern und nehmen als Vorspeise den Leckerbissen zu sich. Regt sich der Magen doch noch, so wird

ein Fisch entschuppt, ausgenommen und in lange Streifen getheilt, das Ende eines solchen in das ausfickende Blut getaucht, also gewürzt in den Mund gesteckt und mit raschem, von unten her hart an der Nasenspitze vorbeigehendem Schnitte ein mundgerechter Bissen nach dem andern abgetrennt. Die Kinder, die sich um die arbeitenden Mütter einfinden, erhalten je nach ihrer Größe Leber- oder Muskelstreifen; vierjährige führen auch das Messer beim Bissenvertheilen bereits ebenso geschickt wie die Alten, welche sie auch Nenthiersleischstreifen in dieser Weise zerstückeln. Bald glänzen die Gesichter der Mütter wie der Kinder von Fischblut und Lebertran, die Hände von anklebenden Fischschuppen.

(Schluß folgt.)

Schlaflose Nacht.

Schlaflose Nacht! Kennst du sie nicht? —
Es losch des müden Tages Licht,
Die Nacht sinkt still und friedlich nieder,
Und schwer sind deine Augenlider;
Da ruhst du auf dem weichen Pfühl. —
Verstummt der Straßen laut' Gewühl!
Du hörst den Pendelschlag der Uhr,
Des eignen Herzens Pochen nur,
Vor deinem Fenster in den Bäumen
Rauscht es so leise — du willst träumen.

Doch weshalb kommt der Schlummer nicht?
Stört dich vielleicht das blasse Licht
Des Monds mit seinem matten Schimmer? —
Horch, eine Fliege summt durchs Zimmer;
Der unruhvolle, kleine Gast,
Er raubt dir die ersehnte Rast . . .
Du ärgerst dich — die Kissen drücken,
Du mußt sie dir bequemer rücken —
Doch nun, auf's neu' die Augen zu —
Rastlose Seele, halte Ruh!

Unklar verdämmern die Gedanken,
Und blasse Traumesbilder schwanken
Auf leisem Fittig schon herbei — —

Da tönt verhallend, fern ein Schrei.
War das im Traum, in Wirklichkeit?
Was soll der Schrei um diese Zeit?
Sucht sich ein Vogel noch sein Brot?
War es ein Mensch in Todesnoth?
Du fährst empor, du lauschest still,
Ob sich nichts weiter regen will —
Doch stumm bleibt alles wie zuvor,
Und wieder legst du dich aufs Ohr.'

Doch mit dem Schlafen ist's vorbei.
Du hörst noch immer jenen Schrei,
Phantastisch spinnst du fort daran,
Und was du sinnst, wird zum Roman.
Es fällt dir bei aus Jugendtagen,
Wie einen Wand'rer man erschlagen
Bei stiller Nacht im grünen Tann — —
So schrie wohl der unsel'ge Mann!
Und wenn du in die Jugendzeit
Dich erst verirrt, so frei und weit,
Dann will an die vorüberschweben
Dein ganzes Leben.

Gestalten kommen auf Gestalten,
Du wehrst umsonst — sie müssen walten,
Die stille Nacht ist ja die Frist,
Da Geistern Macht gegeben ist!
Was die an Lust und Leid beschieden
Seit Jahren war, stört dir den Frieden,
Lebendig wird, was längst verblich,
Verschlossne Grüfte öffnen sich,
Und groß ersteht die kleinste Schuld . . .

Da springst du auf in Ungeduld,
Dir ist so heiß — die Stirne brennt —
Die Fenster auf! — Am Firmament
Stehn mit dem lieben Licht die Sterne,
Die Erde schläft, nur aus der Ferne
Hallt leis der Schritt des Wächters wider
Du legst aufs neu' zum Pfühl dich nieder.

Du denkst an das wogende Aehrenfeld,
An des Meeres Welle, die steigt und fällt,
An alles, was dich beruhigen kann,
Umsonst, dein Schlaf kommt nicht heran.
Die Uhren scheinen still zu stehn
Gleich abgelebten Greisen gehn
Die Stunden müden Ganges hin,
Und einen Wunsch nur hegt dein Sinn:
O, daß doch bald der Morgen käme
Und diese Nacht ein Ende nähme! . . .

Jetzt naht des Tages Dämmerschein,
Frühroth erglänzt in das Zimmer herein
Da weichen leise die Schatten der Nacht,
Die Geister schwinden still und sacht,
Und auf die müden Augenlider
Senkt sich ein sanfter Schlummer nieder . . .

Und du erwacht — schon ist es Tag,
Beruhigt ist des Herzens Schlag.
Das Leben zeigt dir neue Huld —
Wo bleibt, die dich gequält, die Schuld?
Dein Zimmer ist wieder voll Sonnenlicht.
Schlaflose Nacht! Kennst du sie nicht?

Anton Ohorn.

Etwas Neues vom Himmel.

Großes Aufsehen erregte es in der ganzen gebildeten Welt, als im Jahre 1845 auf Grund der Berechnungen Leverriers ein bisher unbekannter Planet, der Neptun, entdeckt und aufgefunden wurde. Aus den Unregelmäßigkeiten im Laufe, den sogenannten „Störungen" des Uranus, das den Neptun am nächsten liegenden Planeten, hatte man schon lange vorher das Vorhandensein eines weitern Planeten vermuthet; aber erst Leverrier suchte zu der Hand der astronomischen Berechnungen der Sache näher zu treten. Aus den erwähnten Störungen berechnete er Lage, Masse, Umlaufszeit und dergleichen mehr des noch ungesehenen Planeten. Da in Paris zu der Zeit ein genügend starkes Fernrohr nicht vorhanden war, wandte sich Leverrier an die Berliner Sternwarte, deren vordienstvoller Direktor Galle den Neptun an der ihm bezeichneten Stelle wirklich auffand. Zwar bedurften die übrigen Rechnungen Leverriers erheblicher Berichtigungen, aber das erreichte Ergebnis war darum nicht weniger erstaunlich und lieferte ein glänzendes Beispiel dafür, daß das mit den Mitteln der Wissenschaft ausgerüstete geistige Auge weiter sieht als das körperliche. — Eine Entdeckung ähnlicher Art ist vor kurzem von dem amerikanischen Astronomen Pickering in Cambridge, B. St. A., gemacht worden. Dieser Astronom beschäftigte sich mit der Untersuchung der Sterne mittels des Spektroskopes nach einem vor dreißig Jahren von den Heidelberger Professoren Bunsen und Kirchhoff angegebenen Verfahren, dem wir schon manche sehr wichtige Entdeckung zu verdanken haben. Pickering hatte sein Instrument auf den Wagen, den mittleren der drei Sterne im Schwanze des Großen Bären, gerichtet, um photographische Bilder des Spektrums dieses Sternes aufzunehmen.

Unseren Lesern ist das Sternbild „der Große Bär" vielleicht besser unter dem Namen „der Wagen" bekannt. An demselben ist der Wagen der mittlere Stern des Gespannes, der mit dem sogenannten Kreuzchen, dem Alkor. Die nebenstehende kleine Sternfigur, in allerdings nur einige leicht zu merkende Sternbilder enthält, zeigt bei A den Großen Bär, 1 ist der Wagen, 2 das Reiterchen Alkor. Der Große Bär ist für unsere Gegend nie unter, sondern ist bei klarem Sternhimmel stets sichtbar und zeigt seiner hervortretenden Gestalt leicht auffinden. Er dient deshalb auch zur Orientirung der Himmelsgegenden. Verbindet man nämlich die Richtungslinie, welche durch die äußersten Sterne des Großen Bären (die hinteren der Wagenkasten) gelegt wird, so trifft man auf einen ziemlich hellen Stern, den Polarstern, welcher stets nahezu an derselben Stelle des Himmels und fast genau im Norden steht, so daß man nach demselben die Himmelsgegenden bestimmen kann.

Der Polarstern bildet den äußersten Stern des Kleinen Bären B, welcher aus drei weiteren weniger hellen Sternen besteht, als der Große Bär, im übrigen aber haben beide Sternbilder die Gestalt nach große Aehnlichkeit miteinander. Geht man über den Polarstern hinaus in derselben Richtung weiter, so kommt man zu einem hervorragenden Sternbilde, der „Cassiopeia" (bei C), welches die Form eines M oder W hat. Diese beiden Sternbilder, der Große Bär und die Cassiopeia, drehen sich und mit ihnen der ganze Sternhimmel scheinbar stets in der Richtung der Pfeile unserer Karte um den Polarstern. Aus diesem Grunde steht der Große Bär bald nahe dem Horizonte (also dann nördlich) oder nahezu über uns, oder rechts oder links von

Photographie von Franz Hanfstaengl Kunstverlag A.-G. in München.

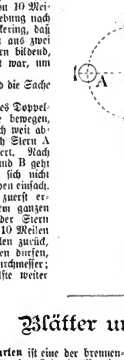
Liebeswerben.

Nach einem Gemälde von F. Andreotti.

Polarsternen. Wer in der Astronomie bewandert ist, kann seine Uhr danach stellen; und der Seemann richtet sein Schiff danach. Auch unsern Lesern wird es nach dem Vorhergehenden nicht schwer werden, sich zu orientiren und den Mizar auf- zufinden. Im September und Oktober ist die auf der Karte dargestellte Lage gegen Mitternacht zu sehen.

Bei den erwähnten Nuancirungen Pickerings zeigte sich nun die auffallende Erscheinung, daß sich die Spektrallinien des Mizar in Zeitabschnitten von 52 Tagen verdoppelten. Das Maß dieser Verdoppelung entspricht einer Verschiebung der Lichtwellenlänge um den viertausendsten Theil ihrer Größe. Da die Geschwindigkeit des Lichtes 40000 Meilen in der Sekunde beträgt, so bedeutet diese Verschiebung der Spektrallinie eine Geschwindigkeit der Lichtquelle von 10 Meilen in der Sekunde. Da ferner diese Verschiebung nach beiden Seiten zugleich stattfand, so schloß Pickering, daß der für einfach gehaltene Stern in Wirklichkeit aus zwei Sternen bestehen müsse, die, einen Doppelstern bildend, wie das in andern Fällen wiederholt beobachtet war, um einen gemeinschaftlichen Punkt kreisen.

Ein Blick auf die nebenstehende Figur wird die Sache sofort erläutern.



A und B bedeuten die einzelnen Sterne des Doppelgestirnes, die sich in der Richtung der Pfeile bewegen, E sei unsere Erde, die man sich ungefähr so weit abstehend vorstellen muß. Man sieht, daß Stern A von der Erde entfernt und B sich ihr nähert. Nach 26 Tagen gelangt A in die Stellung bei D, und B geht nach C. In diesem Augenblick entfernen sie sich nicht mehr von der Erde, als die Spektrallinien werden einfach. Nach wiederum 26 Tagen tritt wieder der zuerst erwähnte Fall ein. Es ist klar, daß zu einem ganzen Umlaufe 104 Tage gehören. Länst aber der Stern 104 Tage lang mit einer Geschwindigkeit von 10 Meilen in der Sekunde, so legt er 90 Millionen Meilen zurück, seine Bahn, die wir uns kreisförmig vorstellen dürfen, hat dann rund 90 Millionen Meilen Durchmesser; somit stehen die beiden Sterne um die Hälfte weiter voneinander, als die Entfernung der Erde von der Sonne beträgt. — Der Astronom aber Geschwindigkeit und Bahngröße gefunden, so es sie für ihn ein einfaches Rechenexempel, auch die Größe der Masse zu berechnen. Hiernach stellte sich heraus, daß der Mizar aus zwei Sonnen besteht, deren jede einzelne 30mal so viel Masse hat als unsere Sonne.

Sterne trotz dieser bedeutenden Größe der Sterne und trotz ihrer großen Entfernung voneinander der Doppelstern selbst in den stärksten Fernrohren als einfacher Stern erscheint, so deweist dies die sehr große Entfernung des Mizar von unserem Sonnensysteme.

Somit sieht unser geistiges Auge Dinge, die dem körperlichen Auge wohl für immer werden verschlossen bleiben.

Aber auch dasjenige, was wir sehen, ist wunderbar genug, um noch einen Augenblick dabei zu verweilen. Wir erwähnten zu Anfang, daß das Licht in einer Sekunde einen Weg von 40000 Meilen zurücklege. Für die Entfernungen, nach welchen die Astronomie mißt, genügen, behalb es sich nun Fixsterne handelt, die Meile als Maßstab nicht mehr, die betreffenden Zahlen würden zu lang werden; auch der Erddurchmesser genügt nicht mehr, selbst nicht einmal der Sonnenabstand, obwohl in die stattliche Länge von 20 Millionen Meilen betragt. Bei der Fixsternwelt muß man nach Lichtjahren, bad heißt nach Strecken, die das Licht in einem ganzen Jahre zurücklegt. Von der Sonne bis zu uns gebraucht das Licht etwa 8 Minuten, die Reise von Polarsterne bis zu uns dauert dagegen ganze 15 Jahre, und bis zu den von bloßem Auge noch sichtbaren Sternen sind wenige 3541 Jahre erforderlich, bis die von dort ausgehenden Strahlen unser Auge erreichen. Wenn wir zur Fixsternwelt emporblicken so sehen wir Strah en, die schon vor Jahrtausenden ihre Heimath verlassen haben und seit grauester Vorzeit auf der Reise zu uns sind.

Acht Minuten von der Sonne zu uns — Jahrtausende vom Fixsterne zu uns — in jeder Sekunde 40000 Meilen — Wer lernt's fassen und begreifen?! F.

Blätter und Blüthen.

Die Ueberfüllung der gelehrten Berufsarten ist eine der brennenden Fragen der Gegenwart, mit der sich in jüngster Zeit die öffentliche Meinung vielfach befaßt hat. Die socialen Gefahren, die mit ihr verbunden sind, dürfen nicht weggeleugnet werden, das sogenannte „gelehrte Proletariat" ist ein Uebelstand, dessen Auftreten mit allem Ernst verhindert werden sollte. Der „Allgemeine deutsche Realschulmänner Verein" hatte einen Preis ausgesetzt für die Beantwortung der Frage: „Woher rührt die Ueberfüllung der sogenannten gelehrten Fächer und durch welche Mittel ist derselben am wirksamsten entgegenzutreten?" Es wurden zwei Arbeiten, die eine von Oberlehrer Dr. Wiegker, die andere von Professor P. Treutlein, mit Preisen ausgezeichnet, und dieselben sind unter dem Titel „Der Zudrang zu den gelehrten Berufsarten, seine Ursachen und etwaigen Heilmittel" im Verlage von Otto Salle in Braunschweig erschienen. Die Schriftsorumen, welche die beiden Verfasser wünschen, sind ziemlich eingreifend und die nähere Prüfung und Erwägung derselben gehört wohl in den Kreis der Fachmänner. Das große Publikum, die Eltern, welche ihren Söhnen eine höhere Schulbildung angedeihen lassen, können vorderhand mit Reformplänen nicht rechnen; sie müssen sich in die gegebenen Verhältnisse fügen, aber für sie ist es von großem Interesse, zu erfahren, wie es eigentlich um die Ueberfüllung der gelehrten Fächer bestellt ist. Eine nähere Prüfung dieser Frage finden wir in der Arbeit von Prof. Treutlein. Das Bild der Ueberfüllung ist in den verschiedenen deutschen Staaten verschieden. Im großen und ganzen dürfte jedoch das folgende Gesammtergebnis als allgemein gültig und zutreffend angesehen werden:

Eine entschiedene Ueberfüllung ist bei den Juristen und Lehrern für höhere Schulen festgestellt worden. In diesen Fächern giebt es mehr Kandidaten als freie Stellen, und selbst die Nebenämter, die von dieser Klasse der Gelehrten verlangt werden, die der Bibliothekare und Archivbeamten, sind ungemein überfüllt.

Dasselbe ist auch bei den Chemikern der Fall. Im ärztlichen Stande tritt die Erscheinung zu Tage, daß nur die Großstädte zum größten Theil mit Aerzten übersüllt sind, während auf dem Lande sich noch vielen Kreisen das Feld zu einer ersprießlichen Thätigkeit bietet. Man hört zwar Klagen über den verschärften Wettbewerb auf diesem Gebiete, aber die Statistik zeigt, daß von einer Ueberfüllung in diesem Berufe im ganzen nicht eigentlich die Rede sein kann. Was endlich das vierte Fach, das der „Gottesgelahrtheit" anbelangt, so verlautet hier nichts von einem übermäßigen Zudrang; im Gegentheil, sowohl in der protestantischen wie in der katholischen Kirche ist ein Mangel an Theologen fühlbar.

Es erhellt nun daraus, daß namentlich diejenigen Fächer, welche auf eine Amtsstelle Aussicht eröffnen, überfüllt sind. Thatsache ist es, daß, während unsere Bevölkerung in den letzten 18 Jahren im Verhältnis von 101 auf 114,8 gewachsen ist, in derselben Zeit eine Steigerung der Studirendenzahl von 100 auf 211,6 vor sich gegangen ist.

Wenn auch viele neue Amtsstellen geschaffen, neue Schulen zc. gegründen worden sind, so ist doch der Nachfrage nach Stellen größer als das Angebot, eine Ueberfülle von gelehrten Kandidaten unverkennbar.

Dies sollte für die Eltern ein Wink sein, dort, wo wirkliche Begabung nicht in Frage kommt, von dem Erzwingen einer gelehrten Lebenslaufbahn bei ihren Söhnen abzustehen. Der Allgemeinheit erwächst aber angesichts dieser Thatsache die Pflicht, dahin zu wirken, daß die „nicht gelehrten" Berufsarten, Gewerbe, Handel, Handwerk und Landwirthschaft mehr zu ihren gebührenden Ehre und Anerkennung in der Oeffentlichkeit gebracht werden, als dies bis jetzt mitunter der Fall ist.

Auf das Erbrewesen, Rüstliche und Ehrenbürger dieser Berufe in Vergleich zu den gelehrten Fächern sollte namentlich die Jugend schon frühzeitig und nachdrücklich aufmerksam gemacht werden. Das ist ein Mittel, mit dem die Gesellschaft selbst zum Theil jener schädlichen Ueberfüllung steuern kann.

Der Pyke Bierschenkstreifer. Beika heißt ein kleines Bad bei Neuenahr an der Ahm. Der Ort selbst ist nach den Birken, von denen auf der Sch- seite manche hundertjährige Exemplare stehn; eine prächtige Perspektive nach Goethe, der sie pflanzte; eine Stahlanlage nach dem Herzog Karl August benannt.

Im diesen ländlichen lieblichen Ort, diesen „Veran Thüringens", der alle Jahre angenehmer und reicher an bequemen Schlösern, Burgen und Villen für die Fremden wird, knüpft sich eine merkwürdige Erinnerung. Bei einem Jahrhundert ereignete sich hier der letzte unzweifelhaft beglaubigte Fall, daß in Deutschland jemand aus Geschmack für Menschenfleisch mehr holt wurde. Vor einem Jahrhundert gab es hier einen Kannibalen, einen Oger, gleich den Menschenfressern, wie sie in unseren Märchen, in Aline Däumling, Rapunzel mit dem langen Haar und Rümer mit dem Bär als ein dumpfer Nachklang der vorzüglichen Menschenfressern sprechen.

Zu einer alten Zimmersage findet man unter den „Ergetzlichen" allhier in Beika geschehen (nach der Verbennung der Hexen) und dem sogenannten Hexenberge im Jahre 1673: folgende schaurige Kunde: „A. D. 1772, den 3. April ist Joh. Nikol. Goldschmidt, ein Bäcker und Eichelborn allhier zur gefänglichen Haft gebracht worden, weil er seine Mädchen von 11 Jahren, einzige Tochter einer Witwen zu Schleiden in seinem Hause die Kehle abgeschnitten und mit dem Beile zerhauen und geschlagen, den Körper entkleidet und in lauter Kochstücke zerhackt, so auch ein Stück davon gekocht und gegessen. Selbiger hat im Verhör gestanden, wie er auch einen Handwerksburschen auf dem Felde erschlagen, ins Holz geschleppt und des Abends in einer Berre Holz stückweis ins Hause getragen. Es wurde ihm nach eingeholtem Urtheil des Raths erkannt, welches auch den 24. Juli 1772 unter Zuziehung vieler tausend Menschen an ihm vollzogen worden. Gott debüte alle und jede Christen vor bosen Thaten, damit sie nicht den gleichen Lohn bekommen!"

Noch etwas ausführlicher wieder eine Chronik von Beika: „In des diesem Jahr (1772) erlebten wir ein sehr trauriges Exempel. Joh. Nikolaus Goldschmidt, der in Eichelborn Hutmann war, erschlug an einem Sonntag einen Handwerksburschen, als er ihm auf dem Felde begegnete, stieß ihn und nahm jeden Tag bei dem Eintreiben des Viehs ein Stück davon in einer Welle Holz um sich nach Hause, welches er kochte und davon aß. Da es aber zu riechen begann, stinkerte er damit seinen Hund, schlachtete alsdann denselben und kraß ihn auch. Einige Zeit darauf bekommt er Appetit nach jungem Menschenfleisch; er wählte also, seinen grausamen Hunger zu stillen, ein artig Kind, wie er mir selbst gesagt, daß er es anderen dieses (10—11jährige) Mägdlein immer lieb gehabt hätte. Dies lockt er, indem es aus der Schule geht, zu sich, zeigt ihm unter anderen auch seine Stubenuhr, und indem das Mägdlein darnach sieht, nimmt er

es bei den Haaren und schneidet ihm den Hals entzwei, schlachtet es hierauf ordentlich aus, wie ein Fleischer sein Fleisch in Stücken haut, und nachdem er diese schreckliche That verrichtet, so kocht er solches und ißt. Allein wie konnte die Rache Gottes hierzu stillschweigen? Das Mägdlein wurde gestohlt, aber nicht gefunden. Endlich sieht einer ihm gegenüber wohnende Bauersfrau, daß sich Goldschmidt unter (während) der Kirche gar sehr beschäftigt und immer etwas verdeckt aus seinem Hause in einen daran liegenden Keller trägt, dabei sie auch gewahr wird, wie ein Zipfel von des ermordeten Mägdleins Rock unter dem seinigen hervorgeht; da sie denn solches angezeigt, worauf der Mörder sogleich eingezogen wurde. Man fand um das zerhackte Mädchen, welches in einem Sacke hinderlassen worden, und habe es fast nicht für Menschenfleisch zu, so reinlich und hochsüchtenartig hatte es der Mörder zerhackt. Der Mörder gestand dabei seine bösen Thaten und wurde darauf lebendig von unten hinauf gerädert."

Hier ist also noch etwas mehr als die Schondthaten des Mörders Raskolnikow, besten unheimliche, von Dostojewskij erzählte Geschichte jetzt in Leipzig als Drama aufgeführt wird, und dabei ein Verbrechen, das nicht bloß der Phantasie eines Romanschriftstellers angehört, die Akten aus denen übrigens hervorgeht, daß der Mord keine anderen Beweggründe gehabt hat sind noch vorhanden und wurden bisher von dem Amtsgericht zu Blankenhain (Weimarsch) zu näherer Kenntnißnahme mehrmals, zum Beispiel dem Herrn Oberstaatsanwalt Schotter, der einen Vortrag über die Sache halten wollte, ausgefolgt.

In dichten und abgelegenen Wäldern, in solchen Winkeln der Erde scheint die Weltgeschichte stillzustehen; hier halten sich mitunter seltsame Originale und Ueberbleibsel längst verzogener Leuten. Doß in vorgeschichtlichen Zeiten die Menschenfresserei allgemeiner gewesen ist, wird durch Knochenfunde in Höhlen Italiens, Belgiens und Frankreichs hoch wahrscheinlich: sämmtliche menschliche markhaltige Knochen der Höhle von Chauvaux bei Namur waren künstlich geöffnet — „Und sogen als Krofstaf das Mark." Nicht bloß auf den Westindischen Inseln, auch in unserem Europa leben Kannibalen. — Bekanntlich sollen die ersten Kolumbusen die Bewohner der Karibischen Inseln gewesen sein, welche ihre getödteten Feinde zu verzehren pflegten (angeblich spanisch Canibal = Caribal); in Ungarn wie auch in den deutschen Forsten gab es menschenfressende Ungehener oder Oger — dieses Wort, französisch Ogre, vielleicht eher mit dem lateinischen Orcus (Unterwelt) zusammenhängend, ist lange auch in Ungarn bezeugen worden, welche im Mittelalter den Westen verwüsteten (angeblich französisch Ogres = Hongres, Hongrois, Oigours). Die Erinnerung an diese dunkeln Zeiten klingt noch heute in den Weihnachtsvorstellungen der Leipziger Kinder nach, wenn im dritten Akt ein finsterer Wald erscheint und eine erste Verwandlung stattfindet, bei welcher der Menschenfresser bringt. Einzelne Menschenfresser fanden sich übrigens von jeher auch in civilisierten Staaten — in Italien und Deutschland lauft eine und dieselbe Schauergeschichte von einem Fleischer um, der in seinem Keller Menschen geschlachtet haben soll. Wir müssen nicht allzu stolz sein auf unsere Civilisation; etwas Barbarei tagt am Ende heute noch hinein. In Quedlinburg wurde noch 1750 ein Zauberer gevierthellt, in Würzburg 1789 eine Hexe verbrannt, 1772 in Berka an der Ilm, wo man jetzt von Liebe besingelt, oder leuseswegs aufgegeben wird, in den herrlichen Wäldern Schindeleien, Kohlbrennereien, Holzschlag und Raubberg) in Waldschlaftänen ruhig schläft, der letzte Menschenfresser gerädert.

Rudolf Kleinpaul.

Gustav zu Putlitz †. Es war im Jahre 1858, als sich in der schlesischen Hauptstadt in einem am Schweidnitzer Stadtgraben gelegenen Hotel eine Gesellschaft von Dichtern, Künstlern und Kunstfreunden versammelt hatte. Eines jener theatralischen Ereignisse, die wohl zu den Seltenheiten gehören, hatte den Anlaß zu diesen künstlerischen Festlichkeiten in Breslau gegeben; es handelte sich um die erste Aufführung eines neuen Schauspiels, dessen Dramtrellen mit den ersten Kräften des Wiener Burgtheaters besetzt waren. Und in der That führte eine geistvolle Schauspielerin den Vorsitz an den geselligen Abenden, welche dem Tage der Aufführung vorausgingen. Es war Julie Rettich, die Schülerin Ludwig Tiecks, die Freundin Friedrich Halms, als stilvolle Künstlerin eine Zierde des Burgtheaters, als eine liebenswürdige, für ihre Aufgaben hochbegeisterte Frau eine Zierde der deutschen Bühne überhaupt. Neben ihr saß Joseph Wagner, der damalige erste Liebhaber des Burgtheaters, ein feuriger Darsteller mit seelenvollen Augen und ausdrucksvollen Geschickszügen, aber von einer Schweigsamkeit, welche ihn selten sich herauskreten ließ; neben Annerichtet seines Wesens, welches ihn zu einem der besten Darsteller des Hamlet, welche die deutsche Bühne gesehen.

Auch er war von Wien herbeigekommen, um mitzuwirken bei der ersten Aufführung des Schauspiels „Das Testament des Großen Kurfürsten". Dessen Dichter, Gustav zu Putlitz, den Mittelpunkt unseres Kreises bildete; ich selbst lebte damals in Breslau und verlebte nicht, den Sangesgenossen anzuschließen, auch der damalige Regierungsassessor Alfred von Wolzogen war anwesend, der sich durch seine Theaterkritiken und Schriften über bildende Kunst einen Namen gemacht hat. Es war ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß unser kleiner Kreis diese zwei Männer in sich schloß, welche später nacheinander die Intendanz des Schweriner Hoftheaters bekleiden sollten.

Wir waren natürlich in großer Spannung wegen des Erfolges; denn es war der erste Versuch des Dichters auf dem Gebiete des ernsten Schauspiels, nur ein darauf freiwilliges geschichtliches Jntriguenstück war ihm vorausgegangen; aber wir konnten bald einen glänzenden Erfolg feiern. Das vorzügliche Spiel der beiden Wiener Gäste trug nicht wenig zu demselben bei. Von Breslau aus nahm das Stück seinen Weg über die beiden Hoftheater von Wien und Berlin und ging über fast alle deutschen Bühnen, wie wir's in gehobener Stimmung nach der Aufführung prophezeiten. Was Putlitz vorher geschaffen, war so gänzlich anderer Art, daß man ihm damals kaum den dichterischen Schwung der Tragödie zugetraut hätte. Seine Märchendichtung „Was sich der Wald erzählt" (1850), welcher ähnliche Plaudereien aus dem Reiche der beseelten Blumen folgten, wies ebenlowenig auf ein Geschichtsdrama hin wie seine bereits von diesen Blühen ausgeschürten behaglichen dramatischen Einakter, wie „Radekarren", in denen er sich schon damals wie auch in seinen späteren Lustspielen an das bürgerliche Lustspiel von Roderich Benedix anlehnte. Obschon aus einem alten kurmärkischen Geschlechte stammend (er war am 20. März 1821 zu Retzien in der Priegnitz geboren), hatte er durchaus nicht, um mit Heine zu sprechen, das Wesen eines „kurmärkischen Sprudels" an sich; lag in seiner Natur ein ernstlicher Grundzug, und doch den Dichter der träumerischen Wald- und Blumenwelt hätte man sich anders gedacht.

Gustav zu Putlitz steuerte nur sechs Jahre lang in seinem Kurs des historischen Dramas, als selbst behaglicher Verreiter er damals in Breslau seine ersten Vorbeeren erwarb. Für Julie Rettich hatte er auch die Hauptrolle in seinem nächsten Trauerspiel „Don Juan d' Austria" (1860) geschrieben; es folgte „Woldemar" (1862), in welchem Stücke er den echten letzten Rotanier zum Helden machte; denn sogar der Dichter die Feder des historischen Romanciers machen. Mißstimmung über Publikum und Kritik hat ihm wohl hauptsächlich den Anlaß zu diesem Verzicht auf ein Weiterschreiten in der so erfolgreich betretenen Bahn. Namentlich die Wiener Kritik verspöttete seine Werke aufs grausamste; das Publikum selbst schenkte dem geschichtlichen Trauerspiel nur geringen Antheil.

Sein jener Breslauer Zusammenkunft habe ich ihn stets mit warmem Antheil den Lebenslauf des Dichters verfolgt; ich konnte mich, daß seine Berufung nach Schwerin als Intendant des Hoftheaters (1863) ihn der Bühne wieder näher führte, und in der That hat er seitdem einige seiner besten frischen Lustspiele: „Spielt's dir mit dem Fener", „Nun spielt Mich" und andere geschrieben, von denen „Die alte Schachtel" und „Das Schwert des Damokles" besonders volksthümlich geworden sind. Im Jahre 1867 wurde er Hofmarschall des preußischen Kronprinzen, lebte dann längere Zeit in Berlin, bis ihn 1873 die Generaldirekt ou des Nationaler Hoftheaters anvertraut wurde, die er bis zu seinem Todestage führte. Ein schwerer Schlag für ihn war der Tod seines talentvollen Sohnes, der als Berliner Privatdozent durch Selbstmord endete, infolge gerüber Familienverhältnisse. Die tiefe Erschütterung benzte den Vater dahieder; er war seitdem ein gebrochener Mann, auch von körperlichen Leiden heimgesucht. Am 5. September dieses Jahres ist er auf seinem Familienschloß Retzien gestorben.

Viele unserer Leser werden den dramatischen Dichter auch als liebenswürdigen Erzähler kennen; in den letzten Jahrzehnten hatte er sich vorzugsweise der Novelle zugewendet. „Die Nachtigall", „Der Alpenbrand", „Aus Großvaterzeit", das „Mäler-Novelle" und andere Erzählungen zeugen oft von einer kernhaft tüchtigen Darstellung bürgerlichen Lebens. Am das deutsche Theater hochverdient, ein vielseitiger, echter frischer wie geistig feiner Dichter, hat Gustav zu Putlitz sich ein ehrenvolles Gedächtnis bei unseren Lesern gestiftet.

A. v. Gottschall.

Eigen-kümliches Trinkgeld der Helgoländer. Die Bewohner von Helgoland sind sehr tüchtige Trinker; und wenn sie trotzdem den Ruf der Nüchternheit genießen, so mag das nur daher rühren, daß sie so viel vertragen können, daß sie auch bei großartigen Leistungen im Trinken „nüchtern" bleiben. Auch einer Sage soll einmal ein großes Kreuzzug zusammen mit einer Glocke an die Insel angeschwommen worden sein. Mit dieser Glocke konnte man nun, was für Fischer und Schiffer sehr vortheilhaft war, den Wind machen. Für den Fischzug der Jahlonner war zu einem bestimmten Zeiten ein anhaltender Wind von besonderem Werth. Um sich denselben vom Himmel zu erflehen, zogen die Fischer in Prozession in die Kirche, beteten vor dem Kruzifix ein Vaterunser, füllten die Glocke mit starkem Getränke und tranken einander der Reihe nach die Gesundheit zu: „Auf eine glückliche Zeit und Windwind!" Wurde hierdurch nicht ein günstiger Wind erzielt, so wiederholte man die Verlahren — und der Erfolg blieb nicht aus. Der holsteinische Ritter Bertram Pogwisch hat noch zu Ende des 16. Jahrhunderts diesen sonderboren Ge-rauch mitgemacht und sich aus der merkwürdigen Glocke „einen gelinden Westwind ertrunken", mit dessen Hilfe er ganz gemüthlich nach Eiderstedt segelte.

Kleiner Briefkasten.

(Anfragen ohne vollständige Angabe der Wohnung und Nennung werden nicht berücksichtigt.)

M. in G. Auf der Vorlage: „Wie kann man Kaffee ohne auch Zwetge mit Früchten brau. Früchtenwein auf beliebige Zeit in ihren natürlichen Farbe zu und erhalten?" stehen wir Ihnen folgendes mit: Man bringt die Bücher. Zweige ohne Früchte in eine gut verschließbare Flasche und gießt so viel kochendheißen Weingeist hinein, daß sie vollständig bedeckt sind. Nach einer Stunde wird der Weingeist abgegossen und durch neuen ersetzt, der aufgegossene Alkohol, so wird er durch neuen ersetzt. Den ganzen Vorgang wiederholt man noch ein- oder zweimal, bis die Früchte ihren natürlichen Farbstoff an den Weingeist abgegeben haben. Die Menge des Alkohols richtet sich nach der Beschaffenheit der aufzubewahrenden Pflanzenkörper. Bei grünen Pflanzenkörpern ist man auf 200 Kubikcentimeter Alkohol nur 1 bis 2 Tropfen der 1 bis 2 %igen käuflichen Salzsäure hinzuzufügen. Dieses Verfahren stammt von Prof. Dr. J. Stricker. Die Präparate Pflanzen von welchen man grünen Farbstoff, von Kochsalzen und Bitterstoffen, in letzteren ein Theil der in Essigsäuren und Fetten, ohne sich zu verändern, jahrelang in einem hellen Zimmer in einem Glasschrank. Zu empfehle außerdem, mittelst Chlorzinklösung die grüne Farbe der Blätter zu fixiren, indem man das Chlorzinkgut in Alkohol legt.

Lutte Sch. in Karlsruhe. Sie machten spitzen, wie sich Asyll und Schaum oder Gyps bei den Kochsalzen; da bleibt sich nicht viel Gutes, wenn Sie Räume wie meistens Menschenkinder. Bekanntlich werden die Erschütterungen des Bodens und Erdstöße durch den Gleichgang der Wagen und die Bahnhöfe bewirkt. In dem ersten Falle werden die Bahnhöfe zusammengezogen und das Blei nur in geringen Mengen der Luft zugeführt, in den anderen werden sie erweitert, und den betreffenden Theilen des Körpers durch den Gleichgang der Wagen und die Bahnhöfe bewirkt. Dieses Verfahren ist nun auch im Vorerzgebirge angewandt, da es bekannt, daß Gelchtkranken bei Regern sich in gegebenen Fällen bilden. Der Expert Theil, der berühmte Volkszeitende und ehemalige Geschäftsmann, berichtet, daß bei Angst, Kälte und Hunger, wo der Weiße stark wird, die Hautdrüse des Negers ein grauer Nasenbein bekommt, während die bei Hexen und noch genossener Mahlzeit — Umstände, die bei Weißen Neigung zu rothen pflegen — dunkler wird. Die Neger, die nach Europa oder Ost werden, „kränken oft auf", dieses Ausblechen läßt sich durch die geringere Blutlüde der Haut erklären, da die Neger in unserem Klima zumeist krank werden, also auch anderen Ursachen sich aussetzen.

E. Z. in Baden-Baden. Als eine Ihrem Wünschen entsprechende Zeitschrift für Mädchen von 11 bis 16 Jahren nennen wir Ihnen „Das Kränzchen". Dasselbe erscheint wöchentlich und ist in jeder Buchhandlung zu haben.

Allerlei Kurzweil.

Skataufgabe Nr. 6.
Von B. Buhle.

Der Spieler in Hinterhand tourniert, da er Grand nicht wagen will, auf diese Karte:

das (tr.As.) und findet noch (tr.B.) Der Spieler verliert aber mit Schneider, denn er bekommt nur einen Stich. Die Gegner, von welchen jeder 4 Trümpfe und 15 Augen in der Hand hat, bekommen 95 Augen herein.

Wie saßen die Karten? Was hat der Spieler gedrückt und wie ist der Gang des Spiels?

Anagramm.

Messen, Karat, Eldena, Brahma, Stoa, Samen, Hera, Speise, Erbsen, Gerona, Rosen, Sehne, Aller, Carmen, Wechsel.

Nach dem Hinzufügen je eines Buchstabens ist aus jedem der obigen Wörter durch Umstellen der Name von neues Wort zu bilden. Die Bedeutung der neuen Wörter ist folgende: 1. unerlaubte Göttin, 2. bekannter Maler, 3. europäische Insel, 4. Geburtsort eines deutschen Dichters, 5. Vorgebirge in Südeuropa, 6. Stadt in Frankreich, 7. biblischer Name, 8. deutscher Fluß, 9. europäisches Reich, 10. Fluß in Westeuropa, 11. Stadt in Frankreich, 12. deutscher Volksstamm, 13. Münze, 14. spanische Insel, 15. brennbarer Stoff. — Ist alles richtig gefunden, so nennen die hinzugefügten Buchstaben einen Roman von E. Marlitt.

A. St.

Auflösung des Homonyms auf S. 676: arm — Arm.

Auflösung des Scherzbilderrätsels auf S. 676: Lampencylinder.

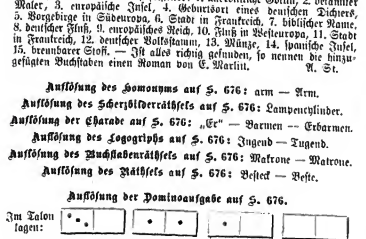
Auflösung der Charade auf S. 676: „Er" — Barmen — Erbarmen.

Auflösung des Logogriphs auf S. 676: Jugend — Tugend.

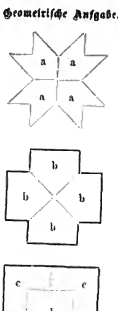
Auflösung des Buchstabenrätsels auf S. 676: Makrone — Matrone.

Auflösung des Räthsels auf S. 676: Bestech — Beste.

Auflösung der Dominoaufgabe auf S. 676.



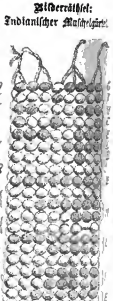
Geometrische Aufgabe.



Man bilde durch Zusammensetzung aus den 13 Theilen obiger 3 Figuren ein regelmäßiges Quadrat!

H. v. d. M.

Bilderräthsel:
Indianischer Maisschäler.



Die Buchstaben der linken Bildseite gehören zu den weißen, die in rechten zu den dunklen Maisch.

Auflösung der Kombinationsaufgabe auf S. 676:

Eidechsen, Donnerstag, Einsiedeln, Lauenburg, Toskanien, Anzengruber, Niederlande, Neuffäher, Glumsener, — Edelsaure.

Auflösung der Schachaufgabe Nr. 5 auf S. 676:

1. S b 8 — a 6 | 2. S a 6 — c 7 † | 3. b 3 — b 4 matt.

A 1. . . . . 8 d 8 — h 7
2. L e 8 — f 7 † K d 5 × e 6
3. D e 1 — e 8 matt

C 1. . . . . g 4 — g 3
beliebig
3. D e 1 — e 4 (e 5) matt

B 1. . . . . K d 5 — f 7
2. D e 1 — h 1 † K d 5 — e 4
3. L e 8 — d 7 matt

D 1. . . . . L f 6 — e 5 (d 5, b 3, g 7, h 8)
2. S a 6 — c 7 † K d 5 — c 5
3. D e 1 — c 7 matt.

Auf andere Gegenzüge vom Schwarz jetzt Weiß im zweiten Zuge matt.

Auflösung des Kreisräthsels auf S. 676:

I.	II.	III.
E	G	W
Ost	Aal	Bier
Tasso	Sonne	Spohr
Jupiter	Waldeck	Verring
Griechenland	Antiochus	Siemering

IV.	V.	VI.
O	N	T
Uhu	Eid	Zug
Linde	Vesuv	Hudson
Demeter	Toscana	Delphin
Nachtigal	Partheon	Corregio

Egmont — Goethe.

Soeben ist neu erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

Flammenzeichen.

Roman von **E. Werner.**

2 Bände. Elegant broschiert M. 7.50.
Elegant gebunden in 1 Leinenband M. 8.50.

Theorie und Praxis.

Lustspiel in 3 Aufzügen.

Von **Hans Arnold.**

Elegant broschiert M. 1.50.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

Halbheft 23. 1890.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1890. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Sonnenwende.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(4. Fortsetzung.)

Roman von Marie Bernhard.

7.

Ob ich es ihr sagen soll? Ob ich es ihr nicht sagen muß?“ fragte sich Annie Gerold hochklopfenden Herzens, während sie sich an dem Theetisch zu schaffen machte. Es stand ihr sehr reizend, wie sie, eine zierliche gestickte Schürze vorgebunden, unter dem warmen Licht der großen Hängelampe mit dem silbernen Theekessel hantierte, die Teller mit Butterschnitten und kaltem Fleisch zurechtstellte und das alles mit so ruhiger Anmuth that. „Wie sie ihrer Mutter gleicht!“ dachte Thekla, die mit lässig übereinandergelegten Händen in ihrem weiten Lehnstuhl ruhte. „Die war genau solch entzückendes Hausmütterchen, und wer wollte es meinem Vater verdenken, daß er ganz in Liebe und Bewunderung aufging? — Das thörichte Kind!“ setzten sich Theklas Gedanken fort. „Jetzt hat sie irgend etwas zu berichten, wozu es am Nachmittag vor allen sogenannten Freundschaftsbesuchen nicht gekommen ist, und nun weiß das arme, kleine Geschöpf nicht, wie es das anfangen soll! Das kommt aber davon, daß ich meine Gefühle für das Kind meistens so sorgfältig verberge und immer so kühl und spöttisch mit ihm rede! Und unser Vater hat doch ausdrücklich zu mir wiederholt gesagt: ‚Faß mir das Vögelchen sanft an, — und vor allen Dingen dann, wenn sein Herz erwacht und die Liebe darin einzieht.‘ Aber springe einmal jemand über seinen eigenen Schatten! Ich komme mir so lächerlich vor, wenn ich einmal weich und gefühlvoll bin, ich bin es so an mir gewöhnt, den Verstand reden und das Herz schweigen zu lassen — und doch kann kein Mensch auf der Welt — nein kein einziger! — mein Kind so lieben, wie ich es liebe! Wie soll ich denn jemals weiterleben ohne das Vögelchen? Das wäre ja, als wenn man einem Menschen auf Nimmerwiedersehen die Sonne fortnehmen würde. Aber freilich, freilich — als ob es sich um mich handelte! Mein Kind hat seine erste Liebe gefunden, — — das ist's! Ob es auch die echte, die wahre sein wird?“

Die Meininger: Amanda Lindner als Jungfrau von Orleans.

Von C. W. Allers.

Und Thekla seufzte unwillkürlich tief auf. Sofort war Annie neben ihr.

„Liebe Thea, Dir ist doch nicht schlechter?“

„Im Gegentheil, Liebling! Ich habe heute meinen guten Tag! Heute, siehst Du, könnte ich alles mögliche reden und — — hören!“

„Klinge Thea!“ flüsterte Annie und wandte das Gesicht weg, um dessen Erröthen nicht sehen zu lassen. „Nach dem Abendrot!“ setzte sie hastig hinzu, da die Thür sich aufthat und Agathe mit einem Servierbrett eintrat.

„Nein, was für ein hübsches Bild!“ rief die alte Frau — Annie hatte sich

auf die Seitenlehne des Sessels gesetzt und den Arm um Thekla geschlungen, deren Wange sie an die ihrige drückte. „Wie das reizend aussieht, — unser liebliches Vögelchen" —

„Neben einer halbverhungerten Maus!" ergänzte trocken Thekla, welche es liebte, Agathens Ueberschwänglichkeiten in dieser Weise zu beenden.

„Gott soll mich behüten! Was für ein Vergleich ist das? Halbverhungerte Maus! Hat man es je gehört, daß eine Dame sich selbst so nennt?"

„Nun, dann hört man es jetzt!" meinte Thekla getassen. „Was tischen Sie denn da für gute Sachen auf, Frau Oberhoftafeldeckerin? Das mit dem Halbverhungertsein war mein heiliger Ernst. Geschwind den Thee her, Vögelchen!"

„Hier, Thea!"

„Fräulein, nehmen Sie diesen Fleischsalat, ich hab' ihn genau so gemacht, wie Sie ihn gern mögen! Kann ich sonst noch etwas besorgen?"

„Feuer in den Kamin, Agathe, — nicht wahr, Thea? Bitte!"

„Bei diesem Frühlingswetter? Aber mag's drum sein, die Abende sind noch kühl!"

Das Holz lag schon kunstgerecht aufgeschichtet im Kamin, gleich lohten die Flammen auf und spiegelten sich in dem braunen Eichengetäfel; das schöne, hohe Speisezimmer bot ein Bild des Geschmacks und Behagens.

Wäre Annie noch das kleine Mädchen früherer Tage gewesen, die ältere Schwester hätte ihr zugerufen: „Spiele nicht mit dem Essen, sondern iß auf, was Du auf Deinem Teller hast!" Nun, das ging jetzt nicht mehr gut an, und Thekla sah still zu, wie Agathens schöne Leckerbissen beinahe unangerührt beiseite geschoben wurden. Dann kam der alte Lamprecht, den Tisch abzuräumen, die Schwestern wechselten ein paar freundliche Reden mit ihm, er fuhr Thekla in ihrem Rädersthl zum Kamin, Annie holte sich ein kleines geschnitztes Bänkchen, setzte sich zu Theklas Füßen, und nun blieben die Schwestern allein. Draußen ging der Frühlingswind über die erwachende Welt und sang den Menschen sein altes, immer neues Auferstehungslied zu — hier drinnen legte ein junges Menschenkind sein Haupt auf die Kniee der Kranken und sagte leise: „Thea — morgen wird er hierherkommen."

„Wann, mein Kind?" fragte die andere ebenso leise zurück.

„Zwischen fünf und sechs Uhr, habe ich ihm gesagt."

„Und meinst Du —" fing Thekla zögernd an.

„Ach, ich weiß nicht — weiß gar nicht! Er hat nichts Bestimmtes gesagt, aber er sah so ernst und bewegt aus!"

„Ihr habt heute lange zusammen gesprochen in der Gemäldeausstellung?"

„Ja, sehr lange — darum kam ich so spät! Ach, und sein Bild! Thea, Thea, daß Du dies Bild nicht sehen kannst!"

„Die jungen Mädchen wollten heute ein paar Mal darauf zu sprechen kommen, aber Du hast es immer zu verhindern gewußt, Kleine — und sehr gewandt, wie ich zugeben muß."

„Ja — ich konnte es nicht zulassen, daß die darüber urtheilten. Das ist ein Bild, so unbeschreiblich schön — man könnte es vielleicht in Musik setzen, aber niemals schildern."

In der Stille, die hier eintrat, streichelte Thekla sanft das kastanienbraune Köpfchen, das in ihrem Schoß lag.

„Thea," fing die junge, beklommene Stimme wieder an, „mir will es scheinen, als ob Du Dich nicht recht freuen könntest!"

„Das wird kommen, Liebling! Meinst Du, ich sei so herzlos und selbstsüchtig, mich nicht an Deinem Glück mit zu freuen? Aber erst muß es doch da sein — Dein Glück — und ich muß es als solches erkennen! Sieh, mein Herzblatt, dieser Mann ist allen fremd, niemand kennt ihn, niemand kann mir etwas über ihn sagen, und so oft ich mich auch über meines Vögelchens richtigen Blick und treffendes Urtheil gefreut habe . . . hier bin ich mit Recht ein wenig mißtrauisch, denn ein leidenschaftlich liebendes Mädchenherz kann keine Beweisführung abgeben."

„Wenn es nicht gerade die beste Beweisführung wäre, daß es eben diesen Einen so leidenschaftlich liebt!"

Solche unwiderlegbaren Aussprüche überraschten Thekla oft bei Annie — gerade so hatte auch Annies Mutter oft gesprochen.

„Und Du wirst — wirst Du — mich auch immer lieb behalten, Thea, wenn es — wenn es — so kommt?"

Es klang sehr bittend und demüthig, und dazu küßte ein bebender Mund Theklas Hand.

„Ich — Dich? O, Du mein Kleines! Wie kannst Du nur fragen? Aber Du, in Deinem neuen, großen Glück —"

„Du weißt, daß ich Dich noch viel, viel lieber dann haben werde, wenn das möglich ist — nicht wahr, Thea, Du weißt es? Nie hab' ich es verstehen können, wie das Glück engherzig machen kann! Tausendmal besser sein als bisher, und gut und hilfreich und geduldig mit andern, und immer geben, geben von dem eigenen, unerschöpflichen Reichthum — Gott danken und ihn mit viel inniger lieben als bisher, und alle Menschen lieb haben —"

Das Glaubensbekenntniß kam nicht zu Ende. Thekla preßte die junge Schwester an sich und murmelte geührt:

„Segen über Dein goldenes Herz! Daß er es nur zu würdigen versteht!"

„Ach — würdigen! Er!" Wieder eine Pause — endlich kam es sehr, sehr schüchtern und zaghaft über Annies Lippen: „Thea — hast Du eigentlich — eigentlich — früher, meine ich —"

„Jemand geliebt?" vollendete diese ruhig. „Nun, Vögelchen, darüber hast Du Dir gewiß schon oft den Kopf zerbrochen!"

Es kam keine Antwort.

„Und mit Dir viele, die hier ein- und ausgehen," fuhr Thekla, allmählich in ihre gewohnte Redeweise übergehend, fort, „junge, naseweise Mädchen und würdige Mütter und andere Damen — den Männern wird es herzlich gleichgiltig sein. Aber die Weiber! Die alte Thekla Gerold — der Krüppel — das häßliche, kranke Geschöpf — die gelehrte alte Jungfer — ob ihr wohl jemals geliebt haben kann? Unmöglich! Sie, die sich so groß thut mit ihrer Klugheit, mußte doch so genau, wie gesagt, zwei vier ist, wissen, daß das nie im Leben erwidert werden konnte, und wenn ihr der eigene Vater hundertmal aus Mitleid weismachen hat, sie sei ganz etwas Besonderes —"

„O nein, Thea! Liebe Thea! Nicht so! Ich bitte Dich!"

„Nein, nein, Vögelchen, ich will Dir nicht weh thun! Allerdings ernsthaft denn! Ja, trotz dieser sogenannten Klugheit, Gottesfurcht, Schulung, Selbsterkenntniß — ist es mir gegangen wie andern auch, es hat mir das alles nichts geholfen. Das war zu der Zeit, als Deine Mutter zu uns ins Haus kam, begleitet von einer ganzen Schar von Hausfremden, ehemaligen Verehrern, Vettern — was weiß ich! Und unter ihnen war einer, der that es mir an — Du wirst vielleicht denken, ein ernster, gelehrter Herr, wie allen Schätzen des Wissens ausgerüstet . . . nichts von alledem! Ein junger, heiterer, frischer Offizier — weißt Du, wer ihm ein wenig ähnlich sieht? Der Adjutantenleutnant von Conventus! — Es war damals soviel Liebe um mich her — wohin ich nur sah. Unser Vater war vollständig verwandelt, das Glück leuchtete ihm aus den Augen, lachte ihm von den Lippen, klang ihm aus der Stimme — und sie, unser Sonnenstrahl — nun, wer selbst einer ist wie Du, kann wohl nicht ganz den Zauber begreifen, der von einem solchen Wesen ausgeht; sie, Deine Schöne, junge Mutter, liebte unsern Vater gleichfalls mit der ganzen Kraft ihrer frischen, ungebrochenen Seele . . . Wohin ich nur blicken sah ich Liebe, Glück und Hingebung, und ich war damals selbst noch jung und merkte eigentlich zum ersten Male, daß ich auch ein Herz besaß, nicht bloß das bißchen Verstand, wovon alle Welt soviel Aufhebens machte, weil die Menschen wohl sahen, daß sie sonst nichts anderes hatte, womit ich Staat machen konnte, sondern einzig und allein auf die Wissenschaften angewiesen war. Jener junge Offizier war ein entfernter Vetter Ellinors, Tanten Mutter, und auch ein ehemaliger Freier von ihr — sie hatte ihn andern abgewiesen, weil sie nun einmal keinen andern wollte als unsern Vater. Nun, der Vetter Lieutenant ging nicht zu Grunde an dem Korb, den sie ihm gab, er gewöhnte sich ganz sogar daran, sie als eine glückselige junge Frau an der Seite ihres Mannes zu sehen, er kam oft und immer öfter in unser Haus, ein gerngesehener Gast bei uns allen — am meisten bei mir. Ich nahm mich wacker zusammen, sagte mir's immer wieder vor, daß seine unbesangene Freundlichkeit mir gegenüber nichts anderes sei als die schuldige Höflichkeit eines wohlerzogenen Menschen gegen die Tochter des Hauses, in dem er soviel Gastfreundschaft genoß — ich sagte mir ferner, daß ich, ein krankes, halb verkrüppeltes Geschöpf, niemals im Leben auf Liebe und Glück Anspruch zu erheben habe, ganz von der Idee zu schweigen, die Gattin eines hübschen jungen Offiziers zu werden . . . Ach, Annie, es half mir alles nichts! — Ich hörte unter allen seinen Schritt heraus, wenn er draußen auf der Treppe klang, der Ton

seiner Stimme ließ mein Herz bis zum Ersticken schlagen, und wenn er sich über meinen Sessel neigte, meine kalte Hand herzlich in seine beiden warmen, kraftvollen Hände nahm und mich mit seinen übermüthigen Augen anblickte; wenn er sein helles, frohes Lachen erschallen ließ, dann war es mir, als ob Jugend und volles, frisches Leben und Gesundheit um mich und in mir wäre — ich vergaß mein ganzes Leiden, all meine Entsagungsgedanken und vernünftigen Vorsätze — ich fühlte mich wohl und glücklich! Er hieß mit seinem Taufnamen Max und gewöhnte sich im Lauf der Zeit daran, mich scherzend „seine Thekla“ zu nennen. Ein Buch, es waren Heines Gedichte, als Einlösung einer verlorenen Wette, das auf dem Titelblatt die Zuschrift zeigte: „Max seiner Thekla“ — besitze ich heute noch.

Es sollte aber nicht immer so schön bleiben, vor allen Dingen nicht so harmlos. Meine Leidenschaft wuchs, ich war namenlos unglücklich an den Tagen, da ich ihn nicht sah, und war er da, dann quälte mich sein Blick, seine Stimme. Ich aß nicht und schlief nicht mehr, meine Stimmung wurde ungleich, das Leben war mir eine Last, meine glückliche und harmonische Umgebung wurde zur Folter für mich. Ein paar Mal nahm ich mir vor, den Vater zu bitten: Sage Max, er soll uns nicht mehr besuchen — ich ertrage es nicht! Aber das vermochte ich doch wieder nicht. Das sind Dinge, die man wohl mit einer Mutter besprechen kann . . . mit einem Vater, und wäre er noch so gütig, nie! Ach, und ich hatte keine Mutter, denn das schöne, jugendstrahlende Wesen an meines Vaters Seite kam mir mehr wie mein Kind vor! —

Dann kam eine Zeit, da blieb er fern — Du wurdest geboren! Ich faßte eine große, zärtliche Liebe für Dich — aber Du hattest ja eine Mutter, die Dich anbetete, einen Vater, der glückselig über Dich war . . . Ihr drei waret Euch genug — ich kam mir überflüssig, ausgestoßen vor, und mein Herz schrie laut nach Liebe, nach Glück, ohne daß ein Mensch es ahnte, denn sie waren alle gut und rücksichtsvoll gegen mich. — Auch er kam nun wieder oft ins Haus, ich strebte aus aller Kraft, mich zu beherrschen, ich wollte und mußte stark sein — ich wollte es, mit Aufbietung meines ganzen Willens! Das aber machte mich ganz krank — viel konnte ich ohnehin nicht vertragen, und wenn der Körper hinfällig ist und die Seele ihm nicht helfen kann, dann ist es traurig um so ein armes Menschenkind bestellt. — Deine Mutter mag vielleicht geahnt haben, wie es um mich stand, ihre schönen Augen ruhten zuweilen mit einem so eigenen, fragend weichen Ausdruck auf mir, sie war sehr, sehr gütig gegen mich, beschenkte mich mit Büchern, Blumen, Kunstwerken, lauschte mir jeden Wunsch ab und behandelte mich mit einer Rücksicht und Zartheit, die mich tief rührte . . . aber freilich, ich hätte zuerst sprechen, sie in mein Vertrauen ziehen müssen, da sie viel zu feinfühlend war, um zu fragen; aber darüber reden — das konnte ich nicht! —

Und mitten in all diese Grübeleien, diese inneren Kämpfe fiel der jähe Wetterschlag, der das strahlende Glück um mich her, das ich so schwer in meiner Verbitterung empfunden hatte, auf immer vernichten sollte — — unser Sonnenstrahl erlosch. Jetzt hatte ich wahrlich keine Zeit, an meinen Herzenskummer zu denken; es galt, einen geliebten Vater vor Verzweiflung zu bewahren, ein mutterloses Kind zu pflegen, und ich that beides, so gut ich's konnte. Inzwischen war das Regiment, bei welchem Max stand, nach einer weit entfernten Garnison verlegt, und ich empfand diese Trennung als etwas, das ganz selbstverständlich mit zu dem großen, tiefen Schmerz, den ich jetzt durchleben mußte, gehörte. — „Auch das noch!“ sagte es in mir, als er wie ein guter, treuer Freund von mir Abschied nahm und meine Rechte zum letzten Mal mit seinen Händen umschloß.

Ich war nun allein — aber ich hatte Pflichten, ich fühlte mich nicht länger überzählig, im Gegentheil, ich wußte, daß ich unentbehrlich war. Mein Vater brauchte mich und auch das kleine, kleine Vögelchen, das da, froh und ahnungslos wie ein solches, Hilfe und Sorgfalt und — Liebe von mir forderte. Freilich wollte es noch manchmal bitter in mir aufwallen, wenn ich die überströmende Zärtlichkeit gewahrte, die mein Vater gegen seine Kleine an den Tag legte. Mich hatte er sorgsam überwacht, gepflegt, geduldig gewartet — aber zärtlich war er, so weit ich auch zurückdachte, nie mit mir gewesen. Er hatte in mir, als ich noch ein halbes Kind war, einen Kameraden gesehen, seinen Amanuensis, oft hatte er mit Bewunderung von meinem starken Geist' gesprochen, und dies alles erfüllte mich mit Stolz und Freude. Jetzt aber, doppelt vereinsamt in meinem Herzen, wünschte ich mir keine verständige Anerkennung, keinen ruhig freundschaftlichen Ton, mich verlangte nach einem warmen, lebendig überwallenden Gefühl . . . dies aber gab unser Vater ganz Dir, seinem Herzenskinde!

Als uns nach einigen Jahren Max seine Verlobung anzeigte, spürte ich noch etwas wie einen dumpfen Schmerz — aber jedes Feuer tischt uns, wenn es ohne Nahrung bleibt — und so ist es mir auch ergangen! — Nun, nun, mein Herzenskind, was giebt es denn da so bitterlich zu weinen? Thut's Dir so leid um meine alten, vergangenen Schmerzen? Das liegt ja nun weit, weit hinter mir, ist längst überwunden, und ich blicke so ruhig auf alles zurück, als hätte es statt meiner ein ganz anderes Wesen erlebt!“

„Ich glaube Dir's, gewiß, Thea, es ist alles schon so lange vorbei!“ sagte Annie nähsam aus ihren Thränen heraus. „Aber sieh — es ist doch das schönste, tiefste Gefühl, das man haben kann, ein Glück, so unendlich groß wie gar nicht von dieser Erde, wenn man fühlt, daß man liebt und wieder geliebt wird! Und daß Du das nie so recht erlebt hast und es Dir so wünschen mußtest, ohne es je erfüllt zu sehen — Du — mit Deinem reichen, großen Herzen, wenn Du es auch noch so sorgsam vor andern verstecken möchtest — das — das —“

„Sei vernünftig, Liebchen, hör' auf zu weinen! Du hast ein weiches, liebevolles Gemüth, aber nimm Dir das, was ich Dir eben erzählt habe, nicht so zu Herzen. Wer weiß, wenn ich nun ein hübsches, gesundes junges Mädchen gewesen wäre — ob ich mit meinem Auserkorenen hätte glücklich sein können! Ich bin immer eine aufrundsvolle Natur gewesen, beschaulsanfte Bescheidenheit kann mir keiner nachrühmen, eine gefügige Ehefrau wäre ich schwerlich geworden.“

Es war Theklas alter sarkastischer Ton, in dem sie jetzt redete — sie wollte Annies Aufregung dadurch dämpfen.

„Und Du wirst nie mehr sagen — vor allem aber auch nie mehr denken — daß ich anders werden, Dich weniger lieben könnte als bisher?“

Annie hob ihr heißes, verweintes Gesichtchen aus Theklas Schoß empor und sah sie zärtlich bittend an.

„Nein doch! Nein, Du kleiner, geliebtvoller Narr! Wie sollt' ich denn! Wenn zwei sich soviel Jahre hindurch geliebt und so miteinander gelebt haben wie wir, da kann es kein Aufhören geben!“

„Und wenn ich auch lange nicht so klug bin wie Du, so hast Du mich doch nicht unsouft unterrichtet und erzogen und soviel mit mir gelesen und geredet — weißt Du, das eine ernste, schöne Jahr nach unseres Vaters Tode? Etwas von dem Geist der gelehrten Thekla Gerold ist auch auf die unbedeutende Annie übergegangen.“

„Dummes Geschwätz! Was nicht in einem Menschen steckt, das kann kein anderer aus ihm hervorzaubern — es steckle schon recht viel in Ellinor, und dies mütterliche Theil, wie noch manches nicht zu verachtende weitere, ist auch in Dir zu finden. Basta! Ich lange wahrhaftig noch an, meinem Kinde Schmeicheleien zu sagen — da hört denn doch die Weltgeschichte auf! Genug der Sentimentalität! Sag' mir lieber, ob Du noch der Meinung bist, Dein Zukünftiger werde mir mißfallen — und weshalb!“

„Ja — weshalb? Wenn ich Dir das nur so recht sagen könnte!“ Annie war von den Knieen aufgestanden und blickte nachsinnend vor sich hin. „Sieh, Thea, Dein Geschmack, das ist nun zum Beispiel Fritz von Conventins! Ja aber mit dem, so nett und hübsch er ist, könnte ich hundert Jahre in einem Vogelbauer zusammensitzen, ohne daß mein Herz einen einzigen rascheren Schlag thäte, während bei ihm — er — ich — ach, ich kann ihn nicht beschreiben! Du wirst ihn ja sehen!“

Und sie bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen und lief halb lachend, halb weinend zur Thür hinaus. — — —

* * *

Zu derselben Stunde saß der Akutenlieutenant von Conventius in seinem bequemen Hausrock an seinem Schreibtisch, auf welchem eine helle Lampe brannte, und arbeitete. Allerlei Karten, Pläne, Zeichnungen, Bücher, kurz, das ganze Material der Kriegswissenschaft lag aufgehäuft um ihn herum, der junge Mann dampfte heftig aus einer türkischen Cigarette, und Zuchen lag, halb

träumend, halb wachend, auf einem zerzausten schwarzen Fell zwischen den Füßen ihres Herrn.

„Hm!“ brummte dieser zwischen den Zähnen. „Die verwünschten Berechnungen bringen einen um das letzte Restchen von Verstand. Mathematik — schwach, kann ich von mir sagen. Warum war ich auch in der Schule nicht fleißiger? Der alte Professor sagte oft genug: ‚Conventius, bei Ihrer Begabung müßten Sie bedeutend mehr leisten.‘ — Er hatte recht, aber diese Reue kommt jetzt jedenfalls zu spät! — Halt' Dein Maul!“

Diese letzte, wenig höfliche Anrede galt Jutchen, die ein jämmerliches lautes Gähnen ausgestoßen hatte; sie legte beschämt den Kopf zwischen die Vorderpfoten und wedelte bittend mit dem Schwanz.

„Nun? Was ist los?“

Der Bursche steckte seinen Kopf zur Thür herein.

„Herr Pfarrer von Conventius lassen anfragen, ob es dem Herrn Lieutenant genehm wäre, ihn zu empfangen.“

„Natürlich ist mir's genehm. Immer herein, Regi! So — da setz' Dich! Du kommst mir gerade recht, ich war eben im Begriff, mich ganz dumm zu studieren!“

„Aber, lieber Fritz, wie Du es in dieser Luft überhaupt aushalten kannst —“ der Pfarrer räusperte sich und ließ sich kopfschüttelnd in einen Lehnstuhl neben dem Schreibtisch sinken.

„Wollen wir ins andere Zimmer gehen? Mir ist's hier freilich ganz behaglich und ich kann auch nur ordentlich arbeiten, wenn ich rauche. Ohne Cigaretten wäre ich schon rettungslos verdummt!“

„Nein, nein — bleiben wir doch hier!“ wehrte der Pfarrer hastig. „Ich habe ja ganz gesunde Lungen. Also — Fritz ....“

„Herrgott, Kerlchen, Du siehst ja so feierlich aus!“

„Es ist mir auch feierlich zu Muthe, Fritz!“

„Na, denn ... heraus damit!“ Der Ulan schlug dem vor ihm Sitzenden gemüthlich aufs Knie, um ihn aufzumuntern.

„Zunächst möchte ich Dich etwas fragen — etwas sehr Ernstes: hast Du — interessirst Du Dich — mit einem Wort: liebst Du Annie Gerold?“

Der Lieutenant schob seinen Stuhl zurück und sah den Vetter verdutzt an: er konnte auf diese Frage vorbereitet gewesen sein, sie kam ihm aber doch „etwas plötzlich!“

„Wer? Ich?“ fragte er rasch dagegen. „Hast Du denn etwas — etwas derartiges bei mir wahrgenommen?“

„Nun,“ sagte der Geistliche ein wenig gepreßt, „Du warst von jeher ein Bewunderer weiblicher Schönheit und hast nie ein Hehl daraus gemacht. Fräulein Gerold aber ist ein sehr schönes junges Mädchen, und wie Du bei Weihlands den Cotillon mit ihr tanztest — da, Fritz — ja, da sprachen Deine Augen doch recht deutlich!“

„So? Also das thaten sie?“ Der Ulan rieb sich nach denklich mit der Hand das Kinn, die Cigarette war ihm ausgegangen, er achtete nicht darauf. „Ja, sich einmal, lieber Freund und Vetter, das ist diesen meinen Augen schon, wie Du richtig bemerktest, recht oft passirt, und wird ihnen passiren, solange es hübsche Mädchen auf der Welt giebt. Weiß der“ — hier verschluckte der Lieutenant, bildlich gesprochen, den Teufel und setzte, aus Rücksicht auf seinen geistlichen Vetter, den Kuckuck an dessen Stelle! — „weiß der Kuckuck, es muß mir von meinem seligen Papa her im Blut stecken — ich kann gar nicht anders! Heillos brennbarer Stoff! Immer gleich Feuer und Flamme! So, um der Wahrheit die Ehre zu geben, auch hier! Aber — wohlgemerkt, Regi — das ist gewesen! Reinweg aus und vorbei! Ich sehe nicht an, zu beträftigen, daß Fräulein Gerold wirklich ein wunderschönes Mädchen ist — aber ich schwärme sie so platonisch an wie etwa die Venus von Milo und werfe meine unverbesserlichen Augen auf ein Objekt oder vielmehr Subjekt, das mir nicht ganz so unerreichbar sein dürfte!“

„Und inwiefern wäre Fräulein Gerold unerreichbar für Dich?“

„Erstande mal, mein Sohn! Die Fama wird es Dir, ebensogut wie mir, zugetragen haben, daß besagte Dame, reich und schön wie sie ist, ziemlich hohe Ansprüche stellt und erwiesenermaßen eine ganz hübsche Anzahl anscheinlicher Freier heimgeschickt hat, darunter ein paar sehr nette Kameraden von den Dragonern. Was denen geschehen ist, könnte sich bei mir wiederholen, und ein Korb ist eine unangenehme Sache, mit der Dein Vetter nichts zu thun haben möchte. Meinen Soldatenstand in allen Ehren, — aber, obgleich fast alle Kameraden darauf schwören, jedes Mädchen nähme einen Lieutenant am liebsten, — manche wollen merkwürdigerweise doch etwas anderes haben, und dies junge Fräulein mit ihrer eigenen Vornehmheit und ihrer sorgfältigen Erziehung schon ganz sicher. Wozu soll ich mir nun mein angenehmes Selbstgefühl trüben lassen? Ich bin mehrfach da im Hause gewesen und habe die schönen Augen der jungen Dame so anbetungsvoll und standhaft freundlich auf mich gerichtet gesehen, daß ich ein Effet wäre, leidenschaftliche Gefühle für mich in ihr zu vermuthen; somit spiele ich mich mit Erfolg auf den ergebenen Freund auf, und es würde mir sehr lieb sein, wenn ich als solcher eine wirkliche Rolle von ihr zuerkheit bekäme!“

„Eine Rolle? Inwiefern das?“

„Aber, mein guter Regi, wie kommst Du mir denn vor? Spielen wir doch mit offenen Karten! Nachdem Du meine Gefühle soudirt hast — gieb zu, daß ich es Dir kinderleicht machte! — kommst Du an die Reihe, denn Du bist doch nur deshalb zu mir herabgestiegen, um mir eine Beichte abzulegen — wie?“

„Ja denn!“ In das edle Gesicht stieg eine leichte Röthe und die Augen bekamen ihren schwärmerischen Glanz. „Ich kam um Dir zu sagen, daß ich Fräulein Gerold — daß ich mich um sie bewerben möchte — daß sie schon beim ersten Sehen einen ganz ungewöhnlich tiefen Eindruck auf mich hervorgebracht hat und daß ich damals schon daran dachte, sie mir für das Leben zu gewinnen. Seitdem habe ich immer an sie denken müssen, trotz aller wichtigen Berufsarbeit — ich — das kann ich Dir nicht so sagen, Fritz — ich denke aber, mein ganzes Leben würde arm und lichtlos sein, wenn sie nicht darin wäre — und wiederum mein ganzes Leben würde nicht ausreichen, ihr Dank und Liebe und grenzenlose Hingebung zu beweisen, wenn sie mich mit ihrer Neigung beglücken wollte. Ich traf sie heute, wir sprachen uns einander, und ich sagte ihr meinen Besuch für die nächste Zeit zu. Sieh, Fritz, Du gehst dort im Hause schon ein und aus und bist so gewandt und viel weltklüger als ich, der ich zum ersten und sicher auch zum einzigen Mal in meinem Leben — der ich in solchen Angelegenheiten ganz unerfahren bin! Was rätsist Du mir nun, zu thun?“

Der junge Offizier sah ganz ungewöhnlich ernst aus, als er seinem Vetter jetzt nachdrücklich die Hand auf die Schulter legte.

„Hinzugehen — sobald als möglich! — und ihr Deine Liebe zu gestehen — gleichfalls sobald als möglich! Schade, daß es nicht noch heute sein kann!“

Reginald sah etwas benommen aus.

„Du betonst das so seltsam — Du meinst, es hätte solche Eile damit?“

„Das meine ich in der That! Man muß das Schicksal bei der Stirnlocke fassen — das ist meine Losung!“

„Und Du hast diesmal noch einen ganz besonders triftigen Grund dafür?“

Fritz zögerte ein wenig, dann sprach er ein entschlossenes „Ja!“

„Du brauchst darum noch lange nicht die Segel zu streichen — im Gegentheil! Ein Mensch wie Du kann es mit jeden Nebenbuhler aufnehmen — mit jedem! Aber absichtlich dem — dem — andern allerlei Vortheile und Vorsprünge lassen ... wer weiß das wollen? Es ist da so ein fataler Mensch um Deine Angebetete herum — ich muß einschalten, daß ich sie mit Entzücken Consine nennen und als solche behandeln würde! — ein gewisser Professor Delmont — Du nicht bestätigend mit dem Kopf, er ist Dir also auch schon aufgefallen.“

„Gewiß! Und scheint mir sehr gefährlich!“

„Lange nicht so schön wie Du — mach' nicht abwehrende Gesten, Du bist schön, und damit Punktum! Aber — leugnen kann ich es darum nicht: dieser Delmont hat verteufelte Vortheile! Der Mensch hat ein so unglaublich anziehendes Gesicht, teils seltsam tragische Augen — gesteht ist er sicher auch — hat einen großen Ruf als berühmter Künstler — bedeutendes Vermögen — fällt freilich hier nicht sonderlich in die Wagschale — und nun noch das Bild auf der Ausstellung ...“

„Ich war noch nicht dort, habe es noch nicht gesehen.“

„Ah, ich sage Dir, einfach großartig! ‚Der Engel des Herrn‘ nennt sich das Werk — sonst nicht gerade mein Geschmack, aber das — ich kann nur sagen: Geh' hin und sieh! Fräulein Gerold war da und hat gesehen ... und zwar mit ihm zusammen, der beinahe zwei Stunden hindurch nicht von ihrer Seite wich! Also noch einmal: was Du thun willst, das thue bald, sobald als möglich!“

Conventius stand hastig auf.

Photographie von Franz Hanfstaengl Kunstverlag A.-G. in München.

Verstiegen.

Nach einem Gemälde von H. Engl.

„Ich will Deinen Rath befolgen, Fritz! Gleich morgen will ich hingehen!“

„Du wirst sehr wohl daran thun! Sey' nur voll ein mit Deiner ganzen Persönlichkeit — die Sache will's!“

„Du hast recht, und ich danke Dir! Guten Abend!“

Die Vettern drückten einander mit einem bedeutungsvollen Blick fest die Hände. Unter der Thür stieß der Pfarrer auf die Hünengestalt des Rittmeisters Thor von Hammerstein, der mit einer Entschuldigung zurückprallte.

Der Manneulieutenant war aufgestanden, zog den neuen Gast ohne weiteres über die Schwelle und rief dem Davongehenden ein frisches: „Glückzu!“ nach.

„Warum wünschest Du Deinem Vetter Glück?“ fragte Thor, während er gemächlich seinen Säbel loskoppelte.

Fritz faßte ihn bei den Schultern und starrte ihm mit vielem Ernst ins Gesicht.

„Dich nannt' ich, thör'ger Reiner,
Fal Parsi, —“
Dich, reinen Thoren, Parsifal!
So rief, da er —“

„Wenn Du doch einmal Deinen Unsinn lassen möchtest!“ knurrte der andere mürrisch und machte sich los. „Ich meine nur, dieser Vetter ist ohnehin ein Glückspitz: schön, reich, von gutem Namen, ausgezeichnete Carrière vor sich — was soll man dem noch wünschen?“

„Nun — so beiläufig etwa! — eine passende Frau!“

„Frau! Das ist's! Eben darum komme ich —“

„Wegen Reginatds zukünftiger Frau?“

„Narrheit! 's handelt sich nicht um ihn! Ich — hast Du etwas Trinkbares?“

„Alten Sherry.“

„Meinetwegen! Gieb ihn her! Du nicht? Na — also — “ Thor goß sich sein Glas voll, trank es auf einen Zug leer und füllte es bedächtig von neuem. „Du bist ja da im Hause so rasch Liebling geworden, bist auch ein netter Kerl, — also — hast Du etwa ernste Absichten?“

„Werthwürdig, wie sich heute die Menschen um meine Herzensangelegenheiten bemühen,“ dachte Fritz von Conventine; laut fragte er: „Absichten? Auf wen überhaupt?“

„Stell' Dich nicht dumm an, — Du weißt ganz gut, wen ich meine.“ — Thor zeigte mit dem Daumen rückwärts über seine Schulter, als stände die betreffende Persönlichkeit hinter ihm — „Du weißt es ebenso bestimmt wie ich, daß ich Fräulein Gerold im Sinne habe!“

„Die ältere Schwester oder die jüngere?“

„Aber zum Donnerwetter!“ brach Thor los. „Kannst Du denn nicht vernünftig reden? Ich will wissen, ob Du da Dein Glück versuchen willst — auf eigene Hand?“

„Und wenn ich nun wollte?“

„Dann wär's natürlich für mich aus — Du hältest mehr Aussicht, — bist von anderem Kaliber als ich, — gefällst den Weibern besser —“

„Na, Thor, lassen wir das! Wenn's Dich trösten kann: ich will für eigene Rechnung dort nichts haben — Du brauchst mir darum noch nicht die Hand aus dem Gelenk zu reißen — aber, alter Kerl, ob's Dir darum dort glückt — .“

„Du meinst, sie ist zu klug für mich, — abersieht mich, — was? Daran ist diese verrückte alte Schwester mit ihrem Gelehrtenkram schuld —“

„Erlaube mal, Parsifal, — die Schwester ist wirklich nichts weniger als verrückt!“

„Dann ist sie verdreht, das ist so ziemlich dasselbe! Könnte sie dies schöne Mädel nicht in Ruhe lassen? Muß sie sie mit Gewalt gescheidt machen?“

„Gescheidt machen läßt sich kein Mensch, mein Alter! Wenn das so ginge, — da möchte mancher kommen!“

„Na, ich meine all das Zeug von Philosophie und Kunstgeschichte und Naturwissenschaft, — ein Mädel, wie das eins ist, braucht das im Leben nicht, — das ist für die höfstichen, sitzengebliebenen —“

„Arme Litanei!“ unterbrach ihn der Lieutenant ungeduldig. „Das kennen wir schon! Meiner unmaßgeblichen Ansicht nach schadet es einer schönen Frau eigentlich nicht, wenn sie nebenher auch noch klug ist und einen gebildeten Geist besitzt! Aber das alles beiseite, — nicht um mich handelt es sich hier, — und — auch ich fürchte, es wird sich auch nicht um Dich handeln —“

„Warum nicht?“ Thor strich herausfordernd den rothen Schnurrbart. „Wenn man auch kein Adonis ist, — ein Manneinstattliches Vermögen und von altem Adel ist am Ende kein Pappenstiel —“

„Gewiß nicht — aber solch' ein Mädchenherz wißt zuweilen eine absonderliche Wahl! Da ist ein gewisser Professor Tetwen, ein Maler —“

„Ach, — der!“ Thor erhob sich und stieß mit einer ganz gültigen Gebärde seinen Stuhl zurück. „Solch ein Farbenmacher mit dem hal's keine Gefahr, — da kann unsereiner es gerade drauf ankommen lassen! Hat er nicht ein Bild ausgestellt, was war's doch gleich?“

„Der Engel des Herrn“ — vom Wiener Kunstverein für fünfzigtausend österreichische Gulden angekauft, — der Mann hat ein schönes Vermögen erworben und eine jährliche Durchschnitts-Einnahme von etwa dreißigtausend Mark!“

„Alle Wetter! Aber meinst Du denn, daß das bei einem Mädchen wie dies so schwer ins Gewicht fallen dürfte?“

„Wenn dies Mädchen die heute üblichte windige Töchtererziehung erhalten hatte, dann dürfte ihr dieser Umstand von ungeheurer Wichtigkeit sein. Dank der Leitung einer Thella Gerold aber, die ihre Schwester etwas weitere Ziele und Gesichtspunkte gesteckt hat —“

„Aha, das soll auf mich gehen!“ murrte der Rittmeister. „Der Hieb sitzt! Lassen wir ihn sitzen, und hören wir weiter. Die junge Dame ist selbst sehr vermögend, — reich sogar. — was wird ihr denn da so ungeheuer imponieren?“

„Vielleicht der Mann selbst und sein Genie!“

„Hm!“ Thor drehte sich schwerfällig herum und langte nach seinem Säbel. „Und was rathst Du mir nun?“

„Geh' hin, Bethörter, suche Dein Heil!“ sagte der Lieutenant pathetisch. „Und, was Du thun willst, thue bald! Und noch eins: mach' Dich lieber zum voraus so auf — — auf alles und Jedes gefaßt. Bei solchen Angelegenheiten ist's allemal gut, gefaßt zu sein! Man kann doch nie wissen! Das Leben wird's Dir gerade nicht kosten, wenn sie Dich ausschlägt, — hm?“

„Allzuviel Muth machst Du mir nicht, das muß wahr sein! Und ich hatte gedacht, . . . na, . . . einerlei, was ich gedacht hatte! — — Adieu auch!“

Der lange Rittmeister klirrte zur Thür hinaus. Den jungen Lieutenant mußten die zwei Beichten erstaunlich angegriffen haben, er setzte sich wie ein schwermüder Mann vor seinen Arbeitstisch und sprach leise vor sich hin:

„Guter Kerl, der Thor, — aber ein Tapir! Auch einer von denen, die der muerschütterlichen Meinung sind, ein Cavalleriesäbel thäte es bei allen Weibern! Wird bald dieser belehrt werden, geht nicht dran zu Grunde, — kann schon was anhalten! Aber Regi! Vielleicht, daß sie doch — wer lernt bei den Mädels was! Daß ich mich soviel drum kümmern muß, ob andere Leute ne Frau kriegen! Hab' selbst nicht 'mal eine! — — Komm her, Zuchon!“

Zuchon fuhr aus ihrem Winkel empor, schmiegte sich an ihres Herrn Knieе und ließ sich von ihm den glatten Kopf streicheln.

„Sollen wir auch heirathen, was, Zuchon? So eine nette, niedliche, blonde Frau, die uns gute Bissen giebt und uns lieb wohl behandelt? Ich glaube, wir können es haben, Zuchon! wenn wir es sehr gern wollen, — wir können es haben!“ — —

8.

„Heute!“ sagte Annie Gerold vor sich hin, — „heute!“ — O hoffendes junges Menschenherz mit deinem Allermüdesten Schlagen! Sei nicht so ungeduldig, schilt nicht die Schleichende Zeit! Sie geht vorwärts, jetzt wie alle Tage, — dem einen entschwindet sie bleischwer, langsam, den andern rast sie wie auf Flügeln dahin! Auch für dich, frohes, glückliches Herz, kommt rasch die Stunde, da du auf das, was jetzt dein „Heute“ heißt, zurückblickst, wehmüthig, vielleicht, daß du es nicht verstanden hast, die Vorfreude recht zu genießen, sie, die oft die reinste Gabe ist von allem, was das Schicksal uns bietet! —

Thella hatte einen bösen Nervenlag, — sie lag abgespannt in ihrem Sessel, die wachsweißen Hände gefaltet, zu elend, um die neuen philosophischen Schriften zu lesen, die der Buchhändler ihr geschickt hatte. Sie lagen unaufgeschnitten auf dem Tisch, der das unberührte Frühstück trug, und die matten Augen der Kranken sahen wohlmüthig in den hellen Sonnenschein, der wie lichtes Gold auf allem lag. Und neben ihr Annie, ihr rastloses „Heute“ im

rgen! Sie war tagüber gut und fleißig gewesen, — o, sie
mue sich ein gutes Zeugniß ausstellen! Sie hatte früh morgens
il Agathe gerechnet und war mit ihr auf Einkäufe gegangen,
tte selbst beim ersten Delikatessenhändler und in der größten
andlung für Südfrüchte allerlei schöne Sachen für Thekla ein-
kauft, — von ihrem eigenen Gelde, versteht sich! Dann hatte
: bei einigen von ihren Armen Besuche gemacht, — ihr Vater
tte sie zum Wohlthun angehalten, und das war ihm leicht ge-
orden, Annie gab schon als Kind gern und freiwillig — und
z hatte diesen Armen außer der Zeit eine Freude bereitet. Thekla
dürfte ihr zwar immer ein: „Gieb ihnen kein Geld. — die
Männer vertrinken es doch nur; kaufe lieber etwas Nützliches!“
nd Annie hatte das auch meistens gethan, — aber heute gab
e doch Geld. „Kann man denn immer wissen, was die Leute
erade brauchen,“ dachte sie, „und muß es nicht gerade diesen
rauen doppelt wertvoll sein, einmal nach eigenem Ermessen
twas einhandeln zu können, was sie sich wünschen?“ — —
ind so drückte denn das junge Mädchen hier und dort mit
rem lieben Lächeln ein Päckchen in eine arbeitsharte Hand, ein
aar Mal mit der treuherzigen Mahnung: „Aber Ihr müßt
s nicht für etwas Schlechtes ausgeben!“ Und den Kindern
atte sie Spielsachen gebracht, — nun, das war auch nichts
Nützliches, — — aber du lieber Gott! Als ob den kleinen
Geschöpfen die warmen Röckchen und Strümpfe Freude machten!
Das kam dem magern Geldbeutel der Eltern zugut, und die
Kinder hatten doch nichts davon! Jetzt aber, — welchen Eindruck
machte das Holzpferdchen und die Puppe und die Schachtel mit
Soldaten! Ueberall waren frohe, lachende Gesichter gewesen, —
das eben hatte Annie Gerold haben wollen! —

Daheim hatte sie dann hastig zu Mittag gegessen und eigenhändig für Thekla eine besonders feine Fruchtlimonade bereitet, welche die Kranke sehr liebte; ein Ständchen konnte sie ihr auch vorlesen, länger nicht, dann war der Gärtner gekommen, eine lange, wichtige Besprechung wegen der Sämereien und Pflanzen für den Garten mit ihr zu halten, . . . aber zu alledem, was sie pünktlich und freundlich besorgte, hatte ihr glücklich beklommenes Herz nicht einen Augenblick aufgehört, zu sagen: „Heute!“

Und da ging das hübsche Glockenspiel an der Hausthür, Annie fühlte, wie sie bleich wurde, — und sie dachte: „Nun kommt das Glück!“ und senkte demüthig ihr junges Haupt.

Da trat die alte Agathe ins Zimmer und meldete: „Herr Pfarrer von Conventins!“

Die alte Frau wartete auf eine Antwort, aber von Annie kam keine; sie sah so entsetzlich und unglücklich aus, daß Thekla mit leisem Vorwurf sagte: „Aber Vögelchen!“ und dann, zu Agathe gewendet: „Es wird uns sehr angenehm sein! Führen Sie den Herrn in den Salon, wir kommen auch dorthin!“

Als Reginalds hohe Gestalt über die Schwelle des schönen, von Sonnenlicht durchflutheten Gemaches trat, erschien in der entgegengesetzten Thür ein ergreifendes Bild: Annie, die ihre kranke Schwester liebevoll und sorgfältig ihm entgegenleitete.

Annie war ihm nie schöner, begehrenswerther erschienen! Dies reizende junge Geschöpf, geschaffen, die Königin eines Ballsaales zu sein, sie, die er bisher gefeiert gesehen hatte, . . . wie entzückend machte sie ihr lieblich barmherziges Thun in seinen Augen! —

Ein wenig verwirrt, nicht so strahlend frisch und freudig wie sonst, blickte sie zu ihm auf, als er sich tief vor ihr verneigte, — aber gleich darauf erröthete sie und lächelte, nicht ganz zwanglos, wie es ihn dünkte, hieß ihn in ihrem Heim willkommen und stellte ihn der Schwester vor; dazu reichte sie ihm die Hand, und er küßte diese liebe Hand ehrerbietig und zärtlich zugleich.

„Sieht es so um Dich?“ dachte Thekla Gerold, und ihre klugen Augen befeuten sich mit vermehrter Spannung auf den neuen Gast, von dem sie schon soviel hatte reden hören. Denn Annies „Freundinnen“ waren sämmtlich Feuer und Flamme für den orthodoxen Prediger von Sankt Lukas, er war mit einem Schlage in die Mode gekommen, und es galt als guter Ton, für ihn zu schwärmen. —

„Alle haben sie gesagt, der Mann sähe schön und vornehm aus,“ dachte Thekla weiter, „aber seines gewinnenden, edlen Ausdrucks hat niemand gedacht, und doch ist dies das Anziehendste in dem Gesicht. Wie sehnsüchtig seine Augen an Annie hangen! Schade! Wenn ich mir's auch nie gewünscht habe, mein Vögelchen möchte einen Geistlichen heirathen, . . . gegen diesen hätte ich nichts einzuwenden. Er wird sich die Sache sehr zu Herzen nehmen, scheint mir, und das wird der Kleinen leid sein, denn sie hält viel von ihm!“

Unterdessen sagte Reginalds tiefe, wohlthunde Stimme zu ihr: „Ich konnte nicht wissen, daß Sie heute gerade so angegriffen sein würden, Fräulein Gerold, sonst wäre ich nicht gekommen!“

„Es thut nichts,“ erwiderte Thekla mit einem halben Lächeln, „ich bin an mein Leiden gewöhnt, es verläßt mich nie ganz und ist mein treuester Kamerad; lesen kann ich nicht, wenn es sehr schlimm wird, — aber unthätig im Bett liegen und über meine Schmerzen nachdenken, das ist mir vollends unmöglich, — daher freue ich mich jedesmal, wenn wir Besuch bekommen! Erzählen Sie mir, bitte, ein wenig von Ihrem Vetter, Herr von Conventins, — wie geht es diesem flotten, lebenslustigen jungen Herrn?“

„O, sehr gut, ich danke! Sie haben einen sehr warmen Verehrer an ihm gefunden!“

Thekla lachte gutmüthig.

„Es ist unglaublich, — und ich glaub' es Ihnen doch! Wenn er so dahergekommt und mir in seiner treuherzigen, frischen Art allerlei vorplaudert, kommt es wie eine Art von Schmerzvergessen über mich. Er nimmt sich neben mir aus wie ein hübscher Goldkäfer neben einer vertrockneten Eidechse!“ Sie bringt das tolle Gleichniß vor, um Annie lachen zu machen, — — das Vögelchen betuftigt sich so gern über Theklas wunderliche Ideen. Sie sieht die junge Schwester von der Seite an, — nein, Annie lacht nicht, sie hat überhaupt gar nicht zugehört. Das Köpfchen ein wenig vorgeneigt, scheint sie zu lauschen, . . . kommt er nicht? Wenn er nur lieber nicht käme!

„Mein Vetter hat mir viel von der Ausstellung vorgeschwärmt, — namentlich von Delmonts Bild, — wollen es die Damen glauben, daß ich noch nicht dazu gekommen bin, es mir anzusehen?“

Da! Eine fliegende Röthe in Annies Gesicht! Bis unter die weichgelockten Stirnhaare, bis in den schöngewölbten Nacken hinein, — dann fragt sie überstürzt, hastig:

„Ist Ihr Vetter, — hat er viel Sinn für die Malerei?“

„Nicht so sehr! Frig begnügt sich auch hier mit einem oberflächlichen Herumspielen, — er könnte auf verschiedenen Gebieten recht Tüchtiges leisten, wenn er wollte!“

„Und Sie selbst, Herr von Conventins?“

„Ich — um meine Gnädige, ich bin eben ein einseitiger Mensch! Ich liebe die Musik und liebe die Malerei, — aber ich bevorzuge Oratorien und religiöse Bilder, dies beides spricht vorzugsweise zu meiner Seele; auch hierin bin ich ganz meiner Mutter Sohn!“

„Haben Sie gute Nachrichten von — von —“ Annie stockt ein wenig verlegen — „Ihrem Herrn Vater? Sie erzählten mir damals —“ sie stockt von neuem und erinnert sich, wie seltsam vertraulich und eingehend damals ihre Unterhaltung gewesen war.

„Ja — er scheint sich mit dem Gedanken zu versöhnen, daß ich alle seine Pläne durchkreuzt habe. Ein paar Verwandte von mir, Fritz darunter, haben ihm von meinen Erfolgen — von dem, was sie meine Erfolge nennen! — geschrieben, das scheint ihm doch nicht ganz gleichgiltig zu sein, nach seinem letzten Brief an mich zu schließen. Freilich stellt er mir darin eine dringende Bitte, die ich ihm leider wiederum nicht erfüllen kann: er wünscht, ich möge meine Stelle als Gefängnißprediger aufgeben, was mir allerdings gelingen würde, wenn ich es ernstlich wollte!“

„Aber Sie wollen es nicht, — nicht wahr?“

„Nein, gnädiges Fräulein, ich würde es niemals wollen! Gerade dieser Posten, schwer und verantwortlich wie er ist, hat mich gelockt, — ich wäre niemals Pfarrer zu Sankt Lukas geworden, hätte man mir nicht zugleich dies Amt angetragen!“

„Und Sie haben es bereits angetreten?“

„Ich habe eine kurze Ansprache an die Gefangenen gehalten und bin bei einzelnen von ihnen gewesen. In regelmäßigen gemeinsamen Andachten ist es bisher noch nicht gekommen.“

Thekla sah ihren Gast mit immer größerer Bewegung an, — seine schlichte Redeweise, so frei von Ueberhebung und rhetorischer Salbung, gefiel ihr ausnehmend. Sie fragte, ob irgend einer der Gefangenen sein besonderes Interesse in Anspruch nähme, und Reginald berichtete kurz ohne Namensnennung seine erste Begegnung mit dem Raubmörder und that zuletzt der Bitte desselben, ihm Blumen in seine Zelle zu schicken, Erwähnung.

Auch Annie war seinem Bericht mit Theilnahme gefolgt, jetzt machte sie eine lebhafte Bewegung.

„O, bitte, Thea, ich möchte ihm von meinen Blumen geben! Lamprecht hat mir so wunderschöne in mein Zimmer gestellt, eine solche Masse, und wir haben noch viel mehr im Treibhause! Er braucht ja nicht zu wissen, — dieser — Mann, meine ich, von wem die Blumen kommen, Herr von Conventius schickt sie ihm, damit ist es gut! Solch' prächtige Exemplare, — Narzissen und Tazetten, auch ein Fliederbäumchen ist dabei, und schöne Maiglöckchen, — bitte, Herr von Conventius, darf ich?"

„Sie wollen sich selbst einer Freude berauben, nun —"

„Aber mein Gott, wer denkt an mich? Wenn man jemand, der am Rande des Grabes steht —" ein Schauer ging über sie hin — „eine letzte kleine Erdensfreude bereiten kann, eine Freude noch dazu, die so rein ist wie der Genuß an einer Blume, — wer darf uns daran hindern?"

„Nicht ich, — wahrlich, nicht ich!" Reginald sah mit leuchtenden Augen in Annies bewegtes Gesicht. „Schicken Sie mir Ihre lieben Blumen heute noch, ich will sie hinnehmen und denken, daß es Gottes Boten sind!"

Damit ergriff er Annies Hand und drückte sie lebhaft. — — —

In diesem Augenblick konte das Glockenspiel an der Hausthür von neuem, und der alte Lamprecht meldete mit einem tiefen, feierlichen Diener: „Herr Professor Delmont."

Aus Annies Antlitz war die Farbe gewichen, — sie konnte kein Wort hervorbringen, sie neigte nur mechanisch den Kopf zum Zeichen der Einwilligung. Ebenso mechanisch erhob sie sich und umklammerte mit beiden Händen die Lehne ihres Stuhles.

Thekla sah gespannt nach der Thür. „Hab' kein vorgefaßtes Urtheil!" warnte sie sich innerlich, „denk' nicht an Annies Prophezeiung: Dir wird er nicht gefallen! Dieser Conventius freilich war dir auf den ersten Blick augenehm, er hat eines von den glücklichen Gesichtern, die sofort Zutrauen und Wohlwollen einflößen, — darum aber ist noch nicht gesagt, daß dir kein andrer Mann als zukünftiger — —"

Hier trat Delmonts hohe Gestalt ein. Er blieb mit einer knappen Verbeugung in der Nähe der Thür stehen und überflog mit einem raschen Blick die kleine Gruppe neben dem Fenster. Annie sah so schuldbewußt und gedrückt aus, als habe sie den Besuch des Geistlichen verschuldet; dieser wechselte einen schnellen Blick mit dem soeben Eingetretenen, verneigte sich sehr zuvorkommend und setzte sich dann wieder mit der Miene eines Mannes, der entschlossen ist, seinen Posten zu behaupten. — Auch Delmont war verbindlich und ruhig; er wendete sich fast ausschließlich an Thekla, und diese konnte nicht umhin, sich selbst zuzugeben, daß Annie wohl zu begreifen war. Welch' eigenartig anziehende Kraft wohnte doch in diesen Augen mit ihrem tiefen, zwingenden Blick, — wie merkwürdig wirkte der Gegensatz der von eiserner Kraft redenden Stirn zu dem weichgeformten Munde unter dem dunkelbraunen Lippenbart, — — und über dem allem der nie, auch beim Lächeln nicht, weichende Zug von Melancholie zwischen den dichten, dunkeln Brauen, der in das ganze Antlitz gleichsam ein untröstbares Räthsel hineinzeichnete! Und noch etwas kam hinzu, was Thekla, fast gegen ihren Willen, rührte: die unverkennbare Bekommenheit, mit der dieser Mann, der wie das verkörperte Selbstbewußtsein aussah, immer wieder heimlich Annie Gerold musterte, wie sie mit Conventius sprach. Freilich, dieser war kein zu unterschätzender Nebenbuhler in der Gunst eines jungen Mädchens, — aber er, Delmont, hatte er denn nicht gestern schon Annies sicher sein können, hatten ihm nicht ihre Augen, ihre Stimme, das Beben ihrer Hand verrathen, wie es um sie stand? — Thekla sah, wie es in seinen Mienen zuckte, während er ganz selbstbeherrscht und höflich mit ihr sprach, sie sah seine Hand sich wiederholt öffnen und schließen wie in verzehrender Ungeduld, und es überkam sie etwas wie Sorge um das Schicksal ihres Lieblings an der Seite eines so leidenschaftlichen Mannes. Indessen war sie bemüht, dem Gespräch eine allgemeine Wendung zu geben und Annie aus ihrer Zwangslage neben Conventius zu erlösen.

„Herr von Conventius beklagte sich soeben, aus Mangel an Zeit Ihr Bild, Herr Professor, noch nicht gesehen zu haben!"

„Ich weiß nicht, ob ich ihn gleichfalls beklagen soll," sagte Delmont mit einem leichten Lächeln, „denn mein Werk ist nicht mehr mein Werk, wenigstens nicht mehr für mich, seitdem es da zwischen Hunderten von Bildern aufgehängt ist. Als ich es in meinem Atelier hatte, war es noch ein Stück von meiner Seele, — jetzt ist's losgelöst von mir und gehört allen!"

„Geht es nicht auch Ihnen so, Herr von Conventius, mit Sie das, was Sie in der Stille Ihres Studierzimmers ausgeforen, öffentlich zu Hunderten zu sagen haben?" fragte Annie lebhaft.

„Aehnlich — und doch wieder nicht!" erwiderte er gedankenvoll. „Das gesprochene Wort ist nicht wie das festgebannte Bild, — es wirkt sündend, sich selbst ergänzend, während es gesprochen wird, — es erstarkt an seiner eigenen Wirkung, an der Zustimmung, die es mit denen gewinnt, die gekommen sind, es zu hören. Gedanken, Bilder, Gleichnisse strömen zu, an die ich in der Stille meines Studierzimmers nicht gedacht hatte, — im wahren Sinn wird mir das Wort lebendig, und ich habe keinen andern Wunsch, als den, es möge allen gehören so wie mir!"

Delmont neigte zustimmend sein Haupt.

„So empfanden Sie und Ihre Gemeinde mit Ihnen, als Sie zum ersten Mal in der Kirche zu Sankt Lukas sprachen!"

Es war ein Lob für den Geistlichen und sollte ein solches sein; aber während Delmont sprach, suchte sein Blick den Annies in Erinnerung an jene unvergeßliche Stunde in der Kirche, — und Annies schöne, beredte Augen hoben sich zu ihm empor, zu erst ein wenig schüchtern, — fragend, — dann sonnenhell und glücklich leuchtend in völligem Selbstvergessen. —

„Lassen Sie Photographien anfertigen von Ihrem Gemälde!" fragte sie, schon wieder ganz bei ihm und seiner Kunst.

„Nein," entgegnete er kurz, „ich thue das niemals, es ist mir zuwider. — Warum fragten Sie?" setzte er nach einer Pause hinzu, da ein Schatten auf ihrem Gesicht erschien.

„Ich — ach — nur weil ich an Thea dachte, die wir nicht gehen kann, also auch niemals Ihr Bild sehen würde —"

„Sie hätten es mir gleich sagen sollen, daß Sie sich das wünschen. Dann natürlich wird es geschehen, — ich werde morgen Auftrag geben!"

„Ich danke, — ach, ich danke Ihnen!"

Sie reichte ihm die Hand, und er nahm sie und legte seine andre darüber wie in Angst, man könnte ihm seinen Schatz entreißen. Jetzt waren diese zwei für sich, und Thekla Gerold war auf Conventius angewiesen!

Es sollte aber nicht lange währen! Draußen läutete das Glockenspiel zum dritten Mal, und Lamprecht kam und meldete: „Herr Rittmeister Thyr von Hammerstein!"

Der Eintritt dieser Persönlichkeit wirkte auf Conventius befremdend, auf Delmont und Annie niederschmetternd und auf Thekla humoristisch. Wenn der Geistliche schon daran gedacht hatte, zu gehen, so konnte er jetzt immerhin bleiben, es kam gar nicht daran, — und er blieb.

Der Blauenrittmeister war keineswegs entzückt, den „Farbenreiber" und den schönen „Mann Gottes" hier vorzufinden. Mit im festen Bewußtsein seiner eigenen bevorzugten Stellung, gegen welche ja die der beiden andern überhaupt gar nicht in Betracht kam, und außerdem fest entschlossen, „ordentlich ins Zeug zu gehen," rückte er mit dem ganzen schweren Geschütz seiner militärischen Galanterie an und betrug sich gegen Annie mit so unzweideutiger Absichtlichkeit, daß das junge Mädchen verlegen wurde. Sie hatte bisher noch gar nichts von seiner bewunderden Vorliebe für ihre Person wahrgenommen; was sich ihm denn nun mit einem Male ein? —

Kein Mensch auf der weiten Welt hatte den Rittmeister in Verdacht, daß er geistreich sei, — er hielt sich selber auch nicht dafür, und es beunruhigte ihn durchaus nicht, — was sollte ihm der Geist? Ganz überflüssige Ware für einen Menschen seines Schlages! So konnte er denn auch heute nichts Geistreiches hervorbringen, und zum ersten Male in seinem Leben fühlte er eine Art von Bedauern darüber, da die „absurde Erziehung dieser gelehrten alten Schraube" den entzückenden jungen Mädchen um das er sich bemühte, für dergleichen „Zeugs" Geschmack beigebracht hatte. Und entzückend war Annie Gerold wirklich, — welch' ein Wuchs! Hoch, schlank, schmiegsam, jede Linie anmutig gezeichnet! Und diese satten goldenen Lichter über dem nußbraunen üppigen Haar, — diese wundervollen Augen und der süße, frische Kindermund: Wetter noch eins! Welch' eine Acquisition fürs Regiment! Man würde Staat mit ihr machen, und der alte Papa Thyr von Hammerstein, ein etwas verdrießlicher Generalzur Disposition in Coblenz, würde Augen machen, wenn er diese Schwiegertochter sähe, und es seinem Sohn ohne weiteres verzeihen, daß er eine Bürgerliche heimführte.

So richtete denn der Rittmeister unermüdlich Fragen an Annie

wie: „Diesen Winter viel gelanzt, meine Gnädigste? — Casinoballs hier hübsch arrangiert? — Viele Schlittenpartien unternommen? — Kameraden von den Dragonern verkehrten wohl häufig bei Ihnen im Hause? — Schneidige Waffe, meine Gnädige, nicht wahr? —"

Und Annie antwortete immer kürzer, immer knapper, oft nur durch ein Nicken oder Kopfschütteln, und horchte immer eifriger auf das Gespräch Thekkas mit den zwei andern Herren, . . . ihr war dieser langweilige Rittmeister zugefallen, natürlich! Sie fand ihn geradezu unausstehlich mit seinen hervorquellenden Augen, seinem rothen Gesicht und der heisern Baßstimme, — merkte es denn der eingebildete Gesell gar nicht, wie erbarmungslos sie ihn abfallen ließ? —

Immer schräger blickten die Sonnenstrahlen zum Fenster herein, — der Frühlingstag ging zur Neige, — wie hatte sie ihn herbeigewünscht, — was hatte er ihr gebracht! Auch Conventius schien ihr heute seltsam, sein bereuter Blick, sein feuriger Handkuß beunruhigte sie; wer weiß . . . am Ende könnte Delmont gar denken, — nein, unmöglich! Und doch, — er war mißtrauisch und reizbar, das wußte sie nun schon von ihm!

Das Gespräch, mühsam aufrecht erhalten, stockte endlich ganz. Die drei Männer sahen einander an, — sie wußten es ja genau, was jeder von ihnen hier wollte. Ging jetzt der eine, so ließ er den andern den Weg frei, — gingen gar zwei, befiel der dritte den Vortheil allein in der Hand, . . . das durfte nicht sein! Sie blieben also. Thekla Gerold fühlte eine lähmende Müdigkeit über sich kommen, es kostete sie Ueberwindung, den Mund aufzuthun. Annie kämpfte immer schwächer gegen die bittere Enttäuschung an, die ihr zärtliches Herz überfluthete. Die Sonne war fort, graue Schatten lagerten in den Ecken.

Wie es Thekla in den Sinn gekommen war, Professor Delmont zu fragen, ob er Musik treibe und ob er vielleicht einmal ihren Konzertflügel, den Annie leider so selten benütze, probieren wolle, das hätte sie selbst später nicht zu sagen gewußt. Es war ein merkwürdiges Aufsinnen bei einem ersten Besuche. Annie hatte Furcht, Delmont könnte die Frage schroff verneinen, und sah etwas ängstlich zu ihm hinüber, aber er verneigte sich zustimmend vor der älteren Schwester, lächelte der jüngeren zu und schritt zum Flügel.

„Es ist empörend, nun ist dieser Farbenreiber auch noch musikalisch, und sie scheint das zu lieben," grollte der Rittmeister innerlich, „der Mensch hat entschieden die meisten Chancen von uns dreien, aber noch ist nichts verloren. Nur nicht locker lassen!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Meininger.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Mit Abbildungen von E. W. Allers.*

Ludwig Chronegk.
Nach einer Photographie.

In der todten Jahreszeit der deutschen Bühnen kam plötzlich die überraschende Nachricht, daß die „Meininger" von jetzt ab ihre Gastspielreisen aufgeben würden. Es liefen zwar schon im letzten Jahre seit des Intendanten Chronegk Erkrankung ähnliche Gerüchte um, doch sie verstummten wieder, und die große Reise der Meininger Truppe nach Rußland zeugte noch von dem Unternehmungsgeist, der sie beseelte. Ging doch der Zug diesmal nicht bloß bis nach dem Herzen Altrußlands, der Stadt des Kreml, sondern auch bis an das Schwarze Meer, bis nach Odessa, die weiteste Reise der wandernden Künstler; denn jenseit des Oceans, nach Amerika, dem Dorado der einzelnen Gastspieler, hatten sie sich doch nicht hinübergewagt, obschon ein deutsches Schauspiel dort ganz andern Anklang gefunden hätte als in Rußland; doch der Warnschlag der Kosten ließ das Unternehmen als ein bedenkliches Wagniß erscheinen: der Leiter der Hofbühne, Chronegk, der selbst übers Meer gegangen war, um die dortigen Theaterzustände zu prüfen, rieth zum Verzicht.

Jene Gerüchte hatten sich damals als unglaubwürdig erwiesen; jetzt stehen wir vor der vollendeten Thatsache. Das interessante und ruhmvolle Kapitel der neuen Theatergeschichte, welches den Meiningern gehört, hat einen plötzlichen Abschluß erreicht. Die deutschen Hauptstädte, welche so oft ihr Spiel bewundert haben, werden sie nicht wiedersehen. So sehr schien ihre Wiederkehr gesichert, daß mancher Sämmige es auf die nächste Saison verschob, sich an diesen vielgepriesenen Vorführungen zu erfreuen. Andern war es zur „süßen Gewohnheit" geworden, diese Kunstgenüsse soweit als irgend möglich zu erschöpfen. Und jetzt ist der Vorhang der Wanderbühne für immer gefallen, die Sämmigen haben unwiederbringlich einen in seiner Art einzigen Kunstgenuß verloren, die andern werden schmerzlich vermissen, was in ihnen so oft eine in den Tempeln Thaliens seltene Begeisterung wachrief.

Die Meininger hatten eine künstlerische Sendung, und sie haben dieselbe erfüllt. Es war begreiflich, daß ihnen anfangs öfters der Widerspruch auch der berufenen Kritik entgegentrat; denn ihre Stärke hing ja mit einer gewissen Einseitigkeit zusammen, der sie ihre Erfolge verdankten. Man fürchtete, daß die Sorgfalt und der Glanz, womit das archäologische Beiwerk behandelt wurde, demselben eine zu große selbständige Bedeutung verschaffen und den Blick von der eigentlichen dramatischen Handlung ablenken könnte; man fürchtete nicht minder, daß die peinliche Schulung des Zusammenspiels die Freiheit des künstlerischen Schaffens beeinträchtigen müsse. Beide Befürchtungen wurden durch die begeisternde Wirkung der Aufführungen widerlegt, eine Wirkung, welche weder durch Aeußerlichkeiten, noch durch ein bloß dressiertes Zusammenspiel hervorgerufen werden konnte, sondern nur durch das Zusammenwirken aller berechtigten künstlerischen Faktoren. Der Nachdruck, den die Meininger aber auf einzelne derselben legten, kam der ganzen deutschen Schauspielkunst zugute. Man brauchte ihnen nicht zu folgen in der Treue des geschichtlichen Kostümes, besonders dort nicht, wo dasselbe mit den Anforderungen des Schönen in Widerspruch trat; aber die Direktionen gewöhnten sich daran, sinnlose Willkürlichkeiten auszuschließen und mehr als früher den Gesammteindruck der Vorstellungen sowohl durch entsprechende Kostüme, als auch durch die Ausstattungsmittel der Bühne, durch stimmungsvolle Dekorationen und Beleuchtungseffekte zu heben, was bisher nur in der Oper geschah und dem ernsteren Drama versagt blieb. Es ist zwar unverdrossen der Widerspruch gegen solche Ausstattung der tragischen Dichtungen erhoben und die Mädchen zu einer einfachen Bühne gepredigt worden, auf welcher allein das dichterische Wort und das Mienen- und Gebärdenspiel der Darsteller zur Geltung kommen soll; doch die Entwickelung unseres ganzen Bühnenwesens hat sich in der entgegengesetzten Richtung vollzogen und das Schauspiel würde immer das Aschenbrödel des Theaters bleiben, wenn es nach dieser Seite hin nicht Zugeständnisse machte. Auch ist nicht abzusehen, warum die Wirkung einer Dichtung Einbuße erleiden sollte, wenn sie noch durch die Poesie der Scene verklärt wird. Diese vermag von Hause aus die rechte Stimmung, das rechte Kolorit zu geben, handle es sich nun um ein italienisches Liebesdrama wie „Romeo und Julie" oder

* Aus dem im Verlage von Friedrich Conrad in Leipzig erschienenen Werke „Die Meininger". Von E. W. Allers. Prachtmappe mit 40 Zeichnungen in Lichtdruck.

um ein nordisches Drama des Ehrgeizes wie „Macbeth“. Den Zauber des Südens und die Schauer des Nordens vermag eben die Bühne selbst wirksam zu versinnlichen und so gleichsam den Boden herzugeben für die schönen oder giftigen Blüthen der Leidenschaft.

Noch wichtiger war als Vorbild für andere Bühnen die Pflege, welche die Meininger dem Zusammenspiel, dem Ensemble, zutheil werden ließen. Man hat zwar darin nur den Triumph der Mittelmäßigkeit sehen wollen und bei einseitiger Bevorzugung, auf Unkosten der selbstschöpferischen Begabung der Künstler, nicht mit Unrecht. Doch haben die Meininger sich nie mit mittleren Kräften, auch nicht mit erst heranzubildenden schönen Talenten begnügt: namhafte Künstler wie Ludwig Barnay, Emmerich Robert, Friedrich Dettmer, Pauline Ulrich, Anna Haverland, Max Grube wirkten längere oder kürzere Zeit bei den Aufführungen der Meininger mit. Gerade das sorgfältig einstudierte Spiel der einzelnen, bei denen jedes Wort, jede Bewegung wohlerwogen war und im Einklang stand mit dem Ganzen, vor allem aber die Gesammtgemälde in den Volksscenen, in denen nichts todt und maschinenmäßig war, nichts einförmig und eintönig und an das Spiel der Opernchöre erinnernd, wurden ein leuchtendes Vorbild für alle Bühnen, welche anfingen, den üblichen Schlendrian zu verbannen, große Gruppenbilder, Volks- und Massenscenen mehr als bisher künstlerisch zu beseelen, ähnlich wie der Geschichtsmaler seinen Figuren verschiedenartige Stellungen, mannigfachen Gesichtsausdruck und ein abgestuftes Gebärdenspiel giebt. Nach dieser Seite hin haben die Meininger geradezu Unvergleichliches geleistet, und niemand wird den Eindruck vergessen, den die Forumscene des „Julius Cäsar“ im dritten Akt, den der dritte Akt der „Wuthschrift“ oder der Einbruch der Pappenheimer in „Wallensteins Tod“ hervorruft. Diese Wirkung war immer eine elektrisirende und niemals sind vorher auf der Bühne durch die Massen selbst Wirkungen dieser Art erreicht worden.

Freilich blieb für die andern Theater auch nachher das Vorbild der Meininger ein fast unerreichbares, aus äußern Gründen; denn welches auf den Tagesbedarf und Tagesgenuß angewiesene Theater hatte Muße genug zu solchen wochenlangen Einstudierungen, wie sie in der friedlichen Stille der kleinen Residenz stattfanden? Und hierzu kam die außerordentlich hohe Zahl der Aufführungen, bei denen wenigstens zum großen Theil lange Zeit hindurch dieselben Kräfte mitwirkten. Wurde doch „Julius Cäsar“ 330 mal, „Wilhelm Tell“ 223 mal, „die Jungfrau von Orleans“ 194 mal gegeben; auch die andern Schillerschen Dramen erreichten weit über hundert Aufführungen. Damit ist zugleich ein anderes Verdienst der Meininger hervorgehoben: die erfolgreiche und glänzende Pflege der ernsten, höheren dramatischen Dichtung in einer Zeit, welche sich mehr der leichteren Unterhaltung und den alltäglichen Lebensbildern auf der Bühne zugewendet hat.

Zu den leitenden Kräften des großen, in seiner Art einzigen Kunstunternehmens gehörte in erster Linie der Herzog von Meiningen selbst; er war kein müßiger Schutzherr, von ihm gingen die hauptsächlichsten Anregungen aus, die Wahl der Stücke, die Entwürfe der Kostüme; er begleitete das Werk, die Stellung, die Gebäude der Inszenierung auf jeder Probe mit seiner Kritik, während seine Gattin, früher eine namhafte Künstlerin, die Rollen den jüngeren Darstellerinnen häufig einstudierte. In Ludwig Chronegk, dessen Bild wir bringen, hatte der Herzog eine vorzügliche Kraft gewonnen, der er von Anfang an die Leitung der Gastspiele anvertrauen konnte. Ludwig Chronegk, geboren 1837 zu Brandenburg, hatte am Krollschen Theater in Berlin seine Künstlerlaufbahn begonnen; im Jahre 1873 wurde er Regisseur des Meininger Theaters und leitete schon im folgenden Jahre und dann ohne Unterbrechung die Gastspiele der Meininger bis zur Gegenwart; im Jahre 1876 wurde er zum Oberregisseur ernannt, 1879 zum stellvertretenden Intendanten, 1880 zum Intendanten und später zum Hofrath und Geheimen Hofrath. Chronegk ging ganz auf die Absichten des Herzogs ein, als ein Mann von seltener Thatkraft verstand er es stets, die Schwierigkeiten zu überwinden, die sich ihm und dort den Gastspielen entgegenstellten, allerwärts auf den Proben den Geist des Ensembles wachzuhalten, die an allen Orten neu hinzukommende Statisterie einzuüben und störungslos in das dramatische Gesammtbild einzufügen. Dazu fehlte bei den Gastreisen die Meininger Muße; unterstützt wurde aber Chronegk bei dieser mühsam sich immer wiederholenden Regiearbeit durch den am Hoftheater üblichen Brauch, daß in den Volks- und Massenscenen und die ersten Darsteller mitwirken, die Lichter an rechter Stelle aufsetzen und die andern Mitwirkenden anfeuern.

Alexander Barthel als Marc Anton in „Julius Cäsar“.

Paul Richard als Julius Cäsar.

Am 1. Mai 1874 fand das erste Gastspiel der Hoftheatergesellschaft am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in Berlin statt und erregte sofort großes Aufsehen bei Publikum und Kritik und einen lebhaften Kampf der Meinungen. Von da bis in den Juli d. J. wo die Schlußvorstellung in Odessa stattfand, ist die Meininger in siebenundbreißig Städten Deutschlands, Belgien, Holland, der Schweiz, England, Rußland, Oesterreich, Dänemark und Schweden aufgetreten; die Zahl der Aufführungen hat die Höhe von 2573 erreicht. Die häufigsten haben die Meininger der Reichshauptstadt besucht: sie sind seit dem Jahre 1875 bis zum Jahre 1887 dort achtmal erschienen und haben immer die regste Theilnahme gefunden; wie in Berlin haben sie auch in Breslau acht Gastvorstellungen gegeben, doch war ihr Aufenthalt dort immer von kürzerer Dauer; Dresden hat sie sechsmal, Leipzig fünfmal, Graz und Pest je viermal, Wien dreimal, Hamburg einmal gesehen.

Unter den darstellenden Kräften finden sich ältere Namen

patter, welche der Bühne treu geblieben sind, wie Paul Richard, der Darsteller des Julius Cäsar, der diesen wie ähnliche Rollen mit edler Haltung giebt; als vorzüglicher Heldenspieler gehörte Kesper längere Zeit der Meininger Bühne an. In Teller und Weiser besaß sie hervorragende Charakterspieler; der König Karl IX. des ersteren ist ebenso bedeutend wie der Shylock, der Orest des letzteren. Im übrigen hat vielfacher Wechsel stattgefunden, und es ist vorzugsweise das Gesammtbild der letzten Jahre, das uns hier vorüberwebt und beschäftigt. Unter den tragischen Liebhabern der Gegenwart nimmt Alexander Barthel eine hervorragende Stelle ein; gewinnende Erscheinung und Stimme, hinreißendes Feuer einer dabei maßvoll geregelten Darstellung sind Vorzüge, die seinem Marc Anton, seinem Navarra, wie seinem Karl Moor und Jaromir zu statten kommen. Die Reden des Marc Anton trägt unserer Ansicht eine der schwächsten Dichtungen des großen Briten, aber ergiebig für phantasievolle Belebung und Einrichtung auf der Bühne, bedeutenden Erfolg. Ebenso gefiel „Was Ihr wollt", ein Lustspiel, dessen Komik mit kräftigen Zügen von den Darstellern zur Wirkung gebracht wurde. Molière erschien mit dem Hintergrunde der Rokokozeit. „Der eingebildete Kranke", aus dem wir eine Scene* vorführen, sagte dem Publikum in der knappen Fassung der scenischen Einrichtung besonders zu. „Die Jungfrau von Orleans", „Wilhelm Tell", „Maria Stuart", „Fiesko", die Wallensteintrilogie waren Glanzleistungen der Meininger. Von Alexis wurde besonders „Die Hermannsschlacht" mit allen ihren wilden Scenen gegeben; von Grillparzer die düstere „Ahnfrau" mit ihrer fahlen poetischen Beleuchtung und das köstliche Fragment „Esther".

„Der eingebildete Kranke" von Molière.

er mit meisterlichem Verständniß und hinreißendem Schwung vor. Als erste tragische Liebhaberin hat in den letzten Jahren Amanda Lindner, besonders in Berlin als Jungfrau von Orleans, Aufsehen erregt; der Adel der Erscheinung und der edle Schwung ihres Spiels zeigte sich auch in anderen Rollen, wie als Margarethe von Valois; in sentimentalen und muntern Rollen war Frau Prasch-Grevenberg beliebt; Frau Marie Berg, Fräulein Wasserburger und Frau Teller zeichneten sich in der Darstellung älterer Rollen aus. Treffliche Komiker waren Hassel und Goerner. Die Herren Hellmuth-Bräm und Arndt, die jetzt in Berlin und Wien engagirt sind, waren tüchtige Talente; auch Joseph Kainz, als Vorgänger von Barthel, und Max Grube waren längere Zeit ständige Mitglieder der Meininger Truppe.

Es waren vor allem Shakespeares und Schillers Meisterwerke, die das Repertoire der Meininger bildeten. Außer „Julius Cäsar", ihrem Glanzstücke, und dem stimmungsvoll eingerichteten „Kaufmann von Venedig" hatte auch „Das Wintermärchen", nach

Von neueren Dichtern bevorzugte der Herzog die Vertreter der kraftgenialen Richtung: Albert Lindners „Bluthochzeit", Arthur Fitgers „Hexe" und „Rosen von Tybrun", die beiden ersten Dramen mit unbestrittenem, das letztere wegen des grellen Schlußaktes mit schwankendem Erfolg. Auch Lord Byrons „Marino Faliero" wurde gegeben, doch konnte diese Aufführung nur als ein interessanter Versuch betrachtet werden.

Nicht ohne Wehmuth gedenken wir dieser jetzt nur der Theatergeschichte angehörigen Vorführungen, die ein für allemal der Vergangenheit anheimgefallen sind. Möge der künstlerische Geist, der das schöne und großartige Theaterunternehmen beseelte, mit ihm nicht abgestorben sein, sondern in irgend einer neuen Gestalt neue Früchte zeitigen. †

* Die des 7. Auftrittes der ersten Handlung, in welcher Belinde dem eingebildeten Kranken, Argan, den Pelzrock giebt und ihn die Nachtmütze fest bis über die Ohren ziehen läßt, ihn in seinen Lehnstuhl setzt und von allen Seiten mit Kissen, welche Toinette herbeischleppen muß, bestopft.

Die biologische Station am Plöner See.

In Plön in Holstein wird im Laufe des laufenden Jahres ein wissenschaftliches Institut ins Leben treten, welches die Aufgabe hat, die Thier- und Pflanzenwelt des Süßwassers zum Gegenstande einzehender Studien zu machen. Wer davon unterrichtet ist, mit welch' interessanten Lebensformen uns die letztjährigen Durchforschungen unserer heimathlichen Tümpel, Teiche und Seen bekannt gemacht haben, der wird mit Freuden die Nachricht von der Begründung einer Dauerstation zur näheren Untersuchung jener Organismen begrüßen. Die Umgebung der Stadt Plön ist in vorzüglicher Weise für diesen Zweck geeignet, insofern das Thal der Schwentine, in welchem sie liegt, fast lediglich aus einer Aneinanderreihung von Wasserbecken besteht, von denen die kleinsten so groß sind wie unsere ansehnlichsten mitteldeutschen Seen. Hier ist ein großes Feld für faunistische und biologische Forschungen, d. h. für Studien, welche die Feststellung der verschiedenen Thierformen des Süßwassers und die Ermittelung ihrer Lebensgewohnheiten betreffen.

Im Hinblick auf den Reichthum an Lebewesen, welchen das Meer in seinem Schooße birgt, waren viele von der Ansicht beherrscht, daß es sich wohl gar nicht erst verlohne, Zeit und Kraft an die Gewässer des Binnenlandes zu vergeuden. So wurde die Süßwasserthierwelt allmählich zum Aschenbrödel der zoologischen Wissenschaft, und wer sich wirklich damit abgab, lief beinahe Gefahr, von seinen Fachgenossen als ein Forscher zweiter Klasse betrachtet zu werden. Glücklicherweise aber giebt es immer Leute, die den Muth haben, allgemeinen Vorurtheilen zu trotzen, und so hat auch die Süßwasserfauna in den verflossenen zwei Jahrzehnten ihre Freunde und Bearbeiter gefunden. Männer wie F. A. Forel, Asper und Imhof in der Schweiz, P. Pavesi in Italien, Fric und Hellich in Böhmen, C. Nordquist in Finnland, Milne Richard und Jules de Guerne in Frankreich (zahlreicher anderer nicht zu gedenken) haben mit bewundernswerther Uneigennützigkeit dem Studium des Süßwasserthierwelt obgelegen und Erfolge erzielt, denen wissenschaftliche Bedeutung von niemand mehr in Abrede gestellt werden kann. Wir sind durch diese Forschungen um zahlreichen Arten von kleinen Krebsthieren (Entomostraceen) bekannt geworden, haben den Reichthum unserer Binnengewässer an schwimmenden und schlammbewohnenden Würmern, an Schnecken, Muscheln, Moosthieren und einzelligen Lebewesen (Protozoen und Protophyten) kennengelernt, und in die bunte Gesellschaft der Wassermilben und Wasserinsekten eingedrungen, deren Gewimmel hauptsächlich die seichtere Uferzone belebt — kurz, wir haben einen umfassenden Ueberblick über die mannigfaltige Bevölkerung unserer heimathlichen Seebecken erlangt, die bisher nur Fische und „allerlei Gewürm" (als Nahrung für erstere) zu enthalten schien. Unsere vermehrte Kenntniß erstreckt sich aber nicht nur auf die einzelnen Gattungen und Arten der niederen und zum Theil mikroskopischen Wasserfauna, sondern auch auf die Weise, in welcher jede Species ihren besonderen Lebensverhältnissen angepaßt ist, wie sie sich ernährt und im Kampfe ums Dasein behauptet, was für Mittel ihr zur räumlichen Ausbreitung verliehen sind, und welcher Zusammenhang zwischen der Bevölkerung des Seegrundes und derjenigen der oberflächlichen Wasserschichten besteht. Aber mit Bewunderung dieser Einsicht sind wieder zahlreiche neue Fragen aufgetaucht, welche sich auf die Ursachen der Verbreitung, die Wirkung der Strömung, den muthmaßlichen Einfluß des „äußeren Mediums" ꝛc. beziehen, sodaß es niemals an Arbeit für zahlreiche Forscher auf diesem Gebiete fehlen kann.

Außer dem rein wissenschaftlichen knüpft sich aber auch ein praktisches und gemeinnütziges Interesse an derartige wasserbiologische

Untersuchungen, weil wir dadurch genauer, als es bisher möglich war, die Lebensbedingungen der jungen Fischbrut, besonders aber deren natürliche Ernährung kennenlernen.

Hierüber sind wir noch keineswegs hinlänglich im klaren; es herrschen vielmehr große Meinungsverschiedenheiten in dieser Beziehung unter den Fischern und Fischzüchtern. Dasselbe gilt von den muthmaßlichen Ursachen plötzlich auftretender Fischkrankheiten und von der sogenannten Krebspest. Mit der genaueren Erforschung solcher verheerenden Epidemien würde sich der dicht an einem See stationirte Wasserbiolog gleichfalls zu beschäftigen haben, denn er ist selbstredend am meisten in der Lage, die äußeren Veranlassungen für solche Schädigungen unserer Fisch- und Krebsbestände festzustellen. Ueberhaupt könnte eine gut geleitete biologische Süßwasserstation für die gesammte Wasserwirthschaft nach und nach die nämliche Bedeutung gewinnen, welche die landwirthschaftlichen Versuchsanstalten schon gegenwärtig für den Landbau besitzen.

Der Gedanke, eine eigene, dem Studium der Süßwasserfauna dienende Beobachtungsstation ins Leben zu rufen, ist von dem Zoologen Dr. Otto Zacharias ausgegangen, der in den Jahren 1884 bis 1889 zahlreiche Seendurchforschungen in Nord- und Mitteldeutschland vorgenommen hat. Die reichen Ergebnisse dieser Streifzüge, welche auf Kosten der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften ausgeführt wurden, ließen es angezeigt erscheinen, der Thierwelt unserer heimathlichen Wasserbecken künftighin eine größere Aufmerksamkeit zuzuwenden, als dies bisher von sachmännischer Seite der Fall war.

Als Ort für die Verwirklichung seines Planes wählte Dr. Zacharias die Stadt Plön in Ostholstein, welche — wie schon erwähnt — eine besonders seereiche Umgebung aufweist. Außer dem Großen See, welcher eine Wasserfläche von 30 Quadratkilometern (bei 30 bis 40 Metern Tiefe) besitzt, sind im Umkreise von Plön noch etwa 70 andere Seen vorhanden. Das Arbeitsfeld ist also groß genug.

Das Vorhaben fand in Joh. Kinder, dem Bürgermeister von Plön, einen thatkräftigen Förderer; derselbe kam den wissenschaftlichen Bestrebungen des schlesischen Forschers dadurch entgegen, daß er die Erbauung eines massiven Hauses auf städtische Kosten zusicherte. Unsere Abbildung S. 720 veranschaulicht das Gebäude in seiner unmittelbaren Lage am Großen Plöner See, welchem die Rückseite des Hauses zugekehrt ist. Dasselbe enthält im Souterrain Raum zur Aufstellung von Aquarien, die mit fließendem Wasser gespeist werden; im Erdgeschoß mehrere Arbeitsräume (Mikroskopir- beziehungsweise Seeschau, Bibliothek und Sammlung), während sich im Obergeschoß die Wohnung des Direktors befindet, des Begründers des Instituts selbst; unter seiner Leitung arbeiten mehrere Assistenten. Die dreistöckigen großen Fenster im Erdgeschoß sind diejenigen des Mikrokopiersaales. Mehrere Fahrzeuge stehen jeden Augenblick zur Benutzung bereit, um die entfernteren Gegenden des mächtigen Seebeckens zu besuchen. Mit der Neapeler Station des Prof. A. Dohrn verglichen, ist das Plöner Institut freilich nur ein sehr bescheidenes Forscherheim.

Plön.

Aber dasselbe erfüllt seinen Zweck vollständig: es soll lediglich das Standquartier für 4 bis 5 Naturforscher (Zoologen oder Botaniker) abgeben, welche hier jeden Vortheil zur Erlangung günstigen Untersuchungsmaterials wahrnehmen können.

Der Studienaufenthalt in der Plöner Station wird jedem gestattet sein, der dazu die wissenschaftliche Befähigung mitbringt. Insbesondere freilich sind die 5 Arbeitsplätze für Zoologen oder Botaniker bestimmt, die an Ort und Stelle mikroskopische, anatomische, entwicklungsgeschichtliche oder biologische Arbeiten ausführen wollen.

Die Station ist ihrem Charakter nach ein von der preußischen Staatsregierung unterstütztes Privatinstitut. Ein ansehnlicher Theil der jährlichen Betriebskosten, welche sich auf etwa 5000 Mark belaufen, mußte aber auf anderem Wege beschafft werden, und in dieser Beziehung verdient es große und öffentliche Anerkennung, daß sich eine stattliche Anzahl wohlhabender Privatleute, darunter mehrere Leipziger Buchhändler, bereit finden ließ, die Plöner Station mit beträchtlichen Geldmitteln in freigebigster Weise zu fördern. Andere Beiträge wurden aus Dresden, Gera, Wiesbaden, Kiel ꝛc. gespendet. Auch gegenwärtig dauern die Zuwendungen noch fort, und so wird es dem Dr. Zacharias ermöglicht, die Erforschung des oft holsteinischen Seengebietes mit allen technischen Hilfsmitteln, welcher der Naturforscher heutzutage bedarf, in Angriff zu nehmen.

G. H.

Das Lottchen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von **Gustav Karpeles.**

Es war etwa um die neunte Stunde eines schönen Sommermorgens im Jahre 1887, als an der Parterrewohnung des stattlichen Patrizierhauses Esplanade 39 in Hamburg heftig geschellt wurde. Es dauerte ziemlich lange, bis eine scharfe Frauenstimme, ohne zu öffnen, von innen heraus die Frage erschallen ließ: „Die Milchfrau?"

„Nein!"

„Wer sonst?"

„Die Kaiserin von Oesterreich."

Die Fragende war Frau Charlotte von Embden, die Schwester Heinrich Heines, die Antwortende die Kammerfrau der Fürstin auf Oesterreichs Herrscherthron, die das Andenken Heinrich Heines hoch in Ehren hält und an jenem Tage eigens nach Hamburg gefahren war, um von der einzigen noch lebenden Schwester des Dichters Auskünfte über sein Leben und seine Schöpfungen sich zu erbitten. Man kann wohl sagen, daß seit jenem Tage das Lottchen — so nannte Heine seine Schwester mit Vorliebe — wieder populär geworden ist, nachdem die geschäftige Fama sie jahrelang in Ruhe gelassen hatte. Nur von Autographenjägern und neugierigen Verehrern des Dichters wurde die alte Frau in den letzten Jahren mehr als billig heimgesucht, bis durch die Kaiserin von Oesterreich die Erinnerung an sie, die in stiller Muße ihr Alter genoß, in weiterer Oeffentlichkeit wieder wachgerufen wurde.

Am 18. Oktober d. J. feiert die Schwester Heinrich Heines ihren neunzigsten Geburtstag! Ich meine, das ist die würdigste Gelegenheit, um von ihr selbst und von ihren Beziehungen zu dem berühmten Bruder ausführlich zu sprechen.

Charlotte Heine wurde am 18. Oktober 1800 (nicht, wie alle Biographen und auch ich bisher geschrieben, 1803 oder 1805) als die erste Tochter von Samson und Betty Heine in Düsseldorf — zehn Monate nach ihrem Bruder Harry — geboren. Sie war des seltsamen Knaben frohe Spielgenossin; sie theilte seine Arbeiten, seine kindlichen Sorgen und Hoffnungen, und sie blieb auch seine einzige und beste Freundin, die Vertraute seiner Freuden und Leiden bis zu seinem Tode. Lottchen war ein aufgeewecktes, ein kluges und munteres Mädchen. Von ihren Jugendjahren mit dem Dichter wissen die Biographen manches hübsche und anmuthige Bild zu entwerfen. Mit Vorliebe suchten die beiden Kinder Reime zu machen. In aller Frühe, wenn die anderen noch in tiefem Schlummer lagen, spielten sie schon miteinander auf dem Hofe. Eines Tages quälte sich Lottchen vergebens; sie konnte die gewünschten Verse nicht finden. Da wandte sie sich an den Bruder: „Dir ist es leicht, Reime zu finden, mir wird es sehr schwer. Wir wollen nun ein anderes Spiel spielen. Ich werde eine Fee vorstellen, wir dauen einen Thurm, und ich bewohne ihn; Du bleibst draußen stehen, singst und findest Reime."

Und in der That bauten sie nun einen Thurm aus leeren Kisten, die sie beide eine auf die andere stellten. Dann kletterte die Kleine hinauf bis zu der letzten Kiste und sprang hinein. Die Fee war verschwunden; denn die Kiste war höher als das Kind.

Als Heine seine Schwester nicht mehr erblickte, wurde ihm bange und er lief ins Haus, um Hilfe rufend. Charlotte versuchte nun, sich selbst zu befreien, die Kisten fingen an zu schwanken, und furchterfüllt kauerte sie laut weinend in einer Ecke nieder. Als man ihr zu Hilfe eilte, blieb sie still und stumm in der Ecke sitzen. Sie fürchtete Strafe, weil sie ihr bestes Kleid angelegt und beim Hineinspringen zerrissen hatte; doch als sie das laute Weinen ihres Bruders hörte, rief sie ihm zu: „Harry, ich lebe, aber mein Kleid ist zerrissen!" Nicht ohne Schwierigkeiten wurde sie vom selbsterbauten Thurm heruntergeholt, und Harry umarmte sie stürmisch, überglücklich, sein Schwesterchen wieder am Leben zu finden. Noch am Abend seines Daseins, wenige Wochen vor jenem Tode, erzählte Heine, daß er nie den heftigen Eindruck vergessen, den er damals als achtjähriger Knabe empfunden habe.

Die Fürstin de la Rocca, die Tochter von Charlotte von Embden, erzählt in ihren „Erinnerungen" noch manche liebens würdige Geschichte aus der Kindheit Heines und seiner Schwester.

Ein schönes Denkmal hat Heine zur Erinnerung an jene Kinderzeit seiner Schwester in dem Gedicht „Heimkehr" gewidmet, welches folgendermaßen lautet:

„Mein Kind, wir waren Kinder,
Zwei Kinder, klein und froh;
Wir krochen ins Hühnerhäuschen,
Versteckten uns unter das Stroh.

Wir träumen wie die Hühne,
Und kamen Leute vorbei —
Kikeriekih! sie glaubten,
Es wäre Hahnengeschrei.

Die Nüssen auf unserem Hofe,
Die tanzirten wie auch
Und wohnten drin beisammen
Und machten ein vornehmes Haus.

Des Nachbars alte Katze
Kam öfters zum Besuch;
Wir machten ihr Bückling' und Knixe
Und Komplimente genug.

Wir haben noch einen Brüder
Besorglich und freundlich gesinnt;
Wir haben seitdem dasselbe
Manchen alten Katze gesagt.

Wir saßen auch oft und sprachen
Verwünstig wie alle Leut'
Und klagten, wie alles besser
Gewesen zu unserer Zeit;

Wie Lieb' und Treu' und Glauben
Verschwunden aus der Welt,
Und wie so theuer der Kaffee,
Und wie so rar das Geld! — —

Vorbei sind die Kinderspiele,
Und alles rollt vorbei, —
Das Gold und die Welt und die Leute
Und Glauben und Lieb' und Treu'."

Da sie ins Leben eintrat, war Charlotte, die nicht nur ein geistreiches, sondern auch ein schönes Mädchen war, bald die gefeierte Heldin auf allen Festen und Bällen in Düsseldorf, die allen jungen Männern den Kopf verdrehte und das Herz schwer machte. Als die Eltern Düsseldorf verließen, war es ihre erste Sorge, Charlotte zu verheirathen. Wenn ich recht unterrichtet bin, war es Heinrich Heine selbst, der bei seinem Aufenthalt in Hamburg die Bekanntschaft von Moritz Embden machte und mit diesem freundschaftlich verkehrte, während von seiner kleinen Schwester sprach. Embden war neugierig und wollte das schöne, merkwürdige Mädchen kennenlernen. Als er sie sah, hatte er auch bereits sein Herz verloren; sie wurde seine Gattin, und das Hochzeitsgedicht, welches Heine seiner Schwester bei der Vermählung am 22. Juni 1823 auf den Zollenspicker zwischen Lüneburg und Hamburg machte, soll alle Festgenossen entzückt haben. Er selbst schrieb an Moses Moser „Es war ein schöner Tag der Festlichkeit und Eintracht. Das Essen war gut, die Weinen waren schlecht und mein Oheim Salomon war sehr vergnügt."

Als Charlotte von ihrem Bruder Abschied nahm, reih in ihr, die Verse ihres Gatten — denn Moritz Embden versuchte sich in den Mußestunden, die ihm sein kaufmännischer Beruf ließ, auch als Dichter — nur zu recht eifrig zu loben, denn sonst könnte das Unterlassen leicht eine Unreinigkeit in der Ehe hervorrufen. Im „Buch der Lieder" findet sich auch ein hübsches Gedicht, welches diesen Rath an seine Schwester wiederholt:

„Und lobst du meine Verse nicht,
Laß ich mich von die scheiden."

Die geistige Entwicklung Heines und seinen wachsenden Dichterruhm verfolgte Charlotte mit der innigsten und lebhaftesten Theilnahme. War sie früher seine liebevolle Gespielin, so wurde sie nun auch die aufmerksame, theilnehmende und rathgebende Freundin ihres Bruders, an die er sich in allen seinen Lebensnöthen wenden durfte. Zwischen ihm und seiner Schwester gab es keine Entfremdung, wie oft er auch mit den Brüdern und manchmal sogar mit dem Schwager in Zank und Streit gerathen mochte. Stets war Charlotte die treue und liebenswürdige Vermittlerin, die entweder des reichen Oheims Zorn zu besänftigen oder des Dichters Launen zu beschwichtigen hatte.

Und kein schöneres Zeugniß für des Dichters gemüthliche Bruderliebe besitzen wir als das Blatt, welches er in das Album seiner Schwester eingeschrieben:

„Wir können die Menschen füglich in zwey Klassen eintheilen: Itens diejenigen, die uns lieben, Aeus diejenigen, die uns oft und deutlich sagen, daß sie uns lieben.

Mich, liebes Lottchen, kannst Du dreist zur ersten Klasse rechnen. Ich bin Dir herzlich gut, wenn ich auch nicht viel Aufhebens davon mache.

Dein Bruder
Harry Heine."

Wenn Frau Charlotte in ihrem stattlichen, in altpatrizischer Weise vornehm ausgestatteten Zimmer in ihrem Lehnstuhle sitzend den Erinnerungen ihrer Jugend nachgeht, dann ist es vor allem jener Triumphzug, den sie auf einer Badereise in den zwanziger Jahren nach dem Rhein und Süddeutschland gemacht

hat, von welchem sie mit besonderer Vorliebe und mit wahrem Eifer erzählt. Zunächst gab sie bei Immermann einen Empfehlungsbrief ihres Bruders ab. Immermann stellte sie seinen Gästen nur als Madame Embden aus Hamburg vor, aber im Verlaufe des Gespräches hielt er es nicht länger aus und sagte es allen, daß diese Frau die Schwester Heines sei, und nun war des Jubels kein Ende. In Frankfurt a. M. gab Rothschild ihr zu Ehren eine große Abendgesellschaft. Alle waren schon versammelt, als die mit Spannung Erwartete ankam. Der Diener riß die Thür auf und rief mit Stentorstimme, da er ihren Namen vergessen hatte, in den Saal hinein: „Madame, die Schwester Heines!“ Die interessanteste war aber unstreitig jene Bekanntschaft, welche Charlotte Embden in Göttingen machte. Dort lernte sie den Grafen August v. Platen kennen. Aber vorsichtig umging sie alle Fragen nach ihrer Familie, weil sie glaubte, der Name Heine* würde bei dem Dichter keine angenehmen Erinnerungen erwecken. Platen war von ihrer Liebenswürdigkeit entzückt und beschäftigte sie in ihrem Hause. Als er ihr aber beim Abschiede ehrerbietig die Hand küßte, sagte er: „Gnädige Frau, wollen Sie mir eine Frage beantworten?“ Haben Sie je die Bibel gelesen?“

Frau Charlotte sah ihn erstaunt an und wußte nicht, was sie antworten sollte.

„Kennen Sie, meine Gnädige,“ fuhr der Dichter fort, „die Stelle in der heiligen Schrift: ‚Bin ich der Hüter meines Bruders?‘ Seien Sie meiner höchsten Achtung versichert und genehmigen Sie die aufrichtigsten Wünsche für Ihr Wohl. Mögen die Bäder von Schwalbach Ihnen Genesung bringen.“

Charlotte blieb stumm. Als sie ihrem Bruder diese Scene erzählte, wurde Heine ernstlich böse und sagte zu ihr: „Aber, liebes Lottchen, Du hast doch sonst die Zunge am rechten Fleck, wie konntest Du nur schweigen und nicht die Gelegenheit benutzen, ihm sein Unrecht hernach vorzuhalten?“ Die Fürstin de la Roca berichtet, daß Heine zum ersten Male damals seiner Schwester böse war, daß sie ihn aber mit liebenswürdiger Hingebung bald zu versöhnen und das schöne geschwisterliche Verhältniß wieder herzustellen wußte.

Auch in Paris bewahrte er der Schwester seine treue Anhänglichkeit. Man kann sich wirklich nichts Liebenswürdigeres denken als den Brief, den er am 13. Februar 1834, nachdem er aus Hamburg die Kunde von der Geburt eines Kindes empfangen hatte, nach Hause schrieb:

„Liebe Mutter, lieber Max und liebes Lottchen!

Vor anderthalb Minuten erhielt ich den lieben Brief, worin mir unsere glückliche Niederkunft gemeldet wird. Ihr hattet mich also getäuscht, indem Ihr mir sagtet, daß wir erst zum Frühjahr in die Wochen kämen.

Mit tiefem Weh sah ich dem Frühling entgegen. Mein Herz ist jetzt so erleichtert, daß ich vor Freuden tanzen möchte. — Ich umarme Dich, liebes Lottchen und ich sehne mich nach nichts in der Welt mehr, als daß ich die alte Glück' und Dich, die junge Glück und Deine kleinen Küchelchen wohl wiedersehe. Schreibe nur gleich, wie Du Dich befindest. Lebt wohl und behaltet freundschaftlich im Andenken Euren ergebenen

H. Heine.“

In späteren Briefen beklagt er bitter, daß er ohne Nachricht über das Befinden seiner Schwester sei: „Ein Wochenbett ist doch kein gewöhnlicher Zustand, und da gebührt es sich wohl, daß ich etwas von dem Wohlsein meiner Schwester erfahre. Wenn Ihr mich bei so wichtigen Umständen öfters ohne Brief laßt, kann ich wirklich krank werden. Ich habe mir fest und steif vorgenommen, recht wirklich krank zu werden, um mich an Dir wegen Deines langen Stillschweigens zu rächen.“

Die ganze Liebe zu seiner Schwester bekundet sich aber in den Briefen, welche Frau Charlotte als ein theures Andenken in ihrem Schreibtisch neben ihren eigenen Erinnerungen, die sie sorgfältig aufgezeichnet, mit treuer Fürsorge bewahrt. Es sind etwa 120 Briefe, die meisten an sie selbst gerichtet, voll frohen Humor, voll von glücklichem Humor, aber auch voll von bitterem Sarkasmus, voll von tiefer Verstimmung und brennendem Schmerz, je nachdem die Verhältnisse und Lebenslagen waren, in welchen der Dichter sich an seine Schwester gewandt hat. Wie ein Heiligthum thronte die Liebe zu dieser Schwester in seinem Herzen, und keine Verstimmung vermochte sie daraus zu reißen.

* Heine hatte im dritten Bande seiner „Reisebilder“ auf einige Angriffe Platens in überaus scharfer Weise geantwortet.

Als sich die beiden Geschwister im Jahre 1843 wiedersahen, empfanden sie beide eine tiefe und innige Freude. Bei dieser Gelegenheit machte Charlotte die Bekanntschaft von des Bruders Gattin Mathilde und suchte auch mit dieser, so weit dies bei den verschiedenartigen Charakteren möglich war, ein liebevolles und freundliches Einvernehmen herzustellen. In den trüben Tagen, welche dieser Reise folgten, als der Dichter mit seiner Familie wegen der Pension sich entzweite, war Charlotte eine treue Vermittlerin. Aber es gelang ihr diesmal nicht wie früher so oft, den gewünschten Frieden wieder herzustellen.

Nur noch einmal sah sie ihren Bruder wieder; es war im Winter des Jahres 1855, zwei Monate vor seinem Tode. Der Dichter lag schwer leidend in seiner „Matratzengruft“, da trat Charlotte bei ihm ein. Sie litt wahre Qualen bei dieser Zusammenkunft, es war ihr herzzerbrechend, ihren Bruder, den einst so schönen und lebensfrohen Mann, so abgemagert und hilflos wiederzufinden. Und dennoch hatte die starkgeistige Frau die Kraft, ihm diesen Eindruck zu verbergen. „Sie that alles, um seine Leiden zu erleichtern, sie erriethe seine Wünsche, ehe er sie äußerte, sie errieth seine Gedanken, und beide wahlverwandten Seelen verstanden sich, auch ohne zu sprechen. Er fühlte die Nähe seiner Schwester, wenn er auch regungslos und mit geschlossenen Augen dalag.“ So erzählt Charlottes Tochter, die Fürstin Marie de la Roca. Und als Charlotte abreisen wollte, bat sie der Bruder, noch einige Zeit zu bleiben. „Charlotte, wir werden uns nicht wieder sehen!“ wiederholte er beständig. Die Schwester versprach, im Frühjahr wieder zu kommen; die Trennung war eine tiefschmerzliche, und als das Frühjahr kam, da deckte die feuchte Erde des Bruders Grab.

Charlotte von Embden ist seit dem Jahre 1866 Witwe und lebt nur noch ausschließlich den Erinnerungen an ihren großen Bruder. Ein liebevoller, vortrefflicher Sohn, Ludwig Freiherr v. Embden, dem laut testamentarischer Verfügung der Herausgeber des littrarischen Nachlasses von Heine, widmet ihr die zärtlichste Sorge. Und drei glücklich verheirathete Töchter — in Neapel, London und Berlin — schmücken ihren Lebensabend. Noch heute in ihren neunzigsten Lebensjahre hat sie etwas von der Anmuth ihrer Jugend. Schwebenden Schrittes, rascher als manches junge Mädchen, eilt sie durch die Zimmer. Wenn sie in ihre Erinnerungen sich vertieft, erglänzen ihre Augen in jugendlichem Feuer. Sie kann stundenlang sprechen, ohne sich zu erschöpfen, bis ihr treuer Sohn und wahrhaft hingebungsvoller Pfleger Ludwig sie daran erinnern muß, sich zu schonen. Auch etwas von dem Sarkasmus, von dem scharfen Witz des Bruders ist auf sie übergegangen. In ihren jungen Jahren war das Embdensche Haus ein Mittelpunkt edelster Geselligkeit, wo Karl Gutzkow, Franz Liszt, Ludwig Wihl, Fodor Wehl, K. Töpfer, die Familie Affing, Therese v. Bacharacht oft und gern verkehrten. Charlotte entzückte damals wie heute — an der Schwelle des neunzigsten Lebensjahres — alle Besucher durch ihren regen Geist, der sich für alle Fragen der Litteratur und Politik interessirt, durch ihren Witz und ihre Liebenswürdigkeit. Die Stunden, welche ich im Hause der liebenswürdigen Gressin verlebt habe, werden mir unvergeßlich bleiben. Ihre Erzählungen aus dem Leben Heines sind die beste Biographie des Dichters und charakterisiren sein Leben und Schaffen eindringlicher als die gelehrtesten ästhetischen Biographien, über die Frau Charlotte gelegentlich auch mit einem scharfen Witz sich lustig zu machen versteht. Für mich ist, da ich diese Zeilen schreibe, namentlich eine ihrer Erzählungen von besonderem Interesse, deren Eindruck mir niemals schwinden wird.

Auf meine Frage nach dem „Rabbi von Bacharach“ erzählte mir Frau Charlotte zum ersten Mal, daß das Werk keineswegs, wie die meisten Biographen annehmen, ein Torso gewesen, sondern daß Heine dasselbe wirklich vollendet habe! Der Hamburger Tempelprediger Dr. Gotthold Salomon, dessen Heine wiederholt in seinen Briefen gedenkt, habe den Roman gelesen und ihn als das beste Bild des altjüdischen Ghettolebens mit warmen Worten gepriesen. Bei dem großen Hamburger Brande im Jahre 1842 aber ging diese Novelle wie alle übrigen Schöpfungen aus des Dichters Jugendperiode leider in Flammen auf. Er selbst schrieb darüber an Ludwig von Embden: „— daß meine Manuskripte und Schriften ein Raub der Flammen geworden, ist mir ein unersetzlicher Verlust. Diese Manuskripte enthielten die Produkte meiner ersten Jugendkraft, und nie werde ich wieder so

schreiben können. Ich wollte sie liegen lassen, um später, wenn meine Geistesfrische abnehmen sollte, was bei meiner geschwächten Gesundheit nicht unwahrscheinlich ist, von diesem Kapital in meinen alten Tagen zu zehren."

Betty Heine, die Mutter des Dichters, wohnte damals auf dem Neuen Wall, weit von dem Herde des Feuers, das sich aber in den folgenden Tagen immer weiter ausdehnte. Sie siedelte nun zu ihrer Tochter Charlotte nach der Theaterstraße über. Dort lag sie eines Tages schlummernd auf dem Sofa, als plötzlich die Bonne der Kinder schreiend in das Zimmer trat: „Madame, das Feuer hat den Neuen Wall erreicht, wenn Sie noch etwas retten wollen, müssen Sie sich beeilen!"

„Harrys Papiere müssen in Sicherheit gebracht werden," erwiderte die alte Frau rasch. „Sie sind in eine Kiste verpackt, die in meinem Schlafzimmer unter einem Schrank steht. Ich muß selbst hin."

Aber Charlotte wollte dies nicht zugeben. Ohne die Gefahr zu ahnen, der sie sich aussetzte, eilte sie sofort nach dem Neuen Wall, mit dem Versprechen, die Papiere bestimmt zu bringen.

In wahrhaft dramatischer Weise erzählte nun die greise Frau mir das folgende: wie sie glücklich an das Haus gelangt, da erst der untere Theil der Straße brennt, wie sie die Wohnung der Mutter betritt, dort alles erbrochen findet und zwei wild aussehende Menschen im Wohnzimmer bei einer Flasche Wein antrifft. Ohne sie zu beachten, eilt sie flüchtig dahin, wo die Kiste mit den Papieren steht. Aber einer der Arbeiter ist ihr mit einer Axt gefolgt. Unerschrocken wendet sie sich zu ihm: „Schlagen Sie mir die Kiste ein!" In der Hoffnung, darin Kostbarkeiten zu finden, folgt er bereitwilligst ihrem Befehl, ist aber sehr enttäuscht, nichts als beschriebenes Papier in der Kiste zu finden. Charlotte nimmt nun das ganze Packet mit den Manuskripten, schnürt es zusammen und eilt nach dem Hausthur. Aber ehe sie die Straße erreicht, hat sich die Scene plötzlich in entsetzlicher Weise verändert. Das Feuer ist mit rasender Schnelligkeit näher gerückt, ein furchtbarer Sturm ist ihm vorausgeeilt und ein Funkenregen betäubt auch in dieses Haus ein. Jeder Widerstandsversuch ist unmöglich. Ringsum das Gepraſſel der Flammen, das Krachen der zusammenstürzenden Häuser, das Schreien und Rufen von Frauen und Kindern, das Fluchen der Löschmannschaft, ein wildes Drängen und Stoßen, ein besinnungsloses Durcheinander. Sie aber hat krampfhaft das Bündel mit den Manuskripten ihres Bruders fest. Da wirbelt plötzlich eine dichte Rauchwolke durch das Haus, das alles zu ersticken droht, ein funkensprühender Aschenregen verbrennt ihre Kleider; ihre Kräfte verlassen sie, sie fällt in Ohnmacht und wird von einem Spritzenmann auf seine starken Schultern geladen und fortgetragen. Da sie nach einiger Zeit wieder zur Besinnung gelangt, liegt sie auf einer Bank. Ihr Retter ist verschwunden, aber auch das Packet mit Manuskripten hat sie fallen gelassen und verloren. . . .

Einen reichen Schatz von großen und merkwürdigen Erinnerungen wie die oben erzählte birgt Charlotte von Embden in ihrem Geiste. Wohl geordnet liegen in ihrem Kopfe alle diese Erzählungen und Gedanken neben einander. Sie hat nichts vergessen in ihrem hohen Alter von ihrer schönen Jugend, sie hat alles treu bewahrt und, wie sie mir wiederholt versicherte, sorgfältig aufgeschrieben. Aber sie wünscht nicht, daß diese Erinnerungen und jener Schatz der bereits erwähnten Briefe des Dichters bis ihren Lebzeiten veröffentlicht werden.

Nun denn, so wichtig ist uns keine Erinnerung aus dem Leben Heinrich Heines wie seine eigene Schwester, die ja die schönste Blüthe in seinem Lebenskranze war. Möge es der greisen Frau noch lange beschieden sein, in ungetrübter Heiterkeit und Geistesfrische an dem Göttergeschenk hohen Alters sich zu erfreuen!

Auf schwankem Boden.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von **W. Heimburg.**

(1. Fortsetzung.)

Ich schritt der dritten Treppe zu, um in mein Zimmer zu gelangen. Unten hatte ich nichts mehr zu thun; ich sah nur noch, wie der Pfarrer die Gestalt Elisabeths umfaßte und sie über die Stubenschwelle geleitete, dem es war, als wankte sie jetzt unter ihrer Last. Was mochte sie hineintragen in dies stille Haus mit diesem Kinde — an Leidenschaft und Sünde? Mich schüttelte ein Grausen, als ich das Wort wiederholte: „Das Kind eines Mörders und einer Ehrlosen!" — Dachten sie denn gar nicht daran, daß es einen Gott giebt, der die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern?

Ich konnte nicht schlafen; ich öffnete das Fenster und schaute in den Garten; die Nachtigallen sangen, der Mond schien so teuchtend hell, jedes Blättlein verstörend. Er schien auch wohl in die Kerkerzelle des Mannes, welcher die Frau so unsäglich geliebt, der er den Tod gegeben hatte, und in die Fenster unter den meinigen, wo Elisabeth dem Kinde ein Lager neben dem ihrigen bereitete. Es war noch immer leises Kommen und Gehen dort unten, ich hörte es bis herauf.

Dann ward es stiller, und nun vernahm ich leise und doch deutlich die weiche Stimme Elisabeths: „Hermann, ich danke Dir!"

Dann antwortete er laut und bewegt: „Ja, Elisabeth, laß wieder Frieden werden zwischen uns, es ist die höchste Zeit. Dein Kind — unseres — den lieben Jungen, den strafte ich nicht aus Unduldsamkeit oder aus Aerger wegen seines Ungehorsams. Ich hatte Angst, die furchtbarste Angst, daß er sich bei seinem Umhertoben erkalten könnte; Du —"

Sie weinte jetzt ganz laut, und er schloß das Fenster. Auch ich machte das meinige zu.

So etwas vermag auch nur Elisabeth, dachte ich und sperrte das Mondlicht ab durch die dichten Vorhänge. Weich und trübe war es mir zu Sinne. Ich hätte den Muth nicht gehabt. — Welche Fülle von Seelenstärke, welche Selbstlosigkeit und Liebe, welch Gottvertrauen gehört dazu, dieses Kind aus Herz zu nehmen! —

Am andern Morgen sagte ich meine Ansicht klar und offen dem Pfarrer, als wir — es hatte früh gewittert und eine wundervolle kühle Luft wehte — im Garten auf und abgingen. Ich sah an seinem blassen Gesichte, daß auch er gesorgt und gewacht hatte in dieser Nacht.

„Liebe Frau Anna," erwiderte er, als ich ihm bemerkte, daß ich an die Erblichkeit der Charakterfehler und Eigenschaften überhaupt glaube, „wir können nichts weiter thun als unsere Schuldigkeit, und das werden wir mit allen Kräften an dem Kinde thun. Das andere liegt in Gottes Hand. — Elisabeth kam heute früh mit verweinten Augen vom Kirchhofe zurück; ihr Schmerz ist milder geworden, sie lebt wieder, sie ist wieder die Alte mir gegenüber. Ich danke es diesem kleinen Fremdling; Gott segne ihn!"

Ich drückte ihm die Hand, „und segne Sie beide," setzte ich hinzu.

Einige Tage später reiste ich ab. Meine Extrapost rasselte vor das stille Pfarrhaus, und als ich mich noch einmal an der Straßenecke zurückwandte, sah ich Elisabeths feine Gestalt auf der Sandsteintreppe vor der Hausthür stehen, das Kind auf dem Arm, und sie winkten und nickten.

„Sie ist besser als Du," sagte ich einmal wieder wie schon so oft.

Seitdem hatte ich nur Gutes gehört und gesehen von den drei Menschen im Vorndorfer Pfarrhause. Ein überaus liebliches Kind war die Kleine geworden, nicht gerade ein Muster von Artigkeit, wie mir Elisabeth schrieb oder sagte, aber auch durchaus keine Abscheulichkeiten aufzuweisen in ihrem Charakter. Sie hing mit aller Innigkeit an den Pflegeeltern, die sie nur als ihre eigenen kannte. Von dem Vater hatte man nur einmal in der Zeitung gelesen, daß er bei einer allgemeinen Amnestie aus der Gefangnißhaft entlassen worden sei, das war aber schon Jahre her. Er hatte sich nicht bekümmert um sein Kind; vielleicht hatte er erfahren, daß es wohl aufgehoben war, und mochte gedacht haben, daß er nur seinem verlornen Dasein den Frieden ihres Lebens nicht trüben dürfe, kurz — er war einer richtigen Adoption nicht in den Weg getreten und Martha Steinkopf längst das rechtmäßige Kind der Pflegeeltern geworden.

Ich hatte, wie gesagt, den heranwachsenden, wirklich allerliebsten Backfisch in dem kleinen Nordseebade gesehen, hatte mich an der Schönheit und dem lieblichen Wesen des Mädchens erfreut

Photographie von Franz Hanfstaengl Kunstverlag A.-G. in München.

Mutterglück.

Nach einem Gemälde von E. Klimsch.

und sie nach Tantenart gründlich verwöhnt, was Elisabeth in ihrer stillen Weise wirklich kunstvoll abzuschwächen verstand. Sie war sehr fromm damals, die Kleine; über ihrem Bettchen hing ein Christusbild und abends pflegte sie in den langen weißen Nachtkleide vor dem Lager hinzuknieen und laut zu beten.

„Elisabeth," sagte ich einmal, als wir den Strand entlang gingen zur Ebbezeit und Martha und ihr Vater eifrig Muscheln suchend uns weit voraus waren, „wenn sie noch ein bißchen größer ist, ganz unwissen, dann borg mi dat oll Gör mal en beten."

Elisabeth sah mich an. „Nein, lieb' Auntche," erwiderte sie fest, „das paßt für das Kind nicht."

„Warum denn nicht?"

„Nein, denn was Du willst. Du alles liebes Weltkind, das weiß ich: Du willst mit ihrer jungen Schönheit Staat machen. Da gehst Du nach Berlin mit ihr und nimmst sie auf Bälle mit oder gar auf weite Reisen, und überall wird ihr was in den Kopf gesetzt. Nein, Anna, noch ist sie nicht fest in sich, noch lasse ich sie nicht aus den Händen, es wäre gewissenlos."

„Du kannst sie doch nicht einsperren, Elisabeth?"

„Sicher nicht! Thun wir denn das? Sie hat vollauf der Freuden in ihrem Leben. Sieht sie aus, als ob sie entbehrte? Sei nicht böse, Anna, Du ahnst nicht, welch ein Angstkind sie mir immer war!"

„Also doch! — Sei gut, Elisabeth, ich will Dir das Kind nicht verderben," sagte ich gerührt.

„Verlich nich nicht sascht, Anna; mein eignes Kind, ich hätte es Dir auf Jahre gegeben; aber dieses — nein, dieses nicht!"

Dann schrieben wir uns noch oft, bis vor anderthalb Jahren; seitdem bekam ich keinerlei Antwort, und — — — — — —

Ich fahre plötzlich empor aus meinen Erinnerungen und bin wieder in der Gegenwart. Es ist dunkel geworden, noch immer rauscht der Regen auf den Lindenblättern und dem Pflaster. Lieber Gott, was mag aus diesem Kinde geworden sein indeß!

Eben will ich nach Licht klingeln, da klopft es schüchtern, und als ich „Herein" rufe, kommt etwas ganz langsam über die Schwelle, langsam und hustend, und gegen den hellen Hintergrund erkenne ich, daß es ein altes Weiblein ist im Umschlagtuch und weißer Haube.

„Sie kennen mich wohl nicht mehr, Madame, ich bin die „oll Kathrin" aus der Pfarre, wie Sie immer zu mir sagten."

„Ei, Kathrin," rufe ich, „das ist freundlich von Ihnen!" Und während ich die Alte zu einem Stuhl geleite und nach Licht klingele, frage ich: „Woher wissen Sie denn, Kathrin, daß ich hier bin?"

„Das will ich wohl nachher sagen, Madame, muß mich nur erst ein bißchen verpusten." Und sie hustet wieder und holt tief und rasch Athem.

„Sind Sie denn noch in der Pfarre, oll Kathrin?"

„Ach, Gott bewahre mich! Was sollten sie denn noch mit mir altem Kröpel? Nein, Madame, seit einem Jahre bin ich in dem Altweiberspittel, drunten an der Weißgasse, da, Madame, wissen Sie, wo der Todtenkopf über der Thür ist. Die Herrschaft hat mir da eine Stelle verschafft."

Das Mädchen bringt jetzt Licht und sieht ganz verwundert die Alte an.

„Da hab' ich's ja nun gut und kann geruhig leben," fährt sie fort, „wenn man nur den Kummer nicht hätte auf die letzten paar Jahre." Das runzelvolle Gesicht vom „oll" Kathrin drückt jetzt, wo ich sehen kann, eine ehrliche Bekümmernis aus. Sie hat mich scharf ins Auge gefaßt. „Ja, so wie Sie, Madame, sieht sie nicht mehr aus — ganz weiße Haare, und die Augen sind so groß geworden — lieber Gott!"

Ich ziehe mir einen Stuhl heriber zu dem Platz, wo die Alte sitzt, und bitte: „Nun erzählen Sie mir alles, Kathrin."

„Ja, ich will's versuchen, und wenn ich so'n bißchen vom Weg komme, dann hesten Sie mir wieder drauf, Madame, und wenn ich husten muß, nehmen Sie's nicht übel."

„Ei bewahre, Kathrin."

„Sie wissen ja, wie's geschah, daß das Kind in unser Haus gekommen ist. — Ich hab' damals die Hände iberm Kopf zusammengeschlagen, aber die Herrschaft hat's besser gewußt, die haben gedacht, mit ihrer Liebe und Güte und mit ihrem Gebet ziehen sie aus dem wilden Pflänzlein eine schöne Blume. — Ach, Madame, war das ein feines Kind vom Aeußeren, und auch so in seinem Wesen; als wenn sie von Königs abstammen thät, so stand sie unter den andern Kindern, mit denen sie spielte, und es waren die welche drunter vom Bürgermeister und vom Oberförster und wer all denen, die vornehm sind. Und gut ist sie gewesen und schmeicheln hat sie können! ‚Mein herzliebe Kathrin' hat's immer geheißen, wenn sie in der Küche ihr Puppentellerchen voll Milch gewollt hat, oder ein paar Rosinen zum Kochenspielen. Und dann die Klugheit! Was man ihr vorgesagt hat, konnte sie auswendig, aber gleich, und das hat sie denn so hersagen können, so schön, wissen Sie, so mit Handbewegungen. Der Herr Pfarrer hat's nicht schöner machen können auf der Kanzel. Rücken und Tücken hat sie auch gehabt, dann hat's aber Strafe gegeben. Ja, die Frau Pfarrerin ist streng gewesen, obgleich's ihr schwer wurde, man hat's ihr allemal angesehen. Den Herrn Oberpfarrer aber, dem war sie aus Herz gewachsen wie ein eigen Kind.

Wie sie eingesegnet worden ist, da haben alle Leute in der Kirche nur nach ihr geschaut; wunderschön hat sie ausgesehen in den einfachen schwarzen Kleidchen und mit dem goldenen Kreuzchen auf der Brust, gerad so golden wie ihr Haar. Und wie sie da nachher aus der Kirche trat neben der Frau Oberpfarrerin, da hat's allenthalben hinter ihr her gewispert, wie schön sie wär', und der junge Herr Landrath hat den Kneifer ins Auge gethan und sich den Bart gestrichen und hat gesagt: ‚Prachtvoll!' Ich war schon draußen, hab' alles gehört und gesehen, der Frau ihr unwilliges Gesicht und dem Kind sein Erröthen und sein Augenaufschlagen, und da war gerad zum allererstenmal in den schwarzen Augen etwas, das ich noch nicht darin bemerkt hatte, so — ja ich kann's nicht ausdrücken, so eine Art Freude, die mir nicht hat passen wollen zu dem Tage und der Stunde. Und wie ich abends hinaufkam, um in ihrem Stübchen nachzuschauen, ob alles in Ordnung ist, da steht sie vor dem Spiegel und beschaut sich und lächelt sich an. — ‚Herr, Du mein!' rief ich, ‚Martha, was hist Du zu gaffen? S' ist wirklich nichts Absonderliches an Deinem Gesicht, die Nase dertänge und der Mund derquer.' Da hat sie gelacht und ist roth geworden. Ich hab's aber wohl gemerkt, daß da ein Funke in den Zunder gefloogen war, der ganz heimlich weiter geglimmt hat, bis sie in vollen Flammen stand.

Es ist ja nichts Böses, Madame, es ist sogar natürlich, daß ein junges Mädchen sich seiner Lieblichkeit freut; aber bei ihr war's etwas anderes. Die Lust am Beifall der Menschen, die hat sie schon als kleines Kind gehabt; damals war sie glückselig, wenn sie als ‚sehr artig' gepriesen wurde, nun kam aber ihre Schönheit ins Spiel. — Um die Zeit, da bin ich gerad so ein bißchen elendig geworden und die Herrschaft hat mir zur Stütze ein junges Dienstmädchen angenommen, und unser Kind hat sollen mit der die Wirthschaft führen; mir haben sie gesagt, ich solle mich ausruhen, ein bißchen spinnen und Sommers in der Sonne sitzen und mich wärmen. — Die Ernestine, die hat noch wenig verstanden, aber lustig ist sie alleweile gewesen und singen konnte sie bei ihrer Arbeit, als wenn die ganze Pfarre ihr allein gehören thät. Allerlei Lieder hat sie gewußt, die man auch gesannt hat in seiner Jugend, und weil's das Fräulein gern hörte, hat sie immerzort in der Küche gesteckt.

Die Frau Pfarrerin hat nichts darüber gesagt, wenn unser Kind im Garten beim Nähen, oder in der Stube drinnen die Lieder nachsummte; sie hat sich nur immer gefreut über sie. Es war ja auch nichts Unrechtes, Madame; es war nur, daß die Ernestine gar soviel schwatzen durfte mit unserem Kind, das von der Welt noch nichts wußte und verstand. — Der Frau Pfarrerin ihr Bruder hat das Kind gern gehabt, hat es auch wollen heirathen, aber da hatten die Eltern gemeint, es sei noch zu jung, und er solle noch warten. Hätten sie nur das nicht gethan! Mit achtzehn Jahren heirathet doch manche! — Liebe Zeit, Madame, still ist's ja bei uns immer gewesen im Hause, wenn mal eine Gesellschaft war, so hat ein junges Mädchen nicht viel Freude daran gehabt. Lauter ältere Herrschaften, die haben klug geredet und gesprochen, und die Jugend will doch ein wenig Thorheit und Lustbarkeit. Die rothen Bäckchen von dem Kind die sind allmählich blasser geworden, und wenn sie am Fenster saß, dann hat sie mit ganz großen sehnsüchtigen Augen hinausgeschaut, und ein paarmal habe ich sie sommerabends getroffen an der Gartenmauer stehend und auf die Dächer hinunterschauend.

und die kleinen Füße haben den Takt getrippelt zu dem Tanz, den sie da unten aufspielten, und ihre Augen haben voll Wasser gestanden.

‚Kathrin,‘ fragte sie mich einmal, ‚hast Du in Deiner Jugend getanzt?‘ — Na, lügen mag ich nicht; ich hab‘ getanzt und, es ist wahr — schön ist‘s gewesen, besonders wenn man mit einem tanzt, dem man gut ist. Ich hab‘ aber gesagt: ‚Ja, Kindchen, ‘s bringt aber nichts ein als lahme Füße und Herzeleid:‘ und bin rasch davongegangen. — Manchmal hab‘ ich zwar gedacht, es ist doch keine Sünde, das Tanzen! Sie hätten‘s ihr gönnen sollen; aber davon war keine Rede.

Ich neckte sie einmal mit dem Bruder der Frau Pfarrerin, da ward sie aber arg böse und sagte, der sei wie Mehlsuppe, so einen könne sie nicht leiden! Wahr ist‘s, ich hätte ihn auch nicht gemocht, so einen Sanften, Immerfüßen; aber ein guter Mann ist er doch.

Nun ist‘s gerad anderthalb Jahr, da kommt eines Morgens der Postbote und bringt ein Schreiben mit großem Siegel, und darauf tritt die Frau Pfarrerin in die Küche und sagt zu dem Kinde: ‚Der Vater und ich müssen verreisen auf ein paar Tage, ‘s ist wegen einer Familienangelegenheit; Du wirst haushalten müssen, mein Marthchen, ich kann mich ja auf Dich verlassen. Was?‘ Hat das Kind da gebeten: ‚Mutter lieb, nimm mich mit, ach nimm mich mit, es ist so schön in der Welt da draußen, und ich möchte den Rhein so gern sehen, ach so lebensgern sehen!‘ Und sie ist der Frau um den Hals gefallen und hat sie gestreichelt und geküßt: ‚nimm mich mit, ach bitte, bitte!‘ — Hat aber nichts genutzt. Es war gerad im September, das Obst reifte und die Frau Pfarrerin hatte gesagt, das müsse alles gut besorgt werden und das Kind solle brav und lieb sein. Es sei eine Geschäftsreise wegen des Testaments eines verstorbenen Onkels. Sie, die Martha, würde schon mal hinausfliegen in die Welt, vielleicht im nächsten Sommer.

Na, kurz und gut, sie sind allein abgefahren, und das Kind hat ein‘ paar Stunden geweint, dann hat es geträllert; bei ihr war Lachen und Weinen in einem Sack. — Ich sollte nun aufpassen auf das Haus und gut Obacht geben auf die beiden jungen Menschenkinder. Ja, liebe Zeit, Madame, da kommt mir ein Hexen‘schuß, daß ich krumm und lahm zu Bette liege. Das Kind hat mich gepflegt, gut war es, sehr gut; an die drei Tage hat sie sich kaum von meinem Bette gerührt, hat mir vorgelesen und die Kissen aufgeschüttelt und mich lachen gemacht trotz meiner Schmerzen. Eines Nachmittags kommt sie in meine Stube und bringt mir Kaffee; sie sah aus wie eine Rose, ich meine, das ist vom Herdfeuer — sie kochte gerade Eissgsplanmen ein — aber das war‘s nicht, denn sie rief schon von weitem: ‚Kathrin, heut abend mußt Du aber doch mal allein bleiben, ich gehe aus.‘ ‚Bist Du bei Schmidts eingeladen?‘ frage ich; denn die Frau Pfarrerin hat die junge Frau Diakonus gebeten, sich um das Kind zu bekümmern. ‚Ja, freilich, Marthachen, da geh nur; die Ernestine kann mir doch wohl auch mal die Suppe kochen.‘ — Da setzt sie sich an mein Bette und sagt: ‚Nein, alte Kathrin, zu Schmidts gehe ich nicht — wenn Du das wüßtest — wohin? rath‘ mal!‘ — Ich rathe dann die ganze Stadt durch, aber sie schüttelt nur immer den Kopf, und je mehr ich ins Rathen komme, desto mehr lacht sie und endlich sagt sie: ‚Laß nur, Du triffst‘s doch nicht; ich soll mit Mila Krafft ins Theater gehen; vorhin hat Frau Krafft das Mädchen geschickt. Sie ist unwohl und kann ihr Billet nicht benutzen, da wollt‘ sie es mir nun gönnen, weil ich so allein bin.‘

Ich denke, ich höre nicht recht! — Sie kennen Krafft‘s wohl nicht, Madame? Na, das schöne Haus an der Marktecke haben sie und Geld wie Heu und alles scherwenzt hier um sie. Die Mila war noch ans der Schule her mit unserem Kinde bekannt, aber die Frau Pfarrerin hat sie nicht recht gut leiden können, so ein gefallsüchtiges kokes Ding ist‘s gewesen; ganz abweisen können hat sie den Umgang aber auch nicht, und die Martha ist immer ab und zu mal zum Thee hingegangen. ‚Was!‘ rief ich, ‚mit Krafft‘s Mila willst Du ins Theater? Nein, mein Goldkind, mein Püppchen, das erlaube ich nicht!‘ — Sie sah mich ganz starr an. ‚Sei doch nicht häßlich — Kathrin, es wird so ein schönes Stück gegeben, Krawall und Liebe —‘ ‚Na, das wäre das Richtige,‘ ereifere ich mich, ‚Krawall und Liebe, das mag was Sauberes sein; daraus wird nichts!‘ Aber sie hörte mich gar nicht, sie lachte, daß ihr die Thränen aus den Augen liefen, und kniete sich vor mein Bette und schluchzte vor Lachen in die Kissen. ‚Kathrin, ach Kathrin,‘ schreit sie, ‚wie kann man nur so was verstehen!‘ Und endlich, als sie sich beruhigt hat, sagt sie: ‚Du kennst doch den weißen Gipskopf in Vaters Stube auf dem Bücherspind, der, dem Du die Nasenspitze abgestoßen hast mit dem Besen, die ich so schön wieder angekittet habe?‘ — ‚Ja, Kind, was soll denn der arme Heilige dabei?‘ — ‚Aber‘ — und ihr tolles Lachen fängt wieder an — ‚das ist ja Friedrich Schiller, der das Stück geschrieben hat.‘ ‚Nun?‘ frage ich, ‚ist‘s wahr, Kind?‘ — ‚Ganz gewiß, Kathrin‘, und ihre Augen blicken ganz ernst. ‚Und nicht wahr,‘ schmeichelt sie, ‚da kann‘s nichts Schlimmes sein, Kathrin!‘

Na freilich, wenn unser Herr Pfarrer so einen in seine Stube stellt — was konnte ich dagegen thun? Und ich denke, das ist gewiß so‘n Theaterstück von Luther und seiner Käthe, drin lauter liebe Engelein mit vorkommen, und sage: ‚Ja, wenn ich nur wüßte, ob —‘ Aber da wirft sie mir schon die Arme um den Hals und küßt mich auf mein altes Gesicht, so herzlich und oft, daß ich denke, sie thut gerad so feurig, als hätte sie ihren Liebsten zu herzen. Und dann läuft sie davon und kommt erst wieder, als schon die Lampe brennt, hat ihr bestes dunkelblaues Kaschmirkleidchen an und sieht aus wie eine Centifolie so schön.

‚Kind, Dein bestes Kleid!‘ — ‚Ja, Mila sagt, wir sitzen in der Loge, und außerdem ist doch der Fürst zur Jagd da und kommt mit seinen Herren ins Theater,‘ entschuldigt sie sich.

Hab‘ gar nicht gewußt, daß unser gnädiger Fürst so fromme Stücke gern sieht — denke ich — ‚Ade, Kathrin,‘ sagt das Kind, und an der Thür wendet sie sich nochmal, und unter der weißen Kapuze mit Pelzbesatz blitzen die großen schwarzen Augen so reckt schalkhaft zu mir herüber. ‚Kathrin,‘ ruft sie, ‚ich werde den Hofmarschall von Kalb von Dir grüßen!‘ ‚Wen?‘ frage ich, aber sie ist schon fort.

Da aber fängt‘s mich an zu reuen, und so eine unbestimmte Angst überkommt mich. Sehen Sie, Madame, es giebt Ahnungen — lachen Sie mich nur nicht aus! — an dem Abend habe ich gefühlt, daß dem Kind was zustößt, und drunten in des Herrn Pfarrers Stube ist das Bild von der Frau Pfarrerin, wie sie als Braut war, von der Wand gefallen, und in dem Glase ist ein Sprung gewesen. Freilich, es kam auch alles bald genug! — So gegen elf Uhr erst ist die Martha aus dem Theater gekommen; sie hat so recht still in ihr Stübchen hinaufschleichen wollen, ich habe aber gerufen, bis sie hereingekommen ist.

‚Wo bist Du denn so lange geblieben, Kind?‘ frage ich, sie hat aber nicht geantwortet und ausgeschaut zum Erbarmen. — ‚So sprich nur, Kind; ist Dir denn etwas Böses passirt, war‘s denn nicht hübsch?‘

‚Nicht hübsch? Wundervoll ist‘s gewesen.‘

‚Hast Du geweint, mein Täubchen?‘

‚Ach so sehr, Kathrin.‘

‚Um das Gespiele? Liebe Zeit, Kind, das ist doch aber nur Gethue!‘

Sie sieht mich ganz verächtlich an, dann ist sie gegangen mit einem kurzen: ‚Schlaf wohl!‘ Sie war gar nicht wie sonst. In der Nacht aber, so gegen den ersten Morgenschimmer, weckt mich das leise Knarren meiner Thür, und sie kommt in Nachtkleidern an mein Bett und sagt: ‚Ich muß Dich doch was fragen, Kathrin, ich kann nimmer schlafen, ehe ich‘s nicht weiß.‘

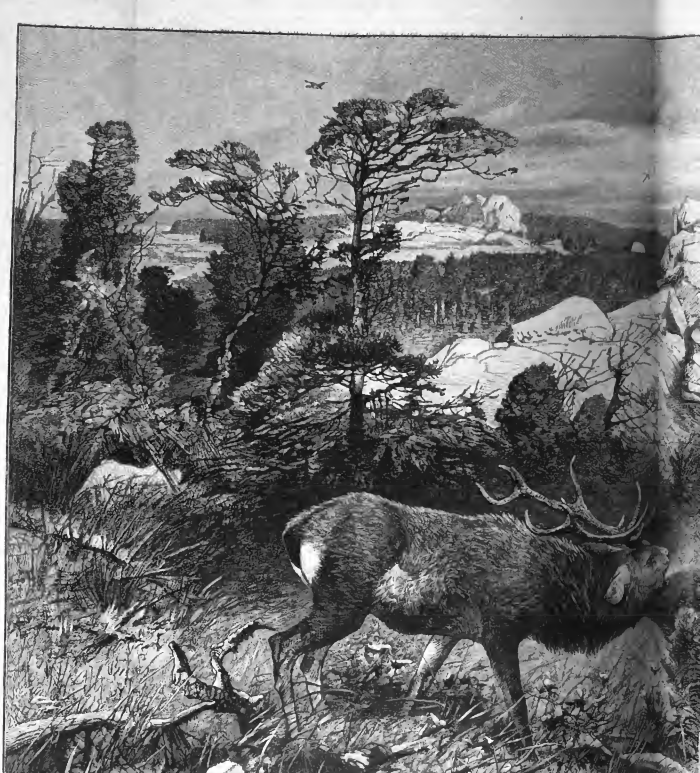
‚Meine Güte, was machst Du für Geschichten?‘ rufe ich, ‚Du willst Dich gewiß erkälten! Erst thue Dir ein Tuch um.‘

‚Es ist nur ganz kurz, Kathrin; ich will nur wissen, ob es wahr ist, daß mein richtiger Vater ein —‘ sie stockt — ‚ein,‘ wiederholt sie nochmals und es will ihr nicht aus der Kehle — ‚daß er meine Mutter erstochen hat?‘

Und das klingt so, als ob einer spricht, der just mit dem Sterben zu thun hat.

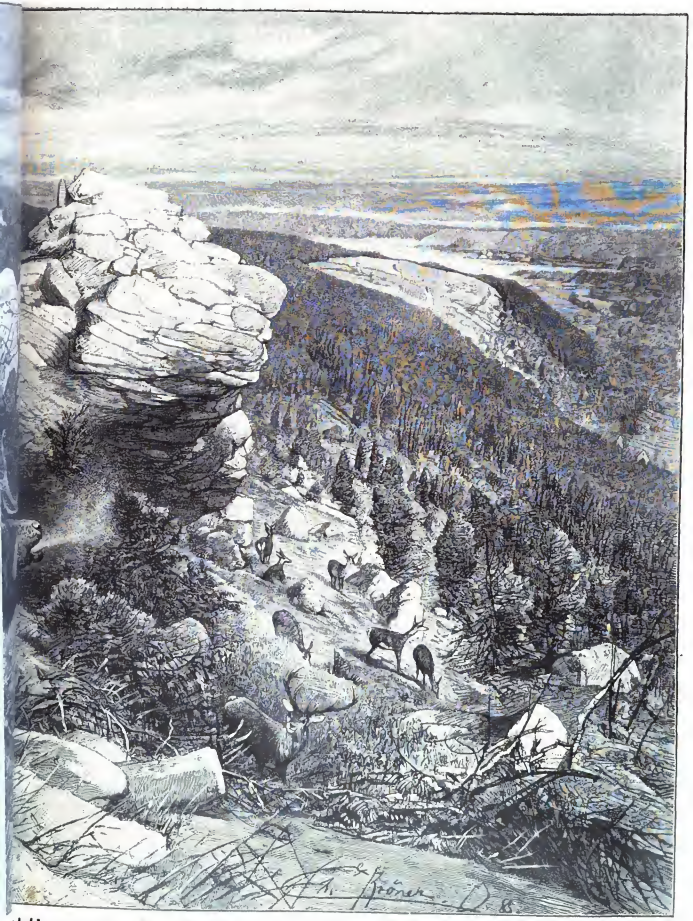
‚Mein Jesus, wer hat Dir so etwas gesagt?‘ schreie ich auf. ‚Ist‘s denn wahr? Ich will wissen, ob es wahr ist!‘ Daß ich ein angenommenes Kind bin, das weiß ich, das haben sie mir schon in der Schule erzählt. Aber —‘

‚Ich weiß es nicht!‘ klage ich in voller Angst, ‚frag die Eltern, wenn sie wiederkommen. Es ist eine Schande, Dir so etwas zu sagen; wer hat das gethan?‘



An den Ahrensklintenklippe

Zeichnung von Chr. Krohn



:klippen im Harz.
r. Kröner.

‚Eine von den Schauspielerinnen, welche die alte Müllern gab,‘ antwortet sie mit sonderbarer Stimme.

‚Wie kamst Du zu den Schauspielerinnen?‘

‚Die Alte hatte mich von der Bühne her schon immer angesehen; ich saß mit Mila und ihrem Vater in der Prosceniums-Loge, und im dritten Akt, wie ich so recht hinsehe und herzklopfen habe vor Angst, was wohl mit dem armen Liebespaar wird, da klinkt hinter mir die Logenthür und eine Stimme ruft leise meinen Namen. Ich stehe vorsichtig auf, um nicht zu stören, weil ich denke, die Ernestine ist's, die mir sagen will, daß Du kränker geworden bist, oder daß die Eltern gekommen sind — da steht draußen auf dem Gange leibhaftig die alte Müllern und sagt, sie müsse mich nach der Vorstellung auf einen Augenblick sprechen, sie wisse, daß ich das Pflegekind sei von dem Pfarrer und sie könnte mir etwas sagen von meiner Mutter; ich sähe ja aus, als sei ich ihr aus dem Gesichte geschnitten. Und da — da haben wir verabredet, Kathrin, daß sie an der Kirche drüben warten soll. Mila und ihr Vater haben mich nach Hause begleitet, und dann habe ich gethan, als ob ich ihnen noch nachschauen wollt', und bin ganz für der alten Müllern entgegengelaufen, die im Kirchenportal wartete. Sie meinte aber, ich sollte auf eine Stunde mitkommen in ihre Wohnung, und weil ich doch so gern — ach so furchtbar gern von meiner wirklichen Mutter was wissen wollte — da — schlt mich nicht. Kathrin! — da ging ich mit.‘

‚Ich schelten, Madame! Ich fand ja gar keine Worte vor Schrecken.

‚Die alte Müllern,‘ erzählte das Kind weiter, ‚war noch gar nicht so alt, als sie die Schminke abgewaschen hatte. Sie wohnt da beim Kaufmann Meyer an der Ecke, ganz oben; sie hat mich in die Arme genommen und immerfort geküßt und geweint und erzählt, sie sei damals dabei gewesen, als mein Vater — — ach, Kathrin — und eigentlich hatte sie mich zu sich nehmen wollen, denn sie sei Mamas beste Freundin gewesen, aber sie habe nur das Bedenken gehabt, was sie als junges Mädchen mit mir habe machen sollen.‘

Und auf einmal fühle ich, wie sich das Kind vor meinem Bette niederwirft und bitterlich, so mit wahrer Inbrunst zu schluchzen anfängt, wie sie gestern gelacht hatte. Und dazu ich alter Krüppel, der sich nicht rühren kann, und dem die Angst bis an die Kehle sitzt!

‚Kathrin, ist's denn wahr, ist's denn wahr?‘

‚Ja, was sollt' ich sagen, Madame? Schweigen ist ja auch eine Antwort. Und wie sie's verstand, da hat auch sie still geschwiegen mit ihrem Jammern. Es war so grad die erste sachte Dämmerung des Morgens heraufgekommen und ich habe gesagt: ‚Geh' zu Bette, mein Kind, morgen sprechs ich mit Dir und dann wirst Du ruhiger; und in das Theater sollst Du auch nicht wieder, und wenn die alte Müllern sich hierherwagt, dann stiegt sie hinaus, daß sie Schuh und Pantoffeln verliert.‘

Sie ist auch aufgestanden und der Thür zugewankt, ohne ein Wort weiter zu sprechen. Aber hingelegt hat sie sich nicht; sie ist da immer auf- und abgegangen in ihrem Stübchen. Gott sei Dank! habe ich gedacht, daß übermorgen die Herrschaft wiederkommt. Ich will doch heute morgen noch die Ernestine zur Frau Diakonus schicken, sie soll das Kind hinüber bitten, das arme Kind! — Wenn der Herr Pfarrer wüßte, daß sie in der Stube einer ‚Müllern‘ gesessen hat —!

Ja, wie der andere Tag anbricht und der liebe Herrgott den Schaden besieht, kommt ein Brief von der Frau Pfarrerin: ihr Mann ist krank geworden in Bonn, und sie muß dahineilen, um das Gesundwerden abzuwarten, denn sie kann ihn nicht vertassen; Martha solle nur ja recht fleißig schreiben, ob sie wohl ist, und der kranke Vater habe so große Sehnsucht nach seinem Liebling. — Martha sieht so merkwürdig aus, als sie den Brief vorgelesen hat, daß ich mich wundere; so gar nicht, als ob es ihr leid thut. Sie hat da mit den Schwarzaugen wie träumend durch das Fenster gestaunt, dem sie gegenüber saß, und nichts gerochet.

Madame, es war ja so leicht für das Kind, mich zu betrügen; ich lag hilflos im Bette, und die Ernestine, dieser Durchgänger, für die war's ja nur so recht nach dem Gusto, das Kind auch zu bestärken in dem, was es that, vielleicht thun mußte. Sehen Sie, Madame, ich habe zwar seit meinem achtzehnten Jahre in Pfarrhäusern gedient, aber das habe ich doch trotz allem Predigen immer gesagt, der Mensch thut, was er muß, aber nicht, was er will; der eine wird regiert von einem Engel, wie die Frau Pfarrerin, und der andere, den hetzt der Leibhaftige. Und die, bei denen schon Vater und Mutter und Großeltern und Elternelter immer nur was mit Engeln zu thun gehabt haben, denen wird's nicht schwer, eben hübsch in der Mitte weiter zu gehen; aber so ein Kind wie unseres, wo alle Sünden schon zur Kindtaufe eingeladen sind, das hätte müssen Riesenkräfte haben, um auf dem Mittelweg zu bleiben; und sie war ein schwaches junges Menschenkind. Ja, ja, Madame, so sag' ich, denn Art läßt nicht von Art.“

„Aber, Kathrin!“ unterbrach ich ihre Philosophie.

„So ist's! Und kurz und gut, Madame, der Leibhaftige hat ihr den Strick um den Hals geworfen, wie ich vorhin sagte, und das Schauspielerblut in ihr, das ist rebellisch geworden. Sie ist heimlich alle Abend in das Theater gerannt, die Billette hat sie von der alten Müllern — sie hieß eigentlich Fräulein Fuchs — bekommen, und wie wir dann nachher gehört haben, ist sie nicht im Zuschauerraum gewesen, sondern immer hinter die Coulissen geschlüpft. Ich habe recht oft gehört, wie sie am Tage so vor sich hinflüsterte, und einmal habe ich sie ganz laut etwas sprechen hören unter meinem Fenster, als sie Birnen aufsesen sollte, und habe mich ein wenig hochgerappelt im Bette und sehe sie da stehen unter dem Baume mit ausgebreiteten Armen; die schönen Bergamotten sind ihr aus dem Schürzchen gefallen, und ganz laut ruft sie: ‚Ich bin gefangen, ich bin in Banden!‘ und dann noch so Achnliches von einem Fischer und einem Nachen, der sie hätte retten können. — Ich hab' wirklich gemeint, sie sei übergeschnappt. Wär' ich nur nicht so elendig gewesen, ich hätt's doch wenigstens hinhalten können, bis die Eltern kamen — aber so —.

Einmal hat's im ganzen Hause gerochen, wie wenn's Festtag wär'; das Kind hat mir auch Waffeln gebracht zum Kaffee und hat gemeint, es sei doch gewiß nicht schlimm, sie habe gerade solchen Appetit darauf gehabt. Eine Stunde später ist's mir gewesen wie Tassenklappern und Sprechen im Hause, der Ernestine hat ganz frech gesagt, es seien nur ein paar Freundinnen vom Fräulein da. Ich mußte es glauben. — Zum Unglück ist zu der Zeit auch noch der Klapperstorch zu Diakonussens aufs Dach geflogen und die haben sich nicht um Martha mehr bekümmern können; so ist denn alles ganz kommod und ohne Störung vor sich gegangen. — Ich freue mich noch eines Tages, als ich das Wochenblatt lese, daß die Schauspieler sich mit einem Gedicht verabschieden, und denke, na, das eine Mal wird's ja nichts geschadet haben, und es ist gut, daß die alte freche Müllern fort kommt. Daß sie mit dem Kinde jeden Abend beisammen gesessen haben, daß sogar der erste Liebhaber, wie sie so einen nennen, in unseres Herrn Pfarrers Stubierstube, die sein Menschenalter kein unsremmes Wort gehört hat, mit dem Kinde Komödienstücke eingeübt hat — du liebe Zeit, davon ließ ich mir ja nichts träumen auf meinem Krankenbette!

Tags vorher, ehe die Bande abzieht, kommt ein Brief aus Bonn, der die Heimkehr der Herrschaft auf übermorgen anzeigt. Hab' ich da aufgeathmet! —

Es war nun schon Oktober, und ich habe der Ernestine gesagt, sie solle Tannenzweige aus dem Walde holen zu Guirlanden und das Haus solle Sandtorte rühren, das ist dem Herrn Pfarrer sein Lieblingskuchen. ‚Ja, ja!‘ hat's gesessen von allen Seiten; und gegen Abend ist das Kind in meine Stube gekommen, der Mond hat durchs Fenster geschaut und ich hab' sie ganz deutlich sehen können, ihr liebes weißes Gesichtel und die goldschimmernden Zöpfe und die großen Augen.

‚Komm her, mein Schäfchen,‘ hab' ich gebeten, ‚setze Dich zu mir! Gelt, Du freust Dich auf die Eltern, setze freust Du Dich?‘

Sie hat sich auch hingesetzt auf mein Bett, wieder mit dem Gesicht nach dem Fenster, aber gesagt hat sie kein Wort.

‚Marthelink,‘ necke ich sie, ‚Du bist so anders als sonst. — Hast etwa einen, den Du gut bist? Gelt, das wird fein, wenn hier und Hochzeit gehalten wird in der alten Pfarre; 's wird auch kommen, wie der heutige Tag gekommen ist.‘

Da hat sie scharf aufgelacht: ‚Mich wird auch einer wollen, das Schauspielerkind, dessen Vater im Zuchthaus gesessen hat!‘

‚Ei der Tausend, Martha, spukt Dir das noch immer im Kopfe? Hat Dir der liebe Gott nicht die besten Eltern von der Welt gegeben?‘

‚Natürlich, Kathrin, ‘s ist bloß das, daß einer immer nur auf seine besondere Art glücklich werden kann.‘

‚Wirst schon auch noch glücklich werden, mein Aepfelchen.‘

‚Das will ich auch, Kathrin!‘ rief sie laut, und in den Augen leuchtet's auf, ‚das will ich auch!‘

Dann hat sie die Arme um meinen Hals geschlungen und gesagt: ‚Gute Kathrin, beteſt Du denn noch immer für mich abends wie früher, als ich noch klein war?‘

‚Ja, mein Käferchen, freilich, immer, jeden Abend.‘

‚Dann thue es auch fernerhin, liebe Kathrin, bitte, bitte!‘

Und dann hat sie mich noch einmal geküßt, und dabei ist mir ein heißer Tropfen auf dem Gesichte zurückgeblieben, und ehe ich mich noch beſinnen kann, iſt ſie fort.“

Die alte Frau ſchluchzt jetzt ganz laut.

„Madame,“ ſtößt ſie hervor, „wie ich's erfuhr von der Erneſtine am andern Morgen, daß ſie mit in die Welt gelaufen iſt, ins Elend hinein, da haben mich Schreck und Schmerz und Angſt ſo gepackt, daß ich noch am ſelbigen Abend in gänzlicher Bewußtloſigkeit gelegen habe; und das hat Wochen gedauert. Ich hab's nicht mit erlebt, was die Eltern ſagten, als ſie das kleine Neſt fanden, ich weiß nicht, wie groß der Aufruhr in der Stadt geweſen iſt, und ob der Herr Pfarrer Schritte gethan hat, um ſie zurückzuzwingen — nichts weiß ich, gar nichts! Als ich wieder klar denken konnte, da lag Schnee auf den Dächern und die Winterſonne ſchien durch die Eisblumen an meinen Fenſtern; und drunten im Wohnzimmer, da ſaß die Frau und ſah auf die Straße hinaus, ganz ſtill und ruhig, und ihr Haar war ſo weiß wie der Schnee da draußen. — Kein Wort des Vorwurfs habe ich gehört, und als ich erzählen wollte, da hat der Herr Pfarrer nur die Hand gehoben und Schweigen gewinkt.“

Eine lange Pauſe entſtand; ich erhob mich und trat zum Fenſter, um es zu ſchließen, denn die Nachtluft wehte kühl herein. Dann blieb ich ſtehen. Ja, ſo ungefähr hatte ich es mir gedacht. Das ererbte Blut, die Luſt an dieſem bald heiteren, bald ſo furcht bar ernſten Vagabundenleben hatte ſeine Rechte geltend gemacht. War denn das ſo wunderbar? Es geht ein Zauber von dem Wort „Theater“ aus, eine Poeſie, die jedes junge Herz einmal berauſcht, und nun gar ein Schauſpielerkind! Die Kunſt! die Kunſt, und wären die Bretter noch ſo erbärmlich, wäre der Tempel auch in einer alten Scheune aufgeſchlagen, die Kunſt hält auch über dieſes Elend ihre Hände und macht es zu etwas Zaubervollem. Ich ſelber hatte ja als Backfiſch einmal Schauſpielerin werden wollen, obgleich ich die Jünger und Jüngerinnen Thaliens nur ein einziges Mal in der Schenke meines heimatlichen Dorfes geſehen hatte, wo ſie „Minna von Barnhelm“ aufführten. Der Abend ſteht mir noch heute als einer der ſtimmungsvollſten meines ganzen Lebens in Erinnerung. — Arme kleine Martha, mußteſt Du wirklich, wie oft Kathrin ſagt? Arme Eliſabeth, die einſam blieb auf ihre alten Tage, deren Liebesmühe ſo verloren war!

Ich ſenkte den Kopf gegen die kühle Fenſterſcheibe und biß auf mein Taſchentuch, um nicht laut zu ſchluchzen.

Da räuſpert es ſich hinter mir. „Madame,“ ſagt oll Kathrin, „nun möcht' ich nur noch fragen, wollen Sie dem Kind denn nicht ein paar gute Worte gönnen? Sie hat's gebört, daß Sie hier ſind, und meint, Sie kommen ihr helfen — ſie hat nicht nachgelaſſen, bis ich — “

„Wie?“ frage ich athemlos, „Martha iſt hier?“

„Ja, mit den Schauſpielern; droben in der Manſarde, Madame. Deshalb kam ich ja zu Ihnen!“

Ich ſtehe ſprachlos da, während die Alte ſchüchtern fort fährt: „Das arme Ding meint, der Herr Direktor würde auf Ihre Fürbitte erlauben, daß ſie hier nicht aufzutreten braucht — “

„Hier ſoll ſie ſpielen? Mit dieſer Truppe iſt ſie hier?“

„Ja, Madame.“

Ich fange an, im Zimmer auf- und abzugehen.

„Um Gotteswillen, das darf Eliſabeth nicht erleben! — So rufen Sie ſie,“ ſage ich; „wie nennt ſie ſich jetzt?“

„Wie ihre Mutter hieß — Tosca von Korinska. Ach, ſehen Sie, Madame — “

„Schon gut, Kathrin; holen Sie Frankein Tosca von Korinska!“

Die alte Frau geht. Sie mag wohl mein aufgeregtes Weſen für Stolz halten, während es einfach Verlegenheit iſt — wie ſoll ich die behandeln, die mir jetzt gegenübertreten will? Ich habe ſie einſt in den Armen gehalten, ſie geherzt und geküßt, ſie meinen Liebling, mein ſüßes Kind genannt; wie nun, nachdem ſie Verrath an der Frau geübt, die mir ſo theuer iſt wie eine Schweſter? — Ich ſchelte und laſſe noch eine Lampe bringen, denn ich will ſie genau ſehen, und gehe dann wieder im Zimmer auf und ab; es dauert eine Ewigkeit, bis ſie kommt.

Endlich klopft es, und auf mein „Herein!“ öffnet ſich langſam die Thür und eine Erſcheinung tritt über die Schwelle, die ich kenne, die ich geſehen habe vor Jahren dort unter der Linde inmitten der ſingenden Studenten — nur ſchöner noch und jugendlicher iſt die, die ich heute ſchaue! Wir ſtehen uns ſtumm gegenüber. Sie hat den Blick zu Boden geſchlagen und ſieht ſehr bleich aus. Sie trägt ein gelblich weißes Kaſchmirkleid — offenbar hat ſie erſt Toilette gemacht — wie ſie es wohl in modernen Luſtſpielen auf der Bühne benutzt. Es hat billige geringe Spitzen an Hals und Aermeln und ſieht aus, als wäre es vor ein paar Minuten aus der Kleiderliſte hervorgezerrt worden, ſo zerdrückt iſt es. Die goldigen Haare aber liegen noch mit dem nämlichen einfachen Scheitel um den ſchön geformten Kopf, und die zwei prächtigen Zöpfe hängen noch ebenſo über den Rücken herunter wie damals, als ich die „kleine Martha“ am Meeresſtrand ſah und meine Freude an ihr hatte. In einem ſonderbaren Gegenſatze ſtand dieſe ländlich einfache Haartracht zu dem modernen billigen Kleiderſtand.

Das iſt Martha Steinkopf!

Ich weiß nicht recht, was ich aus ihr machen ſoll. Halb Theaterdämchen, halb vornehme Erſcheinung — halb Weib, halb Kind. Wie alt iſt ſie denn eigentlich? Richtig, zwanzig Jahre; das Köpfchen aber wie das einer Sechzehnjährigen! Mir wird ganz wunderlich vor dieſem Räthſel.

„Tante Anna,“ klingt es endlich zu mir herüber.

Ich kann nicht antworten. Wie es ſtill bleibt, ſchlägt ſie die Augen auf, in denen Thränen funkeln; ein flehender zärtlicher Ausdruck liegt auf ihrem Antlitz.

„Martha,“ ſage ich, mit Gewalt die Rührung bekämpfend, die mich bei dieſem Bilde überkommt, „ich hatte mir unſer Wiederſehen anders gedacht —“

„Ach, Tante Anna — wenn Du wüßteſt —“

„Sehe Dich und ſage mir, was Du von mir willſt!“

„Tante Anna,“ beginnt ſie haſtig, „ich kann hier nicht ſpielen, ich glaube, ich würde wahnſinnig darüber; ich ertrage den Gedanken nicht, daß die Dornbverſer in Strömen kommen, um Pfarrers Martha auf den Brettern zu ſehen. Ich kann nicht ſpielen in der Erinnerung an den Vater und die Mutter, an die unſchuldige ſelige Kinderzeit — ich — kann nicht!“

Sie hat die Hände vor das Geſicht geſchlagen und weint.

„Tante Anna, um der Mutter willen geh' zum Direktor — Du biſt ja reich — kaufe ihm mein Spiel ab — ich kann nicht!“

„Du biſt ja nicht mehr Pfarrers Martha, armes Kind —!“

„Ja,“ ruft ſie, „hier bin ich es, in der Erinnerung! Ach, Tante, jeder Stein hier kennt mich, jeder Baum im Walde und jedes Fenſter in den Häuſern ſchaut mir vorwurfsvoll ins Auge, ach — und die Menſchen! Und, Tante, wenn der Vater das lieſt, was morgen auf dem Zettel ſteht! — Tante, ſie dürfen nicht ausgetragen werden!“

„Was ſteht denn darauf?“

Sie reicht mir mit zitternder Hand ein Theaterprogramm: Fauſt — — Margarethe . . — — wiederum drei Punkte, und ich leſe:

„Die talentvolle junge Tragödin dürfte dem hochverehrten Publikum unſerer kunſtliebenden Stadt nicht unbekannt ſein. Sie hat noch vor anderthalb Jahren in dieſen Mauern geweilt als gehegtes und geliebtes Pflegekind eines unſerer erſten Mitbürger. Die Liebe zur Kunſt, die ihr angeboren — ſie iſt die Tochter jener unvergleichlich ſchönen jungen Schauſpielerin, die vor Jahren hierſelbſt durch die Hand ihres eiferſüchtigen Gatten einen raſchen Tod fand — trieb ſie aus dem friedlichen, aber eng begrenzten Kreis. Wie faſt jedes bedeutende Talent mußte auch ſie Feſſeln brechen, ehe ſie zur Freiheit gelangte, aber herrlich hat es ſich gelohnt ꝛc. ꝛc.“

Es war noch eine lange Litanei.

„Wo iſt der Direktor?“ frage ich.

„Ich will Dich hinführen, Tante Anna — ach, ich danke Dir!“

Ich muß eine schlecht beleuchtete Treppe hinaufsteigen, die mir nur zu genau bekannt ist. Auf den Stufen begegnen uns zwei Herren. Ein kleiner, jovial aussehender, beleibter Mensch ruft, ohne sich durch mich beirren zu lassen: „Ah, die Pfarrerstochter in Weiß! Wohin denn, mein Täubchen? Wieder zum Allen? Laß Dich nicht blicken bei ihm, er ist rasend wüthend auf Dich!“

Der andere, ein schlanker, hochgewachsener junger Mann, dessen Gesicht, soweit ich's beurtheilen kann bei dem Dämmerlicht, einen idealen Typus zeigt, ungefähr wie Byrons Porträt aus seiner Jugendzeit, ist, den Hut in der Hand, zurückgetreten und läßt uns vorüber.

„Sei nicht so thöricht, Martha,“ murmelt er, und seine Augen blicken sie zürnend an.

„Ist er oben?“ fragt sie anstatt der Antwort.

Er nickt kurz und fixirt mich mit einem kühlen, fast feindseligen Blick. —

„Wer sind die beiden, Martha?“

„Der Kleine — unser Komiker.“

„Und der andere, Martha?“

„Der erste Liebhaber,“ stottert sie.

„Und die duzen Dich?“

Sie wird glühend roth. „Wir duzen uns alle unter einander,“ sagt sie, „das ist so Sitte.“

Im nächsten Augenblick stehe ich vor dem Gestrengen in der kleinen Mansardenstube; sie ist draußen geblieben.

„Meine Gnädigste,“ erwidert er auf meine Bitte, „Sie wollen doch nicht verlangen, daß — aber Gnädigste können ja unsere Verhältnisse nicht beurtheilen! Stellen Sie sich vor, es regnet morgen, dazu spielt Fräulein Martha Steinkopf, die durch verschiedene Vorkommnisse in hiesiger Stadt ein riesiges Interesse erregt, erregen muß; was ist die Folge? Ein ausverkauftes Haus —! Meine Gnädige, gerade so gut könnten Sie zu einem Landwirth sagen, er solle aus irgend einem unvernünftigen Grunde sein Heu nicht einfahren lassen, obgleich die Sonne scheint.“

„Ich biete Ihnen Ersatz, Herr Direktor.“

Er sieht mich lächelnd an mit den halbverschleierten grauen Augen. Er sieht da wie eine sehr schlechte Nachäffung von Friedrich Haase in irgend einer Lustspielrolle, die linke Hand unter der Weste verborgen, die andere auf den Tisch gestützt. „Ich bin ander Stande, den Schaden auch nur annähernd zu berechnen, der mir erwachsen könnte, gnädige Frau; auch hätte ich mit dem besten Willen keinen Ersatz für eine derartige Rolle. Gnädige sollten uns die Ehre schenken und sich das Spiel der Kleinen ansehen.“

„Danke sehr! Wenn Fräulein Tosca nun aber krank wird, wie dann, Herr Direktor?“

„Ah, meine Dame, das sind abgebrauchte Witze. Sie kann sechs Wochen hindurch nicht jeden Abend einen Krampfanfall vorgeben; einmal muß sie hier zuerst an die Lampen, und — je eher, je besser. Außerdem war ich bereits beim Kreisphysikus und sagte ihm für einen derartigen Fall Bescheid. Lassen Sie sie nur getrost hier spielen; später, wenn durchaus Ihr Herz nach Fräulein Tosca von Korinska verlangt, will ich sie Ihnen ohne Entschädigung überlassen.“

Er lacht und zieht die Uhr und legt einige Broschüren von einem Platz des Tisches auf den andern.

„Was soll das heißen?“ frage ich.

Er zuckt die Schultern. „Daß im Leben nichts aus ihr wird,“ sagt er geringschätzig, „kein Funke von Talent, kein Feuer, nicht eine Ahnung davon, wie sie sich zur Geltung zu bringen hat.“

„Sie wäre ganz unbefähigt?“ frage ich athemlos.

„Ganz,“ erwidert er. „Es ist ja auch nicht anders möglich; das ursprüngliche Talent ist erstickt in den frommen Tabakswolken der pfarrherrlichen Studierstube. — Nichts Halbes — nichts Ganzes gar nichts! Knixfrancdenmanieren statt naiver Frische, und bei tragischen Scenen ein Bestürzungsgesicht; ganz unmöglich für die Bühne, rein unmöglich! Die Mutter, der sie so ähnlich sieht, ja, da war Rasse drin! O, das wäre ein Stern ersten Ranges geworden!“

„Aber, Herr Direktor, wenn dem so ist — “

„Hier muß sie spielen, Madame, ihr Vertrag läuft bis Johanni, und hier füllt ihr Name das Haus derartig, als wäre sie irgend eine große Berühmtheit.“

„Wenn Sie, Herr Direktor, auf meinen Wunsch eingehen und den Vertrag sofort lösen, zahle ich Ihnen dreitausend Mark,“ sage ich kühl. „Sie können mir Ihre Entscheidung bis heute abend zukommen lassen. Leben Sie wohl!“

Es kommt mir vor, als sei die ehrfurchtsvolle Verbeugung des Mannes kein übles Zeichen. Er geleitet mich bis zur Thür und sagt: „Hab' die Ehre, Frau Baronin — aber — ich würde ja sehr gern gefällig sein —“

„Leben Sie wohl, Herr Direktor!“

Sie sitzt draußen noch auf der Treppe, auf dem nämlichen Platz, wo ich das erste Mal ein kleines süßes Kind gesehen habe. „Komm mit in mein Zimmer!“ bitte ich. Dort unten spreche ich: „Ich hoffe, er besinnt sich, Martha; laß den Kopf nicht hängen. Uebrigens, man kann Dich doch unmöglich an den Haaren an die Bühne ziehen. Wie gesagt, ich denke, er giebt Dich frei, wir Du fährst dann morgen früh mit mir fort. Und hör', mein Deern, im Gedenken daran, daß Du meiner Elisabeth treu warst, werde ich Dich zu mir nehmen, natürlich in der Voraussetzung, daß Du — der Direktor sagt mir, Dein Vertrag läuft bis zu Johanni —“

Ich breche auf einmal ab. Des Mädchens Hände in niedergesunken, funkelnd treffen mich die schwarzen Augen.

„Ich will nicht,“ sagt sie barsch, „denn ich liebe meine Kunst, ich liebe sie über alles! Bei dieser Truppe wäre ich wie so nicht geblieben, ich gehe an das fürstliche Theater zu Se. Durchlaucht selbst hat mir das Versprechen gegeben, daß ich angestellt würde.“

„Kind!“ schreie ich entsetzt, „worüber Du denn nicht, was heißt, bei diesem Fürsten in Gunst zu stehen?“

„Nein,“ erwidert sie, „Durchlaucht ist hinter die Coulissen gekommen, hat mich gelobt und mir versprochen, daß —“

„So sehr gefiel ihm Dein Spiel?“ frage ich ironisch.

„Ja!“ sagt sie stolz, „und ich weiß, ich habe gut gespielt an jenem Abend. Nein, Tante,“ fährt sie fort und will mit gefalteten Händen vor mich hin, „denke nicht, daß ich meinen Beruf verachte — ich schwärme für ihn, ich möchte ihm nicht entsagen um allen Lugus der Welt, den ich bei Dir haben würde, um die Güte nicht, mit der Du mich duldest, ich bin mit Leib und Seele Künstlerin. Nur hier, hier kann ich nicht frei, ich weiß es, ich würde wie gelähmt sein. Ach, Tante, erbarme Dich was soll ich beginnen, ich kann das den Eltern nicht anthun.“

„Und konntest ihnen doch weit Schlimmeres anthun!“ unterbreche ich streng. „Weißt Du, daß Deine Pflegemutter in Melancholie verfallen ist, und daß Dein Vater, der Dich wie ein eigenes Kind an sein Herz genommen hatte, ein gebrochener Mann geworden ist?“

„Ach, Tante, ich will mein Leben hingeben, um es wie gutzumachen, aber nicht meine Kunst!“

Ich zucke die Achseln; was soll ich sagen?

„Du bist böse auf mich, Tante,“ stammelt sie. „Du glaubst nicht an meinen Beruf!“ Und mit thränenerstickter Stimme fährt sie fort: „Ich habe ja auch Stunden, in denen ich vor Sehnsucht nach den Eltern sterben möchte, nach dem alten traulichen Hause. Wie oft bin ich im Traum darin! — Tante, verdenke mich nicht ganz; sage es den Eltern, ich sei gut geblieben, wolle lernen und streben. Und wenn ich zu der Stufe gelangt bin, die ich mir vorgesteckt habe, dann will ich kommen und Euch alle um Verzeihung bitten. Tante, es kann doch jeder Stand ehrenwerth sein!“

Sie ist mir etwas näher gekommen und macht eine Bewegung als ob sie ihren blonden Kopf an meine Schulter schmiegen möchte, um „Tantting, goldenes Tantting“ zu sagen wie einst. In ihr großen forschenden Augen liegt etwas wie Heißhunger nach Zärtlichkeit und Liebe, aber sie wagt nicht, mich zu berühren; ziehe sie endlich zu mir heran und streichle sie, und da fängt sie an zu weinen.

Sie ist so jung noch, so voller Ideale; noch liegt ein Hauch der frommen Kindertage über ihr, als sie auf des Vaters Knieen und die Bilderbibel besah und die Mutter ihr die kleinen Finger an die Stricknadeln steckte; noch liegt er über ihr, einer Zeit wie duftiges echtes Schamgrotz auf einem Weihnachtsapfel aber wie lange noch?

„Geh wenigstens nicht nach D. an das fürstliche Hoftheater, Martha,“ sage ich rauher, als ich gewollt, „ich meine es gut Dir. Lieber bleib bei Deiner Wandertruppe!“

Das Parkhaus am Hollersee im Bremer Bürgerpark.
Zeichnung von Carl Grothe.

Sie fährt empor. „Tante, denkst Du, ich genüge nicht?“ „Deshalb nicht! Die Damen, die sich dort engagiren lassen, sind — nun, ich möchte Dich nicht mit ihnen in eine Linie gestellt wissen.“

Sie ist ein Weilchen still, wie erschreckt. „Ach, Tante,“ antwortet sie dann, „jetzt verstehe ich Dich; aber sieh, ich bin dagegen gefeit. Daß man über mich spricht, muß ich mir gefallen lassen, ich trat ja an die Oeffentlichkeit; aber ich wünschte nur, ich könnte Dir sagen, welch einen starken Schutz ich habe durch das Andenken an die Eltern, und außerdem —“

„Denke daran, was Emilia Galotti sagt, als sie von ihrem Vater den Dolch erbittet, um sich zu tödten.“

„Ja, Tante, ich habe die Emilia gespielt, aber Du weißt nicht, Tante —“ Sie ist purpurroth geworden und sieht zu Boden, dann schlingt sie wieder den Arm um meinen Hals und küßt mich, als wollte sie mit diesem Kuß gewaltsam ein Geheimniß zurückdrängen, das ihr schon auf den Lippen schwebte. „Tante,“ flüstert sie endlich, „ich wollte, Du könntest mich einmal spielen sehen; ich weiß, Du hast ein Urtheil.“

„Ich will Dich nicht sehen, Martha, es thut mir zu weh. Aber nun Gott behüten, ich bin müde.“ Sie hat wieder so einen flehenden zärtlichen Ausdruck in den Augen; sie küßt meine Hand und verläßt das Zimmer. In der That, ich fühle mich kaum noch fähig, zu sprechen.

Wie sie fort ist, nehme ich mein Tuch. Ich muß noch Luft schöpfen. Der Garten hinter dem Hause wird leer sein bei dem Wetter, freilich, es regnet noch. So benutze ich die Kegelbahn als Wandelgang, denke ich. — In den dunklen Gärtchen ist es wirklich völlig einsam, wunderbar duftet der Flieder, die Luft legt sich wohlthuend kühl auf meine heiße Stirn. Allmählich gewöhnen sich die Augen an die Dunkelheit, ich erkenne deutlich die Tafel an der Wand der Kegelbahn, in der ich auf- und abgehe, erkenne die Baumpartien und die schwarze Masse der Häuser oberhalb des Gartens, der terrassenförmig aufsteigt; das große hohe Dach dort muß das Pfarrhaus sein.

„Arme Elisabeth!“

Ich bleibe am Ende der Bahn stehen, lehne mich an eine der schmucklosen Holzsäulen, die dem Gebäude einen hallenartigen Anstrich verleihen sollen, und schaue hinauf. „Arme Elisabeth!“ wiederhole ich. Wie lange ich da meinen Gedanken nachhänge, weiß ich nicht, da höre ich Schritte und Flüstern, das leidenschaftliche, unverständliche Sprechen einer Männerstimme zunächst. Jenseit des Bosketts müssen sie stehen, die da mit einander reden. Nun antwortet eine Frauenstimme — das ist Martha. — „Quäle mich nicht so furchtbar!“ sagt sie eben, und ihre Stimme klingt müde.

„Ich Dich quälen?“ fährt er auf, „Du quälst mich und Dich! Glaubst Du, es sei schön für mich, Dein Schwanken anzusehen, zu merken, daß Du am Lieblosen noch heute abend mit bloßen Füßen und Asche auf den Haaren in die Pforte flüchten möchtest? Geh doch, geh, aber rede nie wieder davon, daß Dir die Kunst heilig ist; lege nie wieder Deine Arme um meinen Hals und sage mir, daß Du jetzt erst wüßtest, was Leben heißt, jetzt wo Dir das Heiligthum der Kunst erschlossen, jetzt — wo Du liebst. — Geh hin in die alte Stickluft und stäube die Bücher ab in der Studierstube Deines Vaters und setze Dich dann fein sittsam an das Fenster und ziehe die Faden durch die Leinwand! Versuche, wie das Leben Dir wieder gefällt in dieser Beschränktheit, nachdem Du goldene Freiheitsluft geathmet; ich sage Dir, Du wirst das elende Weib beneiden lernen, das mit dem Leierkasten von Ort zu Ort zieht.“

„Ich liebe Dich ja, Waldemar, und ich liebe meine Kunst; Du weißt am besten, wie sehr. Nur hier, hier — glaube es mir, ich kann hier nicht spielen!“ vertheidigt sie sich weinend.

„Du kannst nicht?“ braust der Mann auf; „Du willst nicht, sage es gerade heraus! Wenn ich Dir glauben soll, daß Du mich liebst, so beweise es, indem Du durch Dein Auftreten der ganzen Welt zeigst, daß Du auf einer höheren Stufe stehst als auf der einer philisterhaften Engherzigkeit, daß es Dir Ernst ist um Deinen Beruf, daß Du eine wahre Künstlerin bist. Zeige es ihnen durch Dein Spiel; stolz tritt ihnen entgegen, und sie werden Dir zujauchzen.“

„Waldemar, Du hast ja taufendmal recht,“ sagt sie — „aber die Eltern —“

„Nun, ist etwa ein Pfarrer nicht auch ein halber Schauspieler?“ fragt er bitter, „kritt er nicht vor das Publikum und redet dasselbe an wie Du und ich, wie allabendlich Tausende von Künstlern? Wo ist da ein Unterschied? Ist die Bühne nicht ebenfalls ein Erziehungsmittel für das Volk, sogar wie die Kanzel? Wollen nicht die großen Geister, die unsere Dramen gedichtet haben, das Sittliche, das Gute im Menschen wecken? Wie, Tosca? Was hast Du darauf zu sagen? Wirst Du am Königlichen Schauspielhaus in Berlin angestellt, jubelnd Dir allabendlich Tausende zu, so würden Die die Pfahlbürger hier die Pferde ausspannen und Deine Pflegeeltern sieht Dich segnen. Aber Du schämst Dich des kleinen Anfangs, der unter ziehenden Truppe, und vergißt, daß der Weg zum Gipfel des Ruhmes über Dornen und Disteln geht. Deine Begeisterung, Deine Kraft reicht nicht aus. Gehe hin zu Deiner Gönnerin, die Dich dem Direktor abkaufen will, lasse Dich von ihr zurückziehen in das träge Wasser, dem entronnen zu sein Du so glücklich warst, vergiß, was Du erlebt hast, und kümmere Dich nicht darum, was aus mir wird! Ich muß mich schon ohne —“

Hastige Schritte eilen jetzt den Weg entlang. Dann ein Schrei, so recht aus einem armen gequälten Herzen heraus: „Waldemar, gehe nicht!“

Eine lichte Gestalt fliegt hinter dem dunklen Gebüsch dem Manne nach, und im nächsten Augenblick hält sie ihn, nicht den Schritte von mir, unsthlungen, wortlos, schluchzend.

„Du bleibst bei uns?“ fragt er drohend und zärtlich zugleich, während ich mich, so sehr ich kann, in das tiefste Dunkel hinter die Sänle drücke.

„Ja, ja!“ schluchzt sie.

„Bei mir, Tosca?“

„Ja — immer!“

„Und Du spielst morgen?“

„Ja!“ schreit sie auf, „weil Du es willst!“

Da hebt er sie ungestüm empor und küßt sie, als wolle er sie ersticken, und in förmlichem Sturmschritt eilt er mit seiner schönen Last an mir vorüber. Ich höre die Gartenpforte zuschlagen, und nun ist's ganz still um mich her. Ich fasse mich an die Stirn und schüttele den Kopf. Will sie — wird sie wirklich spielen? Aber freilich, wie die Sachen liegen — o, dies unselige Kind!

Jetzt klingen die Töne eines schrecklich verstimmten Klaviers aus dem Gartensaal an mein Ohr, zu denen eine gar nicht übe Tenorstimme singt. Es ist das kleine traurige Lied Ophelias:

„Verlassen, verlassen, verlassen bin i —“

Unfähig, es weiter zu hören, kehre ich in das Haus zurück und in mein Zimmer.

Auf dem Tische vor der brennenden Lampe liegt ein Schreiben. Ich öffne es und muß lachen beim Lesen. In ausgesucht ortigen Worten theilt der Direktor mir mit, daß er eventuell geneigt sei, Fräulein Korinska zu diesversion, falls die gnädige Frau gewillt wäre — und nun kommt eine Forderung, die an Unverschämtheit nichts zu wünschen übrig läßt.

Nun, Martha hat ja entschieden, diese Angelegenheit ist erledigt. Freilich weiß ich von ihr selbst nichts, ich habe nur gelauscht, und ich will doch den Beweis geben, daß ich alles zu thun bereit bin, um sie — Elisabeths wegen — von einem Auftreten hier loszukommen. Mit dem Briefe in der Hand erklimme ich noch einmal die Treppe zu dem obern Stock. Die erbärmliche Flurlampe ist im Erlöschen, und ich habe Mühe, die Thür der Mansardenstube zu finden, die Martha bewohnt. Ohne weiteres drücke ich die Klinke auf und trete ein. Das Mädchen sitzt halb angekleidet auf dem Rande ihres Bettes und hat das Haar aufgestochten, um es durchzukämmen. Sie erinnert mich in diesem Augenblick so lebhaft an das reizende Kind von ehedem, wenn es mit den aufgelösten goldenen Wellen vom Badestrand kam und Elisabeth mich haftig am Kleide zupfte, sobald ich meiner Bewunderung über diesen Anblick Worte geben wollte.

„Tante!“ ruft sie verlegen und springt auf.

„Nun, Kind, ich bringe Dir etwas Gutes,“ sage ich, „der Direktor läßt sich auf Unterhandlungen ein — Du brauchst nicht zu spielen.“

Sie hat ihr weißes Kleid hastig vom Stuhle gerämmt und hängt es auf. Als sie mir jetzt wieder ihr Gesicht zuwendet, ist es dunkelroth, und ihre Augen blicken an mir vorüber. „Ach, Tante,“ ist alles, was sie äußert; sie will sprechen und vermag es nicht. Ich kann den Kampf ihrer Seele in dem zuckenden Gesicht erkennen.

„Nun, Martha?“ frage ich, „hast Du mich verstanden? Du brauchst nicht aufzutreten; wir haben es ganz in der Hand.“

Sie senkt den Kopf und windet die Hände ineinander.

„Tante,“ klingt es kaum vernehmlich an mein Ohr, „verzeihe, daß ich Dich bemühte — ich habe es mir anders überlegt, ich werde spielen.“

„Du willst spielen, Martha? Woher kommt diese rasche Sinnesänderung?“

Ihre blassen Lippen bewegen sich, aber sie bringt kein Wort hervor.

Ich wende mich kurz zum Gehen, da hält sie mich am Kleide fest und kniet vor mir nieder. „Tante, geh nicht so — geh nicht so — ich muß spielen; frage mich nicht — ich muß!“ Ganz verzweifelt ruft sie es, und mit nachzuckend auf den Knieen, fährt sie athemlos fort: „Ach, verdamme mich doch nicht, ich kann ja nicht anders, ich muß spielen. Es war so unrecht, daß ich mich weigerte, sie müssen es ja alle sehen, daß ich nicht in abenteuerlicher Lust davongelaufen bin, daß ich meinen Beruf ernst nehme. Ganz oder gar nicht,' meint der Vater immer. Ach Gott, was soll ich nur noch sagen, damit Du mir vergiebst!“

„Besinne Dich, Martha; Du schenktest mir ja immer Vertrauen.“

Wieder fliegt ein dunkles Roth über das thränenfeuchte Gesicht. Sie senkt den Kopf und zieht, als schäme sie sich, eine von den goldigen Strähnen ihres Haares gleich einem Schleier vor das Antlitz.

„Nun, Martha, hast Du, außer der Liebe zur Kunst, keinen andern Grund für die ungeheure Kränkung, die Du Deinen Pflegeeltern anthun willst?“

Sie bleibt unbeweglich. „Nein!“ flüstert sie endlich.

„So leb' wohl, Kind!“ —

Ich mache mich los von ihr, hastig los, und die Thür entschlüpft meinen Händen, daß sie unsanft zuschlägt und die Wände des Flurs widerhallen. Ich höre, wie sie drinnen noch einmal ruft: „Tante, ach Tante!“ Aber ich bin so aufgeregt, daß mir der wehe Klang nicht mehr zum Herzen dringt. Drunten setze ich mich sofort an den Schreibtisch und theile dem Direktor mit, daß ich bedaure, auf seine Vorschläge nicht eingehen zu können, da Fräulein Tosca von Korinska unumwehr fest entschlossen sei, morgen abend aufzutreten.

(Schluß folgt.)

Friedrich Rückert.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Wieder zahlt unser deutsches Volk eine Ehrenschuld an einen seiner hervorragendsten Dichter: das Rückertdenkmal in Schweinfurt ist ein Zeugniß solcher Dankbarkeit für geistige Schätze, welche aus der Fülle seines Denkens, Empfindens und Schaffens heraus ein hochbegabter Meister poetischer Form seiner Nation gespendet hat.

Friedrich Rückerts Leben und Wirken ist in eingehenden Biographien, in geistvollen Würdigungen von berufener Feder oft genug dargestellt worden; auch die „Gartenlaube“ hat den gedankenreichen Dichter nicht nur pietätvoll auf seinen letzten Lebenswegen begleitet; sie hat sein Bild unserem Volke näher gerückt, die Freude an allem, was er geschaffen, zu beleben gesucht durch verständnißvolle Erläuterung. Der Sohn des phantasiereichen Frankenlandes, der im gemüthswarmen Thüringen eine zweite Heimath gefunden, stand ja von Hause aus der „Gartenlaube“ nahe, die in jenen mitteldeutschen Bezirksgegenden die ersten, starken Wurzeln ihrer Kraft fand.

Nicht oft Gelagtes zu wiederholen ist der Zweck dieser Zeilen; doch am Ehrentage des Dichters wollen wir noch einmal einen Blick auf sein Gesammtbild werfen und festzustellen suchen, worin seine bleibende Bedeutung besteht. In unserer Litteraturgeschichte erhebt sich sein Denkmal dauernder als Erz, und alle seine Werke ohne Ausnahme sind sinnvolle Reliefs, die es schmücken; der Geschichtschreiber und Litteraturforscher wird ihnen allen ohne Ausnahme gleichmäßig gerecht werden müssen; anders steht es mit dem Volke, dem großen Lesepublikum. So groß ist die Zahl der werthvollen geistigen Erzeugnisse, daß die Zeit selbst bei den größten Dichtern einen Scheidungsprozeß zwischen dem Bleibenden und Vergänglichen vollziehen muß; denn nicht unerschöpflich ist die Genußfähigkeit der sich ablösenden Geschlechter, und von dem einen zum andern mindert sich das Erbe, nicht des Dichterruhms, der ein bleibender ist, sondern jener geistigen Hinterlassenschaft, die man selbst „erwirbt, um sie zu besitzen“.

Friedrich Rückert war ein überaus fruchtbarer Dichter; es giebt zwar feindlich gesinnte Beurtheiler, welche über seine sämmtlichen Werke den Konkurs eröffnen möchten, indem sie seine ganze Dichtweise verdammen; doch diese sind vielleicht gerade durch seine Fruchtbarkeit, durch die Fülle des von ihm Gebotenen verwirrt gemacht worden und haben bei blindem Zugreifen in dieselbe nicht das Rechte herausgegriffen. Allerdings werden diejenigen, welche so einseitig sind, von dem Dichter nur die Weihe der Empfindung und die Gabe der Gestaltung zu verlangen, Rückert leicht neben andern Dichtern von geringerer Bedeutung herabsetzen: sie vergessen dabei, daß der Dichter auch einen priesterlichen Beruf hat und ein Lehrer der Menschheit sein soll, und daß er dies in um so höherem Maße ist, je mehr es ihm gelingt, für solche Lehren das unvergeßliche treffende Wort zu finden, das sich dem Gedächtniß des Volkes einprägt und dort tiefe Wurzeln schlägt. Wahrheit im unvergänglichen Gewande des dichterisch Schönen . . . Rückert hat sie verkündet, und er steht in dieser Hinsicht dicht neben dem Altmeister Goethe, der ja auch mit voller Hand leuchtende Gedankenperlen ausstreute.

Einen solchen Schatz von Spruchwahrheiten in schlagbarster Fassung und von tiefem Sinn, wie Rückert in der „Weisheit des Brahmanen“ uns hinterließ, hat keine andere Nation aufzuweisen. In dieser Fülle liegt etwas Märchenhaftes, als besäße der Poet die Zauberlampe Aladins, kehrte aus der Wundergrotte zurück und schüttete ganze Säcke mit Perlen und Juwelen vor uns aus; denn es ist in der That ein unermeßlicher geistiger Reichthum, der ihm zur Verfügung steht. Und dabei wirkt sein wohlseiler Alltagslichteil, alles aus dem Ganzen und Vollen gestaltet, aus der Tiefe stammend, in die Höhe strebend, nicht geistreich im gewöhnlichen Sinn, obschon auch mancher leuchtende Blitz des Witzes darüber hinstreift, sondern tiefsinnig, indem der Poet seine Blicke stets auf das All richtet. Ueber Gott und Welt, Tod und Leben finden sich hier kurzgefaßte, aber schwerwiegende Gedanken; reizende Naturbilder, denen irgend ein sinniger Gehalt abgewonnen ist, sind mit hereingewoben; über das Wesen der Dichtung finden sich eingehende Betrachtungen; ein ganzes Buch mit manchem schlagenden Kernspruch der Schönheitslehre ist ihr gewicht. Am reichhaltigsten vertreten sind die Sprüche der Lebensweisheit über das Gute und Schlechte, Arbeit und Recht, häusliches Glück, den Unterschied der Lebensalter, oft anknüpfend an kleine Begegnisse des Lebens, aber auch die neuesten Richtungen der Zeit mit dem Lichte östlicher Weisheit beleuchtend.

Wenn irgend ein Werk Rückerts Anspruch auf Dauer hat, so ist es diese „Weisheit des Brahmanen“. Eine sechsbändige Spruchsammlung ist freilich kein Gegenstand zusammenhängenden Lesens; nicht bloß die Phantasie, auch das sinnige Nachdenken würde zuletzt von diesem Sprühfeuer einzelner Gedankenfunken ermüdet werden; aber es ist eine Hausphyalle, in die man von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr hineinblicken kann, und immer wird man mit hoher Genugthuung eine bedeutsame Anregung daraus schöpfen.

Rückert ist der sprachgewaltigste Vermittler zwischen der Poesie des Ostens und des Westens, und seine „Weisheit des Brahmanen“ ist als weltöstliche Bibel dem geistigen Haushalt unserer Nation anzueignen. Zunächst würden dann seine „Oestlichen Rosen“ als eine Liebespoesie von feuriger Gluth und trunkener Andacht auf diesem Gebiete stehen; diese Gedichte haben einen himreißenden Schwung, und die Weltanschauung, die sie verherrlichen, die Feier des All-Einen, ist in abendländischer Dichtung nie mit so berauschender Weihe ausgesprochen worden.

Indem in Rückerts Werken alle asiatischen Musen, die chinesische, indische, arabische, persische der deutschen Besuch abstatten, wird er zu einem Förderer der deutschen Sprache, der

auf sie einen Pfingstgeist herabbeschwor, daß sie in ungewohntesten Zungen reden lernte; aber als bleibender Schatz unserer National-Litteratur sind diese zahlreichen Aneignungen, Nachdichtungen und Neudichtungen nicht zu betrachten, weder die plauderhaften „Makamen" des Hariri mit ihrer unerschöpflichen Reimfülle, noch die ältesten arabischen Volkslieder des „Hamâsa", noch die „Morgenländischen Sagen und Geschichten", noch die „Brahmanischen Erzählungen". Sie sind erfreulich und lehrreich für alle, welche dem Schriftthum und der Gedankenwelt der östlichen Völker ihre Theilnahme zuwenden; aber diese Theilnahme ist doch auf eine kleinere halb- oder ganzwissenschaftliche Gemeinde beschränkt. Kaum wird ein größeres Publikum sich hinreißen lassen von der in ihrer Art einzigen, geradezu meisterhaften Uebersetzung der indischen Gitavoginda, die nicht einmal in seine Werke aufgenommen ist, deren fürmischer Cymbelschlag und wie mit Phönixschwingen gerüsteter Dichterflug in den langathmigen, aber nie ermüdenden Versreihen kaum seinesgleichen hat in unserer Dichtung. Doch zwei Erzählungen, eine dem indischen, die andere dem persischen Heldengedicht entnommen, haben, die erstere durch die Anmuth, die zweite durch die heldenhafte Kraft des Stoffes und der Darstellung, bei uns eine Art von Bürgerrecht gewonnen: die Erzählungen „Nal und Damajonti" und „Rostem und Suhrab".

Wir sind dem Dichter in die Fremde gefolgt, um die Edelsteine, die er dort gefunden und künstlerisch eingefaßt hat, zu prüfen — suchen wir ihn jetzt in der Heimath auf; denn auch aus dem deutschen Leben heraus hat er gedichtet und auch hier Bleibendes geschaffen. Am volksthümlichsten ist sein „Liebesfrühling" geworden, dessen Blumen auf deutschen Wiesen gepflückt sind. Alle diese Lieder haben zarte Innigkeit und anmuthenden Fluß, nichts von dem Schwerflüssigen, was bisweilen der Muse Rückerts eigen ist; es ist deutsche Volks- und Minnepoesie. Nicht bloß Zeichner haben dies Liebesalbum ausgestattet; auch Komponisten haben diese Lieder in Musik gesetzt, eine Ausnahme bei dem gedankenernsten Wesen des Dichters, an dessen oft spröde Formen die Tonkunst sich selten gewagt hat. Auch der „Liebesfrühling" Rückerts gehört zum Hausschatz unseres Volkes. Was seine patriotischen Lieder aus der Zeit der Befreiungskriege betrifft, so werden die „Geharnischten Sonette" durch die Eigenart, mit welcher hier die weiche italienische Strophenform behandelt und in den rauhen Kriegsdienst hineingezwungen ist, sowie durch den markigen Schwung, der sie auszeichnet, stets Interesse erwecken, während die dänkelsängerartigen Spottverse auf die Napoleonischen Marschälle und andere volksthümliche Ergüsse aus jener Zeit jetzt kaum noch Widerhall finden dürften. Dauernden Werth aber hat sein Liebesidyll „Amaryllis" mit seiner frischen Natur- und Landwüchsigkeit, das so recht im Gegensatz steht zu dem aufgeschminkten Salontirolerthum der gereimten und ungereimten Arkadien; sehr schöne, prächtige Sonette enthalten die „Aprilreifeblätter". Und neben „Die Weisheit des Brahmanen" treten seine „Haus- und Jahreslieder", ein dichterischer Hauskalender aus dem Mainzer Neusee, voll beschaulicher Lebensweisheit, die aber ganz in deutschen Boden wurzelt. Gern verweilt man mit dem Dichter in der Haimbuchenlaube seiner Freudenfrohburg und erfreut sich der wechselnden Beleuchtung der Tages- und Jahreszeiten, die sich in diesen Gedichten widerspiegelt, oder folgt dem Familienvater an den häuslichen Herd, wo er patriarchalisch waltet, seine Kinder lehrt und ihnen wehrt.

Auch diese Chronik ist so unerschöpflich wie „Die Weisheit des Brahmanen", aber nicht so tiefsinnig; es läuft manche Kinderspielerei, manches Alltägliche und Hausbackene mit unter; aber die Weisheitsfrüchte, dieser gleichsam von den Obstbäumen des Hausgartens schüttelt, haben doch etwas Recht schmeckendes, Saftiges, Aromatisches, und es finden sich unter diesen Kalenderdatos solche, die roth angestrichen worden müßten als Festtage der Rückertschen Muse. Auch unter Rückerts einzelnen Gedichten sind glückliche Treffer, formgewandte und gedankenschwere Ergüsse, und es mischeln feurige Hymnen mit minnelich geschmückten Aufforderungen wie „Die Göttin im Putzzimmer". Was draus Jüngling heimbrachte, die lustspielartigen italienischen Strophen, deren Verschlingungen er mit unnachahmlicher Zwanglosigkeit beherrschte, zeugt von der Vielseitigkeit seiner Bildung und seines Talentes; aber der markige Zug seiner Eigenart fehlt darin.

Wir Deutschen haben Dichter, die überreich sind und ihren Reichthum nicht zu Rathe zu halten verstehen. Das sangen schon Schiller und Goethe von einem andern Sohn des Franken- und Mainlandes, Jean Paul. Rückert ist ihm verwandt in nimmer versiegender Geistesfülle; mit den Gedanken dieser beiden Dichter allein sich die umfangreichste Büchersammlung füllen. Solche Genien sind echt deutscher Art, die Zierde und der Stolz unseres Volkes; ihr Gedankenreichthum strömt aus dem innersten Herzen desselben heraus, und indem wir sie ehren und feiern, huldigen wir dem Genius unserer Nation.

Friedrich Rückert.

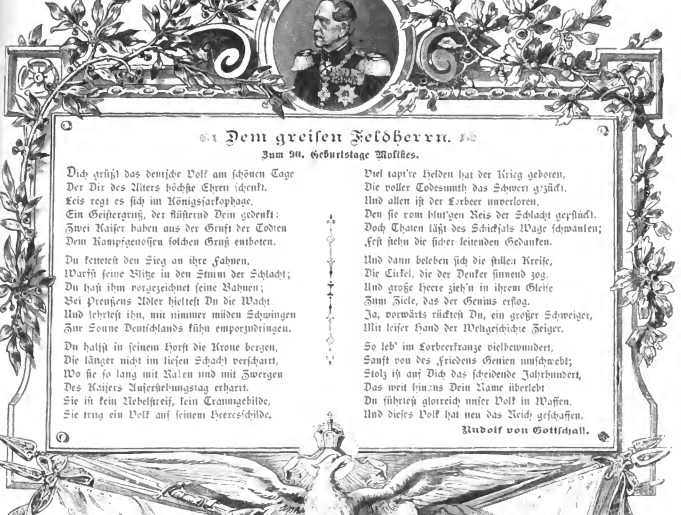
Nach dem Denkmal in Schweinfurt von W. Rümann.

Kein Dichter ist so weit umhergewandert bei fremden Völkern und keiner so echt deutsch geblieben wie Rückert; kein Verschling seinem Vaterlande. Nicht bloß die Freiheitskämpfe hat er besungen in seiner Jugend, nicht bloß dem kämpfenden Schlesierherzog Hösstein noch in hohem Alter Blumen in den Lorbeer geflochten — er hat auch fest geglaubt an die Wiedergeburt Deutschlands, die mitzuerleben ihm nicht vergönnt war; voll kühner Begeisterung erklang sein prophetisches Dichterwort:

„Du Volk der Deutschen, Prinz sondergleichen,
Du bist mit Ruhm geadelt ein Jahrtausend,
Doch niemand soll mit Hohn sehn deine Leichen.
Besteig' den Holzstoß, mich vorm Tode grauelend!
In Flammen soll die Schmach' und Alter weichen,
Und du hervorgehn, neu in Jugend krauelend!"

Und auf dem Boden dieses zu neuer Jugend wiedererstandenen Deutschen Reichs erhebt sich jetzt das Denkmal des Dichters, seinen Enkeln kündend die Verehrung unseres Volkes für einen Hohenpriester des Geistes!

G.



Dem greisen Feldherrn.

Zum 90. Geburtstage Moltkes.

Dich grüßt das deutsche Volk am schönen Tage
Der Dir des Alters höchste Ehren schenkt.
Leis regt es sich im Königssarkophage,
Ein Geisterzug, der fürstend Dem gedenkt:
Zwei Kaiser haben aus der Gruft der Todten
Dem Kampfgenossen solchen Gruß entboten.

Du kenetest den Sieg an ihre Fahnen,
Warfst seine Blitze in den Sturm der Schlacht;
Du hast ihm vorgezeichnet seine Bahnen;
Bei Preußens Aar hieltest Du die Wacht
Und schriebst ihn, mit nimmer müden Schwingen
Zur Sonne Deutschlands kühn emporzuringen.

Du hast in seinem Horst die Krone bergen,
Die länger nicht im tiefen Schacht verscharrt,
Wo sie so lang mit Ratten und mit Zwergen
Des Kaisers Auferstehungstag erharrt.
Sie ist kein Nebelstreif, kein Traumgebilde,
Sie trug ein Volk auf seinem Heeresschilde.

Viel tapf're Helden hat der Krieg geboren,
Die voller Todesmuth das Schwert gezückt,
Und allen ist der Lorbeer unverloren,
Den sie vom blut'gen Reis der Schlacht gepflückt.
Doch Thaten läßt des Schicksals Wage schwanken;
Fest stehn die sicher leitenden Gedanken.

Und dann beleben sich die stillen Kreise,
Die Cirkel, die der Denker sinnend zog.
Und große Heere zieh'n in ihrem Gleise
Zum Ziele, das der Genius erkog.
Ja, vorwärts rückest Du, ein großer Schweiger,
Mit leiser Hand der Weltgeschichte Zeiger.

So leb' im Lorbeerkranze vielbewundert,
Sanft von des Friedens Genien umschwebt;
Stolz ist auf Dich das scheidende Jahrhundert,
Das weit hinaus Dein Name überlebt.
Du führtest glorreich unser Volk in Waffen,
Und dieses Volk hat neu das Reich geschaffen.

Rudolf von Gottschall.

Blätter und Blüthen.

Das Rückertdenkmal in Schweinfurt. (Mit Abbildung S. 736.) Schon vor zwei Jahren, am 16. Mai 1888, dem hundertsten Geburtstage Friedrich Rückerts, sollte diesem Denkmal in seiner Vaterstadt Schweinfurt enthüllt werden; verschiedene Umstände trugen die Schuld, daß erst heuer, am 18. und 19. Oktober, das Rückertfest gefeiert werden konnte, in welchem die Bemühungen der treuanhänglichen Gemeinde des Dichters ihre Krönung fanden.

Professor Rümann in München, der Schöpfer des sinnigen Theils des Denkmals — der architektonische Theil ist das Werk des bekannten Professors Friedrich Thiersch — bildete die Figur des Dichters in schlichter und gerade dadurch packender Natürlichkeit; gedankenvoll in schauendem Nachdenken über den Inhalt eines Buches begriffen, ist sie dargestellt, und ein Meisterstück künstlerischer Auffassung ist der Kopf, ueber das Arbeitsfeld Rückerts geben zwei symbolische Nebenfiguren Auskunft. Die eine zeigt eine Idealgestalt, die zugleich Rückerts Lyrik und, nach dem kriegerischen Beiwerk, die „Geharnischten Sonette" verkörpert. Die andere, eine ideale Frauenfigur, entrollert orientalische Schrift auf einem Pergamente. Der Künstler hat dabei eine äußerst bezeichnende Nebenwirkung erzielt. Bei geeigneter Stellungnahme vor dem Denkmal hat man den Eindruck, als ob die hehre Gestalt einen Schleier von einem Architekturstück, einem orientalischen Steinhaupt, wegnimmt. Die Symbolik erinnert etwas an die Entschleierung des Bildes von Sais und kennzeichnet zugleich den Sprachforscher und den Dichter der „Weisheit des Brahmanen".

Um das Andenken des Dichters noch besonders zu ehren und einen Mittelpunkt für die Verehrer Rückerts zu schaffen, soll ein Rückertzimmer im alten Gymnasium, dessen Schüler einst der Dichter war, eingerichtet werden, das eine so weit möglich aus dem Gebrauche der Rückertschen Familie stammende Einrichtung, dann aber auch anderweitige Rückert Andenken, ferner eine möglichst vollständige Sammlung der Rückertliteratur und aller sich auf Rückert beziehenden Darstellungen in Bild und Wort, in Originalen und in Reproduktionen enthalten soll. Oskar Steinel.

Die Körperhaltung beim Schreiben. (Mit Abbildung S. 738.) Keine von den Fertigkeiten, die wir in der Schule erlernen, ist von so hoher gesundheitlicher Bedeutung wie das Schreiben. Das Schreiben ist ja eine Arbeit, bei welcher nicht nur das Auge und die Hand, sondern auch der ganze Körper in Mitleidenschaft gezogen wird. Fehlerhafte Körperhaltung beim Schreiben ist längst als die Quelle vieler Uebel bekannt, und längst war das Bestreben vorhanden, Mittel gegen dieselbe zu ersinnen. Aber kennt nicht die große Zahl der Schreibhalter, der zweckmäßigen Stühle, Tische und Bänke, welche zu diesem Zwecke empfohlen wurden und immer noch empfohlen werden? Will man nun von allen diesen Hilfsmitteln, wo es nöthig ist, Gebrauch machen oder will man sich von Schreibhaltern und dergleichen Hilfsapparaten befreien, so muß man in erster Linie doch wissen, wie man eigentlich schreiben soll, welche Stellung des Körpers, welche Lage des Heftes ꝛc. nach den Regeln der Gesundheit zu beobachten ist. Diese Kenntniß dürfte kaum bei einem Bruchtheil der Schreibenden zu finden sein; mit der „Natürlichkeit des Schreibens" und Ehrem nur selten vertraut und so kommt es, daß die Ansicht über die Schulkinder im Hause eine höchst mangelhafte ist und diejenigen nicht unrecht haben, welche meinen, daß an den sogenannten Schulkrankheiten nicht so sehr die Schule als vielmehr das Haus schuld

ist. Wir glauben darum, daß wir einem weiten Leserkreise eines Volks- und Familienblattes einen guten Dienst erweisen, wenn wir an dieser Stelle kurz die Frage: wie sollen wir schreiben? erörtern; denn diejenigen Eltern, welchen die Bildung und die Gesundheit ihrer Kinder am Herzen liegt, werden dadurch instand gesetzt, manches Uebel rechtzeitig abzuwenden.

Einer der deutschen Aerzte, welche die „Naturlehre des Schreibens" zum Gegenstand ihrer Studien gemacht haben, Medizinalrath Dr. S. Rembold in Stuttgart, hat diese Frage meisterhaft in seinem trefflichen Buche „Schulgesundheitspflege" behandelt, und die nachstehenden Regeln für das richtige Schreiben im gesundheitlichen Sinne bilden die Schlußfolgerungen seiner Untersuchungen. Nach eingehenden Beratungen sind sie durch Erlaß der Kultusministerialabtheilung für Gelehrten- und Realschulen in Württemberg eingeführt, dürften sich aber nicht nur für Schüler, sondern für alle, die viel schreiben und schreiben müssen, nützlich erweisen.

Wir setzen uns also an den Tisch und sollen schreiben.

Wie ist zunächst das Heft zu legen? Die Antwort lautet: Möglichst genau vor die Mitte des Körpers, und zwar so gedreht, daß die Zeile, welche der entsprechende Hefterand von links unten nach rechts oben in einer Neigung von 30 bis 40° bergan steigt oder der Hefterand mit der Tischkante einen Winkel von 30 bis 40° bildet.

Auf diese so zurechtgelegten Hefte schreiben wir nun derart, daß die Grundstriche der Schrift senkrecht zum Tischrand stehen; die Hand hat von selbst das Bestreben, diese Richtung einzuhalten, weil sie ihr am bequemsten ist, und daraus entsteht eine geneigte Schrift, deren Grundstriche mit der Zeile des Schreibheftes einen Winkel von 30 bis 40° bilden.

Die Haltung des Oberkörpers bleibt dabei möglichst aufrecht, der Oberkörper findet im Rückgrat seine Stütze; ein Anlehnen des unteren Theils an die Rückkehne des Stuhls verhütet die Ermüdung. Man sitzt ferner gerade vor dem Tisch, so daß die Querachse des Körpers oder die Verbindungslinie zwischen den Schultern parallel zu dem Tischrande steht. Die vielfach empfohlene schiefe Stellung des Körpers ist zu verwerfen. Der Körper drückt sich endlich nicht an den Tischrand, sondern bleibt etwa 3 cm von ihm entfernt.

Der Kopf erhält dieselbe Stellung wie der Oberkörper, also parallel zum Tischrande, und senkt sich ein wenig gegen den Tisch.

Auf die Tischplatte werden nur die Vorderarme und nicht die Ellbogen gelegt. Die Ellbogen halten sich etwas tiefer als der Tischrand und dürfen weder zu nahe an den Körper rücken, noch zu weit von demselben entfernt sein; die Hohe der Schulter über dem Tischrand giebt für die Entfernung den Anhalt.

Beide Hände liegen nahezu symmetrisch auf der Tischplatte.

Die Füße stehen auf dem Boden, während der Oberschenkel wagrechte, der Unterschenkel senkrechte Richtung hat. Zur Abwechslung können die Füße auch zuweilen auf die Fußleiste vorgeschoben oder unter die Sitzbank zurückgezogen werden.

Die Schreibbewegungen werden nur durch die auf der Tischplatte befindlichen Körpertheile ausgeführt. Die Fingergelenke und das Handgelenk besorgen dabei die zur Herstellung von Buchstaben und Wörtern nöthigen Bewegungen. Der rechte Vorderarm wird, um die Zeile weiterzuführen, nicht nach außen auf dem Tischrand verrückt, sondern führt eine drehende Winkelbewegung um den möglichst unverändert bleibenden Stützpunkt aus.

Um eine neue Zeile zu beginnen, hat der Vorderarm die eben vollzogene langsame Drehbewegung in schnellerem Tempo zurückzumachen. Der Stützpunkt des Vorderarmes soll auch beim Wollschreiben der Seite nicht verrückt werden. Zunächst wird die Verkürzung der Entfernung durch Einbiegen des Handgelenkes ausgeglichen, dann muß das Heft emporgeschoben werden.

Das sind die Regeln für das Schreiben, die uns von allen bekannten am zweckmäßigsten erscheinen, deren ungezwungene Natürlichkeit jeder an sich selbst erproben kann und deren Befolgung nun als eine wahre Wohlthat empfindet. Die Eltern mögen sie an sich selbst einüben und dann auf ihre Kinder anwenden.

Es giebt aber noch andere Regeln zu beobachten. „Wie oft sieht man," schreibt Medizinalrath Rembold, „in den Privathäusern Kinder in der Dämmerung des trüben Herbstlichts, bei rechtsstehender Lampe, sitzend am Fensterthrone, Klavier nr. oder verkrümmt und verdreht sitzend auf zu hohen Stühlen oder vor zu hohen Tischen, in allen nur denkbaren Situationen lesen und schreiben!" Und darum erinnert er den Eltern folgende Nothlichtige:

Wenn dem Kind zu Hause schreibt oder liest, so sorge:

1) für gutes Licht. Die Lampe dem Kind in der Dämmerung oder beim trüben Schein einer Tag- oder Paraffinlampe arbeiten! Wenn möglich, verrichte das letztere überhaupt bei künstlicher Beleuchtung, andernfalls sorge für eine gut brennende Petroleumsteh lampe, die ungefähr einen halben Meter vom Kopf des Kindes entfernt aufgestellt ist! Wenn das Kind schreibt, so sei stets darauf bedacht, daß das Licht von dieser Seite her auf das Papier fällt!

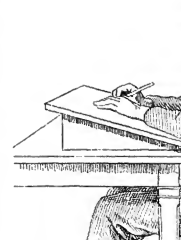
2) Sorge für einen richtigen Arbeitstisch! Lasse dein Kind nur an einem viereckigen Tisch, nie an einem runden Tisch, an Kommode, Fensterbrett oder ähnlichem Möbel arbeiten! Trinagen zu rathen ist, beim Schreiben durch Auflegen eines Reißbrettes oder eines leicht zu fertigenden hölzernen Gestells auf dem Tisch eine leicht geneigte Ebene herzustellen, auf welche das Heft aufgelegt werden kann.

3) Sorge für einen richtigen Sitz!

a) Der Stuhl sei so hoch, daß die Ellbogen des vor dem Tisch sitzenden Kindes nie über 2 oder 3 cm tiefer stehen als die Platte des Tisches. Da die meisten Stühle zu hohen Sitze für Kinder zu niedrig sind, so erhöhe den Sitz durch Unterlage eines Kissens oder besser eines entsprechend hohen einfachen hölzernen Gestelles!

b) Den Füßen gieb stets eine Stütze durch eine unverzeihliche Fußbank!

c) Den Stuhl schiebe stets so weit unter den Tisch, daß das Kind sich beim Schreiben an die Stuhllehne beamen anlehnen kann! Beim Lesen kann der äußere etwas zurückgezogen werden. Findet sich an dem Stuhl keine Lehne, so soll man ein vorgelegtes Kissen nicht!



Die Körperhaltung beim Schreiben.

4) An dem so hergerichteten Arbeitstisch überwache fortwährend das lesende oder schreibende Kind! Halte darauf, daß es

a) stets aufrecht sitzen bleibt, d. h. daß Kopf und Rückgrat nie nach vorn übergebeugt werden. Ein solches erreicht du bei, wenn du darauf dringst, daß der Rücken fortwährend an der Stuhllehne sich stützt. Wird der Stuhl beim Lesen zurückgeschoben, so soll das Buch nicht auf den Tisch liegen bleiben, sondern muß in die Hand genommen werden.

b) Halte darauf, daß das Kind die nie seitlich verdreht! Lasse nun dies zu verhindern, wenn Schreiben Heft oder Tafel stets genau vor die Mitte des Körpers legen und zwar so schräg, daß der Grundstriche der Buchstaben in ihrer Verlängerung senkrecht auf den Tischrand zu stehen kommen! Die Verbindungslinie der Schultern stehe parallel mit dem Tischrande, die Unterarme liegen symmetrisch auf der Tischplatte.

Das sind goldene Regeln — und so klar und einfach, daß die Eltern sie nicht so leicht vergessen, die Kinder sie leicht erlernen können, und zu deren Einprägung unsere Abbildung das ihrige beitragen möge. Sind sie einmal zur Gewohnheit geworden, so wird der spätere Nutzen ein unschätzbarer sein.

Haus und Schule haben noch viele andere Berührungspunkte mit dem Gebiete der Gesundheitspflege. — Wer sie kennen lernen will, nehme seiner Kinder, der möge das Buch Rembolds „Schulgesundheitspflege" lesen, gleichviel ob er Lehrer oder Vater ist.

An den Ahrensklinterklippen im Harz. (Zu dem Bilde S. 728 u. 729.) Die Scharen der Wanderlustigen aus der Ebene haben die grünen Berge verlassen, mit ihnen die bunten Sänger in Wald und Hain; es ist still geworden um die trotzigen, starren Felsklippen, zu denen der wirbelnde Wind das herbstlich gefärbte Laub emporträgt, um die es heulende Klagetöne singt, als trauere er um die geschmundene, ternige Pracht, die vor kurzem noch das weite Waldgebirge in das prächtigste schimmerndes Gewand hüllte. Und der herbststurm weckt auch den müden Jäger aus dem wonneduftigen Schlaf, von neuem beginnt er sein wildliches Streifen; mit gellendem Pfeifen, mit wildem Ruf und Peitschenknall treibt er den schnumrissenden Rehner dem am nächtlichen Himmel hinziehenden Gewölf voran, und die heulende Nächtende Meute folgt seiner Hufschlag. Den einsamen Wanderer, den zur Nachtzeit sein Weg durch Gebirge führt, ergreift wohl furchtsames Grauen; er denkt nur der Sage, gestalt der Sage, weil er die Wald und Luft erfüllenden Töne nicht sieht ihren Ursprung zurückzuführen vermag; er denkt nicht die unsichtbaren Scharen der getriebenen Bewohner der Lüfte, die hoch über ihm auf der bestimmten Heerstraße der Zugvögel dem Süden zustreben und mit trompetenden Gackernden, pfeifenden Signalen ihre Geschwader zusammenrufen. Mit Freuden begrüßt er den tiefen, rotzigen Schrei, der im Often der Horizont kommt; verkündet er ihm doch den nahenden Morgen und damit das Ende der nächtlichen Schrecken! Deutlicher werden die Stimmen der Umgebung; eben schwammen noch die Kronen der Bäume in den aus den Thälern steigenden Nebelmeer, jetzt greifen sie sich bereits scharf gegen den hellen Himmel ab und recken trotzig die starken, knorrigen Aeste in die kristalle Morgenluft.

Unser Weg führt uns über den Jakobsbrunn um den Hohneckrücken

---

* Tübingen, Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung.

den Abreuskünterklippen. Wir haben die Höhe erreicht und erblicken vor uns die groteske, starren Felsgebilde, kahl, nur mit kümmerlichen Moosfasern bewachsen. Stille eingetan; nicht das Zirpen eines Insekts, kein Vogelruf, selbst die beiden Raben hoch über uns ziehen stumm von ihrem Horst zum Fraß in die Ebene hinaus.

Eben wollen wir uns bereit machen, jenen Felsblock zu erklimmen, von dem man die herrliche Aussicht nach dem Brocken, dem Schwarzer, der Achtermannshöhe, dann nach dem versteckt liegenden Bodetal tun gewährt, schon hat unser Führer den Gipfel fast erreicht, sodaß wir die dahinter liegende Waldblöße vor uns aufsuchen sehen, als uns ein dröhnender, machtvoller Ruf zusammenschrecken läßt. Wenige Füße noch empor, und der Urheber desselben steht vor uns, der König der deutschen Wälder, ein Kronenhirsch, und nun legt er das vielzackige Geweih zurück bis zum Rücken hin und hebt das stolze Haupt hoch empor, und mit dem dampfenden Atem stößt er von neuem seinen weiden Kampfruf aus, den das Echo des Waldes und der Berge vielstimmig zurückgibt. Unten am Fuße der Klippen verhallauschend das Muttertier, der Platzhirsch aber zieht dem Gegner entgegen, dumpf orgelnd, zum Kampf bereit, und nicht lange währt es, bis mit wuchtigem Stoß die Häupter der Gegner zusammenfahren und prasselndes Dröhnen dem Harem Kunde giebt von dem Streit, der um seinetwillen ausgefochten wird.

Eugen Friese.

Die Moltkeinsel im Pfarrhofe von Hohenfelde in Holstein.

Aus Moltkes Jugendzeit. Der Generalfeldmarschall lebte während eines großen Theils seiner Knabenjahre in Holstein. Sein Vater kaufte mit seiner Familie im Jahre 1807 das von den Franzosen eroberte Lädel verlassen und das Gut Augustenhof im Ostholsteinischen käuflich erworben. Hier hielt Helmuth sich mit seinem Bruder Fritz noch bis 1811 auf; dann brachte der Vater die beiden Knaben nach Hohenfelde in das Haus des Pastors Knickbein, welcher als Erzieher und Lehrer eines guten Rufes genoß. Unter der Obhut des sichtigen Mannes verlebte Moltke hier zwei für ihn bedeutsame Jugendjahre, deren er später noch in dankbarer Erinnerung gedenkt.

Die kriegerischen Vorgänge jener Zeit regten den Knaben mächtig an, und wenn „Soldat" und „Krieg" gespielt wurde, machte sich in dem Spiel auch wohl schon sein strategischer Geist geltend, und der aufmerksame väterliche Freund, der eine besondere Anregung zu den reichbegabten, jugendmunteren und doch durch so stille Sinnesart ausgezeichneten Zögling gefaßt hatte, mochte in dessen Beginnen schon mehr als bloßes Spiel sehen. So ließ er denn wohl freundliche Beihilfe, gab Erlaubnis und ertheilte Rath zu der Herstellung der Anlage, die der Knabe Helmuth als Leiter im Kriegsspiel mit seinen Genossen schuf. Es ist die kleine Insel, welche wir auf unserer nach einer photographischen Aufnahme hergestellten Abbildung sehen. Nach den Erzählungen des hochbetagten jetzigen Pfarrers von Hohenfelde, der von den Spielkameraden des Feldmarschalls die Schilderungen jenes Tage häufig gehört hat, stellte diese Insel ein wasserumgebenes Festungswerk dar, welches Moltke durch kriegerische Einrichtungen zum Widerstand gegen feindliche Angriffe fähig machte. Vielleicht mag die entwickelte Vertheidigung Kolbergs die Veranlassung dazu gewesen sein.

Der Moltketisch in der „Stadt Hamburg" zu Kellinghusen.

Inmitten des natürlichen und dabei rund und freundlich anschauenden Pfarrhaus liegt die Insel in einem längsstehenden, von Gebüsch und Bäumen umhegten Weiher, nach drei Seiten hin etwa drei Meter von Ufer entfernt. Nach vorne hin ist sie mit dem Lande durch eine als Brücke dienende Bohle verbunden. Vier Meter beträgt etwa der Durchmesser der Insel, was immerhin für die damaligen Knaben eine gute Leistung bedeutet, wenn auch in dem nicht tiefen Teiche leicht eine über den Wasserspiegel ragende Erdbank herzustellen war.

Wall und Befestigung sind längst verschwunden, und anstatt des kriegerischen macht heute das kleine Bild einen idyllischen Eindruck. Niedriges Buschwerk umsäumt jetzt das Eiland, und in seiner Mitte hat man eine Ruhebank angebracht.

Das Stückchen Erde, wo so oft die launen Spiele des Knaben erschallten, muß uns Deutschen ein theurer und lieber Gegenstand der Erinnerung sein, denn Moltke selber schätzt die drei Pastor Knickbein verlebten Jahre als solche, in welchen seiner ganzen Bildung so manches zu gute gekommen ist. Fast dreißig Jahre nach der Zeit, da er das Pfarrhaus als dreizehnjähriger Knabe verlassen hatte, kandte der schon sehr bevorzugte und vielfach ausgezeichnete Haudimann im Generalstabe sein erstes litterarisches Werk über „Zustände und Begebenheiten in der Türkei" nach Hohenfelde mit der Widmung: „Meinem lieben Lehrer und väterlichen Freunde, dem ich so vieles verdanke, sende ich dies mein Erstlingswerk als ein schwaches Zeichen meiner Verehrung.

H. von Moltke."

Aus dem Pfarrhause selbst stammt das zweite, hier ebenfalls abgebildete Moltkeandenken, der jetzt im Hotel „Stadt Hamburg" zu Kellinghusen aufbewahrte Moltketisch. Er ist dort zum Tauschstück geworden, ein Hacker und fester Ausziehtisch, über dessen Platten sich die Knaben im Pensionat des Pastors Knickbein bei ihren Schularbeit beugten.

In diesen Schulkameraden gehörte der Ortsvorsteher Claus Rixmann in Hohenfelde; derselbe erbeit den denkwürdigen Tisch von Pastor Knickbein zum Andenken an die in seinem Hause verlebte Jugendzeit, und nach dem Tode Rixmanns und seiner Frau ging das erinnerungsreiche Möbel 1872 in den Besitz des gegenwärtigen Hoteld über, wo es von den Stammgästen mit all der Ehrfurcht behandelt wird, die ihm gezieut.

Dr. Lütgens.

Das Parkhaus am Hollerfee im Bremer Bürgerpark (zu dem Bilde S. 733). Die Nordwestdeutsche Gewerbe- und Industrie-Ausstellung, welche in diesem Sommer viele Tausende von Fremden nach der alten freien Hansestadt führte, hat sich ein bleibendes Andenken in dem Parkhause am Hollerfee geschaffen. Dasselbe, massiv in Barockstil erbaut, ist mit seiner schönen Kuppel, den schlanken Thürmen, der breiten, wohlgegliederten Fassade eine Zierde des Bürgerparks, jenes Lieblingsplatzes der Bremer Bürger, dessen Ruf weltbekannt ist. Von den breiten Terrassen des Gebäudes, die durch schattige Baumgruppen gegen die Sonne geschützt sind, hat man eine entzückende Aussicht auf die wohlgepflegten Anlagen des Parkes, die Springbrunnen und Kaskaden, welche abends in den Zauberwellen des elektrischen Lichtes funkeln. Aus dem Hollerfee, seiner erhebt sich eine gewinnelte Wasserpagode, die zum Anlegen des Boote dient und den Mittelpunkt für das fröhliche Getümmel auf dem Spiegel des Sees abgiebt. In der Ausstellungszeit war das Parkhaus mit seinen großen Fest- und Gesellschaftsräumen der Hauptsammelplatz für die Besucher von fern und nahe, und es ist zu hoffen, daß dieses schöne Gebäude auch ferner bestimmt sein, in dem geselligen und festlichen Leben Bremens einen würdigen Anziehungspunkt zu bilden.

Falsche Haare. Auch in Deutschland sind falsche Haare eine Ware, welche viele Abnehmer und guten Kurs hat, aber in Frankreich und in der Hauptstadt der Mode ist der Absatz derselben noch viel bedeutender. Am billigsten sind die chinesischen Haare; in Marseille, wo der kurzen 16 Ballen derselben ankamen, erhielt man schon für 3 bis 5 Franken einen chinesischen Zopf. Das chinesische Haar ist nicht so fein und leicht wie das französische; doch das braune Haar steht niedrig im Preis, höher das blonde, am höchsten das silberweiße. Eine Perücke, die aus diesem Haar gefertigt wird, kostet von 200 bis 1000 Franken. Von den französischen Provinzweins sind es besonders die Bretagne und Auvergne, wo der Handel mit Haaren in Blüthe steht. Die jungen Mädchen verkaufen ihren natürlichen Schmuck gegen ein hübsches Kleid oder anderen äußerlichen Putz an die Händler, die

dort in den Dörfern an Markttagen erscheinen; sie setzen sich auf die hohen Barbierstühle und geben ihr Haar der Schere preis. Russinnen kommen aus Nizza, besonders aus Sisteron und Nemes, in Marseille große Haarspendungen an. Bei uns in Deutschland fehlt es zwar auch nicht an falschen Haaren, doch ist das Angebot hier klein zu nennen. Im ganzen geben unsere Mädchen auf dem Lande mehr auf diese angeborene Schönheit als auf bunten Tand, den sie mit dem Opfer derselben erkaufen können. †

Unglückstage. Der Mensch sieht es bekanntlich, sein Unglück dem feindlichen Schicksal in die Schuhe zu schieben. Deshalb ist von altersher der Glaube an unglückliche Tage und Zeiten ein bei allen Völkern fest eingewurzelter. Die alten Römer schlossen während des ganzen Monats Mai keine Ehe, aufserdem sahen sie als besonders große Unglückstage den 7. Mai, 8. Juli, 8. November an, weil da die Unterwelt offen stand. Bei allen christlichen Völkern gilt bekanntlich der Freitag, der Todestag Christi, für unglücklich, aber die Russen setzen ihn noch den Montag an die Seite und können aufserdem eine ganze Menge besonderer Unglückstage. Die Araber dagegen haben deren vier in jeder Woche: Sonntag, den Todestag des Propheten, Montag und Donnerstag; als ganz besonders schlimm wird aber der Sonnabend angesehen. Eine eigene Wissenschaft des Glücks- und Unglückstages haben die Tibetaner, Siamesen und Japaner ausgebildet, sie muß von Anrizi einer Reise, zum Beginn eines Hausbaus ꝛc. sorgfältig berücksichtigt werden. In Madagaskar giebt es gauze Unglücksmonate; die während derselben geborenen Kinder wurden früher einfach umgebracht. Die Hindu sehen in dem Mittwoch den Verderbenbringer, dagegen gilt ihnen der Freitag für glücklich; dafür galt der Freitag, als Tag der heidnen Göttin Freya, auch den alten Germanen, bis ihn das Christenthum die schlimme Bedeutung beilegte. Die großen germanischen Glückstage aber waren Donnerstag (nach dem nächtigen Gott Donar oder Thor so benannt) und Mittwoch (Wodanstag), dessen alter Name im englischen Wednesday noch anklingt. Der letztere wurde, als der dem neuen Glauben gefährlichste, von der christlichen Geistlichkeit in Deutschland ganz ausgetilgt, und der farblose „Mittwoch" an seine Stelle gesetzt, der die Bedeutung des Glückstages gänzlich verloren hat. Dem deutschen Gebirgsvolk in Bayern und Oesterreich gelten dafür die drei „großen Tage" Dreikönig, Johannis und Fastnacht.

Der christliche Kalender beherrscht heute Brauch und Vorstellung des Volkes, aber in seinem Aberglauben, z. B. in der Furcht vor den sogenannten „Rauhnächten", in denen die alten Götter als unheimliche Gespenster noch immer umgehen sollen, tauchen deutlich genug die Anklänge an eine ferne Vergangenheit empor, und eine Menge uralthednischer Vorstellungen sind in seine Glücks- und Unglückstage mithereingenommen worden. Br.

Selbstmassage. Die Massage ist in einem Jahrzehnt zu einem vielverbreiteten Heilmittel geworden. Vor einiger Zeit konnten wir in den Mittheilungen eines bewährten Arztes unsere Leser auf die Thatsache aufmerksam machen, daß in Deutschland zu viel Männer und Frauen die Massirkunst erlernt haben und unsolche dessen viele Massenre und Masseusen durch Ausübung ihrer Kunst nicht den Lebensunterhalt finden konnten den sie sicher erhofften. Heute ist diesen neuen Heilgehilfen ein Nebenbuhler entstanden — in Gestalt eines Apparates, der es jedem möglich machen soll, sich selbst zu massiren. Zwei Gummiwalzen, die eine glatt, die andere gezahnt, vertreten die Hand und die Finger. Da die Walzen auch an einem trummen Stiel (wie bei den bekannten Nähkraftsohlen) befestigt werden können, so kann mit dem Apparat jede Körperstelle bearbeitet werden. Die Sache sieht sehr verlockend aus; denn in seinen andern Falle ist der Mensch so sehr geneigt, die Selbsthilfe als die höchste Tugend anzuerkennen wie auf dem Gebiete der Heilkunde. Soweit es sich um die Heilung bestehender Krankheiten handelt, ist sie leider am allerwenigsten berechtigt, und schon das alte Spottsprüchwort: „Arzt, heile dich selbst" beweist es recht drastisch.

So werden auch von den wirklich Kranken wohl nur wenige die Selbstmassage anwenden dürfen und auch diese nur auf Anraten und unter Aufsicht des Arztes. Aber wir wollen das Gebiet der Anwendung der Massage nicht so eng begrenzen. Der berühmte arabische Arzt Avicenna hat schon vor Jahrhunderten gesagt: „Die Medizin ist die Erhaltung der Gesundheit und die Heilung der Krankheiten" — und er hat damit die Hygieine, die Erhaltung der Gesundheit, an die erste Stelle gerückt.

Unsere Zeit strebt nach dieser Richtung gewaltig vorwärts, und sie hat allerlei Vorschriften aufgestellt, um die Gefahren abzuwenden, welche die Gesundheit des Kulturmenschen bedrohen. Für die große Schar derjenigen, welche zu einer mehr oder weniger sitzenden Lebensart genöthigt sind, wird allerlei Gymnastik empfohlen. Die Massage ist nur eine sehr wirkungsvolle passive Gymnastik und verdient auch Beachtung als Mittel zur Förderung und Stärkung der Gesundheit. Für diesen Zweck scheint uns der von den Eisenwerken Gaggenau hergestellte Apparat zur Selbstmassage besonders geeignet. Ein Bureaumensch, ein Student hocket, den ja sonst eine Legion allgemein bekannter Leiden bedroht, kann die Selbstmassage mit großem Nutzen anwenden. Diese Klasse des Menschen soll ja Hausgymnastik treiben; viele verabscheuen es damit, aber bei den meisten schläft die Lust der Zeit ein. Das ewige Gemeckere über die Aussauer. Darum greifen viele zu Hanteln, Stäben, Gummisträngen und anderen ähnlichen Werkzeugen und sachen dadurch die erlahmende Thatkraft von neuem an. Der Nutzen dieser Hilfsmittel ist unbestreitbar, und diesem häuslichen Gesundheitsapparat kann sehr zweckmäßig auch der Apparat zur Selbstmassage angereiht werden. Ein weises Maß ist hier selbstverständlich innezuhalten, denn die Bücher dieser „Gummihand" ist recht eingreifend, und gewisse Stellen des Körpers, wie z. B. die Herzgegend, wo die großen Nerven und Blutgefäße ziemlich ungeschützt liegen, müssen besonders geschont werden.

„Nervenbeleidigung ergeht!" Das ist eine alte Losung der Menschheit. In dieser Hinsicht kann man mit den Erfindungen solcher hygienischen Apparate zufrieden sein; denn sie gewähren den Heilsuchenden ein wohlthätiges Programm für ihre gesundheitlichen Uebungen.

Allerlei Kurzweil.

Charade.

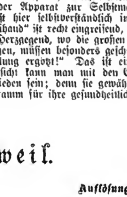
Beim der Sommer Wald und Wiesen
Mit dem frischen Grün geschmückt,
Hat dich meiner Erst' und Zweiten
Holder Sang gar oft entzückt.

Meine Triine gilt gemeiniglich
Als des Mannes echte Zier,
Auch besitzt sie große Kräfte,
Denn sie öffnet Thor und Thür.

Einen König nenn mein Ganzes —
Nur ein Bild der Phantasie —,
Doch umgeben von dem Zauber
Deutscher Märchenpoesie.

Bilderräthsel.

Auflösung der geometrischen Aufgabe auf S. 708:



Magisches Dreieck.

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die einander entsprechenden senkrechten und wagerechten Reihen Wörter von folgender Bedeutung ergeben: 1. Schwimmvogel, 2. Bulkan in der Nähe des Südpols, 3. musikalisches Instrument, 4. wildes Thier, 5. Fluß in Kanaan, 6. Note, 7. Consonant.

A. St.

Auflösung des Anagramms auf S. 708:

Nessen + i = Nemesis; Karat + m = Makart; Eldena + f = Seeland; Brahma + e = Marbach; Sloa + h = Hydros; Sauen + i = Aurienis; Hera + t = Rahel; Speite + l = Pleiße; Erblen + i = Serbien; Geroma + n = Garonne; Kaken + g = Augers; Schne + l = Hessen; Aller + h = Thaler; Carmen + o = Menorca; Wechsel + f = Schwefel. „Im Schillingshof".

Auflösung des Bilderräthsels „Indianischer Muschelgürtel" auf S. 708:

Der Gürtel besteht aus weißen und dunklen (braunen) Muscheln. Ordnet man die Buchstaben jeder Sorte arithmetisch, nach der Anzahl der Muscheln (jede Sorte für sich), so ergeben die weißen Muscheln: „Zu viel reden", und die dunklen: „die Ewegen viel".

Auflösung der Schlaufgabe Nr. 6 auf S. 708:

Der Spieler drückt richtig Trumpf-Daus und Zehn. Bei folgender Eigung:

Vorhand: zW, eK, eO, e7, zD, zB, zZ, z5, e6,
Mittelhand: eW, zW, zO, eB, eZ, zK, z8, z6, z4,

wird der Gegner in Vorhand, am nicht eine schwach belegte Zehn des Gegners zu opfern, ein besser Trumpf ober Grün (z.) anspielen. Danach nimmt das Spiel folgenden Verlauf:

a	b
1. e7; eW; eW (+ 4)	1. z7; e9; zK (— 1)
2. zD, z7, e9 (— 11)	2. zK, zD, eK (— 10)
3. zK, zD, eK (— 10)	3. e6, z4, z2 (— 13)
4. zD, eK, zK (— 7)	4. zO, zZ, e9 (— 16)
5. eO, zZ, e9 (— 16)	5. z8, eW, zO (— 13)
6. z8, eW, zZ (— 12)	6. eB, z7, eO (— 9)
7. eB, z7, zO (— 8)	7. zB, z2, z8 (— 5)
8. eB, zO, e7 (— 7)	8. eK, zO, e7 (— 18)
9. eK, zO, zW (— 17)	9. z8, eW, zZ (— 16)
10. z8, z6, zZ (— 16)	10. z8, eW, zW (+ 4)

Herausgegeben unter verantwortlichem Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Diede in Leipzig.

Halbheft 24. 1890.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1890. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Sonnenwende.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(5. Fortsetzung.)

Roman von **Marie Bernhard.**

Jetzt brauste es auf unter den Händen Delmonts, machtvoll, gewaltig, dieselbe herrliche Bachsche Fuge, die Conventius' Antrittspredigt in der Kirche zu St. Lukas eingeleitet hatte. Und Conventius erinnerte sich dessen — alle drei erinnerten sich. Majestätisch rollte sich das großartige Tongemälde vor ihnen auf, und wieder sah sich Annie Gerold halb hinter dem riesigen Pfeiler verborgen an Delmonts Seite und ließ diese wunderbaren Harmonien die Begleitung zu den auf- und abwogenden Stimmen

Der letzte Berliner Pfahlbau.
Zeichnung von Arthur Jensen.

in ihrer aufgeregten Seele werden. Conventius betrachtete sie halb angstvoll, halb bewundernd. Was war es nur, das ihm so ahnungsvoll das Herz bewegte? War's nur die Furcht, dies liebreizende Geschöpf, dessen Zauber ihn beim ersten Sehen schon unrettlich gehalten hatte, könnte sich nicht ihm, sondern dem Mann mit dem dunkeln, fesselnden, ausdrucksvollen Gesicht, der dort am Klavier saß, zuwenden, oder konnte es eine andere unerklärliche Bangigkeit sein, die ihn faßte?

Die Frage war zu Ende, und der Spieler stand auf — mit ihm zugleich die beiden anderen Herren — wenn man denn ging, mußte es zusammen sein.

Thekla erwiderte die Abschiedswurte und Verbeugungen der Besucher mit einem kaum hörbaren Geflüster, ihre Kraft war erschöpft. Anuies reizende Hand wurde zweimal sehr ausdrucksvoll gekußt, er, der sie am meisten bewundert, am heißesten erstrebte, rührte sie nicht an . . . . mit einer tiefen Verneigung trat er zurück.

Als die beiden Schwestern allein waren, drückte Annie nur zweimal auf den elektrischen Klingelzug, an Agathe herbeizurufen, damit sie Thekla beistände. Sie sehnt war unsäglig, nur eine Silbe zu sprechen, die Thränen benahmen ihr den Athem. In ihrem reizenden Mädchenstübchen mit den hellen Möbeln, den tuftigen, blumendurchwirkten Vorhängen und Teppichen brannte bereits eine Lampe, deren Licht durch einen rothen Schleier hindurch einen sanften rosenfarbenen Schein verbreitete. Der kleine Kanarienvogel schlief schon, sein Köpfchen unter den Flügeln geborgen, er saß wie eine Federkugel auf seinem Stäbchen; vom Fenster her wehte fast betäubend der Duft der zahlreichen Frühlingsblumen, von einer zur Seite gerückten Staffelei sahen Richard Gerolds kluge, ernste Augen der Tochter entgegen.

Sie hielt sich an der Platte eines kleinen Marmortischchens fest, abgewandt vom Lampenlicht, als thäte selbst die zarte Rosenfarbe ihrem Blick weh, — das Köpfchen war tief herabgesunken, und rasch und dicht fielen nun die so lange zurückgedrängten Thränen nieder. Sie hatte sich so redlich „ihren Tag verdient", sie war ganz erwartungsvolles Glück gewesen — vorüber! Zwei Zeilen eines Gedichtes von Chamisso wollten ihr nicht aus dem Sinn, die sagte ihr traurigs, enttäuschtes Herz ihr unaufhörlich vor:

„Nun ist der Tag verloren,
Auf den ich mich gefreut!"

9.

Keinen freundlicheren, willfährigeren Gesellen giebt's oft auf der weiten Welt als den Zufall. Er führt Leute zusammen, die, sonst durch Tausende von Meilen voneinander getrennt, heute, gerade heute in dieser Stadt, an diesem Ort weilen und sonst vergeblich alles aufgeboten hätten, um einander zu sprechen; er verhindert Böses und bringt Verbrechen ans Tageslicht, deren Entthüllung scharfsinnige Juristen schon aufgegeben hatten, er führt liebende Herzen zusammen, entfernt unwillkommene Zeugen, räumt mit leichter, kluger Hand Hindernisse hinweg, schlägt aller Berechnung ein Schnippchen und führt seine Lieblinge leicht und glatt dem ersehnten Ziel entgegen. Es giebt Leute, denen er sich jederzeit dienstbar macht, die auf ihn bauen wie auf den zuverlässigsten Freund: „Es wird schon irgendwie gut werden, irgend etwas wird uns schon helfen!" — und siehe da! der brave Helfer ließ sie auch wirklich nie im Stich.

Aber der Zufall hat einen Zwillingsbruder, der ihm ähnlich sieht und doch zugleich so verschieden von ihm ist wie nur möglich. Ein Schadenfroher, beimtückischer Geselt ist's, der seine Freude daran hat, die Menschen ganz dicht bis an das heiß ersehnte Ziel zu locken, um ihnen dann mit höhnischem Lachen den Rücken zu drehen. Gleich seinem Bruder wirthschaftet auch er nur mit ganz kleinen Mitteln: ein Zuspätkommen — ein Blick durch eine Glasthür — ein rasch ausgesagtes Wort — eine kaum nennenswerthe Verzögerung — ein verlassenes Täschentuch — ein Ring — ein verlorenes Armband — eine Blume . . . aber solch winzige, unscheinbare Sächelchen haben schon Ehen gelöst und Hofintriguen herbeigeführt, Zeitungskriege entfesselt und Standalprozesse heraufbeschworen, und hinter all' dem angerichteten Unheil steht mit höhnt, hyät tischem Gelächter der schlimme Zwilst und triumphirt. Er trennt liebende Herzen und richtet es so ein, daß sie sich nie mehr wiederfinden oder doch nur dann, wenn sich ihnen aums Leben keine Gelegenheit zur Annäherung bietet — er kreuzt die Gedanken der Menschen und veranlaßt es, daß der Herr des Hauses den Mahle eine Dame durch die ganze Breite des Tisches von einer Herrn trennt, dem diese gute Gelegenheit höchst wahrscheinlich die Zunge gelöst hätte, er richtet Verwirrung im Gehirn des Kellners an und läßt ihn eine Einladung, von der vielleicht das Glück einiger Menschen abhing, um einen Tag zu spät anbringen, er macht, daß Leute, die einander wichtige Dinge in umständlicher Ecke zu sagen haben, sich gegenseitig nie zu Hause finden, und führt ihnen unliebsame Persönlichkeiten gerade da zu, wo sie dieselben am wenigsten brauchen können. Und wenn dann die Menschen weinen und fluchen und toben oder seufzen und traurig sind, dann hat der Bösewicht recht fein Fest an ihrem Kummer!

Solch' einem bösen Zufall glaubte sich Annie Gerold, dieser ein Schoßkind des Glückes und von dem guten Zwillingsbruder gehörig verzogen, nun rettungslos verfallen! Wenn sie sich auch sagte, Delmonts Neigung zu ihr — sie wagte kaum mehr, des Wort „Liebe" zu denken! — werde durch ein ärgerliches Zusammentreffen nicht augenblicklich den Todesstoß erhalten . . . wer weiß was ihm angesichts Reginalds von Conventius für Gedanken, für neue Gesichtspunkte gekommen waren! Der Rittmeister zählte für Annie nicht mit, er wäre sehr empört gewesen, wenn er dies je wußt hätte, aber die Thatsache war da. Das junge Mädchen sah ihn nur als einen unbequemen Störenfried an, der eine an sich schon unbehagliche Lage noch unbehaglicher gemacht hatte. Aber Reginald! Er, so schön, so begabt, so gut gestellt! Und über seine Absichten konnte man kaum in Zweifel sein. Annie war es keinen Augenblick seit seinem letzten Besuch gewesen, und Delmont mußte es ebenso ergehen. Delmont hatte noch kein bindendes Wort zu ihr gesprochen, nur seine Augen hatten eine deutliche Sprache geführt — nun, das bewies noch nichts, das legte nicht die leiseste Verpflichtung auf! Er konnte denken, Reginald sei der bevorzugte Bewerber; leicht empfindlich, reizbar, mißtrauisch wie er war, konnte er stillschweigend zurücktreten und jenem das Feld räumen, ohne nur noch einen Versuch zu seinen eigenen Gunsten zu machen. Seinem leidenschaftlichen, stolzen Wesen hatte das ganz ähnlich gesehen.

Eben weil Annie Gerold ein Glückskind war, traf sie diese Enttäuschung besonders hart. Es handelte sich um ihr Lebensglück, und dies schien ihr jetzt vernichtet. Mit aller Leidenschaft ihrer jungen, reichen Seele hatte sie diesen Mann geliebt, ihn für sich erkannt, mit derselben Leidenschaftlichkeit hielt sie ihn jetzt für sich verloren. Sie hatte in der Nacht schlecht geschlafen und viel geweint, und sie fühlte sich wenig entlastet von ihrem Kummer. Die köstliche Frühlingsfonne, die in ihr Zimmer hereinleuchtete, erschien ihr wie ein Hohn, das geschäftige Treiben auf den Straßen kam ihr unerquicklich und zwecklos vor. Ganz in aller Frühe schon schickte Frau Hedwig Weyland zu ihr: es sei ein so wundervoller Frühlingstag, ob sie nicht um halb zwölf Uhr in Heinrichslust mit einander zusammentreffen und dort ein paar Stunden verbleiben wollten; der Park sei um diese Jahreszeit zauberhaft.

Meinetwegen! Annie war es ganz gleichgültig, wo sie sich befand und was sie trieb! Ihren Gedanken konnte sie doch nicht ungestört nachhängen, sicher würde Besuch kommen oder sie sollte Thekla vorlesen . . . da war es am Ende noch besser, mit der guten liebenswürdigen, feinfühlenden Hedwig zusammen zu sein und sie zum lebhaften Geplander zu veranlassen. Man sagte dann zu und zu „ja — nein — nicht möglich — gewiß —" und damit war es abgethan. In ihrem ungestümen Herzenskummer machte sich's Annie nicht klar, daß solche Antworten bei ihr bisher zu den Unmöglichkeiten gehört hatten und deshalb einer langen Frau viel zu denken geben würden.

Agathe kam dienstefrig herein. „Was wünscht mein Töchterchen anzuziehen? Hier — nicht wahr — das lichtblaue Kleid und den großen gleichfarbigen Hut mit der langen, weißen Straußenfeder? Heut ist ja der erste Mai und ein Wetter wie mitten im Juni, fünfzehn Grad schon jetzt, wie wird es doch erst gegen Mittag werden? Schade, daß in Heinrichslust vormittags nicht so viele Menschen sind, die Hauptmasse kommt da erst nachmittags heraus, ebenso die schönen Wagen. Jetzt noch den weißseidenen Schawl über den Arm! Alles weiß und blau — es muß doch schön stimmen, nicht wahr, mein Töchterchen?"

Meinetwegen — alles weiß und blau! Es war Annie alles einerlei; was fragte sie danach!

„Hör' einmal, Herzenskind, der Lamprecht murmelte da so etwas davon, Du wolltest Deine Blumen wegschicken. Ich habe wohl nicht recht verstanden!“

„Doch! Er soll sie alle im Lauf des Vormittags zu Herrn Pfarrer von Conventius hinschaffen lassen, hier ist die Adresse.“

„Alle Deine Blumen?“

„Alle meine Blumen, ja!“

„Zu dem schönen Blonden, der gestern hier war? Schickt sich denn das auch, Vögelchen? Die Herren haben doch sonst Dir Blumen geschenkt!“

„Du kannst beruhigt sein. Die Blumen sind nicht für ihn, sondern für einen Gefangenen, der zum Tode verurtheilt ist!“

„Zum Tode! Ach Du mein Gott!“ Agathen war der Schreck in die Glieder gefahren, sie mußte sich setzen. „Was Du aber auch für ein Herz hast! Wie von lauterem Gold. sogar Mörder und Räuber mußt Du noch erfreuen! Ja, ja, der Mann, der mein Vögelchen 'mal bekommt, der kann lachen! Und es sieht in dem Kleid und dem Hut zum Verlieben schön aus!“

Es war richtig, Agathe hatte nicht übertrieben, Annies Spiegel sagte dasselbe. Sie hatte sich sonst ehrlich und unbefangen dessen gefreut, heute ließ es sie kalt — für wen sollte sie schön sein?

Aber der freundliche, lustige Zufall, der, welcher es gut mit den Menschen meint, nahm sich Annie Gerolds an und wollte seinem Liebling das vergüten, was der schlimme andere Bruder gestern an ihm gesündigt hatte. Er gab Annie den Gedanken ein, sie müsse Lamprecht doch noch jetzt Bescheid wegen der Blumen sagen, da Agathe zuweilen etwas vergeßlich war; und so kam es, daß sie, um zum Treibhaus zu gelangen, in welchem der Alte jetzt herumhantierte, ihren Weg durch den Garten nahm und, nachdem sie ihren Auftrag erledigt hatte, durch eine Hinterpforte eben dieses Gartens eine kleine, stille Seitenstraße gewann, auf welche besagtes Pförtchen mündete. Sie kam hier, wenn auch auf einem ganz anderen Wege, ebensogut zur Pferdebahn, die sie nach Heinrichshuft bringen sollte; sie konnte aber nicht wissen, daß unterdessen ein Bote von Frau Hedwig Weyland durch die Hauptstraße auf ihr Haus zueilte, um ihr zu sagen, das Zusammentreffen sei leider im letzten Augenblick vereitelt worden, da Frau Weyland unerwartet auswärtigen Besuch bekommen habe. Der Bote erfuhr, das Fräulein sei schon fort, Annie aber setzte sich ahnungslos in die Pferdebahn und fuhr ihrem Schicksal entgegen.

Heinrichshuft war ein reizendes Rokokoschlößchen, von einem großen Park umgeben, ehemaliger Besitz eines Prinzen, dessen Namen es trug und der viel zur Ausschmückung des Schlosses und Erweiterung wie Verschönerung des Parks gethan hatte. Seine Nachkommen hatten aus Mangel an Geld Schloß und Park an die Väter der Stadt abgetreten, die dafür einen hübschen Kaufschilling bergaben, weil es der stark bevölkerten Stadt lange schon an einem geräumigen Platz für ihre Spaziergänge und Vergnügungspartien gemangelt hatte. Seit vielen Jahren bildete nun Heinrichshuft das beliebteste Ziel der Bewohner von F. Eifrige Fußgänger wanderten dorthin, schöne Equipagen brachten die wohlthabende Bevölkerung heraus, die Pferdebahn that das übrige; man fuhr vom Wasserthor eine knappe halbe Stunde, dann erblickte man die an einen mäßigen Hügel gelehnten schönen Parkanlagen, den Fluß, der sich in allerlei anmuthigen Windungen unter Brücken von Baltenwerk, Stein oder ungeschüttten Birkenästen hervorschlängelte, einmal sich sogar dazu verstand, einen Wasserfall in einer Felsgrotte darzustellen, was sich abends bei bengalischem Feuer sehr malerisch ausnahm — und endlich auch das Rokokoschloß. Ein strebsamer Restaurateur hatte darin eine altdeutsche Wirthschaft eingerichtet, um welche herum er eine Menge von gußeisernen Gartenmöbeln gruppiert hatte.

Die Pferdebahn war dicht besetzt, aber bei Annies Erscheinen sprangen ein paar höfliche Herren auf, um ihren Platz anzubieten, für welche Liebenswürdigkeit sie sich durch unausgesetztes neugieriges Austarren der schönen jungen Dame zu entschädigen suchten. Sonst wäre dies Annie lästig gefallen — heute achtete sie nicht darauf. Nur als eine Thurmuhr in der Nähe einer Haltestelle elf Uhr schlug, zog sie ihre Taschenuhrchen und überzeugte sich, daß sie zu ihrem Stelldichein entschieden zu früh kommen würde. Nun gut, dann suchte sie ihre Lieblingsplätze auf und ging erst um halb zwölf Uhr an die ihr von Hedwig bezeichnete Stelle.

In ihrer Ungeduld, von Hause fortzukommen, Theklas fragenden Augen aus dem Wege zu gehen, hatte sie sich zu zeitig aufgemacht.

Wie die Pferdebahn jetzt Halt machte, sprang Annie eilfertig hinaus und bog von dem übrigen Schwarm ab, der unverweilt den breiten, sanft aufsteigenden Pfad zum Schlößchen und zum Restaurationsgarten verfolgte. Das junge Mädchen kannte jeden Schleichweg, jedes Eckchen des weitläufigen Parks; ihr Vater hatte ihn sehr geliebt und war oft mit ihr herausgefahren, um Arm in Arm mit dem Lieblinge, abseits von den belebten Wegen, die grüne Wildnis mit ihm zu durchstreifen. Was war da alles zur Sprache gekommen! Für alles hatte der Vater Interesse gehabt, sein Vögelchen konnte ihm vorzwitschern, was es nur wollte: von seinen neuen, hübschen Kleidern, den Aufgaben zu den Stunden, den Freundinnen, den Büchern — kraus durch einander sprudelte es von den jungen Lippen, und nie gab es ein Zweifeln, ein Stocken . . . es war ja so einfach! Der Vater war ihr liebster, bester Freund, er liebte sie mehr als alles auf der Welt, wie hätte ihr Kinderherz nicht vor ihm liegen sollen wie ein offenes Buch?

Würde es auch heute so vor ihm liegen, wenn er neben ihr wäre? Ach, es war eben kein Kinderherz mehr! Nie gekannte Schauer, ahnungsvolle Träume durchbebten es, und es sehnte sich, sehnte sich grenzenlos nach dem Einen, der verstanden hatte, es zu wecken, der aus dem harmlosen Mädchen ein liebendes Weib gemacht hatte!

Am Saume des äußeren Parks entlang führte ein schmaler, fester Weg; den ging Annie, bis sie an einen Graben kam, der halb mit vorjährigem Laub angefüllt war. Eine kleine, etwas baufällige Brücke führte hinüber und geradeswegs auf eine verqualmte Lattenthür zu, die Annies Hände mit einiger Mühe öffneten. Dafür war sie jetzt auch allein, ganz allein in einem der abgelegensten, unbekanntesten Theile des Parkes. Hier gab es keine Aussichtspunkte, keine Tempel und Borkenhäuschen, aber darum war es der einsam Wandelnden auch wahrlich nicht zu thun. Junge Birken standen am Wegrande und schwenkten, von der linden Mailuft bewegt, sacht ihr lustiges, grünes Fähnlein, weiter hinein standen ernste Gruppen kräftiger Buchen und Ulmen bei sammen, und zu ihren Füßen breitete sich's blüthenweiß aus, die Windröschen waren es, die lieblichen Anemonen, zu hundert und aberhundertem wachsgefügt vom Maisonnenstrahl; ganz strahlend frisch und fleckenlos lächelten sie zum blauen Himmel empor, manche noch halb zusammengerollt, langsam ein Blättchen nach dem andern aus der Knospenhülle lösend! Weiter blühte hier noch nichts, im tiefsten Schatten standen die grünen Blattbüschen der Maiglöckchen, aber ihre Blüthen waren noch winzig klein und hell grün, die hatten ihre spröden Aengstein noch nicht aufgeschlagen. Die Lust jedoch war von einem würzigen Hauch durchzogen, von dem frischen, herben Duft, wie das junge Land ihn spendet, das, vom Nachtthau gekühlt, von der Sonne durchwärmt, dem Menschen dis atte, ewig neue Kunde vom Frühling ins Herz hineinschmeichelt, der alle Wunden zu heilen, alle Schmerzen zu lindern verspricht.

Annie bückt sich, pflückt eine Handvoll Anemonen und steckt sie sich an die Brust. Ach, wie wohl ihr die Einsamkeit tut thut inmitten der auffprossenden Natur! Wenn doch Hedwig, die gute, prächtige Hedwig, heute lieber nicht käme, wenn sie doch allein bleiben könnte!

Aber nein, das kann sie nicht! In die sie umgebende tiefe Stille fällt ein Geräusch, wie wenn etwas in leichtem Trab auf der weichen Erde näherkommt — ein knyxes Schnaufen, da biegt er um die nächste Baumgruppe, der kluge, schöne Neufundländer; er bleibt stehen, legt den Kopf ein wenig zur Seite und wedelt mit dem buschigen Schweif, als wollte er sagen: ich weiß, wer Du bist — aber warten wir lieber doch ab!

„Ego!“ Mit verlangenden Knieen, mit stockendem Herzschlag stößt Annie das Wort heraus. Es ist doch nicht möglich, gerade heute, gerade hier! Haben ihre unablässigen Gedanken, hat ihr sehnsuchtgequältes Herz ihn, der jetzt langsam auf sie zuschreitet, ihr entgegengeführt?

Noch sieht er sie nicht; seinen breitrandigen Hut in die Stirn gerückt, kommt er tief in Gedanken daher und stutzt erst, als er den Hund mitten im Wege stehen findet.

Dann aber . . .

Er verzieht sich, als höflicher Mann seinen Hut vor der Dame zu ziehen. Ungefähr eilt er auf sie zu, faßt ihre Hände beide, sieht ihr prüfend in die Augen und nennt leise ihren Namen: „Annie!“

In ihr ist nichts mehr von Schreck und von Aufregung.

Er ist bei ihr, er hält ihre Hände fest in den seinen, er sieht sie unverwandt an, sie sind beide allein in der schönen, wonnigen Maienwelt . . . es sollte so sein!

Jetzt besinnt sich Delmont, läßt ihre Hände sinken, zieht den Hut. „Sie müssen mir verzeihen, ich bin zu glücklich, Sie zu sehen, wie ein holdes Wunder hier erscheinen zu sehen! Ich habe eine böse Nacht gehabt!“

„Ich auch!“ fällt sie ein, als spräche sie etwas Selbstverständliches. Seine Augen leuchten auf.

„Sie auch? Sehen Sie, Annie, ich hatte Angst, ich wußte es ja, konnte es denken, daß Sie zahlreiche Bewerber finden würden, aber ein so seltener Mann wie Conventius — “

„Ja, er ist ein seltener Mann!“ Sie giebt dass zu mit strahlendem Blick und steht hoch aufgerichtet da und sieht ihm in die Augen, ohne mit den Wimpern zu zucken.

„Ich hatte mir eingebildet, damals schon in der Kirche, als wir zwei allein waren unter den vielen, hätten Sie mich verstanden, und nachher in der Gemäldeausstellung gleichfalls, obgleich ich dort nicht sprach, nicht sprechen konnte! Ich hatte gehofft, Sie verständen mich ohne weitere Worte, als ich Ihnen zuletzt sagte, ich würde kommen.“

„Sie hatten ein Recht, das zu denken!“

„Aber als ich nun kam und Sie nicht allein fand, da kam der Zweifel, die Angst, das Mißtrauen. Ich mag nichts bedingungen, nichts verbergen, Sie sollen mich sehen, wie ich bin! Meine weiche, liebenswürdige Natur, nein! Voll Selbstbewußtsein und Trotz und nagender Eifersucht! Ich habe meine Hand nicht ausstrecken wollen nach Ihnen, habe mir versagt, wonach meine Seele hungerte, denn ich hatte einen ernsten schwerwiegenden Grund dafür! Es hatt mir nichts! Alles, was ich in meinem düsteren Leben entbehrt habe an Jugend, an Glück, an Sonnenschein, das steht verdoppelt vor mir und zieht mich hinüber — Annie — mein Herz, mein Entzücken!“

Er hatte mit bebenden, verlangenden Händen sein Glück an sich gerissen und hielt es nun fest an seinem wildhämmernden Herzen. Mit demselben strahlenden, zuversichtlichen Blick sah Annie auch jetzt noch zu ihm empor, bis er sich neigte und die wunderschönen Augen küßte, damit sie es nicht sehen sollten, wie er mit den Thränen kämpfte.

Es blieb lange still. Wankende Goldlichter irrten über die beiden hin durch die kleinen grünen Blätter, über welche der Wind hinstrich. Noch erzeugte er nicht das majestätische Brausen, das wie Meeresbrausen in den voll belaubten Wipfeln klingt. Ein heimlicher Flüsterton war's nur, wie wenn die Natur es noch nicht wagt, laut zu reden, gleich den beiden Herzen, die auch noch kein Wort fanden für ihr großes Glück.

Unter ein paar knorrigen, noch spärlich belaubten Eichen stand eine niedrige Steinbank. Zu der führte Delmont seine junge Braut, aber er nahm nicht Platz an ihrer Seite. Ihr zu Füßen kniete er nieder ins weiche Moos und legte ihre weiche Hand auf seine Stirn, über seine Augen, preßte sie an seine heißen Lippen. Eine seltsame Demuth war über den stolzen, eigenwilligen Mann gekommen, es war, als überwältigte ihn sein Glück, und als Annie schüchtern zu reden begann, hörte er ihr stumm zu, und endlich sagte er mit einer von innerer Bewegung gänzlich unsicheren Stimme:

„Du mußt verzeihen, ich kann noch nichts ordnen, nichts denken. Ich — und Glück! Ich hab' mir's versagen wollen, versagen müssen — nun hab' ich mir selbst mein Wort gebrochen, bin trunken geworden gegen mein eigenes Ich! Es ist alles in mir aus den Fugen — war immer im Dunkeln war . . . wie soll den die Sonne nicht blenden? Laß mich hier still so liegen; wie soll ich Dir sagen, wie es mir ums Herz ist? Ein anderer soll sie mich sprechen, ein Dichter! Vielleicht kennst Du es, was Rückert zum Schutz seines Liebesfrühlings sagt!“

Er legte sein Haupt auf ihre Knieen und schloß die Augen, während er sprach:

„Wie ist, um ich dich habe,
Aus mancherlei ich werben.
Was könnt' ich, das mich labe,
Noch mehr erwerben?
Wie ist, um ich dich habe,
Ich bei gestorben.
Wie ist zum süßen Grabe
Dein Herz erworben.“

Seine Stimme war tonlos geworden bei den letzten Worten — nun schwiegen sie beide, und um sie her war geheimnißvolles Frühlingsweben!

10.

Wilhelm, was wollte der Herr Direktor von Dir? Doch nichts Unangenehmes vorgefallen?“

Frau Christine Remmler, eine zarte Gestalt im Anfang der vierziger Jahre, mit einem farblosen, gutmüthigen Gesicht, trat ihrem Mann eine kurze gestopfte Pfeife und einen Topf mit Kaffee an den Tisch; dazu sah sie ihm besorgt nach den Augen.

„Nein, nein, Tinchen! Kannst ruhig sein! Ich thu' meine Pflicht, das wissen der Herr Direktor, daher kommen wir gut auch nicht aneinander. Er hat mir bloß zu wissen gethan, daß heut für Nummer achtundfünfzig Blumen ankommen sollen.“

„Nummer achtundfünfzig? Das ist ja doch der Schönfeld?“

„Ja, der Schönfeld!“

„Und dem wollen sie Blumen aufs Zimmer stellen?“

„Ja, — Blumen!“

Die Frau schlug die Hände zusammen.

„Mann, ich bitt' Dich, sip' nicht so da wie ein Oelgötz und laß' Dir die Worte buchstabenweis' aus dem Munde ziehen! Sag mir, was Du weißt! Hat er irgendwo eine Liebste?“

Remmler nahm einen Schluck Kaffee zu sich und that ein paar heftige Züge aus seinem Pfeifchen.

„Ihr Weiber, Ihr! Immer gleich Liebschaften! Nein, da kennst Du den Direktor schlecht, zu so was giebt der sich nicht her, wär' auch gegen jedes Reglement! Die Liebste, die auf Nummer achtundfünfzig die Blumen schickt, das ist unser neuer Prediger, und aus guter Meinung thut er das! Er will nicht haben, daß die arme, verlorene Sünderseele so mir nichts dir nichts in die Hölle fährt, und darum wirbt er um sie, als wär's wirklich seine Liebste. Ich hab' ja auch schon Bücher von ihm hintragen müssen!“

„So? Davon hast Du mir aber nichts gesagt, Wilhelm!“

„Zu was soll ich Dir alles erzählen? Damit es die Weiber und die Bartschin und die Winzern nach zehn Minuten erfahren?“

„Warum nicht gar die Bartschin! Nein, die Bartschin schon gar nicht, mit der hab' ich mich Mittwoch erzürnt, und die Winzern ist ein Plappermaul!“

„Hm!“

„Was hat denn der Schönfeld gesagt, wie Du ihm die Bücher brachtest?“

„Der — und sagen! Und zu mir noch! An mich wendet der nicht viel, der hat's mit der höheren Bildung, in dessen Augen bin ich doch bloß eine ganz ordinäre Kreatur. Ein Schreiber beim Gefängniß und ein — wie sagen sie doch gleich? — ein Parteiführer! Ja, aber diesmal hat er doch was verlauten lassen, gefragt hat er, ob der Herr Prediger denn nicht wiederkäme!“

„Ach du' liebe Zeit! Dann will er sich gewiß von seinen Sünden bekehren lassen!“

„Na, danach hat er mir gar nicht ausgesehen; ich will Dir's sagen, was es bei ihm war: neugierig ist er! Wie ich neulich die Gefangenen im Hof üben gewöhnlichen Gang machen ließ, — nuten sich Nummer achtundfünfzig abgesondert von den anderen, als schwerer Raubmörder, — da hat er zufällig gehört, wie zwei zusammen über unseren neuen Herrn Pfarrer sprachen, daß er ein Adliger und mit seinem Vater und der ganzen vornehmen Verwandtschaft entzweit wär', weil er bat geistlich werden wollen und nicht Offizier, bloß um deswillen, weil er den lieben Gott über alles setzt und ihm allein dienen will, und wie er so schön ist und gut und jedem Armen überreichlich giebt, und wie er mit seiner Rede den Leuten kann das Herz herumdrehen — und so allerhand noch von ihm — da hat Nummer achtundfünfzig den Kopf hin gedreht und zugehorcht, das sah ich wohl, und nun möcht' er gern den geistlichen Herrn wiedersehen — sieht Du wohl!“ —

Ein scharfer Glockenzug setzte Remmlers Rede ein Ziel. Frau Christine ging durch das große, saubere, zweifenstrige Zimmer in ihre kleine Küche und schloß die Thür auf.

Ein Dienstmann mit einem großen Tragkorbe trat ein und begann unverweilt auszupacken — Blumen, nichts als Blumen, eine ganze Flora, ein Stock immer schöner als der andere.

Frau Remmler schlug wieder die Hände zusammen.

„Nein, aber die Pracht! Mann, so komm' doch und sieh'

Auf der Studienreise.
Nach einem Gemälde von Mathias Schmid.

Wahrhaftig — Flieder — und Veilchen — und Maiblumen — und sonst noch allerlei!"

„Ja, ja," sagte der Dienstmann, „solch 'ne Bescherung babt Ihr wohl noch nie hier im Gefängniß gehabt! Da muß einer lieb' Kind bei den hohen Herren sein, oder aber, sie machen ihn bald 'nen Kopf kürzer und thun ihm zugunterletzt noch dies und das an. So soll's ja immer sein, wenn einer zum Tod verurtheilt wird. Aber Blumen für so 'ne Kanaille, na, das müßt' mich trösten! Guten Tag auch!"

Damit schob er sich zur Thür hinaus.

Remmler setzte mit einem Seufzer sein Pfeifchen weg.

„So, Mutter, ich muß das gleich 'rüber besorgen! Gieb mir das Gretchen mit."

„Das Gretchen? Zu einem Mörder?"

„Das Gretchen zum Tragen von den Blumen! Laß' doch den armen Sünder ihr liebes, unschuldiges Gesichtchen sehen!" Er öffnete das Feuster, das auf ein kleines, sorgfältig bestelltes Gärtchen sah.

„Gretchen!"

„Ja, Vaterchen!" gab eine Kinderstimme zurück.

„Komm' einmal herein! Ich hab' was für Dich zu thun!"

Ein blondes Kind von zwölf Jahren, dem der dicke Zopf über den Rücken hing, kam in die Küche gesprungen und blieb wie versteinert an der Schwelle stehen.

„Ach, die Blumen!" sagte es endlich ganz gepreßt. „Die himmlischen Blumen! Vaterchen, wer soll die denn haben?"

„Einer von den armen Gefangenen, Grete! Unser Herr Pfarrer schickt sie ihm!"

„Der Herr Pfarrer! Vaterchen, er hat neulich mit mir gesprochen, ganz lange, kann ich Dir sagen. Bist Du Gretchen Remmler?" fragte er zuerst — und wie alt ich bin — wo ich zur Schule geh' — ob ich schon der Mutter helfe — und über meinen Zopf hat er sich so gefreut! So schön und so gut, wie der aber auch ist, ist kein anderer Prediger! Und nun sollen wir zusammen die Blumen hintragen, ja?"

„Jawohl, Grete! Hier, such' aus, was Du am leichtesten tragen kannst, die schweren nehme ich!"

Vater und Tochter hatten einen ziemlich weiten Weg von der Schließerwohnung bis zu der Abtheilung für die „schweren Gefangenen". Treppauf und -ab ging's, über lange, halbdunkle Gänge und wunderliche Winkel — das Gefängniß war ein altes, weitläufig gebautes, wetterfestes Haus — oft mußte Gretchen ihre blühende Last absetzen, um ein wenig Athem zu schöpfen. Endlich war man an Ort und Stelle. Remmler setzte alle Töpfe zur Erde, hieß sein Töchterchen dasselbe thun und öffnete die Zellenthüre mit einem Schlüssel des umfangreichen Bundes, den er am Gürtel trug.

Schönfeld saß, mit beiden Ellbogen aufgestützt, an seinem Tisch und las. Er war so vertieft, daß er seine Augen erst von dem Buch erhob, als Remmler dicht vor ihm stand.

Er empfand eine gewisse Verlegenheit für den Schließer, der seine Gefangenen nie, um sich ein Ansehen zu geben, barsch anließ, auch nie mit seiner Stellung Mißbrauch trieb, sondern die Leute alle ohne Ausnahme mit immer gleicher, etwas wortkarger, aber nicht unfreundlicher Art behandelte.

„In solch' ungewöhnlicher Stunde, Herr Remmler?" fragte der Gefangene erstaunt.

„Sehen Sie nur, was ich Ihnen bringe!" sagte der Schließer lächelnd. „Komm' herein, Grete!"

Und sie kam und schleppte mit freudestrahlendem Gesicht eins nach dem andern herein: Veilchen und Maiblumen, Tazetten, Hyazinthen und das Flieder büschen; nacheinander stellte sie alles auf dem großen schlichten Holztisch auf, und dann trat sie zurück und sah dem Gefangenen nach den Augen.

Die leuchteten ganz seltsam, wie sie nach den Blumen schauten. Sie hatten wohl lange keine mehr erblickt. Schon stand der Mann, der nicht gezögert hatte, ein Menschenleben zu vernichten und seine Hände nach fremdem Eigenthum auszustrecken, gleichweit, zu welchem Zweck — schon stand er von dem und sah zu den Blumen hinüber, die ihren lieblichen Duft ebenso verschwenderisch in der Zelle des Verbrechers ausströmten wie vor wenigen Stunden in dem reizenden Boudoir der schönen Annie Gerold.

„Unser Herr Prediger schickt sie!" unterbrach endlich Remmler die tiefe Stille.

Der Gefangene neigte ein wenig sein Haupt zum Zeichen, daß er verstanden habe, und sagte nach einer kleinen Weile, wie zu sich selber redend:

„Hab' ich doch den Anblick noch vor meinem Tode!"

Remmler winkte ihm mit den Augen nach Gretchen hin, es möge nicht weitereden, zugleich vernahm man aus der gegenüberliegenden Zelle ein unhaltendes Hacken Kindlicher Füße gegen die Thür und eine dumpfe Stimme, die unverständliche Worte rief.

Der Schließer öffnete die Thür zum Flur und horchte hinaus.

„Herr Remmler!" klang es jetzt vernehmbar herüber. „Sind Sie nicht hier? Ich habe doch deutlich Schritte gehört, und Ihr Tritt kenne ich ja!"

„Ich bin hier!" rief Remmler zurück. „Was wollen Sie von mir?"

„Bitte, kommen Sie auf ein paar Minuten zu mir, ich habe Ihnen etwas zu sagen!"

Der Schließer blickte unsichlüssig von Schönfeld auf Gretchen.

„Wo soll ich Dich solange lassen, Kind?"

„Mich?" fragte die Kleine verwundert. „Ich bleibe hier, Vaterchen, und helfe, die Blumen ordentlich aufstellen!"

„Nun gut! Ich werde mich beeilen, bald wiederzukommen!" Damit ging er, die Thür hinter sich verschließend.

Gretchen Remmler war klein für ihre zwölf Jahre, ein zierliches, zartes Kind. Das schönste an ihr waren die großen, blauen Kinderaugen, in denen ein ganzer Himmel von Unschuld und Güte lag. Eltern, Lehrer, Mitschülerinnen, Gespielen keines von ihnen konnte dem Blick dieses Kindes auf die Dauer widerstehen, es war, als sähe man durch einen krystallhellen Spiegel geradeswegs in das kleine Herz hinein, wie es nur Gott wollen, Vertrauen und Liebe in sich barg.

Mit diesen Augen blickte das Kind jetzt an dem von ihr stehenden Mann in die Höhe, und diesem wurde seltsam zu Muth dabei. Immer, von Jugend auf schon, hatte er Kinder lieb gehabt und sich gern mit ihnen abgegeben. Kinder und Blumen! Eine merkwürdige Liebhaberei eines zum Tode verurtheilten Verbrechers und Mörders!

Plötzlich kam ein banger, ängstlicher Ausdruck in sein blasses Gesicht, sie erinnerte sich der halb geflüsterten Worte des Mannes, der da vor ihr stand, als er die Blumen gesehen hatte, und wie der Vater ihm ein Zeichen gemacht hatte, er solle schweigen — das durfte sie recht gut bemerkt!

Sie setzte ein paar Mal an, um zu sprechen, und ihre kleine Brust hob und senkte sich rasch unter ihrem beschleunigten Athem. Endlich fragte sie stockend und so leise, daß Schönfeld sich nicht zu ihr niederbeugen mußte, um sie zu verstehen:

„Ist das wahr, was Du eben gesagt hast, daß Du sterben mußt?"

Es that dem Mann leid, daß die kleine seine Worte verstanden hatte, aber nun war es zu spät! Sie würde anders fragen und dennoch die Wahrheit erfahren, selbst wenn er sie jetzt verschwieg. Und so nickte er und sagte: „Ja!"

Das Kind sah ihn scheu von der Seite an, und es war, als wenn es von ihm zurücktreten wollte, aber dann beugte es sich und sagte sehr ernst:

„Betest Du denn auch viel zum lieben Gott, daß er Dich in seinen Himmel hineinnimmt?"

Ein bitteres Lächeln verzog die Züge des Gefangenen.

„Von so bösen Sündern, wie ich einer bin, will Dein lieber Gott gar nichts wissen, mein kleines Mädchen."

Furchtlos, mit leuchtendem Blick, sah ihn das Kind von neuem ins Gesicht.

„Dann weißt Du nichts von ihm und kennst ihn gar nicht, wenn Du das sagen kannst! Liest Du denn nie in der Bibel? Da steht von so vielen Bösen, die alle schwere Sünden gethan haben, und der liebe Gott hat ihnen doch verziehen und sie alle in den Himmel genommen. Und wenn unser Herr Prediger Dir verziehen hat — verziehen muß er Dir haben, hätte er Dich sonst all' die Blumen geschenkt? — wie soll Dir unser Gott nicht verzeihen, der tausendmal besser und schöner ist als alle Menschen auf der Welt zusammen? Siehst Du wohl, jetzt thut es Dir leid!"

Gretchen war allmählich in Eifer gerathen, und ihre Worte beredter als ihre Worte sprachen ihre Augen, aus denen die heiligste, unerschütterlichste Ueberzeugung redete, die nur aus einem gläubigen Kinderherzen kommen kann. Und als sie nun

ah, wie der Mann vor ihr sahl im Gesicht wurde und sein Mund zu zucken begann, da halle sie triumphirend geschlossen: „Siehst Du wohl, jetzt thut es Dir leid!“

Ja, es thal ihm leid! Das blonde Kind vor ihm, das mit einem klaren Stimmchen aus seinen kleinen, einfältigen Herzen heraus so eindringlich zu ihm sprach, und der Blumenduft, der ihn sanft umschmeichelte, der Sonnenstrahl, der warm und golden durch das Fenster sah, rüttelten an seiner Seele. Oeffneten sich nicht dort die Blumenkelche, und stiegen aus ihnen nicht Traumgestalten auf, die er lange, lange für immer begraben wähnte? Fromme Wünsche und gute Vorsätze aus Kindertagen, ach, und ernes, fernes Kirchenglockengeläut“ und liebe, halbvergessene Gesichter, und endlich die Gestalt, die Stimme, die er nicht hätte von sich bannen können, wo er's auch noch so ernstlich gewollt, die Gestalt und Stimme des Mannes, den er mit Spott und Hohn von sich gewiesen und der kein hartes Wort für ihn zur Erwiderung gefunden, der ihm Bücher geschickt und Blumen und ihn voll tiefen Erbarmens angesehen hatte aus seinen schönen, mitleidigen Augen! Es konnte diesem Prediger doch gleichgültig sein, was am Ende mit der sündigen Seele eines Verworfenen geschah, aber es war ihm nicht gleichgültig. Der Verbrecher hatte es gefühlt, wein, gewußt, vom ersten Augenblick an: aus diesem Manne sprach nicht der berufsmäßige Eifer des Priesters, der seinem Namen mit der Bekehrung eines Sünders Ehre machen will . . . der Geist der Liebe sprach aus ihm, der alle kennt und alle umfaßt, ob sie sich ihm noch so störrisch entziehen, das feste, unerschütterliche Gottvertrauen, das da spricht: „Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn!“

Als der Schließer Reumiller sich von dem andern Gefangenen, der über Fieber und Lungensliche gellagt und den Gefängnißarzt verlangt hatte, endlich frei machen konnte und die Zelle Schönfelds wieder betrat, bot sich ihm ein überraschender Anblick. Der zum Tode verurtheilte Verbrecher hielt Gretchen im Arm, und das Kind schmiegte seinen blonden Kopf so zutraulich an ihn, als läge es an seiner Mutter Brust. Als der Vater hereintrat, hob sie ihr Gesichtchen zu ihm empor und sagte ruhig und freundlich:

„Vaterchen, dieser hier will so gern unsern Herrn Prediger haben! Darf ich hingehen und ihn holen?“

11.

Frau Agathe Lamprecht trat, etwa zwei Stunden nachdem Annie ihren Ausflug nach Heinrichshof unternommen hatte, in Thekias Zimmer, in welchem die Besitzerin dieses Zimmers saß und so vertieft in Lessings „Erziehung des Menschengeschlechtes“ war, daß sie gar nicht auf die Eintretende acht gab.

Agathe war nicht gewillt, wie sonst manchmal, wenn das gelehrte Fräulein in seine Studien vertieft war, geräuschlos und rücksichtsvoll davonzuschleichen. Die Dame sollte durchaus sehen, was sie Agathe Lamprecht — in der Hand trug, und mit ihr Meinungen austauschen, von wem es kommen und was es wohl bedeuten könnte; der etwa Getrenen war das Herz übervoll, das „Vögelchen“ war ausgeflogen, ihr „Alter“ hatte so wenig Verständniß für zarte Angelegenheiten, . . . Thekla mußte herhalten, das stand fest, ganz fest!

Der gute Hausgeist räusperte sich bescheiden, — es half nichts! Die „Erziehung des Menschengeschlechtes“ hatte die auf merksame Leserin in ihre Fesseln geschlagen und ließ sie nicht los. Ein zweites Hüsteln, weit bedeutsamer und nachdrücklicher, wurde laut. Thekla blickte mit zusammengezogenen Brauen empor, aber ihre Miene erheiterte sich, als sie das lebende Bild gewahrte, welches sich ihr bot: die alte Agathe, die in der rechten Hand, weit von sich gestreckt, als wenn sie sich damit zu berühren fürchtete, einen großen, herrlichen runden Blumenstrauß hielt, von einer kostbaren gestickten Spitze umgeben und unten von einer sehr breiten Moiréschärpe von zartestem Rosa zusammengehalten. In der andern Hand hielt sie einen Brief mit vorsichtig gespitzten Fingern, als wäre er ein feuergefährlicher Gegenstand.

„Wie sehen Sie denn aus?“ lächelte Thekla und legte den Lessing fort. „Wie ein verblüffter Hochzeitsbitter weiblichen Geschlechts. Was soll denn das?“

„Ein Lohndiener hat's gebracht, ein fremder. Für unser Anniechen!“ — Agathe vermochte in ihrer Erregung nur in abgebrochenen Sätzen zu sprechen und flüsterte so gepreßt, als wenn sie das größte Staatsgeheimniß verriethe. „Was soll ich nun bloß thun, Fräulein Thekla —?“

„Thun? Dem Menschen ein Trinkgeld geben.“

„Das hab' ich ja schon gethan —“

„Dann den Strauß in eine Vase setzen — nicht zu nahe — dort aufs Fenster — und ruhig abwarten.“

Diese kaltblütige Auffassung war keineswegs nach Agathens Sinn.

„Aber nun der Brief?“

„Den legen Sie säuberlich daneben — so!“

„Ach Gott, Fräulein Thekla, von wem kann er sein? Passen Sie auf, jetzt nehmen sie uns bald unser Vögelchen weg!“

„Kann schon sein!“ Thekla unterdrückte einen Seufzer. „Das ist ja aber nicht das erste Mal, daß wir zu etwas“ — sie winkte mit den Augen nach dem Fenster hin — „uns Haus bekommen!“

„Das nicht, — aber — ich weiß auch nicht, — mir kommt es so vor, als wenn das Vögelchen selber Lust hätte, auszufliegen. Wär's denn auch ein Wunder? Ihre Mutter, die war noch kaum so alt, da wußte sie schon, wen sie haben wollte, — und wenn ich mir die drei Herren von gestern bedenke, . . . Fräulein Thekla, auf welchen von den dreien haben Sie Verdacht?“

Die Gefragte mußte wieder lächeln.

„Seien Sie doch kein solch' altes Fragezeichen, Agathe! Können Sie es denn nicht ruhig abwarten?“

„Nein, das kann ich nicht! Wie soll es mir einerlei sein, wen mein Anniechen zum Mann nimmt! Gott, Gott, mir drückt es das Herz ab! Wollen Sie sich nicht den Brief noch einmal ansehen, Fräulein, ob Sie vielleicht die Handschrift kennen? Soll ich ihn reichen?“

„Nein, das lassen Sie bleiben! Man erfährt das alles zeitig genug!“

„Wenn ich nicht wüßte, Fräulein Thekla hätten ebenfogut ein Herz wie jeder andere gewöhnliche Mensch, dann müßt' ich jetzt daran zweifeln! Wer weiß nun, wo das Kind herumtrödelt in Heinrichshof und ihre Frau Wetland sucht und nicht findet und sich Gedanken macht, und ahnt gar nicht, was hier auf dem Fensterbrett für sie parat steht! Wenn es doch nicht der große, ernste Herr wäre, der gestern bei uns Klavier gespielt hat! Ich hab' ihn oft auf der Straße getroffen, immer so finstere Augen macht er und ist immer in Gedanken und sieht keinen Menschen recht an; das ist kein Mann für unser Kind! Musik machen, ja, das kann er, und Maler soll er sein; ob er aber eine Frau ernähren könnte?“

„Sehn Frauen, Alte, nicht bloß eine!“

„Na, Gottlob, in der abscheulichen Türkei leben wir hier nicht! Also er könnte es? Wenn auch! Mir gefällt der andere besser, der Schöne, Blonde, so mild und gut sieht der aus, und künftigen Sonntag geh' ich in seine Predigt. Da läutet es wieder — das Vögelchen ist das nicht, bei der klingt es anders!“

Es dauerte eine Weile, ehe Agathe wieder hereinkam, aber Thekla nahm dennoch ihr Buch nicht wieder auf. Sie war nachdenklich geworden, sie beschäftigte sich lumerlich mit Annies Schicksal, und sinnend ruhte ihr Blick auf den halbverschlossenen blassen Rosen des schönen Straußes, die einen schwachen, süßen Duft bis zu ihr sendeten.

Die Thür that sich auf und Agathe erschien von neuem.

Bis auf wenige Züge war es dasselbe Bild: wieder hielt sich die Getreue in der weit fortgestreckten Rechten ein Bouquet vom Leide, wieder hatten ihre Fingerspitzen einen Brief gefaßt, wieder malte sich namenlose Wißbegierde auf ihrem Antlitz, nur war dieser Ausdruck jetzt mit einem gewissen ratlosen Entsetzen gepaart, und das Bouquet wies nicht wie das erste einen Reichthum wundervollster Rosen und eine feine Zusammenstellung zarter Farben auf, sondern es war ein radgroßes Ungethüm, aus den seltensten fremdartigen Blumen gebildet, offenbar sehr kostspielig, aber ohne besondere Wahl geordnet.

Thekla legte sich in ihren Sessel zurück und lachte herzlich.

„Nun, Agathe, ich bitte Sie, verschen Sie's, ein etwas geistreicheres Gesicht zu machen, mir zuliebe, ja? Auf dem Fenster brett ist ja noch mehr Raum, da stellen Sie getrost das Scheusal hin!“

„Scheusal?“

„Ich finde, es ist eines! Alle Farben des Regenbogens sind darin und noch ein paar mehr! Und diese ungeheuerliche

blauweiße Schleife! Durch das Auge versteht sich dieser Freier nicht einzuschmeicheln, das ist sicher!“

„Fräulein Thekla können immer noch scherzen, und unter mir brechen die Kniee!“ rief Agathe klagend. „Zwei Freier für mein Prinzeßchen, für mein Goldkind, zwei Freier an einem Tage!“ —

„Und den dritten wird sie nehmen!“ vollendete Thekla in Gedanken. „Das heißt, wer weiß, von wem der Rosenstrauß gekommen ist!“

Die alte Haushälterin sah sich vergebens im Zimmer nach einem Gefäß um, das handfest genug gewesen wäre, eine Bürde wie dies riesengroße, schwere Bouquet zu tragen; sie mußte ins Speisezimmer gehen, einen der mächtigen Metallkrüge, die bei fort dem Kredenztisch standen, herbeizuschleppen, und Thekla mußte solange die Blumen halten. Mit komischer Verzweiflung blickte sie auf das bunte Ungethüm in ihrem Schoß nieder, und die blau-weiße Schärpe wallte zu ihren Füßen in geschmacklosem Pomp.

Da kam von links her ein leichter beflügelter Schritt — wie wohlbekannt! — ein janchzendes Stimmchen: „Thea, bist Du hier?“ und die Thür flog auf, und Annie stürmte herein, schleuderte Schirm und Shawl von sich und fiel vor Thekla auf die Kniee, schob die ganze Blumenlast, ohne nur hinzusehen, ohne zu fragen, wie einen lästigen Ballast beiseite und fing an, Theklas Hände zu liebkosen, mit Küssen und mit Thränen, warmen, glückseligen Thränen, die von den langen Wimpern niederfielen, während die Lippen lachten . . . ein wunderlieblicher Anblick: wie wenn eine Blume im ersten Morgensonnenschein die Thautropfen aus ihrem Kelch schüttelt.

„Thea, ach ich bin so gelaufen, ich konnte die Zeit nicht erwarten, bis Du es wußtest, — Du weißt schon, nicht wahr? Zu Heinrichslust . . . er . . . und ich . . . ein Zufall, nein, nein, das nicht, es giebt keinen, eine Fügung Gottes ist's gewesen — ich weiß nicht mehr, aber ich werde mich besinnen — Thea, Thea, wenn Du es ahntest, wie glücklich ich bin!“

Wie sollte sie es nicht ahnen, da sie es doch vor sich sah, das verkörperte Glück! Sie hielt die junge Schwester fest an sich gedrückt und stillte das stürmische Schlagen des jungen, überströmenden Herzens, und die Augen wurden ihr feucht.

Ein Poltern und Rasseln, wie wenn eine schwere Last von Metall zu Boden fällt, ließ die Schwestern erschreckt auffahren. Es war aber auch zuviel für Agathens heute schon so vielgeprüfte Nerven. Da lag das kostbare Riesenbouquet, für welches sie eben ihre alten Glieder mit dem schweren Krug abnahlte, zerdrückt und mißachtet am Boden, die gleißende Atlashülle verbogen, die blauweiße Schärpe um den Tischfuß geschlängelt, und vor Fräulein Thekla kniete das Vögelchen, das leibhaftige Vögelchen, von dem kein Mensch wußte, wann und wie es überhaupt ins Haus gekommen war, und lachte und weinte in einem Athem und sprach von „Glück“ — hatte es denn schon einen von den beiden Briefen gelesen? Nein, sie lagen alle zwei friedlich nebeneinander auf dem Fensterbrett, und um den Rosenstrauß hatte sich erschüttlich auch niemand gekümmert . . . war es ein Wunder, daß Agathens Händen der riesige Krug mit dröhnendem Klang entfiel, da sie doch diese ihre Hände brauchte, um sich an den Kopf zu fassen: ist dies alles Traum oder Wirklichkeit?

In der nächsten Minute klog ihr das Vögelchen um den Hals und beschwor seine liebe Alte, es immer, immer lieb zu behalten, — als ob es anders möglich wäre! — und ihm sein großes, schönes Glück zu gönnen, — als wenn sich ein anderer annähernd so darüber freuen könnte! — und Gott zu danken dafür, daß er das Vögelchen mit „ihm“ zusammengeführt. Agathe erfuhr nun auch durch Thekla, wer „er“ sei, und konnte gar nicht recht aus Herzensgrund mitjubeln, nur immer weinen und weinen und Versuche machen, ihr Herzensbind zu segnen . . . aber es verlangte auch niemand mehr von ihr! Endlich legten sich die hohen Wogen ein wenig, und die Alte gedachte des Mittagsmahles, das in der Küche ohne ihre Aufsicht sicher alle Zustände des Verbrauens und Ueberkochens durchmachte — sie hob den Metallkrug von der Erde auf, stutzte, mit vorwurfsvollem Kopfschütteln, das beschädigte Bouquet zurecht und stellte es hinein, hatte dann den Rosenstrauß und die beiden Briefe herbei, alles ganz stumm, setzte ihrem sehr erstaunt dreinschauenden Liebling das alles so zu sagen vor die Nase und ging, sich die Augen trockenend, zur Thür hinaus.

„Thea!“ sagte Annie nach einer längeren Pause und mit dem Finger auf Agathens festliche Veranstaltungen. „Thea, was bedeutet alles dies?“

„Du den Briefen wird es wohl stehen!“ entgegnete Thekla trocken. „Vermuthlich sind's zwei Heirathsanträge für Dich!“

„Ach!“ machte Annie erschrocken und sah ihre Schwester rathlos an, als sei diese verantwortlich dafür. „Thea, sag mir das eine: hab' ich die durch mein Benehmen hervorgerufen?“

„Weißt Du denn schon, von wem sie kommen?“

„Ich glaub' es zu wissen, ich ahne es! Das da,“ mit einer Kopfbewegung nach dem Metallkrug mit seinem Schmuck, „das verführerisch schöne Mühlrad kommt natürlich von dem Alten, und macht mir weiter keine Schmerzen. Meine kluge Thea schreibt ihm ein höfliches bedauerndes Briefchen und giebt ihm in meinem Namen für seine wundervollen Blumen einen Korb — und fertig! Aber — aber der andere — das Rosenbouquet, Thea, wenn es von Conventius wäre!“

„Das wird es wohl sein, Kleine!“

„Siehst Du, wär' ich nicht so über die Maßen glücklich, dies könnt' mich recht unglücklich machen! Ich hab' ihn ja wirklich von Herzen lieb; wie es so rasch gekommen ist, weiß ich selbst nicht zu sagen, aber ich könnte meine Hand verbrennen in die seine legen, wenn er sagen würde: komm' mit! und, ohne zu fragen, mit ihm gehen bis aus Ende der Welt! Hätte ich das nicht kennengelernt, — Karl heißt er, Thea, weißt Du das eigentlich schon? — kein anderer als Conventius wäre mein Mann geworden, so sehr gut bin ich ihm! Aber nun! Wie ein ruhig friedvolle, schöne Mond kommt er mir vor, und Karl, ach, das ist das Licht, der Glanz, die Sonne!“

Wieder kamen ihr die Thränen in die Augen, als sie Theklas von neuem heftig umarmte.

„Und Du bist überzeugt, Vögechen, er, Dein Karl, meint ich, wird es verstehen, Dich recht glücklich zu machen?“

„Er mich? Darüber hab' ich noch gar nicht nachgedacht. Die Hauptsache ist: ich will ihn glücklich machen, mein ganzes Leben will ich dransetzen, und ich kann es auch, das darfst Du mir glauben! Er hat es mir selbst gesagt, und ich hab es auch recht gut gemerkt: in mir, in meiner Persönlichkeit, meinem ganzen Wesen liegt die Macht, ihn jung und froh und heiter zu stimmen, alles Trübe und Schmerzliche von ihm abzustreifen und seine Herzen wohlzuthun; wenn ich nur eben da bin, wenn ich rede und lache oder auch schweige, mich ganz so gebe, wie mir zu Muth ist! Und wenn ich das vermag, einen großen, guten Menschen durch mein bloßes Dasein glücklich zu machen, Thea, ist denn das nicht für mich Glück genug?“

Thekla strich mit der Hand leicht über die wundersüchtigen Augen, die im reinsten Licht selbstloser Freude leuchteten, der nach einer Pause, fragte sie:

„Du weißt es nicht, was ihn oft so trüb' und schwergestimmt empfinden läßt?“

„Bis jetzt hat er mir's noch nicht gesagt, und wer weiß, ob er es jemals thut. Mag er das halten wie er will, ich werde ihn nie danach fragen!“

„Ich fürchte nur, Liebling, Du wirst ihn arg verwöhnen! Unbedingte Zugsamkeit vertragen die Männer nicht!“

„Ach, aber Thea! Ich will doch kein Studium aus ihm machen, mir dies und das mit dem Verstand zurechtlegen und für diesen und jenen Fall allerlei Vorsätze fassen! Wie kann man denn das, wenn man mit dem Herzen liebt?“

„Nun, in Gottes Namen denn! Was weiß auch schließlich eine alte, vertrocknete Jungfernseele wie die meine, die nur einmal im Leben ein einseitiges Gefühl genährt hat, von Wechselschaft und glücklicher Liebe? Aber, Vögelchen, es hilft und nützt nichts, wir müssen jetzt wirklich diese Briefe lesen, denn wenn sie doch als Dein Geheimsekretär in Korbangelegenheiten berufen worden soll . . . .“

„Ach Gott, Thea, mir thut es so furchtbar leid um Conventius! Nicht, daß ich von mir eine so überschwängliche Meinung hätte, aber wenn er mich lieb hat, wird er auch so unglücklich sein!“

„Er wird es hoffentlich überleben, Kleine! Aber nicht Du doch; es wird ihm nahe gehen!“

(Fortsetzung folgt.)

Unschuldig verurtheilt!

Beiträge zur Geschichte des menschlichen Irrthums.

I.

Die Passionsgeschichte der Menschheit. — Ludwig von der Pfalz und Maria von Brabant. — Der Rabe von Merseburg. — Die Ehrenprozesse. — Das erpreßte Geständniß. — Die verrätherische Uhr. — Das vergiftete Brot. — Bruder und Schwesterchen. — Geständniß aus Edelmuth. — Opfer des Zufalls. — Eugenie von Tourville.

Nichts vermag mehr die Theilnahme des menschlichen Herzens zu erregen als unverschuldetes Unglück und Leid. Dem Träger eines solchen wird sich immer das allgemeine Mitleid zuwenden. Die christliche Passionsgeschichte hat dem Christenthume die Welt erobert. In der Leidensgeschichte der Menschheit spielt insbesondere das unverschuldete Verbüßen von Strafen eine Hauptrolle. Wenn man dabei von Opfern der Justiz zu sprechen pflegt, ist es doch nicht die Justiz, welche die alleinige Verantwortung für das angethane Unrecht trägt. Ihre Verantwortung ist dabei vielfach nur eine formelle. Zu ihren Mitschuldigen gehören auch die anderen Wissenschaften, welche in ihrem Dienste stehen, denn der Irrthum durchdringt alle Gebiete des Wissens. Zu ihren Mitschuldigen gehört der Zufall, die unberechenbare Verkettung der Umstände. Zu ihren Mitschuldigen gehört endlich der Trug der Sinne und die menschliche Bosheit sammt dem Gefolge blinder Leidenschaften.

Wenn wir in Aussicht nehmen, eine Anzahl von Beispielen aus der Geschichte dieser Irrthümer der Justiz unseren Lesern vorzuführen, so geschieht dies theilweise im Anschluß an einige frühere Artikel in den Jahrgängen 1884 und 1887 der „Gartenlaube“ („Die irrende Justiz und ihre Sühne“), welche zunächst bestimmt waren, für die Entschädigung unschuldig Bestrafter einzutreten, eine Angelegenheit, die nicht zum geringsten infolge der lebhaften Agitation der Presse jetzt auf dem Wege zu einer gesetzlichen Regelung zu sein scheint. Wir wollen aber auch zeigen, wie wenig der menschliche Unfehlbarkeitsglaube vor der Macht der Thatsachen Stich hält und der Mensch trotz aller eingebildeten Ueberlegenheit doch vielfach nur der Sklave der Verhältnisse ist.

Schon die Chroniken des Mittelalters überliefern uns eine erschütternde Tragödie des menschlichen Irrthums. Maria von Brabant war in glücklicher Ehe vermählt mit dem Pfalzgrafen Ludwig, Herzog von Bayern, dessen Schwester Elisabeth die Gemahlin des Kaisers Konrad IV. gewesen war. Als deren Sohn Konradin, dem Rufe der Hohenstaufen folgend, im Jahre 1267 nach Italien zog, begleitete ihn sein Oheim Ludwig auf dem verhängnißvollen Zuge. Maria sah den Gemahl nur mit bangem Von sich ziehen. Es war, als ob sie eine Ahnung von dem unglücklichen Ausgang des Unternehmens gehabt hätte. Da ihre Bitten des Pfalzgrafen Entschluß nicht zu beirren vermochten, wandte sie sich an einen treuen Vasallen aus dessen Gefolge, den Ritter Rusp von Ottlingen, und nahm ihm das Versprechen ab, daß er alles aufbieten wolle, seinen Herrn zur Heimkehr zu bewegen. Sie stellte ihm dabei eine Gunst in Aussicht, die sie denen zu gewähren pflegte, welche mit besonderem Pflichteifer ihrem Dienste nachkamen, die Gunst, daß sie die Herrin mit einem traulichen Du anreden durften. Alles strebte nach dieser Auszeichnung der wohlwollenden, allseits geliebten Frau. Da ihre Sehnsucht nach dem fernen Gatten täglich zunahm, ohne daß seine Rückkehr erfolgte, schrieb sie an Rusp einen Brief, in welchem sie ihn an sein Versprechen erinnerte und ihm dafür die „erbetene Gunst“ zusicherte; zugleich mit diesem übergab sie dem Boten auch einen Brief an Ludwig selbst. Nun wollte es der Zufall, daß der Bote die Briefe verwechselte und der für den Ritter bestimmte in die Hände des Herrn gelangte. Als dieser nun las, wie seine Frau dem Ritter eine „erbetene Gunst“ zusicherte, nahm der Zorn wilder Eifersucht in seiner Seele Platz; er verließ auf der Stelle das Lager zu Verona, wo er weilte, und jagte auf schnellem Rosse nach Marias Residenz Donaueschingen. Schon beim Eintritt ins Schloß stieß er den ungelreuen Burgvogt nieder und trat der in heller Fremde über seine Rückkehr ihm entgegeneilenden Gattin mit der Erwiderung entgegen, sie möge sich zum Tode vorbereiten. Vergebens war die Betheuerung ihrer Unschuld, vergebens das eindringliche Flehen seiner Schwester, der Königin Elisabeth — der Beweis der Schuld wurde ja durch die Worte des Briefes unumstößlich geführt. Noch in derselben Nacht wurde das Urtheil über die arme Herzogin gesprochen und sie noch vorm Morgengrauen durch den Henker enthauptet.

Das Behaim-Denkmal in Nürnberg, entworfen von Hans Rößner.
Nach einer Photographie von Ferdinand Schmidt in Nürnberg, Burgberg 24.

Das unselige Mißverständniß klärte sich nur zu bald auf, als der Pfalzgraf den für ihn bestimmten Brief in die Hände bekam, der ein rührendes Zeugniß treuer Gattenliebe enthielt, und er Kunde empfing von der unschuldigen Gewohnheit Marias. So fürchterlich die That, so fürchterlich war Ludwigs Reue. Die Qual des Schmerzes bleichte ihm in einer Nacht das Haar. Er baute zur Sühne das Kloster Fürstenfeld und kasteite sich in strenger Buße.

In einer weitern mittelalterlichen Ueberlieferung kommt die Unschuld in wunderbarer Weise zu Tage. Thilo von Trotha, Bischof zu Merseburg, hatte im Jähzorn einen Jäger getödtet, weil er auf der Jagd eigenmächtig einen Hirsch geschossen hatte. Sein Freund, der Bischof Gerhard von Mainz, setzte ihn ob dieser That zur Rede und sandte ihm einen Ring, der ihn immer daran

mahnen sollte, daß er die Leidenschaft nicht über sich Herr werden lasse. Darauf wird Thilo dieser Ring und faßt zugleich mit ihm ein werthvoller Krystallspiegel entwendet. Außer sich über den Verlust dieser Kleinode hält er über seine Dienerschaft öffentlich Gericht und fordert den Schuldigen auf, sich zu nennen. Da erhöht mitten in die Versammlung hinein der Ausruf: „Hans! Dieb!“ Erschreckt blickt alles umher, woher die Stimme komme, und man entdeckt, daß sie dem Schnabel eines zum Sprechen abgerichteten Raben, Markus, entschlüpft war. Der Bischof hält das für eine Stimme von oben und beschuldigt seinen alten Kammerdiener Johannes der Verübung des Diebstahls. Da dieser leugnet, wird der alte Mann, der bisher seinem Herrn in unentwegter Treue gedient hat, auf die Folter gespannt. Ihre Qualen entlocken ihm ein Geständniß. Freilich kann er nicht sagen, wo die Kleinodien sich befinden. Das erbittert den Bischof noch mehr; der mahnende Ring des Freundes ist ja nicht mehr an seiner Hand. Der treue Diener wird hingerichtet, obgleich er in der Todesstunde sein Geständniß widerruft.

Jahre ziehen über das Grab des Gerichteten hin. Da geschah's, daß, als der Bischof zur Kirmesfeier mit seinen Gästen beim fröhlichen Mahle saß, ein wildes Unwetter heraufzog, welches das Dach des alten Schloßthurms abdeckte. Auf diesem Dache hatte der Rabe Markus sein Nest. Als die Trümmer desselben mit dem Dache zur Erde fielen, da fand man in dem Neste die so lang vermißten Kleinode. Zu spät erhob der Ring wieder seine mahnende Stimme. Der Bischof verlor für immer den Frieden seiner Seele. Er nahm ein neues Wappen an, einen Raben mit einem Ring im Schnabel und quer darüber zwei den Himmel anflehende ineinander verschlungene Arme. Den Raben hatte ein tückischer Diener zu dem Ausrufe abgerichtet, damit er in die Stelle des alten Johannes einrücken könnte.

Die in das Gerichtsverfahren des Mittelalters eingeführte Folter, welche dem einer That verdächtigen Angeschuldigten ein Geständniß abpressen sollte, legte den Grund zu einer großen Menge falscher richterlicher Urtheile. Sie war es namentlich, die zur Zeit der Hexenprozesse Tausende von Unschuldigen — Frauen wie Männer — auf den Scheiterhaufen brachte. Die geistige Urheberin jener grauenhaften Justizmorde, und sie waren wirklich solche, war die Geistlichkeit, die katholische so gut wie die protestantische, der Richterstand war dabei nur der Vollstrecker ihrer wahnwitzigen Thesen. Die Rechtswissenschaft war damals so verknöchert wie alle andern Wissenschaften, und der rechtsgelehrte Richter richtete nicht nach dem Geiste, sondern nach dem Buchstaben des Gesetzes, ob dabei auch die Vernunft, um mit Mephisto zu sprechen, „zum Unsinn wurde“, danach hatte er zu nicht zu fragen. Die Kirche hatte den Hexenglauben und das Bündniß mit dem Teufel als eine Wahrheit hingestellt und die Gerichtsordnungen schrieben dem Richter die Regeln des dabei einzuhaltenden peinlichen Verfahrens vor. Sein Gewissen war sonach gedeckt. Die Sache hatte auch für ihn ihre gefährliche Seite. Legte er den Maßstab der Kritik an den bestehenden Wahnglauben, so kam er leicht in den Verdacht, daß er selbst dem höllischen Bündnisse zugeschworen habe. Es geschah in der That öfters, daß aus dem Richter hinterher ein Angeklagter wurde. Nur die berufsmäßigen Vertheidiger der armen Opfer hatten hier und da den Muth, die Trugschlüsse der Richter oft sogar mit den Waffen der Ironie anzugreifen und zu bekämpfen — freilich ohne Erfolg.

Wie kam es aber, daß viele jener unschuldig Verklagten sogar Geständnisse ihrer Schuld ablegten und bis ins einzelne den ihnen schuldgegebenen Verkehr mit dem Satan als wahr bestätigten? Es erklärt sich wohl nur daraus, daß Verkerkhaft und Folter das Nervensystem der Angeschuldigten, namentlich der Frauen, so überreizt und zerrüttet hatten, daß es der Nahrboden für allerhand Wahnvorstellungen wurde. Auch war bei dem Mangel einer Schuldbildung im Volke die Pflege des Verstandes eine zu geringe, um dem freien Schalten der Phantasie genügenden Einhalt zu thun. So kam es, daß man schließlich an sein eigenes Hexenthum glaubte.

Da über Hexenprozesse bereits auch in diesem Blatte viel geschrieben wurde, unterlassen wir es, besondere Beispiele aus diesen trübsten Zeiten der Rechtsgeschichte zu erwähnen.

Mit der Abschaffung der körperlichen Folter war indeß der Irrthum der Rechtsprechung noch nicht beseitigt. An ihre Stelle trat als die Frucht des geheimen Untersuchungsverfahrens die geistige Folter, welche die Richter anwandten, um ein Geständniß zu erzielen. Es wurde für den untersuchenden Richter oft eine Sache des Ehrgeizes, ein Geständniß von den „Inculpaten“ herbeizuführen, und da das ganze Verfahren hinter geschlossenen Thüren vor sich ging, entzogen sich die hierzu angewandten Mittel der Kontrolle. Der Plischeiser wurde dabei oft zu einem Uebereifer.

Dafür diene nachstehendes Beispiel:

Am 2. Mai 1815 kehrte in den Heerwagenschen Gasthof in Kassel ein junger Kaufmann namens Hau ein. Die Tochter des Wirths, welcher der Fremde durch sein munteres zutrauliches Wesen sich bemerklich machte, fand ihn unter anderm im Besitze einer Damenuhr, die ihr durch ihre Feinheit besonders auffiel. Der Fremde bezeichnete sie als ein Reisegeschenk für seine Frau. Da er abends noch zu Fuß nach Haina weiter reisen wollte, bat er ihm zur Tragung seines Ränzchens einen Boten zu besorgen. Als dies zwei im Gasthof eingekehrte und in der Wirthsstube anwesende Reisende hörten, erklärten sie, daß sie ebenfalls nach Haina gehen wollten, er brauche keinen Boten, sie wollten abwechselnd sein Ränzchen tragen. Hau ging auf den Vorschlag der beiden noch jungen Burschen ein, und alle drei machten sich des Abends auf den Weg. Derselbe führte theilweise durch einen Wald. Am andern Morgen fanden Geflügelhändler, welche nach Kassel zu Markte fuhren, in diesem Walde die Leiche eines Ermordeten, und es wurde in demselben bald der Kaufmann erkannt, der tags zuvor in dem Heerwagenschen Gasthofe gewesen war. Der Ranzen sammt Inhalt war verschwunden.

Drei Tage nach dem Vorfalle kam ein Einwohner namens Gräbe aus Haina zu einem Hutmacher nach Melsungen und wollte einen Hut aufsärben lassen, von dem er behauptete, er habe ihn in Hainaer Walde gefunden. Der Hutmacher, dem schon die in der Gegend nicht gebräuchliche Hutform auffallen war, bemerkte in dem Hutfutter sich Blutspuren befanden. Er hatte bemerkt von dem Raubmorde im Hainaer Walde gehört und lieferte den Hut beim Gerichte ab.

Für den die Untersuchung führenden Richter stand es nun fest, daß ein anderer als Gräbe, der ohnedies nicht gut bekannt war, den Mord begangen hatte. Er setzte daher alles dran, um zum Geständniß zu bringen, und seine Bemühungen waren auch von Erfolg gekrönt. Da aber Gräbe den noch jungen kräftigen Burschen füglich nicht allein gemordet haben konnte, so drang der Richter in ihn, seine Mordgenossen zu nennen. Gräbe benannte hierauf als solche drei Melsunger Einwohner, darunter auch einen gewissen Kothe, einen wohlhabenden und angesehenen Dienstenhändler. Alle drei wurden eingezogen. Die Familie des letzteren bot aber alles auf, ihn zu retten. Ihren Bemühungen gelang es zunächst, die beiden Burschen festzustellen, welche den Gemordeten nach Haina begleitet hatten. Da kam ihnen der Zufall zu Hilfe. Eines Tages sprach im Heerwagenschen Gasthofe ein Fremder ein, welcher dem Gastwirthe Heerwagen bekannt vorkam. Als sie nach dem Essen dessen Zimmer betrat, fand sie auf dem Tische eine feine Uhr liegen, welche sie sofort als diejenige erkannte, welche der Kaufmann Hau bei sich geführt und die ihr besonderes Interesse geweckt hatte. Es gelang ihr auch, aus dem Fremdenbuche festzustellen, daß der Fremde Jacob Roßbach aus Sterbfritz, an jenem verhängnißvollen Tage im Gasthofe gewohnt hatte. Kein Zweifel, er war der richtige Mörder. Er legte Angesichts des vernichtenden Beweisstücks die Uhr bald ein offenes Geständniß ab. Sein Genosse war ein gewisser Georg Müller. Sie waren die Begleiter des Gemordeten auf dem Wege nach Haina. Müller gelang es, zu entkommen. Roßbach wurde hingerichtet. Die falschen Mitschuldigen hatten fast ein Jahr lang im Gefängniß gesessen. Ohne das Dazwischenkommen der verrätherischen Uhr hätten sie vielleicht dasselbe Schicksal gehabt wie jetzt der richtige Mörder.

Trauriger lief ein ähnlicher Fall aus, der noch vor jener Zeit an sächsischen Gerichtshöfen sich abspielte. Hier kam die rettende Aufklärung zu spät.

Der Gutsfröner Paul Rothe in Podau lebte mit seiner Ehefrau, welche ebenfalls auf dem Gute Handarbeitsdienste verrichtete, in nicht gerade glücklicher, aber doch nicht unfriedlicher Ehe. An einem Vormittag bringt die letztere zum Frühstück Buttermilch nach Hause und verzehrt sie mit der im Hause wohnenden Tagelöhnerin Frau Werner. Einen verbliebenen Rest hebt sie in den Schrank, um ihn zum Mittag zu essen. Dies geschieht

Diesmal ißt auch der Mann mit, aber da es ihm nicht schmeckt, nur ein paar Löffel. Die Frau verzehrt den ganzen Rest. Der Mann hatte in die Milch Brot eingeschnitten, das er dem Schranke entnahm. Darauf wird beiden übel, der Mann erholt sich zwar bald wieder, die Frau dagegen bekommt heftige Leibschmerzen und ist nach zwölf Stunden todt. Beide haben vorher entdeckt, daß auf dem Boden der Schüssel ein weißes Pulver zurückgeblieben ist. Woher das kommt, ist Ihnen nicht erklärlich. Sofort fällt der Verdacht auf den Mann. Die Beweisgründe sind aber doch nicht so stark, daß man ihn ohne sein Geständniß verurtheilen kann. Der Mann leidet an Epilepsie; nach einem solchen Anfalle räumt er das Verbrechen dem auf ihn eindringenden Richter ein. Dies genügt, nunmehr seine Verurtheilung, und zwar zum Tode, herbeizuführen, die Strafe wird durch Enthauptung vollzogen. Nachdem dies geschehen ist, kehrt eine Ortsnachbarin, die Witwe Schauer, von einem siebenmonatigen Aufenthalt bei ihrer auswärts wohnenden Schwester wieder heim. Als sie die Hinrichtung Rothes erfährt, ruft sie aufs tiefste erschrocken aus: „O das Unglück! Wenn ich das hätte denken sollen, hätt' ich's nicht gethan. Das ist mein Tod." Darauf machte sie folgende Angaben: Sie hatte sich in Gemeinschaft mit der Frau Rothe Rattengift verschafft zur Vertilgung der vielen Mäuse in ihren Wohnungen. Die Rothe hatte ihrem Manne nichts davon gesagt, weil derselbe ihr verboten hatte, Gift zu legen, und sie hatte deshalb das Gift in ein Brot gebacken, damit er's nicht merke. Das Brot war bereits aufgezehrt und hatte seinen Zweck an den Mäusen erfüllt. Da kam die Frau Schauer auf den Gedanken, das Arsenik auch ihrerseits in Brot zu verbacken. Als sie nun zu ihrer kranken Schwester gerufen wurde, mochte sie das erst halb verbrauchte Giftbrot nicht zu Hause lassen, damit es keinen Schaden anrichte. Sie trug es deshalb zur Rothe, um es ihr zur Aufbewahrung zu übergeben. Sie traf dieselbe nicht zu Hause und legt das Brot, da ihre Abreise eilt, in den Rothschen Schrank, indem sie der anwesenden halberwachsenen Wernerschen Tochter aufträgt, der Frau Rothe zu sagen, daß das Brot nach ihrer Vorschrift gebackenes „Mäusebrot" sei, und verbietet zugleich der Kleinen, davon zu essen. Diese unterläßt es jedoch, den Auftrag auszurichten, weil sie in ihrer kindlichen Klugheit glaubt, die Frau sage das bloß, um sie vom Naschen abzuhalten. In ihrem Glücke unterläßt sie es jedoch, von dem Brote zu essen, da sie noch anderes im Schranke findet. Dieses Schauersche giftthaltige Brot war es also, das der unglückliche Rothe in die Milch geschnitten hatte, und diese arglose Verwechslung wurde sein Verhängniß.

Auf eine moderne Anwendung der Folter zum Erpressen eines Geständnisses läuft ein Fall aus neuester Zeit hinaus. Als der dreijährige Sohn der Witwe Nordheim in Westitz, einem Orte im Thüringerwalde, von der Schule nach Hause kam — es war am 13. November 1879 — bemerkte er, daß sein kleines kaum drei Monate altes Schwesterchen, das allein in der Wiege lag, indeß die Mutter auswärts auf Arbeit war, am Munde roth gefärbt war. Er wischte ihm den Mund ab und gab ihm einen frischen „Nuckel", wobei ihm auffiel, daß der alte Nuckel schwarze Flecken hatte und wie nach Schwefel roch. Auch nahm die heimkehrende Mutter wahr, daß die Extremente des Kindes hell leuchteten, und es war, als wenn kleine Stämmchen daraus hervorbrächen. Es war also jedenfalls darauf abgesehen gewesen, das Kind zu vergiften. Die Nachbarschaft lenkte den Verdacht der Thäterschaft sofort auf den dreizehnjährigen Albert. Der Hauswirth, Fabrikbesitzer B., nahm den Jungen ins Gebet, und da er leugnete, ließ er ihn durch Arbeiter mit einem Hafenstock unbarmherzig ausprügeln. Die grausame Mißhandlung preßte dem Jungen auch wirklich ein Geständniß ab. Er hatte danach seine Schwester mit Schwefelhölzern vergiften wollen, um ihrer Pflege enthoben zu sein. Aus Furcht vor weiteren Mißhandlungen blieb er auch bei diesem Geständniß vor Gericht, und so wurde er wegen Mordversuchs zu sechs Monaten Gefängniß verurtheilt. In der Gefängnißanstalt zu J. aber benahm sich der geistig gewecke Knabe so brav, daß er die Aufmerksamkeit des Anstaltslehrers und zugleich Zweifel an seiner Schuld erweckte. Dieser Zweifel wurde verstärkt, als der Junge einen Brief an seine Eltern schrieb, in dem er sich auf die liebevollste Weise nach dem Befinden seines Schwesterchens erkundigte, ein Brief, der vorschriftsmäßig erst in die Hände des Anstaltsdirektors kam. Dieser veranlaßte die Wiederaufnahme der Untersuchung, und es ergab sich nun, daß, wie bereits die Mutter vermuthet hatte, der außereheliche Vater des Kindes, der Fabrikarbeiter A., der Thäter war. Während die Mutter bei der Arbeit und der Sohn Albert in der Schule war, hatte jener sich nach seinem später abgelegten Geständnisse durch die offenstehende Thür in die Stube geschlichen, von dort liegenden Schwefelhölzern den Phosphor abgeschabt und auf den Nuckel gestrichen, den er dem Kinde dann wieder in den Mund schob. Er hatte an dem Ableben des Kindes ein wesentliches Interesse, da er Unterhaltsgelder für dasselbe zahlen mußte, was ihm, dem verheiratheten, mit Kindern schon gesegneten Familienvater, sehr schwer fiel. Er wurde zu drei Jahren Zuchthaus verurtheilt und der arme Junge, dem die Rettung des Schwesterchens so schweres Leid gebracht hatte, der Haft entlassen.

Daß aber selbst ein ganz unbescholtenes und daher scheinbar freiwilliges Geständniß noch keine Gewähr bietet für die wirkliche Schuld des angeblichen Thäters, dafür liefert die Kriminalgeschichte mannigfach Beispiele. So ist schon vor Fall vorgekommen, daß der jüngere Bruder das Vergehen seines älteren Bruders auf sich nahm, um diesen der Familie zu retten, welche sein Leben und seine Freiheit zu ihrer Erhaltung bedurfte. Es kann aber auch vorkommen, daß jemand aus krankhaftem Wahn sich für einen Verbrecher hält. Es geschieht das bei Leuten, — sagte ein ärztlicher Sachverständiger in einem Falle, wo eine Frau vierundzwanzig Jahre nach dem Tode ihres Mannes vor Gericht anzeigte, sie habe ihn vergiftet, — die seit Jahren am Herzen und an Angstgefühlen leiden; die letzteren steigern sich bis zum Trübsinn, und in einem solchen Zustande vergrößern die Leidenden früher begangene Fehler und Sünden oder bilden sich die ungeheuerlichsten Verbrechen ein. Der gewissenhafte Richter wird deshalb auch ein scheinbar offenbarendes Geständniß einer strengen Prüfung, namentlich auch auf die Uebereinstimmung mit dem äußeren Thatbestande, unterziehen.

Gar manche aber führt nicht der Mangel menschlicher Einrichtungen, sondern die räthselhafte Verkettung verschiedener Umstände zur Haft und auf die Anklagebank, und sie haben es dabei oft wieder nur dem Zufalle zu danken, wenn die rettende Aufklärung nicht zu spät kommt. Das sind die bedauerlichsten Opfer fehlerhafter Rechtsprechung. Und dabei ist fast niemand sicher, nicht selber ein solches Opfer der Verhältnisse zu werden.

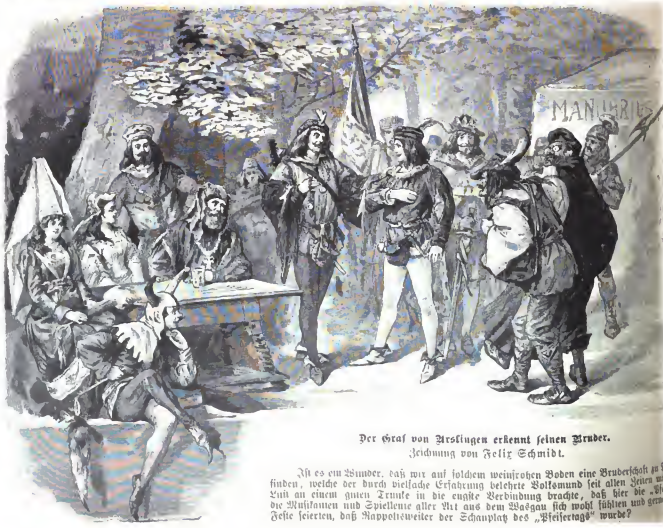
Mistreß Rushton, eine reiche Londoner Kaufmannswittwe, hatte Fräulein Eugenie von Tourville als Gesellschafterin angenommen. Sie entdeckte bald, daß ihr Sohn Arthur sich leidenschaftlich in das reizende Mädchen verliebt hatte. Sie setzt dieses darüber hart zur Rede und Eugenie verläßt, um sich den Vorwürfen zu entziehen, das Haus. In der Eile des Einpackens ihrer Habseligkeiten nimmt sie einen Schmuck mit, der nicht ihr, sondern ihrer seitherigen Gebieterin gehört. Mistreß Rushton eilt der Abgezogenen nach, um sie zur Rede zu setzen, und beschuldigt sie in Gegenwart ihres kranken Vaters, zu welchem sie ihre Zuflucht genommen hat, des Diebstahls. Zur Stillung ihrer Aufregung bittet sie um eine Erfrischung. Eugenie holt aus dem Nebenzimmer ein Glas mit Kirschwasser, wie es ihr Vater zu trinken pflegt. Als Frau Rushton nach Hause kommt, befällt sie ein plötzliches Unwohlsein. Sie stirbt. In derselben Nacht stirbt aber auch Eugeniens Vater. Hat diesen auch nur die Aufregung getödtet, so war es keine Frage, daß Eugenie ihre frühere Dienstherrin vergiftet hatte. Der Beweisgrund: die Beseitigung einer verhaßten Anklägerin und der Gegnerin ihres Verhältnisses zu dem Sohne, lag nur zu nahe. Ihre Verurtheilung schien unvermeidlich und schon gab ihr Vertheidiger alle Hoffnung auf, sie zu retten. Da tritt plötzlich im Orte das Gerücht auf, daß ein Herr Charles Bernhard de Houssaye sich selbst entleibt habe und daß unter seinen Papieren sich die Niederschrift eines eigenthümlichen Selbstbekenntnisses befinde. Danach hatte er sich in Eugenie verliebt und strebte nach ihrer Gunst. Um diese zu gewinnen, durfte das Mädchen nicht erfahren, daß er bereits verheirathet war. Dieser Umstand war nicht ihr, wohl aber ihrem Vater bekannt, und Eugenie würde es von demselben nur zu bald erfahren haben — sein Mund mußte stumm gemacht werden. Er besuchte den Alten und mischte Gift in das gewöhnliche Getränk des Kranken. Der Zufall aber suchte sich ein anderes Opfer, ein Opfer, das auch selbst nicht ohne Schuld war. Ohne dieses Bekenntniß des Selbstmörders wäre Eugenie von Tourville, hier die Schuldlosteste von allen, der Verurtheilung kaum entgangen. Sie heirathete nach Anerkennung ihrer Unschuld Arthur Rushton, lebte mit ihm in glücklicher Ehe und starb erst 1850 in Irland.

Fr. Hebig.

— „Die alte graue Pfiferstadt
Am Schluchtrand der Vogesen,
Von der auf manchem Chronikblatt
Verschollener Zeit zu lesen.
Wie oft stand rückgewendet ich
Dort, wo zum Giersberg steiler
Der Felsweg steigt, und sah auf dich
In Thal, o Rappoltsweiler!"

So grüßt Wilhelm Jensen das trutzige Städtchen im Oberelsaß, das, am Ausgange des malerischen Strengbachthales gelegen, mit seinen Resten von Stadtmauern, seinen altertümlichen Thürmen, Häusern, Erkern, Giebeln und Brunnen genugsam Zeugniß für eine rühmliche Vergangenheit ablegt. Und auch heute noch erfreut sich Rappoltsweiler eines nicht zu verachtenden Wohlstandes; denn alljährlich zieht die Heilquelle des nahen „Carolabades" eine stattliche Anzahl Genesung Suchender herbei, mancherlei industrielle Unternehmungen gedeihen in dem betriebsamen Städtchen, insbesondere aber ist es der Weinbau, der die Bevölkerung von Rappoltsweiler ernährt; es giebt kaum ein Land dort, in dem nicht ein ordentliches Stück Rebland gebaute, und welchen Ruf sonderlich gewisse Gewächs im Lande genießt, das sagt uns der Merkspruch:

„Zu Thann im Rangen,
Zu Gebweiler in der Wannen,
In Türkheim im Brand
Wächst der beste Wein im Land.
Man sagt, gegen den Reichenweierer Sporen
Hätten sie all' das Spiel verloren;
Doch als die Perle der Weine gilt allgemein
Der ‚Zahnacker' unter dem Hoh Rappolstein."



Der Graf von Arsligen erkennt seinen Bruder.
Zeichnung von Felix Schmidt.

Ist es ein Wunder, daß wir auf solchem weinsrohen Boden eine Bruderschaft zu finden, welche der durch vielfache Erfahrung belehrte Volksmund seit allen Zeiten mit der Lust an einem guten Trunke in die engste Verbindung brachte, daß hier die „Pfeifer", die Musikanten und Spielleute aller Art aus dem Wasgau sich wohl fühlten und gerne ihr Feste feierten, daß Rappoltsweiler der Schauplatz des „Pfifertags" wurde?

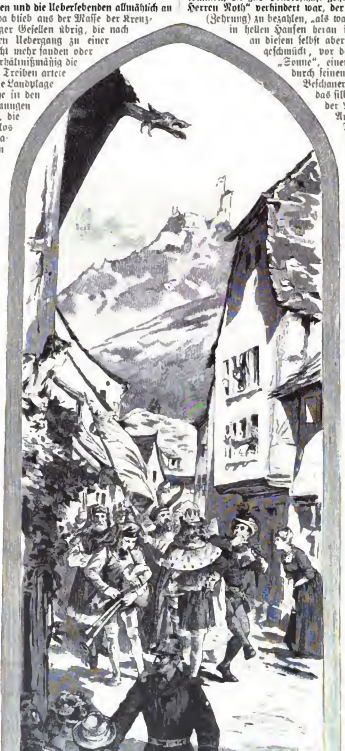
Nein, es ist kein Wunder, aber zur Steuer der Wahrheit muß es gesagt werden, der „Zahnacker“ ist auch nicht allein schuld daran. Es ging nämlich so zu:

Als die Kreuzfahrer zu Ende waren und die Ueberlebenden allmählich an ihre heimischen Sitze zurückkehrten, da blieb aus der Masse der Kreuzfahrer schließlich eine Schar unruhiger Gesellen übrig, die nach den wildbewegten Kriegsfahrten den Uebergang zu einer friedlichen, festsitzen Lebensweise nicht mehr fanden oder finden wollten. Sie vermehrten unberufenerweise die Masse der „fahrenden Leute“, und ihr Treiben artete bald so sehr aus, daß sie eine förmliche Landplage bildeten und schließlich von der Kirche in den Bann gethan wurden — bei den Anschauungen des Mittelalters die äußerste Strafe, die einen Bösewicht treffen konnte. Rechtlos waren sie schon an sich nach dem Schwabenr- und dem Sachsenspiegel; wurden sie von jemand beleidigt und gab der Richter ihnen recht, so durften sie doch nur den Schatten, welchen der Körper ihres Widersachers an die Wand warf, nicht diesen selbst schlagen. Der Bann der Kirche aber schloß sie vollends aus jeder menschlichen Gemeinschaft aus und drohte ihre Seele nach nach dem Tode mit den fürchterlichsten Höllenqualen.

Indessen fehlte es doch auch unter dieser geächteten Bande nicht an besseren Elementen, die den Sinn für das Schöne und Gute nicht verloren hatten und die noch einen Schimmer von den Ueberlieferungen aus alter Zeit festhielten, da die fahrenden Sänger unter die besten Träger der edlen Minnepoesie gezählt hatten. Solche ehrenwerthe Vertreter des Standes litten natürlich schwer unter der allgemeinen Verachtung und sie suchten Abhilfe zu schaffen. Das gelang ihnen, als sie sich, einem Zuge ihrer Zeit folgend und unterstützt von dem munstliebenden Kaiser Karl IV., zu einer Bruderschaft, einer Art Zunft zusammenschlossen. Solche Bruderschaften, wie sie z. B. auch die Schäfer, die Fischerschläger, die Kesselschmiede bildeten, erhielten dann Königsschutz und eigene Gerichtsbarkeit, indem sie irgend einem Großen des Reichs zu Lehen gegeben wurden, der ihr oberster Schutz- und Gerichtsherr wurde. Auch die fahrenden Musiker des Elsasses schlossen einen Bund dieser Art und hielten sich unter die Hut eines reichen und munstliebenden Herrn aus ihrem Gau; so erhielten etwa um das Jahr 1280 die Rappoltsteiner das „Königreich der Spielleute“, das ihnen vom Reichsoberhaupte bestätigt und verbrieft wurde, und Rappoltsweiler, die Stadt der Rappoltsteiner, wurde der Sitz des Pfeiferkönigs.

Die Hauptaufgabe der Pfeiferbruderschaft war nach dem Gesagten die, das tief gesunkene Ansehen der fahrenden Spielleute wieder zu heben; die Herren von Rappoltstein sorgten auch redlich dafür, indem sie durch strenge Satzungen und strenges Gericht Unwürdige zu verdrängen oder fernzuhalten sich angelegen sein ließen — was dann seinerseits wieder die Folge hatte, daß die Kirche ihren Bann aufhob: die Pfeifer wurden an Ehren zum Abendmahl zugelassen, nur sollten sie sich vierzehn Tage vor und vierzehn Tage nach dem Genuß des Sakraments ihres „loffenlichen Thuns“ enthalten. Es war der Dank der Bruderschaft, daß sie die heilige „Madonna von Dusenbach“ zu ihrer Schutzpatronin erkor, eine Huldigung, die zugleich der Kirche und den weltlichen Schirmherren galt, denn die nur eine kleine Wegstrecke von Rappoltsweiler entfernte Kapelle mit dem wunderthätigen Marienbilde im Dusenbachthale war eine Stiftung der Rappoltsteiner.

Die Rolle des Gerichtsherrn über die Pfeifer übten die Rappoltsteiner natürlich nicht in Person aus; sie übertrugen dieselbe an einen „Pfeiferkönig“, zumeist einen ihrer Hofstrompeter, der nun alljährlich am Freitag nach Mariä Geburt zu Rappoltsweiler seinen Pfeifertag abhielt. Das war der Gerichts- und Festtag der „barenden Lüt“. Alle mußten sie kommen, die zur Bruderschaft gehören wollten. Wer „durch Leibs oder Herren Noth“ verhindert war, der war gleichwohl gehalten, die „irten“ (Zehrung) zu bezahlen, „als wann er mit effe“. Und so kamen sie denn in hellen Haufen heran in den Tagen vor dem 8. September; an diesem selbst aber versammelten sich die Brüder, festlich geschmückt, vor der Pfeiferbergerpforte, dem Gasthofe zur „Sonne“, einem Hause, das noch heute besteht und durch seinen schönen Erker die Aufmerksamkeit des Beschauers wachruft. Auf der Brust trugen sie das silberne „Vereinszeichen“ um dem Bildnis der Madonna von Dusenbach, unter dem Arm ihr heiles „Spiel“ (Instrument).



Der Umzug des Pfeiferkönigs in Rappoltsweiler.
Zeichnung von Fritz Schmidt.

Dann ordnet sich der Zug: voran die Stadtrommelschläger, dann der „König“ mit dem Pfeifergericht, aus Schultheiß, vier Meistern, dem Fähnrich, den Zwölfern und dem Weibel bestehend, endlich das übrige Volk. So geht's hinaus unter lieblichem Lärm — jeder Spielmann spielt irgend eines seiner Lieblingsstücke — nach der Kapelle der Schutzpatronin, dann nach dem Schlosse des weltlichen Schirmherrn und zurück nach der Herberge in der Stadt, wo der „Zahnacker“ aus dem herrschaftlichen Keller in Strömen gespendet fließt — aber die Brüder müssen fest auf den Beinen und im Kopfe bleiben, denn nunmehr naht es, das Gericht, das schwere Strafen, oft bis zu hundert Gulden an Werth, verhängen kann und auf dem kein Frevel gegen die erlassene Ordnung, noch gegen die Ehre der Bruderschaft ungeahndet bleibt. Endlich aber löst sich der Ernst, und in bunter „Verrenzgarten“ ergeht sich das lustige Volk bis in die frühen Morgenstunden bei Wettsingen, Tanz und allerlei toller Kurzweil.

Das war der Pfeifertag von ehedem. Er wurde gefeiert, auch als im 17. Jahrhundert die Gastschaft Rappoltsweiler die französische Oberherrschaft hatte anerkennen müssen und der stolze Name eines „roi des violons“, eines „Königs der Spielleute“, unter die Titel des Königs von Frankreich aufgenommen worden war. Er wurde auch noch gefeiert, als die große Revolution am Ende des vorigen Jahrhunderts mit den Zünften und manchem anderen Stück Mittelalter auch die Pfeiferbruderschaft verschlungen hatte — jetzt freilich ohne feierliches Gericht, nur noch als ein Ueberrest eines Volksfest, als lustige „Kilbe“, zu der vergnügungssüchtiges Volk von weither herbeiströme, ohne sich der geschichtlichen Bedeutung des Tages irgend bewußt zu sein. Der „Pfifferdag“ ist heute noch eine volksthümliche Zeitbestimmung; „'s isch licht sachs Wucha zitter'm (seit dem) Pfifferdag“ hört man Rappoltsweiler erzählen hören, und auf dem Rathhause des ehrsamen Städtchens gilt der Brauch, daß nach dem „Pfiffer dag“ abends Licht gemacht wird.

Schon in den vierziger Jahren wurde einmal der Versuch gemacht, den Pfifertag durch Anregung geschichtlicher Erinnerung etwas in die Höhe zu bringen, ihn gleichsam zu veredeln; aber das Unternehmen mißlief auf der Präsektur zu Kolmar, und so unterblieb die Sache. Erst im deutschen Jahre sollte die Wiederbelebung der alten Sitte gelingen, dank der regen Thätigkeit der Rappoltsweiler Musikvereine und der Feuerwehr und dank der dramatischen Begabung des Rappoltsweiler Bürgers Dr. Ernst Jahn, der es verstand, ein Stück aus der Geschichte dieses Pfifertages in die Form eines volksthümlichen Bühnenstücks zu kleiden und auf diese Weise, unterstützt von dem glücklichen musikalischen Talent eines anderen Landsmanns, H. M. Bloch, und von dem Kunstmaler Bosch aus Tüsseldorf, allem Volke von Stadt und Land eindringlich vor Augen zu führen, wie es vor Zeiten gewesen. So feierte denn in den

Septembertagen dieses Jahres die fünfhundertjährige Jubelfeier des Pfeiferstuhles mit ganz besonderem Glanze, nicht bloß mit den üblichen Volksbelustigungen, mit bierischem Unzug durch die Straßen, Musik, Tanz, Spiel und Feuerwerk, sondern auch mit wiederholten Aufführungen des historischen Festspiels „Die Pfeiferbrüder“.

Der Heerengarten, welcher inzwischen Eigenthum der Stadt geworden ist, bildete wie ehemals den Schauplatz für den Hauptakt der Festlichkeiten. Dort befand sich die kunstlose Bühne, ein einfaches Zeltdach umspannte den Zuschauerraum. Das Stück selbst, dessen Rollen durchweg von Rappoltsweiler Bürgern übernommen waren, spielt in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Bösewicht von Rappoltstein wohnt dem Pfeifergericht bei, das sein Pfeiferkönig Loder abhält. Bewerber um die Aufnahme in die Bruderschaft treten auf und legen in numerosen Liedern Proben ihrer Kunst ab. Unter den Sängern befindet sich aber auch ein verkappter Graf von Ueslingen, ein Verwandter der Rappoltsteiner, der als Lautenschläger verkleidet das Land durchzieht, um nach einem vor Jahren von Zigeunern geraubten Bruder zu forschen. Nun hat auf dem Festplatze ein Wunderdoktor, Maundrins, sein Zelt aufgeschlagen; Elias, sein Pflegesohn und Gehilfe, weigert sich, länger als Lockvogel für die zu prellenden Bauern sich brauchen zu lassen, und als Mitglied der Pfeiferbruderschaft kagt er vor dem Pfeifergerichte wider seinen Pflegevater. Zur Rache beschuldigt ihn dieser der unehelichen Geburt — was ihn aus der Bruderschaft ausgeschlossen hätte — und des Diebstahls einer goldenen Denkmünze, die Elias am Halse trug. Aber eben diese Denkmünze, verbunden mit den Angaben eines beim Hünerdiebstahl aufgegriffenen Zigeuners, bringt die Wahrheit an den Tag. Der Ursinger erkennt — es ist das die Scene, welche unser Bild Seite 752 darstellt — in der Münze ein Geschenk seiner Mutter, und der Zigeuner bestätigt, daß er vor fünfzehn Jahren dem Maundrins ein geraubtes Kind verkauft habe, welches Elias glich. So findet der Bruder den Bruder wieder, der Bösewicht Maundrins erteilt seine Strafe und alles endigt in Jubel und Freude. —

Ehe wir aber den Pfeifertag verlassen, müssen wir noch einmal zu den Schicksalen der Rappoltsteiner Herrschaft zurückkehren. Der letzte Sproß des mächtigen Geschlechtes war Johann Jakob von Rappoltstein der im Jahre 1673 ohne männliche Nachkommen starb. Um sein Erbe erhob sich ein heißer Streit, aus dem durch Entscheid des französischen Ludwig XIV. schließlich Pfalzgraf Christian zu Birkenfeld-Zweibrücken, der Gemahl einer Tochter von Johann Jakob, als Sieger hervorging. Anwechselnd residierten nun die Pfalzgrafen in Birkenfeld, Bischweiler und im Stadtschlosse der Rappoltsteiner. Dort wurde 1756 auf der berühmteste unter den Nachfolgern Christians geboren, der „Graf Max“, der als Herr von Rappoltstein und Oberst eines französischen Regiments in Straßburg lebte. Da kam die Revolution und fegte auch den letzten Rest von Selbständigkeit der Herrschaft Rappoltstein hinweg. Prinz Max floh über den Rhein, und seine Besitzungen wurden als Nationalgut verkauft. Aber der Prinz war zu höherem vorherbestimmt.

Im Jahre 1799 starb der Kurfürst Karl Theodor von Bayern, auf den Erbe seiner sämmtlichen pfalzbayerischen Länder wurde Max, berufen den Napoleon I. im Jahre 1806 zum König von Bayern erhob. Und so ist, als ob die kunstsinnige Ader der alten Rappoltsteiner vorzeiten hier in dem Geschlecht; Ludwig I. wurde der Gründer der Kunststadt München Ludwig II. der eifrige Gönner und Förderer des Theaters und der Kunst. Wer weiß nicht, wie unsre Richard Wagner diesem Fürsten dankt? Wie der große Meister und Schöpfer des „Parsifal“ und des „Ring des Nibelungen“ vierhundert Jahre früher zur Welt gekommen, man hätte ihm am Ende als ernannten Pfeifersteig sitzen sehen können und urteilen seiner Genossen Gericht halten am Pfeifertag.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Die Ostjaken.

(Schluß.)

Von **Alfred Edmund Brehm.**

Die Sonne neigt sich; mit neuem reichen Segen kommen die Männer, Jünglinge und Knaben angefahren. Rohe Fische haben sie gegessen nach Bedarf; jetzt verlangt sie's nach warmen Speisen. Ein großer dampfender Kessel mit gekochten Fischen, köstlichen Renken, der Lachse nächsten Verwandten, wird ihnen vorgesetzt; mit Fischfett getränktes Brot bildet die Zukost, mit dem kalten Wasser auf das Feuer gegossen, längere Zeit gekochter Ziegelthee (in Form von Ziegeln zusammengepreßte Theeblätter) beschließt das Mahl. Wenn aber „die Bäuer nach Speise und Trank gestillt ist,“ verlangt auch der Geist seine Nahrung, und deshalb ist der Künstler willkommen, welcher jetzt die von ihm selbst gearbeitete Harfe oder Zither herbeibringt, sei es, um einen der ureigenthümlichen, unbeschreiblichen Lieder zu spielen, sei es, um die Bewegungen der in absonderlichem Tanze sich hebenden und senkenden, einen Arm um den andern werfenden, streckenden und wieder an den Leib ziehenden Frauen zu begleiten. Bis das Mückenzelt bereitet worden ist, währt solche Fröhlichkeit; dann verschwindet auch hier jung und alt unter dessen Falten.

Der Sommer ist vorüber, auf den kurzen Herbst folgt der Winter. Mit dem Zuge der Vögel beginnt neue Thätigkeit, mit dem Winter neues, neiu, das volle wahre Leben der Ostjaken. Den abziehenden gefiederten Sommergästen stellt man das verrätherische Netz; in künstlich hergestellten Lichtungen des dichten Waldeswalles der Ufer wird es auf den erkundeten Flugstraßen zwischen zwei größeren Wasserflächen ausgespannt, ein großes, leichtbewegliches Fangnetz, in welches nicht allein Enten, sondern auch Gänse, Schwäne, Kraniche fliegen, willkommene Beute ihres Fleisches und ihrer Federn halber. Gleichzeitig mit dem Vogelkeller geht auch der Wanderhirt aus zur Jagd und stellt in der Tundra seine Fallen auf Roth- und Eisfuchs, auf Wölfe und Füchse, Zobel und Hermeline, Vielfraße und Eichhörnchen. Ist Schnee gefallen, so schnallt sich der geübtere Jäger die Schneeschuhe an die Füße, die Schneebrille vor die Augen und begiebt sich mit den flinken Hunden in den Wald, in die Tundra, um den Bären im Lager aufzusuchen. Der Fährte des Luchses zu folgen, dem jetzt behinderten Elch und wilden Rentiere auf der wohl ihn, nicht aber jene tragenden Schneedecke nachzujagen. Hat er einen Bären erlegt, so pflegt er frohlockend ein in das Dorf, in den Tschum, Nachbarn und Freunde umstehen ihn jubelnd, bis auch ihn die allgemeine Freude anfleht, er sich still davon schleicht, vermummt und verkatzt zurückkehrt und sodann den Bärentanz beginnt — wundersame Bewegungen, welche die des Bären in allen Lagen seines Lebens wiedergeben und versinnlichen sollen.

Reiche Beute an Fellen birgt bald die Hütte des Fischers noch reicher der Tschum des Hirten, da dieser auch viele Tiere der im Laufe des Jahres von ihm geschlachteten Rentiere aufzubewahren hat. Jetzt gilt es, sie kostzuschlagen. Ueberall rüstet man sich, auf den Jahrmarkt zu ziehen, welcher alljährlich in der zweiten Hälfte des Januars in Obdorsk, dem letzten russischen Dorfe und wichtigsten Handelsplatze am unteren Ob, abgehalten und von Einheimischen und Fremden besucht wird, während dessen der russische Regierungsbeamte die Steuern erhebt von Ostjaken und Samojeden. Streitigkeiten schlichtet und Gericht hält. In langen Reihen erscheinen, von allen Seiten herbeikommend, die rentbiehbesitzenden

Schlitten, und rings um den Marktflecken erwächst ein Tschum nach dem anderen, jeder einzelne umgeben von Schlitten, die mit dem veräußerlichen Erwerbe des Jahres schwer bepackt sind. Allmorgendlich zieht der Tschumbesitzer mit seiner Lieblingsfrau im vollsten Putze den Marktbuden zu, um Felle zu verkaufen, Waren zu erwerben. Man handelt, man feilscht, man versucht zu betrügen. Branntwein, dessen Ausschank und Verkauf zwar von Regierungs wegen streng verboten, der aber nichtsdestoweniger bei jedem Kaufmann, fast in jedem Hause von Obdorsk zu haben ist, nimmebelt die Sinne, raubt den Verstand des Ostjaken wie des Samojeden und macht beide ärmer noch als die entseelte Rentiersecuche. Branntwein weckt alle Leidenschaften des sonst leidenschaftslosen, gutmüthigen und harmlosen Ostjaken und wandelt den friedfertigen, freundlichen Gesellen zu einem wüthenden, sinnlosen Thiere um. Nach Branntwein lechzt der Mann, nach Branntwein die Frau; Branntwein gießt der Vater dem lüsternen Knaben, die Mutter der verlangenden Tochter in den Schlund; um Branntwein verschleudert der Ostjak seine mühsetig erworbenen Schätze, seine ganze Habe, um Branntwein verdingt er sich als Sklave, um Branntwein verkauft er seine Seele, verleugnet er den Glauben seiner Väter. Mit Hilfe des Branntweines erlangt der unredliche Käufer zuletzt alle Felle des Ostjaken, und ledig derselben, mit leerem Beutel und wüstem Haupte kehrt der mit stolzen Hoffnungen nach Obdorsk gezogene, betrogene, um nicht zu sagen ausgeplünderte Mann heim in seinen Tschum. Er bereut seine Thorheit, seine Schwäche, faßt die besten Vorsätze, beruhigt sich dabei und denkt bald nur noch daran, wie vortrefflich er sich mit seinen Stammesgenossen unterhalten hat.

Wie für andere Geschäfte, so ist dieser Jahrmarkt auch oft die Stätte, wo die Heirathsverabredungen getroffen werden. Die Bestimmung der Eltern, nicht aber der Wille der Brautleute, schließt eine ostjakische Ehe. Auf Wunsch und Wollen des Bräutigams nimmt man vielleicht Rücksicht, gestattet einem Knaben wohl auch, seine Augen auf eine der Töchter seines Volkes zu werfen, sendet den Freiwerber aber nur in dem Falle zum Vater des Mädchens, wenn die eigenen Verhältnisse mit denen des künftigen Schwähers übereinstimmen. Die Jungfrau wird nicht befragt, schon aus dem Grunde nicht, weil sie, wenn man sie verlobt, noch viel zu jung ist, als daß sie mit Verständniß über ihre Zukunft entscheiden könnte. Hat doch auch ihr zukünftiger Gatte sein fünfzehntes Jahr noch nicht erreicht, wenn der Freiwerber um sie, die zwölfjährige, anhält. Ist das Brautgeld, über dessen Höhe man sich oft erst nach langwierigen Verhandlungen einigt, bezahlt, so findet die Vermählung der jungen Leute statt. Im Tschum des Brautvaters stellen die Verwandten der Familie sich ein, um der Braut Geschenke zu bringen und aus der sie jedermann zur Schau gestellten Morgengabe des Bräutigames solche entgegenzunehmen. Man kleidet die Braut in Festgewänder und rüstet sie und sich zur Fahrt nach dem Tschum des Bräutigams. Vorher hat man tapfer geschmaust von dem Fleische der frisch geschlachteten Rentiere nach üblicher Weise. Gekocht werden heute nur einige unter dem Eise gefangene Fische; das Fleisch der geschlachteten Rentiere aß man roh, und wenn eines zu erkalten begann, empfing ein zweites den Todesstoß. Die Braut weint, wie es scheidenden Bräuten zukommt, will den Tschum, in welchem sie aufgewachsen ist, nicht verlassen und läßt sich erst nach tröstender Zusprache Aller hierzu bereit finden. Ein Gebet vor dem Hausopfer erfleht den Segen Ohrts, des Himmlischen, dessen Zeichen Sornidnd, das Gotteofeuer, in unseren Augen nur das luisternde Nordlicht, in vergangener Nacht blutrotb am Himmel stand. Die scheidende Tochter wird begleitet von der Mutter, die ihr seitend zur Seite steht; mit der Tochter besteigt sie den Schlitten, die gesammte zur Hochzeit eingeladene Sippe die ihrigen, und dahin in festtichem Gepränge, unter dem Geläut der Glöckchen, welche heute alle Rentiere an ihren reichsten Geschirren tragen, geht die hochzeitliche Fahrt.

Im Tschum des Vaters erwartet der Bräutigam die vor dem Vater und den Brüdern ihres zukünftigen Gatten heute wie immer das Gesicht züchtig mit dem Kopftuche verhüllende Braut. Ein neues Fest nimmt seinen Anfang, und erst spät in der Nacht trennen sich die Gäste, denen sich auch die Verwandten des Bräutigams zugesellt hatten. Am nächsten Tage aber bringt die Mutter die junge Frau in den Tschum des Brautvaters zurück. Doch schon einen Tag später erscheinen hier alle Sippen des Bräutigams, um sie wiederum für diesen zurückzufordern. Nochmals erfüllt Festjubel die rindenen Wände der Hütte; dann scheidet die Braut für immer aus dieser und theilt fortan mit ihrem Gatten allein oder mit diesen und seinen Eltern und Geschwistern, oder später mit einer zweiten Frau ihres Mannes den Tschum.

Hundertundfünfzig Rentiere, sechzig Felle vom Eis-, zwanzig vom Rothfuchs, ein großes Stück Kleiderluch, mehrere Kopftücher nebst allerhand Kleinigkeiten hatte einst der Gemeindevorsteher Mamrn für seine Gattin gezahlt. Damals freilich waren noch bessere Zeiten gewesen und Mamrn hatte ein Brautgeld im Werthe von mehr als tausend Silberrubeln wohl aufwenden können für eine ebenso stattliche als reiche Frau aus vornehmer Familie. Jetzt ist der Maßstab ein bescheidenerer geworden. Armer Leute Söhne zahlen als Brautgeld höchstens zehn Rentiere, Fischersöhne nicht einmal diese, sondern nur die nöthigsten Einrichtungsgegenstände des Tschums und theilen diesen oft mit mehreren Familien; zu einem Fest- und Freudentage wird aber auch ihre Hochzeit und dabei gegessen und geschmaust, soviel das geringe Vermögen zuläßt.

Arme Ostjaken nehmen nur eine Frau, reiche aber betrachten es als ein Recht des Wohlstandes, zwei oder mehr zu ehelichen. Doch wahrt sich auch dann noch die Erstgeworbene gewisse Vorrechte den anderen gegenüber, und die letzteren erscheinen mehr als ihre Dienerinnen, denn als gleichberechtigt mit ihr. Nur wenn ihr Kinder versagt sein sollten, mag es anders sein, denn Kinderlosigkeit gilt als eine Schmach für den Mann, und eine kinderlose Frau ist im Tschum eine beklagenswerthe Unglückliche.

Die Eltern sind stolz auf ihre Kinder und behandeln sie mit warmer Zärtlichkeit. Mit unverkennbarem Glück in Blick und Gebärde legt die junge Mutter ihr Erstgeborenes auf das weiche Wassermoos in der niedlichen Wiege aus Birkenrinde; sorglich schnürt sie die Decken zu beiden Seiten zusammen und bedachtsam umhüllt sie das Köpfende des kleinen Bettleins mit dem Mückenvorhange; aber ihre Reinlichkeitsliebe läßt viel zu wünschen übrig. So lange das Kindlein noch klein und unbeholfitich ist, wäscht und reinigt sie es allerdings, wenn sie glaubt, daß beides unerläßtich sei; wenn es größer geworden ist, wäscht sie nur einmal täglich Gesicht und Hände, eine Hand voll geschabter Fasern aus dem Holze der Weide als Schwamm, eine andere, trockene als Handtuch verwendend, sieht dann aber ohne jegliche Erregung zu, wenn das kleine Wesen, welches jedergeit Gelegenheit findet, sich zu beschmutzen, in einer uns fast undenkbaren Unsauberkeit einhergeht. Erst wenn der junge Ostjake sich selbst zu helfen vermag, endet allmählich solcher Mißstand; kaum einer aber hält es auch dann für nöthig, nach jeder Mahlzeit sich zu waschen, und mag dieselbe auch noch so blutig gewesen sein.

Die Kinder ihrerseits hängen ebenso zärtlich und treu an ihren Eltern wie diese an ihnen, sind auch in anerkennenswerther Weise folgsam und dem Willen ihrer Erzeuger unterthan. Ehrfurcht gegen die Eltern ist das erste und vornehmste Gebot der Ostjaken, Ehrfurcht gegen die Gottheit wohl erst das zweite. Als wir Mamrn, dem erwähnten Gemeindevorsteher, den Rath ertheilten, seine Kinder in der russischen Sprache und Schrift unterrichten zu lassen, erwiderte er uns, daß er den Unsen solcher Kenntnisse wohl einsehe, jedoch fürchten müsse, daß seine Kinder dann vergessen könnten, Vater und Mutter zu ehren, und damit das wichtigste Gebot des Glaubens verletzen möchten. Dies mag der Grund sein, weshalb kein einziger Ostjake, welcher noch dem Glauben seiner Väter anhängt, mehr erlernt, als sein Zeichen, einen Kritelkakel, auf Papier zu malen, in Holz oder in das Fell der Rentiere einzuschneiden. Und doch lernt er, als höchst anstelliger und geschickter Mensch, so rasch und leicht, was ihn gelehrt wird, daß er in dem frühreifen Alter, in welchem er verheirathet wird, alles versteht, was zur Begründung und Erhaltung eines Haushaltes erforderlich ist.

Der Glaube des Volkes ist einfach und kindlich. In den Himmeln thront Ohrt, dessen Name so viel wie „Ende der Welt" bedeutet. Er ist ein allmächtiger Geist, welcher nur dem Tode gegenüber keine Macht hat, den Menschen wohlwollend zugeneigt, Geber des Guten, Spender der Rentiere und Fische und Pelztiere, Feind des Böseu und Rächer der Lüge, streng nur dann, wenn ihm Versprochenes nicht gehalten wird. Ihm feiert man Feste, ihm opfert und zu ihm betet man; seiner gedenkt der Flehende, welcher sich vor ein heiliges Bild stellt. Böse Geister wohnen im Himmel wie auf Erden, aber Ohrt ist mächtiger als sie alle; nur der Tod ist mächtiger als er. Ein ewiges Leben nach dem Tode giebt es nicht, eine Auferstehung ebenso wenig-

aber der Todte wandelt noch ferner als Schatten auf Erden umher und hat noch immer Macht, Gutes und Böses zu thun.

Stirbt ein Ostjake, so beginnt unmittelbar nach seinem Tode das Schattenleben des Gewesenen; daher schreitet man unverzüglich zu seiner Beerdigung. Schon vor seinem Tode hatten sich alle Freunde des Scheidenden versammelt; sofort nach dem Ableben zündet man im Tschum, in welchem die Leiche liegt, ein Feuer an und unterhält es, bis man zur Grabstätte aufbricht. Diese liegt stets in der Tundra, auf erhabener Stelle, gewöhnlich auf dem Rücken eines langgestreckten Hügels; die Gräber sind mehr oder minder kunstvoll zusammengefügte Truhen, welche über dem Boden aufgestellt werden. Zu Ermangelung fester Bohlen zu ihrer Herstellung zerschneidet man ein Boot und bettet in dieses den Leichnam; nur sehr arme Leute liefen eine seichte Grube im Boden aus und begraben in ihr den Todten.

Der Leichnam wird nicht gewaschen, aber mit Feierkleidern angethan und sein Haar gestrählt, sein Gesicht sodann mit einem Tuche verdeckt. Alle übrig bleibenden Kleider fallen den Armen zu. Einen fremden Todten berührt man nicht mit den Händen, einen geliebten Verwandten aber wohl, küßt ihm selbst mit Thränen im Auge das erstarrte Antlitz.

Auf einem Schlitten, unter Geleit aller versammelten Verwandten und Freunde, bringt man den Leichnam zum Bestattungsorte. In die Truhe oder in das Grab legt man ein Renthierfell, auf welchem der Todte ruhen soll, ihm zu Häupten und zu beiden Seiten Tabak, Pfeife und allerlei Geräth, welches er im Leben gebrauchte; um und unter die Truhe kommen alle diejenigen Stücke zu liegen, welche in ihr selbst nicht Platz finden, nachdem man die Geräthschaften vorher zerschlagen oder irgendwie für Lebende unbrauchbar gemacht hat, nach ostjakischer Ansicht zu Schaden von dem, was sie waren.

Während dem hat man in der Nähe des Grabes auch ein Feuer angezündet und eins oder mehrere Renthiere geschlachtet, deren Fleisch jetzt von den Leidtragenden theils roh, theils gekocht genossen wird. Nach dem Leichenmahle spießt man die Schädel der geschlachteten Renthiere auf Pfähle, unweit sie oder nahestehende Bäume auch mit deren Geschirr, hängt die Gliedlein, welche sie bei festlichen Gelegenheiten und so auch heute trugen, an den oberen Zacken der Grabtruhe selbst auf, zerschlägt endlich das Schlitten, stürzt ihn über dem Grabe um und giebt darein dem seinen letzten Schmuck. Dann zieht man heimwärts. Die Klage verstummt, und das Leben fordert wiederum seine Rechte.

Im Dunkel der Nacht aber beginnt der Schatten des Todten, ausgerüstet mit den zu Schatten gewandelten Werkzeugen, sein geheimnißvolles Wesen. Was er gethan, als er noch unter den Lebenden wandelte, thut er auch ferner. Anschirrt für sich weidet er seine Renthiere, treibt er sein Boot durch die Wellen, schnallt er sich die Schneeschuhe an die Füße, spannt er den Bogen, stellt er das Netz, erlegt er die Schatten gewesenen Wildes, fängt er die Schatten gewesener Fische. Im Dunkel der Nacht tritt er in den Tschum seiner Familie, fügt er seinen Nachgelassenen Gutes und Böses zu. Sein Lohn ist, seinem eigenen Fleisch und Blut Wohlthaten zu erzeigen; seine Strafe besteht darin, seinen Angehörigen fortdauernd Böses zufügen zu müssen.

Allerseelen.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

(Zu dem nebenstehenden Bilde.)

Weißt du der Erde tiefstes Leid
Um zu den stillen Gräbern tragen,
O, gehe nicht zur Frühlingszeit,
Geh an des Herbstes späten Tagen.

Geh, wenn die letzte Blume stirbt
Am Todeshauch der rauhen Lüfte,
Geh, wenn das letzte Blatt verdirbt,
Das hoffend noch umflattert die Grüfte!

Geh, wenn die Trauerweiden hallt
Die letzten feuchten Thränen weinen
Und ihre Blätter silberkalt
Sich kräuseln auf den Leichensteinen!

So steht der Mensch, an Hoffnung leer
Wie sie, gebeugt, den Blick nach unten,
Das Aug' hat keine Thräne mehr,
Das Herz hat keinen Trost gefunden.

Aus ist das Spiel, kein Mächten bringt
Hinab dich zu des Todes Stätte,
Der letzte Erdenlaut verklingt —
Ja, wer's schon überstanden hätte!

Dr. K. Ebersberger.

Der Sprung im Glase.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von **Anton Freiherr v. Perfall.**

1.

Die „Laura" lag auf der Werft. Sie war schlimm dran, ein Engländer hatte sich im Kanal sehr ungatant gegen sie bewiesen. Man zweifelte lange Zeit, ob man überhaupt noch imstande sein werde, ihre alten, zerbrochenen Rippen wieder einzurichten. Aber der Reeder, der alte Christen Rungholt, gab nicht nach, er blieb dabei, die „Laura" könne auch das Flicken vertragen. Sie war eine alte Liebe von ihm und an einem wichtigen Tage hatte sie einst ihren Namen erhalten, der ihm ein Stück von seinem Leben bedeutete. —

Christen Rungholt war schon nicht mehr jung gewesen, als er vor zwanzig Jahren Holde Buiksloot von den „Halligen" geehlicht hatte und mit ihrem Gelde — der alte Buiksloot war Besitzer von halb Oland, der fruchtbarsten der Inseln, und früher Vorsitzender des Seegerichtes für die „Halligen", das hier seit alter Zeit seinen Sitz hatte — selbständiger Reeder geworden war. Um so größer war die Freude, als ihm Holde eines Tages ein echtes Nordseekind brachte, mit großen, feuchten Blauaugen, die leuchteten wie ein sonniger, sreudiger Morgentag. Er drückte es an seinen stachligen Seemannsbart, schob das Princhen bei Seite und gab ihm einen saftigen Kuß, darob das kleine Korallenmündchen sich gar bitter verzog. Plötzlich fuhr er zusammen, daß Holde ängstlich nach dem Kinde griff.

„Wie soll's heißen, Holde?" fragte er in einem jähen Tone, „rasch — rasch!"

Er sah sichtlich beängstigt auf die Uhr.

Holde erschrak. „Aber lieber Mann, es hat ja noch Zeit bis zur Taufe!"

„Es hat keine Zeit! Den Namen! Den Namen!"

Er hatte die Thürklinke schon in der Hand.

„Ich dachte — aber wie gesagt — Laura' dachte ich —"

Schon war Christen Rungholt verschwunden, er lief, soweit er konnte, mit seinen schiefen kurzen Beinen der Werft zu. Ein mächtiges Schiff, von Gerüsten umgeben, leuchtete von weitem in frischen, noch feuchten Farben, der taktmäßige Schlag der Hämmer zitterte melodisch klingend durch die Luft.

Christen war außer Athem. „Halt! Halt! Nicht Oland' — Laura'," schrie er von weitem.

Niemand schien ihn zu hören bei dem Getöse der Arbeit. Endlich stand er vor dem Schiffe; vorn am Bug arbeiteten zwei Männer auf einem hängenden Gerüste, unter dem Vordersteven leuchtete in Messing ein mächtiges „O" in erhabener Arbeit.

„Halt, sage ich!" schrie er keuchend hinauf. „Laura' soll es ja heißen! Donner und Wetter, ich kann doch mein Schiff nennen, wie ich will! Runter mit dem O, sage ich — Laura!" Hört Ihr nicht?

Kopfschüttelnd machten sich die Arbeiter daran, das O abzustemmen.

„Mit den verdammten Frauenzimmern!" brummte der eine von ihnen. „So ein stattliches Vollschiff — ‚Laura'!" Der Matrose oben am Bugspriet spuckte verächtlich einen braunen Strahl über Bord.

Allerseelen.
Zeichnung von M. Ebersberger.

Einige Wochen später dampfte die „Laura“ zum Hafen hinaus, vollgepfropft mit kostbarer Ladung nach Indien. Und das „verdammte Frauenzimmer“ hatte Glück, zwanzig Jahre hindurch kreuzte sie zu Christen Rungholts Ehr' und Nutz den Ocean, bis ihr vor einigen Wochen der sonnere Engländer bei Nacht und Nebel in die Rippen rannte, als sie nach einer halbjährigen Abwesenheit keine fünfzig Seemeilen mehr von der Heimath entfernt war; und auch dabei hatte sie noch Glück gehabt, sonst läge sie wohl mit Mann und Maus auf dem Nordseegrund.

Jetzt wimmelte es nun ihre breite klaffende Wunde wie von Sommerfliegen und da und dort blitzte schon eine neue Rippe aus dem dunklen Rumpfe. Die Mannschaft der „Laura“ war durchaus nicht ungehalten über diesen unverhofft langen Aufenthalt am Lande, sondern mußte im Gegentheil, jeder auf seine Weise, diesen seltenen Umstand. Da wurden alle Freunde aufgesucht: die wohlgien, längst entbehrten Freuden der Familie, des festen sicheren Hauses, des ungeheuren Schlafes genossen. Da wurde Ausschau gehalten in den Strandhäusern und Fischerhütten weit und breit und manch goldenes Lustchlossi gezimmert. Die Zeit der Wahl ist kurz; für den Seemann. Neue Schwüre wurden geschworen, alte, schon fast erstorbene Hoffnungen wieder neu belebt.

Am besten von allen, darüber galt kein Zweifel, nützte die Zeit Bill Lührsen, der zweite Steuermann, indem er Hochzeit hielt mit eben derselben Laura, um derentwillen vor zwanzig Jahren das blitzende C herab mußte vom Schiffsbug, mit Christen Rungholts, seines eigenen Patrones, schöner blonäugiger Tochter.

Er war schon seit zwei Jahren mit ihr verlobt, und jetzt nach seiner Rückkehr von dieser westindischen Fahrt sollte die Hochzeit sein; so war es ausgemacht, und da es Christen Rungholt einmal bestimmt hatte, so blieb das fest wie der Leuchtthurm von Dungeneß, obwohl der Alte ein böses Gesicht machte, als er die arme „Laura“ in den Hafen hugsieren sah. Was konnte am Ende der zweite Steuermann dafür, der Kapitän war verantwortlich, und er, Christen Rungholt, kannte ja diese verlumpten Engländer aus eigener Erfahrung!

In dem schmucken, durch seine Banart und seine Reinlichkeit an Holland erinnernden Hause am Hafen von H. ging es hoch her. Christen und Holde übertrieben die Sache sogar ein bischen, die Leute sollten nicht glauben, das Mißgeschick mit der „Laura“ habe ihnen die Laune verdorben, oder gar, sie gäben Bill Lührsen Schuld daran.

Von den „Halligen“ kamen die Vettern und Basen, wettergebräunte, flachsbaarige Männer und Frauen in kleidsamer Tracht, unter Führung von Claus Buksloot, dem jetzigen Seerichter auf Oland, Holdes bejahrtem Bruder, alle Rungholts von H., einige Kameraden Bills von der „Laura“, Lars Tönningen, der Kapitän selbst, ein wackerer altbewährter Seemann, den der brave Christen vor allen Leuten zeigen wollte, daß er Rebel und gewissenlose Engländer von Fahrlässigkeit wohl zu unterscheiden wüßte.

Das waren die eigentlichen Hochzeitsgäste. Abends jedoch, als Feierabend draußen im Hafen war und aus den Fenstern der großen Wohnstube unten fröhliche Tanzmusik erscholl, da pochte gar manche in der Eile Gewaschene und Gestriegelte, wenn auch nicht gerade festlich gekleidete Theerjacke an die Thür, um ihren Glückwunsch mit einem so vielsagenden Blick auf das stattliche Fäßchen Flensburger Bier, das in der Ecke stand, anzubringen, daß die Einladung, etwas zu verweilen und eines mitzutrinken, nie ausblieb. Mit der Form nahm es Christen Rungholt nicht so genau, wenn er auch gar stolz auf sein Haus und seinen Wohlstand war.

Zu dem lauschigen, ephemumrankten Erker, von dessen dunkler Holzdecke das Modell eines halbklichen Dreimasters herabhing, saßen Christen Rungholt und sein Weib, das junge Paar, der Kapitän und der Seerichter beim Hochzeitswein. Lars Tönningen erzählte bereits zum dritten Male das Unglück mit der „Laura“ und wies mit dröhnender Stimme, auf die Bank steigend, an dem Schiffsmodell seine völlige Unschuld nach. Christen gab dann die Geschichte von einem anderen rücksichtslosen Engländer zum besten, selbst Claus, der Seerichter, ein ernster stiller Mann, ward lebendig, er erzählte von dem endlosen Kampfe seines kleinen Heimathlandes mit der gierigen See, in dem er erzogen war: — da dachte der Sturm im Takelwerk, wälzten sich die weißstoppigen Wogen durch die Sturmnacht, ächzte, stöhnte das rollende Schiff, brüllte die Brandung — das hörte sich so wohlig an in dem heimlichen Erker, unter den Klängen der Tanzmusik, beim Rheinwein, der die rauhen Männer so weich machte, daß ihre Augen sich feuchteten bei Erzählung kühner Seemannsthat, heldenhaften Rettungswerkes.

Bill und sein junges Weib bildeten einen schroffen Gegensatz inmitten dieser ernsten, wettergehärteten Gesichter mit dem männlichen Trotz in den Zügen; für sie rollten keine Wogen, tobten sich keine drohenden Wolken, im Sonnenglanz junger Liebe schufe sich das sanft gekräuselte Meer und blühende Küsten lachten ihnen entgegen. Bill spielte mit den schweren blonden Zöpfen seiner jungen Frau und sprach im Flüstertone, nicht von kühnen Abenteuern, sondern von ganz kleinen nichtigen, kindischen Dingen, von einem Gruchen, welches Gemüse sie dazu wollten, von Schürzen und Bändern, von seinem Lieblingsgericht, von der neuen Hausreinrichtung.

Laura hörte aufdächtig zu, von seinem Arm umschungen, und die kleinen nichtigen Dinge färbten ihre Wangen dunkelroth und feuchteten ihr blaues Meeraage wie die Erzählungen kühner Seemannsthaten und der Rheinwein die der Männer.

„Und es ist doch so, ich lasse mir's nicht nehmen, es giebt Vorbedeutungen, man muß nur darauf horchen, und niemand hat mehr Gelegenheit dazu als unsereins,“ sagte eben in Laure des Gespräches Kapitän Lars Tönningen. „Sie sollen nur einmal ein paar Jahre herumkreuzen mit unsereinem, die gelehrten Herren, die alles wissen; da sieht und hört man allerhand zwischen Fadmit und Brunsgeest, was über den Verstand geht! Manchen verstocken Kerl habe ich auf die Knies fallen sehen zum Gebet in der Sturmnacht, oder ausgholl in die Segel gucken in der Dämmerung, wenn vom Atabanlermann erzählt wurde. Sieht sich alles anders an da draußen als unterm festen Dache — lachen Sie nicht so ungläubig, Frau Holde — es ist doch so! Ich wette es, daß der Laura ein Unglück zustoßen werde, drei Tage zuvor wußte ich es und lauerte auf jede Gefahr wie eine Maus auf den Aal — und doch geschah's — doch!“

Er stürzte den ganzen Inhalt des Römers hinunter.

„Doch!“ wiederholte er und seine Faust schlug dröhnend auf den Tisch.

Claus, der Richter, nickte ernst. Frau Holde aber schüttete unglaubig den Kopf. Das junge Paar wurde animerksam.

„Und woher wußten Sie es denn?“ fragte lächelnd Laura.

„Gewiß eine recht gruselige Geschichte von einem grauen Männchen auf dem Maste, einem räthselhaften Schiffe, das vorbeisuhr, einem bleichen Meerweibe . . .“

Lars sah sehr ernsthaft drein.

„In Ihrem Alter lachte ich auch über solche Geschichten, Frau Lührsen. Wie werden Sie erst lachen, wenn ich Ihnen sage, daß es von all dem nichts war! Eine einfache unscheinbare Katze war's, mein guter alter Rolf — Sie haben ihn ja gut gekannt, Herr Rungholt, ich nahm ihn einst auf der Südsee von einem verlassenen Wrack, das halbversunkene Thier, ich war da mals einfacher Matrose — wollten ihn sitzen lassen, die andern, ärgerlich, nichts Besseres gefunden zu haben, da nahm ich ihn zu mir. Und von dem Tage an wich Rolf nicht mehr von uns und mit ihm nicht das Glück. Das ging nur so im Steuermannsbootsmann, zweiter, erster Steuermann, bis ich zu Ende kam als Kapitän. Mein guter Rolf immer dabei, auf der Brücke, am Steuer, hoch oben in den Rahen, auf dem Lugaus, bei Sturm und Wetter, nacht und tag. Wollt' ich verschlafen, lief er mich wach; er kannte meine Feinde: wenn er die Haare sträubte vor einem Manne, nahm ich mich in acht vor diesem. Das Wetter verstand er wie unsereins, sein Schauen war Sprechen, das nur ich verstand, aus seinen feurigen Augen leuchtete mir das Glück. Ich war immer ein bischen abergläubisch — ganz richtig — ich hielt ihn für meinen guten Geist; ich wußte, mit meinem Rolf konnte mir nichts zustoßen. — Sicherheit, Selbstvertrauen ist alles beim Seemann — in der schwierigsten Lage festigten mich die ruhigen, stetig auf mich gerichteten gelbglänzenden Augen — ich ward gescheit von den Schiffsleuten, der Mann hat Glück und kann was,“ hieß es. Auch auf der „Laura“ begleitete mich Rolf, zehn Jahre saß er neben mir auf der Brücke, schnurrte mit dem Toben der Wogen um die Wette und blinzelte über das Meer. Stieg ein Schiff herauf am Horizont, so erblickte er es zuerst, der Augenstern drehte sich, bewegte sich nicht mehr, den Rücken krümmte er wie vor einem Feinde. Des Nachts leuchteten seine Augen wie Phosphor, ich glaube, ihr Licht drang durch Nebel und Wetter als Warnungszeichen.

Da kam der Morgen, wo Rolf nicht mehr um meine Füße geschlichen kam auf der Brücke. Mir wurde angst und weh — ich ließ das ganze Schiff unterfischen, ich tobte und drohte. Ein Schurke hatte ihn wohl getödtet, in das Meer geworfen — ja ich ahnte, wer es war. Ich hatte einen neuen Steward aufgenommen im letzten Hafen; Rolf haßte den Menschen vom ersten Tage an, und er täuschte sich nicht, ich ertappte den Mann bald auf verschiedenen Unehrlichkeiten — der war's! Ich setzte eine Belohnung aus für den, der den Thäter ausfindig machen würde, ein Schiffsjunge verrieth ihn mir — ich war wahr dran, den Kerl meinem armen Rolf als Todtenopfer nachzusenden, auf die Bitte meiner Leute sperrte ich ihn nur in die Segelkammer. In der Nacht darauf rannte uns der Engländer in die Seite — wie ein Gespenst tauchte er plötzlich auf aus dem Dunkel — mir erstarrte das Blut — meine Hand, die das Steuer herumriß, war lahm, kraftlos — Rolf saß auf einer Speiche, zwei glühende Punkte waren auf mich gerichtet, feuerschnaubend schien das Rad und brennte sich gegen meine Hand — ein furchtbares Krachen und Splittern, Sausen, Gurgeln! — Als ich mich vom Fall erhob, war das fremde Schiff verschwunden, die Laura aber neigte sich, ich hörte sie Wasser fangen. Ich sah zitternd nach dem Rade, Rolf war fort, ich drehte es bei, es lief leicht ohne Widerstand — Rolf hat es gehalten, er hatte Sehnsucht nach seinem Herrn!"

„Oder Ihr habt mit Eurem Entschlossenheit, Eure Sicherheit verloren, Kapitän," meinte Frau Holde scharf.

„Und die Angst saß am Ende auf der Speiche, glotzte mich an und machte meine Hände schwach, meinen Sie, Frau Holde! Es ist wahr, man soll dem Zeug nicht nachhängen, es macht den braavsten Mann verwirrt — aber das sind Anlagen, über die man nicht hinauskann, und am Ende — was sagen Sie denn dazu, Herr Bukskoot," wandte er sich an den alten Richter, der immerfort mit dem Kopfe nickte: die kleine Thonpfeife lag erkaltet neben ihm, so eifrig hörte er zu.

„Als die große Springflut war, die bald Oland fraß," begann er mit unsicherer Stimme, „da sah man die Nacht zuvor — die Fischer beschworen es aufs Sakrament, mein Schwager selbst war dabei — einen Reiter über die Dünen jagen von Langeneß her, als ob er übers Wasser käme; er ritt um die Kirche und hielt an vielen Häusern; es waren unerschrockene Männer, die Fischer, sie kamen vom Abendfang, sie solgten dem Reiter, obwohl sie wußten, daß es nicht mit rechten Dingen zuging — es gab kein Pferd auf Oland damals — doch sie konnten ihn nicht erreichen; nur wo er still gestanden hatte, war ein kleiner Wassertümpel; auch vor meinem Haus. Holgr, der Schwager, er zählte mir alles und drückte schwere Besorgniß aus; ich war damals jung und hatte ein junges, schönes Weib, ich lachte ihn aus und die andern, die Nacht war kalt, und da trinkt man gern eins mehr als nöthig — die nächste Nacht kam die Flut, mein Haus fraß sie zuerst sammt meinem jungen Weib und meinem Kinde in der Wiege — seit der Zeit lache ich nicht mehr, auch über Lars Tönningens Rolf nicht!"

Die Musik schwieg, das junge Volk drängte sich um den Erzähler — da gab es was zu hören von diesen zwei alten Seewölfen. Die Mädchen schmiegten sich inniger an die Burschen, die das Gruseln schmunzelnd sich zu nutze machten und in losen Scherzen es zu vermehren suchten. Bald zuckte einer zusammen und starrte regungslos zum Fenster hinaus, als habe er auch einen Reiter oder etwas ähnliches Gespenstiges erblickt; bald deutete einer in irgend einen dunklen Winkel mit ängstlicher Gebärde, und als plötzlich die Thür aufging und ein neues Faß Flensburger hereingerollt wurde, schrie alles jäh auf, als ob Rolf, der Kater, sich hereinwälzte.

Am Erkertisch herrschte eine gedrückte Stimmung, die paßte dem alten Rungholt heute nicht.

„Mit Euern Gruselgeschichten an solchem Abend!" brach er polternd los — „Holde, hol' mal den vom Vetter am Rhein, der vertreibt alle bösen Geister!"

„Und verschafft Tönningen vielleicht einen neuen Kater!" spottete Holde.

Der „vom Vetter am Rhein" kam; in den grünen Römern duftete und glänzte es.

Der alte Rungholt erhob sich. Ihm zu Häupten schwankte der Segler noch vom Tanze. Mit seiner mächtigen Stimme gebot er Ruhe und sprach dann:

„Freunde! Hausgenossen! Man heirathet nicht alle Tage! Es ist ein Doppelfest, das wir heute feiern, ein großer, schwerer Tag für Christen Rungholt. Gott gebe seinen Segen! Dem Mann dort, Bill Lührsen aus Bremerhaven, meinem braven Steuermann, übergebe ich heute das Beste, was ich habe — meine beiden Lauren! Die blonde, lustig aufgekakelte hier, mein Herzenskind, und die alte, wieder glücklich geheilte, draußen im Hafen."

„Grobian!" murmelte Frau Holde.

„Du verstehst mich schon," unterbrach sie der Alte. „Bill Lührsen, wochmals, es ist mein Bestes, was ich Dir gebe. Halte es wohl in Ehren, steuere beide mit fester, liebender Hand, schenke der einen Dein ganzes Herz, der andern Deinen ganzen Verstand, halte beiden Mannestreue, sie verdienen es beide. Verlasse Dich auf seinen Rolf, auf kein graues Männchen — Lars, ich mein's nicht übel — sondern nur auf Gott und Deine gesunden Sinne! Gute Fahrt mit beiden allzwege. Hurrah!"

„Hurrah!" dröhnte es im Chor gegen die Fenster. „Hurrah! Hurrah!"

Laura weinte rückhaltlos, Bill kämpfte mit der aufsteigenden Rührung, alles drängte sich herbei, die Gläser stießen zusammen, es war ein lustiges, harmonisches Klingen, und ein feuriger Duft stieg auf, vom Hafen herein tönten in schrillem Accord die Schiffssignale — da plötzlich — ein klangloser, gequetschter, häßlicher Ton wie ein kurzes Auflachen —

Jedermann hörte ihn, alles sah sich fragend an. Eigenthümlich, das fröhliche Gläserklingen war verklungen, nur der eine häßliche Ton sah jedermann im Ohre. Lars Tönningen hob sein Glas gegen das Licht und betrachtete es genau — jedermann that unwillkürlich das Gleiche — dann blickte er mit seinen scharfen, kleinen Möwenaugen auf das in Lauras Händen.

„Ein Sprung im Glaie!" sagte er, mit seinen Fingern es berührend, und sein Antlitz nahm denselben Ausdruck an wie vorhin, als er den Tod seines Rolfs erzählte.

Laura wechselte die Farbe, ihr rosiger Finger folgte dem Sprung, der durch den heiligtümen Römer sich zog.

„Ein böses Zeichen, heißt es, nicht wahr, Lars Tönningen?"

Dieser zog die dichten Augenbrauen bis unter das buschige Haar hinauf.

„Heißen thut es so; da erinnere ich mich —"

„Unsinn!" fuhr der alte Rungholt dazwischen, „laß Deine Erinnerungen! Hast ein vortreffliches Schiff mit eisenfesten Rippen unter Deinen Füßen soll zerschellen sehen und wunderst Dich über einen Sprung im Glaie — ja so, dort war ja der alte ersoffene Kater schuld und jetzt irgend ein anderer böser Geist, der nichts Besseres zu thun hat, als nagelneue Weinglüser zu zerbrechen! Noch einmal, Kinder, Gott mit Euch — das verlangen sie nicht, die Lügengeister!"

Wieder klangen die Gläser und wieder der häßliche Ton.

Rungholt griff wüthend nach dem Glase Lauras, es in die Ecke zu schleudern; Bill fiel ihm in den Arm und nahm es zu sich.

Man machte sich lustig darüber, man machte den Vorschlag, alle Gläser zu zertrümmern, um den bösen Geist zu verwirren, doch die Stimmung war verdorben. Lars Tönningens Augen brauen blieben dicht unter den Haaren stehen, er sprach kein Wort mehr. Claus, der Richter, warf auf Laura verstohlene Blicke, in denen es wie Mitleid aufkeuchte. Bill war ärgerlich erregt, er machte Laura leise Vorwürfe, daß sie nicht besser aufgepaßt habe.

Die Gläser waren das Hochzeitsgeschenk Claus', des Richters; Bill hatte sie selbst ausgepackt und kein Fehl war daran gewesen. Laura meinte, sie habe ja kaum angetippt an die andern Gläser. Um Lars' Mund zog sich herbes Lächeln bei dieser Aeußerung, er strich sich den grauen struppigen Bart und athmete tief aus.

Das Fest endete rascher, als man gedacht hatte, die Segenswünsche beim Abschied klangen alle so weinerlich, so furchtsam und wurden mit Leichenbittermienen gegeben.

Frau Holde entließ den Kapitän sehr ungnädig, ja, sie machte eine Bemerkung über verderblichen Aberglauben, der wohl schon manches Schiff und manchen Menschen habe untergehen lassen; dann setzte sie der Laura den Kopf zurecht, bei Bill, einem jungen Manne, hielt sie es wohl nicht für nöthig.

Allein oben in der blumengeschmückten Kammer sank Laura schluchzend an ihres Mannes Brust.

Der Ba[illegible] Paris.

Nach einem [illegible] C. Petit.

aris.

E. Detti.

„Bill, glaubst Du daran?“

„Märchen, der Lord ist an allem schuld mit seinem dummen Geschwätz! Recht lieb haben, treu anshalten zusammen, was da kommen mag, dann kann nichts springen bei uns.“

Seine Worte klangen nicht ans voller Brust. Er nahm das Glas aus der Rocktasche und fühlte daran herum.

„Wenn ich sie nicht selbst alle ausgepackt hätte, würde ich sagen, der Sprung liege im Glase, das kommt ja vor und damit wäre die dumme Geschichte zu Ende!“

„Und der häßliche Ton, ich höre ihn noch!“ meinte Laura.

„Einbildung wie der verfluchte Kater des Kapitäns auf dem Steuerrad!“

Er stellte das Glas auf den Schrank und ging unruhig in der Stube hin und her.

„Laura, ich gehe in See in vierzehn Tagen; mach's aus nicht schwerer mit solchen Gedanken.“

„Bill, ich laß Dich nicht!“

Sie klammerte sich fest an den jungen Mann. Draußen brüllte die Brandung, ein steifer West hatte sich erhoben, feiner Wasserstaub drang durch das offene Fenster, die Lichter der vor Anker liegenden Schiffe tanzten in der Finsternis, von der See her dröhnte drohend ein Nebelhorn.

Bill schloß das Fenster, das Licht erlosch. — Von dem Schrank herunter leuchtete es grünlich wie das Auge Roses, des Katers

(Fortsetzung folgt.)

Der Kiefernprozessionsspinner.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Dr. G. Dickerow.

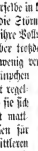
Wie den großen Thieren manch wuchtige Waffe zum Schutze gegen ihre Feinde verliehen ist, so führen auch die kleinen, kaum bemerkbaren Geschöpfe Vertheidigungsmittel, deren Wirkungsweise dem Menschen nur zu oft seine Ohnmacht aufs deutlichste vor Augen führt. Wer kennt sie nicht, die zahllosen Unannehmlichkeiten der Sommerszeit, die Mücken, Schnaken, Bremsen ꝛc., die uns so oft mit ihrem peinigenden Stachel den Genuß des Tages und die Erholung der Nacht verkümmern. Oder erregt uns nicht z. B. bei dem Genusse frischen Quellwassers die ganze Schar der kleinen und kleinsten Lebewesen in demselben eine gehörige Besorgniß? So haben auch schon seit vielen Jahren die Brennhaare des Eichenprozessionsspinners den Aufenthalt in Deutschlands Wäldern den Besuchern derselben verleidet, und neuerdings ist ein verwandter Plagegeist auch auf den Nadelbäumen wiederholt beobachtet worden. In dem ganzen nordöstlichen Theile des Deutschen Reiches, von der Elbe bis zur Memel, treibt, wenn auch meist vereinzelt und auf kleine Kreise beschränkt, der Kiefernprozessionsspinner sein unheimliches Wesen und verjagt nicht nur Menschen, sondern auch Thiere aus dem von ihm besetzten Gebiete, indem alles, was in seine Nähe kommt, von einem peinlichen Jucken der Haut befallen wird. Die Aufmerksamkeit der Forstbeamten wurde bisher von diesem Spinner durch das gleichzeitige, viel zahlreichere Vorkommen eines den Kiefernwaldern bedeutend schädlicheren Insekts, nämlich der Nonne, über deren Verheerungen wir jüngst des weiteren berichtet haben, abgelenkt. Da aber die Raupen des Kiefernprozessionsspinners die zweijährigen Triebe der Kiefern bis auf die Nadelscheiden abfressen und jede andere Nahrung verschmähen, so dürfte auch ihr forstlicher Schaden nicht unbedeutend genannt werden. Besonders lästig wird das Anstreten dieses Insekts an der Ostseeküste, welche gerade während der Wanderzeit der Raupen von vielen erholungsuchenden Badegästen als Reiseziel ausgewählt wird.

a. Die Raupe (nat. Größe).

b. Ein Glied der Raupe (stark vergrößert).

Wie ihre Verwandten in den Eichenwäldern ziehen die dichtbehaarten Raupen des Kiefernprozessionsspinners in langsamem Gänsemarsch, 60 bis 100 Stück in einem Faden, selten und dann erst von der Mitte der ganzen Prozession an in doppelten und dreifachen Reihen, auf dem Erdboden dahin. Dabei strecken sie bald rechts, bald links hinter dem Vordermann den schwarzen, kurz und wenig behaarten Kopf hervor, als wenn sie aussichauen wollten, ob denn die vordersten noch nicht am Ziele wären. Hebt man behufs näherer Betrachtung eine Raupe mittels eines Stäbchens vorsichtig aus dem Zuge heraus, so schließt sich derselbe in kürzester Zeit und setzt seine Wanderung unbekümmert um die Störung fort.

Die angenommene Raupe (a) hat, bevor sie ihre Vollständigkeit erreichte, mehrere Häutungen durchgemacht, aber trotzdem, als gesehen von der ersten derselben, ihr Kleid sehr wenig verändert. Früher, als kleines, dem Ei eben entschlüpftes Räupchen von 3 mm Länge, trug sie ein hellmausgraues, mit regelmäßigen schwarzen Flecken gezeichnetes Kleid, während sie sich jetzt in einem schwarzen Gewande zeigt, das mit matt mosgrünen Punkten dicht besät ist. Diese lassen fast das Hervortreten der Grundfarbe nur einen mittleren Längsstreifen auf dem Rücken frei, welcher wieder mit größeren und kleineren rothen Warzen in der Weise zum Theil bedeckt ist, daß rothumrandete, schwarze Kreisflecke die Längslinie kennzeichnen. Diese schwarzen, sogenannten „Spiegelflecke“ sind mit unendlich vielen, äußerst kleinen Härchen sammetartig bewachsen. Aus den rothen Warzen entspringen nach vorn und nach hinten gerichtete rothe Haare; die Seiten des Körpers schützen lange, weiße Haare, welche den Thierbeschneider der Raupe um das Doppelte überstreifen (b). Alle diese Haare (c) besitzen zahllose, nach der Spitze gerichtete Widerhäkchen, welche an Gestalt den Dornen der Rose sehr ähnlich sind.



c. Spitze eines Haares, stark vergrößert.

d. Ende eines mit seinem Saftbläschen (nat. Größe).

Gemeinschaftlich ist ihnen ferner ein feiner, hohler Kanal, der sie von der Spitze bis zur Anheftungsstelle durchzieht. Die rothen und die weißen Haare, nicht die Spiegelhaare, stecken, wie Keller gezeigt hat,* in der Haut mittels einer dicken, braunen Hülse, an deren unterem Rande sie befestigt sind. Unter der Oeffnung des Haares liegt eine birnförmige Drüse, welche eine stark ätzende Flüssigkeit, Ameisensäure, aussondert, um das hohle Haar damit zu füllen. Die ausgewachsene Raupe, welche 5 cm lang wird, besitzt mehr als 50000 solcher „Giftdrüsen“. Da die feinen Härchen wie gesagt nach oben gerichtete Häkchen tragen, so werden sie bei jeder Berührung mit anderen Gegenständen sogleich in die Drüse hineingestoßen und mit Gift gefüllt. Versucht nun die Raupe einzelne Haare — und diese brechen sehr leicht an ihrem Grunde ab — so bleibt das Gift in denselben, weil es durch den Luftdruck am Ausfließen aus dem engen Kanal verhindert wird. Hat später ein solches Härchen Gelegenheit, mit dem Schweiße einer menschlichen oder thierischen Hautpore in Berührung zu kommen, so löst dasselbe das an der Oeffnung des Härchens in zwischen eingetrocknete Gift auf, und dieses bewirkt nachstehende Entzündung.

Daß diese Haare so unendlich zahlreich umherfliegen können, hat mehrfache Gründe. Zunächst beliebt es der Raupe keineswegs, wie den meisten andern, nach vollbrachter Häutung den abgestreiften Balg zu verzehren, sondern alle Raupen eines Zuges lassen ihre abgestreiften Häute, mit wenigen einzelnen Gespinnstfäden verbunden,

in den Astachseln, wo die Häutung gewöhnlich vollzogen wird, hängen und übergeben sie Wind und Wetter als Spielball. Bisweilen versammeln sich auch die Raupen behufs der Häutung am Stamme der Kiefern, sowohl in Mannshöhe, als auch am Grunde desselben. Sie überspinnen dann ihr Lager mit einem etwa 50 cm im Gevierk fassenden, weißen und undurchsichtigen Schleier, der an Glanz und Zähigkeit gutem Seidenpapier gleichkommt. Ist die Häutung beendet, so fressen sich die Raupen erbsengroße Löcher durch den Schleier und finden unter Zurücklassung der alten Häute neue Nahrung. Da die Haare wie hervorgeboben leicht abbrechen, gehen sie dem Thiere bei dem Umherkriechen in großer Zahl verloren und haften vermöge ihrer Widerhäkchen an jedem Gegenstande fest, auf welchen sie auftreffen. Endlich werden vor der Verpuppung die Haare theilweise zur Bildung des äußeren Cocons (d) benutzt. Da dieser außerdem nur aus lose aneinandergefügten Sandkörnchen besteht, die Puppen aber sehr dicht unter der Erdoberfläche gelagert sind, so kann es nicht verwundern, daß durch Aufwühlen des Sandes die Härchen der Luft ausgesetzt und von ihr weitergetragen werden.

c. Puppe, dop-pelter Größe.

Daß nicht nur Menschen, sondern auch Thiere von dem Gifte dieser Haare entsetzlich zu leiden haben, ist wiederholt festgestellt worden. Hunde, welche sich im Walde voll innigen Behagens auf dem Rücken herumgewälzt hatten, gerietben fast in Tollwuth. Wagenpferde, die vor Ungeduld mit dem Vorderfusse gescharrt hatten, wurden durch das Brennen der angeflogenen Haare so wild, daß sie dem Durchgehen nahe waren. Es

f. Der männliche Schmetterling (nat. Größe).

ist ebenso Thatsache, daß die Raupen nicht nur das Wild, sondern auch die Singvögel aus dem von ihnen besetzten Walde verjagen. Woher konnten nur der Kuckuck und ein Laufkäfer, der Puppenräuber, als siegreiche Gegner unserer Raupen auerkannt werden.

Um sich vor den gefürchteten Raupenhaaren zu schützen, werden in der Angst Vorsichtsmaßregeln ergriffen, die fast lächerlich erscheinen. Handschuhe, Kopftücher, Schleier u. dergl. nützen sehr wenig. Durchaus empfehlenswerth dagegen ist das Einreiben der Haut mit Oel (Mandelöl), bevor man den Wald betritt. Das Oel hebt die Wirkung des ätzenden Giftes auf, indem es ihm den Eintritt in die Poren der Haut verwehrt und so die schmerzhafte Entzündung verhindert. Auch wiederholte Waschungen mit in Alkohol oder Wasser aufgelöster Pottasche oder Bestreichen mit angefeuchteter Soda mildern das Jucken der Haut.

g. Der weibliche Schmetterling (nat. Größe).

Das durchgreifendste Mittel ist natürlich die Vernichtung des Insekts in jeder Gestalt. Aber das ist leichter gesagt als gethan. Das Tödten der Raupenzüge während der Wanderung durch Zertreten ist jedenfalls ganz zweckwidrig und geradezu strafwürdig, da unendlich viele Härchen auf diese Weise dem Staube beigemischt werden. Die Züge müssen vorsichtig zusammengekehrt und in

h. Der Kopf (2fach vergrößert).

größeren Kisten mit einschiebbarem Deckel, nicht in offenen Körben, gesammelt werden. Ebenso sind die Raupennester aufzunehmen, welche, in Astachseln sitzend, mit der Baumschere abgeschnitten werden. Das Theeren der Bäume ist nur von Nutzen für das Einsammeln der Raupen, da es leichter und gefahrloser ist, die an einem unteren Theile des Stammes angesammelten Raupen abzulesen, als dieselben nesterweise mit der Schere aus weiter Höhe herabzuholen. Das Zerstampfen der eingesammelten Raupen kann, auch wenn das Vergraben der Thierreste noch so tief erfolgt, nicht angerathen werden, weil dadurch die Zahl der unbetheiligten Härchen endlos vermehrt wird. Als einzig richtige Art der Vernichtung empfiehlt sich das Verbrennen, denn dadurch werden nicht nur die Thiere, sondern auch die Haare und das Gift in ihnen endgiltig unschädlich gemacht.

Wird mit genügendem Eifer den Raupenzügen nachgestellt, so dürfte wohl kaum einer derselben sein erstrebtes Ziel, eine der Sonne möglichst ausgesetzte, kahle, sandige Stelle, erreichen. Gelingt es aber einer Raupenfamilie, einen derartigen Platz ausfindig zu machen, so wühlen alle Mitglieder derselben dicht nebeneinander den Sand auf und verkriechen sich 10 bis 15 cm tief in denselben. Hier bildet jedes für sich einen trockenhäutigen, eiförmigen Cocon (d), dessen Außenseite, wie schon gesagt, mit Sandkörnchen und einzelnen Haaren bedeckt ist. Diese Cocons haben eine Länge von 22 bis 26 mm und eine Dicke von 6 bis 10 mm. Sie sind leicht an den bezeichneten Stellen zu finden, wo sie senkrecht nebeneinander aufgestellt sind. Jeder Cocon enthält außer der Puppe (e) den Rest des letzten Raupenkleides, der mit zahlreichen Haaren zu einem dichten Filz zusammengepreßt ist. Das Einsammeln der Puppen ist jedenfalls das gefährlichste Unternehmen, welches behufs Vertilgung des Kiefernprozessionsspinners ausgeführt werden kann. Durch das Ausscharren der Puppen wird eine unbeschreibliche Anzahl von Gifthaaren aufgewirbelt, welche dem in hockender oder gebückter Stellung Arbeitenden bald das ganze Gesicht entzünden. Andererseits ist diese Arbeit wieder sehr gewinnbringend, da dort, wo eine Puppe gefunden worden ist, sicher deren 60 bis 100 bei sammen stecken.

k. Der weibliche Fühler (4- bezhw. 5fach vergrößert).

Diejenige Puppe, welche nicht gestört wird, ruht bis zum nächsten Sommer. Dann giebt sie einem Schmetterlinge das Leben, welcher dem Eichen- und auch dem Pinienprozessionsspinner sehr ähnlich sieht. Das Männchen (f), welches etwas kleiner als das Weibchen (g) ist, hat eine Flügelspannung von 36 mm, letzteres dagegen von 44 mm; der Leib ist 15, bezw. 18 mm lang. Die Vorderflügel des Männchens tragen auf grauem Grunde je zwei Paar unregelmäßige, dunkle Querbinden, welche mit gelblichen Rändern eingefaßt sind. Die Hinterflügel sind weißlich und haben einen gelblichen und gekrausten Rand. Die Unterseite der Flügel ist heller als die Oberseite. Der Kopf (h) ist mit Büscheln langer, grauer Haare dicht besetzt. Zwischen den Augen und oberhalb derselben trägt der Kopf einen mit drei dicht aneinander gereihten Vertiefungen versehenen harten Fortsatz (i), dessen glänzende, tiefschwarze Färbung um so mehr auffällt, als unter einem Kranze kurzer Härchen nach rechts und links je ein Büschel schneeweißer Haare hervortritt. Die Fühler sind doppeltgekämmt, aber nach den Geschlechtern sehr verschieden an Größe und Behaarung. Die Kammzähne beider sind feinfadenförmig, am Rande behaart und an der Spitze mit je zwei kleinen Borsten versehen. Der weibliche Fühler (k) hat viel kürzere Zähne und feinere Behaarung als der männliche (l).

l. Der männliche Fühler (4- bezhw. 5fach vergrößert).

Unterhalb der Flügel ist zu ihrer Stütze eine sog. Haftborste (m) eingefügt, deren Gestalt große Aehnlichkeit mit der Feder eines Vogels hat. Im wesentlichen besteht diese Borste aus einem 5 mm langen, schaftartigen Gebilde, von dem nach der einen Seite eine schmale, nach der andern eine viel breitere Fahne ausgeht. Der Saum der letzteren trägt an der unteren Hälfte einen kräftiger gebauten Rand als

m. Die Haftborste (5- bezhw. 35fach vergrößert).

i. Vorder- und Seitenansicht des Kopfhorn-fortsatzes (12fach vergrößert).

an der obern. Die Haut zeigt in großer Zahl punktförmige Vertiefungen, aus deren Grunde sehr feine Härchen entspringen. An der Anheftungsstelle ist diese Stützdecke mit vielen einzelnen Borsten umgeben, welche 2 bis 3 mm lang sind.

a Hinterleibsschuppe des Weibchens (Stück vergrößert).

Der Leib beider Schmetterlinge ist rostbraun. Das Männchen trägt am spitzen Hinterleibsende ein Büschel einfacher Haare. Das Endglied des weiblichen Hinterleibes erscheint breit und kohlschwarz, mit ganz feinen und kurzen Querstrichen durchzogen. Bei näherer Untersuchung findet man, daß dasselbe aus mehreren Tausend dicht aneinander gepreßter Schuppen (u) besteht, deren allgemeines Gestalt derjenigen der Flügelschuppen (o) vollkommen gleicht, diese aber an Größe ganz bedeutend übertrifft. Die einunden Hinterleibsschuppen haben einen tiefschwarzen, schmalen und fein gezähnelten Rand, welchem sich ein breiter, ganz weißer Streifen anschließt. Der mittlere Theil der Schuppen ist nahe an diesem Streifen schwarzbraun und wird nach der Mitte hellbraun, nach den Seiten sogar wasserhell. Am hellbraunen Grunde sitzt ein ebenso gefärbter Nagel. Diese Schuppen haben eine höchst eigenthümliche Verwendung. Wenn das Weibchen die Puppe verläßt, bringt es schon die reifen Eier mit zur Welt und macht sich, sobald es den Gebrauch der Flügel erlernt hat, an die Erfüllung seiner Lebensaufgabe, an das Eierlegen. Da sein Flug schwerfällig ist, können wir es leicht beobachten, und so bemerken wir, daß es an niedrigen Baumzweigen oder an allerlei sperrigen, „Kulseln“ in Mannshöhe die Eier an ein Nadelpaar eines frischen Triebes ablegt (p). Dabei fängt es an dem unteren Theil der Nadeln an und erklimmt, indem es in dicht gedrängten Windungen dieselben umklettert, allmählich deren Spitze. Die wohlsamengroßen, kugelrunden und weißen Eier werden dabei sorgfältig verdeckt, und zwar mit einem schuppigen, hellbronzefarbenen Ueberzuge, der aus jenen oben beschriebenen Hinterleibsschuppen kunstvoll gebildet wird. Da aus zahlreichen Beobachtungen hervorgeht, daß der Falter am Grunde der Nadeln, oberhalb der häutigen Scheide derselben, mit dem Eierlegen beginnt und oft schon vorher einige Schuppen ablegt, diese aber am Hinterleibe mit dem Nagel aufgesten und mit dem schwarzen Rande nach hinten gerichtet sind, so werden sie in derselben Lage beim Nesthau verwendet, ohne umgedreht zu werden. Nun sind an dem fertigen Nest die braunen Spitzen nach oben gerichtet, während die schwarzen Ränder nach innen liegen und verdeckt sind. Es werden also die Schuppen dachziegelförmig nicht übereinander gelegt, sondern untereinander geschoben! Oft reicht der Vorrath an Schuppen nicht aus, alle Eier zu bedecken, dann sind die letzten, nach den Nadelspitzen hin, unbedeckt. Die andern Eier aber überwintern unter ihrer Schutzdecke bis zum nächsten Frühjahr, wo des Lenzes Sonne sie zu neuem Leben erweckt.

o, Flügelschuppe vom Weibchen vergrößert.

p, Eierpaket auf Zweige.

Auf schwankem Boden.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß.)

Von **W. Heimburg.**

Noch lange wandere ich im Zimmer umher und sage mir immer nur das eine: Martha ist verloren! Ich male mir aus, wie sie den Geliebten heirathen wird, wie sie von einem Ort zum andern mit ihm zieht in Hunger und Elend, wie die Leidenschaft für die Kunst mit Eintritt der Noth und Sorge entflicht und ihre künstlich aufgestachelte Begeisterung so bald, ach so bald, in Asche sinkt; wie sie vor Schmutzt nach dem friedvollen Leben ihrer Kindheit krankt an Leib und Seele. Ganz furchtbare Bilder sind's, die mich verfolgen. — Und dann sehe ich sie wiederum, wie sie lacht trotz der Traurigkeit dieses Lebens; sie hat abgestreift, was Gutes und Reines an ihr war, sie nimmt das Leben, wie's nun einmal ist, mit allem Schmutz und aller Verkommenheit, sie ist geworden wie ihre Mutter. — Unerträglicher Gedanke!

Giebt es denn keinen Ausweg? Könnte sie nicht wirklich eine Künstlerin werden, eine große, gottbegnadete? Sind nicht einige unserer ersten Künstler aus der Unscheinbarkeit, aus der Schale der Wandertruppe hervorgegangen?

Ich nehme mir vor, sie morgen spielen zu sehen: ich will ihr, wenn sie auch nur einen Funken von Talent hat, den Weg ebnen helfen. Ich erinnere mich plötzlich mit großer Freude der Bekanntschaft des ersten Jugendanten am Königlichen Theater zu D. und beschließe, ihm die Kleine vorzustellen; ich will alles für sie thun, will freundlich zu ihr sein. Habe ich denn ein Recht, ihr süßestes Geheimniß kennen zu wollen? Ist es etwas Unerhörtes, daß solch ein schönes feuriges Mädchen liebt? Darf ich diesem armen Kinde einen Weg erschweren, der ihnebin wahrlich voll Nesseln und Dornen liegt?

Ich schelte mich tüchtig aus und frage mich: „Anna, war das vorhin Deine von Dir so sehr betonte Duldsamkeit, als Du das arme Ding im Zorn verlassen hast? Und das Bild tritt so deutlich jetzt vor meine Augen — das kleine Dachstübchen, das schöne Geschöpf, von dem prächtigen Goldhaar umflutet, auf dem Rande des schmalen Bettes; ich sehe die irren angstvollen Blicke, die Thränen auf den eingesunkenen Wangen; ich sehe den verwelkten Lorbeerkranz an der getünchten Wand der Mansarde und die breite rothe Schleife darunter. Wie ein Kapitel aus einem Roman ist dieses Bild. Und schon bald im Schlummer flüstere ich Worte wie: „Zu armes Kind, warte nur, ich helfe Dir; ich spreche auch beim Oberpfarrer für Dich, er soll Dir vergeben in seinem Herzen; des Vaters Segen baut auch Dir vielleicht ein Glück.“

Dann werde ich wach. Des Direktors Worte klingen mir in die Ohren: „Keinen Funken von Talent hat sie!“ — Bah! Dieser Ehrenmann spricht ihr das Talent nur ab, weil sie von seiner Truppe scheiden will. — Ach Himmel! Das ist glückliche Engagement am fürstlichen Hoftheater!

Jetzt bin ich ganz wach. Ich werde mit dem Bräutigam sprechen. „Dahin darf sie nicht!“ sage ich halblaut und bestimmt, und dann verliere ich mich wieder in Zukunftsplanen für das Kind und endlich schlafe ich ein.

Am andern Morgen, ziemlich spät, erwache ich. Neben meinem Bette auf dem Tische duftet ein chinesischer Maiglöckchenstrauß — sicher war Martha im Zimmer.

Als ich die Vorhänge aufziehe, sehe ich rosigen, regnerischen Himmel, die Berge jenseits in Nebel gehüllt. Ich schelte, und bevor ich mich fertig angekleidet, einen Brief an den Oberpfarrer schicke ihm eilig fort, und wie ich zum Kirchgang gerüstet hin kommt die Antwort, nachmittags wolle er mich aufsuchen; Sitzholz habe heute einen ihrer unglücklichsten Tage und möchte über mein Erscheinen erschrecken.

Ich gehe mit Regenschirm und Regenmantel zur Kirche, weil als der Oberpfarrer die Kanzel betritt, habe ich Mühe, in dieser vergrauten Zügen das alte Antlitz wiederzufinden; auch die Stimme klingt anders. Es ist keine echte Pfingstredigt, die der Gemeinde dargebracht wird. Die Textesworte sind: „Ich will den Vater bitten, er soll euch einen Tröster geben, der bei euch bleibe ewiglich.“ — Er schildert, wie finster und trübe es auf Erden aussieht, schildert die Zustände der Völker, die Verhältnisse der Menschen; ein trostloses Bild rollt sich auf, ein Verfinstern, ein Elend und Schmutz, mit packenden Farben aufgemalt. Die Treulosigkeit, die Liebloskeit, die Unbarmherzigkeit der Menschheit betont er. In dem überfüllten Gotteshause regt sich kaum ein Athem.

„Der heilige Geist aber, der Tröster unserer Zeit,“ heißt es weiter, „müsse, bevor er trösten könne, strafen die Welt um ihre Sünden, ihr die Wahrheit sagen. Aber Wahrheit höre sie nicht gern, sie lasse sich bekämpfen, sie trinke sich voll am Taumelbecher der Verführung.“

Arabischer Märchenerzähler.
Nach einem Gemälde von F. Verlberg.

Die Leute sind gar nicht gewohnt, den sonst so milden Prediger von Strafen reden zu hören; man sieht es ihren Gesichtern an. Als er nun im zweiten Theil der Rede von dem Frieden spricht, der heute ausgegossen werde über alles Volk, da redet er matt; es ist, als ob ihm die Kräfte erlahmt wären.

Ich gehe traurig zurück nach meinem Gasthofe. Es regnet noch; ich kann mich kaum durch all die Wagen durchwinden, die auf dem Platze vor dem Hause stehen. Die Gastzimmer sind voll gepfropft von Leuten, mein Zimmer oben noch nicht aufgeräumt; das Stubenmädchen entschuldigt sich mit den vielen Gästen, die alle des Theaters wegen gekommen sind.

„Das macht das schlechte Wetter, Madame, und dann, weil das Fräulein spielt!"

„Schicken Sie mir Fräulein von Korinska."

„Die ist in der Probe; sobald sie kommt, will ich's bestellen."

Kurz vor zwölf Uhr tritt Martha bei mir ein; ich kenne sie kaum wieder. In der hellen Morgenbeleuchtung sieht sie förmlich all aus, die Augen sind matt, von dunklen Ringen umgeben.

Ich frage sie gütig, ob sie mit mir essen will, denn sie dauert mich. Sie setzt sich zu mir, ißt aber nicht und trinkt nur zwei Gläser Wein, worauf ein dunkles Roth ihre Wangen färbt. Ihre Toilette ist wie gestern unordentlich; ich habe aber heute nicht das Herz, sie zu tadeln.

Der Direktor hat mir auf mein Verlangen die kleine Probecouponsloge vorbehalten. Ich sage es Martha; sie wechselt die Farbe. „Ich glaube, ich kann heute nicht spielen wie sonst," ist ihre Antwort. — Ich spreche von meinem Plan, daß ich sie aus bitten lassen will; sie sieht mich dankbar an, erwidert aber nichts.

Vor den Fenstern erhebt sich jetzt ein riesiges Hallohl Ein Leiterwagen voll Studenten ist vorgefahren, sie schreien bereits ein wenig angetrunken und verlangen einen „Snak" für sich zum Essen. Wirth und Kellner stehen mitten zwischen den verregneten Burschen. Unter Lachen und Lärmen geht die Gesellschaft endlich ins Haus.

Der Kellner erscheint bald darauf, bittet mich um Entschuldigung und wendet sich dann lächelnd zu Martha: „Die Herren Studenten haben sich erkundigt, die sämmtlichen Mitglieder der Theatertruppe zum Essen zu laden, Fräulein."

Sie wird ganz blaß. „Ich danke, ich habe bereits gespeist," antwortet sie, und ihre Augen funkeln schier verächtlich.

„Aber sie haben mir gedroht, sie wollten mich anhängen, wenn ich das Fräulein nicht zur Stelle brächte," sagt er, und vertraulich lächelnd fügt er hinzu: „Auch Herr Raimund läßt sagen, er hoffe, das Fräulein werde theilnehmen."

Sie sieht ihn zornig an und zeigt nach der Thür. Als er hinaus ist, wendet sie sich von mir und geht zum Fenster.

„Wer ist Herr Raimund?" frage ich.

„Der Liebhaber unserer Truppe." Klingt es gedämpft.

„Hat er ein Recht, Dir dergleichen sagen zu lassen?" Zwische ich unbarmherzig.

„Nein!" sagt sie kurz, und dabei hält sie ihre Stirne gegen die feuchtkalte Scheibe gepreßt.

Wie sie sich endlich umwendet, klagt sie über Schwäche, sie wolle sich noch ein wenig ausruhen, habe auch an dem Ausflug noch etwas zu nahen; die alte Fuchs verstehe das nicht und sei auch schwerlich nach dem Essen noch imstande dazu. Sie geht, indem sie mir die Hand küßt, und ich sage:

„Mind, habe Muth!"

In demselben Augenblick, als sie auf den Flur tritt, schrillt eine Frauenstimme: „s ist wohl unheilig, zu Pfingsten Spiel zu sein? Immer apart, immer pfiffe, will ja sehen, was dabei herauskommt! Raimund ist nicht schlecht ärgerlich auf Dich. Spannt die Saiten nicht zu straff bei dem — sie könnten reißen! Du bist nichts anderes als wir alle!"

„O Katherin," denke ich, „diesmal stimmst Deine Philosophie nicht; hier reißen sich Engel und Dämonen um ein armes Menschenherz."

Nachmittags schreibt mir der Oberpfarrer an; es sei der Diakonus plötzlich erkrankt und folglich er so mit Dienstgeschäften überhurdet, daß er sein Versprechen nicht halten könne. Ob es mir abends passe?

Ich antworte „Nein, aber morgen zu jeder Stunde."

Der Abend kommt endlich heran. Ich gehe, da der Weg weit ist, schon um dreiviertel auf sechs Uhr fort. In dem Park, unter den tröpfelnden Bäumen — der Regen hat aufgehört — ist es ungemein belebt, alles strebt dem Thalerchen zu. Alle mir rauscht der kleine Fluß; er hat heute lehmfarbenes Wasser und ist bis zum Uferrand gestiegen; unheimlich rasch schießen die straffen Wellen dahin, man kann ordentlich schwindlig werden, wenn man hineinsieht. Ein paar Studenten mit weißleinenen Hosen stürzen an mir vorüber; ich höre, wie der eine sagt: „Donnerwetter, sieh die Norübek! Der Mutsenmeyer ist in heute entschieden zu klein — es giebt einen Skandalous!"

Von meiner Loge aus, die ich hinter mir abschließe — ich habe das Recht dazu für eine ganz weite Summe vom Theaterkassirer — sehe ich, daß allerdings das Haus bereits gefüllt ist bis auf das letzte Plätzchen, und der Gedanke befällt mich, in der Raum — es giebt nur einen — und die Galerie nicht zusammenbrechen und den Unglücklichen im Parterre die Köpfe zerschmettern werden. Es ist so haushälig, das kleine Theater vor Jahren schon sollte es abgerissen werden. Ueberall lachen Gesichter, neugierige Mienen, nur in der Mitte des Raumes gähnt die Leere der sogenannten herrschaftlichen Loge, deren Polstersitze von gänzlich verblichenem rothen Sammet durch die Fürstenbuden zusammengehalten werden. Sonst alles voll, und immer mehr Leute wollen herein; man hört schellende Stimmen. Im Tuchenmitten zwischen den Musikanten, die sich kaum zu rühren vermögen, sitzen die angeheiterten Studenten. Die meisten Blicke sind nach oben gewandt, wo die Honoratioren von Bornhof Platz gefunden haben; stattliche wohlbeleibte Frauen, deren Mienen schon von Geringschätzung und Entwürdung bedeuten; junge hübsche Mädchen mit ängstlich neugierigem oder vergnügten Ausdruck und im Hintergrunde die Herren, bewaffnet mit Opernguckern.

Endlich schlägt eine Glocke an, die Musikanten spielen ein Blasinstrumenten als Ouvertüre ein Motiv aus dem „Fliegenden Holländer", daß man meint, die Ohren müßten zerbrechen, dann steigt der Vorhang empor und Fanfys Studierzimmer zeigt sich dem Blick. Ob Faust — ich erkenne den jungen Schauspieler, der mir gestern auf der Treppe begegnet ist und der ans dem Zettel als Herr Raimund steht — seine Sache gut macht, kann ich nicht sagen, ich habe nur einen Gedanken: Martha. Der Herr Direktor ist ein Mephisto, wie man ihn sich nicht besser denken kann. Die Worte rauschen an meinem Ohr vorüber wie der Fluß da draußen. Einmal während einer Pause meine ich sogar dieses Rauschen wirklich zu hören, und es ist auch so, ich besinne mich, daß sich gar nicht weit von hier die Wellen über ein Wehr ergießen.

Es ist allmählich drückend heiß hier innen geworden; ein paar Petroleumlampen am Kronleuchter sind zu hoch geschraubt, der Qualm benimmt fast den Athem.

Endlich eine Pause — oder schon die zweite? Der Musikant spielt den Fanstwalzer als Einleitung. Mir ist plötzlich, als poche mich etwas an der Kehle; ich vermag nicht hinzusehen auf die Bühne. Dann klingen wohlbekannte Worte an mein Ohr:

„Mein schönes Fräulein, darf ich's wagen ..."

Ich sehe nun doch hin; da steht sie und schaut mit leuchtend gebogenem Köpfchen Faust an. Nie in meinem Leben habe ich so huldseligeres Gretchen gesehen; so ist selten der Charakter der Unschuld in Haltung und Anstehen verkörpert worden. Aber die Antwort klingt nicht schnippisch und abweisend, sie spricht die Worte völlig klanglos, sie geht auch nicht mit raschen elastischen Schritten wie das beleidigte Mädchen geht. Langsam, als könne sie den Blick nicht heben, schwankt sie über die Bühne, die Schleppe ihres hellblauen Kleides mit den rothbraunen Sammetstreifen am Rande schleift langsam hinterdrein. Ich sehe die schlanke Gestalt mit der köstlichen blonden Flechten wie im Traum, es dünkt mich eine Ewigkeit bis sie verschwunden ist. Ueberall flüstert's und aus den Reihen der Studenten wird sogar ein vereinzeltes „Ausgezeichnet!" laut.

Ich kann kaum noch athmen. Um Gotteswillen, was hat das werden! Ist es die Scham, die sie so lähmt, ist sie krank? Es kommt die Scene, wie sie vor dem Spiegelein stehend ihre Zöpfe flicht; wieder klingt es wie von einer sprechenden Puppe, wieder diese automatenhafte Bewegung. Jetzt aber scheint sie überwunden zu haben; geradezu bezaubernd ist sie, als sie den Schmuck findet und sich vor dem Spiegel putzt. Auf einmal fliegt ein Blick in meine Loge — mitten im Satz bricht sie ab — es ist, als wollte sie sich festhalten, sie greifen ihre Hände zum

„Das ist wohl alles . . ." wiederholt sie.

„Schön und gut!" schreit der Sinnspruch, daß es das ganze Theater hört, und sie spricht weiter.

Ich habe ihr zugelächelt.

„Bravo!“ schreit ein naseweiser Student; die andern beginnen zu klatschen, auf der Galerie lacht laut eine gewöhnliche grobe Stimme.

„Ruhe!“ schallt es aus dem Parkett zurück.

Die Scene mit Mephisto, Martha und Gretchen schleppt sich vorüber. Nur einmal lösen sich die Mienen der letzteren und in packender Wahrheit ringt es sich von ihren Lippen:

„Ach, daß die Menschen so unglücklich sind!“

Dann kommt sie an Fausens Arm. Sie ist in ihrer Persönlichkeit ganz das zagende Kind, das zum ersten Male liebt, aber ihr Spiel ist halbschien, leblos. Mir scheint jetzt, daß Faust unzufrieden mit seiner Partnerin ist: ein paar Mal flüstert er ihr rasch etwas zu, und ein finsterer Zug verdrängt für einen Augenblick den vorgeschriebenen Ausdruck des Entzückens auf seinem Gesicht. Vergebens, sie spricht weiter mit matter Stimme:

„Ich fühl' es wohl, daß mich der Herr nur schont.“

Kaum die Fingerspitzen liegen auf dem Arm des Namen. Das Wechselspiel der beiden Paare zieht vorüber, Gretchen sieht wieder im Vordergrund. Faust sagt:

„Und Du verzeihst die Freiheit, die ich nahm?
Was sich die Frechheit unterfangen,
Als Du jüngst aus dem Dom gegangen?“

Und sie antwortet:

„Ich war bestürzt, mir war das nie geschehn!
Es konnte niemand von mir Uebles sagen.“

„Weiter nichts, als daß sie 'mal ein bißchen mit einem Schauspieler durchgebrannt ist!“ brüllt die grobe Stimme von der Galerie, und im selbigen Augenblick ist es, als sei der Teufel los. Ein wahnsinniges Zischen und Geiohle, ein Getrampel von Hunderten von Menschenfüßen. — Die Polizei stürzt herein und gebietet umsonst Ruhe. Es ist eine unbeschreibliche Verwirrung, die Vorndorfer rächen ihren Pfarrer, die Studenten den Nord, den sie erhalten haben.

Von der Bühne ist Gretchen verschwunden, ich habe nicht gesehen, wie? Nur Mephisto steht da und beruhigt sich unsinnig, zu sprechen: als das nicht gelingt, fällt der Vorhang. Der Raum hat sich geleert, das anständige Publikum verläßt das Parkett. Nur ich vermag mich nicht zu rühren: wie festgebannt sitze ich auf meinem Stuhl und höre den tobenden Lärm.

„Weiterspielen! Bravo! Da Capo!“ Zischen und Rufen. Endlich ermanne ich mich und trete auf den Gang hinaus. Die Thür nach dem Bühnenraum ist offen; ich gehe die kleine Treppe hinab und stehe hinter den Coulissen. Mephisto rast fornlich; das Mädchen liegt schwerathmend in den Armen einer alten Choristin, die hellen Schweißperlen auf der Stirn. Sie sieht an mir vorüber, sie ist taub für die Beleidigungen des Direktors, sie starrt mir immer Faust an, der vor ihr steht in dem abgeschabten lila Sammetanzug, unter der Schminke erblaßt, bebend vor Zorn und Leidenschaft.

„Sie spielen weiter, auf der Stelle spielen Sie weiter!“ schrillt die Stimme des Direktors dazwischen.

Sie streckt die Hände aus nach dem Manne, der sie noch gestern geherzt und geküßt. Da steigt etwas Wildes in ihren Schuß und Faust hat sich gewandt; der kleine funkelnde Gegenstand rollt aus den Falten ihres Kleides zur Erde und weiter ein Stück über die Bühne, dort am Soufflenkasten bleibt er liegen; ein schlichter goldener Ring ist es. Kaum eine Sekunde hat es gewährt, kaum jemand es gesehen, nur die immer starrer werdenden Augen des Mädchens sind ihm gefolgt.

Der Direktor, der wohl einsehen mag, daß sie unfähig ist zum Spiel, glaubt den geeigneten Zeitpunkt gefunden zu haben, ihr unverhohlen seine Verachtung ins Gesicht zu schleudern.

„Sie thun gut, mein Fräulein, die Bühne zu verlassen — für immer, meine ich; Sie haben ohnehin kaum die Aussicht, bis zur Mittelmäßigkeit zu steigen. Sie können gehen, heute noch, wenn's beliebt, die rückständige Gage —“

„Herr Direktor, bitte,“ unterbreche ich ihn empört, „sehen Sie nicht, daß sie krank ist?“

„Madame,“ schwankt er mich an. „Sie haben hier nichts zu suchen!“

Ein Polizeidiener bedeutet mich, ich müsse mich entfernen, es i Unbefugten nicht gestattet, die Bühne zu betreten. Ich befinde ich im Umsehen wieder im Gange des Theaters.

Die Menge da drinnen tobt noch immer. Ich kann nichts weiter thun, als meinen Mantel aus der Loge nehmen und fortgehen. Als ich in die Nacht hinaustrete, ist es zunächst unmöglich, etwas zu sehen, dann finde ich endlich den Weg. Auf dieser Seite des Gebäudes ist es völlig einsam, ich habe nicht den Ausgang nach der Front gewählt. Der Fluß rauscht an dem Wehr, ich wende mich also nach rechts, das Gebäude zu umgehen; die kleine Lube des Bühnenraumes leuchtet in die Nacht hinaus.

Dann dünkt es mich, als ob hinter mir eine Thür klinke, und ich drehe mich um. Verschwindet da nicht eben etwas Lichtes in der Dunkelheit? Ich bleibe stehen, aber meine Augen können die Finsternis nicht durchdringen; mir ist's nur einen Augenblick, als ob durch das Rauschen des Wassers der Schrei einer Menschenstimme gezittert hätte.

„Unsinn!“ sage ich, „du bist erregt.“ Gewaltsam zwinge ich mich zur Ruhe, zum Weitergehen. In den hohen Bäumen über mir rauscht der Nachtwind, das Wasser zur Seite gluckt und lollert so unheimlich — bin ich auf einen falschen Weg gerathen? Es ist ganz einsam hier, und mich packt ein Grauen und eine Ahnung, eine schreckliche Ahnung.

Hinter mir vernehme ich jetzt große rasche Schritte; ein Mensch mit einer Laterne kommt daher gerannt, seinen keuchenden Athem höre ich trotz Wind und Wasser.

„Was ist geschehen?“ schreie ich mit Aufbietung aller Kräfte. Er ruft mir etwas zu; ich verstehe kein Wort.

Zitternd vor Aufregung komme ich im Gasthof an, ich habe wer weiß wie lange zu dem Wege gebraucht. Der Wirth steht inmitten einer Menge Menschen auf der Hausdiele; als er mich erblickt, kommt er auf mich zu.

„Gnädige Frau brauchen sich nicht zu beunruhigen,“ spricht er, „sie kommt gleich auf den Friedhof in das Leichenhaus.“

Ich gehe weiter — zu fragen brauche ich ja nicht, wer sie ist, die da auf den Friedhof kommt. — — — — — — — —

Old Kathrin hat vor meiner Stubenthür auf mich gewartet, sie schluchzt jammervoll, die Alte. „Madame,“ weint sie, „wer geben Sie ihr doch, sie hat's so gemußt!“

„Ach, Kathrin,“ sage ich, „hier hat ein anderer zu richten.“

Sie sieht mir in das thränenlose Gesicht und geht schmutzend wieder; sie mag mir wohl anmerken, daß ich nicht sprechen kann. In meinem Zimmer aber sehe ich den Oberpfarrer sitzen. Wir drücken uns stumm die Hand, und er kann weinen.

„Ich habe sie sehr lieb gehabt,“ sagt er. „Wäre sie doch zu mir gekommen, hätte sie sich in Elisabeths Arme geworfen — anstatt in den Tod! Wir hätten ihr tausendmal vergeben.“

„Und Elisabeth?“ frage ich.

„Sie ahnt nichts, sie spricht nie von ihr; aber sie hat oft den Wunsch geäußert, Sie wiederzusehen, Frau Anna. Kommen Sie doch morgen früh, Sie finden eine stille freundliche Dulderin, die nichts mehr wünscht auf Erden.“

* * *

Die alte Schelle der Pfarrhausthür rasselt wie sonst; ein ältliches Dienstmädchen führt mich in die Stube der Frau Pfarrerin, und von ihrem Fensterplatz erhebt sich eine zierliche kleine Gestalt, und unter schneeweißem Haar leuchten die treuen blauen Augen meiner Elisabeth.

„Das ist lieb von Dir, Anna,“ sagt sie ganz ruhig, „lieb, daß Du kommst. Du bleibst doch ein Weilchen bei mir?“ Sie nimmt mir Hut und Mantel ab und bestellt eine Erfrischung. Wie einst sitze ich ihr auf der Estrade gegenüber und sehe auf die Straße und die alte Kirche. Wie sprechen von unserer Jugend, wir sprechen von ihren drei Lieblingen auf dem Kirchhofe; sie sagt, sie freue sich so darauf, zu sterben, Ruhe und Frieden zu finden, aber vom Martha kein Wort! Auch nirgends ein Bild von ihr, kein Andenken!

Wie gehen in den Garten und wandern ein Weilchen stumm im Lindengang auf und ab. Ich meine immer, ich muß hinter den Büschen ein lichtes Kleid, blonde Haare schimmern sehen, oder ein Lachen aus Mädchenmund müsse in die krämerische Stille dieses alten Gartens klingen. — Nichts dergleichen! Fast spukhaft einsam liegt der Garten, nur das Summen unzählige Bienen hören wir über uns in den blühenden Linden.

Dann fragt mich Elisabeth, ob ich ihr helfen wolle, einen Kranz zu winden. Und sie pflückt an der alten Mauer Epheu-

blätter und von einem Rosenstrauch, der über und über mit Blüthen bedeckt ist, weiße Rosen, die einen köstlichen Anhauch haben, so zart wie ein junges Mädchengesicht. Und als wir im Garten sitzen und ich ihr die Blätter zureiche, sagt sie plötzlich:

„Anna, Du mußt nicht denken, daß ich nichts weiß. — Ich weiß alles, nur will ich nicht mit meinem Mann davon sprechen. Er hat das Kind so lieb gehabt, und darum darf ich auch nicht weinen. Er überwindet's leichter so.“ Und sie nickt mir freundlich zu, obgleich es um ihre Mundwinkel zuckt. „Willst Du ihr das bringen von mir?“ fragt sie, mir das fertige Gewinde hinhaltend, „es ist ein Gruß aus dem Garten ihrer Jugendzeit.“

Ich will sprechen, aber sie leidet es nicht.

„Laß, Anna; sie ist dem wilden Leben entrückt; es wird ihr vergeben werden, daß sie den Heimweg suchte, ehe es ihr geboten ward. Ich habe ihr alles verziehen.“ Und mit einem Aufathmen setzt sie hinzu: „Es ist wie Ruhe über mich gekommen, seitdem ich weiß, sie schläft.“ Sie legt den Kranz auf den Rasen. „Er soll sich frisch halten, bis Du gehst. Anna.“

„Sie ist auch nicht ohne Abschied gegangen, Anna,“ beginnt Elisabeth wieder. „Vorgestern nacht, als ich vor Herzweh und Angst nicht schlafen konnte, weil ich an dem Tage erfahren hatte, daß sie mit der Truppe hier angekommen ist und hier spielen will, stand ich auf und trat ans Fenster der Schlafstube. Es war ungefähr um Mitternacht und der Mond schien hell durch die Wolken. Zuerst sah ich wie immer nur den alten Birnbaum auf dem Rasenplatz. Es war drückend warm in der Stube und ich öffnete das Fenster. Es war eine Nacht wie ein Traum so schön, aber schwül wie vor Gewitter und Regen, und überall schlugen die Nachtigallen. — Plötzlich erblickte ich am Stamm des Baumes eine Gestalt und allmählich unterschied ich den weißen Arm, der sich um den Baum geschlungen hatte, und das weiße Gesichten und die glänzenden Haare darüber. Und ich sah, wie die Wagen unverwandt zu mir herüber schauten. Bewegungslos, wie aus Marmor gemeißelt, verharrte sie, und ebenso wie gebannt stand ich an meinem Fenster, und so sahen wir uns an — wie lange, weiß ich nicht. — —

Was ich alles gedacht habe in diesen Minuten, Anna! — Es war mir so wunderbar, als wäre das nicht mehr unser alter Garten, als hätte sich ein Abgrund aufgethan zwischen dem Hause und dem Baum. Ich wollte den Arm heben und konnte es nicht, wollte rufen: ‚Komm wieder! komm wieder!‘ aber es schien mir unmöglich, wie hätte sie den Abgrund überwinden sollen? Und als ich so dastand und die Schweißtropfen fühlte, die mir auf der Stirn perlten, und doch nicht fähig war, mich zu rühren, und immer nur die stummen heißen Blicke sah, da löste sich die Gestalt von dem Baum und ging, noch immer den Kopf nach mir gewendet, mitten über den mondbeschienenen Rasen. Ich konnte sie jetzt so deutlich erkennen, wie sie mich erkannt haben mußte, Zug für Zug; und dann verschwand sie in der Richtung nach der Gartenmauer hinter dem Gesträuch. Ich hörte, wie sie — sie hat es als Kind so oft gethan — sich über die niedrige Mauer gleiten ließ, hörte das Rollen kleiner Steinchen und leichte Tritte, die sich entfernten, und jetzt vermochte ich zu rufen: ‚Martha! Martha!‘

Aber es kam keine Antwort! Nur mein Mann wachte erschreckt auf und suchte mich zu beruhigen und wollte mir nicht glauben. Er sagt, es sei eine Sinnestäuschung gewesen; sie meinen ja alle, ich sei krank, aber —“

Sie bricht ab, denn der Oberpfarrer kommt, und wir reden alle drei von dem und jenem, und unsere Herzen sind doch nicht dabei.

Spät abends trage ich den Kranz noch hinaus, aber der Todtengräber läßt mich nicht zu der Entschlafenen. „Ich werd's besorgen,“ sagt er freundlich, „sehen Sie sie nicht an, Madame, behalten Sie ihr Bild im Gedächtniß, wie es gestern war, — sie sah so lieb aus in dem blauen Kleidchen!“

Indem ich da noch stehe, kommt ein Herr daher — kaum erkenne ich in ihm den Faust von gestern abend. Er sieht so vergrämt aus, so, als ob er über Nacht zwanzig Jahre älter geworden wäre. Ich will mich zum Gehen wenden, da klingt seine Stimme in mein Ohr: „Ach, gnädige Frau, auf ein Wort!“

Natürlich folge ich ihm in die Allee, die den Friedhof ziert; es ist hier tief dämmerig, aber ich kann doch noch das schöne Profil des Mannes erkennen. Er hat den Hut abgenommen und sich das Haar aus der Stirn gestrichen. Offenbar sucht er nach einem passenden Einleitungswort.

„Madame,“ beginnt er endlich heiser, „Sie haben mich näher gekannt, und Ihnen darf ich wohl auch sagen, daß ich — hier stockt er — „daß ich schuld bin an dem verzweifelten Entschluß. Aber,“ unterbricht er sich, „Sie wissen wohl nur nicht, daß Tosca meine Braut war? Natürlich nicht,“ beantwortet er hastig selbst die Frage. „Sie wollte es Ihnen ja nicht sagen, obgleich ich sie täglich darum bat. Sie liebte mich und schämte sich doch meiner Ihnen gegenüber. Und an diesem unseligen Tage habe ich sie gezwungen, zu spielen, aufs Eitelkeit, aus Angst, sie zu verlieren. Ich dachte, sie könnte vielleicht noch im letzten Augenblick wieder in das Pfarrhaus flüchten — dann wäre sie verloren gewesen für mich; anders, wenn sie hier auf den Brettern gestanden hatte! Ich habe sie wählen heißen zwischen mir und dem Fernbleiben von der Bühne gestern abend, ich — ich habe als ihre Kräfte sie verließen, die halb Ohnmächtige wieder auf die Scene geschleppt, und als sie dort unter der Rohheit des Publikums zusammenbrach — da warf ich ihr, meiner nicht mehr mächtig, den Ring, den sie mir geschenkt hatte, vor die Füße. — Ich weiß nicht, wie das alles kam, vielleicht dachte ich, es wende mein Zorn ihren Stolz wecken oder sie zum Spiel bewegen — es kann nicht Rechenschaft geben davon, weshalb ich es that. Ich hätte ja längst wissen müssen, daß ihre Füße nicht stehen konnten auf so schwankem Boden; sie paßte nicht zu uns, nicht zu mir. Aber ich wollt's nicht glauben, ich hatte sie wahnsinnig lieb.“

Ich kann nichts erwidern darauf und gehe still weiter neben ihm. Er bleibt auf einmal stehen. „Und was ist da noch weiter zu sagen,“ klingt es rauh, „sie ist todt — ich kann sie nicht wieder lebendig machen und wenn ich mein eigenes Leben opfern wollte — ich habe sie aus dem Balerhaus geführt, ich habe sie in den Tod getrieben — ich —“

Sein sonst so schwermüthiges blasses Gesicht hat einen Ausdruck leidenschaftlichen Schmerzes in diesem Augenblick, so daß ich erschrecke. Ich will ein paar Worte des Trostes sprechen und fasse nach seiner Hand, aber er schüttelt die meine ab und wendet sich rasch. Schritten geht er dem Ausgange des Kirchhofes zu, und ich sehe ihn hinter dem eisernen Gitterthor verschwinden.

Die Todtenfrau kommt mir langsam entgegen und nimmt mir den Kranz ab.

„Er muß wohl ihr Liebster gewesen sein,“ sagt sie, „denn bis jetzt ist er noch nicht viel von ihr gegangen, seitdem sie todt liegt. 'S ist ordentlich schauerlich, wie er mit ihr spricht und sie immer wieder um Verzeihung bittet, als wäre er schuld an ihrem Tode. Man sieht ja so manches Elend, Madame, aber so hat's mich noch nicht gepackt!“

Am andern Morgen ganz früh hat man sie zur Ruhe gebettet. Als ich eine Stunde später am Kirchhof meine Extrapost halten lasse, hat die Frühlingssonne die Kränze auf ihrem Grab schon welk gemacht. Ich stehe ein Weilchen vor dem Hügel und gehe dann über den grünen stillen Friedhof meinem Wagen zu; der Postillon knallt mit der Peitsche, die Pferde ziehen an, und als wir an der Friedhofskramer vorüber sind, bläst er ein Lied, ein lustiges Lied.

Wie das paßt für den thaufunkelnden, sonnenduftschwellenden Frühlingsmorgen!

Im Walde schimmern die grünen Tannenspitzchen wie Smaragd, und die jungen Buchenblätter sind förmlich durchsichtig unter der goldenen Strahlen. Langsam fährt der Wagen bergan. Noch einmal wende ich mich um und sehe das Städtchen drunten, die beiden schlanken Kirchthürme und die dunklen Giebel des Pfarrhauses. Ich weiß, jetzt sitzt am Fenster eine stille Frau, der alten Sonnengtanz genommen ward, und ich meine ihre Worte zu hören, die sie gestern gesprochen: „Es ist wie Ruhe über mich gekommen, seitdem ich weiß, sie schläft.“

Am Wegesrand vor mir sitzt unter einer noch fast kahlen Eiche ein Wanderer; er bückt unverwandt hinab zur Stadt. Ich mache unwillkürlich eine grüßende Bewegung, denn ich habe Marthas Bräutigam erkannt. Aber er wendet den Kopf, er weiß mich nicht sehen; um seinen Mund zuckt es wieder, und die Hand, die sich jetzt mit dem Reisetäschchen zu schaffen machen, zittert.

Langsam fahre ich vorüber.

Immer mehr versinkt hinter mir die kleine Stadt, und der weite Welt thut sich auf vor meinen Augen. Der Morgenwind zieht mir entgegen auf der Höhe und trocknet die letzten Thränen, als wollte er mich trösten: „Weine nicht, denn sie ist geborgen, sie wandert nicht mehr auf schwankem Boden — sie schläft!“

Künstler und Landwirth.

Ein Erinnerungsblatt zum fünfundzwanzigjährigen Sängerjubiläum Heinrich Vogls.

Zu einem Augusttage des Jahres 1865 war eine kleine musikalische Gesellschaft im schmucklosen Probesümmer des kgl. Hoftheaters in München zusammen: der Intendanzrath Schmitt, die Kapellmeister Franz Lachner, Abeinbeer und Meier, der Regisseur Sigl und der Hofopernsänger August Kindermann. Vor diesem gestrengen Kollegium stand ein junger Mann, der gewiß klopfenden Herzens die ganze Wichtigkeit jener Stunde für sein künftiges Leben empfunden hat — der 20jährige Schullehrersgehilfe Heinrich Vogl. Er, der heute in der musikalischen Welt der große Wagner-Sänger genannt wird, sollte damals Probe singen.

In der Vorstadt Au geboren, ein richtiges „Münchener Kindl", hatte es der junge Vogl drei Jahre vorher mit mehr Fleiß als Behagen zum Schullehrergehilfen in Ebersberg gebracht. Die schöne kräftige Tenorstimme, die in ihm noch Bethätigung rang, ließ jedoch keine rechte Befriedigung in ihm aufkommen. Er faßte sich ein Herz und bat seinen Kreisschulrath um Versetzung von der einsamen Filialschule nach einer größeren Stadt. Der Kreisschulrath aber — es hat nichts, wenn der Name des gestrengen Herrn nicht auf die Nachwelt kommt — wies den jungen Lehrer in der schroffsten Weise die Thür. Da raffte sich Vogl zu einem heldenhaften Entschluß auf: er brach alle Brücken hinter sich ab und meldete sich zum Theater — als Chorist. Und nun lang er Probe. Nachdem er die A-dur-Arie aus Méhuls „Joseph" und die in Es-dur des Tonino aus der „Zauberflöte" von Mozart vorgetragen hatte, trat der alte Lachner, der schon früher erfreut geäußert hatte: „Nun, Stimm' wär' ja da!" auf Vogl zu und sprach zu dem erwartungsvoll dastehenden: „Als Choristen können wir Sie nicht brauchen, aber" — schwerzliche Pause — „als — Solisten", und er bot dem glücklichen Schullehrer einen fünfjährigen Vertrag.

Heinrich Vogl als Lohengrin.
Nach einer Photographie von Jos. Albert in München.

Nun ging es aus Studieren. Lachner übernahm die gesangliche, Schauspielregisseur Jenke die darstellerische Ausbildung des hoffnungsvollen Tenoristen. Aber nicht nur Stimme, das bestätigen uns die hoch genug anzuschlagende Material, war in reichem Maße da, auch Talent, schnelle Auffassung und jene außerordentliche Sicherheit im Treffen, jener durch und durch musikalische Sinn, der damals wie heute Heinrich Vogl vor so vielen seiner berühmtesten Fachgenossen auszeichnete. — Am 5. November 1865 betrat Heinrich Vogl zum ersten Male jene Bretter, die ihm zur Heimath werden sollten, als Max in Webers unsterblichem „Freischütz". Sophie Stehle, damals ein Liebling des Münchener Publikums, sang die Agathe, Frl. Deinet (spätere Frau Vogl) das Aennchen, der berühmte Bariton Kindermann den Caspar. Ein übervolles Haus erwartete mit Spannung den Neuling, den viele als liebenswürdigen Menschen, wenige als Schullehrer, der seinen Beruf versehlt hatte, kannten. Als Vogl die erste Phrase „O diese Sonne!" — mit seiner jugendfrischen prächtigen Stimme gesungen hatte, ging schon eine starke Bewegung durch das Haus: der Debutant hatte gewonnenes Spiel. Das Publikum fühlte, daß es einen werdenden Künstler vor sich hatte, und Vogl trug an diesem Erstlingsabend vor nunmehr 25 Jahren einen so glänzenden Erfolg davon, wie er wohl nur selten einem Anfänger vergönnt gewesen sein mag.

Damals konnte man freilich den Werth und die Bedeutung seines Engagements noch nicht in ihrer ganzen Tragweite ahnen. Als Schüler Lachners fand Vogl zunächst noch auf streng klassischem Boden und hatte zu der „Wagnerfrage", die in gerade damals, nach der Berufung Wagners und Bülows durch den jungen König Ludwig II., hell aufgelodert war, so gut wie keine Stellung genommen. Später sollte sich dies ändern, ja gerade in das Gegentheil verkehren. Vogl hatte Wagner aus „Tristan" vorgesungen, und „der Meister" bestand darauf, daß der junge Sänger bei einem bestimmten Lehrer Gesangsunterricht nähme. Vogl nahm auch ein paar Stunden, ward aber nicht befriedigt und blieb aus. Wagner hat ihm dies übelgenommen, bis auch er erkennen mußte, daß er an dem jungen unscheinbaren Mann einen Interpreten seiner größten Bühnengestalten gefunden habe, wie ihm dazumal kein zweiter zu Gebote stand. Von dieser Zeit an verlor Vogl in den Augen Lachners und der Nachklassiker; erst später sollten diese mit Freude erleben, daß eine merkwürdige Vielseitigkeit und Gutgemanbtheit den Künstler befähige, von der unendlichen Melodie unmittelbar in die strengen Formen der klassischen Musik überzugehen.

Die Wagnerioner nahmen Vogl als den Ihrigen in Anspruch, „Tristan" an diesem „wagnerischsten" der Werke Wagners, das an seinen Darsteller so fabelhafte Anforderungen stellt, daß dieser Athletenleistung Vogls damals und noch lange als einzig und unerreichbar dastand. Das Werk selbst war am 10. Juni 1865, also vor dem Eintritt Vogls, zum ersten Male in Scene gegangen und dann dreimal wiederholt worden. Inzwischen hatte Vogl im Oktober 1867 die Lupinger Schullehrerstochter Therese Thoma, die seit April desselben Jahres ebenfalls der Hofbühne als Sängerin angehörte, geheirathet. Die beiden kunstbegeisterten Leutchen hatten ganz für sich „Tristan und Isolde" einstudiert, ohne vorläufig an eine öffentliche Verwendung zu denken. Da wünschte König Ludwig wieder einmal das Riesenwerk zu hören. Bachmann, welcher zum Tristan, und Frl. Seehofer, die als Isolde berufen war, erklärten, die Partien beim besten Willen nicht vollständig zu können, und so trug man bei Vogls an, die auch bereit waren. Nach weiteren Vorbereitungen unter Bülow ging „Tristan und Isolde" dann der wunderbaren Verkörperung der beiden Gestalten durch Vogl und seine ebenbürtige, ihn als Darstellerin sogar noch überragende Gattin am 20. Juni 1869 mit großem Erfolg über die Bretter. Der Ruhm Vogls und seiner Frau als „Wagnersänger" verbreitete sich dann im Laufe der Jahre immer mehr, und wenn sich auch beide in zahlosen anderen Rollen nicht minder auszeichnen, so war es doch jene blendendere Eigenschaft, welche ihnen Brot begründete. Zahllose Gastspiele und Bayreuth waren die Folge.

Vom Jahre 1875 bis in die jüngste Zeit haben Gastspielreisen den Künstler und seine Gattin fast in alle bedeutenderen Städte Deutschlands, ferner nach Wien, in die Schweiz, nach Riga und Petersburg, nach London ꝛc. geführt, und im vorigen Jahre zahlte Vogl auch dem Zug nach dem Dollar seinen Zoll und ging — nach Amerika. Es war dort aber beinahe schlecht bekommen. An einem, wie sich erst später herausstellte, lebensgefährlichen Karbunkel leidend, betrat er das Schiff, das ihn übers große Wasser bringen sollte, und vom Schiff weg ging's nichs ins stolze Metropolitan Operahouse, sondern ins deutsche Hospital, wo er dem Tode nahe ins Auge schaute, bevor er die großen Wagnerrollen singen konnte, welche ihm erst später die gewohnten Erfolge eintrachten.

Die gewohnten Erfolge! — Wenn Heinrich Vogl heute auf seine bisherige Thätigkeit als Sänger und Darsteller zurückblickt, darf er sich ehrlich gestehen, daß er diese Erfolge stets nur der Anwendung rein künstlerischer Mittel verdankte. Von gewöhnlicher Mittelgröße und eher von unterseiser Gestalt, hat Vogl nichts von dem herkömmlichen bleudenden Aeußeren, das sich bei so manchen Tenorgrößen mit einem beinahe sprichwörtlich gewordenen Mangel an höherer Auffassung verbindet. Die Wirkung der Vogl'schen Rollen ist ausschließlich der edlen Stimme und dem künstlerischen Gebrauch derselben zuzuschreiben. Was immer wieder und auch jetzt noch, wo die Jahre immerhin einigen Zoll gefordert haben, an seinen Leistungen entzückt, ist die wunderbar innige Verbindung, die Ton und

Wort bei ihm miteinander eingehen. So voll und ebel der Ton ist, so deutlich und durchdacht ist der Vortrag des Wortes.

Rechnet man hiezu noch die gediegene allgemeine musikalische Bildung, die Vogl besitzt, so überrascht es nicht mehr, daß derselbe als Konzertsänger nicht minder geschätzt ist wie auf der Bühne. Man weiß, daß der Konzertsaal für das Können jedes Sängers eine wahre Feuerprobe bedeutet; Vogl hat dieselbe nicht nur stets bestanden, sondern viele schätzen ihn sogar als Lieder- und Oratoriensänger noch höher wie als Opernsänger.

Neugierig, welche Rolle bei einem solchen Umfang künstlerischen Schaffens dem Sänger mit der Zeit wohl am liebsten geworden wäre, hat der Schreiber dieser Zeilen einmal danach gefragt. „Herrgott, das ist schwer zu sagen!“ antwortete Vogl, „ich singe gerne den Tamino, Adolar, Pylades, Achilles, den Evangelisten in der ‚Schöpfung‘, den Judas Maccabäus; ich singe leidenschaftlich gern schöne Lieder und den ganzen Wagner und dalle ‚Alte Weise‘ in ‚Undine‘ und dergleichen Zeug. Was ich am liebsten singe? Ich weiß es nicht; alles, was ich kann.“

Und doch giebt es etwas, was der berühmte „Wagnersänger“ mindestens ebenso doch stellt wie seine Bühnenerfolge — seine Oekonomie. Oekonomie und Oekonomie sind heute Begriffe, die sich selten zusammenfinden, ja wohl meist gegenseitig ausschließen. Der kgl. Kammer- und Hofopernsänger Heinrich Vogl ist, fast möchte ich sagen, vor allem Landwirth. Im Jahre 1878 erwarb er das etwa eine Stunde oberhalb Tutzing am Starnberger See, der Heimath seiner Gattin, gelegene Landgut Treidlfurt mit 176 Tagwerk (etwa 60 ha) und 8 Stück Vieh. Heute ist das Gut auf etwa 1000 bayerische Tagwerk (340 ha) abgerundet, beherbergt 110 Stück Hornvieh, 12 Pferde ꝛc. 500 Tagwerk sind Forst, tief drainirt, eine Spiritusbrennerei von 1450 Hektoliter Kontingent eingerichtet, 350 Tagwerk umfaßt das Ackerland, eine rationelle Viehwirthschaft und gute Fischzucht hat er eingeführt; Jagd, Wiese und Wald, alles findet bei dem bayerischen Opernsänger die liebevollste Pflege, denn Vogl läßt dies alles nicht etwa durch andere bewerkstelligen, sondern lebt fast das ganze Jahr hier auf seinem selbstgeschaffenen Besitzthum und giebt so an den Proben und den Aufführungen nach der Stadt in den Abfahrtsgarnituren in der Maximilianstraße. Er leitet alles selbst, hilft selbst auf die Bielmarke, bewirbt sich um Preise auf landwirthschaftlichen Ausstellungen ꝛc. Wenn man ihn an der Seite seiner Gespanne oder der blühenden Rinder durch sein ausgedehntes Besitzthum schreiten sieht, lernt man es fast verstehen, daß er auf diese bleibenden Spuren ebenso langsinnigen gelegenen landwirthschaftlichen Thätigkeit noch heute mehr als auf den schnell verwelkenden Lorbeer eines gaudeyndenden Künstlerthums, und man glaubt an das köstliche Wort, daß er nach Beendigung seiner „wagnerischen“ Gastrolle gesagt haben soll: „Heut' hab' ich wieder einen Lorbeer erlungen!“ —

Heinrich Vogl steht heute noch ungebrochen in der Vollkraft seiner Jahre und seiner Stimme, deren Metall und Ausbildung ihm noch Konzertsaal für eine Dauer von vielen Jahren geben. Er wird seiner Heimathbühne als Tenor das sein, was der Zeuge seines Probesingens, Karl Mosdermann, als Bariton gewesen ist, bis ins hohe Alter — ein unentbehrlicher Sänger!

Alfred v. Jan.

Blätter und Blüthen.

Adolf Dieterweg. (Mit Bildnis.) Wie sehen ihn vor uns, den Mann mit dem scharf geschnittenen Gesicht; gewaltige Brauen beschatten die Augen, aus denen noch die ins Greisenalter hinein das Feuer der Jugend leuchtete. Bis in die letzten Tage seines Lebens — er wurde am 7. Juli 1805 zu Berlin ein Opfer der Cholera — trat er mit jugendlicher Begeisterung für die Ideen ein, deren Verwirklichung er sich zum Ziel gesetzt und für die er auch seitdem hatte. Ja, gelitten! Der herbe Zug um seinen Mund läßt die Bitterniß ahnen, die ihm auf seinem Lebenswege beschieden waren, aber widrige Winde konnten ihn nicht von seinem Wege abbringen. Kühnen Wagemuth zeigen sein Auftreten wieder, und es ist, als ob der fest geschlossene Mund sich zu dem von seinen Lippen so oft vernommenen Wort öffnen wollte: „Durch!“ Freilich hat er sich einen großen Theil der Gegner durch die herbe Art seines Auftretens selbst geschaffen. Wo er im Volks-, insbesondere im Schulleben Mißstände entdeckte, deren Beseitigung ihm dringend zu sein dünkte, da kannte er keine Rücksichten. Von den Sachen glitt er leicht auf die Personen hinüber, und mit diesen verfuhr er nicht sehr glimpflich.

Adolf Dieterweg.

Das Leben Dieterwegs, der am 29. Oktober 1790, also vor nunmehr hundert Jahren, geboren wurde, ist in der „Gartenlaube“ wiederholt geschildert worden. Es führte ihn durch verschiedene Lehrerstellungen in Mannheim, Worms, Frankfurt a. M., Elberfeld und Mörs 1822 an die Spitze der Berliner Lehrerseminare für Stadtschulen, wo seinem Eifer, für eine Vervollkommnung und Veredlung des Volksunterrichts zu wirken, das weiteste Feld erwuchs. Mit hoher Begeisterung für den Erzieherberuf erfüllt, wußte er seine Zöglinge zu idealer Auffassung ihres künftigen Lebensberufs zu führen und sie mit der Kunst, geschweige zu unterrichten, vertraut zu machen. Auch auf die bereits im Amte stehenden Lehrer wirkte er in gleichem Sinne ein. Sein Blick lenkte er nicht bloß auf die Vorgänge in der Schulstube; er schärfte ihn auch für die Vorkommnisse draußen im Volksleben; er wußte sie zu Volkspädagogen zu erheben. Für einen Lehrerstand mit gediegenster wissenschaftlicher und beruflicher Bildung beanspruchte er aber auch bessere amtliche und gesellschaftliche Stellung. Die Schule wollte er neben, nicht unter die Kirche, die Lehrer nicht unter, sondern neben den Geistlichen gestellt sehen. Seine Forderung, Schule und Lehrer müßten durch Fachmänner beaufsichtigt werden, hatte in Deutschland heute noch fast allerwärts der Erfüllung. Wie war es, die neben seinem Lehrerbethätigungen für den dogmatischen Religionsunterricht in den Volksschulen das Absterben einzelner Kreise gegen ihn wachrief.

Als in den vierziger Jahren an den höheren Regionen herab andere Winde als unter dem verstorbenen König Friedrich Wilhelm III. wehten, Dieterweg aber seinen Mantel nach diesen Winden zu drehen nicht gewillt war — persönliche Gegenstöße zu seinem nächsten Vorgesetzten, dem Schulrath O. Schulz, kamen hinzu — da war er (1847) genöthigt, einen „längeren Urlaub“ zu nehmen, den 1850 seine Pensionirung folgte. Aber er gab es nicht auf, für seine Ideen weiter zu wirken. Die berüchtigten preußischen Schulregulative vom Jahre 1854, welche die Bildung der Lehrer ganz gewaltig herabdrückten und durch Ueberbürdung der Volksschule mit Gedächtnißstoff einen bildenden Unterricht zur Unmöglichkeit machten, fanden in ihm einen erbitterten Gegner. Aber Besinnung, so er bereits am Anfange der kläglichen Aera hätte kommen sollen, ist ihm nicht mehr erlebt. Aber durch sein Wort, welches seit 1858 von der Tribüne des preußischen Abgeordnetenhauses herab erschollt, desgleichen durch seine Schriften hat er viel dazu beigetragen, daß der Reaktionäre wachsen, daß der Reaktionäre wachsen, daß der Reaktionäre wachs

brauener Ansenthalt in dem Holzkasten, ganz abgesehen von der wenig glänzenden Lage für das hervorragende Mitglied der jungen Münchener Schule. Niemals ist das berühmte Wort „Muß möcht' i!" aus so gepreßten Herzen aufgerissen, als in diesem Augenblick. —

Das Reisel, noch Nenting in solchen Scenen, steht da, die hübschen braunen Augen leuchtend, die Finger an die Lippen gedrückt, in ratlosester Verlegenheit und Angst. Scheinbar demüthig dem strafenden Gepolter lauschend, hat sie doch keinen andern Gedanken als die Rettung des Jünglings in der Tenne. Leicht setzt sich die Mutter am Ende noch drauf, wenn sie verschanfen muß, und denkt ihm eine Hand ab oder gar das Genick! . . . „O heilige Katharina," betet Reisel in Gedanken zu dem hinter ihr hängenden, so schön gemalten Bild, „heilige Katharina, nur ein Wunder und hilf uns aus dieser Noth!"

Und siehe, die Heilige erbarmt sich und thut ein Zeichen. Im nächsten Augenblick knarrt der leise gehobene Trudenbedel ganz verenehmlich, die Haberin fährt herum — und Reisels Bitte ist erfüllt: der Mater fehlt seine Insterblattung bei lebendigem Leibe. Wie freilich, davon schweigt er, beimgerbelt, den Kameraden gegenüber haarsträubig, so viel Rühmens er auch anfserdem von dem blonden Reisel macht.

Wober ich nun das alles weiß? . . . Ja, es giebt eben Bilder, die zu leben anfangen, wenn man sie betrachtet, weil der Künstler sie aus dem vollen Leben heraus gemalt hat. Und die Art des Malers Matthias Schmid, der die Wahrheit sieht, ohne die Schönheit zu verachten, und deshalb uns so viel herzerfreuende Bilder geschenkt hat. Eins der anziehendsten darunter ist sicher das, welches wir heute unsern Lesern vorlegen.

Der letzte Berliner Pfahlbau. (Mit Abbildung S. 741.) Alte Gebäude umweht oft ein eigener Zauber, und nur ungern trennt man sich heute von Erinnerungen aus früheren Jahrhunderten; man sucht im Gegentheil alten Häusern anzubeften und sie als Denkmäler einer vergangenen Zeit zu erhalten, sofern nicht aus zwingenden Gründen ihre Abtragung erforderlich ist.

Auf den ersten Anblick glaubt man wohl in dem „letzten Berliner Pfahlbau" den unser Zeichner hier anschaulich wiedergiebt, ein Handwerker Bild vor sich zu sehen. Dauernd war einst gewiß an Gebäuden solchen Stils nicht zu denken; oft unbrauchbar, hatte nicht der Sturm über Nacht einmal einem derartigen Jahrhunderte alten Mauerwerk den Todesstoß versetzt. Aber die Architekten jener Epoche dauten fest und tremig, und so hat auch bisher der „letzte Berliner Pfahlbau" die Zeiten überstanden, die nun — das Haus liegt an der Fischerbrücke und trägt die Nummer 28 — auch sein Ende durch Abbruch herangekommen ist.

Das merkwürdige Gebäude an „letzten Pfahlbau" zu nennen, ist man berechtigt, da es auf Pfählen steht, welche in das Wasser eingerammt sind. Eigenthümlich hat uns die Konstruktion seiner Fundamente, seiner Festlenden; Verauden ziehen sich die ganze Breitseite des Stockwerks entlang. Die Säulengeländer sind von Holz, und voldes Wein schlingt im Sommer seine grünen Ranke um die Brüstungen. Aber auch allerlei Gethier hatte sich eingenistet, Enten und Hühner liefen sich darauf nieder und in dunkler Nacht huschte auch wohl ein Rätzein mit behende gelehten Pfoten hier und dort hin, aber nicht in mörderischer Absicht, sondern als Kamerad der Vögel und Hunde, welche die Veranden bevölkeren. —

Eine Fahne, welche die Aufschrift trägt: „Es lebe die Schiffahrt", deutet auf den Wasserverkehr hin, und ebenso verleiht ein Laden mit dem Wappen der Ehrbadt Hamburg dem Hause das Gepräge eines Fischerhauses. Wenn unseren Leser diese Zeilen vor Augen kommen, ist der alte Bau schon weggeräumt, aber er hat doch für die Erinnerung hier endlich ein Unterkommen gefunden. — h —

Martin Behaims Denkmal in Nürnberg. (Mit Abbildung S. 749.) Der Geograph Martin Behaim, der Verkenner des ersten Globus, wird stets mit seinem genannt, wenn die bedeutenden Männer aus der ehemals freien Reichsstadt Nürnberg aufgezählt werden. Jetzt hat das Martin Behaim bereits Darstellungen der Erde in Kugelgestalt gekannt; aber Martin Behaim hat diese verlorene Kunst aufs neue gefunden und damit die geographische Wissenschaft seiner Zeit bedeutend gefördert. Dies ist jedoch nicht sein einziges Verdienst, in mehr Beziehungen größer. Er war es, der durch Verbesserung der Steuermannskunde den Seeleuten es möglich machte, sich von der Küste weg auf die hohe See hinaus zu wagen: er durchkämpft selbst auf schwankem Schiff den Ocean und betrat als Erforscher Afrikas Gegenden, die vor ihm nie eines Europäers Auge erschaut hatte; Martin Behaim ist mit der Entdecker des heutzutage so bedeutsam gewordenen Kongostroms. Damit hat er sich sie alle Zeiten unvergänglichen Ruhm erworben.

Martin Behaim, 1459 in Nürnberg geboren, erhielt in seiner Jugend, obwohl zum Kaufherrn bestimmt, von dem berühmten Astronomen Regiomontanus Unterricht in der Himmelskunde. Gar bald mußte er in die weite Welt hinaus; 1479 sehen wir ihn bereits in Antwerpen Handel treiben. Kaufmännische Reisen führten ihn nach Lissabon, und hier wurde er wesentlich, seine astronomischen Kenntnisse für den praktischen Seedienst zu verwerthen. Er wurde Mitglied einer wissenschaftlichen Kommission zur Verbesserung der Steuermannskunde, und bald darauf machte er als sachmännischer Beglerer des Admirals Diogo Cão im Auftrage des Königs von Portugal eine Entdeckungsfahrt entlang der Westküste von Afrika mit, deren Hauptresultat, die Entdeckung des Kongo, wir bereits erwähnt haben.

Reiche Ehren wurden dem Heimgekehren in Lissabon zu Theil; König Johann II. schlug ihn eigenhändig zum Ritter des Christusordens, und noch in demselben Jahre, 1486, verheirathete er sich mit der Tochter des flandrischen Edelmanns Jobst von Hurter, der als portugiesischer Statthalter an der Spitze einer islandischen Kolonie auf der Azoreninsel Fayal stand. Martin Behaim lebte von jetzt an theils auf Fayal, theils in Lissabon; nur einmal rief ihn die Krönung von Erbschaftsangelegenheiten auf ein paar Jahre, 1491 bis 1493, nach Nürnberg zurück, wo er seinen berühmten „Erdapfel" auf Anregung und Kosten des Rathes herstellte und der Stadt als Andenken hinterließ. Dieser Globus ist noch vorhanden und im Besitz der v. Behaimschen Familie. Martin Behaims Tod fällt höchst wahrscheinlich in das Jahr 1506 (der von seinem Sohn gestiftete Todtenschild giebt, wohl irrthümlich, 1507 an); die Kirche der Dominikaner in Lissabon nahm die irdischen Ueberreste des im deutschen Dospital Gestorbenen auf.

Der Gedanke, Martin Behaim ein Denkmal zu errichten, stammt von dem ersten Bürgermeister der Stadt Nürnberg, dem Freiherrn O. von Stromer; die Durchführung des Gedankens nahmen die städtischen Behörden in die Hand. Der Schöpfer des vorzüglich gelungenen Standbildes ist Professor Hans Rösner in München, der auch bereits mehrfach einem Landsmanne, den Erzgießereibesitzer Professor Lenz, überdragen. Martin Behaim ist als Ritter des Christusordens dargestellt, an seiner Seite dem wohldekannten „Erdapfel". Zwei allegorische Figuren, Sinnbilder des Handels und der exakten Wissenschaften, schmücken den Sockel, noch keinerer nebst Prachtal nach dem Modell von Rösner von Bild hauer Joh. Stiter zur Ausführung gebracht wurde. Am 17. September, einem prächtigen Herbsttage, wurde das Denkmal in feierlicher Weise enthüllt. Die weihevolle Festrede hielt Professor Günther aus München, dem wir auch ein vortreffliches Werk über Martin Behaim (Buchmeister Verlagsbuchhandlung, Bamberg) verdanken. Franz Dittmar.

Der Apfel des Paris. (Zu dem Bilde S. 760 u. 761.) Schönheitsorden sein ist ein schwieriges Amt, das hat schon der alte Paris erfahren. Deshalb sitzt auch sein gekrönter Nachfolger in schwerem Besinnen und schaut starr hinüber nach den drei Grazien am Brunnen. Sie gehen sich den Anschein, nicht auf die päpstliche Schönheitsjury zu achten die hier im Hof der Osteria ein geräuschvolles Mahl abgehalten hat, aber sie haben doch eine hübsche Zeit gebraucht, um ihre Krüge zu füllen und scheinbar unbefangen plaudernd sich in graziösen Stellungen den Herren Offizieren zu zeigen. Und diese sind so gehaunt auf den köstlichen Spaß, wie sich das Pfäfflein schließlich aus der Klemme ziehen wird, daß sie, sehr gegen ihre Gewohnheit, ohne Wort und Wind den Schönen gegen über verharren. Wer wird den Apfel erhalten? Die braune Juno mit dem stolz erhobenen Haupt, die fühl blickende Pallas zu ihrer Rechten, oder der saufgerundete Venusprodukt, welche, wie Sie sie auch drehen mögen, sich scheindar zum Besten gehen wendet? Sie selber sind in nicht minderer Spannung als die männlichen Theilnehmer der Scene, die mit verschiedenen Graden des Interesses und Wohlgefallens berüdertsagen. Ganz gleichgiltig verhalten sich nur die ruhig ressenden Vier am Hinergrunde sowie das fromme Eselein und — die alte Wirthin, welche in den unruhigen Kriegszeiten schon allzuviel derartige Kurzweil gesehen hat, um sich besonders dadei anfzuhalten. Sie nimmt nicht einmal, wie malerisch ihre alte Locanda ist, und wie reizvoll sich das anstehende Begrenst über ihren vermodernden Gorten in den Himmel hebt.

B.

Schnellzugsgeschwindigkeit. Ein im letzten Jahre in England erschienenes Werk über englische und ausländische Schnellzüge enthält u. a. eine Vergleichung der Schnellzugsgeschwindigkeit in den verschiedenen Ländern. Hiernach würde Nordamerikaland unter den europäischen Staaten den ersten Rang einnehmen, indem Großbritannien, Frankreich und Holland vorangehen, Belgien auf gleicher Höhe steht mit Süddeutschland, Oesterreich-Ungarn, Dänemark, Italien, Rumänien, Schweden, Rußland und die Schweiz folgen. Mit deutscher Gründlichkeit ist man aber unser gunster Auffassung alter Schnellzüge diese Berechnung angestellen und nachgerechnet worden, daß auf dem europäischen Festlande die norddeutschen Bahnen und dannner wieder die preußischen Staatsbahnen den ersten Rang einnehmen.

Diese auf Grund der Fahrpläne aufgestellte Berechnung ergiebt, daß thatsächlich alle diese Angaben in dem zum Vergleich herangezogenen Jahre 1888 auf den preuß. Staatsbahnen 44 397,0 Schnellzugs km in 50 453 Minuten

in Norddeutschland	46 196,5	"	"	55 887 "
" Holland	14 657,3	"	"	17 767 "
" Frankreich	84 915,0	"	"	105 495 "
" Belgien	10 913,2	"	"	13 765 "

täglich zurückgelegt wurden.

Dies entspricht einer stündlichen Durchschnittsgeschwindigkeit

von	49,8 km	in Preußen,	
"	49,6 "	" Norddeutschland,	
"	49,5 "	" Holland,	
"	48,3 "	" Frankreich,	
"	47,8 "	" Belgien.	

Wahrscheinlich sind auch Süddeutschland und Oesterreich Ungarn in der englischen Berechnung zu kurz genommen.

Arabischer Märchenreichthum. (Zu dem Bilde S. 765.) Zwei kleine Tagereisen unterhalb der weltberühmten Ruinenstadt Philä liegt auf hohem Ufersee des Heiligen Stromes eine einsame Tempelruine von machtvoll breiten Formen, der letzte Ueberrest der altägyptischen Zeit, welche den bekannt als der Tempel von Kom Ombo. Der unabsätzig an den Ufersergen ragende Nil hat die vorgelagerten Thorbauten des Tempels längst zu sich herabgezogen, von riesigen Trümmern unaufhaltsam der Wasserfluth nach und schindet sich höher und höher. Nur ein Saal mit fünfzehn gewaltigen reichverzierten Säulen ragt noch empor, Zeugnis ablegend von der Macht und dem Kunstsinn der Ptolemäerfürsten, seiner Erbauer.

Am Fuße dieser tausend Jahre alten Ruine hat sich eine malerische Gruppe gelagert. Eine Karawane ist's, die von Assuan aus Norden zieht; sie hat in ihrer Mitte einen jener sogenannten Männer, denen der Orientale so gerne lauscht, wenn sie in blumenreicher Sprache und mit den lebhaftesten Gebärden ihre wunderbarsten Märchen erzählen, in denen der ganze phantastische Reiz des Morgenlandes mit seiner Gluth der Farben und

der Sinne sich spiegelt. Etwas abseits drüben liegen die Zelte der Reisenden; aber sie selbst haben sich herüber gemacht nach dem alten Tempelbau, die braunen, ernsten Männer, als sagte ihnen eine innere Stimme, daß hier der richtige Platz sei, sich in die Welt der Sage zu versenken.

Der Lette-Verein in Berlin. Es ist eine gewaltige Summe von unverdrossener, zielbewußter Arbeit und fleißig wachsenden Erfolgen, die von dem obenstehenden einfachen Namen gedeckt wird. Aus kleinen Anfängen heraus hat sich der Verein zu einem Förderungsmittel ersten Ranges für weibliche Berufsthätigkeit zu entwickeln gewußt, und er kann heute, angesichts seiner zahlreichen Schulen und Anstalten, mit berechtigter Genugthuung auf sein Lebrigres — oder eigentlich 25jähriges — Wirken zurückblicken. Die allgemeine Theilnahme der gebildeten und besitzenden Kreise hat ihm getragen, zahlreiche Vermächtnisse sind ihm zugeflossen, die Kaiserin Friedrich war und ist unermüdlich für ihn thätig, aber entscheiden der als dies alles ist für ihn Besehen und Gedeihen die ausgezeichnet praktische, umfichtige Anlage, die, nach dem wachsenden Bedürfniß, ein Fach ums andere ins Auge faßte und die Lehrkurse dafür einrichtete.

Der in diesem Jahr ausgegebene Rechenschaftsbericht zählt außer der Handels-, Zeichen- und Gewerbeschule besondere Kurse auf für Schneidern, Putz- und Handarbeit, Schriftsetzen, Kerbren, Kunsthandarbeit, Blumenfabrikation, Feinwaschen und Bügeln, alle mit zahlreicher Betheiligung und späterem Eintritt in die praktische Thätigkeit. Eine stark besuchte Koch- und Haushaltsschule liefert das Material für ein Restaurant mit großem Betrieb, ein Stellenvermittelungsbureau sorgt für Lehrerinnen, Verkäuferinnen, Krankenpflegerinnen und Dienstmädchen. Kurz, es ist ein großes Gemeinwesen der segensreichsten Art, das aus diesen Blättern entgegensieht, erfreulich für jeden, der neben dem Wunsch größerer Erwerbsthätigkeit des weiblichen Geschlechtes zugleich die Ueberzeugung hegt, daß diese sich am festesten und sichersten doch auf den eigentlich weiblichen Künsten und Fertigkeiten aufbaut.

Br.

Heizbare Güterwagen. Amerika mit seinen langgestreckten Bahnen und seiner wechselnden Temperatur war das Land, das uns zuerst geheizte Güterwagen vorgeführt hat. Eine als Wärmeanreiz dienende Oellampe erhielt dort je nach der Außentemperatur einen größeren oder geringeren Oeldruck, wodurch sie bei kühlender Außentemperatur zu einer nur so größeren Wärmeentwickelung befähigt wurde, während eine am Wagen angebrachte Lüftungsvorrichtung dafür sorgte, daß die Zimmerwärme nicht über 28° zu steigen vermochte. So konnte und kann man dort ohne Rücksicht auf die Jahreszeit Südfrüchte, Obst, Kartoffeln, Wein, Bier, Mineralwasser, lebende Pflanzen, Blumen ꝛc. bequem verkaufen.

Die fortschreitende Technik hat solche Vorrichtungen mehr und mehr zu gebilbet.

In Deutschland bedienten sich die Brauereien in Gohlis bereits eine der siebziger Jahre heizbarer Güterwagen, die nach Art der Frisonwagen für Petroleumheizung eingerichtet waren. Solche Wagen bedürfen aber steter Wartung und Aufsicht und bringen deshalb eine Betheuerung mit sich.

Ob es gelingt, auch die Güterwagen mit Wasserdampf von der Lokomotive aus zu erwärmen — das ist noch eine Frage der Zukunft. Man wird dann frische Gemüse von Neapel nach Petersburg verkaufen können mitten in der grimmigsten Winterkälte.

Das Kleinerwerden in Alter. Das „unsere Ahnen" ist es der Naturforscher Moritz Wagner in München nannte, der es noch außerdem mit einem Ausdruck als „einen schmählichen Spitzbubentrieb der Natur" bezeichnete, bringt noch etwas neues sich, was in der Regel nicht beachtet wird, eine Abnahme der Körpergröße. Nach den Untersuchungen des Belgiers Quetelet bleibt die Körperlänge vom 25. bis zum 40. Lebensjahre unverändert; sie vermindert sich dann von 40. bis 50. Jahre um 10 Millimeter, vom 50. bis 60. Jahre um 35, vom 60. bis 70. Jahre um 16, vom 70. bis 80. um 10 Millimeter, also wenig vom 80. bis 90. Jahre. Der Mensch nimmt also im Durchschnitt in der Zeit des Alters um 71 Millimeter ab. Es ist dies so und für 64 Jahre nicht weiter beachtenswerth; es bestätigt nur die betrübende Thatsache, daß alles in Mensch zurückgeht.

„Liebesgruß."

Nach einem Gemälde von A. Tankemache.

Auflösung des Bilderräthsels auf S. 740:
Zwei harte Steine mahlen niemals gut.

Auflösung der Charade auf S. 740:
Drossel — Bart, Drosselbart.

Kleiner Briefkasten.

A. W. und **R. J.** in St.-Pölt. Ihre Dienstzeit eines wollen vermuthlich einrenvierten Wehrmannes beträgt 30 Jahre.

Victoria in L. und Julius J. in Wien. Bitte bitten Sie um Angabe Ihrer näheren Adresse, damit wir Ihnen direkt antworten können.

Auflösung des magischen Dreiecks auf S. 740:

	P	E	L	E	K	A	S	
	E	R	E	B	U	S		
	L	E	I	E	R			
	E	B	E	R				
	K	U	R					
	A	S						
	N							

Soeben ist erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

Gartenlaube-Kalender für das Jahr 1891.

Sechster Jahrgang. 15 Bogen 8°. Mit zahlreichen Illustrationen.

Preis in elegantem Ganzleinenband 1 Mark.

Der Gartenlaube-Kalender 1891 enthält Novellen und Erzählungen von **W. Heimburg, Hans Arnold** u. A., belehrende und unterhaltende Beiträge beliebter Autoren, Illustrationen von bedeutenden Künstlern.

Die früher erschienenen Jahrgänge 1885—1890 des Gartenlaube-Kalenders sind zum Preise von je 1 Mark ebenfalls noch zu haben. Bestellungen auf den „Gartenlaube Kalender" wolle man der Buchhandlung übergeben, welche die „Gartenlaube" liefert.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kroner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Gloeckner in Leipzig.

Halbheft 25. 1890.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1890. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Sonnenwende.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(6. Fortsetzung.)

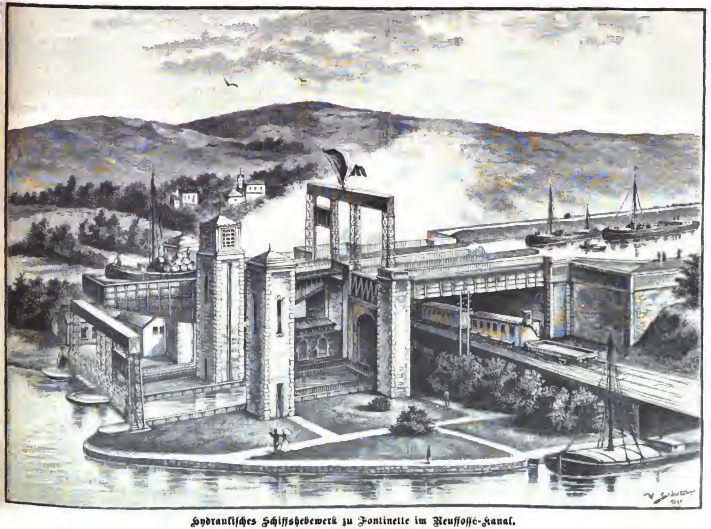
Roman von **Marie Bernhard.**

Annie kauerte sich auf ein niedriges Bänkchen neben Theklas Sitz, brach mit einem schweren Seufzer den Brief auf und ließ ihre Schwester mit hineinsehen.

„Mein hochverehrtes, theures Fräulein!

Wie sehr viel lieber würde es mir sein, wäre es mir vergönnt gewesen, zu Ihnen zu sprechen, mit Blick und Wort das zu unterstützen, was aus diesen Zeilen den Weg zu Ihrem Herzen finden soll!

Ja, zu Ihrem Herzen, dem kindlich reinen, liebevollen, das gleich bei unserem ersten Begegnen zu mir sprach! Nicht der



Hydraulisches Schiffshebewerk zu Fontinette im Neufossé-Kanal.
Zeichnung von W. Stöwer.

hohe Reiz Ihrer Persönlichkeit, nicht die feine Bildung Ihres Geistes, die Anmuth Ihres Wesens allein war es, die mich bezauberte, das alles schien mir damals und scheint mir auch heute nur wie die herrliche Fassung, wie der wohlgelungene Schliff eines seltenen Edelsteines: der weiblichen Seele, die sich im bunten Treiben der Welt, im Tumult der Bewunderung und Huldigung ihre köstliche Frische und Unbefangenheit zu bewahren wußte.

Ich liebe Sie, theuerste Annie, von ganzen Herzen, liebe Sie mit der ganzen Leidenschaft und Innigkeit eines Mannes, der sein Leben nicht im tollen Rausch genossen, seine Empfindungen nicht in unwürdiger Weise zersplittert hat! Gottlob, daß ich dies von mir sagen, daß ich es wagen darf, mein Auge zu Ihnen zu erheben! Hierin nur und in meiner tiefen, unermeßlichen Liebe liegt die einzige Gewähr, daß Sie den großen Schatz Ihrer Neigung an keinen Unwürdigen verschenken. Wer ich bin, was ich habe, das wissen Sie! Kein größeres Glück für mich, als mein Los mit Ihnen theilen, Sie als mit mir denkende, mit mir handelnde Gefährtin auf meinem oft schweren und verantwortlichen Berufswege neben mir sehen zu dürfen, kein süßerer Gedanke für mich als der, Sie hochzuhalten als meines Daseins kostbares Kleinod.

Ich wage es noch nicht, auf Ihre volle, freudige Gegenliebe zu hoffen; wie selten wäre ein solches Glück, wie vermessen ich, es ohne weiteres für mich in Anspruch zu nehmen! Aber, wenn Sie nun wissen, wie es in mir aussieht, wenn Sie auf meine große und tiefe Liebe blicken, vielleicht, daß dadurch das freundschaftliche Wohlwollen, das aus Ihrem ganzen liebreizenden Wesen zu mir sprach, gefestigt und Ihr weiches Herz gerührt wird in dem Bewußtsein, wie mein ganzes Sinnen und Denken, mein ganzes Hoffen nur auf Sie gerichtet ist.

Ich harre in Demuth Ihres Ausspruchs, und ich bete zu dem Gott, an den wir beide glauben, zu dem Gott, der sich mir so oft über mein Verdienst gnädig erwiesen hat, er möge Ihr Herz zu meinem Herzen führen und mich lehren, diese Gnade zu verdienen! All mein irdisches Glück liegt in Ihrer Hand! Ich drücke diese theure Hand an meine Lippen, an mein Herz und warte, daß sie über mein Schicksal entscheide.

Immer Ihr treu ergebener

Reginald von Conventius."

Die Schwestern ließen den Brief sinken. Thekla sah sehr ernst und nachdenklich vor sich hin, und ihre Lippen flüsterten, ohne daß das junge Mädchen es hören konnte, mehrmals „Schade!" Annie aber legte wieder ihren Kopf auf Theklas Knieе und weinte bitterlich.

— — — — — — — — — —

Er, dem diese Thränen galten, trat um mehrere Stunden später blaß und ergriffen aus der Thür des Gefängnisses. Remmler, der ihn geleitete, und mit dem der leutselige Pfarrer sonst manch freundliches Wort redete, wartete heute umsonst auf eine Ansprache von ihm.

In dem weiten, in regelrechtem Viereck von Gebäuden umstellten Hof lagerten schon abendliche Schatten, die Sonne reichte nicht mehr bis hierher. Warme, sommerliche Luft wehte zwischen den dunkeln, hohen Mauern, als sei auch sie hier gefangen und könne nicht mehr hinaus. Ein Schwälbchen schoß zwitschernd vorüber und huschte in sein kleines Nest unter einem breiten Steinsims nahe dem Dach; zwischen dem fest eingerammten Pflaster sproßten junge Gräser auf, und durch eine halbgeöffnete Thür sah man in den Garten des Direktors, in dem bereits die Obstbäume zu blühen begannen.

Eben trat Gretchen Remmler aus des Schließers Thür und lief mit ihren leichten Kinderfüßchen quer über den ganzen Hof, als sie den Prediger neben ihrem Vater aus dem Gefängnißthor heraustreten sah.

„Herr Pfarrer —" begann sie schüchtern.

Er drehte sich freundlich nach ihr um.

„Nun, kleine Friedenstaube, was bringst Du mir?"

„Der Herr Direktor" — Gretchen schopfte tief Athem — „ja, der Herr Direktor läßt herzlich bitten, ob der Herr Pfarrer nicht so gut sein möchten und noch ein ganz kleines Weilchen zu ihm kommen, er wollte Sie noch so gern sprechen!"

„Gewiß will ich das, mein Kind! Guten Abend, Remmler, und Du, mein Gretchen, besuchst mich morgen nach der Schule, ich muß auch einmal mit Dir reden!"

Direktor Warner saß im Garten unter einem blühenden Kirschbäumchen auf einer Holzbank und echob sich lebhaft, als den Erwarteten erblickte.

„Sehr freundlich von Ihnen, daß Sie kommen, Herr Pfarrer. Ich habe um Entschuldigung zu bitten, daß ich Sie so spät warten ließ, aber es läßt mir keine Ruhe, ich muß wissen, wie die Sache mit dem Kerl — hm! — ich meine mit dem Schmied abgelaufen ist . . . abgelaufen ist!"

„Sie wissen, daß er mich durch Gretchen Remmler rufen ließ —"

„Ganz recht, ja! Die Kleine sagte mir Bescheid: der Gefangene auf Nummer achtundfünfzig möchte gern den Herrn Prediger sprechen! Sie können sich vielleicht mein Erstaunen denken! Hat's denn damit wirklich seine Richtigkeit gehabt — Richtigkeit gehabt?"

„Jawohl, Herr Direktor!"

„Also wahrhaftig! Mir wirbelte der Kopf, als ich es hörte. Nummer achtundfünfzig verlangt nach unserm Herrn Pfarrer! Ich sagte mir es immer wieder vor, Nummer achtundfünfzig, dieser mit allen Wassern des Atheismus, des Nihilismus gewaschene Spitzbube, der seinen Mord und Raub aufs kaltblütigste eingesteht, nichts von mildernden Umständen, von Verführung, Komplott und Mitschuldigen wissen will, keinen einzigen seiner ohne Zweifel zahlreichen Spießgesellen angiebt, die Aerzte, die ihn auf Geistesstörung hin beobachten wollen, kurzer Hand von seinen ungeschwächten Verstandeskräften überzeugt und nach einem Gott, einem Jenseits und ewigen Leben soviel fragt wie noch einer tauben Nuß! Und nun — wie um alles in der Welt mag es gekommen sein . . . gekommen sein?"

„Ich kann Ihnen das nicht so ganz genau nachweisen, Herr Direktor! Ich habe mich gehütet, den Gefangenen über seine innersten Regungen, die alle noch im Keim liegen und denen er sich halbwegs schämt, allzusehr auszuforschen. Hätte ich das gethan, — ein kaum beginnendes Vertrauen zu mir wäre hin gewesen, dahin gewesen. Als Gretchen Remmler zu mir kam, bin ich mit ihr gegangen, da ich gleichzeitig weise freie Zeit hatte; dann schien die kurze Frist, die zwischen dem Aussprechen seines Wunsches und meinem Kommen lag, genügt zu haben, den Mann mit Rücksicht wegen seiner Ueberzeugung zu erstellen, sich sanft ihm hinlegen, ihn seelisch zu verlegen, es gelang mir erst ganz allmählich, ihn zum Aussprechen zu bringen.

Ich beobachte bei ihm, wie bei unzähligen andern gebildeten und halbgebildeten Leuten, einen tiefgewurzelten Widerwillen gegen den geistlichen Stand im allgemeinen, der festen Ueberzeugung, wir Prediger machten aus unserem Glauben ein sogenanntes Geschäft und seien nichts anderes als mehr oder weniger gute Schauspieler. Ich habe diese Ueberzeugung natürlich nicht mit einem Male entkräftet, ich habe sie nur nach bestem Können zu erschüttern vermocht. Schönfeld fragte mich in feierlichem Tone mit durchdringend auf mich gerichtetem Blick, ob ich thatsächlich alles glaube, was ich anderen Leuten als göttliche Wahrheit predige; nun, ich konnte das mit gutem Gewissen bejahen, und es schien ihm Eindruck zu machen, er war sichtlich betroffen. Er kam dann auf seine That zu sprechen und wie er schlechterdings keine Reue darüber zu empfinden vermöge, wie er auch das menschlichen Gerechtigkeit ihren ungehinderten Lauf lassen wolle, da ihn das Leben anwidere und er der Meinung sei, es sei kein Platz mehr für ihn auf der Welt. Die Person, die er ums Leben gebracht habe, sei ein bösartiges, schädliches Geschöpf gewesen, und man schulde ihm eigentlich Dank, daß er es beseitigt habe.

Auf meine Entgegnung, wir müßten es Gott überlassen, Tod und Leben zu bestimmen, erwiderte er in seinem atheistischen Ton, Gott könne ihn zu zu seinem Werkzeug auserkoren haben, um die Menschheit von einem schlechten Subjekt zu befreien.

Ich fragte ihn mit großem Ernst, ob er wirklich irgend eine göttliche Regung, die ihn zu einer solchen That hätte antreiben können, in sich gespürt habe; die Antwort lautete: nein, er entsinne sich überhaupt nicht, jemals einer göttlichen Regung seines Innern gefolgt zu sein. Ob wir denn dazu da wären, thatenlos zuzusehen, wie Laster, Geiz und Ungerechtigkeit auf Erden breit machen, ohne den Versuch zu wagen, dem zu zuhelfen und den armen Bestohlenen, Unterdrückten ihre Rechte zu verschaffen? — Gewiß sollen wir das, entgegnete ich, aber Gott

und Diebshalt seien nicht die Mittel, einen solchen Zweck zu erreichen, von solchen Irrwegen wende Gott sich mit Zorn ab; ich wies auf seine Bildung, sein gesundes Urtheil hin, ich fragte ihn, was wohl aus der Welt werden würde, wenn jeder darin sich sein sogenanntes „Recht“ nehmen würde . . . sein Recht, das jeder Stand, jede Bildungsklasse anders ansieht, anders auffasst, das bald hier, bald dort liegen und unnennbares Unglück, grenzenlose Verwirrung heraufbeschwören müßte.

Gewiß sei an der Welt, so wie sie heute sei, vieles unvollkommen und dringend der Verbesserung bedürftig, immer aber sei ein anderer Geist als der der Vernichtung und Zerstörung nöthig, aus dem heraus wir streben müßten, vorwärts zu bringen und Schäden zu beseitigen. — Ob das der Geist der Liebe sei, von welchem alle Geistlichen sowiel Redens machten? — Ohne Zweifel! — Ob ich denn zum Beispiel ihn lieben könne, ich, der makellose Gottespriester, ihn, den schweren Verbrecher? — Sicher thäte ich das! Ich sei aber kein makelloser Gottespriester, sondern ein Mensch wie er, und eben, weil ich das sei, spreche das Menschliche aus mir zu ihm mit beredter Stimme — ob denn diese Stimme nicht auch zu ihm geredet habe? — Allerdings, er habe sich, gegen seinen Willen, gleich von Anbeginn zu mir hingezogen gefühlt, trotzdem ich ein Geistlicher sei! — Eben weil ich ein Geistlicher sei, war meine Erwiderung, und was da in ihm für mich spreche, unklar noch und halb verstanden, das sei Gott, derselbe Gott, zu dem ich bete, der mir helfe, wenn ich ihn rufe, der mir auch hier, auch heute helfen werde, wenn ich ihn mit ganzer Kraft meiner Seele bitte, mir beizustehen.

Und dann habe ich ein kurzes Gebet gesprochen aus meinem Herzen heraus, und der Gefangene hat mir zugehört, erstaunt, aber nicht spöttisch, nicht widerwillig oder empört. Und er hat mich mit leiser Stimme gebeten, wiederzukommen, recht bald, und das habe ich ihm versprochen!“

Es blieb eine Weile still unter den blühenden Obstbäumen; endlich nahm der Direktor die schmale Rechte des Priesterthums zwischen seine derben, kurzen Hände und drückte sie kräftig.

„Sehen Sie, ein solches werthloses Priesterthum, wie Sie es haben, Herr von Conventius, das lob' ich mir! Hat uns lange gefehlt! Irgend ein allgemein gehaltenes Gebet und ein paar Bibelsprüche für die Gefangenen, das thut's nicht! Nein, man muß ihr Leben kennenlernen, auf ihre Ideen eingehen, die Sache vom praktischen Standpunkt angreifen! Hier zumal, wo der Betreffende sich auf Bildung und Aufklärung hinauszuspielen und den Philosophen des Unbewußten darstellen möchte! Nicht jeder Geistliche hätte sich so ruhig von diesem Teufelskerl ausfragen lassen, ihm so eingehend geantwortet, sich mit ihm gewissermaßen auf gleiche Stufe gestellt. Im übrigen wäre es ihm selbst und auch Ihnen, bester Herr Pfarrer, und Ihrem warmen Eifer zu gönnen, wenn diese arme Sünderseele bald ihren Frieden mit dem Himmel machen wollte, bald, sage ich, denn die Bestätigung des Todesurtheils kann jeden Tag eintreffen, und dann hat's bis zur Vollstreckung nur noch knappe Frist, — nur noch knappe Frist!“

Reginald erhob sich rasch.

„Ist keine Hoffnung mehr, keine? Und wäre ein Gnadengesuch ganz erfolglos?“

„Es hätte nur dann Erfolg, wenn der Vertheidiger selbst wenigstens den Weg der Gnade beschreiten, zeitweilige Unzurechnungsfähigkeit, Trunkenheit, fahrlässige Tödtung oder dergleichen einräumen wollte. Aber „in allen Punkten geständig“ heißt es in den Akten immer wieder. Ja, was soll da der Vertheidiger machen? 's ist ein hoffnungsloser Fall. Also Sie gehen schon, Herr von Conventius? Nun, ergebenster Diener und vielen Dank — vielen Dank!“

„Ein hoffnungsloser Fall — ja!“ sagte sich Reginald auf seinem Heimwege. „Denn der Mann soll sterben, und es giebt für ihn kein Entrinnen vor der irdischen Gerechtigkeit! Und doch nicht ganz hoffnungslos, nicht ganz verloren, nein, nein! Gott wird mich hören, wird mir so gnädig sein und sein unsterblich Theil einsenken durch mich, sein demüthiges Werkzeug! Möge mein Herz fromm und unverzagt, mein Geist stark und muthig sein, mein Mund die rechten Worte finden, damit ich mein hohes Ziel erreiche!“

Und während die Worte in ihm wiederklangen wie ein Gebet, sank leise der Frühlingsabend nieder auf die schöne Welt. Goldene Schleier schwebten am Himmel, ein süßer Duft stieg wie ein Dankopfer von den frisch aufgeblühten Kräutern empor, die der Nachtthau kaum, sie zu tränken, und ein leises Säuseln strich durch Busch und Baum. Kein Wind war's, nur ein friedliches Athmen, das die blühenden Bäumchen küßte, die ihren Lenzestraum träumten. — Und in Reginalds Seele küßte dies sonnige, weiche Lüftchen den Liebestraum wach, und eine grenzenlose Sehnsucht nach Gisela kam über ihn, ein allmächtiges Verlangen nach Annie Geralds süßem Gesicht, nach ihrer Stimme — ihrem Kuß! Es packte ihn wie mit Allgewalt — es riß ihn vorwärts, trieb ihn seinem Hause zu . . . gewiß, gewiß, er konnte schon eine Antwort finden!

Und er fand sie!

Dort auf seinem Arbeitstisch, unter dem Lichtschein, den die brennende Lampe auf die purpurrothe Decke warf, lag ein Brief, die Adresse wies eine kraftvolle, große, charakteristische Handschrift auf — schrieb so Annie? Wielleicht, nein, gewiß sogar antwortete ihm die ältere Schwester. Wie seine Hände zitterten, als er den Umschlag öffnete! — —

Da! Verlobt mit einem andern! — Ihm war's, als hätte er einen eiskalten Schlag ins Herz bekommen — in sein warmes glückbursiges Herz! Ihm stimmerte es vor den Augen — seine reine und starke Natur sträubte sich, zu glauben, was er las. Konnte denn das sein? War es möglich? Ein Mann liebt ein Mädchen, so wie er liebt, aus voller Seele . . . und dies Mädchen empfindet nichts davon und gibt ihn und verlobt sich mit einem andern!

Er biß die Zähne über einander und zwang sich, ruhig zu werden und den Brief zu lesen. Er war sehr herzlich abgefaßt, dieser Brief, sast in mütterlichem Ton, und wenn Reginald nicht ganz von dem einen Gedanken beherrscht gewesen wäre, hätte er leicht zwischen den Zeilen herauslesen können, wie es der Schreiberin leid thue, es gerade so habe kommen müssen. Aber er sah nichts davon — und wollte auch! Was hätte er mit Thekla Geralds Mitgefühl und ihrem heimlichen Bedauern angefangen!! Sie theilte ihm mit, wie schmerzlich ihre junge Schwester über seinen Brief geweint habe, wieviel Freundschaft und Hochachtung sie für ihn empfinde, — ein wehmüthiges Lächeln verzog Reginalds Lippen . . . er hatte mehr gehofft als das!

O Annie, Annie — Liebkichtes und Schönstes, was die ganze weite Welt für ihn hatte! Für ihn gab es nichts Süßeres als ihr rosiges, zartes Gesichtchen, ihren klug aufleuchtenden Blick, ihr helles Lachen! Zu seiner Qual sah und hörte er all dies deutlich vor sich, sah sie in dem Kleide, das sie zuletzt getragen, sah die bittenden, schönen Augen auf sich gerichtet, als sie ihn fragte, ob sie ihm ihre Blumen schicken dürfe, fühlte ihre warme, weiche Hand in der seinen! Ach — hätten sie ihm geschrieben, er solle warten, um sein Glück dienen, es sei nicht alle Hoffnung ausgeschlossen — er würde ein geduldiger Bewerber geworden sein! Zu Demuth hätte er auf ihren Ausspruch gehärrt — aber nun! — Und er, dieser Mann, den er am ersten Abend schon an ihrer Seite gesehen, der wie ein dunkler Schatten gegen ihre Lichterscheinung, ihr sonnenhelles Wesen hervortrat — er hatte sie ihm genommen!! War es denn nicht auch zuviel gewesen, was er, Reginald von Conventius, vom Schicksal gefordert? Wie? Es hatte ihn in seinem so sehr geliebten Beruf begünstigt, ihn in kürzester Frist auf einen hervorragenden, bedeutenden Posten gestellt, ihm verantwortliche Pflichten, wie er sie sich wünschte, gegeben und ihm die Fähigkeit und Kraft verliehen, diesen schweren Pflichten auch gerecht zu werden; es hatte ihm Rang und Ansehen, ein gewinnendes Aeußere und viele Mittel zum Wohlleben und Wohlthun gegeben, — nun streckte er noch nach einem, dem höchsten Besitz, seine Hand aus . . . er wollte nicht nur geachtet, angesehen und beliebt — er wollte auch glücklich sein! Eine Braut — ein Weib wie Annie Gerold ihm zur Seite, und er hätte den Himmel auf Erden gehabt! — Aber sein Himmel sollte nicht auf Erden sein! —

Ein häßliches, bitteres Gefühl, das seine Seele bisher noch nie gekannt, kam über ihn: der Neid! Neid auf den Glücklichen, der jetzt gewiß, an diesem wonnigen Maiabend, im verschwiegenen Winkel des Gerold'schen Gartens saß, sein neues Glück im Arm; an seine Schulter gelehnt das Köpfchen mit dem seidigen, braungoldenen Haar — zu ihm aufblickend die wunderbaren Augen, in denen ein zärtliches Licht aufgeht war — für ihn die thaufrischen, lächelnden Kinderlippen — — — —

Schwer athmend sprang Reginald empor; er wollte das nicht denken, nicht sehen, vor allem den dumpfen, lähmenden Druck nicht mehr haben, der seiner unwürdig war, der sein Herz vergiftete! Ihr Herz hatte ihn nicht gewählt, es sprach nichts darin für ihn — — nun, so hatte er das zu ertragen und seinen Weg allein weiterzugehen wie bisher! —

Wie bisher . . . und doch so anders! Zeige dem Menschenherzen, das bis dahin nur von Arbeit, Pflichterfüllung und Freundschaft wußte, das Glück und die Liebe, wecke das Verlangen, den quälenden Durst danach in ihm, — — — laß' ihm die entzückende Fata Morgana dicht, dicht vor den sehnsüchtigen Augen gaukeln — und dann entzieh' sie ihm plötzlich und sprich: „Was hast Du denn gehabt? Was besessen? es ist ja alles wie zuvor" — wird es dir glauben und wieder ruhig schlagen wie ehemals?

12.

Fritz von Conventius stieg rasselnd, klirrend, säbelschleifend die drei Stufen zu seiner Flurthüre hinauf und schloß sie mit einem Drücker auf; er kam von der Parade, hatte gestern und heute allerlei erlebt — war sehr nachdenklich — sehr!

Zuerst klirrte der junge Kriegsgott vor den Spiegel in seinem Arbeitszimmer — halb mannshoch, aber schlechtes Glas! — und unterzog sich einer eingehenden Musterung. Hm! Ja! Hm! Warum nicht? Trotz des schlechten Glases nicht ohne — gar nicht so übel! Hm! Ja! —

Aus dem Nebenzimmer eilte Julchen mit wilden Sätzen herbei und sprang freudewinselnd an ihrem Gebieter in die Höhe.

„Na, schon gut, Alte! Kusch' Dich! Was hast Du Dich denn so unbändig zu benehmen, dummes Frauenzimmer? Thust ja gerade, als ging' es heute auf Wildenten und Schnepfen los! Aber hat sich was! 's ist doch, als wenn die Kreatur wüßte . . . ja, ja, Julietta, wir sind nicht von Stroh, — haben eine feine Spürnase — leben nicht umsonst Jahr und Tag im vertraulichen Verkehr mit einem gebildeten Ulanenlieutenant! Aber noch sind wir nicht so weit, sag' ich Dir! Thee trinken und abwarten! Was ist das für ein neugieriges Gesicht! Abwarten, heißt es!"

Der Lieutenant gab Julchen, die erwartungsvoll und schweifwedelnd zu ihm aufsprang, einen Nasenstüber, was sie mit unwilligem Rümpfen hinnahm, und begann, sich seiner Uniformpracht zu entkleiden.

„Dieser Esel von einem Burschen ist wieder 'mal fort! Irgend einer Schürze nach, natürlich! Merk' es Dir, Julchen, alles Unglück, was auf Erden geschieht, richten die Weiber an. Profit!"

Er führte sich ein Glas Portwein zu Gemüth, schlüpfte in seine Hausjoppe und warf sich, die bestiefelten und bespornten Beine weit von sich streckend, auf eine niedrige gepolsterte Ruhebank. Julchen hatte ein Stück gekochten Schinken, das Fritz ihr zuwarf, geschickt mit dem Maul aufgefangen, hielt es jetzt zwischen den Vorderpfoten und verzehrte es in beschaulichem Behagen.

Der Ulanenlieutenant lag eine Weile regungslos, dann tastete er mit der Hand, ohne sich aufzurichten, auf einem kleinen, kettenbehangenen Metalltischchen, das neben der Polsterbank stand, umher, griff sich eine Cigarette und Streichhölzchen, und nun, zwischen den blauen Rauchringeln zur Zimmerdecke emporstarrend, konnte er mit dem richtigen Nachdenken beginnen.

Zuerst dachte Fritz an sich selbst — wer will ihm das verargen? Er hatte vor einer vollen halben Stunde, frisch von der Parade kommend, Hedwig Rainer mit ein paar Freundinnen auf der Kommandantenbrücke getroffen, und wie er ehrerbietig und exfreut zwei Finger an den Helm legte, konnte er nicht umhin, wahrzunehmen, daß die niedliche Blonde tief erröthete und ihn sehr — sehr wohlgefällig musterte; eigentlich war's mehr gewesen als Wohlgefallen, was aus ihren Augen zu ihm geworfen hatte! — Und nun tag Fritz hier auf dieser seiner Ruhebank und übergoß rauchend, während er zugleich überlegend rauchte. Einen Korb würde er sich hier nicht holen, das stand fest, und das nöthige Kleingeld fehlte auch nicht — soweit war alles in Ordnung! Seine eigenen Angelegenheiten waren arrangirt, dank dem Prachtstück von einem Vetter, der ihm vor vierzehn Tagen „so nebenher" eine alte, sehr drückende Schuld von vier tausend Mark bezahlt hatte — ohne ein Wort der Ermahnung oder des geistlichen Zuspruchs, nur mit einem kleinen, verlegenen Lachen und einem treuherzigen „aber Fritz!" alle Dankesäußerungen abschneidend. Jetzt blieben nur noch ein paar ganz unbedeutende Kleinigkeiten, nicht der Rede werth — o ja, der Ulanenlieutenant von Conventius war ein braver Kerl! — War er denn sehr verliebt in Hedwig Rainer? So sehr eigentlich nicht — aber bis ein wenig! Wenn ihm nur nicht ein anderes, sehr viel reizenderes Gesicht so oft und deutlich vorgeschwebt hätte! Teufel noch eins! Er wußte es ja genau, die Trauben hingen viel zu hoch für ihn — wuchsen überhaupt gar nicht für ihn . . . daß er einen solchen Kennerblick für weibliche Schönheit, ein so verwünscht feines Gedächtniß für jeden Ausdruck, jedes Lächeln haben mußte! Ach — dieses Lächeln — — weg damit! Andere Mädchen konnten auch lächeln, sehr freundlich und ermuthigend sogar! Nun also! — Es bleibt dabei! Hedwig Rainer!

Er warf ganz aufgeregt den schlafenden Julchen den glimmenden Cigarrenrest an den Kopf und nahm frischen Vorrath! In den nächsten Tagen also — „im wunderschönen Monat Mai, als alle Knospen sprangen", da konnte man sich auf die Brautfahrt machen! Der selige Papa Rainer hatte seinem Töchterchen ein hübsches Vermögen erworben — sehr lobenswerth von dem guten Herrn . . . freilich, eine Schwiegermutter war vorhanden, aber es hatte ein freundliches, braves Gesicht und schwärmte augenscheinlich stark Militär; die würde nicht beißen!

So — das wäre abgemacht! Aber nun Reginald — hatte er eigentlich Aussichten bei Annie Gerold? Seit einigen Tagen hatte Fritz den Vetter nicht gesprochen, sie hatten beide viel zu thun gehabt, das Kind Gottes und das Kind der Welt, aber gestern, als der Ulan mit dem Kameraden Grünbloch aus der Hausthür getreten war, da waren sie geradeswegs auf den beim kehrenden Reginald gestoßen; sie hatten nur einen kurzen Gruß getauscht, aber das edle, schöne Gesicht war dem wachsamen Auge des Vetters eigenthümlich ernst, fast traurig erschienen! Das konnte doch nicht . . . undenkbar! Wenn das geschah, wenn Annie Gerold dies Juwel von einem Manne nicht nahm und Gott noch dazu auf den Knieen dankte, dann, — ja, dann konnte ihre Schönheit noch so groß, ihr Lächeln noch so bezaubernd sein . . . Fritz von Conventius würde mit ihr fertig sein!

Und was war mit Parsifal, dem „reinen Thor", geschehen? Er hatte dem Kameraden Grünbloch sehr triumphirend erzählt, er laufe jetzt Sturm auf die Festung, was entschieden die beste Taktik sei — er habe schon einen Besuch „dort" abgestattet und wende jetzt mit einem Bouquet nachbessen. Nun, heute bei der Parade hatte der Festungsstürmer so schlecht gelaunt ausgesehen, daß Fritz, für jeder andeutenden Anspielung, nur gekragt hatte, ob ihm die Beleidigte sie den schönen Maiwetter gänzlich verhagelt worden sei. Dies hatte etwas von „sauten Witzen" gebrummt und seinen Rappehart so schlecht behandelt, daß dieser es überhaupt nur mit dem Reiter gehörig zu schaffen machte. „Wenn der Ulan schon an einem unschuldigen Stück Pferdefleisch seine Wuth auslaßt, dann ist's schlimm um ihn bestellt," folgerte Fritz, „ich nehme an, daß die schöne Annie ihn mit Grazie hat ablaufen lassen: verdient ist das, wer kann! Eine solche Gazelle — und dies Mammuth!"

Soweit war der junge Mann in seinen Betrachtungen gekommen — und sie drehten sich alle um Liebe und Heirath! — als die Thür sich vorsichtig aufthat und das gerötete Gesicht des Burschen sichtbar wurde, der einen sehr schlechten Empfang bei seinem Gebieter voraussetzte, daher auch nicht näher trat, sondern mit einem sehr langen Arm ein großes, weißes Couvert auf das Metalltischchen schob.

„Was soll das?" rief der Lieutenant plötzlich übertaut, als sie die Thür eben wieder vorsichtig schließen wollte. „Bleiber! Rapphe!"

Der Gerufene kam mit sehr kleinen Schritten heran und hielt sich in der Nähe der Thür.

„Dies hier ist eben für den Herrn Lieutenant angekommen!"

„So? Und wann bist Du für den Herrn Lieutenant angekommen? Wie?"

„Ich — ich — der Herr Lieutenant werden entschuldigen —"

„Nichts wird entschuldigt! Wo hast Du gekreckt?"

„Der Herr Lieutenant werden entschuldigen — — die Emilie von drüben ist meine Braut, — und heute ist drüben Verlobung, da hat ich ihr bloß beden."

„Also die Emilie von drüben! Nette Bescherung! Wo hat die Emilie von drüben aus?"

„Herr Lieutenant werd an entschuldigen — sie sieht sehr gut aus!"

„Wollte ich mir auch ausgebeten haben! — Jung?"

Der ertappte Eindringling.
Nach dem Gemälde von A. Eberle.

„Zwanzig Jahr, Herr Lieutenant! Und ob ich heute abend nicht bei der Gesellschaft servieren helfen darf?“

„Ihr werdet was Schönes zusammenservieren — zwei Verliebte! Die armen Gäste! Na — Patschell! — Kehrt — Marsch!“

„Vielen Dank auch, Herr Lieutenant! Wenn der Herr Lieutenant für die nächste Zeit noch etwas brauchen — eine Stunde bleib' ich noch hier!“

„Sehr verbunden! Werde mir's merken! Jetzt mach, daß Du fortkommst!“

Der Bursche verschwand, und Fritz, den das kleine Intermezzo erheitert hatte, griff, halb abgerichtet, nach dem Couvert und riß es auf. Eine sehr fein ausgekantete Karte fiel ihm entgegen.

„Annie Gerold
Kart Delmont, Professor an der Kunstakademie,
Verlobte.“

Der Ulan schlug mit der geballten Faust auf das Tischchen, daß das Metall klirrte und die Ketten rasselten. Zuletzt fuhr mit einem entsetzten Laut aus ihrem friedlichen Schlaf empor und der Bursche steckte den Kopf zur Thür herein und fragte erschrocken: „Was befehlen der Herr Lieutenant?“

„Nichts — zum Donnerwetter! Scher Dich alle beide zum Teufel!“

Dies geschah, und Fritz blieb mit seiner Wuth allein.

„Es ist doch gleich zum . . . dieses Glück, das der Farbenreiber hat! Verlobte — jawohl — nimmt sich sehr schön aus — gratulire, Frau Professorin in spe! Mir ahnte so etwas — war mir gleich nicht wohl, als ich diesen interessanten Künstler um das Mädel herumschwänzeln sah! Solch einen Geschmack zu haben! Einen schönseeen Kerl als meinen Regi kann' ich wenigstens nicht — und sie wird auch keinen kennen! Aus der Haut könnte man fahren!“

Ueber dem Haupt des schwergereizten Lieutenants begannen jetzt Schritte zu ertönen — immer gleichmäßig auf und ab, auf und ab, die ganze Länge des Zimmers herauf und herunter.

„Da geht er nun hin und her mit seinem Liebeskummer — der arme Teufel — dem wird die Sache heillos nahe gehen! Unser eins schüttelt sich ein paarmal, wettert unter die Rekruten, trinkt sich 'nen Gehörigen an, macht dem Gaul ordentlich zu schaffen — und aus ist es — aber der! Solch ein kokettes, herztoses Mädel! Na, das stimmt aber eigentlich nicht — sie ist doch ein süßes Geschöpf — und eben weil sie das ist, hätte sie nicht diesen . . . Jetzt hol der da oben womöglich auch solch eine schöne Anzeige in der Hand! Wird ihm ungehener erfreulich sein! Konnte dieser Maler sammt seiner Berühmtheit nicht sitzen bleiben, wo er gesessen hatte? Dann säß' ich jetzt oben bei meinem Regi und brante uns ein feines Böwlchen und freute mich auf den Augenblick, wo ich der schönen Annie den innigen Vetterkuß auf das reizende Mäulchen drücken könnte! Ja Profit! Jetzt kann ich mir den eigenen Mund wischen und zusehen, wie der Professor sie küßt! Ich will aber nicht zusehen — nein, ich thu' es nicht! Daß diese Lunge Thekla so etwas wie diese Verlobung zulassen konnte! Die hat es doch mit halbem Auge gesehen, wie es um Reginald stand — aber in Liebesgeschichten taugt kein einziges Frauenzimmer was — kein einziges, und wenn es noch so klug und so alt ist! Meine eigene Verlobungsidee ist mir förmlich verleidet! Wenn eine Annie Gerold so ist — was läßt sich dann von einer Hedwig Rainer erwarten? — Parsifal wird nicht übel wetten — die Fliche möcht' ich hören — er kann ein ganzes Lexikon voll davon herausgeben. Na — Gott gnade seiner Schwadron! Aber mein armer Regi, wie er die Neuwahsn auf- und ablänft! Die Zimmergymnastik wird ihm wenig helfen. Ob ich zu ihm hinaufgehe? Wenn er wenigstens Stat spielen könnte und wir hätten den dritten Mann“ — — —

Dies war der Gedankengang des Lieutenants von Conventius anläßlich der Verlobung Annie Geroldś mit Delmont. — — —

Sie machte viel von sich reden, diese Verlobung, denn in allen Schichten der Bevölkerung von F . . . . interessirte man sich für die schöne Annie Gerold. Man hatte allgemein geglaubt, sie würde irgend einen Offizier heirathen, sie schien dazu wie geschaffen. Ihre Verlobung mit Professor Delmont schlug unerwartet wie eine Bombe in zahlreiche ahnungslose Gemüther und verursachte viele Familien auf längere Zeit hinaus mit Gesprächsstoff. Merkwürdig war es nur, daß, so allgemein beliebt auch Annie war, sich doch niemand so recht herzlich über ihre Verlobung zu freuen vermochte. Man war erstaunt, bestemdet, aber hieß es: „Nein, aber diese Ueberraschung!“ — oder: „Wer hätte das gedacht!“ — nirgends aber sagte man: „Das freut mich recht von Herzen — das giebt ein glückliches Paar!“

Das kam nun wohl daher, weil die wenigsten Bekannten Delmont kannten. Er hatte fast gar keine Besuche gemacht, nur einigen Familien nur Karten abgegeben zu einer Zeit, da man gehen gewesen eins wetten konnte, die Betreffenden nicht daheim zu finden. Und die wenigen Leute, die ihn bei einem kurzen Besuch gesprochen hatten, wußten entweder nicht, was sie aus ihm machen sollten, oder er war ihnen gar unheimlich. Seine Manieren ließen nichts zu wünschen übrig, sie waren die eines Mannes der großen Welt — wenn nur seine Augen nicht so wilde und unfreund geblickt hätten, wenn nur durch seine Worte nicht immer wieder diese grenzenlose Gleichgültigkeit gegen alles, was das Publikum sagt und denkt, sichtbar geworden wäre. Delmont erschien im Gespräch entweder matt und theilnahmlos oder heroisch und spöttisch — dies trug ihm den Ruf der Anmaßung und Unliebenswürdigkeit ein, und jedermann wunderte sich, wie die verwöhnte, gefeierte Annie Gerold einen so ungenießbaren Sonderling nehmen konnte, und bedauerte im voraus das Los, welches das reizende Wesen an der Seite dieses Mannes haben würde.

Die Leute vergaßen, daß stellen einem Menschen so wenig Gelegenheit zum Menschenstudium gegeben wird als einem berühmten Künstler — wohlverstanden, einem solchen, dem die „Berühmtheit“ nicht gleichsam in die Wiege gelegt worden ist, sondern der sich dieselbe mühsam Zoll für Zoll selbst erobert hat. Fällt nun solche Menschenkenntniß auf den Boden eines Herzens, in früher Jugend verbitterten und zum Mißtrauen genetzten Herzens, das nie glückliche Illusionen gekannt hat, dann kann von einer harmonischen Charakterentwicklung keine Rede mehr sein. Schmeichelei, Neid, Verleumdung — Dinge, die der Künstler ebenso als jeder andere auf seinem Lebenswege findet! — lehren ihn die Menschen geringschätzen, die niedrige Kriecherei derer, die für den bloßen Erfolg dungen, widerl ihn an, er sucht seine Freude nur in seiner Kunst, weil er daran verzweifelt, ihnen jemals in wirklichen Leben zu begegnen. Der Lorbeer schmeckt bitter — bis ist eine alte Erfahrung!

Von Delmonts Vorleben ahnte niemand etwas; als er nach F. kam, hatte man sich bemüht, Biographien des Künstlers in den bekannten Tagesblättern aufzutreiben — allein vergeblich. Man erfuhr durch die Redakteure, Professor Delmont verbitte sich allen derartigen Aufforderungen gegenüber durchaus ablehnend; er habe das Jahr seiner Geburt und die Stadt angegeben, in welcher er das Licht der Welt erblickt habe — Punkt. Hier habe er bis zum vierten Jahre gelebt, sein Vater sei ein unbemittelter Kaufmann gewesen, der es bald hier, bald dort habe versuchen müssen — die Familie habe nacheinander in verschiedenen Städten gelebt . . . was denn noch weiter zu sagen sei? In München, Paris und Rom habe er bei den und den großen Meistern studiert, dann sei er fast beständig auf weiten Reisen gewesen. Dringend ersucht, über seine innere Entwicklung als Künstler zu berichten, da die Welt, die von Bewunderung für seine bedeutenden Werke erfüllt sei, gewissermaßen ein Anrecht darauf habe, sei er diesem Ansinnen mit seiner ganzen Schroffheit entgegengetreten: das habe er nicht nöthig, dazu könne ihn kein Mensch zwingen, er sei kein Schriftsteller von Beruf und als solcher verpflichtet, Rechenschaft über sich abzulegen, man möge ihn in Ruhe lassen. Wer sich für seine innere Entwicklung interessire, der solle seine Bilder ansehen, in ihnen sei sie enthalten — wer daraus nicht klug werde, dem könne er nicht helfen!

Dies also war alles, was man von ihm wußte! Seine rührende, reizende Kindergeschichte, seine anekdotenhafte Jugend-Episode — kein reicher Gönner — keine ideale Mutter — kein poetischer Liebeshandel — nichts! Die Menschen wußten sich in der That damit begnügen, seine Bilder anzusehen, soweit denen ihnen zugänglich war — sie waren alle, trotz ihrer großartigen Einfachheit, oder vielleicht eben wegen derselben, von tief ergreifender Wirkung, diesem Eindruck vermochte sich keine Seele zu entziehen — aber was ein meisterhaft ausgeführtes Frauenporträt, ein Sonnenaufgang am Ganges, ein Hindumädchen mit seinem Kinde, eine prachtvoll lebendige Straßenscene in Bombay oder Kairo von dem inneren Leben des Künstlers zu thun haben sollte — das fragten sich die Leute umsonst. —

Auch im Gerold'schen Hause jubelte man nicht über diese Verlobung. Was hatte man sich früher für Gedanken darüber gemacht, wen „das Vögelchen“ sich zum Gatten aussuchen würde! Wie er aussehen — was er sein — wie er sein würde — wie alles kommen müßte — und wie wundervoll es sein sollte, wieder einmal einen „Herrn“ ins Haus zu bekommen — natürlich einen so gütigen, liebevollen und klugen, wie des Vögelchens Vater gewesen war — und wie sie dann alle zusammen die Kleine bewohnen und lieben und untereinander so recht, recht glücklich sein wollten!

So hatten Agathe und Lamprecht, die ja fast schon zur Familie zählten, gedacht — und ähnlich hatte auch Thekla empfunden . . . nun war alles gekommen, rasch und unerwartet — aber so ganz anders! Gegen den Bräutigam und seine Stellung und sein Aussehen war nichts einzuwenden — er war ja ein stattlicher, vornehmer Mann, ein berühmter Künstler, der sich schon ein schönes Vermögen erworben hatte und soviel Geld verdienen konnte, wie er nur wollte — aber von einer Zusammengehörigkeit, wie man sie bei Gerolds geträumt, von einem schönen, vertraulichen Verkehr war keine Rede . . . das ließ sich jetzt schon sagen, obgleich die Brautschaft eben erst angefangen hatte.

Nicht daß Professor Delmont unliebenswürdig gewesen wäre oder es an Höflichkeit hätte fehlen lassen! Er küßte beim Kommen und Gehen regelmäßig Thekla Gerolds Hand, versäumte nie, nach ihrem Befinden zu fragen, schob ihren Rollstuhl, wohin sie ihn zu haben wünschte, und brachte ihr eine herrliche große Photographie seines Gemäldes „Der Engel des Herrn“ — ein Geschenk, das seinen Eindruck nicht verfehlte. Thekla wurde nicht müde, das schöne Gesicht mit dem innervollen Blick, der alles umfaßte und alles verzieh, anzusehen — es war auch jetzt noch von ergreifender Wirkung, trotzdem der Zauber der Farbe fehlte. Ein Verhältniß aber wie zwischen Bruder und Schwester — und so hatte Thekla mit dem einstigen Gatten ihres „Kindes“ zu verkehren gehofft! — wollte sich nicht anbahnen und — das fühlte sie deutlich — würde sich auch nie gestalten, selbst wenn Jahre darüber hingingen. Für Agathe vollends und deren schüchterne Annäherungsversuche, ihre kleinen Erzählungen von ihrer verstorbenen Herrin und wie ähnlich ihr das Vögelchen sehe, und wie sie — Agathe — beide „Kinder“, ihre Elsinore und ihre Annie, auf dem Arm getragen und gewartet — für all das hatte der Bräutigam nur ein zerstreutes Lächeln oder ein kurz abfertigendes Wort, er beachtete auch den alten Lamprecht so gut wie gar nicht, der doch als ehemaliges Reitpferd und geduldiger Spielkamerad des Kindes ebenfalls Anspruch auf einige Rücksicht zu haben glaubte.

Für Delmont gab es nur ein einziges Wesen auf der ganzen Welt — Annie! Es gab nur ein Gefühl für ihn — seine Liebe zu ihr! In ihr ging er auf, in ihr lebte er, jedes fremde Element, sollte es auch früher noch so unkenntbar zu seiner Geliebten gehört haben, war ihm störend. Sie für ihn und er für sie — alles andere konnte fortbleiben; so faßte er die Lage auf und danach benahm er sich. Annie kannte es jetzt schon ganz genau, das unwillige Stirnrunzeln, sobald die Thür sich öffnete und jemand kam, mochte es auch Thekla, mochte es auch Hedwig Weyland oder sonst eine liebe, nahestehende Persönlichkeit sein! Ihm war sie nicht lieb, ihm stand sie nicht nahe, er wollte seine Braut für sich allein haben — mochten doch die Leute bleiben, wo es ihnen gefiel! Seine Stimme, sein Blick, sein Benehmen, alles war wie verwandelt, sobald ein dritter sich zu ihm und Annie gesellte, und wenn sie ihn schüchtern bat: „Sei doch gut, Karl — mir zuliebe!“ dann küßte er leidenschaftlich ihre Hände und murmelte: „Ich kann nicht — ich kann nicht! Sie sollen Dich mir lassen — mir ganz allein! Sie haben ja viele andere noch . . . ich habe nichts als Dich allein!“ —

Ein außerordentlicher Bräutigam war er freilich! In der Frühe schon erschienen die köstlichsten Blumen, von ihm selbst geordnet, als Morgengruß, Rosen von einer Farbenpracht und Schönheit, wie selbst Annie, das verwöhnte Prinzesschen, sie noch nicht gesehen hatte. Die prachtvollsten Dinge, die er auf seinen Reisen eingekauft hatte, sandte er ihr — schwere Seidenstoffe mit Gold durchwebt, feine indische Shawls, kostbare Fächer, Trinkgläser, Tischdecken, wertvollen Schmuck, ganze Stöße der schönsten Ansichten und Bilder — — — es sah wie in einem Bazar bei Annie aus, und die Freundinnen kamen oft mit lachenden Gesichtern, sich die „Ausstellung“ anzusehen, um die sie die Besitzerin heimlich doch ein klein wenig beneideten. Sie kamen aber nur, wenn der Verlobte nicht da war, vor dem sie insgesamt eine gewisse Scheu empfanden; er war so ernst, so steif und förmlich, so ganz anders, als man sich Annie Gerolds dereinstigen „Schatz“ vorgestellt hatte! Aber freilich — er überschüttete sie mit Geschenken, hatte ihr Diamanten verehrt, wie sie nur Millionärinnen zu tragen pflegten . . . da mußte man doch annehmen, daß er sie liebte, daß er auch, wenn er sie allein hatte, zärtlich mit ihr war!

Ob er sie liebte! Ob er zärtlich mit ihr war! — In Annies Seele stritten sich Schmerz und Stolz um die Herrschaft miteinander, wenn sie sich immer wieder sagte: „Keiner kennt ihn, wie ich ihn kenne! Von seinem wahren Wesen weiß nur ich ganz allein zu sagen!“

Schmerz, weil es ihr weh that, ihn so verkannt zu sehen, in den Blicken, in den Mienen ihrer Umgebung zu lesen, daß man ihn für empfindungsarm und unzugänglich hielt — Schmerz, weil er es nicht verstand oder nicht verstehen wollte, sich auch nur einen einzigen der ihr lieben und nahestehenden Menschen zu gewinnen — und wiederum war sie stolz darauf, daß dieser Mann ihr alleiniges Besitzthum war, daß er sich ihr so ganz, rückhaltlos, so ganz hingab — daß für andere nichts weiter übrig blieb. —

Brautzeit — du seilge Zeit! Wenn Annie Gerold an ihrem Fenster saß, dann fühlte sie es genau, wenn er kam, wußte es gewiß, noch ehe sie einen Schatten von ihm sah! Mit verzagendem Herzschlag, mit stockendem Athem, wie gelähmt vor Glück saß sie da, die Hände im Schoß, bis sie die Kraft gewann, sich vorzubeugen, hinauszusehen, einen Gruß zu nicken und dann ihm entgegenzustürmen und den Geliebten in die Arme zu fliegen, der sie ungestüm an sich preßte, als habe er sie wochenlang entbehrt, und ihr abgebrochene Laute der Liebe, der Sehnsucht, des Entzückens ins Ohr flüsterte. —

Oft aber, oft, selbst wenn sie das ersehnte Alleinsein mit einander genossen, mitten in seine leidenschaftlichen Liebkosungen hinein, fiel ein Wort — ein Blick — eine Geberde, die sie heimlich erstaunen ließ . . . staunen ließ wie damals, als er ihr an jenem herrlichen Maitage im Park von Heinrichslust gestanden hatte, er habe auf alles Glück verzichtet, er besitze kein Recht darauf, und nun habe er sich selber sein Wort gebrochen. Damals, im Rausch und Taumel des ersten überwältigenden Glückssturmes, hatte Annie sich innerlich flüchtig darüber verwundert und sich gefragt, was das wohl zu bedeuten habe — dann hatte sie nicht mehr daran gedacht und würde es vielleicht vergessen haben, wenn nicht er selber dafür gesorgt hätte, daß sie dies nicht konnte.

Wieder, immer wieder dieser gequälte, sich selbst anklagende Blick zu dem Ausruf: „Ich verdiene Dich nicht! — Ich stehle mir mein Glück! — Ich habe kein Recht auf Deine Liebe!“ — Diese Demuth des stolzen Mannes hätte Annie beglücken können, wenn sie gesehen haben würde, daß er selber darin glücklich sei — aber das sah sie nicht! Ein Schatten war da und verschwand und kam wieder, und Annie war viel zu klug und liebte den Mann ihrer Wahl viel zu tief, um sich nicht darüber klar zu werden, daß es wohl in ihrer Macht stand, diesen Schatten für den Augenblick durch ihr Lachen, ihre Rede, den ganzen Zauber ihres Wesens, das so mächtig auf ihn wirkte, zu verscheuchen — nicht aber, ihn für immer zu bannen. Kleinliche weibliche Neugier lag ihr ganz fern, und hier, wo sie mit ihrem ganzen Herzen liebte und vertraute, zu fragen, widerstrebte ihr durchaus, wie sie bereits ihrer Schwester Thekla gestanden hatte. „Wenn er es für gut befindet, wird er es mir freiwillig sagen, was ihn quält!“ dachte sie bei sich.

Aber er sagte es ihr nicht. —

Ein lauer, feuchtwarmer Juninachmittag war's, es drohte stark mit Regen, und so konnte das Brautpaar keinen Spaziergang unternehmen. Delmont war das angenehm; er liebte es nicht, sich „dem Volke zu zeigen“, geistlose Bemerkungen, verstohlene Blicke anzusangen und sich von hundert Augen begaffen zu sehen, wenn er mit der schönen Braut am Arm einherging. In Heinrichslust gab es allerdings versteckte Plätze, einsame Pfade genug, und beide liebten den Park jetzt doppelt, seit sie in ihm ihr Verlöbniß gefeiert . . . aber bis dort hinaus war es ein weiter Weg.

So wandelten sie denn im Gerokdichen Garten langsam auf und nieder. Die Obstbäume hatten abgeblüht, aber der Flieder hing in schweren lila und weißen Trauben nieder — süßduftende Marechal Niel-Rosen und herrliche Malmaisons hatten die lieblichen Kelche aufgeschlossen, und die Beete waren besäet mit den ersten Blumen des Frühsommers.

Schwer hing der Blumenduft in den stillen Lüften. Am Himmel stand ein Gewitter — die Vögel flogen unstät vorüber, die Wiechen hatten aufgehört zu summen. Da und dort taumelte noch ein verspäteter Schmetterling unter das niedere Gesträuch, und in langen Zwischenräumen schluchzte eine Nachtigall ihr sehnsüchtiges Lied in den vergehenden Lenz hinaus. Von der nahen Lukaskirche tönte regelmäßig feierliches Glockengeläut — eine Sterbeglocke war's. Ein vereinzelter Sonnenstrahl blinzelte noch einmal grell, wie jählings aus dem Schlaf aufgeschreckt, vom umdunkelten Himmel herab, aber alsbald zogen schwere Wolken drüber weg und erstickten ihn.

Annie war es ein wenig beklommen zu Muthe, obschon sie das Gewitter nicht fürchtete. „Wenn's nur schon vorüber wäre!“ dachte sie, machte sich von Delmonts Arm los, hob sich auf die Fußspitzen empor und tangte mit ausgestreckten Händen nach einer besonders schönen, frisch aufgebrochenen weißen Fliedertraube, die sie für Thekla mit hereinnehmen wollte.

„Bitte, Liebstes, bleib' so, wenn Dich's nicht zu sehr ermüdet — nur für wenige Minuten, ich bitte Dich!“ rief Delmont hastig und dringend, während er rasch sein kleines Skizzenbuch aus der Brusttasche riß.

Das junge Mädchen gehorchte lächelnd. Sie war es schon gewöhnt, daß ihr Verlobter unplötzlich, unvermittelt irgend eine Stellung, einen Ausdruck, eine Gebärde von ihr auf dem Papier festzuhalten wünschte, und er besaß mindestens schon ein Dutzend dieser hastigen, flüchtigen Bildchen von ihr, in fliegender Eile mit dem Stift hingeworfen, oft nur mit einigen Strichen, die er dann später daheim in Muße sorgsam auszuführen pflegte.

„Diese Schönheit ist meine Verzweiflung!“ hatte er zuweilen ausgerufen. „Ich kann mich nicht in Ruhe ihrer erfreuen — immer tritt der Künstler zwischen mich und mein Gefühl und verlangt gebieterisch sein Recht. Meine Augen können sich nicht satt trinken an dieser ungekünstelten Grazie, dem holdseligen Umriß der ganzen Gestalt, dem Spiel der marmorschönen Hände. Ach, und der Augenaufschlag — das köstliche Lächeln — das Abwenden des Köpfchens — jede Bewegung, so, gerade so des Meisels, des Pinsels würdig — es ist zum Entzücken und zum Verzweifeln!“

Und Annie lachte dann und freute sich ihrer jungen Schönheit, aber es war eine unbefangene und eine selbstlose Freude; es war ihr lieb, daß er sie so schön fand.

Auch jetzt stand sie geduldig still, die zart gerundeten Arme hoch erhoben, die Last des überreich blühenden Zweiges zu sich niederziehend. Sie trug ein Kleid von gelblich weißem Batist, reich mit Stickereien verziert, und keinen Schmuck weiter als ein paar von den wundervollen weißen und rothen Rosen, die ihr Verlobter ihr heute früh geschickt hatte.

„Armes, süßes Lieb! Wie anspruchsvoll ich bin! Noch einen Augenblick — ich bereite mich schon! Weißt Du, ich fürchte, ich werde in Zukunft zu den Malern gehören, die nicht umhin können, auf jedem neuen Bilde ihre Frau anzubringen!“

„O Narr! Denk' doch einmal an Deine ‚rastende Karawane‘, die Du jetzt fertig mast — und nuter all den Arabern ich mitten darunter!“

„Es sind ja auch Europäer dabei! Aber freilich, nein, auf dem Bilde ginge es nicht an! Die Figuren sind in zu kleinem Maßstab angelegt — wer bekäme da einen Begriff von Deinem liebreizenden Gesicht, von allem, was —“

„Du hörst jetzt gleich auf, mir Komplimente zu sagen, oder ich lasse den Fliederzweig los!“

„Uns Himmels willen, nein! Aber Komplimente? Ich — und Komplimente! Das Wort nimmst Du zurück!“

„Und wenn nicht?“

„Dann setzt es eine fürchterliche Strafe. Hörst Du den Donner in der Ferne?“

„Ich höre ihn!“

„Fertig! So! Mein süßes, engelsgutes, geduldiges Herz! Wie Du mir stillgehalten hast! Bist Du sehr müde? Komm zu mir — so — und nun schilt mich! Schilt mich tüchtig aus!“

Er hatte sie an sich gezogen und küßte sie wieder und wieder. Sie sah mit schelmischen Augen zu ihm auf, befreite sich endlich aus seinen Armen, fuhr ihm mit der weißen Fliedertraube neckisch über die Augen und rief lachend:

„Ich soll schelten, und Du lässest mich nicht einmal zu Wort kommen! Uebrigens weiß ich gar nicht, warum ich mit Dir so geduldig bin — das ist sonst keineswegs meine Stärke. Thekla wirft mir manchmal vor, daß ich keine rechte Stätigkeit in mir habe. Jetzt zeig' einmal die Skizze her!“

„Aber, mein Herz, es sind ja nur ein paar Striche!“

„Du zeigst die Skizze her! Ich will sie sehen, Deine paar Striche!“

Sie wußte, wie sehr er diesen scheinbaren kleinen Trotz an ihr liebte.

„Nun denn — da — Du kleiner Eigensinn! Zufrieden — wie?“

„Ach, wie hübsch!“ rief sie naiv. Und hübsch war's auch, das kleine, rasch hingestrichelte Bildchen der anmuthigen Gestalt, des reizenden Profils und der nickenden Fliederbüsche.

„Das Gewitter zieht näher — komm, Liebster, wir müssen hinein!“

Er that, als hörte er nicht, und drückte seine Lippen auf ihre sammetweichen Handflächen; vereinzelte Regentropfen begannen zu fallen. — Aus dem „Nutzgang“, so genannt, weil die hohe und kraftvoll emporstrebenden Haselnußsträuben sich oben zu einem Dach verschlangen, kam der alte Lamprecht mit einer riesigen Gartenschere, die große derbe Schürze mit abgeschnittenen Strauchzeug angefüllt; der alte Mann blieb neben dem Brautpaar stehen und zeigte mit der Gartenschere nach dem Himmel.

„'s giebt gleich was Ordentliches! Vögelchen sollte man laufen, daß es hineinkommt!“

Annie nickte rin zerstreutes „ja, ja“, und Delmont hörte überhaupt nicht — er war gerade damit beschäftigt, Annie ein paar Narzissen ins Haar zu stecken. Der Alte blieb noch ein Weilchen stehen und besah sich das Paar, dann, da die Regentropfen immer dichter auf seinen kahlen Scheitel herabfielen, lief er kopfschüttelnd davon.

Drinnen im Gartenzimmer — dasselbe hatte zwischen den beiden Fenstern eine Flügelthür mit bunten Glasscheiben, die im Sommer gewöhnlich offen stand und mit drei Stufen in den Garten führte — sah Thekla und wollte eigentlich Feuerbach studieren. Aber das konnte sie nicht, denn erstens fing es an, im Zimmer finster zu werden, so daß das Lesen ihr die Augen angriff, und zweitens war sie mit ihren Gedanken nicht bei den Feuerbachschen Lehrsätzen, sondern bei dem Brautpaar, das sie von ihrem Platz aus beobachten konnte.

„Davon hat er natürlich keine Ahnung!“ dachte sie. „Er würde sonst nicht so zärtlich mit Annie sein — in meiner Gegenwart küßt er ihr ja kaum einmal die Hand — sonderbarer Heiliger, der er ist! Nun hat er sie wieder einmal gezeichnet — und werth ist sie es freilich — mein schönes, süßes, geliebtes Kleinod! Himmel, wenn er sie nur glücklich macht — ich will ja gern in den Hintergrund treten und gar nichts mehr von ihr haben . . . Gern? Und gar nichts mehr von ihr haben? Ist ist nun geradezu gelogen — und ich will ein Philosophengesicht sein! Ich hänge ja mit meinem ganzen Herzen an diesem Kinde — ich weiß einfach nicht, wie ich ohne dasselbe leben soll! Das macht, sie hat mich verwöhnt — immer war sie um mich — für Auge, Herz und Geist die richtige Erfrischung! Und sie würde auch weiter mein Kind bleiben, wenn auch erst in zweiter Linie, sie hat mir's ja gesagt: wer so glücklich sei wie sie, habe doppelte Liebe und Zärtlichkeit für seine Nächsten und Theuersten im Herzen; ich glaube es ihr auch, sie ist so köstlich wahr — aber er, er! Er leidet es ja nicht, daß sie andern, denen sie dahin ganz gehörte, auch nur ein Atmosen von dem Reichthum spendet, den er besitzt . . . ganz und gar will er sie für sich haben, mit jedem Gefühl, jedem Gedanken — ein rechter, echter, selbstsüchtiger Mann! O mein Vögelchen — mein Liebling! Wie sie spät abends, wenn er fort ist, noch zu mir hereinschlüpft und durch doppelte Zärtlichkeit alles wieder gutzumachen strebt, was sie tagüber versäumen mußte! Sie liebt ihn ja — wunderbarerweise! — und ist für jetzt sehr glücklich! Aber wird das Glück Dauer haben, wenn er das freie, lustige Vögelchen so ganz in den Käfig sperrt, wenn es immer nur für ihn da sein muß und

für niemand sonst? Und neulich sprach er gar von Fortziehen, so ganz beiläufig nur, als wär' es das selbstverständlichste Ding von der Welt . . . ich glaube, mein Herzschlag setzte aus vor Schreck! Ich bin ja hilflos, bin gelähmt, kann nicht fort von hier! Alles, alles könnte ich ertragen — nur die Trennung nicht! Wie grausam wäre das! Er müßte es doch bedenken, daß mir das Herz in Stücke gehen müßte — das Herz, an dem ich mein Goldkind hielt, als es seinen ersten Schrei that! Aber freilich, was fragt er nach mir!" —

Um Thekkas Lippen zuckte es bitter, und mit finstern Augen starrte sie in den rasch sich verdunkelnden Garten hinaus.

„Wissen möchte ich nur," dachte sie weiter, „ob er wohl unserem Vater gefiele, ob der mit Annies Wahl zufrieden wäre! Freilich, in den Weg hätte er ihr nichts gelegt, sie hätte volle Freiheit behalten! Aber ich denke immer, nach seinem Herzen wäre dieser Mann nicht gewesen. Oft starrt er so weltvergessen vor sich nieder, als sähe er etwas Schreckliches — und sieht er Annie, wenn er sich unbeobachtet glaubt, nicht zuweilen an, als wollte er ihr etwas sagen — etwas eingestehen — und fände nicht den Muth dazu? — Das aber mag Einbildung von mir sein, weil — weil — ich ihn nun einmal nicht mag! Ja, ja, das ist die Wahrheit, und die gesteh' dir nur ganz ehrlich, meine Seele! So traurig es ist — für so geradezu unmöglich ich es früher gehalten hätte: ich mag den Verlobten meiner Annie nicht — durchaus nicht! . . . Und da fängt es nun in allem Ernst an zu regnen, und er bringt sie mir nicht herein, läßt sie draußen im Regen stehen! Sie standen doch eben noch dort — jetzt sind sie nicht mehr zu sehen; wo ist er mit ihr geblieben? Das ist doch unverantwortlich!"

Und Thekla ergriff den rechts neben ihr hängenden Klingelzug und lautete Sturm.

Agathe, die athemlos, mit schiefgerückter Haube, aus ihrem Stübchen herbeieilte, und Lamprecht mit seiner Schürze voll Grünzeug und der langen Schere erschienen gleichzeitig in dem Gartenzimmer.

„Lamprecht, wo in aller Welt bleibt das Brautpaar? Es regnet ja, was es kann!" rief Thekla ihm zu.

„Ha, Fräulein Thea, das kommt noch ganz anders — es wird gleich platzregnen, und 'n Stück drei, vier Gewitter stehen parat am Himmel, ich hab' sie gezählt, immer eins hinter'm andern! Ich mein' man hier die Glasthür hübsch zumachen, sonst kriegen wir den ganzen Himmelssegen auf das Parkett — und den Rollstuhl schieben wir auch beiseite!"

„Aber Alter, nun red' nicht!" rief seine Frau ärgerlich. „Unser Vögelchen! So red' doch 'mal! Das kann doch nicht im Guß draußen bleiben!"

„Ja, was das Vögelchen ist" — Lamprecht schloß sorgsam die Thür und rollte Thetlas Sessel vor das rechtsgelegene Fenster — „hab' ich ihm nicht gesagt, daß es regnete, — und konnte es das nicht auch sehr gut fühlen, wenn es bloß gewollt hätte? Aber du liebe Zeit! Läßt sich Narzissen in die Haare stecken und sieht mich an, ganz abwesend und verschmachtet, und sagt ‚ja, ja' — und er sagt nichts — und sie reliviren sich beide in den Anzug hinein. Die" — hier that Lamprecht so, als sei er der erste Verkündiger einer Thatsache, auf die vor ihm noch nie ein Mensch gekommen war — „die sind verliebt — das sag' ich! — Und da kommen sie getanzen, was sie nur immer können!"

Er riß die Glasthür sperrangelweit auf und komplimentirte das Brautpaar mit sehr vorwurfsvollen Blicken herein.

Annie lachte ausgelassen wie ein Kind und schüttelte das Köpfchen, daß die hellen Tropfen aus ihrem Haar umhersprühten, und rüttelte ihr Kleid zurecht, warf Thekla den feuchten Fliedersweig in den Schoß und nestelte ihren Rosenstrauß, der sich von ihrer Brust losgelöst hatte, von neuem fest. Detmont stand daneben und fühlte besorgt ihre Hände und Kleider an und sah mit zürnenden Augen auf die alte Agathe, die ihrem Bedauern sehr wortreich Ausdruck lieh und sich, als ehemalige Bonne, auch für berechtigt hielt, die kleine wegen ihrer „Unvernunft" ein wenig auszuschelten. Annie streichelte ihr die runzlige Wange und wollte ihr zur Versöhnung das Bildchen zeigen, welches ihr Bräutigam soeben im Garten von ihr gemacht hatte; aber Detmont sagte frostig: „Wozu? Solche Bildchen sind nur für Dich bestimmt, das weißt Du ja!" und gekränkt verstummte die redselige Alte, faßte Lamprecht beim Arm und sagte halblaut: „Komm' — wir sind hier zwiel. Die Zeit ist gewesen, wo wir hier mitreden durften und der selige Herr mich seine alte Freundin nannte!"

(Fortsetzung folgt.)

Großes Reinmachen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Humoreske von Hans Arnold.

In Freund von mir, der sich — ob mit oder ohne Grund, bleibe dahingestellt! — für einen Pechvogel erster Güte zu halten geneigt ist, erzählte mir einmal, er arbeite im Hinblick auf eben dieses Pech ein neues philosophisches System aus, „die Philosophie des Selbstverständlichen" mit dem Motto „natürlich!"

An Beispielen zu dieser Philosophie fehlt es nun freilich nicht, und jeder wird schon Zeiten — im besten Fall Tage gehabt haben, wo ihm alles quer ging, und wo von dem erfreulichen Augenblick an, als die gefüllte Kaffeetasse beim ersten Frühstück zutraulich in den Schoß ihres Besitzers hüpfte, bis zu dem nicht minder angenehmen Augenblick, wo derselbe Besitzer abends beim Schlafengehen mit dem Bett einbrach, er den ganzen Tag über geneigt war, alles Widerwärtige für selbstverständlich zu erachten und bei jedem neuen Mißgeschick höhnisch zu sagen: „natürlich!"

Ein solcher Tag pflegt mit Vorliebe dann anzubrechen, wenn große, wirthschaftliche Veranstaltungen und außergewöhnliche Vorkommnisse es gerade besonders wünschenswerth machen, daß sich alles glatt abwickelt.

Nie kocht die Köchin schlechter, als wenn der verwöhnte Freund des Hausherrn den bekannten „Löffel Suppe" mitißt — nie sind die Kinder ungezogener, als wenn sich die einflußreiche Pathe einstellt, und nie ist mangelhafter Staub gewischt, als wenn die Anverwandte mit dem Falkenblick für derartige kleine Ungehörigkeiten ihr Haupt zur Thür hereinsteckt — natürlich!

Ein solcher fataler Tag drohte allem Anschein nach dem Hause des pensionirten Oberstlieutenants Solten anzubrechen. Das „große Reinmachen", schon bei normalem Verlauf ein abgesagter Feind des häuslichen Friedens, war auf diesen Freitag angesetzt, der schon als „Freitag an sich" in abergläubischen Gemüthern ein unangenehmes Vorgefühl erregte.

Der Hausherr hatte von dem Angenblick an, als seine Augen sich dem Licht des Tages öffneten, bereits jene Laune an den Tag gelegt, deren Wirkung auf die Umgebung sich am besten durch die Worte kennzeichnen läßt:

„Und des Donners Wolken hangen schwer herab auf Ilion."

Ein Mann, der nichts mehr zu thun hat, ist ja leicht geneigt, sich Beschäftigung zu suchen, und wenn er einmal gar nichts anderes zu besorgen vorfindet, so wettert er eben auf Frau und Kinder — nur der gesunden Bewegung halber!

Mehrere Tage war der Gebieter des Hauses sehr unbehaglich untergebracht gewesen, und alle hatten die Wiege der kleinsten Tochter des Hauses gesegnet, da man diesem Möbel den erwähnten augenehmen Umstand verdankte. Diese Wiege erfreute sich nämlich eines hohen Gitters aus Eisenstäben, die soweit auseinander standen, daß ein mäßig beleibtes Kind beständig von der Sucht ergriffen werden mußte, zwischen diesen Stäben durchzukriechen;

immer wieder mußte die jugendliche Weltbürgerin von irgend einem gerade unbeschäftigten Angehörigen zurückgestopft werden, erheischte also eine fortwährende Aufsicht.

Der Vater hatte sich nun vor zwei Tagen ein netzartiges Drahtgeflecht meterweise aus der Eisenhandlung geholt und das Bettgitter äußerst kunstgerecht durchflechten, eine Leistung, die, wie er mit Stolz ausrechnete, dem Familienvermögen mindestens fünf Mark erhalten hatte.

Daß dieser diktatorische Eingriff in die Immungsrechte des Handwerks einen kleinen Fehler hatte, indem an den beiden sich treffenden Enden des Drahtgeflechts lauter kleine Dornen und Enden herausspießen und sich jeder, der einmal ohne besondere Aufmerksamkeit an dem Bettchen vorbeiging, handgroße Löcher in die Kleider riß — daß daher die Ersparnis auf der einen Seite eine Mehrausgabe von mindestens zwanzig Mark auf der andern bedingte, hielt der Vater für eine Erfindung weiblicher Bosheit und glaubte es einfach nicht.

An dem erwähnten Morgen nun hatte die Hausfrau sich gleich nach dem Aufstehen liebevoll über die Wiege der Kleinsten gebeugt, und beim Zurückkehren — ritz — ratz — riß sie sich ein rechtwinkliges Dreieck von so mathematischer Genauigkeit in den Morgenrock, wie es ihr Sohn, der Tertianer, in seiner Geometrie fast noch nie so schön und regelrecht gezeichnet hatte.

Stürmisch erwartete die gereizte Mutter ihren noch schlafenden Gatten und verlangte von ihm, als er noch kaum die Augen offen hatte, Mitgefühl und Reue über diesen neuesten Erfolg seiner Bastelleidenschaft. Ein lebhaftes Wortgefecht eröffnete den Morgen, und verstimmt begab man sich zum Frühstück.

Die größeren Kinder des Hauses waren bereits versammelt. Liesbeth, ein bildhübsches Backfischchen von fünfzehn Jahren, deren tiefblaue Augen unter dichten, schwarzen Wimpern sehr schelmisch hervorsahen, schien durch die ersichtliche üble Laune ihrer elterlichen Vorgesetzten nicht besonders benunruhigt zu sein. Sie wußte, daß sie bei solchen Anlässen als der Liebling des Vaters immer am besten wegkam, und hatte außerdem ein so glückliches Temperament, daß sie jeweilige Schelte schnell und sorglos abschüttelte und wieder so lustig war wie vorher. Das kleinste Kind schlief noch ahnungslos in der nennumschlossenen Wiege, die den ersten Grund zu der düstern Stimmung des Morgens gegeben hatte, und schon glaubte der Hausherr, daß das Frühstück wider Erwarten ohne besonderen Aerger vorübergehen werde.

Denn auch die beiden Jungens der Familie verhielten sich heute ziemlich ruhig. Der dicke Franz war vermöge seines grenzenlosen Phlegmas, das ihm den wenig schmeichelhaften Kosenamen „Pfund Wurst“ eingetragen hatte, nie sehr lärmend und, wenn er etwas zu essen und zu trinken hatte, so anscheinlich mit Leib und Seele dabei beschäftigt, daß er für Extravaganzen seine freie Minute fand.

Der dreizehnjährige Ernst fühlte daher die schwerwiegende moralische Verpflichtung, den täglichen Bedarf an Dummheiten für den Bruder mit zu besorgen, und kam dieser Empfindung aufs gewissenhafteste nach. Immer trug er das Bewußtsein irgend einer verborgenen Schandthat im Busen, die jeden Augenblick „herauskommen“ konnte!

Da Ernst seine eigenen Sachen beständig verlor, verlegte und zerbrach, so entnahm er mit einer Genialität, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, alles Fehlende, oder vielmehr Ersatz dafür, wo er es eben konnte, und trug zum Beispiel heute — dem Vater zum Glück verborgen! — einen Bauer aus des Hausherrn Schachspiel als Kragenknopf mit dem tröstlichen Bewußtsein, daß derselbe ja vor Abend nicht gebraucht werde.

Nebenbei hatte er sich gestern das vaterliche Taschenmesser geborgt, und die kleinere Klinge desselben war, wie das Messern in der Hand von Tertianern merkwürdigerweise öfter widerfährt, „ganz von selbst“ zerbrochen. Im Bewußtsein dieser beiden lastenden Umstände war es daher Ernst recht elend zu Mute, und er konnte es kaum erwarten, heute in die Schule — eine ihm sonst tief verhaßten Aufenthalt! — zu gehen, obwohl sie in der Stille der Nacht angekertigte Exercitium auch dort einen unfreundlichen Empfang in Aussicht stellte. —

Stumm und bedrückt frühstückte alles. — Plötzlich stürzte aus dem Nebenzimmer ein schrilles Gekreisch, die Thür wurde aufgerissen und die schon etwas bejahrte Köchin des Hauses stürzte unter gellendem Wehklagen ins Zimmer, auf ihren Schultern als unsreiwillige süße Last Franzens Eichhörnchen tragend, welches mit bitterer Ironie „das zahme“ genannt, bei Gelegenheit der Fütterung seinem Käfig entschlüpft und der Küchenfee auf den Rücken gesprungen war — eine Lage, in der es sich entschieden mindestens ebenso unglücklich fühlte wie sein Opfer und die nur dadurch hingehalten wurde, daß es sich mit seinen Krallen in die Haare seiner Trägerin verfangen hatte.

Alles sprang auf. Der Vater — zum Glück der Vater höchstgeschäftig! — warf die Kanne mit der Milch um, die sofort in einer breiten plätschernden Straße auf die Dielen niederstroff. Die Mutter lief nach Wischtüchern, Liesbeth lachte, daß ihr die Thränen herunterliefen, die beiden Jungen aber faßten die Sache als Sport auf und rannten schreiend hinter der Köchin her, die, mit dem Eichhörnchen auf dem Rücken, wie von Furien gepeitscht, einen Cirkusspferde vergleichbar, immer rund um den Tisch raste.

Endlich befreite sich das unselige Hauthierchen unter Mitnahme eines Büschels von dem Gelock der Köchin; es sagte, von den Brüdern unter Hussa und Halloh verfolgt, unter alle Schränke, sprang auf den gedeckten Tisch, trat in die Butter und entfloh schließlich über das Sofa auf den Ofen, die Spuren seiner zierlichen Pfoten in getrener Butternachbildung auf dem dunkelgrünen Plüsch des Mobels zurücklassend — eine Thatsache, welche das Stichwort „natürlich!“ — gebieterisch forderte.

Eine allgemeine Ermattung folgte dem geräuschvollen Auftritt.

Die Köchin, eine kräftige Person, aus großen Reinmachen stark rechnete, zerfloß infolge von Schreck und Schmerz in Thränen und erklärte, dazu hätte sie sich nicht vermiethet, daß sie sich von „den jungen Herren ihren Bistern umbringen ließe — Sie bekäme Magenkrampf! Mit dieser thränlichen Versicherung wankte sie schluchzend hinaus.

Der Vater schlug ärgerlich nach seinen Söhnen und verwünschte Jungens und Eichhörnchen in einem Athem, so daß die beiden unschuldigen Schuldigen schon vor der gesetzlichen Schuljahr sich drückten mit der Versicherung, es hast schon dreimal,“ die neuerdings für „es schlagt“ beliebt wurde. Sie wurden mit allseitigem Segen entlassen und man hörte nur noch, wie sie auf der Treppe dem abwelenden Freunde, „dem Schulze“, das Gefecht der Köchin zu dessen namenloser Erheiterung dramatisch vortrugen. — Die Zurückbleibenden, einschließlich des Eichhörnchens, welches sich auf Umwegen auf die Gardinenstange geretten und sich daselbst als verlegener, rother Knäuel ins Privatleben zurückgezogen hatte, fühlten die eingetretene Stille recht wohlthätig. Der Laune lud sich.

Indem erschien eben der Briefträger, dieser stets willkommene Mann, und erwies sich auch heute als Friedensengel. Er brachte einen ganzen Stoß Postsachen für den Hausherrn, die, wenn sie sich auch bei näherer Betrachtung mit einer Ausnahme als uninteressante Geschäftsempfehlungen mit der verhaßten Dreipfennigmarke erwiesen, doch immerhin als Ableitung willkommen waren.

Der Oberstlieutenant, ein Mann von System, der alles langsam und höchst ausführlich betrieb, namentlich seit der Dienst

ihm keine Zeitbeschränkung mehr auferlegte, brachte durch die umständliche Erledigung seiner Briefschaften die etwas ungeduldige Hausfrau oft zur Verzweiflung. So auch heute, wo sie mit jeder Faser ihrer Seele die Beendigung des Frühstücks herbeisehnte, um mit dem Aufräumen des Wohnzimmers den Anfang des heutigen Greuels zu machen.

„Natürlich“ schien aber das Geschäft des Briefoffnens heute gerade gar nicht vor sich gehen zu wollen!

Erst ordnete der glückliche Empfänger seine Korrespondenz nach nur ihm bekannten Grundsätzen und legte jede Sorte, die Räuber der Umschläge nach Möglichkeit auseinander passend, zusammen, und dann nahm er den einen eigentlichen Brief heraus, um ihn mit Hochgenuß zu betrachten.

„Nun!“ drängte seine Frau, „so mach' ihn doch auf!“

„Geduld!“ sagte der Oberstleutenant und drehte den Brief nachdenklich hin und her; „von wem kann denn der sein?“

Er studierte kopfschüttelnd den etwas unleserlichen Poststempel und das Siegel, wie es denn überhaupt eine Eigenthümlichkeit vieler Leute ist, daß sie sich eine halbe Stunde vor einem geschlossenen Briefe den Kopf über den Absender zerbrechen, statt einfach den Umschlag aufzumachen und sich davon zu überzeugen.

„Liesbeth,“ wandte er sich dann an seine Tochter, „ich habe mein Papiermesser auf meinem Schreibtisch liegen lassen!“

„Natürlich!“ sagte Frau Anna, „wenn es schnell gehen soll! — So mach doch einmal ohne Papiermesser auf!“

Der Oberstleutenant sah sie groß an.

„Ja!“ sagte er dann mit tiefer Verachtung, „Du bist das instande, Anna, den Umschlag so mit dem Zeigefinger im Zickzack aufzureißen — das kann ich nicht — so etwas ist angeboren!“

Anna schwieg — nicht aus Friedensliebe, sondern um die Verhandlungen nicht zu verlängern; Liesbeth brachte das Papiermesser.

Der Vater nahm es, begann aber noch nicht den Brief aufzuschneiden, sondern wiegte verwundert den Kopf und sah das corpus delicti an.

„Was ist denn nun wieder?“ frug seine Frau mit vor unterdrückter Ungeduld zitternder Stimme.

„Komisch!“ bemerkte der Oberstleutenant sinnend, „die Postmarke ist links unten aufgeklebt — sonst sitzen sie doch immer rechts oben!“

Anna verschränkte die Finger, warf einen Blick nach oben und dachte durch beredtes Mienenspiel ihre Ansichten über die Männer im allgemeinen und über den ihrigen im besondern an. Die Zeit verstrich.

Endlich öffnete der Vater den Brief.

„Von wem ist er denn?“ frug die Frau.

„Ich muß doch erst lesen!“ gab der Oberstleutenant mit erhobener Stimme zurück.

Die zitternde Erwartung seiner Frau und Tochter bemerkend, hielt er es für pädagogisch, diese unbefugte Neugier noch nicht zu befriedigen. Er las mit stannenswerther Langsamkeit und verschärfte die Qual seiner Damen noch, indem er durch lebhaftes Mienenspiel, Lächeln und kurze Ausrufe wie „aha!“ oder „nun sieh' mal!“ auf einen höchst interessanten Inhalt des vorenthaltenen Schreibens schließen ließ.

Endlich war er fertig. Er erhob sich, legte den Brief zusammen und steckte ihn in die Tasche.

„Nun bitte!“ rief Anna empört, „Du wirst uns doch wohl mittheilen, was Du erfahren hast, Emil!“

„Eigentlich wäre ich dazu durchaus nicht verpflichtet,“ erwiderte Emil, der heut seinen unausstehlichen Tag hatte, „aber da Euch ein Theil des Inhalts mit angeht, will ich ihn Euch nicht verschweigen. Mein alter Freund General Binder schreibt mir, daß sein Junge ein Kommando zur Centralturnanstalt bekommen habe und in den nächsten Tagen hier durchkommen werde. Er bitte, sich uns dann vorstellen zu dürfen.“

„Ein Lieutenant?“ frug Liesbeth mit großen Augen.

Der Vater lächelte — zum ersten Male an diesem Morgen. „Ja!“ sagte er, „Du thust ja, als wenn Du noch nie einen Lieutenant gesehen hättest!“

„Wenigstens noch nie gesprochen!“ betonte Liesbeth wehmüthig, die sich entschieden durch diesen Mangel um eine der wichtigsten Lebensfreuden betrogen fand.

„Wird auch noch kommen!“ meinte der Vater behaglich, „Du kannst Dich vorläufig noch mit mir begnügen — ich bin ja auch einmal Lieutenant gewesen.“

„Gewesen!“ wiederholte Liesbeth bedeutsam. „Aber Papa,“ rief sie dann plötzlich, „das ist wohl der Bruder von Lina Binder, mit der ich in der Pension zusammen war!“

„Freilich — die liebtest Du ja so!“ sagte der Vater jetzt wohlgelaunter und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen.

„Bitte, komm vor Tisch nicht wieder hier herein, Emil,“ rief ihm seine Frau nach, „wir saugen mit dieser Stube an und haben schon dreiviertel Stunden verloren!“

„Sei unbesorgt,“ gab der Oberstleutenant zurück, „ich gehe bis zu Miklag aus. Großes Reinmachen ist kein so besonderes Vergnügen für mich, daß ich mich noch extra dazu setzen sollte!“

„Weiter fehlte mir auch nichts,“ bemerkte die Mutter, als sich die Thür hinter dem Hausherrn geschlossen hatte, „das wäre das Augenehmste, was ich mir denken könnte!“

„Ich hätte Dir ja gut helfen können, Mama,“ sagte Liesbeth bedauernd. „Kann ich nicht heute einmal aus der dummen Literaturstunde wegbleiben?“

„Nein,“ entschied die Mutter, „Du hast erst vorigen Freitag versäumt — um zehn Uhr gehst Du ab!“

Das Hilfskorps, eine noch nicht erprobte Scheuerfrau — die gewohnte konnte nicht kommen — und die Küchin wurden nun mehr aufgeboten, und binnen wenig Minuten war das behagliche Wohnzimmer in ein Chaos verwandelt, in welchem Stühle ihre vier ungraziösen Beine in summer Anklage gegen die Decke streckten, die Familienbilder mehmüthig mit dem Kopfe an der Wand lehnten, und gardinenlose Fenster hohläugig auf dieses Bild der Ungemüthlichkeit starrten.

Amalie, die bereits oben erwähnte Küchin, kreidebleich und mürrisch, mit einem vorwurfsvollen Tuch um den Kopf, erklärte auf die theilnehmende Frage der Mutter nach ihrem Befinden, „es wäre ihr in den Magen gekommen!“ ein unbestimmtes „es“, welches sich nach dem Vorgefallenen nur auf das — übrigens inzwischen wieder eingefangene — Eichhörnchen deuten ließ.

Die leidende Amalie betheiligte sich unter herausfordernden Aechzen an der allgemeinen Thätigkeit und hielt halblaute Selbstgespräche, in denen die Wendung „der Mensch kann nicht mehr wie arbeiten“ — „der Mensch kriecht eben so lange, bis er liegen bleibt!“ eine wohllautende Begleitmusik zu ihren Leistungen bildete.

Die Stimmung der Mutter wurde infolge dessen natürlich nicht gerade ausgelassen heiter.

Die Scheuerfrau, die sich einer namentosen Bildung erfreute und, um diese zu beweisen, jedes Glas ohne ersichtlichen Grund „Pokal“ nannte, war entschieden in Fremdwörtern gewandter als im Aufräumen. Sie schmetterte alle Augenblicke zerbrechliche Gegenstände wie Fanfaren durch die Luft und jonglirte in einer so betrübenden Weise mit den Porzellanschätzen des Hauses, daß man sich immerfort lebhaft an einen Polterabend erinnert fühlte.

Nur eine abscheuliche gemalte Kachel, durch die eine böse Freundin der Familie diese einmal recht gekränkt hatte, und auf deren Zerbrechen man schon öfter Belohnungen gesetzt hatte, trotzte auch diesmal mit eisernet Stirn jedem Unfall und ging heil und häßlich aus den drohendsten Gefahren hervor. Das diesmalige Aufräumen war ihr übrigens als letzte Gnadenfrist gestellt, und sie sollte, wenn sie wieder ganz blieb, dann sofort auf einen Bazar zu wohlthätigem Zweck geschenkt werden — den bewahrt festen Ableier für alle unbrauchbaren und verhaßten Gegenstände eines Haushalts.

Angesichts des Zerstörungstriebes der heftenden Scheuerfrau kommandirte die Mutter diese in die Küche, wo sie unter dem eisernen Geschirr entschieden unschädlicher tohen konnte; als aber Frau Anna von diesem Absteher und den dazu gehörigen Anweisungen ins Wohnzimmer zurückkehrte, fand sie ein neues Unheil vor.

Die Küchin, die heut jeder schonte wie ein rohes Ei, und die schon in jeder Ecke verstohlen Baldriantropfen aus einem Fläschchen gekneipt hatte, saß in einem Lehnsessel zusammengekauert und überraschte ihre Gebieterin durch die Erklärung,

Kaiſer Maximilians I. Rückkehr nach Gent.

Nach einem Gemälde von A. H. Schram.

der Magenkrampf „schmisse sie bis an die Decke!“ — was ja jedenfalls als eine achtbare Leistung anzusehen war.

„Nun, Amalie,“ sagte die Hausfrau gefaßt, „da müssen Sie eben zu Bett gehen — wir werden schon sehen, wie wir fertig werden!“

Nach einem kurzen, edlen Wettstreit ließ sich denn Amalie bewegen, sich selbst für invalid zu erklären, und wankte unter der heiteren Versicherung, daß sie „am liebsten zu schreien möchte, daß man es Häuser weit hörte“, in ihr etwas abgelegenes Gemach, wo sie dieser Neigung ohne jegliche Störung von seiten der Außenwelt obliegen konnte und wohin sie den ewig warmstehenden ungeheuren Topf voll Kaffee mitnahm, der zu jeder Köchin so untrennbar gehört wie die Eule zur Minerva.

Die Zurückbleibenden, Mutter und Tochter, sahen sich verstört und rathlos an.

„Natürlich muß die Amalie heut krank werden,“ nahm die Mutter endlich mit einiger Bitterkeit das Wort, „aber Liesbeth, nun hilft es nichts — Du mußt nun doch von der Litteratur stunde zu Haus bleiben und mir helfen!“

„Hurrah!“ rief Liesbeth lustig und warf das Staubtuch, mit dem sie eben beschäftigt gewesen war, in die Luft, „was geht mich die Litteraturstunde an? Du weißt doch, Mutter, daß ich zehnmal lieber hier hesse, als in die dummen Stunden gehe, wo ich doch nur schlafe — wir haben noch dazu heut den alten Sebastian Brant mit seinem Narrenschiff — auf den habe ich immer einen Haß gehabt! Darf ich mich richtig zum Rosmachen anziehen? Bitte, Mama!“

„Kindskopf!“ sagte die Mutter lachend und strich ihr über die Wange, „mach Dir die Arbeit nur zum Spiel, obwohl das mit bald sechzehn Jahren auch anderes könnte!“

Als Liesbeth nach wenig Minuten wieder ins Zimmer trat, war sie ihrer Aufgabe gemäß verwandelt. Die Kleider ärmet, bis über die Ellbogen aufgestreift, ließen zwei zierliche Arme frei, eine mächtige, dunkelblaue Tuchschürze verbarg das Kleid vollständig und ein türkisch buntes Tuch, das wie bei den böhmischen Obstfrauen um den Kopf geknotet war, hielt allerliebst zu dem frischen, feinen Gesichtchen.

Die Mutter betrachtete ihr reizendes Töchterchen mit heimlichem Wohlgefallen.

„So ist es ja ganz ordentlich,“ sagte sie kühl, „und nun werde ich einmal sehen, ob Du schon vernünftig bist! Ich muß drunten in der Küche und Speisekammer nachsehen und alles Uebrige Dir, diese Stube jetzt ganz fertig zu machen. Das Größte ist ja geschehen, jetzt nimm Dir als Nippsachen noch einmal vor, was sie gründlich ab und stelle sie wieder an ihren Platz. Die ganze Fritze konnte ich der ungeschickten Person draußen doch nicht in die Hand geben! Wie das heute werden soll, weiß ich nicht!“

(Schluß folgt.)

Die Rappsche Kommunistenrepublik.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von **Schmidt-Weißenfels.**

Im Jahre 1785 trat in seiner württembergischen Heimath, hauptsächlich im Oberamt Maulbronn, ein junger verheiratheter Weber namens Georg Rapp, gebürtig aus dem kleinen Iptingen, als ein „Erweckter“ auf, welcher von der Verderbniß der herrschenden Kirche, von Buße im rechten Bibelgeist predigte und auch das nahe Kommen des Heilandes verkündete, der erscheinen werde, um sein tausendjähriges Reich der wahren Glückseligkeit für die rechten Christen aufzurichten. Rapp fand sogleich andachtsvolle Zuhörerschaft. In Nachwirkung der umgeheuerlichen Ereignisse der französischen Revolution gewann dann in den Massen des Landvolkes, zumal des württembergischen, die Empfänglichkeit für den Glauben an einen Untergang der verrotteten und vielverhaßten Zustände einen großen Boden und ein Prophet wie Rapp, der den Ruf eines unsträflichen bürgerlichen Lebenswandels und einer eindringlichen, überzeugungsvollen natürlichen Rednergabe genoß, daher einen wachsenden Anhang. Von weit und breit kam das Volk zu ihm, dem „Räpple“, wie es ihn nannte, und immer mehr schwuren auf sein Wort und seine Berechtigung als Prophet, der gesandt sei, die Menschen zu erleuchten und aus ihnen ein „Leibvorps des Heilandes“ zu bilden, würdig, den Erlöser für sein tausendjähriges Paradiesreich auf Erden zu empfangen. Alle Maßregeln, Warnungen, Drohungen und Einschüchterungen, welche die württembergische Regierung gegen die Mitglieder der erstarkenden Sekte und ihren unbeirrt das neue Evangelium predigenden Gründer aufbot, hielten die ausgeregte Zuth dieser Bewegung nicht zurück, sondern mehrten nur ihre Mächtigkeit.

Als zum Ende des Jahres 1803 die Regierung einen förmlichen Krieg gegen die Räpptler verkündigte, die Männer der Sekte unter die Soldaten oder ins Zuchthaus, die Weiber in die Arbeits-, ihre Kinder in die Waisenhäuser stecken ließ, da entschloß sich Georg Rapp zum Verlassen des Sündenlandes und zur Auswanderung mit seinen Getreuen nach Nordamerika. An die siebenhundert Schwaben folgten seinem Ruf — aus der Kirchengemeinde Knittlingen allein 88 Personen — und zogen in zwei Abtheilungen 1804 ihm nach über den Ocean. Sie verehrten Rapp als ihren Erlöser aus der verteufelten Welt, als ihren Herrn und Gebieter, als den durch Gottes besondere Gnade Erleuchteten, unter dessen Führung sie in den Wäldern Amerikas das christliche Glückseligkeitsreich errichten wollten.

Am 15. Februar 1805 kam dieses „ausgezogene Leibvorps des Heilandes“ in Pennsylvanien an. Rapp, des unbedingten Gehorsams seiner Anhänger sicher, ließ sich nach einer förmlichen Bundesweihe von ihnen alles Geld und Gut auslisten, welches sie nach Bestreitung ihrer Reisekosten noch bei sich führten; es bildete den Bundesschatz, 20 000 Dollars, deren Verwaltung er allein übernahm. Die ganze Gemeinde zusammen sollte eine große Familie bilden, die ihr Haupt in dem begnadeten Manne habe. Jeder einzelne mußte für die Gesammtheit arbeiten; aus dem Gesammtvermögen erhielt jeder seinen Unterhalt, der genauest nur auf das Dürftigste beschränkt war, da es sich vor allem um das Heil der Seele handelte.

Rapp kaufte 6000 Acres (2428 Hektar) Land in waldiger Wildniß Pennsylvaniens und legte daselbst das Städtchen Harmony an. Es blühte schnell empor. Aber die Vermehrung der Gesellschaft durch den Nachwuchs an Kindern lief bedenklich, die Kosten sich vergrößern und die Arbeitsleistungen der Genossen sich verminderten dürften. So besahl Rapp denn plötzlich die Auflösigkeit und suchte nach Möglichkeit auch die Ehen zu trennen, die von den mitgenommenen Württembergern schon früher geschlossen worden waren. Es bedürfe, meinte er, keiner Kinder mehr für die Ausserwählten Gottes, denn das Ende der Welt sei nahe und die letzten Gerichte hätten bereits begonnen. Auch führte er eine Beichte ein, in der ein jeder gehalten war, die geheimsten Regungen seines Herzens ihm zu offenbaren, namentlich die, welche sich auf Verehelichung richteten. Heirathen galt schließlich als Sünde und Verbrechen, und die Harmoniten nahmen diese Lehre auch gläubig an.

Nach kaum zehn Jahren fand Rapp seine in schwerer Arbeit errichtete und emporgebrachte Kolonie zu klein, er verkaufte sie um 100 000 Dollars und erwarb dafür weite Ländereien am Flusse Wabash im südwestlichen Theil von Indiana, mitten in dichtem, sumpfigem Walde. Hier mußten nun von neuem die Wälder ausgerodet, Aecker gewonnen und Weinberge angelegt werden. Ein Leben der Mühen und der Entbehrung aller Familienfreuden war auch den Kommunisten von Neu-Harmony beschieden; aber ihr Schaß im Verwahrsam von Rapp wuchs, und das sollte ja die Hauptsache sein, um ins tausendjährige Wonnereich in wohlverdienter Ehrenstellung einziehen zu können. Und fragten die Ungeduldigen, wann dies stattfinden werde, so tröstete sie Rapp damit, daß sich die Zeit erfüllen müsse. Sie habe mit dem Bundesfest vom 15. Februar 1805 begonnen, und nach der Offenbarung Johannis rechne er, daß sie 24½ Jahre dauern werde, also bis 1829 gemeiner Rechnung. Ihrer genug von den Begründern waren derweil unter den ungeheuren Anstrengungen, die ihnen als Mitgliedern der Harmonie auferlegt waren, schon gestorben oder gebrechlich geworden. Aber es hatte sich auch in den Theuerungsjahren 1816 und 1817 aus Schwaben neuer Zuzug von Rappschen Jüngern eingestellt und die Zahl der Kolonisten bis auf tausend gesteigert. Mit ihrer Aufnahme mehrte sich der Bundesschatz. Rapp veranstaltete ein neues Dank- und Schwurfest und führte einen noch größeren Despotismus denn seither als von Gott gewollt ein. Alle Briefe mußten durch seine Hände gehen und kein anderes Buch wurde in Neu-Harmony zugelassen als die Bibel und das Rappsche Gesangbuch.

Im Jahre 1823 war der edle und berühmte englische Philanthrop und Schwärmer für eine kommunistische Gesellschaftsreform Robert Owen in Nordamerika und machte da, wie früher in England und auf dem europäischen Festlande, Aufsehen mit seinem verblendeten Traumbild von einem neuen Eden, wo es weder Krieg noch Verbrechen mehr geben werde. Die große Menschenfamilie sollte regiert werden nach dem Gesetz der Liebe. Owen fehle sich mit Rapp in Verbindung und wollte ihm seine Kolonie abkaufen, um sogleich einen wohl eingerichteten kleinen Staat zu haben, der den Anfang einer allgemeinen Weltgesellschaft nach seinen Ideen bilden könnte. Rapp als kluger Finanzmann war bereit, gegen eine halbe Million Dollars den Handel abzuschließen, durch den Owen 30 000 Acres meist bebautes Land mit Wohnungen für 1500 Menschen erhielt. Der englische Idealist bekam durch seine Verehrer in Boston und New-York mit Leichtigkeit die verlangte Kaufsumme zusammen, übernahm die Rappsche Kolonie Neu-Harmony am Wabash und begann mit Feuereifer sein Werk eines wissenschaftlichen Sozialismus, der den Kommunismus ohne religiöse Grundlage für das einzig Richtige erklärte. Jedoch bereits nach zwei Jahren hatte er damit jämmerlich Bankerott gemacht und seine Kolonie gerieth in vollständige Auflösung.

Rapp aber hatte inzwischen mit dem gelösten Gelde eine neue Kolonie bei Pittsburg am Ohio angelegt, die er Harmony-Economy nannte und die er nicht auf den gemeinsamen Namen seiner Anhänger, sondern auf den seines angenommenen Sohnes Reichert — sein eigener Sohn Johann war schon 1811 gestorben und er besaß aus seiner Ehe sonst nur noch eine Tochter Rosine — in die Gemeindegrundbücher einschreiben ließ. Seinen Leuten erklärte er zur Rechtfertigung dieser dritten Gründung und der um nochmals ihnen auferlegten Mühsal der Anlage und Einrichtung, daß dies die dritte Einwohnung Gottes in der Welt sei, wie sie nach der Bibel stattfinden müsse, ehe das tausendjährige Reich allen Prüfungen der Auserwählten ein Ende bereite. Und triumphirend konnte er dann bald auch auf den großen Owen verweisen, der mit allen seinen Geldmitteln nichts von seinen kommunistischen Glückseligkeitsverheißungen erreicht habe, während er, der Erleuchtete Gottes, auch zum dritten Mal seinen Getreuen den christlichen Staat der Bruderliebe und Gütergemeinschaft herrlich anrichte.

In der That erstand Economy glänzender, als die beiden Gründungen vorher gewesen waren. Die Häuser wurden aus Backsteinen erbaut, es gediehen die angelegten Obstgärten und Weinberge, die Aecker und Weiden. Es gab auf der Rappschen Kolonie das beste Vieh, die besten landwirthschaftlichen Maschinen, ausblühende Fabriken und Gewerbebetriebe. Der große Wohlstand war allen ersichtlich und weit und breit stand die Gemeinde wegen ihrer Leistungskraft wie wegen der Sparsamkeit, Rechtschaffenheit, Wohlthätigkeit, Gastfreundschaft und strengen Ehrbarkeit ihrer Bewohner in hohem Ansehen. Diese waren jetzt unzweifelhaft Millionäre, und doch lebten sie wie Sklaven, indem nicht nur ihre spartanisch einfachen Leibesbedürfnisse, sondern auch ihr Seelenleben ganz nach der unbedingten Willkür ihres Patriarchen bestimmt und geregelt wurden.

Rapp und sein Adoptivsohn bewohnten dagegen das größte und festeste Haus in Economy, hielten zu ihrem Vergnügen vier prächtige Pferde, aßen und tranken köstlich und arbeiteten fast gar nicht mehr. Rapp fühlte sich als König in seinem selbsterschaffenen Reich und ließ sich daher von seinen Unterthanen reichen, was er brauchte. Sein Wille als der eines göttlichen Gesandten galt als unumstößliches Gebot, und er verkündete ihn sowohl in den Predigten, die er zweimal wöchentlich abhielt, wie abends in den gemeinsamen Unterhaltungen, die mit Gebet und Gesang begonnen und beschlossen wurden.

Mehr und mehr ging es freilich mit der Mitgliederzahl der Gemeinde, die mit tausend etwa ihren Höhepunkt erreicht hatte, rückwärts, theils durch Tod, theils wegen der zum Dogma geworbenen Ehelosigkeit, theils weil die Jüngeren es nach Erreichung ihrer Volljährigkeit vorzogen, die Kolonie zu verlassen, obgleich sie sich damit ihrer Anrechte auf deren Vermögen entschlugen und gewöhnlich für ihre zehn- bis fünfzehnjährige Arbeitsleistung nur mit einem Hunderttollarschein unter argen unchristlichen Flüchen abgefeist wurden. Auch fuhr der böse Geist in manches Haus und brachte den Glauben an Rapps Verheißungen vom Gottesreich ins Wanken. Als endlich das verkündigte Erfüllungsjahr 1829 kam und sich nichts erfüllte, brach mehreren die Geduld und sie verließen Economy.

Da ereignete sich etwas, was Rapp sogleich mit der ihm eigenen Klugheit zur Beschwichtigung der Zweifler benutzte. Aus Europa lief ein bogenlanges Schreiben an ihn ein mit der Ueberschrift: „Friede, Gnade und Barmherzigkeit, wie auch Heil und Segen werde dem alten Patriarchen Georg Rapp und seinen Mitvorstehern, wie auch der ganzen in Gott vereinigten Gesellschaft der Harmony zu Theil.“ Dieses Schreiben kündigte Rapp die nahe Ankunft des wahren Gesalbten Gottes an, der bei ihm den Thron des neuen Jerusalems aufrichten wolle, und war unterzeichnet von dem Geheimsekretär des Propheten Proli, dem Dr. Güntzen prosanen Namens.

Rapp war immerhin noch Schwärmer genug, um zunächst an den neuen Gottgesandten und die von ihm angekündigte Aufgabe zu glauben; jedenfalls hielt er es für seinen Zwecken förderlich, die Sache in seiner Gemeinde so darzustellen, daß Christus zuerst im Geist und, wenn er durch den Dienst dieses seines Gesandten Proli die Guten alle gesammelt habe, dann auch leibhaftig erscheinen werde. Er antwortete daher dem europäischen Propheten, daß er ihn hoffnungsfreudig erwarte, wobei er freilich mit Schlauheit verschiedene Fragen that, deren Beantwortung er zuvor erwarten müsse. Proli, von dessen abenteuerlichem Treiben und Leben die „Gartenlaube“ im Jahre 1867* eine ausführliche Schilderung unter dem von ihm gesührten Titel eines „Herzogs von Jerusalem“ gebracht hat, beliebte nicht, dem amerikanischen Patriarchen Bescheid darauf zugehen zu lassen, und darüber geriet dessen Gemeinde in nicht geringe, für Rapp höchst verdrießliche Unruhe. Denn es trieben in seinem Reich erfolglich Zweifel und Unzufriedenheit aus religiöser wie aus sehr egoistischen Ursachen einer Krisis zu, die das Werk seines Lebens zu vernichten drohte.

Er athmete daher auf, als er endlich nach zwei Jahren von New-York die Nachricht amtsmäßig erhielt, daß Proli, nunmehr königliche Hoheit Erzherzog Maximilian von Este sich zeichnend, als „Gesalbter Gottes vom Stamme Juda und von der Wurzel David“, sich persönlich und zwar zuerst incognito unter dem Namen Graf Leon bei ihm einstellen werde. In dieser Mittheilung wurde auch zu verstehen gegeben, daß der mit vorzunehmen Gesolge ankommende Prinz im Besitze großer Geldmittel sei, und das Gerücht drang zu Rapp, Graf Leon habe nicht weniger als sechs Millionen Thaler, um das himmlische Reich der Herrlichkeit mit allem irdischen Glanze einzurichten. Dieser Umstand bestimmte Rapp, den Gast mit aller ihm wegen seiner göttlichen Eigenschaft gebührenden Auszeichnung zu empfangen und allem zu vertrauen, was er ihm so feierlich angekündigt hatte.

* Nr. 21 und 22.

Im Oktober 1831 kam der als Graf Leon verkappte Reichsgründer mit seinem Gefolge von 46 Personen an und wurde auf Rapps Veranstaltung mit Pauken, Trompeten, Hörnern und Pfeifen empfangen. Ganz Economy war in Freuden und Wonne, da nun die Zeit des Harrens und der irdischen Mühsal zu Ende sein sollte. Proli, der königliche Herr, der schöne Prophet mit dem bärtigen Christusgesicht, der feine, liebenswürdige Schwärmer, welcher das Glück der Menschheit in den Falten seines wallenden Gewandes trug, wurde von alt und jung als der Gottgesandte verehrt, und man bereitete ihm mit seinen Leuten ein so angenehmes Leben, wie er es beanspruchte.

Von den sechs Millionen irdischen Thalern sah man jedoch nichts, und bald merkte Rapp, daß er von einem abgefeimten Schwindler ausgebeutet wurde. Er konnte wohl nach gewissen Anzeichen schließen, daß Proli, nachdem er in Europa seine mystischen Pläne nicht hatte durchführen können, nur nach Amerika gekommen sei, um sich bei den schwärmerischen schwäbischen Bauern von Economy in Ansehen zu setzen, ihren Patriarchen zu verdrängen und dessen Gut sich anzueignen. Schon schwur auch ein Drittheil der Gemeinde mehr auf den Grafen Leon als auf den alten Rapp, und diesen wurde es wahrscheinlich, daß eine Revolution in dem heiligen Economy ausbrechen, der fremde Abenteurer als Usurpator sich an die Spitze seiner Anhänger stellen und das Kastell mit den Bundesschatze stürmen werde. Da entschloß er sich zur rechten Zeit noch, so schwer es ihn auch ankam, in den Schatz zu greifen und sich von der Prolischen Einquartierung loszukaufen. Der schöne Preis trieb die Abfindungssumme bis auf 105 000 Dollars, weil er etwa 250 Gemeindemitglieder mit sich nehmen wollte und diese ihren Antheil aus Rapps Kasse ausgezahlt erhalten mußten. Damit zog er endlich ab, um die Gründung seines himmlischen Reiches nach Philippsburg am Ohio, nur zehn englische Meilen von Economy, zu verlegen. Diese so gefährliche konkurrirende Nachbarschaft war natürlich dem schwäbischen Gottgesandten nichts weniger als angenehm; aber schon nach zwei Jahren wurde ihm die hohe Genugthuung, daß Prolis Kolonieverluch wie einst der Owensche schmählich verkrachte und der bankerotte Gründer dann auch spurlos verschwand.

Wie stand nun Rapp wiederum in den Augen der ihm treu Gebliebenen da! Waren ihm auch durch den Einbruch Prolis ein paar Hundert abtrünnig geworden und verloren gegangen, so hielt die verkleinerte Gemeinde doch desto zuverlässiger zu ihm. Sie fühlte sich noch inniger mit ihm und unter sich verwachsen, als Rapps Adoptivsohn Reichert 1834 starb und somit das gesammte Vermögen, als Familienfideikommiß für ihn pünktlich nach seinem Tode ledigtich Gemeindeschaft werden mußte.

Forlan blieb auch die Kolonie von neuen Stürmen verschont, und trotz ihres fortschreitenden Rückgangs an Mitgliedern gedieh sie immer mehr. Mit dieser Thatsache mußten sich die Gemeindeangehörigen über die Täuschung bezüglich der Ankunft des Heilandes zur Eröffnung des tausendjährigen Reichs trösten. Am 7. August 1847 starb Joh. Georg Rapp als ein neunzigjähriger Greis in dem Glauben, daß sich doch nächstens seine Weissagung erfüllen werde, und in dem Bewußtsein, daß er seiner Aufgabe gerecht geworden sei und das Urbild einer christlichen Gemeinde wieder aufgestellt habe. Sein Werk blieb unerschüttert. Die paar Hundert Kolonisten von Economy, die noch vorhanden waren, zumeist Greise und Greisinnen, wollten in dem Glauben sterben, in dem sie gelebt hatten, und nichts an ihren gewohnten und für sie wie geheiligten Dasein verändert wissen.

Rapp hatte vor seinem Tode auch für alles, was seine Staat weiter erhalten sollte, gesorgt. Sein Nachfolger als erster Vorsteher war der ihm treu gesinnte Romelius Backer und nach diesem Jakob Henrici, auf deren Namen auch immer das Gemeindevermögen eingetragen wurde. Es wird neuerdings bis auf zwölf Millionen Dollars geschätzt, ohne daß freilich das streng bewahrte Geheimniß darüber früher enthüllt worden wäre, als bis die kommende Auflösung der Gemeinde, das Aussterben ihrer heute nur noch in sehr kleiner Zahl bestehenden letzten Mitgliedschaft die Erbschaftsregelung erheischt, für welche in ansehnliche Menge württembergischer Familien ihre Ansprüche schon vorbereitet hat. Das wird das Ende der Rappschen Schöpfung sein, welche dann die Dauer fast eines Jahrhunderts gehabt hat.

Aber die Reichthümer, welche durch die gemeinsame Arbeit vieler und durch die Enthaltung der einzelnen von jeglichem Luxus, ja selbst von den Freuden der Familie, gewonnen worden blieben im Grunde ungenossen. Die Anziehungskraft dieses kommunistischen Stätchens erstarb denn auch mit denen, die seine Urheber waren und sich zu seiner Ermöglichung einer fast trockenen Lebensweise unterworfen hatten. Sie kannten keine Armuth und Noth, aber sie waren arme Reiche. Der Kulturmensch strebt das materielle Wohlsein für sich und seine Familie, jedoch in möglichster individueller Freiheit, deren sich wohl einzelne auf persönlicher Liebhaberei oder aus religiöser Schwärmerei entschlagen mögen, welche aber die Gesellschaft im großen als eine Bedingung irdischen Glücks niemals auszugeben bereit sein wird.

Der Sprung im Glase.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß.) Erzählung von **Anton Freiherr v. Perfall.**

2.

Ein Jahr ist vergangen.

Auf der Kommandobrücke der „Laura“ steht Bill Lührsen, der Kapitän. Durch die sternenhelle Nacht leuchten die Watten in unsicherem Schein, dunkle Landmassen heben sich von allen Seiten aus dem flüsternden, losenden Meere. Sein Grund ist hier gepflastert mit Schiffstrümmern und Leichen, ein Gewirr von Inseln, Untiefen, Klippen bereitet tausendfaches Verderben den Seefahrern; da braucht es eine sichere Hand am Steuer, und das Auge muß die Flamme der Leuchtschiffe, die schwankenden Richtungsbojen fest erfassen; jeder Irrthum bringt Verderben — Tod! Aber die Nacht ist ja hell und Bill Lührsen ein erfahrener Seemann, der die Küste kennt wie seine Tasche — und doch steht der Schweiß ihm auf der Stirn, trotz des steifen Nordost, und mit einer nervösen Unruhe läuft er hin und her, die auffallend absticht gegen seinen ersten Steuermann, der, die kalte Pfeife im Munde, mit eiserner Ruhe den unter buschigen Brauen verborgenen Blick auf die erleuchtete Kompaßplatte vor sich heftend, das Steuerrad lenkt. Das verwitterte Gesicht ist grell beleuchtet, die Gestalt im Dunklen, der steife Wind fährt klatschend um seinen Sturmhut.

Der Kapitän sieht jeden Augenblick nach dem leise sich bewegenden Zeiger unter dem Glase, geht dann wieder vor an die Brüstung und wieder zurück.

„Kommt es Dir nicht vor, Jansen, als kämen uns die Watten zu nahe?“ Sein bleiches, gar nicht seemännisches Antlitz hebt sich dem hellen Streifen in der Ferne zu.

Jansen hob nicht den Kopf. „Alles in Ordnung, Kapitän!“

Bill begann wieder seinen Rundgang.

„Stopp!“ rief er plötzlich durch das Sprachrohr in den Maschinenraum.

Die Maschine arbeitete rückwärts, das Wasser schäumte um die Schraube, ein schriller Pfiff — ein Matrose sprang auf die Brücke.

„Lothen!“ klang der kurze Befehl.

Der Steuermann schüttelte den Kopf.

Das Loth sank in die Tiefe, viele Faden tief.

„Vorwärts!“ tönte der Befehl.

Bill athmete tief auf und lehnte sich weit über das Geländer.

Schwarze drohende Eilande lagen rings umher, hie und da blitzte ein Licht, er dachte an den gespenstischen Reiter von der Halligen, von dem Claus, der Richter, an seinem Hochzeitsabende erzählt hatte, an Rolf, den Kater, der oben da gesessen auf der Brüstung mit seinen feurigen Augen — er glaubte sie vor sich funkeln zu sehen — aber da waren es keine feurigen Augen, es war ein grünes, zersprungenes Glas. Der grüne Römer stand noch immer da auf dem Schrank; Bill hatte ihn schon oft entfernen, in die Ecke werfen wollen, aber immer hielt ihn etwas davon ab. Was auch? Sie waren ja glücklich, was kümmerte ihn der Schober

Daß er immer mit schwerem, sorgenvollem Herzen von daheim schied, das war ja ganz natürlich, dafür hatte er jetzt ein geliebtes Weib — ja, noch mehr, ein gesegnetes Weib.

Vor zwei Monaten war er nach Bergen ausgelaufen, da war der Abschied doppelt hart gewesen, das Herz ihm schier gebrochen. Ihre Blicke hatten sich zuletzt an dem Glase oben auf dem Schrank getroffen und er hatte, Thränen in den Augen, einen schlechten Witz gemacht. Es waren zwei harte Monate gewesen und zum erstenmal in seinem Leben fühlte Will Lührsen die Schwere seines Berufes.

Laura war gesund und kräftig, ein Nordseeweib, es war eigentlich kein Grund vorhanden zu solcher Unruhe. Der Spruch im Glase am Ende? Das wäre denn doch zu kindisch für einen Mann, einen Seemann! Was kümmerten denn ihn diese dummen Landsagen, glaubte er ja nicht einmal an die der See, an den Klabautermann, den fliegenden Holländer und andern „Unsinn".

In einer halben Stunde hatte er Gewißheit. Schon liefen die Lichterreihen von H. hinter der schwarzen Insel dort hervor. Das Geschäft war gut, die Fahrt glücklich, er sorgte schon dafür, noch nie fuhr er den gefährlichen Weg mit solcher Vorsicht — oder war es mehr als Vorsicht — Aengstlichkeit? Das macht alles die Familie — ein Seemann sollte ledig bleiben. Sie wird ihm entgegenkommen, das Kindchen auf dem Arme —

Er lachte laut in das schäumende Meer hinab, er vergaß die Watten, die Inseln, den Kurs.

Ein spitzes Signal machte ihn aufsehen: ein Segelboot zog schemenhaft mit flatternden Segeln vorüber.

„Steuerbord! Hörst Du nicht? Steuerbord! Ums Himmelswillen, Steuerbord!" brüllte Will dem Steuermann Jansen zu, sprang selbst zum Rad und riß es dem Starren aus der Hand, es mit aller Gewalt dreh end, daß das Schiff jäh zur Seite schwenkte.

„Aber Kapitän — eine halbe Seemeile dazwischen!" bemerkte Jansen.

Will ließ das Rad und wischte sich den Schweiß von der Stirne.

„So dachte Lars Tönningen wohl auch und ließ sich übern Haufen rennen!"

Er ging wieder an die Brüstung, er fühlte sich so matt in den Beinen — der Schreck! Schreck vor einem Segelboot mit so viel Wasser dazwischen!

Will! Will! Er hielt sich den Kopf.

Wär's am Ende nicht besser, es wäre weniger Wasser zwischen ihm und dem Segler gewesen und er hätte nicht Steuerbord gerufen — wenn am Ende doch ein Unheil bestimmt wäre für ihn — vielleicht hätten es ein paar Rippen der „Laura" gekostet, es abgelenkt von der andern Laura daheim — „Gute Fahrt mit beiden allewege!" hatte der alte Rungholt damals gerufen. Da war das Glas gesprungen!

Das Schiff lief jetzt langsam in den Fluß ein, der in den Hafen von H. mündet. Der Mond leuchtete am Himmel, der Einfahrt stand nichts im Wege. Noch eine qualvolle Stunde — schnelle Fahrt ist hier verboten. Endlich ist die „Laura" im Hafen.

Wie das Beidrehen langsam ging! Der Kapitän wetterte wie noch nie.

„Jansen, ich muß zu meinem Weibe, ich verlasse mich auf Dich!" rief Will.

Er wartete das Legen der Treppe nicht ab, mit einem Sprung war er am Land.

Es war schon spät, der Hafen leer, in den erleuchteten Kneipen lärmte das Schiffsvolk. Jetzt noch um die Ecke, dann — dann mußte er Rungholts Haus erblicken, wo Laura wohnte — er mußte anhalten, Athem schöpfen. Wie ein Dieb schlich er weiter. — Da lag es! Im ersten Stock rechts ein Licht, sonst alles dunkel; er studierte seinen Schein — kein sanfter, heimlicher, wie er von der gemüthlichen Lampe ausgeht — ein matter, grünlicher Schein! Wo sah er nur schon den Schein? — Als wenn er von dem zersprungenen, grünen Römer ausginge, gerade so! — Gott, hab' Erbarmen!

Das Hausthor stand offen, eine dicke Frau mit einem Körbchen begegnete dem die Treppe hinaufstürmenden Will.

„Lebt sie?" keuchte er und wartete die Antwort nicht ab. Die dicke Frau sah ihn erstaunt nach.

Er sank in die Kniee, indem er an der Glocke riß — es war ihm, als donnere die See zu seinen Füßen.

Leise Tritte näherten sich von innen, vorsichtig wurde die Thür geöffnet.

„Pst!" Die Magd legte den Finger auf den Mund — eine warme schwere Luft quoll aus dem Flur heraus.

„Lebt sie?" keuchte er, vom Boden sich erhebend.

„Beide leben, freilich, man sollt's nicht glauben — Herrgott! der Herr Kapitän!" schrie die Magd auf, in dem Mann mit dem blassen, feuchten Gesichte vor sich ihren Herrn erkennend.

„Beide? Und warum sollt man's nicht glauben?"

Er drückte ihre Hand, daß sie aufschrie.

„Weil — weil — Herr, Sie dürfen nicht so plötzlich — weil sie so viel leiden mußte und das Kleine — der Doktor sagte es, ich versich's ja nicht — so schwach, so schwach — ein Hauch, Herr — aber es lebt, es ist ganz munter — ich werde nachsehen, Herr — pst!"

Sie verschwand hinter einer Thür. Leises Gewimmer drang heraus, eine Kinderstimme — die Stimme seines Kindes! Er kniete nieder, verbarg sein Antlitz in seine Hände und weinte.

Die Magd blieb lange aus. Will wagte nicht, einzutreten in das Zimmer, aus dem das Kinderstimmchen kam, er hätte ja sein armes Weib tödten können durch ein plötzliches Erscheinen. Still horchte er — leises Geflüster — jetzt ein jubelnder, sich aus kranker Brust gewaltsam bahnbrechender Jubelruf: „Will! Will!"

Er riß die Thür auf.

„Will!" tönte es gell. Er sank vor dem Bett auf die Kniee und hielt sein bleiches, abgemagertes Weib in den Armen. Hinter ihm kurrte die Diele, er fuhr auf; Frau Hotde stand lächelnd vor ihm; aus dem weißen Linnen in ihren Armen leuchteten zwei große blaue Augen.

„Maria, Deine Tochter!" sagte die Mutter.

Er berührte scheu die zarten geballten Händchen und küßte den so eigenthümlich schmerzlich verzerrten Mund in dem schmalen, durchsichtigen Gesichtchen.

Lauras Blick hing zaghaft an ihrem Mann.

„Sie wird schon werden, Will, ich ängstigte mich so um Dich —" sagte sie mit zitternder, thränenerstickter Stimme.

„Ja, ja," grollte Frau Hotde, „und so ein armes Weben muß es dann büßen! Eine Kapitänsfrau! Und bei dem guten Wetter! Wie soll denn das noch werden?"

„Ja, es ist auch wahr, Laura — bei dem guten Wetter! Wie konntest Du nur —?"

Der Blick des jungen Weibes war in die Höhe gerichtet, Will folgte ihm unwillkürlich und erblickte auf dem Schrank den grünen Römer. Jäh sprang er auf, einen wilden Fluch auf den Lippen — eben erreichte er das Glas, hob es auf zum vernichtenden Wurfe —

„Aber Will, sei doch vernünftig! Was kann denn das Glas dafür!" sagte Frau Hotde.

„Natürlich, was kann denn das Glas dafür!" wiederholte Will wie beschämt und stellte es auf seinen alten Platz.

Er setzte sich auf das Bett, Frau Hotde legte Mariechen zwischen beide Eltern und schlich hinaus. Ueber Lauras Antlitz zog ein seliges Lächeln.

„Ich war recht albern, Will, und recht gewissenlos!" sagte sie leise. „Verzeih', aber es lag mir auf der Brust, ich konnt's nicht wegheben."

Will nickte stumm.

„Ich kenn's — wenn sich's nur an uns hält, das Unglück, und unser Mariechen verschont —!"

„Unglück? Haben wir denn Unglück?"

„Ich meine nur, wenn's einmal hereinbricht, mein Gott, das kommt über Nacht — derus' es nicht!"

Sie wagten nicht, sich anzusehen, und blickten auf das Kind. Das streckte die Aermchen aus nach der Mutter; die nahm es und zog es an sich, und das junge Wesen blickte wie erstaunt nach dem bärtigen fremden Mann.

„Laura, ist das nicht das höchste Glück?" rief Will beseligt von diesem Anblick. „Jetzt spring' noch einmal!" brohte er mit geballter Faust nach dem unseligen Glase auf dem Kasten hinaus. „Wir sind glücklich, hörst Du?"

Sonderbare Lichter spielten darin, es blinkte so höhnisch, katzenartig — und Will wandte sich rasch ab — zurück zu seinem Glück.

3.

Bettnischen in der hölzernen Wand mit auf und zu sich bewegenden Thürchen, in die Wand eingelassene Bänke, eine schwankende qualmende Lampe, von der sanft gewölbten, hölzernen

Decke herabhangend über dem massiven Tisch, zwei nach Seewasser und Fischen riechende, seemännisch gekleidete Männer daran, die schweigend Karten spielten — dumpfes Brausen, das eigenthümliche Schlürfen der Wasser, Pfeifen und Heulen des Sturmes vor den wie Schiffsluken geformten Fenstern; alles schwankend, zitternd, feuchten Seegeruch athmend — man hätte schwören können, in einer Schiffskajüte sich zu befinden. Und doch war es des Seerichters Wohnzimmer auf Oland und zu Claus Bunksoot war sein alter Kamerad Lars Tömmigen von Föhr gekommen auf Besuch. Der ehemalige Kapitän der stattlichen „Laura“ führte jetzt ein kleines Küstenfrachtschiff; Rungholt hatte ihm zwar trotz seines Unglücks ein anderes Schiff anvertrauen wollen, doch Lars selbst fehlte der Muth, es anzunehmen ohne seinen Rolf.

Man sprach davon, daß es bei Lars nicht recht gehener sei seit seinem Unglück mit der „Laura“, der Kater spuke ihm im Gehirn. Er hatte keinen Freund mehr als Claus, den Richter, der hörte noch immer gerne seine Geschichte. Darum fand Lars auch oft den Weg herüber nach Oland. An holzgetäfelten, mit blauer Farbe gestrichenen Wänden leuchteten bunte rohe Skizzen von Schiffen und Schiffbrüchen, an die sich wohl Familienerinnerungen knüpften; die Lehnen der Eichenstessel zeigten Walrosstöpfe, Meerungeheuer; auf den Gesimsen lagerten vielgestaltige Muscheln, Korallen aus der Südsee, grellfarbige Vogelbälge hingen neben der alten Wanduhr, Erinnerungen an des Besitzers Meerfahrten.

Der Sturm brüllte draußen gegen das Wall, er rüttelte und schüttelte das Haus des Seerichters.

„Will ist auf der Fahrt nach Sylt, ein verdammtes Wetter, soll sich in acht nehmen.“ unterbrach Claus das Schweigen, während Lars von neuem Karten gab. Der zog die buschigen Augenbranen steif hinauf.

„Hat auch kein Glück mehr, der Lührsen! Wie geht es denn seinem Kinde jetzt?“

„Schwach, Lars, recht schwach, wird's nicht weit bringen! Wie's nur möglich ist von solchem Blut! Holde sagt, die Angst um ihren Mann habe der Frau so zugesetzt. Ein Seemannskind — Angst! Keine Kraft ist mehr drin in dem jungen Volk!“

Lars spielte aus.

„Mein Gott, ich verdeut' es ihr nicht einmal.“

Claus sah ihn erstaunt an, er hielt die zum Ausspurfe erhobene Karte in der Luft.

„Geht das um Ende auf Bill? Zu jung zum Kapitän, meinst Du? Laß doch die Geschichten! Du wirst doch nicht glauben, daß er Dich verdrängt hätte!“

Lars lachte.

„Nicht das, mich hat niemand verdrängt —“

Plötzlich gab es beiden einen Stoß. Horch! Ein lang gezogener Ton — noch einer —

Claus öffnete das Fenster. Finstere Nacht, der Ton wiederholte sich, und dort —

„Das kann doch Langeneß nicht sein — das Licht dort, siehst Du, Lars!“

Ein rothes Pünktchen schwaukte wie ein Funken in der Finsterniß.

„Er sitzt auf dem Watt,“ entgegnete Lars.

„Wer?“ rief Claus erbleichend.

„Wer? Irgend wer — nach oder von Fohr oder Sylt.“

„Sylt!“ wiederholte Claus, lange ein dütenförmiges Horn von der Wand und rannte zur Thür hinaus. Derselbe Ton erscholl wie von dem Lichte her, nur heftiger, wie ein Schlachtruf — von dort Antwort heischend.

Die Fenster erhellten sich in den nächsten Häusern, dunkle Gestalten bewegten sich auf den Werften. Die Männer sammelten sich um Claus, einige Worte genügten: der rothe, auf und ab sich schwingende Funke, die den Sturm durchdringenden, sich immer schneller wiederholenden Hilfsrufe sagten alles. Eile that Noth, jede Schwingung des Funkens kostete eine Schiffsrippe, das wußten die Männer.

Am Wiesgrund ging es rasch vorwärts mit Stangen und Seilen, die schmalen Wattwäche, die sich herumdrängten, wurden niedergetreten, durchwatet. Claus Bunksoot trieb zur Eile, hoch schwang er die Laterne. Da begann der schlammige Schlick, der sich wie Blei an die Füße hängt, es quatschte, gurgelte, man sprang auf die weißen Steine, die vom schwankenden Boden herausleuchteten, mit den Stangen und Seilen sich im Gleichgewicht haltend; das Licht draußen machte wilde Sprünge, das Rothhorn tutete wie besessen, immer näher tobte die Brandung — über den Köpfen sausten die aufgeschreckten Seevögel. Man erreichte die Fischerbucht im Bunsstrom; das Schiff konnte dem Lichte nach nicht weit von seinem Laufe gestrandet sein.

Claus und Lars sprangen zusammen in ein Boot.

„Von Sylt glaubst Du, Lars?“ fragte der Richter, die Ruder schwingend.

„Nach H.,“ war die Antwort.

Claus holte stärker aus, sein Boot hatte einen Vorsprung vor den andern.

Das Licht vergrößerte sich, in seinem dunstigen Kreis glaubte man eine riesige, schwarze Masse sich auf und ab bewegen zu sehen. Die weißen Schaumhäupter der Brandung blitzten durch die Nacht, sie schwangen sich über die dunkle Masse. Die Männer arbeiteten mit aller Kraft, das Schiff lag wenige hundert Schritte seitwärts vom Strome auf dem Schlick und schlug, von der Brandung gehoben, mit dumpfem Knall lakmäßig auf. Jetzt sah man den Rumpf, die Masten, kleine schwarze Gestalten in schwankenden Lichtkreisen. Aber die Brandung drängte die Boote zurück und warf ihren Gischt gegen die zu Pfahle eilenden Männer.

„Setzt Boot ans, nicht näher heranzukommen,“ signalisirte der Seerichter mit dem Horn.

„Boot über Bord! — Leine! — Höchste Noth!“ lautete die Antwort. Und als Beträchtigung dazu stieß das Schiff mit einem splitternden Krach von neuem auf den Boden auf, und wie ein gieriger Wolf die Gelegenheit benutzend, stürzte eine mächtige Woge darüber her.

Claus sah starr hinüber, sein graues Haar flatterte im Sturme.

„Rolf! Rolf!“ schrie plötzlich Lars neben ihm. „Komm, mein alter Freund, ein Sprung nur — Rolf! hörst Du nicht?“

Er lachte gell auf, — Claus schauerte — er packte den Freund bei der Schulter.

„Siehst Du ihn denn nicht, meinen Rolf, meinen guten Rolf?“ rief dieser schmeichelnd, lockend.

„Narr, was soll das Thier auf dem fremden Schiff?“ schrie Claus dem verrückten Freunde in das Ohr.

„Fremdes Schiff? Es ist ja die ‚Laura‘ und der Rolf sitzt drauf!“ — er lachte wahnsinnig — „er holt sie, ich wußte es ja! Ich laß sie aber nicht — die Leine, Leute, die Leine!“

Er riß sie dem Nächster aus der Hand, der sie bereits zweimal vergebens geschleudert hatte. Die Entfernung war groß, der Sturm lenkte den Wurf ab. Lars sprang aus dem Boot, bis an die Kniee versank er in den weichen Schlick.

„Rolf! Rolf!“ tönte sein wahnsinniger Ruf, während er mühsam vorwärts watete. Er verschwand in der Finsterniß, keiner wagte dem Rasenden zu folgen. Aber die Leine wickelte sich stetig ab, er kam doch vorwärts — jetzt einen jähen Ruck — das Signal „An Bord!“ vom Schiffe herüber — Lars hatte das Wagstück glücklich vollbracht.

Claus machte die Leine fest, sie straffte sich, er folgte ihr mit gierigen Augen in die Finsterniß; am Schiffe drüben wurde es laut, jetzt eine zerrende Bewegung an dem Seil, dunkle Gestalten schwankten durch die Nacht.

„Bill, bist Du's?“

Keine Antwort: — endlich kommt der erste durch den Schlick heran — das ist Bill nicht.

„Wie heißt das Schiff? — Woher?“ tönen die Fragen.

„‚Laura‘, von H.,“ erwiderte der schmutzbesudelte, durchnäßte Mann.

„Und der Kapitän?“

„Lührsen, noch an Bord!“

„Gehört sich auch, er allein ist schuld daran,“ sagte der Nächstfolgende.

„Das lügst Du,“ schrie Claus ihn an, „Lührsen verstehe sein Geschäft.“

Der Matrose warf einen Pack in das Boot und stieg hinein.

„Dann kennt Ihr ihn wohl von früher, jetzt ist's aus mit ihm.“

Wieder wankten zwei Männer, schwer bepackt, das Seil erlang dem Boot zu; Bill war nicht dabei, und das Schiff neigte sich bedenklich zur Seite.

„Was sind denn das für verdammte Lichter?“ fragte der eine.

„Die Lichter von Oland!“

„Sagt ich's nicht dem Kapitän? Aber nein, er glaubt es

nicht, Langeneß wußt' es sein. Er hat den Kopf ganz verloren, der Teufel sieh' da am Steuer."

Sechs Mann waren schon glücklich in den Booten, es fehlten nur noch der Kapitän und Lars. Die Leute hatten den letzteren begegnet, wie er an ihnen vorübereilte. Dem Schiff sei weiter nicht zu helfen, meinten sie. Zwar wenn es bis zur Fluth aushalte, vielleicht könne es dann wieder flott werden, der Kapitän denke wohl daran und wolle das Schiff nicht verlassen.

Claus krenke sich jetzt, daß Bill nicht kam. Wie die elenden Burschen ihren Kapitän verleumdeten!

„Da könnt Ihr lange warten, der Lührsen verläßt sein Schiff nicht!" rief er trinmphirend. „Wo nur Lars bleibt?"

Ein wilder kurzer Schrei flog herüber, die Leine schwankte.

„Na, Alter, jetzt kommt er schon, wäre auch ein Narr," sagte spöttisch der eine Matrose.

Claus wollte es noch nicht glauben; hatte der Matrose nicht die Wahrheit gesprochen, so mußte Bill bleiben.

Ein Mann näherte sich mühsam den Booten — ist's Lars — ist's Bill Lührsen, der Kapitän?

„Bill!" schrie Claus.

Der Mann an der Leine stutzte, dann eilte er rascher dem Rufenden zu; sein Gesicht war weiß wie die aufblitzenden Wogenkämme. Er wankte — Claus griff nach ihm und half ihm in das Boot. Es war Bill.

„Hast Du Lars nicht gesehen?"

„Lars! Ein Mann kletterte auf den Vordersteven. Er schrie wie wahnsinnig, eine Sturzwelle riß ihn weg — also es war doch Lars!"

„Ja, Lars und kein anderer! Lars! Sein Rolf rief ihn —"

„Sein Verhängniß!" entgegnete düster Bill.

„Hofft Du denn nicht auf die Fluth?" meinte Claus.

„Das heißt, ich hätte bleiben sollen," sagte nach Athem ringend Bill. „Wär' auch geblieben, da glaubte ich Lars' Gesicht vor mir zu erblicken, er sah aus wie ein Gespenst und mich packte das Grauen. Er rief nach seinem Rolf, bis ihn die Welle erfaßte; da floh ich — ich dachte an gar manches und gab jede Hoffnung auf."

Eine weißköpfige Woge wälzte sich heran, die schwarze Schiffsmauer hob sich krachend auf ihrem Rücken — die Boote mit den Männern flogen weit zurück über die Ufer des Watstromes — „die Fluth!" tönte es aus jedem Munde.

Bill blickte scheu zurück; die „Laura" war verschwunden, die Fluth hatte sie befreit; jetzt trieb sie hilflos, verlassen auf den Wogen, Rungholts letzte Hoffnung! Denn es ging schon einige Zeit nicht mehr recht mit der Schiffahrt und es stand schlecht mit Rungholt — die „Laura" war noch sein einziger Halt gewesen.

Bill fühlte die verächtlichen Blicke der Männer um sich her in der Dunkelheit — die Besinnung schwand ihm, er sank auf den nassen Grund des Bootes.

Als der Tag graute, erblickten die Oländer von ihren Werften aus auf der nahen Sandbank ein Wrack, die steuerlose „Laura" war dahin getrieben. Die jetzt wieder beruhigten grauen Wellen des Wattenmeeres bespülten einen dunklen Gegenstand am Ufer, mit dem Fernglas erkannte man ihn als menschlichen Körper; — ganz Oland versammelte sich bald davor, es war Lars Tönningen, der Seemann.

Bei Claus in der Stube saß Bill vor einer geleerten Flasche Gin und blickte mit glasernen Augen, mit dem Kopfe wackelnd, hinaus auf den dunklen Fleck am Horizont.

„Hi hi! Das hab' ich errathen, da lag' ich jetzt wie der dumme Lars da unten; 's ist doch was werth, so ein Sprung im Glas, man kennt sich doch aus! Verdammt gut, das Zeug, besser als Seewasser — ah!"

Er schlürfte das letzte Glas hinunter. Vom Watt herauf brachten sie, Gebete murmelnd, die Leiche des Lars.

4.

Christen Rungholts Reederei, einst die bedeutendste in H., war nicht mehr. Der Verlust der „Laura" war der letzte und entscheidende von einer Reihe von Verlusten.

Als Bill Lührsen in Begleitung des Seerichters Claus mit der furchtbaren Nachricht eintrat, da rührte den alten Rungholt der Schlag, seine rechte Seite blieb seitdem gelähmt.

Der verächtliche Blick Holdes, als Bill den Hergang erzählte, machte diesen im Bewußtsein seiner Schuld flottern, tödtete in ihm den letzten Glauben an sich selbst. Er fürchtete sich vor seinem Weibe. Doch dieses hörte mit einem schmerzlich ergebenen Lächeln sein böses Geschick, sie wußte, daß es einst so kommen müsse, daß noch mehr kommen werde. Sie sahen jetzt beide mit einer gewissen Ehrfurcht hinauf zu dem behaubten Glas auf dem Schrank; ja, es lag eine Beruhigung für Bill in dem Anblicke dieses Zeichens seines unbeugsamen, ehernen Schicksals, es sprach ihn frei von aller Schuld. Nie hätte er das Schiff retten können, da stand es ja geschrieben in dem grünen Glase; er war seinem Weibe, seinem Kinde die Rettung seines nackten Lebens schuldig, was hätte denn alles Ankämpfen gegen diese unsichtbare, feindliche Macht genützt! Es kam über ihn die Ruhe des Stumpfsinns, der mit seltsamer Wollust den nächsten Schlag abwartet, er fühlte sich zuletzt wohl in dieser Rolle des vom Schicksal Verfolgten.

Nur ein Gefühl rüttelte ihn noch auf, erhielt noch den schwachen Rest seiner Lebenskraft, die Liebe zu seinem Töchterchen Maria. Die körperliche Schwäche des Kindes bei der Geburt hatte nichts zu bedeuten gehabt, Maria hatte sich herrlich und kräftig entwickelt: sie glich dem frischesten, sonnigsten Meermorgen und ihre großen Augen konnten sich an Tiefe mit der Nordsee messen.

Bill forschte vergebens in ihnen nach dem wehmüthigen Schimmer, der ahnungsvoll in Kinderaugen liegt im dunklen Vorgefühl kommenden Leides — nichts davon! Nur kecker Uebermuth, ein bischen Trotz, kindliche Unschuld standen darin zu lesen. Er wußte nicht recht, ob er sich darüber freuen sollte; wie furchtbar würde das arme Geschöpf einst aufgeweckt werden aus seinem Jugendtraume! Der Gedanke, diese lieben, glückstrahlenden Augen einst von Thränen gerötbet, dieses rosige Gesicht vom Gram verzehrt zu sehen, nagte erst recht an ihm. Mit selbstquälerischer Spitzfindigkeit suchte er sich zu beweisen, daß der Fingerzeig des Schicksals nicht nur ihm und Laura, sondern auch ihrem Kinde gelte. Er las gierig alle Bücher mystischen Inhaltes, von Anmeldungen, Vorherbestimmungen, wunderbaren Ahnungen, und gerieth immer tiefer in das verderbliche Netz seines Wahnes.

Es konnte nicht ausbleiben, daß Bill in der Verbindung mit Laura sein ganzes Unglück erblickte. An dem verhängnißvollen Tag ihrer Hochzeit begann sie der Umschwung, bis dahin war er nur vom Glück begünstigt gewesen, und wenn er auch seinem Weibe keinen Vorwurf zu machen wußte, wenn er sich auch selbst nicht Rechenschaft geben konnte, wie Laura eine Schuld dabei treffen sollte, eine Bitterkeit blieb doch zurück, und in einem verbitterten Herzen stirbt die Liebe.

Der alte Rungholt rettete gerade so viel aus dem Zusammenbruch, als er und sein Weib zu spärlichem Unterhalt bedurften. Bill mußte selber für sich sorgen. Aber die Geschichte mit der von der Mannschaft und ihrem Kapitän verlassenen „Laura" war überall bekannt geworden; man sah Bill mit zweideutiger Miene an. Mit seiner Seemannslaufbahn war es aus, er war jetzt jedem Reeder zum Matrosen zu schlecht.

Nun begannen Noth, Zank und gegenseitige Vorwürfe, und mitten darin stand ewig lachend, scherzend die zehnjährige Maria und knüpfte immer wieder von neuem das gelockerte, zerfressene Band zwischen den Eltern. Für sie mußte der Vater erwerben; wenn es ihr auch nichts nützte, er wollte wenigstens kämpfen mit dem erbarmungslosen Schicksal um sein Kind.

Ein kleiner Kutter aus der Konkursmasse Rungholts wurde von ihm um ein Billiges erstanden.

Er kannte die Küsten und die Inseln weit umher, hatte überall alte Bekannte, der Handel mit Austern, Vogeleiern und Garnelen sollte ihn wenigstens anständig ernähren.

Laura betrieb den Handel in dem kleinen Hafen am Hafen, das Bill gemiethet hatte, während dieser die Waare theils selbst sammelte, theils von den Strandbewohnern und Fischern auf kaufte. Die Mannschaft der aus- und einlaufenden Schiffe war ihre Kundschaft. Die kleine Maria ging in die Schule von H., aber auch in ihrer freien Zeit ließ Laura sie nicht theilnehmen an dem Geschäfte des Tages, der Umgang mit dem derben Seevolke schien ihr gefährlich für das zuerkahrene Kind.

Eine Reihe von Jahren gedieh das Geschäft, Bill war unermüdlich, und das Glück schien ihm günstig; es kam ihm ganz sonderbar vor, ja, es benunruhigte ihn fast. Sollte das alles, was er seither gestandt hatte, doch Unsinn sein, blöder Aberglaube, wie Holde sagte? Er erschrak förmlich vor dem Gedanken — dann hatte er ja einem Hirngespinst sein Glück geopfert, seine Ehre —

alles! In solchen Augenblicken sehnte er sich ordentlich nach einem Unglück, das ihn wenigstens vor sich selbst gerechtfertigt hätte.

Es blieb nicht aus. Beim Eiersammeln auf einer Felseninsel stürzte Bill und brach ein Bein; er lachte hämisch, als sie ihn in diesem Zustande zu Laura brachten. Maria pflegte ihn, sie hatte die Erfahrung und den Ernst einer Erwachsenen, wenn es galt. Die Mutter mußte ja im Geschäfte sein, das ohnehin, wenn der Vorrath einmal ausging, stark gefährdet war. Außerdem verlangte der Vater selbst immer nach Maria; Laura hatte eine unglückliche Hand, wenn sie nur den Verband berührte, schrie er auf.

Das Krankenlager hätte nimmer enden sollen! Unter dem ewig heiteren, klaren Blick seines Kindes, den munteren und doch so klugen Reden desselben kehrte seine eigene glückliche Jugend ihm wieder zurück.

Maria lockte ihm sein ganzes Inneres unbewußt auf die Lippen; er erzählte von seinen Jugendstreichen, seinen frohen, sorglosen Fahrten auf allen Meeren als junger Matrose. Sie hörte mit hochgerötheten Wangen zu, als wehe eine frische Seebrise ihr um das Gesichtchen. Abends, wenn beim düsteren Schein der Nachtlampe die schwarzen Gedanken wieder kamen, die Schmerzen in dem gebrochenen Glied hämmerten und pochten, da ergriff er seiner Tochter Hand und erzählte von den gefreundigen Meilen auf Oland, von den Wogenmännern, von Lars, dem Kapitän, und seinem Roß, wie die Wogen den Mann hinwegspülten von der unglücklichen „Laura", und wie ihn selbst das Entsetzen so ergriffe, daß er das gute Schiff verließ, bevor er das letzte versucht, es zu retten; wie das an ihm fresse sein ganzes Leben lang. Dabei blickte er starr auf das grüne Glas oben auf dem Schranke, in dem die Flamme des Nachtlichtes sich abspiegelte.

„Es giebt keinen Zufall, Verhängniß ist alles!" rief er, wild an der Decke seines Bettes zerrend.

„Du hast das Glas da oben oft gesehen, Maria — die Mutter verdot Dir strenge, es nur zu berühren, ich weiß es — die schlimmsten Erinnerungen pflegt man ja immer am sorgfältigsten — dieses Glas sprang an unserem Hochzeitstag in der Hand Deiner Mutter, als sie mit Lars anstieß, der eben die Geschichte von seinem Roß erzählte. Es war ein neues Glas, die Mutter hatte es den Tag zuvor zum Geschenk erhalten, es sprang nicht durch Zufall, ebenso wenig als Lars' Roß durch Zufall verschwand. Im ersten Augenblicke erschrak alles, dann lachte man darüber, alle außer Lars und mir! Und wir hatten recht, daß wir nicht lachten; die Folge hat es bewiesen. Lars liegt auf Oland begraben, ich liege hier, schmachbedeckt, mit zerbrochenen Gliedern — mein, des Kapitäns Bill Lühsen, Weib, Christen Rungholts Tochter, sitzt in einem dumpfen Laden und verkauft Eier und Garneelen an scheltende Seeleute!"

Seine Stimme klang thränenerstickt, er preßte die Hand seiner Tochter, die auf das Glas oben mit einem Ausdruck des Zornes blickte, der ihr schönes Antlitz entstellte.

„Sieh nach der Mutter, Maria," fuhr er dann plötzlich auf, „sie härmt sich allein, die Arme! Gott, wenn ich denke, wie schön und heiter die Laura war; wie Du, Maria, gerade wie Du!"

„Und Du hast sie traurig gemacht, Du und das häßliche Glas da oben!" brach das Mädchen plötzlich los. „Es giebt keinen Zufall, aber auch keine Katzen, Gläser, Reiter, die Einfluß haben auf unser Geschick. Keinem Schiffsjungen kann man das heutzutage mehr weismachen; nur einen giebt es, der es lenkt und leitet auf dem Meere, auf dem Lande, der allmächtige Gott. Wer auf ihn fest vertraut, sagte unser alter Lehrer, der segelt nicht irre; wer aber solchem Teufelsspuk mehr Glauben schenkt, den schlägt er mit Blindheit, daß er die Wahrheit nicht mehr sieht!"

Bill hatte sich emporgerichtet und starrte in das von der Nachtlampe matt erleuchtete, gerötheten Antlitz seines Kindes. Die blauen Augen leuchteten seltsam, sie sprach wie einer inneren Eingebung folgend, gotthegeistert; der Schleier wich einem Augenblick von seiner verfinsterten Seele, er sah die Wahrheit.

„Maria," sagte er mit gebrochener Stimme, „hole die Mutter!"

Das Mädchen sprang freudig auf. Da öffnete sich die Thür, ein alter, vornübergebeugter Seemann trat herein, scharfen Fischgeruch verbreitend, hinter ihm, die Schürze vor den Augen, Laura, die den Zögernden vor sich her schob.

„Was giebt's, Haje? Glücklich zurück? Gut eingekauft? Warum kommt Bakk nicht selbst, dem ich den Kutter anvertraut habe?"

Der alte Haje winkte traurig mit der Hand.

„Der kommt nicht mehr, der Bakk —" er würgte bedenklich und zerknüllte die gestrickte Haube in den Händen. „Mein Gott, 'raus muß es doch — übersegelt im Nebel von einem Schweden!" — und er strich mit der flachen, knöchernen Hand wagerecht durch die Luft.

Ein gelles Lachen schallte durch die Stube, daß das grüne Glas zu klingen anfing.

„Was sagte Dein alter Lehrer, Maria? ‚Wer auf ihn vertraut, der segelt nicht irre!' — Ich vertraue auf dich da oben, braver alter Scherben! haha! und segle überhaupt nicht mehr!"

Bill schlug in einem Anfall von Wuth mit beiden Fäusten gegen die Wand.

„Jetzt ist's aus mit der Plackerei! Laura, bring' von den alten Gin, Haje muß den neuen Spaß erzählen, ich will ihm aus dem braven Glas da oben vortrinken. Gin, Laura! Was guckt Du denn so unheimlich?"

„Bill, nur das nicht, das wäre das Ende!" flehte unter Thränen sein Weib.

„Gerogott, das auch noch! Bring' Gin, oder ich krieche in die Kneipe!"

Laura entfernte sich. Haje kratzte sich verlegen im Haar.

„Mutter, Du bringst keinen Gin, der Vater ist krank und darf ihn nicht trinken. Ich bitte es nicht. Haje kann unten bewirthet werden."

Der Ton in Marias Worten duldete keinen Widerspruch. Haje drückte sich scheu aus dem Krankenzimmer, Laura blieb zaghaft unter der Thür stehen.

„Maria, hab' Erbarmen!" flehte Bill mit glühender Stirn. „Nur ein Gläschen! Ich ertrage es nicht ohne Gin! Ich wollte ja oben Deinen schönen Worten glauben, merkteſt Du es nicht? O, es sind ja schöne Worte, aber nur für die Schule, Kind, nicht für das Leben! Da, da kam das Schicksal selbst in der Gestalt des Haje zur Thür herein, um Dich auszulachen — und das Glas! — kling! kling! — ich hörte es deutlich. Maria, Gin, oder ich erwürge mich!"

Er schnürte sich den Hals zu mit krampfhaften Händen. Maria löste sie gewaltsam, ihre klaren Augen waren mit liebevollem Ernst auf den Vater gerichtet, und wirklich beruhigte er sich unter dem stetigen Blick.

„Hat Dir das grausame Schicksal nichts mehr gelassen als ein Glas Gin? Liegt die Mutter, liegt Dein Kind auch auf dem Grund der Nordsee? Stehen sie nicht hier vor Dir mit inniger Liebe im Herzen und wollen alles mit Dir tragen?!"

Bill schloß die Augen vor Scham.

„Mutter!"

Laura näherte sich mit dem gewohnten, zaghaften Schritt. „Sieh' auf uns, Vater!" redete Maria eifrig weiter. „ich bin jung, habe kräftige Arme, die Mutter hat nur der Gram gebeugt, — ein gutes Wort, und der böse Zauber muß weichen. — Sprich es aus!"

Seine Brust hob sich zitternd, und seine jetzt fest auf Maria's Antlitz ruhenden Augen blickten unsicher durch Thränen.

„Maria! — Laura!"

Er streckte die Arme weit aus, sie zu umfangen. „Verlaß mich nicht!"

Der alte Haje stand noch immer draußen vor der offenen Thür, er wollte seinen Gin doch nicht einbüßen, über dem Anblick vergaß er ihn aber ganz — er hatte auch lang warten können. Er wischte sich mit der schmutzigen Mütze über die Augen.

5.

Bill war nicht mehr jung und sein Beinbruch war schwer. Die Heilung ging langsam trotz der vortrefflichen Pflege, und zu Bills Geschäft gehörten vor allem gesunde Knochen. Wenn ihn auch die Frauen von seiner Absicht, gar kein Schiff mehr zu kaufen, glücklich abgebracht hatten, so wollte er doch vorderhand nichts von einem solchen wissen. Was wollte er denn in diesem Sommer noch damit machen? Es anderen Leuten anvertrauen? Das wollte er nicht noch einmal probieren. Laura mußte sich ja behelfen, Maria, die jetzt achtzehn Jahre alt war, half ja auch wacker mit, so wacker, daß er sich selbst ganz überflüssig fühlte und am liebsten hinüberhinkte in die Seemannskneipe zu den alten Kameraden. „Man bleibt dann doch im Fahrwasser und verweichlicht nicht ganz," pflegte er zu sagen.

Trau, schau, wem!
Nach einer Zeichnung von F. Specht.

Dort in der „Grünen Auster“ fand er stets aufmerksame Ohren für seine Leidensgeschichte, beim Gin werden alle Sünden vergeben. Er hatte ganz recht, hieß es da, daß er die sinkende „Laura“ verließ, daß er sich kein neues Boot kaufen wollte, man soll einen Wink des Schicksals verstehen — ein Sprung im Glas der Braut am Hochzeitstag! da gehört überhaupt ein verdammter Kerl dazu, der sich da noch auf die See wagt — übrigens habe jetzt das Schicksal wohl ausgelobt und er könne nun in aller Ruhe seinen Gin trinken und die Weiber arbeiten lassen, die ja doch immer an allem Unglück schuld seien.

Solche Reden sog Hajo gierig ein, diese Leute meinten es wirklich ehrlich mit ihm! Was hatten sie denn davon? Die gute Kameradschaft machte sie so besorgt, während sein eigenes Weib und sein Kind es kaum erwarten konnten, bis er wieder den Gefahren der Seefahrt sich aussetzte.

Unterdessen kam der Spätherbst heran, der Winter stand vor der Thür, der dem Handel in dem kleinen Häuschen gefährlich zu werden drohte. Die Schiffahrt steht dann still, die Kunden bleiben aus und auch die Waren.

Als Bill eines Tages mit schwerem Kopfe aufstand und nach seiner Tochter fragte, erklärte ihm Laura, Maria habe selbst einen Kutter gemiethet und sei mit dem alten Hajo fortgefahren, alle Geschäfte für den Winter zu besorgen.

Bill erschrak heftig bei dieser Nachricht. Seine Maria in dieser rauhen Jahreszeit mit Hajo auf einem Segler draußen auf der Nordsee! Jetzt sollte es sich vollenden, sein Schicksal, jetzt sollte der Hauptschlag kommen, gegen den alles andere, was schon geschehen, nichts war! „O, das Glas! das Glas!“ jammerte er, schalt Laura eine schlechte Mutter und ging von neuem in die „Grüne Auster“, seinen Kummer, seine Sorgen zu vertrinken.

Unterdessen segelte Maria unverdrossen in dem Wattenmeer von Insel zu Insel bis nach Romöe hinauf und füllte den Kutter mit Vorräthen aller Art.

Auf Oland saß noch immer Claus, der Richter, der Patriarch der Halligen, der Großmutter Hohde Bruder. Den wollte Maria besuchen, sie hatte ihn nicht mehr gesehen seit ihrer Kindheit, seit damals, als er mit dem unglücklichen Vater kam, der das schöne Schiff verloren hatte. Sie hatte die milden Trosteworte, die der Greis dabei zur Mutter gesprochen, nicht vergessen, vielleicht wußte er auch jetzt Rath gegen des Vaters schlimmstes Uebel, gegen den Gin.

Sie fuhren über die Stelle, wo die „Laura“ verunglückt war. Maria forschte vergeblich nach einem Zeichen; dann fuhren sie in den Wattstrom, der Oland durchschneidet, bis dicht vor Claus Bruksknots Werfte.

Ob er wohl noch lebte? Das Haus lag so still, kein Mensch war weit und breit zu sehen. Wenn Claus am Ende allein, verlassen gestorben wäre! Auch Hajo äußerte Besorgniß und meinte, das sei schon oft vorgekommen bei so alten Leuten.

Die Hausthür war offen. Maria horchte im Gange. — Was war das? War sie denn im falschen Haus? Eine kräftige Mannesstimme ertönte, Gelächter, dazwischen das heisere Kichern eines Greises.

Sie klopfte, und „Herein!“ rief es von drinnen.

Ein großer blonder Mann stand vor ihr, der die Decke der Stube fast mit den Haaren streifte; in dem Lehnstuhl beugte sich der kahlbhinde Claus weit vor.

„Wer kommt denn, Jakob?“ fragte er.

„Deiner Schwester Enkelkind, die Maria Lührsen aus H., und ihr Bootsmann Hajo,“ rief laut das Mädchen, des Greises Hand ergreifend.

Der sah mit zitterndem Haupt an der hohen Gestalt hinauf.

„Die kleine Maria, meiner Schwester Enkelkind, und — und — wer?“

„Mein Bootsmann, hier, der alte Hajo —“

Sie zog den zögernden Alten aus dem Winkel.

„Und Bill Lührsen, Dein Vater?“

„Ist krank — lange schon — hat das Bein gebrochen — nun muß ich das Geschäft besorgen. Geht auch herrlich! Nicht wahr, Hajo? Gott, ist's auf dem Meere schön! Und da bin ich, um Dich zu besuchen!“

„Und hoffentlich ein bischen auszuruhen von der Fahrt,“ mischte sich der junge Mann darein, der seither zurückgetreten war; „ein Mädchen wie Sie bei der Jahreszeit in einem so jämmerlichen Kasten, wie ich da unten sehe, unter Führung eines — er stockte und blickte auf Hajo — „gewiß erfahrenen, aber doch schon hochbejahrten Seemannes!“

Maria kehrte sich mißmuthig nach dem Sprecher um.

„Was kümmert Sie der ‚jämmerliche Kasten‘ und der bejahrte Seemann‘?“

Aber plötzlich schien alle Kühnheit, aller Trotz sie zu verlassen. Sie erröthete tief, schlug die Augen nieder vor dem lächelnden Mann und trat unwillkürlich näher zum Großvater.

„Jakob Tönningen, Kapitän, der Sohn meines alten lieben Freundes,“ stellte ihn Claus dem Mädchen vor.

„Des Tönningen mit dem Rolf?“ fragte neugierig Maria.

„Ja, der Sohn des Tönningen mit dem Rolf, ganz recht, Fräulein Maria, der gekommen ist, das Grab seines Vaters zu besuchen. Sie glauben wohl an die Geschichte mit dem Rolf?“

Maria zog verdrossen die Lippen hinauf.

„So wenig als Sie.“

„Ich wollte Sie nicht kränken, ich dachte nur — wie sprachen eben von Ihrem Vater.“

„Ich hätte etwas geerbt, meinen Sie! Wenn man das mitmacht von Kind auf, Herr Kapitän, das Unheil, welches er so häßlicher Aberglaube in einem Menschenleben anrichten kann, dann haßt man den Unsinn.“

Der aufsteigende alte Groll röthete ihr von den goldblonden Flechten umrahmtes Gesicht. Maria war in diesem Augenblick wunderschön.

„Was macht denn der Bill?“ redete der Alte dazwischen der nichts von allem verstanden hatte. „Schwört er noch immer auf das zersprungene Glas? Sonderbar! Sonderbar!“

Maria war sichtlich verlegen, sie schämte sich vor den Fremden.

„Ich weiß alles, Fräulein Maria,“ beruhigte sie Jakob Tönningen. „Erzählen Sie nur, wir sind uns ja nicht fremd!“

„Nicht fremd?“

„Nicht ganz, das Schicksal unserer Väter schlingt sie Band zwischen uns. Erzählen Sie nur, lassen Sie mich ruhig zuhören!“

Er sprach so herzlich, so einfach; sie schämte sich nicht mehr vor ihm. Und sie erzählte dem Greise ihr junges, hartes, entsagungsvolles Leben voll kindlicher Liebe, männlicher Thatkraft und heiligem Gottvertrauen. Sie bat ihn um Rath für das schwere Seelenleiden, dem der Vater verfallen war, wie sie den Geliebten retten könne von dem häßlichen Wahne, der ihn ganz beherrsche. Sie vergaß in ihrem kindlichen Eifer ganz den Mann im Hintergrunde des Zimmers, dessen Augen trunken an dem schönen edlen Geschöpfe hingen.

Claus, der Richter, hörte mit bedrücktem, sorgenvollem Mienen dem Mädchen zu. Er erinnerte sich wohl, wie er selbst damals am Hochzeitsabende erschauerte, als das Glas zersprang in den Händen der Braut beim Trinkspruch auf die beiden Lauren; er war zu alt zum Heucheln, und doch that ihm das Herz so weh beim Anblick dieses zerstörten jungen Lebens. Wie hilfesuchend blickte er auf Jakob, dem die Zornesader schwoll bei der Schilderung von Bills unverantwortlichem Treiben.

Jäh sprang er in die Höhe und seine Augen flammten. „Ich will ihn heilen, Maria, den Vater!“ rief er.

Das Mädchen sah ihn groß an. Er war so schön in seiner Erregung; sie wäre ihm am liebsten zu Füßen gefallen und hätte ihn angebetet, gleich mit ihr zu kommen, so glaubte sie an seine Kraft.

„Du kennst Bill Lührsen nicht! Bill ist mißtrauisch gegen Fremde, nimm Dich in acht,“ meinte Claus bedächtig.

„Ich will ihm bald kein Fremder mehr sein,“ erwiderte Jakob mit einem Blick auf Maria, der das Mädchen wie ein Blitz durchfuhr. „Laß mich nur machen — ich habe Ein- mein Schiff liegt auf Sylt, ich habe Befehl nach Hoorpud, wo's gehen soll nach Bremen. In drei Monaten längstens bin ich zu meinem Heilmittel bei Ihnen in H., Fräulein Maria. Vergeßt Sie unterdeß den Jakob Tönningen nicht!“

Er reichte ihr die breite Hand und ließ lange die ihrige nicht.

„Nicht vergessen, hören Sie, sonst wirkt das Mittel nicht, und Du Claus kommst nach H., wenn es gewirkt hat, das versprichst Du mir!“

Claus sagte herb lächelnd zu. „Und wenn ich nicht mehr komme, trinkt auf mein Wohl und gebt kein acht beim Anstoßen.“

Jakob eilte die Werfte hinab zu seinem Segelboot, das im Wattstrome seiner wartete.

Maria fühlte einen heftigen Schmerz im Herzen, sie preßte ie Hand darauf und sah dem Scheidenden regungslos durch das enster nach.

6.

In starren Fesseln lag der Mastenwald im Hafen von H. Dichter Nebel brannte nunterbrochen über der Stadt und kürzte en Tag.

In der „Grünen Auster“ ging es immer gleich lebendig u, bis spät nach Mitternacht leuchteten die mit blutrothen Vorängen versehenen Fenster.

Da saßen die Stammgäste an dem mit grünem Wachstuch berzogenen Tisch: Schiffsmakler, Viehhändler, einige Kapitäne, ie in H. ihr Winterquartier aufgeschlagen hatten; und mitten unter diesen Ehrenwerthen saß Bill Lührsen, „der Herr Kapitän“, ie er hier genannt wurde. Seine jetzt heisere, aber noch kräftige Stimme war immer hörbar, er wußte stets etwas Neues, wußte iberall Bescheid, sprach in großartiger Weise von seinen Leistungen, ußte die Achseln über andere, übte die schärfste Kritik — ja, wenn er so ein Glücksvogel gewesen wäre wie der und der, was r dann geworden wäre! — und dann ging's los über sein Pech, as alles je Dagewesene überstieg. Dabei trank er Glas auf Glas des feurigen Trankes in seinem Kneipzern.

Später, als die alten Geschichten, die man sich allabendlich erzählte, nicht mehr genügten, griff man zu den Karten, natürlich nur zum Zeitvertreib, nicht etwa des Geldes halber.

Bill hatte erstaunliches Glück und eine tolle, fieberhafte Freude an diesem Glück. Er war der erste, der einen höheren Satz vorschlug, er fand wenig Widerspruch — „wenn er will, wir halten's aus!“ mochten seine Kumpane denken. Auch das gewöhnliche heimische Spiel paßte nicht mehr, es ging zu langsam und wozu denn das Hirn sich dabei abmartern, das Zufallsspiel, das war sein Fall! Es prickelte ihm in allen Nerven, wieder einmal, zum letzten Mal, wie er sich sagte, die große Frage an das Schicksal zu stellen. Verluste, die sich bald einstellten, machten ihn nicht irre, er entwickelte plötzlich einen ungewohnten Widerstand und Trotz gegen sein Verhängniß.

Laura wagte nur einmal eine Einwendung. Die spärlichen Einnahmen litten ja keine solchen Ausgaben. Da kam sie aber gut an!

„Wer ist der Herr im Hause? Etwa weil ich das Unglück gehabt habe, mich Dir zuliebe zum Krüppel zu fallen, soll ich mich in die Ecke stellen lassen und um mein Brot betteln? Nette Liebe das! und dafür ein Leben geopfert!“ so fuhr er auf die unbequeme Mahnerin los.

Die arme Frau hoffte auf Maria, er liebte ja sein Kind, ihren Bitten würde er nicht widerstehen können. Doch sonderbar, Maria lächelte immer so geheimnißvoll und wiederholte stets: „Gieb ihm nur, es wird bald anders werden.“

Erst als drei Monate in dieser den Hausstand vernichtenden Weise vergangen waren, zeigte sich in Marias Wesen eine auffallende Unruhe, ein ständiges ängstliches Warten, und oft überraschte die Mutter sie, wie sie in Thränen aufgelöst in einem Winkel ihrer Kammer saß.

So verstrich der Winter — ein trüber Sommer schlich vorüber, und langsam nahmen die Tage wieder ab. Mehr und mehr brannte das Hoffnungsflämmchen in Marias Herz herab und nur mit dem letzten Rest ihrer Seelenstärke klammerte sie sich noch an Jakob Tönningens Worte: „Nicht vergessen, sonst wirkt das Mittel nicht!“ Nein, vergessen wollte, konnte sie ihn und seine Verheißung nicht. —

* * *

Mäuschenstill war es am Stammtische in der „Grünen Auster“, selbst die Karten fielen lautlos auf das grüne Tuch. Die Köpfe waren erhitzt, man spielte heute besonders hoch, ein fremder Seemann betheiligte sich, und es wäre doch ein Hauptspaß gewesen, den hübsch hereinzulegen.

Er saß neben Bill, der heute wieder seinen Pechtag hatte. Sein Gesicht war bleich, seine Hände zitterten, wenn er das Glas Gin zum Munde führte, seine Gestalt war auf den Tisch herabgebeugt, und seine gierigen Blicke auf das sich zusehends mehrende Geldhäufchen des Fremden entglingen diesem nicht.

Bill verlor den größten Satz, der heute gestanden hatte, er lachte wild auf, zerrte an seinem ergrauten Haar und wischte mit einer krampfhaften Bewegung der Hand seinen ganzen Geldvorrath seinem Nachbar, dem Fremden, zu.

„Fertig!“ keuchte er. „Ihr versteht's — dürft Euch übrigens nichts einbilden drauf. Habt Ihr von Bill Lührsen noch nicht gehört, dem berühmten Pechvogel? Der bin ich!“

„Der Kapitän Bill Lührsen?“ fragte erstaunt der Fremde. „Das freut mich. Habe freilich schon gehört von ihm. — Jakob Tönningen!“ stellte er sich vor.

Bill wich zurück, er mußte sich am Stuhle festhalten.

„Tönningen? Wirklich Tönningen?“ schrie er und brach dann in ein tolles Gelächter aus. „Verwandt mit dem verstorbenen Kapitän Lars Tönningen?“

„Sein Sohn sogar.“

„Lars' Sohn? Und mit dem —? Haha! Das sieht mir gleich, gegen den leg' ich meinen letzten Heller! Lars' Sohn! Wenn's jetzt nicht klar ist! — Gin! Gin!“ brüllte er, sich von neuem setzend und den Mann starr betrachtend, „hielt nur zu, ich bin fertig.“

„Unsinn, Kapitän! Was fertig? Hier!“ widersprach Jakob Tönningen und schob ihm einen Haufen Geld zu. „Kredit, so viel Ihr wollt, und Ihr werdet sehen, Ihr gewinnt jetzt!“

„Gegen Lars Tönningens Sohn?! — Wißt Ihr denn, daß wir — Gott, wo soll ich da anfangen? Die See kraß ihn vor meinen Augen; eine Katze war sein ganzes Unglück! Ja, eine einfache Katze! Das versteht Ihr nicht, nicht wahr? Und meines ist ein Glas! Ein einfaches, zersprungenes Glas! Ich sag' Euch, ganz dieselbe Geschichte. Wir mußten lachen, so oft wir uns sahen, nur als wir uns zuletzt sahen, da lachten wir nicht, da nicht — und jetzt setze ich mein Letztes gegen seinen Sohn, gegen Lars' Sohn! Ist das auch ein Zufall? — Sei's denn! Zum Schlusse der dummen Geschichte!“

Er machte sich bereit, das Spiel fortzusetzen.

„Aber die Geschichte von der Katze und dem Glas muß ich dann hören,“ meinte der Sohn Lars', den das närrische Benehmen Bills nicht aufzufallen schien.

„Sollt Ihr hören! Werdet dann manches begreifen, was Ihr vielleicht über mich gehört habt.“

Das Spiel nahm seinen Fortgang. Bill gewann jeden Satz. Der Fremde war nämlich so unvorsichtig, sich jedesmal in die Karten sehen zu lassen, und Bill besann sich keinen Augenblick, diesen Vortheil zu benutzen, es war ja sein Geld, das er zurückgewann! Er hätte jetzt nimmer aufhören mögen — das Häufchen vor ihm stieg höher und höher, vielleicht war gar alles wieder gut zu machen — die „Laura“, das gebrochene Bein, der Kutter! Wenn es ihm nur nicht immer gewesen wäre, als säße Lars neben ihm mit den hinausfahrenden Augenbrauen und auf seinem Schoß Rolf, der Kater, mit zugekniffenen Augen!

Die anderen merkten das falsche Spiel des Kapitäns und verlangten plötzlich den letzten Rundsang.

Bill athmete auf wie von einer furchtbaren Qual befreit. Jakob Tönningen hatte eine große Summe verloren, doch er mußte sehr reich sein, er sprach kein Wort darüber. Er schob nur die Karten beiseite und sagte: „Nun die Geschichte von der Katze und dem Glas!“

Die Tischgesellschaft machte sich spöttische Zeichen, sie hatte sie schon so oft, unzähligemal oft gehört.

Bill war heute in seiner Laune; der hohe Gewinn, der reichliche Gin — er konnte kein Ende finden. Der Kapitän schien sein Gesinnungsgenosse zu sein; besonders die Geschichte mit dem Glas erschien ihm sehr bedeutlich: er begreife ganz wohl, wie einem so etwas nicht mehr aus dem Kopfe gehen könne, und das sei einmal sicher, es gäbe Dinge auf der Welt, die sich nicht erklären lassen. Dann fragte er nach Bills Familie, was die davon denke, und erstaunte nicht wenig, zu hören, daß seine Tochter nicht daran glauben wolle, was doch sonst Mädchenart sei.

Schwer geladen wankte Bill lange nach Mitternacht nach Hause am Arme Jakobs, der noch manche Fragen nach seiner Tochter that, die dem Vater, wäre er in nüchternem Zustande gewesen, aufgefallen sein müßten. Mit dem sicheren Versprechen eines Besuches verließ Jakob den Alten.

Laura wachte noch; sie hatte sich fest vorgenommen, heute mit Bill ein ernstes Wort zu sprechen, es ging so nicht mehr fort, es fehlte bereits am Nöthigsten; sie hatte im geheimen

bereits Hausrathsgegenstände veräußert, um die Geldbedürfnisse des Mannes zu befriedigen.

Das war ein bitteres Weheben. Ein Glück, daß Maria den Schlaf der Jugend schlief, das Mädchen hätte sie gewiß an ihrem Vorhaben gehindert, das mit jeder Stunde in ihr fester wurde.

Endlich Stimmen auf der längst verdeten Straße; Laura schlich leise von Marias Seite in das Nebenzimmer, um ihren Mann zu erwarten. Die wankenden unsicheren Tritte die Treppe herauf machten ihr Herz erbeben. Er war in der letzten Zeit recht roh mit ihr gewesen — aber es mußte sein, heute noch, bis morgen verlor sie den Muth.

Er trat ein mit einer Laterne.

„Noch auf, Weibchen?“ lallte er, „das freut mich!“

„Bill!“ begann Laura in flehendem Tone, „hab' Mitleid mit uns!“

Er pfiff in komischer Weise und schlug auf die Tasche.

„Laß' das, Kind, und freue Dich! Munter mit dem Scherben da oben. Ich habe gewonnen, mehr als ich in einem Winter verdienen kann, den ganzen Krempel unten kauf' ich Dir ab!“

Laura fühlte sich angewidert von seinem trunkenen Wesen, sie wich zurück.

„Das glaubst Du nicht, Unglücksrabe? Ist aber doch so! Da —“

Er schüttete einen Haufen Goldstücke auf den Tisch. „Und von wem, rath' einmal! Wenn es nur nicht wieder eine Falle ist, ich merke so was! Von wem, rathe!“

Er lachte kindisch, mit den Goldstücken spielend.

„Von Lars Tömningens Sohn! Das glaubst Du nicht! Von Lars Tömningens Sohn, der Gott weiß woher mit einem Sack voll Geld zurückgekehrt ist; von Jakob Tömningen —“

Ein leiser Aufschrei ertönte aus dem Nebenzimmer. Laura fuhr auf.

„Das arme Kind! Kein Wunder, daß es schwere Träume hat! — Ich sag' Dir aber, daß ich dieses Geld verache!“ fuhr sie mit einer Leidenschaft auf, die Bill an ihr lange nicht mehr gewohnt war — „daß ich nur ein neues Unglück darin sehe! Es wird Dich nur von neuem verlocken, und das Ende wird doch ein erbärmliches sein. Bill, denk' an Maria! Gott hat Dich wieder gesund werden lassen, arbeite wieder! Es ist nicht wahr mit dem Glas, nur dumme Einbildung ist es, die uns unser ganzes Lebensglück gekostet hat. Ich ahne es längst, wir selbst sind schuld an allem.“

„Ei, ei, wie klug auf einmal! Nur damit ich meine Knochen noch einmal risire!“ erwiderte verdrossen Bill. „Einbildung soll das sein mit dem Glas? Jakob Tömningen selbst gab mir recht! Frag' ihn nur darum, morgen, wenn er kommt.“

„Nimmer Tömningen! Unser ganzes Unglück hängt an dem Namen. Was will er denn hier, dieser Mensch?“

„Was weiß ich! Mir kann's nur recht sein, wenn er länger bleibt. Uebrigens wird er Euch schon gefallen, wenn Ihr ihn einmal seht, ein schöner lieber Mann! Sieht gar nicht so aus, als ob er Unglück bringen könnte. Da nimm', Laura!“

Er reichte ihr eine Hand voll Geld.

„S' ist ehrlich Geld und —“ er sah sich lange im Zimmer um — „es fehlt einiges — meet' es wohl — hol' es wieder! Es soll ja anders werden mit mir! Ja, wenn das nur Einbildung wäre — sagtest Du nicht so? — dann — dann — Herrgott, dann —“

Sein bleiches Gesicht belam einen ängstlichen Ausdruck.

„Laura —“ er griff nach ihrer Hand — „dann wäre ich ein rechter Schurke! Laß' mich jetzt, frag' morgen den Tömningen — er wird Dir sagen, daß es keine Einbildung ist, daß es so Dinge giebt — jawohl!“

Er warf noch einen verschwommenen Blick nach dem Glas hinauf und wankte dann in seine Kammer. Als Laura nach einer Stunde voll bitterer Gedanken zu Maria zurückkehrte, fand sie dieselbe mit erhitzten Wangen, ein seliges Lächeln um den Mund, als träume sie einen schönen Traum, auf ihrem Lager liegen. Sie beugte sich besorgt mit dem Lichte über sie, da öffnete Maria weit die blauen, feuchten Augen, schlang die Arme um die Mutter und drückte dieselbe fest an sich.

„Endlich!“ flüsterte sie.

7.

Bill verbrachte jetzt mit Jakob Tömningen die Abende im Hause; der junge Mann zog ihn durch seine anregenden Gespräche, Vorschläge und Pläne wieder auf sein früheres Interessengebiet, belebte von neuem seinen Standesstolz, erweckte in ihm ein neues Verlangen nach der See, der Heimath seiner Jugend; die leichten Dünste der Kneipe wichen langsam vor der gesunden Atmosphäre, die dieser Mann um ihn verbreitete.

Maria glaubte die Heilung des Vaters schon vollzogen und fürchtete die baldige Abreise des siegreichen Arztes. Sie sah ihm gewiß ewig dankbar dafür sein, aber doch brach ihr das Herz schier. Sie hatte sich das doch anders gedacht, recht kindlich albern, das sah sie wohl ein, aber er war doch auch schuld daran, was brauchte er sich denn gar so in ihr Herz einzuschleichen, wenn alles nur dem Vater galt!

Da kam er in der dritten Woche seiner Anwesenheit eines Tages im Sonntagskleid und in einem Zustande eigenthümlicher Unruhe. Maria dachte: nun will er Abschied nehmen! und ihr ganzes Wesen krampfte sich zusammen. Er aber trat mit ernster Miene auf sie zu.

„Maria,“ sagte er, „heute gilt's, ich darf nicht mehr länger zögern mit der Operation, sonst erneut sich das Uebel. Jetzt fassen Sie, haben Sie Wort gehalten, haben Sie immer an mich geglaubt seit unserer Begegnung in Oland, herzlich meiner gedacht?“

Seine Hand drückte fest die ihrige, sein großes Auge ruhte voll heißer Liebe und mit dem Ausdrucke unserer Uebereinkunft auf ihr.

„Mehr, Maria, haben Sie sich noch mir gedacht? nur mehr — haben Sie mich lieb?“

Das Mädchen sank wonnebetäubt in seine Arme, und er hielt sie lange umfaßt und küßte ihr Blondhaar.

„Dann aus Werk, es muß gelingen!“

Er eilte zum Vater.

„Ich komme, von Ihnen die Hand Ihrer Tochter Maria zu erbitten. Unter uns Seeleuten sind lange Vorreden nicht Brauch, ich bin jetzt Eigenthümer eines Schiffes, bestze genug Vermögen, mich selbstständig zu machen und eine Familie zu ernähren. Ihre Tochter liebt mich, ich denke, es steht nichts im Wege —“

Bill mit seinem düsteren Blick, seinen unregelmäßigen Zügen und seinem verletzten Gesichtszügen sah greisenhaft aus an der Seite des blühenden Mannes. Er zuckte schmerzlich zusammen unter diesen kurzen, biederen Worten und ein Blick tiefen Mitleids traf den Bewerber.

„Nichts läge im Wege, Jakob Tömningen,“ erwiderte er, „wenn ich noch um einen Grad schlechter wäre, als ich es schon bin; dann könnt' ich Euch sagen: da habt Ihr sie und meinen Segen dazu! Ich kann's aber nicht, und Ihr selbst seid schuld daran, daß ich's nicht kann, weil Ihr in der kurzen Zeit, da Ihr hier seid, das Gewissen in mir wachgerufen habt. Ihr fordert von mir Euren Fluch und stürzt, was Ihr gerettet wollt, wenn Ihr sie liebt, Maria in das Unglück! Ihr könnt mir selbst recht gegeben, als ich Euch einst mein sonderbares Schicksal erzählte von der Stunde an, wo das Unglücksglas zu mir sprang an dem Eures Vaters. Die geheimnißvolle Kette aus Umständen zwischen Tömningen und Dübseen bis auf Euer jetzige Werbung muß Euch selbst zu denken geben. Es ist diese, es ist Menschenschicksal an ein Glas zu hängen, ich weiß es, und bis mir's tausendmal vorgehalten, und doch sag' ich Euch, es ist nicht als sähe es drohend dort auf mich herab, — ich kann nicht, Ja' sagen, Jakob Tömningen!“

Der Schweiß stand ihm auf der Stirn, sein ganzes Innere war in Aufruhr.

Der Kapitän blickte sinnend hinauf zu dem Glas. „Ey Ihr habt recht, ein sonderbares Zusammentreffen von Umständen und das Glas — zeigt mir doch das Unglücksding, das mir mein Liebstes rauben soll auf Erden!“

„Nehmt es nur herab, ich erreich' es nicht mehr, so hat es mir den Rücken gebeugt.“

Jakob griff danach und trat an das Licht, das sich in der grünen Wölbung spiegelte, betrachtete es genau und prüfte mit den Finger. Plötzlich lachte er laut auf — betrachtete wieder das Glas, dann Bill, der ihn nicht aus den Augen ließ.

„Bill Lührsen,“ sagte er, „Ihr seid ein Narr! Das Glas hat ja gar keinen Sprung, es ist ja nur eine Falte im Glase, welche so aussieht! Na hört, da sieht man doch genauer zu, wenn man so viel darauf hält!“

Bill war kreideblech geworden, der Mund stand ihm offen, ein Bild des Entsetzens bot er.

„Das lügst Du, Tömningen," röchelte er, mühsam nach Athem ringend. „Es muß ein Sprung sein! Ich sah ihn zwar nur einmal, aber der Klang — her mit dem Glas!"

Mit zitternden Händen entriß er es ihm und drehte es nach allen Seiten.

„Herrgott! Wenn es kein Sprung wäre! Alles einer Täuschung gespreet, ein ganzes Leben — Laura — Maria —"

Er tastete und kratzte wie wahnsinnig an dem Glase herum. „Heilige Maria, kein Sprung!"

Da entglitt das Glas seinen Händen und zerschellte in Scherben. Bill sank in die Kniee, bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen und schluchzte laut. „Kein Sprung!" wiederholte er nur immer wieder verzweifelt.

Tömningen erschrak selbst vor der furchtbar unerwarteten Wirkung seines Heilmittels; doch faßte er sich rasch, die Krisis mußte eintreten.

„Und da freut es Euch nicht," redete er dem zusammengebrochenen Manne zu, „daß alles nur ein häßlicher Traum war, daß Ihr mir jetzt ohne Gewissensbisse Maria zum Weibe geben könnt, daß Euer Geschick keiner blinden, dunklen Macht überantwortet ist, sondern nur Einem eigenen Willen, daß derselbe gütige Gott es leitet, der auch das von uns allen lenkt! Das muß Euch freuen, selbst wenn Ihr Euch dabei sagen müßt, daß Euer Wahn, von dem Ihr nun geheilt seid, Euer ganzes Unglück war. Auf, Bill Lührsen, zu neuem Leben! Ich biet' Euch Hand und Herz, sie kennen beide kein Falsch!"

Bill lächelte unter Thränen; er erhob sich, wie aus einem Traum erwachend.

„Ist's denn wirklich möglich! Ein neues Leben! Ein Schiff! Die weite See — mein Weib — mein Kind! Tömningen, es ist zu viel, ich kann das viele Licht nicht allein ertragen. Maria! Laura!" rief er, die Thür öffnend.

Maria eilte herein. Tömningen streckte ihr die Arme entgegen, — sie wußte alles.

„Es ist ja kein Sprung, Laura," rief Bill seinem Weibe zu, „nur eine Falte im Glas, der Kapitän hat es mir deutlich gezeigt. Ich ließ es fallen vor Freude, da liegen die Trümmer, aber ich verstehe Dich, nur eine Falte im Glas — Laura, wir waren rechte Kinder — wie eine Binde fällt es mir jetzt von den Augen! — Kinder? Nein, ein Schurke war ich, Laura, ein erbärmlicher Schurke! Verzeihe mir um des Glückes dieser beiden willen — Deiner Kinder!"

Das war zu viel des Freudensturmes für Lauras im Leid ermüdete Seele; sie warf einen Blick auf die grünen Scherben des Glases am Boden, auf das in sich versunkene Paar, auf Bill, der sie in seinen Armen hielt. Erst an dem klaren Blick Jakobs, der auf sie zutrat und ihr die Hand reichte, fand sie ihre Fassung wieder.

* * *

Als Claus, der Richter, die freudige Nachricht erhielt, daß das Mittel gewirkt habe und Bill völlig geheilt sei, da eilte er trotz seines hohen Alters noch zur Hochzeit Jakobs und Marias.

Als der Bräutigam nach dem Mahle dem Alten von der Falte im Glase erzählte, die Bill fälschlich für einen Sprung gehalten habe, da lächelte er verschmitzt; als man dann wie einst vor zwanzig Jahren das Brautpaar leben ließ und die Gläser hob, rief er: „Obacht, Kinder, damit es nicht wieder Falten giebt, sie langen nichts, in den Gläsern nichts und nichts in den Gesichtern!"

Alles lachte, nur Bill senkte beschämt den Blick.

„Lührsen-Tömningen" heißt heute die größte Reederfirma in H, sie führt einen grünen Römer im Schiffswappen.

Aufruf

zur Errichtung eines Denkmals auf Helgoland für Hoffmann von Fallersleben, den Dichter des Liedes „Deutschland, Deutschland über alles".

Es sprach des Deutschen Kaisers Mund:
„Der letzte Fleck von deutschem Grund,
Nun zählt er zu dem deutschen Land!" —
Er sprach's am Helgolander Strand.
Da stieg auf Fels und Haus und Boot
Das Banner, schwarz und weiß und rot,
Da donnerten Kanonen rings —
Und durch die deutschen Gaue ging's:
Nun ist zum Reiche heimgebracht
Des deutschen Landes Nordlandswacht!
— — — — — — —
Wo man in deutschen Landen spricht,
Durch jedes Herz tönt ein Gedicht,
Das Deutschland über alles preist —
Nicht immer klang's im gleichen Geist!
Es stieg wie leises Flehn zu Gott,
Als Deutschlands Zwietracht aller Spott,
Und jauchzend sang's des Volkes Schar,

Als Deutschland über alles war! —
Wo aber wuchs der Sang empor?
War's an des Rheines Rebenflor?
War's, wo die Donau südwärts zieht?
Erklang am Main „der Deutschen Lied"?
Vom Meer umbrauft, vom Sturm umweht,
Das rechte Wort fand der Poet!
Vom Felseneiland Helgoland
Ein Dichter hat's hinausgesandt,
Das Lied von deutscher Herrlichkeit,
Das Trost uns war in trüber Zeit,
Und dem' in sich gesammelt hält
Das Fühlen einer deutschen Welt! —
Das Lied von deutschen Lippen stieg,
Wo sich die Palmenkrone wiegt;
Wo über'm Eis das Nordlicht flammt,
Singt's, wer von deutschem Blut entstammt.
Wir singen's, wenn beim frohen Fest

Man brüderlich die Hand sich preßt,
Da steigt der Sang in hellem Chor
Gewaltig aus der Brust empor —
Eins sind wir all' in Herz und Geist! —
Und, wenn's im Feld zu sterben heißt,
Wo's um die höchsten Güter geht,
Wird's deutschen Kriegers Schlußgebet! —
— — — — — — —
Wo er es sang, was wir gefühlt,
Hoch auf dem Fels vom Meer umspült,
Da rag' das erzgegoss'ne Haupt
Des Dichters, der da fest geglaubt
An unsres Reiches Auferstehn
Und große Zeit voraussgesehn!
Dieß' Wort begeisternd uns erklang
Im deutschen Nationalgesang,
Der jenes Lied uns hat erdacht,
Sein Widmig zier' die Nordlandswacht! —

Emil Rittershaus.

Auf dem neuen deutschen Gebietstheile Helgolands entstand am 26. August 1841 das Lied Hoffmanns von Fallersleben „Deutschland, Deutschland über alles", das „eine Volkshümlichkeit erlangte, die bis heute ungeschmälert sich erhalten hat und sich erhalten wird, so lange der Deutsche die Liebe zum Vaterlande als Heiligstes in seiner Brust bewahrt". Bei jeder Gelegenheit, wo des Deutschen Reiches gedacht wird, braust es begeistert und begeisternd durch die Reihen der Sänger und nährt als deutsche Nationalhymne die Glut vaterländischer Liebe".

Im nächsten Jahre feiert dieses „Lied der Deutschen" das fünfzigjährige Jubiläum.

Was es für den deutschen Patriotismus gewirkt hat, können wir dem Dichter nicht vergelten; aber ein Zeichen des Dankes und der Anerkennung vermögen wir dem echt deutschen Manne in äußerer Gestalt darzubringen, wenn wir auf dem Geburtslande des Liedes ihm ein Denkmal errichten, das an der Seewacht des geeinten Deutschen Reiches die unverlöschbare Kraft der Vaterlandsliebe hinaus in alle Welt bringen lassen soll. Gerade auf der Insel, von der Hoffmann von Fallersleben anderte: „Helgoland muß deutsch werden." sollte, nachdem das Wort zur That geworden, ein Denkmal des Vaterlandes Dankbarkeit bekunden.

Am 22. September 1890 haben in Kassel deutsch gesinnte Männer und Frauen den Plan gefaßt, Sammlungen für ein solches Denkmal zu veranstalten und auszuschreiben. Dasselbe soll in einer großen Bronzebüste auf Granitblock bestehen, einfach und schlicht, aber erhaben und würdig. Mit einem hervorragenden Künstler sind Verhandlungen angeknüpft, und es ist Beschluß, daß, wenn die Sammlungen baldigst einen günstigen Erfolg zeigen, bis zum Geburtstage des herrlichen Nationalliedes die Enthüllung stattfinden kann. Die Kosten dürften sich auf ungefähr 10 000 Mark belaufen.

Unser Hinweis auf das an der Spitze stehende Gedicht eines warmen Freundes des Vorwärts, das in jener Kasseler Versammlung dem begeisterten Herzen entquoll, ergeht die Bitte, allenthalben zu Gaben aufzufordern. Als besonders erspriesslich erscheint es, so oft das „deutsche Lied" ertönen wird, in unmittelbarem Anschluß an die dadurch hervorgerufene gehobene Stimmung Sammlungen zu veranstalten.

Die eingehenden Gelder wolle man an den Geheimen Regierungsrath Robert Fischer in Gera (Reuß) einsenden, der die Bewahrung derselben und öffentliche Empfangsbescheinigung in der hierzu zur Verfügung gestellten „Gartenlaube" übernommen hat.

Anmerkung der Redaktion. Die deutschen Zeitungen werden um Nachdruck des Aufrufs und um Veranstaltung von Geldsammlungen freundlichst gebeten.

Tabora.

Von Sansibar ist die erfreuliche Kunde eingetroffen, daß Emin Pascha auf seinem Zuge nach dem Viktoria-Nianza die Hauptniederlassung der Araber im Innern, Tabora, erreicht hat.

Die Grenzen von Deutsch-Ostafrika sind jetzt endgültig festgestellt. Unsere ostafrikanische Kolonie ist ein gewaltiges Stück Land, ungefähr zweimal so groß wie das Deutsche Reich, und hat eine sehr günstige bevorzugte Lage. Ihre östliche Grenze bildet die Küste mit den wichtigen Handelsstädten Bagamoyo, Dar-es-Salaam u. s. w. Im Norden umfaßt sie den grünen Sockel des schneebedeckten Kilimandscharo und stößt an den herrlichen Viktoria-Nianza oder den Ukereive, wie die Araber den See nennen. Im Westen greift sie an das Gebiet des Kongostaats und verläuft längs der Ostküste des Tanganyikasees, berührt die nordöstliche Spitze des Nyassasees und schließt im Süden mit dem Laufe des Rowumaflusses ab. Durch dieses Gebiet führten seit jeher die Hauptstraßen des mittelafrikanischen Handels, auf welchen das Elfenbein der Länder um den Viktoria- und Tanganyikasee nach Sansibar gebracht wurde. Hier liegen die Hauptetappen der Araber auf dem weiten Wege nach dem Kongo; die Handelsbeziehungen reichen von der Küste bis Nyangwe und darüber hinaus, berühren in Uganda und Unjoro selbst die Grenzen des Reiches der Mahdisten. Die Karawanen der Händler werden nicht so bald die gewohnten Wege verlassen, um neue Bahnen einzuschlagen, und die alten Handelsstraßen entlang wird sich auch die kolonisirende Thätigkeit der Deutschen bewegen.

Emin ist gerade zu diesem Zwecke abgereist. Er will die Handelsstraße über Tabora zum Viktoria-Nianza sichern und an den Gestaden des Sees selbst eine Station gründen, die zu einem Mittelpunkt der Kultur werden soll. Die erste wichtige Etappe auf diesem Wege ist nunmehr erreicht worden. Bis jetzt bildete Mpwapwa an den Grenzen Usagaras das äußerste Bollwerk der deutschen Macht, nun aber hat sich ganz Unjamwesi Emin unterworfen. Verstanden wir Land und Leute, durch welche der ruhmvolle Kulturträger in dunklen Weltheil gezogen ist, in kurzen Umrissen zu skizziren.

Westlich von Mpwapwa dehnt sich etwa zwei starke Tagemärsche lang eine Wildniß aus, „Marenga Mtali“, „Bitterwasser“ genannt, da die Quellen und Brunnen dieses Gebietes bitter schmecken. Nachdem die Flaschen mit Trinkwasser gefüllt worden sind, zieht man in Eilmärschen vorwärts: die Karawanen marschiren geschlossen mit geladenen Gewehren, denn vom Norden bedrohen die Massai, vom Osten die Wasagara, vom Süden die Warori und vom Westen die Wagogo kleine Karawanen und Nachzügler. Ueberfälle stehen hier auf der Tagesordnung, die schwarzen Räuber verschwinden in dem Dunkel der Nacht und die Thäter lassen sich niemals feststellen.

Jenseit Marenga Mtali dehnt sich Ugogo aus, „das häßlichste, ärmste, ungastlichste Land, das ich in Afrika kennenlernte,“ sagt Wißmann von ihm. Es bildet den ersten Abfall von dem Hochplateau des äquatorialen Afrikas nach Osten, eine weite Ebene, die nur von vereinzelten nackten, mit Granitgeröll bedeckten Höhen unterbrochen wird. Wir haben hier eine Steppenlandschaft vor uns. Wenige krüppelhafte Bäume, viel dorniges Gebüsch und spärliches feines Gras entspricht dem sandigen Boden. Sieben Monate dauert hier die Trockenzeit, und während derselben sindet man nur in Lachen und künstlich aufgehaltenen Brunnen warmes, in allen Farben des Regenbogens schillerndes, schlechtes Wasser.

Rauh und ungastlich wie ihr Land sind auch die Bewohner. Viele Hauptlinge haben sich hier am Wege niedergelassen und erheben Hongo, d. h. Durchgangszoll; die Brunnen zwischen den weiten wasserlosen Strecken sind von bewaffneten Eingeborenen besetzt und die durchgehenden Karawanen müssen jeden Topf voll Wasser kaufen.

Der Reisende begegnet hier überall der „Tembe“, einer besonderen Art von Hütten. Sie wird aus zwei parallel laufenden Wänden gebildet, die durch Querwände in kleinere Räume getheilt und mit einem fast flachen, nur vorn etwas ansteigenden Dache bedeckt sind. Sie sind gewöhnlich in Gestalt eines Viereckes gebaut, innerhalb dessen das Vieh während der Nacht eingepercht wird, und da überdies auch das Gestügel und die Ziegen den Aufenthalt in den Hütten theilen, so sind diese ganz fürchterlich schmutzig und alles wimmelt von Insekten. Sie gehören vielleicht zu den unbequemsten Wohnungen, die das menschliche Gehirn je ersonnen hat.

Die Unterei des Hongozahlens war seit jeher den Arabern lästig und vor etwa 20 Jahren versuchte einer derselben sich durch Ugogo durchzuschlagen. Er hatte seine Absicht offen erklärt und rückte an der Spitze von etwa 900 Mann in das Land ein. Die Wagogo erwarteten seine Ankunft aber gar nicht, sie verschütteten die Brunnen, verbrannten ihre Häuser nebst allem, was sie nicht forttragen konnten, und zogen sich mit Weib und Kind, Vieh und allen Habseligkeiten in die Dschungeln zurück. Da wurde der tapfere, aber weniger kluge Araber durch Hunger und Durst besiegt; die wenigsten seiner Leute kehrten zu ihrem Ausgangspunkt zurück, nur zehn schlugen sich durch Ugogo durch, die meisten starben an Erschöpfung und die Zahl der Todten wurde Camerun auf 600 bis 700 Menschen angegeben.

Hinter dem ungastlichen Ugogo dehnt sich „Mgunda Mkali“ oder „das heiße Feld“ aus. Zu Beginn der großen Aera der Afrikaforschung, als Burton das Land zum ersten Male betrat, verdiente es den Namen, denn es war eine menschenleere Wildniß in der es an Nahrungsmitteln und Wasser fehlte. Seit jener Zeit hat sich vieles verändert. Aus der Umgegend verbreitete Stämme besiedelten das Land und Anfangs der siebziger Jahre konnten Stanley und Cameron erklären, daß der Name auf das Land nicht mehr passe. Aber die kurze Blüthezeit ging rasch vorüber. Die Häuptlinge stritten mit einander um den Besitz des Landes, wo man die Karawanen am besten ausplündern konnte, und die Folge davon war die Entvölkerung des Landes; Mgunda Mkali ist wieder eine Wildniß, in deren schattenlosen Wildern und Dschungeln das Wild umherschweift.

Doch nach wenigen Tagen erreicht der Reisende eine Gegend, in der bebaute Felder sein Auge erfreuen, er betritt Unjamwesi, das „Mondland“, und nähert sich einem Knotenpunkt ostafrikanischer Karawanenstraßen, einer Hauptniederlassung der Araber, dem nie genannten Tabora. Es ist eine Poststation, auf der sogenannte Pferde gewechselt werden. Zu Ostafrika bildet aber der Mensch noch immer das einzige Lastthier; alle Waren, Tauschmittel müssen die Neger auf ihrem Kopfe tragen, doch die Träger von der Küste gehen in der Regel nur bis Tabora, hier müssen neue gemiethet, die Karawanen frisch gebildet werden.

Die Araber haben sich an diesem Orte schon seit langer Zeit niedergelassen. Ihre Magazine sind stets wohlgefüllt und der Reisende kann hier alles, was er als Zahlungsmittel im Innern braucht, wie Zeuge, Perlen und Draht, ja auch Pulver und Flinten, Gewürze und Apothekerwaaren erhalten; sie sorgen aber hier nur Mal so viel als in Sansibar. Die Ebene, auf welcher die Kolonie liegt, ist zwar baumlos, aber fruchtbar. Reis wird überall gebaut: süße Kartoffeln, Yams, Mais, Sesam, Hirse, Felderbsen sind immer zu haben. In selbst Weizen und Gerste werden an die Tembes der Araber angebaut und vor ihren Häusern gedeihen Orangen, Limonen und Melonenbäume, während in den Gemüsegärten Kukuibaum, Gurken, Tomaten ꝛc. gebaut werden. Rings um Tabora giebt es gute Weideplätze, die von Vieh und Ziegenherden belebt sind, so daß in Tabora zu jeder Zeit auch Milch, Sahne und Butter zu haben sind.

Aber der Gast der Araber kann auch in anderen Genüssen schwelgen. „Wenigstens einmal im Jahre,“ schrieb Stanley in seiner anziehenden Schilderung des Lebens in Unjamjembe, „bringen ihnen ihre Sklaven von der Küste Vorräthe von Thee, Kaffee, Zucker, Gewürzen, eingemachten Früchten, gewürzten Saucen, Wein, Branntwein, Zwieback, Sardinen, Lachs, feinen Tuchen und allen was sie für ihren eigenen persönlichen Gebrauch bedürfen. Fast jeder Araber von Stande vermag einen Reichthum an persischen Teppichen, luxuriösen Betten, vollständigen Thee- und Kaffeeservicen, schön verzierten Schisseln von verzinntem Kupfer und messingen Waschbecken aufzuweisen. Fast alle haben Uhren und Reiseeinige solche von Gold, andere aus geringerem Material.“ Kurz die Araber leben hier wie in der „Stadt des Sieges“ und haben auch ihre Harems mit schwarzen Schönen.

Durch einen Bergrücken von Tabora getrennt, liegt in unmittelbarer Nähe eine zweite Niederlassung, Kwihara, in der Stanley und Livingstone eine Zeit lang wohnten.

Tabora, das Kapua der Karawanenträger, die hier so lange zu bleiben pflegen, bis das letzte Stück Tuch verprasst ist, kann nicht als eine Stätte guter Sitten gelten. Der Sklavenhandel mit allen seinen üblen Nebenwirkungen stand ja hier seit jeher in voller Blüthe, denn die Araber herrschten hier nach Belieben. Anfangs der siebziger Jahre entstand ihnen plötzlich in der Nachbarschaft ein gefährlicher Feind, mit dem sie fast ein Jahrzehnt hindurch in blutigem Streite lagen, und der fortwährende Krieg trug noch mehr dazu bei, das Leben roher und grausamer zu gestalten. Dieser Feind war der berühmte Mirambo, der „Napoleon von Ussafiria", wie ihn Stanley nannte. Seine Herkunft ist etwas dunkel und es wird über seine ersten Jahre verschiedenartiges berichtet. Er war vermuthlich ursprünglich ein Häuptling des kleinen Dorfes Uyowch, der anfangs mit den Arabern in Frieden lebte, ihnen aber Rache schwur, als einer derselben ihn beim Elfenbeinhandel betrogen und er in Tabora vergeblich sein Recht gesucht hatte. Mirambo ging in die Wälder zwischen Tabora und Ugogo, sammelte sogenannte Nuga-Nuga, das heißt Walddiebe, um sich und wurde ein Straßenräuber, der mit Glück Karawanen plünderte. Mit der Zahl der eroberten Gewehre wuchs seine Macht, er konnte bald nordwestlich von Tabora in Urambo ein eigenes Reich gründen und verlegte so den Weg nach dem Tanganyika. Als Stanley 1871 in Tabora war, zog er mit den Arabern gegen Mirambo, um die Straße zu öffnen, aber Mirambo schlug die Gegner, und Stanley, der die Bundesgenossenschaft später anfaßt, sah von den Höhen Kwihara's einen Theil von Tabora in Flammen aufgehen. Seit der Zeit begann ein wahrer Vertilgungskrieg zwischen den beiden Parteien und selbst der Sultan von Sansibar sandte seine Truppen nach Tabora. Mirambo trotzte jedoch allen Angriffen. „Mirambo ist unverwüstlich," schrieb Cameron im Jahre 1873, „und scrvirt alles, wo er keine Unterwerfung findet. Mehr als einmal ist er in die Niederlassungen der Araber in Unjamjembe eingebrochen und hat ihr Vieh vor ihren Augen fortgetrieben, während sie sich einfach in ihren Häusern verschanzt hatten und keinen Widerstand zu leisten wagten."

Auf beiden Seiten wurde der Krieg mit der empörendsten Barbarei und Grausamkeit geführt: Dörfer wurden überfallen und niedergebrannt, kleine feindliche Abtheilungen im Walde niedergemacht, und die Araber unterstützten diese barbarische Kampfweise dadurch, daß sie jeden, der ihnen eine Trophäe von einem gefallenen Feinde brachte, mit einem Sklaven und einer Frau beschenkten. Natürlich forderte eine solche Kriegführung das Wiedervergeltungsrecht von Mirambos Leuten heraus.

Die Macht Mirambos wuchs indessen zu ungeahnter Größe empor. Er bekriegte auch die Nachbarstämme und machte sich dieselben unterthänig. Sein Einfluß reichte bis zum Ukerewe im Norden und bis zum 6° im Süden.

„Der Ruhm der vielen Siege," erzählt Wißmann, „hatte allmählich Mirambo zum gefürchtetsten und bei den Seinigen zum populärsten Manne gemacht. Mirambo schlafe nie, er könne siegen, sei unverwundbar und manche andere Eigenschaften schrieb man ihm zu. Trotz seines scheinbar milden Wesens soll er durch wenig Worte seine Krieger zu wildem Muth entflammt haben. Er focht heute hier und erschien am nächsten Morgen sechs gewöhnliche Tagereisen weiter entfernt mit seinen sieggewohnten Horden, den Tag über und eine ganze Nacht im Dauerlauf unglaubliche Entfernungen durcheilend. Er war überall."

Mit den europäischen Reisenden wußte sich Mirambo auf einen guten Fuß zu stellen. Stanley wurde auf seinem zweiten Afrikazuge Mirambos Blutsbruder. Der schwarze Napoleon wußte zwischen Europäern und Arabern einen Unterschied zu machen und empfing die Fremden, in denen er wohl die Rivalen der Araber ahnte, freundlich und zuvorkommend. Bald darauf wurde in Urambo eine englische Mission gegründet und der Missionar Southon gewann einen großen Einfluß auf Mirambo, der von seiner kriegerischen Laufbahn immer mehr in die friedliche des Handels einlenkte.

Im Jahre 1882 war Wißmann, von Westen kommend, Mirambos Gast, und während dieser Tage zog auch der erste Araber friedlich in Mirambos Thore ein; es war Jefu, der Sohn Tippu-Tips, der mit Mirambo Frieden schloß. Wißmann besprach hier mit Mirambo einen Plan, um mit Hilfe seiner Soldaten den Mula-Nâge, der jetzt Albert-Edward-Nsansa heißt, zu besuchen. Leider starb bald darauf Mirambo, wie einige behaupten, von Arabern vergiftet, und Wißmann, der es 1886 in Njangwe am Kongo erfuhr, mußte darauf verzichten, schon damals mit Emin zusammenzutreffen.

Das Feld, auf welchem die Missionare in Unjamwesi wirkten, war nicht besonders günstig. Von den Eingeborenen sagt Reichard: „Die Simessorl dieser Neger ist scheußlich; sie sind heuchlerische Diebe, bösisüchtig, sehr sinnlich, faul, lieblos; Eltern verkaufen ihre Kinder; ein liebevolles Familienleben ist nicht vorhanden." Der Sklavenhandel hat sie auch verderbt, ebenso wie die grausamen Kriege.

Trotzdem fesund sich die katholische Mission in Tabora, als Wißmann sie besuchte, in blühendem Zustande und hatte ausgedehnte Gartenkultur, Feldbau und Viehzucht. Wißmann schwelgte hier im Genuß des ersten Brotes in Innerafrika. Das Werk der Civilisirung Afrikas war angebahnt. Die Afrikanischen Gesellschaften hatten beschlossen, Stationen im Innern zu gründen, und Forscher zogen über Tabora nach dem Tanganjika, darunter besanden sich auch Deutsche, der unerschrockene Reichard, Dr. Kaiser und Dr. Böhm. Die beiden zuletzt genannten ruhen bekanntlich für ewig im Dunklen Welttheil. Sie mußten schon damals die Erfahrung machen, daß die Araber, die anscheinend freundlich thaten, ihnen im geheimen Schwierigkeiten bereiteten. Von Jahr zu Jahr verschlimmerte sich die Lage der Dinge, bis es an der Küste zu offenen Feindseligkeiten kam und diese ihre Rückwirkung in das Innere nicht verfehlten. Vieles von dem Errungenen mußte preisgegeben werden.

Die deutschen Waffen haben indessen an der Küste den Sieg davongetragen und die nöthige Achtung vor dem deutschen Namen den Arabern beigebracht. Dies hat jedenfalls auch Emin auf seinem neuen Zuge die Wege geebnet. Daß seine Aufgabe keine leichte war, lehrt uns selbst diese flüchtige Skizze aus der Vergangenheit eines der Mittelpunkte des innerafrikanischen Handels.

Hoffen wir, daß der Samen, den er jetzt auf deutschem Boden ausstreut, aufgehen und reifen werde! Emin versteht es wie kaum ein anderer, den Neger zur Arbeit zu erziehen; das ist eine der Bürgschaften für seinen Erfolg. Im Augenblick aber ist sein Erscheinen in Centralafrika darum von hohem Werthe, weil er sich der Achtung und des Wohlwollens der Araber erfreut, deren Macht im Innern nicht zu unterschätzen ist.

*

Die Moltkefeier in Berlin.

Von Hermann Heiberg.

In vielfacher Weise hat das deutsche Volk Vereinigungen getroffen, um den Ehrentag eines seiner größten Mitbürger, des Generalfeldmarschalls Grafen von Moltke, zu feiern. Das Königsband hatte im Lauf der Zeiten schon wiederholt den unvergleichlich bewährten Diener des Thrones und Staates betont; Wilhelm II., des siegreichen Kaisers Enkel, gab in Dankbarkeit die Anregung zu einer Feier, wie sie seltenen einem Irdischen zuteil geworden ist. Aber es fehlte nur in Thaten nur, was jeder Patriot wünschte als lebendes Denkmal abzutragen. Und doch ist dem greisen Feldmarschall schon so viel geschehen, daß auf eines Mannes Schultern an Ehre wohl kaum je so viel gehäuft worden ist. Moltke ist Ehrenbürger der Hauptstadt und zahlreicher anderer deutscher Städte des Reiches; seine Statue steht in öffentlichen Räumen und Privathäusern neben denen unserer Herrscher, öffentliche Standbilder von ihm werden schon bei Lebzeiten aufgerichtet und sein Bild fehlt in keinem illustrirten historischen Werk über unsere Tage. Die Frage: Wer ist Moltke!? beantwortet schon heute der kleinste Knäuleträger, und jedenfalls ein Deutscher, welchen Namen er trage und welchem Beruf er angehöre, der vergangenen gewaltigen Zeiten, lo drängt sich ihm neben dem Kaiser Wilhelm I. und Bismarck der Name des Mannes auf, der nun am 26. Oktober seinen neunzigsten Geburtstag begangen, und der namentlich in Berlin eine Huldigung erfahren hat, wie sie nur den Hohenzollern selbst und den eisernen Reichskanzler geworden ist. Was sich dem unbefangenen Zuschauer besonders aufdrängt, wodurch sich die ungewöhnliche Gestalt Moltkes so glanzvoll und strahlend abhebt, das ist in ihm das Zusammenfließen von seltener Bedeutung und höchster Männerangend. Größe paart sich mit Selbstlosigkeit und Bescheidenheit! Goethe hat in Anwendung auf ungewöhnliche Menschen das Wort gebraucht, es sei starker Schauen vorhanden, wo viel Licht sei; hier leben wir mit Licht, und so verehrt das deutsche Volk in Moltke nicht nur den Mitlenker seiner Geschicke, sondern das Ideal eines Mannes. Auf solcher Grundlage allgemeiner

Die Fahnen der Berliner Garnison werden in die Wohnung des Generalfeldmarschalls gebracht.

Anschauungen war es nur natürlich, daß man sich in jeder kleinsten Stadt zu einer Feier rüstete, daß aber auch Berlin insbesondere seine Fackeln anzündete und Moltke seine Huldigung zu Füßen legte.

Eins der großartigsten Schauspiele, die Berlin je gesehen hat, vollzog sich am Vorabend des Geburtstages in dem Fackelreigen, welcher sich, vom Kupfergraben beginnend, an dem Generalstabsgebäude vorüberzog.

Kurz nach halb acht Uhr hatten die den endlosen Zuge paradereitenden Herolde den Zielpunkt erreicht. Die Halle des Generalstabsgebäudes war mit Pflanzen geschmückt, aus denen sich Draperien und Wappenschilder hervordrängten. Auf den Stufen stand der Feldmarschall, umgeben von seinen Angehörigen und höheren Militärs, und dankend und grüßend hob sich die Hand, als in unabsehbarer Fülle der Strom sich entfaltete.

Fast zwei Stunden währte es, bis alle vorüber waren; unbeweglich verharrte der Neunzigjährige mit dem ehernen Antlitz, nur dann und wann belebten sich in den historisch schweigsam ernsten Gesicht, bald von Rührung ergriffen, bald zum Lächeln angeregt, die Züge, wenn in den Ernst der Lage der Humor sich mischte. Und unstrahlt war seine Gestalt von dem Lichte der Tausende von Fackeln, bald düsterrot, bald in magischem Glanze des Magnesiumlichtes: ein für die Erinnerung unauslöschliches Bild! — —

In der ersten Abtheilung des Zuges waren die Berliner Hochschulen durch etwa zweitausend Mitglieder vertreten. Die Chargirten in vollem Wichs fuhren in offenen Wagen und zeigten die Fahnen und Banner, sobald sie vor dem Jubilar erschienen. Und so ging's fort. Vor der technischen Hochschule schritt die Musikkapelle des zweiten Garderegiments. Ein Halt erschallt; der Sprecher nahm das Wort, kurz, kräftig und jugendend, und kaum hatte er geendigt, da begleitete das jubelnde Hoch ein knattern, Brennen und Prasseln; Feuergarben und Leuchtkugeln stiegen vom Königsplatz in die Luft und gleichzeitig ward dem Feldmarschall von einer Bürgerdeputation ein silberner Kranz in die Hand gelegt.

Moltkes Antwort erfolgte — durch ihre Einfachheit von um so stärkerer Wirkung.

Auf die dann heranmarschirende Berliner Schützengilde folgte ein Sängerchor. Aus ihren Reihen drang, wie schon vorher einmal vom Märkischen Central Sängerbund, der „Tag ist der Tag des Herrn" gesungen hatte, durch die Nacht ein ergreifendes „Gott grüße Dich!" Nachdem die Töne verhallten waren, folgten neue Scharen: die Bürgervereine, ein endloser Zug, in dem auch Moltke in seinen verschiedenen militärischen Chargen durch lebende Personen zur Darstellung gebracht war. Alte Moltkes, auf einen eigenartig ausgestatteten Wagen postirt, grüßten militärisch und empfingen einen Gegengruß. Es zogen die Brauereien und Fabrik-Etablissements auf, der christliche Verein junger Männer, die Böttcher-Meierei mit einem von der Böttcherkapelle gespielten Choral, der von schönster Wirkung war. Dann Jünglingsvereine, Radfahrer in Uniform überall, wohin das Auge schaute, kostümirte Menschen, geschmückte Wagen, Fahnen, Banner, fast ermüdend, bis dann die Künstlerabtheilung mit neuen farbenreichen Ueberraschungen dem Blick auch neue Reize bot und dem Fackelzug den eigentlichen Glanzpunkt verlieh.

Ein ungeheures Gewühl von uniformirten Truppen aus allen Jahrhunderten: Mannschaften zu Fuß und zu Roß, Hellebardenträger und Lanzenträger, Helmbardenträger und Bauernfängerin, Herolde, Germanen in Pelzen und Riesengardisten in Bärenmützen. Auch ein wilder pharaonischer Tanz ward aufgeführt von einem braunen Mädchen und einem Kameruner Soldaten, bis dann der Triumphwagen der Germania heranrollte und durch seine wahrhaft märchenhafte Schönheit alle Zuschauer bannte. Auf den von der Germania gebrochenen, von Wildenbruch gedichteten Reim nahm Moltke noch einmal das Wort, um die Huldigung von sich weg auf des Sinnbildes Inhalt, auf das deutsche Volk zu übertragen. Und als alles vorübergezogen war, stürmte die Volksmasse auf den Jubilar zu, um noch einmal ihrem Gefühl Ausdruck zu verleihen. Nur ungern entsagte sich Moltke hieben aus der Liebe und Verehrung des Volkes hervorgehenden Kundgebungen. —

Und dann kam als zweiter, bedeutungsvollster Akt in dem großen Schauspiel der eigentliche Festtag, der 26. Oktober, an dem unter dem Feldmarschall ehrte, wie nach kein Dreifte je zuvor von seinem Herrscher gefeiert worden ist. Und in der That trug die Huldigung, welche Wilhelm II. dem Feldmarschall zutheil werden ließ, einen so eigenartig Charakter, daß der Neunzigjährige sich, überwältigt von seinen Empfindungen, tief und lange auf die Hand seines Kaisers herabneigte.

Der Kaiser hatte die Spitzen der ganzen deutschen Armee entboten. In gestickter Generalsuniform, bedeckt mit Ehrenzeichen und Ordensbändern, fuhren die Generalinspekteure der Armee, der Generalfeldmarschall Prinz Georg von Braunschweig an der Spitze, der Oberbefehlshaber in den Marken, Generaloberst von Pape, sowie sämmtliche kommandirende Generale vor und begaben sich zur Aufstellung in das Generalstabsgebäude. Die Feier begann mit der Gratulation der Offiziere und Beamten des Generalstabes und der Landesaufnahme um 9½ Uhr. Geführt von den Chef des Großen Generalstabes, Graf Waldersee, betraten diese das große Empfangssaal und hatten dem Jubilar ihre Glückwünsche ab. Nach der Aufstellung erfolgte zunächst die Vorstellung, soweit eine solche erforderlich war, und dann richtete Moltke einige warme Worte an die Versammelten. Nach diesem ersten Akt trat eine Pause ein, während welcher der Feldmarschall in seinem Studirzimmer, unterstützt von seiner Familie, die eingegangene Telegramme und Briefe, gegen zweitausend, öffnete und durchsah.

Um diese Zeit schmetterten die ersten Trompeten. Das Musikcorps des Eisenbahnregiments brachte dem Jubilar den Morgenzug.

Die Gratulation des Kaisers.

Der Fackelzug in Berlin am Vorabend von Moltkes 90. Geburtstage.
Zeichnung von H. Lüders.

Um 11 Uhr trat Moltke aus dem Hause; dort vor dem Hauptportal des Generalfeldzeugmeisters waren die Zöglinge der Hauptkadettenanstalt aufgestellt, welche vom Kaiser hierher befohlen waren, damit sie Zeugen der erhebenden Feier wären. Einem „Guten Morgen“ folgte ein lebhaftes „Guten Morgen, Excellenz“, und der Jubilar rückte auch an einen der jungen Krieger heran, besichtigte die Front einige kundreiche Worte. —

Inzwischen war es 11½ Uhr geworden. Da erschien unter einem wahrhaften Jubelsturm aus den Reihen der Massen, die sich ringsum aufgestellt hatten, der Kaiser, um selbst Moltke seine Glückwünsche darzubringen. Er wartete zunächst das Eintreffen der auf dem Königsplatz aufgestellten und sich sofort in Marsch setzenden Fahnen- und Standartenträger ab. Unter den schmetternden Klängen des Pariser Einzugsmarsches nahte sich die erste Compagnie des zweiten Garderegiments, voran die flatternden Festbänder in leichtesten Reihen, und alsbald wurden diese, gleich darauf auch die Standarten der Kavallerie in das Generalfeldzeugmeisterhaus gebracht; erst dann begab sich der Kaiser selbst in das Innere des Gebäudes, und, gefolgt von seinem persönlichen Dienst, in den auch der Reichskanzler von Caprivi eingereiht war, in den Empfangssalon. — Nachdem lautlose Stille eingetreten war unter den Fürsten und Vertretern der Armee, befahl der Kaiser, den Jubilar in den Festsaal zu geleiten. Er schritt dem Feldmarschall bis an die Thür des Saales entgegen, und an seines Herrschers Hand nahm Graf Moltke in der Mitte der im Halbkreis aufgestellten Anwesenden seinen Platz. Dann ergriff der Kaiser das Wort und Todtenstille, die aus dem Innern des Herzens drangen, gingen über seine Lippen und riefen sichtlich nicht nur in der Brust des Gefeierten einen gewaltigen Eindruck hervor. Der Kaiser verwies in seiner Rede auch auf die versammelten Fürsten, insbesondere auf den König von Sachsen, der sich persönlich eingefunden habe, um dadurch seine Empfindungen für den Jubilar an den Tag zu bringen.

Nachdem Moltke aus den Händen seines Kaisers noch einen prächtigen Marschallstab entgegen genommen und tiefbewegte Dankesworte gesprochen hatte, endete dieser Theil des Festes, und der Kaiser begab sich in offenen Wagen über die Linden nach dem Schloß zurück. —

Diese Straße war zu Ehren des Tages festlich geschmückt. Fahnen in allen Farben wehten aus Dächern und Fenstern, und von früh bis spät fand eine gewaltige Menschenansammlung hier und die über den Brandenburger Thor hinaus statt. Da und bei dem Generalfeldzeugmeisterhause aber regte sich gewaltiges Leben, das auch jetzt nicht nachließ. Unablässig Wagenreihen hielten vor dem Gebäude und entluden Gratulanten und Boten, welche Gaben brachten. In der Wohnung des Feldmarschalls waren die ersten Geschenke schon in der Frühe eingetroffen und aufgestellt worden; aber immer neue Spenden von nah und fern, aus dem ganzen Deutschen Reiche. Schon um Mittag drachten die Tische sich unter der Last und Fülle. Wohl das werthvollste Geschenk unter allen war dasjenige, welches die Großherzogin von Baden dem Jubilar gesandt hatte: die Schreibmappe des Kaisers Wilhelm I. Freilich, neben der Glückwunschempfindung, ein so kostbares Andenken in Händen zu halten, brachte dem Feldmarschall auch eine wehmüthige Erinnerung an denjenigen an dessen Seite er einst die unsterblichen Siege erfochten hatte, an denjenigen, der nicht mehr Zeuge sein konnte, in welcher Weise das deutsche Volk die Verdienste seiner großen Mitlebenden ehrt.

Und noch eines mag die Seele Moltkes bewegt haben: die Grabschleswig, auf deren Friedhof das Grab seiner Mutter sich befindet; bittet, in Zukunft für den Hügel derjenigen sorgen zu dürfen, die einer der größten Menschen, die je gelebt haben, das Leben gegeben!

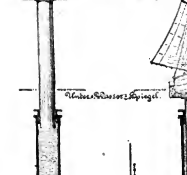
Blätter und Blüthen.

Hydraulisches Schiffshebewerk zu Fontinette im Neufosse-Kanal. (Mit Abbildungen Seite 773 und 802.) Der Neufosse-Kanal hat in erster Reihe die Aufgabe, den Verkehr der Stadt Paris mit dem nördlich gelegenen Bassins dichte und den dort befindlichen Seehäfen zu vermitteln. In der Nähe von Fontinette waren, wegen des starken Gefälles an dieser Strecke, fünf Schleusen nach alter Einrichtung angelegt, welche dem Verkehr jedoch dadurch sehr hinderlich wurden, daß sie für jedes Schiff einen Aufenthalt von 2 bis 2½ Stunden bedingten. Da der Verkehr auf dieser Strecke sich ungemein hob, so wurde dieser Uebelstand mehr und mehr fühlbar und verlangte dringend Abhilfe. Die Kanalverwaltung sah sich deshalb zu einem Umbau veranlaßt und ersetzte die fünf Schleusen durch eine einzige Schiffshebevorrichtung, welche, nach einem englischen Vorbilde, der Hebevorrichtung in Arlington, erbaut, es ermöglicht, die ganze Hebung der fünf Schleusen d. i. eine Höhe von über 13 Meter mit einem Male zu überwinden. Dabei werden zwei Schiffe in der kurzen Zeit von 20 Minuten befördert, so daß die Leistung die 12- bis 15fache derjenigen der früheren Einrichtung ist. Jetzt fährt einfach das Schiff aus dem Kanale in eine mit Wasser gefüllte Schleusenkammer von 45 Metern Länge, 6 Metern Breite und 2 Metern Wassertiefe und wird, zusammen mit dem Wasser- und dem Kammergewichte, in einem Zuge gehoben. Das Heben an und für sich nimmt nur 4 bis 5 Minuten in Anspruch, die übrige Zeit, also 15 bis 16 Minuten, ist zum Ein- und Ausfahren der Schiffe, zum Anbringen und Dichten der Verschlüsse erforderlich. Da das ganze zu hebende Gewicht gegen 842 000 Kilo beträgt falls so viel wie zwei ansehnliche Eisenbahnzüge, jeder mit 42 Doppelladern, befördern) und dieses Gewicht 13 Meter hoch gehoben werden muß, so entspricht das der bedeutenden Leistung von annähernd 480 Pferdekräften.

Man werden unsere Leser denken, dazu sei eine mächtige, große Maschinenanlage erforderlich. Aber weit gefehlt: die ganze Arbeit geht, so zu sagen, von selber — ganz von selber! Die erforderliche, sehr geringe Kraft muß das Wasser des Oberkanals liefern, und fremde Hilfe ist von dem Ingenieur Clark, der die Anlage für die Firma Clark, Standfield und Clark ausgeführt hat, gar nicht in Anspruch genommen. Wie das unglaublich klingende Ergebniß erreicht wurde, wollen wir im Nachstehenden zu erklären versuchen.

Aus dem landschaftlichen Bilde S. 773 ist die Anordnung im großen und ganzen ersichtlich: es sind zwei Schleusenkammern vorhanden, welche miteinander so in Verbindung stehen, daß die eine sinkt, wenn die andere steigt, gerade so wie bei den Schalen einer Tafelwage; nur von man hier an die Stelle der Wagschale die Schleusenkammer und anstatt des Wagbalkens von Metall einen solchen von Wasser zu sehen. — Vom oberen Kanal aus ist jedem ein Schiff in die Schleusenkammer gefahren, die untere Kammer ist zur Aufnahme eines Schiffes bereit. So kann demnächst sich der Vorgang wiederholen, und so geht's fort im steten Wechsel.

Den innern Zusammenhang der Hebevorrichtung und die Art ihrer Wirkung ersehen wir nun mit Leichtigkeit aus der zweiten Figur S. 802. Jede Schleusenkammer wird von einem Tauche abgedrehten, 2 Meter im Durchmesser haltenden Kolben getragen, der in einem mit Wasser gefüllten gußeisernen Cylinder schwebt. Beide Cylinder sind durch eine Rohrleitung miteinander verbunden. Da nun das Wasser derselben durch Stopfbüchsen abgeschlossen ist und nicht entweichen kann, so ist es erklärlich, daß, wenn der jetzt oben befindliche Kolben herumtergedrückt wird, der andere steigen muß, denn wir haben eine hydraulische Wage im großen vor uns. Die Herumterdrückung wird nun auf eine sehr einfache Weise bewirkt.



Schematische Ansicht des Schiffshebewerkes im Neufosse-Kanal.

Man beachte einen Augenblick die schematische Figur: diese entspricht dem Zustande, wo das rechts befindliche Schiff unten und das links befindliche oben angekommen ist. Schon nun setzt das Kopfstück der unteren Schleusenkammer an den unteren Wasserspiegel an, so daß ein Theil des Wassers in den oberen Kanal abfließt. In der oberen Schleusenkammer erzieht sich der umgekehrte Vorgang; sie füllt sich aus dem etwas höheren Oberwasser. In eine Handbreite hoch ist erforderlich, damit in die obere Kammer um so viel schwerer als die untere, daß die Hebevorrichtung zunächst „lernig“ zur neuen Arbeit ist. Stellt nun der Maschinist das in der Mobeleitung befindliche Ventil, so geht's schon los. Also, um es gesagt — es geht ganz von selbst: zu jeder Hebung gebraucht man nur das geringe Uebergewicht von 20 000 Kilo, für welche man 20 Kubikmeter Wasser aus dem oberen Kanale entnehmen muß, wo dergleichen genug zu haben ist.

Ob hierbei das Schiff beladen ist oder nicht ist ganz gleichgiltig, ja — die Ladung soll es nicht einmal mit. Der scheinbar Wunderbare erklärt sich dadurch, daß nach dem Eintauchen des Schiffes ebenviel Wasser aus der Schleusenkammer herausfließt, als das Schiff, mit oder ohne Fracht, schwer ist. Die Schleusenkammer muß also nach wie vor 842 000 Kilo, kein Gramm mehr oder weniger, haben; mit der Füllung genau bis zur Wasserstandsmarke gefüllt.

Es ist natürlich, daß das ganze mit Kolben spielende Gewicht der Schleusenkammern sich durch den Kolben fortpflanzt und hier eine hohen Druck von beiläufig 27 Atmosphären hervorbringt. Das Wasser findet infolgedessen durch etwaige undichte Stellen der Stopfbüchse zu entweichen. Einestheils um diese Verluste zu ersetzen, anderntheils um die Hebevorrichtung bei verändertem Wasserstande, oder wenn der Maschinist seine Ventile unpünktlich gehandhabt hat, sowie endlich zum Betriebe verschiedener Nebenarbeiten, wie das Heben der Schützen, ist noch eine Vorrichtung erforderlich, die unsern Lesern unter dem Namen „Accumulator“, das ist Kraftsammler, wohl bekannt sein wird. Der Accumulator ist ähnlich eingerichtet wie die unter der Schleusenkammer befindliche Hebevorrichtung, der Kolben hat jedoch nur 54 cm Durchmesser und ist nur 8 m lang.

Mit Hilfe einer verhältnißmäßig kleinen Preßpumpe, die auch wohl vom Oberwasser des Kanales mittels einer Turbine getrieben wird, wird der Accumulator stets gefüllt gehalten. Jederzeit steht nun dem Maschinisten eine bedeutende Kraft zur Verfügung, die er durch Oeffnung seines Hähnchens entstehen kann, um von ihr die einzelnen Arbeiten verrichten zu lassen. Auf diese Weise werden alle Arbeiten vom Wasser selbst besorgt und nur Mann genügen für die Bedienung der ganzen Anlage.

Die Accumulatorvorrichtung, die zur Sicherheit doppelt vorhanden ist, befindet sich in dem mittleren Thurme unseres Bildes. In den beiden Seitenthürmen befinden sich noch Ausgleichungsröhren von 2 m Durchmesser, welche bei jedem Hube das Gewicht der Wassersäule der Hebestellen ausgleichen und somit die Gleichförmigkeit der Bewegung verbürgen. Eine noch weiter eingehende Beschreibung würde aber unsere Leser wohl ungedulbig machen.

Die Kosten der ganzen Anlage sind nicht unbedeutend und belaufen sich auf 1850000 Franken. Der Bau nahm einen Zeitraum von nahezu 5 Jahren in Anspruch. Durch die Anlage ist jedoch das angestrebte Ziel erreicht worden, der Kanal genügt jetzt wieder allen Anforderungen und wird selbst erheblich gesteigerten Ansprüchen gegenüber ausreichen.

Das Schenkendorfdenkmal zu Tilsit. (Mit Abbildung.) Am 21. September wurde zu Tilsit das Denkmal für Max v. Schenkendorf enthüllt, ein Werk des Bildhauers Martin Engelke in Dresden-Blasewitz. Es war eine überaus würdige, frohe Feier. Galt es doch, einem der besten Söhne der Provinz in Erinnerung an die ruhmreichste Zeit dieser „Wiege des preußischen Königthums“ ein seiner Bedeutung entsprechendes Denkmal zu weihen. Was in den zimmervollen Tagen von 1806/1807 das preußische Königshaus zu Tilsit gelitten, was der König Friedrich Wilhelm III. in Memel und Königsberg in den folgenden Jahren zur Wiederaufrichtung des Vaterlandes geplant und geschaffen hat: es ist durch Schenkendorfs Lieder verherrlicht. Den großen Gedanken der Befreiung des Vaterlandes waren alle seine Kräfte geweiht. Ihm verdanken wir auch das bekannte Lied „Freiheit, die ich meine“. Als Hausgenosse des Landshofmeisters von Auerswald war es ihm vergönnt, im Schlosse zu Königsberg das Antlitz der Königin Luise zu schauen und ihr in Liedern die heissersehnte Zuversicht auf eine Befreiung des heimgesuchten Vaterlandes vorzuführen. So hat Schenkendorf an seinem Theile dazu beigetragen, daß die edle Dulderin in Zeiten der dürftigen Noth die beseligende Hoffnung auf eine bessere Zukunft hegen durfte. Als aber am 19. Juni 1810 die schmerzgeprüfte Königin Luise an gebrochenem Herzen starb, da gab er dem Schmerze des gesammten Vaterlandes beredten Ausdruck:

„Rose, schöne Königsrose,
Hat auch dich der Sturm getroffen?
Gilt kein Beten mehr, kein Hoffen
Bei dem schreckenvollen Lose?“

Endlich jedoch nahte der Tag der Befreiung! Zu derselben Stadt, welche den tiefsten Fall des Vaterlandes und die bedrängteste Entäußerung der Königin Luise gesehen hatte, sollte sich auch das Unglück wenden, als am ersten Tage des ewig denkwürdigen Jahres 1813 mit dem Erscheinen des Yorkschen Corps in den Straßen Tilsits jene heilige Begeisterung aufflammte, welche jung und alt um den König scharte und in den dreckschlechten Kriegsvolke die Freiheit wiedergab. Und in dieser Stadt ist der Mann geboren, der der heiligen Streiter Ruhmesthaten durch seine Sangesweisen für alle Zeiten verherrliche und der Schmiedt zum einem einigen und mächtigen Vaterlande mit einem deutschen Kaiser an der Spitze beredte Worte verlieh. —

Das Schenkendorfdenkmal in Tilsit von Martin Engelke.

Nach einer photographischen Aufnahme von R. Minzlaff in Tilsit.

Diesem Gedanken hat der Künstler die lebendige Verkörperung gegeben in seinem Denkmal. Ein unsere 4½ Meter im Quadrat messender, nach oben sich verjüngender Steinsockel aus gebrochem Granit trägt einen reich gegliederten polierten Granitwürfel mit der Zuschrift auf der Vorderseite:

„Max von Schenkendorf,
geb. in Tilsit d. 11. Dec. 1783.
gest. in Coblenz d. 11. Dec. 1817,“

auf der Rückseite des Dichters Schwur:

„Ich will mein Wort nicht brechen,
Will predigen und rächen
Vom Kaiser und vom Reich.“

Auf diesem 3½ Meter hohen Postamente steht die 2,80 Meter hohe Bronzebildsäule des Dichters. Hochaufgerichtet, begeisterung auf den Lippen Antlitz, die Rechte zum Treuschwur erhoben, während die Linke die Lieder ans Herz preßt, steht in der Tracht der Freiheitskämpfer, schwertumgürtet die jugendlich kraftvolle Heldengestalt da, ein Bild der Kraft, in jedem Zuge „zugleich ein Sänger und ein Held“. E. K.

Maximilians I. Rückkehr nach Gent. (Zu dem Bilde S. 784 u. 785.) Karl der Kühne, der mächtige Herzog von Burgund, war vor den Mauern von Nancy den Streichen der siegreichen Eidgenossen erlegen und hatte sein stolzes Erbe einer zwanzigjährigen Jungfrau, seiner einzigen Tochter Maria, hinterlassen. Lange schien war diese Tochter dem Erzherzoge Maximilian, dem Sohne des deutschen Kaisers Friedrich III., verlobt, und es hatte sich der seltene und darum für unendliches Entzücken so wohlthuende Fall ereignet, daß wirkliche gegenseitige Liebe einem politischen Handelsgeschäft — denn das war die Verlobung der beiden gewesen — die Weihe gab. Erzählt doch eine hübsche Legende, daß in Marias Herzen schon das Bild des deutschen Kaiserssohnes eine heiße Leidenschaft entfacht hätte. Und als nun nach ihres Vaters Tode Aufruhr im eigenen Lande und die Ländergier des französischen Ludwigs XI. die Einsame umdrohten, da eilte der ritterliche Maximilian herbei, seine Braut zu schützen und seine Rechte geltend zu machen. Bereits im April 1477, wenige Monate nach dem Tode Karls des Kühnen, fand durch Stellvertretung die Vermählung statt, welche für die Habsburger der Ausgangspunkt zur Gewinnung einer weltbeherrschenden Macht werden sollte. Am 18. August wurde die Hochzeit in Gent prunkvoll begangen, unter dem Jubel des Landes, das sich durch diese Wendung der Dinge der drohenden französischen Herrschaft glücklich entrückt sah.

Aber noch hatte Maximilian den neuerworbenen kostbaren Besitz in einem mehrjährigen wechselvollen Krieg gegen die Ansprüche Ludwigs XI. zu vertheidigen, und es gelang ihm auch, die neidenswerthe Provinz, das heutige Belgien und die Niederlande, durch den Sieg bei Guinegate im Sommer 1479 zu behaupten. Mag selbst hatte im Kampfe mit außerordentlicher Tapferkeit mitgefochten und mehrere Feinde mit eigener Hand getödtet. Um so größer war die Begeisterung für ihn, als der Sieger nun am 7. August 1479 heimkehrte zu seiner schönen Gemahlin nach Gent.

Das ist der Augenblick, den unser Bild darstellt. Auf der Freitreppe des Rathhauses begrüßt Maria ihren ruhmgekrönten Gemahl und bringt ihm den jungen Erstgeborenen des Hauses, Philipp, der später den Beinamen des „Schönen“ erhielt, entgegen. Mit glücklichem Ausblick zu der reizenden Gruppe zügelt Maximilian sein zu prächtiges Roß, gewandt gehalten Streitroß und seine kampfesstarke Rechte erfaßt mit zärtlichem Druck das schmale Händchen der lieblichen Frau, die ihm nur zu kurz noch erhalten bleiben sollte. An allen Fenstern der engen Gasse zeigen sich die Köpfe der jubelnden Genter, und nur mit Mühe vermag der sämmige Hellebardier im Vordergrunde die drängenden Massen zurückzuhalten, die den glorreichen Helden gern in allernächster Nähe gesehen hätten.

Kaum 2½ Jahre nachher, im Jahre 1482, starb Maria durch einen Sturz vom Pferde. Ihr Tod war das Zeichen zu einem allgemeinen Aufstande im Lande, und nur unter schweren Opfern gelang es Maximilian, Ruhe und feste Ordnung wiederherzustellen. Jenes Knäbchen aber, das auf unserem Bilde dem ernsten Manne seine Besuchen entgegenstreckt, wurde der Vater Kaiser Karls V., in dessen Reich die Sonne nicht unterging.

„Frau, schau, wem!“ (Zu dem Bilde S. 793.) Wenn diese drei Weibchen schon in der menschlichen Gesellschaft Gelung haben, um wie viel mehr müssen sie erst unter Bestien berechtigt sein, und dazu noch unter Bestien in Afrika, wo Kultur und Zahnweh erst ihren Einzug halten sollen! Da ist in eine nette Gesellschaft am Rande des Dschungels zusammengerathen. Ein junger Löwe, der die Macht seiner Pranken 'mal proben möchte, ein Kaffernbüffel, einer von jener Sippe, die schon so viele Menschenleben und darunter die berühmter Forscher auf dem Gewissen hat, und als drittes im seinen Kollegium das hinterlistige Krokodil! Frau, schau, wem! Wird es wohl zum Kampf kommen? Wer wird Sieger bleiben? Wir sind in der Lage, diese Frage in dem interessirenden, wenn auch über zehn Jahre alten Werke „Quer durch Afrika“ von Vernen Lovett Cameron. Bei Gelegenheit seines Aufenthalts in dem heutigen „Deutsch-Ostafrika“ südlich von Tabora an dem Ugowbesluß erzählt er eine „Jagdgeschichte“, welche den trefflichen Text zu unserem Bilde abgiebt. Sie lautet:

„Während meiner Streifereien bemerkte ich die Ueberreste eines Löwen, eines Büffels und eines Krokodils, die in einem Haufen zusammenlagen, und man erzählte mir über diesen seltsamen Anblick eine merkwürdige Geschichte. Als nämlich einst ein Büffel zur Tränke gekommen, da sei ein Löwe auf ihn gesprungen, beide seien in das Wasser gestallen und da von einem Krokodil ergriffen worden; dieses wurde wieder durch die kampfspielenden Anstrengungen der beiden Thiere seitlich Fuß weit von dem Ufer geschleift, und da war dann das Trio in unlöslicher Vereinigung liegen geblieben.“

So weit der berühmte Reisende Cameron. Und die Moral von der Geschicht? — Frau, schau, wem!

Kleiner Briefkasten.

(Anfragen ohne vollständige Angabe von Namen und Wohnung werden nicht berücksichtigt.)

Dr. 66. A. Z. in B. Die urkundliche Chiye des Bildes in Galdhöft 17 Jahre, S. 337 „Ferwüste Sommergartenleben zu Grenzeiten Zeiten“ ist von dem verstorbenen Major W. Bergsold geschildert worden.

H. F. in B., Südamerika. Sollte wirklich das richtige deutsche Sprichwort „Jeden und Ihrer Umgebung soweit abhanden gekommen sein, daß Sie die „Gartenlaube“ fragen müssten, ob sich „Und dem Bruder“ oder „Auf das Bruder“ heißt? „Auf das Bruder“ ist ein unverbarlicher Fehler, und den man deshalb die engere Heimath Dieser tadelsüchtigen Seewunden erschienen könnte.

K. S. in München. Das Gedicht „Die Fürstengruft“ suchen Sie in Schillers Werken deshalb vergeblich, weil es nicht von Schiller, sondern von Chr. Friedr. Daniel Schubart ist.

Allerlei Kurzweil.

Schachaufgabe Nr. 6.

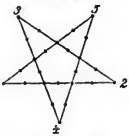
Von **Max Feigl** in Wien.

SCHWARZ

WEISS

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Drudenfuß.



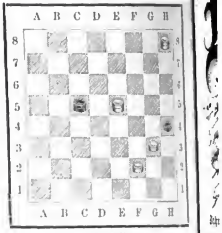
AAAD EE F III LL MM NNNN O P RR S TT.

Vorstehende 25 Buchstaben sind in der Weise an die Stelle der Punkte zu setzen, daß fünf siebenlautige Wörter von folgender Bedeutung entstehen: 1—2: eine historisch denkwürdige Burg in der Rheinpfalz, 2—3: eine Festung an der Küste Dalmatiens, 3—4: ein berühmtes Fürstengeschlecht, 4—5: ein Farbwort, 5—1: ein kostbares Mineral.

Damespielaufgabe.

Von Dr. **E. S. Ziegm.**

SCHWARZ



WEISS

Weiß zieht und gewinnt.

Charade.

Mein erstes Silbenpaar benennt
Das gegnerische Element.

Mein zweites Silbenpaar zumeist
Der Spanier stolz als Dichter preist.

Sind beide Paare dann verbunden,
Hast du ein schlankes Thier gefunden.

Oskar Leede.

Räthsel.

Die Erste ein Punkt, unwandelbar fest
Trotz aller Bewegung der Erde,
Die Zweite ein Maß, mit dem man mißt
Die großen Flächen der Erde,
Die Dritte ein Licht, das ferner scheint
Der Erde dunklen Räumen,
Das Ganze ist, was Drei dir nennt,
Ein Punkt in fernen Himmelsräumen.

Ernst Kornemupf.

Hieroglyphische Papyrusrolle.

Knabenräthsel.

Der Freude scheint's, dem Leid, den Schmerz
Und immer führet es himmelwärts,
Doch bringt es Schmerzen meist und Weh,
Giebst du ihm statt des n ein d.

Dominopatience.

Aus den 28 Steinen eines gewöhnlichen Dominospiels ist die nebenstehende Figur in der Weise zu bilden, daß die Augenzahl jeder wagerechten, jeder senkrechten und jeder der beiden diagonalen Reihen 21 beträgt. Die gegebenen elf Steine dürfen nicht umgelegt werden.

A. Stadenrath.

Homogramm.

	M	i	e	b	
K	a	l	u	g	a
K	u	r	b	e	l
M	i	c	h	a	l
M	i	t	t	a	g
	L	i	r	a	

Die Buchstaben dieser Figur sind so zu ordnen, daß vier sechslautige Wörter entstehen, welche von rechts nach links und von oben nach unten gelesen gleichlautend sind.

Die Wörter bedeuten: 1. ein Metall, 2. einen männlichen Vornamen, 3. einen berühmten Chemiker, 4. eine Stadt in Hannover.

Soeben ist erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

Wild-, Wald- und Weidmannsbilder von Guido Hammer.

Mit Illustrationen vom Verfasser. Elegant gebunden in Prachtband. Preis 6 Mark.

Dieses Buch bildet eine Sammlung der im Laufe einer langen Reihe von Jahren in der „Gartenlaube" erschienenen beliebten Schilderungen des Verfassers, welcher von Jugend an im Genießen und Beobachten der eigenartigen Schönheit des Waldes mit seinem mannigfach erregten Leben seine schönste Lebensfreude gefunden hat, sucht das, was er dem geliebten Walde abgelauscht, in schlichter und gerecht Wahrheit durch Feder und Pinsel niederzugeben und ergänzt die charakteristischen Bilder durch lebhaft erzählte ansprechende Geschichten.

Die „Wild-, Wald- und Weidmannsbilder" haben sich bei ihrem Erscheinen in der „Gartenlaube" stets reichsten Beifall errungen und auch in ihrer Zusammenfassung in einem stattlichen Buche gewiß auch zahlreiche Freunde finden. Für Förster, Jäger und Jagdfreunde, sowie überhaupt für alle diejenigen, welche Sinn für Natur und den Zauber des Waldes haben, bildet der stattliche Band das passendste Weihnachtsgeschenk.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig

Halbheft 26. 1890.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1890. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Weihnachten.

Die Glocken rufen mit festlichem Laut,
Die Sterne der Christnacht schimmern,
Und hinter den Fenstern heimlich und traut
Beginnt ein Leuchten und Flimmern;
Es hüllen in wonnigen Märchentraum
Die Düfte der Tannen den ärmsten Raum
In der seligen Nacht der Wunder.

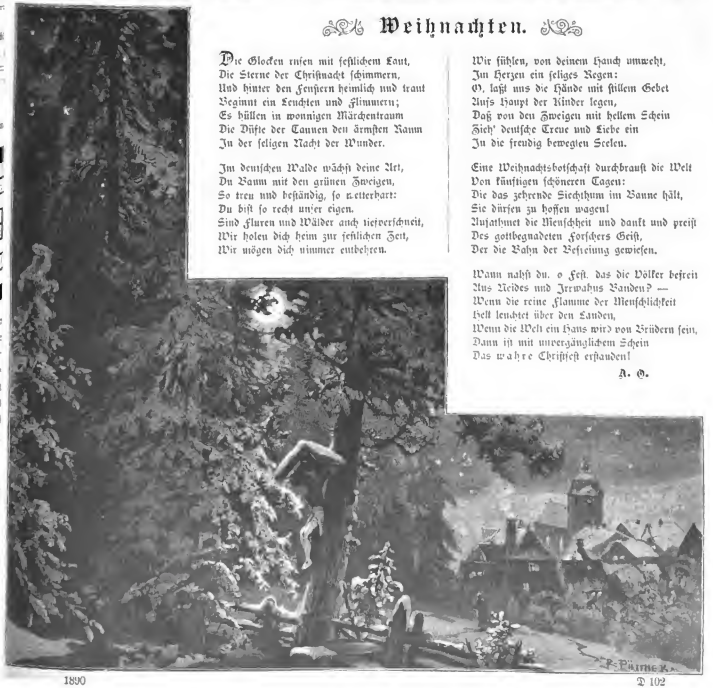
Im deutschen Walde wächst deine Art,
Du Baum mit den grünen Zweigen,
So treu und beständig, so wetterhart:
Du bist so recht unser eigen.
Sind Fluren und Wälder auch tiefverschneit,
Wir holen dich heim zur festlichen Zeit,
Wir mögen dich nimmer entbehren.

Wir fühlen, von deinem Hauch umweht,
Im Herzen ein seliges Regen:
O, laßt uns die Hände mit stillem Gebet
Aufs Haupt der Kinder legen,
Daß von den Zweigen mit hellem Schein
Zieh' deutsche Treue und Liebe ein
In die freudig bewegten Seelen.

Eine Weihnachtsbotschaft durchbraust die Welt
Von künftigen schöneren Tagen:
Die das zehrende Siechthum im Banne hält,
Sie dürfen zu hoffen wagen!
Ahnahmet die Menschheit und dankt und preist
Des gottbegnadeten Forschers Geist,
Der die Bahn der Befreiung gewiesen.

Wann nahst du, o Fest, das die Völker befreit
Aus Neides und Irrwahns Banden? —
Wenn die reine Flamme der Menschlichkeit
Hell leuchtet über den Landen,
Wenn die Welt ein Haus wird von Brüdern sein,
Dann ist mit unvergänglichem Schein
Das wahre Christfest erfunden!

A. O.



Sonnenwende.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

17. Fortsetzung.)

Roman von **Marie Bernhard.**

Ein gedrücktes Schweigen entstand, als die beiden alten Leute das Zimmer verlassen hatten. Nur der Donner grollte jetzt machtvoll, und über den Wämmen des Gartens, die sich im heftig losbrechenden Winde zu wiegen und zu werfen begannen, flammte der Blitz auf im bläulichen Zickzack, riß den wolkendüstern Himmel von einander und zeigte die bis dahin fast in Nacht getauchte Landschaft plötzlich in grellem Licht. Wie in Angst vor dem Unwetter duckten sich Gräser und Blumen zur Erde, und die hoch stämmigen Rosen neigten die Häupter auf ihren langen Stengeln und ließen den jetzt mit aller Wucht herniederprasselnden Regen über sich ergehen. Durch die Lüfte zuhr ein hohles Sausen wie ein wilder Klagelon, und wieder kam es allgewaltig im Donnerhall heran und löschte alles andere Geräusch und starb in der Ferne als dumpfes Zornesgrollen. —

Annie saß in einem niedrigen Rohrsessel neben Thekla und hatte ihres Verlobten Hand gefaßt; er stand ihr zur Seite und sah in das Wetter hinaus. Seine Braut sah ihm besorgt ins Gesicht. Machte nur das ungewisse Licht, das bleifarben zu den Fenstern hereinfiel, sein Antlitz so fahlbleich? Und woran mochte er denken, während er so an ihr vorüber in den Anblick der Elemente hineinsah? Zimmer dieser schwere, wetterdunkle Blick, der nichts mit seinem jetzigen Glück zu thun hatte, der zurückschaute — weit — weit zurück . . . was mochte er dort sehen? —

„Ist das Gewitter Dir unangenehm?“ fragte Annie ihn nach einer Weile zaghaft.

Er fuhr sehr heftig zusammen.

„Wenn Du so fragen willst — ja! Wenigstens macht es mich nervös! Du weißt“ — sprach er mit einem halben Lächeln, das etwas Erzwungenes hatte — „als Künstler habe ich das Recht, nervös zu sein!“

„Als Kind hatte ich Furcht vor dem Donner, denk' nur!“ berichtete Annie. „Ich weiß es auch wie heute, — und Thea wird's auch wissen, nicht wahr? — wie mein Vater mich einmal hier an derselben Stelle, wo ich jetzt saß, auf seine Knie hob, während es draußen noch viel ärger tobte als heute. Und ich fühle kein Herz; ruhig und gleichmäßig gegen mein kleines, verängstigtes Kinderherz schlagen, — ich kann höchstens sechs Jahre alt gewesen sein — und er sagte mir, im Donner spreche Gott zu uns — er selber sei allgewaltig, darum auch seine Stimme, mit der er uns anrede — wir dürften aber darum nicht erschrecken, nur Ehrfurcht empfinden vor ihm. Und wie ich allmählich ruhiger wurde, fragte der Vater mich, ob ich mich noch fürchte — und ich sagte: Nein — weil Du bei mir bist!“ Da küßte er mich und hielt mich fest an sich und sagte zuletzt: ‚So denk immer, wenn Du den majestätischen Donner hörst, Dein Vater ist bei Dir und hält Dich an seinem Herzen.‘ — Das thue ich auch wirklich! Ich wollte, Du hättest unsern Vater gekannt, dann wüßtest ich Dir auch von ihm erzählen, ein rechtes Bild wüßt Du doch schwerlich von ihm bekommen! Bitte, erzähl Du uns auch einmal recht ausführlich von Deinem Vater! Du hast das bisher noch nie gethan!“

Sie hatte freimüthig und aufdringen gebeten wie ein liebenswürdiges Kind, das der Erfüllung seines Wunsches zum voraus sicher ist. Um so mehr erstaunt sie über seine Antwort.

„Wenn ich das bisher niemals that, so hatte ich meine Gründe dafür! Mein Vater war ein unglücklicher Mann, meine Kindheit freudlos, meine erste Jugend hoffnungslos vergiftet. Wenn Du mich liebst, frage mich nie mehr danach!“

Ein betäubender Donnerschlag brach los und überhob Annie der Antwort; sie hätte auch schwerlich eine gefunden, ihr liebliches Gesicht war blaß geworden, und wie schuldbewußt hielt sie die Augen gesenkt. Thekla aber sah unverwandt und aufmerksam in Delmonts Gesicht, und sie gewahrte dort den Ausdruck, dessen sie vorhin gedacht — den Ausdruck innern Kampfes, der alsbald an der innern Wahrhaftigkeit entrückt! — Er beugte sich jetzt herab und berührte mit seinen Lippen Annies Haar, küßte dann auch leise ihre Hand, als wollte er sie um Verzeihung bitten; sie lächelte sinn beruhigend zu, aber in ihren Augen stand ein bedrückter Ausdruck.

An den Fensterscheiben troff der Regen gußweise hernieder, man vermochte nichts mehr draußen zu sehen, in solchen Minuten schoffen die grauen Wasserstrahlen herab. Man hörte in den Pausen, die der Donner machte, nur das Ausklatschen des Regens auf die Zinkplatten der Fenstervorsprünge und das Sausen des Windes, der um das Haus stöhnte. Im Zimmer war es finster, daß man hätte Licht anzünden können.

„Ist Ihnen nicht wohl, Fräulein Thekla?“ fragte Delmont, da er die Kranke mit geschlossenen Augen sich in ihren Sessel zurücklehnen sah.

„Nichts von Belang, ich danke, Herr Professor!“ gab Thekla zurück. „Nur etwas Mattigkeit infolge der Gewitterschwüle von zuvor!“

Es war Annies steter Kummer, daß diese zwei Menschen, die liebsten, die sie hatte, nicht vertraulicher mit einander ständen. Die förmliche Anrede, das steife „Sie“ verletzte ihr zärtliches Gemüth, aber umsonst war sie bestrebt gewesen, das zu ändern, ruhig und kühl hatte jedes der beiden den Vorschlag einer Abänderung, den sie jedem einzeln gemacht hatte, von sich gewiesen.

Im Hintergrunde des Zimmers knarrte leise eine Thür. Die alte Agathe erschien, ein dampfendes Glas in der Linken, das eine weißschäumende Flüssigkeit enthielt; mit der Rechten winkte sie Annie zu sich herüber.

„Du guter, alter Hausgeist hast mir richtig Eiergog brauen müssen, im festen Glauben, ich hätte mich erkältet!“ rief das junge Mädchen lachend. „Kommst Du denn nicht näher mit Deinem Gebräu? Ich soll zu Dir kommen? Mir auch recht! Nun, Agathe,“ — sie war inzwischen aufgestanden und hinübergegangen und flüsterte nun der Alten ins Ohr — „weiß Du denn gar nicht für meinen Verlobten sorgen?“

Die alte Frau warf den Kopf zurück.

„Ich, so einem Herrn schadet das bißchen Regen auch lange nichts. Aber Du, mit dem dünnen Sommerkleide und den leichten Halbschuhchen — sie schlugen durch, die kleinen Schuhe, ich weiß es genau, sie haben Leder und Sohlen wie von Pappendeckel, und dazu die seidenen Strümpfe! Wenn Du Deine Alte auch ein bißchen lieb hast und nicht auf den Tod betrauen und ängstigen willst, dann bist Du mein süßes, artiges Vögelchen und trockne Deinen Greg und wechselst in Deinem Zimmer die Fußbekleidung — ja?“

Annie sah in die treuen, besorgten Augen und antwortete mit einem freundlichen: „Gleich bin ich wieder da!“ gegen den besorgten am Fenster verließ sie mit Agathe das Zimmer.

Noch nie war Thekla mit Delmont allein gewesen; immer war Annie als vermittelndes Element dazwischen getreten. Sie war Thekla zu Sinn, als müßte sie ihn manches fragen, ihn vieles sagen — aber es würde nichts nützen, er war der Antwort nicht, zu antworten, wenn er nicht wollte. Da sie im gleichgültigen Gespräch mit leeren Redensarten nicht führen wollte, so schwieg sie lieber ganz.

Er beobachtete sie von der Seite, wie sie erschöpft und bleich mit übereinandergelegten Händen in ihren Kissen ruhte, in denen einzigen ihrer scharfgeschnittenen, frühgealterten Züge die Blässe für Aehnlichkeit mit der jungen, schönen Schwester zeigend. Die Contrast, wie von vielem Denken herausgearbeitet, in jeder Wittlinie hervor, die Augen sahen klug und überlegend drein, um die Lippen lagerte ein scharfer Schmerzenszug — aber Theklas Blick hatte besständig zu sprechen: „Bemitleidet mich nicht, ich weiß heute nichts anzufangen!“

Plötzlich unterbrach Delmont das drückende Schweigen mit den Worten:

„Nicht wahr, ich bin Ihnen als zukünftiger Schwager willkommen?“

So ganz aus Theklas tiefinnerster Stimmung heraus war er gesprochen, daß sie ihm, nicht im mindesten überrascht, und antwortete:

„Nein — vielmehr ja — meiner Annie dereinstigen Verlobte ich mir anders vorgestellt!“

Er hatte ein spöttisches Lächeln um die Lippen.

„Es thut mir leid, diesem Ihrem Phantasiegebilde nicht zu entsprechen — wie sah dies aus, wenn ich fragen darf?“

Sein scharfer Ton fand ein Echo an dem ihrigen.

„Sie thun mir zuviel Ehre an, wenn Sie mir Phantasie zutrauen; ich hielt Sie für einen zu guten Beobachter, als daß Sie nicht hätten wissen sollen — ich habe keine Phantasie! Träume, Schwärmereien, Einbildungen — was soll ein Wesen wie ich damit anfangen? Aber Annie habe ich lieb, ihr Glück liegt mir am Herzen, und ich hatte gedacht, sie würde eine andere Wahl treffen —"

„Etwa den Lieutenant von Conventins erhören!" fiel er ein.

„Das glauben Sie ja selbst nicht," gab sie ruhig zurück, „warum also sprechen Sie es aus? Der Lieutenantenant ist eine liebenswürdige, offene, einnehmende Natur, aber er hat es leider versäumt, seinen Geist und Charakter zu vertiefen und zu bilden, obschon er sehr gutes Material dazu hatte. Ein solch' lustiger Bruder konnte Annie niemals gefährlich werden, ich hätte ihn ihr, trotz meines persönlichen Wohlgefallens an seiner munteren Frische, nie gewünscht —"

„Desto mehr scheinen Vetter Reginald, den großartigen Pfarrer von Sankt Lukas — nicht wahr?" unterbrach Delmont sie von neuem.

„Warum sprechen Sie in diesem Ton von ihm?" gab Thekla ernst zurück. „Warum nennen Sie ihn so geflissentlich den ‚großartigen' Pfarrer von Sankt Lukas, ihn, einen Mann, der sich gerade durch die ungewöhnliche Schlichtheit seines Auftretens auszeichnet?"

„Nun — die ganze Stadt klingt ja bereits von seinem Lobe wieder — bis zu Ihnen werden diese Gerüchte nicht dringen, man wird es absichtlich vermeiden, Ihnen jetzt von ihm zu sprechen — ich höre desto mehr! Nicht nur die Unmündigen und Einfältigen singen sein Lob, nein, auch die Erleuchteten im Geist reden in Zungen von ihm. Adel, hohe Beamtenwelt und Finanzkreise umlagern seine Abendmahlsspenden, er muß die Gläubigen, die in hellen Haufen herbeiströmen, zurückweisen — die Thür seiner Wohnung steht nicht still — schöne Frauen mit sendenden Augen, verschämte junge Mädchen, die sich angeblich mit ihrem Glauben nicht zurechtfinden, alle Gattung, vom verdorbensten Geheimrath bis zum Handwerker, streiten sich um die Gunst dieses Wundermannes, man hat ihm jetzt bereits mehr Konfirmanden angemeldet, als er überhaupt annehmen kann, — die Kirche von Sankt Lukas kann die Gläubigen nicht fassen."

„Nun — und was weiter?" kam es von Theklas Lippen. „Soll dies etwa eine Anklage gegen den Mann sein? Was soll es beweisen?"

„Es soll beweisen, daß er es eben allen anthut, allen, ohne Ausnahme, wie der Rattenfänger von Hameln, selbst meiner Braut, die mir gestanden hat, daß, wäre ich nicht gekommen, sie diesen Ausbund von Tugend und Schönheit ohne weiteres geheirathet hätte."

Thekla zog die Brauen hoch. „Also eifersüchtig — sieh da!" dachte sie. „Darum die erbitterte Philippika gegen den Pfarrer von Sankt Lukas!"

„Und so hat sein Antlitz und Wesen auch Sie, eine so kluge und scharfblickende Dame, gleich beim ersten Male überwältigt," fuhr Delmont in demselben scharfen, bittern Ton fort, „er, von dem man im Publikum behauptet, er drehe mit seinen zwingenden Worten und Blicken selbst den verstocktesten Verbrechern das Geständniß das Herz in der Brust herum . . . ich habe keine näheren Einzelheiten erhalten, mir genügte schon dies Gerücht."

„Mich hat weder sein Antlitz noch sein Wesen überwältigt," sagte Thekla trocken. „Glauben Sie, ich habe in meinem langen Leben noch nie einen schönen Mann gesehen? Ich wüßte überhaupt auf der weiten Welt keinen Menschen, der einen über wältigenden Eindruck auf mich hervorzubringen vermöchte — das wäre höchstens ein großartiges Naturschauspiel imstande. Aber eben weil ich nicht ohne Verstand und Scharfblick bin, wie Sie es soeben in solch schmeichelhaften Worten anerkannt haben, weil mein stilles Leben, das mir doch soviele Menschen vor Augen führt, mein von Natur schon richtiges Beobachtungsvermögen geübt hat — darum erkannte ich allerdings schon beim ersten Zusammentreffen in diesem Pfarrer von Conventins einen echten, guten, wahrhaft edlen Menschen, abgesehen von seiner Begabung und seinem bestechenden Aeußern, — eine jener durch sich selbst großen Naturen, die des Adels nicht bedürfen, um adlig, der Schönheit nicht bedürfen, um schön zu sein, die einfach durch sich selbst Wirkung machen, weil sie das ganz sind, was sie sind, und durch ihr festes Beruhen in sich und durch den Glauben an ihre Sendung in unserer haltlosen Zeit die Leute unwiderstehlich an sich ziehen wie die stetig brennende Flamme die Mücken und Motten. Und daß Annie sich dem Eindruck einer solchen Persönlichkeit nicht verschließt, das freut mich um ihretwillen, und sollte auch sie freien, anstatt Sie mit einer ganz grundlosen Eifersucht zu ersülten."

„Grundlos?" Delmont stand auf und trat hart an Theklas Sessel heran. „Wissen Sie, was sie that, als ich nenlich seinen Namen nannte? Sie brach in Thränen aus — in Thränen — und sagte, das Herz thäte ihr weh bei dem Gedanken an das Leid, das sie ihm zugefügt, denn sie wisse, er habe sie über alles lieb gehabt!"

„Es macht Annie nur Ehre, daß sie so empfindet!" rief Thekla lebhaft. „Sie wäre herzlos, wenn sie kaltes Blut behielte bei dem Gedanken, was es heißt, einen solchen Mann so unaussprechlich zu kränken. Liegt denn in diesem Geständniß nicht gerade der höchste Beweis ihrer Liebe zu Ihnen, daß sie unbedenklich Sie wählte und jenen, so theuer er ihr war, zurückwies — ist dies nicht die beste Gewähr für Ihr künftiges Glück?"

Er starrte sie mit trüben Augen an und antwortete eine ganze Weile nicht.

„Mein künftiges Glück!" wiederholte er endlich. „Mein Glück! Wenn ich nur daran glauben könnte! Ich verdiene es nicht, ich weiß es — und anstatt es nun in Demuth hinzunehmen wie aus der Götter Hand, verbittere und verderbe ich es mir — und es wird mir zuletzt doch noch vom Schicksal erbarmungslos in Scherben geschlagen werden, das fühle ich deutlich! Lerner hat ruhig und einfach seinen Weg durchs Leben gemacht, wenn er sich auch mühsam den Beruf erkämpfen mußte . . . ich . . . durch wieviel Schlamm und Schmutz habe ich waten, gegen welch trostloses Verhängniß ankämpfen müssen, ehe ich dahin kam, wo ich jetzt stehe! Annie sieht in da — sawohl — und es ist eine ganz leidliche Höhe — aber ich blicke hinunter — und ich blicke zurück — und es läßt mich nicht glücklich sein — und ich bin meines Glückes nicht werth — ich kann nur dann vergessen, wenn ich sie an meinem Herzen hatte, wenn ich sie sehe, sie höre — und man wundert sich, daß ich mit jeder Minute geize, die mir gehören könnte — daß ich mein einziges Heilmittel keinem andern gönne!"

Thekla sah es zucken in seinen Zügen, und ein Gefühl des Mitleids wallte in ihr auf, zugleich aber auch die alte Angst, zehnfach verstärkt gegen früher: er wird Annie nicht glücklich machen — er ist kein Mann für sie! Wohin denn seine Furcht, sein Glück könne ihm in Trümmer gehen? Wozu die immer wiederkehrende Anklage, er verdiene Annie nicht — er sei ihrer nicht werth? Wenn er den Vorhang von seiner Vergangenheit zöge — welches Bild würde sich dort entrollen?

„Sie sollten offen gegen uns — ich meine, gegen Annie — sein!" sagte Thekla, und ihre sprobe Stimme klang fast sanft. „Wer hat denn ein näheres Anrecht auf Ihr Leid als sie? Vielen wird doch das Herz leichter, wenn sie sich rückhaltlos aussprechen dürfen, und, glauben Sie mir, so jung meine Schwester noch ist, sie verdient jedes Vertrauen. Als Kind schon verstand sie, unverbrüchlich zu schweigen, wenn mein Vater oder ich sie einmal heimlich mit diesem oder jenem Versprechen, das wir ihr abnahmen, auf die Probe stellten. Und wie süß sie zu trösten, mitzuempfinden, zu entschuldigen und endlich zu verzeihen versteht — so, als wär' es gar keine Verzeihung ihrerseits, nur ein Anlgehen im Schmerz und in der Reue anderer! Ich bin durch meine Krankheit zuweilen bitter und ungerecht gegen sie gewesen — aber unser Vögelchen um Vergebung zu bitten, das ist mir nie schwer geworden, ich konnte mich nur jedes Blickes freuen in ihr goldenes Herz. Sie sollten das auch versuchen!"

Er hatte ihr gesenkten Hauptes zugehört und schüttelte schließlich nur stumm den Kopf; da klang die Thür, und ein fröhliches Stimmchen wurde laut.

„Das hat aber schon lang' mit mir gedauert! Bist Du böse, Karl? Was sind denn das wieder für Augen! Gar nicht meine Augen, wie ich sie für mich liebe! Hat Thea Dich so fürchterlich unterhalten? Sieh nur, wie der Regen nachgelassen hat — es gewittert auch fast gar nicht mehr! ' Mach' dieses Fenster auf, daß wir die Luft herein bekommen, ich hab's drüben in meinem Zimmer auch gethan, es duftet so herrlich nach jungem Laube. Und wenn's anfhört zu regnen, gehen wir in den Garten — da, sieh, ich hab' mir schon seite Lederstiefel angezogen und einen von Deine-

Im [illegible]urlaub

Nach einer [illegible]

Glaub.

Adm. Berger.

wunderschönen persischen Schawls mitgenommen — den purpurrothen mit den Goldblumen. Da! Wie der Künstler in Dir den Menschen erzieht — jetzt macht Du gleich ein ganz anderes Gesicht!"

„Nicht der Künstler — der Liebhaber war's, der den Menschen erzog!" flüsterte er ihr zu, indem er verstohlen ihre Hand küßte. Er legte ihr mit raschem, geschultem Griff den persischen Seidenschawl malerisch um Kopf und Schultern und führte sie dann zum nächsten Spiegel. Kniebescheiblich reizend staunte das süße Gesichtchen aus der frembartigen rothen Hülle hervor — Delmont stand daneben und betrachtete seine Braut mit flammendem Blick. Jede Spur der brütenden Sorge von zuvor war von seinem Antlitz verschwunden, sein aufgehendes Gesicht schien um zehn Jahre verjüngt.

Ein fern abziehendes Grollen begleitete das sanfte Gekräusel, das dem heftigen Regen gefolgt war. Durch das geöffnete Fenster schlich sich köstlich würzige Luft ins Gartenzimmer, draußen standen die Sträucher im blendenden Perlengewand. Vereinzelte schüchterne Vogellaute ließen sich hören, und plötzlich kam ein goldiges Leuchten über die triefenden Bäume und Büsche und weckte in ihnen ein märchenhaftes buntes Gefunkel; darüber jubelten die kleinen Vogelstimmen lauter auf, und aus der Tiefe des Gartens kam es wie ein Schluchzen aus leiderlöster Menschenbrust, süß und liebesehnend . . . da faßte der Mann drinnen im Zimmer sein Lieb in die Arme und schritt mit ihr hinein in den wonnigen Sommerabend.

13.

Ja, Reginald von Louventius war unglaublich rasch beliebt geworden in der kurzen Zeit seines Aufenthalts in F. Es verhielt sich wirklich so, wie Professor Delmont es Thekla Gerold in seinem eifersüchtigen Unmuth geschildert hatte: die Thür zu Reginalds Wohnung stand selten still, kaum fand er spät abends ein paar ruhige Stunden, um seine Predigten vorzubereiten und seinen Studien obzuliegen — und auch das ermöglichte er nur dadurch, daß er beharrlich die vielen Einladungen, die dem gefeierten Pfarrer von Sankt Lukas zu Landpartien, Picknicks und Gartenfesten zugingen, ausschlug und sich hinter die Ausflucht verschanzte, er sei kein Mann der Geselligkeit — eine Behauptung, die sein liebenswürdiges, formengewandtes Wesen überall, wo er sich zeigte, schlechterdings Lügen strafte. — Vornehme Herren und Damen jeden Alters sauben sich bei dem jungen Geistlichen ein, es galt durchaus nicht für „chic", die Kinder in einer andern Kirche als in der zu Sankt Lukas taufen zu lassen, Präsbenten- und Geheimrathstöchter ließen sich mit Vorliebe in der alten, stilvollen Kirche trauen, und die Meldungen zum Konfirmandenunterricht nahmen kein Ende. Aber auch zahllose Arme, Lente in derben Arbeitskitteln, Frauen mit verhärmten Gesichtern und rauhen Händen, stiegen täglich die Treppe zur Wohnung des Herrn Predigers empor, denn sie wußten es nun schon genau, der Herr redete ihnen nicht nur mit geistlichem Zuspruch ins Gewissen, sondern er fragte auch eingehend nach ihren Verhältnissen, ließ sich ihre Sorgen und Bümmernisse berichten und wußte es, wenn die Betreffenden es verdienten, jedesmal so einzurichten, daß sie ihn mit leichteren Herzen und schwererem Geldbeutel verließen, denn er half gern und freudig, und Gottlob, er konnte es auch! — —

Die alte Lehmannn, Reginalds dreieinhalbe Amme, zeigt die Vorsteherin seines Haushalts, war zusehgbar stutz auf ihren ehemaligen Pflegling und empfing seine Beichtkinder, hoch und gering, jedesmal mit einer Würde, als habe sie Theil an allem guten, was ihr Herr ihnen zukommen ließ. Sie dachte noch oft an die Bibel- und Andachtsstunden der verstorbenen „Gnädigen", Reginalds Mutter, denen sie, die Lehmann, bereinst als junge, blühende Frau beigewohnt hatte, ihren schönen, blonden Zögling, der so früh schon andächtig die Händchen zu falten und still zuzuhören verstand, auf den Knieen. Später hatte der „Junker", wie sie ihn nannte, neben ihr gekehlt, dann hatte er die Gebete beim Beginn und beim Schluß gesprochen, bis er schließlich die Hausandachten selbstständig geleitet hatte, — immer aber hatte er die frommen, unschuldigen Augen aus seinen Kindheitstagen behalten. Den Titel „Junker", den die alte Lehmann ihrem Lieblinge während langer Jahre gegeben hatte, konnte sie nicht vergessen — und es klang seltsam genug, wenn sie ihn jetzt, eingedenk seiner geistlichen Würde, mit Ehrerbietigkeit „Ehrwürden Herr Junker" anredete.

„Ehrwürden Herr Junker" war seit einigen Wochen im wenig verändert — so wenig, daß solche, die ihn nicht genau kannten, gar keinen Unterschied herausfanden . . . wer aber sollte ihn wohl besser kennen als seine alte Lehmann? Ihr entging nichts, kein zerstreutes Lächeln, keine nachdenkliche Miene, kein hathverzerrtes Lieblingsgericht, kein Zwischenfinken und hastiges Aufsahren — aber sie ließ sich nichts merken; wie käme sie denn dazu? Sie wußte ja auch nicht, was ihn quälte! Ein Uebermaß von Arbeit konnte es nicht sein, denn ihr Herr war ja jung und gesund und liebte seinen Beruf mit voller Hingebung. Vielleicht machte seine Stellung zu den Gesangenen ihm zu schaffen: Frau Lehmann wußte, daß einer darunter war, ein Dieb und Mörder, an dem nächstens die Todesstrafe vollzogen werden sollte — was ist sie ein solches „Schenjal" ganz gerechtfertigt erschien.

Reginald ging jetzt jeden Tag zu dem armen Sünder — „und es ist keine Kleinigkeit," sagte sich die alte Frau, „so eine rabenschwarze Teufelsseele weiß zu waschen, daß unser Herrgott sie in Gnaden aufnimmt! Daher mag er auch oft so bedenklich aussehen. Wenn nun nicht etwas anderes, vielleicht gar eine Liebe, dahinter steckt! Ihm ist es unglaublich, daß eine meinen Junker ausschlagen könnte, — meinen Junker! Da müßte sie doch gleich blind und von Sinnen sein! Er weiß vielleicht noch nicht, woran er ist! Ich hab' wohl den Vetter Lieutenant gefragt, und der sagte ‚nein' und ‚bewahre! Aber das ist ein leichtsinniger Vogel, der nicht immer die Wahrheit redet — dem glaub' ich einfach nicht!" — —

Eine Freude aber erlebten die beiden doch, Frau Lehmann und ihr „Junker" — der „leichtsinnige Vogel", der Vetter Lieutenant, kam eines Tages in glanzvoller Uniform stramm und stolz zu ihnen hereinmarschirt und stellte sich ihnen als Bräutigam vor. „Die kleine Hedwig Rainer, weißt Du, Regi, damals von Overlands her? Sie eine zierliche Blondine mit auffallend hübschen Augen — diese Augen haben, wie sie mir ehrlich bekannt hat, gleich beim ersten Zusammensehen nach mir ausgesehnt, ich hab's ihr sofort angethan gehabt — sieht Du, was ich für'n Kerl bin! Jetzt hab' ich das kleine Mädchen glücklich gemacht, aber so glücklich, kann ich Dir sagen! Sie hatte die Augen voller Thränen vor Freude, und meine Schwiegermama — wirklich eine angenehme Ausnahm dieser verrückten Sorte! — gleichfalls. Ich solle ihr Kind glücklich machen, beschwor sie mich immer wieder — als ob ich was anderes beabsichtigte! Na, ich, als der rührselige Michel, der ich bin, bekam auch so was Dummes in die Augen bei dieser feierlichen Geschichte, — aber jetzt ist mir seelenvergnügt zu Muth, und, meine liebe Frau Lehmann, Sie holen eine von meines Vetters besten Sektflaschen aus dem Keller herauf, ich soll es ihm am Gesicht an, er möchte mit edlem Getränk unser junges Glück begießen — und ich bin in meiner gehobenen Stimmung nicht dafür, jemand einen Wunsch zu durchkreuzen!"

Der lustige Mann hatte dann die alte Frau, die nicht wußte, wie ihr geschah, bei den Armen gepackt und zur Thür hinausgewirbelt, aber „Ehrwürden Herr Junker" hatten ganicht und gelacht, und so war sie in Gottes Namen in den Keller hinabgestiegen, hatte die verlangte Sorte zu den Herren ins Zimmer befördert und den glücklichen Bräutigam wahrhaftig Bescheid thun müssen; darauf hatten die Vettern noch eine ganze Weile mit einander geplaudert und getrunken, und Reginald war gesprächiger und heiterer gewesen als seit lange. Nur, als Fritz ihm beim Abschied im Vorsaal auf die Schulter schlug und mit unverschämt lauter Stimme dazu rief: „Nun mach' es mir bald nach, Freundchen! Tenfel auch! Verspitz, was sich nicht alles laßt! Ist's die nicht, nun, so ist's eben eine andere!" da hatte der „Junker" mit seiner ruhig beherrschten Stimme erwidert: „Soll das ruhen, Fritz! Darüber komme ich nicht hinweg!" — und Frau Lehmann, die ihren Herrn gleich darauf an ihrer geöffneten Küchenthür vorüberschreiten sah, konnte wahrnehmen, daß die Frohlichkeit von seinem Antlitz wie weggewischt war. —

* * *

Schönfeld sollte sterben, das Todesurtheil war bestätigt worden, der Mann hatte seinen Willen! Reginald von Louventius ging schon in der letzten Zeit vor der Entscheidung täglich zu „Nummer achtundfünfzig"; bald früh des Morgens, bald zu vorgerückter Stunde, wenn der Sommerabend niedersinken begann, sah man die hohe, schlanke Gestalt des Pfarrers von Sankt Lukas

über den Gefängnißhof schreiten, Gretchen Remmlers freundlichen Gruß — das Kind wußte ihm sehr oft zu begegnen — jedesmal mit ein paar herzlichen Worten erwiderend. Wenn dann Remmler die Zelle des zum Tode Verurtheilten aufschloß und der Prediger über die Schwelle trat, dann kam ihm der Gefangene schon bis dorthin entgegen, und in seinem Blick war zu lesen, wie wohl ihm jetzt der Besuch that, den er zu Anfang so schroff zurückgewiesen hatte.

Freilich war es immer mehr die Persönlichkeit Reginalds, die ihn fesselte, als das Amt, das er vertrat. Sehr allmählich erst ging der Prozeß in ihm vor sich, nicht nur zu beachten, wie der Mann zu ihm sprach, sondern auch dem, was er sprach, aufmerksames Gehör zu schenken. Und die Thatsache, daß Reginald ein flottes, lustiges Leben als reicher Majoratserbe und Offizier hätte führen können und das alles, väterlichen Segen und Erbtheil dazu, muthig und ohne zu schwanken in die Schanze geschlagen hatte um seines Glaubens willen, — diese Thatsache hatte gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht und sein Nachdenken von dem Manne selbst auf die Sache gelenkt, der er diente. „Es muß ihm doch ungeheuer ernst damit sein, wenn er alles das darum aufs Spiel setzen konnte!“ sprach es in seinem Innern, und: „Er glaubt in allem Ernst jedes Wort, das er spricht, darauf könnte man die Hand ins Feuer legen!“ — und wieder: „Es muß doch ein ganz unerwürdiges Ding sein um solch' einen seligmachenden Glauben; wer den hätte! Man könnte den Pfarrer beneiden um seine unerschütterliche Zuversicht!“

Jetzt, da Schönfeld schon seit langer Zeit von seinen einstigen Genossen losgelöst war, konnten solche Gedanken hier bei ihm Eingang finden und Wurzel fassen als früher, da ihnen von anderer Seite entgegengearbeitet wurde. Dann aber war die Bestätigung des Todesurtheils, so gefaßt und selbstbeherrscht sie der Gefangene auch aufgenommen hatte, nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben. Er hatte es so gewollt, das war gewiß, und er wollte es auch jetzt noch nicht anders — das Leben ekelte ihn an, und er wünschte, es wie eine Last von sich zu werfen. Aber die Gedanken über „Etwas nach dem Tode“ ließen ihn nun doch nicht mehr los; er hatte sie früher verlacht und nur immer von einem traumlosen Ausruhen, einem ewigen Schlaf gesprochen. Der tiefe Ernst, mit dem ihn Conventius bat, für seine unsterbliche Seele zu sorgen, die unerschütterliche Ueberzeugung, die er ihm auf alle Fragen und Zweifel entgegenstellte, prallten nicht so wirkungslos an ihm ab, wie es die ersten Male den Anschein hatte; es arbeitete weiter in ihm, oft sand er sich gegen seinen Willen in Grübeleien vertieft — neue Widersprüche, neue Gegengründe tauchten in ihm auf, die er dem Pfarrer unterbreiten wollte, — ungeduldig sehnte er dessen nächsten Besuch herbei, und immer wieder zerstossen alle seine unbeholfenen Zweifel und Bedenken vor der glorreichen Sonne dieses sieghaften Gottesglaubens; in nichts und sanken haltlos in sich zusammen. Conventius war ein viel zu feiner Menschenkenner, um nicht mit innerer Freude diese Wandlung zu bemerken, aber er hütete sich wohl, diese Freude zu zeigen, den Nachwandelnden vorzeitig aufzurütteln — er sprach von sich selbst, seinen eigenen Empfinden, seinen Erfahrungen und sagte niemals: „Und wie steht es nun mit Dir? Glaubst Du endlich?“

Von Zeit zu Zeit sprach er ein kurzes Gebet, frei aus seinem Herzen heraus — das bewegte den Gefangenen jedesmal in tiefster Seele, denn Conventius betete nicht in pathetischen, großen Worten — er sprach ganz schlicht und vertrauensvoll, wie ein Kind mit seinem Vater spricht, von dem es ganz genau weiß: er giebt mir das, was mir gut ist!

Annie Geroldts liebliche Frühlingsblumen waren allgemach verdorrt; sie hatten schön geblüht und festlich gedustet, und der Gefangene hatte sie emsig gepflegt im Verein mit Remmler, der sie stets vor Anbruch der Nacht auf den Flur hinaus- und jeden Morgen wieder hereinstellte. Jetzt prangte nur ein hoher, schöner Rosenstock, mit zahllosen weißen Blüthen und Knospen bedeckt, in der Zelle, sowie eine schlanke, feingefiederte Palme — beides Gaben von Conventius. — —

Draußen brütete eine erdrückende Schwüle. Die weißen Plastersteine des Gefängnißhofes flimmerten grell im Sonnenschein, es that den Augen weh, darauf hinzusehen. Verdrossen und träge schlenderten die Gefangenen in der Gluth dahin, von den Aufsehern überwacht. Am ganzen Himmel war kein Wölkchen sichtbar, unerbittliches Blau, soweit der Blick reichte.

Schönfeld durfte in diesen letzten Tagen, die er noch zu leben hatte, manche Vergünstigung erfahren, machte aber von diesem Vorzug nur geringen Gebrauch. Den Kopf in die Hand gestützt, sah er gedankenverloren zu seinem hochgelegenen Fenster empor, durch dessen Gitterstäbe ein Stückchen des lachenden Juni-Himmels hereinblaute. Hatte man sich dort in der fernen Unendlichkeit wirklich Gott zu denken — die Urkraft, die Allmacht, von der alles Lebendige ausgeht — zu der alles Lebendige zurückkehrt? Zu der auch er so bald schon zurückkehren sollte? Trotz der Sommerhitze überlief ihn ein plötzliches Schaudern. Sterben — sterben durch Henkers Hand! Nun keinem betrauert, von niemand beweint, schimpflich und schmählich gewaltsam vom Leben zum Tode gebracht zu werden! Aber hatte denn nicht auch er den Lauf der Natur vorgegriffen, war nicht auch durch seine rohe Gewalt ein Menschenleben verkürzt worden? Er hatte gut sagen, daß es ein elendes, nutzloses, ja, ein verwerfliches Dasein gewesen sei, das er vernichtet habe, daß er seine That nicht bereue — er würde ja doch die Erinnerung an die zuckende, blutüberströmte Gestalt, wie sie hilflos vor ihm zusammengesunken war, an die starren, verglasten Augen, die ihn aus dem fahlen Leichengesicht anstierten, nie verlieren! Und es war keineswegs der Ekel vor dem Leben allein, das ihn den Tod herbeisehnen ließ — es war das ewig lebendige Bild seiner Mutthat, das ihn verfolgte, und das ihn ebenso sehr sein eigenes Dasein verwünschen machte. Wie hatten sie ihn belobt und umjubelt, die Gesährten, als er ihnen seinen „Plan“ mittheilte! Er sah es noch, das düstere, rauchige Lokal, in dem sie ihre Zusammenkünfte damals hielten, sah die verwegenen, wilden Gesichter, die gierigen Blicke, athmete die erstickend schwüle Atmosphäre, hörte die wüsten, lästerlichen Reden: „Tod und Verderben den Reichen!“ „Nieder mit den Kapitalisten!“ „Unsere Todfeinde, die Besitzenden!“ „Zu oberst das Unterste und umgekehrt!“ „Wollen doch 'mal sehen, wie das den oberen Zehntausend gefällt!“ — Und sie hatten ihn begeistert als ihren Retter, ihren Führer gepriesen, . . . und dann hatte er ihnen die Kastanien aus dem Feuer geholt und war beinahe fertig damit gewesen, als man kam und ihn griff. Aber die andern waren allesammt frei ausgegangen — er hatte keinen einzigen vom „Verein“ genannt, keinen Kameraden verrathen! Niemals hatte er das gethan, nie in seinem ganzen Leben! Ob Conventius das wußte, als er dem Gefangenen, der sich selbst in überströmender Bitterkeit „einen gemeinen Verbrecher“ genannt hatte, lebhaft widersprach: „Gemein? Das Wort paßt nicht auf Sie! Ein gemeiner Verbrecher sind Sie nicht!“

Heute saß er noch hier und sann und sah den goldenen Sonnenstrahl, der durch die Eisenstäbe seines Fensters schlüpfte und eine glänzende Bahn bis zu ihm zog — hörte das Schwirren der Schwalben, die fröhlich aus- und einflogen, unbekümmert darum, daß sie ihre Nester unter den Dachfirst eines Gefängnisses gebaut hatten — zählte die Glockenschläge einer tief drüben in Thurmuhr in seiner Nähe — athmete die schwüle Sommerluft . . . und in wenig Tagen lag er verscharrt in einem versteckten Winkel, und niemand würde an seinem verlassenen Grabe niederknien und um ihn weinen und Blumen auf seinen Hügel pflanzen! Der Menschheit hatte er dienen wollen — freilich auf falschem Wege, wie er jetzt recht wohl einsah — aber die Menschheit stieß ihn aus ihrer Gemeinschaft . . .

Ein Zittern kam über ihn, dessen er nicht Herr zu werden vermochte. Konnte das Todesfurcht sein? Heinrich Schönfeld und Todesfurcht! Unmöglich! Er haßte ja das Leben, er wünschte sich den Tod! Was aber heute sein Geist für wunderliche Sprünge that! Da war er auf einmal mitten in seiner frühesten Kinderzeit — ein kleiner, etwas schwerfälliger Junge, nicht so lärmend wie seine Kameraden, — und in demselben Hause, in dem er mit seinen Eltern und Geschwistern eine finstere Hinterwohnung innehatte, wohnte auch der Glückscheider Oehmke mit seinem kleinen Töchterchen Lieschen. Konnte das Lieschen lachen und lustig sein! All die winkligen Ecken und steilen Treppen des alten, baufälligen Hinterhauses hallten von ihrem hellklingen Lachen wieder — und worüber hatte sich denn das Lieschen im Grunde zu freuen? Ueber nichts! Denn es bekam nicht einmal immer satt zu essen, und der Vater war ein verkümmerter, trauriger Gesell, der das Kind wenig beachtete. Aber jeder im Hause hatte es lieb, und es liebte getreulich alle wieder. Wenn Lieschen einmal irgendwo ein paar gute Bissen erhascht

hatte, so theilte sie dieselben redlich mit ihren Gefährten, ebenso aber verlangte sie ihren Antheil, wenn ein anderer etwas Schönes hatte. Unbesangen, als müßte es so und nicht anders sein, streckte Lieschen dann ihre kleinen Händchen aus, um die erwartete Gabe in Empfang zu nehmen, und blieb diese einmal aus, dann kam ein Zug äußersten Erstaunens in seine klaren Kinderaugen — es begreift eben gar nicht, daß man etwas haben und nichts davon abgeben könne! —

Und eines Tages war das sonst so rothwangige, lachlustige Kind todtenbleich und still ins Haus gebracht worden — es hatte einen grauenhaften Sturz aus einer hohen Bodenluke gethan und war auf der Stelle todt gewesen — das Haus war seitdem wie ausgestorben, und Heinrich Schönfeld hatte seine ersten bitteren Schmerzenssthränen geweint und seinen ersten Kummer gehabt. „Heini“ hatte sie ihn immer genannt, da sie mit dem r noch ihre Mühe hatte — es hatte ihn seitdem nie wieder ein Mensch so genannt! —

Jahrzehnte hindurch hatte er nicht mehr an das kleine Geschöpf gedacht — wie stand es ihm jetzt urplötzlich lebhaft, greifbar deutlich vor Augen in seinem kurzen Kleidchen von verschossener rother Farbe und den abgewetzten winzigen Lederschuhen! Allerdings — sein Leben sollte zu Ende gehen, da knüpften die Gedanken unwillkürlich wieder an den frühesten Anfang an — er hatte das irgendwo gehört oder gelesen! — Diese Einsamkeit, die ihn umgab — diese tiefe, beklommene Stille! Und jetzt wieder dieser eisige Schauer — immer noch dies seltsame innere Zittern! War er krank? Er horchte angestrengt hinaus — war keine Menschenstimme vernehmbar — fiel kein Tritt auf den Steinstiegen des Flurs? Alles still, wie ausgestorben! Wenn doch der Pfarrer käme! Aber um diese Zeit würde es sicher nicht geschehen. Wieviel Uhr mochte es sein? Die alte Freundin vom nahen Thurm hatte so lange nicht zu ihm gesprochen — oder hatte er es nur überhört? Seinen eigenen Herzschlag konnte er deutlichen — angstvoll — unregelmäßig! Allein und verlassen! — Convenius hatte gesagt: „Allein und verlassen ist niemand! Gott ist bei ihm, sobald er ihn ruft!“

War er auch bei ihm, dem zum Tode Verdammten, der Blut vergossen und fremdes Gut genommen hatte? War das Gott, der aus dem Angstruf der zitternden Seele sprach — war das Gott, der seine Hände jetzt zusammenfügte und sein Haupt sich beugen ließ? „Ebarme Dich meiner!“ flüsterte er tonlos — und noch einmal: „Ebarme Dich meiner!“

Da fiel mit dumpfem Ton eine ferne Thür ins Schloß — noch eine — aber schon näher — wieder eine — sehr nahe — rasche, feste Tritte wurden hörbar — ein wohlbekannter Laut von aneinander rasselnden Schlüsseln — es kam jemand — er blieb nicht länger allein mit seiner histlosen Angst! Auf der Schwelle stand eine hohe, schlanke Gestalt mit einem edeln schönen Gesicht — stand und sah in das Antlitz des Gefangenen, der immer noch regungslos am Tisch saß — und winkte hastig dem Schließer zum Gehen, trat dicht zu dem Verurtheilten heran, schloß seine warmen, lebensvollen Hände gefaltet um die eiskalten, bebenden und sagte mit leiser Stimme: „Wir wollen heute miteinander beten!“ — — —

Nun war es schon seit geraumer Zeit still in der Zelle; Reginalds tiefe Stimme war verstummt, verstummt waren auch die leisen, abgebrochenen Laute aus Schönfelds Brust. Aber immer noch hielt der Geistliche die Rechte des Mörders fest in der seinen, und dieser klammerte sich an die starke, warme Hand wie an die letzte Stütze, die das Leben, aus dem er so bald scheiden sollte, ihm noch bot. — Der Sonnenstrahl war weitergerückt, er fiel nur ganz schräg noch in das Zimmer und streifte Reginalds blondes Haar. Die drückende Schwüle hatte nachgelassen, der Gefangene vermochte wieder frei zu athmen.

„Ich habe einen Wunsch!“ begann er endlich mit heiserer, stockender Stimme.

„Wenn es in meiner Macht steht, ihn zu erfüllen, so soll das geschehen!“

„Ich — ich möchte Ihnen von meiner Vergangenheit erzählen — aus meinem Leben — aber Sie haben gewiß keine Zeit —“

„Ich habe immer Zeit!“ entgegnete Reginald mild. „Und Sie wissen es ja, für Ihr Leben habe ich viel Interesse gehabt. Das wenige, was ich aus den Akten über Sie weiß, ist nur, daß Sie in Hamburg geboren sind, wo Sie etwa bis zu Ihren achtundzwanzigsten Jahre als Kaufmann, theils Handlungsschüler, theils Comptoirist, gelebt haben — die Thatsache, daß Ihnen die Eltern sehr früh gestorben, die Geschwister fremd geworden sind — daß Sie dann eine geraume Zeit in London waren und von da nach Amerika gingen, wo Sie lange in verschiedenen Städten — New-Orleans, Cincinnati, St. Louis, San Francisko — Ihren Aufenthalt nahmen, um endlich wieder nach Europa zurückzukehren. Alles, was dazwischenliegt, ist mir verborgen —“

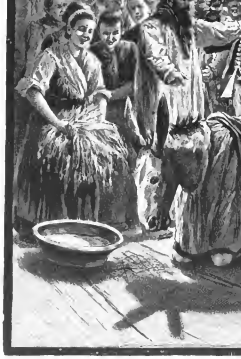
„Es ist das beste, daß das meiste davon Ihnen auch verborgen bleibt!“ fiel Schönfeld ein. Seine Brauen hatten sich finster gefurcht, um seine Lippen lief ein Zucken. „Von dem Tage an, da ich nach London ging, war ich schon das, was man nach Standpunkt staatsbürgerlicher Rechtschaffenheit einen Verbrecher nennt — das Mitglied, bald das Oberhaupt einer fest organisirten Gesellschaft, von deren System und Verbreitung ich nicht reden werde. Aber ich habe mir vorgenommen, Ihnen die volle Wahrheit zu sagen über ein anderes Stück meiner Lebensgeschichte, von meiner Hamburger Zeit möchte ich mit Ihnen sprechen. Denn dort ist gewissermaßen die Wurzel zu suchen von allem, was später verderblich und bösartig in mir aufstrebte. Daß ich die Eltern früh verlor, als ich noch in die Hamburger Stadtschule ging, wissen Sie. Ich war der älteste von fünf damals lebender Geschwistern, Vermögen hatten wir keinen Heller, und es galt, sobald als möglich etwas zu verdienen. Man nahm mich eilbald aus der Schule, in der ich mich nicht schlecht gehalten hatte, namentlich war ich ein guter Rechner gewesen — und gab mich als Laufjunge, Austräger und so weiter in ein kaufmännisches Geschäft, in dem ich es sehr schwer hatte und nur wenig verdiente. Ich kam nicht weiter, der Herr weigerte sich, mich von meinen untergeordneten Posten auf einen höhern zu erheben, und so ging ich dort fort und kam als Lehrling in ein Materialwarengeschäft, in welchem sich einer der dortigen jungen Leute meiner annahm mit Bücher lieh, mich rechnen ließ und Buchführung lehrte. Er fand Vergnügen daran, mich zu unterrichten, nannte mich einen aufschlägigen Kopf, der es zu etwas bringen werde, und verhieß mir durch seine Verbindungen — es waren lauter Maller, Kleinhändler, Kaufleute — bald eine bessere Stelle, in der ich meine ‚Fähigkeiten‘ voll entwickeln könne. Das dauerte denn aber doch ein paar Jahre, während welcher ich eifrig der Materialwarenhandel oblag, mich aber immer mehr nach einer Comptoirstellung sehnte, die meinen Neigungen am meisten entsprach. Ich frischte in meinen Mußestunden meine halbvergessenen französischen Kenntnisse auf, ich fing an, auf eigene Faust Englisch zu treiben, und stümperte mich langsam in dieser Sprache weiter. Meine Thätigkeit wurde mir aber immer unangenehmer, je älter ich wurde, und so begrüßte ich denn mit Freuden einen Vorschlag, den mein ehemaliger Beschützer, der inzwischen kränklich das Geschäft verlassen, mich aber nicht aus den Augen verloren hatte, mir machte. Er kam sehr zögernd mit seinem Plan heraus, meinte, es sei kein schöner Posten, den er für mich im Sinn habe, es würde ihn gar nicht wundern, wenn ich es dort nicht aushielte — es sei eben nur, weil meine jetzige Beschäftigung mir so zuwider wäre — und so fort.

Schließlich, auf mein eifriges Zureden, erfuhr ich, daß es sich um eine Stelle bei einem alten, in der Hamburger Geschäftswelt überaus verrufenen Manne handelte, der einen Gehilfen für seinen Buchhalter und Korrespondenten suchte. Der Alte betrieb eine Art von überseeischem Handel, er hatte Antheil an verschiedenen Schiffen, betheiligte sich mit Einlagen von Geld bei mehreren Firmen, die sammt und sonders keinen sehr bekannten Namen trugen, machte auch auf eigene Hand Geschäfte im Getreidehandel, im Kaffeeumsatz und dergleichen — alles mit großem Glück. Sein Hauptverdienst aber bestand darin, daß er, mit Hilfe eines abgefeimten Winkeladvokaten, armen Leuten Geld zu sehr hohen Prozenten lieh, sich ihre ganzes Hab und Gut ancignete und die Betreffenden nackt und bitzlos von seiner Thür jagte, wobei er diese Sache immer so schlau anfing, daß ihm gerichtlich niemand beikommen konnte. Von diesem letzteren Umstand erfuhr ich damals nichts, ich hörte nur, der alte Hesberg sei steinreich, außerordentlich gesucht, nehme es mit der Reinlichkeit seines Geschäftsbetriebes nicht genau und sei überhaupt ein von allen gemiedener Sonderling. Es wenig verlockend das klang, war ich dennoch fest entschlossen, die Stelle anzunehmen, denn ich wollte um jeden Preis in einer

neuen Wirkungskreis hinein, und es hätte sich mir, meiner lückenhaften Kenntnisse und mangelnden Verbindungen halber, sicher sobald kein anderer aufgethan. Im übrigen — ich war jung und muthig — was ging es mich an, wie mein künftiger Prinzipal unter den Leuten angesehen wurde und welcher Art seine Ehrbegriffe waren? Für mich handelte sich's in erster Linie darum, zu lernen, viel zu lernen, wozu ich fest entschlossen war und wozu sich mir vollauf Gelegenheit bieten würde. — Hätte ich ahnen können, was mir bevorstand — hätte ich ahnen können!"

Schönfeld ließ das Haupt sinken und starrte eine Weile stumm und finster vor sich hin.

„Im alten Theil von Hamburg," fuhr er nach einer langen Pause fort, „stand das schmale, baufällige Haus, in das ich meinen harmlosen Jugendsinn, meine unschuldige Welt- und Lebensauffassung hineintrug, um sie auf immer darin zu begraben und Jahre darauf statt ihrer einen bittern, wilden, unauslöschlichen Haß gegen die Besitzenden, die Kapitalisten mit mir zu nehmen. Mich hat keine innere Stimme gewarnt, ich ahnte nicht, daß ich dermaleinst als Anarchist, als Revolutionär über diese Schwelle schreiten würde!



Der Knöpfelefel.
Nach einer Zeichnung von Fritz Bergen.

Das alte Haus sah engbrüstig und wie von einem feuchten Schimmel überzogen aus — innen roch es nach dumpfem Moder. Als ich einzog — ich sollte ein Zimmer hier beziehen — empfing mich der Buchhalter, der gleichfalls mit seiner Familie im Hause eine Wohnung hatte. Gleich die Erscheinung dieses Mannes machte mich stutzen — er sah aus wie ein vornehmer Herr, wie ein verkappter Edelmann; seine formgewandten Manieren, seine Redeweise, alles imponirte mir, der ich bisher nichts Aehnliches in meinen Kreisen gesehen hatte, bis zur Verblüffung. Wie kam ein Mann wie dieser hierher — in diese Stellung? Ich erfuhr später, daß er einer aus Frankreich gebürtigen, ehemals hochangesehenen Emigrantenfamilie entstammte, ganz jung und hilflos seine Angehörigen verloren hatte und durch widrige Verhältnisse aller Art herabgedrückt worden war. Eine ausgeprägte Schwermuth, eine Art von unheilbarer Melancholie, die seinem ganzen Wesen gleichsam den Stempel aufdrückte, ließ mir den Mann — seinen Namen möchte ich Ihnen nicht nennen — noch anziehender erscheinen; ich kam lange Zeit gar nicht aus dem Grübeln und Erstaunen über ihn heraus, zumal er eine kaufmännische Gewandtheit, eine Sprachkenntniß und Umsicht an den Tag legte, die mich, den unerfahrenen jungen Menschen, vollständig blendete, indessen auch heute noch meine vollste Bewunderung erregen und verdienen würde.

Er war sehr gütig gegen mich und führte mich gleich am ersten Tage in seine Familie ein, indem er die Hoffnung aussprach, daß ich mich dort anschließen und etwaige Freistunden des öftern im Kreise der Seinigen zubringen würde. Ich fand eine Frau, so zart und schön wie eine Blume, aber wie eine Blume, die im Entblättern, Hinwelken und Sterben begriffen ist — blond, zart, liebreizend, mit großen, unnatürlich klaren Augen, mit Farben wie ein Hauch, und einem eigenthümlich leichten, schwebenden Gang, wie ich ihn nie, weder vorher noch nachher, je gesehen habe. Sie hatte schon damals ein tödliches Leiden, um das sie wußte, das sie aber mit heroischer Tapferkeit Mann und Kindern verschwieg. Ein paar kleine blonde Wesen, zart und süß wie die Mutter, tummelten sich in den düstern, feuchtkalten Zimmern, die mir für diese Frau und diese Kinder wie eine sichere Todtengruft erschienen; dem Vater glich nur ein einziges Kind — sein ältester Sohn, der, als ich ihn zum ersten Male sah, vor einem Reißbrett stand und mit schwarzer Kreide so zauberschnell und mit so genialer Sicherheit einen Kopf aus dem Gedächtniß auf das aufgelpannte Papier hinzeichnete, daß ich sprachlos vor Entzücken stehen blieb. Der hochaufgeschossene Junge war etwa siebzehnjährig, Primaner eines Gymnasiums, vielversprechend in jeder Hinsicht, aber so offenbar zum Künstler geboren, daß über seine spätere Laufbahn nicht der leiseste Zweifel aufkommen konnte. Ebenso feingebildet und begabt wie sein Vater, unterschied er sich doch in seinem Wesen auffallend von diesem; der Junge loderte geradezu vor Feuer und Leidenschaft, alles an ihm war Kraft, stürmender Thatendrang — ein prachtvolles, junges Menschenbild! Wenn ich jemals einen Menschen in meinem Leben bewundert und geliebt habe, so war es dieser! Und ich hab' es ihm bewiesen — ja mit Stolz kann ich es sagen — ich hab' es ihm bewiesen bis heute! —

Mindestens fünf bis sechs Jahre älter als er, war ich doch der Schüchterne, der Nehmende — er der Großmüthige, Gewährende; seine Erzählungen von seinem Schülerleben, seinen Lehrern und Freunden, seinen Plänen für die Zukunft erfüllten mich mit Begeisterung, ich hätte ihm tagelang zuhören können. Als er mir meine Schicksale abgefragt und vernommen hatte, daß ich die Schule frühzeitig, um des Broterwerbs willen, zu verlassen gezwungen gewesen sei, als er von meinen mühseligen Selbststudien hörte, erbot er sich sofort, mir Unterricht zu ertheilen in allen Fächern, in denen es mir fehlte und die ich doch nicht entbehren zu können meinte. Ich nahm dies Anerbieten voll dankbarer

Rührung an, und selten wohl hat ein Lehrer mit mehr gutem Willen und jugendlichem Feuereifer sein Amt betrieben, selten ein Schüler mit solcher Begeisterung und solchem Ehrgeiz gelernt, als es zu dem kleinen, kahlen Hinterzimmerchen geschah, welches ich bewohnte. Dies Zimmerchen bekam auch meines jungen Freundes und Lehrers kühne Zukunftsideen zu hören, die alle darin gipfelten, der Mutter, die er abgöttisch liebte, ein behaglicheres Los, ein Jahr im Süden und diese Pflege zu bieten — „es ist ja meines Vaters ewiger Kummer, daß er dies nicht kann, denn er liebt die Mutter, wenn das möglich ist, noch mehr als ich. Aber mit guten Bildern kann man natürlich hundertmal mehr verdienen als in dieser elenden Buchhalterstelle! Ist's nicht eine Sünde und Schande, daß ein Mann mit den Fähigkeiten und Kenntnissen meines Vaters in einer so erbärmlichen Stellung aushalten muß?"

Ja — es war eine Sünde und Schande — er hatte recht! Daß es ein eisernes, unerbittliches Muß war, welches den Mann zwang, für ein unglaublich geringes Gehalt Dienste zu leisten, die ein anderer zehnfach so hoch bezahlt hätte, das begriff ich schon in den ersten Tagen — welcher Art dieses „Muß" war, das erfuhr ich erst viel später!" —

„Sie haben mir aber noch kein Wort von Ihrem eigentlichen Prinzipal gesagt!" erinnerte mich Conventius den Redenden.

Ein Zug von Ekel und Abscheu ging über Schönfelds Züge.

„Es fällt mir schwer, von ihm zu sprechen!" murmelte er. „Aber ich kann mir's ja nicht ersparen; es gehört mit dazu — und wie sehr! Glauben Sie es, Herr Pfarrer, daß Gott seinen Geschöpfen seinen Stempel aufdrückt, sie böswillig und lasterhaft aussehen läßt, wenn sie es sind, und umgekehrt ihnen freundliche, gute Gesichter giebt, wenn es in ihrem Herzen ebenso aussieht?"

„Das thut nicht Gott — die Menschen selbst sorgen dafür, daß die Tugenden und Laster, die ihr Handeln bestimmen und ihr Leben lang mit ihnen gehen, ihren Ausdruck finden in ihrem Antlitz: aber auch das täuscht oft, und es gehört viel Seelenkenntnis dazu, solche Schrift jedesmal richtig zu deuten!"

„Nun — diesmal täuschte es nicht! Selten wohl hat Gottes Sonne eine so niederträchtige Physiognomie beschienen; ein kleiner kahler Schädel von abschreckender Häßlichkeit, ruhelos funkelnde, böse Augen ohne Wimpern und Brauen, die dünnen Lippen beständig in zuckender Bewegung; der Unterkiefer weit vorgeschoben, die Hände zitternd gekrümmt wie die Krallen eines gierigen Raubvogels, dazu eine hohlklingende, pfeifende Stimme und fellsam schleichende, tastende Bewegungen! Er gab vor, sehr kurzsichtig und schwerhörig zu sein, hatte aber die feinsten und schärfsten Sinne, die mir je vorgekommen sind. Zahllose Leute, denen er seine Geheimnisse anvertraute, glaubten ihm und gingen so in die Falle, die er ihrer Einfalt stellte, indem sie sich in seiner Gegenwart gehen ließen, was er natürlich stets zu seinem Vorteil auszubeuten. In der ganzen Nachbarschaft nannte man ihn allgemein den ‚Bluthund' — die Kinder, die vor den Thüren spielten, liefen scheu davon und versteckten sich, sobald er auf die Straße trat, ja, ein paar katholische Frauen, die in seiner Nähe wohnten, bekreuzten sich heimlich, wenn er vorüberging. Die Leute, die geschäftlich mit ihm verkehrten, setzten sich aus den verschiedensten Arten zusammen: da war der elegante Offizier, der hochmütig mit dem Peitschchen an seine hohen Reitstiefel schlug und mit der Mütze auf dem Kopf im Zimmer stehen blieb — da der derbe, sonnenverbrannte Matrose — die verarmte Witwe aus guter Familie — der herumtergekommene Gutsbesitzer — der stellenlose Handwerker — der verschuldete Student . . . alle sah man in dem nach dem kleinen, rauchgeschwärzten Hof gelegenen Comptoir verschwinden, in welchem der ‚Bluthund' seine ‚Privatgeschäfte' betrieb, während der Buchhalter und ich in dem kahlen Vorderzimmer an unsern Pulten das ‚Offizielle' erledigten, die Korrespondenz besorgten, Listen ausfertigten, mit Schiffsmaklern und Kapitänen Abrechnung hielten und was sonst noch zum ‚anständigen' Betrieb des Geschäfts gehörte. Freitag mußten auch wir lungen, wo unser Herr und Gebieter pfiff: unnachsichtlich jede Forderung einklagen, keine Stunde über die festgesetzte Frist hinaus Geduld üben, Mahn- und Drohbriefe in den härtesten Ausdrücken abfassen, uns von der bewegtlichsten Bitte ungerührt abwenden — und so fort. Aber die ‚Privatgeschäfte' waren noch viel schlimmerer Art, es war ein Gaunersystem der allergemeinsten Sorte, aber ich ahnte nur einiges davon, denn der ‚Bluthund' ließ niemand in seine Karten sehen, und der Buchhalter, der vielleicht um alles wußte, sprach mit mir nie eine Silbe über seinen Prinzipal — sodaß ich die Rede auf ihn brachte, verstummte er, bis er mich eines Tages geradezu ersuchte, dies Thema ihm gegenüber nicht wieder zu berühren, es sei ihm unmöglich, darauf einzugehen.

Desto mehr ging sein Sohn darauf ein. Der junge, lebensschaftliche Mensch schämte vor Wuth und Empörung, wenn man der Name Hesberg genannt wurde, und ich mußte darauf schwören, daß die allgemein gewordene Bezeichnung der Bluthund vor meinem jungen Freunde stumme. Er wußte nicht, auf welche Weise sein Vater diesem Schimpf verdächtet war, somit hätte es mir gewiß gesagt; er sah nur, was auch ich sah, daß der hochgebildete und begabte Mann sich rastlos von früh bis spät im Dienst dieses Scharfen mühte, daß er mehr leistete als der andere, daß ihm dafür der kärglichste Lohn zuteil ward, daß er, die Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit in Person, die mit würdigen Räuberein des anderen klar durchschaute, durchführen mußte — und dennoch auf seinem jammervollen Posten ausharrte, scheinbar taub und blind für alles, was um ihn her vorging . . . genug, um den Sohn, der seinen Vater über alles liebte und verehrte, außer sich geraten zu lassen. Nur die unausgesetzte Thätigkeit, seine Vorbindlen zum Abiturientenexamen, seine Malerei, die Musik, für die er ebensalls hervorragend begabt war, halfen ihm, den Jüngling über dieses Elend des täglichen Lebens, über die Angst um seine Mutter, deren Aussehen immer ätherischer wurde, hinweg, nur, wenn er angestrengt und ohne arbeitete, konnte er für den Augenblick vergessen. Wenn es einmal zufällig Herrn Hesberg auf der Straße oder im Hausflur traf — was zum Glück selten geschah — konnte er es nicht über sich gewinnen, ihn auch nur zu grüßen. Die Zähne fest aufeinandergebissen, Haß und Verachtung in jedem Zuge des edlen, sonst offenen Gesichts, sah er starren Blicks an jenem vorbei, als sei er Luft. Glücklich machte es ihn, wenn er hier und da ein kleines Bildchen, eine Zeichnung verkaufen konnte; von diesem Gelde wurde er keinen Heller an, er kaufte Wein, Früchte und allerlei Leckereien für die Mutter, fuhr bei meinem Wetter ein Stündchen mit ihr spazieren und stellte ihr blühende Blumen ans Fenster. Ich sah es aus, als beneide der Vater den Sohn um diese kleinen Freuden, die er selbst mit all seiner harten Arbeit der geliebten Frau nicht erringen konnte, um jeden kleinen Ritterdienst überhaupt, den der junge Mensch der zarten Frau erwies.

So ging unser Leben während einiger Jahre hin; unser Freundschaft mit Karl — so hieß der Sohn des Buchhalters — war immer wärmer und fester geworden, und mit wehmütigem Kummer sah ich unserer baldigen Trennung entgegen. Er hatte sein Examen mit Auszeichnung bestanden und sollte in einem halben Jahr die Kunstakademie in München beziehen, wo selbst ihm der Vater eines Schulfreundes ein billiges Unterkommen verschafft hatte und ihm einige Mittel zum weitern Studium zuschießen wollte. Daß meines Bleibens dann auch nicht länger in Hamburg sei, stand bei mir fest — ich hatte mir jetzt einige Geschäftskenntnisse angeeignet, auch meine dürftigen wissenschaftlichen Errungenschaften einigermaßen befestigt und erweitert — es ließ sich annehmen, daß ich nun ohne zu große Mühe eine bessere Stellung in einem Comptoir erlangen würde.

Inzwischen waren verschiedene Versuche gemacht worden, den Herrn Hesberg einzubrechen und die Reichthümer des Geschäfts, die der Glaube der kleinen Leute bis ins Märchenhafte und Unermeßliche steigerte, zu rauben — bisher waren aber diese Unternehmungen jedesmal mißglückt. Bei dem abwehrlen mißtrauischen menschenfeindlichen Charakter des alten Mannes, seinem wahren Bewußtsein des grimmigen Hasses, mit dem man ihn von allen Seiten verfolgte, wuchs seine Furcht, angegrandt und ertappt zu werden, von Tag zu Tag. Er ließ kunstvolle Schlösser an seine Thüren, Pulte und Schränke legen, er überwachte die Leute, die dies besorgten, aufs ängstlichste, er verbrannte seine Briefe, Papiere und sonstigen Werthsachen auf die ausgeklügelte Weise, gönnte sich bei Tag und Nacht keine Ruhe, schlich zu ungewöhnlichsten Stunden wie ein Geist mit einer Kerze durch alle Räume, aß und trank kaum mehr, aus Furcht, man würde ihm Gift beibringen, und wagte sich nur bei hellem Sonnenschein, wenn alle Straßen ungewöhnlich belebt waren, ins Freie. Er getadener Revolver lag tagüber auf seinem Pult im Privatzimmer, des Nachts auf einem Tischchen neben seinem Bett, er beargwohnte die Leute, die ihn bedienten, ihm die Nahrungs-

mittel lieferten, aufs schlimmste, so daß bald niemand mehr bei ihm aushielt. Dabei konnte er doch wieder das Alleinsein nicht ertragen, aber nur der Buchhalter durfte nun ihn sein, in jedem andern witterte er einen Spion und Aufpasser. Auch mich duldete er nur selten in seiner Nähe — ‚mein Blick gefiele ihm nicht!‘

In der That fing schon damals, geschürt durch einige junge Sozialisten, deren Bekanntschaft ich gemacht hatte, ein dumpfer Haß gegen solche Blutsauger in mir zu gähren an, und etwas davon mag sich zuweilen in meinen Mienen verrathen haben. Ich war überhaupt in düsterer Stimmung damals. Ich hatte die Familie des Buchhalters liebgewonnen im Lauf der Jahre — ich bedauerte und schätzte den unglücklichen Mann, der wie durch einen Fluch an einen so haßenswürdigen Peiniger gekettet war, ich liebte meinen Freund, liebte auch seine feinen blonden Geschwister, die wie kleine verkleidete Prinzchen und Prinzessinnen in dem finstern Hause umherliefen und oft in mir einen freundlichen Spielkameraden fanden, und ich verehrte aufs innigste die zarte, immer noch schöne Frau, die ohne ein Wort der Klage ihr unheilbares Leiden und den ganzen Jammer ihres haltlosen Lebens trug und mit einer Selbstlosigkeit ohnegleichen für die Ihrigen sorgte und litt. Und ich sah — deutlicher, als ihre Angehörigen es sahen — daß sie hinwelkte und dem Tode nahe kam, während vielleicht — wer, sicher! — sorgsamste Pflege und ein längerer Aufenthalt im Süden dies theure Leben noch auf einige Jahre hätten hinfristen können. Ich hörte von Bankbeamten, von Fabrikdirektoren, von Geschäftsführern, Kassirern und Korrespondenten, die beinahe fürstlich besoldet wurden, — und hier saß ein Mann bei der Arbeit, oft bis zwölf Stunden des Tages, ausgestattet mit einem glänzenden Verstand und riesiger Leistungsfähigkeit — und er verdiente kaum das tägliche Brot für sich und die Seinen, dankte Gott, wenn er seinen Kindern freie Schule auswirken konnte, und mußte sein abgöttisch geliebtes Weib langsam vor seinen Augen hinsterben sehen, weil ihm die Mittel fehlten, ihr die nöthige Pflege zu verschaffen!! —

So war Ostern hingegangen, so das Frühjahr — der Sommer nahte heran . . . es war um die Zeit der Sonnenwende, wie eben jetzt — und häufige Gewitter gingen nieder. Die Frau des Buchhalters war in dieser Zeit besonders matt, sie konnte sich mit aller Anstrengung kaum auf den Füßen erhalten, und es ging eine so große Veränderung in ihrem Aeußern vor, daß selbst die Kinder es merkten, um wieviel mehr der Gatte und der älteste Sohn! Dazu kam eine entsetzliche Scharlachepidemie, die damals in Hamburg zahllose Opfer hinraffte — und binnen drei Tagen starben zwei der zarten, blonden Kinder — der jüngste Knabe und das älteste Mädchen. Die Eltern und Geschwister waren kaum zu trösten in ihrem Gram, namentlich die arme Mutter war ganz zusammengebrochen und ihren Gatten ergriff eine so große Angst um sie, daß er sich nicht mit dem bisherigen Hausarzt, einem gutmüthigen, unbedeutenden Manne, begnügte, sondern eine wissenschaftliche Größe zu Rathe zog. Die hielt denn mit ihrer Meinung nicht weiter hinterm Berge, nahm den Buchhalter beiseite, sagte ihm klar und deutlich, wie die Dinge standen, stieg in ihren vor der Thür haltenden Wagen und fuhr davon. —

An einem Sonntagnachmittag war's, und wir beide, Karl und ich, waren gerade auf dem dumpfigen, kleinen Höfchen beschäftigt, einem kleinen Nanarienvogel, der den Kindern gehört hatte und gestorben war, ein Grab zu graben, als plötzlich Karls Vater geisterbleich, mit verstörtem Blick, wie ein Wahnsinniger aus seiner Wohnung an uns vorbeistürzte und, ohne uns zu sehen, durch den niedrigen Thorweg lief, der zur Straße und von dieser aus zum Eingang von Hesbergs Wohnung führte. Diese hatte keine andere Thür sonst, aber dicht an das ‚Privatzimmer des Prinzipals stieß eine kleine, einfenstrige Kammer, in welcher Kohleneimer, Besen, Bürsten und sonstige Dinge aufbewahrt wurden. Ein starkes Drahtgitter vor dem zum Hofe führenden Fenster dieses Raumes war dem Geizhals nicht mehr sicher genug erschienen und es sollte durch ein solches aus mächtigen eisernen Stangen ersetzt werden. Die Arbeiten waren durch den Sonntag unterbrochen worden und das Fenster selbst war der Hitze wegen — es stand ein drohendes Gewitter am Himmel — geöffnet. Karls Blick traf sich mit dem meinen sofort in stummem Einverständniß. In demselben Augenblick, als die Thür zu Hesbergs ‚Privatzimmer‘ mit Ungestüm geöffnet wurde, stiegen wir nach einander geräuschlos durch das nicht hoch gelegene Fenster hinein, drückten uns dicht gegen die Thür und verloren kein Wort von der ganzen Unterredung!“

Auf Schönfelds Stirn standen helle Tropfen — er zog sein Tuch, sie zu trocknen, und athmete ein paarmal zitternd auf. Conventius saß neben ihm, den Kopf in die Hand gestützt, die Blüthen des weißen Rosenstocks nickten über seinem Haupt; er hatte mit lebhafter Aufmerksamkeit zugehört, zuletzt war etwas wie eine unruhige Spannung über ihn gekommen, die er mit Macht von sich abzuschütteln bemüht war. Er mußte mehrmals tief athmen, um die Brust frei zu bekommen, aber ganz nach seinem Wunsch wollte ihm dies nicht gelingen.

„Ermüdet es Sie, Herr Pfarrer?“ fragte der Gefangene.

„Im Gegentheil, es regt mich auf — — und Sie selbst?“

„Mir wird leichter ums Herz werden, wenn ich alles gesagt habe!“

„Gut — so sagen Sie alles!“

„Der Buchhalter sprach in erregtem, lautem Ton, wie ich ihn noch nie hatte reden hören — er muß ganz außer sich gewesen sein. Wir erfuhren nun auch, wodurch ihn der ‚Blutshund‘ in seiner Gewalt hatte, es ging aus den aufgeregten Reden des Mannes nach und nach hervor. Er war mit seinem jungen Weibe und seinem damals vierjährigen Sohn nach Hamburg gekommen, mittellos und verschuldet; wie es dahin gekommen war, was er zuvor getrieben hatte, sagte er nicht. Genug, daß Hesberg seine Lage erfuhr, das Unglück des Mannes ausbeutete und ihn einen Schein unterschreiben ließ, der ihm den Armen vollständig in die Hände lieferte. Natürlich war für das Darlehen, welches Hesberg ihm bewilligte, ein hoher Prozentsatz berechnet, und der Buchhalter hätte eine wirklich große Einnahme haben müssen, um allmählich diese Schuld zu tilgen. Zugleich aber hatte er sich schriftlich verpflichtet müssen, in Hesbergs Dienste zu treten von demselben Tage an, da er das Geld zur Bezahlung seiner Schulden erhielt. Diese zweite Verpflichtung wurde sein Verderben, denn sie hinderte ihn, sich eine einträglichere Stellung zu suchen, da er ausdrücklich das Zugeständniß hatte machen müssen, nicht eher seine Stellung als Buchhalter bei Hesberg aufzugeben, als bis er demselben seine Schuld sammt Zinsen auf Heller und Pfennig bezahlt habe. Die Schuldverschreibung und die Dienstverpflichtung banden den unglücklichen Mann an seinen Quälgeist mit doppelter Kette für zeitlebens fest. Es war mir zuerst vollkommen unfaßlich, wie ein Mann mit dieser Geschäftskenntniß in eine solche Falle hatte gehen, sich auf ein derartiges Uebereinkommen überhaupt hatte einlassen können. Aber später mußte ich mir sagen, daß er in Hamburg fremd, hilflos, von Noth gequält, ohne Verbindungen dastand, daß es niemand gegeben hatte, der ihn vor einer Gemeinschaft mit Hesberg warnte, und daß er doch gehofft hatte, allmählich etwas von seinen Verpflichtungen abzuwälzen, weil jene Verschreibung ausdrücklich die Bestimmung enthielt, daß sein Gehalt im Verhältniß zu seinen Leistungen im Lauf der Zeit gesteigert werden sollte. Selbstverständlich wurde es nicht gesteigert, da diese Bestimmung den Absorsirer des Schriftstücks ja zu nichts verpflichtete, die Leistungen des Schuldners nur mit des Gläubigers Maß gemessen wurden und es lediglich in seinem Belieben lag, das klägliche Gehalt zu erhöhen. Wer Kinder kamen nach und nach hinzu, Krankheit stellte sich ein, die Sorgen mehrten sich, die Einnahme blieb unverändert dieselbe, an allmähliches Abzahlen des Darlehens war nicht zu denken, nicht einmal die Zinsen konnten gedeckt werden, und die eigentliche Schuldsumme, anstatt sich mit den Jahren zu verringern, wuchs und wuchs.

Es ging aus den aufgeregten Reden und Anklagen des unglücklichen Mannes hervor, daß er in der ersten Zeit mehrfach versucht hatte, auf seinen Peiniger einzuwirken, durch Bitten, Vorstellungen, Schilderungen der wahrlich unverschuldeten Nothlage, in die er sammt den Seinigen immer tiefer hineingerieth, Hinweise auf jene versprochene Gehaltszulage . . . er hätte es ebenfogut versuchen können, einen Stein zu erweichen, als diesen Teufel! Er sei ja kein unmündiges Kind gewesen, als er die Scheine unterzeichnet habe, er habe wissen müssen, was er that — das Recht sei durchaus auf seiner, des Gläubigers, Seite, und er selbst zu nichts verpflichtet — er möge es doch versuchen, klagbar zu werden — er, Hesberg, sehe diesem Verfahren mit Seelenruhe entgegen — sowie aber der Schuldner Miene mache, vertragsbrüchig zu werden, eine andere Stelle zu suchen, werde er seine Ansprüche geltend machen und er gedenke ihm doppelt zu beweisen, auf wessen Seite hier das Recht sei! Das waren die Entgegnungen auf alle Bitten des Mannes. Schließlich versummte dieser und trug sein unabwendbares Unglück

mit jener tiefen Schwermuth und finstern Ergebung, die ich vor Jahren schon an ihm kennengelernt hatte, bis zu diesem Tage, da ihm der fremde Arzt als einziges Hilfsmittel, das Leben seines Weibes noch eine Zeit lang hinzufristen, einen längern Aufenthalt im Süden, die sorgsamste Pflege und vollkommene Ruhe genannt hatte. Da brach der Damm der Selbstbeherrschung, der wehrlosen Duldung rettungslos durch vor der wilden Verzweiflung, die den Mann bei dem Gedanken packte, sein Lebensglück, das einzige, was ihm sein trostloses Dasein noch erträglich machte, könnte ihm genommen werden. Wie ich Ihnen schon sagte — er war außer sich, führte eine Sprache, deren ich ihn nie für fähig gehalten hätte — bat und flehte nicht, sondern forderte und drohte — forderte jenen Schuldschein und jenes Versprechen zurück, das ihn für ewige Zeiten an die Sklavenkette schmiedete, forderte diese Papiere, um sie hier, angesichts des Gläubigers, auf ewig zu vernichten, und begehrte ein Kapital dazu, das ihn instand setzte, alles das zu thun, was der Arzt gewünscht hatte.

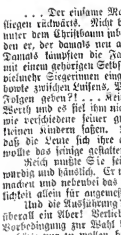
Und dazu brach ein Gewitter los, so furchtbar, daß das alte, baufällige Haus bis in den Grund hinein erbebte. Sweit ich zurückdenke, nie habe ich ein ähnliches Unwetter erlebt wie an jenem Tag der Sommerwende — es sind gerade heute sechzehn Jahre seitdem vergangen! Und während der Donner dröhnend über uns hinfuhr, hatte ich Mühe, mit hastig gestüsterten Worten, mit angstvollen Gebärden meinen jungen Freund zurückzuhalten, der am ganzen Körper bebte vor Wuth und während der Anklagen und Zornesausbrüche seines Vaters immer wieder auf dem Sprung stand, sich auf den Teufel zu stürzen, der sie alle ins Elend gebracht hatte. Fahlbleiche Blitze durchzuckten den kleinen, hatdunklen Raum und ließen das Jünglingsgesicht geisterhaft wie ein Todtenantlitz erscheinen; ich träume zuweilen noch von diesem Gesicht. — — Wenn dann das erschütternde Grollen oder unsern Häuptern nachließ, hörten wir wieder nebenbei den leidenschaftlichen Austurm auf Recht, Pflicht, Gewissen — lauter Begriffe, die der Mann, dem sie entgegengeschleudert wurden, gar nicht kannte, die er von sich wies mit seiner hohlen, dumpfen, pfeifenden Fistelstimme. Er den Schuldschein herzugeben, der hier, in eben diesem Pult, an dem er sitze — er schlug hart mit der Hand auf das Holz — wohlverwahrt liege? Daß er ein Narr wäre! Das hieße denn doch, sein Geld einfach auf die Straße werfen, dazu habe er keine Lust! Und noch Geld obendrein geben? Wofür denn? Für die Schreiberdienste, die ihm der Monsieur mit dem vornehmen, französischen Namen geleistet? Möge er doch das Gesetz anrufen zur Entscheidung — er selbst wisse sreilich genau, wie diese ausfallen müsse, aber man könne es ja probiren! Wozu habe man eine kranke Frau und eine Menge hungeriger Kinder, wenn man sie nicht ernähren könne? Er, der Gläubiger, sei noch gütig und geduldig genug gewesen — er brauche nur seine Schuldforderung einzuklagen, und die gesammte Bettelgesellschaft liege auf der Straße. —

Hier folgte ein dumpfer Wuthschrei des Buchhalters, wahrscheinlich von einer drohenden Gebärde begleitet, denn wir hörten deutlich die angstheisere Stimme Hetzbergs: „Hinaus — hinaus mit Ihnen, auf der Stelle — oder ich schieße Sie nieder!“ Eine Thür flog schmetternd ins Schloß — — — — — — — — — — Dann — — — —

Wie es sich in der Reihenfolge begab, weiß ich noch heute nicht — nur daß Karl sich plötzlich wie ein Rasender von meinen haltenden Händen losmachte, mich zurückstieß wie einen Spielball und in das Nebenzimmer stürzte. Zugleich brach der Donner über uns mit einer Gewalt los, daß ich meinte, es stürze alles über uns zusammen — kein anderes Geräusch konnte dagegen aufkommen — und als ich, halbgelähmt vor Entsetzen, die Thür des Nebenzimmers öffnete, sah ich in der Nähe des Fensters ein kleines, blaues Rauchwölkchen sich kräuseln, und Hetzberg lag entseelt am Boden, während Karl mit den Schlosß steckenden Schlüssel das Pult öffnete und, anscheinend ganz kaltblütig, nach dem Schuldschein suchte. — — Als er mich gewahrte, als unsere entsetzten Blicke sich trafen, sagte er nur mit tonloser Stimme: „Du wirst mich nie verrathen! und ich erwiderte ein ebenso tonloses: „Nein!“

Wir suchten dann gemeinsam den Schuldschein und jene wesentliche Verschreibung, fanden sie, ließen alles übrige stehen und liegen, wie es stand und lag, und verließen, unter einem neuen Ausbruch des Gewitters, das Zimmer. (Fortsetzung folgt.)

Allein am Weihnachtsabend.



Ganz allein! Denn der gelangweilte Kellner an der Thür dort zählt so wenig als die Werkzeuge auf dem Tisch, die heute unsynnlich der braven Familienväter harren. Keiner läßt sich blicken, und Herr Amtssichter Sieder, der „schöne Sieder“, wie man vor zehn Jahren sagte, sitzt allein vor der Extrakaffe, die ihm den Weihnachtsabend ersetzen sollte, aber er sieht ganz und gar nicht heiter aus. Verdammte Gesichtsdyselect! Es ist ein Abend wie ein anderer auch, warum geht man nicht heim, setzt sich an den Schreibtisch und erledigt bei einer guten Cigarre seine Akten, wie dreihundertvierundsechzig Mal im Jahre? Ja — warum?! ... Ja — warum?! ... Ein Seufzer, der sich fast zum Stöhnen steigert, entringt sich der Brust des Mannes, der sich mit beiden Händen in sein Haar krallt, als wolle er es ausreißen. Ja — warum?! ... Ja — warum?! ... Ein Seufzer, der sich fast zum Stöhnen steigert, entringt sich der Brust des Mannes, der sich mit beiden Händen in sein Haar krallt, als wolle er es ausreißen. Ja — warum?! ... Ja — warum?! ...

... Der einsame Mann stützt den Kopf in die Hand, seine Gedanken fliegen rückwärts. Nicht bis zur Zeit, wo er selber als glückliches Kind unter dem Christbaum jubelte, nein, nur bis zum ersten Weihnachtsabend, den er, der damals neu aufgenommene Sieru, hier im Südchen feierte. Damals kämpften die Familien um seine bielversprechende Person, und mit einem geborgten Selbstgefühl war er bei den glücklichen Siegern oder vielmehr Siegerinnen eingetreten. Aber gleich jener lustigen Weihnachtsbowle zwischen Lusten, Vanillenkipfeln und Berthas hübschen Augen weitere Folgen geben?! ... Keine Spur! Der schöne Sieder konnte seinen Werth und es fiel ihm nicht ein, so aus dummer Verlegenheit zu heirathen wie verschiedene seiner guten Freunde, die nun zwischen Sorgen und Kindern stumpfen lassen. Nein — er war ein Lebenskünstler, er wußte, daß die Leute sich ihre elenden Schicksale alle selbst zurechtmachen, er wollte das seinige gestalten, daß es eine Art hatte!

Reich wußte Sie sein, unbedingt! Aber auch noch schön, liebenswürdig und häuslich. Er wollte beneidet werden um seine Wahl, Carriere machen und nebenbei das elegante Leben führen, welches er seiner Persönlichkeit allein für angemessen erachtete. So lautete sein Programm.

Und die Ausführung? ... Ja, die hatte doch manche Haken, es gab überall ein Aber! Verliebt waren die sämmtlichen Mädels ja bald, diese Vorbedingung zur Wahl kosteten den schönen Sieder keine Anstrengung, er hätte nur zu wollen brauchen ... Da war zum Beispiel Lina, die Fabrikantentochter mit dem blassen gedunsenen Gesicht und den wässerigen Augen. Die Mutter fast unmöglich, der Vater Winkler geradezu grotesk. Aber seine plumpen Schaufelhände hatten Millionen zusammengescharrt, und man konnte sie bekommen, wenn man sich überwand, die Tochter zu heirathen. Wenn man sich überwand — ja! ...

Da war ferner die einzige, die sein Herz lebhaft schlagen machte die schöne, temperamentvolle und hinreißend lebenslustige Lilli, der Mittelpunkt aller Gesellschaften. Sie sang und tanzte entzückend, sie war dabei auch noch häuslich und stets fröhlicher Laune. Aber sie hatte einen Hauptfehler — sie war arm! Also ein Unsinn, an „so etwas“ zu denken! Er dachte auch nicht daran, er gestattete seinem Herzen nur entzweilen das süße Geplänkel von Blicken und halben Worten, das so ungemein innerlich erwärmt und alles oder nichts bedeuten kann, je nachdem man's nimmt.

Er sieht wieder deutlich das Gesellschaftszimmer, wo man am Sonntag vor Weihnachten zu Spiel und Musik versammelt war. Die drangvolle temperatur hatte bei ihm einen bedenklich hohen Grad erreicht, auch Otsilens Augen strahlten in verheißungsvollem Glanze ...

„Zu meine Seele, du mein Herz —“

sang er mit seiner weichen Tenorstimme, einzig zu sie gerichtet, und jubelnd erklang es bald darauf von ihren Lippen:

„Er ist gekommen in Sturm und Regen —“

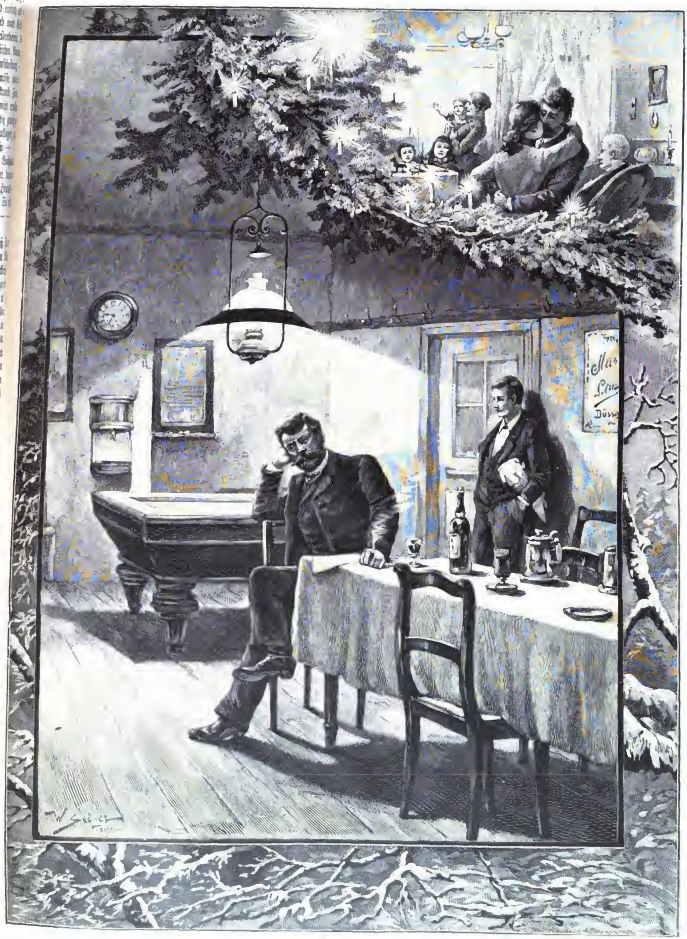
... Dann ein langer glühender Handkuß, ein Lispeln: „Liebste Otsilie, ich danke Ihnen!“ — und ein Blick, unter dem das Mädchen glücklich erschauerte.

Am nächsten Morgen kam Sieder — nicht. Mittelst unter dem von Fenster aus andere — umsonst. Aber plötzlich sah sie ein: Donnerstag war ja Besicherabend, und nemlich hatte er angekündigt, daß er später Gast wohl zurückgewiesen würde, wenn er anklopfe? Gewiß, er wollte dann kommen und sich selbst, ihr Lebensglück, als Bescherung bringen!

Otsilie flog jetzt wie auf Federn durchs Haus; die lebhafter Stimmung, die den Weihnachtsabend bis aufs Kleinste aus, sie war glückselig! —

Auch er beschäftigte sich mit den gleichen Gedankengenüssen, als er vor dem Spiegel bedachtsam die helle Binde und den schwarzen Backenbart anlegte. Er sah das bescheidene Zimmer, die überaus weiße Wäsche der Majorswitwe bei seiner Erklärung, den Jubel Otsilliens. Total nebensächliche Mimiken gestalteten er sich den Bonnetraum, das glühende junge Gesicht in den Armen zu halten und ihre süßen Lippen zu küssen ... Dann

Digitized by Google



Allein am Weihnachtsabend.
Nach einer Zeichnung von Willy Stöwer.

ergriff er seinen Hut und ging zu Fabrikant Winkler. — Ein kluger Mann hat stets mehrere Eisen im Feuer, und die Entscheidung stand ja schließlich immer bei ihm!

Da — vor Neujahr noch erhielt er ein großes weißes Couvert und entnahm demselben — die Verlobungsanzeige Ottiliens mit einem jungen Kaufmann. Teufel — das hatte er nicht gedacht! . . . Welche Gemeinheit! . . . Das war ja eine ganz raffinirte Kokette, die erst mit seinem Herzen spielte und dann — —

Der schöne Streber lief wahrend im Zimmer auf und ab, es dauerte lange, bis er seiner Empörung Herr wurde und zu dem Entschluß kam, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Die kleine Fabrikanten-Lina verlangte es nicht besser . . . Wenn er gleich hingings?! . . .

Aber da sah er im Geiste wieder mit benetzten Lalien Abschen wie am Weihnachtsabend die pfuppen Hände und Füße des Parvenukindes, die steifen Haare von einem unmöglichen Zwiebelblond, er hörte wieder ihr nichtssagendes Gerede — herr! . . . Nicht um alles! . . . Nein, nur in der ersten Wuth seine Dummheiten machen! Er hatte ja Zeit, er konnte wählen!

Und er wählte so lange, bis die Mutter anfingen, kalte Gesichter zu machen, und die Töchter in ihren Kränzchen ihn mit dem Namen eines „blonden Cowmachers" brandmarkten. Noch zwei Jahre, und er erbte es, nicht mehr rentabel genommen zu werden.

Dann — dann kam die Geschichte mit der schönen Frau von M . ., das dumme Geschwätz der Leute und der Bruch mit dem eifersüchtigen Ehemann. Und als er dann, um den verdammten Klatschereien ein Ende zu machen, sich entschloß, in einer der ersten Familien wieder als Freier anzuklopfen, da bekam der schöne Streber einen Korb — auch an einem Weihnachtsabend — und dieser Korb blieb nicht verschwiegen! . . .

Ja, es sind keine erfreulichen Bilder, die aus dem Glase emportauchen! Länglich ist der Amtsrichter das geworden, was man einen eingefleischten Junggesellen nennt. Es muß ja nicht geheirathet sein, Gott bewahre! Man lebt eigentlich brauenser so . . .

Aber am Weihnachtsabend, wenn überall die Lichter flimmern und andere Männer in Weib und Kind nicht die Summe ihrer Sorgen, sondern ihres Glückes ans Herz drücken, da wird es ihm sonderbar eng um das feinige. Erinnerungen steigen auf und der Blick wird trübe.

Wenn er damals Ottilie geheirathet hätte, sie oder eine andere — es wäre es wohl heute? . . .

Die geschäftigen Weihnachtsgeister haben nur auf dies Stichwort gewartet. Sie rücken den Wirthstisch zur Seite, lassen Tannengrün verspreizen, füllen den Raum mit Weihnachtsduft, und jetzt wird es lebendig, dort schimmert der Baum, darunter flammen glückselig ein paar rothe Kindergesichter, das jüngste trägt die Großmama auf dem Arm, während sein eigener alter Vater vergnügt im Lehnstuhl ein Pfeifchen raucht. Er selbst aber, er hält die immer noch schöne, glückstrahlende Frau in den Armen und sie stammelt an seinem Herzen: „Lieber, liebster Mann! Wie viel lieb sind wir, daß wir uns haben!"

Ach, es war alles nur ein Traum! Die nüchterne Petroleumlampe scheint wieder und die unglücklichen Biertrinkgesellen erglänzen in ihrem Licht. Es ist alles wie vorher. Und doch nicht ganz! Die Weihnachtsgeister haben in dem erkalteten Herzen noch ein Fünkchen unter der Asche gefunden und eifrig darauf geblasen. Nun brennt es. Der unheilige Zauber steht rasch auf, er hat einen plötzlichen Entschluß gefaßt. In seinem Hause wohnt ein Mädchen von achtundzwanzig Jahren — nicht schön und nicht reich, aber gut und klug. Daß sie ihn im stillen liebt, weiß er längst, es war dies Bewußtsein für ihn eine Art von unsichtbarer Kette im Knopfloch. Nun aber — er tritt vor den Spiegel und stirbt seine Haushälterin daß sie ihn nicht mehr sehen kann.

„Ja, ja," flüstert ihm der kleine Weihnachtsgeist ins Ohr, „sie mag ganz gut zu Dir, denn Du bist auch nicht mehr der Jüngste, und Du hast sie lieber, als Du weißt. Erinnerst Du Dich noch des Blumenstrauß im Erker, den Du es neulich abends so gewinnlich bei sie und ihre Mutter fandest? Dort sitzt sie jetzt und denkt an Dich! Also wie Du schnell, schnell!"

Und er eilt sich und stürmt unaufhaltsam in die Dunkelheit hinaus. Denn wenn einer das Glück einfangen will, das er sein Jahre lang umsonst vor seiner Schwelle warten ließ, da muß er große Schritte machen — es könnte im letzten Augenblick davongelaufen sein.

Die Christglocken aber tonen verheißungsvoll durch das Schneegestöber, sie geben ihm das Geleit, und ihr Klang dem schmetterlichen Manne deutlich wie:

„Nächstes Jahr — nicht mehr allein!"

R. R.

Eine Großthat der Wissenschaft.

Robert Koch und die Heilung der Lungenschwindsucht.

Acht Jahre sind es her, seit Robert Koch durch die Entdeckung des Tuberkelbacillus allgemeines Aufsehen in der medizinischen Welt erregte, und sieben Jahre sind es, seit er durch die Auffindung des Cholerabacillus der berühmteste unter den Aerzten der Gegenwart wurde. Als seinerzeit die „Gartenlaube" im Jahrgang 1884 ihren Lesern Kenntniß gab von diesen epochemachenden Erfolgen des großen Forschers, durch welche zunächst einmal die Ursachen bisher für unheilbar geltender Krankheiten festgestellt wurden, da hat sie ihrer festen Zuversicht Ausdruck gegeben, daß nunmehr auch die Frage der Heilung dieser Leiden ihrer Lösung sicher entgegengehe. Und diese Hoffnung ist nicht getäuscht worden. Ein gutes Jahrzehnt eifrigster, gewissenhaftester, aber dabei auch von einem genialen Geiste geleiteter Forschung haben Robert Koch, den heute 47jährigen Mann, dahin geführt, das Mittel zu finden, welches den Tuberkelbacillus, jenen entsetzlichen, schleichenden Zerstörer des menschlichen Körpers, zu überwinden vermag, welches Hunderttausenden, zu Millionen das Leben zu retten, die Gesundheit wiederzugeben berufen ist. Ein Segen ohne gleichen wird ausgehen von dieser wissenschaftlichen Großthat, die auf solchen Ehrenlitel nun so mehr Anspruch hat, als sie nicht auf einem glücklichen Zufall, wie z. B. die Schutzpockeimpfung, sondern auf planmäßigster, ange strengtester Arbeit aufgebaut ist, und es will uns scheinen, als ob sie gerade damit den Stempel der deutschen Wissenschaft trüge. Da, wo es sich um das Heil der Menschheit handelt, giebt es keine Schranken der Nationen. Ehre dem Guten, es komme, woher es komme! Aber stolz können wir Deutsche doch darauf sein, daß wir diesen Mann, der so Großes vollbracht hat, den unsern nennen dürfen, daß es ein Sohn unseres Vaterlandes ist, den alle Völker als ihren Wohlthäter verehren werden. Ein Werk der Menschenliebe, so erhaben wie selten eines, geht von dem bescheidenen Manne in der Berliner Gesundheitsamt aus, und ein erlösender Lichtstrahl fluthet von dort in die Welt, die das Fest der Liebe zu begehen sich rüstet. Möge die Weihe solcher Geburtsstunde fortan schweben über dem Werke Robert Kochs!

Und nun geben wir einer berufenen sachverständigen Feder das Wort, daß sie uns über das Wesen der Kochschen Entdeckung eingehender unterrichte.

* * *

Robert Koch im Jahre 1882 seine Forschungen über den Krankheitserreger der Tuberkulose, der Lungenschwindsucht, veröffentlichte, in denen er den Nachweis führte, daß ein kleines Lebewesen, ein dem Pflanzenreiche angehöriger Mikroorganismus von Stäbchenform, ein Bacillus, als die Ursache der Krankheit anzusehen sei, bemächtigte sich eine tiefe Erregung der ganzen Welt, denn es waren nicht nur die wissenschaftlichen Kreise, die mit dieser neuen überraschenden Thatsache zu rechnen hatten, nein, die ganze Menschheit durchzitterte eine nur zu berechtigte Aufregung. Handelte es sich doch um eine Krankheit, die als eine der schlimmsten Geißeln Gesundheit und Leben bedrohte, auf deren Rechnung die ungeheure Zahl von ⅛ aller Todesfälle zu legen ist! Während aber das Laienpublikum aufathmend die nächste Entdeckung als ersten Schritt auf dem Wege zur wirksamen Bekämpfung der bis jetzt nur ganz unzulänglichen und eigentlich mehr zufällig geheilten furchtbaren Krankheit jubelnd begrüßte, stellte sich ein großer Theil der Aerzte der neuen Auffassung zweifelnd, ja geradezu ablehnend gegenüber. Aber der stolze Schluß Kochs, „daß die Tuberkelbacillen nicht bloß eine Ursache der Tuberkulose, sondern die einzige Ursache derselben sind, und daß es ohne Tuberkelbacillen keine Tuberkulose giebt", ging in kurzer Zeit aus allen Anfechtungen der Kritik siegreich hervor, und es konnte sich zuletzt nur darum handeln, die gewonnene Thatsache auch in Betreff der Behandlung der Lungenschwindsucht richtig zu verwerthen, ein Mittel zu finden, die kleinen verderblichen Lebewesen, die „pathogenen Mikrobien", im Körper zu vernichten, sie wenigstens unschädlich zu machen, ihrer zerstörenden Einwirkung auf den Organismus Einhalt zu thun. Und aller Orten in der ganzen civilisirten Welt wurden denn auch zahlreiche Versuche angestellt und wieder und wieder vorgenommen, ohne jedoch zu dem gewünschten Ende zu führen. Man drang immer tiefer in die Lebensverhältnisse, die Daseinsbedingungen des Mikroorganismus ein, lernte erkennen, welche Umstände sein Wachsthum, seine Vermehrung zu fördern imstande sind, welche Luft-, Wärme- ꝛc. Verhältnisse, welche Arzneimittel ihm im bakteriologischen Laboratorium, der Werkstatt für Untersuchungen über die Bakterien (der Gattungsname für alle derartige Pilzbildungen) zu schädigen, zu tödten vermögen — allein praktische Erfolge in Bezug auf die Heilung der Tuberkulose

wurden damit nicht erzielt. Sobald man nämlich ein Mittel, das sich bei den Züchtungsversuchen, den sogenannten Kulturen, als die Tuberkelbacillen im Wachsthum hemmend oder zerstörend erwiesen hatte, bei Thierversuchen in Anwendung brachte, versagte es entweder in seiner Wirkung vollständig oder tödtete mit den Mikrobien zugleich das Versuchsthier.

Auf diesem Wege war nach der überwiegenden Ansicht der Aerzte dem Parasiten der Lungenschwindsucht und damit dieser Krankheit selbst nicht beizukommen, man versuchte es daher, wenn auch einzelne Forscher auf dem einmal beschrittenen Wege weiter wandelten, mit einem andern Verfahren. Vermochte man nicht unmittelbar dem Bacillus zu Leibe zu gehen, so konnte man doch hoffen, auf mittelbarem Wege ihn erfolgreich zu bekämpfen, dem so schwer durch die schreckliche Krankheit heimgesuchten Menschengeschlechte erspriessliche Dienste zu leisten. Dies ließ sich auf zweierlei Weise bewerkstelligen, einmal durch Vorbeugemittel gegen die Weiterverbreitung der Krankheit und sodann durch Stärkung, Kräftigung des Körpers in seinem Kampfe mit dem tückischen Feinde.

Der Erreichung des ersteren Zieles widmete sich besonders Cornet, welcher durch außerordentlich scharfe und mühsame Untersuchungen nachwies, daß der Auswurf der Phthisiker, der Lungenschwindsüchtigen, einer der vornehmlichsten Ansteckungsträger sei. Nicht allein, daß er durch zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten in der ärztlichen und in der Laienwelt die Anschauung von der Ansteckungsfähigkeit immer mehr zur Geltung brachte, er wirkte auch für die allgemeine Einführung eines geeigneten Vorbeugungsmittels. Dies besteht darin, daß die tuberkulösen Kranken dazu angehalten werden, ihren Auswurf stets nur in mit Wasser gefüllte oder auch, nach Verlassen der Wohnung, in besonders angegebene trockene Speinäpfe abzusondern und so Fußboden und Taschentücher, an denen die bacillenhaltigen Massen trocknen und von da aus pulverisiert sich der Athemluft beimischen können, rein zu halten.

Die Stärkung des ganzen Körpers als wichtigste Grundbedingung der Schwindsuchtsheilung hatte als erster, schon lange vor der Entdeckung der Tuberkelbacillen, der bekannte Leiter der Heilanstalt Görbersdorf, Brehmer, aufs nachdrücklichste betont und zur Grundlage seines therapeutischen Verfahrens gemacht. Doch drang er, da er seine praktischen Regeln mit einer Menge von der Wissenschaft nicht anerkannter theoretischer Ansichten verwob, nicht recht durch. Erst in der neueren Zeit, unter dem Einflusse der neu gewonnenen Anschauungen, schälte man den guten brauchbaren Kern aus der deckenden theoretischen Hülle heraus und folgte den von Brehmer gegebenen Anregungen. Besonders der berühmte Berliner Kliniker Ernst Leyden trat mit dem ganzen Gewichte seines Könnens und seiner Stellung für diese Seite der Schwindsuchtsheilung ein. Er war es auch, auf dessen Anregung hin in diesem Jahre die verschiedenen Berliner medizinischen Gesellschaften sich zur Absendung von Delegirten zu einer Kommission verstanden, deren Aufgabe es sein sollte, die nöthigen Schritte zur Erbauung von Heilanstalten für weniger bemittelte Tuberkulöse in der Nähe Berlins zu thun. Heilanstalten, in denen besonders der ganze Apparat einer vernunftgemäßen Hygieine und Ernährungsweise in den Dienst der Schwindsuchtsbehandlung gestellt werden sollte (vergl. „Gartenlaube“ 1890, S. 570). Anfang dieses Sommers trat die Kommission unter dem Vorsitze Leydens zum ersten Male zusammen, und als erster Punkt wurde darüber berathen, ob überhaupt solche „Heilstätten für Tuberkulöse“ errichtet werden sollten. Nachdem wir uns fast ausnahmslos in diesem Sinne ausgesprochen hatten, erhob sich Robert Koch und erklärte seine Zustimmung zu dem ganzen Plane, konnte sich aber mit der Bezeichnung der Anstalten als „Heilstätten“ nicht befreunden. Wir seien nicht imstande, so meinte er, die Tuberkulose zu heilen; wenn auch mal ab und zu derartige Fälle zur Heilung kämen, so wären diese mehr als Zufallsheilungen anzusehen denn als gewollte Erfolge einer systematischen Therapie. Man möge nicht durch solchen Namen in den Kranken Hoffnungen erwecken, die doch nicht erfüllbar seien.

Wenige Wochen nach diesem viel besprochenen Vorfall trat in Berlin der X. internationale medizinische Kongreß zusammen. Den zweiten Vortrag in der ersten allgemeinen Sitzung am 4. August d. J. hielt Robert Koch: „Ueber die bakteriologische Forschung.“ Er gab in derselben in seiner knappen, klaren Redeweise einen geschichtlichen Ueberblick über die Entwicklung der noch jungen, kaum fünfzehn Jahre alten Wissenschaft der Bakteriologie und ging vornehmlich auf den Punkt ein, der für die Aerzte ja der wichtigste sein mußte, auf das Verhältniß der Mikroorganismen zu den Infectionskrankheiten. Zum Nachweise, daß solche Gebilde als Ursache einer Krankheit aufzufassen seien, verlangte Koch die Erfüllung folgender Bedingungen: 1. daß der Parasit in jedem einzelnen Falle der betreffenden Krankheit anzutreffen sei; 2. daß er bei keiner anderen Krankheit als zufälliger und nicht pathogener Schmarotzer vorkomme; 3. daß er, in Reinkulturen auf ein anderes Thier übergeimpft, imstande sei, von neuem die Krankheit zu erzeugen. Diesen Bedingungen werde bei einer Anzahl von Infectionskrankheiten, dem Milzbrand, der Tuberkulose, dem Erysipelas (Rose), dem Tetanus (Wundstarrkrampf) vollständig entsprochen, so daß deren parasitäre Natur nicht mehr in Frage stehe. Aber auch für eine Anzahl anderer Infectionskrankheiten, in denen nur die beiden ersten Bedingungen, diese indessen regelmäßig, ausnahmslos erfüllt würden, die Ueberimpfung dagegen noch nicht oder nur unvollkommen erreicht worden sei, müsse derselbe Zusammenhang angenommen werden. Hierher gehören besonders der Unterleibstyphus, die Diphtheritis und die asiatische Cholera. — Später auf die praktischen Erfolge der Bakteriologie übergehend, gestand Redner ein, daß wir bis jetzt noch keine unmittelbar wirkenden therapeutischen Mittel gegen die durch die Schmarotzer hervorgerufenen Krankheiten besäßen. Schon bald nach der Entdeckung der Tuberkelbacillen habe er angefangen, nach Mitteln zu suchen, die sich gegen die Tuberkulose therapeutisch verwerthen ließen, und im Laufe der Jahre eine große Anzahl von Substanzen darauf geprüft, welchen Einfluß sie auf die in Reinkulturen gezüchteten Tuberkelbacillen ausübten. Es habe sich ergeben, daß gar nicht wenige Stoffe imstande sind, schon in sehr geringer Menge das Wachsthum jener Mikrobien zu verhindern. Alle diese Substanzen blieben aber vollkommen wirkungslos, wenn sie an tuberkulösen Thieren versucht wurden. Trotz dieser Mißerfolge habe er sich von dem Suchen nach entwicklungshemmenden Mitteln nicht abschrecken lassen und habe schließlich Substanzen getroffen, welche nicht allein im Reagensglase, sondern auch im Thierkörper das Wachsthum der Tuberkelbacillen aufzuhalten vermöchten. Diese Versuche, welche ihn bereits fast ein Jahr beschäftigten, seien noch nicht abgeschlossen, er könne über dieselben daher nur so viel mittheilen, daß Meerschweinchen, die bekanntlich für Tuberkulose außerordentlich empfänglich seien, wenn man sie der Wirkung einer solchen Substanz aussetze, auf eine Impfung mit tuberkulösen Gifte nicht mehr reagiren, und daß bei Meerschweinchen, welche schon in hohem Grade an allgemeiner Tuberkulose erkrankt seien, der Krankheitsprozeß vollkommen zum Stillstand gebracht werden könne, ohne daß der Körper von dem Mittel etwa anderweitig nachtheilig beeinflußt würde.

Redner schließt mit folgenden Worten: „Sollten die im weiteren Verfolg dieser Versuche sich knüpfenden Hoffnungen in Erfüllung gehen, und sollte es gelingen, zunächst bei einer bakteriellen Infektionskrankheit des mikroskopischen, aber bis dahin übermächtigen Feindes im menschlichen Körper selbst Herr zu werden, dann wird man auch, wie ich nicht zweifle, sehr bald bei anderen Krankheiten das gleiche erreichen. Es eröffnet sich dann einer vielversprießenden Arbeitsfeld mit Aufgaben, welche werth sind, den Gegenstand eines internationalen Wettstreites der edelsten Art zu bilden. Schon jetzt die Anregung zu diesen Versuchen nach dieser Richtung zu geben, war einzig und allein der Grund, daß ich, von meiner sonstigen Gewohnheit abweichend, über noch nicht abgeschlossene Versuche eine Mittheilung gemacht habe.“

Den Eindruck dieser Rede zu schildern, ist eine schwierige Aufgabe. Es war, als ob eine Bombe in die Versammlung eingeschlagen hätte, so erregt, ja verblüfft schauten alle Theilnehmer drein. Man hatte einen interessanten wissenschaftlichen Vortrag erwartet und stand nun auf einmal vor geheimnißvollen Eröffnungen und Andeutungen, welche Aussichten von unendlicher Tiefe und Weite eröffneten, Aussichten auf künftige Heilerfolge, wie sie die kühnsten Träume nicht hatten vorzaubern können. Diese Rede Kochs war das Ereigniß des Tages, beherrschte die Gemüther während des ganzen Kongresses fast ausschließlich, ließ allen übrigen noch so hervorragenden Vorgängen der glänzenden Vereinigung nur ein untergeordnetes Interesse abgewinnen. Denn darüber war alle Welt klar, wenn ein so vorsichtiger Forscher wie Koch sich in der Weise mit einer gewissen Zuversichtlichkeit

ausſprach, ſo mußte er in ſeinen glücklichen Ergebniſſen ſchon weit gelangt ſein. Politiſche wie Fachzeitungen bemächtigten ſich eifrigſt des Themas, und durch manche wenn auch unbeſtimmte Nachrichten, daß der große Forſcher ſeine Verſuche jetzt auch an Menſchen anſtelle, wurde die Spannung in der ganzen Welt aufs höchſte geſteigert. Bald kamen nun auch mehr oder weniger authentiſche Berichte über Behandlung Tuberkuloſer durch Koch in Krankenhäuſern und Privatkliniken, dann ſchilderten Zeitungen aus Frankfurt a. M. die Erfolge der Therapie bei Lupus (freſſender Flechte), ein Leiden, das als Hauttuberkuloſe anfzufaſſen iſt und bei dem auch die ſpecifiſchen Tuberkelbacillen nachgewieſen ſind. Man erfuhr, daß das Verfahren darin beſteht, eine kleine Menge einer beſtimmten Flüſſigkeit den Patienten unter die Haut zu injicieren, daß ſchon nach einer einzigen Einſpritzung oftmals eine heilende Wirkung zu beobachten ſei. Mit fieberhafter Ungeduld wartete alles auf einen darauf bezüglichen Vortrag Kochs, den er, wie behauptet wurde, in einer der nächſten Sitzungen der großen „Berliner mediziniſchen Geſellſchaft“ zu halten geſonnen ſei — da plötzlich erſchien am 13. November eine Extraausgabe der „Deutſchen mediziniſchen Wochenſchrift“ und brachte als erſten Artikel: „Weitere Mittheilungen über ein Heilmittel gegen Tuberkuloſe. Von Profeſſor R. Koch, Berlin.“

Nach einer Photographie von J. C. Schaarwächter in Berlin

Im Eingange der Arbeit ſagt der Verfaſſer, er habe mit ſeiner Veröffentlichung eigentlich bis zum vollen Abſchluſſe der Unterſuchungen warten wollen, allein es ſei trotz aller Vorſichtsmaßregeln ſchon ſo viel davon, und zwar in entſtellter und übertriebener Weiſe in die Oeffentlichkeit gedrungen, daß ihm eine orientierende Ueberſicht über den augenblicklichen Stand der Sache ſchon jetzt geboten erſcheine. Ueber die Herkunft des Mittels könne er, da die Arbeit noch nicht abgeſchloſſen, hier noch keine Angaben machen, ſondern behalte ſich ſolche für eine ſpätere Zeit vor. Das Mittel beſteht aus einer bräunlichen klaren Flüſſigkeit, die zum Gebrauch mehr oder weniger verdünnt werden muß, vom Magen aus wirkt es nicht, ſondern nur als Einſpritzung unter die Haut; die geeignetſten Einſpritzſtellen ſind die Rückenhaut zwiſchen den Schulterblättern und die Lendengegend. Eigenthümlicherweiſe reagiren ſich der Menſch außerordentlich viel empfindlicher für die Wirkung des Mittels als das Meerſchweinchen, mit dem bisher experimentiert worden war; ſchon $^1/_{20}$ von der Menge, welche bei letzterem noch keine merkliche Wirkung hervorbringt, iſt für den Menſchen ſehr ſtark wirkend.* Die untere Grenze der Wirkung des Mittels liegt für den geſunden Menſchen ungefähr bei 0,01 ccm, die auf dieſe Doſis folgende Reaktion beſteht meiſtens nur in leichten Gliederſchmerzen und bald vorübergehender Mattigkeit, toährend nach größeren Gaben heftiger Schüttelfroſt mit Erbrechen und hoher Körpertemperatur eintritt. Die wichtigſte Eigenſchaft des Mittels iſt ſeine ſpecifiſche Wirkung auf tuberkulöſe Prozeſſe, welcher Art ſie auch ſein mögen. Die gefundene, wie auch der nicht tuberkulöſe kranke Menſch reagiert auf eine Injektion von 0,01 ccm gar nicht oder unbedeutend, den Tuberkulöſen dagegen tritt auf dieſelbe Doſis ſowohl eine ſtarke allgemeine, als auch eine örtliche Reaktion ein. Die allgemeine Reaktion beſteht in einem Fieberanfall, welcher meiſtens mit Schüttelfroſt beginnend, die Körpertemperatur über 39°, oft bis 40 und ſelbſt 41° ſteigert; dazu neben heftigen Gliederſchmerzen, Hautreiz, große Mattigkeit, öfters Uebelkeit und Erbrechen. Der Anfall, von dem die Kranken auffallend wenig angegriffen werden, beginnt in der Regel 4—5 Stunden nach der Injektion und dauert 12—15 Stunden.

Die örtliche Reaktion kann am beſten an ſolchen Kranken beobachtet werden, deren tuberkulöſes Leiden ſich klar zu Tage legt, wie z. B. bei den an freſſender Flechte (Lupus) Leidenden. Einige Stunden nach der Injektion beginnt eine Schwellung und Röthung der lupöſen Stellen, die allmählich einen ganz bedeutenden Grad erreichen, ſodaß das kranke Gewebe ſtellenweiſe abſtirbt. Nach 2—3 Tagen iſt die Schwellung in der Regel verſchwunden, die Lupusherde ſelbſt haben ſich mit Kruſten von ausſehen der und an der Luft vertrocknender Flüſſigkeit bedeckt, ſie verwandeln ſich in Borken, welche nach 2—3 Wochen abfallen und mitunter ſchon nach einmaliger Injektion des Mittels eine glatte rothe Narbe hinterlaſſen. Gewöhnlich bedarf es aber zur völligen Heilung mehrerer Einſpritzungen. Die angegebenen Veränderungen beſchränken ſich durchaus auf die lupös erkrankten Hautſtellen, die geſunde Haut wird nicht afficiert.

Die geſchilderten Reaktionserſcheinungen ſind, wenn überall ein tuberkuloſer Prozeß im Körper vorhanden war, auf die Doſis von 0,01 ccm in den bisherigen Verſuchen ausnahmslos eingetreten, ſodaß das Mittel in Zukunft ein unentbehrliches Hilfsmittel zur Erkennung der Krankheit bilden wird. Man wird damit imſtande ſein, zweifelhafte Fälle von beginnender Schwindſucht ſelbſt dann noch zu erkennen, wenn es nicht gelingt, durch irgend welche andere Unterſuchungen eine ſichere Auskunft über die Natur des Leidens zu erhalten.

Die wichtigſte Bedeutung des Mittels aber iſt ſeine Heilwirkung. Nach der tuberkulösen Injection wird das Lupusgewebe, wo

* Auf Körpergewicht berechnet iſt $^1/_{1000}$ von der Menge, welche beim Meerſchweinchen noch ſeine merkliche Wirkung hervorbringt, für den Menſchen ſehr ſtark wirkend.

Nach dem Original-Gemälde von René Reinicke

Lith. Kunstanstalt v. Max Berger Stuttgart

Zum Weihnachtsball.

Weihnachtsgruß der Gartenlaube an ihre Leser.

wir oben beschrieben, mehr oder weniger zerstört und verschwindet. In welcher Weise dieser Vorgang sich vollzieht, läßt sich augenblicklich noch nicht mit Bestimmtheit sagen, nur so viel steht fest, daß es sich nicht um eine Abtödtung der im Gewebe befindlichen Tuberkelbacillen handelt, sondern daß nur das Gewebe, welches die Bacillen einschließt, von der Wirkung des Mittels getroffen wird. Zur richtigen Ausnutzung der Heilwirkung des Mittels muß also zunächst das noch lebende tuberkulöse Gewebe zum Absterben gebracht und dann alles aufgeboten werden, um das todte sobald als möglich, z. B. durch chirurgische Nachhülfe, zu entfernen. Da aber, wo dies nicht möglich ist und nur durch Selbsthilfe des Organismus die Ausstoßung langsam vor sich gehen kann, muß zugleich durch fortgesetzte Anwendung des Mittels das gefährdete lebende Gewebe vor dem Einwandern der etwa noch vorhandenen lebenden Parasiten geschützt werden. Da das Mittel nur auf das tuberkulöse lebende Gewebe einwirkt, so kann es in sehr schnell gesteigerten, in etwa drei Wochen auf das fünfhundertfache der Anfangsgabe getriebenen Dosen gegeben werden, denn nach jeder Injection verringert sich ja die Menge des reaktionsfähigen Gewebes. Ist der Tuberkulöse soweit gebracht, daß er nur noch ebensowenig reagirt wie ein Nichttuberkulöser, so kann er wohl als geheilt betrachtet werden.

Die Erfolge, die erzielt worden sind, erstrecken sich für Lupuskranke dahin, daß bei zwei Kranken durch drei beziehentlich vier Injectionen die lupösen Stellen zur glatten Vernarbung gebracht, die übrigen derartigen Patienten der Dauer der Behandlung entsprechend gebessert sind. Alle diese Kranken haben ihr Leiden schon viele Jahre getragen und sind vorher in der verschiedensten Weise erfolglos behandelt worden. Das Gleiche gilt für Drüsen-, Knochen- und Gelenktuberkulose.

Etwas anders gestalteten sich die Verhältnisse bei der Hauptmasse der Kranken, bei den Schwindsüchtigen. Kranke mit ausgesprochener Lungentuberkulose sind nämlich gegen das Mittel weit empfindlicher als die mit chirurgischen tuberkulösen Leiden behafteten. Die Anfangsdosis mußte daher auf 0,002 und selbst 0,001 kem herabgesetzt, dann aber bald wieder erhöht werden. Als Wirkung des Mittels zeigte sich anfangs gewöhnlich eine mäßige Zunahme von Husten und Auswurf, die dann aber allmählich geringer wurden, um in den günstigsten Fällen schließlich ganz zu verschwinden; auch verlor der Auswurf seine eitrige Beschaffenheit, er wurde schleimig. Die Zahl der Bacillen nahm gewöhnlich erst dann ab, wenn der Auswurf schleimiges Aussehen bekommen hatte, und verschwanden schließlich mit dem Auswurfe vollständig. Gleichzeitig hörten die Nachtschweiße auf, das Aussehen besserte sich, und die Kranken nahmen an Gewicht zu. Die im Anfangsstadium der Phthisis behandelten Kranken sind sämmtlich im Laufe von vier bis sechs Wochen von allen Krankheitssymptomen befreit, so daß man sie als geheilt ansehen konnte; Schwerkranke wurden gebessert. „Nach diesen Erfahrungen möchte ich annehmen, daß beginnende Phthisis durch das Mittel mit Sicherheit zu heilen ist. Theilweise mag dies auch noch für die nicht zu weit vorgeschrittenen Fälle gelten." Befindet sich aber die Krankheit schon in einem festen Stadium, sind erst nicht mehr zu beseitigende krankhafte Folge-Veränderungen in anderen wichtigen Organen eingetreten, dann ist natürlich auf Herstellung nicht mehr zu rechnen, wenn auch hier noch vorübergehende Besserung wohl meistens zu erreichen ist. Der Schwerpunkt des Heilverfahrens liegt daher in der möglichst frühzeitigen Anwendung, und nun dies zu erreichen, ist eine höchst sorgfältige Untersuchung verdächtiger Kranker, besonders auf Tuberkelbacillen, dringendes Erforderniß. —

Dies der wesentliche Inhalt der epochemachenden Veröffentlichung unseres großen Forschers. Wir stehen hier vor einer Thatsache, deren Tragweite in medizinischer und sozialer Beziehung noch gar nicht zu ermessen ist. Ich sage Thatsache, denn den positiven Angaben eines Mannes wie Koch gegenüber, der die Technik des Experimentirens aufs feinste ausgebildet hat, der mit der peinlichsten Selbstkritik bei seinen Forschungen zu Werke geht, der nur mit größter Vorsicht Resultate als gegeben erachtet und nur mit Ueberwindung mit diesen Resultaten vor die Oeffentlichkeit tritt — den positiven Angaben eines solchen Mannes, sage ich, läßt sich meiner Ueberzeugung nach ein berechtigter Zweifel nicht entgegenstellen. Nicht viele Jahre werden vergehen und wir werden die Tuberkulose nur noch in älteren Büchern beschrieben finden — die Krankheit selbst besteht nicht mehr, mordet nicht mehr die Blüthe der Jugend dahin, bringt nicht mehr unsäglichen Jammer und Elend in Palast und Hütte. Ein neues kräftiges Geschlecht wird erblühen, unbehelligt von dem tückischen Tuberkelbacillus. — Allein damit ist's nicht geschehen, eine viel weitere, umfassendere Perspektive eröffnet sich uns. Wenn gegen den Mikroorganismus der Lungenschwindsucht das wirksame, heilkräftige Mittel gefunden ist, da kann es ja nur eine Frage der Zeit sein, auch gegen die Parasiten der anderen akuten Infectionskrankheiten, wie Diphtherie und Typhus, oder gegen chronische Infectionskrankheiten, wie z. B. den Krebs, die geeignete Injectionsmasse zu entdecken. Hat doch Koch selbst in seinem Vortrage auf dem internationalen medizinischen Kongresse solche Aussichten angedeutet.

Die Folgen der Kochschen Entdeckung auszudenken sind wir, wie gesagt, nicht imstande, aber das vermögen wir und das ist unsere Pflicht, unsere höchste Bewunderung dem genialen Manne auszudrücken, der, ein wahrhaft großer Mann, wohl der größten einer, die je gelebt, als Wohlthäter der ganzen Menschheit gelebt und verehrt werden muß.

Dr. Max Salomon.

Großes Reinmachen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß.)

Humoreske von **Hans Arnold.**

Sie sollte ein Trinkgeld annehmen — unmöglich!

Mit sorgenvollem Kopfschütteln verließ die Mutter das Zimmer und überließ es der kleinen Wirthschaftlichen, ihre verantwortliche Aufgabe nach besten Kräften zu erfüllen.

Das Backfischchen, glückselig, ohne Beaufsichtigung zu sein und alles nach Gutdünken angreifen zu können, begann denn auch mit Feuereifer sein Werk und stand bald vor einem großen Kübel mit heißem Wasser, in dem es die Staubpinseln von den Porzellankrügen abspülte.

Ihre Gedanken — wie junge Gedanken nun einmal sind, bei denen eben das erste Flüggefieder sich zu regen beginnt — blieben nicht ganz streng bei der Sache! Sie flogen über die Stube, über das Haus hinaus in die blaue Luft, auf die Schlittschuhbahn — in die Tanzstunde — und schließlich in das nächste Jahr hinein — auf den ersten Ball!

Die Zukunft lag vor ihr wie der Winterag da draußen — klar, heiter, funkelnd und stimmend — in ungetrübter Schönheit, da es in Lustschlössern bekanntlich keinen Schatten giebt! Daß in etwas unbestimmter, aber ganz herrlicher Gestalt auch ein Märchenprinz in diesem Lustschloß wohnte, wird uns wohl jede Leserin glauben — auch wenn sie nicht mehr fünfzehn Jahre alt ist — und am Ende auch mancher Leser!

Unter den Erscheinungen der Wirklichkeit hatte bisher keiner auch noch so entfernt vermocht, an Liebesths erträumten Helden heranzureichen, der gewissermaßen als ein Extrakt sämmtlicher gelesenen Schriften „für die reifere Jugend" und etlicher verstohlen genossener harmloser Liebesgeschichten sich darstellte und je nach der zuletzt gelesenen als ein in allem Sport bewanderter, strahlender, jungenhafter Salonheld — oder auch als düsterer, unheimlicher Rinaldo mit einer unbegreiflichen Grobheit gegen alle Damen sich die Herzen eroberte.

In solche Gedanken vertieft, arbeitete Liesbeth schweigsam und eifrig weiter.

Die Thür des Zimmers, welches der Haustreppe und dem Flur gegenüber lag, war nur angelehnt, und die Flurthür ebenfalls nicht geschlossen, da alle Augenblicke jemand hinaus oder herein lief.

So konnte es geschehen, daß ein junger Offizier, der eben die Treppe heraufstieg, alle Eingänge zur Wohnung gastfreundlich offen fand und, nachdem sein Klingeln nicht beantwortet worden war, nach Soldatenart zum entschiedenen Angriff auf die Festung überging, in den Flur trat und die nächste Thür sachte aufmachte.

Liesbeth stand, mit dem Rücken gegen ihn gewendet, auf einer kleinen Steigeleiter und hob eben mit übermächtiger Anstrengung und einigem Seufzen einen schweren Krug mit beiden Armen empor, um ihn auf das Sims über der Thür zum Nebenzimmer zu setzen.

Der junge Mann sah einen Augenblick mit betroffener Miene auf die zierliche Mädchengestalt, die sich auf die Zehenspitzen hob und vergeblich versuchte, die Höhe der Thür zu erreichen. Dann trat er mit einem freundlichen „Lassen Sie mich das mal machen!“ neben die Leiter, und während Liesbeth vor Schreck, Ueberraschung und Ersstaunen wortlos mit einem flinken Satz auf den Boden sprang, nahm er ihr den Krug aus den Händen und stellte ihn an seinen Platz.

Sie stand schweigend, dunkel erröthet, mit gesenkten Augen vor ihm — wie sie es machte, daß sie ihn trotzdem genau sah, das mußte sie am besten wissen!

„So!“ sagte er gemüthlich und sah mit lächelndem Wohlgefallen auf das reizende Gesicht unter dem bunten Tuch, „nun habe ich Ihnen einen Gefallen gethan — thun Sie mir auch einen Gefallen — melden Sie mich einmal beim Herrn Oberstlieutenant!“

Er hielt ihr seine Visitenkarte hin.

In Liesbeth empörte sich bei dieser etwas nachlässigen Anrede jeder Blutstropfen — sie ward den kleinen Kopf hochmüthig zurück und hätte beinah eine mehr wie kurze Antwort gegeben, als ihr wie ein Blitz der Gedanke durch den Sinn flog: „Er hält dich für das Stubenmädchen!“ und im selben Augenblick war ihr Entschluß gefaßt.

Sie wollte diesem strahlenden, hübschen, blonden Helden, der im ersten Augenblick alle Gebilde ihrer Phantasie in das Schattenreich geworfen und deren Stelle eingenommen hatte, nicht in ihrer wahren Gestalt erscheinen — sie hätte sich ja in ihrem Zornstoltsinn zu Tode schämen müssen! — nein, sie wollte jetzt Aschenbrödel bleiben und bei der ersten Gelegenheit, wo der junge Offizier wieder käme, als strahlende Prinzessin erscheinen — vorausgesetzt, daß sie ausnahmsweise bis zehn Uhr aufbleiben durfte!

In diesem Entschluß nahm sie mit gesetzter Miene die Karte in Empfang und sagte mit großer Ruhe: „Der Herr Oberstlieutenant wird sehr bedauern — er ist ausgegangen!“

„Ach so — und hier ist der Reinmachetoilet los, wie ich sehe!“ bemerkte der Lieutenant lachend, „da komm' ich wohl recht ungelegen?“

„Ich glaube,“ stotterte Liesbeth, „ich glaube — die Herrschaften erwarteten Sie heut noch nicht — wenn Sie vielleicht morgen —“

„Nein,“ sagte der junge Mann kurz, sah vor sich nieder und drehte verdrießlich an seinem Schnurrbart, „ich reise heut nachmittag wieder ab.“

Ein Wehegefühl zerfleischte das Herz des Backfischchens — ade, du schöner Traum!

„Und ich hätte die Herrschaften so gern gesprochen,“ fuhr der Gast ärgerlich fort, „ich hatte außer einer Visite noch eine Bitte an die Damen — es ist ja wohl eine Tochter hier, nicht wahr? — ein halbwüchsiges Schulmädel, wenn ich recht berichtet bin.“

Liesbeth hätte den Gegenstand ihrer Schwärmerei in diesem Augenblick mit tatterm Blut ermorden können!

„O nein!“ erwiderte sie mit blitzenden Augen, „das Fräulein ist erwachsen — sie geht nicht mehr in die Schule, sondern nimmt nur noch einzelne Stunden.“

„So?“ frug der Lieutenant verwundert, „ich dachte doch, sie wäre erst fünfzehn Jahre — meine Schwester sagte mir so.“

Liesbeth schwieg verwirrt angesichts dieser beschämenden Wahrheit.

„Nun einerlei,“ setzte der Sprecher hinzu und warf erst jetzt wieder einen Blick in das Gesicht seines Gegenübers, der seine Züge wieder erhellte, „älter wie fünfzehn Jahre sind Sie wohl übrigens auch noch nicht, mein Kind?“

„Doch!“ stieß Liesbeth mit Nachdruck hervor, ihr Gewissen durch die Thatsache beschwichtigend, daß sie fünfzehn und ein halbes sei! —

„Na, mehr wie sechzehn sind Sie gewiß nicht,“ fuhr der junge Offizier fort, „in jedem Fall sind Sie noch sehr jung, um sich schon unter fremden Leuten Ihr Brot zu verdienen!“ setzte er mit weichem Ton und einem mitleidigen Blick hinzu.

Liesbeth erwiderte nichts und wendete sich ab.

„Er ist himmlisch!“ dachte sie für sich, „wenn er bloß nun nicht wegginge!“

„Hören Sie einmal,“ begann der Fremde nach einer Pause wieder, „wie heißen Sie übrigens?“

In Liesbeths Kopf jagte sich in fliegender Eile eine Menge herrlicher Namen, die sie sich immer gewünscht hatte — aber dann schienen sie ihr wieder für ein Stubenmädchen zu schön und zu unwahrscheinlich — so sagte sie gar nichts!

„Nun?“ frug der blonde Held und drückte sich lächelnd, wie ihr ins Gesicht zu sehen, „ist das ein Geheimniß?“

„Nein,“ sagte sie mit raschem Entschluß, „ich heiße — Christel!“

„Also — Christel,“ fuhr er fort, „ich habe die höchste Eile — könnten Sie mir einen Auftrag besorgen?“

„Sehr gern!“ erwiderte sie halblaut.

„Das ist nett von Ihnen!“ sagte der junge Mann vergnügt, „es handelt sich um ein Weihnachtsgeschenk für meine Schwester.“

„Ja?“

„Dieses Wurm ist nämlich ebenso alt wie das Backfischchen hier und wird wohl auch dieselbe Handschuhnummer haben. Nun giebt es hier solche Spezialität von Handschuhlasten mit Handschuhen, die Ihr kleines Fräulein voriges Jahr für meine Schwester besorgt hat; sie wird sich ja wohl noch erinnern.“

„Ja, ich weiß,“ sagte Liesbeth eifrig.

„Nun, und dieselben soll ich dies Jahr zu Weihnachten beschaffen; würden Sie mir das etwa besorgen, da ich doch Ihr kleines Fräulein nicht sprechen kann? Sechs Paar Handschuhe zu verschiedenen Farben — zeigen Sie mal! Ihre Hand wird wohl auch das Kaliber haben!“

Liesbeth steckte entschlossen die beiden kleinen Hände, die so fraglos verrathen hätten, unter die Schürze.

„Meine Hände sind zu abgearbeitet,“ sagte sie kurz, „ich zeige ich nicht!“

Wieder traf sie der mitleidige Blick, der vorhin schon solches Unheil angerichtet hatte — der junge Mann sah ernsthaft aus.

„Also, meine liebe Christel,“ fuhr er nach einer kleinen Pause fort, besorgen Sie mir solch' einen netten Karton mit sechs Paar Handschuhen — Ihr kleines Fräulein sucht ihn gewiß aus, wenn Sie sie recht schön darum bitten — und lassen Sie das Packet an diese Adresse hier abschicken!“

Er riß ein Blatt aus seinem Notizbuch, kritzelte ein paar Worte darauf und gab es ihr.

„Und hier haben Sie zwanzig Mark, die können Sie bestens verputzen — und hier — für Ihre Mühe!“

Er hielt ihr ein Goldstück und eine einzelne Mark hin. Liesbeths Kopf wirbelte es aufs entsetzlichste durcheinander. Sie sollte ein Trinkgeld annehmen — unmöglich! Und that sie es nicht, so verrieth sie ihr Inkognito!

Sie nahm mit spitzen Fingern das Goldstück und rieb die Mark unberührt.

„Bitte!“ stammelte sie erglühend.

„Na, ohne Umstände!“ sagte der Lieutenant gutmüthig und schob ihr, deren Widerstand er für falsche Bescheidenheit hielt, das Goldstück mit sanfter Gewalt in die Hand, „und nun, Christel, sagen Sie den Herrschaften meine Empfehlung! Hoffentlich treffe ich sie zu Haus, wenn ich übers Jahr wieder hier durch komme. Adieu, Christel — ich hoffe, es geht Ihnen immer gut und Sie bekommen mal einen guten Mann!“

„Ich danke!“ brachte Liesbeth mühsam hervor.

„Und hier — geben Sie meine Karten ab,“ sagte er noch eilig hinzu, nickte freundlich und flirrte zur Thür hinaus — und Liesbeth stand mit dem Gelde und dem Zettel in der Hand da und sah ihm nach wie verzaubert.

Was hatte ihr dieser so nüchtern anfangende Tag doch für ein herrliches Abenteuer gebracht! Davon konnte man ja sein ganzes Leben lang zehren!

Wie freundlich, wie sicher, wie gutmüthig und wie hübsch

war dieser junge Kriegsgott! Und wie schade — wie jammerschade, daß er nicht mehr wiederkam — bis übers Jahr!

Sie ließ die Hände in den Schoß sinken und vergaß ihre Arbeit, ihre Pflicht, das Durcheinander der Stube — kurz alles, was wirklich und greifbar um sie her war! Dann nahm sie die Visitenkarten vor. „Kurt Binder" las sie halblaut, „Kurt — wie aus einer Geschichte!"

Eine von den Karten konnte sie gewiß aus der Schale stibitzen! Und die Mark! das war ja ein herrliches Andenken!

Sie ergriff den kleinen Lederlappen, den sie zum Blankreiben des silbernen Theekessels mitgenommen hatte, und begann aus Leibeskräften die Mark zu putzen, so eifrig, daß sie den Schritt der Mutter überhörte, die eilig herein kam.

„Aber Liesbeth!" rief die Hausfrau schon in der Thür, „das ist alles, was Du geleistet hast? Ich denke, Du bist halb fertig! Natürlich!"

Liesbeth sah beschämt zu Boden.

„Und was machst Du denn jetzt?" fuhr die Mutter strafend fort.

„Ich putze!" sagte Liesbeth verlegen.

„Das sind ja Dummheiten!" rief die Mutter ärgerlich. „Du bist doch wirklich noch zu gar nichts zu gebrauchen! So ein großes Mädchen!"

Liesbeth flog ihrer Mutter ungestüm um den Hals.

„Ach Mama — schilt nicht! ich kann nichts dafür! Denke Dir, der Lieutenant Binder war hier und läßt Euch schön grüßen!"

„Und Du hast ihn hier angenommen?" frug die Mutter, starr vor Entsetzen, „in diesem Aufzug?"

„Er kam ja unangemeldet herein!" rief Liesbeth mit so aufgeregter Stimme, daß die Mutter ihre Tochter ganz verwundert ansah, „und ich habe Stubenmädchen gespielt, und er denkt, ich heiße Christel — —" schloß sie und tanzte wie toll in der Stube herum.

Die Mutter schüttelte bedenklich den Kopf.

„Na, Du scheinst heut die Litteraturstunde mit Nutzen versäumt zu haben," sagte sie gedehnt, „nun hilf mir aber hier — jetzt ist's genug des Unsinns!"

Als dieser denkwürdige Tag zu Ende war und die Wohnung sich wieder in dem Zustand befand, den man von gebildeten Räumen zu erwarten und zu verlangen berechtigt ist, schickt Liesbeth noch einmal in das Zimmer der Brüder, wo Ernst noch mit lauten Verwünschungen gegen das Schicksal und den Klassenlehrer an einem Aufsatz über die Freuden des Winters sich abmälte, während Franz schon schlief.

„Ernst!" begann das Backfischchen verlegen und zögernd, „ich möchte Dich etwas fragen!"

„Na, dann mach rasch!" brummte Ernst, „ich habe noch zu ochsen!"

Unendlich geschüchtert durch die zarte Bezeichnung, die der Tertianer für die Pflege der Wissenschaften wählte, legte ihm Liesbeth die Hand auf die Schulter.

„Ernst, kannst Du Löcher bohren?" frug sie.

„In was?" erkundigte sich der Befragte vorsichtig, um sich nicht zu allzu schwierigen Leistungen zu verpflichten.

Liesbeth nahm verlegen ihren Zopf in die Hand und zupfte an der Bandschleife, die ihn zusammenhielt.

„In ein Markstück!" sagte sie halblaut.

Der Tertianer schob das Heft zur Seite.

„Ja!" entschied er dann, „ich kann's! — aber Du mußt mir auch meinen Schluß machen! Du kannst ruhig etwas Schmutz anbringen," setzte er hinzu, als ihn die Schwester zweifelhaft ansah, „unser Ordinarius ist so ein Schmachtlappen, der liest solchen Blödsinn gern, wie ihn die Mädchen schreiben!"

Dergestalt ermuthigt, nahm Liesbeth den Platz ihres Bruders am Schreibtisch ein, und während Ernst mit unsäglicher Kraftanstrengung und unter abscheulich quietschenden und knarrenden Geräusch das Markstück durchbohrte, schrieb das Backfischchen mit glühenden Wangen und klopfendem Herzen einen Schluß an den Aufsatz über die Freuden des Winters, der so schwungvoll und empfindungsreich wurde, daß der Lehrer bei späterer Zurückgabe des stilistischen Meisterwerks drohend bemerkte: „Zuletzt hat wohl jemand anders sich Deiner erbarmt, Sotten — ich habe bei Dir noch nie ein solches zartes Verständniß für die Schönheit des Winters und den Mondschein auf der kalten Eisfläche entdeckt" — und Ernst, der sich dabei in einer recht peinlichen Lage befand, sah sich zur Verbergung seiner Verlegenheit genöthigt, in der großen Pause seinen besten Freund durchzuprügeln, der seiner Behauptung nach bei der Rede des Lehrers „gegrinst" hatte.

Liesbeth aber befestigte glücklich ihr Markstück am Bettel armband und erwiderte auf die erstaunte Frage ihrer Angehörigen und Freundinnen, was denn dieses sonderbare Aufhängsel zu bedeuten habe, mit unterirdischlichem Ernst: „Es ist ein Talisman!"

Zwei Jahre waren seit jenem großen Tage im Soltenschen Hause hingegangen.

Liesbeth war nun wirklich „erwachsen" — das Ziel ihrer Wünsche erreicht, und sie sah von der sonnigen, frühlingsfrischen Höhe ihrer siebzehn Jahre „hinein in das blühende Land!"

Daß im Lenz auch manchmal ein lustiger Sturmwind und eine übermüthige Laune weht, das gehört dazu — und man müßte schon ein ganz besonderer Griesgram sein, um sich nicht ganz gern von einem solchen schütteln zu lassen.

Das empfand auch der Papa Oberstlieutenant, der für alle Streiche und Tollheiten des Töchterchens im schlimmsten Fall nur ein nachsichtiges „na, na" hatte, so daß die Mutter oft klagte: „Mit den armen Jungen bist Du immer so streng, und das Mädel kann thun und lassen, was es will!"

Der Vater schmunzelte behaglich.

„Die Jungen machen ihre Dummheiten später ohne väterliche Aufsicht, liebe Anna," sagte er, „in einem Alter, wo das arme Mädel schon lange vernünftig geworden ist — das bedenke!"

Und nach der halb wehmüthigen Mahnung des alten Walzertextes

„Des Lebens Mai — zwei drei —
Ist bald vorbei — zwei drei!"

gab sich auch die Mutter zufrieden und ließ den kleinen Uebermuth gewähren.

Augenblicklich war es aber still im Hause bei Soltens, denn Liesbeth hatte sich für einige Wochen auf Besuch zu der Familie des Generals Binder begeben, deren Sohn wir bei Gelegenheit des „großen Reinmachens" kennenlernten und deren Tochter ja Liesbeths Pensionsfreundin war.

Mit welchem innern Herzklopfen und welcher äußern Heiterkeitlichkeit die kleine Heuchlerin diese Einladung anhörte — wie nachlässig sie auf die Frage der Mutter: „Nun, hast Du Lust, zu fahren?" erwiderte: „Wie Du meinst, liebe Mama!" — das muß man erlebt haben, um es zu glauben.

Die Mutter hatte, eingedenk der erstmaligen Begegnung mit dem Lieutenant, ihre stillen Bedenken und trug dieselben auch dem Vater vor. „Sie war ziemlich aus dem Häuschen, kann ich Dir sagen," meinte sie zweifelhaft.

„Ach Unsinn!" sagte der Vater, „sie hat den Menschen fünf Minuten lang gesehen und dann nie wieder — so sind siebzehnjährige Mädel nicht, daß sie zwei Jahre lang an solcher Geschichte hängen!"

Die Mutter schwieg unüberzeugt.

„Und außerdem," schloß der Vater, „steht der Lieutenant in B . . . und Liesbeth geht nach M . . . , also wird sie ihn gar nicht sehen!"

Dieser Einwand entschied, und Liesbeth befand sich nun schon seit mehreren Wochen im Schoße der Generalsfamilie und hatte auch dort Jung und Alt bald ganz für sich erobert.

Die Schulfreundschaft mit Lina Binder war aufs schnellste aufgefrischt worden, die Mädchen vertrugen sich herrlich und genossen die schöne Zeit glückselig miteinander.

Nur das Hauptertordernis der gegenseitigen Vertraulichkeit, das Beichten, wollte nicht recht blühen. Lina hatte zwar schon geheimnißvolle Erlebnisse aus der Tanzstunde und tief ernegende Begegnungen auf der Schlittschuhbahn berichtet und Gegenseitigkeit verlangt — aber Liesbeth schüttelte den Kopf.

„Bei uns zu Hause ist kein Mensch, in den man sich vor lieben könnte — in der ganzen Stadt nicht!" versicherte sie mit großer Entschiedenheit, als die Freundin sie eines Abends unmittelbar vor dem Schlafengehen etwas aushragte.

„Darum bist Du wohl zu uns gekommen?" lachte Lina.

Aber unerwarteterweise nahm Liesbeth diesen harmlosen Scherz bitter übel, brach in Thränen aus und ging zu Bett, ohne der Freundin zu verzeihen, so daß diese, als am andern Morgen alles wieder gut war, sich die milde Frage erlaubte: „Bei Dir

Dari man in diese hochwichtige Konferenz eintreten?

cappelt's wohl manchmal?“ eine bescheidene Erkundigung, die Liesbeth mit überlegenem Schweigen beantwortete.

Um die Weihnachtszeit sollte unsere kleine Heldin natürlich nach Hause kommen. Da in der befremdeten Familie der Sohn zu diesem Feste erwartet wurde, so war dies ein nagender Schmerz — aber was half's!

Es schien, als sollte Liesbeth ihr Ideal vom Reinmachetag her nicht wiedersehen und die Mark am Bettelarmbande die einzige Beziehung bleiben, die sie zu ihm haben durfte.

Da traf eines Morgens die überraschende Nachricht ein, daß der Lieutenant mit einem Kameraden, der mehrere Jahre nicht zum heiligen Abend daheim gewesen war, den Urlaub getauscht hätte und schon am nächsten Tage bei den Seinigen eintreffen würde, um diesmal im November vierzehn Tage bei den Eltern zu verleben.

Eine freudige Aufregung bemächtigte sich der ganzen Familie. Die Stube für den Sohn wurde aufs schönste geschmückt, und Lina forderte Liesbeth auf, sich an der Herstellung eines „Willkommen“-Transparents zu betheiligen, welches sie für den Bruder mit unsäglichem Aufwand von Oelpapier anfertigte.

Aber Liesbeth lehnte ab.

„Ich kenne ihn ja gar nicht!“ sagte sie kurz.

„Ja, richtig!“ bemerkte die andere, „es war eigentlich schade, daß er Euch damals nicht zu Hause traf, als er bei Euch war!“

„Hat er Dir davon erzählt?“ frug Liesbeth athemlos.

„Weiter nichts, als daß er ins Hauptschneerfest gekommen sei,“ versetzte die ahnungslose Freundin.

„So!“ sagte Liesbeth gedehnt.

„Er ist göttlich!“ rief die begeisterte Schwester, „Liesbeth, Du wirst Dich bis über beide Ohren in ihn verlieben — ich sage es Dir!“

„Höchst unwahrscheinlich!“ erwiderte Liesbeth würdig.

„Du wirst schon jetzt toll!“ jubelte Lina, „das ist nett von Dir!“ Und sie umarmte die Freundin vor Freude.

Liesbeth zuckte mit gut gespielter Unbefangenheit die Achseln.

„Wenn ich nicht bei Euch zu Besuch wäre, würde ich jetzt etwas sagen!“ meinte sie kurz.

„Thu Dir keinen Zwang an!“ ermuthigte Lina freundlich.

„Schön! würde ich sagen,“ erwiderte die Freundin mit großer Ruhe, machte eine Pirouette auf dem Absatz und ging in ihre Stube. — — —

Der Erwartete war endlich angekommen, und am Theetisch wurde es Liesbeth vergönnt, ihr Ideal wiederzusehen! Sie gab sich, als sie an diesem Abend im Begriff war, einzuschlafen, mit innerer Befriedigung das Zeugniß, daß sie sich tadellos benommen hätte.

„Er“, im Tagebuche so: ER (mit zwei großen lateinischen Buchstaben) bezeichnet, war zwar womöglich noch bezaubernder geworden seit ihrer ersten Begegnung, und als er ihr vorgestellt wurde, konnte sie sich eines höchst peinlichen, wie ihr schien, bis in die Augäpfel sich erstreckenden Erröthens nicht erwehren, welches schlecht gerechnet, drei Minuten lang anhielt — aber sie erwiderte trotz dieses verhaßten Uebelstandes, seine Verbeugung, gerade so kurz, so gehalten und so obenhin wie die meisten siebzehnjährigen Damen, die auf die Wahrung ihrer weiblichen Würde eifrig bedacht sind.

Er hatte nicht viel mit ihr gesprochen an jenem ersten Abend, da die Seinigen ihn natürlich sehr in Anspruch nahmen, aber ab und zu sah er sie flüchtig und mit einer Art von fragendem Blick an, als wollte er sagen: „Wo der Tausend habe ich doch dieses allerliebste Mädchen schon einmal gesehen?“ was für Liesbeth jedesmal eine wahre Folterqual bedeutete.

Ob er sich innerlich über die Sache noch weiter den Kopf zerbrach, mußte dahingestellt bleiben. Zu jedem Falle begann er vom folgenden Tage an, dem jungen Gaste des Hauses seine besonderen Aufmerksamkeiten zu widmen. Dieselben verstiegen sich schon in den ersten vierundzwanzig Stunden bis zum Vollerhalten was stets als ein äußerst bedrohliches Anzeichen zu betrachten ist.

Die kurze Zeit, die Liesbeth noch im Hause des Generals vergönnt war, gestaltete sich denn von Tag zu Tag reizender und bedeutsamer, und ihre heldenhaften Versuche, die kühnen Hoffnungen und Pläne ihres Herzens vor sich selbst für „Wahnsinn“ zu erklären, wurden merklich schwächer und lebensunfähiger.

Am Tage vor der drohenden Abreise sollte noch ein kleiner Tanzfest stattfinden, und die Mädchen saßen am Fenster zusammen und nähten Cotillonschleifen aus buntem Band.

„Du!“ begann Lina nach einem ziemlich langen beiderseitigen Stillschweigen.

Liesbeth erhob die Augen von der Arbeit. „Was giebt's?“

„Wie findest Du Kurt?“ frug Lina mit einem kleinen Triumphblitz in den Augen, der ihrer Freundin nicht entging.

Liesbeth wendete eine wahrhaft übermenschliche Selbstbeherrschung an, um nicht roth zu werden — es glückte — auf nahmsweise gliickte es!

„Nun?“ wiederholte Lina, als ihre Frage unbeantwortet blieb, „ich will wissen, wie Du Kurt findest?“

„Ganz nett!“ sagte Liesbeth herablassend.

Lina sah sie sprachlos an.

„Ganz nett!“ wiederholte sie in schneidendem Ton, „nun das nimm mir nicht übel — das ist wirklich grobartig!“

In diesem Augenblick zeigte sich der Besprochene in der Thür.

Da lag er schon auf einem Knie, hob das Bettelarmband auf und hielt es mit Hin.

„Darf man in diese hochwichtige Konferenzeintreten?“ frug er lachend, als beide jungen Damen bei seinem Erscheinen verstummten, „oder wer den hier Geheimnisse verhandelt?“

„Gar nicht!“ sagte Lina mit einem boshaften Blick auf die Freundin, „Liesbeth hat Dir nur soeben Dein Zeugniß ausgestellt!“

Stille Nacht, heilige Nacht!
Nach einer Zeichnung von A. Zick.

„Seit Sexta eine unangenehme Sache für mich!“ bemerkte Kurt ernsthaft, „darf ich fragen, wie es ausgefallen ist?“

„Sie hat gesagt, Du wärst „ganz nett“!“ gab Lina zur Auskunft, stand auf und ging hinaus.

Die beiden blieben allein und schienen zunächst von ihrer Ungeschicklichkeit wenig Vortheil ziehen zu wollen, denn keines von beiden sprach ein Wort.

Liesbeth nähte mit einem Eifer, als sollte sie ihr Brot damit verdienen, daß sie Cotillonschleifen anfertigte; das verstimmte Rothwerden von vorhin hatte sich jetzt mit wahrhaft lähmender Heftigkeit eingestellt — sie hoffte im Stillen, daß ihre Stellung mit tief gesenktem Kopf diese peinliche Thatsache verbergen würde.

Der junge Mann hatte in einem Sessel ihr gegenüber mit verschränkten Armen Platz genommen und sah sie lächelnd an.

„Ganz nett,“ sagte er dann, „nun, das ist ja immer schon etwas!“

„Das finde ich auch!“ brachte Liesbeth mühsam hervor. Sie fühlte sich namenlos beängstigt unter den nachdenklich prüfenden Blick ihres Gegenübers und richtete mit der Schere erbarmungslose Verheerungen unter dem bunten Bande an.

Das Bettelarmband klirrte bei ihren unruhigen Bewegungen.

„Darf man das Armband einmal bewundern?“ frug der junge Mann harmlos und streckte die Hand danach aus, „ich habe gehört, die jungen Damen wissen darin ganz besonders raffinirte Dinge zu erfinden!“

„Um keinen Preis!“ rief Liesbeth, ganz blaß werdend, „das darf niemand sehen!“

„Hoho!“ sagte der Lieutenant, belustigt durch ihren Eifer, „das scheint mir ja eine gefährliche Sache zu sein! Aber ich bin discret — ich bringe das Gespräch auf etwas anderes,“ fuhr er scheinbar ganz unbefangen fort, „ich wollte Sie schon dieser Tage immer nach jemand fragen — darf ich?“

Liesbeth fühlte alle Schrecken des Geächteten über ihrem Haupte.

„Bitte!“ erwiderte sie fast unhörbar.

„Als ich vor zwei Jahren durch A . . . . kam,“ begann er langsam, indem er seine Augen noch immer fest auf ihrem Gesicht ruhen ließ, „und den vergeblichen Versuch unternahm, Ihrem hiesigen Vater meine Aufwartung zu machen, da war bei Ihnen gerade großes Scheuerfest!“

„So?“ erwiderte Liesbeth anscheinend sehr verwundert.

„Ja, denken Sie mal!“ fuhr er gemüthlich fort, „und die Damen der Familie waren natürlich nicht sichtbar!“

„Natürlich!“ wiederholte Liesbeth mechanisch.

Kurt blickte sich tief, um ihr in die Augen zu sehen — ein erfolgloses Unternehmen, denn die dichten, schwarzen Wimpern hoben sich auch nicht um eine Linie weit.

„Da hatten Sie sich ein allerliebstes Stubenmädchen,“ sagte er lachend, „sie hieß Christel — was ist denn aus der geworden?“

Liesbeth warf einen hilflosen Blick umher und suchte nach einem Vorwand, das Zimmer zu verlassen — sie antwortete nicht.

„Ist sie noch bei Ihnen?“ frug der erbarmungslose Gegner weiter.

„Nein!“ murmelte Liesbeth.

Der Lieutenant lehnte sich in seinen Sessel zurück und sah zur Decke empor.

„Schade,“ meinte er nachdenklich, „es war das niedlichste Persönchen, das ich jemals gesehen habe!“

Liesbeth schwieg.

„Sie wird gewiß auch eine gute Hausfrau werden,“ bemerkte der Lieutenant mit einem halb ernsten, halb neckenden Blick auf das Mädchen, „meinen Sie nicht?“

„Ich hoffe!“ erwiderte Liesbeth tapfer, mit dem Muth der Verzweiflung.

„Ich hoffe auch!“ sagte der junge Mann jetzt in einem plötzlich ganz ernsthaften Ton, „und wissen Sie, was ich mir eigentlich ausgedacht habe?“

„Nein — das kann ich doch unmöglich wissen!“ stammelte Liesbeth mit einem letzten Versuch, unbefangen zu sein.

„Ich wollte immer nur ein Mädchen heirathen wie jene Christel,“ gab er ruhig zurück, „glauben Sie, daß sie mich nehmen würde?“

Liesbeth fand haltlos auf — die Bandschleifen flatterten wie aufgescheuchte Vögel von ihrem Schoß herunter zur Erde.

„Das weiß ich nicht!“ flüsterte sie fast unhörbar.

Er lachte etwas verlegen.

„Nun wahrhaftig, ich weiß es auch nicht!“ sagte er mit Anstand auf, „aber wie denken Sie denn darüber?“ fuhr er fort und faßte die Hand mit dem Bettelarmband, die Liesbeth ihm nicht entzog.

„Fragen Sie sie doch!“ erwiderte sie und hing den Kopf.

Da ging das Bettelarmband auf und fiel klirrend zur Erde — er lag schon auf einem Knie, hob es auf und hielt es ihr hin.

„Ich habe noch keine Antwort,“ setzte er dringend hinzu.

„Sehen Sie sich doch das an!“ flüsterte Liesbeth in tiefster Verlegenheit.

Er hielt das kleine, rasselnde Ding in der Hand und warf einen verständnißlosen Blick darauf.

„Ich begreife nicht!“ sagte er dann und zuckte die Achseln.

„Das ist ja die Mark, — die Sie — die Sie — die damals die Christel als Trinkgeld bekommen hat,“ rief Liesbeth und machte nach diesem Bekenntniß einen kühnen Versuch, an ihm vorbei zur Thür zu gelangen.

Aber er hielt sie fest.

„Liebe Liesbeth!“ sagte er mit ganz unsicherer Stimme und feuchten Augen, „aber wissen Sie — das finde ich furchtbar rührend von Ihnen!“ —

Und als Lina fünf Minuten später wieder ins Zimmer kam, fand sie ein glückseliges Brautpaar, und die Cotillonschleifen lagen alle am Boden. Sie konnte sich in ihrer stürmischen Freude über diese Wendung der Dinge aber doch nicht enthalten, keinmeckernd zu bemerken: „Habe ich Dir's nicht gleich gesagt, Liesbeth, daß Du Dich in ihn verlieben würdest?“

„Als wenn ich das jetzt erst gethan hätte!“ rief Liesbeth glücklich und unverschämt.

Die Eltern unserer kleinen Freundin waren zwar nicht sehr entzückt über das Ergebniß dieses Ausflugs in die Welt, „kann hat man etwas an den Töchtern, da verloben sie sich — natürlich!“ brummte der Oberstlieutenant.

Aber dieses „natürlich“ hatte doch einen starken Beigeschmack von Wohlgefallen und geschmeichelter väterlicher Eitelkeit.

An Liesbeths Polterabend trat die „Christ-natürlich in höchsteigner Person mit Staat und Besen auf und gab allen anwesenden jungen Damen den Rath, bei vorkommenden Scheuerfesten ja fleißig Hand anzulegen — wie Figura zeige, sei das oft eine ganz glorreiche Spekulation.

Die Weissagespiele der Zwölfnächte.

Von **Alexander Tille**. Mit Abbildungen von **E. Zimmer**.

Soweit Germanen wohnen, soweit reicht auch die Heiligkeit der „Zwölfnächte“ um die Zeit der Wintersonnenwende. Als der Angelsachse, in welchem die Sonne ihre niederfesselnde Bahn verlieh und umkehrt, nun einen neuen Jahreskreisen zu führen, gilt im Volksglauben allgemein die Nacht vom 24. zum 25. Dezember, die Christnacht oder der Heilige Abend, an dem die jüdisch-christliche Ueberlieferung den Rabbi Jesus geboren werden läßt. Ursprünglich schlossen sich die „Zwölf heiligen Tage“ allerdings so an diese Nacht an, daß jedes vorausgingen und jedes folgten. Dieser Stand der Dinge hat sich bis heute nur in engen Grenzen noch rein erhalten und meist Verschiebungen erlitten, die wohl in der Hauptsache auf die Einführung des Gregorianischen Kalenders an der Stelle des Julianischen zurückgehen, meist dieselbe auch noch nicht über-anstrengend erklärt. In dem größten Theile Deutschlands versteht man unter den „Zwölf Nächten“ die Zeit vom Heiligen Abend bis zum Dreikönigstage, in Baiern die Zeit vom Thomastage bis zu Neujahr, und in Franken sowie in Mecklenburg die Spanne von 2. bis zum 13. Januar. In Baiern ist das Ursprüngliche also am reinsten erhalten. In Franken und Mecklenburg kommt man mit einer einfachen Verschiebung um elf Tage aus. Die gemeinsame Rechnung übrigens muß unerklärt bleiben.

Die Zwölfnächte sind die eigentliche Zeit des Weibens übernatürlicher Mächte, die Zeit, in welcher der Mensch eine Frage frei hat an das Schicksal und wohl auf Antwort hoffen darf, wenn er nur richtig zu fragen versteht. Der Sturmwind der Weihnacht, das Knospen der Bäume, das Reden der Thiere im Stalle, das Gerathen der Weihnachtsspeisen und

die Stellung der Christbaumzweige, das alles giebt dem Menschen nach dem Volksglauben Winke über die Geheimnisse der Zukunft und insonderheit über sein und der Seinen Schicksal.

Die alten Germanen warfen, um der Götter Willen und die Zukunft zu erforschen, Buchenstäbchen auf ein weißes Tuch, deuteten die Runen, welche diese Stäbchen bildeten, auf bestimmte Worte, und die Priester vereinigten die Worte zu Sätzen, zu Orakelsprüchen. Was einst blutiger Ernst war und über Leben und Tod, über Krieg und Frieden, über das Schicksal ganzer Völker und Stämme entschied, das ward im Laufe der Jahrhunderte zum harmlosen Spiel und meistens ein-

Das Weissagespiel der schwimmenden Lerchen in der Bukowina.

geschränkt auf die Vorbedeutung von Ereignissen, die sich in jedem Menschenleben wiederholen, vor allem aber auf die wichtigste Lebensfrage, über die dem einzelnen selbst die Entscheidung zusteht, auf die Ehe. Eine ganze Reihe solcher Lustspiele leben noch heute im Volke und werden niemals mit solchem Eifer und solchem Ernst getrieben wie in den Zwölfnächten.

Ebenfalls durch das ganze Germanenthum geht der Glaube an weisende Thiere, der Glaube, daß bestimmte Instinktshandlungen, insbesondere eines Hausthieres, die Bedeutung von Fingerzeigen haben, welche das Schicksal geben. Wollen die Mädchen zu Pfullingen in Schwaben wissen, welche von ihnen zuerst Braut werden wird, so backen sie einen Gänserich und binden ihm irrsinnig die Augen zu. Sie bilden um ihn einen Kreis und reichen sich die Hände. Ein loses Liedlein singend, marschiren sie um das tanmelnde Thier, und diejenige, welche zuerst von ihm gepackt wird, bekommt zuerst einen Mann. Bei Lorch am Rheine schlachtet man am Donnerstag vor Weihnachten eine junge schwarze Henne ein und legt sie auf den Fußboden. In dunter Nacht legt sich dann die neunschöne Jugend im Kreise darum und wartet auf ihr Erwachen. Sobald sie aufsteht, eilt sie auch aus dem Kreise, und das Paar, zwischen dem sie durchläuft, heirathet noch im selbigen Jahre.

In der Bukowina backen die Mädchen um Weihnachten kleine Kuchen, bestreichen sie reichlich mit Fett, versehen jeden mit einem besonderen Abzeichen und legen sie säuberlich der Reihe nach auf ein niedriges Brett. Alsdann wird der Hausknud feierlich zum Schmause geladen. Er erscheint auf der Schwelle und wird dald die lockere Speise gewahr. Nun weiß er kaft der heiligen Zeit, in der er sich befindet, ganz genau, welches Mädchen zuerst heirathen wird. Ein Blick auf die lockende Kuchenreihe lehrt ihn sogleich, welcher Kuchen der Glücklichen gehört, und im

Bleigießen.

Vollgefühle seiner Würde als Orakelkundiger erbarmt er sich zuerst über diesen. Doch soll es auch dann und wann vorkommen, daß er, seiner hohen Aufgabe vergessend, sich zugleich über sämmtliche Kuchen macht, so ganz lose Hunde werden sogar das Kuchenbrett um. In diesem Falle haben natürlich alle betheiligten Mädchen am gleichen Tage Hochzeit.

Eine andere Art Neujahr von Loospielen läßt sich zusammenfassen unter dem gemeinsamen Zug der Schwimmenden Herzchen. Auch dieses Spiel kennt die Bukowina. Daß es in der Weihnachtszeit des Abends immer ein reges Laufen von Haus zu Haus gab, haben sich zwei, drei oder auch mehr Mädchen zusammengefunden, dann geht's rasch nach einer stillen Kammer, wo sie sich einschließen und, von niemand belauscht, eine geräumige Schüssel mit reinem Quellwasser auf den Tisch stellen. Jedes Mädchen macht sich nun ein Wachsklötchen auf einer kleinen Wachsscheibe fest. Alle Herzchen werden aufs Wasser gelegt, so daß keins den Rand der Schüssel berührt, und zugleich angezündet. Welches Herzchen zuerst mutschigt, deren Herzchen ist zuerst verlaufen, und ihr Werber wird in Bälde erscheinen.

In Sachsen steht die große Wasserschüssel am Neujahrsabend auf dem Familientische. Sind nur Mädchen zugegen, so verläuft das Spiel folgendermaßen. In leeren Aufschalen werden kleine Stückchen eines dünnen Wachsstockes festgeklebt. Hat das Mädchen nun einen Liebhaber, so denkt sie sich unter einem Kähnchen diesen, unter dem andern sich selbst und unter einem dritten den „Pastor". Dann setzt sie alle drei Lichterschiffchen brennend aufs Wasser. Kommt sie mit ihrem Schatz zusammen, so wird sie bald seine Braut; kommt auch der „Pastor" noch dazu, so ist auch bald Hochzeit. In anderen Falle hat sie böse Aussichten. Hat ein Mädchen mehrere Liebhaber oder mehrere, die sie sich wünscht, so läßt sie für einen jeden eine Nußschale schwimmen und eine weitere für sich. Derjenige, dessen Schale sich mit der ihren vereinigt, wird ihr Schatz. Auch hier spielt der Pastor seine Rolle. — Sind Burschen und Mädchen beim Spiele betheiligt, so bekommt jedes ein Leuchtkähnchen, ein weiteres wird für den Pastor ausgeworfen, und diejenigen, deren Lebensschicksalen sich vereinigen, werden ein Paar.

Das beliebteste Weihnachtsspiel Kärnts ist „Erde, Brot und Lumpen". Es wird mit sehr großem Ernste gespielt, und man glaubt noch vielfach an seine Untrüglichkeit. Auf dem Tische werden drei Töpfe aufgestellt und zwar umgekehrt. Unter dem einen liegt etwas Erde, unter dem andern ein Stück Brot und unter dem dritten befinden sich einige Lumpen. Wer den ersten wählt, kommt in demselben Jahre noch unter die Erde, wer den zweiten vorzieht, zu Brot, und der Besitzer des dritten an den Bettelstab.

Weitaus die reichhaltigsten Ausschläge über die eigene Zukunft liefert das Blei in ganz Deutschland gleichmäßig verbreitete Bleigießen. Auch hier ist ein großes Wassergefäß erforderlich. In einem Eisenlöffel wird über dem Lichte oder auch in der Ofenröhre etwas Blei geschmolzen und dasselbe dann durch einen Erbsschlüssel in das Wasser gegossen. Aus den Formen, die es hier annimmt, schließt man auf das Gewerbe des künftigen Ehemannes oder auf sein eigenes Los. Sieht man Seile, Hobel, Leisten oder Scheren, so bedeutet es einen Seiler, Schreiner, Schuster oder Schneider. Rüben und Mähren bedeuten einen Landmann, Geschütze einen Seemann, und kommen Spitzhacke, Krahe

Bleigießen.

und Faustel zutage, so flüstert man: „Am Ende bekommen wir gar einen Weyzgraweiter." Hier und da schlägt man auch Eier ins Wasser und schließt aus den Gestalten, die der Inhalt annimmt, auf die Zukunft. Aber nicht nur auf die Berufsrichtung gehen die Weissagungen des Bleies. Viele kleine Rüben bedeuten auch Geld, ein Wagen eine Reise, ein Sarg Tod ꝛc.

Eine weitere Gruppe bilden die Burschspiele. Sie gestalten in solche, bei denen mit Stühlen, und in solche, bei denen mit Apfelschalen gespielt wird. Mit dem Rücken nach der Thür gewandt, tritt das Mädchen, welches seine Zukunft erforschen will, mitten ins Zimmer. Die anderen schließen um sie einen Dreiviertelskreis, so daß nur der Raum der Thür frei bleibt. Nun wirft das Mädchen den einen ihrer Schuhe über ihren Kopf nach rückwärts. Ist seine Spitze nach der Thür gerichtet, so verläßt sie noch dieses Jahr das elterliche Haus, weist aber der Absatz dorthin, so bleibt sie noch daheim. Liegt der Schuh auf der Sohle, so geht alles glücklich vonstatten, liegt derselbe aber umgekehrt, dann giebt es manderlei Aufstoß.

Im Norz und auch anderwärts wird in der Weihnachtszeit voneinem Vorsdorfer Apfel die Schale so vorsichtig abgeschnitten, daß sie ganz zusammenhängend bleibt. Alsdann wirft man dieselbe über den Kopf. Der Buchstabe, den sie beim Niederfallen auf den Erdboden bildet, ist der Anfangsbuchstabe des Namens des künftigen Gatten. In Böhmen schreiben die Mädchen auch das ganze ABC an die Thür, treten mit verbundenen Augen davor und tippen mit dem Finger unter die Buchstaben. Derjenige, welchen sie treffen, hat die gleiche Bedeutung wie der Apfelschalenbuchstabe.

Ist die Antwort auf die Frage, ob im neuen Jahre Hochzeit sein wird, glücklich beigelegt angestellen, hat ferner das Bleigießen den Stand des künftigen Gatten bestimmt, so bleibt immer noch allerlei Wissenswertes übrig; so, ob der Bräutigam schon oder lässlich, temmm oder gerade, arm oder reich sein wird. Auch das zu erkunden hat man Mittel gefunden. Geht das Mädchen nachts zwischen Zwölf und Eins in den Holzstall, zieht aufs Gerathewohl abgewandten Gesichts, schweigend und

unbeschrieen ein Scheit aus dem Holzstoß und dasselbe ist schlank und gerad gewaxt, so ist auch ihr Gang von solcher Leibesgestalt. Ist es kurz und dick, so wird derselbe weder ein Riese noch allzu schmächtig sein, und ist es ähig, so dürfte ihm gar ein kleiner Rückgratsfehler anhaften.

Auch noch auf andere Weise ist das sicher zu hellen. Nasst man zu derselben Stunde einen Arm voll Scheite zusammen und enthälterdesselbeine gerade Anzahl, so giebt's einen gut gewachsenen Mann, andernfalls einen Krüppel.

Aber auch derjenige, der längst ein Weib heimgeführt hat, kann allerlei Fragen an die Zukunft thun. Um zu wissen, ob eins aus der Familie im kommenden Jahre sterben wird, braucht man nur mittels eines Erbsenbechers soviel kleine Salzhäufchen auf den Tisch zu machen, als die Familie Glieder zählt, und jedem derselben eins zuzutheilen. Fällt dann während der Christmetten eins um, so muß sein Besitzer sterben.

Um das Wetter des folgenden Jahres zu erkunden, giebt es kein so untrügliches Mittel wie das folgende. Am Christabend holt man zwölf Zwiebeln aus und füllt sie mit Salz. Man stellt sie auf dem Tische auf und giebt jeder den Namen eines Monats. Ist das Salz einer Zwiebel am folgenden Morgen zerlaufen, so ist der betreffende Monat feucht, wo nicht, trocken. Das Wetter soll freilich in diesem Falle sehr von der Wahl der Zwiebeln abhängen! Aber auch Sonnenschein und Regen bekommen die Zwiebeln des Jahres und den Tag soll die Ernte noch nicht allen. Daher hat mancher auch einen brauchbaren Bratapfel angesehen, aus dies einigen mußten in der aus selbigen Kern, und bisher eingetrommen ein Glas Bier ausschlaggebend sein zu lassen. Fällt man nun sich an Heiligen Abend 6 n Glas Wein bis zum Rande und viele es denn Jahre geben auf den Tisch und es klimmt in der Nachtuhr, aber nun gemahd kommen daran Theil, so wird die Ernte überreich. Schon mancher Bauer

Schutzwerfen.

Landwirth hat eine Ernte erzielt, die seine Scheunen kaum zu fassen vermochten, indem er fühlen Wein nahm und beim Zubringen noch einmal recht gründlich einheizte. Man muß die Sache nur anzugreifen verstehen!

Finstere Mächte.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten.

Eine Bauerngeschichte von **Elmar Weidrod.**

Die Glocken, die den Sonntag einläuteten, sind längst verstummt, im Dorfe sind alle Lichter erloschen, kein Laut dringt mehr zu mir herauf in mein einsames „Herrenhaus“, wie die Leute im Dorfe meine Wohnung nennen. So lange die Glocken klangen, hatte man das Brausen des Nordsturmes nicht gehört, und so lange die Fensterreihen in den Häusern erleuchtet waren, hatte die tiefe Winternacht ihre Herrschaft noch nicht unumschränkt angetreten; jetzt hört man den Sturm wieder ganz allein, und gegen die Herrschaft der Nacht kämpft kein Licht mehr an. Ich könnte mein Licht auch auslöschen und ins Bett gehen, aber ich mag noch nicht. Wenn man Gesellschaft eingeladen hat und die Gäste sind noch versammelt und noch in lebhaftem Gespräch, löscht man auch nicht plötzlich die Lichter aus und geht ins Bett — und ich habe heute abend Gesellschaft: meine Gedanken sind versammelt und erzählen mir eine Menge Geschichten, zum Theil aus längst vergangener Zeit. Das geht bunt durcheinander: die einen fangen an zu erzählen, ehe die andern fertig sind, dann brechen sie ab, fangen etwas anderes an oder erzählen das weiter, was die andern angefangen haben, und diese wieder springen zu etwas neuem über.

Diese Art Unterhaltung gefällt mir nicht, meine Gäste müssen verständig reden und nur über ein einziges gemeinschaftliches Thema. Es ist im Grunde nicht schwer, ein solches Thema zu finden. Der Sturm draußen, der das Glockenläuten überdauert hat, bringt mich darauf, an die finstere Macht zu denken, welche die Herzen der Bewohner des Gebirgsthales, in dem ich wohne, beherrscht, an den Aberglauben, der wohl noch für lange, lange Zeit den Sieg über den reinen Glockenklang der Wahrheit davontragen wird. Wie haben wir schon dagegen angekämpft, der Pfarrer, der Schullehrer, der Arzt und ich, wie haben wir uns bemüht, dem Lichte Eingang zu verschaffen in die finsteren Herzen! In der Schule, in den Kirchen, in den Häusern, an Krankenund Sterbebetten, an Wiegen und Särgen, bei Trauungen und Einsegnungen ist gewirkt und gestrebt worden, um wenigstens das Unheil abzuwenden, das der Aberglaube schon tausendfach über diese Menschen gebracht hat, um wenigstens die Steine hinwegzuräumen, über welche sie im Finstern stürzen würden. Wir haben wenig erreicht. Aber wir wollen weiterkämpfen!

Meine Gedanken haben sich nun alle auf eine Gegebenheit gesteigert, welche sich hier ereignete. Ich will sie erzählen, obwohl sie mir nur eine schmerzliche Erinnerung ist an die Fruchtlosigkeit unseres Kampfes. Aber vielleicht wird sie doch auch zum Samenkorn, das da oder dort auf guten Boden fällt und gesunde Frucht trägt.

Etwas abseits vom Pfarrdorfe Dockenförth, in der Nähe der Steinbrüche und der sogenannten Moorheide, liegt der Moorheidehof, der dem Bauern Thomas gehört. Es ist nur ein kleiner Hof mit wenig Vieh und kleinen Aeckern; das Haus ist zwar steinern, aber nur einstöckig, und der Schener sieht man es schon an, daß man bei ihrer Errichtung nicht auf große Ernten gerechnet hat — aber der „Moorheidner“ ist doch ein angesehener Mann in Dockenförth, denn er hat immerhin seinen „eigenen Hof“ und hat nie fremder Leute Brot gegessen. Außerdem ist er der Schwager des Otterhofbauern in Wieselbach, und der ist der reichste Bauer weit und breit, mit dem sich in Dockenförth keiner messen kann, obwohl es das Pfarrdorf ist.

Wie es kam, daß sich die stolze Schwester des reichen Jakob vom Otterhof vor ungefähr dreißig Jahren herabließ, den Moorheidler zu heirathen, weiß ich nicht — jedenfalls genügte es dem Selbstgefühl der Familie des Otterhöfers, daß der Thomas keinen Pachthof hatte, sondern eigenen Grund und Boden, und der Jenz war bei ihrem herrischen Charakter ein sanfter, schüchterner Mann

Im Mondenſchein.

Aus dem Bilderzyklus zu Julius Wolffs „Lurlei“ von W. Kray und L. W. Heupel (Verlag von Fr. Hanfstaengl Kunstverlag A. G. in München).

gerade recht; da gab es keinen Zank im Hause, denn es war nicht zweifelhaft, wer darin das Regiment führen würde, ob der stille, friedertige, wortkarge Mann mit dem einfältigen Hause und den spärlichen Reckern, oder sie, die harte, handfeste Frau. die einzige Tochter des reichsten Bauern in der ganzen Gegend. Wie zu erwarten war, fühlte sich der Moorheidler alsbald sehr unglücklich, obwohl er niemals klagte. Er hatte nicht nur unter der Herrschsucht und Heftigkeit seiner Frau zu leiden, sondern auch unter der Tyrannei seines Schwagers, der sich in alle seine Angelegenheiten mischte, ihm beständig anbefahl, was er als „Schwager des Otterhofbauern" zu thun und zu lassen habe, und gegen den der sanftmüthige, nicht gerade übermäßig kluge Mann waffenlos war.

Niemand bemitleidete ihn, als die Frau nach fünfjähriger Ehe an einem Hitzschlage starb. Aber sie hinterließ ihm einen Sohn, der, beim Tode der Mutter erst vierjährig, dieses kurze Zusammenleben mit ihr doch dazu benutzt zu haben schien, sich ihr Wesen und ihren Charakter genau einzuprägen und ihr getreues Ebenbild zu werden. In seiner Person wurde auch die Tyrannei des Otterhofbauern fortgesetzt, denn der kleine Burkhard wurde in erster Linie als dessen Neffe betrachtet und war nur so nebenbei der Sohn seines Vaters. Der Moorheidler ließ sich diese Bevormundung still gefallen; er fürchtete sich vor der Gewaltthätigkeit seines Schwagers, und dessen Selbständigkeit und Reichthum machten einen gewaltigen Eindruck auf ihn; er sah selbst ein, daß es eine Ehre für ihn sei, der Vater des Neffen des reichen Jakobs vom Otterhof zu sein.

Nur als er daran ging, sich wieder zu verheirathen — denn die Wirthschaft bedurfte selbstverständlich alsbald eines Ersatzes für die verlorene Hausfrau — ließ er sich nicht dreinreden, sondern entwickelte unpläslich einen eigenen Willen. Er heirathete die Tochter eines armen Mannes, der, zu kränklich zur Feldarbeit, sich kümmerlich damit ernährte, daß er Schachtelchen für Spielwaren-Fabriken anfertigte, während Gertrud, seine Tochter, die einzige „Lohnspinnerin" im Dorfe, das heißt das einzige Mädchen war, das nicht für den eigenen Hausstand, sondern für fremde Leute spann und während der Spinnzeit von den Bauern zur Hilfe in den Spinnstuben bestellt wurde.

Man muß den Bauernhochmuth kennen, um zu beurtheilen, welche niedrige Rolle solch eine vereinzelte Lohnspinnerin in den Spinnstuben spielt; selbst die Mägde betrachteten sie nicht als ihresgleichen, denn sie zogen doch nicht mit ihren Spinnrädern von Hof zu Hof wie Gertrud. Darum hatte auch niemand daran gedacht, daß je etwas daraus entstehen könnte, wenn der Moorheidler öfters in die Hütte des Schachtelmachers ging, anfangs in der That nur, um seinen Flachs spinnen zu lassen, allmählich aber, weil das sanfte, ruhige und dabei doch heitere Wesen der Lohnspinnerin ihm wohlthat und ihn immer mehr bestrickte. Das war ein Mädchen, das für ihn paßte! Das sagte er erst nur sich selbst und dann sagte er es ihr. Dem Jakob vom Otterhof sagte er es nicht, der wurde plötzlich in der Kirche mit dem Aufgebot überrascht und soll an diesem Tage in nicht besonders frommer Stimmung das Gotteshaus verlassen haben. Es kam zu fürchterlichen Auftritten zwischen den Schwägern, das heißt, der Jakob wüthete und tobte, während der Moorheidler still zuhörte — es mochte so schlimm kommen, wie es wollte, genau so hatte er es erwartet. Er heirathete seine Auserwählte doch und Jakob überwarf sich nicht mit ihm, Burkhards wegen, wenn er auch von nun an Burkhard lieber zu sich kommen ließ, als daß er ihn im Moorheidehof besuchte.

Der Moorheidler hätte dem Schwager den Jungen gern ganz abgetreten, wenn Jakob gewollt hätte, denn je größer Burkhard wurde, desto mehr entwickelte sich sein schlechter Charakter; aber Jakob bemerkte dies ebenfalls, und obwohl ihn sein Familienhochmuth dazu trieb, sich seines Schwesterssohns in jeder Weise anzunehmen, so bedankte er sich doch im Stillen dafür, ein so übelgeartetes Früchtchen in seinem eigenen Hause zu beherbergen. Wenn sein Schwager ihm mit dahingielenden Anspielungen kam, so sagte er, Burkhard sei der Erbe des Moorheidehofes und der künftige Bauer müsse auf seinem Hofe groß werden. Alle schlechten Streiche, die Burkhard verübte, schob der Otterhofbauer auf die mangelhafte Erziehung, die ihm von seiten seines schwachen Vaters zutheil würde, und darauf, daß es den Jungen erbittern und erbosen müsse, zu sehen, wie Rupert, des Moorheidlers Sohn aus zweiter Ehe, ihm bei jeder Gelegenheit vorgezogen, wie er um dessen Stiefbruders willen in allen Dingen übervortheilt würde.

„Das ist doch nicht so ganz wahr, Schwager," bemerkte hierzu schüchtern der Moorheidler. „Wenn einem von den Buben durch die Finger gesehen wird, so geschieht's dem Burkhard. Wahrhaftig wahr ist's, Schwager, wenn ich dem Jungen alle die Hiebe aufzählen wollte, die er verdient, ich könnt' nie zu Jahren eine neue Peitsche kaufen und Michaeli wär' sie schon hin! Der Rupert ist ein braves Kind, der verdient nie Strafe und kann deshalb auch keine."

Der Otterhofbauer beharrte aber bei seiner Ansicht und setzte dieselbe auch Burkhard gegenüber.

„Du hast eben eine Schlafhaub' zum Vater und eine Stiefmutter noch obendrein," sagte er zu dem ohnedies schon so trotzigen und bösartigen Jungen, „darum wird Dir Dein Recht nicht. Jedmal fragt ein Weib nach dem eigenen Kinde, ehe es einmal nach dem Stieflinde fragt. Aber Du brauchst Dir von der nichts zu lassen, die hat Dein Vater hinter der Hecke aufgelesen. Hier in meiner Gesindestube hat sie auch gesessen und gesponnen und wenn einer von den Mägden der Nehpaß leer geworden war, so hat sie ihn der Lohnspinnerin hingereicht und nicht Dank gesagt, wenn die ihn ihr gefüllt hat. Eine saubere Stiefmutter für den Sohn meiner Schwester!"

Diese Rede war in der That sehr überflüssig, denn niemand brauchte Burkhard zu sagen, daß er sich von seiner Stiefmutter nichts gefallen lassen solle — er wußte es schon von selbst, und der Gertrud wiedermm war das Gefühl, nicht für „voll" zu gelten, so sehr von Jugend auf in Fleisch und Blut übergangen, daß sie es nimmermehr gewagt hätte, an Burkhard einen Anspruch des Gehorsams zu erheben. An ihrem Manne hatte sie keine Rückhalt und sie scheute sich auch, ihm Unangenehmes zu bereiten. Sie wußte, daß ihm Burkhards schlechter Charakter schon Kummer genug verursachte, und so ertrug sie dessen rohes Benehmen übergeduldig wie der Moorheidler selber.

Es war daher nicht selten Ruperts Sache, seine allzu nachgiebigen Eltern vor Burkhard zu schützen, und je größer und verständiger er wurde, desto nachdrücklicher that er es. In den was ihn selbst betraf, gab auch er Burkhard meistens nach, denn dieser war der ältere, der künftige Bauer und der Erbe des großen Vermögens seiner Mutter; letzteres flößte allen Bauern im Dorfe Ehrfurcht ein, und so auch dem Rupert. Aber er war an Körperkraft seinem Stiefbruder dreifach überlegen, und wenn dieser gegen Vater und Mutter unverschämt und roh war, so kam es Ruperts Fäuste gehörig zu fühlen.

Der Moorheidler, der vor allen Dingen Frieden und Eintracht herbeiführte, pflegte zwar bei solchen Gelegenheiten Ruperts Inständigst zu bitten, seinen Bruder doch lieber gewähren zu lassen, als solche Zänkereien hervorzurufen. Das half ihm aber nichts, das war ein Punkt, wo Rupert niemals nachgab. Und im Grunde gewannen der Moorheidler sowohl als Gertrud nun so lieber, weil er sich so tapfer ihrer annahm. In Burkhards Seele hingegen entstand ein Haß gegen seinen Stiefbruder, der mit den Jahren immer heftiger wurde und dessen Folge endlich war, daß ein Zusammenleben der beiden Brüder auf demselben Hofe zur Unmöglichkeit wurde.

Natürlich war es Rupert, der weichen mußte. Burkhard gehörte auf den Hof, obgleich er das windschiefe, schwarze Gebäude zwischen den Steinbrüchen und der Moorheide keineswegs als heimathlichen Gefilden ansah. Es wäre allenfalls möglich gewesen, ihn zu seinem Oheim auf den Otterhof zu schicken, wo er die Beweitschaftung eines größeren Gutes hätte erlernen können, aber der Otterhofbauer bedankte sich dafür. Sein Haupt interesse an Burkhard war erloschen, seitdem ihm selbst, nach fünfjähriger kinderloser Ehe, ein später Sprößling geboren worden war. Neben der Liebe zum Gelde und zu sich selber war nur noch ein einziger Platz frei im Herzen des Otterhofbauern; diesen Platz hatte bisher, wenn auch nur halb unbewußt, Burkhard eingenommen, jetzt war er aber ganz verdrängt worden durch den spätgeborenen kleinen Magnus, der mit seinem hellblonden Haar und grobknochigen Gesichtchen, seinen derben Gliedern und großen veilchenblauen Augen seinem Vater wie ein Engel an Schönheit vorkam. Zwar war Jakob früher in der Erziehung des kleinen Buben, dem freundlich war er es keinem Menschen und konnte es nicht einmal mit dem Kinde

das sein Abgott war. Aber mit dem feinen Empfindungsvermögen der kleinen Kinder fühlte es Maguns doch heraus, wie sehr er geliebt wurde, und selbst wenn der Otterhofbauer seinen Jähzorn hatte und die Leute ihm aus dem Wege gingen wie einem losgerissenen Bullen, kletterte Magnus gefrost an ihm hinauf und streichelte ihm den struppigen Bart, bis Jakob nicht umhin konnte, zu schmunzeln, und statt des Wutbrennpunktes ein Strahl der Liebe aus seinen Augen brach.

Zwischen Rupert und Burkhard wurde unterdessen der Stand der Dinge immer schlimmer, und wiederum, wohl schon zum zehnten Male, mußte der ratlose Moorheidler auf dem Otterhofe erscheinen und seinen Schwager bitten, Burkhard auf den Hof zu nehmen.

„Nur so lang' nimm ihn, bis Rupert sich irgendwo verdungen hat," bat er. „So hart es mich ankommt, den braven Jungen wegzugeben und fremder Leute Knecht werden zu sehen, so will ich's doch nicht erleben, daß einer von meinen Buben den andern unter die Erde bringt, und weiß Gott! der Burkhard wird mir den Jammer noch anthun, wenn nicht ein Ende gemacht wird. Nimm ihn mir ab, Schwager, nur bis sich der Rupert verdungen hat!"

„Auf wie lang' wär' denn das?" fragte Jakob.

„Ich dächte, so vier Wochen werden draufgehen," erwiderte der Moorheidler ängstlich, denn er sah es seinem Schwager an, daß er die angegebene Zeit unter allen Umständen zu lang finden würde. „In Dockenförth selbst kann's nicht sein, da braucht keiner einen Knecht, da muß der Junge weiter hinunter ins Thal und sich in den andern Dörfern umsehen."

„Vier Wochen ist mir zu viel!" sagte Jakob, „so lang will ich den Raufbold nicht auf dem Hofe haben. Aber einen andern Rath wüßt' ich, Schwager," fuhr er bedächtig fort mit der Miene eines Mannes, der weiß, daß seine Rathschläge für andere Leute Gesetz zu sein pflegen. „Thu' Deinen Rupert in meinen Dienst, fleißige Hände sind auf dem Otterhofe immer zu brauchen und Arbeit habe ich alle Tage genug."

Aber so gut dieser Ausweg auch war, der Moorheidler griff doch nicht gleich zu. Still und nachdenklich saß er seinem Schwager gegenüber und drehte die gute schwarze Sonntagskappe, die er dem reichen Schwager zu Ehren am Werktage aufgesetzt hatte, langsam in den Händen hin und her. Ihm wollte es doch nicht so recht in den Sinn, daß Rupert da als Knecht dienen sollte, wo sein eigenes Weib die Tochter des Hauses gewesen war.

„Na, was giebt's da zu überlegen?" fuhr ihn Jakob an. „Ist mein Rath nicht gut und thu' ich nicht ein Uebriges, um Dir zu helfen?"

„Ja, Schwager, freilich," versicherte der Moorheidler, „aber lieber wäre mir's, Du nähmest . . ."

„Den Burkhard kann und will ich nicht nehmen," unterbrach ihn der Otterhofbauer barsch, „schon wegen der da nicht!" Er wies mit dem Daumen über die Schulter nach der Stubenecke hin, in welcher Eva, seine Nichte und sein Mündel, mit der Dorfnähterin saß und Perlen auf den Boden eines Käppchens nähte. „Du weißt ja, daß das Mädchen mit dem Burkhard so gut wie versprochen ist. Brautleute gehören nicht unter dasselbe Dach!"

Der Moorheidler sah, wie Eva bei diesen Worten aufsuhr und einen trotzigen Blick auf Jakob warf.

„Hast Dich gestochen?" fragte die alte Nähterin. „Der Pappdeckel ist gar bös nähen!"

„Dann geht's aber mit dem Rupert am Ende auch nicht," sagte der Moorheidler mit einem lustigen Blick auf Eva, „denn wenn der mit der Eva unter dasselbe Dach kommt, so hat der Burkhard vielleicht das Nachsehen. Die Leute reden so allerlei; es heißt, die Eva lasse den Burkhard immer gehörig abfahren, wenn er mit ihr schönthun wolle, und wenn sie mit dem Rupert zusammen sei, verhalte sich die Sache ganz anders."

Jetzt war Eva blutroth geworden und beugte den eben noch trotzig erhobenen Kopf tief auf die Arbeit.

„Hast Du Hitze im Kopf?" fragte die Nähterin. „Siehst Du, warum lacht Ihr den Kaiser ohne Eichorle! Der geht zu viel ins Wirt!"

Aber auch Jakob war sehr roth geworden und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß das Holz krachte.

„Bleib' mir vom Leibe mit Deinem dummen Gered'!" donnerte er. „Wenn der Rupert der Ev' gut genug ist, um auf dem Tanzboden mit ihm zu lachen, so ist er ihr doch noch lange nicht gut genug zum Heirathen, kannst Du das verstehen, he? Meinst Du, die Nichte des Otterhofbauern nähm' einen, der nicht auf eigenem Grund und Boden sitzt? Mit dem Burkhard ist sie versprochen und mit keinem andern!"

Jetzt stand Eva hastig auf, und ohne näher zu treten, rief sie mit erregter Stimme zu ihrem Oheim hinüber:

„Das ist nicht wahr, Oheim, versprochen bin ich nicht mit ihm! Wir sind noch nicht zusammen in der Pfarre gewesen und einen richtigen Antrag hat er auch noch nicht gemacht!"

Wie von einer Natter gebissen, fuhr Jakob nach ihr herum. „Was soll das heißen?" frag er mit blitzenden Augen. „Ist's etwa wahr, was die Leute reden? Willst Du den Rupert zum Mann haben, der jetzt auf den Höfen herumläuft und sich als Knecht anbietet?"

„Laß ihn gehen!" flüsterte die alte Nähterin, Eva ängstlich am Kleid zupfend, „jetzt kriegt er seinen Zorn!"

Eva war zaghaft und hatte einen unbeugsamen Willen, aber sie fürchtete sich doch vor Jakobs Anfällen von Jähzorn. So setzte sie sich wieder und entgegnete in ruhigem festen Tone:

„Es ist noch keine Rede davon, daß ich mir überhaupt einen Mann hole, Oheim. So weit bin ich noch mit keinem, mit Rupert nicht und mit Burkhard nicht. Das sag' ich Euch aber. Moorheidler, meinetwegen braucht der Rupert nicht fortzubleiben vom Otterhof, schickt ihn nur ruhig her, hier ist's immer besser für ihn als bei wildfremden Leuten. Ich fang nichts mit ihm an, das kann ich Euch versprechen."

„Und ich sorg' dafür, daß Du Dein Versprechen hältst!" sagte der Otterhofbauer, zwar noch drohend, aber doch wieder besänftigt; „ich bin der Herr in meinem Hause, das soll jeder fühlen, der die Füße unter meinen Tisch streckt! Und nun, Thomas, spuck das letzte Wort und bedenk', daß ich Dir immer zum Guten gerathen habe und daß Du Deinen Lumpenhof längst los wärest, wenn ich Dir bei Deinem Wirthschaften nicht beigestanden hätte, weil Du nun einmal der Vater meines Schwestersohnes bist. Willst Du mir den Rupert morgen schicken? Er soll es gut bei mir haben!"

Diese letztere Versicherung überraschte den Moorheidler, denn sehr selten ließ sich der Otterhofbauer zu etwas herab, was wie gütliches Zureden klang. Der Moorheidler fühlte heraus, daß es im stillen seinem Schwager sehr wünschenswerth war, Rupert in seinem Dienste zu haben, da dessen Fleiß und Arbeitskraft in der Gegend kaum ihresgleichen hatten. Er fürchtete daher, der einflußreiche Schwager würde sich an ihm rächen, wenn er ihm diesen Wunsch durchkreuzte, und er gab seinen Widerstand auf.

„Nun ja, ich will ihn morgen schicken," sagte er etwas gedrückt, „dann bin ich doch wenigstens die Sorg' und Angst los. Ich bedank' mich auch, Schwager."

Rupert trat in den Dienst des Otterhofbauern und der Moorheidler mußte, als ein paar Wochen herum waren, anerkennen, daß der Rath seines Schwagers ein guter gewesen war. Denn so tief es ihn auch wurmte, daß sein Sohn fremder Leute Brot aß, so sah er doch ein, daß Rupert es auf dem Otterhofe besser hatte und dort eine geachtetere Stellung einnahm, als dies auf irgend einem andern Hofe der Fall gewesen wäre. In Jakobs Augen gehörte auch Rupert immerhin noch einigermaßen zur Familie; er schlief nicht beim übrigen Gesinde, sondern in einem Kämmerchen im Wohnhause und hatte auch bei Tisch einen bevorzugten Platz, den ihm der Otterhofbauer eingeräumt hatte, weil der kleine Magnus durchaus neben ihm sitzen wollte. Rupert hatte nämlich das Glück gehabt, das Herz des kleinen Burschen zu erobern; er hatte ihm mit großer Geduld und Geschicklichkeit allerlei Spielzeug geschnitzt und zusammengeleimt, kleine Wurfmaschinen, mit denen man Kastanien und Obstkerne abschießen konnte, Pfeifen aus grünem Holze, Bogen und Pfeile und vor allem ein kleines Segelboot, in das Magnus Püppchen aus Mohnblumen setzen und das er auf dem Mühlbach segeln lassen konnte. Dabei war Rupert auch sonst freundlich und gedenkig mit dem Kleinen, litt ihn gern um sich, nahm ihn oft mit aufs Feld, gab dann sorgfältig auf ihn acht und hatte auch mitten in der Arbeit immer noch ein Scherzwort für ihn übrig oder eine

Antwort auf die vielen Fragen des lebhaften kleinen Schwätzers. Letzterer vergaß ihm seine Freundlichkeit durch genzenlose Liebe, die, da er ein sehr lebhaftes Kind war, in deutlichster Weise zu Tage trat. Lautes Jubeln verkündete stets den Hausbewohnern Ruperts Rückkehr vom Felde, Magnus' erste Frage, wenn ihn die Bäuerin am Morgen zwischen den hochgethürmten Federkissen hervorholte, galt Rupert und seine Abendsuppe aß er nicht, wenn ihn Rupert nicht dabei auf dem Schoße hielt und sich von Zeit zu Zeit den kleinen zinnernen Suppenlöffel in den Mund führen ließ.

Aber nicht allein durch seine Freundlichkeit gegen Magnus erwarb sich Rupert die Achtung seines Dienstherrn. Jakob war bis jetzt der stärkste und größte Mann in Wieselbach gewesen, derjenige, dem jede Arbeit Kinderspiel war, der keine Ermüdung und kein Ruhebedürfniß kannte und der wie körperlich, so auch geistig durch sein schnelles, scharfes Urtheil, seine Unbeugsamkeit und seine Herrschsucht allen überlegen war. Wenn die andern über etwas den Kopf verloren, so behielt er seinen klaren Blick und seine ganze Ruhe, plötzliche Ereignisse beraubten ihn nicht seiner Fassung, er kannte weder Angst, noch Gemüthserschütterungen, und es ergab sich daher ganz von selbst, daß er bei allen das Dorf in Aufregung versetzenden Anlässen, bei Bränden und Unglücksfällen, derjenige war, nach dessen Anordnungen sich alle andern richteten. Im Wolfgefühle seiner Kraft und seiner Ueberlegenheit wie im Bewußtsein seines gewaltigen Reichthums hatte er in seinem ganzen Wesen etwas Herausforderndes, Wegwerfendes gegen die andern Bauern, namentlich seitdem Magnus durch sein schnelles erwartetes Erscheinen den letzten Vortheil beseitigt hatte, den diese vor dem reichen Jakob vom Otterhofe gehabt hatten.

Jetzt fand aber Jakob an Rupert jemand, der ihm an Körperkraft, an Unermüdlichkeit, an Ruhe des Geistes, an Klarheit des Urtheils, an Festigkeit des Willens vollkommen gleich war. Es hatte lange gedauert, bis Jakob seinen eigenen Sinnen geraunt hatte, daß dem wirklich so sei; denn wo sollte der Sohn des schüchternen, sanften Moorbeiders und der armseligen Lohnspinnerin solche Eigenschaften her haben? Wie konnte man, wenn man als zweiter Sohn in dem niedrigen schwarzen Gebäude auf der öden Moorheide aufgewachsen war, zu Selbstgefühl, zu festem Willen kommen? Wie konnte man einen widerspenstigen Ballen so kaltblütig bändigen, wenn man höchstens Gelegenheit gehabt hatte, an einem Ziegenbock seine Kraft zu erproben? Dann aber, als ihm die Einsicht gekommen war, daß er Rupert wirklich in nichts überlegen war, wurde er von dem Gefühle größter Achtung für ihn erfüllt und er beschloß, alles zu thun, was in seiner Macht stand, um ihn sich möglichst lange zu erhalten.

Rupert fühlte sich trotz aller dieser unerwartet günstigen Umstände nicht glücklich auf dem Otterhofe. Es wurde ihm nicht leicht, zu dienen; so sehr er sich zu Hause auch seinen ältern Bruder und seinen Eltern untergeordnet hatte, so war das doch etwas ganz anderes, war sein ganz freier Wille gewesen. Jetzt mußte er gehorchen, weil er dafür bezahlt wurde, er hatte kein Wort mitzureden, wurde um nichts befragt, und wenn sich auch das letztere bald änderte, nachdem Jakob angefangen hatte, ihn besser zu würdigen, so hatte er doch vorher genug Demüthigungen erfahren, um sich unglücklich zu fühlen und die spätere gute Behandlung als eine ihm gewährte Gunst, nicht als ein ihm zugestandenes Recht hinzunehmen.

Das Schlimmste aber für ihn war das tägliche Zusammensein mit Eva, die er schon längst im stillen liebte und die ihn jetzt, wo er sie immer besser kennenlernte, begreiflicherweise erschien als je. Täglich sah er sie in ihrer frischen blühenden Jugendkraft, thätig vom frühen Morgen bis zum Abend in Haus und Hof, überall selbst zugreifend und nach dem Rechten sehend: dabei war sie nicht ruhelos, hastig, herrisch, trotz ihrer Thätigkeit und ihres Eifers, sondern es war in ihrem Wesen etwas Ruhiges und Sanftes, das selbst inmitten der gehäuften Arbeit wohlthuend zur Geltung kam. Schön war sie nur nach bäuerischen Begriffen, d. h. sie hatte sehr grelle Farben, sehr rothe Wangen und Lippen, sehr blaue Augen, sehr weiße glänzende Zähne, sehr dichtes, gelbes Haar; dabei war sie groß und schlank und hatte viel Anmuth in ihren Bewegungen. Was aber am meisten dazu beitrug, Ruperts Liebe zu hellen Flammen aufschlagen zu lassen, war die Befangenheit, daß dieses Zusammenwirken mit ihm für Eva nicht minder gefährlich geworden war wie für ihn. Sie hielt zwar streng ihr Versprechen und näherte sich ihm in keiner Weise; sie mußte ja, daß zwischen einem Knechte und ihr eine Kluft war, welche die innigste Liebe nicht zu überbrücken vermochte. Aber sie konnte es nicht hindern, daß ihre Gesichte für Rupert an den Tag kamen; sie war sichtlich gekränkt bei jeder Demüthigung, bei jeder Zurechtweisung, die er anfangs erlitt, sichtlich froh und voll freudig gehobener Stimmung, so oft sie ihn rühmen hörte. In Verlegenheit mit ihm war sie befangen und offenbar ängstlich bemüht, ihre Ruhe zu bewahren, und zum Tanze ging sie nicht mehr, seitdem Rupert diesem Vergnügen, bei dem er früher eine Hauptrolle gespielt hatte, ganz entsagte. Man sah auf dem Tanzboden nicht gerne Knechte und nur mit Mägden durften sie tanzen. Darum brachte es Rupert nicht mehr über sich hinzugehen.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Weihnachtsbüchertisch.

1. Bücher für die Jugend.

Wiederum will es Weihnacht werden auf Erden, und die Liebe rüstet sich, dieses traulichste und schönste aller Feste mit Duft und Glanz und Gaben zu schmücken. Unser all den darbietenen Weihnachtsgaben nun nimmt von allerlei das Buch eine der ersten Stellen ein; denn, so sagt der altdeutsche Weihnachtsbrief des Kreuznacher Buchhändlers Schmidthals mit Recht:

„Ein gott brch ist traun die bast der / breett widt spricht ein gar beredt / gaben / so se finden weyst wedt / Sprach von bertze zu bertze."

Viel Schönes, Gutes und Nützliches bietet der Büchermarkt gerade zur Weihnachtszeit, und ganz besonders auf dem Gebiete der Jugendschriften weist die zeitgenössische Literatur den erfreulichsten Reichthum auf. Erfreulich aber sind Schriftsteller, Künstler und Verleger nicht nur bemüht, diese wichtige Abtheilung des nationalen Schrifthums vorwärtszu zu erweitern, sondern mit Lust, Liebe und vielem Verständniß arbeiten sie ein Jahrzehnten auch an der Erhöhung des innern Werthes der für die Jugend bestimmten Buchgaben. Die neuesten Erscheinungen reihen sich in dieser Beziehung vielfach ebenbürtig an das ganz Alte. Das ganz Alte! Man wolle es über dem Neuen nicht vergessen! Aber recht und billig ist es doch, auch dem guten Neuen diejenige Aufmerksamkeit zu schenken, auf welche es Anspruch hat.

Wir bieten hier eine gedrängte Uebersicht heften, was uns besonderer Beachtung werth erscheint.

Bücher für die Kleinen. „Kommt herein!" Verlag von W. Effenberger (F. Loewes Verlag) in Stuttgart). Ein Bilderbuch ohne Text. Die in lauterem Farbendruck ausgeführten Bilder bieten in buntem Durcheinander Darstellungen von Menschen, Thieren, Früchten und Gebrauchsgegenständen, welche dem Anschauungskreise der kleinen angehören oder doch nahe liegen. Unser fremdländischer Leitung eines Erwachsenen werden die Kinder einig sein, über das, was sie hier sehen, Geschichten zu erzählen, und solche Benennung ist offenbar der Zweck des Werkchens. — „Goldene Reime für die Kinderstube", gesammelt von Cornelie Lechler, mit 12 Farbdruckbildern nach Aquarellen von W. Claudius, sowie 11 Vollbildern zu Holzschnitt nach Zeichnungen von Dr. E. Kirnisch (ebenda). Die Texte sind mit Sorgfalt ausgewählt; Verse bieten sie, soweit wir sehen können, nicht. Es ensprichs aber durchaus unserer Ansicht, für ein solches Buch lieber den Goldschatz der vorhandenen Kinderdichtung zu Anspruch zu nehmen, als Neues von zweifelhaftem Werthe hundertmaltmäßig herzustellen. Der Bilderschmuck ist prächtig. — „Aller Sinnvogelchen", ein Liederbuch für die deutsche Jugend, gesammelt von Klara Reichner, 2. Aufl., mit 100 Textillustrationen und 20 Melodien (Stuttgart, Gustav Weise). Eine reiche Fundgrube von heiteren Liedern und von Weisen, deren Ausführung durch mäßig geringen Tonumfangs den kleinen möglich ist. Poesie, Zeichenkunst und Musik haben sich hier zu einer schönen Gesammtwirkung verbunden.

Märchenbücher. „Es war einmal", eine Sammlung der schönsten Märchen, Sagen und Schwänke, für die Jugend herausgegeben von Emil Arndt, mit 6 Farbendruckbildern von E. Kirnisch und 6 Textbildern, ferner 12 Tondruckbildern und 116 Textillustrationen (Stuttgart, Wilh. Effenberger). Wir begegnen in diesem Buche, dessen künstlerische Ausstattung prächtig ist, den lieben alten Namen; aber neben Bekanntem und Anderem, deren schönste Märchen in freier Bearbeitung dargeboten werden, kommen auch Neuere zum Wort: wir heben Wächter, Lausch, Leander und Sturm hervor. Auch der Herausgeber ist mit einem hübschen eigenen Arbeiten vertreten. — „Aus der goldenen Märchenwelt", fünfzig Märchen, gesammelt von Klara Reichner, mit vier Farbdruckbildern nach Aquarellen von P. Wagner (Stuttgart, Gustav Weise). Die Bilder sind gut. Für die Texte sind auch hier die klassischen Autoren hervorzugt worden. Eine Bereicherung des Märchenschatzes finden wir in der Mittheilung einiger Stücke, die mit den Zeichnungen „wendisch", „schwarzerisch", „italienisch" verlehen sind.

Bücher für Knaben und Mädchen reiferen Alters. „Auf der Wacht im Osten", geschichtliche Erzählung aus den Zeiten des Alten-

mit den Polen im vierzehnten Jahrhundert, von Tolar Hoder (Leipzig, Ferdinand Hirt und Sohn). Die vorliegende geschichtliche Erzählung übrigens nicht die erste dieser Art von demselben Verfasser) ist wohl geeignet, die reifere deutsche Jugend beider Geschlechter in eine wichtigen Epochen deutscher Vergangenheit so einzuführen, wie es dem geschichtlichen Lehrvortrag, dem geschichtlichen Lesebuch, und wären sie noch so gediegen, auch so anschaulich, allein einfach unmöglich ist. Hier hat alles individuelles Leben, hier alles künstlerische Abrundung. Die Abbildungen, mit denen Meister Gehrts das Buch geschmückt hat, verdienen uneingeschränktes Lob; denn abgesehen von der malerischen Auffassung der dargestellten Scenen, abgesehen auch von der zeichnerischen Tüchtigkeit, die sich überall offenbart, verrät jede, auch die unbedeutendste Eingehheit in diesen Bildern das gewissenhafteste Studium der Zeit. — „Auf gefahrvoller Preisenjagd", nach dem Englischen des Kapitän Marryat bearbeitet von Adalb. Stein, mit 4 Farbdruckbildern von Fritz Bergen (Stuttgart, Wilh. Effenberger). Die meisten Seeromane des durch und durch gesunden Kapitän Marryat kommen der reiferen Jugend so in die Hände gegeben werden, wie sie sind, wenn nicht auch sie an der Weitschweifigkeit litten, die dem englischen Roman überhaupt eigen ist. Die vorliegende Bearbeitung hat die Unschrift in geschickter Weise gekürzt und führt in straffer geschlossener Darstellung die Abenteuer des Midshipman Jack an dem Leser vorüber. — „Der Ostafrikaner", eine deutsche Kolonialgeschichte aus vergangener Zeit, von C. Falkenhorst, mit 12 Tondruckbildern von Fritz Bergen (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft). Das Buch wird sich viele Freunde gewinnen, und zwar nicht nur unter der Jugend. C. Falkenhorst, den Lesern der „Gartenlaube" schon längst vortheilhaft bekannt, bietet hier eine Kolonialgeschichte aus dem 16. Jahrhundert, die Abenteuer des Junkers Konrad von Klitm. Der reiche Inhalt und der künstlerische Aufbau der Erzählung erhalten den Leser in angenehmster Spannung von der ersten bis zur letzten Seite des stattlichen Bandes; äußerdem bereichert das Buch das kulturgeschichtliche und ethnographische Wissen, und so muß es als eine der bedeutsamsten Erscheinungen auf dem heurigen Weihnachts-Büchermarkte, soweit derselbe der Jugend dienen will, bezeichnet werden. — „Abenteurer", bunte Bilder aus der Geschichte der Entdeckungsreisen von C. Falkenhorst, mit 6 Tondruckbildern und 54 Textillustrationen (ebenda). In elf abgerundeten, selbstständig geschriebenen, bald mehr, bald weniger ausgeführten Bildern und Skizzen macht uns der Verfasser mit interessanten Gegenden und Menschen bekannt.

Weihnachtsbescherung der Vögel in Norwegen.
Nach einer Zeichnung von Gust. Wendling.

2 Bücher für Alt und Jung. 1) „Emin-Paschas Vorläufer im Sudan" und 2) „Emin-Pascha, Gouverneur von Hat-el-Estiwa", beide von C. Falkenhorst, bilden die ersten beiden Bände der neuen Bibliothek deutwürdiger Forschungsreisen (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft). Es ist ein dankenswerthes Unternehmen, die Fülle der Forschungen, durch welche in unserm Jahrhundert die Wissenschaft der Länder- und Völkerkunde bereichert worden ist, in gewissen festen Anschluß an die großen Originalwerke der Forscher durch knappe und volkstümlich gehaltene Darstellungen auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen. In diesen Bänden liegt eine ganze Bibliothek wird deren 13 umfassen) kommen die Vorzüge der Falkenhorstschen Erzählweise voll zur Geltung. Die einzelnen Nummern des Unternehmens werden darum schnell genug ihren Weg in die Bücherei gebildeter Familien finden, und gerade dort wären sie an ihrem rechten Platze. Jeder Band ist reich illustrirt, und die Einbände erfreuen durch besondere Schönheit.

Ein Buch für Knaben. Schloß Roteufee und andere Erzählungen" von Pauline Schanz, mit vier Farbdruckbildern nach Aquarellen von P. Wagner (Stuttgart, Gustav Weise). Die bewährte Freundin unserer Jugend, die liebenswürdige Erzählerin, weiß hier einmal wir mit den Jungen zu thun haben, und das werden ihr die Jungen Dank wissen. Was sie ihnen bietet, ist klar und erfreulich wie der Tag, voll und echt und lauter wie Gold. Die sechs Erzählungen entsprechen übrigens verschiedenen Altersstufen, und so kann das Buch in derselben Familie manches Jahr Freude bereiten.

Bücher für junge Mädchen. „Mädchenjahre in Lust und Leid" von Marie Beeg, mit einem farbigen Titelbilde (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft).

Es ist noch nicht allzu lange her, daß wir die englische Literatur wegen ihres Reichthums an guten Erzählungen für junge Mädchen beneiden mußten. Das ist anders geworden. Seit einer Reihe von Jahren sind nichtige Kräfte am Werke, diesen Zweig des Schriftthums auch in deutschen Landen zu pflegen, und so hat er manche köstliche Blüthe getrieben. Eine der duftigsten ist die vorliegende Erzählung. Mit warmem Herzen umfaßt, mit hellem Blick durchdringt Marie Beeg die so eigenartige Sphäre unserer heranwachsenden weiblichen Jugend, und da es ihr außerdem nicht an frischem Humor und tief sittlicher Ernst gleichmäßig eigen sind, so wird sie die jungen Gemüther durch ihr liebenswürdiges Weihnachtsgeschenk fesseln und entzücken, belehren und erheben. — „Daheim und draußen" von Sophie Verena (Berlin, H. W. Müller). Eine interessante und (in bestem Sinne) rührende Geschichte in Form eines Briefwechsels. Sie kann durchaus zum Lesen empfohlen werden. — Auch Brigitte Augustis neueste Erzählung, „Zwillingsschwesterne" (Leipzig, Ferdinand Hirt u. Sohn), ist gesunde Kost für Geist und Herz. Das Buch schildert in recht gutem Deutsch die Erlebnisse zweier deutschen Mädchen in Skandinavien und England; vielleicht tritt hier die lehrhafte Tendenz dann und wann zu deutlich hervor. — „Eifriede" von Clementine Helm (Stuttgart, W. Effenberger F. Loewes Verlag)). Im Schatten stand als Blümchen klein sie einst, dem Sturme saß erliegend: doch endlich lacht ihr Sonnenschein, und, alles Ungemach besiegend, ist sie in jungherrlicher Pracht zur prächtigen Blume aufgewacht, und wenn sie blüht, dann tritt mit Segen und Freud' und Glück fortan einzegen! Die lieben Backfischlein werden in jeder Zeile des neuen Buches das brave Herz und die Meisterhand ihrer Clementine Helm deutlich spüren. — „Aus vornehmen Kreisen", zwei sehr hübsche Erzählungen von H. Waldemar (Reutlingen, Robert Bardtenschlager). — „Eva" von T. von Heinz (Stuttgart, Gustav Weise). Aus einem schönen und reichen Familienleben fehlt sich Eva hinaus in die Welt, von der sie das Glück erhofft. Was sie in einem vornehmen Hause der Reichshauptstadt und in einem hocharistokratischen Schlosse auf dem Lande erlebt, und wie sie zur Erkenntniß des wahren Glückes durch ihre Lebensschicksale gelangt, das alles ist mit anerkennenswerther Kunst dargestellt.

Es klingt ein warmer Herzenston durch das Ganze, der die Herzen trifft und der Heldin und der Verfasserin Liebe gewinnt.

Emil Wolff.

II. Romane. Novellen.

Heldthe.

Welches Werk ließe sich als Christgeschenk den Lesern der „Gartenlaube" mehr empfehlen als die jetzt in zehn Bänden vorliegende illustrirte Ausgabe von E. Marlitts gesammelten Romanen und Novellen (Leipzig, Ernst Keil's Nachfolger)! Es hieße alle Pietät verletzungen, wenn die „Gartenlaube" nicht diese Sammelausgabe in die vorderste Reihe der von ihr besprochenen Festgeschenke stellte. Der Name der Marlitt ist mit der Chronik unserer „Gartenlaube" aufs engste verwebt; sie hat mit das meiste dazu beigetragen, diesem Blatte seine hervorragende Stellung unter den volksthümlichen Zeitschriften der Gegenwart zu verschaffen, und ihr hervorragendes Erzählertalent, das sie so große Erfolge erringen half, wird von einem unparteiischen Urtheil nie in Abrede gestellt werden können. Diese jetzt in so geschmackvoller Einfleidung vorliegende Sammlung ihrer Romane wird auch zuerst ein erschöpfendes Gesammturtheil über ihre Leistungen ermöglichen. Die Phantasie begabter Zeichner, eines C. Koch, Erdm. Wagner, Wilhelm Claudius u. a., hat, wie die Dichterin geschaffen, die Hauptgestalten und Hauptvorgänge ihrer Romane in lebensvoller Bildlichkeit der Phantasie der Leser nähergerückt, und man darf diesen Zeichnungen wohl nachrühmen, daß sie nirgends, wie das wohl öfters geschieht, die Bilder der Dichterin entstellen und so die nachschaffende Empfindlichkeit der Leser auf Abwege führen.

Der Roman „Flammenzeichen" von E. Werner (Leipzig, Ernst Keil's Nachfolger) bedarf ebenfowenig einer Empfehlung: er ist den Lesern der „Gartenlaube" bekannt und gewiß in bester Erinnerung. In eleganter Buchausgabe eignet er sich zu Geschenken für den Weihnachtstisch; die markige Charakteristik der Verfasserin, die nur herben Gestalten nicht zurückscheut, aber sie zu versöhnen weiß in einer Darstellung, welche große geschichtliche Ereignisse beikräftig in die Zerrüttung des Familienlebens eingreifen läßt, prägt sich auch in dem neuesten Roman aus und wird hoher Schriftstellerin neben der Marlitt und Heimburg stets eine eigenartige Stellung unter den Lieblingen des Lesepublikums unseres Blattes einnehmen.

Von Heinrich Seidels „Gesammelten Schriften" sind drei neue Bändchen, der soeben, siebente, siebente und achte erschienen (Leipzig, A. G. Liebes Verl.). Heinrich Seidel hat sich durch die Naturtreue seiner köstliche Figuren seiner Darstellungsweise eine anhänglische Gemeinde gesichert; seine Aquarellmalerei erinnert bisweilen an diejenige Theodor Storms, in dem er seinen Meister zu verehren scheint. Doch sind seine Genrebilder mehr von einem unbefangenen Humor durchleuchtet.

Anton Chorn hat vier Klostergeschichten erschienen lassen (Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt, vormals S. Schottlaender), denen es an Wärme der Empfindung und Lebendigkeit der Schilderung nicht fehlt. Den Mittelpunkt der Sammlung, das innere Band der einzelnen Geschichten bildet der Kampf des sterbenden Geistes und des fühlenden Herzens mit den klösterlichen Satzungen. Namentlich die erste Klostergeschichte, „Trinkgold", mit welcher die zweite, „Ans den Festen", viel Verwandtes hat, schildert uns das Schicksal eines der Ehemie und Alchimie beflissenen Klosterbruders, dessen Herz plötzlich von Liebesleidenschaft ergriffen wurde, in ergreifender Weise.

Freunde von Rosegger's Muse werden in den sinnungvanzigsten und sechsundzwanzigsten Band seiner „Ausgewählten Schriften“ (L. Hartleben's Verlag, Wien) viel Anmuthendes finden. Unter dem Titel „Der Schelm aus den Alpen“ sind allerlei Geschichten und Gestalten, Schwänke und Schnurren zusammengestellt, ernste und lustige Plaudereien, allerliebst ausgeschnittene Silhouetten von sonderbaren Käuzen aus den Alpendörfern, auch manches Tenrige, Wunderliche und Wunderbare. Die Anhanwendung dieser Geschichten ist indeß nicht bloß auf Dörfler, sondern auch auf civilisirte Menschenkinder berechnet. — Da wir einmal im Alpenthale sind, so bemerken wir noch die Mittheilung beiläufig, daß von der bekannten als ausgezeichnet geschätzten „Der Herrgottschnitzer von Ammergau“ eine von Hugo Engl gezeichnete illustrirte Ausgabe (bei A. Bonz u. Comp. in Stuttgart) erschienen ist.

Mittenen heitere Geschichten sind von Hugo Rosenthal-Bonin vor in seiner Sammlung „Der Student von Salamanca und andere Novellen“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Darunter befindet sich eine lustige Geschichte in Versen: „Die Fahrt nach Meersburg“, deren Held ein verliebter, sich das Haar färbender Jüngling ist. Das frische Erzählertalent Rosenthal-Bonins verleugnet sich auch in dieser Sammlung nicht. — Ihr reihen sich am besten die „Lustigen Geschichten“ von Hans Arnold an (Stuttgart, A. Bonz u. Comp.). Es sind die den Lesern der „Gartenlaube“ noch frisch in der Erinnerung lebenden Humoresken „Auvergnate Kinder“, „Eine kleine Vergnügungsreise“, „Schnitzschluß und Ferien“, „Roberts erste Liebe“: ein Geschichtchen „Frik auf dem Lande“, ist neu hinzugekommen.

Ernste und heitere Fälle aus dem Rechtsleben hat Hans Blum unter dem Titel „Aus geheimen Akten“ Berlin, Gebrüder Paetel) herausgegeben. Es sind drei Geschichten, welche vom Verfasser selbst-bei der Titelangabe schon genauer bestimmt werden. Die erste, „Der neue Staatsanwalt“, ist eine Kriminalgeschichte aus großer Zeit: die zweite, „Das Medium des Michelsangels“, eine Erzählung aus der vierten Dimension; die dritte, „Der schneidige Anwalt“, eine Kriminalhumoreske. Hans Blums lebendige und gewandte Darstellungsweise ist ja auch den Lesern unseres Blattes bekannt, und hier bewegt er sich auf dem ihm so vertrauten Gebiete seines Lebensberufs.

Auch Oskar Justinus ist den Lesern unseres Blattes kein Fremling. Seine neue Schrift, „Zu der Hymmilitonen-Stadt“ (Leipzig, E. Pierson's Verlag), ist ein Berliner Roman aus dem Ende des zwanzigsten Jahrhunderts. Da sind Eisenbahnen, telephonische Verbindungen, weibliche Regierungsassessoren; da ist Republik, Aufhebung der Ehe und ähnlich möglliche Einrichtungen in humoristischer Einkleidung zu finden.

Unter den Gedichtspenden des Weihnachtstisches erscheinen wohl als besonders interessante Gabe die neuen poetischen Uebersetzungen des Grafen Adolf Friedrich von Schack, die unter dem Titel „Orient und Occident“ (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger) erschienen und uns heute zwei neue Bände vorliegen. Es sind Nachdichtungen von meisterhafter Formvollendung, von einem Fluß und Guß, einer schimmernden Pracht, wie man sie manchen deutschen Originaldichtungen wünschen möchte. Der erste Band bringt uns die persische Dichtung „Medschnun und Lila“, einen morgenländischen Liebesroman von Dschami: Romeo und Julia in östlichem Gewand, zwei Liebende, die zu Grunde gehen an der Feindschaft ihrer Familien und Stämme — das ist der Inhalt der Dichtung, welche eine ergreifende Glutt der Empfindung athmet. Der zweite Band bringt uns das Gedicht „Camoens“ von einem neueren portugiesischen Dichter J. B. Almeida-Garret (1799 bis 1854), der politischen Parteimann, Verfolgter und Verbannter und später Minister war. Manches aus seinem eigenen Leben hat der Dichter offenbar in sein Werk hineingeheimnißt, das in Bezug auf farbenprächtige Schilderung und oft schwermüthige Gedankentiefe an Byron und Victor Hugo erinnert. Der dritte Band enthält „Raghuvanse“, ein indisches Gedicht von Kalidasa, dem auch in Abendland gefeierten Dichter des „Sakuntala“. Das Gedicht macht uns in kürzerer Fassung mit den wichtigsten Begebenheiten bekannt, welche der Dampinhalt des umfangreichen alten Epos Ramayana bilden. Fremdartiger Schönheitsluft schmeckt über dem Ganzen und die Bilder prägen sich oft durch überraschende Neuheit aus.

Noch erwähnen wir ein hübsches kleines Epos von Karl Stuhr. „Der Fakiner von Rodenstein, ein Sang aus dem Odenwalde“ (Darmstadt, Verlag von G. A. Bürger). Das glückliche poetische Talent Karl Stührs hat sich bereits mehrfach bewährt. Sind doch seine „Lebenslieder“, eine Sammlung meist lyrischer Gedichte, bereits in dritter Auflage (Darmstadt ebenda) erschienen!

Blätter und Blüthen.

Im Weihnachtsurlaub. (Zu dem Bilde S. 808 u. 809.) Der „blonde Frieder“, eigentlich Friedrich Barth, seines Zeichens ältester von acht Geschwistern, derzeit Mann im Thüringischen Manenregiment Nr. 6, ist somit Besitzer eines glücklichen Namens. Als er nach daheim den väterlichen Acker pflügte, war es noch schwer, die Fassung zu bewahren, aber er verlor sie auch nicht, als die Rekrutendressur mit allen ihren Schrecken und Unterossizierssüchen über ihn hereinbrach. Wozu auch? Aufregung macht's nicht besser: dieser Satz war die Grundlage von des blonden Frieders Lebensphilosophie, und sie war bis jetzt nicht ins Wanken gekommen.

Bis jetzt — dieses „jetzt“ bedeutet etwa den dritten Sonntag vor Weihnachten. Von da ab vollzog sich in dem blonden Frieder eine zunächst kaum merkliche, dann aber immer auffallendere Veränderung. Er hatte auf dem Umweg über den Wachtmeister herausgebracht, daß einem Weihnachtsurlaub des Manen Friedrich Barth mit Rücksicht auf dessen gute Führung in und außer Dienst ein Hinderniß von seiten des Herrn Rittmeisters nicht im Wege stehe. Und das habe dem guten Frieder nun doch eigentümlich in die Knochen. Der Frieder war ein junger Mensch von 20 Jahren — also fremde er sich auf den Urlaub an sich; er hatte auch ein gutes Herz — also fremde er sich auf Eltern und Geschwister und auf den Genuß des heimatlichen Weihnachtsessens! Aber das alles hatte sich doch auch mit Wucht eingestellt lassen, wenn nun eine so reichliche Dosis von Gleichmuth beigemischt wäre wie unser Mann! Woher nun die prickelnde Unzufrieden, die gesährliche Zerstreutheit, die eifrigen Studien auf dem in der Kantine hängenden Fahrplan? Du sollst den Schlüssel zu diesem Rätsel finden, verehrter Leser, — der „blonde Frieder“ war nämlich ein bißchen sehr stark — — — — verliebt!

Und zum ernsteste man, welche Triumphe — von dieser seiner stärksten Seite aus betrachtet — dem neugebackenen Manen im heimatlichen Kreise bevorstanden! Man denke sich — unter Standpunkt des „blonden Friederes“ aus — das Erstaunen der Mutter, das Entzücken der Schwestern, den Stolz des Vaters, die Begeisterung des Bruders, wenn „unser Alan“ in die Stube tritt, angethan mit der vollen Paradeuniform, sporenklirrend, säbelrasselnd, czapladinschwedend — nein, Frieder kannte sich nicht mehr vor Verlangen, das alles nicht mehr bloß sich ausmalen bei der Stallwache oder beim Gamellrieseln, sondern anszukosten in vollet, greifbarer, herrlicher Wirklichkeit.

Am Morgen des 22. Dezember lief der Alan Friedrich Barth ernstlich Gefahr, wegen Nichtstillstehen im Dienst von der Lyke der Weihnachtsordnanz gestrichen zu werden. Nur seiner seitherigen Wohlangeschriebenheit bei den Schadronschef hatte er es zu danken, daß er doch mitdurfte . . .

Und nun ist er da, der Augenblick, der langersehnte, köstliche Augenblick, und wie wollen gestehen — Friedrich Barth, Alan im Thüringischen Manenregiment Nr. 6, macht sich gut — sehr gut! Was ist aller Glanz des nach thüringischer Sitte von der Decke herabhängenden Christbaums, was ist aller Liederreiz einer ganzen hübschen Schwesternreihe gegen die Pracht, welche nur allein so eine Paradeuniform ausstrahlt! Ja, „blonder Frieder“, du bist schön, tadellos schön vom Kopf — was sag' ich — vom schön geschwungenen Bogen des Kosshaarbusches bis zur aufgesetzten Stiefelspitze; nur schade, daß du — ein bißchen sehr stark — — — verliebt bist!

Der Aufklöpfelekel. (Mit Abbildung S. 813.) Einst wurde Schneider von einer furchtbaren Pest heimgesucht. Jeder sperrte sein Haus ab und jeder suchteste sich, von dem anderen angesteckt zu werden. Ganze Häuser, ganze Straßen und Orte starben aus, und niemand mehr konnte sich retten zu Hilfe zu kommen. Endlich sich die Seuche nach und wenige Gesundgebliebene gingen von Haus zu Haus und warfen Leiche an die Fenster. Tonne dann von drinnen eine Antwort, so war noch Leben im Hause; von nicht, so war alles ausgestorben. Später kapitulierte dann an die Fensterleiche — ein „Gregel's Gier“ lohnte traten. Zum Andenken an diese Menschenkrankheit feiert man angeblich alljährlich die Klöpflinstage, Klopfnächte, Aufklopfete oder Bolesnächte (von bolen — leiden), und zwar in der Fensterleiche — am Gregel's Gier

Ein neuer Cotta'scher Musen-Almanach. Wer würde nicht freudig einen solchen Urenkel jenes Schillerschen Musen-Almanachs begrüßen, der einst in demselben Verlage das Licht der Welt erblickt hat? Und da liegt er vor uns, der Cotta'sche Musen-Almanach für das Jahr 1891, herausgegeben von Otto Braun (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger), in elegantem Einband, mit sechs Kunstbeilagen, und fast alle namhaften Dichter Deutschlands haben daran beigesteuert, und die wenigen, die hier fehlen, werden gewiß in den nächsten Jahrgängen nicht vermißt werden. In einem geschmackvollerau, mit schöneren Ahnenbildern geschmücktem Salon konnten sich unsere neueren Poeten kein Stelldichein geben: die Erinnerung an Schillers Genius, an die großen Sänger unseres klassischen Zeitalters schwebt ja mit einer gewissen Verklärung über den neuen Unternehmen.

Die Sammlung beginnt mit Prosadichtungen: Georg Ebers erzählt uns in seinem „Probierstein" diesmal nichts aus dem alten Pyramidenland, sondern eine kleine schalkhafte Geschichte aus unserem neuesten Salons. Einen schlichten Herzensroman schildert P. K. Rosegger in seiner frisch zugreifenden Weise. „Lied" läßt sich nicht lumpen" heißt der Titel der kleinen Erzählung. „Wassertropfen" von Richard Weitbrecht, lyrische Natur- und Stimmungsbilder in Prosa, schließen sich an.

Dann stehen wir in der Blumenausstellung dieser Gedichtsammlung, verschiedene Gruppen, alle viel des Schönfarbigen und Duftigen enthaltend; wir können hier nur einzelne Blüthen aus dieser Blumenfülle herausgreifen. Unter den „poetischen Erzählungen und Balladen" tritt uns eine Art schwankartiger Legende von Otto Roquette, „Im Teufel auf Urlaub", entgegen; sie schildert uns, wie ein Teufelchen auf der Erde lernen will, was Liebe ist, und dazu Urlaub erhält, und welche Abenteuer es, als Student verkleidet, auf seiner Erdenfahrt erlebt. Am Gegensatz zu diesem mehr leichtgeschürzten Gedicht steht das Idyll „Der verlorene Sohn" von Ernst Kiel. Eine knapp gehaltene Ballade aus der Hohenstaufenzeit ist „Konradins Knappe" von Conrad Ferdinand Meyer; ebenfalls in früheren Balladen von ist „Der Kaisersohn" von Marsin Greif gehalten. „Kaiser Max" von Wilhelm Möser hat liebenswürdigen Plauderton.

Der Abschnitt „Gedichte verschiedenen Inhalts" beginnt mit einem größeren Gedichte von Felix Dahn, „Friede und Kampf", welches in einer Reihe von Bildern den in der Natur herrschenden Kampf vorführt: Thiere mit Pflanzen, selbst Fersen und Gestirne und auch die Sterne am Himmel sind im Kampf begriffen, nirgends ist Friede. Da ruft der Dichter am Schluß:

„Wohlan denn! Kämpf' auch du bis an das Ende.
Du bist ein Mann, so sei ein Held und lerne:
Das, was du suchst, ist dem Bestand fremd;
Der Friede ist des Menschen Traum und Wahn,
Das Wesen und Gesetz der Welt ist Kampf:
Oh sieg, oh tapfer, kämpfen mußt du doch!
So kämpfe — sonder Klage — bis du stirbst.
Und dann: stirb stumm und stolz auf deinem Schild!"

„Ein fesienrner Gesitz" ist ein Zwiegespräch mit einem Buddhabild, wie es Wilhelm Jensen in phantastischer Weise vorzubringen. Schön und schwunghaft ist das Gedicht von Isolde Kurz „In Bagamoyo"; Karl Woermann singt uns ein Lied vom römischen Kolosseum; sehr stimmungsvoll ist die Weihnachtsidylle von Heinrich Viervordt, einzig der Gegensatz zwischen dem Kaiser und seinen Gästen in dem Gedicht „Hadrian in Tivoli" von Adolf Stern, schwunghaft das Sturmbild aus Sicilien „Sirocco-Vision" von Ferdinand Avenarius, trostreich das Zukunftsbild „Alle" von Conrad Ferdinand Meyer.

Unter den Strauße der lyrischen Gedichte finden sich anmuthige Blüthen: „Gedichte von Bodenlee" von Hermann Lingg, „Im Brunnen" von Ernst Eckstein, das schwermüthige „Nachtlied" von Wilhelm Jordan, „Frühlingsfahrt" von Adolf Wilbrandt, in welchem Gedicht Natur- und Menschenleid verschwinden, Gedichte von Wilhelm Hertz, Julius Rodenberg, Max Kalbeck, der formvollendete Sonette beigesteuert hat, humvolle, ernste herbe und spröde Nordlandsklänge von Georg von Oertzen. Außerdem sind Heinrich Bulthaupt mit einem Neuen, in verschiedenen knittvoll behandelten Strophenformen sich abspielenden Gedichtchen, „Orpheus", Arthur Fitger mit einem odenartigen Gedicht, „An die Hoffnung", Albert Meyer mit einem idyllischen, „An das Mieer", Hans Hoffmann, Carl Hecker, Ludwig Schneegaus u. a. mit stimmungsvollen Liedern vertreten. Dann folgen noch Fabeln, Sprüche und Sinngedichte; in dieser Gruppe befinden sich Friedrich Bodenstedt, Adolf Pichler, Wilhelm Hertz, Ludwig Fulda, Georg Scherer.

Viel bringt der neue Musen-Almanach und wohl allen etwas. Künstler, wie W. Kray, Chr. Kröner, G. von Hesslin, F. A. von Kaulbach, A. Geiger und H. Lossen haben ihn mit trefflichen Bildern aus der alten und neuen Welt und aus dem stets unwandelbaren Leben der Natur ausgeschmückt, und so wird er für den Weihnachtstisch die willkommenste Gabe sein.

Im Mondenschein. (Zu dem Bilde S. 829.) Wer hat ihn nicht empfunden, den wunderbaren Zauber der Sage von Lurleifelsen, den Heine in sein unsterbliches Lied „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten" gebannt hat. Wer vermag es, ohne ahnungsvolle Schauer auf den Fluthen des Rheinstromes vorbeizufahren an dem trutzigen Fels, auf dem die Phantasie ihm die schönste Jungfrau im goldenen Haare erscheinen läßt. Ist es ein Wunder, daß ein solch mächtiger Quell überwältigender Poesie sich vor allem dem Dichter erschließt, dem Dichter, der berufen ist, die schlummernde Märchenprinzessin, die Sage, zu bluhendem Leben zu wecken,

Die zweite deutsche Kolonialmünze.

und dem Künstler, der die Kraft in sich hat, ihre Gestalt in sichtbarer Leibhaftigkeit vor das Auge zu rufen?

So haben denn auch ein Dichter und ein Künstler zusammengewirkt, ein Werk zu schaffen, das den vollen Reiz der Lurleisage über uns ausgießt. Zu der Dichtung „Lurlei" von Julius Wolff hat Wilhelm Kray einen Cyklus von zwölf Bildern geschaffen, die in einer Prachtausgabe bei Franz Hanfstängl Kunstverlag A.-G., München, erschienen sind.

Freilich hat Kray seine Arbeit nicht leicht zu Ende führen dürfen; er ist darüber gestorben, und es blieb die verantwortungsvolle Aufgabe L. W. Hempels, das Begonnene im Sinne des Meisters zu vollenden. Daß es ihm gelungen ist, zeigt das fertige Werk, aus dem wir unsern Lesern eine Probe vorlegen.

Im schwanken Kahne beim Vollmondschein hat der junge Graf Tobiat die zauberhafte Maid Lurlei gefunden und ihre Liebe gewonnen. Voll Hingebung spricht sie die Worte:

„Dab fährt sie nicht ogeschaut,
Daß Liebe so beglücken,
So selig machen kann,
Und Sinn und Verstand berücken,
Du einzig lieber Mann!"

Aber der wankelmüthige Graf verläßt sie schnöde, und nun kehrt sie zurück, von wo sie gekommen, in die Tiefe des Rheins zu ihrer Mutter Ingorne, und Rache „an ihm und allem ohne Maß", was Mann heißt in der Sonne Strahl" ist fortan ihre Losung.

Von den deutschen Kolonialmünzen, deren erste wir auf Seite 829 dieses Jahrgangs beschrieben und abgebildet haben, ist nun auch die zweite zur Ausgabe gekommen, die nebenstehend abgebildete Silber Rupie. Dieselbe kommt an Silberwerth nicht ganz dem Zweimarkstück gleich, ist etwas größer im Umfang als dieses, aber wesentlich dünner. Die eine Seite trägt nun einen Schild, auf welchem ein Löwe mit stark erhobener rechter Tatze unter einem Baldachin mit darüber schreitet, wieder die Inschrift „Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft" und die Werthbezeichnung „Eine Rupie", während die Jahreszahl sich unten auf dem Schilde befindet. Das Münzwardein aber an der neuen Münze ist das Bild des Kaisers auf der andern Seite. Es zeigt Wilhelm II. in der Uniform und mit dem adlergeschmückten Helme der Garde du Corps, darum die Schrift „Guilelmus II Imperator". Die von dem üblichen Münzgepräge abweichende Form des prächtig behelmten Kaiserkopfes wurde anzweifelhaft mit Rücksicht auf die für Eindrücke äußerem Herrscherpomps empfänglichen Sinne einer noch verhältnißmäßig wenig entwickelten Bevölkerung gewählt.

Norwegischer Weihnachtsbrauch. (Mit Abbildung S. 833.) Wenn die Erde mit tiefem Schnee und harter Eisdruste bedeckt ist — das dauert in Norwegen noch ein gut Ende länger als bei uns — und die Vögel kein Körnchen mehr finden auf Feld und Flur, dann rettet sie der Menschen Barmherzigkeit vor dem Hungertode. Jedoch, ob arm oder reich, sieht zum Weihnachtsabend ein Getreidebündel mit den vollen schweren Aehren an den Dachfirst seines „Stabburs", jenes von norwegischen Gehöften unzertrennlichen Speichers, dessen eigenthümliche Bauart unsere Abbildung veranschaulicht. Da können nun die hungernden Vöglein Einkehr halten und lustig drauf los schmausen an dem gastlich gedeckten Tisch, während die Gastgeber im Kreise der Familie das fröhliche Weihnachtsfest begehen.

Die Weihnachtsfreude weitet das Herz. Vielleicht öffnet sie auch da und dort diesem schönen norwegischen Weihnachtsbrauche die Thür, und hat der deutsche Landmann auch seinen „Stadbur", so hat er doch sonst ein Plätzchen, darauf er sein Aehrenbündel stellen kann, den Vögeln des Himmels zur Speise, sich selbst zur Ehre.

Theurer Schnee. Mit den ersten Flocken stellt sich bei den Eisenbahnleuten von Neuem die Sorge um Aufrechthaltung des Verkehrs. An und für sich hat ein Schneefall nicht viel zu bedeuten. Gefällt sich ja den federleichten Kristallen aber ein scharfer Nordwest. Südwest oder Nordost, dann ist es gefährlich; die Schneeverwehungen ist unabsehlich. Nun wird der Schneepflug herumgeschickt. Zanksende geschäftiger Hände werden nun hohes Geld ausgeben; das Handwerk der Schneeschipper kommt wieder zu Ehren.

Der Bereich deutscher Eisenbahnverwaltungen läßt regelmäßige Aufzeichnungen über die für Bezeichnung des Schnees aufgewendeten Kosten machen. Dieselben betrugen auf den Bahnen des Deutschen Reichs während des Winters 1888/89 nicht weniger als 3745722 Mark, davon entfallen auf den Bezirk Bromberg allein 851390 Mark. 1887/88 erscheint ein Betrag von 3653708 Mark, 1886/87 ein solcher von 1808568 Mark. Die österreichisch-ungarischen Bahnen haben zu denselben Zwecke aus 1888/89 3516341 Mark, 1887/88 1963044 Mark, 1886/87 2166045 Mark.

Der Jugendgarten. Zum sinnigsten Mate tritt der „Jugendgarten" hinein in die weihnachtsfrohe Welt, seinen jungen Freunden, denen, für die er bestimmt ist, eine gewiß willkommene Gabe, aber auch seinen alten Freunden eine Quelle erfreulicher Gedanken. Ist er doch stets von neuem eine lebendige Erinnerung an die unvergeßliche Lustige Widermuth, aus deren Händen einst die ersten Bände hervorgingen, und wenn etwas das Schmerzliche, was eine solche Erinnerung immer in sich birgt, vergessen lassen kann, so ist es die Thatsache, daß ein Stück ihres Geistes fortlebt eben in dem „Jugendgarten", welcher von ihren Töchtern um so verständnißvoller Hirsch und engerwandter Bearbeitung fortgeführt wird."

Den Inhalt des stattlichen Bandes im einzelnen hier durchsprechen, würde zu weit führen; denn es ist eine auch dem Umfange nach recht stattliche Festgabe, welche von der Verlagshandlung schön und geschmackvoll

ausgestattet worden ist. Die Herausgeberinnen, Adelheid Wildermuth und Agnes Willms, haben Gedichte und Erzählungen beigesteuert, andere Erzählungen stammen von Julius Weil, G. Reuter, Tally von Rüts; eine Vogelgeschichte von Dutli, Märchen von Luise Jüngst und Anna Fromm, geschichtliche und naturwissenschaftliche Skizzen schließen sich an. Marie Silling verwebt allerlei Kenntniß und Erfahrung in einen anmuthig geschriebenen Briefwechsel zwischen Tante und Nichte, ein kleines Theaterstück von Helene Binder, „Knecht Ruprecht auf dem Heimwege", eignet sich zur Aufführung in den Weihnachtsferien, und zahlreiche Räthsel liefern Stoff zum Kopfzerbrechen an den langen Winterabenden. So ist also für viele Wünsche und Bedürfnisse gesorgt, und zwar gesorgt in jenem wohlthuenden Geiste von Anmuth und innerer Gesundheit, wie er allein das Anrecht darauf ist, der nach innen und nach Tiefblau des „Jugendgartens" prangt, des Namens Dritte Widermuth.

Zum Weihnachtsball. (Zu unserer Kunstbeilage.) Ein glückliches Menschenkind, das uns aus unserem Bilde entgegenschaut! Ihm sind Reichthum und Schönheit zu Theil geworden, und was der Reichthum ihm kann, die Schönheit zu schmücken, das ist hier alles geschehen. Prächtig unschlingt die weiße Atlasrobe die schlanke Gestalt, einer schneeschleudern zahmen Schlange gleich windet sich der schwere Pelz um Hals und Arme, die Rechte im hohen Glacéhandschuhe hält den noch geschlossenen Fächer gelenk, zu dessen Berührung der afrikanische Strauß sein Gefieder lassen mußte, und im üppigen Haare blitzen ein paar funkelnde Brillanten.

Ja, ein glückliches Menschenkind! Aber nicht Atlasrobe und Pelz, nicht Straußenfächer und Diamanten sind es, die es in dem Sinne glücklich machen, wie wir es meinen. Ihm ist mehr gegeben als äußerer Prunk und Glanz: ein sinniges Gemüth und ein weiches Herz, das auch unter der prächtigsten Hülle, inmitten einer gleißnerischen Welt, lauter und unverdorben weiter schlug und sich im harmlosen Genusse des Reichthums oft doch für liebevolle Barmherzigkeit! Und woher wissen wir das? Wir lesen es in dem leichten, bescheidenen Regen des Köpfchens, in dem ruhigen Blick aus den dunklen Augen, der so klar und unschuldig auf uns gerichtet ist; er kann nur eine reine Seele, ein keusches Kindergemüth wiederspiegeln!

Glückliches Menschenkind! Tritt Du nur an der Seite der sorglamen Eltern hinein in den weihnachtsfrohen Ballsaal. Du bringst die richtige Stimmung mit!

Kleiner Briefkasten.

(Anfragen ohne vollständige Angabe von Namen und Wohnung werden nicht berücksichtigt.)

C. S., Bremen. Das ist ganz gut gemeint, und wie unterschreiben dem Standpunkt nach jeden Satz von Ihren „Modethorheiten der Frauen". Aber man muß die Sache — verzeihen Sie das offene Wort — heute praktischer, und das heißt heutzutage einmal in der „Gartenlaube" geschrieben. Wenn Sie Ihr Manuskript zurückverlangen, dann geben Sie uns freundlichst eine genaue Adresse an.

L., Leimarkhausen. Die Erfüllung Ihrer Bitte darf nicht größeren Schwierigkeiten, als Sie denken. Doch wollen wir Ihre Anregung im Auge behalten. Die Gutbandbogen zur „Gartenlaube" kosten je 1 ℳ 20 ₰.

A. D., in München. Die „Gartenlaube" hat seinerzeit im Jahrgang 1866, S. 627 einen Abwehrartikel veröffentlicht, der gelautet ist, den allerunsichersten Heilmitteln einen abgrenzen. Uebrigens kennt jeder Arzt eine Reihe von Mitteln, welche Linderung in Alkemuth verschaffen, wo an einen Heilerfolg nicht zu denken ist. Wir werden auch Ihr Wort an diesen sich wenden.

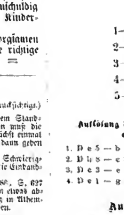
Auflösung der altägyptischen Papyrusrolle auf S. 804:

Wer die Wahrheit will beschauen, der muß viele Schauseln haben.

Auflösung der Schachaufgabe Nr. 6 auf S. 804:

1. D e 1 — e 2	K d 5 × e 6	1.	e 5 × f 3, Läufer
2. D e 5 — g 7 †	K beliebig	2. L 7 — e 8 †	K d 5 × e 6
3. d 4 — d 5, h 7 — g 8, matt		3. d 4 — d 5 matt	
1.	K d 5 — e 4	1.	S e 8 — d 6 †
2. D e 3 — e 2 †	K beliebig	2. D e 6 — e 2 †	K d 5 — e 4
3. S e 6 — g 5, e 7 matt		3. S f 5 × d 6 matt	
1.	S h 2 — f 1	1.	L e — h 5 †
2. D e 6 × g 8	beliebig	2. S f 5 — e 3 †	beliebig
3. S f 5 — e 3, e 7, h 7 — e 8 † matt.		3. S e 6 × g 5, d 1 — d 8 matt.	
		1.	S h 2 — f 3
		2. D e 6 — e 2 †	K d 5 — e 4
		3. D e 2 — e 2 matt.	

Auflösung des Drudenfußes auf S. 804:



1—2: Tiefels.
2—3: Spalato.
3—4: Oranien.
4—5: Niemand.
5—1: Diamant.

Auflösung des Homogramms auf S. 804:

K	A	L	A	
K	a	l	i	n
A	l	b	e	r
L	i	e	b	i
A	u	r	i	e
	m	t	g	h

Auflösung der Zwanzigpatience auf S. 804:

Auflösung des Damenpiecesaufgabe auf S. 804:

1. D e 5 — b 8	1. D e 5 — g 1 †
2. D b 8 — e 5	2. h 4 — f 2 †
3. D e 3 — e 1	3. D g 1 — h 2
4. D e 1 — g 3 †	und gewinnt.

Auflösung des Räthsels auf S. 804: Polarstern.

Auflösung der Charade auf S. 804: Anti — Lope, Antilope.

Auflösung des Buchstabenräthsels auf S. 804: Sonne — Sonne.

Hierzu die Kunstbeilage „Zum Weihnachtsball". Weihnachtsgruß der „Gartenlaube" an ihre Leser.

In dem unterzeichneten Verlage ist soeben erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

E. Marlitt's Romane und Novellen.

Illustrierte Gesamt-Ausgabe.

Zehnter Band: „Thüringer Erzählungen".

Mit diesem Bande liegt die Gesamt Ausgabe von **Marlitt's Romanen** nunmehr vollständig vor.

Zur Aufnahme der 10 stattlichen Bände hat die Verlagshandlung eine feine englische Leinwand-Truhe mit Goldpressung herstellen lassen, und kostet die vollständige Sammlung:

10 Bände, elegant gebunden, in Kassette 40 Mark.

In diesem geschmackvollen Arrangement bildet die Illustrierte Marlitt ein **hervorragend schönes und wertvolles Festgeschenk** für Weihnachten und andere Gelegenheiten.

Inhalt: Bd. 1. „Das Geheimniß der alten Mamsell." Mit Illustrationen von C. Koch. — Bd. 2. „Das Heideprinzeßchen." Mit Illustrationen von Erdmann Wagner. — Bd. 3. „Reichsgräfin Gisela." Mit Illustrationen von J. Meinmichel. — Bd. 4. „Im Schillingshof." Mit Illustrationen von Wilhelm Claudius. — Bd. 5. „Im Hause des Kommerzienrates." Mit Illustrationen von H. Schlitt. — Bd. 6. „Die Frau mit den Karfunkelsteinen." Mit Illustrationen von C. Jost. — Bd. 7. „Die zweite Frau." Mit Illustrationen von R. Alex. — Bd. 8. „Goldelse." Mit Illustrationen von Wilhelm Claudius. — Bd. 9. „Im Hause des Kommerzienrates." Mit Illustrationen von C. Jost. — Bd. 10. „Thüringer Erzählungen." („Amtmanns Magd", „Die zwölf Apostel", „Der Eulenhaus." Mit Illustrationen von M. Flashar, E. Herger und A. Wandtke.

Bd. 7. „Die zweite Frau." Mit Illustrationen von R. Alex. — Bd. 8. „Goldelse." Mit Illustrationen von Wilhelm Claudius. — Bd. 9. „Im Hause des Kommerzienrates." Mit Illustrationen von C. Jost. — Bd. 10. „Thüringer Erzählungen." („Amtmanns Magd", „Die zwölf Apostel", „Der Eulenhaus." Mit Illustrationen von M. Flashar, E. Herger und A. Wandtke. Bart", „Schulmeisters Marie"). Mit Illustrationen vorrätig. Wo der Bezug auf Hindernisse stößt, wende man sich direct an die

In den meisten Buchhandlungen vorrätig.

Verlagshandlung von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

Halbheft 27. 1890.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1890. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Sonnenwende.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von Marie Bernhard.

8. Fortsetzung.

Sie werden vielleicht denken, Herr Pfarrer," fuhr Schönfeld nach einer Pause fort, „der Verdacht habe sich sofort auf uns gerichtet. Aber das geschah nicht, und es ging auch alles dabei ganz natürlich zu. Die Leiche des alten Heßberg wurde am späten Abend erst von seinem Bedienungsmädchen in seinem Zimmer aufgefunden. Ob hier ein Selbstmord oder ein Raubanfall vorlag, hatte das Gericht nicht festzustellen vermocht — die Richtung, in welcher die Revolverkugel vorgefunden wurde, ließ beide Annahmen zu — doch lag größere Wahrscheinlichkeit zu der letzteren vor, da Heßberg sich mit der zähen Beharrlichkeit geiziger Greise um so mehr ans Dasein klammerte, je älter er wurde, und eine plötzliche Geisteszerrüttung ebenfalls nicht vorauszusetzen war. Da aber die Papiere des Todten sich in vollkommener Ordnung befanden, sein Thaler an dem in sorgfältigsten Listen verzeichneten Vermögen fehlte, so mußte es entweder ein Mord, aus Wuth und Rachsucht verübt, sein — was bei dem allgemein verhaßten Wucherer leicht möglich war! — oder der Mörder war, unmittelbar nach vollbrachter That, aufgeschreckt, vielleicht durch ein Geräusch in der Nähe vertrieben worden und entflohen. Das lohende Unwetter hatte alle Bewohner des Hauses in ihre Wohnungen gebannt, niemand hatte es gewagt, auch nur aus Fenster zu treten und hinauszuschauen — von einem Schuß, einer geöffneten und geschlossenen Thür, einem Kommen und Gehen hatte kein Mensch bei dem fast unaufhörlichen Grollen des Donners auch nur einen Laut vernommen, niemand vermochte daher auch nur andeutungsweise anzugeben, um welche Zeit etwa der Mord verübt worden sein konnte. Uns beide, Karl und mich, hatte man gegen drei Uhr mit Mützen und Stöcken aus dem Hause gehen sehen — gegen vier Uhr waren wir mit nassen Kleidern, da wir den Rückweg über den Hof nahmen und der Regen wolkenbruchartig herabstürzte, wieder heimgekehrt; wir erklärten, einen Gang in die Stadt unternommen zu haben, unter einen Thorweg geflüchtet und endlich, da der Regen nicht nachlassen wollte, rasch nach Hause gelaufen zu sein. Der einzige Hausbewohner, der Heßberg an diesem verhängnißvollen Sonntagnachmittag gesprochen hatte, war der Buchhalter gewesen — er räumte dies ohne weiteres ein, sagte aus, daß er eine geschäftliche Auseinandersetzung mit seinem Prinzipal gehabt habe und daß diese, da ihre Meinungen weit auseinandergingen, nicht friedlich verlaufen sei, so daß Heßberg Drohungen ausgestoßen und der Buchhalter, um sich nicht von seinem mächtig aufkochenden Zorn fortreißen zu lassen, die Unterredung gar nicht zu Ende

Schneeglöckchen.
Nach einem Gemälde von W. v. Müller.

geführt habe, sondern eiligst aus dem Zimmer gestürzt sei. Seine Gattin bestätigte, daß ihr Mann bleich und erregt etwa fünfzehn Minuten vor vier Uhr bei ihr eingetreten sei und ihr nur kurz berichtet habe, zwischen ihm und Hetzberg sei es zu heftigen Erörterungen gekommen, und er danke nur Gott, daß er sich nicht zu Thätlichkeiten habe hinreißen lassen. —

Diese Aussagen wurden zu Protokoll genommen und der Buchhalter entlassen in Untersuchungshaft gesetzt, nach kurzer Frist aber wegen mangelnder Beweise wieder freigelassen. Welche Angst mag der unglückliche Mann in seinem Innern wegen jenes Schuldbekenntnis und der Verschreibung ausgestanden haben, von denen er während der Verhöre kein Wort gesagt hatte! Seine Anseinandersetzungen mit Hetzberg hätten sich auf dessen gewissenlose Geschäftsführung bezogen, hatte er vor Gericht ausgesagt — und in der That hatte er in Haft einige Namen von Persönlichkeiten genannt, die Hetzberg gleich ihm zu Grunde gerichtet hatte, und hierauf gründete der Buchhalter seine Aussage. Ihm mußte es wie ein Wunder erscheinen, daß jene Papiere nicht aus dem im übrigen musterhaft geordneten Nachlaß des Verstorbenen zum Vorschein kamen — — aber sie blieben verschwunden, und er hat niemals den wahren Sachverhalt geahnt. Das große Vermögen des Verstorbenen fiel, da ein Testament sich nicht vorfand, an ein paar Seitenverwandte, die sich nicht einmal zur Beerdigung einstellten. Ohne Feierlichkeit und ohne Gefolge wurde Hetzberg zu Grabe getragen und kein Auge weinte um ihn, keine theilnehmende Hand legte eine Blume auf seinen Hügel.

Ich blieb noch lange genug in Hamburg, um den Verfall der Familie, die mir wie eine eigene lieb geworden war, mitanzusehen; in einem anständigen Comptoir, das viele junge Leute beschäftigte, fand ich ein Unterkommen, und auch mein ehemaliger Vorgesetzter, der Buchhalter, bekam nach längerem Suchen eine ziemlich gut bezahlte Stelle. Aber es war nun alles zu spät. Der Gram um ihre beiden heimgegangenen Kinder, der Schreck und die Angst, ihren Gatten in Untersuchungshaft und vor dem Richter zu sehen, — das war zuviel für die ohnedies untergrabenen Kräfte der zarten Frau. Sie erlosch wie ein Licht, plötzlich, ganz unsichtlich, und nun den bedauernswerthen Mann ward es tiefe Nacht — er lief in eine schwere Geisteskrankheit, wurde bewußtlos nach einem Hospital gebracht und starb dort nach vier oder fünf Tagen, ohne seine Besinnung auch nur für eine Stunde wiedererlangt zu haben. Die beiden jüngeren Kinder wurden mit dem kümmerlichen Rest Geld, der sich in der Hinterlassenschaft vorfand, in billige Pflege zu einfachen Leuten gegeben. Wenn ich mich recht erinnere, ist der Knabe im Alter von zwölf bis dreizehn Jahren gestorben, das Mädchen später als Frau eines Missionärs nach Afrika gegangen, — — man hat nie wieder etwas von ihr gehört. Mein Freund aber, Karl — mein einziger Jugendfreund — —" Schönfeld bedeckte seine Augen mit der Hand und seufzte tief auf, „er war wie verwandelt seit jenem Unglückstage, das schöne Jugendfeuer in ihm erloschen, die ungestüme, hinreißende Leidenschaftlichkeit dahin! Aelter, ernster, gereifter nun zehn Jahre, ohne Lächeln, ohne Freude, ohne Hoffnung — und, was für mich das Schlimmste war, mir innerlich entfremdet von der Stunde an, die mich zum Mitwisser seines Geheimnisses machte! Sonst kettet dies die Menschen fester aneinander, verbindet sie fürs ganze Leben — hier trat das Gegentheil ein! Er wußte bestimmt, ich würde ihn nie verrathen, er vertraute mir vollkommen, und das eine ‚Nein', das ich damals gesprochen hatte, wog in seinen wie in meinen eigenen Augen so schwer wie der feierlichste Eid. Aber mein Anblick quälte ihn, rief ihm unausgesetzt den Augenblick zurück, da wir beide uns über die Leiche beugten und der betäubende Donnerschlag über unsern Häuptern losbrach; er bemühte sich, mich sein Empfinden nicht merken zu lassen, mir gegenüber ganz der Alte zu sein — aber es half ihm alles nichts, ich kannte ihn zu gut. Ein einziges Ziel nur hatte er sich gesteckt, ein Ideal schwebte ihm vor: ein berühmter Künstler zu werden! Als ihm Mutter und Vater gestorben war und er seine Geschwister, so gut es eben anging, versorgt wußte, kam er, um Abschied von mir zu nehmen, da er nach München ging — mit seinem vornehmen, blassen Gesicht und den düster flammenden Augen seinem Vater ähnlicher denn je. Der Abschied von mir schmerzte ihn nicht, ich merkte es ihm an, ihn trieb es fort, fort wie mit Sturmesgewalt, er konnte Hamburg nicht rasch genug hinter sich lassen. Ich aber — ich habe nie wieder in meinem Leben einen Freund geliebt, — wie ich ihn geliebt hatte.

Ich bin dann noch eine Zeitlang in Hamburg geblieben, bin immer mehr in die Umtriebe der Anarchisten verstrickt worden — das Leben warf mich herum, hierhin, dorthin, — gefeiert, verehrt von meinen Anhängern . . . gehetzt, verfolgt von dem, was man beschehendes Recht und Gesetz nennt, — ausgestoßen aus der menschlichen Gesellschaft, nur mit den Parteigenossen verkehrend, nur der ‚Partei' lebend. Ich bin dann gesunken, von Stufe zu Stufe . . . . . .

Er aber, den ich nie vergaß, den ich im Auge zu behalten wünschte, wo ich auch war, was ich auch trieb, wenn er selbst auch nichts mehr von mir wissen, nie mehr an mich denken sollte — er hat es mir nicht schwer gemacht, seine Laufbahn zu verfolgen. Er ist gestiegen, überraschend schnell, hoch und höher sein Name glänzt, wie er es gewollt hatte, als einer der ersten Sterne am Himmel der Kunst, und wie er sich auch zurückziehe und vor der Welt flieht, — sie läßt ihn nicht los, bemächtigt sich seiner und trägt ihm ihre Bewunderung, ihren goldenen Lohn und ihren Lorbeer nach. Wenn er selbst auch schweigt . . . seine Werke reden für ihn, und eine mächtige Sprache ist es, die sie führen! Ich habe oft und viel über ihn gelesen — man nennt ihn unzugänglich, menschenscheu und düster, und seine Bilder atmen die tiefste Schwermuth. Wem ein so unheilbares Gift in den Becher der Jugendlust gemischt wurde — wie soll der in seiner Kunst von Lebensfreuden erzählen können? —

Wir sind nie in ein und derselben Stadt gewesen — er war viel auf Reisen und fast nie in Europa — bis — bis — auf diese letzte Zeit! Man hat ihn hierher nach Frankfurt an die Professur an der Akademie gemacht, und er ahnt es nicht, daß ich ihm so nahe bin — und doch so unerreichbar weit! Er soll es auch nicht ahnen — mit keinem Wort möchte ich seinen Weg kreuzen — ich wollte, er hätte mich vergessen! Ich habe seiner gedacht zu tausend Malen, vielleicht, weil sein Name unauflöslich verbunden ist mit einer der wenigen wahrhaft guten Thaten meines Lebens! Denn eine gute That ist es gewesen, daß ich damals schwieg, und ich freue mich ihrer!

Vor einiger Zeit hat mir der Herr Direktor, durch Ihr Gütige, Herr Pfarrer, dazu veranlaßt, Zeitungen zu lesen geschickt — nicht den politischen Theil, nur die Feuilletons und die allgemeinen Nachrichten und wissenschaftlichen Besprechungen. Dabei fand ich denn auch eine ausführliche Besprechung der letzten Jahresausstellung, und ein Bild war's von allen, das die Kritik zu einem wahren Sturm von Entzücken und Begeisterung hinriß: ‚Der Engel des Herrn'! Bon ihm! Er hat meist landschaftliche Motive gemalt, zuweilen auch Bildnisse, die meisterhaft sein sollen — jetzt wagt er sich auch an diese mystisch religiösen Darstellungen, und sie glücken ihm. Was glückte ihm nicht in seiner Kunst? Er ist ein großes Genie, ich hab' es immer gesagt. Ich hätte gern dieses Bild gesehen ‚Der Engel des Herrn' — Wo nur wird er nichts wissen — wie viele Künstler leiden Geschichtsverdrehungen? Zudem habe ich verschiedene Namen geführt — wer sagt ihm, welches der rechte sei? Was haben wir miteinander zu schaffen — der zum Tode verurtheilte Verbrecher und der weltberühmte Maler, Professor Delmont? Da! Nein, habe ich Ihnen dennoch den Namen genannt — Sie haben ihn ohnehin bei Nennung des Bildes errathen — auch that es nichts! In drei Tagen habe ich zu sterben — — es ist Sonntag heute!"

* * *

Es blieb eine Weile still auf Nummer achtundfünfzig. Der zum Tode Verurtheilte starrte mit einem ganz eigenen Ausdruck zu dem vergitterten Fenster empor, durch dessen Eisenstäbe in Stückchen das rosig überhauchten Abendhimmels hereinsah. Die Sonne war hinunter, aber die Goldglorie, die sie hinter sich gelassen hatte, schwebte noch über der blassen Himmelsbläue. Der bleiche, schlanke Mann sah hinauf — hinauf und dachte, daß er nur dreimal noch den Sonnenball an seinem Fenster würde vorüberwandern sehen — und dann sollte es für immer zu Ende sein, das Leben, das ihm so wenige Rosen und so viele schwere Dornen gebracht hatte! Seine Seele! Würde sie hinaufschweben zu den lichten Höhen, von denen jetzt das Sonnengold wie flüssig gewordenes Feuer niederrann — und würde der allerbarmende

Gott, der in alle Herzen, auch in das feine, schaute, und der da wußte, wofür er in seinem blinden Wahn gesündigt hatte, ihn aufnehmen und ihm verzeihen? —

„Daß ich Ihnen diese Geschichte erzählte, Herr Pfarrer," begann Schönfeld endlich aufs neue, „das soll zugleich die Antwort auf eine Frage sein, die Sie mir vor kurzem einmal vorgelegt haben: ob ich nicht inmitten meines wirren, wüsten Lebens das in mir gespürt hätte, was Sie mir als göttliche Regung ausgelegt und erklärt haben! Ich denke, mein unverändert tiefes und warmes Gefühl für diesen meinen verlorenen Jugendfreund und die Thatsache, daß ich sein Geheimniß bis auf den heutigen Tag treu behütet habe, — ich denke, das ist eine göttliche Regung gewesen!" —

Immer noch saß Reginald von Conventius unbeweglich da, und die weißen Rosen nickten träumerisch über seinem blonden Haupt. Ein brütender Ernst, ihm sonst fremd, lag über seinen Zügen, und ein banges Fragen stand in seinen Augen zu lesen. Aber er raffte sich auf mit all seiner Kraft und ließ noch einmal die göttliche Lehre von Vergeben und Vergessen über seine Lippen strömen, und aus seinem tiefsten Herzen kam das Gebet, das er zum Schluß für die Seele sprach, die sich ihm anvertraut hatte mit all ihren Irrthümern und ihrer Reue. —

Aber als er um wenige Minuten später durch die Straßen schritt, da war der unbeirrte Ausdruck, der sein schönes Gesicht eben noch verklärt hatte, spurlos verflogen, — einem Nachtwandler gleich ging er mitten durch das frühliche Gewühl der Menschen, die von ihren Ausflügen heimkehrten oder jetzt noch, nach des Tages Arbeit, ins Freie hinausstrebten — er sah keinen Gruß, der ihm zutheil wurde, beachtete keinen der verwunderten Blicke, die ihn trafen, — fuhr aber plötzlich schreckhaft, wie vor einer Geistererscheinung, zusammen, als er, um eine Straßenecke biegend, auf ein Paar stieß, das ihm gerade entgegenkam: Professor Detmout und Annie Gerold, Arm in Arm, sie, eifrig plaudernd, einen Strauß köstlicher Rosen an der Brust, heiter, jugendfrisch, wie verklärt von ihrem bräutlichen Glück, — er, stolz und vornehm, mit einem unbeschreiblichen Ausdruck heimlicher Wonne auf sie niedersehend, ein zärtliches Lächeln um die Lippen. Ein leichter Schreck überkam auch sie beide, als sie so ganz unvermuthet den Prediger von Sankt Lukas vor sich sahen — sie faßten sich aber rasch, grüßten verbindlich und blickten einander dann befremdet in die Augen.

Reginald hatte ihren Gruß nicht erwidert und war, so rasch ihn seine Füße trugen, weitergestürmt.

14.

Am Nachmittag desselben Tages, der Schönfelds Beichte gebracht hatte, ging es bei Rainers sehr heiter zu. Der neugebackene Bräutigam war da, der vergnügteste Mann, den je Gottes Sonne beschienen hatte. Er wollte mit seiner Braut und Frau Hedwig Wentland einen Besuch in Professor Detmonts Atelier abstatten, nicht so ohne weiteres — bewahre! Das hätte bei dem unberechenbaren Künstler, der noch dazu auf seine schöne Braut so eifersüchtig war wie ein Türke, übel ablaufen können! Annie Gerold selbst hatte es übernommen, ihre Freunde in das Heiligthum, das nur sehr wenigen offen stand, einzuführen; denn Detmont machte auch darin eine Ausnahme von anderen Malern, daß es ihm gar nicht darum zu thun war, sein Atelier viel besucht und seine Bilder bewundert zu sehen. — im Gegentheil, er wies viele dahin zielende Wünsche ab und nahm den Berichterstattern und Kritikern gegenüber meist eine so herbe Miene an, daß diese Herren ihren ganzen Vorrath von Unparteilichkeit zu Hilfe nehmen mußten, um die Person von der Sache, um die es sich handelte, zu trennen. Frau Wentland und Hedwig Rainer nun hatten, als Annie Gerolds beste Freundinnen, den lebhaften Wunsch geäußert, des Professors Allerheiligstes zu sehen, und Fritz von Conventius hatte sich selbstverständlich angeschlossen, „schon, um zu sehen," wie er sich innerlich sagte, „wie ich mich als Bräutigam gegenüber dieser gefährlichen Annie als einer Braut benehmen werde, und ob ich mit Ehren vor ihr und vor mir selbst bestehen kann. Natürlich werde ich das gut zustande bringen, denn ich verliebe mich mit jedem Tage ernstlicher in mein kleines Mäuschen — aber eben darum! Fräulein Gerold soll doch sehen, daß andere Leute auch glücklich sein können, und daß man nicht Braut eines berühmten Künstlers und Professors zu sein braucht, um das Leben wunderschön zu finden!"

Frau Weyland war zum Kaffee zu Rainers, die ein hübsches Gärtchen besaßen, gebeten — noch aber war's zu dem beabsichtigten Gang zu früh, und der Lieutenant unterhielt die Damen einstweilen damit, ihnen Jutchens neuestes Kunststück vorzuführen. Die begabte Hühnerhündin saß inmitten einer Jasmintaube auf den Hinterbeinen, sie hatte ein Schnittchen Butterbrot auf ihrer Nase liegen und balancirte dieses mit einem sehr nubebaglichen Gesichtsausdruck, ohne indessen ihre Stellung zu verändern. Erst wenn ihr Herr „Attention!" rief, warf sie den Kopf zurück, fing das Schnittchen Brot in der Luft auf und sank in die gewöhnliche Stellung eines Vierfüßlers zurück, um dann noch vergebliche Versuche anzustellen, das letzte Restchen Butter vermittelst ihrer langen, geschmeidigen Zunge von der Nase herunterzuholen. Diese anspruchslose Kunstleistung unterhielt die Damen trefflich und Jutchen erhielt viel Anerkennung ob ihrer Geschicklichkeit. Mama Rainer, die „Perle einer Schwiegermutter", saß mit ihrem guten, gemüthlichen Gesicht in der Jasmintaube und wünschte sich ihren seligen Mann herbei, auf daß er sehen könne, wie glücklich sein Kind sei und wie klug sie — seine Gattin — gewählt habe, für Hedwig einen so prächtigen Mann auszusuchen. Frau Rainer war nämlich entzückt von ihrem Schwiegersohn und bildete sich demzufolge ein, sie habe ihn „ausgesucht"! —

„Jetzt wird es bald Zeit, aufzubrechen," meinte Frau Weyland, indem sie ihre Uhr zog.

„Wie nubehaglich Sie dazu aussehen!" tachte Fritz. „Hand aufs Herz, verehrte Frau — haben Sie wieder Ihre Ahnungen? Mein Mäuschen hat mir so etwas davon verrathen! Sollte ich's nicht sagen, kleine?"

Das „Mäuschen" sah ein wenig verlegen aus.

„Frau Weyland liebt es gar nicht, wenn darüber gesprochen wird — nicht wahr, liebe Hedwig?"

„Es kommt darauf an, wer es thut und in welchem Ton darüber gesprochen wird!" entgegnete die Gefragte. „Meines Mannes spöttische Art kann ich nicht gut vertragen, das räume ich ein, — er hat sich's aber überhaupt verboten, daß ich ihm mit solchen Dingen komme. Ich thue es auch nie und bemühe mich redlich, alles Uebernatürliche", wie Robert es nennt, in mir zu unterdrücken, denn er behauptet, es schade mir, und es kann ja sein, daß er recht hat. Ich gehe, wenn mich solche Stimmungen überkommen, absichtlich viel unter Menschen, ich tache und schwatze, treibe Musik, arbeite und spiele mit meinen Kindern und lese ein anregendes Buch — lauter Mittel, die meine Gedanken von dem abziehen sollen, was fort und fort in ihnen die Hauptrolle spielt. Inzwischen, wenn mein Ahnen und Befürchten nicht gerade besonders ausgeprägt ist, helfen diese Gegenmittel ganz gut, — ein anderesmal aber erweisen sie sich als völlig machtlos!"

„Und im gegebenen Fall?" fiel Hedwig Rainer eifrig ein.

Frau Weyland sah sich ihre Zuhörerschaft der Reihe nach an: die alte Dame war ganz Ertsinnen und Gluben, die kleine Braut ganz Theilnahme und freundschaftliches Mitgefühl, und der Lieutenant Fritz, den sie, trotz seiner ihr sehr angenehmen Persönlichkeit, am meisten im Verdacht der Gegnerschaft hatte, zeigte ein ganz sittsames, ernstes Gesicht und sah aus, als interessire er sich sehr lebhaft für die Sache.

„Nun, leider muß ich bekennen" — Frau Weyland seufzte tief auf — „daß in gegebenen Fall jede Ablenkung bisher nutzlos gewesen ist. Ich habe mich selbst ernstlich deshalb gescholten, habe alles drangesetzt, meine Stimmung zu ändern . . . umsonst! Es gelang mir nur äußerlich, in meinem Innern blieb alles beim alten. Sie wissen ja, wie lieb ich Annie Gerold habe, nächst meinen Familienangehörigen am liebsten von allen Menschen auf der Welt. Immer, seitdem Annie erwachsen ist, hat mich die Idee beschäftigt, wie wohl ihr künftiger Mann geartet sein würde — denn sie ist ja ein entzückendes Geschöpf und ganz dazu geschaffen, einen Mann unendlich zu beglücken! Von all den bisherigen Freiern und Verehrern, die um das reizende Wesen herum waren wie die Motten um das Licht, schien mir bis vor kurzer Zeit kein einziger geeignet, ihr Herz zu gewinnen und zu verdienen — einen angenommen — und der ist nicht der Erwählte! Sowie ich Annie mit Professor Detmont zusammen sah, faßte mich die geheime, unerklärliche Angst, die ich so gut an mir kenne, die Angst, daß einem geliebten Wesen ein Unheil drohe; dieses

Gefühl sündigte sich sogar schon an, noch ehe die beiden in meinem Hause miteinander in Berührung kamen. Seit der öffentlichen Verlobung habe ich meinen Liebling nur selten gesehen, Delmont ist seine gesellige Natur! Das Paar hat nus natürlich seinen Brautbesuch gemacht, dann hatten wir es eines Abends in kleinem Freundeskreise bei uns — Sie waren ja auch zugegen, liebe Hedwig! — und einmal war ich gegen Abend dort; in Heinrichshuft trafen wir noch ein paar Mal zusammen — und das ist alles! Aber jedesmal, so sehr ich mich dagegen sträubte, — hat sich mein Empfinden verstärkt: dieser Mann macht Annie nicht glücklich — und Annies Herz wird schwer zu leiden haben, denn leider liebt sie den Mann, gegen den ich ihm besten Willen nichts einzuwenden habe als mein Gefühl, daß er Annie unglücklich macht! — So — und nun lachen Sie die „sensitive Frau" nur tüchtig aus! Ich wollte von Herzen, ich könnte mit Ihnen lachen! Ich wollte, ich hätte niemals Erfahrungen gemacht, die mir die Heiterkeit vergehen ließen!"

Es lachte niemand in dem kleinen Kreise. Frau Rainer sah betrübt aus, die Töchterchen hatte gar Thränen in den Augen, und der Ulanenoffizier war sehr nachdenklich geworden. Er wußte ja genau, wen Frau Weyland mit dem einen, den sie Annie Gerold gegönnt und gewünscht hätte, meinte, und seine Gedanken weilten bei Reginald, der ja äußerlich unverändert war, weder bleich und krank unherschlich, noch einen unlustigen, gebrochenen Eindruck machte . . . aber Fritz kannte den Vetter! Reginald hatte seinen Stolz, und in Dinge, die ihn allein betrafen, die kein anderer wandeln oder bessern konnte, ließ er sich nicht hineinreden, die machte er mit sich ab. Daß es auch gerade Annie Gerold sein mußte, an die er sein ganzes und großes Herz verloren hatte! Wer dies Mädchen aus tiefster Seele liebte, für den gab es sobald keine Hilfe und kein Vergessen!

In etwas gedrückter Stimmung machten die vier sich endlich auf den Weg.

Bei dem Brautpaar indessen hielt der Ernst nicht lange vor — sie waren ja jung, gesund und glücklich, in guten Verhältnissen, mit der Anwartschaft auf eine schöne Zukunft; dazu heller Sonnenschein, frohe, geputzte Menschen, wohin das Auge sah — es mußte ja alles, alles gut werden, die Welt war gar zu herrlich! Die beiden lachten und schäferten miteinander, und der Weg zu Professor Delmonts Haus erschien ihnen so kurz, daß sie beide ein erstaunles „Schon!" hören ließen, als man sich plötzlich am Ziel befand.

In dem prächtigen Treppenflur stand Frau Krämer, die Haushälterin, festlich angethan, und knixte — eben diesen Augenblick sei das Fräulein Braut angekommen; die Herrschaften möchten nur so gütig sein, sich nach dem Atelier hinaufzubemühen. —

„Bist Du schon oft in einem Maleratelier gewesen, Fritz?" unterbrach Hedwig Rainer die feierliche Stille, während welcher nur der Schleppsäbel des Ulanen gegen die Treppenstufen geklirrt hatte.

„Ja, o ja, verschiedene Male, Mäuschen! 's ist ganz hübsch, aber mach' Dir nicht zu ungeheuerliche Vorstellungen von dem, was Du in solchem Atelier zu sehen bekommen wirst!"

„Ich war noch nie bei einem Künstler! Mir ist ganz feierlich und beklommen zu Mute!"

Fritz stieß ein mißlingendes: „Na!" aus. Aber als nun Frau Krämer die breite, dunkle, mit hellfarbigen Hölzern eingelegte Thür, die in das Atelier führte, öffnete, da stieß auch er, gleich den andern, einen Ruf der Ueberraschung und Bewunderung aus. — Nicht für sie, die Fremden, hatte Karl Delmont den weiten Raum so herrlich ausgeschmückt — er wußte es, daß seine Braut heute in Gesellschaft ihrer Freunde kommen würde, sein Atelier zu sehen — da mußte es würdig hergerichtet werden. Mit seinen raschen Künstlerhänden hatte er das reiche, köstliche Material, das ihm zu Gebot stand, hierhin und dorthin vertheilt, hatte am Truhen und Schränken immer mehr neue und kostbare Stoffe hervorgekramt, seine besten Skizzen auf die regellos umherstehenden Staffeleien geheftet und eigenhändig die prachtvollen Gobelins, die allein schon das Entzücken eines Kenners bilden konnten, abgestäubt und anders geordnet.

Die breiten, gleißenden Fensterscheiben waren heute mit scheinbar kunstlos gerafften Brokatstoffen von einer satten Purpurfarbe drapirt und eine verschwenderische Fülle von Blumen war über den ganzen Raum ausgeschüttet. In schöngeschwungenen Urnen, in bizarr geformten Vasen und Schalen blühte und duftete es, und auf einem seitwärts gerückten Tische waren die schönsten Früchte in selteuen Krystallgefäßen aufgehäuft, da zwischen standen gläserne Kannen, in denen goldbrauner und dunkelrother Wein funkelte, und auch hier schlanke Vasen von zartgelben und gluthrothen Rosen mit halbentschlossenen Kelchen.

Das allerschönste aber in diesem künstlerisch schönen Raume war doch Annie Gerold — Annie in ihrem zartblauen, duftigen Kleid, einen Strauß auserlesener Rosen an der Brust, voll von einem sonnigen Strom des hellen Lichtes getroffen, die fremde erstaunten Augen auf ein Bild gerichtet, das Delmont ihr hingestellt hatte. Es war in Pastell nach jener flüchtig hingeworfenen Skizze ausgeführt, die er damals im Gerold'schen Garten heimlich auf das Papier gestrichelt hatte: Annie, wie sie mit hochgehobenen Armen eine ganze Last schaukelnder weißer Fliedertrauben zu sich niederzieht, das feine Profil aufwärts gerichtet.

Keines von den beiden, die so vertieft auf das Bild schauten, wurde der Kommenden gewahr, — nur Ego, der zur Feier des Tages einen Jasminstrauß im Halsband trug, erhob sich würdevoll von seinem Platz neben dem Marmorkamin und kam den Fremden langsam entgegen, um ihnen, statt seines Herrn, die Honneurs des Hauses zu machen.

„Wie schön — wie entzückend schön ist das alles!" flüsterte Hedwig Rainer ihrem Verlobten zu und drückte begeistert seinen Arm.

Fritz nickte nur, aber sein Blick streifte immer wieder bewundernd über den prachtvollen Raum, die wundervoll malerische Ausstattung und das lebende Bild, das er vor sich sah.

Ein leichtes Räuspern von Frau Weyland ließ die Gruppe sich lösen.

„Ah — da seid Ihr!" rief Annie erfreut, lief auf ihre Freundinnen zu, umarmte sie, drückte Frau Rainer ehrfurchtsvoll die Hand und schüttelte dem Ulanenlieutenant die Rechte wie einem guter Kamerad. „Die Thür muß kaustisch in den Angeln gehen, wir haben Euch nicht gehört, nicht wahr, Karl?"

Wenn Professor Delmont auch nicht gerade von der Anwesenheit der Gäste und Annies herzlichen Begrüßung derselben erstaunt war, so ließ er sich dies doch nicht merken. Freundlich und verbindlich klang sein Willkommengruß, er lud zum Sitzen ein und lachte fröhlich, als kein einziges der Anwesenden davon etwas wissen wollte. Sie wären gekommen, um zu sehen und zu staunen, nicht aber, um sich auszuruhen, erklärte Frau von Lewentius, und zu sehen gebe es hier, daß man tagelang damit zu thun hätte. Mit diesen Worten stellte er sich mitten ins Atelier und sah sich mit einem bewundernngsvollen: „Donner und Wetter, ist das aber brillant hier!" umdnm.

„Hedwig, Liebste, sag', ist es nicht schön, einzig schön hier — bei ihm?" flüsterte Annie Gerold in Frau Weylands Ohr und schob ihren Arm durch den der Freundin, während Delmont der Frau Rainer den Erklärer spielte.

„Entzückend, mein Herz!"

„Er hat mir gesagt, ich darf bei ihm sitzen, wenn er malt, sobald ich seine — seine Frau bin —" Annie errötete und tuschelte — „er meint, er wird immer nur mich malen . . . aber das leid ich nicht! Einleitig soll er durch mich nicht werden! Sieh nur, die Waffen und Rüstungen und die venetianischen Spiegel! Diese Gobelins sind aus Brüssel, und der Teppich auf dem wir stehen, ist flandrische Arbeit! Das große Wüstenbild rückt langsam vor, er malt hier zu viel dummes Zeug dazwischen — das heißt, es sind eben lauter Porträts von mir, in Wasserfarben, in Oel, mit farbigen Skizzen, in Kreide — wie es gerade kommt! Wenn ich denke, ich soll bald hier sitzen und ihm zusehen! Es ist nicht auszudenken — "

„Wann soll Deine Hochzeit sein, Vögelchen?"

„Ach, Karl will sie schon zu Ende Juli haben, aber Thea meint, dann könne nichts in Ruhe besorgt, alles müsse überstürzt werden. Und weißt Du, Hedwig" — hier sah Annie sich vorsichtig um und dämpfte die Stimme — „so gern ich ihm alles zuliebe thue — hier bin ich auf Theas Seite. Nicht wegen der Ausstattung! Ob wir ein paar Stücke Möbel früher oder später geliefert bekommen und ob mir noch zwei Dutzend Servietten fehlen oder nicht . . . was thut das? Aber Thea bricht es das

Photographie im Verlage der Photographischen Union in München.

Hinterlist.
Nach einem Gemälde von B. Vautier.

Herz entzwei, wenn sie mich so rasch schon hergeben soll, und darum — ihm darf ich das gar nicht sagen —"

„Sie stehen nicht herzlich miteinander, die beiden?"

Annie schüttelte den Kopf, und ihre Augen schimmerten feucht. „Nicht so, wie ich mir's gedacht — nicht so, wie ich es für Thea gewünscht hatte! Wie Bruder und Schwester sollten sie sich lieben, meinte ich immer, und ich hatte geglaubt, es würde ein Zusammenleben zu Dreien werden; ich habe mir alle Mühe gegeben, es so zu gestalten, aber es geht nicht — nein, es geht durchaus nicht!"

„Aber Du bist glücklich, Liebling, nicht wahr?"

„Unendlich, Hedwig! Aber sieh, es ist kein ganz vollkommenes Glück — das mag es wohl auf der Welt überhaupt nicht geben! Wenn ich immer nur an mich allein denken wollte — o, da bliebe mir nichts zu wünschen! Aber nun habe ich mein großes, ganzes Lebensglück für mich allein, und Thea, die mich mit so viel Liebe erzogen und mir tausend Opfer gebracht hat, sie, die so zahllose Dinge entbehren muß, steht von ferne und ist ausgeschlossen von meinem Glück! Sie kann ja Karl unmöglich lieben, denn sie kennt ihn nicht! Niemand kennt ihn, so wie ich ihn kenne, weil er sich keinem so giebt wie mir!"

Frau Weyland zog Annies kleines, süßes Gesicht zu sich herab und küßte die feuchtschimmernden Augen; ihr Herz zog sich schmerzlich zusammen, ihr war beklommener zu Sinn als je! —

Indessen spielte Professor Delmont den liebenswürdigen Gastgeber — er öffnete seine Sammel- und Skizzenmappen, erläuterte das und jenes, schloß seine in den Ecken stehenden schweren Truhen auf und nahm herrliche Decken in Buntstickerei aus Tunis und Kairo heraus, zeigte Tschibuks und arabische Schmuckjachen, türkische Kostüme und japanische Lack- und Flechtarbeiten vor, beschenkte die Damen mit hübschen, werthvollen Kleinigkeiten, kurz, er war so zugänglich und freundlich, daß Mutter und Tochter Rainer ihm innerlich Abbitte leisteten und der Lieutenant es nicht mehr ganz so unbegreiflich fand, wie ein kluges Mädchen „diesen wunderlichen Kauz von Farbenreiber" überhaupt lieben könne.

Dann setzte man sich nach stundenlangem Fragen, Staunen, Bewundern um den runden Tisch und sprach dem Wein und den Früchten zu. Ego streckte sich zu Annies Füßen hin und schloß wohlgefällig die Augen, als diese kleinen Füße sich auf seinem breiten Rücken kreuzten; Delmont hatte ein Stück goldleuchtenden Brokats, schwer wie Leder, aufgestöbert, das drapierte er um Annies Gestalt und setzte ihr dazu ein venetianisches Perlenkäppchen auf das kastanienbraune Haar. Wie eine entzündende Dogaressa aus der versunkenen Dogenherrlichkeit, so saß das phantastisch geschmückte Mädchen auf dem altertümlich geschnitzten Lehnsessel, das hohe Spitzglas mit dem dunkeln Wein in der Hand — „ein Bild zum Malen!" wie Fritz von Conventius begeistert rief. Er konnte es Delmont nicht verdenken, daß er die schöne Braut unverwandt mit Augen aufaß, aus denen ein verzehrendes Feuer brannte — er selbst vermochte kaum den Blick von ihr zu wenden! Gewiß, er war ein glücklicher Bräutigam, und das „Mäuschen" lag ihm sehr am Herzen — aber diese Annie Gerold war doch ein unvergleichliches Geschöpf! Armer Reginald! —

Die Sonne war schon hinunter, und durch die gewaltigen Scheiben der Atelierfenster sah schon der in voller Pracht des Abendroths erglühende Himmel herein, als die kleine Gesellschaft sich endlich zum Aufbruch rüstete. Annie legte ihre schwere königliche Pracht beiseite und setzte statt des Perlenkrönchens ihren weißen Federhut auf, der ihr Gesichtchen äußerst reizvoll beschattete, — Ego blieb bei den halbgeleerten Weingläsern und Fruchtkörben als Wache zurück, und die Paare setzten sich heiter plaudernd und lachend in Bewegung, um sich an der nächsten Straßenecke zu trennen. Hier war es, wo Delmont und seine Braut die Begegnung mit Reginald von Conventius hatten.

Annie war unwillkürlich stehen geblieben und hatte ihm nachgesehen.

„Was mag ihm gefehlt haben?" fragte sie zaghaft. „Er sah so ganz verändert aus, und fast war es, als vermiedne ihm unser Anblick einen heftigen Schreck!"

„Er beneidet mich um mein Glück, Herzliebste — und ich kann's ihm weiter nicht verdenken!"

„Nein, nein, das ist es nicht gewesen — das allein sicher nicht! Sahst Du nicht, wie er mit einem Male bloß wurde, bloß wie ein Sterbender, und wie es ihm durchzuckte, als habe ihn ein elektrischer Schlag berührt?"

„Du hast ihn merkwürdig gut beobachtet, den schönen und interessanten Pfarrer zu Sankt Lukas —"

„O Karl! Du weißt, daß ich es nicht ertrage, das zu hören! Ist das nun gut und großmüthig, mich immer damit zu quälen, Liebster?"

„Nein! Aber ich bin auch nicht gut und großmüthig — ich quäle, was ich liebe, und mache Dich, mein einzigis Leben unglücklich — und mich selbst dazu!"

„Karl!"

Sie waren am Geroldschen Hause angelangt — Annie zog die Glocke, und sie traten in den weiten, halbdunkeln Hausflur.

„Kommst Du nicht mit mir hinein?"

„Nein — ich habe Dich doch nicht allein für mich! Wolle Gott, Du wärst erst mein Weib! Annie, mein Herz, mein Alles — meine Welt —"

Er küßte sie, als wollte er ihre Seele in sich trinken — dann trat er rasch über die Schwelle zurück. —

Und Annie-Lise hastig durch den Flur in ihr Zimmer. Sie wollte Thekla nicht sehen lassen, daß sie weinte — sie hatte ja nicht zu sagen gewußt, warum! Aber sie weinte vor sich hin, unaufhaltsam und leidenschaftlich — es bedrohte sie etwas — ihr Herz zitterte vor einem großen Verlust — und doch wußte sie nicht, wovor es ihr bangte!

* * *

Fritz von Conventius hatte „seine Damen" nach Hause begleitet, und es war ihm ganz gelegen gekommen, daß seine zukünftige Schwiegermutter erklärte, das viele Umherstehen und Beschauen habe sie etwas angegriffen und sie gedenke, sich heute früher als sonst zur Ruhe zu begeben. Die kleine Braut, die sich noch auf ein zärtliches Plauderstündchen mit dem Herzliebsten gefreut hatte, sah ein wenig traurig und enttäuscht aus, aber Fritz wußte es ihr so überzeugend vorzustellen, daß morgen auch noch ein Tag sei und wie er morgen wenig Dienst habe, daher früher abkommen könne, daß sich ihr Gesicht allmählich aufhellte und sie ganz gefaßt von ihrem hübschen Adjutanten Abschied nahm.

Dieser ging in straffem Rhythmus, von Säbel- und Sporengeklirr begleitet, seines Weges, aber er war tief in Gedanken dabei. Thor von Hammerstein, der ihm begegnete und ihn zu einem Abendschoppen im „Kyffhäuser", einem berühmten alt-deutschen Wein- und Bierlokal, verführen wollte, erhielt eine deutliche Ablehnung von ihm und mußte allein seinen edlen Zechzustreben. Dafür nannte Parsifal den vergebachenen Bräutigam in der Stille einen Philister, der schon vor der Ehe strafbar sündige sei, und Fritz dachte bei sich: „Dies alte Klapperl schwemmt seinen sogenannten Herzenskummer jetzt mit Spatenbräu oder Salvator Larose hinunter. O, reiner Thor, wenn Du — durch Weib wissend — ahntest, wen ich soeben stundenlang bewundert habe!"

Es war eine ziemlich späte Stunde, als der Lieutenant von seiner Behausung anlangte; zu seinem Erstaunen gewahrte er vor der Straße aus in seinem Wohnzimmer Licht. Sollte sein Bursch, dieser leichtfertige Schlingel, in dem Glauben, sein Herr bringe den Abend bei der Braut zu, mit gleichgesinnten Freundesseelen dort ein Gelage feiern? —

Fritz zog den Schlepppäbel an sich und ging auf den Zehenspitzen über den Flur — er wollte den Missethäter überraschen. Das Oeffnen der Thür ging geräuschlos von statten, jetzt stand er auf der Schwelle seines Wohnzimmers, und dort blieb er wie festgewurzelt stehen — denn vor der hellbrennenden Lampe hier sein Vetter Reginald mit einem bleichen, verstörten Gesicht und fieberhaft leuchtenden Augen, und mit diesen Augen starrte er wie ein Geistesabwesender vor sich hin.

Der erste klare Gedanke, den Fritz hatte, war der: er war in ein Duell auf Tod und Leben gehen und wünschte doch in Sekundanten — darum ist er hier! Dann fiel es ihm ein, daß Reginald ja Geistlicher sei — eine Thatsache, die der Lieutenant angesichts der ritterlich schönen Erscheinung des Vetters, auch

noch zuweiten vergaß! — daß also diese Annahme unmöglich stimmen könne . . . was konnte es denn aber sein?

Bei einem leisen Klirren des Säbels fuhr der Pfarrer von seinem Sitz empor.

„Da bist Du ja! Du mußt mir schon verzeihen, Fritz, wenn ich hier herumlerkam — Dein Bursch ließ mich ein — und mir's bei Dir bequem machte. Du hättest freilich noch viel länger fortbleiben können — — wieviel Uhr haben wir denn? Und wie kommt es, daß Du nicht noch bei Deiner Braut geblieben bist? — Je nun, das ist gleichviel — mich freut es, daß Du da bist! Ich hielt es bei mir nicht aus — ich kann nicht allein sein mit meinen Gedanken, und wenn ich irgend ein Lokal gewußt hätte, wo ich ein paar Bekannte finden würde . . . wahrhaftig, ich wäre hingegangen, nur um andere Menschen zu sehen — Stimmen zu hören."

„Dann muß es aber hart über Dich gekommen sein," zwang sich Fritz, zu scherzen, „wenn Du, der Heilsapostel und Seelentröst von Sankt Lukas, Schutzheilt nach einem Kneiplokal verspürst!"

„Du hast recht — es ist hart über mich gekommen!"

Der Ton in diesen Worten und Reginalds Ausdruck dabei ließ den Offizier stutzen. Er trat nahe an den Vetter heran, legte ihm beide Hände auf die Schultern und sah ihm ernst ins Gesicht.

„Was hat's denn gegeben, Regi? Kannst Du mir's nicht sagen?"

„Nein, lieber Fritz, ich kann nicht!"

„Auch wenn ich Dir als Kavalier und Soldat mein Ehrenwort gebe, gegen jedermann zu schweigen?"

Reginald seufzte tief auf.

„Auch dann nicht!"

„Ist es ein Ehrenhandel, in den Du verstrickt bist?"

„Nein, Fritz! Ich weiß nicht — und sieh, das ist das Qualvolle für mich! — was Recht und Unrecht ist, ich weiß nicht, wo meine Verantwortung, wo meine Pflicht liegt!"

„Das wüßtest Du nicht? Du, die verkörperte Gewissenhaftigkeit?"

Fritz fühlte, wie unter seinen Händen die stolze, hohe Gestalt zusammenzuckte, und er sah, wie ein unsagbar leidvoller Ausdruck in Reginalds Augen kam.

„Gewissen! Eben das ist es! Ich kann es vor meinem Gewissen nicht verantworten, zu reden, und ebensowenig vermag ich es, zu schweigen . . . frag' mich nicht weiter, Fritz, ich bitte Dich! Du hast mich ja immer liebgehabt und gut verstanden — thu's auch heute! Hilf mir nur, den heutigen Abend und einen kleinen Theil der Nacht hinzubringen — vielleicht kann ich dann schlafen, und es ist mir morgen etwas leichter zu Sinn! Setz' Dich her zu mir — so — und erzähle mir viel von Dir — von Deiner Braut — dem Dienst — den Kameraden — alles, was Dir nur einfällt — Du verstehst es ja, so hübsch zu plaudern!"

„Hm! Ja! Es plaudert sich auch ganz besonders hübsch, wenn man seinen besten Freund und Vetter mit solch' einem Unglücksgesicht dicht vor sich sitzen hat, und er will nicht Farbe bekennen! Das soll kein Vorwurf für Dich sein, Regi — ich seh's ja; Du kannst nicht sprechen, 's ist nicht Deine Angelegenheit allein! Richtig? Na, also! Und ich werde Dich nicht mit Fragen quälen — bloß, wenn mein Geplauder nicht ganz so sogtos ausfällt wie sonst, mußt Du mir's nicht verdenken! Was meinst Du denn, mein Aller, trinken wir am Ende etwas?"

In Fritzens ungemeisenem inneren Stimmen sagte Reginald ein hastiges „Ja."

„Ich denke, ich muß das Fieber haben," setzte er hinzu, während der Ulan eifrig ein paar Flaschen und Gläser herbeiholte, „ich habe einen wahren Brand in mir."

Der Lieutenant wollte einen schlechten Witz machen, aber der Witz blieb ihm in der Kehle stecken, als er in Reginalds düster flammende Augen blickte.

„Das wollen wir schon kriegen, Dir wird zu helfen sein, Freundchen!" äußerte er leichthin und goß den schweren, wie Oel fließenden spanischen Wein, den er sich nur für „große Gelegenheiten" hielt, in die Gläser. „Gegen Deinen Zustand hilft am besten ein gesundes Räuschchen, und das holt man sich leicht, wenn man sich eine Weile an diese Sorte hält, und man pflegt sehr sanft und tief und traumlos danach zu schlummern, wie ich aus eigener Erfahrung berichten kann. Wir haben ohnehin bei mir noch gar nicht meine Verlobung begossen. Prosit, lieber Sohn! Das ist ein Weinchen — — Aber sei so gut und thu' ihm etwas mehr Ehre an und genieße seine Blume mit Verständniß! Man spült einen solchen Tropfen nicht so ohne weiteres hinunter, als wär's Zuckerwasser!"

Reginald tächelte ein wenig, aber die Augen hielten nicht mit, sie bewahrten ihr düster glimmendes Feuer.

„Verzeih', lieber Fritz! — Ist Dir's so recht?"

Er setzte sein halbgeleertes Glas an die Lippen und trank es langsam, Tropfen für Tropfen, aus.

„Bravo! Für einen Laien in der Kunst des Weingenießens eine ganz achtbare Leistung! Schade um Deine schönen Anlagen, die unausgebildet bleiben werden! Hier hast Du ein frisches Glas! Auf meine kleine Braut!"

„Von Herzen! Und nun erzähl' mir, Fritz, erzähle — — wo warst Du heute? Was hast Du getrieben?"

„O — heute?" Fritz fühlte sich etwas unbehaglich. „Wie war's denn gleich?"

„Willst Du es mir nicht sagen?"

„Noch schöner! Warum sollte ich wohl nicht? Es ist ja auch ein Unsinn — Du bist doch ein ganzer Mann — wirst schon mit der Sache fertig werden — und bekommst den Namen noch hundertmal aus aller Leute Mund zu hören: also — wir, meine Kleine, die Schwiegermama, Frau Weyland und ich, waren heute mit Annie Gerold zusammen in ihres Bräutigams, Professor Delmouls, Atelier — — nun, aber — Regi — siehst Du — ich bitte Dich — trink' nicht soviel von dem schweren Zeug — weiß Gott, ich geb' Dir's gern, aber Du bist es so gar nicht gewohnt — ich hätte eine leichtere Sorte heraussuchen sollen —"

Reginald hatte sein Glas auf einen Zug hinuntergegossen und es sich neu bis zum Rand gefüllt.

„Laß' nur, Fritz! Ich würde Deinem Wein und Dir sehr dankbar sein, wenn Ihr mir Selbstvergessenheit verschaffen könntet . . . nur glaube ich nicht so recht daran! — Sprich doch nur, bitte, sprich! Wie fandest Du die beiden — sie — und — ihn? Sehr glücklich — nicht wahr?"

„Es scheint so! Er ist rasend verliebt in sie — und sie ist ja auch ein wunderschönes Geschöpf, dabei so einzig, so sieblich — holdselig." — dem Lieutenant begann sich die Zunge zu lösen — „und heute vollends, in einem venezianischen Brokatstoff und Perlenkäppchen war sie ein traumhaft entzückender Anblick. Und nicht bloß Anblick! Diese ungekünstelte Natürlichkeit, dieser rasche Geist — die Anmuth ihres Wesens — Du weißt ja —"

„Ich weiß . . . jawohl!"

„Kurz, es ist einfache Pflicht und Schuldigkeit von dem Menschen, wenn er sie anbetet. Seine Bilder sind übrigens brillant, sein Atelier prachtvoll, und seine Weine lassen sich trinken — der ganze Mann hat mir heute besser gefallen, als ich das, ehrlich gesagt, für möglich hielt. Und sie? Nach allem, was ich beobachtet habe, muß sie ihn wohl über alles lieben! Trotz besten ist irgend etwas an diesem von der Natur überreich bedachten Brautpaar, was mir nicht ganz zusagen will. Hat mich vielleicht Frau Weyland mit ihren Kassandra-Ideen angesteckt? Ich bin ein zu einfältiger Kerl, um recht sagen zu können, was es ist — 's läßt sich auch mehr fühlen, als sagen . . . irgend ein Schatten liegt dazwischen — — bei ihm, dem Maler, meine ich — sie, die schöne Annie, ist ganz lauterer Sonnenschein! — Aber es mag ja alles dummes Zeug sein, was ich da zusammengedacht und -geredet habe — ich habe bis jetzt noch in meinem ganzen Leben von einer Ahnung keine Ahnung gehabt! Wollen wir noch eine zweite Flasche aufmachen, Regi?"

„Ganz gewiß! Thut es Dir leid um Deinen theuren Wein?"

„Nein!" sagte der Ulan sehr ernst. „Es thut mir leid um meinen theuren Vetter!"

„Um den sei außer Sorge! Meinst Du, ich könnte zum Trinker werden? Ich möchte nur vergessen und dann schlafen können — ich sagte es Dir schon! Dein Wein ist gut und stark, und doch ist mir's, als hätte ich bis jetzt nur Zuckerwasser getrunken!"

Fritz, der an Weintrinken Gewöhnte, schüttelte erstaunt den

Kopf. Ihm waren die Glieder bereits schwer und die Augen müde geworden, und er hatte vielleicht den dritten Theil nur von dem zu sich genommen, was Reginald getrunken hatte.

„Du wolltest mir ja sonst noch allerlei erzählen — von Deiner Braut zum Beispiel — thu' es doch!“

Fritz gehorchte — er berichtete von Hedwig, der Schwiegermama, Frau Wensland, erwähnte sogar Julchens Kunstfertigkeit mit dem Butterschnittchen — aber Reginald hörte offenbar gar nicht hin. Er nickte ab und zu mit dem Kopf wie ein Automat und goß sich das rasch geleerte Glas beharrlich wieder voll, aber er sprach kein einziges Wort dazu, und seine Augen blickten wie in weite Ferne.

Als Fritzens Regulator ein Uhr schlug und die zweite Flasche geleert war — Reginald hatte sie fast allein getrunken — erhob sich endlich der späte Gast. Die Hand, die er seinem Vetter reichte, fühlte sich fieberheiß an, aber sie zitterte nicht, der Blick war klar, Gang und Haltung fest und aufrecht. Der Lieutenant, dessen Augen umflort waren, betrachtete dies alles als ein Wunder.

„Hab' Dank, lieber Regi, daß Du noch so spät gekommen bist — vielmehr, daß ich noch so spät — na, ich weiß nicht mehr recht, was ich hab' sagen wollen — schadet aber auch nichts! Und meine kleine Braut, sieht Du — sie ist ein reizendes Kätzerchen, wenn sie auch keine Annie Gerold ist! Die Annies laufen nicht zu Dutzenden so herum, muß ich Dir sagen! Dieser Delmont muß mit einem Glückskleidchen geboren sein — es giebt solche Häute — sollen aussehen wie ein Netz — mit denen wird man geboren, und dann hat man ein heidenmäßiges Glück in der Welt! Du hast auch in so einem Kleidchen gesteckt, Deine alte Lehmann hat mir's anvertraut, sie hat sich das Ding verwahrt und schwört Stein und Bein darauf. Dabei machst Du solche tragische Augen — Glückskind, das Du bist! Pfui! Ein so schöner Kerl — und Prediger zu Sankt Lukas — und Anwartschaft auf gut 'ne halbe Million — — und von den Damen als interessanter Beichtvater und Seelenhirt angebetet — und dies Gesicht dazu! Der Delmont sollte sich auch schämen — hat einen Ruhm wie der selige Rafael und gewiß noch dreimal soviel Geld und eine Braut, mit der sich nun 'mal kein anderes Mädel vergleichen darf — und macht auch solch' tragische Augen! Gebt mir Euch, Ihr Glückspilze! Ich werd's Euch beweisen — ich Roderich Adalbert Fritz von Conventius, daß man glücklich sein kann ohne Ruhm und Schönheit — und Predigen — und alles! Zum Herbst wird geheiralhelt! Die Schwiegermama hat es mir heute mit ihren ehrwürdigen Lippen zugelobt! Zum Herbst wird geheirathet — und ein Hallunk meines Namens will ich sein, wenn ich mein Mäuschen nicht glücklich mache — — mein kleines Mäuschen — — das mich so lieb hat . . . . “ — — —

Der Gedanke an das kleine Mäuschen und sein künftiges Lebensglück mußte den Lieutenant ganz überwältigen, denn er umarmte den Vetter und schwor ihm immer wieder, er wolle ihn zum Spießbruder, Räuber und Schurken werden, ehe er das Mäuschen nicht beglücke. Noch auf der Treppe hörte ihn Reginald betheuernd rufen: „Und zum Herbst wird geheiralhet!“ —

Die alte Lehmann saß in Reginalds Vorzimmer und strickte an einem Kinderstrumpf für eines ihrer Enkelchen. Sie konnte ohnehin, nicht viel schlafen und suchte nie ihr Bett auf, ehe „Ehrwürden Herr Junker“ zur Ruhe war. Heute war es bei dem lustigen Vetter — nun, das war ihr lieb, etwas heiterer konnte ihm nicht schaden! — — Aber das Gesicht, mit dem er jetzt eintrat, wußte nichts von Heiterkeit zu erzählen; er schalt auch nicht wie sonst seine alte Getreue ob ihres späten Aufbleibens. Mit seiner heißen Hand strich er ihr sanft über den spiegelglatten, eisgrauen Scheitel und hieß sie zu Bett gehen.

(Schluß folgt.)

Hinter der Düne.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Eine Weihnachtsgeschichte von **E. v. Wald-Zedtwitz.** Mit Abbildungen von **Carl Marr.**

Kathi ten Eißen sang mit schriller, halblauter Stimme das alte Norderneier Weihnachtslied und rührte dabei mit entblößtem muskulösen Arme den zähen Teig zu den Rosinenbrötchen.

„Der Englein und der Kinder Freud'“ — weiter kam sie nicht; es wiederholte sich dann immer ein kurzes abgebrochenes, heiseres Lachen, das Henri ten Eißen, ihrem Ehegerrn, durch Mark und Bein ging.

Der kräftige, in blaues grobes Tuch gekleidete Fischer saß mit weit vorgestreckten Füßen auf dem dreibeinigen hölzernen Schemel, stützte den Ellbogen auf den rothgescheuerten Tisch und ließ den blonden Kraushopf schwer in der arbeitsschwieligen Rechten ruhen, während er mit der Linken den röthlichen, zweizeiligen Kinnbart strich.

Sein wettergebräuntes hübsches Gesicht belebten zwei grellhellblaue Augen, welche einst sonnenheil ins Leben geblickt hatten. Aber das war nun vorbei, längst vorbei, jetzt folgten sie trübe den Hantierungen seines Weibes, deren Gesang er nicht länger mit anzuhören vermochte.

„Ach Du grundgütiger Gott! Und daran bin nur ich schuld!“ Damit erhob er sich, reckte seine schnigen Glieder, stützte die schwarzen, abgetragenen Filzschuh auf und schritt zur Thür.

Draußen pfiff vom Meere her der heulende Nordost schaurig über die baumlosen Dünen, wühlte die Wasser bis zum Grunde auf, so daß sie sich zu Wellengebirgen thürmten, und hoppelte den feinen Sand über das Dach von Henri ten Eißens Hütte.

„Wenn er sie doch ganz verwehte!“ stöhnte der Fischer und gab seine breite Brust den rasenden Winden preis. Die schwingschaumigen Nordsee lobte wie ein wüthendes Raubthier, aber in ten Eißens Busen lobte der Sturm noch mehr. Es war ja schon lange her, seit es da drinnen zum letzten Male freundig geklopft hatte; aber heute, gerade heute am Weihnachtstage, da die ihm sein Kummer mit aller Schwere aufs Herz, daß er glaubte, ersticken zu müssen.

„Weihnachtszeit, heil'ge Zeit,
Der Englein und — — —“

brummte Henri jetzt mit seiner tiefen Baßstimme, aber das „der Kinder Freud'“ wollte ihm nicht über die Lippen. Da trug es im Sande, unter Strandhafer und Dünengras sanft verstreckt, der Sturmwind heulte über ihn hinweg und der eisenfeste Mann schluchzte laut in beide Hände.

„Herr Gott, vergieb mir! Ich wollte es ja gut machen — er sollte ein braver Mensch werden — da braucht's Strenge — und nun kam es so — o mein Gott!“

Und vor Henris Seele stieg jener furchtbare Tag auf, als Jann, sein einziger, bereits zum kräftigen Jungen herangewachsener Sohn, auf und davon ging. Er war ein wilder, unbändiger Bursche gewesen und der Vater hatte Mühe genug gehabt, ihn in Zucht zu halten; oft hatte das Tanende seine schmerzhafte Sprache zu dem kleinen Thunichtgut geredet. Je strenger indessen Henri gegen den Knaben gewesen war, desto mehr hatte ihn die Mutter verwöhnt.

Aber einmal war's doch auch ihr zu toll gewesen, und sie sah wohl ein, daß er Strafe haben mußte, brachte es aber nicht fertig, ihn selbst zu züchtigen. So hatte sie ihm gedroht: „Warte nur, ich sag's dem Vater!"

Das mochte auf Jann einen gewaltigen Eindruck gemacht haben, denn wenn sich die allzeit nachsichtige und gütige Mutter sogar bewogen fühlte, ihn bei dem Vater, dessen Strenge sie für ihn fürchtete, zu verklagen, so konnte er sich auf gehörige Strafe gefaßt machen. Die Furcht davor trieb ihn in die weite Welt, und die Eltern blieben mit ihrem Kummer allein zurück.

Doch ten Eißen unterbrach die trüben Erinnerungen, die an seinem inneren Auge vorüberzogen: er duftete Kathi heute gerade nicht allein lassen, und so schritt er denn schwerfällig zu der rothen Ziegelhütte zurück, welche sich, von einem kleinen Gärtchen umgeben, dicht hinter den Dünen erhob. — Einst hatten in diesem Gärtchen während des Sommers rothe Nelken, duftende Rosen und schwarzgetüpfelte Feuerlilien geblüht. Die Fremden waren stehen geblieben und hatten sich der Blumenpracht gefreut. Aber nicht dieser allein galt ihr Verweilen, es galt noch mehr dem blondlockigen Knaben, der zwischen den Beeten spielte.

„Wie heißt Du, mein Söhnchen?"

„Ei, so sag's doch! Wer wird so blöde sein!" hatte Kathi dem Kleinen zugeraunt.

„Jann ten Eißen."

„So ist's recht! Nun gieb ein schön' Patschchen," ermuthigte die muntere Fischersfrau ihren Liebling weiter, der sich endlich auch bewegen ließ, sein sandfeuchtes Händchen den Gästen entgegenzustrecken; setzen zog er es ohne eine kleine Gabe zurück.

Und auch später hatte sich jeder über den strammen heranwachsenden Jungen gefreut, der da schon so flott seine Netze strickte oder das kleine Gärtchen in Ordnung hielt. — —

Das war nun vorbei: die Nelken verdorrt, die Rosen verwildert, die feurigen Lilien vom Strandhafer überwuchert — — und der blondlockige Jann ten Eißen spurlos verschwunden!

Henri stöhnte mit Mühe Gewalt in die Zügen drückte. Kathi kauerte mehr, als daß sie saß, in der Nähe des Ofens und sah geistesabwesend in die züngelnden Flammen. Das that sie oft; der hastigen, aufgeregten Arbeit folgte eine Abgespanntheit, welche ihren Mann noch besorgter machte. Dann hörte und sah sie nichts, mochte Henri sie ansprechen oder durch freundliche Liebkosungen zu ermuntern suchen.

Auch jetzt streichelte er ihr Haar und Wangen. Wunderbar, wie seine riesigen, groben Hände zart mit der Aermsten umzugehen wußten. Grenzenlose Liebe, Mitleid und tiefer Seelenschmerz lagen in jeder seiner Bewegungen.

Plötzlich fuhr die Frau empor, als wenn sie aus langem Schlummer jäh erwacht wäre, stürzte an den Tisch und formte aus dem Teige die Weihnachtsbrödchen.

„Für Dich — für mich — und die beiden für unsern Jann," sagte sie mit einem zärtlichen Lächeln, welches so schlecht zu dem starren Ausdruck ihrer Augen paßte. — Was lag nur darin? Wie ein Schleier breitete es sich über die dunklen Pupillen, die stets so furchtbar ernst in das Leere schauten.

„Bist Du mir böse, Henri? Unser Jann kommt heute! Schlage ihn nicht mehr! — Nicht wahr? — der böse, liebe Junge — so lange auszubleiben! — Ach du lieber Gott!"

Kathi nahm noch eine Hand voll Rosinen, wusch sie sorgfältig im frischen Wasser, drückte sie still lächelnd in die Becken und legte auf die für Jann bestimmten zierlich die Buchstaben „J. t. E."

Den Eißen brach fast das Herz bei dem halb irrsinnigen Treiben seines Weibes. Er hoffte nicht mehr auf des Sohnes Wiederkehr. Jann war umgekommen, gestorben und verdorben, sonst hätte er in der langen Zeit doch irgend ein Lebenszeichen von sich gegeben!

Kathi griff nun zu ihrem schwarzen, wollenen Mantel, hüllte sich fest darin ein, schlang ein Tuch um den Kopf, nahm einen starken Tragkorb auf den Rücken und bald darauf watete sie, der Unbilden des Wetters nicht achtend, durch den tiefen Sand dem belebteren Theile des Dorfes zu.

Hier waren die Straßen mit rothen Ziegelsteinen gepflastert, und nun schritt sie tapfer aus, so daß sie bald den Marktplatz erreichte.

Ein grüner Wald war hier auf der saubren, baumlosen Insel über Nacht erstanden. Die Finkenwerder Schiffe und der Dampfer, welcher von Norden kommt, hatten Tannenbäume in Hülle und Fülle herübergebracht.

„Ach wie schön! Wie schön!" rief Kathi ten Eißen. „He, Tichade Severins, gieb mir einen recht, recht schönen — mein Jann muß den größten haben, den allergrößten! Du weißt doch, daß er heute kommt?"

Der alte Fischer sah das junge Weib schmerzlich an und gab ihr eine prächtige, schlankgewachsene Tanne.

„Danke, danke — wird der sich freuen!" Damit ging sie weiter, kaufte hier blaues Zeug zu einem Anzuge, dort Aepfel, Nüsse, Lichter und echten frieschen Knüppelkuchen.

„Nun ist's genug," sagte sie, packte alles in ihren Tragkorb, nahm ihn auf den Rücken, umfaßte den Christbaum mit ihren beiden kräftigen Händen und kämpfte sich wieder durch Sand, Nordost und Schneehuschen zu der Hütte hinter der Düne zurück.

„Die arme Kathi! Die hat's zu sehr gepackt. Was war das für ein schmuckes Weibchen! Und eine tüchtige Hausfrau!"

„Gerade daß sie dem Jungen mit dem Alten gedroht hat, ist ihr ins Gehirn gefahren."

„Und ten Eißen ist der Alte auch nicht mehr, an dem nagt der Wurm, daß er so streng mit ihm war."

„Gott mag einen in Gnaden vor so etwas bewahren“

Das waren so die Reden, welche die biederen Insulaner hinter der armen Kathi hersandten; und mehr als eine Mutter wischte sich die Thränen aus den Augen, um dann desto freudiger für ihre blonde Kinderschar den Weihnachtstisch zu bereiten. — —

Die Sonne war bereits blutroth ins Meer getaucht, ihr goldig purpurner Nachglanz flammte am wolkenlosen Himmel, schwamm auf den wogenden Fluthen und blitzte in den blanken Fensterscheiben von ten Eisens Hütte.

Kathi schürte das Feuer auf dem offenen Herde, briet Fische an, breitete über den Tisch ein schneeweißes Linnen, ordnete die Gaben, bog die Wachslichtchen um die Zweige des Weihnachtsbaumes und betrachtete wohlgefällig ihr Werk. Da klopfte es.

„Komm herein!“

Der Bäckerlehrling trat ein, brachte in einem Schüsselkorbe die gebackenen Rosinenbrötchen und legte sie neben die Christgeschenke.

„Da, nimm, Weihnachtszeit — heil'ge Zeit —“ sagte Kathi und reichte ihm von den Aepfeln und Nüssen.

„Danke! Frohliche Weihnachten!“ entgegnete der Knabe, gewohnheitsmäßig und eilte wieder dem Dorfe zu.

„Frohliche Weihnachten!“ jubelte Henri, seinen Schritt kaum noch beherrschend.

Es dunkelte ein wenig.

„Wo er nur bleibt?“ flüsterte Kathi.

Henri wandte das Gesicht ab und schwieg. Er wußte, daß reden hier unnütz sei.

„Er wird schon kommen!“ meinte die Frau und nahm wieder den Mantel von dem Nagel.

„So bleib' doch!“ bat ten Eisen.

„Bleiben? Bleiben?“ Kathi sah ihn so erstaunt an, als habe sie diese Worte nicht recht verstanden. Dabei legte sie den Mantel um, wickelte das Tuch wieder um den Kopf und winkte ihrem Manne geheimnißvoll mit dem Finger.

Der Fischer schüttelte verzweifelt mit dem Kopfe, entschloß sich aber doch, seinem Weibe zu folgen, welches baldigen Schrittes in den tiefen weichen Sand zur Düne ging und deren Kamm erklomm.

Da stand die Frau wieder, wie schon so manches Mal, und schaute hinaus in das weite, brausende Meer, um ihren geliebten Jann zu erwarten. Und Henri hatte auch dieses Mal gedutdig neben ihr aus.

Schäumend zischten die Wellen gegen die Dünen und leckten hinauf fast bis zu den Füßen der beiden, kehrten brachen sich die Wasser und die Brandung heulte mit dem Sturme um die Wette.

Kathi hielt stand; ihr gespenstisch flatterndes Gewande, vom blassen Mondschein umflossen, so stand sie da und suchte mit ihren Augen jede Wellenspitze zu ergründen, ob da nicht vielleicht ein Boot ihr vorsteige, welches ihr Alles bringe.

„Horch — Horch!“ rief sie plötzlich.

„Was willst Du, Kathi? Das ist der Sturm!“

„Nein, nein — — Mutter ich höre es deutlich!“

„Kathi, die Möven! Komm, Frau!“

„Ach! Die Möven! — — Nun kommt er noch nicht, der böse, der liebe Junge!“

Den Eißen umfaßte seine Frau fest, aber liebevoll und wollte sie zur Hütte zurückführen, denn sie war schwach geworden wie ein Kind und vermochte sich jetzt kaum noch auf den Füßen zu halten. — Er kannte das schon. — Da blieb sie wieder stehen. Wilde Verzweiflung kam über sie. Sie breitete die Arme aus: „Jann! Jann!“ klang es schaurig in die stürmische Nacht hinaus. — „Dort! — — Dort! — Mann! — — Mann! — — — Er ist da! Er ist da!“

„Kathi —!“

„Sieh das Boot! Dort — es taucht auf — Jann! Jann! — — Jetzt ist's verschwunden — — nein — nein — Mensch Mann — Henri — siehst Du nicht? — Da kommt mein Kind — — — mein Kind!“

Dem Fischer graufte, ihm war's, als sträubten sich ihm die Haare, aber er folgte unwillkürlich mit den Augen der Handbewegung seines Weibes.

„Bei Gott dem Allmächtigen, wirklich ein Boot! — Ohne Mast — ein Mann steht aufrecht darin — es treibt wuhee! — Bleibe, Kathi, — bleibe! — Ich werde Hilfe herbeischaffen! Gieb ihm ein Zeichen! Winke mit dem Tuche! Hole die Laterne!“

Dahin stürzte Henri, um eiligst sein Boot klar zu machen, dorthin Kathi, damit sie die Laterne hole.

Henri ten Eißen, Enken Klüin und zwei andere Fischer ließen schon vom Lande, und Kathi schwenkte das Feuerzeichen, als gälte es, dadurch die Welt vor dem Untergange zu retten.

„Jann! Jann! — — Weihnachtszeit, heil'ge Zeit — — Jann! Jann! — Ich bin da — — der Engel und der Kinder Freud' — ich bin da! — Komm! — Komm! — —“

Und vom schwankenden Nachen her erfolgte Antwort. Der Fetzen eines Segels wurde geschwenkt und Kathi glaubte die Stimme ihres Knaben zu hören, die sich ihr sie mit dem wütenden Nordost zu einer jubelnden Weihnachtshymne vereinte.

Von der Hafenseite her kämpfte sich Henris Boot zu dem anderen heran. Jetzt tanzte es hoch auf den Wellen — nun verschwand es, jetzt faßten es die Wasser, daß das Steuer fast seine Kraft verlor. —

Kathi sah es, sie begriff die Gefahr und faltete die Hände zum brünstigen Gebet. Nun flog ein Tau hinüber zu dem entmasteten Fahrzeug, jetzt ein zweites — jetzt wandte ten Eißen sein Boot und schleppte das gerettete glücklich in den sicheren Hafen.

Da stand schon Kathi.

„Jann! Jann!“

Ein soft zum Mann gereifter Jüngling sprang ans Land, tag zu den Füßen des Weibes und umfaßte schluchzend ihre Kniee.

„Ich bin's, Mutter — ich bin's — — Vater, Mutter, vergebt mir!“

Henri ten Eißen stand sprachlos. Das Mutterherz hatte sich also doch nicht betrogen! — —

Es dauerte eine geraume Weile, bis der Ueberschwang der Gefühle ein richtiges Fragen und Antworten gestattete. Vom Arme der Mutter umschlungen, erzählte Jann, wie ihn das Heimweh unüberwindlich ergriffen habe, als er mit seinem englischen Schiffe so nahe gewesen. Da sei er entflohen mit Gefahr seines Lebens und seit drei langen, langen Tagen treibe er nun schon auf der See.

Aber es war, als ob Kathi das alles nicht hörte.

„Ich wußte es, daß Du heute noch kommst, ich wußte es ganz gewiß!“ wiederholte sie nur immerfort.

Sie schritten zur Hütte. Jann hatte den Sand seiner Heimath küssen mögen! — Da schaute das Dach schon hinter der Düne hervor und Kathi flog mehr, als daß sie ging, dem verschiedenen Heime zu.

„Wartet — wartet noch ein wenig! Erst —!“

Sie war schon hinter der Thür verschwunden, der bereitstehende Christbaum flammte auf im Lichterschein und erleuchtete den niederen Raum wie mit einem überirdischen Glanze.

* * *

Im nächsten Jahre blühten wieder die Nelken, die Rosen und die Feuerlilien in dem kleinen Gärtchen vor Henri ten Eißens Hütte. Heller Sonnenschein lag darüber und fand seinen Abglanz in Kathis und Henris fröhlichen, zufriedenen Gesichtern.

Alle Dunkelheit war ihnen von Geist und Gemüth genommen, denn Jann war ja da, er war ein guter, rechtschaffener Sohn und tüchtiger Seemann geworden, welcher seinen Eltern in Liebe, Gehorsam und Arbeit getreulich zur Seite stand.

Der „Deutsche Tag“ in Amerika.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Die große Feier, die am 6. Oktober zum Gedächtniß der ersten deutschen Einwanderung von den Deutschen Amerikas begangen wurde, darf wohl des lebhaftesten Widerhalls nicht nur im alten Vaterlande, sondern überall, soweit die deutsche Zunge klingt, gewiß sein. Kaum ist es ein Jahr her, daß die Anregung zu dem schönen Feste in der deutsch-amerikanischen Presse laut ward, und nun haben wir es erlebt, daß sich in allen größeren deutschen Ansiedlungen vom Atlantischen bis zum Stillen Meere deutsches Selbstgefühl wie auf höheres Geheiß erhob und unsere Landsleute aller Glaubens- und Stammesverschiedenheiten vergessen ließ, um in Eintracht sich alles dessen zu erinnern, was die deutsche Einwanderung seit zwei Jahrhunderten der Neuen Welt gewesen ist.

Es war im Sommer vergangenen Jahres, als in einer deutschen Zeitung Philadelphias, der ehrwürdigen Quäkerstadt, wo im Jahre 1683 die ersten deutschen Einwanderer landeten, der Gedanke eines allgemeinen deutsch-amerikanischen Festes ausgesprochen wurde. Eine zeitgemäßere Anregung hätte Dr. G. Kellner, der verdiente Redakteur des „Philadelphiaer Demokraten“, nicht geben können. Seit den Anarchistenaufregen in Chicago hatte sich der „Nativismus“, der fanatische Fremdenhaß, der Amerika von Zeit zu Zeit wie eine Seuche durchzieht, wieder gereckt und sich nicht am wenigsten gegen die Deutschen gewandt. Umsonst mochten die langangesessenen und hochgeachteten Bürger deutscher Abkunft dagegen Verwahrung erheben, mit jenen blutdürstigen Mordbrennern auf eine Stufe gestellt zu werden. Man plante die bundesgesetzliche Beschränkung der Einwanderung und sah mit unverhohlenem Mißtrauen auf alle Bestrebungen der Deutsch-Amerikaner, ihr angestammtes Wesen zu erhalten und zu pflegen. Bald fand die Anarchistenjagd nicht in dem alten Deutschenhaß, dessen Wurzeln in grundverschiedenen Anschauungen von Sitte und Religion zu suchen sind, einen mächtigen Bundesgenossen. Besonders die deutschen Schulen erschienen den Nativisten als Pflanzstätten des verhaßten deutschen Geistes, und so entbrannte denn in verschiedenen Staaten der Republik ein heißer Kampf ums Deutsche, der leider nur zu oft mit der Niederlage unserer Landsleute endete.

Da war es denn hohe Zeit, daß sich die Deutschen ihrer langen und ruhmvollen Geschichte in Amerika erinnerten. Mochte der Hinweis auf den Vorzug der deutschen Schulen gegenüber dem landläufigen amerikanischen Erziehungswesen, auf die Schätze hoher Geisteskultur, die durch die Erhaltung der deutschen Sprache dem Lande zugeführt würden, auch wirkungslos verhallen, dem Zeugniß der Geschichte, das von deutscher Mitwirkung bei der Kolonisation, wie bei dem Auf und Ausbau der Republik seit zweihundert Jahren redet, konnten selbst die fanatischsten Nativisten nicht widersprechen. Und was die Deutschen zur Entwickelung des Landes beigetragen, das durften sie sich rühmen, nicht als eine politisch vom alten Vaterlande abhängige Kolonie, sondern als patriotische Amerikaner geleistet zu haben, welche die Geschichte ihrer neuen Heimath ganz zu ihren eignen gemacht hatten.

Lange war der Sinn für die Geschichte der Deutschen in Amerika nur vereinzelt zu finden, bis mehrere hervorragende Männer wie Friedrich Kapp, H. A. Rattermann, G. Körner, Dr. O. Seidensticker u. a. dem Gegenstand ihre Aufmerksamkeit zuwandten und in Abhandlungen und Monographien die Kenntniß der deutsch amerikanischen Vergangenheit in weitere Kreise trugen. Zum Ruhme der deutsch-amerikanischen Presse sei es gesagt, daß sie bei dieser Arbeit stets redlich mithalf und die Gründung historischen Vereinen, wie sie heute z. B. in Philadelphia, Baltimore und an andern Orten bestehen, warm befürwortete.

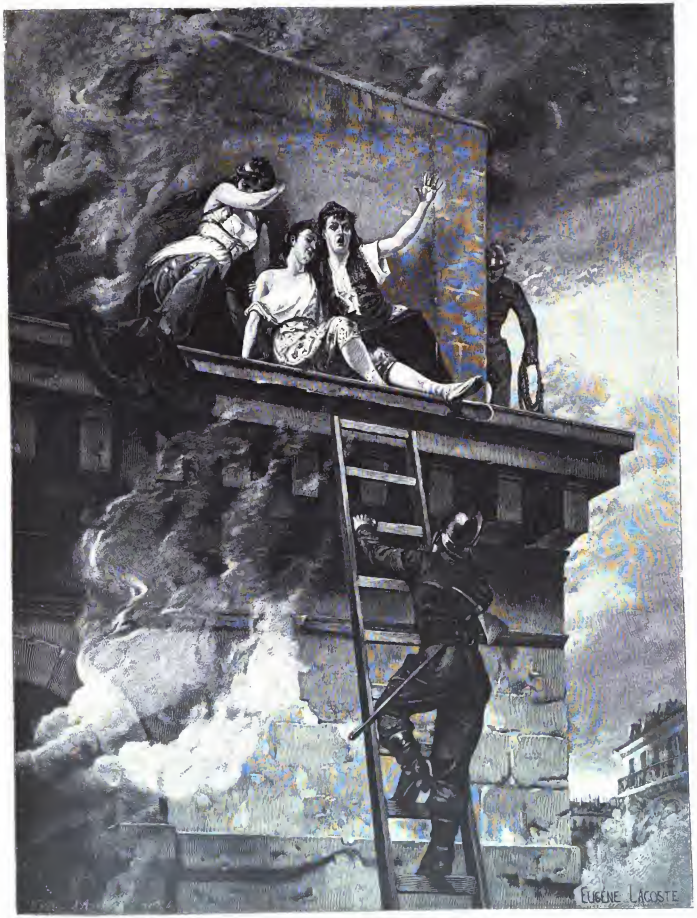
Als erstes öffentliches Zeichen des neuen Geistes darf mit die großartige Pionierfeier gelten, die im Jahre 1883 in Philadelphia und in anderen Städten der Union begangen wurde. Mit diesem Feste lebte das Gedächtniß der frühesten deutschen Einwanderung, über die man bis dahin wenig oder garnichts gewußt hatte, unter der ganzen deutsch amerikanischen Bevölkerung wieder auf, und so nach haltig war der Eindruck, daß man sechs Jahre später, als man zur Feier des „Deutschen Tages“ sich nach einem würdigen geschichtlichen Ereigniß umsah, einstimmig an die große Pionierfeier vom Jahre 1883 anknüpfte. Und ein bedeutungsvolleres und schöneres Ereignüß als die Ankunft der ersten deutschen Ansiedler in Amerika hätte man kaum wählen können.

Dr. G. Kellner.

Wir verdanken es den ausgezeichneten Forschungen Dr. Seidensticker, Professors an der University of Pennsylvania, daß uns die Geschichte der ersten deutschen Einwanderung erschlossen wurde. Wie in England, so gaben auch in Deutschland die Religionswirren, die keineswegs mit dem Dreißigjährigen Kriege beendet waren, den Anstoß zu der gewaltigen Völkerwanderung, die nun seit zwei Jahrhunderten schon nach den Gestaden der Neuen Welt wogt. Um frei ihren inneren Ueberzeugungen leben zu können, folgt die kleine deutsche Quäkerschaar im Jahre 1683 der Einladung William Penns, sich in seiner amerikanischen Kolonie, dem heutigen Pennsylvanien, anzusiedeln. Und mit ihr ziehen nun auch deutscher Fleiß und deutsche That kraft, deutsche Sitte und deutsche Lebensanschauung in die Neue Welt ein, die sich gar bald bewähren sollten. Wenigen Jahren ist die Einöde in sachendes Gefilde verwandelt, deutsches Leben regt sich überall in der jungen Niederlassung, wie die Gestalt eines ehrwürdigen Patriarchen, kahlend, mahnend und wegweisend, erscheint in dem freundlichen Idyll des Ruhm der Auswanderer, F. D. Pastorius, ein hochgelehrter Mann, die ganze Bildung seiner Zeit in sich aufgenommen hat

Dr. O. Seidensticker.

* Vgl. „Die erste deutsche Einwanderung in Amerika“. Philadelphia



Die letzte Zuflucht.
Nach einem Gemälde von E. Lacoste.

Der kleinen Quäkergemeinde aus Crefeld folgt einige Jahre später die Auswanderung aus der Pfalz, die sich nach dem Staate New-York wendet und dort das reizende Mohawkthal in einen blühenden Garten umschafft. Was jene erste pennsylvanische deutsche Ansiedelung als Vorbild gleichsam gestiftet, das wiederholt sich nun im Laufe der zwei Jahrhunderte in den verschiedensten Theilen der Union bis auf den heutigen Tag.

Der Urwald weicht dem fleißigen Anbau, Handwerk und Industrie erstehen in den deutschen Niederlassungen wie auf Zauberwort, daneben kehrt geselliger Frohsinn ein und bald finden auch Kunst und Wissenschaft ihr Heim. Kein Gebiet menschlicher Thätigkeit, in dem Deutsche nicht Großes geleistet hätten! Es wäre unmöglich, hier auch nur in größten Umrissen den Antheil der Deutschen an der geistigen und materiellen Entwickelung Amerikas zu schildern. Und als es im vorigen Jahrhundert galt, das herrliche Gut der Freiheit zu erringen, als dann später in blutigem Bürgerkrieg die Schmach der Sklaverei ausgetilgt werden sollte, da durfte auch deutsches Heldenthum seine althewährte Größe bezeugen.

Das sind in allgemeinen Zügen die Erinnerungen, die den „Deutschen Tag" ins Leben riefen und die bei seiner Feier durch Wort und Bild zur Darstellung kamen. Denn es galt ja, die Bedeutung unseres Volksthums für Amerika nicht nur der Masse unserer Landsleute ins Gedächtniß zu rufen, sondern sie vor allem der amerikanischen Bevölkerung lebendig zur Anschauung zu bringen, die von geschichtlicher Bildung leider nur in Ausnahmefällen weiß und von deutsch-amerikanischer Vergangenheit in der Schule höchstens über die unglücklichen, im Unabhängigkeitskrieg an England verkauften „Hessen" gehört hat.

Als Festtag hatte man so ziemlich allgemein in allen Städten den 6. Oktober, den durch Seidenstücker festgestellten Landungstag der ersten deutschen Einwanderung in Pennsylvanien, gewählt. Nur in einzelnen Städten, wie z. B. in Cleveland, Ohio und in San Francisko, knüpfte man das Fest an einen andern deutsch amerikanischen Gedenktag. Aber auch hier trug die Feier denselben Charakter, den ihr der gemeinsame große Zweck und die einmüthige Begeisterung an allen Orten aufdrückte. Und die echt deutsche Kunst, frohe Feste zu feiern, sorgte überall dafür, daß der Tag erhebend und eindrucksvoll verlief.

Natürlich gestaltete sich die Feier am großartigsten da, wo das Deutschthum zu vielen Tausenden vertreten ist, in Städten wie Baltimore, St. Louis, Milwaukee, Kansas City, Detroit u. a. An vielen dieser Orte ruhten für den Festtag die Geschäfte, die Straßen prangten in herrlichem Fahnen- und Blumenschmuck, und Tausende und Abertausende von Zuschauern sahen die geschmackvoll geordneten, imposanten Umzüge vorüberziehen. Wo es nicht gerade, wie diesmal in St. Louis, auf eine Massenparade abgesehen war, da hatte man weder Mühe noch Kosten gescheut, um glänzende historische Festzüge zu schaffen, die Scenen aus der Geschichte und dem Leben der Deutsch-Amerikaner zur Darstellung brachte. Vielleicht war der historische Festzug, den das kunstsinnige Deutschthum Milwaukees ausschmückte, das vollendetste in dieser Beziehung. Doch auch da, wo man auf einen größeren Umzug verzichtete, fehlte doch das nicht, was bei allen Feiern in den verschiedensten Städten den Höhepunkt bildete: der mit Gesang und Musik begleitete Redakt. Nur die größten Theater und Hallen reichten aus, um die Festtheilnehmer zu fassen, an den meisten Orten waren die Stadt- und Staatsbeamten erschienen, und in allen deutschen und englischen Festreden klang die schöne Begeisterung wieder, die an dem Tage das Deutschthum der Vereinigten Staaten wie nie zuvor vereinigte.

Schwer läßt sich die weitgehende Wirkung ermessen, die nun dieser gewaltigen und doch so friedlichen Kundgebung ausging. Für die Deutschen Amerikas bedeutet die Feier, die wohl in Zukunft ein allgemeines jährliches Volksfest im schönsten Sinne werden wird, den Anbruch eines neuen Lebens, das seine Kraft aus dem Bewußtsein der errungenen Einheit zieht. Nur zu viele unserer Landsleute sind im Laufe der Jahrhunderte ins andere Lager übergegangen und haben das Andenken an ihren deutschen Ursprung nicht einmal in ihrem Namen bewahrt. Aber mit der Erinnerung an seine amerikanische Vergangenheit erwacht dem Deutschen auch das Bewußtsein an die hohen Kulturgüter, die er in Sprache und Sitte als heilig anvertrautes Erbe aus der deutschen Heimath mitgebracht hat und die in der neuen Heimath zu pflegen, zu erhalten und auszubreiten seine große Aufgabe ist. Denn als Sohn eines Volkes, dem die geistige und heute auch die politische Führerschaft der Welt zugefallen ist, tritt er in Amerika eine Kultur gegenüber, die an deutschen Geisteskeben auf allen Gebieten stets zu bilden in ihren besten Vertretern bemüht ist. So aber im Deutsch-Amerikaner dies stolze Bewußtsein lebendig ist, da wird er ebenfowenig bereit sein, seine Nationalität mit Sprache und Sitte von sich zu werfen, als sie von nativistischer Anmaßung sich rauben zu lassen.

Ja, an dem „Deutschen Tage" war es auch in Amerika ein Fest, Deutscher mit Deutschen" zu sein. Die großartige Feier klang wie eine Antwort auf den prophetischen Mitternungsruf, den Franz Daniel Pastorius vor zwei Jahrhunderten den kommenden Geschlechtern seines geliebten Volks, zurief und dessen lateinische Schlußworte lauten: „Vale posteritas! Vale Germanitas! Aeternum vale!" was in freier deutscher Uebersetzung etwa heißt: „Sei mir gegrüßt, Geschlecht der Enkel! Sei mir gegrüßt, du Deutschthum! Sei mir gegrüßt auf ewig!"

New-York. Julius Goebel.

Bellamys Zukunftsstaat.

Ein Rückblick aus dem Jahre 2000 auf 1887" — „nach dem 301. Tausend der amerikanischen Originalausgabe".*

Wäre der Ruf des Buches nicht seiner Uebersetzung längst vorausgeeilt, der erste Eindruck dieser Ankündigung müßte der einer rielenhaften Reklame sein, würdig, die Eitelkeit eines Barnum herauszufordern. Wie Edward Bellamys „Looking backward" aber thatsächlich beschaffen ist, so gehört die Mittheilung seiner immittelbaren Wirkung zur wesentlichen Kennzeichnung des Buchs. Sie sagt uns: dieses Buch begegnet sich mit dem Interesse von Hunderttausenden, es ist ein Erlebniß unserer Zeit, ein Ausdruck ihrer gährenden Ideen, ein Spiegelbild der sich in ihr bekämpfenden Hoffnungen und Wünsche wie kaum ein anderes. Wie dies geschieht, deutet der Titel an: in Form einer Prophetie, die uns aussagt, welche Zustände im Jahre 2000 an die Stelle der unseren getreten sein werden. Das ist zugleich Sozialkritik und Sozialpoesie. Und in dieser Verbindung, zeitgemäß wie sie ist, gleichzeitig an die Bedürfnislosigkeit und Hoffnungen, an die Unzufriedenheit mit der Gegenwart und die Zukunftsideale unzähliger Zeitgenossen sich knüpfend, liegt das Geheimniß des unerhörten Erfolgs.

Wer nähme heute — sei's in Amerika oder in Europa — nicht Antheil an den großen Fragen nach der Möglichkeit eines Ausgleichs der sozialen Gegensätze, welche den Kampf der Interessengruppen in der modernen Gesellschaft von Jahr zu Jahr zu einer immer gefährlicher werdenden Gluth anfachen? Zu Fürstenschlössern, in der Bauernhütte, beim schwerverdienten Trinkgeld unserer Zudringlichkeiten wie beim leisen Geräusch der schreibenden Feder im stillen Studierzimmer des Gelehrten, überall findet diese große Frage des menschlichen Fortschritts ihren Widerhall. „Was will das werden?" fragt, besorgt in das Wirrsal der sich bekämpfenden Interessen schauend, der berufene Deuter der Zeichen der Dichter. „Nach uns die Sündflut," antwortet kaltes Blut, der durch Materialismus und Selbstsucht verhärtete Vertreter der frivolen Genußsucht. „Die Herrschaft des Proletariats — unsere Herrschaft, wenn ihr am Laternenpfahl hängt," erwidert grimmig der Anarchist. „Die Auflösung aller staatlichen Ordnung, ein wilder Verzweiflungskampf aller gegen alle," sagt, trüben Sinnes ins Weite schauend, der schwarzsichtige Zweifler. Jeder Sozialphilosoph antwortet mit einer anderen Formel, die wohl Begriffe, aber keine sinnliche Anschauung der Zukunft vermittelt; jeder Sozialdemokrat mit Feder

* Leipzig, Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

rungen, für die er eingestandenermaßen friedliche Lösung selbst noch nicht weiß; der zukunftsgläubige Idealist mit dem Bekenntniß seiner Ueberzeugung, daß die Entwickelung der Menschheit trotz aller Hindernisse der Verwirklichung eines Reichs der Wahrheit, der Liebe, der Gerechtigkeit und Daseinsfreude entgegengehe . . . Aber die düstere Zweifelfrage: „Was will das werden?“ bleibt in Erwartung der nächsten Zukunft allerwärts bestehen.

Da kommt mit jenem stillen Lächeln um die Lippen, das der Humor erzeugt, ein Sohn des nordamerikanischen Freistaats, der hohen Schule des praktischen Lebenssinns, zu uns herüber und lädt uns ein, er wolle uns ein Märchen erzählen. Seine Stimme ist mild und freundlich, seine Rede ist ernst, fast trocken; aber um seine Augen ziehen sich die Fältchen verhaltener Freude, und aus den Augen dringt ein warmer Strahl froher Begeisterung, der eine ungewöhnliche Verheißung als Schlußsatz des Märchens ahnen läßt. Und er erzählt uns, wie er im Jahre 1887 durch die Behandlung eines Magnetiseurs in einen langen, langen Schlummer versallen sei, in einem fest geschlossenen unterirdischen Gewölbe, das er sich wegen seiner Schlaflosigkeit als Schlafkabinett hatte bauen lassen, und wie er erst im Jahre 2000 wieder erwacht sei, ohne darüber eins seiner Lebensjahre eingebüßt zu haben. Er erzählt, wie Menschen eines andern Geschlechts, eines andern Jahrhunderts in sein bis dahin unentdeckt gebliebenes Gemach gedrungen, ihn ins Leben gerufen und freundlich aufgenommen haben in ihrer ihm so fremden Welt. Mit dem Aerger über einen langwierigen Arbeiterstreik, mit den höflichen Eindrücken von Anzeichen einer gährenden Revolution sei er eingeschlafen; erwacht aber nun zu einem Zustand der Gesellschaft, in welchem die Menschen wie Brüder einträchtig zusammen leben, ohne Streit und Neid, Gewaltthat und Uebervortheilung; in welchem jeder in einem freigewählten Berufe gegen Leistung eines Maßes von Arbeit, das nicht größer ist, als es der Gesundheit zuträglich, völlig befreit ist von der Sorge um den kommenden Tag; in welchem es keine Unterschiede mehr giebt zwischen arm und reich, gebildet und ungebildet, sondern alle Menschen reich sind an Glück und Bildung, weil sie alle gleichen Antheil und Genuß am Nationalvermögen haben, zu dem sie alle nach ihrer Kraft und Art ein gleiches Maß durch ihre Arbeit beitragen. Und er zeigt uns, wie dieser Zustand herbeigeführt worden ist nicht durch „Theilung“ des Privatbesitzes an alle zu gleichen Theilen, sondern durch Abschaffung des Privatbesitzes, vor allem des Geldes, sowie des Handels, des Kaufverkehrs und des Kreditwesens mit eingebildeten Werthen, und an deren Stelle getreten ist der gleiche Kreditantheil aller am Vermögen der Nation, erworben durch pflichtmäßige Arbeit vom 21. bis zum 45. Jahre, und durch ein großartiges Kooperativsystem, eine Organisation der Arbeit, in welcher der Grundsatz der Arbeitstheilung und derjenige der genossenschaftlichen Erzeugung in gleichem Maße zur Geltung kommen.

Das neue Boston des Jahrs 2000 öffnet unseren erstaunten Blicken die Thore: eine Stadt mit breiten Straßen, die, von Bäumen beschattet und mit prächtigen Gebäuden umsäumt, auf Plätze münden, aus deren Parkanlagen Springbrunnen und Statuen hervorleuchten und die von kolossalen öffentlichen Gebäuden flankirt sind. Er führt uns in die Riesenbazare ein, wo die übersichtlichste Einrichtung eines Warenprobenlagers und praktischste Ausnutzung technischer Hilfsmittel es jedem Besucher ermöglicht, ohne besondere Bedienung jede beliebige Auswahl zu treffen und Bestellung zu machen, die durch eine ebenso prompte Expeditionsmaschinerie umgehend erledigt wird, so daß die Ware oft noch vor dem Käufer in dessen Haus ist. Käufer? Nun, ja! Jeder Bürger, jede Bürgerin, sie haben für ihre Person eine Kreditkarte, die auf ihren jährlichen Antheil am Nationalvermögen ausgestellt ist und auf welcher bei jeder Erwerbung der entsprechende Betrag kupirt wird.

Das neue Boston kennt keine Herren und keine Diener, nur Arbeiter und Arbeiterinnen, deren Gesammtheit ähnlich gegliedert ist wie ein Heer bei allgemeiner Wehrpflicht, und in welchem die Wahl der Waffe, d. h. der Berufsart, dem persönlichen Ermessen überlassen bleibt, das Aufrücken zu leitenden Stellen aber durch die persönliche Leistung bestimmt wird. Die ganze Nation, Frauen und Männer, geht in diesem Heer auf; an seiner Spitze steht der Präsident der Nationalrepublik; die Veteranen, welche Ehrenmitglieder ihrer Berufsgenossenschaften sind, üben durch Wahl die Besetzung der oberen Verwaltungsposten aus. Der neue Staat kennt keinen Neid, keinen Diebstahl, keine Heirath aus Eigennutz, keine Vermögensprozesse, keinen Krieg, weil er kein Geld kennt. Er übernimmt die Erziehung der Kinder mit der ausgesprochenen Absicht, deren eigenthümliche Anlagen für irgend einen Arbeitszweig zu entdecken, zu entwickeln und für die Zwecke der nationalen Arbeit zu üben.

Und damit es dem persönlichen Ehrgeiz nicht an Zielen fehle, winken der besonderen Leistung als Lohn öffentliche Anerkennung, soziale Auszeichnung, amtliche Machtstellung. Das künstlerische und wissenschaftliche Talent findet seine besondere Wartung; der Genuß der Kunst ist Allgemeingut bei reichster Auswahl für den persönlichen Geschmack; vom 45. Jahre an ist der Hauptzweck des Daseins, nur noch den höheren Gesüssen der Kultur zu leben.

Gar anziehend, das Herz mit Ahnungen eines neuen goldenen Zeitalters berauschend, entrollt Bellamy diese Bilder. Und jeden Zweifel, der sich gegen die Möglichkeit dieser Friedenswelt regt, ist er sofort bereit, zu beschwichtigen durch blendende Beweisführung, den Protest des Individualismus durch die eifervolle Versicherung, daß in seinem Zukunftsstaat die persönliche Freiheit, die Behaglichkeit des Familienlebens, die Lust an Bewegung und Veränderung keineswegs zu kurz kommen.

Aber freilich — ein Märchen ist ein Märchen! Es kann uns schöne Zukunftsträume noch so glaubhaft machen, ihre Erfüllung bleibt Sache der Zukunft. Die Gegenwart kann sie nur durch Beherzigung des sittlichen Kerns verwerthen. Auch Bellamys Zukunftsstaat der nationalisirten Arbeit ist eine „Utopie“, ein „Nirgendheim“, wie Thomas Morus' „Utopia“, Bacons „Neue Atlantis“, Campanellas Sonnenstaat oder die idealen Gesichte, denen Schillers Posa und Lessings Nathan Ausdruck verliehen. Aber noch nie hat sich ein Erzeugniß der Phantasie, wie es jede Utopie ist, so sehr an das Vorhandene anzulehnen verstanden wie Bellamys „Jahr 2000“, noch nie war für eine solche Prophetie so viel Wirklichkeitsstoff zur Anknüpfung in der Welt wie in unseren Tagen, wo die Ueberraschungen der Technik, die Fortschritte des neuen Kulturmotors, der Elektricität, die Erfolge der Verstaatlichung großer Betriebsanstalten, wie der Eisenbahnen, der Drang der Industrie zu bisher unerhörter Zusammenfassung der Arbeit ꝛc. auf große Veränderungen in allen Gebieten des sozialen Lebens hinweisen.

Und mit großer Kunst hat der ebenso warmherzige wie phantasiereiche Amerikaner all das Wirkliche zur scheinbar festen Unterlage seines lustigen Baus gemacht, den er als verdeckenden Zauberbild in den blauen Aether der Zukunft emporthürmt. Daher das vielerorts auftretende Mißverständniß, dies Werk eines humoristischen Dichters für ein ernstgemeintes Sozialreformprogramm zu nehmen; daher die Thatsache, daß eine neue politische Partei in Amerika schon jetzt ihre Forderungen auf Bellamys Looking backward stützt; daher die Gerüchte, in Boston bestehe bereits ein Verein, der begonnen habe, Bellamys Pläne „probeweise“ zu verwirklichen! Für den denkenden Menschen richten solche Versuche, den Traum eines Dichters in die rauhe Welt der Wirklichkeit einzuführen, sich selbst. Er weiß, daß dies immer und überall ein vergebliches Beginnen bleibt. Er faßt die lustigen Gespinste einer weitausgreifenden Phantasie als das, was sie sind, als die gestaltgewordene Sehnsucht einer edlen Seele, als ein Bekenntniß zu dem Glauben an den Fortschritt der Menschheit. Und fortschreiten wird die Menschheit, wenn sie auch den Sprung ins Land der Märchen niemals machen wird: fortschreiten wird sie, aber die Weltentwicklung läßt sich nicht meistern, nicht von dem Dichter und nicht von dem Revolutionsmanne; fortschreiten wird sie — dieser Glaube ist es, der auch um Bellamys Buch eine so große Gemeinde versammelt hat.

Die Schlaraffengesellschaft.

Von **Schmidt-Weißenfels.** Mit Zeichnungen von **Werner Hahne.**

Von allen Gesellschaften unterhaltenden Zwecks ist die „Schlaraffia“ die einzige, welche eine über die ganze germanische Welt, also außer dem Deutschen Reiche auch über Oesterreich-Ungarn, die Schweiz und Nord-Amerika sich verzweigende Ausdehnung gefunden und durch die Einheit ihres Charakters wie ihrer Gesetze eine eigenartige Bedeutung gewonnen hat. Denn nicht bloß die Lust an fröhlicher, künstlerisch gehobener Geselligkeit führt die Mitglieder zusammen, die, mehr als dreitausend an der Zahl, in fünfundneunzig Städten ihre Sitze, ihre „Burgen“, haben, sondern sie haben sich auch höhere Ziele gesteckt: die Ausbildung eines hilfbereiten Gemeingeistes und jenes ritterlichen Sinnes, der über alles Gemeine und Niedrige erhaben ist. Der rechte Schlaraffe soll in seinem bunten Schalksdoppelleben sich äußerlich der profanen Welt und ihren Gebräuchen wie völlig entrückt, als ob dieselben Jahre vor ihr geboren wähnen und mit warmem Herzen edlem Menschenthum sich widmen.

So war es gewiß und so wurde es gehalten in dem kleinen Kreise, der sich einst in zwanglosser Geselligkeit beim Hopfentrank aus Pilsen in Prag zusammenschloß, und so ist es geblieben in dem jetzt über zwei Erdteile sich erstreckenden Schlaraffenreich mit seiner in die Tausende an gewachsenen Mitgliederschar.

Sagenhaft schon in der Anfang dieser Schöpfung geworden. Keine Chronik vermochte ganz zuverlässig einen einzelnen als ihren einzigen Urheber zu bezeichnen. Zumeist waren es Mitglieder des Prager Landes Theaters, die zuerst am 10. Oktober 1859 nach der Vorstellung auf Verabredung in einer Bierwirthschaft zusammenkamen und in lustigen Einfällen sich vergnügten. Damals besaß jene Bühne unter ihrem Direktor Thomé einen künstlichen Bestand an jungen, aufstrebenden Talenten, von denen mehr als eines später zu Ruhm und schönen Erfolgen gelangt ist. Diesen jungen Volk, bei dem theilweis tief gebliebenes Studententhum mit künstlerischer Genialität sich verlebte, war das Neuigen nelle Lust, und jugendlicher Uebermuth suchte ihm einen idealen Zug zu geben. So entstand dort, was eine so große, ungeahnte Zukunft haben sollte.

Um dieselbe Zeit hatte sich in Prag ein ästhetisch-literarischer Verein unter dem Namen „Arcadia“ gebildet, dem auch mehrere Angehörige des Theaters beitraten. Als aber einmal ein neu angemeldetes Mitglied bei der Ballotage abgelehnt wurde, erklärten in vollgiltigstem Ehrgefühl die schon aufgenommenen ihr Ausscheiden und dieser Gesellschaft. Trotzdem beschlossen sie, aus der erwählten lustigen Kneipverbrüderung eine freie Künstlervereinigung zu machen. Ihr Theaterdirektor schloß sich an und auch einen weiteren Theil seines Personals an sie, ebenso wurden neue Mitglieder aus anderen Berufskreisen gewonnen. Die auf solche Weise stattlich verstärkte Gesellschaft konnte sich in absichtlichster Herausforderung gegen die so wohlthätigen Arcadier unter großem Jubel „Schlaraffia“ und nahm sogleich den Anzug in einer anderes geräumigeres und besser gelegenes Lokal vor, bei welchem Schlaraffenfest. Spaß genug sam in Scene gesetzt wurde.

Toller als zuvor spundete es nun an Witz und Humor in dieser Gesellschaft. Feuerreiter sonnten einzelne immer an den Abenden der Zusammenkünfte für künstlerisch gehobene Unterhaltung. Die vom Orchester spielten auf, die von der Oper ließen sich in Gesängen hören, die vom Schauspiel trugen Vorträge zum besten; in fröhlichem improvisirten Zusammenwirken wurde manch Possenspiel getrieben, das mehr und mehr in seiner Bedeutung bei bestimmten Veranlassungen und sinnbildliches Gepräge annahm. Im Grunde lief es auf eine Verspottung von Eitelkeiten und Lächerlichkeiten dieser Zeit durch einen feierlichwürdigen Apparat hinaus. Dabei die Einführung eines höchst pomphaften Ceremoniells, das natürlich bei der Aufnahme neuer Mitglieder und bei Ertheilung des Ritterschlages zur Geltung kam. Ein mittelalterliches Wanderwesen stellte sich für verschiedene Bezeichnungen von Personen und Handlungen aus, Gruß, Beifalls- und Zustimmungsformel lauteten anders als bei den gewöhnlichen Menschen. Dazu trat ein komisch-gravitätisch sich bewegendes, mit Schellenkappe, flatterndes Rittertum, sich spreizender Hofwürden- und Reichsamtsbündel, unbeschreiblicher Despotismus des Oberschlaraffen als des erwählten primus inter pares und demüthig ehrfurchtsvoller Gehorsam seiner Reichsmarschalle, die er zum Besten des Schatzes in Geldstrafen nehmen oder gar ins schauerliche Burgverließ zu Unken und Ratten werfen lassen konnte. Der Uhu wurde als mächtiger und kluger Wächter, auch als Bote der göttlichen Minerva, zum Schutzpatron erkoren und in angelegentlicher Leibhaftigkeit auf hohem Throne zur unbedingten Verehrung aller Genossen und Pilger (das waren die ein geführten Gäste) aufgestellt, später sogar eine Zeitlang durch einen lebendigen ersetzt. Ihm galt der erste „Gruß fromm“ gleich beim Eintritt in die „Burg“, den Gesellschaftssaal. Als losen Geist, der Uhus Dienst zu stören trachte, gab man einem Pokal den Namen „Cho“ und sowie er sein unheilvolles Wirken spüren ließ, beschwichtigte man ihn durch Trankopfer. Chorgesänge wurden gepflegt und komponirt, deren frische Urtypenglichkeiten und melodische Eigenart von heute in allen „Burgen“ weit und breit ihren bestrickenden Zauber ausübt.

Ahaila.

Der Corpsgeist, welcher gegen die Kneipe, die Trinkschlaraffen hatte erstehen lassen, bald hatte sich durch alle diese heiteren Thorheiten und Genüsse; er bewirkte eine Bruderschaft der Gesinnung, die, wie dreißig Jahre es bewiesen haben, nicht von rasch verrauschender, Flüchtigkeit war, sondern sich auch in fortdauernden und manchmal rettenden Bestand goldrein bewährt hat. Darum regte sich ein hingebende Liebe der Prager Schlaraffen an ihre Schöpfung und ein gerechtfertigter Stolz auf ihre Schalkeriuerschaft.

Im Anfang des Jahres 1864 hatte eine ihrer Mitglieder den ernsten Einfall, auf das Treiben und den Sinn des Schlaraffenthums in die regelrechten Formeln eines Reichstags eines „Spiegels“, zu fassen, und mit dieser Annahme erhielt die Schlaraffia ihre bestimmte Organisation und trat in ein geregeltes Verhältniß. Zu weltenlichen ist dies Statut bis heute maßgebend für alle Verwirrungen geblieben, welche die Gesellschaft erlebte.

Dasselbe Mitglied der „Burg“, mit Namen besonderen die Schlaraffia zu einer Stadt nannte, rief dann nach seiner Uebersiedlung nach Berlin daselbst im Oktober 1863 eine neue Schlaraffia mit Leben, deren Beispiel es auch den Grundsätzen der Prager und arbeitete, wenn auch in anderen Formen der Regierung. Es gab daher in der „Berolina“ auftand dreier ernstlicher Differenzen, die „Mikado“ als persönlichen Vertreter aller Weisheit und den „Sippungen“, d. h. den einzelnen parlamentarisch geleiteten geselligen Zusammenkünften, und einen amtlich allmächtigen Reichskanzler in der japanischen Benennung „Taikun“; das Präsidium der Prager Schlaraffia, mit ihr eins, somit die Berolina damals nicht angehören wollten, da überhaupt an eine Uebertragung des Schlaraffenthums als einer einmüthigen Gemeinschaft

Die Verurtheilung des „ungetreuen“ Schlaraffen vor dem Uhu.

schaft in andere „Burgen“ noch nicht gedacht wurde. Die Beziehungen der beiden Schlaraffenreiche in Süd und Nord blieben zunächst nur rein persönliche. Anders wurde es erst 1872, als von Berlin ein Apostelthum zur „Eroberung“ von Leipzig für die Sache des Schlaraffenthums anging. Es führte dies zu einer Verbindung der drei nun bestehenden Reiche, von denen Praga als das mütterliche erklärt wurde. Auch in Graz erstand 1872 durch Berlin noch ein neues Reich, und von Leipzig aus erfolgte bald danach die Gründung eines solchen in Breslau. Ein Konzil, das im Jahre 1875 zu Leipzig stattfand, bewirkte eine Umarbeitung des „Spiegels“ im Hinblick auf den enthaltenen und eine weitere Ausbreitung ins Auge fassenden Föderativbund „Allschlaraffia“, und damit wurden im Geiste der Prager Verfassung die Grundmauern zu dem Bau gezogen, der dann Ende der siebziger und anfangs der achtziger Jahre schnell zu stolzer Größe emporwuchs. Die „Heroldin“ hatte auf diesem Konzil ihre berechtigten japanischen Eigenthümlichkeiten dem neuen Bundesspiegel geopfert. Siegreich aber manche philisterhafte Vorurtheile erhob sich das schallhafte Bauer Uhu auf den Zinnen von immer mehr Burgen in Deutschland und Oesterreich, dann in der Schweiz und in Ungarn, endlich auch jenseit des Oceans in New-York, Chicago und San Francisko. Jede dieser neuen Gründungen mußte durch einen Schlaraffenritter durchaus nach den Vorschriften des Konzilspiegels und Ceremoniells erfolgen; sie mußte durch ihn dasjenige Mutterreich zugewiesen erhalten, welches während des vorgeschriebenen Probejahres der „Kolonie“ deren Erziehung übernachte und nach Vollendung derselben die Beitätigung bei „Allmutter Praga“ beantragte, wodurch die Kolonie erst ein in den Verband eingefügtes „Reich“ wurde. Jeder Schlaraffe ist denn auch Mitglied des Bundes Allschlaraffia und in allen Reichen des „Weltalls“ als Ritter zur Gastfreundschaft berechtigt.

Empfang und Begrüßung fremder Schlaraffen.

Auf den alle fünf Jahre sich wiederholenden Konzilien und den damit verknüpften Bundesfesten kam das einheitliche Gepräge des Schlaraffenthums in all seiner bunten Mannigfaltigkeit zum schönsten Ausdruck. Das einst bescheidene Mäßigung im Auftreten nahm immer glänzendere, reichere Formen an. Erzaezig trachteten sodann die einzelnen Reiche, ihre belobenden Fehde, wie Sitzungstage, zehn-, zwanzig- und dann gar fünfundzwanzigjährige Jubiläen, wozu mit die Praga 1884 den Reigen stolz eröffnen konnte, mit allem schlaraffischen Hoftaalspomp in Scene zu setzen und den aus allen Reichen Geladenen eine schöne Gastfreundschaft zu erweisen.

Großartiges hat neuerdings die Heroldina zur dreitägigen Feier ihres fünfundzwanzigjährigen Jubiläums in den unteren Räumen des Kaiserhofhotels geboten. Die Abbildungen, welche wir bringen, führen einiges von der stehenden Ausschmückung der „Burg“ vor, in welcher die Berliner Schlaraffen „hyven“, und von den Gebräuchen dieses fröhlichen Ritterordens unserer Zeit. Da ist das Reichswappen der Heroldina mit dem Datum ihrer Gründung und dem Schildspruch, der Allschlaraffia gehört: „In arte voluptas“. „die Kunst ein Vergnügen!“ Von Palmen umrankt ist das Gesammtbild ihrer Verstorbenen mit deren photographischen Porträts. „In Ahalla!“ so heißt es von den aus diesem Leben Abgerufenen, denen feierlich das „Trauerlied“ nachgerufen worden ist. Die Verneigung vor dem in jeder Burg thronenden Uhu ist, wie erwähnt, die erste Pflicht des „einreitenden“ Schlaraffen. Auf seinem Thron ist einer der Oberschlaraffen, welcher „singiert“, in seiner „Rüstung“ zu sehen; auf dem größeren Bilde erblicken wir ihn und seine beiden „Knappbrüder“ mit dem ganzen erlauchten Hofstaat, Kanzler, Ceremonienmeister, Schatzmeister, Marschall, Untermeister, Trinkherr, auch dem Hofnarren, damit beschäftigt, die vorgeführten fremden Ritter würdig zu begrüßen. Etwa 350 Schlaraffen aus etlichen fünfzig Reichen waren in der großen Festhalle der Berolina beisammen, in welcher unter rauschender Musik der pompöse Einzug und „Ehrenritt“ vor der „Allmutter Praga“ stattfand, in der bei perlendem Pilsener „zapfer gesuppt“ wurde, „die ganze Nacht“ heitere und weihevolle Vorträge poetischer, musikalischer und dramatischer Art sich in überreicher Fülle drängten und Chorgesänge die aufs prächtigste geschmückten Räume durchbrausten.

Ein Allmummenschanz! Aber getragen von dem Geiste harmloser Lust, geweiht den Genien der Poesie und Kunst, darf er wohl als etwas Einzges in seiner Art gerühmt werden. Alt sind manche in seinen Kultus geworden und in treuer Bogeisterung mit jungem Sinn ihm ergeben geblieben. Goldene verschiedenster Berufsklassen haben sich mit Herz und Mund zu ihm bekannt, und wer unter den im Kaiserhof so frohmüthig Sippenden auch an die hundert graue Köpfe mit leuchtenden Augen gesehen, alte Herren von sechzig, siebzig, zu achtzig Jahren mit dem bunten Helm auf dem Haupt, der wußte sich sagen, daß dies Schlaraffenthum das Zeug in sich trage, deutsche Männer in der ganzen Welt zu edler Brüderlichkeit zusammenzuschließen und einem idealen Zuge in unserem Zeitalter frohmüthig und siegreich zu folgen.

Oberschlaraffe.

Finstere Mächte.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Eine Bauerngeschichte von Elmar Weidrod.

(Fortsetzung.)

Die Ulterhofbäuerin, eine behäbige, bumme, gutmüthige Frau, Erbtochter eines reichen Vollhufners, bemerkte mit Befremden die Zeichen der Neigung Evas zu einem Knechte; sie konnte sich eine solche Geschmacksverirrung nicht erklären, sie warnte Eva, sich beim Bauer etwas anmerken zu lassen, und schüttelte bedenklich den Kopf, als das Mädchen feuerroth wurde, sowie sie Rupert erwähnte.

„Es ist Zeit, daß Du Dich mit dem Burkhard fest verprichst!“ sagte sie; „Du wirst gar zu wunderlich!“

„Den Burkhard will ich nicht!“ stieß Eva hervor.

„Mir wär' er auch zu roh,“ sagte die Bäuerin. „Gieb acht, der schlägt Dich in den ersten paar Tagen!“

„Ich will ihn nicht!“ wiederholte Eva.

„Nun ja, das wird sich schon finden,“ sagte ruhig die Bäuerin. „Nimm Dich nur beim Jakob in acht, wenn der merkt, wie sonderbar Du mit dem Rupert bist, wird er fuchswild.“

Jakob war aber nicht so blind, nichts zu merken. Er merkte sowohl Evas als Ruperts Liebe, aber seidem er den letztern schätzen und achten gelernt hatte, konnte er nicht umhin, es höchst begreiflich zu finden, daß ein Mädchen ihn dem rohen, untang-

lichen, faulen und dabei schmächtigen, unansehnlichen Burkhard vorzog.

Ganz ohne jede Spur von „Fuchswildheit“ redete er eines Tages Rupert, der mit einem Sack Kartoffeln über den Hof ging, darauf an und erklärte ihm, daß auch er es viel lieber sehen würde, wenn die Eva ihn nähme und nicht den Burkhard, daß es aber doch nun einmal zu den Unmöglichkeiten gehöre, so lange er keinen eigenen Hof habe, und daß er es sich deshalb ja nicht einfallen lassen solle, mit der Eva je ein Wort von Liebe zu reden, da alsdann seines Bleibens auf dem Hofe nicht mehr länger sein könne. Rupert verlegte sich nicht aufs Leugnen, er gab finster zu, daß er Eva liebe und daß er wohl wisse, daß es ganz aussichtslos sei.

„Ihr könnt Euch darauf verlassen, Bauer,“ sagte er bitter, „ich weiß, was sich für einen Knecht gehört gegenüber einer reichen Bauerntochter. Zu einem eignen Hof kann ich's ja doch mein Lebtag nicht bringen!“

Jakob zuckte die Achseln. „Ich glaub's selbst nicht, daß Dein Großvater, der alte Schachtelschniker, große Schätze in der Truhe hat, und was Deine Mutter beim Lohnspinnen erspart hat, reicht auch wohl nicht aus zu einem eignen Hof, wenn's auch kein besserer zu sein braucht wie Euerer draußen in der Moorheide, wo keine Krähe sich fatt fressen kann.“

„Na, Bauer, es könnte doch sein, daß der Moorheidehof einmal dem Rupert gehört,“ sagte ein Knecht, der schon eine Weile gehorcht hatte, indem er jetzt näher trat. „Gestern hat's in der ‚Blauen Schwalbe‘ beim Kegelschieben Schlägerei gegeben, und da ist der Burkhard so übel zugerichtet worden, daß er daheim hinterm Ofen sitzt und vom Doktor hat vernäht werden müssen.“

„Das ist nicht das erste Mal,“ sagte Rupert, während Jakobs Augenbrauen sich in verhaltenem Zorne über den rauflustigen Neffen finster zusammenzogen. „Wer am Werktage zum Kegelschieben geht, trifft dort nichts als Tagediebe und schlechtes Gesindel, da giebt's immer Keilereci.“

„Diesmal hat er aber einen so bösen Hieb bekommen, daß es das nächstemal nur ein bißchen tiefer zu gehen braucht, dann gehört der Hof dem Rupert,“ bemerkte der Knecht.

„Schweig!“ fuhr ihn der Otterhofbauer an, froh, seinen Grimm an jemand auslassen zu können. „Setz' dem Rupert nicht solche Mucken in den Kopf; über so was hat schon gar mancher so lang gegrübelt, bis er dann selber nachgehofsen hat und zum Mörder geworden ist.“

„Zum Mörder, der Rupert?“ rief der Knecht. „Nein, Bauer, so hab' ich's nicht gemeint, ich meine nur, es könnte sich ganz gut zufällig mit einem andern so fügen. Der Burkhard trinkt und rauft das ganze Jahr, da kann es doch leicht geschehen, daß einer einmal zu gut haut. Zum Mörder braucht darum der Rupert nicht zu werden.“

Jakob entfernte sich brummend, und nun sagte der Knecht zu Rupert: „Weißt Du auch, worüber sie gestern in der ‚Blauen Schwalbe‘ geraubt haben? Es hatte einer den Burkhard damit gehänselt, daß Du sehr in Gunst ständest bei der Eva. Also nimm Dich vor ihm in acht! Dem, der das gesagt hat, hat er gleich mit dem Messer geantwortet, der versteht keinen Spaß!“

Rupert zuckte die Achseln und trug schweigend den Sack in den Keller hinab.

Scheu blieben auf dem Otterhofe die aus- und eingehenden Knechte vor den Fenstern der Stube stehen, in der sich der Bauer anzuzhalten pflegte, und horchten auf die lauten, zornigen Stimmen, die immer heftiger herausschallten. Burkhard war, nothürftig genesen, zu seinem Oheim gestürzt und setzte diesen heftig darüber zur Rede, daß er eine Liebschaft zwischen dem Rupert und der Eva duldete. Der Otterhofbauer war aber nicht der Mann, der sich zur Rede setzen ließ, und Burkhard merkte alsbald, daß er mit seinen Drohungen und Vorwürfen an den Unrechten gekommen war; er fing an, sich vor Jakobs maßlosem Zorn zu ängstigen, und verfiel in ein scheues, finsteres Schweigen, während Jakobs donnernde Stimme noch lange im ganzen Hause gehört wurde.

„Und jetzt mach', daß Du hinauskommst, Tagedieb, Taugenichts, Raufbold!“ schloß Jakob seine niederschmetternde Strafpredigt. „Die Ev' nimmt keinen, der nicht auf eignem Grund und Boden sitzt, das weißt Du so gut wie ich, aber Dich nimmt sie auch nur, wenn Du ganz anders wirst. — Da kommt der Rupert,“ fuhr er fort mit einem Blick in den Hof. „Rasch Dich fitt, verstanden? Kein Wort sprichst Du mit ihm, oder ich sag' Dir dazwischen, daß Dir Hören und Sehen vergeht!“

Rupert trat in die Stube und warf einen erstaunten Blick auf seinen mit verdüsterer, düsterer Miene in einer entfernten Stehenden Bruder; er begrüßte ihn kurz und wandte sich dann zu dem Bauer, der noch immer aufgeregt hin und her ging.

„Meine Mutter war hier, Bauer,“ begann er; „sie sagt, der Herr Förster hätt' erlaubt, daß sich mein Großvater droben an der Klausenschlucht Tannenzweige holt zur Streu für sein Stück Vieh. Der alte Mann kann nicht selbst hinaus, da wollt' ich Euch bitten, daß Ihr mich auf ein paar Stunden hinaustaßt, die Mutter wünscht's.“

„Tannenzweige zur Streu!“ höhnte Burkhard aus seiner Ecke. „Das giebt einen feinen Dünger! Aber freilich, für die paar Kartoffeln, die Dein Großvater zieht, wird er gut genug sein.“

„Mit Dir red' ich nicht!“ sagte Rupert barsch.

„Meinst Du, ich ließ' mir den Mund verbieten und mit dazu von einem Knecht?“ rief Burkhard auf und stürzte ohne weiteres mit erhobenen Fäusten auf Rupert los. Dieser packte ihn aber mit eisernem Griff an der Kehle und in der nächsten Sekunde lag Burkhard der Länge nach auf dem Boden. Gewandt wie eine Katze sprang er wieder auf, aber die rauhe, knotige Faust des Otterhofbauern verhinderte die Fortsetzung des Kampfes. Er packte jeden der Gegner, die mit funkelnden Augen sich maßen, am Arm und hielt sie auseinander.

„Halt Ruh!“ donnerte er. „Rupert, der Burkhard ist mein Neffe und Du bist mein Knecht, das vergiß nie wieder! Geh' jetzt, hol für Deinen Großvater die Tannenreiser, aber um sechs Uhr bist Du wieder hier und fährst die Dreschmaschine hinunter auf den Unterhof!“

Rupert ging schweigend hinaus.

„Du bleibst, bis er fort ist!“ sagte Jakob zu Burkhard. „Wenn Ihr jetzt hintereinander käm't, so gäb' es blutige Köpfe!“

„Wir werden schon hintereinander kommen, dafür sich ich Euch, Ohm!“ murmelte Burkhard, indem er mit feindseligem Blick in den Hof sah, wo Rupert, mit einer Axt, Strohseilen und einem schweren Hackklotz versehen, eben sich zum Fortgehen rüstete. Am Röhrenbrunnen stand Eva, die den Salat für das Abendessen wusch; Rupert trat auf sie zu, und Burkhard sah wie sie ihm die Hand gab. Burkhards Augen funkelten und er preßte halblaute Drohungen zwischen den Zähnen hervor.

Aus einem der Ställe kam Magnus gelaufen.

„Wo gehst Du hin, Rupert?“ rief er, „nimm mich mit!“

„Das geht nicht,“ entgegnete Rupert freundlich, „ich gehe hinauf in die Klausenschlucht, wo die schwarzen Felsen und der große Wasserfall sind; da darfst Du nicht mitgehen. Das ist zu weit für Deine kurzen Beinchen und Du könntest auch in den Wasserfall stürzen.“

„Ich könnte mein Schiffchen hineinsetzen!“ rief Magnus mit leuchtenden Augen.

„Dein Schiffchen segelt viel besser im Brunnentrog oder auf dem Mühlbach,“ erwiderte Rupert.

Magnus wollte noch weiter drängen, aber jetzt rief der Otterhofbauer durch das Fenster ihm in strengem Tone zu, er müsse da bleiben, die Klausenschlucht sei zu gefährlich für ihn.

Rupert verließ den Hof. Am Thore schaute er sich noch einmal nach Eva um, die, noch immer am Brunnen, Magnus stets schmutziges Gesichtchen mit einem Zipfel seiner Küttelschürze abwusch; sie hütete sich ängstlich, sich nach Rupert umzuwenden, denn sie hatte Burkhard am Fenster stehen sehen. Kurz darauf kam dieser am Brunnen vorüber; er blieb stehen und betrachtete Eva mit Blicken, aus denen weit eher Haß als Liebe sprach.

„Wann gehst Du denn wieder zum Tanz?“ fragte er in grobem Tone. „Das ist ja ganz wunderlich, daß Du da wochenlang nicht zu sehen bist!“

„Es läuft ja immer auf eine Schlägerei hinaus,“ entgegnete Eva kurz; „darum mach' ich mir nichts. Du magst's schon eher gewöhnt sein, drum geh' Du nur hin!“

„Kommst Du nächsten Sonntag?“ fragte Burkhard in einem Tone heimtückischer Drohung.

„Nein, da ist Kindtauf' beim Raindauer. Da geh' ich hin.“

„So! Der Raindauer ladet wohl auch die Knechte ein zur Kindtauf', drum geht Du hin?“ höhnte Burkhard grimmig.

Eva zuckte die Achseln. Dann nahm sie ihre Salatschüssel auf, ließ Burkhard ohne Gruß stehen und ging ins Haus zurück. Burthard sah ihr eine Weile nach, dann verließ auch er den Hof.

Im Hausflur begegnete Eva dem kleinen Magnus, der mit seinem Segelschiffchen zur Thür hinaus wollte.

„Wo gehst Du hin?“ fragte sie zerstreut, das Herz noch voll zorniger Erregung über Burthards Reden.

„An den Mühlbach,“ erwiderte Magnus.

„Fall' ja nicht hinein!“ warnte Eva.

„Nein, nein!“ versicherte Magnus.

Er schlüpfte eiligst hinaus.

Die Nebel, die aus den Wiesenthälern aufstiegen, verkündeten das Nahen des Abends.

Die Dreschmaschine, die um sechs Uhr in den Unterhof gefahren werden sollte, war aus der Scheuer herausgeschoben worden; aber nun stand sie verlassen im Hof und niemand dachte daran, die Pferde anzuschirren. Im Otterhofe herrschte Bestürzung und Aufregung, denn bereits seit zwei Stunden vermißte man den kleinen Magnus, und alle Bewohner des Hofes, alle Nachbarn waren unterwegs, um ihn zu suchen. Einige durchstöberten mit Stangen den nur wenige Fuß tiefen Mühlbach; das Wehr war gerade geschlossen gewesen und das Mühlrad gestellt, so daß bald festgestellt werden konnte, daß das Kind nicht darin lag; andere liefen die Landstraße entlang oder suchten im Walde. Der kleine Gänsehirte dachte an den Ententeich hinter der Hutwiese, und da Magnus mit seinem Segelschiffchen weggegangen war, eilte er dorthin.

Der Otterhofbauer, der mit angstgefolterten Herzen es kaum über sich vermochte, äußerlich ruhig zu bleiben, kam auf den Gedanken, Magnus könnte seinem geliebten Rupert in die Klausenschlucht nachgefolgt sein, und machte sich schleunigst auf den Weg dorthin; er sagte keinem Menschen etwas davon, er wollte allein sein mit seiner Angst, deren er sich vor Zeugen geschämt hätte. Er hatte sein Weib zu einer Nachbarin sagen hören: „Der Jakob ist ganz ausseinander vor Angst,“ und ihm, der so stolz auf seine kaltblütige Ruhe war, hatte das einen empfindlichen Stich ins Herz gegeben.

Die Ruhe, mit der inzwischen die Bäuerin die Kartoffeln zur Abendsuppe schälte und in Scheiben in den Topf schnitt, war keine erkünstelte; es kam ja hundertmal vor, daß Kinder sich verliefen, es war ganz in der Ordnung, daß man sie suchte, aber wozu diese erregten Gesichter, das Hin- und Herlaufen, diese Aufregung, als wäre etwas Unerhörtes geschehen? Es war gut, dachte die Bäuerin, daß sie vernünftiger war! Sie allein war daheim geblieben und that gelassen die liegengebliebene Arbeit; auch die Abendstuppe ihres Söhnchens, die Eva bereits gekocht hatte, hielt sie sorgfältig warm und hütete sie vor dem Ueberkochen.

Jetzt sah sie den kleinen Gänsehirten in größter Eile über den Hof laufen. „So, der wird ihn wohl gefunden haben,“ dachte sie, den Topf mit Magnus' Suppe etwas zur Seite schiebend, um sie abkühlen zu lassen. Magnus aß nichts Heißes.

„Bäuerin, Bäuerin!“ rief athemlos der Gänsehirt, „der Magnus liegt drüben am Ententeich, dicht am Rande. Er ist ganz naß und zittert so, daß er nicht gehen kann. Zum Tragen ist er mir zu schwer, kommt schnell!“

„Bleib' hier in der Küche, Peterle, es ist sonst niemand daheim,“ sagte die Bäuerin, sich die Hände an der Schürze abwischend. „Wenn der Speck geschmolzen ist, kannst Du die Zwiebeln hineinthun.“

So schnell, wie ihre Behäbigkeit es erlaubte, eilte sie über die Hutwiese, über welcher der Nebel dick und feucht lag, auf den Ententeich zu; an seinem mit einzelnem Strauchwerk bepflanzten Rand fand sie Magnus, ganz in sich zusammengekauert, mit nassen Kleidern, zitternd und wimmernd.

„Was hast Du denn angestellt, Du böser Bub'?“ fragte sie, indem sie ihn in die Arme nahm; „bist in den Teich gefallen?“

Magnus' Zähne klapperten, er gab keine Antwort.

„Wirst Dich recht verkältet haben,“ sagte die Mutter, und noch schneller, als sie gekommen war, eilte sie auf den Hof zurück. Dort zog sie Magnus aus, rieb ihn mit warmen Tüchern, steckte ihn in sein mit vielen heißen Steinkrügen erwärmtes Bett, gab ihm die bereitgehaltene Suppe und hieß ihn schlafen. Da sie sah, daß er zum Erzählen zu erschöpft war, fragte sie ihn nicht weiter aus; es war ja auch ganz unwichtig, zu erfahren, was ihm geschehen war. Nach einigen Minuten ging sie leise zur Kammerthür und sah nach, ob Magnus schlief; er lag wach, erhitzt und aufgeregt in seinen Kissen.

„Mutter, Mutter, geh nicht fort!“ rief er, als er die Bäuerin erblickte.

„Warum nicht?“ entgegnete sie. „Du fürchtest Dich doch nicht? Ich will mein Spinnrad holen und mich zu Dir setzen.“

„Nein, nein, bleib hier!“ sagte Magnus aufgeregt und weinerlich. „Hol Dein Spinnrad nicht! Wenn Du hinausgehst, kommst Du nicht wieder herein!“

Die Bäuerin setzte sich auf eine Truhe und blieb ruhig sitzen, bis tiefe, ruhige, wenn auch etwas heisere Athemzüge ihr ankündigten, daß der kleine Ausreißer fest eingeschlafen war.

Peter war mittlerweile herumgelaufen und hatte die Nachricht von Magnus' Rückkehr verbreitet. Zum Otterhofbauer wäre sie wohl nicht gedrungen, denn an die Klausenschlucht dachte niemand; dieser aber war nach einiger Zeit von selbst umgekehrt, um, von planloser Unruhe getrieben, noch einmal, ehe er weiter ging, auf dem Hofe nachzusehen, ob man Magnus nicht etwa gefunden habe. Eine Centnerlast fiel ihm vom Herzen, als er erfuhr, daß sein Liebling ruhig schlafend und unverletzt im Bette liege; am liebsten hätte er laut aufgeweint oder laut aufgejubelt; aber keins von beiden that er und verlagte es sich sogar, in die Kammer zu gehen und sich an dem Anblick des wiedergefundenen Kindes zu weiden; es galt jetzt doppelt, allen Leuten, die ihm die Angst angemerkt hatten, Ruhe zu zeigen.

Er bemerkte sofort die Dreschmaschine und fragte unwillig, ob Rupert noch nicht zurückgekommen sei. Die Knechte wußten nichts, sie waren bloß herumgelaufen, Magnus zu suchen. Da vor Einbruch der Nacht viel versäumte Arbeit nachzuholen war, so war niemand da, um die Dreschmaschine auf den Unterhof zu fahren, und nach einer halben Stunde ungeduldigen Wartens machte sich Jakob zum zweitenmal auf den Weg zur Klausenschlucht, um nachzusehen, wo Rupert so lange bliebe. Bei dessen Pünktlichkeit und Pflichttreue war anzunehmen, daß ihm ein Unfall zugestoßen sei; dennoch ging Jakob viel leichteren Herzens als vorhin den steilen, felsigen Pfad hinauf, der in die Klausenschlucht führte.

Es war eine unheimliche, öde Gegend; der Pfad führte hoch hinauf in den Wald oberhalb des Wasserfalles und wurde nur zu Zeiten, wenn dort oben Holz gefällt wurde, von Waldarbeitern betreten, sonst war er stets unbegangen. Eng wand er sich zwischen dem hohen, aus Felsstücken und Gerölt bestehenden Abhang, auf dessen Höhe düstere Tannenwaldungen sich meilenweit erstreckten, und dem mit starkem Gefälle gurgelnd und rauschend herunterschießenden Wasser empor. Oberhalb des Wasserfalles wurde die Schlucht breiter und der Pfad führte vom Wasser ab, seitwärts in den Tannenwald, dessen dunkle Tiefen ins Unendliche zu führen schienen.

Bis zum Wasserfall aber brauchte Jakob nicht zu gehen. Schon halbwegs traf er mit Rupert zusammen. Dieser saß auf einem Stein am Rande des Wassers, in gebeugter müder Haltung, mit bleichem verstörten Gesicht, über welches Blut herabrieselte; auch seine Kleider und seine Hände waren blutig und seine vom Blut verklebten Haare zeugten von einer Wunde am Kopfe. Er achtete nicht auf Jakobs Nahen und blickte nicht zu ihm auf, als dieser vor ihm stehen blieb.

„Na, Rupert, was ist Dir denn geschehen?“ fragte der Bauer in mehr unzufriedenem als mitleidigem Tone.

„Nichts,“ erwiderte Rupert, dumpf vor sich hinstarrend.

„Nichts? Du blutest aber!“

Rupert fuhr sich mit der Hand nach dem Kopfe, als müßte er sich überzeugen, daß er verwundet sei. Dann zog er sein Taschentuch hervor und begann es zusammenzulegen, um sich damit zu verbinden.

„Komm nach Haus!“ sagte Jakob, „Du bist schlimm zugerichtet und hast Deine fünf Sinne nicht mehr beisammen. Kannst Du nicht einmal sagen, was Dir geschehen ist?“

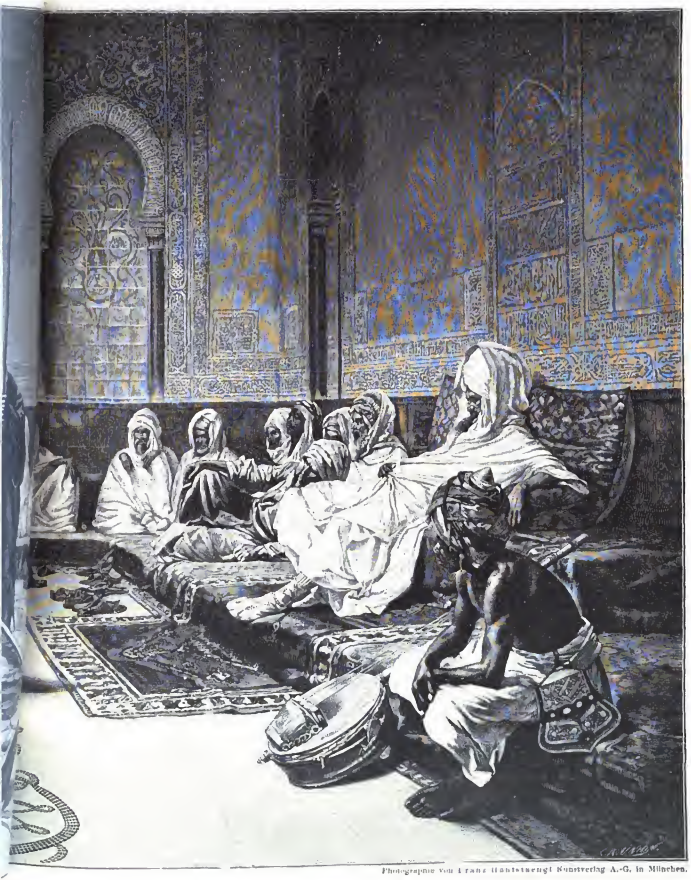
„Ich bin gestürzt,“ erwiderte Rupert mit matter Stimme. „Sagt es dem Vater und der Mutter nicht!“

Ruperts verstörtes Wesen fiel dem Bauer auf; er sah ihn scharf an und fragte mit finster gekrauster Stirn:

„Sag', Bursche, Du hast doch nicht etwa Streit mit dem

Krönke.

Nach einem [illegible]



Photographie von Franz Hanfstaengl Kunstverlag A.-G. in München.

e.

Eisenhut.

Burkhard gehabt? Hat der niederträchtige Raubbold seinen eigenen Bruder . . .“

„Nein, nein!“ unterbrach ihn Rupert hastig; „ich bin gestürzt. Sagt's dem Vater nicht!“

„Steh' auf und komm nach Hause!“ wiederholte Jakob.

Rupert erhob sich wankend. Aber der kraftvolle Arm des Otterhofbauern war eine wirkliche Stütze, und so gelangte der Verwundete in verhältnismäßig kurzer Zeit auf den Hof. Die Knechte und Mägde liefen aus allen Ecken zusammen und umringten ihn mit lauten Schreckensrufen.

„Hat das der Burkhard gethan?“ riefen mehrere mit Empörung.

„Nein, ich bin gestürzt,“ erwiderte Rupert.

„Du hast aber eine Wunde an der Stirn und eine am Hinterkopf,“ sagte einer der Knechte, „Du kannst doch nicht auf den Vorder- und Hinterkopf zugleich gefallen sein?“

„Wo hast Du Dein Handwerkszeug, Deine Axt und Deinen Kloß?“ fragte ein anderer.

„Das liegt alles oben in der Klausenschlucht,“ erwiderte Rupert; „thut mir den Gefallen und holt es mir!“

Eben fuhr in seinem Korbwägelchen der Dockenförler Arzt am Hofthore vorüber. Reich eilte Eva, die bisher wie gelähmt vor Schreck, stumm und regungslos dagestanden hatte, dem leichten Gefährt nach. Der Arzt hörte ihr angstvolles Rufen und hielt sein Pferd an. Athemlos und mit Thränen in den Augen erzählte ihm Eva, daß Rupert gestürzt und schwer verletzt sei.

„So such' nach reinem alten Leinen und reiße es in lange Streifen!“ sagte der Arzt, und, sein Pferd wendend, fuhr er in den Otterhof.

Rupert war in seine Kammer geführt worden, und der Otterhofbauer, der bei Unglücksfällen stets selbst zugriff, ohne sich erst umzusehen, ob sich kein anderer dazu verstünde, wusch eigenhändig die Kopfwunden, während die Mägde frisches Wasser herbeischafften und das blutige hinaustrugen. Der Arzt kam hinzu, verband die Wunden mit schneller, geschickter Hand und sagte, sie hätten nichts zu bedeuten.

„Er ist aber nicht recht bei sich,“ bemerkte der Bauer. „Er ist ganz duselig und dämelig und kann nicht einmal erzählen, wie er eigentlich gestürzt ist.“

„Gestürzt ist er allerdings und zwar auf den Hinterkopf,“ sagte der Arzt. „Rupert, wo hast Du die Stirnwunde her?“

Rupert lag auf dem Bette mit geschlossenen Augen, in einer Art Halbschlummer: das Verbinden hatte ihn sehr erschöpft. Er öffnete jetzt die Augen und murmelte: „Ich bin gestürzt.“

„Du hast einen gewaltigen Schlag gegen den Kopf erhalten und bist hingestürzt,“ sagte der Arzt. „Wer hat Dir den Schlag gegeben?“

Rupert schwieg.

„Der Schlag rührt von etwas Stumpfem her,“ sagte der Arzt, „von einem Hammer zum Beispiel.“

„Ich glaube, er hat mit dem Burkhard Streit gehabt,“ bemerkte der Bauer. „Man merkt ihm an, daß er etwas nicht sagen will. Die zwei sind gewiß hintereinander gekommen!“

„Die eigenen Brüder!“ sagte der Arzt. „Da kann ich ja gleich auf den Moorheidehof fahren und nachsehen, ob der Burkhard auch Löcher im Kopfe hat!“

„Ich bitte, Herr Doktor, sehen Sie sich erst noch den Magnus an,“ sagte zögernd der Bauer. „Er ist heute nachmittag in den Enteneich gefallen.“

„So? Nichts als Unglück heute bei Euch, Bauer! Na, ein kühles Bad wird dem strammen Burschchen nichts anhaben können! Ich will aber doch nach ihm sehen.“

Er sotzte dem Otterhofbauer in die Kammer, wo Magnus saß schlief. Der Arzt betastete und beborchte ihn und konnte dem angstvoll zusehenden Vater die Versicherung geben, daß nur etwas Schwimmen zu befürchten sei.

„Mit Rupert wird es auch bald besser werden,“ bemerkte er im Weggehen. „Er ist noch betäubt von dem heftigen Schlage, er wird bald wieder zu klarerem Bewußtsein kommen.“

Er bestieg sein Korbwägelchen und fuhr davon, während Jakob die Pferde aus dem Stalle zog, um selbst die Dreschmaschine auf den Untertenn zu bringen, wo am andern Morgen Punkt vier Uhr das Dreschen beginnen sollte, die Maschine also gehörig und zum Betriebe fertig sein mußte.

Da erschienen am Hofthore ein paar dunkle, in Lumpen gehüllte, kraftige Gestalten, die in der mittlerweile hereingebrochenen Dunkelheit ein unheimliches Aussehen hatten; sie traten näher, und Jakob erkannte, daß es Waldarbeiter waren, wie man sie in der Klausenschlucht und an anderen schwer zugänglichen Stellen der großen Waldungen anzutreffen pflegt, in denen die besten Holzknechte nicht arbeiten wollen.

„Guten Abend, Bauer,“ sagte der eine, seinen breiten Filzhut lüftend. „Wir kommen vom Moorheidehof: wir haben den Bauern Burkhards nenen grünen Hut mit den Pfauenfedern gebracht, der droben in der Schlucht am Wasserfall lag. Der Moorheidler sagt aber, seit vielen Stunden sei Burkhard fort und noch nicht wieder daheim gewesen, und er läßt bei Euch anfragen, Bauer, ob er vielleicht hier im Otterhofe sei.“

„Und hier,“ sagte ein anderer, während der Otterhofbauer verneinend den Kopf schüttelte, „ist Ruperts großes Gartenmesser, das lag auch am Rande des Wasserfalles, und hier sind seine Axt und sein Hackstock. Aber der ist ganz voll Blut und sein Messer auch.“

Den Otterhofbauer überrieselte es kalt. Wie ein Blitz durchfuhr ihn der Gedanke, daß hier etwas Schreckliches an den Tag komme, und mit einem Gefühle des Abscheus nahm er die ihm bestecken Gegenstände in Empfang.

Die Bündel Tannengezweig, die Rupert zusammengebunden hatte, haben wir zum alten Schachtelschneider geschafft,“ bemerkte einer der Waldarbeiter.

„Gut,“ sagte Jakob kurz, „ich will Euch einen halben Taglohn bezahlen. Dafür geht Ihr zurück nach Dockenförth und sagt meinem Schwager, Burkhard sei nicht hier.“

„Das wird er nicht anders erwartet haben,“ sagte der ältere Waldarbeiter. „Er meinte gleich, Burkhard sei in den Wasserfall gestürzt. Gerade oberhalb des stärksten Gefälles, wo die Steine den Bach noch dämmen, lag sein Hut am Wasser und Ruperts Messer daneben.“

„Ja, Ruperts Messer daneben!“ wiederholte ein anderer mit Betonung; „wir haben's dem Moorheidler gar nicht gesagt.“

„Geht!“ befahl der Otterhofbauer. „Geht!“ donnerte er mit der Stimme eines gereizten Löwen, als die Leute noch zögerten. Wie geschenchte Unglücksraben stoben sie davon und verschwanden im Dunkeln.

Der Bauer stürzte in die Stube, nahm das Oellämpchen von der Wand und ging damit in Ruperts Kammer.

Dieser lag nicht mehr auf dem Bette; er hatte Licht gemacht, saß auf einem Schemel und starrte still vor sich hin; er fuhr auf, als der Bauer polternd hereinstürzte und ihn mit eisernem Griff am Arme packte.

„Mensch, jetzt gesteh', was geschehen ist!“ schrie Jakob. „Burkhard ist in der Klausenschlucht gewesen! Warum hast Du's gelengnet? Ihr seid aneinander gekommen, denn Dein blankes Messer, sieht Du, das Messer hier, hat neben seinem Hut gelegen! Warum hast Du's gelengnet?“

Rupert war leichenblaß geworden und heftig machte er sich aus Jakobs Händen los.

„Bauer, Ihr fragt . . . Ihr fragt so — als glaubtet Ihr, als glaubtet Ihr, ich hätte dem Burkhard etwas angethan, als hätte ich ihn gemordet!“ rief er mit unheimlich blitzenden Augen.

Den Bauer überlief es wieder kalt.

„Nu welcher Stelle hast Du gearbeitet droben in der Schlucht?“ fragte er mit erzwungener Ruhe.

„Im Gehölz unterhalb vom großen Wasserfall, hundert Schritt seitwärts über dem Weg,“ antwortete Rupert, Jakobs Gesicht mit finsteren Blicken prüfend.

„Und hart am großen Wasserfall, da wo der Bach sich vor dem Sturze staut, hat Deines Bruders Hut gelegen! Und Du hast Burkhard nicht gesehen?“

„Ich habe ihn gesehen, aber ich wollte es nicht sagen,“ entgegnete Rupert nach einigem Zögern. „Er kam herauf und fragte mich, ob ich gutwillig auf die Erbe verzichten wolle, sonst wolle er mir jetzt die Fahrkarte in die Hölle besorgen. Ich saß oben auf einer Tanne und, da er nicht klettern kann, so dachte ich mir's sagte, er solle mich doch holen. Da nahm er den Kloß, auf den ich meine Zweige zerhackte, und warf ihn mir so furchtbar an den Kopf, daß ich herunterstürzte, und dann weiß ich nichts mehr von mir.“

„Warum hast Du das nicht gleich so erzählt?“ sagte Jakob kalt. „Warum hast Du gelengnet, daß Du mit dem Burkhard Streit gehabt hast?“

„Weil sich's der Vater immer so zu Herzen nimmt, wenn

mir der Burkhard etwas Böses thut," erwiderte Rupert. „Und dann war mir's auch noch so wüst im Kopf, wie Ihr mich in der Schlucht gefunden habt — . Ich wußte nicht, was ich sagen sollte, damit der Vater nichts erfährt."

„Und was ist aus Burkhard geworden?"

„Das weiß ich nicht. Ich war ja wie todt!"

„Er scheint in den Wasserfall gestürzt zu sein. Er ist nicht nach Hause gekommen und sein Hut lag am Wasser."

Rupert schüttelte den Kopf.

„In den Wasserfall? Wie denn? Er war ganz nüchtern, und der Wasserfall liegt ja ein gut Stück weiter oben. Der Weg macht da eine starke Biegung seitwärts in die Waldungen, da kann selbst im Dunkeln niemand ins Wasser gerathen."

„Wenn man ihm nicht hineinhilft!" stieß Jakob mit heiserer Stimme hervor; „Du sagst die Wahrheit nicht, Rupert! Wenn der Burkhard im Wasser gefunden wird, wenn er nicht doch noch nach Hause kommt, dann sag' ich Dir's ins Gesicht, daß Du Deinen eigenen Bruder erschoben und ins Wasser geworfen hast!"

Ruperts Augen starrten mit gläsernem, hohlem Blick in das hochgeröthete Gesicht des Otterhofbauern; wie Angst und Schrecken sprach es aus diesen Augen und wie gelähmt erschien auf Augenblicke seine ganze Gestalt. Dann aber sprang er auf, und in siebernder Hast, ohne ein Wort zu reden, riß er seine an der Wand hängenden besseren Kleidungsstücke von dem hölzernen Kleiderrechen herunter und schleuderte alles in die Kiste, die seine sonstigen Habseligkeiten enthielt. Dann nahm er die Kiste wie eine Feder auf seine Schulter, stieß den Otterhofbauer zur Seite und trat unter die Thür. Dort aber blieb er stehen, und mit unheimlich aus dem bleichen Gesicht herausblitzenden Augen rief er zurück: „Ich geh' nach Hause, Bauer! Wo man mich für einen Brudermörder hält, bleib' ich nicht!"

„So geh'!" sagte Jakob in barschem Tone, „ich halte Dich nicht!"

Rupert ging ohne weiteren Gruß hinaus, aus dem Hause, aus dem Hofe; er warf keinen Blick auf Enns erhellten Fenster, nur auf die Dreschmaschine warf er einen, deren rauchloser Schlot draußen in die Nacht hineinragte und vor der die Pferde geduldig standen, auf das Anschirren wartend. Ihn ging das nichts mehr an. Auf der finstern Landstraße kamen ihm Bauern aus Dudenförth eiligen Schrittes entgegen, sie trugen große Stangen und Laternen; er drückte sich seitwärts in den tiefen Graben und ließ sie vorüberziehen, ebenso den Arzt in seinem Kyebwägelchen und den Gendarmen, der in kurzem Galopp auf Wieselbach zusprengte.

„Sie wollen den Burkhard suchen," murmelte Rupert halblaut vor sich hin. „Ob sie ihn im Wasser finden werden?"

Er dachte nicht daran, sich den Suchenden anzuschließen. Seine Wunde schmerzte furchtbar, Fieber verwirrte ihm die Sinne, so daß er, als die Kiste ihm zu schwer wurde, dieselbe ohne weiteres auf der Landstraße stehen ließ. So kam er in tiefer Nacht auf dem Moorheidehof an.

Am andern Morgen wurde Burkhards Leiche im Wasser gefunden; er hatte eine klaffende Wunde am Kopfe und noch viele am Körper. Am Abend, einem trüben, regenschweren Herbstabend, erschien der Gendarm auf dem Moorheidehof und verhaftete Rupert wegen dringenden Verdachtes, daß er den Burkhard im Streit erstochen und die Leiche in den Wasserfall geschleppt habe.

Eine gebrochene, wankende Greisengestalt begleitete den bleichen, finster dreinschauenden Rupert zum Leiterwagen, auf welchem dieser neben dem Gendarmen zur Stadt fahren sollte. Es war der Moorheidbier, der unter der Wucht des so plötzlich über ihn gekommenen furchtbaren Geschicks bis zur Unkenntlichkeit gealtert war. Seine Hände zitterten, als er des Sohnes Hals zum Abschied umklammerte, aus seinen tiefen Augen strömten die Thränen unaufhaltsam. Er küßte Rupert mehrere Male, stand lange an den in den Angeln niederhängenden Hofthore und schaute dem Leiterwagen nach, der durch die feuchten Dünste der Moorheide dahinfuhr. An einem der kleinen Gebehfenster des Hauses stand Gertrud und schluchzte in ihre Schürze hinein.

Die Leute, die im Abendzwielicht dem Wagen begegneten, wichen ihm scheu aus und warfen verstohlene Blicke auf den regungslos dasitzenden Rupert. Man zweifelte nicht daran, daß Rupert des Mordes in der That schuldig, daß der Verlauf seiner Begegnung mit Burkhard so, wie er ihn erzählte, erlogen sei. Warum hatte er anfangs, als die Leute ihn gefragt, ob Burkhard ihn verwundet habe, verneinend geantwortet? Warum war er so verstört, so sonderbar gewesen? Und vor allen Dingen, wie sollte Burkhard in den Wasserfall gerathen sein? Ruperts eigene Verwundung sowohl als sein blutiges Messer bewiesen, welchen blutigen Kampf die Brüder dort oben in der Schlucht mit einander gekämpft hatten, da war es nur allzu glaubhaft, daß Ruperts überlegene Kraft seinen Bruder das Leben gekostet hatte. Als aber der Leiterwagen, der den Verhafteten zur Stadt brachte, am Otterhofe vorüber fuhr, stürzte Eva heraus und drückte heftig Ruperts Hand.

„Ich weiß, daß Du's nicht gethan hast!" rief sie und ihre Augen strahlten im Hochgefühle, ihre Liebe jetzt bethätigen zu können. „Laß nur die Leute reden und glauben, was sie wollen, ich weiß, daß Du nicht lügst!"

Rupert erwiderte den Händedruck und sagte mit trübem Lächeln und zuckenden Lippen: „Wenn Du nur dabei bleibst, Ev'! Wer weiß, was die klugen Leute vom Amt alles herausbringen! Vielleicht drehen und wenden sie's so, daß sie mich zum Mörder machen."

„Wenn Du Dich nicht selbst dazu machst, das Amt macht Dich nicht dazu," sagte der Gendarm streng.

„Komm ins Haus, Ev', daß Dich der Bauer nicht sieht!" mahnte eine der Mägde ängstlich.

„Sorg' mir für den Vater und für die Mutter, so lang ich fort bin, Eva!" rief ihr Rupert noch zu.

Der Leiterwagen polterte davon, die dunkelnde Landstraße entlang. In den kleinen Bauernhäusern am Wege erloschen allmählich die Lichter, nächtliche Stille senkte sich auf das Thal, auf die immer mehr in die Ferne schwindenden zerklüfteten Felsmassen des Gebirges; laut und brausend aber schoß in der Tiefe das Gewässer dahin, der Bach aus der Klausenschlucht.

Drei Monate blieb Rupert in Untersuchungshaft, dann kam die Verhandlung vor dem Schwurgerichte, zu der viele Zeugen aus Wieselbach und Dudenförth geladen wurden. Sie mußten über das Verhältniß der beiden Brüder zu einander berichten, über Drohungen, die der eine oder der andere etwa hatte laut werden lassen. Für Rupert lauteten die Berichte günstig, der Anklage auf vorsätzlichen Mord wenigstens entzogen sie jede Begründung; er hatte nie Drohungen gegen seinen Bruder ausgestoßen, während ein Dutzend Zeugen sich vorjand, die von Burkhard die Absicht hatten aussprechen hören, Rupert demnächst „die Fahrkarte in die Hölle zu besorgen", genau die Worte, die Rupert in seiner Anklage über den Vorgang in der Klausenschlucht zu Protokoll gegeben hatte. Für den letzteren belastend war aber sein heißer Wunsch nach einem eigenen Hof, seine bedrückende Stellung als fremder Lente Knecht, sowie der Umstand, daß er, so oft sein Bruder ihn thätlich angegriffen, diesen niemals geschont, sondern ihm alles so gründlich heimgezahlt hatte, daß auch jetzt die Wahrscheinlichkeit eines Todtschlages nicht ausgeschlossen war. Früher hatte Rupert keine so liegehenden Ursachen gehabt, Burkhard zu hassen, wie später, als ihm dieser seinen „Schatz" streitig machte, ihn zum Dienen zwang, ihm sein ganzes Leben verbitterte und verdarb, indem er ihm das väterliche Haus verschloß. Daher war es wohl anzunehmen, daß Rupert die Gegenwehr, zu welcher der Bruder ihn nöthigte, willkürlich oder unwillkürlich zu weit getrieben hatte. Dazu kam die Aussage des Otterhofbauern und seiner Knechte über Ruperts verstörtes und auffälliges Wesen an jenem Unglückssabend und über seine sich widersprechenden Berichte. Man merkte bei den Aussagen des Otterhofbauern nichts von dem Wohlwollen, welches er Rupert in der letzten Zeit erzeigt und auch aufrichtig für ihn gehegt hatte. Jetzt war Rupert für ihn nur noch der Mörder seines Neffen, seines todten und daher, als nunmehr unschädlich, wieder zu vollen Ehren angenommenen Neffen; Rupert war nur noch der Sohn der Lohnspinnerin, der den Sohn der Schwester des Otterhofbauern erstochen hatte. Sein einziger Gedanke war jetzt Rache. Er betonte daher auch in seinem Bericht immer wieder das blutige Messer, das am Rande des Wasserfalles gelegen hatte, und die von etwas Spitzem, Scharfem herührenden Wunden, die beim Leichenbefunde an Burkhards Körper wahrgenommen worden waren.

Diese beiden scheinbar belastenden Umstände wurden aber vom Gerichtshofe nicht in Betracht gezogen, denn nach dem Gutachten der Sachverständigen konnten die Wunden ebensogut von den im Wasser des Klausenbaches vorhandenen Spitzen, scharfen Felsstücken herrühren, und was das Messer betraf, so war es unzweifelhaft,

daß es nur von einer blutigen Hand ergriffen, nicht aber zur Ausführung eines tödlichen, also tiefen Stiches verwendet worden war.

Es war schwer, Klarheit in die Sache zu bringen. Wie war Burkhard ins Wasser gerathen? Und wessen blutige Hand hatte das Messer am Rande des Wassers liegen lassen?

Nach Ruperts Aussage hatte er das Messer benutzt, um die Tannenzweige abzuschneiden, da er in dem dichten Gäste für das Schwingen einer Axt keinen Spielraum gehabt hatte; dann war er, von Burkhards Wurf getroffen, mit dem Messer herabgestürzt. Burkhard mußte ihm darauf das Messer genommen und sich selbst und das Messer dabei mit Blut besleckt haben. Und dann? Dann mußte er davongelaufen und vom Pfade ab den felsigen Abhang hinaufgeklettert und in den tosenden Wasserfall gestürzt sein! Noch war die Annahme möglich, daß er auf die andere Seite des Wassers hatte gelangen wollen, daß er die nur theilweise überflutheten Felsstücke hatte betreten wollen, hinter denen sich das Wasser vor dem Sturze staute. Wozu aber über den Bach? Ihm, dem rohen, gewaltthätigen Raubolde konnte der Anblick eines blutenden Gegners kein solches Entsetzen einjagen, daß er kopflos fortgeflürmt wäre, um auf schwindelndem gefährlichen Wege das wilde jenseitige Ufer zu erreichen, wo er doch nicht bleiben konnte.

Für die Wieselbacher und Dockenförther Bauern, für fast alle Bewohner des Gebirgsthales war die unaufgeklärte Frage, wie Burkhard ins Wasser gerathen sei, der Beweis, daß Rupert ihn hineingeworfen habe; für das Gericht war sie es nicht.

Entscheidend war zuletzt die Aussage des Dockenförther Arztes, der sich alle andern Sachverständigen mit ihrem Gutachten anschlossen. Danach mußte ein Wurf, wie er Rupert getroffen hatte, unbedingt sofortige und langandauernde Bewußtlosigkeit zur Folge haben, er konnte nicht anders als völlig bewußtlos von der Tanne herabgestürzt sein; dafür sprach auch der Ortsbefund, bei dem man deutlich im blutgetränkten Moose erkannt hatte, daß der Kopf nur an einer Stelle gelegen haben konnte. Dafür sprach auch ferner der betäubte Zustand, in dem Rupert noch lange nachher gewesen war, in dem ihn der Otterhofbauer und der Arzt gefunden hatten; er hatte daran gemahnt werden müssen, sich den Kopf zu verbinden, und hatte später, noch immer halb unzurechnungsfähig, seine Kleiderkiste auf offener Landstraße stehen lassen. Damit war sein verstörtes, auffälliges Wesen zur Genüge erklärt, ferner aber auch damit, daß er seinem Vater Burkhards Unthat hatte verbergen wollen und darum zu leugnen versuchte, überhaupt mit ihm zusammengekommen zu sein.

Das Gutachten sämmtlicher Aerzte über die unbedingt das Bewußtsein raubende Beschaffenheit der Kopfwunde führte den Gerichtshof und die Geschworenen zu der Erkenntniß, daß Rupert nach Empfang derselben nicht imstande gewesen war, seinen Bruder anzufallen oder gar einen schweren Körper den Abhang hinauf ins Wasser zu schleppen. Ebenso unmöglich war das Umgekehrte, daß Rupert nach vollbrachter That verwundet worden sei. Die Geschworenen verneinten sämmtliche Schuldfragen und Rupert wurde sofort freigelassen.

Der Winter war vergangen und unter Stürmen und gewaltigem Aufruhr der Elemente bereitete sich die Auferstehung der Natur vor; in der Gegend, in der unsere Geschichte spielt, ist dieselbe kein sanftes Erwachen zu neuem Leben, kein fröhliches Hervordrängen der grünen jungen Keime zum warmbelebenden Kusse der Sonnenstrahlen, sondern ein Ringen mit furchtbaren Gewalten, die das sich emporkämpfende Leben zurückzwingen möchten in die Tiefen der Erde. Und dies Leben selber erscheint nicht in lieblicher Gestalt, sondern mit Gewitterstürmen, mit Donner und Blitz besegelt das Frühjahr seinen mühsam errungenen Sieg.

Ein noch düsterres Bild als gewöhnlich bot die Moorheide in dieser Jahreszeit, wo der schmelzende Schnee sie ganz unwegsam machte und wo in den Steinbrüchen in der Nähe des Gehöftes das schmutzige Wasser draußen herabstürzte. Der Moorheidehof war nur durch die hölzerne Nothbrücke zu erreichen, die ihn mit der Landstraße verband.

Selten aber krachte das morsche Balkenwerk dieser Nothbrücke unter dem Fuße eines Nahenden. Der Moorheidehof mit seinen düsterern, baufälligen Gebäuden und seiner öden Lage sah nicht nur aus wie von der übrigen Welt ausgestoßen, er war es auch wirklich. Das „Amt“ hatte Rupert nicht zum Mörder gemacht, wie dieser es befürchtet hatte, die Volksstimme aber mochte so dazu. Die Frage, wie Burkhard in das Wasser gerathen sei, war unbeantwortet geblieben, und den Bauern war es nicht aus den Köpfen zu bringen, daß ihm Rupert hineingeholfen haben müsse.

Rupert merkte auf Schritt und Tritt, daß er geächtet war; er fühlte und hörte es aus allem heraus, ohne daß es ihm irgend jemand gesagt hätte, ohne daß ihm eine Handhabe gegeben worden wäre, jemand darüber zur Rede zu stellen. Niemand sprach den Verdacht mit klaren Worten aus, niemand nannte das Schwert beim Namen, das auf der Schwelle des Moorheidehofes hatte, aber gemieden und geächtet war es sortan, dies unheimliche Haus, in dem jeder Winkel, jedes Geräth, der leere Platz am Herd und der leere Platz am Tisch den Mörder an den Gemordeten mahnen mußten.

Aber die Bewohner des unheimlichen Hauses lagen fast von dem allem nicht beugen und niederdrücken. Erlöst von der martenden Angst, Rupert könnte schuldig gesprochen werden, und erlöst von Burkhards roher Tyrannei, schien der Moorheidler neu aufzuleben. Wohl grämte es ihn tief, daß Rupert so furchtbar angeschuldigt wurde, aber er war es nicht gewohnt, Ansprüche auf ein ungetrübtes Glück zu erheben; er ertrug klaglos den auf ihm lastenden Bann, äußerte nie ein einziges Wort darüber, und je mehr die Aufgewecktheit ihm von selbst ausschloß, desto mehr genoß er den Frieden seiner Häuslichkeit in der öden Moorheide. Seine Hauptsorge war, daß den Rupert die Gerüchte, die über ihn gingen, einmal zu Ohren kommen könnten, denn er glaubte — aber redete es sich vielleicht nur ein —, daß dieser es gar nicht merke, wie man ihn fürchte und mied. Freilich fiel es ihm manchmal im Stillen auf, daß Rupert selbst unwillkürlich allem aus dem Wege ging, was die Leute genöthigt hätte, Farbe zu bekennen; er gab ihnen niemals Gelegenheit dazu, gegen ihn freundlich oder unfreundlich zu sein. Er wollte den Augenblick hinausschieben, der doch einmal kommen mußte, wo der ihn bisher nur im Dunkeln umschleichende, wortlose Gegner ans helle Tageslicht treten, wo der Verdacht, in Worte gefaßt, ihm entgegengeschleudert werden würde; er wollte ihn hinausschieben, denn er fühlte, daß er es nicht ertragen würde, das Wort „Mörder“ zu hören. Und doch sehnte er sich wieder danach, sich einmal Luft zu machen, sehnte sich danach, diesen abscheulichen Verdacht in der Person seiner Verbreiter zu Boden zu schlagen!

Er hatte seit seiner Entlassung aus dem Gefängnisse den Otterhof nicht wieder betreten, Eva nicht wieder gesehen. Wie doch hätte es jetzt um sie anhalten können, er war der Erbe eines Bauernhofes und dadurch ihr ebenbürtig, und mit ihrem Gute, das sie, wie sich die Bauern ausdrückten, gleich im Stiefelschaft mitbrachte, konnte er den Moorheidehof ausbauen, erweitern, vergrößern, die Steinbrüche ausnützen und schließlich auf dem bisherigen Gehöfte eine stattliche Besitzung machen, eine wirdige Wohnstätte für die reiche Bauerntochter.

Aber er fühlte nur allzu deutlich, daß er in der Person des Otterhofbauern seinen erbittertsten Gegner zu suchen habe, den jenigen, dessen gewichtiger Einfluß den Verdacht gegen ihn wachrief und wach erhielt, der es nicht litt, daß die Gerüchte schwiegen und in Vergessenheit geriethen.

Er blieb daher daheim, den Otterhof nicht zu betreten, so sehr auch sein Herz sich danach sehnte, Eva wiederzusehen, ihr zu danken für den treuen Abschiedsgruß, den sie ihm damals auf seinen traurigen Weg mitgegeben hatte. Den Dockenförther Arzt aber, für den er, seit sein Gutachten ihn gerettet hatte, wärmste Dankbarkeit und Freundschaft hegte, hatte er gebeten, doch einmal Eva und Dank an Eva zu übermitteln, wenn er am Otterhof vorüber führe. Dieser hatte die Botschaft getreulich ausgerichtet und war Eva einen herzlichen Gegengruß zurückgebracht nebst der Versicherung, daß bei ihr noch „alles beim alten sei“. Das war für Rupert Sonnenschein und Lebenslust gewesen. Da sie Meinung, welche die andern von ihm hatten, erregte seinen Grimm, kränkte und schmerzte ihn aber nicht; wenn Eva, wenn seine Eltern ihn für einen Mörder gehalten hätten, so hätte ihm, wenn er, das Herz darüber brechen können. Da diese aber von seiner Unschuld überzeugt waren, da auch der Dockenförther Pfarrer, der Lehrer, der Arzt und noch manche andere Persönlichkeiten auf die er etwas hielt, durch ihre Besuche im Moorheidehofe

ihre Theilnahme für dessen Bewohner an den Tag legten, so war Rupert gutes Muthes, arbeitete tüchtig, freute sich über die zufriedene Miene des Moorheidlers und über Gertruds heitere Ruhe und hoffte auf die Zukunft, die alles gut machen werde. Der Arzt, der sich einmal als ein zuverlässiger Liebesbote erwiesen hatte, vermittelte von da an häufig Grüße zwischen Rupert und Eva, und diese Grüße waren nicht nur der einzige Sonnenstrahl, der in Ruperts Leben fiel, sie waren auch Evas einzige Freude. Denn seit Burkhards Tod war ihre Stellung im Otterhofe eine sehr peinliche geworden. Sie war die einzige, die an Ruperts Unschuld glaubte, und sie machte kein Hehl aus ihrer Ueberzeugung; so hatte sie viel unter offenen Angriffen und versteckten Anfeindungen zu leiden, und ein Glück war es für sie, daß Jakob verboten hatte, Rupert überhaupt zu erwähnen, so daß sie in des Bauern Gegenwart wenigstens Ruhe hatte. Auch Magnus' sehnsüchtiges Fragen nach Rupert war durch Jakobs barschen Befehl, nie wieder von ihm zu sprechen, abgeschnitten worden.

Der kleine Magnus ging zu seines Vaters größtem Stolze seit Ostern in die Schule. Indessen nur ein paar Tage hatte Jakob die Freude, ihn mit dem Schulranzen wandeln zu sehen, dann brach eine Scharlachepidemie aus und die Schule wurde schleunigst geschlossen. Aber die Krankheit trat gutartig auf, Todesfälle kamen nicht vor. Nur ein einziges Opfer schien der Würgengel fordern zu wollen — und das war der kleine Magnus. Bei diesem allein trat die Krankheit gleich anfangs mit einer Gewalt auf, der kein Einhalt zu thun war. Das Fieber ließ sich nicht bändigen, nur abschwächen auf ein paar kurze Stunden. Des Kindes zähe Lebenskraft leistete lange Widerstand, dann schien sie urplötzlich zusammenzubrechen.

Der Otterhofbauer verging vor Angst und Schmerz. In diesem Kind vereinigte sich alles, was seinem Leben Werth gab, nichts galt ihm mehr etwas, wenn es starb. Er flehte täglich den Arzt an, ihm zu helfen, doch dieser zuckte die Achseln; er flehte den Pfarrer an, für das Kind zu beten, und dieser versprach es mit traurigem Lächeln. Wenn aber dann der Pfarrer in milder Weise versuchte, den Vater darauf vorzubereiten, daß es vielleicht Gottes Wille nicht sei, einem solchen Gebete Erhörung zu schenken, so wurde der Gequälte so wild, als wäre er von Sinnen, und stieß in seiner haltlosen Verzweiflung die gotteslästerlichsten Reden aus.

Wenn Gott nicht helfen konnte oder wollte, so half vielleicht

Ein Bild von der Volkszählung: Der Zählkommissar im Hinterhause.
Nach einer Skizze von E. Hosang gezeichnet von A. Gutschmidt.

ein anderer, den anzurufen es Jakob immer gegraut hatte, bis ihm der letzte Hoffnungsfunke, daß Magnus sich doch noch erholen würde, erlosch. Gott war durch nichts zu bestechen, jener andere aber verkaufte seine Hilfe um den Preis einer Seele, und Jakob achtete sein Seelenheil für nichts angesichts seines sterbenden Kindes. Sein Glaube war nicht stark genug, um ihn zu stützen, so wurde er eine Beute des Aberglaubens.

An einem stürmischen Frühlingsabend kam der Arzt in seinem Korbwägelchen aus den tiefer liegenden Ortschaften und hielt auf seinem Wege nach Dockenförth am Otterhofe an. Er wurde von Eva in die Kammer des kleinen Magnus geführt, aber zu ihrem Schrecken fanden sie das Bettchen leer und niemand im Zimmer.

„Er wird doch nicht in der Fieberhitze herausgesprungen sein?" rief der Arzt.

„Ach, dazu hatte er die Kraft gar nicht mehr!" sagte Eva traurig. „Er lag so still, so still da, kein Fingerchen bewegte er mehr und machte die Augen gar nicht mehr auf."

„Wer war bei ihm?“ fragte der Arzt erregt.

„Der Bauer selber. Ach! was mag der mit ihm angestellt haben, er war den ganzen Tag so verstört, so . . . ich weiß nicht, wie ich's nennen soll!“

„Wir müssen ihn suchen, Eva!“ entschied kurz der Arzt.

Da erschien unter der Thür lautlos eine unheimliche Gestalt, lang und hager, mit wirrem Haar und langem, grauem, struppigem Bart. Eva fuhr zusammen, sie erkannte den alten Gemeindehirten, vor dem sich alle Kinder und Frauen fürchteten, weil er aussah wie ein Zauberer und von ihm das Gerücht ging, daß er mit Mächten in Verbindung stehe, die mit Blut unterschriebene Pakte forderten.

„Was wollt Ihr hier, Hoppe?“ fragte Eva, „schickt Euch der Bauer her mit einer Botschaft?“

„Nein,“ sagte der Alte mit seiner tonlosen Stimme und doch voll Eifer, „aber ich hab' ihn gesehen, den Otterhofbauer mit dem kleinen Buben. Der braucht jetzt keinen Doktor mehr, der Kleine, Sie können schon ruhig nach Hause fahren, Herr Doktor.“

Eva preßte erbleichend die Hand auf ihr Herz, das vor Schreck stillstehen wollte, und der Doktor fragte hastig:

„Ist das Kind gestorben?“

„Das nicht, und es wird auch nicht sterben; der Schwarze rettet's, Ihr werdet's sehen! In den Moorheidehof trägt der Bauer das Kind. Er hätt' es schon längst hintragen sollen; er hat sich zeitlebens wenig um den Herrgott gekümmert, der Otterhofbauer, da wird sich der Herrgott auch nicht um ihn kümmern, da hilft ihm am ersten noch der mit dem Pferdefuß.“

„Ist er rasend?“ rief der Arzt, indem er zur Thür stürzte, „in die Abendluft, in den Sturm und die Feuchtigkeit hinaus trägt der hirnverbrannte Mensch das scharlachkranke Kind?“

„Und wannn gerade in den Moorheidehof?“ fragte Eva bebend, die sich plötzlich des Glaubens erinnerte, daß jede Krankheit weichen müsse, wenn die Hand eines Mörders sich dem Kranken aufs Herz lege. Sie ahnte den Zusammenhang zwischen diesem abergläubischen Wahne und der verzweifelten Handlung des Otterhofbauern.

„Weil da einer ist, der helfen kann!“ flüsterte der Gemeindehirte. „Es sagt's keiner, aber es weiß es jeder, daß der Rupert helfen kann, wenn er will. So vielen Kranken kann einer das Leben retten, als er Mordthaten begangen hat — freilich, es muß ihm einer helfen, den man lieber nicht beim Namen nennt.“

„Rupert ist kein Mörder!“ schrie Eva auf. „Du grundgütiger Herrgott! Was sind die Menschen so schlecht!“

Auch sie stürzte hinaus und kam noch aus Hofthor, eh' der Arzt davonfuhr.

„Nehmen Sie mich mit auf den Moorheidehof!“ rief sie athemlos.

„Was willst Du dort?“ entgegnete der Arzt.

Sie wußte es selber nicht und stieg doch eiligst in das Korbwägelchen. Sie hatte das dumpfe Gefühl, daß sie dabei sein müsse, wenn Rupert des Mordes beschuldigt wurde, sie wollte es mit ansehen, wie er den Verleumder von sich stieß. Sie wollte zu ihm halten vor Jakobs Augen.

„Ich hoffe, wir hoten ihn unterwegs ein,“ sagte der Arzt, „es ist am Ende ganz gut, daß Du mitkommst und ihm zureden hilfst. Er scheint nahe daran zu sein, den Verstand zu verlieren.“

Der Moorheidler und Rupert saßen indessen, von der Tagesarbeit ausruhend, auf der Esenbank, beide zufrieden ihre Pfeifen rauchend; Gertrud bereitete in dem unteren Theile des großen Rauchstolens, der bis in den Rauchfang geheizt werden mußte, die Pfannkuchen für das Abendessen; auf einem Schemel saß die Magd und spann. Der Tisch war schon mit sauberen Linnen und blanken Zinnschüsseln gedeckt und die darüber hängende Lampe verbreitete ihr schwaches Licht in dem großen, niedrigen Raume. Draußen pfiff der Sturm über die Moorheide und wie der schwere Flügelschlag eines riesigen Vogels klang sein Brausen um das freistehende Haus.

„Böses Wetter, böses Wetter!“ sagte kopfschüttelnd der Moorheidler. „Und 's kommt noch schlimmer. Droben im Gebirge wird's böse Schneeroehen geben. Dein Vater muß zu uns herunterkommen, Weib, eh' der Schnee schmilzt. Seine Hütte steht zu dicht an den Matten des Hochachtners, und so beim Frühlingsanfang ist der Hochachtner ein böser Berg!“

„Hast Du die Laterne an der Rothbrücke angezündet, Rupert?“ fragte Gertrud. „Wenn bei dem Wetter einer ins Moor geht, hört man ihn nicht rufen.“

„Die Laterne brennt,“ erwiderte Rupert, „aber wer wird wohl noch herkommen?“

„Ist auch das Hofthor fest zu?“ fragte der Moorheidler. „Ich glaube, ich hör' es knarren.“

„Verriegelt ist es nicht, aber fest im Schloß,“ gab Rupert zur Antwort.

„Horch, knarrt es nicht?“ sagte der Moorheidler aufhorchend.

„Der Sturm rüttelt daran,“ meinte Rupert. Aber draußen rasselte die Kette des aus seiner Hütte stürzenden Hofhundes und dann vernahm man ein kurzes, scharfes Wellen, dem wieder das Rasseln der Kette folgte; der Hund war zurückgekrochen, denn in der kräftigen, in einen Mantel gehüllten Mannesgestalt, die durch das mit gewaltigem Ruck aufgeworfene Hofthor kam, hatte er einen langjährigen Bekannten entdeckt und sich beruhigt.

„Wer ist da?“ rief der Moorheidler aus dem Fenster.

Aber schon in der nächsten Sekunde ward die Thür aufgerissen und der Otterhofbauer stand in der Stube. Mit einem unterdrückten Schrei sprang die Magd von ihrem Schemel auf, während die andern den bleichen, unheimlich verwildert aussehenden Mann mit erschreckten Blicken anstarrten.

„Guten Abend, Schwager!“ sagte schüchtern der Moorheidler, „ich bitte Dich, setz' Dich. Wie geht's Deinem Jungen? Was für einen großen Packen hast Du unter Deinem Mantel? Leg' ihn doch ab, Schwager!“

Der Otterhofbauer schlug stumm den Mantel zurück — es war der kleine Magnus, den er trug. Kaum athmend, mit fest geschlossenen Augen, schwarzblauen, von Fieberhitze verbrannten Lippen und todtenstarren Zügen lag das Kind in seinen Armen. Entsetzen erfaßte die Anwesenden bei diesem Anblick, sie glaubten alle, das Kind sei gestorben und Jakob irrsinnig geworden.

„Barmherziger Herrgott!“ rief der Moorheidler, die Hände zusammenschlagend. „Bist Du auch ganz bei Dir, Schwager? Wozu bringst Du das Kind hierher?“

„Lebt es noch?“ fragte Rupert und trat näher, um Magnus zu betrachten.

Mit verzehrendem Blick bohrten sich Jakobs hohlliegende Augen in Ruperts Züge, mit brennend heißer Hand ergriff er dessen Handgelenk.

„Es lebt noch!“ preßte er hervor, „Du kannst's noch retten! Rett' es mir, Rupert!“

„Ich?“ sagte Rupert und blickte den Bauer mit großen Augen an. „Für wen haltet Ihr mich? Ich bin kein Doktor und keiner, der Krankheiten besprechen kann.“

„Ich will's nicht sagen, wofür ich Dich hatte,“ sagte Jakob, der Ruperts Hand mit eisernem Griffe festhielt, „will's jetzt nicht sagen und auch in Zukunft nicht, niemals, niemals! Und wenn ich's jemand sagen höre, so will ich dem einen Denkzettel geben, daß er's niemals wiedersagt! Nur rett' mir den Buben!“

„Ich verstehe Euch nicht!“ sagte Rupert, „Ihr seid von Sinnen.“

„Leg' Deine Hand auf des Kindes Herz, Rupert, so rasch Du es mir, und ich dank' es Dir ewig, ewig!“ rief Jakob in jammervoll flehendem Tone, der bei dem hochmüthigen, selbstbewußten Mann erschütternd wirkte, weit er so offenbar aus tiefstem Herzen kam; „weiter nichts, nur Deine Hand leg' ihm auf's Herz!“

Der Moorheidler und Gertrud zuckten zusammen, Eva prallte zurück und ein düsteres Feuer blitzte in seinen schwarzen Augen auf; unklöslich begriff er, was Jakob meinte. Mit einem Ruck entriß er ihm seine Hand und wies auf die Thür.

„Hinaus!“ sagte er mit heiserer Stimme und gewaltsamer Fassung, „fort! Mehr weiß ich Euch nicht zu sagen.“

„Geh', geh', Schwager!“ bat der Moorheidler sanft. „Es würden Dir von Herzen gern helfen, wenn wir könnten, aber daß Du glaubst, der Rupert hätt' einem das Leben genommen, das ist schlecht von Dir, Schwager!“

Die Röthe der tiefsten Entrüstung schoß dabei dem Moorheidler in das runzelige Gesicht.

„Nichts glaub' ich, nichts, gar nichts!“ stieß Jakob in wachsender Aufregung hervor; „ich weiß, daß der Rupert ein tüchtiger, fleißiger Mensch ist, und das Amt hat ihn so auch für gesprochen. Aber es ist ja auch nicht viel, was ich verlange!

Allmächtiger Herrgott, Du wirst mir doch das Kind nicht sterben lassen, Rupert . . .“

Heftig wurde die Thür aufgerissen; der Arzt stürzte in die Stube und hinter ihm erschien Eva.

„Da ist er wirklich!“ rief der Arzt. „Otterhofbauer, seid Ihr vom Satan besessen, daß Ihr das Scharlachkind in stürmischer Nacht spazieren tragt? Wenn es noch in dieser Stunde stirbt, so habt Ihr's auf dem Gewissen und könnt nachher herumgehen und mit Eurer Mörderhand Kranke heilen!“

Mittlerweile war Eva zu Rupert herangeschlichen, und verstohlen, aber heftig, drückte sie ihm die Hand.

„Immer, wenn sie mich zum Mörder machen wollen, bist Du da und zeigst mir, daß Du mich nicht im Stiche läßt!“ sagte er leise und innig; „das ist lieb und gut von Dir, Eva! Aber nun mach', daß Du den Bauer beimbringst mit seinem armen Wurm!“

„Oheim, kommt heim!“ bat Eva und legte ihre zitternde Hand auf Jakobs Arm.

„Ich rühr' mich nicht von der Stelle, keinen Schritt weich' ich!“ schrie Jakob laut, Magnus krampfhaft festhaltend, der die Augen weit aufriß und, von Frost geschüttelt, sich auf den Armen seines Vaters bäumte. „Rupert, hast Du denn kein Erbarmen mit dem unschuldigen Kind? Und Du brauchst doch nur die Hand auszustrecken, um es zu retten!“

Er ergriff Evas Hand und fuhr fort:

„Die Ev' geb' ich Dir und alles, was Du sonst noch haben willst, mir ist die ganze Erde nichts mehr werth, wenn das Kind nicht mehr darauf ist, und mir ist's dann gleichgültig, ob Gott oder der Teufel mich abholt aus diesem elenden Leben!“

„Versündige Dich nicht, Schwager!“ bat der Moorheidler, von Grauen gepackt; „bet' zum Herrgott, daß er Dir das Kind erhält und daß er Dir verzeiht, denn Du weißt ja nicht, was Du thust!“

„Schwager!“ rief Jakob, der jetzt mit beiden Armen den in unwohler Unruhe sich wälzenden kleinen Kranken festhalten mußte, „hab' ich Dir nicht immer gehorsam und beigestanden, hab' ich . . .“

„Du hast's wohl meistens gut gemeint, Schwager,“ sagte der nachsichtige Moorheidler anschweichend.

„Allmächtiger Himmel!“ schrie Jakob plötzlich auf, „ich glaub', es geht zu Ende! . . . Magnus, Magnus, mein kleiner Bub', das darfst Du Deinem Vater nicht anthun! Du darfst nicht sterben!“

Es entstand eine tiefe Stille, jeder horchte auf die röchelnden Töne, die sich der schwer arbeitenden kleinen Brust entrangen; die weit aufgerissenen, starren Augen hatten einen Ausdruck irrer Angst.

Der Arzt wollte den Kleinen aus des Vaters Armen nehmen, aber Jakob hielt ihn kampfhaft fest und wandte sich wieder zu dem finster dreinschauenden Rupert, der ihn, die Hände auf die eine Ecke des Zimmers zurückgezogen hatte.

„Hilf, hilf!“ flehte ihn Jakob an; „ich will Dir alles thun, Dich schützen und hochhalten, nur leugne jetzt den Mord nicht! — oder leugne ihn, wenn Du willst, aber streck' Deine Hand aus . . .“

„Schweig, Ehrabschneider!“ schrie Rupert und stürzte mit wuthverzerrtem Gesicht auf Jakob los und schüttelte ihn so, daß die silbernen Knöpfe seiner Jacke klirrend auseinander schlugen. Aber der verzweifelte Otterhofbauer war halb sinnlos vor Angst, der thätliche Angriff und die Beschimpfung kamen ihm nicht zum Bewußtsein, er fühlte nur die Weigerung heraus. Er warf sich seinem einstmaligen Knechte zu Füßen und beschrie ihn aufs neue mit Bitten und Versprechungen, bis ihm die Stimme versagte und er in Thränen ausbrach. Dem Arzte schnitt dieser Anblick ins Herz.

„Ihr' es doch!“ sagte er zu dem verwirrt und verstört dastehenden Rupert; „sonst verliert er den Verstand!“

„Ihn' es nicht!“ schrie der Moorheidler auf. „Was der Teufel die Seinigen lehrt, soll ein Unschuldiger nicht nachmachen!“

Rupert hatte auf die Mahnung des Arztes hin schon die Hand bewegt, jetzt zog er sie wieder zurück.

„Ich kann nicht . . . steht auf, Bauer!“ preßte er hervor. „Reit' mir das Kind, Rupert!“ keuchte Jakob.

„Ihr's!“ drängte leise der Arzt. „Es wird nichts helfen, aber es kann doch auch nichts schaden, und ich sag' Dir, er wird sonst toll, noch eh' das Kind todt ist. Vorwärts, daß die Geschichte ein Ende nimmt!“

Der Arzt hatte, seidem er durch sein Gutachten vor Gericht den Rupert gerettet, großen Einfluß auf ihn. Jetzt streckte Rupert mechanisch die Hand aus und legte sie auf Magnus' Brust, wo sie Jakobs ergriff und auf das Herz senkte, sie fest darauf drückend. Aber schleunigst zog sie Rupert zurück, er bereute schon, nachgegeben zu haben.

„Es wird nichts helfen!“ murmelte er.

Jakob sprang auf.

„Ob es hilft oder nicht,“ rief er und bedeckte Magnus' glühendes Gesichten mit Küssen; „ich dank' es Dir ewig, und magst Du zehnmal ein Mörder sein!“

(Schluß folgt.)

Hermann Heiberg.

Von Ernst Wechsler.

Auf meinen täglichen Spaziergängen durch die Leipziger und Friedrichstraße in Berlin, wo die gewaltigen Wellen des Weltverkehrs auf- und niederrollen, begegne ich sehr häufig einer auffallenden Erscheinung, einem ungewöhnlich großen, schlanken und doch kräftig gebauten Mann, der sich in merkwürdiger Weise von den vorüberhuschenden Alltagsgestalten abhebt, einem Mann mit schmalgeformtem, scharf hervortretendem Gesicht, langer nervös wimternder Nase und unheimlich lungen, freundlich blickenden Augen. In ruhiger Gelassenheit schreitet er durch die Straßen, die Art seines Ganges, die Weise, mit der er den Hut lüftet oder seinen näheren Bekannten zunickt, verrathen seine geschmeidige Formen und den kundigen Weltmann. Wäre mir der Mann persönlich unbekannt geblieben, hätte ich kaum der Versuchung widerstehen können, ihn nur als Modell zu studiren und zum Mittelpunkt einer interessanten Novelle zu machen; das günstige Schicksal aber bewahrte die deutsche Literatur vor dieser Vereicherung, indem es mich mit der Thatsache rechtzeitig vertraut werden ließ, daß der Mann selber Novellen schreibe. Nur den Anstoß meiner Geschichte wurde ich jedoch aufs schönste entschädigt, denn ich lernte in meinem „Modell“ einen der liebenswürdigsten und geselligsten Menschen kennen. Ja, ich gehe soweit, zu behaupten, daß er der liebenswürdigste und geselligste Schriftsteller von ganz Berlin ist. Nach diesem Satze weiß jedermann, der nur einigermaßen die Berliner literarischen Kreise kennt, wen ich meine, auch wenn dessen Name nicht an der Spitze dieses Aufsatzes stände. Die Verehrer der Heiberg'schen Schriften werden darüber einigermaßen erstaunt sein, denn das alte, längst erprobte Wort, daß die Autoren das Gegentheil ihrer Bücher seien, paßt auf ihn keineswegs. Jene köstliche Behaglichkeit, jener zur künstlerischen Vollendung sich steigernde Lebensgenuß, jenes heißblütige und warmherzige Erfassen der Außenwelt — herrliche Eigenschaften, die uns den Menschen Heiberg so lieb und werth machen, sie blühen uns mit nicht geringerer Kraft aus seinen Werken entgegen, von denen ja auch die Leser der „Gartenlaube“ den Roman „Ein Mann“ in diesem Jahrgange kennengelernt haben.

Hermann Heiberg ist in der modernen Litteratur eine ganz eigene Erscheinung. Ich wüßte augenblicklich keinen zweiten gegenwärtigen benutzen Schriftsteller zu nennen, der in das Weltgetriebe nach seinen verschiedensten Richtungen hin so genau Einblick zu nehmen Gelegenheit gehabt hätte, als ihn. Das Schicksal hat ihn dabei keineswegs mit Sammetsandschuhen angefaßt und erst nach vielen bitteren Prüfungen und Erfahrungen sang er sich zu jener gestalterlen, sonnigheilen Weltanschauung empor, in welcher alle seine Werke wurzeln. Hermann Heiberg ist der Zeit seines ersten Auftretens nach einer unserer jüngeren Schriftsteller; im Jahre 1881 erschien er mit seinen „Plaudereien mit der Herzogin von Seeland“ und binnen wenigen Jahren gelang es ihm, in der deutschen Literatur einen vordersten Rang und die männliche Anerkennung der weitesten Leserkreise sich zu erobern. Er sprang aber nicht als unklarer Jüngling, sondern als ausgereifter Mann in die Literatur hinein.

Er wurde am 17. November 1840 in Schleswig als der Sohn eines angesehenen Rechtsanwalts, der sich um die Vertretung deutscher Ideen im Norden große Verdienste erworben hat, geboren. Der Dichter erzählt von sich, daß er ein übermüthiger, zu tollen Streichen stets aufgelegter Knabe gewesen sei, und mit einem gewissen schmunzelnden Behagen stellt er eine Liste jener Possen auf, die er seinen Lehrern gespielt. Er sagt, der Kitzel, seine Umgebung in Gang, Dahlung und Worten zu kopiren und karikiren, sei ihm angeboren gewesen. Wem fallen dabei nicht seine entzückenden, rührend heiteren Kindergeschichten ein? Auch in allerlei Leibesübungen brachte er es zu einer großen Gewandtheit: er war ein Schwimmer, lag mit dem Segelboot auf dem Wasser, konnte reiten und kutschieren, spielte Komödie, sang, blies auf der Flöte, schwang das Tanzbein, war überhaupt von der Natur zu allem leidlich veranlagt mit — einer Ausnahme: „Mathematik,“ seufzte er, „war und blieb mir ewig ein chinesisches Alphabet!“ Diese Mittheilungen sind für denjenigen, welcher dem Zusammenhang zwischen der Person eines Autors und dessen Büchern nachspürt, von Wichtigkeit

denn die Kinder- und Hundegeschichten Heibergs gehören zum Eigenartigsten, Ursprünglichsten und Ergreifendsten, was wir diesem Autor überhaupt verdanken, und zeigen, daß einem Künstler nur dann eine vollendete Leistung gelingt, wenn er seine Stoffe, seine Stimmungen und Szenerien aus dem unmittelbaren Born der Wirklichkeit schöpft, und der zwölfjährige Heiberg, der den unwiderstehlichen Drang empfindet, trotz der schlimmsten Erfahrungen, die sein Rücken leidet mochte, alles zu kopieren und karikieren, bereitete sich schon damals für seinen Beruf vor, das Leben darzustellen. Seine Leser werden übrigens finden, daß Heiberg die Gabe, lasterschmeckt zu beobachten und die Linien der Wirklichkeit ein wenig ins Lächerliche und Drastische zu verschieben, bis heute sich ungeschmälert bewahrt hat.

Familienverhältnisse zwangen den heranwachsenden Jüngling, von seiner Absicht, Jura zu studieren, abzustehen; nachdem er die Schule verlassen, wurde er im Jahre 1857 Buchhändler, entwickelte als Verwalter und Begründer größerer Unternehmungen eine rege Thätigkeit. Er erwarb eine eigene Druckerei und betrieb einen umfangreichen Schulbücherverlag; aber nicht lange duldete es ihn in dieser Thätigkeit, er verkaufte sein Besitztum und siedelte nach Berlin über. Hier trat er an die Spitze einer Reihe bedeutender Anstalten: er leitete den geschäftlichen Teil der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", dann übernahm er die Direktion der „Spenerschen Zeitung", und als dieses Blatt einging, wurde er in die Direktion der Preußischen Bankanstalt berufen. „Ich behalte mich," sagt Heiberg, „und dem eigentlichen Bank-, wenn auch nicht mit dem Börsengeschäft, lernte das Versicherungs-, Terrain-, Häuser- und Hypothekenwesen kennen, das Getriebe und Treiben der großen Emissionsbanken, die vielseitigen kaufmännischen Spezialitäten, die Fabrik- und Bergwerksverhältnisse und machte während längerer Jahre viele ausgedehnte Reisen durch Deutschland, die Schweiz, Holland, Dänemark, Belgien, England und Frankreich."

Als Heibergs Bank infolge des Zusammenbruchs einer Steiner Firma in Liquidation treten mußte, stellte er sich auf eigene Füße und belebte sich mit der Einleitung zur Finanzierung von Schmalkreisenbahn- und Tramway-Unternehmungen, aber er zog sich schließlich infolge über Erwartungen und nach Berlust der Früchte seines Fleißes von allen geschäftlichen Dingen zurück — und schrieb, „um seine mißmutigen Gedanken zu töten", sein erstes Buch.

Dieses erste Buch waren die „Plaudereien mit der Herzogin von Seeland". Es wirkte überraschend und verblüffend wie etwas vollständig Neues, bisher Unagelagtes. Niemand konnte ahnen, daß diese Skizzen, Feuilletons, Plaudereien und Stimmungsbilder das Ergebnis einer mißmutigen Laune waren, denn sie quellen über von romantisch schimmernden, bizarren, drolligen, gemütstiefen Einfällen, die in ihrer Zusammenreihung und Gesamtheit einen seltsamen Zauber auf den Leser ausüben. Das Geheimnis dieser Wirkung besteht vielleicht darin, daß sich das Buch wie ein allerliebster, ausgelassener Backfisch giebt, in Wahrheit aber die Seele und den Verstand eines ausgereiften Menschen birgt. Der „Plaudererton" leuchtet nur einem Schlage die Aufmerksamkeit der vorangehenden Kritik auf das neue Talent, und nun hatte der ehemalige Buchdirektor sich selbst gefunden. Er stand auf einem Gebiete, auf welchem er seine glänzende Begabung ungehemmt entfalten konnte. Im Laufe von kaum zehn Jahren gingen aus seiner Hand ungefähr zwei Dutzend Bände hervor, von denen ein ansehnlicher Teil einen bleibenden Wert besitzt und seinem Urheber einen unverrückbaren Ehrenplatz in der deutschen Literatur sichert.

Das Ungewöhnte, Springende, Improvisierende seines Wesens, wie es in den „Plaudereien" und in „Ausgetobt", einer Geschichte von entzündeter Ironie und Laune, zutage tritt, finden wir in den folgenden Werken gemildert und geglättet. Mit überraschender Schnelligkeit hat sich Heiberg die Regeln und Handwriffe der modernsten Erzählungskunst angeeignet und meistert sie mit künstlerischer Fertigkeit. Dieser Vorzug allein hätte ihn durchaus nicht zu einem verwöhnten Liebling des Publikums gemacht, wenn er nicht noch andere gewichtige Eigenschaften besessen hätte. Es ist eine geschichtsphilosophische Tendenz, daß Hermann Heiberg, dessen Schaffen eine Reihe haltig abwechselndes Gegenstück und aufregender Erlebnisse bieten, das deutsche Familienleben in seiner tiefsten Traulichkeit, innigen Behaglichkeit und keuschen Weise so anmutig, so farbenleuchtend und anschaulich schilderte, wie es nur wenigen gegenwärtigen Autoren gelungen ist. Hermann Heiberg hat sich durch diese Seite seines Wesens und Familienschriftstellertums in vorzüglichem Sinne aufgeschwungen. In unserer Zeit haben gallige und verbitterte Kritiker dem Familienroman das Recht der Existenz bestritten, welche in Bezug auf Handlung und Charakteristik überhaupt eine unmögliche Familienromane verbrochen haben, gleich die ganze Gattung zu verurteilen? Ich für mein Teil kann mir kein schöneres und edleres Ziel denken, als auf Tausende junger, unbefangener Herzen zu wirken, im engen Kreise der Familie gelesen zu werden und dort den Sinn für das Gute und Wahre in der Kunst zu wecken. Man nehme zum Beispiel eine der Heibergschen Novellensammlungen („Acht Novellen", „Zu den Ernstfrage Geschichten", „Neue Novellen", „Liebeswerben", „Gedichte") oder seine sämmtlichen Schriften und zwar in wiederholten Auflagen bei Walter Friedrich in Leipzig erschienen sind) zur Hand, und man wird sich erfreuen und erquicken an der Fülle lieblicher Familienbilder, während solche in jenen tiefen Bestandtheil der Handlung selbst bilden.

Die größten Erfolge erntete Heiberg indessen nicht mit Artikeln sondern mit Romanen. So sinnlich die Anzahl derselben auch ist, jedem einzelnen haftet der Natur eine Eigenart von einer neuen Seite spielen, in jedem ergreifender Ausstrahlung, eigentümlicher Reiz, eine Phantasie ist unerschöpflich in der Erfindung spannender Situationen, ein Reichtum origineller Charaktere. Zeigte sich in der „Schlange" noch ein allzu vorwiegend romantischer Zug, so bewegte sich der Autor in dem meisterhaften „Apostel" schon vollends auf dem Boden der poetischen Wirklichkeit. Viele halten diesen Roman für Heibergs hervorragendstes Werk. Es ist wohl diese Frage entscheidend zu beantworten, keineswegs ist seine Feder auch nicht stets scharf auf die Leser seine geringere Wirkung ausübten. Glühende Leidenschaft atmen „Böse Ehe" und „Ein Weib", in welchen beiden Dichtungen Hermann Heiberg sich als großen Kenner des weiblichen Geschlechtes erweist: unheimlich tragische Ereignisse stehen hier dicht neben idyllischen Ruhepausen und halten den Leser von Anfang bis zum Schluß in unaufhörlicher Spannung. Einen überraschenden Gegensatz zu diesen dramatisch belebten Romanen bildet die „anonyme Frau". Eine eigene Gedankenströmung, wie über einer Rheinlandschaft, geht darin breite und vornehme Werk. Hermann Heiberg versteht es eben, aus der Fülle seiner Erfahrungen heraus die verschiedensten, subtilsten Frauencharaktere zu gestalten und in die Mitte einer eigenartigen Handlung zu rücken. In dem jüngsten Roman „Der Janushopf" erweitert er den Horizont seiner bisherigen Schöpfungen in bedeutender Weise er entrollt uns ein großes, farbenreiches Bild aus dem sozialen Leben der Gegenwart. Die Wesen des Buchhandels, der durch Heiberg eine feste, plastische und lebenstreuende poetische Ausgestaltung erfuhr, sind in seinen weiteren Werken, „Menschen unter einander", „Kinds Töchter", „Schatten an Schnitter", „Dunst aus der Tiefe", „Die Spinne", zeigt er sich immer mehr und mehr als ein Erzähler, in dessen Schöpfungen das moderne Leben sich nach den verschiedensten Richtungen hin widerspiegelt.

Hermann Heiberg.
Nach einer Photographie von J. F. Schaarwächter in Berlin.

Im Laufe seiner Thätigkeit entwickelte sich in immer größerer Seite seines Talentes, welche ihn zu einer literarischen Besonderheit machte. Als Berliner Lokalbeletristik, welche in den letzten Jahren üppig in den Salons geschossen ist, besitzt in ihm einen ihrer begabtesten und erfolgreichsten Vertreter. Man braucht nur Romane wie „Kinds Töchter", „Der Dunst aus der Tiefe" zu lesen, um sofort zu erkennen, wie viele Berliner Farben Heiberg auf seiner Palette hat, und wie er es versteht, dem Mischung derselben die feinsten Stimmungen hervorzubringen. Heimgesucht ist es Mode geworden, bei jedem erfolgkrönten Autor zu fragen, ob er Realist oder Idealist ist. In richtiger Auffassung des Wesens der echten Kunst hat sich Heiberg von allen Ausschweifen des französischen Naturalismus fernzuhalten und nimmt sozusagen, wie jeder wahre und selbständige Künstler, eine vermittelnde Stellung ein. Was er gestaltet, ist poetisch und wirkt wie ein in eine höhere Sphäre emporgehobenes Stück Erde. Er schaut getreu nach der Natur, aber er verredelt und durchgeistet sie.

Blätter und Blüthen.

Der Zählkommissar im Hinterhause. Es ist keine Kleinigkeit, Millionen zu zählen. Mit Abbildung S. 861. Ein zungenfertiger Mensch kann bei deutlicher Aussprache der Zahlen in einer Minute etwa bis 200 gelangen. Er braucht also, um eine Million zu zählen, rund 5000 Minuten oder 83⅓ Stunden oder 8 volle Arbeitstage. Wollte er die zur Zeit der letzten Bevölkerungszählung des Deutschen Reiches mit rund 47 Millionen weiterzählen, so mußte er sich schon 3916⅔ Stunden bemühen, er würde also schon in einem ganzen Jahre nicht mehr fertig. Und nun sollten am 1. Dezember d. J. diese 47 Millionen sammt dem Zuwachs seit 1885 nicht bloß gezählt, sondern auch aufgeschrieben, nach Namen, Stand, Religion und allerlei anderen Gesichtspunkten bestimmt und verzeichnet werden — welch eine Riesenarbeit! Kein Wunder, daß, um diese Millionenzählung zu bewältigen, fast wieder Millionen von Zählern erforderlich waren.

Die Beamten, die sonst wohl mit der Bevölkerungsstatistik beschäftigt sind, reichen natürlich bei der alle fünf Jahre wiederkehrenden allgemeinen Volkszählung lange nicht aus, und so ist es üblich geworden, in die

größeren Gemeinden freiwillige Hilfskräfte heranzuziehen, Leute, die womöglich über freie Zeit verfügen, die vermöge ihrer Bildung dazu befähigt sind, den Zweck der Zählung richtig zu verstehen, die Formulare richtig anzuwenden und die richtigen Fragen zu stellen. Denn es ist gar nicht immer so leicht, den Zählkommissar zu spielen. Er hat mit gar

Das Haus „Zum Kaffeebaum" in Karlsbad nach seiner Zerstörung durch die Wasserfluten.

Nach einer Photographie im Verlag von Hans Feller in Karlsbad.

viel Unklarheit, Unverstand, ja nicht selten geradezu mit bösem Willen zu kämpfen; wenn so ein gut gekleideter, „herrisch" aussehender Eindringling in die Hinterhäuser und in die Dachstuben kommt, an den Armen und Gedrückten, da begegnet er oft dem bittersten Argwohn. „S' ist ja doch bloß wieder wegen der Steuer" denkt der und jener, und es bedarf umständlichen Zuredens und Beschwichtigens, bis endlich die nöthigen Angaben zögernd und vorsichtig gemacht werden.

Nun, so gelaberlich steht es nicht in dem Hinterhause, in welches unsere Skizze uns einen Blick thun läßt. Hier ist der selbstlose Herr, der sich als Zählkommissar hergegeben hat, lediglich Gegenstand einer kindlichen Neugierde. Ja, fast will es scheinen, als ob der Herr Kommissar seine Arbeit in diesem Falle ganz interessant fände, als ob er sich gar nicht übermäßig beeilte, mit seinem Auftrag zu Ende zu kommen, und recht gerne die liebliche junge Frau weiter examinirte, die, ihr Jüngstes auf dem Arme, ihm kurz und sachlich Auskunft giebt. Er ist wohl noch nie mit den Menschen dieser Volksschichte in Berührung gekommen, kennt sie nur vom Hörensagen und hat sich kein besonders günstiges Bild von ihnen gemacht. Nun ist er eingetreten in diese bei aller Enge doch saubere Stube, sieht das traulich Zusammenleben der drei Generationen, bemerkt mit Freuden die manierlich erzogenen Kinder und benimmt den ruhigen Anstand der jungen Mutter — und für seinen ausgefüllten Fragebogen, für seine Zahlen und Vermerke, die er minimum, hat er etwas zurückgelassen in dem schlichten Hinterhause — ein Vorurtheil.

Ueberschwemmungen. Der Winter brach in diesem Jahre mit einem Wettersturz herein, der im Gedenken vieler Menschen als eine Zeit des Schreckens und der Trauer sich eingraben wird. Heftige, andauernde Regengüsse und in der Nacht vom 23. zum 24. November ein gewaltiger Föhnsturm führten Hochwasser fast in ganz Mitteleuropa herbei und besonders der Rhein und Main, die Moldau und die Elbe traten verheerend über ihre Ufer, brachten Jammer und Elend über viele Tausende von Familien und begruben Millionen von Werthen in ihren schlammigen Fluthen. Unter all diesen grausigen Verwüstungen haben in hervorragender Weise die, welche Karlsbad bereiten, die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt; nicht, daß die Stadt der berühmten Quellen am meisten zu leiden gehabt hatte — Baumen, Kösen u. s. w. haben vielleicht ebenso schwer gelitten — aber Karlsbad ist ein weltbekannter Ort, seine Straßen und Anlagen an der Tepl, jedes der alten gemüthlichen Häuser in der Nähe des Sprudels, des Mühl-, Markt- und des Theresienbrunnens, die Kaffeehäuser der „Wiese" sind Hunderttausenden von Kurgästen vertraut und lieb geworden, all diese Oertlichkeiten umschweben sicher so mancherlei Erinnerungen unzähliger dankbarer Patienten, daß es wohl gerechtfertigt ist, wenn wir an diesen sozusagen Aussichen Punkt die furchtbaren Wirkungen des rasenden Elementes unsern Lesern zeigen, zumal wir durch die Liebenswürdigkeit eines Freundes der „Gartenlaube" in der Lage sind, an der Hand von Photographien unsere Leser mitten in die Greuel der Zerstörung hineinzuversetzen.

Wer in Karlsbad gewesen ist, weiß, daß die Tepl ein kleines harmloses Flüßchen ist, welches, eingeengt zwischen Wassermauern, Quais und meist alten Häusern, sich durch die Stadt windet. Am Montag den 24. November strömten plötzlich die Fluthen dieses Wasserlaufs mit rasender Gewalt drei Meter hoch durch die Marienbaderstraße, die alte und neue Wiese, den Marktplatz, die Mühlbadgasse, Sprudelgasse, Kaiser- und Egerstraße, überschwemmten den Quai und richteten fürchterliche Verheerungen an. Ein reißender Strom ergoß sich sozusagen mitten durch den Kern, den belebtesten, mit Geschäften erfüllten Theil, der Stadt. Thüren und Läden eindrückend, in die Häuser dringend, und das hierfortschwimmend, was in sein Bereich kam. Die schweren Möbel, Betten, Haushaltungsgegenstände wurden hinausgerissen, fortgetrieben, Brücken und Stege, Wassermauern und Quaianlagen stürzten in die schwarze tobende Fluth. — Nachdem die eiserne Sophienbrücke den rasenden Wassern zum Opfer gefallen, strömte die Fluth ungehemmt auf das Haus „Zur Stadt Hamburg" zu — dessen Grundmauern sie unterwusch — man erwartete jeden Augenblick dessen Einsturz, und mit unsäglichster Mühe gelang es, die gefährdeten Einwohner zu retten — das altbekannte Haus „Zum Kaffeebaum" an der Kreuzgasse stürzte unter furchtbarem Krachen zusammen. Vom Goethedenkmal, dieser Zierde Karlsbads, wurde die schwere Marmorbüste herabgeschleudert. — In den berühmten Puppichen Verkaufsläden stand das Wasser mannshoch — genug, es war für die Karlsbader ein Augenblick, als sollte die Welt untergehen. Ein besonders tragischer Zug kam in die Katastrophe dadurch, daß der Bürgermeister Knoll beim Beaufsichtigen der Rettungsarbeiten angesichts eines mit den Wogen ringenden Mannes vom Schlage gerührt wurde und sofort verschied. Schwer hat der weltberühmte Badeort gelitten, aber das Kostbarste, was er besitzt, — die Quellen, sind von der Verheerung völlig unberührt geblieben.

Vom Weihnachtsbüchertisch. Prachtwerke. Es herrscht in diesen Jahre nicht gerade Ueberfülle auf dem Gebiete der Prachtwerke, und das ist vielleicht ganz gesund; denn naturgemäß ist die Aufnahmefähigkeit des Publikums für solche theureren Werke nicht so groß wie für gewöhnliche Bücher in schlichtgediegener Ausstattung.

Eine der reizendsten Neuigkeiten ist „Allerlei aus A. Hendschels Skizzenmappe" (W. Hendschel, Frankfurt a. M.). Wer kennt sie nicht, die reizenden Hendschelschen Zeichnungen, diese fein hingestrichelten bald rührend anmuthigen, bald urkomischen Gestalten und Figürchen, wie sie nur der geborene Humorist herausfindet aus dem wirren Treiben des Alltagslebens! Seit Jahren schon waren die photographischen Nachbildungen dieser Hendschelschen Skizzen das Entzücken des Kunstliebhabers, aber die Blätter waren zu kostbar, als daß viele sie sich zu eigenem Besitze hätten erwerben können. Erst die Vervollkommnung des Lichtdruckverfahrens hat es möglich gemacht, billigere Ausgaben zu veranstalten, und so sind in den letzten Jahren nacheinander drei schöne Bände voll solcher Lichtdruckwiedergaben „Aus A. Hendschels Skizzenbüchern" erschienen.

Die Ueberschwemmung in Karlsbad.

Die punktirte Linie giebt die Grenze des höchsten Wasserstandes beim Haus „Zur Stadt Hamburg" an.

Nach einer Photographie im Verlag von Hans Feller in Karlsbad.

Die neueste Sammlung unter dem Titel „Allerlei aus A. Henßchens Skizzenmappen", ein fein ausgestatteter Quartband von 40 Blatt, unterschrieben sich von den früheren dadurch, daß sie bisher noch nicht Veröffentlichtes enthält. Es sind Reiseeindrücke, Porträts, Thier- und andere Studien, Humoristisches und Ernstes.

Von einem anderen, bemerkenswerthen Unternehmen haben wir unseren Lesern bereits wiederholt berichtet. Es sind die „Studienmappen deutscher Meister", herausgegeben von Julius Lohmeyer (Breslau, C. T. Wiskott). Die bisher erschienene Mappe ist Paul Meyerheim gewidmet, von dem sie zehn Studienblätter in Lichtdruck bringt. Meyerheim ist ein Künstler von seltener Vielseitigkeit, das spiegelt sich auch in diesen wenigen Blättern wieder; sie vereinigen Thierstücke, Landschaftliches und Genre. Besonders interessant sind die Loggienbilder aus der Gartenhalle des Geh. Kommerzienrath Borsig in Berlin, welche Scenen aus der Welt des Maschinenbaues enthalten. — In dem Augenblick, da wir diese Zeilen druckfertig machen, geht uns auch die nicht minder gediegene A. v. Werner-Mappe zu. — Auch noch ein Künstleralbum haben wir zu besprechen: ein tadellos fein und einen etwas einseitigeren, aber in seiner Beschränkung vollendeten Meister vor. Carl Fröhlich. Seine wunderbar zart gehaltenen Porträts und seine reizenden Kinderscenen haben ihm nicht bloß in der Wertschätzung unter den Fachgenossen einen der ersten Plätze errungen, sondern ihm auch eine weitreichende Beliebtheit in den Kreisen der Laien gesichert. Das nunmehr im Verlage des literarischen Jahresberichts (Leipzig, Artur Seemann) erschienene Fröhl'sche Album vereinigt sechzehn köstliche Kinderscenen und bildet eine wahrhaft herzerquickende Gabe für alle Kunstliebhaber, ganz besonders aber für die Kinderfreunde unter ihnen.

Im Halbheft 23 haben unsere Leser schon ein paar Proben aus dem Prachtwerke von C. W. Allers über die Meininger kennen gelernt. Das ganze Werk (bei Friedrich Conrad in Leipzig erschienen) umfaßt 40 solcher prächtiger Zeichnungen, wie wir sie in jenem Halbheft mitgetheilt haben; sie schildern uns die Meininger nicht bloß auf der Bühne, sondern auch hinter den Coulissen, bei der Probe, daheim in ihren vier Wänden, man sieht alle ihre Lieben und ihre Freunden, ihre Ernst und noch mehr Humor mit ihnen durch. Allers' graziöser Stift hat in seinen „Meiningern" ein Werk geschaffen, das seinen früheren Veröffentlichungen, die sich so rasch die Gunst des Publikums erobert haben, ebenbürtig an die Seite tritt.

Um nochmals in dem Gebiete des Dramas zu bleiben, sei hier erwähnt, daß Alexander Zick eines der schönsten Ritterschauspiele, welche unsere Literatur besitzt, das „Lied von Heilbronn oder die Feuerprobe" von Heinrich v. Kleist, zu illustrieren unternommen hat. Zicks Zeichnungen sind in jeder Beziehung vortrefflich gelungen, und die neue Prachtausgabe (Berlin, Verlag von Albert Goldschmidt) wird nicht verfehlen, die Dichtung Kleists dem deutschen Volke vertrauter zu machen, wie dies mit dem „Zerbrochenen Kruge" durch die wunderbaren Zeichnungen Adolf Menzels geschehen ist.

Die landschaftlichen Prachtwerke, welche lange das Feld faſt vollständig beherrschten und z. B. noch im vorigen Jahre in Jenens „Schwarzwald" einen hervorragenden Vertreter fanden, treten diesmal ganz zurück. Das einzige, das hier der Erwähnung bedarf, ist Rudolf Cronaus „Im wilden Westen. Eine Künstlerfahrt durch die Prairien und Felsengebirge der Union" (Braunschweig, Oskar Löbbecke). Unsere Leser kennen die gewandte Zeichner- und auch den nicht minder gewandten Stift des Künstlerbriefers und künftigen Cronau, und so ist aus seinem Wanderen ein hochinteressantes, Ernst und Belehrung glücklich verbindendes Buch hervorgegangen, das jung und alt erfreuen wird. Viele Freunde wird sich, besonders in Thüringen, ein kleines, aber wunderniedliches ausgestattetes Bändchen erwerben, „Thüringen in Bild und Vorlie" (Eisenach, Verlag von Hugo Brunner). Es enthält eine Menge meist farbig ausgeführter Vignetten, kleine Kabinettstückchen der Landschaftsmalerei von der Hand einer Künstlerin begabten Tones, Lisa Wieler, deren sich ja gehörige Verse aus dem reichen Schatze der deutschen Poesie anschließen. Und es giebt ja sonst keinen unter unseren großen Dichtern, der nicht einmal in seinem Leben die Stimme zum Preise des schönen Thüringerlandes erhoben hätte!

Sogleich unter den Jugendschriften einzureihen ware gewesen ein Prachtwerk aus dem Verlag von Adolf Titze in Leipzig, „Prinzen-Märchen" von Agnes Schobel, illustriert von Georg Schobel. Der Text bewegt sich mit Ohnl im leichten anmutigen Märchenton, der sich dem kindlichen Verständnis in leicht auffaßlicher, wiederholt die Zeichnungen ihre Wirkung mehr bei den Erwachsenen oder bereits.

Und nun einen Sprung aus dem Land der zarten Märchen in das der rauhen Politik. Ein politisches Prachtwerk! — benahe ein sogenannte contradictio in adjecto, ein Widerspruch in sich selbst! Und doch möchten wir das „Bismarckalbum" des Stadtredaktors so nennen, das uns die Geschichte des großen Mannes von einer so eigenartigen Seite vorführt, das zugleich selbst ein Stück Geschichte der modernen Karikatur überhaupt bietet. An äußerem Erfolg reiht sich ja auch das Bismarckalbum mit seinen zahlreichen Auflagen in manch Mondaen (Berlin, A. Hofmann u. Co.) den Lorbeer des Tages, „Rembrandt als Erzieher" und Bellamys „Jahr 2000". an.

Der Cucuyo-Käfer, ein lebender Frauenschmuck.

Ein lebender Frauenschmuck. (Mit Abbildung.) Im Juni des Jahres habe ich von unserem Standquartier im Harz aus in Gesellschaft von Kurgästen einen Ausflug gemacht. Als wir am hohen Abend heimkehrten, zogen die Johanniskäfer ihre leuchtenden Bahnen durch die Luft. Eine der jungen Damen fing einige derselben, um damit ihren Hut zu schmücken, und in der That leuchteten die Käferchen, in dem Tüllschleier gefangen, wie kleine Juwelen.

Der Einfall, sich mit strahlenden lebenden Wesen zu schmücken, war nicht neu. Die Damen im tropischen Amerika, namentlich die Negerinnen tragen schon seit lange Leuchtkäfer als Schmuck. Die sogenannten Leuchtkäfer von dem Geschlecht Pyrophorus (wörtlich = „Feuerträger", leuchten aber viel stärker als unsere Johanniskäfer. Der Pyrophorus oder Elater noctilucus ist den Spaniern unter dem Namen Cucuyo bekannt. Er ist schwarzbraun, 30 bis 50 mm lang und 10 bis 15 mm breit. Das Licht steht man am deutlichsten an zwei rundlichen Stellen des Halsschildes sowie unter dem Bauch zwischen dem Brustschild und den hinterleibsringen erstrahlen. Es ist so stark, daß man bei ihm lesen kann, wenn man den Leuchtkäfer nahe an die Schrift bringt und ihn langsam der Zeile fortbewegt, namentlich dann, wenn der Käfer besonders wild ist und in diesem Zustande kräftiger leuchtet.

Die Leuchtkraft des Cucuyo wird in verschiedenen Gegenden zu verschiedenen Zwecken benutzt.

„So sieht man," heißt es in Brehms Thierleben, „einige in ausgehöhlte, mit kleinen Löchern versehene Flaschenkürbisse, um nächtliche Laternen dadurch herzustellen. Sehr sinnreich ist die Verwendung zu nehmen, welche die Damen dadurch machen, um ihre Reize zu erhöhen. Sie stecken des Abends die Käfer in ein Säckchen von feinem Tüll, dem mehrere in Rosenform aus Leder befestigt werden; am Schlusse wird soll sich dieser Schmuck einbergen, wenn er mit lebendigen und natürlichen aus Federn gelernten Blumen und einzelnen Brillanten verbunden, als Kranz im Haare getragen wird. Die Käfer leben in Negerin ein darum einen Handelsartikel.

Diese Mode hat auch in New-York Eingang gefunden. Der Maler in Havanna, Cienfuegos u. a. m. für einen solchen Käfer bezahlt gar 1 Peso (= 1 Dollar); gelingt es ihnen dann, denselben lebend nach New-York zu bringen, so erhalten sie von dem dortigen Händler bis 20 Dollars. — An dieser interessanten Thatsachen erinnerte ich mich, als meine Begleiterin sich mit Glühwürmchen schmückte. Wir sind aber überzeugt, als einer Frau darauf in einem Postwagen zwei lebende Cucuyos entwischt!

Lebende amerikanischer Leuchtkäfer sind schon öfters nach Europa gebracht worden. In einer Nachricht von Bordeaux an Memoires de l'Academie des sciences 1766" wird erwähnt, eine Anzahl dieser Käfer, welche zufällig in altem Holze nach Paris gelangt waren, hätten in der Person St. Antoine erwaltigen Schrecken verursacht. An die Käfer, die ich erhalten habe, hinterlie sich leuchten sie besonderen Interesse. Sie kamen nicht aus Amerika, sondern von Prag, wo sie meines Wissens zum ersten Male in Europa gezüchtet wurden. Der glückliche Züchter, Herr J. B. Veit, wird später über die zwei Jahre dauernde Entwicklung des Käfers genauere Nachricht geben. Wer der Damen muß man lebende Exemplare von ihm beziehen. Sie werden in Glasgefäßen gehalten, getrocknet Zuckerwürfel, in dem sie verfeindet werden, erfetzt ihnen ihre Heimat ein feuchter Lappen, der im Glase liegt, macht die Gefangenschaft der lebenden tropischen ähnlich. Der Cucuyo lebt in der Gefangenschaft von Aepfeln, Feigen und zuckerhaltigen Pflanzen — leider aber nur nur eine kurze Zeit — unter günstigen Umständen etwa 4 Wochen.

Es ist ein eigenartiger Reiz, diese Käfer daheim beobachten zu können. Nach Sonnenuntergang erstehen sie zu fröhlichem Leben und beginnen sich zu summeln, sie kriechen mit den Füßen an der Brust und an der Bauche. Das Licht ist grünlich, sehr wirkungsvoll und die Käfer bewegen sich wie kleine Lokomotiven in der Nacht, wobei die Brustpunkte die Laternen darstellen. Das effektvolle Leuchten, welches die Käfer um ihre eigenen Leiber verbreiten, ist dadurch zu erklären, daß sie in einem dunklen Gange aufsuchen, dauert gewöhnlich drei Stunden. Dann beginnt das Thierchen, beginnt zu fressen und leuchtet nur mit der Brust. Das Licht, welches der Cucuyo ausstrahlt, ist übrigens so stark, daß es auch am Tage wahrgenommen werden kann, wenn man den Käfer in die Hand nimmt oder auf eine andere Weise zusammnert.

J. B. Veit stellt der entopäischen Dauerwelt durch seine gelungenen Züchtungen die Möglichkeit in Aussicht, die Mode, lebendige Leuchtkäfer als Schmuck zu tragen, den Pariserinnen zu empfehlen. Ob diese Mode bei uns Eingang finden wird? Das ist Geschmackssache. Aber das Halten und namentlich das Züchten des Cucuyo wird, wie das Käfers darüber belannt sein wird, ohne Zweifel viele Liebhaber finden. denn eine mit Leuchtkäfern besetzte „Lampyrière", wie Veit sein Zuchtgefäß nennt, bildet am Abend einen wirklich entzückenden Zimmerschmuck. Auch die Wissenschaft kann den Erfolg des Züchters nur willkommen heißen, da diese Käfer zum Studium der noch so wenig erforschten Phosphorescenz der Thiere, dank ihrer starken Leuchtkraft und ihrer Leichtigkeit, mit welcher sie sich behandeln lassen, ein äußerst geeignetes Material abgeben.

Eine künstliche Volksmenge. (Mit Abbildung.) „Was ist das für ein sonderbares Bild?“ so hören wir den Leser fragen, der diese Seite der „Gartenlaube“ anschlägt. Welch eine riesige Menge Menschen, wie eigenthümlich ihre Aufstellung, wie merkwürdig glatt die Ebene, auf der sie stehen! Wie seltsam die Gleichmäßigkeit in den Bewegungen der Personen und welche Regelmäßigkeit in dem scheinbaren Wirrsal!

In der That ist der Anblick, den unsere Vignette bietet, geeignet, rathlose Verwunderung hervorzurufen, und wir können gestehen, daß auch wir zunächst dieses Schicksal theilten, als wir zuerst des Bildchens in dem „Neuen Universum“ ansichtig wurden. Nach der Natur dieses Werkes, welches es sich zur Aufgabe gemacht hat, die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten, insbesondere den technischen, in einer für Haus und Familie fahrbaren Form allgemein mitzutheilen, lag allerdings der Verdacht nahe, daß es sich bei dieser „Volksmenge“ um irgend einen optischen Kunststreit handeln werde. Und so war es auch. In Wirklichkeit besteht nämlich dieses Massenaufgebot von Menschen aus — drei Personen; alles übrige aber, die unendliche Vervielfältigung dieser Drei, besorgt der Spiegel. Es sind nämlich drei große Spiegelscheiben ohne Rahmen der-

art aneinander gestellt, daß ihre Grundlinien ein gleichseitiges Dreieck bilden. Augenommen nun, es trete eine Person in das Innere dieses Prismas, so hat jetzt sie sich zunächst in jedem der drei Gläser einmal ab; diese Spiegelbilder selbst aber werden wieder je einmal von jedem der beiden andern Spiegel wiedergegeben, und so geht es fort bis zu unendlichen Wiederholungen — die künstliche Volksmenge ist fertig. Sie verräth freilich ihre Künstlichkeit durch die Symmetrie ihrer Anordnung, es ist selbst den einzelnen Mitgliedern dieses „Volks“ entschieden an Individualität, denn sie gleichen sich alle auf ein Haar; wenn sich aber statt einer Person drei, wie auf unserem Bilde, oder gar sechs in den prismatischen Raum begeben, der zu diesem Zwecke durch eine Luke im Fußboden oder von oben her zugänglich gemacht werden muß, so kann die Täuschung eine vollkommene werden. Das Ganze ist jedenfalls ein höchst interessantes optisches Experiment, eine Anwendung des unserer Jugend wohlbekannten Kaleidoskops im Großen. —

Eine künstliche Volksmenge.
Aus dem „Neuen Universum“.

Die letzte Zuflucht. (Zu dem Bilde S. 849.) Ein Theaterbrand! — Seit dem entsetzlichen Unglück vom 8. Dezember 1881, da das Wiener Ringtheater in Flammen aufging, zittert die Welt noch bei dem Worte „Theaterbrand!“ Und es giebt in der That nichts Schrecklicheres. Ein leiser, verdächtiger, brandiger Geruch — ein Schreckensruf: „Feuer!“ — und in wenigen Minuten, Sekunden ein flammen- und qualmerfülltes Haus, eine Stätte namenlosen Wirrsals und lähmender Todesangst! Und es ist nicht bloß die äußere Lebensgefahr an sich, die das Entsetzen weckt, auch wenn man sich nur in Gedanken eine solche Katastrophe ausmalt. Es ist noch mehr fast der schneidende Gegensatz zwischen zwei Augenblicken, die so nahe beieinander liegen wie der ein- und ausgehende Athem. Eben noch fröhliche Lust, heiterer Flitter, Glanz und Freude — jetzt markerschütterndes Notigeschrei, zerfetzene Menschenleiber, Tod und Grab — eben noch sorgloses Genießen — jetzt der Kampf um die Selbsterhaltung in seiner grausesten Gestalt! Das ist es, was auf das menschliche Empfinden so tief erschütternd wirkt, was aber auch einem Theaterbrand eine Art von tragischer Romantik verleiht.

Auch unser Bild stellt einen Akt aus einem solchen grauenvollen Drama dar. Drei Mädchen, Darstellerinnen von koketten Operettenrollen, haben sich durch eine schmale Fensterluke auf den obersten Dachfirst des brennenden Theaters gerettet. Sie waren eben in der Garderobe mit dem Umkleiden beschäftigt, als das verheerende Feuer losbrach, und nun dem Zustand der Todesangst haben sie, nur nothdürftig bekleidet, diese letzte Zuflucht gefunden. Da schweben sie zwischen Himmel und Erde, von dem rasenden Elemente umbrodelt, das unter ihnen zu dem hohen Bogenfenster herausgängelt und bereits den Holzrahmen des Fensters ergriffen hat, das ihnen eben noch den Weg ins Freie gebahnt und sie vor dem Tode des Erstickens behütet hat. Schon ist eine von ihnen ohnmächtig zurückgesunken, aber die gellenden Nothrufe der andern sind nicht ungehört verhallt. Von zwei Seiten, von unten her auf der Leiter und um die Ecke des Daches, nahen die braven Feuerwehrleute — die Retter. Und das mildert den schreckensvollen Anblick der Scene, wir wissen, daß nur noch wenige Sekunden vergehen werden und die verzweifelnden Geschöpfe fühlen sich von starken Arm ergriffen und sicheren Tritts Sprosse für Sprosse hinabgetragen auf die rettende Erde. —

Kriegsbeute. (Zu dem Bilde S. 856 u. 857.) Hussein Ben Ali, der Beherrscher von Ahnam — liebe, kindliche Leute, die ihr Sklavinnen haben, seinen Launen zur Verfügung, er aber begehrte Selima, die schöne Braut des Bei Sidi Mohammed drüben am Gebirge. Seine Späher brachten Kundschaft, daß der rasende Bei mit der Blüthe seiner Krieger am Rand ausgezogen sei; da sendet Hussein Ben Ali seine Macht gegen den Nachbar und in leichtem Kampfe werden die Zurückgebliebenen überrumpelt, die Stadt verbrannt. Triumphirend kehren die Sieger zurück und treten mit den erbeuteten Fahnen und der gefangenen Fürstenbraut vor ihren Gebieter.

Mit der würdevollen Ruhe des Orientalen empfängt der Herr Ben Ali inmitten seines Rathes; wer erkennt auf dem Marmorgesichte den Sturm der Leidenschaften, der seine Brust durchtobt! Um seinen Stolze sieht die Begehrte vor ihm, die Fürstenbraut — als Sklavin.

Aber noch während der Anführer der glücklichen Kriegsschaar seiner Belohnung harrt, der schwarze Hofmusikus und Märchenerzähler rechts im Vordergrunde überschwängliche Worte zum Preise der neuen Lieblingssklavin zusammendichtet, sind auf windschnellen Rossen, gerieben von wildem Schmerz und blutigem Rachedurst, Sidi Mohammed und seine kampfgewohnten Scharen schon über die Grenze von Hussens Reichsgenossenbrachen. Noch wenige Stunden, und Mohammed, der Niederlegte, eilt durch den brennenden Palast seines Feindes, die Geliebte zu retten. R.

Neue Porzellanmalereien. Wir haben auf S. 324 d. Jahrg. Gelegenheit genommen, unseren Lesern zwei Vorlagenhefte für Porzellanmalerei von Goyvinger (München, Fr. Bassermannsche Verlagshandlung) zu empfehlen. Heute nun, wo das ganze Werk in 4 Lieferungen vorliegt, kommen wir nochmals darauf zurück. Was bisher der Privatfleiß mühsam in Gewerbemuseen und Sammlungen aufsuchen mußte, die echten Muster der alten Porzellanmalerei, das wird hier als systematisches Ganzes geboten. Da sind die Blumensträuße von Sèvres, Meißen und Frankenthal, für Schüsseln und Platten berechnet, die zierlichen Streublümchen in bunt und einfarbig, ein wahrer Reichthum der verschiedensten Bouquets und Ranken. Neu hinzu kommen jetzt in den soeben ausgegebenen Heften: kleine Vögelgruppen, Blumen und Insekten in Goldcartouchen, dann allerliebste kleine Landschaftchen für Tassenbecher und figürliche Darstellungen nach alten Meißner Tassen und Platten. Eine ausführliche Anweisung für den Gebrauch der Porzellanfarben und die Farbenmischung für das Brennen macht es auch der ungeübteren Hand möglich, sich einigermaßen und bald erfreuliche Erfolge zu erwerben.

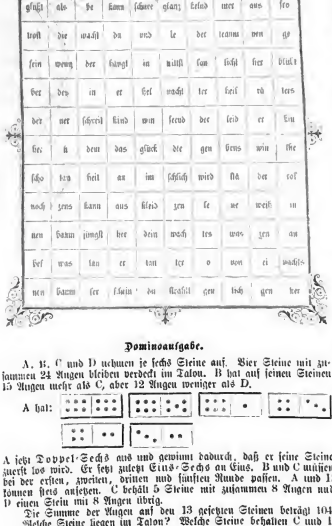
Die Ausstattung des eleganten Mäppchens macht es zu einem sehr reizenden Weihnachtsgeschenk. Außerdem aber hat die Verlagshandlung die dankenswerthe Einrichtung getroffen, daß alle Blätter zu billigem Preise einzeln zu kaufen sind.

Kleiner Briefsaal.

„Weihnachtsgeschenk.“ „Ich gehört zu den Barbaren, welche wild werden, wenn ihnen eine Dame ein Kunstwerk weiblicher Handarbeit, ein Stickerei oder dergl. schenkt. Sagen Sie mir doch, was damit soll? Ich wieder soll ich es tragen? Ich wieder soll ich es tragen? Ich wieder soll ich es tragen

Allerlei Kurzweil.

Weihnachts-Rösselsprung.



Dominoaufgabe.

A, B, C und D nehmen je sechs Steine auf. Vier Steine mit zusammen 24 Augen bleiben verdeckt im Talon. B hat auf seinen Steinen 15 Augen mehr als C, aber 12 Augen weniger als D.

A hat:

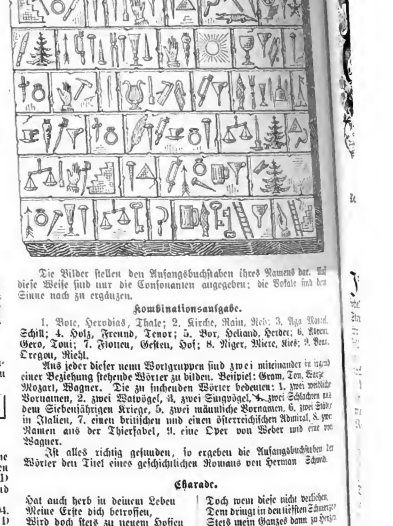
A setzt Doppel-Sechs aus und gewinnt dadurch, daß er seine Steine zuerst los wird. Er setzt zuletzt Eins-Sechs an Eins. B und C müssen bei der ersten, zweiten, dritten und fünften Runde passen. A und D können stets ansetzen. C behält 5 Steine mit zusammen 8 Augen und D einen Stein mit 8 Augen übrig.

Die Summe der Augen auf den 13 gesetzten Steinen beträgt 104.

Welche Steine liegen im Talon? Welche Steine behalten C und D übrig? Wie ist der Gang der Partie?

A. St.

Weihnachts-Hieroglyphen.



Die Bilder stellen den Anfangsbuchstaben ihres Namens dar. Auf diese Weise sind nur die Consonanten angegeben; die Vokale sind dem Sinne nach zu ergänzen.

Kombinationsaufgabe.

1. Beete, Herodias, Thale; 2. Kirche, Rain, Reh; 3. Aga, Mantel, Schiff; 4. Holz, Freund, Tenor; 5. Bar, Holland, Heber; 6. Meer, Gero, Toni; 7. Flotten, Gerten, Hof; 8. Niger, Meere, Kies; 9. Pere, Oregon, Riedl.

Aus jeder dieser neun Wortgruppen sind zwei miteinander in sinnvoller einer Beziehung stehende Wörter zu bilden. Beispiel: Gram, Ton, Liege = Mozart, Wagner. Die zu suchenden Wörter bedeuten: 1. zwei weibliche Vornamen, 2. zwei Watvögel, 3. zwei Singvögel, 4. zwei Schlachten aus dem Siebenjährigen Kriege, 5. zwei männliche Vornamen, 6. zwei Städte in Italien, 7. einen deutschen und einen österreichischen Admiral, 8. zwei Namen aus der Thiersabel, 9. eine Oper von Weber und eine von Wagner.

Ist alles richtig gefunden, so ergeben die Anfangsbuchstaben der Wörter den Titel eines geschichtlichen Romans von Herman Schmid.

Charade.

Hat auch herb in deinem Leben
Meine Erste dich betroffen,
Wird doch stets zu neuem Hoffen
Meine Zweite dich erheben.

Doch wenn diese nicht verlechen,
Dann dringt in den tiefsten Schmerz
Stets mein Ganzes dann zu Herzen,
Weich wie Engelsharmonien.

Eine poetische Gabe für den Weihnachtstisch des deutschen Hauses.

Soeben erschien:

Cotta'scher Musen-Almanach

für das Jahr 1891.

Ein Band von 20 Bogen mit sechs Kunstbeilagen in Photogravüre in zierlichem Originaleinband mit Goldschnitt. Preis M. 6.–

Der Musen-Almanach, einst hochberühmt durch die Mitarbeiterschaft Schillers und Goethes, tritt nach fast jahrhundertlanger Pause jetzt gemäß verjüngt und verschönt wieder in die Oeffentlichkeit. Im Anschluß an seine berühmten Vorbilder bietet der neue Musen-Almanach eine reiche Fülle kostbarer dichterischer Blüthen auf dem Gebiete der Novelle, poetischen Erzählung, der Lyrik und des Epigramms. Drei Novellen, Kabinetsstücke dichterischer Erfindung und Darstellung, eröffnen den Reigen:

„Der Probierstein" von Georg Ebers. — **„Lieb' läßt sich nicht lumpen"** von P. K. Rosegger.

„Wassertropfen" von Richard Weltbrecht.

Denselben schließt sich eine Reihe poetischer Erzählungen und Balladen von Martin Greif, M. Haushofer, Al. Kaufmann, E. Graf Conr. Ferd. Meyer, Alb. Meister, C. Roquette, H. Viervordt, Sophie Waldburg und Ernst Ziel an. Die Gedichte verschiedener Autoren und die lyrischen Dichtungen zählen zu ihren Vertretern: F. Bodenstedt, H. Bulthaupt, F. Dahn, M. von Ebner-Eschenbach, E. Eckstein, J. H. Fischer, A. Fitger, L. Fulda, Jul. Grosse, G. Hesse, Wilh. Hert, H. Hoffmann, Al. Graf Hoyos, W. Jensen, B. Jensen, M. Kalbeck, J. Kurz, H. Lingg, St. Milow, G. v. Oertzen, Ed. Paulus, A. Pichler, E. Ritterhaus, J. Rodenberg, F. von Saar, A. Silberstein, L. Schneegans, Prz. Emil zu Schoenaich-Carolath, C. Schoenhardt, A. Silberstein, A. Weltbrecht, A. Wilbrandt, A. Wilbrandt, A. Wolfenstein, während die Kunstbeilagen nach Originalen von F. A. von Kaulbach, W. Kray, Chr. Kröner, H. Kossak, G. von Hößlin und R. Geiger hergestellt sind. Auch durch die reizvolle Ausstattung, den eleganten Einband von mattblauem Brokat Kaliko mit reicher Vergoldung in spezifisch Rokokostil, eignet sich das Buch zu einem sinnigen Festgeschenk.

– Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen. –

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kroner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wurde in Leipzig

Halbheft 28. 1890.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1890. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Sonnenwende.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß.)

Roman von Marie Bernhard.

In Reginalds Schlafzimmer standen die Fensterflügel weit geöffnet, und der Mond sah herein; ruhig schwamm seine Silbersichel im duftigen Gewölk des Nachthimmels, und ein Heer von Sternen flimmerte um ihn her. Die Luft ging still — kein Laut ertönte in der Sonnenwendnacht! —

Angesichts dieses tiefen Friedens ging es wie ein Sturm über des Mannes Seele. Nein, selbst der ungewohnte Genuß des Weines hatte es nicht vermocht, ihm Vergessenheit zu bringen. Die bis aufs äußerste erregten Nerven arbeiteten dem Einfluß des Weins entgegen und hoben seine Wirkung auf. Nicht betäubt und gedämpft — doppelt scharf und angespannt war sein Empfinden, keine Spur von Müdigkeit oder Verlangen nach Ruhe war über ihn gekommen, sein Gefühlsleben war wacher, thätiger denn je zuvor in ihm.

Er hob seine Augen auf zu dem Wunderwerk des nächtlichen Himmels. Von diesen Höhen war ihm bisher immer noch Trost und Frieden gekommen — aber seine Seele lag heute wie gelähmt in ihm, es war, als seien ihr die Flügel gebrochen, die sie sonst willig und sicher emporgetragen hatten.

Wenn er gewußt hätte, wo Recht und Pflicht für ihn lag — er würde nicht feig gezögert haben, sie auszuüben, gleichviel, was es ihn kostete. Aber dies wußte er nicht! Es war eine Stimme in ihm, die sagte: „Geh' hin, lebe dein Leben weiter und schweige! Zerstöre nicht zwei liebenden Menschen ihr Lebensglück! Juristisch ist das Verbrechen verjährt, kein irdischer Richter der Welt würde heute mehr das Schuldig über den gereiften Mann aussprechen, der als jähzorniger Jüngling vor nahezu zwanzig Jahren die rasche That verübte. Und es war ja kein wohlüberlegter Mord, den er begangen hatte, nicht mit kaltem Blut hatte er ihn geplant. Nein! Im wilden Zorn gegen den Unmenschen, der die Armuth unterdrückte und zu seinen Zwecken ausnutzte, der seinen Vater zum unglücklichen Mann gemacht, dessen Familienleben vergiftet hatte und nun auch noch zum Uebermaß die abgöttisch geliebte Mutter hilflos in Krankheit und Entbehrung ließ, hatte der leidenschaftliche junge Mann auf seine Weise Gerechtigkeit geübt und ein Geschöpf aus der Welt geschafft, dessen Thaten eine ganz andere Strafe verdient hätten, als einen raschen, plötzlichen Tod!" —

„Wenn es auch so

Hungrige Gäste. Nach einem Gemälde von M. Thun.

war," entgegnete die andere Stimme, „er hatte das Recht nicht, den alten Mann zu tödten! Gott allein hat zu entscheiden über Leben und Tod, wenn die irdische Gerechtigkeit machtlos ist, den Missethäter zu strafen! Eine Mördergrube würde die Welt werden, wenn jeder nach eigenem Gutdünken sich Recht und Gerechtigkeit verschaffen wollte! Du weißt das genau — hast du es nicht selbst vor kurzem noch dem zum Tode Verurtheilten gesagt, als er trotzig schwor, eine gute That begangen zu haben, indem er ein gemeinschädliches Dasein vernichtete? Liegt denn dieser Fall anders? Und du willst ein Diener Gottes sein, den Menschen den Spruch auslegen: die Rache ist mein — ich will vergelten, spricht der Herr! — und handelst deinen eigenen Worten zuwider? Ob verführt, ob nicht — ob nach menschlichem Ermessen strafbar oder entschuldigt — es ist deine Gewissenspflicht, zu bekennen, daß du um diesen Mord weißt, entsehe daraus, was da wolle!" —

Reginald trat verstört vom Fenster zurück und sah sich im Zimmer um — ganz deutlich war ihm gewesen, als höre er eine mahnende Stimme laut zu ihm sprechen! Aber es war niemand da, nur ein leiser Nachtwind machte sich auf und hielt ein raunendes Flüstergespräch mit den Bäumen, die in dem unter seinem Schlafzimmer gelegenen Garten standen. Jetzt waren sie wieder regungslos, und über die schlafende Welt kam tiefer Gottesfrieden. —

„Ich kann nicht — ich kann nicht!" begann sein stürmisch klopfendes Herz zu sprechen. „Ist es nicht Annie Gerolds Lebensglück, um das es sich handelt? Und ich soll hingehen und ihr's vernichten mit grausamer Hand und zusehen, wie sie sich an ihrem Gram verblutet? — Und wenn sie dir noch ein fremdes, gleichgültiges Geschöpf wäre, und du hättest nur ihre Schönheit bewundert! Aber du liebst sie . . . du liebst sie! Und eben weil du sie liebst, kannst du auch ihre Seele — die Seele, die zu dir sprach an dem Abend, da du sie zum ersten Mal sahst und ihre herrlichen, lieben Augen dir von ihrem Herzen erzählten, dem feurig empfindenden, zärtlichen, weichen! Du könntest dies geliebte Leben schänden, und du wolltest es nicht? Nein, was du auch thust — Annie Gerold darf es nie erfahren, daß der Mann, den sie liebt, ein Verbrechen begangen hat!" —

„Wohl! Nicht durch dich soll sie es erfahren, — wird es ihr dadurch aber auf ewige Zeiten verborgen bleiben? Gottes Mühlen mahlen langsam, du hast es oft genug schon erlebt! Wer hieß dich gerade hierher an die Kirche zu Sankt Lukas kommen — wer führte dich in den ersten Wochen schon mit dem Mädchen zusammen, das du lieben solltest — wer sagte es, daß unter den deiner Seelsorge anvertrauten Gefangenen gerade Schönfeld war, Schönfeld, der bei der ersten Begegnung schon ein unerklärliches Interesse in dir erweckte, daß du dir heilig gelobtest, diese Seele zu gewinnen um jeden Preis? Und da du sie gewonnen hattest — wer zwang ihn, dir gerade jenes Erlebniß aus seiner Jugendzeit zu schildern, welches das Lebensglück dreier Menschen — denn auch das deinige steht auf dem Spiel! — in sich begreift? Du sprichst zu deiner Gemeinde so oft und überzeugungsvoll von wunderbarer göttlicher Fügung, und du willst übersehen, daß an die sich die allerwunderbarste vollzogen hat?"

„Mein — nicht übersehen! Es ist möglich, daß Annie Gerold auf anderem Wege, daß sie es in höher, grausamer Weise, daß sie es zu spät erfährt, wie ihr Gebieter ist, welche That er begangen hat . . . durch mich soll sie es nicht hören! Ich kann es nicht! Ihn hat ihr Herz sich erwählt vor vielen andern, und ich habe es nicht hindern können — ich werde es auch nicht hindern, daß sie aus seiner Braut seine Gattin wird!"

„Und dein Gewissen? — Wird es dich nicht Lügen strafen auf der Kanzel — am Altar, von wo du deines Gottes Wort verkündigst? Als Mensch übst du Selbstverleugnung und Großmuth, indem du schweigst — — als Priester weißt du dir selber unrein, wenn du andern predigst: Gott über alles! Was hilfte es, wenn Ihr die ganze Welt gewännet, und nähmet doch Schaden an Eurer Seele? Gebt Gott, was Gottes ist! — — Wer ist der stärkere in dir: der Mensch, der nach Menschenmaß richtet und versährt — oder der Diener des Höchsten, der alles, was er thut, in seinem Namen vollbringt?" —

„Aber dies kann nicht Gottes Wille sein — dies nicht! Wie kann ich hingehen und den hochgeachteten, berühmten Mann des langverjährten Todtschlags bezichtigen, ihn öffentlich an den Pranger stellen und sein Leben vernichten — nicht seines allein, sondern auch dasjenige des Liebsten, was ich selbst auf dieser Welt habe? Und in welchem falschen, selbstsüchtigen Licht stände ich da vor jenen — denn sie wissen es beide, daß ich das Mädchen liebe!

„Wozu, meinst du wohl, hat Gott dem zum Tode Verurtheilten heute, am Tag der Sonnenwende, seine Beichte in den Mund gelegt, wenn nicht, um dir zu zeigen, daß es Gottes Wille ist, du sollest des Mädchens Verbindung mit diesem Mann verhindern?"

„Ich kann nicht! Nicht diesen Kelch! Ich kann nicht! Nimm mein ganzes Leben wofür du mir wie entehrt und beschimpft erscheinen!"

„So hättest du nicht Priester werden, nicht deine Seele Gott angelohen sollen! Deine Seele gehört nicht Gott — sie gehört der Welt! So, wie du handeln willst, handelt ein Kavalier, ein Ehrenmann, im Sinn der Kaste, der du angehörst — als demüthiger Knecht Gottes hast du nur einen Weg vor dir!"

„O, ein Wunder — ein Zeichen — eine Offenbarung zu oben!"

„Du bedarfst ihrer nicht! Du findest die Offenbarung in der Tiefe deines Herzens — folge ihr! Es ist ein Pfad der Thränen und der Dornen, den du wandeln sollst — aber wer nicht sein Kreuz aufnimmt und folgt mir nach, der ist meiner nicht werth!" — — —

Im Osten brach das Morgenroth an — ein Hahn krähte in der Nähe — die Baumwipfel schauerten im heben Frühlüftchen — hier und da setzte ein verschlafenes Vogelstimmchen mit einer einzelnen Note ein. Die Sonnenwendnacht war vorüber!

Das Licht im Osten verstärkte sich, wurde strahlender, triumphirender — hinter den Baumkronen hub es an, zu glühen wie eine Feuersbrunst — Gras, die rosenfingrige, kam in ihrem Sonnenwagen herauf. —

In Ende der Frühling — die Zeit des Sehnens, Hoffens, Erwartens, des schüchternen Blühens und Knospens; jetzt trat der Sommer in sein Recht, er bringt die Erfüllung — die Entscheidung! —

Eine Fluth von rothgoldenem Licht ergoß sich über den einsamen Mann am Fenster.

„Sonnenwende!" sagte er laut vor sich hin — dann beschattete er seine Augen mit der Hand zu, als blende ihn der Glanz des glorreich aufsteigenden Tagesgestirnes. —

15.

Die Bewohner der „zweiten Hofgasse" — es gab deren drei in F. — beschreibene, kleine Leute, Handwerker, Krämer, Trödler waren erstaunt, einen schlanken, sehr hübschen Ulanenoffizier in voller Uniform heute, am Morgen des vierundzwanzigsten Juni an ihren niedrigen Häuschen ruheles auf- und abgehen zu sehen. Die „Hofgassen" gehörten zum ältesten Theil der Stadt, sie waren eng und winkelig und sehr unregelmäßig gebaut, dazu nicht einmal von charakteristischem Aussehen, sondern kläglich und wüchterner. Keiner hatte es hier ein paar öffentliche Gebäude gegeben: eine Kaserne, die schon seit Jahren nicht mehr als solche benutzt wurde, bald verfallen war und jetzt als eine Art von Pensionnaire diente, und ein Arrestlhaus, das man ebenfalls nicht mehr benutzte, und zu welchem ein viereckiger gepflasterter Hof gehörte, der von der Straße zu mit einem festen Thor, aus zwei wachtigen, eisenbeschlagenen Flügeln bestehend, abgeschlossen war. — Vor dieses Thor nun ging der Ulanenoffizier, die halbe Hofgasse entlang, seit einer guten Viertelstunde auf und ab. Die Kinder, die vor den Thüren spielten, bewunderten jedes Stück seiner Uniform, und die Fensterzimmer, die ziemlich häufig die Köpfe aus ihren Behausungen streckten, angeblich, um nach ihren Kindern zu sehen, fanden, daß es ein hübscher Herr sei — aber was konnte er hier wollen? Die Männer waren sammt und sonders schon an ihre Arbeit gegangen, aber auch von ihnen hätten es wenige zu denken gewußt, was es mit der Anwesenheit eines Offiziers um diese Stunde und in dieser Gegend auf sich habe — sie lasen keine Zeitungen, höchstens kleine Flugschriften und Broschüren, die für den Lehrstand gedruckt wurden — und die Angelegenheit, um die es sich hier handelte, war von den Behörden sorgsam geheim gehalten worden und sollte erst als vollzogene Thatsache in kürzester Frist dem Publikum bekannt gegeben werden. —

Auf dem viereckigen, rings von hohen Brandmauern umgebenen Hof des Arresthauses wurden noch zuweilen Rekruten exerziert — außerdem aber hatte dieser Hof noch eine andere Bestimmung: die in Z. vorkommenden Hinrichtungen wurden hier vollzogen.

Lautlos und in aller Frühe schon waren die nothwendigen Vorbereitungen getroffen worden. Selbst die bekanntesten Frühaufsteher der zweiten Hofgasse hätten nicht die kleinste Veränderung wahrzunehmen vermocht: alles sah ganz so aus wie sonst . . . und wäre auch einigen der dort wohnenden Leute eine Ahnung des Sachverhalts aufgestiegen — das schwere, eisenbeschlagene Thor war fest verschlossen und wies weder Spalte noch Oeffnung auf. Die Neugier wäre also hier ganz vergebens gewesen.

„Klipp-klapp! Klipp-klapp!“ machte der Schleppsäbel in taktmäßiger Bewegung auf dem Steinpflaster — was hatte der hübsche Lieutenant so emsig auszusehen und sich immer wieder zu nachdenklich den kleinen Bart zu drehen? —

Neun Uhr! Die Uhr der altersgrauen Nikolaikirche sagte mit ihrer heiseren, hohlen Stimme die Stunden her, und der Offizier fuhr zusammen und blieb zum ersten Male während seiner Wanderschaft stehen; es war, als lauschte er, — aber die Thorflügel waren massiv und ließen keinen Laut durch. „Klipp-klapp!“ begann der Säbel von neuem seine Musik auf dem Straßenpflaster.

Die Hausfrauen und Mädchen hörten allgemach auf, aus den Fenstern zu sehen — sie hatten alle zu thun. Die einen gingen auf den Fisch- und Gemüsemarkt in der Nähe, die andern trafen schon Vorbereitungen zum Essen oder warteten ihre kleinen Kinder; es nahm sich kaum eine von ihnen die Zeit, wieder einmal, inmitten der Arbeit, nach dem Ulanen zu sehen: ja — er war immer noch da! —

Ein frischer, leuchtender Sommermorgen — der Himmel mit kleinen, weißflockigen Wölkchen leicht überflogen, die Sonne warm und mild, aber nicht sengend — selbst die kümmerlichen Fleckchen Erde, die hier und da in der zweiten Hofgasse einen „Garten“ vorstellen sollten, grünten lustig, und ein kleiner Domvasall, der in einem hölzernen Bauerchen am offenen Fenster hing, pfiff wohlgemuth „Freut euch des Lebens“, brach aber immer in der Hälfte des Liedes ab und begann es unverdrossen von neuem.

Es mochte gegen halb Zehn sein, als sich die schweren Thorflügel knarrend in ihren Angeln drehten: eine Abtheilung Gendarmerie ward sichtbar, welche die Straße entlang marschirte — dahinter kamen einige Herren, die stumm nebeneinander hergingen; hinter ihnen wurde das Thor sorgfältig wieder geschlossen.

„Reginald!“ sagte der Offizier leise und legte einem der Herren die Hand auf den Arm.

„Du, Fritz! Wie kommst Du hierher?“

„Ich — nun, ich wußte ja doch — und so kam ich, Dich abzuholen, und kann bis Mittag mit Dir zusammenbleiben. Ich habe mich vom Dienst für heute frei gemacht.“

„Das ist sehr liebenswürdig von Dir! Darf ich die Herren mit meinem Vetter, Lieutenant von Chowanski, bekannt machen?“

Die Herren — der Bürgermeister, ein Polizeirath, ein Regierungsbeamter und Direktor Warnow — zogen die Hüte, ein paar Wechselreden gingen hin und her, doch war niemand zum Plaudern aufgelegt, und am Ende der zweiten Hofgasse trennte man sich.

Die beiden Vettern gingen mit einander weiter. Fritz sah seinen Begleiter zuweilen besorgt von der Seite an. Was hatte Reginald nur? Es konnte kein gewöhnliches Ereigniß, es konnte auch nicht die doch längst erwartete Hinrichtung gewesen sein, die diesen kraftvollen, stählernen Charakter so tief erschütterte — der ganze Mann sah gänzlich verändert aus, er war kaum wiederzuerkennen. Als wenn eine schwere Last ihn niederdrückte, eine Schuld ihn beschwere, so ging er einher.

„Du hast doch jetzt Zeit, lieber Alter, um mit mir zu kommen?“ begann der Lieutenant, indem er seinen Arm vertraulich unter den des Vetters schob.

„Zeit? Jetzt? O ja! Das schon — aber wohin willst Du denn eigentlich mit mir?“

„Dahin, wo man einen Guten schenkt, Freundchen! Ich weiß ein stilles, kühles, grünes Gärtchen, nicht allzu weit von hier, ein ganz neues Etablissement, allwo der Wirth sich angenehmer Getränke und einer stilgerechten Bedienung — weiblichen Geschlechts — befleißigt . . . na, mach' nur nicht gleich Augen, geistlicher Herr! Ich liebe mein Menschen wahrhaftig — aber soll ich mich nun darum nie mehr weiblich bedienen lassen?“

Reginald ließ diese tiefe Frage unerörtert.

„Ehrlich gestanden, Fritz, ich verspüre keine große Lust, mich jetzt und heute in einen öffentlichen Garten hinzusetzen, mitten in ein Gewühl lustiger, plaudernder Menschen —“

„Du hast mir nicht zugehört, lieber Alter, sonst würdest Du so nicht reden! Ich sprach von einem kühlen, grünen, stillen Gärtchen! Wohlgemerkt: von einem stillen! Das ist's ja eben! Ein neues, von mir zufällig entdecktes Lokälchen, in dem noch wenig oder gar kein Verkehr herrscht — zumal um diese Zeit! Ich wette, daß das ‚Gewühl plaudernder Menschen‘, dessen Du eben erwähntest, aus uns zweien bestehen wird — nun, und das hat gerade nichts Beängstigendes! Du kannst Dir da alles vom Herzen herumersprechen, gerade als säßest Du zwischen Deinen vier Wänden — kannst mir, wenn Du willst, von Deinem armen Sünder berichten —“

„Verzeih' mir — nein, das kann ich nicht! Später einmal vielleicht! Du hast auch schon sterben gesehen, ich weiß es, aber es ist ein anderes Ding, ob jemand friedlich in seinem Bett stirbt oder auf dem Schlachtfelde fällt, oder ob er gewaltsam durch den Arm der Gerechtigkeit aus dem Leben geschafft wird! Mich hat es hart angegriffen, und ich werde den Eindruck lange, lange Zeit mit mir herumtragen, das fühle ich! Gestern, Fritz, ich bin ein trauriger Gesellschafter heut' für Dich; Du solltest mich mir selbst überlassen!“

„Daß doch auch gescheite Leute offenbaren Unsinn schwatzen können! Gesellschafter! Als ob es mir darum zu thun wäre! Wenn Du mich nicht fortschickst . . .“

„Das nicht! Aber Du mußt mir nicht böse sein, wenn ich so gut wie nichts zur Unterhaltung beitrage.“

„Schon wieder! Unterhaltung! Wer in aller Welt verlangt denn das von Dir? Seit wann kommen wir beide uns mit höflichen Reden-Garben? Von Dir verbitt' ich mir dergleichen geradezu — verstanden? Böse sein! Ich möcht' wohl wissen, was Du anstellen müßtest, damit ich Dir böse sei! Basta! Alleinsein ist jetzt ein gefährliches Gift für Dich, daher wirst Du mich sobald nicht los, und sollte Dir Du mich auch in der Stille dafür zu allen Teufeln wünschen!“

„Das wäre nun für mich wirklich ein ungeheuer passender Wunsch!“

„Pardon! Du hast recht! Ich muß mir am Ende wirklich das Fluchen abgewöhnen — Mäuschen und Schwiegermama sind auch nicht entzückt davon. Hör', Mensch, die Schwiegermama hat mir gestern ein Cigarrenetui ihres Seligen geschenkt, echt vergoldet, von feinster Arbeit — feudal! Dieser gute Mann muß einen ausgesuchten Geschmack besessen haben, seine Witwe zeigte mir noch viel mehr solche feine Kostbarkeiten und ließ die angenehme Aussicht durchschimmern, daß ich allmählich die ganze Hinterlassenschaft antreten würde. Was sollte sie auch damit? In Ehren werde ich die Sachen schon halten — und sie kann sie ohnehin nicht brauchen, denn die wackere Dame raucht nicht.“

Unter solchem Geplauder führte Fritz den Vetter durch verschiedene Straßen, bis sie endlich vor einem hübschen, weißgetünchten House Halt machten, das neben einem Garteneingang mit der Inschrift „Gartenwirthschaft“ belegen war.

„Hier gehören wir her“ — der Lieutenant öffnete die hohe Gitterthür und steuerte geradeswegs auf eine schöne, schattige Baumgruppe los, unter welcher eine Anzahl gefällig gebauter Garten möbel stand. „Nun, verhält sich's nicht, wie ich Dir prophezeit hatte: leergebrannt ist die Stätte — da hinten wimmeln ein paar wohlbehäbte Formen herum, die gehen uns aber nicht das mindeste an. Zenzi — Zenzi — liebliche Maid! — Du mußt wissen, hier giebt's echtes Münchener Bier und echte Mädchen Mädchen in Riegelhauben dazu — angeuehm für Geschmack und Auge. Sieht Du, da ist sie!“

Ein zierliches junges Mädchen mit einem feinen Gesicht, dem das Riegelhäubchen allerliebst stand, kam auf Fritzens Ruf wie ein kluges Bachstelzchen einhergetrippelt und fragte mit einem Knix, was denn die Herren haben möchten.

„Zunächst eine Patschkand, Zenzi! Und dann bringst Du zwei Franziskanerbräu und ein paar Rettige — Radi, Du weißt's schon! — mit Salz und Butter — ich hab' einen rechtschaffenen Hunger!“

Im [illegible].

Nach einem [illegible]

Lichtdruck der Firma Wanderverlag Kunstverlag A.-G. in München.

dmann.

Jenzi knixte abermals und verschwand mit einem langen Seitenblick auf den schönen, blonden Mann, der weder Gruß noch Scherzwort für sie gehabt hatte.

„Das ahnungslose Wort Gottes! Jetzt thut er's der Kellnerin an, ohne seine Augen nur aufzuschlagen!“ dachte Fritz für sich und forderte seinen Gefährten auf, sich umzusehen und ihm zuzugeben, daß es hier wirklich hübsch sei.

Ja — Reginald sah sich um und gab es zu. Der sauber gepflegte Garten wies nichts von der üblichen Nüchternheit sonstiger Restaurationsschwpläße auf — es gab lieblich, versteckte Plätzchen in ihm, buschige Anlagen, saftiges Rasengrün und eine Fülle verschiedenfarbiger Rosen zwischen würzig duftenden Nelkenbeeten.

Ab und zu trat ein einzelner Gast durch das Gitterthor und ging an den beiden, die bei ihrem Bierkrug und Rettig saßen, vorüber tiefer in die Anlagen hinein. So auch jetzt eben wieder: ein hochgewachsener, vornehm aussehender Herr schlenderte, von einem wunderschönen Rassehund begleitet, gemächlichen Schrittes den Kiesweg entlang; er stutzte und blieb etwas unschlüssig stehen, als er die beiden Vettern unter den Ahorn- und Lindenbäumen gewahrte.

„Du, Regi,“ nannte der Lieutenant kaltig seinen Gefährten zu und erhob sich von seinem Sitz, „ist Dir's sehr peinlich, mit dem Professor Delmont zusammenzuwrallen? Wie der hierherkommt? 's hilft aber alles nichts, ich muß den Mann anreden, ich bin ein recht neulich in seinem Haus gewesen, und er machte den liebenswürdigsten Wirth, — das darf nicht ungerochen bleiben! Ergebenster Diener, verehrter Herr Professor! Welcher Wind weht Sie in diesen verborgenen Erdenwinkel?“

„Vermuthlich derselbe, der Sie hierhergetrieben hat!“ erwiderte der Angeredete freundlich, zog den Hut, schüttelte Fritzens dargereichte Hand fröstig und verneigte sich gegen den Prediger. „Durch Zufall habe ich diesen hübschen, stillen Garten entdeckt, in den man vor lästigem Lärm und Trubel sicher ist, und da meine Braut heute für den beabsichtigten Morgenspaziergang vor allerlei Ausstehenversorgen nicht zu haben war, so wußte ich nichts Besseres zu thun, als eben hierher zu kommen, weil mir zum Arbeiten die Stimmung fehlte.“

„Lange wird dies anmuthige Idyll hier nicht währen!“ sagte Fritz gedankenvoll und griff nach einer kleinen hellgrünen Raupe, die sich an einem langen Faden von der nächststehenden Linde herunterzugelassen hatte und sich dicht vor seinen Augen hin- und herschaukelte. „Andere Leute werden auch so klug sein, herauszufinden, daß sich's hier gut hausen läßt — und in kurzer Zeit wird man hier im Garten kein leeres Plätzchen mehr finden, das edle Bier wird getrunk werden, und aus dem lieblichen Naturkind Jenzi wird eine abgefeimte Bedienungsmamsell geworden sein!“

„Welch ein düsteres Meue Tekel!“ schob Delmont lächelnd ein.

„Glauben Sie's mir immer dreist, Herr Professor — in Wirthshausfragen bin ich Autorität — meine Berühmtheit auf diesem Gebiet dürfte freilich bedeutend geschmälert werden, wenn ich meinen Nacken unter das sanfte Joch der Ehe beuge! — Nun, Ego, alter Freund, kennst Du mich noch?“

Das schöne Thier bewegte den buschigen Schweif und sah mit seinen sprechenden Augen zu dem Lieutenant empor.

„Was er doch zu meinem Julchen sagen würde! In ihrer Art ist sie auch ein Original, sehr gelehrig und für Schmeicheln und Liebkosen geradezu erstaunlich begabt — 's ist eine Freude, mit Julchen auf die Jagd zu gehen — mehr mit ihr anzufangen als mit manchem Kameraden — in allem Ernst!“

Fritz sprach etwas gezwungen und lachte laut über seinen eigenen Witz; es war ihm peinlich, daß Reginald, sonst der formgewandteste Geutleman, mit keiner Silbe an dem Gespräch theilnahm, sondern stumm, mit niedergeschlagenen Augen, beiseite stand. „Was hat er denn nur?“ dachte der Offizier ungeduldig. „Früher oder später mußte er doch auf ein Zusammentreffen mit Delmont gefaßt sein, und er braucht es ihm wahrhaftig nicht mit dieser Gestissentlichkeit zu zeigen, daß er es nicht verwinden kann, von der schönen Annie um seinetwillen zurückgewiesen worden zu sein! Jetzt sieht er da wie der steinerne Gast und macht ein Gesicht, als wäre der Professor der leibhaftige Gottseibeiuns. Es bleibt mir nichts übrig, als Regi zu entschuldigen, zumal der Professor schon ganz auffallend zu ihm herüberblickt!“

In der That hafteten Delmonts große Augen mit befremdetem Forschen auf dem Antlitz des Gastlichen — auch ihn schien es unglaublich, daß Conventius, ein Aristokrat, ein Mann der großen Welt, der ihre Formen vollkommen beherrschte, drei auffallige Zurückhaltung zur Schau trug, weil er einen bescheidenen Nebenbuhler vor sich sah!

„Sie müssen gütigst meinen Vetter entschuldigen, er ist heute kein ganz normaler Mensch!“ begann Fritz und wedelte mit seinem Säbel. „Sie lesen wohl keine Zeitungen, Herr Professor?“

„Nur die Nachrichten über Kunst und Wissenschaft und das Allernothwendigste von Politik — anderes niemals!“

„Es kommt auch erst jetzt, nachdem alles vorüber ist, eine kurze Mittheilung in die öffentlichen Blätter — es handelt sich nämlich um einen Anarchisten und Mörder, der heute hingerichtet wurde und den mein Vetter in seiner Eigenschaft als Gefangenprediger —“

„Ich bitte Dich, Fritz,“ unterbrach ihn währenddem der Pfarrer von Sankt Lukas plötzlich mit offenbarer Unruhe und Aufregung, „was soll das alles?“ Bricht ab von diesem Thema, nenne keinen —“

„Aber was sieht Dich denn an?“ fiel ihm der Lieutenant ins Wort, nun auch seinerseits ärgerlich, daß Reginald ihm den einzigen Widerungsgrund seines „wirklich ganz unparlamentarischen Betragens“ nicht gestatten wollte, auszusprechen. „Du thust gerade, als sei das alles ein Staatsgeheimniß! Denn auch kann Professor Delmont, wenn er Lust dazu hat, den Namen in allen Abendzeitungen lesen. Also der Mann hat sich in verschiedenen großen Städten auch verschiedene Namen gegeben, einmal nannte er sich Heller, ein andermal Deals — sein eigentlicher Name aber ist Heinrich Schönfeld, und er stammt aus Hamburg!“

Hier hielt der Lieutenant inne und es wurde ihm schwer und unbehaglich zu Muth. Delmont war fahl im Gesicht geworden, hatte sich vorgebeugt und starrte mit einem Ausdruck banger Frage und unglaublichen Schreckens in Reginalds Antlitz — dies Antlitz aber war unplötzlich dunkel erröthet, bis unter die Haarwurzeln in Purpurgluth getaucht — die Augen blickten beharrlich gesenkt, der Athem des Mannes kam und ging rasch und hörbar. So wie der Pfarrer von Sankt Lukas da stand, ist er — nicht Delmont! — aus wie das verscheuchte Schuldbewußtsein!

Fritz sah von einem zum andern in der tiefen Stille, die seinen Worten gefolgt war; er wußte nicht, was er in dieser Verwirrung denken sollte — das eine fühlte er deutlich: hier lag irgendwo der Schlüssel zu Reginalds seit kurzem so auffällig verändertem Wesen. Was, ums Himmels willen, konnte ihm denn geschehen sein?

Da fühlte der Ulanenlieutenant mit einem Male eine Hand auf seiner Schulter, und er fuhr so heftig herum, als hätte ihr eine Natter gestochen.

„Wetter, Conventius, müssen Sie ein schlechtes Gewissen haben!“ rief Lieutenant Gründlich lachend und legte grüßend die Hand an die Mütze. „Verzeihen die Herren, daß ich Ihnen so ohne weiteres in Ihr tête-à-tête falle, ich hatte aber gern mit dem Kameraden Conventius ein Wörtchen unter vier Augen gewechselt — soviel kann ich ja verrathen: es handelt sich um das Fliegen zu Ehren unseres scheidenden Obersten. Zimmer voll, daß er geht, einen solchen Vorgesetzten konnen wir auf künftig nur abmalen! Ihr Vetter Fritz, Herr von Conventius hat von uns allen im Regiment entschieden den glücklichen Arrangirmuskel, eine beneidenswerthe Naturanlage, und ich bitte seine Bräutigamspflichten werden ihn nicht verhindern, uns seine Fähigkeiten bei dieser feierlichen Gelegenheit zur Verfügung zu stellen. Für die Herren hat dies natürlich gar kein Interesse. Sie entschuldigen es daher wohl, wenn ich Ihnen den lieben Jungen auf eine kurze Weile entführe! Einstweilen habe ich die Ehre — Also, Conventius, wir halten zunächst gedacht, um die Sache würdig einzuleiten . . .“

Damit faßte Gründlich seinen Kameraden unter den Arm und führte ihn, eifrig in ihn hineinredend, ein Stück weiter, einem kleinen, von Weidengebüsch umstandenen Weiher zu, neben welchem die beiden Offiziere, gänzlich außer Gehörweite und durch ein paar schlankaufgeschossene Birken auch den Blicken entzogen, stehen blieben.

Reginald von Conventius und Delmont standen einander allein gegenüber, — — beide wie von einem Bann umfangen —

regungslos. Der gesenkte Blick des Geistlichen hob sich, wie von einer fremden Gewalt gezwungen, und seine Augen, über denen es wie ein Flor lag, sahen in das entsetzte Gesicht des andern. Dann tastete Reginalds Hand unsicher nach seinem auf der Tischplatte liegenden Hut, und er machte eine Bewegung, als wollte er sich zum Gehen wenden.

Da hielt ihn Delmont zurück und fragte mit heiserer, stockender Stimme:

„Er hat Ihnen — hat Ihnen Beichte abgelegt?“ Und, da Reginald stumm blieb, drückte er die geballte Faust auf den Tisch und sagte gebieterisch: „Sie müssen mir das sagen — ich muß es wissen — vielmehr, ich weiß es schon — ich lese es Ihnen ja vom Gesicht herunter . . .“

Reginald wollte erwidern, aber er brachte kein einziges Wort heraus — was hätte er auch sagen sollen? Er wisse von nichts, Schönfeld habe ihm nicht gebeichtet? Eine offenbare Lüge — er — ein Geistlicher! Und Delmont würde sie ihm keine Minute lang geglaubt haben!

„Daß er meinen Namen ausgesprochen hat!“ vollendeten nach einer Weile flüsternd Delmonts Lippen.

„Er ist ihm wider Willen am Ende seiner Erzählung entschlüpft; er hatte keine Ahnung, daß ich Sie kannte!“ Reginald sprach mit großer Anstrengung.

„Ich glaube es! Er war mir ein treuer, ergebener Freund und ein Mann von Charakter, was auch das Leben und die Verhältnisse später aus ihm gemacht haben! Also hingerichtet!“ Ein Schauer fuhr ihm durch die Glieder. „Und er hat Ihnen alles gesagt — alles — wie es gekommen ist?“

„Ja!“

„Nun — und Sie?“

„Ich?“ Der Geistliche richtete sich straff empor. „Ich bin in einen schweren Konflikt mit mir selbst geraten — Sie werden sich vielleicht vorstellen können . . . nun, wie dem auch sei: ich habe beschlossen, zu schweigen. Hatten Sie es anders von mir erwartet?“

Ueber Delmonts Züge ging ein Zucken, als er stumm den Kopf schüttelte.

„Ein schwerer Entschluß!“ sagte er endlich wie für sich.

„Gott wird mir verzeihen — ich kann nicht anders handeln!“

„Das meinte ich jetzt nicht — ich dachte an mich selbst!“

„An Sie — warum — was —“

„An den Entschluß, den ich zu fassen habe!“

„Ums Himmels willen — Sie könnten — nur weil ich — Gott weiß es, ohne mein Zuthun! — Ihr Geheimniß erfuhr? Ich bin der einzige lebende Mensch, der darum weiß, und wenn ich Ihnen bei meinem Eid als Priester, bei meinem Wort als Mann, bei meiner Ehre schwöre, nie mit einem Hauch, nie mit einer Miene, gegen wen es auch sei —“

Delmont hob beschwichtigend die Hand.

„Dessen bedürfte es nicht — ein einfaches Wort von Ihnen würde mir genügen. Nicht Ihre Mitwisserschaft ist es“ . . . er schöpfte tief Athem — dann, nach einer langen Pause: „Es war eine That heißer, jugendlich zorniger Leidenschaft, und nach menschlichem Maßstab kann sie kaum noch an mir gestraft werden. Es war ein schlechter, bösartiger Mensch, gegen den ich meine Hand erhob — gleichviel — es war ein Mord! Glauben Sie, daß ein Mädchen, und wenn es einen Mann noch so innig liebt, ihm ruhig zum Altar folgen möchte, wenn es wüßte, dieser Mann hat gemordet?“

„Ich weiß es nicht! Wenn der Mann nicht den Muth hat, ihr, die sein Alles werden soll, sein besseres Ich, vertrauensvoll sein ganzes Leben klar zu legen, sich offen zu seiner Schuld zu bekennen —“

„Niemals!“ unterbrach Delmont den Redenden hastig. „Ich habe mit mir gekämpft, gerungen — umsonst! Ich weiß es, sie würde sich mit eiserner Kraft beherrschen, aber sie würde nie aufhören, innerlich vor mir zurückzuschaudern — sie — vor mir! Und so muß ich denn mein ganzes Lebensglück und das ihre, unsere Ehe und unsere Stellung vor der Welt auf einer Lüge aufbauen . . . oder . . .“ er vollendete nicht, aber er erbleichte bis in die Lippen hinein.

„Nicht so!“ sagte Reginald sanft. „Sie sind in Aufregung jetzt, und vor nichts es Ihnen verdenken? Aber ich bitte, bedenken Sie nur: bisher war Ihr Geheimniß im Besitz eines Menschen, bei dem Sie es sicher aufgehoben wußten; er ist jetzt todt, und das Geheimniß hat den Besitzer gewechselt, die Sicherheit aber ist genau dieselbe. Sie haben bisher oft mit Zweifeln und Bedenken gekämpft und manche schwere Stunde gehabt, ich glaube es Ihnen — Sie werden das auch in Zukunft müssen, es kann Ihnen nicht erspart bleiben — aber Ihre Lage hat sich in nichts geändert.“

Der Künstler lächelte bitter.

„Doch! Sie hat sich geändert! Der Verstorbene war mein Freund, er verdankte mir viel, er hing mit feuriger Liebe an mir — falsch und verächtlich hätte er an seinem liebsten und einzigen Jugendfreunde gehandelt, wenn er mich verrathen haben würde. Ihr Schweigen würde ein ebenso unverbrüchliches sein wie das seine, das weiß ich gewiß, es bedarf dazu keines Eides — was mich aber dort kann ängstigte, weil ich es unbedenklich als etwas Selbstverständliches entgegennahm, das würde mich hier zu Boden drücken. Ich dachte selten mehr an Schönfeld; ich hatte einmal flüchtig gehört, er habe sich in anarchistische Bestrebungen eingelassen, dann war seit langen Jahren alles über ihn verstummt, ich war auf Reisen, deutsche Zeitungen kamen mir selten zu Gesicht — ich dachte zuweilen, er müsse schon lange todt sein. Nicht, daß ich einen Mitwisser bei meiner That gehabt, beunruhigte mein Gewissen . . . die That selbst war es, die immer wieder in mir aufstand, mich marterte und peinigte, und niemals qualvoller, als wenn ich bei meiner Braut gewesen war. Mit tausend Stimmen schrie es in mir: wie darfst Du es wagen, dies ahnungslose, engelreine Geschöpf an Dein Herz zu drücken, und dist doch des Mordes schuldig? Nur in ihrer Nähe lassen die Furien mich los — mit hundertfacher Gewalt fallen sie mich an, wenn ich sie nicht bei mir habe! — Und jetzt — zu wissen, zu denken: der Mann, der ihrer unsagbar viel würdiger ist als du — der Mann, der sie liebt aus ganzer Seele, den sie wieder lieben würde, wäreſt du nicht — der ihr ein ungetrübt glückliches, sonnenhelles Los bereiten würde, wie es ihr, dem sonnigen Geschöpf, einzig zusäme . . . gerade dieser eine Mann, und kein anderer, weiß um deine dunkle That — er schweigt aus Seelengröße, aus Edelmuth — aber er weiß darum . . . und wenn er fortginge aus Deutschland, und wenn du selbst fliehen wolltest bis ans Ende der Welt: er weiß darum! — Glauben Sie nicht, daß ein solches Bewußtsein ein Leben, das ohnehin von Qual und Reue und Gewissenspein halb zerstört ist, unheilbar vergiften kann?“

Wieder ein tiefes, bedrücktes Schweigen. Nur ein kleiner Fink, der im Lindenwipfel sein Nest hat, sitzt auf einem schwankenden Zweiglein und schlägt aus heller Kehle in den schönen Sommertag hinein, und von fern hört man ein paar Kinder, die sich am andern Ende des Gartens haschen, lustig anlachen.

Endlich sagt Reginalds tiefe, sonore Stimme:

„Sie denken an sich selbst — Sie sprechen von sich selbst — aber sie — Annie!“

In den düstern Augen des Malers nachtet es, und seine Brust hebt sich wie im Krampf.

„Eben weil ich an sie denke . . .“ hebt er an, bricht aber plötzlich und unvermittelt ab.

„Sie hören noch von mir!“ Er greift nach Reginalds Hand, preßt sie, daß es schmerzt, und eilt hastig, ohne zu grüßen, ohne umzublicken, dem Ausgang zu. —

16.

„Ich möchte doch wissen, was das mit Karl ist!“ bemerkt Annie Gerold gedankenvoll und wickelt ein buntes Seidentüchlein, mit dem sie gerade ein stilvolles Muster in einen Tischläufer zu nähen begonnen hat, um ihre schönen Hände. „Du wirst nun sagen, Thea, daß ich Dir das im Laufe der letzten Tage mindestens schon hundertmal auszuhören gegeben habe, und daß es nichts weniger als geistreich ist, unaufhörlich über Dinge zu reden, über die man keine Gewalt hat und die nur aus eigener Machtvollkommenheit nicht wandeln kann — aber ich kann es nicht ändern!“

Nein, Thekla sagt nichts dergleichen. Sie sitzt in ihrem Lehnstuhl, hat heute einen ausnahmsweise guten Tag und fränkelt sich, daß das Vögelchen, so auserkoren zum Glück, nun schon mehrere schlechte Tage zu verzeichnen hat. Draußen fällt ein

regelrechter, gleichförmiger, ausdauernder Landregen, der Himmel ist mit einer Schicht von leidem Weißgrau überzogen, und aus den aufgesperrten Drachenmäulern an den Dachrinnen sprudelt es ohne Aufhören.

Thekla hat sich Kopf und Augen ein wenig müde gelesen und sitzt nun müßig da und sieht auf Annie. Ihr ist seltsam weich zu Sinn, schon seit längerer Zeit! Immer näher rückt nun die Frist, da man ihr den Augentrost, das Sommerlicht, das Herzblatt, das Vögelchen fortnehmen wird, und die „gelehrte Thekla Gerold“ findet, daß das ganze Arsenal der Kantschen, Fichteschen, Schopenhauerschen, Hartmannschen Philosophie, mit dem sie gegen sich selbst zu Felde zieht, nichts ausrichtet gegenüber dem bangen, unfaßlich trostlosen Gefühl, das sie jedesmal beschleicht, wenn sie es sich recht eindringlich sagt und vorstellt: ohne das Vögelchen! —

„Wann bekamst Du doch seinen Brief mit der Nachricht von der Reise?“ fragt sie, obgleich sie dies ganz genau weiß; sie weiß, Annie spricht am liebsten von ihm!

„Genau vor vier Tagen, am vierundzwanzigsten Juni, gegen Abend. Ich hatte ihn morgens fortgeschickt, weil ich unmöglich Zeit für ihn hatte, und wir hatten verabredet, er sollte am Abend kommen; statt seiner langte um sechs Uhr ein Zettel an, ganz eilig geschrieben, er müsse schleunigst verreisen, würde mir bald näheres melden. Bis jetzt warte ich noch darauf!“ Annies Stimmchen wurde etwas unsicher. „Es muß doch etwas Geschäftliches sein!“

„Selbstverständlich ist's das!“ schaltet Thekla ein.

„Ja — wenn ich nur wüßte, was! Er hat ja alles mit mir besprochen, ich weiß, was er fertig hat! Das Wüstenbild kann's nicht sein, das steht noch auf der Staffelei — aber freilich — einer kann es gesehen haben und wünscht, darüber zu unterhandeln — dann müßte doch aber der Kunsthändler hierherkommen, um mit Karl abzuschließen. Oder vielleicht das Nildelta — er hat schon so viele Angebote zurückgewiesen . . . reisen lassen will er das Bild nicht, zu Ausstellungen hat er's auch nicht schicken mögen, und die Galerien, die es kaufen wollten, waren ihm nicht bedeutend genug. Er ist ja ein berühmter Künstler und weiß selbst am besten, welchen Werth seine Bilder haben! Aber daß es so furchtbar eilte! Daß er nicht ein paar Minuten mehr fand, Lebewohl zu sagen!“

„Und er hat Dir wirklich das Ziel seiner Reise nicht genannt?“

„Aber Thea! Würde ich Dir das verschwiegen haben?“

„Nun — er hätte Dich ja darum bitten können, es mir zu verschweigen!“

„Dann würde ich Dir gesagt haben, daß er dies that! Nein, ich habe keine Ahnung, wo er geblieben sein kann!“

„Findest Du es nicht etwas sonderbar, Vögelchen, daß er Dir, seiner Braut, dies verschweigt?“

Noch vor zwei Tagen würde Annie dies nie und nimmer zugegeben und ihren Geliebten kräftig vertheidigt haben; aber zwischen vorgestern und heute lagen achtundvierzig Stunden voll bangen Wartens, voll multhsoser Gedanken, voll quälender Ungewißheit. Sie senkte daher jetzt das Köpfchen und sprach ein konfuses „Ja“.

„Möchtest Du einmal hierher zu mir kommen, Vögelchen?“ fragte Thekla sehr sanft.

Vögelchen kam. Es rückte sich den Schemel herbei und setzte sich so dicht als möglich neben Theklas Sessel, die Wange an Theklas Arm gelehnt. Es war lange her, seit sie diese Stellung zum letzten Male eingenommen hatte.

„Möchtest Du mir nicht vertrauen wie sonst immer? War nicht im Wesen Deines Verlobten zuweilen etwas, was Dir auffiel? Ich lade ihn ja nicht“ — Annie hatte eine abwehrende Bewegung gemacht — „ich frage Dich nur! Er liebt Dich über alles, das weiß ich — Du liebst ihn wieder — er ist ein hochberühmter, gefeierter Künstler, dem Gold, Ruhm und Ehren von allen Seiten zuströmen . . . wie geht es zu, mein Herz, daß er bei alledem nicht glücklicher ist? Hast Du nicht oft darüber nachgedacht?“

„Sehr oft — sehr oft!“ Annie versteckte ihr Gesicht an Theklas Arm und brach in Thränen aus.

„Vögelchen — mein liebes — mein Kind — weine nicht so, ich bitte Dich! Sieh, mir ist es aufgefallen, wie Dekmonts Gesicht oft einen so harten, fremden Ausdruck annahm, wie sein Augen sich verdüsterten, er immer wortkarger und finsterer wurde — es ist für mich ganz sonnenklar, daß ihn etwas drückt und enttäuscht Du keine Idee, was es sein könnte? Hat er Dir's niemals angedeutet?“

„Nein, niemals, Thea!“ Annie hob ihr Gesichtchen empor und wischte sich die Thränen aus den Wimpern. „Ich hab' es ein einziges Mal in letzter Zeit versucht, ihn zu fragen, ob diese düstern Stimmungen immer häufiger wurden — jetzt, da unsere Hochzeit so nahe ist!“ — aber er hat mir nichts sagen wollen. „Ich kann nicht!“ hat er ausgerufen, mit einem so gequälten Gesicht, daß ich mir innerlich Vorwürfe machte, mich meinem Vorsatz treu geblieben zu sein, nämlich, abzuwarten, ob ihm zu vertrauen in dem Gedanken, er müsse es am besten wissen, ob er mir etwas sagen könne oder verschweigen müsse! Hebwig Weyland sagte einmal, im Leben der Männer gebe es manchmal, was sie allenfalls ihren Frau, nie aber ihrer Braut anvertrauen würden. Daran habe ich immer denken müssen und mich damit zu trösten — es wollte aber nicht recht gehen!“

Thekla streichelte sanft Annies Haar. Sie litt nicht an Ahnungen wie Hedwig Weyland, aber sie sagte sich aus eigener Beobachtung jetzt zum hundertsten Mal innerlich, daß ihr Vöglein kein glückliches Los erwarte an der Seite dieses Mannes. Weder mußte Annie gerade ihn lieben? Wer ihr das hätte sagen können!

Es blieb lange still im Zimmer. Vor den Fenstern machte ein paar Spatzen mit verregnetem, gesträubten Gefieder einen schüchternen Versuch, zu zwitschern, gaben aber bei dem trostlosen Wetter diesen vorwegegen Gedanken alsbald wieder auf. Eintönig—eintönig plätscherte der Regen herab, die Luft war weich und schwer.

An der Hausthür klang das Glockenspiel. „Ich wollte, wir bekämen Besuch,“ dachte Thekla, „sei es nun schon, wer es sei, meinetwegen Hertha Kreutzer oder sonst eine von den jungen Zierälfchen — es wäre immerhin eine kleine Zerstreuung.“

Es kam kein Besuch, sondern Agathe mit einem Brief „Für Dich — Vögelchen, 's ist eine italienische Postmarke drauf! die kenne ich!“

Thekla sah, daß Annie jählings erblaßte beim Anblick des Briefes, sie winkte darum der Alten, die erwartungsvoll beim das Zimmer zu verlassen, und wandte sich selbst ihrem Buche zu, um anscheinend eifrig zu lesen. Annie war aufgesprungen und las ihren Brief in der Nähe des Fensters.

Thekla zwang sich gewaltsam dazu, ihre junge Schwester nicht zu beobachten; sie sah unausgesetzt in das Buch hinein, aber sie hatte keinen Schimmer von Verständniß für das, worauf ihre Augen ruhten.

Endlich drehte sich Annie vom Fenster weg und kam zu Thekla zu, und diese hob den Blick und sah in das ganze Gesicht, das todesblaß war und einen hilfosen Ausdruck zeigte.

„Lies Du, Thea — und sag' mir, ob das sein kann — wenn Du es begreifst, erklär' es mir — ich kann das so gar nicht verstehen!“

Sie griff sich mit beiden Händen an die Stirn — dann fiel der Brief in Theklas Schooß. Diese nahm ihn und faltete ihn auseinander; Annie setzte sich auf die Seitenlehne des Sessels, legte ihren Arm um Theklas Schulter und sah mit ihr in den Brief hinein. Er war aus Florenz datirt.

„Ich bin hierher gegangen, Annie — nicht, weil ich Geschäftliches hier zu thun habe, sondern weil ich gestüchtet bin vor Dir — ja, vor Dir — und auch vor mir selber!

In meinem Wesen ist Dir manches räthselhaft gewesen. Du weiß es genau, und das wäre geblieben — ich hätte Dir mein Inneres nie ganz erschließen können, auch wenn Du mein Weib geworden wärest. Das hätte die schönste Blüthe des ehelichen Glücks, das Vertrauen, im Keim erstickt, es hätte Dein sonniges Gemüth getrübt und Dich unsicher und unglücklich gemacht. Du sahst den dunklen Schatten jetzt schon, wie er schwer und erdrückend über mir hing . . . um wieviel mehr würdest Du ihn empfunden haben im engen Verkehr des ehelichen Zusammenlebens, dessen vornehmste Bedingung in dem Satz enthalten ist: was trifft — trifft beide! —

Es hätte beide getroffen, aber nicht in dem Sinn, in welchem dieser Satz gemeint ist! Oft schien es mir, als ob in Deiner Nähe alles Finstere von mir weiche, wie Nebel vor der Sonne

Zufeber.

1870 Nach einer Zeichnung von A. Zick. 111

fliehen, aber es schien auch nur so, denn in der letzten Zeit hat Dein klarer, liebevoller Blick, wie er in banger Frage auf mir ruhte, meine Qual noch verzehrt!

Um Gotteswillen, frage nicht — nein — ich mache es Dir unmöglich, daß Du fragst! Ich leide mehr, als ich sagen kann, und ich glaube nicht, daß ein Mensch auf dieser leiderfüllten Erde unglücklicher ist als ich. Die Verkörperung seines höchsten Ideals von Glück und Lebensfülle vor sich zu sehen, dicht vor sich — und zu wissen, es ist erreichbar — man darf nur den Muth haben, die Hand auszustrecken, es sich anzueignen, um überreich fürs ganze Leben zu sein — und nun sich unaufhörlich sagen zu müssen, du hast kein Recht darauf — Annie — kann es einen trostloseren Gedanken geben? —

Ich denke an Dich und an mich zugleich, wenn ich Dein Schicksal von dem meinigen löse; es hätte für mich keine Ruhe — keinen Frieden — nur ewige Angst — eine Seelenfolter, die mich das Leben nicht ertragen ließe, gebracht, — für Dich aber eine jährlich, täglich wachsende Pein — ein ruheloses Grübeln — ein Herr von qualenden Gedanken . . . die es das Los eines Wesens, dem ich ein Paradies auf Erden hätte bereiten wollen?

Versuch' es, mir zu verzeihen, daß ich in Dein Leben eingriff, daß ich die Kraft, die Selbstbeherrschung nicht besaß, Dir fern zu bleiben! Annie, mein Herz, verzeih' mir das! Ich blicke zurück auf eine Erinnerung, einen Liebestraum, so wonnig und schön, wie nur die Gottbegnadeten unter den Menschen ihn haben dürften — Dir stehe ich eine köstliche Spanne Glück und Freude, denn Dein treues zärtliches Herz wird lange um mich trauern und es schwer finden, mich zu vergessen, ich weiß es! Aber, glaube es mir, ich werde hart bestraft dafür, daß ich Dir dies angethan!

Und Du bist jung, bist vielseitig begabt und elastischen Geistes; Gottlob, für Dich wird die Zeit noch die große, allmächtige Trösterin sein, die sanft und unmerklich Dein wundes Herz zu heilen versteht. Für mich ist sie nur das Mittel, mehr und mehr aus einem Leben entrückt zu werden, das keine Sonne und keine Hoffnung mehr kennt.

Denke an mich als an einen unheilbar Kranken, dem nichts zu helfen imstande ist — selbst nicht Deine Sorge und Deine Liebe! —

Und versuche nicht, meine Spur zu entdecken, es wäre umsonst! Wenn Du diesen Brief erhältst, bin ich schon weit von dem Ort entfernt, an welchem ich ihn schrieb, und ich habe Sorge getragen, daß man mich nicht ausfindet. Ob ich später wieder arbeiten kann, weiß ich nicht — es ist wie eine tote Wüste in mir und um mich her! —

Wie ich Dir danke für alles, was Du mir gewesen bist, das vermag ich in Worten nicht auszudrücken. Mein ganzes Leben, Dir allein gewidmet, würde nicht ausgereicht haben, Dir dies zu beweisen. Ueberschwänglich reich hast Du mich gemacht, und daß ich nun so bettelarm dastehe, ist lediglich meine Schuld.

Ich werde mein Leben nie freiwillig von mir werfen, denn ich habe eine Schuld zu sühnen und will sie büßen, aber Du, Annie, sende, wenn Dir mein Andenken theuer ist, ein Gebet zu dem Gott, an den Du glaubst, empor, er möge mein Dasein bald auflösen in das große Nichts, das alles Lebende in sich aufnimmt!

Noch einmal twice ich im Geist zu Deinen Füßen, wie ich es im Leben so oft gethan habe, und sage Dir tausendfältigen Dank und flehe Verzeihung an für mich!

Karl Delmont."

Thekla hatte gelesen und bog den Kopf zurück; Annie war noch immer unerklärlich blaß und ihre Augen schimmerten.

„Träume ich das alles nur, Thea?" fragte sie endlich mit halber Stimme.

„Mein Kind — komm' hierher — so — blick' nicht so starr vor Dich hin — könntest Du nur weinen!"

Annie schüttelte den Kopf.

„Mir ist so, als hätte mir jemand das Herz in der Brust zerschlagen — und das hat Karl gethan, der mich so lieb hatte! Aber ich werde ja nicht daran zu Grunde gehen; gebrochene Herzen giebt es nicht mehr, sagen die Menschen!"

Sie nahm den Brief, legte ihn sorgfältig wieder zusammen und steckte ihn in den Umschlag, alles mit einer ganz unnatürlichen Ruhe, die Thekla je länger je mehr beängstigte. Dann stand sie auf und nahm ihre Arbeit fort, sammelte jedes verstreute Seidenfädchen auf, schob alle Haken des Etuis und trug es an seinen Platz. Endlich blieb sie mitten im Zimmer stehen und sah sich darin um.

„Wenn ich nur wüßte, was ich jetzt noch im Leben soll!" sagte sie halblaut vor sich hin.

Thekla biß die Zähne fest zusammen und senkte den Kopf tief auf ihre Brust. Sie wußte es ja so genau: der Schmerz ist immer selbstsüchtig, und die Jugend ist meist, ohne es zu wissen, hart — sie denkt an sich und schont nicht des andern! Aber des auch Annie so war, — ihr Kind — ihr Kleinod — das Wesen, das sie vom ersten Tage seines Daseins mit selbstloser Liebe und Sorgfalt behütet, das für sie, die arme Kranke, der einzige Zweck ihres Daseins gewesen war, und das nun sie fragte, was sie im Leben noch solle!! — —

Annies Blick war auf den Fensterscheiben haften geblieben, an denen der Regen niederrann. Dramßen standen die Bäume, die Blumen still, mit ergebungsvoll gesenkten Häuptern, wie gebadet in Thränen.

Lange starrte das junge Mädchen hinaus, endlich wandte sie sich mit einer müden Bewegung ab: dabei fiel ihr Blick gefällig auf Thekla, und sie sah, daß diese weinte!

Das hatte Annie noch nie gesehen bei der alternden, so ungewohnlich selbstbeherrschten Schwester, die alle „Empfindsamkeit" so herbe verspottete. Es mußte sie etwas hart angefaßt haben, daß ihr die Thränen kamen, — und diese Thränen hatte sie verschuldet, sie, Annie, mit ihren harten, herzlosen Worten! —

Und beim Anblick des Leidensgesichts, das von lebenslangen Qualen sprach, und der lautlos geweinten Thränen, die um Annies willen flossen, schmolz auch die Rinde um das junge Menschenherz, das seinen ersten großen Schmerz erfahren hatte, und Annie schluchzte auf: „Thea — ach, Thea, verzeih' mir! Weine nicht! Ich bin schlecht gewesen, aber ich bin so unglücklich!" Und sie weinte, als sollte ihr das Herz brechen! — —

17.

Der Herbst war dahin — und ein rauher, stürmischer, böser Herbst war's gewesen, der dem lachenden Sommer gefolgt war . . . jetzt zog der Winter in das Land — ein weißer, lautloser Gast.

Die alten Leute in F. sagten es immer wieder, sie kannten kein so ähnlichen Winters entsinnen — es schneite und schneite ohne Unterlaß, sacht und still, vom Morgen bis zum Abend, und wenn die Arbeiter sich tagüber müde geschaufelt und die Straßen einigermaßen frei gemacht hatten, dann schneite es leise und unaufhaltsam über Nacht weiter, und die Mühe begann von neuem. An den Häusern thürmten sich die Schneewälle immer höher empor, obgleich lange Wagenreihen ununterbrochen hin- und herfuhren, die Schneemassen fortzuschaffen. Wind gab es keinen; die Flocken schwirrten so ruhig vom gleichmäßig grau in grau getönten Himmel herab, als sollte das so fortgehen bis ans Ende aller Tage. Die Leute, die im Erdgeschoß wohnten, sahen nichts als Schneeberge vor sich, die täglich anwuchsen: man fragte einander unsonst, wo das eigentlich hinauswollte, und nur die Kinder waren vergnügt, schrieen, lachten und schneeballten und verlachten oft bis an die Brust in den leuchtend weißen lockern Massen.

Trotz des Schnees begann man dennoch, Gesellschaften zu geben. Die bekannten gastlichen Häuser thaten ihre Pforten auf — Diners, Soupers, große Routs, musikalische Abendunterhaltungen, Bälle — jeder Tag hatte ein anderes vergnügtes Gesicht. Die jungen Damen hatten sich nun in die Ulanen gefunden und die Dragoner fast ganz vergessen — nun, die Ulanen waren in der That entzückend, und einer von ihnen, dieser prachtvolle Lieutenant von Conventius, hatte inzwischen seine blonde Hedwig heimgeführt und machte ein famoses Haus; auch Thor von Hammerstein, Parsifal genannt, hatte sich vertobt, und zwar mit Bertha Krueger, die kein Hehl daraus machte, daß sie eigentlich lieber einen andern gehabt hätte (ebenso, wie ihr Verlobter lieber eine andere gehabt hatte, seufzen die boshaften „Freundinnen" in der Stille dazu), indessen es ginge nicht immer im Leben so, wie man wollte, und ihr Erwählter war sehr verliebt und sehr wohlhabend, und der Berthas exzentren Blicken gauklerten die schönsten Zukunftsträume von kostbaren Toiletten und endlosem Vergnügen.

Aber — aber! Es gab viele Unzufriedene in diesem überreichen Winter! Zumeist waren sie männlichen Geschlechts — doch liefen auch viele weibliche mit unter. Der „Stern" der letzten Saison, die Perle unter den jungen Damen, Annie Gerlit,

fehlte — saß ruhig daheim bei ihrer kranken Schwester und flickerte und nähte und strickte für die Armen und zeigte ihr liebliches Gesichtchen selten bei ihren Freunden, selten auch auf der Straße, denn sie erging sich am liebsten in ihrem Garten, in welchem sie stundenlang auf und ab wandern konnte, mit ernsten, dunkeln, schwermüthigen Augen vor sich hinsehend.

Niemand wußte recht zu sagen, weshalb Annies Verlobung aufgelöst worden sei und wer von den beiden, die ein so übergückliches Paar geschienen hatten, sie gelöst haben könnte! Annie hatte zu Hedwig Weyland nur gesagt: „Es ist alles zu Ende! Frag' mich nicht, wenn Du mich lieb hast!“ Nun, Frau Hedwig hatte sie lieb und triumphirte gar nicht, daß ihre Ahnungen wieder einmal eingetroffen waren — sie fragte wirklich niemals, kam aber sehr oft, Annie zu besuchen, und weinte im stillen manche Thräne um das zerschlagene Lebensglück ihres Lieblings. Durch sie hatte sich das Gerücht verbreitet, Delmont sei unheilbar krank gewesen und habe es darum nicht über sich gewonnen, Annies Leben an das seine zu ketten. Man fand es sehr unrecht von ihm, daß er sich, wenn er seinen hoffnungslosen Zustand kannte, überhaupt mit Annie verlobt habe — aber man bemitleidete das junge Mädchen allgemein und verschonte es mit lästigen Fragen.

Das letztere war es, was Frau Weyland gewollt hatte. Diese und die kleine Frau von Conventius besuchten Annie am häufigsten, ohne auf Gegenbesuche zu rechnen, ohne überhaupt von ihr irgend etwas zu verlangen. Sie thaten das, was echte Freundinnen immer thun sollten; sie gaben, ohne je zu fragen: wann bekomme ich etwas wieder? —

Die Herren also waren entzückt, daß ihnen eine Tänzerin und Gesellschafterin wie Annie Gerold schlte, und mancher kräftige Fluch über den „verdammten Kerl, den Maler“, kam von den bärtigen Lippen der Akaueuoffiziere, nicht zum wenigsten von denen des Lieutenants von Conventius, der an Delmonts unheilbare Krankheit durchaus nicht glauben wollte. „Der Mensch sah so gesund aus wie ich und Du!“ pflegte er zu seiner rosigen kleinen Frau zu sagen. „Und wenn ich an sein Gesicht und an das von Regi denke, damals im Münchener Biergarten — und ich denke oft daran! — dann könnte ich meinen Kopf drum wetten, daß hier ein Geheimniß sitzt — mir daß ich nicht sagen kann, wo! Und Du kannst's auch nicht, Mäuschen — was?“

Nein — Mäuschen konnte es auch nicht! — —

Unter den Damen gab es ebenfalls zahlreiche mißvergnügte Elemente. Man ging so fleißig zur Kirche und erbaute sich wirklich an den guten Predigten und sammelte für die Armen eines ganz besondern Sprengels und trug dem Geistlichen dieses Sprengels namhafte Summen ins Haus — und hatte keine Annie Gerold mehr zu fürchten, die besagter Geistlicher früher offenbar ans gezeichnet hatte, die er aber jetzt nie mehr wiedersah . . . und trotz alledem blieb dieser wunderliche Heilige, der Pfarrer von Sankt Lukas, wie von Stein! Er nahm sehr selten eine Einladung an, schaute ungerührt in all' die fromm aufgeschlagenen, thränenfeuchten Augen und bewegten Mienen, hörte all' die Bekenntnisse und Aengste schöner Seelen ruhig mit an und tröstete sie auf die unpersönlichste Art und Weise, die sich denken ließ — hielt die hilfbereiten zarten Händchen nicht eine Sekunde länger fest, als die nothwendigste Höflichkeit erheischte, und strich die Summen für die hungernde Armuth dankend ein, ohne anscheinend zu ahnen, daß die edlen Spenderinnen hierbei noch einen profanen Nebengedanken haben könnten!

Dabei verschönte sich der Mann von Mal zu Mal, und seine Reden wurden immer inniger und tiefer, so daß die Gläubigen Sturm liefen zur St. Lukaskirche. Offenbar glaubte Pfarrer von Conventius jedes Wort, das er sagte, — und schon diese Thatsache allein, abgesehen von seinem Aeußern, seiner Herkunft und seinem gewinnenden Wesen, eroberte ihm viele Herzen, denn das fühlt die Menge von selbst, wenn ein Geistlicher aus der Tiefe seiner Ueberzeugung redet.

Langsam, langsam ging der Winter hin, und nicht wie im Jahr zuvor kam der Frühling schon im März — er trieb diesmal auf sich warten, er ließ sich bitten und herbeirufen von aller Welt und kämpfte sich endlich verstohlen zwischen allem Schneewirbel und Nebelgewölk hindurch — Gottlob, nun war er da!!

Und als es Frühling geworden war, ging Annie Gerold mit dem Westländischen Ehepaar nach Italien.

Den ganzen Winter hindurch hatte Thekla die junge Schwester zu überreden gesucht: „Thu' es!“ Und immer hatte Annie geantwortet: „Laß' mich doch hier! Ich möchte bei Dir bleiben!“

Aber Thekla dachte an das Sprichwort von steten Tropfen, der den Stein höhlt, und sie kam beharrlich wieder mit ihrem Vorschlag, den Frau Westland mit eifrigen Bitten unterstützte, bis Annie endlich mit einem etwas ungeduldigen: „In Gottes Namen denn — ja!“ ihre Einwilligung gab.

Die Reisevorbereitungen waren getroffen, die Koffer gepackt, die Abschiedsbesuche erledigt, morgen früh sollte es fortgehen. In ihrem gemüthlichen Wohnzimmer saßen die Schwestern abends bei der Lampe zusammen. Thekla hielt ihren geliebten Fichte in der Hand und las Annie daraus vor.

„Hieraus erfleht Du,“ sagte sie und ließ das Buch sinken, „was Fichte mit seiner Lehre des wetterschaffenden und weltbeherrschenden Ichs meint: die innere Kraft des freibenden Ichs sei die Einbildungskraft, und von der schöpferischen Einbildungskraft gehe die ganze Wirksamkeit des Menschengeistes aus!“

„Wer nun aber über seine schöpferische Einbildungskraft verfügt?“ warf Annie ein.

„Der kann auch nicht wirksam sein!“ lautete Theklas Antwort. „Wie zum Beispiel ich! Ich komme mir in meinem Innern so alt und zerbrochen vor — wo sollte ich wohl jetzt und jemals überhaupt schöpferische Einbildungskraft hernehmen?“

„Die hast Du stets in Dir gehabt, mein Vögelchen, obgleich Du nie Lieder komponirt, Statuen gemeißelt oder Dramen geschrieben hast — schöpferische Einbildungskraft steckt eben in jedem mit Phantasie begabten Menschen, und reicher ist selten jemand an Phantasie gewesen als gerade Du. Auch jetzt ist diese Schöpferkraft keineswegs todt in Dir, wie Du annimmst, nur matt und unlustig — sie wähnt sich vernichtet, ist es aber nicht — und wenn sie allgemach zu erwachen, ihre Flügel zu regen beginnt, so wirst Du zuerst erstaunt sein, dann unwillig, wie das möglich sei, Du wirst Dich dagegen wehren . . . aber, Liebling, Du wirst es nicht hindern können!“

„Meinst Du, Theo?“ fragte Annie gedankenvoll. „Du hast so oft recht in dem, was Du sagst, und Du kennst mich besser als irgend jemand, vielleicht besser, als ich mich selbst kenne . . . aber ich weiß nicht, ob Dein Scharfblick Dich nicht diesmal doch täuscht. Wäre mir mein Liebster gestorben, dann wäre es doch anders — der Tod ist der unerbittlichste Abschluß von allem, was Hoffnung und Sehnsucht heißt. Ich aber — ich hoffe freilich nichts mehr, ich weiß es ja genau, es ist vorbei für immer . . . aber oft habe ich das Gefühl, als müßte mich die Sehnsucht tödten!“

Mit einem Gefühl heißen Schreckens blickte Thekla in Annies Antlitz. Das junge Wesen hatte sich so tapfer beherrscht, war äußerlich so unverändert, daß die ältere Schwester schon heimlich den segensreichen Einfluß der mächtigen Bundesgenossin, der Zeit, zu spüren gemeint hatte. Irrthum! Und Thekla wußte Annie recht geben: die Beendigung ihres Liebesglückes hatte etwas Gewaltsames, Unnatürliches gehabt; alles war zu Ende, aber es hatte kein ertönender Accord dabei mitgeklungen, mit einer schrillen Dissonanz war es vorbei gewesen. Einen Todten kann man heiß beweinen, man soll ihm alles verzeihen; in dem Schmerz um einen lebendig Todten kann die trauernde Seele keine Ruhe finden! —

Die Reise — die Reise! Andere Menschen — täglich wechselnde Bilder, herrliche Kunstschätze, überschwänglich schöne Naturgenüsse — dazu Annies empfängliche Seele, ihre lebhafte, rasche Auffassung . . . Tausenden ist schon auf diese Weise das wunde Herz geheilt worden, Tausenden wird es noch geheilt werden. Thekla hielt Annies Hand, die schöne Hand, die Karl Delmont so zahllose Male geküßt und bewundert hatte, still in ihren beiden Händen und sah liebevoll in das liebliche Gesicht mit den großen, schmachtigen Augen. — — — —

* * *

Etwa acht Wochen später war's und in Bellaggio am Comersee. Dorthin war das Westländische Ehepaar mit Annie Gerold vor der Hitze, die in Italien zu herrschen begann, geflüchtet, und nun saßen sie von dem Balkon ihres herrlich gelegenen Hotels einen Sonnenuntergang mit an, der die Berge in Feuer-

flammen badete und den Spiegel des herrlichen Sees in ein Goldmeer verwandelte.

In Annies Augen schwamm ein träumerischer Glanz, wie ihn Hedwig Weyland, die sein beobachtende Freundin, gar nicht liebte. Wenn Annie so aussah wie jetzt; dann gingen ihre Gedanken verbotene Wege, das war sicher, — und sie war in der letzten Zeit so heiter und vergnügt gewesen, daß das Ehepaar sich miteinander von Herzen dessen gefreut hatte. Sie sagte nicht mehr zu allem „Ja", was man ihr vorschlug, sie fand nicht alles gut und schön, wie Weylands es wollten, — sie hatte ihre eigenen Ideen, dachte sich dies und jenes aus und zeigte deutlich, daß sie wieder einen Willen besaß . . . ein überaus günstiges Zeichen, wie Frau Hedwig immer wieder gegen ihren Robert betonte.

Jetzt aber dieser weltentrückte Blick, — es wurde Frau Weyland eigenthümlich beklommen ums Herz. Doch nicht wieder Ahnungen? Ums Himmelswillen! Daß nur Robert nichts merkte! Sie sah ihn heimlich von der Seite an: nein, er merkte gar nichts, er zog seine Uhr und wunderte sich, warum der Kellner die Zeitungen nicht bringe, die Post müsse doch längst angekommen sein!

Nach einer kleinen Weile trat der Erwartete durch die Glasthür und legte ein ganzes Packet des gewünschten Lesestoffs vor Herrn Weyland hin, deutsche, französische, italienische Blätter, alles durcheinander.

„Bitte, meine Damen!" Weyland hielt seiner Gattin und Annie die Zeitungen zur Auswahl hin.

„Wie galant er sich ausstellt!" lachte Hedwig. „Als wenn wir nicht genau wüßten, daß er die deutschen Blätter für sich beanspruchen und stillschweigend voraussetzt, wir würden, mit Rücksicht auf ihn, die ausländischen für uns nehmen — nicht wahr, Annie?"

„Es ist ein feines Kompliment für Euch darin enthalten," behauptete Herr Weyland mit großem Ernst, indem er ohne weiteres die „Allgemeine Zeitung" auseinanderfaltete — „Ihr seid als kluge und gebildete Damen der verschiedensten Idiome mächtig, ich gewöhnliche Kaufmannsseele aber verstehe nur das mütterliche Deutsch, allenfalls noch englisch — weiter schreibt Paulus nichts!"

Damit vertiefte er sich in sein Blatt, um, nach einigen Minuten schon, eine seltsame Unruhe blicken zu lassen. Er sah sichtlich betroffen aus, känsperte sich leicht, starrte befremdet seine Frau an, um ihren Blick auf sich zu lenken, rückte mit dem Stuhl hin und her, knisterte mit der Zeitung, — umsonst! Hedwig war ganz versteift in ihre Lektüre, Annie gleichfalls — nun, das traf sich günstig, aber seine Frau! Sie wollte ja immer so feinfühlend und ahnungsvoll sein — warum war sie es denn in diesem Augenblick nicht, da die Gelegenheit es so gebieterisch erforderte?

Endlich hatte Herr Weyland unter dem Tisch den Fuß seiner Frau gefunden, und er trat ihr heimlich darauf, so daß sie sich umwandte und ihn ansah. Endlich! Er winkte mit den Augen nach Annie hinüber und lächelt der Gattin möglichst unauffällig die Zeitung hin — sie sollte lesen.

Es dauerte eine Weile, ehe Frau Weyland das fand, was ihres Mannes Aufmerksamkeit erregt hatte. Endlich traf ihr Blick darauf — eine Notiz unter „Verschiedenes" war's:

„In Calcutta ist am achtzehnten Juni, kurz nach seiner Ankunft, der berühmte Porträt- und Landschaftsmaler Karl Telmont am gelben Fieber gestorben."

In Hedwigs Hand bebte das Blatt und sie warf einen besorgten Seitenblick auf Annie, die sich in den französischen „Moniteur" vertieft hatte. Wie, wenn jene Nachricht auch in diesem Blatt zu lesen stand, wie es die größte Wahrscheinlichkeit war?

Die beiden Gatten wußten nichts besseres, als einander sorgenvoll anzusehen — verstohlen natürlich, damit Annie es nicht merke. Sie wußten beide nicht, was sie thun sollten — wenn Annie nun auch in ihrem Blatt die Nachricht fand . . . was würde werden? Und wenn sie dieselbe nicht fand . . . waren in dem Fall nicht sie, Weylands, verpflichtet, ihr die Trauerbotschaft mitzutheilen? —

Auf dem Balkon, der ihnen zunächst lag — das große Hotel besaß deren mehrere — ging es lebhaft und lustig her. Man unterschied deutlich die verschiedenen Stimmen — helle, hohe Kinderlaute, dazwischen einen väterlichen Baß und ein weiches, verschleiertes Frauenorgan, abwechselnd mit einer sonoren Männerstimme — die beiden letzten sicher einem Brautpaar zugehörig, denn der tiefe Baß warnte ein paarmal nachdrücklich: „Alma, verwöhnen Sie uns das Kind nicht so sehr!" Dann bewunderte wieder jemand den herrlichen Sonnenuntergang, und ein Paar zu einem gemeinsamen Ausflug für den nächsten Tag wurde besprochen: die Kinder jubelten laut darüber und versprachen, sehr artig zu sein, wenn man sie mitnehme. Frau Hedwig hörte mit halbem Ohr hinüber, ohne einen Augenblick den Gedanken an ihre junge Freundin aufzugeben.

Plötzlich bemerkte sie, wie das Zeitungsblatt in Annies Hand seltsam raschelte und bebte — sie hog sich ein wenig vor: Annie starrte mit weitoffenen Augen in das Blatt, als ob sie ihren Sinnen nicht traue, dann ließ sie es langsam sinken, und Frau Hedwig sprang auf und legte den Arm um sie.

Aber Annie war zu jung und zu gesund, um ohnmächtig zu werden. Sie blieb bei wachen Sinnen, sah das Abendgold auf den Bergen verglühen und im Wasser zittern, gewahrte die besorgten Gesichter ihrer Freunde, wie sie sich über sie neigten, und hörte deutlich den Ton einer Zither, die drunten im Hotelgarten jemand sehr kunstfertig zu spielen begann. Eine wehmüthig süße einfache Volksmelodie war's, und der rührende Ton der Zither machte, daß es wie das Schlußzeichen eines zum Tode betrübten Menschen klang.

„Annie — liebes, liebes Herz — Du hast gelesen —"

Sie nickte nur und blieb stumm und regungslos sitzen wie zuvor.

Auch die Freunde schwiegen — was hatten sie sagen sollen? —

Nebenbei auf dem Balkon war alles still — sie hörten die Zither zu, die ihr trauriges Lied zu Ende klagte. Als der letzte Ton verhallt war, da war auch die Farbenpracht am Himmel und im See dahin — hier wie dort schwamm nur noch ein fahler, rosiger Abglanz der verschwundenen Herrlichkeit. Und durch die tiefe Stille hörte man deutlich eine Stimme von drüben herüber sagen: „Heut' haben wir Sonnenwende!" —

18.

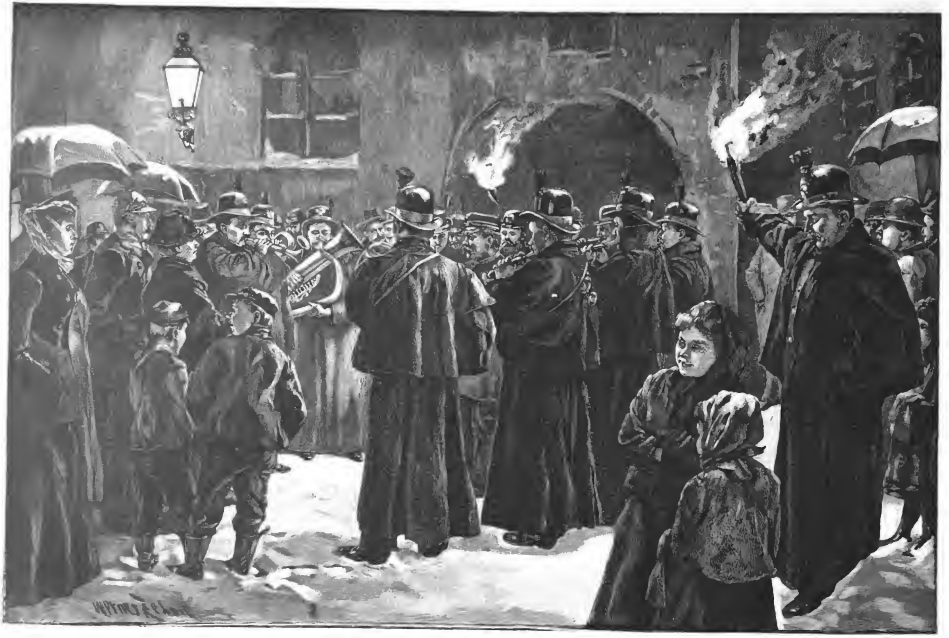
„Es ist nicht wahr, daß man im frühen Alter kaum tiefer, dauernden Freundschaften mehr schließt, es kommt hier wie überall auf die Persönlichkeiten an. Alte Freunde können uns oft wenn selbige, ungewöhnliche Verhältnisse an sie herantreten, ganz fremd erscheinen — und neue Freunde werden uns zu weilen so rasch vertraut, daß wir immer wieder verwundert nachsinnen müssen, ob es wirklich erst eine so kurze Spanne Zeit her ist, seit wir sie kennen!"

Thekla Gerold war's, die diese Betrachtungen anstellte, und sie that dies offenbar viel weniger darum, um denjenigen, der ihr zuhörte und auf den sich ihr ganzer Ausdruck bezog, eine Freude zu bereiten, als um sich selbst ihre Ideen darzulegen — „laut vorzudemonstriren", wie sie das nannte.

Der ihr gegenüberfaß und den dies Bekenntniß galt, war Reginald von Conventius, der Pfarrer von Sankt Lukas.

Es war ein der Dauer nach kurzes, aber sehr festes, innige Freundschaftsband, das diese beiden Menschen vereinigte. Als Annie mit Weylands abgereist war, da hatte Reginald daheim seinen Vetter Fritz, wie einsam Thekla jetzt sei. Zwei alte, erprobte Freunde ihres verstorbenen Vaters, die sie sehr lieb hatte und die viel um sie gewesen waren, hatte der Tod im letzten Winter abgerufen, ein dritter war von F. fort zu seinen neu heirathetten Kindern gezogen, ein vierter bettlägerig krank. Diese vier alten Freunde einer schönen, vergangenen Zeit entbehrte sie schwer — Fritz von Conventius mit seiner jungen Frau zeigte sich wohl dann und wann bei Thekla, aber das lebensfrische Paar war sehr begehrt, seine Zeit immer knapp, und die vielen andern Besucher des Geroldschen Hauses waren alle nur Annies wegen gekommen; sie begnügten sich, Thekla einen Visitenbesuch abzustatten, und das war alles.

Bücher sind eine gute Gesellschaft, und die „gelehrte Thekla Gerold" war die letzte, die das jemals unterschätzte — aber nur auf Bücher angewiesen sein, wenn man noch ein Herz hat, vollends ein solches, das durch eine junge, liebreizende Schwester gehörig verwöhnt war, ist doch nur ein einseitiger Genuß, und so fand Fritz denn, als er die kranke Dame wieder einmal



Das Neujahrsblasen der Berliner Postillone.
Nach einer Zeichnung von Werner Zehme.

besuchte, einen so traurigen Ausdruck in ihren Augen, eine so trübe Stimmung in ihrem Gemüth, daß es ihn in seinem guten Herzen bekümmerte und er sich zu seinem Vetter Reginald darüber aussprach.

„Siehst Du, Regi, sie dauert mich mehr, als ich es sagen kann, und ich gäbe wer weiß was drum, ihr zu helfen. Da sitzt nun das arme Geschöpf und sehnt sich nach der Schwester und hat, außer Lumpechris, die zwar bieder, aber doch nur mit Bildung schwach behaftet sind, keine menschliche Seele, die sich seiner annimmt. Das Mäuschen und ich haben den besten Willen, aber weiß der Kuckuck, 's will sich gar nicht recht thun! Dabei ist sie wirklich eine bedeutende und herzensgute Person, die Thekla!"

Darauf hatte Reginald ihn mit seinen schönen, ernsten Augen angesehen und gesagt: „Was meinst Du, Fritz — ob ich einmal zu ihr hingehen könnte?"

Der Alan hatte den Vetter darauf feurig umarmt und gerufen: „Ja — dreimal ja, Du Prachtkerl!"

Und Reginald war hingegangen. —

Von jenem Tage schrieb sich die Freundschaft der beiden. Sie verstanden einander in der That wunderbar, der stäubige Diener Gottes und der Freigeist. Das rein menschliche Element war es, was hier den Sieg behielt — und dann vereinte sie beide ein Gefühl, das stärkste, das jedes von ihnen hatte! Es dauerte nicht lange, da wußte es Thekla, ohne daß Reginald es ihr in klaren Worten gesagt hatte, daß er Annie noch wie vor mehr liebe als alles in der Welt — und er fühlte es heraus, gleichfalls ohne daß sie es ihm eingestand, daß sie ihm ihr Kind am liebsten gegönnt hatte. Das war die Brücke, auf der sie sich trafen, das war der Hintergrund aller ihrer Gespräche: Annie! Thekla tas ihm aus Annies Briefen vor, sie berichtete von ihrer Stimmung während des Herbstes und Winters, sie theilte ihm die Beobachtungen mit, die sie während Annies kurzer Brautzeit gemacht hatte — nichts verschwieg sie ihm . . . und wiederum war Thekla der einzige Mensch, dem Reginald das Geständniß machte, er wisse um die Ursache von Delmonts verstörtem Wesen und um die innere Gewalt, die ihn gezwungen habe, sein Verlöbniß zu lösen, wenn er auch nie den Schein dieses Geheimnisses tuschen dürfe.

Thekla rechnete sich mit ihrem scharfen Geist etwas heraus, was der Wahrheit ziemlich nahe kam; sie hütete sich aber, mit Fragen oder Anspielungen in Conventius zu dringen; dazu war er ihr zu werth, hielt sie ihn zu hoch.

Die Nachricht von Delmonts Tod, die durch alle namhaften Zeitungen ging, hatte selbstverständlich auch ihren Weg nach F. gefunden — aber die beiden Freunde hatten nur die Thatsache erwähnt und alles weitere unberührt gelassen. Auch Annie hatte ihrer Schwester kein Wort von ihrem Empfinden geschrieben, nur den Wunsch ausgesprochen, bald heimzukehren, da sie sich nach Thekla sehne.

Heute war der fünfzehnte August, auf den folgenden Tag erwartete man Annies Heimkehr.

Reginald hatte mit Lumprechts Hilfe Thyllas Rothkuhl in den Garten gebracht, und hier saß sie nun mitten im Grünen, von Schmetterlingen umspielt, von Bienen umsummt, und sprach ihre Ansichten über alle und neue Freundschaften aus.

„Unser Berkshe wird mir recht fehlen!" schloß sie seufzend.

„Mir auch, liebe Freundin!"

„Aber ich sehe nicht ein — bestehen Sie wirklich in allem Ernst darauf, sich nie mehr bei mir sehen zu lassen, sobald Annie hier ist?"

„In allem Ernst — und mit Recht! Mein Erscheinen hätte für Ihre Schwester nur eine Bedeutung, nämlich die, ich wolle mich aufs neue um sie bewerben! Und dazu wäre wahrlich der Zeitpunkt jetzt schlecht gewählt!"

Thekla nickte ihm zu und hielt ihm ihre Hand hin.

„Es ist das Richtige so! Aber Sie haben mich sehr verwohnt — ich werde schwer ohne Sie fertig werden!"

„Sie bekommen ja den schönsten Ersatz — mein, das nicht! Gsaß im vollsten Sinne des Wortes giebt es ja nicht, darüber sind wir beide einig! Aber es ist ja mehr als das! Ihr Liebstes kehrt Ihnen zurück — und ich — ich darf Ihnen manchmal schreiben — ja? —"

„Gewiß! Und ich werde Ihnen manchmal antworten. Ein kläglicher Ersatz — das ist das Wort schon wieder! Nun, wir kommt denn da?"

Durch den Gartensaal eilte es auf leichten Füßen, hindurch die offenstehende Glasthür, die Stufen herab — eine helle, schlanke Gestalt, den Schleier zurückgeworfen. Die Augen voll Thränen.

„Thea! Liebste! Wieder bei Dir!"

Reginald war emporgesprungen, peinlichste Ueberraschung in den Mienen. Heute schon! Er griff verwirrt nach seinem Hut, wollte sich unbemerkt zurückziehen —

Da richtete Annie sich auf aus Theklas Armen, blickte verwirrt, und hielt ihm die Hand hin.

„Herr von Conventius! Wie danke ich Ihnen Ihre Freundschaft für meine Schwester!"

„Die findet ihren Dank in sich!" gab er zurück. Er hatte sich rasch gefaßt, streifte die schöne Hand flüchtig mit den Lippen und wandte sich zum Gehen. „Verzeihen Sie mein Fräulein Gerold, Ihre Schwester erwartete Sie seit morgen!

„Ich hatte zu große Sehnsucht — ich hielt den Abstand in München nicht aus, wie ich mir's vorgenommen hatte, sondern reiste geradeswegs hierher. Ach — daheim — wieder daheim!"

Sie sah sich in dem sonnigen, grünen Garten um und drückte Theklas Haupt an ihre Brust.

„Mir will scheinen, Du siehst wohler aus, als da ich Dich verließ!"

Thekla blickte auf Conventius.

„Ich habe einen sehr gediegen guten Freund und Tröster gefunden!" entgegnete sie; und leiser setzte sie hinzu: „Sieh nur will er gehen — und nicht mehr wiederkommen. Willst Du ihn nicht bitten, Annie, daß er es dennoch thut?"

Ein leises Erröthen stieg in Annies Gesicht, aber sie wandte sich, ohne zu zögern, zu ihm und sagte: „Ich bitte — kommen Sie wieder!" — —

Er kam — zuerst sehr selten nur und als Theklas einzelner Freund — dann häufiger — auch als Annies Freund, ihr Berather und Helfer im Wohlthun. — Aber mit einundzwanzig Jahren kann man nicht nur selbstlos in andern aufgehen — und die Stürme, die nun diese gesegnete Zeit dahertrauben, die bringen ein Menschenkind wohl schwer daniedet, aber sie knicken und vernichten es nicht ganz. — Und der Thau kommt und der Regen — und dann fängt es an, sind zu wehen, und die Sonne brennt durch! —

Ein wenig stiller, ein wenig ernster, aber unendlich tief reizend und in tiefster Seele dankbar war Annie Gerold zu ihrem zweiten bräutlichen Glück.

Und als sie dann das grenzenlose Entzücken Reginalds sah, seine anbetende Liebe, die kein anderes Ziel, keinen weiteren Zweck kannte als ihr Glück . . . wie sollte sie da nicht aufblühen, schöner und holdseliger denn je? Es kam die Zeit, da war sie wieder das heitere, glückselige Vögelchen seligen Vaters, verwöhnt, geliebt, bewundert von allen, und doch dieses Vaters Wort zur Wahrheit machend: „Verwöhnt es immerhin! Das schadet dem Kinde nichts! Es braucht viel Liebe, und es giebt ja auch aus seinem reichen, goldenen Herzen unaufhörlich, ohne zu rechnen!" —

Das Haus Gerold schwamm im Glück, und nur Thekla fand des Streites kein Ende mit Fritz von Conventius, der da behauptete, er freue sich doch am meisten über das Paar und seines Regi Glück — mehr noch als Thekla! Was wollte sie denn? Auf seines Stammhalters Taufe hatten die beiden sich ja miteinander verlobt — das mußte ihn doch wohl am meisten freuen, ihn, den Gastgeber, Vater, Freund und Vetter, der nun endlich der schönen Annie den lange vorher bezehrten Verwandtschaftstrunk auf die Lippen drücken durfte! —

Karl Delmont ist nicht vergessen — Annie bewahrt sein Andenken wie seine Bilder in treuem Herzen, und Reginald, das glückliche, dankbare Reginald, bewahrt sein Geheimniß — kein schönes, geliebtes Weib soll es nie erfahren, warum es am Tage der Sonnenwende so nachdenklich gestimmt ist, und wer in den verstecken Grabe schlummert, auf welches hier Gatte jedesmal zu jener Zeit der Sonnenwende einen Kranz niederlegt.

Eine alte Streitfrage.

Wann beginnt ein neues Jahrhundert?

ist so klar wie das Einmaleins!“ oder „darüber kann man so wenig streiten wie über den Satz, daß zweimal zwei vier ist!“ — solche und ähnliche Redewendungen werden wohl gebraucht, wenn bei einem Wortstreite der eine Theil zu verstehen geben will, daß seines Erachtens den von ihm angeführten Beweisen nicht mehr widersprochen werden könne. Und diese Redewendungen, ob nun im einzelnen Falle mit Recht oder Unrecht angewandt, beweisen alle einen großen Respekt vor der Mathematik, vor den über jeden Zweifel erhabenen Gesetzen des Einmaleins, und man sollte daher glauben, daß über Dinge, welche dem zwingenden Nachspruche dieses Selbstverständlichen unterliegen, ein Meinungsstreit überhaupt nicht aufgeschlossen sei.

Aber weit gefehlt! Nichts, sollte man denken, sei einfacher als die Zeitrechnung, ob sie nun die Erschaffung der Welt, die Gründung der Stadt Rom, die Geburt Christi oder die Flucht Mohammeds von Mekka nach Medina — also immer ein fest bestimmtes, wenn auch vielleicht willkürliches Datum — zum Ausgangspunkte nimmt. Gerade auf diesem Gebiete herrscht die größte Unklarheit, und es existiren Streitfragen, die, bei ihrer verhältnißmäßigen Bedeutungslosigkeit, eine oft geradezu lächerliche Hitze annehmen.

Bei Lichte betrachtet ist die Sache freilich nicht gar so wundersam. Der uns Ihr fallende Lauf und die Logik des Einmaleins wollen sich hier manchen oft gar nicht zusammenreimen. So selbstverständlich es ist, daß die Jahre 1483 oder 1546 im 15. bez. 16. Jahrhundert liegen, so wenig will das dem einen oder dem andern unmittelbar einleuchten; er hört bei der ersten Zahl die Jahrhundertziffer 14, bei der zweiten 15 und ist nicht gewillt, die erst Jahreszahl dem 14., die zweite dem 15. Jahrhundert zuzurechnen. Ist ja doch auch der Sprachgebrauch in dieser Hinsicht ein unsicherer: die Italiener bezeichnen heute noch die Gelehrten und Künstler des 16. Jahrhunderts als die großen Geister des „Cinquecento“ (einpunderts) — fünfhundert, die Tausendzahl ist weggelassen).

Aber sei es denn! Die Wende der Jahrzehnte und Jahrhunderte, sollte man meinen, könnte doch unmöglich zu einem Streit führen; drunch man ja doch, um sie festzustellen, nur von 1 bis 10 oder von 1 bis 100 zu zählen. Trotzdem ist gerade darüber zu den verschiedensten Zeiten lebhaft gestritten worden, und zwar haben sehr verständige und brave Menschen für die der Zahlendogmatik gegenüber bekenische Ansicht sich entfeiert.

Zu diesen sehr verständigen und braven Persönlichkeiten gehört z. B. Lisolotte oder, wie wir sie nennen, die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, Tochter des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, Gemahlin des Herzogs Philipp von Orleans, des Bruders Ludwigs XIV. Sie war eine Frau von echt deutscher Schrot und Korn, und daraus führte sie fast durchweg ihren Briefwechsel mit ihren Verwandten im Deutschen Reiche, namentlich mit der Kurfürstin Sophie von Hannover.

An diese nun schrieb sie am 4. Januar 1699:

„Es ist eine disputirt, ob Gott so vom Konig am bis auf die laquayen disputirt wirdt, die disputirt ist, ob das Seculum abnjengt wen man 1700 schreiben wirdt, oder 1701, monsieur Fagon undt die von seiner parthey sein, sagen, es fengt ahn wen man 1700 schreiben wirdt, den allsdann seind die hundert jahr zum Ende, die andern aber sonteniren, daß die hundert jahr Erst zum Ende kemen wen Man 1701 schreiben wirdt. Ich mögte gern deß herrn Leibnitz Meinung hierüber wissen, wo Man gehn undt sicher fragt hirt man nichts alß disputiren bis auf die portour de chaisse disputiren hinüber. Ich, wen Ich die Waahrheit bekennen sol, bin mons. Fagons Meinung, der König mons. de dauphin, prince de Conti, monsieur undt gantze hoff Leudt vor 1701. Ich mogte E. L. meinung auch woll hirüber wissen, te.“

Ich habe nun nicht in Erfahrung bringen können, ob und wie die eifrige Tante der Briefschreiberin oder der große Philosoph Leibnitz die Frage beantwortet hat; so viel aber sehe ich ohne weiteres voraus, daß er in dem Falle der Beantwortung gegen die Fragestellerin entschieden hat.

Soviel steht fest: die Jahrezrechnung, welche die Geburt Christi zum Ausgangspunkt nimmt, kann für uns nur mit dem Kalenderjahre zusammen. Niemand wird die Zahre der christlichen Zeitrechnung vom 24. Dezember bis zu demselben Datum des nächsten Jahres rechnen, sondern vom 1. Jan. 1. Januar, wie denn ja bei uns die Jahreszahl amtlich mit dem Eintreten des 1. Januar und nicht mit dem des 24. Dezember wechselt. Der Rest des Jahres, welcher zwischen das für unsere Zeitrechnung epochemachende Datum und den 1. Januar fällt — er beträgt ja nur 7 Tage — kommt eben nicht in Betracht; niemand wird diese Woche dem Christi Gebrut als erstes Jahr bezeichnen wollen!

Dies zugegeben, folgt weiter von selbst, daß das erste Jahr der christlichen Zeitrechnung mit dem auf Christi Geburtstag folgenden 1. Januar begann, und daß es von diesem 1. Januar bis zum 31. Dezember währte.

Da nun ein Jahrhundert aber hundert volle Jahre hat, so schloß das erste Jahrhundert mit dem 31. Dezember des Jahres 100, und das zweite begann mit dem 1. Januar 101. Wer das erste Jahrhundert schon mit dem Jahre 99 schließen lassen will, der muß entweder denselben nur 99 Jahre zurechnen, was ein Widerspruch in sich selbst ist, oder er muß annehmen, daß dasselbe mit einem Jahre „Null“ begonnen habe.

Mir fällt dabei jenes alte Lehrbuch der Logik ein, auf Grund dessen wir in meiner Jugend Unterricht erhielten. In denselben wurde als Beispiel einer bei von Trugschlüssen der folgende angeführt: „Keine Katze hat 19 Schwänze; eine Katze hat selbstverständlich einen Schwanz mehr als keine Katze, folglich hat eine Katze 20 Schwänze.“ Der ganze Trugschluß ist darauf gebaut, daß das Wort „keine“ als positives Zahlwort verwendet wird, während es doch lediglich die vollständige Verneinung jeglicher Zahl, ja jeglicher Existenz ist. Und ganz dasselbe würde von einem Jahr „Null“ gelten. Ein Jahr „Null“ ist eben durch diese Benennung als überhaupt nicht vorhanden bezeichnet.

Endlich aber das 1. Jahrhundert mit dem 31. Dezember des Jahres 100, so schloß das 2. mit dem 31. Dezember des Jahres 200, und so geht es fort bis zu uns und weiterhin, solange eben unsere Zeitrechnung bestehen wird. Das 19. Jahrhundert heißt das 19., weil es mit dem Ende des Jahres 1900 seinen Abschluß findet, und der Irrthum, daß das 20. Jahrhundert mit dem 1. Januar 1900 beginne, erklärt sich lediglich aus der Klangwirkung, daß von diesem Jahre an die Jahrhundertziffer „8“ aus der Jahreszahl verschwindet und durch die Ziffer „9“ ersetzt wird. Wer dieses Ereignis feiern will, mag es thun; wir treten aber mit dem 1. Januar 1900 nicht in das erste Jahr des 20. Jahrhunderts — welches ja so bezeichnet wird, weil es mit dem Monate des Jahres 2000 endigt —, sondern in das letzte des 19. Jahrhunderts.

Und ähnlich wie mit der Wende der Jahrhunderte verhält es sich mit derjenigen der Jahrzehnte. In einer großen Reihe zeitgenössischen Berliner Zeitung las ich am 1. Januar dieses Jahres den Satz, daß mit dem Jahre 1890 an der Spitze des lokalen Theils eine sehr rührende Betrachtung darüber, daß wir mit diesem Tage in das letzte Jahrzehnt unseres Jahrhunderts eingetreten seien, voran sir die geplagte Menschheit des 19. Säculums alle möglichen Klosterlumpen bezüglich ihrer Fortschritte und eine ganze Reihe zahlungsvoller Mahnungen getroffen wurden.

Der Verfasser hätte weit besser daran gethan, seine wohlgemeinte Predigt noch ein Jahr lang in der Tiefe seines Tintenfasses schlummern zu lassen und dafür in sich selbst zu gehen, um seine Verstandmisse in der Kenntniß des Einmaleins, wenn auch spät, nachzuholen. Welche junge Dame würde, wenn sie in ihr dreißigstes Lebensjahr eintritt, mit Ge lassenheit den Glückwünschen zum Antritt ihres vierten Jahrzehnts ihn neigen?

Doch genug! Ich glaube hinreichend deutlich gewesen zu sein und kann mir keinen schönern Erfolg denken, als daß jeder Leser dieser Zeilen am Schlusse sagt: „Wozu die vielen Worte, das versteh ich ja alles von selbst!“ Auch ich habe das lange geglaubt, aber die Erfahrung hat mich eines andern belehrt. —

Schon wollte ich beschließen über meine Philippika die Feder niederlegen, als mich der durch Lisolottes Tagbuch angeregte historische Forschungstrieb doch noch übermannte, daß ich mich zu vergewissern trachtete, wie bezüglich der Wende anderer Jahrhunderte die Menschen sich verhalten haben, und wie nicht bloß die Menge, sondern auch die Gute der Zeugen für die eine oder andere Auffassung sich stellt. Mit dem Ergebnisse kann ich durchaus zufrieden sein.

Bei der Menge anbelangt, so war im Jahre 1000 unserer Zeitrechnung ein großer Theil der Christenheit der Ueberzeugung, daß im Laufe desselben der Weltuntergang erfolgen werde, und zwar deswegen, weil mit demselben die tausendjährige Gnadenfrist zu Ende ging, welche dem vielfach herrschenden Glauben gemäß, der Welt nach der Menschwerdung Christi noch gestellt gewesen war. Das Jahr 1000 galt also diesen sittenden Glaubigen sonach als der Abschluß des ersten Jahrtausends und seines letzten Jahrhunderts, nicht als das erste Jahr des zweiten Jahrtausends, das ihrer Meinung nach die Welt gar nicht mehr erleben durfte.

Bezüglich der Güte der Zeugen aber steht die Sache noch viel glänzender. Goethe und Schiller haben nicht den 1. Januar 1800, sondern den 1. Januar 1801 als den Beweisjahr zwischen dem 18. und 19. Jahrhundert betrachtet. In Goethes und Schillers Briefwechsel findet sich ihr Mitbetheiligung, daß die Jahrhundertwende im Januar 1801 stattfinden sollte, und zwar anläßlich eines Gastspiels Ifflands in Weimar. Ob die Feier wirklich zustande gekommen ist, darüber habe ich nichts finden können, es genügt aber, daß sie für den Januar 1801 und nicht für den des vorangegangenen Jahres geplant worden ist. Ebenso fällt die Abfassung von Schillers Gedicht „Der Antritt des neuen Jahrhunderts“ in den Anfang des Jahres 1801, wahrscheinlich in die ersten Tage des Februar.

Ich könnte alle Irrungen und Wirrungen mit den Andersmeinenden Rottweg für „Krper“ erklären, „mit denen keine Gemeinschaft zu halten sei“. Aber wir leben in einem menschenfreundlichen Zeitalter, in einer Periode der Kompromisse, und so will auch ich mit der friedlichen Erklärung schließen: Wenn mich zum Silvesterabend 1899 auf 1900 jemand einlädt, die Wende des Jahrhunderts in fröhlicher Geselligkeit mit ihm zu begehen, so werde ich die Einladung annehmen, mit dem Vorbehalte natürlich, ihn zum Silvester 1901 auf 1901 für dieselbe Feier meinerseits einzuladen. Ein gewöhnlicher Jahreswechsel mag mit einer Feier abgethan sein, solche bedeutsame Augenblicke aber, wie der Eintritt in das letzte Jahrzehnt eines Jahrhunderts oder gar in ein neues Jahrhundert, mögen unmerken zweimal gefeiert werden. Man geht dann jedenfalls sicher! Aber — recht haben doch diejenigen, welche das 20. Jahrhundert erst am 1. Januar 1901 beginnen lassen.

Heinrich Bauer.

Finstere Mächte.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß.)

Eine Bauerngeschichte von Elmar Weidrod.

Der Otterhofbauer war, als Rupert die Hand auf des kranken Knaben Brust gelegt hatte, ein ganz anderer geworden; sein Gesicht strahlte, die aschfahle Blässe war daraus gewichen.

„Armer, getäuschter Narr!“ murmelte der Arzt, der ihn mit verächtlichem Mitleid betrachtete: „es war wahrhaftig Zeit, daß Rupert ihm den Gefallen that, sein Verstand war gerade zu Ende.“

Aber während Jakob erlöst aufjubelte, schien die stumme Gruppe, die Ruperts Eltern und Eva in einer Stubenecke bildeten, ganz andere Gefühle zu hegen.

Beglückt und beruhigt verließ der Otterhofbauer den Moorheidehof, und Eva folgte ihm, sich scheu zur Thür drückend, da mit Rupert ihr Fortgehen nicht bemerkte und es ihr erspart blieb, ihm den Abscheu zu zeigen, den sie jetzt vor ihm hegte: als er es bemerkte und auf sie zustürzte, rief sie laut: „Laß mich!“ und floh davon, eilsigst fort über den Hof und die Rothbrücke, als könne sie nicht schnell genug aus dem Bereiche des unheimlichen Hauses kommen. Jenseit der Rothbrücke stand der klein Leiterwagen, in dem der Otterhofbauer hergekommen war. Sie sta

Gefährliche Spielerei.

Nach einem Gemälde von C. Reichert.

„Er thut es doch!“ hatte der Moorheidler aufgeschrieen, als Rupert die Hand nach Magnus ausgestreckt hatte, und „er hat es gethan!“ flüsterte er jetzt unaufhörlich mit tonloser Stimme, das Gesicht strahlte, die aschfahle Blässe war daraus gewichen.

Eva und Gertrud schwiegen und blickten entsetzt zu Rupert hinüber. Sie hatten gesehen, daß der Arzt leise in Rupert hineingeredet und daß Rupert seinem Trängen nachgegeben hatte, und es war ihnen, als zerrisse ein Schleier vor ihren Augen, als entstünde plötzlich grelle Klarheit um sie her. Der Arzt war es gewesen, dessen Eintachten Rupert vor Gericht gerettet hatte; der mochte wohl wissentlich falsch ausgesagt haben, und jetzt, wo ein Menschenleben durch Lügen zu Grunde ging, hatte er ihn leise darum gewahnt, daß er helfen müsse, da er helfen könne! Sie blickten scheu auf Magnus, und da dieser jetzt ruhiger atmete, seit die vom Arzte aufgerissenen Fenster dem müden Gemache frische Luft zugeführt hatten, so glaubten sie schon die Wirkung der heilenden Macht wahrzunehmen, und es schauderte sie bis ins innerste Mark.

hinauf und lauschte sich, fröstelnd vor Erregung, auf die Bank. Auf der Landstraße näherten sich schlürfende Schritte. Der alte Gemeindehirt tauchte auf aus dem Dunkel.

„Hat er's gethan?“ fragte er, als er Eva bemerkte.

„Ja, er hat es gethan!“ erwiderte Eva dumpf und tonlos.

Der Alte lachte heiser vor sich hin.

„Dann braucht das Kind keinen Doktor mehr!“ sagte er. „Jetzt hilft ihm einer, der's anzufassen weiß am rechten Ende. Recht hat er gehabt, der Otterhofbauer!“

Eva schwieg zu allem, und als jetzt Jakob mit dem Knaben Magnus nachkam, entfernte sich der alte Gemeindehirt. Jakob gab der Eva das Kind, löste das Pferd von dem Brückenpfosten und fuhr davon so schnell als möglich.

Mitterweile hatte sich der Moorheidler mit Frau, Sohn und Magd an den sauber gedeckten Tisch gesetzt, und auch der Arzt, der sich hungrig und erschöpft fühlte, nahm an der Abendmahlzeit theil.

Rupert war von Evas Abwehr, von ihrem entsetzten Blick und angstvollen Aufschrei wie vor den Kopf gestoßen worden

Zugleich hatte er sich richtig gedeutet, wie das gemeint war, und nun saß er am Tische und beobachtete mit brennenden Blicken das bleiche, gramvolle Gesicht seines Vaters, seine still mit Thränen kämpfende Mutter. Sein Herz krampfte sich qualvoll zusammen, seine Hand ballte sich zur Faust; er brachte keinen Bissen über die Lippen, trank aber um so mehr Stachelbeerwein. Die Mahlzeit verlief lautlos, auch der Arzt sprach nicht; er hatte einen mühevollen Tag hinter sich.

Endlich lehnte sich der Moorheidler in seinen Stuhl zurück, faltete die Hände, schluckte mehrere Male Thränen hinunter und sagte dann mit heiserer, unsicherer Stimme, die glanzlosen, aber immer noch sanften Augen auf seinen Sohn gerichtet:

„Ich hab', so alt ich geworden bin und so viel Feindschaft ich erlitten hab' im Leben, noch nie einem Menschen den Tod gewünscht — mit Worten nicht und, Gott soll mir's bezeugen, im tiefsten Herzen auch nicht! Aber jetzt" — er athmete tief und mühsam und seine Stimme sank — „jetzt, Rupert, wünsche ich, daß der Magnus stirbt!"

Ruperts Gesicht wurde erst purpurroth, dann jählings grau wie Asche.

„Vater, wie meint Ihr das?" schrie er auf.

„Ich denke, Du verstehst mich wohl!" sagte der Moorheidler in heiserrauhem Tone und stand vom Tische auf; „nichts für ungut, Herr Doktor, wenn ich gehe ... und schönen Dank auch, daß Sie meinen Rupert vor dem Galgen bewahrt haben; daß mein ältester Sohn solch grausigen Todes starb, war, dächt' ich, gerade genug für einen Vater."

Betreudet und besorgt blickte der Arzt von seinem Teller auf. „Was ist Euch, Moorheidler?" fragte er; „was redet Ihr da?"

Dann gewahrte er das bleiche Gesicht, den durch nagenden Seelenschmerz ganz veränderten Ausdruck in den Zügen des Moorheidlers.

„Seid Ihr krank?" rief er aufspringend.

„Das nicht, Herr Doktor," sagte der Moorheidler. „Und wenn ich's wäre, krank zum Sterben, ich ließ mir nicht helfen!"

Er ging bis zur Thür seiner Schlafkammer, die neben der Wohnstube lag; da wandte er sich noch einmal zu seinem Sohne um.

„Ich will nichts gegen Dich sagen, Rupert," sprach er gepreßt, „aber wenn die Krankheit, die für jeden andern zum Tode führen müßt', weichen muß von dem Kind und ihm nichts anhaben kann, dann . . . dann . . ."

„Vater, sprecht's nicht aus!" rief Rupert entsetzt. Er wollte seines Vaters Hand ergreifen, aber dieser stieß ihn zurück.

„Rühr' mich nicht an!" rief er mit bebender Stimme. „Ab bitte will ich Dir thun, wenn wir heimkommen vom Gottesacker und den Magnus darauf zurücklaufen. Bis dahin rühr' mich nicht an!"

Er trat in die Kammer und schloß die Thür, ohne sie heftig ins Schloß zu werfen; er drückte sie leise zu. Gertrud war stumm aufgestanden und wollte ihrem Manne in die Kammer folgen, aber Rupert hielt sie zurück.

„Mutter, was hattet Ihr von mir?" frug er.

Sie bedeckte ihr Gesicht mit ihrer Schürze und schluchzend schüttelte ihren Körper.

„Mutter!" stöhnte Rupert, „Mutter, ich bin kein Mörder! Bei meiner Seelen Seligkeit, ich bin kein Mörder! Ich wollt' ja nur den Otterhofbauer zur Ruh' bringen! Ich hab' es nachher gleich selber bereut, daß ich gethan hatte, was nur Mörder thun, aber daß Ihr, daß mich Eva deshalb zum Mörder macht . . ."

„Laß mich!" sagte Gertrud, sich gewaltsam fassend; „laß mich, Rupert . . . ich muß hinein zum Vater. Es ist ja besser, Du hast's gethan, als daß Du noch weiter gelengnet hättest! So hast Du doch wenigstens das Kind gerettet!"

Furchtbare Katastrophe!

Nach einem Gemälde von C. Reichert.

Rupert sah sie mit einem Blicke voll stummer Verzweiflung an und ließ ihre Hand sahren. Sie ging in die Kammer.

Der Arzt hatte mittlerweile auch begriffen, wie all diese Reden zu deuten waren, und rannte, zornig und hatzhaut die „verbohrten Bauernschädel“ verwünschend, im Zimmer hin und her.

„Ich muß jetzt auch fort,“ sagte er endlich, nachdem lange ein drückendes Schweigen im Zimmer geherrscht hatte; „Rupert, gieb Dich zufrieden, Deine Eltern werden nur allzu bald ihre Thorheit einsehen müssen. Das Kind ist ja so schwer krank! Freilich, so lange Leben vorhanden ist, ist auch Hoffnung, es zu erhalten. Aber ich glaube, bald es sterben wird.“

Rupert stand regungslos auf dem Flecke, wo ihn Gertend verlassen hatte.

„Ja!“ murmelte er zwischen den Zähnen, kaum hörbar, mit krampfhaft geballten Fäusten; „es wird sicher sterben!“

Der Arzt ging. Ueber die öde, weite Moorheide aber pfiff der Sturm und fuhr mit klagenden Tönen in die schwarzen, baufälligen Schornsteine des Moorheidehofes; die Balken der Rothbrücke ächzten, die Laterne daran schaukelte wie ein Irrlicht hin und her und erzeugte seltsame, huschende Schatten, die dem nächtlichen Wanderer den Eintritt in das verschmitte Gehöft wehren zu wollen schienen.

Und wenn Mordgedanken und Mordpläne den, der sie hegt, auch wenn sie noch unausgeführt sind, zum Mörder machen, so war der Moorheidehof jetzt in der That die Mohnstätte eines Mörders.

Es mochten ungefähr acht Tage seit jenem Abend verflossen sein, als der Arzt mit einem seiner Freunde — mit mir selbst, um es kurz zu sagen, denn ich kann meine Person jetzt nicht mehr gut aus dieser Erzählung wegfassen — am späten Abend auf der aus den tiefertiegenden Ortschaften des Gebirgsthales heraufführenden Landstraße nach Hause fuhr. Es war ein bösartig aussehendes Wetter im Anzuge, drohende gelbe Wolken standen am Himmel, und wir fragten uns, ob wir wohl Dockenföcth noch würden erreichen können, da eben erst die Häuser von Wieselbach vor uns lagen. Wir hatten lange Zeit nicht auf das Wetter geachtet, denn wir waren zu vertieft gewesen in unser Gespräch über die traurige Lage des dem Aberglauben zum Opfer gefallenen Rupert. Durch eine wunderbare und verhängnißvolle Fügung hatte sich der kleine Magnus erholt, wußte aber die Besserung noch in derselben Nacht eingetreten, da Ruperts Hand auf seinem Herzen gelegen hatte. Der Arzt, obwohl selbst durch diese Wendung sehr überrascht, schrieb dieselbe einestheils der ungewöhnlich zähen Kraft des kleinen Jungen zu, der auch seinen einstmaligen Sturz in den Emmeleich ohne jegliche schlimme Folge überwunden hatte, anderntheils aber dem Umstande, daß der aller seiner Sorgen überhobene Otterhofbauer jetzt erst imstande gewesen war, alle ärztlichen Vorschriften mit kühler Ruhe und gleichmäßiger Pünktlichkeit zu befolgen. Freilich fehlte dafür jetzt Evas bisher unermüdliche Pflege; das Mädchen saß stundenlang ganz allein in ihrem Giebelstübchen, sah blaß und krank aus und sprach kaum ein Wort. Um das Hauswesen kümmerte sie sich nicht mehr. „Habt nur Geduld, es wird ja schon wieder anders werden!“ pflegte sie der Bäuerin zu antworten, wenn diese sie ermahnte, sich aus ihrem Hinbrüten aufzuraffen; „aber laßt mir Zeit, es zu verwinden.“

Die Bäuerin wußte, was sie meinte, und tief sie gewähren. „Gut ist's nur, daß sie ihn nicht geheirathet hat!“ sagte sie zu den Nachbarn. „Sie hätt' es gethan, jede Stunde, der Rupert hätt' nur zu kommen brauchen und um sie anzuhalten; aber er ist nicht gekommen. Das wäre jetzt ein schönes Elend!“

Wenn Eva irgend eine Hilfeleistung für Magnus zu verrichten aufgefordert wurde, so that sie es lässig wie jemand, der weiß, daß er etwas Unnützes thut; sie wußte ja, daß der Kleine auch ohne Medizin gesund werden würde! Nur die Nachtwachen übernahm sie gern; sie schlafe ja doch nicht, sagte sie.

Dieselben Spuren tiefen Seelenleidens wie Eva zeigten auch der Moorheidler und Gertend. Der Moorheidler sah gebrochen und gealtert aus wie an jenem Abend, da Rupert den Leiterwagen des Gendarmen bestiegen hatte; Schmerz und Scham hatten tiefe Furchen in seine Stirn gegraben, und in seiner äußern Erscheinung war er vernachlässigt; er kämmte sein spärliches graues Haar nicht mehr. Bei Tage verhielt er sich still und wortlos, bei Nacht aber stöhnte und seufzte er unaufhörlich. Er sagte nie mit Worten, machte seinem Sohne seinen einzigen Vorwurf und begegnete ihm freundlich und sanft; überzeugt, daß Rupert seinen Bruder unabsichtlich getödtet habe, wollte er ihm das bose nicht zur Hölle machen — aber er that es doch, ohne es zu wollen! Gertrud ertrug alles in derselben Weise wie ihr Mann; auch sie machte Rupert keine Vorwürfe; aber je einsilbiger drüben auf dem Otterhofe die Besserung fortschritt, desto mehr wich sie ihm aus.

Rupert selbst hatte es nur noch ein einziges Mal versucht, seine Eltern mit vielen Bitten und Betheuerungen von seiner Unschuld zu überzeugen. Dann, als dies, angesichts der Besserung in Magnus' Zustand, erfolglos geblieben, war er mit einem Schlage ein anderer Mensch geworden. Finster, verstört, mit gebeugtem, verbissenem Ausdruck, mißtrauen Blick und ruhelosem Wesen ging er umher. Beständig umschlich er den Otterhof, auf Nachrichten über Magnus lauernd. — Dieselben lauteten nur der Wahrheit mäßig günstig, das Kind war noch immer sehr schwer krank. Aber todt war es nicht!

So oft der Jakob ihn sah, rief er ihm herein, deutete ihm vor allen Leuten die Hand und that sein Möglichstes, um seine Dankbarkeit an den Tag zu legen. Allerdings war nie mehr davon die Rede, daß er Eva heirathen solle; dazu verabredete Jakob doch im stillen zu sehr den Mörder seines Neffen, und in tiefster Seele grante ihm vor der Macht der Hölle, die Rupert so augenscheinlich zur Verfügung stand. Beständig verhütete er aber, ihm Geld und werthvolle Geschenke aufzudrängen; er wollte ihn bezahlen für seinen unheimlichen Dienst, wollte sich das Leben seines Lieblings von einem Verbrecher nicht schenken lassen. Aber rauh und finster wies Rupert alles zurück.

Das alles hatten wir auf unserer Fahrt besprochen und bemerkten daher erst spät das herannahende Unwetter. Wir kamen zur Gewiße die Gewalt dieser Frühlingsgewitter, und so meinte der Arzt:

„Wir wollen nur bis zum Otterhofe fahren und dort den Sturm abwarten oder da übernachten. Aber in den Otterhof müssen wir noch, denn ich muß mir den Kleinen noch vor der Nacht ansehen; bei aller Achtung vor Teufelskünsten und Mörderhänden will ich mich doch lieber nur auf mich selbst verlassen!“

Er trieb sein Pferd an, und nach zehn Minuten hielt das Wägelchen vor dem geschlossenen Thore des stattlichen Gehöftes. die bellenden Hofhunde verkündeten unsere Ankunft, die Knechte kamen mit Windlaternen, Pferd und Wagen wurden geborgen und der Bauer trat auf die Schwelle des Hauses, um uns will kommen zu heißen. Er war wieder ganz der Alte in seinem Aussehen; Sorgen und Jammer hatten keine Spuren in den scharf ausgeprägten, entschlossenen Zügen zurückgelassen, und auch in seinem Wesen hatte er vollständig die ehemalige überlegene Ruhe wiedergewonnen. Er bat uns, über Nacht bei ihm zu bleiben, und ließ schleunigst das schönste Zimmer des Hauses für uns zurechtmachen. Der Arzt begab sich in die an das geheizte Wohnzimmer anstoßende Kammer, in welcher der kleine Magnus lag.

„Es schläft noch nicht,“ sagte der Bauer. „Er ist unruhig heut' abend. Aber ganz bei sich ist er und erkennt jeden. Nicht wahr, Magnus, Du kennst den Herrn Doktor?“

„Herr Doktor, mein Hampelmann ist krank!“ sagte schnell der kebhafte, kleine Junge, sich in seinen Kissen aufrichtend. Laut lachte der Bauer und sah uns an, als wollte er fragen, warum wir nicht ebenfalls lachten.

„So?“ sagte der Doktor, Magnus' Puls fühlend. „Hast Du wieder zu stark an seinem Lebensfaden gezupft? Ist er zerrissen?“

„Nein, sein Kopf ist ab,“ sagte Magnus eifrig; „aber tanzen kann er darum doch noch!“

Der Arzt lächelte zerstreut und sagte, dann brauche er wohl nur Leim zu verschreiben; aber Magnus' Puls gefiel ihm nicht, und er forderte die Arznei, um sie ihm einzugeben.

„Die Arzneiflasche ist heute mittag in die Apotheke nach Dockenföcth geschickt worden,“ sagte die Bäuerin; „der Rupert kam vorbei, dem hab' ich sie mitgegeben und der wollte sie auch wieder zurückbringen. Aber bei dem Wetter wird er sich kaum auf den Weg machen, er wird wohl abwarten, bis sich's ausgetobt hat.“

„Das trifft sich schlecht!“ meinte der Arzt. „Es muß un-

bedingt jemand wachen, um dem Kinde die Medizin auch mitten in der Nacht zu geben, wenn sie der Rupert etwa noch bringen sollte."

„Ich werde aufbleiben," sagte Jakob.

„Aber nur bis zwölf Uhr, Oheim," bat Eva, die inzwischen hinzugekommen war. „Ihr habt die beiden letzten Nächte gewacht und auch am Tage kein Stündchen geschlafen. Von zwölf Uhr an laßt mich wachen. Der Christian kann ja hingehen und das Hofthor öffnen, wenn ich in der Nacht klopfen höre; ich werd' ihn rufen."

„Meinetwegen," sagte Jakob. „Ein Stündchen Schlaf wär' nicht zu verachten. Aber dann geh' Du auch gleich zu Bette."

Bereits um neun Uhr herrschte nächtliche Ruhe auf dem Otterhofe.

Aber weder der Arzt noch ich hatten das für uns hergerichtete Zimmer bezogen. Der Arzt, dem Jakob recht müde vorkam, traute dessen Wachsamkeit nicht und hatte sich zu ihm gesetzt, während ich in der Wohnstube geblieben war und mir durch die Lektüre eines alten Kalenders über die mich allmählich beschleichende Schläfrigkeit hinwegzuhelfen suchte. Gegen Mitternacht kam der Arzt aus der anstoßenden Kammer, deren Thür er offen ließ, zu mir heraus.

„Vater und Sohn schlafen um die Wette," sagte er lächelnd. „Wir wollen hier sitzen bleiben und auf den Kleinen acht geben, bis Eva kommt; dann können wir nach Hause fahren." Das Wetter ist vorüber, und die Arznei that nicht mehr noth heute nacht. Der kleine Racker schläft so friedlich, daß man gar nicht glauben sollte, daß er noch vor acht Tagen dem Tode so gut wie verfallen war!"

Hier verlöschte unsere Lampe.

„Das thut nichts," sagte der Arzt, „wir können uns ebensogut im Finstern ein wenig unterhalten, wir brauchen uns ja nicht gerade Gespenstergeschichten zu erzählen. Gleich wird Eva kommen, und bis dahin leuchtet uns das Nachtlicht aus dem Krankenzimmer."

„Und der Blitz," ergänzte ich, als ein greller Feuerschein jäh durch das Zimmer fuhr.

Wir sprachen weiter miteinander, aber leise, um die Schlafenden nebenan nicht zu wecken.

Plötzlich verdunkelte uns ein Schatten den schwachen Schein des Nachtlichtes in Magnus' Kammer. Wir sahen auf und gewahrten eine große, dunkle Gestalt, die unhörbar hereingekommen war und neben dem Bette des Kindes stand. Es war ein Mann, in einen Mantel gehüllt.

„Still, still!" flüsterte mir der Arzt zu, als ich aufspringen wollte; „es wird Rupert sein, der die Arznei bringt."

„Aber wie ist er herein gekommen?" entgegnete ich leise. „Das Hofthor war ja fest verriegelt und die Hunde haben auch nicht angeschlagen!"

„Sonderbar in der That!" sagte der Arzt. „Zwar glaubte der Bauer schon vor einer halben Stunde ein Geräusch zu vernehmen, er meinte, die Fallthür des Kellers sei aufgeschlagen worden, es war wie ein dumpfer Krach. Sollte es am Ende doch nicht Rupert, sondern ein Einbrecher sein? Haben Sie Ihre Pistolen bei sich?"

Ich bejahte. Die Erscheinung stand noch immer regungslos wie aus Stein gehauen. Ein besonders heller Blitz beleuchtete sie plötzlich mit seinem fahlen Schein, und wir sahen, daß es in der That Rupert war. Aber wie sah er aus! Seine Züge hatten die Blässe und Starrheit eines Todten, seine bluttosen Lippen waren mit einem verbissenen, grausamen Zuge fest geschlossen und zusammengepreßt, seine Augen funkelten in düsterem, seltsamem Scheine und waren wie durch einen Zauberspruch fest auf Magnus' Gesichtchen gebannt. Endlich wandte er die Blicke ab und begann sich zu regen. Er hatte eine Medizinflasche aus seiner Tasche hervor und hielt sie mit zitternder Hand gegen das Nachtlicht, wie um das Aussehen ihres Inhaltes zu prüfen. Dann schüttelte er sie und hielt sie abermals gegen das Nachtlicht. Endlich stellte er sie auf den Tisch neben Magnus' Bett. Aber er entfernte sich nicht. Wiederum vertiefte er sich in den Anblick des kleinen Kranken, dessen sanfter Schlaf einen neuen Sieg der jungen, frischen, hart ringenden Lebenskraft über den übermächtigen Gegner Tod bedeutete.

Langsam rückwärts gehend, das Kind immerfort anstarrend, wich Rupert bis zur Thür. In der nächsten Sekunde indessen stand er wieder neben dem Bettchen, steckte die Arzneiflasche zu sich und floh mit raschen, lautlosen Schritten — aber wieder nur bis zur Thür, dann kehrte er abermals zurück, stellte die Flasche wieder hin und versank von neuem in seine ursprüngliche Starrheit.

Endlich hörten wir einen Ton, der wie unterdrücktes Stöhnen klang, und sahen, wie Rupert die Hände fest auf sein Gesicht drückte, dann aber aufsprang, die Medizinflasche ergriff, ein Fenster aufriß und das Glas auf das Pflaster des Hofes hinauswarf wo es klirrend zerbrach.

Magnus erwachte jählings und sah sich erschrocken um, aber er stieß einen Freudenruf aus, als er Rupert erkannte. Diese war zur Thür gestürzt, hatte sich indessen auf Magnus' bittende Rufe verstört nach ihm umgewendet.

„Komm zu mir, Pertel!" rief Magnus. „Komm schnell zu mir!"

Ein schattenhaftes Lächeln flog über Ruperts Züge. Es schien es gar nicht zu bemerken, daß Eva aus der ihm gegenüberliegenden Thür leise in die Kammer getreten und, als sie ihr erblickte, wie angewurzelt stehen geblieben war. Er bemerkte auch nicht, daß der Otterhofbauer sich regte und anfing, den bleiernen Schlaf, der ihn befallen hatte, mühsam abzuschütteln. Regungslos stand er da und starrte nur Magnus an.

„Geh' nicht wieder fort, Pertel!" fuhr dieser fort zu bitten. „Versteck Dich nicht wieder! Du hast Dich versteckt, nicht wahr? Du hast Dich vor Burkhard versteckt, nicht wahr? Du denkst wohl, er lebe noch und habe Dein Messer noch, um Dich damit todtzustechen? Er ist todt, ganz todt, ich habe gesehen, wie er in der Klausenschlucht in das große Wasser gefallen ist! Du brauchst Dich nicht wieder zu verstecken und kannst auch am Tage zu mir kommen und mit mir spielen."

„Sei still, Magnus," sagte Rupert tonlos, offenbar ohne etwas von dem verstanden zu haben, was Magnus gesagt hatt „Sprich nicht so viel und schlaf' wieder ein! Gute Nacht!"

Er wandte sich aufs neue zur Thür.

„Rupert, geh' nicht wieder fort!" rief Magnus weinerlich „Versteck Dich nicht! Komm doch zu mir, ich will Dir gar leise sagen, was ich gesehen habe! Der Vater darf's nur nicht hören, sonst wird er böse. Aber wenn ich Dir's erzählt hab versteckt Du Dich gewiß nicht mehr."

Jetzt war auch der Otterhofbauer ganz wach geworden nur hatte sich erhoben; der Arzt und ich hatten überrascht auf de getauscht, was der kleine Magnus geplaudert hatte, und waren schnell in die Kammer getreten.

„Bringst Du die Medizin, Rupert?" fragte schläfrig d Otterhofbauer.

„Ich . . . Ja — nein — ich hatte sie wohl," sagte Rupe stockend. „Ich habe die Flasche fallen lassen, sie ist entzwei gegangen."

Ohne weitern Gruß stürmte er hinaus. Draußen hörte ma die großen Hunde bellen, und die schweren Riegel des Thore klirren, das dann heftig zugeworfen wurde.

Jetzt bestürmten wir den kleinen Magnus mit Fragen üb das, was er Rupert zugerufen hatte. Eva trat dicht an sei Bettchen, nahm ihn in den Arm und fragte mit bebender Stimm

„Magnus, woher weißt Du, daß Burkhard todt ist? Ha Du's wirklich gesehen, wie er ins große Wasser gefallen ist?"

Magnus legte seine hageren Aermchen um ihren Hals nu flüsterte ihr etwas ins Ohr. Eine jähe Röthe schoß in Eva bleiches Gesicht, sie begann zu zittern und sagte gebrefft:

„Erzähle es nur laut, ganz laut, Magnus!"

„Nein," sagte Magnus, mit einem ängstlichen Blick auf de Otterhofbauer, „der Vater schlägt mich, wenn ich ihm sage, da ich heimlich in die Klausenschlucht gelaufen bin."

„Nein, ich schlage Dich nicht!" rief der Otterhofbauer eifri und zärtlich. „Der Vater schlägt seinen kleinen, kranken Magnu nicht! Aber sag', was ist's mit der Klausenschlucht? — Er wir wohl davon geträumt haben," fügte er, zu uns gewendet, hinz

„Nein, geträumt habe ich nicht!" wertheidigte sich Magnus dem seines Vaters Zärtlichkeit sofort die Zunge löste. „Mei Segeltuchschiffchen ist ja noch dort! Darf mir das der Peter morge holen? Ich weiß genau, wo es liegt."

„Alles, was Du nur willst, soll Dir der Peter holen, versicherte Jakob, „aber es wird noch lange dauern, bis Du m

dem Schiffchen wieder spielen kannst, mein armer, schwacher Bub'!"

„Nun sag' ganz laut, was Du mir eben ins Ohr gesagt hast, Magnus," wiederholte Eva, das Kind fest in die Arme drückend. „Dann hab' ich Dich noch zehnmal lieber als bisher! Es ist doch wahr — ganz gewiß wahr?"

„Ich bin in der Klausenschlucht gewesen und habe gesehen, wie Burkhard in den Wasserfall gestürzt ist," sagte Magnus so laut er konnte, in dem ehrlichen Bestreben, Etwas verzehnfachte Liebe zu verdienen, und ohne von der Tragweite seiner Worte eine Ahnung zu haben, „eine zeitlang sah man noch seinen Stiefel, dann gar nichts mehr."

„Das hast Du gesehen?" frug der Otterhofbauer erregt. „Wo warst Du denn?"

„Auf der andern Seite vom Wasserfall; ich war über die Steine gelaufen, aus andere Ufer. Und da liegt auch noch mein Schiffchen in einem hohlen Baum."

„Ueber die Steine bist Du gelaufen, über die das Wasser stürzt?" rief der Bauer entsetzt. „Magnus, Magnus, das darfst Du nie wieder thun!"

„Aber der böse, schlechte Burkhard lief ja mit seinem großen Messer, neun, mit Perlets großem Messer hinter mir her!" rief Magnus klägsich; „und seine Augen sahen ganz roth aus und sein Gesicht war ganz roth und er schimpfte wie unser schwarzer Stier, wenn er wild werden will, und er rannte hinter mir her und rief: ‚Wart', Range, Dich will ich stumm machen!'"

Unsere Erregung wuchs mit jedem Worte, welches das Kind sprach; allen war es klar, daß hier Ruperts Unschuld doch noch an den Tag kam. Der Arzt kämpfte mit seiner Begierde, alles zu erfahren, und seinem ärztlichen Gewissen, welches ihn mahnte, den kleinen Magnus nicht von so aufregenden Dingen reden zu lassen; aber die erstere siegte. Der Otterhofbauer war außer sich.

„Hinter Dir lief er mit dem Messer her?" schrie er. „Der niederträchtige Hund! Was hattest Du ihm denn gethan? Und wo steckte Ruppert?"

„Den hatte der Burkhard mit dem großen Hackklotz vom Baume heruntergeworfen!" rief Magnus, sich erregt aufrichtend. „Der schlechte Burkhard! Ich hab' es gerade gesehen, wie ich oben in der Schlucht ankam. Ich war Ruppert heimlich nachgelaufen, Vater," fügte er wenig und ängstlich hinzu, „um mein Segelschiffchen auf den Wasserfall zu setzen. Aber ich thue es gewiß nie wieder!"

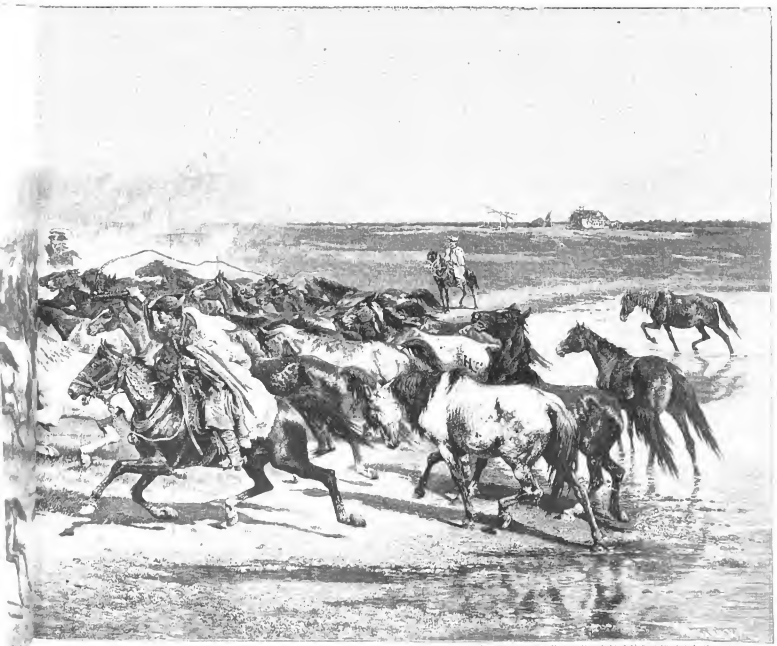
Pferdetrieb auf der
Nach einem Gemälde von L. Wo

„Erzähl' nur weiter," drängte Eva leise, „ich mach' Dir auch ein Sammetkittelchen mit silbernen Knöpfen und ein rothes Tuchwestchen!"

Weit öffnete Magnus seine veilchenblauen Augen, um Eva mit fremdiger Ueberraschung anzustarren, einen Augenblick machte ihn die Fremde sprachlos; dann erzählte er um so eifriger und weitläufiger.

In überzeugenderer Weise konnte Ruperts Unschuld nicht erwiesen werden, als dies jetzt von Seiten des ahnungslosen Kindes geschah. Magnus war gerade hinzugekommen, als Burkhard den Steingerölle bestehenden hohen Abhang hinauf, durch das Heidekraut und das Unterholz bis zum brausenden Wasserfall. Aber noch immer hörte er seinen wüthenden Verfolger hinter sich, und so sprang er mit dem Muth der Verzweiflung auf die vom Strudel umschäumten Felsblöcke, das jenseitige Ufer zu erreichen; Burkhard sprang ihm nach, taumelte, glitt aus und stürzte kopfüber in die Tiefe, wo er von den tobenden Fluthen begraben wurde. Der Hut mochte ihm dabei herabgefallen, das Messer ihm entglitten sein.

Der kleine Magnus hatte es nun unternommen, auf dem jenseitigen Ufer herabzuklettern, nachdem er, um beide Hände frei



Photographie von Franz Hanfstaengl Kunstverlag A.-G. in München.

auf der Pußta.

...e von A. Wagner.

Klotz gegen Ruperts Kopf warf, und hatte gesehen, wie der Getroffene blutend herabgestürzt und regungslos liegen geblieben war; wie dann Burkhard in Ruperts blutigen Kleidungsstücken nach etwas suchte und endlich, als er das Messer fand, dieses ergriff und mit einer halblaut gezischten Verwünschung zum gewaltigen Stoße damit ausholte. Da aber hatte Magnus so fürchterlich geschrieen, daß der ruchlose Mörder zusammenschrak, sich umwandte und beim Erblicken des Kleinen mit dem Rufe: „Wart', Range, Dich will ich stumm machen" auf den Zeugen seiner Bluthat losstürzte. In Todesangst rannte Magnus über Stock und Stein, den aus schlüpfrigem Moos, glatten Felsstücken und zu haben sein hölzernes Schiffchen in die tiefe Höhlung eines großen Baumes geborgen hatte — ein für Ruperts Rechtfertigung sehr wichtiger Umstand, da die Auffindung des Schiffchens jeden Zweifel an dem Bericht des Kindes und namentlich die Auffassung, als sei derselbe nur aus einem Fieberwahn entsprungen, zur Unmöglichkeit machte. Nach mühsamem Herabklettern hatte Magnus schließlich unterhalb des Berges den Klausenbach durchwaten müssen. Ueber der Furcht vor der zu erwartenden Strafe hatte er Burkhard sowohl als Rupert völlig vergessen und war noch bis zum Ententeich gelaufen, wo man ihn gefunden hatte. Die folgenden aufregenden Ereignisse hatten es ihm sehr leicht gemacht,

seinen Ungehorsam zu rechtfertigen, und er hatte geschossen, derselbe werde nie an den Tag kommen; sein Schiffchen würde man nicht finden, er wußte, daß nie jemand in diesen Theil der Klausenschlucht kam.

„Armer, armer Rupert!“ rief Eva, als das Kind seinen Bericht geschlossen hatte, „auf den Knieen will ich's ihm abbitten, daß ich ihm so schweres Unrecht gethan hab'! Ach, in meinem ganzen Leben kann ich's nicht abtragen, was ich an ihm verschuldet hab'!“ Und sie brach in ein lautes fassungsloses Schluchzen aus.

Jakob schwieg anfänglich. Dann aber richtete er sich hoch auf und sagte in strengem Tone:

„Wahr ist's, daß wir alle dem Rupert Genugthuung schuldig sind, und was ich schuldig bin, das bleib' ich nicht schuldig, sondern trag' es ab, wie ich's gehört. Morgen geh' ich in den Moorheidehof und red' mit dem Rupert und mach' es auch dem Schwager klar, wie er sich jetzt zu verhalten hat.“

„Nun, Eva, und den Rupert darf ich wohl jetzt wieder Grüße bringen?“ fragte der Arzt in vorwurfsvollem Tone.

„Aber das Kind!“ rief plötzlich Jakob bestürzt. „Jetzt stirbt es am Ende doch noch?“

Er war ganz blaß geworden.

„Der, der ihm Besserung geschenkt hat, wird ihm auch Genesung schenken,“ entgegnete der Arzt sehr ernst, „und da es, wie Ihr wohl jetzt einsehn, der Satan nicht war, so wird es wohl ein Anderer gewesen sein. Den wollen wir getrost das Kind empfehlen!“

Die Kirche war am folgenden Tage — einem Sonntage — übervoll, denn wie ein Lauffeuer hatte sich bereits in der Frühe die neue Kunde von der Aussage des kleinen Magnus verbreitet und überall freudige Aufregung hervorgerufen. Mehrere junge Wiesbacher Burschen waren in die Klausenschlucht geklettert und hatten Magnus' ganz wahrlerlaubtes Schiffchen im Triumphzuge herunterge[illegible] und vor dem Altar aufgestellt. Die Sonne schien, die Gemeinde war in gehobener, erwartungsvoller Stimmung und der Pfarrer predigte über das Apostelwort: „Wenn Gott für uns ist, wer mag wider uns sein?“ Er spielte dabei immerwährend auf Rupert an als auf einen, wider den sich alles erhoben hatte, aufgestachelt und geblendet durch die finstere Macht des Aberglaubens, und dem Gott dennoch durchgeholfen habe, weil auch das schwächste Werkzeug in seiner Hand allmächtig wird und auch der Mund eines Kindes seiner Gerechtigkeit zu dienen vermag.

Aber der Platz in der Kirche, wo in früheren Zeiten der Moorheidler mit den Seinigen zu sitzen pflegte, und den schon längst Gertrud allein einnahm, war diesmal ganz leer geblieben. In den Moorheidehof war die Feindenbotschaft noch nicht gedrungen, es hatte sie niemand hingebracht, weil Rupert und seine Eltern durch die Hindeutungen des Predigers überrascht werden sollten. Da aber nun daraus nichts geworden war, so stürmten nach dem Gottesdienste die Bauern in hellen Haufen zum Moorheidehofe, der mit seinem düsteren, stillen Aussehen und seiner vereinsamten Lage den Eindruck machte, als habe er keinen Theil an all der freudigen Aufregung in den Dörfern des Gebirgsthales.

Auf dem Hofe kam den Leuten der Moorheidler entgegen und fragte, was es gäbe.

„Wo ist Rupert?“ rief es aus dem Haufen. „Der muß es zuerst hören!“

Der Moorheidler wies mit gleichgültiger, trüber Miene nach den oberen Giebelfenstern hin.

„Er ist oben und wird wohl seine Sachen packen,“ sagte er mit heiserer Stimme. „Er ist die ganze Nacht fortgewesen und erst in der Früh' heimgekommen. Er sah sonderbar aus und sagte, ich sollt' mich nach einem Knecht umsehen, er wolle fort, noch heut' . . . Mir ist's recht,“ fügte er mit einem aus tiefstem Herzen kommenden Seufzer hinzu, und er wandte sich still ab, ohne sich weiter um die Leute zu kümmern.

Zu diesen hatte sich inzwischen der Pfarrer gesellt, der jetzt ein paar Burschen, Anverts ehemalige Freunde, zu ihm hinaufschickte, um ihn zu rufen. Aber sie kamen nach einer Weile unverrichteter Sache wieder zurück, die Thür sei verriegelt, lasten sie, und niemand habe auf ihr Rufen geantwortet. Da sich auch der Moorheidler mittlerweile entfernt hatte und Gertrud nirgends zu sehen war, so blieb den Versammelten der Freudenbotschaft nichts übrig, als den Rückzug anzutreten.

Ich hatte mich ebenfalls nach dem Moorheidehof begeben wollen, begegnete aber vor dem Dorfe dem Pfarrer, der mir berichtete, daß Anverts Thür verriegelt sei und alles Rufen seiner Freunde nichts geholfen habe.

„Er ist erst spät in der Nacht nach Hause gekommen und liegt vielleicht noch im tiefsten Schlafe,“ meinte der Pfarrer.

„Dann wäre aber doch seine Thür nicht verriegelt,“ entgegnete ich); „das ist doch nicht Brauch bei den Bauern.“

Der Apotheker war zu uns getreten und hatte gehört, was wir sagten. Er machte eine bedenkliche Miene, hüstelte und sagte in leisem Tone:

„Er wird sich doch kein Leid's angethan haben, der Anvert? . . . Mir ist er gestern abend so . . . so . . . na, wie soll ich sagen, so verdächtig vorgekommen wie einer, der verzweifelt finstere Gedanken mit sich herumträgt.“

Sogleich stand mir die nächtliche Scene vor dem Gedächtnis, die ich vor nur wenig Stunden mit dem Arzt erlebt hatte, und es beschlich mich ein beklemmendes Gefühl.

„Gestern abend?“ fragte ich. „Hat er da die Medizin für den Kleinen im Ottershofe bei Ihnen geholt?“

„Ja, es mag so ungefähr sieben Uhr gewesen sein . . .“

„Sieben Uhr?“ entgegnete ich. „Und es war Mitternacht, als er sie brachte!“

„Er war, wie gesagt, ganz verstört,“ fuhr der Apotheker fort, „und verlangte, außer der Medizin, eine Portion Rattengift. Das geb' ich sonst nicht gern, aber dem Anvert wocht' ich's nicht abschlagen, wegen des dummen Gerüchts, daß er ein Mörder sei; es sollte doch nicht aussehen, als traute ich ihm Uebles zu, wie all die abergläubischen Bauern es bis jetzt gethan haben. Ich gab ihm vergifteten Weizen, aber er sagte, den fräßen an Ende die Hühner, Meerzwiebel wollte er auch nicht und nahm schließlich ein Präparat mit Strychnin, welches ich für Ratten vorrätig hatte. Er besah sich's hin und her und fragte, ob ein Mensch auch daran sterben könne und wie viel davon gehöre, so daß ich ihn noch eindringlich warnte, recht achtsam damit zu sein. Einem andern hätte ich auf solche Fragen das Gift wieder fortgenommen, aber beim Rupert wär' es ja Unsinn gewesen, zu glauben, er wolle jemand vergiften. Wer hätte das sein können? An ihn selbst dacht' ich gar nicht.“

Ich wußte, wer es war! Von diesem Augenblick an verstand ich die ganze, grauenhafte Bedeutung des nächtlichen Besuches Ruperts auf dem Otterhofe! Er hatte den kleinen Magnus, dessen Genesung sein ganzes Lebensglück vernichtete, Schande und Verstoßung über ihn brachte, mittels vergifteter Arznei ermorden wollen! Aber er hatte sich noch einmal der finsteren Macht des Aberglaubens entwunden; all das schwere Unrecht, das ihm geschehen war, hatte sein Herz nicht verhärtet, das Kind hatte friedlich schlafend, durch seinen bloßen Anblick für seine Rettung gekämpft — und gesplittert lag die Giftflasche auf dem Pflaster des Hofes! —

Alle diese Gedanken und Vorstellungen durchzuckten in wenigen Sekunden meine Seele. Ich ergriff den Pfarrer beim Arme, zog ihn hastig zur Seite und erzählte ihm, was der Arzt und ich in der vergangenen Nacht beobachtet hatten. Leichenblässe überzog das Gesicht des wackeren Mannes bei meinem Berichte. „Er hat das Kind umbringen wollen!“ murmelte er tonlos. „Der Unglückselige!“

Dann ergriff er meine Hand. „Kommen Sie, kommen Sie, lieber Fremde!“ rief er in sieberhafter Erregung. „Ich muß zu ihm gehen, muß mit ihm sprechen, muß mich überzeugen, daß er wieder ganz erwacht ist aus seinem Wahnwitz! Mir wird er die Thür öffnen, ich habe ihn ja aufwachsen sehen, habe ihn unterrichtet, und er weiß, wie lieb ich ihn habe!“

Er eilte davon und ich mußte ihm folgen, denn er hatte meine Hand nicht losgelassen.

In der That öffnete Rupert die Thür, als wir ihn riefen. Ich fühlte mich von einer großen Angst befreit, als ich ihn lebend und offenbar gesund erblickte. Er war auffallend bleich und sah sehr abgehärmt aus, aber es lag nichts Verstörtes mehr in seinen Zügen, nichts Unstätes und Unheimliches mehr in seinen von langer Schlaflosigkeit glanzlosen, matten Augen; sein ganzes Wesen zeigte jetzt Ruhe. Ein kleiner Ranzen lag fertiggepackt auf einem Stuhle, an dem ein knotiger Wanderstab lehnte.

„Rupert, wo willst Du hin?“ fragte der Pfarrer mit stockender, von seiner tiefen Erregung zeugender Stimme, indem er auf den Ranzen deutete.

„Fort!“ entgegnete Rupert kurz und räumte mit matter Bewegung den Ranzen vom Stuhle, damit der Pfarrer sich setzen könne. Auch mir bot er einen Schemel.

„Fort?“ sagte der Pfarrer. „Wohin, Rupert?“

„Das weiß ich noch nicht, Hochwürden,“ erwiderte Rupert in schmerzlich theilnahmlosem Tone, „was liegt mir daran, wie der Ort heißt, wo ich bleiben werde!“

„Und warum willst Du gerade jetzt fort? Gestern dachtest Du noch nicht daran — warum heute?“

„Weil gerade jetzt meine Kraft nicht mehr ausreicht, all das Elend zu ertragen,“ sagte Rupert mit zuckenden Lippen und finster unmwölter Stirn. „Gestern ging's noch — heute geht's nicht mehr. Die Welt ist weit, da kann man ja weit weg gehen. Ich will mir einen Ort aussuchen, wo ich bleiben mag, und so lange dort bleiben, bis sie's auch dort erfahren, daß ich ein Mörder bin . . . Dann wandere ich weiter, von Ort zu Ort. Im Grab werden sie mir ja endlich Ruhe lassen!“

„Die Menschen, ja!“ sagte der Pfarrer mit fester Stimme. „Aber das Gericht Gottes, Rupert! Das wird dann erst für Dich beginnen! Wirst Du vor dem bestehen? . .“

Rupert zuckte zusammen und fuhr sich mit der Hand nach dem Herzen, als hätte ihn ein jäher Stich getroffen.

„Herr Pfarrer,“ rief er erschrocken, „halten Sie mich denn auch für einen Mörder, daß Sie so fragen . . .“

„Ich nicht, Rupert, denn ich weiß, daß Du keinen Mord verübt hast . . . aber . . . aber —“ er stockte, und Thränen traten ihm in die Augen, während er die Hände ineinander rang. „Rupert, der Herr sieht und richtet auch die Mordpläne und die Mordgedanken, und wenn er auch den Verzweifelnden nicht verdammt, so lange ihm halber Wahnsinn die Sinne verwirrt, so fordert er doch nachher Rechenschaft, wenn der Geist wieder klar geworden ist! — Was hattest Du vor in vergangener Nacht?“

Abschgrau wurde Ruperts Gesicht, und seine Brust arbeitete leuchend wie die eines Erstickenden.

„Ich habe es ja nicht ausgeführt!“ schrie er laut auf. „Ich konnte es ja nicht thun! Gott wird mir's verzeihen, denn er allein weiß, was ich gelitten habe!“

Er drückte beide Hände auf sein Gesicht und eine tiefe Stille entstand; wir waren alle drei zu erschüttert, um zu sprechen. Endlich fragte der Pfarrer leise:

„Du wolltest Magnus vergiften?“

Rupert ließ die Hände herabsinken und sah den Pfarrer aus hohlen Augen an.

„Woher wissen Sie es, Hochwürden?“

„Ich wußte es nicht . . . Ich vermuthete es nur.“

Rupert holte tief Athem und sagte tonlos:

„Ja, ich wollte es . . . Aber nun ist's vorüber! Ich kann ruhig meinen Ranzen schnüren und von dannen ziehen. Mein Gewissen ist frei und mein Herz ist mir's wieder ganz anders; leicht nicht, aber anders.“

„Du hast's überwunden, Rupert?“ fragte der Pfarrer, angstvoll in seinen Zügen forschend. „Du kannst aus vollem Herzen dem kleinen Magnus Besserung und Genesung wünschen?“

„Ja, Hochwürden, ja!“ sagte Rupert fest. „Wie ein wüster Traum ist's mir nur noch, daß ich das Kind hab' umbringen wollen . . . Nun ist's vorüber.“

„Gott sei gepriesen!“ flüsterte der Pfarrer aus erleichtertem Herzen, Ruperts Hand warm drückend.

„Aber woher wissen Sie's, Hochwürden?“ drängte dieser, „und wer . . . wer weiß es noch außer Ihnen? Es war ja diese Nacht und böses Wetter . . . Wer hat mich gesehen? Ich hab' doch im Keller gesteckt, bis es Nacht war!“

In kurzen Worten sagte ich ihm, daß wir ihn beobachtet hätten.

„Nur Sie, Herr, und der Herr Doktor?“ sagte er sichtlich beruhigt.

„Niemand sonst,“ versicherte ich, „und es soll es auch niemand jemals erfahren. Die Giftflasche ist zerbrochen, und damit ist alles gut.“

„Alles gut!“ wiederholte Rupert bitter und traurig.

„Ja, alles gut!“ sagte ich, seine Hand ergreifend; „denn mit dieser Giftflasche, Rupert, wolltest Ihr den vernichten, der Eure Unschuld an Burkhards Tod klar vor allen Leuten an den Tag bringen sollte. Von Euch und Burkhard umgeben, war Magnus in der Klausenschlucht, als Euer Stiefbruder Erich ermorden wollte. Vor seinen Augen ist Burkhard in den Wasserfall gestürzt, und vor seinem Vater, vor Eva, dem Doktor und mir hat er's bezeugt, daß Ihr unschuldig seid.“

Rupert lah mich starr an, als sei es ihm unmöglich, meine Worte zu fassen.

„Kommt ans Fenster,“ sagte ich, „und schaut hinaus!“

Ich hatte gesehen, daß auf dem Hofe sich wieder ein Menschenhaufen angesammelt hatte, Männer und Frauen, Burschen und Mädchen. Sie umringten den Moorheidler und Gertrud und blickten beständig zu Ruperts Fenstern hinauf. Halb lauernd, ganz verwirrt trat dieser ans Fenster, und sofort erscholl unten jubelndes Zurufen, Hüte und Tücher wurden geschwenkt und ein Dutzend junger Bursche stürmte die krachende Stiege herauf, um Rupert hinunterzuholen. Dieser wußte noch immer nicht recht, wie ihm geschah, hatte noch nicht begriffen, wodurch dieser Umschwung entstanden war. Ein Stimmengewirr erhob sich, alle wollten ihm erklären und erzählen, was geschehen war. Aber jetzt schob auch der Ottershofbauer seine stolze, sonntäglich angezogene Gestalt in das dürftige Kämmerchen und gebot den übrigen Schweigen. Von ihm erfuhr Rupert ausführlich, was Magnus in jener Nacht, die beinahe seine Todesnacht geworden wäre, in so unzweifelhafter Weise bezeugt hatte.

„Wir alle sind Dir Genugthuung schuldig, Rupert,“ sagte der Bauer, trotz seiner selbstbewußten Haltung nicht ganz ohne Verlegenheit, „und ich thu' Dir Abbitte, daß ich so Schlechtes von Dir gedacht habe. — Und jetzt komm herunter zu Deinen Eltern!“

Rupert ging mit den andern hinunter. Wir sahen vom Fenster aus, wie der Moorheidler seinen Sohn glückstrahlend ein Mal ums andere in die Arme schloß, wie sich alle herzdrängten, Rupert die Hände zu drücken, wie dessen Züge allmählich sich aufhellten, seine Wangen sich rötheten und das Gefühl wiederkehrenden Glückes offenbar sein Herz zu erfüllen begann. Schnell konnte er sich in die Wandlung nicht finden, dazu war er zu tief und hoffnungslos unglücklich gewesen. Auch dem Moorheidler liefen, trotz seiner Freude, dicke Thränen über die bleichen, hohlen Wangen; auch ihn mochte das Gefühl beherrschen, daß er seinen Sohn lange hatte schuldlos leiden lassen! Gertrud drückte und küßte nur stumm Ruperts Hand; dann ging sie still in ihre Kammer; ihr tiefbewegtes Herz drängte sie, sich allen Zeugen zu entziehen. Rupert dagegen konnte sich seiner jubelnden Kameraden nicht erwehren und mußte sich von ihnen ins Wirthshaus führen lassen, wo ihm bei fröhlichem Zusammensein bald ganz warm ums Herz wurde. Als er zurückkehrte, fand er den Moorheidshof mit Laubkränzen geschmückt, zwischen denen seine in der Sonne leuchtenden kleinen Fenster ganz lustig hervorblinzelten. Aber lieber, tausendmal lieber als alle Kränze war ihm der so lange entbehrte liebevolle Gruß seiner Eltern, die ihm beide mit glücklichen Gesichtern auf der Rothbrücke entgegenkamen.

Noch nie hatte der Pfarrer mit tieferer Empfindung und mit größerer Beredsamkeit eine Traurede gehalten, als an dem Tage, da er Rupert und Eva vor dem Altare als Ehepaar zusammengab.

Es war eine sehr feierliche Trauung! Der Moorheidler, Gertrud und der alte Schachtelmacher sühlten sich ganz stolz inmitten der reichen Verwandtschaft des Ottershofbauers, die in stattlicher Pracht der Gewandung vollzählig erschienen war. Der kleine Magnus, gesund und pausbäckig, trug das Sammetkittelchen mit den Silberknöpfen und das rothe Tuchwestchen, die Eva ihm gemacht hatte; die eine seiner kleinen Fäuste klammerte sich an die schwerseidene Schürze seiner Mutter, die andere hielt einen Blumenstrauß, hinter dem er fast verschwand und zwischen dessen Blumen man die veilchenblauen Augen fröhlich glänzen sah, die sich beinah für immer geschlossen hätten, all das Glück mit sich begrabend, das sich jetzt so ungetrübt und zukunftsfroh entfalten durfte!

In der Heimath.

Daß ich wieder in dir weile,
Traute Heimath, schafft mir Ruh'.
Fort ist alle bange Eile,
Weiß ich doch: mein Ziel bist du.

Von der Heimath losgerissen,
Ruhlos irrt der Mensch umher,
Scheint er sie auch nicht zu wissen.
Ja, sie nicht zu kennen mehr.

Doch wie er zur Mutter flehet
Als ein kängst ergrauter Mann:
Und sie weinend an sich ziehet,
Wenn er sie noch finden kann,

So auch sucht er voller Sehnen
Endlich noch die Heimath auf,
Und den letzten Lindesthränen
Läßt er in ihr freien Lauf.

Martin Greif.

Blätter und Blüthen.

Julfeier. (Zu dem Bilde S. 877.) Wenn es Weihnacht wird in nordischen Landen, da sind viele Hände geschäftig, den Julleber (oder Julbock, Julbrod, Gumlehrdi, Julgalt) zu bereiten. Inmitten von Schinken, Käse, Butter, Bier und Brannwein bleibt er bis St. Knnut auf der Tafel stehen. Die und da macht ihm die Julleule (Jullubba) Konkurrenz, die an einem Bande über dem Tisch befestigt ist und mit der man mannigfache Spiele spielt. An liebsten ist man Schinken zum Julfrob, denn dies ist ja kein wirklicher Eber mehr, sondern nur ein Gebäck von feinem Mehl, auf dem ein Eber mit zwei Stoßzähnen oder bisweilen auch ein Widder mit zwei Hörnern abgebildet ist.

Einstens war es anders. Da briet zur Julfeier ein wirklicher Eber am Spieß über dem Herdfeuer, und als in späterer Zeit die Eber seltener zu werden begannen in den nordischen Wäldern, da zogen die Mannen der einzelnen Höfe bereits acht Tage vor dem Feste aus, um ein Stück des seltenen Wildes für das Fest zu erbeuten.

Der Brauch des Eberschmauses zur Wintersonnenwende reicht in urgermanische Zeit zurück; findet er sich doch auch bei dem nordwestlichen Zweige der Wetzgermanen, in Großbritannien. Dort ist vielfach noch heute der festgeschmückte Eberkopf das Hauptgericht des Weihnachtsmahles; mit Myrthen, Rosmarin und Lorbeer geschmückt, wird er aufgetragen, und in Oxford hören Studenten sich noch heute Umzüge an den Brauch des Julebers.

Einstens hatte der Eber beim Julschmaus eine hohe Bedeutung. Ueber ihm reckten sich die Männer die Hände und gelobten, Thaten zu vollbringen. Und was einer hier Gelobt hatte, das mußte er halten, wenn er nicht für ehrlos gelten wollte. Vor anderthalb Jahrzehnten hat Felix Dahn diesen Zug benutzt, um den Knoten zu schürzen in seinem kleinen nordischen Roman „Sind Götter?“ Aber schon vor mehr denn siebenhundert Jahren besang die Völu'spá, die Edda, ein verhängnißvolles Gelöbniß beim Julebet.

Helgi, der Sohn Hjörards, war ein großer König und gewaltiger Kriegsheld. Seine Braut war Swawa, eine Walküre, die in der Schlacht die dem Tode Verfallenen liebte und mit ihnen Stelle um Stelle die Götterburg bewohnte. Die Nornen noch längeres Leben im Sonnenschein gewährten. Da saß Helgis Bender Hedin mit den Seinen am Julabend beim festlichen Eberschmause. Der Becher Bragis ging herum, und sie gelobten über dem Sühneber künftige Großthaten. Alle waren große Helden, und einer überbot den andern in seinem Gelöbniß. Da gab eine Hexe, die dem Hedin grollte, ihm ein, über dem Eber zu geloben, daß er Swawa, seines Benders Braut, heimführen wolle. Das unbesonnene Wort war gesprochen, und er war gezwungen, sein Wort zu lösen. Er gethan es seinem Bender:

„Böseres that ich als Bannbestraftes:
Gelobend ekkor ich die Königstochter
Beim Bragitrunke, die Deine Braut ist!“

und dieser, der seinen baldigen Tod in der Schlacht ahnt, stirnt ihm nicht. Helgi wird im Kampfe gegen König Alf tödlich verwundet. Sterbend bittet er Swawa, seines Benders Braut zu werden. Doch diese hat sich einzig ihm verlobt und stirbt mit ihm.

Von beiden aber geht im Norden die Sage, daß sie zum Lohn für ihre Treue in der Halle der Seligen wiedergeboren sein.

A. T.

In der Genesung. (Zu dem Bilde S. 872 u. 873.) Es war recht krank, das arme Prinzeßchen, und das schmucke Fürstenkind, dem sonst die Lebenslust und Lebensfreude aus den hellen Augen leuchtete, ist noch recht hinfällig und schwach und vermag kaum die müden Lider offenzuhalten. Aber bester ist es doch geworden; mit den beruhigendsten Versicherungen ist der Leibarzt gegangen, und nun werden alle Mittel in Bewegung gesetzt, nicht bloß den Körper, sondern auch das Gemüth der Genesenden von den Nachwehen der Krankheit vollends zu befreien. Die treue Gesellschafterin mußte stärkende Tropfen, die zugendliche Kammerzofe lächelt ihre Gebieterin mit ihren lustigsten Fürstenlachen an, damit diese sich gewiß dem Glauben an die Wiederkehr vergnügter Stunden ihr Herz erschließe, und der lustige Hofzwerg, der gewandteste Vorleser bei den abendlichen Zirkeln des schongeistigen Hofchens, hat das Neueste und Lustigste mitgebracht, was der Büchermarkt in der Zeit der Krankheit seiner sonst so verschwenderischen Lesewuth zu Tage gefordert hat, und er liest es ihr vor mit dem ganzen Aufwand seiner die Lachmuskeln reizenden Mimik. Nun — lange wird es nicht mehr dauern, da verzieht sich ganz sacht der jetzt noch so beruhigt gleichsolenne Mund des Prinzeßchens, ein Schimmer der alten Heiterkeit fliegt über das milde Geschichtchen hin und ein leiser rosiger Schimmer verklärt die bleichen Wangen der Genesenden. —

Meines Jenkers Weihnachtsgäste. (Zu dem Bilde S. 869.) Der Winter ist hart, aber in ihm feiern wir das Fest der wetterlosenden Liebe! Und der ungnadenreiche Mensch lindert nicht nur nach Kräften das Los seiner Brüder, sondern er erbarmt sich auch der Thierwelt. Vor meinem Fenster ist täglich Freitisch für die heuchdvarste Vogelwelt. Meine Wohnung in der Vorstadt liegt nahe am Wald, der mir gar edle Gäste sendet. — Wir schreiben den 25. Dezember, da muß doch auch vor meinem Fenster Weihnachten werden! Ich habe mir als Freßgeschirre einige flache Holztäfelchen machen lassen, diese bestellen wir jetzt mit ganz besonderen Leckbissen. Mohn, Kanarien- und Hanfsamen in das eine, Sonnenblumenkerne und Stückchen Fleisch in das zweite. Das dritte mit genießerem gelben Rüben, Semmelbrosamen und reichlicher Ausbeute aus dem „Mehlwurmtopfe“ stellen wir vorerst noch zurück.

Jetzt zwei Kätzchen hinaus! Hui, wie das ausschnurrt! Unbedingter Gesellschaft: „Schilp, schilp, schilp“ — kennst du sie, die Gefangenen du Vogelwelt? „Rückerätz“, da sind sie, meine Fleißige, die kecken, lustigen Thierchen! — Ein paar ritterliche Herren kommen jetzt angeschossen; es sind Edelfinken, und ihr heller Lockruf weckt Frühlingsahnung in unserer Brust, trotz der winterlichen Landschaft. Der Rest hat aber jetzt auch zu thun. Dampfschwanz angezogen, das ist täglich mein Fenster besucht. Drei stattlichen Vögel sitzen im vielgeliebten Hanfsamen und knacken geschäftig das Korn zur Korn. Nun entschließen sich auch Sieglitze, herunterzukommen. Mohn- und Hanfsamen können sie doch nicht widerstehen. Auch das einzig kröstliche Volk der Meisen ist nun da, und darum auch hinaus mit Kasten Nr. 31 — Brrr! Wie das entsetzlich, zankend und schimpfend über die Störung! Der ganze Zwarm ist voll Vögel und immer noch kommt Zuzug. Ist das nicht auch ein Christfest?

Allgemeiner Aufruhr das draußen und ein ganz neues Bild! — Das kleine Volk, schon ziemlich gesättigt, ist verschwacht, und der Aufseher, deren sieben, sonstlosenden Gesang schon an sonnigen Februartagen unser Ohr erfreut, beherrschen das ganze Fensterbrett. Nun gesellt sich auch noch ein Trupfel dazu, und höchst übersüssiger Weise kommen auch noch Finken! Die können sich eigentlich nur ihren Bauch füllen lassen!

Kaum gar viele Gäste besuchen meinen Weihnachtstisch heute, aber mein Liebling sieht mir schon seit gestern: ein Rothkehlchen! Einsam und traurig kam es täglich an mein Fenster und thät so zahm und zutraulich, und doch wagte es sich nicht in die Stube, so ich es so gerne verfolgt hätte. Was mag das Thierchen wohl abgethalten haben, mit den Seinigen zu ziehen, die jetzt fern im Süden weilen? War es krankhaft, war es zu später Kinderlegen? Ach vielleicht, während gestern in meiner Stube der Weihnachtsbaum brannte, kam draußen im Wald der unerbittliche tückische Sänger erkoren zu Boden und leise, leise fällt der weiße Schnee auf sein blutrothes Brüstchen und deckt es langsam zu. F. A.

Pferderies auf der Pr . (Zu dem Bilde S. 888 und 889.) Hui! Wie das schnaubt, wiehert, sich bäumt, kampft, schlägt und beißt, tausend Rosse ohne Reiter, ein tolliches Schauspiel nicht nur für den Sportsmann, sondern für jeden Thierfreund und ein herrlicher Stoff für den Pinsel des Künstlers!

Ja, der Magyare ist stolz auf seine Steppe wie auf sein Steppenpferd, und auf keyeres nicht ohne Berechtigung!

Schon vor nahezu einem Jahrtausend, als Arpads wilde Krieger scharen über die Grenzen Deutschlands stürmten, mußte mancher deutsche Ritter auf schwerem Schlachtrosse im ungewohnten Kampfe gegen die Reiter auf ihren windschnellen asiatischen Steppenpferden Lob und Ehre lassen; und noch heute wird jeder Schaulustige manchen Nachfolger jener Ritter auf unbildigem Kampfplatz gewahrlich, wenn er allzu hohe Summen gegen den tüchtigen magyarischen Vollblutrenner eingesetzt hat. Denn hat sich auch die Steppe in einem Jahrtausend nicht gewandelt, das Steppenpferd erbringt dank den sportbegeisterten Magyaren so viel veredelnde Pflege, daß es sich heute mit den besten Rennern aller Nationen messen darf.

Gleichwohl ist es nicht die „Wildesele, worin der Cisios auf seinem Rößlein über die Pußta saust“, was das magyarische Pferd, namentlich für den Rennbedarf, so vorzüglich macht. Ein Kavallerieregiment auf Pferdlingen bezahlter Rennställe, so prächtig der Anblick auf dem Paradeplatz auch wäre, würde in einem Winterfeldzug doch wahrscheinlich schon nach wenigen Wochen zu Fuße marschieren! In jedem Falle aber bedürfte es mehr als die Ausdauer, die Genügsamkeit und Anspruchslosigkeit des magyarischen Pußtapferdes ebenso glänzend wie der magyarische Reiter, welcher in seiner reiten als ordentlich gehen und laufen kennt.

Solche Rosse, solche Reiter zeigt unser Bild. Im Hintergrunde oder die alten Pußten genennschaftlichen Wahrzeichen, die Cisterne mit der baumlangen Hebestange und die Czarda, die Gasthaus.

Es ist Abendzeit. Die Pferdehirten (Cisios) haben ihre Schafherden zum Tränke getrieben, von der es jetzt zu genenlanem Nachtlager in die Nähe besagter Czarda geht. Her entwickelt sich ein neues, nicht minder anziehendes Schauspiel. Tumultes Nachtleben kennt sich auf die Weide, und der erst so wild bewegte Schwarm der Rosse lagert unbewegt und ohne Steppengnale, eine graue Masse, deren Leben sich nur durch halblautes Schnauben verrath. Ringsum herrscht tiefe Stille. Nur die wachsamen Hunde geben bisweilen kurzen, gedämpften Laut mit zu

Warnung beunruhigter Wölfe, und aus der Claudia klingt des Zigeuners Fiedel und das „Eisen" des wein- und tangfrohen Clitos leise in die weite Puszta, über welche sich der unendliche Himmelsbogen mit seinen Millionen schimmernder Sterne wölbt — ein Bild von unsagbar ergreifender, echter Steppenpoesie!

Das Neujahrsbillsen der Berliner Postillone. (Zu dem Bilde S. 881.) Zur Zeit der Jahreswende, wenn überall die Geschäftsleute ausruhen von der Arbeit, die das Weihnachtsfest gebracht hat, schwillt die Thätigkeit der Mannen Stephans zu wahrhaft unheimlicher Höhe an und erfordert zu ihrer Bewältigung die ganze Lust und Liebe und zugleich die selbstlose Pflichttreue aller der Personen, die zu der Postarmee gehören und deren Leistungsfähigkeit wir zu bewundern schon so oft Gelegenheit hatten.

Am lebhaftesten und angestrengtesten geht es in dieser Nacht im Berliner Hauptpostgebäude zu. Wagen auf Wagen rollen in die Höfe ein, und sie liefern immer neue, endlose Berge von Packeten, Briefen und Karten ab, die von Hunderten von Beamten nach den auswärtigen Ortschaften, dann nach den Stadtgegenden Berlins und schließlich nach den einzelnen Postanstalten auseinandergelesen und sepieren sofort wieder durch Estpostens überliefert werden. So geht es Stunde auf Stunde; immer mehr wächst die Arbeit, statt abzunehmen, und scheint kurz vor Mitternacht überhaupt jeder rechtgiftigen Bewältigung zu spotten. Da, hoch vom Rathhausthurm dröhnt der erste der zwölf Schläge, und in demselben Augenblick verbinden Postillone mit lauten Trompetenstößen in jedem Saal, daß das neue Jahr begonnen und die Arbeit für eine kurze Zeit zu ruhen hat.

Die leitenden Beamten halten kurze Ansprachen, Erfrischungen werden herumgereicht, und nun ertönen auch draußen auf dem Posthofe die friedlichen, zu Herzen gehenden Klänge eines von Postillonen geblasenen Chorals, dessen stimmungsvolle Weisen die Vorübergehenden von den Straßen heraulocken.

Nach einer viertelstündigen hochwillkommenen Pause wird die ruhende Arbeit mit fieberndster Hast wieder aufgenommen und derart gefördert, daß sie in ihren wichtigsten Theilen fast immer beendet ist, wenn die Neujahrsschwärmer noch in den Federn liegen und von all den herrlichen träumen, was das neue Jahr in seinem Schoße für sie birgt.

Neues Nürnberger Schattentheater. Licht und Schatten sind ein äußerst ausgiebiges Material, um allerlei drastische Scherze für unsere Kinderwelt daraus zu formen. Von den luriosen Schattenfiguren, welche Hand und Finger auf die Wand zaubern, sichet eine lange Entwickelungsreihe von Verwendungen dieser elementaren Kräfte bis hinauf zu recht ausgestatteten Schattentheatern, die ganze Tragödien mit Komödien, Ritter- und Ausstattungsstücke den staunenden Kleinen vorzuführen pflegen. Und was wäre auch mehr geeignet, kindliche Herzen in Entzücken zu versetzen, als wenn so die scharfumrissenen Silhouetten wohlbekannter Typen über den hellen Hintergrund klotschen und dazu ein phantasievoller „Theater direktor" die schönsten Geschichten erzählt! Wir haben wohl schon da und dort von einem kunstreichen Vater gehört, der in den Stunden seiner Muße — sie müssen indessen schon recht reichlich bemessen sein — seinen Kindern ein solches Schattentheater aufbaute und mit vielgestaltigen „Requisiten" versah, mit Häusern, Bäumen, Rindern, Gretchen, Bürgern, Soldaten u. s. w. u. s. w. Aber sie sind gezählt, die glücklichen Kinder, die eines solchen Vaters sich erfreuen. Da ist nun ein Nürnberger Spielwarenfabrikant, C. Abel-Klinger, auf den Gedanken gekommen, ein solches Theater von möglichst einfachen und leicht zu handhabenden Formen anzufertigen und auf diese Weise den Vätern, die Zeit und Lust zu einem kunstreichen Theater gehört, der in den Stunden seiner Muße — sie müssen indessen schon recht reichlich bemessen sein — seinen Kindern ein solches Schattentheater aufbaute und mit vielgestaltigen „Requisiten" versah, mit Häusern, Bäumen, Rindern, Gretchen, Bürgern, Soldaten u. s. w. u. s. w. Aber sie sind gezählt, die glücklichen Kinder, die eines solchen Vaters sich erfreuen. Da ist nun ein Nürnberger Spielwarenfabrikant, C. Abel-Klinger, auf den Gedanken gekommen, ein solches Theater von möglichst einfachen und leicht zu handhabenden Formen anzufertigen und auf diese Weise den Vätern, die Zeit und Lust zu einem kunstreichen Vater gehört, der in den Stunden seiner Muße — sie müssen indessen schon recht reichlich bemessen sein — seinen Kindern ein solches Schattentheater aufbaute und mit vielgestaltigen „Requisiten" versah, mit Häusern, Bäumen, Rindern, Gretchen, Bürgern, Soldaten u. s. w. u. s. w. Aber sie sind gezählt, die glücklichen Kinder, die eines solchen Vaters sich erfreuen. Da ist nun ein Nürnberger Spielwarenfabrikant, C. Abel-Klinger, auf den Gedanken gekommen, ein solches Theater von möglichst einfachen und leicht zu handhabenden Formen anzufertigen und auf diese Weise den Vätern, die Zeit und Lust zu einem kunstreichen Vater gehört, der in den Stunden seiner Muße — sie müssen indessen schon recht reichlich bemessen sein — seinen Kindern ein solches Schattentheater aufbaute und mit vielgestaltigen „Requisiten" versah, mit Häusern, Bäumen, Rindern, Gretchen, Bürgern, Soldaten u. s. w. u. s. w. Aber sie sind gezählt, die glücklichen Kinder, die eines solchen Vaters sich erfreuen. Da ist nun ein Nürnberger Spielwarenfabrikant, C. Abel-Klinger, auf den Gedanken gekommen, ein solches Theater von möglichst einfachen und leicht zu handhabenden Formen anzufertigen und auf diese Weise den Vätern, die Zeit und Lust zu einem kunstreichen

Eine Weihnachtsbescherung für junge Ehemänner.
Nach einem Gemälde von F. Stuck.
Photographie im Verlage der Photographischen Union in München.

Leidenschaft nicht kennen soll, verklärt, aber ihre Lehren finden nicht immer Bekenner, die meisten Menschen würden auf Unsterblichkeit ohne Jugend verzichten, nun nur das Los des Tithonos nicht zu theilen, dem die Götter auf Flehen der Göttin der Morgenröthe die Unsterblichkeit schenkten, dabei leider aber vergaßen, ihm die werthvollere Gabe der ewigen Jugend mit zu spenden. Tithonos schrumpfte bekanntlich derart zusammen, daß ein mitleidiger Gott ihn in eine Cikade verwandelte. Im Mittelalter suchten die Menschen nach dem Stein der Weisen, der verjüngende Kraft besitzen sollte, später gogen Charlatane wie Cagliostro und Graf von St. Germain Nutzen aus der Sehnsucht der Weltenden — und selbst in unserem aufgeklärten Zeitalter beschäftigt man sich mit Verjüngungskuren.

Die Wissenschaft selbst hat sich engere Schranken gezogen; sie hat längst den Jungs- und Schönbrunnen entdeckt, soweit er in der vergänglichen Welt erreichbar ist. Sie forscht vor der Hygiene, welche ein frühzeitiges Krankwerden und Welkwerden verhüten soll. „Wer's nimmermehr, meidet Modethorheiten, glaubt nicht den Geheimmittelkrämern, die euch Gift vom Leben anbieten, und ihr werdet lange leben und lange schön bleiben", das ist ihr Rezept! Wie viel Artikel in Zeitungen, wie viel Bücher sind schon darüber geschrieben worden! Es scheint beinahe gewagt, die Leser und namentlich die Leserinnen von neuem mit Belehrungen über die Pflege der Haut, der Haare und der Zähne zu belästigen, und doch weiß der Arzt, daß es nöthig ist, denn viele werden krank an dem Bestreben, sich schön zu machen!

Viele gute Bücher werden nicht zu Ende gelesen, weil sie zu trocken, zu pedantisch geschrieben sind. Namentlich die Frauen möchten über solche Fragen nur plaudern, anstatt gründliche Auseinandersetzungen hören zu müssen. Diesen Ton trifft ein italienisches Büchlein „Die Hygiene der Schönheit" von Paul Mantegazza, das in einer deutschen Uebersetzung erschienen ist (Verlag von Heinrich Matz, Königsberg i. Pr.). Es ist eine anregende Plauderei über die Kunst, die Schönheit zu erhalten, und aus der Plauderei ergeben sich die wichtigsten Regeln von selbst.

Die Natürlichkeit Mantegazzas sind leicht zu belegen. Um das frühzeitige Ergrauen der Haare zu verhüten, soll man nur folgendes thun:

„Vermeide alles Uebermaß, das den Organismus schwächt. — Sei immer zufrieden und heiter. — Bürste und reinige oft den Kopf. — Gieb nie einen Pfennig für Pomade oder kosmetische Mittel aus, die als wirksam gegen das Ergrauen der Haare angepriesen werden. Schneide das Haar häufig ab, gewöhnlich, sobald es anfängt grau zu werden."

„Manche reißen sich," fährt er dann fort, „die grauen Haare aus, so lange es nur wenige giebt; doch will Brown-Sequard beobachtet haben, was aber noch weiterer Bestätigung bedarf, daß, sobald ein graues Haar ausgerissen wird, an derselben Stelle gleich drei oder vier andere erscheinen. Das erinnert mich an den Gebrauch einiger Pferdehändler, die, um ihre Pferde mit einem weißen Stern auf der Stirn zu zieren, an einer und derselben Stelle beständig Haare ausreißen."

Mantegazza bespricht auch ausführlich die Kleidung und widmet n. a. dem Frauenhut folgende Worte:

„Vom Frauenhut ist es überflüssig zu sprechen, denn er ist ein Ding, das nicht vorhanden ist oder dem Bereich der Archäologie angehört. Der Frauenhut der Gegenwart ist eine Ausstellung von künstlichen Blumen oder Pflanzen, von Vögeln oder nachgebildeten Früchten, oder er ist ein falscher Zopf oder ein Netz oder sonst etwas, nur kein Hut.

O, warum nimmt unter heutiges Schönes niemand mehr? Wenigstens jene braven Frauen zum Vorbild, die Ende vorigen Jahrhunderts ihren Kopf in kleine Gärten umwandelten, in denen lebende Pflanzen wuchsen und natürliche Blumen aufbrachen? Es wäre das immer besser, als den Kopf zu einem Museum der Vogelkunde oder zu einer Leichenhalle zu machen. Lesen wir, was die Frau Baronin von Oberkirch unterm 6. Juni 1782 in ihren Memoiren schreibt:

„Ich wußte nicht recht, ob ich lachen oder weinen, mich auch Versailles zu begeben. Diese Hoftoiletten dauern eine Ewigkeit, und der Weg von Paris nach Versailles ist sehr mühsam, besonders wenn man achtgeben muß, daß die Unterröcke und Falbelsäume nicht zerknirschen. Ich rechte zum ersten Male einen Kopfputz verstehen, der sehr unbequem, aber sehr in Mode war: einige platte und der Form des Kopfes entsprechend gebogene Kläschchen, die etwas Wasser enthielten und in welche sodann natürliche Blumen mit ihren Stengeln hineingesteckt wurden. Das gelang nicht immer, aber wenn es gelang, war es doch etwas Schönes. Der Frisirung auf dem Kopfe, inmitten des schneeweißen Puders, das war von bezaubernder Wirkung."

Die Frauen werden die Hygiene der Kleidung nach Mantegazza nicht verwerfen, denn er stellt den Satz auf: „Das Weib muß sich schmücken, der Mann soll sich kleiden." Auch die Wollenen werden mit ihm zufrieden sein, denn er fuhrt den Ausspruch Shakespeares an, daß im Flanell eine Art Zauberkraft stecke, und sagt: „Wolle und weiße Farbe, in diesen Worten sind drei Viertel der Hygiene der Kleidung enthalten!" Ebenso

muß er die Schneider auf seinen Seite haben; denn er lehrt ja: „Wir dem Schneider ist's wie mit dem Arzt: er darf nur so selten wie möglich gewechselt werden."

Für Salben, Pomaden, Waschwasser ꝛc. wird man vielleicht in anderen Werken neuere und mitunter bessere Anweisungen finden; bessere Grundsätze der Hygieine der Schönheit aber gewiß nicht, und darum dürfte auch die Verleihung in das Büchlein, ein Plauderhündchen bei dem Florentiner Professor Mantegazza, für alle, die in Betreff ihrer Schönheit konservativ gesinnt sind, nicht nur unterhaltend, sondern auch unentbehrlich sein.

J. G. Fischer, der Aeltere der schwäbischen Dichter, dessen gemüthreiche und stimmungsvolle Poesien unserm Leben wohl vertraut sind, hat an seinem späten Lebensabend den Verlust der geliebten Gattin zu beklagen, und seinem Schmerze um die theure Entschlafene giebt er in den folgenden Strophen einen ebenso ergreifenden wie hochpoetischen Ausdruck.

Der Gattin Tod.

Nun liegst du im Grabe mit ihm vereint,
Deinem Erstling, den du so heiß beweint.

Was ihr redet zusammen — ach wer weiß?
Die Todten flüstern und hören leis.

Nur wir Armen, o Gott, die da oben geh'n,
Wir dürfen kein Wort davon euch versteh'n.

Ich gehe dein Lager um und um,
Das verlassne — ganz still wie todtenstumm!

O ein Wort nur, du Vielgeliebtes! Nur ein Lebenszeichen!
Doch mein eigenes Wort nur hallt zurück.

Mich fragen die Stände durchs ganze Haus:
Wie geht dir nun selbst noch ein und aus?

Die Blumen vorm Fenster schau'n herein:
Wo mag denn heute die Sonne sein,

Die wir da drinnen so oft gesehn
Mit den Himmelsaugen vorübergeh'n?

O arme Blumen, die schied so weit.
Daß ich weine und weine die ganze Zeit.

J. G. Fischer.

Ein Geschichtswerk von Karl Biedermann, das einen Abschnitt der neuen oder neuesten Geschichte behandelt, wird immer willkommen geheißen werden, einmal weil der Verfasser durch seine lange parlamentarische Laufbahn oft in der Mitte der Ereignisse stand und mit hervorragenden Persönlichkeiten in nächste Berührung kam; dann aber auch, weil die Darstellungsweise Karl Biedermanns frei von jeder Manier, durchaus verständlich und volksthümlich ist. Diese Vorzüge hatte schon sein Werk „Deutsche Zustände deutscher Geschichte 1840 bis 1870" und sie finden sich nicht minder in der „Ergänzung nach rückwärts", die er jetzt demselben hinzufügt, in der Schrift „1815 bis 1840. Fünfundzwanzig Jahre deutscher Geschichte", welche in zwei Bänden vorliegt (Breslau, C. Schottländer).

Wir erfahren zunächst aus dem Werk, wie der Wiener Kongreß über das Schicksal der Völker spielte. Besonderen Interesse sind die Verhandlungen über die sächsisch-polnische Frage; die Charakterköpfe der hervorragenden Diplomaten sind umgezwungen in die Schilderung der Vorgänge eingefügt; wir sehen, wie aus verschiedenen Umwälzen heraus sich die deutsche Bundesakte gestaltete. Dann wird eine kurze, aber sehr lebendige Schilderung des Krieges von 1815, der Schlachten bei Ligny und Belle-Alliance eingeschoben. Wir wenden uns darauf den inneren Vorgängen in Deutschland zu: der Gründung der Burschenschaft, dem Wartburgfest, der Ermordung Kotzebue's durch Sand und der rückläufigen Bewegung, welche dem studentischen Aufschwung folgte und ihm ein jähes Ende bereitete.

Die preußische Kanzerlia, welche den Sieg über den widerstrebenden Staatsmann von Hardenberg davontrug, und in ihren Hauptvertretern und in ihren eifrigsten Schergen geschildert. Es ist eine Zeit, welche noch heutigen Tags bei unbefangener Darstellung die Leser mit Grauen erfüllen muß; denn die Verfolgung der damaligen Jugend war eine unerhörte, und ein so grausames Strafmaß, welches über die kleine Aeußerung von Gesinnungen Todesstrafe und lebenslängliches Gefängniß verhängte, erinnert an die Zeiten der Cäsaren und der französischen Schreckensherrschaft. Und dabei bestand in Deutschland der tiefste Frieden. Den Höhepunkt erreichte die Reaktion mit den Karlsbader Beschlüssen. Inzwischen waren in den deutschen Mittelstaaten und kleinen Staaten noch langen Kämpfen zwischen den Regierungen und den Ständen Verfassungen eingeführt worden; über die Entwicklung und Gestaltung derselben giebt Biedermanns Schrift willkommene Auskunft.

Der zweite Band beginnt mit einer Darstellung der geistigen und literarischen Bewegung vor, in und nach dem Befreiungskriege und enden mit einem Abschnitte: „Wandlungen in Poesie und Philosophie"; es ist dies ein Gebiet, auf welchem der Kultur- und Literaturforscher Biedermann vorzugsweise zu Hause ist und das er mit vielfachen Lichtblicken erhellt. Die Darstellung der politischen Vorgänge bringt in vier Kapiteln eine Geschichte des Bundestages bis 1824, schildert dann Deutschland unter den Nachwirkungen der Pariser Julirevolution von 1830, die Wirrnisse der belgisch-polnischen Revolutionen, die Hambacher Fest, den preußisch-deutschen Zollverein, den hannoverschen Staatsstreich, die inneren Zustände des österreichischen Kaiserstaates und die Vorgänge auf kirchlichem Gebiet.

Beide Werke, zusammengefaßt unter dem Titel „Geschichte Deutschlands vom Wiener Kongreß bis zur Aufrichtung des neuen deutschen Kaiserthums" sind dem Fürsten Bismarck gewidmet.

Frauen-Dank. Gleich nach dem Hinscheiden der Kaiserin Augusta am 7. Januar d. J. war in den Kreisen des „Vaterländischen Frauenvereins" der Gedanke angeregt worden, den Gefühlen der unvergänglichen Verehrung und Dankbarkeit gegen die edle Frau, die treue Beschützerin aller deutschen Frauenvereine, die eifrige Fördererin aller Werke der Nächstenliebe, einen sichtbaren, dauernden Ausdruck zu geben. Und wie sich erwarten ließ, ist dieser Gedanke auch auf fruchtbaren Boden gefallen. Eine ganze Anzahl Vereine, der „Bayerische Frauenverein", der „Städtische Albertverein", der „Württembergische Wohlthätigkeitsverein", der „Badische Frauenverein", der „Hessische Alice-Frauenverein", das „Patriotische Institut der Frauenvereine im Großherzogthum Sachsen" und der „Nassauisch-Preußische Marien-Frauenverein" vereinigten sich mit dem „Preußischen Vaterländischen Frauenverein" in dem Beschlusse, eine Sammlung zu veranstalten, deren Ergebniß unter dem Namen „Frauen-Dank" der Kaiserin Auguste Victoria überreicht werden soll. Die Absicht ist, die Erträge der Sammlung mit der von der verewigten Kaiserin Augusta zur Feier ihrer Goldenen Hochzeit im Jahre 1879 begründeten Stiftung „Frauenrost" zu vereinigen und so dieser hochherzigen Stiftung, deren Bestimmung es ist, die Frauenvereine unter dem Rothen Kreuz in der Ausübung ihrer gemeinnützigen Bestrebungen zu unterstützen, neue Mittel zuzuführen.

An alle Frauen und Jungfrauen unseres Deutschen Vaterlandes ergeht nun der Aufruf, zu diesem nationalen Liebeswerke nach Kräften beizutragen. Und dankt nicht die kleinen Scherflein schätzen zurückzusenden brauchen, damit die Stiftung wirklich aus den breitesten Schichten des Volkes, nicht bloß aus dem Ueberschuß der einzelnen Reichen hervorgeht, ist ausdrücklich der Gesinnung des Vereins dadurch vorgebeugt, daß der Mindestsatz für die Beiträge vor 10 Pfennig bis zu 10 Mark festgesetzt worden. Als Sammelstellen dienen die obengenannten Vereine mit ihren Vorzweigungen. Für diejenigen aber, welche keine Gelegenheit haben, mit einem solchen sich in Verbindung zu setzen, alle insbesondere für unsere deutschen Frauen und Mädchen im Auslande, sei bemerkt, daß das Bankhaus von F. W. Krause u. Komp., Berlin, Leipzigerstraße 45, zur Entgegennahme von Beiträgen gerne bereit ist. Nur möge darauf geachtet werden, daß Sendungen an dieses eine genaue Bezeichnung ihres Zwecks tragen, damit keine Verwechslungen vorkommen.

Eine gepukte Chinesin. Eine Abendländerin kann mit dem Putz und den Zieraten einer Bewohnerin des Reichs der Mitte nicht wetteifern, besonders wenn die letztere den vermögenderen Klassen angehört. Der Kragen, die Aermel, die Schuhe sind reich gestickt, oft aus Gold- und Silberzwirn; die Seidenstoffe sind mit Medaillons von Schmetterlingen brochirt; das Haar wird sehr sorgfältig geordnet, oft mit künstlichen Blumen oder mit künstlichen aus Gold, Silber, Perlen, Rubin, Edelsteinen oder mit Federnzungen von Glas geschmückt. Die Dandyformen an den jungen Damen verkrüppeln übrigens ihre Kleider selbst, was dadurch sehr erleichtert wird, daß die Mode keine wechselnde ist. Das Schminken ist allgemein Sitte bei jungen Mädchen und Frauen. Bei der schmutzig gelben Hautfarbe der meisten Chinesinnen erscheinen das Schminken als ein unabwendiges Uebel. Die von den Dichtern gepriesenen Schönheiten haben alle Korallen- oder Pfirsichlippen, maudelförmige Augen, dunkle, seidenglänzende Augenbrauen. Da muß nun die Schminke nachhelfen, wo die Natur nicht genug gethan hat, um den Anforderungen der Mode und der Volksmeinung zu die weiblichen Schönheit nachzukommen. Die Kunst des feinen Schminkens ist aber unbekannt; große Klecke von rother Farbe werden auf den mittleren Theile der Unterlippe angebracht und auf den oberen Augenlidern; die Handteller und die weißen Nägelenden der Zeige- und der Nägel werden auch geröthet. Im ganzen hat sich eine freilich herausgeputzte Chinesin etwas Puppenhaftes.

Die Hochwasser in den letzten Tagen des November haben allerdings in Deutschland und Oesterreich große Verheerungen angerichtet, nur nicht dies zu den Berichten um Neujahr und Ende März gezeigt haben. Viel Hab und Gut ist den Fluthen zum Opfer gefallen, Elend und Krankheit bilden das traurige Gefolge der schlimmen Katastrophe. Da ergehen überall in den öffentlichen Tagesblättern Aufrufe an die menschliche Barmherzigkeit, daß sie helfend eingreife und die ärgste Noth lindere, soweit es in ihren Kräften stehe. Gern würde auch die „Gartenlaube" solchen Aufrufen Raum geben, aber bei der langen Zeit, welche sie zum Drucke ihrer großen Auflage bedarf, würde sie zu spät kommen; auch würde die „Gartenlaube", die im ganzen deutschen Vaterlande und darüber hinaus gleichmäßig verbreitet ist, durch Veröffentlichung einiger dieser öffentlichen Hilferufe leicht eine Ungerechtigkeit begehen. Sie kann also nur an alle ihre Leser die herzliche und dringende Bitte richten, sie möchten die Augen offen halten, damit sie die Nothleidenden in ihrem Nähen für die Liebesregungen in Empfang genommen werden, und sie möchten dann auch nicht versehlen, die mildthätigen Hände zu öffnen und willig und reichlich zu geben.

An der Jahreswende. Wenn der Jahrgang einer Zeitschrift dem Ende entgegengeht, wenn es gilt, die letzten Bogen und die letzte Seite zu füllen, dann pflegen die Herausgeber rückwärts und vorwärts zu blicken auf den Weg, den sie durchmessen haben, und den neuen, welcher vor ihnen liegt.

Sie richten dann auch, allem guten Brauch folgend, einige Worte an ihre Leser, um ihnen für die freundliche Begleitung zu danken und sie freundlich aufzufordern, auch ferner mitzugehen und dem Blatte treu zu bleiben.

Das ist die Zeit der allstädtischen Journal Ankündigungen und Empfehlungen, die Zeit, wo es ein lieben deutschen Vaterlande Dutzende von illustrirten Familienblättern geben kann, von welchen jedes das beste, jedes das billigste und jedes das verbreitetste ist, die Zeit, wo in pomphaften Reklamen das Alte vom Neuen und das Neue vom Alten nervenlos überboten wird.

Die „Gartenlaube" steht in dieser Hinsicht allen anderen schon seitlich sehr bedeutend nach. Während die meisten anderen das neue Jahr schon im Herbst beginnen, hält die „Gartenlaube" noch immer an der altmodischen Gewohnheit fest, das Jahr am 1. Januar beginnen zu lassen!

Da ist es denn nicht zu verwundern, daß, während die „Gartenlaube" im Herbst ruhig und geräuschlos weiter erscheint, wahre Stürme von Abonnements Einladungen und Empfehlungen über ihre Leser hinbrausen. Aber so heftig und nachhaltig dieselben auch blasen mögen, sie haben es noch nie vermocht, den Stamm der Gartenlaubeleser ernstlich zu gefährden.

Immer wieder aufs neue findet sich fest und fast wie Jahreszeiten die große Gemeinde zusammen in ihrer alten, treuen „Gartenlaube".

Wir sind nicht einer genug, dies einzig und allein unseren Leistungen zuzuschreiben. Es muß noch ein anderer Grund vorhanden sein, der dies bewirkt. Aber welcher?

Die Antwort auf diese Frage finden wir beim Durchblättern der zahllosen Briefe, welche im Laufe eines Jahres aus dem weiten Kreise unserer Leser, aus allen Weltgegenden bei uns eintreffen.

Da schreibt uns ein berühmter Maler, welchen wir um eine Zeichnung für unser Blatt baten: „Obwohl gegenwärtig ganz mit einem neuen großen Bild beschäftigt, will ich Ihnen die gewünschte Zeichnung doch liefern, aus alter Anhänglichkeit und Dankbarkeit. Nach Abbildungen der ‚Gartenlaube', welche in meinem elterlichen Hause gehalten wurde, habe ich meine ersten, allerdings bösen Zeichenversuche gemacht, und nun treiben's meine Jungen im eigenen Hause ebenso ꝛc." —

Ein vielgenannter Forscher theilt uns aus einer afrikanischen Station auf eine Anfrage mit: im Begriffe ins Innere zu ziehen, werde er zunächst wohl allerdings kaum zum Schriftstellern kommen, aber, wenn irgend möglich, werde er uns später einen Bericht für die „Gartenlaube" senden, deren eifriger Leser er lange Jahre hindurch gewesen ꝛc.

Eine andere Berühmtheit, deren Bild und Biographie wir gebracht, schreibt wörtlich:

„Zu meinen lebhaftesten Jugenderinnerungen gehört das Wonnegefühl, das ich empfand, wenn mir an Sonntagnachmittagen oder in Reinvakationszeiten ein dicker Gartenlaubeband aus der vollzähligen Reihe im Bücherkasten herausriß. Die Männer und Frauen, deren Bild und Lebensbeschreibung ich da fand, prägten sich tief meinem Gedächtnisse als die besonders Auszeichneten ein. — An meinem Tische und in denselben geliebten Handblatte, welches sie noch immer regelmäßig liest, hat meine Mutter uns den Namen ihres Jüngsten gefunden, und das Herz wird ihr wohl einen Athemzug lang stillgestanden sein in freudiger stolzer Ueberraschung.

„Die Kinderschuhe habe ich zertreten und manche ehrende Auszeichnung erlebt, aber die Auszeichnung, die mir durch diese Aufnahme in die Galerie der ‚Gartenlaube' zu Theil wurde, hat nichts an ihrer Bedeutung verloren. Ich hoffe, daß meine Kinder einst den Band 1864 ganz besonders in ihr Herz schließen werden!"

Auf schlechtem Papier, das die Spuren von Thränen trägt, bringt ein altes Mütterchen der „Gartenlaube" in den rührendsten Ausdrücken ihren Dank dar, dafür, daß sie ihr von dem verlorenen geglaubten Sohne wieder Nachricht verschafft hat. Seit Jahrzehnten für die Seinigen verschollen, hatte er bei einem Landsmann im inneren Australien einen alten Gartenlaubeband in die Hände bekommen und dort den sehnenden Ruf der Mutter nach dem Sohne gelesen — und er schrieb wieder!

Damit aber auch der Humor nicht fehle, übersendet ein junges Ehepärchen von der Hochzeitsreise seinen Dank, weil durch die gemeinschaftliche Lektüre eines und desselben Exemplars der „Gartenlaube" — durch das Anstreichen gewisser bedeutungsvoller Stellen in denselben — ihr lange Zeit sehr schwieriger Verkehr vermieden, ihr Bund geschlossen worden sei.

Und eine junge Braut macht ihrem Gefühlen darüber Luft, daß ihr erstes gar zu scheuer Anbeter endlich im Eifer des Streits über eine Gartenlaubennovelle sein Herz entdeckt habe. — — —

Wir könnten noch viele Seiten füllen mit den Inhalt dergartiger Briefe, verzichten aber darauf. —

Die in den fünfziger Jahren des Jahrhunderts die „Gartenlaube" als junge Leute lasen, sind heute selbst fünfziger und mehr; ihre Söhne und Töchter lesen sie heute mit ihnen und werden sie — so Gott will — einst mit ihren Kindern lesen.

Nun wohl: in diesen von einer Generation auf die andere vererbten Beziehungen liegt — so will uns scheinen — der Grund, nach welchem wir fragen, der Zauber, welcher die Hunderttausende deutscher Familien immer wieder in der „Gartenlaube" vereinigt.

Um solche Beziehungen von einer Familiengeneration zur anderen möglich zu machen, dazu gehört aber allerdings ein treues Festhalten des einmal für recht und gut erkannten Zieles, ein unentwegtes Fortschreiten auf den erprobten Bahnen. Nicht als ob die „Gartenlaube" sich ängstlich verschlösse gegen das Neue; es wäre dies eine Verkennung der Eigenschaften, die sie groß gemacht haben, und eine Verkennung der Aufgaben, welche ihr gestellt sind. Immer war und immer soll sein die „Gartenlaube" ein Spiegel ihrer Zeit und eine Leiterin ihrer Zeit. Frei aber soll ihr wie immer bleiben alles Unreife und Unfaubere der trüben Schaum, den die gährende Bewegung des Tages absondert und der sich so oft als die eigentliche und wesentliche Frucht dieser Bewegung geben möchte.

Möge es der „Gartenlaube" beschieden sein, daß, wie bisher der gesunde, wahrhaft bildende Geist ihres Inhalts sich überall die Achtung der Besten gewann, so auch in Zukunft die Reinheit ihrer Ideale allenthalben offene Herzen und wachsende Anerkennung finde. Das ist der Wunsch, mit dem wir diesen Jahrgang schließen, mit dem wir den neuen eröffnen. Was wir an unserem Theile thun können zu seiner Erfüllung, das soll redlich geschehen!

Die Redaktion.

Am Morgen nach Weihnachten.
Nach einem Gemälde von Paul Wagner.
Photogravüre von Stelzner der Photographischen Union in München.

Denksprüche von D. Sanders.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Leichter Sinn und Leichtsinn.

Leichtsinn bleibe dir fern! doch leichten und
fröhlichen Sinn stets
Wahre dir, bis dich der Tod führet zum Hades hinab.

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Wer, von Vergangenheit beherrscht,
Das, was mit Recht die Gegenwart begehrt,
Mit festem, unverzagtem Muth
Und in der rechten Weise thut,
Den hält dann auch die Zukunft werth.

Lügen.

„Lügen haben kurze Beine", —
Alleine,
Sind's nur recht kleine,
So humpeln sie doch eine Strecke.

Genialität.

„Die Brücke hinüberwandern,
Nicht anders als die andern?
Ei, großen Dank!"
So sprach ein genialer Pudel,
Sprang muthig in den tiefen Strudel
Und — ertrank.

Narren.

Ein jeder irrt. Das sind die Narren,
Die in dem Irrthum fortbeharren.

Liebe und Haß.

Lieb' und Haß sind parteiisch: die Liebe verschleiert das Schlechte,
Aber der grimmige Haß läßt dich das Gute nicht sehn.

Großes Glück.

Es ist ein großes Glück, —
Läßt's Glück sich von dir finden;
Ein größres —, fällt du dich
Von ihm nicht überwinden.

Wehe dem Krug! (hebräisch).

Wenn der Krug auf den Stein fällt, wehe dem Krug!
Wenn der Stein in den Krug hineinfällt, wehe dem Krug!
Immer, wie's dem Schicksal einfällt, wehe dem Krug!

Alte Geschichten.

„Wir Menschen sind doch schrecklich geplagt!"
Adam hat es der Eva geklagt.
„Alte Geschichten!" hat Eva gesagt.

Sylvesternacht.

Die Glocken läuten durch die Nacht,
Du lauschest ihrem Klingen;
Das Jahr, das du herangewacht,
Was wird das neue bringen?

Kein Glockenklang, kein Menschenmund,
Noch der Gestirne Kreisen
Vermag auf Gottes Erdenrund
Die Zukunft dir zu weisen!

Drum frag dich selbst! Das Jahr wird gut,
Gehst du auf rechten Wegen.
In deinem Thun und Lassen ruht
Des neuen Jahres Segen.

Max Hartung.

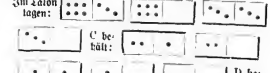
Auflösung des Weihnachts-Rösselsprungs auf S. 868:

O du Tannenbaum,
Aus dem Winterraum
Trittst du in das helle Licht der Stäbe!
An dein schlichtes Kleid,
Jüngst noch überschneit,
Hängt die Liebe funkelnd Schmuckgeräthe.

Weihnachtslichterschein,
Was kann schöner sein,
Als dein Glanz in froher Kinder Augen!
Was in Winters Leid,
Sonnenarmer Zeit
Kann zum Trost des Herzens besser taugen!

Eine Rose erblüht
Aus dem Schnee und glüht,
Wenn der Tannenbaum erstrahlt von Kerzen.
Lebensfreud' erwacht
In der heil'gen Nacht,
Und der Kindheit Glück wird wach im Herzen.

Auflösung der Domino-Aufgabe auf S. 868:



Der Gang der Partie war: A 6/0, D 6/4, A 4/3, D 3/5, A 5/0, D 6/2, A 2/1, B 4/5, C 5/5, D 5/3, A 2/3, D 3/1, A 1/0.

Auflösung der Kombinations-Aufgabe auf S. 868:

1. Dorothea, Elisabeth; 2. Reiher, Kranich; 3. Amsel, Nachtigall; 4. Jorndorf, Leuthen; 5. Eberhard, Reinhold; 6. Benedig, Otranto; 7. Nelson, Tegetthoff; 8. Jägerin, Meinecke; 9. Oberon, Lohengrin. Der Kanzler von Tirol.

Auflösung der Weihnachts-Hieroglyphen auf S. 868:

Die Glocken sind verklungen. —
Vom Thurm in Nacht und Schnee
Rust's mit Posaunenzungen:
„Ehre sei Gott in der Höh'!
Ein Licht ist aufgegangen
Zu Trost der finstern Welt,
Das wächst und sprengt mit Prangen,
Was sie gefesselt hält!"

V. Lüttgen.

Auflösung der Charade auf S. 868:

Weh — Muth, Wehmuth.

In dem unterzeichneten Verlag beginnt soeben zu erscheinen:

W. Heimburg's

Gesammelte Romane und Novellen.

Illustrierte Ausgabe.

Vollständig in 75 Lieferungen à 40 Pfennig
alle 14 Tage eine Lieferung.

In eleganter Ausstattung, mit Illustrationen hervorragender Künstler reich geschmückt, vereinigt die neue Sammel-Ausgabe W. Heimburg's in würdiger Weise in Lieferungen zu einem wertvollen Hausschatz, welcher auf bequeme Erzählungen zu erwerben werden kann.

Die „Illustrierte Heimburg" umfaßt folgende Romane und Novellen der beliebten Verfasserin:

Aus dem Leben meiner alten Freundin. — Lumpenmüllers Lieschen. — Kloster Wendhusen. — Ursula. — Ein armes Mädchen. — Das Fräulein Pathe. — Trudchens Heirat. — Im Banne der Musen. — Die Kinder. — Unverstanden. — Herzenskrisen. — Lore von Tolien. — Aus meinen vier Pfählen. — Nachbars Paul. — Am Abgrund. — Unsere Hausglocke. — Unser Männe. — Jascha. — In der Webergasse. — Großmütterchen. — Auf schwankem Boden u.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Die meisten Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf Heimburg's Schriften entgegen und senden auf Verlangen die erste Lieferung zur Ansicht.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

An unsere Leser!

Mit diesem Halbheft schließt der achtunddreißigste Jahrgang der **„Gartenlaube“**. Den neuen, den **neununddreißigsten**, werden wir eröffnen mit dem nunmehr glücklich vollendeten großen Romane

Eine unbedeutende Frau. Von W. Heimburg.

Gleichzeitig erscheint der hochbedeutsame soziale Roman

Truggeister. Von Anton von Perfall.

Aus unserem übrigen Vorrathe von Romanen und Novellen heben wir hervor:

Das Los des Schönen. Von **Stefanie Keyser.**

Lea und Rahel. Von **Ida Boy-Ed.**

Eine Beichte. Von **Ernst Wichert.**

Die Namenlosen. Von **Hermine Villinger.**

Weil die Amsel pfiff. Von **Victor Blüthgen.**

Junge Gäste. Von **Hans Arnold.**

Die Kamerunerin. Von **Helene von Mudermy.**

Nach dreizehn Jahren. Von **R. Artaria.**

Eine Fortsetzung des beliebten Schilderungen „Das erste Jahr im neuen Haushalt“, welche, in sich abgeschlossen, auch für neu eintretende Abonnenten vollkommen verständlich sein wird.

Auch wollen wir nicht unterlassen, mitzutheilen, daß uns von **Marie Bernhard**, der Verfasserin des mit so großem Beifall aufgenommenen Romans **„Sonnenwende“**, für nächstes Jahr ein neues Werk in Aussicht gestellt worden ist

—

Wie seither, so wird auch fortan auf gediegene belehrende Aufsätze aus allen Fächern des Wissens ein stetiges Augenmerk gerichtet werden. Wir hoffen, insbesondere für eine Anzahl hochinteressanter Artikel über **„Unschuldig Verurtheilte“**, **„Tragödien und Komödien des Aberglaubens“**, über **„Weltverbesserer“** und **„Erfinderlose“**, über **Morphinismus**, sowie über den **Hypnotismus** und seine Bedeutung für die Heilkunde, die Gerichtspraxis u. s. f. die Aufmerksamkeit unserer Leser zu gewinnen. Mit den die Gegenwart bewegenden Fragen werden wir enge Fühlung zu behalten auch ferner bemüht sein, bedeutsame Fortschritte in **Industrie** und **Technik** sollen durch anschauliche Schilderungen in Wort und Bild unsern Lesern vorgeführt werden, während die altgewohnten Lieblingsgebiete der „Gartenlaube“, die **Naturwissenschaften** und die **Gesundheitspflege**, nach wie vor eifriger Berücksichtigung sicher sind. Berufene Männer, alte und neue Mitarbeiter der „Gartenlaube“ — wir nennen J. H. Baas, Anton Bettelheim, Karl Brandt, H. Brugsch-Pascha, Gustav v. Buchwald, B. Chiavacci, H. Cohn (Breslau), Friedrich Dornblüth, Ernst Eckstein, A. E. Ehrlich, C. Falkenhorst, Rudolf v. Gottschall, Ferdinand Groß, Cornelius Gurlitt, Max Haushofer, Friedr. Helbig, Woldemar Kaden, H. E. Kisch, Rudolf Kleinpaul, Wilhelm Lauser, J. Mähly, Adolf und Karl Müller, Ludwig Pfau, Johannes Proelß, G. Ramberg, August Reißmann, W. H. Riehl, Max Taube, A. Ulrich, Carl Vogt, Georg Winter — haben sich uns für diese Zwecke zur Verfügung gestellt.

Die künstlerische Ausstattung der „Gartenlaube“ wird mit dem neuen Jahrgange eine

wesentliche Bereicherung

erfahren. Zu den bisher gebotenen zwei farbigen Kunstbeilagen treten ohne Preiserhöhung noch

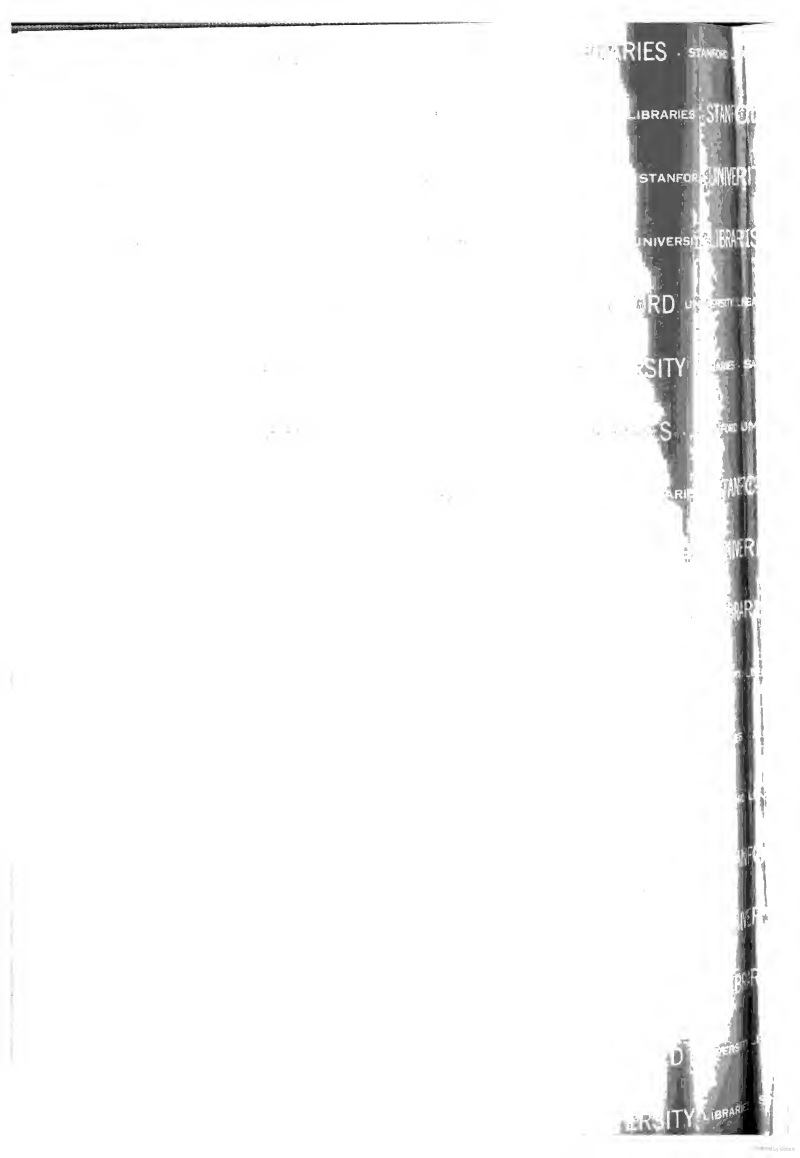
12 auserlesene Kunstblätter

Meisterwerke alter und neuer Kunst in tadellosen Nachbildungen auf feinstem Kupferdruckpapier — so daß also künftig jedes zweite Halbheft eine solche werthvolle Beigabe erhalten wird. Die Abonnenten der „Gartenlaube“ kommen auf diese Weise nach und nach in den Besitz einer prächtigen Sammlung von alten und neuen Kunstwerken für das Haus. Die Blätter werden den Heften lose beigelegt sein, so daß sie am Schlusse des Jahres entweder den Bänden beigebunden oder selbständig aufbewahrt bezw. eingerahmt werden können.

Indem wir sonach auch für den neuen Jahrgang eine freundliche Aufnahme allüberall im deutschen Hause erhoffen, rufen wir unsern Lesern ein fröhliches **„Auf Wiedersehn im neuen Jahre!“** zu.

Leipzig, im Dezember 1890. **Die Redaktion der „Gartenlaube“.**

Prosit Neujahr!
Nach einer Zeichnung von M. Eberberger.


ARIES · STANFORD
LIBRARIES · STANFORD
STANFORD UNIVERSITY
UNIVERSITY LIBRARIES
RD UNIVERSITY LIBRARIES
SITY LIBRARIES · STANFORD
S · STANFORD UNIVERSITY
ARIES · STANFORD
UNIVERSITY
BRARIES
UNIVERSITY LIBRARIES

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.